THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
GEG
v.45-46

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

MAR 2 - 1963		
OCT 2 - 1964		
DEC 10 1965		

L161—H41

This book has been DIGITIZED
and is available ONLINE.

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Fünfundvierzigster Band.

(Nr. 1 — 26.)

Berlin 1894.

Verlag der Gegenwart.

Register.

Fünfundvierzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

Seite

Die Reform der Volksvertretung. Von Eduard von Hartmann 1. 19
Die sozialistischen Bauernbünde in Sizilien. Von Oscar Bulle (Florenz) 17
Unsere nationalen Wünsche und Oesterreich. Von Saxo . . . 21
Kann ein deutscher Bundesfürst englischer Unterthan sein? Von Judex Curiae 22
Börsenbesuch. Von Dr. J. Jastrow 33
Der Streit um die Berufung. Von Justus 49
Die Hinterlandfrage von Kamerun. Von Gustav Meinecke . . 51
Das Börsenspiel. Von Justus 65
Spanien, Frankreich und Marokko. Von v. B. 68
Checkstempel und Doppelwährung. Von Dr. J. Jastrow . . . 81
Börse und Presse. Von *_* 97
Der russische Handelsvertrag. Von Dr. J. Jastrow 113
Bodenbesitzreform oder Hypothekenrechtsreform? Von Carl Andresen 115
Rußland und England. Von Ignotus 129
Das ungarische Staatsprinzip als Generalschulmeister. Von Guntram Schultheiß 130
Der Identitätsnachweis. Von Dr. J. Jastrow. 145
Gladstone und sein Nachfolger. Von Otto Gaupp-London . . 161
Die Reform des Strafverfahrens. Von Justus 162
Die Börsen-Enquête und das Emissionswesen. Von *_* . . . 177
Die vorzeitigen Pensionirungen in der Armee. Von A. v. S. . . 179
Steuern wir einer Plutokratie entgegen? Von Eduard von Hartmann 209. 227
Die Wahrheit über den Sozialismus. Von Georg Winter . . 257
Die Freiheit der Advokatur. Von Justus 260
Der kirchenpolitische Kampf in Ungarn. 273
Die Strohmänner und unser bürgerliches Gesetzbuch. Von P. Krückmann (Göttingen) 276
Der Kredit der kleinen Gewerbetreibenden. Von J. Sabin . . 289
Generalstreik — Massenstreik. Von Paul Dehn 305
Die englische Kriegsmarine. Von Otto Gaupp (London) . . . 306
Die Regierung und die Presse. Von Politicus 308
Die unehrliche Concurrenz. Von Justus 341
Moderne Rechtsprechung. Von Justus 353
Der Kampf um Indien. Von N. Syrkin 355
Die englischen Arbeiter und die Sozialdemokratie. Von Otto Gaupp (London) 369
Die Frage der Preßfreiheit. Von Karl Walcker (Leipzig) . . . 371
Der Kampf gegen den Wucher. Von Justus 385

2. Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

Was predigt der Pfarrer Kneipp? Von Dr. med. Julius Levin 4
Brieftauben im Kriege. Von Dr. Karl Ruß 84
Medizinmänner. Von Dr. Howitz 117
Die Reform des medizinischen Unterrichts. Von Dr. Julius Levin 199
Bekenntnisse eines Jubilars. Von Professor Ludwig Büchner . 215
Neuere Forschungen über die Muskelkraft. Von Eduard Sokal 294
Professor Benedikt über Hypnotismus. Von Hans Schmidkunz 362
Erdbebenfluthen. Von Wilhelm Stoß 374
Die „Wunderheilungen" des heiligen Rockes zu Trier. Von einem Arzte 402

3. Vermischte Aufsätze.

Zum griechischen Staatsbankerott. Von Justus 3
Der nächste Krieg. In französischer Beleuchtung. 6
Zur Bekenntnißfrage. Von einem Geistlichen 36
Die Lehren der Ausstellung von Chicago. Von Wilhelm Berdrow. 38
Ueber Werth und Methode des englischen Sprachunterrichtes. Von Pastor Wilhelm Weber. 71
Die Isolirung des Protestantismus. Von Observator . . . 83
Ein academisches Kesseltreiben 88
Die Verschuldung der deutschen Landwirthe. Von einem Holsteiner Bauer 99
Wiener Personencultus. Von Ferdinand Groß. 101
Ueber modernen Städtebau. Von Cornelius Gurlitt . . . 132
Die Unfälle in der Forst- und Landwirthschaft. Von Ludwig Fuld-Mainz 147
Sensations-Katastrophen. Zum Unglück auf der „Brandenburg". Von Ingenieur Wilhelm Berdrow 149
Sozialdemokratie und ethischer Unterricht. Von A. Döring . . 153
Erinnerungen an die Pariser Commune. Von Hans Wachenhusen 165
Karl Marx und die Judenfrage. Von Freiherrn Otto von Boenigk 180
Der Kampf um das Landeskirchenthum. Von Robert Max. . 193
Erinnerungen an Ludwig Kossuth. Von Adolph Kohut. . . 196
Die neuere Handwerkerbewegung. Von Hugo Böttger. . . . 211
Die Heeresverstärkungspläne in Frankreich. Von Oberstlieutenant z. D. von Bieberstein 214
Der Bauschwindel vor dem Reichstag. Von Justus 225
Die Zukunft der deutschen Landwirthschaft. Von Agricola . . 241
Vom Berliner Börsenkönig. Ein Kapitel Börsenpsychologie. Von Paul Dehn 243
Zur Geschichte des Lloyd. Von Leopold Katscher 244
Der brasilische Bürgerkrieg und die Seekriegführung. Von einem Capitän z. S. 291
Pariser und deutsche Moden. Plauderei von Helene Volchert . 297
Zur staatlichen Schiffsbau-Beaufsichtigung 321
Die kranke Volksschule. Von einem preußischen Schulmann . . . 337
Altona gegen Cuxhaven? Von v. G. 356
Die Hohenzollern und der Katholizismus. Von Bruno Gebhardt 358
Zur Frage der Valutaregulirung in Oesterreich-Ungarn. Von G. Bretisch 372
Englische Wohlfahrtseinrichtungen. Von Katharina Zitelmann (K. Rinhart) 387
Enquêten-Unfug. Von Alfred Stoeßel. 394
Die landwirthschaftliche Concurrenz Argentiniens. Von Agricola 401
Die Gotthardbefestigung. Von Miles 405

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Honny soi qui mal y pense. Von Hans Wachenhusen . . 11
Die Liebesgabe. Von M. Schoepp 27
Eine russische Rekrutenaushebung. Von Graf Leo Tolstoj . . 43
Der Unverwundbare. Von Maurus Jokai. 58
Mariele. Von M. Zehme 73
Chic. Von Matilda Serao 91
Die Furcht. Von Anton Tschechow. 107
Frauenemancipation und Massage. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna 123
Das Pathenkind. Von Graf Leo Tolstoj 136
Das Gewissen des Herrn Piquendaire. Humoreske von Emile Augier 155
Politik. Von Georg Falkenheim. 165
Der Unbedeutende. Von Bret Harte. 170
Donna Elvira. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna . . 187
Steuerwuth. Von Mark Twain 204
Die Kiesel des Demosthenes. Von Theophil Zolling . . . 218
Persische Lehre. Von Ludwig August Frankl 230
Das Trauermahl. Humoreske von Anton Tschechow 235
Die untröstliche Wittwe. Von Alfred Freih. von Hedenstjerna 250
Aberglauben. Von J. P. Jacobsen 267
Ein Scherz. Von Matilda Serao 282

278090

Seite

Der Anwalt. Von S. von der Aller 299
Die letzte Schachpartie. Von Maurus Jókai 317
Der Thiermensch. Von Georg Falkenheim 332
Die Kassenrevision. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna 347
Plauderei. Von Matilda Serao 364
Der fatale Beruf. Humoreske von Sandor Balázs 380
Warum hat die Köchin geheirathet? Von Anton Tschechow . . 397
Die Capitolinische Venus. Von Mark Twain 412
Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Theophrastus Bombastus Miquelinus 12.
— Von Timon d. J.: Der Schillerpreis 29. Britisch Koburg-Gotha 44. Die Begründung des Deutschen Reichs ohne Bismarck. (Schlußband.) 61. Der Bismarck kommt! 76. Capriccio aus der Woche 92. Der Kaiser in Friedrichsruh 108. Das Gastmahl des Caprivi 124. Der Landtag von Kamerun 140. Der Anti-Bismarck-Commers 220. Virchow in Rom 236. Preß-Koller 269. A. A. 283. Raubritter und Schnapphähne 301. Brausewetter! 318. Der Berliner Dünnbier-Boycott 334. Das Ministerium der verlorenen Schlachten. Intérieur beim Reichskanzler 365. Pindter ade! 382.
— Von Prinz Vogelfrei: Volldampf voraus! 157. 1842er Steinberger Cabinet 171. Calumnien 189. Am Tage Bismarck 205. Majestät sind unterwegs 252. Caligula 348. Das Buch der Richter 398. Blutzeugen 413.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Der gerettete Lessing. Von Hieronymus Lorm 9
Volksbühne und Volksdichtung. Von Eugen Wolff 40
Geheimrath Goethe. Von Ernst Heilborn 41
Bourget als Kosmopolit. Von L. H. Mann 53
Schulen und Cliquen. Von Alfred Stoeßel 69
Nachlaß- und Vortrags-Literatur. Von Hieronymus Lorm 86
Der erste Journalist. Von Ludwig Geiger 119
Ein norwegischer Bauerndichter. (Rasmus Löland.) Von Ernst Brausewetter 121
Wiener Erzähler. Von Alfred Stößel 168
Ibsen als Lyriker. Von Hans Brennert 182
Der erste deutsche Feuilletonist. Von Felix Poppenberg . . . 185
„Tschandala". Von Ernst Heilborn 201
Alphonse Daudet über das Theater. Von Heinrich Mann . . 202
Zwei Apokalyptiker. Ein Stückchen Zeitpsychologie. Von Franz Servaes 231
Wegweiser zum Glück. Von Wilhelm Bolin 233
Neues von Klaus Groth. Von Eugen Wolff 250
Otto Roquette. Zum 70. Geburtstag des Dichters. Von E. Mensch 262
Eine Philosophie der Freiheit. Von Arthur Drews 264
Die Quelle der Adelheid-Tragödie in Goethe's Götz. Von Joh. Friedrich Lahmann 267
Graf Schack. Von Gustav Karpeles 278
Sully Prudhomme über Lyrik. Von Ludwig Jacobowski . . 280
Ein Professor über das neuere Drama. Von Theophil Zolling 310
Chauvinismus in der französischen Schule. Von A. Krüger . . 324
Anzengruber's letzte Dorfgänge. Von Ernst Heilborn . . . 343
Eine philosophische Auslegung des Gegensatzes zwischen Schiller und Goethe. Von A. v. H. 344
Persönliche Erinnerungen an Ludwig Pfau. Von G. B. . . . 375
Friedrich Nietzsche's Geistesleben. Von Conrad Dohany . . . 378
Kern- und Zeitfragen. Von Prof. Julius Wolf (Zürich) . . 404
Goethe als Erotiker. Von Ludwig Geiger 407
Ein finnischer Dichter. (Karl A. Tavaststjerna.) Von Ernst Brausewetter 411

b. Bühne und Bühnenkritik.

Vom Dresdner Kunstleben. Von Verus 104
Friedrich Haase und Herr v. Sonnenthal a. G. 238
Die Aufgabe der deutschen Hoftheater. Von Paul Marsop . . 246
Freiherr v. Perfall über seine Theaterleitung. Von Ernst Brausewetter 331

Seite

Die Freie Bühne in Paris. Von Paul Remer 360
Das Volksschauspiel in Kraiburg am Inn. Von Rudolf Aßmus 392
Dramatische Aufführungen: Sappho (Daudet-Belot) 13. Der Mustergatte (Valabrègue) 14. Der Herr Senator (Schönthan und Kadelburg) 14. Madame Sans-Gêne (Sardou) 46. Licht! (Stempel) 46. Das Recht auf Glück (Wohlbrück) 77. Der Amerikafahrer (Halbe) 94. Verbotene Früchte (Gött) 95. Die Minnekönigin (v. Gumppenberg) 95. Ohne Geläut (v. Zobeltitz) 110. A basso Porto (Cognetti) 126. Timon von Athen (Bulthaupt) 142. Der Maskenball (Bisson u. Carré) 143. Der Riegnitzer Bote (Lubliner) 223. Sündige Liebe (Giacosa) 238. Niobe (Paulton) 239. Geographie und Liebe (Björnson) 270. Zerstörtes Glück (Kirstein) 285. Eheglück (Valabrègue) 285.

6. Bildende Künste.

Eine „Symboliker"-Ausstellung. Von Franz Servaes . . . 14
Zur Kunstgeschichte. Von Cornelius Gurlitt 25
Aus den Kunstsalons. (Edvard Munch.) Von Franz Servaes 31
Die Münchner „24". Von Franz Servaes 47
Ueber die Wandelbarkeit des Kunstgeschmackes. Von Professor J. Kohler (Berlin). 52
Die Heerschau der Akademiker. Von Franz Servaes 62
Max Klinger's Radirungen. Von Franz Servaes 78
Das National-Denkmal. Von Cornelius Gurlitt 93
Zur Kunst und Kunstgeschichte. Von Cornelius Gurlitt . . 103
Der Künstler-West-Klub. Von Franz Servaes 142
Die dritte Elfer-Ausstellung 158
März-Ausstellung bei Gurlitt. Von Franz Servaes 174
Bei den „Künstlerinnen und Kunstfreundinnen". Von Franz Servaes 206
Berlin in der Kunst. Von Franz Servaes 222
Aus den Kunstsalons. Von Franz Servaes 254
Die „Münchener Freie Vereinigung". Von Franz Servaes . . 286
Woermann und Hildebrand. Von Cornelius Gurlitt 313
Ueber die Allegorie in der Kunst. Von Professor Josef Kohler (Berlin) 329
Menschliche Körperform und moderne Kunst. Von Julius Levin 408

7. Musik.

Moderne Musik und Volksthümlichkeit. Von Heinrich Röckner. 23
Neueste Programm-Musik. Von Heinrich Ehrlich 134
Ein Wagnertheater in München 151
Von den Operettenbühnen 191
Musikalische Erinnerungen eines Tauben. Von Hieronymus Lorm 216
Textdichter und Componisten. Von Alfred Stoeßel 294
Ein Beethovenfest in Bonn. Von Josef Schrattenholz . . . 315
Erinnerungen an Hans von Bülow. Mit ungedruckten Briefen. Von Elisabeth Marr 327
Opern und Concerte: Die Medici (Leoncavallo) 125. Falstaff (Verdi) 173. Hochzeitmorgen (v. Kaskel) 286. Die verkaufte Braut (Smetana) 350. Angla (Hummel) 383.

8. Notizen.

Allers 223. Bächtold 351. Borborykin 255. Brockhaus 143. Bulle 367. Coit 15. Ebner-Eschenbach 271. Falke 15. 159. Falke-Lilienstein 271. Flathe 415. Foglar 207. Goupy 351. Griebenow 127. Grisebach 366. Groth 335. Haas 175. Hansum 351. Hirschberg 303. Hopfen 111. Huch 239. Kipling 255. Klopfer 175. Kohut 303. Koser 367. Kupferschmidt 111. Kürschner 112. 255. Leimbach 95. Lie 255. Lindenberg 367. Masson 127. Moltke 47. G. A. Müller 175. Jos. Müller 271. Muret 79. Opitz 303. Ortmann 255. Reimann 415. Remer 111. Roberto 255. Sachs 79. Schröer 15. Schubin 303. Schwartz 223. Seidlitz 303. Seydlitz 15. Siegfried 271. 366. Stammhammer 95. Sturm 271. Ten Brink 15. Trinius 367. Trojan 271. Vetter 319. Walcker 31. Waldmann 367. Ziegler 95. Zola 15.

9. Offene Briefe und Antworten.

Berichtigung 415.

№ 1. Berlin, den 6. Januar 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Reform der Volksvertretung. Von Eduard von Hartmann. — Zum griechischen Staatsbankerott. Von Justus. — Was predigt der Pfarrer Kneipp? Von Dr. med. Julius Levin. — **Literatur und Kunst:** Der nächste Krieg. In französischer Beleuchtung. — Der gerettete Lessing. Von Hieronymus Lorm. — **Feuilleton:** Honny soi qui mal y pense. Von Hans Wachenhusen. — **Aus der Hauptstadt:** Theophrastus Bombastus Miquelinus. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Eine „Symboliker"-Ausstellung. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Die Reform der Volksvertretung.

Von Eduard von Hartmann.

Die vollkommenste Verfassung ist die gerechteste, d. h. diejenige, in welcher Rechte und Pflichten, politischer Einfluß, Befähigung und Leistungen für den Staat im rechten Verhältniß stehen, und die eingeräumten Befugnisse der treue Ausdruck der bestehenden sozialen Machtverhältnisse sind. Nach dem alten Satze, daß die Gerechtigkeit die Grundlage der Reiche sei, muß auch die gerechteste Verfassung die beständigste und dauerhafteste sein, weil in ihr keine realen Mächte einen geringeren als den ihnen gebührenden Einfluß haben, und deshalb kein Anreiz für Zurückgesetzte zur Abänderung oder gar zum Umsturz der Verfassung vorhanden ist. Eine solche harmonisch abgestimmte Verfassung, die den geschichtlich gewordenen und jeweilig gegebenen realen Verhältnissen volle Rechnung trägt, ist ein concretes Ideal zu nennen, im Gegensatz zu den abstrakten Verfassungsidealen, die aus abstrakten Begriffen und Postulaten a priori construirt sind und bei dem Versuch ihrer Verwirklichung den thatsächlichen Verhältnissen Hohn sprechen. Eine solche concretideale Verfassung hat aber auch in sich selbst die Mittel und Wege, auf denen sie sich den allmählich sich umwandelnden realen Verhältnissen durch geeignete Modifikationen anpaßt; sie ist selbst nicht starr, sondern wandelungsfähig und hat eben in ihrer Wandelungsfähigkeit die sicherste Bürgschaft ihrer stetigen Dauer.

Welche Einrichtung in einer Verfassung die Regierung habe, ob sie monarchisch oder republikanisch, unitarisch oder föderativ, persönlich oder kollegialisch, verantwortlich oder unverantwortlich sein soll, das sind Fragen, über die schon viel gestritten ist, weil sie früher für die allerwichtigsten Verfassungsbestimmungen galten. Neuerdings hat man aber eingesehen, daß es gar nicht so sehr auf die Regierungsform ankommt, als auf den Inhalt, mit dem sie gefüllt wird, daß aber dieser Inhalt aus den Sitten, Gewohnheiten, Ueberlieferungen, Einrichtungen, ungeschriebenen Gesetzen und der realen Machtvertheilung im Volke herstammt. Die Einzelheiten der Regierungsform sind dadurch mehr aus dem Brennpunkt der Erörterung herausgerückt und theils zu akademischen Doctorfragen, theils zu Opportunitätsfragen der Regierungspraxis herabgesunken, und es ist die Neigung gewachsen, in Betreff der Einzelheiten der Regierungsform das Bestehende fortdauern zu lassen, bloß weil es das einmal Gewohnte ist, und die Veränderung mehr Störung als Nutzen bringen würde.

In demselben Maße aber, wie die den Regierungsformen beigelegte Wichtigkeit abgenommen hat, ist diejenige gewachsen, die der anderen Seite der Verfassung, der Organisation der Volksvertretung zugeschrieben wird. Und mit Recht, denn die realen Machtverhältnisse im Volke, welche die an sich leere Form der Regierung erst mit concretem Inhalt erfüllen, finden ja gerade ihren verfassungsmäßigen Ausdruck in der Zusammensetzung der Volksvertretung. Ob die Verfassung wirklich gerecht, beständig und vollkommen ist, hängt vor Allem davon ab, ob die im Volksleben lebendigen Mächte in der verfassungsmäßigen Volksvertretung in richtiger Abstufung, Mischung und Zusammensetzung vertreten sind. In landschaftlichen Kleinstaaten oder Städteverfassungen kann das Volk bis zu einem gewissen Grade sich unmittelbar in der Volksversammlung politisch bethätigen; aber schon in größeren Städten und Ländern geht das nicht mehr an, noch weniger in Großstaaten. Hier kann das Volk nur durch Vertreter seinen Einfluß geltend machen; eine Regierung, die mit den herrschenden Tendenzen des Volkslebens im Einklang sein will, muß sich also mit der Volksvertretung in's Einvernehmen setzen. Da ist es von höchster Wichtigkeit für die Regierung, daß die Volksvertretung wirklich der treue Ausdruck der Resultante aller im Volksleben wirksamen Mächte ist, weil sonst die Regierung mit dem Volke in Conflict gerathen kann, trotzdem sie sich mit der Volksvertretung verständigt hat. Es ist ebenso von höchster Wichtigkeit für das Volk, daß es in der Volksvertretung die unverfälschte und unverzerrte Widerspiegelung seiner Wünsche und Interessen sieht; denn wenn die Volksvertretungen beim Volke dauernd in Mißachtung gerathen, so muß dies revolutionären, partikularistischen, anarchistischen und cäsaristischen Strömungen zu Gute kommen und den Bestand des Verfassungslebens erschüttern.

Eine zeitgemäße Reform in der Organisation unserer Volksvertretung ist demnach die wichtigste politische Aufgabe der Gegenwart. Wird sie versäumt, so lange die demokratischen Parteien im Reichstage noch keine sichere und überwältigende Mehrheit haben, so wird sie auf verfassungsmäßigem Wege wahrscheinlich für alle Zeit unmöglich sein. Darum gilt es, die kurze Frist, die der Lösung dieser Aufgabe noch gewährt ist, eifrig zu benutzen, bevor es unwiderruflich zu spät ist und wir in einen pseudodemokratischen und scheinconstitutionalistischen Cäsarismus als das unvermeidliche Ende der überwuchernden Demokratie hineintreiben.

In einem Punkte ist ja bereits eine Verbesserung der Organisation erfolgt, in der Verlängerung der Legislaturperioden von drei auf fünf Jahre, durch welche die Stetigkeit der parlamentarischen Arbeit sehr gehoben, die Wahlaufregung

seltener gemacht und die Abhängigkeit der Abgeordneten von Wahlrücksichten verringert worden ist. Dieser Vorgang zeigt, daß die Verbesserungen sehr wohl einzeln und stückweise vorgenommen werden können, wenn über eine allgemeine Reform noch keine Einigung zu erzielen ist, und gibt der Hoffnung Raum, daß auf diesem Wege sich auch noch weitere günstige Ergebnisse erzielen lassen wurden.

Von größter Bedeutung wäre meines Erachtens die Verminderung der Zahl der Abgeordneten, die im Reichstage höchstens 200, im preußischen Abgeordnetenhause höchstens 120 betragen sollte, womöglich aber noch weniger. Die Debatten im Plenum würden dadurch sehr erleichtert, sie würden ruhiger, gründlicher und sachlicher werden und die Störungen durch Unaufmerksamkeit des Hauses würden sich sehr vermindern. Der ganze Ton im Verkehr der Abgeordneten würde sich verbessern und damit die Würde und das Ansehen der Parlamente wieder erhöhen. Von den wirklich arbeitenden Kapacitäten würde keine zu fehlen brauchen; aber die Mitläufer der Fractionen, die das Ansehen der Abgeordnetenstellung mindern, würden verschwinden. Die sachlichen Debatten würden zum Theil aus den Commissionen und Fractionsversammlungen in das Plenum verlegt werden, und die zwecklosen Redeturniere im Plenum würden sich vermindern. Die bisherigen Commissionen würden zusammenschrumpfen, was ihnen nur förderlich sein könnte, da sie dann von der Einsetzung der Subcommissionen Abstand nehmen könnten. Oft würde die Bestellung eines Referenten und Korreferenten genügen, um den Stoff für das Plenum anstatt einer Commission vorzubereiten. Das Verantwortlichkeitsgefühl der Abgeordneten würde sich in dem Verhältniß erhöhen, als die Verantwortung für die Parlamentsbeschlüsse sich auf eine kleinere Zahl von Schultern vertheilt. Die Kirchthurms- und Sonderinteressen würden zurücktreten und allgemeine politische Gesichtspunkte unbehindert sich geltend machen können. Vom wohlthätigsten Einfluß würde dies namentlich auf die Sparsamkeit im Staatshaushalt und auf das leichtsinnige Schuldenmachen sein.

Jede Versammlung denkt und beschließt um so verständiger und sachlicher, je kleiner sie ist, aber um so unvernünftiger, leidenschaftlicher und launischer, je größer sie ist. In der Anhäufung der Menschen allein liegt eine verdummende Gewalt. Man sieht dies ja am deutlichsten beim niederen Volke, wo der Einzelne ein ganz guter, biederer Kerl, die Masse aber eine sinnlose, wilde Bestie ist. Dasselbe gilt aber auch für die höchsten Intelligenzen eines Volkes, deren jede einzelne das Bedeutendste leisten können mag, die sich aber in ihren guten und tüchtigen Eigenschaften um so mehr paralysiren, je mehr von ihnen zusammen arbeiten müssen. Daß unsere Gesetze immer schlechter stilisirt und immer lüderlicher redigirt werden, liegt wesentlich an der Menge von Abgeordneten, die an ihnen herumpfuscht, an den sich durchkreuzenden Amendements, deren Annahme und Ablehnung oft von Zufälligkeiten abhängt, und an der begreiflichen Unlust der Ministerialbeamten, sich mit der Redaction von Gesetzentwürfen überhaupt noch Mühe zu geben, die von den Parlamenten ja doch redactionell verpfuscht werden. Bei einer solchen Verminderung der Abgeordnetenzahl würde auch der Vorrath an Intelligenzen im Volke wieder ausreichen, um alle Mandate ohne Häufung derselben mit hervorragenden Personen zu besetzen, was jetzt einfach unmöglich ist. Sobald aber in den verschiedenen Parlamenten verschiedene Personen sitzen, fallen auch die Uebelstände hinweg, die jetzt in Folge der Mandatshäufung mit dem gleichzeitigen Tagen von Reichstag und Landtagen verknüpft sind.

Der jetzt zu beklagende Absentismus würde sich schon dadurch sehr bessern, wenn die Zahl der Abgeordneten verringert und dadurch das Verantwortlichkeitsgefühl und Interesse jedes Einzelnen geschärft würde. Denn die am meisten fehlenden Abgeordneten sind die Mitläufer der Fractionen, die keine eigene Meinung und deshalb auch gar nicht das Bedürfniß haben, mitzureden, die keine Lust und Befähigung zu ernster parlamentarischer Arbeit und darum auch kein rechtes Interesse an den Details der Verhandlungen haben. Mit ihrer Ausscheidung würde die chronische Beschlußunfähigkeit sofort ein Ende haben. Sollten aber auch von den anderen noch zu häufig welche fehlen, so brauchte man nur eine Pauschalentschädigung für die Session an Stelle der Diäten setzen, die wegfiele, wenn ein Abgeordneter eine Sitzung unentschuldigt versäumt hat.

Die Diätenlosigkeit des Reichstages hat schon jetzt ihre antidemokratische Bedeutung verloren, seitdem es sich als practisch unthunlich herausgestellt hat, die Annahme von Diäten aus Parteifonds zu verhindern, die im Widerspruch zur Verfassung steht. Da scheint es doch besser, den Abgeordneten eine mäßige Entschädigung auf Reichskosten zu gewähren, als sie zu Kostgängern der Fractionen und damit zu Sklaven der Parteidiktatoren herabzudrücken. Allerdings müssen die Entschädigungen so knapp bemessen sein, daß sich von ihnen nicht das gewohnte Leben der Bessersituirten bestreiten läßt, damit sie nicht für minder gut situirte Streber einen Anreiz bilden, sich um Abgeordnetenmandate zu bewerben. Die preußischen Diäten sind schon viel zu hoch. Die Ersetzung der Diäten durch eine erst am Schluß der Session zahlbare Pauschalsumme würde zugleich das beste Mittel sein, die Sessionen abzukürzen und das unnütze Geschwätz zu vermindern; denn die Abgeordneten würden sich bemühen, den Tag, wo sie die ganze Summe auf einmal einstreichen dürfen, recht bald herbeizuführen. Es wäre die sachgemäße Uebertragung des Accordlohnprinzips auf die parlamentarische Arbeit.

Von gleicher, wenn nicht noch größerer Wichtigkeit als die Verminderung der Abgeordnetenzahl ist die Verkleinerung der Wahlkreise. Sie ist das einzige practisch brauchbare Mittel, um den Minderheitsparteien im Volke zu einer einigermaßen ihrer Kopfzahl entsprechenden Vertretung zu verhelfen. Die Minoritätswahlen durch Listen passen nur für kleinere Wahlkörper in engeren Kreisen, wo jeder den anderen kennt, oder doch alle etwa in Betracht kommenden Candidaten persönlich beurtheilen kann. So wie dieses System auf größere Staaten angewandt wird, versagt es entweder den Minoritäten wegen Mangel an Einigung auf bestimmte Candidaten den beabsichtigten Schutz, oder es führt zu einer unbedingten Diktatur der centralen Parteileitungen, welche mehr als irgend etwas anderes dazu angethan ist, den Volkswillen zu fälschen und das Volk mundtodt zu machen. Wo der bestcentralisirten und am festesten disciplinirten Partei der Sieg im Wahlkampfe sicher ist, da ist es gewöhnlich mit jeder Selbstbestimmung des Volkes zu Ende und der Cäsarismus vor der Thür, der diese Wahlmache am besten versteht, weil er über die am straffsten centralisirte Organisation verfügt.

Soll das Wahlergebniß möglichst dem Willen der Wähler entsprechen, so müssen alle Kleinstädte, die nicht als Ackerbürgerstädte einen durchaus ländlichen Charakter haben, alle großstädtischen Villenvororte und alle größeren ländlichen Industriecentren eigene Wahlbezirke bilden. Dann dürfen die Wahlbezirke nicht mehr als 5000 Seelen umfassen. Da sich aber auf diese Weise 10,000 Abgeordnete statt 200 ergeben würden, so muß von der directen Wahl Abstand genommen werden, sondern erst auf 50 Bezirksdelegirte ein Abgeordneter kommen. Das Prinzip der indirecten Wahl ist also richtig, aber es ist in seiner Ausführung noch überall verdorben worden. Sobald für die Urwähler die Möglichkeit vorliegt, die Wahlmänner oder Bezirksdelegirten auf den Namen eines bestimmten Abgeordneten zu verpflichten, ist das Prinzip der indirecten Wahl umgangen und in die directe Wahl auf Umwegen eingelenkt. Sobald Wahlmänner der verschiedensten Parteien nach einem geographisch abgegrenzten Wahlkreise zusammentreten, um einen Abgeordneten zu ernennen, ist der ganze Zweck der kleinen Urwahlbezirke und der indirecten Wahl verfehlt, weil nun doch wieder die Minderheiten in den Wahlkreisen überstimmt werden, und zwar nach noch viel zufälligeren Rücksichten, als bei der directen Wahl im größeren Wahlkreise. Es wäre also unverantwortlich, ein indirectes Wahlsystem zu empfehlen, das in einen dieser Fehler zurückfällt.

Mein Vorschlag ist ganz anderer Art. In jeder Provinzialhauptstadt versammeln sich die Wahlmänner der Provinz

und ordnen sich nach Parteien, die ganz ihrem Uebereinkommen anheimgestellt bleiben. Jede Partei ernennt aus ihrer Mitte in Kurien von je 50 Wahlmännern einen Abgeordneten; jede Ernennung eines, der nicht in dieser Provinz als Wahlmann gewählt ist, ist ungültig. Diejenigen Wahlmänner, die keine Stimme abgeben können, weil sie in der Partei über ein Vielfaches von 50 überschießen, oder deren Parteien die Ziffer 50 nicht erreicht haben, versammeln sich in der Landes- oder Reichshauptstadt und ernennen hier wiederum in freigebildeten Curien von je 50 Wahlmännern einen Abgeordneten aus den sämmtlichen Wahlmännern des Reiches. Die hier noch verbleibenden Ueberschüsse über Vielfache von 50 oder die Wilden, die es zu keiner Vereinigung von 50 bringen können, bleiben dann unvertreten in den Parlamenten. Sollten schon in einem Regierungsbezirk compacte Parteigruppen von mehr als 50 Wahlmännern aus den Urnen hervorgehen, so können diese sich sogar die Reise zur Provinzialhauptstadt ersparen und ihren Abgeordneten am Sitze der Regierung ernennen.

Bei diesem System ist die Verpflichtung der Wahlmänner auf bestimmte Candidatennamen ausgeschlossen, weil man vor der Wahl noch gar nicht wissen kann, wer zu den Wahlmännern des Regierungsbezirks oder der Provinz gehören wird. Es ist aber auch jede Ueberstimmung von Minoritäten ausgeschlossen, weil jede Partei in sich selbst die Auslese der Abgeordneten aus den Wahlmännern trifft. Das System sieht umständlich aus, ist es aber nicht, weil es die Stichwahlen ganz beseitigt. In den kleinen Urwahlbezirken von 5000 Seelen kann ohne Schaden derjenige als gewählt gelten, der die relative Stimmenmehrheit erhalten hat. Die selbstthätige Auslese der Abgeordneten aus den Wahlmännern vollzieht sich jedenfalls in kürzerer Zeit, als die Stichwahlen jetzt erfordern. Wer Abgeordneter werden will, braucht nur als Wahlmann zu candidiren, um wahlfähig zu werden; ob er wirklich von den Wahlmännern seiner Partei zum Abgeordneten gewählt wird, oder ob Andere ihm von diesen vorgezogen werden, wird nach wie vor theils von seinem Ansehen in dem betreffenden Regierungsbezirk, theils von den Empfehlungen der Parteileitung abhängen. Ganz unvertreten können bei diesem System nur solche Richtungen im Volke bleiben, die es noch nicht einmal bis zum Anspruch auf Einen ganzen Abgeordnetensitz gebracht haben. Die Ungenauigkeit in der Uebereinstimmung der Parteiverhältnisse im Parlament und in den Wahlmännern kann ebenfalls bei jeder Partei nur einen Bruchtheil eines Mandates betragen. Diese Ungenauigkeit ist so lange unüberwindlich, wie Personen sich nicht theilen lassen. Allerdings werden dann immer einige Abgeordnete an der vollen Zahl von 200 fehlen, so weit sich nicht unter den übrig bleibenden Wahlmännern Kartelle bilden; aber es liegt ja auch keine Nöthigung vor, die Maximalziffer durch Wahlen auszufüllen, die durch Behinderungsgründe doch stets verringert wird. Die Körperschaft der Wahlmänner behält ihre Rechte für die Dauer der Legislaturperiode. Bei Erledigung eines Mandates treten dieselben 50 Wahlmänner zur Nachwahl zusammen, die den ausgeschiedenen Abgeordneten ernannt hatten, nöthigenfalls ergänzt durch Nachwahlen in den Urwahlbezirken, deren Wahlmänner inzwischen gestorben oder verzogen sind.

(Schluß folgt.)

Zum griechischen Staatsbankerott.

Arge Mißtöne läuten die vielgeprüfte deutsche Erwerbswelt in das neue Jahr hinüber. Der Treubruch Griechenlands ist ein Ereigniß, das vor den großen Satz, der den Staat als das höchste sittliche Gemeinwesen definirt, ein dauerndes Fragezeichen stellt, und den Pessimismus, die unheimliche Signatur der Gegenwart, bis zu einem unerträglichen Grade steigert. Wo soll Treu und Glauben im Verkehr bleiben, wenn der Staat, der der oberste Schutz alles Rechtes auf Erden sein will, sie mit Füßen tritt? Schon klingen auch aus einzelnen Balkanstaaten verdächtige Nachrichten zu uns herüber; man harrt dort noch, welche Erfolge das geplante internationale Vorgehen der hellenischen Halbinsel gegenüber hervorzubringen vermögen wird. Und, wenn nicht Alles täuscht, bereitet auch Italien im Kleinen vor, was wir dort im Großen erleben oder binnen Kurzem erleben werden. Denn auch eine rechtswidrige Couponbesteuerung aller oder eines Theiles der Gläubiger ist ein Treubruch im wahren Sinne des Wortes.

Wer „Staatsbankerotte" als eine moderne Erscheinung hinstellen oder der internationalen Ausbreitung der Börse zur Last legen will, dem steht kein genügender Einblick in die Geschichte Europas und der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zur Seite. Die Welt ist in dieser Hinsicht leider viel vergeßlicher, als man es im Interesse der Gerechtigkeit wünschen möchte. Für die französische Staatsschuld bis auf Napoleon I. ist es keine allzugroße Uebertreibung, wenn man sagt, „ihre Geschichte sei die Geschichte ihrer Bankerotte". Man denke nur an den furchtbaren Bankerott, den die französische Republik, nachdem die französische Staatsschuld in den Jahren 1776 und 1789 um 1950 Millionen vermehrt war, durch Zahlung der Zinsen in fast entwertheten Assignaten vergeblich zu verdecken suchte. In Oesterreich hat die neuere Zeit, außer den vielen ebenso starken wie dauernden Entwerthungen des Papiergeldes, den noch nicht vergessenen förmlichen Bankerott von 1811 gebracht, wo nicht bloß die alten Bankozettel zum Kurse von 20 für 100 mit neuen Einlösungsscheinen vertauscht, sondern auch die Zinsen der Staatsschuld auf die Hälfte herabgesetzt wurden. Die Vereinigten Staaten haben sich gegeneinander nichts vorzuwerfen. Peru hat im Jahre 1876, Honduras im Jahre 1825, Paraguay im Jahre 1824, Urugnay 1876, Venezuela 1880 ihre Verpflichtungen gegen ihre Gläubiger ganz oder theilweise verletzt. Daß die Türkei im Jahre 1875 mit einem Schuldenbestand von 4,2 Milliarden Mark im Nennwerth ihre Zahlungen einstellte, Portugal im Jahre 1892 seinen Bankerott erklärte, bedarf wohl keiner Erinnerung.

Die einzelnen Fälle mögen verschieden geartet sein. Sie mögen verhüllt oder unverhüllt in Erscheinung getreten sein. Sie mögen — so weit man hier von einer Rechtfertigung überhaupt reden darf — gerechtfertigt gewesen sein durch Hereinbruch einer unvermeidlichen Katastrophe, wie des Zusammenbruchs der Law'schen Papiergeldwirthschaft, der Assignatenwirthschaft in der Revolutionszeit, oder vollkommen rechtlos dastehen als wohl überlegte Finanzmaßregel wie jetzt in Griechenland: eine Ursache ist ihnen allen gemeinsam, das ist die gerade bei kapitalschwachen Staaten in's Ungemessene sich steigernde Ausdehnung der schwebenden und fundirten Schuld durch Staatsanleihen, in Verbindung mit einer verkehrten Politik. — Allerdings kann man den Anleihen, auch den ausländischen, eine gewisse volkswirthschaftliche Bedeutung nicht absprechen. Die Benutzung fremden Kapitals für inländische Staatszwecke trägt, im Vergleich sowohl mit den inländischen Staatsanleihen, als auch namentlich mit der Steuer, insoweit zum Aufschwung der heimischen Volkswirthschaft bei, als diese ihr eigenes Kapital spart, mithin gleich productions- und steuerfähig bleibt, somit auch von einer Verkürzung der Arbeiter durch Verminderung des allgemeinen Lohnfonds hier niemals die Rede sein kann. Niemals aber darf man übersehen, daß gerade der schuldenfreie Staat sich freier bewegen und darum eine größere Kraft entfalten kann, als der verschuldete, daß ferner schon das bloße Bestehen einer großen Staatsschuld die Ungleichheit in der Vertheilung des Volksvermögens befördert, und alle diejenigen Erschütterungen und Schwankungen, welche von einer Preisänderung der Umlaufsmittel herrühren, weit fühlbarer macht, unter Umständen Handelskrisen von gefährlicher Tragweite heraufbeschwören kann. Unbedingt verwerflich aber sind Anleihen, welche zur Deckung eines Deficits gegenüber den ordentlichen Staatsausgaben, wohl gar, wie es jetzt in Griechenland offenbar wird, eines chronischen Deficits, aufgenommen werden. Mit Recht nennt Roscher eine derartige Anleihe „ein Palliativ, das von allen wirklichen Heilmitteln abhält und die Krankheit selbst noch verschlimmert".

Zur Stärkung seines Staatskredits hatte Griechenland seinen Gläubigern noch besondere Realsicherheiten gewährt, ihnen insbesondere einen rechtlichen Anspruch auf bestimmte Staatseinnahmen zugestanden, in deren Pfandnahme sie einen ausreichenden Schutz gegen eine etwaige Zahlungsunfähigkeit oder Zahlungsunwilligkeit erhalten sollten. Die letzten Vorgänge haben es von Neuem bewiesen, daß alle derartige Garantien ohne Kraft sind, wo es an dem ersten Erforderniß, dem allgemeinen Staatskredit, fehlt. Wo überhaupt kein Recht mehr geachtet wird, da ist es gleichgültig, in welche Formen es gekleidet ist; da bietet auch die thatsächliche Innehabung eines Pfandes allenfalls keine größere Sicherheit wie ein Forderungsrecht, zu dessen Erfüllung der Staat durch keine höhere Macht gezwungen werden kann.

Man darf gespannt sein, welche Erfolge der vereinte Protest der diplomatischen Vertreter Deutschlands, Frankreichs und Englands haben wird. Nach dem Bankerott der Türkei legten die Mächte in einer Erklärung zum Protokoll des Berliner Friedensvertrages von 1878 der türkischen Regierung die Verpflichtung auf, in Constantinopel eine fachmännische Finanzcommission einzusetzen mit der Aufgabe, die Forderungen der Gläubiger zu prüfen und die wirksamsten, mit der türkischen Finanzlage verträglichen, Mittel zu ihrer Befriedigung zu vereinbaren. Der in Folge hiervon im Jahre 1881 in Constantinopel organisirte, aus Vertretern der Finanz sämmtlicher Großmächte ergänzte sogenannte europäische Administrationsrath der türkischen Bonholders vereinnahmt eine Anzahl von Steuern und ist in der Lage, von deren Erträgniß den Gläubigern der Türkei 10 Procent zu zahlen. — Von welcher Erfolglosigkeit aber auch ein diplomatisches Einschreiten begleitet sein kann, hat der portugiesische Bankerott vom Jahre 1892 bewiesen. Trotzdem damals vom Berliner Auswärtigen Amt die portugiesische Regierung darauf hingewiesen worden war, daß eine Verkürzung der Rechte ausländischer Gläubiger nur auf Grund einer Verständigung mit denselben und nicht bloß durch die portugiesische Gesetzgebung eintreten könne, ging Portugal achtlos über diese Note hinweg. Der deutsche Protest wurde mit Herabsetzung der Zinsen auf ein Drittel beantwortet, und jede weitere Einmischung eines auswärtigen Staates in die inneren Finanzverhältnisse mit nicht mißzuverkennender Entschiedenheit zurückgewiesen.

Auch Griechenland wird sich voraussichtlich mit aller Macht gegen jede auswärtige Einmischung in seine Finanzverhältnisse, etwa durch Einsetzung einer internationalen Finanzcontrole, sträuben. Und wir glauben nicht, daß die Mächte in diesem Widerstand einen genügenden Anlaß finden werden, um, wie jetzt allen Ernstes von den erbitterten Gläubigern in Anregung gebracht wird, durch eine Flottendemonstration mit Blockade der griechischen Häfen wie im Jahre 1886 ihrem Verlangen Nachdruck zu geben. Und selbst im günstigsten Falle: mehr als es vermag kann auch Griechenland zu leisten nicht gezwungen werden. Es wäre unbillig, wollte man dem griechischen Staat allein die Schuld an der traurigen Katastrophe beimessen. Man darf nicht übersehen, in welcher Weise Griechenlands Finanznoth durch die vermittelnden Spekulationshäuser, insbesondere die Londoner, ausgebeutet worden ist. Durch die Leichtigkeit des ihm in der spekulativen Epoche der achtziger Jahre durch allzu geschäftslustige Vermittler gewährten Kredits hatte sich gerade der griechische Staat zu Ausgaben verleiten lassen, die sonst wahrscheinlich unterblieben wären; die Voranschläge wurden unter Vernachlässigung aller Regeln von Sorgsamkeit und Sparsamkeit aufgestellt, man vergaß, die Ausgaben den Einnahmen anzupassen. Die Folgen traten zu Tage, als der rapide Rückschlag, welcher auf den spekulativen Aufschwung gefolgt war, die Geldgeber nöthigte, den gewährten Kredit erst zu schmälern, dann ganz zu entziehen. Da die Schulden, welche im Auslande contrahirt waren, auf Gold lauteten, so erforderte der Dienst der aufgenommenen Anleihen angesichts der Verschlechterung der Währung weit größere Aufwendungen als vorher, während andererseits der Weg, mit dem Erlöse neuer Anleihen die Zinsen der alten zu begleichen, durch die gesunkenen Kreditverhältnisse abgeschnitten war. Hierin liegen die eigentlichen Ursachen des Goldagios, unter dessen beängstigender Höhe nicht Griechenland allein zu leiden hat.

Zu welchem Ende aber auch die diplomatischen Verhandlungen führen werden: wie alles Unglück, wird auch die griechische Katastrophe vielleicht etwas Gutes zu stiften vermögen. Vielleicht, daß endlich einmal das deutsche Publikum, durch die fortgesetzten trüben Erfahrungen gewitzigt, es erlernen wird, ihr Kapital von Ländern fern zu halten, die durch glänzende Prospecte und hohe Zinsversprechungen ihren Mangel an wahrer Kreditfähigkeit zu verdecken sich mühen, dem Natinonalvermögen Millionen zu erhalten und nicht exotische Staaten und Unternehmungen damit zu befruchten. Insoweit wird man vielleicht auch noch Herrn Trikupis als den Geist betrachten, der das Böse will und das Gute schafft. Justus.

Was predigt der Pfarrer Kneipp?

Von Dr. med. Julius Levin.

Die „Fortschritte der Wissenschaft" sind augenblicklich schon in Gefahr, als Aushülfe für Phrasenmacher in Anspruch genommen zu werden. Während auf allen Forschungsgebieten auf das Eifrigste gearbeitet wird, hat es ein Mann, wie der Pfarrer Kneipp, fertig gebracht, den Aerzten einen Theil ihres Wassers abzugraben, und, was das Schlimmste ist, nicht mit Hülfe einer seiner Casse dienenden selbstsüchtigen Reclame, sondern einer solchen, die von seinen zahlreichen Patienten ausging. Es ist, so unwissenschaftlich das Verfahren Kneipp's sich auch darstellen mag, doch keine Frage, daß es an Erfolgen reich sein muß, denn ohne diese wäre sein Ruf undenkbar. Um so merkwürdiger ist das Verhalten der Aerzte ihm gegenüber.

Die einen erklären ihn für einen Charlatan. Die sind die dümmsten. Denn ein Charlatan ohne Selbstsucht ist ein Messer ohne Klinge oder sonst so etwas. Der Charlatan muß eben selbstsüchtig sein und nicht nur das. Er muß die Ueberzeugung haben, daß er eine inferiore Sache vertritt. Er muß wissen, daß er betrügt. Ich bin aber überzeugt, daß kein Arzt dem Pfarrer Kneipp das zutraut. Wozu also ein solches Wort?

Die anderen bezeichnen ihn als einen confusen Kopf in dem Sinne, daß er sich über den Grund der Wirkung seiner Methode keine Vorstellung machen kann. Die sind schon klüger. Es ist aber hierbei zu bemerken, daß sehr viele Aerzte, die eine Heilung zu Stande bringen, das ebenso wenig können, wie der Pfarrer Kneipp. Ein großer Theil von ihnen weiß wohl, wie ein Mittel wirkt, worauf aber seine Wirkung beruht, das ist ihnen auch nicht bekannt. Wenn es erlaubt ist, auf eine Classe von Medicamenten hinzuweisen, die wohl die am häufigsten angewandten sind, die sogenannten Abführmittel, so ist der Grund ihrer Wirkung noch lange nicht aufgeklärt, obwohl sie schon so lange in Gebrauch sind, als überhaupt curirt wird. Noch heute streiten Argiver und Trojaner über Anregung der Darmthätigkeit, Wasseranziehung zu den Eingeweiden u. s. w. —

Die Dritten verurtheilen in Pfarrer Kneipp den Mann, der nichts erklären oder sich klar machen *will*. Sie gehen bei dieser Verurtheilung von der Thatsache aus, daß der Wasserapostel in der Individualisirung der Fälle nicht die nöthigen Unterscheidungen trifft, daß er so zu sagen alles über einen Kamm curirt. Sie können sich das, was sich übrigens auch anderswo Aerzte zu Schulden kommen lassen, weil das Individualisiren das Schwerste in der ganzen Heilkunde ist, nicht anders erklären, als daß der Urheber der Methode nicht nachdenken *will*. Denn, so sagen sie, wollte er es, so hätte er seine Methode schon längst in vielen und wesentlichen Punkten ändern müssen. Diese sind nicht nur die Gescheidtesten,

sondern im Allgemeinen wirklich gescheidte Leute, sogenannte „wissenschaftliche Köpfe". Ob es aber alles gute Aerzte im eigentlichen Sinne des Wortes sind, das ist noch festzustellen.

Unter einem Arzte versteht man gemeinhin einen Mann, der Kranke heilt oder wenigstens alles in seiner Kraft Stehende anwendet, um Kranke zu heilen. Er hat diese Kraft gewissenhaft gestählt, er hat studirt was zu studiren ist, er hat die Universitätslaufbahn vollendet, er hat Theorie und Praxis, soweit als möglich, verfolgt, um einen Bestand an Facten zu gewinnen, die es ihm möglich machen, am Krankenbette mit Ehren zu bestehen. Das „Krankenbett", das ist das große Wort. Es spielt überall eine Rolle, wo von den Pflichten des Arztes gesprochen wird. „Am Krankenbette" hat er seine Kunst zu zeigen, „am Krankenbette" wird sein Rath verlangt, „am Krankenbette" werden an seine humanitäre Gesinnung die höchsten Anforderungen gestellt, so hohe, daß bei ihrer Bestreitung manche Aerzte sich vollständig ausgeben und für das gewöhnliche Leben gar nichts mehr übrig behalten. Das leidige „Krankenbett"! Ich bin der Meinung, es zerstört uns noch die ganze Medizin. An ihm werden zwar die höchsten Triumphe gefeiert, und trotzdem, ich fürchte es. Und zwar aus dem Grunde, weil es das Hauptinteresse der Medizin auf sich lenkt und dem Reste nur der Gastung Abtrag läßt. Die Wirkung davon sind nun jene ärgerlichen Erfolge, aber was sie lehren, das wird nicht genug beachtet.

Daß Pfarrer Kneipp an einem Krankenbette, in dem ein acut leidender Patient lag, curirt hätte, ist nicht bekannt geworden. Ein Typhöser z. B. wird kaum Lust haben, sich in andere Hände, als die eines geschulten Arztes zu geben. Und er hat Recht damit, nicht deshalb, weil ich pro domo spreche, sondern weil die bisherigen Erfahrungen lehren, daß Typhöse sich in der bisher üblichen Behandlung am besten befinden. Und wie es beim Typhus, dieser das schönste Behandlungsobject bildenden Krankheit, so ist es bei unzähligen anderen acut-fieberhaften. Auch hier mit Recht.

Handelt es sich aber um chronische Leiden, da wird das Bild mit einem Male ganz anders. Die unter ihrer Last Seufzenden sind die Hauptclientel des Pfarrers Kneipp und nicht nur seine, sondern noch ganz anderer viel schlimmerer Leute, als er ist. Sie bilden die Opfer von Betrügern, die alles Mögliche versprechen, am Tage der Erfüllung aber sich für zu schwach erklären und, daß die Welt, Gott sei Dank, betrogen werden wolle, mit neuer Kraft empfinden. Wenn sich gegen solche Leute der Zorn der Aerzte richtet, und um so mehr, als der sonst gar nicht so zurückhaltende Staat auch nicht das Mindeste thut, um ihrem Treiben einen Riegel vorzuschieben, so ist das nur gerechtfertigt. Aber mit solchen Leuten den Pfarrer Kneipp auf eine Stufe zu stellen, wird selbst den Aerzten nicht einfallen, die das Wettern gegen das überhandnehmende Curpfuscherthum zu ihrer Spezialität, der einzigen, die sie betreiben, gemacht haben.

Will man das Verhältniß des chronisch Erkrankten zu seinem Arzte richtig beurtheilen, so muß man vor allem Eins bedenken, nämlich daß der Patient doppelt ungeduldig ist. Als Folge hiervon tritt beim Patienten früher oder später, wenn die Besserung unter der ärztlichen Behandlung nicht sehr bald sichtbar ist, ein gewisses Mißtrauen gegen den Arzt auf. Die Folge hiervon ist, daß sehr viele Kranke mitten im Besten aus der ärztlichen Behandlung fortbleiben und nichts Eiligeres zu thun haben, als sich irgend einer „Spezialität" in die Arme zu werfen. Der oft schon vom Erstbehandelnden erzielte, für Laienaugen manchmal überhaupt nicht erkennbare Erfolg wird dem Folgenden nun schon gratis gleichsam zugetragen, und er hat darum bereits die besten Chancen zum Gewinnen. Wenn von manchen Aerzten in Hinsicht auf die von Kneipp und anderen geheilten oder gebesserten Fälle geltend gemacht wird, daß sie entweder unter ärztlicher Hülfe und bei entsprechender Geduld der Kranken demselben Resultate zugeführt worden wären, so trifft das für die Mehrzahl unbedingt zu, und das um so mehr, als man nicht vergessen darf, daß die Kranken in die neue Cur oder Curpfuscherei mit gehobener Empfindung eintreten, daß sie dieselbe als ultimum refugium betrachten und demgemäß meist eine Engelsgeduld entwickeln. Das psychische Moment der Neuheit kommt hinzu und da die neue Curmethode unbequem oft und beschwerlich ist, so haben die Kranken, eingedenk des Wortes, daß alle Heilkräuter bitter sind, doppelte Disposition für die gewünschte Einwirkung der Behandlung.

Alle diese Dinge darf man ruhig zugeben, indeß sind andere auch nicht zu bezweifeln. Und unter sie gehört vor Allem die Thatsache, daß wirklich manche Fälle von Kneipp günstig beeinflußt worden sind, die von anderen Behandelnden selbst in längster Zeit in keiner Weise verändert werden konnten. Wenn man dem entgegenhält, daß von den verschlimmerten Fällen auf Kneipp'scher Seite nicht gesprochen wird, so kann das nur als richtig bezeichnet werden, nicht weniger richtig aber ist, daß man sich auch auf nicht Kneipp'scher Seite nicht beeilen wird, seine Mißerfolge in die Welt zu posaunen. Die erste „Koch'sche Periode" — wir befinden uns jetzt in der zweiten — ist ein lehrreiches Beispiel dafür, daß überall mit Wasser gekocht wird. Es wird Niemand einfallen, Koch der Charlatanerie zu bezichtigen, man wird sich nie dazu entschließen können zu behaupten, daß gewisse klinische Berichte gefälscht worden sind. Man hat sich eben geirrt, die Meister sowohl wie die Schüler waren in Nebelphantasien befangen, er suggerirte ihnen etwas und sie suggerirten ihrerseits weiter. Die Dämmerung wich bald, da die vorhergesagten Erfolge ausblieben, und der helle Tag brach an, als Henoch klinisch und Virchow pathologisch-anatomisch die Gefahren der Behandlung klarlegten. Man darf ruhig behaupten, daß Kneipp mit seinem Verfahren in rein curatorischem Sinne bis jetzt mehr geleistet hat als Koch, der selbstverständlich trotzdem eins der größen wissenschaftlichen Genies bleibt. —

Die Pointe ist, daß Kneipp Kranke heilt resp. bessert, die unter der gewöhnlichen Behandlung nicht vorwärts kommen. Wenn für diese geltend gemacht wird, daß sie Kranke heilt, die Kneipp's Verfahren verschlechtern würde, so will das gar nichts besagen. Denn von Gottes- und Rechtswegen müßte sie in allen Fällen das irgend Mögliche leisten, da sie mit Theorie und Praxis zugleich arbeitet, da sie, wie man eben sagt, wissenschaftlich ist. Man darf nun wohl fragen: wenn solche Erfolge Kneipp's ohne Zweifel vorhanden sind, wäre es da nicht eine einfache Forderung der „Wissenschaftlichkeit", sie zu untersuchen? Ihr Zustandekommen zu erklären? Die Bedingungen zu erkennen, unter denen man sie zu erwarten berechtigt ist? Jeder „wissenschaftliche" Mediziner wird ein solches Ansinnen mit „Entrüstung", dem bequemsten Auskunftsmittel, wo Gründe versagen, zurückweisen. Er wird mit den Achseln zucken über die „Zumuthung" und den, der es gewagt hat, durch ihre Aufstellung sich am Palladium der „Wissenschaft" zu vergreifen. Das Erste nun, was der Pfarrer Kneipp predigt, ist, daß die „Wissenschaft", im Begriffe, allzu „wissenschaftlich" zu werden, es zu wenig ist. Das ist nichts besonders Neues, so wenig, daß sogar aus den Reihen der gebildeten Aerzte heraus ein entsprechender Nothschrei erfolgt ist. Ich meine damit die etwas pathetische, an mehr als einer Stelle recht unklare, lavirende Schrift „Aerztliche Kunst und medizinische Wissenschaft", eines sich M. D. S. nennenden Herrn.

Es war überhaupt nicht nöthig, Herrn Kneipp abzuwarten, schon andere „Systemerfinder" haben Veranlassung gegeben, die sogenannte Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit in eigenthümlichem Lichte erscheinen zu lassen. Oder ist nicht Hahnemann ein medikamentöser Kneipp, und ist nicht die Homöopathie ebenfalls eine crux der „wissenschaftlichen" Medicin?

Als ich erstes Semester war, hörte ich bei dem jüngst verstorbenen Prof. F. Falk Einleitung in die Medizin. Im Laufe des Vortrags ließ er sich über die Methoden aus, die in der Heilkunde angewandt werden, und war dann auch bald mit einem kräftigen Wörtlein bei „den Pfuschern und Homöopathen" angelangt. Meine Mitzuhörer damals waren sämmtlich erste Semester und hatten von Allopathie und Homöopathie, von der Medizin überhaupt keine Ahnung. Von der Existenz

der Allopathie und Homöopathie wußten sie nur durch die Aufschriften an den Apotheken, deren Besitzer, trotz ihrer durchaus wissenschaftlichen Vorbildung, vorurtheilslos genug sind, aus beiden Blüthen den Honig des Verdienstes zu ziehen. Trotz ihrer Unkenntniß fühlten sich die Zuhörer verpflichtet, ihrem Beifall in jener Form Ausdruck zu geben, die bei deutschen Studenten Mode ist und die sich bei gewissen Vierfüßlern in unverfälschtester Weise findet. Dieser Vorgang ist typisch, er ist nur ein Beweis für die auf noch tausend verschiedene Arten zu beweisende Thatsache, daß die sogenannte Wissenschaftlichkeit des Gros der Mediziner nichts weiter ist, als eine tönende Phrase. Ich will von einer Verurtheilung jener jungen Männer, die noch nicht recht wußten, was sie thaten, absehen. Es ist auch selbstverständlich, daß die Homöopathie als System als das Unwissenschaftlichste anzusehen ist, was es überhaupt gibt. Dadurch wird aber eine andere Thatsache nicht berührt, nämlich diejenige, daß den Homöopathie betreibenden Aerzten eine gewisse Anzahl von Erfolgen beschieden ist in Fällen, deren Nichtbeeinflussung der göttlichen Medizin als ein Erdenrest, zu tragen peinlich, bleibt. Man sollte nun nach dem ganzen wissenschaftlichen Gebahren der Medizinerwelt annehmen, daß diese nichts Eiligeres zu thun haben werde, als jene Erfolge der Homöopathie — im heutigen Sinne des Wortes — zu beobachten und ihre Bedingungen zu erforschen. Weit gefehlt! Sie will eine Erklärung der Thatsachen und schweift von der, selbst der Schülerweisheit nicht mehr ungeläufigen Maxime ab, doch erst den ganzen Umfang der Thatsachen kennen zu lernen, ehe man daran geht, in die Tiefen zu tauchen. Und dieses Spiel wird sich wiederholen, so lange die Medizin von ihrer eingebildeten Wissenschaftlichkeit nicht abgeht.

Es ist nicht unbekannt, daß selbst sehr großen Gelehrten, die für Wissenschaftler so sehr befremdliche Anschauung eigen war, es gälte mehr, ein neues billiges Nahrungsmittel für das Volk als einen neuen Stern zu entdecken. So befremdlich aber, wie sie scheint, ist sie gar nicht, diese Auffassung. Denn zur Entdeckung eines neuen, billigen Nahrungsmittels gehört eine starke, streng wissenschaftliche Arbeit, eine nicht geringere, als zur Entdeckung eines neuen Sternes im Allgemeinen nothwendig ist. Man kann sogar ganz direct behaupten, daß eine viel größere dazu gehört. Wenn trotzdem es Leute gibt, die die auf Entdeckung eines neuen und billigen Nahrungsmittels gerichteten Bestrebungen als viel weniger „ideal" ansehen, als die auf Entdeckung eines neuen Sternes gewandten, so entspricht das recht dem oberflächlichen Denken der Menge, nicht nur der eigentlichen, sondern auch der wissenschaftlichen. Sie bedenkt nicht, daß die Besserung sozialer Zustände die Hebung der Wissenschaft und Forschung von selbst mit sich bringt, daß das Entdecken der Sterne um so kräftiger vorwärts schreitet, je weniger Sorgen man um des täglichen Lebens Nothdurft zu haben braucht, daß man um so eher die Blicke über diese Erde hinaus richten kann, je weniger auf ihr selbst zu bessern ist. Aber was bedenkt die Menge denn überhaupt? Es ist eben ihr Vorrecht, in's Blinde zu schwatzen.

Das Spiel mit der Forschung wiederholt sich in anderer Form in der Medizin alle Tage. Unausgesetzt kann man hören, daß man die Kranken nur heilt negotii causa, nicht deshalb, weil es das höchste Ziel des Arztes sein muß, Kranke zu heilen oder wenigstens sie nach allen Regeln der Kunst zu behandeln. Eine der wenigen richtigen Bemerkungen des oben genannten Herrn M. D. S. ist, daß jeder Arzt sich als Mann der Wissenschaft bezeichnet, und daß das als ein großer Fehler angesehen werden muß. Therapeutische Erörterungen sind nicht beliebt, de rigueur dagegen Erörterungen aller möglichen, fernliegenden Dinge, die mit der eigentlichen Medizin zunächst noch gar keine Berührung haben, aber in ihrer Heimlichkeit anziehend sind, ganz besonders deshalb, weil sehr viele Leute sie nur dem Namen nach kennen und man ihnen durch da oder dort aufgeschnappte Brocken imponiren kann. Die Folge davon liegt klar zu Tage. Der Arzt steht dem Kranken und seinen Leiden fremd gegenüber, er sieht in ihnen lästige Störungen seines beschaulichen Daseins, die nur deshalb in ihrer Existenz entschuldigt sind, weil sie ihm die seinige ermöglichen. Relativ spät geht ihm, unter den heutigen Verhältnissen wenigstens, das Licht darüber auf, daß er nicht zur Kurzweil herbemüht sei, und daß man von ihm nicht wissenschaftliche Expectorationen und Problemlösungen erwarte, sondern eine prompte und erspießliche Behandlung nicht der Krankheit, sondern des Kranken. Da und dort wird dem jungen Mediziner das auch gesagt, aber immer wird dann auch bald die Wissenschaft in ihr Recht eingesetzt, so daß er in seines schweren Herzens Bedrängniß gar nicht recht weiß, was er eigentlich soll. Zuletzt macht er es wie die anderen, unter denen die Nichtdenkenden in der Ueberzahl sind, und wieder hat ein Mensch seinen Beruf verfehlt. Die Wissenschaft soll nicht zu kurz kommen, das ist selbstverständlich, aber nicht soll der junge Mediziner in alle möglichen schwebenden Zeit- und Streitfragen verwickelt werden, sondern vor Allem soll er lernen, Kranke zu behandeln, zu heilen.

Und somit predigt der Pfarrer Kneipp zum Zweiten: Der ganze medizinische Unterricht, wie er jetzt vorliegt, bedarf einer großen Reformation, einer Reformation an Haupt und Gliedern.

Literatur und Kunst.

Der nächste Krieg.

In französischer Beleuchtung.

Unter dem Titel: „L'Alsace devant l'Europe" erscheint demnächst bei Ollendorf in Paris ein Werk aus hervorragender Feder, in welchem der sich Patiens nennende Autor Ansichten über den nächsten Krieg ausspricht, die sowohl ihrer Herkunft, wie auch ihres Inhaltes halber ein allgemeineres Interesse beanspruchen, und bereits in ihren Hauptmomenten in der französischen Presse wiedergegeben wurden. Wir lassen im Folgenden unserer französischen Quelle das Wort und fügen unsere berichtigenden Glossen gleich bei.

Man behauptet gewöhulich, bemerkt der Autor, daß die Schlachten des nächsten Krieges Hekatomben ohne Gleichen sein werden, aber daß der Krieg selbst kurz sein werde. Einige gewaltige Zusammenstöße würden genügen, den einen der beiden Gegner zu demoralisiren, der alsdann um jeden Preis um Frieden bitten werde. Von den ersten Begegnungsschlachten werde, sage man, der Ausgang des Krieges abhängen. Allein der Nachweis ist im Gegentheil leicht zu führen, daß die Kämpfe verhältnißmäßig wenig mörderisch sein werden, daß jedoch der Krieg bis zur völligen Erschöpfung des einen oder vielmehr beider Gegner dauern wird.

In ersterer Hinsicht sind zwar die Verbesserungen der Bewaffnung gewaltige, weil im letzten Vierteljahrhundert die Kunst des Tödtens und Vernichtens größere Fortschritte gemacht hat, als seit der Erfindung des Schießpulvers. Allein es würde absurd sein, anzunehmen, daß die Anzahl der zu Tödtenden oder zu Verwundenden im Verhältniß zu diesen beklagenswerthen Fortschritten stehe. Jeder Vervollkommnung des Kriegsmaterials entspricht sofort eine Veränderung der Taktik, die ihre Wirkungen aufhebt. Wenn auf der einen Seite die Kunst zu tödten mit Riesenschritten zugenommen hat, so ist die des Heilens nicht stehen geblieben; vor Allem aber darf man nicht vergessen, daß im Kriege die Bewaffnung es nicht allein macht. Der große Factor des Sieges ist das moralische Element. Im Kriege, bemerkte Napoleon, ist das moralische Element Alles, und diese Imponderabilien und die öffentliche Stimme machen mehr als die Hälfte der Wirklichkeit aus. Das, was das Endresultat bessert, sind nicht die Verluste, welche eine Armee erlitten hat, sondern wie sie diese

Verluste zu ertragen vermag. Die Erfahrungen der Vergangenheit boten in dieser Richtung einen interessanten, und überdies dem Fachmann wohlbekannten Hinweis. Zur Zeit der früheren stehenden Heere, d. h. der Berufssoldaten, die nach Bedarf aufgestellt und durch unaufhörliche Feldzüge an den Krieg gewöhnt wurden, blieb das Verhältniß der außer Gefecht gesetzten Mannschaften zu der im Gefecht engagirten Stärke stets ziemlich dasselbe, wenigstens bei dem Besiegten; es variirt im Allgemeinen zwischen einem Fünftel und einem Siebentel dieser Stärke. Mit anderen Worten, wenn eine Truppe von 5—7 Mann einen verloren hatte, so machten die übrigen Kehrt. Wie sehr man auch die Waffen verbesserte, und z. B. das Steinschloßgewehr durch das Percussionsgewehr ersetzte, so erreichte man damit doch nur dieses demoralisirende Verhältniß etwas früher, allein der Kampf wurde deshalb nicht blutiger. Die Verluste nahmen im Gegentheil beständig ab, seitdem es häufiger gelang, die feindlichen Stellungen, allein vermöge des Feuergefechts räumen zu lassen, d. h. den stets so mörderischen Angriff mit der blanken Waffe zu vermeiden. Im ganzen letzten deutschen Feldzuge hatten die deutschen Heere weniger Todte, als die Franzosen und Russen in der einzigen Schlacht an der Moskwa.

Nun hat sich die Feuerwirkung seit einigen Decennien außerordentlich gesteigert. Man hat es andererseits nicht mehr mit Berufssoldaten, sondern mit jungen Leuten in den Zwanzigern zu thun, die kaum erwachsen, und in eine Mehrzahl von ihrem bürgerlichen Beruf plötzlich entrissenen Reservisten eingestellt sind. Es ist daher zu bezweifeln, ob diese Mischung, wenn sie einer ernsten Probe unterworfen wird, jene Widerstandsfähigkeit der Truppen Napoleons oder Friedrichs des Großen erreicht. Man muß im Gegentheil einräumen, daß die vernichtenden Wirkungen des Repetirgewehrs und der Sprenggranaten, sowie das Melinit unwiderstehliche Paniken in so eindrucksfähigen Massen hervorrufen werden. Hier und da, bemerkt der Autor, werde man Bataillone und Batterien in einem Augenblick niedergemäht sehen, und die Nachbartruppen würden sich bei diesem Beispiel auflösen und nicht warten, bis die Reihe an sie kommt.

Mit einem Wort, die moderne Bewaffnung wird an verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes Verwüstungen ohne Gleichen bewirken. Aber diese starken Verluste werden locale sein, und im Verhältniß zur Gesammtzahl der Truppen wird die Zahl der außer Gefecht gesetzten Mannschaften eine schwache sein. Hierbei ist von den Gefangenen ganz abgesehen, die ein unternehmender Sieger nach der Schlacht zu tausenden machen wird.

Was nun die wahrscheinliche Dauer eines neuen deutsch-französischen Krieges betrifft, so genügt es, die militärische Situation beider Länder kurz zu prüfen, und sich alsdann das Schicksal, welches den Besiegten erwartet, vorzustellen, um daraus zu folgern, daß sich dieser Kampf bis zur völligen Erschöpfung des einen der beiden Gegner verlängern und den anderen fast ebenso tief wie jenen erschüttern wird. Die Idee, daß einige Kämpfe hinreichen würden, den Frieden herbeizuführen, schließt die sehr unwahrscheinliche Annahme ein, daß diese ersten Schlachten stets zum Vortheil derselben Nation ausfallen würden. Dies ist jedoch augenscheinlich nothwendig, damit sie in dem Maße entscheidend seien, um eines der beiden so mächtigen Länder zu der definitiven Verzichtleistung zu veranlassen, welche das andere nicht verfehlen wird zu fordern. Bei der heutigen Lage der Dinge werden die Operationen fast gleichzeitig auf der ganzen Grenze von Dünkirchen bis Nizza beginnen. Frankreich wird allein in der ersten Linie 4—5 Armeen, jede von der Stärke der französischen Armee im Juli 1870 haben, und ihnen gegenüber werden mindestens gleich starke Streitkräfte auftreten. Auf beiden Seiten werden die Kriegskunst, Bewaffnung und Kriegsvorbereitung ziemlich dieselben sein; auf beiden Seiten wird sich auch das moralische Element durch die Gewißheit, daß man einen Entscheidungskampf besteht, auf gleicher Höhe der Anspannung befinden. Kann man annehmen, daß das Waffenglück Frankreich überall gleichzeitig günstig oder ungünstig sein wird? Wie beträchtlich nun auch die Demoralisation einer geschlagenen Armee ist, so wird der Erfolg ihrer Gegner die geschlagene Nation und ihre Regierung in dem Willen, den Kampf fortzusetzen, bestärken. Nach Sedan war die gesammte reguläre Armee in Frankreich verschwunden, die von Metz kam nicht in Betracht; 900,000 Feinde befanden sich auf französischem Gebiet, gut organisirt, gut geführt und begeistert vom Enthusiasmus des Sieges; und Frankreich ist nicht verzweifelt, hat noch fünf Monate gekämpft und mehrmals die Möglichkeit des Erfolges vor sich gesehen. Warum soll es daher, vorbereitet wie es heute ist, nach einer großen Niederlage sich aufgeben? und mit welchem Recht wird eine Regierung so rasch den Frieden, den Untergang Frankreichs unterzeichnen? Katastrophen wie Sedan und Metz werden nicht noch einmal vorkommen, und wenn das einträte, wenn seit Beginn des Krieges 300,000 Franzosen gefangen oder eingeschlossen wären, so würde Frankreich nicht wie damals seine ganze Armee verloren haben, sondern ihm noch über 3 Millionen Menschen unter den Waffen übrig bleiben. Es genügt jedoch nicht zu constatiren, daß dieser Verlust kaum ein Zehntel seiner Streitkräfte betragen würde, selbst an absolutem Gewicht würde seine Bedeutung weit geringer als 1870 sein. In jener Epoche hatte Frankreich nicht nur fast keine reguläre Armee mehr, sondern auch sein ganzes Kriegsmaterial und seine sämmtlichen Cadres waren im Wirbel verschwunden. Man mußte neue schaffen und bei voller Invasion des Feindes improvisiren, was selbst in Friedenszeiten sehr schwierig ist. Heute sind seine Cadres im selben Verhältniß wie seine Reserven an Menschenmaterial vermehrt, und sein Kriegsmaterial noch mehr. Kapitulationen, wie die von 1870, würden daher seine Armeen verstümmeln, allein sie nicht vernichten, es würden beklagenswerthe Kriegsereignisse, allein keine entscheidenden Niederlagen sein. Wenn es daher den Deutschen auch nach einer Reihe großer Siege gelänge, einen Theil Frankreichs zu besetzen, so würde es ihnen doch mindestens schwer werden, ihre durch die dem mächtigen Frankreich noch bleibenden Armeen bedrohten Verbindungen zu sichern. Es würde nicht immer eine Folge von störenden Zwischenfällen, von verfehlten Schachzügen und starken Frost geben, um den Marsch eines zweiten Bourbaki zu verzögern und ihn zu verhindern, einen errungenen ersten Vortheil in eine völlige Niederlage des Feindes zu verwandeln. Diese Gefahr wird jedoch mit der Ausdehnung der besetzten Gebiete für den Angreifer zunehmen, und daher für den Vertheidiger eine neue Ermuthigung, den Kampf fortzusetzen, bilden. Es ist überraschend, bemerkt der Autor, daß man in Deutschland noch nicht zur richtigen Würdigung des unvergleichlichen Verdienstes der damaligen Regierung der nationalen Vertheidigung gelangt ist, und daß der Marschall Moltke in ihren Armeen nur improvisirte Soldaten erblickte, die von einer Hand voll Ehrgeizigen einer sicheren Niederlage geopfert wurden. (Der Autor vergißt hier das Werk v. d. Goltz's über Gambetta.) Ebenso wenig wie damals Frankreich, würde sich jedoch auch Deutschland, ein Reich, in welchem „die Armee das Land besitzt", nach einigen Niederlagen für besiegt erklären. Die Fehler von 1806 würden sich ebenso wenig wiederholen, wie die Unglücksfälle von 1870. Heute stehen sich zwei Nationen gegenüber, von denen jede über eine Militärmacht ohne Gleichen verfügt, so daß die rasche Aufeinanderfolge entscheidender Niederlagen ausgeschlossen ist. Ein Krieg zwischen ihnen würde daher mindestens die Dauer des Krieges von 1870 haben und wahrscheinlich denselben Charakter, wie derjenige Chiles gegen Peru und Bolivia im Jahre 1879 erhalten, in welchem an Kräften gleich starke Gegner 4 Jahre hindurch auf das Erbittertste und bis zur völligen Erschöpfung einander bekämpften. Eine Krisis von derartig langer Dauer würden allerdings beide Staaten nicht aushalten und der Krieg werde rascher beendet sein. Die rein militärische Seite der Frage sei nicht einmal die wichtigste, man müsse auch das in Betracht ziehen, was hinter der Armee vorgehe. Die ersten Mobilmachungskosten seien leicht gedeckt, da jeder der beiden Staaten für diesen Zweck über einen mächtigen Schatz verfüge. Dasselbe gelte für das Material und die Munition.

Ueberdies seien Kriegsvorräthe aller Art in solcher Anhäufung vorhanden, daß mit ihnen der Krieg eine geraume Zeit ohne ihre Erneuerung geführt werden könne. Aber die Armeen müßten auch leben, worauf pro Tag 15 Millionen Francs oder $5^1/_2$ Milliarden im Jahr zu rechnen seien, — eine Summe, die beiläufig bemerkt, selbst alle Gehälter der Militärbeamten mit inbegriffen, zu hoch gegriffen ist. Man müßte sich die aus der allgemeinen Wehrpflicht resultirende Situation vorstellen. Alle wehrfähigen Männer bis zum 45. Jahre ständen unter den Waffen, die Läden und Werkstätten würden geschlossen, die Felder blieben unbestellt. Ganz abgesehen von der Verwüstung aller Art auf dem Kriegstheater selbst, bedeutete dies den unmittelbaren Ruin auf beiden Seiten und eine sichere Hungersnoth im folgenden Jahre. Dieser allgemeine Ruin werde jedoch weit eher eintreten, als der Moment, in welchem die eine oder die andere Armee unwiderruflich geschlagen sei. Mit den Finanzen, nicht mit den Waffen werde man siegen. Auf diesem Gebiet aber könne Frankreich hoffen, daß es im Uebergewicht bleibe. Was könne jedoch der Sieger von einem Gegner verlangen, der nur, weil ihm die Geldmittel ausgegangen seien, unterliege? Allein auch der Sieger werde einem Aderlaß bis auf Weiteres unterworfen sein. Um so erbitterter aber würde der Krieg geführt werden, um denselben zu vermeiden.

Wenn auch der Kampf die Frankreich und Deutschland alliirten Mächte in ähnliche Mitleidenschaft ziehen wird, so wird derselbe dennoch im entscheidenden Moment am heftigsten zwischen jenen Beiden entbrennen. Rußland und Frankreich würden zweifellos einander nicht vernichten lassen, sie besäßen ganz abgesehen von den beiderseitigen Sympathien „auf der ganzen Welt kaum einander gegenüberstehende Interessen", dagegen das gemeinsame, der preußischen Hegemonie entgegen zu treten und den Frieden so lange wie möglich zu erhalten, da die Zeit ihr bester Verbündeter sei. Sobald Rußland in den Kampf eintrete, würden sich alle Kräfte Oesterreichs gegen dasselbe wenden; allein ihm nicht gewachsen, würde Deutschland seine offene Ostgrenze mit starken Streitkräften schützen müssen. Die starke russische Armee in Polen würde von ihm überwacht werden und mit dem Eintreffen ihrer Verstärkungen, auch die Beobachtungsarmeen verstärkt werden müssen. Jedenfalls würden die Russen mehr deutsche Truppen an sich fesseln, als die Vertheidigung der Alpen französische. Italien, an welches die Aufgaben einer Großmacht hinsichtlich seiner Armee, Marine, Küstenvertheidigung, Eisenbahnen und Industrie mit einem Male herangetreten seien, sei hinter seinen beiden Alliirten in seinen Rüstungen zurückgeblieben. Die Bevölkerung Italiens gestatte ihm fünfzehn Armeecorps aufzustellen. Es besitze nur zwölf, deren zwei auf dem Papier und zehn mit, in Folge von Beurlaubungen, geringen Präsenzstärken. Ferner nur alte Feldgeschütze, kein Geld für eine neue Infanteriebewaffnung, wenig Pferde, wenig und größtentheils nur eingleisige Eisenbahnen. Der Hauptbeistand, welchen Italien dem Dreibunde leiste, bestehe in seiner in der That mächtigen Flotte. Dieselbe nöthige Frankreich das Gros seiner Seestreitkräfte im Mittelmeer zu concentriren, anstatt die Offensive gegen die deutsche Flotte zu ergreifen, und seine provencalischen und afrikanischen Küsten zu schützen. Allein das Eintreten Rußlands wiege diesen Nachtheil vollkommen auf, und die Entscheidung werde auf dem Lande fallen, Frankreich liege es nur ob, einen Einfall Italiens zu verhindern, der entscheidende Kriegsschauplatz liege jedoch nicht an den Alpen, und dort genügten wenige französische Streitkräfte und die Befestigungen, Italien den Einfall in französische Gebiete zu verleiden. Gegen Umgehungsversuche der Italiener durch schweizerisches Gebiet habe sich die Schweiz durch die Befestigung des Gotthard und des Wallis geschützt und ihre feste Absicht, ihre Neutralität aufrecht zu erhalten, ausgesprochen.

Die Umgehung der Schweiz auf österreichischem Gebiete hält der Autor unter Hinweis auf einen sie betreffenden Artikel des Militär-Wochenblattes für absurd und vergißt, daß sowohl nach Böhmen wie nach Frankreich für lange Zeit nur eine einzige Bahnlinie den Nachschub der preußisch-deutschen Armee vermittelte. Er nimmt sogar an, daß die Italiener bei einer derartigen Umgehung, wenn sie das Trentinische Gebiet passiren, sich dort festsetzen und auf das Redenzvous mit der deutschen Armee vergessen könnten! Die Gegnerschaft Italiens könne daher Frankreich nicht sehr beunruhigen. Diese Gegnerschaft brauche nicht einmal in einem Feldzuge Italiens gegen Frankreich zum Ausdruck zu kommen. Schwierigkeiten der geographischen Configuration und des unentwickelten Eisenbahnnetzes verzögerten die italienische Mobilmachung, und es sei nicht ausgeschlossen, daß man italienischerseits keine zu großen Anstrengungen mache, dieselben zu überwinden, und abzuwarten, zu wessen Gunsten die ersten Schlachten zwischen Maas und Rhein ausfielen. Es stehe keineswegs fest, daß alle Verträge zur Ausführung gelangen würden.

Was den Krieg zur See betrifft, so hat derselbe selbst bei einer Betheiligung Englands eine secundäre episodische Bedeutung, in den Thälern der Weichsel und des Rheines — was letzteres wir bezweifeln — würde die Entscheidung fallen. Im Jahre 1870 habe sich die Thätigkeit der französischen Flotte darauf beschränkt, etwa 100 deutsche Handelsschiffe wegzunehmen, und beim Friedensschlusse mußte für dieselben nebst ihrer Ladung Entschädigung gezahlt werden. In Zukunft werde dies ebenso sein. Mögen Panzerschiffe zum Sinken gebracht, Häfen bombardirt, entfernte Colonien gebrandschatzt oder besetzt werden, so würden das bedauerliche Kriegsvorfälle, allein keine gefährlichen Verluste sein, und der Sieger zu Lande werde sich dieselben mit Zinseszins ersetzen lassen. Für Frankreich sei es besser, wenn Havre und Marseille bombardirt würden, als wenn Toul oder Verdun genommen würde. Man habe zu Gunsten der starken Flotten die Nothwendigkeit, die kriegführenden Länder zu ernähren, angeführt, und z. B. behauptet, daß Frankreich sich mit seinen eigenen Bodenerzeugnissen 333 Tage, Deutschland, Italien und England sich 311, bezw. 289 und 187 Tage ernähren könnten. Es bedürfe jedoch keiner besonderen Darlegung, wie unbegründet, derart genaue Schätzungen in Anbetracht so schwankender Verhältnisse wie die Ernteerträge und die Ungewißheit über die Vorräthe der verschiedenen Länder, seien. Wer habe z. B. 1870 geahnt, daß Paris Lebensmittelvorräthe für die Ernährung von zwei Millionen Menschen für vier Monate enthalte? Welche Flotte sei überdies stark genug, um die Küsten eines großen Landes zu blockiren. Wenig Gefechte und Torpedotreffer würden genügen, um die Anzahl der die hohe See haltenden Kriegsschiffe wesentlich zu verringern und den Blockadebrechern ziemlich freien Spielraum zu geben.

Der Autor bemerkt unseres Erachtens sehr richtig, daß man den maritimen Verhältnissen in unserer Zeit zu viel Werth beilege, da die Entscheidung zu Lande falle. Frankreich bedürfe nur ein Minimum an Küstenschutz und nur eine Marine, gerade stark genug, um die mobile Vertheidigung seiner Haupthäfen mit Aussicht auf Erfolg und inzwischen den Kreuzerkrieg zu führen. Eine derartige Flotte werde überdies auch den Ansprüchen des Friedens, der Verbindung mit den Colonien und des Schutzes der Staatsangehörigen in den überseeischen Ländern, genügen. Mehr dürfe Frankreich nicht wollen. Es besäße nicht die Mittel, eine See- und Landmacht ersten Ranges zugleich zu sein. Kein Staat besäße dieselben. Unerläßlich sei es dagegen, daß seine Armee stark genug sei, um mit der deutschen kämpfen zu können. Es müsse daher seinen maritimen Ehrgeiz mäßigen, und gäbe in dieser Richtung zu viel aus. Es müsse bedenken, daß es mit den 25 Millionen, die ein Panzerschiff koste, die Pferde erhalten könne, die ihm noch an der gleichen Stärke einer deutschen Cavallerie fehlten, und daß eine Cavalleriedivision schwerer in's Gewicht falle, als das stärkste Panzerschiff. Was den Antheil der kleineren Staaten an dem Kampfe betrifft, so würde derselbe nicht besonders in die Wagschale fallen und sich in seiner Wirkung auf beiden Seiten compensiren. Man müsse überhaupt das Trugbild der Zahl nicht überschätzen, und sich vielmehr sagen, daß da, wo Millionen von Menschen mit einander kämpfen, der Sieg nicht von einigen Armeecorps mehr oder weniger abhängt.

Es ist schließlich nur zu wahr, daß dieser Kampf ohne Gleichen

den ganzen Continent umfassen wird. Allein, was den Punkt betrifft, ob das französische oder deutsche Heer den Sieg davon tragen wird, so wird Alles auf dasselbe hinauskommen, als ob Frankreich und Deutschland allein mit einander kämpften. Der deutsch-französische Krieg wird die Verheerung verallgemeinern, er wird einfach den politischen und öconomischen Ruin des europäischen Continents bewirken, und derselbe wird zu der Lage hinabsinken, in welcher sich heute Spanien und die kleinen amerikanischen Republiken befinden. England, Amerika und Australien werden, ohne einen Kanonenschuß abzufeuern, die unbestrittenen Herrscher der Welt werden und derart wird sich vielleicht die Prophezeiung Montesquiens erfüllen: „Europa wird durch die Kriegsmänner ruinirt werden."

Der gerettete Lessing.

Von Hieronymus Lorm.

Ich erinnere mich einer Wiener Localposse, in welcher ein „Hausherr vom Grund" für seine halbwüchsigen Knaben einen „Hofmeister" in's Haus nimmt und ihm einschärft: „Lassen S' meine Buama nur nit z'viel lesen, vom Lesen wird ma' nur immer dümmer," worauf der im Hintergrund verweilende Bediente des Hausbesitzers „bei Seite" äußert: „jetzt möcht' i nur wissen, wo Der die vielen Bücher her hat."

Wenn wir, die „Nation der Denker", nicht als die Nation der Dummen verrufen sind — und die zweite Bezeichnung wäre nicht falscher als es die erste ist —, so ist dies nicht das Verdienst der Buchhändler und Buchmacher, die vielmehr fort und fort Alles aufbieten, um uns durch Massen überflüssiger Bücher zu verdummen. Im ersten Viertel unseres Jahrhunderts war noch kein Buch überflüssig, wenn es nur einigermaßen Geist hatte, und aus jener Zeit mag der Ausspruch stammen, daß es kein Buch gebe, aus welchem sich nicht etwas lernen ließe; heutzutage ist es durch die unhemmbare Schreiblust der Deutschen so weit gekommen, daß man selbst geistreiche Bücher für völlig überflüssig halten muß, wenn sie Gegenstände aus der Welt- oder Tagesgeschichte ohne ein erhöhendes oder practisch brauchbares Licht darauf zu werfen, bloß im subjectiven Belieben einer zufälligen Reflexion sich abspiegeln lassen. Für solch harmloses Spiel des Geistes haben wir ja, dem Himmel sei Dank, das Feuilleton, die tägliche Anweisung, für die vergänglichen Objecte und ihre Behandlung sich des wohlthätigen Lethe bedienen zu dürfen. Bei der Masse von literarischem Staub, welcher tagtäglich die Zeit erfüllt, ein gar erquickliches Bad!

Mit solcher Anweisung versehen, wäre auch das vorliegende Buch*) überall eines heiteren und verständnißreichen Empfanges der ihm innewohnenden Liebenswürdigkeit gewiß gewesen. Die letztere wird allerdings ein klein wenig getrübt durch den Anflug sozialistischer Tendenz, und zwar muß der Sozialist selber dadurch verstimmt werden, weil die Erklärung ausbleibt, wie denn eine im Grunde historische Betrachtung in den Gesichtskreis einer der modernsten Parteianschauungen sich einfügen ließe. Wie viel mehr noch muß es den Nichtsozialisten verstimmen, fast auf jeder Seite die Adjective „bürgerlich" und „kapitalistisch" in ganz unglaublicher Verbindung mit Substantiven anzutreffen, die sich von einer solchen Mesalliance niemals etwas träumen ließen. „Bürgerliche Literaturhistoriker!" „Kapitalistische Geistesbildung!" Diese künstlich zusammengethanen Wörter sollen eine grenzenlose Verachtung der „Bourgeoisie" ausdrücken, die doch wahrlich in einer zu ernsthaften Zeitentwickelung begriffen ist, als daß sie auch wegen einer oberflächlichen Auffassung Lessing's oder wegen der ihr am Herzen liegenden Anekdoten von Friedrich dem Großen bei den Haaren gezaust werden dürfte.

*) Die Lessing-Legende. Eine Rettung von Franz Mehring. (Stuttgart, Dietz.)

Die „Lessing-Legende" knüpft sich zunächst an eine „berühmte Stelle" in Goethe's „Dichtung und Wahrheit", wonach der deutsche Nationalgeist durch den siebenjährigen Krieg und durch den Helden desselben, den König von Preußen, den „alten Fritze" zuerst kräftig geweckt und zu dichterischer Bethätigung angetrieben worden wäre, und neben Gleim und Ramler wäre auch Lessing ein Beispiel dafür. Wie dies in Deutschland üblich — wenn einmal in welcher Form immer ein Schlagwort ausgegeben ist, dann pflanzt es sich durch Generationen fort und verwandelt sich dabei in ein Meer von Worten, das immer wieder ein Meer gebären will. Hinsichtlich Lessing's wird das Meer von Worten durch eine unermeßliche Fluth von Biographien und Literaturgeschichten repräsentirt, deren Auffassung aus der „berühmten Stelle" stammt. Zur Bekämpfung des eigentlich heiteren Schauspieles wird hier auf den persönlichen, rein menschlichen Charakter Lessing's hingewiesen, der nicht darnach beschaffen war, sich neben der Macht seines Charakters von weltlichen Mächten inspiriren zu lassen.

Ich wage jedoch die kecke Frage: was geht uns heute noch Lessing's Charakter an? Der Charakter eines Mannes wird mit ihm selbst begraben und was davon nicht in seinen Werken übrig bleibt, ist für die Nachwelt überhaupt nicht gewesen. Dem Verhängniß spurloser Vergänglichkeit entzieht sich die psychische Bedeutsamkeit nur so weit als die sogenannte „Unsterblichkeit" reicht und diese reicht nur für die Leistungen aus. Die Nachwelt ist ebenso wenig wie der Criminalrichter dem lebenden Object des Urtheils gegenüber im Stande, über den Menschen zu entscheiden, beide entscheiden nur über die That. Nicht nur in das Innere der Natur als Complex der Erscheinungen, auch in das Innere der einzelnen menschlichen Erscheinung dringt kein erschaffener Geist. Wer sich über Lessing's Charakter nicht zurechtfinden kann, nachdem er die Werke desselben in sich aufgenommen hat, für den existiren auch diese nicht, selbst wenn er sich jeden einzelnen Lebensmoment des großen Mannes von den Biographen hat erzählen lassen.

Wäre es aber auch möglich, daß wir nach hundert Jahren den persönlichen „Dämon" des Verstorbenen exhumirten — was wäre damit gewonnen? Auf unsere Zustände und unsere Denkungsweise wirkt es nicht im Geringsten mehr ein, ob der Verfasser der „Minna von Barnhelm" aus der historischen Wirkung des siebenjährigen Krieges auf sein Zeitalter oder aus der kühnen abenteuerlichen Unruhe des Kriegerlebens selbst die Anregungen zu seinem Werke geschöpft hat. Die persönlichen Bestimmungen und Einflüsse, denen sein Wesen sich hingab oder entzog, sind uns — Hekuba.

Weit mehr Respect gewinnt uns die Darstellung Friedrichs des Großen ab, der leitenden Motive seiner Politik, seiner Regierungsweise und des Ursprungs der ihm als Charakterzüge nachgerühmten, von Freiheitssinn und Aufklärung schillernden Aussprüche, welche sich die Nachwelt bis zum heutigen Tage gern wiederholt. Von einem Herrscher, der eine bedeutsame Figur in der Weltgeschichte ist, läßt sich nicht wie von einem vereinsamten Schriftsteller sagen, daß sein Charakter mit seinem Leibe begraben würde. Denn hier wirkt die Persönlichkeit auf kommende Geschlechter fort, weil die Continuität der Erbfolge die Persönlichkeit lebendig erhält, schon dadurch, daß die Nachfolger mit ihm verglichen werden. Der Anhaltspunkt zu dieser niemals ersterbenden Vergleichung liegt eben in dem gleichen Herrscherberuf auf dem gleichen Throne. Indessen möchte man auch hier fragen, wozu es gut sei, die einmal historisch gewordenen Illusionen zu zerstören. Sind diese eine Verherrlichung des Charakters, so daß sie dem Volksgemüthe wohl thun, dann ist die einem Fürsten noch hundert Jahre nach seinem Tode zugeschriebene Lebenskraft ein noch immer thätiges Element der weiteren geschichtlichen Entwickelung, das keineswegs vernichtet werden soll.

In beiden Richtungen, in Bezug auf den König wie auf den Dichter, möchte man den Verfasser fragen, ob er aus den Urtheilen der „Bourgeoisie", gegen die er sich fortwährend

mit Spott wendet, den richtigen Beweggrund zur Verwerfung gerade dieser Gesellschaftsklasse ziehen kann. Er überträgt die Schwächen und Gebrechen des Menschengeschlechtes überhaupt auf eine einzelne bestimmte Schichte in der Bevölkerung des Staates. Selbst denken, sich selbst ein Urtheil bilden, die Vernunft nach eigenem Ermessen walten lassen, ist ein schweres und lästiges Geschäft, zu welchem die Mehrzahl höchstens von der Verzweiflung am materiellen Fortkommen getrieben wird. Der Mensch, der seinem Geiste die Gewänder selbst zuschneidet, in denen er vor der Welt erscheinen will, ist ein Ausnahmemensch. In der Regel kauft man sich in Gestalt der überkommenen Traditionen Gemeinplätze, Redensarten, Vorurtheile und vor Allem Legenden, schon fertige Kleidungsstücke, und wenn sie selten der Natur dessen, der sie sich aneignet, passend und angemessen sind, so decken sie doch zur Noth seine Blößen.

Glaubt nun der Verfasser, daß es damit in einem sozialistisch eingerichteten Gemeinwesen anders beschaffen wäre? Die fertigen Kleidungsstücke wären nur aus anderem Zeug gearbeitet. Der schreiende Irrthum geht durch die ganze Zeitbewegung, daß äußere Institutionen der bestehenden Gesellschaftsordnung die Welt bessern könnten, was nur von Innen heraus durch eine sittliche Regeneration der Menschennatur geschehen könnte. Dies ist aber auch unmöglich, weil sie eben Natur ist, die ihre Schwächen und Gebrechen immer wieder durchsetzt. Wir leben „halt" in der besten aller möglichen Welten, die darauf angelegt ist, daß ein Wahn nur durch die Weltgeschichte selbst, durch Blut und Eisen, widerlegt werden kann. Die reine Vernunft ist ein König ohne Land.

Die ohne rechte Begründung ertheilten Hiebe gegen die „Bourgeoisie" erscheinen wie ein jugendlich übermüthiges Hauen mit der Reitgerte. Mehr Wohlgefallen flößt die Kritik der Lessing-Kritiker ein. Sehr scharfsinnig ist Gervinus behandelt, aber in rein poetischem Interesse viel zu glimpflich. Ein Hauptfehler dieses Literarhistorikers war sein Mangel an wirklichem, an herzlichem Antheil für die Poesie. Die schönste und edelste Leistung derselben diente ihm nur als Quelle oder als Beweis einer Doctrin. Freilich ist der Verfasser des vorliegenden Buches selbst etwas zu sehr zu Doctrinen geneigt, wie seine Schwärmerei für die Hegel'sche Ideologie Lassalle's bezeugt. Schwer zu begreifen ist des Verfassers Nachsicht für Adolf Stahr. Dieser Junghegelianer und Schulmeister entbehrte der geringsten Möglichkeit, mit den Augen, die er sich angelesen hatte, in das wirkliche Leben zu schauen, und als er endlich durch die Verheirathung mit Fanny Lewald in eine Welt hinausgetreten war, die sich nicht nach der Vorschrift der „Halleschen Jahrbücher" gestalten wollte, — da war sein Kopf so ganz mit Phrasen ausgestopft, wie eine Matratze mit Roßhaar. Alles was er dachte und sagte war, wie es der Verfasser selbst nennt, „declamatorisch und pathetisch", weil niemals dem unmittelbaren Leben, sondern immer nur der Lectüre entsprungen. So gemahnten mich die Schriften Stahr's immer an eine in's Tintenfaß gefallene und mühsam herausgekrochene Fliege, die Flügel belastet von der unheimlichen Flüssigkeit, so daß sie nicht mehr fliegen kann und mit den dünnen Fliegenfüßen immer nur wieder, was schon in einem Tintenfaß war, über das Papier zieht. Sehr unterhaltend, selbst drastisch, gestaltet sich die Beurtheilung der Verbreiter der Lessing-Legende aus preußischem Byzanthinerthum bis zum heutigen Tage. Am dankbarsten ist der Leser für die Wiederanführung von Lessing's eigenen Worten, die ja der Annahme, als verdanke er seine Bedeutung einem von dynastischer Seite ausgegangenen Anstoß zur Förderung des deutschen Nationalgeistes, im Voraus den Boden entziehen: „Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im Geringsten mehr Verdienst haben, als der itzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur die Epoche Friedrich's des Großen zu nennen für gut findet".

Solche Schmeichler haben sich in Wilhelm Scherer, Erich Schmidt u. A. bis zum heutigen Tage gefunden, wie dies leider Menschennatur, und in diesem Falle besonders wird der Faulheit selbständigen Denkens gar viel erspart. Schachtelt man einen individuellen Geist in eine Epoche ein, die sich mit hergebrachten Urtheilen charakterisiren läßt, so braucht man sich mit der Eigenthümlichkeit jenes Geistes selbst, das heißt mit seinen Productionen weniger sorgfältig und mühsam zu beschäftigen. Auch der Verfasser geht auf diese nicht ein, doch war dies auch nicht die Aufgabe, die er sich gestellt hat. Er überwindet die Lessing-Legende zuletzt noch durch die Erzählung der wichtigsten Lebensmomente seines Helden, und dieser zweite Theil des Buches, wie oft der Gegenstand auch behandelt wurde, gewährt eine vortreffliche Unterhaltung.

So ist denn Lessing „gerettet"! Lessing's eigene „Rettungen" hatten kein so bedeutendes Object und dennoch — was eben den Unterschied ausmacht — sind sie literarisch belehrender gewesen, als die vorliegende Charakterrettung. Denn, wie gesagt, kein wirklicher Anhänger des großen Schriftstellers hat sich jemals einen Pfifferling darum gekümmert, durch welche Fäden seines Innenwesens er mit seiner Zeit zusammenhing, und wo überhaupt ein Zusammenhang stattfand. Zwar befriedigt das vorliegende Buch zuweilen den nach Wahrheit dürstenden Gerechtigkeitssinn des Herzens, z. B. durch — nur zu gelinde — Abstrafung Adolf Stahr's, wenn er nach seiner phrasenhaften Denkungsweise den Frevel begeht, die Grundidee des „Nathan" aus dem bekannten Ausspruch: „In meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden", ableitet. Allein für den heutigen Tag, der uns so viele aufregende Fragen in die Seele wirft, handelt es sich um diese Richtigstellung nicht mehr.

Mehring deutet mit Recht an, daß Lessing in manchen seiner philosophischen und ästhetischen Ideen von unserer Zeit weit überholt ist. Dennoch hat der vom Verfasser zufällig nicht genannte Loebell die Wahrheit gesagt, indem er behauptet, daß Lessing's Thätigkeit unmittelbar in unsere Tage hineinreiche. Dies genau zu durchschauen, wäre der einer Aufstachelung zum Denken bedürftigen Lesermenge wichtiger gewesen, als zu erfahren, wie ein Mensch, abgesehen von seinen Werken, vor hundert Jahren beschaffen war.

Vielleicht ist die „Lessing-Legende" nur eine Maske für eine Friedrich-Legende, die als solche nicht so stark hervortreten, nicht schon auf dem Titel figuriren sollte. Aus pikanten und interessanten Quellen schöpft der Verfasser eine verdienstvolle Charakteristik des Königs. Denn vor einer „historischen Wahrheit", besonders, wenn sie eine neuentdeckte ist, zieht Jedermann respectvoll den Hut ab. Was ist aber historische Wahrheit? Nicht der Mann selbst mit seinen persönlichen Motiven, die bald in Vergessenheit sinken können, sondern seine unvergängliche Wirkung auf die Welt. Betrachten wir nur zwei der bekanntesten Aussprüche Friedrich's II., den schon erwähnten von Jedermanns Seligwerden nach seiner Façon, und den nicht minder bedeutsamen: „Gazetten sollen nicht geniret werden". Säulen der religiösen Toleranz und der Preßfreiheit! Nun wird nachgewiesen, daß der erste Ausspruch von der Nothwendigkeit dictirt war, bei der dünnen Bevölkerung Preußens Soldaten aus katholischen Ländern zu gewinnen, sowie daß sich hinter dem zweiten Ausspruch der diplomatische Winkelzug versteckte, fremden Machthabern Bosheiten zu sagen, für die der König nicht selbst verantwortlich gemacht werden konnte. Ueber die persönlichen Motive sind Schleier gefallen, sie werden nicht als wirklich historisch betrachtet. Die ungeheure Nachwirkung der Aussprüche ist historische Wahrheit, sie haben Geschichte gemacht, sie waren den auf einander folgenden Generationen eines ganzen Jahrhunderts und darüber eine Erfrischung der Geister und eine Anspornung zu werkthätiger Freiheit. Die persönlichen Motive sind gleichgültig.

Das Buch hat einen Anhang „über den historischen Materialismus", worunter nicht etwa eine Geschichte des Materialismus, sondern eine materialistische Geschichtschreibung verstanden ist. Unter dieser wieder hat man eine „Geschichtswissenschaft" zu begreifen, welche, wenn man die Erklärung

des Verfassers ihrer großartigen und pompösen Begriffe entkleidet, die öconomischen und wirthschaftlichen Verhältnisse in den Vordergrund stellte, also eigentlich eine Geschichte des Erwerbes, des Consums und der Institutionen für die Verwendung des Volksvermögens wäre. Klio ist jedoch eine Muse und keine Minerva und der Begriff der Geschichtswissenschaft ein sehr problematischer, schon an und für sich nicht wissenschaftlich festzustellender.

Alle Wissenschaften haben es als solche mit dem causalen Zusammenhang zu thun, mit Grund und Folge in der Logik, mit dem Connex der Verstandesoperationen in der Mathematik, mit den Ursachen der objectiven Veränderungen in der Naturforschung. Geschichtschreibung steht zur Hälfte außerhalb des causalen Zusammenhanges, weil der eigentliche Motor der Geschichte, die Persönlichkeit, deren sich das fatalistische Verhängniß der Welt bei jeder Wendung, sei sie auch von den Massen vollbracht, unbedingt bedienen muß, jederzeit incommensurabel ist. Die inneren Ursachen der Geschehnisse sind daher vom Geschichtschreiber schöpferisch nachzudichten und deshalb ist seine Kunst eine Muse. Bei Ausschluß dieser Kunst durch den „historischen Materialismus" verwandelt sich die Geschichtschreibung in Statistik.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Honny soit qui mal y pense.

Von Hans Wachenhusen.

Kommen die Gedenktage, so kommen auch die Erinnerungen, und diese führen mich zurück auf die der Monate November und December, während welcher im Jahre 1870 die Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg an der Loire ihre schwere Arbeit in den fast ununterbrochenen Waldgefechten zumeist mit den französischen Nationalgarden und den Francstireurs hatte.

Die Ordres, die von Versailles kamen, brachten den Großherzog oft in Verzweiflung; sie dirigirten den Marsch hierher und dorthin, oft kehrten die Truppen wieder an dieselbe Stelle zurück, an der sie gewesen waren, denn unsere Lage war in der That eine mißliche; ein Durchbruch des Belagerungsringes von den Parisern zur Zusammenwirkung mit der Westarmee und der des General Aurelles de Paladine gerade an dieser Stelle des Ringes, wo dieser am dünnsten war, bedrohte unsere schwachen Kräfte täglich, und ich erinnere mich eines Abends in Angerville, an welchem ich, von den Bayern kommend, in das Städtchen ritt und den Großherzog in schwerster Besorgniß fand. Es war der Abend des Tages, an welchem von der Tann seinen eiligen Rückzug aus Orleans bewerkstelligt und seine Leute sich mit denen der eben eingetroffenen 17. Division in die Arme fielen und riefen: Wann wir nur a einzig Pickelhauben bei uns gehabt hätten!

Am 21. November war's, als das Doppelgefecht bei Madelaine und La Loupe stattfand, in welchen der General von Treskow, der damals sogenannte „Kabinetsgeneral", sein Debut in diesem Feldzuge, und mit hohen Ehren, bestand. Am Morgen, als unsere Truppen von Dugny gegen La Loupe vorgingen, war die Sonne einmal wieder da, ein Hauch von Süden wehte über die Felder, die letzten Rosen hatten den Schnee abgeschüttelt, die Dornenblüthen sahen so frisch in die Wege hinein, als sei Alles Friede und Freude, an den Häusern, den Villen der Dörfer, an den Mauern der Gärten aber stand mit Kreide geschrieben: „so und so viel Mann und so und so viel Offiziere von dem und dem Regiment."

Doch der Himmel verdüsterte sich wieder, als wir in La Loupe eintrafen, der Regen strömte herab während heftigen Geschützdonners. In Madelaine sperrten große Verhaue den Weg, aber sie waren nicht vertheidigt, ganze Barrikaden waren von den Unseren schon wie mit dem Besen fortgekehrt; Transporte von feindlicher National- und Mobilgarde standen an dem Verbandplatze, auch solche von Francstireurs und bewaffneten Bauern, von denen ein Theil schon an die Wand gestellt war, um laut Befehl füsilirt zu werden, da man nicht wußte, wohin mit diesen Fanatikern, und auch unsere Leute es schon müde waren, sich mit ihnen herumzuschlagen, die nutzlos unseren Patrouillen im Walde auflauerten, um sie abzuschießen.

Am Abend dieses Tages hielt ich mit meinem Wagen vor einem einzelnen Hause in Dygny, um darin zur Nacht Quartier zu nehmen, als plötzlich aus dem oberen Fenster ein Schuß auf uns fiel, der durch das Deckleder fuhr. Mein Bursche zog sofort das Feuerzeug hervor, strich mit einem Zündholz hinten über seine Hose und wollte in die Thür, um es dem Tagesbefehl gemäß anzuzünden. Da ritt der General-Auditeur vorüber. „Was machen Sie?" fragte er. Mein Bursche erzählte, noch ganz entrüstet; kopfschüttelnd und lachend fragte er, ein Westfale, mich: „Haben Sie noch eine Flaske, ich habe noch etwas Skinken, wir könnten in dem Hause zu Nacht speisen!" Und so thaten wir.

Es herrschte furchtbare Noth in diesen „ausgefressenen" Gegenden; nur die Bayern wußten immer noch etwas zu finden, und waren sie in einem Orte glücklich gewesen, so bezeichneten abgeschnittene Gänse-, Enten- und Hühnerköpfe ihren Durchmarsch; aber sie theilten gern den Kameraden mit, die nichts hatten. Am nächsten Mittag, es war Rast, schritt ich durch den halb verwüsteten Ort, dessen Einwohner geflohen. Ein Reserve-Unteroffizier, Dr. M., kam mir entgegen. Sie hätten zwei große Fässer mit Roth- und Weißwein gefunden; ich sollte mich eilen, rief er mir zu. Am Platze fand ich die Fässer, durstig umringt; aber es war Mangel an Trinkgefäßen. M. deutete auf die Straßenecke, und ich fand also einen Porzellanladen. Aber Alles war schon daraus weggeschleppt, nur an die Ecke gelehnt stand eine weiße Säule von — Nachtgeschirr. Mein Bursche fand mich rathlos vor demselben, er trug meine Ration in der Hand, ein großes Stück von einem eben abgeschlachteten Ochsen, das noch warm war. Schnell entschlossen hob er von der Säule zwei dieser Töpfe herab und begleitete mich zu den Weinfässern.

Unterwegs begegnete mir der Jäger des Großherzogs, der mich zum Frühstück einlud. Ich ließ meinen Burschen bei den Fässern zurück und trat in das Quartier des Großherzogs. Unten im Flur begegnete mir Graf Kleist, Delegirter des Johanniterordens, der eben angekommen war und mir sagte, er habe geräucherte Gänsebrüste, Schinken und Straßburger Leberpasteten mitgebracht, aber die Herren hätten nichts zu *trinken*. Oben im Hause fand ich den Großherzog, die Herzöge von Sachsen-Altenburg, von Meiningen und andere hohe Herren seines Hauptquartiers.

„Daß Sie nicht selbst die Nase gehabt haben, zu wittern, was uns Graf Kleist mitgebracht!" rief der Großherzog mir zu. „Aber leider gibt's nichts zu trinken!"

„Heureka!" antwortete ich meinem liebenswürdigen Gönner. „Wenn königl. Hoheit mir im Voraus Verzeihung gewähren für das einzige Gefäß, in welchem ich *meinen* Wein serviren kann, so könnte ich helfen!"

„Jedes ist uns recht!" erhielt ich zur Antwort.

Vor der Thür zog ich den großherzoglichen Jäger mit mir. Am Platze fand ich meinen Burschen, hier half uns Dr. M. drei Töpfe füllen. Im Gänsemarsch traten wir unserer Drei, Jeder einen derselben in beiden Händen, in das große Bauernzimmer, in welchem die Herren an rohgezimmerten Tischen saßen.

„Honny soit qui mal y pense!" rief ich, meine allerdings ungewöhnliche Ampulla auf den Tisch setzend. Drei Terrinen garnirten jetzt den Tisch und der Großherzog war der erste, der seinen leeren Feldbecher ergriff und ihn mit dem allerdings ganz passablen Rothwein füllte.

„A la guerre comme à la guerre!" rief er lachend seinen hohen Gästen zu, und das Frühstück verlief in schönster Laune.

Als ich am Abend in mein Quartier zurückkehrte, sah ich meinen Burschen vor einem colossalen Feuer an dem großen Bauernkamin sitzen, das von langen Holzkloben genährt ward. Er habe Hunger, klagte er, aber das Rindfleisch liege nun schon vier Stunden im Topf und wolle nicht gar werden. — Es war auch am Morgen, als wir in Nacht und

Nebel aufbrechen mußten, noch nicht gar geworden, aber er steckte es doch in seinen Brodbeutel.

Am zweiten Abend lagen wir in dem Dorfe Illiers, das sich in einer einzigen Straße am Walde hinstreckte. Mr. Hance, der Secretär der amerikanischen Gesandtschaft, war mir gefolgt; da ihm indeß von den Feldgendarmen kein Quartier in den kleinen Häuschen angewiesen worden, rieth ich ihm, er möge das neben wir nehmen, das ja leer sei, und so that er, während ich zur Mairie, dem Gemeindehause, ging, um, wie dies öfter geschah, bei Ausschreibung der Requisitionen zugegen zu sein, denn durch langjährigen Aufenthalt in Paris wußte ich mich am besten mit den Eingeborenen zu verständigen.

Hier, in Illiers, mußte nun den armen, schon stark heimgesuchten Bewohnern eine schwere Lieferung Brot abverlangt werden. Der Bäcker erklärte dies für unmöglich, er habe ja kaum noch Mehl für einige Tage übrig behalten. Der Mann war sichtbar in Verzweiflung, und so ward es mir denn möglich, das verlangte Quantum auf die Hälfte herabzumindern. An der Thür des Mairiezimmers preßte mir die Tochter des Bäckers mit Thränen in den Augen dankbar die Hand.

Tiefe Nacht war es schon, als ich mein armseliges Quartier suchte, dessen Bewohner natürlich geflohen. An der Thür der Hütte stand Mr. Hance, auch mit verzweifeltem Gesicht.

„Was ist Ihnen?" fragte ich.

„Ach, wo soll ich bleiben?" rief er in seinem schlechten Deutsch. „Komm' ich da drüben in das einzige Zimmer, bellt ein Kind!"

Ich trat über die Straße in das Haus des Bäckers und erzählte der mich empfangenden Tochter davon, daß die Leute drüben in eiliger Flucht ihr Kind vergessen haben müßten. Sie holte es und trug es in ihr Haus.

Kaum eine Stunde darauf, als ich mich auf das elende Strohlager gestreckt, pochte es an mein Fenster. Ich sah im Dunkel nur die Umrisse einer Frauengestalt und öffnete dasselbe.

„Monsieur, il y a danger!" flüsterte, über die Schulter nach der Waldseite deutend, die Bäckerstochter warnend in ihrem Dankbarkeitsgefühl und verschwand. Ich eilte, um dem Großherzog dies zu melden.

„Sie hat allerdings Recht!" sagte der hohe Herr, der noch mit dem Generalstabs-Chef und einigen Offizieren da saß. „Es haben sich feindliche Kürassiere an der Lisière gezeigt; es ist aber schon das Nöthige geschehen und sie haben sich zurückgezogen."

„So dankbare Bäckerstöchter gibt es nicht viele in Frankreich," brummte einer der Offiziere. Und diese mußte in der That ein edles Gemüth haben, denn als wir am frühen Morgen abrückten, stand sie in der Thür, das Kind auf dem Arm, wohl um mir anzudeuten, daß es in guten Händen sei.

Aus der Hauptstadt.

Theophrastus Bombastus Miquelinus.

Von der Säcularfeier eines wunderlichen Wundermannes ist jüngst unterm Strich und in wissenschaftlichen Sonntagsbeilagen viel die Rede gewesen; es gab keine gut geleitete Provinz-Feuilletoncorrespondenz, die nicht der geradezu unsterblichen Verdienste des Theophrastus Bombastus Paracelsus, dieses medizinirenden Alchymisten, theophrastisch bombastisch gedacht hätte. Ich will den Gentlemen, vor denen kein halbwegs renommirter Todter Ruhe in seinen sechs Brettern hat, die mit geschäftiger Gier nach Gedenktagen vermoderter Größen ausspähen und erst Verstorbenen gegenüber lebendig werden, ich will diesen pietätvollen Gentlemen nicht in's ohnehin kümmerliche Handwerk pfuschen; es ist ein apartes Metier, unserer Yoricks' Schädel Jahr um Jahr den geschätzten Abonnenten zum Angaffen hinzureichen und für den erklärenden Text fünf bis sechs Pfennige die Feuilletonzeile zu nehmen. Wer sich für meinen Paracelsus interessirt, den verweise ich auf den Urquell aller Journalistenweisheit, auf Meyer's siebzehnbändiges Lexicon; was darin steht, das ungefähr sagt der Feuilletonist auch, nur mit ein wenig anderen Worten. Und ich persönlich möchte an dem curiosen Abenteurer nur einen ganz beiläufigen Zug hervorheben. Ihm war in der Nacht mittelalterlichen Aberglaubens die schöne Gabe verliehen, unbeirrt durch tausend Pfuscher und Dilettanten um sich her nach der Wahrheit suchen, ihre ersten Lichtstreifen fern im Osten sehen zu können; bei ausgeprägtestem Erwerbssinn verließ ihn doch niemals die reine Freude an der Erkenntniß und die Lust, ein Kämpe der Zukunft zu sein, ihre Fackel, soviel an ihm lag, zu entzünden. Und als Majestäten: „Sie sind mein Mann!" zu dem Ausgereisten sagten, da ging er mit doppeltem Eifer an's Werk; er leitete eine neue Epoche der Heilkunst ein, wagte Unerhörtes und gewann. Jahrelang sonnte er sich im Glanze allerhöchster Huld, trug pomphafte Hoftracht, fehlte nicht bei Fackeltänzen und gefiel sich so gut darin, daß er schwor, nimmer von hier zu scheiden. Höfische Kabalen legten der Fortführung seiner heilsamen Arbeit Hindernisse in den Weg, er mußte seiner Methode entsagen, Kuren nach altem, barbarischem Brauch machen — und er that's, nur um liebgewonnene Würden nicht zu verlieren. All seine gewaltige Kunst und Geschicklichkeit verschwendete er nun darauf, recht elegant und geistvoll Kunststücke der alten Schule auszuführen, die er doch im Herzen verachtete, die er längst überwunden hatte.

Thät ich mich Ludwig Fulda nennen und räuge mit artigem, anschmiegsamem, nachäffendem Talentlein um den Preis, zu dem der Gigant Schiller seinen neuerdings viel gemißbrauchten Namen hergeben mußte, ich wählte mir den Theophrastus Bombastus Paracelsus in jener Periode seines Lebens zum Helden eines klingenden Märchenspiels. Wie einem aufhorchsamen und verständnißinnig grinsenden Publikum König Astolf in Unterhosen vorgeführt und, mit leider allzu lendenlahmem Können, die Tragikomödie des Cäsarenwahns gezeigt ward, so benutzte ich dann den Paracels. Zeit: Mittelalter. Ort: Eine Hütte am Berliner Kastanienwäldchen. Und amüsanter noch als der mangelhaft bekleidete Monarch Cyperns wäre der sozialreformerische Steuerdoctor, der seine sogenannten Ideale für ein Paar Escarpins hingibt und seine Sozialreform behutsam in den Taschen des goldgestickten Ministerfracks vergräbt.

Des Paracelsus' Schicksal hat nach ihm ja so mancher getheilt, der sich als Arzt am menschlichen oder am staatlichen Organismus versuchte und bei allen guten Absichten, aller hohen Begabung schließlich nichts als ein brillanter Hokuspokusmacher mehr ward. Der nicht den Hochmuth, den hohen Muth des echten Weisen hatte, sich von parfümirter Hosluft und glatter Verständnißlosigkeit in weißen Glacées betäuben, beschwatzen ließ und ein Opportunist wurde, ein Entgegenkömmling. Der seine ungewöhnliche Kraft in einer einzigen Großthat ausgab und, was übrig geblieben war, an die Neubelebung alten Plunders vergeudete. Der bei einer neuen Zeit hätte Pathe stehen sollen und dann seine Talente dazu mißbrauchte, Ruinen auszubauen . . .

Siehe hier, Johannes Miquel von Frankfurt, in den Spiegel . . .

Ein Communist a. D. Sehr schön. Was trübselige Witzbolde an dem klugen Manne verhöhnen, ehrt ihn ja gerade, beweist, daß er einmal jung und thöricht genug war, auch an verrückte Ideale zu glauben, daß er aber auch fähig war, ihre Tollheit noch bei Zeiten klar zu erkennen. Herr Singer freilich, der neuerdings wieder sehr pomphaft gegen die Arbeiterschweiß-Fresser donnert und damit das alte Sprüchwort zu Schanden macht, wonach eine Krähe der anderen die Augen nicht aushackt und ein Nähterinnenausbeuter nicht den anderen brandmarkt, Herr Singer freilich hat die umgekehrte Entwickelung durchgemacht. In der Jugend praktische, o, überaus praktische Handlungen, und im Alter die Dummheiten. Nun, das ist schließlich Geschmacksache. Von den vielen Hundert Büchern, womit Hänschen Miquel sich zur Ueberwindung der sozialdemokratisch-communistischen Lehren verhalf, hätte er nur die paar Bände Rodbertus zu lesen brauchen und dann viel Geld und viel Verdruß gespart; aus diesen antisozialistischen, sozialaristokratischen Schriften hat die Sozialdemokratie zwar die große Mehrzahl ihrer vernünftigen Forderungen gezogen, aber die Quelle nennt sie ihren Anhängern mit guten Gründen nicht. — Einige Hundert Bücher liegen dem sie Genießenden schwerer im Magen als Feiertagskuchen und Sylvesterkarpfen, besonders wenn's Bücher lyrischer oder nationalökonomischer, d. h. mit einem Wort zu fünf Sechsteln unsinniger Art sind, und ich wundere mich gar nicht, daß es unserem Hans darnach von alledem sehr dumm ward, daß er richtig grundfalsche Ansichten herauszog. So z. B. die wonnige Weisheit, mit dem Wohlstand eines Landes steige auch der Arbeitslohn alldaselbst. O Teophrast Bombast! Die Spitzbuben aller Länder haben sich dahin geeinigt, den Bestohlenen immer fünf Procent vom Raube zurückzugeben, und natürlich, je mehr sie stehlen, desto mehr empfangen die Bestohlenen wieder . . . Das ist eine hübsche Probe aus dem angekündigten Buche Miquel's über den Sozialismus; aber daß er es bei Braun und Schneider in München erscheinen lassen will, hatt' ich vorher nicht gewußt . . . Wie dem auch sei, aus den Irrthümern einer studienfrohen Jugend, über Bankdirector- und Oberbürgermeister-Sessel hinweg sprang Johannes in's Ministerium. Teophrast zeigte, daß er ein schöpferisches Genie war; Deutschland durfte bis vor einem halben Jahre bannig stolz auf diesen Finanzer und Doctor sein. Paracelsus stand im Zenith seines Könnens. Er drückte das Einkommensteuer-Gesetz in Preußen durch, dies prachtvolle Gesetz, in der Urform aus einem Guß; er that die sozialreformerischste That des neuen Kurses, vollbrachte sie, wie das hier zu Lande seit Jahrzehnten bei allen Fortschritten der Fall ist, mit Hülfe der „reactionären" Parteien, gegen die Stimmen der unerschrockenen Vorkämpfer des großen liberalen Gedankens, gegen die nun in Geldsack und Asche trauernden Hohenpriester Mammonia's. Die Vermögenssteuer ergänzte harmonisch den stolzen Bau der Miquel'schen Reform, und wenn der Unverstand und die kurzsichtige Thorheit erbweiser Herrenhausmitglieder, die nicht wußten, daß noblesse oblige, auch die unumgänglich nothwendige Erbschaftssteuer verdarben, man durfte doch vertrauender Hoffnung voll sein und erwarten, daß der Wundermann bei nächster Gelegenheit im Reiche nachholen würde, was in Preußen noch fehlgeschlagen war.

Man durfte es hoffen. Mich, der es nicht that, haben wackere Leute damals hart befehdet, als ich zwischen Theophrast Miquel und dem Finanzminister Hecker seligen Angedenkens Parallelen zu ziehen wagte. Heute werden die wackeren Leute meiner Ansicht geworden sein, und ich darf melancholisch triumphiren. Herr Miquel geht nun den breiten Weg aller Gelegenheits- und Verlegenheits-Politiker. Kabalen und Strömungen sonderlichster Art, Befürchtungen, denen erst Herr von Crailsheim und dann Herr Pindter ihre gewichtigen Stimmen liehen, entmuthigten den genialen Finanzer, der mit fester Hand, mit sicherem Blick die ersten sozialen, die progressiven Einkommensteuergesetze gewagt und damit enorme Mehrheiten um sich gesammelt hatte — Mehrheiten, wie sie jeder sozial gesinnten und wirkenden Regierung sicher wären. Der Mann, der Könner Miquel ist vor Nichtskönnern und Dilettanten, die durch ein nationales Unglück seine Kollegen wurden, zurückgewichen. Und wie der einsichtige, aber schwächliche Hecker nach mißlungenem, ersten Anlauf den Schüler Colbert's verleugnete und dem blöden Klasseninteresse der Leute zu lieb handelte, die sich später in dem erhebenden Bewußtsein den Kopf vor die Füße legen ließen, durch ihre beschränkte Habgier zwar das Leben verloren, aber hundert Mark Steuern jährlich gewonnen zu haben, so thut jetzt Theophrastus, der preußische Steueralchymist.

700 Millionen indirecter Abgaben lasten auf dem deutschen Volke, und sie lasten, daran kein Zweifel, auf den Schultern der Allerärmsten. Unsere indirecten Steuern sind Kopfsteuern grausamster Art. Jeder Deutsche, ganz gleich, ob er jährlich Krupp's 16 Millionen zu verzehren hat oder ob er sich unglücklicher Weise mit 200 Mark p. a. begnügen muß, hat 12 Mark indirecter Abgaben zu erlegen, damit basta. Nichts einfacher. Aber auch nichts brutaler. Der Starke zahlt von seinem Einkommen immer den 100,000., der Schwache immer schon den 16. Pfennig. Und in einer Zeit, deren soziales Gewissen erwacht ist und mit Donnerstimmen redet, will man die Last der Aermsten noch vermehren und ihnen gar schon den 14. Pfennig nehmen! Daß Graf Caprivi für diese schrecklichen Zahlen kein Verständniß besitzt, daß sich die fünfundzwanzig deutschen Finanzkollegen Miquel's vor ihnen nicht entsetzen, das wird Niemanden Wunder nehmen. Aber Herr Miquel hat mehrere Hundert Bücher gelesen, also quasi doch etwas gelernt. Er weiß, wohin die Fahrt geht. Er weiß auch, daß eine Reform der Reichsfinanzen nur möglich ist auf der Basis einer Reichseinkommen- oder Reichserbschaft-Steuer. Daß man daran denken muß, die schwachen Schultern zu entlasten und ihren Eignern zurückzuerstatten, was sie im Interesse deutscher Landwirthschaft und Industrie an Zöllen zu erlegen haben. Trotzdem will er ihnen weitere 60 bis 100 Millionen aus den zerlumpten Taschen ziehen. Vielleicht gelingt's ihm. Von unserem Reichstag darf man ja alles erwarten, und besonders die Polen, die jetzt fürchterliche Rache für jahrelange Unterdrückung an uns nehmen, indem sie begeistert allen unheilvollen Regierungsvorschlägen zustimmen, die Polen sind für Bilder und gute Worte immer zu haben, wenn ein neuer Nagel zu unserem Sarge geschmiedet werden soll. Und man könnte heute fast von einer Dampf-Nägelfabrik sprechen . . .

Da ist das Bier. Da ist auch der Tabak. Grasgrüne Dilettanten innerhalb und außerhalb des Reichsschatzamtes sind entschieden dafür, schon um des allerdings ausschlaggebenden Grundes willen, daß sie selber weder Biertrinker noch Raucher sind. Also besteure man, wenn nicht das eine, so doch das andere. Börsen- und Weinabgaben, in schnöder Heuchelei nach moderner Art „progressiv" gestaltet, müssen das Gebäude ornamental schmücken, in dessen Errichtung Theophrast der Fackeltänzer die letzte Aufgabe seines Lebens erblickt. Verblüffend und komisch zu gleicher Zeit wirkt es, zu sehen, wie all' unsere Finanztalente Blindekuh mit der Weisheit spielen, wie sie sich in Steuervorschlägen erschöpfen, sich gar absurd gebärden und das Nächstliegende, Nothwendige nicht sehen. Da befürwortet, wer nur die Pferdebahn benutzt, hohe Taxen auf Equipagen, und wer seine Thierfreundschaft auf fette Hasen und Mastgänse beschränkt, wünscht Besteuerung der Singvögel, mit alleiniger Ausnahme der allerdings sehr schmackhaften Krammetsvögel. Und die Uneigennützigen, die ihr Mittagsschläfchen lieben, sähen gern das Klavier über sich besteuert; der oder jener, dem seine Heirathsannonce ein Weibchen gebracht hat, möchte sich gern furchtbar rächen und schlägt eine schwindelnd hohe Inseratsteuer auf. Sie suchen alle, die Finanzcapazitäten en miniature, und sie müssen den Blick sehr eifrig auf die Erde richten, um die Reichseinkommensteuer nicht zu sehen, die vertrackte, entsetzliche. Jedem ist's eine Wollust, dem Nebenmann möglichst zerquetschende Steuern aufzupacken; aber Jeder wanderte lieber aus, sei's auch nach Kamerun, wo eine Hand voll emanzipirter, hoffentlich bewaffneter Weiber, die deutsche Regierung verjagt und alle ihre Geschütze erobert hat, wenn er etwa noch ¼—⅓% seines Gesammteinkommens zur Ehr und Wehr des Vaterlandes hingeben sollte.

Alle Parteien schwärmen derzeit in den herzerhebendsten Wendungen vom Schutz der Arbeit und des geliebten kleinen Mannes; jedes Programm singt dem Mittelstand hinreißende Dithyramben innigster Zuneigung. Und doch lehnt sich gegen die anachronistischen, mittelstands- und arbeiterfeindlichen Steuervorlagen einer mehr als schlecht informirten Regierung fast keine Partei aus sozialer Einsicht, sondern allein aus Furcht vor den wüthenden Wählermassen auf. Nur die Sozialisten und die Antisemiten haben verstanden, worum es sich handelt. Bei den Andern ist Niemand, der etwa so spräche: Die Militärvorlage ist eingebracht worden zum Schutze des Vaterlandes, des persönlichen Eigenthums. Die 60 Millionen, die sie kostet, sind eine Assecuranzgebühr, ersparen den Besitzenden vielleicht fürchterliche Verluste. — Nun steht der unbegüterte Bürger für das Eigenthum, daran er keinen Antheil und kein Interesse hat, dank der allgemeinen Wehrpflicht schon mit seinem Blute ein; ja noch mehr, die Wehrpflicht bedeutet für ihn eine directe Vermögensconfiscation auf mehrere Jahre, während sie dem Reichen schlimmsten Falls eine vorübergehende Unbequemlichkeit ist. Was das Militär an Vortheilen bietet, Schutz der Habe, angenehme gesellschaftliche Stellung, Pfründen für seine Offiziere — alles kommt den besitzenden Klassen zu Gute, die Lasten aber und alle die Mühe trägt ergeben unser armes Volk. Wer von Euch Reichen ist nun schamlos genug, diesen Aermsten nun auch noch die Geldkosten der neuen, allein in Eurem Interesse vorgenommenen Heeresverstärkung aufbürden zu wollen? Wer von Euch erkennt nicht, daß es eine einfache Pflicht des Anstandes ist, Dinge, die man für sich braucht, auch selbst zu bezahlen? Nehmt Euch doch ein Beispiel an den opferfreudigen Berliner Millionenbörsianern, die zum Besten der Agitation für die Militärvorlage ganze 6000 Mark hergaben und nun, da sie angenommen ist . . . energisch gegen die Börsensteuer protestiren! — —

Reichseinkommensteuer oder Reichserbschaftssteuer in englischer Höhe! Sie decken, bei mäßigen Sätzen, doppelt und dreifach alle Kosten, sie ermöglichen Miquel's Reichssteuerreform in einer Miquel's würdigen Weise.

Jeder gebe seinen Pfennig nach seinem Vermögen. Die Armuth will nichts geschenkt, aber sie will auch nicht höher belastet sein als der üppige Reichthum. Deutschland soll kein Klassenstaat sein und bleiben, darin die Bienen für die Drohnen, die Ameisen für die Grillen Steuern bezahlen. . . . Hätte Necker vor nun einem Jahrhundert seine Steuerreformen durchgedrückt, andere soziale und politische Reformen würden diesem ersten Glied in der Kette mit Naturnothwendigkeit gefolgt sein und die vernichtende Katastrophe von 1793 wäre nicht hereingebrochen über Sodom und Gomorrha.

Theophrast Miquelinus, besinne Dich, wenn nicht auf Dich selbst, so doch auf Deine Zeit — auf unsere Zukunft! Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Sappho. Sittenbild von Alphonse Daudet und Adolphe Belot. (Neues Theater.) — Der Mustergatte. Schwank von Albin Valabrègue. (Residenz-Theater.) — Der Herr Senator. Lustspiel von Franz v. Schönthan und Gustav Kadelburg. (Deutsches Theater.)

Der beste Berliner Bühnenleiter, Herr Lautenburg, hat im Neuen Theater der 100. Aufführung der „Jugend" Belot's Dramatisirung des bekannten Romans von Daudet nachfolgen lassen. Auch eine Dummejungenliebschaft, aber ohne jede Heirathsabsichten, „un travestissement de mariage et de ménage", ein heftiges Plaidoyer gegen die wilden Ehen, „für meine Söhne, wenn sie zwanzig Jahre alt sein werden", aber sonst eine Warnungstafel für das ganze junge Frankreich. Der Bearbeiter hat sich mit Liebe seiner Arbeit gewidmet, aber sie ist darum doch nicht gut geworden. Es gibt überhaupt nur zwei Dramatisirungen, die besser als ihre Romanvorlage sind: Augier's „Gendre de Monsieur Poirier", nach Sandeau's „Sacs et Parchemins" und des jüngeren Dumas „Kameliendame". Alle anderen Adaptionen sind kaum den Kleister werth, den sie gekostet haben, und compromittiren nur das Romanoriginal. Auch in der Bühnen-„Sappho" wird plump, unlogisch und brutal, was im Buche zart, natürlich und ergreifend war, und wieviel Schönheiten mußten der Theaterschere zum Opfer fallen! So das entzückende Bild des ersten Kapitels, wo Jean Gaussin Fanny Legrand auf dem Maskenballe kennen lernt und sie die vier Treppen seines Studentenheims — erst Lust, dann Last — emporträgt, eine Symbolisirung ihrer ganzen Liebesgeschichte. Fort sind auch die lustigen und traurigen Typen: Potter und seine zwei Frauen, der Holländer, der sich nur für den Preis der Kartoffeln interessirt, die Zitherspielerin Fräulein Minna Vogel aus Stuttgart und ihr schwindsüchtiger Bruder, der bloß auf einer eingebildeten Clarinette blasen darf, — aber auch wichtigere Personen vermissen wir, wie den alten Papa Gaussin, seine geistesverwirrte Frau und Jean's kleine Schwestern, den wackeren Doctor Bouchereau, und aus seiner keuschen Tochter Irene, die wie ein süßer Schatten durch den Roman der sündigen Liebe huscht, ist eine gleichgültige Bühnencousine geworden. Schlimmer ist, daß die dramatische Handlung noch ganz den epischen Charakter der Vorlage beibehalten hat, in Folge dessen auch jeder Act mit einer Exposition beginnt, die nothdürftig die Wandlungen der Menschen und Dinge zu erklären sucht. Sogar das Centrum der Handlung wird ein anderes. Im Buch ist der Held Jean Gaussin, und nur für sein Schicksal fordert der Dichter unsere Theilnahme. Wie genau werden uns seine Gefühle geschildert, analysirt, seine retrospective Eifersucht, sein Leichtsinn, seine Liebe, die immer mehr zur Gewohnheit wird, seine Eitelkeit auf Sappho's frühere berühmte Anbeter; wir kennen jede Falte seines Herzens, wir verstehen und begreifen, warum er immer wieder zu ihr zurückkehrt, und verzeihen ihm, um seiner Jugend willen. Im Stück aber sehen wir nicht seine Liebe, sondern nur seine Schwäche und Brutalität. Wenn er hier aus den Plaudereien seiner Freunde Sappho's Vorleben erfährt und sinnlos davonstürmt, um ihr zu entfliehen, so sehen wir ihn nach einigen Minuten im Hintergrunde nochmals vorübergehen, — nur damit die „Klette" sich wieder an ihn hängen kann. Wie ganz anders motivirt der Roman diese feige Rückkehr in's collage: er ist allein, er hat kein anderes Heim als jenes, wo Sappho seiner harrt, schon aus Gewohnheit und aus Sehnsucht nach dem Neste muß er zu ihr zurück. Dort ist also Nothwendigkeit, was hier nur ein wirksamer Actschluß sein soll.

Die Aufführung von Halbe's „Jugend" war in Regie und Be-

setzung vielleicht die großartigste Theaterleistung, die man je in Berlin gesehen hat. Bei „Sappho" hat Lautenburg nicht seine beste Kunst gezeigt. Das waren alles keine leichtblütigen Pariser und Provenzalen. Oelsema sah aus wie der Pfaffe in „Jugend", der practische Maler Déchelette wie ein Kaufmannsdiener vom Rosenthaler Thor und Herr Rittner spielte schon wieder den Primaner. Nur Fräulein Bertens in der Rolle der Réjane brachte die Scenen der leidenschaftlichen Wildheit sehr ergreifend zur Darstellung. Sie ist die Heldin und das einzig Interessante am ganzen Stück. Nun aber die wunderlichen Mißgriffe der Regie! Statt Pradier's bekannter Sappho-Statue, die unter Caoudal's Werk gemeint ist, träumt Jean Gaussin vor einer nichtssagenden Gipsbüste von seiner Fanny. Und wenn er sich in seinem Lehrbuch vertieft, um die Obliegenheiten der Consulatscarrière zu studiren, so braucht er sich nicht faustisch über einen wurmstichigen Foliband von Nostradamus' eigener Hand zu beugen. Und endlich die elegante Wohnung Jean's, der in einem kleinen Studentenhotel des Lateinischen Viertels zu logiren pflegt! Schon die geblümte provenzalische Kleiderkiste, die der Dichter vorschreibt, paßt ganz und gar nicht in diese „hochherrschaftliche" Berliner Einrichtung.

Ein anderer Provenzale, und zwar ein echter bis auf den Knoblauch in seiner Komik, ist der Possenschreiber Albin Valabrègue. Sein „Premier mari de France" oder der Mustergatte, wie der Bearbeiter den Titel ebenfalls ironisirend verdeutscht, ist ein guter Pariser Schwank, der leider nur mit allzu verbrauchten Mitteln arbeitet, um besondere Zugkraft zu versprechen. Der angebliche Mustergatte, von seiner Frau als treuester Ehemann Frankreichs sehr zu Unrecht vergöttert, ist diesmal der Schwiegerpapa, während der von ihr beargwöhnte und verfolgte Schwiegersohn in Wirklichkeit den Tugendpreis verdient, wenn auch der Schein gegen ihn spricht. Das Telephon ist schon wieder einmal Schuld daran. Mamsell Clementine gab nämlich durch den Fernsprecher nicht dem braven Schwiegersohn, sondern dem Schwiegervater ein Rendezvous, aber die mißtrauische Mama Malivaud verwechselt dies und eilt in Ermangelung von Geld mit einer echt Corot'schen Landschaft unterm Arme zu dem Dämchen, um den Gemahl ihrer Tochter freizukaufen. Gleichzeitig stürmt auch der Schwiegersohn zu der Circe, um sich bei ihr ein Unschuldsattest zu holen, und am Ende steht er in aller Unschuld, aber hemdärmelig neben der bedenklich decolletirten Horizontalen, während von links und rechts die Zeugen herbeieilen, um das im Code Napoléon vorgesehene flagrant délit zu constatiren. Der dritte Act bringt die Lösung aller Mißverständnisse, und, um ihn zu füllen, eine neue Verwickelung. Die Courtisane hat den Mustergatten und einen anderen Liebhaber summarisch mit den Worten: „Mein Vater" einander vorgestellt, so daß jeder von ihnen den anderen für diesen Papa hält und ihn ehrfurchtsvoll (!) behandelt. Und noch ein Trugschluß zu guterletzt: der entlarvte Mustergatte gibt vor, den Schwerenöther nur vorgespiegelt zu haben, um die Ruhe und das Eheglück seiner Tochter nicht zu stören. Die betrogene alte Frau muß sogar vor ihrem sie betrügenden Gatten niederknien und ihn um Verzeihung bitten. Die Zuschauer im Residenztheater schienen dies ganz in der Ordnung zu finden, und wieherndes Gelächter bejubelte diese Demüthigung einer Schwiegermutter. Es ist doch ein Trost, daß es noch Leute ohne Vorurtheil gibt!

Dem erfolgentwöhnten Schönthan hat das Weihnachtspublikum des „Deutschen Theaters" eine kleine Freude bereiten wollen und deshalb ihn wie den neuerdings unvermeidlich werdenden Mitverfasser und Stückverderber Kadelburg jauchzend mit Lorbeern überschüttet. Wofür? Der Berliner „Vorwärts" zwar, der verständnißvoll alle dramatische Kunst danach beurtheilt, ob sie dem schändlichen Bourgeois eins auswischt oder nicht, zählt „den Herrn Senator" deshalb zu den besten Komödien unserer Epoche, weil ein Hamburger Protz und Ausbeuter darin lächerlich gemacht wird; andere, mehr großstadtluftige Organe der öffentlichen Meinung nicken beifallig mit dem Haupte, weil ein Berliner Schwerenöther spielend alle Schwierigkeiten löst, Freunde und andere liebe Menschen aus tausenderlei Verdrießlichkeiten befreit, dem bewußten Hamburger Protz die Flötentöne in unglaublich dreister Manier beibringt und schließlich sogar, ihm zum Trotz, sein jüngstes Töchterlein heirathet. In welcher Welt die Schönthan'schen Menschen leben und die immer lachenden, immer zielbewußten Alleskönner Kadelburg's, darüber haben die beiden geachteten Autoren gewiß noch nie nachgedacht, und so wollen auch wir uns die Mühwaltung ersparen; aus welchen Lustspielen und Schwänken sie aber diese Menschen und Situationen „entlehnt" haben, der Nachweis wäre bald geführt. Sehr unerfahrene Theaterbesucher gewinnen vielleicht der Idee noch Geschmack ab, daß ein schlauer, alter, eingebildeter Geldfuchs seine nicht minder eingebildete Tochter einem hergelaufenen, geradezu idiotisch dummen und weibisch furchtsamen Studenten zur Gattin gibt; daß ein Ehemann aus Furcht und Respekt vorm Schwiegervater seine Frau nicht zu berühren wagt; daß eine Hamburger „Geschlechterin" gekennzeichneter Art sich in funf Minuten durch ein albern erzähltes Gleichniß „umwandeln" läßt, und das von dem aufdringlichen Allerweltskerl aus Berlin. Kadelburg's Bühnengedächtniß in allen Ehren, aber er thut sehr Unrecht damit, alle Scenen, deren er sich aus einst beliebten Lustspielen und Possen noch dunkel erinnert, seinen hoffentlich ahnungslosen Collaboratoren als funkelnagelneu und eigener Phantasie entsprungen aufzuschwatzen: „Der Herr Senator" trägt alle Merkzeichen des fürchterlichen „Mauerblümchens". Mühsam zusammengestohlen, das Gestohlene plump zusammengeklebt; vereinzelte niedliche Einfälle unendlich breit ausgesponnen, ein Witz zu zwei langen Scenen ausgereckt; die möglichen Auftritte flach langweilig und ohne Humor, die komischen unmöglich. Das Ganze wie eine Posse für Baby-Theater: man kennt die Puppen alle, man durchschaut ohne Weiteres die Absichten der Verfasser, den Plan der naiven Handlung, überall kindlichste Einfachheit, kunstlose Schiebung; die Geschichte leiert sich wie ein automatisches Spielzeug ab. Das Publikum aber lachte. Weihnachten ist ja das Fest der Kinder. . . .

Eine „Symboliker"-Ausstellung.

Was sind „Symboliker"? Ich weiß es nicht. Und jetzt, wo ich diese Ausstellung gesehen habe, weiß ich es erst recht nicht. Zwar ist mir nicht unbekannt, daß man seit einer Reihe von Jahren von „Symbolismus" spricht, neuerdings sogar in Berlin. Aber ich habe in diesem Wort immer nur einen Verlegenheitsausdruck sehen können, wodurch man sich zu bemerken erlaubte, daß jetzt genug des Naturalismus sei, und nun etwas Anderes komme. Dieses „Andere" mußte einen möglichst entgegengesetzt klingenden Namen haben, und so taufte man es „Symbolismus". Es gibt voraussichtlich einige Menschen, denen das Aeußere und Vergängliche nur so weit Werth hat, als es ihnen zu einem Symbol für etwas Geistiges und Ewiges wird — und es gibt andere Menschen, denen die Natur in der unscheinbarsten ihrer Hervorbringungen etwas so unbedingt Heiliges ist, daß ihnen die schlichteste und treueste Wiedergabe das Höchste dunkt. Beiderlei Menschen können echte und geborene Künstler sein, und mitunter gibt es wohl auch den Einen oder Anderen, der beide Empfindungsweisen kennt und reproducirt, sei es in verschiedenen Lebensphasen, sei es in der wechselnden Laune seiner Stimmungen — und dieser Dritte braucht nicht einmal ein größerer als die beiden Anderen zu sein, noch auch ein kleinerer: es kommt Alles auf die künstlerische Ehrlichkeit an, die zulängliche Begabung natürlich vorausgesetzt.

Das sind einige allgemeine Betrachtungen, die ich hier nicht unterdrücken mochte. Ich wende mich jetzt zu der Gurlitt'schen Ausstellung und lasse Symboliker Symboliker — oder auch meinetwegen „Symbolisten" — sein, und thue damit, wie ich mir einbilde, den Malern, den Lesern und mir selbst einen Gefallen. Letzteres sogar ganz bestimmt.

Es sind einige Bilder da, über die ich schon von München aus berichtet habe, z. B. die Pietà von Habermann und einige Sachen von Toorop. Auf Habermann zurückzukommen habe ich keinen Anlaß. Ueber Toorop dagegen einige Worte, schon weil er es mit dem Symbolismus ernst nimmt und wirklich etwas ganz Anderes malt als er meint. Man kann an ihm studiren, wie durch consequente Symbolisirung die Realität vernichtet wird und das Lebensblut zu Eiszapfen gerinnt. Trotzdem hat der Mann etwas ungemein Fesselndes, und nachdem ich ihn jetzt fast ein halbes Jahr lang nicht gesehen und doch von Zeit zu Zeit ein wenig über ihn nachgedacht habe, kommt er mir vertraulicher und verdaulicher entgegen als vordem. Zwar, über seine Spintisiereien nachzugrübeln, muß ich kühl ablehnen. Das sind Privatangelegenheiten des Malers, in die ich mich nicht hineinmengen mag. Aber was er, jenseit aller Philosophasterei, durch reine Linien und farbige Wiedergabe visionärer Eindrücke sagt, das verräth doch eine starke Künstlerader. Er hat in der That in seinen geschweiften und gezackten Linien eine Art Symbolik, insofern er dadurch auf die Nervenempfindung einwirkt und hierdurch parallele Vorstellungen erweckt: die geschwungenen Linien von etwas Rauschvollem, Prächtigem, stolz Einherwogendem, die zackig geschweiften von etwas innerlich Gebrochenem, Lebensunfähigem, sich ohnmächtig Krümmendem. Außerordentlich weiß er in leicht gezeichneten Köpfen (z. B. der „drei Bräute") eine concentrirte Lebensstimmung zum Ausdruck zu bringen: so in ein Auge die tiefste Seelenangst oder die fühlloseste Gemüthsverhärtung zu legen, das vermag nur ein Künstler, dessen visionäre Kraft das Durchschnittsmaß übersteigt.

Toorop's Bilder sind das Wunderlichste auf dieser Ausstellung, Walter Crane's „Rosse des Neptun" sind ihr künstlerisch Vollendetstes. Nur einem so völlig geistverlassenen Kunstfremdling wie dem Kritiker des „Berliner Tageblatts", dem spaßhaften Herrn „R. S.", konnte es einfallen, in diesen herrlichen Sturmhengsten „dressirte Circusschimmel" zu erblicken: es gehört viel senile Unverfrorenheit dazu, eine solche Dummheit drucken zu lassen. Gott sei Dank hat es Walter Crane nicht nöthig, um die Gunst eines Reklamekönigs zu betteln: er ist eine europäische Kunstgröße von befestigtem Ruf, und seine grandiose Meeresdichtung ist dieses Namens wahrlich nicht unwürdig. Eine Sturzwelle rollt an den Strand, und dicht vor dem Umkippen hebt sie sich noch einmal gischtspritzend empor. Wie dieser spritzende Gischt sich vor dem Auge des Malers auf der ganzen Wellenlinie in weiße Pferdeköpfe und anspringende Pferdebeine verwandelt, darin zeigt sich die höchste Kraft symbolisirender Naturbetrachtung. Und welche Wildheit steckt in diesen Rossen! Wie unbändig und unaufhaltsam stürmen sie an, einander überstürzend, angetrieben von dem Ruf ihres wetterbraunen Lenkers, des zornigen Meergottes mit dem wallenden Weißbart. Und allenthalben, wo weiße Wogenkämme aufzischen aus dem Stahlblau des anrollenden Meeres, da wiehern Pferdehäupter in fliegender Hast, sodaß der Eindruck von entfesselter Naturkraft nicht für die Augen allein, nein, auch für die Ohren sinnenfällig zu werden scheint. Während Böcklin das Elementare des Meeres in lauernder Tiefe und tückischer Pracht erblickt und es friedevoll-träge malt mit trägen, unheimlichen Tritonenweibern, hat Crane es in seiner stürmischen Unruhe erfaßt und in der ewigen Bewegung der donnernden Brandung.

Gegenüber diesen Beiden ist von Hermann Hendrich's Meeresphantastit nichts zu sagen. Sie ist ohne Größe und ohne tiefere Naturauffassung. Ich dachte früher einmal, daß dieser Maler sich entwickeln

könne, weil ich seine knabenhafte Unreife für Keimansatz hielt. Je mehr ich ihn kennen lerne, desto mehr gewahre ich bei ihm selbstgefällige Schablone ohne künstlerischen Ernst und ohne ehrlichen Lerntrieb. Er macht immer dieselben Fehler und nicht im Mindesten Fortschritte. Merkwürdig, daß seine Bilder nicht besser verkauft werden!

Im Uebrigen ist die Fähigkeit, ein modernes Thema phantastisch zu behandeln oder mit ein wenig Mystik zu verbrämen, allmählich das Gemeingut Vieler geworden, und es ist ein Verdienst dieser Ausstellung, uns das zum Bewußtsein zu bringen. Ich finde aber, daß man eben deshalb um so mißtrauischer werden muß gegen Arbeiten dieser Art, weil die Frage, ob ein selbstschöpferischer Naturtrieb sich darin regt, durchaus nicht immer zu bejahen ist. Oft ist nur ein Bischen Modesucht dabei im Spiel. Ich habe von manchen Arbeiten dieser Ausstellung einen derartigen Eindruck gewonnen, will aber das unfruchtbare Thema nicht weiter verfolgen.

Ich wende mich zu zwei jungen Deutschen, von denen der eine heiß umstritten, der Andere gänzlich unbekannt ist. Beider künstlerische Veranlagung steht für mich fest. Ueber Ludwig von Hofmann für heute nur wenige Worte, weil demnächst, bei Gelegenheit der „XI" über diesen Künstler Ausführlicheres zu sagen sein wird. Die drei Bilder bei Gurlitt charakterisiren den Maler sehr gut nach Seite seiner keuschen Märchenphantasie und seines sensiblen Farbensinnes. Saugt man diesen Duft und diese Zartheit in sich ein, so bleibt nur Eines verwunderlich: wie man Hofmann jemals mit Stuck vergleichen konnte, dem stämmigen Enaksjohn.

Weit eher kann man sagen, daß Fidus mit Hofmann verwandt sei. Beide haben etwas jugendlich Schmächtiges an sich und jene echt deutsche und echt moderne Urweltsehnsucht, die aus der Widerwärtigkeit des gewerbsmäßigen Glücksjägerthums zu paradiesischer Reinheit und Nacktheit zurückstrebt. Hofmann thut das, wie mich dünkt, ganz unbefangen, wie ein Kind, das sich ein schönes, farbenglänzendes Arkadien ausmalt, Fidus mit einem Beisatz von resignationsvoller Melancholie, die sich ihrer Traumverlorenheit bewußt ist und des tiefmysteriösen Unwiderspruchs der Dinge — die aber gerade darum weit ihre Schwingen ausbreitet, um dahinzufliegen über die schlummertrunkenen Lande. Dies verriethen schon seine über alles rühmlichen Vignettenskizzen zu modernen Gedichtbüchern, dies zeigen auch jetzt seine ausgeführten Bilder. „Und wieder einmal schwand die Sonne", schreibt er unter eine bezaubernde Abendstimmung, wo unten, wie ein grünes Meer, ein Wald von Baumwipfeln rauscht, während darüber ein hoher Himmel matt von Wolken überspinnen ist, durch die zagend ein Spätlicht blinzelt. In dieser Aetherstille, fern von Menschen und Welt, fühlt Fidus sich wohl. Da genießt er ganz sich selbst, ein Nachfahre Hölderlin's. Auch ein anderes Abendbildchen mit einem einsamen, überdachten Crucifixlein und einem farbigen Spiel am Horizont zeigt diese Weltverlorenheitsstimmung.

Vielleicht ist Fidus als Maler noch nicht ganz auf der Höhe. Er ist noch ein Lernender und ein Empfangender. Seine Technik ist noch nicht zweifelsohne; die Zeichnung zeigt gelegentlich Fehler, und die Farbengebung hat mitunter etwas Krankliches. Trotzdem baue ich Hoffnungen auf ihn. Er hat eine poetische Feinfühligkeit, die man nicht bei Anderen erlernen kann, sondern die man sich selbst verdankt. In der Conception ist er schon jetzt öfters tief und großartig. Seine Symbolisirung des Lebens — eine Riesensphinx, vor der ein zages, kleines Menschlein kniet, auf einsamem Felsengrat — gehört dahin. Auch daß diese Sphinx nicht das kalt verhärtete Scheusal der Tradition ist, sondern fast ein liebreizendes und noch junges Weib, rechne ich dem Künstler als Feinheit an. Wie furchtbar wirkt in diesem weichen Frauengesicht das weißfunkelnde Auge, wie es undurchdringlich auf den verängstigten Räthselrather da unten gerichtet ist!

Noch feiner freilich hat Ferdinand Khnopff, der Brüsseler Meister, die Sphinxgestalt gedichtet. Da ist kein Fels und kein Frager. Wie im Cylinder einer chemischen Retorte schwimmt da aufrecht, dem Auge kaum unterscheidbar, ein junges, nacktes Weib. Man sieht, wie sie den Kopf leise zurückgebeugt hat und dazu kaum eben vornehm-höhnisch lächelt und mit den Augen matt blinzelt, ein Bischen falsch und ein Bischen lüstern. Aber da ist nichts mit Sicherheit zu entschleiern. Unfaßbar und unberührbar taucht das Weib wie eine Nebelvision vor uns auf, ein Zwitterding von höchster Natur und höchster Kunst.

Franz Servaes.

Notizen.

Der Kastl vom Hollerbräu. Roman von R. v. Seydlitz. (München, Dr. E. Albert & Co.) Ein Münchner Localroman nach Zola'schem Muster. Da kann also nur entweder die Kunst oder das Bier als Milieu dienen. Bisher hatten die Münchner Romanschreiber die Kunst erwählt, allen voran Heyse in seinem romantisch-realistischen Zeitbild: „Im Paradies". Ein anderer geborener Berliner und Münchner aus Neigung Reinhart v. Seydlitz hat sich für das Bier entschieden. Sein Roman ist der erste Versuch einer dichterischen Gestaltung der Münchner Brauwelt und obwohl etwas nüchtern, doch im Ganzen wohlgelungen. Wer seine Schilderungen des Bräuerhandwerks liest, von der Hopfenernte bis zum Ausschank im „Keller", gewinnt einen so vortrefflichen Einblick in die Kunst Jan Primi, daß auch ein Fachmann, wie Julius Thausing dem Verfasser eine gute Censur ertheilen würde. Die Bilder von Sudhaus und Mälzerei, vom Salvatorausschank und Brauherrnhaus haben Leben und Farbe, nur schade, daß über all diesen Aeußerlichkeiten die Menschen zu kurz kommen. Es ist Seydlitz nicht gelungen, seine Handlung glaubhaft zu machen. Daß der Kastl dem albernen Verdacht, Bierpanscherei getrieben zu haben, nicht mit dem einfachen Hinweis darauf begegnet, er habe ja selbst die Untersuchung des Professors erbeten, über diesen faulen Punkt kommt unser Verfasser leichter hinweg, als der Leser. Auch der allzu feuilletonistische Vortrag mit seinen geistreichen oder witzigen Bemerkungen und classischen Citaten paßt nicht recht für einen Roman. Davon abgesehen ist es eine gute Arbeit, die wenigstens innerhalb der blauweißen Grenzpfähle einen Erfolg verdient.

Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum von Gustav Falke. (München, Albert & Co.) Höchstens in den Phantasiestücken finden wir noch Anklänge an die schreckliche „Moderne" und ihr decadentes Stammeln. Die Gedichte in Prosa muthen durchaus poetisch an, und die stolze Absage („Ihr glaubet, ich wäre aus Eurem Holz!) beziehen wir gern auf die Tantamschläger der Jungen und Grünen. Viel Schönes enthalten zumal die Vermischten Gedichte, z. B. des Dichters letzte Stunde, die Welle, das Duftige: „Auf einem anderen Stern". Wie schön in seiner Einfachheit ist „Ein Tageslauf!"

Sitz' ich sinnend, Haupt in Hand gestützt:
Schöner Tag, hab' ich Dich recht genützt?
Einen Kuß auf meines Weibes Mund,
Liebesgruß in früher Morgenstund.
Sorg' um's Brod in treuer Thätigkeit,
Offnes Wort in scharfem Männerstreit,
Einen guten Becher froh geleert,
Kräftig einem argen Wunsch gewehrt.
Leuchtend kommt aus ewgem Sternenraum
Noch zuletzt ein seliger Dichtertraum.
Sinnend sitz' ich, Haupt in Hand gestützt:
Schöner Tag, ich hab' Dich ausgenützt.

Shakespeare. Fünf Vorlesungen aus seinem Nachlaß von Berhard ten Brink. Herausgegeben von Eduard Schröer. (Straßburg, Trübner.) Ein abgerundetes Ganzes, gewonnen aus der tiefsten Erkenntniß des großen Dichters und Sehers. Wundervoll sind namentlich die Homerparalleten: Troilus und Cressida, die geniale Trauerposse mit ihren merkwürdigen Mißverständnissen und Widersprüchen wie Lord Aeneas, Troilus' Aermeltrause, Cressida's Handschuh, Hector den Aristoteles citirend ꝛc. Der Verfasser wendet sich auch gegen jene, die an eine Mehrheit von Autoren denken und die Shakespeare'sche Frage als eine der homerischen analoge hinstellen: „Ich kann in der ganzen Bewegung der Bacon-Theoretiker, so breit sie sich macht, nur ein Curiosum, nur eine Krankheitserscheinung der Zeit erblicken.

Nachbarschaftsgilden. Ein Werkzeug sozialer Reform von Stanton Coit. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. (Berlin, R. Oppenheim, Gustav Schmidt.) — Der Name des Verfassers wird unter den Pionieren der sozialen Versöhnung für immer mit Ehren genannt werden. Nachdem er die Universität absolvirt hatte, begab er sich nach London und sammelte, ein sozialer Heiland, im ärmsten Stadttheil eine Jüngerschaar von jungen Arbeitern um sich, vor denen er gern besuchte Vorträge hielt, an die sich stets lebhafte Discussionen knüpften. Auf solche Weise faßten die Hörer Vertrauen zu ihrem Lehrer, schlossen sich auch zu geselliger Unterhaltung enger ihm an, warben neue Anhänger unter ihren Angehörigen und Nachbarn, und so bildete sich zuletzt eine Vereinigung mit eigenem Clubhaus, Bücherei, Liedertafel, Tanzträncken, Freiconcerten. Man lernte sich also kennen, verstehen, lieben, die Sitten der jungen Leute veredelten sich, in Nothfällen half man einander und gewann im Kampfe des Lebens Rückhalt, Sicherstellung, Zufriedenheit. Coit schuf von hier aus ohne jede fremde Hülfe in Manchester, New-York und anderen großen Stadten Englands und der Union ein weitverzweigtes Netz solcher Nachbarschaftsgilden, die sich immer mehr entwickeln und kräftigen. Sollten ähnliche Vereinigungen nicht auf unsere Verhältnisse übertragen werden können? Ein Versuch wäre im Interesse des sozialen Friedens wünschenswerth.

Ueber den Schlußband des Rougon Macquart „Dr. Pascal" hat die „Gegenwart" nicht allein schon einen kritischen Essay, sondern auch die eigenen Auslassungen Zola's gebracht, so daß wir anläßlich des Erscheinens einer deutschen Ausgabe (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) auf den Roman selbst nicht zurückzukommen brauchen. Doch wollen wir gerne bezeugen, daß die Uebersetzung sich wie ein Originalwerk liest, was angesichts der vielen schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, die eine Verdeutschung gerade dieses Autors bietet, das höchste Lob bedeutet.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Kulturbilder
aus sieben Jahrhunderten
von **Dr. Julius Bintz.**
2 Bände 5 *M.*
Otto Meissner, Verlag in Hamburg.

Soeben erschienen:
Leipziger Philosophen.
Porträts und Studien aus dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart.
Mit einer historischen Einleitung: Die Philosophie an der Leipziger Universität vom 15.—19. Jahrhundert von Dr. **Moritz Brasch.**
XXVIII, 371 Seiten. Vornehm ausgestattet.
Preis des Werkes M. 4.—; eleg. geb. M. 5.20.
Verlag von Adolf Weigel, Leipzig, Wintergartenstraße 4.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Werthvoll für jeden Literaturfreund.
Soeben ist erschienen:
Schillers Sohn Ernst.
Eine
Briefsammlung mit Einleitung.
Von Dr. **Karl Schmidt,**
Oberlandes-Gerichts-Rath.
Mit Bildnissen und 2 Handschriften von Schiller und Goethe.
Ein starker Band br. 6 *M*, geb. 7,60 *M*.
Ein höchst werthvoller Beitrag zur Schillerliteratur.
Das Werk enthält nur bisher noch ungedruckte Briefe; die Handschriften waren bisher noch nicht veröffentlicht.
Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.
Prinzipien der Ethik
und
Religionsphilosophie Lotzes
von
G. Vorbrodt.
Preis M. 3.—.
„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit."
„Post."

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1888.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:
Die kleine Odyssee.
Eine Seegeschichte
von
Heinrich Kruse.
8. Preis geheftet: M. 2.—. In Leinwand gebunden: M. 3.—.

Interessant für Jedermann
ist das soeben in eleganter Ausstattung erschienene Werkchen:
Unser Kalender in seiner Entwickelung von den ältesten Anfängen bis heute. Von **Wilhelm Uhl.** Mit verziertem Umschlag 1 *M* 40 *Pf.*
Kein sich für die Kulturgeschichte unseres Volkes Interessirender wird dieses Büchlein entbehren wollen, das so manches helles Streiflicht auf die Lebensart der Vorvordern wirft.
Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Führer durch Wagner's Opern!
Soeben erschienen:
Der Führer durch die Oper
des Theaters der Gegenwart: Text, Musik und Scene erläuternd.
Von **Otto Neitzel.**
I. Band. Deutsche Opern. 3. Abtheilung:
RICHARD WAGNER's OPERN.
21 Bogen gr. 8°. Geh. M. 4.—, fein geb. M. 6.—.
In den grösseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsenduug des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger.
Inhaltsanzeigen und Besprechungen der früheren Bände, sowie des „Führer durch den Konzertsaal" von *Prof. Dr. Kretzschmar,* auf Wunsch umsonst und postfrei.
Verlagsbuchhandlung von **A. G. Liebeskind**
in **Leipzig,** Poststrasse 9/11.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 2. Berlin, den 13. Januar 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die sozialistischen Bauernbünde in Sizilien. Von Oscar Bulle (Florenz). — Die Reform der Volksvertretung. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Unsere nationalen Wünsche und Oesterreich. Von Saxo. — Kann ein deutscher Bundesfürst englischer Unterthan sein? Von Judex Curiae. — **Literatur und Kunst:** Moderne Musik und Volksthümlichkeit. Von Heinrich Röckner. — Zur Kunstgeschichte. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Die Liebesgabe. Von M. Schoepp. — **Aus der Hauptstadt:** Der Schillerpreis. Von Timon d. J. — Aus den Kunstsalons. (Edvard Munch.) Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Die sozialistischen Bauernbünde in Sizilien.

Von Oscar Bulle (Florenz).

Es regt sich wieder einmal und gährt gewaltig in den Tiefen der sizilianischen Bevölkerung. Die politischen Seismographen haben schon längst auf die Anzeichen aufmerksam gemacht, die gewöhnlich einem großen Ausbruche der vulkanischen Elemente dieses Inselvolkes vorauszugehen pflegen: dumpfes Grollen und Rollen der nothklagenden Stimmen seit langer Zeit, Aufblitzen und Aufleuchten von vereinzelten Flammen des Unwillens gegen ein verständnißloses, nicht einheimisches Beamtenthum, hier und da sogar kleine Ausbrüche des nur gewaltsam zurückgehaltenen Zornes einer seit Jahrhunderten mißhandelten Bevölkerung. Und jetzt, in neuester Zeit, das anhaltende Zittern und Beben des sozialen Bodens, hervorgerufen durch den starken Wellenschlag einer neuen, diesmal die ganze bäuerliche Bevölkerung umfassenden Empörung.

Man kann es den Festland-Italienern nicht verdenken, wenn sie mit großer Besorgniß dieser jüngsten Erscheinung im sizilianischen Volksleben, und mit noch größerer den Maßregeln zuschauen, die bisher die Regierung zur Unterdrückung der neuen Bündelei ergriffen hat. Die unheimliche Ahnung, daß es „dort unten" einmal in gewaltig ernster, den Zusammenhang der trinakrischen Insel mit dem übrigen Staate und sogar den Bestand dieses letzteren selbst bedrohender Weise „losgehen" könne, lastet seit Jahrzehnten schon auf den Gemüthern nicht nur der am Staatsruder stehenden, sondern auch der fern vom eigentlich politischen Räderwerke sich haltenden Italiener. Und diese Ahnung schlägt in Aengstlichkeit um, wenn die Mittel, die die Regierung gegenüber einer, vor der Hand nur dumpf gährenden Volksbewegung zur Anwendung bringt, lediglich dazu geeignet scheinen, „den Leu zu wecken". Das war aber jetzt gerade, unter dem Cabinette Giolitti, durchaus der Fall. Man mag von diesem piemontesischen Staatsmanne halten, was man will: auf jeden Fall kann man ihn nicht, selbst bei der günstigsten Beurtheilung, von einer geradezu erschrecklichen politischen und wirthschaftlichen Kurzsichtigkeit freisprechen. Die Energie, die er zuweilen, gleichsam stoßweise, entfaltete, war lediglich ein fatalistisches Trotzen gegenüber Bewegungen im Volksleben, deren innersten Ursprung er im Grunde nicht verstand. Seine kühle Rechnernatur — er war eigentlich nur in Folge des Mangels an jedem künstlerischen Schwunge der Mehrzahl der Italiener in der letzten Zeit so unausstehlich geworden — war unfähig zu unterscheiden zwischen nothwendigen, durch eine lange geschichtliche Entwickelung begründeten und zufälligen, rasch vorübergehenden Bedürfnissen der einzelnen Provinzen. So glaubte er auch die seit etwa Jahresfrist ihr Haupt erhebenden sozialistischen Bauernbünde in Sizilien bloß vom staatspolizeilichen Standpunkte aus, wie eine ganz zufällige Störung der öffentlichen Ordnung, kurz abthun zu dürfen. Er machte die unglückliche Insel zu einer Art von Feldlager und schickte, als die Verstärkung der Carabinieri-Stationen nicht mehr fruchtete, ein Regiment Soldaten nach dem anderen dahin, als ob es sich um eine Art von polnischer oder argentinischer, also rein politischer Insurrection handelte. Die letzten blutigen Zusammenstöße zwischen diesen Truppen und den unruhigen Bauern oder vielmehr ländlichen Arbeitern, die traurigen Vorfälle von Giardinello, Partincino, Lercara u. s. w., wurden deshalb auch von der Presse des gesammten Italiens fast mit Einstimmigkeit, und nicht mit Unrecht, ihm zur Last gelegt, obgleich er nicht mehr am Ruder war. Auf des schon Abgegangenen Haupt ward also auch noch diese Schuld gehäuft, und sein Nachfolger, Francesco Crispi — „Don Ciccio", das sizilianische Glückskind — wird schon halb das Spiel gewonnen haben, wenn er, wozu er sich ja sogleich anzuschicken scheint, einfach den aus Angst oder auch aus Unwissenheit geborenen, scharfen staatspolizeilichen Anordnungen des Piemontesen einen mildernden Stempel aufdrückt.

Schon halb, aber auch nur halb, wird Crispi das Spiel gewonnen haben, oder vielleicht gar noch nicht einmal zur Hälfte, sondern nur zum kleinsten Theile. Durch das Aufspannen sanfterer Saiten in dieser Unterdrückungs-, resp. Beruhigungsmusik wird vielleicht erreicht werden, daß das unter der Oberfläche glühende Feuer zunächst nicht zur hellen Flamme aufschlägt. Mehr aber auch nicht. Das Herumcuriren an Symptomen, während doch ein tiefsitzendes inneres Uebel zu heilen wäre, ist ein so allgemeiner und tiefgehender Charakterzug der inneren Politik des modernen Italiens geworden, daß höchst wahrscheinlich auch der great old man aus Sizilien, der jetzt auf's Neue die nachschleifenden Zügel des italienischen Staatswagens in die Faust genommen, im Hinblick auf die ganz verfahrenen Zustände in seiner Heimathinsel gar bald im Sumpfe stecken bleiben wird. Es läßt sich eben nicht in ein paar Jahren das wieder gut machen, was im Laufe von Jahrzehnten oder gar von Jahrhunderten versäumt worden ist. Und aus dem Boden einer jahrhundertelangen verrotteten Entwickelung sind die wirthschaftlichen Neubildungen in Sizilien hervorgewachsen, die jetzt unter dem Namen sozialistischer Arbeiter- oder Bauernbünde (fasci dei lavoratori oder dei contadini) das übrige Italien in Unruhe versetzen und den Staatsmännern im Montecitorio schweres Kopfzerbrechen verursachen.

Mit der großen sozialistischen Bewegung, die ganz Europa

durchbebt, haben die sizilianischen Bauernbünde keinen, oder wenigstens nur einen sehr losen Zusammenhang. Nicht einmal der erste Anstoß zu einem Sich-Zusammenthun und zu einheitlicher, gleichförmiger Organisirung scheint den wirthschaftlich auf's Aergste Unterdrückten dort unten von Außen her gekommen zu sein. Dieser Anstoß kam den Bauern lediglich von der Mafia her. Die sozialistische Agitation, die allerdings seit geraumer Zeit auch in Sizilien durch eine radicale Presse betrieben wird, hat sich höchstens auf die weniger größeren Städte — besonders auf Palermo — und auf ihre nächste Umgebung erstreckt. Sie ist auch mit zu vielen Elementen rein politischer Natur, besonders mit dem Streben nach einer autonomen, republikanischen Staatsform verquickt, als daß sie von großer Bedeutung für das Innere des Landes, in dem nur wirthschaftliche, nicht politische Bedürfnisse sich geltend machen, hätte sein können. Allerdings ist zu bemerken, daß die politisch radicalen Kreise der großen Städte sich mit richtigem Instinkte sofort der ländlichen Bewegung als einer sie nahe berührenden Sache zu bemächtigen gesucht haben, und daß jetzt — aber dies ist schon eine zweite Periode der sozialistischen Bündelei — die fasci auch in den Städten Boden gewinnen, freilich nicht, ohne dabei eine bedeutende Modifikation ihres ursprünglichen Charakters zu erfahren.

Das wahre Wesen der ländlichen fasci ist das einer gewaltigen Contra-Mafia in hunderten von einzelnen Verzweigungen, einer Mafia, die sich diesmal gegen die Uebermacht der ursprünglichen und eigentlichen Mafiosen richtet. Man verwechselt im nördlichen Europa noch allzu häufig die Mafia mit dem Brigantaggio, als daß man von der eigentlichen ausgedehnten und volksverderberischen Bedeutung des erstgenannten Wortes eine deutliche Vorstellung bekommen könnte. Man hält die Mafiosen für Geheimbündler, die es, wenn sie zahm sind, lediglich auf eine Uebervortheilung der Fremden absehen, und, wenn sie wild werden, gewisse Räuberbanden bilden zum Zwecke der Erpressung von hohem Lösegeld aus heimlich weggeführten, reichen Einheimischen. Wenn die Mafia in weiter nichts bestände, wäre die Polizei im Laufe der Jahrzehnte ihr wohl einigermaßen Herr geworden, wie sie ja auch den Umfang des eigentlichen Brigantaggio in der That eingeschränkt hat. Aber die Mafia ist mehr als eine solche Einzelerscheinung: sie ist ein großartiges System der Ausbeutung und Unterdrückung, die von den Besitzenden gegenüber den Besitzlosen ausgeübt wird, sie ist die moderne Form, in der dort unten die „Präpotenz" der Sklavenhalter über die Sklavenhorden zum Ausdrucke kommt. Aus diesem Grunde auch zeigt sie ein tausendfach verschiedenes Gesicht, je nach den wirthschaftlichen Daseinsformen, innerhalb deren sie sich geltend macht, und kann in der einen Provinz, wenn wir unseren landläufigen politischen und sozialen Jargon darauf anwenden wollen, als feudale Zwangsherrschaft auftreten, während sie in der anderen als Ring von güterausschlachtenden Spekulanten, in einer dritten als Consortium von Wein und Korn aufkaufenden Kleinhändlern, und wo anders wieder als eine Art von Hirtengenossenschaft zur Wirkung gelangt. Ueberall aber sind die Mafiosen Leute, die selbst nicht arbeiten, sondern durch List oder Gewalt, hauptsächlich durch strammes Zusammengehen, die Früchte der Arbeit Anderer an sich reißen wollen. Ueberall streben sie darauf hin, eine Art von gesetzlosem Zustand dadurch herbeizuführen, daß sie durch heimliches Zusammenwirken die Durchführung der Landesgesetze unmöglich machen und die Behörden in einem machtlosen Zustande erhalten. Ueberall — mag die Mafia sich nun über eine ganze Gegend als ein agrarisches System erstrecken, oder auch nur sich in einem Dorfe in der Art der Steuervertheilung geltend machen — sorgen diese Bündler dafür, daß Alles nur ihnen, nichts den Anderen zukomme, daß jeder menschenrechtliche oder staatsbürgerliche Begriff illusorisch werde, daß der Kampf um's Dasein in den ursprünglichsten Formen, in der Art der gesetzlosesten Naturvölker, ausgekämpft werde.

Mafia heißt in seiner ursprünglichen Bedeutung: Möglichkeit des Daseins. Der mafioso ist ein Mensch, der sein Dasein zu behaupten weiß, auf welche Weise es auch sei. Der einzige gesetzliche Begriff, der in der Brust der Mafiosen Geltung hat, ist der Herdensinn, das Gefühl für die Zusammengehörigkeit innerhalb des geschlossenen Bundes, das in einer Art von ungeschriebenem Codex, der omertà, zur feinverzweigten Ausbildung gelangte, und das niemals verletzt wird. Der omertà gegenüber ist jeder Außenstehende machtlos. Polizeimaßregeln, richterliche Gewalt, Bestechungsversuche, Schmeicheleien, Listen und Ueberredungskünste — Alles scheitert an diesem Begriffe, der seit Jahrtausenden in die Seele dieses stets unterdrückt gewesenen Mischvolkes wie mit Feuerschrift eingegraben ist. Und auch alle wirthschaftlichen und rechtlichen Reformen, die das neue Königreich auf der Insel einzuführen suchte, sind vergeblich gewesen und können nicht Fuß fassen gegenüber dem grausamen, auf dem krassesten Egoismus eines Naturvolkes beruhenden Selbstverwaltungssysteme, das diese gleichsam nur für sich existirende Bevölkerung angenommen hat.

Es ist hier nicht der Ort dazu, auf die geschichtliche Entwickelung dieses Systems einzugehen. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß der Schematismus jener, oben erwähnten, unter dem neuen Italien eingeführten Reformen die Macht der wirthschaftlichen Mafia in Sizilien eher verstärkt als vermindert hat. Der liberale Formalismus hat dem sizilianischen Selbstverwaltungssystem zum Theil rechtliche Begründung gegeben, und die schlimmen Folgen hiervon zeigen sich jetzt deutlich. Kein Nest ist so klein, daß nicht der Sindaco und die Gemeindebehörden einen Ring gegenüber den Minderbesitzenden bilden und ihre autoritative Gewalt auf die ärgste Weise zur wirthschaftlichen Ausbeutung derselben benutzen. Ganz willkürliche, die mächtigen Besitzenden schonende, den machtlosen Aermeren aber Daumenschrauben ansetzende Steuervertheilung, absolute Beeinflussung der Wahlen, grenzenlose Härte in der Anwendung der Staatsgesetze gegen die außerhalb der Mafia stehenden Landleute, überhaupt eine Willkür sonder Gleichen, die sich jetzt noch dazu mit dem Mäntelchen des Rechtes schmücken kann, sind die Folge jenes Schematismus in der Gesetzgebung gewesen. Und die staatlichen Behörden sind absolut machtlos gegenüber dieser Willkür, denn die Mafia richtet sich nach oben so gut wie nach unten. Jede Controle, jeder Schutz der ausgebeuteten Arbeiter, jeder Einfluß auf die localen Verwaltungsbehörden werden, wenn sie überhaupt durch das Gesetz gestattet waren, durch die Geheimbündelei unmöglich gemacht. Die Behörden, die polizeilichen so gut wie die administrativen und richterlichen, sind häufig sogar darauf angewiesen, mit den Mafiosen, mögen dieselben nun einen Namen tragen, wie sie wollen, zu paktiren und Verträge einzugehen, um nur einigermaßen den Schein der Autorität zu wahren. Es ist eben ein durchaus gesetzloser Zustand. Der Mehrzahl der Sizilianer mangelt überhaupt jedes Gefühl für gesetzliche Autorität. Und leider auch jedes Gefühl für rechtschaffene Arbeit. Man kann annehmen, so sagt ein italienischer Schriftsteller über die wirthschaftlichen Verhältnisse der Insel, daß in Sizilien zwei Drittel der Bevölkerung durch die Arbeit eines Drittels sich ernähren lassen. Zwischen dem Großgrundbesitzer und den das Land bearbeitenden Arbeitern steht nicht nur eine Schicht, sondern stehen meist zwei und drei, zuweilen sogar vier bis fünf Schichten von Ausbeutern. Diese gabellotti, diese Pächter, Unterpächter, Unter-Unterpächter u. s. w. bilden alle unter sich eine Mafia, die ebenso den Gutsherrn wie die eigentlichen Arbeiter aussaugt. Und eben dasselbe ist in der einzigen bedeutenden Montanindustrie Siziliens, in den Schwefelgruben der Fall, ebenso geht es in den Seestädten zwischen Rhedern und Hafenarbeitern, ebenso in den Weidegegenden zwischen Herdenbesitzern und Hirten, ebenso in den Agrumengefilden zwischen Baumbesitzern und Obstpflückern her. Ganz grauenhaft sind die Schilderungen, die jüngst ein Correspondent der „Tribuna" von den Zuständen in den Schwefelminen bei Caltanisetta entworfen hat. Ebenso grauenhaft würden wohl jene lauten, die ein Kundiger etwa einmal von dem Leben der ländlichen Arbeiter in dem südwestlichen Theile der Insel oder der Hirten in der Provinz Girgenti entwerfen könnte.

Bis jetzt fehlt es leider an solchen schreib- und schilderungslustigen Kundigen. Zwar ist schon Vieles über

Sizilien in der neuesten Zeit geschrieben worden — auch deutsche Namen finden sich ja häufig unter diesen Schriftstellern —, zwar hat ja selbst der neueste italienische Finanz- und Schatzminister Sidney Sonnino im Verein mit Leopoldo Franchetti ein eingehendes Werk über die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Insel und über die dortigen Bauern herausgegeben, auch gibt es mehrere parlamentarische inchieste, die den gleichen Gegenstand betreffen; im Uebrigen aber fanden die Parias in Sizilien, die gegen die schärfsten aller Gewalten, gegen die Bedrückung durch die eigenen Landsleute aufstöhnen, noch nicht ihre genügende Vertretung. „Die große Masse der sizilianischen Bevölkerung hat keine Stimme", sagt Franchetti in seinem Buche. Die Abgeordneten zum italienischen Parlamente sind, auch wenn sie sich sozialistisch und politisch radical geberden, nicht Vertreter des eigentlichen Volkes, sondern nur der allmächtigen, überall wirkenden Mafiosen. Die Presse in den größeren Städten ist ebenfalls zum größten Theile von den wirthschaftlichen Ringen abhängig. So auch und nicht anders ist es zu erklären, daß alle parlamentarischen Untersuchungen über sizilianische Nothstände, die übrigens stets — und das ist bezeichnend — von nicht-sizilianischen Abgeordneten beantragt wurden, bisher im Sande verlaufen sind.

Aber die Mafia, dieses Erbübel, an dem Sizilien krankt, scheint jetzt endlich in den fasci einen ernsten und den allein wirksamen Gegner gefunden zu haben. Das Volk, das niedere zertretene, geschundene bäuerliche Volk, hat endlich seine Stimme erhoben. Und es ist ein wunderbares Schauspiel, wieder einmal, wie so oft schon in der Geschichte, zu sehen, daß der Unterdrückte von dem Unterdrücker selbst die Art zu kämpfen lernt und die Mittel zur Selbstwehr entlehnt. Denn im Grunde sind die sozialistischen fasci ja auch nur Bünde von Mafiosen; nur daß bei ihnen die „Wahrung des Daseins" wirklich einem Bedürfnisse entspringt und einem eingeborenen Menschenrechte entspricht.

Bis jetzt haben die fasci auch ganz die Kampfesweise der Mafiosen, durch heimliches Zusammenstehen zu wirken, befolgt. Die vereinzelten Krawalle, zu denen ihr Bestehen geführt und die das Ministerium Giolitti zu so überängstlichen Gegenmaßregeln veranlaßte, waren meistens durch zufällige Aufreizungen von Seiten der Gegner hervorgerufen. Es thut sich übrigens in diesen Krawallen ganz durchaus das eigentliche Wesen der Contra-Mafia kund; überall ist vor Allem die Reaction gegen die gemeindliche Selbstverwaltung, die der Mafia Unterschlupf gewährt, zu bemerken. Verbrennen der Steuerlisten, Erstürmen der Gemeindehäuser, Ermordung der städtischen Steuereinnehmer, Mißhandlung der Gabelotti, das sind die charakteristischen Zeichen dieser localen Aufstände.

Was wird nun das Ministerium Crispi gegen diese Unruhen und, noch mehr, gegen ihre tiefere Ursache thun?

Es ist anzunehmen, daß „Don Ciccio" seine Landsleute genau kennt, und daß er in Folge dessen zunächst das Giolitti'sche System der Unterdrückung einer Bewegung innerhalb der Bevölkerung mit Hülfe von Gewaltmaßregeln wieder bei Seite legen wird. Wird er dann die neuen fasci ruhig und in der Stille wirken lassen gegen die alte Mafia, ohne sie durch ein doch nur ohnmächtiges Verbot außerhalb des Gesetzes zu stellen? Das wäre eigentlich das Richtige. Die Crispi'schen Zeitungen sprechen auch noch von einer speziellen wirthschaftlichen Gesetzgebung für Sizilien und von polizeilichen wie administrativen Anordnungen, die mehr dem sozialen Charakter und der geschichtlichen Entwickelung der dortigen Verhältnisse entsprechen sollen. Aber so etwas will Zeit haben, und Zeit findet bekanntlich kein neueres italienisches Cabinet mehr zur Ausführung seiner Maßregeln. Auch Crispi's jetziges Ministerium wird wohl früher dahin gehen als die fasci. Diese aber werden schließlich vielleicht zur Revolution auf der Insel führen.

Die Reform der Volksvertretung.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Sehr beachtenswerth ist das neuerdings in verschiedenen Ländern mehr und mehr hervortretende Bestreben, das demokratische Prinzip der unmittelbaren Volksabstimmung zum letzten verfassungsmäßigen Entscheidungsmittel über streitige Gesetzgebungsfragen zu machen. Es wird damit die unmittelbare mündliche Abstimmung, wie sie in Volksversammlungen von Landschaftsstaaten oder Städten möglich ist, auf Großstaaten übertragen. Zu wessen Gunsten die unmittelbare Volksabstimmung in die Waagschale fällt, hängt aber ganz davon ab, wer die Befragung des Volkes anzuordnen und die Fragestellung zu bestimmen hat.

Wenn aus dem Volke selbst die Volksabstimmung über eine Frage gefordert und die Fragestellung bestimmt werden kann, wie im Schweizer Referendum, so wirkt die Einrichtung natürlich demokratisch, sei es, daß sie im Einverständniß mit der Volksvertretung die Regierung zu lange verweigerten Zugeständnissen zwingt, sei es, daß sie die von der Regierung und Volksvertretung vereinbarten Gesetzentwürfe verwirft. Wenn dagegen die Regierung eine unmittelbare Volksabstimmung über Fragen ausschreiben kann, die sie der Volksvertretung noch gar nicht vorgelegt hat, oder über Gesetzentwürfe, die von der Volksvertretung verworfen sind, dann bedeutet das Referendum gerade umgekehrt eine Stärkung der Regierung. Denn sie läßt dieser einerseits die Wahl, ob sie sich an die Volksvertretung oder mit Umgehung dieser an das Volk selbst wenden will, und ermöglicht ihr andererseits die Berufung von der Volksvertretung an's Volk in viel energischerer und unmittelbarerer Weise als durch eine Parlamentsauflösung. Die letztere bringt nämlich keine Volksentscheidung über die eine, gerade jetzt der Lösung harrende Frage zu Stande, sondern verquickt alle für die nächste Legislaturperiode in Betracht kommenden Fragen mit einander und bringt nur eine Compromißentscheidung über diese alle zugleich hervor.

Erst die Neuwahl eines Parlamentes ad hoc, welches gemäß vorheriger Ankündigung der Regierung nach Lösung der einen schwebenden Gesetzgebungsfrage sofort wieder aufgelöst würde, könnte mit der Wirkung der Volksabstimmung verglichen werden, und kann als ein guter Ersatz einer solchen in Staaten empfohlen werden, die noch keine unmittelbare Volksabstimmung in die Verfassung aufgenommen haben. Es bleibt dann aber immer noch der Unterschied bestehen, daß die Parlamentswahl ad hoc nach fast allen bestehenden Wahlgesetzen doch noch immer kein Parlament liefert, welches den Volkswillen so genau ausdrückt, wie eine unmittelbare Volksabstimmung. Die letztere ist deshalb für alle Staaten mit mangelhaftem Wahlgesetz als eine Korrektur dieses für wichtige politische Fragen zu empfehlen. Sie ist aber auch einfacher und leichter und billiger ausführbar als eine Parlamentswahl ad hoc selbst bei einem idealen Wahlgesetz, und deshalb auf alle Fälle als Ergänzungsstück der Verfassung zu empfehlen, vorausgesetzt, daß ihre Ausschreibung und die Fragestellung nur von der Regierung und nicht von einer Minderheit des Volkes abhängt.

Unter allen Umständen verliert durch das Referendum die Volksvertretung an Bedeutung im Staatsleben, und sie muß sich deshalb schon aus Selbsterhaltungstrieb gegen seine Einführung sträuben. Der Cäsarismus hat seit dem ersten Napoleon die Mächtigkeit dieses Hilfsmittels zur Stärkung seiner Macht richtig erkannt und eifrig gehandhabt, natürlich unter kräftiger Nachhilfe zu Gunsten des ihm gelegenen Abstimmungsergebnisses mit erlaubten und unerlaubten Mitteln. Aber auch ein constitutioneller Monarch hat bei Gelegenheit der jüngsten belgischen Verfassungsrevision das „Königsreferendum" für sich verlangt, ohne es von der Volksvertretung erlangen zu können. Im deutschen Reiche würde die Volksabstimmung ebenso wie die Reichstagsauflösung vom Kaiser mit Zustimmung des Bundesrath ausgeschrieben werden müssen. Wenn die Demokratisirung des Reichstages fortschreitet, so dürfte das „Kaiser-

referendum" über kurz oder lang mit oder ohne Willen des Reichstages zur Einführung gelangen und voraussichtlich die werthvollsten Dienste leisten für die Sicherstellung der Lebensfähigkeit des Reiches auch gegen den Willen einer kurzsichtigen Volksvertretung. Daß damit der cäsaristische Bestandtheil in der Reichsverfassung eine große Stärkung erfahren würde, ist unbestreitbar; deshalb wäre es bei Weitem besser, wenn eine organische Reform der Volksvertretung gelänge, die eine solche Auskunft überflüssig macht. Wenn aber eine derartige organische Reform mißlingen sollte, so ist es immer noch relativ tröstlich, etwas im Hintergrunde zu sehen, was geeignet ist, die schlimmsten Folgen abzuwenden.

Eine organische Reform der Volksvertretung darf keinem Staatsbürger seine Mitwirkung an der Politik ganz verkümmern, aber sie muß die Gerechtigkeit des Verhältnisses von Rechten und Leistungen, Befugniß und Befähigung wieder herstellen, die durch die Gleichheit des allgemeinen Wahlrechts zerstört ist. Die Stimmen dürfen nicht bloß gezählt, sondern müssen auch gewogen werden nach der Bedeutung, die der Stimmende im Staats- und Gemeindeleben und in der sozialen Ordnung einnimmt.

Von verschiedenen Seiten, namentlich aus den Reihen der conservativen Parteien wird auf eine berufständische Gliederung als den allein naturgemäßen Unterbau hingewiesen, aus dem die Parlamente sich erheben sollen. Darin ist soviel richtig, daß einerseits alles auf eine sorgfältig durchgeführte, allumfassende, berufsständische Gliederung des Volkes hindrängt, um an Stelle der untergegangenen, mittelalterlichen Stände neue zeitgemäße Organisationen zu gewinnen, und daß andererseits diese gesammten berufständischen Organisationen in einem aus ihnen erwachsenen Berufsparlament gipfeln müssen. Aber unrichtig ist dabei die Vorstellung, als ob dieses ganz von wirthschaftlichen Interessen bestimmte berufständische Parlament fähig und geeignet sei, den Platz des politischen Parlaments einzunehmen, in welchem die wirthschaftlichen Interessen jetzt leider schon einen viel zu großen Platz einnehmen. Das berufständische Parlament müßte vielmehr seinen Werth darin zeigen, daß es die politischen Parlamente von wirthschaftlichen Fragen entlastet und rein den politischen Fragen zurückgibt. Wir brauchen einen so erwachsenen Reichsvolkswirthschaftsrath mit den weitesten wirthschaftlichen Befugnissen neben dem Reichstag*); aber es ist ein ganz verfehlter Gedanke, ihn an Stelle des Reichstags zu setzen.

Die nothwendige organische Reform der bestehenden Wahlgesetze muß sich gleich fern halten von der Scylla einer ungerechten demokratischen Gleichmacherei wie von der Charybdis einer plutokratischen Bevorzugung, gegen welche die heutige Zeit mit Recht äußerst empfindlich ist, und welche dem preußischen Wahlgesetz so großen Haß im Volke zugezogen hat. Sie muß allen Faktoren des Verdienstes, der politischen Befähigung, der sozialen Machtstellung und des gesteigerten Interesses an der Erhaltung und dem Gedeihen des Staates Rechnung tragen, nicht bloß dem einseitigen Vorzug des Besitzes, der oft mit so wenig Befähigung, Verdienst und politischem Interesse verbunden ist. Man muß sich von vornherein mit dem Gedanken abfinden, daß durch eine solche allseitige Berücksichtigung das Wahlverfahren, namentlich in seinen Vorbereitungen, verwickelter wird. Unser ganzes Leben wird überhaupt immer complicirter, je reicher es sich entfaltet, und davon kann auch ein Wahlverfahren keine Ausnahme machen, wenn es den realen Verhältnissen Genüge thun soll. Wenn die Volkszählungslisten, die Reichstagswählerlisten, die Landtagswählerlisten und die Gemeindewählerlisten nur nicht jede besonders in den Häusern herumgeschickt, sondern alle in eine einzige Aufnahme verschmolzen würden, so könnte man sich alle fünf Jahre einmal die Ausfüllung der erforderlichen Rubriken schon gefallen lassen. In der Zwischenzeit könnten dann die alten Wählerlisten gültig bleiben, so weit nicht von den Wählern selbst Berichtigungen beantragt worden sind.

Ich habe schon früher an dieser Stelle meine genaueren Vorschläge, die sowohl für den Reichstag, als auch für die Landtage und Stadtverordnetenversammlungen passen, genauer dargestellt und eingehend begründet.*) Das Ergebniß läßt sich folgendermaßen zusammenfassen. Kein Wahlrecht hat, wer nicht lesen und schreiben oder nicht deutsch sprechen kann. Eine Urstimme hat jeder mündige Staatsbürger (vom 21. Jahr an). Als Zusatzstimmen treten zu der Urstimme hinzu: 1) Altersstimmen: eine vom 35., zwei vom 55. Lebensjahre an; 2) Familienstimmen: je eine für die Frau, für jede unverheirathete, geschiedene oder verwittwete Tochter und für jeden unmündigen Sohn; 3) Militärstimmen: eine für persönlich abgeleistete Dienstpflicht, je eine für jeden mitgemachten Krieg; 4) Bildungsstimmen: eine für die Befähigung zum einjährigen freiwilligen Dienst, zwei für die Erledigung einer neunjährigen Vollanstalt, drei für eine bestandene akademische oder Staats-Prüfung; 5) Steuerstimmen: eine für Versteuerung eines Einkommens von mehr als 1500 Mark, zwei für die eines Einkommens von mehr als 6000 Mark, ferner eine für Grundsteuer (von der Höhe eines bäuerlichen Einfamiliengutes an) und eine für Gewerbesteuer von einer gewissen Höhe an. Jeder gibt bei der Wahl so viel Stimmzettel ab, als er Stimmen führt.

Die Herabsetzung des wahlfähigen Alters von 25 (beziehungsweise 24) auf 21 Jahre würde einer gerechten Forderung der demokratischen Parteien, die Einführung der Familienstimmen den Vertretern der Frauenrechte entgegenkommen. Die der Urstimme zuwachsenden Alters-, Familien- und Militärstimmen würden auch den niederen Ständen, nicht bloß den höheren, zu Gute kommen, aber innerhalb der besitzlosen Klassen das Wahlrecht viel gerechter vertheilen, als das abstrakt gleiche Wahlrecht es thut. Der Mittelstand würde außerdem auch an den Steuerstimmen (insbesondere auch der für Grund- und Gewerbesteuer zuwachsenden) und bis auf einen gewissen Grad an den Bildungsstimmen Theil nehmen. Die sehr reichen Bürger würden vor den Wohlhabenden nichts an Berechtigung voraushaben. Die besitzlosen gebildeten Stände würden in den ihnen zuwachsenden Bildungsstimmen eine Entschädigung für den Mangel von Steuerstimmen finden. Alle würden sich eifriger als jetzt an den Wahlen betheiligen, die mittleren und höheren Stände insbesondere, weil sie wüßten, daß sie mehr in die Waagschale zu werfen haben. In den niederen Ständen würde das Uebergewicht der ungebildeten jungen Schreier, die noch nichts geleistet haben, zu Gunsten der erfahrenen und gesetzten Familienväter und alten Krieger gebrochen werden.

Bis jetzt ist nur in dem Revisionsentwurf der belgischen Verfassung ein Versuch mit dem Mehrstimmensystem oder dem ungleichen allgemeinen Wahlrecht gemacht worden. Aber dieser Versuch ist so zaghaft angestellt worden, daß die Zusatzstimmen zur Urstimme auf nicht mehr als zwei oder drei anwachsen können. Das ist eine Reform, welche zwar die Unbequemlichkeiten der Complikation des Wahlverfahrens mit sich bringt, aber nichts leistet, weil ihre Ergebnisse zu wenig von dem des gleichen Stimmrechtes abweichen. Man muß den Muth haben, bis zur Häufung einer großen Stimmenzahl auf einen Wähler fortzuschreiten, wenn den aristokratischen Volksbestandtheilen im weitesten Sinne des Wortes ebenso gut wie den demokratisch gesinnten bei der Wahl der Volksvertretung ihr Recht werden soll. Läßt sich die öffentliche Meinung nicht auf einmal für eine solche Reform gewinnen, so würde es nichts schaden, sie stückweise nach und nach einzuführen, etwa zuerst die Altersstimmen, dann die Familienstimmen, dann die Militärstimmen, dann die Bildungsstimmen und erst zu allerletzt die den Demokraten am meisten verhaßten Steuerstimmen hinzutreten zu lassen. Nach jeder solchen stückweisen Reform würde der neugewählte Reichstag besser als die vorhergehenden den Volkswillen repräsentiren, weniger als zuvor eine einseitig demokratische Tendenz aufweisen, und leichter weiteren vernünftigen und gerechten Theilreformen zugänglich sein.

*) Vgl. mein Buch: „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik" Cap. IX: „Die Nothwendigkeit eines deutschen Volkswirthschaftsrathes."

*) „Zur Wahlreform". S. „Gegenwart" 1887 Nr. 48 (wieder abgedruckt in „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik" S. 245—262.)

Unsere nationalen Wünsche und Oesterreich.

Wien ist nicht mehr die alte Stadt. Sie hat schwere Einbuße durch das Heranwachsen von Pest, Prag, Triest, Agram, ja auch Bukarest erfahren. Jene Orte, einst von Wien aus geistig beherrscht, haben sich selbständig gemacht, sind nationale Centren geworden. Wien ist zu groß, um Hauptstadt mit der schwach bevölkerten deutschen Alpenländer zu sein, ist zu nah an der Sprachgrenze, um nicht unaufhörlich Angehörige fremder Nationen an sich zu locken. Rasch vollzieht sich die immer stärkere Durchsetzung mit slavischer Bevölkerung. Wer nicht die Politik nach den Regeln des Vogels Strauß betreibt, kann sich dem nicht verschließen, daß der Zeitpunkt nahe rückt, in welchem sich die Slaven zunächst als Minorität in der alten Donaustadt zu fühlen anfangen werden. Wie wenig die Deutschen zu zähem Aushalten, zu verdrießlichem Tageskampf geneigt sind, haben zahlreiche Beispiele gelehrt, so auch das Verhalten der Preußen in Posen und Schlesien gegen die Polen. Wien wird fallen, wenn die Verhältnisse sich nicht völlig ändern, und zwar ist es für den klar Blickenden keineswegs ausgeschlossen, daß sein deutsches Grundwesen schon in den nächsten Jahrzehnten erschüttert sein wird.

Und wenn Wien erst nicht mehr rein deutsch ist — dann fahre hin Zukunft des Deutschthums im Osten, fahre hin, du großartige Colonisationsarbeit mehrerer Jahrhunderte, fahre hin, du Eintagsfliege des Dreibundes, die uns für den Augenblick in Sicherheit summt, um uns endgültig unseren schwersten Feinden auszusetzen! Mit den Franzosen werden wir fertig, da sie eine starke Expansionskraft nicht mehr besitzen. Die Slaven mit ihrer nationalen Jugendkraft, der brutalen Macht ihrer gewaltig ansteigenden Zahl, ihren Fortschritten in geistiger Beziehung — diese sind der einzige wirkliche Feind, der uns in unserer natürlichen Entwickelung aufhält, der einzige Feind, der nicht bloß ein Land mit den Waffen erobert, sondern es still einnimmt, mit den Mitteln des Friedens, am ruhigen Tage. Und gegen diese Kampfart sind wir wehrloser als die Meisten glauben!

Schon einmal wurde hier auf A. v. Dumreicher's „Südostdeutsche Betrachtungen" hingewiesen. Es ist ein Werk, das der Politiker im Reich stets zur Seite haben sollte: Ein Lehrbuch nationaler Gesinnung, dessen wir jetzt doppelt nöthig bedürfen, da die Gefahren für das Deutschthum in Oesterreich durch den Umschwung nicht beseitigt, sondern gewachsen sind.

Es geht durch das Buch ein Zug von Trauer, ein Zug von Entmuthigung. Nur mit Selbstüberwindung sagt hier ein ernster Mann seine Ansicht, in einem Augenblicke, wo so Viele mit verächtlichem Lächeln oder mit blinder Vertrauensseligkeit dem politischen Treiben den Rücken kehren. Aber Dumreicher ist der erste, der mit voller Entschiedenheit die bittere Wahrheit ausspricht, daß das Deutschthum in Oesterreich dem Untergange entgegengeht. Er weist Schritt für Schritt das Fortschreiten seiner Gegner nach. Das Witzeln der Wiener ändert dieses leider nicht.

Dumreicher weist die Gründe nach, warum das Deutschthum unter den jetzigen Verhältnissen dem Slaventhum Oesterreichs dynamisch nicht gewachsen ist. Er zeigt deutlich, wie falsch der Wahn war, deutsche Bildung werde uns Zuzug fremder Volkstheile schaffen. Gerade alle freiheitlichen und culturellen Fortschritte haben uns Nachtheil gebracht. Die Deutschen schufen das Schulwesen des ganzen Reiches. Aber auf der deutschen Schule haben die Nationen gelernt, ein eigenes Schriftthum zu schaffen und je gebildeter sie wurden, desto entschiedener befestigten sie sich in ihrer Denkart. Sie lernten an deutscher Cultur denken und dichten und lernten an ihren Gedanken und Gedichten sich national fühlen. Die „wilden" Völkerschaften, über die wir uns so gern lustig machen, sind in sich abgeschlossen und sehr ernst zu behandelnde Gegner; es ist für alle Zeit die Möglichkeit, sie zu germanisiren, vorüber.

Jeder Deutsche sollte sich dieser Thatsache klar sein. Vor 1866 gab es bei uns eine großdeutsche Partei, welche hoffte, einen deutschen Staat zu schaffen, in welchem auch Oesterreich seinen Platz habe. Dieser Wahn ist durch einen Krieg glücklich beseitigt. Wir sind die Gefahr los, Tschechen und Slovenen, oder womöglich gar Magyaren, Kroaten und die Polen Galiziens als Zugehörige zu unserem Staat behandeln zu müssen. Wir sind Centnerlasten durch den Tag von Königgrätz los geworden. Aber wir warfen damals werthvolles, ja unentbehrliches Gut mit fort, wir lernten uns dahin bescheiden, daß Millionen Deutsche staatlich nicht zu uns gehören.

Seit einem Menschenalter fast beherrscht die französische Politik ein Gedanke, die Wiedervereinigung eines Volkstheiles, den sie zu dem ihrigen rechnen, mit ihrem Staate. Wir höhnen darüber und erkennen nicht, daß in der rücksichtlosen Hinopferung für die nationale Idee die wahre Größe Frankreichs liegt.

Nie werden die Italiener das Recht, ihre Stammesgenossen für ihr Reich zu fordern, gegen ein politisches Bündniß verkaufen. Ist ein solches ein Hinderniß für die Erfüllung des nationalen Zieles, so vermag Nation und Regierung für Zeiten wohl zu schweigen, aber der Wunsch behält seine alte Lebhaftigkeit, es wächst seine Gluth unter der Asche.

Bei uns allein gibt es keinen Menschen, der es wagt, neben staatspolitischen auch nationalen Regungen das Wort zu reden. Es gibt für den Deutschen im Reich meines Ermessens nur einen Gedanken, der für ihn Leitmotiv zu jedem Handeln bieten sollte, die politische Vereinigung mit allen seinen Brüdern zu einem Staat. Das was die Liberalen, als sie noch etwas waren, vor 1866, oder besser vor 1848, täglich aussprachen, was ihrem Willen Inhalt und Schwung gab, was sie damals an innerem Werth über alle Parteien erhob, erscheint jetzt auch bei ihnen fast als Verbrechen! Selbst der Staat, den ein Bismarck schuf, ist doch nur eine augenblickliche Lebensform unseres Volkes, die wir hinzugeben bereit sein müssen um einer besseren willen. Ein wahrhaft idealer Zug wird erst in unser politisches Leben kommen, wenn wir beginnen daran zu denken, wie sich später, vielleicht in zehn, in hundert, in fünfhundert Jahren das Deutschthum gestalten muß. Wenn uns ein Ziel politischer Wünsche dauernd vor Augen schwebt, aber nicht bloß ein Ziel von Parteiwünschen. Denn wir dürfen als Volk nicht darauf warten, daß ein zweiter, zukünftiger Bismarck unser Glück dem nationalen Unverstande abtrotze, wir müssen immer bedenken, daß auch der größte Staatsmann nur dann wirken kann, wenn er den nationalen Willen in irgend einer Form in sich wirken fühlt. Aber der Wille muß erst da sein. Darum ist es allerhöchste Zeit, daß wir in Deutschland wieder national etwas zu wollen beginnen! Es wird das die heilsamste Ablenkung vom politischen Gezänk sein.

Von unseren Zeitungen, die für morgen schreiben und daher auch nicht für übermorgen denken, ist zunächst wenig zu erhoffen. Sie drucken, falls sie mit dem „neuen Kurs" unzufrieden sind, zwar sehr beifällig Bismarck's Mahnungen ab, man müsse ein zweites Eisen im Feuer, eine zweite Sehne am Bogen haben. Bismarck's Weisheit weist immer wieder darauf hin, daß das Bündniß mit Oesterreich nur dann für uns Nutzen bringenden Bestand haben kann, wenn es täglich von Oesterreich durch Wohlverhalten gegen die Deutschösterreicher errungen werden muß. Wer ist denn der Garant für das Bündniß: doch nur der gute Wille und die Treue des Kaisers Franz Joseph gegen sein einmal gegebenes Wort. Nur ein Thor würde glauben, daß in Oesterreich ein Ministerium sich halten könnte, wenn der Vortheil des Staates gegen das Bündniß liefe und die Regierung trotzdem bei diesem aushielte. Selbst der Kaiser dürfte nicht die Macht haben, den Deutschenhaß einzudämmen, wenn dieser von Magyaren und Slaven in ihren Vortheil bürgender Weise gekühlt werden könnte.

Unserer Politik fehlt jenes zweite Eisen, welches die Bundesgenossen im Nationalgefühl ihrer eigenen Bürger besitzen. Statt Caprivi immer zum Kokettiren mit Rußland zu drängen, schaffe man ihm eine Handhabe gegen Oesterreich in einer starken Betonung unserer nationalen Wünsche, in einer meinetwegen lärmenden nationalen Bewegung. Wir Deutsche sind zu Conspirationen wenig geeignet, aber wir haben doch

das gleiche Recht unsere Zukunft zu berathen, wie Andere, Kleinere.

Furcht hält aber unsere Politiker gefangen: Der Vorwurf des Hochverraths am befreundeten Oesterreich liegt alsbald in der Luft. Man glaubt die Bundestreue werde schwankend werden. Das Gegentheil ist wahr: Je mehr man in Pest erkennt, daß es unserer Regierung schwer wird, das Bündniß vor dem deutschen Volke zu vertheidigen, desto höher steht es Werth. Hat etwa Italien Nachtheile daraus, daß dort eine starke Bewegung gegen den Dreibund sich richtet? Gewiß nicht. Man baute der Regierung goldene Brücken, entlastete Italien, gewährte ihm Vortheile, um es beim Bund zu erhalten. Wir allein thun, als müßte man sich mit Haut und Haar dem Genossen verschreiben, als sei es uns Reichsdeutschen nicht gestattet, Bruder Tschech' und Magyar ebenso ehrlich zu hassen, wie es unsere Volksgenossen in Oesterreich thun, und demgemäß unsere Stellung innerhalb unseres Staatswesens einzunehmen, unsere Wünsche laut zum Ausdruck zu bringen. War es denn Hochverrath, als Ernst Moritz Arndt oder der alte Vater Jahn dafür sprachen und wirkten, daß aus dem deutschen Bunde sich ein neues, besseres Gebilde entwickle? Ist es Hochverrath, wenn man bei Zeiten daran denkt, ob aus dem Staatenbündniß zwischen Deutschland und Oesterreich sich nicht eine engere Verknüpfung mit einem Theil des im Zerbröckeln befindlichen Staates — vielleicht diesem zum Heile — mit der Zeit entwickeln kann. Es handelt sich ja jetzt nicht darum, Vorschläge zu machen, wie dies zu geschehen habe oder gar die Durchführung dieser Vorschläge alsbald in Angriff zu nehmen: Es handelt sich nur darum, vor aller Welt klar zu legen, daß die Gebiete, welche die Karolinger mit Deutschen bevölkerten, in welchen wir gemeinsam vor Hunnen und Türken die deutsche Erde vertheidigten, auf der durch Jahrhunderte die deutschen Kaiser saßen, die also ein Jahrtausend lang innig mit uns vereint waren und erst seit einem viertel Jahrhundert von uns getrennt sind, nicht leichtfertig in einen fremdnationalen Staat versinken zu lassen, als ein von uns selbst als herrenlos bezeichnetes Gut.

Sie gehören zu uns durch tausend nationale und geschichtliche Bande und wir müssen sie bei uns erhalten!

Saxo.

Kann ein deutscher Bundesfürst englischer Unterthan sein?

Als vor Jahren in der deutschen Presse von beachtenswerther Seite auf die Unzuträglichkeiten hingewiesen wurde, die daraus entstehen könnten, daß ausländische Fürsten deutsche Throne besteigen würden, und als man im Gefolge der daran geknüpften Auseinandersetzungen die Forderung aufstellte, daß dieser Eventualität durch einen Zusatzartikel zu der Reichsverfassung vorgebeugt werden möge, fehlte es nicht an Vorwürfen über den deutschen Chauvinismus, welcher sich zu der Empfehlung der Beseitigung wohlerworbener Rechte versteige. Jetzt zeigt es sich, wie begründet die damaligen Erörterungen waren.

Der Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha ist deutscher Bundesfürst, so gut wie der König von Sachsen und der Großherzog von Baden, dieser deutsche Bundesfürst wird aber in England nach wie vor als englischer Unterthan betrachtet, und der Vertreter der englischen Regierung hat im Unterhause mit jenem an Unverschämtheit grenzenden Selbstbewußtsein, das die Haltung der englischen Staatsmänner oft genug charakterisirt, offen erklärt, es sei kein Vorgang bekannt geworden, welcher die englische Regierung zu der Annahme berechtige, daß die durch Geburt erworbene britische Staatsangehörigkeit des Herzog Alfred seither erloschen sei. In Deutschland hat diese Erklärung ein berechtigtes Mißfallen erregt und scharfe Worte sind über die englische Anmaßung laut geworden, welche einen deutschen Fürsten in die Reihen der Unterthanen der englischen Königin einreihen will. Man hat hierin gewiß mit Fug und Recht eine Verletzung des deutschen Nationalgefühls erblickt und die Erwartung ausgesprochen, daß der Reichstag ein kräftiges Wort sprechen werde, um den britischen Staatsmännern begreiflich zu machen, daß wir 1894 und nicht 1815 schreiben und daß das Deutsche Reich nicht mit dem Deutschen Bunde identisch ist. Wir theilen durchaus diese Erwartung und hoffen, daß auch die Reichsregierung Gelegenheit nehmen wird, die Welt darüber zu unterrichten, daß auf deutschen Thronen nur deutsche Fürsten sitzen, und ein deutscher Fürst keines Menschen Unterthan ist. Inzwischen ist es aber nicht unangemessen, der rechtlichen Betrachtung dieser Angelegenheit einige Worte zu widmen.

Es steht fest, daß der Herzog von Koburg Souverän ist, insoweit steht er Ihrer britischen Majestät vollkommen gleich, und es ist ein mit dem Begriff der Souveränität unvereinbarer Widerspruch, daß ein Souverän der Unterthan eines anderen sein soll. Das heutige Völkerrecht weist diese Möglichkeit durchaus ab, und wenn das englische Recht auf einem anderen Standpunkte steht, so ist dies lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß es sich nicht von den privatrechtlichen Anschauungen frei zu machen im Stande ist, welche vormals auch das öffentliche Recht beherrschten. Das moderne Völkerrecht gestattet nicht, daß die Gerichte eines Landes eine Klage gegen einen auswärtigen Souverän annehmen, weil derselbe exterritorial ist; exterritoriale Personen können aber auch nicht in einem Unterthanenverhältniß zu einem bestimmten Souverän stehen, und schon um deswillen ist die englische Ansicht, welche den Koburger Herzog als britischen Unterthanen betrachtet, durchaus unhaltbar. Ganz abgesehen von dieser Seite der Frage ist es aber eine rechtliche Unmöglichkeit, daß ein deutscher Bundesfürst Unterthan eines auswärtigen Staates sein sollte. Nur Deutsche können deutsche Bundesfürsten sein, da aber Niemand zwei Staatsangehörigkeiten besitzen kann, so kann auch ein deutscher Fürst nicht Unterthan der Königin Viktoria sein. Dies ist wenigstens die Auffassung, auf welcher das deutsche Recht steht, das in dieser Materie auf dem Reichsgesetz über den Erwerb und Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit beruht. Allerdings ist anzuerkennen, daß dieses Gesetz insoweit eine Lücke enthält, als es die Verleihung der deutschen Staatsangehörigkeit nicht von dem Nachweise abhängig macht, daß die Person, welche naturalisirt werden will, ihr früher bestandenes Unterthanenverhältniß gelöst hat, mit anderen Worten, daß sie ihre frühere Staatsangehörigkeit aufgegeben hat. Es wird eine Ergänzung des Gesetzes in Ansehung dieses Punktes mit Nothwendigkeit in die Hand genommen werden müssen, wie auch weiter dafür Sorge zu tragen ist, daß in die Reichsverfassung eine Bestimmung aufgenommen wird, daß ausländische Unterthanen nicht deutsche Bundesfürsten sein können. Insoweit ausländische Fürsten kraft Erbrechts Anwartschaften auf deutsche Throne besitzen, sollen ihnen diese ihre Rechte nicht beeinträchtigt werden, sie müssen jedoch, ehe sie über deutsches Gebiet und deutsche Stämme herrschen können, aufhören Ausländer zu sein, sie müssen fortan nur eine Staatsangehörigkeit haben, die deutsche.

Wir wollen bei uns Herren sein und weder Engländer noch Russen in der Stellung deutscher Fürsten sehen. Zu welchen Conflikten müßte es führen, wenn deutsche Fürsten von einem nichtdeutschen Staate als Unterthanen betrachtet würden! Man setze den Fall, daß das Reich mit England in einen Krieg verwickelt werde, wie wollte sich in demselben ein Fürst verhalten, der britischer Unterthan ist? Als deutscher Fürst wäre er verpflichtet, in der deutschen Armee seinen Platz einzunehmen und seine Waffen gegen England zu tragen, um der deutschen Fahne zum Sieg und Ruhm zu verhelfen. Vom englischen Standpunkte würde er sich aber hierdurch der schwersten Verletzung seiner Unterthanenpflichten schuldig machen, dieselbe Handlung würde in Deutschland als Erfüllung der ersten und wichtigsten Regentenpflicht, in England als Verbrechen betrachtet werden. Um der Entstehung solcher Conflicte vorzubeugen gibt es nur ein Mittel, nämlich die Aenderung des geltenden Rechts in dem angegebenen Sinne. Die Zeiten sind vorbei, da deutsche Fürstenthümer als Secundogenituren und Versorgungsanstalten ausländischer Prinzen galten, unsere staatsrechtlich begründete Einheit duldet es nicht, daß Ausländer, die noch in einem Treu- und

Unterthanenverhältniß zu einem fremden Staate stehen, über das Wohl und Wehe des Deutschen Reiches mit rathen und mit entscheiden und wenn Herr Gladstone glauben sollte, daß Deutschland sich heute noch das gefallen ließe, was es sich zu Canning's und Palmerstone's Zeiten gefallen lassen mußte, so ist es Sache der Vertretung des Reiches und des deutschen Volkes, dem great old man zu zeigen, daß er sich in dieser Annahme gründlich irrt. Judex Curiae.

Literatur und Kunst.

Moderne Musik und Volksthümlichkeit.

Von Heinrich Röckner.

Moderne Musik und Volksthümlichkeit — das sind zwei Dinge, die um eine Welt auseinanderliegen. So fern ist unsere moderne Musik, unser gesammtes neues Musikleben von Volksthümlichkeit, daß man sich gar nicht einmal vorstellen kann, daß das Volk, die überwiegende Mehrheit der Menschen nach langer Zeit einmal für unsere heutige Kunstmusik irgend welches Verständniß gewinnen könnte. Brauchen wir noch zu beweisen, daß dem so ist? Man denke nur an Wagner's Riesenopern, zu deren Genuß und Verständniß der gebildete, kunstgeübte Dilettant, ja selbst der Fachmann ein eingehendes, viele Stunden erforderndes Vorstudium braucht, man denke an die wundersam verschlungenen Tonarabesken eines Brahms, die auch dem Musiker mitunter unklar bleiben. Welch' ein Zeitpunkt soll erwartet werden, bis derartige Schöpfungen dem Volk, der großen Masse auch nur die geringste Theilnahme erwecken können? In den beiden genannten Meistern erblicken wir dennoch den Höhepunkt unserer modernen Musik: hier die Richtung nach der rein formalen Seite, die Musik an sich, dort die denkbar umfassendste Anwendung der Musik als Ausdrucksmittel. Mehr oder weniger der einen oder der anderen Richtung verwandt ist alles, was in der Musik der Jetztzeit unseres Vaterlandes irgend eine künstlerische Bedeutung beansprucht. Wir können auch auf frühere Zeiten zurückgehen oder die Musikverhältnisse der anderen Culturstaaten in's Auge fassen: es zeigt sich dieselbe Erscheinung, wenn auch nicht ganz in derselben Schärfe ausgeprägt. Ganze Gebiete der Instrumental-, wie der Vocalmusik unserer neueren Zeit sind so complicirt, so verschlungen, oder erfordern zu ihrem Verständniß (hinsichtlich des Textes in der Vocalmusik) eine so allgemeine Bildung, daß von irgend einer Nutzbarmachung für das Volk gar keine Rede sein kann. Das ganze, große Feld der Orchestersymphonie, wie sie sich seit dem Anfang unseres Jahrhunderts entwickelt hat, der gesammten Kammermusik, die meisten großen Chorwerke sind so schwierige Tonschöpfungen, daß deren Genuß eine eingehende, sogar den Kenner oft anstrengende Geistesthätigkeit voraussetzt. Selbst der scheinbar wirklich populäre Zweig der neuen Musik — die Oper — wir meinen hier die vorwagnerische — ist dem Volk doch so gut wie ganz verschlossen, da Verständniß und Genuß an ihr meist abhängig von einer ziemlich großen literarischen, resp. historischen Bildung sind, die erst das Erfassen der Hauptsache — der dramatischen Grundlage der Oper — ermöglicht.

Stimmt der Leser darin mit uns überein, daß unsere moderne Kunstmusik den meisten unserer Mitmenschen, dem eigentlichen Volk, verschlossen ist, so kommen wir zu der Frage: wie konnte das geschehen? Ist es immer so gewesen? Nein. Es gab Zeiten, in denen die Kunst für das Volk und für die besitzenden, gebildeten Klassen gemeinsam war. Es war jene lange Epoche, in welcher die Kunst, und speziell auch die Musik im Dienste der Kirche stand. Erst mit dem Augenblick, in dem die Musik sich von dem Zusammenhang mit dem Gottesdienst losriß, begann eine selbständige, freie Kunst, damit aber zugleich eine vollständige Trennung der Volksmusik von der höheren Kunstmusik. Die Anfänge dieser Kunstmusik wurzeln fest in der Volksmusik. Suite, Symphonie, Liedergesang haben noch starke Beziehungen zu der volksthümlichen Musik. Die einzelnen Sätze der Suite sind bekanntlich zumeist nichts anderes als Volkstanzweisen, und in der Symphonie findet das einfache Volkslied, der Marsch, das Menuett, wenn auch umgestaltet, Verwendung. Im Verlauf der Zeit wurde dieser Zusammenhang der Musik mit dem Volksthümlichen aber immer lockerer, bis er in unserem heutigen großen Kunstgebilden zur Unerkennbarkeit verschwunden ist. Liegt der Grund hiervon etwa in einer Geringschätzung des Volkes, der Volksthümlichkeit Seitens des Componisten? Keineswegs. Gerade die besten unter unseren großen Meistern haben bewußt oder unbewußt immer wieder einen Anschluß an das Volksthümliche gesucht. Die Eigenartigkeit eines Robert Franz oder Brahms hängt mit der Neigung zu kurzen, knappen, prägnanten Motiven in denjenigen ihrer Compositionen, die an das Volkslied erinnern, eng zusammen. Beethoven, Schumann, Chopin (in seiner Vorliebe für Tanzweisen) zeigen dasselbe Bestreben, ihren großartigen Tondichtungen Volksthümliches zu Grunde zu legen. Slavische, polnische, ungarische Nationaltänze liegen berühmten Schöpfungen unserer neueren Musiker vor. In Wagner's Reformbestrebungen ist einer der wichtigsten Punkte seine Vorliebe für Stoffe der deutschen Sage, der deutschen Mythologie, die er doch hauptsächlich deshalb aufgesucht hat, um seine großen Kunstgebilde in engere Beziehungen zu dem deutschen Volk zu bringen. Er befand sich ja in dem rührenden Wahn, daß seine gewaltigsten Schöpfungen, die Bayreuther Festspiele, eine nationale Errungenschaft für das deutsche Volk seien. Daß dem nicht so ist, daß Wagner's große Werke ebensowenig wie die eines Liszt oder Brahms, Raff oder Rubinstein und anderer Künstler für das Volk gegenwärtig irgend welche Bedeutung haben, noch in absehbarer Zeit haben werden, liegt auf der Hand. Was in allen den Kunstwerken von wirklich Volksthümlichem in der Musik oder in der Dichtung stecken mag, das ist umrankt von einem Stachelgitter der schwerverständlichsten Tonreihen, resp. von einer wahren Fluth tiefsinniger culturhistorischer, philosophischer, ethischer Probleme und Gedanken, aus dem das Volksthümliche, dem Volk je Verständliche kaum hindurchschimmert.*)

Die Mehrzahl der Musiker, Componisten, wie ausübende Musiker, beruhigt sich einfach bei dieser Thatsache. Allenfalls sprechen sie ihr Bedauern aus, daß die große Verschiedenheit in der Bildung der Menschen den Genuß der herrlichsten Kunstwerke nur einer kleinen Zahl von Hörern ermöglicht. Aber dabei vergessen sie ganz und gar, in Betracht zu ziehen, daß es die moralische Verpflichtung jedes Künstlers ist, nicht nur einer eng beschränkten Klasse besonders günstig gestellter, besonders erzogener Menschen dienstbar zu sein, sondern der Gesammtheit ihrer Zeitgenossen mit ihrem Talent zu dienen.

Es ist nicht schwer, diese Verpflichtung aus allgemeinen Grundsätzen abzuleiten. Mit Recht weist Leo Tolstoi in seiner Schrift „Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst" darauf hin, daß nach dem in allen Culturstaaten herrschenden Prinzip der Arbeitstheilung Jedermann verpflichtet ist, für die Gesammtheit zu schaffen. Diejenigen, welche nichts an directer Arbeitsleistung vollbringen, fallen der Gesammtheit zur Last. In gleicher Weise, wie das ganze Volk den arbeitsscheuen oder arbeitsunfähigen Bettler ernähren muß, fällt ihm auch der nichtsthuende Millionär zur Last. Gewisse Klassen sind von directer Arbeitsleistung deshalb befreit, weil man annimmt, daß sie so ihre scheinbar unproductive Thätigkeit doch der Gesammtheit wieder um so mehr nutzbar machen können. Diese Klassen bestehen aus den Vertretern von Wissenschaft und Kunst. Dem Künstler — in unserem Falle also dem Musiker (pro-

*) Es fällt uns nicht ein, dem einzelnen Künstler einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß seine speziellen Kunstwerke unverständlich für die Mehrzahl der Mitmenschen sind. Vielmehr gegen die ganze Denkweise, gegen die übliche Erziehung des gesammten Musikverstandes erheben wir hier einen Einspruch.

ductiven wie reproductiven) — wird keine bestimmte Aufgabe gestellt, weil man annimmt, daß er am besten seinen idealen Beruf freiwillig ausfüllen kann. Dabei bleibt die Voraussetzung bestehen, daß diese ideale Arbeit, die er ohne Zwang leistet, Allen zu Gute kommt. So lange die Musik, sofern sie nicht bloße Volksmusik war, im Dienste der Religion stand, leistete sie den gefordeten Dienst vollständig. Die großen Kirchencompositionen der Niederländer, Palestrina's und seiner Zeitgenossen, ja, auch die gewaltigen geistlichen Werke Bach's, waren als religiöses Erbauungsmittel ganz das, was sie sein sollten. Eine leichtere, gefälligere Musik, eine freiere, einschmeichelndere Melodik hätten hier nur störend wirken können, indem sie die Musik in der Kirche zur Hauptsache, den Gottesdienst aber zur Nebensache gemacht haben würde. Die immer gesteigerte Beherrschung der musikalischen Elemente, im Verein mit anderen culturgeschichtlichen Bewegungen, führte dazu, daß die Musik das Band, welches sie an die Kirche fesselte, sprengte. Gerade der von tiefster Frömmigkeit erfüllte Sebastian Bach war es, der mit seiner erstaunlich reichen Kunst dem kirchlichen Dienst so zu sagen über den Kopf wuchs. Seine großen Motetten, Cantaten, seine mächtigen Orgelphantasien, vor Allem seine gewaltigen Passionen, im Dienst der Kirche entstanden, überschritten sowohl durch ihre Form, als durch ihren Inhalt den Rahmen der Kirchenmusik. — Was Anderes, als der unbewußte Zug nach Allgemeinverständlichkeit war es, der die unmittelbaren Nachfolger Bach's trieb, ihre Kunst, die nun nicht mehr Erbauungsmittel des Gottesdienstes war, so zu formen, daß die Gesammtheit der Menschen von nun an durch die Kunstmusik, statt der früheren religösen Erbauung eine rein ästhetische gewinnen sollte? So sehen wir die großen und schönen Werke eines Haydn und Mozart entstehen, die in gleicher Weise dem Kenner und Fachmann Bewunderung abnöthigen, wie sie das Entzücken der Allgemeinheit erwecken.

Beethoven's umfassendes Genie fand, auf derselben Bahn beginnend, neue Wege und erschloß seinen erstaunten Zeitgenossen neue, ungeahnte Schätze. Doch bei diesem Manne, der die Musik — die Instrumentalmusik namentlich — auf den höchsten Gipfel geführt hat, beginnt die scharfe Abtrennung vom Gemeinverständlichen seiner Kunst zum Schwer-, wenn nicht Unverständlichen. Kein unbefangener Musiker kann es leugnen, daß Beethoven's Schaffen in seinen letzten Lebensjahren eine vollständig neue Richtung einschlägt, die, mag sie sonst sein, wie sie wolle, sich total von dem Gemeinverständlichen entfernt. War es nur ein künstlerisches Fortschreiten, das diesen Mann auf seinen neuen Weg geführt hat?

Alle wahre Kunstproduction befindet sich in directer Verbindung mit dem Wesen, dem Charakter, der Bildung des einzelnen Künstlers. Wer Beethoven's Lebensbeschreibung liest, muß diesen wunderbaren Mann lieb gewinnen, ihn als edlen Menschen hochschätzen, ganz abgesehen von seiner Künstlerschaft. Aber wer unbefangen Beethoven's Leben und Wirken betrachtet, wird auch zugeben, daß sich in seinem Charakter, in seinem Wesen große Schattenseiten, ernste Mängel befinden, die durch eine unglückliche Kindheit, verfehlte Erziehung, ungleichmäßige, halbe Bildung nur zu erklärlich sind. Der geniale Mann besaß ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein. Es gelang ihm, sich in jungen Jahren, trotz seiner Armuth eine geachtete soziale Stellung zu erringen, von der sich ein Mozart oder Haydn nichts hätte träumen lassen. Sein starkes Selbstgefühl führt ihn nicht dazu, sich in eitler Arroganz zu überschätzen, wohl aber seine Kunstgenossen, wie das Publikum zu unterschätzen. Ungünstige Kritik erregte ihn auf's Heftigste oder forderte seinen Spott heraus. Eine Einmischung in seine Kunst durch seine Kunstgenossen wies er auf's Schärfste zurück. So konnte es nicht ausbleiben, daß er je länger, je mehr sich von dem Verständniß der Menge entfernte und zuletzt Werke schuf, die seinen Zeitgenossen zum Theil oder ganz unklar waren. — Als Beethoven's ganze gewaltige Bedeutung von den später lebenden Meistern erkannt war, pries man ihn mit Recht als der Größten einen im Reiche der Tonkunst. Aber ein schwerer Fehler wurde begangen, indem man seinen Zeitgenossen Vorwürfe machte, daß sie ihn nicht mehr verstanden hätten. Beethoven's starkes Selbstbewußtsein, sein Ablehnen jeden Einspruchs in seine Kunstleistungen wurde als durchaus berechtigt besprochen. Als ein Zeichen seiner Größe wurden Aussprüche citirt, in denen sich eine Geringschätzung seiner mit ihm lebenden, ihn verehrenden Kunstgenossen verräth. Wie ein großes Wort wurde und wird noch heute jene Antwort angeführt, die Beethoven einem ihm eng befreundeten Geiger gab, als dieser eine Stelle in einem Streichquartett des Meisters für zu schwierig erachtete: „Glaubt er, daß ich an seine elende Geige denke, wenn der Geist zu mir spricht?"

Bezeichnend ist es, wie die spätere Zeit diesen Ausspruch aufgefaßt hat. Die unnöthige Unfreundlichkeit gegenüber der berechtigten Bemerkung eines Freundes und Kunstgenossen wurde damals und wird noch jetzt als gerechte Züchtigung einer Art von Majestätsverbrechen gegen den Genius angesehen; der weltentrückte Idealismus als eine Art von Glaubensbekenntniß des Künstler-, des Componistenstandes bewundert. Das eine ist so falsch wie das andere. Man kann Beethoven's Unfreundlichkeit erklärlich, entschuldbar finden, man kann diese Lostrennung seiner Phantasie von allem Materiellen aus seinen persönlichen Schicksalen ableiten, aber nie und nimmer darf man, wie es geschehen, das Eine oder das Andere für Norm, für das normale Verhalten eines großen Genies ansehen.

In dem vorigen Jahrhundert war die soziale Stellung der großen Componisten eine untergeordnete, welche der Bedeutung so großer Meister wie Bach, Mozart oder Haydn keineswegs entsprach. Beethoven ist zweifelsohne das Verdienst zuzusprechen, hierin eine Besserung herbeigeführt zu haben. Er verstand es wohl, seinen Platz selbst neben der höchsten Aristokratie zu behaupten. Aber gleichzeitig beanspruchte er für sich als Künstler in seiner Kunst eine Sonderstellung, eine Unantastbarkeit, welche zu weit ging. Es entstand in jener Zeit das „Künstlerthum von Gottes Gnaden". Ein halbes Verbrechen war es, den großen Componisten zu tadeln. — Diese Anschauung von dem Verhältniß des Küustlers zu seinen Zeitgenossen nimmt nun nach Beethoven's Tod eine immer schärfere Form an. Diejenigen, welche die Werke eines Künstlers angeblich nicht verstehen oder sie geradezu tadeln, werden zum Mindesten als bornirte Menschen, wenn nicht gar als Feinde, als Neider des betreffenden Künstlers von dessen Verehrern angesehen. Die modernen Musikschriftsteller urtheilen zum großen Theil in schärfster Weise über die Beschränktheit und Kleinlichkeit derjenigen Zeitgenossen eines Bach, Mozart oder Beethoven, welche Werke dieser Meister, die das Urtheil der heutigen Kunstgeschichte als hervorragende Schöpfungen hinstellt, bei ihrem ersten Erscheinen aus Mangel an Verständniß ignorirt oder abgelehnt haben. Dabei übersehen die Herren in ihrem Feuereifer, daß es nachträglich sehr leicht ist, die Zeitgenossen eines großen Künstlers, die denselben nicht verstanden haben, zu verdammen, da den Nachgeborenen der Verlauf der Kunstgeschichte klar vor Augen liegt, der doch den Mitlebenden noch verschlossen war. Aus dem ungünstigen Erfolg, den große Kunstwerke (Fidelio, Figaro's Hochzeit) bei ihrem ersten Erscheinen erzielt haben, muß man richtiger Weise die Regel entnehmen, daß der erste Erfolg für den Werth eines großen Werkes nicht immer maßgebend ist. Aber unsere heutigen Musikschriftsteller kehren den Spieß einfach um und beweisen bei neueren Werken daraus, daß sie Anfangs keinen Erfolg haben, ihren hohen, künstlerischen Werth. Wenn ein Musikdrama von Wagner, eine große Instrumentalcomposition von Brahms irgendwo erfolglos bleibt, so weisen die Herren auf Beethoven oder einen anderen älteren Meister, dessen Werke anfänglich ebenfalls keinen Anklang fanden. So hat sich nach und nach eine Art von Mißtrauen gegen den Beifall der Zeitgenossen bei den meisten modernen Musikern eingestellt. Man lobt diejenigen Componisten resp. ausführenden Musiker, welche dem Erfolg aus dem Wege gehen, welche der Menge nicht gefallen wollen und den Beifall derselben verachten. Man sieht in ihnen die wahrhaft vornehmen Künstler. Das ist ein ungesunder, falscher Standpunkt, der im Interesse der Kunst selbst, wie im Interesse der Menschheit, für die sie doch eigentlich

bestimmt, zu bekämpfen ist. Musik, wie jede Kunst, soll den Menschen eine reine Freude, ein edles Vergnügen bereiten.

Der Künstler kann nun einmal seine Aufgabe so zu leisten versuchen, daß er sich ängstlich bemüht, möglichst Vielen, wenn nicht gar Allen, zu gefallen, daß mit anderen Worten der äußere Erfolg sein Hauptzweck ist. Wer auf diese Art ein Kunstwerk produciren will, ist aber kein wahrer Künstler. Denn um möglichst Vielen, um Allen zu gefallen, muß eine Composition nur schon Bekanntes bringen, da der Beifall, den etwas Neues erringt, sich nicht berechnen läßt. Es gibt allerdings Scheinkünstler genug, die auf dem genannten Wege wandeln. Was sie produciren ist zwar gemeinverständlich, aber es ist trivial, nichtssagend, aus Phrasen bestehend, die schon früher benutzt worden sind.

Der zweite Weg ist der entgegengesetzte. Der Künstler kann allein und nur den Eingebungen seines Genies gehorsam seine Werke schaffen, ohne sich darum zu kümmern, ob sie gefallen und Anklang finden. Dieser zweite Weg, den gerade die bedeutendsten Musiker der neueren Zeit seit Beethoven häufig einschlagen, hat uns zu großen und schönen Kunstwerken geführt, die nur den einen aber schweren Mangel haben, daß sie für die Vielheit, für das Volk theilweise oder ganz unfaßbar sind. Der richtige Weg, auf dem sowohl Kunst als auch Volksthümlichkeit zu ihrem Recht kommen, liegt zwischen den beiden erstgenannten. Der wahre Künstler soll und muß sich bei seinem Schaffen voll und rein den Schwingen seines Genius überlassen, wenn anders er wahre, wirkliche Kunstwerke produciren will. Aber sein ganzer künstlerischer Standpunkt, seine Bildung und Entwickelung muß von der Verpflichtung gegen die Allgemeinheit durchdrungen sein. Nicht der Sklave, sondern der Führer des Volkes soll er sein. Deshalb muß er danach trachten eine Sprache zu reden, welche weiteren Kreisen überhaupt verständlich ist. Er darf sich nicht mit dem stolzen Bewußtsein begnügen, daß er seinem Genius gehorcht hat, sondern es muß ihm auch daran liegen, daß seine Schöpfungen allen seinen Mitmenschen erschlossen werden. Eine Besserung unserer Kunstmusik nach der Richtung des Volksthümlichen kann nur dadurch erzielt werden, daß die Musiker — vor Allem die Lehrer der jüngeren Generationen —, daß die Musikschriftsteller, welche in Form von Kritiken oder anderen größeren Arbeiten (Biographien, ästhetischen und geschichtlichen Abhandlungen) für die Verbreitung der Kunst sorgen, den Standpunkt eines gewissen Fachhochmuthes fallen lassen, der heute vorherrschend ist. So allein würde eine Generation heranwachsen, die im Stande ist, mit ihren Compositionen weiteren Kreisen, auch dem wirklichen Volk dienstbar zu sein. Kann es Männer, wie Wagner oder Brahms — ganz abgesehen von dem objectiven Werth ihrer Compositionen — wirklich mit Genugthuung erfüllen, wenn sie sich sagen müssen, daß ihre Werke zur Erbauung, zur Erhebung ihrer Berufsgenossen und einer Anzahl kunstgebildeter Dilettanten der reichen, besitzenden Klassen dienen, daß sie aber dem Volk, dem Arbeiter-, Handwerker- und mittleren Bürgerstand, kurz der Mehrzahl der Mitmenschen, ein Buch mit sieben Siegeln geblieben sind? — Griffe eine neue Anschauung im Kreise der Musiker Platz, welche die moderne Kunst dem Volksthümlichen mehr näher würde, so würde damit gerade den Kunstproducten die Lebensader unterbunden, welche heute fälschlicher Weise als populäre Musik durch die Welt ziehen. All das triviale, schlechte Zeug von Opern, Salonstücken für Klavier oder andere Instrumente, von sentimentalen Männerquartetts, schmachtenden Liedern, der Operettenunsinn u. s. w. würde nie so weite Verbreitung finden, wenn unsere Kunstmusik gemeinverständlicher, volksthümlicher wäre.

Der Weg zu dem schönen Ziel, er ist weit, denn, damit die Kunstmusik dem Volk erschlossen wird, muß nicht nur die Kunst einen anderen Standpunkt einnehmen, sondern auch das Volk selbst muß mit der Zeit in seiner Bildung gehoben werden. Diejenigen Männer, welche die Vermittler zwischen der Kunstproduction und dem Publikum sind, die reproductiven Künstler, die Lehrer, sie sollten schon jetzt bei ihrem Wirken daran denken, daß die Kunst Gemeingut Aller ist, indem sie dem Publikum nur derartige Kunstwerke bringen (im Theater, Concert, beim Unterricht), die es wirklich mit freudigem Herzen genießen kann.

Zur Kunstgeschichte.

Von Cornelius Gurlitt.

Mit dem Erscheinen von jedem neuen Heft aus Richard Muther's „Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert"*) setze ich an, um ein paar Bemerkungen an dieses Buch zu knüpfen. Denn ich kann wohl sagen, daß mir in meinem literarischen Leben „so nichts einen Stich in's Herz gegeben" habe, als dieses Buch. Wer so lange wie ich an einer ähnlichen Aufgabe sammelte und wer so viel Tausende von Kunstwerken mit dem stillen Bemühen betrachtete, sie in ein Gesammtbild zusammenzufassen und das Einzelne als Ergebniß einer größeren Entwickelung zu erkennen, wer landein, landaus die Sammlungen durchzog, um immer wieder auf's Neue das Gegenwärtige mit Vergangenem zu vergleichen, dem kommt endlich leicht der Gedanke, er sei Herr in dem mit sorgendem Eifer umfaßten Gebiet, und der, welcher in dessen Grenzen einbreche, sich vermesse, auch ein Wissender sein zu wollen, der sei sein Feind, ein Dieb und Räuber am rechtmäßig Erworbenen.

Als ich vor Jahren hörte, Muther schreibe ein Buch, das mir so sehr in's Gehege komme, tröstete ich mich, ruppig wie der Mensch eben doch in seiner innersten Seele gestaltet ist, mit der Zuversicht, es werde da nicht viel Gescheidtes herauskommen, es werde da so ein Rosenberg Nr. II. entstehen, ein „Objectiver", das heißt einer, der die Meinung seiner verehrten Herren Vorgänger in der Wissenschaft sorgfältig zu erhalten sich bemühen und ängstlich den Fehler vertuschen werde, daß ihm gelegentlich eine nicht zunftmäßige Ansicht in der Seele auftaucht.

Nicht daß Muther das Buch schrieb, ärgert mich, sondern daß es eine so ausgezeichnete, weit alles Maß des zu Erwartenden übersteigende Arbeit wurde. Schon bei dem ersten Hefte sah ich, daß hier einmal ein Mensch ohne zu schweren wissenschaftlichen Balast und mit hellen Augen, ein Ganzer in's Land der Halben eingezogen sei. Daraus, daß ihm von allen Seiten nachgewiesen wurde, seine Ansichten über die Kunst im Allgemeinen und einzelne Künstler im Besonderen seien falsch — es ist ja dies auch in der „Gegenwart" gesagt worden — bewies mir auch diesmal, daß die Halben nur gezwungen den Ganzen für einen ordnungsgemäßen Menschen anerkennen werden.

Und so muß ich denn meinen Zorn über das Buch hinunterwürgen, das mich ein paar Jahre meines Lebens kostet und muß mich an ihm freuen lernen, wie man sich an einer wahrhaft bedeutenden Arbeit freuen soll.

Muther gibt sich in seinem Buch Mühe, gerecht zu sein. Er vergleicht die Malerei eines Jahrhunderts mit seinem Geschmacke und urtheilt nach diesem. Das ist ganz gegen die wissenschaftliche Perrückenordnung. Dort heißt es, man müsse durch Studium einen Standpunkt über den darzustellenden Dingen ersteigen, in der Kunstgeschichte mit Hülfe eines durch ästhetische Gesetze geklärten Urtheiles die Dinge richtig stellen, welche durch den in dumpfem Schaffensdrange irrenden Künstler verzerrt in die Erscheinung traten. Mit einem Worte: der Kunsthistoriker sollte vor Allem mehr verstehen als die Künstler in ihrer Gesammtheit, und dies Mehr sollte ihm eine philosophische Schulung, die Bekanntschaft mit großen, logisch entwickelten Gedankenreihen und mit der ganzen Fülle von Kunsterzeugnissen aller Zeiten übermitteln. Es war und ist das Streben der Meisten, zu endgültigen Ergebnissen zu gelangen, nicht nur im Thatsächlichen, Geschichtlichen, sondern

*) München, G. Hirth's Kunstverlag.

auch in der Beurtheilung idealer und idealistischer Werthe. Man glaubte eine Zeit lang, man sei auf dem besten Wege dazu, eine Kunstgeschichte schreiben zu lernen, nach der dann keine zweite zu allen Zeiten brauchte geschrieben zu werden, in der also die Bedeutung jedes Meisters richtig gestellt und jedem sein Maß amtlich ausgestellt würde, ob er hoch rage oder nicht. Zahlreiche brave Leute und gute Musikanten spielen in dem Orchester mit, in welchem ein Dirigent den Tactstock schwingt, nämlich der Herr Professor, der beliebte Lehrer der Kunstgeschichte, der letzte hervorragende Autor im betreffenden Kunstgebiete. Nur Wenigen dämmert es dunkel, daß man mit ebenso viel Recht ein anderes Stück und dasselbe Stück anders spielen könne, wie der Herr Dirigent meint. Die Tactgerechten halten einen solchen Sonderkopf stets für einen schlechten Musikanten: er wird durch das Denken zerstreut und verpaßt gelegentlich einmal einen Einsatz, stört das friedliche Zusammenspiel!

Uneingedenk Schopenhauer's Mahnung, die Kunst, nicht zu lesen, sei eine der wichtigsten, lese ich viel und zwar mehr Bücher, als wohl für die verständige Entwickelung gut ist; oft mehr aus Bosheit, als um der Belehrung willen. Da bin ich denn auf die — mit Respect zu melden — Assyriologie verfallen in der Meinung, in der Beurtheilung dessen, was im alten Babylon 3600 vor Christo geschah, da werde ich endlich einmal jene Objectivität finden, die ja immer als höchstes Ziel der Wissenschaft gefeiert wird. Solchen Zeitferuen gegenüber muß doch der Parteien Haß schweigen, da sind doch wohl keine Beziehungen zu den Tagesfragen mehr, die den Blick der Objectivität trüben? Ich habe sonst gern Reformationsgeschichte gelesen, und da sind wir ja jetzt glücklich bei so hitzigem Meinungswechsel über das objectiv Wahre angekommen, als dröhnte noch das Kanzelpult der Stadtkirche von Wittenberg unter Luther's Fäusten wieder. Vierhundert Jahre sind also noch nicht der genügende Abstand, um zur rechten Klarheit zu kommen. Aber über 5000 Jahre! Ich las Eduard Meyer's alte Geschichte. Ein Prachtbuch ersten Ranges, voll Wissen und Fleiß, voll tiefer Blicke in eine ferne Welt und dazu ein Buch voll Nerv! Und dann las ich Halevy, den Pariser Orientalisten, und habe mich köstlich dabei unterhalten. Da ist's wieder nichts mit der Objectivität! Der fröhlichste, frischeste Anti- und Prosemitenkrieg, zu dem man Stellung nehmen muß, wenn man sich eine Ansicht schaffen will. Waren die semitischen Assyrier grausame, von fremder Kost lebende Barbaren, oder waren sie Träger einer eigenen Cultur? Der Germane Meyer beweist, die alten Sumerer, ein nichtsemitischer Stamm, habe die Keilschrift erfunden, und der Pariser Jude Halevy kämpft für seine Volksgenossen, wie etwa die um Janssen für die katholische und die um den Verein für Reformationsgeschichte für die evangelische Partei des 16. Jahrhunderts fechten.

Sollten die Menschen nicht endlich einmal begreifen, daß es eine Objectivität in der Beurtheilung geistiger Dinge einfach nicht gibt, und daß einen „höheren Standpunkt" einzunehmen nicht Sache einer Willensthat, sondern lediglich einer größeren Beanlagung sein kann. Wenn ich gescheidter wäre, besser malen könnte und einen tieferen Kunstverstand hätte, als alle Maler unseres Jahrhunderts zusammen besaßen und besitzen, dann würde ich ein Buch schreiben können, welches objectiv gehalten sein könnte. Ich müßte aber mich vorher versichern, daß alle meine Leser mir an Geist gewachsen, ja mit mir völlig gleich beanlagt seien, denn nur in diesem Falle würden sie mir auch glauben, daß ich objectiv richtig geurtheilt habe.

Muther hat begriffen, daß die Wahrheit nicht sich unter einem Briefbeschwerer festhalten läßt. Er fragt sich vor jedem Dinge, vor jedem Manne, wie das von ihm Erfahrene auf ihn wirke. Weil er wohl einsieht, daß man objectiv nicht sein kann, daß es eine thörichte Ueberhebung sei, sich dafür geben zu wollen, ja nur zu oft eine innere Verlogenheit den Schein dazu bieten muß, so ist er dem ganzen, von ihm geschilderten Kunstgebiet als ein Einzelner entgegengetreten. Vielleicht ist er sich nicht ganz klar darüber, daß auch er nicht ein Kunstrichter ist, daß auch er es, wenn er ehrlich gegen sich selbst bleibt, mit Nothwendigkeit erleben wird, daß seine Ansichten sich wandeln. Ja mir scheint, als künde sich in den neuesten Heften schon ein Wandel an. Sein Buch wird also nur Werth haben insofern, als er selbst Werth hat, nämlich als Zeugniß dafür, wie ein bestimmter Mensch, der mitten im Leben der Zeit stand, in einem bestimmten Augenblick aber dies und Jenes in der modernen Malerei dachte. Es ist ein kühnes Unterfangen, sich allein der ganzen Welt von Erscheinungen entgegenzustellen, Einer gegen Alle, aber es ist dies die einzige mögliche Form, Geschichte zu machen. Erst wenn wir wieder erkennen, daß nicht der Fleiß, sondern der Muth den Historiker macht, nicht die Vielheit des Wissens, sondern die Stärke und Größe der Anschauung, erst dann wird die Geschichte wieder die Nation beschäftigen, von der die „Objectiven" und Spezialisten sie fortgegrault haben. Die Gelehrsamkeit kann nicht den Mann ersetzen, das Sammeln aller fremden Urtheile nicht das Urtheil, das philosophische oder ästhetische System nicht die Persönlichkeit ersetzen.

Freilich lautet bei Muther die Frage nicht ausschließlich, wie ihm das Werk eines Malers gefalle, sondern seine Prüfung sucht den Mann zu verstehen und zu erläutern: was that der Mann in seiner Lage und aus seinen Gaben? so stellt sich das Losungswort: nicht zu klagen und zu preisen sind wir berufen, weil man früher anders dachte und schuf als wir es thun, sondern wir wollen erklären, warum die Gedanken einen bestimmten Weg nahmen. Ein wahrhaft weiser Mensch sucht sich eine bestimmte Lebensform; aber er hütet sich vor der Thorheit, diese für die allen Anderen zuträgliche und empfehlenswerthe zu halten; er erkennt, daß man weise sein und doch anders denken und handeln kann, wie er es thut; er lernt, daß auch die Weisheit subjectiv ist und für jeden Einzelnen aller Zeiten war. So viel Weise, so viel verschiedene Weisheiten! So viel Wahrhaftige, so viel subjective Wahrheit! So viel Thoren, so viel Herdenweisheit, so viel Heuchler, so viel objective Wahrheit!

So geht denn durch Muther's Buch bei aller Entschiedenheit des Ich-Standpunktes ein Zug von großer Duldsamkeit. Man wird es ihm zwar in den Kreisen der „Alten" sehr übel nehmen, dieses Buch, da es von manchen berühmten Leuten wenig Aufhebens macht; vielleicht wird man es pietätlos nennen, weil Muther für Bendemann und Kaulbach nicht schwärmt. Aber die „Alten" mögen an die eigene Brust schlagen. Könnten wir nur dem Geschlecht, das vor uns war, seine Sünden täglich vor Augen halten, damit es Milde lerne gegen uns. Vor vierzig Jahren glaubte man nicht nur, daß mit den damals Jungen die neue Kunstgeschichte erst beginne, sondern man sprach es ohne Scheu aus. Das Rococo und Empire der Väter war der Nachgeborenen Zopf, und wer es mit Keulen niederschlug, der war ein braver Mann. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Spottnamen diejenigen sind, welche auf den Stilperioden sitzen bleiben: Gothik, Barock, Rococo, Zopf, Biedermeierzeit — Alles Spottnamen. Ich werde mir Mühe geben, für die Zeit, welche in Kaulbach gipfelte, die Bezeichnung „Vatermörderzeit" in Aufnahme zu bringen. Sie hat vielleicht nur den Fehler, daß sie jene Leute, welche die Kunst ihrer Väter für frivol, lächerlich, nur des Zerstörens würdig erklärten und selbst den Hals in die steife Binde preßten zum Zeichen der Unfreiheit ihres Wesens besser umschreibt, als jene schon beliebten kunstgeschichtlichen Ausdrücke ihre Zeit.

So sehr Vatermörder wie die alten Herren „Idealisten" ist nun Muther wahrlich nicht. Er weiß zu unterscheiden, wo jene völlig blind in ihrer Wuth waren. Er sucht sorgsam hervor, was jene in den Kehricht warfen, um es nochmals zu prüfen. Er urtheilt aus der Fülle der Gesichte, während jene aus der Enge einer vorgefaßten Lehre absprechen, nur gewisse „edle" Zeiten und vor Allem sich selbst feiernd. Er hat eine Kenntniß der Bestrebungen aller Welt, welche in Erstaunen setzt. Man muß nur Muther's Arbeit mit der seines literarischen Vorgängers Rosenberg vergleichen, um zu erkennen, was Alles dieser nicht sah, nicht begriff, nicht zu schätzen wußte, wie eng und mager die idealistische Kritik ist, die in der Ab-

sicht, objectiv zu sein, nur die in eine bestimmte ästhetische Formel zu fassende Schönheit begreift und achtet.

Muther's Buch ist aber nicht durch die Fülle des Wissens eine That, sondern dadurch, daß seine Persönlichkeit genügt, um uns die Spiegelung aller jener vielgestaltigen Strömungen der Zeit lesenswerth zu machen, auch wenn es weniger geistvoll und frisch geschrieben wäre. Mit einem Schlage ist aus einem Gelehrten, dem wir bisher einige „verdienstvolle" Spezialarbeiten verdanken, ein Mensch erwachsen, der uns um seiner selbst willen anzieht und beschäftigt, ein Mensch, der selbst ein Kunstwerk schuf, nämlich die Darstellung eines innerlich Erlebten, nicht eines äußerlich Erlernten.

„Es ist gut und richtig," schreibt mir ein Freund, ein klassischer Archäologe, „daß am Ende des Jahrhunderts Einer mit frischem Sinn und frischen Augen die Rechnung aufmacht in innerer Erregung über den Streit der Meinungen und einmal sein Urtheil aufbaut auf den Werken, die dieses Jahrhundert geschaffen hat, auf dem, was die Künstler gewollt haben und nicht auf dem, was eine reactionäre Kritik von ihnen verlangt hat!" Muther hat bewiesen, daß die Kunst nicht still stand und nicht still stehen darf. Er wird sicher erleben, da er ein Schreitender ist, daß er den Standpunkt von heute verläßt. Und er soll sich nicht reuen lassen, wenn die am Wege liegenden Geistesmaroden deshalb Vorwürfe machen, jene, welche glauben, der Standpunkt mache den Mann und nicht ahnen, daß nur in der Bewegung die Kraft sich äußert.

Mich ärgert das Buch aus ganz persönlichen Gründen. Aber ich habe mich selten im Leben mit mehr Genuß geärgert!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Liebesgabe.

Von M. Schoepp.

Die Sonne sank. In purpurne Gluthen war der Himmel getaucht und Feld und Wald badeten sich in rosigem Lichte. Wie ein Hauch glitt der Abendwind durch die Baumwipfel und bewegte sanft die zarten Halme der jungen Saat. So herrlich und schön sah die Erde aus in dem lieblichen Kleide, das der Frühling ihr verliehen; so voll Pracht und Majestät zeigte sie sich der scheidenden Lichtspenderin, daß diese nur zögernd hinter den Bergen verschwand, und sich von dem Anblick nicht trennen mochte. Und wie ihr ging es einem Manne, der auf einen Stab schwer gestützt am Waldessaum verharrend blieb und hinab sah auf einen Garten, der sich still und friedlich dahinzog. Zwischen reichem Baumschmuck schimmerte es weiß und hell hindurch und neben der Trauereſche erhob sich des segnenden Christus hohe Gestalt. Und heiliger Friede ging von ihm aus und ruhte auf den Stätten der Schlummernden. Der Mann fuhr mit der schwieligen Hand über das runzlige Gesicht, seufzte tief und wandte sich nach einem letzten, langen Blick widerwillig ab. „Das ist nun vorbei," sagte er mit tonloser Stimme. Müde sank sein Haupt auf die Brust und dann begann der mühselige Weg durch den pfadlosen Wald. Eine gute halbe Stunde war es wohl bis zum Armenhause für einen gesunden Fußgänger; Klas mit seinem gelähmten Bein, mit seinem gebrechlichen, morschen Körper brauchte die dreifache Zeit. Schwerfällig schleppte er sich vorwärts über den weichen Moosteppich, hatte kein Auge für die Schönheit um ihn her und hörte nicht die lockenden Waldstimmen. Er wußte nur, daß er scheiden mußte von dem Ort, wo er ein Leben verbracht; daß man ihn für sein Amt untauglich erklärt, ihn in das Armenhaus gewiesen hatte. In's Armenhaus! Ach, wenn sie ihm doch wenigstens gestattet hätten, sein Leben da draußen am Walde zu beschließen. Was sollte er unter den Menschen? Sein Leben hatte er unter den Todten zugebracht; die letzten Ruhestätten hatte er ihnen bereitet, hatte auf manch einsames, vergessenes Grab Heckenrosen und Vergißmeinnicht und wilde Veilchen gepflanzt. Hatte auf den Spaten gelehnt, ein letztes, kurzes Gebet über den Heimgegangenen gesprochen, bevor er den Hügel wölbte. Und nun — nun war Alles vorbei. Seitdem das Fieber ihn gepackt, war es aus mit seiner Kraft. Die Leute hatten ihn ohnmächtig neben einer frischen Grube gefunden und der Gemeinderath erinnerte sich, daß Klas sein Amt wohl fünfzig Jahr inne habe und wohl alt und schwach sein müsse. Man rief ihn in die Rathssitzung und dem von den Jahren gebeugten Manne wurde mitgetheilt, daß man seinen Nachfolger bereits gewählt, daß man ihn selbst dem Wohl der Gemeinde empfohlen habe. Man erwartete daraufhin seinen Dank. Aber Klas starrte nur den Sprecher an, murmelte etwas Unverständliches und schüttelte heftig den Kopf. Er war wohl kindisch geworden, der weißhaarige Alte. Der Bürgermeister zuckte die Achseln, und der Gemeindediener führte ihn hinaus. Was sollte man ihm auch sagen? Er war stets ein so mürrischer, wortkarger Kauz gewesen. Eigentlich waren Wohlthaten bei ihm übel angebracht.

Im Armenhause wohnte er, brauchte nicht mehr zu sorgen, nicht mehr zu arbeiten. Und doch — wie er es in der Ferne erblickte, das alte, graue Gemäuer, überragt von hohen, rauchenden Schloten der weit ausgedehnten Fabrik; wie er die schwere Dunstmasse sah, die sich brütend über die Häuser gesenkt; wie sein Ohr das eigenthümliche Stampfen und Summen und Pfeifen von drüben vernahm, da stieg wieder die entsetzliche Angst in ihm auf, die ihn befallen, als er den ersten Tag in der neuen Heimath verlebt. Hier sollte er fortan athmen! Sollte statt des Waldes, statt des Feldes üppige Pracht die stumpfen, gedrückten Gesichter seiner Leidensgenossen sehen! Sollte statt der Lerchen trillernden Gesang, statt des tausendstimmigen Waldconcertes der Menschen Stöhnen und Jammern hören! Konnte sich nicht länger der schönen Gottesnatur freuen; war nicht länger der Freie. Er stöhnte. Fester stützte er sich an den Stab. Die matten Augen blickten trostlos aus dem faltenreichen Antlitz und die Lippen bewegten sich lautlos; wie früher, wenn er einem Heimgegangenen ein letztes, stilles Gebet nachsandte. Und vorwärts wankte er ohne aufzusehen und horchte auf seinen Herzschlag, der nie so stark gewesen. „Das ist nun vorbei," sagte das ruhelose Ding in seiner Brust, „das ist nun vorbei."

Klas schritt über den ungepflasterten Hof und eine Schaar schmutziger Kinder fuhr scheu auseinander.

„Der Todtengräber! Der Todtengräber!" schrie ein kleiner Bursche entsetzt und Alles purzelte und kreischte und flüchtete nach allen Seiten. Der Alte hörte es nicht, sah es nicht. An einem niedrigen, schmutzigen Fenster aber erschien ein schmales, blasses Antlitz, und durch das große Loch in der blinden Scheibe streckte sich eine geballte Faust. Nur für einen Augenblick und Niemand hatte es gesehen. Klas schleppte sich hinauf über die ausgetretenen, leise ächzenden Stufen, tastete sich über den dunkeln, dumpfen Corridor und öffnete an dessen äußerstem Ende die zu seinem Heim führende Thür.

„Guten Abend," sagte sein Zimmergenosse. Im Nu war der weiche, trauernde Zug in Klas' Antlitz verschwunden. Grämlich sah er auf und knurrte seinen unfreundlichen Gruß in den wild wuchernden Bart. Mit kurzem Ruck warf er den Kopf in den Nacken, ging möglichst aufrecht bis zu seinem Lager und sank dann doch erschöpft auf den Stuhl. Aus der Ecke am Fenster sah der Andere furchtsam und schüchtern zu ihm. Dabei rieb er mit den flachen Händen die mageren Knie und nagte an der Unterlippe. „Ich kann doch nichts dafür," dachte er wehmüthig, „ich kann doch nichts dafür."

Nein, der Kleine konnte nichts dafür, daß er sein schmales Zimmerchen noch mit einem Anderen theilen mußte. Konnte nichts dafür, daß man von hier den Himmel nicht sah und nicht den Wald und das Feld, daß man nichts spürte von dem stillen Frieden der freien Natur. Und doch saß er betrübt auf dem harten Bettrand und sah aus kleinen, wasserblauen Aeuglein mitleidig zu dem rauhen Alten hinüber und verzog sein altes, gelbes, runzliches Gesichtchen zu den seltsamsten Grimassen. Wenn der Mann da wenigstens sprechen wollte, z. B. schelten über die nichtsnutzigen Kinder, die vor ihm geflohen. Nur finsteres Schweigen — nur

feindselige Blicke, dumpfes Brüten — das war so unheimlich, besonders Nachts.

Herr Fink war früher Schneider gewesen. Seitdem aber seine Frau gestorben und seine Augen schwach geworden, war er mehr und mehr in mißliche Verhältnisse gerathen und das Ende war das Armenhaus. Er stand ganz allein, war von friedfertiger, geselliger Natur, kränkelte seit Jahren und that bereitwilligst Alles, was man von ihm wollte. Den Frauen half er die Wäsche auswringen; den Männern nähte er neue Flicken auf die alten und den Kindern erzählte er Geschichten, klebte ihnen Drachen und taufte ihre Lumpenpuppen. Alle wollten seine Dienste, überall war er unentbehrlich. Da drüben aber saß einer, der seiner nicht bedurfte; der einsam und freudlos war und nicht um Trost suchte; der in stiller Nacht auf dem harten Lager stöhnend sich wälzte und Keinem sein Leid klagte. „Ich kann doch nichts dafür," seufzte das Männchen im tiefsten Innern. Die Nacht brach herein; still wurde es in dem großen Gebäude, nur am Brunnen flüsterte ein Liebespaar, und droben unter dem Dach sang eine junge Mutter ein eintöniges Wiegenlied. Fink schlief längst. Der alte Klas aber sah nach dem fernen Horizont und glaubte die weißen Kreuze schimmern zu sehen und meinte das Rauschen in den Cypressen zu hören.

Und eintönig vergingen die Tage und eintönig vergingen die Wochen. Klas verließ kaum das Zimmer und ließ sich des Genossen kleine Dienste mürrisch gefallen. Doch verstohlen beobachtete er ihn. Er sah seine fahlen Wangen und seine oft hungrigen Augen. Er hörte seinen röchelnden Athem und sah unwillkürlich besorgt hinüber, wenn er einmal später als gewöhnlich aufstand. Und in den letzten Tagen hatte er jedesmal das Mittagessen zur Hälfte stehen lassen und sich gefreut, wenn Fink es heimlich verzehrte. — Heute Abend wartete er beunruhigt auf dessen Erscheinen. Er war schon seit Stunden fort, und war doch sonst so pünktlich. Was nur hatte er vor? Warum sein geheimnißvolles Thun? Klas, der mürrische, grämliche Geselle, der sich sein Lebenlang nicht um eine Menschenseele gekümmert, der um Keinen gebangt und um Keinen gesorgt, der den kleinen Mann haßte, weil er durch ihn in seiner traurigen Verlassenheit durch ein lustiges Wort, durch ein leises Kichern gestört ward — Klas saß vor dem blinden Fenster und sah mit ängstlicher Sehnsucht der Ankunft Fink's entgegen. Endlich! Endlich! Der Alte athmete auf, hinkte an den Tisch und las in der geöffneten Postille. Was brauchte Fink zu wissen, daß er ihn erwartet. —

„Guten Abend," sagte der Kleine. Klas brummte mürrischer denn je, sah feindselig nach der Thür und hüstelte. Fink trippelte umher, sprang zum Fenster hin, kicherte, rückte einen Stuhl dicht vor die Wand und verschwand, um gleich darauf mit einem arg verschnürten Bündel wiederzukehren. Klas hätte wohl gern gewußt, was es enthält. Er schielte danach — aber er hätte sich umdrehen müssen. Und das wollte er nicht. Fink aber klopfte und rückte und schob und endlich war er fertig. Mit seinem leisen, kurzen Kichern schlüpfte er aus der Thür. Und doch blieb der Todtengräber unbeweglich sitzen und wollte nichts von des Kleinen Geschäften wissen.

Und der Tag sank, rasch brach die Nacht herein. Und dunkel ward es, ganz dunkel. Warme, weiche Luft drang durch das geöffnete Fenster und fächelte des Greises Stirn. Und lautlose Stille rings. Da — ein langer, klagender, sehnsuchtsvoller Ton, so süß und traurig, so klar und voll — und ein zweiter — schmelzend durchfluthete herrlicher Gesang die Nacht; in unendlichem Weh brach er die herrschende Ruhe. Weit beugte sich der Alte vor. Seine Hände bebten. In schweren Zügen hob sich seine Brust — er lauschte und lauschte — und dachte nicht, von wannen das Lied kam. Seligkeit zog ein in das verbitterte Herz. Ein Gruß vom Walde ward ihm, ein Gruß vom Lande des Friedens. O horch, dies zitternde Klagen, die wunderlichen Weisen — und der Wald antwortet — rauscht es nicht in den Wipfeln? Tönt es nicht in den Lüften? Und die Leichensteine schimmern im Mondenlicht? Und aus weiter Ferne dringt eines Glöckleins silberne Stimme? — Den Kopf auf die Tischplatte gestützt, fand ihn Fink. Er lächelte und nickte mit dem Kopf. „Nun hat er doch auch was," dachte er und rieb sich die Augen, „ach, wie leid thut er mir, und wie gut, daß ich kein Todtengräber bin!"

Aber wenn er glaubte, Klas würde nun gesprächiger, irrte er sich. Stundenlang konnte der Greis vor dem kleinen Käfig sitzen und dem Thierchen zuschauen; und wußte er sich unbeobachtet, bewegten sich seine Lippen und etwas wie Glück leuchtete aus seinen Augen. Er vergaß sein Gefängniß; träumte von der freien Gotteswelt, von lachendem Himmel, von den Heckenrosen und den wilden Veilchen auf den Gräbern Unbeweinter. Er blickte nicht mehr so finster wie früher und die Kinder liefen nicht mehr vor ihm weg. Aber danken konnte er dem Geber für sein Geschenk nicht. Er wußte sich nicht auszudrücken, und manchmal ward er gar recht grob zu seinem Stubengenossen. Stand er doch nun in seiner Schuld. Er fing an nachzudenken, womit er ihm eine Freude machen könnte; dachte er an seinen warmen Rock, an sein gestricktes Halstuch, an die silberbeschlagene Pfeife, die er vor drei Jahren zwischen den Gräbern gefunden. Bei Allem aber hätte er sprechen müssen — und das war so unbequem. Es ging also nicht. Und doch hätte er ihm so gern etwas Gutes gethan.

Der Herbst kam; kalter Wind heulte um das Armenhaus und die Leute suchten sich Holz, um ihre Zimmer zu wärmen. Der kleine Schneider kam öfters blaugefroren von seinen Gängen und sein Husten klang hohl und trocken. Klas verzog grimmig den Mund, wenn er es hörte, und ärgerte sich, daß jener den warmen Rock nicht nahm. Da lag er ja groß und breit; nur für ihn auf den Stuhl gelegt. Es wurde schlimmer und schlimmer. Und eines Nachts saß Klas neben Fink's Bett mit zornigem Gesicht und angstklopfendem Herzen, und hielt den heißen Kopf des Kranken und gab ihm mit ungeschickter Hand Thee zu trinken. Seine Augen sahen ängstlich forschend in das glühende Antlitz. Ach, was war das? Warum sprach er nicht? Warum lachte er nicht? Was bedeutete dieser unstäte Blick? Klas tastete nach dem Herzen des Fiebernden — es schlug unregelmäßig; bald stark und schnell, bald kaum vernehmbar.

„Ich glaube, er ist krank," murmelte der Alte und wich nicht von seinem Bett.

Der Arzt kam und schüttelte den Kopf und die Nachbarsfrau bat, daß sie Fink's Mehlsuppe zugewiesen erhielt. Klas blieb trotz Fragen und Ermahnungen wortkarg und der Armendoctor nannte ihn einen rohen, nichtswürdigen Patron, des Gnadenbrotes nicht werth, das er aß.

„Wenn ich nur wüßte — —" murmelte Klas während der einsamen Stunden, und fand nichts, womit er dem armen Kranken eine Freude hätte machen können.

„Glauben Sie mir, es geht zu Ende," hörte er am sechsten Tage den Doctor sagen. „Er hat die Besinnung verloren. Das Fieber hat den Höhepunkt erreicht; seine Kräfte haben ihn gänzlich verlassen."

Der Inspector zuckte die Achseln und ging. Klas aber humpelte erregt zum Arzt. „Ist's wahr?" er tippte ihn auf die Schulter, „ist's wahr? Er wird sterben?" Der Doctor wandte sich unwillig ab. „Ist's wahr?" wiederholte Klas mit heiserer Stimme.

„Ja," knurrte der Arzt. Klas setzte sich neben das Lager; rieb sich die steifen Hände und nickte befriedigt mit dem grauen Kopf. „Nun weiß ich's," murmelte er, „nun weiß ich's." Und fürchtete fast, daß Fink sich wieder erholen könnte, und wartete des Augenblicks, da er ihm die Augen zudrücken durfte. In einer kalten, mondhellen Nacht war er verschieden.

Ein klappriger, prunkloser Wagen nahm die Leiche auf. Als einziger Leidtragender folgte Klas, auf der gebeugten Schulter Hacke und Spaten. Keuchend hinkte er dem rasch fahrenden Wagen nach, oft stolpernd, voll Furcht, zusammenzubrechen. Aber er klagte nicht, nur die Werkzeuge legte er öfters von einer Schulter auf die andere. Und sein Gesicht sah gar nicht böse aus. Manchmal ruhte stiller Frieden darauf. Der Wagen hielt. Man trug den schlichten Sarg in die Leichenhalle. Klas ging gesenkten Hauptes durch den stillen Garten hinüber zu dem üppigen Heckenrosenbusch, der nun so kahl, so traurig seine Zweige ausstreckte. Er legte Mantel und Hut ab und begann mit zitternden Händen den Spaten zu führen. Es war schwere Arbeit, denn der Boden war hart, und der scharfe Wind blies eisig um den barhäuptigen Greis. Und als es Abend wurde, war die Grube noch nicht zur Hälfte fertig.

„Und doch will ich es graben. Es ist Vollmond," murmelte Klas, und grub und grub, und sein alter Körper zitterte und seine Hände waren steif gefroren. Und als der Mond erblich, kauerte er in der halb vollendeten Grube, um ein wenig auszuruhen.

„Er hätte sich gewiß gefreut," stammelte er schlaftrunken; „er hätte sich gewiß gefreut, wenn er es erfahren hätte, bevor er starb."

Dann hörte der Wind auf zu wehen und nur ein leises Säuseln strich über den Gottesacker und im Walde rauschte es geheimnißvoll und in dem kahlen Rosenbusche flüsterten zarte Stimmen. Des Alten Haupt sank tief und tiefer auf die Brust. Seine Athemzüge wurden leiser und immer leiser. Und plötzlich war er eingeschlafen.

Aus der Hauptstadt.

Der Schillerpreis.

„Dem Preis, den Schiller sich errang,
Gilt seiner Jünger Wettgesang:
Der fernen Zukunft Lorbeerreis,
Das ist der echte Schillerpreis."

Diesen wunderschönen Vers hat Herr Ludwig Fulda selber gedichtet. Er mag ihn in diesen Tagen winterlichen Mißvergnügens trösten und ihm sagen, daß er nicht nur ein Mann der Zukunft ist, sondern es voraussichtlich auch ewig bleiben wird. Und außer dem lieblichen Gedanken, der in jenem „Sinn"gedicht sehr verborgen schlummert, wird ihn noch ein anderer erquicken: der nämlich, daß die Verweigerung des Schillerpreises für den betroffenen Schriftsteller unter Umständen weit mehr Reklame macht, als sich mit 3000 Mark bei billigsten Preisen bezahlen läßt. Schon der Bombenerfolg seines nächsten Stückes, der nun gar nicht ausbleiben kann, wird ihn überreichlich entschädigen. Die ganz Ungeberdigen aber, die vom Herrscher verlangen, daß er so allwissend und allbeschlagen sei wie etwa ein Feuilletonredacteur, der, wenn Noth am Mann ist, mit derselben tiefen Sachkenntniß und unbedingten Treffsicherheit über amerikanische Haftpflichtgesetze, Guanodüngung, sechsprocentige serbische Anleihe und eingemachte Haselnüsse schreibt, diese Ungeberdigen mögen bedenken, daß ein Fürst bei seiner politischen und militärischen Arbeitslast für literarisch-künstlerische Fragen beim besten Willen kein Kennerverständniß besitzen, daß ihm aber nichtsdestoweniger gesunder Menschenverstand auch hier zu einem sehr wohl discutablen Urtheil leiten kann.

Von Wilhelm II. erwartete kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung ganz Deutschland alles Mögliche. Da war keine Partei, die ihn nach Bismarck's hübschem Worte nicht als Hospitanten in ihren Reihen begrüßen zu können hoffte, trotzdem der Reichsanzeiger vom 2. October 1889 ihnen ausdrücklich verbot, sich den Anschein zu geben, als besäßen sie sein Ohr; da war fast kein Stand und keine Klasse, die sich nicht seines wärmsten Interesses sicher glaubte. Den Anlaß dazu gab die offenbar große Empfänglichkeit und Beweglichkeit des Monarchen, der mit jugendlichem Feuer überall zugriff, die schwierigsten Fragen lösen wollte, Schul- und Arbeiterschutz-Conferenzen einberief, Proletarierdeputationen empfing, den Anstoß zu einer Unzahl im märkischen Sande verlaufender Reformen gab. Die eines solchen Schauspieles ungewohnte Welt war nur zu sehr geneigt, diese geistigen Spaziergänge des Fürsten für Beweise einer nachdrücklichen und durchdrückenden Energie zu halten und Maßnahmen, Kursänderungen zu erwarten, deren er, wie wir Alle ein Product aus natürlicher Begabung, Erziehung und Umgebung, selbstverständlich nicht wohl fähig war. — Auch die lange im Winkel verborgene deutsche Literatur glaubte vom neuen Herrn ein wenig profitiren zu können, und in begeisterten Artikelserien, Markbroschüren und Bankettreden gab man der frohen Zuversicht Ausdruck, daß nun endlich der langersehnte Lenz anbrechen, daß sich Berlin in ein Groß-Weimar, der König von Preußen in einen sublimirten Karl August verwandeln würde. Die Goethe und Schiller waren zwar einstweilen nicht vorhanden, aber jeder junge Mann, in dessen Pult es von Manuscript-Krebsen schwärzlich wimmelte und der sich so weit vergessen hatte, ein Jambendrama zu schreiben oder gar ein soziales, glaubte, daß nun die Tage der Verkanntheit für ihn zu Ende wären. Es war ein Traum, und nicht 'mal ein schöner, wie der auch in seinen Worten sparsame Moltke sagte.

Der deutsche Kaiser hat im vergangenen Jahr drei Bühnenwerken besondere Aufmerksamkeit erwiesen. Das erste ist „Charley's Tante", ein von dem Londoner Hanlonelown Brandon-Thomas ersonnener, grober Ulk, das zweite Ernst Wichert's vaterländisches Schauspiel: „Aus eigenem Recht", eine in ungewöhnlich duftlosen und prosaischen Jamben sich abwickelnde, kasuistische Haupt- und Staatsaction, mit schönen, echten Rüstungen, Waffen und Uniformen, meiningernden Volksaufläufen und banalen Liebschaften, aber ohne all und jedes echte dramatische Leben. Wie in Wildenbruch's „Neuem Herrn" steht auch hier der große Kurfürst im Mittelpunkt der Handlung, und wie in Wildenbruch's „Neuem Herrn" wird auch hier dem Zuschauer deutlich zu verstehen gegeben, daß dieser alte neue Herr eigentlich einen sehr jungen neuen Herrn vorstellt. Damit auch der Dümmste, auch der letzte Theaterkritiker, merke, worum es sich handelt, hat Wichert seinem Helden sogar eine schöne Uebersetzung des geflügelten suprema lex regis voluntas in den geschätzten Mund gelegt. Ueber den schlechten Geschmack läßt sich nicht streiten. —

Diese beiden Dramen „Charley's Tante" und „Aus eigenem Recht" errangen das besondere Wohlgefallen Wilhelms II. Der Ruhm der blödsinnigen englischen Verkleidungsposse drang in's graue Königsschloß und erweckte dort den an sich ganz gerechtfertigten Wunsch, das derbe Ding persönlich kennen zu lernen. Warum auch nicht? Es ist sogar wünschenswerth, daß Se. Majestät einmal aus eigener Anschauung erkennt, was für grelle Albernheiten die Metropole der Intelligenz mit besonderem Behagen schlürft und was dem „literarischen" Publikum Berlins geboten werden darf. Nun steht freilich das Theater, wo man besagten Schwank Abend für Abend vor ausverkauften Häusern spielt, keineswegs in besonderem Rufe; ja mehr noch, gegen die sittlichen Qualitäten eines sehr großen Theils seiner weiblichen Mitglieder sind vor Jahren die schwersten Anklagen erhoben worden. Und da diese Anklagen unwiderlegt blieben, das Theater selbst ganz offenkundig mit einem recht bösen Namen benannt wird, der an schon wieder vergessene Kasernirungspläne erinnert, so hat die Potsdamer Spritzfahrt der Ladies und Gentlemen aus der Dresdnerstraße alle Kaffeehaustische in fast sizilianischen Aufruhr gebracht. Des Kaisers Majestät ahnte freilich nicht, was für Leute neben einem leckeren Menü an seiner Tafel die unerhörte Ehre genossen, auf den historischen Brettern des Theaters im Neuen Palais mimen zu dürfen. Wer aber kein Zelot ist, auch des schönen Bibelwortes gedenkt: „Der sich selbst erniedrigt, soll erhöhet werden", gönnt es den verehrlichen Mitgliedern des Adolf-Ernst-Theaters, die sich zum Theil lange genug selbst erniedrigten, gewiß von Herzen, daß sie durch kaiserliche Huld für manche Unbill und für die gefährliche Gunst der Börsencourier-Redaction voll und ganz entschädigt wurden. —

Neben Brandon-Thomas Ernst Wichert. Der Herr Kammergerichtsrath empfing für seine dramatische Frevelthat den Kronenorden dritter Klasse und ist neben Wildenbruch, der gewissermaßen als Erbinventar vom alten Kaiser übernommen wurde, der einzige deutsche Dichter, der sich aufmunternder Herrscherworte rühmen darf. Dem angesehenen und würdigen Manne, der zeitlebens mit Aufbietung aller physischen Kräfte gedichtet hat, kommt für seine Decorationsstücke eine Decoration Rechtens zu; er steckt den aufrührerischen Schöppenmeister Rhode in's Loch und erhält dafür selbst etwas in's Loch gesteckt. Ausgleichende Gerechtigkeit. Wer sanguinisch genug denkt, darf sich sogar einbilden, mit dem Vorsitzenden des Vereins Berliner Presse nehme die ganze Federviehzunft an der Ehrung Theil. Nachdem nun aber die Kunst eines dramatischen Gliederverrenkers und die Kunst eines gutgesinnten und im Justizdienst ergrauten Auchpoeten ihre Würdigung gefunden hatten, war vielleicht der Wunsch nicht unberechtigt, daß jetzt auch ein Mitglied der höchsten Rangstufe im Reiche deutscher Dichtung einen Strahl kaiserlicher Gnade auf lorbeerbedecktem Scheitel fühle. Die in diesem Jahre nach dem Statut nothwendige Vertheilung des Schillerpreises hätte hierzu beste Gelegenheit geboten. Eine Jury allerweisester Männer hat darüber zu entscheiden, wer von den heutigen deutschen Dramatikern den Manen Schiller's am

treuesten und schönsten geopfert hat, wer berufen ist, daß ihm sein Kaiser durch Bestätigung des Juryvorschlages selber die Poetenkrone auf's Haupt drücke.

Und nun . . . und nun . . .

Friedrich Schiller muß sich, ich hab's mit Trauer schon neulich gesagt, viel gefallen lassen. Ganz abgesehen davon, daß der unermeßliche Titan, dessen Jamben noch immer wie gluthendes Feuer in junge und alte Herzen fallen, noch immer in hunderttausend Seelen Begeisterung für die Schönheit und Wahrheit wecken, dessen dramatische Schlagkraft noch immer zu starrer Bewunderung zwingt und der mit souveränem poetischen Können auf jeder Saite unseres Gemüthes nach Wohlgefallen spielt — ganz abgesehen davon, daß dieser Gewaltige als abgethan und überwunden bezeichnet wird von dreisten Knäblein, denen noch die Holzspähne der Schulbank an den Hosen kleben, muß er auch geduldig zusehen, wie unter seiner Firma, unterm Schutz seines heiligen Namens die thörichtesten Unternehmen in's Werk gesetzt werden, daß man Beiträge für ein Schiller-Theater schnorrt, das, wenn es so lange bestehen sollte, in alle Ewigkeit ein Schüler-Theater bleiben wird. Zusehen muß er, der Dichter von „Kabale und Liebe", der Schöpfer der „Räuber", der Himmelstürmer, daß die Schillerpreis-Jury sich einstimmig für einen Schriftsteller wie Ludwig Fulda entscheidet. Diesem grazilen Talentlein, das geschickt jede Mode mitmacht, aber keinen Funken zeugenden Geistes in sich verspürt, diesem vorsichtig anschmiegsamen Manne, der erst in einem sogenannten Lustspiel die krampfhaften Bestrebungen der Frau, eine würdige Genossin des Mannes zu werden, verhöhnte, dann aber, als die Witterung umschlug, seine sich gar trotzig geberdende „Sklavin" schrieb; der uns allerlei zuckersüße Einacterchen, schleimig wie Hafergrütze und Malzbonbons, schenkte, dann eine von Kalauern wimmelnde Komödie zum Preise der Postkutschen ersann und schließlich, da die Zeit gekommen war, auch in „modernen" Dramen machte. Immer mit größter Gewandtheit, immer sauber und fein, aber auch immer nur Papierblumen erzeugend, statt lebendiger, duftender Rosen. Sein „Talisman" hat's in Wien, wo es noch eine wirkliche literarische Kritik gibt, am beliebtesten Theater nur auf etwa zehn Wiederholungen gebracht. Sein „Talisman" ist eine ganz übermäßig ausgesponnene, mühevoll zur Länge eines Theaterabends aufgebauschte Dramatisirung des reizenden Märchens Andersens, in all seiner Raffinirtheit und kunstvollen Künstelei nicht entfernt so schlagkräftig wie dies naive Geschichtchen. In dem netten Geklingel dieser glatt und nichts als glatt gereimten Jamben taucht nicht ein einziger, großer Gedanke auf; Bettelsuppen-Moral wird gepredigt, „was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin", eine Ethik, wie sie das satte Parkett *Andere* sehr gern befolgen sieht. Es war von unserer Kritik nicht zu verlangen, daß sie die schweren dramaturgischen Fehler des Werkes erkannte und bloßlegte, wie dies neuerdings Ludwig Hevesi in Wien gethan hat, aber den sieben Juroren hätte ein oder das andere dieser Bedenken doch kommen können.

Was bewirkte eigentlich den großen, äußeren Erfolg der Komödie in Berlin?

Nicht das Hurrahgeschrei der Cumpane, der nun in kleinen Banden und Cliquen verstreuten Mitglieder des ehemaligen Theaterringes. Nicht die zärtliche Fürsorge der wohlbeleibten, in ihrer Fettigkeit auch literarischen Bankiersfrauen aus der Thiergartenstraße. Auf sie und ihre Lügen hört zum Glück das heutige, das erwachende Berlin nicht mehr so vertrauensselig wie früher. Blumenthal's „Mauerblümchen" wurde auch bis in den Himmel erhoben, und selbst in diesen, d. h. auf die Gallerie, wollte schon nach der zweiten Wiederholung kein Theaterbesucher gehen. Der „Talisman" siegte durch seine in der That erfreuliche, ganz „unrealistische" Anmuth des ersten Actes, dann durch die köstliche Parodirung und Verspottung der Schranzen, schließlich durch die „Unterhosen des Königs" — sein letzter Act hat ja wohl keinem urtheilsfähigen Menschen gefallen. Der Stoff war zeitgemäß wie kaum ein anderer. Und *das* sicherte den Riesenerfolg, daß männiglich in König Astolfs cäsarischen Gelüsten sofort das Bild Kaiser Wilhelms II. erkennen wollte — wie es sich eben in den Köpfen der Leute malt. Wilhelm II. gilt nun einmal, wenn auch ganz mit Unrecht, als der Mann des sic volo, sic jubeo und als der Mann, der solche Reden wohl in Thaten umsetzen könnte. Und da kitzelte es so angenehm, ihm einen „unbarmherzigen" Spiegel vorhalten zu sehen. So zahm und lieb die Satire war, dem deutschfreisinnigen Angstmeier II. im Parkett schien sie zum Entzücken gar.

Von diesen Verhältnissen wußten die Juroren wohl, und darum erscheint es auf den ersten Blick als eine professorale Geschmacklosigkeit, daß sie dem ausschlaggebenden Monarchen zumutheten, im „Talisman" sein eigenes Zerrbild mit dem Schillerpreise zu krönen. Gelahrte Denker kennen ja freilich oft die Stimmung ihrer derzeit lebenden Mitbürger weniger als die der von ihnen studirten Menschen einer vergangenen Aera; sie überlassen die Ergründung der Volksseele von heute ruhig den über hundert Jahr lebenden Herren Collegen. Die Enkel wollen auch 'was zu thun haben. Doch hätte man in diesem speziellen Fall eine Ausnahme von der Regel machen können. Und es kommt hinzu, daß dies und jenes Mitglied der Commission in Berlin, ja in der nahen Umgebung des Kaisers lebt, also seinen Geschmack wohl kennen konnte. In des Monarchen Hand lag die Entscheidung. Und obgleich ich leugne, daß die Zischler Recht haben, die sein ganz gewiß rein literarisches Votum zu einem von persönlichen Erwägungen eingegebenen stempeln wollen — jedenfalls war es unklug und undelicat, den Fürsten überhaupt vor ein solches Dilemma zu stellen.

Ganz zweifellos sind des Schillerpreises und Schiller's würdigere Dichter da als Ludwig Fulda. Sudermann dünkt mich in all seiner ausgeklügelten Theatralik und Kotzebuetechnik bei Weitem nicht der Genius, als den man ihn dröhnend ausposaunt; die Idee zu seiner „Ehre" ist wörtlich aus Carneri abgeschrieben, ihr fehlt jede innere dramatische Handlung, von einer psychologischen Entwickelung der Charaktere ist keine Rede, ihr Schlußwort ist so läppisch und unwahrscheinlich wie möglich. „Sodoms Ende", das bedeutend werthvollere Drama, strotzt von Sardou- und Pineroeffecten; die „Heimath" dagegen darf bei all ihren Mängeln, ihren Caricaturenwinkeln und trotz der ganz unzulänglichen, zerfasernden Charakteristik Magdas, der „lachenden Löwin", für das beste Schauspiel der letzten Jahre *überhaupt* erklärt werden. Auch Gerhart Hauptmann hätte für seine „Weber" wohl eine Ehrung verdient — denn daß dies Werk heißes Dichtermitleid für die Armuth athmet, macht es ja wohl nicht unwürdig. — Sollte durchaus preisgekrönt werden, so wäre schließlich noch Wildenbruch, wären zu allerletzt noch unsere hervorragenden Erzähler übrig geblieben. An Auswahl fehlte es also dem Comité nicht.

Es entschied sich für Fulda. Und nun sein Spruch gefällt war, galt es, sich mit ihm abzufinden. Der Kaiser ist in dieser Sache letzter und oberster Richter, er ertheilt gewissermaßen den alten Herren aus der Commission eine Censur über ihre Wirksamkeit. Schließt er sich dem Vorschlage der Jury an, macht also ihre Anschauungen zu den seinigen, so bedarf es einer Begründung seines Endurtheiles nicht, die Preisrichter haben sie bereits gegeben; kassirt er jedoch das Votum der Sieben, wie in diesem Falle, so ist es unumgänglich nöthig, daß man uns die literarischen Motive dafür mittheilt. Schon um den verwirrenden, Mißstimmung erzeugenden Combinationen der Ganzklugen die Spitze abzubrechen. Sie melden Beweggründe, die keine Gründe sind. Denn hier das muß wiederholt werden, handelt es sich allein um eine *literarische* Frage; persönliche Bedenken haben hier keine Statt.

Die Gesetze der Schillerpreis-Stiftung sind bindend für die Juroren und wenn im verschwiegenen Schoße des Comités auch andere als rein literarische Rücksichten zur Erwägung kommen können, verlauten darf von ihnen nichts. Und der deutsche Kaiser, als höchster Preisrichter an das Statut gebunden wie die Richter erster Instanz, darf sich gleich ihnen bei seiner Entscheidung nur von künstlerischen Gründen leiten lassen. Ich bin auch fest überzeugt, er hat es gethan, hat, da es nun einmal von ihm verlangt wurde, in seiner Weise nach bestem Wissen über ein Kunstwerk geurtheilt. Darum aber sollte eine offizielle Erklärung allen Lügengerichten den Garaus machen, im Interesse des Monarchen wie der deutschen Kunst, die Förderung von ihm erwartet. Daß L. Fulda ein Jude ist und ein Jude, der nicht einmal zum Reservelieutenant aufrücken kann, natürlich viel weniger die millionenmal so große Ehre der Zuertheilung des Schillerpreises genießen darf; daß König Astolf im „Talisman" Kaiser Wilhelm II. unsympathisch ist; schließlich Fulda's zu große Jugend — das alles hat mit dem Schillerpreise weniger zu

thun als „Charley's Tante" und Wichert's „Aus eignem Recht" mit der Literaturgeschichte. Der Kaiser ist ganz gewiß der Letzte, dem ein junger Mann von 31 Jahren nur seines Alters wegen unwürdig scheint, gekrönt zu werden.

Timon d. J.

Aus den Kunstsalons.

(Edvard Munch.)

Ein moderner Maler sagte mir einmal, als er mir das Wesen der neuen Kunst auseinandersetzen wollte, in der Hitze seiner Hingerissenheit: „Wie ein Thier muß man die Natur ansehen und wie ein Thier wiedergeben, um sie ganz und völlig treffen zu können. Man muß sich das Gehirn aus dem Kopfe nehmen und ganz vergessen, daß man ein Mensch ist, wenn man ein echter Künstler und echter Maler sein will."

Ich glaube, diesem Maler müßte Edvard Munch gefallen. Denn was er vom thierischen Sehen gesagt hat, trifft auf Munch's Malereien im Großen und Ganzen zu. Es herrscht darin das bewußte Bestreben, das Ablaufen der Sinnesthätigkeit und das rein-reflexartige Reagiren auf die Sinneseindrücke nicht durch das Dazwischentreten irgend welcher Gehirnarbeit zu stören. Jedem, der Sinn für experimentelle Malerei hat, muß Munch in dieser Hinsicht interessant sein. Man sollte meinen, der Maler hätte künstlich sein Gehirn benebelt, um ganz Auge, ganz Rückenmark zu werden und so seine Bilder zu malen — seine Bilder, zu deren erster Conception, vor Fertigwerdung der Sinneseindrücke, eine vielfach so subtile Gehirnarbeit nöthig war! Wie löse ich diesen Widerspruch? Oder vielmehr: wie vermag Munch diesen Widerspruch zu lösen: daß er zuerst mit dem Kopf ein Bild ersinnt und dann hinterher das Bild so malt, als ob ihm der Kopf abhanden gekommen wäre? Welch gewundene und raffinirte Gedankengänge gehören dazu, um das Bild „Ein Tod" oder den Cyclus „Die Liebe" zu ersinnen! — und welche Gehirnverblödung muß eingetreten sein, wenn das Auge die Vorgänge so sehen und die Hand sie so malen soll! Aus diesem Widerspruch wird Munch nicht herauskommen, so lange er sich darauf capricirt, durch absichtliche Plumpheiten und Stumpfheiten seine eigenen phantastischen und poetischen Erfindungen, seine wunderbar reinen und großartigen Natureindrücke zu verunstalten und zu verhunzen. Und weshalb thut er das? Um den Berliner Spießbürgern zu zeigen, daß er sich nicht von ihnen in's Bockshorn jagen läßt. Dieser nordische Wikingertrotz hat ja sein Ehrenwerthes. Aber es kann doch nicht als ausschließliches Ziel einer ganzen Kunstthätigkeit angesehen werden, die Philister zu ärgern! — Sie ärgern sich doch nicht, das ist das Schlimme: denn sie haben für die Kunst und für Herrn Munch viel zu wenig Interesse.

Mir aber scheint es eine löbliche Aufgabe zu sein, dasjenige, was bei Munch, trotz Verschrobenheit und Unzulänglichkeit, eminent Künstlerisches vorhanden ist, einmal in ruhiger Würdigung hervorzuheben. Jeder Künstler von Eigenart kann von seinem Kritiker verlangen, daß er ihm auf seinen Standpunkt folgt, mag nun der Weg dahin sauer oder süß sein. Bei Munch habe ich mich nicht unbelohnt gesehen. Ja, es fiel mir schwer, mich schließlich von diesen Bildern loszureißen. Die ganz naiven Gefühle eines Wilden, wie Furcht, Bangen, Beklommenheit, fühlte ich vor diesen so ganz culturlos hingemalten Bildern emporwachsen. Ich vergaß alle feinere Differenzirtheit, gebot dem auf der Bewußtseinssphäre spielenden Nervenapparat Stillschweigen und ließ mich hinab in die Dämmerschachte einer primitiven Ur- und Naturmenschheit.

Da ist ein Bild, es heißt „Die Sterne". Eine blaue Nacht sehen wir da zittern, hoch und heilig. Und unten liegen schweigend, am schweigenden Meer, das matt und silbrig blinkt, schwarze, geballte Felsenmassen. Dieses Bild ist für den, der sich hinein versenkt, von einer Stimmungsgewalt, die unvergleichlich ist. Das tiefe Schlummern der Natur, das athmende Ausruhen bei sich selber, wenn kein Mensch gegenwärtig ist, liegt darin. Und dabei ist nichts in todte Starre versenkt. Ein heimliches Vibriren ist allüberall ausgegossen, liegt in der Luft, irrt über die Wasser. Störte nicht auch hier eine gewisse Rohheit der Mache das feinergeschulte Auge, das sich nun einmal nicht beliebig zur Stumpfheit zwingen kann, es hätte etwas Großes erreicht sein können. Ein anderes Bild, „Sturm", ist von verwandter Art, wenn auch von entgegengesetzter Stimmung. Die künstlerische Intention darin hat etwas Geniales, aber die Ausführung ist noch fragwürdiger als bei dem vorigen Bilde. Ueber die Lande braust, bei einbrechender Nacht, der Orkan und scheint Alles in seine Wirbel hineinzuziehen. Die Bäume biegen sich, und die Luft bebt in bläulichem Glimmen. Unten haben sich menschliche Schatten in langen Gewändern zusammengedrängt, wie in Todesangst. Unbeweglich allein liegt ein großes, klobiges Haus, dessen sämmtliche Fenster leuchten wie in phosphorischem Glanz, gleich als ob dort ein böser Zauberer seiner Hexensippe eine Orgie veranstalte. Es ist gemalt wie von einem Menschen, der in thierischer Angst in dieser Sturmnacht umhergeirrt ist und sich nicht zu bergen wußte.

Von jener Stimmung der Menschen *auf* dem Bilde sucht Munch auch *in* das Bild mit Vorliebe etwas hineinzulegen. Viele seiner verblüffendsten Sonderbarkeiten sind auf diese Weise zu erklären. Er malt einen Fieberkranken — und das ganze Bild hat etwas Fiebriges, Durcheinanderschwirrendes. Er malt ein Todtenzimmer — und es liegt etwas darauf von der bleiernen Schwere und brennenden Angst, die der Tod erzeugt. Er malt einen von Eifersucht geplagten Grübler, einsam am Meere hockend — und die ganze Welt und er selbst sind völlig gebannt in die Dumpfheit und Trübheit, die in der Seele eines solchen Grämlings liegen. Das merkwürdigste Experiment in dieser Art ist das Schlußbild der Serie, „Die Liebe", betitelt „Verzweiflung". Ein verwahrlostes Weib irrt da über die Straße, dem eigenen Jammer und fremder Willkür preisgegeben. In den Paroxysmen ihrer Verzweiflung wird ihr die Welt ein Zerrbild, das in heulenden Farben und weklagenden Schwingungen durcheinanderrinnt. Sie selbst sinkt vor sich selber zu einem elenden Lümpchen zusammen, das nur einen Mund hat zum Schreien und Augen zum Stieren. Und das hat Munch gemalt: nicht wie wir, mit kalten, fremden Augen, die Unglückliche anschauen, sondern wie sie sich selbst anschaut — wie es in ihrer Seele aussieht, die eitel erfüllt ist von Jammer, Hohn, Raserei, Wahnsinn. Es mag dieses Ziel den Mitteln der Malerei zuwiderlaufen. Das Bild hat mir trotzdem einen starken Eindruck gemacht, weil es mir seine Stimmung mitzutheilen wußte. Jedenfalls lohnt es sich, ein solches Experiment einmal gemacht zu haben. Ob es fruchtbar sein wird, muß freilich durchaus dahinstehen.

In sich geklärt und abgeschlossen sind meiner Schätzung nach nur zwei der Munch'schen Bilder. Das eine ist ein weibliches Portrait, das eine ganze Psychologie enthält, und das andere ist ein weiblicher Act. Auf diesen Bildern zeigt Munch, daß er sich auch in die Feinheiten mit Hingebung vertiefen kann. Der Act ist ganz bewunderungswürdig durch die Stimmung von keuschem Morgenlicht, das durch's Fenster hineinfluthet, seltsame Farbenspiele erzeugt und die Körperformen zart und schwellend herausarbeitet. Es ist eine Lust an dem sanften Linienfluß des gebogenen Frauenleibes mit den Augen hinunterzugleiten — bis man dann schließlich vor ein paar unförmlichen, echt Munch'schen Klumpfüßen zurückstutzt. Wie kann ein Künstler seine eigene Schöpfung durch eine derartige willkürliche Häßlichkeit verunstalten? So etwas berührt mich, wie als ob ich einen vollendeten Klavierkünstler ein Chopin'sches Nocturne vortragen höre und dann plötzlich aus aller Andacht gerissen würde durch einen ungezogenen Knaben, der im Nebenzimmer eine Maultrommel probirt.

Vor derartigen Geschmacklosigkeiten ist man bei Munch niemals sicher. Vor Allem aber erscheint es unausweichlich, daß er seinen Künstlerstolz so weit herabstimmen lernt, um einzusehen, daß er auch von Werken älterer Schulen noch etwas annehmen kann, um sich zu vervollkommnen. Wie viel Anregungen könnte ein Künstler seiner Art aus der Ausstellung französischer Bilder schöpfen, die eben jetzt im Salon Gurlitt veranstaltet ist! Es ist dies eine wirklich auserlesene Sammlung. Von älteren Werken aus der Schule von Fontainebleau gehen landschaftliche Schilderungen bis zu den nebelzarten Bildern des modern-sensitiven Jules Wengel aus Etaples (Belgien): dazwischen einige Proben von der köstlichen Kunst Claude Monet's. Dann in Ribot's und Deschamps' Genrebildern interessante Ableger der Begeisterung für Caravaggio und die anderen neapolitanischen Naturalisten des siebzehnten Jahrhunderts. In blühendem Contrast dazu eine Studie von Carrière, wo Alles hinter seinen Nebelschleiern träumt. Und endlich die drei machtvollen Poesien von Alexander Harrison, über die ich bei Gelegenheit der Münchner Secessionisten-Ausstellung schon berichtete habe.

Franz Servaes.

Notizen.

Der Antheil der Frauen am geistigen Leben. Von Karl Walcker. Ein Essay. (Bielefeld, A. Helmich.) Der Verfasser, Docent an der Leipziger Universität, ist den Lesern der „Gegenwart" wohl bekannt. Die Frage, welche Berufsarten zur wirthschaftlichen Versorgung gebildeter, unbemittelter Frauen und Jungfrauen geeignet sind, läßt er hier unberücksichtigt, dagegen wird besonders erörtert, welche wissenschaftlichen Schriften und Forschungen sich für Damen, besonders für bemittelte, begabte, über viel freie Zeit verfügende Damen eignen. Also ein praktischer Wegweiser, den wir Vätern und Müttern, sowie betheiligten Frauen und Jungfrauen bestens empfehlen können.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Kulturbilder
aus sieben Jahrhunderten
von **Dr. Julius Bintz.**
2 Bände 5 *M.*
Otto Meissner, Verlag in Hamburg.

Soeben erschienen:
Leipziger Philosophen.
Porträts und Studien aus dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart.
Mit einer historischen Einleitung: Die Philosophie an der Leipziger Universität vom 15.—19. Jahrhundert von **Dr. Moritz Brasch.**
XXVIII, 371 Seiten. Vornehm ausgestattet.
Preis des Werkes M. 4.—; eleg. geb. M. 5.20.
Verlag von Adolf Weigel, Leipzig, Wintergartenstraße 4.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

geläufige
Das Sprechen
Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt.
Probebriefe à 1 M.
Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.
Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. g u t bestanden.

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**
MURILLO
von
Carl Justi.
Mit Abbildungen im Text und 3 Kupferlichtbildern
geb. 6 *M.*

Im Verlage von **Rob. Peppmüller** in Göttingen erschien:
Prof. Ernst Haeckel in Jena
und seine Kampfweise.
Eine Erwiderung von **Prof. Otto Hamann.**
Preis *M* 1,20.

Soeben erscheint in unserem Verlage:
Die Million.
Roman
von
Theophil Zolling.
Vierte Auflage.
Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.
Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Erfolgreichste Reclame
in Berlin
durch
Aufstellung von Arrangements oder Auslage von Original-Waaren
in der
Urania-Säule.
Neueste Reclame
(in Vorbereitung),
Bewegliche Dioramen im Innern der Säule.
Einblick gratis.
Jede sonstige Information ertheilt die
Urania-Uhren und Säulen-Commandit-Gesellschaft
Berlin C., Spandauerbrücke 11.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 3. Berlin, den 20. Januar 1894. Band XLV

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Börsenbesuch. Von Dr. J. Jastrow. — Zur Bekenntnißfrage. Von einem Geistlichen. — Die Lehren der Ausstellung von Chicago. Von Wilhelm Berdrow. — **Literatur und Kunst:** Volksbühne und Volksdichtung. Von Eugen Wolff. — Geheimrath Goethe. Von Ernst Heilborn. — **Feuilleton:** Eine russische Rekrutenaushebung. Von Graf Leo Tolstoj. — **Aus der Hauptstadt:** Britisch Koburg-Gotha. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Die Münchner „24". Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Börsenbesuch.

Von Dr. J. Jastrow.

Nach fast zweijähriger Arbeit hat die Börsenenquête-Commission ihren Bericht an den Reichskanzler fertig gestellt und veröffentlicht. In dem engen Druck des Reichsanzeigers füllt der Bericht doch etwa 100 Spalten. Nur sieben Spalten entfallen auf die formulirten Vorschläge der Commission, der ganze Rest auf die ausführliche Begründung. Die letztere ist in Form unserer parlamentarischen Commissionsberichte gehalten. An keiner Stelle wird ein Mitglied mit Namen genannt, wiewohl man im Widerstreit der Meinungen ziemlich deutlich die einzelnen Persönlichkeiten oder Richtungen erkennen kann. Durch die Wiedergabe von Gründen und Gegengründen hat die Commission allerdings einen kritischen Widerspruch gegen ihre Vorschläge bedeutend erleichtert. Fast für jede von ihr vorgeschlagene Maßregel wird der Kritiker nicht nur das Für, sondern auch das Wider bequem vorbereitet in dem Berichte finden.

Dem Werke der Commission ist der Ruf vorangeeilt, daß es im Wesentlichen aus einer Feindschaft gegen die Börse entsprungen sei. Dieser Ruf erweist sich nicht als berechtigt. Einzelnen Vorschlägen allerdings ist sehr deutlich der Einfluß börsenfeindlicher Mitglieder anzumerken. Im Ganzen aber hat in der Commission entschieden die Ueberzeugung die Oberhand gewonnen, daß die Börse ein nothwendiges und nützliches Institut unseres heutigen Wirthschaftslebens darstelle, das nicht niederzudrücken, sondern im Gegentheil zu pflegen und zu fördern sei. Auch die Beschränkungen, welche die Commission vorschlägt, sind von dieser Ueberzeugung getragen. Wo sie das Messer ansetzt, geschieht es nicht, um einen „Giftbaum" zu beschneiden, den zu mindern an sich schon ein Verdienst sei, sondern um durch Beschneidung schädlicher Auswüchse das Wachsthum an den wünschenswerthen Stellen zu fördern.

Allerdings soll hiermit in keiner Weise gesagt sein, daß das Werk der Commission im Ganzen ihren guten Absichten entspreche. Zum ersten mal war der Börsenhandel zum Gegenstand einer geordneten Untersuchung gemacht worden. Bis zur Eröffnung der Commission hatten die Sachunverständigen das große Wort geführt, und es war ihnen auch in der Commission eine genügend große Vertretung bewilligt worden. Bei der Verschiedenartigkeit der Elemente, aus denen die Commission zusammengesetzt war, hätte es mit wunderbaren Dingen zugehen müssen, wenn nicht bald die Verständigen, bald die Unverständigen hätten siegen sollen. Der Stoff, den die Commission gesammelt, gesichtet und verarbeitet hat, ist kolossal. Schon das, was bis jetzt vorliegt, wiewohl nur ein Theil dessen, was der Oeffentlichkeit im Ganzen bevorsteht, wird zu monatelangen Erörterungen Anlaß geben. Wir wählen für heute (ein nachmaliges Zurückkommen auf andere Einzelfragen uns vorbehaltend), um den Charakter der Commissionsarbeiten zu zeigen, ein einzelnes Beispiel aus: die Vorschläge, welche sich auf den Personenkreis der Börse beziehen. Mit Recht hat man in der richtigen Abgrenzung dieses Personenkreises einen der Hauptpunkte der Börsenreform erblickt. Wenn Gutsbesitzer, Geheimräthe, Offiziere u. A. m. ihr Geld in Börsenspekulationen verloren haben, so war der Geldverlust nicht eigentlich das Schlimme, sondern der Versuch, Geld auf solche Art zu gewinnen. Die Wurzel des Uebels liegt darin, daß an der Börse direct oder indirect Personen zu thun haben, die besser von ihr fern blieben.

Heute herrscht für die Betheiligung an der Börse weitgehende Freiheit. Eintrittskarten, wo dieselben erforderlich, sind meistens leicht zu erhalten; allenfalls werden Empfehlungen, die formlos und unverbindlich sind, verlangt. Ein Heer von Commissionären, die an der Börse Geschäfte in eigenem Namen abschließen, ist bereit, zu diesem Zwecke Aufträge von Jedermann entgegen zu nehmen. Jedes an der Börse vertretene Bankhaus ist ein Mittelpunkt für das Privatpublikum, das durch die Vermittelung des Bankiers an der Börse einkauft, verkauft, spekulirt. — Daß ein Börsenbesucher für kürzere oder längere Zeit von der Börse ausgeschlossen wird, ist zwar ein in allen Börsenordnungen vorgesehener Fall. Abgesehen aber von Vorfällen im Börsengebäude selbst, die den Ausschluß schon zum Zweck der Aufrechterhaltung der Ordnung nothwendig machen können, ist fast nur eingetretene Zahlungsunfähigkeit (diese allerdings in strengerem als gewöhnlichem Sinne) ein zureichender Grund zum Einschreiten; schwere strafrechtliche Verurtheilungen, insbesondere der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, haben in der Regel die Ausschließung von selbst zur Folge.

Dem gegenüber macht die Commission den Vorschlag, daß von jetzt ab Jeder, der den Eintritt zur Börse verlangt, drei Gewährsmänner beibringen müsse. Diese sollen den Bewerber nicht bloß, wie bisher, empfehlen, sondern in bestimmter Form erklären, „daß sie denselben für einen Mann halten, welcher der Aufnahme in die Börse und der Achtung seiner Berufsgenossen würdig ist". Nöthigenfalls soll außerdem eine Caution in Geld oder Werthpapieren verlangt werden dürfen. Das Zulassungsgesuch nebst Angabe der Gewährsmänner wird durch Aushang bekannt gemacht, damit jedem Börsenbesucher Gelegenheit zu einem Widerspruch gegeben würde. Erfolgt die Ablehnung des Gesuches, so darf dasselbe während der nächsten sechs Monate nicht wiederholt werden. Doch steht gegen die Ab-

lehnung der Recurs an die Landesaufsichtsbehörde frei. — Was die Ausschließung von der Börse betrifft, so hat die Commission nicht nur das Verhalten an der Börse selbst, sondern die Ausübung des gesammten Geschäftsbetriebes einer Censur der Berufsgenossen unterstellt. In beiden Beziehungen soll eine Verletzung der „kaufmännischen Ehre" geahndet werden. Darüber hinaus sind die Börsenbesucher aber auch dann zur Verantwortung zu ziehen, wenn sie in nichtgeschäftlichen Angelegenheiten „sich Handlungen zu Schulden kommen lassen, welche sie der Achtung ihrer Standesgenossen berauben." Insbesondere legt die Commission auf drei Gruppen geschäftlicher Vergehungen Gewicht: unehrbare Machenschaften, die auf Täuschung über den Werth oder Unwerth von Unternehmungen ausgehen (Scheingeschäfte, Abschiebungen, Verbreitung falscher Gerüchte zur Beeinflussung von Kursen, wahrheitswidrige Prospecte bei Emissionen; Bestechungen der Presse zur Erzielung günstiger oder ungünstiger Urtheile über einzelne Unternehmungen); Anwendung von Geschäftsbedingungen, welche gegen den kaufmännischen Anstand verstoßen; endlich die Anreizung von Privatleuten zu Börsenspekulationen, Abschluß von Börsengeschäften mit Handlungsgehülfen u. A. m. Ueber solche Vergehen hat ein eigener Börsendisciplinarhof zu befinden. Derselbe soll überall aus Börsenkaufleuten bestehen, sei es, daß er von der Handelskammer gebildet oder von den Börsenbesuchern gewählt wird. Der Disciplinarhof hat das Recht, Zeugen und Sachverständige eidlich zu vernehmen und erkennt endgültig in leichteren Fällen auf Verwarnung oder Verweis, in schwereren auf zeitweilige und dauernde Ausschließung; auch kann er beschließen, das Strafurtheil zu veröffentlichen und hat in der Art der Veröffentlichung freie Hand. Gelangt er zu einer Freisprechung, so kann er aber andererseits über dieselbe hinausgehen und dem Angeklagten eine förmliche öffentliche Ehrenerklärung ausstellen.

Unverkennbar ist in diesen Vorschlägen Manches enthalten, was wohl geeignet ist, schlechte Elemente von der Börse zu entfernen. Allein nicht Alles dürfte sich in der Praxis bewähren. Am skeptischsten muß man wohl dem gegenüberstehen, was zur Bekämpfung der Preßbestechungen vorgeschlagen wird. Die Commission geht in ihrer Begründung von einer sehr hohen Ansicht über die Aufgabe der Presse aus; und je häufiger in der Presse dieser Beruf verkannt worden ist, desto nothwendiger ist es gewiß, ihn stets zu betonen. Allein was gerade die Bestechungen betrifft, so herrschen darüber irrige Vorstellungen. Der Fall, daß für ein günstiges Urtheil über ein Bankunternehmen ein Paar tausend Mark auf den Tisch gezahlt werden, dürfte wohl selbst innerhalb der bestechlichen Presse nicht allzu häufig vorkommen. Die Gegenleistung für erwiesene Gefälligkeiten wird meist in weniger faßbarer Art gewährt. Und wo diese Gegenleistung in der Form eines großen, gut bezahlten Inserats besteht, da ist sie unter den Begriff der Bestechung um so weniger zu subsumiren, da manchmal auf Seite des Inserirenden in der That die Absicht einer Beeinflussung gar nicht besteht, und nur corrumpirte Blätter diese Absicht als selbstverständlich voraussetzen. Von dem käuflichen Journalisten, der für die Leistung die Gegenleistung einstreicht, bis zu dem verständnißvollen Zeitungsverleger, der dem Inserat eine Bemerkung im redactionellen Theil entsprechen läßt, zieht sich eine ununterbrochene Kette von Beeinflussungen, die einer Bestechung bald mehr, bald weniger ähnlich sehen. Wollte man sie alle unter den Begriff der Bestechung subsumiren, so würde es schwer sein, einen Disciplinarhof aus lauter Mitgliedern zusammen zu setzen, die sich selbst das Zeugniß ausstellen könnten, niemals in diesem Sinne eine Bestechung versucht zu haben. Der Zusammenhang zwischen wirthschaftlichen Unternehmungen und ihrer Besprechung in der Presse läßt an Moralität heute viel zu wünschen übrig. In den meisten Fällen liegt (wie dies auch aus der Kaufmannswelt heraus anerkannt worden ist) die größere Immoralität auf Seite des Bestechenden. Wenn es daher auch richtig ist, daß bei der Ordnung der Börse diese Bestechungen programmatisch verurtheilt und z. B. die obengenannten Ausschließungsgründe auch auf Börsenjournalisten angewandt werden, so darf man sich doch darüber nicht täuschen, daß eine Besserung dieser Verhältnisse nicht von der Börse aus zu erzielen sein wird, sondern nur durch eine Hebung des Journalistenstandes, der angeleitet werden muß, die schlimmeren Elemente aus sich auszustoßen oder wenigstens von einflußreichen Stellungen fern zu halten und so allmählich einer sittlich strengeren Auffassung zum Durchdringen zu verhelfen. — Ein höchst merkwürdiges Organ ist der vorgeschlagene Disciplinarhof. Verschieden von allen bei uns hergebrachten Einrichtungen ist er ausgestattet. Daß dieser Strafgerichtshof nicht bloß erhobene Anklagen soll sühnen, sondern darüber hinaus dem ungerecht Angeklagten auch eine Genugthuung in Gestalt einer Ehrenerklärung soll gewähren können, ist eine ganz vortreffliche Abweichung von der gesammten bei uns hergebrachten Straf- und Disciplinarjustiz. Bedenklicher ist es, daß diesem aus Kaufleuten bestehenden Disciplinarhof das Recht verliehen worden ist, Zeugen und Sachverständige eidlich zu vernehmen. Aus dem Bericht der Commission ist nicht zu ersehen, ob es hierfür in dem gesammten Organismus unserer Staats- und Selbstverwaltung ein Analogon gibt. Haben doch sogar die meisten Staatsbehörden, denen man das Recht der Zeugenvernehmung geben wollte, dies nur in der indirecten Form erhalten, daß sie die Gerichte zum Zwecke der Vernehmung requiriren durften. Mit der heutigen Anschauung vom Eide ist nun einmal die Vorstellung verbunden, daß der Eid vor einer autoritativen Behörde geschworen wird. Es ist ein bedenkliches Experiment, wenn man der Beseitigung von Mißständen zu Liebe von Vorstellungen abweicht, die mit dem Heiligsten zusammenhängen. Ein Unicum ist vollends die Endgültigkeit der Urtheile dieses Disciplinarhofes. Von jedem Gericht kann bei uns an ein höheres Gericht appellirt werden. Hier aber soll der einmal gefällte Spruch inappellabel sein, obgleich unter den Mitgliedern keines ist, das von Amts- oder Berufs wegen mit der Leitung von Untersuchungen bekannt ist (der vorgeschlagene Regierungscommissar hat auf die Leitung der Verhandlungen keinerlei Einfluß); obgleich das Verfahren, wenn auch das Reichsgesetz darüber Bestimmungen, ähnlich dem Anwaltsprozesse, enthalten soll, doch keineswegs an Accurateſſe mit einem gerichtlichen Prozeß sich wird messen können; obgleich ferner das Verfahren geheim und nur in Ausnahmefällen öffentlich sein soll; obgleich endlich es sich um Strafen handelt, die unter Umständen die Vernichtung eines Berufslebens bedeuten können. Offenbar war dieser Disciplinarhof eine Lieblingsschöpfung der Commission, und in seiner Ausstattung mit allen möglichen Machtbefugnissen ist dieselbe soweit über das Ziel hinausgegangen, daß ein geradezu unmöglicher Vorschlag entstanden ist.

Alle diese Vorschriften betreffen überwiegend die Auswahl unter dem kaufmännischen Publikum. Sie haben nur wenig Beziehung auf den meist beklagten Uebelstand der Betheiligung von Privatleuten an den Spekulationsgeschäften. An den verschiedensten Stellen des Berichts kehren die „Beamten und Offiziere" wieder, die Kauf und Verkauf auf Zeit an der Börse betreiben. Selbstverständlich verkehren diese Personen nicht selbst an der Börse, sondern ertheilen ihre Aufträge Bankiers oder sonstigen Commissionären. Hier hat nun die Commission den radicalen Vorschlag gemacht, daß Jeder, der Termingeschäfte abschließen will, verpflichtet sein soll, sich offen dazu zu bekennen und seinen Namen in ein Register eintragen zu lassen. Die Registergebühr soll das erste Mal fünfhundert Mark und in jedem folgenden Kalenderjahr einhundert Mark betragen. Der Antrag soll (damit er niemals in augenblicklicher Laune gestellt werden könne) persönlich vor Richter oder Notar zu Protokoll erklärt werden. Alljährlich soll eine Veröffentlichung dieser Listen stattfinden. Termingeschäfte mit Personen, die nicht in den Registern enthalten sind, sollen ungültig sein, ebenso die Aufträge, die von solchen Personen zu Termingeschäften ertheilt werden.

Auch hier muß in erster Linie auffallen, daß der Commissionsvorschlag in unser Rechtsleben ein Unicum einführt. Die bisherige kaufmännische Registerführung des Firmenregisters hat mit der Gültigkeit oder Ungültigkeit der Geschäfte nichts

zu thun. Nicht einmal die Vertheidiger einer besonders beschränkten „Wechselfähigkeit" sind soweit gegangen, die Wechselschuld des Nichtkaufmanns für ungültig zu erklären; sie wollen ihr nur den Wechselcharakter benehmen und sie im Falle der Klage in den gewöhnlichen Schuldprozeß einreihen. Hier aber wird der Vorschlag gemacht, daß bei unterlassener Eintragung nicht bloß gewisse Seiten des Rechtsgeschäfts wegfallen, sondern dieses für vollkommen ungültig erklärt werden soll. Oder anders ausgedrückt: allen Personen, die sich nicht in das Register haben eintragen lassen, soll ein Freibrief ertheilt werden, sich im Falle des Mißlingens ihren Verpflichtungen zu entziehen (während im Falle des Gelingens ihr börsenmäßiger Mitcontrahent sein Wort nicht brechen kann, ohne sich kaufmännisch zu compromittiren). Allerdings ist anzuerkennen, daß die Commission für diese Sonderbarkeiten ein Aequivalent geboten hat: unter den Personen, die in das Termingeschäftsregister eingetragen sind, soll die Einrede von Spiel und Wette ausgeschlossen sein. Während gegenwärtig eine allgemeine Rechtsunsicherheit darüber besteht, inwieweit die Differenzgeschäfte rechtlich Geschäfte, inwieweit sie Spiele (und also unklagbar) sind, will die Commission eine Scheidung nach Personen vornehmen: unter den eingetragenen Termingeschäftsmännern sollen sämmtliche Termingeschäfte (auch die unsolidesten) klagbar sein; gegenüber einer nicht eingetragenen Person sollen sämmtliche Termingeschäfte (auch die solidesten) der Klagbarkeit entbehren. — Anstoß muß man auch an der hohen Registergebühr nehmen, namentlich an der ersten Eintragsgebühr von 500 Mark. Es ist für Geschäftsbetriebe, die klein begonnen werden, eine Gewerbesteuer von einer unerhörten Höhe. Wenn, wie es den Anschein hat, auch der Börsenmakler, der Termingeschäfte vermitteln will, diese Gebühr bezahlen soll, so wird den verunglückten Existenzen in der Kaufmannswelt, welche bisher die Gelegenheit hatten, ihre kaufmännische Erfahrung durch Vermittelung von Geschäften an der Börse auch ohne Kapital und Risiko zu verwerthen, ein solcher Versuch durch die hohe Registergebühr fast unmöglich gemacht. Nicht einmal daran hat die Commission gedacht, gegenüber der Höhe der Gebühr auch für gewisse Fälle Gebührenfreiheit zu bewilligen. Die Vorschläge tragen an dieser Stelle einen geradezu drakonischen Charakter — und eben darum schlagen sie in ihr Gegentheil um. Die Commission hat sich selbst davon überzeugt, daß es gar nicht möglich ist, diese Bestimmungen auch auf die Termingeschäfte in Papieren auszudehnen und hat sich daher auf den Waarenhandel beschränkt. Nun ist aber die Spekulation in Getreide, Spiritus, Rübsamen unter Privaten doch verhältnißmäßig selten gegenüber den großen Spekulationen in Werthpapieren aller Art. Mit dem gewaltigen Aufwande an Mitteln wird also nichts weiter erreicht, als daß der Privatspekulation ein kleiner Theil ihres Bethätigungsfeldes genommen wird. Zwar empfiehlt die Commission, die Behörden darauf hinzuweisen, daß Privatleute, welche fortgesetzt in Papieren an der Börse spekuliren, sich um dieser Geschäfte willen als Kaufleute in das gewöhnliche Handelsregister eintragen lassen sollen; und von dieser Nöthigung verspricht sie sich ein Aufhören der gewohnheitsmäßigen Spekulation unter Leuten, die sich genirt fühlen würden, wenn sie sich öffentlich als Kaufleute bezeichnet und behandelt sähen. Allein diese „Empfehlung" ist ganz unpraktisch. Die Gerichte werden sich zu einer Interpretation des Handelsgesetzbuches, wonach ein Oberstlieutenant, der sich einen Bankier für beständige An- und Verkäufe hält, ein „Kaufmann" ist, nicht hergeben. Die Commission hat auch selbst gefühlt, daß sie mit dieser Auffassung einen unsicheren Boden betritt. — Wenn in Zukunft unter den Privaten wirklich die Spekulation in Waaren aufhören und durch die im Wesentlichen ungehindert bleibende Spekulation in ausländischen Papieren ersetzt werden sollte, so ist kaum einzusehen, welchen erheblichen Gewinn man sich davon verspricht. Da die Commission aber gerade für die Papierspekulationen strenge Bestimmungen zur Ueberwachung der vermittelnden Bankiers getroffen hat, so kann diese erhöhte Gewährleistung dazu beitragen, manche bisher vorsichtig zurückbleibenden Kreise des Privatpublikums der Spekulation zuzuführen. Die Waarenspekulation aber wird, wenn wirklich die hohe Mauer der 500 Mark aufgerichtet wird, gerade dem kleinen Kreise der Großkaufleute ausgeantwortet, welcher von den Gegnern der Spekulation am meisten gefürchtet wird. Es ist aus den Vorschlägen der Commission nicht einmal zu ersehen, wie sie über den Gutsbesitzer denkt, der auf ganz reelle Weise seine Ernte in der Scheune für die Zeit nach dem Dreschen verkaufen will. Soll er zu diesem Zwecke 500 Mark Registergebühr erlegen und sich mit Spekulanten auf eine Stufe stellen lassen?

Will man die Kreise, die nicht an die Börse gehören, von derselben fernhalten, so wird es schwerlich ein anderes wirksames Mittel geben, als den erziehlichen Einfluß in jene Kreise selbst zu tragen. Wenn die Commission an den verschiedensten Stellen ihres Berichtes immer wieder die „Beamten und Offiziere" als Beispiele für die Ueberhandnahme der Börsenspekulation in Privatkreisen anführt, so thut sie recht daran. Allein sie thut unrecht, die in diesen Kreisen vorhandene Neigung zum Börsenspiel als eine nun einmal feststehende Thatsache zu betrachten, an welcher nichts zu ändern sei, nach welcher sich vielmehr die Reformvorschläge richten müßten. So große Fragen, wie diejenigen, welche in dieser Beziehung die Enquête zu behandeln hatte, lassen sich nicht anders als unter den höchsten Gesichtspunkten der Volkserziehung betrachten. In den Familien, aus welchen sich überwiegend das Beamten- und Offiziersthum rekrutirt, besteht heute ein Mißverhältniß zwischen Aufwandsbedürfnissen und vorhandenen Mitteln. Dieses Mißverhältniß tritt am grellsten hervor bei dem Offizier, der durch die gesellschaftlichen Vorurtheile seines Standes zu gewissen Ausgaben genöthigt wird, ohne Rücksicht darauf, ob seine persönlichen Mittel es ihm gestatten oder nicht; dies wirkt dann weit über die bloße Repräsentationspflicht hinaus und befördert die Loslösung des Genußtriebes von jeder wirthschaftlichen Zügelung. Da werden denn die Mittel ergriffen, die das Leben zur schnellen Füllung des leerer werdenden Geldbeutels zu bieten sucht: zuerst Wetten auf dem Rennplatz, dann das Hazardspiel, schließlich das Börsenspiel. Solchen Zuständen gegenüber genügt es nicht, dem Offiziercorps einfachere Lebensweise zu predigen. Es müssen organische Maßregeln getroffen werden, um diesem Stande wieder das verlorene wirthschaftliche Gleichgewicht zu verschaffen. Wer die Frage zu erörtern hat, was geschehen kann, um diese Kreise vom Börsenspiel fern zu halten, der müßte vorschlagen: daß dem planmäßigen Züchten des Reichthums (und damit des Reichscheinens) in einzelnen Regimentern Einhalt geboten, daß üppig lebenden Regimentern ab und zu Regiments- und Bataillonscommandeure gegeben würden, die in bescheidenen Vermögensverhältnissen leben und in ihrer bisherigen Haltung eine Garantie für wirthschaftliche Ordnung und wirthschaftliches Vorbild gewähren; Männer, die im Stande sind, in geräuschloser Weise das Lebensniveau ihrer Untergebenen auf eine bescheidenere Höhe zu bringen. Wer für eine anders geartete Vorbildung unserer Offiziere eintritt und namentlich sich dagegen wendet, daß die Epauletten in allzu jugendlichem Alter verliehen werden, der trägt mehr dazu bei, den Offiziersstand gegen die Versuchungen des Börsenspiels zu feien, als wer sich mit dem unlösbaren Problem abmüht, eine enge Mauer um ein Institut zu errichten, das seine ganze Lebenskraft so sehr aus dem freien Wachsthum bezieht, wie die Börse. — Der Offizier ist aber nur das besonders in die Augen fallende Beispiel für eine Erscheinung von viel allgemeinerer Verbreitung; in geringerem Maße gilt dasselbe von der Beamtenwelt. Ein großer Theil namentlich des höheren Beamtenthums führt ein gesellschaftliches Leben, das weit über seine pecuniären Verhältnisse hinausgeht. Noch liegt hier das Uebel in den Anfängen. Aber es ist dringend zu wünschen, daß etwas geschehe, um der beginnenden Ueberhandnahme eines ungezügelten Wohllebens auch hier entgegen zu treten. Mit ein Grund, weswegen in manchen kleinen Städten Beamte dem gewohnheitsmäßigen Spiel verfallen, liegt zuweilen darin, daß es ihnen für die dienstfreien Stunden an jeder anderen hergebrachten Beschäftigungsart fehlt. Unser Beamtenthum hatte früher einen seßhafteren Charakter.

Heute betrachtet es die Beschäftigung in kleinen Städten meistens nur als unangenehmes Durchgangsstadium. Als vor etwa zehn Jahren in einem kleinen westfälischen Landstädtchen der neu ernannte Amtsrichter sich Haus und Gartenland kaufte, soll der dortige Oberlandesgerichtspräsident, Excellenz Falk, eigens auf diesen merkwürdigen Mann aufmerksam gemacht haben, der mit diesem seinen Verständniß für eine der Hauptaufgaben des Amtsrichters, für das enge Verwachsen mit der Bevölkerung, geradezu isolirt dastehe. Und so viel war von diesem seltenen Manne die Rede, daß wenige Jahre darauf ihn eine angesehene Mittelstadt zu ihrem Bürgermeister berief. So lange eben bei uns nichts geschieht, um wenigstens die Personen, die den guten Willen haben, im kleinen Kreise festzubleiben, durch Prämien und Auszeichnungen auch in ihrem guten Vorsatze zu erhalten, so lange wird das Hindurchjagen durch die einzelnen Posten noch Fortschritte machen: die Beamten werden immer weniger warm werden an dem Orte an dem sie sich gerade befinden, und die Gewöhnung, die Mußestunden mit der gleichgültigsten Form des Zusammenseins, mit dem Spiele, zu verbringen, wird noch immer weitere Fortschritte machen. Vom Spiel des Zeitvertreibes halber bis zum Spiel des Gewinnes halber ist nicht weit, und der gewohnheitsmäßige Hazardspieler ist mit dem gewohnheitsmäßigen Börsenspieler dieselbe Person. — Beamte und Offiziere haben bei uns noch immer einen weitreichenden gesellschaftlichen Einfluß. Ihre Lebensgewohnheiten sind namentlich in Mittel- und Kleinstädten geradezu vorbildlich für die wohlhabenderen Klassen der Gesellschaft. Für die Entwöhnung vom ungehörigen Börsenspiel befindet sich unser Staat noch immer in einer verhältnißmäßig günstigen Lage, indem er durch das Medium von Beamten und Offizieren auf so weite Kreise wirken kann.

* * *

Was wird nun das vermuthliche praktische Ergebniß der Enquête sein? So viel steht schon jetzt fest, daß es nicht in der Richtung liegen wird, in welcher es bei Beginn die agrarischen Gegner der Börse gewünscht haben. Es hat sich auch hier wieder einmal gezeigt, daß den Agrariern ihr Mangel an Sachkenntniß verhängnißvoll wird. Ihre Stellung in der Commission war gewiß so günstig wie möglich. Von ihren parlamentarischen Wortführern waren Graf Arnim, Graf Behr, Graf Kanitz, Freiherr von Huene und Geheimrath Gamp Mitglieder der Commission, während von denen, die als parlamentarische Wortführer der Börse gelten, kein einziger hinein ernannt war: weder Alexander Meyer, noch Broemel, noch Bamberger; von liberalen Abgeordneten war nur Professor v. Cuny und der (inzwischen verstorbene) Rostocker Senator Dr. Witte ernannt. Es ist vollkommen bezeichnend, daß in eine Commission, welche das hauptsächlichste Handelsinstitut einer Untersuchung unterziehen soll, vom landwirthschaftlichen Ministerium zwei Vertreter entsandt waren, während aus dem Handelsministerium nur ein einziger und zwar ein agrarischer, nämlich der oben genannte Geheimrath Gamp, ernannt war. Von den 28 Mitgliedern der Börsencommission waren kaum der vierte Theil Börsenkaufleute, darunter allerdings hervorragende Fachmänner (die Berliner Börse war durch die Geheimen Commerzienräthe Frentzel und Mendelssohn-Bartholdy vertreten). — Nimmt man zu dem Commissionsbericht noch hinzu, was sonst über die Verhandlungen gelegentlich bekannt geworden ist, so sieht man ziemlich deutlich, wie die agrarischen Vorstöße gegen die Börse nicht durch Niederstimmen beseitigt wurden, sondern daß sie an der ihnen entgegenstehenden überlegenen Sachkenntniß Schiffbruch erlitten. Die unparteiischen Elemente der Commission, so namentlich die Akademiker (Schmoller und Gustav Cohn-Göttingen), sowie der Reichsgerichts-Senatspräsident Wiener, die durch ihre literarische Vergangenheit vor dem Verdachte, gegen Börsenmißstände blind zu sein, gründlich geschützt sind, waren offenbar bald in die Unmöglichkeit versetzt, mit den agrarischen Reformern zusammen zu arbeiten. Dazu kommt, daß eine so unparteiische und sachkundige Leitung, wie sie durch die Person des Vorsitzenden, des Reichsbankpräsidenten Dr. Koch, gewährleistet war, ein schon vorhandenes Uebergewicht der Sachkenntniß nur noch verstärken konnte. — Ist diese Charakterisirung im Allgemeinen richtig, so bleibt es freilich unaufgeklärt, wie trotzdem einige geradezu ungeheuerliche Vorschläge durchgehen konnten. Manchmal sieht es so aus, als ob die Beschlüsse den Schalk im Nacken hätten, als ob man bewußtermaßen den wüthenden Reformern einige Siege gegönnt hätte, die ja doch zu Pyrrhussiegen werden müßten. Denn daß es im Deutschen Reich Gesetz und Recht werden soll, einen Kaufmann, der sich einen Verstoß gegen die Standesehre hat zu Schulden kommen lassen, in einer Verhandlung von wenigen Stunden moralisch und wirthschaftlich todt zu schlagen, ohne ihm irgend ein Rechtsmittel dagegen zu geben; oder daß man allen Personen, die sich nicht in das Terminsregister eintragen lassen, ein gesetzlich verbrieftes Recht zum Wortbruch geben solle, daran ist im Ernste ja gar nicht zu denken.

Was also von der Börsen-Enquête (soweit sich dies an dem von uns ausgewählten Beispiele zeigen läßt) übrig bleiben wird, das ist hauptsächlich die Betonung des Gedankens, daß der Kaufmannsstand selbst verpflichtet ist, auf Ehrbarkeit in seinen Reihen zu halten. Dieser Gedanke wird in irgend einer Form (wenn auch nicht in der von der Commission outrirten) gesetzgeberische Gestalt gewinnen und als eine wohlthätige Mahnung gewiß auch erfreuliche Folgen haben. Außerdem hat die Enquête das Gute gehabt, daß eine Anzahl höherer Staatsbeamter wieder einmal sich mit einem wirthschaftlichen Thema gründlich beschäftigt haben, und daß das von der Commission durchgearbeitete Material auch Anderen Anlaß und Mittel zu dieser Beschäftigung gibt. Und aus diesem Grunde kann man, wie immer man über die Ergebnisse solcher Enquêten denken mag, ihre Veranstaltung nur wünschens- und nachahmenswerth finden.

Zur Bekenntnißfrage.

Von einem Geistlichen.

Indem die liberalen Theologen einer Revision des kirchlichen Dogmas das Wort reden, beweisen sie, wie mir scheint, daß sie noch in den abgetretenen Schuhen des alten Rationalismus vor mehr als hundert Jahren stehen. Den Stimmführern dieser Richtung war es nicht zu verübeln, daß sie meinten, mit Ausmerzung gewisser, ihnen unwesentlich erscheinender Lehren einen geläuterten Bekenntnißbegriff zu erhalten, der ebensowohl dem religiösen Bedürfniß Genüge thue, wie die Freiheit der wissenschaftlichen Ueberzeugung innerhalb der Kirche gewährleiste. Nach dem derzeitigen Stande der Speculation durften sie wohl der Zuversicht leben, wenigstens in den Fundamentalbegriffen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit ein festes Bollwerk des Kirchenglaubens gegen die Angriffe der Kritik zu besitzen.

Mittlerweile ist das aber anders geworden. Selbst diese Kernlehren sind vor den Zweifeln nicht mehr sicher, so daß der bekannte Fall des württembergischen Pfarrers, der aus Gewissensbedenken über das Apostolicum sein Amt niedergelegt hat, in der That, bei aller Hochachtung vor der Ehrlichkeit und Ueberzeugungstreue des Mannes, ein gewisses Befremden erregen muß. Mit dem Apostolicum hat er nicht zurecht kommen können! — also jedenfalls mit den gewissen Lehren des zweiten und dritten Artikels nicht, mit der doppelten Natur Christi, seiner übernatürlichen Geburt, seinem stellvertretenden Leiden, seiner Auferstehung u. s. w. Ob er denn meint, so fragt man bei sich, daß der Vernunftkritik Genüge geschehen wäre, wenn er diese Dinge nicht mehr zu predigen brauchte? Was mag er von seinem Standpunkte aus wohl mit dem ersten Artikel des Bekenntnisses anfangen, z. B. mit den Begriffen der Weltschöpfung und Vorsehung, die sich ja, wie man denken sollte, für ihn ebenso wenig mit den Ergebnissen der

Wissenschaft in Einklang bringen lassen? Nicht einmal den Gottesbegriff ist er im Stande, auf dem Boden der Wissenschaft zu halten; wie man ihn auch faßt, theistisch oder pantheistisch, führt er zu Widersprüchen, die ihn unmöglich machen. — Die religiösen Vorstellungen sind nun einmal ihrer Natur nach durch und durch irrational; ohne sich selbst aufzugeben, vermag die Kirche niemals, ihre Lehren den in der Wissenschaft geltenden Gesetzen anzupassen.

Aeußerstenfalls kann durch Ausscheidung einiger Lehren, deren Unvereinbarkeit mit Vernunft und Naturlauf schon der gewöhnliche Mann einsieht, ein Compromiß zu Stande kommen, der aber weder auf dem Standpunkte der Wissenschaft, noch dem des Kirchenglaubens befriedigt. Ersterer bietet er zu wenig; denn wenn einmal Vernunftgemäßheit gelten soll, so darf doch nur die reife, geschulte Vernunft, nicht die beschränkte des großen Haufens den Maßstab darbieten. Sonst gäbe es eine Denkfreiheit, die in Wahrheit keine ist, oder doch nur eine für solche, die keine brauchen. Auch vom Standpunkt der Religion genügt solcher Compromiß nicht. Mag sich die rationalistische Lehrformel immerhin durch ihre Verständigkeit empfehlen, das religiöse Gemüth wird am Ende doch gegen sie als eine Verwässerung der echten und wahren Religion Protest einlegen. Das Christenthum redet zum Gefühl; ob seine Lehren von der Vernunft verstanden werden, kommt für den religiösen Menschen zunächst nicht in Betracht. Männer wie Paulus und Augustin wußten auch recht wohl, daß das, was sie lehrten, auf dem Boden des vernünftigen Denkens eitel Ungereimtheit sei. Das gläubige Gemüth hat sie jedoch verstanden, und viele Tausende haben seitdem bis in unsere Tage hinein in mancherlei Lebenslagen die Erfahrung gemacht, daß es sich tiefsinniger und besser als da gar nicht sagen lasse. Man nehme z. B. die Lehre von dem genugthuenden Leiden Christi: gewiß, eine ganz absurde Vorstellung; denn wie kann es im Sittlichen eine Zurechnung fremden Verdienstes geben! Und doch, wie eindringlich wahr redet sie zum schuldbeladenen Gemüthe. Ich soll es mit meinen moralischen Schwächen nicht zu leicht nehmen. Es soll mir sauer werden, mir zu vergeben; darum mußte es Gott schwer geworden sein, mir zu vergeben. Der durch meine Sünde hervorgerufene Conflict zwischen seiner Heiligkeit und Gnade mußte so groß sein, daß er nur durch eine Selbstentzweiung in der Gottheit, indem der Gott-Sohn selber sich opferte, ausgeglichen werden konnte. So großer Anstalten hat es für Gott bedurft, um mir vergeben zu können, damit ich mir selber nicht zu leicht vergebe. Eine Lehre wie die vom himmlischen Vater, der freundlich mit den sittlichen Schwächen der Menschen Nachsicht hat, — ja die ist verständlicher, rationaler; aber wahr ist sie nicht, sie entspricht nicht der Tiefe des wirklichen Schuldgefühls. Es wird auch in Zukunft dabei bleiben, daß das Christenthum eben nur als „thörichte Predigt" (ich unterstreiche diesen paulinischen Ausdruck) seine Kraft in den Gemüthern bewährt.

Die Vertreter der Bekenntnißreform dürften auch übrigens irren, wenn sie für ihre Bestrebungen auf einen starken Rückhalt unter den Gebildeten vertrauen. Gerade in den Kreisen der Hochgebildeten steht man, auch wenn man auf dem Rechte des freien Denkens entschieden besteht, im Ganzen recht kühl zur Sache. Im Uebrigen ist das Interesse auch weit davon entfernt, ein rein religiöses zu sein; allerlei Fremdartiges mischt sich der Bewegung bei, Motive parteipolitischer Art und, nicht zu vergessen, gerechte Rancüne gegen die Anmaßungen der Orthodoxie.

Die Versöhnung zwischen Wissenschaft und Kirchenglauben ist nur möglich, wenn die Sphären beider streng und rein von einander geschieden werden. Die Wissenschaft hat ihr Gebiet in dem Bereich der auf der sinnlichen Wahrnehmung gegründeten Erfahrung. Ihre Begriffe, hergenommen von den Objecten der Erfahrung, haben weiter keine Anwendbarkeit als in Bezug auf diese. Die Kausalverknüpfung der Thatsachen, die der Wissenschaft zu Grunde liegt, ist nicht etwas in dem „An sich" der Dinge, sondern haftet ihnen nur an, sofern wir sie sehen in Folge einer Eigenthümlichkeit unseres Intellects. Das ist eine ganz ausgemachte Wahrheit für jeden, der seinen Kant gelesen hat. Wir Menschen sind demnach, wie das Hühnchen im Ei, eingeschlossen mit unserer Erkenntniß in die Grenzen der Sinneswelt. Was jenseits der Schale, will sagen: jenseits der möglichen Erfahrung liegt, können wir gar nicht wissen. Aber wir spüren doch die bebrütende Wärme, die von dorther in unser Leben herüberstrahlt, und nach der Beschaffenheit unseres Geistes können wir es nicht lassen, von dem Jenseitigen, mit dem wir uns auf geheimnißvolle Weise verkettet fühlen, uns allerlei Gedanken zu machen, — das sind unsere religiösen Vorstellungen. Da müssen wir uns denn aber immer gegenwärtig halten, daß wir hier mit Begriffen auf einem Felde operiren, wo sie als solche kein Hausrecht haben. Während im Bereich der Erfahrungsthatsachen der Begriff die Gegenstände deckt, kann er sie hier im Gebiete der Transcendenten nur von fern bezeichnen. Sein Charakter ist von Grund aus verwandelt; er ist zum Bilde, zum analogen Stellvertreter der Wahrheit geworden, der als solcher in der Wissenschaft kein Bürgerrecht mehr hat, dafür aber auch ihrer Kritik gänzlich entrückt ist.

Als Inbegriff unserer Vorstellungen vom Uebersinnlichen und Jenseitigen bilden mithin die religiösen Lehren eine von der Wissenschaft, deren Gebiet die Erscheinungswelt ist, durchaus gesonderte Erkenntnißsphäre. Wie sie sich im Bereiche dieser keinerlei Autorität anmaßen dürfen, so haben sie sich auch auf ihrem eigenen Gebiete von der anderen keine Gesetze vorschreiben zu lassen. Das ist im Wesentlichen schon von Kant gelehrt in seinen 1783 erschienenen Prolegomenen. Ferner ist diese Ansicht dargelegt in den Schlußkapiteln von Lange's Geschichte des Materialismus. Der Theologie ist sie ebenfalls nicht fremd; von Augustin ist nämlich der Ausspruch bekannt, daß wir Gott wohl erkennen, wie er „für uns", nicht aber, wie er „für sich selbst" ist, und die Dogmatiker unterlassen nicht, zu betonen, daß unser Wissen von Gott und Jenseit nur ein analoges, keineswegs aber ein adäquates sei.

Nach einem bekannten Gesetze der Logik können nur Unterbegriffe eines und desselben Oberbegriffes zu einander in Widerspruch stehen, nicht disparate, geschweige solche, die ganz verschiedenen Erkenntnißsphären angehören. Ein Widerstreit zwischen Glauben und Wissen kann demnach nur entstehen, indem man die Gebiete beider künstlich vermengt, um nun entweder mit den Orthodoxen einseitig der Wissenschaft die Kosten des Ausgleichs aufzubürden, oder im Sinne des Liberalismus mit der Forderung der Vernunftgemäßheit an die Glaubenslehren heranzutreten. Da ist denn des Haderns kein Ende. Aufrichtige kirchliche Frömmigkeit läßt sich nur unter Festhaltung des dargelegten symbolischen Charakters der dogmatischen Lehren mit dem freien wissenschaftlichen Erkennen vereinen. Auf diesem wirklich freisinnigen Standpunkt bedarf es einer Revision der Bekenntnißformel nicht; ihre Unvereinbarkeit mit den Denkgesetzen vermag uns nicht zu beirren, vielmehr erscheint uns die Form der überlieferten Lehre gerade als die schicklichste für die besondere Klasse von Wahrheiten, die sie uns nahe bringen will. Vernunftgemäß ist ja nämlich nur die Erscheinungswelt, die wir durch das trügliche Medium unserer Erkenntniß wahrnehmen, nicht aber die hinter dieser stehende wahre Wirklichkeit, in der die Fäden verknotet sind, von denen nach tief verborgenen Absichten der Lauf der Dinge und der Gang unseres Lebens gelenkt wird. Man denke sich, wir würden einmal von der uns eigenthümlichen Weise, die Dinge zu erkennen, entbunden, und es wäre uns vergönnt, sie frei von den Formen unseres Intellects, sub specie aeternitatis, wie sie „an sich" sind, zu sehen: da würden wir nichts von einer Kausalverknüpfung finden, d. i. die Vernunftgemäßheit würde verschwinden, und die entschleierte Wirklichkeit stünde vor uns als durchaus widersinnig und absurd, oder sagen wir lieber mit einer ihr immanenten Vernünftigkeit, die über unser Verstehen hinausgeht. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, empfiehlt sich also die altkirchliche Lehre nicht bloß trotz, sondern gerade wegen des Widersinnes ihrer Begriffe als wahrer symbolischer Ausdruck für das abgrundtiefe Wesen der Welt, und man versteht den paradoxen Ausspruch des alten Kirchenvaters: „Ich glaube, weil es absurd ist."

Was wir von unserem Standpunkte aus fordern, ist daher lediglich dies, daß die Kirche sich unumwunden zu dem symbolischen Charakter ihrer Lehren bekenne. Dieselben können immer noch in Ehren bleiben und den Mittelpunkt des Cultus bilden, wenn wir auch ferner nicht mehr dazu verpflichtet werden, in den Wundererzählungen der Bibel Berichte von wirklichen Thatsachen und in den Dogmen buchstäblich zu nehmende Wahrheiten zu sehen, sondern vielmehr Gleichnisse und Analogien unserer Beziehungen zu dem Uebersinnlichen.

Gegenüber dem Bedenken, ob die Kirche es wagen könne, den von uns gekennzeichneten symbolischen Charakter ihrer dogmatischen Begriffe einzugestehen, dürfte auf die Trostlosigkeit unserer kirchlichen Zustände hinzuweisen sein, die ein allenfalls noch gefährlicheres Wagniß, wenn es nur Heilung und Besserung verspricht, rechtfertigen würden.

Die Lehren der Ausstellung von Chicago.

Von Wilhelm Berdrow.

Die Feste der Weißen Stadt, welche ein halbes Jahr, von knatternden Bankbrüchen im Osten und Westen der Union ebenso neu als pikant accompagnirt, ein paar überflüssige Millionen Dollars aus den Taschen des Publikums in diejenigen der Eisenbahnkönige füllen halfen, sind längst vorüber. Die Schaustücke, welche noch nicht verkauft oder von ihren Eigenthümern zurückgezogen wurden, führen nun in San Francisco ein Schattenspiel der Chicagoer Herrlichkeiten auch dem wilden Westen vor; im Jacksonpark aber trauern die Riesenbauten, weil man ihre Abbruchskosten scheut und der blödsinnige Plan, das Ganze in neronischem Festspiel (es wäre nämlich am billigsten gewesen) durch eine Feuersbrunst verschwinden lassen, wobei denn auch Chicago selbst wieder einmal hätte abbrennen können, doch wohl auf ein energisches Veto der angrenzenden Stadttheile stieß. An den Quais und Bollwerksmauern brechen sich jetzt die Eisschollen des Michigansees und auf den Lagunen soll die Eisbahn nicht übel sein. Einige der Paläste hätte man aber recht wohl als Wärmehallen für die 150,000 Unglücklichen einrichten können, welche die Weltausstellung und ihre Vorarbeiten nach Chicago lockten, und welche sich jetzt nächtlich vor der City Hall um ein Stück Brod und einen Platz auf den Steinfliesen der Corridore schlagen.

So sieht's äußerlich dort aus, wo die Columbusausstellung stattfand; nun einen kurzen Ueberblick über ihr Facit!

Der finanzielle Erfolg, d. h. das directe Ergebniß für die Actionäre, konnte kein glänzendes werden, und wenn in den Abrechnungen heute von Ueberschüssen gesprochen wird, so ist das eine Verschleierung, denn von dem Stammkapital der Actionäre — 22 Millionen Mark — ist vorläufig noch nicht die Hälfte gedeckt. Der ganze, sog. Ueberschuß von zehn Millionen Mark läßt sich nur heraustüfteln, wenn man neben den Zuschüssen der Bundesregierung und der Stadt Chicago auch noch das gesammte Actienkapital, insgesammt 52 Millionen Mark, als fonds perdu betrachtet, und das lag vielleicht in der Berechnung derjenigen, welche die zu ihrem Vortheil inscenirte Ausstellung in's Leben riefen, aber sicherlich nicht in der Absicht der kleinen Leute, welche, von abhängigen Blättern berauscht, das geforderte Actienkapital von fünf Millionen Doll. noch um zehn Procent überzeichneten. In den kürzesten Ziffern ausgedrückt: Die Ausstellung (soweit sie lediglich als Unternehmen der Ausstellungsgesellschaft in Betracht kommt) hat an Unkosten rund 102 Millionen Mark erfordert, ihre Einnahmen aus Eintrittsgebühren und anderen laufenden Quellen betrugen rund 60 Millionen, den Ausfall mußten die vorerwähnten Fonds decken, von denen somit zehn Millionen zu Gunsten der Actionäre — für eingezahlte 22 Millionen — übrig geblieben sind. Das ist die Finanzgeschichte der Ausstellung in nuce. Dies sind nun in Ansehung eines Unternehmens, das von vornherein so gigantisch angelegt war, daß es sich gar nicht rentiren konnte, durchaus noch keine schlechten Ergebnisse. Die letzte Pariser Ausstellung, deren Unkosten kaum den dritten Theil derjenigen zu Chicago betrugen, hatte 28 Millionen zahlende Besucher, welche dem Unternehmen, die staatlichen und städtischen Zuschüsse als fonds perdu gerechnet, zu sechs Millionen Mark Ueberschuß verhalfen; in Chicago, wo man nach dem Grundsatz „dat flutscht beter" den Eintrittspreis drittehalbmal höher als in Paris angesetzt hatte, wären trotzdem 30 Millionen Besucher nöthig gewesen, um ein ähnliches Resultat zu erreichen, aber Chicago ist nicht Paris. Die lediglich durch den September- und Octoberbesuch zu Stande gekommene Zahl von 21 Millionen zahlenden Besuchern übertrifft Alles, was für die Weltausstellung in den Prärien des Halbwestens, 5000 englische Meilen und zehn Reisetage von Europa entfernt, verständiger Weise zu verlangen war, wer mehr erwartet hat, sieht sich mit Fug und Recht betrogen. Der Geschäftsbericht beweist übrigens evident, wieviel der Ausstellung ihre Unfertigkeit in den ersten Monaten geschadet hat: im October wurde der Jacksonpark von mehr Besuchern betreten als im Mai, Juni und Juli zusammen genommen, mehr als 53 Procent der Gesammteinnahme entfiel auf die beiden letzten Monate.

Doch genug vom Dollar, die geringfügigen Verluste — irgend ein unglücklicher Zufall hätte sie leicht verdoppeln können — sind weitaus leichter zu verschmerzen, als wenn das Unternehmen als Ganzes Fiasco gemacht hätte, und das wird Niemand, der drüben war und die Fähigkeit besitzt, Schönheit auch unter persönlich unangenehmen Verhältnissen zu genießen, behaupten. Jenem Deficit von 30 Millionen Mark (den städtischen Zuschuß eingerechnet) stehen für Chicago und den Westen der Union so ungeheuere Vortheile aus der Columbus-Ausstellung gegenüber, daß man höchstens das Eine beklagen kann, daß die directen Verluste nicht die Gewinner selbst, nämlich in erster Linie die Großhändler Chicagos, betroffen haben, sondern unter allzeit gütiger Vermittelung der Presse wohlweislich auf die unglücklichen Opfer abgewälzt wurden, welche sich einbilden ließen, bei der Ausstellung sei etwas zu verdienen und demgemäß die Actien übernahmen. Die Klügeren, welche den ganzen Zauber eingefädelt hatten, begnügten sich, durch Bodenspekulationen das Fett vorweg abzuschöpfen und neben dem kostenlosen Welt-Musterlager, das ihre Mitbürger ihnen bezahlten, noch einige Millionen Dollars in mehr oder minder sauberen Privatgeschäften zu „machen".

Was nun den dauernden Erfolg der Ausstellung betrifft, so wird er wahrscheinlich in einer verstärkten Emanzipation der Importeure des Westens von New-York bestehen. Die Vereinigten Staaten bedürfen zum Ausgleich ihrer Wirthschaftsbilanz eines ungeheueren Importes — $3^3/_4$ Milliarden Mark im letzten Jahre — und wie New-York die Eisenbahnen von den atlantischen Häfen in's Innere zumeist in Händen hat, so beherrschte es bisher auch im Wesentlichen die Regelung des Einfuhrhandels. Daher die Verstimmung der Hauptstadt über die Verlegung der Weltausstellung nach Chicago, wo Annäherungen zwischen den ausländischen Vertretungen und den westlichen Großhändlern unvermeidlich waren und wohl oder übel zu directen Verbindungen über den Kopf der atlantischen Metropole weg führen mußten. Der Westen wird künftig eben — oder sagen wir vorsichtiger: die großen Herren im Westen werden billiger kaufen und die Zeche zahlt New-York, dem nunmehr nur seine Eisenbahnmonopole noch einigen Einfluß auf die Handelsbewegung des Innern, d. h. bis Chicago und St. Louis, gestalten, während sich dort an ihre Geleise das kolossale Netz anschließt, dessen Fäden Chicago dirigirt. Auch für Letzteres dürfte übrigens die jetzt erreichte Hegemonie nicht von langer Dauer sein, denn andere gewaltige Städte erstehen bereits in den Prairiestaaten, so z. B. Omaha und Denver, die in der Geographie noch als große Mittelstädte functioniren und die ich im vergangenen Sommer als mächtige handels- und gewerbreiche Großstädte sah. Dem Verkehrs- und Handelsmonopol von Chicago stehen diese Städte und mit ihnen andere, wie St. Louis, St. Paul, Kansas City, mit nicht

freundlicheren Gefühlen gegenüber, als bisher Chicago New-York, und man lebt dort im Westen zu schnell, um einmal eingeleitete Entwickelungen lange hinzuzögern. So mag Chicago wohl in zehn Jahren die bevölkertste Stadt der Union sein; wie es aber an geistigem Leben und Cultur New-York immer nachstehen wird, so wird es an Macht und Gewinn mit vielen westlichen Nebenbuhlern zu theilen haben, denen die Früchte der Weltausstellung in mindestens gleichem Maße zu Gute kommen. Doppelt wird das aber der Fall sein, wenn die seit den Silbernöthen wieder recht lebhaft gewordenen Secessionsgelüste des Westens und Südens (nicht nach der heute undenkbaren politischen, aber nach der wirthschaftlichen Seite) greifbare Gestalt annehmen sollten. Die Sympathien zwischen Osten und Westen waren nie besonders stark; die Interessen der Farmer und Minenbesitzer hier und der Handels- und Fabrikstädte dort lassen sich nicht unter einen Präsidentenhut bringen, und der Abhängigkeit von den Eisenbahnfürsten in New-York ist man im Westen längst müde. Was Wunder, wenn die in ihren Interessen ziemlich übereinstimmenden Staaten südlich vom Ohio und westlich vom Mississippi sich mit den Plänen einer wirthschaftlichen Unabhängigkeit mehr und mehr vertraut machen! Heute bestimmt New-York den Preis des Ausfuhrgetreides durch seine Eisenbahntarife, die natürliche Verkehrsstraße für das Mississippibecken, der Strom selbst, liegt öde, in Zukunft möchte man in den West- und Südstaaten New-York mit New-Orleans vertauschen, sich eigene Eisenbahnen nach dem mexikanischen Golf und der pacifischen Küste bauen, neue Handelsverbindungen und dabei natürlich auch neue Abflußkanäle für den überflüssigen Silberreichthum suchen. Dazu aber bot Chicago mit seinem Musterlager aus Nord- und Südamerika, Europa und nicht am wenigsten aus China und Japan eine vortreffliche Gelegenheit, die zweifellos ihre Früchte tragen wird.

Wie die Erfolge der Ausstellung auf die theilnehmenden Staaten und insbesondere auf Deutschland zurückwirken, bleibt natürlich abzuwarten. Unsere Gesammtausstellung war glänzend, das hat hüben und drüben die Presse hundertfältig bestätigt und die heimkehrenden Besucher haben von dem Eindruck der deutschen Abtheilungen auf die Amerikaner genugsam erzählt, wie aber der Erfolg für unsere Exportindustrie ausfällt, danach wird man in Jahresfrist die Betheiligten selber fragen müssen. Einmal gibt der Amerikaner, zumal der Geschäftsmann, der nach Bezugsquellen die Ausstellung durchstreift, nichts auf die äußerliche Bekleidung, welche doch bei solchen Gelegenheiten den Effect für's Laienauge hervorbringt, er will brauchbar und billig kaufen, aber nicht schön. Dann war ein großer Theil unserer Ausstellung, so z. B. die ganzen behördlichen Beiträge, die Vereinsausstellungen, auch eine Anzahl großer Firmen u. A., überhaupt nicht veranstaltet, um Handelsbeziehungen zu suchen, sondern lediglich zu imponiren, und so schwer das dem Yankee gegenüber sein mag, so ist es doch gelungen, was ja auf unsere Exportindustrie im Allgemeinen wiederum belebend zurückwirken mag. Durchschnittlich waren unsere Industriellen an der deutschen Demonstration genau im Verhältniß des Umfanges betheiligt, den schon der bisherige Export nach den Vereinigten Staaten in den verschiedenen Branchen besaß, und wenn auch das kräftige Auftreten der den amerikanischen Interessenten gut bekannten Firmen, besonders gegenüber der schwachen Vertretung ihrer englischen Concurrenten, offenbar einen guten Eindruck machen mußte, so hat man doch daran keine überschwänglichen Hoffnungen zu knüpfen. Noch hinfälliger wäre freilich die ebenfalls lautgewordene Befürchtung, die geriebenen Amerikaner möchten die ihnen präsentirte Mustercollection ausländischer Fabrikate nur als eine wohlfeile Gelegenheit benutzen, uns neue Constructionen abzusehen und ihre Industrie danach einzurichten. Man kann in Ausnahmefällen seinen Concurrenten in der Werkstatt einiges abgucken, aber niemals auf Weltausstellungen, wo fast ausschließlich Dinge gezeigt werden, die der Fachwelt seit Jahren bekannt sind. Zudem entspricht es der Selbstzufriedenheit des Amerikaners am wenigsten, an fremden Mustern zu lernen; er zieht es bei weitem vor, ausländische Kräfte direct in seinen Fabriken zu beschäftigen, wenn er ihre Ueberlegenheit anerkennt. Unsere, gelegentlich der Ausstellung nach Amerika gereisten Techniker haben zweifellos mehr Neues dort gelernt, als unsere Ausstellungsobjecte den Amerikanern zeigen konnten, eben weil erstere sich nicht auf Chicago beschränkt', sondern in den Fabriken des ganzen Landes sich umgethan haben.

Wenn nun die Chicagoer Ausstellung in ihrer Totalität einen, allen Besuchern gemeinsamen Eindruck hinterlassen hat, so ist es, neben der märchenhaften Pracht der architectonischen und landschaftlichen Anlagen, die Ueberzeugung, daß wir mit ihr an der Grenze des practisch Ausführbaren und ästhetisch Genießbaren angelangt sind, ja diese Grenze vielleicht bereits überschritten haben. Man kann ruhig behaupten, kein Besucher, gleichviel ob er dreimal oder dreißigmal die Weiße Stadt betreten hat, ist durch eine harmonische Uebersicht ihrer unendlichen Einzelheiten belohnt worden. Und das ist, wenigstens bei zwanzig Reisetagen und mehrmonatlichen Strapazen, bitter. Diese Ausstellung war zu groß; zu groß an Umfang der Gelände, zu groß auch an Umfang der dargebotenen Sammlungen. Bei einer Ausstellungsfläche, auf der ein halbes Dutzend Pferdebahnen lohnende Beschäftigung gefunden hätten, verschwindet das Vergnügen, der Genuß allzusehr unter den Strapazen. Und die Gegenstände des täglichen Gebrauches, an sich schon kein anziehendes Ausstellungsobject, müssen langweilen, wenn sie von hundert Firmen nebeneinander wiederholt werden. Auf dem Areal der Weißen Stadt hätte in der That eine Stadt, und zwar eine solche von 80—100,000 Einwohnern, Platz gefunden, und diese ungeheure Ausdehnung entstand nicht etwa durch zu weitläufige Bebauung; im Gegentheil, die cyklopischen Paläste drängten einander mehr, als daß sie isolirt gestanden hätten, und nur die meisterhaft berücksichtigten Perspectiven ließen die Plätze und Avenuen harmonisch gegen die Gebäude zur Geltung kommen. Nur eines verschwand in diesen gigantischen Verhältnissen, denen die Statuen und der bildnerische Schmuck, die Portale und Säulenreihen sich gleich ungeheuer anschlossen — der Mensch, für den das Alles aufgerichtet war.

Nun wird sich eine Wiederholung des diesmal Gebotenen freilich schon von selbst verbieten, da keine Stadt noch einmal ein Risico von 40 bis 60 Millionen eingehen wird, deren Deckung ein zweites Mal noch schwieriger sich stellen dürfte, als in dem urwüchsigen und geldstrotzenden Chicago. Ohne in den Ruf einzustimmen, daß Weltausstellungen sich überlebt hätten, kann man doch ohne Bedauern die Columbus-Ausstellung als den letzten Versuch betrachten, neben dem Vergnügungslocal im Lapidarstil, das heute jede auf finanzielle Erfolge hoffende Weltausstellung sein muß, den Ursprungsgedanken einer universalen Rundschau menschlichen Könnens festzuhalten, aus dem vor 43 Jahren die Weltausstellungen entsprungen sind. Neun dieser Völkerfeste haben sich seitdem ereignet; jedesmal ist dem Vergnügen, den Ueberraschungen, dem Ausstattungsstück ein Fußbreit mehr Raumes gestattet worden, die nächste, 1900 in Paris abzuhaltende Ausstellung wird der Hauptsache nach dem Vergnügen geweiht sein, aber — Hand auf's Herz — Besucher und Unternehmer werden sich dabei am besten stehen. Das, was die ersten Weltausstellungen sein sollten, epochemachende culturelle Encyclopädien, ist eine Unmöglichkeit, auch Chicago, das noch einmal eine verzweifelte Anstrengung in dieser Richtung gemacht hat, konnte dies Prinzip nicht retten und hat seine Unmöglichkeit nur auf's Neue bewiesen. Einige Kapitel, z. B. die deutsche und amerikanische Erziehung, die Malerei, sind gelungen, andere, wie die Weltcongresse, für die man vergeblich 300 000 Mk. — ganze 300,000 Mk. bei einer Bilanz von 102 Millionen — verausgabt hat, sind vollständig in's Wasser gefallen. Es konnte auch nicht anders sein; culturelle Panoramen, wie sie hier gedacht waren, konnten gelingen zu einer Zeit, als die Technik und die Wissenschaft noch übersehbar waren, heute sind es beide nicht mehr, und so wenig heute noch ein Humboldt inen „Kosmos" schreiben könnte, so wenig kann heute eine Ausstellung die Cultur von 1000 Millionen Menschen im Brennspiegel auffangen und wiedergeben. Wir leben in der

Zeit der Spezialitäten — nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Leben.

So sollen wir auf die „Weltausstellung" verzichten? — Nicht doch, nehmen wir die Feste, wie sie fallen, aber verlangen wir ihnen nicht mehr ab, als sie bieten können. Die Weltausstellung wird zum Tummelplatz der leichten, heiteren Grazie, ähnlich den populären Darstellungen, in denen das Publikum an den Resultaten der Wissenschaft nippt. Die Kunst aber, die Industrie, das Können und Wissen in jeder Gestalt kann sich nur noch im beschränkten Rahmen der Fach- oder Landesausstellung zeigen und als ersten, Großartiges wenigstens versprechenden Anfang dieser neuen Ausstellungs-Aera dürfen wir die Industrie-Ausstellung von 1896 in Berlin begrüßen.

Literatur und Kunst.

Volksbühne und Volksdichtung.

Von Eugen Wolff.

Volk ist das Schlagwort unserer Zeit auch auf dem Gebiete der Literatur geworden. „Für das Volk" errichtet man öffentliche und „freie" Bühnen, „für das Volk" veranstaltet man Unterhaltungs-Abende, „für das Volk" sucht man bessere Schriften in Massenverbreitung auszustreuen, — „für das Volk" will man eine neue Literatur schaffen. Die verschiedensten und unklarsten Vorstellungen verbinden sich gerade im literarischen Bereich mit diesem Begriffe, oder vielmehr mit diesem Worte:

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Gewiß ist es ein berechtigtes und sogar dringend wünschenswerthes Streben, die Erholungsstunden der minder bemittelten und minder gebildeten Schichten zu veredeln. Angesichts der Erfahrungen aber, welche uns gerade in den letzten Jahren beschieden waren, gilt es denn doch, vor verkehrten und namentlich überschwänglichen Erwartungen dringend zu warnen.

Ein Blick auf den Spielplan der Volksbühnen sollte genügen, um uns zu ernüchtern. Was bieten denn zunächst die sogenannten „Freien Volksbühnen" — richtiger socialistischen Bühnen — ihrem Publikum? Sind das Stücke für's Volk, die Werke der Ibsen, Tolstoj, Zola und ihrer einheimischen Nachbeter?! Stücke für's deutsche Volk?! Es handelt sich hier durchaus nicht um den rein ästhetischen Werth jener Dichtungen, es handelt sich ausschließlich um die Frage, ob sie geeignete Kost für unsere Volkskreise darbieten. Und da muß gesagt werden — was vielleicht auch auf andern Gebieten gilt — daß manche wohlmeinenden Volksbeglücker ihre eigenen Bedürfnisse mit denen des Volkes erschreckend verwechselt haben. Demokratische, aber nicht Volks-Stücke setzten diese Doktrinäre ihrem Publikum vor, und ihr Publikum jubelte ob der Tendenzphrasen:

„Herrlich! etwas dunkel zwar, —
Aber 's klingt recht wunderbar."

Noch unrühmlicher gestaltet sich das Dasein öffentlicher Volkstheater gemeinhin. Wie oft häutet sich in Großstädten irgend eine Vorstadt-Bühne, meist allerdings „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", zum Volksinstitut um, — und zu welcher Stoffwahl sehen sich die Leiter alsbald gedrängt? Mit Schiller fängt man an, mit dem „Scharfrichter von Berlin" oder ähnlichen Rinaldo-Dramen läutet sich diese Art Volksthümlichkeit aus! Selbst die löblichen Volks-Unterhaltungsabende blieben im dramatischen Theil ihres Programms auf die Gattung Birch-Pfeiffer bald genug festgenagelt. Ja, auch wenn wir mit Siebenmeilenstiefeln über diese Arten grausiger oder seicht-sentimentaler Volksdichtung hinausschreiten und sans phrase einen Raimund auf Herz und Nieren prüfen, so müssen wir wahrnehmen, daß die moralisirend-didaktische Ader seiner dramatischen Allegorien den Kern seiner Volksthümlichkeit bildet. Da fürchten wir denn wohl nicht ohne Grund: wenn der neuerdings aufgetauchte Plan eines durch Privatzeichnungen fundirten Volkstheaters in der deutschen Reichshauptstadt („Schiller-Theater") Wirklichkeit gewinnen sollte, wird man bald in Verlegenheit gerathen, mit welchem Spielplan eine solche ständige freie Volksbühne aufrecht zu erhalten sei:

„Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein!"

Und spricht nicht die trotz aller edlen Heilungsversuche üppig wuchernde Colportage-Literatur der abscheulichen Hintertreppen-Romane beredt genug für den Geschmack des Volkes?

Nein, wer nicht von der Zeitkrankheit der Volksanbetung und Massenvergötterung unheilbar ergriffen ist, darf nicht länger vor der Frage zurückschrecken: Wie steht es um die Phrase, für das Volk sei gerade das Beste gut genug? Daß man uns nicht mißverstehe: es handelt sich unseres Erachtens nur um die Frage, ob die Volksliteratur in unseren Zeitläufen wieder zur Blüthe am Baum der Dichtung werden kann, und unter welchen Voraussetzungen.

Zunächst stehen wir vor den Thatsachen, daß der niedrigere Bildungsgrad der Massen ein niedrigeres Geschmacksniveau zur Folge hat, während unsere Dichtung seit Jahrhunderten eine Literatur der Bildung geworden ist. Sodann fällt der in Deutschland nach Klassen und Ständen zerklüftete Bildungsstand schwer ins Gewicht. Jene Divergenz der geistigen Interessen zwischen dem vierten Stand und den sogenannten oberen Zehntausend reißt bei uns, weit mehr als beispielsweise in England, einen schwer überbrückbaren Abgrund in das gesammte Bildungsleben der Nation, und so auch in die Literatur. Die Literatur ihrerseits aber kann sich keine neuen sozialen Zustände unmittelbar erschaffen, sondern zunächst nur aus bestehenden hervorgehen, um sie zu spiegeln — oder auch zu verzerren. Schon daraus ergibt sich, daß eine heutige Volksliteratur einige Stufen tiefer ansetzen muß als die auf der Höhe der geistigen Entwickelung stehende Literatur der Gebildeten. Für die eigentlich literaturfähige Dichtung kann es sich leider nur noch darum handeln, inwieweit sie mit volksthümlichen Elementen versetzt und verjüngt zu werden vermag.

Nimmt man hinzu, daß die weiten sozialistischen Volksschichten sich von Volks-Unterhaltungsabenden und ähnlichen parteilosen Veranstaltungen grundsätzlich fern halten, so eröffnet sich vor unseren Augen eine neue Kluft innerhalb der engeren Kreise des specifisch sogenannten Volkes selbst. Denn die radical abgerichteten Parteimänner wollen nicht Zufriedenheit und Frieden, sondern Unzufriedenheit und Aufreizung sogar in ihren Erholungsstunden finden. Sie suchen parteiische Tendenzen, wo sich die unbefangeneren Bestandtheile des Volkes mit schlichter Moral begnügen. Hier die Massen zusammenzuschweißen und sonach eine Volksdichtung einheitlich in der Gegenwart zu ermöglichen, wird eine Aufgabe, deren Lösung nur in voller Berücksichtigung der nun einmal erweckten Instinkte geschehen kann. Man wird diesen Trieb des Volkes nach Berührung mit den Zeitfragen nicht unbedingt ignoriren, sondern veredeln müssen. Es sollen damit natürlich nicht Stücke von entgegengesetzter Tendenz empfohlen werden: worauf es ankommt, ist die Herausarbeitung rein menschlicher und darum rein poetischer Conflicte aus den zeitgenössischen Zuständen und Problemen. Die Verklärung des roh stofflichen Naturalismus durch gemüthvolle Vertiefung ergibt sich damit als eine Vorbedingung für eine neue, echte Volksdichtung.

Selbst auf das Gebiet des Liedes hat die moderne Tendenzdichtung ihre alles erstickenden Fangarme ausgestreckt. Die Sozialisten singen eine Arbeiter-Marsaillaise, die Parteiblätter colportiren Gedichte voll Herausforderung und Groll. Doch ist innerhalb wie außerhalb der Parteikreise die Lyrik über-

haupt in Mißcredit gerathen; entsprechend der allgemeinen Zeitrichtung verschlingt man Romane und Schauspiele, ohne sie zu verdauen. Nirgends läßt sich das Heilmittel leichter angeben und auch leichter ausführen, als gerade auf diesem Gebiete. Gesang ist die Lyrik des Volkes zu allen Zeiten gewesen, an Volksliedern von fortdauernder Wirkungsfähigkeit leidet unsere Literatur keinen Mangel. Sowohl die bloße Empfindung und Stimmung, wie die empfindungs- und stimmungsvolle Erzählung klingt mit unendlichen Variationen in unseren Volksliedern an. Freiheit und Liebe, Kampf und Friede, Lust und Leid lebt in dem reichen Schatz des Volksgesanges, den wiederzubeleben oder weiterzuverbreiten eine Aufgabe ist, die wahrlich über alle Parteiung hinausreicht. Aber gewiß, ein Strom kann sich nicht lebendig erhalten, wenn seine Zuflüsse versiegen: die deklamatorische Rhetorik der heutigen Lyrik gilt es durch elementare sangbare Klänge einer neuen Lied- und Balladendichtung zu übertönen. Die Literatur der Vergangenheit bietet Muster genug, und unsere Zeit ist andererseits musikalisch genug, um die somit der nächsten Zukunft erwachsende Aufgabe durchaus lösbar erscheinen zu lassen. Träger der volksthümlichen Dichtung werden auf diesem Gebiete die Gesangvereine sein; aber nicht sie allein: die Familie ist der Boden, auf welchem der schlichte Sang am natürlichsten, ungekünsteltsten gedeiht, wie es überhaupt aus diesem wie zahlreichen anderen Beweggründen gilt, an Stelle der in Mode gekommenen Masse wieder die Familie und schließlich auch die gemüthvertiefende Einsamkeit in ihre Rechte einzusetzen.

Schauen wir nach weiteren Keimen für die Zukunft der volksthümlichen Poesie aus, so werden wir behufs Verständigung zu grundsätzlicher Heraushebung derjenigen Elemente unserer literarischen Entwickelung genöthigt sein, welche volksthümlichen Charakter an sich tragen.

Ernstlich können wir aber kaum über das sechzehnte Jahrhundert in versunkene Culturperioden zurückgreifen, wo es sich um wirkliche und Dauer versprechende Belebung volksthümlicher Saiten unserer Literatur handelt. In erster Linie kommt dafür die alte deutsche Volksbühne in Betracht. Es ist einmal an der Zeit, zu fragen, was sich von jener in unsere Zustände hinüberretten ließe. Es ist bekannt, wie eifrig Goethe bestrebt war, den Stil des Hans Sachs in kleinen Farcen zur Wiederauferstehung zu bringen. Man kann nicht sagen, daß diese Versuche vergebens waren. Gewiß, es sind Kleinigkeiten, aber doch solche, welche die Tatze des Löwen nicht verkennen lassen, — Kleinigkeiten, wie wir sie von vorn herein als im Wesen der Volksdichtung begründet sahen. Schlichtheit, Derbheit, Frische, Gemeinverständlichkeit, ein geradezu operirendes, kurzes und bündiges Wesen wären denn auch künftighin für das Volksdrama an diesem altdeutschen Muster wie seiner Wiederbelebung zu studiren.

Daneben erscheint uns besonders der Stil des Shakespeare'schen Lustspiels berufen, auf die volksthümlichere Gestaltung unserer Bühnenverhältnisse hinzuwirken. Auf dem Gebiete der Komödie hat uns der große Brite offenbar noch nicht im entferntesten alle Dienste geleistet, deren er fähig wäre. Ja, wo in der deutschen Lustspieldichtung ist überhaupt der Einfluß Shakespeare's sichtbar? Ist es nicht eine Halbwahrheit, wenn unsere Literaturhistoriker nicht müde werden, zu behaupten, im Zeichen Shakespeare's sei die Erneuerung unseres Dramas geschehen?! In die Entwickelung unserer Tragödie hat er freilich mindestens einmal mächtig eingegriffen; — daß es doch auch heut geschähe, statt Anbetung mancher fremderen Götzen! Aber noch harrt die deutsche Komödie, das volksthümliche Lustspiel seines Götz mit der eisernen Hand, um die Herrschaft und Zukunft zu erkämpfen. Worauf wir hinzielen, ist nicht die andauernde Aufführung Shakespeare'scher Lustspiele: eindringendes Studium derselben wird unseren Bühnendichtern noththun, wenn sie jene Vereinigung von Gemüth und Witz, jene schlagende Charakterkomik, jene unentrinnbar zwingende Genrezeichnung vorbildlich schauen wollen, die im Wesen des germanischen Volksgeistes liegt. An die Stelle der Satire muß versöhnlicher Humor, an die Stelle parteiischer Voreingenommenheit muß naive Unbefangenheit treten.

Naivetät freilich, mit der jede Volksdichtung steht und fällt, ist die letzte Eigenschaft eines heutigen Dichters. Vergleicht man das Raffinement, welches unsere Zeitgenossen auf poetische „Lösung" sozialer Probleme wenden, mit der derben Schlichtheit des sechzehnten Jahrhunderts, so tritt der Abstand unserer Gegenwart von einem volksthümlichen Stil grell zu Tage. Für den Geist jener Vergangenheit legen namentlich auch eine Fülle von Fabeln, Schwänken und poetischen Erzählungen ein beredtes Zeugniß ab: Conflicte im Eheleben und sonstigen Verkehr der Geschlechter, im Handel und Wandel, im Verhältniß der Stände finden hier eine natürlich-menschliche, derb-unerschrockene Lösung, wo die heutigen Dichter von ganz Europa, im Glauben, nie Dagewesenes zu behandeln, sich in spitzfindigen Künsteleien eines überfeinerten Geschmackes ergehen, um schließlich der wahren, aus menschlichen Charakteren fließenden Lösung durch doctrinäre Tendenzen aus dem Wege zu gehen.

Das „Schauspiel" und der Roman, die beiden Mischgattungen, sind zum Träger jener raffinirten Ueberbildung und Verbildung geworden. Dem gegenüber gilt es, die rein poetischen Gattungen desto nachhaltiger zu populariſiren. Bietet das tragische Volksdrama wenigstens in Raimund und Anzengruber große Muster aus unserem eigenen Jahrhundert dar, so wird neben dem Volkslied doch immer die komische Volksbühne am meisten Aussicht auf durchschlagenden Erfolg eröffnen. Hier gilt es also vor Allem den Hebel anzusetzen. Man errichtet so viele Denkmäler, um vergangene Verdienste zu ehren: verwende man doch die Hälfte des Geldes, um der Zukunft Verdienste zu schaffen! Gelegentliche Preisausschreiben für volksthümliche Stücke reichen nicht hin; grundsätzlich und dauernd ist in dieser Richtung zu wirken, dergestalt, daß auch unvollkommene, aber wenigstens talent- und verheißungsvolle Versuche auf dem Gebiete des Volksdramas ihren Lohn finden.

Die Zukunft der deutschen volksthümlichen Dichtung liegt nicht da, wo sie die meisten führenden Schriftsteller der Gegenwart suchen: gewiß weder in Hellas noch im Orient, aber auch weder in Frankreich noch Rußland noch Norwegen; und auch nicht in Berlin, sei es nun in der Berliner Gesellschaft oder der Berliner Gosse. Die Zukunft der deutschen volksthümlichen Dichtung liegt da, wo deutsches Volksthum wächst: in der Familie und bei der productiven Arbeit — aus der friedfertigen, liebevollen Versenkung in das deutsche Volksleben wird allein eine echte Volksdichtung emporblühen.

Geheimrath Goethe.

Von Ernst Heilborn.

Es war an dem denkwürdigen Abend des 19. August 1785. Das Lustschloß des Königs, Petit Trianon, erstrahlte in hellem Kerzenglanze. Ein Lustspiel wurde aufgeführt, an dessen Darstellung sich die höchsten Herrschaften betheiligten. Die Königin selbst sang die kecken Verse:

De cette absurde injustice
Faut-il dire le pourquoi?
Les plus forts ont fait la loi.

Das Lustspiel, das man aufführte, war Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro". Sieben Jahre später und die zündenden Witzworte dieses revolutionären Nothschreies in Possenform gingen von Mund zu Mund der Barrikadenstürmer. Wieder eine Reihe von Jahren später und Napoleon erklärte, die Hochzeit des Figaro sei die Revolution „déjà en action" gewesen.

In Deutschland wuchs eine junge Schriftsteller-Generation heran. Aus Frankreich zumeist kamen ihr die literarischen Anregungen und Alle standen sie unter dem starken Einfluß der Rousseau und Diderot und Beaumarchais. Aber sie waren

wie die Großen des Versailler Hofes: das politisch-revolutionäre Gähren spürten sie nicht. Sie dachten nicht daran, daß die Träume sich zu Wirklichkeit verdichten könnten, daß man auf der Bühne des Lebens zu Ende spielen könnte, was auf der literarischen Bühne angefangen hatte. Keinem von ihnen kam der Gedanke, die proclamirten Resultate und Forderungen in der Politik des Tages geltend zu machen. Auch Goethe nicht. Der aufgeklärte Despotismus, der damals in Deutschland herrschte, war ein gar sanftes Ruhekissen. Später stellten sich die derzeitigen Zustände als unhaltbar heraus, damals war man mit ihnen vollauf zufrieden. In der Politik aber sind die Jugendeindrücke bestimmender vielleicht als auf anderen Gebieten. Zeit seines Lebens hat Goethe an ihren Consequenzen festgehalten. Aber als nun eine jüngere Generation kam, die von Anfang an das Wort Fleisch geworden sah und der die Wirklichkeit die neuen Ideen interpretirte, da zürnten sie, daß der Altmeister deutscher Kunst für sie und ihre Bestrebungen kein Verständniß hatte. Und den Goethe, den die Großväter als Stürmer und Dränger verabscheut hatten, verspotteten sie als „dicken Geheimrath mit dem Doppelkinn".

Mit Unrecht. Organisches Sichauswachsen kann man Niemand zum Vorwurf machen. Aber die Anklagen, die man damals gegen den Geheimrath Goethe schleuderte, sind doch bis zum heutigen Tage lebendig geblieben. Deshalb ist Ottokar Lorenz Dank zu wissen, daß er es unternommen hat, Goethe's politische Stellung sachkundig und aus den Quellen klarzulegen.*) Und noch einen anderen, intimen Reiz gewährt sein Buch. Die schlechte Mitwelt ist dem Jenenser Professor und geheimen Memoirenschreiber gar nicht gerecht geworden. Er hat wirklich Grund, auf ihre Preßfreiheit und liberalen Ideen böse zu sein. Und da fühlt man es zwischen den Zeilen heraus, wie es dem Verkannten ein Bedürfniß war, den verkannten Goethe zu rechtfertigen und sich ein klein wenig in der eigenen Darstellung kokett zu spiegeln. Ein klein wenig.

Unzufriedenheit ist eine große politische Tugend. Der grämlichen Mutter Unzufriedenheit lachendes Kind ist der Fortschritt. Sie fehlte dem Geschlecht, mit dem Goethe aufwuchs. Sie ging selbst dem jüngeren Schiller, der doch als Revolutionär anfing, früh verloren. Wohl aber hatte die junge Schriftstellergeneration ausgeprägten historischen Sinn. War das heilige römische Reich deutscher Nation zu einer Ruine geworden, so war die altehrwürdige Ruine ihrem Herzen doppelt theuer. Ein jeder Stein wies auf eine lange, ununterbrochene Entwickelung zurück. Und noch hielten die Steine zusammen. Deshalb mochte man von einem Neubau nichts wissen. Die sozialen Verhältnisse waren leidlich günstig, und wozu „Alles durch das Volk", wenn der aufgeklärte Despotismus „Alles für das Volk" zu thun erklärte? Auch Goethe vertrat diesen Standpunkt.

Es ist bekannt, daß der junge Frankfurter Doctor sich in dem geheimen Rathscollegium des Herzogs von Weimar trefflich bewährte. Lorenz hat eine Seite seiner Thätigkeit an's Licht gezogen, von der man bisher wenig wußte. Der intellectuelle Urheber des Fürstenbundes war — Goethe. Im Winter 1778/79 hatte Friedrich der Große sich an Karl August mit der Bitte gewandt, in seinem Lande Rekruten-Musterungsplätze anlegen zu dürfen. Goethe hatte das Gutachten darüber abzufassen. Und dieses Gutachten wurde für die Weimarische Politik der folgenden zehn Jahre bestimmend. Goethe rieth, die Werber möglichst hinzuhalten; gleichzeitig aber empfahl er dringend, Anschluß an die Fürsten der anderen mitteldeutschen Kleinstaaten zu suchen und sie für gemeinsames Handeln zu gewinnen. Der Herzog ging auf seinen Vorschlag ein. Aus den Verhandlungen, die man damals anknüpfte, entstand der deutsche Fürstenbund.

Es war ein schwerfälliges und complicirtes Räder- und Federwerk, dessen das heilige römische Reich damals bedurfte, um nothdürftig functioniren zu können. Man betrieb eine Politik der Eingeweihten. Es war das goldene Zeitalter der Diplomatie. Wir denken bei jenem Getriebe zumeist an seine Caricatur in den Lustspielen des Scribe; aber die Wirklichkeit hatte viel von Caricatur an sich. Es war eine geheime Politik, aber es war auch eine Politik der Geheimnißkrämerei. Das achtzehnte Jahrhundert stand allzusehr unter dem Reiz des Geheimnißvollen. Man denke an all die geheimen Bünde und Verbrüderungen, man denke an die Erfolge der Cagliostro und Genossen! Man war wie die Kinder, die im Spiel aus irgend einer gleichgültigen Sache ein Geheimniß machen, nur um ihre Freude daran zu haben, mehr zu wissen als andere. Zum Theil war die geheime Diplomatie des vorigen Jahrhunderts ein solches Spiel. Nur daß die Mitspieler nicht ahnten, daß sie spielten.

Goethe war ein Eingeweihter in das verborgene Getriebe dieser Diplomatie. Er hatte oftmals eigenhändig Briefe für den Herzog zu copiren, damit sie vor profanen Augen bewahrt blieben. Er wurde in Folge seiner Freundschaft mit dem Herzog in viele Fragen eingeweiht, die man unter anderen Umständen selbst Männern in seiner Stellung verheimlicht hätte. Und Goethe war sich dieses großen Vorzugs bewußt. Der Einblick, den der Staatsmann Goethe that, erweiterte den Blick des Dichters Goethe. Mit Recht sah er deshalb damals auf das Politisiren derer hinab, die nicht zu den Eingeweihten gehörten. Und wiederholt sprach er sich dahin aus, daß das Regieren ein Métier sei wie jedes andere, in das man sich nicht einmischen solle, ohne dazu berufen zu sein.

Goethe war ein Eingeweihter in das Getriebe der zeitgenössischen Diplomatie, aber ihre Schranken wurden dadurch zu den seinen. Sie erschloß seinem Auge Tiefen, aber sie engte seinen Gesichtskreis ein. Und das hat Ottokar Lorenz verkannt. Goethe war dazu ausersehen worden an der Maschine, die das Staatsschiff trieb, mitzuarbeiten: der freie Blick über die Wogen ging ihm darüber verloren.

Mit Anbruch der französischen Revolution trat das in Geltung. Deshalb konnte Goethe ihr gegenüber den rechten Standpunkt nicht finden, weil ihn die zeitgenössische Diplomatie nicht finden konnte. Mehr als das: die Revolution hat die Diplomatie überhaupt aus dem Sattel gehoben. Die wilden Spieler in Paris deckten ihre Karten auf und so wurde es für den Gegenspieler nutzlos, die seinen verdeckt zu halten. Die Politik hörte auf, ein Métier zu sein. Der Barbier Schnaps, dessen politische Kannegießerei Goethe verspottete, war in der That in Stand gesetzt, gerade soviel von den Welthändeln zu wissen, als der Geheimrath Goethe, wenn anders er den Moniteur de France las. Und Goethe, der Heitere, Vornehme, Abgeklärte war nicht der Mann dazu, in all den Schlamm und Schmutz unterzutauchen, um das Gold zu suchen, das auf dem Grunde lag. Unbeeinflußt von dem Ringen der Menschheit setzte er seinen Weg fort. Den Weg des Menschen Goethe.

Weil die deutsche Diplomatie Napoleon gegenüber die rechte Stellung nicht finden konnte, deshalb konnte es auch Goethe nicht. Es ist allzu billig, Goethe von der hohen Warte des geeinten Deutschlands aus des Mangels an Vaterlandsliebe zu zeihen. Er benahm sich, wie sich in seiner Stellung ein jeder Mann benommen hätte. Dazu kam, daß der Mensch Napoleon den Menschen Goethe fesselte und fascinirte. Das freilich konnte der Diplomat aus der alten Schule nicht ahnen, daß der Wille der Volksmassen auch über die Energie einer solchen Individualität den Sieg davontragen würde. Wie Goethe im Vollgefühl seiner eigenen großen Individualität die Bestrebungen der Massen stets verkannte und unterschätzte. Hatte er doch auch die Ursachen der französischen Revolution nur in der Regierungsunfähigkeit der Großen gesucht.

Der Sturm brauste vorüber. Still setzte Goethe seinen Weg fort. Immer sich selbst getreu. Das Siegesfestspiel, das er schrieb, „Des Epimenides Erwachen" konnte freilich die siegesfrohen Berliner nicht begeistern. Sie hatten in jeder Hinsicht ein Recht dazu, die frostige Allegorie abzulehnen. Und sie thaten es. Man zuckte die Achseln, man lachte und spöttelte: „J, wie meenen Sie des?" Mit Napoleons Sturz aber lebte die Diplomatie in Deutschland wieder auf. Sie ging unter Metternich einer neuen Blüthe entgegen. Und wieder war

*) Goethe's politische Lehrjahre. Berlin, Wilhelm Hertz.

Goethe ein Eingeweihter. Und wieder war er in Stand gesetzt, weiter zu sehen als die Anderen sahen. Und das ist der Grund, daß seine Freude über die deutschen Siege nicht rein, ungetrübt war: er sah die Gefahr, die von Osten her über Deutschland heraufzog.

So wechselt in der politischen Laufbahn Goethe's tiefes Verstehen mit gänzlichem Verkennen. Unter einem Gesichtspunkte aber findet seine Stellungnahme stets die gleiche Erklärung, unter dem Gesichtspunkt seiner Freundschaft zu dem Herzog. Als Schüler Karl Augusts trat er in die Politik ein. Lorenz hat nachgewiesen, daß er es zeitlebens blieb. Ein Schüler, der seinem Lehrer unbedingt vertraute.

In seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen hat Schiller ausgeführt, daß der Weg zur Politik nur durch die Aesthetik führe, daß der Mensch nur durch die Schönheit zur Freiheit gelangen könne. Schon Hettner hat darauf hingewiesen, daß dieser Gedanke für die politische Unreife der damaligen Zeit charakteristisch ist, daß er aber seltsamer Weise für die Entwickelung Deutschlands wahr geworden ist. In der That war die ästhetische Bildung in Deutschland vorbereitend auf die politische Bildung. Mag man also Goethe's politische Stellungnahme beurtheilen wie man will — er ist der glänzende Stern gewesen, der Deutschland diesen Weg gewiesen hat.

Auch heute ist dieser Weg noch nicht bis zu seinem Ziele zurückgelegt. Der Stern leuchtet noch immer.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine russische Rekrutenaushebung.

Von Graf Leo Tolstoj.

Autorisirte Uebersetzung von A. Elwerfeldt.

Als ich zu Anfang November nach Tula kam, sah ich eine mir wohlbekannte Menschenmenge vor dem Rathhaus, und aus ihrem Lärmen hörte ich die Stimmen der Betrunkenen und das Wehgeschrei der Mütter und Ehefrauen. Eine Sitzung der Militär-Ersatzcommission fand nämlich statt. Vor einer solchen Scene verweile ich immer gern ein wenig; es ist, als ob mich ein Zauber festhielte. Auch diesmal ging ich mitten in's Gewühl, um zu sehen, was da vorging und die Leute auszufragen, und ich staunte über den dreisten Muth, womit man am hellheiteren Tag und mitten in der Stadt eine solche Missethat beging.

Wie jedes Jahr, so hatten auch diesmal die Aeltesten in allen Ortschaften unseres Hundertmillionenreiches die in den Listen verzeichneten Männer versammelt, darunter auch ihr eigenen Söhne, um sie in die Städte zu führen. Unterwegs wurde getrunken, und die Alten wehrten es den jungen Männern nicht; denn es wäre zu grausam, sie ohne Betäubung durch Branntwein einem so unvernünftigen Verfahren zu unterwerfen, das keinen anderen Zweck hat, als ein willenloses Werkzeug der Zerstörung zu schaffen. Sie kamen in Schlitten angefahren, schimpften, fluchten, sangen, prügelten sich und verbrachten die ganze Nacht in den Kneipen. Am frühen Morgen leerten sie wieder einige Gläser Schnaps, um sich Muth zu machen, und dann versammelten sie sich vor dem Rathhaus.

Hier stehen sie nun, mit neuen Schafspelzen angethan, den Hals mit gestrickten Wollenbinden umwickelt, die Augen geschwollen vor Trunkenheit. Einige heulen wild, um sich zu betäuben, andere sind still und traurig. Umgeben von ihren weinenden Frauen und Müttern, drängen sie sich vor der Thüre, bis die Reihe an sie kommt. Eine Anzahl steht dicht zusammengedrängt im Flur des Aushebeamtes.

Mittlerweile ging die Arbeit in dieser Kanzlei rasch von statten. Man öffnete die Thür, und der Thürsteher rief Pjotr Sidorow. Dieser fuhr zusammen, bekreuzigte sich und trat in ein Kämmerlein, wo die Rekruten sich entkleiden. Pjotr's Kamerad, der als diensttauglich befunden worden, kam nackt und zähneklappernd aus dem Sitzungssaal und zog sich rasch an. Sidorow konnte es seinem Kameraden ansehen, daß man ihn assentirt hatte, und wollte ihn noch ausfragen, aber man befahl ihm, sich zu sputen. Er legte also seinen Schafspelz ab, zog seine Stiefel und dann die Weste aus, stülpte das Hemd über den Kopf und betrat nun den Sitzungssaal, nackt und mager, daß man seine Rippen zählen konnte, am ganzen Leibe zitternd und duftend nach Branntwein, Tabak und Schweiß.

Hier befand sich an sichtbarer Stelle im Goldrahmen das Bild des Zaren in Paradeuniform und mit einem breiten Ordensband; ein Bildchen Christi, im Hemd und mit der Dornenkrone, hing im Winkel. Mitten im Saale stand der mit einem grünen Tuche bedeckte Tisch, worauf Papiere lagen und ein dreieckiges Gestell mit vergoldetem Reichsadler. Ringsum saßen ruhig und gleichgültig die Mitglieder der Ersatzcommission; einer von ihnen rauchte eine Cigarette, ein anderer blätterte in den Acten.

Als Siderow eintrat, näherte sich ihm ein Amtsdiener, stellte ihn unter den Maßstock, stieß ihm gewaltsam das Kinn hoch und richtete ihm die Füße zurecht. Dann kam der Mann mit der Cigarette näher — es war der Arzt — befühlte mit offenbarem Ekel seinen Körper, maß und beklopfte ihn, ließ ihm durch den Amtsdiener den Mund aufsperren und befahl ihm, zu athmen und zu sprechen. Das Ergebniß dieser Untersuchung wurde gebucht. Endlich war der Arzt fertig, rief, ohne den Conscribirten eines Blickes zu würdigen: „Gut, ein Anderer!" und setzte sich gelangweilt nieder.

Der Amtsdiener stieß also den jungen Mann vorwärts, der eilig sein Hemd anziehen wollte, aber die Aermellöcher nicht gleich finden konnte. Schnell knöpfte er seine Hosen, zog die Stiefel an, suchte sein Halstuch, raffte den Pelz zusammen und wurde wieder in den Sitzungssaal geführt, wo er, von den Beamten durch eine Bank getrennt, mit den anderen Diensttauglichen warten mußte. Ein Soldat mit einer Bajonettflinte, ehedem auch nur ein Bauernkerl wie Pjotr Sidorow, doch aus einer entfernteren Provinz, bewachte ihn und hatte den Befehl, ihn zu durchbohren, falls er versuchen sollte zu entfliehen.

Inzwischen drängten sich Väter, Mütter und Eheweiber, hin- und hergestoßen von den Polizisten, vor der Thür, um nach angstvollem Warten zu erfahren, ob ihre Angehörigen als dienstfähig erklärt oder losgesprochen waren. Ein Entlassener trat heraus und erzählte, daß Pjotr Sidorow Soldat werden muß, worauf dessen junges Weib laut aufschrie, denn diese Nachricht bedeutete für sie eine vier- bis fünfjährige Trennung. Das Loos einer von ihrem Manne getrennten Soldatenfrau aber ist harte Dienstbarkeit oder die Schande.

Hierauf fuhr ein Mann mit langen Haaren und in einer Tracht, die ihn von den übrigen unterschied, vor und näherte sich dem Rathhausthor. Ein Polizeisoldat drängte die Menge zurück, um für ihn Platz zu machen. Es war der Geistliche, der die Rekruten vereidigen sollte. Dieser Gottesmann, der sich für den besonderen und ausschließlichen Diener Christi hielt und doch die ihn umgebende Lüge meist selber nicht sah, betritt nun den Sitzungssaal, wo die Rekruten seiner warten. Er legt sein Oberkleid ab und hüllt sich in einen prachtvollen Ornat, streicht sein langes Haar glatt, nimmt das Kreuz und das nämliche Evangelienbuch, welches das Verbot des Schwörens enthält, legt beides auf ein Pult, und nun müssen alle diese unglücklichen, schutzlosen und betrogenen Jünglinge die ganz mechanisch und mit fester Stimme von dem Priester vorgesagte Lüge nachsprechen: „Ich gelobe und schwöre bei Gott dem Allmächtigen und vor seinem heiligen Evangelium u. s. w. . . .", d. h. alle die zu vertheidigen, die man mir bezeichnen wird, und alles das zu thun, was mir Männer befehlen, die ich nicht kenne und für die ich meine Brüder unterdrücken soll; Männer, die Verbrechen begehen, um sich in ihren Stellungen zu erhalten.

Die Rekruten sprechen stumpfsinnig die barbarischen Worte nach. Dann entfernt sich der Pope mit der ruhigen Ueberzeugung, seine Pflicht gewissenhaft erfüllt zu haben, und die betrogenen Jünglinge glauben wirklich, daß die soeben nachgeplapperten thörichten und unverständ-

lichen Worte sie während ihrer ganzen Dienstzeit von jeder Menschenpflicht entbinden und ihnen dafür neue und strenge Soldatenpflichten auferlegen.

Und solche Dinge geschehen öffentlich! Niemand ist da, den Betrügern und den Betrogenen zuzurufen: Aber so überlegt doch, was ihr thut; es ist ja eine Lüge, die abscheulichste, hinterlistigste Lüge, die nicht nur euren Leib, sondern auch eure Seele zu Grunde richtet!

Niemand thut es. Im Gegentheil, nach diesem Verfahren tritt der Oberst in den Saal, wo die Rekruten eingesperrt sind, und ruft ihnen zu, gleichsam zum Hohn: „Willkommen, ihr Burschen! Ich wünsche euch Glück, daß ihr in den Dienst des Zaren treten dürft!“ Und die Unglücklichen lallen mit ihren von Trunkenheit schweren Zungen die eingelernten Worte, die ihr Glück ausdrücken sollen.

Draußen vor der Thür warten indeß die Verwandten noch immer. Mit rothgeweinten Augen starren die Weiber nach der Thür. Endlich geht sie auf und die künftigen Soldaten treten schwankend, aber sonst gefaßt heraus. Sie vermeiden es aber, ihre Verwandten anzublicken.

Nun geht das Jammern der Mütter und Weiber von Neuem los. Einige werfen sich ihren Angehörigen um den Hals und weinen, andere suchen sich zu beherrschen, wieder andere trösten die Klagenden. Mütter und Weiber wissen nun, daß sie für drei, vier und fünf Jahre ihrer Stützen beraubt und ganz verlassen sind, und sie wehklagen laut. Die Väter seufzen oder schweigen; sie wissen, daß sie ihre Kinder so nicht wiedersehen werden; denn auch wenn sie wiederkehren, so sind sie nicht mehr willig und arbeitsam, sondern liederliche, von dem einfachen Landleben entwöhnte Tagediebe.

Am Ende besteigen alle ihre Schlitten und fahren wieder den Wirthshäusern zu. Das trunkene Schreien und Singen, aber auch das Weinen und Jammern der Mütter und Weiber wird lauter und mischt sich mit den Klängen der Ziehharmonika und dem Fluchen der Männer. Das Saufgelage, worin diese Opfer der Ungerechtigkeit sich betäuben, beginnt abermals, und in den Kneipen, deren gesteigerter Umsatz die Branntweinaccise und damit die Einkünfte der Regierung vermehrt, wird das letzte Geldstück vertrunken.

Dann geht die Fahrt wieder nach Hause; hier verbringen die Rekruten noch zwei bis drei Wochen in fast beständigem Rausch; eines schönen Tages treibt man jedoch die ganze Herde zusammen, und der militärische Kursus beginnt.

Die Lehrmeister sind ganz ebensolche Bauern, wie die Lehrlinge, nur daß sie schon seit zwei bis drei Jahren betrogen und den Thieren ähnlich geworden sind. Die Unterrichtsmittel sind Lüge, Roheit, Schnaps und Schläge. Ehe noch ein Jahr vergeht, sind Körper und Geist der gesunden Jünglinge ebenso verthiert, wie die ihrer Lehrmeister.

„Wenn nun aber Dein Vater, den man festgenommen hat, entfliehen wollte, was würdest Du thun?“ fragte ich einen jungen Soldaten.

„Ich würde ihn mit meinem Bajonett durchbohren!“ antwortete er stumpfsinnig und roh, wie ein russischer Soldat. „Und wenn er mir entwischen will, dann werde ich auf ihn schießen!“ fügte er hinzu und war ganz stolz auf seine Kenntnisse.

Ist nun der gute Junge tiefer gesunken als ein wildes Thier, dann ist er so, wie ihn die gebrauchen können, die ihn als Werkzeug benutzen. Er ist dann geliefert, verloren und ein Werkzeug, das der Gewalt dient. Und dies Alles geschieht in jedem Herbst, überall in ganz Rußland, am hellichten Tage, mitten in den Städten, mit Wissen und in Gegenwart Aller. Die Bethörung ist aber so geschickt, daß Niemand sich ihr entziehen kann, obschon Jeder sie durchschaut und verabscheut.

Aus der Hauptstadt.

Britisch-Koburg-Gotha.

Es ist kein Traum. Wir schreiben wirklich 1894, seit der Einigung Deutschlands durch Otto v. Bismarck sind wirklich und wahrhaftig ganze 23 Jahre verflossen. Die öffentliche Meinung sieht es nicht als selbstverständlich an, daß unsere Fürsten Subsidien von England beziehen und dafür deutsche Landeskinder über das Meer schicken, damit sie in den Prairien Nordamerikas für die City-Krämergilden und die Interessen des Londoner Theehandels verbluten. O nein, diese Zeiten sind vorüber, ein für alle Mal. Die Deutschen für Deutschland, und umgekehrt. Wilhelm II. hat sich mit Recht in scharfen Worten gegen das Treiben der Auswanderungsagenten gewandt, die nach der felsenfesten Ueberzeugung unserer genialen, leitenden Staatsmänner ganz allein die Schuld daran tragen, wenn Monat um Monat Zehntausende unserer arbeitskräftigsten, bescheidensten, besten Bürger, Mark und Blut des Vaterlandes, den heimathlichen Staub von ihren Pantoffeln schütteln und sich unseren, nach Sr. Majestät ironischen Worten, „elenden und jammervollen Zuständen“ auf das Schleunigste entziehen. Wilhelm II. würde es nun und nimmer gestatten, daß deutsche Fürsten ihre ganz zufriedenen und gar nicht nörgelnden Unterthanen zur Auswanderung nach Amerika zwingen, wie es hessische Landesväterchen einst gethan haben, und ich bin sicher, wenn er herausbekäme, daß sich ein Mitglied der Verbündeten Regierungen von England besolden läßt, wie dies ja vor hundert Jahren allgemein beliebte Sitte war, dann statuirte er ein fürchterliches Exempel. Denn man muß wissen, wir schreiben jetzt 1894 und sind einig, frei, rein deutsch; unser Deutschthum ist uns eine Religion geworden in dieser Zeit, und eifersüchtig wachen wir darüber, daß Niemand ihre Gesetzestafeln verletze.

Seit Ende December finden im prächtigen Parlamentsgebäude an der Themse öfter jene anregenden Unterhaltungen mit nachfolgendem Abstimmungs-Gesellschaftsspiel statt, die zu den Liebhabereien der brandy and water-Gentlemen gehören und den Verehrern edler Dreistigkeit immer einen ganz besonderen Genuß bieten. Es werden über Deutschland, deutsche Fürstenthümer und deutsche Herrscher trauliche Reden gewechselt, die durch Nennung mehrstelliger Zahlen von ihrem intimen Reiz nichts einbüßen. Londoner Boys stellen an das Ministerium Gladstone recht schmeichelhaft neugierige Anfragen über deutsche Angelegenheiten, Fragen, die wir loyalen Reichsangehörigen wahrscheinlich nie riskirt hätten, obwohl uns das deutsche Vaterland doch sozusagen näher steht als den Marinepolitikern und sonstigen Wasserköpfen des Cheapside. Man erörtert sehr eingehend die Rechte und Pflichten eines souveränen deutschen Bundesfürsten; Parlamentssecretär Sir E. Grey erklärt, der Wortlaut des Eides, den der Herzog von Koburg vor den Ministern in Gotha geleistet habe, werde dem Parlament vorgelegt werden, und Mr. Gladstone, den Einige für einen sehr guten Kenner der alten Phöniker und den ich für einen sehr schlechten Kenner der modernen Deutschen halte, Mr. Gladstone tritt für die Gewährung englischer Staatsgelder an den Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha mit der Begründung ein, daß es weder im Interesse des englischen Parlamentes noch des englischen Volkes liege, wenn der vormalige Herzog von Edinburg als deutscher Bundesfürst seine engen Beziehungen zu Großbritannien aufgebe. Die britische Staatsangehörigkeit des hochgeborenen Herrn sei keineswegs erloschen, und Queen Victoria habe den Verlust dieses treuen Unterthanen demnach durchaus nicht zu beklagen. Rule Brittania!

Deutschland ist bekanntlich das Land des Chauvinismus; deutsche Journalisten sehr undeutschen Ursprunges wiederholen uns das mit der sie auszeichnenden, bescheidenen Aufdringlichkeit Woche um Woche, und neulich ist zu ihrer Unterstützung sogar ein Pariser Journalist herübergekommen, ein Mann von vielen Graden, der in Berlin Vorträge gegen den Chauvinismus halten will. Gleichzeitig haben die vereinigten Stinkthiere eine Aufforderung an die Blauveilchen gesandt, in Zukunft nicht mehr so unausstehlich widerwärtig zu duften, und der Wolf beruft eine Volksversammlung ein, um energischen Protest gegen die durch das Lamm vorgenommene Wassertrübung zu erheben. Ja, wir Deutschen sind ein

über die Maßen reizbares, unverträgliches, ungemüthliches Volk. Wir lassen uns zwar viel gefallen, Miethssteuer, Vespasiansteuer, consequent realistische Kunst, ungegypsten Wein und kuriose Staatsmänner, aber was unsere nationale Ehre anbelangt, hol's der Teufel, darin sind wir von jeher ungemein empfindlich gewesen. Wir haben wirklich nicht geruht, bis die angenehme Gewohnheit fremder Nationen, ihre Kriege auf deutschem Boden auszukämpfen, ein Ende nahm; wir können Ludwig XIV. seine Spaziergänge durch die Pfalz heute noch nicht ganz verzeihen, so nachtragend sind wir in solchen Dingen, und wenn deutsche Staatsbürger im Auslande beschimpft oder wegen ihrer Nationalität attackirt werden, dann sagen wir ihnen ordentlich die Wahrheit — warum sind sie auch zu deutschen Namens Ehre nicht hübsch daheimgeblieben? Hendrik Witbooi lebt auch noch, der Kaffernkönig, der unsere Colonialpapiernen fortwährend zum Narren hält und immer wieder „besiegt" werden muß, bis wir ihm schließlich vor lauter Siegen das Land überlassen — na, man darf dem Kerl so 'was nicht übel nehmen, er kann nichts dafür, er ist eben ein Kaffer. Man erkennt jedenfalls ohne Weiteres, wie blutig ernst es uns um die Wahrung unseres nationalen Prestiges zu thun ist. Die Einmischung fremder Mächte in unsere Angelegenheiten gilt als Kriegsfall — nun ja, aber England ist uns keine fremde Macht mehr. England ist uns intim befreundet. Die Coweswoche soll ewig unvergessen bleiben, das ostafrikanische Abkommen auch, wodurch uns John Bull liebevoll die Last des unheimlich dunklen Erdtheiles abgenommen hat. Englische Beamte sind aus Reichsmitteln mit hübschen Goldsachen beschenkt worden, und Poultney Bigelow, in engeren Bekanntenkreisen auch Fowler Cop genannt, schreibt noch immer die glänzendsten Artikel gegen Bismarck ab, ist demnach entschieden reichstreuer und deutschfreisinniger als wir verbohrten Bismarckdankbaren. Wenn es also den Westminster-Denkern Spaß macht, die werthe Nase jeweilig aus dem irischen Schmutz herauszuziehen und in unsere Angelegenheiten zu stecken, so können wir nichts dagegen einwenden, bedanken uns sogar recht herzlich für so viel liebes Interesse. Und ich bin im Zweifel, ob die nun doch 'mal blamirte Schillerpreis-Commission nicht recht thäte, nachträglich die dem guten Fulda verweigerten 3000 Mark zu theilen zwischen dem Londoner Brandon-Thomas und Ernst Wichert, den beiden höchstgeehrten Dichtern unserer Litteratur-Epoche, zwischen „Charley's Tante" und „Aus eignem Recht". Gladstone weiß solche Courtoisien zu schätzen; ich kenne den alten Verdauungskünstler von der Seite zu gut. . . .

Eine Lücke in der Reichsverfassung hat es ermöglicht, daß der Sohn eines unserem Vaterlande mißgünstig gestimmten Volkes den Thron eines deutschen Fürstenthumes besteigen konnte. Ich will jetzt nicht davon sprechen, ob es vielleicht rathsam wäre, dem wieder versammelten Reichstag sofort ein Gesetz vorzulegen, wonach deutsche Länder, deren Dynastie ausgestorben ist und für deren erledigten Thron kein noch so entfernter Verwandter deutschen Stammes candidirt, entweder als Reichsterritorien verwaltet werden oder einen vom Reichstag gewählten neuen Herrscher erhalten, der nicht regierendes Mitglied einer unserer Fürstenfamilien sein müßte. Ich schweige von dieser Seite der bedeutsamen Frage. Auch habe ich persönlich gegen Seine Königliche Hoheit — denn so muß man ihn nach allerhöchstem Beispiel wohl tituliren — den Herzog Alfred von Sachsen-Koburg-Gotha nichts einzuwenden, obgleich es mir mangelnder poetischer Begabung wegen unmöglich ist, ihn so brutal anzulyriken, wie der noch lange nicht genug bestrafte Redacteur Boshart von Ichtershausen oder der Dichter des Herzog Alfred-Marsches, der sich eines allgemein bekannten Namens — Hofmann — erfreut und wie folgt delirirt:

King Alfred war ein hehrer Ahn',
Drum lasset uns in Ehrfurcht nah'n
Dem hehren Königssprossen!
Auf, freu' Dich, Sachsenherzogthum,
Besing' o Muse seinen Ruhm,
Streut (!) ihm auch duft'ge Rosen. (Das „o" in „Rosen" ist hier kurz, geschlossen, wie in „ox", das „s" scharf zu sprechen wie in „simple".)

Am schönen Itz, der Leina Strand
Sein theurer Name auferstand,
Der Thron ist nicht verwaiset.
Auf, auf, Du treue Volksschaar,
Bring' wundervolle (!) Grüße dar,
Den edlen Herrscher preiset. (preise! Im Englischen zieht ein Collectivwort wie „Volksschaar" allerdings den Plural nach sich, aber so weit sind wir leider noch nicht!)

Seine Königliche Hoheit wird indeß auch von Prosaikern in minder beleidigenden Ausdrücken als ein liebenswürdiger und menschenfreundlicher Herr geschildert, und wenn er vielleicht bei Besteigung des Koburger Thrones seiner Umgebung ein wenig unwirsch erschien, so muß man bedenken, daß in Geldsachen eben die Gemüthlichkeit aufhört. Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust; centnerschwer zieht's ihn in die lieblichen und unregierten Gefilde Koburgs, aber ein Gegengewicht von 10,000 Pfund (englisch) ist auch nicht zu verachten. Doch steht zu hoffen, daß sich der Herzog zwischen den verschiedenen Patriotismen, zurechtfindet und Sachsen-Koburg-Gotha schlichtweg anglisirt. Hofmann, der Dichter von Gottes Gnáden — Gnade Gott Jedem, den er besingt! — hat in seinem eben citirten Meisterwerk den einfachsten Weg dazu schon gezeigt: man ersetzt die deutschen Worte nach und nach durch englische, König durch king, Speichellecker durch sycophant, und wenn ein anglisirter Sachsen-Koburg-Gothaer Herrn Hofmann seine Bewunderung aussprechen will, so sagt er etwa: „You schreiben den größten imbecility J ever las!" Die leichte Erlernbarkeit der englischen Sprache, von der unsere zuweilen Shakespeare im Original citirenden Journalisten freilich absolut nichts merken lassen, würde die Arbeit wesentlich vereinfachen, und dem von Herzog Ernst maßlosen Jagdliebhabereien schwer bedrückten Ländchen wird jeder Erlöser aus diesen Sport-Narretheien ohne Unterschied der Nationalität hoch willkommen sein. Ihm kann sehr rasch klar gemacht werden, daß englische Prinzen in landesväterlicher Gesinnung nicht nothwendig hinter ihren deutschen Vorgängern zurückbleiben müssen und daß verständige Fürsten den Hirsch nur dann ihren Unterthanen vorziehen, wenn er Baron ist und große Wiener Bankhäuser leitet. Um die unter solchen Umständen, beim naheliegenden Vergleich mit dem liberalen Musterfürsten Ernst August, vielleicht allzu rasch steigende Popularität Herzog Alfreds ein wenig zu mindern, wäre es vielleicht angebracht, von Reichs wegen den ohnehin zur weiteren Verwaltung seines Amtes unfähigen Gladstone für den Rest seiner Tage nach Koburg einzuladen. Der große alte Narr würde die fanatischsten Anglomanen durch sein bloßes Erscheinen von ihrer Neigung heilen und könnte sich nebenher doch bei den Bewohnern des Thüringer Waldes durch die einzige Thätigkeit, wofür er ein ausgesprochenes Talent hat, durch Holzhacken, beliebt machen. Nur fragt es sich, ob er Deutschland mehr nützt, indem er Bäume für uns zerkleinert oder indem er England auf den Holzweg führt und zu Grunde richtet. Es ist am Ende besser, er bleibt in London . . .

Herzog Alfred verdient also die Sympathien, die ihm unsere sonst gar nicht fürstenfreundliche deutschfreisinnige Presse von vornherein in so außergewöhnlich hohem Maße entgegengebracht hat, und wenn ich mich als geborener Koburger auch darüber ärgern würde, daß er unter Bismarck einmal daran gedacht hat, sein Herrschrecht über mich getreuen Unterthanen für etzliche Milliönchen zu veräußern und daß ich ihm nicht 25,000, sondern nur 15,000 Pfund Sterling jährlich werth bin, so will ich doch auch frei und offen bekennen, daß ich meinerseits zwar auch ganz gern in Reinhardsbrunn residirte, aber doch noch viel lieber 200,000 Mark p. a. in Edinburg verzehrte, mithin einer so großen Selbstüberwindung wie Herzog Alfred nicht 'mal fähig wäre. Was mich aber bei der Sache nicht als Koburger, sondern als Reichsdeutscher ärgert, ist das Betragen des englischen Parlamentes. Es ist ja augenscheinlich, Niemand haben die fraglichen Debatten, die dreisten Anzapfungen der Herren Labouchère und Rigby, die gönnerhaften, deutsches Nationalgefühl auf's Tiefste verletzenden Aeußerungen des Homeriden Gladstone so peinlich berührt wie den Herzog Alfred selbst. Einmal haben es Fürsten überhaupt nicht gern, daß ihre Apanage discutirt wird, es müßte sich denn um eine Erhöhung handeln, und zweitens scheint der Wunsch durchaus berechtigt, die öffentlichen Einkünfte des deutschen, souveränen Bundesfürsten und Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha nur im Landtage eben dieses Koburg-Gotha verhandelt zu sehen, nirgend sonstwo. Und so wenig ich es den Engländ-

dern verargen mag, wenn sie für ihr gutes Geld, für 200,000 Mark jährlich, auch reden wollen und als kluge Kaufleute die Frage stellen, was denn die City bei dem Geschäft eigentlich profitirt, so wenig ich es Herrn Gladstone übelnehme, daß er nach protziger Geschenkgeber Art salbungsvolle Worte an die Adresse des Geschenknehmers richtet — der noch lange nicht scharf genug gebrandmarkte deutsche Chauvinismus findet solche Subventionirung, wie er's nennt, unverträglich mit der hohen Stellung eines reichsdeutschen Fürsten und durchaus beleidigend für das Reich. Mr. Gladstone betont fromm und gottesfürchtig, daß Herzog Alfred Mitglied des englischen Oberhauses bleibe, das heißt, ein souveräner Reichsfürst dient gleichzeitig einer fremden, unter Umständen sehr feindlichen Macht. Nun thut sich ohne Weiteres die Frage auf: Regiert Herzog Alfred Koburg-Gotha als deutscher Bundesfürst oder als Angehöriger der englischen Königsfamilie, Mitglied des house of Lords? Es scheint das letztere. Denn sonst wäre wieder unerklärlich, warum der Berliner Hof in ihm nicht den Herzog von Koburg, die schlichte „Hoheit", sondern den Herzog von Edinburg sieht, den englischen Prinzen, und ihn als königliche Hoheit anspricht.

Aengstliche Gemüther werden ein nachdenkliches Schütteln des Hauptes auch bei der Nachricht nicht unterdrücken können, daß Herzog Alfred zum Dank für die ihm bewilligten 200,000 Mark seine Absicht erklärt hat, regelmäßig einen Theil des Jahres in England zuzubringen; Wenige nur wird es wohlgethan dünken, wenn deutsche Fürsten fremden Nationen gegenüber solche Ferienverpflichtungen übernehmen. Ein britisches, britischen Einflüssen zugängliches Koburg-Gotha birgt ja nun freilich für das Reich keine Gefahr. Erstens verdient Herzog Alfred unser volles Vertrauen. Und stellen wir im Ernstfall an Koburgs Grenzen ein paar von jenen Geheimpolizisten auf, die jetzt genug Schaffner hineingelegt haben und sich wieder verständlicherer Thätigkeit widmen wollen, dann können wir mühelos das ganze Land bis in seine entlegensten Winkel beobachten lassen — die Leute brauchten bei der geringen Entfernung nicht 'mal Brillen zu tragen.

Wer aber denkt den tragischen Conflict in der Seele eines temperamentvollen, fremdländischen Fürsten aus, der durch veraltete Erbfolgegesetze auf den Thron eines großen und wichtigen deutschen Bundesstaates gelangt und im Kriegsfall vor der Alternative steht, entweder sein eigenes, heißgeliebtes Vaterland vernichten zu helfen, oder aber . . . Unsere deutschen Könige sind keine Schattenkönige, ihr Einfluß reicht weit bei diesen monarchischen Volksstämmen, ihr Vertragsbruch würde die Actionskraft des ganzen Landes hemmen, das sich vielleicht nicht berechtigt glaubt, Verrätherei mit Verrath zu erwidern.

Es ist wirklich nicht gut, daß der Mensch mehrere Vaterländer habe.

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Madame Sans-Gêne. Lustspiel in 4 Acten von Victorien Sardou. (Lessing-Theater.) — Licht! Schauspiel in 3 Acten von Max Stempel. (Residenztheater.)

Napoleon der Parvenü ist augenblicklich in Paris wieder sehr modern und sehr beliebt, moderner und beliebter vielleicht als seit dem historischen Tage, da man seine Gebeine unter klingendem Spiel in's Panthéon überführte. Warum die Panamarepublik für Freiheit, Gleichheit und Liederlichkeit gerade jetzt den Manen des tyrannischsten und in Geldsachen anständigsten aller Cäsaren so wehmuthsvoll opfert, darüber mögen sich die Kollegen von der Politik ihren immerhin edelsten Körpertheil zerbrechen; uns kann die Thatsache genügen, daß keine Woche vergeht, wo nicht ein hervorragendes Boulevardblatt in wundersam lyrischen Feuilletons den kleinen Corporal verherrlicht, daß kein Verlag, der auch nur ein Bischen auf sich hält, es versäumt, in dicken, immer illustrirten Bänden des großen Corsen Privatleben ebenso liebevoll wie detaillirt ausschlachten läßt. Sogar ein „Grand Napoléon pour les petits enfants" ist neuerdings erschienen. Daß sich der nächst Fulda feinste Witterer der kommenden Mode, Victorien Sardou, den prachtvollen Stoff nicht entgehen lassen mochte, ist um so selbstverständlicher, als sich gleichzeitig mit ihm vier oder fünf andere Pariser Dramatiker auf den Mann von Toulon stürzten; daß man aber sein Machwerk drei Monate nach der Pariser Première schon in Berlin spielen mußte und es sich zu diesem Behufe unter sehr drückenden Bedingungen sicherte, scheint etwas weniger selbstverständlich. „Madame Sans-Gêne" ist in jeder Beziehung Sardou's schwächste Arbeit; zuweilen könnte man wirklich glauben, Lubliner der Tuchhändler oder Philippi der Makler hätten hier ihre fürcherlichen Hände im Spiel gehabt. Daß es auch nicht entfernt an den sprühend geistvollen Satiriker von ehedem erinnert, der Pariser Sittencomödien von fast aristophanischem Witz und tiefer Lebensweisheit schrieb, daß man zu seiner wahrhaft schmerzlichen Enttäuschung all die überraschenden Feinheiten und pikanten Reize vermißt, womit Monsieur Victorien früher blendete, das sei ihm nicht zu hoch angerechnet; aber selbst seine sensationell-albernen Geschichtsklitterungen, Theodora, Thermidor, Kleopatra ꝛc., darin die Bernhardt strahlen sollte, überragen hoch das für die kleine Réjane gedrechselte Opus. Zwar Victorien wußte, worauf es seinem Boulevardpublikum ankam, und der stürmische Erfolg des Stückleins in Paris hat gezeigt, daß er noch immer zu rechnen versteht. Ein kaiserlicher Hofstaat von Parvenüs, Herzögen, Fürstinnen, Prinzessinnen und Marschällen, die ohne die Gunst des Siegers von Austerlitz und Jena an der Drehbank stehen, Windeln waschen und Kellnerdienste verrichten mußte; alle diese Emporkömmlinge protzigen Witzes voll und höhnisch auf Menschen herabblickend, die nur einen Fehler haben: daß es ihnen ebenso geglückt ist. Einen ganzen, und den amüsantesten Act seines Dramas füllt Sardon mit drastischen Schilderungen der originellen, täppischen Ungenirtheit seiner Heldin an, die wir im ersten Aufzuge als zungengewandtes Wäschermädel, im zweiten als Herzogin von Danzig sehen. Trotz ihrer märchenhaften Rangerhöhung ist sie die flotte Dirne aus dem Faubourg geblieben, und trotz langwieriger Lectionen in feinem Anstand und wahrer Bildung hat sie sich nichts vom vornehmen Schliff anzueignen gewußt. Wie sie unter Leitung eines Tanzprofessors unglaublich ungeschickte Referenzen macht, ihren prunkvollen Salon zum Ankleidezimmer degradirt oder erhebt, wie sie schließlich den weiblichen Hoheiten von Napoleons Gnaden die allerpikantesten Grobheiten sagt und, zur Wuth gereizt, wirklich kein Blatt mehr vor den Mund nimmt — das ist eine nicht minder amüsante und boshafte Satire auf mancherlei höfisches Leben, als der zweite Act des nicht gekrönten „Talismans" sie bietet. Auch wenn sich nachher der mächtige Weltherrscher mit seinen kaiserlichen Schwestern im schauerlichsten Corsicadialekt zankt und sie all' die erborgte Würde, rasend vor Zorn, zu Boden fallen lassen, wundervolle Plebs in Hermelin — auch dann noch wahrt Sardou seinen alten Ruf, obwohl er sich schon verdächtig oft in den Fußstapfen der Offenbach-Librettischreiber bewegt und keck darauf los carikirt. Sobald aber die Staatsaction beginnt, ein Graf Neipperg zur Kaiserin schleicht, von Napoleon auf solchem Schmugglerpfade gestellt und verhaftet wird, sobald dann der unvermeidliche Degen gezogen und auf Pulver und Blei erkannt wird, offenbart sich die ganze Hohlheit und Sinnlosigkeit der Mache. Zum letzten Mal ist es dem raffinirten Boulevardpoeten in seiner „Tosca" gelungen, das Publikum auf eine viercactige Folterbank zu spannen und durch ein greuelvoll freches Spiel mit Menschenleben unsere Nerven zu zerreißen; seitdem ging er, man darf sagen, Gott sei Dank, dieser Kunst verlustig. Sein unglaublicher Graf Neipperg, der langweiligste Cujon der Welt, interessirt noch weniger als die übrigen Schemen; Napoleon, der Paris toll macht, hat für uns höchstens noch Bedeutung, wenn wir von jemand Anders als von Sardou sein Paroenüthum betonen hören, und die grob eintönige Charakteristik der Madame Sans-Gêne entschädigt nicht für die unheimliche Blässe aller Nebenfiguren. Facit: Neben ein und einem halben Act voll lustiger Zerrbilder ein und ein halber Act Scribe-Ennui; der Expositionsact mit Revolution, Kanonenschlägen, Marseillaise, Gefangenenrettung allzu abgespielt . . . was also anderes konnte den Abend retten als tief ausgeschnittene Kostüme und prachtvolle Möbel? Die Empirezeit bot glücklicher Weise Gelegenheit, auf diesen Gebieten einen künstlerischen Reichthum zu entfalten, der zwar weniger nach dem Geschmack Lessing's als dem Adolf Ernst's sein mag, dafür aber auch so donnernden Beifall erweckte, wie ihn eben nur halbnackte Mädchen entfesseln können. Jede von den mitwirkenden Damen bot in dieser Beziehung ihr Bestes, und wenn sich Jenny Groß als Künstlerin noch nie gewaltige Blößen gegeben hat, vergangenen Sonnabend that sie es. Im Interesse unserer Seidenstoff-Industrie, deren Production noch immer zurückgeht, wollen wir von Herzen hoffen, daß des Fräuleins Groß Sparsamkeit für die Berliner Mode nicht ähnliche Bedeutung erlange, wie die Sans Gêne-Toiletten der Réjane für Paris. Wir Herren der Schöpfung müßten uns sonst wirklich schämen, in diesem Winter Bälle zu besuchen.

Was die wirkungslos verpuffte Reklame, die „Madame Sans-Gêne" zum Ausgangspunkt diplomatischer Verwicklungen machen wollte, was Sardou's, des Senilwerdenden, Mangel an dramatischer Schlagkraft, dichterischem Können und Dialogwitz nicht erreicht hatte, ungehörigem Coulissenbeiwerk und fraulichen Reizen ist es geglückt. Adolf Ernst aber, der Vielgeschmähte, der erst neulich sich ärgerlich auf die Lippen biß, als noch ausgezogenere und besser genährte Fräulein über die Bühne der Alten Jacobstraße hüpften, als er selbst bieten kann, Adolf Ernst sollte aus Gesundheitsrücksichten dem Lessing-Theater jetzt lieber fern bleiben. Anfänglich zwar möchte er noch lauter lachen als in jener „Revue 1893"; nachher aber wird er sich zornig fragen, wo denn im nächsten Jahre seine Einnahmen bleiben sollen, wenn alle Berliner Theaterdirektoren auf die rohesten Instinkte des Schaupöbels spekuliren. —

Das Stempel'sche Stück erfreute sich einer minder nachsichtigen Aufnahme, denn es wurde ausgehöhnt, ausgezischt, sogar ausgepfiffen. Im ersten Acte erzählt uns ein junger Ex-Liederjan die unmögliche Geschichte seiner Erblindung. Den zweiten Aufzug füllt ein tragikomischer Hausverkauf. Der dritte, wo der Jüngling plötzlich nicht mehr blind ist, wird mit rohen Anspielungen über eine künftige Mutterschaft gewürzt. Als

Requisit dient hier ein Kinderhemdchen für den noch lange nicht eintreffenden Sprößling, zwei junge Mädchen scherzen mit einander darüber, und zuletzt schenkt man der armen Frau, über deren Beleibtheit geulkt wird, eine Milchflasche mit Saugvorrichtung. Diese anmuthigen Zötchen, einige ausgediente Lustspielsituationen, z. B. ein Heirathsantrag an die falsche Adresse, und krampfhafte Abgänge und Aetschlüsse, die allesammt wirkungslos verpuffen, schwimmen in einem angeblich naturalistischen Brei, der unterm Vorwande der Milieuschilderung und Charakterzeichnung endlose Gleichgültigkeiten und langweilige Erzählungen enthält. Auch Strindberg und Ibsen werden citirt, aber wir möchten die Worte der Frau Krüger an ihren nervösen Ehegatten lieber an den Herrn Autor gerichtet sehen: „Was weißt denn Du von Ibsen; Du hast was aufgeschnappt und plapperst es wieder!" Räthselhaft ist es nur, wie diese talentarme, aber anspruchsvolle Dilettanterei den Weg auf die Bühne fand und die trefflichen Darsteller bemühen und das arglose Sonntagspublikum ärgern durfte.

Die Münchener „24".

Man nennt München die erste deutsche Kunststadt, und gewiß mit Recht. Man nennt Berlin eine miserable Kunststadt, und kaum mit Unrecht. Und trotzdem, wenn ich für mein bescheiden Theil heute ausübender Künstler wäre, ich würde lieber in Berlin als in München wirken.

Warum? München ist mir zu sehr Kunststadt, zu ausschließlich, wenigstens durch seine Einwirkung auf Künstlerkreise.

In Berlin verschwindet der Künstler in der Masse. Er kommt nicht in Versuchung sich einzubilden, daß ihm alle Welt zum Atelierfenster hineingucke und sorgsam beobachte, ob er in einen grünen, blauen oder violetten Farbentopf greife. Er fühlt sich mehr und intensiver als Individuum. Er lernt die Kunst als einen Theil der großen allgemeinen Culturbewegung kennen. Er wird bescheidener und zugleich stolzer, und was von echtem Künstlerthum in ihm ist, wird er — falls er es sich zu bewahren weiß und nicht in irgend einem Modetempel opfert — mit eifersüchtiger Liebe hüten und als sein Menschlichstes zu hegen suchen.

Anders in München. Dort hockt alles viel zu sehr aufeinander und wird die ewigen Farbendünste nicht los. Ein rigoroses Fachmeierthum bildet sich aus. Man sucht sich gegenseitig durch malerische Virtuosenstückchen zu steigern und zu schrauben. Die Individualität sinkt im Werth, und das verblüffende Können tanzt als Schaum auf der Welle. Es bilden sich Wortführer heraus, die oft nicht viel mehr als Taschenspieler und Trapezkünstler sind. Man hat alle Bilder der Welt gesehen, man kennt jedes Losungswort, man nimmt die leisesten Kursschwankungen wahr. Und stets beeifert man sich, an der Spitze zu sein, mit den extremsten Erscheinungen in Paris, Holland und London Fühlung zu behalten und überall die hohe Schule zu reiten. Die Palaestra musarum droht zur Cirkursmanege zu werden. Dies in vielen Dingen die Physiognomie Münchens, sobald man die ganz großen Künstler, die hier wie anderswo leben könnten und — die sich still verhalten, in Abzug bringt.

Berlin gegenüber hat sich naturgemäß in München ein hohes Ueberlegenheitsgefühl herausgebildet — was ja durch das besondere Kunstniveau der beiden Städte hinreichend begründet, aber nicht gerade ein schöner Charakterzug ist. Immerhin werben sie um die Gunst des Berliner Publikums. Aber sie glauben sich dabei nicht besonders anstrengen zu müssen. Was man gerade zur Hand hat, ist gut genug. Und so kam die Vierundzwanziger Ausstellung zu Stande, die um Neujahr bei Schulte eröffnet wurde. Sie ist ein wenig pover ausgefallen für die Zahl und Bedeutung der Beschicker. Von künstlerischen Glaubensbekenntnissen hält sie sich fern. Was sie angestrebt und erreicht hat, ist die Entfaltung eines achtungswerthen Niveaus. Man kann sich damit begnügen. Aber es bleibt eben ein Begnügen.

Man sucht nach einer besonders markanten Erscheinung, wie man ihrer bei den Berliner „XI" stets mehrere findet. Man entdeckt keine, obwohl man genau weiß, daß manch eine da sein könnte. In der einen oder anderen Art hat man meist schon das Eine und Andere gesehen. Die Helden feiern, da blicken die Schildträger um so gravitätischer drein.

Was ist z. B. die „Veritas" von Johannes Leonhard für ein Weibsstück? Und warum nennt sie sich gerade „Veritas?" Sie könnte ebenso gut „Impudicitia" heißen oder „Stupiditas", bei ihren lüsternen Glotzaugen. Aber ein derartiger Einwand gilt den Herren von der hohen Technik bereits als ein Laien-Armuthszeugniß. Es kommt ihnen bloß auf den eleganten Pinsel und das schneidige Bravourreiten an — und da will man auch noch eine gewiße geistige Bedeutung, Gemüth, Seele und wer weiß was Alles von ihnen verlangen. Man will, daß sie nicht bloß etwas zeigen, sondern auch etwas sein sollen. Aber Individualität und Persönlichkeit, die sind ja nicht nöthig, wenn man nur mit der Palette gut umzugehen weiß!

Uebrigens ist Leonhard noch nicht einmal technisch etwas Besonderes. Da übertreffen ihn andere bei weitem. Hans Borchardt zeigt sich hier als der Haupt-Mime von specifisch münchnerischem Localcharakter. Er ist gewiß ein begabter Mann von gelenkiger Hand. Aber er verbleibt nicht in der Bescheidenheit seiner Natur. Er möchte gern „genial" malen. Aber das kann er nicht. Somit nimmt er die äußeren Allüren der Genialität an, eine gewisse Unordentlichkeit, Geschmacklosigkeit und Kraftprotzerei. Es passirt ihm aber dabei das Unglück, daß er die Nebendinge mit ziemlicher Regelmäßigkeit zur Hauptsache macht, was beim wirklichen Genie niemals vorkommt. Er malt z. B. ein Mädchen, das in einem dumpfen Zimmer bei seiner Handarbeit sitzt. Es ist gewiß nicht tadelnswerth, wenn man einen derartigen unbedeutenden Vorgang zu einer Lichtstudie ausnutzt. Aber man muß doch stets ein wenig dem Sujet Rechnung tragen und sich der Stimmung anschmiegen, die ein bei der Arbeit sitzendes Mädchen um sich verbreitet. Sonst klafft etwas zwischen Stoff und Behandlungsweise. Dies ist bei Borchardt der Fall. Die von ihm beliebte Pinselführung würde etwa zur Darstellung eines Arbeiterstreiks passen, wo starke Contraposte in Licht und Schatten und ein derber Farbenauftrag der Individualität des Vorganges entsprechen würden. Hier ist zur Aufwendung derartiger technischer Mittel kein anderer Grund vorhanden, als daß der Maler das Bedürfniß fühlte, sie zu zeigen — wobei es ihm dann ganz gleichgültig war, welcher Vorwurf ihm gerade unter die Hände gerieth. Solch mangelndes Zweckgefühl ist schließlich nichts Anderes als mangelndes Stilgefühl, und das ist ein Zeichen von einer ungeschlossenen künstlerischen Persönlichkeit. Auch das ist bedenklich, daß Borchardt trotz anspruchsvollen Farbenvortrags, nicht einmal so viel innerliche Kraft besessen hat, um seiner Schilderung die Vertraulichkeit und Unbelauschtheit zu wahren. Auf den ersten Blick sieht man, daß das Mädchen Modell gesessen hat und nicht naiv sich selbst überlassen war. Somit schaut die Künstlichkeit und Absicht, zumal bei den aufdringlich in der Sonne schwankenden Fensterjalousien, überall aus diesem Bilde heraus, und es ist daher, trotz hohen malerischen Könnens verfehlt, kein echtes Kunstwerk, weil es nicht mit der echten künstlerischen Gesinnung gemalt wurde.

Weit löblicher erscheint mir, weil anspruchloser und unmanirirter, ein Interieur von Friedrich Fehr. Ein Herr in Empirefrack liest da drei Damen etwas aus einem kleinen Buche vor. Ein stilles, andächtiges Beieinandersein in dunklem, traulichem Stübchen. Cirunde Goldrähmchen funkeln an den Wänden, und allerhand altfränkisches Geräth steht umher. Was dem Maler das Wichtigste war, ist voraussichtlich die Abstufung der Beleuchtung bei den drei Damen. Die vorderste hat den vollen Schein vom Fenster her, die mittlere sitzt im Zwielicht, und die hinterste verschwindet beinah im Dunkel der Zimmerecke. Aber das hat nichts absichtsvoll Verletzendes. Es erhöht nur noch den Eindruck von behaglichem Schummerstündchen. Gewiß, bei aller Tüchtigkeit, kein erschütterndes Meisterwerk, dieses Bild. Aber es liegt eine eigene und feine Liebe darauf . . .

Von diesem anständigen Mittelgut ist noch Verschiedenes da, wie auch von sinnlosem technischen Brillantfeuerwerk. Eine wirklich interessante technische Studie rührt von Schlittgen her: ein Blick über die dunkle Silhouettenreihe von Zuschauern in den elektrisch erleuchteten Circusraum herab, wo gerade eine bunte Feerie stattfindet. Da hat das malerische Auge ein feines Problem gestellt, das die malerische Hand geschickt gelöst hat. Als Persönlichkeit tritt am Concentrirtesten hervor Benno Becker. Seine drei Bilder zeigen eine eigenthümlich verschleierte Farbengebung, worin die Werthe mit musikalischer Empfindung wirksam gegen einander abgestimmt sind: etwas Träumerisches breitet sich über diese Naturwiedergaben. Intensivstes Naturstudium verrathen zwei Landschaften von Hans Olde: zitterndes Sonnenlicht und jauchzendes Farbengefunkel auf dem Julibilde, melancholische Herbstschleier und rothwelkes Laub im Novemberwald. Da ist die Stimmung der Natur mit menschlich fühlender Seele begriffen, und die Hand hat es vermocht, die erlauchten Nüancen wiederzugeben und zu kraftvollem Gesammtton zu verbinden.

Auch zwei plastische Arbeiten sind den Malwerken beigefügt und verstärken wesentlich die künstlerische Bedeutung der ganzen Veranstaltung. Zwei Statuetten: ein Felsblockschleuderer von Hugo Kaufmann, wohl nicht unbeeinflußt von Stuck's Athleten, und der über Alles rühmliche Neger von Rudolf Maison, eine Act- und Rassenstudie von höchster Vollendung und verständnißvollstem anatomischen Gefühl.

Franz Servaes.

Notizen.

Den „Gesammelten Schriften des General-Feldmarschalls Grafen von Moltke" reiht sich soeben auch dessen bekanntestes Werk an, seine „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei", und zwar in einer neuen Ausgabe, die dem Werthe dieses Werkes allseitig gerecht wird. (Berlin, Mittler & Sohn.) Professor Hirschfeld, durch seine im dienstlichen Auftrage ausgeführten Reisen in Kleinasien einer der besten Kenner der Levante, hat diese Herausgabe übernommen, das Werk mit einer Studie: „Moltke und der Orient" eingeleitet und es mit Erläuterungen begleitet. Die Skizzen, die der junge Moltke in Bleistift und Aquarell ausführte, die Karten, die er daselbst zeichnete, sind dem Werke beigefügt. Sehen wir ihn in letzteren als zuverlässigen Topographen, so zeigt er sich in seinen Skizzen zuweilen auch als feiner Beobachter der komischen Figuren, die z. B. das Straßenleben von Constantinopel bietet.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Kulturbilder
aus sieben Jahrhunderten
von **Dr. Julius Bintz.**
2 Bände 5 ℳ.
Otto Meissner, Verlag in Hamburg.

Soeben erschienen:
Leipziger Philosophen.
Porträts und Studien aus dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart.
Mit einer historischen Einleitung: Die Philosophie an der Leipziger Universität vom 15.—19. Jahrhundert von **Dr. Moritz Brasch.**
XXVIII, 371 Seiten. Vornehm ausgestattet.
Preis des Werkes M. 4.—; eleg. geb. M. 5.20.
Verlag von Adolf Weigel, Leipzig, Wintergartenstraße 4.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

„Verschollen."
Schauspiel aus der Gegenwart.
Von
A. Sturm.
Erschienen bei
A. Schirmer in Naumburg a. S.

Niemand
darf sich für vollgebildet halten, ehe er sich ein menschenmöglichst vollkommenes Bild der Welt gemacht hat. In der einfachsten, umfassendsten, zuverlässigsten und gründlichsten Weise vermittelt dies jedem
Das Bild der Welt.
Von
einem Menschen.
Nebst dem 1. Heft der Erläuterg. gegen Einsendg. von 1 ℳ fr. z. bez. v. **A. Matthes, Berlin,** Schlegelstraße 23. **Für Buchhändler:** 5 Ex. 3,50, 10 6 ℳ.

A. Gerloff in **Nauen** bei **Berlin.**
Grosse Geld-Lotterie
25. Januar. Gesammtgew. **116000** Mk., **8073** Geldgew., Hauptgew. **30000** Mk., **2** à **10000** Mk. u. s. w. 1 Originalloos nur **3** Mk., ½ Anth. **1,75** Mk., ¼ **1** Mk. (für 3 Ziehungen gültig).
1 Mk.-Loose und Anth. je **11** Stück für **10** Mk., auch gemischt.
Porto 10 Pfg., jede Liste 20 Pfg.
Auf No. 41 166 fiel kürzlich der **grösste Hauptgewinn** von 50 000 Mk. in meine **bekannte Glückscollecte.**

G. Hirth's Kunstverlag in München.
RICHARD MUTHER's
GESCHICHTE DER MALEREI
IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT.
Vollständig in **3 Bänden** resp. in **10 Lieferungen** mit etwa 120 Bogen Lexikon-8° und ca. 1176 Illustrationen
Preis à Lieferung 4 Mark.
Erschienen sind bis Ende 1893 9 Lieferungen.
Band I (32 Bogen Text in Lex.-8° mit 282 Illustrationen) broschirt ℳ 11.—, in Halbfranzband gebunden ℳ 15.—
Band II (42½ Bogen Text in Lex.-8° mit 453 Illustrationen) broschirt ℳ 14.—, in Halbfranzband gebunden ℳ 18.50.
Band III (ca. 48 Bogen Text in Lex.-8° mit 442 Illustrat. wird **Ende Januar 1894** erscheinen).
☞ Ein ausführliches Inhaltsverzeichniss steht Interessenten auf Wunsch **gratis** zur Verfügung.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Erfolgreichste Reclame
in Berlin
durch
Aufstellung von Arrangements oder Auslage von Original-Waaren
in der
Urania-Säule.
Neueste Reclame
(in Vorbereitung),
Bewegliche Dioramen im Innern der Säule.
Einblick gratis.
Jede sonstige Information ertheilt die
Urania-Uhren und Säulen-Commandit-Gesellschaft
Berlin C., Spandauerbrücke 11.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 4. Berlin, den 27. Januar 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Streit um die Berufung. Von Justus. — Die Hinterlandfrage von Kamerun. Von Gustav Meinecke. — **Literatur und Kunst:** Ueber die Wandelbarkeit des Kunstgeschmackes. Von Professor J. Kohler (Berlin). — Bourget als Kosmopolit. Von L. H. Mann. — **Feuilleton:** Der Unverwundbare. Von Maurus Jokai. — **Aus der Hauptstadt:** Die Begründung des Deutschen Reichs ohne Bismarck. (Schlußband.) Von Timon d. J. — Die Heerschau der Akademiker. Von Franz Servaes. — Anzeigen.

Der Streit um die Berufung.

Es sind jetzt ungefähr fünfzehn Monate verflossen, daß die überraschende Nachricht kam, der preußische Justizminister habe von den Gerichten gutachtliche Aeußerungen erbeten über die Kosten, welche die Einführung der Berufung gegen erstinstanzliche Urtheile der Strafkammern wohl erfordern würde. Es gab damals zwar Leute, welche verwundert den Kopf schüttelten und es sich nicht recht zusammenreimen konnten, wie die Regierung für eine Neugestaltung des Heeres etliche Millionen ohne Gewissensbisse übrig habe, hier aber, wo es sich um die Rechtssicherheit des Bürgers, um sein theuerstes Gut, seine Freiheit handelt, erst ängstlich Umschau halte, ob das Interesse der Gerechtigkeit nicht ein zu arges Loch in den Geldbeutel des Staates reißen würde. Immerhin war die Befriedigung eine allgemeine, daß man endlich auch am grünen Tische ein Stückchen Verständniß für eine Forderung gewonnen zu haben schien, für welche man bisher, trotzdem sie bereits im Jahre 1881 von dem Deutschen Anwaltstage mit Stimmeneinheit als eine Nothwendigkeit bezeichnet, von dem Deutschen Juristentage und dem Deutschen Reichstage zu wiederholten Malen mit aller Entschiedenheit erhoben worden war, nichts übrig gehabt hatte als leere Vertröstungen.

Die Antworten müssen wohl etwas lange auf sich haben warten lassen. Denn sonst wäre es kaum zu erklären, daß erst jetzt nach fünfzehn Monaten der Reichsanzeiger Veranlassung nimmt, die falschen Propheten Lügen zu strafen, von denen die geplante Neuerung inzwischen bereits mehrere Mal todtgesagt worden war, und die bang erharrte Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz und zur Strafprozeßordnung im Wortlaut verkündet, deren Hauptinhalt, neben der Entschädigung unschuldig Verurtheilter, die Einführung der Berufung in Strafkammersachen bildet. Daneben werden allerdings unter dieser volksthümlichen Flagge einige weitere bedenkliche Neuerungen einzuschmuggeln versucht, die man hoffentlich unbeirrt zurückweisen wird.

Es ist ein ganz absonderlicher Zustand, in dem sich unser heutiges Strafverfahren bewegt. Die Anfechtbarkeit eines Strafurtheiles ist um so mehr beschränkt, je schwerer die den Gegenstand des Urtheils bildende That ist. Während es gegen schöffengerichtliche Erkenntnisse bekanntlich das Rechtsmittel der Berufung gibt, welches die thatsächlichen Feststellungen des Vorderrichters anfechten und durch neue Beweise umstürzen kann, so daß das Gericht zweiter Instanz auf Grund neuer thatsächlicher Feststellungen zu einem anderen Ergebnisse zu kommen vermag, fehlt dieses Mittel gegen Urtheile der Strafkammern ausnahmslos. Dem Verurtheilten steht hier lediglich das Rechtsmittel der Revision zur Seite, das nur wegen Verletzung einer Rechtsnorm, nicht aber wegen unrichtiger und unvollkommener thatsächlicher Feststellungen eingelegt werden darf. Dem Revisionsgericht steht einzig die Prüfung der Frage zu, ob auf Grund des von dem ersten Richter festgestellten Thatbestandes eine andere Entscheidung getroffen werden mußte, nicht aber der allein entscheidenden Frage, ob auch dieser Thatbestand in richtiger Weise festgestellt worden ist. So entsteht die dem gesunden Menschenverstand nimmer erklärliche Folge, daß wer heute einen groben Unfug begeht und deswegen mit einer Geldstrafe von drei Mark belegt wird, von dem verurtheilenden Schöffenrichter an die Strafkammer appelliren und von dieser eine erneute Verhandlung und Würdigung des Falles fordern kann, daß dagegen, wer wegen Betrugs, schweren Diebstahls, Urkundenfälschung u. s. w. zu mehreren Jahren Gefängniß oder Zuchthaus verurtheilt wird, am Ende seiner thatsächlichen Rechtsmittel steht.

Der Gesetzgeber glaubte bei der Einführung dieses verhängnißvollen, in striktem Gegensatz zu dem alten preußischen Verfahren stehenden Prinzips, dasselbe damit rechtfertigen zu können, daß Berufsrichter, in dem Bewußtsein endgültig zu entscheiden, sich einer ganz besonderen Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit befleißigen würden. Aber er vergaß dabei, daß auch Richter nur Menschen und menschlichen Schwächen zugänglich sind. Man braucht gar nicht allzutief in die Praxis unserer Strafkammern hineingeschaut zu haben, man braucht sich nur an den Verlauf zu erinnern, den mehrere hauptstädtische „Sensationsprozesse" von confessionellem und politischem Beigeschmack in jüngster Zeit genommen haben, um das große Geheimniß zu errathen, daß das politische und soziale Kampfgezeter auch aus den Reihen unseres Richterthums in steigendem Maße seine Opfer fordert und unbewußt den unparteiischen Blick zu trüben beginnt. Was Wunder, daß der dringende Ruf nach Entschädigung unschuldiger Verurtheilter nirgends einen fruchtbareren Boden findet als gerade in der Rechtsprechung der Strafkammern; nirgends kommen mehr Fälle irriger Verurtheilungen vor. Offen vor uns liegt nur der unverhältnißmäßig hohe Procentsatz der durch Wiederaufnahme des Verfahrens angefochtenen und durch sofortige Freisprechung erledigten Urtheile der Strafkammern, den die Criminalstatistik aufweist. Aber man durchblättere nur die Entscheidungen des Reichsgerichtes! Wie oft läßt da der oberste Gerichtshof durchblicken, daß er die thatsächliche Feststellung der Strafkammer zwar für falsch halte, nichtsdestoweniger auf Grund dieses falschen Thatbestandes zu demselben Resulta-

kommen müsse, da das Vorhandensein eines Rechtsirrthums nicht erwiesen sei. — So sehr auch der preußische Justizminister sich fortgesetzt bemüht, den Satz zu widerlegen, als ob zur Besetzung der Strafkammern die minder tüchtigen Elemente des Richterthums auserkoren werden, so wird es ihm angesichts der heutigen Zustände doch niemals gelingen, diese Anschauung auszurotten. Ein eitles Bemühen wäre es allerdings, auf dem Wege der Gesetzgebung der Kraft und Intelligenz des Strafrichterthums zu höherem Ansehen zu verhelfen. Sache des Staates als des obersten Hüters der Rechtsordnung bleibt es aber, gegen Decrete, die nicht ganz frei sind von dem Verdachte unbewußter Parteilichkeit diejenige Schutzwehr zu schaffen, welche geschaffen werden kann durch eine von Grund auf neue Prüfung an einer Stelle, an der Alter und Erfahrung die Leidenschaften des Tages in die richtigen Grenzen zurückweisen. Auch an dieser Stelle werden Fehlgriffe nicht vermißt werden. Aber die Unmöglichkeit, eine unfehlbare Justiz zu schaffen, darf uns niemals abhalten, diejenigen Einrichtungen zu treffen, welche den bestmöglichsten Schutz gegen Irrthümer zu gewähren im Stande sind. Der bloße Schutz gegen Rechtsverletzungen genügt nicht. Gerade in der thatsächlichen Beurtheilung können Fehler unterlaufen, die schwere Folgen nach sich ziehen. —

In den fünfzehn Monaten, in denen die Einführung der Berufung auf der öffentlichen Tagesordnung steht, hat eine Anzahl nicht unbedeutender Juristen Zeit und Veranlassung gewonnen, gegen dieses grundlegende Gebot der öffentlichen Wohlfahrt die warnende Stimme zu erheben, mit Seherblick das trügerische Danaergeschenk voraus zu ahnen, dessen schädliche Wirkungen bald die Rechtspflege werde an sich erfahren müssen. Den Reigen eröffnete ein in interessante Anonymität gehüllter bekannter Berliner Richter. Seine Schrift „Die Berufung in Strafsachen. Ein einfacher Weg zum Ziele", der durch eine Empfehlung des Reichskanzlers eine zweifellos unberechtigte offiziöse Bedeutung beigelegt wurde, gipfelt in dem Vorschlage, an die Stelle der Berufung ein anderes wirksameres Rechtsmittel zu setzen. Es solle nämlich der das Hauptverfahren eröffnende Beschluß mit Gründen versehen werden, welche die wahrscheinlich gemachten Thatsachen und die daraus sich ergebende That unter Bezeichnung des verletzten Strafgesetzes enthalten, und dieser begründete Eröffnungsbeschluß der Anfechtbarkeit durch sofortige Beschwerde unterstellt werden. Im Fall der Anfechtung soll die zweite Instanz genau wie die erste alle Thatsachen zu prüfen haben. Die Einführung eines derartigen anfechtbaren Eröffnungsbeschlusses würde nach der Meinung des Verfassers, abgesehen von dem geringen Kostenaufwand, noch den moralischen Vortheil im Gefolge haben, daß eine große Anzahl freizusprechender Personen nicht erst auf die Anklagebank zu treten und in peinlichen Verhandlungen vor der Oeffentlichkeit ihre Unschuld darzuthun brauche.

So verlockend dieser Vorschlag durch den trügerischen Humanitätsschein, der über ihm ausgebreitet wird, auf den ersten Anblick auch erscheinen mag, so energisch verdient er bei näherer Ansicht zurückgewiesen zu werden. Da die Gründe, welche dem Eröffnungsbeschluß beigefügt werden sollen, doch immer ausschließlich aus den Acten geschöpft werden müssen, die Verhandlung über die Beschwerde ferner im nicht öffentlichen Verfahren erfolgen müßte, so würde seine Verwirklichung nichts mehr und nichts weniger bedeuten als den ersten Rückschritt zu jenem Zustande, den unser ausgebildetes Rechtsgefühl einer überwundenen Culturperiode zuzurechnen gewohnt ist: der Heimlichkeit und Schriftlichkeit des Verfahrens. Der große Vortheil der Berufung, daß die gesammten Ergebnisse der ersten Verhandlung und die neu geltend gemachten Thatsachen einer nochmaligen vollständigen Verhandlung und Prüfung unterworfen werden, — dieser Vortheil würde hier schwinden. Von einem wirklichen Ersatzmittel für die Berufung kann also gar nicht die Rede sein.

Mit schwereren, wenn auch nicht minder stumpfen Waffen ist „in letzter Stunde" der Reichsgerichtsrath v. Bülow gegen das neue Rechtsmittel zu Felde gezogen. Er stellt sich zunächst auf das Bollwerk der „reinen Rechtsprechung", und von diesem herab verkündet er den großen Satz, daß die Berufung an das obere Gericht eine Appellation nicht an den besser, sondern an den schlechter unterrichteten Richter darstellen werde. Die Quelle, aus der der Berufungsrichter schöpfe, sei mit Nothwendigkeit trüber als die, welche dem ersten Richter zu Gebote steht. Das Gedächtniß der Zeugen sei inzwischen unklar geworden; die Einzelheiten der That, ihr zeitlicher Verlauf seien inzwischen seinem Gedächtniß entschwunden und in dem weiterfluthenden Strom des Lebens durch tausend andere Erlebnisse, Gedanken, Interessen verdrängt. Der Zeuge — und gerade der gewissenhafte Zeuge — würde bei der zweiten Verhandlung zweifelnd und unsicher aussagen, sehr oft sich nicht einmal bestimmt erinnern können, ob er die Personen, die ihm als Thäter u. s. w. vorgestellt werden, überhaupt schon einmal gesehen hat.

Wäre dies zutreffend, so würde allerdings gerade durch das neue Rechtsmittel eine Quelle gefährlicher Fehlgriffe eröffnet. Die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil. Wie der Landrichter Kade in seiner gegen die Bülow'schen Ausführungen gerichteten Flugschrift mit anschaulicher Beredtsamkeit dargethan hat, leidet die Wahrheitstreue der von einem Zeugen in einer Strafsache gegebenen Darstellungen zwischen den Verhandlungen in erster und zweiter Instanz keine Einbuße; das Gedächtniß der Zeugen schärfe sich sogar, wenn sie in der ersten Verhandlung erst verstehen gelernt haben, worauf es in der Sache eigentlich ankommt. Jeder erfahrene Strafrichter wird es bestätigen, daß ein besonderes Ereigniß, meist die festzustellende Strafthat selbst, ein einzelner Tag und alle Vorgänge desselben, falls sie überhaupt einen besonderen Eindruck auf den Zeugen gemacht haben, sich derartig in seine Erinnerung einzuprägen pflegen, daß diesem eine Wiedergabe aller thatsächlichen Einzelheiten noch nach langer Zeit möglich ist, und zwar mit desto größerer Klarheit uno Bestimmtheit, wenn jene Wahrnehmungen durch eine darüber erfolgte Zeugenvernehmung bereits festgelegt sind. War aber die Wahrnehmung nur eine flüchtige, fehlt es dem, vielleicht zerfahrenen oder schwachköpfigen, Zeugen überhaupt an einem bestimmten Anhalt im Gedächtniß, so verwischen sich die alltäglichen und unbedeutenden Eindrücke so bald, daß diesem auch schon in der ersten Verhandlung — man bedenke, daß bei den einfachsten Schöffensachen heute selten weniger als zwei, bei Strafkammersachen vier Monate zwischen That und Hauptverhandlung liegen — eine sichere Wiedergabe unmöglich ist. Dazu kommt, daß bei der unendlichen Mannigfaltigkeit in der Auffassung thatsächlicher Vorgänge oftmals ein anscheinend geringfügiger Umstand, den der Angeklagte gar nicht der Erwähnung werth hielt, wie sich dann später aus dem Urtheil herausstellt, zu einer nicht geahnten Belastung des Angeklagten ausgenutzt wird. Erst aus dem Urtheil erfährt er, welche Bedeutung für sein Schicksal jener Punkt gehabt hat, dessen Aufklärung zu seinen Gunsten ihm noch jederzeit möglich, aber mangels eines thatsächlichen Rechtsmittels für immer abgeschnitten ist.

Zu welchen undenkbaren Folgen würde auch unser Strafverfahren, wollte es die Bülow'schen Argumente zur Richtschnur nehmen, gelangen müssen. Die Gründe, welche hier vorgebracht werden, passen nicht nur für das neugeplante Rechtsmittel, sie passen für jedes Rechtsmittel, sogar das der Revision, da auch in der Revisionsverhandlung, bei Zurückweisung in die Vorinstanz, die Beweisaufnahme in der Regel eine Wiederholung erfährt. Man müßte also dazu kommen, jedes Rechtsmittel gesetzlich zu verwerfen, den ganzen Instanzenzug aufzuheben — ja noch weiter, jede Terminsvertagung für unzulässig zu erklären, da Dank der heutigen Ueberzahl von Richtern der zweite Termin gewöhnlich erst nach mehreren Monaten anberaumt werden kann, in diesem aber die ganze Beweisaufnahme von Neuem stattfinden muß.

Wenn Bülow dann weiter vom „rechtspolitischen" Standpunkte aus auf die gewaltigen Nachtheile hinweist, welche die „Promptheit der Justiz" dadurch erleiden würde, daß durch das neue Rechtsmittel die Aburtheilung des Missethäters sich noch länger hinschleppen und so das Delict noch länger das allgemeine Rechtsgefühl ohne Sühne belasten würde, so dürfte sich doch dieser Vorwurf nicht gegen die Berufung als vielmehr gegen die Schwerfälligkeit und Langsamkeit unseres ganzen heu-

tigen Verfahrens in Wahrheit zu richten haben. Die Promptheit der Justiz ist der Grundpfeiler eines gesunden Rechtslebens, — wer wollte das leugnen? Aber diese Promptheit ist uns bereits heute, auch ohne die Berufung, leider ein fremder Begriff und wird es so lange bleiben, als das, gewöhnlich weit unterschätzte, Vorverfahren im Strafprozeß weiter in den mittelalterlichen Fesseln der Inquisition einherschreiten, als ferner der Finanzminister in kurzsichtiger Verständnißlosigkeit für die wohlerworbenen Rechte des Volkes sich nicht entschließen wird, der Rechtspflege einen so großen Raum in seinem Ausgabeconto zu gewähren, daß zum Mindesten die ordentlichen Richterstellen verfassungsgemäß mit ordentlichen Richtern besetzt werden können. Wenn man erst in Deutschland lernen wird, das Strafverfahren nach dem Muster Frankreichs oder des practischen Englands zu beschleunigen, und danach die Berufung in zweckmäßiger Weise zu ordnen, so wird durch das neue Rechtsmittel die Schnelligkeit der Rechtsprechung so gefördert werden, daß die Strafsache in der Berufungsinstanz noch früher ihre Erledigung finden wird, als heute in erster Instanz vor der Strafkammer.

Wenn sich Bülow endlich noch den Kopf des Finanzministers überflüssiger Weise zerbricht, und mit stark übertriebenen Zahlen dem armen Steuerzahler ein gelindes Gruseln einflößt, so dürfte sich gerade ein so bedeutender Practiker keinen Augenblick darüber im Unklaren befinden, daß sich — wie schon oben betont — auf keinem Gebiete eine unangebrachte Sparsamkeit schlimmer bis in's dritte und vierte Geschlecht der Bürger rächt, als auf dem des Rechtslebens. Im Uebrigen wird der Kostenaufwand doch kaum so hoch zu bemessen sein, wenn die Vorstandsbeamten der Oberlandesgerichte sich auf die an sie gerichtete Umfrage dahin ausgesprochen haben, daß der Regel nach ein Strafsenat bei den Oberlandesgerichten für die neue Einrichtung genügen würde.

Gegenüber den Resultaten dieser Umfrage erscheint es um so bedauerlicher und verfehlter, daß die Regierung sich durch Kostenrücksichten hat bestimmen lassen, die Berufung nicht lediglich den ordentlichen Senaten der Oberlandesgerichte zu überweisen, sondern für einzelne Provinzen sogenannte „fliegende Senate", die bei den Landgerichten gebildet werden sollen, einzurichten. Sollen diese fliegenden Senate mit Mitgliedern des Landgerichts besetzt werden, wo würde dann, abgesehen davon, daß es bei den zahlreichen kleineren Landgerichten vielfach an geeignetem Personal für die Besetzung der Berufungskammern fehlen würde, der eigentliche innere Zweck der Berufung bleiben, wenn das ganz gleich qualificirte Richterpersonal sein Urtheil über die Strafthat abgeben soll wie in erster Instanz? Geradezu gefährlich für unsere Strafrechtspflege müßte es aber wirken, wenn Mitglieder des Oberlandesgerichts zur Besetzung ausersehen werden. Wo soll bei der Unruhe, Hast und Flüchtigkeit, die das „Hotelleben des reisenden Strafrichters" unausbleiblich mit sich führt, die nothwendige, ernste, concentrirte Geistesarbeit herkommen? Die trüben Erfahrungen, welche die Einrichtung der sogenannten detachirten Strafkammern, d. h. Strafkammern bei den Amtsgerichten, die aus den Amtsrichtern des betreffenden Bezirkes und aus zureisenden Mitgliedern des Landgerichtes bestehen, zu verzeichnen hat, sollten eine Warnung vor den geplanten fliegenden Senaten wohl überflüssig machen. — —

Nicht nur auf wirthschaftlichem, auch auf juristischem, und gerade auf strafrechtlichem, Gebiete wird der phantastische Geist zu leicht verführt, sich mit kühnem Schwunge über die rauhen Schranken erreichbarer Wirklichkeit in das Reich idealer Zukunftsträume zu wagen. Wohl ist es richtig, daß das Grundübel unserer ganzen Organisation der Strafrechtspflege darin besteht, daß der Gesetzgeber von 1879 nicht die Energie gehabt hat, eine klare und feste Stellung zu dem großen Grundproblem der Strafrechtspflege, dessen Entscheidung auch für die Rechtsmittelfrage entscheidend ist, zu nehmen: zu dem Problem der Betheiligung der Laien an der Strafrechtspflege. Wohl entbehrt die bestehende Gerichtsverfassung insofern jeder logischen Folgerichtigkeit, als die leichtesten Straffälle von Laiengerichten, die schwereren von Berufsrichtern und die schwersten wieder unter Mitwirkung von Laien in den Schwurgerichten entschieden werden. Wohl bedeutet also das geplante Berufungsgericht um deswillen keine strafprozessuale Verbesserung, weil es eine neue Instanz schafft, die ausschließlich aus gelehrten Berufsrichtern zusammengesetzt ist, und damit immer mehr der Uebergang zu dem allgemeinen Grundsatz der rein schöffengerichtlichen Rechtsprechung erschwert wird. Wer aber, von diesen Gedanken ausgehend, die Berufung preisgeben will, um die Hoffnung auf das Zustandekommen der allgemeinen Schöffengerichte sich nicht selbst zu zerstören, der vergißt mit der praktischen Zukunft und der Zukunft der Praxis zu rechnen. Justus.

Die Hinterlandfrage von Kamerun.

Von Gustav Meinecke.

Der Reichstagsabgeordnete Prof. Hasse hat neulich mehrere für eine Behandlung der Abgrenzungsfrage im Hinterland von Kamerun wichtige Fragen hervorgehoben und einmal festgestellt, daß das zwischen Deutschland und Frankreich i. J. 1885 getroffene Abkommen das westlich des 15. Längengrades gelegene Gebiet der Discussion entziehe, da solches ohne Zweifel deutsch sei. Dann aber hat er in der Verfolgung der Hinterlandtheorien zwei Vorschläge gemacht, entweder den zweiten Breitengrad bis zu dem Ubanghi zu verlängern, oder (immer in der Voraussetzung von Compensationen Seitens Frankreichs an Deutschland) die deutsch-französische Grenze von ihrem jetzigen Endpunkte bis zum Schnittpunkte des fünften Breitengrades mit dem 18. Längengrade und von da östlich auf der Wasserscheide zwischen dem Schari und Ubanghi bis zum Stromgebiet des Nil zu führen.

Diese Vorschläge sind gut gemeint und wären gewiß noch beachtenswerther, wenn die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland vor fünf Jahren, statt erst jetzt eingeleitet worden wären, denn es wird dabei übersehen, daß zwischen unserer Ostgrenze und zwischen dem Ubanghi von den Franzosen eine Barrière errichtet worden ist, welche doch nicht so ohne Weiteres als nicht existirend angesehen werden kann. Wir meinen die französische Besitzergreifung des Sanghagebietes. Es ist zum besseren Verständniß daher nothwendig, kurz die Vorgeschichte zu erwähnen.

Der Herr Reichskanzler betonte bereits im Reichstage in der Debatte am 3. Februar 1891, als er den folgenden Passus der Denkschrift zum deutsch-englischen Abkommen: „Die Periode des Flaggenhissens und Vertragschließens muß beendet werden, um unsere Erwerbungen nutzbar zu machen" interpretirte, daß die Dinge im Hinterlande von Kamerun noch nicht zum Abschlusse gekommen seien. Darauf polemisirte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gegen den »Temps« wie folgt: „Nachdem der »Temps« auf gewisse Verhandlungen sich berufen hat, welche im Sommer 1890 zwischen der deutschen und französischen Regierung gepflogen worden sind, so haben wir keinen Anlaß, mit dem zurückzuhalten, was uns darüber bekannt ist. Es erscheint in der That schwer verständlich, wie sich der »Temps« für seine Ansicht gerade auf diese Verhandlungen berufen kann. Denn der damalige Vorschlag der französischen Regierung bewegte sich gerade auf der Basis, welche das Uebereinkommen von 1885 dadurch geschaffen hatte, daß behufs Abgrenzung des deutschen Kamerun- und des französischen Kongogebiets eine Linie, dem Flusse Campo folgend, bis zum zehnten Grade östlicher Länge und von da dem Breitenparallel entlang bis zu dessen Schneidepunkt mit dem 15. Grad östlicher Länge gezogen wurde, und daß Deutschland und Frankreich sich verpflichteten, ersteres südlich und letzteres nördlich von dieser Linie sich jeder politischen Einwirkung zu enthalten. Als die französische Regierung im Jahre 1890 ebenso, wie sie es vorher England gegenüber gethan hatte, ihre Zustimmung zu dem englisch-deutschen Vertrage — in welchem sie eine Verletzung des Garantievertrages für Sansibar vom Jahre 1862 erblickte —

auch Deutschland gegenüber von einer Anerkennung ihres Protectorates über Madagaskar und außerdem von gewissen territorialen Concessionen in Westafrika abhängig machte, wurde unter Anderem als Abgrenzung zwischen dem deutschen Kamerungebiete und dem französischen Kongogebiete eine Linie vorgeschlagen, welche der 15. Grad östl. L. bis zu dem Punkte, wo derselbe den Fluß Schari schneidet, bilden sollte; von da an bis zum Tschadsee sollte dieser Fluß selbst die Grenze bilden. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß diese Grenzbestimmung nicht nur das gesammte östlich des 15. Grades gelegene, bei der Verabredung von 1885 außer Betracht gelassene und daher herrenlose Gebiet der französischen Interessensphäre zuwies, sondern gerade am Tschadsee unsere Grenze um ein Bedeutendes nach Westen zu verlegte; denn die Mündung des Schari in den Tschadsee liegt westlich vom 15. Grad östl. Länge. Nachdem die deutsche Regierung diesen Vorschlag als nicht discutabel bezeichnet hatte, ist derselbe von französischer Seite dahin modificirt worden, daß beide Theile sich allgemein verpflichten sollten, eine neue Abgrenzung der Gebiete von Kamerun und des Congo français auf der Basis des Zutritts beider Gebiete zum Südufer des Tschadsees vorzunehmen. Die deutsche Regierung hat auch diesen Vorschlag abgelehnt, weil ihr der Zugang zum Tschadsee bereits durch das Uebereinkommen vom Jahre 1885 gesichert war und sie im Prinzip einen Zugang vom Congo français aus zum Südufer des Tschadsees nicht zugeben konnte, ohne eventuell wichtige Interessen ihrer Kolonie zu schädigen. Auch hier genügt ein Blick auf die Karte, um die Ablehnung zu rechtfertigen. Bei den bezüglichen Besprechungen ist die vom »Temps« citirte Bemerkung des Staatssecretärs Freiherrn v. Marschall gefallen, »daß das Land dem ersten Besitzergreifenden gehören werde«, eine Bemerkung, die heute eben noch so zutrifft wie damals, die aber selbstverständlich sich nur auf das Gebiet beziehen konnte, über welches bindende Abmachungen noch nicht vorlagen. Unseres Wissens ist auch den gelegentlich der Verhandlungen französischerseits unternommenen Versuchen, auf der vorgeschlagenen Basis eine für Deutschland annehmbare Grenzlinie zu finden, ausschließlich das Gebiet östlich des 15. Grades zu Grunde gelegt worden. Es muß in der That ernste Bedenken erregen, wenn der »Temps« von einem vertragsmäßigen Uebereinkommen zweier Staaten, wie es dasjenige vom 24. December 1885 ist, behauptet, daß es nur einen theoretischen Charakter habe, und daraus folgert, daß es beiden Mächten freistehe, innerhalb dieser nur theoretischen Grenze Neuerwerbungen zu machen. Und das sagt der »Temps« von einem Vertrage, in welchem der Verzicht auf alle Rechte innerhalb eines geographisch abgegrenzten Gebietes und das Versprechen ausgedrückt ist, sich in demselben für die Zukunft jeder politischen Thätigkeit zu enthalten! Wir hoffen, daß eine solche Ansicht von Verträgen allein das Eigenthum des »Temps« bleiben wird."

Von dem Zeitpunkte ab, als der Staatssecretär v. Marschall die vorhin erwähnte Erklärung abgegeben hatte, war unsererseits die bis dahin behauptete Verfechtung der Hinterlandtheorie über den 15. Längengrad hinaus als politischer Grundsatz aufgegeben und dafür der Wettlauf zwischen Ubanghi und dem Tschadsee eröffnet. Vom politischen Standpunkte ist es sicher zu beklagen, daß damals der Begriff des Hinterlandes nicht weiter gefaßt worden war, als es geschehen ist, aber an der Thatsache läßt sich eben nicht rütteln. Der Herr Staatssecretär hatte dabei allerdings den Hintergedanken, daß es uns gelingen würde, den Franzosen jenseits des 15. Längengrades zuvorzukommen und wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn die Expeditionen Morgen, v. Gravenreuth, Ramsay und v. Stetten den gewünschten Erfolg gehabt hätten. Die Regierung hat es damals an nichts fehlen lassen, es wurden reichlich Geldmittel zur Verfügung gestellt, doch vergriff sie sich vielleicht in der Auswahl der Führer, welche im Allgemeinen die Verhältnisse nicht kannten. Dagegen waren die Franzosen glücklicher. In Paris hatte sich zur Zeit des französisch-englischen Abkommens das Comité de l'Afrique Française gebildet, welches das Ziel verfolgte, vom französischen Kongo eine Verbindung mit Algier und Tunis herzustellen, und sowohl vom Ubanghi und auf dem Sangha, einem rechten Nebenflusse des Kongo nach Norden vordrang, als auch den französischen Reisenden Mizon nach Adamaua schickte.

Der Hauptvorstoß der Franzosen fällt mit der sehr wichtigen Entdeckung zusammen, daß der Sangha eine vorzügliche Wasserstraße bildet, welche bis an die Grenze von Adamaua reicht und zum größten Theil östlich des 15. Längengrades verläuft.

Cholet war bereits im Jahre 1890 auf dem Sangha bis zum 4. Grade nördlicher Breite, in die Region des Graslandes, vorgedrungen, und sein Schreiben an den commissaire général über seine Entdeckung schloß mit den Worten: „Der einfache Vorstoß, welchen ich eben vollendet habe, beweist die Wichtigkeit des Flusses in commerzieller Beziehung. Seine politische Bedeutung braucht nicht erst discutirt zu werden". Fourneau setzte diese Forschungen fort und der Gouverneur de Brazza legte Anfang des Jahres 1892 am Sangha die Station Bania an und breitete den französischen Einfluß weiter aus, indem er sogar Verbindungen mit dem Herrscher von Ngaundere, welches unleugbar in die deutsche Sphäre fällt, anknüpfte.

Es ist klar, daß die Franzosen der Hinterlandtheorie zu Liebe nicht ihre Stationen an einem Flusse aufgeben werden, welcher sowohl in commerzieller, wie politischer Beziehung für sie von größter Wichtigkeit ist.

Wir müssen uns damit vertraut machen, daß wir den größten Theil des Sangha, so weit er östlich vom 15. Längengrad läuft, verloren haben. Es muß nun das Bestreben der Regierung sein, uns wenigstens einen Zugang zu dem Flusse zu verschaffen, um später Güter über den Kongo verladen zu können. Denn auf dem Flußgebiet des Sangha hat wie in dem ganzen Kongobette die Kongoacte Geltung.

Eine andere Frage ist die, ob es uns gelingt, nördlich dieses Gebietes noch Rechte zu erwerben, was durchaus nicht ausgeschlossen ist, da die Expedition Uechtritz von Yola abmarschirt ist und versuchen wird, über den 15. Längengrad hinaus nach Osten vorzudringen. Es besteht begründete Aussicht, daß sie den französischen Expeditionen, welche von Süden vorrücken, zuvorkommt, obwohl es uns scheinen will, daß man leider deutscherseits die zur Zeit schwebenden Verhandlungen mit Frankreich über die Abgrenzung des Kamerun-Hinterlandes, auch ohne das Ergebniß dieser Expedition abzuwarten, zu Ende führen will, was in jeder Hinsicht ein tief zu beklagender Fehler wäre.

Literatur und Kunst.

Ueber die Wandelbarkeit des Kunstgeschmackes.

Von Professor J. Kohler (Berlin).

Ist der Kunstgeschmack wandelbar? Ist nicht das Schöne ewig schön, das Unschöne ewig und unwandelbar häßlich? Nein, die Zeiten haben ihren Wandel und die Menschen; und wie es kein Schönes gibt außerhalb des Menschen, der es empfindet, so muß mit der Aenderung des Menschengeschlechtes ein steter Fluß in den ästhetischen Vorstellungen walten. Oder vielmehr: der Mensch schafft die Kunst als Ausdruck seines höchstgesteigerten Empfindens, er erfaßt die Schöpfung als den Ausdruck seines Wesens, seiner Bestrebungen und seiner geheimen Wünsche; darum ist die Kunst wie der Mensch, und mit dem Wandel des Menschen muß auch die Kunst einer steten Umgestaltung entgegengehen.

Unser Zeitalter ist überreich an Empfindungen, die alle

Scalen durchlaufen. War das Sentiment die Charakteristik des fin de siècle vor hundert Jahren, so haben wir heute das fin de siècle der Nervosität. Während die Sentimentalität sich durch eine gewisse Unklarheit und Verschwommenheit in Verbindung mit unnennbarer sehnsüchtiger Expansion kennzeichnet, so schwelgt die Nervosität am wirklich gegebenen, aber nicht als einem festbeharrenden, sondern als einem in unendlich feinen Nuancen sich wechselnden; der Sentimentalität gehört der Wolkenzug mit seinem dünnen, fast gestaltlos zerfließenden Schleier, der Nervosität die Meereswelle mit ihrem bunten Leben, ihrem capriciösen Wechsel, ihrem unheimlich zuckenden Farbenspiel. Darum ist die Zeit der Nervosität zugleich die Zeit des Colorits und der Farbenfreude,*) die Zeit kühnster Gegensätze, wie feinster Abstufungen: Farbentöne so zart zerfließend und wiederum so leuchtend aufglühend; das Roth mit dem majestätischen Violett, das lachende Gelb und das gesättigte warme Grün wird in unserem Herzen seinen lebhaften Widerhall finden, und wenn wir das Blaue in das Grün der Landschaft hineinweben, so zeigen wir, daß auch das Herbe und Individuelle seine Lösung finden muß in der allgemeinen Fülle des Daseins.

So entspricht unserem Wesen die ausgeprägteste Chromatik der Musik. Schon sind uns die Halbtöne kaum genügend, wir streben den Vierteltönen zu,um all den Empfindungen unseres Innern freien Ausdruck zu verschaffen.**) Uebergänge von neuer Gluth der Empfindung lassen sich gestalten; mit Hülfe der Septen, Nonen, Decimen rühren wir das Gemüth in seinem Grunde; verhüllte Querstände regen unser Gefühl unsäglich an; vor Allem aber haben wir in der Enharmonik ein Mittel der tiefsten Erschütterung, weil ein unscheinbarer Wechsel uns über so verschiedene Tonarten wie E-dur und As-dur hinüberhebt: es ist die unscheinbare Zaubermacht, die Welten versetzt.

So muß auch unsere Poesie von der Neuzeit tief erfaßt werden. Allerdings hat die Lyrik durch Goethe einen solchen Höhepunkt erreicht, daß sie noch unserem modernen Empfinden als homogen erscheinen muß. Die Gemüthstiefe, der Naturssinn, die unerschrockene Naivität Goethe's sind dem modernen Empfinden vielleicht noch angemessener, als sie es zur Zeit ihrer Entstehung waren. Es gibt Geister, welche künftige Zeiten antizipiren; Shakespeare bedurfte unseres Jahrhunderts, um vollständig modern zu werden.

Und doch läßt auch die Lyrik neue Seiten zu; sie kann sich ersättigen an dem reichen Weltgefühl aller Völker, die sich für die herrliche Natur begeisterten; die Sänge des Hafis sind für uns ein neuer Born des Empfindens, noch mehr die Sagenwelt der Naturvölker mit ihrem langen und tiefen Geistertraume: der Animismus der Mythendichtung mit der Vergeistung aller Naturdinge regt uns mächtig an; das Gefühl des Schaurigen und Grausigen mit seinem unheimlichen Nervenreiz kann noch in ganz anderer Weise erregt werden, als es durch Goethe geschieht: die flüchtigen Gestalten, die sich wechseln und wandeln, lassen eine viel packendere poetische Schilderung zu, als sie bei Goethe gefunden. Bei Goethe wirkt sehr häufig der Hellenismus vor mit seinem Bedürfniß des scharf Umrissenen und marmornen Bestimmten, und dies ist oft sein Irrstern gewesen. Der Erlkönig ist nicht der Albe des Märchens mit seinen unheimlichen, unsichtbaren, unfaßbaren, sich wechselnden Gestalten: er ist ein festes Wesen mit wohlgesetzter, markiger Stimme, und was er spricht, ist viel zu verständig, menschlich klug, als daß es geisterhaft sein könnte; beim Todtentanz tritt das komische Zwielichtspiel zu stark hervor; die Braut von Korinth ist kein Vampyr, sondern ein Wesen mit Fleisch und Blut. So groß und mächtig angelegt diese Schöpfungen sind, so lassen doch ihre Themen eine feinere Durchbildung, eine dem Geisterglauben der Völker in seinen Grundgefühlen näherkommende Darstellung zu.

Andererseits ist unser philosophisches Empfinden durch Hegel und Schopenhauer und durch die Kenntniß der indischen Philosophen und der persischen Dichter unendlich gesteigert worden. Die mächtigen philosophischen Gedichte Goethe's sind großartige Ansätze der philosophischen Lyrik, aber sie lassen ein weiteres Aufsteigen zu. Das Ein und Alles mit seinem ewigen Wandel, der Geist der Welt, der in ständigen Bildungen sich neu gestaltet, die Verknüpfung des Unendlichen mit der endlichen Erscheinung, das Ueberstrahlen des himmlischen Gefühls in das Dunkel der Welten, alles dieses sind Ideen, die den dichterischen Geist noch tausendfach anregen und bestimmen können — echt modern, denn unser modernes Leben drängt wieder zu einer Lebensanschauung, zu einer Philosophie, die uns mit dem Ewigen verknüpft.

Mit dem nervösen Wesen ist eine Menge von Nuancen verbunden, die früher unbekannt waren oder einer anderen Bildungsform angehörten. Das nervöse Wesen kann zu einer Weichheit führen, die an die frühere Sentimentalität erinnert, sich aber von ihr unterscheidet durch die Tiefe des philosophischen Erfassens und die Feinheit des Empfindens. Der Naturssinn kann neue Züge annehmen; denn die Ueberzeugung, daß unser innerstes Wesen mit dem Kern der Natur verbunden ist*), so daß erst die äußere Erscheinung uns zweit, kann sich zur neuen, entzückten Schilderung des Blumenlebens und des Waldesrauschens gestalten; und aus dem Born der Sprache heraus kann sich ein neuer, belebender Hauch über die Poesie ergießen. Unsere Sprache mit ihrer mysteriösen Andeutungs- und Anempfindungskraft ist noch lange nicht genügend ausgebeutet; ihre Vocalisation und ihr Consonantismus in Verbindung mit den neben jedem Wort einherschwebenden Nebenideen und Nebenempfindungen, mit all dem Unsäglichen, was uns das Wort als Sprachlaut bietet, hat die Kraft, wie Sonnenlicht unsere Seele zu erwärmen und die Kühle des Dämmers über sie streichen zu lassen; die schillernden Bilder können in unserer Seele eine Fülle von Vorstellungen erwecken, ja ein Wort kann in uns die Reminiscenzen früherer Zeiten wachrufen, wenn wir im Wort gleichsam seine Geschichte mitempfinden, wie es im Wechsel der Jahrhunderte von der Nation gesprochen, verstanden, gewürdigt und empfunden worden ist; ein Wort kann uns mit seinen uralten Beziehungen in die Tiefen der naiven Volksseele versenken und in uns die Gestalten aufsteigen lassen, die einst unsere Vorfahren entzückten.

So muß die moderne Welt eine Kunst aus sich gestalten, wenn ihr nur die Geister nicht fehlen, die es vermögen, das flüchtige Empfinden zu fassen, in den Dienst der menschlichen Darstellung zu zwingen und die Ausdrucksmittel zu finden, welche in uns das Ewige mit der Erscheinungswelt zu verbinden vermögen. Gerade Musik, Malerei, Lyrik sind ganz besonders die Künste des Zeitalters der Nervosität und der philosophischen Ergründung.

So möge der Menschheit eine neue Aera der Kunst erblühen, die auf das Zeitalter der Nervosität einen ebenso verklärenden Schein wirft, wie die Periode eines Goethe und Beethoven auf das Zeitalter der Sentimentalität.

*) Vgl. meinen Artikel über die Renaissance des Farbensinns in der Gegenwart 1890, S. 325.

**) Vgl. meine Schrift: Zur Charakteristik Richard Wagner's, S. 8 f. (Mannheim, J. Bensheimer.)

Bourget als Kosmopolit.

Von L. H. Mann.

Es konnte für genauere Kenner der Schriften Paul Bourget's nicht viel Ueberraschendes haben, diesen Meister des heutigen psychologischen Romanes in zweien seiner letzterschienenen Bücher den Kosmopolitismus zur Analyse heranziehen zu sehen. Nicht nur daß in mehreren seiner früheren Romane und Novellen einzelne Nichtfranzosen vorgeführt und mit ungewöhnlichem Verständniß für ihre besonderen National- und Rassenseigenthümlichkeiten behandelt waren; wir wußten auch bereits durch den Kritiker Bourget, der mit einer immer auf's Neue

*) Vgl. auch meine Schrift: Literarisches und artistisches Kunstwerk und sein Autorschutz S. 128. (Mannheim, J. Bensheimer.)

überraschenden Klarsichtigkeit die in dem Romancier vorhandenen Möglichkeiten im Voraus abwägt und seine künftigen Schritte abmißt, wie intim ihn seit langem das Problem beschäftigt, dessen Bearbeitung nunmehr zwei seiner neuesten Productionen nahezu ausschließlich zu danken sind. Unter seinen Versuchen einer „Zeitgenössischen Psychologie", von denen jeder einzelne neben allen Vorzügen eines Kritikers, dessen Bemühen und dessen Ehre es immer war, für keine einzige literarische Kundgebung ohne Verständniß zu bleiben, auch den besitzt, ein Wegweiser für den novellistischen Entwickelungsweg seines Verfassers zu sein, ist besonders einer über Stendhal für unseren Gesichtspunkt bemerkenswerth. Es findet sich darin ein bedeutungsvoller Abschnitt über das Weltbürgerthum des Schriftstellers, der unter dem ersten Kaiserreich Empfindungen und Ideen pflegte, welche die zur Zeit der dritten Republik Lebenden als ihre eigensten zu betrachten gewohnt sind. An dieser Stelle spricht Bourget von der Fähigkeit zu analysiren, welche immer neue Gelegenheiten sich zu üben aufsucht, sich in die verschiedenartigsten, einander widerstreitenden Erfahrungen stürzt, um so allmählich zu der endgiltigen Gewandtheit im Sichhineinleben in fremde Seelenzustände und Bekleiden mehrerer, scheinbar einander ausschließender Naturen zu gelangen, welche man in der französischen Kritik mit dem Worte „Dilettantismus" zu bezeichnen pflegt. Von den Formen, die letzterer annehmen kann, ist eine die Gewohnheit zu reisen. Aber zu reisen mit rückhaltloser Unterwerfung der eigenen Person unter den Druck eines neuen Landes, „wie ein Chemiker einen Körper dem Druck einer neuen Temperatur unterwirft"; auf solche Weise also in England englische Luft zu athmen, was heißen soll, aufgehört zu haben, von den von Hause mitgenommenen Vorräthen an Anschauungen und Gewohnheiten zu zehren, und in Italien sein inneres Leben italienisch zu führen.

Solche zum Verständniß einer fremden Dichterindividualität geschriebenen Ausführungen erfahren eine neue Beleuchtung durch persönliche Bemerkungen, wie die wo der Verfasser von dem Geschmack am Kosmopolitismus spricht, der die tolle Leidenschaft, fast die Manie seiner Jugend gewesen. Das Wort steht in Bourget's Buch über Italien*), das von seinem Meister Stendhal so sehr geliebte Land. Ohne den Vergleich, welcher sich hierdurch sogar stofflich zwischen Meister und Schüler darbietet, zu Ungunsten des einen von Beiden entschieden zu wünschen, kann man finden, daß der Jüngere, der an Energie und Unmittelbarkeit hinter seinem Vorgänger zurückstehen mag, ein größerer Künstler ist. Er ist es unter dem Gesichtspunkte, als Kunst die zugleich sondernde und einigende Kraft zu betrachten, welche das Unwesentliche oder häufig allzu Intime, wodurch die Lectüre von Stendhal's Tagebuch zuweilen unerquicklich gemacht ist, ausscheidet, um das Bewahrte desto fester um den Mittelpunkt leitender Ideen und Eindrücke zu sammeln.

Seine Kunst des Verallgemeinerns mußte sich ungleich schwieriger gestalten, sobald sie von der Uebung an dem landschaftlichen Charakter, an der Bevölkerung, an Kunst und Leben eines einzelnen fremden Landes dazu überging, Typen verschiedener Nationalitäten und Rassen und auch diese wieder in einer ihrem Ursprung fremden Umgebung und Lebensweise darzustellen. Die Aufgabe hatte eine complicirte Fassung bekommen, sobald es sich darum handelte, den eigenen Kosmopolitismus gleichsam mit dem der zu zeichnenden Charaktere zu multiplicieren. Da es aber Bourget war, der sie sich stellte, so konnte die vollgültige Lösung entstehen, welche nunmehr in dem mit einem, wie es scheint, zuerst von Stendhal gebrauchten Wort „Cosmopolis" betitelten Roman vorliegt.**)

„Heute . . . schaffen sich eine beträchtliche Anzahl Personen, wie Beyle, in Graden und Nuancen, die nach den Mitteln und Temperamenten schwanken, Sammelplätze zum Genuß exotischer Eindrücke. Allmählich und Dank einem unvermeidlichen Zusammentreffen der verschiedenen Adepten des weltbürgerlichen Lebens, bildet sich eine europäische Gesellschaft, eine Aristokratie besonderer Art, deren vielfältige Sitten noch nicht ihren endgültigen Maler gehabt haben." Mit diesen Worten war bereits in dem in mancher Beziehung grundlegenden Aufsatz über Stendhal das Thema angedeutet. Bei näherem Eingehen auf dasselbe mögen sich die besonderen Schwierigkeiten aufgedrängt haben, von denen in einigen Bemerkungen der „Italienischen Eindrücke" die Rede ist. „Je mehr ich gereist bin," heißt es dort, „desto augenscheinlicher ist es mir geworden, daß die Civilisation die Grundverschiedenheiten zwischen Volk und Volk, auf denen die Rasse beruht, nicht gemäßigt hat. Sie hat bloß die hervortretenden Aeußerlichkeiten dieser Verschiedenheiten mit einem einförmigen Firniß überkleidet. Das Ergebniß ist nicht eine Annäherung. Die Rasse ist im Gegentheil schwerer zu erkennen, da die Gleichheit der äußeren gesellschaftlichen Formen uns die innerlichen Gegensätze verbirgt. Es erscheint paradox, aber wahrscheinlich kennen wir einander viel weniger, unter Nationen gesprochen, als zu den Zeiten, wo Jeder nach seiner Gewohnheit lebte."

Die Gesellschaft, welche Cosmopolis schildert, ist eine solche, in der kaum Einer nach den ihm von Hause eigenen Gewohnheiten lebt. Alle diese Menschen, die in der gleichen Stadt Rom, wo sie sich theils für immer, theils zu länger oder kürzer begrenztem Aufenthalt niedergelassen haben, die gleiche Existenz des vornehmen Genusses führen, „die gleiche Sprache sprechen, von den gleichen Lieferanten gekleidet sind, die gleiche Morgenzeitung gelesen haben und die gleichen Gefühle und Gedanken zu haben glauben," scheinen bis zur thatsächlichen Gleichheit assimilirt zu sein. Aber es kann auch zwischen ihnen Situationen geben, wo durch den inneren Druck von Leidenschaften der einförmige Firniß, der die Verschiedenheiten ihrer Geburt verdeckt, Sprünge erhält. Wenn in solchem Falle die Rassen unter Hervorkehrung ihrer Grundeigenthümlichkeiten gegen einander gerathen, so ist in erster Linie ein heftiger Zusammenstoß zwischen den weitesten Gegensätzen Schwarz und Weiß zu erwarten. Der Instinkt ist hier so stark, daß er auch wenige Tropfen des schwarzen Blutes, mögen sie selbst vor geraumer Zeit in das Familienblut gerathen sein, unschwer erräth. So erleben die Geschwister Chapron, so ganz gleichgeachtet den Uebrigen, wie sie im täglichen Verkehr sein mögen, dennoch Augenblicke, wo sie darunter zu leiden haben, daß ihr Großvater, ein skrupelloser napoleonischer Oberst, in Südamerika eine hübsche Mulattin geheirathet hat. Allerdings ist auch die Wirkung, welche diese Abstammung auf die Entwickelung ihres Charakters geübt hat, eine verhältnißmäßig bedeutende. Lydia Chapron hatte schon als Kind in dem englischen Kloster, wo sie erzogen wurde, das Unglück, von mehreren ihrer Kameradinnen, Amerikanerinnen, in denen der Rasseninstinkt erklärlicher Weise besonders entwickelt ist, Demüthigungen zu erfahren, welche sie für ihr ganzes Leben verbitterten. Sie vereinigt alle unterordnenden Eigenschaften der schwarzen Rasse in sich: Neid, Heuchelei, Bosheit, niedrige Denkweise. Es soll nicht vergessen werden, daß sie durch eine reinere Empfindung, durch ihre hingebende, zwar auch wieder sklavische Liebe zu ihrem Bruder besser vermenschlicht wird. Auch mögen die Bemerkungen beachtet werden, in denen der Psychologe das Verhältniß zwischen Weiß und Schwarz ausgleichend klarlegt. Mag die Abneigung gegen eine Rasse moralisch ein Vorurtheil sein; „sozial genommen ist sie der Ausdruck eines Erhaltungsinstinktes von unfehlbarer Sicherheit . . . Man kann von denen, die die Opfer eines ähnlichen Instinktes sind, nicht verlangen, das Gesetzmäßige dieser Ungerechtigkeit zu verstehen." Dennoch ließe sich finden, daß in der großen Bestimmtheit, mit der alle seelischen Mängel Lydias unmittelbar aus ihrer Abstammung gefolgert werden, eine gewisse Ungerechtigkeit gegen die Rasse liegt. Gewiß ist die Figur, so wie sie gezeichnet ist, durchaus glaubhaft; der Einwand kann nur ein formaler sein. Es handelt sich höchstens darum, ob alle die Verkehrtheiten im Empfinden des Kindes, welche berichtet werden, und die sicherlich sich zu dem durchaus krummen Charakter der ausgewachsenen Frau herausbilden können, es auf jeden Fall müssen. Die übergroße Zweifellosigkeit des Autors hierüber macht den Eindruck eines leichten

*) Sensations d'Italie, Paris, Lemerre.
**) Cosmopolis. Roman. Paris, Lemerre.

Rückfalls in den schematisirenden Naturalismus, der doch sonst nicht Bourget's Sache ist.

Wie seine Schwester die volle Fähigkeit zur Heuchelei, so hat Florent Chapron die ganze Opferfreudigkeit der Rasse geerbt. Glücklicher als Lydia, hat er in der Knabenpension anstatt der Demüthigungen durch Landsleute einen jungen, früh nach Europa verpflanzten Amerikaner kennen gelernt, dem er sich für sein ganzes Leben ergeben hat, in einer Freundschaft, die von der Sklaverei außer dem Namen Alles hat. Da später der junge Maitland, welcher Malerei studirt hat, mittellos wird, verschafft Florent, der wie ihn selbst so das Talent des Freundes anbetet, ihm durch eine Heirath das Vermögen der Schwester. Der Maler, eine gerade Natur, aber von amerikanischer Rücksichtlosigkeit und unfähig jeder subtileren Empfindung, vernachlässigt die ungeliebte Frau. Durch das Verhältniß, das er mit der Gräfin Steno eingeht, werden der anglo-saxonische und der romanische Theil der kleinen Gesellschaft in der Handlung enger mit einander verknüpft.

Frau von Steno ist vielleicht die gelungenste Figur des Romans. Zu dem geheimnißvoll brennenden Interesse, das einen Dichter zu reizen pflegt, für jenes seiner Geschöpfe, in dem alle weiblichen Instinkte bis zum letzten consequent ausgebildet sein sollen, immer neue Räthsellösungen zu suchen, gesellt sich wiederum der dilettantische Contrast: Für den überall und ausschließlich analysirenden Autor mußte die Aufgabe im höchsten Grade verlockend sein, eine ganz und gar impulsive Natur bloßzulegen. Thatsächlich ist der das Wesen der Gräfin bestimmende Zug eine in keinem Augenblick gebeugte Energie. Diese gelangt in jeder ihrer Aeußerungen und gleich stark in ihrer Liebe wie in ihrer geschäftlichen Thätigkeit zum Ausdruck. Denn diese Frau hat aus den gänzlich verschuldeten Besitzthümern ihres verstorbenen Gemahls durch gute Verwaltung und klug abgepaßte Terrainverkäufe im Laufe der Jahre Millionen zu ziehen gewußt. So ist es möglich, daß ein einziger Morgen sie nacheinander in den widersprechendsten Situationen zeigt: im Begriffe, die Wirthschaftsgeschäfte eines ihrer Güter abzuwickeln; zwei sehr verschiedenen Freunden einen vermittelnden Dienst zu leisten bemüht; in einer stürmischen Scene mit einem verlassenen Geliebten und endlich, unmittelbar darauf, dem neuen Auserwählten gegenüber. Denn die vierzigjährige und verführerische Frau wechselt ihre Günstlinge mit einer fast brutalen Rücksichtlosigkeit. Wer ihre Natur mißversteht, muß sie in jedem einzelnen Falle für die Betrügerin halten. Aber diese Venetianerin, welche die völlig ungeschwächte Seele einer Dogaresse der Renaissance besitzt, hat nie gelogen. Sie hat immer von Neuem ein erstes Mal wahrhaft zu lieben geglaubt und sich mit der vollen Heftigkeit ihres Empfindens hingegeben, um sich mit der gleichen Offenheit zurückzunehmen, sobald ihre Leidenschaft gekühlt. Um so feiner ist die Beobachtung, welche sie als die zugethane Freundin der wenigst aufrichtigen und ehrlichen Persönlichkeit sieht, des Barons Hafner. Die beiden Menschen haben vor Allem einen schrankenlosen Egoismus und die damit verbundene Scrupellosigkeit in der Wahl ihrer Mittel gemeinsam. In's Detail verfolgt ergibt diese Aehnlichkeit z. B. den Beiden eignenden „Instinkt, immer Alles in Ruhe beizulegen". Natürlich ist eine Freundschaft zwischen Personen dieses Schlages nur bei gegenseitiger Nützlichkeit möglich. Der Baron ist der finanzielle Berather Frau von Steno's, während sie ihm seine gesellschaftliche Position sichern und erhöhen hilft. Justus Hafner ist als Sohn eines deutsch-jüdischen Juwelen- und Pretiosenhändlers in Berlin geboren, hat nach dem Tode seines Vaters das Geschäft fortgesetzt, bald zu speculiren begonnen, zuerst gewonnen, dann Alles eingebüßt; sein Vermögen von klein auf wieder begonnen, von Neuem mit Erfolg spekulirt, in Wien, wo er baronisirt ist, den „Austro-dalmatischen Credit" gegründet, zweifelhafteste Geschäfte gemacht und ist aus dem großen Krach des Bankunternehmens als zehnfacher Millionär hervorgegangen, worauf er in einem Sensationsprozeß unter belastenden Umständen freigesprochen ist. Seitdem hat er, nach Rom übergesiedelt, seine, in der jüdischen Rasse häufige, Zielsicherheit, welche mit den Mitteln einer cynischen Menschenkenntniß arbeitet, genau so auf die Eroberung einer sozialen Stellung ersten Ranges angewandt, wie dieselbe ehemals der Anhäufung von Reichthümern galt. Mit Hülfe der Gräfin ist er glücklich dahin gelangt, die Verlobung seiner Tochter mit dem ruinirten Fürsten Peppino Ardeo perfect zu machen. Ohne daß der leichtsinnige, römisch-liebenswürdige junge Mann, der, halb großer Herr, halb Gassenjunge, seinen eigenen Ruin bespöttelt, etwas ahnt, hat der Baron fast sein ganzes Besitzthum an sich gebracht und hält den Fürsten völlig in seiner Hand.

Hafner's Mutter war Holländerin, sein Vater wie gesagt Deutsch-Jude. In seiner Familie, die seit langem in Deutschland ansässig ist, sind die deutschen Einflüsse gewiß mitzurechnen. Aber wenn außer ihm und seiner Tochter von deutschen Namen in „Kosmopolis" nur noch der eines Fräulein Weber vertreten ist, die Gouvernante im Hause der Frau von Steno, zur Zeit der Handlung aber auf Reisen ist, so kann doch nicht unbemerkt bleiben, wie spärlich hier das Deutschthum, welches in Wahrheit einen so vorwiegenden Bestandtheil der kosmopolitischen Gesellschaft ausmacht, berücksichtigt ist. Doch ist es nicht nothwendig, diesen auffälligen Mangel unmittelbar mit einer hier mitredenden Feindlichkeit des Autors zu erklären. Wenn eine seiner Figuren ihre Abneigung gegen unsere Nationalität ausspricht, so wäre es offenbar ein Rückfall in den alten Irrthum, welcher den Dichter für sämmtliche Aeußerungen seiner Geschöpfe verantwortlich macht, wollte man ohne Weiteres bei Bourget die gleiche Stimmung voraussetzen. Es ließe sich eher denken, daß der ganz und gar psychologisch veranlagte Autor, dessen Bewußtsein sich von jedem Vorurtheil fast ängstlich freizuhalten pflegt, gefühlt hat, daß ihm selbst unbewußt dennoch eines oder das andere der allmählich im Blute liegenden nationalen Vorurtheile in seinen Gedankengang eindringen möchte, falls er die Analyse eines deutschen Charakters unternehmen würde — und daß er darum vorgezogen hat zu schweigen. Schließlich wäre dies nur ein durchaus loyales Darthun des echtesten Kosmopolismus. Außerdem aber ist es möglich, daß dem Dichter die Aufgabe, einen deutschen Typus zu schaffen, nicht einmal besonders interessant erschienen ist, schon deshalb, weil sein zum großen Theil auf intime Contraste gestellter Dilettantismus im deutschen Geiste viel zu wenig durchaus Fremdes entdeckte. Niemals haben zwei andere europäische Völker so in fortgesetzten wechselseitigen geistigen Beziehungen gestanden, wie es, bei allen nationalen Gegensätzen, zwischen Deutschland und Frankreich der Fall ist. Den bei uns täglich fühlbaren Einfluß der französischen Literatur unbesprochen gelassen, lag auch die Wirkung zumal unserer Philosophie auf den französischen Geist seit langem zu Tage. Wie weit die ältere Generation der zeitgenössischen französischen Schriftsteller nach Art H. Taine's von Hegel geleitet worden ist und wie viel in dem Dilettantismus der Neueren, der in dem nun verstorbenen Hegelschüler Ernest Renan seinen literarischen Ursprung nimmt, von deutschem Geiste zu verspüren ist, hat Bourget selbst gelegentlich untersucht. Die Heutigen, selbst wenn sie begreiflicherweise nicht so freimüthig wie etwa noch Renan zugeben mögen, was sie Deutschland verdanken, werden dennoch Schopenhauer's Bekanntwerden als in ihrer Literatur epochemachend erachten. Daneben liest man heute in Frankreich, vielleicht besser als bei uns, Goethe's Romane. Von anderen, auf allen Gebieten der geistigen Production liegenden deutschen Einflüssen erwähnt Bourget selbst einen, wenn er in den „Italienischen Eindrücken" gelegentlich seine Landsleute anklagt, dem deutschen Gregorovius größere Aufmerksamkeit zu schenken als ihrem gleichwerthigen Historiker Lenormand. — Man begreift bei der Erinnerung an die hier skizzirten Verhältnisse, weshalb der nach immer neuen exotischen Eindrücken verlangende Psychologe das deutsche Element in so geringem Maße berücksichtigte, um ein desto mehr gespanntes Interesse dem englischen entgegenzubringen. In der That fand er hier am vollständigsten und ausgebildetesten was er suchte, nämlich den genauen Gegensatz zu Allem, was französisches Wesen kennzeichnet. Die bis in den Kern gesunde Volksenergie der Anglo-Saxonen stellt dieselben von selbst der ältesten europäischen Rasse, der gallo-romanischen gegenüber. Mit

der hohen intellectuellen Bildung des ganz mit Literatur durchgeistigten Frankreich verglichen, muß die in der Hauptsache rein physische Ausbildung, welche jene Rasse charakterisirt, als eine immer auf's Neue vorgenommene Verjüngung erscheinen. Bourget ist während seiner in England selbst betriebenen Studien des englischen Nationalcharakters, deren Erfolg einige kritische Aufsätze bezeugen, zu einer fast einwandlosen Bewunderung des ganzen Volkes, seiner Sitten, seiner Lebensweise, seiner Anschauungen gelangt. So scheint es, als ob er in seinem fast sehnsüchtigen Sichhineinleben in die englische Seele ihr gegenüber allmählich etwas an seinem unparteiisch klaren Blick eingebüßt habe. Eine starke und andauernde Vorliebe für den Gegenstand scheint hier in gewissem Grade dem psychologischen Erkennen desselben zum Hinderniß geworden zu sein.

Bedenken solcher Art können sich bei Betrachtung einer Figur einstellen, wie es Maud Gorka in „Kosmopolis" ist. Die Eigenschaften, welche den Charakter dieser energischen und an Seele ebenso wie an Körper kerngesunden Frau in der That sehr hoch stellen, sind gar zu häufig zu „echt englischen" verallgemeinert, obschon sich nicht einsehen läßt, warum sie sich nicht in gleichem Maße in den Angehörigen anderer Rassen und Nationalitäten vorfinden sollten. Einige davon ließen sich sogar, ohne damit zu bestreiten, daß sie in englischen Charakteren häufig sein mögen, durch die genau entgegengesetzten und dabei nicht weniger häufigen ergänzen. Wenn Maud's, der verheiratheten Frau, seelische und intellectuelle Unschuld den Intriguen eines complicirteren Liebesverkehrs gegenüber als bezeichnend für die Frauen ihres Stammes behandelt wird, ist es nicht schwer, sich dessen zu erinnern, daß es die englische Sprache war, welche originale Bezeichnungen von der Art des beliebten „flirt" schuf. — Aber solche leichte Einwände werden kaum vermögen, den Genuß zu stören, welche die an sich bewundernswerthe Zeichnung dieser bei der Complication von Charakterfestigkeit und Arglosigkeit der Seele so rührenden Frauengestalt gewährt. Sie ist die Gattin des von Frau von Steno dem amerikanischen Maler geopferten Grafen Boleslas Gorka. Dieser Mann, welcher polnische Tapferkeit und Galanterie mit vollständiger Widerstandslosigkeit gegen seine ihn selbst betäubenden Affecte vereinigt, ist durch den Verrath seiner Maitresse in eine Raserei versetzt, die gleichzeitig von Liebe und Haß genährt wird. Obwohl Maud am Vorabende des Duells seine Absicht erfahren hat, schlägt er sich wegen der Gräfin mit Florent Chapron, dem Schwager seines glücklichen Rivalen, der sich in seiner Opferfreudigkeit für Maitland die Herausforderung zugezogen hat. Die raubthierartige Wildheit, welche Gorka während dieser Angelegenheit — es kommt zu einem doppelten Zweikampf — bekundet, ist jedoch nur ein letztes Aufschäumen seiner Leidenschaft, die seit dem Augenblick gebrochen ist, da er seiner Gattin, die plötzlich sehen gelernt, gegenüberstand. Die Frau, welche während der zwei Jahre, über die seine Beziehungen zu der Gräfin Steno sich ausgedehnt, in vollständig ahnungslosem Vertrauen an seiner Seite gelebt hat, um nun plötzlich mit einer so unerhörten Heftigkeit der Zerstörung ihr ganzes häusliches Glück zerbrochen zu fühlen, erlangt ohne Weiteres über den innerlich vornehmen und ihr gegenüber tief beschämten Mann das Uebergewicht. Er zittert davor, sie der bei ihrer loyalen Natur namenlosen Entrüstung und dem Bewußtsein, daß ihre bis dahin so innige aber nur bei dem Glauben an seine Aufrichtigkeit mögliche Liebe unwiederbringlich sei, nachgeben zu sehen. Am Krankenbett, auf das ihn eine leichte Verwundung in dem unglückseligen Duell geworfen, theilt sie ihm mit, daß sie aus Pflichtgefühl gegen ihren Sohn — Gorka selbst hat als Kind zwischen den von einander getrennten Eltern gestanden — bei ihm ausharren will, und daß sie, sobald sein Zustand es erlaubt, nach England abreisen werden.

Die Person, welche durch die Aufklärung von Gorka's Gattin diese Katastrophe herbeiführt, ist Lydia Maitland, die durch die freche Treulosigkeit ihres Mannes auf's Aeußerste erbitterte Frau, der zudem als Wirkung ihrer charakteristischen Abstammung eine Fähigkeit der plebejischen Perfidie innewohnt, welche eine Natur wie Maud Gorka nicht entfernt zu begreifen vermag. Sie hat die Gewohnheit, ihres Gatten Briefschaften zu durchstöbern, sie kennt alle Einzelheiten seines Verhältnisses zu Frau von Steno, sie unterrichtet davon in anonymen Briefen den Grafen Gorka, der sich zur Zeit auf seinen heimischen Besitzungen aufhält und nunmehr ohne Besinnen ganz Europa durchquert, um sich in Rom Gewißheit zu schaffen. Dies ist nicht der höchste Grad ihrer Scrupellosigkeit. Da sie selbst, ihrer ganzen Seelenverfassung zufolge, an eine ahnungslose Reinheit wie die Maud Gorka's nicht glauben kann, welche sie im Gegentheil für vollkommen unterrichtet hält, hat sie den Hebel zu ihrem Rachewerk zunächst an einer anderen Seite angesetzt. Sie macht sich kein Gewissen daraus, gleichfalls anonym die junge Tochter der Gräfin Steno von den galanten Beziehungen ihrer Mutter in Kenntniß zu setzen. Alba Steno ist ein feines junges Geschöpf, mit der Vereinigung von seelischer Zartheit und geistiger Klarsichtigkeit, welche einige der von Bourget geschaffenen Frauengestalten wie von einer weicheren, mehr traumhaften Atmosphäre umflossen erscheinen läßt als es die des täglichen Lebens ist. Sie sieht mit ihrem seltsam rührenden Mädchenpessimismus sehr gut die materielle Prosa der sie umgebenden und in ihre glänzende Existenz mit hineinspielenden Verhältnisse. Sie lebt noch in der Wehmut darüber, durch den Geschäftsabschluß des Baron Hafner mit dem Fürsten Ardea ihre Freundin Fanny Hafner an den letzteren verkauft zu sehen, als sie die ihre Mutter mit so grausamer Genauigkeit beschuldigenden Briefe erhält. Durch letztere sind ihr plötzlich die Augen geöffnet über gewisse Eigenthümlichkeiten in der Lebenseinrichtung der Gräfin, die jedem Unbetheiligten ohne Weiteres auffällig erschienen wären, und die sie in ihrer grenzenlosen und zum Zweifel unfähigen Verehrung für die bewunderte Mutter immer übersehen hat. Ihre feine, empfindliche Seele beginnt jetzt beim Anblick der letzteren zu leiden, wenn sie sie bei Tafel in der vertraulichen Conversation mit ihrem Geliebten beobachten muß, während sie zugleich „mit einer schrecklichen Klarheit fühlte, was sie gewöhnlich nur auf unbestimmte Weise empfand, den unkeuschen Charakter der Schönheit ihrer Mutter". Sie kann ein Leben nicht ertragen, welches sie mit seiner fortwährenden Lüge zu einem haltlosen intimen Nihilismus führen müßte. Diese verhängnißvolle Stimmung erhält von innen heraus Nahrung bei ihr, die die natürliche Tochter des durch Selbstmord geendeten Fürsten Werekiew ist. Es kommen Augenblicke, wo bereits ihr ganzes Leben und Athmen auf den einen dunkeln Punkt gerichtet ist, wo sie vom Fenster aus mit der Sicherheit einer Vorherbestimmten sich für die nächste Minute zerschmettert auf dem Straßenpflaster erblickt. Sie wählt einen stilleren, für alle Theile weniger compromittirenden und zugleich — ihre Eitelkeit weniger kränkenden Tod. Bevor sie aber hinausfährt, um sich an einem der zumal im Frühling gefährlichen Fieberorte, welche sich unmittelbar vor Rom finden, den sicheren Tod zuzuziehen, macht sie einen letzten, verzweifelten — vergebenen — Versuch, sich vor sich selbst zu retten. Sie gewinnt es sich ab, sich dem Manne zu erklären, der mit seiner diskreten Art, ihr Trost und Hoffnung einzuflößen, ihr einziger Vertrauter — mit einer halb mokanten, halb sentimentalen Vertraulichkeit — geworden ist, den sie liebt und von dem sie sich geliebt glaubt.

Dieser Mann steht in gewisser Weise im Mittelpunkte aller Vorgänge, obwohl er selten und, abgesehen von dem Duell, zu welchem ihn der wüthende Gorka zwingt, niemals für sich selbst in dieselben eingreift. Aber er ist in fast alle die Verwickelungen des Geschehenden, von denen den Betheiligten jedesmal ein Theil unklar bleibt, eingeweiht, Dank der Freundschaft, die ihn, als die Conflicte ausbrachen, gleichzeitig mit dem Steno'schen Hause und mit dem Grafen Gorka verknüpfte. Es ist dies Julien Dorsenne, ein französisch-kosmopolitischer Romancier, der sich mit mehreren durch zarte Analyse ausgezeichnenden Büchern einen immer wachsenden Ruf erworben hat, und dessen Ehrgeiz es ist, seine Auflage endlich in das dreißigste Tausend steigen zu sehen. Er hat keine anderen als literarische Wünsche. Er ist einer der Schriftsteller, die „den Geschmack oder vielmehr die Manie der Ideen besitzen, die den

Gelehrten und Philosophen macht". Aber es vereinigt sich mit dem Philosophen in ihm der Künstler, und so ist er weder Metaphysiker noch Geschichtenerzähler, sondern er hat mit seinen beiden widersprechenden Tendenzen einen Compromiß geschlossen, den er selbst dahin ausdrückt, „lebhafte Eindrücke intellectualisiren" zu wollen. „Klarer ausgedrückt," sagt Bourget, „er träumte davon, die größte Zahl von Eindrücken, welche die menschliche Existenz gewähren kann, zu erproben und dieselben zu durchdenken, nachdem er sie durchprobt." Demgemäß hat er von Beginn seiner literarischen Laufbahn so viel wie möglich verschiedene Lebenskreise durchschritten, jeden nur als einen unter der Menge der vorhandenen betrachtet und sich keinem für immer angehörig gefühlt. Ganz unter diesen Bedingungen denkt er eine Zeit lang in der kosmopolitischen Gesellschaft Roms zu leben, an den scheinbar so banalen Existenzen des eleganten Lebens die Spuren der Rasse und der Erblichkeit wahrzunehmen, „auf die er ganz besonderen Werth legt", und den Dramen zuzusehen, „während welcher sich in einem Winkel des Salons wahre Rassenkämpfe abspielen". Er will, so intim er sich auch in die Existenz dieser Kosmopoliten hineinlebt, doch im letzten Grunde Zuschauer bleiben: man bemerkt den Dilettantismus. So scheint die Figur Dorsenne's mehr als einen Zug eines Selbstportraits von Bourget erhalten zu haben. Es finden sich wohl auch Wünsche darin aufgezeichnet, welche der Dichter für sich selbst hegen mag oder Störungen, vor denen er seine eigene Entwickelung behüten möchte, wie dort wo es von Dorsenne heißt, daß er „stets zu rasch verallgemeinere". Man nehme jene Fälle hinzu, wo die Analyse des Autors selbst gleichsam durch diejenige Dorsenne's ergänzt wird, so daß er fast als ein zweiter Dichter der Vorgänge erscheint, wie an der Stelle, wo Dorsenne einen stürmischen Schmerzensausbruch zwischen den beiden armen betrogenen Kindern Fanny Hafner und Alba Steno voraussieht: „Was für Blicke und was für Worte werden sie wechseln? Das wird einen Dialog geben, der wirkungsvoll aufzuzeichnen wäre! Aber die leidenschaftlichsten Unterredungen sind stets ohne Zeugen. Man muß sie erfinden. Eben darum ist die Kunst immer dem Leben untergeordnet . . ." „Sie sollte in der That noch am Nachmittag stattfinden," fährt Bourget sodann im eigenen Namen fort, „diese aufregende Scene, und weniger als 24 Stunden nachdem der Romanier sich selbst so sein Bedauern ausgedrückt hatte, ihr nicht beiwohnen zu können. Nur täuschte er sich über die Haltung des Dialogs in einer Weise, die wieder einmal darthat, daß eine feine Intelligenz niemals ein einfaches Herz errathen kann. Die schmerzlichsten von allen moralischen Trauerspielen knüpfen und lösen sich zumeist durch Schweigen." — Man nehme Fälle dieser Art hinzu und man kann bemerken, wie sich dadurch die Figur Dorsenne's, in der sich die Geschehnisse auf eine besondere Art spiegeln, gewissermaßen zu einem jener romantischen Zwischenspiele erweitert, wo man eine Bühne auf der Bühne erblickt. Dies findet sogar in dem Grade statt, daß Dorsenne aus der von ihm zur Zeit gepflegten Gesellschaft Anregungen zu literarischen Plänen schöpft, die der Verfasser seinerseits, während er sie constatirt, zum Theil schon verwirklicht. So stellt Dorsenne Erwägungen an über die Freundschaft Florent Chapron's für seinen berühmten Schwager und vergleicht dieselbe mit Verhältnissen wie Eckermann-Goethe u. A., um jedesmal dieses völlige Aufgehen des Bewundernden in dem Bewunderten zu finden, welches er als ein Thema bezeichnet, das noch nie genügend behandelt wurde.

Bei der Unermüdlichkeit eines Schriftstellers, der wie Dorsenne keinen ihm zugänglichen Eindruck versäumt und jeden alsbald in literarischem Gedankengange verarbeitet, ist es nicht zu verwundern, daß auch die Stadt, die ihn zeitweilig beherbergt, ihn mit ihrem reichen Ideenschatz beeinflußt. Mag etwas von der romantischen Widerspruchslust des modernen Literaten in ihm liegen, der nach dem Genuß alles dessen, was die Ideen des Zeitalters seiner Sensibilität bieten können, halb muthwillig, halb sehnsüchtig-unbefriedigt zu religiösen Stimmungen zurückzukehren liebt, so kann diese seine Veranlagung an keinem Orte besser als in dem heiligen Rom zur Entfaltung gelangen. Thatsächlich zeigt er sich von Anfang an mit einem Manne in freundschaftlichem Verkehr, in welchem die Ideen lebendig fortleben, die in einem Geiste wie dem Dorsenne's gehegt, das Ansehen träumerischer Erinnerungen haben. Der Marquis von Montfanon ist päpstlicher und französischer Offizier gewesen, ohne daß während seines im höchsten Grade weltlichen Jugendlebens der religiöse Funke je in ihm erloschen wäre. Nun in dem Alter, da in anderen Herzen mit dem Abzug der Leidenschaften und Wünsche eine traurige Leere eintreten kann, in dem seinen vielmehr jener Funke zu einem stillglühenden Feuer erwacht ist, hat der alte Soldat sich für den Rest seines Lebens nach Rom zurückgezogen, um ausschließlich seinem Glauben und den Studien zu leben, welche er über die Beziehungen des französischen Adels zur Kirche anstellt. Auch diese sind ihm Herzenssache, denn in derselben aufrichtigen, zugleich schlichten und begeisterten Weise, wie er Katholik ist, ist er Aristokrat und Royalist. Und damit finden sich in diesem seltsamen Freundschaftsverhältniß vielleicht die beiden einer Annäherung unzugänglichsten Gegensätze zusammengestellt, die sich auf intellectuellem Gebiet denken lassen. Es ist dies der Gegensatz zwischen der positiven, abgeschlossenen Einheit und der niemals ganz auszurechnenden und stets nach allen Seiten auszudehnenden Vielheit, zwischen dem Zustand des „Besessenen", wenn es gestattet ist, mit diesem deutlichen Max Stirner'schen Wort den bezeichnenden französischen Ausdruck maniaque wiederzugeben, und dem des Dilettanten. „Was ist Wahrheit?" Er wiederholt mit hartem Ton die Frage, die für ihn die ganze Geistesrichtung Dorsenne's beschließt, und er zögert keinen Augenblick, sie zu beantworten. „Die Wahrheit ist, daß es immer und überall eine Pflicht zu erfüllen gibt." Und die Pflicht Dorsenne's, welche er vernachlässigte, war nach des Marquis Auffassung, sich nicht mit dem jungen Mädchen zu beschäftigen, wenn er sie nicht liebte, wenn er sie dagegen liebte, sie zu heirathen und aus ihrer abscheulichen Umgebung zu ziehen." Denn jene Worte werden nach der Lösung aller Conflicte, nach dem unglücklichen Ende Alba Steno's gesprochen. Daß sie berechtigt sind, gibt man zu, wenn man weiß, daß für Dorsenne „keine Frau, Maitresse oder Freundin je etwas anderes gewesen ist, als in neun unter zehn Fällen eine zu befriedigende Neugierde und im zehnten Falle ein Vergnügen, das gekostet, oder ein Duft, der eingeathmet, und sodann ein Modell, das gemalt werden wollte." Aber hat es denn für diesen Dilettanten jemals irgend Etwas gegeben, dem er sich anders als mit diesen Absichten genähert hätte? „Das intellectuelle Vergnügen," sagt Montfanon in seiner Philippika gegen den Dilettantismus, „dieses Vergnügen ist für Sie der einzige Grund, der ausschließliche Zweck Ihrer Existenz und jeder Existenz, Ziel und Ende des ganzen Weltalls. Tausende von Generationen haben gelitten, haben geweint, haben gekämpft, haben sich vertilgt für das Vergnügen des kleinen Kitzels, den Ihnen Ihr Gedanke gibt." Dorsenne ist in der verzweifelten Stimmung, in die ihn das Schicksal Alba's, zu dessen Erfüllung er ahnungslos beigetragen, versetzt hat, bereit, die Berechtigung aller dieser Vorwürfe zuzugeben. „Aber ach," fügt er hinzu, „was ist dabei zu thun! Es ist die Krankheit eines allzu verfeinerten Jahrhunderts, und es gibt für sie keine Heilung." — „Es gibt eine," erwidert Montfanon, der den Satz Balzacs wiederholt: „Der Gedanke, das Prinzip alles Bösen und alles Guten, kann einzig durch die Religion verbreitet, gezügelt, geleitet werden." Und gleich darauf macht er seinen jungen Begleiter auf den Arzt aufmerksam, der diese, wie jede andere Seelenkrankheit zu heilen vermöge. Denn diese im höchsten Grade bedeutsame Unterredung findet in den vatikanischen Gärten, zu denen Montfanon Zutritt hat, statt, und es ist Niemand Anderes als Leo XIII. selbst, den die beiden Männer durch den Park auf seinen Wagen zuschreiten sehen. Montfanon schildert seinem Begleiter das Leben des Papstes, welches dasjenige eines entthronten Fürsten ist, und er schließt mit dem Worte, das der Pontifex selbst einst unter sein Bildniß gesetzt: Debitricem martyrii fidem, der Glaube ist zum Martyrium verpflichtet. Dorsenne widerholt es bewundernd, um sodann das zugleich tiefe und tief schmerzliche Geständniß hinzuzufügen: „Sie haben soeben die Dilettanten und die Sceptiker übel genug mitgenommen.

Aber glauben Sie, daß es einen einzigen gibt, der das Martyrium ausschlagen würde, wenn er zu gleicher Zeit den Glauben haben sollte?" — Es kann ja ausschließlich die Stimmung der Stunde sein, die aus diesen Worten spricht. Es wäre möglich, daß Dorsenne dem Dilettantismus in derselben Minute auf's Neue nachgibt, wo er der Verdammung desselben beipflichtet. Immerhin müßte es einigermaßen überraschen, den Dilettantismus, der von Montfanon einmal „intellectuelle Akrobatik" genannt wird, in dem Augenblick, wo er seinen höchsten Grad erklettert hat, herunter- und umschlagen und sich in sein Gegentheil verkehren zu sehen. Wenn nicht die soeben citirten die Schlußworte Dorsenne's wären, wenn wir seine Entwickelung weiter verfolgen könnten — ob wir ihn als Katholiken wiederfänden?

Was Bourget selbst betrifft, so hat man ihn von Anfang an den Katholizismus etwas wie eine leichte, halb wehmüthige Koketterie entgegenbringen sehen. Der wachsende Geschmack am Dilettantismus und Kosmopolitismus führte zumal in den „Italienischen Eindrücken" den Dichter dazu, sich tiefer in die christliche Stimmungswelt zu versenken. In keinem seiner Bücher aber war der Katholizismus in der Rolle erschienen, welche er in Cosmopolis bekleidet, nämlich als etwas wie ein moralischer Gradmesser und zugleich als Maß für die Widerstandsfähigkeit und Lebenskraft einer Seele. Dies kommt außer in der zwischen Dorsenne und Montfanon auch in der Freundschaft von Alba Steno und Fanny Hafner zum Ausdruck. Alba, das feine zarte Weltkind, besitzt in ihrem leichten, klugen Skeptizismus nicht den Halt, welcher der nicht weniger unglücklichen Fanny ganz natürlich zur Rettung wird. Diese hat über ihren bis dahin verehrten Vater gleich schreckliche Aufklärungen erhalten wie ihre Freundin über die geliebte Mutter, aber dies und alles erdenkliche Andere ersetzt ihr der glühendste und durch ihre soeben stattgehabte Conversion besonders angefachte Glaube. — Können nun Züge dieser Art, mag das beinahe wie eine Apotheose anmuthende Bild in päpstlichen Garten zusammen mit den Schlußworten Dorsenne's, wenn auch ohne jede Sicherheit, als eine Vorbereitung auf ein künftiges Heranziehen christlicher Probleme aufgefaßt werden, so ist es dagegen gewiß, daß dieselben niemals mit der Einseitigkeit eines Voreingenommenen behandelt sein werden. Hievor wird einen Schriftsteller wie Bourget stets die von jeher von ihm geübte, auf dem Ausschluß jedes Vorurtheils beruhende Technik bewahren, die man als die analysirende zu bezeichnen pflegt. Dieselbe hat in Frankreich eine nicht weniger ruhmreiche Tradition als in unserer deutschen Literatur. Wie wir auf Goethe, dürfen die Franzosen auf Stendhal und auf Laclos, den Verfasser der Liaisons dangereuses, zurückblicken. Vielleicht hat die poetische Seelenanalyse in unseren Tagen stärkere Fortschritte gemacht als je zuvor, und wenn dies der Fall ist, so ist es, wie bekannt, nicht zuletzt Paul Bourget zu danken. Er hat sie zudem in Romanen ausgeübt, welche an Fülle der Handlung und Reichthum der Composition den spannendsten Sittenromanen nichts nachgeben; auch hier bedeutet Cosmopolis wiederum einen starken Fortschritt. Es erscheint unnöthig darzuthun, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes über dieselben reichen Mittel der zugleich zarten und tiefen Seelenkenntniß verfügt wie derjenige von Un Coeur de femme oder Mensonges. Im Anfang seiner Laufbahn hatte das Programm der „Kunst um der Kunst willen" sicherlich keinen besseren Befolger. In der Folge vervollkommnete sich seine Technik gewiß fortwährend, aber vor den stets gleichbleibenden Voraussetzungen und Absichten des Dichters mag mehr als einer der Bewunderer Bourget's sich der Stelle in einer seiner wunderbaren kleinen Novellen erinnert haben, wo der Dichter von dem melancholischen Glück eines untergegangenen Kollegen spricht und damit schließt, dies Glück eines armen Narren begehrenswerther als das Verfassen des fünfundzwanzigsten Romans zu finden. Klang das nicht wie die wehmüthige Prophezeiung eines Ermattens oder einer Erstarrung in Manier und Routine? Dann aber hat man gesehen, wie der Dichter vom Mittel den Zweck zu trennen begann, welcher damit eine selbständige Existenz erhielt. In la Terre Promise ist die reife, vollendete Kunst der Analyse plötzlich zu nichts Anderem eingesetzt, als um schlechthin ein moralisches Problem zu lösen oder, wie wir uns auszudrücken gewöhnt sind, einen Tendenzroman zu schreiben. Und nun wurden wir diesmal damit überrascht, daß in den auf's Höchste ausgebildeten Dilettantismus und Kosmopolitismus einzelne neue Töne hineinspielten, welche ein wenig mystisch gedämpft erklangen. Werden sie das nächstemal verstärkt zu hören sein? Oder bereitet Bourget von einer anderen Seite seines Wesens aus wieder eine neue Ueberraschung vor? Wir können nicht wissen, wie viele Möglichkeiten noch in dieser erstaunlich reichen Dichternatur verschlossen liegen. Wir können nur wünschen, daß sie alle bis auf die letzte zur vollen Entfaltung gelangen mögen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Unverwundbare.

Von Maurus Jokai.

Autorisirte Uebersetzung von G. Steiner.

Laßt sein Bild wieder vor mir erscheinen, so wie er damals als Kind war und mit mir im Sande spielte; so wie er aussah, als man ihm eine Waffe in die Hand gab und sagte: „Vorwärts!" und so, wie er mit mir alterte und mich weit hinter sich ließ. Er war General, ich einfacher Soldat. Lange wird man ihn nennen und loben, bis ein Zweiter seinen Namen vergessen machen wird. Erlaubt mir, daß ich ihn nur „meinen Paul" nenne, so wie ich stets gethan, als er Kind, Soldat, General war. Ihr könnt Euch ja den Namen hinzudenken.

Junge Burschen waren wir noch beide, als Murawieff's Angriff überwunden wurde. Ihr fragt, wer dieser Murawieff war? Ihr braucht das nicht zu wissen. Genug, daß er war, starb und vergessen wurde. Aber dazumal wüthete eine böse Seuche im Zarenreiche; grimmiger als die Cholera, ansteckender als der Typhus, zum Glück aber auch leichter zu heilen. Bedeutend leichter. Nun, auch wir wurden von der Seuche erfaßt; auch wir wurden leicht, sehr leicht von ihr geheilt. Diese Krankheit fängt nämlich mit einem eigenen Seelenzustande an; man fühlt, wie sich das Blut erhitzt und die Brust für den Athem zu eng wird; man sieht alles in einer anderen Beleuchtung, man ist unzufrieden mit dem Bestehenden, sehnt sich nach dem Unmöglichen und kommt auf tolle Gedanken. Stellt euch nur vor: unsere Krankheit brachte es mit sich, daß wir mit dem Lauf der Dinge im heiligen russischen Reich nicht zufrieden waren, und wir wollten nichts weiter, als daß alle Menschen einander gleich und der Herr so viel wie der Knecht sei! Der Himmel bewahre euch vor diesem gefährlichen Uebel!

Als diese Pest im Lande begann, war sie in einem Monat in allen Provinzen verbreitet, und wenn die Lenker des Landes nicht aufgepaßt hätten, so wäre das ganze Reich erkrankt. Doch sie handelten voller Macht und Weisheit: wer von der Seuche ergriffen war, wurde mit Feuer und Eisen geheilt; Andere, bei denen das Uebel noch nicht so tief saß, kamen hinter feste Mauern, so daß ihr Athem nicht Andere anstecken konnte; die aber, bei denen das Uebel noch nicht zum Ausbruch gelangte, sondern sich bloß durch Symptome verrieth, wurden zu besonderen Regimentern zusammengestellt und nach Oran und noch höher nach Astrachan, auch an die Eisküsten von Abi und nach dem kühlen Kamtschatka geschickt. Und wenn man sie in den kalten Ländern lange genug herumgeführt hatte, dann befühlte man ihnen den Puls, ob er noch regelmäßig schlage. Bei den meisten hatte die Kur geholfen. Allein wer kann aus einer derartigen Krankheit klug werden? Es ist eben ein tückisches Fieber, das nach Jahren und selbst nach Jahrzehnten wieder ausbrechen kann, wie die Hundswuth nach neun Tagen, neun Wochen und neun Jahren, und da ist es schwer, gesund zu werden. Ich weiß es von uns selbst. Mein

Paul und ich — wir waren Beide dem nämlichen Bataillon zugetheilt und manchmal standen wir zusammen auf der Wache vor den Bleiminen, und wenn in den wilden Schneestürmen die Anderen über die Kälte klagten, dann flüsterten wir einander zu: „Was mag das für eine Gluth sein, die uns innerlich verzehrt?“ Selbstverständlich ist es sehr lange her, und ich fühle das Uebel nicht mehr.

Es war schwer für das Land, ein Regiment zu halten, das von einem derartigen Uebel behaftet war. Wohin wir auch kamen, wir durften uns weder in einem Dorfe, noch in einer Stadt niederlassen, sondern mußten auf freiem Felde campiren; dort wurden um unser Lager Schranken gezogen, die kein Fremder überschreiten durfte. Ebenso wenig sollten wir an unsere Verwandten schreiben oder von ihnen Briefe empfangen. Die Unteroffiziere erhielten wir aus anderen Regimentern, und jeden Morgen und jeden Abend mußten sie getreulich über unser Benehmen, unsere Reden, unsere Blicke ihren Hauptleuten, die Hauptleute dem Oberst und der Oberst dem Gouverneur berichten, der den Rapport direct nach Petersburg sandte. Wenn ich fluchte und mein Paul seufzte so las man in Sanct Petersburg: Peter flucht, Paul seufzt. Es ist aber an der Zeit, von ihm zu reden.

Mein Paul stammte von achtbaren Eltern: sein Vater war Patriarch und seine Mutter die Tochter eines griechischen Bischofs, die im Besitze von allerlei Geheimnissen war, die anderen Sterblichen verschlossen blieben. Sie verstand ohne Arznei zu heilen, gutes oder schlechtes Wetter vorauszusagen, schädliche Thiere zu tödten u. s. w. Als ihr dieser Sohn Paul geboren wurde — sie hatte niemals einen anderen — nahm sie den Weinrest im Opferkelch und wusch den ganzen Körper des Kindes damit. Dies hatte zur Folge, daß keine feindliche Waffe seinen Körper verletzen konnte. Und wirklich: in allen Kämpfen war er immer der erste, und niemals erhielt er eine Verwundung. Doch ihr Alle kennt ihn ja; wozu also soll ich weiter hierüber reden?

Nachdem wir lange miteinander in dem verbannten Regiment gedient hatten, erhielten wir eines Tages den Befehl, das Oraner Regiment — so hieß das unsrige — müsse sich marschbereit machen. Gen Süden mußten wir vom hohen Norden ziehen und dort unten sollte es doppelt heiß werden: von den Sonnenstrahlen und von den Kanonen der heidnischen Türken. Wir freuten uns auf den Kampf; er ist doch besser als die Kälte. Vielleicht würde sich dort auch das Schicksal so manches Kameraden zum Besseren wenden — und es wandte sich auch. . . . Es währte Wochen und Monate, bis wir im Süden anlangten. Einmal ließ man uns auf einem Hügel halten, von wo wir einen großen Fluß sehen konnten. Man sagte uns, dies sei die Donau und wir freuten uns darüber, ohne jedoch zu wissen, warum. Am Ufer lag eine Burg mit dicken Mauern und großen rothen Thürmen, wo die Kanonen friedlich auf uns niederblickten. O die lieben Kanonen! . . . Der Burg gegenüber ließ man uns halten, und ein stattlicher, vornehmer Herr ritt vor uns her. Er mochte ein hochstehender Mann sein, denn er hatte drei Sterne auf der Brust. Und er blieb vor uns stehen und es war eine große Ehre für uns, daß er uns anblickte; eine noch größere Ehre war aber die schöne Rede, die er an uns richtete:

„Kinder!“ Jawohl, Kinder nannte er uns verachtete, ausgestoßene Waisen! „Meine Kinder! Der mächtige Zar wendet Euch seine Gnade zu. Nachdem Ihr auf Irrwegen gewandelt seid, seht Ihr nun den Pfad der Bekehrung vor Euch. Euer Name durfte nicht ausgesprochen, Euer Andenken mußte vergessen werden, aber nun erhaltet Ihr auf dem Felde der Ehre und des Ruhmes Euren Rang und Namen zurück.“ Ich erinnere mich jedes seiner Worte, als hörte ich ihn in diesem Augenblicke. „Seht Ihr diese Mauern da? Es sind das die ersten Thore, die in das Reich der Feinde des Zaren führen. Euch gewährt der Zar die ersten Kränze des Ruhms. Gegen diese Schanzen sollt Ihr zuerst ausziehen, und morgen werdet Ihr als ruhmreiche Helden genannt werden; auf Eure Banner wird die erste Frau des Landes das heilige Band heften. Es lebe der Zar!“

Wir stimmten voll unbeschreiblicher Freude in den Ruf ein. Dann wurden wir unter festlicher Musik vor allen großen Regimentern auf einen freien Platz geführt, wo am Altar der Bischof von Moskau uns den Segen verlieh und mit eigenen Händen das heilige Abendmahl unter uns austheilte. Alsdann befestigte man das Bild des Erzengels Georg an unserer Fahne und wählte aus unserer Mitte zwölf Fahnenträger, damit, wenn der eine fiele, der andere die Standarte weiter trage. Hierauf schied man alle fremden Offiziere unseres Regimentes von den Corporalen bis zu den Hauptleuten aus, trennte uns von ihnen und ersetzte sie durch Soldaten aus unserer Mitte; auf solche Art wurden unsere Kameraden mit einem Male zu Offizieren. Mein Paul wurde Major, weil er wissenschaftlich gebildet und von guter Herkunft war. Ich blieb Gemeiner, weil ich weder lesen noch commandiren, sondern nur gehorchen kann. Und darauf hieß es: vorwärts! In geschlossener Colonne rückten wir auf die Mauer los, in feierlichem, ernstem Schweigen. Nicht einer war unter uns, der zurückgeblieben wäre. Entschlossen rückten wir alle vor. Finster sahen die Kanonen von den Schanzen auf uns nieder, als wären sie erstaunt über uns und wüßten nicht, was sie dazu sagen sollten. Wir waren bis dahin gekommen, wo die Schanzen zwei hervorspringende Winkel bilden, und erstaunten nicht wenig, daß noch kein Schuß gefallen war. Doch jetzt stieg von einem der rothen Thürme eine zischende Rakete auf, und in derselben Minute donnerten rechts und links und vor uns die Kanonen der Festung, und wie wenn ein Windstoß unter die geordneten Heubündel fährt, so schlugen von drei Seiten zugleich die Bomben und Kartätschen auf uns ein. Beim ersten Schuß schmetterte eine vierundzwanzigpfündige Kugel zehn meiner Gefährten neben mir zu Boden und begrub mich unter ihren Leichen. Ich konnte mich nicht rühren, da ein Granatsplitter meine Schulter zerrissen hatte; — noch heute könnt Ihr die Narbe sehen. Darum aber sah ich die ganze Scene doch. Und ein Schuß folgte dem anderen; die Kugeln wirbelten anfänglich über dem ganzen Schlachtfelde eine dichte Staubwolke empor, aus welcher ich bloß unsere Fahne emportauchen sah. Zwölfmal sank sie nieder, und zwölfmal erhob sie sich auch wieder. Als sie zum dreizehnten Male flatterte, richtete sich das Feuer der feindlichen Kanonen ausschließlich auf sie; die Kugeln zerfetzten das Tuch, doch sank sie trotzdem nicht. Dann verzog sich die Staubwolke, denn die Erde hatte zu viel Blut getrunken und gab keinen Staub mehr, die Kanonen verstummten, und als ich jetzt um mich sah, lag das ganze Oraner Regiment in derselben Ordnung auf dem Schlachtfelde, in welcher es ausgerückt war. Es war, als hätte man einen regelmäßig gewachsenen Wald ausgerodet, so daß ein Stamm rechts, der andere links lag, doch keiner weit vom anderen entfernt! . . . Da und dort zuckte noch der Körper eines Sterbenden, die meisten aber waren so schön zu Tode getroffen, daß sie sich nicht mehr rührten. Um mich her lagen ausgerissene Arme und Köpfe, die auf unerklärliche Weise dahin gekommen waren. Vor mir lag ein Kamerad, dem die Schulter zerschmettert worden war; — wer es war, wer vermochte es zu bestimmen? Nur die Fahne stand auch jetzt noch inmitten der Schlachtordnung, und zwischen den nach rechts und links niedergesunkenen Fahnenträgern saß ein Held auf der Erde und hielt sie in der Hand. Mit Staub und Blut hatten ihn die Kugeln bedeckt, so daß sein Gesicht fast unkenntlich war, ich aber erkannte es trotzdem. Es war mein Paul, der die Fahne zwischen all den Todten in der Faust hielt.

Da ich mich nicht zu ihm hinschleppen konnte, rief ich ihm aus der Ferne zu: „Du bist's, Paul, mein lieber Paul?“

Als er meiner ansichtig wurde, schwang er die Fahne und rief: „Es lebe der Zar!“

Im selben Augenblick pfiffen zwei Kugeln über seinem Kopfe dahin; — er würdigte sie nicht einmal eines Blickes. „Paul, liebster Paul, bist Du verwundet?“ fragte ich. „Ich glaube ja,“ antwortete er. „Eine Kartätsche riß mir die Beine unter dem Leibe weg, und jetzt stehe ich mit den Knien im Sande, so wie ich niederfiel.“

Ich wunderte mich nicht wenig hierüber. Seine Mutter hatte ihn doch in dem heiligen Weine gebadet, damit keine feindliche Kugel ihm etwas anhaben könne! —

Er aber schwang seine Fahne noch immer. Ich blickte zurück, ob man uns nicht zu Hülfe eile, aber die Regimenter waren alle schon zurückgekehrt und Niemand kam. Gewiß war dies ganz in Ordnung; der gemeine Soldat soll ja die Handlungen seiner Vorgesetzten niemals kritisiren.

Unsere Heerführer ließen zum Rückzug blasen. Gleichwohl wagten

die Türken ihre Schanzen nicht zu verlassen. Als sie meinen Paul mit der Fahne dort auf der Erde sitzen sahen, schossen sie mit ihren Flinten wie nach der Zielscheibe auf ihn. Er aber saß da, hörte die kleinen Kugeln pfeifen und sagte mir von jeder, woher sie komme und wohin sie gehe. Eine davon traf gerade die Fahnenstange, eine zweite durchbohrte seinen Hut, eine dritte riß seinen Rock auf und blieb in seiner Tasche stecken. Er nahm sie heraus und zeigte sie mir.

„Siehst Du, daß Dir die Kugeln nichts anhaben können!" sagte ich. „Darum kann ich mir's auch gar nicht erklären, wie Dir die Beine fortgeriffen werden konnten."

Am Abend, als Nebel und Dunkelheit sich niedersenkten, verstummten die Scheibenschützen auf dem Wall, und wir blieben allein. So lange Nächte gibt es nicht einmal in Sibirien. Im Schneckengange zogen die Sterne am Himmel dahin, anfänglich war die schmale Mondsichel zu sehen, dann verschwand sie. Wir hatten geglaubt, man werde uns bei einbrechender Dunkelheit in's Lager schaffen, doch kam niemand. Gewiß hatten sie Dringenderes zu thun. Also lagen wir lange, sehr lange da, halb wachend, halb schlafend, und von tausend entsetzlichen Traumbildern gequält, bis sich der Horizont allmählich zu lichten begann und der Morgen anbrach.

Mein Paul saß auch jetzt noch unter den Leichen, und als er sah, daß ich mich nicht mehr aufrichten konnte, wandte er sich zu mir und sagte: „Der Feind hat die weiße Fahne aufgezogen."

So war's. Die Türken gewährten Waffenstillstand, um die Todten begraben zu können. Bald erschienen denn auch die Leichenträger mit ihren Bahren, mehrere Offiziere und ein Chirurg, den die Soldaten mehr fürchten als die feindlichen Kanonen. Er besichtigte die dort Liegenden der Reihe nach und sagte: „Dieser ist todt; der ist auch todt."

Sie wurden begraben. Nur wir beide gaben Lebenszeichen von uns. Ich sagte dem Chirurgen nicht, daß ich verwundet sei, sonst hätte er mir den Arm sofort abgeschnitten; ich gab vor, mich hätte nur die Last der auf mir liegenden Leichen gedrückt. Man räumte sie hinweg und ich eilte zu Paul. Mit größter Vorsicht faßten wir ihn an den Armen und zogen ihn aus der Erde und siehe da! er war unverletzt; beide Beine so unversehrt wie die meinigen oder die eines anderen. Und er hat doch selbst gesagt, daß eine Kugel sie ihm weggerissen hatte! Der Chirurg erklärte dies damit, daß die Kugel ohne Zweifel zu seinen Füßen niedergefahren sei und die Erde so tief ausgehöhlt habe, daß er in die plötzlich entstandene Grube gesunken sei, als wären ihm beide Beine abgeschnitten.

Dieser Vorfall erregte die größte Verwunderung. Die Soldaten trugen meinen Paul auf den Schultern in's Lager zurück, und die Offiziere besichtigten staunend seine durchlöcherten Kleider und die gerettete Fahne. Jener große, mächtige General aber berichtete nach Petersburg, das Oraner Regiment habe seine Pflicht gethan. Als vollkommen der Wahrheit entsprechend wurde noch beigefügt, daß bloß ein Mann verwundet worden und nur ein Mann verloren sei, denn verwundet war nur ich, und das Regimend verließ nur mein Paul allein. Weiter fehlte keiner von ihnen; sie lagen ja alle beisammen.

Nach diesem denkwürdigen Sturme wurde mein Paul zum Obersten ernannt, und fortan rückte er immer weiter auf dem Wege des Ruhmes und in der Gunst des Zaren. Und welch mächtiger Herr er auch wurde, er vergaß meiner doch nie, sondern bewirkte es stets, daß ich dahin versetzt wurde, wo er war. So oft er die Front entlang ritt, sprach er mich an, stand ich auf Vorposten, so suchte er mich häufig auf, trank aus meiner Feldflasche und versah mich mit Geld. Ein jeder wußte bereits, daß keine feindliche Waffe ihm etwas anhaben könne; im blutigsten Kampfe blieb er heil, wie die mit einem Lederhandschuh versehene Faust in einem Bienenkorbe. Alle guten Soldaten liebten und schätzten ihn, und nur die Faulen, die Feiglinge und die Verräther konnten ihn nicht lieben. Gegen solche war er unerbittlich. Pflichtversäumniß verzieh er keinem. Nicht einmal mir. Einst verlor ich das Bajonett meines Gewehres, und da ließ er mir fünfzig Stockstreiche geben, und er hatte vollkommen recht. Ich hatte die Strafe verdient.

Als man ihn nach Sebastopol schickte, da merkte der Feind sofort, daß er zugegen war, denn der von ihm vertheidigten Schanze vermochte sich keiner zu nähern, während sich dagegen die Schanze dem Feinde näherte. Er führte selbst die Stürmenden an, leitete die Schanzarbeiten, und um die Kugeln kümmerte er sich nicht mehr, als um die Fliegen. Zuweilen verließ er um Mitternacht sein Lager, um die Kanonen zu inspiziren. Bei einem solchen Rundgange fand er einen jungen Marinesoldaten, der neben dem ihm anvertrauten Mörser eingeschlafen war. Ergrimmt riß Paul seine Pistole heraus und schrie den Mann an, er möge aufstehen. Der Bursche sprang empor und erbleichte vor Schrecken beim Anblick des gefürchteten Generals.

„Du hast auf der Wache geschlafen!" fuhr er ihn an.

„Seit vier Nächten habe ich nicht geschlafen, Herr", stammelte der Jüngling. „Die Augen fielen mir mit Gewalt zu."

Diese elende Ausflucht versetzte meinen Paul in hellen Zorn, und er gab dem Burschen mit dem Pistolenkolben einen solchen Hieb in's Gesicht, daß er ihm ein Auge ausschlug.

„So, du Schurke! Jetzt werden Dir die Augen nicht mehr zufallen." Dann würdigte er ihn keines Blickes mehr, sonst hätte er gesehen, daß der geblendete Jüngling einem alten Seemann in die Arme taumelte, der ihm das blutige Gesicht mit seinem Tuch abtrocknete. Dieser Alte war der Vater des jungen Soldaten.

Eines Nachts eröffnete der Feind ein furchtbares Feuer auf die Korniloffschanze. Ich stand auf meinem Wachtposten, von meinem Schanzkorbe verdeckt, den die feindlichen Kugeln schon zur Hälfte zertrümmert hatten. Kein Hagel fällt so dicht wie die uns zugedachten feindlichen Kugeln. Jeden Augenblick platzten drei oder vier Bomben neben mir, und die um mich her beschäftigten Kameraden fielen wie die Fliegen. Ein Schrei und wieder hatte einer geendet. Inmitten des höllischen Feuers sah ich den General über die Basteien schreiten. Als man beim Scheine der Leuchtraketen seinen wallenden Federbusch erkannte, pfiffen mit einem Male hunderte von Flintenkugeln hinter ihm drein. Er aber schritt lächelnd weiter. Als er an mir vorüber ging, schoß gerade eine zischende Rakete empor.

„General, nimm Dich in acht!" schrie ich ihm zu.

„Ach, Du bist hier, Peter!" sprach er zu mir gewendet und winkte mir, ich solle ihm folgen. Eine Rakete platzte dicht vor seinem Gesicht, ohne daß er mit einer Miene gezuckt hätte. Er ging voran, ich folgte ihm; das heftigste Feuer war gegen die Bastei gekehrt, wo die ganze Batterie mit Ausnahme zweier Kanonen zum Schweigen gebracht worden war.

„Weshalb wird hier nicht geschossen?" fragte er, als er dort anlangte.

Ein alter Schiffssoldat antwortete in der Dunkelheit: „Unsere Kanonen sind zersprungen."

„So müssen neue herbeigeschafft werden!" befahl Paul und schickte mich fort, um mit Stricken und Rollen binnen fünf Minuten neue Kanonen durch die gedeckten Gänge auf die Schanzmauer zu schaffen.

„Sie müssen schußfertig gemacht werden!" befahl Paul, und sogleich sprangen zwanzig Mann herzu, um die Kanonen an die Schießscharten zu bringen. Wir hatten noch nicht bis zehn gezählt, als von den zwanzig Mann keiner mehr am Leben war, und die Kanonen standen erst auf halbem Wege. Zwanzig andere sprangen herbei; die Kanonen rückten vor. Der Feind begrüßte sie mit einem Kartätschenhagel. Die Schanzkörbe wurden gestellt, die Säcke der Brustwehren aufgeschüttet, und von den anderen zwanzig kehrten bloß vier Mann zurück — die Kanonen aber standen an Ort und Stelle.

„Wer ist hier der Feuerwerker?" fragte der General.

„Ich", versetzte der alte Seemann.

„Sieh genau in die Richtung, wo Du den Feind feuern siehst", sagte der General. „Merke Dir den Punkt und ziele scharf darauf."

Der Seemann sagte: „Gut!" und warf sich neben der Kanone nieder, um über die Brustwehr hinweg besser sehen zu können. Gerade jetzt schoß der Feind ohne Leuchtkugeln; wir waren also von einer solchen Finsterniß umgeben, daß keiner die Bewegungen des anderen sehen konnte.

„Weißt Du schon, wohin Du zu schießen hast?" fragte der General.

„Ja", antwortete der Seemann. — „Hast Du gut gezielt?" — „Ja." — „So gib Feuer."

Der Befehl wurde ausgeführt, doch war es kein Kanonen-, sondern ein Pistolenschuß. Als hätte sich der Boden unter ihm aufgethan, so

stürzte mein Paul zusammen, und sich an meinen Arm klammernd rief er röchelnd:

„Peter! ich bin tödtlich verwundet."

„Unmöglich!" schrie ich außer mir.

„Doch!" versetzte er mit sterbender Stimme. „Dies war keine feindliche Kugel, darum traf sie."

Mit höllischer Schadenfreude schrie der alte Seemann: „Ja, meine Kugel war es; — für das Auge meines Sohnes!"

Wüthend warfen sich die Soldaten dem Mörder entgegen, doch noch ehe sie die Hände nach ihm ausstrecken konnten, war er schon über die Brustwehr verschwunden: auf den Schanzpfählen aufgespießt. Er hatte den kürzesten Weg zur Hölle gewählt.

Mein Paul hauchte in meinen Armen seine Seele aus. Feindliche Waffen konnten ihm nichts anhaben; hätte ihn keine russische Meuchelhand getroffen, so wäre er heute noch am Leben.

Gott schütze jedes Volk vor den Waffen der eigenen Söhne!

Aus der Hauptstadt.

Die Begründung des Deutschen Reiches ohne Bismarck. (Schlußband.)

Eine Verdunpreishistorie von Siebel, stud. cerev. et sycoph.

Vorwort.

Der gesinnungstüchtige, strebsame und weniger lob- als preisbedürftige Geschichtschreiber hat zweierlei zu bedenken. Erstens, daß es einen Verdunpreis für historische Meisterwerke gibt, und zweitens, daß ihn nicht Jeder kriegt. Er muß deshalb alles thun, was seine Chancen beim Wettbewerb um diese Preise erhöhen könnte und sich schon vor Beginn seiner Laufbahn (spr. Carrière) zu einem Historiker ausbilden, dessen Bücher als Leitfäden zum Geschichtsunterricht an preußischen Volksschulen, in freisinnig-loyalen Bezirksvereinen und anderen vaterländischen Instituten verwendbar sind. Zur Erreichung dieses Zieles scheinen mir folgende Eigenschaften unentbehrlich:

a) ein miserabler Stil.

b) vollkommene Unkenntniß der Thatsachen.

c) hochgradige Gedächtnißschwäche, soweit es sich um in Ungnade gefallene Personen von historischer Bedeutung handelt.

d) eine Feinschmeckerzunge und eine geradezu ekstatische Liebhaberei für allerhöchste Spucknäpfe.

Die Historie muß so dargestellt werden, daß sie ohne Weiteres für Barnay oder Adolf Ernst dramatisirt werden kann, und zwar hat die kurbrandenburgisch-preußische Geschichte Wildenbruch oder Wichert für jämberliche Schauspiele, die fremdländische Brandon-Thomas für Circuspossen zu übernehmen. Sollte aber Klio illoyal genug sein, die Ereignisse nicht von vorn herein so zu gruppiren, daß jedes patriotische Gemüth voll befriedigt ist und Byzanz zum Zittern keinen Grund hat, so erscheint es nothwendig, daß der Historiker selber nachhilft und sie vermehrt und verbessert — was ja selbst Bamberger bei den Neuauflagen seiner Silberblech-Broschüren thut. Um eine Entwerthung seiner Werke im Falle plötzlicher Ministerwechsel ꝛc. zu verhüten, ist es ferner gut, wenn der Geschichtschreiber überall da, wo bedeutende Würdenträger genannt werden müssen, einen freien Raum läßt — der Leser kann dann immer den Namen des jeweiligen Gewaltigen schriftlich eintragen, und das Buch bleibt in allen Krisen actuell. Ich Studiosus Siebel, durch Goethe's Faust und meine Abenteuer in Auerbach's Keller weitesten Kreisen bereits wohlbekannt, von Zimmervermietherinnen und Schicksalsschlägen, aber noch nie von einem Professor meiner Facultät schwer geprüft, habe mich in diesem Sinne an einer zeitgemäßen Bearbeitung der neudeutschen Geschichte versucht. Den pedantisch aus Staatsarchiven geschöpften Klitterungen des Herrn von Sybel stelle ich meine anspruchslose Arbeit entgegen, deren absolute Bismarcklosigkeit mir hoffentlich die Sympathien ꝛc. aller Edeldenkenden einträgt. Auch die kleinsten Gaben werden dankbar angenommen.

Siebel.

Das erste Kapitel der sybellinischen Bücher.

Am 27. Januar 1859 tagte unter Vorsitz des Grafen Harry Arnim im Restaurant zur deutschen Einheit, A. G., eine Versammlung der angesehensten Bankiers, Politiker und sonstiger Geschäftsleute jener Epoche. Man war beim achten Glase Lagerbier dahin übereingekommen, daß nach allerlei wenig nutzbringenden kleinen Geschäftchen endlich einmal wieder eine größere Gründung gewagt werden müsse und hatte sich schließlich dahin geeinigt, durch Annoncen in den gelesensten Morgenblättern Theilnehmer an der Gründung des deutschen Reiches zu suchen. Anonyme Zuschriften sollten unberücksichtigt bleiben, Discretion Ehrensache sein. In der Motivirung seines bezüglichen Antrages hatte Herr Joachim Gehlsen unter donnerndem Beifall darauf hingewiesen, daß durch die beabsichtigte Errichtung des deutschen Reiches eine große Anzahl neuer Stellen geschaffen würde, von denen er für sich und seine Hauptgläubiger nicht sowohl die einflußreichsten, als die bestbesoldeten in Anspruch nähme; alle übrigen könnten die verehrlichen Anwesenden unter sich und ihren Onkeln, Vettern und Neffen nach jenen glorreichen Prinzipien vertheilen, die dermaleinst den glänzend talentlosen Söhnen Berliner Stadträthe prachtvolle Directorstellen an allen von der Commune abhängigen Aetiengesellschaften sichern würden. So schlüge er für die Leitung des Auswärtigen Amtes Geffcken vor, den mehrere gerade im Einwandern begriffene Herrschaften aus Hinterposen und Galizien mit ihren Kenntnissen unterstützen sollten; das Kriegsministerium läge am besten in den Händen des Banquiers Ephraim, der sich denn auch später durch Auflegen der französischen Kriegsanleihe von 1870 in Berlin hohen militärischen Ruhm erwarb. Um die Besetzung des Finanzministeriums entspann sich ein fast in Schlägerei ausartender Streit, den man schließlich in der Weise schlichtete, daß Jeder der Anwesenden für befähigt und berechtigt erklärt wurde, acht Tage lang die Kassen des Staates uneigennützig zu verwalten, unter Ausschluß jeder Ministerverantwortlichkeit. Schließlich wurde das Deutsche Reich mit neun gegen drei Stimmen für begründet erklärt, den Mitgliedern aber einstweiliges Stillschweigen über den Beschluß auferlegt.

Das zweite Kapitel.

In Tendenzschriften gehässiger Reichsfeinde findet man bei Darstellung der Geschichte dieser letzten drei Jahrzehnte hin und wieder den Namen eines obskuren Menschen erwähnt, der nur insofern allgemeineres Interesse erweckte, als er fortwährend an Neuralgie, Rheumatismus und Erkältungen litt, welch letztere er sich durch massenhaften Genuß kalten Grogs zuzuziehen pflegte. Diese seine große Vorliebe für Spirituosen war es neben einer abfonderlichen, aus drei Borsten bestehenden Haartracht, die ihm die Sympathien unserer bekanntlich sehr dem Trunke ergebenen und deshalb oft unzurechnungsfähigen Bevölkerung erwarb. Da ihm die sprichwörtliche Bescheidenheit Pachnicke's und Alexander Meyer's völlig abging und er nicht wie diese beiden Abgeordneten geschworen hatte, ewig höchst unbedeutend zu bleiben, gelang es ihm, seinem Namen im Ausland einen gewissen Klang zu verschaffen, so daß er in die Geschichtsbücher fremder Nationen aufgenommen wurde. Wir für unser Theil lehnen es ab, dem geilen Ruhmbedürfniß impotenter Junker Vorschub zu leisten und eine Reklame für sie zu machen, die sich jedes vornehme Blatt mit Mark 1,50 die viergespaltenene Petitzeile bezahlen läßt. Wir übergehen deshalb die überaus ereignißlose Periode von 1859 bis 1871 und beschränken uns darauf, von wichtigeren historischen Begebnissen aus dieser Zeit die alljährlich wiederkehrenden Geburtstage Rickert's, die zahlreichen Jubiläen Albert Träger's und schließlich die mehr als zahlreichen Geldverlegenheiten Joachim Gehlsen's anzuführen. Im Jahre 1870 fand außerdem ein Krieg gegen Frankreich statt, der glücklicher für uns verlief, als Poultney Bigelow gehofft hatte, und Anlaß zu dem Worte gab, daß nicht Parlamentsmehrheiten, sondern die deutsche Armee das neue Reich gegründet hätten. Mit vollem Recht wird deshalb beabsichtigt, hinfüro auf etwaigen Sieges- und Nationaldenkmalen statt der von Bildhauern mehrfach in Vorschlag gebrachten Wahlurne eine umgestülpte Pickelhaube anzubringen.

Das dritte Kapitel.

Im Lande Hinterpommern lebte bei Kraut und Rüben eine alte Raketenkiste, deren Schändlichkeit und Gemeinheit Liebknecht zwar schon damals durchschaute, aus Mangel an Zeit aber erst dreißig Jahre später der Welt verkünden konnte. Als diese Raketenkiste in der Neuen Preußischen (†) Zeitung das vorhin erwähnte Inserat des Grafen Harry Arnim las, raste sie vor Zorn, daß ihr nicht zuerst die hübsche Idee einer Reichsgründung gekommen war, dann aber dachte sie mit der ihr eigenen lauernden Niedertracht, bei Bier und Branntwein, daran, dem Berliner Consortium die Früchte angestrengten Nachsinnens zu stehlen und selbst als Reichserbauer aufzutreten. Sie schnitt das Inserat aus, legte es in einen Strumpf, bewarb sich in agrarischer Unersättlichkeit um einen Posten als Bundesgesandter und wartete. Ihre niedrige Spekulation glückte. Allerlei Quertreibereien, die Ungunst der Zeit hinderten das Arnim'sche Kartell, seine Idee schlank durchzuführen; wichtigere Interessen, so die Vernichtung des Kleinhandwerks, die Einführung neuer Briefmarken, die Verbesserung des Stils der Vossischen Zeitung, traten in den Vordergrund und beschäftigten jeden freisinnigen deutschen Mann. Was Wunder, daß Arnim's und Bigelow's Reichsidee völlig in Vergessenheit gerieth und daß man, als besagte Raketenkiste um 1870 mit ihr hervortrat, sie eine Weile lang wirklich für ihr Eigenthum hielt? Nur Albert Träger erkannte die Wahrheit; in keinem seiner zahlreichen, nun schon längst vermakulirten Gedichten auf das neue Reich wird der Emser Depeschenfälscher auch nur eines Wortes gewürdigt.

Nicht daß wir die unzweifelhaft vorhanden gewesenen Verdienste des Blutmenschen von Varzin ableugnen wollten, nicht im Geringsten. Selten hat es einen gewissenhafteren Deichhauptmann als ihn gegeben, und vielleicht würde er sich bei strenger Aufsicht sogar als Feuerwehr-Commandant und Meliorationsrath bewährt haben. So weit reichten seine Talente immerhin. Daß jedoch ein Mann seiner Art, der niemals Bureaukratie studirt hat und sich von dem letzten Diurnisten über die Schulter ansehen lassen mußte, ein rohherziger Wicht, der es nicht wie seine Vorgänger und Nachfolger verstanden hat, durch neugierig-naive Fragen nach den einfachsten Ressortangelegenheiten den Beamten Thränen der Rührung über seine Ignoranz zu entpressen, daß ein solcher Mann zum Reichskanzler nicht taugte, kann nur bestreiten, wer keine Ahnung von den Bedingungen hat, unter denen Historiker preisgekrönt werden. General Caprivi ist selbst jetzt, nach fast vierjährigem Regiment, noch nicht mit der Vernichtung der sogenannten Errungenschaften seines Vorgängers fertig, ein glänzender Beweis dafür, wie fürchterlich tief der Krebsschaden sitzt und wie schwer die Fehler des Nörglers von Friedrichsruh wieder gut zu machen sind. Das kommt aber davon, wenn man nicht einen General, sondern eine viel niedrigere Armeecharge zum Ministerpräsidenten und Reichskanzler macht! Diesen herben Vorwurf können wir trotz anerkannt loyalster Gesinnung Kaiser Wilhelm I. nicht ersparen. Wäre nach dem Kriege von 1870 statt eines schnöden Majors ein Feldmarschall oder doch wenigstens ein Oberst zum Reichskanzler ernannt worden, es stünde heute schon anders, noch viel besser um uns!

Das vierte Kapitel.

Wir wollen an dieser Stelle den Gedanken nicht ausspinnen, um wie viel größer das deutsche Reich auch geworden wäre, wenn der Neuralgiker von Schönhausen bei seinem Kartoffelschnaps verharrt und niemals die Wege von Arnim, Gehlsen und Geffcken gekreuzt hätte; wir überlassen die Erledigung dieser Frage gern dem Chefredacteur Stephany und seinem eigenen Levy. Dies eine aber könnte nur die verbohrteste Einsichtlosigkeit leugnen: hätten seiner Zeit die eigentlichen Urheber des Einheitgedankens im Kampfe mit dem plagiatorischen Reichsnörgler nicht als die Klügeren nachgegeben und sich dem Vaterland zu Liebe in's Gefängniß stecken lassen, wo wären wir heute! Ja, und mehr noch: ohne den wüsten Skandal, den die Herren Arnim und Gehlsen machten, ohne die Uneinigkeit, die sie säeten, hätten wir am Ende gar nicht gemerkt, daß Deutschlands Einheit gesichert war! Das Publikum ist so schwerfällig hier zu Lande Die niedrige Rachsucht des geheimen Chefredacteurs der Hamburger Nachrichten vermochte freilich nicht zu ruhen, bis unsere Edelsten, darum seine verhaßtesten Feinde, zerschmettert am Boden lagen. Wir aber wollen dessen ungeachtet unserer Pflicht genügen und ihre Namen wieder zu Ruhm und Ansehen bringen, sie an dieser Stelle für den Ehrverlust entschädigen, den das Gericht über sie aussprach. Besonders schulden wir Joachim Gehlsen ewigen Dank, was um so angenehmer ist, als er es sonst immer war, der ewig schuldig blieb. Noch kurz vor seinem Tode schwor er mit den heiligsten Offenbarungseiden, stets nur das Beste seiner Mitbürger gewollt zu haben — ihr Geld.

Das fünfte Kapitel.

Graf Arnim und seine enragirtesten Mitkämpfer saßen bei Bohnen und Rumfortsch nachdenklich in der Bastille am Plötzensee; Poultney Bigelow war nach New-York an das Sterbebett seines Vaters, eines hervorragenden Lustspieldichters, berufen, von dem er leider nichts als die Anlage zum Abschreiben fremder Arbeiten geerbt hatte; Rickert und Bamberger aber beschäftigten sich zu eingehend mit den Stichworten der Silberleute, um für andere Bagatellen noch Sinn und Interesse haben zu können. Was Wunder also, daß Bismarck den listigsten Betrug der Weltgeschichte ungehindert in's Werk zu setzen vermochte, sich hinterrücks von gesinnungslosen Preßkorybanten als Einiger des Reichs ausrufen ließ und die im ersten Kapitel dieses Werkes genannten, erlauchten Persönlichkeiten um die Unsterblichkeit sozusagen beschummelte? Als Graf Arnim später die Staatspension verließ, Poultney Bigelow längst als solidester Bankdirector bekannt war, seiner kolossalen Abschreibungen wegen, Rickert und Bamberger aber die deutschfreisinnige Partei gründeten (Kursstand bei der Emission 102, bei der Liquidation 31), da nahmen diese wahrhaft edeldenkenden Männer Abstand davon, die Niedertracht des Attentatmachers von Kissingen zu enthüllen, der Reputation unseres Vaterlandes wegen, und begnügten sich damit, ihn in Zeitungsartikeln inbrünstig zu beschimpfen.

Der Historiker darf, nimmt er das ihm anvertraute Amt ernst, minder großherzig denken als sie. Seine Pflicht ist es, dem Heuchler die Larve vom Gesicht zu reißen, was hiermit geschehen sein mag. Durch listiges Ausnutzen der Ideen Anderer, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Annonce ist Bismarck ein sogenannter großer Mann gewesen; seine Verdienste in Deutschland bestehen aber thatsächlich nur in dem Empfang hoher Dotationen und der Güter Varzin, Schönhausen und Friedrichsruh. Wie Sybel nach alledem dazu kommt, in ihm den Begründer unserer Einheit und den Jahrhundertmenschen zu begrüßen, ist schlichtem Menschenverstand gerade so unerklärlich wie der Redaction des „Vorwärts"; aber vielleicht wirkt auch hier der demoralisirende Welfenfonds nach. Mag Sybel immerhin die zänkische Reichsschwiegermutter grüßen! Ich für mein Theil beschränke mich auf die Worte, die Goethe mich bereits im ersten Acte des „Faust" sagen läßt, ohne daß damals ein Verdunpreis in Aussicht stand:

„Ich will von keinem Gruße wissen,
Als ihm die Fenster eingeschmissen",

und verständnißvoll füge ich ein anderes Wort des beliebten Dichters bei:

„In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seine Meister je verkannt!"

Timon d. J.

Die Heerschau der Akademiker.

Die Kunst lebt jetzt im Zeitalter der Gruppenbildungen. Davon wußte man noch nichts vor wenig Jahren. Die Künstler zankten sich unter einander und erklärten sich gegenseitig für Idioten, aber wenn es an's Ausstellen ging, dann segelten Gerechte und Ungerechte, Brüder und Widersacher, friedlich neben einander. Man fühlte sich nicht stark genug, um private und künstlerische Gegensätze zu öffentlichen Angelegenheiten zu machen. Das Publikum verhielt sich zu stumpf.

Heute will das langsam anders werden. Allgemach beginnt sich die Gährung, die in Künstlerkreisen herrscht, dem Publikum mitzutheilen. Antipathien und Sympathien wachsen empor und reiben sich an einander. Eine Ahnung taucht auf, daß es sich in der Kunstwelt nicht mehr bloß um Eifersüchteleien und intim technische Fragen handelt, sondern daß zwei Weltanschauungen mit einander im Ringkampf stehen, in eben jenem Ringkampf, den wir in der gesammten Culturwelt, theils seit Jahren, theils seit Jahrzehnten ausgebrochen sehen, und in dem es sich, als schließliches Endresultat, um nichts weniger handelt, als um die Schöpfung einer neuen

Art Menschen mit umgewertheten Gefühlen und neugesteckten Zielen. Wie viel davon erreicht werden wird, läßt sich nicht sagen. Aber unbestreitbar ist, daß ein Mehr oder Weniger davon bewußt und anspornend in den Köpfen der Treibenden und Getriebenen spukt.

Die Rückwirkung dieser allgemeinen Zeitdisposition auf die bildende Kunst hat lange auf sich warten lassen, aber sie konnte doch nicht ausbleiben. Sie äußert sich jetzt in eben jenen Gruppenbildungen, mögen sich die Veranstalter darüber klar sein oder nicht. In Paris fing es an, die „Freien Bühnen" legten dann weiter Bresche, die „XI" traten auf, in München thaten sich die „Secessionisten" zusammen, und bald hatte jede Kunststadt ihr Secessionistenlager, die unter einander in eine Art Verband traten. Sogar der Berliner Künstlerverein hatte seinen Sturm im Glase Wasser, bei dem der Name „Munch" in die Höhe schnellte, dessen wichtigste allgemeine Folge aber die Massenbetheiligung der Secessionisten an der vorjährigen Kunstausstellung war, und dessen eigentlich locale Frucht der Zusammenschluß der Justemilieu-Männer, als einer fortschrittlich gesinnten Vermittelungsgruppe, wurde. Weitaus am bahnbrechendsten wirkte der Erfolg der Secessionisten, ein Ereigniß, über dessen Bedeutung man sich an maßgebender Stelle erst hinterher klar wurde, und dessen Tragweite man jetzt zu schätzen weiß. Man ist zu der Erkenntniß gekommen, daß man eine Kopflosigkeit begangen hat, indem man plötzlich ein Alarmsignal erschallen ließ, wo man doch die Absicht hatte, noch einige Jahrzehnte lang zu schlafen. Man hofft — in unbegreiflichem Unverstand — die Wirkung noch nachträglich zu nichte machen zu können, und wird daher voraussichtlich die Secessionisten in diesem Sommer von unserer Kunstausstellung fernhalten: den Erfolg davon werden wir ja erleben. Vor Allem aber blies man zum Sammeln der Truppen und veranstaltete eine erste große Heerschau, in der Form der im Akademiegebäude eröffneten „Kunstausstellung von Werken der lebenden in- und ausländischen Mitglieder der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin."

Gott sei Dank, die Ausstellung ist nicht so schlimm als ihr Titel. Man hat von der Münchener Künstlergenossenschaft gelernt: man glaubt den Feind am wirksamsten zu bekämpfen, indem man sich einen Theil seiner Forderungen und Anschauungen in der Stille zu eigen macht und sich sachte verjüngt. Aber entsprechend dem stolzeren Bureaugeist und der geringeren künstlerischen Begabung, wie sie in der Reichshauptstadt herrschen, hat man die Concessionen erheblich eingeschränkt und Sorge getragen, daß der Grundcharakter einheitlich bleibe und den akademischen Zug nicht verleugne. Ich mache den Herren mein Compliment: sie haben von ihrem Standpunkt aus einsichtsvoll gehandelt. Denn sie haben die für München so verhängnißvoll gewordene Klippe vermieden, von ihren auswärtigen Gästen und ihrem jugendlichen Anhang zu Tode gedrückt zu werden.

Der ausgegebene Katalog setzt mich in den Stand, einige beachtenswerthe statistische Mittheilungen zu machen. Demnach zählt die Akademie nicht weniger als vierundsechzig in Berlin ansässige bildende Künstler — wenn man die Namen nicht sähe, man begriffe nicht, wo die alle herkämen. Dem stehen vierundsiebzig Künstler aus den übrigen deutschen Städten und dem Ausland gegenüber, also zehn mehr als aus Berlin — aber es mußten hundertmal zehn sein, wenn die künstlerische Bedeutung nur einigermaßen den Ausschlag geben sollte. Indeß eine Akademie ist eine locale Institution und muß mit dem localen Material, ob gut ob schlecht, rechnen. Einige Künstler sind bereits seit recht lange Akademiemitglieder, der Präsident Carl Becker beispielsweise seit 1860, und seit 1869 ist er Senator. Dagegen ist Arnold Böcklin im Jahre 1884 Mitglied geworden, und hat 1876 die kleine goldene Medaille bekommen; späterhin ihn auszuzeichnen, hat man keine Veranlassung gefunden. Carl Becker aber hat die kleine goldene Medaille schon 1853 eingeheimst, und 1861 bereits konnte ihm auch die große nicht mehr entgehen. Ein recht beherzigenswertes Faktum, wenn man erst eine Weile vor Becker's neuaufgearbeitetem „Othello" gestanden und Shakespeare glücklich darüber vergessen hat, und wenn man dann zu Böcklin's abseits gehängtem „Schweigen im Walde" hinüberpilgert und daselbst die wonnevollen Schauer echter Poesie und echter Kunst an sich erfährt.

Das Lebensalter der Akademiker ist meist ein recht gesetztes. Mehr als zwei Drittel der ausstellenden Künstler haben das fünfzigste Lebensjahr bereits überschritten. Ich dachte erst, daß Menzel mit seinen achtundsiebzig Jahren Alterspräsident sein würde. Ich sehe aber, daß er noch vier Vormänner hat, darunter Andreas Achenbach und Julius Schrader, die gleichfalls vom Jahrgang 1815 stammen. Im Ganzen sind sieben Künstler aus dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts gebürtig, aus den beiden folgenden Jahrzehnten stammen zusammen fünfundfünfzig, die vierziger Jahre haben siebenunddreißig beigesteuert, und die fünfziger noch dreizehn nachgeliefert. Benjaminchen ist der 1856 geborene Hans von Bartels in München. Dann folgen Brütt, Vogel, Koner. Auch der Franzose Dagnan-Bouveret (1852) und der Italiener Paolo Michetti (1851) gehören zum Nachwuchs. Der Berliner Max Liebermann aber ist wegen seiner Jugend ausgeschlossen: er hat erst 1849 das Licht der Welt erblickt. Merkwürdig, Skarbina, der sich doch auch zu den Modernen rechnet und genau demselben Jahrgang angehört, hat Gnade vor den Augen der Akademiker gefunden und durfte ihrem Kreise einverleibt werden. Freilich war Liebermann von Anfang an ein ganz durchtriebener Revolutionär, während Skarbina sich sanft metamorphosirte.

Was eine also zusammengesetzte Gesellschaft zu bieten hat, läßt sich leicht ermessen. Mag auch die Mehrzahl der Bilder den neunziger Jahren, insbesondere dem Jahre 1893 entstammen, man bekommt dem Geiste nach wesentlich zu sehen, was man die letzten zwei Jahrzehnte zu sehen bekam. In dieser Ausstellung hat man nicht so sehr zeigen wollen, was man kann, als was man konnte. Ihr erklärter Zweck war, „lehrhaft, historisch und retrospectiv" zu sein. Man nimmt sich selbst so, wie man die vergangenen Kunstzeitalter zu nehmen gedenkt, aus deren Bereich weitere Ausstellungen nachfolgen sollen. Man ist sich selber historisch geworden, man gesteht offen ein, daß man retrospective Ziele verfolgt, und man leitet daraus ab, daß man nunmehr auch lehrhaft sei. Die Zukunft ist nichts, die Vergangenheit alles.

Aber thut man damit nicht doch ein wenig sich selber unrecht? oder wenn auch nicht sich selber in eigener Person — denn die Herren Anton von Werner und Carl Becker sollen davon freigesprochen werden — so doch manch Einem aus dem nachfolgenden Heerbann? Ist der Blick dieser Künstler wirklich ausnahmslos in die Vergangenheit gerichtet? Hat nicht der Eine und Andere wohl auch ein Bischen Anspruch darauf, in der Zukunft ein wenig zu gelten? Nun, ich denke, der eine Name Böcklin beweist, daß nicht alle Akademiker gleich mit senatorischem Anstrich behaftet sind, und schließlich sitzt im Senat doch auch ein Adolf Menzel, der gleichfalls recht wenig damit zufrieden sein würde, wenn man seine emsig erworbenen Zukunftswechsel für verfallen erklären wollte. Mag auch weitaus die Mehrzahl der Akademiker in Vergangenheitsschatten emporgewachsen sein und vor dem sternfunkelnden Riesenmantel der Geschichte sich wie nichtiges Fledermausvolk verkriechen, Einige immerhin haben ihr Lebenswerk als Tagewerk aufgefaßt und dem hellen Tag mit all ihren Kräften gedient.

Durchschreite ich die Säle dieser Ausstellung, so habe ich ein Gefühl von tiefer Ruhe in mir. Von den Wänden wird nicht wild und bunt auf mich losgefeuert, alte Bekannte stehen um mich her, oder wenigstens Blutsverwandte von ihnen — ich darf mich meinen Gedanken und Betrachtungen getrost überlassen. Hier grüßt mich Herkomer's preisliche „Magistratssitzung zu Landsberg" warm und vertraulich, drüben blinkert Siemiradski so südlich-farbenfroh und slavisch-orgiastisch wie vom ersten Tage an, daneben hat sich Koner wieder einmal mit einem Kaiserportrait eingefunden, und Anton von Werner's Mausoleumssentimentalität hängt so selbstverständlich da, als ob ohne sie von moderner Kunst gar nicht die Rede sein könnte. Was thut's, daß sich dicht zur Seite Dagnan-Bouveret mit einem warmleuchtenden Doppelportrait niedergelassen hat, und im Nebensaal hängen Gebhardt und Schönleber und Lenbach und steht das Modell von Schwechten's Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche! Das Alles strahlt in seinem traulichen Beieinandersein so viel Frieden aus, daß man milde und nachsichtig gestimmt wird gegen das Einzelne und, so lange man in diesen Sälen weilt, nicht viel fragt nach der Fortentwickelung der Kunst und den modernen Kunstkämpfen. Man ist geneigt, einmal fünf gerade sein zu lassen, und wird ordentlich gerührt von einer Pape'schen Landschaft, weil sie gar so altfränkisch bieder und unbeholfen gemalt ist. Und wenn man gar vor ein paar alabasterglatten Harrach'schen Comtessen steht, dann findet man, daß diese kühlen norddeutschen Dämchen um keinen Preis anders hätten gemalt werden dürfen, weil sonst das Treibhausparfüm verloren gegangen wäre — und man schämt sich, daß man vorhin über eine Kiesel'sche Commerzienräthin, die in ausgeschnittenem Seidenkleid und zurückgeworfenem Hermelinpelz, mit geölter Haut und huldseligem Lächeln da sitzt, einen Augenblick lang Mißbehagen empfunden hat. Mit eben dem Rechte dürfte dir der prächtige englische Lord des kraftvollen Ouleß mit seiner großartigen ererbten Selbstbeherrschung Mißbehagen erregen. Wozu das? Hier in diesem feierlichen Frieden, der etwas von Kirchhofsfrieden an sich hat, empfindest du scheu und nachdrücklich: Jeder Mensch wird gemalt wie er gemalt zu werden verdient, und die Kiesel und Koner und Biermann würden nicht existiren, wenn nicht auch die Gesellschaftsschichten existirten, die gerade so und nicht anders gemalt sein wollen, weil sie eben in dieser Art von Wiedergabe sich selbst am dankbarsten wiedererkennen. Hat doch auch andererseits ein Mann wie der Bankdirector Koch den Geschmack besessen, seinen feinbelebten Charakterkopf den künstlerisch empfindenden Händen eines Adolf Brütt anzuvertrauen und diesem dadurch Gelegenheit zur Herstellung einer meisterlichen Porträtbüste zu geben.

Und schließlich hindert mich nichts, nicht einmal der Schmährecensent der „Düsseldorfer Zeitung", zum Schluß nochmals zu Böcklin's märchenhafter Waldnymphe zu wallfahrten, die so stumm und träumend auf dem geheimnißvollen Einhorn durch das Schattendunkel reitet, verstohlen angeblinzelt vom fernen weiß-blauen Tag — dorthin zu wallfahrten und in aller Stille meine Andacht zu verrichten, als ein frommer Mann, der doch noch etwas von der Kunst erhofft. Dann aber schnell hinaus, mit eingedrückten Augen, die Treppe hinab, und unter die Linden getreten, von wo mich herbfrische Winterluft begrüßt. Franz Servaes.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

geläufige

Das Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

☛ *Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.*

„Verschollen."

Schauspiel aus der Gegenwart.

Von

A. Sturm.

Erschienen bei

A. Schirmer in **Naumburg a. S.**

Im Verlage von **Rob. Peppmüller** in Göttingen erschien:

Prof. Ernst Haeckel in Jena

und seine Kampfweise.

Eine Erwiderung von **Prof. Otto Hamann.**

Preis ℳ 1,20.

Staatl. garant. grosse Geld-Lotterie!

1 Gew. von ev. **500000**, 1 Prämie von **300000**, 1 Gew. von **200000**, 1 v. **100000**, 2 v. **75000**, 1 v. **70000**, 1 v. **65000**, 2 von **60000** Mk.
762 à 1500 Mk. u. 1000 Mk., 54182 à 500 Mk., 300 Mk., 200 Mk. u. s. w.

Ziehung 31. Jan. u. 1. Febr. 1894.

Ich empfehle

Original-Glücks-Lose

1/8 **Orininal-Los 1. bis 3. Klasse** kostet **nur 4,50 Mark.**

Gefl. Bestellungen werden prompt und verschwiegen ausgeführt.

A. Gerloff,

Nauen bei Berlin.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

☛ **Vierte Auflage.** ☚

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Erfolgreichste Reclame
in Berlin
durch
Aufstellung von Arrangements oder Auslage von Original-Waaren
in der
Urania-Säule.
Neueste Reclame
(in Vorbereitung),
Bewegliche Dioramen im Innern der Säule.
Einblick gratis.

Jede sonstige Information ertheilt die
Urania-Uhren und Säulen-Commandit-Gesellschaft
Berlin C., Spandauerbrücke 11.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 5. Berlin, den 3. Februar 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Börsenspiel. Von Justus. — Spanien, Frankreich und Marokko. Von v. B. — **Literatur und Kunst:** Schulen und Cliquen. Von Alfred Stoeßel. — Ueber Werth und Methode des englischen Sprachunterrichtes. Von Pastor Wilhelm Weber. — **Feuilleton:** Mariele. Von M. Zehme. — **Aus der Hauptstadt:** Der Bismarck kommt! Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Max Klinger's Radirungen. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Das Börsenspiel.

Es ist mit den welterobernden Fortschritten der Börse und Börsentechnik wie mit den großartigen Errungenschaften der neueren Technik in der Industrie, den Verkehrsmitteln, dem Geld- und Bankwesen. Ihre Zweckmäßigkeit für Cultur und Wirthschaft bleibt fortbestehen, unabhängig von den sittlichen Gebrechen, die sich an das eine Gebiet der modernen Technik ebenso knüpfen wie an das andere. Und wie die soziale Reform in der heutigen Industrie die Maschinen, die Eisenbahnen, den Weltmarkt und den Welthandel als unerschütterliche Thatsachen betrachtet, dagegen die in ihrem Gefolge daherschreitende Waarenfälschung, schwindelhafte Concurrenz, Kinderarbeit, Unsicherheit des Lebens und der Lebenslage der Arbeiter als besserungsbedürftige Mißstände ansieht: so muß auch eine rationelle Börsenpolitik den Börsenverkehr selbst, d. h. die Spekulation im weitesten Sinne des Wortes, unangetastet lassen und ihren Kampf nur gegen die unsittlichen Begleiterscheinungen der Spekulation, gegen die Machination, welche das unredliche Mittel der Spekulation ist, richten. Die unvertilgbare Ansicht des von dem trügerischen Geschrei der „öffentlichen Meinung" geblendeten, ohne Kenntnisse und Erfahrung urtheilenden, bald dem „armen Depotkunden", bald dem „hülflosen Pfandbriefgläubiger", bald dem „schutzlosen Privatspekulanten" zu Hülfe eilenden Dilettantismus, daß an der Börse etwas zu bessern sei durch Ausscheidung des eigentlichen Stückes der specifischen Börsentechnik, daß Sozialpolitik, Steuerpolitik, Wirthschaftspolitik sich wider das „Börsenspiel" zu richten habe, um es zu vernichten — diese Ansicht ist unhaltbar.

Der Bericht, von dem die Vorschläge der Börsen-Enquête-Commission begleitet sind, sucht diese Meinung, welche leider auch tief in wissenschaftliche Kreise eingedrungen ist, von sich abzuschütteln. Er erzählt uns die alte Geschichte von den beiden Parteien, welche, wie überhaupt in der Wirthschaftspolitik der Gegenwart, so auch in den Arbeiten der Commission feindselig mit einander um den Vorrang gerungen hatten; von denen die erste eine gedeihliche Entwickelung des Börsenverkehrs und eine dauernde Beseitigung ihrer Mißstände nur von der freien Initiative der Börse und ihrer Organe erwartete, ein staatliches Eingreifen also für entbehrlich, wenn nicht für schädlich hielt, während die andere eine energische staatliche Aufsicht als das einzige Mittel betrachtete, um das machtlose Privatpublikum, welches die Vormittagsstunden nützlich am „Telephon zur Börse" verbringt, vor den Auswüchsen des Terminhandels und des Differenzspiels, vor der Ausbeutung und Schädigung ihrer Interessen durch die allmächtige Gewalt der Börse zu schützen. Der Bericht versichert, daß die Commission bestrebt gewesen sei, einen Mittelweg zwischen diesen Gegensätzen zu finden. Wir glauben dies gern und erkennen das Streben ehrlich an. Allein ihr Wille war stärker als ihre Macht. Und die Furcht vor dem gänzlichen Mißlingen ihres groß angelegten Apparats zwang sie dazu, nicht etwa in jeder der von ihr aufgestellten Abtheilungen die Mittelströmung zu behaupten, sondern zwischen den einzelnen Abtheilungen mit „Freiheit" und „Aufsicht" zu feilschen, hier etwas abzulassen, dort etwas zuzulegen, hier der einen Partei, dort der anderen die Herrschaft einzuräumen. So athmet der eine Abschnitt den freiheitlichen Geist wirthschaftlicher Selbstmacht, während der andere das reactionäre Angesicht bureaukratischer Einengung, polizeilicher Bevormundung aufweist. Damit aber ist das undankbarste Resultat gewonnen, das überhaupt erzielt werden konnte. Jede Partei macht unzufrieden ihrem Mißmuth über die in den verschiedensten Farben schillernden Ergebnisse Luft. Und selbst wer, wie wir, jede politische Färbung und Beeinflussung aus seinen Gedanken zu verbannen sucht und mit der ehrlichen Vornahme einer unbefangenen Prüfung der hier angestrebten Reform entgegentritt, geleitet allein von einem wahrhaften Interesse für eine große, die Wirthschaft der Nation in ihrem Innersten berührenden Sache, der wird in diesem Arsenal von gegensätzlich zugespitzten Dogmen nur schwer ein neutrales Plätzchen finden, auf dem er kritiklos ausruhen kann.

Bereits die Grundlage, auf der die Commission ihr großes Reformwerk aufbaut, zeigt diesen gefährlichen Zwiespalt. Hätte die Commission den Muth gehabt, jenen Gedanken einer freien, corporativen Organisation, dessen Ansätze auf dem Boden Englands sich längst als fruchtbar erwiesen haben, und auf diesem Boden den inneren Reinigungsprozeß, wiederum nach englischem Muster, thatkräftig durchzuführen: dann wäre damit der beste Theil gethan gewesen, um die deutsche Börse aus einem Schauplatz wilder Spekulation zu einer Körperschaft zu machen, deren Mitglieder den eigenthümlich gesteigerten Gefahren des aleatorischen Berufslebens gewachsen sind, und ihr so diejenige beachtenswerthe Stellung zu schaffen, deren sich die Londoner Stock exchange heute zu erfreuen hat; dann hätte aus der schmutzigen Hülle, die so oft das Urtheil über die Börse ausschließlich bestimmt, der Verschwendungssucht, der Unmoral, dem Protzenthum der Spielwuth, der reine und gesunde Kern zum Durchbruch kommen und jener ganze Ernst der Börsenarbeit zur vollen Geltung gelangen können, welcher mit Scharfblick und Intelligenz Milliarden geräuschlos in Bewegung setzt, kühn über Zeit und Ort hinwegschreitend

Vorrath und Bedarf wohlthätig ausgleicht, dem Staat und der Commune den Kredit zu großen Unternehmungen bietet und so das Kapital der Börse als belebendes Blut in den arbeitenden, werthschaffenden Wirthschaftskörper einführt. Ohne diese Reform im Ausbau der Börse kann jede gesetzgeberische Neuerung oder Festlegung, welche sich nur auf das „Börsengeschäft" bezieht, mag sie ansetzen, wo sie wolle, immer nur als ein dürftiges Stück- und Flickwerk bezeichnet werden.

Wenn wir uns der sogenannten „herrschenden" Meinung über den Unterschied zwischen dem „reellen" oder „Effectiv"-geschäft und dem reinen „Spekulations"- oder „Differenz"-geschäft anschließen wollen, so müssen wir unter dem ersteren ein solches verstehen, deren Contrahenten unmittelbar eigene Vorräthe verwalten, erworbenes Getreide speichern, gekaufte Papiere in ihren Geldschrank verschließen, kurz, die ihr eigenes Kapital, und das Kapital, welches durch den Kredit hinzugeflossen ist, in den von ihnen erworbenen Vorräthen anlegen, unter dem letzteren dagegen ein solches, deren Contrahenten nicht kaufen, um Vorräthe zu erwerben, zu verwalten und seiner Zeit wieder abzusetzen, sondern die kaufen entweder, um vor dem Zeitpunkt der Abnahme wieder zu verkaufen und die Preisdifferenz zu gewinnen, oder um Vorräthe, welche sie verkauft haben, ohne daß sie sie besaßen, vor dem Zeitpunkte, wo sie dieselben zu liefern verpflichtet sind, in ihre Verfügung zu bringen.

In der Praxis ist es eine Unmöglichkeit, eine derartige Scheidung der Spekulationsgeschäfte von den Effectivgeschäften vorzunehmen. Zahlreiche Zeitgeschäfte stellen sich auf der einen Seite als Spekulations-, auf der anderen als ernste Geschäfte dar, zahlreiche Spekulanten sind gezwungen, die Mittel zur Erfüllung der in dem Engagementsgeschäft übernommenen Verpflichtung auf dem Markte des ernsten Handels zu suchen; denn für jedes Engagementsgeschäft eines Spekulanten, bei welchem es auf der Seite des anderen Contrahenten auf eine den Ultimo überdauernde Besitzveränderung abgesehen ist, muß ein Realisationsgeschäft geschlossen werden. Und doch versucht es die Wissenschaft mit einem in Zeiten wirthschaftlichen Niedergangs doppelt erklärlichen Erfolge immer wieder, das reine Spekulations- oder Differenzgeschäft aus dem legitimen Gebiet des Handels auszuscheiden, ihm für sich den Mantel wirthschaftlicher Unfruchtbarkeit, ja höchster Schädlichkeit umzuhängen, und, da es nicht auf den Umsatz von Waaren hinziele, sondern eine reine Wette auf die Preise sei, ihm jeden Schutz durch Recht und Richter abzusprechen. Bevor wir auf eine nähere Betrachtung dieser Angriffe eingehen, fragen wir nur das Eine: Wird ein Handelsgeschäft productiver dadurch, daß an die Stelle aller jener Tausende von Compensationen, welche die Folge der jetzt herrschenden technischen Form des Börsenverkehrs sind, die körperliche Waare, die Werthpapiere, von Haus zu Haus, von Handelsplatz zu Handelsplatz wandern? Wer dies annimmt, der wird wohl auch consequent genug sein, jene großartigen Einrichtungen der Tilgung von Zahlungsverpflichtungen durch Compensation oder Umschreibung durch das Clearing-house von London oder New-York nicht als eine zweckmäßige Oeconomie an Stelle der körperlichen Geldumsätze anzuerkennen, sondern die Thatsache ihres Nutzens mit schweren Bedenken anzuzweifeln. Und dennoch ist in dem ersteren Falle ebensowenig wie in dem anderen irgend etwas Charakteristisches zu entdecken, außer, daß der Ballast der Preisbildung dort, der Ballast der Geldzahlung hier, um ein Erhebliches erleichtert wird.

Die Geschäfte, welche börsenmäßig durch Zahlung einer gewissen *Differenz* zwischen dem contractmäßig verabredeten und dem am Tage des Verfalls kursmäßigen Preise beglichen werden — dies ist das alleinige technische Merkmal der verhaßten „Differenzgeschäfte" — zerfallen in zwei Arten: *Entweder* es sind Termingeschäfte solidester Art, welche in der ernstesten Absicht wirklicher Effectuirung geschlossen sind, aber später durch physische Unmöglichkeit der Lieferung in der Weise regulirt werden müssen, daß als Ersatz für die Nichtleistung der im Fall der Lieferung von selbst gegebene Gewinn, nämlich die Preisdifferenz zwischen Abschluß und Lieferung gezahlt wird. Daß diese Geschäfte wirthschaftlich genau denselben Effect haben müssen wie die durch wirkliche Lieferung beendeten Zeitgeschäfte, ist klar. Ueber die weltwirthschaftliche Bedeutung des Zeitgeschäfts aber, über seine Nothwendigkeit für eine einheitliche Preisbildung, für die Ausgestaltung des internationalen Kredits und die Ausgleichung der Verkehrsbedürfnisse bedarf es wohl keines Wortes. *Oder* aber, sie werden von vornherein mit der stillschweigenden Absicht eingegangen, anstatt der Erfüllung eine Begleichung durch besagte Differenz eintreten zu lassen. Hier, behauptet man, sei die Spekulation nicht mehr die Berechnung der Preisbildung nach Vorrath und Bedarf, sondern eine Berechnung nach künstlichem Angebot und künstlicher Nachfrage, diese reine Gewinnabsicht ohne reelle Unterlage verschiebe die thatsächlichen Verhältnisse und bringe eine verhängnißvolle Verwirrung in den Lauf der Spekulation. Ja, ist denn nicht bei jedem Spekulationsgeschäft die Absicht bestimmend, Gewinn zu machen? Die Erzielung dieses Gewinnes bei Differenzgeschäften unterscheidet sich aber in nichts von der Gewinnung bei sonstigem Kreditkauf. Auch dieser gründet sich auf die Erwägung, daß dem Käufer Zeit gelassen werden muß, um das auf Kredit Eingekaufte seinerseits weiter zu verkaufen und durch diesen Wiederverkauf sich die Summe zu schaffen, welche er zur Befriedigung seines Verkäufers bedarf. Worin besteht hier der Gewinn anders als in einer Preisdifferenz, und inwiefern ist seine Stellung im Resultat eine andere als desjenigen, der Papiere um einen bestimmten Preis kauft und, um den Kaufpreis zu erlangen, sie am Lieferungstage zum Kurse dieses Tages an den Verkäufer zurückkauft?

Wenn uns aber heute manche sonst ganz ernsthafte Juristen glauben machen wollen, die Spekulation bewege sich *durchweg* nur in Geschäften, welche nicht auf einen Umsatz von Vorräthen, sondern lediglich auf die Zahlung von „Differenzen" herauskämen, die Spekulation kaufe und verkaufe „eingebildete" Vorräthe, und ihre angeblichen Zeitgeschäfte seien nur Wett- und Spielgeschäfte, in welchen die Preisdifferenz am Erfüllungstage der Gegenstand der Wette und des Spiels sei: so beruht dieser Aberglaube nicht sowohl auf dem mangelnden volkswirthschaftlichen Verständniß und der geringen practischen Erfahrung unseres Juristenstandes, als vielmehr auf den diesem Stande eigenen natürlichen *pathologischen* Anschauungen. Zu ihm kommen nicht die gesunden Geschäfte, welche an der Börse abgewickelt und regelmäßig erledigt werden, sondern die kranken, welche zu Prozessen führen. Da nun die Klagen aus der Nichterfüllung der Zeitgeschäfte regelmäßig nicht auf Lieferung oder Abnahme, sondern auf Zahlung der Differenz zwischen dem im Zeitgeschäft verabredeten und dem am Tage des Verfalls marktgängigen Preise gerichtet sind, auch wenn das Zeitgeschäft nicht als Spekulations- oder Realisationsgeschäft, sondern auf einer oder auf beiden Seiten als einfacher Umsatz von Vorräthen abgeschlossen war (auch der Spekulant kauft, gleich jedem anderen Kaufmann, die Waare nicht aus abstracter Liebe zu derselben, sondern zu dem Zwecke, um an dem Unterschiede zwischen dem Ankaufs- und Verkaufspreise zu gewinnen), so ist der gefährliche Irrthum entstanden, es seien so ziemlich alle Zeitgeschäfte reine Differenzgeschäfte, nicht Umsätze von Waaren, sondern Wetten oder Spiel.

Lediglich aus dieser pathologischen Auffassung der Juristen ist die bis tief in die untersten Gerichte eingedrungene Verwirrung zu erklären, welche heute fast unsere gesammte Börsen-Judicatur beherrscht. Reine Differenzgeschäfte kommen an deutschen Börsen niemals vor. Der Schlußschein enthält stets eine Formel, welche die Verpflichtung zur Lieferung und Zahlung ganz in der für alle Zeitgeschäfte üblichen Weise ausspricht. Dem Richter erwächst also die Aufgabe, aus der *Absicht* der Parteien zu errathen, auf welche Art der Abwickelung ihr Wille ging, und aus den begleitenden Umständen des sich stets gleichbleibenden Thatbestandes sich ein Urtheil über die wirklichen Intentionen der Parteien zu bilden. Zu welchem Resultate diese „Seelenblicke" des Richters, die bald die Person, bald das Vermögen, bald die Lebensstellung der Parteien zum Aus-

gangspunkt nehmen, führen müssen, davon kann die Praxis der letzten Jahre manch' Wörtchen erzählen, eine Praxis, die in ihrer Willkür und Inconsequenz in den gesammten Spekulationshandel ein Gefühl der Unsicherheit hineingebracht hat, das verderblicher wirken muß auf Stetigkeit und Solidität des Handels, als die positive Ungültigkeitserklärung aller Zeitgeschäfte es vermöchte. In der That wird hier dem Richter etwas Unmögliches zugemuthet. Die Frage, ob Lieferung, ob Differenzzahlung, entscheidet sich in vielen Fällen erst am Lieferungstage selbst. Und für diese Entscheidung sind die mannigfachsten Gründe maßgebend, so die Anzahl der eingegangenen Operationen, ihre Art und Höhe, der Stand des internationalen Marktes, die allgemeinen und persönlichen Kreditverhältnisse. Für jeden Außenstehenden sind diese Gründe undurchsichtige Räthsel. Woraus sollte also der Richter, der die Chancen des Marktes so wenig zu beurtheilen weiß wie jeder Laie, die Kriterien entnehmen, um einen irgend sicheren Rückschluß auf die Absichten der Parteien zu ziehen?

Mit dem „Spiel" kann das Börsengeschäft schon darum nicht auf gleicher rechtlicher Stufe behandelt werden, weil das Spiel stets dem blinden Zufall anheimgegeben wird, an dem menschliche Thätigkeit weder etwas zu ergründen noch zu verändern vermag, während jegliche Spekulation — auch das kühnste Differenzgeschäft — sich als ein Product geistigen Scharfsinns, logischen Nachdenkens über die den Gang der Preise bestimmende wechselnde Lage des Weltmarktes darstellt. Mit der „Wette" aber hat es deshalb nichts gemein, weil der Kern eines Wettgeschäftes stets in dem Bestreben besteht, den Gegner von der Richtigkeit einer Behauptung zu überzeugen, im Differenzgeschäft aber einmal die Behauptung völlig fehlt, sodann aber dem Differenzspekulanten auch nicht im Entferntesten die Absicht innewohnt, seinem Gegner eine Ueberzeugung zu verschaffen.

Es wäre doch auch ein ganz wunderliches Ding, wenn ein Geschäft einmal ein Spiel-, einmal ein Handelsgeschäft ist, je nachdem es von dem Einen oder dem Anderen eingegangen wird, und wenn es dadurch aus einem Spielgeschäft zu einem Handelsgeschäft wird, daß der eine Theil, der heute „spielen" wollte, morgen beschließt, zu dem Preise, den der andere ihm garantirt hat, wirklich zu kaufen oder von seinem Vorrathe abzugeben. — Die Bedingungen des Geschäftes unterscheiden sich von denen des reellen Zeitkaufes nur dadurch, daß, wer Waare wirklich haben oder abgeben will, noch eine Courtage aufwenden muß. Im Uebrigen bleibt der Vorgang wie beim Zeitkauf: dem Engagementsgeschäft muß ein Realisationsgeschäft folgen, es sei denn, daß der eine Theil so dumm wäre, sich alle Chancen, welche die Frist zwischen dem Abschluß und dem Erfüllungstermin des Geschäfts ergibt, entgehen zu lassen, und absolut das Schicksal seiner Operation vom Ultimo abhängen lassen zu wollen.

Wir sehen davon ab, daß die Praxis aus denselben Gründen, mit denen sie heute den Kaufmann, der in der Form von Differenzgeschäften spekulirt, als einen nichtsnutzigen Spieler declarirt, morgen die Nichtsnutzigkeit und das Spiel bei einem Kaufmann entdecken könnte, der mit Connossementen über schwimmende Waarenladungen, etwa mit ebenso wenig Verstand und Vorsicht, spekulirt. Wir übergehen weiter, daß durch den heutigen Zustand die Ehrlosigkeit von Rechtswegen geradezu sanctionirt wird, indem die jetzige Judicatur es dem Spekulanten ermöglicht, sich im Falle des Gewinnes die Summen vergnügt einzustreichen, im Verlustfalle aber sich mit der Einrede des Spieles gegen alle Ansprüche zu decken, und sich so dadurch einen sicheren Gewinn zu schaffen, daß er bei zwei verschiedenen Banquiers in demselben Papier, aber nach verschiedenen Richtungen, bei dem Einen in Hausse, bei dem anderen in Baisse spekulirt. Die Thatsache, daß nirgends ein Stützpunkt zu entdecken war, an dem sich unser heutiger Rechtszustand in seiner willkürlichen Scheidung des „reellen" vom „Spekulations"handel, in seiner noch willkürlicheren Behandlung dieses letzteren anklammern konnte, mußte auch die Enquête-Commission dazu führen, den Mantel der Klaglosigkeit fallen zu lassen, und allen Zeitgeschäften, welche Gestalt sie auch zeigen, wie deutlich ihre aleatorische Natur auch ausgeprägt sein möge, unter den Schutz des Rechtes zu stellen.

Es muß wohl der Commission recht schwer angekommen sein, in demselben Abschnitt, den sie mit dem für ihre Anschauungen sehr bezeichnenden Titel „Börsenspiel" überschrieben hat, die Einrede des Differenzspiels für rechtsunwirksam zu erklären. Aber sie hat sich für diese Concession auch bitter gerächt. Nicht etwa in den scharfen Strafbestimmungen gegen die Verleitung zu Börsengeschäften und das Spekuliren mit leichtsinnigen und unerfahrenen Individuen, Bestimmungen, die wir, wenn auch nicht als wirksam, so doch vom sittlichen Standpunkte als berechtigt anerkennen müssen, wenn man sich nur entschließen wird, die allgemeine Fassung derselben durch eine klare Grenze zu umschreiben und damit zu verhüten, daß zu gegebener Zeit die Dehnbarkeit der Begriffe benutzt wird, um einer blinden Erbitterung willkürliche Sühne zu bringen. Wohl aber in der Einführung jener schwarzen Liste, genannt „Börsenregister", welche alle diejenigen amtlich als Spieler und Agioteure kennzeichnen soll, die sich noch weiterhin vermessen wollen, in rechtsgültiger Weise ein Zeitgeschäft in Waaren einzugehen. Nur wer seine Eintragung in das Börsenregister erwirkt und diese Eintragung mit einer unverhältnißmäßig hohen Summe erkauft hat, dem der Schutz der Klagbarkeit bei einem Waarenterningeschäft zur Seite stehen. Die Commission glaubt, daß Landwirthe, Industrielle, Kleinkaufleute davor „zurückschrecken" werden, sich öffentlich als Börsenspekulanten zu bezeichnen und sich demgemäß vom Terminhandel in Producten zurückziehen werden. Kein Zweifel. Aber was dann? Der Commission unterläuft eben der grundlegende Irrthum, daß sie nur dem die Börse besuchenden Kaufmann ein wirthschaftliches Bedürfniß zum Abschluß von Termingeschäften zuerkennt, daß sie nur den gewerbsmäßigen Terminhandel, nicht aber den gelegentlichen Abschluß eines Termingeschäftes als berechtigt anerkennt. Sie vergißt, daß der Landwirth, der Müller, der Bäcker, der Destillateur und noch viele Andere, die sich den Preis für ihre Production bezw. ihren Bedarf durch Wahrnehmung günstiger Conjunkturen sichern wollen, auf den Abschluß entsprechender Termingeschäfte geradezu angewiesen sind. Ihr Bedarf und ihre Production an börsengängigen Waaren bildet die reelle Grundlage des gesammten Terminhandels, und gerade diese Personen haben ein sehr wesentliches Interesse an der Bildung der Terminpreise und ein gutes Recht, auf dieselben durch Abschluß von Termingeschäften den ihnen gebührenden Einfluß auszuüben. Eben, wo die Regierung daran geht, der Landwirthschaft eine corporative Zusammengehörigkeit zu schaffen, die auch einen Einfluß auf die Preisbildung auszuüben vermag, wird dem einzelnen potenten Landwirth der Weg, um zu diesem Einfluß zu gelangen, gewaltsam verlegt.

Auch wir sehen eine der ersten Ursachen zu den schwindelhaften Ausschreitungen der Spekulation in der wachsenden Theilnahme des Privatpublikums am Börsenhandel. Aber durch eine derartige ebenso frivole wie unberechtigte Maßnahme den Kreis der Spekulanten zwangsweise verringern, das hieße nicht, wirthschaftliche Fehler gut machen, sondern sie erst schaffen. Die Commission gesteht treuherzig zu, daß sie die Productenbörse nur zum Experimentirobject sich ausersehen habe. Gelingt der Sprung in's Dunkle, dann soll dieselbe Einrichtung auch für die Fondsbörse nicht lange auf sich warten lassen. So entwickelt sich diese Neueinrichtung vor unseren Augen zu dem flagrantesten Eingriff in unsere mühsam errungenen Grundsätze von Gewerbefreiheit, zu einem Ausnahmerecht, das die stärkste Unsicherheit im Handel und Verkehr hervorrufen, überraschend schnell auch auf anderen Gebieten Schule machen und damit Zeiten zurückrufen würde, die unsere Periode der wirthschaftlichen Freiheit bisher als überwunden betrachtete. — —

Hier ist der hinkende Pferdefuß, der unter dem gleißenden Reformmäntelchen der „allgemeinen Klagbarkeit" für den gesunden Beobachter leider nur zu deutlich herausschaut.

Justus.

Spanien, Frankreich und Marokko.

Die zwischen Spanien und Marokko von Marschall Martinez Campos geführten Verhandlungen über die definitive Beendigung des spanisch-marokkanischen Conflicts lenken die Aufmerksamkeit auf die von Spanien Marokko gegenüber befolgte Politik und die Anschauungen, die dort über die Bedeutung Marokkos für Spanien gelten. Es besteht heute kein Zweifel mehr darüber, daß die französische Diplomatie unlängst bemüht gewesen ist, die Mitwirkung Spaniens zu einer gemeinsamen Aggressivpolitik gegen Marokko zu gewinnen, und manche Spanier dürften geneigt gewesen und noch sein, auf die französischen Vorschläge, deren Wiederholung nicht ausgeschlossen ist, einzugehen. Unter diesen Umständen ist es nicht ohne Interesse, den Erörterungen über die spanisch-marokkanische Politik einen Blick zu widmen, welchen ein eben in Madrid erschienenes Werk: Melilla. Bemerkungen über spanisch-marokkanische Politik von Señor Reparaz, einem spanischen Autor von Ruf, Raum gibt. Es schildert zwar die verschiedenen kleinen spanischen Ansiedelungen an der marokkanischen Küste als nutzlos und halb verkümmert; allein ungeachtet dessen herrscht in Spanien vielfach die Anschauung, daß Marokko nicht nur ein künftiges Feld spanischer Thätigkeit und Expansion, sondern ein naturgemäß zu Spanien gehöriges Gebiet sei. Man faßt dort die geographische Situation an den Säulen des Herkules derart auf, daß das westliche Becken des Mittelmeeres von einem Lande gebildet werde, welches durch die Straße von Gibraltar in zwei gleichartige Länder getheilt sei, von denen das eine das europäische Spanien, das andere das afrikanische Spanien bilde. Obgleich diese beiden Länder zufällig durch einen schmalen Meeresarm von einander getrennt seien, bildeten sie in Wirklichkeit ein einziges und untheilbares, wie dies sowohl ihre geographische Uebereinstimmung und ihr geologischer Bau, wie ihre Flora, Fauna und die ethnologischen Eigenthümlichkeiten der ganzen Region bewiesen. Mit einem Wort, Spanien müsse unterrichteten Geographen als von den Pyrenäen bis zum Atlas reichend gelten, und namentlich sein afrikanischer Theil sei von der Natur begünstigt. Derselbe vereinige alle Vorzüge eines milden Klimas, reicher Bewässerung, fruchtbaren Bodens und großer Mannigfaltigkeit der Bodenerzeugnisse, einschließlich aller der Ernährung und der Industrie dienenden Pflanzen, reiche Mineralien und eine äußerst günstige Lage zwischen jenen Meeren und Continenten. Seine Fruchtbarkeit ist so groß, daß der Sämann zuweilen das achtzigfältige der Aussaat erntet. Thiere aller Arten, vom Löwen bis zum Kaninchen und vom Kameel bis zum Esel sind in größter Menge vorhanden. An den Abhängen der Hügel liegen Felder und von Hecken umgebene Gärten mit einzelnen Landhäusern und Obstgärten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Bewohner des von der Natur weit weniger begünstigten Spaniens Marokko mit begehrlichen Blicken betrachten und darüber unwillig sind, daß ihnen die Herrschaft darüber so lange vorenthalten wird. Allein die unruhigen Mauren verweigern nicht nur diese Besitzergreifung, sondern greifen die Spanier sogar kühn an, wenn sie ein kleines unschädliches Fort auf ihrem eigenen Gebiet anzulegen versuchen.

Die meisten Spanier, bemerkt der Autor, sind der Ansicht, daß Spanien durch eine energische Anstrengung leicht seine geographischen, ethnographischen und historischen Ansprüche auf dem transmediterraneen Theil seines Gebiets durchzusetzen vermöge. Allein der Autor beurtheilt die Situation zu richtig, um solche Gelüste zu unterstützen. Die selbst heute noch unvollständige Eroberung Algiers durch die Franzosen beanspruchte 50 Jahre, zwei Milliarden Francs und 100,000 Mann, und er ist der Ansicht, daß die Eroberung Marokkos mindestens zweimal so viel kosten würde. An ein derartiges Unternehmen sei daher für den Moment nicht zu denken; allein Spanien müsse sehr wachsam sein und Andere hindern, es seiner Erbschaft zu berauben. Dies könne nur durch Erhaltung des status quo geschehen. Die einzig möglichen Participienten seien England und Frankreich. Von ihnen sei das erstere wenig zu fürchten, denn in England finde sich keine Gruppe politisch oder sonst gebildeter Männer, die für eine Annexion Marokkos sei, und die Spanier, die von einer englischen Eroberung sprächen, hätten eine kindliche Auffassung von England und englischer Politik.

Mit Frankreich liegen die Dinge jedoch anders, dort existirt eine große Anzahl von Journalisten, Geographen und Politikern, die entschiedene Verfechter der Einverleibung Marokkos in Französisch-Afrika sind. Für die Armee der Republik, mit Algier als Operationsbasis, ist in der That das allmähliche Vordringen von Oase zu Oase, von Vertrag zu Vertrag weit weniger schwierig und kostspielig, als für England. Frankreich würde viel eher als England zu einem Unternehmen schreiten, welches, wie die Eroberung von Marokko, mehr koste als es werth sei. Frankreich bereite Annexion und Vergrößerungssucht vor. England wünsche aus verschiedenen Gründen keinen Conflict, allein es werde, wenn sich ein solcher ihm bieten würde, sich ruhig in Tanger festsetzen, und derart der sichere Gebieter der Straße von Gibraltar bleiben. Für Spanien würde dies ein schwerer Schlag sein; allein es sei offenkundig, daß England weit entfernt, einen solchen Schritt lebhaft zu wünschen, ihn so lange als möglich aufschieben und sich zu ihm nur dann entschließen werde, wenn eine französische Invasion in Marokko es dazu nöthige. Gegenwärtig sei Frankreich das einzige active streitbare Element, der Feind Spaniens in Marokko. So werde die Situation in Italien aufgefaßt, und so müsse sie auch in Spanien beurtheilt werden. Die erste Vorsichtsmaßregel Spaniens müsse daher darin bestehen, den Conflict so lange als möglich zu verschieben. Bisher sei Spanien naturgemäß der Freund derjenigen, welche den Conflict fürchteten und der Feind derjenigen, von denen er provocirt werde. Frankreich werde, einmal Herr von Marokko, dort für immer bleiben, weil es seine Eroberung mit Algier zu vereinigen bestrebt sein werde, während England, das es nur auf den Besitz von Tanger absehe, in dieser Position bleiben werde, bis es eine Niederlage zur See erlitten habe, ein Ereigniß, welches früher oder später eintreten müsse. Der Autor unterstützt seine Behauptung, daß der nationale Feind Spaniens in Afrika das aggressive Frankreich sei, durch den Hinweis, daß französischerseits in der Richtung auf Uxda Alles zu einer Invasion vorbereitet sei. In Tlemcen allein befinden sich über 7000 Mann vorzügliche Truppen. In Figuig wurde unlängst von General Thomassin lebhaft intriguirt und in Tuat Fortschritte gemacht. In Guinea hat Frankreich alle spanischen Besitzungen an sich gerissen und bemüht sich an der Saharaküste, Spanien seines dortigen besten Hafens, der Bucht von Galgo zu berauben, von der aus es die canarischen Inseln bedrohen könne. Es mache gleichzeitig Anstrengungen, den spanischen Credit an der Börse zu untergraben, und die französische Presse erkläre, daß diese Finanzcampagne fortgesetzt werde, so lange Spanien eine große Politik, d. h. eine Politik in Marokko, anstrebe.

Sowohl das Ziel, welches Frankreich im Auge hat, wie die traditionelle Politik Englands scheinen dem Autor klar aus den Ereignissen älteren Datums hervorzugehen. Im Jahre 1844, bemerkt er, besiegte Marschal Bugeaud die Mauren bei Isly, und Marokko wurde durch das Veto Englands vor der Zerstückelung gerettet. Vier Jahre später schickte sich Frankreich an, die zafarninischen Inseln zu besetzen, deren Besitz eine Invasion Marokkos wesentlich erleichtert haben würde; allein die spanische Regierung kam ihm in dieser Absicht zuvor. Im März 1870 drang General Wimpffen an der Spitze einer starken Colonne in Marokko ein, und traf Vorkehrungen für eine regelrechte Invasion im folgenden Frühling; allein die Ausführung dieser Absicht wurde durch den deutsch-französischen Krieg verhindert. Enttäuscht in ihren Hoffnungen auf Eroberungen auf Kosten Deutschlands, wandten sich die Franzosen der großen Idee eines afrikanischen Reiches zu. Zuerst entwarfen sie vage Pläne für die Bewässerung der Sahara und für den Bau einer Eisenbahn nach dem Sudan, und wandten sich dann zu practischeren Projecten. Im Jahre 1879 erhielt General Cerez den Auftrag, die Frage der Invasion Marokkos zu studiren, allein die französische Regierung entschied sich nach

einigem Zögern für die Invasion in Tunis. Das Project tauchte jedoch 1885 unter dem bescheidenen Titel einer Rectificirung der algerischen Grenze wieder auf, und man bemühte sich, die Unterstützung des Sheriffs von Wazan zu erhalten; allein die übrigen an der Frage interessirten Mächte ließen Zeichen der Unruhe und des Widerstandes erkennen und Frankreich nahm eine weniger aggressive Haltung an. Diese Haltung dauerte jedoch nicht lange. Das Project Wimpffen's wurde bald wieder aufgenommen und Schritte gethan, um Algier in der Richtung auf Figuig und Tuat zu vergrößern. Voraussichtlich wird man bald mehr über dieselben, sowie über das große Project, diese Gebiete mit dem französischen Kongo zu vereinigen, erfahren. Diese und ähnliche Thatsachen erwecken dem Autor die ernstesten Bedenken, und er beginnt für die Unabhängigkeit seines Landes zu fürchten. Seiner Ansicht nach ist die gegenwärtige Lage Spaniens hinsichtlich Frankreichs der kritischen Position Frankreichs gegenüber Spanien im 16. Jahrhundert sehr ähnlich. Von der Regierung Franz I. bis zu derjenigen Heinrichs IV. wurde die Unabhängigkeit Frankreichs durch den prädominirenden Einfluß Spaniens, der sich über die Halbinsel Savoyen, die Franche Conté und Lothringen, das heilige römische Reich und Flandern erstreckte, bedroht. Damals waren die gesammten Landgrenzen Frankreichs den Einfällen der Spanier und seine Küsten den Angriffen der allmächtigen spanischen Flotte ausgesetzt. Selbst innerhalb Frankreichs hatte die spanische Regierung zahlreiche Parteigruppen in der katholischen Partei und bei Hofe einflußreiche Personen. Heute sind die Rollen vertauscht. Frankreich mit einer weit stärkeren Bevölkerung und viel größerem Nationalreichthum, mehr Cultur und von besserer Organisation für eine offensive Politik, dominirt Spanien im Norden. Die See gehört ihm und es kann die spanischen Küsten angreifen, wenn sie nicht durch England geschützt werden. Im Innern des Landes hat es als Vorkämpfer der republikanischen Regierungsform einen Anhalt und der Chef der spanischen revolutionären Partei, Ruiz Zorilla, lebt beständig in Paris.

Im Hinblick auf alle diese Umstände schließt der Autor seine bedeutsame Schrift mit dem folgenden patriotischen Aufruf an seine Landsleute: Zu Wasser und zu Lande belagert, auf den Gebieten der Wissenschaft und Literatur einer starken Invasion ausgesetzt, in finanzieller Hinsicht unterworfen, soll da Spanien die Belagerung beendigen, die Invasion und Eroberung vervollständigen lassen, indem es zugiebt, daß Frankreich Marokko in Besitz nimmt? Soll Spanien der Umringung durch Frankreich von allen Seiten und dem Eingeschlossenwerden zwischen zwei Grenzen, die Pyrenäen im Norden und die Straße von Gibraltar im Süden, zustimmen? Soll Spanien Frankreich im 19. Jahrhundert das zu thun gestatten, was Frankreich ihm im 16. Jahrhundert verwehrte? Ebenso gut könne es damit einverstanden sein, aus dem Rathe der Nationen gestrichen zu werden. Dies ist das wichtigste Problem der spanischen Politik, nicht eine Frage zur Befriedigung von Träumen künftiger Größe, sondern des Kampfes um die Existenz.

v. B.

Literatur und Kunst.

Schulen und Cliquen.

Von Alfred Stoeßel.

Hinter uns liegt die wunderherrliche Weihnachtszeit! Wo man gefüttert wird mit Gänsebraten und Sentimentalitäten, wo Zwist und Hader der Parteien schweigen und man zum Frühstück gleich bewirthet wird mit Kuchen und einem rührseligen, wundermilde Festesstimmung athmenden Leitartikel unserer Morgenzeitung. Christ ist erstanden und Friede den Menschen auf Erden! Selbst der kampfeswüthigste Redacteur, der jahraus, jahrein mit Keule und Dreschflegel, mit Spieß und Speer, mit Verleumdungen und Verdächtigungen auf seine politischen Gegner einzuhauen gewohnt ist, hält einen Augenblick inne und fühlt ein menschlich Rühren. Er glaubt sich bemüßigt, seinen Lesern zu zeigen, daß nichts Menschliches ihm fremd, und daß Glockenklang und Orgelton, wie frommer Lieder Weise Requisiten sind, mit denen effectvoll zu hantiren aus lang verklungenen Jünglingstagen er völlig noch nicht verlernt hat. Das ist die Zeit, wo Alles hülfreich ist, edel und gut, wo man nicht ohne Ergriffenheit im localen Theile liest von all den Massenbescheerungen und Massenabfütterungen armer und verwaister Kinder, und wo man im Feuilleton ersäuft wird in den unvermeidlichen, schockweise hergestellten und durch vorsorgliche Correspondenzen promptest gelieferten Weihnachtsgeschichten von dem durchschnittlichen Werthe jener Festspiele, die an Geburtstagen von Potentaten auf Befehl des Intendanten ordenslüsterne Dramaturgen devotest zu fabriciren pflegen. Das ist die Zeit, wo man wieder Kind wird mit seinen Kindern, und wo man nach einem reichlichen und vortrefflichen Mahle in der behaglichen Langeweile eines Feiertagnachmittags wohl selbst eines jener Märchenbücher, das man seinen Kleinen geschenkt, mit aus der Kinderstube hinüber nimmt in seinen bequemen Schaukelstuhl, um bei einer guten Cigarre darin zu blättern und die alten Zeiten, die eigenen, glücklichen Kindertage neu wieder aufleben zu lassen.

Seit ich als Redacteur einer Tageszeitung vier Wochen lang Weihnachtsgeschichten zu lesen hatte, um für das Blatt eine gehörige Auswahl zu treffen, habe ich eine unbezwingliche Abneigung gegen derartige, angeblich literarische Leistungen, und Kindersegen ist mir versagt. Aber meinen Antheil an der Festesstimmung wollte ich haben gleich Anderen, und gleich Anderen dürstete ich nach Märchenzauber und Wunderpracht. So griff ich denn in Ermangelung von etwas Besserem nach einem grünen Heftchen, das schon lange auf meinem Schreibtisch gelegen, ohne daß ich Zeit und Stimmung gefunden, mich mit ihm zu beschäftigen, nach Paul Scheerbart's Wunderfabelbuch: „Ja . . . was . . . möchten wir nicht Alles!“*)

Grün ist die Farbe der Hoffnung, und hoffnungsfreudig machte ich mich an die Lectüre, ohne mich warnen oder gar abschrecken zu lassen durch das „skurrile Drasticum“ dieser merkwürdigen Titelserie, wie: „Die Arbeit des Riesen, Philantropisches Titanengefrett“, oder: „Lederhosen. Ein Glanzgedicht“, oder gar „Die lebendige Zungenwurst. Ein Ofen.“ Die Phantasie als Reagens gegen den platten, geistlos öden Naturalismus, als Festtagsrausch meinetwegen selbst gegenüber der langweiligen Nüchternheit hypernaturalistischer Werkeltage, das schien mir eine Aussicht, lockend genug, durch ein paar Steine mich nicht einschüchtern zu lassen, die noch den Weg mir sperrten.

Aber wenn es bei den paar Steinen geblieben wäre! Eine steile, mühselige, holprige, ermüdende Straße ist es, die Scheerbart uns geleitet, und am Ende derselben winkt kein weiter, freier Rundblick als Entschädigung, keine entzückende Fernsicht als Lohn der Mühen, wie wir erwarteten; nichts starrt uns an, als traurig kahle Felsen, selbst den weiten blauen Himmel uns einengend auf ein winzig kleines Fleckchen.

Es sind wirre, phantastische Träume im besten Falle, die Scheerbart uns wiedererzählt; aber nichts ist bekanntlich langweiliger und ermüdender, als gerade das. In dem Erzähler wirkt der Traum meist noch mit der Erregung des scheinbaren Erlebnisses nach, der Zuhörer aber, für den dieses sein Interesse anfachende Moment hinwegfällt, fühlt sich gelangweilt durch die ermüdende Breite, zu der der Erzähler, in dem Vergnügen, die angenehmen Schauer des Traumes noch einmal durchzukosten, in der Regel sich verleiten läßt.

Und Scheerbart ist ein solcher Erzähler. Er nimmt ein paar bunte Steinchen und schüttelt sie in einem Kaleidoskop wirr durcheinander. Und wenn er dann durch das Glas guckt

*) Berlin, Verlag deutscher Phantasten.

und alle die herrliche Farbenpracht anstaunt, die seinem entzückten Auge sich darbietet, dann schreit er: „Ach!“ und „O!“ einmal über das andere. Aber sein Publikum läßt er beileibe nicht auch durch das Glas sehen, sondern regalirt es mit einer endlosen Beschreibung von dem, was er selber darin erblickt. Wie prächtig die Rosette ist, in der ein gelber Stein neben einem violetten, dieser neben einem dunkelrothen sich reiht ꝛc. Aber bis er die Reihe um ist mit seiner Schilderung, hat man den Anfang längst vergessen. Was das Auge mit einemmale sieht, soll die Phantasie des Zuhörers mühselig erst sich zusammenconstruiren; aber sie ist außer Stande, die Arbeit zu leisten, die von ihr verlangt wird und erlahmt schon nach den ersten verzweifeten Versuchen.

Ueber schwarze Wiesentriften
Fliegen große Purpurengel,
Ihre Scharlachlocken leuchten
In den grünen Himmel
Meiner Welt.

Drei Farben in zwei Sätzen! Wer vermag da ein Gesammtbild festzuhalten, wenn das eine Weile noch so fortgeht? Seine eigene Phantasie mag Scheerbart berauschen an den verworrenen Traumbildern, die er uns vorführt, die Phantasie des Lesers läßt er unbefriedigt und leer, und leerer noch als der nüchternste Naturalismus.

Wie dieser verschmäht Scheerbart's Muse jeglich Composition. Will der Naturalismus nur einen Ausschnitt des Lebens geben, ein getreues, möglichst wahres Abbild davon ohne Rücksicht, ob das Gemälde sich künstlerisch rundet, in sich geschlossen ist oder nicht, so fluthen auch Scheerbart's Traumbilder uferlos dahin ohne Anfang und Ende. Aber der Naturalismus gibt doch selbst in seinen wildesten Auswüchsen noch immer das Leben, und ist dieses in seinen uninteressantesten Aeußerungen nicht immer noch weit interessanter, als eine Schemenwelt, leb- und farblos, trotz all der tausendfachen Tinten, in die Scheerbart sie zu tauchen sich bemüht? Die Phantasirkunst um der Kunst willen ist Scheerbart's Wahlspruch. Aber das ist weder Kunst noch Phantasie, was er uns bietet, ebensowenig als Kunst und Phantasie in einem Kaleidoskope jemals zu stecken vermag, und gegenüber dieses Scheerbarts trostlosem Wunderfabelbuche lobe ich mir des Bartscheers Figaro herzerquickendes Fabuliren, die Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ oder den alten „Lederstrumpf“, die am Weihnachtstage bei mir dem deutschen Phantasten haben weichen müssen.

Und so wären Paul Scheerbart's Skizzen, an denen der Titel: „Ja . . . was . . . möchten wir nicht Alles!“ schließlich immer noch das Beste ist, der vielen Worte gar nicht werth, wenn nicht ein Anderes hinzukäme, das es doch nothwendig erscheinen läßt, sich mit ihnen ein wenig noch zu befassen: es ist die Pretention, mit der das Büchlein auf den Plan tritt, die Art und Weise, wie es sich einzuführen versucht, als Wegweiser aus dem Irrgarten des Realismus, als Allheilmittel gegen jeglichen naturalistischen Krankheitsstoff.

„Ja . . . was . . . möchten wir nicht Alles?

Die Frage hat ein anderer, übrigens sehr nachsichtiger Beurtheiler, Julius Hart, zum Theil schon beantwortet: „Eine Dichtung, wie sie noch nie dagewesen ist, Poesien, wie sie noch nie Einer geschrieben hat. Eine Poesie, die auch eine vollkommene Musik ist, und eine vollkommene Malerei und Bildhauerei. Jeder Buchstabe ein Gemälde, jedes Komma eine Symphonie, das Ganze kurz und einfach die Welt, die ganze Welt mit Allem, was darin kreucht und fleucht, die Welt mit allen vergangenen und kommenden Ewigkeiten.“

Ja das möchten wir! Und deswegen tragen so viele künstlerische Hervorbringungen unserer Tage den Stempel des Gequälten, Mühseligen, krampfhaft Originalen an der Stirne, der immer und überall einen unerquicklichen und verstimmenden Eindruck macht, wo man ihm begegnet.

Aber vor Allem! Wir möchten groß und berühmt, gelesen und gekauft, anerkannt und bewundert sein, und dieses letztere nicht nur in dem kleinen Freundeskreise, der aus alter Liebe verschwenderisch uns Weihrauch spendet; sondern, weit, weit darüber hinaus, überall, in aller Welt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Wir wollen die Aufmerksamkeit auf uns lenken, Aufsehen erregen um jeden Preis. Und da wir in weiser Selbsterkenntniß unseren Werken nicht die Kraft zutrauen, dieses Ziel unserer heißen Wünsche aus sich selbst heraus zu erreichen, drum schneiden wir Fratzen und Kapriolen, verrenken die Glieder und gefallen uns in Promenaden in auffälligstem Gigerlcostüm und auf den Händen selbst, wenn es sein muß, die belebtesten Boulevards entlang, nur damit endlich das ersehnte Seht! Seht! berauschend an unser Ohr klingt. Drum schließen wir uns zusammen mit ein paar Gleichgesinnten und gründen Vereine und Zeitschriften, eigene Bühnen und Verlagsanstalten, weil wir mit vereinten Kräften eher Sieger zu sein hoffen in dem Ansturme auf die Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit des Publikums uns und unseren Geistesproducten gegenüber, als vereinzelt.

Drum ging Paul Scheerbart hin und gründete den „Verlag deutscher Phantasten“, der im Grunde nur er selbst ist, und immer nur er selbst, um auch kaufmännisch die Kinder seiner Muse gehörig poussiren zu können, drum kleidete er sie in so sonderbare Gewänder; drum ward die „Freskobühne“ seligen Angedenkens und der „Fresko-Verlag“ von Franz Held (Herzfeld) in's Leben gerufen, und drum auch schart sich ein Häuflein Getreuer in dem Verein Psychodrama um den Oberst z. D. R. von Meerheimb und gibt in einer eigenen Zeitschrift das Wenige aus, was es zu geben hat.

So sieht man Schulen und Schulchen, Cliquen und Cliquchen zahlreich erstehen, gegründet, um irgend einer Unfähigkeit oder Mittelmäßigkeit zu einigem Ruhme und Namen zu verhelfen, und sie alle haben ihre Kunst, ihre ureigenste, ausschließlich patentirte Kunst, und mit großem Geschrei, unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter künden sie es alle, daß bei ihnen einzig und allein Heil und Rettung zu finden aus dem Sumpfe, in den die Kunst hier zu Lande knietief schon versunken ist.

Und merkwürdig! Immer findet sich irgend ein gefälliger Deuter der Zeit, der auf Zeichen sich versteht und die leisesten, Anderen im Leben nicht erkennbaren Symptome, und der das Fünkchen Wahrheit und Talent mit vollen Backen anbläst, das hier und da wohl zu finden ist, daß es als veritables Feuer, einen Augenblick wenigstens, emporflackere, die Falter zu locken, die da hineinfallen sollen; Jemand, der uns glauben machen will, hier und nirgends anders sei in der That die Zukunft unserer Kunst zu suchen.

Aber nicht Schulen und Cliquen haben ja die großen künstlerischen Thaten vollbracht, deren die Menschheit sich rühmen darf; sondern stets war es das Individuum, das Individuum, das die Schranken zerbrach, die pedantische Schulenweisheit, jede freie Regung hemmend, aufgerichtet hatte, das den Henker sich scherte um allen Regel- und Dogmenkram und seine eigene Feder in seine eigene Tinte tauchte. Mag das Coalitionssystem im practischen Leben seine Vorzüge bewähren; in der Kunst kann man viel Gutes nicht von ihm erhoffen, wo es meist nur dazu dient, der Talentlosigkeit gewaltsam eine Gasse zu bahnen, durch die sie zieht, voll Dünkel über irgend eine Kunstdoctrin, mit der sie sich brüstet, und die doch nur ersonnen ward zum Troste für die eigene gewaltige Impotenz. Und nun soll auch das Talent auf diese Doctrin festgenagelt und mit ihr terrorisirt werden, das dumme Talent, das nichts weiß von der wunderbaren Theorie, und nichts vermag als zu schaffen und zu bilden heraus aus der Schöpferkraft, das es erfüllt! Aber das winzigste Talentchen ist mehr werth, als die großartigste Theorie, bemerkt Sienkiewicz sehr richtig, und die großartigste Theorie verdient es nicht, der künstlerischen Freiheit das Wasser zu reichen. Und erfreulicher ist es deshalb zu sehen, daß sich hier und da eine echte und richtige Individualität doch abhebt von den Schulen und Cliquen, die so gerne für die Literatur unserer Zeit und lieber noch für die der Zukunft gelten möchten, und die doch weder das eine sind, noch das andere, sondern nichts weiter, als krankhafte Erscheinungen, die sich immer zeigen, wenn der Gesammtorganismus schwach ist und hinfällig, und

die sofort wieder vergehen, sobald dieser neu erstarkt und gesundet. Und kein Zweifel, er erstarkt und gesundet! Dafür zeugen schon die Individualitäten alle, von denen oben die Rede ist, und die uns über kurz oder lang auch von jenen Schulen und Cliquen hoffentlich noch befreien, die mit ungleich größerer Berechtigung selbst existiren, als Scheerbart's und Held's auf nicht viel mehr als zwei Augen gestellte Phantasten und Freskodichter.

Ueber Werth und Methode des englischen Sprachunterrichtes.

Von Pastor Wilhelm Weber (Belleville, Illinois).

Unlängst hat Constantin Rößler unter dem Titel: „Hingeworfene Gedanken zur Frauenfrage" beachtenswerthe Winke für die höhere Erziehung der Frauen ertheilt. Die Behauptungen des Verfassers dürften in allen Hauptpunkten unanfechtbar sein. Um so mehr überrascht mich folgender Ausspruch: „Der Sprachunterricht sollte außer dem Unterricht im Deutschen auf den Unterricht in Einer Sprache beschränkt werden. Diese fremde Sprache könnte natürlich nur die französische sein. Die Quälerei mit dem Englischen ist nur Zeitverderb . . . Wer zu einem gewissen Abschnitt der Bildung, was soviel heißt, als zu einer Stufe der entwickelten geistigen Kraft gelangt ist, der braucht keinen englischen Sprachunterricht gehabt zu haben, der ihm nur die Zeit zu besseren Studien verdorben hat." Der Verfasser gibt keine Gründe für dieses absprechende Urtheil an. Daß er gewichtige Gründe haben muß, kann im Blick auf seine übrigen, tiefdurchdachten und wohlbegründeten Ausführungen keinem Zweifel unterliegen. Meine Absicht ist daher auch nicht sowohl ihn zu bekämpfen oder zu widerlegen, als vielmehr, ihn zu einer weiteren Erörterung dieser, wie ich glaube, wichtigen Frage zu veranlassen, indem ich meine Ansichten über den Werth des englischen Sprachunterrichts nicht nur für die höhere Erziehung der Frauen, sondern beider Geschlechter und über die richtige Methode dieses Unterrichtes auseinandersetze.

Sobald man für den Schulunterricht eine moderne Sprache an Stelle einer klassischen wählt, handelt es sich nicht mehr in erster Linie darum, die Schüler mit der Muttersprache vertrauter zu machen dadurch, daß man sie auf die Gesetze einer anderen Sprache achten lehrt. Für diesen Zweck sind die klassischen Sprachen in der That besser geeignet als irgend eine moderne. Denn erstlich haben sie mehr Gesetze, zweitens liegen sie als ein vollendetes Ganze vor — ihre Gesetze sind endgültig bestimmt — und drittens erfordern sie als todte Sprachen keine zeitraubenden, mühsamen Sprachübungen — die Aufmerksamkeit kann sich ganz auf den Geist der Sprache concentriren. Beim Unterrichte in einer modernen Sprache ist bewußt oder unbewußt ein ganz anderer Gesichtspunkt maßgebend. Der Schüler soll befähigt werden, mit einem der modernen Culturvölker in unmittelbare Verbindung zu treten. Er soll nicht nur lernen, die in dieser Sprache geschriebenen Werke zu verstehen, er soll lernen, sich in ihr mündlich und schriftlich, richtig und gewandt auszudrücken.

Schon der Ausdruck *Sprache eines modernen Culturvolkes* entscheidet meiner Meinung nach die Wahl der Sprache. Es muß die Sprache eines Culturvolkes und zwar des bedeutendsten Culturvolkes der Gegenwart sein. Schönheit, Regelmäßigkeit und Wohllaut, leichte Erlernbarkeit und was sonst noch eine Sprache empfehlen mag, kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Bei der Frage aber, welches das bedeutendste Culturvolk der Neuzeit sei, ist die Zahl seiner Angehörigen, die politische Machtstellung, Handel und Industrie, geistige und sittliche Bildung das Entscheidende. In allen diesen Beziehungen aber gebührt dem englischen Volke entschieden der Vorrang nicht nur vor den Franzosen, sondern vor jedem anderen Volke. Die englische Sprache ist eine Weltsprache, ja kann vielleicht schon als die Weltsprache bezeichnet werden. Sie wird von über 111 Millionen Menschen gesprochen. Sie herrscht in zwei Erdtheilen, Nordamerika und Australien, sozusagen ausschließlich. Denn die Tage des Französischen in Canada sind gezählt, und die Eroberung Mexicos durch die englische Sprache wird das kommende Jahrhundert wahrscheinlich erleben. In den übrigen Ertheilen, Europa, Asien und Afrika, nehmen die Engländer eine hervorragende Machtstellung ein. In Bezug auf Handel und Industrie sind die englischredenden Nationen der Erde unbestritten die ersten. In geistiger und sittlicher Bildung werden die Deutschen sie in Europa als den Deutschen ebenbürtig betrachten; in den übrigen Erdtheilen sind sie auch in dieser Hinsicht unbedingt allen anderen überlegen. Auf keinen Fall kann die französische Nation und Sprache damit einen Vergleich aushalten. Für Deutsche ist es noch besonders wichtig, daß die englische Sprache die Sprache eines bluts- und geistesverwandten Volkes ist. Sittlicher Ernst und idealer Sinn, practische Klarheit und Zielbewußtheit sind Hauptmerkmale des englischen Volkes und der englischen Literatur in der ganzen Welt; werkthätige Begeisterung für das Christenthum ist nirgends in einem höheren Maße zu finden. Der Bücher in englischer Sprache geschrieben, die man nicht gerne in der Hand einer Frau, geschweige denn eines Mädchens sehen möchte, sind wenige, während man von der französischen Literatur keineswegs das Gleiche behaupten kann. Das sind die Hauptgründe, die mir gebieterisch zu fordern scheinen, daß überall das Englische an die Stelle des Französischen im fremdsprachlichen Unterrichte gesetzt werden sollte, und die, wie ich glaube, in Deutschland selbst von weitblickenden, gutunterrichteten Männern bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigt werden. Zu diesem treten noch Erwägungen praktischer Natur, die nur für die nach höherer Bildung strebenden Frauen und für die möglicher Weise auch nur in den nächsten Jahren Gewicht haben.

Die Frauen sind ebensowenig wie die Männer als ganzes Geschlecht in der Lage, höhere Bildung um ihrer selbst willen zu erstreben. Die ganze Bedeutung der Frauenbewegung besteht gerade darin, daß die Frauen sich auch die höhere Bildung als milchgebende Kuh aneignen wollen. Es handelt sich bei ihnen nicht um die Gelegenheit, leere academische Titel und Würden zu erlangen, sondern um Recht auf staatliche Anstellung, das den Männern, die studirt haben, gewährleistet ist. Nun wird aber gegenwärtig schon die Klage laut, daß die sogenannten gelehrten Berufe überfüllt seien, daß ein gelehrtes Proletariat entstehe, wie wird das erst werden, wenn den Frauen die Schranken zum Wettbewerb mit den Männern auf diesem Gebiete geöffnet werden! Daß die Frauen gerade in dem Handwerk der gelehrten Berufe erfolgreicher mit den Männern concurriren können, als in den Arbeiten, die körperliche Kraft erfordern, wird kein Vernünftiger bezweifeln. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die Männer in den bevorzugten Lebensstellungen den Frauen gutwillig Platz machen werden. Ein guter Theil des Widerstandes, den die Bestrebungen der Frauen in der Männerwelt finden, ist unbedingt auf die Rechnung der Furcht vor überwältigender weiblicher Concurrenz zu setzen. Daß auf der anderen Seite Frauen, die allen Anforderungen genügen, die man an einen Mann, der eine höhere Stellung beansprucht, macht und machen kann, sich mit subalternen Aemtern begnügen werden und können, ist ebenso undenkbar. Die Frau, die sich eine gelehrte Bildung erworben hat, wird daher in sehr vielen Fällen gezwungen sein, Deutschland zu verlassen und im Auslande unter günstigeren Verhältnissen als daheim einen angemessenen Wirkungskreis zu suchen. Das ist in der That schon lange der Fall gewesen. Seitdem es z. B. deutsche Mädchen gibt, die sich für das Lehrfach ausgebildet haben, finden sich auch überall im Auslande deutsche Erzieherinnen, die wahrlich nicht der Drang nach Aufregung und Abenteuer, sondern das harte Muß des Lebens auf Bahnen getrieben hat, die einer Goethe'schen Iphigenie ungangbar erschienen wären. Es handelt sich daher nicht darum, für ein möglicher Weise erst entstehendes Bedürfniß verfrühte

und deshalb überflüssige Vorkehrungen zu treffen, sondern eine längst vorhandene Nothwendigkeit gebührend zu berücksichtigen. Es ist als Grundsatz der höheren Frauenerziehung anzuerkennen: Die deutsche Frau muß so erzogen werden, daß sie ihre Kenntnisse ohne Weiteres im Auslande verwerthen kann, wenn ihr das Vaterland keine angemessene Stellung und Einnahme gewährt. Dadurch allein kann sie einen gewissen Druck auf die bestimmenden Gewalten in Deutschland ausüben, wenn sie im Ernste daran denkt, sich dort Anerkennung und Gleichberechtigung zu erwerben.

Welche Sprache empfiehlt sich mit Rücksicht hierauf am meisten für den fremdsprachlichen Unterricht des weiblichen Geschlechtes? Gewiß nicht die französische! Denn das Erwerbsfeld, das dadurch der Frau erschlossen würde, beschränkt sich wesentlich auf das eine Land, Frankreich, und ist mithin viel zu klein. Außerdem sind die ganzen Verhältnisse in den romanischen Ländern den Bestrebungen der Frau nichts weniger als günstig. Dazu kommt ausschließlich noch die alte, nationale Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland, die einer Deutschen den Aufenthalt in Frankreich sehr erschweren würde. An öffentliche Stellungen wäre für eine deutsche Frau dort gar nicht zu denken. Das ist es aber gerade, worauf es bei der gegenwärtigen Frauenbewegung ankommt. Mit Bonnen- und Gouvernantenplätzen in erniedrigender Abhängigkeit von den Launen einer eingebildeten Frau ist den nach Gleichberechtigung mit dem Manne strebenden Frauen nicht gedient. Demgegenüber bietet die englische Sprache unendliche Vortheile. Sie eröffnet ihrem Besitzer die ganze außereuropäische Welt, soweit diese überhaupt schon ein menschenwürdiges Dasein gewährt. Bei keinem Volke in der Welt werden den Frauen so weitgehende Rechte gewährt und stehen ihnen so viele Erwerbszweige offen als unter den englischen Völkern, besonders den Nordamerikanern. Es gibt dort nicht nur weibliche Erzieher an Privatinstituten, Elementarschulen, Hochschulen und Academien. Es finden sich auch weibliche Aerzte, Advocaten und selbst Prediger. Mit einem Worte, jeder Beruf, der einem Manne offen steht, ist in Amerika auch einer Frau zugänglich. Der Lehrerberuf an den Elementarschulen ist sogar ganz in die Hände der Frauen übergegangen. Unter zehn amerikanischen Volksschullehrern sind neun Frauen. In den großen Städten werden schon seit Jahren keine Männer mehr als Elementarlehrer beschäftigt. Der Beruf einer Lehrerin, obwohl er nicht sehr vortheilhaft auf die körperliche Gesundheit der Frau einzuwirken scheint, ist unbedingt dem Dasein einer Gouvernante und Bonne vorzuziehen. Für eine deutsche Frau ist das englische Ausland auch deshalb empfehlenswerther, weil sie dort ein stamm- und religionsverwandtes Volk trifft und von vorn herein hoher Achtung vor deutschen Leistungen auf dem Gebiete geistiger Arbeit begegnet. Amerika zeichnet sich noch ganz besonders dadurch aus, daß wenigstens ein Drittel seiner Bevölkerung deutsches Blut in seinen Adern hat und ein großer Bruchtheil der deutschen Sprache mächtig ist. Nur darf man mich nicht mißverstehen, als ob ich den gelehrten Frauen in Deutschland den Rath geben wollte, so bald als möglich Deutschland zu verlassen. Im Gegentheil, ich weiß nur zu gut, wie gewagt es ist, der Heimath den Rücken zu kehren und wie schwer es wird, in einem neuen Lande festen Fuß zu fassen. Die Frau, von der ich spreche, hat unbedingt die Aufgabe, alles zu versuchen, um sich in Deutschland Recht und Stellung zu erringen. Aber so lange dieser Kampf nicht mehr Aussicht auf Erfolg bietet als heute, wäre es Wahnsinn, alles auf eine Karte zu setzen und nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang in Deutschland zu lassen. Um den Erfolg auf alle Fälle zu sichern, wenn nicht in Deutschland, so doch anderswo, ist es nöthig, die englische Sprache zu einem Hauptgegenstande des Unterrichtes zu machen.

Aus dem Ausdruck, „die Quälerei mit dem Englischen", der in der citirten Stelle der „Hingeworfenen Gedanken" vorkommt, glaube ich schließen zu dürfen, daß die Schwierigkeit und anscheinende Unfruchtbarkeit des englischen Unterrichtes in Deutschland einer der Gründe des Verfassers gegen diese Sprache ist. Merkwürdiger Weise begegnet man demselben Grunde in Amerika, nur nicht gegen den Unterricht im Englischen, sondern im Deutschen. Es wird hier alles Ernstes von Schulmännern wie von Laien, Eltern und Schülern, behauptet, das Englische lerne sich von selbst, das Deutsche dagegen sogar bei der größten Anstrengung nur unvollkommen. In Wahrheit lernt sich diejenige Sprache am leichtesten, in die man unter competenter Leitung allmählich hineinwächst. Wenn daher irgendwo die Klage laut wird, eine Sprache, die in der Schule gelehrt wird, sei zu schwer, „eine Quälerei", so kann man dreist behaupten, daß entweder die Lehrer, oder ihre Methode, oder Lehrer und Methode zusammen nichts taugen. Der englische Unterricht, wie er in Deutschland in den Schulen ertheilt wird, leidet sowohl unter der Incompetenz der Lehrer als auch der verkehrten Methode des Unterrichtes.

Die einzig richtige und gleichzeitig auch die leichteste Methode für den Unterricht in irgend einer modernen Sprache ist die natürliche Methode. Das Wort natürliche Methode hat allerdings für den zünftigen Gelehrten etwas Anrüchiges. Es erinnert sie an Charlatane, die mit dem Schlagworte „natürliche Methode" leichtgläubigen Thoren ihr Geld aus der Tasche locken. Sie sagen, man solle eine fremde Sprache erlernen, wie man die eigene Sprache aus dem Munde der Mutter gelernt hat. Das ist zwar ganz natürlich, aber von Methode kann dabei keine Rede sein, und nebenbei lernt ein Kind von seiner Mutter auch nur ein sehr beschränkes Stück seiner Sprache. Wenn ich von natürlicher Methode spreche, so meine ich die Methode des Unterrichtes, die von den fähigsten Pädagogen ausgearbeitet ist und dem Unterrichte in den öffentlichen Schulen zu Grunde liegt. Ich behaupte z. B., daß es bis jetzt keine bessere Methode gibt, die deutsche Sprache gründlich und sicher zu erlernen, als die, die in Deutschland ausgebildet ist und in den besten Schulen Deutschlands angewendet wird. Wer daher wünscht, daß seine Kinder ordentlich Deutsch lernen, muß sie in eine Schule schicken, in der Deutsch in dieser Weise gelehrt wird. Daß die erwarteten Resultate nicht ausbleiben, habe ich hinlänglich Gelegenheit gehabt zu beobachten. Kinder englischer Abkunft, die nie ein deutsches Wort zu Hause hören, lernen bei nur einer deutschen Unterrichtsstunde täglich ebensogut deutsch wie irgend ein Kind deutscher Abkunft. Dasselbe gilt ohne Frage auch von dem Unterrichte im Englischen. Wer wirklich Englisch lernen will, muß es lernen wie die Englischen, und Schulen, die in Deutschland Englisch lehren wollen, müssen genau so unterrichten, wie die Volksschulen in den Ländern englischer Zunge. Nur dann werden in Deutschland ebenso wie in Amerika deutsche Kinder in kurzer Zeit correct und geläufig Englisch sprechen und schreiben lernen.

Natürlich ist bei Schülern, die eine höhere Lehranstalt besuchen und das Ziel der Elementarschule in ihrer Muttersprache erreicht haben, ein abgekürztes Verfahren einzuschlagen. Ich nehme an, daß es möglich wäre, den achtjährigen Kursus einer amerikanischen Elementarschule in zwei Jahren zu absolviren, um darauf einen dreijährigen Kursus, der das dreijährige Pensum der amerikanischen Hochschule zu bewältigen hätte, folgen zu lassen. In diesem Unterrichte wäre besonders im Anfange auf Lautübungen großer Nachdruck zu legen. Derartige Uebungen werden in den deutschen Elementarschulen wie höheren Schulen ganz vernachlässigt. Nur wer so glücklich ist, guten Gesangunterricht zu genießen, wird in Geheimnisse der Vocal- und Consonantenaussprache eingeweiht. Für den englischen Unterricht aber ist dies eine unabwendbare Nothwendigkeit. Denn die englische Sprache unterscheidet nicht weniger als neunzehn einfache Vocale ohne die Diphthonge, die beim Sprechen peinlich aus einander gehalten werden. Wer nicht ganz genau weiß, an welcher Stelle der Mundhöhle und bei welcher Lage der Zunge und Stellung des Unterkiefers die verschiedenen Vocale hervorgebracht werden, lernt sie nie mit Sicherheit bilden. Die oberflächliche Arbeit, die in dieser Beziehung beim englischen Unterricht in Deutschland geleistet wird, ist die Hauptursache der mangelhaften Aussprache des Englischen. Die Consonanten erfordern dieselbe Sorgfalt. Wer

sich diese Grundelemente der Sprache, die im englischen viel mehr in's Gewicht fallen, als vielleicht in irgend einer anderen Sprache, nicht auf das Allergenaueste angeeignet hat, bleibt ewig ein Stümper und der Lächerlichkeit ausgesetzt, sobald er mit wirklich Englisch sprechenden Leuten zusammen kommt.

Es ist auch noch besonders hervorzuheben, daß der Unterricht sich nicht auf diese Lautübertragungen, Sprechversuche, Lectüre von Dichtungen und Schreiben von Aufsätzen beschränken darf. Man lernt in Deutschland nicht nur Deutsch in den Stunden, die deutsche Stunden genannt werden. Darum gehören alle Fächer, die in den Elementar- und Hochschulen Amerikas gelehrt werden, wie Rechnen und Mathematik, Geschichte und Geographie mit besonderer Berücksichtigung Englands und Amerikas, Naturwissenschaften und Physiologie, in eine derartige Lehranstalt. Dem englischen Unterricht wären dem entsprechend auch wenigstens die Hälfte aller täglichen Unterrichtsstunden zu widmen.

Daß die gewöhnlichen Lehrer der englischen Sprache an deutschen Realschulen, Gymnasien und Töchterschulen einen solchen englischen Unterricht nicht ertheilen können, ist selbstverständlich. Denn vor allen Dingen ist der Unterricht vom ersten Augenblick an ausschließlich in englischer Sprache zu geben. Es bliebe daher, bis einheimische Kräfte herangebildet wären, nichts Anderes übrig, als geeignetste Lehrkräfte von Amerika kommen zu lassen. Das wäre kein unüberwindliches Hinderniß, die Hauptsache ist das nöthige Geld. Ein wirklich guter derartiger Lehrer würde nicht unter 8—10,000 Mark im Jahre zu haben sein. Das niedrigste Gehalt, das z. B. in St. Louis, Mo., einem Hochschullehrer bezahlt wird, ist 6000 Mark für das erste Schuljahr, das höchste 12,000 Mark. Das ist für amerikanische Verhältnisse durchaus nicht abnorm. Es mangelt vielmehr an geeigneten Kräften für derartige Stellungen.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die zu befolgende Aussprache des Englischen. Meine bisherigen Ausführungen lassen erkennen, daß ich unbedingt der amerikanischen Aussprache den Vorzug zuerkenne. Ich thue das nicht aus Localpatriotismus. England ist freilich das Mutterland der englischen Sprache. Aber in England findet sich aus denselben Gründen wie in Deutschland eine große Mannigfaltigkeit von Aussprachen. Keine unter diesen gilt als allgemeine Norm. Dagegen wird in Nordamerika das Englische, abgesehen von den schularmen südlichen Staaten mit ihren vielen Negern, völlig dialektfrei geredet. Ob man am Atlantischen Ocean, im Mississippithal, oder an den Küsten des Stillen Oceans wohnt, überall herrscht dieselbe Aussprache. Das ist das Verdienst der amerikanischen öffentlichen Schule. Diese Aussprache ist schon deshalb correcter als jede andere Aussprache des Englischen, weil sie bei der überwiegenden fremdgeborenen Bevölkerung der Vereinigten Staaten fortwährend controlirt werden muß. Ein fernerer Grund zu Gunsten der amerikanischen Aussprache des Englischen ist die Thatsache, daß schon jetzt die Vereinigten Staaten mit ihren 65 Millionen Einwohnern weit über die Hälfte aller englischredenden Bewohner der Erde enthalten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Mariele.

Von M. Jehme.

Nahe bei einem kleinen, fruchtbaren, lustigen Städtchen in Süddeutschland zieht sich längs des lebendigen, grünlich schimmernden Flusses die große Anlage einer mechanischen Weberei hin, die etlichen hundert männlichen und weiblichen Arbeitern ihr Brot gibt; viele von ihnen wohnen im Städtchen, viele aber auch auf den nahen umliegenden Dörfern, und schlägt am Abende die Feierstunde, dann sind die Wege rechts und links hin ordentlich bevölkert. Die kleine Ortschaft, die etwas weiter hinaus liegt, schickt nur ein einziges Kind ihrer Gemeinde in die Fabrik von Sontheimer und Sohn, und dies ist ein Mädchen, ein blutjunges Ding von feingliedriger, schmächtiger Gestalt. Da muß sie früh aus den Federn, um pünktlich im Sommer um halb sechs Uhr und im Winter eine Stunde später vor dem hohen, eisernen Gitterthor zu stehen, das ihr die Welt öffnet, in der sie nach eigener Wahl zu leben begehrte. Mariele Roidl war von klein auf ein unruhiges Geschöpf gewesen, und das Getriebe der Maschinen, ihr lustiger Lärm hatten ihr's angethan, als Sontheimer sen. sie einmal mit hinein nahm. Dem gefiel sie schon im Kinderkleidchen so gut — wie ihre Mutter noch in der Stadt lebte, nahe bei seiner Privatwohnung. Aber das ahnte er freilich nicht, daß sie später im langen Rock und in scheuer Haltung vor ihm stehen würde, ihn um ihre Aufnahme in seiner Fabrik zu bitten. Er kannte seine Leute, die Weiber wie die Männer, und 's Mariele war zu hübsch für sie alle mit ihrem schmalen, weißen Hälschen, auf dem sich der zierliche Kopf mit den röthlich blonden Haaren immer ein wenig nach vorn neigte — viel zu hübsch waren die großen, grünlich blauen Augen und die weichen, blühenden Lippen. Und dies war gar nicht Alles, was ihn ihre Bitte nur mit schwerem Herzen erfüllen ließ, ja, es war am Ende noch nicht einmal das größte Uebel, denn das Mariele hatte noch eine Mutter, die ihre treuen Hände so sorglich über ihres Kindes Leib und Seele breitete; aber das schwächliche Ding stammte aus einer lungenkranken Familie, der Vater war ihr daran gestorben und drei Brüder. Sie war ihrer Mutter als Letzte geblieben, und nun hatte sie sich den Beruf gewählt, der ihren zarten Widerstand leicht brechen mußte. „Gibt's gar keine andere Beschäftigung für Dich, Mariele?" hatte Sontheimer sie theilnehmend gefragt; doch sie hatte den Kopf geschüttelt und gemeint, daß sie gerne etwas verdienen möchte, die Abende aber wieder bei ihrer Mutter sein wollte. Und so reihte er sie ein in sein Personal als Kleinste und Jüngste von ihnen Allen, und mit einer fast väterlichen Fürsorge empfahl er sie dem Aufseher des Saales, wo sie ihre Anleitung empfing.

Es war im October, als Mariele eintrat, und wie sie das erste Mal den weiten Weg von fast einer Stunde zurücklegte in der stillen Morgenfrühe, da hatte sie sich über die aufsteigende Sonne gefreut und sie als ein gutes Omen für ihre Zukunft gegrüßt. Und recht gescheit und anstellig erwies sie sich und so fleißig, daß sie ganz rothe Backen hatte, als sie sich zur Mittagzeit ihr mitgenommenes Schüsselchen Essen auf den eisernen Ofen setzte; die anderen, die es näher hatten als sie, gingen vielfach nach Haus oder die Angehörigen brachten ihnen das Essen; sie hatte sich's so einrichten müssen, und das erste Mal wollte es ihr doch nicht recht gut schmecken — so allein, und mehr als die Hälfte nahm sie am Abende wieder mit heim. Da gab es viel zu erzählen, als sie in der kleinen niederen Stube bei ihrer Mutter saß, von der Art ihrer Arbeit, von ihren Berufsgenossen und der Freundlichkeit ihres Chefs.

Es ist ein milder Winter, den sie als ersten in dieser gewissen Selbständigkeit durchlebt; darum bleibt sie auch gesund, sogar die rothen Backen behält sie und den strahlenden Blick der hübschen großen Augen. Freilich, ganz so lustig findet sie den Lärm der Maschinen doch nicht auf die Dauer, wie damals als Kind, und die ewig gleiche Thätigkeit greift ihr, ohne daß sie es selber weiß, die Nerven an, aber sie ist dennoch rüstig dabei und ihre Seele hat sie sich getreulich in kindlicher Reinheit erhalten. An dem Winterball, den der Fabrikherr alljährlich seinen Arbeitern gibt, darf sie nicht Theil nehmen; zwar prickelt ein wenig jugendliche Unruhe in ihr, sie hätte es gerne gethan, aber die Mutter hatte so eindringlich gesagt: „Gelt, Mariele, Du thust mir's nicht an, Du tanzest nicht?" daß sie's nicht über's Herz bringt, ihre Mutter zu verlassen. So läßt sie nur ihre Gedanken in's Städtchen wandern, wo jetzt im lichten, großen Saale so viel Lust und Fröhlichkeit ist; und am übernächsten Morgen — der nächste war ein Sonntag — da fragt sie doch recht neugierig ihre Nachbarin, ob's wohl lustig gewesen sei beim Tanzen; doch ehe die noch zur Antwort kommt, sagt hinter ihr eine freundliche Männerstimme: „Warum fehltest Du dabei, Kind?" Und wie sie sich umdreht, sieht sie mit scheuem Blick gerade in die Augen des jungen Sontheimer, der sich zu ihr niederbeugt. „Ich durfte nicht kommen," antwortet sie schüchtern

und von dem kleinen Ohre aus flammt es in tiefem Roth über ihr ganzes Gesichtchen.

Sontheimer ist in den dreißiger Jahren und seit vier Jahren verheirathet; er hat eine hübsche und gar verständige Frau, mit der er glücklich lebt, und wenn er besonders freundlich ist zum Mariele, jetzt oft einmal allein mit ihr zu reden sucht, so geschieht es allerdings aus Gefallen an ihren Augen, ihrem Munde, ihrer schmächtigen leichten Gestalt mit den weichen Bewegungen, aber nur freundschaftlich-gönnerhaft ist seine Annäherung; er möchte sie selber überall da behüten, wo sie Unrechtes sehen oder hören könnte. Und nach und nach überwindet sie auch ein wenig die Scheu vor ihrem jungen Brotherrn; sie sieht ihm fester in die Augen und kann zuweilen so herzlich lachen, wenn er mit ihr scherzt; freilich, daß er dann gar nicht mitlacht, sie nur ansieht, ihren fröhlichen, reizenden Mund, das merkt sie erst viel später einmal, an einem Sommerabende, an dem Sontheimer sie noch im Gespräche hinhält, bevor sie heimgeht. Und von dem Tage an kann er sie viel schwerer zum Lachen bringen — er weiß es, warum.

So ist der Sommer gut vergangen und Marieles Wangen blühen so rosig, daß der alte Sontheimer seine helle Freude daran hat und meint, das Kind habe doch das Richtige ergriffen. Dann aber kommt der October mit seinen naßkalten Stürmen, und der bringt allerorten Krankheit in's Haus. Seit ein paar Tagen ist's denn auch, als schreite das Mariele lange nicht mehr so rüstig aus; ihr ist es selbst, als müsse sie zeitweis rasten, weil's ihr ein wenig auf der Brust liegt — ein klein wenig nur — damit braucht sie die Mutter nicht zu ängstigen; ach, aber der Weg — der Weg, gar kein Ende will er nehmen, und 's Mariele fürchtet sich bitterlich vor'm Winter! Und so frostig ist sie jetzt auch, namentlich am Abende, wenn sie heimkommt; dann kauert sie immer gleich am Ofen nieder und hält die kleinen, zitternden Händchen ganz dicht an die heiße Gluth.

„Wie zeitig es heuer Winter wird, Mutterl," sagt sie einmal, „ach, ich hab' doch solche Freude auf den Frühling!"

„Der kommt auch, mein Mariele, aber wenn Du nicht mehr in die Fabrik gehen willst — nur zu sagen brauchst Du's, Kind."

„A, Mutterl! schämen müßt' ich mich ja, so ohne Grund dem lieben Herrgott die Tage zu stehlen! Nein, nein, der zweite Winter geht auch immer besser, als der erste." Und sie wandert Tag für Tag hinaus. Tapfer, aber so müde stampfen die Füßchen dann durch den hohen Schnee; und wie sie einmal an einem bitterkalten Morgen an ihre Arbeit geht, da muß sie husten, so recht schwer und schmerzhaft, und sie schreckt selbst davor zusammen — am Husten sind sie ja Alle gestorben — Alle — bis auf die Mutter; aber dann fällt die Sonne durch das große, vielscheibige Fenster, in dessen Nähe sie arbeitet, und sie hebt die Hände gegen das Licht auf, und so roth und lebenswarm sieht sie das Blut durch die schlanken Fingerchen kreisen, daß es ihr wieder ganz froh um's Herz wird. Unwillkürlich hört sie heute darauf, daß gar viele ihrer Genossinnen husten — gerade so wie sie, und sie lacht sich aus, ja, sie schämt sich fast ihrer Angst. Am Abende unterwegs, wie ihr die kalte Luft die Kehle ganz zusammenschnürt, hustet sie wieder. Der Himmel ist dunkel und wolkig geworden, kein einziges Sternchen scheint auf sie nieder, hin und wieder prickeln Schneekörner ihr in's Gesicht. „Ach, lieber Gott, hilf mir —" sagt sie ganz, ganz leise, und so recht hingebend und zärtlich wünscht sie vor dieser Nacht ihrer Mutter eine gute Ruhe. Sie selbst wacht noch lange: die Furcht erhält sie so munter, daß sie im Schlafe husten könnte, und das zu hören will sie der verängstigten Frau so lange ersparen, als es in ihren Kräften liegt. Und bis über Weihnacht hinaus hält sie ihre Jugend aufrecht; zwar hustet sie fort, Woche um Woche, und die Brust thut ihr weh, aber noch konnte sie es immer vor ihrer Mutter verbergen, daß sie nicht mehr gesund ist. Sie sind ja Tags über fast nicht bei einander, und Nachts steckt sie sich tief in die Federn und erstickt so den hellen, harten Klang, und vorher unterdrückt sie den Reiz schon, bis ihr die Augen überlaufen. Ja, die Nächte, die sind am traurigsten für sie, sie möchte schlafen, ihre jungen Glieder verlangen darnach, und sie kann nicht aus Angst vor ihrer Mutter Kummer.

„Mariele, hustest Du schon lange so — schlimm?" fragte der junge Sontheimer einmal, und noch nie ist ihm die staubige, unreine Luft des Saales so beklemmend auf die Brust gefallen, wie just in dem Augenblick, als er Marieles Gesicht ganz roth werden sieht vor Anstrengung. „Da mußt Du etwas dagegen thun und zwar gleich — und Du wirst jetzt nur in den Mittagsstunden hier arbeiten — um elf geht Deine Zeit an, um drei Uhr zu Ende, verstanden? Alles Andere — bleibt natürlich — wie früher."

„Ich dank' auch für die Rücksicht," antwortet sie ernsthaft, „aber ich werde kommen und gehen wie vordem, denn meine Mutter darf davon nichts wissen."

„Die Mutter? — ja, Mariele — bist Du denn nicht bei der — sonst muß sie's doch schon gemerkt haben?" Und herzlich bewegt's ihn, als ihm das Kind erzählt, so schlicht und einfach und selbstverständlich, daß sich's quält um seiner Mutter willen. „Du bist ein braves Mädel, Mariele." Und wie sie Abends nach Hause geht, tritt er noch einmal an sie heran. „Hast Du Dich auch ganz warm gemacht?" Sie steht schon draußen und hebt mit beiden Armen das schwarze Tüchelchen über sich, das sie noch um die kranke Brust knüpfen will, doch der Wind wirbelt es ihr immer wieder hoch in die Luft. Da nimmt es ihr Sontheimer aus den Händen, und wie er's ihr überwirft, zieht er sie an beiden Enden ganz nahe an sich. „So" — sagt er, „und nun stürme nicht heim, sondern gehe langsam — ganz, ganz langsam, denn Du mußt gesund werden Mariele . . . und — schlaf gut . . . und . . ." Aber sie ist schon weit hinaus gelaufen auf den Weg und die Wangen brennen ihr im Feuer, als sie heim kommt.

„Gelt, Mariele, Du hast nicht gehustet, wie Du jetzt kamst?" empfängt sie unten an der Hausthür die Mutter, die schon nach ihr ausgesehen hat und sie nun eilig in die Stube hineinzieht.

„Mutterl, was denkst Du! 'n Hund hat angeschlagen, derweil ich vorüber ging." Es ist eine fromme Lüge, aber sie wird dem Mädchen doch ein wenig schwer.

„Und Brustweh hast Du auch keines — gar keines?"

„Gewiß nicht, Mutter." Die kleine Frau sieht Mariele forschend in das erregte Gesichtchen und seufzt. Die blühenden Farben und den strahlenden Glanz der Augen hatten die Anderen gerade so gehabt bis zuletzt.

„Was versinnst Du Dich, Kind?" fragt sie nach einer Weile, als Mariele still vor ihr am Tische sitzt, beide Händchen auf die glühenden Wangen gedrückt.

„Ach — Mutterl — ich dacht' gerade an 'was?"

„War's was Liebes?" Sie darf schon so fragen, denn sie war die einzige Freundin ihrer Tochter. — „Ich weiß nicht — glaube nicht —" „Meine Mariele —" „Mutterl?" — „Kann ich Dir helfen?" — „Nein — Niemand."

Am anderen Morgen, nach einer schlechten Nacht — sie hatte Stunde um Stunde tief unter den Kissen versteckt in quälendem Hüsteln gelegen — geht Mariele wieder fort; es ist wirklich heute eine halbe Stunde später, als sie an ihren Platz kommt. Sie hat nur so langsam ausschreiten können, weil's ihr so schwer in den Gliedern und auf dem Herzen lag. Sontheimer war schon ein wenig unruhig über ihr Ausbleiben; nun grüßt er ernst mit seinen Augen zu ihr hinüber, ihren scheuen, vorwurfsvollen Blick lange aushaltend. Später tritt er noch zu ihr. „Du bist leidlich wohl, Mariele?" fragt er sanft, reicht ihr aber nicht die Hand; er neigt sich auch nicht so tief über sie, wie sonst, und seine Augen läßt er nur auf ihren weichen, blonden Haaren haften.

„Ja," sagt sie zitternd — sie bringt es kaum über die Lippen, und den Kopf dreht sie ganz von ihm fort. Als sie am Abend heimgeht, sieht sie ihn nicht mehr. Ein Weilchen noch zögerte sie an dem Thore, sie läßt die Anderen voran, warum weiß sie selbst kaum, dann tritt sie hinaus; da, wo sie gestern Abend gestanden hat, hält sie auch noch einmal an, und so recht, recht lange und eindringlich sieht sie sich den Hof an und die großen Gebäude der Fabrik, die ganze, stille Umgebung, in der sich die Stätte unruhigen Lebens so wunderlich contrastirend erhebt. Nun geht sie nachdenklich weiter, unter den kahlen Bäumen fort und über den Steg, der das Flüßchen überbrückt. Das Wasser ist nicht gefroren — es murmelt leise und glitzert im blassen Mondlicht. Und mit jedem Schritte, den sie aus dieser ihr so lieb gewordenen, fleißigen Welt fortthut, wird sie trauriger; sie fühlt sich so matt, die tapfere Kleine, sie weiß es, daß sie morgen nicht hier arbeiten wird, morgen nicht, und den anderen Tag

nicht — lange, lange nicht wieder . . . Und an diesem Abende und in dieser Nacht hustet sie hell und hart aus ihrer schmerzhaften, kranken Brust heraus; sie will es nicht mehr verbergen, daß sie krank ist, und sie kann es auch nicht mehr.

Frühzeitig, wie es kaum dämmert, ist die Mutter schon auf den Füßen; sie will in die Fabrik, in der sie es ansagen wird, daß das Kind nicht wieder kommt, nie mehr, und dann in die Stadt zum Arzt, zum besten, den es gibt. „Mariele — Du bleibst liegen, bis ich heim komme, nicht aus dem Bett rührst Du Dich!"

Sie läuft schnell voran im kalten Morgengrauen, um sie ist die Welt wie ausgestorben, kein Vögelchen singt, kein Mensch begegnet ihr, die kahlen Bäume ragen in verschwommenen Umrissen aus dem weißlichen Dufte heraus, der über dem weiten Lande liegt. Als sie am Ziele ist, meldet sie sich bei dem Wächter in dem kleinen Häuschen zur Seite des Eingangsthores und sagt ihm ihre Botschaft. Nach fast drei Stunden kehrt sie wieder zurück und mit ihr kommt der Arzt. Mariele schläft. Die trockenen Lippen stehen ihr halb offen, und auf den Wangen blüht es wie Rosen. Bei dem Eintreten der Beiden schlägt sie die großen, heute ein wenig matten Augen zu ihnen auf.

„Nun, Kindchen, wo fehlt's?" fragt der alte Arzt freundlich.

„Den Husten hab' ich," antwortete Mariele leise.

„Und willst ihn wieder los werden, wie?" er nennt sie „Du", weil sie ihm fast noch als ein Kind erscheint. — „Freilich will ich." — „Das ist schon recht; der Wille thut viel." Dann untersucht er den zarten, jungen Körper außerordentlich gründlich und gewissenhaft. Mit ernstem Gesicht und ohne ein Wörtchen zu reden, richtet er sich wieder vor Mariele's Bett auf und begegnet auch nur flüchtig dem verängstigt fragenden Blick der Mutter. „Viel Milch soll sie trinken und Rothwein — und Fleisch und Eier essen, so viel sie mag. Wenden Sie sich an den Sontheimer selber, ohne Scheu, der kann schon einmal 'was hergeben für so ein braves Mädel, und er thut's auch gern, ich weiß es. Nun, und aufschreiben möchte ich auch etwas, sonst denkt das Kind am Ende, 's ist nicht krank — he? Ich werde das Rezept mitnehmen. Sie wohnen so weit von der Stadt, und wenn Sie zum Sontheimer gehen, holen Sie sich es ab. Morgen komme ich nicht wieder, das hat keinen Zweck, aber in drei, vier Tagen. Und aufstehen kannst Du in Gottes Namen, Kleine, und wenn die Sonne über Mittag einmal recht warm scheint, und der Wind kommt aus Süden, dann geh' Du ein wenig und recht, recht langsam vor'm Hause auf und nieder. So, und behüt' Euch Gott." Wie er gegangen ist, bleibt es ganz still im Stübchen. Mariele hat die Arme unter dem blonden Kopfe verschränkt, und tief über sie gebeugt steht ihre Mutter vor ihr. Und Beider ganze, unbegrenzte Liebe zu einander liegt in dem langen, schmerzlichen Blick, mit dem sie aneinander hangen.

„Mein Mutterl" — flüstert Mariele nach einer Weile muthig. „Nun will ich aufstehen." Und sie zieht ihrem Kinde selbst die Schuhe und Strümpfe an und geht mit ihm um, als sei es hülflos, wie vor langen Jahren; sie möchte es am liebsten nicht mehr aus ihren Armen, von ihrem Schoße lassen, weil sie es ahnt, daß Gott es ihr nehmen will in kurzer Zeit. Und für dieses letzte Kind ist sie auch nicht zu stolz zu dem reichen Fabrikherrn zu gehen, und ihn um Unterstützung zu bitten. Sie hat sich zu dem alten Sontheimer führen lassen, aber der ist nicht allein, sein Sohn ist bei ihm.

„Kennen Sie auch mein Mariele?" fragt sie den, als sie ihr bitteres Herzeleid ausgeklagt hat.

„Ja wohl, und was in unseren Kräften steht, wollen wir thun, Ihnen Ihr Kind wieder kräftig zu machen, nicht wahr, Vater?"

Und in der Zuversicht auf menschenfreundliches Helfen ein wenig erleichterten Herzens geht sie dann weiter in die Apotheke.

„Ist's eine Flasche Medizin für's Mariele Roidl, oder was ist's sonst?" fragte sie.

„Hier, Pillen sind's," antwortete der junge Mann gleichgültig.

„Pillen? Ach, was sind das wohl für welche?" — „Kreosot." — „Kreosot? Das nahmen sie ja Alle, Alle. Herr Gott, da kannst Du nur noch helfen!" Sie hat es im Hinausgehen still vor sich hin geseufzt, und den langen Weg rollen ihr die Thränen ohne Aufhören über die Wangen. Und 's Mariele schluckte brav die verordnete Medizin; sie ist fügsam und geduldig und scheinbar auch heiter. Nur zuweilen, wenn der Arzt wieder nach ihr fragt, sieht sie ihn so wunderlich eindringlich, so furchtsam an, daß es ihm nicht leicht wird, seine Ruhe zu behalten.

„Was das Kind für ein Paar Augen hat," sagt er einmal, um seine Bewegung zu verbergen.

„Dem Vater seine sind's," antwortet 's Mariele, „doch die sind schon lange nicht mehr offen." Zuerst fragt sie noch oftmals, ob es heute Südwind draußen wäre, jedoch wie sie es herausfühlt, daß das ihre Mutter quält, wartet sie auch darauf mit sanfter Geduld. Dieser Frühling bringt gerade so viel kalten und starken Ost mit sich; die Sonne scheint zwar alle Tage, aber nicht warm genug für die kleine Treibhauspflanze. So sitzt sie meist an dem Fenster, das auf die Landstraße sieht; am Morgen fällt dann die Sonne auf sie, in der sie sich gern wärmt; aber ihre Fingerchen hebt sie jetzt nicht mehr gegen das Licht auf, sie sind zu bleich geworden, und das ängstigt sie. Sie hängt an ihrem jungen Leben mit zäher Liebe, sie will noch nicht sterben. Hin und wieder erkundigt sich der alte Sontheimer nach ihr und sitzt dann ein Viertelstündchen bei ihr; er bringt ihr immer Grüße von seinem Sohne. Mariele brennt es dann auf ihren Lippen zu fragen, warum der nicht ein einziges Mal nach ihr verlangt, aber sie schämt sich und ist still. Einmal nur äußert sie ganz schüchtern den Wunsch, daß sie gerne die Fabrik wieder sähe.

„Wenn es warm genug ist, Mariele, dann schicke ich Dir den Wagen und Du fährst einmal hin," sagt Sontheimer milde.

„Ist es heute nicht warm genug?" fragte sie mit der Ungeduld aller Kranken.

„Nein, die Luft ist noch zu scharf, Kind, sieh, der Frühling fängt ja erst an."

„Ja, das ist wahr — singen die Vögelchen schon? ich sehn' mich nach ihnen."

„Sie fangen auch erst an, Mariele; noch ein Weilchen hin, und Du singst mit ihnen um die Wette."

Frau Roidl quält es, wie die Beiden mit einander reden von einer Lebenslust, die nie mehr ihr Kind erfassen wird; sie hat ihnen den Rücken gewandt und kann die Thränen nicht halten. „Mutterl, freust Du Dich darauf auch?"

„Ja." — „Mutterl, weinst Du gar?" — „Ich freue mich nur so sehr, meine Mariele, drum weine ich." — „Ja, Mutterl, wenn es so weit ist, dann wein' ich auch." Sontheimer fühlt, wie auch ihm die Thränen bis an den Rand steigen, und um die dem Kinde nicht zu zeigen, verabschiedet er sich schnell.

Mariele hat heute so wenig Ruhe zum Sitzen; sie hat wieder hohes Fieber, und das gibt ihr im Augenblick etwas von ihrer früheren, zarten Kraft zurück, freilich nur, um ihr hinterher desto mehr davon zu nehmen. Sie ist in der letzten Woche sehr mager geworden und so durchsichtig. „Ob morgen der Doctor wohl kommen mag?" fragt sie, als sie sich niederlegt.

„Hast Du ihm etwas Besonderes zu sagen, meine Mariele, dann wird er heute noch kommen?"

„Nein, nein, Du gutes Mutterl; ich dachte nur gerade daran."

„Soll ich bei Dir sitzen bleiben, Kind?"

„Nein, Mutter, ich will schlafen."

„Gott gebe, daß Du schlafen kannst."

„Ja, ich fühle es, ich werde schlafen — bald — gute Nacht — mein — Mutterl, mein liebes, treues Mutterl." Sie küssen sich lange und zärtlich; dann wird es dunkel und still im Stübchen. Die Uhr tickt nur noch und von draußen hört man den Frühlingswind durch die Bäume ziehen. Mariele schläft. Und auch die Mutter, todtmüde von allem Kümmern und Sorgen, ist eingeschlafen. Wie der Morgen aber graut, wacht sie mit einemmal auf. „Mariele, riefst Du mich?"

Es bleibt still darauf. Da springt sie aus dem Bett, und als sie sich über ihr Kind beugt, erkennt sie im Zwielicht, daß es gestorben ist. Mit einem einzigen kleinen Seufzer war Mariele aus dem Leben geschieden und hatte sie allein gelassen.

Der Bismarck kommt!

Unpolitische Conversationen beim Frühschoppen im Wirthshaus zum Wadelstrumpf. Am Tage des Bismarck-Einzuges in Berlin.

Der erste Tisch.

Harakiri, Leitartikler (schreibt): „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und die Gewohnheit nennt er seine Spreewäldlerin!" Dies Wort eines unserer klassischsten Dichter, das wir mit gewohnter Rücksicht auf unsere schönen Leserinnen etwas ethisirt haben, erklärt, weshalb Deutschland sich so lange willig unter das caudinische Joch des Blutmenschen von Varzin gebeugt hat. Inzwischen aber ist Geßler's Hut von der Stange geschleudert worden, Niemand erweist dem gestürzten Machthaber mehr seine Reverenz, und ein liberaler Frühling blüht auf unter der segensreichen, agrariervernichtenden Aera Caprivi. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Und wenn heute versucht wird, den Bismarck-Enthusiasmus, diesen todten Frosch, zu galvanisiren, obgleich Goethe mit Recht sagt, Begeisterung ist keine Häringwaare, die man einpökelt auf einige Jahre, so wissen wir, daß von einem neuerlichen Einfluß des Abgedankten auf unser politisches Leben nie und nimmer die Rede sein kann. Meint doch schon Sophokles —

Depeschenbote (ruft in's Local): Bismarck hat bisher Friedrichsruh noch nicht verlassen!

Harakiri (streicht in seinem Aufsatz, schreibt weiter): Ehrliche Anhänger der Regierung, die sich entschlossen aus Bismarckischen Banden losriß uud auf die das geistvolle Citat „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten," keineswegs angewandt werden darf, hoffen noch immer, der Besuch des Altkanzlers in der Hauptstadt werde, wenn nicht ganz verhindert, so doch mindestens hinausgeschoben. Principiis obsta! Tunica proprior pallio — wie darf Deutschland an unfruchtbare Sentimentalitäten, Versöhnung u. dergl. m. denken, so lange der russische Handelsvertrag noch unerledigt liegt! Wir hoffen zuversichtlich, den im Dunkeln schleichenden Intriguen, allen Anzapfungen, dem abgewirthschafteten Deichhauptmann a. D. Avancen zu machen, wird das Staatsoberhaupt energischen Widerstand entgegensetzen, damit nicht einst das tief tragische Wort: Mea culpa, mea maxima culpa —

Depeschenbote: Fürst Bismarck fuhr soeben von Friedrichsruh ab!

Harakiri (streicht in seinem Aufsatz, schreibt weiter.)

Der zweite Tisch.

Eugen Richter: Noch einen Halben! Und hier, Fritz — das Inserat sofort in die Vossische Zeitung für's Morgenblatt!

Hugo Hermes: Was haben Ew. Gestrengen?

Eugen Richter: Verdammt — ich bin's satt! Diese Knechtseligkeit! Pachnicke steht seit neun Uhr am Brandenburger Thor, damit er ja in die erste Reihe kommt, und Ihr Bruder weigert sich, meinem Gebot zu folgen und seine Fenster Unter den Linden mit Grabflor zu verhängen! Es ist gar keine Raison mehr in der Partei —

Harakiri (spricht herüber): Es reißt ein Taumelwahn den Tapfern und den Feigen gehirnlos fort —

Knörcke (für sich): Gehirnlos? Woher der Doctor das nur gleich wieder so genau weiß! Mordskerl!

Eugen Richter: Hört denn, was ich inserire. (Liest.) „Ein angesehener und redegewandter Parteiführer in den besten Jahren, von angenehmem Aeußeren, mildem Charakter und feinen Manieren, sucht edeldenkende Abgeordnete zur Begründung einer Neuen Curs-Fraction im Reichstag. Gütige Offerten unter E. R. hauptpostlagernd bis Mittwoch erbeten."

Hugo Hermes: Ew. Gestrengen sehen die Sache gleich zu tragisch an . . . wir Alle haben Bismarck nie glühender gehaßt als heute, und wenn er wirklich die Dreistigkeit haben sollte, hier in diese Kneipe zu kommen, stehe ich für nichts —

Eugen Richter: Es ist geradezu ekelhaft, wenn man mit ansehen muß, wie eine ganze Nation sich sklavisch dem Willen eines Einzelnen beugt! Das muß aufhören! Und dazu ist vor Allem nöthig, daß Ihr in meiner Partei mir Ordre parirt, auf's Wort und ohne zu mucken — verstanden?

Depeschenbote: Es ist definitiv beschlossen, daß der Kaiser den Fürsten nicht persönlich vom Bahnhof abholt!

Der Bauernhochzeits-Beck: Bravo! Kommen Sie und trinken Sie'n Glas Bier mit!

Eugen Richter: Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und Herr soll leben, vivat hoch!

Knörcke: Nieder mit Bismarck! Pereat! (Die Versammlung stimmt jubelnd ein.)

Der dritte Tisch.

Oberbürgermeister Helle: Es ist also authentisch?

Der Eier-Meyer: Authentisch! Ich weiß aus erster Hand, daß Majestät um 12.57 Uhr einen Spazierritt nach dem Grunewald unternehmen und erst um 7.19 Uhr davon zurückkehren werden! Meine Informationen stammen aus bester Quelle, über die ich freilich Stillschweigen bewahren muß —

Rickert: Also Wilhelmstraße — was?

Der Eier-Meyer: Nee — unser Kneipwirth aus der Jüdenstraße . . . Ich rede nicht gern von ihm, sonst wird der Bums zu voll, und mit der Gemüthlichkeit ist es aus.

Oberbürgermeister Helle: Wenn dem so ist, weiß ich, was ich thue. Und das Rathhaus flaggt jedenfalls nicht!

Der Eier-Meyer: Caprivi steht nun fester als zuvor. Ich habe von meiner Waschfrau gehört, daß er dem Kaiser durch einen bekannten Hypnotiseur die Aussöhnungsidee suggeriren ließ — er allein ist der Urheber! Majestät sollten eben selbst vergleichen können, wer von beiden Staatsmäunern der Bedeutendere ist —

Langerhans: Meine Tante in Paris schreibt aber —

Der Eier-Meyer: Na ja, das glaub' ich schon — aber mein Onkel vom Spittelmarkt, der Weißwaarenhändler, der in politischen Fragen maßgebend für mich ist, hält meinen alten Schulfreund auch für den Genialeren, obwohl er nicht verheirathet ist und deshalb keine Weißwaaren für die Familie gebraucht —

Rickert: Ja, es ist 'ne kolossale Individualität. Wie hat Ihnen übrigens mein Witz „ohne Aar und Helm" gefallen —

Der Eier-Meyer: Na, nehmen Sie's mir nicht übel — an solche Kalauer dachte Hamlet, als er behauptete, es wäre etwas faul im Staate Dänemark —

Brömel (träumerisch): Wenn Bismarck nun aber doch . . . es ist augenscheinlich, daß der Kaiser . . . nur nicht zu schroff, meine Herrschaften — wozu hat man denn seinen Mantel, wenn er nicht nach dem Winde gehängt wird? Ich verkenne ja die hohen Verdienste des neuen Kurses um Deutschland nicht — erstens hat er unsere Fraction zu Grunde gerichtet, zweitens die Sozialdemokratie in Berlin zu Boden geschlagen, mit dem Gummischlauch — indessen . . .

Rickert (streng): Jagen Sie doch den Leuten keine Furcht ein! Wenn Caprivi sich noch besinnt, wird Bismarck einfach nicht in Berlin 'reingelassen . . . sie riegeln ihm das Brandenburger Thor vor der Nase zu! Bange machen gilt nicht!

Oberbürgermeister Helle: Ob man aber am Ende das Rathhaus lieber doch flaggen läßt?

Der Eier-Meyer: Dann könnten Sie beim nächsten Ordensfest lange warten! Nein, Caprivi for ever! Und ich bleibe heut beim Frühschoppen, bis es Abend wird — ich gehe dem Varziner keinen Schritt entgegen! Der neue Kurs soll leben — vivat hoch!

Depeschenbote: Fürst Bismarck hat soeben Büchen passirt!

Der erste Tisch.

Harakiri: Büchen passirt! Ei waih! (Er schreibt.) „Aber setzen wir den Fall, eine völlige Aussöhnung zwischen dem Kaiser und Bismarck, natürlich durch Graf Caprivi veranlaßt, fände statt — wer hätte die Stirn zu behaupten, daß dadurch an den jetzigen Reichskanzler Hamlet's Frage heranklänge: To be or not to be? „Mein Kurs ist der richtige, und er wird fortgesteuert!" — sind das nicht die klar verständlichen Worte des Monarchen? Er hat sich, tapferer als der Löwensieger, tapferer als der Weltbezwinger, selbst bezwungen, hat den Gedemüthigten vom Boden erhoben — aber der Vernünftige darf in alledem nur eine That des guten

Herzens, nie und nimmer aber einen politischen Act erblicken wollen. Die freisinnige Partei steht deshalb dem verhetzenden Treiben der Stöckerianer und dem groben Unfug, den eine gewisse Presse mit Bismarck's Namen treibt, kühl bis an's Herz hinan gegenüber. Sie hat den neuen Kurs nicht aus selbstischen Interessen — „der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt", heißt es im Wilhelm Tell — unterstützt; sie vertraut ihm und sieht furchtlos in die Zukunft, sollten auch statt des einen Bismarck deren drei Büchen passirt haben oder in Ludwigslust mit frenetischem Jubel aufgenommen werden. Wir waren nie persönliche Feinde des ehemals Allmächtigen, auch wir bewillkommnen ihn herzlich als Gast unserer Stadt —"

Der zweite Tisch.

Eugen Richter (fährt in einer längeren Rede fort): Und darum — ein feiler Tyrannenknecht, ein Scherge der Gewalt, ein Mit-Füßen-Treter des freien Bürgerthums, wer heute nicht standhaft bleibt! Casselmann, Sie wollen ausrücken — aber wenn Sie sich nur von der Stelle rühren, haben Sie das letzte Mal ein Mandat gehabt! Freunde! Heute laßt uns zeigen, daß hinter zottiger Mannesbrust ein zielbewußtes Herz schlägt, laßt uns der Bürgerschaft Berlins ein Beispiel geben! Wenn sie uns, ihre berufenen Führer, hier trinken sieht, wird sie ein Gleiches thun und die schöne Zeit nicht mit nüchternem Herumstehen Unter den Linden zwecklos vergeuden! (Bravo!)

Depeschenbote: Der fürstliche Zug ließ eben Ludwigslust hinter sich! (Bewegung. Große Pause.)

Mehrere Abgeordnete: Verzeihen Sie, meine Herren, ich muß 'mal . . . ich komme in einem Augenblick zurück! (Sie verschwinden.)

Der dritte Tisch.

Brömel: Haben Sie gehört, Meyer?

Meyer: Weiß der Teufel — mir schmeckt das Bier heute nicht... Ich bin ganz nervös vor Aufregung. Am Ende vermerken sie's bei Hofe doch sehr übel, wenn wir nicht am Bahnhofe sind —

Der Oberbürgermeister (entsetzt): Meinen Sie? Dann wäre am Ende von künftigen Einladungen zur Cour nicht die Rede . . . und die Häuser am Schloßplatz wären umsonst niedergerissen — der Ententeich pro nihilo geplant . . .

Rickert: Pst! Nur jetzt kein Wort von Arnim — man belauscht uns —

Langerhans (neidvoll-höhnisch): Ich glaube, die Herren bemühen sich schon um 'nen neuen Orden —

Meyer: Na, wissen Sie, was mich anbelangt, ich gehe keinen Schritt mehr darum!

Langerhans: Man geht auch nicht — man kriecht darum! (Pause.)

Meyer: Sagen Sie, Stadthaupt, am Ende wär's doch besser, wir schicken 'nen Kellnerjungen nach Hause und lassen uns die Kniehosen holen, für jeden Fall . . . Anziehen können wir sie ja hinten in der Toilette . . .

Der Oberbürgermeister (wendet sich an den zweiten Tisch): Verzeihen Sie, Herr Kollege — Sie wissen ja, ich dichte auch, und wie — aber vielleicht haben Sie eine Ahnung davon, ob der Hof . . . ob Seine Majestät . . . mit einem Wort, wie man dort oben über diesen ganzen Bismarck-Rummel denkt?

Albert Träger (dumpf): Wenn Sie ein Dichter sind — dichten Sie für uns und Ihre Partei eine Grabschrift! Der Blutmensch triumphirt!

Depeschenbote: Dem Fürsten Bismarck ist in Ludwigslust soeben von begeisterten Verehrern die Locomotive ausgespannt worden. Authentisch verlautet, daß Graf Caprivi seit neun Uhr Morgens mit dem Kaiser conferirt.

Der erste Tisch.

Harakiri (schreibt): „Die freisinnige Partei hat die historische Bedeutung des Fürsten Bismarck immer neidlos anerkannt und ihm nie persönliche Opposition gemacht. Mit herzlicher Freude begrüßt sie den großen alten Mann in Berlin, sie ist, wie schon der bekannte Humorist Angely bemerkt, in patriotischen Dingen allemal diejenige, welche. Und hält sie schon jede Einwirkung des Altreichskanzlers auf kaiserliche Entschließungen für —"

Redactionsdiener und verantwortlicher Redacteur (stürzt herein): Herr Doctor, Herr Doctor! Der Verleger läßt grüßen, und Sie möchten sofort einen schwungvollen Gruß an beide Reichskanzler schreiben! Uns kann's dann gleich bleiben, wer siegt . . . wir haben dann von keinem etwas zu befürchten!

Harakiri: Ganz Ihrer Meinung! Am besten in Gedichtform — hübsche Stanzen, was? Das macht dem alten Herrn am meisten Vergnügen. Ich hab' mich gestern schon mit Material versorgt, aus 'nem alten Musenalmanach, hier sehen Sie — omnia mea mecum!

Der Verantwortliche: Male parta male dilabuntur! Ich kann auch geistreich sein, wenn ich auch nur Hausknecht bin!

Der zweite Tisch.

Träger: Sie entschuldigen, meine Herren — ich muß jetzt gehen. Und es ist für die Partei entschieden besser, wenn wenigstens Einer ihrer hervorragendsten Dichter dabei ist! (Ab.)

Richter: Was schielen Sie denn immer nach Ihrem Ueberzieher, Knörcke?

Knörcke (erbleicht und stottert): Wegen der vielen Paletotmarder...

Richter: Besser ein Paletotmarder als ein Verräther an der guten Sache! Sie rühren sich nicht vom Fleck, verstanden?

Knörcke (ängstlich): Das thu' ich ja schon seit dreißig Jahren nicht mehr — so lang ich unter Ihrer Fahne kämpfe!

Der dritte Tisch.

Langerhans: Sie wissen's also ganz bestimmt —

Brömel: Caprivi tritt heute um 3 Uhr 17 Minuten einen sechswöchentlichen Urlaub an. Marschall packt bereits seinen Handkoffer, und Eulenburg hat eben das letzte realistische Stück verboten. Der Bismarck kommt!

Meyer: Wo sind die Kniehosen?

Kellnerjunge: Hinten, Herr Doctor! (Meyer verschwindet. Der Oberbürgermeister fällt vor Aufregung in Ohnmacht. Die Rathhausfahne wird nicht gehißt.)

Depeschenbote: Fürst Bismarck hat Wittenberge passirt! (Der Saal leert sich im Augenblick. Nur zwei Parlamentarier bleiben zurück.)

Schlußscene.

Rickert (mit gerührter Stimme): Eugen!

Richter (do.): Heinrich! Und Dich hab' ich so verkannt!

Die beiden völlig Zurückgebliebenen fallen sich in die Arme.

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Das Recht auf Glück. Schauspiel in drei Acten von Olga Wohlbrück. (Berliner Theater.)

Es ist schade. Sie schien gar nicht allzu sehr gartenlaubenhaft, dies leider auchschreibende Weibchen. Dies ihr Schauspiel aber ist aller Schrecken schrecklichster. Wenn Fräulein John noch lebte, die Vielbeklagte, Unersetzliche — selbst „W. Heimburg" und die Bürsten- und Roman-Binderin „E. Werner" kommen ihr nicht gleich, während die anderen Dichtfrauenzimmer gar sich zur ihr wie ein Musendienstmädchen zu einer gebornen Haideprinzeß verhalten — wenn die Marlitt noch lebte, sie preßte Olga Wohlbrück an den leider nicht vorhandenen Busen und segnete sie: „Was mir nicht vergönnt war, die Eroberung der Bühne, du hast sie in meinem Sinne glänzend vollbracht!"

Dabei ist der erste Act des Komödchens gar nicht so schlecht. Frau Wohlbrück hat seiner Zeit in dem groben Unfug der Madame Bernstein aus München, der „Dämmerung", die Rolle der Heldin recht geschickt gespielt, und diesem Stück entnahm sie mit fraulicher List auch die Idee, ein krankes Mädchen um sein Lebensglück ringen und dabei das Lebensglück Anderer zerstören zu lassen. Isolde war blind, Meta ist lahm. Der erste Act des Dramas eröffnet, klar exponirend und leidlich geschickt aufgebaut, ganz deutlich die Aussicht auf eine finstere Tragödie. Fräulein Meta beredet einen jungen und deshalb chronisch verhungernden Maler dazu, sie zu heirathen, verspricht ihm ihr Geld, das sein ferneres Studium ermöglichen, ihn auf diesem Umwege zum berühmten Mann machen wird und verlangt dafür nichts als ein eigenes Heim, wo sie Niemand bemitleidet. Hans Kolbert, Idealist wie alle Maler in modernen Dramen, mit

der sicheren Anwartschaft auf die goldene Medaille, aber mit sonst nichts im Portemonnaie, wie alle Maler in modernen Dramen, geht ihr nach langem Kampfe auf den Leim; aus seinen verzweifelten Reden und vorhergegangenen Erzählungen aber glauben wir ersehen zu müssen, daß er eine andere junge Dame im Heinedenkmal verweigernden Düsseldorf liebt. Und da sich nun zufällig der Papa Meta's, ein noch sehr jugendlich empfindender Wittmann, in dasselbe Düsseldorfer Frauenzimmerchen vergafft hat, zieht vor unseren Augen deutlich die Katastrophe herauf. Eine brutal gemachte, aber verständig angelegte Scene zwischen den beiden vermeintlichen Nebenbuhlern, in der Meta's Vater dem um die Hand der verkrüppelten Tochter anhaltenden Maler das Uebermaß seiner Verachtung zu erkennen gibt, verschärft die Gegensätze in unleugbar dramatischer Weise. Von dem Sujet gefesselt, übersieht man gern die Schwächen dieses gar nicht schwachen ersten Aktes, übersieht man, daß Frau Olga schon hier mit allerhand Theatererinnerungen und handfesten Aeußerlichkeiten arbeitet, daß sie nicht fähig ist, Männercharaktere glaubhaft zu zeichnen und es — leider! — nicht einmal versteht, uns ihre Meta sympathisch zu machen.

Wer aber nach der „größeren Pause" hinter diesem Acte wieder in's Theater geht, lasse — warum soll ich dies allbeliebte und immer passende Citat nicht auch einmal gebrauchen? — gefälligst alle Hoffnung draußen und gebe den gesunden Menschenverstand in der Garderobe ab. In der Petitionscommission des Reichstages erregt Jahr um Jahr die von vielen zehntausend Unterschriften bedeckte Eingabe eines Frankfurter Bürgers kannibalische Heiterkeit; der würdige Mann beschwert sich darin beweglich über den hier zu Lande geduldeten „Lausch- und Zerrfrevel", der es mißgünstigen Mitbürgern ermögliche, ihn bei seinen intimsten Belustigungen zu belauschen, in die Beine zu kneifen, am Ohr zu ziehen u. dgl. m. Wenn dieser bedauernswerthe Mann einmal in Olga Wohlbrück's Stück geräth, wird er bald dahin kommen, wo Paasch sitzt. Der Lausch- und Zerrfrevel, den man in den beiden letzten Acten dieser Tragödie betreibt, könnte mich zum Unterzeichnen der erwähnten Petition veranlassen. Eine Person erhorcht immer, was die Andere spricht, und damit sie's ja erhorchen kann, schreien die Uebrigen nach Leibeskräften, selbst wenn das Gespräch sich um die diskretesten, gefährlichsten Gegenstände dreht. Auf diese kindlich einfache Weise wird die Handlung mühsam weiter geschoben. Meta belauscht eine Unterhaltung mit Hansen's alter Freundin aus Düsseldorf, der es vorbehalten bleibt, ihm nach zehn Monaten zu sagen, was er sich nach zehn Minuten selber sagen mußte und die ihn dadurch bestimmt, seine Verlobung mit Meta aufzuheben; Meta's Vater belauscht sodann, wie Meta der Düsseldorfer Freundin faustdicke Grobheiten sagt und sie am Handgelenk packt, daß sie schreit; ein curioser Kunstprofessor belauscht, wie Meta's Vater seine Tochter ob dieser Greuelthat verhauen will und fällt ihm in die Arme etc. Der Zerrfrevel ist fast noch größer. Frau Olga zerrt, wie Herr Stempel im „Licht!" das Entlegenste herbei, um drei Acte zu füllen; die Häufung von Motiven scheint ihr Haupterforderniß einer starken Handlung zu sein. Um das Stück überhaupt zu Ende zu bringen, wird es in seiner Tendenz völlig umgekrempelt. Hans, der Maler, liebt die Düsseldorferin gar nicht, sondern — Meta's reizende Schwester, was man erst gegen Schluß des zweiten Aufzuges angedeutet erhält; Meta liebt den Maler gar nicht, sondern kriegt einen eigens zu diesem Zweck componierten Bruder der Düsseldorferin; Papa nimmt die heißbegehrte Schwester dieses Bruders — wer in solchem Standesamt-Kesseltreiben die Aufgabe der dramatischen Dichtkunst erblickt, den wird Olga hoch befriedigt haben. Im Uebrigen lebt das Stück von den ältesten Reminiscenzen, von abgewirthschafteten Späßen und Rührscenen aus Bühnenwerken, die früher auch keinen Erfolg gehabt haben. Ein in seine Stiefmutter verliebter Frühschoppenjüngling; ein mit Kant und Fichte renommirender, täppischer Professor, der diese beiden Philosophen noch weniger als Olga Wohlbrück versteht; ein Bühnenbackfisch; eine charaktervolle junge Frau ohne Charakteristik. Das Bild, wodurch ein bisher darbender Malersmann mit einem Schlage berühmt wird, fehlt natürlich auch nicht; und originell ist einzig dieser Maler selbst, der, weil ihm wie anderen Malern mehr, das nöthige Baargeld fehlt, ewig ein Gesicht zieht, als hätt' er unverschnittenen Grüneberger zu probiren oder Exter's Illustrationen zum „Hannele" ekstatisch zu bewundern. — Fast jeder Zug in dem Drama verräth, daß hier Bühnenungeschick und Sucht nach krassen, äußeren Effecten einen erbitterten Kampf mit einander kämpfen; so hübsch sich die Verfasserin auch manche Scene ausgeklügelt hatte, theatralische oder gar innerliche Wirkung übt keine. Ihre Hülflosigkeit geht so weit, daß sie bei Motivirung des Auftretens oder Abgehens ihrer Personen oft urkomisch wird. Daß drei Thüren auf die Bühne münden und jede einzelne fortgesetzt Menschen ausspeit, die wir ganz wo anders vermuthen, dünkt uns bei Olga Wohlbrück schließlich selbstverständlich.

Von den nicht nach Schablone geformten Charakteren ist Keiner scharf und bestimmt herausgekommen, am schlechtesten aber besteht Meta selbst, auf die Frau Wohlbrück doch alle ihre Kunst verwandte und deren Darstellung sie selbst übernahm. Man konnte aus der Dame, ihrer Psyche und ihre Art sich zu geben beim besten Willen nicht klug werden, und Frau Olga Wohlbrück, die die Rolle gewiß bis zum ꝛ genau studirt hatte und jede Nüance unterstrich, nur leider mit ihrem Stimmchen und ihrer Filigrankunst gegen die Raummassen des Berliner Theaters nicht aufkam, Frau Olga erweckte mit all ihrem Bemühen schließlich nur Mitleid mit dem armen Kunstprofessor, der diese gallige, verbitterte, ungesund denkende Kranke heimführt und allen Ernstes glaubt, einen kostbaren Schatz gefunden zu haben.

Max Klinger's Radirungen.

Wenn ein wüthiger Teufelskerl wie Max Klinger einem unschuldigen Tageblatt-„Engel" das Nasenbein einschlägt, so ist das zweifellos eine bedauerliche Sache — aber es verringert in keiner Weise die künstlerischen Qualitäten des Attentäters. Wir dürfen also über einen noch immer viel besprochenen Zwischenfall mit gebührlichem Achselzucken hinweggehen und unsere von aller sittlichen Entrüstung losgebundenen Gemüthskräfte frei in den Dienst einer edlen Kunstbetrachtung stellen.

Max Klinger zählt heute fünfunddreißig Jahre. Er gehört also zur jungen Generation, wenn er auch um eine Nasenlänge voraus ist — und bleiben wird. Für das eigenthümliche Fühlen einer wider ihre Väter merkwürdig auflässigen und von bebender Begierde nach Neuem und Unbekanntem erfüllten Jugend wird sein Schaffen ewig charakteristisch bleiben.

Es wäre ein Verbrechen, Klinger irgendwie einzuschachteln, in einen auch noch so wohltönenden „— ismus". Mit Allem, was unsere Zeit bewegt hat und bewegt, unterhält er die innigste Fühlung, aber über Allem auch schwebt sein souveräner Geist, freigebietend, wie auf Fittichen der Gottheit. Von Vielen hat er gelernt, von Dürer, von Goya, von den Japanern, und nicht zuletzt vom Meister Böcklin. Er hat auch von Nietzsche's neuer Weltbetrachtung Manches in sich aufgenommen, und als echter Deutscher von altem Schlage liebt er Italien mehr als Paris und hat auch der jetzt so viel geschmähten und so wenig begriffenen Antike ein treustarkes Herz bewahrt. Merkwürdig verbinden sich in ihm der Künstler und der Denker, der Maler-Radirer und der Dichter. Ein tiefsinniger Zug ist ihm eigen, der nach Räthseln späht und im Alltäglichsten das Räthsel entdeckt. So fesselt an seinen Kunstschöpfungen nicht bloß die Form, sondern auch die „Bedeutung" — und wenn das ein Fehler ist, wie gewisse Fanatiker meinen, so ist es der innerste Fehler unserer Rasse, in's Großartige und Heroische ausgeschlagen.

Aber was verschlägts? So manche Moderne haben uns daran gewöhnt, in ihren Werken lediglich Farbensensationen, Luftempfindung und brillante Technik zu suchen, daß man unmöglich einem Künstler zürnen kann, der Einem nebenbei auch etwas zu denken gibt.

Die Kunsthandlung von Amsler und Ruthardt hat sich das Verdienst erworben, den größten Theil von Klinger's Radirwerk und seine neuesten Schöpfungen auszustellen und uns diesen eigenartigsten modernen Künstler dadurch neu zugänglich zu machen. Man kann nicht durch diese Säle schreiten, ohne die ganze Tragik unseres Erdendaseins mit stummer Erschütterung noch einmal zu empfinden. Wie ein grollender Dionysos erscheint Klinger vor uns, schönheitberauscht und gramvoll, und indem er uns die Trauben zum Genusse reicht, hetzt er zugleich seine Panther auf uns. Alle Himmel und alle Höllen stehen ihm offen, und sein Auge nimmt manchmal ein wahnsinniges Funkeln an, wenn es so von den Höhen zu den Tiefen herniederschweift. Ein Wissender redet zu uns: und Erkenntniß ist Schmerz. Aber auch dieser Wissende sucht nach Erlösungen, und die Kunst ist es, worin er seinen Schmerz zu betäuben sucht.

Da ist eine neue Folge von Radirungen, Phantasien zu Brahms'schen Liedern. Ein Doppelblatt eröffnet die Reihe. Es enthält Klinger's Bekenntniß von der Kunst: wie sie durch Rausch die Wirklichkeit auflöst und den Blick eröffnet in seelengewaltige Schönheitsmysterien.

Ein Mann sitzt am Klavier, und, indem er spielt, verräth der starre Blick seine innere Spannung. An seiner Seite wallt ein Vorhang, der die Welt für ihn verschließt. Vor dem Vorhang steht ein Weib, sein Weib, das halb seinen suchenden Tönen lauscht, halb hinausspäht auf den sturmzerwühlten Ocean, der sich hinter dem weltverlorenen Spieler ausdehnt. Jenseit des Oceans liegt ein felsiges Ufer, schroff und unzugänglich, mit angeklebten Häusern, geballte Wolkenmassen darübergeschichtet. Und ein Fahrzeug ist auf den Wellen, mitten in einem Strudel, und kämpft gebrechlich um sein Glück. Aber aus denselben Wellen hebt sich empor, dicht hinter dem Rücken des Nichtsehenden, eine geschmückte Riesenharfe: Najaden und ein Triton sind bemüht, sie hinauf zu heben, auf daß sie tönen möge im freien Winde von den Leiden und Seligkeiten der Unsterblichen.

Dies ist das eine Blatt. Das andere zeigt eine völlige Veränderung. Der Traum ist Wirklichkeit geworden, die Wirklichkeit zerstiebt zu Traum. Die Riesenharfe ist hinaufgehoben auf die kleine Balluſtrade, wo der Spieler einsam vor seinem Instrumente sitzt. Er hat beide Hände erhoben zu gewaltig niedergehendem Akkorde, da gewahrt sein vergeisterter Blick das Wunder. Die Harfe starrt er an, vor der Vorhang und Maske niedergerauscht sind. Dahinter aber erhebt sich, voll und majestätisch, ein nacktes Götterweib und breitet offenbarungspendend die Arme aus. Hehr und verheißungsvoll steht sie da, strengen Antlitzes, mit üppig geschwellten Frauenbrüsten: entschleiert, übermächtig, die Schönheit, die Natur. In der Tiefe braust noch immer, uferlos jetzt und undurchfurcht, der ewige Ocean und wirft zischende Wellen auf. Aber der Horizont ist angefüllt mit Geistergestalten. Wie graufe Wolkengebilde fliegen sie davon, fluchend, dräuend, gewaltthätig, Versinnbildlichungen der entfliehenden Töne, die der Spieler dem Klavier entlockt hat, um seine Seele vom irdischen Wust zu entladen. An ihrer Stelle tönt ihm jetzt die bezwingende Sphärenmusik der Götterharfe und hat sein Auge reingebadet für den Anblick schauervoller Götterschönheit.

Was Klinger aus dem Anhören Brahms'scher Liedcompositionen gewonnen hat an inneren künstlerischen Erlebnissen, das hat er in phantasiegewaltigen Compositionen verdichtet zu unvergänglichen Symbolen.

Dies das machtvolle Präludium, dem sich zunächst ein Cyclus geistvoller Arabesken zum Notentext einiger Lieder anschließt. Selbstverständhandelt es sich dabei nicht um „Illstrationen". Nur die Stimmung, nicht das Materielle der Lieder befruchtet die zeichnerische Schöpferkraft und verlockt die willige Phantasie zu zwanglosen, sinnvollen Träumen. Doch

aus dieser mehr spielerischen Bethätigung weckt das wundervoll componirte Hölderlin'sche Schicksalslied („Ihr wandelt droben im Licht" — „Aber uns ist gegeben, an keiner Stätte zu ruhen") den Künstler auf zu abermaligem Einsatz seiner kühnen und trotzigen, üppig-schwellenden Einbildungskraft.

Den Kampf des Menschengeschlechts mit den Schicksalsmächten, verwoben mit dem hellenischen Prometheus-Mythos, als dem mächtigsten Symbol des Trotzens wider die selbstgenügsame, unempfindliche Götterwelt, behandelt Klinger in einer Folge von sechs Radircompositionen.

Der Urbeginn ist Gigantomachie: Götter und Menschen in erbittertem Zwist, feindselig, vernichtungswüthig. Die Erdbewohner sind dickfellige, zottige Halbthiere, wie ausgespien aus vulkanischem Schlund. Zwischen Felszacken stehen sie, und Felszacken schleudern sie, wild, ungebärdig, aus rohem Daseinserhaltungsinstinkt. Auf heller Wolke aber sitzen, gleichmüthig und unverwundbar, die Götter, Phöbus und Artemis, und von ihrem klirrenden Bogen springen die Pfeile. Ihr Auge blickt kalt, und ihre Miene ist unbeweglich. Sie thun was sich gehört. Der Pöbel muß vertilgt werden. Nur dem ersten Gesang der Ilias weiß ich diese Erfindung zu vergleichen. Die griechische Kunst hat nichts Aehnliches geschaffen. Da stehen die Götter stets mitten im Gedränge und greifen den Giganten in die Haare. Sie bemengen sich mit ihnen. Bei Klinger aber sehen wir die wirklichen „Fernhintreffer", die hochthronenden, herzlosen Aristokraten. Auf den ersten Blick erkennt man, daß ewige Feindschaft gesäet sein muß zwischen Göttern und Menschen-Giganten.

Dann das erste Prometheusblatt. Der Menschenfreund hat dem Himmel das Feuer entrissen und trägt es hinab auf die nachtdunkle Erde, wo demüthige Schattengestalten knien und empfangend die Arme ausstrecken. Die Folge ist, daß das Menschengeschlecht wunderfam emporblüht. Wir sehen einen Festreigen, den kraftvoll-schöne Gestalten begehen, das Haar geschmückt, in den Augen die stolze Freude. Die Menschen sind den Göttern fast gleich geworden. Aber schon grollt wieder dunkles Verhängniß. Feuchter Sturmwind durchpeitscht die hohe Luft, das Meer gährt unruhevoll. Da tragen der Götterbote und der Zeusadler den vermessenen Frevler Prometheus durch die Lüfte, in feierlichem Fluge. Sie haben ein Geheiß zu erfüllen: anzuschmieden an unzugänglichen Fels, zu stetig wiederkehrender Marterqual, den ruchlosen Lichträuber. Und das Menschengeschlecht wird den Göttern unterthan. Brandopfer bringen sie ihnen dar, an erbauten Altären, und werfen sich kriechend nieder in den Staub und tödten mit schuldigem Axtschlag untadelige Stiere zu wohlgefälligem Opfer. Der Gott aber ruht droben, lässig in lichter Wolkenhöhe, und bewegt kaum gnädig die Augenbrauen. Aber einst wird kommen der Tag, da Prometheus befreit wird. Dann wird Herakles die jähe Klippe ersteigen und den gierigen Geier mit beflügeltem Pfeil erlegen. Wir sehen die Vision, wie die That bereits vollbracht ist. Unter steil ragenden und schroff niederfallenden Felsen steht der Befreier auf schmaler Plattform, ein unbärtiger Jüngling mit stillem Siegfriedlächeln, und senkt den treuen Bogen. Neben ihm sitzt, rittlings auf schmalem Grat, vor innerster Bewegung seiner selbst nicht mächtig, der Qualengeprüfte und birgt das Antlitz leidenschaftlich in beide Hände. Tief auf rauscht das Meer zu Füßen des Felsens, und die Okeaniden tauchen empor, die treuen hülfreichen Freundinnen und jauchzen und singen und breiten die Arme aus. Am Himmel zieht eilends Gewölk davon, und erste Sonnenstrahlen blitzen hindurch. Befreit, Prometheus, erlöst! Aber du stehst auf nackter Klippe ein nackter Mann, und wenn du Früchte ernten willst, wirst du furchtbar zu ringen haben. Sonst aber öffnet sich dir unten das allheilende Meer, du stürzest hinab, die Wellen zischen, und liebreich betten Okeaniden deinen Leichnam auf dem untersten Grund.

So hat Klinger aus dem Hölderlin-Brahms'schen Schicksalslied ein Lied der Menschheit gemacht, trächtig von eherner Tragik und matt erleuchtet von unbestimmten Hoffnungsstrahlen. In verschiedenen Leistenbildern vervollständigt und verschiedenfältigt der Künstler mit immer reger Einbildungskraft dieses durchgeführte Hauptmotiv und hat uns damit eines jener seltenen Meisterwerke geschenkt, auf deren kleinstem Strich Geist und Liebe des Schöpfers ruhen, und die daher angefüllt sind mit zuckender Lebenskraft.

Aber noch von einer ganz neuen Seite zeigt sich uns Klinger in dieser denkwürdigen Ausstellung: als Plastiker. Er wandelt scheinbar in Strindberg's Spuren dabei und schildert uns das Weib als dämonisch-kalte, männermordende Macht. Aber doch sind es Gedankengänge, die aus des Künstlers eigenem Allerinnersten hervorbrechen. Derselbe Mann, der im Weibe so glühend die Göttin zu enthüllen weiß, hat auch schon früh die seelenlose Larve und viehische Grausamkeit, die im anderen Geschlechte schlummern können, zu durchschauen vermocht. Seine neumodellirte „Salome" ist eine Schwester jener Eva, der die Schlange den Spiegel hinhält, damit sie sich vor ihrem eigenen Bilde medusenhaft-eitel berausche, eine Schwester jener Dirne, die sich kühl am Thürpfosten fächelt, während zwei Männer um ihretwillen sich grimmig mit Dolchen zu Leibe gehen. „La femme triomphante" hat ursprünglich diese Salome geheißen, und sie hat den altbiblischen Namen wahrlich nicht der vereinzelten Hinschlachtung Johannes des Täufers zu Liebe angenommen, sondern als ein grelles Symbol von ewiger Furchtbarkeit.

Mit steifem Rumpf erhebt sich eine bleiche Metze, die Arme verschränkt, die Lippen zusammengekniffen. In ihren Bernsteinaugen ist kein Leben als die kalte Gier friedloser Unersättlichkeit. Alle Farben an ihr sind stumpf, blüthenlos, erfroren. Ihr dunkelgrünes Gewand lüftet sich über den Hüften und wir sehen zwei Köpfe ihrer Opfer, über denen sie triumphirend thront. Da ist der alte Sünder, ein jüdischer Commerzienrath, mit Augen, die in Lüsternheit gebrochen sind. Da ist der unklare Schwärmer, ein germanischer Jüngling, und seine Augen starren in wesenlosem Glanz. Den Einen wie den Anderen hat sie untergekriegt, und sie steht und lauert auf neue Opfer. Schier unerträglich wirkt die stiere Gluth ihrer Medusenaugen in dem selbstisch eingezogenen Gesicht. Wir treten zur Seite und gewahren im Profil das grausame Zucken des Mundwinkels, wie er so höhnisch sich rümpft. Wir gehen auf die andere Seite, und da zeigt sich um den Mund ein Ausdruck von müder Trauer und mattem Ekel, wie er durch eine fast unmerkliche Nuance hervorgerufen wird. Beide Züge aber erst geben das Weib uns vollständig: wildkalte Wollust und trüberstorbene Freudlosigkeit. Der Dämon, der da nur dem Genusse seiner selbst lebt, er kommt doch nie dazu, sich selber zu genießen. Mit rastlosem Unmuth heischt er Opfer auf Opfer, und vermehrt doch nur seine Qualen. Seine Unersättlichkeit ist eine Höllenstrafe. Armer Dämon, armes Weib!

Franz Servaes.

Notizen.

Die Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin hat vor bald zwanzig Jahren mit ihrem Großen encyclopädischen Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache von Sachs-Villatte eine wahre Revolution auf lexikographischem Gebiet hervorgerufen, einem Werke, das sich mit einem Schlag an die Spitze aller Dictionäre setzte. An Umfang und Reichhaltigkeit nicht nur, sondern — was bei einem Wörterbuche fast die Hauptsache ist — auch an Uebersichtlichkeit und practischer Eintheilung sucht Sachs-Villatte noch heute seinesgleichen. Schon die Meisterschaft, womit er in der Aufnahme von Archaismen und Neologismen das Richtige traf, war bewundernswerth. Aber die französische Sprache ist seither nicht stehen geblieben, sondern hat sich zum Aerger aller altmodischen Philologen besonders nach der Seite der Neologismen sehr stark bereichert. Der Naturalismus vor Allem hat durch seine Begünstigung des Pariser Argots die langue verte, die früher von den Sprachgelehrten ignorirt wurde, literaturfähig gemacht und die Philologen gezwungen, sie wissenschaftlich zu bearbeiten. Zahlreiche Argot-Wörterbücher sind im letzten Jahrzehnt in Paris entstanden, so der geistreiche kleine Rigaud, der treffliche Lorédan Larchey, und da man auch in Deutschland die Nothwendigkeit einer Uebersetzung dieser Wildlinge einsah, so ging der zeitkundige Professor Langenscheidt mit Villatte's „Parisismen" voran. Schließlich war das Bedürfniß unabweisbar, daß auch der große Sachs-Villatte in einem Supplement diese Sprachfortschritte lexikographisch festlegen mußte, und eine solche Ergänzung ist soeben in einem starken Band bei Langenscheidt herausgekommen. Abermals eine musterhafte Leistung, in Anlage und Ausführung genau an das klassische Hauptwerk sich anschließend. Dialect und Argot, exotische Wörter, dann vor Allem die technischen Neologismen, ein Folge des immer mehr anwachsenden Gebietes, alles findet sich nach Etymologie und Aussprache eingetragen bis in die neueste Zeit, z. B. panamisme, panamiste, panamite, panamiteux (bestochen), als sprachliche Andenken an den Panamascandal. Kurz, nichts Menschliches, Allzumenschliches ist unseren Lexikographen entgangen. Unterdessen schreitet auch Ed. Muret's Englisch-Deutsches Wörterbuch, das Seitenstück zum Sachs-Villatte, rüstig weiter. Zehn Lieferungen liegen uns bis heute vor, und alle Stichproben sind summa cum laude bestanden. Muret ist nicht allein reichhaltiger als Murray, Hunter, Webster und die anderen englischen und amerikanischen Wörterbücher, er hat auch Flügel und den alten Lucas, unsere besten Dictionäre, überflügelt. Von Chaucer bis Bret Harte ist alles durchgearbeitet, ein Denkmal deutschen Bienenfleißes, die Neologismen des Sports, der Technik und des Handels sind aufgenommen; insbesondere sind zum Verständniß von Scott und Burns das Schottische, dann das Irländische und die Amerikanismen berücksichtigt, ebenso das Anglo-Indische, Pigeon-Englisch und das Englisch der anderen Kolonien. Die Einrichtung der Titelköpfe ist wieder bei aller Gedrängtheit doch erschöpfend und übersichtlich; Langenscheidt's sinnreiches Zeichensystem, das sich beim Sachs-Villatte so sehr bewährte, ist noch raffinirter ausgebildet, und die Aussprache überall klar und correct angegeben. Muret verspricht ein standard-work in der internationalen Sprachkunde zu werden.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschienen:

SUPPLEMENT

zu

SACHS-VILLATTE

encyklopädisches Wörterbuch der franz. und deutschen Sprache,

sowie

zu allen sonstigen franz.-deutschen Wörterbüchern.

360 Seiten gr. Lex. — 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

Prospekt mit Probeseite **gratis.**

Langenscheidtsche Verlagsbchhdlg.
(Prof. G. Langenscheidt)
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zum Abonnement empfohlen:

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten und neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist und bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

Der Jahrgang 1894 wird obengenannte Werke und solche anderer Autoren enthalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Soeben erschien:

Nachbarschaftsgilden.

Ein Werkzeug sozialer Reform.

Von Stanton Coit, Ph. D.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Elegant broschirt. Preis 2 Mark. Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie gegen Einsendung von M. 2,10 postfrei vom Verlag

Robert Oppenheim (Gustav Schmidt) Berlin SW. 46.

Erfolgreichste Reclame
in Berlin
durch
Aufstellung von Arrangements oder Auslage von Original-Waaren
in der
Urania-Säule.
Neueste Reclame
(in Vorbereitung),
Bewegliche Dioramen im Innern der Säule.
Einblick gratis.

Jede sonstige Information ertheilt die

Urania-Uhren und Säulen-Commandit-Gesellschaft
Berlin C., Spandauerbrücke 11.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

A. Gerloff,
Nauen bei Berlin.

Gr. Massower (Pommern) **Gold- u. Silberlotterie** schon 15. u. 16. Februar. Gstgw. **259000** Mk., **6197** Gw., Hptg. **50000, 25000** Mk. u. s. w. 1 Orig.-Los nur **1** Mk.

Gr. Geldlotterie schon 15. u. 16. Februar u. 15. u. 16. März. Gstgw. **92000** Mark. Hauptgw. **30000, 2** à **10000** Mk. u. s. w. **6004** Gw. 1 Orig.-Los nur **3** Mk., 1/2 Ant. 1,75, 1/4 1 Mk., 1/60 **nur 10 Pfg.** (alle für 2 Zieh. gültig).

Gr. Geldlotterie schon 20. Februar Hauptziehung. Gstgw. **55000** Mk., Hptgw. **25000** Mk., **1118** Gw. 1 Orig.-Los nur **2** Mk., 1/4 55 Pfg., 1/40 **nur 10 Pfg.**

Gr. Geldlotterie schon 2.-20. März Hauptziehung. ev. **500000** Mk., **200000, 100000, 50000, 40000, 30000, 2** à **20000, 5** à **10000** Mk. u. s. w. Niedrigster Gewinn **155** Mk. **47000** Lose, **27200** Gew. Fast die **Hälfte gewinnt.** Höchste Gewinn-Aussicht. 1 Orig.-Glückslos nur 16 Mk. 1 Mk. Los u. Ant. 11 für 10.

Porto 10 Pfg., jede Liste 20 Pfg.

„Verschollen."

Schauspiel aus der Gegenwart.

Von

A. Sturm.

Erschienen bei

A. Schirmer in Naumburg a. S.

Vischer-Erinnerungen.

Äußerungen und Worte.

Beitr. z. Biogr. Fr. Th. Vischer's von Ilse Frapan.

Mit Bild n. d. letzt. photogr. Aufnahme.

3 M., eleg. Lwdbd. 4 M.

G. J. Göschens Verlag, Stuttgart.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Der Gesammtauflage dieser Nummer liegt ein Prospect der Firma: Wilhelm Friedrich in Leipzig bei, betr. Dr. Arthur Pfungst's Werke.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 6. Berlin, den 10. Februar 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Checkstempel und Doppelwährung. Von Dr. J. Jastrow. — Die Isolirung des Protestantismus. Von Observator. — Brieftauben im Kriege. Von Dr. Karl Ruß. — **Literatur und Kunst:** Nachlaß- und Vortrags-Literatur. Von Hieronymus Lorm. — Ein academisches Kesseltreiben. — **Feuilleton:** Chic. Von Matilda Serao. — **Aus der Hauptstadt:** Capriccio aus der Woche. Von Timon d. J. — Das National-Denkmal. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Checkstempel und Doppelwährung.

Von Dr. J. Jastrow.

Wenn in einer englischen Zeitschrift für gebildete Leser ein Autor erklären wollte, was ein Check sei, so würde er seine Leser beleidigen oder zum Mindesten langweilen. In Deutschland ist weder das Eine noch das Andere zu befürchten. Abgesehen selbst von der Damenwelt, die in Deutschland auch bei umfangreichen Hausfrauengeschäften noch immer vor jedem Papier, das unterschrieben werden soll, ein gewisses Grauen empfindet, ist auch unter den Männern bis auf einen verschwindend kleinen Theil der Kaufmanns- und Fabrikantenwelt der Check eine noch fast unbekannte Einrichtung.

Der Checkverkehr hat zur Grundlage ein Guthaben bei einem Bankier. Der Kaufmann, der zuweilen große Posten auf einmal vereinnahmt, ohne zu wissen, wie bald er die Summe wieder wird verausgaben müssen, läßt dieselbe nicht bei sich im Hause liegen, sondern übergiebt sie sofort nach Eintreffen seinem Bankier, der sich verpflichtet, dieselbe für ihn aufzubewahren und auf Verlangen sofort wieder heraus zu zahlen. In Rücksicht auf die letztere Verpflichtung kann der Bankier selbstverständlich nur einen geringen Zinsfuß gewähren (zwischen 1 und 2 %). Aber da die Aufbewahrung und Verwaltung unentgeltlich geführt wird, so ist der Kaufmann nicht nur des Risikos ledig, das mit der Aufbewahrung von Geldsummen immer verbunden ist, sondern genießt den Vortheil eines wenn auch nur geringen Zinsgewinnes schon in der Zeit, die er sonst auf das bloße Nachdenken darüber verwenden würde, was er wohl mit seinem Gelde unternehmen könnte. Sobald der Kaufmann wieder eine Zahlung an irgend einen Lieferanten zu machen hat, erstattet er dieselbe nicht in baarem Gelde, sondern gibt statt dessen eine Zahlungsaufforderung (Check) an seinen Bankier. Diese wird im kaufmännischen Verkehr (unter bekannten Firmen ohne Weiteres, unter unbekannten mit Vorbehalt) in Zahlung angenommen. Die Bankhäuser stehen unter einander in Verbindung und haben auch centralisirte Abrechnungsstellen, bei denen die Checks gegeneinander aufgerechnet werden. Vielfach tritt auch an Stelle des ausdrücklich ausgestellten Checks eine briefliche oder sonstige Anweisung auf das Conto (Giro-Anweisung), welche dieselben Dienste thut. In dieser Weise haben gegenwärtig bei der Reichsbank in Berlin die meisten großen Firmen ihr „Giroconto", auf welches für sie Zahlungen angenommen und gemacht werden. Der Umsatz an dem großen Giroconto der Reichsbank beträgt in einem Jahre etwa 50 Milliarden Mark.

Wenn nun auf einen so gewaltigen Verkehr, der bei einem einzigen Institute schon die Höhe von 50 Milliarden Mark erreicht, die Reichsregierung eine Steuer legen will, die im Ganzen nicht mehr als 5 — 800,000 Mark einbringt, die auch den größten Check mit nur zehn Pfennigen Stempel belasten will, so scheint ein Widerstand gegen ein solches Steuerproject geradezu kleinlich zu sein. In der That sind auch die Kreise, welche heute sich vorzugsweise des Checks bedienen, um dem Widerstande gegen einen Checkstempel wenig interessirt. Die hauptsächlichsten Gründe des Widerstrebens werden eben aus dem Interesse derjenigen Bevölkerungsklassen hergeleitet, die sich heute der Vortheile des Checkverkehres nicht bedienen, aber denselben nach Möglichkeit zugeführt werden sollten.

Wenn heute in Deutschland der kleine Mann und der Mittelstand sein Geld in der Regel im eigenen Hause aufbewahrt und jede Zahlung in Gold oder Silber leistet, so besteht ein bedeutendes volkswirthschaftliches Interesse, diese Zahlungsweise auf die Fälle zu beschränken, in denen sie sachlich nothwendig ist. Jedesmal, wo wir ein Goldstück überflüssiger Weise in die Hand nehmen, nutzen wir einen geringen Theil des Goldstoffes ab und vermehren die Gefahr des Abhandenkommens durch außerordentliche Zufälle. Aber auch abgesehen von dieser kleinen Verschwendung, die in dem unnützen Hantiren mit Goldstücken enthalten ist, lehrt die Erfahrung, daß im Verkehr ab und zu ein Mangel an Edelmetallmünzen eintritt, und daß dieser Mangel Stockungen hervorruft. Ein Verkehrswesen, das daran gewöhnt ist, jede Zahlung in baarem Gelde zu machen, wälzt sein Hartgeld langsam von Ort zu Ort und bedarf gewaltiger roulirender Summen. Ist einmal an einem Orte weniger Hartgeld vorhanden, als Zahlungen zu machen sind, so kann selbst unter kapitalkräftigen Leuten eine Zahlungsstockung eintreten. Das Hartgeld ist dann im Augenblick ein gesuchter Gegenstand. Man ist geneigt, mehr Waaren für ihn herzugeben, als man es sonst wohl thäte. So scheinen im Vergleich zum Hartgeld alle Waaren an Werth verloren zu haben. Es entsteht die Vorstellung, als ob eine allgemeine Entwerthung eingerissen wäre, und so wird das wirthschaftliche Leben von einer wenn auch nur vorübergehenden Verirrung ergriffen.

Aus solchen Gründen haben in unserer Zeit die Bimetallisten die Nothwendigkeit einer größeren Masse von Edelmetall gefolgert. Sie wollen den Nachweis erbracht haben, daß alle Goldvorräthe der Erde nicht genügen, um den steigenden Bedarf an Edelmetallmünzen zu decken, um daraus den Nachweis zu führen, daß man neben dem Golde auch gesetzlich anerkanntes Silbergeld in großen Massen haben müsse. Einer der Hauptgründe der Bimetallisten ist das oft wiederholte Wort

daß den Völkern „die Golddecke zu kurz werde". — Diese Befürchtung übersieht eben, daß für den bloßen Zahlungsverkehr der Völker das Berühren von Hartgeld nicht erforderlich ist. Ein Mann, der über genügende Kapitalien verfügt, hat nicht nöthig, jedesmal seinen Geldschrank zu öffnen und Geld heraus zu nehmen. Er kann die Zahlung durch bloße Anweisung vor sich gehen lassen. Meinen die Bimetallisten, daß mit der Steigerung des Weltverkehrs ein in's Ungeheure wachsendes Bedürfniß nach Edelmetall verbunden sei, so beweist der Checkverkehr das Gegentheil. Jene 50 Milliarden Jahresumsatz des Girocontos bei der Reichsbank, die 120 Milliarden des Londoner Clearing House u. a. m., alle diese Kolossalumsätze werden eben bis auf verschwindend geringe Theile ohne Edelmetallgeld gemacht. Ein phönizischer Kaufmann aus Sidon oder Tyrus, der für jede Waare sein Geld auf der Wage vorwog oder auch nur der hansische Handelsherr des 15. Jahrhunderts, der im Verkehr mit Nowgorod und Wisby den Wechsel und ähnliche Papiere schon kannte, sie würden, wenn sie aus dem Grabe auferständen, es nicht fassen können, wie mit so wenigem Edelmetall so kolossale Umsätze gemacht werden können.

Beruht nun, allen bimetallistischen Anwandlungen zum Trotz, unsere heutige Münzverfassung auf dem Golde, so hängt die Lebenskraft dieser Münzverfassung allerdings davon ab, daß wir uns der überflüssigen Goldzahlungen entwöhnen, d. h. hauptsächlich, daß wir den mittleren und Kleinverkehr an den Check gewöhnen.

Ist dies aber möglich? Kann bei dem kleinen Geschäftsmann oder gar dem Beamten und dem kleinen Rentier eine Einrichtung populär gemacht werden, welche unter unseren Verhältnissen mit dem großen Bankverkehr auf das Engste verknüpft scheint? Die Antwort auf diese Frage gibt am besten die Erfahrung. Es gibt in Deutschland Plätze, in denen ein solcher Checkverkehr im Kleinen bereits besteht. Nicht gerade Berlin liefert die deutlichsten Beispiele dafür. Es sind eine Anzahl Mittelstädte, in denen einige Schultze-Delitzsch'sche Genossenschaften sich direct darauf gelegt haben, den Mittelstand und auch kleine Leute zum Checkverkehr heranzuziehen. So haben es mit großem Erfolge die Frankfurter Gewerbekasse, die Oldenburger Spar- und Leihbank, der Bankverein zu Dortmund, die Osnabrücker Bank, sowie deren Filiale in Münster u. a. m. gethan. Aus einem Jahresbericht der Oldenburger Spar- und Leihbank führt eine dem Reichstag zugegangene Petition des Verbandsanwalts der Genossenschaften eine sehr anschauliche Schilderung der dortigen Verhältnisse an.

„Ohne das Vorhandensein unseres Checkbureaus würde der größte Theil der darin niedergelegten Beträge nach wie vor in den Taschen oder Geldschränken der betreffenden Besitzer ruhen, während sie jetzt zinstragend und werbend im allgemeinen Verkehr beschäftigt sind. Der jährliche Zinsbetrag, den das Checkbureau seinen Kunden in den letzten Jahren vergütete, belief sich auf mehr als 15,000 Mark. Um diese Summe also hat sich die jährliche Gesammteinnahme aller Theilnehmer vergrößert, und wenn sie sich auch aus vielen kleinen Theilbeträgen zusammensetzt, so sind diese doch dem einzelnen Contoinhaber nicht minder willkommen. — Dem directen Zinsgewinne aber gesellen sich noch Vortheile anderer Art zu, welche die umfangreiche Betheiligung am Checkbureau besonders angezeigt erscheinen lassen. Der vornehmlichste Zweck desselben besteht darin, von den einzelnen privaten Kassen alle diejenigen Gelder in sich aufzunehmen, welche nur auf kurze Zeit, auf einzelne Wochen oder Monate verfügbar sind. Der Kaufmann, Handwerker oder Fabrikant, welcher zur bestimmten Zeit Wechsel zu decken oder sonst größere Zahlungen zu leisten hat, führt die inzwischen erfolgenden Eingänge eines Tages oder einer halben Woche in das Checkbureau ab, um sie nach Bedarf wieder abzuheben; der Beamte, Offizier, Rentier bringt nach Empfang des Gehalts, der Zinsen oder sonstiger Einnahmen die betreffende Summe dem Checkbureau und behält nur kleine Beträge zur Deckung des täglichen Hausbedarfs zurück. Bei richtiger Ausnutzung des Checkbureaus ist beinahe für Jedermann das Halten irgend größerer Kassenbestände entbehrlich. Was in das Checkbureau eingelegt ist, kann nahezu ebenso bequem erreicht werden, als wenn es im eigenen Geldschrank läge. Der erfahrene Checkkunde bezahlt jede Rechnung von fünf Mark und darüber mit einem Check; auf dieselbe Weise erfolgt die Begleichung des wöchentlich oder monatlich eingehenden Contobuches beim Schlächter, Bäcker ꝛc. Macht die Hausfrau aus der Stadt oder vom Lande größere Einkäufe in der Stadt, die ja häufig gegen baar ausgeführt werden, so nimmt sie kein Geld, sondern das Checkbuch mit, und füllt an Ort und Stelle den Check mit dem ausmachendem Betrage der bewirkten Einkäufe, so daß das lästige und zeitraubende Geldzählen für alle Theile hinfällig wird.*) Der Kaufmann, Handwerker oder Buchhändler präsentirt seinerseits die erhaltenen Checks der Bank und läßt sich entweder den Betrag auszahlen, oder aber er läßt sich den Betrag auf sein Checkconto gutschreiben. So vollziehen sich, wenn erst eine breite Kundschaft dem Checkverkehr erworben ist, ungemein zahlreiche kleine und größere Umsätze, die sonst nur mittelst des umständlichen Baarausgleichs bewirkt sein würden, durch einfache Ab- und Zuschreibung in den Büchern der Bank. Und nicht bloß die Umständlichkeit der Operation des Geldzählens und Empfangens, sondern auch die Gefahr des Verlustes, Verzählens und Versehens, welche so häufig die Ursache ärgerlicher Vorkommnisse sind, werden vermieden."

Wie würde auf solche Verhältnisse der vorgeschlagene Checkstempel wirken? Die oben angeführte Petition, welche sich vor ähnlichen Veröffentlichungen durch ihr reichhaltiges, dem practischen Leben entnommenes Material auszeichnet, liefert uns mehrere Statistiken aus dem Verkehr jener Genossenschaften. Am übersichtlichsten ist die Statistik der Frankfurter Gewerbekasse. Von den Checks dieser Kasse, so weit dieselben von Frankfurtern für Frankfurter ausgestellt waren, lauteten:

über Beträge von	20— 100	Mark	5484 Stück	= 15,72 %	58,68 %
„ „ „	100— 300	„	9316 „	= 26,72 „	
„ „ „	300— 500	„	5664 „	= 16,24 „	
„ „ „	500—1000	„	6304 „	= 18,08 „	
„ „ „	1000—5000	„	6980 „	= 20,02 „	
mehr als	5000		1120 „	= 3,22 „	
			34,868 Stück	= 100 %	

Diese Bank, die also innerhalb ihres Wirkungskreises den Check bereits in weitem Umfange verbreitet hat, hat Checks unter 20 Mark gar nicht aufzuweisen. Wenn der jetzt dem Reichstage vorliegende Gesetzentwurf diesen ganz kleinen Checks (bis zu 20 Mark) Steuerfreiheit gewähren will, so ist dies eine Bevorzugung, die wesentlich nicht in Betracht käme (einige andere Genossenschaften, die so kleine Checks aufführen, nennen auch dafür nur ganz bescheidene Stückzahlen). Der siebente Theil sämmtlicher Checks hält sich zwischen 20 und 100 Mark. Noch bei einem Betrage von 100 Mark würde, selbst eine Verzinsung von 2 Procent angenommen, zur Aufbringung eines Stempels von 10 Pfennigen der Zinsgenuß von 18 Tagen verschlungen werden. Rechnet man dazu, daß der Inhaber des Checkcontos auch in kleinen Beträgen einzahlt, und dementsprechend bei einer Einzahlung von hundert Mark den (von der Reichsregierung ebenfalls vorgeschlagenen; vergl. „Gegenwart", 30. Dezember 1893) Quittungsstempel von 10 Pfennigen gezahlt hat, so würden im Ganzen durch den Reichsstempel die Zinsen von 36 Tagen, d. h. von mehr als 5 Wochen absorbirt sein. Dies von den kleinsten Beträgen. Die meisten der Auszahlungen in der Frankfurter Gewerbekasse halten sich, wie aus der obigen Statistik hervorgeht,

*) Gerade die hier hervorgehobenen Beispiele zeigen auf das Deutlichste, daß der Check innerhalb dieser Grenzen kein Risiko des Empfängers darstellt. Man hört gewöhnlich gegen den Checkverkehr im Kleinen den Einwand, daß derselbe Betrügereien Thür und Thor öffne, da ja Niemand einem Check ansehen könne, ob der Aussteller wirklich noch ein Guthaben bei dem Bankier besitze, oder dasselbe bereits erschöpft habe. Daraus folgt nur, daß Niemand von einem fremden Menschen einen Check über eine größere Summe annehmen wird, wenn er statt dessen in demselben Augenblick baares Geld erhalten kann. In den obigen, dem täglichen Leben entnommenen Fällen handelt es sich aber durchweg um Personen, die dem Lieferanten bekannt sind, um verhältnißmäßig kleine Beträge und um Zahlungen, die der Lieferant ja ohnedies, wenn er gar keine Zahlung bekäme, noch länger stunden würde. Welches Risiko sollte also darin liegen, daß man einen Check, über den man noch an demselben Tage sich Gewißheit holen kann, in einem Falle in Zahlung nimmt, in dem man ohne Check auch noch Tage oder Wochen lang gar nicht einmal auf Zahlung bestehen würde? — Die von der Oldenburger Spar- und Leihbank ausgewählten Beispiele zeigen recht anschaulich, einen wie weiten Wirkungskreis auch im Kleinverkehr der Check selbst für den Aengstlichsten gewährt.

unter 500 Mark. Rechnet man auf dieses Gros der Checks im Kleinverkehre einen durchschnittlichen Betrag von etwa 250 Mark, so verschlingt der Checkstempel die Verzinsung einer Woche, der Check- und Quittungsstempel zusammen die Verzinsung von einem halben Monat. — Geht schon hieraus hervor, daß der geplante Checkstempel, der, wie vollständig zuzugeben ist, mit seinem Pauschbetrage von 10 Pfennigen dem Großverkehre kein Haar krümmen würde, von dem kleinen Check den Zinsgenuß ganz oder fast ganz aufzusaugen geeignet ist, so ist noch wichtiger, als dieses erst rechnerisch zu findende Ergebniß, die Schwierigkeit, die sich der Stempelzahlung im practischen Leben entgegenstellen würde. Soll der Stempel in der Weise gezahlt werden, daß jedesmal bei Ausstellung eine Stempelmarke aufgeklebt wird, so müßte der Beamte, der Offizier, der Kleinkaufmann, der ein Checkconto hat, wenn er es jederzeit benutzen will, immer Stempelmarken vorräthig haben. Abgesehen davon, daß dies einfach nicht der Fall sein wird, so wäre nichts geeigneter, den Checkverkehr unpopulär zu machen, als die Anhängung einer derartig ärgerlichen kleinen Ausgabe an jede einzelne Checkausstellung. Vermuthlich denkt man sich auch den Checkstempel nicht in der Form von Marken, sondern überwiegend in der von Formularen. Wer heute ein Checkconto anlegt, erhält von dem Bankier unentgeltlich ein Checkbuch, das gewöhnlich 50 Formulare enthält. Werden diese Formulare künftig auf behördenmäßig geliefertem Stempelpapier ausgestellt, so hätte der Inhaber des Contos bei Aushändigung des Checkbuches fünf Mark zu zahlen und hätte dafür bei jeder Ausstellung den Stempel bereits in dem Formular enthalten. Dieser Ausweg hätte aber den Nachtheil, daß der Hauptanreiz zur Begründung eines Checkcontos, die völlige Unentgeltlichkeit, fortfiele. Während heute Jedem, der die Anlage eines Checkcontos in Erwägung zieht, der Grund am meisten einleuchtet, daß er keinerlei Nachtheil, sondern nur Vortheil davon haben kann, würde nach Einführung des gestempelten Checkbuches im Vordergrunde die Zahlung von fünf Mark stehen, und gegenüber den sicheren Kosten der etwaige Vortheil einen problematischen Charakter annehmen. —

Die Regierung ist bei ihrem Vorschlage eines Checkstempels in der Hauptsache von der Voraussetzung des Quittungsstempels ausgegangen. Sie betont in der Begründung des Gesetzentwurfs, daß der Check dem Bankier als Quittung über die geleistete Auszahlung diene; wenn man daher einen allgemeinen Quittungsstempel vorschlage, so erscheine ein Checkstempel „im Interesse einer gleichmäßigen Vertheilung der Steuerlast" geboten. Ferner komme es vor, daß Jemand Checks über größere Beträge ausstelle, als sein Guthaben ausmache. Wenn solche Checks von Hand zu Hand gehen, so trügen sie den Charakter nicht eines Zahlungsmittels, sondern Creditpapieres, sodaß sie „der Reichskasse die Einnahme aus der Wechselstempel-Steuer schmälern." Allerdings hat die Regierung nicht übersehen, daß die Einführung eines Checkstempels auch die oben berührten Seiten habe. Sie fügt ihrer Begründung in dieser Beziehung noch zwei Sätze hinzu: „Auf der andern Seite ist allerdings zu berücksichtigen, daß die Entwickelung des Giro- und Checkverkehrs einen wirthschaftlichen Fortschritt bedeutet und auch den allgemeinen Interessen des Reiches dient, indem der Bedarf des Landes an metallenen Circulationsmitteln dadurch in erwünschter Weise vermindert wird. Wenn sich hieraus die Nothwendigkeit ergiebt, diesen Verkehr auch in steuerlicher Hinsicht schonend zu behandeln, so darf doch erhofft werden, daß der in Aussicht genommene niedrige Steuersatz eine ungünstige Einwirkung auf denselben nicht haben wird."

Diese Begründung ist für die von uns schon bei anderer Gelegenheit gekennzeichnete Art, in der indirecte Steuern vorgeschlagen werden, wiederum äußerst charakteristisch. Es ist immer der Standpunkt des Steuerbeamten, der den Ausgangspunkt bildet. Ihm scheint der Quittungsstempel den Checkstempel als logische Consequenz zu erfordern. Nimmt der Check unter Umständen eine Gestalt an, in welcher der Steuerbeamte bedauern muß, ihn nicht unter die Wechselsteuer rubriciren zu können, so ist dies für ihn ein neuer Grund, einen Checkstempel zu erfinden. Dem gegenüber werden die wichtigsten volkswirthschaftlichen Erwägungen nur erwähnt, um durch einen Concessivsatz zu zeigen, daß man sie nicht gerade aus Unkenntniß übersehen hat. Und die Frage, ob ein Satz von 10 Pfennigen nicht auf einzelne Theile des Verkehrs tödtlich wirken kann, wird nicht weiter erörtert, weil 10 Pfennig doch anerkanntermaßen ein geringer Betrag sei.

Wenn dies eine Reichsregierung thäte, die ohnedies unsere heutige Währung für gefährdet hielte, so könnte man den Sinn unterschieben, daß sich ja an „metallenen Circulationsmitteln" durch Einführung von Silbermünzen noch ein gewaltiger Vorrath schaffen lasse. Wie eine Regierung aber, die unsere Goldwährung wiederum zu vertheidigen sich anschickt, sich nicht darüber klar wird, daß die Voraussetzung jeder Geldwährung eine Bekämpfung des Mißbrauchs ist, der mit baren Goldzahlungen getrieben wird, das grenzt fast an das Unbegreifliche. Es ist ein neuer Beweis dafür, daß bei uns die Vorbereitung der indirecten Steuern, die dem Reiche obliegt, nicht entfernt auf der volkswirthschaftlichen Höhe steht, die sich in der Reform der directen Steuern in Preußen gezeigt hat.

Wenn in letzter Zeit wiederholt versichert worden ist, daß der preußische Finanzminster nicht der Vater der Reichs-Steuervorlagen sei, so spricht der volkswirthschaftlich überaus niedrige Standpunkt, den sie einnehmen, ganz entschieden für die Richtigkeit dieser Behauptung.

Die Isolirung des Protestantismus.

Das nationale Moment, welches das neunzehnte Jahrhundert von seinem Beginne ab in so leidenschaftlicher Weise beherrscht hat, scheint im Verblassen begriffen zu sein. Mit der Neige des Jahrhunderts tritt sichtlich das ethische Moment mehr und mehr in den Vordergrund. Da ist es denn nicht unnützlich, eine Heerschau über die verschiedenen Kampfmächte abzuhalten, gewissermaßen einen musternden Blick über das Schachbrett der für uns in Betracht kommenden ethischen Welt streifen zu lassen. Was uns da zunächst auffällt, ist das vollständige Alleinstehen einer einzelnen Figur — sagen wir, einer Königin — während rings um sie her eine große feindliche Koalition sich zu vollziehen scheint.

Ja, es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache: der Protestantismus steht heute vollständig isolirt da. Diese Thatsache ist für den Patrioten um so betrübender, als man sich daran gewöhnt hat, das politische Deutschland, trotz seiner beträchtlichen nichtevangelischen Bevölkerungsziffer, sozusagen mit dem Protestantismus zu identificiren. Die Abneigungen, die der Protestantismus sich zuzieht, gelten auch Deutschland. Die Wunden, die dem Protestantismus geschlagen werden, sind auch für Deutschland berechnet. Es ist daher das Recht und sogar die Pflicht jedes Deutschen, welchem Bekenntnisse er auch angehören möge, auf die Fehler hinzuweisen, die der Protestantismus sich etwa zu Schulden kommen läßt, auf die Gefahren, die diese Fehler auch für Deutschland heraufbeschwören, auf die Wege, die dazu führen, sie wieder gutzumachen.

Wohin man auch blicken mag, nach Innen und Außen, überall sieht man dem Protestantismus Gegner erwachsen. Theils grollen sie in dumpfer, verhaltener Wuth, theils schließen sie sich zusammen zu gemeinsamem Angriff. Der Katholizismus, die russisch-orthodoxe Kirche, das Judenthum, der liberale Theismus, der Atheismus — sie alle vereinigt eine gemeinsame Mißstimmung gegen das moderne Lutherthum.

Wie ist das gekommen? Das war doch früher nicht der Fall. Wie wurde es möglich, daß so ungleichartige, ja feindliche Elemente sich in der Mißstimmung gegen diese eine ethische Macht begegnen konnten, eine Macht, die noch vor zwanzig Jahren sich allgemeiner Sympathien erfreute? Denn mit der alleinigen, geschichtlich begründeten Ausnahme des Katholizis-

mus, waren alle die eben genannten Weltanschauungen dem Protestantismus freundlich zugethan. Die russisch-orthodoxe Kirche betrachtete in ihm den nachbarlichen Verbündeten gegen sogenannte römische Uebergriffe. Das Judenthum schätzte in ihm den Kämpfer für religiöse Duldung. Der liberale Theismus verbrüderte sich geradezu mit ihm und der Atheismus achtete in ihm den Fürsprecher für Gewissensfreiheit. Selbst der Katholizismus lebte äußerlich in Frieden mit ihm.

Warum ist das alles so anders geworden? Hat sich der Protestantismus verändert? Haben etwa die übrigen Weltanschauungen Wandlungen erfahren? Oder ist es gar ein unglücklicher Zufall, der das alles so gefügt hat?

Ein Blick auf die Geschichte der jüngsten Jahrzehnte gibt uns sofort Aufschluß. Da lesen wir vom Streben nach der Einheit des Glaubens, d. h. des protestantischen Glaubens, in Deutschland, von Culturkampf, von Antisemitismus, von reactionären Schulgesetzen. Nein, es ist kein unglücklicher Zufall, der das alles so gefügt hat. Es ist eine bestimmte, deutlich wahrnehmbare Ursache, die dem zu Grunde liegt. Der Protestantismus hat sich verändert. Der Protestantismus hat Wandlungen erfahren. Der Protestantismus ist nicht mehr derselbe, der er war. Er, der seine Existenz auf Duldsamkeit begründete, begründen mußte, er, der einen dreißigjährigen Krieg für das Prinzip der Glaubensfreiheit geführt hat, er ist zur ecclesia militans geworden. Kaum war der Kanonendonner von Sedan verhallt, kaum hatte der siegreiche Wilhelm sich die deutsche Kaiserkrone auf's Haupt gesetzt, da tauchten auch schon die Schlagworte vom „protestantischen" Kaiserthum und von der zu erstrebenden Einheit des Glaubens auf. Das mußte natürlich auch das orthodoxe Moskowiterthum stutzig machen. Besitzt es doch in seinen Ostseeprovinzen eine Bevölkerung, die, schon durch nationale Bande mit dem Deutschthum verknüpft, um so sehnsüchtigere Blicke über den Niemen werfen mußte, sobald sie und ihre Priesterschaft in dem neuen, ausgesprochen protestantischen Kaiserthum zugleich auch die oberste Behörde ihrer Kirche zu verehren hatten. Immerhin bedeuteten diese Schlagworte für die russische Nationalkirche nur eine theoretische Gefahr. Für den Katholizismus aber setzten sie sich practisch in recht fühlbare Schwertschläge um, als sie sich zu dem sogenannten Culturkampf verdichteten. Nun gesellte sich dem alten Hasse noch jene neue Erbitterung hinzu, die um so ätzender wirken mußte, als man inzwischen die Rolle des Hammers mit der des Amboßes vertauscht hatte. Das Judenthum kann es nicht verschmerzen, daß protestantische Geistliche es waren, welche den Antisemitismus aus der Taufe hoben und großzogen. Der liberale Theismus gerieth in flammende Entrüstung, als das Gespenst des Schulgesetzentwurfes erschien, in dem er vor Allem einen Ausfluß des neuprotestantischen Geistes zu erblicken glaubte. Der Atheismus endlich — auf seinem rechten, wissenschaftlichen Flügel mit kleinen Mitteln gehemmt und bekämpft, auf seinem linken, sozialdemokratischen geradezu verfolgt — kehrte den Spieß um und versuchte es, Deutschland die Einheit des Unglaubens zu geben, nachdem die Einheit des Glaubens sich als unmöglich erwiesen hatte.

Wie bereits hervorgehoben, liegt in der Isolirung des Protestantismus auch für das politische Deutschland eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Das religiöse Moment ist mit dem politischen ja leider noch so vielfach verquickt. Schon ist das Undenkbare Wirklichkeit geworden. Die bisherigen Todfeinde, das Moskowiterthum und das Papstthum, reichen sich gelegentlich der Toulon-Festlichkeiten brüderlich die Hand. Sind sie sich innerlich etwa näher getreten? Nein, nur der gemeinsame Haß gegen den Protestantismus hat dieses Bündniß hervorgerufen. Es fehlte nur noch, daß demselben das Judenthum vermittelst seiner Hochfinanz und der Atheismus in Gestalt seines sozialdemokratischen Flügels beitreten würden, und eine ethisch-politische Quadrupelallianz käme zu Stande, der gegenüber die Tripelallianz vielleicht im Nachtheile wäre. Denn die Tripelallianz ist lediglich aus politischen Beweggründen zusammengeschweißt worden, sie ist vorwiegend das Werk der Diplomaten und der Höfe, und es wäre ein gefährlicher Irrthum, wollte man glauben, daß die unter päpstlichem Einfluß stehende Bevölkerung Oesterreichs und Italiens etwa ein Interesse an dem Wohlergehen des Protestantismus habe.

Die Schlüsse, die sich aus alledem ergeben, sind sehr einfacher Natur. Noch sind glücklicher Weise die Dinge nicht so weit gediehen, als daß eine Umkehr nutzlos wäre. Noch ist es Zeit, sich die verlorenen Sympathien zurückzuerobern. Aber es ist die höchste Zeit. Der Protestantismus muß sich auf seinen Ursprung besinnen. Er muß sich zurückbegeben auf den Urboden seiner Existenz und Entwickelung. Er muß die Beweise liefern, daß es ihm nicht darum zu thun ist, gestützt auf die staatliche Macht des politischen Deutschlands, nach Innen oder nach Außen gewaltsame Eroberungen zu machen. Wenn er erobern will, so möge er es durch die Macht der Ueberzeugung. Das wird und kann ihm Niemand wehren. Aber die Allüren einer ecclesia militans, einer „streitbaren" Kirche muß er ablegen, zu seinem eigenen Wohle und zum Heile Deutschlands.

Observator.

Brieftauben im Kriege.

Studie von Dr. Karl Ruß.

In neuerer Zeit sucht bekanntlich die Menschenvernichtungskunst ihre Hilfsmittel aus allen Dingen zu gewinnen und sie verschmäht auch nicht die ihr am fernsten liegenden. So sehen wir den Luftballon und das elektrische Licht, das Fahrrad und den Hund und am längsten schon die Brieftaube im Kriegsgebrauch vor uns. Es handelt sich dabei nicht etwa um bloße Experimente, sondern der bittere Ernst, mit dem der Kriegsgott seine Macht rastlos weiter entfaltet, duldet auch beim anscheinend geringsten Gegenstand keine Spielerei oder Phantasiegebilde.

Ein lediglich phantastisches Kriegshülfsmittel, wie die Brief- oder Kriegsschwalbe, kann natürlich nur bei unseren überschwänglich-einbildungsreichen — unter Umständen allerdings auch genug practisch-furchtbaren — Gegnern, den Franzosen, in Betracht kommen.

Erklärlicherweise finden die derartigen neueren Hülfsmittel des Krieges besondere Beachtung in den weiten Kreisen der Gebildeten. Schon der Reiz der Neuheit und sodann nicht minder die anregende Erwägung des Für und Wider der Möglichkeit erfolgreicher Anwendung führen hier dazu, daß man sich in lebhaftester Weise gerade mit diesen Gegenständen beschäftigt. Der Kriegsluftballon und vornehmlich der Kriegshund, ja selbst die Kriegsbriefschwalbe sind neuerdings in gelehrten und gemeinfaßlichen Abhandlungen vielfach erörtert worden; am allermeisten ist dies jedoch mit der Kriegsbrieftaube geschehen, denn sie wurde in einer stattlichen Reihe von Büchern in allen Sprachen behandelt.

Lassen wir die Annahme, ja meinetwegen sogar die Thatsache gelten, daß jedes dieser Hülfsmittel fragelos seine Berechtigung, seinen mehr oder minder hohen Werth habe und einen practischen Erfolg zeigen werde, so dürfte bei alledem doch nichts schlimmer sein, als die Uebertreibung, welche zum Mißbrauch führen und unter Umständen sogar die unheilvollsten Fehlschläge hervorrufen könnte.

Ein Urtheil in diesem Sinne kann sich aber nicht der Fachmann allein, sondern darf sich auch jeder Gebildete, der seine volle Theilnahme der Sache zuwendet, bilden. Von diesem Gesichtspunkte aus will ich hier einmal ein wahrheitstreues Bild der Kriegsbrieftaube geben.

In der deutschen Literatur war ich zweifellos der erste, der in einer umfassenden und eingehenden Schrift die Brieftaube dem Verständniß des großen Publikums entgegenführte, und mein Buch fand dann auch an den maßgebenden Stellen sogleich die entsprechende Aufmerksamkeit. Ich wurde vom damaligen Generalpostmeister Dr. von Stephan zu einer Conferenz eingeladen, in welcher eine Anzahl sachkundiger Persönlichkeiten sich namentlich mit der Frage beschäftigen sollte,

welchen Werth die Brieftaube auch zur Benutzung für den practischen Postdienst haben könne. Diese Besprechung ließ uns von vornherein zu keinem Ergebniß gelangen, weil ich mein Gutachten dahin abgeben mußte, daß die Brieftaube den jetzigen Verkehrsmitteln, zumal dem Telegraphen gegenüber, weder an Schnelligkeit, noch an Sicherheit wetteifern könne.

Für den Kriegsdienst ist die Brieftaube indessen trotzdem von Bedeutung geblieben, weil man sie hier ja in solchen Fällen zur Geltung bringen kann, in denen der Telegraph oder ein anderes derartiges Hülfsmittel nicht mehr in ausreichender Weise die erforderlichen Dienste leisten kann. Ob sie freilich in einem zukünftigen Kriege die hohe Wichtigkeit, die man ihr beimißt, bewahrheiten wird, das ist denn doch eine Frage, deren Bejahung ohne Weiteres wohl Niemand wagen kann.

Um die Leser nicht zu ermüden, darf ich die Thatsachen, die sich im deutsch-französischen Kriege 1870/71 ergaben, die daraus gezogenen Schlüsse, weiter die Maßnahmen, welche die oberste deutsche Kriegsbehörde, dann die der Franzosen und Russen und aller übrigen gebildeten Kriegsvölker trafen, also die ganze Entwickelung des Kriegs-Brieftaubenwesens, hier nicht näher erörtern, zumal dieselbe ja einerseits in den vorhin erwähnten Schriften, und andererseits auch von mir selbst in Pierer's und Brockhaus' Conversationslexikon geschildert worden. Ich wende mich vielmehr sogleich dem neuesten Stande des Kriegs-Brieftaubenwesens, seinen Fortschritten und Errungenschaften zu.

Die deutschen militärischen Brieftauben-Stationen, die ein wohlorganisirtes Netz über ganz Deutschland bilden und in Köln unter Leitung des Directors Lenzen ihren großartigen Concentrationspunkt haben, sind noch außerordentlich bedeutsam verstärkt durch die freiwillige Mitthätigkeit sämmtlicher Brieftaubenliebhaber-Vereine. Diese bilden einen allgemeinen deutschen Verband unter dem Vorsitz des Barons von Alten in Hannover und haben sich unter das Commando des deutschen Kriegsministeriums gestellt. Natürlich wetteifern in der Ausbildung des Kriegsbrieftaubenwesens mit uns ebensowohl unsere Gegner, Frankreich und Rußland, als auch unsere Verbündeten Oesterreich-Ungarn und Italien.

In all' diesem Wetteifer ist es eine seltsame Erscheinung, daß auf dem Gebiet der practischen Brieftaubenkunde, -Abrichtung und -Benutzung im Frieden und Kriege die Franzosen nicht mehr auf ihre ursprünglichen vortrefflichen Quellen, die Werke von Chapuis und Puy de Podio und dem neueren La Perre de Roo, zurückgreifen, sondern mehr oder minder lange Auszüge in mehr oder weniger schlechten Uebersetzungen, namentlich so weit es die historische Entwickelung der Brieftaubenliebhaberei und -Kunde anbetrifft, aus deutschen Werken, besonders meinem Buch „Die Brieftaube", schöpfen. So liegt mir augenblicklich eine Darstellung aus „La Vie Contemporaine" vor, die nicht einmal mein Buch als Quelle angibt, während sie offenbar doch, wenigstens alle historischen Mittheilungen, daraus entnommen hat. Noch muß ich den Hinweis hinzufügen, daß diese alten Geschichten dann wiederum deutsche Blätter abgedruckt haben, aber mit sorgfältiger Angabe der französischen Quelle.

Am großartigsten hatte sich nach dem Kriege bei uns in Deutschland die Brieftaubenzucht entwickelt und zwar, wie schon erwähnt, in der Weise, daß gleichzeitig das Kriegsministerium sein Netz von Kriegsbrieftauben-Stationen über die deutschen Festungen immer mehr ausdehnte, während zugleich die Liebhaberei eine geradezu bewundernswürdige Thätigkeit entfaltete. Wohl war und ist Belgien in der Brieftaubenzucht an Umfang und Verbreitung uns noch immer weit überlegen; dort aber ist dieselbe lediglich Sache der Liebhaberei, eines Nationalsports von staunenswerther Regsamkeit. In Deutschland haben wir gegenwärtig gegen zweihundert Vereine mit mehreren Tausend Mitgliedern und mit im ganzen etwa 60 bis 80,000 Tauben vor uns, die im Ernstfall sämmtlich der Kriegsbehörde zur Verfügung gestellt werden. Seit dem letzten Kriege her, also in den zwei Jahrzehnten, sind natürlich alle obwaltenden Verhältnisse thunlichst klargestellt und das deutsche Kriegsbrieftaubenwesen ist in der denkbar besten Weise ausgebaut worden. Der Verband der deutschen Brieftaubenliebhaber-Vereine bekommt vom Ministerium goldene, silberne und broncene Staatsmedaillen zur Prämiirung der besten Flieger, und ebenso wird von dieser Behörde jährlich eine erhebliche Summe zu Prämien für den Abschuß der die Brieftauben bedrohenden Raubvögel, der verschiedenen großen Falken, nebst Habicht- und Sperberweibchen, ausgesetzt.

Als die großartigsten Taubenfliegen galten in früherer Zeit die von Paris oder London mit Brüsseler Tauben, von Madrid mit Pariser Tauben, von Köln mit Berliner Tauben, von Königsberg mit Kölner Tauben u. A., und neuerdings hat man bekanntlich sogar nach höherem Muster „Distanz-Flüge" von Wien nach Berlin und von Berlin nach Wien veranstaltet. Im Grunde sind aber die übertrieben weiten Wettflüge eine scheußliche Thierquälerei und zugleich zwecklos. Wohl ist es hoch anerkennenswerth, wenn patriotische Männer in edlem Opfermuth ihre höchst werthvollen Tauben dutzendweise bis zu hundert Stück an eine solche Aufgabe setzen und auch die damit verbundenen nicht geringen Kosten freudig tragen, um dann von den Hunderten der auf eine solche Reise geschickten Brieftauben kaum ein Dutzend glücklich heimkehren zu sehen, während alle übrigen verschlagen wurden, sich verirrten und kläglich zu Grunde gingen. So kann man es denn hier, ganz ebenso wie beim Pferde-Distanzritt, nur lebhaft bedauern, daß trotz der Qualen von Menschen und Thieren doch eigentlich alle Opfer umsonst gebracht werden.

Noch viel schlimmer, ja geradezu unsinnig ist der neuestens aufgetauchte Plan, die Ueberfahrt-Dampfer auf dem Atlantischen Ocean zwischen Europa und Amerika mit Brieftauben auszurüsten; selbst die zuletzt geplante Viertelstrecke, geschweige denn die früher beabsichtigte halbe Strecke muß als arge Thierquälerei angesehen werden. Denn bei weiter Entfernung leidet die Brieftaube auf dem Wasser erklärlicherweise noch weit mehr, als unter gleichen Verhältnissen auf dem Lande.

An und für sich ist dagegen die Benutzung der Brieftauben auf See durchaus nicht aussichtslos. Kaiser Wilhelm erhielt bekanntlich sogleich bei seinen ersten Seereisen eine Anzahl geflügelter Boten, die ihm vom Verband der Deutschen Brieftaubenzüchter-Vereine zur Verfügung gestellt wurden und die sich unter günstigen Verhältnissen außerordentlich gut bewährten. Natürlich werden solche Versuche auf der deutschen Kriegsmarine in entsprechender Weise fortgesetzt. Auch der englische Premierminister Gladstone hat auf seinen jüngsten Wahlreisen zu Schiff und zu Lande derartig Brieftauben benutzt — und wir erinnern uns dabei unwillkürlich daran, daß die Brieftauben Rothschild's, welche die Heere des ersten Napoleon begleiten mußten, dadurch, daß sie die Nachrichten gewonnener Schlachten u. A. schleunigst vermittelten, seine großen Spekulationen ermöglichten und also den Grund zu seinem ungeheueren Vermögen legten. In ähnlicher Weise hat man bekanntlich dann später die Brieftauben zum Ueberbringen der Börsennachrichten benutzt und infolgedessen bekamen sie den Namen „Kurstauben".

Zu den Errungenschaften der allerneuesten Zeit gehört die von einem italienischen Offizier, Hauptmann Malagoli, vorgeschlagene Abrichtung der Brieftaube zum Hin- und Zurückfliegen. Jeder Sachverständige, d. h. ebensowohl der practische Liebhaber und Taubenkenner, als auch der auf diesem Gebiet thätige Offizier weiß es, daß eine solche Abrichtung im einzelnen Fall bei voller Kenntniß, außerordentlicher Mühe und Sorgfalt, wohl zu einem guten Ergebniß führen kann, daß aber eine Massenabrichtung in dieser Weise kaum als erreichbar sich ergeben dürfte, daß dieser Plan vielmehr immer nur Spielerei bleiben wird.

Mit diesem einen Beispiel haben wir nun aber den Hinweis darauf vor uns, daß der eigentliche Boden des gesammten Kriegsbrieftaubenwesens überhaupt von vornherein schwankend erscheint.

Schon vor nahezu zwei Jahrzehnten habe ich meine Ueber-

zeugung mit vollem Nachdruck dahin ausgesprochen, daß die Kriegsbrieftaube eine gewichtige Bedeutung nur dann erlangen könne, wenn der lenkbare Luftballon erfunden ist. Beide gemeinsam könnten das leisten, was man jetzt unter der denkbar größten Unsicherheit von der Brieftaube erwartet.

Wenn unter den jetzigen Verhältnissen eine Festung, zumal eine riesige Weltstadt, von den eisernen Armen der feindlichen Heere umklammert und von aller Welt abgeschlossen ist, wenn jegliche Hülfsmittel des Verkehrs versagen, vielfaches Elend die Bevölkerung im höchsten Maße peinigt, dann könnte ja, wie dies die Belagerung von Paris ergeben hat, die Brieftaube als geflügelter Bote den größten Werth erlangen; sie kann nicht allein frohe Botschaft und damit Hoffnung und Ermuthigung, sondern auch wirkliche Hülfe in hochwichtigen Nachrichten bringen. Sie ist dann der einzige Vermittler zwischen der Außenwelt und den Bedrängten. Diese Thatsache hatten die belagerten Pariser mit einer förmlichen Begeisterung festgestellt, und eben daraufhin ist dann in jedem Lande die Anlage der Kriegsbrieftaubenzucht in möglichst großartiger Weise begründet worden.

Betrachten wir nun aber die Sache ruhig und ohne Voreingenommenheit im klaren Licht der Wirklichkeit, so treten uns dabei Verhältnisse entgegen, die uns allermindestens bedenklich machen müssen. Zunächst ist die reisende Taube der nur zu bedeutsamen Unsicherheit des Luftballons ausgesetzt, sodann bedrohen sie die Witterungseinflüsse: Sturm, Gewitter, starker Regen, Nebel, Schnee, Frost und im Uebrigen Hunger und Durst, dazu kommt das Gewehr des Raubschützen, sogar die Lüsternheit des Bauernjungen, der die verschlagene, erschöpfte Brieftaube in seinen Schlag lockt. Selbstverständlich lauern ihr die eigens dazu eingeübten Schützen im feindlichen Heere auf, nicht minder sind es die trotz aller Verfolgung zahlreichen Raubvögel, auch die Telegraphendrähte und an den Küsten die Glasscheiben der Leuchtthürme — und alle diese Feinde und Gefahren stellen sich dem gefiederten Depeschenträger entgegen und machen seinen Dienst leider nur zu sehr unsicher. Von den aus dem belagerten Paris vermittelst Luftballon herausgebrachten 354 Tauben gelangten, mit Depeschen beladen, noch lange nicht hundert Köpfe heim; in einem zukünftigen Kriege aber werden es bei solcher Gelegenheit fragelos verhältnißmäßig noch wenigere sein. Bedenken wir dazu noch, welche furchtbar schwerwiegende Gefahr durch die eigene Brieftaube, sei es, daß sie durch Zufall in die Hände des Feindes fällt, oder daß sie durch einen gekauften Verräther ausgeliefert wird, hervorgerufen werden kann, so können wir es wohl ermessen, daß gerade dies Kriegshülfsmittel, trotzdem die oberste Militärbehörde ihm einen so hohen Werth beimißt, doch in der That nur eine geringe Bedeutung haben dürfte.

Uebrigens habe ich unter den Gefahren der Brieftaube eine der bedrohlichsten noch nicht genügend berücksichtigt. Gleichsam als ein echter Berliner „fauler Witz" erschien es uns einst, als Hofrath Louis Schneider im Verein „Cypria", schon in den siebenziger Jahren, darauf hinwies, daß es nothwendig sein werde, zur thatkräftigen Befehdung der feindlichen Brieftauben eigens Kriegsfalken abzurichten. Darüber ist also lange Zeit vergangen, jetzt aber hört man, daß die russische Militärbehörde schon längst diese Idee verwirklicht hat, wenngleich dieselbe über das Stadium des Versuchs bisher schwerlich hinausgekommen ist.

Sei es mir nun vergönnt, nachdem ich diese Uebersicht der thatsächlich obwaltenden Verhältnisse gegeben habe, einen Blick auf die Brieftaube im zukünftigen Kriege zu werfen, so glaube ich, mich dabei ganz kurz fassen zu dürfen.

Angesichts der förmlich reißend schnellen, geradezu furchtbaren Vervollkommnung aller Kriegshülfsmittel überhaupt, bleibt die Brieftaube von vornherein weit zurück, denn naturgemäß kann ihre Leistungsfähigkeit doch nicht zunehmen, während dagegen ihre Sicherheit immer geringer wird. Unter den jetzigen Zuständen ist ja schon ihr Hinausbringen aus der Festung, geschehe es durch den nicht lenkbaren Luftballon oder auf dem Wege des Spionendienstes, ohne die allergeringste Sicherheit. Und seit dem französisch-deutschen Kriege hat diese Unsicherheit selbstverständlich noch bedeutend zugenommen, so daß mit den eigens dazu construirten, ungleich weiter tragenden Geschützen, und da das rauchlose Pulver auch bei Weitem wirksamer zur Geltung kommt, als das schwarze Pulver, zweifellos viel mehr Luftballons bei der Ausfahrt und zahlreichere Brieftauben beim Heimflug herabgeschossen werden können.

Alle diese Bedenken schwinden allerdings nicht allein vor den Phantasiebildern, welche noch immer seit zwanzig Jahren und darüber aus jenem Kriege, von der Belagerung der Festungen und Städte Paris und Metz her, aller gefühlvollen Menschheit entgegenleuchten, sondern auch vor dem sachlichen Urtheil des großen Generalstabs, der, trotzdem er natürlich jegliche Phantasterei verschmäht, doch auch seinerseits in der Brieftaube ein bedeutsames Kriegshülfsmittel erblickt. Da gilt denn wohl am bezeichnendsten das Wort eines französischen Berichterstatters, der von der Brieftaube des Monsieur Dérouard sprach, die sechsmal mit Depeschen heimgekehrt sein soll (während allerdings die bei Weitem meisten Tauben überhaupt nicht zurückgekommen waren). Er ruft voller Begeisterung aus: „Wenn eine einzige Taube der französischen Regierung in Tours bei mehrmaligen Flügen 3500 Depeschen, jede zu etwa zwanzig Worten (in mikroskopisch verkleinerter Schrift) überbrachte, wie verdient hat sich dann ein solches Thier gemacht! Und sie brachte bekanntlich nicht allein die Depeschen der Regierung, sondern auch die des Privatverkehrs, also Briefe aller Art und selbst Nachrichten und Anweisungen des Handels und Geldmarkts. Eine solche Taube durcheilte in wenigen Stunden den Weg von Poitiers nach Paris — eine Leistung, die auch bei friedlichen, bestgeregelten Verhältnissen durch den Telegraph und andere Hülfsmittel nicht merklich übertroffen werden kann." Ja, ja, wenn nicht Wind und Wetter, Falk und Habicht und das rauchfreie Schießpulver vorhanden wären.

Literatur und Kunst.

Nachlaß- und Vortrags-Literatur.

Von Hieronymus Lorm.

Die Briefwechsel-Literatur aus den Tagen unserer klassischen Schriftsteller scheint endlich überwunden zu sein. Das Ueberwinden bezieht sich hier nicht auf einen „Standpunkt", welcher selbst geistigen Inhalt hat und Ideen braucht, um „überwunden" zu werden, sondern gleicht eher dem Ueberwinden von Magenbeschwerden. Denn nimmt man jene Nachlaßbücher aus, an welchen die Männer mit großem Namen, die darin gefeiert werden, selbstthätig mitwirkten, wie „Eckermann's Gespräche", wie Goethe, W. v. Humboldt, Schiller, Herder u. s. w. in ihrem gegenseitigen Briefwechsel und zieht man dagegen in Betracht, daß selbst Verwandte dieser Männer, Schwägerinnen und Cousinen, sowie Frauen, die in Liebes- oder Freundschaftsverhältnissen zu den Gefeierten standen, noch nach zwei Menschenaltern für die Buchmacherei solcher Art ausgebeutet wurden, so darf man wohl von Beschwerden sprechen, die dem geistigen Verdauungsvermögen der Nation angethan wurden.

Es ist Zeit, auf diese, wenn auch nur zum Theil überwundene, Epoche betrachtend zurückzublicken, ihr eine Leichenrede mit Charakterisirung der hervorstechendsten Lebensmomente zu halten, wäre es auch nur, um sich durch eine solche Grabrede selbst überreden zu können, daß die erwähnte Nachlaß- und Commentarepoche nun auch wirklich mausetodt sei. Ein für alle Kunst- und Literaturproduction maßgebender Grundsatz muß dabei der Leitfaden sein, welcher zu der Berechtigung einer Verurtheilung der Nachlaß- und Erklärungsschriften, der Briefwechsel- und Geschichtchensammlungen führt, insofern nicht

der betreffende Autor selbst etwa seinen Nachlaß zur Veröffentlichung vorbereitet hat.

Der für Urtheil und Verurtheilung maßgebende Grundsatz lautet: jedes artistische Werk muß durch sich selbst, durch seine Mittel und seine Wirkungen vollkommen verständlich sein und verliert seine Geltung als Kunstwerk, sobald es zu seinem vollen Verständniß einer zufälligen und fremden Nachhülfe bedarf. Wie hätte aber neben diesem gewiß richtigen ästhetischen Grundsatze das Bestreben Bestand gewinnen können, durch bloß äußerliches und bequemes Anlehnen an einen berühmten Namen selbst zu einem solchen zu gelangen? Bequem und äußerlich — denn man stellte entweder gleichgültige Briefe und Zettel zusammen, wie man sich sogar nicht gescheut hat, die Anfrage des Sohnes der „Frau Rath" nach der Bezugsquelle einer Pomade der „Goethe-Literatur" einzureihen; oder man erzählte „Züge aus dem Leben", die wegen ihres Mangels einer Spitze oder Pointe nicht einmal den Reiz und Werth einer Anekdote hatten. Vielleicht noch schlimmer war beim Absehen von solchen Aeußerlichkeiten der sogenannte Commentar, durch welchen das subjective Verstehen oder Nichtverstehen des Einzelnen an die Stelle der allgemeinen Wirkung treten sollte, welche eine Dichtung, um eine solche zu sein, ohnehin mit sich führen muß. War diese allgemeine Wirkung ausgeblieben, wie z. B. beim zweiten Theile des „Faust", so war es nur die noch heute so beliebte literarische Heuchelei, die sich selbst für bedeutend hält, was dem Mißlungenen künstlich Bedeutung zu verleihen suchte. Das Ausgebliebensein des allgemeinen Verständnisses ist aber auch schon die Verurtheilung des bezüglichen Werkes.

„Schreibt über!" rief Grillparzer mit epigrammatischer Ironie denjenigen zu, die, ohne schriftstellerisches Talent zu besitzen, dennoch ein solches zum Vorschein bringen wollten. Goethe, Schiller, Lessing, Kleist, Lenau und noch Andere haben ihre besondere „Literatur" und sie ist größtentheils aus dem Begriff jenes „Ueber" hervorgegangen. Man glaube nicht, daß aus solchen Bestrebungen kein weiterer Schade entspränge, als daß dadurch den Würmern der vergessensten Winkel selten besuchter Archive und Bibliotheken Nahrung gegeben werde! Der erhabene Vorwand für jene Bestrebungen war immer die — Pietät und gerade diese wurde durch die Literatur über berühmte Dichter in schreiender Weise zweifach verletzt. Zunächst raubt man der Celebrität durch Mittheilungen aus ihrem Leben das jedem Schuster und Schneider, jedem Menschen, der sich anspruchslos über die Erde dahinbewegt, gesicherte Glück der Obscurität. Niemand ist für seine Neigungen, Gesinnungen und Handlungen, so lange sie nicht mit dem bürgerlichen Gesetzbuch in Widerspruch gerathen, vor den Mitmenschen und der Oeffentlichkeit zur Verantwortung zu ziehen und diesen Segen eines still sich vollziehenden Innenlebens, mag es auch zwischen Irrthümern und selbst Sünden verlaufen, diesen Segen der Stille, dem gemeinen Menschen gewahrt, sollen gerade diejenigen entbehren, die man auf die Höhen der Menschheit stellt und denen man daher am meisten Dank schuldig ist?

Der zweite Verstoß gegen die Pietät, durch jene angeblich pietätvollen Schriften begangen, betrifft die Werke der also gefeierten Dichter selbst. Man hat weit mehr über unsere Klassiker gelesen, als was von ihnen herstammt, weil es der Mehrzahl der Menschen pikanter und unterhaltender vorkommt, zu erfahren, was ein Mensch in seinem Privatleben gethan, als was er in seinem Berufe geleistet hat. Wären Goethe und Schiller und viele Neuere so viel gelesen als über sie gelesen wurde, so könnten nicht im öffentlichen Leben, in Vereinen und Versammlungen und selbst auf den Tribünen der Parlamente, ja sogar innerhalb mancher gesetzlichen Vorschrift, Erscheinungen auftauchen, welche allen Grundlagen der menschlichen Bildung, wie sie von den klassischen Schriftstellern unausgesetzt vertreten werden, offen in's Gesicht schlagen.

Die Fluth der Nachlaß-Publicationen strömt heute nicht mehr aus dem klassischen Olymp herab, um mit Briefen, reizlosen Anekdoten und überflüssigen Commentaren die arme Lesewelt zu überschütten. Einigermaßen aber — tröpfelt es noch, und insofern es sich dabei nicht mehr um Heroen, sondern nur um hervorragende Epigonen handelt, drängt sich für die Betrachtung solcher Literatur ein anderer Gesichtspunkt auf. So öffnet sich z. B. in den eben erschienenen Briefen von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking für die Betrachtung eine andere als eine bloß literarische Welt, das Gebiet einer, zwar geistig unbedeutenden, an anheimelnden Bildern aber nicht armen Wirklichkeit. Die Menschen, die hier schreiben, haben in der That gelebt, die Interessen, die sie bewegen, sind in der That vorgekommen, die Landschaften, die Städte, in denen sie hausten, von denen sie sprechen und erzählen, sind noch heute vorhanden. Geht wirklich durch unsere Zeit ein sehnsuchtsvoller Zug nach dem Realen, so befriedigen ihn solche Aufzeichnungen, die ahnungslos einer künftigen Veröffentlichung geschrieben wurden, in weit höherem Grade und aus besserem Grunde als die ganze sogenannte naturalistische Kunst und Literatur. Die Bilder, Romane, Dramen des Naturalismus machen einen normalen Menschen, dem Liebe zur Wahrheit und Liebe zur Kunst angeboren sind, einfach schaudern, bloß deshalb, weil sie gar kein Naturalismus sind. Diese angeblichen Kunstwerke, scheinbar aus der Natur geschöpft, ermangeln der Natur, sind bloß Erfindungen, und wegen dieses Mangels schlechte Erfindungen. Was man heute Naturalismus in der Kunst nennt, ist also bloß ein verdorbener und verfaulter Idealismus.

An Aufzeichnungen wie die oben genannte heftet sich um so weniger ein bloß literarisches Interesse, als für Lebensweisheit und Esprit, für Bereicherung der Gedanken, für erhöhte Anschauung, wie in französischen Memoiren und Briefen, nichts darin zu finden ist und — wie Kritiker schon sattsam bemerkt haben — „auch diejenigen, die nach geschichtlichen oder literarischen Einzelheiten in einem Briefwechsel zweier Schriftsteller spähen, nicht auf ihre Kosten kommen."

Dennoch könnte nur Oberflächlichkeit und der so häufig bei der Kritik vorkommende Mangel an wirklichem Interesse für ihren Gegenstand, ein Interesse, das sich immerhin auch polemisch äußern könnte, dem Buch allen und jeden Reiz absprechen. Er besteht eben, wie gesagt, in der baren Wirklichkeit, entkleidet jeglicher Absicht, auf Andere zu wirken als eben auf die beiden Correspondenten. Damit ein Dritter auch Wirkung davon empfinde, muß er allerdings für die Persönlichkeiten, die sich hier mit einander unterhalten, einen Antheil in der Seele haben, der tiefer liegt als die bloße Neugier, in fremde Verhältnisse Einblick zu gewinnen. Annette Droste-Hülshoff war eine lyrische Dichterin, wie in ihrer Art noch gar keine vorgekommen ist, was nicht sagen will, daß es nicht in ganz anderer Art insofern bessere gegeben hätte, als ihre Wirkung eine größere Lebenssphären umfassende war. Die Eigenthümlichkeit der Droste war, von ihrem Gemüthe die ganze Wahrheit mit Leidenschaft auszusagen. Um sich in dieser Beziehung genug zu thun, hat sie ihre eigenen Besonderheiten und Verhältnisse, sowie das Charakteristische ihrer Umgebung mit in ihre Lyrik hineingebracht und dieser dadurch eine in bloßen Ausbrüchen der Empfindung nicht mehr vorkommende, plastische Gestalt gegeben. Gedichte, wie „Guten Willens Ungeschick" oder „Die beschränkte Frau" sind bezeichnend für die Persönlichkeit der Dichterin, wie „Die Krähen" und ähnliche Aufnahmen ihrer landschaftlichen Heimath für ihre westphälische Umgebung. Wenn die uralte Krähe, eine Urgroßmutter im Geschlecht der Raben, ihren aufhorchenden Nachkommen von den Thaten eines Ritters erzählt, dessen Leiche den Raubvögeln ausgesetzt blieb und damit schließt: „wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht", so wirkt dies nicht nur durch sich selbst auf den Leser, sondern auch durch die Leidenschaftlichkeit der Hingebung an die Natur-Umgebung. Das Vermögen plastischer Darstellung nahm in ihrer ausgezeichneten Novelle „Die Judenbuche" epische Gestalt an, und die Vortrefflichkeit der Begabung tritt gerade stark genug hervor, um den mit Kunstsinn begabten Leser bedauern zu lassen, daß sie nicht noch stärker sich entwickeln konnte. Die Schuld lag nicht an dem Talente selbst, sondern an zwei Lebensschranken, welche

verhinderten, daß es zu seiner vollen Höhe aufwachse: Standes- und Glaubensbeschränktheit.

Levin Schücking ist nicht ebenfalls eine literarische Selbstständigkeit, ihm gelang es nicht, sich einen Denkstein in der Geschichte des Menschengeistes zu setzen. Zu gewöhnlich waren die Aufgaben, die er sich stellte, und darüber kam er nicht mit einer Form hinweg, die keineswegs eine gewöhnliche war. Seine zahlreichen Romane und Novellen sind zu großem Theile von einer Grazie durchschlängelt, die sich nicht bloß in stilistischen Wendungen, sondern auch in zarten, ihm allein eigenen Gedanken ausdrückt. So legt der Leser einen Roman von Schücking, selbst wenn er von dem Inhalt nicht erhoben, nicht einmal eigentlich romanmäßig unterhalten wurde, immer mit dem Gefühle aus der Hand, daß ihn eine liebenswürdige Persönlichkeit beschäftigte, wie eine solche in der Geselligkeit anzutreffen nur erwünscht wäre. Dieses Gefühl wirkt beim Lesen des vorliegenden Briefwechsels nach, weniger durch das vom Freunde Gesagte, als durch die bald liebevoll grollende, bald schmeichelnd sich anschmiegende Behandlung, die ihm die Freundin zuwendet.

An die Stelle der Nachlaßliteratur, die diesen Namen in doppeltem Sinne verdient, weil sie endlich anfängt, nachzulassen, tritt als neueste schriftstellerische Mode die Vortragsliteratur.

Natürlich werden die Vorträge nachträglich auch gedruckt und helfen den Bauch unserer Bücherreihe schwellen, der ohnehin so voll und zugleich so leer ist. Oft sind es subtile Fragen, deren Erörterung nicht für Zuhörer taugt, weil ihr Verständniß Nachdenken erfordert, worin der Geist des Vortragenden wie in einem Champagnerglas seine Perlen oder auch nur seine aufgeblasenen Schaumkügelchen in die Höhe wirft; öfter noch sind es fremdländische Schriftsteller, die als überragende Riesen, deren Kopf so hoch wäre, daß er sonst von den armen, deutschen Augen gar nicht gesehen werden könnte, den Gegenstand der Vorträge bilden. Erst vor wenigen Wochen hat man in dieser Art in Wien den amerikanischen Essayisten Emerson — vorgetragen.

Unser deutsches Nationalgebrechen ist dieser Cultus des Auslandes, dessen sich alle anderen Völker schämen würden. Nicht aus kleinpatriotischer Deutschthümelei sei dies gesagt, vielmehr aus dem Gesichtspunkt einer wahren Schätzung des Menschengeistes muß man das Verderben beklagen. Grenzpfähle, die seit Jahrhunderten bestehen, sind keine willkürlichen Abscheidungen ohne geistige Consequenzen. Unzulässig ist es, was unter den besonderen Bedingungen eines bestimmten nationalen Bodens reifte, der dafür gar nicht organisirten Aufnahmefähigkeit eines anderen Volkes enthusiastisch als die wahre Lebensspeise anzupreisen, und fast zum Frevel wird das Unzulässige, wenn man uns das Fremde auf Gebieten zum Muster empfiehlt, auf denen gerade der deutsche Geist dem aller anderen Nationen voraus ist.

Die Essays Emerson's enthalten philosophische Aperçus, und der Amerikaner muß in diesem Fache nothwendig Autodidact sein, weil ohne gründliche Kenntniß der deutschen Philosophie ein moderner Philosoph überhaupt nicht möglich ist. Dennoch redet man uns vor, wir hätten mit der Philosophie erst bei Emerson wieder anzufangen. Neu ist die curiose Geschichte nicht. Schon vor mehr als vierzig Jahren hat Hermann Grimm, der Sohn und Neffe zweier Männer, die zu den festesten Säulen deutschen Sprach- und Schriftthums gehören, dem Amerikaner, der in englischer Sprache schreibt, eine Pauke unsterblichen Ruhmes geschlagen; doch wurde der Lärm wenigstens nicht vorgetragen. Sollte Emerson bei uns wieder in Schwung kommen, und besonders durch Vorträge, dann wäre eine Würdigung seiner Vorzüge wie seiner Schranken am Platze. Was aber die Vorträge selbst betrifft, wenn sie die subtilsten Probleme des Geistes zum Gegenstande haben, ist es nöthig, Aeußerungen Goethe's aufzufrischen, die völlig verschollen sind, weil sie nicht in seinen Werken vorkommen, sondern in einer Schrift von Johannes Falk, die nicht das Glück hatte, wie Eckermann's „Gespräche", zu allgemeiner Verbreitung zu gelangen. Die zu Falk gesprochenen Worte Goethe's lauten:

„Es gibt ein Mysterium in der Philosophie. Damit soll man das Volk billig verschonen, am wenigsten aber dasselbe in Untersuchung solcher Stoffe mit Gewalt hineinziehen. Das Volk begnügt sich damit, einigen recht lauten Vorsprechern das, was es von ihnen gehört hat, ebenso laut wieder nachzusprechen. Dadurch werden dann freilich die seltsamsten Erscheinungen herbeigeführt und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter, ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würde. Die Resultate der Philosophie sollen dem Volke zu Gute kommen, das Volk selbst aber soll man nicht zu Philosophen erheben wollen."

Ein academisches Kesseltreiben.

Seit einiger Zeit betten den Professor der Volkswirthschaftslehre an der Universität München, den Geheimen Hofrath Dr. Lujo Brentano, einige seiner Mitmenschen nicht gerade auf Rosen. Wer sich für academische Dinge interessirt, hat wohl von Brentano, dem Verfasser der „Arbeitergilden der Gegenwart" (1871—1872), eines zumal auf örtlichem Studium der englischen Gewerkvereine beruhenden Buches, von dem Universitätsprofessor in Breslau, Straßburg, Wien, Leipzig, München, von dem berühmten Seminarleiter und Herausgeber mannigfacher Seminararbeiten, von dem glänzenden Lehrer, von dem Polemiker gegen die Sozialdemokraten Marx und Engels, von dem Verehrer der Großindustrie und in gewissem Sinne auch der „Ringe", wohl mehr gehört als von so vielen seiner Kollegen, denen die gelehrte Stille ihres Faches keine Berühmtheit in weiteren Kreisen gegönnt hat. Bei Brentano kommen aber zu der actuellen Bedeutung seines Faches noch seine lebhafte Streitbarkeit, die hin und her geflüsterten abfälligen Urtheile über seine wissenschaftlichen Leistungen, selbst von Seiten leidenschaftsloser Kenner und zumal bei seinen „Berufungen", endlich sein einseitig der Industrie zugewandtes Interesse hinzu, um ihn mitten in den Sturm der öffentlichen Kritik zu stellen. Namentlich die letztgenannte Seite ist geeignet, gegen ihn nicht bloß bei jungtobenden Sozialisten, sondern auch bei sehr conservativen Leuten böses Blut zu machen. So verweist die jüngste Gegenschrift auf eine Stelle im stenographischen Bericht des deutschen Landwirthschaftsrathes, „in der ein hoch angesehener offizieller Vertreter der Landwirthe Sachsens die gesammte deutsche Landwirthschaft vor dem agrarpolitischen Irrlehrer Lujo Brentano in den markantesten Ausdrücken warnte," und bringt die Enthüllung, „daß s. Z. nach der ersten agrarpolitischen Rede des Herrn Geheimrathes Brentano im sächsischen Landesculturrath die Landwirthe Sachsens sich veranlaßt gesehen haben, bei dem sächsischen Cultusminister corperativ dahin vorstellig zu werden, daß einem solchen Professor, der solch offenkundige Irrthümer vorträgt, der Abgang von der Universität Leipzig thunlichst erleichtert werden möchte."

Wir haben hier nicht über wissenschaftliche Standpunkte zu Gericht zu sitzen, sondern wollen hauptsächlich unseren Lesern einen Bericht über den bisherigen Verlauf des nun einmal bestehenden Kesseltreibens vorlegen, bevor dieses, das in nächster Zeit voraussichtlich noch heftiger und ausgedehnter werden wird, vielleicht gar nicht mehr recht zu überschauen ist.*)

*) Die vorliegende Darstellung beschränkt sich auf das Hauptsächliche und sieht von anderen Ausfällen, im „Sozialpolitischen Centralblatt", in der „Neuen Zeit" u. s. w., ab. Seit der Abfassung unserer Zeilen ist richtig der Streit noch heftiger geworden: die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" brachte abermals Rede und Gegenrede, Dr. Sigl's „Vaterland" wettert in gewohnter Weise, und Dr. Ratzinger verschärft im Finanzausschuß des Abgeordnetenhauses Tag für Tag seine Ausfälle gegen die einseitige Vertretung der Volkswirthschaftslehre an der Münchner Universität.

Bayern, an dessen hauptstädtische Universität Brentano vor etwa drei Jahren als Nachfolger Helferich's berufen worden war, ist ein vorwiegend ackerbautreibendes Land; was Wunder, daß da für weite Volkskreise ein Nationalöconom, der im industriellen Großbetrieb das Heil sieht und den Ackerbau geringer schätzt, ein Stein des Anstoßes ist. „Deutschland heute mit Nothwendigkeit Industriestaat", „die Lebensbedingungen eines solchen heute seine Lebensbedingungen" — das darf man in Bayern nicht sagen. So gab's denn z. B. in dem sozusagen niederkirchlichen „Vaterland" Dr. Sigl's vor einigen Monaten einen Ausfall gegen den Verbreiter wunderlicher Theorien. Eine besondere Hetze begann jedoch erst in der letzten Zeit, nachdem die bayrischen Landtagswahlen dem Abgeordnetenhaus eine Abzweigung der kirchlichen Partei, die sogenannten Bauernbündler, zugeführt hatten, verwandt mit dem norddeutschen Bund der Landwirthe, aber doch bald von ihm getrennt. Diese kleine Partei stellte agrarische Forderungen noch mehr voran als das große Centrum; ihr Führer, Dr. Georg Ratzinger, ursprünglich selbst Centrumsmann, ist der eine Haupttreiber gegen Brentano.

Wie Ratzinger selbst von sich erzählt, ist er aus dem niederbayrischen Bauernstande hervorgegangen und hat mit ihm noch immer enge Fühlung; als Pfarrer in Günzelhofen, der er bis zu seiner Resignirung im Jahr 1888 war, hatte er selbst eine Oeconomie zu verwalten und andererseits Gelegenheit, traurige Folgen der Freitheilbarkeit des Bodens — eines Brentano'schen Ideales — zu beobachten. Seine Ueberzeugungen legte er in in mehreren Büchern nieder, darunter die „Erhaltung des Bauernstandes" (1883) und die „Geschichte der kirchlichen Armenpflege" (zweite Auflage 1884), aus deren erster Auflage Brentano selbst sehr viel gelernt zu haben behauptet; für diesen gilt er als „der Zünftler unter den Agrariern". Am 7. November 1893 — und von da an dürfen wir vielleicht das „Treiben" datiren — kam im bayerischen Landtag die „Interpellation des Abg. Dr. Ratzinger und Genossen, betreffend die Verschuldung des Bauernstandes", auf die Tagesordnung, wenngleich nicht zur Verhandlung. Die Begründungsrede des Interpellanten führte u. A. aus, „das kapitalistische System beruhe auf der falschen Auffassung, daß Grund und Boden Waare sei; gegenüber dieser verderblichen Theorie sei es nothwendig, ein Organ zu schaffen, das die Interessen der Gesammtheit gegenüber den Spekulationstransactionen wahre." Der Redner sagte dabei: „Es ist gewiß im höchsten Grade bedauerlich, wenn an der hiesigen Universität und noch dazu in einem Lande, welches überwiegend Ackerbaustaat ist, Agrarpolitik nur so nebenbei und zwar in der Weise gelesen wird, daß man sagt, der Bauernstand muß verschwinden, die Zukunft gehört ausschließlich dem Großbetriebe (Ruf: Brentano!)". „Man gehe bei Beurtheilung des Großbetriebes immer von der Auffassung aus, daß derselbe am billigsten arbeite (Brentano); der Redner bestreitet diese Theorie entschieden: der Großbetrieb verschwende Zeit und Arbeit, während ein mittlerer Betrieb, den der Besitzer fortwährend im Auge behalte, weit günstigere Ergebnisse liefere. (Zustimmung rechts.)" Diese Rede erschien seither als eigener Artikel im Januarheft der von M. G. Conrad, dem Schriftsteller und demokratischen Reichtagscandidaten, begründeten „Gesellschaft". An jener Stelle war noch ein Ausfall gegen das Monopol der Universitäten gefolgt, und eben jetzt wieder, in der Sitzung des Finanzausschusses der Abgeordnetenkammer vom 19. Januar, bei der Generaldiscussion über den Cultusetat, donnerte Ratzinger gegen die Glaubenslosigkeit der Jugend, gegen die Nichtberücksichtigung des christlichen Mittelalters im Gymnasium und der Philosophie sowohl dort wie auf der Universität, und gegen die heutigen Universitäten überhaupt; „dieselben hätten sich eigentlich überlebt, da jeder Professor das, was er zu lehren habe, in einem Buche niederlege, und der mündliche Vortrag gar keine selbständige Bedeutung mehr habe. Die Universitäten seien keine Stätten intellectuellen Fortschrittes mehr, sondern Züchtungsstätten der Mittelmäßigkeit, neue Gedanken auf dem Gebiete des Wissens kämen heute nur zum kleineren Theile von den Universitäten."

Einstweilen hatte Brentano — am 16. December 1893 — in der Juristischen Gesellschaft zu München, vor gewiegten Männern ihrer Wissenschaft, einen Vortrag „Ueber Gebundenheit und Theilbarkeit des ländlichen Grundeigenthums" gehalten und in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 20. und 21. December veröffentlicht. Unter dem nämlichen Titel erschien ebenda am 13. Januar 1894 ein vom 6. Januar datirter Gegenaufsatz von Ratzinger, worin u. A. Brentano's Behauptung, Ratzinger hätte sich für die Forderungen der Agrarier „von ihrem einseitigen Interessenstandpunkte aus" erklärt, dahin richtig gestellt wird, daß der Verfasser vielmehr für ein — von Brentano nicht anerkanntes — „Gesammtinteresse an Grund und Boden" eintrete, und worin auf die schlimmen Ergebnisse der vom Gegner rühmend angerufenen Freitheilbarkeit des Bodens hingewiesen wird. Auch sei es „überhaupt ein Irrthum, zu wähnen, daß zwischen der Freiheit der individuellen Grundbesitzer und jener Gebundenheit, welche das Gesammtinteresse erheischt, jener Gegensatz bestehe, welchen Brentano construirt und an die Spitze seiner Erörterungen gestellt hat." „Dieser Gegensatz wird erst künstlich geschaffen durch den Zwang der gleichen Erbtheilung." „In unseren Anträgen ist nur eine einzige gesetzliche Schranke in Aussicht genommen, nämlich, daß die Käufer von Grund und Boden auch das Gut bewirthschaften", da durch die Spekulationskäufer der Preis auf eine unhaltbare Höhe emporgeschraubt werde. Schließlich wird „im Namen der sittlichen Auffassung der Volkswirthschaftslehre" gegen solche Doctrinen, wie sie Brentano aufstellt, „offene Verwahrung und bestimmter Protest" eingelegt. Darauf wieder erschien in der „Beilage" Seitens Brentano's die „Abwehr": „Gesammtinteresse und Sonderinteresse mit Rücksicht auf die Landwirthschaft." Bis in die siebziger Jahre sei Deutschland ein Agrarland gewesen; „das war die Zeit, da die deutschen Landwirthe ebenso energische Freihändler waren, wie sie heute energische Schutzzöllner sind." Nun „kann doch die Gesammtheit ihre Politik nicht dauernd nach denen einrichten, die nicht dauernd selbständig lebensfähig sind"; das Gesammtinteresse liege im richtigen „Uebergang von überwiegend agrarischen zu überwiegend industriellen Verhältnissen" u. s. w.; und der „vielbesprochene Landhunger der kleinen Leute" müsse, im Gesammtinteresse, befriedigt werden. Schließlich bestehe für Brentano im Sinn der Frage nach Pflicht oder Recht „kein Unterschied zwischen dem Grundeigenthum und anderem Eigenthum. Das Grundeigenthum ist mir nicht mehr ein Inbegriff von Pflichten als jedes Eigenthum."

Soweit wäre nun die Sache mit leidlicher Gemüthlichkeit hinzunehmen, Standpunkt gegen Standpunkt. Unterdessen waren jedoch schon viel ungemüthlichere Saiten aufgezogen worden, und zwar von dem Nationalöconomen Dr. sc. pol. G. Ruhland. Dieser hatte sich vor mehr als zehn Jahren durch seine Schrift „Agrarpolitische Versuche vom Standpunkt der Sozialpolitik" (1883) bekannt gemacht und seither noch mehrere einschlägige Veröffentlichungen erscheinen lassen, zuletzt „Die Grundprinzipien actueller Agrarpolitik" (1893), wozu noch ein im Erscheinen begriffener „Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik" kommt. Bei dem selbständigen Auftreten der „Bauernbündler" im vorigen Jahr war er der theoretische und practische Gehülfe Ratzinger's, selbst auf Bauernversammlungen. Derzeit Privatdocent an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, veröffentlichte er im Herbst 1893 mehrere Programmartikel in den „Münchner Neuesten Nachrichten", aus denen dann Brentano in seinem Juristenvortrag den Satz berichtete: „Was die heranwachsende Generation auf den Hochschulen an agrarpolitischen Kenntnissen sich aneignet, ist für die großen Aufgaben der Zukunft so gut wie werthlos." Nun hatte Ruhland vor mehreren Jahren die Organisation des einem Herrn Schmidtmann gehörenden Latifundiums im Pinzgau übernommen, gegen drei Jahre daran gearbeitet und endlich die erfolglose Sache aufgesteckt; eine Broschüre „Aus der Praxis eines neugegründeten landwirthschaftlichen Großbetriebes" (1893) brachte seinen Bericht darüber. Da Ruhland mit seinen Hülfskräften im Pinzgau, „ausgezeichnet empfohlenen ehemaligen Schülern der

deutschen landwirthschaftlichen Hochschulen" (alias „lateinischen Bauern"), „unglaublich schlechte Erfahrungen" gemacht hatte, tadelte er in jenem Bericht „den Studiengang und das Qualificationsprinzip der landwirthschaftlichen Hochschulen." Dazu machte die „Landwirthschaftliche Rundschau" die Bemerkung: „daß die Ursachen der Mißerfolge doch wohl ganz wo anders liegen dürften, als wo sie der Verfasser sucht." Dann ging es in der „Wiener landwirthschaftlichen Zeitschrift" los: dort begannen deren Redaction und der Wiener Professor Wilckens mit einer Vertheidignng der landwirthschaftlichen Hochschulen gegenüber Ruhland und Angriffen gegen diesen; darauf Erwiderung Ruhland's, Protest des Latifundiumbesitzers Schmidtmann selbst gegen die „Legendenbildung" seines Directors, Erklärung eines der „lateinischen Bauern", „daß die Behauptungen Ruhland's unwahr und vollständig aus der Luft gegriffen" seien, dann wieder Verwahrung des Besitzers gegen unbefugte Ausbeutung der amtlichen Daten des Geschäftsarchives und endlich Vertheidigung Ruhland's gegen diesen Vorwurf.

Man dürfte uns den, an sich für die Oeffentlichkeit recht gleichgültigen Bericht über jene Fachpolemiken kaum verargen, denn er gibt die Grundlage für das, was nun kam. Brentano hatte in seinem Vortrag vom 16. December auch gegen Ruhland gesprochen; dieser erwiderte als Anwesender, daß der Vortragende des Gegners „agrarpolitische Ausführungen offenbar ganz falsch verstanden habe und daß er deshalb keineswegs berechtigt erscheine, nach dem Schema »Gebundenheit oder Theilbarkeit« über dieselbe abzuurtheilen." Darauf Note Brentano's in seiner Vortragsveröffentlichung, worin gegen Ruhland's absprechendes Urtheil über die landwirthschaftlichen Hochschulen die Bemerkung, „daß die Ursachen der Mißerfolge doch wohl ganz wo anders liegen dürften, als wo sie der Verfasser sucht," und der weitere Erklärungsschwanz in der „Wiener landwirthschaftlichen Zeitschrift" erwähnt werden. Dagegen sendete Ruhland an die „Beilage" eine thatsächliche Berichtigung ein, die erst am 8. Januar, aber bereits mit einer Duplik Brentano's erschien. Die Replik Ruhland's beruft sich auf seine „unsäglichen Mühen" für jenes Latifundium, auf seine Erkenntniß, daß ein solcher Großbetrieb erfolglos sei, und auf den von Brentano anscheinend gegen Ruhland selbst ausgespielten Geheimrath Thiel, den Schöpfer der heutigen landwirthschaftlichen Hochschulen, nach dessen Meinung Charakterfehler der an den Director empfohlenen ausgezeichneten Absolventen die Ursache des Mißerfolges gewesen seien. Die Duplik Brentano's folgt wieder den Einzelheiten der Replik, läßt jedoch die Rechtfertigung Ruhland's durch Thiel's ebenerwähnte Meinung unbeanstandet. Eine Triplik Ruhland's, bestehend aus einem Doppelartikel, wurde von der „Beilage" nicht mehr angenommen und erschien dafür erweitert am 17. Januar, also gleichzeitig mit Brentano's Erwiderung gegen Ratzinger, als eigene Broschüre: „Agrarpolitische Leistungen des Herrn Professor Dr. Lujo Brentano oder die alte und neue Schule kritisch beleuchtet von" u. s. w., München, J. Schweitzer (Jos. Eichbichler). Da diese Schrift, der bisherige Höhepunkt des ganzen Kesseltreibens, nicht nur viel Aufsehen machen, sondern auch Anlaß zu einer Fortsetzung des Treibens geben dürfte, und da ihre Enthüllungen über ein bloßes Ansichtengezänk hinaus auch einen Einblick in manches wissenschaftliche Arbeiten und in beliebte Abfertigungen großer Lebensfragen gewähren, seien ihr noch einige Worte mehr gewidmet.

Nach einer Einleitung, die wesentliche Stellen aus Brentano's Juristenvortrag wiedergibt, stellt ein „Offenes Antwortschreiben an Herrn Geheimrath" u. s. w. gegenüber dem „Popanz", den sich der Gegner aus Ruhland's Ausführungen construirt habe, das eigene System in kurzen Andeutungen fest. Nicht „Incorporation", nicht „Gebundenheit der bäuerlichen Besitzungen", nicht „Gebundenheit oder Theilbarkeit?" („Sonderbar! Davon habe ich bis jetzt noch gar nichts gemerkt, trotzdem ich seit vierzehn Jahren die agrarpolitische Literatur fast aller Culturländer der Erde verfolgt habe) — „es handelt sich vielmehr, juristisch ausgedrückt, um die Eingliederung des privaten landwirthschaftlichen Grundeigenthumsrechtes in die vitalen Interessen der Gesammtheit und, nationalöconomisch ausgedrückt, um die Function von Grund und Boden im Leben des Volkes." Den Brentano'schen Vortrag „könnte ganz gut ein Professor gehalten haben, der hundert Jahre geschlafen hat und heute die Synthese seiner Zeit analytisch rechtfertigen will."

Der nächste Abschnitt: „Ueber Gebundenheit und Theilbarkeit des ländlichen Grundeigenthums" ((Kritik zu den Brentano'schen Ausführungen) macht nun dem Professor einen Vorwurf, der für einen weitberufenen Gelehrten noch compromittirender ist als der des Zurückbleibens um hundert Jahre. Brentano sagt, „daß die Freitheilbarkeit des ländlichen Grundeigenthums Frankreich in einen Garten verwandelt habe, denn — wie die Statistik zeige, »habe sich die bestellte Flur von 1840 bis 1882 von 77,89 Procent auf 83 Procent der Gesammtfläche gesteigert und der durchschnittliche Ertrag pro Hektar sich nahezu verdoppelt.« Nun liegt mir" — entgegnet Ruhland — „die gleiche Statistik vor, welche Brentano benützt hat und ich finde zu meiner größten Ueberraschung, daß Brentano in ganz eigenmächtiger Weise Ziffern herausgegriffen, welche Grohmann" — Ueber landwirthschaftliche Zustände Frankreichs in Thiel's Landw. Jahrbüchern von 1891, S. 116 — „ausdrücklich als weniger verläßlich bezeichnet. Jene Ziffern dagegen, die sich gleich auf der nächstfolgenden Seite finden und die Brentano eigentlich hätte benützen müssen . . . hat man weggelassen, weil — sie das Gegentheil von dem beweisen, was Brentano seinen gläubigen Hörern und Lesern beweisen möchte." Folgen die Nachweise. „All' diese wenigstens einigermaßen zuverlässigen Ziffern beweisen das strikte Gegentheil der Brentano'schen Behauptung." „Für die andere von Brentano aufgestellte Behauptung, daß »der durchschnittliche Ertrag pro Hektar sich nahezu verdoppelt habe«, findet sich in dem ganzen von Brentano namhaft gemachten Quellenmaterial nicht der geringste Anhalt." Außerdem berufe sich Brentano auf das „geradezu klassische preußische Edikt vom 14. Sept. 1811" (Veräußerungs- und Verschuldungsfreiheit), von dem ein Thiel gesagt, wenn seine Urheber dessen unglückselige Folgen hätten ahnen können, „dann würden sie sich lieber die Hand haben abhacken lassen, als die Verantwortung" dafür zu tragen; ferner auf einen Autor, nach welchem „die landwirthschaftliche Krisis der Gegenwart Anfangs der achtziger Jahre offenbar (!) ihren Höhepunkt erreicht habe", während dieser Autor „offenbar ganz anderer Meinung wie Brentano" ist.

Ein weiterer Abschnitt, „Mein Agrarprogramm", sieht „das Hauptübel unserer landwirthschaftlichen Mißstände darin, daß die Landwirthe ihre Güter viel zu theuer gekauft und bei der Besitzübernahme zu stark verschuldet haben". Wir dürfen wohl Ruhland dahin auslegen, daß dies nicht die Grundursache, sondern nur wieder eine Wirkung des eigentlichen Uebels, des „Andranges der Besitzlosen an die kleinsten Grundparzellen", sein soll. Die Abhülfe liege nicht in „Gebundenheit oder Theilbarkeit", sondern in einem Dritten, in einer „modernen sozialen Ordnung der Verhältnisse des ländlichen Grundeigenthums". „Die Sache ist ungeheuer einfach": jede Veräußerung geschieht einzig an eine Agrarbehörde, hauptsächlich aus einer Berufsgenossenschaft bestehend; diese besorgt Zusammenlegungen, Parzellirungen, Meliorationen je nach augenblicklichen Bedürfnissen und verkauft nur gegen baar nach dem (Ruhland'schen) „wahren Werth", d. i. dem „geldmäßigen Ausdruck für die Beziehungen dieses Grundstückes zur volkswirthschaftlichen Gemeinschaft"; anfangs etwa noch nach dem „Ertragswerth". — Eine „thatsächliche Berichtigung" gegen Brentano's Duplik vom 8. Januar beschließt die Broschüre.

Es kam uns hier in der Hauptsache nur darauf an, über Ruhland's Verwahrung gegen Brentano's anscheinend einseitige Darstellungen zu berichten; ein wissenschaftlicher Richterspruch über die beiden Parteien kommt uns nicht zu. Immerhin dürfen wir unsere Verwunderung aussprechen, daß ein Gelehrter vom Rang Brentano's und vor einem würdigen Forum sich solche Blößen in der Berichterstattung und Beweisführung gegeben zu haben scheint. Andererseits müssen wir es dem Vertrauen Ruhland's auf die Zukunft überlassen, ob denn der un-

leugbare Niedergang eines sozialen Factors — eben der deutschen Landwirthschaft — durch absichtliche und directe Bemühungen aufzuhalten sei, und müssen dem Volke selbst die Frage anheimstellen, ob Deutschland wirklich an einem Behörden- und Protectionsmangel leide; meint ja doch Ruhland, nach den vergeblichen Versuchen, an der französischen und polnischen Grenze „einen deutschen Geist in die Landbevölkerung hineinzubringen", ermögliche seine Agrarreform einen Erlaß, „daß bei allen freihändigen Veräußerungen Bewerber aus dem inneren Deutschland bevorzugt werden müssen, und in einer Generation hätten wir an der französischen wie an der russischen Grenze eine kerndeutsche Bevölkerung". Möge unser Reformator die Verantwortung für ein solches Vorgehen auf das eigene Gewissen nehmen!

Daß Ruhland mit manchen boshaften Stellen selbst viele objective Leser eher gegen sich als gegen den Angegriffenen einnehmen wird, kann er wohl selbst einsehen. Jedenfalls aber ist ihm die Bloßlegung schwacher Seiten der Angriffe gegen die Hüter eines nationalen Gutes gelungen und zu danken.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Chic.

Von Matilda Serao.

Autorisirte Uebersetzung von J. E. Mann.

Donna Livia, noch in ihrem Pelzmantel, den Schleier des schwarzen Hütchens über den Augen, die Hände im Muff, stand vor dem Kamin und wärmte sich die erstarrten Füße. Dann sah sie in der Dämmerung etwas Weißes auftauchen.

„Wer ist's?" fragte sie jählings erschrocken.

„Ich bin's, Livia, fürchte Dich nicht!" entgegnete ihr Gemahl ruhig.

„Ach Du, Riccardo? Ich hörte Dich nicht kommen," und ihre Stimme war gleich wieder weicher und fast zärtlich.

„Wie kommt es, daß man kein Licht gebracht hat?"

„Weil ich eben von der Villa Borghese nach Hause komme," antwortete sie. Dann fand sie tastend den Knopf der elektrischen Klingel und drückte. Ein Diener brachte zwei Lampen mit Schirmen, deren blaue Seide das Licht milderten. Der Salon zeigte sich jetzt in seinen ernsten Farben von olivengrünem Sammet mit altem Goldbrocat. Theerosen dufteten aus Porzellan- und Krystallvasen. Don Riccardo war im Ballanzug, schwarze Kravatte, im Knopfloch eine Gardenia.

„Schon bereit?" fragte Donna Livia.

„Ich irrte mich in der Stunde. Es ist erst sechs. Ich werde auf Dich warten." Und er streckte sich im Sessel neben dem Feuer aus, ein Bein über das andere. „Darf man hier rauchen, Livia?"

„Gewiß. Suche die Cigaretten; sie müssen dort auf dem Tischchen liegen."

„Ich bin schon versehen."

„Die Meinen sind besser, Riccardo."

„Wer hat sie Dir gegeben?"

„Guido Caracciolo, der sie von Constantinopel mitbrachte." Damit reichte sie ihm die Streichhölzer. Er machte Feuer, lehnte sich wieder zurück und rauchte.

„Euer Stiftungsbanket im Club ist also für sieben Uhr bestellt?"

„Ja, liebe Livia, um sieben. Ein Diner nur unter Männern. Das wird langweilig."

„Das will ich glauben," sagte Donna Livia und zog langsam ihre schwarzen Handschuhe ab. „Wenn Du wenigstens angenehme Tischnachbaren hättest, Riccardo, so würdest Du Dich besser unterhalten."

„Die Nachbarn sind Mario Torresparda und Filippo Ventimilla."

„Diese Villa Borghese ist ein Eisfeld —" murmelte sie und hielt fröstelnd die Hände vor die Flamme.

„Dann hast Du Unrecht hinzugehen." bemerkte der Gatte mit seiner schönen Ruhe, die sich durch nichts stören ließ.

„Du weißt, die liebe Gewohnheit . . . ah, es waren viele Leute da; eine Menge unbekannter Gesichter unter den bekannten. Die Königin hatte eine rosa Feder auf dem schwarzen Sammethut. Glaubst Du, daß mir rosa gut stehen würde, Riccardo?"

„Alles läßt Dir gut, Liebe!"

„Schöne Antwort! Endlich habe ich Maria, Clara, Margherita, Teresa, Vittoria dort getroffen; Giorgio war allein im Phaeton. Paola hat mir ein Zeichen gemacht, daß wir uns heute Abend sehen würden, ich nickte ihr: Ja! — Kommst Du auch hin?"

„Gewiß! Nach dem Essen!"

„Recht so! Ich bin zu lange — in Villa Borghese — geblieben — ich bemerkte, daß es dunkel wurde. Aber ich wußte ja, daß ich heut allein speisen müßte. Du böser Mann! Ich war auch bei Sofia — vor der Villa Borghese — ach wenn Du wüßtest, was ich heute Alles abgemacht habe — seit drei Uhr! Arme Sofia! Der Kleine hat noch immer das Fieber und magert ab. Morgen werden sie ihn in einen Shawl hüllen und in einem geschlossenen Wagen nach Tivoli fahren; wer weiß, ob ihm die Luftveränderung bekommen wird! . . ."

„Federico geht mit Sofia hinaus? . . ."

„Nein, aber er fährt jeden Tag nach Tivoli. Ein so kalter und unangenehmer Mann! Er hat nicht eine einzige Nacht bei seinem Knaben gewacht, während Sofia seit zwölf Nächten nicht mehr zur Ruhe kommt."

„Man sagt, es sei nicht sein Knabe . . ." warf Don Riccardo ein und streifte die Asche der Cigarette in den Becher.

„Ja, man sagt es. Sofia hat sich zu sehr mit Guido compromittirt. Ich bin Guido begegnet, auf dem Spanischen Platz, als ich zur Schneiderin ging. Du weißt, wegen des grauen Kleides, das ganz verschnitten ist und mir niemals sitzen wird. Ein Kleid ist wie ein Bild: einmal verpfuscht, ist nichts mehr daran zu bessern. Man muß es wegwerfen und ein anderes kaufen."

„Du scheinst seit einiger Zeit mit Deiner Schneiderin unzufrieden. Warum änderst Du nicht? Warum beziehst Du nicht Alles aus Paris? Ich verstehe Deine Geduld nicht."

„Schon recht, aber diese war mir empfohlen, und dann bekommt man aus Paris unmögliche Farben. Da haben sie Giulia ein giftgrünes Kleid geschickt! Sie hat geweint, heute. Ich bin auch bei ihr gewesen, nur eine Minute, um das Kleid zu sehen, das sie mit solcher Ungeduld erwartet hatte. Scheußlich, mein Riccardo, schauderhaft! Ein hellgrünes Kleid wie ein Laubfrosch."

Ihr Lachen trillerte durch das Zimmer. Sie hatte den Hut und den Pelz abgenommen und wiegte sich jetzt in dem Sessel auf der anderen Seite des Feuers. Zugleich beruhigte sich ihre nervöse Beredsamkeit. Langsam strich sie mit den Fingern durch das wellige Blondhaar, wie um es zu glätten. Unterdessen zündete Don Riccardo eine andere Cigarette an und sprach, das Auge auf die Gluth gerichtet, Folgendes:

„Livia, heute bist Du um drei Uhr mit der Victoria ausgefahren. Du bist sofort zu Sofia und dort bis drei Uhr zwanzig geblieben. Von da hast Du dich zu Giulia fahren lassen, wo Du dich zehn Minuten aufhieltest. Um vier warst Du vor der Thüre Deiner Schneiderin auf dem Spanischen Platz und bist gleich wieder durch die Hinterthüre, die auf die Piazza Mignanelli führt, entschlüpft. Du hast eine geschlossene Droschke genommen, Nummer 522. Sie brachte Dich nach der Via Cesarini Nr. 170. Du gingst in den ersten Stock. Dort hat Mario Torresparda eine kleine Wohnung, wo er die Damen der feineren Welt empfängt, denen es ein Vergnügen ist, ihn dort aufzusuchen. Seine eigentliche Wohnung, wo ihn seine Freunde und die Damen der Halbwelt beehren, ist anderswo. Du bist also dort von vier Uhr zehn Minuten bis fünf Uhr fünfzig Minuten geblieben. Dann tratest Du heraus, der Miethwagen brachte Dich wieder nach der Piazza Mignanelli. Du hattest kein kleines Geld bei Dir, denn man kann nicht an Alles denken. So gabst Du denn dem Kutscher zehn Lire. Endlich bist Du schnell durch den großen Eingang auf den Spanischen Platz getreten, in die Victoria gestiegen, und

diese brachte Dich vor zwanzig Minuten nach der Villa Borghese, von wo Du geradenwegs hierher zurückgekehrt bist."

Sie ließ sich auf den Teppich fallen und streckte die Arme nach ihm aus. „Verzeih," flüsterte sie, „verzeihe mir! Es war das erste Mal."

„Das erste Mal. Ich weiß es. Mario Torresparda macht Dir den Hof seit Juli, als Du in Livorno die Seebäder nahmst. Die Geschichte fing an einem Abend an. Es war Vollmond. Es schien erst ein bloßer Scherz. Dann schrieb er Dir oft, aus der Schweiz, wo er übersommerte, nach Sabbina, wo Du wohntest; alle Tage schrieb er. Du hast immer geantwortet. Es werden zweiundfünfzig bis fünfundfünfzig Briefe und Billets gewesen sein. Hier habt Ihr Euch zweimal gesehen: auf dem Pincio, und zwar am Freitag den 18. November und Sonntag den 27. Du versprachst ihm, ihn zu besuchen; doch zweimal hast Du dein Wort nicht gehalten, Montag und letzten Donnerstag. Heute endlich warst Du das erste Mal bei ihm."

„O Riccardo, Riccardo!" schluchzte Donna Livia, gleich einem kleinen Kinde. „Tödte mich lieber, statt mir solche Dinge zu sagen!"

„Nein, meine Liebe, ich habe nicht die Gewohnheit, Jemand zu tödten, und werde es auch heute nicht thun. Die Männer, welche ihre Frauen tödten, leben nur in den Romanen und Dramen von Ohnet. Ich habe gewisse Ansichten von der Ehe, die ich Dir mitzutheilen für überflüssig halte, denn Du würdest sie doch nicht verstehen. Blut vergießen? Nein, es ist nicht der Mühe werth. Wir haben uns geliebt, vor und nach der Hochzeit, eine gute, lange Zeit; dann hast Du aufgehört, mich zu lieben, wie es durchaus begreiflich ist, und natürlich hast Du einen Anderen gewollt. Sprich mir nicht von inneren Kämpfen, von Verblendung, von Eurer beiderseitigen Leidenschaft. Ich glaube ja doch nicht daran. Die Liebe nimmt ein Ende, das ist logisch. Deine Liebe zu mir hat lange genug gedauert, wie mir scheint. Ich beklage mich nicht, wie Du siehst; Du hast nichts Außergewöhnliches gethan. Und Dank jener herkömmlichen weiblichen Gewohnheit, jener Tradition, der Ihr nie untreu werdet, jenem raffinirten Geschmack, der Euch so verführerisch macht, fiel Deine Wahl gerade auf meinen guten Freund Mario Torresparda. Ich liebte ihn und mag ihn noch ebenso gut leiden. Ich werde also nicht das kleinste Duell mit ihm haben, um Dir und dem lieben Publikum eine Freude zu machen. Willst Du mir vielleicht versichern, daß er Dich verführt hat? Nein, meine Theure, das ist nicht so. Wenn Du es selbst glaubst, so irrst Du dich. Glaube mir, immer die Frauen sind es, die verführen, und der Mann läßt sich von ihnen fangen. Mario Torresparda trifft also keine Schuld. Er hat eine Frau gefunden, die mit ihm kokettirt, er ist ihr auf den Leim gegangen — der arme Kerl hat sich verliebt. Er thut mir leid; der Liebhaber einer verheiratheten Frau zu sein, hat wenig Angenehmes. Es ist eine ziemlich langweilige Stellung!"

„O wie recht hast Du, mich so zu verachten!" schluchzte sie.

„Nein, meine Liebe. Ich habe, was Deine Person betrifft, gar keine Empfindung. Ich zog die Erkundigungen über Deine Liebe ein bloß um der Wahrheit willen, aus dem ganz einfachen Drange nach Klarheit. Thue in Zukunft also, was Dir gefällt: ich werde mir die Mühe geben, die Wahrheit zu wissen. Ich warne Dich aber, denn Mario Torresparda ist ernstlich in Dich verliebt, und es wäre nicht menschlich, ihn zum Besten zu halten. Adieu, es ist sieben; ich gehe zum Diner; guten Appetit!"

„Wirst Du mir verzeihen?" schrie sie und hielt ihn am Arme zurück.

„Verzeihung? Solcher bedarf es durchaus ist. Ich finde im Allgemeinen, daß wir Männer Unrecht haben, Euch ernst zu nehmen und sogar zu heirathen. Ist dies eine Unhöflichkeit, so bitte ich um Entschuldigung. Ich gehe, denn es ist jetzt sieben Uhr. Ich komme nachher zu Paola und hole Dich ab. Guten Abend!"

„Es ist aufgetragen," meldete der eintretende Diener.

Donna Livia, noch immer auf dem Teppich, starrte in die verlöschende Flamme und dachte, ihr Gemahl Don Ricardo sei doch viel mehr Chic, als ihr Mario Torresparda.

Aus der Hauptstadt.

Capriccio aus der Woche.

Eine ungereimte Chronik.

Mirza Schaffy.

Wer dem Bismarck Denkmal-Ehrung versagt,
Hofft dadurch monumental zu sein;
Wer die Muse liebt, der zwingt sie, Magd
Und Sklavin im Königssaal zu sein;
Wer vor höchster Ungnade zittert und zagt,
Nie wagt, ein Kämpe von Stahl zu sein,
Und nur den Hungernden Grobheiten sagt,
Behauptet, linksliberal zu sein;
Wer die Starken preist und die Schwachen verklagt,
Rühmt sich deshalb, Juvenal zu sein — —
Fehlt nur der Mann, der es kecklich wagt,
Auch Mann ein einziges Mal zu sein!

Der Nothstand in Berlin.

Was Nothstand! Zelle mag's nicht hören!
Ein guter Mensch wird immer satt!
Er sitzt zu Tisch — er kann beschwören,
Daß er noch nie gehungert hat.
Das Elend schreit . . . die Wogen branden . . .
Er zieht die Mütze über's Ohr;
Sechs Gänge hat er überstanden,
Nun nimmt er noch den Käse vor.
Dann hindert er der Speisen Stauung
Im Magen mit Champagner froh;
Das Schläfchen, dienlich zur Verdauung,
Besorgt er lächelnd im Bureau.
Und kaiserliche Dankerlasse
Durch seine lichten Träume ziehn
Und rothe Adler vierter Klasse . . .
Wer schwatzt von Nothstand in Berlin?

Des Herrn Ministerialraths Kunststück.

Die Rede, drin er seine Thesen,
Langathmig ausgeführt, besprach,
Hat er im Parlament gelesen —
Das macht ihm draußen Niemand nach!

Allerlei Majestäten.

Prinz Aziz Ben Hassan Bey.

Um zu studiren unser Thun und Treiben,
Kamst du nach Deutschland, o Khedivensohn.
Möcht dein Bemühen nicht so fruchtlos bleiben
Wie deiner Gläubiger Execution!

*

Seinen Gläubigern.

Sie liebten ihn innig, und niemals vergißt
Ihr Herz den schwarzlockigen Königsknaben;
Sie merken erst, nun er verschwunden ist,
Wie viel sie an ihm verloren haben.

Prinz Boris von Tirnowo, allerhöchstem Säugling ꝛc. ꝛc.

Wär' ich sein Vater, ich spräch' ihm zu
Die Tapferkeits-Orden aller Klassen;
Gehört doch ein seltener Muth dazu,
Sich derart — lächerlich machen zu lassen.

Milan Obrenowitsch.

Es fällt der Serbennation nicht ein,
Dem Landesvater ihr Ohr zu leih'n.

Sie fürchten wahrlich zu erleben,
Er möcht' auch dies Ohr nicht wiedergeben.

Der Herr Staatssecretär.

Er schreibt Decrete, wie Runen schier,
Und Briefe, nicht zu lesen;
Es ist ein solches Klecksgeschmier
Noch niemals dagewesen.
Er gilt mit Recht im Parlament
Als der Vielgewandte, Schlaue —
Doch daß er ein Löwe ist, erkennt
Man nur — an seiner Klaue!

Knüttelverse.

Wie seltsam! Man möcht' seinen Ohren nicht trau'n!
Joßplatte von Negern im Sturm genommen!
Die Dahomey-Weiber wurden verhau'n,
Und wir — wir haben die Schläge bekommen!

Ein gefährlicher Protector.

Der Gouverneur von Kamerun
Hat ihn den Schwarzen warm empfohlen —
Ins Inn're ritt sein Schützling nun,
Sich neue Wissenschaft zu holen.
Doch stört' die Neger solches Thun,
Sie brieten ihn mit lautem Johlen . . .
Der Gouverneur von Kamerun
Hatt' ihn den Schwarzen warm empfohlen!

Durch Dick und Dünn.

Daß Weltuntergang und Kometen uns droh'n,
Copernicus' Lehren ein frecher Hohn —
Spräch's hier zu Land ein Minister, ich schätze,
Es würde mit Hülfe der Polen-Fraction
Auch dieser Blödsinn zum Reichsgesetze.

Einem Monumentenmacher.

Der Bau bringt seinem Ruhme Schaden,
Doch hält er fest und läßt nicht los.
Den Künstlersmann von Gottes Gnaden
Reizt Lorbeer weniger als — Moos.

Hannele in Paris.

Spricht Gerhart, als er über'n Rhein
Just keinen Beifall hörte schallen:
„Ich muß ein reifer Künstler sein,
Sonst wär ich nicht so — abgefallen!"

„Der Amerikafahrer".

Das war eine Posse — heiliger Entsch! —
Ein Scherzspiel, wie ich wenige sah.
Man muß es sehen. Ist doch der Mensch
Nicht nur zu seinem Vergnügen da.

Dem Tuchhändler Lubliner.

Der deutschen Dramatiker schwächliches Pack,
Deine „hohe Schule" schlägt sie im Nu.
Bestell' nur schon den Hervorrufs-Frack —
Du hast entschieden das Zeug dazu!

Oscar Blumenthal.

Ein alter Poet, deß Ruhm verblich,
Sprach: „Willst du dichten, sammle Dich!"
Der neue Meister im Lustspiel-Revier
Spricht: „Willst du dichten, sammle Dir —"

Mittel gegen den Staatsanwalt.

Alltägliches war Herrn Cohn passirt.
Es wurde, als er meuchlings verschwand,
Der Steckbrief mit seinem Portrait verziert,
Nach einem Gemälde von Meisters Hand. —

Die Häscher standen am wogenden Meer
Und sahen Jedem scharf in's Gesicht
Und sah'n in den Steckbrief. Cohn kam daher.
Doch sieh: die Schergen erkannten ihn nicht.

Ein Arier war Cohn, so viel ich weiß,
Und zwanzig Jahre zählte er knapp.
Statt seiner führte man einen Greis
Und einen Malay'n als verdächtig ab. —

O Jüngling, der du in Börsennäh'
Dich tummelst: so lange dein Stern noch strahlt,
Sei klug wie Jener, dessen Portrait
Frau Vilma Parlaghi-Krüger gemalt!

Dementi.

Ein Märchen klang, seltsam und wunderbar,
Daß jüngst der Reichstagsboten Schaar
Kunstfragen erwogen hatte.
Zum Glück erklärte sich alles — es war
Nur eine Kunstbutter-Debatte!

Die Ganz-Humanen.

Der Winter ist kalt. Und sie bitten und schrei'n:
„Gedenket der darbenden Vögelein auch!" —

Der darbenden Menschen im Friedrichshain
Gedenken sie — mit dem Gummischlauch.

Immer hübsch wissenschaftlich.

Es werden über das Elend der Welt
Und der Arbeitslosen darbende Horden
„Zur Zeit" Erhebungen angestellt . . .
Bis es allmählich Sommer geworden.
Der Bettler folgt der Debatte gespannt
Und fastet gerne, friert und lungert;
Zu wissen ist's ihm hoch interessant,
Nach welcher Definition er verhungert.

Timon d. J.

Das National-Denkmal.

Wenn man sich über eine Thatsache in der Angelegenheit des National-Denkmals freuen kann, so ist es der Umstand, daß die allegorischen Damen ringsum den Begas'schen Entwurf zu Fall zu bringen scheinen. Sie „bedeuten" nichts, sie haben bei „Wörth und Sedan" nicht mit gefochten. So hört man sagen. Und wer das sagt, hat sicher sein gutes Recht. Es wäre ein wahrer Fortschritt, wenn der Bildnerei durch Volksbeschluß die „Tugenden" abgeknöpft würden, der zopfigste Theil ihres Schaffens!

Wozu machen wir denn ein Denkmal und besonders eines für Kaiser Wilhelm I.?

Damit wir ihn nicht vergessen? Ich glaube nicht, daß diese Gefahr sehr groß ist. Wahrscheinlich wird sein Name das Denkmal überdauern, und sei dies noch so groß.

Damit wir ihn ehren? Er ehrte sich selbst; ein Denkmal würde einen minderen Mann nicht ehrenwerther machen und fügt dem Großen nichts hinzu.

Wir machen das Denkmal doch wohl um unserer, um der Nation selbst willen. Wir wollen einen aus unserer Mitte über die Anderen erheben, damit wir ihn stets vor Augen behalten. Es soll das Denkmal sagen, wie hoch wir ihn hielten und wie werthvoll uns sein Andenken ist. Es soll weniger eine Belohnung für gute Thaten als ein Ansporn zur Nachfolge sein.

Wenn es fertig sein wird, dann vergißt man ja wohl den Streit, der an die Errichtung sich knüpfte. Für das Denkmal Friedrichs des Großen hat der Wettbewerb der besten Künstler der Zeit von 1779 bis 1840 gedauert: Tassaert, Schadow, Gilly, Langhans, Schinkel u. A. haben dafür gezeichnet und modellirt. Erst wollte man einen Denkmal-Platz schaffen, ehe man das Denkmal setzte. Dann wurde der Plan immer kleiner und endlich kam der sonderbare Kachelofen zu Stande, auf welchem der König reitet. Und die Nation ist zufrieden damit. Es gibt ja viel daran zu sehen, viel Soldaten, Generale, und unter jedem steht groß der Name, so daß man keinen Katalog zu kaufen hat. Man hat sich völlig über das beruhigt, was einst die Menschen so sehr erregte, daß nämlich Kant und Lessing unter dem erhobenen Schwanz des Pferdes stehen und daß die vier Eckreiter auf einem Münchhausen'schen Pferde zu reiten scheinen, auf jenem, dem die Kanonenkugel den Hinterkörper abriß, daß die vier „Tugenden" des großen Friedrich im Denkmal so gar klein sind und was man sonst sagte.

Man hat sich vor allem darüber beruhigt, daß der alte Fritz so wenig

ideal aufgefaßt ist. Der Streit darüber war lebhaft: Ob er, der sich selbst höchst klassisch fühlte und mit Voltaire in römischen Gedanken und Empfindungen zu leben glaubte, besser in der Toga oder mit dem Krückstock abzubilden sei. Und was das Denkmal beliebt machte, ist zweifellos der Krückstock, nicht der Königshermelin, den Rauch nicht entbehren zu können glaubte, sind die echten Stulpstiefel und Pistolenhalter, der Dreispitz und die Uniform. Das heißt: der alte Fritz trat uns dadurch nahe, daß er wenig idealisirt wurde.

Nicht weit davon steht der große Kurfürst. Wer Schlüter's Kopf mit den Bildnissen Kleinerer aber Genauerer vergleicht, der wird sehen, wie stark er von der Portraitähnlichkeit abweicht. Dazu trägt der Rector eine altrömische Tracht. Er ist also gänzlich ungenau, unwuklich dargestellt. Und wieder schlug er ein. Das Volk stellt sich den Kurfürsten so vor, wie ihn Schlüter gestaltete, vielleicht weil es so stark idealisirt ist.

Es ist also nicht wohl die Auffassungsart, nicht das System, nach dem der Mann dargestellt werden muß, damit das Bildwerk im Volke lebendig werde, sondern das Räthsel liegt in der Kraft des Künstlers, seinen Helden plastisch lebendig zu machen. Das Denkmal des alten Fritz wäre ein trostlos ledernes Ding, ein Tafelaufsatz mit mehreren Lagen Menschenkompot unter der vergrößernden Lupe gesehen, wenn nicht Rauch in den einzelnen Gestalten und namentlich im Reiter sein Bestes gethan hätte. Die vier Sklaven am Schlüter sagen uns nichts, sind Allegorien so gut wie die Frauenzimmer um Kaiser Wilhelm I. auf dem Denkmal des Begas — und man wird sie doch nicht missen wollen.

Das, was also das Volk und sein Vertreter, der Reichstag, für das Denkmal geben kann, ist nicht eine Idee. Die Idee schafft wenig, die Durchführung alles. Man kann mit Realismus ein Denkmal verpfuschen, wie schon so viele aus Idealismus verpfuscht sind. Man denke an Friedrich Wilhelm III. im Lustgarten, der Rauch's „Fehler", dem Schwanken im Maßstabe der Sockelfiguren, begegnen wollte und daher solche von der Größe und — Leerheit des Königsbildes anbrachte. Die Nation kann nur Geld hergeben und einen Künstler auf ihr Panier schreiben, den sie liebt und dem sie vertraut.

Geld! Der große Kurfürst hat nach den unlängst veröffentlichten Rechnungen circa 150,000 Mark gekostet. Damals hatte Brandenburg 1½ Million Einwohner. Das Gedächtniß kostete also pro Kopf etwa 10 Pfennige. Heute hat das Reich 50 Millionen Einwohner. Wenn wir also nur mechanisch gleich thun wollen dem, was die arme Mark Brandenburg vor 200 Jahren bei dem damaligen hohen Kaufwerth des Geldes that, so wären 5 Millionen der rechte Betrag für das Denkmal. Dazu kommen 1½ Millionen, die wir für den Bismarck sammelten. Denn gleich am Tage, nachdem Bismarck mit dem Kaiser „versöhnt" war, kam die Commission für das Bismarck-Denkmal aus ihrem Mauseloch herausgekrochen, witterte mit dem für etwaige Gefahren so fein organisirten Näschen in der Luft herum, ob die böse Katze kaiserlicher Ungnade wirklich abgezogen sei und tanzte nun mit lautem Pfeifen auf dem Königsplatz herum, der Welt verkündend, sie sei noch nicht todt vor Schrecken, sie habe sich nur eine Zeit lang todt gestellt. Die Zeitungen erzählen, man wolle den Königsplatz für das Bismarckdenkmal verwenden. Das ist ja auch ganz löblich. Aber ist nicht eine Verschmelzung dessen, was zusammen gehört, zu wünschen!

Bismarck gehört zum Kaiser Wilhelm und er wird neben ihm am liebsten und besten stehen. Er muß dorthin, wo sein alter Herr sich befindet. Also wozu ein besonderes Bismarckdenkmal? Kaiser Wilhelm I. würde gewiß gern auch im Denkmal wie im Rathe seinem besten Rathgeber folgen!

Geld muß aber dann erst recht bewilligt werden, und man muß als Abgeordneter den Muth haben, die Ehre der Nation auch der Nation gegenüber zu vertheidigen!

Und der Mann, der Künstler? Ich wüßte keinen in Deutschland, den man mehr für berufen zu der Aufgabe hält als Begas, trotz der Mißerfolge gerade beim Kaiser-Denkmal. Er ist kein Concurrenzheld, er siegte nicht in Skizzen, aber auch unter den Künstlern hält man ihn als den berufenen Mann. Es ist in den Wettbewerbungen keine künstlerische Skizze erschienen, welche mit zwingender Gewalt das Auge auf sich gelenkt hätte. Es ist noch kein Kaiserdenkmal geschaffen, welches uns wünschen ließe, daß sein Schöpfer zum Lysippos Wilhelms I., zum Patentinhaber für dessen Bildnisse werde.

Wenn also Geld und Begas da sind, hat die Nation oder der Besteller nur noch für eines zu sorgen: Nämlich für das, was jetzt die Hauptsache geworden ist, für den Platz.

Ein Denkmal kann man nicht überall hinstellen. Es ist abhängig von der Umgebung. Nun kann man entweder das Denkmal in eine vorhandene Umgebung hineincomponiren oder um ein Denkmal eine Umgebung schaffen. Im ersteren Fall ist die Umgebung, in letzterem das Denkmal das Bestimmende, also die Hauptsache.

Hieran scheiterte Begas' Entwurf. Selbst Blätter, wie der „Neue Kurs" brachten Darstellungen, welche seine Unmöglichkeit beweisen sollen. Der Platz am Schlosse eignet sich nicht ohne gründliche Umgestaltung. Es muß eben doch das Project des Architekten Ziller wieder hervorgesucht werden, jenes mit dem „Ententeich", das Eugen Richter zu seinem Eintagstriumph über den Kaiser verhalf. Der monumentale Unverstand von „tout Berlin", das sich damals in einem Entrüstungstaumel stürzen ließ, weil eine monumentale Idee vor ihm auftauchte, hat eben kurze Beine, er stolpert schon nach wenig Jahren über seine eigenen Beschlüsse hinweg. Das was der Reichstag jetzt zu schaffen hat, ist vor Allem eine freiere, größere Anschauung über den Werth des Denkmals, eine Unterdrückung des Richter'schen Geistes, der im jetzigen beengten und beschränkten Plane sitzt. Freiheit für den Bildner, welcher es auch sei, daß er die Umgebung zu seinem Werk, nicht das Werk zur Umgebung gestalte.

Freilich — wenn wir größer dächten, wenn wir einen Schimmer von der künstlerischen Denkweise hätten, welche vor 200 Jahren Berlin beherrschte — dann würden wir nicht die großen Denkmale alle auf einen Platz zusammenpferchen, sondern für die Erinnerung an eine große Zeit, einen eigenen großen Platz schaffen.

Und da kommen wir zum letzten Schluß: der Architektur muß zunächst das Wort gegeben werden, um den rechten Platz zu schaffen. Und als die Architektur sprach, überzeugte der Plan von Rettig und Pfau alle Beschauer am meisten, jener Plan, der das Siegesdenkmal auf dem Königsplatz als Ruhmeszeichen Wilhelms I. und das Parlamentshaus als das Ergebniß seines emigenden Wirkens, und eine Ruhmeshalle der großen Männer jener Zeit — Alles dies Zusammengehörige zusammenfaßte zu einem künstlerischen Ganzen.

Baut den Platz, baut ihn nach dem Plan der beiden süddeutschen Künstler und laßt Begas in diesen künstlerisch abgeschlossenen Platz das Beste stellen, was er an der Wiedergabe Kaiser Wilhelms I. vermag!

Cornelius Gurlitt.

Dramatische Aufführungen.

„Der Amerikafahrer". Ein Scherzspiel von Max Halbe. (Neues Theater.) — Verbotene Früchte. Lustspiel in drei Acten von Emil Gött. — Die Minnekönigin. Lustspiel in einem Act von Hans von Gumppenberg. (Königliches Schauspielhaus).

Im Neuen Theater reiten die Todten schnell, — so schnell, daß ihnen die Kritik kaum folgen und höchstens noch den Leichenschein ausstellen kann. Zwar weckte Elsa v. Schabelsky's Schauspiel „Gisela" am ersten Abend sehr stürmischen Beifall, aber wer unser Premièrenpublikum kennt, nahm ihn nicht ernst und wußte zum Voraus, daß auch für den Fall einer „günstigen Presse" jede Wiederholung vor leeren Bänken stattfinden würde. Da unser Urtheil über Frau Wohlbrück's „Recht auf Glück" fast Wort für Wort auch für die talentvollere „Gisela" paßt, so wenden wir uns dem neuesten Unglücksfall am Schiffbauerdamm zu, dessen Leidensheld schon um seines wohlverdienten früheren Erfolges willen größere Beachtung verdient.

Eine Kalenderanekdote in drei Acten. Der westpreußische Schneider und Nachtwächter Polzin wird von seiner lebenslustigen Frau und ihrem Verehrer vermittelst einer Ueberfahrt-Freikarte nach Amerika geschafft. Der Liebhaber findet aber als neues Hinderniß einen Nebenbuhler, und die beiden eifersüchtigen Galane stehen sich unausgesetzt und so lange im Wege, bis der Ehemann, der als Krüppel vom Auswanderungsagenten abgewiesen wird, aus Berlin zurückkehrt. Eine äußere Verwandtschaft mit Kleist's „Zerbrochenem Krug", wo die Hauptperson ja ebenfalls lahmt und auch Euer nach Amerika geschickt werden soll, ist unverkennbar, besonders aber die verwandte behagliche Breite der dörflichen Milieu-Schilderung, gerade jene Eigenschaft, die dem klassischen Lustspiele den zweifelhaften Ruhm des umfangreichsten Einacters verschafft hat. Man weiß, daß diese Weitschweifigkeit seinem Bühnenglücke stets im Wege stand, weshalb er noch heute nur in der F. L. Schmidt'schen Kürzung und Verwässerung gegeben wird, nachdem Goethe's verhängnißvolles Auskunftsmittel, das Stück in drei Acte zu theilen, den ersten Durchfall in Weimar veranlaßt hat. Halbe hat nun an seinem „Scherzspiel" die unvorsichtige Dreitheilung selbst vorgenommen, und was in einem flüchtig vorüberhuschenden Aufzug vielleicht ansprechen konnte, wird jetzt zur ausgiebigen Länge eines qualvollen Theaterabends breitgetreten. Wenn wenigstens ein humorvoller Stoff und eine witzige Ausführung entschädigen würden, aber dieser in dem einem Fall verhinderte Ehebruch einer frechen Dirne ist von einer trübseligen Komik, und die gewählte Form trägt ihr Möglichstes dazu bei, um dem Stoßseufzer des Galans: „Erlöse uns von allem Uebel, Amen!" jenseit der Rampe einen jubelnd zustimmenden Wiederhall zu bereiten. Der Unsinn, diese Dorfbewohner in Reimen sprechen zu lassen, scheint unserem „consequenten Realisten" nicht klar geworden zu sein. Er behandelt seine Knittelreime einfach naturalistisch, läßt sie mundartlich anklingen und füllt sie statt mit Witz mit volksthümlicher Derbheit im „Reim dich oder ich freß dich"-Stil Hans Sachsens, aber freilich ohne dessen köstliche Naivetät.

„So? Jetzt gerade zum Schabernack!
Den alten Schmuck nicht lassen mag!"
. . . „Weißt ja, trag' lange schon den Plan,
Wandern mitsamm nach Amerikan!"
. . . „Wer ist da draußen? Komm her, du Spitzbub!
Suchst ihn vielleicht noch in der Mistgrub?"

Kein Wunder, daß der Herr Director, dem doch eine Pariser Zote nicht so leicht bange macht, einige bereits im Druck erschienene Offenherzigkeiten ängstlich gestrichen hat:

„Fixirt mal, Meister, mein Hintertheil!
Charmir' mit der schönen Frau derweil."
. . . „Das war mein Allerwerthester!
Gebt besser Acht, Verehrtester!"
. . . „Hättst besser die Augen aufgerissen!
Dir nicht vor Angst . . .!"

Der Dichter der „Jugend" wird wohl schon heut einsehen, daß es unklug war, mit diesem klobigen Scherz aus der Kneip-Zeitung seinen Ruf bloß-

zustellen und seinen Mitstrebenden zu schaden. Denn allerorten steht es schon schlimm genug um den dramatischen neuen Kurs, der sich bis heute noch auf keinem Repertoire erhalten hat und bei weiteren Mißerfolgen überhaupt nicht mehr den Weg vor ein Theaterpublikum offen finden wird. Der Erfolg idealistischer Märchenspiele und historischer Ausstattungsstücke gibt nach dem Lärm der Freien Bühnen zu denken, und schon rüstet sich der furchterliche Lubliner wieder zum Einzug . . .

Aus den einigen zwanzig Zwischenspielen des Cervantes, die uns das Königliche Schauspielhaus dem Anschein nach allmählich in modernem Aufputz vorzuführen beabsichtigt, hat Herr Emil Gött den Stoff zu seinem ganz allerliebsten Versscherz entnommen und den verstaubten Dialog des Don Quixote-Dichters für unseren Geschmack so geschickt, verständniß- und poesievoll erweitert, daß ihm für die fleißige und brave Arbeit ganz gewiß die Censur Ia gebührt. Ein junges Eheglück wird von der Eifersucht des Gemahls übel geplagt, und diese verfehlte Politik des Sieur de Grommelard, die sie zu ständiger Beschäftigung mit allerhand kitzlichen Gedanken zwingt, erweckt in ihr ganz selbstverständlich die Evabegier nach der köstlichen, verbotenen Frucht. Als deshalb der Sieur eines Tages eine Reise thut, läßt sie geschwind einen schon bedenklich alternden Freund zum Souper entbieten, und ihre Zofe, dienstwillig und folgsam wie immer, holt gleichfalls den Gentleman, dem ihr heißes Herz gehört. Auch dem tugendsamsten Gemüth wird es leicht sein, zu errathen, welche verdrießlichen Scenen sich nun im Schutze der provençalischen Nacht abspielen mußten, wenn nicht zufällig ein fahrender Scholare des Weges käme, der uns allen aus Wolff's und Baumbach's unvergänglichen Schöpfungen wohlbekannte deutsche Jüngling. Er amüsirt sich, die Tafelnden und das geschätzte Publikum nach allgemein beliebter Scholastenart, gleichzeitig aber versteht er es, den Dämchen die Nichtsnutzigkeit ihrer Freunde sonnenklar und dem im dritten Acte heimkehrenden Sieur de Grommelard allerlei spaßhaften Hokuspokus vorzumachen, so daß der wackere Hauswirth davon absieht, den hinter seinem Rücken begangenen groben Unfug strafrechtlich zu verfolgen. Diese Handlung ist zwar üppig, mit der verglichen, die Herr Halbe seinem gescheiterten „Amerikafahrer" mit auf den Weg gegeben hat, aber es bedarf doch schon der ganzen, liebenswürdigen Kunst des Herrn Gött, seines prächtigen Humors und seiner sehr hübschen Verse, um drei Acte mit ihr zu füllen und doch Langweile zu verhüten. Er spinnt zwar nothgedrungen die Situationen breit aus und verweilt bei jedem guten Witz länger als es eigentlich des Landes Brauch, aber er überrascht dafür auch immer wieder mit neuen komischen Effecten und erquickt besonders durch die feine, reiche Charakteristik seiner Personen. Die hübsch durchgeführte Entwickelung stockt nur im dritten Acte, wo der Autor, um vorwärts zu kommen und seine Gäste bei guter Laune zu erhalten, bedenklich mit verbrauchten Possenschablonen wirthschaftet und sogar vor Späßen nicht zurückscheut, die wirklich in's Adolf-Ernst-Theater und seine Commandoten gehören. So, wenn ein rupiger Kamin die beiden Liebhaber aufnehmen muß, so, wenn der Schalast dem Sieur die lehrhafte Geschichte eines sehr thörichten Mannes erzählt und Grommelard, ohne zu ahnen, daß er der Held des Histörchens ist, eben diesen Helden fortwährend, unter herzlichem Lachen, Esel und Rindvieh titulirt. Kotzebue hat, das ist authentisch, einen Mitarbeiter, der ihm diese Situation vorschlug, in's Greisenspittel schaffen lassen, und heute leben von so altem Leder höchstens noch die Blumenthaler. Wie dem berühmten „Talisman" kam auch der Gott'schen Komödie ganz ungemein der Umstand zu statten, daß sie in Jamben über die Bühne tänzelte. Gött's dramatische Muse spricht sehr langsam, sehr bedächtig, ruht gern unterwegs aus und schweift vom Thema ab; bei einem Prosawerk würde ihr diese Eigenschaft leicht zum Verderben gereichen, im Versstück scheint sie natürlich und gefällig. — Emil Gött's Talent wird noch schönere Bijouterien als diese „Verbotenen Früchte" herzustellen wissen, und wir freuen uns aufrichtig eines Poeten, dessen Grazie, naiv und natürlich, aus reinem Herzen quillt, nicht von einem Tantièmemann ausgeklügelt und „für die Bühne bearbeitet" ist.

Ein homo novus wie Gött ist auch Hans von Gumppenberg, der, irr' ich nicht, seiner Zeit mit dem Vortrag eines Henckell'schen Gedichtes Malheur hatte — Ehre dem königlichen Schauspielhaus, das so wenig büreaukratisch und so künstlerisch frei dachte, daß es den jungen Poeten trotzdem zu Wort kommen ließ! Hätte die loyale Berliner Stadtverordneten-Versammlung ein Theater zu leiten, so wäre Gumppenberg sicherlich nicht auf den Spielplan, sondern vor die Thür gesetzt worden ... Sein jambischer Einacter „Die Minnekönigin" enthält einen recht ansprechenden Vorwurf, der mit gehörigem Humor und dramatischem Feuer auszuführen dem Verfasser leider nicht geglückt ist. Bohemund von Stauff liebt zärtlich, mit sozusagen posthumer Galanterei, die wunderschöne Nicpause de Grace, die Königin eines Minnehofes in der Auvergne, und natürlich liebt sie ihn wieder. Er ist aber ein Mann, der in den Kern aller Dinge sieht; er will nicht sowohl seiner äußeren Gestalt, als seiner braven Gesinnung und inneren Tüchtigkeit wegen geliebt werden. Nepause zu prüfen, naht er im Gewand eines hungrigen Landstreichers vor sie hin, häßlich und zerlumpt, nur sein gutes Herz bleibt unverkennbar. Die Minnekönigin aber durchschaut und beschämt ihn; sie naht ihm in ähnlich häßlicher Verkleidung entgegen und beweist, daß Tüchtigkeit und Edelsinn es allein nicht thun, daß man sich vielmehr auch Mühe geben müsse, sie in schöne Form zu hüllen. Dies Versteckspiel hätte den lärmenden Beifall, den es wie Gött's Lustspiel fand, verdient, wenn sein Verfasser nicht noch allzu oft bedenkliche Flügelschwäche verriethe und mit der Handlung wie mit der Idee besser zu wirthschaften verstände. Einstweilen gleicht er seinem Bohemund, der ein guter Kerl ist und in dem wirklich „viel steckt", der's aber nicht merken lassen will. — Die Jamben scheinen an Geschmacklosigkeit und witzlosem Mißklang des öfteren mit Halbe's Knüttelversen wetteifern zu wollen. Mein Gott, der Mensch muß doch keine Verse schreiben! Warum thut er's denn, wenn er's absolut nicht kann? —

Notizen.

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl Leimbach. (Frankfurt a. M., Kesselring.) Nach langer Zeit liegt uns wieder eine neue Lieferung des großangelegten Werkes vor, das den Leser mit bedeutenden und weniger bedeutenden Ereignissen auf dem Gebiet der neueren Poesie bekannt macht. Der Verfasser, ein verdienstvoller Schulmann, hat die Verbreitung seines Werkes namentlich in Schule und Haus im Auge, weshalb er überall seinen positiv christlichen Standpunkt betont. Eine große Anzahl von Dichtern tritt uns schon in diesem Hefte entgegen, die vielen Freunden der Literatur noch unbekannt sind und doch einen weiteren Leserkreis verdienen. Für die Biographie sind die besten Quellen benutzt, wo diese nicht ausreichten, hat man sich an die Dichter selbst gewandt. Die Charakteristik lebender Schriftsteller ist besonders schwierig, aber da der Verfasser ästhetisches Urtheil und Geschmack besitzt, so kann man ihm meist beistimmen. Man hat auch überall das Gefühl, daß er nicht nach bloßem Hörensagen urtheilt, wie so mancher Verfertiger dickleibiger Literaturgeschichten, sondern die besprochenen Werke ganz genau kennt. Er ist gerecht, mild, aber auch sehr strenge, wo er schädliche Tendenzen aufspürt, so in der Charakteristik Lindau's, dessen bedeutenderer Bruder Rudolf übrigens wunderlicher Weise vergessen ist.

Bibliographie des Sozialismus und Communismus. Von J. Stammhammer. (Jena, Gustav Fischer). Der Verfasser versichert, daß er „in 15jähriger mühevoller Arbeit nicht nur alle ihm zugänglichen speziellen Vorarbeiten benutzt, sondern auch die viele hundert Bände umfassenden allgemeinen bibliographischen Werke Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens und die Kataloge zahlreicher Büchersammlungen, insbesondere der sozialökonomischen Fachbibliotheken, einer genauen Durchsicht unterzogen" hat, und er liefert von der gewaltigen sozialistischen Literatur eine sehr brauchbare und verdienstvolle Bibliographie. Trotzdem ist seine Liste der sozialdemokratischen Zeitungen nicht vollständig; die Publicationen von Lassalle fehlen und der „Vorwärts" ist von 1876 bis jetzt nicht ununterbrochen erschienen. Auch haben wir unter den Autoren einige bekannte Namen vergeblich gesucht, wie Tschernischewsky, den Präsidenten und Lustspieldichter J. B. v. Schweitzer, den Landwehrhauptmann Burkli, Eduard Bernstein in London u. A. Gleichwohl ist es eine tüchtige Arbeit, die viel seltene Flugschriften und sturmverwehte Unica verzeichnet und wenigstens dem Namen nach der Vergessenheit entreißt.

Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung. Von Theobald Ziegler. (Stuttgart, Göschen.) Das Buch richtet sich an die Gebildeten jedes Standes, denn es enthält gemeinverständliche Darlegungen allerdings abstracter Begriffe, die jedoch so glücklich und klar mit dem Leben und den Erfahrungen verbunden sind, daß sie dadurch allgemein verständlich und anziehend werden und obendrein zum Nachdenken anregen. Das Gefühl, von seiner ersten Phase als „Bewußtsein" bis in seine äußersten sittlichen Folgerungen entwickelnd, zeigt der Verfasser das Egoistische der Menschennatur an manchem unerwarteten Punkte. Man mag über dies und das anderer Meinung sein, als Ziegler, auch es vorziehen, seine Religion an anderen Quellen zu schöpfen, als bei ihm — das wird man jedoch zugeben müssen: sein Werk über das Gefühl bedeutet einen Fortschritt auf dem Gebiete einer gesunden und unbestechlichen Ethik. E. B.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien bei Fr. Aug. Eupel in Sondershausen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Judenfrage,

vom staatswissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet.

Von

Dr. Karl Walcker,

Dozenten der Staatswissenschaften a. d. Universität Leipzig.

Preis 1 Mark.

(Kann auch direct vom Verleger gegen Einsendung von ℳ 1,05 franco bezogen werden.)

Der Verfasser ist den Lesern der „Gegenwart" als Mitarbeiter derselben bekannt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zum Abonnement empfohlen:

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten und neuesten schonwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist und bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

Der Jahrgang 1894 wird obengenannte Werke und solche anderer Autoren enthalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

A. Gerloff,

Nauen bei Berlin.

Gr. Massower (Pommern) **Gold- u. Silberlotterie** schon 15. u. 16. Februar. Gstgw. **259000** Mk., **6197** Gw., Hptg. **50000, 25000** Mk. u. s. w. 1 Orig.-Los nur **1** Mk.

Gr. Geldlotterie schon 15. u. 16. Februar u. 15. u. 16. März. Gstgw. **92000** Mark. Hauptgw. **30000, 2** à **10000** Mk. u. s. w. **6004** Gw. 1 Orig.-Los nur **3** Mk., ½ Ant. 1,75, ¼ 1 Mk., 1/80 **nur 10 Pfg.** (alle für 2 Zieh. gültig).

Gr. Geldlotterie schon 20. Februar Hauptziehung. Gstgw. **55000** Mk., Hptgw. **25000** Mk., **1118** Gw. 1 Orig.-Los nur **2** Mk, ¼ 55 Pfg., 1/40 **nur 10 Pfg.**

Gr. Geldlotterie schon 2.-20. März Hauptziehung. ev. **500000** Mk., **200000, 100000, 50000, 40000, 30000, 2** à **20000, 5** à **10000** Mk. u. s. w. Niedrigster Gewinn **155** Mk. **47000** Lose, **27200** Gew. Fast die **Hälfte gewinnt.** Höchste Gewinn-Aussicht. 1 Orig.-Glückslos nur 16 Mk. 1 Mk. Los u. Ant. 11 für 10. **Porto 10 Pfg., jede Liste 20 Pfg.**

Soeben erschienen:

Steiner,

Philosophie der Freiheit.

Ein im modernen Geiste geschriebenes Buch, als Protest gegen die Individualitätslosigkeit und das Schablonenthum in Wissenschaft und Leben. In der Auffassung und Darstellung frei vom Pedantismus der Schulgelehrsamkeit.

Preis 4 Mark.

Verlag von Emil Felber, Berlin S.W.,
Anhaltstraße 6.

Niemand

darf sich für vollgebildet halten, ehe er sich ein menschenmöglichst vollkommenes Bild der Welt gemacht hat. In der einfachsten, umfassendsten, zuverlässigsten und gründlichsten Weise vermittelt dies jedem

Das Bild der Welt.

Von

einem Menschen.

Nebst dem 1. Heft der Erläuterg. gegen Einsendg. von 1 ℳ fr. z. bez. v. **A. Matthes, Berlin,** Schlegelstraße 23. **Für Buchhändler:** 5 Ex. 3,50, 10 6 ℳ.

Erfolgreichste Reclame

in Berlin

durch

Aufstellung von Arrangements oder Auslage von Original-Waaren

in der

Urania-Säule.

Neueste Reclame

(in Vorbereitung),

Bewegliche Dioramen im Innern der Säule.

Einblick gratis.

Jede sonstige Information ertheilt die

Urania-Uhren und Säulen-Commandit-Gesellschaft
Berlin C., Spandauerbrücke 11.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 7. Berlin, den 17. Februar 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Börse und Presse. Von ***. — Die Verschuldung der deutschen Landwirthe. Von einem Holsteiner Bauer. — Wiener Personencultus. Von Ferdinand Groß. — **Literatur und Kunst:** Zur Kunst und Kunstgeschichte. Von Cornelius Gurlitt. — Vom Dresdner Kunstleben. Von Verus. — **Feuilleton:** Die Furcht. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt:** Der Kaiser in Friedrichsruh. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Börse und Presse.

Es ist kein Zweifel, daß, nachdem die auf Grund von 3600 Seiten großen Formats gefaßten Beschlüsse der Börsen-Enquête-Commission die Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften gefunden haben, der giftige Boden, welcher mit seinem verpestenden Hauche die Wohlfahrt der deutschen Wirthschaft gefährdet, Millionen deutschen Kapitals dem Nationalvermögen entzogen hat, sich nunmehr in einen zarten Blumengarten verwandeln wird, in dem das brave „Privatpublikum" harmlos sich vergnügen und ungestraft duftende Knospen pflücken kann. Die giftigen Pflanzen, die bösen ausländischen Werthe, von denen eine alte Mär erzählt, daß sie wesentlich zu dem einstigen Flor unseres Kapitalmarktes beigetragen und damit die Befruchtung des deutschen Unternehmungsgeistes und den Kredit der deutschen Staaten in hohem Maße gefördert haben, werden durch eine strenge „Emissionsbehörde" ausgerottet werden, in der neben den Börseninteressen auch die „Interessen der Gesammtheit" in angemessener Weise vertreten sein sollen. Zu diesen Allgemeinvertretern sollen „Männer der Wissenschaft, insbesondere auch hervorragende Nationalökonomen" ausgewählt werden, also Leute, die practische Schulung und Erfahrung im Bankfache nur vom Hörensagen kennen, dafür aber mindestens ein Lehrbuch über die Grundlagen der modernen Finanzwissenschaft und mindestens drei Flugschriften über die Vortheile und Nachtheile des heutigen Währungssystems verfaßt haben müssen. Den schlimmen Verlusten, welche das arme Privatpublikum an Patent Seel und italienischer Rente, an Türkenloosen und Lindenbau-Verein, an Popp'scher Druckluft und Griechenlands Staatsgarantien erlitten hat, wird man nunmehr mit Ruhe und Sicherheit entgegensehen können, da nach dem neuen Verantwortlichkeitsparagraphen, den die Commission erfunden hat, man alle Verluste mit Leichtigkeit auf die Emissions- und Gründungshäuser wird abwälzen können. Es ist dazu „nur" nothwendig, daß das einführende Haus im Prospecte „unrichtige oder unvollständige Angaben" gemacht, die Unrichtigkeit oder Unvollständigkeit „gekannt", „böslich" eine ausreichende Prüfung der Abgaben verabsäumt hat, und der Kaufende als „sorgfältiger Mann" nicht, ungeachtet der falschen Angabe, „die wirkliche Sachlage kennen" oder doch diese Angaben „für seinen Erwerbsentschluß als unerheblich erachten" mußte.

Durch eine ebenso einfache und sinnreiche Vorschrift soll auch dem corrupten Zusammenwirken von Börse und Presse ein Ende gemacht und die Presse von jenen schmutzigen Elementen gesäubert werden, bei denen zuweilen das Gefühl für Preußisch-Courant feiner ausgeprägt ist, als das Interesse für das Wohl ihrer geschätzten Abonnenten und Leser. Es soll nämlich durch den von der Commission neugeschaffenen „Börsen-Disciplinarhof" mit Verwarnung, Verweis, zeitweiliger oder dauernder Ausschließung aus der Börse geahndet werden:

> „Die Gewährung und Annahme von Geschenken in der Absicht, Aeußerungen in der Presse zu Gunsten oder zum Nachtheil gewisser Unternehmungen herbeizuführen oder zu unterdrücken."

Neben einigen Großfinanziellen waren bekanntlich auch Vertreter der siebenten Großmacht dazu auserkoren worden, aus dem Schatze ihrer Erfahrungen und ihres Wissens das Material zu dieser Bestimmung zu liefern. Es ist uns nicht bekannt, nach welchen Grundsätzen die Commission bei der Auswahl dieser Vertreter aus der bunten Schaar wimmelnder Börsenjournalisten verfahren ist. Jedenfalls ist ein gewisser Humor in der Zusammenstellung nicht zu verkennen. Gegenüber dem christlich-germanischen Herrn Müller, der als früherer Handelsredacteur des „Reichsboten", jetziger der „Kreuzzeitung" nur mit frommem Schaudern den Spielsaal in der Burgstraße betritt, steht der jüdisch-demokratische Herr Cohnstädt, der die gleiche Machtstellung an der „Frankfurter Zeitung" innehat. Die bindenden Mittelglieder werden durch die Herren Wiener vom „Berliner Tageblatt" und Christians vom „Deutschen Oekonomisten" nach der einen und anderen Seite hin dargestellt. Während Herr Cohnstädt die an ihn gestellten technischen Fragen mit Geschick und Sachkenntniß zu beantworten weiß, scheinen ihm thatsächliche Erlebnisse während seiner langen Thätigkeit fern geblieben zu sein. Nur in einem Falle ist ihm eine Summe von mehreren Tausend Mark zugeschickt worden als angebliche „Gewinnbetheiligung"; was er indeß nicht anders aufgefaßt hatte, als ein „reines Versehen" und in diesem Sinne es auch zurückgeschickt hatte. Im Allgemeinen hält Herr Cohnstädt die Presse für ein „anständiges" Institut, das „gar kein Interesse" daran habe, ob dies Papier oder jenes begünstigt oder angegriffen wird. Von Beispielen eines Ineinanderarbeitens der Presse mit dem Baukgeschäfte erinnert er nur an einen „extremen Ausnahmefall", das Blatt, das Johannes Holländer seiner Zeit mit Max Lewinstein fructificirt hatte. Jener war der Journalist und Lewinstein der Bankier. Lewinstein machte Reklame mit den Empfehlungen Holländer's, und Holländer mit den Emissionen und Gründungen Lewinstein's. Nicht einmal ein gewisser Herr Bernhard Doctor, ein früherer Handelsredacteur einer gewissen „Frankfurter Zeitung", ist in seiner

Erinnerung aufgetaucht, den sogar ein Gerichtshof, der Preßbetheiligungen von Zeitungsunternehmungen für eine ganz ehrbare Sache hielt, für ein durch und durch bestochenes Subject erklärte.

Anders Herr Müller! Trotzdem von seiner Stirne weithin das Zeichen des Kreuzes herableuchtet, hat sich die Versuchung in jeder Form an ihn herangedrängt: Couverts mit Hundertmarkscheinen und der Visitenkarte eines Bankiers; das Anerbieten der „Eröffnung eines Contos"; Bekanntschaft mit Bankdirectoren, welche ihm durch Händedrücken und Augenzwinkern Muth zu machen suchten — kurz nichts, wodurch man der Tugend zu Leibe gehen kann, ist ihm erspart geblieben. Aber kraftlos sind die vergifteten Pfeile von seinem reinen Schilde zurückgeprallt. Doch aus seinen Erfahrungen und seinem Verkehre mit „Kollegen", welche moralisch minder gewappnet sind, die z. B. ganz offen ihre Mitgliedschaft zu einer Liste von Börsenjournalisten bekennen, welche von Banken „Halbjahrsgratificationen" empfangen, hat Herr Müller eine so weite Verbreitung der Corruption kennen gelernt, daß er die Entschuldigung eines dieser Herren citirt: „Es thun es ja fast alle," und auch später nur „ehrenhafte Ausnahmen", die allerdings vorhanden und bekannt seien, zugesteht. Herr Müller erklärt auch, weshalb diese Herren der Versuchung nicht haben widerstehen können, indem er mitleidsvoll berichtet, daß so mancher von seinen „Kollegen" mit 75 Mark monatlich angestellt sei und dafür den ganzen Tag zu arbeiten und keinen Nebenverdienst habe.

Wenn etwa Herr Müller glaubt, daß er sich durch diese „Enthüllungen" ein besonderes Verdienst um das Allgemeinwohl erworben habe, so dürfte er sich doch in einem gewaltigen Irrthume befinden. Wer den Anspruch erhebt, Belege für eine an sich notorische und unbezweifelbare Corruption vorzubringen, der darf sich zunächst nicht auf anonyme Anschuldigungen beschränken, er muß die Namen der Betheiligten nennen; nur hierdurch wird eine Abhülfe möglich. Ein Verzicht auf jene Forderung würde für die Zukunft einen Freibrief für jede Art von Verleumdungen bedeuten. Bereits als vor anderthalb Jahren derselbe Herr Müller dunkle Andeutungen über die Bestechung der Berliner Presse durch die Discontogesellschaft veröffentlichte, da zog er sich, auf die energische Aufforderung namentlich der sozialdemokratischen Tagespresse, mit Namen hervorzutreten, hinter die bequeme Ausrede zurück, er habe nur einen Uebelstand geißeln, aber keine Personen verletzen wollen. Das zeugt weder von germanischem Mannesmuth noch von einer consequenten Vertretung des christlichen Standpunktes. Als Jesus mit den Wechslern von Jerusalem etwas in's Reine zu bringen hatte, machte er nicht allgemeine Redensarten über eine dunkle Sache, sondern stieß den Wechslern die Tische um und trieb ihre Personen zum Tempel hinaus.

Aber was wäre selbst mit der Namensnennung gethan gewesen? Wenn in der That die Herren Müller, Wiener und Kollegen von dem Associationsverhältniß zwischen Börse und Presse weiter nichts zu erzählen wußten, als die Handvoll Abenteuer, die sie da unter der Heiterkeit der Inquirenten zum Besten gaben, so muß es um ihre Kenntniß hinter den Coulissen der Burgstraße sehr schlecht bestellt sein. Wir fürchten, daß auch sie hinter einem Schwall von mehr oder weniger interessanten Einzelheiten die Hauptsache wissentlich unterdrückt haben. Oder wußten sie nicht, was jedes Kind an der Börse herlallen kann, daß fast jedes große Berliner oder auderwärtige Finanzinstitut, und zwar nicht nur in den Reihen derjenigen Blätter, die ihre Angestellten mit 75 Mark monatlich ablohnen, sondern gerade unter den sogenannten anständigen bürgerlichen Blättern, ein Organ besitzt, das geradezu als Instrument der Gesellschaft der Oeffentlichkeit gegenüber zu fungiren hat, das systematisch die Emissionen und Gründungen „ihres" Bankhauses der Oeffentlichkeit anpreist, traurige Bilanzen mit einem gewissen Zukunftsnimbus zu umgeben weiß. Die einfache plumpe Bestechung ist nicht annähernd so gefährlich als diese planmäßige gemeinsame Arbeit. Die Holländer und Lewinstein haben Schule gemacht, und in dieser raffinirten Verbindung der Großfinanz mit dem Preßgewerbe, auf der oftmals die ganze Existenz eines „Börsen"- oder „bürgerlichen" Organs begründet ist, nimmt die gefährlichste Ausbeutung der Leichtgläubigkeit der großen Menge ihren Anfang. Der arme Schächer, dessen Gunst man sich um ein paar Hundertmarkscheine erkaufen kann, wird schwerlich im Stande sein, der öffentlichen Meinung allzu viel vorzulügen. Die eigentliche Brunnenvergiftung ist dort zu suchen, wo von der Druckerschwärze bis zum ersten Redacteur Alles von der verbündeten Gesellschaft bezahlt wird, wo sich so die Prostitution der Presse mit dem Zuhälterthum der Finanz zu einem unsittlichen Ganzen verbindet. Was eine derartige Verbindung hervorzubringen vermag, davon weiß unser westlicher Nachbar manch Stückchen zu erzählen. Daß die französische Presse, indem sie sich gelegentlich des Panamaschwindels mit Millionen den Mund stopfen ließ, viel dazu beigetragen hat, dem Riesenkrach die Wege zu ebnen, ist unzweifelhaft.

Da ist doch Herr Russel, Generalconsul und Nachfolger des jetzigen preußischen Finanzministers in der Leitung der Discontogesellschaft, aufrichtiger als die vernommenen Vertreter des Preßgewerbes. Herr Russel empfängt „nur" Redacteure „anständiger" Blätter, um ihnen „Mittheilungen zu machen". Unter der Voraussetzung dieses Anstandes findet Herr Russel „nichts Bedenkliches" darin, wenn von den Banken die Blätter bezahlt werden, die lobende Artikel über ihre Spekulationsgeschäfte in ihren Spalten veröffentlichen, allerdings nur, wie Herr Russel vorsichtig hinzufügt, wenn dies „in den Grenzen einer ehrlichen und ordentlichen Leistung und Gegenleistung stattfindet". „Ehrlich und ordentlich" wie „anständig und gebildet"! Vermuthlich sind nach der Ansicht des Herrn Russel die Gründungen der Discontogesellschaft in der Schwindelperiode auch eine „anständige" Sache gewesen, die in den Grenzen einer ehrlichen und ordentlichen Gegenleistung stattgefunden hat.

Und gegenüber allen diesen zahllosen Formen des Niederträchtigen soll eine so fade Aeußerlichkeit wie die obige Disciplinarvorschrift das schützende Bollwerk bilden? Welch naive Harmlosigkeit, daran zu denken. Nicht einmal die subalternste Form der Bestechung durch Zuweisung oder Entziehung theurer Inserate würde durch dieselbe getroffen werden können. Denn wo liegt hier eine Gewährung oder Annahme von „Geschenken"? Noch weniger aber würden darunter fallen alle jene Preßgefälligkeiten, die mit geldwerthen Informationen, mit Betheiligungen u. s. w. bezahlt werden. Ueber diese „Reform" werden sich Finanz und Presse bald mit einem verstohlenen Augenzwinkern einigen.

Von wo aber soll die Hülfe kommen?

Von der Presse selbst? Kein Zweifel, daß die wachsende Einsicht der Presse, daß sie ein vitales eigenes Interesse verletze, wenn sie sich zu unlauteren Börsenmanipulationen mißbrauchen läßt, weit wirkungsvoller sich erweisen müßte, als irgend welche Disciplinarvorschriften und ehrengerichtliche Proceduren. Ist es doch auch gar nicht der Beruf der Presse, dem Publikum ein Rathgeber für die Anlage seiner Kapitalien zu sein, ihm die einen Anlagewerthe zu empfehlen, von den anderen abzurathen. Ist doch vielmehr die Aufgabe der Presse erfüllt, wenn sie die in Betracht kommenden allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse, die wirthschaftliche Gesammtlage, den Stand und die Aussichten des Geldmarkts, die internationale Kapitalsbewegung einer kritischen Uebersicht unterzieht und danach dem Privatmann seine Entschlüsse vorbehält, ihre Pflicht aber, bei Angabe von thatsächlichen Umständen einzelner Papiere stets den Ursprung derselben zu constatiren. Aber, wie der aufrichtige Herr Russel so richtig sagt: „Das Preßgewerbe ist an erster Stelle heute ein Gewerbe, ein kaufmännisches Unternehmen für den Unternehmer der Presse"; und es wird nur wenige Verleger geben, die sich, um die Reinheit der Presse zu bewahren, doppelt ins eigene Fleisch schneiden wollen, erstens, indem sie ihre Handelsredacteure so ausreichend besolden, daß diese nicht auf „Halbjahrsgratificationen" angewiesen sind, und zweitens, indem sie auf die finanzielle Unterstützung der Bank verzichten.

Von der Gesetzgebung? Zu einem wesentlichen Theile gewiß.

Vor Allem wird es hier darauf ankommen, eine erweiterte Oeffentlichkeit zu schaffen, die dem Betheiligten periodisch Aufklärung giebt über die Handlungen der Verwaltung und den Stand des Unternehmens. Es liegt auf der Hand, daß die Verwaltung einer Bank ganz andere Pflichten der Oeffentlichkeit gegenüber zu erfüllen hat, als ein Privatmann. Der Privatmann hat über Anlage und Verwerthung seines Vermögens nur sich selbst Rechenschaft zu geben. Läßt er sich auf gewagte Spekulationen ein, so hat er allein die Gefahr zu tragen. Die Bank dagegen ist die Verwalterin fremden Vermögens, sie hat über fremdes Eigenthum zu wachen und haftet den Actionären für eine vorsichtige und gewissenhafte Geschäftsführung. Man muß daran festhalten, daß man den falschen Nachrichten so lange Vorschub leistet, als nicht die wahre Nachricht da ist. Heute ist die gesetzliche Verpflichtung der Gesellschaften zu Publicationen auf ein Minimum beschränkt, und es ist so ziemlich lediglich Willkür und das momentane Interesse der Bankfirma dafür entscheidend, ob und wie oft sie dem Publikum Nachrichten, für deren Unrichtigkeit sie natürlich nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen verantwortlich ist, zuwenden will. Sogar die Mittheilung der Dividende, deren Normirung von hoher Bedeutung für die Aussichten des Unternehmens sind, braucht erst mehrere Monate nach deren Festsetzung zu erfolgen. Ja, es gibt eine große Menge von Gesellschaften, die nicht einmal die vorgeschriebene jährliche Bilanz im „Reichs-Anzeiger" publiziren, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es eine Strafbestimmung für die Unterlassung der Bilanz nicht gibt, und die paar Mark Ordnungsstrafe, die die Gesellschaft treffen können, immer noch weniger betragen als die Insertionskosten im „Reichs-Anzeiger".

Man erinnere sich des peinlichen Eindruckes, den der letzte Jahresabschluß der „Nationalbank für Deutschland" in weiten Kreisen gemacht hat. Während das Effecten- und Consortialconto im Vorjahre einen Gewinn von mehr als einer halben Million aufwies, ist in diesem Jahre ein Schaden von fast derselben Höhe vermerkt; das Consortialconto ist auffallender Weise um fünf Millionen erhöht und bedarf der Abschreibung einer vollen Million, die nicht einmal aus dem laufenden Gewinn, sondern aus dem Reservefonds entnommen werden muß; und trotz alledem ist seit vier Jahren kein Theil des Ertrages dem Reservefonds zugeführt und auf den unbeweglichen Besitz in der neuesten Zeit keinerlei Abschreibung erfolgt. Vergebens stehen Actionäre und Gläubiger vor den nackten Zahlen und harren der Aufklärung, wie eine Bank, die dreißig Millionen Mark im Grundkapital besitzt, nahezu eine halbe Million in einem Jahre auf Effecten- und Consortialconto verlieren kann, eine ganze Million abschreiben muß und damit vielleicht noch nicht den ganzen Schaden beziffert hat, den sie an Werthpapieren erleiden kann, wie es aber angesichts dieser traurigen Ergebnisse der Verwaltung noch gewagt werden kann, einen Betrag von 120,000 Mark für Tantièmen und Gratificationen in die Bilanz einzustellen. Wäre dies Beispiel noch bei Lebzeiten der Enquête-Kommission dieser vorgestellt worden, vielleicht daß sie doch dann dem berechtigten Verlangen nach einem erweiterten Oeffentlichkeitszwang etwas näher getreten wäre und sich nicht mit der schwächlichen Ausrede darüber hinweggesetzt hätte, daß „weitergehende Forderungen auf diesem Gebiete in die Actiengesetzgebung eingreifen würden, mit der sich die Kommission nicht zu beschäftigen habe."

Sein bester Helfer — das ist immer der Weisheit letzter Schluß — wird das Publikum selbst sein. Es ist kaum glaublich, welch geringen Einfluß die Erfahrungen der letzten Jahre auf die Sucht unseres Publikums zu Spiel und Spekulation gehabt haben. Die vorjährige Emission der bulgarischen Anleihe bot einen beredten Beweis. Unter Nichtberücksichtigung der kleinen Zeichnungen konnten nur 17 bis 20 Procent zugetheilt werden! Alle bösen Beispiele in Argentinien, Portugal, Griechenland haben nichts gefruchtet. Einem Mann, der, wie jüngst ein Fall bekannt wurde, sein gesammtes Vermögen im Betrage von mehreren hunderttausend Mark, sogar gegen den Rath seines Bankiers, in sechsprocentigen Mexicanern anlegt, nur um die hohen Zinsen nicht zu verlieren, ist auch durch die besten Gesetzesbestimmungen nicht zu helfen. Wenn sich das Publikum gewöhnen wird, jedem Bemühen der Presse, das Urtheil über einzelne Unternehmungen im Sinne der Anpreisung oder Warnung zu beeinflussen, Mißtrauen und Verdacht entgegen zu bringen, so ist damit das Beste zu seinem Schutze gethan.

* * *

Die Verschuldung der deutschen Landwirthe.

Von einem Holsteiner Bauer.

Es war vorauszusehen, daß die neuen Handelsverträge im Reichstage nicht so glatt angenommen werden würden, als die mit Oesterreich-Ungarn und Italien. Die Conservativen und der im conservativen Fahrwasser segelnde Bund der Landwirthe sind fest entschlossen, der Regierung in Bezug auf derartige Verträge das Leben so sauer wie möglich zu machen. Man hat sich gewundert, daß von den Gegnern nicht mehr gegen die Verträge angeführt wurde, und daß nicht mehr an statistischem Material beigebracht worden ist. Die Sache läßt sich vielleicht daraus erklären, daß man nicht all sein Pulver auf einmal verschießen, sondern etwas zurückbehalten will für den Fall, daß demnächst ein Handelsvertrag mit Rußland zur Berathung kommen sollte. Es ist eine heikle Sache, immer mit denselben Gründen kommen zu müssen.

Nach meiner Ansicht ist es ein Irrthum, wenn man meint, daß der Landwirthschaft durch einen Zoll von 1,50 Mark à Doppelcentner und durch die Lösung der Währungsfrage im Sinne der Bimetallisten wesentlich geholfen werden könne. Eine übermäßige Belastung des Kornes mit Zoll würde eine zu starke Begünstigung der deutschen Landwirthe gegenüber denen bedeuten, die Brotkorn kaufen müssen, denn die deutsche Landwirtschaft ist nur in sehr günstigen Jahren im Stande, den deutschen Kornbedarf zu decken. Die Bildung der Marktpreise hängt zudem nicht vom Zollsatze allein ab, sondern auch vom Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Weltmarkte und von allerlei Machenschaften an der Börse, die sich von vornherein nicht berechnen lassen. Wenn aber der deutsche Landmann mehr für sein Getreide haben muß als sein ausländischer Standesgenosse, so kommt das freilich zum Theil davon her, daß er in Arbeitslöhnen mehr aufbringen muß und an Lasten und Abgaben vielleicht mehr zu leisten hat als dieser, zum allergrößten Theil aber daher, daß er an Hypothekenzinsen Summen aufzubringen hat, die bei ungünstigen Verhältnissen die Grenze der Unerschwinglichkeit nahe streifen.

Immer kleiner wird die Zahl der Landwirthe, die schuldenfrei auf ihrem Erb und Eigenen sitzen, immer größer die Zahl derer, die so verschuldet sind, daß es ihnen unmöglich ist, weitere Schulden zu machen. Man erlebt es mehr und mehr, daß bei Subhastationen die Gläubiger, die das letzte Geld in der Stelle stehen haben, nicht mehr das Gut kaufen, um ihr Geld zu retten. Sie opfern lieber das Geld, als daß sie einen Besitz an sich bringen, den sie doch nicht halten können und an dem sie vielleicht nur noch mehr Geld verlieren würden. Wenn aber die Zahl der über den Werth hinaus verschuldeten Stellen wächst, so ist das kein gesundes Verhältniß, so müssen Gegenmaßregeln getroffen werden.

Der Reichskanzler irrt sich, wenn er meint, daß die Besitzer an der übergroßen Verschuldung schuldlos seien, aber auch die Sozialdemokraten irren sich, wenn sie die Besitzer ganz allein für den Uebelstand verantwortlich machen wollen. Umstände mancherlei Art haben die Verschuldung des Grund und Bodens zur Folge gehabt. Es ist nicht zu leugnen, daß Unglücksfälle allgemeinerer und besonderer Natur an dem Uebel mitschuldig sind. Und es sind nicht die schlechtesten Landwirthe, die da lieber eine starke Schuldenlast auf sich laden, als daß sie die heimathliche Scholle verlassen. Wieder andere haben Schulden gemacht, um den Ertrag ihrer Stelle zu erhöhen, um Grund und Boden zu verbessern, um ergiebigere Betriebs-

weisen einzuführen, um den Besitz zu vergrößern u. dergl. Dagegen wird nun auch, falls keine tollen Spekulationen zu Grunde liegen, Keiner etwas einwenden. Mit der Zeit muß sich das Anlagekapital verzinsen und amortisiren. Nicht zum wenigsten tragen auch die Erbtheilungen zur Verschuldung des Grund und Bodens bei. Derjenige, der die väterliche Stelle übernimmt, hat seine Geschwister schadlos zu halten. Wo nun der Vater kein Kapitalvermögen hinterläßt, oder der Stellenerbe keine reiche Heirath macht, kann die Stelle tüchtig mit Schulden beladen werden. Und in den wenigsten Fällen sind die Schulden getilgt, bevor eine neue Vererbung eintritt. So muß natürlich die Schuldenlast langsam wachsen.

Nun ist es aber auch wahr und nicht zu leugnen, daß der Landmann durch seine Lebensführung an seiner Verschuldung zum Theil selber die Schuld trägt. Wir reden hier gar nicht von den Großgrundbesitzern allein, obgleich es nach meiner Meinung auch sehr fraglich ist, ob sie ihren Söhnen die rechte Erziehung geben. Für die jüngeren Söhne mag die militärische Laufbahn, die die Familientradition ihnen vorschreibt, ja einwandsfrei sein, sofern die jungen Herren sich nach ihrer Decke strecken können und nicht mehr Aufwand machen, als es die Mittel ihnen erlauben, über die sie bei Lebzeiten und nach dem Tode ihres Vaters verfügen. Muß freilich der Vater Kapital auf Kapital borgen, um die noblen Passionen der Herren Söhne in der Garnison zu befriedigen, muß er sein Gut zu diesem Zwecke mit Schulden belasten, so ist der Zustand nicht mehr gesund. Daß aber die Offizierscarrière für die späteren Besitzer eines Gutes die richtige Vorbereitung ist, möchten wir bezweifeln. Auch dem Landmanne thut es gut, von der Pike auf zu dienen, damit er später selbst anordnen kann, was gemacht werden soll, wie es gemacht werden soll und wann es gemacht werden soll, und damit er weiß, was geleistet werden kann und muß. Dem Offizier bleibt dafür keine Zeit übrig. Das Leben mit seinen Kameraden und in der Garnison entfremdet ihn seinem späteren Berufe. Muß er dann später sein Gut selber bewirthschaften, so fehlt es an Fähigkeit und gar zu oft auch an Neigung. Es ist für einen Gutsherrn vom Uebel, wenn er sich lediglich auf seine Inspectoren verlassen muß und wenn seine Arbeiter merken, daß er von der Wirthschaft nichts versteht. Noch schlimmer aber wird es, wenn er sich allerlei kostspielige Gewohnheiten zugelegt hat und diese auf dem verschuldeten Gute nicht befriedigen kann. Unlust und Unzufriedenheit sind die Folge.

Aber auch der mittlere und stellenweise der kleine Bauer leben weit über ihre Verhältnisse hinaus. Der Bauer von ehedem, der selber mit seinen Knechten arbeitete, während die Bäuerin sich der Küche und des Kellers annahm, ist in einigen Gegenden nahezu ausgestorben. Seine bis dahin nicht beanstandete Würde als Hausvater ist ihm zu wenig geworden, lieber will er seine Rolle als Hausherr spielen und Herr heißen. Er liebt es, zwischen sich und dem Gesinde und den Arbeitern Respectsschranken aufzurichten. Seltener wird es, daß er sich nach gethaner Arbeit mit dem Gesinde in einer Stube zusammenfindet, ja daß er mit demselben an einem Tische speist, häufiger, daß für die Herrschaften besonders gekocht werden muß. In die mit mancherlei Luxus ausgestattete Wohnstube paßt der Arbeiterkittel nicht mehr hinein und die feinen Kleider der Herrschaften taugen nicht für die harte Feldarbeit. In der That glaubt der Bauer mit der Beaufsichtigung seiner Arbeiter seiner Pflicht Genüge gethan zu haben. Der Landmann kleidet sich und wohnt ebenso luxuriös wie der Städter. An kostspieligen Vergnügungen ist auch auf dem Lande kein Mangel mehr und im Nothfalle ist mit einem bequemen Wagen die Stadt leicht zu erreichen.

Natürlich wäre gegen eine derartige Lebensführung nichts einzuwenden, wenn der Landmann das nöthige Geld dazu hätte. Aber wenn man sieht, wie die Herren es treiben und wenn man dann, wie man ja mitunter die Erfahrung macht, eben die Leute, die im Geldausgeben die ersten sind, hinterher über den Nothstand der Landwirthschaft klagen hört, dann ist es schwer, seinen Ernst zu bewahren. Ich wiederhole es, es sind nicht alle, die es so treiben, aber die es so treiben, fallen im Leben am meisten auf und schädigen den Ruf auch derer, die sich im Schweiße ihres Angesichts plagen, existiren zu können. Sie erregen unter den Landleuten das Vorurtheil, es gehe einmal nicht anders, das Leben bringe so etwas mit sich. Und was vielleicht noch das Schlimmste an der ganzen Sache ist, bei einem solchen Leben wird die väterliche Stelle mit Schulden überlastet und der Sohn kann für die Sünden der Väter büßen, er muß die Schulden mit übernehmen, die sein Vater leichtsinniger Weise machte, wenn er die Landstelle übernimmt. Denn der Gläubiger sieht heutzutage wenig darauf, was sein Schuldner kann und leistet. So lange der Landsitz nicht überschuldet ist, läßt er ruhig ein paar Hypotheken mehr in das Grundbuch eintragen.

Einerlei aber, ob die Verschuldung mit oder ohne Verschulden des Stellenbesitzers erfolgt ist, immer ist sie ein Uebelstand. Nicht allemal kann der Landmann warten, bis er für seine Producte einen ihm zusagenden Preis bekommt. Der Gläubiger will seine Zinsen haben und vielleicht sind auch Buchschulden gemacht worden, die nach der Ernte beglichen werden müssen. Und wenn vom Ernteertrag alles bezahlt ist, was bezahlt werden muß, dann ist für den Landmann oft genug herzlich wenig übrig geblieben. Da muß dann gespart werden, natürlich in erster Linie an Arbeitskräften, die augenblicklich nicht billig sind. Was nicht dringend erforderlich ist, wird für eine gelegenere Zeit aufgehoben, und was nicht aufgehoben werden kann, wird sobald wie möglich abgethan. An vielen Orten kommt heute bald nach vollendeter Ernte die Dampfdreschmaschine und in wenigen Tagen ist alles ausgedroschen und gereinigt. Monatelang kann dann der ländliche Tagelöhner zu Hause sitzen, ohne Arbeit zu haben. Braucht der Landmann einmal einen, so braucht er nicht viel auszugeben, das Angebot ist größer als die Nachfrage. Immer mehr concentrirt sich die lohnende Arbeitszeit auf dem Lande auf die wenigen Wochen der Saat-, Ernte- und Dreschzeit. Immer mehr kommt im landwirthschaftlichen Betriebe die Maschine zur Geltung und ersetzt die Arbeit der Hände.

Und die Folge? Der Landarbeiter verläßt sein heimathliches Dorf und wandert der Stadt oder dem Industriecentrum zu. Die Klage der Landleute, daß es schwer hält, in der Erntezeit Arbeiter genug zu bekommen, ist ganz berechtigt und es liegt Wahrheit darin, wenn man sagt, die jungen Leute gehen in die Stadt, weil sie sich dort größerer Ungebundenheit erfreuen als auf dem Lande. Wahr ist es auch, daß die Arbeiter, die einmal in der Stadt oder in der Fabrik thätig gewesen sind, sich scheuen, wieder in's Dorf zurückzukehren. Wahr ist es endlich, daß der Arbeiter auf dem Lande leichter zu etwas Eigenem kommen kann als in der Stadt, wo die hohen Grundstückpreise ihn am Erwerben einer Heimstätte hindern und bei häufigem Wohnungswechsel wird auch an Hausrath nur das Nöthigste angeschafft, da es den Umzug vertheuert und seinen Besitzer nöthigt, eine größere und darum theurere Wohnung zu miethen. Aber wahr ist es auch, daß der industrielle Arbeiter ungefähr das ganze Jahr zu thun hat und daß auch der städtische Saisonarbeiter mehr Wochen im Jahre lohnende Beschäftigung hat als der auf dem Lande. Nun kann freilich auch der Landmann nahezu das ganze Jahr seinen Arbeitern etwas zu verdienen geben. Aber der Ueberschuldete, der sparen muß, um seinen Gläubigern gerecht zu werden, kann eben dergleichen Arbeiten nicht verrichten lassen, die noch aufgeschoben werden können. So trägt die Verschuldung des Grundbesitzes die Mitschuld an der Auswanderung der Arbeiter in die Stadt, in den Industriebezirk und zum Theil über den Ocean.

Aber es muß noch auf einen anderen Umstand hingewiesen werden, durch den die Verschuldung des Landbesitzes der Allgemeinheit von ungeheurem Schaden sein kann. Ich weiß nicht, wie viel von dem Hypothetenkapital sich in den Händen von Ausländern befindet. Wohl aber könnte ich eine Reihe ausländischer Banken und Privatspekulanten namhaft machen, die gerne bereit sind, gegen gute Provision und entsprechende Zinsen bedrängten deutschen Grundbesitzern Hypotheken zu verschaffen. Selbst inländische Makler haben für derartige Zwecke

ausländisches Geld zur Verfügung. Wiederum ist bei einem Sinken der Grundstückpreise die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß namentlich die Inhaber letzter Hypotheken, um ihr Geld zu retten, ihre Forderungen an willige ausländische Häuser verkaufen. Ist es nun schon schlimm, wenn der deutsche Grundbesitz dem deutschen Kapital zinspflichtig wird, so ist es natürlich ein gut Theil schlimmer, wenn er in Abhängigkeit vom ausländischen Kapital käme, wenn Deutschland in Form von Hypothekenzinsen einen Tribut an's Ausland zahlen müßte. Dadurch würde natürlich die Steuerkraft unseres Volkes einen bedeutenden Verlust erleiden. Von unsern Reichs- und Staatsanleihen befindet sich nicht soviel in den Händen von Ausländern, daß es diesen einfallen könnte, ein ähnliches Spiel mit uns treiben zu wollen, wie Frankreich Lust hat, es mit Italien zu treiben. Hüten wir uns, daß das ausländische Geld nicht durch eine Hinterthür nach Deutschland hineinkommt und einen um so ärgeren Druck auf uns ausübt.

Nun meint man freilich auch in unseren Kreisen, daß die Erhöhung der Kornzölle günstig wirken wird, wo man die Schuldknechtschaft als ein Uebel empfindet, das beseitigt werden muß. Man rechnet so: Wenn der Landmann viel für sein Getreide bekommt, bleibt bei der Wirthschaft auch mehr übrig und er ist leichter in der Lage, Schulden abzubezahlen. So richtig diese Rechnung in der Theorie ist, so wenig hat sie im Allgemeinen die Praxis bestätigt. Denn gerade in den guten Jahren ist die Schuldenlast nicht gesunken, im Gegentheil, sie ist gestiegen. Gerade diese Jahre haben auch den mittleren und kleinen Besitzer mit Lebensgewohnheiten und Lebensgenüssen vertraut gemacht, die ihm bis dahin fremd geblieben waren. In den guten Jahren gewann auch sein Besitz an Werth und es wurde ihm leichter, Geld zu bekommen, wenn es manchmal daran fehlte. So würde es auch heute, wenn man dem Landmann durch hohe Kornzölle gute Jahre schaffen wollte, fraglich sein, ob sie ihm etwas nützen würden, ob nicht etwa im Gegentheil eine stärkere Belastung des Grundbesitzes sehr häufig die Folge wäre. Der Hypothekengläubiger richtet sich bei der Beleihung nach dem Grundsteuerreinertrage, denn bis zu einem gewissen Vielfachen desselben gibt er Geld her. Mit dem Preise der Wirthschaftsproducte steigt auch der Reinertrag und steigt mithin die Aufnahmefähigkeit für Hypotheken.

Wenn Caprivi die Aeußerung gethan hat, der Staat habe kein Interesse daran, überschuldete Besitzer auf ihrem Besitze zu erhalten, so hat er ein sehr wahres Wort gesprochen. Wird ein strebsamer Mann in Folge unverschuldeter Unglücksfälle von der Scholle getrieben, so mag man das bedauern, aber kein Staat kann da helfend eintreten. Wird aber ein Besitzer in Folge leichtsinniger Wirthschaft genöthigt, mit dem weißen Stock von dannen zu gehen, so empfängt er, was seine Thaten werth sind und ist nicht einmal zu bedauern, auch wenn er zu den ältesten Familien des Landes gehört. Selbst dem Satze, daß das Land unbeschränktes Eigenthum seines Besitzers ist, mit dem er thun kann, was er will, spreche ich persönlich die volle Berechtigung ab. Ist es denn nicht ein Unrecht, daß einer, der eine schuldenfreie Stelle übernimmt, das Recht haben soll, sie ohne Noth so mit Schulden zu belasten, daß sein Rechtsnachfolger sich mit Kummer darauf nähren muß? Freilich kann man einen Verschwender entmündigen, aber wie viel kann geschehen, bevor man zu diesem äußersten Rechtsmittel greift?

Aber auch der Staat hat ein Interesse daran, den Grundbesitz nicht zu sehr verschulden zu lassen. Schuldenzinsen dürfen vom steuerpflichtigen Einkommen abgezogen werden. Je verschuldeter der Landmann ist, desto mehr darf er abziehen, umsomehr wird also der Staat von ihm weniger bekommen. Man sage nur nicht, das gleiche sich aus, denn der Hypothekengläubiger habe ja eine um so größere Einnahme. Einmal vertheilt sich das auf eine Menge kleinerer Vermögen, die nur wenig herangezogen werden können, manchmal wenigstens. Der Geldmann aber, der keine Gelegenheit hat, sein Geld in Landprioritäten unterzubringen, hat anderweitige Einnahmen davon und Herr Miquel bekommt ihn doch beim Wickel. Der Staat sollte, nach meiner Meinung, Mittel anwenden, um eine zu große Verschuldung allenthalben dort vorzubeugen, wo sie noch nicht vorhanden ist und zwar indem sie ein bestimmtes, nicht zu hoch bemessenes Vielfaches des Grundsteuerreinertrages als Grenze feststellt, über die hinaus eine Belastung des Besitzes mit Hypotheken nicht erfolgen darf. Macht der Landmann mehr Schulden, so sind das persönliche, die nicht in's Grundbuch eingetragen werden können und für die er persönlich aufzukommen hat. Seine Erben dürfen in keiner Weise gezwungen werden können, dafür aufzukommen. Will der Geldmann ihm persönlich etwas anvertrauen, gut, aber er thue es auf eigene Gefahr, dann wird er von selber vorsichtig. Mag auch diese Bestimmung die persönliche Freiheit etwas beschränken und manchem drakonisch erscheinen, so meine ich persönlich, daß der Nutzen den Schaden überwiegt.

Wiener Personencultus.

Von Ferdinand Groß.

Zwischen dem Schriftsteller und seinem Publikum sollten Mißverständnisse ebenso wenig bestehen bleiben, wie unter Eheleuten; tauchen sie auf, so ist es rathsam, sie rasch zu beseitigen. Denn eine ererbte Million wird man, namentlich, wenn man Freunde und Freundinnen zur Seite hat, leichter los als ein Mißverständniß, das einmal Wurzel gefaßt hat! Aus solchem Grunde sei feierlichst versichert: Es ist selbstverständlich, daß Jemand, der in einer Zeitschrift das Kapitel vom Personencultus streift, nur von einem *gegnerischen* Standpunkte aus das Wort ergreifen mag — aber der Leser kann nicht nachdrücklich genug davor gewarnt werden, den Personencultus mit dem edeln Drange vornehmer Völker nach *Heldenverehrung* zu verwechseln. Einer der interessantesten englischen Denker, *Thomas Carlyle*, hat dieses Wort erfunden. Er setzt die Bezeichnung: „Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte" auf das Titelblatt des Buches, in dem er die hero-worship als eines der herrlichsten Elemente im Geistes- und Gemüthsleben der Culturmenschheit preist. Er zeigt den Helden in verschiedenen Emanationen: als Gottheit, als Prophet, als Dichter, als Priester, als Schriftsteller, als König. Odin, Mahomet, Dante, Shakespeare, Luther, Knox, Johnson, Rousseau, Burns, Cromwell, Napoleon ziehen an uns vorüber; sie gemahnen uns mit der eindringlichen Sprache ihrer Thaten, daß die Geschichte der Welt die Geschichte großer Menschen sei. Carlyle kennt kein schöneres Gefühl, als wenn der Mensch sich gedrängt fühlt, den höheren Menschen zu verehren. Die ganze Gesellschaft sei auf Heldenverehrung gegründet.

Ob man nun mit dem Verkünder der alleinseligmachenden hero-worship übereinstimmt oder nicht, man wird schwerlich leugnen, daß es etwas Stolzes und Anfeuerndes für uns Alle ist, unsere Blicke auf große Vorbilder zu lenken, von ihrem erhabenen Beispiele Führung und Begeisterung zu empfangen, von ihnen zu lernen, wie mächtig der Einzelne ist, wenn er mit der Schwungkraft phänomenaler Begabung einem hochgespannten Ziele zustrebt. Freilich wird — besonders in unseren Tagen tausendfacher Zerklüftung der Meinungen — Jeder, der selbständig denkt, sich seinen Ideal-Helden anders vorstellen, er wird seinen Privat-Heros besitzen wollen, wie die großen Zeitungen ihre Privattelegramme über die Ministerkrisen in Europa und Amerika, aber diese separatistischen und persönlichen Bestrebungen verhindern nicht, daß das *Prinzip* der Heldenverehrung sich für alle Zeit frisch und fröhlich erhält.

Je wärmer man für die Heldenverehrung eintritt, die noch in ihren letzten Ausartungen manchen grandiosen Zug aufweist, desto energischer muß man sich gegen den heutzutage überlästig blühenden und gedeihenden *Personencultus* wenden. Er ist eine Giftpflanze des modernen Treibens, und besonders in Wien hat er erschreckende Dimensionen angenommen, neben dem geradezu beängstigenden Umfange aber auch Formen von

einer zuweilen burlesken, kleinstädtischen Seltsamkeit. Das sogenannte Groß-Wien steckt in manchen Fragen noch bis über die Ohren in der Haut jenes vormärzlichen, unerweiterten Wien, in dem behördliche Warnungstafeln aufgestellt waren, des Inhaltes: „Es ist verboten, die Ideen zu berühren." Kaum an die Sachen durfte man sich heranwagen. Nur mit Personen sollte Alles sich beschäftigen, aber harmlos, ohne Ueberschreitung der von Seiten der Obrigkeit gezogenen Grenzen. Die jugendliche Haizinger und die Pepita und M. G. Saphir und der Taschenspieler Bosco und der waghalsige Reitersmann Graf Sándor — wie das Alles gemüthlich durcheinander quirlte! — unsere Väter und Großväter haben uns viel davon erzählt und haben tiefinnerst bedauert, daß sie vorüber ist, die gute alte Zeit, in der die Welt tadellos schön war . . . Aber sie ist gar nicht so vorüber, wie man glaubt. Wir haben keine Basteien und keinen Stadtgraben mehr, wir haben den Parlamentarismus, und freie Volksversammlungen dürfen stattfinden, falls sie nicht untersagt werden, aber mit einem Fuße stehen wir noch immer mitten in der Halbvergangenheit, unser Groß-Wien riecht bedenklich nach Enge und Kleinheit, wenn uns diese Halbvergangenheit in's Genick schlägt. Das geschieht regelmäßig, so oft der Personencultus in's Spiel kommt. Wir Wiener haben in uns eine Carricatur auf die Carlyle'sche Heldenverehrung: Wir brauchen immer irgend einen mitlebenden Popanz, den wir anbeten können, eine Augenblicks-Gottheit, ein Idol auf Widerruf — denn verläßlich sind wir eben nicht, wir versetzen heute einen Fußtritt, wo wir noch gestern gehuldigt haben. Unseren Witzblättern sogar fällt etwas wie ein Witz ein, wenn ein Staatsmann, der jahrelang unverdiente Popularität genoß, über Nacht gestürzt worden ist . . . Es ist schwer für den Fremden, sich in uns zurecht zu finden. Von der Natur mit der Gabe des Spottes ausgestattet, hegen wir doch das Bedürfniß, unsere Verehrung, unseren Respect zu bezeugen, gleichviel: wem, wo und wann. Der ererbte Hang nach dem Personencultus löst diese Antithese auf . . . Der Fiakerkutscher macht über den Passanten, den er soeben mit „fahr'n m'r eu' Gnaden?" haranguirt hat, Bemerkungen scharfer Ironie. Wir Unadeligsten nennen einander „Herrvon" und „Frauvon" und werfen einander Doctortitel, die nie erworben wurden, an die Köpfe, und ist Einer wirklich ein Ritter, so schlagen wir ihn zum Baron, und aus der Rittersfrau wird flugs eine Baronin. Personencultus, nichts als Personencultus! Wir wissen recht gut, daß es nur ein Ritter ist, aber momentan leben wir uns vielleicht selbst in den schönen Wahn hinein, einem Freiherrn unsere Huldigung darzubringen, und dann auch wegen der anderen Leute . . . sollen sie nur glauben, daß wir mit Baronen auf dem Conversationsfuße stehen, das schadet Niemand . . . und so ein Ritter steigt in seiner eigenen Werthschätzung durch ein Bischen Rangerhöhung . . . und er kann ja, so er gnädig gelaunt ist, zur Revanche ein klein wenig Personencultus mit uns treiben . . . Kurzum, wir sehen nicht ein, warum wir ihn nicht „Herr Baron" nennen sollten. Nebenbei bemerkt, kann ein Ritter wirklich jeden Tag zum Freiherrn befördert werden.

Der Wiener ist immer zu einer ironischen Bemerkung über den Geburtsadel bereit. Er kennt nichts Lächerlicheres als „Pantoffelaristokratie"; namentlich ein Aristokrat, der kein Geld hat, erscheint ihm sehr geeignet für heitere Auffassung; mittelloser Ahnenstolz findet harte Abweisung — jeder Wiener weiß, was er sich unter der „Baronesse Fetzenberg" zu denken hat. Trotzdem wird nirgends, in keiner kleinen und in keiner großen Stadt, der Aristokratie so viel öffentliche Aufmerksamkeit geschenkt wie in Wien. Eine Unterhaltung zu besuchen, auf der viele Geburtsadelige zu finden sind, das ist noch heute der Traum der Wiener Bourgeoisie, der Herren wie der Damen. Noch heute wird als höchstes eine „Herrschaftswohnung" angekündigt; die „von Herrschaften abgelegten Kleider" sind eine Wiener Spezialität; einige Jahre hindurch empfahl sich öffentlich eine Künstlerin im „Strümpfeflicken", mit der Bemerkung, sie besitze ehrende Zeugnisse „von hohen und höchsten Herrschaften" . . . Und dieses Wort gibt mir, so oft ich es lese, einen Riß, denn sein Gegensatz liegt doch gewiß in der Dienerschaft . . . Nach und nach haben wir eingesehen, daß ein bloßer angeborener Titel wenig Werth hat, außer: dieser Werth kommt aus der Individualität. Aber bei vielen Wiener Geschäftsleuten reicht es hin, wenn Jemand sich als Baron oder Graf vorstellt — Visitekarte genügt als Document — und er bekommt so viel Waare auf Borg, daß er sie nur richtig zu verwerthen braucht, um einige Zeit recht behaglich leben zu können. Daß er zum Schlusse vielleicht doch eingesperrt wird, liegt in der allgemeinen Verrohung der Sitten.

Unser Personencultus hängt sich mit Vorliebe an den Geburtsadel, und ist kein wirklicher da, so begnügen wir uns eben mit einem erfundenen, einem erheuchelten — ein Königreich für einen Grafen, auch wenn er nicht echt ist! Wir halten ja ohnehin nichts von den Vorrechten der Geburt! Ob der Graf Farbe hält oder nicht, gleichviel, nur her mit ihm! Wir wollen zwar nicht Helden verehren, aber Personen anbeten, und wie könnten wir das ergiebiger als gegenüber dem Geburtsadel, seinen stolzen Männern und seinen bezaubernden Frauen! Die sogenannten „Aristokratenvorstellungen" haben den Wienern schon oft die Köpfe verdreht. Natürlich bezahlen wir gerne fünfzig Gulden und mehr dafür, eine Lustspielrolle oder eine Operettenpartie von einer „Comtesse" darstellen zu sehen und zu hören — während wir sonst an deren Platze eine Künstlerin von Beruf finden, die gewiß mehr Talent, aber weniger Ahnen besitzt. Feste, Ausstellungen und alle ähnlichen Veranstaltungen dürfen auf Zuspruch rechnen, sobald „aristokratische Patronessen" sich an die Spitze stellen. Bei einer solchen Gelegenheit hat mir einmal eine Fürstin zum wohlthätigen Zwecke eine Tasse Thee zum Preise von einem Gulden eingeschenkt. Sie hatte vergessen, Zucker hineinzuthun, aber ich trank ihn doch freudig, ohne eine Miene zu verziehen. Außerdem lernte ich aus Dankbarkeit das fürstliche Wappen auswendig.

Vielleicht könnten und sollten die Zeitungen einen Versuch machen, dem Personencultus zu steuern. Sie thun es aber nicht und werden wohl vernünftige Gründe für ihre Enthaltsamkeit haben. Ja, sie fördern den bewußten Cultus noch, zumal wenn das Schicksal ihnen eine aparte Gelegenheit dazu beschеert. Ich erinnere an die Theater- und Musikausstellung, die im Sommer 1892 in Wien stattfand. Was damals in Personencultus geleistet wurde, übersteigt menschliche Begriffe. Jeden Morgen erschien in den Journalen ein Verzeichniß von Leuten, die sich die Mühe gegeben hatten, im Prater spazieren zu gehen. Man nannte diese Berichte die Corsoliste, und sie wurden mit Rührung gelesen, und Männlein und Weiblein liefen an Nachmittagen in die Ausstellungsavenue, um sich zu überzeugen, ob die Wundermenschen vielleicht abermals zu sehen seien, und dazu wurden viele, viele neue Kleider angelegt, und es freuten sich die Schneider, denen es wohl erging auf Erden.

Die Theilnehmer und Theilnehmerinnen am Ausstellungscorso waren genau dieselben Leute, mit denen auch bei anderen Anlässen der journalistische Personencultus bewerkstelligt wird. Es sind etwa 120 Stück — ich kann die Namen alphabetisch in der richtigen Reihenfolge und auch von rückwärts nach vorne hersagen — immer dieselben; sie ändern sich nicht; es stößt nur selten Jemand von auswärts zu ihnen; auch sterben sie nicht oder doch nur in jenen vereinzelten Fällen, zu denen das Ableben des verewigten General-Intendanten der Hoftheater, Freiherrn von Hofmann gehörte, der so lange täglich in allen Zeitungen zu lesen stand, bis er eines Tages mit einem Grabkreuze geschmückt erschien. Wenn die Berichterstatter der Zeitungen nicht genau wußten, wer einer Feier beigewohnt hatte, dann nannten sie auf gut Glück den Freiherrn von Hofmann. Er war sicher zugegen gewesen oder hätte doch zugegen sein können. Der Wiener Zeitungsleser wird eben seit jeher verwöhnt; er verlangt für sein Abonnementsgeld ein genaues Verzeichniß des Tout-Vienne, das bei Allem dabei ist, er verlangt die Namen der Personen, die man „bemerkt" hat, auch wenn es immer und immer die gleichen Namen sind. Wiederholungen stören ihn nicht; sie müssen nur den Reiz der Regel-

mäßigkeit haben . . . Besagte 120 Personen aber, Graf A. und Gemahlin, Baron Z. mit Gemahlin u. s. w. u. s. w. haben viel zu thun. Ihre weitverzweigten Beziehungen nöthigen sie, in Freud und Leid der Oeffentlichkeit die Stirne zu bieten. Sie besuchen Trauerhäuser und Kirchen, in denen ein Leichnam eingesegnet wird, sie schicken Grabkränze und machen Condolenzbesuche und raffen sich dann noch zur Besichtigung einer Kunstausstellung auf. Unter ihnen mögen Einzelne thatsächlich unter der Last ihrer sozialen Verpflichtungen seufzen, Andere aber fühlen sich wahrscheinlich unwohl, wenn sie einmal einen Tag lang in keiner Zeitung als „bemerkt" rühmlich genannt sind.

Ehemals wurde der Personencultus vorwiegend mit Theaterleuten besorgt. Man sagte „Künstler" und meinte Schauspieler. Daß es noch andere Künste gebe als die darstellende, fiel kaum Jemand ein. Malerei und Skulptur standen im alten Wien, von der Schauspielerei erdrückt, als Aschenbrödel an der Wand. Damals spannten gewisse Enthusiasten sich in richtiger Selbsterkenntniß vor den Wagen einer Primadonna und zogen ihn, indessen die Pferde ohne dienstliche Verwendung blieben, vor das Hotel, wo die Gefeierte wohnte. Jetzt macht Niemand den Pferden ihren Rang und ihr Amt streitig, aber noch immer wendet der Wiener Personencultus sich gern den Spielleuten zu: Mimen, Musikern und dergl. mehr. Als während der Theater- und Musikausstellung Mascagni in Wien verweilte, wurde ihm ein an die Verblödung streifender Cultus gewidmet. Wo er ging, wo er stand, wo er sich zeigte, wurde er angestaunt und angeglotzt, und als er im Ausstellungsraume im französischen Restaurant von Noël & Pattard zu Abend speiste, liefen ihm hunderte Neugierige beiderlei Geschlechtes athemlos nach, und während er dann ruhig bei seinem Braten saß, stand draußen ein vielköpfiges Publikum, um ihn wenigstens aus der Ferne — essen zu sehen.

Eine der jüngsten Proben vom Wiener Personencultus wurde geliefert, als in einer zu humanitären Zwecke veranstalteten Kunstausstellung Leoncavallo, der Componist der Oper „Pagliacci", erschien. Er war in den Zeitungen für Samstag angekündigt worden, wie ein wildes Thier, von dem man noch selten ein Exemplar zu Gesichte bekommen hatte. Am Samstag war er verhindert. Ein Theil des Publikums hatte seinetwegen Eintrittsgeld bezahlt. Desto besser. Am Sonntag, hieß es nun, werde er sicher kommen. Und er kam wirklich. Es waren nicht etwa Opern ausgestellt, sondern Werke der Malerei oder Plastik, also aus einem dem Musiker entlegenen Gebiete. Sobald Leoncavallo sich eingefunden hatte, wurde aus der Kunstausstellung eine Leoncavallo-Ausstellung, aus dem Besucher ein Object. Bei seinem Eintritte spielte die anwesende Militärcapelle einen Marsch aus den „Pagliacci". Nach den mir vorliegenden Zeitungsberichten empfingen ihn zwei Damen-Patronessen, stellten ihn der Präsidentin — der Gattin des Statthalters in Niederösterreich, oder, wie manche Journale sich berückend schön ausdrücken, der „Statthalterin" — vor, und dann „bildete sich ein Kreis von Damen um den Componisten, mit denen derselbe lange und angeregt conversirte". Es ist schön von Leoncavallo, daß er sich mit den Damen in's Plaudern einließ, und ich will nichts gegen ihn gesagt haben, möglicherweise versteht er sich sogar auf Bilder und Statuen, so daß er nicht zwecklos den Rundgang durch das Wiener Künstlerhaus gemacht hat, aber wie er hier plötzlich ausgestellt wurde und mit Bewußtsein sich ausstellen ließ — das ist mir ein merkwürdiger Beitrag zur Naturgeschichte des Wiener Personencultus, und als solchen habe ich diese kleine Episode aus vielen herausgegriffen. Der essende Mascagni und der Kunstwerke betrachtende Leoncavallo — man kann sich keine hübscheren Momente aus der hier gestreiften Gesammtheit von Krankheitssymptomen erträumen. Höchstens noch den Wiener, über Eleonora Duse sich ärgernd, die, wenn sie ihre Rollen gespielt hat, für die Mitwelt nicht existiren will . . . Um aber ein Schlußwort zu sprechen: An dem Tage, da der locale Personencultus sein Ende oder doch eine merkliche Abnahme erfährt, dann erst wird Groß-Wien zu bestehen anfangen. Ob andere Städte nicht ähnliche Auswüchse aufweisen? Das mögen Andere beurtheilen. Ich kehre vor der eigenen Thüre.

Literatur und Kunst.

Zur Kunst und Kunstgeschichte.

Von Cornelius Gurlitt.

Es sind zum Theil recht alte Schulden, die ich hiermit abtragen will; Rechnungen aus den letzten Jahren liegen vor mir, unter welchen die Quittung, Bücher, denen die Besprechung fehlt. Man sieht und liest so mancherlei, das zu Dank verpflichtet, das man dann für gelegene Augenblicke zurücklegt, um Bericht und Dank zu erstatten über empfangene Eindrücke. Aber die Fluth steigt und die Schulden wachsen zur erdrückenden Last. Je größer diese wird, desto geringer wird der Muth, sie abzuwälzen, und die Lust am Berichten erlahmt. Ich bewundere und beneide jene Menschen, welche die Fähigkeit des „Besprechens" so hoch entwickelt haben, daß sie alle Tage über ein neues dreibändiges Werk ein „erschöpfendes" Urtheil zu geben wissen. Mein Urtheil erschöpft leider zu schnell, und zwar sinkt die Kraft mit der Fülle des sich bietenden Neuen.

Darum ist es eine Freude, einmal Altes wiederzusehen, Dinge, die man eigentlich kennt, denen gegenüber man bereits Fuß gefaßt hat. Und da kamen mir im vorigen Jahr zwei Veröffentlichungen vor die Augen, die viel alte Genüsse jung machten: W. v. Seidlitz' Zeichnungen deutscher Künstler von Carstens bis Menzel*), und August Schaefer's Moderne Meister aus der Kaiserlichen Gemäldegallerie in Wien.**)

Beide mahnen mich an längst vergangene Tage. Es ist ja noch nicht so erschrecklich lange her, daß ich jung war, daß ich in den Blättern, welche Seidlitz uns vorführt, die allein berechtigte historische Kunst in ihrer Vollendung sah — es sind noch keine dreißig Jahre. Und ich kannte doch die meisten nur aus den damals erschienenen dürren, akademischen Umrißstichen, die sich zu den Originalen verhalten wie die Inhaltsangabe zur Dichtung. Man sieht wohl, was dargestellt wurde, nicht aber wie es dargestellt wurde; man sieht den Aufbau der Massen, aber nicht den Ton. Wer Carsten's Carton „Die Nacht mit ihren Kindern" im Stich sah, findet in ihm zunächst das mathematische Exempel gelöst, aus Linienpyramiden eine Composition zu machen. Wer das Original in Weimar sah, der erkennt, daß nur die Photographie die Nachbildung vermitteln konnte, die gerade bei dem einfarbigen Carton nichts hinzugiebt und von nichts „abstrahirt". Und der sieht weiter, daß dem Künstler, der sich als ex Chersonesu Cimbrica stammend zeichnete, und der weichen Tonseligkeit der alten Malerei, wie sie die Römer seiner Zeit übten, das Erz klassischer Linie entgegenhalten wollte, doch der alte Correggio lächelnd über die Schulter blickt, daß er trotz allen Sträubens und aller genialischen Strenge seiner Väter Sohn war und vom „clairobscur" und des Rococo Anmuth nicht ganz frei kam.

Und so sieht man denn überall an diesen zum Theil erst vor 50, 60 Jahren geschaffenen Blättern, daß man schon zu ihnen eine geschichtliche Stellung gewinnt. Die Zeit schreitet rascher als früher: Carstens grub künstlerisch die Antike aus; er wollte um 2000 Jahre zurückgreifen. Cornelius und seine

*) München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

**) Wien, J. Löwy.

Freunde waren zeitlich bescheidener, sie begnügten sich damit, das Mittelalter zu beleben; sie gingen auf Dürer und die Praeraffaeliten, 300 Jahre zurück. Dann kamen die Farbenromantiker, die Tizian- und Rubensleute — 200 Jahre und so ging es fort. Jetzt ist es schon eine dankenswerthe Aufgabe, das herauszusuchen, was vor zwei Menschenaltern entstand; es ist lehrreich; es bietet vielleicht einen Punkt für die Versöhnung im Kampf der Geister!

Ich wüßte mir wohl kaum etwas viel Langweiligeres, als die großen geschichtlichen Cartons von Schnorr von Carolsfeld. Es gibt deren ja noch in manchen Sammlungen: Haupt- und Staatsactionen in den herkömmlichen, abständig gewordenen Phrasen, eine Begeisterung von gestern, Berichte über frohen Schmaus, an dem man selbst nicht Theil nahm, ein unausstehlich pathetisches Heldenthum und eine noch unausstehlichere „Fertigkeit" im Kunstfache.

Ich weiß es wohl — noch stehen wir unmittelbar im Kampf gegen diese Kunst, mein Empfinden ist noch nicht durch zeitlichen Abstand genügend geklärt, es ist ungerecht, parteiisch, einseitig. Aber ich mag mich nicht kritisch verstellen: Es droht noch der böse Feind der Routine aus den Bildern und es gibt noch sehr Viele, die ihn nicht als Feind erkennen.

Und da zeigte mir neulich einmal Max Klinger in seiner Werkstätte einen Probedruck aus dem Seidlitz'schen Werke; er trug noch nicht mal die Unterschrift. Aber der junge Künstler zeigte mir das Blatt des alten unter dem Ausdruck höchsten Entzückens. Rechts sitzt da ein Apostel, schlafend, ein Häufchen Mensch, ängstlich in einen Dreiecksumriß hineingezeichnet; links etwas höher oben ein zweiter, an ein sauber mit der Reißschiene gezeichnetes, hochgradig viereckiges Grab gelehnt — wieder ein Dreieck; rechts, wieder höher oben und im Dreieck das dritte; links, noch etwas höher, im Dreieck, knieend, Christus. Es war eine Darstellung des Herrn am Oelberge, von Schnorr, bezeichnet 1816, also geschaffen, wie er 22 Jahre alt war, kindlich in jeder Einzelheit: Wie lange Wanderstöcke, Zaunpfähle und Halme des den Schlaf andeutenden Mohnes der Composition auf die Beine helfen, die vier Menschenhäufchen künstlerisch verbinden sollen, wie sich in der Behandlung der Gewänder alte Vorbilder geltend machen, wie die Verkürzungen gemieden und wo sie doch nöthig waren, ungeschickt behandelt sind! — und doch welcher Zauber, welche gewaltige, anheimelnde, urdeutsche Kraft, welche stille Schaffensfreudigkeit in diesem Blatte, welches tiefes, innerliches Suchen nach Ausdruck. Ja, wenn Schnorr so geblieben wäre, wenn sich die Kinderseele dem Manne erhalten hätte — dann brauchten wir nicht heute gegen den Zopf zu kämpfen; dann wäre es mit den Geistesschlachten, welche die deutschen Maler zu Anfang des Jahrhunderts ausfochten, für lange Zeit gethan gewesen.

Wenn man in Deutschland die Werkstätten vorwärtsstrebender Künstler nach Nachbildungen älterer Werke durchsucht, so wird man wohl wenig Blätter so oft auffinden, wie Rethel's Tod als Würger und Tod als Erlöser.

Seidlitz gibt das erstere Blatt nach dem Original: Wer heute dies Blatt auf eine Ausstellung brächte — so viel, glaube ich, sind wir doch im Urtheil vorwärts gekommen — der wäre mit einem Tage ein berühmter Mann. Daß ein solches Blatt bei uns in Deutschland 1847 geschaffen werden konnte, das ist ein Trost aus trüber Zeit, aus jener Zeit, in welcher die große Anregung, die von Cornelius ausging, gänzlich eingeschlafen wäre, hätte nicht Adolf Menzel gelebt.

Und was ist's, was diese Blätter uns lehren? Daß nicht das Modernsein die moderne Kunst bedeutend macht. Unter dem Alten gibt es Großes genug. Man muß es nur suchen und zu finden wissen. Man muß sich nach dem Selbständigen umsehen. Und das war gut und frisch zu alter Zeit. Aber Frischheit läßt sich nicht einkochen und in Blechbüchsen verwahren.

Nicht jedes Blatt der Seidlitz'schen Sammlung ist den beiden Genannten gleichwerthig: Mancher große Name erscheint klein neben demjenigen wenig Bekannter. Es wird die Geschichte einst sorgfältig Nachlese zu halten haben, denn mancher gesunde Sinn erstickte unter dem Wust des muskelkräftig schaffenden Lehn-Idealismus, welcher so rasch die freie Eigenart des deutschen Kunstfrühlings mit seinen fertigen Formeln erdrückte.

Ich fand zufällig in der Lebensbeschreibung des jung verstorbenen Malers Carl Fohr den Namen Rambour erwähnt und erinnere mich, im Kölner Museum ein paar Bildnisse von diesem gesehen zu haben, die sich mir unvergeßlich einprägten. Vielleicht gräbt einmal ein rheinischer Kenner die Kunst des Mannes wieder aus. Nach jenen Proben verdient er es reichlich! Man sieht es ihm an, auch er war einmal ein Junger, den die Alten für einen „Verderb der Kunst" hielten. Käme nur Einer, der die Kunstkritik der „Alten" gegen die „Jungen" aus dem Anfang des Jahrhunderts sammelte, etwa wie Victor Hehn die Kritiken über Goethe zusammenstellte. Nicht zur Erheiterung der Nachlebenden, sondern als Ermahnung zur Vorsicht für die, welche es für ihre Pflicht halten, sich dem Fortrollen der Kunst in die Speichen zu werfen! Sie halten zwar die Kunst nicht auf, aber sie pflügen den Künstlern den Weg, auf den sie nun doch einmal, von ihrer Natur gezwungen, nun mit doppelter Last gehen müssen.

Leute, welche sich von den vorgezeichneten Straßen entfernten, gab es auch in Wien, selbst im alten, das Metternich so lange alt zu erhalten wußte. Schaeffer's Werk führt zunächst nur bis zu Koch, der aber auch schon ein Revolutionär war und mit Pinsel und Feder focht. Das wird sich in kommenden Heften deutlich abheben: Hans Veit Schnorr lobte die Akademie in Wien als „die am besten zur Bildung des studirenden Künstlers eingerichtete Anstalt". Leitete sie doch der große Meister Füger. Und sein Sohn Julius Schnorr von Carolsfeld war einer der Führer der neuen Richtung, welche nur Hohn für Füger und seine „Eklektiker" hatte, welche dort die höchsten künstlerischen Ehren genossen. Was mag man über die Frechheit der jungen Leute gelacht haben, die mit einem so „unfertigen" Blatte, wie dem „Christus am Oelberg", glaubten sich über die Meisterschaft der Meister erheben zu können? Was mag man für treffliche Gründe gehabt haben, ihnen zu beweisen, daß sie auf dem Irrwege seien. Und doch schritten sie fort und ließen die Alten am Wege. Und doch kamen Neue nach ihnen, die wieder sie hinter sich ließen. Und die Kritik trottete hinter dem rollenden Wagen her, knurrend, entsetzt, Unheil verkündend.

„Da hinten, da hinten, von ferne, von ferne" hört man noch die einst über Kaulbach und Makart Jammernden, die über Feuerbach Empörten, lauter vernimmt man noch die Menzel Verketzernden. Sie glaubten alle, die „Schönheit" werde verrathen, aber es werde, wenn der Irrwahn der „Modernen" sich verlaufen habe, ihre Zeit wieder kommen.

Sie kommt nicht wieder: Neue Zeiten, neue Ziele; neue Ideale, neuer Idealismus!

Vom Dresdner Kunstleben.

Wenn man mit dem Theater sich beschäftigen muß, ist es nicht allzu sehr verwunderlich und am Ende zu entschuldigen, wenn man wider Willen etwas Schauspielermanieren annimmt, und in das leidige Citiren geräth oder gar in ein Sichbrüsten mit lobenden Zeitungsausschnitten. Und so sei es auch mir nicht allzu sehr verübelt, wenn ich ein wenig in solche Sünden gegen den guten Geschmack verfalle und gleich eingangs mit dem schönen Spruche debutire von den schlechtesten Früchten, die es bekanntlich nicht sind, an denen meist die Wespen nagen; und dies, obgleich der Satz auf dasjenige, womit ich mich in den folgenden Zeilen zu beschäftigen haben werde, so ganz und gar nicht anwendbar ist.

Denn will man einem Dresdner Wochenblatte Glauben schenken, das, als ich vor Jahresfrist ungefähr an dieser Stelle

über das Dresdner Hoftheater zu berichten die Ehre hatte*), meinen Aufsatz damals nachdruckte und beifällig commentirte, so hat diese meine Besprechung den Anstoß gegeben zu den zahlreichen Stichen, von denen die Leitung desselben so schwer nun zu leiden hat. Aber ob die bösen Wespen der Kritik auch noch so eifrig jetzt an ihr nagen, besser ist die Dresdner Hofbühne nicht geworden, als sie vor einem Jahre war, da die Luft noch erzitterte vor den Hosianna-Rufen, in denen man sich zu ihrem Lobe vormals in einem gewissen Theil der Presse hier gefiel, und die Theaterleiter die Hände voll zu thun hatten, die Complimente alle einzuheimsen, die ihnen in so verschwenderischer Fülle dargebracht wurden.

Aber sind denn andererseits die Leistungen unserer Hoftheater wieder in diesem kurzen Zeitraum so sehr gesunken, daß, was vor Jahresfrist noch als vortrefflich befunden wurde, nun mit einem Male nicht mehr genügen sollte, daß die Posaunenstöße zum größten Theile verstummt sind, die ein- und aufdringlich genug für sie zuvor erschallten, und unentwegte Lobspender sogar in böse Tadler sich gewandelt haben?

Sicherlich nicht. Nur daß ein Tiefstand, wie ich ihn vor einem Jahre hier schon constatiren konnte, freilich um so empfindlicher sich geltend macht, je länger er andauert, und daß er auch denen endlich schmerzvoll zum Bewußtsein kommt, die aus alter Liebe und Anhänglichkeit oder auch aus anderen, weniger lauteren Gründen mit Gewalt Gesicht und Gehör verleugneten, um nur ja nichts sehen und hören zu müssen.

Und das wird neben dem frischen Blute, das der Dresdner Kritik mit der Gründung zweier neuer Tagesblätter im vergangenen Jahre zugeführt worden ist, wohl die Hauptursache sein von der bemerkenswerthen Wandlung, die in der öffentlichen Meinung so überraschend schnell sich hier vollzogen hat.

Denn es ist Alles beim Alten geblieben an unserer Hofbühne. Weder Fortschritte noch Rückschritte sind es, die sie zu verzeichnen hat, seit ich zuletzt über sie berichtet habe — wenn freilich Stillstand nicht auch Rückschritt ist — und der Kritiker, der nach Lessing's Vorbilde sich vorgenommen hat, jeden Schritt zu begleiten, den die dramatische Kunst im Dresdner Hoftheater machen würde, mag ruhig sich nur weiter auf seinem bequemen Sopha dehnen, und nach anderen Plätzen umthun, sich zu tummeln, wofern er das Gehen nicht völlig verlernen will.

Noch immer liegt die oberste Leitung unseres Hoftheaters in den Händen des greisen Verwalters der königlichen Privatschatulle, eines Mannes, der nun schon das 81. Lebensjahr überschritten und in seiner langen, verdienstvollen Beamtenlaufbahn gewissenhaft stets seine Pflicht erfüllt hat, auf welchen Posten er auch immer gestellt worden ist, der aber eine treffende Illustration dafür abgibt, daß man ein ausgezeichneter Mensch und ein noch viel ausgezeichneterer Beamter sein kann, ohne deswegen auch nur die geringsten Qualificationen für den schwierigen Posten eines Theaterdirectors zu besitzen. Noch immer steht ihm auch als literarischer Berather quasi ein Intendanzrath zur Seite, der, will man boshaften Gerüchten und Zeitungsnotizen Glauben schenken, seine Zeit gewissenhaft theilt zwischen animirten Skatpartien und der Production der für den Hausbrauch der Hofbühne dringend erforderlichen Prologe und Festspiele; von dessen sonstiger Wirksamkeit an unserem Hoftheater aber weiter auch nicht das Geringste zu verspüren ist. Und auch die Hoffnungen, die optimistische Köpfe auf den seit einem Jahre ungefähr an unserer Hofbühne thätigen Oberregisseur Theodor Lobe setzten, haben sich nicht verwirklicht. Sein schauspielerisches Talent liegt brach, und nur als Staatsanwalt in Lindau's Schauspiel „Der Andere" ließ er die Dresdner ahnen, daß er thatsächlich der treffliche Darsteller wäre, für den er anderwärts gilt. Aber weder das Repertoir unseres Theaters, noch die schauspielerischen Leistungen haben sich unter seinem Einflusse gebessert, und die sorgsamere Regieführung in den von ihm in Scene gesetzten Stücken allein vermag den Ansprüchen doch nicht zu genügen, die man an die Thätigkeit eines Schauspielleiters billiger Weise zu stellen berechtigt ist.

Und so kommt es, daß selbst ein meist wohlwollender Beurtheiler unserer Theaterverhältnisse, der noch vor Jahresfrist aus einem offenbaren Mißverständniß heraus die Dresdner Hofbühne gegen einen angeblich schweren Vorwurf meines Berichtes in der „Gegenwart", der aber in Wahrheit gar nicht von mir darin erhoben worden war, in Schutz genommen, einen Rückblick auf die Leistungen dieses Kunstinstitutes jetzt mit den Worten einleitet: „die Ausbeute am Königlichen Schauspielhause ist literarisch und dramatisch nur eine ganz geringe gewesen."

Und das war sie ohne Zweifel! Unsere besten schauspielerischen Kräfte werden hier verzettelt, und das Repertoire weist noch immer dieselbe jämmerliche Flachheit und trostlose Oede auf, die im vergangenen Jahre schon Anlaß zu tadelnden Bemerkungen gegeben hat.

Wurden in den etwa 320 Schauspielvorstellungen des Jahres 1892 zehn den Abend füllende Novitäten gebracht, deren besserer Theil zwei Stücke von Heyse, Roberts' „Satisfication" und Kösting's „Kolumbus" bildete, während den Rest zwei Stücke von Lindau und je eines von Schönthan, Moser, Francis Stahl und Wilhelm Wolff ausmachten, so erreichte die Zahl der den Abend füllenden Novitäten, die im Jahre 1893 uns hier vorgeführt wurden, die stattliche Ziffer von dreizehn Stücken. Aber die Zahl 13 ist bekanntlich eine Unglückszahl, und höchst unglücklich war in der That auch die Wahl der meisten dieser Neuheiten, die man dem Dresdner Publikum im abgelaufenen Jahre vorzusetzen sich bemüssigt glaubte. Als die bei Weitem werthvollste Darbietung unter ihnen ragt noch — will man den Goethe-Voltaire'schen „Mohamet" als Novität voll nicht gelten lassen — Fulda's „Talisman" hervor, dem Skowronnek mit seinem „Forsthaus" und der „Palast-Revolution" dann gleich hinterher folgt. Wald-Zedtwitz's „Pfennigreiter", Lindau's „der Andere", Blumenthal's überall durchgefallenes „Mauerblümchen" und Davis' „Heirathsnest", das übrigens dank einer schlechten Regie und einer unzulänglichen Darstellung hier völlig verunglückte, sind noch das Werthvollste von dem, was uns sonst geboten wurde; den Rest bilden die übrigens nur in dieser Bearbeitung hier neuen „Gönnerschaften" nach Scribe, Buchholz's „Liebeszauber", Claar's „Schwestern" und die berüchtigten „Letzten Tage Ludwigs XI." nach Casimir Delavigne.

„Gewisse mittelmäßige Stücke," sagt Lessing, „müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann." Ganz recht! Aber die beiden letztgenannten Stücke zumal, um die Herr Haase endlich sein kleines, hier alljährlich abgehaspeltes Gastspielrepertoir zu bereichern für nothwendig fand, stehen doch so tief selbst unter jenen Mittelmäßigkeiten, in denen dieser Künstler ja fast ausschließlich nur sich zu zeigen pflegt, daß selbst der Wunsch, in einer Paraderolle zu glänzen für den Schauspieler, diesen in seiner ganzen Stärke vorzuführen, für die Theaterleitung keine ausreichende Entschuldigung ist, dem Publikum derartige Machwerke zu bieten.

Und nicht als überflüssige Bissen fallen diese zudem von einer reichbesetzten Tafel etwa. Sie sollen vielmehr den Hungrigen Speise sein, sich daran zu sättigen. Aber ihr Genuß läßt unbefriedigt und leer wie zuvor, und während das Publikum in unserem Hoftheater um kahle Tische und ungefüllte Teller sich drängt, stehen die Dichter unserer Zeit mit dampfenden Schüsseln draußen an den Thüren und bitten vergebens um Einlaß. Denn man ist den aufstrebenden Talenten hier nicht hold, und der Realismus vollends scheint grundsätzlich von den geheiligten Räumen unserer Hofbühne ferngehalten zu werden, in denen von stets hochgehaltenen „Idealen" dafür man immer genug saft- und klangreiche Worte hören kann.

Mein Gott, diese stets hochgehaltenen Ideale! Geht nur hin und baut Herrn Casimir Delavigne und des gewandten Frankfurter Intendanten verunglückter Muse flammende Altäre, richtet Statuen auf für Lindau und Moser, Blumen-

*) „Die Gegenwart", Bd. XLIII. Nr. 10.

thal und Davis und meinetwegen auch für die Herren Buchholz und Tuhten sogar, die alle Zutritt gefunden auf die Bretter unseres Hoftheaters, und spendet ihnen Weihrauch so viel ihr wollt, Geld und Ehren; aber gebt sie nur nicht aus für die Träger des Idealismus, nicht für die Säulen und Stützen des deutschen Theaters, das zusammenbrechen muß ohne sie — rettungslos! Man gönne den Herren den Platz, der ihnen gebührt, als leidlich lustigen, mäßig witzigen und manchmal auch unterhaltenden Leuten; aber man setze sie auf kein Piedestal, auf dem sie selbst sich nur ungemüthlich und lächerlich vorkommen müssen, und sperre mit ihnen nicht den Weg für eine ehrlich ringende, heiß aufwärtsstrebende Kunst. Man braucht deswegen noch lange kein Vorkämpfer für den Naturalismus und besonders für all die lieben Unmündigen zu sein, die sich an seine Rockschöße klammern, und die so gern ach „unsere Literatur in ihren Händleinchen haben möchten", um sich zu sagen, daß es doch nicht angeht, wenn eine Theaterleitung eine ganze, große Strömung in der Literatur der Zeit dem Publikum einfach unterschlägt, nur weil sie zufällig nicht nach ihrem Geschmacke ist. Denn nicht dem eigenen Geschmacke genüge zu thun und nicht dem des großen Haufens zu liebedienern, darf der Leiter einer Schaubühne vom Range der unsrigen sich beikommen lassen, und in ganz anderer Weise, wie die Männer, die an der Spitze des Dresdner Schauspiels stehen, hat ohne Zweifel der Director unserer weltberühmten Gallerie, Prof. Woermann, seine Aufgabe erfaßt, der bei aller Werthschätzung von dem, was bis vor Kurzem noch als maß- und tonangebend in der Kunst gegolten und für so viele ja auch heute noch immer gilt, doch auch der „neuen Kunst", die auf anderen Wegen freilich und mit anderen Mitteln, aber doch mit Talent und Fleiß unleugbar ihrem Ideale nachzustreben redlich sich bemüht, bereitwillig die Thüren der von ihm geleiteten Sammlung geöffnet hat, allem Geschrei einer kleinlich denkenden, kurzsichtigen Clique zum Trotze. „Man hat keinen Geschmack", sagt Lessing, den ich nun zum dritten Male schon als Helfer mir heraufbeschwören muß, „wenn man einen einseitigen Geschmack hat." Aber ein Blick auf die Novitätenlisten unseres Schauspiels in den beiden letzten Jahren sagt uns nur zu deutlich, daß selbst ein solch' einseitiger Geschmack der Leitung unseres Schauspiels völlig abgeht, und wenn wir vernehmen, was in München, was in Berlin und anderwärts geschieht, dann bleibt uns hier der schwache Trost nicht einmal, den Börne hatte, als er über das Frankfurter Theater schrieb: „Das Repertoir fand ich erbärmlich, und ich wähnte, das sei allein bei uns so. Als ich aber auch andere Bühnen kennen gelernt, erfuhr ich, daß es nirgends besser sei, ja an vielen Orten noch schlechter, als bei uns."

Aber kann es denn irgendwo schlechter sein, als bei uns, wo man, will man Anzengruber selbst und Rosegger, von Sudermann und Hauptmann, Strindberg oder Halbe gar nicht zu reden, einmal sehen, auf das angewiesen ist, was das mit bescheidenen Mitteln arbeitende Residenztheater — das in diesem Winter übrigens mit einem kleinen, in allen Sätteln gleich gewandten Personale doch ganz Ueberraschendes geleistet hat — oder gar eine für die heißesten Monate eilig zusammengestellte Sommertruppe uns davon zu bieten im Stande ist?

Und unsere Oper, unsere vielgerühmte Dresdner Oper? Hier vermag die Form über manches hinweg zu täuschen. Eine tüchtige Künstlerschaar, ein wackerer Kapellmeister, eine prunkvolle Sceuirung, und drei Viertel des Erfolges sind gegeben. Und über das Meiste davon, und stellenweise sogar über etwas mehr verfügt die Dresdener Oper, ob sie in einzelnen Fächern auch Jahre lang schon Lücken aufweist, ob sie einseitig vom Zeitgeschmacke sich fortreißen läßt und ob, wie Eingeweihte behaupten, ein arger Nepotismus, namentlich, wo es sich um Aufführung neuer Werke handelt, stärker als zuträglich sich dort breitmacht.

So haben wir vor einem Jahre geschrieben, und es ist nicht besser seitdem geworden, sondern eher schlechter. Die Lücken im Personale sind nicht ergänzt, vielmehr nur größer und klaffender geworden, und was von Nepotismus Eingeweihte vordem leise sich nur zuflüsterten, das wird nun offen in der Presse und ohne Rückhalt hier besprochen. Ja selbst das „Dresdner Journal", unser offizielles Amts- und Hofblatt, in dem man gewöhnt ist, nichts zu lesen, was nicht die Billigung der betreffenden vorgesetzten Behörden vorher gefunden, und bezüglich dessen — da „Kunstkritik" und „vorgesetzte Behörde" zusammen so schrecklich einem in den Ohren klingen — man doch eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung in allen seinen Aeußerungen immerhin erwarten muß, hat sich vor Kurzem bitter über unser Musikleben auszusprechen genöthigt gefunden, während andere Blätter freilich noch immer jene Verhimmelungsarien fortsetzen, die nicht zum Mindesten die Schuld an dem Niedergange tragen, in dem unsere Oper zweifellos jetzt begriffen ist.

Trotzdem möchten wir den Leiter unserer Oper gegen manche von den Vorwürfen doch in Schutz nehmen, die hageldicht auf ihn jetzt von mehr als einer Seite niederregnen. Ein allzu tiefer Erfasser klassischer Orchesterwerke freilich ist er nie gewesen, das kann man in den auch auf ihre Zusammenstellung manches zu wünschen übrig lassenden Concerten der Königlichen Kapelle oftmals ersehen, die hier wie anderwärts die Mode mehr, als wirkliches Kunstverständniß bis auf das letzte Plätzchen füllen hilft; aber ein brillanter, geist- und temperamentvoller Opernkapellmeister ist er ganz ohne jeden Zweifel, und nicht er allein trägt die Schuld für alle die Sünden, die ihm nun vorgehalten werden, als mehr noch diejenigen, die ihn über den Wirkungskreis hinaus haben wachsen lassen, in dem stets nur Vortreffliches von ihm zu erwarten stand.

Hand in Hand mit dem Rückgange des gesammten geistigen und künstlerischen Lebens in Dresden überhaupt, ist auch der der Dresdner Hofbühne gegangen. Aber während es in den bildenden Künsten, abgesehen von jenen obenerwähnten erfreulichen Ankäufen unseres Galleriedirectors, sich allmählich doch zu regen beginnt, und künstlerische Anregung durch zwei private ständige Kunstausstellungen geboten wird, von denen die eine durch die Vorführung einer Reihe Klinger'scher Werke und neuerdings wieder mit dem bemerkenswerthen künstlerischen Nachlaß des jüngst erst in der Blüthe seiner Jahre verstorbenen Malers Adolf von Meckel sicherlich ein Verdienst um das Kunstleben unserer Stadt sich erworben hat; ist mit Bezug auf unser Hoftheater eine Besserung sobald nicht zu erwarten. Denn auch der kürzlich erst zur Vertretung des jetzigen greisen Chefs der Hofbühne bei dessen Geschäften „repräsentativer Natur" ernannte Cavalier, der, wie man sagt, für den Posten eines Intendanten allmählich herangebildet werden soll, dürfte kaum der Mann sein, das Dresdner Hoftheater wieder auf jene Höhe zu bringen, auf der es einstens gestanden. Eine gewisse Schwärmerei für das Theater allein macht eben noch keinen Fachmann, und wie können die derzeitigen Leiter unserer Hofbühne den künftigen Intendanten, der in Sachen des Theaters der Natur der Verhältnisse nach nicht mehr sein kann, als ein Dilettant, lehren, was ihnen selber völlig abgeht?

Mit den „Gönnerschaften" des längst vermoderten Scribe hat — nomen est omen — am 1. Januar das Dresdner Hoftheater die Vorstellungen des Jahres 1893 eingeleitet. Das Stück ist nach zwei Aufführungen schon von der Bühne verschwunden, die Gönnerschaften aber sind uns geblieben. In den Kanzleien der Theaterdirektion machen sie sich breiter denn je, und wir fürchten, wie die Dinge nun einmal liegen, werden sie auch nicht so bald wieder daraus zu vertreiben sein.

Verus.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Furcht.

Von Anton Tschechow.
Autorisirte Uebersetzung von C. Joest.

Der Landmesser Gleb Gawrilowitsch Smirnow stieg auf der Station Guluschki aus. Bis zu dem Gute, das er ausmessen sollte, waren es noch dreißig bis vierzig Werst. Wenn der Kutscher nicht betrunken ist und die Pferde keine alten Klepper sind, dann ist eine Fahrt von dreißig Werst eine Kleinigkeit; hat der Kutscher jedoch einen Spitz und sind die Rosse ermüdet, dann glaubt man volle fünfzig Werst zu fahren.

„Bitte, wo kann ich Postpferde bekommen?" fragte der Landmesser den Gendarmen der Station.

„Was für Pferde? Postpferde? Hier ist zehn Werst in der Runde kein Hund aufzutreiben, den man vorspannen könnte, geschweige denn Postpferde. Aber wohin wollen Sie fahren?"

„Nach Dewkino, auf das Gut des Generals Hohotow."

„Schlimm!" rief der Gendarm und gähnte. „Na wissen Sie was? Gehen Sie hinter das Stationsgebäude; dort sind manchmal Bauern, die eine Fuhre suchen."

Der Landmesser seufzte und ging hinter das Stationshaus. Richtig fand er nach langem Suchen und Fragen einen kräftigen, finsteren, pockennarbigen Bauern, der unbeweglich wie eine Salzsäule dastand, in einen zerrissenen, groben Tuchrock gekleidet.

„Der Teufel weiß, was Du für einen Wagen hast!" sagte der Landmesser verdrießlich, als er den Wagen bestieg. „Man versteht ja gar nicht, wo hinten und wo vorne ist."

„Was ist hier zu verstehen! Wo der Schwanz des Pferdes ist, da ist es vorn, wo aber Eure Gnaden sitzen, da ist es hinten . . ."

Das Pferdchen war noch jung, gar nicht mager, breitbeinig und mit Ohren voller Fliegenstiche. Als der Kutscher aufstieg und mit der aus einem Stricke gedrehten Peitsche knallte, schüttelte das Thier nur den Kopf, als er es aber ausschimpfte und nochmals schlug, da stöhnte und zitterte der Wagen, als schüttelte ihn das Fieber. Nach dem dritten Schlage kam er noch mehr in's Schwanken, nach dem vierten setzte er sich in Bewegung.

„Wird es so den ganzen Weg gehen?" fragte der Landmesser, als er einen schmerzlichen Ruck verspürte, und wunderte sich darüber, daß die russischen Fuhrleute die Gabe besitzen, solche Schneckenfahrten mit Erschütterungen zu machen, die Leib und Seele auseinander zu bringen drohen.

„Werden schon ankommen!" beruhigte der Kutscher. „Es ist eben eine Stute und jung und feurig. Kommt sie einmal in Gang, so ist kein Halt mehr . . . Hü, verdammtes Biest!"

Als der Wagen die Station verließ, dämmerte es. Rechts breitete sich eine endlose, dunkle, gefrorene Ebene aus. Da ging es gewiß geradenwegs in Teufels Klauen. Am Horizont, wo die Ebene verschwand und mit dem Himmel zusammenwuchs, verglühte das herbstlich kalte Abendroth langsam. Links aber erhoben sich Hügel in der dunkelnden Luft, halb wie vorjährige Heuschober, halb wie Hütten. Nach vorn konnte der Landmesser nicht sehen, da hier der breite Rücken des Fuhrmanns alle Aussicht verbarg. Es war still, doch kalt, es fror sogar. Welche Einöde, dachte der Landmesser und zog über seine Ohren den Mantelkragen. Weit und breit weder Haus, noch Hütte! Werde ich überfallen und beraubt, so erfährt kein Mensch davon, und wenn ich auch Kanonen abfeuerte. Und auch der Fuhrmann ist unzuverlässig. Teufel, Teufel, was für einen großen Rücken der Bursche hat! Wenn ein solches Naturkind nur mit dem Finger tippt, so ist man hin. Und ein thierisches, verdammt niederträchtiges Maul hat er allerdings.

„Hör' mal, Lieber, wie heißest Du eigentlich?" fragte der furchtsame Landmesser.

„Ich? — Ich heiße Klim."

„Sag mal Klim, ist es hier bei Euch nicht unsicher? Kommen keine Raubanfälle vor?"

„Nein, Gott bewahrte mich immer . . . Wer sollte hier auch rauben wollen?"

„Das ist gut, daß derlei nicht vorkommt. Na, auf alle Fälle habe ich drei Revolver mitgenommen, und mit einem solchen Ding ist, wie Du weißt, nicht zu spaßen. Damit kann man mit zehn Räubern fertig werden."

Es war jetzt dunkel geworden. Der Wagen begann zu knarren und zu schütteln und bog offenbar widerwillig nach links ab.

— Wohin führt er mich nun? dachte der Landmesser. Er fuhr doch immer gradaus, und nun mit einem Male nach links. Gewiß will mich der Nichtswürdige in irgend eine Spelunke bringen und . . . und . . . Na, es kommt ja Allerlei vor!

„Hör' mal," wandte er sich an den Kutscher. „Du meinst also, es sei hier nicht unsicher? Das ist eigentlich schade, denn ich liebe die Kämpfe mit den Räubern. Siehst Du, ich bin scheinbar mager und kränklich, aber Kraft habe ich wie ein Ochse! . . . Mich überfielen einmal drei Räuber, aber was that ich? Einen schlug ich nieder, so daß . . . daß er den Geist aufgab, die beiden Anderen ließ ich nach Sibirien zur Zwangsarbeit schicken . . . Und woher ich diese Kraft habe, ich weiß es selber nicht . . . Ich packe einfach einen solchen kräftigen Kerl, wie Du es bist . . . und drehe ihm den Hals um."

Klim sah sich nach dem Landmesser um, legte das Gesicht in Falten und gab dem Pferde einen Peitschenhieb.

„Jawohl, Bruder," fuhr der Landmesser fort. „Gott bewahre Jeden, mit mir anzubinden! Und nicht genug, daß der Räuber Hände und Beine dabei verliert, er muß sich noch obendrein vor dem Gerichte verantworten. Ich bin nämlich mit allen Richtern auf Du und Du. Jawohl, ein dem Staate hochwichtiger und unentbehrlicher Mensch! Meine Reise hierher ist der Verwaltung genau bekannt . . . und sie paßt scharf auf, daß mir Niemand was Böses zufügt . . . Den ganzen Weg entlang sind Polizisten und Dorfälteste hinter den Büschen versteckt."

In seinen Prahlereien hielt der Landmesser plötzlich inne.

„Halt!" schrie er, „wohin fährst Du? Wohin führst Du mich?"

„Na, sehen Sie's nicht? Jetzt kommt der Wald!"

Allerdings, der Wald, dachte der Landmesser. Und ich erschrak ganz ohne Grund, aber ich muß meine Aufregung verbergen. Der Kutscher hat schon bemerkt, daß ich ängstlich bin . . . Warum sieht er sich so oft nach mir um? Gewiß sinnt er Böses, der Verfluchte . . . Erst fuhr er langsam, Schritt für Schritt und nun saust er bloß so!

„Hör' mal, Klim, warum treibst Du Dein Pferd an?"

„Ich treib's nicht. Es ist von selber in's Laufen gerathen. Ja, dann bringt man es gar nicht mehr zum Stehen. Es freut sich selbst darüber, daß es solche Beine hat."

„Du lügst, Bruder! Ich weiß, Du lügst! Also rath ich Dir, zieh die Zügel straffer an . . . langsamer, hörst Du? Halte stramm!"

„Warum?"

„Darum, Kerl! Ganz einfach, weil von der Station aus vier liebe Freunde hinter mir herfahren. Sie müssen uns einholen. Gerade in diesem Walde wollten sie mich einholen . . . Es wird viel lustiger sein, mit ihnen zusammen zu fahren . . . O, es sind große, starke Kameraden, und jeder von ihnen hat einen Revolver . . . Was siehst Du Dich immer wieder um und rückst auf Deinem Platz hin und her, als säßest Du auf Nadeln? Was? Ich, Bruder, werde . . . Bruder . . . Nach mir hast Du Dich gar nicht umzusehen . . . an mir ist gar nichts Interessantes . . . das heißt . . . o ja, die Revolver . . . Bitte, wenn Du willst, so hole ich sie heraus und zeige sie Dir . . . Warte nur . . ."

Der Landmesser stellte sich, als suchte er in seinen Taschen, und in diesem Augenblicke geschah etwas, das er bei seiner Furchtsamkeit nicht erwartet hatte: Klim stürzte sich vom Wagen herunter und rannte auf allen Vieren ins Dickicht.

„Hülfe!" schrie er. „Hülfe! Nimm Pferd und Wagen, nur tödte mich nicht! Hülfe!"

Seine eiligen Schritte entfernten sich, in den Büschen knisterte es, dann wurde es ganz still.

Der Landmesser, der solch eine Wirkung nicht erwartet hatte, brachte

vor Allem das Pferd zum Stehen, dann machte er es sich auf dem Wagen bequem und begann nachzudenken.

Er ist fortgelaufen . . . Er erschrak, der Narr . . . Na, was fange ich nun an? Allein weiter fahren, geht nicht, da ich den Weg nicht kenne, und überdies kann jemand Verdacht schöpfen und glauben, ich hätte das Pferd gestohlen . . . Was thun?

„Klim! Klim!"

„Klim!" antwortete das Echo.

Bei der Aussicht, die ganze Nacht im kalten, dunklen Walde zu verbringen und nur die Wölfe, das Echo und das Schnauben der ausgehungerten Stute zu hören, fuhr es ihm wie mit einer eisigen Säge über den Rücken.

„Klimuschka!" rief er. „Mein Lieber! Wo bist Du, Klimuschka?"

Zwei Stunden lang rief der Landmesser, und erst als er heiser geworden und sich mit dem Gedanken, im Walde übernachten zu müssen, abgefunden hatte, trug der Wind ein Stöhnen daher.

„Klim! Bist Du das, mein Lieber? Fahren wir doch weiter!"

„Nein . . . denn Du . . . schlägst mich todt!"

„Das war ja nur Scherz, mein Lieber! Gott strafe mich, wenn's nicht einer war . . . ich habe gescherzt! Ich habe gar keine Revolver! . . . Ich log aus Furcht! . . . Bitte, fahr doch weiter mit mir! Mich friert höllisch!"

Klim, der es sich überlegt haben mochte, daß ein wirklicher Räuber sich gewiß längst mit Pferd und Wagen aus dem Staube gemacht hätte, kam aus dem Wald hervor und näherte sich zögernd.

„Na, was erschrakst Du, Tölpel? Ich . . . ich scherzte bloß, Du aber hast Dich gefürchtet . . . Steig' auf!"

„Gott sei mit Dir, Herr," brummte Klim, indem er den Wagen bestieg. „Hätte ich das vorher gewußt, so wäre ich nicht mal für hundert Rubel gefahren. Vor Schreck wär' ich beinah gestorben . . ."

Klim knallte mit der Peitsche. Der Wagen zitterte . . . Klim schlug das Pferd noch ein Mal, und der Wagen schwankte . . . Nach dem vierten Schlag setzte er sich endlich in Bewegung; der Landmesser zog den Kragen über die Ohren und verfiel in tiefsinnige Gedanken. Der Weg und Klim flößten ihm nun keine Furcht mehr ein.

Aus der Hauptstadt.

Der Kaiser in Friedrichsruh.

Wie sich der Besuch in den Köpfen unserer Bismarck-Verächter malt.

I. Entweder.

Erste Scene.

Bismarck (monologisirt): Es muß sein — es muß! Dieser Triumph darf mir nicht entgehen, Eugen Richter soll nicht über mich hohnlächeln, nicht soll Knörcke's Genius verächtlich auf mich herabschauen! Ha! Hab' ich Depeschen gefälscht, unschuldige Botschafter in's Zuchthaus gebracht, Pachnicke's Talente angezweifelt, Millionen widerrechtlicher Weise eingesteckt und Hunderttausende gemordet — und soll nun feige zurückschaudern vor diesem Schritt? Auf Betrug und Alkohol gründet sich meine Laufbahn — Betrug und Alkohol mögen (verzeih' es, heiliger und schlecht bezahlter Liebknecht!) sie auch beschließen! (Er läutet.) Wenn nur Eugen Richter nichts merkt . . . (Er nimmt einen Trunk.)

Zweite Scene.

Lakai Jean: Seine nicht regierende Hoheit der Herzog von Lauenburg befehlen?

Bismarck (wirft ihm den Bierkrug an den Kopf): Donnerwetter noch' n' mal! Sie wissen doch, daß mir Schweninger alle aufregenden Getränke streng verboten hat . . . und wenn Sie mir den Humpen immer nur zu drei Vierteln füllen, dann regt mich das auf — verstanden?

Jean (kopfschüttelnd, für sich): Wieder molum! (laut.) Haben Seine Hoheit sonst noch Wünsche?

Bismarck: Ja! Legen Sie mir in meinem Schlafzimmer ein Achtel Doppelbier auf! (Vertraulich.) Ist alles bereit, Jean? Der Automat in Ordnung?

Jean (seltsam lächelnd): Alles bereit, die Täuschung vollkommen . . . kein Mensch in der Welt wird etwas ahnen . . . Der Chef der Claque läßt übrigens anfragen, ob er mit dem alltäglichen Hurrahgebrüll vorm Schloßthor von morgen an schon um sieben beginnen solle —

Bismarck: Gewiß, gewiß! Oder meint er etwa, ich bezahle ihn und seine Kerle umsonst? Für mein gutes Geld will ich auch glühende Begeisterung haben! — Also richten Sie alles vor, damit unser Plan gelingt, mundus vult decipi, sagt Harakiri. (Lakai ab.) Wenn nur Eugen Richter nichts merkt! Na, einstweilen prosit! (Er hebt eine Champagnerflasche an den Mund.)

Dritte Scene.

Bote aus Berlin: Morjen, Durchlaucht!

Bismarck (läßt die Flasche fallen, bestürzt): Ah — guten Morgen, guten Morgen! Sie müssen nämlich wissen — Schweninger hat mir verordnet, den Champagner gleich aus der Pulle zu trinken, damit die Kohlensäure drin voll ausgenutzt wird und ungeschwächt auf meinen Magen wirkt . . . Nun, womit kann ich Ihnen dienen, Liebster?

Bote aus Berlin: Geheimrath Kutschke vom Ministerium des Innern will Ihnen seine Aufwartung machen.

Bismarck: Geheimrath—Kutschke! Donnerwetter! Das ist aber 'ne Ehre! Nee, so 'was! Hätt' ich hinfälliger Greis mir das träumen lassen . . . Gott, und ich bin noch im Schlafrock . . . da muß ich ja eilen und gleich Kniehosen anziehen . . . Geheimrath Kutschke kommt zu mir . . . er selber . . . ich bin ganz weg . . . diese Ehre —

Bote: Da ist er schon!

Vierte Scene.

Geheimrath Kutschke (sprühend witzig): Ah — Ihr historisches Arbeitszimmer, lieber Bismarck?

Bismarck (mit albernem Lächeln): Woso Arbeitszimmer?

Geheimrath Kutschke (noch sprühender): Nun ja — da liegt ja 'ne prachtvolle Bärenhaut!

Bismarck (enthusiastisch): Famoser Witz! Famoser Witz! Meine gesammten gesammelten Reden gäb' ich hin, hätt' ich den famosen Witz gemacht —

Geheimrath Kutschke: Wie geht's mit der Gesundheit, Alterchen? Hoffentlich recht klapprig?

Bismarck: Danke ergebenst, Euer Gnaden. Alles im besten Stande. Nur hab' ich unter der Feuchtigkeit der letzten Monate sehr gelitten —

Geheimrath Kutschke: Ja, ich weiß — Sie trinken zu viel!

Bismarck: Darf ich Ihnen 'nen Schluck anbieten? Und vielleicht 'ne Käsestulle dazu?

Geheimrath Kutschke (abweisend): Ich bin nicht wie Sie — ich bin kein Handelsredacteur — mich besticht man mit solchen Leckerbißchen nicht. Also zur Sache. Der commandirende Herr Reichskanzler Graf Caprivi hat Ihretwegen mit dem Kaiser gesprochen —

Bismarck: Graf Caprivi — meinetwegen? Undenkbar! Sie scherzen grausam mit einem alten, todgeweihten Manne!

Geheimrath Kutschke (streng): Ein preußischer Geheimrath scherzt nie, und wenn er trotzdem scherzt, verlangt er, daß man seinen Scherz belacht — merken Sie sich das! — Wie Ihnen bekannt sein wird, thun Seine Majestät nichts, ohne zuvor den commandirenden Reichskanzler befragt zu haben; Seine Majestät wollten Ihnen zürnen, thaten es aber auf Rath des Herrn Grafen nicht.

Bismarck (weint vor Rührung).

Geheimrath Kutschke (würdevoll): Im Auftrag nun meines Vorgesetzten, des Herrn Staatssecretärs von Böttticher —

Bismarck (knickt zusammen): O! Welch ein leutseliger Herr! Welche Herzensgüte! Erinnert sich denn der Ueberragende immer noch an mich siechen Krüppel? Gott segne ihn so viel tausend Mal, als er Markstücke aus dem Welfenfonds —

Geheimrath Kutschke (kühl): Mein Herr Vorgesetzter läßt Ihnen eine Meldung machen —

Bismarck: Was will die Astrallampe meines Daseins? (Er gießt einen hinter die Binde.)

Geheimrath Kutschke: Sie haben die Keckheit besessen, eine oberflächliche Höflichkeitseinladung nach Berlin ernst zu nehmen und uns wirklich zu belästigen; mehr noch, Sie lassen jetzt von der Ihnen verkauften Preßbande die lügnerische Nachricht verbreiten, Seine Majestät beabsichtige, Ihnen einen Gegenbesuch zu machen. Ich muß gestehen, diese Dreistigkeit — (Hurrahgebrüll wird laut.) Aber wer heult denn da so entsetzlich?

Bismarck (mit heuchlerischer Verschämtheit): Das sind wohl ein paar stille Verehrer von mir —

Geheimrath Kutschke (sprühend witzig): Stille? (fährt fort) Seine Majestät hat nun über diese Angelegenheit, wie es seine Art ist und wie er selbstverständlich auch vor Ihrer Einladung nach Berlin that, tagelang mit dem Reichskanzler und dem Herrn Staatssecretär berathen. Nur dem eifrigen, selbstlosen Bemühen dieser Ihrer beiden Gönner gelang es, Seine Majestät vor Ihnen sehr unangenehmen Schritten zurückzuhalten. Daß aber von einem Besuch des Kaisers in diesem baufälligen Hause nicht die Rede sein kann —

Bismarck (außer sich): Es muß aber, es muß! Ich verliere sonst ja allen Credit in der Umgegend! Es guckt mich jetzt ja schon kein Hamburger mehr an . . . Ach, liebster, bester Herr Geheimrath . . .

Geheimrath Kutschke (großartig, zerschmetternd): Was wünschen Sie?

Bismarck: Nun, so sei Gott mir gnädig! (Er läutet.)

Fünfte Scene.

(Man sieht in die Landschaft hinaus, bis zur Station Friedrichsruh. Der Bahnhof ist mit Tausenden von Menschen erfüllt, darunter zehnmal so viel Reporter. Ein Zug fährt ein; Graf Herbert Bismarck hilft einer Castan'schen Wachspuppe aus dem Wagen, die genau das äußere Ansehen des Kaisers hat. Die getäuschte Menge bricht in Jubel- und Hurrahgeschrei aus. Der Automat drückt dem Grafen Herbert die Hand und fragt, wie es seinem Vater gehe. Niemand merkt den Betrug; der Berichterstatter der „Freisinnigen Zeitung" deshalb nicht, weil er sich eben in stiller Zurückgezogenheit mit agrarischen Problemen beschäftigt. Der Automat wird in ein Coupé gehoben und fährt, von Herbert Bismarck festgehalten, grüßend zum Schlosse, unter dem Freudengeschrei rasch herbeigeströmter Hunderttausender.)

Geheimrath Kutschke (entsetzt): Darf ich meinen Augen trauen?

Bismarck (mit höhnischem Triumph): Berichten Sie schleunigst nach Berlin — hier sind Sie überflüssig!

(Der Automat wird die Vordertreppe heraufgetragen, Geheimrath Kutschke entflieht über die hintere. Alle Telegraphendrähte sind im Nu belegt; das getäuschte Hamburg flaggt, die Geschäftsleute der Umgegend eröffnen Bismarck neue Credite. Die ganze Welt läßt sich betrügen, nur Einer nicht: Wer? sagt die

Sechste Scene.

Eugen Richter (im Pilsner Bierhaus, zu einem Unbekannten): Sie scheinen mir vertrauenswürdig! Aber wem verdanken Sie Ihre sensationellen Mittheilungen?

Der Unbekannte: Dem Mitverschworenen Bismarck's, seinem Lakaien!

Eugen Richter: Wo ist der Unglückliche?

Der Unbekannte: Aus Verzweiflung über seine Hülfe bei der Unthat und von Bismarck's schlechtem Exempel angesteckt, hat er sich dem Trunke ergeben und ist gestern in die Charité eingeliefert worden.

Eugen Richter: Also keine Hoffnung auf Rettung mehr! — Hier haben Sie fünf Silbergroschen, und verrathen Sie Liebknecht nichts! Raummangels halber will ich Ihre Enthüllungen einstweilen zurückstellen . . . aber der Schuldige mag inzwischen zittern. Ich werde ihn treffen! (Mit großen Schritten ab durch die Mitte.)

* * *

II. Oder.

Bismarck und der Kaiser im Privatgespräch. Graf Caprivi.

Der Kaiser: Ich freue mich, Sie so vergnügt zu sehen, lieber Herzog. Ich bin ebenfalls recht vergnügt. Caprivi auch.

Bismarck: Ja, Ew. Majestät, wir Drei bilden heute sozusagen einen richtigen Vergnügungsverein!

Der Kaiser: Ganz recht — und darum lassen Sie uns auch an dem Hauptparagraphen aller Vergnügungsvereine festhalten: „Jede Unterhaltung über Religion und Politik ist streng verboten. Der Vorstand." Die ganze freisinnige Presse hat überzeugend nachgewiesen, daß zwischen uns Beiden kein Wort über Politik gewechselt werden könne, dürfe und würde; richten wir uns darnach. Auch wünscht Graf Caprivi dergleichen nicht.

Bismarck: Die letzten gesetzgeberischen Maßnahmen und Pläne Caprivi's sind nach Ansicht der großen Mehrheit unseres Volkes geeignet, jedem Patrioten den Schlaf zu rauben —

Der Kaiser: Das mag sein — aber Sie selbst schlafen doch gut, lieber Herzog? Gesunder Schlaf ist mehr werth als Reichthum. Ich empfehle Ihnen übrigens in dieser Hinsicht Wichert's neues Hohenzollernstück.

Bismarck: Wichert? Den kenn' ich gar nicht. Ich besuche nämlich nie Erstaufführungen im Theater — und zu einer zweiten ist wohl noch kein Werk dieses Dichters gekommen. Das führt mich übrigens auf Ludwig Fulda —

Der Kaiser: Ah — Sie meinen den jungen Afrikareisenden, der indische Elephanten zähmen wollte —

Bismarck: Ja, Afrika! Was die Verwaltung unserer afrikanischen Kolonien anbelangt, so glaube ich, daß wir keinen Anlaß zur Freude und zum Stolze haben —

Der Kaiser: Dagegen gedeihen die Villenkolonien im Grunewald über alle Erwartung.

Graf Caprivi: Und wenn Sie 'mal uneingeladen nach Berlin kommen, versäumen Sie ja nicht, sie zu besichtigen. Sie können vom Lehrter Bahnhof direct hingelangen und brauchen gar nicht erst die Stadt zu berühren.

Bismarck: In Kamerun sollen die Wilden ja wieder schrecklich gehaust und sich ganz niederträchtig betragen haben!

Graf Caprivi: Ich bitte, den stellvertretenden Gouverneur Herrn Leist nicht zu beleidigen!

Bismarck: Die Frage der Befreiung der Hausſklaven ist übrigens von der jetzigen Regierung Ew. Majestät nicht immer mit gehöriger Entschiedenheit —

Der Kaiser: Befreiung der Hausſklaven?

Graf Caprivi: Durchlaucht a. D. meinen zweifelsohne die deutschen Ehemänner damit!

Bismarck: Einer gedeihlichen Entwickelung unserer ostafrikanischen Besitzungen wird, fürcht' ich, nicht sowohl das dortige Sumpfklima und die feuchte Witterung, als die totale Unfähigkeit des Gouverneurs hinderlich sein, und —

Der Kaiser: Feuchte Witterung? Lassen Sie uns doch nicht vom Wetter reden! Das ist ja banal! Wie denken Sie über Nietzsche?

Graf Caprivi: Essen Sie gern Käse, Durchlaucht? Haben Sie in diesem Winter schon viel getanzt? Die neue Haartracht steht Ihnen übrigens vorzüglich.

Bismarck: Die Handelsverträge —

Der Kaiser: Ja, der Handel liegt sehr träge. Alles stockt. Man berichtete mir erst gestern, daß sich die Inhaber mehrerer angesehener Berliner Bankfirmen entschlossen haben, nicht mehr an die Börse zu gehen sondern eine ehrliche Beschäftigung zu ergreifen.

Bismarck: Ja, die Handelsverträge . . . Sollten sich Ew. Majestät doch nicht vielleicht eines Besseren besinnen?

Der Kaiser: Eines Besseren besinnen? Nein, lieber Herzog. Der Steinberger Zweiundvierziger ist, so viel ich weiß, der beste Wein in meinem Keller; eines Besseren kann ich mich wirklich nicht besinnen.

Graf Caprivi: Bessere Jeder an sich selbst, dann werden auch die Verhältnisse sich bessern, sagt von Böttticher. Vielleicht ist es den Herren aber angenehm, wenn ich ihnen zu Ihrer Unterhaltung die erste Fortsetzung des neuen Gartenlauben-Romanes vorlese?

Der Kaiser: Die interessante Entdeckung Schiaparelli's, daß der Mars von Menschen bewohnt ist, wäre ebenfalls ein recht anregender Gesprächsstoff.

Graf Caprivi: In Italien hat sich übrigens vergangene Woche in Politiker- und Hochfinanzkreisen ein Verein zur elektrischen Hinrichtung constituirt.

Bismarck: Der Mitglieder? Die italienischen Verhältnisse werden übrigens immer unerquicklicher. Mir scheint, den leitenden Staatsmännern dort ist die Besinnung ganz verloren gegangen, zum Verderben des gottgesegneten, ehedem so blühenden Landes! Sizilien, einst die Kornkammer Roms —

Graf Caprivi: Ach, Sie reden vom alten Rom? Ja, da pflicht' ich Ihnen völlig bei, der Brutus war kein Staatsmann, absolut nicht. Auch Cassius imponirt mir recht wenig —

Bismarck: Eins hatte die italienische Regierung aber trotz ihrer Unfähigkeit doch vor der unsrigen voraus —

Der Kaiser: Gewiß — ihre Mitglieder haben viel leichter Latein gelernt!

Graf Caprivi: Ach, da fallen mir ein paar reizende Anekdoten aus der Schulzeit ein. (Er erzählt sie.)

Bismarck: Weil Sie gerade auf Ihre Schulzeit zu sprechen kommen — die Ordensverleihung an Alexander Meyer —

Graf Caprivi: Ja, nicht wahr? Aber was sagen Sie dazu, daß der Sultan an achtzehn seiner Odalisken den Chadanaal-Orden verliehen hat, den man sonst nur für Verdienste um das Haus Osman erhält?

Der Kaiser: Nun, die Damen werden ja ihre Verdienste um das Haus Osman haben.

Bismarck: Das kann der Sultan gewiß am besten beurtheilen. Im Uebrigen ist die orientalische Frage —

Graf Caprivi: Ach, da kenn' ich noch ein paar entzückende Haremgeschichten, so 'was Rechtes für 'n olles Junggesellenherz. Die müssen Sie hören, lieber Bismarck.

Bismarck: Ich muß gestehen, Herr Graf, daß Sie es mir so schwer machen, auch 'mal zu Wort zur kommen, finde ich gar nicht politisch!

Graf Caprivi: Aber sehen Sie, das freut mich ja gerade! Das ist ja meine Absicht! Nur nicht politisch! Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Ohne Geläut. Schauspiel in fünf Aufzügen von F. v. Zobeltitz. (Lessing-Theater.)

Als Wolfgang Goethe die Spezial-Musen und -Grazien der Mark verhöhnte, in den Tagen des himmelblauen Kosmopolitismus, ahnte er nicht, wie stark noch die Wurzeln der von ihm einigermaßen verachteten kleinbürgerlichen, sozusagen nationalen Dichtung waren, und er glaubte gewiß nicht, daß annähernd hundert Jahre nach der klassischen Epoche deutscher Großweltpoesie die tüchtigsten Dichterkräfte ihre Nahrung wieder aus beschränkt nationalem, provinziellem Boden ziehen würden. Und schrecklich: nicht genug daran, daß man die Eigenart irgend eines gottvergessenen Landstrichleins dramatisch ausmünzt und so thut, als seien Masuren und die Kassubei von heut so interessant, so dankbar wie der Boden von Alt-Hellas und Rom, wie das mittelalterliche Hohenstaufenreich und die sagenumsponnene, hotelreiche Schweiz — selbst von der unerläßlichen Forderung, nur wahrhafte Helden großen Stils auf die Bühne zu bringen, weicht die Jugend mehr und mehr ab. Noch Gustav Freytag, der freilich seiner „Technik des Dramas" selbst so wenig gefolgt ist, daß er nicht verlangen darf, Andere sollten es thun, Gustav Freytag noch erklärt klipp und klar, die Angehörigen der niederen Volksklassen, ein Arbeiter z. B., könnten nun und nimmer Helden dramatischer Dichtungen werden. Seitdem ist Anzengruber gekommen, seitdem haben jeder respectable deutsche Gau und jede Volksklasse ihren Dramatiker gefunden; die Kritik erfand das schöne Wort „Erdgeruch" und weiß es, als höchstes Superlativlob, gar nicht oft genug anzuwenden. Die Mark Brandenburg selbst, die sandige, muß mit ihrem Milieu herhalten. Wildenbruch zwar hat dies Milieu nie begriffen, Hauptmann in seinem „Biberpelz" hat es grob mißverstanden und auch dies Mißverständniß stümperhaft dargestellt; Zobeltitz ist der Erste, der märkischen Geistes einen Hauch verspürt. Was die Stimmung der Mark ausmacht: eine karge, melancholische Natur, die ihre intimen Reize sorgsam versteckt; eine arme, mißtrauische, bauernschlaue Bevölkerung, die im Reichthum höchste Macht sieht, ohne deshalb allzu gierig nach ihm zu streben, ohne deshalb verbittert zu sein, die vielmehr in der Armuth stark, stolz und trotzig bleibt; eine gewisse, phantastische Haidepoesie, Wildschützenthum und Aberglauben; neben alledem die Nähe der Großstadt und ihr bis in die fernsten Sandnester durchsickernder Einfluß — diese Markstimmung sucht ihres Gleichen und wartet nur des Dichters mit der Wünschelruthe, der glitzernde Schätze von unerhörter Pracht heben soll. Zobeltitz ist der Dichter nicht, aber er hat einzelne Züge des Gesammtbildes wohl erkannt; die Schauspieler des Lessingtheaters sind die Leute nicht, ein märkisches Bauerndrama zu verkörpern, sind ganz und gar nicht die Leute. Weder hat Herr Guthery, der Schätzenswerthe, jemals in einem Dorfkrug der Neumark gesessen, noch Herr Reicher den Schritt in ein märkisches Pfarrhaus gethan; und was die anderen Darsteller zu bieten wagten, schlesischen Dialekt und Typen aus marktgängigen, physiognomielosen Volksstücken, ist nur durch die verderblichen Nachwirkungen des „Biberpelzes" zu erklären. Schade, daß hier der „consequenteste Realist" das erste Wort gesprochen hat; das Nachplappern seiner naturalistisch aufgeputzten Unwahrheiten wird sich den Papagei-Schauspielern nicht so bald wieder austreiben lassen.

„Ohne Geläut" werden in der Mark, wie anderwärts auch, alle Jungfern getraut, die eigentlich keine mehr sind; der Dorfwitz fügt noch eine ganze Reihe besonderer Ehrungen hinzu, von denen schon im „Faust" die Rede ist. Nun nimmt man es aber mit solchen Seitensprüngen verliebter Mädchen auf dem Lande eben nicht zu genau, und Zobeltitz handelt sehr richtig, wenn er seine Heldin Anna, die in Leidenschaft gesündigt, in schroffen Gegensatz zu den Dorfbewohnern bringt, so daß sie besondere Veranlassung haben, ihr das Geläut zu verweigern. Anna ist die Stieftochter des reichsten und deshalb verhaßtesten Bauern von Busow — der Antikapitalismus zeigt sich bei jedem gesunden Volksgewissen lebendig; nächstther hat sie in der Stadt seine Pensionserziehung genossen und sich dadurch über ihre Nachbarn erhoben, was der richtige Bauer nie verzeiht. In Busow wirthschaftet sich ein Dr. Möller zu Grunde, der bereits für 40,000 Thaler Chemikalien in den Sand geschüttet hat und sein Gut doch nicht emporbringen kann; ihm kommt eines intriganten Kreisphysici Rath eben recht, die reiche und gebildete Anna, die sich im Hause der plumpen Eltern sehr elend fühlt, zum Weibe zu nehmen. Er versteht des Mädchens Leidenschaft zu entfachen, daß sie sich ihm hingiebt; und nach diesem fait accompli tritt er vor den reichen Lehnschulzen, der ihm nun sein Kind nicht mehr verweigern darf, aber es zur Strafe auf einen Pflichttheil von nur 15,000 Thalern beschränkt. Der Doctor sieht sich geprellt, die Braut merkt, daß er sie nur ihres Geldes wegen verführte, und wenn der Herr Pastor nicht wäre, ginge die Verzweifelte in's Wasser. So aber richtet sie sich wieder auf, besteht anfänglich auf der Ehe mit dem Manne, den sie einst über die Maßen liebte und nun als Schurken verachtet, läßt sich aber vom Pastor schließlich auch hier auf den rechten Pfad führen und gibt ihn frei. Hans Möller erbt zu guter Stunde eine Million und nun wendet sich sein Herz wieder der Verrathenen zu; da tritt der wackere Geistliche in die Erscheinung und reicht Anna, die er längst heimlich liebte und die nun erst seinen Werth schätzen gelernt hat, die Hand zum Ehebunde. Er weiß, daß ihn die Welt verdammen, daß er vielleicht aus Amt und Würden gejagt wird, aber er handelt doch, wie ihm sein Herz und der allgütige Heiland befehlen.

Man sieht, eine stark verinnerlichte Handlung, die wohl im Stande ist, fünf Acte zu füllen; nur war leider Zobeltitz nicht der Mann, all ihren Gehalt auszuschöpfen, und darum scheint sie für fünf Acte zu dürftig. Seine Anna, das zu Bauernarbeiten und Diensten in der Schenke gezwungene Pensionsfräulein mit den idealen Ansprüchen, hat er nun und nimmer mit dem Poetenauge geschaut; die Charakteristik dieser ungemein dankbaren Figur, die Darstellung ihrer Seelenkämpfe ist verzweifelt unbedeutend und oberflächlich geblieben. Der Dr. Möller und sein Mephisto, der Kreisphysikus, zeigen keine märkische Eigenart, sind vielmehr Schachpuppen, die der Autor zum Spiel braucht — und doch, was hätte sich aus ihnen mit leichter Mühe machen lassen, wie hinreißenden, wilden Humor könnten diese beiden Kerle ausströmen, der chemische „Bodenvermantscher" und der seine Nase in alle Dinge steckende Dorfmediziner! Auch der Pfarrer ist mir zu sehr Heffterdingk und zu wenig Märker, er zerfließt in Weichheit und Liebe, ist der Alldurchschauer und Allwissende; unsere märkischen Pastoren aber, besonders die jungen, unverheiratheten, erfreuen — ich sage vollbewußt und sehr ernsthaft: erfreuen — sich fast alle ein wenig streitbaren, herben Stöckergeistes. Das bringt der Boden so mit sich. Wir sind nicht reich genug, um behäbige Bonvivants von Geistlichen züchten zu können, wie die Pfalz, wie Württemberg; wir sind nicht arm genug, um milder, stiller, verzeihender Heilandsjünger zu bedürfen, wie die Weber im Eulengebirg. Gut getroffen scheint mir dagegen der geldfrohe Lehnsschulze, der sich mit dem ganzen Dorfe zankt, und doch um alle Ehrenämter candidirt; verfehlt und völlig unmärkisch ist die Lehnsschulzin, die erbarmungslose Rabenmutter, das stereotype Theater-Bauernweib mit dem frechen Mundwerk, das auf ein Donnerwort des Herrn Gemahls sofort verstummt.

Weil Zobeltitz sich auf Seelensynthesen noch gar nicht versteht und

vor der gewagtesten Coulissenpsychologie nicht zurückscheut, die schlichte und einfache Wahrheit aber meist übersieht, gähnen aus dem Stück häufig verstimmende Längen entgegen, greift er, nur um den Act zu füllen, manchmal zu Widerholungen und breiter Ausspinnung vorhergegangener, in prächtiger Knappheit überzeugend und schlagend gewesener Scenen. Anna belauscht in der Schenke ihren Hans, wie er mit cynischer Offenheit die Gründe seines Handelns darlegt; als sie nachher in's Gastzimmer muß und er ihr wieder lächelnd, liebreich entgegentritt, ruft sie ihm ein paar finstere, haßerfüllte Worte zu. Sofort wissen wir, muß Hans wissen, daß sie ihn behorcht und erkannt hat. Das ist in fast genialer Beschränkung höchst dramatisch. Wozu später, in der großen Scene zwischen ihr und dem Schändlichen, die feierliche, langwierige Enthüllung: „Ja, so höre denn, ich habe hinter der Thür gestanden u. s. w.", wozu Hansens Entsetzen bei diesen Worten? Daß Zobeltitz Theaterblut in den Adern hat, zeigt er allenthalben, nicht zuletzt in der ergreifend poesievollen Biebelscene am Schluß des vierten Actes; es ist von Herzen zu wünschen, daß er noch lernt, in die Tiefe der Seelen zu schauen und statt verschwimmender Schemen Menschen zu schaffen, märkische Menschen. Dem Publikum aber, das schon bei der zweiten Aufführung fast ganz ausgeblieben war, ist zu wünschen, daß es über „Charley's Tante" und verlogenen „vaterländischen Dramen" nicht vergesse, dem heißen Bemühen eines kraftvoll Strebenden Aufmerksamkeit zu schenken. In seinem eigenen Interesse. Es bringt sich sonst um reifere und genußvollere Gaben.

Notizen.

Das Kindesalter. Von Adalbert Kupferschmid. (Leipzig, Schorpp.) Der bestbekannte Arzt bespricht in seiner anregenden Schrift die geistige und leibliche Entwickelung des Kindesalters überhaupt, sowie im Besonderen die Erfolge der Kneippkur in Bezug auf nervöse Leiden der Kinder. Dabei besticht er von vornherein durch die bei aller Wärme doch besonnene und nüchterne Behandlung, die wir bei anderen Kneippianern und besonders bei den Gegnern des Wörishofer Pfarrers so oft vermissen. Er tritt vor Allem und vollständig mit Recht für eine hygienisch geleitete Volkserziehung ein, ohne aber aus unserer Jugend Spartaner machen zu wollen. Auch redet er einer individuell angepaßten Heilmethode das Wort, wie ja sogar der angeblich unerbittliche Kneipp keineswegs schablonenmäßig kurirt und in besonderen Fällen zu allerlei klugen Zugeständnissen bereit ist. Besonders ansprechend ist der Anhang, der die Kinderlähmung (Poliomyelitis anterior acuta) betrifft, bei der die Kaltwasserbehandlung die besten Ergebnisse geliefert haben soll, nachdem sich die Elektricität als ohnmächtig erwiesen hatte. Nirgend ermüdet der Verfasser mit den jetzt so beliebten Krankheitsgeschichten, ebenso verzichtet er auf die krampfhaft volksthümliche Schreibweise anderer Naturärzte, gegen die er mehrfach entschieden Stellung nimmt.

Der liebe alte Freund aller Federmenschen hat sich wieder auf unserem Redactionstisch eingefunden: Der neue Kürschner! Der diesjährige Allgemeine Deutsche Literaturkalender für 1894 erscheint zwar erstmalig in dem klassischen Verlag der G. J. Göschen'schen Buchhandlung in Stuttgart, aber er ist in Inhalt und Hülle, Geist und Ordnung, Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit der altbewährte Freund und Berather geblieben. Leider auch an Wohlbeleibtheit und Gewichtigkeit. Offenbar erfreut sich die Schreibergilde eines ausgiebigen Nachwuchses, denn die Nekrologie ist heuer besonders umfangreich. Die kurze Statistik früherer Jahrgänge fehlt dem neuen Band, weshalb es uns unmöglich ist, in dieser Hinsicht Genaueres mitzutheilen, nur so viel ersehen wir, daß Berlin mit über 1800, Wien mit 1200, München mit 500 und Dresden und Leipzig je mit 300 Literaten an der Spitze der Civilisation marschiren, erst nach ihnen folgen Hamburg, Breslau, Frankfurt, Graz, Stuttgart, Straßburg, Zürich, Prag, wo sich auch mancher Tscheche eingeschlichen zu haben scheint. Da der Herausgeber wohl demnächst wieder über Raumnöthen klagen wird, so geben wir ihm den Rath, unter den überzahlreichen mit katholischem Kreuz vermerkten „Autoren" fürchterliche Musterung zu halten, denn die meisten gehören mit ihrer Kaplan-Literatur: Herzjesulitaneien, Meßandachten und Beichtbüchlein eher in den Keiter'schen Kalender und werden selbst gegen ihr Schriftstellerthum protestiren. Wir empfehlen den „Kürschner" Allen, die Interesse an und Fühlung mit dem geistigen Leben unseres Volkes haben.

Im Verlage der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft zu Berlin hat Paul Remer ein schmales Bändchen lyrischer Skizzen in Prosa „Unterm Regenbogen" herausgegeben, die ein empfehlendes Wort schon darum verdienen, weil ihnen eine, moderner Lyrica sonst fremde, Eigenschaft inne wohnt, sie fesseln so, daß man sich fast ärgerlich gegen die Ueberrumpelung wehrt und sie viel schärfer unter die kritische Lupe nimmt als es sonst Phantasiegebilden gegenüber der Fall zu sein pflegt. Der Regenbogen ist bei Paul Remer ein Sinnbild des Humors: aus Sonnenstrahlen und Feuchtigkeit gewebt; hoch oben auf seiner höchsten Höhe sitzt der närrische, kleine pritschenbewehrte Kobold. Und nun sollte man glauben, er regiere in dem ganzen Buche. Nicht so. Humor ist, von der einen prächtigen „Nachtmützenweisheit" abgesehen, wenig drin. Aber Poesie, goldechte, manchmal entzückende Poesie, manchmal sogar große und bedeutende. Wie phantastisch und alles Lehrhaften entkleidet ist z. B. die Allegorie „Gefangenes Glück", dann wie anmuthig und klangvoll „Abseits", „Träume eines Weibes", „Die Blinde" ... Man kann in Versen nicht zarter sein. Remer schwelgt in Bildern, fast immer in schönen und bedeutungsvollen, aber manchmal, vielleicht um mit seinem Reichthum zu prahlen, häuft er sie allzu sehr, wird dadurch morgenländisch, schwül-schwulstig. Dann passirt es ihm auch, daß er die doch eigentlich schon recht bekannte Frage thut: „Wie ist es nur möglich, daß so viele Küsse auf einem so kleinen, kleinen Munde Platz finden?" ... Aber das sind Nörgeleien, die wir ungern machen, nur unseres kritischen Gewissens wegen. — Wer ein Feinschmecker ist und graziöse Dichtergedanken in pikanter Zubereitung liebt, dem sei dieser dünne, rasch durchlesene Band wärmstens empfohlen.

Glänzendes Elend. Roman von Hans Hopfen. (Berlin, Gebr. Paetel.) Dreimal ist in jüngster Zeit ein Dichterleben zum Romanbild benutzt worden, und immer ist es ein glänzendes Elend, das sich vor den Augen des Lesers entrollt, denn wenn wir Heyse, Spielhagen und Hopfen glauben dürfen, so ist „der Dichtung Flamm' noch allezeit ein Fluch". Aber was in „Merlin" tragisch im Irrenhaus endet, im „Sonnagskind" romantisch-sentimental ausklingt, Hopfen faßt es mit seinem frischen, burschikosen Talent humoristisch auf. Junker von Rabenegg, der plötzlich in die Literatur steigt und alles über den Haufen werfen will, wird zuletzt summarisch nach Afrika geschickt, damit er ein brauchbarer Mensch wird. Recht ergötzlich sind die Schilderungen aus dem Literaturleben, aber nirgends haben wir die Empfindung, auf modernem Berliner Boden zu stehen, wie der Verfasser uns einreden möchte. Der Roman könnte ebenso gut in jeder deutschen Großstadt spielen, in München z. B. noch viel besser. Ueberdies ist er um mindestens einen Band zu lang, weitschweifig und redselig. Die edle Heldin Rumhild von Leuburg — woher nur Hopfen seine abgeschmackten, altmodischen Namen nimmt? — lassen wir uns noch halbwegs gefallen, aber der „blonde Hüne" und Bauunternehmer ist bis ins Verschwommene idealisirt. Dem Realismus hat Hopfen nur wenige Aeußerlichkeiten abgeguckt; er bleibt im innersten Kern Romantiker, der es mit der Wahrscheinlichkeit der Vorgänge nicht so genau nimmt. Seltsam berührt vielfach der feudale Hochmuth, mit dem er seit seiner Nobilitirung so gerne kokettirt, aber auch da ist er ein durchaus liebenswürdiger und schalkhafter Parvenu. M.

Alle geschäftlichen Mittheilungen. Abonnements. Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien bei **J. B. Schorpp** Verlag in Leipzig:
Das Kindesalter, dessen geistige u. leibl. Entwickelung, d. Entsteh. d. Nervenübel u. d.
Erfolge d. Kneipp'schen Heilmethode i. Bez. a. nervöse Erkrankung. i. Kindesalter v. **Dr. med. A. Kupferschmid,** pr. Arzt. Mit 2 Abb. Preis broch. ℳ 1.20; geb. ℳ 2.

Th. Knaurs
Klassiker-Oktav-Ausgaben.
Bei großer Schrift die billigsten.
Verzeichniß gratis.
Leipzig.

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.
Perlen griechischer Dichtung
ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.
Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—.

Soeben erschien:
Aus grauer Vorzeit.
Sechs Erzählungen aus dem ersten Jahrt. n. Chr.
Von **Franz Weber.**
14 Bog. Preis brosch. ℳ 2.50, geb. ℳ 3.50.
In schwungvoller, poetischer Sprache sehen wir **keltisches** und **römisches Leben** am Fuße der Alpen, **fränkisches** und **baiwarisches** an den **Höfen der Merovinger** und **Agilolfinger** vor uns vorüberziehen, wir sehen den Uebergang zum Christenthum und den Kampf der neuen Anschauungen mit den alten germanischen noch in den Zeiten der **Karolinger** und den finstern Zug asketischer Lebensauffassung am Schlusse des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung.
Verlag von Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.

Soeben erschienen:
Steiner,
Philosophie der Freiheit.
Ein im modernen Geiste geschriebenes Buch, als Protest gegen die Individualitätslosigkeit und das Schablonenthum in Wissenschaft und Leben. In der Auffassung und Darstellung frei vom Pedantismus der Schulgelehrsamkeit.
Preis 4 Mark.
Verlag von Emil Felber, Berlin S.W.,
Anhaltstraße 6.

A. Gerloff,
Nauen bei Berlin.
Gr. Geldlotterie schon 20. Februar Hauptziehung.
Gstgw. **55000** Mk., Hptgw. **25000** Mk., **1118** Gw. 1 Orig.-Los nur **2** Mk., 1/4 55 Pfg., 1/40 **nur 10 Pfg.**
Gr. Geldlotterie schon 2.-20. März Hauptziehung.
ev. **500000** Mk., **200000, 100000, 50000, 40000, 30000, 2** à **20000, 5** à **10000** Mk. u. s. w. Niedrigster Gewinn **155** Mk. **47000** Lose, **27200** Gew. Fast die **Hälfte gewinnt.** Höchste Gewinn-Aussicht. 1 Orig.-Glückslos nur 16 Mk. 1 Mk. Los u. Ant. 11 für 10.
Porto 10 Pfg., jede Liste 20 Pfg.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Erfolgreichste Reclame
in Berlin
durch
Aufstellung von Arrangements oder Auslage von Original-Waaren
in der
Urania-Säule.
Neueste Reclame
(in Vorbereitung),
Bewegliche Dioramen im Innern der Säule.
Einblick gratis.
Jede sonstige Information ertheilt die
Urania-Uhren und Säulen-Commandit-Gesellschaft
Berlin C., Spandauerbrücke 11.

Soeben erscheint in unserem Verlage:
Die Million.
Roman
von
Theophil Zolling.
Vierte Auflage.
Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.
Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 24. Februar 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der russische Handelsvertrag. Von Dr. J. Jastrow. — Bodenbesitzreform oder Hypothekenrechtsreform? Von Carl Andresen. — Medizinmänner. Von Dr. Howitz. — **Literatur und Kunst:** Der erste Journalist. Von Ludwig Geiger. — Ein norwegischer Bauerndichter. (Rasmus Löland.) Von Ernst Brausewetter. **Feuilleton:** Frauenemancipation und Massage. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Das Gastmahl des Caprivi. Von Timon d. J. — Opern und Concerte. — Dramatische Aufführungen. — Notizen.

Der russische Handelsvertrag.

Von Dr. J. Jastrow.

Nach mehr als sechsmonatlicher Dauer geht der russisch-deutsche Zollkrieg seinem Ende entgegen. Ein Tarif mit theils ermäßigten, theils auf zehn Jahre festgelegten Zollsätzen, sowie ein ausführlicher „Handels- und Schifffahrtsvertrag" sind von den beiderseitigen Vertretern unterzeichnet und veröffentlicht. In diesen Tagen geht der Vertrag dem deutschen Reichstage zu, wo die einen mit offener Freude, die anderen mit in der Tasche geballter Faust ihre ausdrückliche oder duldende Zustimmung geben werden.

Was in Deutschland gegen das Vertragswerk hauptsächlich eingewandt wird, das sind nicht sowohl einzelne Zugeständnisse, die den Russen gemacht sind, als namentlich die Geringwerthigkeit der Gegenconcessionen, für welche es nicht gelohnt habe, jene Opfer zu bringen. Die Waaren, mit denen Rußland den deutschen Markt aufsucht, lassen sich in drei Gruppen zusammen fassen: vor Allem Getreide, demnächst Gegenstände der Viehzucht und Holz (nebst Holzwaaren). Ebenso kann man den bedeutendsten Theil der deutschen Erzeugnisse für russische Abnehmer auf drei Nenner bringen: Metallwaaren (einschl. Maschinen), Textilwaaren, chemische Industrie im weitesten Umfange. Wenn nun Rußland für seinen vornehmlichsten Ausfuhrartikel, für Getreide, eine Herabsetzung des Zolles von 50 Mark auf 35 Mark pro Tonne, d. h. nicht bloß eine Reduction um 30 Procent, sondern eine Herabminderung, die in der That zur Exportfähigkeit des russischen Korns vollkommen ausreiche, verlangt, wenn es außerdem auch für seine Viehzucht und Holzproduction gewichtige Vortheile erzielt habe, so hätten unsere Unterhändler wenigstens im Stande sein müssen, dafür entsprechende gewichtige Vortheile für unsere Interessenten heraus zu schlagen. Sehe man sich aber die russischen Zugeständnisse an, so enthalte ein Theil Herabminderung von so kolossalen Zöllen, daß sie auch in verminderter Höhe noch immer eine unübersteigbare Mauer bilden, und ein anderer Theil (wie z. B. die Herabsetzung des Zolles auf Papierwäsche von 72 Rubel auf 2,40 Rubel) betreffe gar nicht einen Artikel aus jenen drei großen Exportbranchen. Von Seiten der Landwirthe hat man ausgerechnet, daß unter Zugrundelegung der Ausfuhrstatistik Deutschland auf zwanzig Millionen Mark Zoll, Rußland auf acht Millionen Mark verzichtet habe; und dies in einer Lage, in welcher Rußland ja gerade durch den seinerseits begonnenen Zollkrieg förmlich erklärt habe, daß es einen Zollvertrag haben wolle und müsse.

An diesen Einwendungen ist Wahres und Falsches gemischt. Richtig ist, daß der russische Eisenzoll nach Gewicht trotz der Ermäßigung noch immer hoch genug bleibt, um Roheisen und grobe Eisenwaaren, an denen der Arbeitswerth nur gering ist, in der Regel auch jetzt noch fern zu halten. Gleichgültig ist es aber auch hier nicht, ob für die ab und zu wiederkehrenden Zeiten plötzlich gesteigerten Bedarfs, wo selbst unter der Herrschaft der alten Zollpolitik Rußland auf ausländische Zufnhr angewiesen war (wie z. B. beim Bau der sibirischen Eisenbahnen), diese eine Ermäßigung der Zollschranke schon vorfinden oder erst zu erhandeln hat. Ganz verkehrt ist es, mit Hülfe der Ausfuhrstatistik ausrechnen zu wollen, ob die einzelnen Tarifpositionen große oder geringe Ausfuhrmengen betreffen. Die Ausfuhrstatistik gibt an, welche Waarenmengen in der Vergangenheit ausgeführt worden sind. Die Tarifermäßigungen aber gelten für die Waarenmengen, welche in Zukunft ausgeführt werden. Hier ist die zahlenmäßige Feststellung des exact sein wollenden Statistikers irreführend, während das erfahrungsmäßige Takturtheil der den Markt kennenden Kaufmannswelt allein in Betracht kommt. Und das überwiegende Urtheil der Kaufleute und Industriellen geht dahin, daß für uns der russische Markt bedeutend erweiterungsfähig geworden ist.

In weiten Kreisen wird bei uns der Vorwurf erhoben, die deutsche Vertragspolitik verkenne, daß Rußland uns nöthiger brauche, als wir Rußland. Dieser Vorwurf beruht nicht auf richtiger Würdigung der Verhältnisse. Unsere gegenwärtige Vertragspolitik will einem gemäßigten Schutzzoll ein größeres Territorium beschaffen, daß ihn lebensfähig macht. Gesetzten Falls, die sog. mitteleuropäischen Handelsverträge zwischen den Mächten des Dreibundes, der Schweiz und Belgien hätten zu einem wirklichen mitteleuropäischen Zollbund ohne innere Zollschranken geführt, so würden wir in einem Gebiete von 25 bis 30,000 Quadratmeilen, welches sich von dem Klima Siciliens bis zu dem Nordschleswigs erstreckt, ein Unionsgebiet gewonnen haben, welches zwar nicht so sicher wie die 170,000 Quadratmeilen der Vereinigten Staaten oder die 400,000 Quadratmeilen des gesammten russischen Reichs, aber doch auch einigermaßen im Stande wäre, selbständig aufzutreten, ohne sich innerlich zu schädigen. Da aber zu einem mitteleuropäischen Zollbund nur gerade Anfänge vorhanden sind, so muß eben unsere Vertragspolitik, was sie in Mitteleuropa an intensiver Vereinigung nicht erreicht, durch Herabminderung der Zollschranken nach Osteuropa hin auszugleichen suchen. Alles dieses sind Dinge, die auch der Schutzzöllner vollständig zugeben kann, indem er sich klar macht, daß für Deutschland nur unter solchen Voraussetzungen auf die Dauer eine Schutzzollpolitik möglich ist. Unter diesem Gesichtspunkt ist Rußland diejenige Macht, die

eine energische und selbst eine böswillig engherzige Schutzzollpolitik viel länger ertragen kann, als Deutschland. — Sieht man nun gar vom Standpunkt des Freihandels (und wie wir glauben, mit Recht) in der wirthschaftlichen Absperrung eines Landes an sich eine Schädigung der nationalen Wirthschaft, so wird man auf dieses Moment doppelt großes Gewicht legen müssen. In ganz Europa gibt es kein Land, das seiner geographischen Lage nach durch schutzzöllnerische Absperrungeu in seinem Wirthschaftsleben so geschädigt wird, wie Deutschland. Wenn seit der Stein-Hardenberg'schen Zeit im Anfang unseres Jahrhunderts die preußisch-deutsche Zollpolitik immer wieder auf Herabminderung des Schutzzolls zurückgekommen ist, und wenn nach der kurzen Episode eines Jahrzehnts, herbeigeführt durch den persönlichen Einfluß des mächtigsten Staatsmannes, den Deutschland je hervorgebracht hat, sofort wieder der Rückschlag in freihändlerischer Richtung erfolgte, so liegt hierin ein deutlicher Fingerweis, daß für Deutschland die Voraussetzungen schutzzöllnerischer Abschließung auf die Dauer nicht vorhanden sind. — Hiermit soll freilich nicht gesagt sein, daß Rußland uns nicht nöthig hätte. Rußland kann zwar, wenn es will, sich schutzzöllnerisch abschließen, ohne sich darum wirthschaftlich zu ertödten. Es ist ein Land von so riesenmäßiger Ausdehnung, daß es sich in seiner Handelspolitik überhaupt fast alle erdenklichen Thorheiten leisten kann, ohne darum sofort in dem Maße gestraft zu werden, wie kleinere Länder, in denen die Folgen einer Absperrung vergebens den inneren Ausgleich suchen. Allein wenn die concret sichtbaren Folgen sich in Rußland auf wirthschaftlichem Gebiete nicht sofort deutlich zeigen, so hätte eine Absperrung Rußlands von Deutschland auf anderen Gebieten im Laufe der Zeit desto schwerer wirkende Folgen. Für Rußland bedeutet die Absperrung von Deutschland gleichzeitig den Ausschluß von der europäischen Civilisation. Das hat einen Verlust an Werthen zur Folge, die sich zwar nicht immer in Rubeln und Kopeken ausdrücken lassen, die aber auf die Dauer für die Entwickelung des russischen Reiches ebenso wenig entbehrlich sind, wie die Rohstoffe, die wir aus demselben beziehen wollen.

Erwägt man, daß Rußland die Gunst der natürlichen Verhältnisse, die in der politischen Zusammenfassung eines so großen Ländergebiets liegt, erfahrungsmäßig ausgenutzt hat, daß sein alter Tarif vom Jahre 1869 seit 1877 von Stufe zu Stufe gesteigert und im Jahre 1891 bis zum „Maximaltarif" ausgebildet worden ist, so wird man den wesentlichen Erfolg des Handelsvertrags gar nicht in den einzelnen Positionen des beigegebenen Zolltarifes erblicken, sondern hauptsächlich in den Normativbestimmungen, welche der Text des Vertrages selbst enthält. Der Handelsvertrag zwischen Deutschland und Rußland ist ein Meistbegünstigungsvertrag. Rußland gibt die traditionelle Politik, sich für Zollerhöhungen an jeder Grenze und jeder Seite gegenüber freie Hand zu behalten, auf. Jede Vergünstigung, die Rußland in Zukunft irgend einem Staate einräumt, wird auch Deutschland gegenüber gelten, wie umgekehrt die Vergünstigungen, die wir unsererseits irgend einer anderen Macht gewähren, auch den russischen Produzenten zu gute kommen. Damit ist die Richtung, die von jetzt an die Zollpolitik nehmen soll, entschieden. Keine eintretende Erschwerung kann auf das Verhältniß der beiden Staaten einen Einfluß üben. Aber jede eintretende Erleichterung muß sofort auch eine weitere Erleichterung des Verkehrs zwischen den beiden vertragschließenden Theilen zur Folge haben. — In dieser veränderten Richtung ist auch die Hauptbedeutung der Aufenthaltserleichterungen zu suchen, welche der Vertrag bestimmt. Wieweit dieselben in der Praxis gelten werden, ist einstweilen noch nicht zu sagen. Aber die Tendenz, daß von jetzt ab die Aufenthaltserschwerungen, wie sie Mitgliedern fremder Nationalitäten bisher zugemuthet wurden, in Zukunft in der Regel wegfallen sollen, ist unverkennbar.

Darin liegt der große Erfolg der deutschen Politik, daß es gelungen ist, Rußland aus seiner isolirten Stellung herauszubringen und zu einem Meistvergünstigungsvertrage mit seinem unmittelbaren westlichen Nachbar zu veranlassen. Dies wird seine Wirkung auf die europäische Politik nicht verfehlen. Schon wimmern die Franzosen, daß all ihr Liebeswerben ihnen nichts genützt habe, daß der angeschwärmte Zar der ihn anbeienden Republik untreu zu werden im Begriffe stehe. Zwar kann ein so einseitiges Liebesverhältniß wie das französisch-russische immer gewesen ist, auch unter veränderten Verhältnissen noch eine Weile fortgesetzt werden. Daß aber Rußland auf die Dauer seine Lebensinteressen nicht einem auch nur platonischen Verhältniß opfern kann, wird durch diesen Vertrag auch dem fanatischsten Franzosen klar werden. — Ohne alles Bedenken können wir in Deutschland Maßregeln rückgängig machen, die nicht bloß Rußland, sondern auch uns geschädigt haben. Das oft besprochene Verbot an die Reichsbank, russische Werthe zu beleihen, hat seiner Zeit eine Vertreibung der russischen Papiere aus Deutschland zur Folge gehabt. Wenn die Maßregel damals den Zweck hatte, den Russen zu zeigen, daß sie finanziell von uns unabhängig sind, so ist dieser Zweck erfüllt. Im Uebrigen aber ist die Folge jener Vertreibung nur gewesen, daß das deutsche Privatkapital sich damals viel unsichereren Papieren zugewandt hat. Argentinien hätte für das Danaidenfaß seiner Finanzen nicht deutsches Geld erhalten, und in die Wasserleitung in Buenos Ayres wäre ebensowenig deutsches Geld geworfen worden, wenn nicht gerade um jene Zeit massenhaft kleine Kapitalisten an ihre Bankiers die Frage gerichtet hätten, was sie mit ihren entwertheten russischen Papieren anfangen, wogegen sie dieselben eintauschen könnten. Hoffentlich wird Rußland nicht so tactlos sein, von der deutschen Regierung eine Aufhebung jenes Verbotes zu verlangen. Denn eine Vorschrift darüber, welche Papiere die Reichsbank zum Lombardgeschäft annehmen oder nicht annehmen soll, ist eine rein innere Verwaltungsmaßregel, in welche die Regierung eines selbständigen Staates sich nicht hineinreden lassen kann. Sind aber die Beziehungen beider Länder andere geworden, und haben wir ein Interesse daran, unsere Handelsbilanz so zu gestalten, daß wir russische Papiere bequem in Zahlung nehmen können, so ist dann die selbstverständliche Voraussetzung, daß jenes Verbot aufgehoben werden muß.

Während unsere Handelspolitik bisher hauptsächlich von der städtischen Industrie des Westens und von der Landwirthschaft des Ostens beherrscht wurde, während der Bund dieser beiden einflußreichen Gruppen über die Leiche der nicht so bedeutungsvollen Handelsstärke des deutschen Ostens hinwegzugehen schien, bedeutet der russische Handelsvertrag zum ersten Mal eine wirthschaftspolitische Leistung, der unsere Ostsee-Städte zujubeln. In Königsberg und Danzig, in Elbing, Tilsit und Memel hat man über Rußland immer anders gedacht als in Elberfeld und Crefeld. Für diese Hafenstädte der preußischen Ostseeküste ist Rußland das natürliche Hinterland, auf welches die Häfen an der Mündung von Weichsel, Pregel und Memel durch den geographischen Zusammenhang und durch eine Jahrhunderte lange handelsgeschichtliche Entwickelung angewiesen sind. Für diese Städte bedeuten auch die Vorteile, welche Rußland in dem Handelsvertrage errungen hat, keineswegs eine Schädigung. Diese Städte sind von dem Gedeihen ihres Hinterlandes abhängig. Gesetzten Falls der russische Handelsvertrag wäre so ausgefallen, daß in dem russischen Hinterlande nicht die genügende Möglichkeit industrieller Entwickelung geblieben wäre, so wäre zwar die russische Industrie, aber mit ihr auch die kommerzielle Entwickelung unserer Ostseehäfen gehemmt worden. Wenn heute überhaupt die Kaufmannswelt in Deutschland dem russischen Handelsvertrag zujubelt, obgleich sie weiß, daß es sich durchaus nicht etwa um einen glänzenden Sieg über die russische Diplomatie handelt, so spricht sich darin eben die glücklich nüchterne Auffassung des Kaufmannsstandes aus, welcher weiß, daß er nur an einem gedeihenden Kunden profitiren kann.

Schon machen sich auch die Einwirkungen dieser Verschiebungen auf unsere inneren Parteiverhältnisse bemerkbar. Das Bündniß zwischen Landwirthschaft und Industrie ist gebrochen. Unser Zolltarif von 1878 beruhte im Wesentlichen darauf, daß die Industriellen die von ihnen selbst für gemeinschädlich

erklärten Kornzölle, und wiederum die Landwirthe die von ihnen für gemeinschädlich erklärten Eisenzölle bewilligten, weil jeder von beiden Theilen des Gegenpreises sicher war. Bei jedem Hinaufschrauben der Zölle war immer die stillschweigende Voraussetzung, daß der eine Theil den anderen nicht verlassen werde. Darin also haben die Agrarier heute nicht Unrecht, daß sie über eine Art Bundesbruch klagen. Nur darin haben sie Unrecht, daß der Bundesbruch ihnen Schaden zufüge. Ganz abgesehen davon, daß der Landwirthschaft in dem Zolle von 35 Mark pro Tonne noch immer ein Schutzzoll von einer Höhe bleibt, wie er seit Menschengedenken unerhört ist, so haben auch die Landwirthe, nachdem der deutsche Markt dem österreichischen, dem rumänischen, dem indischen und amerikanischen Getreide zu diesem Satze eröffnet ist, gar kein Interesse daran, gerade das russische vom deutschen Markt abzuschließen. Hat aber die Landwirthschaft im Allgemeinen durch den Rückgang des Zolles von 50 auf 35 Mark Schaden, so liegt für unsere Gutsbesitzer darin eine Warnung, in Zukunft ihren politischen Einfluß nicht wieder dazu zu benutzen, den Getreidezoll auf eine Höhe zu treiben, den jede Veränderung der politischen Parteiverhältnisse gefährden muß. Bei einer derartigen Schutzzollpotitik, wie sie die Agrarier bei uns in letzter Zeit getrieben haben, hört die Landwirthschaft auf, Ackerbau und Viehzucht zu sein und wird eine bloße Spekulation auf den Ausfall der Reichstagswahlen, die ihnen durch Zölle den Gewinn verschaffen sollen, den sie mit ihrer Hände Arbeit nicht erwerben können oder mögen.

Ohne daß man sich politischen Illusionen hingeben sollte, ist doch deutlich zu merken, daß durch die ganze Reihe der im neuen Kurse abgeschlossenen Handelsverträge andere Kreise der Nation zur Geltung kommen, als die, die bisher im Vordergrunde standen. Und was von den Menschen gilt, gilt von den Ideen. Schon ist in der akademischen Wissenschaft zu merken, daß sie sich wieder auf die Wurzeln ihrer Kraft besinnt. Und wir Wenigen, die wir in dem letzten Jahre ziemlich vereinzelt an den Universitäten gegen das Ueberhandnehmen des Protektionismus gewirkt haben, wir erleben es jetzt, daß unsere Vereinzelung doch allmählich aufhört, und daß nicht bloß Freihändler, sondern selbst gemäßigte Schutzzöllner an der wissenschaftlichen Bekämpfung der Uebertreibungen sich betheiligen, denen entgegenzutreten schon längst die allgemeine Pflicht der nationalökonomischen Wissenschaft gewesen wäre.

Bodenbesitzreform oder Hypothekenrechtsreform?

Von Carl Andresen.

Die Theorie einer Bodenbesitzreform oder richtiger Bodenverstaatlichung, welche vor reichlich vierzig Jahren Herbert Spencer entwickelte, in seinen reiferen Jahren aber selbst theilweise widerrief, hat manche Anhänger gefunden. Ja, sie wird nicht nur Theorie bleiben, sondern in allernächster Zeit durch ihren heutigen energischen Hauptrepräsentanten Theodor Hertzka in einer Freiland-Colonie in Afrika practisch verwirklicht werden.

Die Bodenverstaatlicher pflegen ihre Forderung durch einige Sophistereien zu begründen. Sie suchen darzulegen, daß die Bodenbesitzer eigentlich Rechtsübertreter seien, weil ihre Besitztitel ursprünglich nur aus dem Vorrecht des Stärkeren herstammen. Als ob nicht aller und jeder vorübergehende oder dauernde Besitz oder Genuß, oder das Anrecht auf solche, resultire aus dem Vorrecht des Stärkeren im Kampf um's Dasein, den Kampf, welchen die Weltordnung allen lebenden Wesen aufgenöthigt hat und den Mutter Natur selbst uns vorkämpft. Es ist dabei gleichgültig, ob die größere Stärke, welche das Anrecht hervorbrachte, nun in einem energischeren Wollen und Handeln oder in einem größeren körperlichen oder geistigen Können bestanden hat oder besteht.

Gegen das Recht privaten Bodenbesitzes wird geltend gemacht, daß alle Nichtbodenbesitzer, da sie ja kein Anrecht auf die Oberfläche der Erde besitzen, gewissermaßen von den Grundeigenthümern nur geduldet würden und die Erlaubniß, daß erstere auf dem Grund und Boden der Erde lebten, somit nur von dem guten Willen letzterer abhinge. Wieder eine Sophisterei! Grund und Boden sind nicht die einzigen Quellen für Existenzmittel. Es gibt zwei Arten Einkommensquellen:

1) Die Kräfte der Natur (welche zur Hauptsache an Grund und Boden gebunden sind),

2) die Arbeit der Menschen (welche in körperliche und geistige Arbeit zerfällt).

Auf eine dieser beiden Quellen sind alle Einkommen zurückzuführen. Da der Mensch nicht von Korn und Fleisch allein lebt, wird stets der nicht Boden besitzende Städter durch seine intelligentere Arbeit dem Landmann die erforderlichen Gebrauchsgegenstände (Maschinen, Geräthschaften, Kleider, Mobilien u. s. w.) billiger oder besser liefern, als dieser selbst sie zu verfertigen im Stande sein würde und ihn so zwingen, ihm hierfür einen Theil seiner Producte zu liefern. Nur eine nicht fortgeschrittene, eine dem Landmann nicht an Intellect überlegene städtische Bevölkerung würde ihre Existenzfähigkeit und Existenzberechtigung verlieren.

Es wird ferner von den Bodenbesitzreformern argumentirt, daß von allen geistigen Fortschritten der Menschheit, neuen Erfindungen, verbesserten technischen Productionsweisen, vervollkommneten Verkehrsmitteln u. s. w. in Wirklichkeit nur die Bodenbesitzer Vortheil haben, weil sich der Werth des Grund und Bodens entsprechend dem durch die neuen Erfindungen bewirkten Aufschwung erhöhe und die Nichtbodenbesitzer ihren Antheil an solchem Aufschwung in Form einer höheren Grundrente an die Grundbesitzer abgeben müßten. Allerdings ist es der Fall, daß der Werth von Grund und Boden — falls nicht andere, außergewöhnliche Factoren, z. B. plötzlich eintretende, verstärkte Concurrenz des Auslandes oder dergl. dem entgegenwirken — in einem Verhältniß zum allgemeinen wirthschaftlichen Aufschwung steigt, oder im Verhältniß zum allgemeinen wirthschaftlichen Niedergang fällt; jedoch steigt und fällt nur der Geldwerth oder der Geldertragswerth des Grund und Bodens, nicht der reale Werth oder der reale Ertragswerth. Gleichzeitig mit solchem Steigen des Geldwerthes des Bodens fällt aber in gleichem Maße der Werth des Geldes; mit dem Fallen des Geldwerthes des Bodens steigt proportionell der Werth des Geldes. Jemand, welcher von dem Ertrage eines Gutes im Kaufwerthe von 100,000 Mark lebt, würde, falls solches Gut in Folge allgemeinen Zeitaufschwunges einen Werth von 150,000 Mark erlangen sollte, dann von der Einnahme aus dem Gute, beziehungsweise den 150,000 Mark, welche dasselbe an Werth repräsentirt, nicht besser leben können als früher; 150,000 Mark werden alsdann nicht mehr sein, als früher 100,000 Mark waren. So hat der Grundbesitzer in der That den Vortheil, daß bei einerlei wie großem geistigen Allgemeinfortschritt der Menschheit seine relative Einkommensposition an sich, von anderen Umständen abgesehen, dieselbe bleibt, während der nicht Grund und Boden besitzende Städter seiner Person nach selbst in gleichem Verhältniß wie seine Nachbarn oder die Allgemeinheit derselben im Können fortschreiten muß, um nicht zurückgedrängt zu werden. Für den Bodenbesitzer als solchen ist Stillstand Erhaltung; für den Städter ist Stillstand Rückschritt. Die Landwirthschaft hat im Vergleich mit der Industrie und dem Handel den Vortheil, daß ihre Position an sich eine stabilere ist; aber sie hat im Vergleich mit jenen den Nachtheil, daß ihr Einkommen nicht wie das jener unlimitirt ausdehnungsfähig ist. — Welchen tiefeinschneidenden, nationalen Vortheil nun aber eine Vertheilung der eventuellen Vermehrung (beziehungsweise Verminderung) des Geldwerthes des Bodens unter die gesammte Bevölkerung eines Staates haben würde, worauf ja thatsächlich das Ergebniß einer Bodenverstaatlichung in finanzieller Beziehung hinauslaufen würde, vermag ich nicht zu erkennen, wohl dagegen die ungeheuren anderweitigen Nachtheile, welche, wie unten ausgeführt werden wird, aus einer Bodenverstaatlichung erwachsen würden.

Die Klage der Bodenbesitzreformer gelangt nach besprochenen Theorien dahin und gipfelt darin, daß sie in dem Bodenbesitzrecht das Recht erblickt, von den den Boden benutzenden Arbeitern einen Tribut zu erpressen. Ein Verfechter der Bodenverstaatlichung, Michael Flürscheim, schreibt: „Wenn ich 100 Mark Grundrente, d. h. das Recht als Grundeigenthümer von den den Boden benutzenden Arbeitern 100 Mark jährlichen Tribut erpressen zu können, weil diese ohne Land nicht arbeiten und leben können — wenn ich dieses Recht in Folge Abtretung des betreffenden Landes, im Weltmarkt für 4000 Mark verkaufen kann, so drückt sich freilich das Publikum etwas anders aus, indem es sagt, daß der Grundbesitz heutzutage sich zu $2^1/_2$ Procent rentire, aber in Wirklichkeit beruht eben der Marktwerth des Grundbesitzes in der Verkäuflichkeit des betreffenden Tributerhebungsrechtes, für das aus gewissen Angebot- und Nachfrageverhältnissen der Markt 100 Mark für je $2/^1_2$ Mark Tributerhebungsrecht bezahlt." Wenn Land, wie solches der in nationalöconomischer Hinsicht vortheilhafteste Zustand sein würde, in der Weise bebaut wird, daß kleine Landmannsfamilien selbst, beziehungsweise mit Zurhülfenahme eines Knechtes und einer Magd, ein ihnen gehöriges Stück Land, dessen Ertrag bei Fleiß und Sparsamkeit für ihren Lebensunterhalt gerade ausreichend ist, bestellen, kann doch wohl von einem Tributerhebungsrecht oder Tributerpressen nicht die Rede sein, und ist in der That zu Zeiten, wo eben genannter Zustand der vorherrschende war, hiervon nie die Rede gewesen. Ganz anders liegt die Sache aber, wenn der Landmann — um wieder Flürscheim's Worte zu gebrauchen — zum Verwaltungsbeamten eines (oder mehrerer) Pfandbriefeigenthümers geworden ist, welcher der eigentliche Grundbesitzer geworden ist im Verhältniß seines Tributerhebungsrechtes zur Gesammtgrundrente. Hier ist allerdings ein Tributerhebungsrecht in die Erscheinung getreten, aber dasselbe liegt nicht in dem Bodenbesitzrecht, sondern in dem Hypothekenrecht auf Bodenbesitz. Hier liegt das eigentliche Uebel, welches die Bodenbesitzreformer fühlen, aber nicht erkennen.

In der unbeschränkten Einführung des Hypothekenrechts erblicke ich die Grundursache unserer heutigen wirthschaftlichen und sozialen Mißverhältnisse. Das Hypothekenrecht ist in nationalöconomischer Hinsicht vortheilhaft und durch seinen wirthschaftlichen Zweck berechtigt, da, wo es dient, eine leichtere Uebertragung von Werthgegenständen zu bewirken auf dem Wege, welchen sie von der Hand des Producenten bis zur Hand des Consumenten durchlaufen müssen. Die Möglichkeit hypothekarischer Beleihung befördert die Beweglichkeit der beleihbaren Objecte im wirthschaftlichen Verkehr und soll solche befördern. Daher ist das Hypothekenrecht vortheilhaft und berechtigt angewandt auf Mobilien, z. B. in Form der im Handelsverkehr vorkommenden Lagerscheine (warrants), Connossemente, Frachtbriefe, Ueberweisungsscheine, Anweisungen, Postnachnahmen und dergl. Schädlich ist das Hypothekenrecht dagegen angewandt auf Immobilien. Es ist keineswegs erforderlich oder wünschenswerth, diese für den Handelsverkehr beweglich zu machen. Die Ausdehnung des Hypothekenrechts auf Immobilen hat in der Praxis die Wirkung gehabt, daß einerseits Gelder gefahrlos und möglichst dauernd placirt werden konnten und placirt wurden, andererseits eine dauernde Benutzung fremder Gelder Gang und Gebe wurde. Durch das Hypothekenrecht auf Immobilien ist kein Mittel für Aufhebung oder Verkleinerung der Noth geschaffen, sondern Noth wird durch dasselbe vorerst hinausgeschoben, dann aber dauernd gemacht und vergrößert. Die Usance, gewohnheitsmäßig und dauernd Geld gegen Unterpfand zu geben und andererseits dauernd solches Geld zu nehmen, bringt nicht, wie vielfach behauptet wird, größere Sicherheit für den wirthschaftlichen Verkehr, sondern größere Unsicherheit. Größere Sicherheit bringt sie nur dem Geldverleiher, dem Kapitalisten. Wo immer solche Gewohnheit umfangreichen Eingang gefunden hat, sind die wirthschaftlichen Verhältnisse unsicherer und unsolider, und — ein Beweis dafür — die persönliche Kreditfähigkeit kleiner geworden. Unsere Landwirthschaft ist durch allmählich gewachsene und wachsende hypothekarische Beleihung der Besitze stark verschuldet und zwar dauernd verschuldet. Ohne das Hypothekenrecht auf Immobilien wäre, wenn auch vor der Zeit der hypothekarischen Verschuldung eine wirkliche wirthschaftliche Nothlage vorgelegen hat, welche durch plötzlich in Folge verbesserter Transportmittel eingetretene erdrückende Concurrenz von Seiten des Auslandes s. Z. hervorgerufen sein mag, derzeit mehr auf reale Abhülfe gedrungen worden. Es würden vielleicht derzeit einige Besitzer, welche sich nun durch das Recht, ihren Besitz mit Hypotheken zu belasten, gehalten haben, zum Verkauf ihrer Güter gezwungen gewesen sein, welche aber heute oder morgen, nach der Belastung mit Hypotheken gewiß dazu gezwungen sein werden. Bei Nichtexistenz des Hypothekenrechtes ist während temporärer Noth persönlicher Kredit für denjenigen, welcher solchen verdient, stets vorhanden. Die Anwendung des Hypothekenrechts, unbeschränkt fortgesetzt, muß mit der Zeit zu völliger Vernichtung eines selbständigen Bauernstandes führen.

Am 24. November v. J. sagte der Reichskanzler Caprivi im Reichstage: „Die Landwirthschaft ist krank, aber das Uebel ist ein organisches. Es liegt tief und ist auch chronisch. Es wird nur langsam heilen und es ist unmöglich von der Regierung zu verlangen, daß sie die Verschuldung der Landwirthschaft aufhebt. — Es ist unrecht, der Regierung einen Vorwurf zu machen, so lange man nicht Mittel angiebt, wie diese Uebelstände beseitigt werden können. Es wird hierzu auf dem Boden der Gesetzgebung des größten Nachdenkens der Edelsten und Weisesten der Nation bedürfen." Diese Worte haben in mir das Bedauern lebhaft zu wiederholtem Male wach gerufen, daß das 1889 erschienene Buch von Dr. Georg Hansen, Neuburg an der Donau: Die drei Bevölkerungsstufen.*) Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen, noch nicht allgemeiner bekannt geworden ist. Hansen weist nach, daß die Klassen oder Stände, in welche die Bevölkerung zerfällt, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, selbständig neben einander bestehen; sie sind nicht lediglich durch das lose Band des wirthschaftlichen Verkehrs mit einander verbunden, sondern es besteht ein innerer, ein organischer Zusammenhang. Im städtischen Mittelstand findet eine ununterbrochene Erneuerung und Ersetzung aus dem Ueberschuß der ländlichen Bevölkerung statt, und die im Kampf um's Dasein unterlegenen Glieder des Mittelstandes werden fortwährend in den Arbeiterstand hinüber gedrängt. Die Schnelligkeit und Stärke des so entstehenden Bevölkerungsstromes bestimmt für den Mittelstand die Höhe des geistigen Niveaus und damit für das ganze Volk auf die Dauer die Höhe der Cultur. Da die aus dem Lande erzielbaren Unterhaltsmittel sich nicht beliebig vermehren lassen, strömt bei verhältnißmäßig größerer Zunahme der Bevölkerung des Landes das Zuviel in die Städte und nimmt hier an dem Kampf um's Dasein Theil. Es ist statistisch nachgewiesen, daß in solchem Concurrenzkampf die Söhne der Bauern den Söhnen der Städter gegenüber in den meisten Fällen den Sieg behaupten. Daher kommt es und dies zeigt sich daran, daß die Bevölkerung der größeren Städte zu so großem Theil aus Nichtortsgeborenen besteht. Nach statistischen Aufstellungen besteht die Bevölkerung der Großstädte Deutschlands zu 30 bis 60 Procent aus Ortsgeborenen, zu 70 bis 40 Procent aus Zugezogenen. Wenn der Zuzug vom Lande durch Vernichtung eines gesunden und selbständigen Bauernstandes aufhören würde, würde der durchschnittlich im Concurrenzkampf schwächere Theil der Bevölkerung das Feld ohne diese Concurrenz behaupten und dadurch der Fortschritt ein entsprechend geringerer, das geistige Niveau der Bevölkerung ein relativ zu niedriges werden. Wenn ein solcher Fall vorliegt, wenn der Zuschuß zum Concurrenzkampf, den ein gesunder Bauernstand liefern muß, quantitativ und qualitativ kein genügender ist, zeigt sich dies an einer Ueberfüllung aller Stände und an einem Mangel hervorragender Persönlichkeiten in allen Ständen. Dieses sind Zeichen einer chronischen Krankheit des wirthschaftlichen Organismus. Eine Bevölkerung kann andauernd wachsen, ohne daß Ueberfüllung eintritt. Der groß-

*) München, Verlag der Lindauer'schen Buchhandlung.

städtische Daseinskampf, Industrie und Handel, befördern bei quantitativ-qualitativ genügendem Zuzug von der Bauernbevölkerung das Pulsiren des wirthschaftlichen Lebens, des Bevölkerungsstromes; sie selbst aber heben zwar Intelligenz und Charakter der Bevölkerung, aber auf Kosten der physischen Qualität derselben; sie zehren die Bevölkerung in physisch-qualitativer Beziehung auf. So lange eine Nation eine genügend zahlreiche, gesunde und selbständige Bauernbevölkerung hat, kann sie und ihre Cultur nicht zerfallen. Hansen schreibt: Der Bauer hat die städtische Bevölkerung nicht nur mit Butter und Käse, sondern vor Allem auch mit Menschen zu versorgen. Das private Bodenbesitzrecht ist in nationaler Hinsicht nicht nur nicht schädlich, sondern nützlich und für dauernden Bestand einer Nation nothwendig. Wenn nicht besondere Verhältnisse vorliegen, ist die beste Wirthschaftspolitik einer Nation die, der Industrie und dem Handel Hindernisse aus dem Weg zu räumen und ihre immer weitere Ausdehnung durch bequemere Absatzwege u. s. w. so viel, wie irgend möglich zu fördern, dabei aber für Existenzmöglichkeit und Erhaltung eines möglichst zahlreichen selbständigen Bauernstandes unbedingt Sorge zu tragen.

Wenn ein selbständiger Bauernstand in einem Staat durch hypothekarische Verschuldung mehr oder weniger vernichtet ist, so ist solche Krankheit des nationalen Organismus nicht mit einem Mal, sondern nur allmählich zu beseitigen. Der erste praktische Schritt zur Gesundung kann aber immer nur eine Verhinderung noch weiterer hypothekarischer Verschuldung, eine Aufhebung des Rechtes, Landbesitze ferner mit Hypotheken zu belasten, sein, welches gesetzlich zu erreichen sein dürfte durch zukünftige Beschränkung des Hypothekenrechtes auf Mobilien. Weitere Mittel zu schließlicher Beseitigung der schon bestehenden Krankheit können nur den Charakter einer Medizin haben. Ich sollte aber meinen, daß sich durch ein staatlicherseits eingeleitetes verständiges Amortisationsverfahren wohl eine Tilgung der einmal bestehenden Hypotheken auf Bodenbesitz erreichen lassen würde; etwa durch Erhebung einer den hypothekirten Zinsfuß um $^1/_2$ Procent übersteigenden Zinse auf die hypothekirten Beträge Seitens der Reichsbank, welche halbprocentige Amortisationsquote etwa in Form einer vorläufigen Weitererhebung der fortfallenden Grundsteuer auf mit Hypotheken belastete Güter eingezogen werden könnte. Ohnedem hat der Fortfall der Grundsteuer auf den verschuldeten Landbesitz nur die Wirkung, daß derselbe noch eine neue Hypothek tragen kann und auch erhalten wird.

Ohne ein Hypothekenrecht auf Immobilien werden sich Landgüter im Allgemeinen bei Vererbung so weit theilen, daß von der Größe des Gutes eine kleine Familie bei fleißiger und ordentlicher Bewirthschaftung auskömmlich existiren kann, aber im Allgemeinen nicht weiter. Bei Verkäufen, welche selten vorkommen werden, wird der Verkäufer darauf sehen, daß nur ein Käufer, welcher das Gut ordentlich bewirthschaften kann und voraussichtlich ordentlich bewirthschaften wird, dasselbe erhält, theils weil keine Hypothek, sondern die Qualität der Person des neuen Eigenthümers dem Verkäufer für den nicht gleich ausbezahlten Theil der Kaufsumme Sicherheit bietet, theils wohl auch aus Liebe zu seinem langjährigen Besitz. Nichts nährt mehr als der Besitz von Grund und Boden im Volk die Liebe zum Heim, und damit auch die Liebe zum Vaterland und zur Menschheit überhaupt. — Der Mangel an genügenden Hülfsarbeitskräften auf dem Lande, welcher in Folge der zeitlichen Abkürzung der Entfernungen in die Großstädte in die Erscheinung getreten ist, wird mit der Zeit ebenfalls dahin wirken, daß sich Landgüter in oben besagter Weise theilen und somit ebenfalls dahin wirken, daß die Zahl der selbständigen Bauernfamilien eine möglichst große wird.

Das Kapital, welches heute mittelst des Hypothekenrechts bequemes und sicheres Placement findet, wird ohne solches Recht geistig befähigten, im städtischen Concurrenzkampf aufstrebenden, aber mittellosen Leuten mehr wie heute zur Verfügung stehen, welches an sich schon ein Umstand mit der Wirkung kräftigeren Aufblühens der Industrie und des Handels sein dürfte. Auch ohne das Hypothekenrecht auf Immobilien gibt es und hat es früher Mittel gegeben, erworbene Güter zu erhalten durch die Arbeit Anderer oder durch die Arbeit mit Anderen, wenn auch nicht in derselben Weise und demselben Umfang wie heute. Das Darleihen bestand mehr in einem Ueberlassen der Güter selbst und war ein durchaus persönliches. Die Vereinigung von Gütern in einer leitenden Hand, so weit solche für den wirthschaftlichen Concurrenzkampf opportun ist, ist ebensowohl wie durch hypothekarisches oder dauerndes unpersönliches Darleihen von Kapital möglich in Form persönlicher Vereinigungen zu gemeinschaftlichem Zweck. Durch das Hypothekenrecht auf Immobilien sind dauernde, ganz von den Personen absehende Tributheischungsrechte geschaffen und dadurch das Kapital als solches, welches selbst nur eine fictive rechnerische Größe ist, gesetzlich zu einer dauernden gesicherten Einkommenquelle gemacht; einer Quelle, welche in Wirklichkeit nicht selbst ergiebig ist, sondern nur aus den beiden realen Einnahmequellen schöpfen kann und thatsächlich progressiv schöpft. Das Kapital selbst ist kein realer Werth, sondern die Immobilien oder Mobilien, denen dasselbe als rechnerische Größe gegenübergestellt wird, sind die realen Werthe.

Zu Zeiten, in welchen es kein Hypothekenrecht auf Immobilien, wohl aber Bodenbesitzrecht gab, hat es niemals sozialen Klassenhaß gegeben. In Rom hielten die sozialen Unruhen und Bürgerkriege ihren Einzug nach Ausbreitung des Hypothekenrechts. Das römische Reich und die römische Cultur zerfielen nach Vernichtung einer selbständigen italischen Bauernbevölkerung durch das Hypothekenrecht.

Durch das Hypothekenrecht auf Immobilien und die in seinem Gefolge einhergehende Gewohnheit dauernder Benutzung fremder unpersönlicher Gelder überhaupt, ist der „böse Kapitalismus" geboren, welcher bewirkt, daß Arbeit und Bodenbesitz dauernd nicht ihren ungeschmälerten Lohn erhalten. Er ist zur — ihnen selbst unbekannten — Ursache der Entstehung der Sozialdemokratie und des Antisemitismus geworden.

Medizinmänner.

Von Dr. Howitz.

Die Medizin ist gegenwärtig Modewissenschaft. Warum denn nicht? Hat doch jedes Zeitalter seine Modewissenschaft, die ebenso wechselt, wie der Schnitt der Röcke oder die Form der Hüte. Vor 1500 Jahren unterhielt sich die gebildete Welt in Byzanz, Rom und Alexandria über das Verhältniß von Gott Vater und Gott Sohn ebenso eifrig, wie sie vor vier Jahrhunderten in Italien und Deutschland über Virgil- und Plautus-Handschriften debattirte. Als Voltaire auf dem einsamen Landsitze in Gesellschaft seiner göttlichen Emilie die „Elemente der Newtonischen Philosophie" schrieb, da gehörte die Gravitation ebenso zur allgemeinen Bildung, wie jetzt der Darwinismus. Eine Generation später und die galanten Abbés in Paris fanden es höchst amüsant, mittelst einiger curioser Vorrichtungen von ihrer Angebeteten statt der Fächerschläge elektrische Schläge zu erhalten, und diese Angebetete selber fuhr in stolzer, wappengeschmückter Karosse bei Lavoisier vor, um sich ein „Bischen Chemie" vormachen zu lassen.

Also gegenwärtig ist die Medizin die Modewissenschaft. „Mit Recht" sagt die compacte Majorität der behördlich geprüften Vertreter des Faches, sich stolz in die Brust werfend; „leider" sagen einige wenige griesgrämige Nörgler. Die „große Masse der Gebildeten" ist durch den ziemlich regelmäßigen Besuch der einstündigen Publica einiger physiologischer Rhetoren und durch die Nachmittags-Siesta-Lectüre des Feuilletons „ihrer" Zeitung zur Aufnahme weiterer medizinischer Erkenntnisse auf's Gediegenste vorbereitet. Das Publikum hat ordentlich Appetit auf saftige Früchte aus dem Gebiete der Medizin, aber — conditio sine qua non — diese Früchte dürfen beim Kauen und Verdauen keinerlei Beschwerden verursachen. Es

interessirt sich „riesig“ namentlich für Physiologie, Neuropathologie und Bakteriologie. Es ist durch die erste darüber belehrt, daß der Genuß von Eiweiß „sehr gesund ist“; aus der zweiten weiß es, daß man mittelst des Hypnotismus „ganz komische Geschichten“ machen kann; und was die dritte anbetrifft, nun, Komma- und Tuberkel-Bacillus, wer kennt sie nicht, die theuren Namen?! Ja, zur Zeit der unseligen Krankheit Kaiser Friedrichs war sogar die Chirurgie auf dem besten Wege, eine edle Popularität zu erlangen, und die streitbaren Männer wurden auf der Bierbank bei Carcinom und Tracheotomie so warm, wie sonst nur bei der Debatte über eine besonders interessante Skatconstellation.

Aber das Publikum möchte gern noch mehr wissen, und die Zeitungen, Tyrannen und Sklaven der öffentlichen Meinung, sind natürlich um die Wette beflissen „gediegene Beiträge aus berufener Feder“ zu liefern. Berufene Feder! Hm! Es ist sonderbar, daß ich mich gar nicht entsinnen kann, in den letzten Jahren einen Artikel von Helmholtz oder Virchow oder Billroth in den Tageszeitungen gelesen zu haben. Mich däucht, die berufenen Federn werden von sehr unberühmten Händen geführt, und die Herren Autoren, die in der Tagespresse sich als Vertreter des Faches geriren, haben sich in der Wissenschaft nur durch ihre Dissertationen unbekannt gemacht. „Doch,“ wird mir zur Antwort, „es sind eben junge Forscher.“

Jung! Ja! Wenigstens ihrem siegessicheren, absolut unfehlbaren Baccalaureus-Gebahren nach zu schließen. Aber „Forscher“?!

Da gibt der Eine in drei kleinen Feuilletonspalten eine „Physiologie des Schlafes.“ Es ist dies eines der dornigsten Gestrüppe der gesammten Physiologie. Keiner der großen Physiologen ist bis jetzt da eingedrungen. Da ist alles nur vage Hypothese, nirgends eine feste Theorie. Aber unter den Händen unseres Forschers wird Alles wasserklar. Eine kurze Kritik aller älteren Ansichten, ein apodiktischer Vortrag der „allerneuesten“, und die Sache ist fertig. Jetzt weiß jedes Kind, wie der Schlaf entsteht.

Ein Anderer wieder entwirft mit kurzen, aber sicheren Zügen ein Bild des gegenwärtigen Standes der Hirnpathologie oder einer ähnlichen Bagatelle, und verräth dabei eine wahrhaft stupende allgemeine Bildung, die mit gleicher Liebe Helmholtz und Richard Wagner, Schiller und Kleist und Nietzsche umfaßt und nicht versteht, eine allgemeine Bildung, die hauptsächlich aus den anderen, ebenso berufenen Federn entstammenden Artikeln desselben Blattes geschöpft ist.

Einem dritten endlich ist ein ganz besonderes Glück widerfahren. In der Schaar der übrigen klinischen Practikanten verloren, folgt er erröthend den Spuren seines klinischen Lehrers auf der Morgenvisite durch die Krankensäle, halb Kinderspiele, halb Zeitungsartikel im Herzen. Da erfährt er, daß in dem einen Krankenzimmer sich gerade irgend eine vielgenannte Tages-Celebrität in Behandlung befindet. Er verschlingt den berühmten Mann mit den Augen, sein Bild verfolgt ihn Tag und Nacht. Zwar nimmt es der Chef der Klinik sehr übel, wenn man aus den Krankensälen plaudert, da das ja eine Indiscretion gegen die Kranken und ihre Angehörigen ist. Aber unser junger Forscher kann das süße Geheimniß nicht länger für sich behalten, er muß sich in einem Artikel Luft machen. Und so setzt er denn einen „sensationellen“ Bericht auf, der mit einer Würde und einem Applomb geschrieben ist, daß Charcot's Mémoires dagegen gänzlich verblassen. Die Zeitung, die den Bericht publizirt, läßt in ihrer Herzensfreude den „geschätzten Mitarbeiter“ gleich avanciren: aus dem simplen Practikanten wird er einfach der behandelnde Arzt Dr. N. N. Die übrigen Zeitungen bringen natürlich Auszüge, und all' die Kladderadatschgelehrten kommen überein, den Bericht als höchst belehrend zu bezeichnen, da er „einen tiefen Einblick in die Geistesverfassung“ der betreffenden Berühmtheit gewähre. Ein tiefer Einblick, den man sich vielleicht durch dreimaliges, flüchtiges Sehen des Patienten verschafft hat!

Höchst charakteristisch ist auch der Stil dieser Artikel. Man hat sich sehr würdevoll den Facultätsmantel umgeworfen, aber darunter guckt das bunte Harlekinsgewand hervor; man geberdet sich als berufener Hüter der tiefsten wissenschaftlichen Mysterien, spricht von complizirten Problemen, die ein Laienhirn gar nicht fassen kann, daneben aber macht man sehr mittelmäßige Witzchen, und führt Exempel an, die zwar wie die Faust auf's Auge passen, die aber den Vortheil haben, daß sie den Leser in angenehmer Weise an die Oper oder an die Nachmittagsvorstellung vom letzten Sonntag erinnern. Kurz, man sucht dem Publikum zu imponiren und es gleichzeitig zu amüsiren; man ist so in einer Person Doctor Eisenbart und Hanswurst!

Das ist die eine Seite der populariſirten Medizin, nun zu der anderen.

Agoraphobie, so nennt der Nervenarzt bei gewissen Patienten die krankhafte Furcht, große Plätze zu überschreiten; Agoramanie, so möchte ich die jetzt grassirende Sucht nennen, alles auf die Agora, auf den großen Markt, in die Oeffentlichkeit zu bringen. „Das Publikum hat ein Recht, darüber Aufklärung zu verlangen, die öffentliche Meinung muß sich darüber Klarheit verschaffen!“ Das ist uns so lange vorgepredigt worden, bis wir endlich daran glauben. Jeder Hanswurst hat nun das „Recht“, mit plumpen Fingern das vor Erregung wild pochende Herz, das vor gewaltiger Arbeit heftig pulsirende Denkerhirn zu betasten — und das alles im Namen der öffentlichen Meinung. Selbst das Parlament hat doch seine geheimen Commissionssitzungen, aber in der Kunst, in der Wissenschaft darf es nichts Verborgenes geben. Jeder neue Pinselstrich im Maleratelier, jede neue Analyse im chemischen Laboratorium wird von einem neugierigen Reporter registrirt und publizirt. Wir haben es ja schaudernd selbst erlebt, wie ein wahrhaft großer und besonnener Mediziner, vom Geschrei und Getöse der Menge betäubt, sich dazu verleiten ließ, eine erst halb fertige Entdeckung der Oeffentlichkeit preis zu geben.

Die Folgen sind in aller Gedächtniß. Bei ihm können wir jedoch sicher sein, daß er dereinst die Scharte glänzend auswetzen wird. Aber der medizinische Nachwuchs, die dereinstigen Träger der Wissenschaft, wie äußert sich bei ihnen die durch das Interesse des Publikums wachgerufene Agoramanie? Da wird jeder Schimmer eines auftauchenden Gedankens, jedes halbe und Viertelsresultätchen sofort einem hohen Adel und verehrlichen Publikum vorgelegt. Der Eine hat in einem der zahlreichen ärztlichen Vereine einen Vortrag über die „Hygiene des Hühnerauges“ gehalten; sofort stellt er den Inhalt desselben „unserem Referenten bereitwilligst zur Verfügung“. Ein Anderer gar hat einen neuen Bacillus gefunden; da genügt das einfache Referat nicht mehr, da wird schon der Telegraphendraht in Anspruch genommen. Und gerade mit der Bakteriologie ist es so eine heikle Sache! Häckel, in seiner Polemik gegen die bloß descriptive ältere Zoologie, sagt ebenso witzig wie wahr, daß, um da einen berühmten Namen zu erlangen, nur zweierlei Dinge gehörten: ein Mikroskop und Sitzfleisch. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Bakteriologie: um eine erfolgreiche Mikrobenjagd zu veranstalten, dazu genügen meist die beiden Häckel'schen Desiderate. Aber wenn man den neuen Bacillus schon hat, da heißt es erst: was nun mit ihm anfangen? Da beginnt erst die wissenschaftliche Arbeit, zu der Begabung, Talent, ja Genie erforderlich ist, und das ist bekanntlich nicht Jedermanns Sache. So sahen wir denn in den letzten Jahren in den Spalten der politischen Tagesblätter alle möglichen neuen Bakterien, den „endlich gefundenen“ Krebs-Bacillus, den Influenza-Bacillus u. s. w. u. s. w. auftauchen, und sahen sie alle rasch und fröhlich enden, ohne daß sie die geringste Daseinsspur hinterlassen hätten. —

Ob wohl die Medizin in den letzten Jahren ebensolche Riesenfortschritte gemacht hat, wie in der unmittelbar vorhergegangenen Zeit? Wäre das Quantum gelieferter Arbeit allein maßgebend für die Beurtheilung des Zustandes einer Wissenschaft, wir müßten annehmen, daß die Fortschritte der letzten Jahre alles Dagewesene übertreffen.

Indessen ist es immer mißlich, den Werth einer Epoche zu beurtheilen, wenn man mitten in der Zeit steht, und man

unterläßt es lieber. Nur soviel ist gewiß: einst wird kommen der Tag, da das Publikum, seiner Modewissenschaft müde, sich eine neue Puppe aussuchen wird; dann werden die wenigen Auserwählten ungestört in der Stille der Krankensäle und Laboratorien der Lösung der großen Probleme nachhängen können, die ihrer harren. Die vielen „Berufenen" aber werden weinend an ihren Tintenfässern sitzen und die müssige Feder hinter's Ohr stecken, denn keine Redaction will etwas mehr von ihren gemeinverständlichen Artikeln wissen. Und von diesem Tage an wird die medizinische Wissenschaft einen neuen herrlichen Aufschwung datiren.

Literatur und Kunst.

Der erste Journalist.

Von Ludwig Geiger.

Für die meisten Menschen der gegenwärtigen Generation wäre es ein höchst unbehagliches Gefühl, des Morgens am Frühstückstisch die Zeitung entbehren zu müssen. Und doch ist es noch gar nicht so lange her, daß dieses scheinbar unentbehrliche Bedürfniß befriedigt wird; in Berlin wenigstens war erst der 1. Januar 1824 der Beginn der Reform — bis dahin waren die wenigen Zeitungen dreimal wöchentlich erschienen. Und während man denken sollte, daß der Mann, der die Wohlthat der Zeitung der Menschheit geschenkt, reiches Lob eingeheimst hätte und mit Ehren aller Art überschüttet worden wäre, wurde er während seines Lebens unwürdig behandelt und nach seinem Tode schmählich vergessen. „Zeitungschreiber" wurde ein Schimpfname, mit dem er — der Professor der Medizin — belegt wurde; von einem erbitterten Gegner wurde er einmal bezeichnet als „wöchentlicher Schurke, böseſter, lügenhafteſter und verläumderischſter Zweifüßler, dem man Nieswurz eingeben oder eine schärfere Medizin, Eisen und Feuer, verschreiben sollte". Es war Theophrast Renaudot (1586—1653), von dem selbst ein Buch, wie Lotheißen's vierbändige französische Literaturgeschichte, nur mit kurzen Worten zu melden weiß, daß er die erste französische Zeitung herausgab. Es war ein Mann, dessen Namen und Wesen festzuhalten sich wohl lohnt. Nach langem Vergessen hat man wieder angefangen, sich seiner zu erinnern, 1884 wurde an seinem Pariser Hause eine Gedenktafel angebracht, 1893 wurde ihm ein Denkmal errichtet, fast gleichzeitig ein Buch über ihn veröffentlicht, das ihn mit Recht als einen Vergessenen bezeichnete.*)

Theophrast Renaudot wurde in Loudun geboren, wahrscheinlich 1586. Dies schließt man aus seiner Angabe, daß er 1605, bei seiner Doctorprüfung, 19 Jahr alt war, und aus einer Unterschrift unter einem Portrait von 1644, die ihn als 58jährigen bezeichnet. Er war ein Kind vermögender Eltern. Deren Wunsch und der eigenen Neigung folgend, studirte er in Montpellier Medizin und erlangte, wie angegeben, in sehr jungen Jahren den Doctorgrad. Dann machte er Reisen, ließ sich in Loudun als Arzt nieder und erwarb sich ebensowohl durch seine Geschicklichkeit, wie durch seine Mildthätigkeit in seiner Vaterstadt und weit über ihre Grenzen Zulauf und Ansehen. Seit 1609 trat er in Verbindung mit Leclerc du Tremblay, der unter dem Namen des père Joseph bekannter ist, und wurde durch ihn Richelieu nahe gebracht. Von Letzterem wurde er 1624 als „General-Commissar der Armen" nach Paris berufen. Nach längerem Kampfe konnte er im Jahre 1630 in dem Hause „des großen Hahns" an der Brücke St. Michel, einem der belebtesten Plätze des damaligen Paris, sein Adressen-Bureau errichten. Man könnte es nach einem modernen Ausdruck ein von den Behörden nicht nur concessionirtes, sondern gefördertes, gleichsam mit offiziellem Charakter bekleidetes Stellung-Vermittelungs-Bureau oder Amt für Arbeitsnachweis bezeichnen. Für die Armen war es unentgeltlich, für die Vermögenden mit geringen Kosten verknüpft, jede Nachweisung kostete 15 Centimes. Es war täglich in den Stunden von 8—12 und von 2—6 geöffnet. Renaudot veröffentlichte alsbald nach der Begründung eine erklärende Broschüre: „Inventar der Adressen des Vermittelungs-Bureaus", in der er namentlich die Nützlichkeit seines Unternehmens vom moralischen und ärztlichen Standpunkte aus hervorhob. War er sich auch bewußt, Gegner zu finden, so schien doch zuerst laute Freude über den Erfolg zu herrschen. Die Benutzung war eine außerordentliche, und die Anerkennung der neuen Einrichtung zeigte sich darin, daß sie selbst in zwei Ballets während des Carneval 1631 gefeiert und ihr Werth verkündet wurde. Renaudot verband mit seinem Bureau bald unentgeltliche ärzliche Behandlung der Kranken, und gerade diese Institution mehr als das eigentliche Bureau war es, die ihm die Angriffe der medizinischen Fakultät in Paris zuzog. Die letztere war ihm hauptsächlich deswegen aufsätzig, weil sie grundsätzlich gegen alles Neue Front machte, und aus Concurrenzneid mindestens ebenso wie aus wissenschaftlichem Dünkel die aus der Provinz kommenden Aerzte mit ihrem Haß verfolgte. Sie bezeichnete ihn als „einen Menschen von außerordentlicher Kühnheit, der ausländische vagabondirende Aerzte bei sich empfing und unter dem Vorwande einer gesetzwidrigen Wohlthätigkeit mit diesen Berathungen pflog", und rangirte ihn selbst unter die Aerzte, die „unter falschen Titeln die Medizin in Paris ausübten, ungewöhnliche Irrthümer begünstigten", unter die Empiriker, „welche die unter den Aerzten der Fakultät herrschende schöne Ordnung störten".

Durch königliche Gunst wurde Renaudot jedoch gegen solche Angriffe geschützt. Seine Klinik, mit der freilich ein eigentliches Hospital nicht verbunden war, übte eine segensreiche Wirkung aus. Dies kam seinen medizinischen Neuerungen zu Gute, die im Wesentlichen auf eine Benutzung der Chemie zu medizinischem Zwecke hinausliefen. Ein chemisches Laboratorium ward zu diesem Zwecke von ihm gegründet; neben den dort eingerichteten practischen Uebungen gingen Vorlesungen einher, mit denen sich Discussionen verbanden, eine Art freie Akademie, in der auch andere als chemisch-medizinische Fragen, freilich mit grundsätzlichem Ausschluß von Politik und Religion, discutirt wurden. Die Discussion erfolgte acht Tage nach Stellung der Themata, um den Unterrednern, die sich ausschließlich der französischen Sprache zu bedienen hatten, Zeit zur Vorbereitung zu geben; die vorgetragenen Meinungen waren durchaus frei und bedurften keiner schulmäßigen Erklärung und Autorität. Ein Verzeichniß der Vorträge und Debatten, die in einem Zeitraum von neun Jahren gehalten wurden, ergiebt die stattliche Anzahl von 335. In recht hübscher Weise gibt Renaudot Absicht und Wirkung dieser Vereinigungen an: „Der Junge schult sich darin, der Alte frischt sein Gedächtniß auf, der Gelehrte läßt sich bewundern, die Uebrigen lernen dabei und Alle finden darin ein ehrsames Vergnügen."

Daß sich mit dem Vermittelungs-Bureau eine Klinik und eine freie Akademie verbanden, war weniger in der Natur des ersteren Instituts, als im Wesen seines Stifters begründet; weit natürlicher hing mit jener Einrichtung die Begründung einer Zeitung zusammen, die auch denen, die nicht in's Bureau kamen, ermöglichte, die Adressen, die dort abgegeben wurden,

*) Un oublié! Theophraste Renaudot, créateur de la presse, de la publicité, des dispensaires du mont de piété (1586—1653) par Gaston Bonnefont. Treize gravures. Limoges, Eugène Ardant et Cie, éditeurs. 118 S. (Ohne Jahresangabe.) Das Buch ist, im Gegensatz zu den meisten übrigen Veröffentlichungen auf grobem, unschönem Papier gedruckt, die Holzschnitte, manche nach alten Vorlagen, viele wohl der Phantasie moderner Künstler entspringend, sind nichts weniger als ein Schmuck des Buches. Sie erinnern eher an schlechte deutsche Jahrmarktsgroschenhefte, die jetzt bei uns im Absterben begriffen sind. Eine würdige Darstellung von Renaudot's Verdiensten findet man in dem ausgezeichneten Buche von E. Hatin, Hist. pol. et litt. de la presse en France. Paris 1859. I, 63—192.

kennen zu lernen. In gewissem Sinne hatte es Zeitungen auch früher gegeben. Unter dem Titel „Nouvelles à la main“ wurden Mord- und Skandalgeschichten aller Art meist von den Verfassern selbst verkauft; fliegende Blätter hatten dafür gesorgt, die Kunde von großen Ereignissen zu verbreiten. Der Begriff der gazette — das Wort selbst begegnet zuerst 1604 etwa in der Bedeutung von „Mischmasch“ — wie Renaudot ihn auffaßte, war dagegen der des regelmäßig erscheinenden Blattes mit einem bestimmten, gutgeordneten, wohlgeschriebenen, vielseitigen Inhalt. Ein besonderes Kennzeichen dieses Unternehmens war, daß es, wenn auch von einem Privaten begründet, von vornherein offiziösen Charakter erhielt, durch Richelieu unterstützt und benutzt wurde. Das ausschließlich für Renaudot und seine Kinder gültige Privilegium dieser Zeitung ist vom 30. Mai 1631 datirt. An demselben Tage erschien die erste Nummer, vier Quartseiten stark, freilich ohne Datum, ebenso die fünf folgenden; erst die sechste Nummer ist mit dem Datum: 6. Juli 1631 bezeichnet; vom zweiten Jahre an wurde der Umfang der Nummer verdoppelt. Der Nutzen der neuen Zeitung war, wie der Herausgeber bemerkte, ein vielfacher; das Publikum wurde von falschen Gerüchten befreit, die Privaten hatten nicht mehr nöthig, mühsam ihre Correspondenten von allen in der Hauptstadt erzählten Vorgängen zu unterrichten. Natürlich waren die Blätter dieser ersten nur einmal wöchentlich, ursprünglich am Freitag, später am Sonnabend erscheinenden Zeitung, ebenso wie ein halbes Jahrhundert später ihre deutschen, besonders norddeutschen Nachahmungen ziemlich dürftige Nachrichten- und Anzeigeblätter; von einem politischen Leitartikel ist ebenso wenig die Rede, wie von Feuilletons oder geistreichen Chroniken. Trotz ihres so seltenen Erscheinens beklagt sich der Herausgeber gelegentlich über die Ungeduld seiner Leser und die kurze Zeit, die man ihm zum Sammeln seiner Nachrichten und zur Abfassung der Zeitschrift gewährte. Die ersten Nummern brachten ausschließlich auswärtige Mittheilungen; erst später traten französische und Pariser hinzu, auch diese wesentlich politischen, nicht localen Inhalts. Vom zweiten Jahre an erschien monatlich ein Ergänzungsheft, das außer zur Beibringung wirklicher Nachträge zur Aufnahme von Vertheidigungen gegen Angriffe aller Art bestimmt war. Nöthigenfalls wurden auch Extrabeilagen und Extrablätter ausgegeben. Abonnements existirten wahrscheinlich nicht. Die einzelnen Nummern wurden durch Ausrufer auf den Straßen verkauft. Die Zeitung hatte ihre Leser in den höchsten Kreisen. Renaudot rühmte sich offen der Mitwirkung des Königs. Außer diesem freiwilligen und gelegentlichen Mitarbeiter gab es regelmäßige, unter denen Richelieu und père Joseph die vornehmsten, Renaudot's beide Söhne Isaac und Eusebius die thätigsten waren. Manche Correspondenten von auswärts schickten ihre Berichte, die dann in der Redaction für die Bedürfnisse der Leser zugestutzt wurden. Die Zeitung verband mit dem Verdienste, die erste ihrer Art zu sein, das andere, in dem französischen Wesen begründete, mit großer Sorgfalt auf ihren Stil zu achten. In dieser Beziehung dürfen außer Renaudot die von ihm oder den französischen Kanzlern bestellten Helfer nicht vergessen werden. Diesen Hülfsarbeitern, die ein ständiges oder zeitweilig wirksames Redactionscomité bildeten, gehörten hervorragende französische Stilisten, z. B. Voiture und La Calprenède an, die von vornherein verhinderten, daß sich in Frankreich jemals eine jämmerliche Sprachart, ähnlich unserem Zeitungsdeutsch, bilden konnte. Eine Allegorie, ein gleichzeitiger Stich, feierte das Erscheinen der ersten Nummer der Zeitung. In der Mitte auf einem Throne sitzt eine anmuthige Frau (eben die Zeitung selbst), ihr zur Linken die Wahrheit und zur Rechten die Lüge, deren Maske die Zeitung eben entfernt hat. Sie, die Zeitung, deren Gewand mit Ohren und Zungen bestickt ist, empfängt von Leuten, die von links her in verschiedenen Kostümen zu Fuß und zu Roß ankommen, Nachrichten von allen Ländern. Mit ihrer Rechten zeigt sie auf Renaudot, der an einem mit einer Fortuna geschmückten Tische sitzt. Er schreibt unter ihnen Dictat, neben ihm steht der Colporteur mit seinem Korbe, bereit, das frische Manuscript fortzutragen. Um den Schreibenden drängen sich „les cadets de la faveur“, die den Schreiber mit Geld verführen wollen, aber durch ihn mit einer stolzen Wendung des Kopfes abgewiesen werden. Eine bestimmte Käuflichkeit wird man wirklich Renaudot nicht vorwerfen dürfen. Er war ein freiwillig Gouvernementaler und Offiziöser, der seinem Vaterlande und dessen Beherrschern gern seine Feder lieh, dessen Feinde, Spanier, Niederländer und Andere grimmig mit Spott und Schimpf befehdete. Dem also zum Kampf Bereiten wurde mannigfache Gelegenheit zum Kampf geboten. Gegen seine Zeitung erschienen einzelne thörichte Parodien; über seine häuslichen Geschichten, seine zweite Heirath und die baldige Trennung von dieser zweiten Frau wurden böswillige Skandalgeschichten verbreitet. Schlimmer aber waren, weil nicht bloß gegen sein Ansehen, sondern gegen seine Existenz gerichtet, mehrere verwegene Nachdrucke seiner Zeitung. So weit gingen freilich die Freibeuter nicht, daß sie in Paris ihr Handwerk trieben. Vielmehr wurde der eine Nachdruck, mehrere Bände umfassend, in Rouen herausgegeben, unter einem neuen Titel: Courier universel, dessen Drucker oder Verleger die Unverfrorenheit hatte, den einzelnen Bänden, die er mit lockenden Aufschriften versah, Vorreden voranzustellen, in denen er die Verdienstlichkeit seines Werkes pries. Der andere erschien gar zwölf Jahre hindurch in Lyon.

Mit der Zeitung waren Renaudot's Unternehmungen nicht abgeschlossen. Neben Vermittelungs-Bureau, Klinik und Zeitung trat das Leih- und Verkaufshaus 1637 in Kraft. Auch diese Einrichtung war ebenso wenig wie die früheren durch Gewinnsucht, sondern, wie der schöne französische Name „mont de piété“ besagt, durch Humanität hervorgerufen, um die Armen den Wucherern aus den Händen zu reißen. Allerdings kam auch die Bedürfnißfrage hinzu; diejenigen nämlich, die in's Bureau kamen, um die Adressen der zu verkaufenden Sachen zu hören, wollten diese am liebsten gleich ansehen, ebenso wie diejenigen, welche Adressen abgaben, gern die zu verkaufenden Gegenstände gleich losgeworden wären. Beide verloren die anfängliche Lust, falls sie ihren Wunsch nicht befriedigen konnten. Das Besondere an der Begründung Renaudot's bestand nun darin, daß die Erträgnisse seines Kauf- und Leihhauses zumeist nicht dem Unternehmer, sondern den Armen zu Gute kommen sollten und wirklich kamen.

Nicht ganz ohne Störung, aber wenigstens ohne besonders heftigen Kampf konnte sich Renaudot eine Zeitlang seiner Privilegien erfreuen. Am 23. November 1640 begannen die offenen Feindseligkeiten. Sie gingen nicht von Journalisten aus, sondern von den Aerzten. Guy Patin, der rücksichtslose pedantische Gelehrte, ein für jene Zeit trefflicher Arzt, trotzdem er Aderlassen in tollem Uebermaß empfahl und wenig Anderes neben sich gelten ließ, ein so eingefleischter Mediziner, daß er jede Nebenbeschäftigung als Todsünde gegen die Fakultät betrachtete, dabei ein Satiriker vom Kopf bis zu den Füßen, wie ein Zeitgenosse ihn genannt hat, wurde von der Pariser medizinischen Fakultät als Führer im Kampf ausersehen. Der Grund zu diesem Auftreten lag zum Theil in dem schon erwähnten Gegensatze der Fakultät gegen wissenschaftliche Neuerer und Ausländer, wozu die Fakultät ein factisches Recht hatte, da die Ausübung der medizinischen Praxis in Paris an das bei der dortigen Fakultät erlangte Doctorat geknüpft war. Der Kampf wurde auch gefördert durch die Abneigung der angesessenen gut bezahlten Aerzte gegen den umsonst behandelnden Kollegen, der sich dadurch natürlich großen Zulauf erwarb. Er wurde verschärft durch die bissige Art des gewählten Streitoberhauptes, vielleicht noch durch den Stolz der Männer der Wissenschaft, welche die Ausübung eines practischen, nicht medizinischen Berufs für unvereinbar mit wissenschaftlicher Thätigkeit und für wissenschaftlicher Männer unwürdig erklärte. Das letztere geht z. B. daraus hervor, daß die schon genannten Söhne Renaudot's 1638, als sie sich um den ersten akademischen Grad bewarben, ihn erst erlangten, als sie sich verpflichteten, sich ausschließlich der Medizin hinzugeben und keine Thätigkeit im Bureau ihres Vaters auszuüben. Im Jahre 1641 konnten die Brüder die Verleihung des Doctorgrads erst nach einem ausdrücklichen Beschluß des Parlaments erlangen.

Da Renaudot's Patent, das ihm erlaubte, in Paris die Praxis auszuüben, nicht durch das Parlament registrirt war, so wurde der Versuch gemacht, es ihm zu entziehen, ein Versuch, der erst in Folge einer directen Intervention des Königs aufgegeben wurde. Dagegen wurden Broschüren, Bilder, Pamphlete gegen Renaudot veröffentlicht, die ihn mit Schimpfwörtern überhäuften, seinen Namen in übelstklingender Weise verdrehten und nicht bloß seine Einrichtungen und seine Thätigkeit, sondern auch seine Stumpfnase dem öffentlichen Gelächter preisgaben. Man begnügte sich nicht damit, ihn zu verspotten, sondern drohte ihm in liebenswürdigster Weise Henker und Rad an. Endlich riß Renaudot die Geduld. Statt zu antworten oder die Gegner spotten zu lassen, wandte er sich an das Gericht. Das geschah zuerst 1642, als in einer medizinischen, von René Moreau herausgegebenen Schrift, und zwar in einer lateinischen, nicht unterzeichneten Vorrede Renaudot zwar nicht genannt, aber ziemlich deutlich als Narr und Schurke bezeichnet war. Renaudot machte den Verlegern den Prozeß. Diese entschuldigten sich damit, nicht sie, sondern Guy Patin sei der Verfasser der Vorrede. Der Letztere aber erklärte bei seiner Vernehmung, die fragliche Stelle bezöge sich nicht auf Renaudot, sondern auf den eben verstorbenen Guy de la Brosse, den Begründer des botanischen Gartens. Renaudot wurde daher mit seiner Klage abgewiesen, ja er mußte eine neue Zurückweisung erleiden, als die Tochter des also Beleidigten auf seine Anstachelung hin den Prozeß wieder aufnahm.

Durch den Tod Richelieu's 1642 wurde Renaudot seines vornehmsten Gönners beraubt, und als Ludwig XIII., der nach dem Tode des großen Kanzlers dessen Schützling zu halten versuchte, gleichfalls gestorben war, 1643, schien Renaudot überhaupt gönnerlos zu sein. Diesen Zustand benutzten die Feinde, Guy Patin voran, um ihn zu verderben. Dieser ungestüme Gegner veröffentlichte neue Pamphlete, in denen er Renaudot's Privilegien für erschlichen, die von ihm erbauten Anstalten nicht als zum Vortheil der Armen (mont d'impiété wurde seine Institution genannt), sondern als zur Befriedigung seiner eigenen Prachtliebe erbaut hinstellte, in denen Renaudot's Leben als ein Gewebe von Ungeheuerlichkeiten bezeichnet und selbst seine Geburt in Loudun, „wo die Dämone ihren Aufenthalt nehmen", als Zeichen dafür angegeben wurde, daß er diesen übernatürlichen Wesen seine Kunstgriffe abgeborgt und seine Heilerfolge verdankt hätte. Dem eifrigen Gegner gelang sein Bestreben nur zu gut. Hauptsächlich bewirkte er, daß Renaudot's Prozesse mit der Fakultät von der Regentin Anna von Oesterreich dem prévôt von Paris übertragen wurden. Dort wurde die Entscheidung sehr bald gefällt, laut welcher Renaudot und seinen Söhnen die Ausübung der Medizin, das Abhalten von Vorträgen unter schweren Geld- und Gefängnißstrafen verboten wurden. Diese Entscheidung wurde trotz der erneuten Wendung der Verurtheilten an das Parlament und an den königlichen Rath, und trotzdem sie versuchten, sich nicht als Privatleute, sondern als Vertreter der Fakultät von Montpellier im Gegensatz zu der von Paris hinzustellen, im März 1644 bestätigt. Wenn auch Renaudot's Einrichtungen vernichtet wurden, so blieb eines seiner Werke dadurch bestehen, daß nun die Mitglieder der Pariser Fakultät selbst die unentgeltliche oder ganz geringfügig entschädigte Krankenbehandlung übernahmen.

Ihm selbst wurde nur die Zeitung gelassen, die sich freilich der großen Volksgunst erfreute. Zu dieser Volksgunst kam nun auch die Gunst Mazarin's, der in seinen politischen Kämpfen ein ihm und seiner Politik treu ergebenes Journal brauchte. Immer mehr und mehr wurde die Zeitung Vertheidigerin Mazarin'scher Ideen; für solche Vertheidigung erlangte Renaudot (1. Januar 1646) Titel und Amt eines königlichen Historiographen. Diesen Titel suchte Renaudot durch kleine geschichtliche Arbeiten zu verdienen, meist Lobschriften auf Zeitgenossen, die dem Cardinal nahe standen. Anspruch darauf hatte er sich erworben durch die Fortsetzung, die er von 1638 an mindestens in vier Bänden (22.—25. Band der ganzen Sammlung) dem Mercure français angedeihen ließ, einer seit 1605 erscheinenden Sammlung, die etwa in der Art unserer historischen Jahrbücher nach Abschluß des Kalenderjahres oder eines längeren Zeitraums die hauptsächlichsten Ereignisse zusammenstellte und betrachtete. Die Verbindung zwischen Kanzler und Journalist wurden so eng, daß der Letztere vom Ersteren nach St. Germain eingeladen und ihm dort eine eigene Druckerei eingerichtet wurde, als beim Ausbrechen des Krieges der Fronde der Kanzler mit dem Hofe sich von Paris zurückzog. Dort schrieb und druckte Renaudot die heftigsten Pamphlete gegen des Kanzlers Gegner und seine eigenen, die während seiner Abwesenheit sich rühriger als sonst gezeigt hatten. Als er nicht lange nachher wieder nach Paris zurückkam, begann wider ihn ein neuer heftiger Kampf, und zwar von Concurrenten, die theils seine eigenen Blätter abdruckten, theils trotz des ihm gewährten ausschließlichen Privilegiums selbständige Journale veröffentlichten. Wurden dem Zeitungsschreiber dadurch schwere pecuniäre Nachtheile zugefügt, so wurde seine ganze Existenz dadurch untergraben, daß der Kanzler Séguier, der nach Mazarin's Exil am 6. Februar 1651 eingesetzt wurde, ihm seine Pension vorenthielt und die Auslieferung offizieller Nachrichten verweigerte. Verdoppelter Fleiß nützte dem Journalisten nichts, denn die Volksgunst war von ihm gewichen, nachdem die Mächtigen ihre Hand abgezogen hatten. Seine Colporteure kündigten ihm den Dienst, seine bisherigen treuen Abnehmer fanden nicht mehr den Weg zu ihm. Er starb arm, verlassen, nach 15 monatlicher Krankheit am 25. October 1653. „Arm wie ein Maler," höhnte Guy Patin ihm nach, während die Söhne in dem dem Vater gewidmeten Nachruf von ihm sagten, daß „seine schönen Geisteswerke alle unschuldig zum allgemeinen Nutzen bestimmt, ihm allein den Ruhm verschafften, den er einzig erstrebte". Er starb als ein Märtyrer, dem seine Zeit nicht Recht gab, und dem auch die Nachwelt nicht die volle Anerkennung gewährte. Aber auch für ihn sprechen seine Werke: seine medizinischen Lehren wurden fast unmittelbar nach seinem Tode allgemein angenommen, seine gemeinnützigen Einrichtungen wurden wahrhafte Stützen der Gesellschaft. Die Presse aber, die ihm ihre Entstehung verdankt, wurde zur wirklichen Großmacht.

Ein norwegischer Bauerndichter.

(Rasmus Löland.)

Von Ernst Brausewetter.

Unter den jüngeren Autoren Norwegens, die im Volksdialecte (dem „Landsmaal") schreiben, dürfte, abgesehen von dem auch bei uns längst anerkannten Arne Garborg, Rasmus Löland eine hervorragende Beachtung verdienen. Seine Erzählungen aus dem norwegischen Bauernleben athmen eine solche schlichte Lebenswahrheit, daß man durch sie große Fortschritte machen kann in der Erkenntniß des nordischen Volkscharakters und ein klares Bild des norwegischen Bauernlebens erhält. Da sehen wir freilich nichts von jenen idealisirten Kerngestalten, wie sie einst Björnson der staunenden Welt zeigte, um sein Evangelium von der Erlösung der Menschheit durch die Urkraft des Bauernstandes verkünden zu können, wir lernen ein Volk kennen, daß sich wohl in Einzelheiten, in Tracht und Sitte, nicht aber in dem Niveau seiner seelischen und geistigen Fähigkeiten von dem der Bauernbevölkerung des mittleren Europa unterscheidet, aber der Darsteller gewährt uns so tiefe und so feine Einblicke, er entschleiert so deutlich die Denkweise dieses Bauernvolkes, daß er indirect unsere eigene Beobachtungsfähigkeit schärft und uns zur Erkenntniß unseres eigenen Volkslebens verhilft.

Rasmus Löland hat sein Hauptstudium der Jugend gewidmet; selbst wenn Erwachsene die Hauptrolle in seinen Erzählungen spielen, läßt er die Jugend sich dazwischen umhertummeln, ihnen Stimmung und Abwechselung geben und nicht selten die Handlung von ihnen beeinflussen. Und in dieser

Darstellung der Jugend offenbart er einen feinen Humor; er hat ein besonders scharfes Auge für die kleinen komischen Momente, die selbst in das traurigste Ereigniß hineinspielen und den Zuschauer über dessen Herbheit häufig hinwegtäuschen, und er hat die sicher nicht unrichtige Beobachtung gemacht, daß diese humoristische Seite des Lebens oft durch die Jugend mit ihrer Naivität, Thorheit und Ungeschicklichkeit hinein gebracht wird.

Löland ist in seiner Darstellungsweise ziemlich charakteristisch für die moderne norwegische Schule. Die äußere Handlung ist meist von äußerster Geringfügigkeit, ein einzelnes ganz kleines Geschehniß, ich sage absichtlich nicht Ereigniß, herausgerissen aus dem Lebenslaufe eines Menschen. Die Thatsache, daß ein kleiner Junge sich im Walde verirrt oder daß ein anderer von einem Schweine, welches aus dem Stalle entsprungen ist, verfolgt wird, genügt ihm für eine 50 ja 100 Seiten lange Erzählung, welche durch ihre feine Beobachtung, ihre lebendige Charakteristik, die lebhafte Entwickelung und die bewunderungswürdigen Uebergänge uns in einer Spannung erhält, daß wir die einmal begonnene Lectüre kaum zu unterbrechen vermögen. Und doch fragen wir uns hernach erstaunt, wie war es möglich uns für ein so unerhebliches Erlebniß eines kleinen Bauernbuben so lebhaft und so ernst zu interessiren? Es zeigt sich hier auch, welch tieferes Verständniß das skandinavische Lesepublikum psychologischen Entwickelungen, der Darstellung der Seelenstimmungen und Gefühlsübergänge besitzen muß, im Gegensatz zu dem deutschen, das sich vorzugsweise noch immer für die äußere Handlung interessirt und eine gewisse Actualität verlangt.

Gleich in der ersten Erzählung, welche ich von Löland kennen lernte, zeigte sich diese Eigenthümlichkeit sehr deutlich. Es war die für ihn auch sonst sehr charakteristische und gewissermaßen sein Programm enthaltende Erzählung „Ei sumarferd og eit attersyn“ (Eine Sommerfahrt und ein Wiedersehen). Er berichtet in derselben von zwei jungen Städtern, welche ihre ganze Kindheit und früheste Jugend nur in dem Gedanken von der Schönheit norwegischen Bauernlebens und der edlen Gestalten und Charaktere, die in den einsamen Thälern wohnen, verlebten — der eine hatte seine ersten frohen Kinderjahre in den Fjällen zugebracht, der andere durch die Schilderungen seines Freundes und die Bauernerzählungen Björnson's sich diese Begeisterung ebenfalls eingeimpft — und in diesen Phantasiebildern schwelgten. Als sie dann aber hinausziehen, um jene Herrlichkeiten in der Wirklichkeit zu erschauen, da werden sie bald inne, daß die Kindheitserinnerungen Alles schöner gefärbt hatten, als es im Grunde war, „denn es geschieht ja so oft, daß man zuviel aus dem macht und es ein wenig idealisirt, von dem man weit entfernt ist, und das kann namentlich mit einem lieben Vaterhause geschehen, über welches die Erinnerung ihre Morgensonne scheinen läßt.“

Noch charakteristischer sind in dieser Richtung die unter dem Titel „Ungar“ („Jungen“) vereinigten Erzählungen. In der einen wird auf etwa dreißig Seiten erzählt, wie ein kleiner Bube vom Vater allein vom Felde heimgeschickt wird, um ihm seinen Tabak zu holen, wie daheim das Schwein aus dem Stalle ausbricht und den Kleinen verfolgt. Trotz dieses schlichten Inhaltes verfolgen wir das Treiben des Kleinen mit einer Spannung, als handelte es sich um die bedeutendsten Ereignisse, denn wir fühlen und wissen, fällt der Kleine in die Gewalt des Schweines, ist ein Menschenleben verloren. Was uns so interessirt, ist der Kampf der wenn auch geringen, so doch natürlichen Intelligenz des Kindes mit der durch das Schwein verkörperten brutalen Gewalt, und die Lebenswirklichkeit, in welcher das Denken und Handeln des Kindes vor uns hintritt. Ein Gleiches gilt von der Erzählung „Wie Hans in den Wald ging“, nämlich um Beeren zu suchen. Die vorhandene Unmenge derselben und seine Gier möglichst viele mitzunehmen, verlockt ihn zu allzu langem Verweilen im Walde und vom Wege fort, sodaß er von der Nacht überrascht wird und den Heimweg nicht findet. Aber seine Energie verläßt ihn nicht, er wandert und wandert, bis der Wald aufhört und er einen Hof erreicht. Voll Angst beobachtet er auf demselben das ihm seltsam dünkende Treiben einer Frau, bis er schließlich erkennt, daß er — daheim und die gespensterhafte Frau seine Mutter ist.

Es ist eine überaus feine Kunst, durch welche der Erzähler uns dahin bringt, mit dem Knaben zu bangen und zu streben, der Kampf, in welchen der geringe Ortssinn des Kindes mit der Dunkelheit und der Schwierigkeit der Ortsverhältnisse geräth, erregt unsere höchste Spannung, und wir selbst fühlen uns unheimlich berührt, wenn wir die Schilderung des im Dunkel der Nacht still daliegenden Hofes lesen.

In dem Bestreben Spannung zu erregen, geht der Autor bisweilen freilich auch zu weit, so z. B. wenn er einen Vater eine ganze Weile einen fremden Knaben für sein eigenes Kind halten läßt, nur weil es dessen Mütze auf dem Kopfe hat, einen Irrthum, den gleichzeitig auch ein alter! Diener des Hauses begeht, welcher den Knaben auf seinen Armen aus dem Wasser errettet hat.

Diese Erzählung („Paa sjölvstyr“ — „Auf eigenen Füßen“) bietet übrigens in sofern ein besonderes Interesse, als Löland in seiner feinironischen Weise die sozialen Standesunterschiede beleuchtet. Soziale Fragen liegen im Allgemeinen den norwegischen Autoren etwas fern, das sexuelle Problem, die religiöse Frage und rein psychologische Probleme stehen dort dominirend im Vordergrund, höchstens klingt bisweilen der Nothschrei des geistigen Proletariats, also das eigene Elend der Autoren heraus. Der Arbeiter aber ist eine in der norwegischen Literatur ziemlich unbekannte Figur, weil Norwegen kein Industrieland ist und auf dem Lande im Allgemeinen noch patriarchalische Verhältnisse herrschen. Aber das Elend der ländlichen Enterbten beginnt auch dort bereits in leisen düstern Accorden hineinzuspielen. Löland gehört zu den wenigen, welche diesen Ton angestimmt haben, und er hat zwar mit lächelndem Munde, aber darum nicht minder bitter, in das Elend der ländlichen Kleinbesitzer hineingeleuchtet.

In „Paa sjölvstyr“ ist der kleine Bube, der in dem armen, kindergesegneten Vaterhause wohl Prügel, aber kein Essen bekommen kann, sodaß er auswärts zusehen muß, wo er etwas aufzutreiben vermag, bis er schließlich zu stehlen anfängt, eine furchtbare Anklage gegen die Gesellschaft. Dieselbe wird noch dadurch gesteigert, daß am Schlusse der reiche Mann den ganzen Ort in Bewegung setzt, um den auf den Wellen treibenden Knaben zu retten, welchen er für seinen Sohn hält, daß aber eine allgemeine Enttäuschung eintritt, als sich herausstellt, daß der Gerettete „nur“ ein armer Bettlerjunge ist, und eine alte Frau geradezu meint, es wäre für den Kleinen vielleicht besser gewesen, wenn er im Flusse umgekommen wäre, als daß er noch weiter im Elend aufwächst. So verschieden der Werth des Menschenlebens, je nach dem materiellen Besitze!

Und noch herber wirkt die kleine Erzählung „Skuld“ („Schulden“), welche den Besuch eines Hypothekengläubigers bei einem armen, mit Kindern gesegneten Häusler schildert. Allerdings erscheint in Löland's humorvoller Darstellung das Bemühen des armen Ingemund, seinen reichen Gläubiger, den er nicht bezahlen kann, bei guter Laune zu erhalten, recht belustigend und die durch die Kinder herbeigeführten Störungen erhöhen diesen komischen Eindruck, aber das Ganze ist doch das fürchterliche Spiel der Katze mit der Maus, wie wir mehr und mehr herausfühlen. Der furchtbare Kampf der Arbeit und des Kapitals tritt in diesem scheinbar so humoristischen Bilde in seiner ganzen Hoffnungslosigkeit für die erstere vor unser Auge. Der arme Häusler sinkt bis zum Sklaven des reichen Protzen herab, weil er sonst in wenig Wochen mit seiner Familie heimlos ist, selbst seine Ueberzeugung wird zum Handelsartikel, wenn er durch den Verkauf seiner Wahlstimme Stundung für seine Schuld erlangt. Und dabei fühlen wir, für ihn ist doch Alles umsonst, in einem Jahre wird er wieder nicht zahlen können und dann — gibt es eine heimlose Proletarierfamilie mehr.

Im Grunde genommen ist es nur eine andere Seite derselben Sache, wenn in der Erzählung „Den siste mannen paa Vintersti“ (Der letzte Mann auf Wintersteig) das gierige Erwerbsstreben norwegischer Bauern, das oft mit schmutzig-

stem Geize gepaart ist, entrollt wird. Bei den Leuten auf Vintersti erbt sich dieses wie eine Krankheit fort, bis es in dem letzten Sproß zur Manie wird, so daß derselbe an seiner grausen Leidenschaft zu Grunde geht. In dem Geiz, dem übertriebenen Erwerbsstreben der Einen liegt der Grund, daß auch in jene einsamen Thäler, wo meist noch patriarchalische Verhältnisse herrschen, die soziale Noth ihre düsteren Schatten voraus wirft.

Zeigt sich in dieser Erzählung, daß Löland nicht nur über das Lächeln des Humors, sondern auch über eine düstere Kraft in der Darstellung des Grausigen und Unheimlichen verfügt, so enthüllt sich in der Erzählung „Ein Traum", daß er auch schlicht und rührend zu unserem Herzen zu sprechen vermag, wenn er erzählt, wie ein Greis nach des Lebens schweren Mühen und Plagen, welche selbst die Erinnerung in ihm erstickt haben, in Traumbildern in seine Kindheit und Jugendzeit zurückversetzt wird und so dieselben gleichsam noch einmal durchlebt. Doch diese süße Lust ist zu viel für sein altes Herz, er büßt sie mit dem Tode, gleich der Flamme, welche nach dem letzten hellen Aufflackern still erlischt. Wer kennt nicht diese Träume von längst verflossenen schönen Stunden und weiß nicht, wie tief sie unser Inneres bewegen?

Rasmus Löland ist ein scharfsinniger Beobachter seines Volkes, er hat einen feinen Blick für die kleinen humorvollen Züge des Lebens und der Menschen, er weiß sie selbst da zu erblicken, wo Andere nur ein düsteres, graues, mahnendes Schreckgemälde sehen würden, aber sein Blick für das Komische hat sein Auge für die ernsten und rührenden Seiten des Lebens nicht getrübt, und greift er kraftvoll in die Saiten seiner Lyra, um hiervon zu künden, so durchzittert uns eine tiefe Wehmuth.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Frauenemancipation und Massage.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.

So leid es mir auch thut, so muß ich meine verehrten Leser gleich im Anfang daran gewöhnen, daß der Held meiner Erzählung ein Wittwer ist. Sonst würde ich ja lieber mit einem alten Junggesellen dienen, der alle möglichen und unmöglichen Leiden aufzuweisen hat. Aber so sehr der Leser es auch wünscht: mein Freund war Wittwer. Seine erste Frau besaß einen sanften, verträglichen und geduldigen Charakter. Mochte Herr Lundqvist schreien, toben, ja sogar um sich schlagen, die gute Frau Lundqvist schloß sich dann ruhig ein, vergoß Thränen, wie Meeresfluthen, nahm Hoffmannstropfen, um den Aerger zu verjagen und bat den lieben Gott um Hülfe vor ihrem bösen Lundqvist. Das währte fünf Jahre. Dann zog es die arme geplagte Frau vor, diese Welt des Jammers zu verlassen. Nun lag sie starr und steif im Gastzimmer, mit einem Geldstück auf jedem Augenlide, und Herr Lundqvist wunderte sich, daß sie zum ersten Male nicht artig, gefällig und dienstbereit war, daß sie nicht gleich aufsprang, ihm jeden Wunsch von den Augen absah, ihn umfaßte, herzte, schmeichelte und um Verzeihung bat, und daß sie auch kein trauriges Gesicht machte und gar nicht mehr daran dachte, daß sie bei ihm im Hundedienst stand, und daß er von Rechtes wegen ihr Herr und Gebieter sei. Wenn er freilich an seine Verlobungsschwüre gedacht hätte und an den Schutz, den ein Mann seiner Frau schuldet, so hätte er sich schämen müssen, wenn auch nur ein wenig. Jetzt aber stellte Herr Lundqvist sich so zerknirscht, wie ein geschlagener junger Hund, denn das ist ja bekannt: je schlechter ein Mann zu seiner Frau bei Lebzeiten war, um so lieber hat er sie, wenn sie todt ist. Er schrie, tobte, streichelte ihre kalte Hand, bat um Verzeihung, gelobte Besserung, sie solle nur das Eine thun und aufstehen und wieder treu für ihn und das ganze Haus sorgen. Er machte dabei ein Gesicht, als verstände es sich von selbst, daß sie gleich artig seinen Wunsch erfülle wie immer. Aber was war das? Da lag sie ja ganz eigensinnig und unfolgsam und that so, als existirte er gar nicht, — sie, die sonst kein größeres Glück kannte, als gehorsam und gefällig zu sein. Bei alledem schien obendrein ein eigensinniges Lachen um ihren Mund zu schweben, als wollte sie sagen: „So, mein Lieber, jetzt wollen wir die Sache einmal umkehren! Jetzt weine, bettle und erniedrige Dich! Ich werde nicht gehorchen."

Nun schwur er hoch und theuer, da sie sich nicht ändere, wolle er sich den Hals abschneiden. Aber vorher wolle er ihr ein theures Kreuz auf's Grab setzen, auch jede Woche einen frischen Rosenkranz auf den Friedhof bringen, und trauern werde er sein ganzes Leben lang, wenn er es nicht vorziehe, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Doch wie es so der Welt Lauf ist, nach ungefähr drei Monaten hatte er seine Frau vergessen und fuhr wohlgemuth nach Stockholm. Dort angekommen, kaufte er sich von einem hübschen Mädchen eine schöne Rose, strich seinen Schnurrbart hoch, bürstete seinen Rock und Cylinder und wollte Alles bezaubern, was in Stockholm und Umgegend an weiblicher Unschuld, Güte und Anmuth zu finden war.

Während er so umherspazierte, fiel ihm mit einem Mal ein junges Mädchen in's Auge. Groß und schlank war ihr Wuchs, aber ihre Formen waren dabei stramm und üppig. Ihre kalten, schönen, doch hart blickenden stahlgrauen Augen sahen ganz verwundert auf ihn, der ihr so nachlief wie ein ausgemachter Narr. Endlich hatte Herr Lundqvist auch ihre Wohnung ausgekundschaftet, und da er ohnehin eine Pension für seinen Aufenthalt in Stockholm suchte, so wohnte er in derselben, wie seine Angebetete. Da saß er nun mit ihr zusammen am Frühstückstisch, verschlang sie mit den Augen, erlaubte sich ihr Theaterbillets anzubieten und fuhr dann, natürlich mit einer Ehrendame, hin und zurück per Droschke, worauf er sie beide noch zu einem anständigen Souper mit obligatem Sekt einlud. Sie hatte herrlich runde, weiche Schultern, nur etwas breit waren sie, beinah wie Salonthüren. Auch besaß sie einen musculösen, aber sehr weißen Hals, in dessen Adern zwanzig- oder etwas mehrjähriges Blut zu rinnen schien. Auch die Handgelenke waren breit, beinahe so breit wie das Schienbein eines starken Pferdes, dabei aber weich wie eine recht reife Ananas. Eines Tages nun fiel Herr Lundqvist vor ihr auf die Kniee, was ihm das Aussehen eines geplatzten Sackes voll Weizen gab, umschlang ihr graues Normalwollkleid und flüsterte: „Ich liebe Sie."

Wie es alle Adamstöchter gethan hätten, so auch die große musculöse Dame: vorsorglich hatte sie sich schon nach den Vermögensverhältnissen des Herrn Lundqvist erkundigt, und da sie sie annehmbar fand, so bat sie ihn, doch endlich den unbequemen Fußboden zu verlassen und sich auf einen Stuhl niederzusetzen, dann wolle sie ihm das Nähere mittheilen. Ganz aufrichtig bedauere sie vor allem, Herrn Lundqvist nicht ihre erste Liebe darbringen zu dürfen. Ihre erste Liebe sei nämlich ihr Vetter gewesen, der vor ungefähr drei Jahren nach Afrika ausgewandert sei. Neulich habe sie nun erfahren, daß ein Löwe ein gutes Frühstück haben wollte und in Folge dessen ihre erste Liebe mit Haut und Haaren verspeist habe. Da nun also ihr Vetter nicht mehr zu einer christlichen Ehe tauge, so wolle sie es denn mit ihm versuchen. Hoffentlich werde Herr Lundqvist sich mit Achtung begnügen, denn so viel ihr bis jetzt scheine, hätte er große Ansprüche auf Achtung.

Herr Lundqvist ging auf alles ein, und so wurde bald die Hochzeit gefeiert. Die sehr eßlustigen Töchter der Pensionsvorsteherin aßen sich beinah einen Magenkrampf von all' den guten Sachen. Gleich nach der Verlobung war es aber Herrn Lundqvist schon aufgefallen, was für kräftige Arme seine Braut habe und wie fest sie ihn bei ihren Liebkosungen umfaßte.

„Weißt Du, mein Lieber, das kommt von unserer Muskelkräftigkeit, die wir in der Schule beim Turnunterricht erlangen."

Doch kaum war er einige Wochen verheirathet, da kamen aus dem größten Modewaarengeschäft Stockholms sieben nach der neuesten Mode gearbeitete Kostüme. Herr Lundqvist schlug der Frau vor, sich in Zukunft doch lieber mit ihm zu berathen, ehe sie zur Bestellung so kostspieliger Sachen schreite. Sie erwiderte jedoch, sie habe es aus liebender Für-

sorge für gerathener gehalten, ihren Gatten nicht mit dergleichen Kleinigkeiten zu langweilen; sie verspreche ihm dafür feierlich, sich nie hinein zu mischen, wenn ihr liebes Männchen sich etwa einen Anzug bestelle.

„Nun, dann will ich Dir sagen, daß ich ein für allemal solche Reden nicht leide, hol's der Teufel, denn . . ."

„Um Gottes willen, Lina, sofort frisches Wasser! Der arme Herr hat einen Schwindelanfall. Armer, armer Mann! Du siehst aus wie ein Krebs! Halte nur still, damit ich Dir den Rücken klopfen kann, dann wird es sofort besser."

In einem Augenblick hatte Frau Lundqvist ihrem Gatten den Rock ausgezogen und ihn auf das Sopha gelegt, und fing nun an, ihn nach allen Regeln der Kunst zu klopfen und zu massiren, daß es eine Freude war.

„Bist Du toll, ganz toll? Gleich läßt Du mich los! O weh! Gleich schickst Du der Schneiderin die Sachen zurück, sonst soll mich der Teu . . ."

„Lina, unser guter Herr phantasirt! Halt — schnell — die Füße — fest — jetzt kann ich wieder zukommen . . . So . . . so . . . mein Liebling . . . erkennst Du denn Deine gute, liebe Frau nicht?"

„Um Himmels willen, laß' mich los, sonst muß ich sterben!"

„Mein liebes, gutes Herz, ist der böse Anfall vorüber?"

„Ich — glaube — o gewiß — so — ziemlich," und windelweich massirt, stöhnend und hinkend ging Herr Lundqvist, sich mit einem Cognac zu stärken.

Am Nachmittag kamen ein paar gute Freunde zum Besuch, und da erzählte die liebe gute Frau, wie hilfreich sie heute ihrem lieben Manne beigestanden habe, als er von einem alten Uebel befallen worden sei.

„Ich bin nur glücklich, daß ich die Massage erlernt habe, denn durch Kneten und Massiren war dem lieben Herzchen gleich geholfen."

Zuletzt kaufte sie noch einen Doucheapparat und nahm ihn mit, als sie auf's Land zogen. Wollte der Mann je einmal aufbrausen, so drückte sie nur mit ihrer Hand und rief: „Aber lieber Schatz, begreifst Du denn nicht, daß jede Aufregung Dir schadet? Wart, ich helfe Dir gleich." Sofort war der Mann beruhigt.

„Aber jetzt ist es wirklich genug! Das lasse ich mir nicht gefallen. Wir wollen doch einmal sehen, wer hier eigentlich was zu sagen hat!" rief Herr Lundqvist, als er eines Tages, vom Feld heimkehrend, Maler und Tapezierer dabei fand, die ganze Wohnung nach dem Geschmack seiner Frau neu einzurichten.

„O, Du armes Herz, jetzt beginnt ja Dein Leiden schon wieder! Bitte, mein lieber Herr Kluddenberg, entfernen Sie die Tapetenrollen vom Kanapee! Nun, mein Ge—lieb—ter, — lie—ge — recht — still — auch — mit den — Bei—nen! Du — weißt, — es — ist — zu — Deinem — eig—nen Besten! So — — Jetzt glaube ich, der Anfall ist Gott sei Dank für diesmal vorüber! Was hast Du doch gesagt, mein Freundchen? Will Dir die Tapete durchaus nicht gefallen? Daran gewöhnst Du Dich, wenn erst das ganze Zimmer in Ordnung ist. Ich glaube überhaupt, jetzt könnte Dir eine kleine Kopfdouche nicht schaden."

„Hülfe! H—ü—l—f—e! sie bringt mich um! O, Ihr Erbärmlichen, könnt Ihr mir nicht helfen? Ihr seid Männer und seht ruhig zu, wie dieser Teufel in Weibergestalt mich schindet und plagt?"

„O, dieses unglückselige Phantasiren! Bitte, mein lieber Herr Kluddenberg, drehen sie doch den Hahn der Brause auf! . . . Ist Dir nun besser, mein Liebling?" — —

Herr Lundqvist gibt ihr die Versicherung, daß er sich jetzt wohl fühle und empfiehlt sich schleunig. Von der Massage seiner Frau ist sein Rücken ganz weich geworden, noch weicher aber sein Herz und eingedenk seiner verstorbenen Frau und all' ihrer Güte und Sanftmuth geht er hin, um ihr einen frischen Kranz auf das Grab zu legen, innerlich zerknirscht vor Reue, daß er jenen Engel nicht besser zu würdigen gewußt hatte.

Aus der Hauptstadt.

Das Gastmahl des Caprivi.

Nach Unterzeichnung des deutsch-russischen Handelsvertrages.

Große Pause.

Der Herr Reichskanzler (zu seinem Nachbar): Sagten Sie 'was?

Der Nachbar (stotternd): Kein Wort, Excellenz! Aber ich glaube, die Lohndiener im Vorzimmer unterhalten sich etwas lebhaft —

Der Herr Reichskanzler: Doch hoffentlich nicht politisch? Das ist auch im Vorzimmer streng verboten, wenn ich ein politisches Essen gebe!

Der Nachbar: Ich werde sofort nachsehen, Excellenz! (Er entflieht mit hörbarem Uff!)

Neue Pause.

Ein Unterstaatssecretär: Darf ich vielleicht um den Mostrich bitten?

Der Herr Reichskanzler (für sich): Mostrich? Mostrich? Sollte das eine politische Anspielung sein — ein Verlangen der unersättlichen Agrarier, Mostrich in Rußland zollfrei einführen zu dürfen? . . . Hem, hem! (laut) Ich bitte dringend, Herr Unterstaatssecretär — an diesem Tische keine Politik! Sie wissen, ich liebe das nicht!

Abermalige Pause.

Finanzminister Miquel: Sagen Sie 'mal, lieber Posadowsky, meine Uhr geht nicht ganz richtig — können Sie mir nicht genau die Zeit angeben?

Der Herr Reichskanzler (für sich): Hm, hm . . . Zeit angeben — versteckte Bosheit . . . er ist in der Vertragsfrage ohnehin ein unsicherer Cantonist . . . Zeit angeben . . . soll nämlich heißen, ob er nicht wisse, was die Glocke geschlagen hat, wie wacklig es mit mir steht . . . Hm . . . (laut) Ich bitte doch, Excellenz, keine politischen Gespräche bei Tisch!

Zehn Minuten Pause.

(Die Tafel wird aufgehoben.)

Geheimrath Kutschke (devot): Gesegnete Mahlzeit, Excellenz!

Der Herr Reichskanzler (für sich): Gesegnete Mahlzeit?! Was bedeutet das nun wieder? Ah — das heißt: es gibt auch ungesegnete Mahlzeiten . . . bei der ärmeren Bevölkerung — das ist eine Attacke auf meine Sozialreform . . . Na warte! (laut) Herr! Ich bitte Sie, sich morgen früh bei Ihrem Vorgesetzten zu melden! Das Weitere wird sich finden! (Zornmüthig ab.)

Graf Posadowsky: Na, Gott sei Dank, nun können wir ja rasch 'mal ein vernünftiges Wort mit einander reden. Sind Sie mit den Handelsverträgen zufrieden?

Der russische Bevollmächtigte: Wir thaten unser Möglichstes —

Graf Posadowsky: Das ist wahr — Sie sind uns sehr weit entgegengekommen!

Der russische Bevollmächtigte: Ja — bis Berlin!

Graf Posadowsky: Sie gingen mit ihren Zugeständnissen bis an die äußerste Grenze, ich weiß.

Der russische Bevollmächtigte: Nun — in einigen Punkten hätten wir wohl noch nachgegeben. Ihre Regierung wollte, hab' ich recht gehört, auch ihretwegen noch auf uns einwirken lassen. Da aber die Debatte französisch geführt wurde und Ihr Herr Ober-Bevollmächtigter sich nicht gleich auf die betreffende Vocabel besinnen konnte, der Sachs-Villatte auch nicht zur Hand war, so —

Graf Posadowsky: Da sieht man doch wieder recht deutlich, daß ein Staatsmann trotz alledem gewisser Vorkenntnisse bedarf. Welches waren denn die Positionen, deren Einfuhrzoll Sie unter Umständen noch ermäßigt hätten?

Graf Schuwalow: Nun — von Deutschland importirtes Wolgawasser — Bärenpelze — Wutki — Natureis . . . Auch über den Caviar hätten wir noch mit uns reden lassen, trotz der vernichtenden Concurrenz, die uns Ihre schmackhaften Elbsorten auf dem Weltmarkt machen. Aber wenn Sie zur Compensation den Roggenzoll vielleicht ganz aufgehoben

und dem russischen Thee die Grenze freigegeben hätten, wer weiß . . . Wir sind keine Unmenschen.

Graf Posadowsky (zum Bevollmächtigten): Excellenz nehmen hoffentlich einen recht guten Eindruck von Deutschland mit nach Hause?

Der russische Bevollmächtigte: Ich habe freilich nur Ihre Regierungskreise kennen gelernt, aber wenn das ganze Volk ihnen ähnelt, was ich als Russe von Herzen wünsche, dann muß ich sagen: die Deutschen sind wirklich eine äußerst bescheidene Nation. So altruistisch. So gar nicht auf sich bedacht. Und so vertrauensvoll, so arglos. Es war mir ein Entzücken, gerade Ihre Bevollmächtigten von dieser Seite kennen zu lernen.

Herr von Goering: Sehr verbunden! Und ich freue mich, daß Ihnen und Ihren Herren Kollegen die Berliner Luft so gut bekommen ist. Sie sehen viel, viel besser aus als bei Ihrer Ankunft in Berlin, vor Abschluß des Vertrages.

Ein Agrarier: Ja — die Herren Russen haben sich, Dank dem Handelsvertrage, sehr „zu ihrem Vortheil" verändert.

Graf Schuwalow: Nun, nun — wir haben doch auch Ihnen große Avancen gemacht. Alle Thiere beispielsweise, die man rein zum Luxus hält, Singvögel u. dgl., kosten jetzt nur halb so viel wie früher.

Der Agrarier: Verdammt, daß gerade die Schweine nicht singen! Aber wir deutschen Gutsbesitzer haben immer Pech.

Graf Schuwalow: Ferner ist der Zoll auf Häringe ermäßigt worden.

Graf Posadowsky: Die russische Regierung, von jeher eine begeisterte Freundin der Wissenschaft und der Bildung, thut eben Alles, den Jammer und das Elend ihrer Studenten zu mildern.

Graf Schuwalow: Außerdem können nachweislich in Deutschland geborene Riesenschlangen, Bengaltiger und Kakadus gratis importirt werden, wenn Geburts- und Taufschein beiliegen.

Heinrich Rickert (verschämt zum Bevollmächtigten): Ach, hören Sie 'mal, Herr Rath, dann macht es Ihnen ja keine Kosten . . . ich möcht' Ihnen einen Papagei schenken!

Der russische Bevollmächtigte: Einen Papagei?

Heinrich Rickert: Ja. Einen selbst dressirten. Ich habe mir viel Mühe mit ihm gegeben. Jeden Tag, wenn ich in's Zimmer trete, ruft er: „'n Morgen, Herr Minister! Wie geht's, Excellenz?" Nun seh' ich nachgerade ein, für mich hat das Thier doch keinen Zweck! Wenn Sie aber mit dem Handelsvertrag nach Rußland kommen, passen Sie auf, in drei Wochen können Sie es verwenden!

Der Agrarier: Ach ja, die Russen dürfen sich die Hände reiben — schlimmsten Falls auch ohne Anwendung von Wasser und Seife! Sie haben ja Alles durchgesetzt!

Graf Schuwalow: Nicht alles. So ist, wie Sie wohl wissen, die Arzeneifrage nicht nach unseren Wünschen gelöst. Die Einfuhr von Blutreinigungspillen z. B. hätte ganz verboten werden sollen. Seine Majestät der Zar erblickt ohnehin in dem Umstand, daß deutsche Apotheker sie täglich in den von ihm gelesenen Witzblättern annonciren, eine hämische Majestätsbeleidigung — eine Anspielung auf die alte Legende, wonach das Blut der Romanow's im Laufe der Jahrhunderte und auch sonst nicht gerade rein geblieben ist.

Graf Posadowsky: Aber ich bitte, das ist doch nur eine Kleinigkeit —

Graf Schuwalow: Nein, bitte — es handelt sich um mehrere Kleinigkeiten — lesen Sie nur die Biographien der Kaiserin Katharina nach . . . Sonst freilich sind wir saturirt. Jetzt hat Rußland nur noch den einen Wunsch: Constantinopel zu erobern und seinen Erbfeind, die Türken, aus Europa zu verjagen.

Herr von Goering: Wie schade! Sie wollen also die Vielweiberei in Europa ausrotten?

Graf Schuwalow: Lächerlich! Wer hat denn auch nur ein Wort gegen die Berliner Bankiers gesagt?

Graf Posadowsky: Ja — Rußland steht groß da. Was meinen Sie, wie z. B. Milan den Zar beneidet! Der kriegt noch überall gepumpt.

Dr. Lieber: Auch die Spannung zwischen Gatschina und dem Vatican soll ja ausgeglichen sein?

Ein Nuntius: Das liegt doch wohl an anderen Verhältnissen. Der heilige Vater entbehrt der früheren Energie. Es geht dem Pontifex gar nicht gut. Ich fürchte, ich fürchte, das Conclave wird bald wieder zusammentreten müssen.

Ein Berliner Stadtverordneter: Bin ich doch neugierig, ob sie mich wählen werden! Angemeldet hab' ich meine Candidatur bereits.

Graf Posadowsky: Sie?

Der Stadtverordnete: Gott, wie heißt! Soll denn Meyer der einzige Ausgezeichnete von uns bleiben? Gibt es einen Fürstbischof Cohn, warum soll es nicht auch einen Papst Pinkussohn geben können? . . . Ah, Excellenz, Sie auch hier? Da hab' ich gleich 'ne kleine Bitte an Sie, 'ne ganz kleine —

Herr von Stephan (schweigt).

Der Stadtverordnete: Mein Neffe nämlich, ein sehr gescheiter junger Mann, der die Postassistentencarrière eingeschlagen hat —

Herr von Stephan: Was reden Sie da? Ein gescheiter junger Mann? Ich sage Ihnen, ein junger Mann, der die Postassistentencarrière einschlägt, ist nicht gescheit.

Graf Posadowsky: Na, Excellenz, Reichstagsärger nicht gut bekommen? Sie sehen wirklich sehr angegriffen aus!

Herr von Stephan: Ach — der Mensch gewöhnt sich an alles. Ich habe mich diesmal vortrefflich dabei unterhalten, fühle mich äußerst wohl. Deß zum Beweise werde ich im nächsten Monat ein Druckheft eigener Lyrik herausgeben.

Graf Posadowsky: Pah — bange machen gilt nicht! Für Drucksachen fordert Rußland übrigens keinen Zoll. Sie sollten die Conjunctur ausnützen und die ganze Auflage per Eilgut nach Petersburg dirigiren. Dann hätte Deutschland wenigstens einen greifbaren Vortheil vom Handelsvertrage. (Zwei deutsche Bevollmächtigte treten in den Saal. Die Kapelle setzt ein.)

Der erste Bevollmächtigte: Was soll das heißen? Man bringt uns eine Katzenmusik . . .

Der zweite Bevollmächtigte: Immer wieder regt sich Ihr böses Gewissen! Das ist ja die Hauptarie aus der neuen Oper Leoncavallo's!

Der erste Bevollmächtigte: Ja, das müßte aber vorher gesagt werden. Wissen kann das kein Mensch. Ah, Herr Doctor, auch hier? Habe ich recht gehört, Sie wollen auch zum diplomatischen Fach übergehen? Nun, Sie sollen uns als Kollege hochwillkommen sein!

Der Herr Doctor: Man hat Sie falsch berichtet — ich erfreue mich noch immer völliger Geistesfrische!

Der zweite Bevollmächtigte (zum russischen Bevollmächtigten): Bon jour! Und daß ich's noch einmal sage: Ihr Festessen zur Feier des Vertragabschlusses im Kaiserhof war superb — es wird mir unvergeßlich bleiben!

Der erste Bevollmächtigte: Wunder auch, wenn's Gedeck ohne Wein fünfzig Mark kostet . . .

Der russische Bevollmächtigte: Gott, das sind Geschäftsspesen, die macht man sich gern . . . und wenn man einen Kunden so gut eingeseift hat! . . .

Timon d. J.

Opern und Concerte.

Die Medici. Historische Handlung in vier Acten. Dichtung und Musik von R. Leoncavallo. Uebersetzung von Emil Taubert. (Königl. Opernhaus.)

Eine weltliterarische Legende erzählt von dem Mann im Osten, der drei Söhne und jedem der drei einen Ring hinterließ. Der Mann im Osten hat gegenwärtig eine gewisse Aehnlichkeit mit Richard Wagner; namentlich der Umstand, daß das echte Erbstück nicht aufzufinden ist, stimmt auffallend. Es leben die drei Söhne in drei Culturländern, vergnügt und hoffnungsfroh; der eine heißt Richard Strauß und wohnt in Deutschland, der zweite heißt Emanuel Chabrier und wohnt zu Paris, der dritte lebt in Italien und nennt sich Leoncavallo.

Es sind, wenn man sie mit dem Alten vergleicht, drei recht kleine

Jungen; aber vielleicht wächst der eine oder der andere noch so, daß sie dem Vater wenigstens bis an den Nabel reichen; wozu gegenwärtig wenig Aussicht vorhanden ist.

Ruggiero Leoncavallo hat seine Berühmtheit einem Werk zu danken, das mehr die Spuren des im Heimathland überkommenen, als die Anlehnung an den deutschen Meister zeigt. Die Bajazzi sind leichtgeschürzt bei aller dramatischen Schlagkraft; die Handlung ist knapp und weit mehr von familiär-individuellem als universellem Gehalt; die Musik von mäßiger Fülle und bei aller Selbständigkeit „italienisch". In den Medici tritt die Anlehnung an Wagner viel stärker hervor. Wie ich die Eigenart des Richard Strauß kennzeichnen sollte, wüßte ich nicht genau; einen Richard Strauß'schen Styl gibt es noch nicht. Wenn jemand in der Instrumentation halb Wagner, halb Berlioz ist und interessante, aber etwas gequälte Harmonienfolgen bringt, würde ich auf Chabrier rathen. Leoncavallo's Verhältniß zu Wagner aber ist folgendes: er übernimmt unbefangen sowohl die gesammte Instrumentirung, als auch Wagner'sche Motive, als auch gewisse melodische Prinzipien und versetzt alles theils mit heimischen Elementen, theils mit Bestandtheilen, die der französischen großen Oper nahestehen. Das ist dann Leoncavallo.

Aber nur ein Thor könnte leugnen, daß seine Mischung einen starken, süßen Reiz hat. Und es ist wirklich eine Mischung, kein unorganisches Nebeneinander; etwa wie bei Giacomo Meyerbeer schon schon einmal verschiedene Stylarten in der Hand einer Person vereinigt waren. Daß das Ganze gegen die frühere italienische Oper einen starken Fortschritt bedeutet, ist unverkennbar. Denn auch Verdi, wenn er schon vom Lohengrin in der Aïda und von anderen Wagner'schen Werken profitirte, ist doch in einer Art von großer Oper stecken geblieben. Von Mascagni aber hat sich Leoncavallo — wenn er bisher noch etwas mit ihm gemein hatte außer der Nationalität —, mit den Medici für immer getrennt. In diesen beiden Männern wohnen zwei verschiedene Weltanschauungen. Der Cavalleria-Componist erscheint neben den Medici ziemlich operettig.

Jagdmotive leiten den ersten Act ein, und nach einem kurzen Zwiegespräch zwischen den beiden Medici, Giuliano und Lorenzo, setzt mit den Worten des Poliziano „Was ängstigt Dich, o Herr?" der weiche, süße Zauber zum ersten Male ein, der in dieser Leoncavallo'schen Musikdichtung so häufig und bestrickend wiederkehrt. Er bestrickt auch den Parteigänger modernster deutscher Musik, weil er in unendlich berauschender, breiter Fülle auf den Hörer einströmt und in der Vermeidung landesüblicher italienischer Trivialitäten einen aparteren Geist erkennen läßt. Wagnerisch ist schon die Entgegnung des Lorenzo „Der Dichter! — Ich? —" sein Lied an die „schweigende Waldnacht", das kurz darauf folgt, nimmt im Anfang gefangen und erlahmt dann. Wenn der Bruder Giuliano seine Ideale von Ruhm und Liebe auseinandersetzt, findet gegen den Schluß seines Gesanges jene Wiederholung einer melodischen Phrase in einer scheinbar unvermittelt abweichenden Lage statt, die auch Mascagni gern verwerthet. Als die Brüder mit den Cavalieren verschwunden sind, wechselt ein zartes Solo im Orchester mit Hörnerklängen, welche die Jagd andeuten, und gleich darauf erscheint Simonetta. Ihr rispetto, das sie gedankenvoll vor sich hinsingt, ist wunderzart und süß, besonders im Anfang „O wie liebte sie treulich". Die Scene zwischen ihr und dem verliebten päpstlichen Capitano, der sie gewaltthätig in die Arme schließen will, ist kurz und nicht sonderlich dramatisch packend. Als dann Giuliano rettend erscheint, und eine Frage „Bist Du's, die mich gerufen?" an sie gerichtet hat, setzt das Orchester auf's ungenirteste Wagnerisch ein; in seiner Anrede an die „blonde Maid", einem Stückchen von tiefem Wohlklang, mengen sich dann wieder Wagner'sche Elemente mit heimischen, in der Antwort der Simonetta gibt es wieder ein unverfälscht Wagner'sches Geigengewiege und als Giuliano die blasse Kleine zum Bleiben bittet, treten die Violinen aus dem Lohengrinvorspiel in Function. Die Liebesscene zwischen Simonetta und dem Mediceer ist von wunderbarem, hinreißendem, leidenschaftlichem Schmelz, und wenn dann das Gesäusel des Zephyrhauchs melodisch wiedergegeben ist, klingt der Act mit der süßen seligen Weise des Liebesliedes aus.

Härtere Musik, mit einigem Blech im Orchester, deutet die Verschwörungsscene der Pazzi, Salviati, Montesecco und Bandini an. Aber in die recitativische Haltung dringen marschartige Motive, wie das bei Verschwörern in der Oper üblich. Als Lorenzo der Lucrezia Donati sein Ständchen bringt, wird die Melodik kälter, doch hebt sich die Ständchenmelodie vom Hintergrunde des Chors der huldigenden Männer und Frauen wirkungsvoll ab. Nachdem aller selige Crescendo-Schmelz eines Wagner'schen Geigen-Ensembles vorüber ist, wird die Reigen-Canzone „Willkommen, Maien!" gesungen und getanzt, eine schlichte Weise, die um ihrer Einfachheit und Ohrfälligkeit willen beim Publikum auf etwas mehr Begeisterung stieß, als sie verdiente. Das fieberhafte Lied der armen Simonetta, das etwas colorirt ist, tauscht seinen liedartigen Charakter bald für einen dramatischen ein, die Musik wird wirbelnd, hinreißend, und als die schwindsüchtige Tänzerin zusammengebrochen ist und der Mediceer mit der liebesehnsüchtigen Fioretta spricht, wird Alles — im Orchester und in den Stimmen — innerlicher, und noch einmal taucht ein Paradies voll Wohllaut auf in diesem Zwiegespräch, das Wagner'sche Orchesterbehandlung mit südlicher Melodiensüße zu einen sucht.

Conventionell opernhaft wird Leoncavallo im dritten Act, im Monolog der Fioretta, wo sie sich selbst abscheulich zu sein erklärt, da sie an der Freundin Verrath übt. Aber gegen das Ende dieser Abrechnung im Kämmerlein tritt wieder eine bestrickende melodiöse Phrase auf, auf die nach verschiedenem Hin und Her wieder ein unverwandeltes Stück Wagner mit dem Erscheinen der kranken Simonetta auf ihrer Thürschwelle folgt. Das berühmte Sextett, daß sich hieran anschließt, von dem Mediceer mit Fioretta auf der einen Seite, von Simonetta auf der anderen, von den vier Verschwörern in der Mitte gesungen, ist nicht bloß eine contrapunktische Leistung; es herrscht hier ein Zug von Großartigkeit, und etwas Hinreißendes liegt in diesem langen vielstimmigen Gesange, das nicht durch einfache musikalische Mathematik erreicht werden kann. Zum Schluß kommt die eminent dramatische kurze Scene zwischen dem Verschwörer Montesecco und der sterbenden Simonetta, die im Tode den geliebten Mediceer, den Treulos-Treuen, retten will.

Der letzte Act ist der kürzeste. Ein dramatisch bewegtes Vorspiel, knapp, schlagend, leitet ihn ein. Orgel und Kirchengesang bei geschlossenem Vorhang, dann ein Ruck im Orchester, der Vorhang steigt. Eine wundervolle Vielstimmigkeit herrscht, die geistlichen Gesänge mischen sich mit Fioretta's Gebeten, mit den Aeußerungen des Volkes und der Verschworenen. Gluth und Süße ist über diese Scene ausgegossen wie nicht leicht über eine andere des Werkes. Der dramatisch stärkste, aber nicht auch der musikalisch stärkste Moment der Dichtung tritt ein, als die Verschworenen auf die Mediceer einstürmen und den Giuliano tödten. Die Musik, die hier äußerlich, lärmend ist, sammelt sich zu vornehmer und nachdrucksvoller Wirkung in einer Anrede des geretteten Lorenzo Medici an's Volk: „Ha, welcher Wahrheitslästerung muß ich dies Geschlecht von Undankbaren mahnen!" in den Schlußworten Lorenzo's ist wieder süßester Wohllaut mit Kraft verschmolzen, und mit einem prachtvollen, aufwärtsgehenden Zug von Größe schließt das Werk. Es sollte hier nur auf seine musikalische Seite hin betrachtet werden; die dramatische ist in diesen Blättern erörtert worden.

Die Art, wie das Werk in Berlin gespielt wurde, muß in gewisser Hinsicht das helle Entzücken des Dichtercomponisten wachgerufen haben. Eine poesievolle, zarte, hinsterbende Gestalt schuf Emilie Herzog in der Simonetta; die Krone der Darstellung gebührt ihr; von den Männern dem in dieser Rolle schlechtweg unerreichbaren Bulß, welcher den überlebenden Mediceer sang. Ich entsinne mich nicht, so viel Majestät und Kraft bei einem Sänger gefunden zu haben wie hier. Verfehlt war merkwürdiger Weise die „Fioretta" der Sucher. Sie beging einen ähnlichen Fehler, wie die Natur nach Lessing: sie vergriff sich im Ton. Aber Frau Sucher nahm ihn zu stark, nicht zu fein. Die leichtere Anmuth eines Mädchens, welche Fioretta heißt, steht ihr nicht. Sie muß — mit Börne zu reden — eine „schwere, deutsche Gertrude" geben, — da ist sie zu Haus. Ich habe noch nie so viel unwahre Momente an ihr bemerkt wie in dieser Rolle. Den Liebeshelden Giuliano tragirte Herr Sylva, oder er tragirte ihn auch nicht, sondern sang ihn bloß, wie das so seine Art ist. Aber die Gesammtdarstellung war ausgezeichnet! Wir haben jetzt an der Oper einen glänzenden Regisseur, ein paar vorzügliche „Solokräfte" und sogar einen Intendanten, mit dem sich sprechen läßt. Vielleicht läßt er sich bewegen, gelegentlich auch deutsche Musiker an die Reihe zu bringen.

Dramatische Aufführungen.

A basso Porto. Scenen aus dem neapolitanischen Volksleben von Goffredo Cognetti. (Neues Theater.)

Spielhagen macht sich in seinen italienischen Reiseskizzen über das weltbekannte Volkslied „Santa Lucia" lustig, weil da in jedem Kehrreim die heilige Lucia angerufen und sogar „Reich der Fröhlichkeit" („tu sei l'impero dell' allegria") genannt wird. Wenn er sein Mißverständniß nicht schon vorher eingesehen hat, so konnte er bei Kroll aus Tasca's einactiger Oper: „A Santa Lucia" lernen, daß dies der Name jenes Fischerviertels ist, an dessen Strande die Schwefelquelle sprudelt, das proletarische Neapel zu finden ist und die Austern besonders gut schmecken. Auch A basso Porto — „am Hafen unten", d. h. am kleinen Molo — ist ein Stück Armenviertel, wo noch der echte Lazzarone gedeiht und selten ein Forestiere sich hinverirrt. In dieser Welt der Armuth, des Lasters und Verbrechens lebt die südliche Volksseele noch ganz unverfälscht, und da braucht der Dichter nur hineinzugreifen, um romantische und realistische Stoffe die Menge zu finden. Die Camorra, jene geheime Verbindung, sozialistisch und wohl auch politisch, proletarisch und bürgerlich, volksfreundlich und -ausbeuterisch, die in Sizilien unter dem Namen der Maffia gerade heute wieder ihr Schreckensregiment bloßgelegt hat, ist allein schon ein dankbarer Vorwurf für sensationslustige Dramatiker. Auch Cognetti hat hier aus dem Vollen geschöpft, erst in seinem Volksstück: „A Santa Lucia", woraus Tasca's Oper entstanden ist, und noch mehr in dessen Fortsetzung: „A basso Porto". Diese ist recht eigentlich das Drama der Camorra. Ciccillo, den wir aus der Oper kennen, kommt wie ein Richard Voß'scher Held grad aus dem Zuchthaus heraus, voller Racheplane aber nicht gegen die Gesellschaft, die ihn auf einen bloßen Mordverdacht hin auf die Galeere schickte, sondern gegen die Urheberin aller seiner Leiden: seine ehemalige Braut Maria, die seinen Treubruch damit bestraft hat, daß sie seine Frau, die innig geliebte Rosella, erst verklatschte und dann in den Tod trieb. Um nun die inzwischen verwittwete Maria in ihrem Liebsten zu treffen, will er ihre Tochter zur Dirne machen und ihren Sohn Luigino der Camorra als Spion denunciren und deren Rache weihen. Zu diesem Zwecke setzt er sich mit der Polizei in Verbindung, die später die Straßendirne brandmarken soll, gleichzeitig aber auch mit der Camorra seines Viertels, deren Chef er in etwas schnellem Avancement wird. Sobald er das junge Mädchen umstrickt und Luigino verdächtig gemacht hat, enthüllt er Maria

frohlockend seinen teuflischen Plan. Die unglückliche Mutter vertheidigt ihre Jungen wie eine Löwin. Mit Entsetzen erkennt sie, daß Ciecillo ihre Tochter bereits umgarnt hat, denn ihre Warnung wird als eifersüchtige Regung verlacht, weil sie selbst ihn liebe und ihr nicht gönne. Es bleibt der Mutter nichts übrig, als ihre schuldbefleckte Vergangenheit zu enthüllen und — die Handlung von Tasca's Oper zu erzählen, worauf das Mädchen im Handumkehren sich von Ciccillo lossagt. Weniger leicht ist die Rettung ihres Sohnes, der mit dem Verführer seiner Schwester ohnehin verfeindet ist. In ihrer Noth wendet sie sich an die Camorra, klagt Ciccillo als Polizeispion an, und in geheimer Sitzung wird ihm das Todesurtheil gesprochen, dessen Vollstrecker durch das Loos bestimmt werden soll. Ja, die Mutter selbst soll das Loos ziehen, und der Zettel lautet auf den Namen ihres Sohnes, so wie es sich für ein rechtschaffenes Melodrama schickt. Soll sie nun ihren Luigino zum Mörder machen und auf die Galeere bringen? Nein, sie sticht den zum Tode Verurtheilten selbst nieder und stellt sich der Polizei.

Also eine höchst trübselige Geschichte, die denn auch im Neuen Theater mit allen Schauern des Spektakelstückes und einem erklecklichen Aufwand von Lungenkraft gemimt wird. Schon in den ersten Scenen gibt es so viel gerollte Augen und geballte Fäuste, so viel Grabesstimme und lautestes Fluchregister, daß eine Steigerung nicht mehr möglich ist und die Aufregung schon eintönig wird. Das soll eben südliche Leidenschaft markiren, meint wohl die Regie, aber in Italien wird dies Drama viel, viel weniger zum Lärmstück. Ich sah in Rom vor Jahren „A basso Porto" von einer mittelmäßigen neapolitanischen Wandertruppe ganz meisterlich dargestellt und kann versichern, daß die Zuschauer dabei fast nicht aus dem Lachen herausgekommen sind. Im Neuen Theater wird eben zu einem pathetischen Trauerspiele, was als tragikomisches Volksstück gedacht war. Ausgewischt sind alle heiteren Töne, und die Camorrasitzung, bei der sich das italienische Publikum verständnißinnig vor Lachen kugelte, wird hier zum hochnothpeinlichen Gericht der heimlichen Vehme mit parlamentarischem Comment und dem Cruzifix auf dem Tisch. Auch der Held, in Italien ein kecker Ruffiano voll Galgenhumor, wird von unserem Herrn Jarno auf den Berliner Zuhälter und Messerhelden hinausgespielt, wobei Einem das Lachen von selbst vergeht. Noch schlimmer ist, daß Luigino von Herrn Rittner und also ganz ernst gegeben wird. Es ist aber die Komikerrolle. Nach den hier gefälschten Absichten des Dichters ist dieser Flickschuster ein Naturbursch, ein leichsinniges Tuch, gutmüthig und lustig, Spieler und Tagedieb, Großmaul, aber feige und schwach, wie schon Ciccillo's Verachtung beweist. Seine Aussagen vor Gericht stammelt der dumme Junge furchtsam herunter, und so wird es allerdings erklärlich, daß die verzweifelte Mutter mit ihrem Tollpatsch kurzen Prozeß macht und ihn einfach einsperrt, damit er das Todesurtheil nicht vollstrecken kann, auch wenn er möchte, was noch gar nicht ausgemacht ist. Aber in dem Stücke steckt noch eine satirische Spitze, die in Berlin kein Zuschauer gemerkt hat. Die Camorra mit ihrem freimaurerischen Hokuspokus wird einfach lächerlich gemacht, ja die Camorristen selbst werden als Hasenfüße verspottet, die im Grunde sehr wenig Lust haben, ihr Todesurtheil an dem geriebenen Polizeispion selbst zu vollziehen und die rothe phrygische Mütze des Galeotto zu verdienen. Es ist denn auch der erstaunliche Umstand, daß gerade Luigino das Loos trifft, nichts weiter als ein schlauer Kniff der Camorristen: diese Edeln haben ganz einfach alle den Namen des Tölpels aufgeschrieben, so daß die Mutter allerdings nur seinen Zettel ziehen konnte. Bei der Darstellung in Rom wurde aus den heimlichen Zeichen des Einverständnisses klar, daß die wackeren Richter dem gefürchteten Volkshelden nicht selbst an den Leib mögen, sondern den dummen Luigino hineinlegen. Von diesen sous-entendus der Handlung bekommt man im Neuen Theater nicht das Geringste zu merken, weil die Darsteller selbst keine Ahnung davon haben — noch schlimmer: weil der Bearbeiter, Herr Dürer, seinen Autor verballhornt oder nicht verstanden hat. Es ist schade, daß Director Lautenburg diese bösartige „Verdeutschung" auf Treu und Glauben angenommen hat, statt mit dem Original zu vergleichen. Sonst hätten wir wohl nicht dieses etwas rohe Schauerstück gesehen, in dem übrigens Fräulein Bertens als zärtliche Mutter eine ergreifende künstlerische Leistung bietet, sondern mehr eine von Ernst und Scherz durchwehte Trauerposse, und der Erfolg der prächtig inscenirten Novität wäre größer gewesen.

Notizen.

Der Pariser „Figaro" hat unlängst eine Enquête veröffentlicht, wobei die berühmtesten Pariser die merkwürdige Thatsache erklären sollten, daß in der Hauptstadt der dritten Republik wieder einmal, wie unter Louis Philipp, ein förmlicher Napoleonenkultus erwacht ist. Die veröffentlichten Fragebogen haben jedoch nicht viel Gescheidtes zu Tage gefördert. Bleibt die Thatsache, daß Napoleon I. auf dem Theater an der Seine populärer ist als je, und daß die Bücher über ihn wie die Pilze aus dem Boden schießen und wie frische Semmeln verkauft werden. Vergessen ist der grämliche Lanfrey, der in dem Gewaltigen nur den glücklichen Kriegspfuscher und Tyrannen sah, und auch von dem nüchternen, objectiven Taine, der ihn einen blutrünstigen italienischen Condottiere nennt, wendet man sich in Frankreich ab. Nichts als Blumen will die Mode mehr für ihn, aber unter alle die Lobpreiser mischt sich doch auch der Schalk, der unter der Maske der Bewunderung das Allzumenschliche dieses Uebermenschen aufzeigt. Mag sich Frédéric Masson noch so sehr darauf berufen, daß das gute Recht der modernen Romanschriftsteller, „jede verliebte Sensation ihres erfundenen Helden zu analysiren", auch dem Historiker gebühre, sein Buch: „Napoléon et les femmes" (Paris, Ollendorf), ist und bleibt ein Werk des Skandals, das seinen Helden beschmutzt. Es führt uns in die Alkoven und zeigt uns die erotischen Launen des, wie Taine behauptet, innerlich eiskalten Eroberers, der immer Kriegsluft athmen mußte, um sein Blut zu erwärmen. Alle seine Liebschaften werden hier geschildert; uns interessiren zunächst nur die historischen Größen: seine beiden Gemahlinnen. Mme. Josephine de Beauharnais, frühere Vicomtesse und Wittwe eines Präsidenten, war eine unzweifelhafte Cocotte, die auch noch auf dem Thron den wahnsinnig in sie verliebten, stockblinden Napoleon hinterging. Mit einer Lüge treten sie in die Ehe: sie macht sich jünger und spiegelt ihm Reichthümer vor, die sie nicht besitzt, er legt sich ebenso viele Jahre auf dem Trauschein zu. Im italienischen Feldzuge sind seine Gedanken immer bei ihr; er schreibt ihr liebevolle Briefe und läßt sie in's Feldlager kommen. Erst nach zweijährigem Besitze sieht er klar und betrügt sie wieder. In Egypten denkt er an Scheidung, verzeiht ihr dann, zahlt ihre märchenhaften Schulden. Endlich vertauschen sich die Rollen. Jetzt wird sie, die Alternde, eifersüchtig, der bonapartistische Familienklatsch operirt im Dunkel, und mit der Kaiserkrone erwacht der Wunsch, eine Dynastie zu gründen. Eine wirkliche Kaisertochter wird die Frau des Emporkömmlings. Auch hier nimmt er einen „Vorschuß auf die Flitterwochen". Gut gewachsen, lebhaft, aber weder schön noch begabt, beherrscht sie ihn so, daß er kaum noch zu Josephine und seiner polnischen Geliebten Mad. Walewska geht. Bis zuletzt glaubt er ihr, und noch in St. Helena, obwohl er an ihrer Treulosigkeit nicht mehr zweifeln kann, sagt er ihr in seinem Testamente nur Gutes nach und vermacht ihr sein Herz. Ueberall, in seiner großen Liebe, wie in den kleinen Liebschaften, sehen wir nicht nur den leidenschaftlichen Genußmenschen, sondern vor Allem den Frauenverächter, der die Liebe doch nicht entbehren kann, das menschlich Kleine und Schwache im Giganten.

Perlen griechischer Dichtung. Ins Deutsche übertragen von Hermann Griebenow. (Leipzig, Th. Knaur.) Diese allerliebst mit farbigen Blumenstücken gezierte und festlich in gelben Damast gebundene Anthologie enthält eine feinsinnige Auswahl ganz vorzüglich übersetzter Lieder und Sprüche altgriechischer Dichter. Selbstverständlich ist Anakreon besonders reich vertreten, aber auch manches weniger bekannte Gedicht von Platon, Lucian, Archilochus finden wir hier. Von Sappho vermissen wir ungern die wundervolle Ode an Aphrodite, die Grillparzer so schön, wenn auch in freier Form wiedergegeben hat. Der Uebersetzer verdeutscht seine Vorlagen wirklich, d. h. er macht sie deutsch, ohne ihr doch den hellenischen Duft zu rauben; vielleicht hätte er noch einen Schritt weiter gehen und die für uns todten Symbole der Mythologie verbannen können. „Schon sank Selene die reine, Schon sind die Plejaden verschwunden" . . . was sagt uns das heute noch? Was ist uns Hecuba?

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Erloschenes Licht.
Roman aus dem Englischen von
Rudyard Kipling.
Preis geheftet *M* 3.—; eleg. gebunden *M* 4.—

Drauf los.
Roman aus dem Norwegischen von
Jonas Lie.
Preis geheftet *M* 3.—; eleg. gebunden *M* 4.—

Praktische Lebensweisheit.
Roman aus dem Russischen von
J. N. Potapenko.
Preis geheftet *M* 3.—; eleg. gebunden *M* 4.—

Hermann Raeli.
Roman aus dem Italienischen von
F. de Roberto.
Preis geheftet *M* 2. 50; eleg. gebunden *M* 3. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Th. Knaurs Klassiker-Oktav-Ausgaben.
Bei großer Schrift die billigsten.
Verzeichniß gratis.
Leipzig.

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.
Perlen griechischer Dichtung
ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.
Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—.

Catalog 63:
Werke aller Wissenschaften.
(Schöne Literatur. — Geschichte. — Kunst. — Sprachen etc.) erschien soeben. Ich versende denselben **gratis** u. **franco.**
Rich. Sattler's Antiquariat,
Braunschweig.
Bücher-Ankauf.

A. Gerloff,
Nauen bei Berlin.
Gr. Geldlotterie schon 2.-20. März Hauptziehung.
ev. 500000 Mk., 200000, 100000, 50000, 40000, 30000, 2 à 20000, 5 à 10000 Mk. u. s. w. Niedrigster Gewinn 155 Mk. 47000 Lose, 27200 Gew. Fast die **Hälfte gewinnt.** Höchste Gewinn-Aussicht. 1 Orig.-Glückslos nur 16 Mk. 1 Mk. Los u. Ant. 11 für 10.
Porto 10 Pfg., jede Liste 20 Pfg.

Erfolgreichste Reclame in Berlin
durch
Aufstellung von Arrangements oder Auslage von Original-Waaren
in der
Urania-Säule.
Neueste Reclame
(in Vorbereitung),
Bewegliche Dioramen im Innern der Säule.
Einblick gratis.
Jede sonstige Information ertheilt die
Urania-Uhren und Säulen-Commandit-Gesellschaft
Berlin C., Spandauerbrücke 11.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman
von
Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 9. Berlin, den 3. März 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Rußland und England. Von Ignotus. — Das ungarische Staatsprinzip als Generalschulmeister. Von Guntram Schultheiß. — **Literatur und Kunst:** Ueber modernen Städtebau. Von Cornelius Gurlitt. — Neueste Programm-Musik. Von Heinrich Ehrlich. — **Feuilleton:** Das Pathenkind. Von Graf Leo Tolstoi. — **Aus der Hauptstadt:** Der Landtag von Kamerun. Von Timon d. J. — Der Künstler-West-Klub. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Rußland und England.

Das nächste politische Ergebniß des russisch-französischen „Bündnisses" war nicht etwa auf russischer Seite eine Spannung zwischen Rußland und Deutschland oder dem Dreibund, sondern vielmehr eine Art Spannung zwischen dem Zarenreich und Großbritannien, das sich abseits vom Dreibunde hält und den continentalen Kämpfen um die Hegemonie fern steht. Rußland hat keine gemeinsame Interessensphäre mit Deutschland, und abgesehen von den Handelsbeziehungen, auf welche die beiden Länder durch ihre geographische Lage angewiesen sind, haben die beiden Staaten keine engeren Berührungspunkte. Mit England dagegen hat Rußland auf dem Meer ebenso wie auf dem Lande, in Europa sowohl wie in Asien, sehr beträchtliche gemeinschaftliche Interessen, und jede Machtzunahme Rußlands gibt in der City von London Anlaß zum Nachdenken und zu Besorgnissen.

An Flächenraum übertrifft das britische Reich nur wenig das russische; es zählt 25 Millionen Quadratkilometer. Dagegen beträgt die Bevölkerungszahl des britischen Reiches 352 Millionen, diejenige des russischen Reichs nur 110 Mill. Rußland hat aber vor Großbritannien das Eine und sehr Bedeutsame voraus, daß seine Besitzungen eine geschlossene Einheit bilden, während die Länder des britischen Reichs ebenso wie sein Kredit und seine Reichthümer in allen Welttheilen zerstreut sind. Das britische Reich verfügt über beinahe ein Viertheil der auf der Erde wohnenden Menschen und hat eine räumliche Ausdehnung, die derjenigen von mehreren Continenten zusammen gleichkommt. Aber außer seinen Colonien und Schutzstaaten besitzt es noch eine Menge handelspolitischer Colonien und Domänen, die eine ungeheure Wichtigkeit haben, und in denen es auch verstanden hat, seine Interessen zur Herrschaft zu führen. Egypten wird thatsächlich von England regiert, ebenso wie die Nebenländer von Indien, Birmah, Afghanistan u. s. w., wo England keine Opfer scheut, um seinen Einfluß zu erhalten und zu stärken.

Was von Asien gilt, ist auch für Amerika und Afrika zutreffend. Vor wenigen Jahren noch haben die Engländer durch den Grace-Contract Peru zu einer wirthschaftlichen Provinz gemacht; sie haben dem wirthschaftlich herabgekommenen Staat Mittel zur Weiterexistenz gegeben und Alles verpfänden lassen, was irgend niet- und nagelfest war. Der große Ocean wird von England beherrscht; Britisch-Columbia im Nordosten, Peru im Osten, Australien und Neu-Seeland im Südwesten des Großen Oceans sind seine sicheren Positionen. In Afrika steht der Kongostaat unter dem englischen Einfluß.

Um all diese Positionen zu behaupten und sich die Macht in allen Welttheilen zu sichern, muß England auf dem Meere eine unbedingte Herrschaft ausüben können. Denn es besitzt weder im Lande, noch in seinen Colonialstaaten Heere, wie sie die europäischen Staaten aufzuweisen haben. Von allen Gewässern aber ist für England das bei weitem unentbehrlichste und wichtigste das Mittelmeer; so lange England das Mittelmeer beherrscht, ist seine Stellung in Asien und Indien nicht gefährdet. Nur so lange auf dem Mittelmeer die englische Flagge weht, befindet sich der Suezkanal in englischen Händen. Der Suezkanal aber ist der werthvollste und empfindlichste Punkt der Welt; wer diesen von Lesseps geschaffenen Streitapfel gewinnt, verfügt über die Weltherrschaft. Mit derselben Energie jedoch, mit welcher England den Suezkanal zu behaupten sucht, ist Rußland bemüht, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Durch den Suezkanal und durch den Bosporus hätte Rußland das Mittelmeer und Asien erobert. Ueber den indischen Ocean würde sich die Herrschaft des Zarenreiches ausbreiten und die Sterbestunde der englischen Weltherrschaft hätte geschlagen. Daß Rußland rastlos danach strebt, das Mittelmeer zu beherrschen, lehrt die Geschichte. Die ganze europäische Politik spitzt sich gegenwärtig auf die Frage zu, wer den Bosporus beherrschen soll. Die europäische Türkei, der junge bulgarische Staat sind eigentlich nur englische Festungen, die den Vormarsch Rußlands nach dem Bosporus und weiterhin über den Suezkanal nach Indien aufhalten sollen.

Es ergiebt sich daraus, von welcher Bedeutung die Schaffung eines russischen Mittelmeergeschwaders für England ist. Früher war England im Mittelländischen Meere ohne Concurrenz; seitdem Frankreich durch die Erwerbung Nizzas seine lange Südküste noch nach Osten verlängert und durch die Erwerbung von Tunis sich auch der gegenüberliegenden Küste Afrikas bis zur kleinen Syrte bemächtigt hat, ist dieses, da Spanien gar nicht und Italien nur wenig in Betracht kommt, auf dem Wege, sich zur herrschenden Macht zu entwickeln. Frankreich ist dort, gestützt auf Toulon, Ajaccio und Biserta, sehr stark geworden. Biserta, jener tunesische Küstensee, der durch einen langen, schmalen, zwischen Bergen sich hinziehenden Kanal mit dem Meere verbunden ist, wird in wenigen Jahren uneinnehmbar sein. Um wirklich eine herrschende Stellung zu erlangen, muß Frankreich Werth darauf legen, am Eingange des Mittelmeeres Fuß zu fassen, und sein Augenmerk ist denn auch darauf gerichtet, westwärts von Algerien nach Marokko vorzudringen. Nun faßt auch der Alliirte Frankreichs im Mittelmeere Fuß und der Suezkanal, der von

Frankreich gegraben ist, dem von Frankreich her Gefahr droht, ist auch noch dem Ansturm Rußlands preisgegeben. Nach der Erlangung der Macht im Mittelmeer strebt somit Rußland ebenso wie Frankreich; Rußland würde die Weltherrschaft und den Besitz fast zweier Welttheile gewinnen, für Frankreich kommen außer handelspolitischen Interessen noch seine colonialen Bestrebungen in Nordafrika in Betracht. England aber ist durch die Besitznahme Egyptens der natürliche Gegner der französischen Bestrebungen in Afrika, ebenso wie England in Asien seit fast einem Jahrhundert in einem Wettkampf mit Rußland begriffen ist. Die afrikanischen Colonisationsbestrebungen Frankreichs drängen dahin, in Egypten Macht und Einfluß zu gewinnen. Andererseits ist Egypten gleichsam die Wassertaille des britischen Weltreichs, hier ist das schmale Bindeglied zwischen den ungeheuren Interessen Großbritanniens in Indien, Australien und Ostasien, ein Bindeglied, das vor der Eröffnung des Suezkanals wohl durch die Straße um das Cap der guten Hoffnung ersetzt werden konnte, das aber, nachdem der Kanal einmal hergestellt ist, nicht in fremde Hände übergehen darf. So stehen Rußland und Frankreich im Mittelmeer in gemeinsamem Interessengegensatz zu England, und jede Machtzunahme dieser verbündeten Staaten auf diesem Meere muß in erster Reihe England beunruhigen.

Allein nicht nur zur See greift Rußland in die englische Interessensphäre ein, sondern auch auf dem asiatischen Continent befehden sich beide Großmächte auf's Aeußerste. In Asien hat Rußland in den letzten Jahrzehnten ein Land nach dem anderen erobert; das Amurgebiet, Buchara, Chiwa sind Zeugen der Erfolge, welche die russischen Waffen in den letzten Jahrzehnten davongetragen haben. Die Pufferstaaten zwischen Rußland und Indien sind im Verschwinden begriffen, und nur Afghanistan trennt noch die beiden Culturmächte Asiens. Durch das Vordringen Rußlands im Amurgebiet und den Bau der ussurischen Eisenbahn wird das Zarenreich zu einer Seemacht im Stillen Ocean und bedroht den englischen Handel und Einfluß in Asien. Rußland wußte in den letzten Jahren Persien ebenso wie Japan für sich zu gewinnen, so daß diese beiden Reiche ihm bei seinem Vormarsche nach dem Indischen und dem Stillen Ocean zur Seite stehen werden. Der natürliche Alliirte Englands in Asien ist China; in Afghanistan dagegen kämpfen Rußland und England um die Hegemonie, und wenn der Emir von Afghanistan im Augenblick England zuneigen mag, so ist es nicht ausgeschlossen, daß nach seinem Tode dort ein Wandel in der Politik eintritt, um so mehr, als es viele Prätendenten für den afghanischen Thron gibt, welche Rußland in kluger Berechnung begünstigt. Mittelst der transkaspischen Eisenbahn ist Rußland in Centralasien militärisch stark geworden; durch die sibirische Eisenbahn gewinnt es im Stillen Ocean an Macht.

Wie sich also Rußland mit allen Mitteln eine Angriffsroute gegen jene Länder Englands zu sichern strebt, so ist letzteres unablässig bemüht, die Vorbedingungen für eine erfolgreiche Vertheidigung so günstig wie nur möglich zu gestalten. In diesem Bestreben, das die letzte Entscheidung allmählich vorbereiten soll, hat sich England die Ausgänge des Mittelmeeres zu sichern und den Suezkanal in seine Machtsphäre zu bringen gewußt; es hat aber auch für den Fall einer gewaltsamen Unterbindung dieses seines kürzesten Weges nach Indien dadurch vorgesorgt, daß es sich in der seit dem Jahre 1886 vollendeten, die Hudsonsbai-Länder durchschneidenden Pacificbahn einen neuen Weg nach seinen asiatischen Ländern schuf, und dadurch das letzte Glied in die alle englischen Besitzungen nach Ost und West umspannende Kette fügte. Rußland hingegen hat auf dem asiatischen Ueberlandwege seine Vorposten bis fast an die Thore Indiens vorgeschoben und diese Positionen durch geschickt angelegte Eisenbahnlinien mit dem Hinterlande zu verbinden nicht unterlassen. Um aber im Ernstfalle auch dem oben erwähnten neuen englischen Heerwege im Pacific womöglich Schach zu bieten, hat sich Rußland an dem Endpunkte seiner langen, von der Behringsstraße bis zur Halbinsel von Korea reichenden Küste eine unvergleichliche Position für seine ostasiatische Flotte in „Wladiwostok" geschaffen.

Diese erst im Jahre 1861 im nördlichen Theile der Bai „Peters des Großen" auf der Halbinsel Murawjew begründete russische Hafenstadt zählt heute etwa 16,500 russische, chinesische und koreanische Einwohner nebst einer Garnison von durchschnittlich 20,000 Mann. Der 4780 Meter lange und durchgehends etwa 800 Meter breite Hafen bietet bei einer vertikalen Wassersäule von 14 Metern einen vortrefflichen Ankergrund und steht durch eine tiefe, verhältnißmäßig breite Seeenge, den sogenannten „ostasiatischen Bosporus", mit dem japanischen Meere in Verbindung. Ausgezeichnet durch die günstigen Land- und Wasserverhältnisse besitzt dieser russische Kriegshafen von Wladiwostok neben seinen ausgedehnten, mit kolossalen hydraulischen Trockendocks verbundenen Werften ein vorzüglich ausgerüstetes Arsenal mit großen Magazinen und ungeheuren Kohlenvorräthen, die aus den kaum 150 Kilometer entfernt liegenden, am Flusse Sudemi aufgeschlossenen großen Kohlenlagerstätten rasch und bequem gespeist werden können. Die Verbindung der Bai mit diesen Kohlenminen, wie auch der Hafen mit angrenzender Seefläche sind durch eine Reihe geschickt angelegter Befestigungswerke, die noch durch die Terrainverhältnisse sehr begünstigt erscheinen, gegen feindliche Unternehmungen geschützt. Das ist Rußlands ostasiatische Flottenstation, von der aus, als Operationsbasis, das in jüngster Zeit constant anwachsende und insbesondere durch schnelle Kreuzer vergrößerte russische Geschwader zur geeigneten Zeit in die maritimen Machtverhältnisse der ostasiatischen Gewässer entscheidend einzugreifen berufen ist. Daß es dies aber mit Erfolg wird thun können, dafür spricht eben so sehr die durch China und Japan — durchaus nicht zu Gunsten Englands — herbeigeführte Verschiebung in den Macht- und Interessenverhältnissen der dortigen Gewässer, wie der Umstand, daß eine zuverlässige Blockade des Hafens von Wladiwostok, zu Folge der dort im Sommer constant auftretenden dichten Nebel, undurchführbar erscheint.

Durch die Verbindung mit Frankreich ist aber Rußland noch mächtiger geworden, und es wird mit noch größerer Energie als bisher gegen die Interessensphäre Englands zur See wie in Asien vordringen. Dem isolirten Großbritannien drohen von Seiten Rußlands größere Gefahren als je zuvor, und auch Frankreich wird die Gelegenheit ergreifen, dem Uebergewichte Englands auf dem Gebiete der Colonialpolitik entgegenzutreten. Englands Interessen erfordern, daß es im Dreibunde einen Stützpunkt sucht; denn die erste Verschiebung der Steine im Schachspiel der europäischen Nationen wird zum Nachtheil Englands geschehen. Namentlich ist Italien der natürliche Bundesgenosse Englands; denn ebenso wie England ist es an der Erhaltung des Gleichgewichts im Mittelmeere im höchsten Maße interessirt. Der englische Flottenbesuch in Tarent hat diese Sachlage zum Ausdruck gebracht. Allein England dürfte noch zu viel stärkeren Mitteln greifen, um seine Macht zu Lande sowie zur See gegen die Verbindung seiner natürlichen Gegner zu sichern. Ignotus.

Das ungarische Staatsprinzip als Generalschulmeister.

Von Guntram Schultheiß.

Daß bei Sadowa der preußische Schulmeister gesiegt hat, das hat man so oft gehört, daß man es fast glauben müßte. Aber diese Leistung des berühmten preußischen Schulmeisters ist doch nur „gar ein Wind" gegen das, was man vom magyarischen Schulmeister zu erwarten hat. Wenigstens hat im ungarischen Abgeordnetenhaus ein edler Magyare — dessen Vorfahren unzweifelhaft unter Arpad in Pannonien eingeritten sind, der aber aus einem Uebersehen seinen ziemlich deutsch klingenden Namen Hock noch nicht gegen einen kernmagyarischen umgetauscht hat, was doch nur fünfzig Kreuzer kostet! — das große Wort ausgesprochen, durch die Schulmeister müsse Ungarn zum zweiten Mal erobert werden. Also zum zweiten

Mal? Wann wohl das erste Mal war? Die Eroberung des türkischen Paschaliks Ofen durch die Heere des deutschen Kaisers und der deutschen Reichsfürsten kann der Mann natürlich nicht gemeint haben, weil man seit dem Ausgleich mit der habsburgisch-lothringischen Dynastie auch die früheren Einmengungen der „Schwaben" in die ungarische Selbständigkeit mit dem Mantel der vergessenden Verzeihung verhüllt. Noch weniger kann natürlich die Herrschaft der „stammverwandten" Türken gemeint sein; es handelt sich also selbstverständlich um die romantische „Landnahme" der Magyaren, um die Aufrichtung der Herrschaft halbnomadischer Reiter- und Räuberhorden über die ansässige Bevölkerung Pannoniens, Gepiden und andere germanische Volkstheile, Reste der Avaren und besonders Slawen. Was man damals, vor beiläufig 1000 Jahren, vergessen hat, das soll eben heute der magyarische oder magyarisirte Schulmeister nachholen, er soll die nichtmagyarische Bevölkerung im weiten Lande, die größere Hälfte aller Einwohner, durch magyarische Unterrichtsstunden möglichst schnell und möglichst gründlich magyarisiren. Alles oder Nichts, entweder nationale Einheit oder Vernichtung, rief der Redner aus, und schnell muß es gehen, das wäre eine würdige Feier der tausend Jahre, wenn in den Schulen der Nationalitäten ungarisch gesprochen würde. Es besteht zwar so ein kleines Hinderniß, das sog. Nationalitätengesetz von 1868, das die Rechte der nichtmagyarischen Stämme und Sprachen bestimmte — aber es hat sich überlebt; denn damals waren eben die Nationalitäten überlegen, deshalb mußten sich die Magyaren dazu herbei lassen. Jetzt aber sind die Magyaren stärker, also: Duck dich Rajah, lerne magyarisch oder . . .!!

In diesem Sinne also hat der beredte Abgeordnete das ungarische „Staatsprinzip" ausgesprochen. Und so wird es auch in Wirklichkeit gehandhabt. Ganz Ungarn ist heute eine große Schule, für kleine und für große Kinder, die noch nicht magyarisch können — und der Staat ist der Generalschulmeister. Zuckerbrod und Lobsprüche für die Strebsamen und die Peitsche für die Faulen und Widerspenstigen, das ist die Maxime. Schritt für Schritt arbeitet man seit 1867 daraufhin, den nichtmagyarischen Schulen das Lebenslicht auszublasen, vor Allem den verhaßten deutschen Schulen, 1869 waren ihrer noch über 1800, heute kaum mehr 600 für die Kinder der zwei Millionen deutscher Bevölkerung. Freilich ist diese selbst mitschuldig, sie drängt sich vielfach dazu durch die Erlernung der alleinseligmachenden magyarischen Sprache den Beweis ihrer Hingebung an den magyarischen Staat zu geben. Widerspenstiger waren die Rumänen, Sachsen, Serben, Slowaken; sie ließen sich ihre Volksschulen nicht aus der Hand winden. Deßhalb wurde von den Magyaren — die fast allein das Abgeordnetenhaus bilden und den paar Vertretern der übrigen Stämme nur den Zutritt gewähren, um sie ihre Ohnmacht empfinden zu lassen — im Jahre 1879 allen Volksschulen durch ein Gesetz die Verpflichtung auferlegt die magyarische Staatssprache ausgiebig zu lehren. Das wurde wie eine Wohlthat hingestellt, die man den Stämmen erweist, die nicht das Glück haben, von Haus aus magyarisch zu sprechen — den Hintergedanken aber und eigentlichen Zweck des Gesetzes hat der Abgeordnete Grünwald, der seither so wenig rühmlich aus dem Leben geschieden ist, offen ausgesprochen, er hoffte vom Unterricht in der magyarischen Sprache, daß die Kinder als Slowaken, Rumänen, Serben u. s. w. in die Schulen kommen und als Magyaren sie verlassen würden.

Nun ist es immer und überall eine sehr hochgreifende Forderung an die Volksschule, daß sie eine fremde Sprache lehren soll; Erfolge von Belang sind wohl nur da zu hoffen, wo bei starker Mischung der Bevölkerung schon eine Art Zweisprachigkeit herrscht, so daß eben die Thätigkeit des Schullehrers durch die Verhältnisse des Lebens begünstigt und befördert wird; wie z. B. in Schleswig oder im Posenschen. Wo man es aber mit ungemischten Gemeinden oder gar ganzen Landstrichen zu thun hat, da wird der Betrieb einer anderen als der Muttersprache in der Volksschule nur sehr wenig fruchten können und über ein nothdürftiges Verstehen des Lesestoffes hinaus nur begabtere Schüler führen, die aber im Allgemeinen sich möglichst bald der Volksschule entziehen und sich einer Mittelschule zuwenden.

Diese Erfahrung hat eben auch in Ungarn nicht ausbleiben können. In den Städten, besonders in Pest-Ofen, ist es den magyarischen Volksschulen ziemlich gelungen, den deutschen Nachwuchs zwiesprachig zu machen und für die Magyarisirung zu bearbeiten. Auf dem Lande aber, wo, abgesehen von den magyarischen Gebieten an der Theiß und Donau, oft meilenweit nur die Beamten, Geistlichen, Lehrer u. s. w. magyarisch sprechen, muß der Einfluß der magyarischen Unterrichtsstunden gebrochen werden durch die Umgangssprache des Hauses und der gesammten Umgebung. Von einsichtigen Beurtheilern der Verhältnisse wird dies auch offen zugestanden, wie z. B. ein Statistiker in der Ungarischen Academie hervorhob, daß die Kenntniß des magyarischen Idioms sich langsamer verbreite als die natürliche Zunahme des nicht magyarischen Bestandtheiles der Bevölkerung, so daß es 1890 um 441,000 mehr Leute in Ungarn gab, die nicht magyarisch verstanden als im Jahre 1880. In den Städten sprechen und verstehen 80 Procent Magyarisch, auf dem Lande aber bilden sie kaum die Mehrzahl.

Die Hoffnungen, die man von der raschen Wirkung des Volksschulgesetzes von 1879 hegte, haben sich also nur zum kleinen Theile erfüllt; von einer Abnahme der des Magyarischen gar nicht mächtigen Bevölkerung ist zunächst noch keine Rede, obgleich die Kenntniß desselben durch alle Mittel gefördert wird. Den Volksschulen, die von den Confessionen und Kirchengemeinden aus eigener Tasche unterhalten werden und deren Unterrichtssprache von den Erhaltern bestimmt wird, hat man staatliche Volksschulen an die Seite gestellt mit der magyarischen Unterrichtssprache; man hat ein Gesetz über die Errichtung von Kinderbewahranstalten geschaffen, in denen schon die Kleinsten in die magyarische Umgangssprache eingeführt werden müssen; man hat die Anforderungen an den Unterricht der Volksschulen im Magyarischen immer höher geschraubt, Denk- und Sprachübungen im Magyarischen verlangt, so daß dieser Unterricht geradezu die Hauptsache geworden ist, die Kraft der Lehrer und der Schüler auf das Aeußerste anstrengt. Und trotz aller Bemühungen ist man mit dem Erfolge nicht zufrieden; die Magyarisirung geht lange nicht schnell genug.

Soll das nun an den Mängeln des Volksschulgesetzes von 1879 liegen? Selbstverständlich mußte man damals Rücksicht darauf nehmen, daß die ältere Generation der Volksschullehrer nicht par ordre du Moufti die Befähigung erhalten konnte, zu ihren bisherigen Aufgaben auch noch den Unterricht in der magyarischen Sprache zu ertheilen; man mußte sich zu einer Durchführung des Gesetzes nach Stufen verstehen, wenn man nicht einen durchgreifenden Wechsel des Lehrpersonals erzwingen wollte. So wurden die älteren Lehrer von der Verpflichtung befreit, die den jüngeren auferlegt ward; auch für eine nachträgliche Ergänzungsprüfung über den Nachweis der Fähigkeit zum magyarischen Sprachunterricht war Möglichkeit gewährt. Andererseits enthielt das Gesetz die schärfsten Drohungen bei nicht genügendem Erfolg des magyarischen Unterrichtes, worüber der königl. ungarische Schulinspector in jeder Gespanschaft wacht, Entfernung des Lehrers, ja sogar Schluß der Schule war vorgesehen.

Neuerdings haben nun das ungarische Unterrichtsministerium und seine Organe für gut befunden die Zügel noch schärfer anzuziehen. Der erste Wetterstrahl schlug im Bistritz-Naßoder Bezirk ein. Der Schulinspector erklärt, daß zwar alle hundert Volksschulen, die von den Confessionen erhalten werden, im magyarischen Sprachunterricht nicht das leisten, was das Gesetz vorschreibe; doch begnügte er sich mit 28 Opfern unter den Lehrern, die vom 1. Juli 1894 an abgesetzt sind; fünfzehn davon sind deutsche Sachsen, die anderen Rumänen. Im Comitat von Temesvar forderte der Inspector 68 Opfer, bis auf einige Serben lauter Rumänen als Sühne für die beleidigte Würde des Schulgesetzes; 32 Lehrer älteren Lehrdiploms und 14 ohne Diplom sind Knall und Fall zu beseitigen; 22, die seit 1872 geprüft sind, die aber die ungarische Prüfung nicht bestanden haben, sind binnen sechzig Tagen zu entfernen;

in Werschetz sollen acht serbische Volksschullehrer entfernt werden. Und ähnlich steht es nun auch in anderen Landestheilen.

Wohl hat diese Lehrerhetze ihr gesetzliches Mäntelchen, wie ja jede Maßregel im Dienste der Magyarisirung. Wenn aber die Siebenbürger Sachsen, die vor drei Jahren einen aufrichtigen Friedensschluß mit der herrschenden Rasse geschlossen haben, jetzt in heller Entrüstung das Vorgehen gegen ihre Volksschullehrer als Bruch des Gesetzes brandmarken, wenn sie versichern, daß in ihren Schulen der aufgezwungene Unterricht im Magyarischen mit aller Gewissenhaftigkeit gegeben worden sei, daß es sich um schnöde Willkür des Schulinspectors, um offene Unterdrückung ihrer 250 Volksschulen handle, so bekommt die Sache doch ein bedenkliches Gesicht. Der Staat als Generalschulmeister läuft Gefahr zum griesgrämigen Pedanten zu werden, der dem Leben ohne Verständniß gegenüber steht und Unausführbares verlangt. Schon im Mai des verflossenen Jahres hat der ungarische Unterrichtsminister den Wunsch ausgesprochen, die Unterrichtssprache in den Gemeindeschulen selbst und allein bestimmen zu können. Das ohnehin so oft mißachtete Nationalitätengesetz wäre damit völlig beseitigt. Warum sollte man dann nicht gleich kurzweg alle nichtmagyarischen Sprachen verbieten? Nennt man sie doch schon seit 1867 einfach „fremde Sprachen" im Gegensatz zur Staatssprache!

Daß aber die sächsischen, rumänischen, serbischen u. s. w. Bauernjungen auch unter einem noch so scharfen Schuljoch es nicht lernen wollen, in der schwierigen magyarischen Sprache sich so geläufig auszudrücken, als nöthig wäre, um mit dem Herrn Schulinspector sich zu unterhalten über Alles, was einem Magyaren am Herzen liegt, das ist ihnen doch wohl leicht nachzufühlen. Auch in Ungarn ist Alles, was Schule heißt, für die Jugend ein vielleicht nothwendiges, aber doch ein Uebel, dem sie keine Begeisterung entgegen bringt. Auch der ungarische Patriotismus läßt sich nicht einbläuen. Man versucht es freilich noch mit anderen Mitteln. Es ist doch nicht ohne pikantes Interesse für uns Deutsche, wenn wir erfahren, daß in Ungarn sog. Geschichtsschreibhefte in Gebrauch sind, auf deren Titelblatt das Conterfei irgend eines magyarischen Häuptlings prangt sammt Lebensabriß — zur Pflege des magyarischen Patriotismus! — und daß dabei gelegentlich auch den Schulkindern beigebracht wird, daß zwar ein gewisser Taksony bei Augsburg von den verbündeten Schaaren der „Schwaben" und Tschechen besiegt worden sei, daß aber sein Nachfolger Botond diese Niederlage an den Schwaben blutig gerächt habe. Der deutschen Wissenschaft ist von dieser Rache bisher nichts bekannt gewesen! Man möchte wohl auch wissen, was der historische Schulatlas von Putzger, ein bei uns sehr geschätztes Hülfsmittel, dem Ungarischen Staate gethan habe, weshalb er dort von dem Minister verboten werden mußte!

Wenn man in Ungarn nichts Wichtigeres zu thun zu haben glaubt, als aus dem ganzen Land eine große Schule zu machen, in der die sog. Nationalitäten mit Güte und Gewalt zur Erlernung der magyarischen Sprache angehalten werden, so ist das schließlich, wie man in Ungarn selbst immer wieder sagt, eine „innere Angelegenheit". Und wenn die großen Leute unter den ungarischen Deutschen freiwillig unter den Magyarisirungshobel sich legen, so ist das auch noch ihre Angelegenheit. Aber ein Kopfschütteln in Deutschland wird doch eine erlaubte Demonstration sein, wenn man hört, daß der Aufsichtsrath des Preßburger Stadttheaters beschlossen hat, das Haus fortan nicht mehr an eine deutsche, sondern an eine ungarische Truppe zu vergeben, obgleich diese bisher bei zweimonatlichem Gastspiel vor halbleeren Bänken spielte, sintemalen die Einwohner zu drei Fünfteln heute noch deutsch sind, trotz aller Ueberläufer zum Magyarenthum, das freilich auf Kosten der Deutschen bedeutend gewachsen ist. Die große Kinderschule heißt also unter Umständen auch Theater, und der Generalschulmeister gibt ihm als Anerkennung für die Strebsamen eine beträchtliche Unterstützung. Ein andermal heißt sie auch „Schützenverein", z. B. in Pest-Ofen, und der stellt sich dann selbst das Zeugniß aus, daß er in 25 Jahren nicht nur sich, sondern auch die einst deutsch sprechende Bevölkerung Ofens magyarisirt habe. Ein andermal heißt sie wieder „Culturverein" oder Landesschulverein, aber der Zweck ist derselbe, die Magyarisirung in jeder Form zu betreiben, durch Kinderbewahranstalten und Schulen, durch Prämien an Lehrer und Schüler für Strebsamkeit im Magyarischen, durch Denkmünzen für Leute, die sich besondere Verdienste um die Magyarisirung erwerben u. s. w.

Das Verwunderliche dabei ist aber, daß man sich vor dem Auslande, wenigstens vor der öffentlichen Meinung in Deutschland, dieses Steckenpferdes doch einigermaßen schämt. Man hat es in Ungarn gar nicht gern, wenn eine deutsche Zeitung von der Magyarisirung berichtet. Daß man dergleichen in deutschen Zeitungen auch nur selten findet, das hat seine ganz besonderen Gründe. Es besteht für das Ungarische Ministerium ein kleiner Preßfond von 50,000 Gulden, um dafür zu sorgen, daß „die ungarischen Verhältnisse in der wirklichen Beleuchtung von dem Ausland dargestellt werden". So hat der Ministerpräsident mit dem deutschen Namen und dem magyarischen Herzen vor einigen Tagen gesagt. Mit 50,000 Gulden kann man schon ziemlich viel todtschweigen lassen, wenn man die richtigen Mittelspersonen zu finden weiß; sogar eine eigene Zeitschrift läßt sich in Deutschland damit begründen, um uns „über Ungarn aufzuklären", wie der Euphemismus lautet. Davon vielleicht ein andermal. Für heute genügt es, durch die obigen Zeilen den Beweis zu liefern, daß man in Deutschland doch noch Sympathien für die schwierige Lage der Siebenbürger Sachsen hat, wenn sie auch nur selten Gelegenheit haben sich zu äußern.

Literatur und Kunst.

Ueber modernen Städtebau.

Von Cornelius Gurlitt.

Man fragt sich wohl gelegentlich, was man Neues lesen solle? Und dann gibt es ein Kopfschütteln und Bedauern, was das Rechte sei, und ob Rechtes überhaupt in den letzten Jahrzehnten geschrieben sei, das den Ansprüchen von Frau Müller und Herrn Schulze genüge.

Ich mache keinen Witz, wenigstens keinen schlechten, wenn ich Jedermann, nicht bloß den Bürgermeistern, Stadträthen und Stadtverordneten rathe, man solle lesen: Karl Henrici, preisgekrönter Concurrenzentwurf zu der Stadterweiterung Münchens.*) Der Titel klingt ja nicht sehr verlockend und die Hauptsache an dem Buche, der Plan, ist ein Ding von dem nur verhältnißmäßig Wenige Freude und Förderung erwarten können, denn er ist naturgemäß fachmännisch, spezialistisch. Aber zwei Dinge sind an dem Werkchen für alle Welt da: Die Zukunftsbilder der Straßen und Plätze Münchens, welche Henrici, Architekt und Professor an der Technischen Hochschule in Aachen, gibt und der Text, in welchem er einen Dialog aufführt zwischen der „Stimme der Zeit", das ist die landläufige Ansicht über die einschlagenden Fragen, und dem „Realisten", das ist Henrici selbst.

Und einen Plan, der einen so flott geschriebenen, oft in den Ton des Scherzes übergreifenden Erläuterungsbericht hat, dessen äußere Haltung so sehr nach einem Künstler und so wenig nach einem Stadtbaurath aussieht — einen solchen Plan hat man in der Hauptstadt der „gemüthlichen Bierbayern" mit einem Preise ausgezeichnet! Es ist unerhört! Anderswo

*) Verlag von L. Werner, München.

hätte man den Verfasser wegen groben Unfuges mit mindestens fünf Mark bestraft!

An Henrici's Plan und Erläuterungsbericht hat sich ein fröhlicher Krieg angeknüpft, der noch eine Anzahl Fachleute auf den Fechtboden brachte und einmal zu einer gründlichen Behandlung der Frage des modernen Städtebaues führte — das heißt zu einer solchen, in der auch die „Nicht-Praktiker" einmal zu Worte kamen. Hat doch Oberländer, der Caricaturenzeichner, mit einem vollsaftigen Briefe über Straßenbau das Beste in dem Gedankenturnier errungen.

Die Sache begann mit der That eines Wiener Architekten, Camillo Sitte, welcher ein Buch „Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen"*) veröffentlichte und namentlich an den Platzanlagen nachwies, wie groß die Rückschritte des neunzehnten Jahrhunderts in künstlerischer Beziehung gegenüber den vergangenen sind. Dann folgte ein umfangreiches Werk des Kölner Stadt-Baurathes Stübben, „Der Städtebau"**), welches zwar in die technischen Fragen vortrefflich, in künstlerischen aber ein Beweis dafür ist, daß er Sitte nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Stübben ist der Praktiker, der in seinem Buche zuvörderst an „reale" Aufgaben denkt, der im „Jahrhundert des Verkehrs" lebt und natürlich die Schwärmerei für alte winklige Städte nicht zu theilen vermag, welche aus Sitte's und Henrici's Arbeiten so warmherzig hervorleuchtet. „Der grade Weg ist der beste" schrieb der Architekt Ludwig von Foerster 1859 auf den Plan, welchem Wien die Ringstraße verdankt. Und er sprach damit eine allgemein gültige Wahrheit aus, gegen welche nur einzelne „unklare" oder romantische Köpfe damals zu widersprechen wagten. Wenn z. B. Moltke schon vor fünfzig Jahren in seinen Reisebriefen den krummen Straßen Wiens vor den geraden Berlins den Vorzug gibt, so meinte er doch wohl nur die künstlerische Seite des Städtebaues, die Anlage krummer Straßen hätte er selbst wohl schwerlich vorgeschlagen. Aber nach und nach ist dann die Krummheit immer mehr zum Siege gekommen und Stübben selbst schrieb ein plattdeutsches Motto unter seinen Stadtplan für Aachen, welches etwa übersetzt lautet: „Etwas krumm ist auch nicht um!"

Und Oberländer erklärt: „Das ganze, leere, öde, nichtssagende Wesen unserer modernen Welt drückt sich in den endlosen schnurgeraden Straßen aus. Die krumme Linie ist die Linie des Lebens, sie weckt die Phantasie, die gerade ist die des Todes, sie erzeugt Gehirnverödung. Nicht malerische Schrullen, die ja den Laien nichts angehen, sondern das einfache menschliche Gefühl ist es, das uns auf die abwechslungsvolle Linie führt!"

Mehr und mehr zeigt sich, daß die „Schrullen" nicht auf Seite der Freunde gebrochener Straßen sind, sondern auf jener der „Praktiker", welche jetzt die Stadtpläne entwerfen, und zwar dies ausschließlich auf dem Papier thun. Ein Stück Land soll bebaut werden. Der Herr Ingenieur nimmt Cirkel und Reißschiene — andere behaupten, er nehme das in den Schulen übliche „Wickellineal" — und zerlegt das Feld in Vierecke. Man sehe einmal den Stadtplan des zukünftigen Berlin an: Westend, Schmargendorf, Rixdorf, Weißensee, Malchow, Dalldorf — wohin nur die Hoffnung drang, daß einmal ein Ableger von Berlin sich festsetzen werde, überall jene Schachbrett-Stadtviertel, deren gedankenlose Anlage nach Oberländer zukünftigen Naturforschern als Beweis dafür dienen werden, daß im 19. Jahrhundert Wesen niederer Geistesbeschaffenheit Deutschland bewohnten.

Was will nun Henrici? Er will die Städte bauen, wie es das Mittelalter that, nämlich unter Benutzung der örtlichen Eigenthümlichkeiten. Und da bei der raschen Vergrößerung unserer Städte vorsorglich über weite Gebiete ein Plan ausgebreitet werden muß, so soll man mit doppelter Sorgfalt das Oertlich-Eigenartige festhalten und zu stärken suchen.

Er will vor Allem beachtenswerthe Bauten an zur Beachtung geeignete Stellen rücken. Und das ist so ganz einfach nicht. Bei einer langen, geraden Straße weisen die perspectivisch zusammen fließenden Linien der wagrechten Gesimse alle auf den Endpunkt. Und da das Auge des Menschen nach Vorwärts gerichtet ist, blickt es unwillkürlich dorthin. Meist ist aber da nichts oder doch sehr wenig zu sehen. Der Blick in's ferne Nichts, das Nichts als Ziel der Wanderung ist unerträglich langweilig. Es hilft nichts, wenn die Bauten an den Wandungen der Straßen prunkvoll sind: Wir sehen sie eben nach unserer Augenstellung nicht, und mit der Kopfwendung halblinks oder halbrechts marschirt sich schlecht im Straßenverkehr. Hansens Guckindieluft traurige, im Struwwelpeter besungene Erlebnisse warnen genügend. Seitlich gestellte Augen haben die Pferde: Aber bauen wir denn ausschließlich für die Droschkengäule und zwar nur für die ohne Scheuleder?

Mich wundert es, daß unsere Bauherren nicht rebellisch werden über die modernen Stadtpläne. Mehr Erker, mehr Giebel, mehr Thürme, mehr Verkräpfungen, Bildwerk und Säulen als an den Facaden jetzt schon angebracht werden, kann man füglich nicht verlangen. Wenn man über den Materialismus unserer Zeit jammert, so soll man sich doch klar machen, welchen Idealismus die Bauherren in Facaden verpuffen, nämlich den Idealismus, der nicht bloß Worte, sondern der Geld kostet. Was hat denn der Bauherr von seinem Eckthurm am Haus? Den genießt doch nur der Miether vom Haus gegenüber und auch hier nur der des dritten und vierten Stockes; die anderen sehen ihn gar nicht. Die Straßenwandungen entlang stehen Häuser, davon jedes den Vorbeiwandernden anruft, anschreit, anwinkt: Guck' mich geputzte Schöne doch einmal an! Die Architekten ersinnen das Unerhörteste an „Neuheit", um die Nachbarbauten zu übertrumpfen. Aber derselbe Mensch, der in Nürnberg oder Siena vor einem kleinen Erker staunend stehen bleibt, er strebt den Blick geradeaus, in's Leere, an der lärmenden Pracht unserer „großstädtischen" Straßen vorüber, ohne sich umzusehen. Armer Bauherr, armer Architekt!

Gerade Straßen müssen ein künstlerisches Ziel haben: Und zwar verträgt ein gedankenreicher Bau eine längere Straße als ein nüchterner, denn es muß der Weg sich lohnen, es darf der Bau nicht, ehe er sich ihm nahte, dem Beschauer langweilig geworden sein. Er wird es sicher nicht, wenn man ihn erst kurz vor der unmittelbaren Annäherung in seiner ganzen Ausdehnung sieht, wenn er in einer krummen Straße sich erst nach und nach vor dem Auge entwickelt.

Langweilig und unkünstlerisch ist z. B. die Matthäikirchstraße, die Ziethen- und Genthinerstraße in Berlin. Man sieht beim Eintreten in die Straßen die Kirchen in ihrer ganzen Größe. Wozu näher gehen, wozu die sehr ärgerliche Kurve um diese Bauten herum durchwandern! Sie stehen eben unkünstlerisch an ihrem Orte, diese Kirchen. Sitte weist nach, daß von 255 Kirchen in Rom nur sechs freiliegen, die anderen alle an die Platzwände gerückt sind. Die Bauten soll man in den Plätzen aufstellen, wie die Möbel im Zimmer. Jene beiden Kirchen und die meisten anderen in Berlin, und fast alle neuen in Deutschland stehen aber wie Prachtschränke in einem Ausstellungssaal: die Schränke sind im Wege und der Saal ist unwohnlich! Und doch hat man in Rom nirgends den Eindruck, zu Umwegen gezwungen zu werden, wie z. B. auf dem Ziethenplatz, wo der Cirkelschlag des auf dem Reisbrett gärtnernden Stadtplanfabrikanten einen großen runden Busch einem gerade in den Weg pflanzte: Eine akademische Planung, die wir ertragen, weil wir längst aufgehört haben, über solche Dinge gleich den Alten nachzudenken.

Es ist also nicht das Schaffen eines architektonischen Zielpunktes, welches die geraden Straßen schön macht, sondern das Schaffen eines malerischen Bildes. Es zeichnet ja auch der Architekt seine Villa perspectivisch, d. h. über Eck gesehen, wenn er den Bauherren reizen will, ihm den Auftrag zu geben. Es ist kein Winkel in der Welt so unkünstlerisch, wie der rechte. Jene Kirchen wirken so langweilig, weil man sie scheinbar im geometrischen Aufriß sieht, und um Aufrisse zu würdigen, bedarf es schon eines architektonischen Gefühls, das nicht Jedermann zuzumuthen ist. Man muß nur einmal die

*) Zweite Auflage, Wien, Carl Gerold.

**) Handbuch der Architektur, IV. Theil, neunter Halbband, Darmstadt, A. Bergsträßer.

Besucher von Ausstellungen beobachtet haben, die zufällig einem Aufriß in's Gesichtsfeld gerathen: Sie fliehen ängstlich in den nächsten Saal.

Aber, wenden die „Practiker" ein, man kann doch nicht den Verkehr auf Umwege lenken. Henrici meint dagegen, daß zwei, drei Knicke in einer geraden Linie, selbst bei Hauptstraßen an rechtem Platz angebracht, dort wo der Verkehr einen Mittelpunkt braucht, in Verbindung gebracht mit Plätzen, das Stadtbild schön machen; und daß dadurch dem Verkehr nur eine so geringe Verlängerung des Weges geschaffen wird, daß selbst die Droschkengäule nicht gegen diese Anordnung Bittgesuche einreichen werden. Sie gönnen dem Menschen sicher, daß auch einmal für ihn mit den Mitteln der Architektur etwas geschieht, daß auf dem langen Wege zum Geschäft, zum Amt, zur Schule wechselnde Bilder vor dem geradeaus gerichteten Blick vorbeiziehen.

Wo diese Knicke anzuordnen sind, darüber gibt Henrici's Plan deutliche Aufschlüsse. Nämlich dort, wo in die eine Verkehrslinie andere einmünden. Im Eisenbahnbau, wo man über Verkehrsfragen nachdachte, ist es ein- für allemal verboten, daß sich zwei Schienenstränge im rechten Winkel schneiden. Zwar fahren Züge seltener als Droschken, aber man fürchtet doch, daß sie sich gelegentlich einmal in die Flanken einbrechen könnten. Man legt daher zwei Weichen ein, läßt den Zug von links in das zu kreuzende Gleis einschwenken, eine Zeit lang der neuen Verkehrslinie folgen und dann rechts abschwenken.

Im Straßenverkehr aber schafft man „Centren", Plätze, auf denen aus allen Ecken das Gefahr' und die Gefahr hervorbricht und jene schönen „Inseln" erfunden werden mußten, auf welchen der geängstigte Wanderer sich an einem Laternenpfahl oder einem Schutzmann anhalten kann. Ein Eisenbahn-Ingenieur, der eine solche Anlage schüfe, käme nach wenig Jahren wegen fahrlässiger Tödtung hinter die eiserne Gardine.

Sitte und Henrici wollen Plätze, auf welchen man Ruhe hat: Plätze mit Wänden, Stuben, traulich abgeschlossene Räume, auf denen man Markt halten, Concerte geben, Kinder spielen lassen kann, auf denen Denkmäler — freilich nicht in der Mitte, wie es der geometrische Geist unserer Tage will — aber am Rande hin aufstellen kann, wie es alle Kunstzeiten thaten.

Sie wollen noch vieles Gute mehr: Ruhe, Nerventrost, Abgeschlossenheit dadurch, daß man in das Netz der lärmenden Verkehrsstraßen mit ihren Riesenbauten Kleinstädte einflicht mit anderen Bauordnungen, je nach der Lage und dem Bedürfniß, andere Straßenbreiten und andere Höhenverhältnisse: dorthin in den Westen eine Bauordnung, welche manchen Leuten sichert, daß sie in einem Gartengebiete wohnen bleiben, daß nicht der geschäftige Unternehmersinn zwischendurch Zinsvillen bauen kann; dorthin in Nordwesten oder Südwesten Villenviertel für mittlere Leute mit anderen Bedingungen, welche gestatten, daß um billiges Geld ein Häuschen mit Garten an stiller, kleiner Straße errichtet werde; im Osten aber eine Auftheilung der Häuserblocks in kleine Grundstücke, daß der mittlere Handwerker Hausbesitzer werden kann, daß die Wohnhäuser nicht ausschließlich Spekulationsobjecte in der Hand des Kapitals mit von ihnen eingesetzten und scheinbar als Besitzer geltenden Haustyrannen werden, sondern daß das seßhafte Bürgerthum einen Platz findet: mit einem Wort, planmäßiges Denken und Wirken beim Städtebau an Stelle der Herrschaft des Lineals.

Man hat dies Marterinstrument der Hand des Schullehrers nicht deshalb entrungen, um es in die Hand der Baupolizei zu legen!

Neueste Programm-Musik.

Von Heinrich Ehrlich.

Zu den eigenthümlichen inneren Widersprüchen, an denen das jetzige Musikleben Deutschlands um so viel reicher ist als jede andere Kunst, gehören auch die Programm-Musiker und ihre Partei. Diese nennt sich mit Vorliebe die neudeutsche, denn sie vertritt ja nach ihrer Versicherung die echte deutsche Kunst in all' ihren Richtungen; sie hat auch das Prinzip der Programm-Musik auf ihr Heerbanner geschrieben, und verficht es bei jeder Gelegenheit mit größter Entschiedenheit und rückhaltlos. Das absonderlichste Musikstück findet bei ihr freundliche Aufnahme und Beurtheilung, sobald es mit irgend einer Ueberschrift hervortritt, an die sich allerhand psychologische Phrasen und sonstige Erläuterungen knüpfen lassen; selbstverständlich darf es nicht gut klingen, sonst wäre es ja nicht neudeutsch, je abstruser desto mehr neudeutsch. Man sollte also glauben, die Programm-Musik sei ein urdeutsches Musik-Moment, das erst jene Schule zur vollen Entfaltung gebracht hat. Aber sonderbarer Weise ist jene Art Musik nicht in Deutschland entstanden, ist vielmehr ein aus Frankreich importirtes und dann in Weimar weiter bearbeitetes Product. Die vereinzelten Programmmusik-Versuche, die im verflossenen Jahrhunderte in Deutschland angestellt wurden, sind spurlos verschwunden. Daß der verdienstvolle Kuhnau (1667—1722), der Vorgänger von J. S. Bach im Cantoramte an der Thomasschule, „Biblische Historien auf dem Klavier zu spielen" geschrieben, daß er den „Streit Davids und Goliaths", den „von David kurirten Saul" zur „Vorstellung" gebracht hat; daß der Abt Vogler (1749—1814) dieser sehr begabte Marktschreier, den „Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig" auf der Orgel vorgetragen hat, das ist nur denjenigen Fachmusikern und Musikfreunden bekannt, die gewissen geschichtlichen Einzelheiten spezielle Aufmerksamkeit zuwenden. Dagegen weiß wohl die ganze Musikwelt, daß der geniale Hector Berlioz (1803—69) im Jahre 1830 eine phantastische Symphonie „Episodes de la vie d'un artiste" componirt und aufgeführt hat, die große Bewegung für und wider erregte, und deren Bedeutung auch in Deutschland erkannt ward. Der edle Schumann, dem nur der von Liszt geschaffene Klavierauszug, nicht die Partitur, vorlag, veröffentlichte in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik" einen langen sehr eingehenden loberfüllten Artikel, worin er Berlioz gegen die Angriffe von Fétis vertheidigt, und diesem nicht „Ungerechtigkeit oder Persönlichkeit", sondern „Blindheit, völligen Mangel eines Organs für diese Gattung Musik" vorwirft. Er führt auch das Programm, das Berlioz jedem Satze beigefügt hat, wörtlich an, und spricht sich darüber in folgenden merkwürdigen, unserer musikalischen Jugend sehr ans Herz zu legenden Worten aus: „So weit das Programm. Ganz Deutschland schenkte es ihm; solche Wegweiser haben immer etwas Unwürdiges und Charlatanmäßiges. Jedenfalls hätten die fünf Hauptüberschriften genügt; die genaueren Umstände, die allerdings der Person des Componisten halber, der die Symphonie selbst durchlebt, interessiren müssen, würden sich schon durch mündliche Tradition fortgepflanzt haben. Mit einem Worte, der zartsinnige, aller Persönlichkeit mehr abholde Deutsche will in den Gedanken nicht so grob geleitet sein; schon bei der Pastoralsymphonie beleidigte es ihn, daß Beethoven ihm nicht zutraute, ihren Charakter ohne sein Zuthun zu errathen. Es besitzt der Mensch eine eigene Scheu vor der Arbeitsstätte des Genius; er will gar nichts von den Ursachen, Werkzeugen und Geheimnissen des Schaffens wissen, wie ja auch die Natur eine gewisse Zartheit bekundet, indem sie ihre Wurzeln mit Erde überdeckt. Verschließe sich also der Künstler mit seinen Wehen; wir würden schreckliche Dinge erfahren, wenn wir bei allen Werken bis auf den Grund ihrer Entstehung sehen könnten?"

Was würde wohl der große Schumann, dieser echteste deutsche Componist, sagen, wenn er heute aufstände, und sähe, wie gerade das, was er als dem deutschen Gemüthe widersprechend bezeichnet hat, von dieser neudeutschen Schule als das Wahre,

daß die Programm-Musik als die Instrumental-Musik der Zukunft gepriesen wird?

Dieses Prinzip soll weiter unten noch genauer geprüft und beleuchtet werden; jetzt will ich noch dem Entstehen und Entwickeln der Schule in Deutschland einige Rückblicke widmen. Zuerst ist festzustellen, daß Jahre hindurch nicht die Symphonie fantastique von Berlioz, sondern seine Damnation de Faust, wenn auch nur bruchstückweise, am meisten aufgeführt worden ist, während das ersterwähnte Werk, sowie die Symphonie dramatique Roméo und Juliette und „Harold en Italie" trotz einzelner großer musikalischer Schönheiten nur selten zu Gehör kamen. Aber wenn auch Berlioz' Musik eine Zeit lang viel mehr Gegner als Anerkenner fand, so hat ihm doch niemand das Verdienst bestritten, daß er der Erste war, der den Begriff Programm-Musik sozusagen in eine künstlerische That umgesetzt, und für diese That starkes und dauerndes Interesse angeregt hat. Doch erst seit seinem Erscheinen in Deutschland in den vierziger Jahren, zu welcher Zeit auch Félicien David (1850 bis 1876) seine in Paris mit großem Spektakel aufgenommene „Ode-Symphonie le désert" (die Wüste) in Wien und anderen Städten vorführte, ist die Frage von der Berechtigung der Programm-Musik stärker hervorgetreten; und erst mehrere Jahre später begannen die Nachahmungen. Liszt betrat mit seinen symphonischen Dichtungen den Weg Berlioz'scher Programm-Musik, er componirte eine Reihe Orchester-Werke, die schon durch die Ueberschrift den Zweck tonlicher Darstellung von dichterischen Werken verkündeten: Dante's Inferno und Purgatorio nach der Divina commedia, zwei „Faust", der eine nach Goethe, der andere (Mephistowalzer) nach Lenau; „Les préludes" nach Lamartine, „Ce qu'on entend sur la montagne" nach Victor Hugo; „Prometheus" mit Chor nach Herder; dann noch „Hunnenschlacht", „Hamlet"' „Hungaria" u. s. w. Liszt hat also die von Berlioz zuerst ins Werk gesetzte Programm-Musik zum Systeme für deutsche Instrumental-Musik erhoben; und dieses System hat seither in allen Weltgegenden Verbreitung gefunden. In Frankreich trat St. Saëns hervor mit „Phaeton", „La jeunesse d'Hercule", „Le rouet d'Omphale"*), „Danse macabre" u. s. w. Aus Italien und Rußland kamen fast gleichzeitig zwei symphonische Dichtungen mit demselben Titel „Francesca da Rimini" (nach der Episode des III. Gesanges in Dante's Inferno), die eine von Bazzini, die andere von Tschaikovski.**) Nirgends jedoch wird das System der Programm-Musik mit größerer Entschiedenheit durchgeführt als in Weimar, wo die Nachfolger Liszt's, die Neuesten der neudeutschen Schule als Ausdruck der jetzigen Weltanschauung und Empfindung nur Richard Wagner's Musikdrama und die Programm-Musik von Berlioz und Liszt anerkennen; ihre Anhänger in der Presse der verschiedenen Städte, besonders in Berlin, Leipzig und Wien, betonen dieses Prinzip immer ganz entschieden.

Die ästetischen Ansichten und Urteile über die Berechtigung der Programm-Musik stehen im schroffsten Gegensatze zu einander, je nach der Schule, aus der sie stammen. Die formalistische, deren Gründer Herbart war, als deren entschieden bedeutendster und einflußreichster Vertreter Ed. Hanslick zu nennen ist, spricht der Musik jeden Gefühlsgehalt ab (ich vermeide den Ausdruck Inhalt), gesteht ihr nur tönende Formen und Formverhältnisse zu, die mit dem Gefühlsleben nichts zu thun haben, daher auch Gefühle nicht ausdrücken können. Die idealistische Schule dagegen, die in Fr. Vischer's Aesthetik ihre schönste Kundgebung gefunden hat, bezeichnet die Musik als die Kunst des Gemüthes: „Jeder richtig organisirte Mensch fühlt in ihr das wogende Seelenleben; aus den Tönen und ihren Verhältnissen kommt der inhaltsvoll fühlenden Seele ihr eigenes Bild entgegen"***). Auch Professor Karl Köstlin in Tübingen*), der zu Vischers Musik-Aesthetik mehrere Einzel-Kapitel beigetragen, auch eine eigene umfangreiche Aesthetik und eine begeisterte Broschüre über R. Wagner's „Ring des Nibelungen" veröffentlicht hat, urtheilt in gleichem Sinne; er hört selbst im einfachen Tone eine Art „Idealität" von „übersinnlich geistigem Charakter". Wollten nun die verschiedenen Schulen jede ihre Grundsätze ganz consequent durchführen, so dürfte die formalistische Alles was im Entferntesten als Programm-Musik zu bezeichnen wäre, von vornherein gar nicht zur Musik rechnen, also auch die Phantasiestücke, die Kinder- und die Waldscenen u. s. w. von Robert Schumann; die idealistische dagegen müßte Programm-Musik als die sicherste Vertreterin der Tonkunst beobachten. Nun aber ist Hanslick ein begeisterter Verehrer Schumann's; andererseits haben die philosophisch gebildeten Glieder idealistischer Schule auch in ihren weitgehenden Zugeständnissen die Programm-Musik durchaus nicht unbedingt, nur in beschränktem Maße gelten lassen; aber die jung-neudeutschen Musik-Schriftsteller, die mit sehr wenigen Ausnahmen sich mehr durch herausfordernden Ton als durch gründliches Wissen und Erörtern auszeichnen, verlangen für die Programm-Musik ihrer Parteigenossen unbedingteste Anerkennung.

Daß die Musik die Kunst ist, welche die Nerven am stärksten und unmittelbarsten anfregt, also den stärksten sinnlichen Reiz — im höchsten Sinne des Wortes — erzeugt, steht unwiderleglich fest; daß diese Art des sinnlichen Reizes den Geist zur (fast unbewußten) Thätigkeit anregen muß, wird wohl jedem denkenden Leser einleuchten; doch ich will zur stärkeren Bekräftigung die schönen Worte von Fr. Vischer anführen, in denen er den Uebergang von der sinnlichen Erregung zur geistigen Thätigkeit schildert: „Wir stehen vor dem dunkeln Geheimniß des Nervenlebens, das nach der einen Seite der Ausläufer des Sinnenlebens ist, der dessen concentrirte Reize nach innen wirft, und auf der anderen Seite der Träger jeder reinsten geistigen Thätigkeit. Hier handelt es sich daher von einer innerlich reflectirten und darum nur um so heißeren Sinnlichkeit, welche mit wunderbaren Geistesahnungen sich so nahe zusammenfindet, daß beide jeden Moment ineinander umschlagen können." („Die Musik § 749 der Aesthetik".)

Auch die großen Physiologen, die alle seelischen Bewegungen, alle Regungen des Gefühls, des Gemüthes auf sinnliche Reize zurückführen, gestehen der Musik eine mächtigste geistige Wirkung zu. Helmholtz spricht von den „Bewegungen der Gedanken" und sagt dann: „Alles das kann durch die melodische Bewegung der Töne nachgeahmt und ausgedrückt werden, und es kann dadurch dem Hörer, der dieser Bewegung aufmerksam folgt, ein vollkommeneres und eindringlicheres Bild von der Stimmung einer anderen Seele gegeben werden, als es durch ein anderes Mittel, — ausgenommen etwa durch eine sehr vollkommene dramatische Nachahmung u. s. w." Wilhelm Wundt in seiner „Physiologischen Psychologie" sagt von der Musik, „sie erzeugt Affecte, indem sie dieselbe schildert, wozu sie ebenso die sinnliche Färbung der Klänge und Zusammenklänge wie ihre Aufeinanderfolge benützt. Diese sinnliche Schilderung begründet aber noch nicht die ästhetische Wirkung der Musik"; er nennt auch die „höheren ästhetischen Gefühle" die verwickelste Form der intellectuellen Gefühle. Fechner, der Begründer der „Psychophysik" zeigt in seiner „Vorschule der Aesthetik" wie die Musik eine verschiedenartige Stimmung und Unstimmung erregen kann. Es ist also die merkwürdige Erscheinung zu bestätigen, daß die Physiologen, die über die reinen Seelenbewegungen ganz anders urtheilen, als die idealistischen Philosophen**), der Musik doch viel mehr

*) Von einem französischen Componisten verlangen deutsche Musikzeitungen nicht die Kenntniß, daß im Alterthum kein Spinnrad existirt hat, einem deutschen hätten sie das Lächerliche solchen Titels schon vorgehalten.

**) Die jung-russische Schule ist durchwegs der Programm-Musik ergeben.

***) Fr. Vischer, Kritische Gänge, 6. Heft.

*) Nicht zu verwechseln mit Dr. Herm. Ad. Köstlin, der einige populäre Bücher über Musik geschrieben hat.

**) Wenn ich die Aussprüche Schopenhauer's über Musik, die Richard Wagner in seinen Werken oft wiederholt, nicht anführe, so ist es, weil die Darlegung der unglaublichen Widersprüche, die jene Aussprüche enthalten, eine ganze Abhandlung für sich beansprucht. Aber ich weise den Leser, der sich für diese Angelegenheit interessirt, auf eine gewiß über jeden Verdacht der Gegnerschaft erhabene Schrift: Ernst Lindner, „Zur Tonkunst". Lindner war ein entschiedenster Anhänger Schopenhauer's, dieser

Gefühlsgehalte zuerkennen, als die Philosophen der formalistischen Schule. Diese müssen sich allerdings dennoch mit manchen Sätzen behelfen, die der Gefühlstheorie angehören; wenn Hanslick in seiner ausgezeichneten Abhandlung vom Musikalisch-Schönen als „Gehalt der Tonkunst", „Gedanken und Gefühle, der theuersten und wichtigsten Bewegungen des Menschengeistes" bezeichnet, so ist das aus „tönenden Formen" allein nicht gut zu erklären.

Doch genug von philosophischen Abhandlungen! Ich will einmal versuchen, vom rein musikalischen Standpunkte darzulegen, unter welchen Bedingungen die Programm-Musik annehmbar ist. Wenn man die Tonwerke, gleichviel welcher Richtung, prüft, die eine starke nachhaltige Wirkung erzeugt haben und noch erzeugen, so gibt es keines, das nicht rein musikalische Schönheiten enthielte, neue und edle Melodien, überraschende rhythmische Sätze, neue harmonische Wendungen, originelle und kräftige thematische Durchführungen, instrumentale (orchestrale) neue und interessante Tonfärbungen, also Schönheiten, die als solche ohne irgendwelche weitere Inhaltserklärung, ohne Commentar und Programm, erkannt werden. Allerdings muß der Beurtheiler die Grenzen dieser Schönheiten nicht nach alten Mustern zu enge stecken und muß den Ideen der Neuzeit und den durch sie angeregten Schöpfungen (auf den verschiedenen Gebieten der Künste im Allgemeinen) Rechnung tragen. Aber unbedingt fest steht es, daß größere Werke, in denen nicht rein musikalische, eigenthümliche Erfindung und starke Formkraft hervortritt, in denen man erst durch einen anderen als den musikalischen Maßstab zur „Erkenntniß" gelangt, eine dauernde Wirkung nicht üben, und daß die Meisterwerke der Tonkunst jeder Gattung, welche die stärkste Lebensdauer zeigen, die vor langer Zeit geschaffen, noch immer die Hörer belebend anregen, in höhere Stimmung versetzen, auch zugleich diejenigen sind, welche die meisten rein musikalischen Schönheiten bieten. Denn gar manche Ideen, welche in der Zeit, da jene Meisterwerke entstanden sind, die Geister beherrschten oder stark beschäftigten, sind seither verschwunden oder durch andere verdrängt worden, aber die wahren Kunstwerke der Musik sind geblieben und entzücken auch die Hörer, welche von deren Zusammenhange mit den Zeitideen gar keine oder nur wenige Kenntniß haben. Aus diesem feststehenden Grundsatze ist der zweite herzuleiten, daß jedes bedeutende Musikstück, gleichviel welcher Gattung und welchen Umfanges, eine Art von Programm-Musik ist: es erweckt Stimmungen und Empfindungen im Hörer, die sich in dessen Geiste zu Vorstellungen um- und verdichten. Die Form dieser Vorstellungen mag eine verschiedenartige sein, die Grundstimmung wird dieselbe sein; ein lustiges Scherzo oder Rondo von Haydn mag in jedem Hörer eine andere heitere Vorstellung, andererseits ein tief leidenschaftliches Beethoven'sches Adagio die verschiedenartigsten schmerzlichen Erinnerungen erwecken; aber wie gesagt eine Art von Programmistik, eine Verbindung des Tonwerks mit außerhalb der Musik liegenden Vorstellungen, ein Erklären der Empfindungen wird immer stattfinden. Solche Wirkung wird jedes wahrhaft werthvolle Tonstück, auch das kleinste, ein kurzes Chopin'sches Nocturno oder Präludium in höherem oder geringerem Maße erzeugen. Das Stück, dem solche Wirkungskraft nicht innewohnt, ist ein leeres Geklingel; und gar ein größeres Werk, in dem nicht die musikalischen Schönheiten den Hörer durch Empfinden zum Denken anregen, ihm erst einen langen Commentar, eine „Einführung in das Werk" zu wissen gibt, was er empfinden und denken soll, mit dem ist es schlecht bestellt, wenn es auch einen poetischen Titel trägt; es kann, wie Fr. Vischer, der Gefühlsästhetiker, von mancher Programm-Musik sagt, „nur den Eindruck eines Etwas machen, zu welchem man keinen Schlüssel besitzt, eines unfertigen Mitteldings, eines Zwitters, der weder Gemälde noch Musik ist, sondern Ton- und Klangsymbolik im übeln Sinne des Wortes, die nicht durch Tiefe, sondern durch Unklarheit geheimnißvoll erscheint."

Einige historische Beispiele aus dem Bereiche der Programm-Musik werden das Gesagte am besten beweisen. Im Jahre 1875 führte Richard Wagner im Berliner „Concerthause" Bruchstücke aus dem Nibelungenring vor, unter Anderem „Siegfrieds Tod" und den „Trauermarsch". Unter den Hörern, welche den Saal bis in den letzten Winkel füllten, befanden sich sehr wenige, welche die Beziehungen der einzelnen Motive des Trauermarsches zum Ganzen ahnten, welche da wußten, daß diese oder jene Melodie ein Leitmotiv war, „Wälsungen", „Schwert", „Siegfried" u. s. w. Nichtsdestoweniger war die Wirkung eine tief ergreifende; und ich erinnere mich noch heute lebhaft, wie ein großer Künstler, dessen Ueberzeugungen einer ganz anderen als der Wagner'schen Richtung angehörten, doch seine Bewegung nicht verbarg; es waren eben die rein musikalischen Schönheiten, welche solchen Eindruck erzeugten. Berlioz' phantastische Symphonie, besonders der erste Satz und der Ball, sein „Harold in Italien", besonders der erste Satz und „Der Marsch der Pilger", die Liebesscene aus der Romeo und Julia-Symphonie haben überall bei den nicht exclusiv klassisch gesinnten Musikern und Kennern Anerkennung gefunden, weil sie schöne, breite, eigenthümliche Melodie, originelle und oft sehr wohlklingende Tonfärbungen in der Orchestration, sehr scharfe Rhythmik, und Steigerung in der thematischen Durchführung boten, also Vorzüge, die den Schönheitsgesetzen der sogenannten absoluten Musik entsprachen, und zu deren Verständniß man eines Programmes nicht bedurfte. Und ich weiß mich genau zu erinnern, wie Anfangs der Vierziger Jahre, als in Wien der Name Berlioz noch unbekannt war, mir ein vierhändiger Klavierauszug der Ouvertüre „Carneval Romain" in die Hände fiel, und wie die prächtige Einleitung und das geistvolle Allegro mit den genialen Steigerungen und den überraschenden harmonischen Wendungen mich gleich in hohem Grade anregte, noch bevor ich es in Orchesteraufführung gehört hatte; das ist gewiß eine Wirkung des absolut Musikalischen. Wenn ich nun die „Symphonischen Dichtungen" Liszt's höre, und die langen Programme lese, die dem Hörer jeden Tact sozusagen ohrgerecht zu legen versuchen, so kann ich beim besten Willen bei aller Verehrung für den genialsten Klavierkünstler und edlen, liebenswürdigen Menschen absolut nichts finden, was absolut musikalisch schön wäre. Es ist ja selbstverständlich, daß ein so ganz großartiger Musiker wie Liszt als ausübender Künstler gewesen, auch in der Composition hier und da interessante Momente erdenken konnte; aber unmittelbare Erfindung war ihm nicht verliehen; und wie ein echter Verehrer Wagner's an der Orchestration Liszt's Gefallen finden kann, die gar oft bei allem Lärmen leer klingt, ist mir ein unlösliches Räthsel. Freilich läßt die Partei eine solche Anschauung nicht gelten und tobt gegen Jeden, der anders denkt; aber schimpfen ist nicht beweisen. Und was nun gar die allerneuesten Producte dieser Gattung betrifft, die auch als großartige Erzeugnisse gepriesen und beschrieben werden, so kann man sie mit dem Satze charakterisiren: Ein Gramm Musik, ein Kilo Programm!

nannte ihn und Frauenstädt in vielen Briefen seine „Apostel", aber er konnte als genauer Musikkenner doch nicht umhin zu beweisen, daß Schopenhauers allgemeine philosophischen Anschauungen und das, was er über Musik sagte, in diametralem Widerspruche standen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Pathenkind.

Von Graf Leo Tolstoi.
Autorisirte Uebersetzung von A. Elverfeldt.

Ein Sohn wurde einem armen Bauern geboren, der sich sehr darüber freute und zu seinem Nachbarn ging, damit dieser ihm Pathe stehe. Der Nachbar lehnte es ab, denn es ist keine Freude, bei einem armen

Bauern Pathe zu stehen. Der Bauer ging darauf zu einem anderen Nachbarn, aber auch dieser schlug es aus. So suchte er das ganze Dorf vergeblich ab, worauf er in ein anderes Dorf ging. Unterwegs begegnete ihm ein Wanderer. Der blieb stehen und fragte ihn, wohin er denn des Weges ginge, und der Bauer antwortete:

„Der Herr schickte mir ein Kindlein, in jungen Jahren zur Freude, im Alter zum Trost und nach meinem Tode zum Gebet für die arme Seele. Aber da ich arm bin, so will mir Keiner in unserem Dorfe Pathe stehen. Ich bin also noch immer auf dem Wege, um einen Pathen zu suchen."

Und der Wanderer sprach: „Nimm mich zum Pathen."

Dessen freute sich der Bauer, dankte und fragte: „Wer soll aber Pathin sein?"

„Zur Pathin," entgegnete der Wanderer, „bitte die Kaufmannstochter. Geh' also zur Stadt, auf dem Marktplatze steht ein Steinhaus mit Läden, dort findest Du den Kaufmann an der Thür, und ihn bittest Du, daß er Dir seine Tochter zur Pathin gebe."

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Mein lieber Pathe, wie soll ich zu einem reichen Kaufmann gehen? Der wird für mich gar nicht zu sprechen sein und seine Tochter wird er auch nicht zur Kirche lassen."

„Das sei Deine Sorge nicht. Geh nur hin und halte morgen früh alles bereit. Ich komme zur Taufe."

Der arme Bauer kehrte nach Hause zurück und fuhr in die Stadt zum Kaufmann. Das Pferd ließ er auf dem Hofe stehen. Der Kaufmann kam selbst an die Thür. „Was wünschest Du?" fragte er.

„Siehe, Herr Kaufmann, der Herr schickt mir ein Kindlein, in den jungen Jahren zur Freude, im Alter zum Trost und nach meinem Tode zum Gebet für die arme Seele. Bitte, laß Deine Tochter bei mir Pathin stehen."

„Und wann soll die Taufe sein?" — „Morgen früh." — „Gut, geh, morgen wird sie zur Messe kommen."

Am nächsten Tage kam die Pathin, und auch der Pathe war da. Der Säugling wurde getauft. Gleich darauf ging der Pathe hinaus und Niemand erfuhr, wer er war, und Keiner sah ihn seit jener Zeit wieder.

Das Kind aber wuchs heran zur Freude der Eltern. Es war stark, fleißig, gescheidt und artig. Als der Knabe zehn Jahr alt war, ließen ihn die Eltern schreiben und lesen lernen. Was andere Kinder in fünf Jahren erlernen, das erlernte er in einem Jahre. Es gab kaum etwas, das man ihm nicht lehren konnte. Als die Osterwoche kam, ging der Knabe zur Pathin und sagte ihr: „Christ ist erstanden." Dann küßte er sie, ging nach Hause und fragte die Eltern: „Väterchen und Mütterchen, wo wohnt mein Pathe, daß ich auch ihm »Christ ist erstanden« zurufe und ihn küsse?"

Da sprach der Vater zu ihm: „Mein liebes Söhnchen, wir wissen es nicht, wo Dein Pathe wohnt. Wir sind selbst traurig darüber. Seit jener Zeit, wo er Dir Pathe stand, sahen wir ihn nicht wieder, hörten auch nichts von ihm und wissen nicht, wo er wohnt und ob er noch lebt."

Der Sohn verneigte sich vor Vater und Mutter und sprach: „Väterchen und Mütterchen, laßt mich meinen Pathen suchen. Ich werde ihn finden und ihn küssen."

Vater und Mutter ließen ihren Sohn gehen, und er ging, seinen Pathen zu suchen.

Als er aus dem Hause trat, schlug er den nächsten Weg ein. Einen halben Tag ging er so, als ihm ein Wanderer entgegenkam. Der blieb stehen und fragte ihn, wohin er des Weges ginge, und der Knabe sprach:

„Ich war bei meiner Pathin, sagte ihr »Christus ist erstanden« und küßte sie, ging nach Hause und fragte meine Eltern: wo wohnt mein Pathe, daß ich auch ihn küsse? Die Eltern antworteten mir: »Mein liebes Söhnchen, wir wissen es nicht, wo Dein Pathe wohnt. Seit Deiner Taufe sahen wir ihn nicht wieder, hörten auch nichts von ihm und wissen nicht, ob er noch lebt.« Und ich hatte Lust, meinen Pathen zu sehen und so bin ich auf der Suche nach ihm."

Und der Wanderer sprach: „Ich bin Dein Pathe."

Dessen freute sich der Knabe und dreimal küßte er ihn. „Wohin gehst Du jetzt, Taufväterchen?" fragte er. „Wenn in unsere Gegend, dann komm in unser Haus; gehst Du aber in Dein Haus, dann komme ich mit Dir."

Und der Pathe sagte: „Ich kann jetzt nicht in Dein Haus kommen, denn ich habe in den Dörfern zu thun. In mein Haus gehe ich morgen. Dann kannst Du auch zu mir kommen.

„Aber wie werde ich Dich finden, Väterchen?"

„Gegen Sonnenaufgang sollst Du gehen, geradeaus, dann kommst Du in einen Wald und mitten im Walde wirst Du ein kleines Feld sehen. Dort setze Dich nieder, ruhe aus und siehe, was es da gibt. Dann trittst Du aus dem Walde, siehst einen Garten und in dem Garten findest Du ein großes Haus mit einem goldenen Dache. Das ist mein Haus. Geh auf das Thor zu. Ich werde Dir entgegenkommen." So sprach der Pathe und entschwand den Augen seines Taufkindes.

— — — Der Knabe aber ging, wie ihm befohlen war. Er ging und ging, bis er in den Wald kam. Dann betrat er das kleine Feld und sah in dessen Mitte eine Fichte. Auf ihrem Aste war ein Strick befestigt, und daran hing ein eichener Klotz, an hundert Pfund schwer, und darunter stand ein Trog mit Honig. Der Knabe verstand noch nicht, warum hier der Honig und der Klotz war, und siehe da! es knisterte im Wald und Bären kamen: vorauf die Bärenmutter, dahinter ein einjähriger Bär und noch weiter zurück drei ganz junge Bären. Die Mutter schnupperte und ging auf den Trog zu, die kleinen Bären folgten. Dann steckte die Alte ihre Schnauze in den Honig, rief die jungen Bären, und die eilten herzu und fielen über den Trog her. Doch der Klotz gerieth in Bewegung, neigte sich und schlug die jungen Bären. Dies sah die Mutter, und sie wehrte mit der Tatze den Klotz ab. Der aber pendelte wieder zurück, kehrte wieder und traf die jungen Bären, den einen auf den Rücken, den anderen am Kopfe. Da heulten die jungen Bären und sprangen zur Seite. Die alte Bärin brummte, griff mit beiden Tatzen nach dem Klotz und wehrte ihn wieder ab. Der Klotz aber flog in die Höhe, und als der einjährige Bär an den Trog trat, seine Schnauze in den Honig steckte und auch die übrigen Bären näher kamen, da flog der Klotz wieder zurück und schlug den einjährigen Bären vor den Kopf, daß er todt war. Die Mutter brummte furchtbar und schlug nach dem Klotz, daß er so heftig über den Ast flog, daß der Strick riß. Und wie die alte Bärin an den Trog trat und die jungen Bären ihr folgten, fiel der Klotz nieder und traf die alte Bärin mit aller Kraft auf den Kopf. Sie fiel um, zuckte und war todt. Die jungen Bären aber liefen auseinander.

Der Knabe wunderte sich sehr und ging weiter. Und er kam zu einem großen Garten, wo ein großes Haus stand mit einem goldenen Dach. Am Thore stand auch schon der Pathe und lächelte. Er grüßte sein Taufkind und führte es durch ein Thor in den Garten. Auch nicht im Traum hatte der Knabe je solche Schönheit und Heiterkeit gesehen, wie in diesem Garten. Doch der Pathe führte den Jungen in das große Haus, zeigte ihm alle Gemächer, und das eine war größer und herrlicher als das andere, und zuletzt kamen sie vor eine versiegelte Thür.

„Siehst Du diese Thür?" fragte der Pathe. „Sie hat kein Schloß, sondern nur Siegel. Man kann sie öffnen, aber ich verbiete es Dir. Lebe hier und lustwandle, wohin Du willst und wie Du willst; erfreue Dich aller Schönheit hier, nur das eine verbiete ich Dir: diese Thür zu öffnen. Thust Du es aber gleichwohl, dann gedenke dessen, was Du im Walde gesehen hast."

So sprach der Pathe und ging. Das Pathenkind aber blieb allein zurück und verlangte nicht mehr zu seinen Eltern. Das Leben gefiel ihm hier so, daß er glaubte, er habe hier nur drei Stunden verlebt, aber in Wirklichkeit war er schon dreißig Jahre hier. Und als die dreißig Jahre um waren, trat das Pathenkind vor die versiegelte Thür und dachte: Warum verbot mir wohl mein Pathe, dieses Gemach zu betreten? Ich will doch hinein und sehen, was es da gibt. Und als er gegen die Thüre stieß, fielen die Siegel ab und die Thür öffnete sich. Das Pathenkind trat ein und sah eine Reihe Gemächer, die schöner und größer waren als alle übrigen, und in der Mitte stand ein goldener Thron. Das Pathenkind durchschritt die Gemächer, betrat den Thron und setzte sich darauf nieder. Doch da befand sich ein Stab. Den nahm er in die Hand, und siehe da! vier Wände des Gemaches verschwanden. Er blickte sich um, sah die ganze Welt vor sich und konnte beobachten, was die Menschen thun. Gerade vor sich sah er das Meer und die Fische schwammen darauf. Rechts wohnten fremde, heidnische Völker, links fremde, aber christliche Völker. Auf der vierten Seite wohnten die Russen.

Ich will doch sehen, dachte er, was bei uns vorgeht und ob das Getreide gedeiht. Und wie er sein heimathliches Feld sah, freute er sich der vielen kreuzweise zusammengelegten Garben. Er begann sie zu zählen und sah einen Wagen, worin ein Bauer saß. Er dachte, das sei gewiß sein Vater, der in der Nacht herausgefahren sei, um die Garben zu holen. Aber es war Wassily Kudrjaschow, der Dieb. Er fuhr auch an die Garben heran und begann, sie aufzuladen. Das erzürnte das Pathenkind. „Väterchen," schrie er, „unsere Garben werden gestohlen!"

Der Vater wachte auf. „Ich träumte," sagte er, „daß unsere Garben gestohlen werden. Ich will doch einmal zusehen." Und er setzte sich zu Pferd und ritt aus dem Hof. Auf dem Felde fand er richtig Wassily und rief die Bauern herbei. Wassily wurde geprügelt, gebunden und in's Gefängniß geführt.

Das Pathenkind sah sich ferner in der Stadt um, wo seine Pathin wohnte. Er sah, daß sie die Frau eines Kaufmanns geworden war. Und sie lag und schlief; ihr Mann aber stand auf und ging zu seiner Geliebten. Das Pathenkind rief der Kaufmannsfrau zu: „Steh auf, Dein Mann hintergeht Dich!"

Die Pathin sprang auf, kleidete sich an, fand ihren Mann, beschimpfte und schlug seine Geliebte und jagte ihren Mann hinaus.

Dann sah das Pathenkind nach seiner Mutter, und sie schlief in der Stube und ein Räuber kroch hinein und plünderte einen Kasten. Die Mutter erwachte und schrie. Der Räuber griff nach seinem Beil und holte aus, um die Mutter todtzuschlagen. Doch da hielt das Pathenkind nicht länger an sich. Es warf seinen Stab auf den Räuber, traf ihn gerade auf die Schläfe, und der Räuber war auf der Stelle todt. Und mit einemmal erhoben sich die Wände wieder und die Gemächer waren wie vorher. Und die Thüre ging auf und der Pathe trat ein. Er nahm seinen Sohn bei der Hand, führte ihn vom Thron herunter und sprach:

„Du bist meinem Befehle nicht gefolgt. Es war schlecht, daß Du die verbotene Thür aufgemacht hast, und wieder war es schlecht von Dir, daß Du den Thron betratest und meinen Stab in Deine Hände nahmst, und drittens war es schlecht von Dir, daß Du das Böse in der Welt noch vermehrt hast. Wärest Du noch eine Stunde hier sitzen geblieben, Du hättest die Hälfte aller Menschen in's Verderben gestürzt!"

Und der Pathe führte sein Pathenkind zurück auf den Thron und nahm den Stab in seine Hand, und wieder verschwanden die Wände und alles wurde sichtbar. Und der Pathe sprach:

„Siehe, was Du Deinem Vater angethan hast. Wassily war ein Jahr im Gefängniß, lernte dort alle Schändlichkeiten und wurde ein schlimmerer Verbrecher. Da sieh! eben hat er Deinem Vater zwei Pferde gestohlen und steckt obendrein sein Haus in Brand. Das hast Du Deinem Vater angethan."

Kaum sah das Pathenkind, daß das Haus zu brennen anfing, da entrückte der Pathe seinen Augen alles und hieß ihn auf die andere Seite blicken.

„Siehe," sagte er, „der Mann Deiner Pathin hat seine Frau schon seit einem Jahre verlassen, treibt sich mit allen möglichen Weibern herum, und seine Frau hat sich aus Kummer dem Trunk ergeben; seine erste Geliebte ist aber verschollen. Das hast Du Deiner Pathin angethan."

Auch das verhüllte der Pathe und wies auf das heimathliche Haus. Und das Pathenkind sah, wie seine Mutter um ihrer Sünden willen in Thränen zerfloß, Buße that und rief: „O, hätte mich doch der Räuber damals getödtet, dann hätte ich nicht so viel gesündigt!"

„Das hast Du Deiner Mutter angethan."

Auch dieses Bild entschwand, und der Pathe wies nach unten. Und das Pathenkind sah, wie der Räuber von zwei Gefangenwächtern hingerichtet wurde.

Und der Pathe sagte zu dem Knaben: „Dieser Mensch hat neun Seelen auf dem Gewissen. Er hätte dafür Buße thun sollen, doch Du hast ihn todtgeschlagen und alle seine Sünden auf Dich geladen. Jetzt mußt Du Dich dafür verantworten. Das hast Du Dir selber angethan. Siehe, der alte Bär hatte den Klotz nur leicht angestoßen und damit die jungen Bären erschreckt; er stieß ihn zum zweitenmal und da wurde der eine Bär todtgeschlagen, und zum drittenmal hat er sich selbst vernichtet. Das hast auch Du gethan. Ich gebe Dir jetzt dreißig Jahre Frist. Gehe in die Welt und büße die Sünden des Räubers. Hast Du es nicht vermocht, dann kommst Du an seine Stelle."

Und das Pathenkind fragte: „Wie soll ich aber seine Sünden büßen?"

Der Pathe antwortete: „Geh' gerade gegen Sonnenaufgang, da wird ein Feld sein und darauf Menschen. Paß auf, was sie thun, und lehre sie Alles, was Du weißt. Dann geh' weiter und merke, was Du sehen wirst. Am vierten Tage wirst Du in einen Wald kommen, darin befindet sich eine Zelle und ein Greis wohnt darin. Erzähle ihm Alles, wie es sich zugetragen hat. Er wird Dich lehren, was Du zu thun hast. Hast Du Alles gethan, was der Greis Dir befohlen, dann hast Du Deine Sünden und die Sünden des Räubers gebüßt." So sprach der Pathe und führte seinen Sohn aus dem großen Hause.

— — — Das Pathenkind ging von dannen. Unterwegs dachte er: wie schaffe ich das Uebel aus der Welt? Auf Erden geschieht es, indem man die schlechten Menschen in die Verbannung schickt, in's Gefängniß sperrt und sie hängt. Wie fange ich es aber an, das Uebel wegzuschaffen und die Sünden anderer auf mich zu nehmen? — Das Pathenkind dachte darüber nach und konnte nichts ersinnen. Und er ging und ging, bis er auf ein Feld kam. Dort stand das Getreide hoch und dicht, und es war Zeit zur Ernte. Da sah er, daß in dieses Kornfeld eine Kuh ging, und die Menschen sahen es auch, setzten sich auf ihre Pferde und hetzten das Vieh im Feld herum, von einem Ende zum anderen. Endlich wollte die Kuh aus dem Korn heraus, doch ein anderer Mann kam ihr entgegen, so daß die Kuh erschrak und wieder in's Getreide hineinlief, und abermals mußte man ihr nachreiten. Auf dem Weg aber stand ein Bauernweib und jammerte: „Sie werden meine Kuh zu Tode hetzen!"

Da sprach das Pathenkind zu den Bauern: „Warum handelt Ihr so? Geht alle aus dem Korn heraus und laßt die Wirthin ihre Kuh rufen."

Die Leute gehorchten. Das Weib aber trat an das Feld heran und rief: „Pst, pst, Kühlein, pst, pst!" Die Kuh horchte auf, lief gerade auf die Bäuerin los und stieß sie beinahe um. Und die Bauern und das Bauernweib und die Kuh, sie alle freuten sich.

Das Pathenkind aber ging weiter und dachte: „Ich sehe jetzt, daß das Böse der Welt sich durch das Böse vermehrt. Je mehr die Menschen das Böse hetzen, desto mehr Böses kommt. Man darf also nicht das Böse mit dem Bösen bekämpfen. Also womit? Ich weiß es nicht. Es ist gut, wenn die Kuh auf ihre Herrin horcht; wenn sie aber nicht folgt, wie ruft man sie dann?"

Das Pathenkind dachte nach, konnte aber nichts ersinnen und ging und kam in ein Dorf. In der am Ende gelegenen Bauernhütte bat er um die Erlaubniß, übernachten zu dürfen. Die Wirthin bewilligte es. In der Stube war Niemand, nur die Wirthin war da und scheuerte. Und das Pathenkind trat ein, kroch auf den Ofen und schaute zu, was die Wirthin that und er sah, daß sie die Stube rein gemacht hatte und anfing den Tisch zu waschen. Erst rieb sie ihn mit einem schmutzigen Lappen ab, und je mehr sie putzte, desto weniger wurde der Tisch rein. Vom schmutzigen Scheuerlappen blieb auf dem Tisch immer ein Schmutzstreifen zurück. Sie rieb also von der anderen Seite, und wenn ein Streifen verging, machte sie immer neue. Sie scheuerte der Länge nach und wieder dasselbe! Immer erschien der Schmutz wieder auf einer anderen Stelle. Das Pathenkind schaute zu und fragte: „Was machst Du da, Wirthin?"

„Siehst Du denn nicht," gab sie zur Antwort, „ich mache zum Feiertage rein. Aber der Tisch bleibt immer schmutzig. Ich quäle mich vergeblich damit ab."

„Wasch' erst Deinen Lappen aus," sagte er, „und dann wische ab."

Die Wirthin that so, schnell war der Tisch rein, sie dankte für die Anweisung. Am nächsten Morgen nahm das Pathenkind von ihr Abschied und ging weiter. Er ging und ging, bis er an einen Wald kam. Da sah er, wie Bauern Reifen bogen und je mehr die Bauern sich im Kreise drehten, desto weniger wurden die Reifen krumm. Und das Pathenkind schaute zu und sah, daß der Fuß sich auch drehte und keinen Stützpunkt hatte.

„Was thut Ihr da, Brüderchen?" fragte er.

„Wir wollen Reifen biegen. Zweimal brühten wir sie. Wir sind am Ende mit unserer Kraft: sie lassen sich nicht biegen."

„Ihr müßt den Fuß festmachen, Brüderchen, sonst dreht Ihr Euch mit ihm." Die Bauern gehorchten, machten den Fuß fest, und es gelang.

Das Pathenkind blieb bei den Bauern über Nacht und ging weiter. Tag und Nacht ging er, beim Sonnenaufgang traf er Viehtreiber. Er legte sich neben ihnen nieder und sah, daß sie Feuer machen wollten. Sie nahmen trockene Zweige, zündeten sie an und legten gleich feuchte Sträucher darauf. Das Holz zischte, das Feuer ging aus. Da nahmen die Händler abermals trockene Zweige, zündeten sie an, legten wieder das feuchte Holz darauf und abermals verlöschte das Feuer. Lange quälten sie sich so und konnten kein Feuer anmachen. Und das Pathenkind sprach:

„So nehmt Euch doch Zeit mit dem Auflegen des Holzes und laßt es erst ordentlich brennen. Wird es heiß, dann legt das Holz darauf."

Die Hirten gehorchten, und das Holz brannte. Das Pathenkind blieb einige Zeit bei ihnen und ging weiter. Unterwegs sann er darüber nach, was diese drei Sachen lehrten, konnte es aber nicht finden.

— — — Das Pathenkind ging und ging und kam in einen Wald, dort fand sich eine Zelle. Er klopfte an. Eine Stimme fragte: „Wer ist da?"

„Ein großer Sünder; ich gehe, fremde Sünden zu büßen."

Ein Greis trat heraus und fragte: „Welche fremden Sünden lasten auf Dir?"

Das Pathenkind erzählte ihm alles, vom Pathen, vom alten Bären mit seinen jungen Bären, vom Thron im versiegelten Gemach und auch vom Befehle des Pathen, dann wie auf dem Felde die Bauern das Getreide zertraten, und wie die Kuh von selbst der Bäuerin entgegenlief.

„Ich sehe ein," sagte er, „daß man das Böse nicht durch das Böse aus der Welt schaffen kann, aber ich verstehe noch nicht, wie man es überhaupt aus der Welt schafft. Lehre es mich."

Und der Greis sprach: „Erzähle mir, was hast Du weiter noch gesehen?"

Das Pathenkind erzählte also vom Bauernweib, das vergeblich scheuerte und von den Bauern, wie sie Reife bogen, und von den Hirten, wie sie Feuer machten. Der Greis hörte alles an, kehrte in seine Zelle zurück und brachte ein schartiges Beil. „Komm," sagte er und wies auf einen Baum hin. „Hacke zu!" sagte er. Das Pathenkind hieb ein, daß der Baum fiel. „Haue jetzt den Baum in drei Theile." Das Pathenkind hieb ihn in drei Theile. Der Greis ging wieder in seine Zelle und brachte Feuer. „Verbrenne diese drei Stämme," sagte er. Das Pathenkind machte Feuer, verbrannte die drei Stämme; es blieben drei glühende Aschenhaufen zurück. „Grabe sie zur Hälfte in die Erde hinein."

Das Pathenkind that so, wie ihm geheißen war.

„Siehe, unter dem Berge ist ein Fluß. Bringe von dort Wasser im Munde und begieße die Feuerstätte. Den einen Haufen begießest Du so, wie Du das Bauernweib lehrtest. Diesen hier, wie Du die Bauern lehrtest, und jenen, wie Du die Hirten lehrtest. Wenn alle drei gelöscht sind, werden drei Apfelbäume daraus wachsen, und dann erfährst Du, wie man das Böse aus der Welt schafft; dann wirst Du die Sünden gebüßt haben."

So sprach der Greis und ging in seine Zelle. Das Pathenkind dachte und dachte, konnte aber nicht verstehen, was der Greis damit sagen wollte. Und es that, wie er ihm befohlen hatte, ging an den Fluß, nahm den Mund voll Wasser, goß das Wasser auf die Gluth, und so immerfort auch die übrigen. Das Pathenkind wurde müde und hungrig und ging in die Zelle, um den Greis um Nahrung zu bitten, doch der lag todt auf der Bank. Das Pathenkind sah sich in der Zelle um, fand Zwieback und aß davon; dann fand er auch einen Spaten und damit grub er dem Greis ein Grab. Gerade als er den Greis hineinlegen wollte, kamen Leute aus dem Dorf, ihm Nahrung zu bringen. Sie erfuhren, daß der Greis todt sei und daß ein Pathenkind an seiner Stelle den Segen gebe. Die Leute begruben den Greis, hinterließen dem Pathenkind das Brot, versprachen ihm noch anderes und gingen. Und das Pathenkind nährte sich von dem, was ihm die Leute brachten, und brachte im Munde Wasser und begoß die Feuerstätten, wie ihm befohlen war.

So verging ein Jahr, und viele Menschen suchten ihn auf. Es verbreitete sich das Gerücht, daß ein Heiliger im Walde wohne, der Buße suche, im Munde Wasser aus dem Fluß hole und damit die Asche begieße. Viele Menschen kamen zu ihm, auch reiche Kaufleute und brachten Geschenke. Das Pathenkind nahm aber nichts für sich, außer dem Nothwendigsten, und was man ihm sonst gab, schenkte es armen Leuten. Und so lebte er weiter: den halben Tag trug er Wasser im Munde, begoß die Feuerstätten, und die andere Hälfte des Tages ruhte er aus und empfing das Volk. Und er begann zu glauben, daß ihm befohlen sei, so zu leben, um so das Böse aus der Welt zu schaffen und fremde Sünden zu büßen. So verlebte das Pathenkind auch das zweite Jahr. Kein Tag verging, ohne daß er die Stätte begoß, und doch zeigte sich noch kein neuer Trieb Einmal saß er in seiner Zelle und hörte, daß Jemand unter lautem Gesange vorrüberritt. Das Pathenkind kam heraus, um zu sehen, wer das sei. Da sah er einen jungen, kräftigen Burschen, der gut gekleidet war und auf einem fein gesattelten und schönen Pferde saß. Das Pathenkind hielt ihn an und fragte: „Wer bist Du, und wohin reitest Du?" Der Mann hielt inne. „Ich bin Räuber," sagte er. „Ich fahre im Land umher und schlage Menschen todt. Je mehr es werden, desto lustiger singe ich."

Das Pathenkind erschrak und fragte sich, wie er wohl bei einem solchen Menschen das Böse wegschaffen könnte. Leicht war es ja, jenen, die selbst zu ihm kamen, Buße auszuerlegen. Dieser da aber prahlte mit dem Bösen. Der Räuber werde wohl häufig hierher kommen und das Volk erschrecken. In Folge dessen würden die Leute aufhören, ihn zu besuchen, und wovon sollte er dann leben? Er ging also wieder zurück und sprach zu dem Räuber:

„Zu mir kommen die Leute, nicht um mit dem Bösen zu prahlen, sondern um Buße zu thun für ihre Sünden. Thue auch Du Buße, wenn Du Gott fürchtest, und willst Du es nicht, so hebe Dich von mir und komme nie wieder hierher, betrübe mich nicht und verjage mir nicht das Volk. Gehorchst Du aber nicht, so wird Dich Gott strafen."

Da lachte der Räuber. „Ich fürchte mich nicht vor Gott, und Dir gehorche ich schon lange nicht. Du bist nicht mein Herr. Du nährst Dich vom Beten und ich vom Morden. Alle müssen wir leben. Unterweise die Bauernweiber, die zu Dir kommen, aber nicht mich. Dafür aber, daß Du mich an Gott erinnerst, werde ich morgen zwei Menschen mehr todtschlagen. Ich hätte auch Dich heute todtgeschlagen, aber ich mag mir die Hände nicht beschmutzen. Komm mir aber nicht wieder in den Weg."

So drohte der Räuber und ritt davon. Er kam nicht wieder, und das Pathenkind verlebte ruhig noch weitere acht Jahre. Einmal begoß er seine Feuerstätten die Nacht hindurch, ging dann in seine Zelle, um auszuruhen, legte sich nieder und schaute nach dem Weg, ob nicht bald Leute kämen. Es kam aber kein einziger Mensch, so daß er den ganzen Tag allein blieb. Er langweilte sich und dachte über sein Leben nach. Da fiel ihm ein, daß der Räuber ihm Vorwürfe gemacht hatte, weil er sich von seinen Gebeten nährte. Und das Pathenkind bereute sein Leben und dachte: Nicht wie der Greis befohlen, lebe ich hier. Er hat mir öffentliche Buße auferlegt, ich aber machte mir daraus Brot und menschlichen Ruhm. Und das behagte mir so gut, daß ich mich langweile, wenn die Menschen nicht zu mir kommen. Und kommt das Volk zu mir, so freue ich mich gerade darüber, daß die Menschen meine Heiligkeit rühmen. Das ist nicht das wahre Leben. Der menschliche Ruhm hat mich verwirrt. Die alten Sünden habe ich nicht gebüßt, wohl aber neue begangen. Ich gehe in den Wald, an eine andere Stelle, damit das Volk mich nicht mehr findet. Ich will allein leben, die alten Sünden büßen und keine neuen begehen.

So dachte das Pathenkind und nahm etwas Zwieback und den Spaten und ging von der Zelle hinweg nach einer Schlucht, um an einer einsamen Stelle eine kleine Höhle zu graben und sich vor den Menschen zu verbergen. Doch da kam der Räuber. Das Pathenkind erschrak, wollte fortlaufen, aber wurde eingeholt.

„Wohin des Weges?" fragte der Räuber. Das Pathenkind erzählte, daß er sich vor den Menschen an einem Ort verbergen wolle, wo ihn Niemand finden könne.

„Wovon willst Du denn leben, wenn die Menschen nicht mehr zu

Dir kommen?" fragte der Räuber erstaunt, und auch das Pathenkind hatte vorher nicht daran gedacht.

„Von dem, was Gott mir schicken wird," antwortete er. Der Räuber erwiderte nichts und ritt davon. Das Pathenkind aber dachte, er habe ihm nichts über sein Leben gesagt. Vielleicht thue er jetzt Buße. Heute scheine er weicher gestimmt zu sein und drohe ihm ja nicht, ihn todt zu schlagen. Und er rief dem Räuber nach: „Und doch sollst Du Buße thun. Dem lieben Gott entgehst Du nicht."

Der Räuber warf sein Pferd herum und zückte sein Messer nach ihm, so daß er erschrak und in den Wald lief. Der Räuber gab es auf, ihn einzuholen und sagte nur: „Zweimal habe ich Dir vergeben, Alter; kommst Du mir das drittemal in die Quere, so schlage ich Dich todt!"

Mit diesen Worten ritt er fürbaß. Am Abend kam das Pathenkind, die Feuerstätten zu begießen, und siehe da! ein kleiner Apfelbaum begann zu wachsen.

Das Pathenkind verbarg sich vor den Leuten und lebte allein dahin. Da ging ihm der Zwieback aus. — So will ich mir Wurzeln suchen, dachte er, ging auf die Suche und siehe da! auf einem Ast hing ein Päckchen Zwieback. Das Pathenkind nahm es und ernährte sich davon. Als er nichts mehr hatte, fand er ein anderes Päcklein auf demselben Ast. Und so lebte das Pathenkind. Nur einen Kummer hatte er: er fürchtete den Räuber. Sobald er ihn reiten hörte, verbarg er sich und dachte: Er wird mich tödten und dann habe ich keine Zeit mehr, die Sünden zu büßen.

So verlebte er noch zehn Jahre. Der eine Apfelbaum wuchs, und die anderen zwei Feuerstätten blieben, wie sie waren. Einmal stand das Pathenkind früh auf, begab sich zu seiner Arbeit, benetzte die Feuerstätten, wurde müde, ließ sich zur Ruhe nieder und dachte: Ich habe gesündigt, denn ich fürchte den Tod. Ist es Gottes Wille, so werde ich durch den Tod die Sünden büßen. — Kaum hatte er dies gedacht, als er plötzlich den Räuber heranreiten und fluchen hörte. Das Pathenkind horchte auf und dachte: Außer Gott kann mir Niemand weder Gutes, noch Böses thun. — Voller Muth ging er dem Räuber entgegen. Da sah er, daß der Geselle nicht allein ritt, sondern einen Mann im Sattel mit sich führte, der an Händen und Füßen gebunden war. Der Mann schwieg, und der Räuber fluchte. Das Pathenkind trat näher und stellte sich vor das Pferd hin. „Wohin führst Du diesen Mann?"

„In den Wald," gab der Räuber zurück. „Es ist ein Kaufmannssohn. Er sagt nicht, wo das Geld seines Vaters versteckt ist. Ich will ihn so lange peitschen, bis er es mir verräth." Und der Räuber wollte weiter reiten, aber das Pathenkind fiel dem Pferde in die Zügel. „Laß diesen Mann gehen," sagte er. Der Räuber wurde darob zornig. „Fort oder es geht Dir ebenso!" schrie er. „Ich habe Dir versprochen, Dich todtzuschlagen. Geh!"

Das Pathenkind erschrak nicht. „Ich lasse nicht ab," sagte er. „Ich fürchte mich nicht vor Dir, ich fürchte mich nur vor Gott. Und Gott heißt mich, Dich nicht zu lassen, ehe Du den Mann frei gibst."

Das Gesicht des Räubers verfinsterte sich, er zog sein Messer, schnitt die Stricke auf und ließ den Kaufmannssohn frei. „Schert Euch beide fort," sagte er, „und kommt mir nicht wieder in den Weg."

Der Kaufmannssohn lief davon. Der Räuber wollte weiter, doch das Pathenkind hielt ihn fest; er redete ihm zu, er möge sein schlechtes Leben einstellen. Der Räuber stand eine Zeit still, hörte alles ruhig an, sagte nichts und ritt weiter. Am nächsten Morgen ging das Pathenkind die Feuerstätten zu begießen. Siehe, da zeigte sich ein zweiter Keim: auch da wuchs ein Apfelbaum.

— — — Es vergingen noch zehn Jahre. Das Pathenkind lebte meist wunschlos dahin und auch ohne etwas zu fürchten, und seine Seele war froh. Und er dachte: Wieviel Gutes giebt doch Gott den Menschen, und sie quälen sich umsonst; wie könnten doch alle ruhig und in Freuden leben! Und er gedachte aller menschlichen Sünde, und wie die Menschen sich quälen müssen, und er fühlte ein großes Mitleid. Ich sollte anders leben, dachte er, ich müßte zu den Menschen gehen und ihnen sagen, was ich weiß. Kaum hatte er das gedacht, als der Räuber wieder angeritten kam. Er ließ ihn vorbei und sagte: „Mit diesem da braucht man nicht zu sprechen, der versteht es ja doch nicht." Aber dann überlegte er es sich und trat hinaus. Der Räuber ritt weiter und blickte finster zur Erde. Das Pathenkind schaute ihn an, und er dauerte ihn, also lief er auf ihn zu und umfaßte seine Knie.

„Lieber Bruder," sagte er, „erbarme Dich Deiner Seele! Du hast den Gottesgeist in Dir, und doch quälst Du dich, quälst die anderen und wirst Dich noch mehr quälen. Und doch liebt Dich Gott und welche Wohlthaten hat er für Dich bereit! Richte Dich nicht zu Grunde, Brüderchen. Führ ein anderes Leben!"

Das Gesicht des Räubers verfinsterte sich, und er wandte sich weg. „Laß ab!" sagte er. Doch das Pathenkind umfaßte seine Knie noch heftiger und weinte heiße Thränen. Da erhob der Räuber seinen Blick auf ihn, stieg vom Pferde und fiel vor dem Pathenkind auf die Knie.

„Du hast mich überwunden, Alter," sagte er. „Zwanzig Jahre habe ich mit Dir gekämpft, Du warst der Stärkere. Ich bin nicht mehr Herr über mich. Thue mit mir, was Du willst. Als Du mir das erstemal in's Gewissen redetest, da wurde ich zornig. Ich dachte jedoch über Deine Worte erst nach, als Du die Menschen verließest, und als ich sah, daß Du von ihnen nichts haben willst. Und seit jener Zeit hing ich für Dich Zwieback an den Ast."

Das Pathenkind dachte an das Bauernweib, das erst dann den Tisch rein bekam, als es den Lappen ausgewaschen hatte. So hörte auch er auf, an sich zu denken, sein Herz wurde rein und machte auch andere Herzen rein.

Und der Räuber fuhr fort: „Und mein Herz drehte sich mir im Leibe um, als Du den Tod nicht fürchtetest."

Und das Pathenkind dachte, daß die Bauern erst dann die Reifen bogen, als sie den Fuß fest gemacht hatten; so hörte auch er auf, den Tod zu fürchten, als er sein Leben Gott weihte, und das störrige Herz unterwarf sich.

Und der Räuber schloß: „Und mein Herz ist in mir ganz aufgegangen erst dann, als ich Dir leid that und Du vor mir weintest."

Das Pathenkind war frohen Muthes und führte den Räuber an die Feuerstätten und siehe da! auch aus dem letzten Aschenhaufen wuchs ein Apfelbaum. Und das Pathenkind dachte, daß erst dann das feuchte Holz der Hirten in Brand gerieth, als das Feuer hoch aufgeflammt war. Es entbrannte sein Herz in ihm und entzündete das andere, und das Pathenkind freute sich, daß es jetzt die Sünden gebüßt hatte. Dies Alles sagte er dem Räuber und starb dann. Der Räuber begrub ihn und fing ein besseres Leben an, wie das Pathenkind ihm befohlen hatte, und lehrte die Menschen in seinem Geiste.

Aus der Hauptstadt.

Der Landtag von Kamerun.

Eröffnung der Sitzung, nachdem der Herr Gouverneur sein Mittagsschläfchen gehalten hat, um zehn Uhr Abends, bei voll besetzten Fässern. Auf dem Tisch des Hauses Flußpferdpeitschen, die aber nicht von Bebel und auch nicht zum Zwecke bloßer Besichtigung niedergelegt worden sind.

Kanzler Leist: Meine Herren! Kollege Wrochem würde „Schweinigel" und „geborene Flegel" sagen — ich als höflicher Mann sage „meine Herren!" (Lebhafter Beifall.) Wir stehen hier auf einem der entlegensten, vorgeschobensten Posten des Deutschen Reiches. Amtliche Nachrichten aus Kamerun gehören in Berlin bekanntlich zu den größten Seltenheiten der Saison, und bevor sie dort eintreffen, sind eventuelle Straftaten der hiesigen Machthaber längst verjährt. Ehe Graf Caprivi über Vorkommnisse in unserer Kolonie die Acten erhält und „energisch vorgehen" kann, ist er selbst zu den Acten gelegt. Wonach sich zu richten. Meine Herren! Wir dürfen ohne Uebertreibung behaupten, Kamerun und vornehmlich seine Bewohner sind wohl würdig, zu Deutschland geschlagen zu werden — deshalb, meine Herren, die Nilpferdpeitschen auf dem Tisch! Kamerun muß in alle Zukunft ein Bollwerk des Deutschthums sein, ein festes Verhau — und Sie wissen, wir verstehen uns darauf, fest zu verhauen! (Sehr wahr!) Kommen Sie, meine Herren Abgeordneten, folgen Sie mir in den Keller, wo jedem von Ihnen sogleich 50 Hiebe

verabreicht werden sollen, damit Sie sich Ihrer Pflichten und Rechte als unabhängige Vertreter des freien Kameruner Volkes während der ganzen Tagung bewußt bleiben. (Die Deputirten im Hammelsprung ab. Nach ihrer Rückkehr

Der Huissier: Ich melde gehorsamst, daß es heut unmöglich sein wird, eine Sitzung abzuhalten.

Präsident: Warum?

Der Huissier: Die Herren Deputirten können aus ganz bestimmten Gründen auf ihren Bänken nicht Platz nehmen — wegen heftiger Schmerzen in dem beim Sitzen unentbehrlichen edlen Körpertheil —

(Das Präsidium zieht sich zur Berathung zurück. Kanzler Leist folgt mit der Flußpferdpeitsche.

Präsident (zurückkehrend, unter Wimmern): Nach reiflicher Ueberlegung (Sehr wahr!) haben wir beschlossen, die Sitzung dennoch abzuhatten. Ich bitte daher den Schriftführer, die vom Herrn Gouverneur heut entworfenen Gesetze zu verlesen.

Abgeordneter King Bell (conservativ): Zu meinem Bedauern vermisse ich auch heute den Herrn Gouverneur in diesem Hause!

Kanzler Leist: Er macht wieder auf Hendrik Witbooi Jagd.

Abgeordneter Hendrik Witbooi (Kameruner Volkspartei): Aber ich bin ja hier!

Kanzler Leist: Schlimm genug, daß Sie das erst jetzt sagen. Immer halten Sie uns zum Besten. Nun verursachen Sie dem Reiche wieder mehrere tausend Mark ganz unnützer Expeditionskosten! (Hört, hört!)

Präsident: Der Schriftführer hat das Wort!

Schriftführer Alfred Bell (liest): Das neue Grußgesetz.

§ 1.

Gegrüßt werden dürfen in der Colonie hinfort nur der Gouverneur, seine Schwiegermutter, der Kanzler und die Polizeimannschaften. Andere Personen, besonders Civilisten, die gleiche Ehrung verlangen, machen sich einer schweren Verletzung der Regierungsprärogative schuldig und sind mit Ausweisung zu bestrafen. Die in den Kameruner Schulfibeln enthaltenen dichterischen „Grüße an den Lenz" ꝛc. müssen in solche an die Schwiegermutter des Herrn Gouverneurs umgewandelt werden.

§ 2.

Damit der Herr Gouverneur auf die denkbar höflichste Weise begrüßt werden kann, gleichzeitig aber auch zur Hebung der Einfuhr aus Deutschland, wird bestimmt, daß vom 1. April l. J. ab alle Neger Cylinderhüte tragen müssen.

§ 3.

Wer den Herrn Gouverneur nicht grüßt, wird ausgehauen.

§ 4.

Wer den Herrn Gouverneur nicht in der vorgeschriebenen Weise grüßt, dito.

§ 5.

Wer den Herrn Gouverneur grüßt, wenn er gerade an andere Dinge als solche Kinkerlitzchen zu denken hat, wird gleichfalls ausgehauen.

§ 6.

Der Herr Gouverneur hat immer an andere Dinge als solche Kinkerlitzchen zu denken.

Die neuen Ergänzungen zum Polizei-Reglement lauten:

§ 217, 345.

Es ist verboten, im Urwald Knallbonbons zu essen oder Nüsse zu knacken, da die Verdauungsthätigkeit der Riesenschlangen dadurch nachweislich gestört wird.

§ 217, 346.

Es ist streng verboten, Kuchenabfälle in's Weltmeer zu werfen oder Löwen damit zu füttern.

§ 217, 347.

Teppiche dürfen nur Sonnabend Nachmittags zwischen fünf und sechs geklopft werden, Negerweiber dagegen die ganze Woche über und zu allen Tagesstunden.

§ 217, 348.

Die Sklaverei ist abgeschafft. Kein Neger hat daher in Zukunft das Recht, seiner Liebsten zu erklären, er wäre in Ewigkeit ihr getreuer Sklave.

§ 217, 349.

Dagegen kann Hamburger Kaufleuten der geistvolle Ulk, sich dann und wann ein paar Neger ganz gehörig zu kaufen, nicht verboten werden. Auch steht dem Arrangement von Gesellschaftsreisen à la Stangen, wobei die Schwarzen im Kielraum untergebracht und der Schiffsschwankungen halber mit Halsringen an die Wand geschmiedet werden, nichts im Wege. Sklaven-Ramschbazare und Gr. Ausverkäufe von Sklaven zu herabgesetzten Preisen dürfen indessen bis auf Weiteres nicht eröffnet werden.

§ 217, 350.

Jeder Negervater ist verpflichtet, dem Schullehrer seines Ortes während der Wintermonate wöchentlich 100 Stück Preßkohlen gratis in's Haus zu liefern.

§ 217, 351.

Die Eröffnung von Eisbahnen auf dem stillen Ocean darf erst nach polizeilicher Abnahme erfolgen.

Präsident: Die einstimmige Annahme dieser Paragraphen findet Morgen statt. — Wir blieben gestern bei der Berathung des Urwald-Etats stehen und berathen heute die Position zu Ende. 20,000 Mark werden verlangt zur Ausrottung der Schlingpflanzen. Die Regierung ist überzeugt, daß die rapide Abnahme des Wildstandes im Busch allein auf diese Unkräuter zurückgeführt werden kann, deren Namen schon anzeigt, daß sie zu den gefräßigsten fleischfressenden Pflanzen gehören.

Hendrik Witbooi (Kameruner Volkspartei): Ich beantrage die Errichtung einer besonderen Volksküche für fleischfressende Pflanzen. Es liegt hier unzweifelhaft ein Nothstand vor, den unsere humane Regierung —

Präsident: Ich muß den Redner bitten, alle Beleidigungen zu unterlassen.

Kanzler Leist: Auf offenem Felde, im Kleinkrieg mögen Sie uns fortwährend zum Narren halten, Sie Fetthammeldieb, nicht aber hier!

Präsident: Die Position ist genehmigt. — 50,000 M. werden zur Herstellung von Cellulose verlangt, da die deutsche Industrie nicht mehr Papier genug für unseren hiesigen Verwaltungsapparat liefern kann und wir deshalb eine eigene Fabrik anlegen müssen. Die Summe ist bewilligt, damit die Etatberathung zu Ende.

Abgeordneter King Lehmann (Klein-Popo, Wilder): Ich erlaube mir die Anfrage, ob die im vorigen Jahr bewilligten 100,000 M. für Elefantenveredelung —

Kanzler Leist: Weiß schon, weiß schon, Sie Nörgler! Die 100,000 M. wurden bis auf den letzten Pfennig zur Züchtung billardkugelnlegender Elefanten ausgegeben. Leider sind bisher alle Versuche mißlungen, was in der Störrigkeit der Elefanten seinen Grund hat, die sich nun einmal Elfenbein nur zum Halse herauswachsen lassen.

Präsident: Wir kommen zur Besprechung der Interpellation Manga Bell's, betreffs Verletzung gewisser Toilettengeheimnisse bei der letzten Durchprügelung von zehn Dahomeyweibern. Manga Bell ist an der Begründung seiner Interpellation leider verhindert, da ihn Herr Kanzler Leist seiner unziemlichen Neugier und Interpellationswuth wegen soeben am Flaggenmast aufknüpfen ließ. Meine Herren, erheben Sie sich zu Ehren Manga Bell's, der noch im Tode treu und innig an der deutschen Fahne hängt! (Es geschieht.)

Kanzler Leist: Ich bin trotz unentschuldigter Abwesenheit des Interpellanten zur Beantwortung seiner Anfrage bereit. Es wurde mir gesagt, daß die Dahomeyweiber sehr habgierig seien und nie genug bekommen können — es freut mich, daß sie wenigstens in Bezug auf Prügel anders denken. Wie Sie wissen, verlangten diese Damen gleich den freien Negersoldaten 25 M. Lohn monatlich aufgezählt; galanter Weise habe ich ihrem Wunsche gewillfahrt und Jeder von ihnen am nächsten Löhnungstage fünfundzwanzig aufzählen lassen. Das ist alles und gewiß nichts Schlimmes. In Berlin sind ruhig ihres Weges gehende Männer überfallen und mit Gummischläuchen verhauen worden; sie ließen sich's mit Vergnügen gefallen. Wollen die Kameruner etwa vor den Berlinern 'was voraus haben? (Beifall.)

Abgeordneter Schleichbein II (Freisinnige Vereinigung): Aus eigener Anschauung kann ich hinzufügen, daß sich in Frage stehende Damen der prügelnden Polizei gegenüber im höchsten Grade respectwidrig benahmen; sie wandten ihren Züchtigern ostentativ die Rückseite zu und verharrten in dieser herausfordernden Lage auf den Fässern auch noch, als sie bereits ohnmächtig waren. (Pfuirufe. Bewegung. Redner wird beglückwünscht. Kanzler Leist befestigt einen Orden auf seiner nackten Brust.)

King Bell: Die Regierung hat bei dieser Gelegenheit wieder ohne erfichtlichen Grund mehrere Dörfer niederbrennen lassen —

Kanzler Leist: Ja. Hieraus geht für jeden umsichtigen Negerfamilienvater klar hervor, wie nothwendig es ist, rechtzeitig und unter günstigen Bedingungen eine Feuerversicherungspolice zu erwerben.

Abgeordnete King Aqua (national-liberal): Meine Frau hat sich bitter darüber beklagt, daß gelegentlich der Niederbrennung unseres Dorfes, die ich an sich für eine That hoher politischer Einsicht halte, unsere drei ältesten Jungen versehentlich mit verbrannt worden sind. Frei von jeder Sentimentalität und hierin ganz den Spuren meines Vaters folgend, der wirklich ein sehr wohlschmeckender alter Herr war — (Rufe: zur Sache!)

Kanzler Leist: Ich bedauere das kleine Malheur außerordentlich. Aber einen Trost kann ich den tief gebeugten Eltern doch geben: sie sparen durch den Tod ihrer Sprößlinge viel Schulgeld. (Sehr wahr!)

Abgeordneter Groß-Popolski (Hospartei): Da fällt mir ein, daß auch meine Frau mich bat, eine Anfrage an den Herrn Kanzler zu richten. Ist die Regierung entschlossen, der Anregung des Kameruner Frauenmodevereins nachzugeben und für sämmtliche Weiber des Schutzgebietes eine einheitliche Tracht einzuführen?

Kanzler Leist: Jawohl. Und zwar eine Tracht Prügel.

Präsident: Es ist ein dringender Antrag eingebracht worden: Der Regierung in Berlin den Dank des Kameruner Volkes für den deutsch-russischen Handelsvertrag zu votieren. Wer dagegen ist, wird gebeten, sich gleich über das am Eingang befindliche Faß zu legen.

Groß-Popolski: Ich bin dafür, selbstverständlich. Ich frage nur an, ob unsere Zustimmung der Regierung irgendwie nützlich sein kann; wir haben doch keine Ahnung von den Verhältnissen —

Kanzler Leist: Um so besser! Denn wer eine Ahnung von den Verhältniffen hat, der stimmt nicht für den Handelsvertrag. Jetzt, wo in Deutschland jeder Stammtisch und jede Stadtverordnetenversammlung für den Vertrag eintritt, dürfen wir Kameruner nicht zurückbleiben. Es ist nicht gut, daß wir geriebener als die Reichsdeutschen scheinen.

King Bell: Dann ist wohl Rußland, dem zu Liebe Deutschland

so große Lasten auf sich nimmt und das es durch Verwerfung des Vertrages zu beleidigen fürchtet, ungeheuer stark und mächtig?

Kanzler Leist: Ja. Wir Deutschen fürchten den Zaren und sonst nichts auf der Welt.

Präsident: Und darum will ich die heutige Sitzung mit einem Hoch auf unseren allergnädigsten Herrn, den Kaiser von Rußland, schließen —

Kanzler Leist: Nur noch eine Secunde. Im Verlauf der Debatte haben einige Mitglieder des Hauses nicht umhin gekonnt, die Regierung anzunörgeln. Einer unserer bekanntesten Ethiker — Sie wissen, wir erziehen Sie streng nach ethischen Prinzipien! — sagt aber: „Jeder Verhöhnung der Obrigkeit muß die Strafe auf dem Fuße folgen." Ich werde deshalb der gesammten Opposition die Bastonade verabreichen lassen.

Präsident (zum Huissier): Schließen Sie die Thüren und bringen Sie die Flußpferdpeitschen! Der öffentlichen Sitzung folgt eine geheime!

Timon d. J.

Der Künstler-West-Klub.

Ich finde es nicht hübsch, wenn eine Künstlervereinigung sich „Club" nennt, und nun gar „West-Club", als ob man prüde markiren wollte, daß nur Mitglieder der guten Gesellschaft — aus Berlin W! — diesem Künstlerbunde angehörten.

Doch was bedeutet ein Name? Er kann aus diesem oder jenem Grunde ungeschickt gewählt sein, aber die Sache selbst kann er weder verschleiern noch herausstreichen. Mag sein, daß die West-Club-Männer einigen Werth auf ihre und ihrer Bilder Salonfähigkeit legen. Das wäre noch nicht das Schlimmste. Denn die neue Kunst mag so demokratisch und sozialdemokratisch als möglich sein, irgendwann einmal muß sie sich doch die Salons erobern. Freilich wäre es gar nicht so übel, wenn auch „Menschen" in den Salons verkehrten.

Die achtundzwanzig Mitglieder des „Künstler-West-Clubs" setzen sich zum großen Theil aus den Juste Mileu-Männern zusammen, die uns in der ersten Schulte'schen Herbstausstellung begegnet sind. Auch jetzt haben sie sich wieder bei Schulte eingefunden, wo sie eines vornehmen Publikums gewiß sind, da sich die fashionable Welt daselbst an Werktag-Nachmittagen Stelldichein zu geben pflegt. Ihre Ausstellung macht sich im Großen und Ganzen besser als die vom Beginn des Herbstes. Sie ist einheitlicher und gesichteter. Sie ist mir auch lieber als die Gastspielveranstaltung der vierundzwanzig Münchener, weil sie mit mehr Liebe und Umsicht inscenirt ist, und weil sie sich freier hält von Windbeuteleien. Selbst in künstlerischer Hinsicht braucht sie den Vergleich mit den genannten Isar-Athenern kaum zu scheuen, da sie gleich jenen zwar wenig hervorstechende Individualitäten, aber ein durchaus achtenswerthes Niveau zeigt. Und ein Niveau von Berliner Künstlern, das mit einem Niveau von Münchener Künstlern, ohne alle Localeitelkeit, verglichen werden kann, das bedeutet für Berlin einen bemerkenswerthen Fortschritt.

Man darf es frank heraussagen: die Ausstellung des „Künstler-West-Club" wäre vor drei, vier Jahren noch nicht möglich gewesen, und sie wäre vor zehn Jahren eine Ungeheuerlichkeit gewesen. Mögen Können und Gelingen sich stark gegen einander abschattiren, das Wollen ist überall das gleiche: sich redlich die modernen Errungenschaften anzueignen und sich vom Zopfwesen entschieden abzuwenden. Der Vorgang der „XI" hat somit eine recht glückliche, aussichtsvolle Nachfolge gefunden. Das Eine darf man sogar mit aller Bestimmtheit sagen: nachdem diese achtundzwanzig Künstler, denen mit Leichtigkeit ein Dutzend anderer hinzuzufügen wären, sich beherzt und zielbewußt auf den Boden der neuen Kunst gestellt haben, ist deren Fortentwickelung in der Reichshauptstadt nicht mehr zu hemmen. Es sind jetzt nicht mehr einzelne Wenige, die der großen reactionären Gesammtmasse gegenüberstehen, sondern es ist bereits eine achtunggebietende Minorität, die früher oder später mit der altersmorschen Majorität wird aufräumen müssen. Dies ist die Bedeutung der gegenwärtigen Ausstellung, und sie ist nicht zu unterschätzen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Achtundzwanzig noch allenthalben die Spuren der Lernzeit an sich tragen. Fast hinter jedem von ihnen steht der Schatten eines Größeren, der ihnen anspornend über die Schultern guckt. Aber was unter anderen Umständen und an einem anderen Orte beklagenswerth wäre, das ist hier erfreulich. Es ist ganz in der Ordnung, daß eine junge Kunstbewegung sich zunächst nach tüchtigen Vorbildern umsieht, denen sie nacheifern kann. Wir haben einige originelle Künstler in Berlin. Es kann nicht schaden, wenn wir ein paar Dutzend Vermittelnde kriegen. Wofern diese sich nicht ein unanständiges Schielen angewöhnen, und wofern sie nicht verderblichen Mustern folgen, noch auch den Eigenkräftigen gegenüber sich protzig aufspielen, können sie ein vorzügliches Befruchtungsferment abgeben, aus dem Gutes entstehen kann.

Da ist z. B. Max Uth. Er hat neben einigen schwächeren Arbeiten eine höchst löbliche Herbstsonnenstudie ausgestellt, die es der französischen Monet-Schule und dem Deutschen Hans Olde im flimmernden Farbenimpressionismus nachzuthun strebt. Bei den Münchener Vierundzwanzig waren einige Bilder von Charles Vetter, die mit ähnlichen Mitteln die Wiedergabe verwandter Natureindrücke anstrebten. Ich stehe aber nicht an, dem Uth'schen Versuch unbedingt den Vorrang einzuräumen. Es liegt entschieden mehr eigenes Sehen und eigene Reizempfänglichkeit darin, und vor Allem, es spricht sich eine noblere Malergesinnung darin aus. Bei Vetter merkte man sofort: der Mann will verblüffen, und er hat deshalb in verletzender Weise übertrieben. Bei Uth dagegen gewahrt man, wie ein geschulter und talentvoller Maler einem als merkwürdig empfundenen Natureindruck auch eine merkwürdige Wiedergabe zu verleihen bestrebt war. Er sah das aufgeregte Lichtzittern in der Luft, die Unbestimmtheit und Unberechenbarkeit ziehender Schatten, er empfing von dem grellen Wechsel der Contraste wohl selbst einen unheimlichen und gespenstischen Eindruck — und er suchte dem Pinsel Gelenkigkeit zu geben, um diese Wahrnehmungen auszudrücken. Man spürt etwas in diesem Bilde von dem bitterlichen Ringen des Künstlers mit der Natur, und das dünkt mich köstlicher zu sein als eine kalte Vollendung.

Ein anderes gutes Bild ist eine Abendlandschaft von Feldmann. Es wäre in seiner besonderen Art undenkbar ohne das Zwischentreten der Schotten. Man werfe einen Blick auf die mehr im älteren Stil gehaltenen Landschaften der Umgebung, und man wird des schlagenden Unterschiedes inne werden. Der ältere Stil will vor Allem recht viel sehen lassen, er will feine Einzelheiten bringen, ein helles, gleichmäßiges Licht über das Ganze ausgießen und vor Allem „tief hineingehen" und hierdurch eine fesselnde Horizontlinie und viel Luftperspective erzielen. Bei den Schotten hat man gelernt davon abzusehen. Man malt ein Stückchen Natur, wie es Einem gerade vor der Nase liegt, ohne viel perspectivische Prätensionen, und ohne die Willkür des Farbengemenges harmonisirend zu beschneiden. Aber der Duft, der draufliegt, das Ungreifbare und Undefinirbare, das muß hinzukommen. Feldmann hat erfolgreich versucht, in dieser Richtung zu arbeiten. Er hat ein ganz bescheidenes Stück Abendlandschaft genommen, das in einem unbestimmten braungrünen Dämmer liegt. Dazwischen aber blitzt in starkem und doch mildem Contrast der goldfunkelnde Widerschein der Sonne in einem gleichmäßig fließenden Wasser auf. Das ist nicht nur recht glücklich erlauscht, sondern auch geschmackvoll wiedergegeben.

An Geschmack läßt es dagegen Paul Höniger in seiner großen Abendansicht der Potsdamer Brücke noch sehr fehlen. Und mit der Wahrheit wird er es wohl auch nicht allzu peinlich genommen und, im keimenden Künstlerehrgeiz, des Guten getrost etwas zu viel gethan haben. Herr Höniger ist ein Schüler Skarbinas und kommt jetzt aus Paris. Seinen deutschen Lehrmeister hat er in kleinen Bildern zuweilen täuschend reproduzirt, und in Paris hat er sich noch einige Loth besonderer Experimentirlust dazu geholt. Er steht jetzt gerade an der Scheidegrenze, wo man in Gefahr geräth, um des lieben Neuen willen Neues in die Natur hineinzusehen, statt aus ihr herauszuholen. Letzteres ist nämlich schwerer. Doch ist mir dieser Zug, wenn er sich nicht willkürlich auswächst, gerade bei Höniger nicht unsympatisch. Er hatte bislang, trotz modernen Strebens, etwas Zahmes. Wenn er sich jetzt anschickt, kühner zu werden, so kann es nicht Wunder nehmen, daß er zunächst über die Schnur haut und eine von unsichtbarer Straßenlaterne gelbroth angestrahlte Riesendame vor einen blauen keifenden Abendhimmel stellt. Zusammen mit dem Terrakott des leuchtenden Asphalt und dem Graugrün des stumpfen Geländers macht dies ein naiv abscheuliches Farbentohuwabohu aus. Aber dieser jugendlich gewaltsame Thatendrang wird sich schon von selber legen, und vielleicht wird Höniger gekräftigt daraus hervorgehen.

Max Schlichting hat es schon weiter gebracht, nachdem er sich an derben Geschmacklosigkeiten bis vor ganz Kurzem sein redlich Theil geleistet hatte. Ein kleines Abendbildchen — eine Dame auf lampionerhellter Terrasse mit Blick über die Dächer einer Großstadt — zeigt sogar manche Stimmungsfeinheiten. Auch ein großes, leider schlechtgehängtes Bild — ein früher Morgen in einer Stadtbahnhofhalle mit ausziehenden Proletariern und verspäteten Nachtbummlern — hat mir einen günstigen Eindruck gemacht. Der Künstler ist sichtlich auf gutem Wege, ein tüchtiger Schilderer des Lebens und ein sicherer Licht- und Luftbeobachter zu werden.

Das Porträt tritt, für eine Ausstellung Berliner Künstler, merkwürdig zurück. Der ganz hübsch begabte Georg Meyn zeigt sich leider von einer bedeutend minderwerthigeren Seite, als wir ihn zu sehen gewohnt waren. Wer die beiden von ihm gemalten Herren zufällig kennt, muß geradezu staunen über die Armuth an charakteristischer Auffassung. Dafür zeigt ein neues Raabe-Porträt von Hanns Fechner die bei diesem Künstler gewohnte liebevolle Versenkung in die Persönlichkeit des Dargestellten. Das ganze Sonderlingsdasein des nun bald Schriftstellerpatriarchen, sein behagliches Hocken in einer mit allerhand Curiositäten vollgestopften Bücherstube, seine humorvolle Schlafrockwürde und spröde Unfrisirtheit, das alles tritt ungemein lebendig vor Einen. Vor Allem aber ist der Kopf charakteristisch herausgearbeitet mit seinen schalkhaft eingekniffenen, verstandeshellen Augen und dem durch Bartgestrüpp hindurch blitzenden attisch-feinen Mund.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Timon von Athen. Tragödie von Heinrich Bulthaupt. (Berliner Theater.) — Der Maskenball. Schwank von Alexandre Bisson und Albert Carré. (Residenztheater.)

„Meine Tochter, ich komme! ich komme!! ich komme!!!" mit diesen Worten richtet sich der sterbende König Lear noch einmal auf und sinkt todt

zurück, mausetodt ... Nicht etwa bei Shakespeare, sondern nur im Berliner Theater. Der Director und Schauspieler Barnay hat sich nämlich nach altem Schmierenbrauch diesen effectvollen Abgang selbst gedichtet und liebevoll zugedacht, was ihm jedesmal den dröhnenden Dank seiner festengagirten Beifallsklatscher einbringt. Kein Wunder, daß dieser große Menschendarsteller einen congenialen Shakespeare-Verbesserer neuerdings mit offenen Armen aufnahm und diesem Herrn Stadtbibliothekar Dr. Bulthaupt aus Bremen, der ihm seine Bearbeitung des „Timon" brachte, gerne sein Theater zur Verfügung stellte. Es thut mir eigentlich leid, den mit Recht geschätzten Verfasser einer Dramaturgie der Klassiker und der Oper, die auf jeder Seite viel ästhetisches und Bühnenverständniß verräth, in dieser Komödiantengesellschaft zu sehen. Nun er ist durch den Mißerfolg seines bereits wieder verschwundenen Werkes hart genug bestraft. Was hatte er aber auch in dieser Galeere zu suchen?!

Im Vorwort des bei Felix Bloch's Erben erschienenen Buches nennt der selbstbewußte Verfasser das muthmaßliche Werk des gealterten Dichters „ein hohles thönernes Gebild, von ungeschickter fast kindlicher Hand errichter". Ganz Unrecht hat er nicht, obwohl dessen Glanzstücke herrlicher und bühnenwirksamer sind, als alles, was die bisherigen Nachdichter aus eigenen Mitteln hinzugefügt haben. Aber auch das Charaktergemälde als Ganzes ist in all' seiner Schwäche noch tausendmal erfreulicher, als die impotente Schulmeisterarbeit seiner Verbesserer. Bei Bulthaupt gar wird aus der erschütternden Tragödie von Menschenliebe und Menschenhaß ein akademisches Rührstück, dessen wesentliche Zuthaten, auf die sich Bulthaupt offenbar etwas einbildet, nicht einmal seiner eigenen Einsicht entsprungen sind. In Genée's Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland wird erzählt, daß schon vor hundert Jahren im Londoner Drurylane eine beliebte Bearbeitung von Cumberland gegeben wurde, und diese hat ohne Zweifel Bulthaupt's beste Erfindungen vorweggenommen. Auch dort, wie hier, erfreut sich Timon einer lieblichen Tochter, die von ihrem Bräutigam, als ihr Vater verarmt, gleichfalls verlassen und später von den Senatoren Athens als Fürsprecherin gebraucht wird. Bei Bulthaupt fehlt auch nicht die lange Rührscene am Schlusse zwischen Timon und seiner Tochter, die gleichermaßen von Alcibiades geliebt wird. Anderes wieder hat Bulthaupt seinem Vorgänger Albert Lindner entnommen, dessen vieractige Verschlimmbesserung vor etwa zwanzig Jahren im Schauspielhaus abgelehnt wurde. Nur wenige Aenderungen des Bremer Dichters sind neu und gut. Vom Wunsche getrieben, das Verhältniß Timon's zu Alcibiades nicht bloß als Episode und Repoussoir behandelt zu sehen, wie von dem angeblichen Shakespeare, verändert Bulthaupt von Grund aus das Wesen der beiden Helden. Aus dem weichen Genußmenschen und kopflosen Verschwender wird also ein aufbrausender Heißsporn, der den „kneifenden" Bräutigam seiner Tochter einfach todtschlägt und diese noch obendrein verflucht, als sie sich über diesen störenden Gewaltact beklagt. Ingleichen wird Bluthaupt's Alcibiades verbannt, weil er die Mordthat Timons vertheidigt und dessen Tochter schützt, und gegen Plutarch's und Lucian's Ueberlieferung zieht er mit seinem Heere vor Athens Mauern, bloß um seinen Freund Timon zu rächen. Die Tochter aber hat die doppelte Aufgabe, mit scandirtem Wortschwall den lüderlichen Alcibiades zum gesitteten Lebenswandel zu bekehren, sowie Timon gegen seine Vaterstadt milder zu stimmen. Beide Bekehrungen gelingen wunderbar schnell.

„O ich that Unrecht, und mein eigen Blut
Spricht mir das Urtheil!"

jammert Timon und zieht sich in sein Zelt zurück, wo ihm sofort und ohne Weiteres das Herz bricht. Es ist immerhin anerkennenswerth, daß Bulthaupt so geschmackvoll war, sein Rührstück nicht wie Cumberland mit einem plumpen Hinweis auf die Vereinigung des Alcibiades mit Timon's Tochter zu beschließen.

Die Diction, wo sie nicht von Shakespeare übernommen ist, hat manche Vorzüge, doch merkt man auch ohne Kenntniß des Originals ziemlich genau, wo Shakespeare's Gold und wo Bulthaupt's Blech erklingt. So entsteht durch dieses Gemisch von Eigenem und Fremdem ein Stilgemengsel, das nicht sehr erfreulich wirkt. Bei Shakespeare sagt z. B. Timon in seinem Prosa-Trinkspruch einfach: „Meine Augen können die Thränen nicht zurückhalten" und das umschreibt Bulthaupt mit der folgenden Salbaderei:

„Ich würde welken, könnt' ich diesen Strom,
Der hier im Herzen schwillt und der mir jetzt
Durch diese Schleusen bricht (er trocknet die
Thränen) nicht von mir lenken,
Auf meiner Freunde, meiner Brüder Acker,
Auf diese theure, vielgeliebte Stadt,
Und sterben würd' ich, wenn der Zweifel ihn
Vergiftete ...

Das ist durchaus im Geiste Barnay's, und diese larmoyante Effecthascherei kam denn auch bei der Darstellung im Berliner Theater hervorragend zum Ausdruck. „Meine Tochter, ich komme!" sagt dort bekanntlich der König Lear.

Während diese Bremer Umdichtung bereits wieder verschwunden ist, hat Director Lautenburg mit einer etwas verspäteten Pariser Fastnachtsposse, die an der Seine selbst wenig glücklich war, einen großen und unbestrittenen Erfolg errungen. Bisson ist wie Valabrègue und der junge Feydeau kein Vertiefer von Labiche's Charakterschwank, aber dessen überaus geschickter Erneuerer. Er hat weniger Tiefe als Labiche und nicht den Geschmack und die Feinheit Meilhac's, indeß versteht er doch auch in seinem neuen Werke wieder, einen humoristischen Vorwurf bis in seine letzten Ausläufer durchzuführen und alle komischen und scenischen Seiten zu erschöpfen. In dieser Beziehung ist sein „Veglione" (diese italienische Bezeichnung einer Fasching-Redoute führt das französische Stück) um so lobenswerther, als darin das billige Hülfsmittel der Verwechslung und des Quiproquo gänzlich verschmäht wird. Die Folgen einer Lüge sind geschildert. Ein junger Arzt, der für einen Freund Erkundigungen über dessen Geliebte und ihre Familie einziehen sollte, schreckt den Auftraggeber ab, indem er ihm vorschwindelt, der Vater sei ein Säufer, die Mutter eine ehemalige Tingeltangelsängerin, und auch bei der Tochter zeige sich in ihrer Vorliebe für Sect und Bordeaux eine erbliche Belastung. Der abgeschreckte Verliebte zieht sich in Folge dieser Auskunft, wie der Gerhart Hauptmann'sche Held, von der unheimlichen Maid und ihrer angenehmen Familie zurück und flieht nach Amerika, während der hinterlistige Doktor die Braut heimführt. Natürlich kommt im Stück dieser leichtgläubige Kanadier zurück. Er erkundigt sich bei dem Arzt nach seiner einstigen Geliebten, worauf ihm zur Antwort wird, sie sei längst verheirathet. Gleichzeitig bemüht sich Dr. Blanchon, seine Frau vor ihm zu verbergen, indem er sie mit seinem Haus- und Geschäftsgenossen, dem alten Apotheker Poulard zu einer Tante nach Nizza schickt. Doch die lebenslustige junge Frau beredet ihren Begleiter, da dort gerade Carnevalsfreuden blühen, mit ihr den Veglione zu besuchen. Dort trifft sie den Kanadier, frischt die Bekanntschaft mit ihm wieder auf und erfährt die Wahrheit oder vielmehr die Lüge. Im letzten Acte rächt sie sich dafür, indem sie im Sinn ihrer angeblichen Tingeltangelmutter ein Einverständniß mit dem Jugendfreunde vorspiegelt, um ihren Gatten eifersüchtig zu machen, und zugleich die Betrunkene spielt als richtige Tochter eines angeblichen Alkoholikers. Was noch an komischen Einfällen und Scenen nebenhergeht, wirkt schon darum, weil alles mit der Grundidee zusammenhängt, so die ausgelassene Scene, wo die auf ihren Gatten eifersüchtige Apothekerin die Eltern der jungen Frau mit Anspielungen auf die väterliche Trunksucht und die mütterlichen Chansonnetten überschüttet, was in den verblüfften braven Leutchen ängstliche Zweifel an der Alten Vernunft hervorruft. Leider ist der Witz etwas grober Natur, doch fehlt es auch nicht an feineren Zügen der Bouffonnerie. Da hat der Apotheker einen Honig erfunden, dessen — lösende Wirkung dadurch herbeigeführt wird, daß die Bienenstöcke mit einer Purgirpflanzen-Plantage umgeben werden. Aber der Provisor experimentirt auf eigene Faust, indem er den Bienen Wismuthpulver auf die Pflanzen streut, wodurch der Honig eine stopfende Wirkung erhalten soll. Kurz, es ist zuweilen eine wahrhaft Molière'sche Komik, die an die drastischen Menschlichkeiten des „Eingebilden Kranken" erinnert.

Die Aufführung war vorzüglich, obwohl Herr Alexander immer undeutlicher spricht und seine Rollen bald nur noch stammelt, und obschon Frln. Sandow, vortrefflich in sentimentalen Rollen, jeder komischen Kraft entbehrt. Erfreulich ist der große Erfolg aber auch deshalb, weil er Herrn Lautenburg's etwas gefährlichen Versuch einer doppelten Bühnenherrschaft für's erste erleichtert. Der Repertoiresorgen im Residenztheater auf lange hinaus enthoben, wird er sich nun dem Neuen Theater mit seiner ganzen Kraft und hoffentlich mit jenem Glücke widmen können, das seinem literarischem Wagemuth und Geschmack bis jetzt dort versagt blieb.

Notizen.

Von Brockhaus' Konversations-Lexikon, dem Vorbilde aller deutschen Werke dieser Art, ist mit dem 8. und 9. Band die Hälfte der neuen 14. Auflage erschienen. Diese Bände enthalten eine reiche Fülle zuverlässiger Artikel, die fast überreich illustrirt sind. Die Chromotafeln sind wie immer wahre Meisterwerke, mögen sie die merkwürdige Gestalt einer Giraffe oder eine noch selsamer geformte Gruppe der Glasschwämme oder das Goethe-Denkmal Meister Schaper's oder eine Sammlung farbenprächtiger Glasfenster darstellen. Die Karten sind vorzüglich und dem neuesten Stande entsprechend. Auch der Text ist wieder überaus sorgfältig redigirt, besonders die biographischen Artikel sind zuverlässig. Die Aussprache der Fremdwörter wäre aber einer Revision bedürftig. So wird Maupassant's Vorname Guy (Veit) keineswegs Güi, sondern Gi, wie schon ein Blick in den Sachs-Villatte lehren würde, ausgesprochen. Die kritische Schadenfreude, im Brockhaus einen Fehler gefunden zu haben, ist gegenüber einem solchen untadeligen Musterwerke gewiß verzeihlich.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Th. Knaurs
Klassiker-Oktav-Ausgaben.
Bei großer Schrift die billigsten.
Verzeichniß gratis.
Leipzig.

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.
Perlen griechischer Dichtung
ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.
Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—.

Bekannte Glückscollecte
A. Gerloff, Nauen bei Berlin.

Grosse Meininger Kinderheilstätten-Lotterie zu Salzungen schon 8., 9., 10. März.
Gstw. 166666 Mk., Hptgw. 50000, 10000 Mk. u. s. w. 1 Orig.-Glückslos nur 1 Mk.

Gr. Geldlotterie schon 15. u. 16. März.
Gstgw. 70000 Mk., Hptgw. 30000, 10000 Mk. u. s. w. 1 Orig.-Glückslos nur 3 Mk., ½ Ant. 1,75, ¼ 1 Mk., ⅛ 50 Pfg.

Gr. Geldlotterie schon 2.-20. März Hauptziehung.
ev. 500000 Mk., 200000, 100000, 50000, Mk. u. s. w. Niedrigster Gewinn 155 Mk.
Fast die Hälfte gewinnen, höchste Gewinn-Aussicht. 1 Orig.-Glückslos nur 16 Mk.
1 Mk. Lose und Ant. 11 für 10.
Porto 10 Pfg., jede Liste 20 Pfg.

Werthvoll für jeden Literaturfreund.

Soeben ist erschienen:

Schillers Sohn Ernst.

Eine
Briefsammlung mit Einleitung.
Von Dr. Karl Schmidt,
Oberlandes-Gerichts-Rath.
Mit Bildnissen und 2 Handschriften von Schiller und Goethe.
Ein starker Band br. 6 *M*, geb. 7,60 *M*.
Ein höchst werthvoller Beitrag zur Schillerliteratur.
Das Werk enthält nur bisher noch ungedruckte Briefe; die Handschriften waren bisher noch nicht veröffentlicht.
Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Charles Kingsley's Gedichte
gesammelt und übersetzt von
P. Spangenberg.
Hochelegant mit Goldschnitt gebunden.
Preis Mark 4.—.
Geschmackvoll broch. Preis Mark 3.20.
(Cassel 1893. Verlag von **Th. G. Fisher & Co.**)
Die vorstehend angekündigte Gedichtsammlung eignet sich in Anbetracht ihrer glänzenden Ausstattung ganz hervorragend zu Festgeschenken. Das Buch ist (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung zu beziehen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen.
Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Erfolgreichste Reclame
in Berlin
durch
Aufstellung von Arrangements oder Auslage von Original-Waaren
in der
Urania-Säule.
Neueste Reclame
(in Vorbereitung),
Bewegliche Dioramen im Innern der Säule.
Einblick gratis.

Jede sonstige Information ertheilt die
Urania-Uhren und Säulen-Commandit-Gesellschaft
Berlin C., Spandauerbrücke 11.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 10. März 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Identitätsnachweis. Von Dr. J. Jastrow. — Die Unfälle in der Forst- und Landwirthschaft. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Sensations-Katastrophen. Zum Unglück auf der „Brandenburg". Von Ingenieur Wilhelm Berdrow. — **Literatur und Kunst:** Ein Wagnertheater in München. — Sozialdemokratie und ethischer Unterricht. Von A. Döring. — **Feuilleton:** Das Gewissen des Herrn Piquendaire. Humoreske von Emile Augier. — **Aus der Hauptstadt:** Volldampf voraus! Von Prinz Vogelfrei. — Die dritte Elser-Ausstellung. — Notizen. — Anzeigen.

Der Identitätsnachweis.

Von Dr. J. Jastrow.

Anläßlich des russischen Handelsvertrages ist die bereits früher oft betonte „Aufhebung des Identitätsnachweises" beim Getreideexport von Neuem aufgetaucht, und diesmal, wie es scheint, mit Aussicht auf Erfolg. Die Forderung geht von den Agrariern des Ostens aus und wird von einem Theile der Handelswelt unterstützt, während ein anderer Theil derselben in Gemeinschaft mit den Landwirthen des Westens Anhänger des bestehenden Zustandes ist. So scheinen die Parteien, welche sich eben angesichts des russischen Handelsvertrages gegen einander zu ballen im Begriff stehen, schon wieder einer anderen Art von Gruppirung Platz zu machen. Das große Publikum ist hierüber vollends in Verwirrung gerathen und weiß zum größten Theile weder was Identitätsnachweis ist, noch was seine Aufhebung bedeuten würde.

Jeder Schutzzoll hat den Zweck, die heimische Production zu „schützen", d. h. ihr auf dem heimischen Markte einen Vortheil vor dem ausländischen Concurrenten zu gewähren. Wird auf die Tonne Getreide ein Einfuhrzoll von 35 Mark gelegt, so kann der einheimische Landwirth, wenn er sein Getreide zu Markte bringt, 35 Mark mehr verlangen, weil er sicher ist, daß sein ausländischer Concurrent nur zu einem um 35 Mark erhöhten Preise anbieten kann. Haben also die einheimischen Landwirthe, soweit sie Getreide verkaufen, ein Interesse an dem Einfuhrzolle, so hört dieses Interesse auf, sobald es sich um eine Einfuhr handelt, die wiederum zur Ausfuhr bestimmt ist. Von durchgehenden Waggons wird kein Einfuhrzoll erhoben. Nun gibt es aber auch ausländische Producte, welche bei uns das Schienengeleise verlassen, sich eine Zeit lang im Lande aufhalten und dann wieder in's Ausland gehen. Im großen Maßstabe ist dies bei dem sogenannten Veredelungsverkehr der Fall. Wenn z. B. österreichische Webestoffe zum Bedrucken, Färben oder Appretiren in's Elsaß gebracht und dann wieder zurückgeliefert werden, so wäre es selbst im Sinne der Schutzzöllner die größte Thorheit, die Rohmaterialien eines solchen Verkehrs mit einem Einfuhrzoll zu treffen und so die Beschäftigung der einheimischen Arbeitskräfte zu erschweren. So alt wie die Schutzzölle, so alt sind daher überall die Bestrebungen, den durchgehenden Verkehr in den verschiedensten Formen von der Zolllast zu befreien. Wie man im Interesse der Fabrikation dem Veredelungsverkehr Privilegien zugestanden hat, so hat man auch dem Handel gewisse Concessionen gemacht. Dem Kaufmanne, welcher bei Einfuhr der Waaren manchmal noch nicht weiß, ob er dieselben im Inlande oder in's Ausland absetzen wird, wird gestattet, dieselben in ein „Transitlager" zu bringen. Der Zoll wird ihm einstweilen gestundet. Setzt er die Waaren in's Inland ab, so muß er den Zoll in baarem Gelde entrichten; gehen die Waaren vom Transitlager direct in's Ausland, so wird der gestundete Betrag durch Abschreibung erledigt. Wo die Beaufsichtigung der Transitläger nur locker war, da haben in früheren Zeiten die Interessenten vielfach Schiebungen gemacht, durch Mischung von Waaren und ähnliche Manipulationen allerhand Vortheile herauszuschlagen gewußt. Der deutsche Zollverein hat daher bei uns eine strenge Praxis eingeführt. Geht aus dem Transitlager die Waare in's Ausland, so wird der Zoll nur dann vergütet, wenn nachgewiesen wird, daß die exportirte Waare mit der verzollten identisch ist. Auch wenn das Transitlager zum Zwecke der Waarenmischung gehalten wird (wie z. B. bei uns im Interesse besserer Verwendbarkeit deutsches und russisches Getreide gemischt wird), wird der Zoll nur für den Bestandtheil der exportirten Waare vergütet, der aus der verzollten ausländischen Waare herrührt. Derartige Transitläger bestehen für russisches Getreide bei uns in Stettin, Danzig, Königsberg und Memel. Solange der Identitätsnachweis festgehalten wird, bleibt die Verbindung von Import und Export auf diese vier Plätze beschränkt.

Der Identitätsnachweis ist eine gewaltige Fessel für den Getreideexport. Seitdem die Landwirthe den Getreidezoll erlangt haben, hat ihr früheres Exportgeschäft fast aufgehört. Während wir an Weizen (und diese Getreideart käme für den Export aus Deutschland in erster Linie in Betracht) vor Einführung des neuen Zolltarifes jährlich bis zu 7 Millionen Doppelcentner exportirten, ging nach der Einführung der neuen Getreidezölle der Export schnell auf eine halbe Million und selbst weniger herunter und ist in dem letzten Jahre bis auf ganz minimale Ziffern (30 000, 10 000, 7000 Doppelcentner) zusammengeschmolzen. Der englische Markt ist unseren Landwirthen ganz verloren gegangen. Den entgangenen Gewinn suchten sie zunächst auf einem Umwege zu erreichen. Um ihre inländischen Abnehmer, die großen Müllereien, zu kräftigen, wurde im Jahre 1882 den Mühlen die Rückvergütung des Zolles beim Export von Mehl auch dann zugesagt, wenn das im Mehl enthaltene Getreide mit dem verzollten nicht identisch war. Die Mühlenindustriellen konnten also Lieferungsverträge auf Weizenmehl an das Ausland abschließen, ohne durch den Zoll genirt zu werden, und konnten durch diese günstigeren Aussichten auch ihren Lieferanten entsprechend höhere Preise bewilligen. Seit diesem ersten Erfolge hat das Drängen nach gänzlicher Aufhebung des Identitätsnachweises niemals auf-

gehört. Unseren östlichen Landwirthen liegt nach den natürlichen Verkehrsverhältnissen das durch eine billige Wasserstraße getrennte England näher als der deutsche Westen, zu dem sie nur auf theuren Eisenbahnfahrten gelangen. Für den Westen ist der natürliche Getreidehafen Rotterdam, wo das Getreide des Weltmarktes einströmt und zu billigem Preise unseren Rheinlanden zugeführt werden könnte, wenn man sicher wäre, den Zoll wirklich nur für die im Inlande verbrauchte Menge zu bezahlen und sich bei anwachsenden Ueberschüssen durch einen Export schadlos halten könnte.

Aus diesen Gründen verlangen im Osten die Landwirthe die Aufhebung des Identitätsnachweises, um von den Transitlägern in Stettin, Danzig, Königsberg und Memel unabhängig zu werden, während diese Ostseestädte an der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes und ihres damit verbundenen Privilegs ein Interesse haben. Umgekehrt fürchten im Westen die Landwirthe bei der Aufhebung des Identitätsnachweises eine gewaltige Zunahme der ausländischen Getreideconcurrenz, während die westlichen Handelsstädte der Aufhebung des Identitätsnachweises und der damit verbundenen Belebung des Getreidegeschäfts günstig gesinnt sind. Die verschiedene Stellung der Handelsstädte in Ost und West hat Lexis kürzlich in dem betreffenden Artikel des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften (Bd. IV) an dem Beispiele von Danzig und Mannheim illustrirt. Danzigs Handel beruht auf dem Umschlage von der Weichsel zur Ostsee. Steigert sich die Einfuhr auf der Weichsel und die Ausfuhr über die Ostsee, so nimmt der Danziger Handel zu. Diese Verbindung heftet sich an das Transitlager und den Identitätsnachweis. Wird aber der Identitätsnachweis aufgehoben, bekommt jeder, der eine Bescheinigung über irgendwo erfolgte Einfuhr vorzeigt, beim Export eine Zollvergütung; so wandern die Bescheinigungen frei zwischen Osten und Westen hin und her, und Danzig kann es erleben, daß seine Ausfuhr nach England in die Höhe getrieben wird, bloß damit das Einfuhrgeschäft in den Rheinlanden emporblüht. Mannheim hingegen, welches seiner ganzen Anlage nach berufen ist, einen Stapelplatz für Getreide zu bilden, kann nach dem einzigen in seiner Nähe befindlichen Auslande, nämlich nach der Schweiz, nur einen geringen Theil des rheinaufwärts an seinen Markt gelangenden Getreides exportiren; die Hauptmasse verwendet es, um Baden, Württemberg und Elsaß-Lothringen zu versorgen. Die Aufhebung des Identitätsnachweises würde der Mannheimer Kaufmannschaft die Möglichkeit geben, ungefesselt zu importiren und gerade durch die Verbindung mit anderen Handelsplätzen, die dann den Export etwaigen Ueberschusses in's Ausland übernehmen, den eigenen Handel zu kräftigen.

Wenn wir aus Anlaß des russischen Handelsvertrages bemerkten, daß dieses Vertragswerk zum ersten Mal die lange vernachlässigten Handelsstädte unseres Ostens zur Geltung kommen läßt, so ist die Aufhebung des Identitätsnachweises der Gegenstoß, der nirgends schwerer empfunden werden würde, als in jenen vier Ostseestädten; ebenso wie diese Aufhebung ein Zugeständniß an die östlichen Agrarier wäre, die sich durch den Handelsvertrag benachtheiligt glauben.

* * *

Eine Reihe von Controversen knüpft sich noch an die Frage, in welcher Form die Aufhebung des Identitätsnachweises vor sich gehen solle. Aus den Kreisen der deutschen Ostseestädte rührt der Gedanke her, die Aufhebung des Identitätsnachweises, wenn dieselbe stattfinden sollte, auf das zu beschränken, was der Name sagt. Die Transitläger und mit ihnen die privilegirte Stellung von Stettin, Danzig, Königsberg und Memel sollten bestehen bleiben. Nur sollte dem Importeur, der den Weizen verzollt hat, beim Export der Nachweis erlassen werden, daß die exportirte Waare dieselbe sei, wie die verzollte. Hier sollte mit der freieren Regelung der Sache die Bindung der Person vereinigt werden. Der importirte und der exportirte Weizen sollte nicht identisch sein müssen, wohl aber die Person des Importeurs und Exporteurs. Es war der Abgeordnete für Danzig, Rickert, der im Jahre 1887 diesen Antrag im Reichstage einbrachte. Allein diese bloße Aufhebung des Identitätsnachweises ohne sonstige Aenderung der gegenwärtigen Verhältnisse entspricht den Interessen der Kreise, welche die Aufhebung hauptsächlich fordern, nicht. — Eine zweite aussichtsvollere Form der Aufhebung besteht in der Forderung, daß beim Import Zollquittungen ausgestellt werden sollen, für welche der Exporteur die Rückerstattung des in ihnen benannten Zolles erhält. Da nun bei uns jedenfalls stets sehr viel mehr Weizen importirt als exportirt werden wird, so wird es Zollquittungen in großer Menge geben. Die einzelne Zollquittung wird deswegen für eine Kleinigkeit zu haben sein. Man nimmt an, daß bei einem Zoll von 35 Mark die Zollquittungen für höchstens 3 bis 4 Mark zu erstehen sein würden. Wenn also die Landwirthe aus Ostpreußen, Westpreußen und Posen beim Export nach England für jede Tonne Weizen 35 Mark Zoll „vergütet" erhalten wollen, so brauchen sie nur Zollquittungen zum Preise von 3 bis 4 Mark anzukaufen, würden also beim Export, wenn auch nicht gerade den ganzen Zoll, so doch 31 bis 32 Mark als Exportprämie einstreichen. — Noch deutlicher tritt die Wirkung hervor, wenn das Verhältniß umgekehrt, wenn beim Export eine Bescheinigung ertheilt wird, die zur zollfreien Einfuhr einer entsprechenden Menge berechtigt. Da der Export stets geringer sein wird als der Import, so werden solche „Einfuhrvollmachten" stets gesucht sein. Man wird für dieselben in der Regel annähernd den ganzen Zoll bezahlen, wie die Kaufmannswelt annimmt, bei einem Zoll von 35 Mark etwa 31 bis 32 Mark. Bei diesem System haben die exportirenden Gutsbesitzer oder ihre Kommissionäre die baare Zahlung, die sie zum Lohne für den Export erhalten, noch deutlicher vor Augen. Wird freilich die Ausfuhr übertrieben und sind die Einfuhrvollmachten in immer steigender Zahl vorhanden, so werden sie im Preise sinken, so lange bis der Export aufhört, lohnend zu sein. Der billige Stand der Einfuhrvollmachten kann dann wiederum eine Anlockung zur Einfuhr bilden und auf den inneren Markt drücken, wodurch der Export wieder lohnend wird. So eröffnen sich hier eine Reihe ganz unberechenbarer Chancen. Dazu kommt, daß der Getreidekaufmann, der größere Massen Getreides importiren will, durch das System der Einfuhrvollmachten genöthigt würde, ein großes Kapital auf deren Anschaffung zu verwenden. Die Einfuhrvollmachten werden, wie alle ähnlichen Papiere, selbstverständlich nur mit begrenzter Frist (etwa mit dreimonatlicher oder sechsmonatlicher Geltung) ausgegeben werden können. Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft haben schon vor langer Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß regelmäßig die Scheine, die kurz vor dem Ablauf stehen, am billigsten zu haben sein würden. Ein Kaufmann, der eine Schiffsladung Getreide aus Amerika am 1. December erwartet, wird Scheine kaufen, die nur noch etwa bis zum 15. December gültig sind. Wenn nun durch irgend einen Seeunfall das Schiff genöthigt ist, unterwegs auf drei Wochen in einen Hafen zu gehen und erst nach erfolgter Ausbesserung am 30. December in Hamburg eintrifft, so ist das ganze auf den Ankauf der Einfuhrvollmachten verwandte Kapital (für eine Schiffsladung etwa 30000 bis 40000 Mark) verloren. — Uebrigens ist mit der Aufhebung des Identitätsnachweises noch eine viel einfachere Form der Zollvergütung vermengt worden. Der Antrag Stolberg vom Jahre 1887 verlangte, daß jedem Getreideexporteur beim Export eine dem Zoll entsprechende Summe ausgezahlt werden sollte. Dies ist eine Exportprämie in regelrechter Form und hat mit der Aufhebung des Identitätsnachweises gar nichts mehr zu thun. Erwähnt muß diese Form aber hier gleichwohl werden, weil unter mannigfachen Verschleierungen die Aufhebung des Identitätsnachweises zu solchen Exportprämien benutzt werden soll. Wenn es zum Beispiel gegenwärtig heißt, die Regierung sei bereit, die Einfuhrvollmachten nicht bloß bei Einfuhr des entsprechenden Getreides, sondern bei Einfuhr beliebiger anderer Waaren an sämmtlichen Zollkassen des Reiches in Zahlung zu nehmen, so läuft dies darauf hinaus, daß der exportirende Getreideproduzent beim Export einen Schein erhält, den er, von allen Schwankungen des Getreidemarktes ab-

gesehen, zu jeder Zeit an irgend einen Importeur (sei es in Getreide, sei es in Stahl, Eisen, Galanteriewaaren ꝛc.) zu annäherndem Nominalbetrage würde absetzen können, d. h. eine Exportprämie in Gestalt einer Art von Papiergeld, welches bei allen Zollkassen einlösungsfähig ist.

Scheidet man von den vier diesbezüglich gemachten Vorschlägen den Antrag Rickert, der das Danziger Interesse und den Antrag Stolberg, der das extremste agrarische Interesse darstellt, aus, so handelt es sich im Wesentlichen um die Frage, ob beim Import Zollquittungen oder beim Export Einfuhrvollmachten ertheilt werden sollen.*)

Ueber die muthmaßlichen Wirkungen dieser beiden zur Auswahl gestellten Formen wird gegenwärtig in den Kreisen der Landwirthe, wie der Getreidekaufleute viel geschrieben und gestritten. Der Unterschied wird wohl erheblich überschätzt und noch mehr die Möglichkeit, ihn schon heute richtig zu bemessen. Der Ausfall der Ernten im Inlande und im Auslande, die Möglichkeit, bei lohnender Ausfuhr den Weizenbau auf Kosten des heutigen Kartoffelbaues und der Branntweinbrennerei zu steigern, Alles dies kann die verschiedenartigsten Gestaltungen hervorrufen, die den Werth derartiger Papiere so beständig beeinflussen, daß es kaum möglich sein wird, zu berechnen, welcher Theil des Einflusses gerade auf die gewählte Form des Bonifikationspapieres zu schieben sein wird. Es handelt sich hier um Fragen, die heute auch der gewiegteste Kenner des Getreidemarktes nicht mit Sicherheit beantworten kann, und die vermuthlich, auch wenn Erfahrungen vorliegen werden, bei den Sachverständigen verschiedene Beurtheilung finden werden.

Mag die eine oder die andere Form vorgezogen werden, die Hauptfrage ist heute für die betheiligten Kreise, ob der Identitätsnachweis überhaupt aufgehoben werden soll. Nun läßt sich freilich nicht leugnen, daß gerade die, welche die Aufhebung fordern, die Agrarier des Ostens, kein Recht dazu haben. Sie sind Schutzzöllner aus Interesse, und wenn sie die Folgen des Schutzzolles auch am eigenen Leibe zu spüren bekommen, so können sie sich nicht darüber beklagen. Den Landwirthen, die das ausländische Getreide vom Markte fernhalten, ihr eigenes Getreide aber möglichst leicht auf den ausländischen Markt werfen wollen, schwebt als Ideal ein Zustand vor, in welchem die Thür von außen verschlossen und von innen geöffnet ist. Ist es nun gleich nicht möglich, ihnen diesen Idealzustand zu beschaffen, so dürfen wir freilich eine wichtige Einzelfrage nicht mit einem derartigen argumentum ad hominem abfertigen. Die Aufhebung des Identitätsnachweises ist eine Lockerung der Schutzzollschranken. Die Forderung kann daher vom Standpunkte des Freihandels nicht versagt werden, mag sie aufgestellt werden von wem immer es sei.

Ob aber die Aufhebung des Identitätsnachweises *gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke* bewilligt werden soll, das ist nicht eine wirthschaftliche, sondern eine parteipolitische Frage. Die Reichsregierung hat in dem gegenwärtigen Augenblicke recht daran gethan, sich auf keine derartige Forderung einzulassen. Man darf einer Opposition nicht mehr Ehre anthun, als ihr zukommt, und die zahnlosen Schreier im Bunde der Landwirthe haben es in keiner Weise verdient, daß von ihnen eine Regierung durch Gegenconcessionen das erkaufen soll, was sie ihnen durch einfachen Befehl abzuzwingen in der Lage ist. Erst müssen die Agrarier, welche behauptet haben, daß sie den russischen Handelsvertrag ablehnen wollen, durch offene Zustimmung oder durch theilweises Fernbleiben ihrer Freunde am Tage der Abstimmung den Beweis liefern, daß weder jetzt noch in Zukunft auf derartige Vorhersagen von ihrer Seite irgend etwas zu geben ist. Nachdem diese Selbstcharakteristik geleistet und der russische Handelsvertrag perfekt geworden ist, kann dann unabhängig davon die Aufhebung des Identitätsnachweises in Erwägung gezogen werden.*) Ein Zusammenhang zwischen dem Handelsvertrage und der Aufhebung des Identitätsnachweises wird gleichwohl bestehen bleiben. Denn selbstverständlich konnte auf den Identitätsnachweis so lange nicht verzichtet werden, als das Getreide an der einen Grenze mit 35 Mark, an der anderen mit 50 Mark verzollt wurde. Erst die Gleichheit des Zolles, wie sie durch den russischen Handelsvertrag geschaffen wird, ermöglicht die Aufhebung des Identitätsnachweises.

Kann die Aufhebung des Identitätsnachweises vom freihändlerischen Standpunkt aus nicht versagt werden, so darf man darum nicht glauben, daß durch die Bewilligung dieser Forderung die irrationellen Verhältnisse, die die Schutzzollmauern im Welthandel herbeigeführt haben, etwa gemildert werden. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß das Irrationelle der Zustände sogar noch stärker hervortreten wird. Mag man Zollquittungen oder Einfuhrvollmachten schaffen, dieselben werden jedenfalls zum Gegenstande eines spekulativen Handels werden. Der Landwirth wird noch mehr abhängig von der Börse, von der er sich emanzipiren möchte. Er wird immer mehr genöthigt, nicht nur die Schwankungen der Getreidekurse, sondern auch die Kurse dieser Bonifikationspapiere zu verfolgen. Ab und zu werden Landwirthe auch genöthigt sein oder sich genöthigt glauben, sich gegen derartige Schwankungen durch Spekulationen auf eigene Hand den Rücken zu decken. Von diesen Verhältnissen wird die Landwirthschaft nicht früher erlöst werden, als bis sie von dem Danaergeschenk der Schutzzölle befreit ist. Hierzu ist einstweilen keine Aussicht. Die Landwirthschaft ist unter unseren heutigen deutschen Verhältnissen ein Gewerbe, das einer fürsorglichen Pflege auch von Seiten des Staates mehr bedarf, als irgend ein anderes. Nicht darin liegt der Irrthum der Agrarier, daß sie diese Pflege beanspruchen, sondern darin, daß sie immer meinen, sie könne nur in der Form des Schutzzolles geleistet werden. Solange der Liberalismus sich überwiegend aus der städtischen Bevölkerung rekrutirt, wird die Bekämpfung des Schutzzolles die Hauptsache in seiner Agrarpolitik bilden. Wächst uns endlich einmal auch ein Stamm liberaler Landwirthe heran (und die Uebertreibungen des Bundes der Landwirthe können eine solche Entwickelung wohl vorbereiten), dann wird das liberale Problem in dieser Beziehung nicht mehr die Frage sein, wie man die Schutzzölle abschaffen, sondern wie man sie durch eine vernünftigere Fürsorge für die Landwirthschaft überflüssig machen kann. Dann werden derartige Fragen wie der Identitätsnachweis und seine Aufhebung ihren Platz in einem Museum wirthschaftshistorischer Merkwürdigkeiten finden.

*) Diese sehr einfache Alternative hat dadurch so überaus verwirrend gewirkt, daß in verschiedenen Schriftstücken dieselben Ausdrücke zur Bezeichnung der entgegengesetzten Dinge verwendet worden sind. Wenn von „Einfuhrscheinen" die Rede ist, so verstehen die Einen darunter Scheine, die *bei der* Einfuhr ausgestellt werden (Zollquittungen), die Anderen hingegen Scheine, die *zum Zwecke der* Einfuhr ausgestellt werden (Einfuhrvollmachten). Die entsprechende Doppeldeutigkeit herrscht bei dem Worte „Ausfuhrscheine". Am besten wäre es, diese doppeldeutigen Ausdrücke niemals zu gebrauchen und die Gegensätze stets mit „Zollquittungen" und „Einfuhrvollmachten" zu bezeichnen.

*) Während diese Zeilen in den Druck gehen, erscheint freilich schon der Gesetzentwurf über die Aufhebung des Identitätsnachweises. Der Bundesrath soll ermächtigt sein, die Einfuhrvollmachten auch für die Einfuhr anderer Waaren gelten zu lassen. Daß wir in der letzteren Bestimmung einen Weg zur Exportprämie erblicken, und daß wir in der frühzeitigen Einbringung der Vorlage ein nicht nothwendiges Zugeständniß erblicken, geht aus dem Obigen hervor. Von der Hand zu weisen ist der Gesetzentwurf aber nicht.

Die Unfälle in der Forst- und Landwirthschaft.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Vor Kurzem ist die Statistik der entschädigungspflichtigen Unfälle in der deutschen Forst- und Landwirthschaft, bearbeitet von dem Reichsversicherungsamt, erschienen, welche eine erschöpfende Darstellung der in dem Jahre 1891 in land- und forstwirthschaftlichen Betrieben vorgekommenen Unfälle enthält. Die Ergebnisse und Aufschlüsse dieser interessanten Veröffentlichung sind sehr lehrreich, wenn auch keineswegs erfreulich

und verdienen eine sachliche Würdigung in um so höherem Maße, je mehr aus ihnen zu entnehmen ist, daß die Ausführung der Unfallgesetzgebung in der Land- und Forstwirthschaft noch sehr, sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Vor dem Erlaß des Unfallgesetzes vom 5. Mai 1886, welches die Wohlthaten der öffentlich-rechtlichen Unfallversicherung den in der Landwirthschaft beschäftigten Arbeitern zugewendet hat, bestand in weiten Kreisen der landwirthschaftlichen Bevölkerung eine starke Abneigung gegen die Ausdehnung der Versicherungsgesetze auf diesen wichtigsten Zweig der Urproduction; man bezweifelte, daß ein Bedürfniß hierfür vorhanden sei, man stellte in Abrede, daß der landwirthschaftliche Betrieb auch nur in annähernd gleichem Maße mit Unfallgefahr verbunden sei, wie der industrielle und gewerbliche und war der Meinung, daß für die in der Landwirthschaft sich ereignenden Unfälle die Nothwendigkeit einer öffentlich-rechtlichen Fürsorge nicht anerkannt werden könne. Die Motive des eben genannten Gesetzes traten dieser Anschauung scharf entgegen. Sie betonten, daß ungeachtet des Mangels zahlenmäßiger statistischer Nachweise auf Grund der unmittelbaren praktischen Erfahrung als feststehend angenommen werden dürfe, daß im Allgemeinen die Unfallgefahr in der Land- und Forstwirthschaft nicht geringer sei als in der Industrie, nur dieses Zugeständniß wurde den Gegnern gemacht, daß die Massenunfälle sich in den gewerblichen Betrieben häufiger ereigneten als in den landwirthschaftlichen.

Die Veröffentlichung des Reichsversicherungsamtes zeigt nun in schlagender Weise, wie durchaus berechtigt diese Ausführungen der Gesetzesbegründung waren, und wie dringend nothwendig die Erstreckung der Unfallversicherung auf das Gebiet der Landwirthschaft im allgemeinen Interesse war; wenn es heute noch nicht an Gegnern dieser Ausdehnung fehlt, so kann ihnen nicht wirksamer entgegen getreten werden, als durch den Hinweis auf die Ergebnisse der Unfallstatistik.

Die entschädigungspflichtigen Unfälle betrugen im gedachten Jahre 19,918 und es ist sehr zu beachten, daß 2236 oder 11,23 Proc. derselben den Tod des Verletzten zur Folge hatten; nach der gewerblichen Unfallstatistik von 1887 betrugen die entschädigten Unfälle in diesem Jahre 15,970. Wenn schon die obige Zahl eine sehr bedeutende genannt werden muß und die Schlußfolgerung gestattet, daß die Unfallgefahr in der deutschen Landwirthschaft eine recht erhebliche ist, so ergibt die Prüfung der Frage nach den Ursachen dieser Unfälle das höchst bedauerliche Ergebniß, daß der weitaus größere Theil derselben durch sachgemäßes Handeln aller betheiligten Personen hätte vermieden werden können! Nicht weniger als 11,35 Procent aller Unfälle sind auf das Fehlen von Schutzvorrichtungen zurückzuführen, 5,6 auf fehler- und mangelhafte Betriebseinrichtungen und 1,25 auf ungenügende oder gänzlich fehlende Anweisung; mehr als 18 Procent der Unfälle wurden somit durch ein schuldhaftes Verhalten der Arbeitgeber verursacht. Die Statistik zeigt weiter, daß 24,43 Procent derselben auf die Schuld des Arbeiters, mehr als 20 auf die gemeinsame Verschuldung beider und mehr als 2 Procent auf das schuldhafte Verhalten von Mitarbeitern urd dritten Personen zurückzuführen sind; es ergibt sich hieraus, daß fast 66 Procent durch das Verhalten der bei dem Betriebe thätigen Personen verursacht worden sind. Man wird schwerlich in Abrede stellen können, daß dies ein höchst trauriges Ergebniß genannt werden muß, welches alle Betheiligten veranlassen sollte, die volle Kraft einzusetzen, um diese Zahl der Unfälle zu vermeiden.

Es ergibt sich aus den statistischen Angaben, daß ein überaus großer Theil der Unfälle vermieden worden wäre, wenn die Betriebsunternehmer es nicht unterlassen hätten, die Schutzvorrichtungen anzubringen, welche die Technik heute kennt; zwei Thatsachen, durch welche diese Behauptung erwiesen wird, mögen hier angeführt werden. Bei den durch die Benutzung von Maschinen verursachten Unfällen wurden fast 56 Procent durch das Fehlen von Schutzvorrichtungen hervorgerufen; von 201 Unfällen an Wellen und Wellenverbindungen betrafen 86 männliche und 115 weibliche Personen, 21 oder $10^1/_2$ Procent derselben starben in Folge der Verletzung; fast sämmtliche Unfälle hätten durch eine sichere Verdeckung der Wellen und Kupplungen verhütet werden können, in den meisten Fällen fehlte die Verdeckung völlig oder sie war in ungenügender Weise, insbesondere zu schwach oder nicht festgelagert, hergestellt. Die landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaften haben bisher von ihrer Befugniß, Vorschriften zur Unfallverhütung zu erlassen, so gut wie keinen Gebrauch gemacht, während die gewerblichen der Unfallverhütung seit Jahren schon ihre volle Aufmerksamkeit widmen. Die Folgen dieser verschiedenartigen Stellung beider zu der Unfallverhütung liegen klar zu Tage, die Unterlassungssünde, welche jene begangen haben, ist vor Allem für die außerordentliche Zahl der Unfälle in der Landwirthschaft verantwortlich zu machen. Nur Kurzsichtigkeit kann die landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaften davon abhalten, sich mit der Unfallverhütung eingehend zu befassen, denn es ist nicht nur das Interesse der Versicherten und ihrer Angehörigen, welches durch die Unfallverhütung gewahrt wird, sondern auch dem eigenen Interesse der Genossenschaften kommt dieselbe in hohem Grade zu Gute. Jeder Unfall belastet die Landwirthschaft in größerem oder kleinerem Maße; ist es nun nicht besser, selbst von diesem rein materialistischen Standpunkte aus, den Eintritt eines Unfalles zu verhüten, als für den eingetretenen Entschädigung zu gewähren? Welche Unsumme von Noth und Elend, Kummer und Sorge verursacht aber jeder Uufall! Muß nicht im Hinblick darauf die Thätigkeit der Träger der Unfallversicherung vor Allem auf die Unfallverhütung gerichtet sein? Die landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaften sind im Gegensatze zu den gewerblichen dieser wichtigen Aufgabe noch nicht nachgekommen, sie können sich daher auch nicht mit Erfolg gegen den schweren Vorwurf vertheidigen, durch Unthätigkeit einen großen Theil der Unfälle verschuldet zu haben. Mit vollem Rechte bemerkt das Reichsversicherungsamt bei Erläuterung der statistischen Tabellen: „Die großen Aufgaben, welche der land- und forstwirthschaftlichen Unfallverhütung vorbehalten sind, lassen sich ihrer Bedeutung nach am besten durch einen Vergleich der Unfallzahlen nach den Arbeitsvorgängen würdigen, und da zeigt es sich aus den angeführten Zahlen mit Deutlichkeit, daß die Ursachen vieler und schwerer Unfälle neben einer mangelhaften Arbeitsbeaufsichtigung, insbesondere in den Unvollkommenheiten und Mängeln der ländlichen Betriebsstätten, Wege und Arbeitsmittel zu suchen sind. Neben einer entsprechenden Belehrung der Unternehmer und Arbeiter gilt es daher, um die durch die Unfälle der Landwirthschaft erwachsenden großen Kosten und das durch die Unfälle verursachte Unglück und Elend herab zu mindern, die Betriebstätten sicherer zu gestalten und wirksame Schutzvorkehrungen gegen Unfälle bei den ländlichen Arbeitsleistungen zu treffen; die vorliegende Statistik ist geeignet, für die zu ergreifenden Maßnahmen den Anhalt zu geben und damit der zahlreichen ländlichen Bevölkerung des deutschen Vaterlandes einen nicht zu unterschätzenden Dienst zu leisten."

Ob die landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaften diesen warmen Appell beherzigen und nunmehr auf dem Gebiete der Unfallverhütung das Versäumte nachholen werden? Wir möchten es gerne glauben, aber die Wahrscheinlichkeit spricht leider nicht zu Gunsten einer Bejahung. So lange ein großer Theil der ländlichen Großgrundbesitzer, welche ja die Leitung der landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaften beherrschen, seine vornehmste Aufgabe hauptsächlich in der Schilderung der agrarischen Nothlage erblickt und die Lasten der sozialpolitischen Gesetzgebung mit Widerstreben und offenem Unwillen trägt, so lange man endlich die Bedeutung des „Noblesse oblige" darin sucht, daß der Leistungsfähige von allen Lasten möglichst verschont bleiben muß, während die wirthschaftlich Schwachen die geborenen und berufenen Träger aller öffentlichen Lasten sind, so lange wird man schwerlich geneigt sein, durch aufmerksame und liebevolle Behandlung des Gebietes der Unfallverhütung zu einer erheblichen Verminderung der Betriebsunfälle beizutragen. Das bisherige Verhalten der landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaften gibt denjenigen Recht, welche es als einen Fehler bezeichnen, daß die Gesetzgebung die Durchführung ihrer Bestimmungen in die Hand der Betriebsunternehmer gelegt hat.

Sensations-Katastrophen.

Zum Unglück auf der „Brandenburg".

Von Ingenieur Wilhelm Berdrow.

Es hat wieder einmal eine Dampfer-Katastrophe ihre Opfer gefordert. Diesmal eine Katastrophe ungewöhnlicher Art: nicht einem Rammstoß, nicht einer Sturmhavarie, einem Schraubenbruch oder den anderen, durch die abstumpfende Erfahrung als mehr oder weniger „unvermeidlich" bereits sanctionirten Unglücksfällen zur See sind die schrecklich Betroffenen zum Opfer gefallen, sondern ein ganz unscheinbares, sicherlich für dreiviertel Derer, die das geschehene Unglück nunmehr mit so überflüssiger Entrüstung besprechen, völlig unbekanntes Ding, ein Dampfabsperrventil, ist während des vollen Betriebes gerissen, und hat den hochgespannten Dämpfen der gesammten Kesselbatterie den Weg in die Maschinenräume freigegeben.

Nur die Neuheit des Vorfalles kann — allem gerechten Mitleid mit den unseligen Opfern freien Lauf gelassen — die Ursache sein, wenn dieser Vorfall fast durchweg in den Zeitungen aller Theile des Reiches eine Aufregung und eine in ihrer naiven Sachunkenntniß fast lächerliche Blähung von Ansichten hat emporsteigen lassen, wie sie eine Eisenbahn-, eine Bergwerkskatastrophe, ja jedweder anders geartete Schiffsunfall nie zu Tage gebracht hätte. Hat man denn bis jetzt die Menschenopfer, welche allein die kaum vergangenen Sturmtage auf den deutschen Küstenmeeren gefordert, auch nur gezählt? Hat man des ungleich schreckensvolleren und zehnmal mehr Menschenleben fordernden Verlustes der englischen Flotte vor 9 Monaten schon vergessen? Sicherlich war die geschehene Explosionskatastrophe ein grausiges Ereigniß für diejenigen, welche es miterlebten, aber ein Grund, das Publikum und womöglich die seefahrenden Kreise in so übereilter Weise mit schwarzen Gesichtern zu beunruhigen, wie es vielfach geschehen, lag in keiner Weise vor. Die vielleicht versuchte Ueberanstrengung der Maschinen, der berüchtigte, forcirte Zug unter den Kesseln, der vom Reichsmarineamt bestritten wird und herzlich wenig mit der ganzen Geschichte zu thun hat, sollen nun zur Erklärung herhalten, ja die gröbsten Unterlassungssünden beim Bau der Maschine selbst werden auf's Freimüthigste insinuirt, versteckte oder offene, jedenfalls aber vor einer eingehenden Untersuchung übereilte Anklagen gegen die Werft, welcher die Construction entstammt, nicht gespart*), und — dem Ganzen die Krone aufzusetzen, hätte nur ein Ahlwardt gefehlt, um die „Brandenburg" nebst allen ihren auf Privatwerften entstandenen und entstehenden Genossinnen zu „Judenpanzern", bestellt durch die Alliance israélite, aufzubauschen. Das ist nicht die Sprache eines, von plötzlich hereingebrochener Trauerbotschaft bewegten Volkes, sondern die sensationelle Breittretung eines Unglückfalles, der außerhalb unserer Reichsgrenzen, wo man mit Neid auf die weltbeherrschenden Erfolge unserer Werften blickt, ohnehin mehr Schadenfreude als Antheilnahme finden wird. Diese Auffassung mag es erklären, wenn nach mancherlei Auslassungen von den verschiedensten Seiten auch an dieser Stelle noch einmal das Wort ergriffen wird in einer Angelegenheit, die, so gern man sie auch für etwelche Schwächen unserer Marine zu einem Symptom zu deuteln versuchen möchte, dem Verfasser weit weniger symptomatisch erscheint, als ihre fast durchgängige Behandlung von der Presse.

Ein Ventil, und zwar unglücklicher Weise dasjenige, dessen Zerstörung vor allen seines Gleichen fast am verhängnißvollsten werden muß, gibt, allen durch die Erfahrung von Menschenaltern erprobten Berechnungen, und ebenso allen vorhergegangenen, es weit höher beanspruchenden Proben zum Trotz, dem Dampfdruck nach und wird zerstört; ein Fall, genau so unvoraussichtlich und verblüffend, wie wenn eine, nach bisher stets zugetroffenen Berechnungen gebaute Eisenbahnbrücke unter der Last des sie befahrenden Zuges zusammenbricht, oder ein just errichteter Thurm vom ersten Sturme gestürzt wird. Solche Fälle passiren leider; sie beweisen eben nur, daß die Naturkräfte auch in unseren künstlichsten Berechnungen und Constructionen hin und wieder noch eine kleine Bresche finden, durch welche sie dann mit der bekannten Rücksichtslosigkeit blinder Zerstörungsmächte eben erbarmungslos in die ängstlich gehütete Festung unserer menschlichen Ueberlegenheit einbrechen und zeigen, daß wir mindestens nicht immer die Herren sind. Aus einem derartigen Unglücksfall aber folgern zu wollen, daß nunmehr bei künftigen Lokomotiv-, Schiffs- oder ähnlichen Proben die Betheiligten in beständiger Explosionsgefahr schweben, ist thöricht und übereilt, und unsere Technik darf von Glück sagen, daß sie nicht von dem persönlichen Muth sensationsliebender Reporter, sondern von dem einfachen Pflichtbewußtsein erfahrener Maschinisten weitergeführt wird. Die aber werden sich bei den nachfolgenden Proben der „Brandenburg" und ihrer Schwesterschiffe mit dem gleichen Vertrauen in die Maschinenräume begeben wie früher, und, wenn irgend eine, so höchstens die erfahrungsmäßige Schlußfolge der Wahrscheinlichkeitsrechnung ziehen, welche besagt, daß nach dem eben stattgefundenen Unfall unsere Marine einen ähnlichen für die nächste Zeit am wenigsten zu befürchten hat. Voll Entrüstung hat die Presse die — leider etwas zu lakonisch und unmotivirt gefallene — Aeußerung des Reichsanzeigers zurückgewiesen „Solche Unglücksfälle ereignen sich in jeder Marine," ohne dabei zu bedenken, daß den Anlaß zu der diesmaligen Aufbauschung der Sache keineswegs das zersprengte Ventil gegeben hat, sondern vielmehr der unglückliche Zeitpunkt der Katastrophe und die Vollpfropfung des betroffenen und der benachbarten Räume mit Menschen! Es sind die Begleitumstände und nicht die ursächlichen Vorgänge, welche, wie so oft, die Motive zur nachträglichen Beurtheilung hergeben mußten; vermuthlich hätte kein Mensch von der „Brandenburg"-Katastrophe erfahren und gesprochen, wenn die Explosion auf einer der späteren Reisen stattgefunden hätte, bei Schließung der Verbindungsthüren auf den Steuerbord-Maschinenraum beschränkt geblieben wäre und, statt mehr als 40 Menschen, nur den sonst allein anwesenden wachehabenden Maschinisten zum Opfer gefordert hätte. Und doch wäre die Sache an sich in jenem Falle genau so „symptomatisch" gewesen wie in diesem! Mit welchen schweren Havarien haben nicht die großen Dampfer unserer Handelsmarinen, bei deren starker Besetzung mit Passagieren eine Katastrophe ungleich schwerer wirken kann, bereits zu kämpfen gehabt. Schraubenwellen, auf denen bei Einschraubendampfern das Schicksal des Schiffes beruht, sind oft gebrochen, obwohl sie mehr als doppelt so stark gebaut werden, wie es rechnerisch ihre Beanspruchung erfordert; Steuerruder, die ihrer verantwortlichen Stellung wegen stets aus dem besten Material mit selbstverständlicher Sorgfalt hergestellt werden — die Engländer haben die Ruder für die beiden gewaltigsten Schnelldampfer der Erde, „Lucania" und „Campania" in Deutschland von deutschem Materiale fertigen lassen — Steuerruder sind nicht selten unterwegs in die Brüche gegangen, und — welch' Schrecken für ängstliche Seelen! sogar ganze Maschinen, dreimal stärker und mindestens zehnmal schwerer als diejenigen der „Brandenburg" sind bereits während der Reise auf hoher See buchstäblich zusammengebrochen und unter ihrem eigenen Gewicht zertrümmert worden — so geschehen vor drei Jahren auf dem damals englischen, heute amerikanischen, noch immer höchst beliebten Schnelldampfer „Paris". Dabei ist, wenn wir nicht irren, nicht ein einziges Menschenleben zu Grunde gegangen, obwohl die niederschmetternde Steuerbordmaschine durch das zertrümmerte Mittelschott sogar bis in den Backbordmaschinenraum gedrungen ist. Daß sich leichtere Havarien innerhalb der Kriegsmarine leichter verschweigen, ist erklärlich, aber man muß daraus nicht folgern, daß sie nicht geschehen. Welchen Sinn hat es dann, so schweren Havarien gegenüber behaupten zu wollen, in unserer Marine habe sich

*) Auch die dürftige, im Reichstage nachträglich noch gegebene Erklärung, es habe eine „Sicherung" gefehlt, ändert an dieser Sachlage nichts. Zweck aller Sicherungen ist es, automatisch einzugreifen, sobald eine anormale Dampfspannung in die Maschine eintritt, eben diese Ueberspannung wird ja aber gerade bestritten und kann auch der Maschinenleistung zufolge nicht angenommen werden.

ein noch nie erhörter Fall ereignet, nur weil der Ventilbruch hier zufällig von einer, möglicherweise recht überflüssigen — leider sprechen sich die amtlichen Quellen über diesen Punkt gar nicht aus — Menschenansammlung begleitet war?

Hier aber ist in der That ein Punkt, an dem die Kritik berechtigt einsetzt. An Bord eines großen Dampfers ist gemeinhin der Maschinenraum, wo die Seele der ganzen Bewegung ihren glühenden Athem verbreitet, und ihre stählernen Riesenglieder sich auf- und niederschwingen, der einsamste Ort. Ein wortkarger Blousenmann bewegt sich vorsichtig zwischen den ehernen Gliedern und Kurbeln, prüft die Lager auf ihre Wärme, horcht auf den gleichmäßigen Stoß der Kolben, ölt die Gelenke und wischt hier und da ein Stäubchen von den zuckenden, blitzenden Hebeln, das prüfende Auge des höheren Maschinisten gleitet hin und wieder über die Manometer, die Tourenzähler und Steuerhebel hin, sonst bleibt der Raum leer und dem erzenen Dampfriesen allein überlassen. Und das ist gut, denn diese vieltausendpferdigen Maschinen sind keine struppigen, widerborstigen Riesen, die nur widerwillig ihre gezwungene Arbeit thun, sondern wohlgeschulte, dem Wink gehorsame Automaten, die nur sorgsamer, stiller Wartung, aber nicht ängstlicher Behütung bedürfen. Beschwört aber ein unglücklicher Zufall eine Katastrophe, so ist die Anwesenheit vieler Menschen, bei der einzigen, engen Ausgangsthür, das Verderben Aller zugleich, während sich der eine, dem Wege und Stiegen in dem beengten Raum wohlvertraut sind, wenn er die Bahn freifindet, leicht retten kann. Die zwei oder drei Maschinisten, welche bei der zusammenbrechenden Maschine der „Paris" zugegen waren, rettete ein Sprung durch die offenstehende Fallthür in den Backbordraum; von dreißig oder vierzig Zuschauern hätten schwerlich mehr als drei oder vier den rettenden Ausgang erreicht. Wenn das nun schon zutrifft in den riesigen, hellen, gegen 15 Meter hohen Maschinenstuben der Passagierdampfer, wie viel mehr hat es Geltung für die von hunder Rücksichten beengten Räume eines Panzerschiffes! Hier, wo außer den Bedienungsmannschaften und der Besatzung auch noch die Schußsicherheit aller Theile ängstliche Rücksichten verlangt, sind alle Verhältnisse anders geartet als auf den Passagierdampfern; und am sorgsamsten gehütet, am tiefsten eingeschachtelt zwischen Panzerwänden und Kohlenbunkern liegen die Maschinen und Kessel. Erstere, die auf den Dampfern der Handelsmarine einen luftigen, bis an das Oberdeck durchreichenden, glasgedeckten Raum von strahlender Helle besitzen, liegen auf dem Panzerschiff eingesargt unter das starke, den ganzen Schiffsraum in Wasserlinienhöhe absperrende, gewölbte Panzerdeck, dessen Stahlfläche auffallende Geschosse von den Kesseln, Maschinen, Pulver- und Munitionskammern abhalten soll, und das nur an wenigen Stellen spärliche Luken durchbrechen. Das sind dunkle, niedrige, beklommene Löcher, in denen sich die drei- bis fünftausendpferdigen Maschinen tummeln, und ein hier passirendes Unglück findet, besonders wenn ausströmender Dampf oder Stillstand der Maschine die elektrischen Lampen versagen läßt, einen fruchtbaren Boden. Eine schmale Thür leitet aus der Steuerbordmaschine in die daneben-belegene, der zweiten Schraube angehörige Backbordmaschine, beide trennt wiederum eine feste eiserne Wand, das den Schiffsrumpf von vorn bis hinten durchziehende Längsschott, und auch dieses besitzt, da seine Aufgabe ist, die etwaigen Leckbeschädigungen des Schiffes auf eine Seite zu beschränken, gar keine oder nur spärliche, mit Fallthüren schnell zu schließende Oeffnungen, die einzige in der Regel im Maschinenraum. Beim Betriebe ist diese meist geöffnet, doch wird sie in Stunden der Gefahr, so bei Sturm, im Gefecht u. s. w., auch geschlossen. Auf der „Brandenburg" war sie geöffnet, und deshalb erreichte der Dampf sofort auch den Raum der Backbordmaschine, wodurch die Zahl der Opfer vielleicht auf das Doppelte dessen erhöht wurde, was die Katastrophe sonst erfordert hätte. Wie weit die Verbindungen sonst noch geöffnet waren, besonders zu den ebenfalls durch eiserne Fallthüren abgeschlossenen Kesselräumen, bleibt dahingestellt; nach dem Reichsanzeiger erreichte der Dampf mehrere andere Maschinenräume (es gibt 40 oder mehr Hülfsmaschinen auf diesen großen Schiffen), jedoch nicht die Kessel, welche allerdings ziemlich entlegen von den Betriebsmaschinen sind. Dennoch befinden sich unter den Getödteten ein Oberheizer und acht Heizer — was hatten die Leute in den Maschinenräumen zu thun? Selbst drei Matrosen befanden sich in den betroffenen Räumen, wo bei der Probefahrt doch wohl höchstens die Anwesenheit der Maschinisten und Ingenieure, sowie der betheiligten Werfthandwerker erklärlich ist. Ueber eine enge Stiege, durch eine Thür von 60 bis 70 Centimeter Weite kann sich eine solche Menschenmenge nicht retten.

Was die Schließung der Thüren in den Schotten — die Bezeichnung für alle den Schiffsrumpf durchziehenden wasserdichten Eisenwände — betrifft, so ist über sie bereits Vieles nach den verschiedensten Richtungen geschrieben. Als im Juni vor. Jahres die grauenhafte Katastrophe der „Victoria" sich ereignete, standen alle Schottthüren offen, kein Mensch schloß sie, und das Schiff mußte sinken, obwohl seine Verletzung bei Weitem nicht so schlimm war als diejenigen der „Arizona" und „La Champagna", welche 1879 und 1890 nach Zertrümmerung ihrer ganzen Bugwände weiterfahren und unter eigenem Dampfe den Hafen erreichen konnten, — nur weil das erste Querschott das Schiff vor eindringendem Wasser bewahrt hatte. Der die „Victoria" rammende „Camperdown" selbst, dem bei der Collision der Vordersteven durchschnitten wurde, soll nur dadurch gerettet sein, daß ein Heizer die nächstliegenden Thüren aus eigenem Antrieb schloß. Vielleicht ist das auch auf der „Brandenburg" bezüglich der Fallthüren zu den Kesseln geschehen, und dann könnte sich dort leicht ein ergreifender Kampf zwischen Menschlichkeit und Pflicht abgespielt haben, wenn die nächststehenden Leute aus den Kesselräumen mit dem Schließen der Fallthür zwar die Kesselbatterie und damit das Schiff selbst gerettet, aber den Menschen aus dem Maschinenraum diesen Ausweg abgeschnitten und damit vielleicht ihr Schicksal besiegelt hätten. Doch bleibt bei den weniger als dürftigen offiziellen Nachrichten, welche das Marineamt bisher mitzutheilen für gut hielt, der Spekulation allerdings mehr Spielraum als der Gewißheit. Zum Schließen der Thür zwischen beiden Maschinenstuben selbst, welche — geschlossen — nicht nur die Katastrophe auf die Hälfte ihres Umfanges eingeschränkt, sondern auch die Backbordmaschine disponibel erhalten hätte, muß es beim Ausbruch der Explosion zu spät gewesen sein, denn der Dampf der zwölf Kessel, sich blitzschnell zu gewöhnlicher Spannungskraft ausdehnend, wird wahrscheinlich in weniger als zehn Sekunden den einen, dann ebenso schnell den anderen Raum mit Dampf erfüllt haben, der erst dann allmählich zur hohen Spannung von mehreren Atmosphären wieder anwuchs. Als höchst irrig muß auch leider die oft geäußerte Ansicht von dem plötzlichen Tode der unglücklichen Opfer bezeichnet werden; der Dampf trat wohl mit zwölf Atmosphären aus den Kesseln, aber mit sehr niedriger Spannung und Temperatur in den Raum, in welchem sich der Druck und die Hitze erst nach längerer Ausströmung wieder zu der furchtbaren Höhe der Kesselspannung oder doch nahe daran steigern konnte.

Nun entsteht die Frage, ob es denn, selbst die Unmöglichkeit zugegeben, ähnliche Katastrophen mit Sicherheit zu vermeiden, nicht denkbar ist, daß so entsetzlichen Folgen mit einiger Gewißheit vorgebeugt wird, und bis zu gewissen Grenzen sollte es wohl so sein. Der neue riesige Schnelldampfer „Lucania" besitzt die Einrichtung, sämmtliche Schottthüren von Bedeutung in wenigen Sekunden vom Deck aus zu schließen und eine solche Vorrichtung hätte vielleicht den „Großen Kurfürst" seiner Zeit und im letzten Jahre wieder die „Victoria" gerettet. Aber auf der „Brandenburg" wußte kein Mensch, was geschehen, man hielt die Sache wohl eher für eine Kesselexplosion, und hätte vielleicht die richtige Thür doch nicht, oder aber zu spät geschlossen. Das vorläufig Sicherste dürfte es sein, sie, wie es im gefechtsklaren Zustand ist, auch bei den Probefahrten geschlossen zu halten und lieber die Unbequemlichkeit des telephonischen Verkehrs zwischen beiden Maschinen in den Kauf zu nehmen. Und noch einfacher und durchgreifender wird eine hoffentlich nicht zu ferne Zukunft es finden, beide Maschinen beständig zu trennen, wie schon die Kesselbatterie stets in zwei

bis drei getrennte Sectionen zerlegt wird, die Verbindungsthür ganz zu beseitigen, oder nur in Ausnahmefällen und auf Augenblicke zu öffnen, sonst aber jede Maschine ganz für sich mit gesonderter Bedienung, und, sei es automatischer, sei es von Hand bewirkter Uebereinstimmung zu betreiben; die dabei gegen das jetzige, im Grunde ganz ähnliche System entstehenden Unbequemlichkeiten kann gute Schulung in Wochen wettmachen. Der zweite Punkt betrifft die strengste Aufsicht hinsichtlich der Menschenansammlung in den Maschinenräumen, und er ist es, zu dessen strafferer Handhabung der stattgehabte Unfall wohl von selbst in der Marine anregen wird. Selbst bei den Probefahrten mag man die Besatzung der Maschinenräume auf das knappste Maß einschränken. Es ist ja sehr wohl denkbar, daß drei Viertel der Betroffenen, sei es als die Erbauer, oder als die künftigen Leiter der probirten Maschine ein hohes Interesse hatten, sich persönlich von ihrer Brauchbarkeit zu überführen — man mag sie während der sechs- und mehrstündigen Probefahrten sectionsweise in die Räume beordern.

Endlich aber ist der Dampf auch vernichtend in die den großen Maschinen benachbarten Räume für elektrische Maschinen, Destillir- und andere Apparate eingedrungen, und das sollte eine ernstliche Mahnung sein, wenigstens bei ferneren Neubauten von Dampfern aller Art eine Neueinrichtung zu treffen, die von vielen Fachleuten längst als zeitgemäß und nothwendig verfochten wird. Selbstverständlich würde den gesonderten Maschinenräumen für Elektricität u. s. w. schon ein gewisser Grad von Sicherheit gegeben, wenn sie von den großen Maschinen derartig getrennt würden, daß Dampfüberführungen, wie jetzt geschehen, unmöglich blieben, aber damit allein wäre erst die Hälfte gethan. Alle diese Maschinen, Kühlwasser-, Trinkwasser-, Kessel-, Lenz-, Luft- und Feuerlöschpumpen, Ventilatoren, Aschwinden, Steuer- und Ankermaschinen, Beleuchtungsmaschinen, Boots- und Geschoßwinden und andere Vorrichtungen — sie alle werden ja mit Dampf betrieben, haben ihre gesonderten Leitungen, Ventile, Hähne und bieten deshalb dieselbe, ja freilich äußerst selten sich verwirklichende Gefahr einer gelegentlichen Explosion. Die zu ihrer Bedienung das ganze Schiff durchziehenden Dampfröhren zählen nach Kilometern, die Ventile, Hähne u. s. w. nach Hunderten, und alle diese Theile müssen einem Dampfdruck von 12 bis 14 Atmosphären mit Sicherheit Widerstand leisten. — Dafür könnte die Elektricität in ihrer heutigen, für die Kraftvertheilung so ganz geschaffenen Entwickelung bessere Dienste leisten. Ein ebenso streng wie die großen Schiffsmaschinen abgeschlossener Complex von Dampfdynamos, vermöchte, neben der Beleuchtung, die Betriebskraft in alle Theile des Schiffes zu tragen, und sicherlich wäre mit der Einführung der einfachen elektrischen Leitung für die Sicherheit ebensoviel wie für die Vereinfachung und Verbilligung des Betriebes geschehen, obwohl die langen Dampfleitungen, freilich in sehr vereinfachter Gestalt, auch dann noch nicht gänzlich verbannt sein würden. Nämlich auch zum Zwecke der Feuerlöschung durchzieht noch eine Dampfleitung das ganze Schiff, doch würde diese, auf das einfachste gestaltet, und überdies nur in den sehr seltenen Fällen eines großen Brandes, auf vielen Schiffen wohl nie unter Dampf gesetzte Leitung schwerlich je zu Katastrophen den Anlaß geben können.

Und mithin: „Volldampf voraus!“ Aber nicht mit der gewohnten Arbeit allein, sondern auch mit den nachgerade — und nicht in unserer Marine allein — zeitgemäßen Reorganisationen!

Literatur und Kunst.

Ein Wagnertheater in München.

Während bereits fast zwei Jahrzehnte hindurch das deutsche Olympia zu Bayreuth erfolgreich und vielbewundert, aber auch vielbefehdet, die Kunst Richard Wagner's zur Geltung bringt, hat bisher trotz des fruchtbaren Kunstparticularismus in Deutschland kein Theil unseres weiten Vaterlandes den ernsten Versuch gemacht, eine zweite derartige Feststätte, etwa als ein Concurrenzunternehmen, zu schaffen und das von manchen Seiten lebhaft beklagte Bayreuther Monopol, als dessen eigentliche Trägerin die Wittwe des Meisters, Frau Cosima Wagner gilt, zu brechen. Nur im Herbst des vorigen Jahres war in München die Rede davon, diese deutsche Kunststadt um ein sogenanntes Wagnertheater zu bereichern. Es schien damals wirklich, als sollte daraus Ernst werden; mit der Begeisterung für die Wagner'sche Sache und für das Gedeihen der bayrischen Residenz verband sich manche Gegnerschaft gegen Bayreuth und Cosima, um dem Unternehmen auch in der Ferne lebhaften Antheil zu sichern. Nachdem wir damals den Verlauf der Angelegenheit nur mit innerer Theilnahme beobachtet hatten, glauben wir, daß es gerade jetzt, obgleich oder auch weil der Plan nunmehr aus der öffentlichen Erörterung ergebnißlos geschwunden ist, passend sein mag, die Entwickelung der Dinge zu überblicken und kritisch zu beleuchten, was vielleicht für eine künftige Wiederaufnahme des Concurrenzplanes nicht ganz werthlos sein mag.

Der Ursprung der Bemühungen nach einem Bühnenhaus für Wagner'sche Kunst liegt bekanntlich in des Meisters eigenen Schriften und knüpft sich zumal an den „Ring des Nibelungen“ an; der diesem gewidmete sechste Band der „Gesammelten Schriften“ und einiges aus dem neunten Band berichten davon. Als Wagner der Gast König Ludwigs II. von Bayern war — 1864 und 1865 — sollte auch sein bereits klar vorgestellter Plan eines Festspielhauses in München verwirklicht werden. Gottfried Semper entwarf den Plan, der Platz war so gut wie bestimmt — es ist ein parkähnlicher Theil des rechten Isarufers — aber die bekannte Gegnerschaft gegen Wagner, allerdings unterstützt durch die Dringlichkeit anderer städtischer Bauten, vereitelte das Werk und vertrieb auch den Meister selbst, dem dann Herwegh die vielgenannten Verse nachsang, in denen es heißt:

„Ihres Hofbräuhorizontes
Grenzen überfliegst du keck,
Und du bist wie Lola Montez
Dieser Biedermänner Schreck.

In einer der letzten Kunstausstellungen zu München waren auch die Pläne und das Modell Semper's wieder zu sehen, den Besuchern zu wehmüthiger Erinnerung und neuer Anregung.

Das nächste Stadium der Sache einer Wagnerbühne fällt in das Jahr 1871. In jener national begeisterten Zeit wurde Wagner auf Bayreuth aufmerksam und war auch bald mit dieser Stadt einig; die Grundsteinlegung des Festspielhauses 1872, die erste Aufführung des „Ringes“ 1876 und die weiteren Schicksale des Bayreuther Werkes sind allgemein bekannt. Weniger bekannt ist, „wie Bayreuth dazu kam, von dem Meister als Sitz seines Bühnenfestspielhauses auserwählt zu werden“; in den vorigjährigen Tagen des neuen Münchener Projects machte Dr. Heinrich v. Poschinger darüber in einem Feuilleton der „Neuen freien Presse“: „Zur Geschichte des Richard Wagner-Theaters“ Mittheilung, indem er insbesondere den Briefwechsel zwischen dem Bürgermeister der Stadt Baden, die sich um Wagner's Plan in Concurrenz mit Bayreuth bewarb, und Richard Wagner selbst veröffentlichte; der Brief des letzteren wurde dabei zum ersten Mal gedruckt. Der Mittheiler fügt noch die Bemerkung hinzu: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß Baden eine vorzüglich geeignete Stätte für Wagner's Festspielhaus geworden wäre, denn die Stadt ist eine wahre Perle

von Deutschland, und daß künstlerische Bestrebungen dort wohl gedeihen, beweist der Versuch, in den Prachträumen des Conversationshauses eine Ausstellung von Kunstwerken zu veranstalten."

Seit Bayreuth gesichert war, gab es zwanzig Jahre lang keinen Anlaß, eine eigene „Wagnertheater"-Frage aufzuwerfen; die verschiedenen Sonderaufführungen im Inland und Ausland waren ja vielmehr gegen als nach Wagner's Sinn, und nur die fortgesetzte Pflege seiner Kunst an der Münchener Hofbühne, also in einer von Wagnerüberlieferungen gekennzeichneten Stadt, bildete eine kleine Concurrenz gegen Bayreuth, die durch verschiedene Anklagen gegen dieses wenigstens scheinbar verschärft wurde. Auch Berlin ist ein oder das andere Mal als voraussichtliche Besiegerin Bayreuths ausgespielt worden.

Die erste „Anregung, das Project eines Wagnertheaters wieder aufzunehmen", fällt in das Jahr 1892. Damals hielt (nach einer späteren Erzählung der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 22. September 1893) am 26. März „Herr General-Intendant Freiherr v. Perfall vor einem kleinen Kreise offizieller Persönlichkeiten einen Vortrag" darüber. Obwohl bereits der „Beistand der königlichen Theater" angedeutet, obwohl die analogen Unternehmungen eines Mozart-Festspielhauses zu Salzburg und eines Volksschauspielhauses zu Worms für den Gedanken eines „Festspielhauses für das Volk" angerufen wurden, „das die verschiedenen Kunstrichtungen von Bayreuth, Salzburg und Worms in sich vereinigte, dessen Pforten im Gegensatz zu Bayreuth Jedem aus dem Volke um ein im Verhältniß geringes Entgelt sich öffneten", fand doch in jenem Zuhörerkreis wegen Aussichtslosigkeit nicht einmal eine Berathung statt. Dann blieb es wieder fast anderthalb Jahre lang ruhig. Man achte jedoch einstweilen sowohl auf den Namen des Vortragenden, wie auf den Gedanken einer Kunststätte „für das Volk".

Im August und September 1893 veranstaltete das Münchener Hoftheater eine Reihe von Wagneraufführungen mit entschiedenstem Erfolg, auch in äußerlicher Beziehung. Mitte September konnten die „Neuesten" von „unerwartet großen Dimensionen" des Fremdenverkehrs, von der diesjährigen Reisesaison als einer der besten seit Jahren berichten (17. September); „die Zugkraft der Wagner-Aufführungen zeigt sich in hervorragender Weise, und ihnen ist es zu danken, daß der Schluß der Reisesaison sich so außerordentlich gut gestaltet in Bezug auf den Besuch von Ausländern" (9. September). Bald nachher erschien die Meldung, am 19. September sei „der Rest der Schulden des k. Hoftheaters", die aus den Jahren 1891/92 die Summe von 125,400 Mark betrugen, „beglichen worden. Dieses günstige Ergebniß ist hauptsächlich dem finanziellen Erfolge der Wagner-Aufführungen zu verdanken." Auch der Streit mit Bayreuth tauchte wieder auf: der geplanten Fortdauer der Wagner-Aufführungen in München (die 1894 vom 15. August bis zum 30. September dauern sollen) wurden, so hieß es, durch Frau Cosima Wagner Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Dagegen wußten die „Neuesten" zu versichern, das Gerücht entbehre jedes Grundes: „von einer Rivalität zwischen München und Bayreuth im nächsten Jahre kann, wie der Spielplan der beiden Bühnen für 1894 ergiebt, nicht die Rede sein" (6. September).

Gerade damals jedoch, kurz vor dieser ausgleichenden Wendung für Bayreuth und München, erschien in jenem Blatt, anknüpfend an die Wagner-Aufführungen, der Gedanke des Münchener Wagnertheaters. Die Anregung kam in der Sonntagsnummer des 3. September, führte den Titel: „Ist es zu spät?" und trug davor als Autormarke ein Fragezeichen. Sie begann mit den Worten: „Vor dreißig Jahren wurde das große Project vergraben, das die drei in der deutschen Kunstgeschichte unsterblichen Namen Ludwig II. — Richard Wagner — Gottfried Semper trägt. Es liegt vergraben unter dem Schutte, den die Kleinstadt München zu Tage gefördert. Was hindert aber die Großstadt München, dieses Project hervorzuholen und zu ihrem und der drei großen Todten Ruhme — jetzt nach dreißig Jahren auszuführen?" Schließlich heißt es: „Die Frage ist nun gestellt; ihre definitive Beantwortung kann schwerlich heute und morgen erfolgen, aber sie wird vielleicht weitere Kreise ziehen und wir können Jene, welche etwa berufen und geneigt sind, das Project auf's Neue — und zwar den weitherzigen Absichten des großen Meisters entsprechend — mit Energie in Angriff zu nehmen, versichern, daß sie viele Sympathien auf ihrer Seite haben werden." Es dürfte wichtig sein, diese Andeutung der „vielen Sympathien" zu beachten; sie läßt im Verein mit der früheren Anregung eines Festspielhauses für das Volk bereits vermuthen, daß jene Notiz nicht der erste Anfang des neuen Planes war, und läßt durch die obige Autormarke eines Fragezeichens auf einen Hintergrund hindurchblicken. Als bereits nach 48 Stunden gemeldet werden konnte, die angeregte Frage beschäftige nun die weitesten Kreise, schien es zugleich der führenden Zeitung „zweifellos, daß nur ein engster Anschluß an die königlichen Hofbühnen Erfolg verheißen könnte" (5. September).

Was weiter in der Oeffentlichkeit darüber erschien, ging über Allgemeines kaum hinaus: jährliches Wagner-Spiel in den Saisonmonaten August-September, in der übrigen Zeit volksthümliche Aufführung klassischer Dramen und Verfügung „zu sonstigen besonderen Zwecken". Nur die Platzfrage ward eingehend erörtert. Fast ausschließlich hatte man dabei jene Gegend im Auge, durch welche die „Prinzregentenstraße" über die neue vom Regenten selbst gestiftete „Luitpoldbrücke" auf die klassische Stätte des ehemaligen Projectes von Semper zuführt; die Einen empfahlen eben diese Stelle, die Anderen einen Platz an der genannten Straße. Zuschriften begeisterten Stiles über den Plan überhaupt und Erörterungen der Platzfrage (worunter besonders ein Feuilleton vom 5. October) waren jedoch die einzige merkbare Frucht der ganzen Anregung; bereits um die Mitte October entschlief die Angelegenheit selig in der Ruhe der Privatgespräche.

Zum vollständigen Bild der Sache gehört jedoch noch ein Stück Theaterschmerzen. Bekanntlich entfalten seit einigen Jahren, etwa seit der Zeit, als die „freien Bühnen" aufkamen, mehrere Städte einen regen Eifer im Bauen oder wenigstens Projectiren neuer Theater, wobei besonders die Rücksicht auf die unteren Stände zur Geltung kommt. So geschah es u. A. in dem nun wieder einer Theaterstadt entgegengehenden Wien; und eine Färbung von jener Tendenz fiel auch, wie wir gesehen, auf die Bemühungen zu München. In dieser Stadt aber konnte es Wunder nehmen, daß trotz ihrer mitführenden Stellung in Sachen einer radical modernen Kunst keine „freie Bühne" zu Stande kam. An Bemühungen dafür fehlte es nicht; sogar ein „freier Salon" war beabsichtigt gewesen. Nach einer „freien Bühne" hatte vor wenigen Jahren die damalige „Gesellschaft für modernes Leben" gestrebt; sie suchte, was ja zunächst noththat, eine bereits bestehende Bühne von Fall zu Fall zu bekommen. Anscheinend war von höherer Seite her diese Zumuthung nicht ganz abgeschlagen worden; indessen wurde aus der Schule geschwätzt, und das Ende war Null. In allerletzter Zeit gab sich abermals ein bekannter junger Schriftsteller alle Mühe, eine „freie Bühne" zu schaffen, allein hier war bereits der Anfang Null: das „Oben" hatte sofort zugesperrt, die vermögenden Privaten, an die man sich zur Herstellung neuer Grundlagen gewendet, sperrten sich ebenfalls ab, und selbst die Absicht, den Plan in Augsburg auszuführen, und durch eigene Theaterzüge mit dem so nahen München zu verbinden, ist gescheitert. Einstweilen bietet der „Akademisch-dramatische Verein" mit seinen privaten Aufführungen moderner Dramen einen kleinen Ersatz für eine „freie Bühne".

Interessant ist es nun wieder, zuzusehen, welche Kreise und mit welchen Wünschen und Auffassungen sie an die Absicht eines Wagnertheaters herantraten. Auf der äußersten Linken, sozusagen, bei der „Moderne", scheint die soziale oder sozialistische Seite der Frage, ihre proletarische Nuancirung am Meisten gezogen zu haben. Von den Wagnerianern sah, um kurz so zu sprechen, ein linker Flügel in dem Project vor Allem einen Angriff auf das Bayreuther Monopol; der rechte Flügel, die Veteranen der Wagner'schen Feldzüge, schüttelten

das Haupt über dem Gedanken einer Concurrenz, die doch nur äußerlich bleiben werde, während das Wesen des neuen Unternehmens von so ganz anderer Art sei. „Wer selbst," so sprachen sie, „vor dreißig Jahren in der Begeisterung von damals mitgewirkt an jenen Bestrebungen, wer selbst dabei war, als man die Pläne besprach und die Plätze für sie besichtigte, der läßt sich nicht weißmachen, daß dieses heutige rein geschäftliche Unternehmen mit dem ehemaligen zu vergleichen sei oder gar dem Bayreuther Werk, dessen Bedingungen so günstig stehen, irgend eine Concurrenz machen könne." Der Münchener Bürger wieder mußte vor Allem das Oertliche vor Augen haben und zumeist daran denken, von welchem Theaterplatz aus er sich am wenigsten erkälten werde. Bei den führenden Kreisen endlich, den „Münchner Neuesten Nachrichten" und ihrem Fragezeichen-Hintergrund, trat neben die Sorge um Münchens Wohl und neben die Rücksicht auf's Volk noch eine andere Fürsorge, nämlich die für die Hoftheater. So hieß es am 5. September: „Das alte große Haus (Hoftheater) würde dann vom Drama ganz entlastet und lediglich Opernhaus werden"; „man bedenke aber auch die große Vervollkommnung unserer Theaterverhältnisse, welche schon durch die Einführung der täglichen Oper ermöglicht würde!" Jedenfalls aber herrschte an jener sehr hoch gelegenen Stelle, von welcher nach dem, was öffentlich und privatim zu hören war, der Plan ausgegangen war, der gute Wille zu einem Opfer: wie jene Zeitung zwei Wochen nach Beginn der Sache erfuhr, „könnte für den Bau eines solchen Theaters die sogenannte »Halbinsel« im Englischen Garten an der Prinz-Regentenstraße gegenüber dem Sezessionsgebäude zur Verfügung gestellt werden", also ein Eigenthum einer höheren Stelle. So war alles gethan, um der Oeffentlichkeit ein Einschlagen in die nicht offiziell, aber thatsächlich dargebotene hohe Hand leicht zu machen; der Fühler war ausgestreckt, der Ausstrecker durch einen Mißerfolg nicht zu compromittiren, und das Ende war wieder Null, aber diesmal nicht von oben, sondern von unten: die weniger hohen Hände blieben in den Schößen und können nun wohl lange warten, bis ihnen wieder gewinkt wird.

Was mag es aber eigentlich gewesen sein, daß jener Keim über die „begeisterten Zuschriften" hinaus keine fruchtbringende Pflanze wurde? Vielleicht ist wirklich, wie die gleichzeitigen Schicksale einer „freien Bühne" zeigen, nicht genügend Theaterlust und noch weniger hingebender Idealismus in dem Publikum, das mit in's Feuer gehen sollte, vorhanden. Festhalten läßt sich jedoch dieser Vorwurf so lange nicht, als nicht das Project selbst durchaus jenen hingebenden Idealismus zeigt, der just der Sache Wagner's, „den weitherzigen Absichten des großen Meisters" entspricht. Aber schon der Titel, unter dem das Unternehmen betrieben wurde, enttäuscht: „Wagnertheater". Welcher Widerspruch! Das konnte nun einmal nicht jenen Erfolg versprechen, wie der Gedanke des Bayreuther Festbaues. „Engster Anschluß an die königlichen Hofbühnen", „große Vervollkommnung unserer Theaterverhältnisse" „durch die Einführung der täglichen Oper" — venio iterum crucifigi, könnte der Geist Richard Wagner's sagen. Nein, damit baut man kein Festspielhaus, nicht einmal ein Wagnertheater.

Doch ist jener Mangel an hingebendem Idealismus wieder durch das Gegengewicht eines anderen hingebenden Idealismus aufgehoben worden, der nur eben der Wagner'schen Treffsicherheit entbehrte und darum auch nichts ausrichtete. Man gab sich zu vielen idealen Zwecken hin und erreichte dadurch gar keinen: man verband den Bayreuther Gedanken — ganz abgesehen von dem steten Seitenblick auf die Hoftheater — mit dem Gedanken der Volksbühne und ich weiß nicht mit was noch; war sogar die Rede auch von „sonstigen besonderen Zwecken", denen das neue Haus zur Verfügung stehen sollte. Ein Volksbühne ist heute noch ein viel zu problematisches Ding, als daß ihre Beabsichtigung mit einer anderen an sich ebenfalls schwierigen Sache verknüpft werden dürfte. Aber in unserer ungewiß gährenden Zeit will ein ganz achtenswerther Idealismus gleichzeitig mehr als Ein Ideal umspannen; und gerade die Volksbühne ist ein so reizendes Ziel, daß unser privat ausgesprochener Vorschlag, die Wagnerbühne fern vom Großstadtleben mit einem der allmählich vereinsamenden Königsschlösser zu verbinden, in der Oeffentlichkeit vielleicht die nämliche Entgegnung erführe, die er im Stillen erfahren hat: den Hinweis auf das Recht des Stadtproletariers an besserer Kunst. Daß eine weniger bürgerliche Einrichtung unseres Fernverkehrs diesen Einwand hinfällig machen würde, ist uns sicher. Aber mit Wagnerbühne und Volksbühne auch noch den Zonentarif in Einen Plan zusammenzuschmieden, geht erst recht nicht und hätte wohl nur als Parodie auf die Verschmelzung der beiden ersten Absichten einen nicht üblen Sinn.

Für ein Bayreuther Monopol treten wir jedoch hiermit keineswegs ein. Solche Monopole gibt es einfach nicht. Allein so lange dem Festspielhaus nur ein „Wagnertheater" gegenüber tritt, bleiben wir beim Bewährten und freuen uns einstweilen auf ein glückliches Wiedererwachen des Opfermuthes für neue deutsche Kunst im diesjährigen Herbst.

Sozialdemokratie und ethischer Unterricht.

Von A. Döring.

Das Erfurter Programm von 1891 stellt den Inbegriff der vorläufigen politischen Reformforderungen der Sozialdemokratie dar. Es enthält manche gesunde Gedanken, gibt aber noch viel mehr zu den erheblichsten Bedenken Anlaß. Geradezu ungeheuerlich ist z. B. die höchst parteiische Forderung abstracter Gleichheit der politischen Rechte für alle männlichen und weiblichen Individuen vom zwanzigsten Lebensjahre an, während doch die höchste Ungleichheit der gesellschaftlichen Leistungen und Interessen dieser Individuen nicht aus der Welt geschafft werden kann. Es ist jedoch gegenwärtig nicht auf eine Kritik dieses Programms im Allgemeinen abgesehen, sondern nur auf einen Einzelpunkt von specifischem Interesse, der mir einer vertieften Erwägung auch ohne Eingehen auf das Ganze zugänglich erscheint. Das ist die Verkennung der Bedeutung des practisch idealen Factors in dem von der Gesellschaft geleiteten Theile der Erziehung.

Dieser Factor betrifft die ethische Erkenntniß und Willensrichtung der Individuen, ohne die kein gedeihlicher Zustand der Gesellschaft möglich ist. Man verbessere die wirthschaftliche Lage der gedrückten Klassen bis zur vollen Realisirung der Forderung der gesellschaftlichen Gerechtigkeit, bis zur Gewährung eines menschenwürdigen Daseins an Jeden nach dem Maße der gesellschaftlichen Möglichkeit: ohne sittliche Einsicht und sittliche Willensrichtung in den einzelnen Individuen wird ein normaler Gesellschaftszustand weder entstehen noch bestehen können. Es ist zwar unumwunden zuzugestehen, daß ein gesunder und wirthschaftlicher Zustand unumgängliche Vorbedingung für das Gedeihen der sittlichen Gesinnung ist. Das elende, entbehrende, gehetzte, ausgepreßte und dabei von heute auf morgen für die Fortdauer selbst der dürftigsten Erwerbsgelegenheit der Garantie entbehrende Arbeitsthier ist kein geeigneter Nährboden für gemeinnützige Gesinnungen. Anderentheils kann aber auch der bessere wirthschaftliche Zustand allein die Gesundheit der Gesellschaft nicht verbürgen; es ist hier ein gemeinsames Wirken beider Factoren in Wechselbeziehung, ein Eintreten Beider pari passu erforderlich.

Der von der Gesellschaft geleitete Theil der Erziehung, die öffentliche Schule, kann natürlich das hier gekennzeichnete Problem der Ethisirung nur theilweise lösen. In sehr erheblichem Maße steht die heranwachsende Generation unter dem Einflusse der Familie. Auf die in dieser Doppelheit der Erziehungsfactoren liegende ungeheure Schwierigkeit kann gegenwärtig nicht eingegangen werden. Unzweifelhaft bleibt die Competenz und Wirkungsfähigkeit der Schule auch bei den vorzüglichsten Veranstaltungen zur Ausübung ethischer Einwirkungen eine bedenklich eingeschränkte. Wir fassen jedoch für diesmal nur die

öffentlichen Veranstaltungen zur Begründung sittlicher Erkenntniß und Willensrichtung in's Auge.*)

Die heutige Gesellschaft beharrt trotz vielfacher Beweise der Unzulänglichkeit und Unwirksamkeit bei der religiösen Grundlage des sittlichen Unterrichts. Die sittliche Forderung ist hier autoritatives göttliches Gebot, durch Verheißungen und Strafandrohungen sanctionirt.

Die Unzulänglichkeit dieses Verfahrens zeigt sich in weitem Umfange in den Erscheinungen sittlicher Verwahrlosung in allen Schichten der Gesellschaft. Eine besondere, zu den seltsamsten Situationen und Zwischenfällen führende Schwierigkeit erwächst der religiösen Moralbegründung im öffentlichen Unterricht aus der Vielgestaltigkeit der religiösen Bekenntnisse, die eine Scala bilden bis zur völligen, auch durch förmlichen Austritt aus der Kirche documentirten Religionslosigkeit der Familie. Der Staat spielt hier in seinem Verlangen einer religiösen Grundlage des Unterrichts in der That eine höchst seltsame Rolle. Handelte es sich um eine einzige Form des zu Grunde liegenden Dogmas, wie in Tirol, dem gesegneten Lande der Glaubenseinheit, oder in den schönen Zeiten nach der Reformation, wo der Landesvater das Bekenntniß bestimmte, so könnte die Sache allenfalls noch angehen. So aber ist der Staat in einem Athem Protestant, Katholik, Jude, als Protestant wieder Orthodoxer und Rationalist, Protestantenvereinler; ja er kann den freigemeindlichen Standpunkt gutheißen, wenn in ihm nur ein genügend starkes Element von Theismus nachgewiesen wird, um einen ausreichenden Effect von autoritativ begründeter Moralität hervorzubringen. Ungemüthlich wird die Sache erst, wenn völlig religionslose Eltern ihre Kinder nicht der offiziellen Einprägung einer in ihren Augen unmöglichen Weltanschauung preisgeben, sondern sie nach ihrem eigenen Kopfe erziehen wollen. Dann gibt es Proteste, Conflicte, Verurtheilungen durch alle möglichen Verwaltungs- und Gerichtsinstanzen bis zum Minister und Kammergericht, Petitionen an das Abgeordnetenhaus, rathlose Commissionssitzungen und haltlose Debatten im Plenum.

Die unausweichliche Consequenz ist hier, da einestheils Moralbegründung sein muß, anderentheils die religiöse Begründung nicht mehr recht practicabel ist, daß eine Selbständigkeit des ethischen Unterrichts auf natürlich menschlicher Grundlage als einzig übrigbleibende Lösung ernstlich in's Auge gefaßt werde. Auf diese Lösung hinzuweisen, für sie das Material zu schaffen, sie methodisch vorzubereiten erscheint als eine überaus wichtige und verdienstvolle Aufgabe der Zeit, sie politisch zu fordern müßte als selbstverständliches Interesse der fortgeschrittensten und radicalsten unter unseren politischen Parteien erwartet werden.

Die Sozialdemokratie hat in ihrem Erfurter Programm von 1891 die negative Seite der Frage mit der vollkommensten Folgerichtigkeit acceptirt, die hochwichtige positive Ergänzung aber völlig außer Acht gelassen.

Wir finden hier zunächst in Punkt 6 generell die völlige Loslösung des Staates von der Kirche gefordert. „Erklärung der Religion zur Privatsache, Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken; die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten, die ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig ordnen." Das ist alles correct und folgerichtig und in den offiziellen Erläuterungen zum Erfurter Programm von Kautsky und Schönlank, die für zehn Pfennige in der Expedition des „Vorwärts" zu haben sind, ebenso wie die übrigen Programmpunkte mit musterhafter Klarheit und Prägnanz begründet. Bedenken kann nur die im letzten Passus zu Tage tretende leichtherzige Unterschätzung der gewaltigen Macht der großen alten Religionsgemeinschaften mit ihrer Gewalt über die Geister und ihren Herrschaftsgelüsten erwecken. Doch das nur nebenher.

Ebenso findet auch die Anwendung dieser negativen Seite auf die Schule im ersten Passus von Punkt 7: „Weltlichkeit der Schule", ihren präcisen Ausdruck. Damit ist denn aber auch die Sache zu Ende; das unumgängliche Problem der Ethisirung, auch nur so weit diese in dem direct vom Staate abhängigen Theile der Erziehung in der Form des ethischen Unterrichts erstrebt werden müßte, bleibt gänzlich außer Acht. Auch die „Erläuterungen" zeigen, daß die Bedeutsamkeit dieser Aufgabe so gut wie völlig verkannt wird. Als Unterrichtszweck erscheint hier ausschließlich „die geistige Ausbildung, die Uebermittelung eines bestimmten Wissens, einer Reihe thatsächlicher Kenntnisse, die geistige Ausbildung des heranwachsenden Geschlechts". Wie dürftig und tautologisch findet hier der Gedanke, daß die Schule es nur mit der formalen und materialen intellectuellen Bildung zu thun haben soll, seinen Ausdruck! Nur anhangsweise, lahm hinterher hinkend, kommt hier hinter der nochmaligen Betonung der „erforderlichen Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten" die Veredelung des kindlichen Gemüthes durch gute Zucht, die Einsicht in die staatsbürgerlichen Pflichten, die Erziehung zu guten Staatsbürgern zu einem schwachen und schwankenden Ausdruck.

Wie erklärt sich diese auffällige Verkennung eines so wichtigen, für das Gedeihen jeder Gesellschaft grundlegenden Punktes?

Man kann zunächst an eine gewisse Aeußerlichkeit, Einseitigkeit und Oberflächlichkeit der Betrachtung denken. Und in der That mag diese einen wesentlichen Antheil an dieser Verkennung haben. Ein agitatorisch auf gewisse Seiten des Gesellschaftslebens gerichtetes System verliert leicht das Verständniß für andere Seiten, für die Complicirtheit des gesellschaftlichen Organismus überhaupt und erwartet von dem Einen, das sie erstrebt, ausschließlich alles Heil.

Es gibt aber doch noch einen tieferen Grund. Dieser beruht auf der gesammten Denkweise des Marxismus, der im Erfurter Programm als dem offiziellen Systeme der Sozialdemokratie nicht ohne eine gewisse Gewaltsamkeit gegenüber widerstrebenden Elementen zur Herrschaft gebracht worden ist. Das Wesen des Marxismus besteht eben im Beiseitelassen des ethischen Gesichtspunktes überhaupt. Die Umgestaltung der Gesellschaft erscheint hier nicht als eine sittliche Forderung, als begründet durch das Menschenrecht und die gesellschaftliche Gerechtigkeit, sondern lediglich als ein Naturprozeß im Schoße der Gesellschaft, der sich durch die Logik der Thatsachen, durch die ursächlichen Zusammenhänge mit Naturnothwendigkeit vollzieht. Die kapitalistisch-individualistische Productionsweise ist unhaltbar geworden; mit der Gewalt eines Naturprozesses tritt die sozialistisch-collectivistische Productionsweise an deren Stelle.

Hier spricht aus Marx der alte Hegelianer; diese immanente Nothwendigkeit der Entwickelung ist ganz im Sinne Hegel's gedacht.

Ebenso selbstverständlich aber vollzieht sich nach dieser Theorie im Zusammenhange mit der Umgestaltung der Wirthschaftsform auch die Umgestaltung der ideellen Mächte in der Gesellschaft als von der öconomischen Umgestaltung durchaus abhängig. Religion, Recht, Kunst, Philosophie und Moral wandeln sich in Uebereinstimmung mit und in Abhängigkeit von den Wandlungen der öconomischen Grundlage. Es gibt also auch in der Moral nichts Absolutes, allgemein menschlich Gültiges; die jedesmal geltende Moral ist durchaus abhängig von den jedesmal vorhandenen öconomischen Zuständen und verändert sich mit diesen. Sie wird sich vermöge dieser Abhängigkeit also beim Eintreten eines neuen öconomischen Zustandes ganz von selbst in entsprechender Richtung geltend machen und umgestalten.

Mit dieser naturalistischen Betrachtungsweise hängt vielleicht auch die Abneigung zusammen, über die künftige Gestalt der Gesellschaft in ihren Einzelzügen Rechenschaft zu geben, die in so auffälliger Weise in den vor einem Jahre im Reichstage geführten Debatten zu Tage trat. Für das von selbst Werdende kann man eben kein Programm aufstellen und braucht es nicht. Man kann dann freilich fragen: warum überhaupt

*) Die Frage nach den competenten Trägern einer idealen Gesammterziehung habe ich im Schlußabschnitt meines soeben erschienen „Systems der Pädagogik im Grundriß" (Berlin, Heyfelder) ausführlich untersucht.

diese gewaltige und gewaltsame Agitation? Warum nicht ruhig zusehen und abwarten, bis sich die Sache von selbst macht?

Der orthodoxe Marxismus ist eine Prinzipienreiterei, ein mit Scheuklappen versehener Doctrinarismus, der nur immer wieder und wieder die Marx'sche Litanei herunterbetet und darin den Inbegriff aller gesellschaftswissenschaftlichen Wahrheit, der Weisheit letzten Schluß findet.

Es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß diese naturalistische Betrachtungsweise durchaus nicht die allein in der Sozialdemokratie herrschende ist. Die ethische Begründungsweise der sozialdemokratischen Theorie hat noch ihre Anhänger, die nur gegenüber der Parteidisciplin oder besser gesagt der Parteityrannei nicht hervorzutreten wagen.

Diese ethische Begründungsweise stützt sich auf ein ideales Recht. Damit ist aber überhaupt die Bedeutung der ethischen Forderung in den Vordergrund gerückt und muß nun auch für das Gesellschaftsleben und die Erziehung in ihrer Unentbehrlichkeit zur Anerkennung gelangen. Ist das ideale Recht der beste Stützpunkt für die gesellschaftliche Forderung, so ist damit auch der Ethik überhaupt ihr gebührender Platz im Leben der Gesellschaft gesichert. Ihre Unentbehrlichkeit ist sichergestellt, die Nothwendigkeit einer ethischen Erziehung und der Pflege eines rein ethischen Unterrichts in den Schulen ist erwiesen.

Schon wegen der Bedeutung des ethischen Prinzips für die Begründung ihrer sozialen Forderung läge es im eigensten Interesse der Sozialdemokratie, sich ethisch zu vertiefen und demgemäß auch die Forderung eines rein ethischen Unterrichts in den Schulen als einer fortgeschrittenen Gesellschaftsform entsprechend zu würdigen und in ihr Programm aufzunehmen. Sie würde sich damit ebenso, wie sie es mit der Erklärung der Religion zur Privatsache thut, zu einer neuen, höheren, dem sich anbahnenden Gesellschaftszustande wahrhaft entsprechenden Auffassung des Gesellschaftslebens bekennen, sich zur Vertreterin eines tiefwahren und zukunftsreichen Gedankens machen und durch ihre Agitation für diesen Gedanken der Menschheit einen Dienst leisten, während sie durch ihre gegenwärtige Verkennung desselben bei ernster Denkenden nur Mißbilligung und Mißtrauen ernten kann.

Es scheint sonach in jeder Hinsicht im eigenen wohlverstandenen Interesse der Sozialdemokratie zu liegen, die Forderung eines rein menschlich begründeten ethischen Unterrichts in den öffentlichen Schulen zu einem ihrer Programmpunkte zu machen und für diese Forderung mit aller Energie mit einzutreten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Gewissen des Herrn Piquendaire.

Humoreske von Emile Augier.*)

Piquendaire (in seinem Schlafzimmer, sich auskleidend). Wahrlich, mein Bett habe ich verdient! Das war ein Tagewerk von Morgens früh bis Mitternacht! Welche Menge von Besorgungen! Meine alten Schuhe sind entzwei und meine Beine desgleichen. Ach, wann werde ich einen hübschen Wagen mit zwei guten Pferden haben! Aber nur Geduld! Eine Kartenlegerin hat mir für meine alten Tage Reichthum vorausgesagt, und ich thue mein Möglichstes, um die Prophezeiung wahr zu machen. (Er legt sich zu Bette.) Uff, ist das eine Wonne, sich auszustrecken! Ich bedurfte wirklich dieser Ruhe. (Er löscht das Licht.) Das Bett ist doch eine schöne Erfindung! Meiner Treu, ich bin aber auch ein glücklicher Mensch: in meinem Stadtviertel geachtet, wohlauf für meine Jahre, mit gutem Gewissen, mit Aussichten auf eine schöne Erbschaft und reich genug, sie hier zwischen feinen Bettlaken zu erwarten. Was fehlt mir also zum Glück? Ich darf den Schlaf des Gerechten schlafen.

Das Gewissen des Herrn Piquendaire. Der Schlaf des Gerechten ist nicht für Sie, Piquendaire, und Sie haben höchstens Anspruch auf den Schlaf eines alten Sünders.

Piquendaire. Schon wieder die übertriebenen Empfindlichkeiten, meine Liebe! Aber ich kenne Sie schon lange, und Ihre Vorwürfe lassen mich kalt. Ich bin ein Ehrenmann, dabei bleibe ich.

Das Gewissen. Sie sind ein Schuft und ich werde es Ihnen beweisen.

Piquendaire. Zum Teufel mit Ihnen! Ich habe keine Zeit, Ihnen zuzuhören.

Das Gewissen. Sie müssen es. Spitzen Sie also die Ohren und reiben Sie sich die Augen, denn wir halten eine sehr lange Abrechnung mit einander.

Piquendaire. Rechnen wir lieber morgen ab, Kleine. Sie sehen, ich liege im Bett, ein Kissen erwärmt mir die Füße und eine Nachtmütze den Kopf; ein gelinder Schweiß legt sich angenehm auf meine müdgehetzten Glieder. Ich bitte Sie, lassen Sie mich schlafen!

Das Gewissen. Nein, Nein! Sursum corda! Hören Sie mich an!

Piquendaire. Au, wie Sie mich schütteln! Sie brechen mir noch die Rippen entzwei! Teufel, da höre ich Ihnen lieber zu. Na also, — ich schlafe nicht mehr, — aber rücksichtslos ist es doch!

Das Gewissen. Die größte Geduld vergißt zuletzt jede Rücksicht. Lange und frech genug haben Sie meiner gespottet. Bald hielten Sie mich hin mit dem Vorwand, es sei Essenszeit, oder Sie müßten zu einem Freunde oder gar in die Beichte; bald antworteten Sie auf meine dringenden Gewissensfragen mit tausend nichtigen Gründen, die ich schwach genug war gelten zu lassen. Aber Alles nimmt ein Ende. Ich will nicht ein dummes Gewissen heißen, dem man ein X für ein U macht.

Piquendaire. Was hab' ich denn gethan?

Das Gewissen. Schämen Sie sich nicht, daß Sie nur den einzigen Beruf haben, die Erbschaft Ihres Onkels zu erwarten? Ihre ganze Zukunft auf die letzte Laune eines Sterbenden zu setzen? den eigensinnigen Greis mit falschen Gefälligkeiten zu kirren, deren Früchte Sie vielleicht nicht einmal ernten werden?

Piquendaire: Was ist da so Schlimmes dabei, eine Erbschaft abzuwarten? Eher wäre es ein Verbrechen, nicht darauf zu warten. Sie werfen mir meine Gefälligkeit gegenüber meinem Onkel vor? Er sei eigensinnig, fügen Sie bei? Um so größer ist mein Verdienst, wenn ich ihm gefällig bin. Und ich werde vielleicht nicht mal einen Nutzen davon haben? Ich weiß es und beweise damit meine Uneigennützigkeit.

Das Gewissen. Darum gehe ich auch auf ein anderes Kapitel über. Was sagen Sie z. B. zu Folgendem? Ihr Onkel ist fromm, und seit dem Tode seines Sohnes gehen Sie in die Kirche, wo Sie sich, als der natürliche Erbe noch lebte, niemals sehen ließen. Sie haben einen Beichtvater genommen und lesen die „Heilige Therese" und den „Wegweiser für Sünder". Das ist Heuchelei, Piquendaire, oder ich verstehe mich nicht darauf.

Piquendaire. Sie verstehen gar nichts, das können Sie als sicher annehmen. Die himmlische Gnade hat mich bei der Beerdigung meines Vetters tief gerührt. Ist das so erstaunlich? Der Anblick meines weißhaarigen Onkels, der Gesang der Priester — Sie wissen ja, wie die Musik mich zu rühren vermag! — die Andacht der Versammlung, diese erhebende Hoffnung der Religion auf ein Wiedersehen in einer anderen Welt, — Alles hat mich gerührt. Ist es mir vielleicht untersagt, von rührenden Dingen gerührt zu werden? Und wenn meine materiellen Interessen mit den Interessen meines Seelenheils gleichbedeutend sind, ist das etwa meine Schuld? Soll ich mich für ein anderes Leben verdammen lassen, bloß weil ich mich davor fürchte, in diesem Leben ein reicher Mann zu sein?

Das Gewissen. Ein Schein von Vernunft ist offenbar in Ihren Worten vorhanden, und ich würde Ihnen auch vertrauen, wenn nicht Ihre anderen Thaten wären. Aber wie soll ich Ihr Betragen von heute mit jener Frömmigkeit zusammenreimen, von der Sie sprechen? Ihr Onkel hat eine verwaiste Nichte in sein Haus aufgenommen. Dieses ganz rei-

*) Aus des Dichters Nachlaß. Das Original erscheint zu gleicher Zeit in der „Revue de Paris", dem von J. Darmesteter und Louis Ganderax trefflich geleiteten neuen Concurrenzblatt der „Revue des Deux-Mondes".

zende und brave Kind gewann das Herz des Alten mit ihrer unschuldigen Zärtlichkeit . . .

Piquendaire. Unschuldig! wie kann man nur so reden! Sie wissen sehr wohl, daß sie es auf die Erbschaft abgesehen hat und ihre Zärtlichkeiten sind bloße Spekulationen auf das Testament des Onkels Blondel. Sie kommt mir gegen alles Recht in's Gehege.

Das Gewissen. Das ist erlogen. Juliette weiß noch nicht einmal, wozu man reich ist. Sie liebt ihren Onkel, weil er sie in sein Haus aufgenommen hat; sie sucht ihn aufzuheitern, weil sie ihn traurig sieht; sie trösten sich zusammen in ihrem Schmerz, er um den Sohn, sie um die Eltern, die sie verloren haben. Was kann natürlicher und ehrenwerther sein?

Piquendaire. Sie haben von jeher auf der Seite meiner Feinde gestanden.

Das Gewissen. Juliette ist nicht Ihre Feindin, aber Sie sind ihr Feind. Sie fürchten einfach, Ihr Onkel werde sie adoptiren, was übrigens sehr verständig von ihm wäre.

Piquendaire. Ich bin so ganz und gar nicht Juliettens Feind, daß ich ihr meine volle Freundschaft widme.

Das Gewissen. Ja, damit Ihr Onkel über ihr ferneres Schicksal beruhigt sei und es in Ihren Händen gesichert glaube.

Piquendaire. Sie schieben aber auch Allem eine gemeine Absicht unter.

Das Gewissen. Wie soll ich denn Ihren Plan, Juliette unglücklich zu machen, anders auslegen?

Piquendaire. Lassen Sie mich nur damit in Ruhe! Ich weiß ja gar nicht, was Sie meinen.

Das Gewissen. Sie haben folgenden ruchlosen Plan entworfen: Ihr Onkel ist fromm; wenn Juliette strauchelt, wird er ihre Güte vergessen, und zu diesem Zweck haben Sie für einen hübschen Jüngling gesorgt, einen ehrlosen Wüstling. Sie haben ihn Ihrem Onkel vorgestellt und durch Ihre boshaften Sticheleien dahin gebracht, daß er Juliette verführen will. Sie haben ihre Zusammenkünfte begünstigt und Briefe vermittelt, und jetzt hat das arme Kind nur noch einen Schritt zu thun, um zu fallen. Was erwidern Sie darauf, Piquendaire? Sind Sie etwa kein elender Schuft?

Piquendaire. Ein elender Schuft? Es thut mir wirklich leid, daß ich mich mit Ihnen abgeben muß. Sie sind eigensinnig und tyrannisch. Ich sehe so viele Schufte, die von ihrem Gewissen in Ruhe gelassen werden! Wie kommt es nur, daß gerade ein braver Mann wie ich vor meinem Gewissen keine Ruhe haben kann?

Das Gewissen. Sie antworten mir nicht?

Piquendaire. Und Sie freuen sich wohl Ihres Triumphes?

Das Gewissen. Antworten Sie, wenn Sie können, und ich werde mich noch mehr freuen.

Piquendaire. Nichts leichter als das, und Sie sollen Ihre Heftigkeit bereuen, sobald Sie erst die Dinge in ihrem wahren Lichte sehen. Von allen Ihren Anklagen ist nur eine wahr: ja, ich habe Albert bei meinem Onkel eingeführt. Ist es aber meine Schuld, daß er ein netter Bursche ist? Ich bin ja nicht sein Vater. Und ist es meine Schuld, wenn Juliette ein liebevolles Herz hat? Bin ich ihr etwa mit gutem Beispiele vorangegangen? Meine Frau kann es bezeugen, daß ich gar nicht verliebt bin. Daß ferner Albert ein Wüstling ist und alle Weiber hintergeht, das ist nicht meine Schuld. Im Gegentheil habe ich in seiner Gegenwart immer die weibliche Tugend vertheidigt, so wie es sich für mein Alter und meine Grundsätze schickt. Was aber die Sticheleien betrifft, womit ich ihn zur Verführung Juliettes aufgestachelt haben soll, so ergaben sich jene Bemerkungen aus dem Lauf unserer Unterhaltung von selbst. Ich sprach von anständigen Mädchen im Allgemeinen und behauptete, daß es ihm beispielsweise nie gelingen werde, Juliette zu verführen, — und das beweist doch nur, wie hoch ich sie halte. Schließlich ist freilich Alles gegen meine Absicht ausgefallen: die Kleine hat sich in den lockeren Zeisig verliebt, was mir leid thut für sie. Daß ich ihre Zusammenkünfte begünstigt hätte, ist ebenso falsch: Albert benutzte einfach meine vertraulichen Unterredungen mit dem Onkel, um ein Gleiches mit der Nichte zu thun, das ist Alles. Wenn ich endlich zwei oder drei Briefe vermittelte, so wußte ich ja nicht, was darin stand, auch hatten sie mir nicht gesagt, daß es Liebesbriefe seien. Sie sehen also, daß ich ganz unschuldig bin.

Das Gewissen. Unseliger, wie verächtlich mußt Du von mir denken, um mir mit solchen Aufschneidereien zu kommen.

Piquendaire. Nun also, ja, ich gestehe es ein. Ich habe Alles aufgeboten, um Juliette zu Fall zu bringen. Aber bin ich darum ein Schuft?

Das Gewissen. Ich bin begierig auf Deine Rechtfertigung.

Piquendaire. Thue ich vielleicht Böses nur aus Freude daran? Nein, ich bin wahrhaftig kein Bösewicht, und Gott ist mein Zeuge, daß ich Juliette nicht schaden würde, wenn ich kein Interesse daran hätte. Ich bedaure lebhaft, daß sie meinen Weg kreuzte, denn ich finde sie ganz allerliebst und bin ihr freundschaftlich ergeben. Ich gäbe sogar was darum, wenn sie mir nicht im Wege stände. Aber wie Sie wohl wissen, gibt es Verhängnisse, denen man sich fügen muß.

Das Gewissen. Es ist wahr.

Piquendaire. Sie sollten mich eher beklagen, als tadeln, denn ich bin nicht reich und meine Tochter ist häßlich. Wie kann ich ihr je einen Mann verschaffen, wenn ich Onkels Erbschaft nicht habe? Aber ich will, daß das arme Kind glücklich werde. Es ist Fleisch von meinem Fleisch, und Sie werden mir gewiß diese Liebe nicht zum Vorwurf machen.

Das Gewissen. Im Gegentheil.

Piquendaire. Meine Arbeit reichte nicht hin, ihr Glück zu sichern. Das ist ohne Zweifel meine Schuld, aber soll sie darunter leiden? Da die Arbeit meiner Tage und Nächte nicht ersprießlich genug war, so opfere ich ihr meine Ehre, die Achtung vor mir selbst. Die Reue mag mich immerhin foltern, wenn nur meine Tochter glücklich ist, — mehr verlange ich nicht von Gott. Ich bin vor Allem Vater, und diese heilige Würde macht mich des erhabensten Opfers fähig und verleitet mich bis zur Ehrlosigkeit.

Das Gewissen. O Sie sind zu hart gegen sich selbst. Unter diesem Gesichtspunkt ist Ihr Vorgehen zu entschuldigen.

Piquendaire. Nein, das ist es nicht, und das macht gerade meinen Stolz aus. Denn je ruchloser meine Handlung ist, um so erhabener ist meine Vaterliebe.

Das Gewissen. O mein Freund, wie hab' ich Sie verkannt!

Piquendaire. Ich bin sehr unglücklich, aber meine Schmerzen sieht Gott. Gibt es auch eine grausamere Strafe, als gut und ehrenwerth zu sein, wie ich es bin, und doch in vollem Bewußtsein das Böse zu thun?

Das Gewissen. Diese That wird Ihnen im Himmel angerechnet werden.

Piquendaire. Gott wird mir vielleicht vergeben, wenn er meinen Schmerz gegen mein Verbrechen in die Wagschale wirft, aber ich selbst verzeihe mir nicht. Ich gehöre nicht zu jenen stumpfsinnigen Verbrechern. Ich weiß wohl, indem ich meine Achtung hingebe, verzichte ich auch auf meinen Schlaf, meinen Frieden, meine Vorliebe für Feld und Wald und das Morgenroth . . .!

Das Gewissen. Beruhigen Sie sich, edles Herz. Ich versichere Ihnen, Sie können in Frieden schlafen.

Piquendaire. Nein! Sie werden unerbittlich sein und wohl daran thun.

Das Gewissen. Fürchten Sie nichts von meiner Seite. Ich bin doch nicht abgeschmackt.

Piquendaire. Nein, keine Schonung. Ihre Verachtung sei meine Strafe.

Das Gewissen. Wozu noch Strafe? Ihr fester Entschluß, Ihr Leid auf sich zu nehmen, spricht Sie schon frei. Der gute Vorsatz wird für That genommen. Was sollten Sie übrigens auch bereuen? Ihre erhabene Vaterliebe? Sie dürfen sich ihrer rühmen. Das gehört zu jenen Sünden, auf die man stolz sein kann.

Piquendaire. Glauben Sie wirklich?

Das Gewissen. Verlassen Sie sich auf mich. Sie wissen ja, wie streng ich bin.

Aus der Hauptstadt.

Volldampf voraus!

Seitdem die interessantesten und spaßhaftesten Erlasse deutscher Behörden im Centralmarkthallenorgan der Sozialdemokratie, dem Berliner „Vorwärts", abgedruckt werden und man sich im Auslande schon daran gewöhnt hat, seine Informationen über die Regierungstechnik des neuen Kurses zum guten Theil aus diesem Rosenölblatte zu beziehen, hat der Staats- und Reichs-Anzeiger sehr an Bedeutung, wenn auch nicht an Abonnenten verloren. Ein solcher Verlust wäre auch bei der gegenwärtigen Höhe seiner bezahlten Auflage beinah ein Ding der Unmöglichkeit. Die Leitung des vortrefflichen Journales, die es endlich satt bekommen hat, ihr weißes Papier für den Abdruck langweiliger Regierungsrundschreiben herzugeben und sich dadurch bei den zum Lesen dieser Stilübungen verdammten Provinzbehörden verhaßt zu machen, diese Leitung, der man huldvoll zur Publikation überläßt, was Liebknecht nicht mag, ist nun endlich auf den Gedanken gekommen, einmal, wie Pindter der Standhafte auf eigene Faust offiziös zu sein. Der erste schüchterne Versuch darf als völlig gelungen bezeichnet werden, und nach meinem Geschmack übertrifft er an Schlagfertigkeit und Geist sogar noch die Ehrenrettung Spätzle's und Austernfreund's, denen doch der große Kladderadatsch drohte. Es kam bei diesem ersten Versuch im Wesentlichen darauf an, die durch ein trauriges Ereigniß im ganzen Lande entfachte Mißstimmung und Unruhe noch zu steigern, welche Fähigkeit man neuerdings für einen Beweis hoher politischer Einsicht hält. Die entsetzliche Kunde, daß einige vierzig blühende Menschenleben verruchtem Schlendrian zum Opfer gefallen sind, entpreßte den Gelehrten des Reichsanzeigers das Geständniß, weitere Unglücksfälle ähnlicher Art würden für sie gar nichts Ueberraschendes haben. Dergleichen gehöre gewissermaßen zum Repertoire der Kriegsschiffspielerei. Man erprobe die Haltbarkeit der Maschinen eines neuen Schwimmpanzers, indem man das Ungethüm mit Mannschaft vollpfropfe, den Dampf seiner Kessel überhitze und es dann in's offene Meer hinaus sende. Springen auf solcher Probefahrt, bei einem Drucke von zwölf Atmosphären, die Rohre und verbrüht der austretende Dampf die Bemannung, so ist damit der klare Beweis erbracht, daß die Maschinen zu wünschen übrig lassen; springen die Rohre bei der Probefahrt nicht, so thun sie es vielleicht später. Die Wittwen und Waisen der verunglückten Braven erhalten zwar keine Entschädigung, die sie einigermaßen vor Noth sichert und einigermaßen den furchtbaren Schlag lindert, sie sind vielmehr zur Schande des deutschen Reiches auf den Privatbettel angewiesen; aber sie haben doch wenigstens den einen Trost, daß sich ihnen über ein Kleines, bei der nächsten Probefahrt unserer Marine, neue Unglücksgefährten gesellen werden . . .

* * *

Der Reichs-Anzeiger-Gelehrte, dessen Hirn solche Gedanken wälzte, hat nun offenbar keine Ahnung von Schiffsmaschinenbau und erscheint eben deshalb im höchsten Grade qualifizirt, nach einer solchen Katastrophe, gleichsam im Namen der Regierung, das erste Wort zu sprechen. Was er that, ist keine Voreiligkeit im gewöhnlichen Sinne, ist nicht leichtfertige Schwatzlust eines beliebigen, ordinären Prügel-Journalisten, dem es Wonne deucht, seinem sensationshungrigen Lesepöbel immer über das Actuellste zu berichten und der Actualität zu Liebe rasch noch in der Abendausgabe die Ehre eines jungen Mädchens zu vernichten oder hundert unglückliche Weiber, deren Männer auch auf deutschen Kriegsschiffen dienen, in tödtlichste Angst zu versetzen; diese Reichs-Anzeiger-Weisheit ist ein Regierungsprogramm, dessen Beliebtheit zu wachsen scheint, je mehr wir uns dem Ende des neunzehnten, in den weitesten Kreisen beliebten Jahrhunderts nähern.

Fürst Metternich, der ja auch ein gewaltiger Kesselüberheizer vor dem Herrn war, erzählte in vertrautem Kreise oft und gern eine Anekdote, deren Helden er nach Abbrennung der Pointe immer weidlich belachte. Von Regierungssorgen und mancherlei Gedanken gequält, deshalb ganz verändert aussehend und kaum erkennbar, ging er an einem Neubau vorbei, wo sich der biedere Polier just an seinem kräftigen Frühstück (Mahl- und Schlachtsteuer 35 Procent) erquickte. „Guter Mann," redete er den Dejeunirenden an — so betiteln seit Kains Zeiten alle leutseligen hohen Herren arme Schlucker — „guter Mann, so viel Fleisch und Wein wie Ihr kann ich mir nicht zum Frühstück leisten." — „Hätt'st 'was gelernt, könnt'st's auch!" gab der gute Mann kauend in angenehmen Zischlauten zurück. Fürst Metternich war darob ungemein belustigt. Ich weiß nicht, weshalb er lachte. Das Lachen hätte ihm vielmehr bei diesen Worten vergehen sollen. Denn der Maurer hatte Recht, wenigstens in sofern, als er den Leutseligen schlichtweg der Ignoranz beschuldigte.

Regieren kann unter Umständen eine Kunst sein, aber es muß keine Kunst sein. Ohne mich auf den seligen Oxenstierna zu berufen, dessen Behauptung, daß die Welt mit sehr wenig Witz regiert werde, zeitgemäß dahin zu erweitern wäre, daß man sie mit sehr schlechten Witzen regiere (vergleiche die Parlamentsausgabe deines Leibjournals), ohne andere odiose Exempel anzuführen, möchte ich doch einen Lehrsatz aufstellen, wonach die größte Achtung und den größten Ruhm der Regent verdient, der von seiner Dummheit am wenigsten Gebrauch macht. Wer ein guter Schneider werden will, muß vier Jahre lernen, und ein Wagenbauer gar fünf; aber die Regierungskunst lehrt sich von selbst. Deshalb begnügen sich auch die Berliner Studenten, unter denen doch gewiß viele Staatsmännerchrysaliden sind, damit, politische Erörterungen nach Schluß der Kneiptafel zu pflegen, wenn schon keiner mehr im Stande ist, sich selbst und seinen Nachbar, geschweige denn die Windungen der modernen Politik zu erkennen; deshalb blamiren sie sich zwar frohgemuth alle zwei Jahr einmal in öffentlichen Versammlungen mit phantastischen Resolutionen über den Sozialismus, beschäftigen sich aber sonst mit dieser Frage weniger als mit dem schlichtesten Paragraphen des Biercomments. Denn den muß man, um als anständiger Mensch unter seinesgleichen zu bestehen, intus haben; zum Staatenlenker aber bedarf es keiner Vorstudien. Ein Volk regieren, heißt eine Probefahrt in's Weltmeer machen; man läßt den Kesseldruck auf zwölf Atmosphären bringen und versucht dann, ob und wie lange es geht. Sehr liberale Zeitungen gerathen darüber in Verzückung, sprechen von Genialität und streuen Weihrauch, Myrrhen und Leitartikel in Sperrdruck. Und die Genialen lassen, ganz betäubt von Jubelgeschrei der Knechte, immer mehr Dampf auf die Schieber. Manchmal kracht es ja dann freilich, aber zum Glück befindet sich der Commandant nur sehr selten im Maschinenraum.

Aengstliche Techniker — ja, es gibt Techniker selbst im Regierungsfach — haben die Verwendung überhitzter Dämpfe nicht ohne Anbringung von Sicherheitsventilen und anderen parlamentarischen Vorsichtsmaßregeln gestatten wollen; aber wir kommen auch über diese absurden Vorurtheile lächelnd hinweg. Die „Brandenburg" stach in See ohne solche Sicherungen, und ein anderes Staatsschiff, die „Italia", Commodore Francesco Crispi, soll vor ihrer letzten Fahrt von diesen überflüssigen Apparaten befreit werden. Die Rohre sind rissig auf der alten verfaulten Galeere, und jetzt schon, wo man die Ventile noch nicht fortgenommen hat, hielt Re Umberto es für gerathen, sein Vermögen nach Rücksprache mit dem Hausminister bei Rothschild in London zu deponiren. So melden wenigstens der Mailänder Secolo und der New-York Herald zu Paris. Sobald Signore Francesco mit seinen Schulden ein Gleiches gethan hat, steht der Suspendirung des Parlaments und der Ausdehnung des Belagerungszustandes über ganz Italien nichts mehr im Wege — das Schiff kann springen.

Die „Brandenburg" erfreute sich auf dem Papiere ausgiebigster Sicherungen, aber man hatte es in gerechter Würdigung der modernen Verhältnisse vorgezogen, bei Ausführung der Skizzen nicht allzu pedantisch genau zu verfahren. Solche Sicherungen am Staatsschiff gegen allzu kraftvolle Arbeit des Regierungsdampfes sind die Gegendruck ausübenden Ansichten der sogenannten Volksvertreter. Da muß es nun auch dem fanatischsten Gegner der freisinnigen Parteien, dem giftigsten Neider der unvergänglichen Loco- und Locus-Verdienste Rickert's & Co. eine Wonne sein, zu bemerken, daß gerade sie von unholden Jugendeseleien abgekommen sind, daß gerade die einstigen Verherrlicher des Parlamentarismus Heinrich's neuliches „Versprechen" nunmehr einlösen, die — pardon — Retirade antreten wollen und entschlossen scheinen, all' den complizirten Sicherheitsunfug über Bord zu werfen. „Wir wissen nur eins, daß der Kaiser zweifellos auch ohne Parlament das beliebte sic volo, sic jubeo aussprechen und der Vertrag gegen den Willen der Agrarier ein fait accompli werden würde," sagt von London aus ein deutschfreisinniger Denker, dem die Engländer dankbar wären, wenn er sich nur mit derart internen reichsdeutschen Dingen befaßte, da er über englische Verhältnisse zu urtheilen doch absolut unfähig ist, und von dem ich aufrichtig bedaure, daß er nichts gelernt hat, weil seine grandiose Langweiligkeit ihn zu nationalöconomischen und anderen gelehrten Schriften von bleibendem Werth hervorragend befähigt. Herr von Levetzow aber, ein finsterer Reactionär, der unfreisinnigen Mannesmuth genug besaß, selbst in Gegenwart des Kaisers seiner Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen, daß dieser unheilvolle Handelsvertrag den Osten veröden und rettungslos dem Schnapskartoffelbau und dem Slaventhum ausliefern würde, Herr von Levetzow hat von allen deutschfreisinnigen Zeitungen Vorhaltungen genug über seine „Tactlosigkeit" und „Illoyalität" zu hören bekommen. Pindter soll heftig erröthet sein, als er den Bauchtanz der Gratisreptile mit ansehen mußte, und die Mitglieder seiner Redaction haben sich beim Vorstand des Vereins Berliner Presse darüber beschwert, daß der Zeitungsfreisinn ihnen ihr Brot nehme und sich vor der Kanzlermacht von heute nicht nur wie ein getretener Wurm, sondern geradezu wie ein Hofrath krümme. Aber gleich am nächsten Tage bewirkte Heinrich Rickert der Allerwertheste mit einem gar nicht mehr niedlichen Denunziätiönchen, daß sie sich noch tiefer in seine Seele hinein schämten; der gefeierte Rotundenredner machte den allzu arglosen Grafen Caprivi darauf aufmerksam, daß sich unter der Opposition manch Landräthlein befinde, der doch in Lohn und Kost bei der Regierung stehe und leichtlich gemaßregelt werden könne, wenn er nicht klein beigebe. Nie hat unversälschter Freisinn herrlicher gewetterleuchtet. Und ich könnte es Herrn Miquel, der nicht begeistert genug in die Posaune stieß und deshalb nach Beschluß aller freisinnigen Redactionen, unter Einschluß der Sitzredacteure und anderer Hausknechte, gegangen werden muß, kaum verargen, wenn er zur Revanche auf all die niedlichen Pläne zurückgriffe, so man zusammenfaßt unter dem appetitverderbenden Namen „Inseratensteuer" . . .

* * *

Die freisinnige Bourgeoisie ist weit heruntergekommen, und es thut ihr nichts, selbst ihr Lieblingskindlein, den Parlamentarismus, zu erwürgen, sofern sie dadurch für den Augenblick einem verhaßten Gegner schaden kann. Sie hat das Aeußerste gethan, den Widerstand in der Schiffsmaschine aufzuheben, um so eine glatte Fahrt im neuen Kurse zu ermöglichen. Aber der Druck im Kessel ist beängstigend gestiegen, und das Manometer steht auf 99. Volldampf voraus, tönt das Commando, doch die Maschine ist neuen Anstrengungen nicht mehr gewachsen. Wir stehen dicht vor einer Katastrophe.

Es wird sich eine Mehrheit für den deutsch-russischen Handelsvertrag finden, nicht weil ihre Mitglieder von seinen segensreichen Wirkungen

überzeugt sind, sondern weil sie zum großen Theil eine Reichstagsauflösung fürchten. Als diese Drohung zuerst laut wurde, nahm ich an, sie würde dem Vertrage schaden, das bischen Courage, womit ja schließlich unter Umständen auch ein Reichstagsabgeordneter geschmückt sein kann, würde in der Brust seine Spannkraft üben und ein „Nu jrade!" hervorrufen. Ich habe mich getäuscht. Nichts ist einfältiger als die Tricks der Regierenden; nur die, wofür sie bestimmt sind, scheinen noch einfältiger. Niemand würde es im Fall einer Ablehnung des Handelsvertrages wagen, Neuwahlen auszuschreiben. Denn mit einem Reichstag, der auf Grund dieser Frage, im Kampf der Regierung und der Opposition gegen die conservative Partei, entstanden wäre, könnte nur ein begabter, geriebener Politiker regieren, und von einem solchen ist rundum keine Spur zu erblicken — Inserate in den Hamburger Nachrichten würden auch kaum von Erfolg gekrönt sein. Bei der Betrachtung des derzeitigen Reichstages drängt sich Einem als erste Empfindung auf, daß er völlig beschlußunfähig ist, selbst wenn über 199 Abgeordnete in ihm versammelt sind; sein Nachfolger aber würde sogar schon nach vier Wochen wieder heim geschickt werden müssen, da Graf Caprivi außer einem bräutlich-seligen Ja in der Handelsvertragsfrage von ihm nichts erreichen könnte. Keine Steuer, keine positive Maßregel. Dieser neue Reichstag würde wagemuthige Staatslenker geradezu verleiten, à la Francesco Crispi die rostig gewordene Sicherung aus der Reichsmaschine zu entfernen und an die Stelle langathmiger Verfassungsparagraphen die suprema lex zu stellen. Die Abgaben für die Militärreform, die ja doch einmal erhoben werden müssen, wären durch einfachen Ukas, „auch ohne Parlament", wie sich der Londoner Staatsstreichler en miniature ausdrückt, festzusetzen, mit ihrer Einziehung aber am besten die 100 000 Landleute zu betrauen, denen der deutsch-russische Handelsvertrag die Existenzmöglichkeit nimmt und die man deshalb als Gerichtsvollzieher verwerthen kann.

Volldampf voraus . . .

Prinz Vogelfrei.

Die dritte Elfer-Ausstellung.

Die „XI" weisen gegen das Vorjahr eine bemerkenswerthe Veränderung auf: sie haben Herrn Müller-Kurzwelly verloren, und Max Klinger dafür eingetauscht, gewiß ein Handel, wie er glänzender kaum je geschlossen wurde. Klinger hat sich denn auch für die Aufnahme nicht unerkenntlich bewiesen und gleich mit seinem „Golgatha" überaus rühmlich debütirt.

Wenn man die paar Stufen zum hinteren Oberlichtsaal in der Schulte'schen Kunstausstellung hinuntersteigt, dann sieht man das Bild gleich vor sich, ein Colossalgemälde von monumentaler und doch unruhiger Haltung. Es hat auf den ersten Anblick etwas geradezu Erschreckendes. So gewaltsam drängen sich Einem die einzelnen Figuren auf, in ihrer fast abstrakten Härte, die durch keinerlei weiche Lufttönungen gemildert wird. Man vermißt daher zunächst das, was man im engeren Sinne „malerische Stimmung" nennt, die auf dem Stuck'schen Kreuzigungsbild einen so mächtigen Eindruck hervorbrachte. Man vermißt daher vielleicht auch Naivetät und Empfindungseinheit, weil das Ganze sich nicht auf einen Blick, wenn auch dunkel, offenbart, und weil Eigensinnigkeiten und Schrullen Einem entgegen treten, die leicht etwas Verstimmendes haben. Kurz, es ist kein bequemes Bild, das man vor sich hat, und wie es aus dem Geiste geschaffen wurde, so will es auch mit dem Geiste genossen und aufgefaßt werden.

Also wohl eigentlich ein recht unmodernes Bild? Vielleicht, im engen Schulsinne. Aber jedenfalls auch ein Bild, zu dem sich keinerlei Vorbild anführen läßt, ein Bild, das ganz aus originaler Kraft mit originalen Mitteln geschaffen ist. Selbst dies, daß Klinger das was heute überall zu haben ist, „Stimmung", seelenruhig bei Seite ließ, weil es nun einmal nicht seine besondere Stärke ist, erscheint mir achtunggebietend an dem Bilde. Es verräth, wie unbekümmert-sicher die Persönlichkeit des Künstlers auf sich beruht, ohne ihre Mängel zu vertuschen, da sie nur mit Einsatz der ganzen Ehrlichkeit ihre ganze Kraft zu entfalten vermag. So schreibt denn Klinger seinen eigenen herben Styl, und wes Augen verwöhnt und verweichlicht sind, haben Mühe, ihn zu lesen.

Aber wenn ich sagte, daß die Stimmung fehlt, so trifft das nur im platten Sinne zu. Wie alles bei Klinger vergeistigt ist, so auch die Stimmung. Sie ist nicht durch verblüffende technische Mittel erzielt und überhaupt auf keinerlei gewaltsame Ueberrumpelung abgelegt, sondern sie arbeitet sich nach und nach im Innern des Beschauers heraus, je länger er das Bild betrachtet und je tiefer er sich in den Gemüthszustand der dargestellten Personen hineinlebt. Dann erwächst allmählich ein Gefühl von erbarmungsloser Tragik in uns, wie als ob die Hand eines schweren Verhängnisses auf uns und der ganzen Menschheit laste, und man versteht den alles wissenden, mitleidvoll-grollenden Blick, mit dem der blonde gekreuzigte Erlöser die kalte Gruppe seiner Richter und die einsame Gestalt seiner schmerzerstarrten Mutter zugleich umfaßt. In dieser Maria hat Klinger den entschiedensten Bruch mit der Convention vollzogen, der vielleicht je gemacht ist, seit man biblische Gegenstände malt. Da ist nichts mehr von der milden, thränenreichen, schwer gefaßten Frau, die noch einen Rest von Jugend und Schönheit sich bewahrt hat. Wie ein schwarzes Schreckgespenst, steif und angewurzelt, kataleptisch-reglos, steht dies hagere alte Mütterchen da, mit dem eingekniffenen Mund und den dumpf-stieren Augen im versunkenen Gesicht. Ich erinnere mich nicht, jemals das geistig und körperlich Lähmende eines tiefen, unbegreiflichen Schmerzes so erschütternd dargestellt gesehen zu haben wie in dieser für ihre gesammte Umgebung tauben und blinden Gottesmutter. Sie gewahrt nicht, wie dicht vor ihr Maria Magdalena mitten im verzweifelten Händeringen dumpf in sich zusammen bricht und von Johannes und der anderen Maria aufgefangen wird. Sie hört auch nicht, wie hinter ihr ein öffentlicher Ordnungswächter keifend schreit und die Ohnmächtige wegzuschaffen befiehlt. Nur Jesus allein sieht alles, hört alles, begreift alles, verzeiht alles.

Auf große ethische Gegensätze basirt somit Klinger sein Bild. Er stuft in der Gruppe der Jesufreunde die Schmerzempfindlichkeit und Leidensfähigkeit mit großer Kunst der Charakterisirung und Vermenschlichung ab, und er variirt in der Gruppe der Pharisäer und Priester das Motiv der stolzen Fühllosigkeit und stumpfen Gleichgültigkeit. Da wird disputirt und protokollirt, da steht ein strammer Kriegsknecht mit brutalem Gesicht und äugt heimlich-lüstern zu der neben ihm stehenden geputzten Hetäre herüber, der Einzigen, die im Erlöserantlitz, mit uneingestandenem Grauen, etwas zu lesen scheint. Aber da sind noch ein paar nackte Kerle, am Kreuze des in Bildmitte ragenden Schächers, von denen ich frei bekennen muß, daß ich sie nicht verstehe. Am ehesten sind sie noch als Schergen zu deuten, die eben am Kreuz ihre Arbeit verrichtet haben und sich nun abtrollen. Aber warum sind sie dann nackt? Und warum sind sie überhaupt da? War ihre Anwesenheit so wichtig, daß die ohnehin schon von Figuren fast überfüllte Mitte damit überlastet werden mußte? Sein stilles Geheimniß wird der grüblerische Künstler damit wohl schon im Sinn gehabt haben. Aber es ist bedauerlich, daß er es uns nicht gewisser ahnen läßt. Um so greifbarer und herrlicher lagert dafür hinter dem Hochplateau von Golgatha die judäische Landschaft, Jerusalem, mit morgenländisch-weißen Kuppeln an grünumbuschtem Hügel ansteigend, und darüber der Himmel mit zerrissenen Wolken.

Bei den Künstlern des alten Bestandes erscheint es am lockendsten, die Entwickelung L. von Hofmann's zu verfolgen. Daß er sich neben Klinger als Individualität und Persönlichkeit vollauf behaupten kann, ist allein schon ein starkes Stück. Durch malerische Empfindung aber, Weichheit, Delikatesse und Farbensinn zeichnet er sich vor Klinger noch aus. Ihrem Naturell nach sind die Künstler sehr verschieden. Klinger ringt mit männlichem Ernst und männlicher Entschlossenheit, beethovenartig, mit den tiefsten und wichtigsten Problemen des Erdendaseins und der Menschenseele. Hofmann mit seiner frauenhaft-zarten Imagination und feinem frauenhaft-sehnsüchtigen Schönheits- und Unschuldsbedürfniß, kehrt den Ringplätzen der Erde den Rücken und träumt sich in ein arkadisches Paradiesesglück und goldenes Zeitalter hinüber. Wo Bosheit, Zorn, Wildheit, Leidenschaft bei ihm auftauchen, da sind sie märchenhaft eingekleidet, so daß man gar nicht an das zu denken braucht, was man in dieser Wirklichkeit davon erfährt. Der Sinn für das eigentlich Brutale, ohne den ein ganz großer Künstler kaum gedacht werden kann, fehlt bei Hofmann vollständig, aber gerade durch dieses Manko erscheint seine Individualität harmonisch-eigenartig entwickelt.

Man kann diese feine und unangetastete Individualität bei Hofmann bis in seine intimsten malerischen Bedürfnisse hinein verfolgen. Sein Farben- und Liniengefühl haben hier ihre tiefsten Wurzeln, diese jugendlichen, thaufrischen, sonnenglitzernden und lenzgläubigen Farben und diese mägerlichen, eigensinnigen, ephebenhaften, keck-schüchternen Umrißlinien. Dabei ist aber doch alles auf Contraste basirt, und in der Auffindung und Verwendung wirksamer Gegenwerthe ist Hofmann gar manchmal kühn und neu. Alles aber fügt sich in eine, ich kann nur sagen: musikalische Grundstimmung, die jedem, auch noch so lauten Einzelton mit sicherer Empfindung genau seine Stelle anweist. Bewundernswerth ist in dieser Hinsicht vor Allem ein kleines Bildchen, eine melancholisch-wilde Abend- und Herbstphantasie, wo ausgelassene Mädchen in farbenglühenden Kleidern einen dunkelgrünen Abhang hinuntertanzen, hinein in's mystische Blau einer Thal- und Seemulde. Nach hinten hebt sich dann der Abhang dunkel empor, vage durchleuchtet von rostbraunem Herbstlaub, und bloß auf dem Streifen Hochplateau darüber liegt bunt und funkelnd die scheidende Abendsonne. Auf diesen Bilde ist alles gemacht durch das gegenseitige Verschwimmen und Widereinanderbranden der Farbentöne und durch die individuelle Belebung dieser sich durchdringenden Gegenelemente mit bunt aufgesetzten Lichtern. Das Stoffliche hierbei ist so gut wie gleichgültig, da einzig die Kraft der lyrischen Empfindung entscheidet.

Auf Hofmann's großen Bildern will mir diese Kraft nicht ganz so wuchtig erscheinen, vielleicht weil sie groß sind und hierdurch die Empfindung nicht so comprimirt werden konnte. Doch sind sie ausgezeichnet durch Zauber der Erfindung und Zartheit der Zeichnung. Halbwüchsige blutjunge Menschenkinder mit eckigen Schultern, dünnen Armen und mageren Hälsen, aber mit allem Jugendschmelz der schlanken nackten Leiber hat wohl nie ein Malerpoet mit dieser überzeugenden Märchentreue in eine ewig frühlinghafte Natur gesetzt. Und märchenhaft ganz und gar, von sprudelnder Ueppigkeit der Erfindung und schwelgerischem Duft der fabulirenden Laune, ist Hofmann ganz besonders auf seinen über alles köstlichen kleinen Pastellbildern. Hier hat seine Erfindsamkeit ein Feld gefunden, wo sie sich ganz gehen lassen und dem flüchtigsten Einfall vorüberhuschender Gaukelbilder zwanglos gehorchen kann. Man meint, man sähe eine Bildergalerie zu Macterlinck's Dramen, aber nirgends ist doch eine direkte stoffliche Beziehung, nur die Stimmung klingt verwandt an. Manche dieser Bilder wirken wie phantastische Stickereien, und in der That hat Hofmann, der einen lebhaft entwickelten dekorativen Sinn hat, wiederholt darauf hingewiesen, daß seine Composition als kunstgewerbliche Vorlagen dienen könnten. Auch Entwürfe für Handspiegel (emaillirte Rückenverzierung) rühren von Hofmann her, und ich kann nicht begreifen, daß nicht alle unsere Damen gleich ganz toll darauf sind.

Ein anderes Talent von entschieden ornamentaler Veranlagung ist

Friedrich Stahl. Ist schon sein Bild eines in einer Margueritenwiese sitzenden nackten Mädchens eine entschiedene Probe davon, so noch weit mehr eine Collection buntschillernder Krüge, in denen das Gefieder des Staars und des Colibri zur Concurrenz in der Farbenverschmelzung herausgefordert zu werden scheinen. Ich habe nie etwas von Stahl gesehen, was einen so entschiedenen künstlerischen Charakter gehabt hätte als die farbig angelaufenen Krüge in ihren grotesken Formen und witzigen Broncegestellen. Stahl tritt damit geradezu als Erfinder eines neuen Stils in der bemalten Keramik hervor.

Am glücklichsten entwickelt hat sich, neben Hofmann, unzweifelhaft Walter Leistikow. Dieser Künstler gehört, wenn nicht Alles trügt, zu jenen vornehmen Naturen, die nicht viel Aufhebens von sich machen und nicht mit einem Male ihren großen Trumpf ausspielen, die aber still und stetig wachsen und unablässig das hohe Ziel vor Augen haben: ganz in den Besitz ihrer innersten Eigenart zu gelangen. Ein treuer und tüchtiger Helfer auf diesem Wege (soweit man einen Helfer dabei brauchen kann) ist für Leistikow ersichtlich L. v. Hofmann gewesen. Er hat vielleicht seinen Farbensinn dadurch rascher entwickelt und sich bedachtloser dazu entschlossen, seinem angeborenen träumerischen Hange zu andachtvoller Naturbetrachtung ungehemmt nachzugeben. Leistikow ist dadurch ein Landschafter von ausgesprochen lyrischem Temperament geworden, kein kleinlich-peinlicher Abschreiber der Natur, sondern ihr hingebungsvoller, unendlich sensibler Nachdichter. Einen schlummernden Waldteich hat er zweimal gemalt, einmal im Sommer und einmal im Winter, zwei Bilder voller Poesie und Wohllaut, namentlich der blaue Nadelwald jenseits des Wassers mit den hindurchirrenden Sonnenblitzen lauschig und heimlich — man kann wohl an Harrison denken. Auch eine Saat-Landschaft mit Regenbogen, eine dritte Waldteichlandschaft (mit vorn auftauchendem Nixenkopf), eine Nachtlandschaft mit Wasser und Wolkenmond und schweigenden Büschen zeigen Leistikow von dieser Seite einer poetischen Naturversenkung. Ganz in's Phantastische aber hat er ein Stück Seestrand gestaltet: perlgraue, streckhalsige Geier vor indigoblauer Fluth, dahinter einen gelbflammenden Abendhimmel, und vorn der von leichten Leckwellen überlaufene Strand, schillernd in lauter prismatischen Farben. Ich bin begierig, ob Leistikow auf diesem kühn betretenen Wege fortfahren, und wo er ihn hinführen wird.

In gleichem Maße wie diese jüngsten Künstler haben sich natürlich nicht Alle fortentwickeln können, doch sind fast Alle eines frischen Lebens voll. Am meisten zeigen Schnars-Alquist und Hugo Vogel ihr altes wohlbekanntes Gesicht und erregen dadurch minderes Interesse: man spürt bei ihnen nichts von der Gährung des Werdekampfes. J. Alberts ist auch kein Künstler von wogendem Gestaltungsdrang. Er ist mehr getreu und correct als temperamentvoll und sensibel. Auf seiner „Friesischen Bauernstube" ist jede Wandkachel liebevoll notirt, aber das Licht im Raume ist leblos und viel zu gleichmäßig. Hans Herrmann, der sich letzter Zeit zuweilen in Langeweile und Schablonenhaftigkeit zu verlieren schien, ist wieder ernstlich mit sich zu Rathe gegangen und spürt neuen Winkeln der Natur in farbigen Widerspielen nach. Skarbina hält sich auf der Höhe, was stets zum mindesten einen kleinen Fortschritt bedeutet. Diesem Künstler ist eine eigenthümliche geistige und technische Beweglichkeit geschenkt, eine zartnervige Geschmeidigkeit, die es ihm ermöglicht, sich frisch empfangenen Natur- und Kunsteindrücken mit seiner Hingabe anzuschmiegen, Zitterndes zu erhaschen und Erhaschtes zittern zu lassen. Sein Bestes in der Art scheint mir diesmal eine jugendliche Dame zu sein, wie sie im Spiel der durch's Waldlaub fallenden Sonnenkringel dasteht, ein delikates Bild und echter Skarbina. Die „Supraporte" aber mit dem nackten Mädchen vorn und der vibrirenden Storch-Landschaft hinten ist zu sehr ein Novum in der Production dieses Künstlers, um nicht einen etwas verstimmenden Einfluß der neu-idealistischen Schule, zumal L. v. Hofmann's, erkennen zu lassen. Derartige Einflüsse gehören nicht zu den erfreulichen, wenn man es mit einem Künstler von der reifen Eigenart Skarbina's zu thun hat.

Sehr erfreulich finde ich George Mosson verändert, ohne daß er darum ein Anderer geworden wäre. Er ist bloß ein Besserer geworden. Seine beiden Porträts sind in Technik und Charakteristik ausgezeichnete Werke, zumal auch von einer plastischen Leibhaftigkeit, wie sie in Berlin bislang gar nicht beliebt war, und wie man sie eigentlich nur von ganz besonders begabten und gestaltungskräftigen Münchenern zu sehen bekam. Künstler wie Mosson sind Niveauheber, und solche Leute können wir gerade jetzt in Berlin gebrauchen. Sie wirken am meisten auf die Bildung eines verfeinerten allgemeinen Geschmacks.

Ein Mann wie Liebermann dagegen wird immer eine incomparable Erscheinung bleiben. Solch' ausgewachsene „Kerls" wie er kommen in jeder Kunst und in jedem Lande nur vereinzelt vor. Man will uns in der letzten Zeit zuweilen weismachen, Liebermann sei überholt worden, wahrscheinlich weil die Richtung des Tages eine Schwenkung in's Lager des Neu-Idealismus hinein gemacht hat, und weil Liebermann zu stolz und zu vornehm ist, diese Schwenkung mitzumachen. Aber kann denn eine geschlossene künstlerische Persönlichkeit und repräsentative Erscheinung überhaupt überholt werden? Kann Menzel überholt werden? Oder Böcklin? Oder Uhde? Oder Thoma? Doch ganz gewiß nicht durch eine ihrer Eigenart abgekehrte neue „Richtung", die leicht den Zwang einer Mode ausübt und dann alle Hohlköpfe hypnotisirt! Die Kunst dieser Männer natürlich, ihr Sehen und ihr Können, kann vervollkommnet und in diesem Sinne überboten und überholt werden, aber niemals ihre Persönlichkeit. Die steht fest, in unvergänglichen Granit gehauen. So ist es auch mit Liebermann. Nichts ist gleichgültiger, wie daß der eine oder andere pinselfertige junge Bursche dies oder jenes besser „kann" als er. Wenn dergleichen eine Persönlichkeit zu Falle bringen könnte, dann hätte die ganze Geschichte keinen Sinn, deren Lebenselement in der Entwickelung besteht, d. h. äußerlich in immerwährendem Ueberholen und Ueberholtwerden. Deshalb bleibt aber doch jedes Bindeglied was es ist, und zwar für alle Zeiten.

Indeß Liebermann hat eine derartige Apologie noch gar nicht nöthig. Die Werke, mit denen er gerade zu dieser Ausstellung auftritt, sind geeignet, alle Neider und Verkleinerer mundtodt zu machen. Wenn nichts Anderes, so muß man zum mindesten den großen Zug bewundern, der durch alle diese Arbeiten geht. Das eben stempelt Liebermann zum echten und wahrhaftigen Künstler, daß er sich mit Kleinigkeiten nicht abgibt. Er schöpft stets aus dem Vollen und gibt aus dem Vollen. Er schafft nicht nach Doctrinen und Paragraphen, sondern aus dem Zwang seines Temperaments und seiner individuellen Anschauung. Deswegen kann er überall unbesorgt in's Leben greifen, er bringt stets etwas zu wege, was des Anschauens werth ist, nicht als „Sujet", aber eben als Lebenswiedergabe, als Kunstwerk. So diesmal beispielsweise einen Volksbiergarten. Daran ist gewiß nichts Merkwürdiges. Manch Einer geht daran vorbei und sieht und empfindet nichts, oder ärgert sich wohl gar. Das ist auch gewiß Liebermann schon begegnet. Aber dann mit einem Male reizt ihn das Ding. Er sieht die Leute so behaglich beisammen, er hört die Bäume so bedeutsam raunen, er gewahrt die Sonne so lustig blinkern. Da muß er sich hinsetzen, und das malen, rein aus seiner Freude und Lebenswärme heraus. Davon trägt er dann in das Bild hinein und schafft damit ein Werk, das mehr ist als eine correcte Naturnachahmung, mag die Wiedergabe auch noch so täuschend sein.

Ganz besonders hat diese Liebermann'sche Gabe einer persönlichen und wenn ich so sagen darf: launenhaften Naturwiedergabe ein willkommenes Feld in der Radirung gefunden, der sich der Künstler in letzter Zeit mit Eifer gewidmet hat. Gerade das Gewagte und Unberechenbare in dieser Technik hat ihn angezogen: unberechenbar und waghalsig ist er selbst, unberechenbar die Natur in ihren Millionen Launen und huschenden Veränderungen. Hier gerade das Flüchtigste festzuhalten, einen winzigen Augenblick im atmosphärischen Leben, eine interessante Licht- und Schattenverschiebung, wie ein Lerchentriller so lockend und so eilig, das zog Liebermann an, und dazu bot ihm die Radirung eine vorzügliche Handhabe. Was er, rein kunstgeschichtlich betrachtet, in dieser Kunstart geleistet hat, das hat beispielsweise ein so tüfteliger Kenner wie Wilhelm Bode auf's rühmendste anerkannt. Liebermann hat daher gut daran gethan, seine kürzlich im Verlag der „Photographischen Gesellschaft" erschienene, von Wilhelm Graul mit gut orientirendem Text versehene Radirungen-Serie ganz bei den „XI" zur Ausstellung zu bringen. Es ist das ein Werk für Kenner und Liebhaber, aber diese werden eine ebenso dauernde Freude daran haben, als die Entstehung der einzelnen Blätter hastig und momentan war.

Auch mit einigen Porträts ist Liebermann auf der Ausstellung vertreten und befestigt damit immer mehr den Ruf, den er sich in diesem Gebiet seit einigen Jahren erworben hat. Liebermann hat eine Art, die Persönlichkeit zu packen, die schlechtweg unvergleichlich ist. In der Nähe betrachtet sind diese Bildnisse ein Gekribbel wirrer Linien und Farbenflecken. Aus der richtigen Entfernung gesehen, „spucken sie Einen an" vor innewohnendem Leben und blutvoller urwüchsiger Kraft.

Notizen.

Der Novize von Kremsmünster. Erzählung in Versen und „Pfarrer Habermann", eine Dichtung. (Wien, Carl Gerold's Sohn), so betitelt Hans Falke zwei seiner neuesten poetischen Erzählungen. Beide spielen auf österreichischem Boden und schildern mit dramatischer Kraft schwere Herzensconflicte in überaus anmuthiger und formvollendeter Sprache. Der Verfasser versteht es, die realistischen Vorgänge mit einem Hauch der Romantik zu beleben, wodurch seine Geschichten etwas eigenartig weihevolles erhalten. Mit Schwung feiert er den Sieg der reinen, wahren Liebe, welche schließlich alle Hindernisse beseitigt und über immer größere Feinde triumphirt. Nach diesen Proben zu schließen, kann man Hans Falke eine schöne Zukunft prophezeihen. k.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Das Reich Gottes ist in Euch
oder
Das Christenthum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre.
von
Leo N. Tolstoj.

Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von R. Löwenfeld.

Preis geheftet *M* 5.—; eleg. gebunden *M* 6.—

Dieses hochbedeutsame Werk des berühmten Philanthropen, das bisher in Rußland nur in einigen Abschriften bekannt geworden ist, in Frankreich aber im Auszuge das größte Aufsehen erregt hat, liegt nun in meisterhafter, vom Autor selbst angeordneter Uebertragung zum erstenmal in seiner ganzen Vollständigkeit vor. Das Buch wird nicht nur die speziellen Tolstojverehrer, die es längst mit Spannung erwartet haben, sondern jeden Literaturkenner und Gebildeten aufs Höchste interessiren, da es eine Fülle origineller und anregender Gedanken über das geistige und Kultur-Leben der Gegenwart enthält. In Deutschland wird besonders das Kapitel über die allgemeine Wehrpflicht auch vom Gegner mit Theilnahme gelesen werden.

Von **Leo Tolstoj** ist früher in unserem Verlage erschienen:

Die erste Sprosse.

Preis geheftet *M* 1.—; eleg. gebunden *M* 2.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman
von
Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Th. Knaurs
Klassiker-Oktav-Ausgaben.
Bei großer Schrift die billigsten.
Verzeichniß gratis.
Leipzig.

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.
Perlen griechischer Dichtung
ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.
Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Soeben erschien:
Dr. Emil Kraepelin,
Professor der Psychiatrie in Heidelberg.
Ueber geistige Arbeit.
Preis 60 Pfennige.

Soeben erschien bei **Fr. Aug. Eupel** in Sondershausen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Judenfrage,
vom staatswissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet.
Von
Dr. Karl Walcker,
Dozenten der Staatswissenschaften a. d. Universität Leipzig.
Preis 1 Mark.
(Kann auch direct vom Verleger gegen Einsendung von *M* 1,05 franco bezogen werden.)
Der Verfasser ist den Lesern der „Gegenwart" als Mitarbeiter derselben bekannt.

Bekannte Glückscollecte
A. Gerloff, Nauen bei Berlin.

Gr. Geldlotterie schon 15. u. 16. März. Gstgw. **70000** Mk., Hptgw. **30000**, **10000** Mk. u. s. w. 1 Orig.-Glückslos nur 3 Mk., ½ Ant. 1,75, ¼ 1 Mk., ⅛ 50 Pfg.

Grosse Prämienverloosung schon 14. und 15. März. Hptgw. ev. **500000**, Prämie **300000, 200000, 100000** M. u. s. w. Fast die Hälfte gewinnt. Grösste Gewinn-Aussicht. Kleinste Orig.-Glücksloose 1.—5. Ziehung nur 11 Mk., grössere 21, 42 Mk. und 1 Ganzes 84 Mk. Niedrigster Gewinn 148 Mk.

Gr. Geldlotterie schon 2.-20. März Hauptziehung. ev. **500000** Mk., **200000, 100000, 50000**, Mk. u. s. w. Niedrigster Gewinn **155** Mk. Fast die Hälfte gewinnen, höchste Gewinn-Aussicht. 1 Orig.-Glückslos nur **16** Mk. 1 Mk. Lose und Ant. 11 für 10.

Porto 10 Pfg., jede Liste 20 Pfg.

Verlag der Düsseldorfer Vereins-Druckerei, **Düsseldorf.**

Soeben erschien:

Traum der Liebe
Verse von **Peter Kempgens.**
Preis elegant gebunden 6 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 11. Berlin, den 17. März 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Gladstone und sein Nachfolger. Von Otto Gaupp-London. — Die Reform des Strafverfahrens. Von Justus. — Politik. Von Georg Falkenheim. — Erinnerungen an die Pariser Commune. Von Hans Wachenhusen. — Wiener Erzähler. Von Alfred Stößel. — **Feuilleton:** Der Unbedeutende. Von Bret Harte. — **Aus der Hauptstadt:** 1842er Steinberger Cabinet. Von Prinz Vogelfrei. — Opern und Concerte. — März-Ausstellung bei Gurlitt. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Gladstone und sein Nachfolger.

Von Otto Gaupp-London.

Gladstone's Rücktritt aus dem öffentlichen Leben hat für England dieselbe Bedeutung, die Bismarck's Entlassung für unser Vaterland hatte. Sie ist gleich dieser ein Wendepunkt in der Geschichte, der Beginn einer neuen Aera. Wie es dem Deutschen lange schwer fiel, zu realisiren, daß die Geschicke seines Vaterlandes nicht mehr von dem Manne, in dessen kraftvoller Obhut er sie so lange wußte, bestimmt werden sollen, so wird sich der Engländer erst allmählich daran gewöhnen können, das politische Leben auch ohne den „großen alten Mann" weitergehen zu sehen. Nichts beweist in der That besser, einen wie tiefen Eindruck die Figur „des letzten großen Gemeinen" auf sein Volk gemacht hat, nichts zollt ihm zugleich größeren Tribut als das allgemeine Widerstreben, sowohl von Freunden als Feinden, der Meldung seines Rücktrittes Glauben zu schenken. Die lebende Generation kann sich Politik ohne Gladstone überhaupt gar nicht denken; er war für sie mehr eine Institution als eine Person. Und kein Wunder; er war bereits „The Great Old Man", wenn die jungen Männer seiner Partei noch zur Schule gingen, er war Cabinetsminister, wenn Leute, die heute gut über das Mittelalter hinaus sind, noch nicht geboren waren, und nur Patriarchen können sich der Tage erinnern, wenn er „die junge Hoffnung der starren, unbeugsamen Tories" war. Wer Gladstone's Leben schreiben will, hat die politische Geschichte Englands vom Jahr 1832 an zu schreiben, und alle die enormen Wandlungen, die sich in diesen 62 Jahren vollzogen haben, wird er im Geiste seines Helden treu wieder abgespiegelt finden. Lord Rosebery hat mit glücklichem Witz gesagt, um Gladstone's Biographie fertig zu stellen, werde sich eine Actiengesellschaft bilden müssen; eines gewöhnlichen Sterblichen Kraft würde nicht ausreichen, um zu beschreiben, was dieser merkwürdige Mann gethan und gelebt hat. Daß der alte Krieger seine Waffen gerade jetzt niedergelegt hat, ist offiziell mit einem Nachlassen seiner Seh- und Körperkraft begründet worden, man darf aber wohl annehmen, daß ein Entschluß auch noch einen tieferen, inneren Grund hat.

Die Ruhe, ja Befriedigung, mit der das Land die Verwerfung seiner Home-Rule-Bill durch die „Lords" hinnahm, und die Weigerung seiner englischen, walisischen und schottischen Anhänger, seinen irischen Plänen noch eine zweite Session zu opfern, hat ihn überzeugt, daß er auf die Realisirung seines Home-Rule-Traumes verzichten muß; die weiteren Zukunftspläne der bunten Partei aber, die er mit so wunderbarem Geschick zusammengehalten, können ihn wenig interessiren. Gladstone ist zu eng mit der Tradition der Manchesterschule verwachsen, als daß er den immer ausgesprochener sozialistischen Neigungen seiner Partei große Sympathien entgegen bringen könnte, er hat zu viel Ehrfurcht für die alte Constitution, als daß er sich für den Schrei „Nieder mit den Lords" begeistern könnte, er hat zu viel gesunde finanzielle Grundsätze, als daß er für das stürmisch verlangte „demokratische Budget" schwärmen könnte. Und wichtiger als alles, er fühlt sich ohne Zweifel außer Berührung mit dem neuen Geist, der seine Partei in den Fragen der auswärtigen Politik und der Landesvertheidigung beseelt. Daß Gladstone die Kluft, die in allen diesen Fragen zwischen seinen Idealen und den Idealen der großen Mehrheit seiner Partei besteht, deutlich erkannt hat, beweist am besten der Umstand, daß er der Königin mit Umgehung seines langjährigen getreuen Lieutenants Sir William Harcourt's den jungen Lord Rosebery als seinen Nachfolger designirte. Sir William, der noch vor Kurzem als der allein mögliche Erbe Gladstone's galt, steht Gladstone ohne Zweifel in allen seinen Anschauungen und politischen Prinzipien viel näher als Lord Rosebery; aber gerade deswegen taugt er nicht zum obersten Führer der radicalen Partei, die neue Zeit braucht einen neuen Mann. Daß dieser neue Mann Lord Rosebery sein soll, scheint auf den ersten Blick seltsam, denn Lord Rosebery hat am Maßstab des Radicalen gemessen, manchen Fehler, der ihn gerade nicht als geeignetsten Führer einer ultrademokratischen Partei erscheinen lassen sollte. Er ist in erster Linie ein Peer, der nie im Unterhaus saß, noch je in ihm wird sitzen können, und es ist geradezu eine Ironie des Schicksals, daß die radicale Partei in demselben Augenblick, da sie den Krieg gegen die Lords zu ihrem obersten Ziel gemacht hat, nirgends anders einen Führer finden kann als in demselben Oberhaus, das sie mit Vorliebe als einen Sammelplatz hereditärer Dummköpfe und Nichtswisser zu denunciren pflegt; Lord Rosebery ist weiter, was die Radicalen einen „Jingo" nennen: das heißt, er will von einer „Klein-England-Politik" nichts wissen, sondern sieht in der äußeren Politik seine Vorbilder in Disraeli und Lord Salisbury. Er hat es selbst als den Traum seines Lebens bezeichnet, zwischen den Colonien und dem Mutterlande eine engere Verbindung herzustellen, d. h. ein wirkliches britisches Weltreich zu schaffen. Der radicale Lord Rosebery ist ferner ein Patrizier vom reinsten Wasser; er ist bei Hof persona gratissima und auf dem „grünen Rasen" ebenso vertraut wie in den „feinsten Kreisen" der feinsten Gesellschaft Londons. Und das allerschlimmste — er ist sogar mit gewissen großen finanziellen Interessen, die dies bête noire des strengen Radicalen sind, eng alliirt. Seine vor nicht langer

Zeit gestorbene Frau war das einzige Kind des Barons Meyer von Rothschild. Daß Gladstone, die „alte parlamentarische Hand", dennoch recht hatte, wenn er in Lord Rosebery seinen einzigen möglichen Erben sah, beweist die spontane Einmüthigkeit, ja geradezu Begeisterung, mit der seine Wahl von den verschiedensten Fractionen der Gladstone'schen Partei willkommen geheißen wurde. Lord Rosebery verdankt das allgemeine Vertrauen, das ihm weit über die Kreise seiner Partei hinaus entgegen gebracht wird, sowohl dem was er gethan hat, als dem was er ist.

Werfen wir einen schnellen Blick auf die kurze aber glänzende Laufbahn dieses Mannes, den man mit Recht den Cäsar der britischen Demokratie nennen könnte. Archibald Philip Primrose, Earl of Rosebery stammt aus einem vornehmen schottischen Geschlecht. Geboren in London 1847, wurde er erzogen in Eton und Christ Church College in Oxford, der geistigen Wiege so vieler bedeutender englischer Staasmänner. Bereits im Jahre 1868 erbte er nach dem Tod seines Großvaters, des 4. Earl of Rosebery, dessen Titel und Sitz im Oberhaus. Hier zog er früh Gladstone's Aufmerksamkeit auf sich, der ihn, den erst 24jährigen jungen Mann, im Jahre 1871 beauftragte, die Antwortadresse zur Thronrede zu secundiren. Die nächsten zehn Jahre, bis zum August 1881, wo er zum ersten Mal als Undersecretär für das Ministerium des Innern in Amt und Würden kam, war er im Oberhaus unermüdlich und mit Geschick im radicalen Interesse thätig. Zur selben Zeit pflückte er auch außerhalb des Parlaments mancherlei Lorbeeren. 1874 präsidirte er auf dem Congreß für Sozialwissenschaft, der in Glasgow tagte. 1878 wurde er zum Lord-Rector der Universität Aberdeen und 1880 zu dem der Universität Edinburgh gewählt. Seine „offizielle Carrière", die wie gesagt 1881 begann, war äußerst rasch und glänzend. Nachdem Gladstone ihn im November 1884 zum „First Commissioner of Works" gemacht hatte, wurde er bereits 1886 Minister des Aeußern. Als solcher gewann er im Ausland und in der Heimath durch die Festigkeit und Umsicht, mit der er die schwierigen Fragen behandelte, die sich aus dem serbisch-bulgarischen Krieg und dem Verlangen Griechenlands nach Gebietsentschädigung erwuchsen, so allgemeinen Beifall, daß seine Wiederernennung im Jahre 1892, als Gladstone zum vierten Mal Premier wurde, außer Frage stand. Die sechs Jahre, die sich seine Partei im kalten Schatten der Opposition befand, hat er in genialer Weise dazu verwandt, sich das Vertrauen der Arbeiterpartei, der soziale Reform die wichtigste Angelegenheit ist, zu erwerben. Er widmete nämlich seine ganze Kraft dem neugeschaffenen Londoner Grafschaftsrath, und nur seiner Ausdauer und Geschicklichkeit verdanken es die Radicalen, wenn derselbe nicht, gleich den meisten anderen Grafschaftsräthen, in die Hände der Tories gefallen ist. Dieses Werk am Londoner Grafschaftsrath werden ihm die sozialistischen Arbeiterkreise, die an ausschlaggebender Bedeutung in seiner Partei immer mehr zunehmen, nicht so leicht vergessen; während es in erster Linie seine Leistungen als auswärtiger Minister sind, die ihm das Vertrauen der Mittelklassen gewannen. Wie Lord Rosebery in neuester Zeit das englische Staatsschiff durch die gefährliche siamesisch-französische Krisis gesteuert, und beinahe zur selben Zeit den größten und langwierigsten Arbeiterkrieg beigelegt, ist noch in Jedermanns Erinnerung. Zu Lord Rosebery's hervorstechendsten Charaktereigenthümlichkeiten gehört neben einem offenbar sehr starken Glauben an sich selbst, und neben einem sehr offenen und geraden Wesen, das glücklich gepaart ist mit einer Reservirtheit und Zurückhaltung, die nie beleidigt, vor Allem ein sehr glücklicher Humor. Es ist jene Art Humor, die ohne den Verdacht einer Gleichgültigkeit und eines Mangels an Ueberzeugungstreue aufkommen zu lassen, doch klar beweist, daß ihr Besitzer kein Fanatiker ist. Lord Rosebery versteht ohne Voreingenommenheit Dinge und Verhältnisse auf ihren eigenen Werth zu prüfen; das ist eine Eigenschaft, die das practische englische Volk hoch anschlägt, denn sie garantirt ihm, daß Lord Rosebery es nie in gefährliche radicale und sozialistische Experimente stürzen wird.

So ist der Mann. Alle in's Einzelne gehende Prophezeiungen über die politischen Veränderungen und die zukünftigen Parteigruppirungen, zu denen der Ministerwechsel Veranlassung geben mag, sind heute noch verfrüht; nur das darf man bei der Beurtheilung der nächsten Handlungen Lord Rosebery's nicht vergessen, daß er sein Amt mit einer haereditas damnosa angetreten hat, nämlich der Homerulefrage und der irischen Allianz. Er mag mit der Zeit versuchen, Beide los zu werden; er hat aber jedenfalls auf's Vorsichtigste zu operiren, wenn er sich und seine Partei in Amt und Würden erhalten will. Wird man daher gut thun anzunehmen, daß er in der inneren Politik vorläufig so viel als möglich in Gladstone's Bahnen wandeln wird, so steht dagegen fest, daß in der dringenden Frage der schleunigen Verstärkung der Flotte nun alles Zaudern ein Ende hat. Es ist das nicht der letzte Grund, weswegen sich England alles Glück wünschen kann, daß Gladstone's Scepter in keine schlechteren Hände gefallen ist, als die Lord Rosebery's, und weshalb auch die Tories in ihm das kleinste aller nothwendigen Uebel sehen.

Die Reform des Strafverfahrens.

Der Kampf gegen die Deutsche Reichs-Strafprozeßordnung beginnt mit dem Tage ihrer Geburt. Und das ist kein Wunder. Denn kaum hat ein modernes Gesetz in Deutschland so unter dem gewaltsamen Geiste unfruchtbaren Rückschritts zu leiden gehabt wie dieses. All' die lebensvollen Probleme, welche am Ende der siebziger Jahre aus dem Ideenreichthum und der organischen Gestaltenfülle unserer vaterländischen Rechtsbildung zum ersten Mal selbstbewußt ihr Haupt erhoben, sanken dahin vor dem eisigen Hauche der Reaction. Und selbst die Kraftentfaltung, welche das alte preußische Verfahren noch an sich zu verspüren hatte, mußte einer gelinden Ohnmacht von Reichs wegen weichen. Bereits vor 12 Jahren war der fruchtlose Versuch gemacht worden, eine organische und prinzipielle Reform in die antisoziale und widerspruchsvolle Gestaltung des zwitterhaften Instituts des deutschen Strafverfahrens zu bringen. Auch die jetzt vorliegende Novelle zur deutschen Strafprozeßordnung und zum Gerichtsverfassungsgesetz erhebt nur insoweit den Anspruch auf den Namen eines „Reform"gesetzes, als man unter Reform nicht eine zielbewußte Umgestaltung, sondern eine mechanische Aenderung verstehen will. Sie stellt sich lediglich als ein Versuch dar, im Einzelnen Uebelstände abzustellen, die besonders fühlbar geworden sind.

Wirkt so schon der Mangel jeder den Baunkreis dringendster Forderungen überschreitenden Absicht befremdend und ernüchternd, so wird dieses Gefühl noch dadurch verstärkt, daß selbst die Erfüllung dieser dringendsten Forderung nicht ungemischt gewährt wird. Die deutsche Reichsregierung versteht es meisterhaft, in jeden Becher von Concessionen, den sie dem Bürger darreicht, ein bitteres Tröpfchen zu gießen, das hinreicht, um dem gesunden Gaumen, der seine Reformen rein ohne fremde Ingredienzen zubereitet haben will, den Genuß des Ganzen zu verbittern und zu verleiden. — Daß mit der Einführung der Berufung in Strafkammersachen ein hohes Postulat der Gerechtigkeit und des öffentlichen Rechtsbewußtseins erfüllt ist, das ist bereits an dieser Stelle anerkannt und ausführlich gewürdigt worden. Wenn aber der Entwurf, gleichsam als Ersatz für dieses ihm, nach den kühlen Worten seiner „Motive" zu urtheilen, sehr schwer abgerungene Zugeständniß, alle die schützenden Dämme einreißt, welche als sogenannte „Garantieen des Verfahrens" dazu bestimmt waren, dem Angeklagten nicht nur ein Aequivalent für die fehlende Berufung zu bieten, sondern ihm überhaupt diejenige Sicherheit zu gewähren, deren er gegen eine willkürliche Handhabung des Verfahrens und der Rechtsprechung dringend bedarf; wenn hierbei insbesondere eine der stärksten Säulen, auf denen das Vertrauen der Bevölkerung zur Rechtsprechung ruht, die Zusammensetzung der Senate und Kammern bei den Landes- und Oberlandesgerichten, durch ein neues, mit absolutistischen Ideen durchtränktes Präfekturſystem in's Wanken gebracht wird, so

muß man sich doch ernstlich überlegen, ob es im Interesse einer unparteiischen Rechtspflege nicht besser ist, auf das neue Rechtsmittel überhaupt zu verzichten, als es durch solche Opfer zu erkaufen.

Das Vertrauen, das der Bürger der Strafrechtspflege entgegenbringt, hat zur ersten und obersten Voraussetzung, daß die Auswahl der Richter nicht tendenziös erfolgt. Aus dieser Ueberzeugung heraus ist durch die bestehende Gesetzgebung dem Präsidenten des Gerichts im Verein mit den Directoren die Bestimmung des Vorsitzes in den einzelnen Kammern, und einer noch größeren Körperschaft, dem Präsidium, die Vertheilung der Mitglieder auf die Kammern, die Bestimmung über die Vertretung und die Geschäftsvertheilung übertragen. Diese Aufgabe wird nunmehr durch den Entwurf der Landesjustizverwaltung überwiesen, welche die betreffenden Anordnungen für die Dauer eines Jahres zu erlassen hat. Daß diese Neuerung einen flagranten, durch Nichts gerechtfertigten Eingriff in die Autonomie der Gerichte bedeutet, bedarf keiner Betonung. Aber auch darüber hinaus zieht sie Gefahren nach sich, die nicht unterschätzt werden dürfen. Indem der Landesjustizverwaltung ein derartiger Einfluß auf die Geschäftsvertheilung und Zusammensetzung der Gerichte eingeräumt wird, wird sie in die Lage gesetzt, bestimmte allgemeine oder spezielle Sachen nach Gutdünken einer bestimmten Kammer zu überweisen und diese bestimmte Kammer wiederum nach Gutdünken mit bestimmten Richtern zu besetzen. So wäre beispielsweise der Justizverwaltung die Möglichkeit gegeben, Preß- und politische Prozesse an eine bestimmte Kammer zu weisen und in diese Kammer Richter zu entsenden, deren politische Gesinnung für den von ihr gewollten Ausgang bürgt. Die Geschichte bietet uns der warnenden Beispiele genug. Man erinnere sich nur, in welcher Weise während der Verfassungskämpfe in Preußen und in anderen Einzelstaaten das Recht vergewaltigt worden ist durch eine willkürliche und tendenziöse Zusammensetzung derjenigen Gerichtsabtheilungen, welche über politische und Preßvergehen zu entscheiden hatten. Was würde wohl die Oeffentlichkeit dazu sagen, wenn nach einem politischen Prozesse die Kammer im nächsten Jahre auf dem Verwaltungswege einen anderen Vorsitzenden erhält? Das hieße Kabinetsjustiz treiben. In letzter Linie würde eine solche Bestimmung zu einer Förderung des sich leider auch in dem jüngeren Richterthum immer breiter machenden ekelhaften Streberthums, ja geradezu zu einer Züchtung liebedienerischer, streberhafter Gesinnung führen und so mit der Vergewaltigung von oben her zugleich ein Eindringen unlauterer Elemente von unten her zur nothwendigen Folge haben.

Es mag gerechtfertigt erscheinen, daß, nachdem nunmehr in der neugeschaffenen Berufungsinstanz ein neues Fünfmännergericht ersteht, der Entwurf in der Besetzung der Strafkammern zu dem altpreußischen Dreimännersystem zurückkehrt; andernfalls würde unsere Volksmeinung 7 Richter in der Berufungsinstanz und 9 in der Revisionsinstanz verlangen. Eine offene Frage bleibt indeß — und auch die „Motive" übergehen diesen Punkt mit Schweigen —, warum künftig im Schwurgerichtsverfahren nach den Plaidoyers von Staatsanwalt und Vertheidiger der Vorsitzende die Geschworenen nicht nur über die in Betracht kommenden rechtlichen Gesichtpunkte belehren sondern ihnen auch eine „Uebersicht über die Ergebnisse der Verhandlung" vorführen soll. Es gibt Vorsitzende die staatsanwaltschaftlicher veranlagt sind, als der Staatsanwalt. Und man kann bereits heute voraussehen, daß zahlreiche Vorsitzende diese „Uebersicht" dazu benutzen werden, um den Geschworenen die Autorität ihrer Meinung aufzudrängen. Der Mißbrauch, welcher mit dem „Resümée" des früheren preußischen Prozesses getrieben wurde, sollte doch eine beredte Warnung vor einer Wiederbelebung dieser Einrichtung sein.

Eine wesentliche Garantie des Angeklagten bestand ferner bisher darin, daß in einem zwischen das Vor- und Hauptverfahren eingeschobenen Zwischenverfahren der Angeschuldigte über die Anklageschrift gehört wurde, und das Gericht, nöthigenfalls nach Erhebung weiterer Beweise, sich darüber zu entscheiden hatte, ob eine Eröffnung des Hauptverfahrens überhaupt stattfinden soll oder nicht. Nun ist allerdings der Eröffnungsbeschluß in der Praxis aus einem Palladium des Angeklagten zu einem leeren Schematismus geworden, indem die Oberlandesgerichte fast stets der Beschwerde der Staatsanwaltschaft stattgeben und neuerdings es nicht einmal der Mühe werth halten, ihrer Entscheidung Gründe beizufügen. Anstatt aber die Gelegenheit zu benutzen, um diesem Theile des Verfahrens auf gesetzlichem Wege die bei seiner Einführung gedachte Schutzwirksamkeit wieder zu schaffen, soll durch den neuen Entwurf noch die einzig brauchbare Bestimmung, nämlich die Befragung des Angeschuldigten in diesem Zwischenverfahren, künftighin wegfallen, so daß ihm auf der einen Seite sein Recht, eine Voruntersuchung zu seiner besseren Vertheidigung zu verlangen, verkümmert, auf der anderen Seite eine sachgemäße Vorbereitung zur Hauptverhandlung unmöglich gemacht wird.

Auch zwei kleine Gelegenheitsgesetze, die nur allzudeutlich die Namen derjenigen Personen, auf deren Rücken sie zugeschnitten sind, an der Stirne tragen, dürfen in dem neuen Entwurf nicht fehlen. Durch das eine soll es unmöglich gemacht werden, daß ein Angeklagter noch einmal in der Hauptverhandlung das unverfrorene Verlangen stellt, ihm diejenigen Gerichtspersonen zu bezeichnen, die jüdischen Glaubens oder mit Juden verwandt oder verschwägert sind, und, nachdem ihm hierauf nur eine ungenügende Auskunft gegeben, den ganzen Gerichtshof als parteiisch und befangen ablehnt. In Zukunft soll ein Ablehnungsgesuch, das nicht unter Angabe und Glaubhaftmachung des Ablehnungsgrundes oder in der offenbaren Absicht der Verschleppung des Verfahrens vorgebracht wird, von dem Vorsitzenden selbständig, ohne vorherige dienstliche Aeußerung des abgelehnten Richters, als unzulässig zurückgewiesen werden. Durch das andere soll verhütet werden, daß plötzlich im Laufe des Prozesses unauffindbare Personen in Peking oder Chicago als Entlastungszeugen benannt werden und eine Vertagung des Verfahrens bis zur Vernehmung dieser verlangt wird. Es soll daher anstatt des derzeitigen Grundsatzes, wonach das Gericht, bis auf die Schöffen- und kleinen Berufungssachen, die Beweisaufnahme auf sämmtliche vorgeladene Zeugen und Sachverständigen, sowie die sonst herbeigeschafften Beweismittel erstrecken muß, in Zukunft das Gericht für alle Sachen, in denen Berufung stattfindet, ganz selbständig den Umfang der Beweisaufnahme bestimmen können.

Es ist an dieser Stelle schon des Oefteren der Werth solcher Gelegenheitsgesetze beleuchtet worden. So unzweifelhaft es ist, daß die Fälle, von denen der Gesetzgeber ausgeht, in der That einer bösartigen Verschleppung und tendenziösen Ausbeutung der Oeffentlichkeit dienen sollten, so sehr muß man sich doch auf der anderen Seite hüten, einzelne Vorfälle zu allgemeinen legislativen Experimenten zu benutzen. Jede zu Gunsten eines Angeklagten getroffene Maßregel führt von selbst die Gefahr eines Mißbrauchs durch den gewitzigten Delinquenten nach sich. Bevor aber der Staat daran geht, die Einrichtungen seiner Fürsorge wieder zu entfernen, muß er sich klar werden, daß dem Einen, der diese Einrichtung chikanös ausbeutet, hundert gegenüberstehen, die einen legitimen Gebrauch von ihr machen.

Die „Motive" suchen die Hauptrechtfertigung dieser Neuerungen darin, daß dieselben in hervorragendem Maße geeignet seien, eine möglichste Beschleunigung des Verfahrens herbeizuführen und die Kosten des Prozeßbetriebs nicht ungebührlich anschwellen zu lassen. Gewiß! Die Promptheit der Justiz ist einer der Grundpfeiler eines geordneten Rechtsstaats. Aber wenn es der Reichsregierung wirklich Ernst darum gewesen ist, diesen Grundpfeiler der deutschen Rechtsprechung zu erhalten, warum hat sie dann nicht einen prüfenden Blick auf denjenigen Theil des Verfahrens geworfen, der bisher am meisten die gesetzgeberische Vernachlässigung an sich hat erfahren müssen: das Vorverfahren? Das grelle Mißverhältniß, in welchem dieser Theil des Prozeßrechts zu den Cardinalsätzen eines geordneten Culturstaates steht, hat ihm eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem mittelalterlichen Inquisitionsprozesse gegeben.

Das Vorverfahren im deutschen Strafprozesse ist in seiner

gegenwärtigen Gestalt ein geheimes, schriftliches und inquisitorisches. Vergleicht man mit diesen seinen Eigenschaften die wichtigen Functionen, die diesem Prozeßtheile zufallen, nämlich zunächst eine sichere Grundlage zu schaffen für die Frage, ob überhaupt ein Hauptverfahren stattzufinden habe, und ferner dem erkennenden Gerichte das Material zu schaffen, auf Grund dessen es die Hauptverhandlung und Entscheidung aufbauen kann: so wird man zu der Ueberzeugung gedrängt, daß dies Verfahren in seiner heutigen Verfassung unmöglich seinen großen Aufgaben gerecht werden könne, daß Unsicherheit auf der einen, Willkür auf der anderen Seite nothwendig aus ihm erstehen müssen. Welche Mißgriffe aber ein verfehltes Vorverfahren fortzeugend gebären muß, das sollte auch für Nichtjuristen keiner Erklärung bedürfen.

Die erste Gefahr, welche den Interessen des Angeklagten hier drohend gegenübertritt, ist die Einseitigkeit in der Sammlung und Auswahl der aufzunehmenden Beweise durch den Untersuchungsrichter. Mit der Beendigung der Vorermittlungen tritt der Staatsanwalt von seinem Posten ab und überläßt dem Untersuchungsrichter, meist einem jüngeren, eben in die Praxis eintretenden Assessor das Feld. Dieser unerfahrene junge Mann ist nunmehr souveräner Herr des Prozesses und verkörpert den Ankläger, Vertheidiger und Richter in einer Person, die, wie sich Keller drastisch ausgedrückt hat, „Alles sein soll und deshalb nichts Rechtes, am allerwenigsten ein unparteiischer Richter ist". Es ist für einen Beamten kaum möglich, gleichzeitig die Interessen der Strafverfolgung und die des Angeklagten wahrzunehmen, und seine Stellung bringt es naturgemäß mit sich, daß er sich den ersteren mehr zuneigt und den letzteren weniger Beachtung schenkt. Als Uebernehmer der staatsanwaltschaftlichen oder polizeilichen Ermittlungen glaubt er seine Aufgabe dadurch zu erfüllen, daß er den Schuldigen ermittelt, und da er auf Grund der Vorerhebungen in dem Angeschuldigten den Schuldigen vermuthet, so richtet sich sein ganzes Bestreben darauf, die Ueberführung zu vervollständigen und, in Ermangelung genügender Beweismittel, den Angeschuldigten zu einem, vielleicht wahren, vielleicht unwahren Geständnisse zu vermögen. Man wird Köstlin beistimmen müssen, wenn er sagt, daß „in dem neuen deutschen Inquisitionsprozesse an Stelle der Daumschrauben die Gewissensschrauben getreten seien", und man wird nach Lage der heutigen Verhältnisse noch weiter gehen und den bereits von Altmeister Savigny vertretenen Satz aussprechen können, daß jüngere strebsame Assessoren es oftmals als eine Ehrensache und beste Empfehlung bei ihren Vorgesetzten betrachten, daß ihnen die Ueberführung gelingt. Daß unter der Herrschaft solcher Anschauungen auch die Würdigung der Beweise nicht mit dem erforderlichen ungetrübten Blicke geschehen kann, daß malhonneten Belastungszeugen unverdienter Glauben geschenkt, angebotene Entlastungsbeweise nicht gebührend berücksichtigt werden, das ist nur eine natürliche Folge des fehlerhaften Systems. So verschwindet allmählich der an der Spitze des ganzen Untersuchungsverfahrens stehende Zweck der Wahrheitsermittlung, und an seine Stelle tritt eine künstliche Inquisition zur Durchführung dessen, was sich in dem Richter auf Grund der Vorerhebungen als wahr festgesetzt hat. In dem Angeschuldigten wird schon der Schuldige gesehen, dessen Schuld lediglich formell zu erweisen ist.

Aber nicht nur die Sammlung und Auswahl, auch die Aufnahme der Beweise, wie sie in dem heutigen Vorverfahren geschieht, führt eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die Interessen der Vertheidigung und des Angeschuldigten mit sich. Die Vertheidiger dürfen bei der Vernehmung des Beschuldigten niemals zugegen sein; zu der Vernehmung von Zeugen werden Vertheidiger und Beschuldigter nur in einzelnen Ausnahmefällen zugelassen. Allerdings ist auch der Staatsanwaltschaft das Beiwohnungsrecht versagt; aber dieser Ausschluß wirkt bei Weitem nicht so schwerwiegend; er wird aufgewogen durch die dominirende Stellung, welche der öffentlichen Anklagebehörde in allen übrigen Phasen des Prozesses in überreichem Maße verliehen ist und durch die erhöhte Rücksicht, die, wie hervorgehoben, der Untersuchungsrichter an und für sich dem Belastungsmaterial zuwendet.

Die Ausschließung des Vertheidigers von der Vernehmung des Angeschuldigten in der Voruntersuchung ist einer der erheblichsten Fehler, die sich in der deutschen Strafprozeßordnung finden. Sie bedeutet eine unverzeihliche Benachtheiligung des Unschuldigen und Ungewandten gegenüber dem Schuldigen und Gewitzigten. Während Ersterer, durch gekünstelte Fragestellungen verwirrt, ohne einen rechtskundigen Beistand neben sich zu haben, oftmals sich zu belastenden Aussagen hinreißen läßt, die den wirklichen Thatsachen durchaus nicht entsprechen, steht Letzterer, durch die Erfahrung routinirt, mit kühlem Blut und frecher Stirn dem Untersuchungsrichter gegenüber und imponirt dem Neuling durch die Sicherheit, mit der er seine Unschuld aufrecht zu erhalten weiß. So seltsam es auch klingen mag, aber fast jeder erfahrene Kriminalist wird in seinen Annalen Fälle zu verzeichnen haben, in denen Unschuldige in gutem Glauben Geständnisse einer vermeintlichen Schuld ablegten, die erst in der Hauptverhandlung auf ihren wahren Werth zurückgeführt wurden. Noch häufiger geschieht es, daß Beschuldigte, die sich nicht schuldig fühlen, denen aber die Gewandtheit fehlt, die für ihre Unschuld sprechenden Momente darzulegen, Geständnisse zu Protokoll geben, die sie in Wirklichkeit niemals abgeben wollten und konnten. Wenn so durch den Mangel eines Beistandes, der die zu Gunsten des Angeklagten sprechenden Thatsachen geltend zu machen, ihn vor Mißverständnissen zu bewahren verstünde, oft schon die eigene Aussage des Angeschuldigten in einer seinem wahren Willen widersprechenden Weise wiedergegeben und dadurch ein nicht geringer Einfluß auf die Hauptverhandlung ausgeübt wird, so tritt dies Moment in noch verstärktem Maße bei den Zeugenvernehmungen hervor, denen regelmäßig weder der Beschuldigte noch der Vertheidiger beiwohnen darf. Welche Irrthümer und Mißverständnisse dadurch Platz greifen können, daß der Untersuchungsrichter ohne Unterstützung des Beschuldigten oder des Vertheidigers eigenmächtig die Zeugenvernehmungen leiten darf, wie in Folge der Weglassung gerade der wichtigsten Thatsachen die ganze Voruntersuchung in der mündlichen Verhandlung noch einmal vorgenommen werden muß, dafür hat mancher neuere „Sensationsprozeß" die klarsten Beweise geliefert. Die Gefahr aber, daß im Vorverfahren ein den wirklichen Wahrnehmungen der Zeugen nicht entsprechendes Protokoll zu Stande kommt, wirkt auf den ganzen Verlauf des Prozesses um so verhängnißvoller, als gemäß § 252 St.-P.-O. dem Vorsitzenden unter gewissen Umständen gestattet ist, dem Zeugen in der Hauptverhandlung bei hervortretenden Widersprüchen seine frühere Aussage vorzulesen und entgegenzuhalten. Die natürliche Scheu vor dem Verdachte eines Meineids zwingt dann den Zeugen, entgegen seiner besseren Ueberzeugung, die Abweichung für ein Versprechen oder einen Irrthum zu erklären und seine früheren Aussagen aufrecht zu erhalten.

Zu diesen Mängeln kommt die ungebührliche Verschleppung, welche das Verfahren durch das Prinzip der Schriftlichkeit erleiden muß. Wenn die Voruntersuchung zu einem Prozeß — und mag noch so viel Beweismaterial zur Verarbeitung vorliegen — wie bei dem bekannten Prozeß Polke ein Jahr und 23 Tage dauern kann, so gibt das zu ernstem Nachdenken Veranlassung. Eine prompte Justiz ist bei der heutigen Gestaltung des Vorverfahrens unmöglich. Welche Fülle von Zeit nehmen allein die nothwendigen ausführlichen Protokolle über die Vernehmungen des Beschuldigten und der Zeugen in Anspruch! Welche Zeit wird durch den Kreislauf, den die Acten mit der Eröffnung der Ermittelungen beginnen, vergeudet, welche Zeit durch die langwierige Abfertigung auf den Gerichtsschreibereien und das umständliche Zustellungswesen! So darf es nicht Wunder nehmen, wenn bei Haftsachen, in denen der Beschuldigte von Anfang an geständig ist, selten weniger als 4 Wochen, bei den einfachsten Nichthaftsachen selten weniger als 8 Wochen bis zur Hauptverhandlung vergehen.

Allen diesen Uebelständen würde durch Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in das Vorverfahren mit einem Schlage der Boden entzogen sein. Wir müssen es tief bedauern, daß die Reichsregierung die Gelegenheit hat vorübergehen

lassen, ohne sich an diese ihre große Aufgabe heranzuwagen. Wohin soll ein Strafverfahren führen, das in Folge seiner Grundrichtung von vornherein der gesunden und unverkümmerten Zeugungskraft entbehrt? Nur das Lebendige kann Lebendiges schaffen. Wo soll aber das Leben herkommen, wenn der Gesetzgeber sich abschließt von dem Geiste wahrhaften Fortschritts, unempfindlich gegen den frischen Pulsschlag der Zeit sich ängstlich an dem Alten festhält, weil er das Neue noch nicht zu durchdringen vermag. Wer die weltgeschichtliche Aufgabe des Gesetzgebers zu einem Problem juristischer Technik herabwürdigt, der hat seinen sozialen Beruf für ewig verfehlt.

Justus.

Politik.

Ein kleiner Krauskopf wälzt sich auf der Diele,
Vergnüglich schmunzelnd hin und her und spielt
Mit Gummipuppe, Schaf und Bilderbuch.
Da sieht er neben sich ein Zeitungsblatt
Und greift's. Es ist der heut'ge Leitartikel,
Der auf drei Spalten aller Noth der Zeit
Durchaus ein Ende macht. Er dreht's und wendet's
Und stellt die ganze Weisheit auf den Kopf
Und zieht die Stirn in Falten: mit dem Ding
Ist eben nichts Gescheidtes anzufangen.
Da — gibt das Blatt den kleinen Händen nach.
Nun geht ein lustig Zerr'n und Reißen an.
Hei, wie das fluscht, wie seine Augen glänzen!
Das festgegründete Sozialsystem
Löst sich in löschpapierne Lappen auf.
Hurrah! Zerfetzt das ganze Blatt: der Buchstab
Ist todt, und lachend triumphirt das Leben.

Georg Falkenheim.

Erinnerungen an die Pariser Commune.

Von Hans Wachenhusen.

Die Geburt oder vielmehr die Mißgeburt der Pariser Commune feiert wieder einmal ihren Jahrestag, den ominösen 18. März; es lohnt sich also für einen Augenzeugen, einen Blick auf die Helden derselben zu werfen, die mir eine frappirende Portraitähnlichkeit haben mit denen, die heute, die Dynamitbombe in der Hand, die Anarchie proklamiren. War jene nur eine Manifestation der Internationale, so ist es doch Thatsache, daß diese selbst nicht darauf vorbereitet gewesen, daß vielmehr die Freunde der Ordnung nach all den in der Belagerung ausgestandenen Leiden den Ausbruch verschuldet haben.

Die Bataillone der dem Gouvernement ergebenen Nationalgarden hatten ihr Hauptquartier auf dem Börsenplatz aufgeschlagen, aber das war auch Alles was sie thaten, während ihre unzufriedenen Kameraden die 417 Kanonen auf den Montmartre geschleppt, um dort eine Gegenregierung zu proklamiren. General Vinoy selbst war dem gegenüber schwach genug, seine Offiziere einzeln zum Montmartre hinauf zu schicken, um ihnen Vernunft predigen zu lassen; als die Renitenten aber, träge bei ihren vom Regen verrosteten Kanonen oder faullenzend in den Wirthshäusern liegend, die Offiziere kommen sahen, machten die betrunkenen Wachen Lärm, es ward Generalmarsch geschlagen und die Emeute war fertig.

Auf dem Börsenplatz erwarteten die Nationalgarden den Angriff von den Vorstädten, ein blutiger Zusammenstoß geschah ganz in der Nähe, in der Rue de la paix, im Hote de Ville aber proklamirte sich ein Haufe von obscuren Subjecten, usurpirte die Gewalt über die Stadt, Alles in Schrecken setzend. Blasse Furcht jagte sofort Alle aus Paris, die fliehen konnten, der Pöbel schaarte sich um die neue Regierung. Die betrunkenen Nationalgarden taumelten über die Boulevards, die Kaffeehäuser füllten sich mit liederlichen Dirnen und garibaldischen Gestalten.

Paris ging inzwischen zitternd an die Wahlurnen, ohne zu wissen, für was es wählen solle; da aber begannen auf dem Platz des Stadthauses schon die Kanonen zu donnern, Musikbanden spielten die Marseillaise, die Estrade desselben füllte sich mit rothen Schärpen, der Platz mit rothen Bataillonen, das Journal officiel der neuen Regierung überraschte die Pariser mit der Botschaft: „citoyens, votre Commune est constituée!“ Und unverzüglich erschienen denn auch die Decrete derselben an den Mauern, die in Kürze etwa die beiden berühmten Gesetzparagraphen enthielten: „Alles wird abgeschafft. Nichts wird wieder angeschafft.“

Massenhafte Flucht. Die Bahnhöfe waren belagert. Man erwartete Garibaldi. Brandschatzung durch Requisitionen überall in Geld und Nahrungsmitteln, die Wohlhabenden, die Klöster und Kirchen wurden ausgeraubt, die Gebeine der Heiligen auf die Straße geworfen, die geweihten Kirchenweine wurden in großen silbernen Pokalen ausgetrunken, auf den Altären wurde Baccarat gespielt; die Religion ward für Unsinn erklärt, die Priester wurden verjagt, in die vordersten Reihen der Bataillone gesteckt oder als Geiseln in die Gefängnisse geschleppt. Mord, Raub, Unzucht herrschten in Paris. Ferré, einer der größten Lumpen des Comité, so schreibt ein Chroniqueur der Commune, verließ eines Tages mit nackten Weibern in seinem Wagen die Präfectur. Keine Feder wagt die Orgien zu schildern, deren Schauplatz das Stadthaus ward.

Inzwischen lagerten die Truppen der Republik, sich immer mehr ergänzend durch die von Deutschland aus der Gefangenschaft Zurückkehrenden, in und um Versailles. Auch Thiers, der sonst so Schlaue, hatte den Kopf verloren. Während gleich am 18. März die Generale in Paris nur Dummheiten machten und vor der Regierung des Pöbels verzagt zurückwichen, versuchte Thiers nicht einmal eine Unterhandlung mit denen, die sich zu Häuptern desselben aufgeworfen, die vielleicht hätte gelingen können, ehe die Besseren in Paris alle vor Schrecken geflohen und der Pöbel sich in seinem Geld- und Blutdurst berauscht. Rathlos sah er zu, während man ihm von deutscher Seite doch so viel entgegen kam, daß man die Verstärkung der Armee um mehr als das Doppelte gestattete. Die Mordbrenner der Commune würden kaum an die Verfertigung aller dieser Zerstörungsmittel gedacht haben, wenn man sich nur den Schein gegeben hätte, als betrachte man sie wie eine unterhandelnde Gewalt, denn auch die Canaille hat ja ihren Ehrgeiz. Statt dessen reizte man sie in ihrem großen Käfig, lieferte ihr endlich Wochen lange Kämpfe, die ja zu der Einsicht führen mußten, daß sie unterliegen müsse und natürlich den Mordbrenner den Gedanken eingab, Alles anzuzünden und sich durch die Flammen der ruinirten Stadt den Rückzug zu decken.

So war es denn möglich, daß zwei Monate verstrichen, während welcher die Dreieinigkeit der Hölle, die Commune, das comité centrale und das comité du salut public nichts that, was irgend ein politisches oder gesellschaftliches Ziel gehabt hätte, sondern nur ihre gemeinsten Instinkte befriedigte, und während die deutschen Truppen draußen bei St. Denis lagen, um schließlich dem Ende dieses furchtbaren Dramas zuzuschauen. Und das war der Akteure würdig, denn auch für Vertheidigung der Stadt gegen einen Angriff von Versailles aus war nichts geschehen, trotz all den Rodomontaden der Communarden-Generale Bergeret, Cluseret, Dombrowsky und der übrigen Maulhelden. Die Bataillone waren täglich betrunken und die Cavallerie saß auf lahmen Pferden. Trotzdem hatte man in Versailles stets gezaudert, denn der „Cri du peuple“ hatte Thiers die Warnung zugerufen: wenn Ihr da draußen etwas von der Chemie wißt, so werdet Ihr uns verstehen! Und mit der Ausführung dieser Drohung war man, als

die Bewegung von Versailles gegen Paris doch beunruhigend ward, schon eifrig beschäftigt; man hatte bereits während der Belagerung die Fabrikation von Zünd- und Explosionsstoffen in großen Massen betrieben und diese lagerten, ihrer Verwendung gewärtig. In Versailles selbst aber wußte man dies, man war vorbereitet, im Angriff überall auf Minen zu stoßen, und zeigte selbst als dieser endlich begann, keine Energie, während man die betrunkenen Banden mit Leichtigkeit hätte zersprengen können, wie das gleich am 21. Mai sich zeigte, als die Communarden, betäubt durch das auf sich gerichtete Feuer, in der Bastion 64, in welche Bresche gelegt worden, das Hasenpanier aufzogen und — davon liefen.

Und dennoch drang der republikanische General Douay mit einer Zaghaftigkeit durch die Bresche, die nur seiner Furcht vor der Chemie zuzuschreiben ist; indeß die Generale Clinchart und Ladmirault folgten ihm, am Morgen des 22. waren schon alle Bastionen vom Point du jour bis nach Levallois genommen und auf dem Arc de Triomphe und dem Trocadero wehte die dreifarbige Flagge.

Jetzt erst begriffen die Communarden ihre Lage. Alle Barrikaden wurden bemannt, neue aufgeworfen, Alles zum Kampf gerufen. „Aux armes!“ brüllte es durch die Stadt; der Kampf begann in den Straßen, gleichzeitig aber begannen auch am Seineufer und jenseits desselben die organisirten Brandmannschaften, die „compagnies incendiaires“, ihr furchtbares Werk, denn Paris sollte nur als Brandstätte in die Hände der Sieger fallen. Und die Versailler ließen ihnen auch jetzt noch Zeit, die Paläste, die monumentalen öffentlichen Gebäude anzuzünden, während man die Communarden, anstatt sie zu umzingeln, Schritt für Schritt verfolgte, ganze Stadttheile mit Granaten überschüttete, bis sie dieselben nach achttägigem Straßenkampf zu den sogenannten „excentrischen“ Quartieren gedrängt und der letzte Kampf auf dem Friedhof Père Lachaise den Greueln ein Ende machte.

Noch hingen, als die Kanonen schwiegen, die Placate der Communardenchefs an den Ecken: „Zu den Waffen! Der Verrath hat dem Feinde die Thore geöffnet! Thiers und die Assemblée werden triumphiren! Was wartet Eurer? Eure Kinder werden wieder Sklaven, eure Töchter werden Opfer dieser Banditen! Kein Mitleid! Füsilirt Alle, die dem Feinde die Hand leihen! Es lebe die Commune!“ Und wie viel Schandthaten hatten diese Aufrufe bewirkt, wie viel Flammensäulen waren zum Himmel aufgelodert bis der Rest der Communarden, der sich den Preußen in die Arme werfen wollte, von diesen mit Gewehrfeuer zurück in die der Sieger getrieben wurde und Mac Mahon am 28. Mai der Stadt verkünden konnte: Paris ist befreit!

Die illustren Chefs der Commune hatten inzwischen nur an sich gedacht, Einzelne, wie Megy, Billioray, Vermorel u. A. hatten sich die noch von der Belagerung vorhandenen Luftballons füllen lassen, um sich zu retten, die jedoch von den Bajonetten ihrer eigenen Soldaten zerfetzt wurden, Andere hatten sich nach allen Richtungen salvirt, während auf ihren Befehl durch die Pompiers de la Commune Brenn- und Zündstoffe in die dem Verderben geweihten Gebäude getragen, die Wasserleitungen abgeschnitten, Pulver und Petroleumbomben, Holzspähne in die Häuser getragen und die großen eigens zu diesem Zweck hergestellten Spritzen mit Petroleum gefüllt wurden, um von der Rue royale ab durch Brand und Explosion ganze Quartiere zu zerstören.

Damit also hatte diese Bande, die sich zur Befreiung der Welt aus gesellschaftlicher und bürgerlicher Knechtschaft im Stadthause als comité du salut public etablirt, ihr scheußliches Werk vollendet, eine Gesellschaft verbummelter und verworfener Subjecte, die den günstigen Augenblick zu benutzen verstanden hatten, die Gewalt an sich zu reißen, wo keine andere vorhanden war.

Nur der Einflußreichsten unter ihnen will ich hier in Kürze erwähnen; an ihrer Spitze Raoul Rigault, Procureur der Commune, als welcher er den kleinen Danton spielte. Er war ein liederlicher, boshafter Bursche, den man von den Bällen der closeries de Lilas und Mabille kannte, der als Bummler sich der Aufgabe widmete, alle Polizeibeamten zu beobachten, seine Beobachtungen niederzuschreiben, und mit diesem Manuscript sich das Vertrauen der Commune erworben, um darauf in seiner Stellung Alles zu verhaften und zu verurtheilen, was ihm im Wege stand. Er mit seiner schmächtigen Gestalt, eitel über Alles, spielte den Grotesken und machte sich nur lächerlich. Aber er hatte die Gewalt und übte sie schonungslos. Protot, der Delegirte der Justiz, früher Advokat, dann Arzt ohne Praxis, war von hohem Wuchs, häßlich mit seinem kurzen, borstigen Haar, aber der Wichtigkeit seines Postens bewußt, trug auch er eine gespreizte Haltung. Auch er war wie die Mehrzahl der Communehäupter bereits verschiedene Male verurtheilt; wieder entwischt wegen eines Bombencomplotts fand er Asyl bei einem biederen Ouvrier und zum Dank verführte er diesem seine Frau. Er entwickelte als Justizminister große Thätigkeit, aber auch ebenso viel Unfähigkeit und gefiel sich wie seine Kollegen in goldstrotzender Uniform und rother Schärpe.

Ranvier, Mitglied des salut public, war seines Zeichens Decorationsmaler, hatte Bankerott gemacht und war in die Clubs gelaufen. Wegen seiner Reden war er nach Mazas gebracht worden. Er war es, der den Befehl unterzeichnete, Paris in Brand zu stecken. Ein Kollege von ihm war Courbet, ein excentrischer, dabei bäuerischer Patron, der sich in seiner Eitelkeit „Meister von Ornans“, seinem Geburtsort, nennen ließ. Er war als Maler von grenzenlosem Ehrgeiz und wollte eine neue Schule der Natur gründen. Danach warf er sich auf die Politik und glaubte, Redner zu sein. Als man ihm sagte, die Vendômesäule sei eine Verherrlichung der Soldateska, faßte er eine solche Wuth gegen dieselbe, daß er, von der Commune zum Director der Museen und schönen Künste ernannt, es für seine heiligste Pflicht hielt, diese Säule niederreißen zu lassen.

Delescluze war seit Jahren ein Märtyrer der Gefängnisse gewesen; es gab keinen Bagno, in dem er nicht gesessen. In seiner journalistischen Thätigkeit gründete er mit Ledru Rollin die Revolution démocratique. Als Mitglied der „Marianne“ ward er 1854 wieder in's Gefängniß gebracht und endlich nach Cayenne deportirt. 1868 gründete er den „Reveil“, dessen erste Nummer ihn wieder in's Gefängniß brachte. Er galt mit Recht als die Seele der Commune; seine gebeugte, magere Greisengestalt, seine harten, schroffen Gesichtszüge imponirten Allen, sie bezeugten, daß er nie der Regung eines Herzens, nur seinem Willen gefolgt, der unbeugsam war. Geistig weit erhaben über seine Complicen der Commune, war er doch der Theilhaber an deren Schandthaten und unerschrocken ging er in den Tod.

Ein Affe an Häßlichkeit, ein Tiger an Blutdurst, war Ferré, dessen teuflische Bosheit vor nichts zurückschreckte. Auf der Tribüne geberdete er sich zischend, heulend wie ein Wahnsinniger, sein Gesicht ward im Reden eine Fratze. Zum Delegirten der commission de la sûreté générale ernannt, spielte er den Marat und wetteiferte mit Rigault, seinem intimsten Freund, Alles, was verdächtigt wurde, mit Versailles im Einverständniß zu stehen, einkerkern zu lassen. Ein Cyniker von gemeinster Schamlosigkeit, machte er die Polizeipräfectur zum Bordell und veranstaltete Bälle in adamitischem Kostüm. Die Erschießung der Geiseln, als die Commune Reißaus nahm, genügte seinem Blutdurst nicht, er gab schließlich noch den Befehl, auch das Finanzministerium in Brand zu stecken. Auf seiner Flucht erwischt, sperrte man ihn ein; er entkam in Frauenkleidung, ward aber doch wieder gefaßt und verurtheilt.

In seinem Aeußeren ein Gegenstück von ihm, neben dem er stets seinen Sitz nahm, war Paschal Grousset, ein Communarde in Glacéhandschuhen. Bummler seines Zeichens, ward er zum Minister des Auswärtigen ernannt und verlangte von den europäischen Mächten die Anerkennung der Commune. Er war ein geborener Corse, spielte den Eleganten und den Journalisten, als welcher er à la Rochefort Jedem in die Beine biß, und machte namentlich in der schmutzigen Noir'schen Affaire mit Pierre Bonaparte von sich reden. Als

Minister des Auswärtigen, mit dem draußen Niemand zu thun haben wollte, langweilte er sich in seinem Amt, nachdem er seinen Schneider zum Bibliothekar ernannt, aber er schwor in seinen hochtrabenden Reden, bis zum letzten Moment auf seinem Posten zu bleiben. Und das that er. In Weiberkleidung erkannte man ihn und schleppte ihn so nach Versailles.

Ein literarischer Kollege von ihm war Jules Vallès, etwa 36 Jahre alt, klein und häßlich. Als Klopffechter erhielt er eine dankbare Stellung am Figaro, verscherzte dieselbe aber, trieb sich mittellos umher und saß verschiedene Male in Mazas. Im „Cri du peuple" pries er die Commune, schlug er die Versailler. — Ein anderer literarischer Lump war Vermorel, jung, klein und häßlich; er beschäftigte sich mit dem Gründen von Journalen und lud sich eine Menge von Verleumdungsprozessen auf den Hals. Granier de Cassagnac züchtigte ihn einmal auf der Straße mit der Reitpeitsche. Desto würdiger fand man ihn, in die Commune gewählt zu werden. Im letzten Kampf wurde er auf dem Père Lachaise hinter einer Barrikade schwer verwundet und starb als Gefangener in Versailles.

Assi, Mechaniker, Agitator und Mitglied der Internationale, war ein Mensch von schamloser Frechheit und schlimmster Vergangenheit, er ward Präsident des Central-Comité und der commission de la sûreté. Seine Kollegen fürchteten ihn und beschuldigten ihn des Einverständnisses mit Versailles, er ward aber wieder frei gegeben und jetzt begann er, den Soldaten zu spielen; bei der Erstürmung des Montmartre ward er in der Uniform eines Obersten ergriffen. — Eine Hyäne der Gesellschaft, von dieser mit Abscheu ausgestoßen, war Billioray, seines Gewerbes auch ein Maler, der als Farbenreiber der Rosa Bonheur die Kunst erlernt zu haben glaubte. Es gab kein Kloake, in der er sich als Agitator der Internationale nicht gewälzt; als einflußreiches Mitglied der Commune schreckte er vor keiner Schandthat zurück. Seinem Menschenhaß genügte die Erschießung der Geiseln, die er beantragt, nicht, auch nicht das Anzünden der Paläste, ganz Paris sollte in Flammen gesetzt werden, die Bevölkerung in Gluth und Blut ersticken. Er blieb auch auf seinem Posten, als seine Kollegen davon liefen.

Auch der Bucklige und Lahme, Vésinier, fehlte in der Commune nicht. Er war eine der giftigsten Kröten, früher Secretär Eugen Sue's, und floh dann des Diebstahls verdächtig nach England. Er ward der Secretär von Amouroux, einem ehemaligen Hutmacher und Mitglied der Internationale, der schon fünfmal im Gefängniß gesessen. Lesen und schreiben konnte er nicht, dafür war er ein lärmender Narr, der jedes Bluturtheil mit Freuden guthieß. — Folgt Felix Pyat, ein Mann, der geistig hoch über allen seinen Consorten stand. Seine politische und literarische Thätigkeit ist bekannt und traurig war es, daß sich dieser Mann in eine solche Gesellschaft verirren konnte. Immer verfolgt, endlich 1871 in die Assemblée gewählt, ging Pyat nach Bordeaux. Auch die Commune wählte ihn, den „schönen Pyat", wie man ihn, der noch ein schöner Greis, aber während der Communezeit vollständig unsichtbar, während er in seinem Blatt Gift und Galle spie. Er, der die Tyrannei verflucht und bekämpft, übte sie selber, als er die Gewalt in Händen hatte. Als die Sache schief ging, ward Pyat noch unsichtbarer; er war der erste, der verduftete und zwar, wie man behauptete, in einem Luftballon.

Um den letzten, von dem hier noch die Rede sein soll, war es Schade, um Rochefort nämlich, denjenigen, der eigentlich als erster dem zweiten Kaiserreich den Krieg erklärt, der einzige Franzose, der im Jahre 1870 die Kriegserklärung öffentlich eine Dummheit nannte, für die Republik schwärmte und in seiner maßlosen Eitelkeit so weit sinken konnte, während der Commune dem Pöbel täglich die Parole Mord und Brand auszugeben und den literarischen Petroleur zu spielen. Auch er verschwand; man erzählte sich das Märchen, ein preußischer General habe ihm auf seiner Flucht in Meaux die Freiheit angeboten, Thatsache aber war, daß er als Angeklagter mit all dem Gesindel in Versailles vor den Richter geführt wurde.

Ich selbst sah ihn vor demselben und mit einem Gefühl der Trauer, denn ich hatte ihn verehrt, als er noch allwöchentlich seine pikanten Chroniken im Figaro und sein Buch „Les Français de la décadance" schrieb. Ein Jammerbild saß er vor dem Regierungscommissar, dem Commandanten Gaveau, dem es, man sah es ihm an, selber leid that, mit schuldiger Verachtung diesen Mann auf eine Stufe mit den gemeinsten Brandstiftern setzen und ihn zur Verbannung à perpétuité verurtheilen zu müssen. Rochefort's fernere Schicksale sind bekannt.

Noch bleibt mir, einige Worte von den militärischen Chefs der Commune zu sagen, von Bergeret, den man nur „lui-même", „er selbst", nannte, weil er sich stets rühmte, selbst bei Allem dabei zu sein, und von dem die Presse erzählte, es seien ihm eines Tages zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden. Der General konnte nämlich nicht reiten und commandirte im Wagen sitzend, obgleich er einst Stalljunge in St. Germain gewesen. Sein Commando währte nur vierzehn Tage. Ihm folgte der edle Pole Dombrowsky, über dessen Vergangenheit selbst die Nationalgarde die Nase rümpfte. Er verdankte sein Ober-Commando übrigens einer Empfehlung Garibaldi's, den man ja vergebens erwartete. Dombrowsky „siegte" immer, wenn er sich mit den Versaillern bei Neuilly herum knallte. Als diese in Paris eindrangen, vertheidigte er den Montmartre, ward schwer verwundet und starb im Hospital.

Hätte man ihm viel Böses nachzusagen, so geschah das noch mehr mit dem General Cluseret, der in St. Cyr erzogen worden. Nachdem er den Krimkrieg mitgemacht, ward er nach Algerien in den Strafdienst geschickt und dann Betrugs halber kassirt. Schon Garibaldi ernannte ihn zum General und mit diesem Rang focht er im amerikanischen Secessionskriege. Später in England trat er zu den Feniern über, floh nach Frankreich zurück und ward nach St. Pelagie gebracht. Nach dem 4. September ließ er sich in Paris Geld geben, um ein amerikanisches Freicorps zu errichten, das aber Niemand gesehen. Von der Commune ward er zum Delegirten des Krieges ernannt. Auf Bergeret's Denunciation ward er eingesperrt; nach der Commune wieder frei, ging er nach Mexiko und offerirte Juarez seine Dienste. — Ein ganz anderer Kerl war Eudes, einst Handlungsdiener, schöner Mann und guter Reiter, der, eben in's Central-Comité gewählt, sich in eine glänzende Uniform warf und in seiner ersten Operation gegen Versailles ebenso glänzend blamirte. — Sein Kamerad Duval war eigentlich Eisengießer und ohne jede Bildung; während der Belagerung ward er Offizier der Nationalgarde und avancirte zum General. Er verstand kein Gewehr zu handhaben, war aber wenigstens tapferer Soldat. Im Kampf gefangen, ward er füsilirt. — „Graf" Dubisson (so nannte er sich) war schon ein Mann von 60 Jahren, hatte unter Cabrera gedient, bot nach mancherlei Erlebnissen und Verurtheilungen dem König Ferdinand II. in Neapel seine Dienste und verschwand nachdem er große Summen für Waffenlieferungen unterschlagen. Von der Commune zum Commandanten des Vendômeplatzes ernannt, von welchem er auf das unbewaffnete Volk schießen ließ, ward er verhaftet, wieder frei gegeben und endlich von den Versaillern gefangen.

Brunel war gewissermaßen der Dämon von Paris, der Ober-Petroleur der ganzen Bande. Zum General ernannt, schlug er sich mit großer Bravour, ward aber des Verrathes beschuldigt. Düsterer als sonst, fand er nur noch im Morden und Sengen Genüge und zündete mit eigener Hand einige Häuser hinter der großen Barrikade der Rue Royale an. Die Versailler fanden ihn bei seiner Maitresse, einer Somnambule, versteckt; er wehrte sich wie ein Löwe und fiel, von mehreren Kugeln durchbohrt. — La Cecilia, kein Italiener, sondern Franzose, war Anfangs Professor der Mathematik, diente unter Garibaldi und ward zum Obersten ernannt. Bei Ausbruch des Krieges 1870 stand er unter den Franctireurs. Das Central-Comité ernannte ihn zum General. Außer Stande, Disziplin in die Banden der Commune zu bringen, zog er sich nach dem letzten Kampf nach Vincennes zurück und schoß sich lebensmüde

eine Kugel durch den Kopf. — Ein anständiger Charakter wenigstens war der junge Rossel, den sicher nur der Ehrgeiz, sich zu einem Napoleon aufzuschwingen, veranlassen konnte, seine Stellung als Oberst in der Armee, in welcher er große Achtung genoß, aufzugeben und der Commune seine Dienste anzubieten. An Cluseret's Stelle zum Kriegsdelegirten ernannt, gelang es ihm doch, einige Ordnung und militärischen Geist in die Banden zu bringen, aber das Central-Comité begann in ihm schon den Dictator zu wittern. Als er es unternahm, das Fort Issy deblokiren zu wollen, rebellirten die Truppen, Issy wurde von den Versaillern genommen und Rossel nahm seinen Abschied. Schließlich gefangen, ward er nach Versailles geschleppt und als Deserteur zum Tode verurtheilt.

Ich schließe die Reihe dieser Ehrenmänner, von denen nur wenige nicht die Sträflingsjacke getragen, mit diesem, einem ehrlichen, ehrgeizigen Charakter. Sie hatten vor der Welt nicht einmal die Entschuldigung, durch eine volkserlösende Idee verrannte und verrückte Köpfe zu sein; sie waren Lumpen, die sich vom Pflaster aufgerafft, Räuber und Mordbrenner, die den Augenblick benutzt, sich an die Spitze des Pöbels zu setzen, die Anarchie zu proklamiren unter dem Namen und Deckmantel der „Commune". Heute sind wir leider ein ganzes Stück vorwärts gekommen, und den Sozialisten wird es schwerlich gelingen, ihre Ultras, die sich offen als Anarchisten bekennen und als Rächer ihrer Märtyrer schon den Einzelkrieg gegen die Gesellschaft begonnen haben, mit dem Hinweis auf die Helden der Commune zu rechtfertigen.

Wiener Erzähler.

Von Alfred Stößel.

„Der alte Ruhm der österreichischen Herzogsstadt, eine Centralstätte deutscher Literatur zu sein, war mit dem Hofe der kunstsinnigen Babenberger verschwunden und längst vergessen. Wien, die deutsche Kaiserstadt, war seit dem sechzehnten Jahrhundert literarisch völlig bedeutungslos geworden."

So heißt es in einer in österreichischen Gymnasien vielfach benutzten deutschen Literaturgeschichte, und als die ersten schüchternen Zeichen einer Besserung, die von den theresianischen Reformen auf dem Gebiete des Unterrichts ihren Anfang nahm und unter der Herrschaft Kaiser Josefs II., freilich vergebens, auf einen erfreulichen Fortgang gehofft hatte, werden darauf Proben einiger österreichischer Dichter gegeben: der Jesuitenpatres Denis, Mastalier und Blumauer begeisterte Oden auf Wien, den Prater, Kaiser Josef und die schöne blaue Donau, sowie Josef Sonnenfels' bittere Wahrheiten über den Zustand der „Wienerischen Schaubühne" von damals.

Gar manche Blüthe literarischen Lebens hat Wien seit jenen Tagen gesehen, da zugleich Nicolai in seinen Berliner Literaturbriefen noch zu schreiben vermochte: „Oesterreich hat uns noch keinen einzigen Schriftsteller gegeben, der die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschland verdient hätte; der gute Geschmack, wenigstens was das Deutsche betrifft, ist daselbst kaum noch in seiner ersten Kindheit." Kein Nicolai vermag Wien Derartiges zwar mehr nachzusagen; aber augenblicklich ist es wieder recht ruhig dort geworden. Man wird kaum behaupten wollen, daß Wien jetzt eine „Centralstätte deutscher Literatur" sei, Berlin hat wieder das entschiedene Uebergewicht über Wien bekommen in diesen, wie in vielen anderen Dingen, und so oft man auch die Liste neuer Wiener Namen überblickt, von denen ab und zu der eine oder andere, freilich allzu oft nur durch die bekannte gefällige Hand, die auf gleiche Liebesdienste rechnet, auch über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus noch dringt; es ist kaum ein Einziger darunter, den man nicht rasch wieder vergessen hätte, und der einen dauernderen, nachhaltigeren Eindruck zu üben im Stande wäre.

Und wieder erklingt es aus tausend Kehlen zum Preise der herrlichen Kaiserstadt, des goldenen Wiens, das es nach des guten Bäuerle geflügeltem Worte nur einmal unter der Sonne geben soll, der schönen blauen Donau und des alten Stefansthurmes, lauter denn je, und wenn auch nicht in kunstvollen Oden und aus dem Munde frommer Brüder vom Orden des heiligen Ignatius, die seitdem auf Wien und den Kaiser Josef zumal gar schlecht zu sprechen sind, so doch zu Polka- und Walzerrhythmen und aus der liedergeschwellten Brust jener höchst unheiligen Brüder, die als Harfenisten vordem eine wenig geachtete Existenz führten, und die als Volkssänger nun gar hoch im Kurse stehen. Und wieder fallen bittere Worte genug in der Kaiserstadt an der Donau über den Zustand der Wienerischen Schaubühne und über gar manches Andere, was den Wienern mit Grund nicht gefällt, und das sie wohl aus dem instinktiven Gefühle ihrer eigenen Schwäche heraus und der Ohnmacht die Dinge ändern und bessern zu können, mit dem überlauten Rufe zu übertönen suchen:

„S'gibt nur a Kaiserstadt,
S'gibt nur a Wien."

Aus dem Volksliede und aus den nach altbewährten Rezepten noch immer wieder angefertigten Wiener Vorstadtstücken, die ohne dieses Motto sich nun einmal nicht gut zu behelfen wissen, ist dies Leitmotiv auch in die Literatur neu wieder eingedrungen, und aus den jüngsten Schöpfungen einer ganzen Reihe Wiener Autoren tönt es einem mehr oder minder variirt entgegen, daß man unwillkürlich die Melodie des lustigen Liedes vor sich hinsummt und darüber beinahe vergißt, daß die Sache im Grunde genommen gar nicht so heiter ist, wie sie scheint, und daß man gerade von dieser Seite ganz andere Töne eigentlich erwarten sollte.

Aber erfüllt der Schriftsteller denn seine Aufgabe nicht zur Genüge, wenn er ein Abbild seiner Zeit liefert, der Zeit mit ihren guten und schlimmen Seiten?

Ein Abbild nur, und nicht auch ein getreues? Nicht ein Bild, in dem Licht nicht nur als Licht gemalt ist, sondern Schatten auch als Schatten, so schreckhaft schwarz, wie er uns in der Wirklichkeit entgegentritt, daß der, den es angeht, beschämt die Augen zu Boden schlägt, wenn er sich erkennt in dem Gemälde, in dem der abscheuliche Maler auch nicht den kleinsten Mangel zu bemänteln und zu beschönigen sich die Mühe genommen hat? Oder verdienen jene Künstler etwa den Vorzug, die Alles daran setzen, ihre Clienten so schön zu machen, wie möglich, und durch allerlei Raffinements, durch eine ausgeklügelte Beleuchtung, durch entsprechende Posen und Drapirungen und eine sorgsame Retouche ein möglichst vortheilhaftes Bild auf die Leinwand zu bringen, das über alle Schwächen des Originals geschickt hinwegzutäuschen vermag?

Als Friedrich Schlögl, der Unvergessene, Unübertroffene an die Herausgabe seiner klassischen Feuilletons*) aus dem Leben der österreichischen Hauptstadt schritt, da klagte er in der Vorrede darüber, daß, wer nur vierzehn Tage Ferien hatte, „aus dem Reiche" in das lustige Phäakennest kam, und wenn er ein paar Löffel Suppe hier gegessen, einmal den Schönbrunner Garten, am nächsten Tage den Prater und das Leopoldstädter Theater besucht hatte, sich hinsetzte und ein dickleibiges Buch schrieb über „Wien und die Wiener". Vor solchen Schilderern hat der Wandel der Zeiten das herrlich schöne Wien bewahrt, nicht, weil die Rasse etwa ausgestorben ist, die es für ihre heilige Pflicht hält, Druckbogen auf Druckbogen vollzuschreiben ihrer Eindrücke über das, wovon in flüchtigster Rundfahrt sie kaum einen kurzen Blick zu erhaschen im Stande war, sondern weil jetzt ganz andere Magnete diese sonderbaren Ethnographen locken, als einst. Kein Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs und keine raschen und bequemen Blitzzüge vermögen Wien den Strom der Fremden mehr zuzuführen, der vormals ohne jedes Zuthun sich dahin ergoß, und Wien ist den Wienern geblieben.

---

*) Wiener Blut. (Wien 1873.) Eine Gesammtausgabe seiner Schriften ist soeben in drei stattlichen Bänden bei O. Hartleben in Wien erschienen.

Aber geben deswegen die letzten Schilderungen des Wienerthums, obwohl von „unvermischten" Vollblutwienern herrührend, denn ein getreues Bild der alten Kaiserstadt? Die „Wiener Typen" von Vincenz Chiavacci*) wenigstens thun es nicht; und mag ihr Autor, einer der beliebtesten Wiener Chroniqueurs, in seiner Vaterstadt keinen Winkel undurchforscht gelassen haben und so genau darin Bescheid wissen, wie in seiner eigenen Tasche, mag er in der Handhabung des Dialektes nach der Meinung Vieler auch ein Meister sein, die prächtigsten Kernsprüchlein dem Volksmunde abgelauscht und selbst vielleicht eine Reihe von Kraftausdrücken erfunden haben, die jetzt in aller Munde sind, es ist nicht Wien, was er uns in seiner jüngsten Publikation schildert, oder wenigstens nicht das Wien, wie es wirklich ist. Denn das „'s gibt nur ein Kaiserstadt", das auch aus diesem Buche uns entgegentönt, ist heute doch nichts weiter, als eine ungeheure Lüge, an die Niemand mehr glauben mag, und die Kenner des Wienerthums am allerwenigsten. Sie wissen es nur zu gut, wie weit man Wien anderwärts überflügelt hat, und wenn sie trotzdem Aureolen um das Haupt eines gewissen, wenig erfreulichen Typus des Wienerthums flechten, jenes beschränkten, nur für die allermateriellsten Genüsse des Lebens empfänglichen Hetz- und Zechbruders, des wie Schlögl sagt: „ungenirtesten Verlästerers und Verächters des guten Geschmackes und der Gesittung", statt ihn als das zu stigmatisiren, was er in Wirklichkeit ist, ein Krebsschaden am gesunden Leben des Volkes; dann machen sie sich nicht nur der Fälschung in ihrer Darstellung schuldig, indem sie als glänzend schildern, was in Wirklichkeit doch schwarz ist und häßlich; sie tragen auch mit die Schuld daran, wenn diese Spezies des angeblichen „Urwieners" üppiger jetzt vielleicht auf Wiener Boden wieder gedeiht, als seit Langem.

Man lese nur in Chiavacci's Buche die Skizze: „Herr Adabei als Fremdenführer", die er neulich sogar auch in Berlin vorgelesen hat. Dort wird der Typus eines Urwieners, Herr Adabei, „ein behäbiger Mann, den jeder Zug als Wiener vom Grund verräth", und ein Deutscher aus dem Reiche einander gegenüber gestellt. Der Mann aus dem Reiche hat mit dem Baedecker in der Hand die Sehenswürdigkeiten Wiens in Augenschein genommen; Herr Adabei aber will ihm das echte Wien erst kennen lernen lassen; denn was in dem rothen Buche steht, „dös is ja alls derlog'n". Er will ihm zeigen, daß all' das Lob, das der Wienerstadt vieltausendfältig gespendet wird, nicht übertrieben ist, und um ihm das zu beweisen, führt er den Fremden in eine Kneipe, wo man „a Paperl kriagt, wo's Sö sag'n müassen, und was der Hund seiner Muatta net giebt", und ein Pilsner, „da draht sie Ihna Zung'n wie a Violinschlüssel z'samm vor lauter Vergnüg'n". Er führt ihn zur Wachtparade, damit Jener erfahre, daß es in Wien auch Taschendiebe gäbe, er zeigt ihm die „Edelknaben von Hoch und Nieder", die Soldaten des Wiener Lieblingsregiments — „So was giebts bei Ihnern Militär net. Was? — die Wiener Fiaker — „San bei Ihna dö Hausherrn so fein beinand?" — die Wiener Maderln, die sich so „bagschirli z'drahn und z'wenden" wissen; er lädt ihn am Abend zu sich in sein Haus, damit er auch den richtigen Begriff von der Wiener Küche bekäme, und nach dem Essen „mei Alte braucht net zwissen, wo m'r hingengan, pasch'n m'r ab. Da werd' i Ihna nachdem Wien bei der Nacht zag'n. s' Höchste sag i Ihna! Da werd'ns S' mi' erst als Drahrer kennen lernen!" Und dazu überschüttet Herr Adabei sein Opfer mit einem Brillantfeuerwerk Wiener Kraftausdrücke, vor denen der arme Pommer rathlos dasteht, wie die Kuh vor dem neuen Scheunenthor. Und das soll er auch! Das Wienerthum muß doch seine Superiorität beweisen, und da Unkenntniß der Sprache stets linkisch und ungeschickt macht, so wird aus dem Reichsdeutschen im Vergleich zu dem Wiener im Handumdrehen ein traurig dummer Kerl, und der Zweck ist erreicht. Aber wenn dieser Herr von Bredow ein leidlich vernünftiger Mensch ist — und der kann man hoffentlich doch sein, auch ohne daß man in die Tiefen der Lerchenfelder Mundart eingedrungen — dann verzichtet er auf das zweifelhafte Vergnügen, sich von Herrn Adabei Wien bei Nacht zeigen und durch jene anrüchigen Locale führen zu lassen, an denen ja in allen Großstädten leider kein Mangel ist, und die überall in der Welt einander vermuthlich gleichen. Dann aber macht er sich auch in seinem Herzen über Wien und den famosen Herrn Adabei vor Allem, ganz andere Gedanken vielleicht, als dieser vermuthlich erwarten dürfte. „O Du guter, dummer, einfältiger, beschränkter Tropf Du", sagt er sich dann, „rings um Dich harren große und wichtige Aufgaben ihrer Lösung entgegen, starrt von jeder Straßenecke her der Ernst des Lebens Dich an; warten Deiner die dringendsten und allernothwendigsten Dinge, und Du weißt Dir kein höheres Lebensziel, als in Deiner Stammkneipe Dich täglich zur »Elfer-Meß'« an Deinem »Ham-Ham« und Deinem »Pils« zu delectiren, dann irgend ein paar armen Schächern von Taschendieben aufzulauern, um sie dem Arm der Gerechtigkeit zu überantworten, und nach dem Abendessen flugs nach einer jener unsauberen Stätten zu verschwinden, wo Du Dich als „Drahrer" zeigen und aufspielen kannst!" Und wer vermöchte dem Reichsdeutschen in diesem seinem Raisonnement Unrecht zu geben?

Nein, nein, das ist das echte Wienerthum nicht; sondern nur ein höchst beklagenswerther Auswuchs desselben, der an den Pranger gestellt zu werden verdient, nicht aber mit Weihrauch umwedelt werden darf; und kein getreues Abbild der Zeit sind Chiavacci's Schilderungen, als vielmehr ein wenig ergötzliches Unschmeicheln der niedrigsten Volksinstinkte, ein Buhlen und Haschen nach dem wohlfeilen Beifall des großen Haufens. Wie die bekannten Intermezzi, die im Repertoire der Wiener Volkssänger niemals fehlen, arbeiten Chiavacci's Skizzen mit den plumpsten Mitteln, und nichts von diesen wird uns geschenkt, nicht die ihre Wirkung nie versagende gute, alte Zeit und nicht der Deus ex machina, der pünktlich erscheint, wenn die Noth am höchsten ist, um ihr ein Ende zu bereiten, derselbe, der bei Fürst seligen Angedenkens in der Regel Kaiser Josef hieß, bei Chiavacci Baron Bruckner, Feldmarschall-Lieutenant Excellenz, ein sonderbarer Krieger, der mit seinem in Folge eines chronischen Herzübels eben aus einer Ohnmacht erwachten ehemaligen Lebensretter, den er nach Jahren in dürftigsten Verhältnissen wiedergefunden, zunächst nichts Besseres anzufangen weiß, als ihm einen ganz gehörigen Käfer anzusäuseln. Ein Glück noch, daß dieser dem guten Alten nichts weiter geschadet hat! Doch wie leicht hätte die gerettete Excellenz zum Mörder des einstigen Kampfgenossen werden können!

Aber welch' unerfreuliche Lectüre wären Chiavacci's Skizzen erst, wenn man sie — die beste Probe auf den wahren Gehalt aller Dialektwerke — ihres Idioms entkleidete und in's Hochdeutsche übersetzte! Und selbst Chiavacci's „Wienerisch" erscheint mir, so kühn diese Behauptung auch klingen mag, nicht einmal ganz einwandfrei. Es ist vielfach überladen und forcirt. Was in sämmtlichen Bezirken Groß-Wiens ein paar hundert der „harbsten" Urwiener in einem Jahre vielleicht gesprochen haben können, wird gesammelt von Chiavacci, dem erstbesten seiner Typen in den Mund gelegt. Und wer hätte überdies einen Wiener je im Ernste etwa in der folgenden Weise sprechen hören: Dös is schon a a G'fühl, wann ma das G'fühl hat, daß ma sich mit dem G'fühl schlafen leg'n kann: Dir kann Niemand nix nachsag'n" — wie dies bei Chiavacci (S. 25) der Fall ist? Zum Glück, daß ein paar frappirende Beobachtungen hier und da und eine ansprechende Schilderung, besonders aus dem Kinderleben, zuweilen den sonst gar wenig ergötzten Wanderer auf seinen Streifzügen durch das 342 Seiten starke Werk noch erlaben!

Da ist Eduard Pötzl, obgleich auch nicht ganz ohne Sünd' und Fehle, doch schon ein ganz anderer Mann! Er ist des Ernstes seiner Aufgabe sich bewußt, und wer Sachen geschrieben, wie die meisten der in seinem Skizzenbuche*) unter der Rubrik „Echt wienerisch" enthaltenen, allen voran die prächtige „Dachlawine", von dem kann man sicher ganz andere

*) Wiener Typen (Stuttgart, Bonz).

*) Wiener von Eisen. Gesammeltes von Eduard Pötzl.

Dinge noch erwarten! Und auch sein „Herr von Nigerl", obgleich freilich schon etwas stark abgehetzt, gefällt uns doch immer noch weit besser, als Chiavacci's obenerwähnter Adabei. Denn er wird wenigstens Niemand über sein wahres Gesicht zu täuschen vermögen, und nicht Triumphe sind es, die das „Backhendlthum" in ihm feiert, sondern schwere Niederlagen, die es durch ihn erleidet. Kein Zweifel, in Pötzl hat man den berufenen Erben Schlögl's zu erblicken, der das Ueberkommene nicht nur zu erhalten weiß, sondern vielleicht auch gar es zu vermehren noch erlesen ist. Denn ihm ist etwas auch zu eigen, was Schlögl nur in bescheidenem Maße besaß: die Fähigkeit der dichterischen Gestaltung, die auch auf dem Gebiete der Wiener Novelle ihn noch schöne Erfolge erringen lassen dürfte. Seine neueste Veröffentlichung: „Das weltliche Kloster"*), eine bei aller Einfachheit der Diction und Darstellung doch reizend und mit erquickendem Humor erzählte Geschichte, beweist das zur Genüge. Sie schöpft nicht aus den vollen Tiefen des Wienerthums, und doch wirkt sie auch in den spärlichen Pinselstrichen, die ihr Localcolorit leihen sollen und selbst da stets echt und überzeugend, wo der Autor auf das wohlfeile Hülfsmittel des Dialektes Verzicht geleistet hat. Und so wünsche ich Pötzl nur eins, was er vermuthlich sich selbst recht sehnlich herbeiwünscht: daß er frei von jeder journalistischen Verpflichtung, die ihm eine Reihe von Feuilletons in einem knapp bemessenen Zeitabschnitt wahrscheinlich aufzwingt, im Stande wäre, mit größerer Muße und Sorgfalt seine Arbeiten auszugestalten: aber nebstdem auch ein größeres Maß von Selbstkritik, die das für den Tag Geschaffene streng zu sondern weiß von dem, was auch darüber hinaus noch bewahrt zu werden verdient. Dann würde er sicherlich gar vieles in seine obenerwähnte Sammlung nicht aufgenommen haben, was uns jetzt darin stört, wie den dramatischen Faschingsscherz z. B., seine Gedichte und das und jenes, was den guten Eindruck nur zu trüben im Stande ist, den man sonst von ihm empfängt.

Keinen üblen Eindruck hat uns diesmal übrigens auch ein Anderer, Schönthan — es ist freilich nur Paul und nicht Franz — mit seinem „Ringstraßenzauber"**) hervorgerufen. Zwar das hohe Lied von den Wiener Frauen, das er gleich eingangs begeistert singt, gibt er sich später wenig Mühe, durch besonders lockende Beispiele zu erhärten; aber in der kleinen Geschichte „Was die Straße verschlingt" (den Titel hat er von Wachenhusen entlehnt) finden sich doch Ansätze genug, die nur der größeren Vertiefung bedürfen, um zu etwas Ganzem und Vollem sich zusammen zu schließen und aus dem „Räthsel der Schöpfung" spricht ein Geist zu uns, der, wenn er nicht Schönthan hieße, fast ein wenig Maupassant sein könnte, „der literarische Hausgötze aller feineren Genußmenschen". Aber im Uebrigen: hat er das Wiener Volksleben in seinen Wurzeln erfaßt, hat er es, die obenerwähnten Ansätze etwa ausgenommen, uns anschaulich wiedergegeben, wie wir nach dem Titel es vermuthen durften? Nein, o nein! Die meisten seiner Skizzen könnten anderwärts ebenso gut, als in Wien sich ereignen, und wer das Wiener Leben recht und wahr dichterisch gestaltet sehen will, der bleibt auch heute noch mehr oder minder auf das angewiesen, was ein großer Todter uns hinterlassen: Anzengruber. Das soll kein Vorwurf sein, aber es ist wahr, so wahr als daß — echt wienerisch! — noch manch' ein ganzer Dichter an der schönen blauen Donau inmitten einer alles dominirenden Journalistik vergebens sein ganzes Leben hindurch nach der Anerkennung wird ringen müssen, die allzu rasch und bereitwillig jeder schnell vergessenen Tagesgottheit dort gezollt wird.

*) Wien, Robert Mohr.
**) Ringstraßenzauber. Bilder aus dem Wiener Leben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Unbedeutende.

Von Bret Harte.

Autorisirte Uebersetzung von Bill Buchser.

Fagg war sein Name. 1852 fuhr er mit uns im „Mondsegel" nach Kalifornien. Daß er gerade Lust an Abenteuern zeigte, kann ich nicht behaupten. Er kam wohl nur mit, weil er nicht wußte, was anfangen. Wenn wir jungen Leute unter uns von der Heimath sprachen und unsere Erinnerungen austauschten, wie uns daheim so manche Aussicht glänzend erschienen wäre und welchen Abschied unsere Freunde uns bereitet hätten, auch wohl Bilder und Locken von lieben Mädchen einander zeigten, dann hörte der Unbedeutende mit schmerzerfüllten Blicken zu. Kein Wort kam über seine Lippen. Ich glaube, er hatte nichts zu berichten. Bekannt war er sonst mit niemand: nur wir sprachen oft mit ihm und trieben allerdings stets unseren Spaß mit ihm. Da er gar nicht an das Fahren auf dem Wasser gewöhnt war, so wurde er beim geringsten Schaukeln seekrank. Wie lachten wir, als ihm Rattler eines Tages ein Stück Schweinefleisch an einem Bindfaden brachte — doch ihr werdet ja diesen Witz schon kennen! Dann hatten wir noch einen Scherz mit ihm. Da wir wußten, daß Miß Fanny Twinkler ihn nicht ausstehen konnte, so machten wir ihm eines Tages die freundliche Mittheilung, die Miß sei sterblich in ihn verliebt und sandten ihm allerhand Beweise der Liebe in Gestalt von Leckereien in seine Kajüte. Da hättet ihr nur sehen müssen, wie er alsdann hinaufging, halb seekrank und vor Erregung stammelnd, um ihr seinen Dank abzustatten! Wie niederschmetternd aber und verächtlich sah sie den armen Sünder an! Rattler meinte, ganz wie Medora im „Corsar", und er mußte es doch wissen, denn er kannte Byron auswendig. Ja, furchtbar niedergeschlagen sah unser Freund Fagg aus! Doch als guter Kerl vergaß er diese Kränkung, und als Rattler erkrankte, pflegte er ihn aufopfernd. Sein Fehler war, daß ihm die Energie fehlte. Saßen wir um Rattler andächtig versammelt, wenn er uns aus Byron etwas vorlas, dann hockte der poesielose Mann stumpfsinnig da und flickte seine Kleider. Als der Freund eines Tages wieder die schöne Ode an den Ozean vortrug, fragte er uns, ob wir wohl meinten, daß Byron auch einmal seekrank gewesen sei. Was Rattler damals erwiderte, ist mir nicht mehr im Gedächtniß, aber er war in solchen Dingen sehr schneidig, und da wir herzlich lachten, mag seine Antwort wohl besonders schlagfertig gewesen sein. Als wir an unserem Bestimmungsort San Francisco anlangten, arrangirten wir ein großes Essen und gaben uns das feierliche Versprechen, jedes Jahr an diesem Tage zusammen zu kommen und ihn festlich zu begehen. Da Fagg nur Zwischendeckpassagier auf dem „Mondsegel" gewesen war, so konnten wir ihn unmöglich einladen, denn auf dem Festland hat man Gesellschaftsrücksichten zu nehmen. Dafür machten wir uns alle damals über den alten Fagg lustig, denn so nannten wir ihn, obwohl er im Grund erst circa 25 Jahre zählte. Er hatte sich nämlich vorgenommen, ganz allein und zu Fuß nach Sacramento zu pilgern, und nun schüttelten wir uns, als er aufgebrochen war, verständnißinnig die Hände und freuten uns über den köstlichen Spaß.

Ach, was ist aus all dieser Freundschaft geworden! Kaum acht Jahre sind vergangen, und wieviele Hände, die sich damals geschüttelt, haben sich nachher im Zorne geballt oder sich in die Taschen des Freundes vergraben! Schon im nächsten Jahre speisten wir nicht gemeinschaftlich, weil der Eine mit Namen Barker hoch und theuer schwör, sich nicht mit einem Hallunken wie diesem Mixer zu Tisch zu setzen, und weil Nibbles, der von einem Kellner mit Namen Stubbs Geld geborgt hatte, mit solchem Pack nicht wieder zusammenkommen wollte. Im Jahre 1854 kaufte ich eine Anzahl Actien der Wolfsmine zu Mugginsville und beschloß, einen Abstecher dorthin zu machen und mir die Mine einmal anzusehen.

Ich stieg also im Reichshotel ab und nachdem ich zu Mittag gespeist, bestieg ich ein Pferd und ritt zur Grube hinaus. Unterwegs wurde mir eines jener Individuen, die von den Zeitungen als „unser zuverlässiger Gewährsmann" bezeichnet werden, zur Auskunft empfohlen. Indem

er mir die Geschichte der Mine zum Besten gab, machte er zugleich Geschäfte, was bei ihm zur Gewohnheit geworden war.

„Sie sehen, fremder Herr," begann er, indem er sich mehr an den vor ihm liegenden Erdhaufen wandte, „aus der Mine hier muß mit der Zeit gewiß Geld kommen." Mit diesen Worten machte er mit seiner Hacke ein Komma. „Aber der frühere Be—siz—er," dieses Wort stocherte er sozusagen mit der Spitze seiner Hacke an's Tageslicht) „war ziemlich unbedeutend." Hier folgte ein starker Schlag mit der Hacke. „Der Mann war noch jung, und die Kerle hier herum legten ihn rein, jawohl!" . . . Den Rest verschluckte er und nahm seinen Hut vom Kopf, um seine Stirne mit einem rothen Taschentuche vom Schweiß zu befreien.

„Wer war denn der frühere Besitzer?" fragte ich ihn.

„Pah, er führte den Namen Fagg."

Darauf suchte ich den alten Freund vom Mondsegel wirklich auf. Er kam mir noch älter und unansehnlicher vor. Trotzdem er tüchtig gearbeitet hatte, ging es ihm faul. Ich weiß nicht, ob ich es that, weil ich Rattler und Mixer mißtraute, aber schließlich gewann ich ihn ein wenig lieb. Ihr werdet Euch wohl erinnern, welches Ende die Wolfsmine nahm und wie wir armen Actionäre unser Geld verloren. Später erfuhr ich dann, daß Rattler, der Hauptactionär gewesen war, eine Stelle als Oberkellner annehmen mußte, während der alte Fagg so viel Glück gehabt hatte, daß er angeblich nicht wußte, was mit dem Gelde anfangen. Mixer, der in Mugginsville gewesen war, um seine Sachen zu ordnen, erzählte mir auch noch, daß Fagg der Tochter des Hoteliers eifrig den Hof machte. Durch Briefe und Erzählungen hörte ich dann, daß der Vater von Nelly, die diesem Alles zu Gefallen that und, nebenbei gesagt, hübsch und jung war, eifrig an der Verbindung zwischen Fagg und Nelly arbeitete. Eines Tages wollte ich mich selbst von der Sache überzeugen und fuhr nach Mugginsville. Ich dachte nämlich, daß es für Fagg gut sei zu heirathen, denn nun würde er gewiß mehr Bedeutung erlangen. Rattler, der fidele, eitle, unbezähmbare Rattler, mußte mir selbst die Getränke zubereiten, und ich ließ es mir mit wohligem Behagen gefallen. Da ich nun glaubte, daß ihm das Thema von der Verheirathung zwischen Nelly und Fagg unangenehm sei, so fing ich davon an. Er behauptet aber, Nelly hätte Fagg nicht gern, er selbst könne ihn ebenso wenig leiden. Auf meine Frage, ob denn die Dame sonst Jemand gern hätte, drehte er sich herum und strich sich sorgfältig sein Haar. O, ich durchschaute den Stuzer!

Ich beschloß also, Fagg zu warnen. In einer großen Unterredung legte ich ihm Alles klar. An der ganzen Art und Weise, wie er sich trug, merkte ich den Verliebten. Er versprach mir unter Seufzern, alle Kraft und allen Muth zusammen zu nehmen und die Sache zum guten Ende zu führen. Da Nelly ein braves Mädchen war, so glaube ich, achtete sie den alten Flagg seines ruhigen, bescheidenen Wesens wegen. Doch Rattler glänzte mehr durch Aeußerlichkeiten, und damit hatte er ihr den Kopf verdreht. Da wir aber Alle geneigt sind, unsere Bekannten mehr nach ihrem Aeußeren, als nach dem inneren Werthe zu schätzen, so denke ich auch nicht schlechter von Nelly, als von Euch und mir selbst. Bei uns Männern ist es ja weniger gefährlich, als bei den Frauen, doch werden auch unsere Gefühle bestimmt, und das gibt nachher immer Verdruß, wie Ihr wohl auch wißt. Wenn Fagg nicht der Unbedeutende gewesen wäre, so würde er es wohl gewußt haben, so aber war es traurig für ihn.

Ein paar Monate später saß ich in meinem Bureau, als Fagg bei mir vorsprach. Es überraschte mich allerdings, ihn hier zu sehen, doch plauderten wir über die gleichgültigsten Tagesbegebenheiten, wie man es zu thun pflegt, wenn man das Gespräch gern in andere Bahnen lenken möchte und doch genau weiß, was man sich eigentlich zu sagen hätte, aber nur auf Umwegen dahin gelangen kann. Endlich ergriff Fagg das Wort mit der ihm eigenen Ruhe: „Ich fahre heim."

„Heim?"

„Allerdings, aber vorher wollte ich den atlantischen Staaten einen Besuch machen. Ich möchte Dich nämlich bitten, einige Papiere aufzubewahren, und da ich auf dem Gericht bereits eine Vollmacht für Dich besorgt habe, so kannst Du alle meine Geschäfte ordnen. Möchtest Du das übernehmen?"

„Mit Vergnügen, doch sage mir, was ist mit Nelly?"

Sein Gesicht verdunkelte sich, nach einer Weile versuchte er aber zu lächeln, und noch nie habe ich ein so komisches Mienenspiel beobachtet. Dann erwiderte er: „Ich heirathe Nelly nicht," aber sich wie entschuldigend setzte er gleich darauf hinzu: „mir scheint, es ist besser, wenn ich sie mir nicht nehme."

„Mein lieber David Fagg, Du bist noch immer unbedeutend", entgegnete ich voll ernster Besorgniß. Zu meiner Verwunderung leuchtete sein Gesicht auf.

„Da hast Du Recht," erwiderte er, „ich bin unbedeutend, Du sagst mir nichts Neues, da ich aber bemerkte, daß Rattler das Mädchen auch liebte, so dachte ich, sie würde mit ihm glücklicher werden. Ich habe indeß mehr Vermögen als er, und der alte Robbins wollte, sie solle mich ehelichen, und sie ist ein gehorsames Kind, — na, so stand ich also ihrem Glück im Wege und hielt es für besser, Platz zu machen und abzureisen. Aber," fuhr er fort, als ich ihn unterbrechen wollte, „ich fürchtete, der Vater könnte den Freier abweisen, darum habe ich also Rattler genügend Geld geliehen, damit er ein eigenes Geschäft gründen und wieder zu seinem früheren Ansehen gelangen kann. Sollte es ihm mißglücken, so darfst Du ihm nicht böse sein. Nun also Gott befohlen!"

Wie konnte er nur so an diesem Rattler handeln? Dieser Gedanke empörte mich so, daß ich nicht sehr freundlich zu ihm sein konnte. Da jedoch das aufgetragene Geschäft für mich nicht schlecht war, so gab ich ihm die Versicherung, Alles nach seinem Wunsche zu besorgen, und er fuhr ab.

Einige Wochen darauf waren die neuen Zeitungen voll von Jammer über ein Schiffsunglück. Ueberall herrschte die größte Theilnahme, und wer gar noch Verwandte oder Freunde auf dem Dampfer wußte, ging schweigend bei Seite, um nachzulesen, ob keiner von ihnen mit umgekommen sei. Auch ich las die Liste der armen Opfer, die Namen berühmter, edler und auch geliebter Menschen, und wohl als Erster entdeckte ich darunter den obscuren Namen unseres alten David Fagg.

So also war der Unbedeutende heimgefahren!

Aus der Hauptstadt.

1842er Steinberger Cabinet.

Allah akbar rahman! Groß und gütig ist der Herr! Dem biederen Moslem, der mich den Spruch lehrte, obgleich er, mit zwei Weibern gesegnet, über Allah's Güte wahrhaftig wesentlich skeptischer hätte denken sollen, dem biederen Moslem ist es nun endlich gelungen, mich zu beschämen. Ja, ich sehe ein, er hat Recht gehabt, und mein Leugnen war unpassend. Groß und gütig ist der Herr. Nicht als ob mich die kirchen-, militär- und marinefrommen, dafür aber auch geradezu unsittlich langweiligen Reden der Herren Abgeordneten Lieber, Lingens und Schädler zu dieser Einsicht gebracht hätten. Auch daß Tuebben, der Steuernmann hinterm Gießhause, diesmal gnädig an mir vorüber gegangen ist, vermochte mir besagten Ausruf nicht zu entlocken; denn leider ging Tuebben, mein literarisches Können höher als sonst Jemand schätzend, eben diesmal nicht gnädig an mir vorüber. Es gehört zu den traurigsten Zeichen der Zeit, daß just unter den höheren Beamten ein ungemein befremdlicher Aberglaube wuchert, der jeden im Verdacht der Zeitungsschreiberei Stehenden für ein Wunderthier von enormen Gaben und Verdiensten hält. Tuebben verwechselt mich mit dem reichsten Mann in Preußen, mit Herrn Albert Hoesch zu Dortmund, obgleich ich noch nie in die bedenkliche Lage gekommen bin, wie der überbürdete Hypermillionär 436,000 Mark Steuern jährlich zahlen zu müssen und obgleich ich, zum Handelsredacteur leider gar nicht befähigt, auch voraussichtlich kaum in diese Lage kommen werde. Ganz denselben Fehler wie Excellenz Tuebben machte die ungleich größere Excellenz Caprivi, als sie den Kollegen Wichert zu einer Besprechung im Schutze der schweigenden Nacht lud und ihm mit jämmerlicher Geberde von dem bösen „Kladderadatsch" erzählte, der Spätzle, Austernfreund und Trou-

badour, die angeblich unverantwortlichen Rathgeber unseres Kaisers, in ihrem Bureau nicht ruhig schlafen lasse. Excellenz Caprivi überschätzte den Dichter Wichert wie Tuebben mich überschätzt hat; wir vermochten Beide den in uns gesetzten schmeichelhaften Erwartungen nicht zu entsprechen. Austernfreund und Spätzle (Legationsrath v. Holstein vom Auswärtigen Amt und der Leiter des officiösen Preßbureaus v. Kiderlen-Wächter) sind nach Abbazia, in die frische Frühlingsluft, gegangen, nur um dem immer größer werdenden Gelächter aus dem Wege zu gehen, wie es sich für sacht auftretende Gentlemen schickt, und ich —

Ja ich! Das war es eben, woran ich Allah's Größe und Güte erkannte. Daß er gnädig genug gewesen ist, mich weder in Spätzle's, noch in Austernfreund's Haut zu stecken, daß er auch endgültig darauf verzichtet hat, mich in einen Troubadour zu verwandeln, wiewohl ich noch viel plattere Verse als Graf „Phili" Eulenburg machen kann. Ich will, obgleich ich beim Beichten bin, ganz ehrlich sein und eingestehen, daß ich lange Wochen hindurch keinen innigeren Wunsch als den kannte, Spätzle zu heißen; daß ich mit meinem Schöpfer haderte und ihm höchst unrealistische Monologe vortrug, weil er mich nicht zum einflußreichen Höfling gemacht hat. In jenen Wochen war's, als alle Zeitungen den Preis des köstlichen Burgunderpunsches sangen, den man bei Hofe unter Pfannkuchenbegleitung trinkt und den kein Reporter noch, kein Chefredacteur je gekostet hat (die armen Kerle werden auf parlamentarischen Nachtessen mit Bier und Kümmel abgespeist); in jenen Wochen, wo Bismarck vom Kaiser die, wie man allgemein behauptet, historisch gewordene Versöhnungsflasche Steinberger Cabinet, Jahrgang 1842, erhielt. Ei, dachte ich damals, wärst du wie Spätzle oder hätte dein Vater, der alte Austernfreund, dich bei einem Staatsmann in die Lehre gebracht, du wärest nun persona grata bei Hofe und könntest mittrinken. Oder Bismarck, der das Spätzle so liebt als ob es sein eigener Herbert wäre, lüde dich ein zu der, wie man allgemein behauptet, historischen Flasche Steinberger ... Nun aber freue ich mich doch, daß mein Hochmuth und meine Vermessenheit keine Gnade vor den Augen des Weltlenkers gefunden haben; ich beneide die drei Rathgeber unserer derzeitigen, nicht diplomatisch geschulten Regierung keineswegs mehr um Hof-Punsch und dito Pfannkuchen; ich bin mit meinem Loose sehr zufrieden. Das Ministerium Caprivi wolle sich getrost auf mich beziehen und bei eventuellen ferneren Anrempelungen des „Kladderadatsch" auf mich hinzeigen zum bündigen Beweise, daß es unter seinem Regiment doch einen zufriedenen Menschen in Deutschland gibt.

Und was die Flasche Steinberger Cabinet von 1842 anbelangt, so habe ich mich laute de mieux damit begnügt, ihre Blume zu studiren, rein theoretisch die Kräfte kennen zu lernen, die in diesem Safte weben. Solche Spintisirerei mit trockenem Munde mag rechten Weinbeißern nicht behagen, aber sie ist zuweilen lehrreicher als die längste Commissionssitzung und jedenfalls anziehender als der schwungvollste Skaldengesang des Grafen Philipp Eulenburg, kgl. preußischen Gesandten am Hofe zu München.

* * *

Als im gesegneten Sommer 1842 am Stein die Trauben reiften, da war es eine fast seltsame Zeit. An und für sich schon ist der rheinische Wein ein geheimnißvollerer Tropfen als sonst einer in der Welt. Der warme Kalkboden, der laue Duft deutscher Frühlingsnächte, die Melancholie rheinischer Nebelmorgen und die feuchte Kühle der Rheinwellen — sie wirken auf Wurzel und Blüthe des Stockes. Neben gluthendem Feuer birgt der Rheinwein abweisende Kälte, neben blumiger, süßer Lyrik herbe Säure; er will gern das Höchste, Größte bieten und zeigt doch immer sein Unvermögen ... In diesem stetigen Kampf widersprechender Elemente aber, die alle zur Geltung kommen wollen, liegt des Rheinweins Reiz und Eigenart. Des guten Rheinweins. Denn wenn Rheinwein einmal schlecht ist, dann ist er's gleich von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüth; dann ist er, mit einem Worte sei's gesagt, Kutscher. Die Etikette allein macht's nicht.

Das Jahr 1842 war ein curioses Jahr. Mancherlei lag in der Luft, verrückte Freiheitsträume, Marseillaisen-Accorde, Herwegh's Verse, und die große, wilde Sehnsucht der Völker. Am Rhein wogte alles das stärker, leidenschaftlicher auf und nieder als anderswo in der deutschen Welt. Dabei aber waren die Zügel des absolutistischen Regimentes noch straff angezogen, und während der practische alte Fritz Meinungen und Ideen zollfrei einführen ließ, aber überall Kaffeeriecher anstellte, ließ sein unpractischer Enkel nach Ideen schnüffeln und kümmerte sich um gebrannten Kaffee weniger als um andere gebrannte Dinge. Und also war es am Rhein: den hellen Tag regierte das starre Königthum von Gottes Gnaden, die aufgeblähte Selbstherrscherei, der noch gar nicht bange war vor ihrer Gottähnlichkeit; in der stillen Nacht aber gingen all die zarten, jungen Ideen um und sangen die Dichter. Die empfindliche Rebe schlürfte mit dürstenden Kelchen ein, was in der Luft war, Tags über den royalen Geist, die Offenbarungen lauten und prunkenden Cäsarenthums, in stillen, warmen Sommernächten aber der dämmernden Neuzeit geheimnißvolles Weben ... Und so ward aus Nacht und Tag Steinberger Cabinet von 1842.

Ein trefflicher Wein, beim Zeus, und viel zu gut für die Austernfreunde. Ich fürchte immer, sie verschneiden und mischen ihn mit Berliner Leitungswasser oder Potsdamer Brunnen, ehe sie ihn weitergeben. Der dauerhafteste Tropfen hielte solche Behandlung nicht aus, und nun gar ein so blumenzarter, empfindlicher Trank! Paßt auf, sie richten ihn zu Grunde, wenn sie lange Kellermeister sind. Um so eher, als Edelwein gerade dieser Art, wie ich von Kennern höre, aus sich selbst dazu neigt, im Laufe der Jahre minderwerthige Eigenschaften energischer als die guten zu entwickeln.

Es liegt das offenbar an der eigenartigen Constitution der besseren Rheinweine, an der großen Zahl sich widersprechender Ingredienzien, die sie aus der Rheinluft in sich aussaugen. So berichtete man mir in der Krone zu Aßmannshausen, wo vor Zeiten ein gewisser Freiligrath sich breit gemacht hat. Graf Eulenburg, der ja auch dichtet, wird den Kollegen vielleicht kennen. Und liest man hinter seinen Skaldengesängen die Verse des Cyklopen Ferdinand, hinter den vormärzlichen, ach so altertümlichen, zahmen Grafenpoemen die ebenfalls vormärzlichen, aber so hinreißend neuzeitlichen, wilden Proletarstrophen, dann weiß man plötzlich mit Achtzehnhundertzweiundvierziger Bescheid, weiß genau, aus welchen widerstrebenden Ingredienzien sich seine Blume zusammensetzt.

* * *

„Je sais bien donner des règles, mais je n'en prends de personne sur la terre." Es war ein viel citirter Herr, der den stolzen Spruch that: Louis quatorze, dem noch zwei gekrönte Louis folgten, ehe Alles zu Ende war. Dieser Sonnenkönig gilt als die Verkörperung des absolutistischen Gedankens in seiner Reincultur. Unter seiner Allongeperrücke, die geschickt etlichen Mißwuchs verbarg, gebaren sich die Ideen, nach denen man Frankreich regierte, bis Alles zu Ende war. Er war sein eigener Premier, sein eigener Schlachtendenker, und auch Kunstkritik trieb er nach eigenem Wohlgefallen; nur für die Finanzen nahm er sich Jemand, der etwas von der Sache verstand. Nun mag man ihn hassen oder lieben (Liebeserklärungen in lyrischer und dramatischer Form darf er zwar kaum noch erwarten, da er keine Tabacksdosen, Preise und Orden mehr zu vergeben hat), so viel steht fest: er verstand seine Zeit, verstand, daß die Menschen wie Sklaven behandelt werden wollen und daß ein eiserner Wille Alles durchsetzt, positiv Alles. Nächsther verstand er es, mit sicherem Blick immer die Intelligentesten zu seinen Dienern zu machen und an seine Person zu ketten. Er war ein beträchtlicher Fürst, der es gar nicht verdient, daß jedes Bürschlein verächtlich die gebogene Nase über ihn rümpft, und wenn man ihn einem französischen Wein vergleichen will, so muß man einen dunklen Lafitte anziehen, nicht wie er in den Gärten Rothschild's, sondern in denen des Grafen d'Haussonville wächst.

Nichts für unseren Geschmack. Gar nichts. Ueberhaupt weicht die Schöpfungsgeschichte der Bordeaux-Tropfen so sehr von der des rheinischen Weines ab. Und gerade so wenig wie die gallische Traube der deutschen, so wenig darf der vierzehnte Ludwig dem zweiten Wilhelm verglichen werden. Eine Aehnlichkeit ist da. Die nämlich, daß sie beide impulsive Herrschnaturen sind und deshalb beide mit fast mystischem Selbstvertrauen, ohne Regierungsprogramm, sich selbst Programm genug, vorwärts schreiten. „Je sais bien donner des règles ..." Dieser eine gemeinsame Zug ergibt nun zahllose äußerliche Uebereinstimmungen, aus denen oberflächliche Betrachter leicht auf eine innere Verwandtschaft beider Fürsten schließen. Dabei stehen sie sich in Wahrheit schroff gegenüber.

Sowohl was Lebensauffassung, Temperament und Begabung, als auch was practischen Blick und den Instinkt für den Zug der Zeit anbelangt. Ludwig XIV. wäre gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts der constitutionellste Monarch Europas gewesen und vielleicht gegen den russischen Zaren zu Felde gezogen, nur um ihm und seinem Lande eine Verfassung aufzudrängen. Durch Uebertreibung hätte er das parlamentarische Königthum ruinirt, wie er durch Uebertreibung das absolutistische zu Grunde richtete. Aber er ging in seiner Zeit auf, will sagen in seinem Decennium. Er fühlte sich eins mit ihm. Das machte seine Stärke und seinen Ruhm aus. Wilhelm II. fühlt das Gegentheil.

Es ist von dem Geiste des 1842er Weins in ihm. Neue und alte Zeit befehden sich, und er vermag — für unsere Sinne — den Widerspruch nicht zu lösen. Die Verhältnisse, unter denen er regiert, schärfen diesen Widerspruch und lassen ihn fast bei jeder Regierungsthat grell hervortreten. Zu sehr Individualität, um auch nur einen Augenblick sich selbst, sein Selbst vergessen zu können, identificirt er sich mit seinem Lande und treibt Politik, nicht wie sie den thatsächlichen Verhältnissen, sondern wie sie seinen persönlichen Wünschen und Hoffnungen entspricht. Im strictesten Gegensatz zu Bismarck, der als Realist immer objectivirte, bleibt er stets höchst subjectiv-idealistisch. Auf kühles Abwägen der Verhältnisse von Fall zu Fall, auf die Prüfung der Gedanken und Einwürfe Anderer läßt er sich nicht ein; er weiß genau, was zu entscheiden eigentlich Sache der Nachwelt wäre: „Mein Kurs ist der richtige, und er wird fortgesteuert." Das ist des Steinbergers Feuer. Sein Selbstbewußtsein macht ihn über jede Kritik erhaben, besonders über jedes Lob; und wenn die Organe des speichelleckenden Freisinns den Monarchen besser verstünden, gäben sie sich nicht so unendliche Mühe, jede von ihm ausgesprochene Meinung, jede beiläufige Bemerkung wonnewinselnd abzudrucken. Er achtet's doch nicht. Er braucht keinen Beifall. Die Opposition aber, die ihm naturgemäß erwächst, die kränkt sein persönliches Empfinden und spornt ihn dementsprechend an, auf dem einmal eingeschlagenen Wege noch weiter zu gehen. Wie's Fürstenpflicht, und weil sie zur Verherrlichung der Krone, zur Erhöhung königlichen Glanzes taugen, liebt der Kaiser Pracht- und Prunkentfaltung; aber erst der zischelnde Widerspruch veranlaßte ihn, mit Menuett und Escarpins, Reiherbeize, Fackeltanz und Vorführung friedericianischer Uniformen vorzugehen. Es ist ihm ein Vergnügen, berufenen und unberufenen Politikmachern immer wieder zu zeigen, daß er absolut freier Herr seiner Entschließungen ist. Epater et brusquer le bourgeois. Als Maltzahn-Gültz über Biersässer fiel und die Oeffentlichkeit sich mit seinem voraussichtlichen Nachfolger beschäftigte, wobei alle irgendwie in Betracht kommenden Namen genannt wurden, fiel des Kaisers Wahl auf eine Persönlichkeit, an die kein Mensch auch nur im Traum gedacht hätte. Er regiert eben, er allein. Graf Caprivi hat ganz Recht, wenn er sich über die Angriffe der Gegner des neuen Kurses beschwert; ihn trifft wirklich keine Verantwortung. Je mehr Stimmen sich aber gegen eine specifisch kaiserliche Regierung erheben, desto eifriger wird sich der Monarch auf die Politik werfen, desto mehr werden Graf Caprivi und seine Leute zu bloßen Handlangern und Gehülfen dieser Politik herabsinken. Wie sehr der Kaiser die deutsche Politik als seine persönliche Angelegenheit betrachtet, geht daraus hervor, daß er die Anhänger dieser Politik belohnt, als hätten sie ihm einen persönlichen Dienst erwiesen. Und wie fest er davon überzeugt ist, daß seine Ansichten die würdigsten, ja, eines rechten Mannes allein würdigen sind, erhellt aus dem Umstand, daß er nach undementirter Preßnachricht dem Grafen Dönhoff, der sich plötzlich für den deutsch-russischen Handelsvertrag erklärte, das Lob: „Brav! Recht wie ein Edelmann gehandelt!" telegraphirte.

Das ist die prickelnde Säure des Steinbergers. Hauch und Blume von 1842, vormärzlicher Duft, wie ihn die grelle Sonne jener Zeit erzeugte. Für den modernen Geschmack ungewohnt herb. Aber wer kann wissen, wie viel die Austernfreunde dazu thun, daß nicht auch die lieblicheren Eigenschaften des Weines mehr zum Ausdruck kommen? Manches hängt ja, sagte man mir in der Krone zu Aßmannshausen, von Farbe und Klang der Gläser ab, darin der Wein sich verschänken läßt.

Prinz Vogelfrei.

Opern und Concerte.

Falstaff. Lyrische Komödie in drei Acten von Verdi. Text von Arrigo Boito, deutsch von Max Kalbeck. (Königliches Opernhaus.)

Als der junge Rossini noch in Bologna studirte, schwärmte er so sehr für deutsche Musik, daß ihn sein Lehrer il Tedeschino nannte, den kleinen Deutschen. Heute ist jeder Operncomponist ein Tedeschino, und ich erlaubte mir neulich die Linien anzudeuten, in denen sich das Deutschthum, will sagen: das Wagnerthum, in der europäischen Musik bewegt. Nach der genauen Bekanntschaft mit Verdi's Falstaff, die uns erst durch die deutsche Aufführung ganz ermöglicht worden ist, wird man sagen müssen, daß Wagner exactere Nachahmer gefunden hat, aber bis jetzt keinen glücklicheren Schüler als diesen Greis, der in seiner Entwickelung gewiß nicht ein so unerhörtes Phänomen darstellt, wie es ein paar kleine Musikjournalisten emphatisch behaupten, der aber immerhin eine sehr merkwürdige und wandlungsreiche Erscheinung ist: eine Art Musik-Miquel, aber einer von der besten Sorte. Man könnte ihn vielleicht treffender als mit dem geriebenen Finanzminister, mit dem alten Fontane vergleichen, insofern auch er zu einer Zeit, wo seine Haare weiß oder nicht mehr vorhanden waren, den Ehrgeiz bethätigte, gerade den Jüngsten seiner Zeit genugzuthun.

Von der italienischen Oper eingeborensten Stils ist Verdi ausgegangen, von der halb plärrenden, halb polkirenden Fliegenden-Blätter-Oper. Aber die polkirenden Bestandtheile waren bei ihm von ungewöhnlich scharfer Prägung, die plärrenden Bestandtheile von ungewöhnlich süßer Gluth. Folgte als zweite wichtige Phase seines Lebens die große Oper. Nachlassen des rhythmisch Banalen, stärker ausgeprägte Dramatik, breiterer Aufwand von Mitteln, Anlehnung an Wagner einerseits, Berücksichtigung französischer Bühnenwerke andererseits. Gipfelpunkt: Aida. Der Gipfelpunkt der dritten Phase ist Falstaff. Hier ist eine reine Vereinigung des eigenen Tons mit dem Wagner'schen Prinzip eingetreten. Nur das Prinzip ist herübergenommen; die Nachahmung ist nicht so bodenlos naiv und nicht so bodenlos räuberisch wie bei dem Verfertiger der „Medici". Der eigene Ton beruht auf dem Temperament und der Melodik, das Wagner'sche Prinzip zeigt sich in dem einheitlichen, steten Fluß, dessen Gegentheil die frühere Zerhackung in Nummern war, in der Selbständigkeit des Orchesters gegenüber dem vocalen Theil, in der Art des dramatischen Ausdrucks überhaupt. Alles in Allem ist Verdi — sozusagen — ein originaler Nachahmer.

Vielleicht hat er sogar einen Ton gefunden, der von jetzt ab als vorbildlich für eine bestimmte Kunstgattung zu betrachten sein wird. Ich meine den Ton für das komische Musikdrama. Wir haben hier keinen Maßstab anzulegen. Es gibt komische Opern: die gehören dem alten Stil an; sie scheiden also bei dem Vergleich mit einem Werk, das ganz offenkundig dem neuen Stil angehören will, als Normen aus. Und zweitens gibt es — die Meistersinger. Die Meistersinger sind aber mehr als ein komisches Musikdrama. Sie sind ein humoristisches Musikdrama. Sie sind außer Vergleich, weil sie zu groß sind. Sie bestehen nicht bloß aus den Beckmessereien, aus den Nachtwächter- und Prügelscherzen, aus Lehrbubenspaß und Zopfigkeitscarikirung. Sie haben einen gewissen Hans Sachs aufzuweisen, der in seiner ganz besonderen Art ein Mensch ist, wie er menschlicher nicht leicht von einem Dichter auf die Beine gestellt worden ist, der in seinem ganzen Welterkennen, in seinem Wünschen und Verzichten, in seinem Wähnen und Zweifeln, in seiner verhaltenen Sehnsucht, in seinem tiefen Humor und in seiner ewigen, verstehenden, lächelnden Milde bis in die Seele hinein von einem großen Dichter beleuchtet worden ist. Hier, wo uns eine Welt entgegentritt, in welcher die Komik bloß ein ingrediens ist, erscheint der Begriff des komischen Musikdramas viel zu eng. Der Verdi'sche Falstaff aber ist bloß ein komisches Musikdrama; er ist komisch um des Stoffes willen, wie ihn der untiefe Boito zurechtgeschnitzt hat, und er ist ein Musikdrama um der Behandlung willen, die Verdi ihm zu Theil werden ließ. Für das komische Musikdrama aber ist die Form, die Verdi hier anwendet, die denkbar geeignetste, und so hat der Alte jetzt an seinem Lebensausgang wahrscheinlich das historisch wichtigste Werk seines Lebens geschrieben.

Er ist der Landsmann Rossini's, und sein komisches Musikdrama, das er eine lyrische Komödie nennt, geht im bewegtesten Husch-Husch-Husch mit südlicher Lebendigkeit über die Bretter. Man kann kaum folgen, wenn man, ein pedantischer Hörer, die Nase in das Textbuch senkt und die Buchstaben dahinfliegen sieht wie aufgescheuchte wilde Enten über'm Schilf. Man kommt nicht zur Besinnung, man horcht, man ist entzückt von dem Wohllaut des Augenblicks, man möchte ihn halten und ganz auskosten, doch hurre, hurre, hopp, hopp, hopp geht es fort in sausendem Galopp, und Feinheit folgt auf Feinheit. Dieser Wirbel, dieses Vorübertoben, diese athemlose Flottheit ist für die komische Oper von prachtvoller Wirkung. Und bei Verdi muß man bekennen, daß diese Art von der Tiefe nicht ganz so weit entfernt ist, als sie es von der Schwerfälligkeit ist. Das Orchester geht seinen eigenen Gang, die billige Methode vergangener Zeiten, es zum Gesangbegleiter herabzudrücken, ist bei Seite geschoben, kunstvoll ertönt sein eigenes Weben in ewiger Melodie neben den jeweiligen Aeußerungen handelnder Menschen, indem es sie bald erklärt und bald verspottet. Eine reiche, nicht allzulaute, aber nur selten dünne Orchestrirung wirkt prachtvoll mit zu Beidem. Die Orchesterverhandlung ist vielleicht das Kostbarste an diesem komischen Musikdrama. Sie zeigt eine wundervolle Abwechslung und eine sehr erstaunliche Anpassungsfähigkeit. Es schimpft und lacht und höhnt und klagt und poltert aus diesem Verdischen Orchester, daß es eine Lust ist. Und nirgends entsteht der Eindruck des Gemachten, Gezwungenen, Künstlichen: es ist alles aus einem Guß, es geht alles in einem Fluß, und die formale Gewandt-

heit der lateinischen Rassen feiert in diesem achtzigjährigen Italiener einen ihrer stärksten Triumphe. Was hat dieser Alte für eine leichte Hand, wie mühelos und mit welchem Elan pinselt er seine Bilder hin, die doch regelrechte Bilder sind und nichts Skizziges an sich haben. Und in diesem prachtvoll ebenmäßigen Fluß, was für reizende Inselchen tauchen da auf, Inseln von holdem, weichem Grün umflossen, oder von barockem, absonderlichem Bau, und wenn sie eben aufgetaucht sind, verschwinden sie wieder in der Fluth, und das geht so bis zum Schluß. Ach, bis zum Schluß doch nicht, denn im dritten Act erlahmt die Hand des Alten, mag sie keine Kraft mehr oder keine Lust mehr gehabt haben, die Zeichnung wird dünner, und es kommt ein wässeriges Element in das Ganze. Aber auch hier sind große Feinheiten. Nur sind wir Deutschen von Weber und Mendelssohn in diesem einen Punkte besonders verwöhnt. Es handelt sich in dem dritten Act um Elfenspuk und Neckereien lustiger Feen. Da sind wir empfindlich. Und selbst wenn der Tondichter hier opernhafte Tanzmusik oft genug mit echten, zarten Elfenweisen unterbricht, wir sagen uns: wir wissen was besser ist. Gerade in diesem letzten Act ist auch das Dramatische zu kurz gekommen. Gerade hier hätte es ein einziges feines leises Wirbeln sein müssen, nicht zu lang und nicht in Theile zerhackt. Hier erdrückt aber bei Verdi die Dauer der Ceremonien den Humor, und die Einlagen zerdrücken die Einheitlichkeit. Wie um den Hörer mit einem imposanten Eindruck zu entlassen, schließt sich hieran eine vielstimmige Fuge, kunstvoll und sicher gearbeitet, welche zum gedanklichen Gegenstande die tiefe Weisheit hat, daß alles auf Erden Fopperei ist. Mit diesem Hinweis, dessen musikalische Form weniger melodiös als technisch interessant ist, klingt das Werk aus.

Der melodiöse Theil des Falstaff verräth am meisten, daß Verdi auch der vorwagnerischen Zeit angehört. Kaum ein auffallenderer Unterschied läßt sich denken, als zwischen Verdi's Melodik und der Leoncavallo'schen Melodik in den Medici, die ganz und gar von Wagner beeinflußt ist. Die Melodien der Neu-Italiener unterscheiden sich durch ihre wesentlich geringere Kurzathmigkeit von den Verdi'schen. Sie haben jene hingezogene, gedehnte Form, wie sie die Folge intensiver Bekanntschaft und Beschäftigung mit Wagner ist. Bei Verdi tritt an ihre Stelle etwas Abgehacktes, Kürzeres, das uns veraltet und banal erscheinen würde, wenn nicht die ganze Form, in der es Verdi bietet, in ihrer üppigen Grazie darüber wegtäuschte. Jedenfalls liegt seine Hauptbedeutung heut nicht auf melodischem Gebiet, sondern in der Orchesterbehandlung; er ist ein Illustrator allerersten Ranges, und wenn er das Wagnerische Motiv-Prinzip schärfer durchführte, würde er neben Falstaff und Quickly, welches Gestalten aus einem Guß sind, auch die von Boito indifferenter gezeichneten dramatis personae schärfer herausgearbeitet haben.

In der Darstellung im Berliner Opernhaus ging Alles so geschickt, so humoristisch und so wirbelwindig zu, daß man sich erstaunt die Augen rieb. Das wundervolle Tempo, in dem das Werk gehalten ist, riß auch das schwerste Phlegma fort. Meister Franz Betz, unser unerreichbarer „Hans Sachs", war als Falstaff von kostbarem germanisch-behäbigen Humor, und wenn er das Spitzbübische zu wenig herauskehrte, riß er durch seine Ruhe hin. Frau Götze war eine sehr schalkhafte und derbe Quickly; Lieban als Bardolph von entzückender Versoffenheit. Selbst Herr Sommer, der sonst der Winter unseres Mißvergnügens ist, machte einen erträglichen Fenton. Fräulein Leisinger sang als Alice Ford correct und spitz wie immer, und Fräulein Dietrich sah sehr hübsch aus.

März-Ausstellung bei Gurlitt.

Die Bilder von L. Ury wirken im Gurlitt'schen Kunstsalon auf den ersten Anblick nicht besonders günstig. Jedes einzelne derselben ist so eminent persönlich und coloristisch kühn empfunden, daß ihr herdenhaftes Beisammensein etwas Betäubendes hat. Auch ist für die Mehrzahl dieser Bilder das volle Tageslicht zu grell. Sie verlangen, um zur Wirkung zu kommen, eine gewisse Abkehr vom Licht, eine dämmerige Umgebung, in der sie selbst gewissermaßen als Lichtquelle wirken und sich so mit voller Kraft offenbaren. Ferner ist der gewählte Goldrand für die Bilder nicht günstig, die vielmehr einer dunkel-schweren, farbenstillenden Umrahmung bedürfen.

Indeß, ich hoffe, daß es Zuschauer gibt, die von diesen widrigen Nebenumständen abzusehen vermögen. Denn nur diese dürften im Stande sein, den künstlerischen Schöpfungen Ury's vollauf gerecht zu werden. Betrachtet man jedes Bild so, als ob es das einzige im Saale wäre, und addirt alsdann die empfangenen Kunsteindrücke, so wird man eine ungewöhnlich starke Persönlichkeitsnote und eine überraschend temperamentvolle Art der Naturanschauung entdecken.

Wir werden hoffentlich von der lächerlichen Doctrin, daß es eine „objective" Naturbetrachtung gäbe, bald gründlich erlöst sein. Was man so zu benamsen liebt, ist in der Regel die Betrachtungsweise von Hinz und Kunz, damit soll für sie der Anspruch begründet werden, auch für den eigensinnigen Zögling der Götter und Musen verbindlich zu sein und so gleichsam als unantastbare Norm zu gelten. Ury seinerseits ist von dieser Doctrin „objectiv" unberührt geblieben — denn er scheert sich nicht im Mindesten um sie. Es ist ihm ganz gleichgültig, wie andere Leute sehen, wenn er sich nur sein eigenes Sehen rein erhält und rein wiedergibt. Er malt nicht, um ein Stück Gegend exact zu copiren, sondern um, durch das Medium einer farbenreichen Naturempfindung, sich selber auszusprechen. Er malt die Naturbilder, die auf dem untersten Grunde seiner Individualität liegen, glühende, traumhafte Visionen, die ganz aus seiner gährenden Subjectivität geboren sind. Natürlicherweise kann diesen sehr wohl ein intensives Naturstudium vorausgegangen sein. Ja, Naturstudium und Vision können zusammenfallen, in der Art, daß die vor Schöpferlust zitternde Erregung des Inneren, die stürmische Gährung des Blutes dem Gesichtsbilde eine Gluth und einen Farbenüberschwang geben, die es für einen kaltsinnigen Menschen niemals haben wird. Gerade hierin aber besteht das Anders-Sehen des Künstlers, gerade hierin besteht sein aufschwillender Zeugungsdrang.

Es ist also völlig belanglos, wenn biedere Staatsbürger aber schlechte Musikkenner vor Ury'schen Bildern geflissentlich versichern, daß sie dergleichen in der Natur niemals gesehen hätten. Den Leuten ist unbedingt Glauben zu schenken — denn temperamentvolle Naturbetrachtung ist etwas Seltenes. Und jener Grad gar, den Ury darin erreicht hat, ist nur den allerwenigsten Erdensöhnen verliehen. Dies sollte aber doch die Anderen, die Minderbegabten, nicht hindern, sich die Augen für das bisher nicht Wahrgenommene erschließen und auch ihrerseits sich den Blick künstlerisch schulen zu lassen, auf daß sie Dinge sehen, für die sie bis dahin blind waren. Vielleicht waren sie aber viel weniger blind als arm an Bewußtsein, sie hatten die Eindrücke wahrgenommen, aber nicht verarbeitet (percipirt, aber nicht appercipirt, wie der philosophische Fachausdruck lautet).

Bei Ury herrscht nun die künstlerische Besonderheit, daß seine Apperception für Farbeneindrücke ganz ausnehmend hoch entwickelt ist. Sein Liniengefühl ist weit spärlicher erwacht, ja es erscheint mitunter fast in dem Grade verkümmert, als sein Colorismus in's Kraut schießt. Er ist nicht Zeichner, aber Maler, und das im verwegensten Sinne. Da nun aus dem Hinschwinden der Linie, besonders bei einem Landschafter, eine gewisse Unbestimmtheit erwächst, eine vage Mystik und verschwimmende Ungreifbarkeit, so wird gerade das Unendliche, das Unerfaßbare der Natur durch Ury's Kunst wiedergegeben, kurz die Seele der Landschaft. Aber es ist weniger der zarte, irrende Duft und spielende Duft, was Ury's Rassetemperament erfaßt, als der starke Geruch des Allerirdischsten, der Schweiß und Feuerathem der Dinge, das zeugerisch-wilde Gähren und Brodeln, daß vulkanisch-geschlechtliche Treiben und Drängen, wie es aus der Tiefe kommt und die Oberfläche jauchzen und zittern, glühen und schillern macht — und es sind eben die Farben in ihrer Gewalt und schäumenden Urkraft, in denen sich diese Art Landschaftsseele bei Ury offenbart.

Ury steht hierdurch durchaus eigenartig und ohne Vorgänger in den deutschen und auch wohl in der europäischen Malerei da. Am ehesten weist er vielleicht Berührungen mit den sog. Farben-Schotten auf, aber deren Colorismus ist im Grunde anderer Art, von einer melancholisch-schwärmerischen Note, mehr herbstlich-bacchantisch, während Ury sommerlich-sonnentrunken ist. Für die Aesthetik der Farbenzusammenstimmung kommen sodann wohl die Japaner als Vorbilder in Betracht, aber der Temperamentsunterschied ist hier begreiflicherweise noch größer. In denjenigen Bildern endlich, in denen Ury mehr verschleierte und neblig-feuchte Naturstimmungen wiedergibt, sind Berührungen mit der Schule von Fontainebleau, insbesondere mit Corot, nicht von der Hand zu weisen. Aber solche „Berührungen" sind von streberhaften Nachäffungen wohl zu unterscheiden und wahrscheinlich gar nicht zu vermeiden, wo einmal eine Naturbeobachtung mit eindringlicher Schärfe gemacht ist. Wenn Ury z. B. auf seinem Sturmbilde die vom Regenwind geschüttelten Bäume in eine graugrünliche Masse verwischt, so ist er gewiß nicht der Erste, der das thut, aber diese Art der Wiedergabe steht durchaus organisch da innerhalb seines originalen Kunstcharakters, der ja allem Linienhaften geflissentlich aus dem Wege geht.

Die ganze Stärke des Ury'schen Naturells entwickelt sich aber auf Bildern wie dem jener Düne im Sonnenuntergang. Aus dem Vordergrunde recken sich grau-violette Schatten wie lauernde Ungethüme empor und stoßen, mit schrägem, wuchtigem Keilschnitt in das zitternde Goldgelb der vom Abendsonnenglanz beschienenen Düne. Dieses Gelb brennt wie Feuer in's Auge, von rothen Glimmerpunkten durchschwirrt, und roth wirken auch die Stämme der Bäume, deren Schatten schneidende dunkelviolette Silhouetten werfen. Hinter dem Gelb aber liegt ein schmaler Streifen leuchtenden indigoblauen Meeres, über dem der von rosigen Wolken belebte Himmel, im Widerschein des dominirenden Gelbs, lichtgrün sich ergießt.

Während Ury auf diesem Bilde mit geschlossenen widereinander geführten Farbeneinheiten operirt, verfolgt er auf einem „Sonnenaufgang über dem Meer" das entgegengesetzte Prinzip, zersprengt gewissermaßen die Farbe in tausend kleine Theile und ruft dadurch den Eindruck von nervöser Unruhe hervor. Trotzdem bleibt ein herrschender Grundton: Violett, der freilich in unzähligen Nüancen auftritt, bis in's Rosige und Grünliche hinüberschillert und von dem Zittergelb der Sonne und ihres Streifenlichtes über das Wasser hin charaktervoll durchkreuzt wird. Es herrscht jene eigenthümlich vibrirende Stimmung zwischen zögerndem Erwachen und schwindender Schlaftrunkenheit, eine zwitterhafte atmosphärische Sensibilität.

Neben den zahlreichen Landschaften erfreuen auch manche feinempfundene Interieurs, so das eines halbdunklen Zimmers mit rother Lampe und dem Widerschein derselben im Fenster, sodann ein Blick in's Café Bauer, oder vielmehr aus dem Café Bauer, durch die geöffnete Balkonthür in das weiße Licht einer elektrischen Lampe und den blau-grünen Abendhimmel hinein — ein Bild, an dem man Ury's beste Art studiren kann. Weniger kann ich mich für die beiden Portraits halbwüchsiger Mädchen erwärmen. Es sind achtenswerthe Arbeiten, namentlich durch ihre coloristischen Gegensätze, aber sie sind ganz und gar nicht „mein Fall". Dieses starre Frontmachen der Gesichter, bis zur Maskenhaftigkeit, und die ganze

flächenhafte Behandlung scheinen mir wenig geeignet, den Eindruck intimen Lebens zu reproduciren. Die Gesichter haben etwas Medusenhaftes, so daß man davor erschrecken könnte. Wenn dies ein Fehler ist, so ist es doch der Fehler eines echten Künstlers.

Als echter Künstler mit höchst individuellen Fehlern bewährt sich auch der junge Lithograph und Radirer Otto Greiner, ein Schüler Klinger's, wie recht ersichtlich wird. Sein Parisurtheil ist eine wirksame Zusammenstellung interessanter Actstudien, die von hohem Können zeugt, aber keine sinnvolle Bildcomposition. Aehnliches gilt von seinem „Herkules am Scheideweg", nur daß hier die Figur der Wollust anatomisch völlig unmögliche Körperproportionen aufweist. Sehr lebendig in der Bewegung, wenn auch noch etwas unklar gehalten, sind die verfolgten Satyre. Durchaus vorzüglich aber, Zug für Zug Meisterstücke sind die Portraitstudien, sowohl ganze Figuren wie Köpfe. Doch scheint die Ausdrucksfähigkeit des Künstlers vorderhand ergiebiger für das Männliche als für das Weibliche zu sein. Einen strammen Kerl fest auf die Beine zu stellen, mit sparsamem Strich und energischer Contrastirung von Licht und Schatten, das ist Greiner in höchstem Maße gegeben. Er erinnert dadurch gelegentlich an Forain, wie auch an die altdeutschen Meister und Rembrandt. Von feinem altmeisterlichen Ton ist auch die Pastellzeichnung von David und Goliath, in der Figurencharakteristik von derbem, volksthümlichem Humor beim Goliath zumal, der wie ein oberbayrischer Dorfrenommist dasteht, sodaß man unwillkürlich nach dem Maßkrug späht, der ihm an die Seite gehört.

Ein besonderes Verdienst hat sich die Gurlitt'sche Kunsthandlung dadurch erworben, daß sie von dem bereits 1871 verstorbenen Victor Müller eine Anzahl Bilder ausgestellt hat, die durchschnittlich den sechziger Jahren entstammen. Er zeigte sich als ein Mann, der Maler war in einer unmalerischen Zeit, ein Maler von Geblüt, Gemüth und Phantasie. Sein Ausgangspunkt liegt, technisch genommen, bei den Franzosen, und wohl ebenso sehr bei Tizian, Rubens und Velasquez, inhaltlich bei den deutschen Romantikern, namentlich bei Moriz von Schwind. Sein Schneewittchen mit den sieben Zwergen ist voll naiver Schalkhaftigkeit und fabulirender Märchenandacht, dazu in Farbe und Zeichnung gleich köstlich und lebensprühend. Seine „Nymphe im Grünen" schläft, ein nackter athmender Frauenkörper, so recht mitten in deutsch-romantischer Waldheimlichkeit — ein Bild, das seinerzeit nicht verfehlt hat, den besonderen Ingrimm der Prüden und Frommen zu erregen. Mit zum Erstaunlichsten aber gehören die Portraits. Da ist manches, das an den ausgewachsenen Lenbach erinnert, ohne daß je von dieses Meisters Manirirtheit etwas mitanklänge. Kurz, der in unseren Tagen frisch ausgegrabene Victor Müller ist ein neuer Beweis dafür, wie schwer es ist, mitten im Drang des Werdens und Entstehens die echten kritischen Werthmaße zu finden und so gleichsam miterlebend Kunstgeschichte zu schreiben.

Franz Servaes.

Notizen.

Zwei Dichter. Roman von Karl Ed. Klopfer. (Leipzig, Karl Reißner). Die furchtbare Lebenstragödie Alfred Meißner's in romanhafter Vermummung, aber ohne unlautere Sensationslust, psychologisch fleißig vertieft und motivirt, nicht übel erzählt, etwas theatralisch angelegt, doch im Ganzen lobens- und lesenswerth. Der nämliche Verlag gibt soeben einen schön ausgestatteten Sammelband von Novelletten und Skizzen heraus: „Tollkraut" von Hermine v. Preuschen, von denen Einiges in der „Gegenwart" veröffentlicht worden ist. Lauter tragische Vorwürfe und traurige Stoffe, Wahnsinn, verpfuschtes Leben, verschmähte Liebe, der Titel ist also nur zu sehr berechtigt. Der stark subjective Gehalt all dieser unglücklichen Künstlerinnennaturen unter wechselnden Namen weist auf ein einziges Urbild hin, in dem wir ohne Mühe die ehrgeizige, hochstrebende und reichbegabte Erzählerin selbst erkennen. Leider geht es der Dichterin Preuschen wie der Malerin, die nur im Blumenstück und Stillleben Hervorragendes leistet, aber sobald sie ihre Farbensymphonien und Stimmungsbilder menschlich beleben will, kläglich Schiffbruch leidet. Ihre Menschen sind Schemen, abstract und ohne Körper, ihre stereotypen Conflicte krankhaft aufgebauscht, über die flott hingetuschten Conturen und Skizzen kommt sie nicht hinaus. Das gewollte Kraftgenialische, der gewaltsame Pessimismus ihrer aufgeregten Darstellung — nicht immer im besten Deutsch — wirkt auf die Dauer abstoßend und fast unfreiwillig komisch. Ihr so wahres Wort: „Die Sonnengluth des Genius ist allzu sengend für ein Weiberhirn" sollte sie wenigstens vor dieser Kunstbethätigung abhalten. Hätte sie sich nicht schon in den unseligen Gedanken verrannt, auch als Dichterin und Erzählerin Bedeutendes zu leisten, so würden wir ihr den Rath geben: ab und zu, wenn der „Genius" drängt, ein lyrisches Gedicht zum subjectiven Ausspann, aber sonst fort mit der Feder und her mit den Pinseln! Der Ruhm der ersten deutschen Blumenmalerin ist ein schöneres und für sie erreichbares Ziel und tausendmal mehr werth, als die löschpapierne Berühmtheit der Literaturgeschichte. Ein ganz vortreffliches Buch des Reißner'schen Verlages ist dagegen die köstliche Satire „Roderich Klinghart". Eine Abenteurergeschichte aus den höchsten und allerhöchsten Bildungskreisen. Der geistreiche Anonymus richtet seine Pfeile gegen den Professorendünkel und das Cliquenwesen an unseren Hochschulen, macht sich über den Zopf unserer Gelehrten lustig und deckt mit schonungsloser Hand manche Mißstände auf. Es ist also gewissermaßen ein Seitenstück zu Freytag's „Verlorener Handschrift", aber schärfer, rücksichtslos und schneidig. Auch vor der Uebertreibung und Caricatur schreckt er gelegentlich nicht zurück. Für die etwas fadenscheinige Handlung und schwache Composition entschädigt die Charakteristik und rege Gestaltungskraft, die sich in den zahlreichen komischen Typen und psychologischen Feinheiten bewährt.

Sesenheim wie es ist und der Streit über Friederike Brion. Von Gustav A. Müller. (Bühl, Konkordia A. G.) Diese „gutgemeinte" Schrift gibt in der bekannten Streitfrage Froitzheim-Düntzer beiden Parteien Recht, ohne dies vermittelnde Urtheil durch neue oder auch nur besonders einleuchtende Gründe zu stützen. Nur in einer Hinsicht ergreift der im Literaturkalender mit einem katholischen Kreuze bezeichnete Verfasser Partei: er beweist aus den übrigens ganz unvollständigen bischöflichen Acten, daß sie nichts Ungünstiges über den muthmaßlichen Verführer Friederikens, den Sesenheimer Abbé Reimbolt, enthalten. Allerdings ist dieser vom Diöcesangericht nicht abgesetzt worden, sondern bis zur Revolution unbehelligt in seiner Sesenheimer Pfarre geblieben, aber solche Scandalosa werden auch heute noch oft genug vertuscht, geschweige denn in so bewegten Zeiten wie damals. Da der schlimme Streich des katholischen Priesters ein evangelisches Pfarrhaus betraf, dürfte die zuständige Behörde umso mehr Anlaß gefunden haben, von einer Maßregelung des Schuldigen abzusehen. Die Thatsache allein, daß uneheliche protestantische Kinder im Elsaß gesetzlich katholisch getauft werden mußten, kennzeichnet die damalige Stellung beider Kirchen zu einander. Darüber kommt man eben in dem ganzen Streite nicht hinweg, daß bei der allgemeinen Beliebtheit des Pfarrers Brion und seines Hauses die Verleumdung kaum so leichtes Spiel gehabt hätte, damals und bis heute, wenn nichts an der Sache wäre. Das Beste ist Müller's anmuthige und poetische Beschreibung von Sesenheim und vor Allem die allerliebsten Bleistiftzeichnungen M. Fenrer's in guten Lichtdrucken.

Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Von H. Haas. (Berlin, Verein der Bücherfreunde.) Der gelungene Versuch einer Popular-Geologie und Entwickelungsgeschichte der Erde. Einer kurz und knapp gehaltenen Einleitung, die sich mit dem Ursprung des Weltalls und unsers Planeten beschäftigt, folgt ein längerer Abschnitt, der die Vulcane, ihr Werden und Vergehen behandelt, woran sich noch ein weiterer über das Baumaterial unserer Erde und über die Kräfte anschließt, die es bilden und wieder zerstören. Die mit Abbildungen geschmückte Darstellung ist durchaus fesselnd und unterhaltend, so daß der Leser auf die angenehmste Weise über Dinge belehrt wird, die den Meisten noch auffallend fremd sind, obgleich die Frage von der Entstehung und allmählichen Umwandlung unserer Erde zu jenen gehört, mit deren Grundzügen sich jeder Gebildete vertraut machen müßte.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neueste Romane

aus dem Verlage der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In engen Schranken.

Roman von

Marie Gerbrandt.

Preis geheftet *M* 3.—; eleg. gebunden *M* 4.—

Auf Befehl des Königs.

Roman von

Clarissa Lohde.

Preis geheftet *M* 3.—; eleg. gebunden *M* 4.—

Um der Liebe willen.

Roman von

Reinhold Ortmann.

Preis geheftet *M* 4.—; fein gebunden *M* 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,**
Hohe Bleichen 34.

Soeben erschienen:

Novalis.

(Friederich von Hardenberg.)

Eine biographische Charakteristik von

Just Bing.

M 4.—, geb. *M* 5.—

Die

Philosophie des Metaphorischen

in Grundlinien dargestellt von

Alfred Biese.

M 5.—, geb. *M* 6.—

Soeben erscheint bei **W. Werther** in **Rostock:**

Kasper-Ohm un ick.

Roman in mecklenburg. Mundart

von

John Brinckman.

Fünfte Auflage. 3 *M* br., 4 *M* eleg. geb.

„Ich rathe Jedem, sich dies gute Buch zuzulegen, das bei jedem, der Sinn hat für wahren Humor und echtes, unverfälschtes Volksthum, ein unvergleichliches Behagen erzeugt." **Heinr. Seidel.**

A. Gerloff,

Nauen bei Berlin.

IV. Freiburger

Münsterbau-Geld-Lotterie

Ziehung am 12. u. 13. April 1894.

Geldgewinne: 1 à 50000, 1 à 20000, 1 à 10000, 1 à 5000, 10 à 1000, 20 à 500, 100 à 200, 200 à 100, 400 à 50, 2500 à 20, 100 Werthgew. = 45000 Mk.

Zusammen **3334** Gew. = **260000** Mk.

Original-Loose 3 M. — Porto u. Liste 30 Pf. (für Einschreiben 20 Pf. extra).

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Vasantasenâ.

Altindisches Schauspiel. Frei übertragen von **Dr. M. Haberlandt.** 214 u. XX Seiten. M. 1.—.

Bildet Nr. 1 von **„Kleine Ausgabe Liebeskind".**

Wo in den Buchhandlungen nicht vorräthig, gegen Einsendung des Betrags direkt vom Verleger:

A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststrasse 9/11.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 12. Berlin, den 24. März 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Börsen-Enquête und das Emissionswesen. Von * * * — Die vorzeitigen Pensionirungen in der Armee. Von A. v. S. — Karl Marx und die Judenfrage. Von Freiherrn Otto von Boenigk. — **Literatur und Kunst:** Ibsen als Lyriker. Von Hans Brennert. — Der erste deutsche Feuilletonist. Von Felix Poppenberg. — **Feuilleton:** Donna Elvira. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Calumnien. Von Prinz Vogelfrei. — Von den Operettenbühnen. — Anzeigen.

Die Börsen-Enquête und das Emissionswesen.

Es ist heute kein Verständiger mehr im Zweifel darüber, daß die Quelle der beklagenswerthen Auswüchse, welche die ungesunde Ausdehnung der Börsenspekulation und den verderblichen Rückschlag der letzten Jahre zur Folge hatten, weit weniger an der Börse selbst als vielmehr in den weiten Kreisen der unerfahrenen, der Börse fernstehenden großen Masse, mit anderen Worten: in der Betheiligung des Privatpublikums an Börsengeschäften zu suchen ist. Das börsenmäßige Termingeschäft bleibt überall da so gut wie ein völlig reines Lieferungsgeschäft, wo die Spekulation sich auf die eigenen Kreise der Börse selbst beschränkt. Es ist höchst charakteristisch: So ungemessen die Schwankungen in Roggen, Weizen, Kaffee — Artikel, in denen das Publikum außerordentlich spielt — bisweilen sind, so ruhig und den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend bleibt der Terminhandel in anderen Rohprodukten, von denen das Publikum sich fern hält. Und noch weit deutlicher treten diese Erscheinungen im Effectenverkehr zu Tage. Dadurch, daß die unerfahrene, große Menge, welche größtentheils die „Börse" nur dem Namen nach kennt, die Gelegenheit erhält, sich an dem börsenmäßigen Spekulationshandel zu ihrem eigenen Nachtheil und zum Nachtheil der Gesammtwirthschaft zu betheiligen, bringt sie, unfähig, die Chancen des Marktes auch nur im Geringsten zu beurtheilen, durch ihre Aufträge an der Börse jene Verwirrung in den ordnungsmäßigen Gang der Preise, die den fruchtbarsten Nährboden der schwindelhaften Spekulation bildet.

Es war deshalb der größte Fehler, den die Börsen-Enquête Commission begehen konnte, wenn sie, anstatt durch eine umfassende organische Reform das große Publikum möglichst von Zeitgeschäften fernzuhalten, ihre Arbeit in dem Abschnitte über das Emissionswesen im Wesentlichen darauf beschränkte, sogenannte „Kautelen" in dem Verkehr zwischen Spekulationshäusern und Publikum zu schaffen, damit also gewissermaßen eine allgemeine Einladung an das Publikum zur Weiterbetheiligung unter den neuen „gesicherten" Verhältnissen ergehen zu lassen. Was können diese angeblichen „Kautelen" anderes sein und was sind sie anderes als dürftige Scheinmanöver vor der allmächtigen „öffentlichen Meinung", bestimmt, der „allgemeinen Stimmung" eine kleine Sühne zu bringen. Wohl mag ein unter den ehrlosen Staatsbankerotten und den anderen trüben Heimsuchungen der letzten Jahre seufzendes Kapitalistenpublikum von solchen täuschenden Decorationsstücken seine Augen blenden lassen und über das wohlige Gefühl der ihm selbstgefällig präsentirten Sicherheiten die Stimme des Warners achtlos überhören. Wer aber, bemüht, die Eindrücke des Tages von sich abzuschütteln, und den Blick auf die Gesammtheit des nationalen Wirthschaftslebens und auf seinen innigen Zusammenhang mit den internationalen Verkehrsverhältnissen gerichtet, an eine unbefangene Prüfung dieses von der Enquête-Commission zusammengetragenen Stück- und Flickwerks heranzugehen versucht, der wird die ernstlichen Gefahren, die eine gesetzgeberische Verwirklichung der Vorschläge in dieser Form mit sich führen würde, unschwer erkennen.

Wann wäre auch eine Warnung angebrachter als gerade jetzt, wo die deutsche Emissionsthätigkeit sich anschickt, ihre eben erst ausgeheilten Schwingen zu neuem Fluge zu erheben und sich mit kühnen Experimenten über den wirthschaftlichen Marasmus der Liquidationsperiode hinweg zu setzen. Der Prospect der Rothschildgruppe, der die Fortsetzung der österreichisch-ungarischen Valutageschäfte ankündigt, zeigt deutlich, daß man in den höheren Schichten der Finanz eine feine Spürnase für die Morgendämmerung des deutschen Geldmarktes hat. —

Die Zulassung von Werthpapieren zum Handel an der Börse und zur Kursnotirung soll, wie dies schon heute nach dem Vorgang der Berliner Börse an den größeren Börsen Deutschlands durch Statut vorgeschrieben ist, einem Commissariat, genannt „Emissionsbehörde" anvertraut werden. Während aber in diesem Organ bisher überwiegend Börseninteressen vertreten waren, soll von nun an auch den Interessen der Gesammtheit, insbesondere des kaufenden Publikums, eine angemessene Vertretung in der Emissionsbehörde gesichert werden. Wenn dieser Grundsatz an sich, in richtigen Grenzen durchgeführt, auch durchaus billigenswerth erscheint, so erregt es doch Bedenken, wenn die Commission die Auswahl der letzteren Vertreter von einer Bestätigung der Regierung abhängig macht. Der Staat belastet sich dadurch unbewußt mit einer Verantwortung, die zu übernehmen er weder im Stande, noch gewillt sein kann. Und das Publikum würde durch eine derartige Vorschrift mit Recht nur zu leicht dazu verführt werden, in jedem unter staatlicher Mitwirkung zugelassenen Papier zugleich ein staatlich garantirtes Papier zu sehen, zu dem es ein unbedingtes Vertrauen haben könne. Nichts aber könnte schädlicher wirken, als ein derartiges trügerisches Sicherheitsgefühl. Wenn übrigens die Commission glaubt, daß „Männer der Wissenschaft, insbesondere auch hervorragende Nationalöconomen" als geeignetste Vertreter des kaufenden Publikums der Emissionsbehörde sehr gute Dienste leisten können, so müssen wir dieser Ansicht auf das Energischste widersprechen. Die Theorie hat sich in Deutschland zu sehr von dem Boden der lebendigen Praxis entfernt, um Fragen mit Verständniß prüfen zu können, für deren Durch-

führung und Beurtheilung eine langjährige Schulung und Erfahrung im Bankfach eine unerläßliche Vorbedingung ist.

Die Grundsätze für die Zulassung von Werthpapieren werden erheblichen Verschärfungen unterworfen. Mit einzelnen der vorgesehenen Schärfungen, so insbesondere mit der Verpflichtung zur Vorlegung eines alle rechtlichen und thatsächlichen Verhältnisse der Emission enthaltenden Prospectes, müssen wir uns durchaus einverstanden erklären. Gleichwohl erscheint es uns als Pflicht, vor den übertriebenen Erwartungen zu warnen, welche man in einem Theil der Presse an die gesteigerte Haftbarkeit der Emissionshäuser geknüpft hat. Wer die Geschicklichkeit kennt, mit der leider zu oft die lockenden Einladungen der Emissionshäuser abgefaßt, greifbare Thatsachen umgangen und durch allgemeine Redensarten ersetzt werden, der wird auch in der neuen, juristisch gekünstelten Verantwortlichkeitsvorschrift schwerlich das Mittel erblicken, um sich an dem Emittenten schadlos zu halten. Während also eine solche Bestimmung die Haftpflicht fast immer illusorisch machen dürfte, würde sie demjenigen Theil des Publikums, welches sich die eigenen Bedenken zu gewissen Zeiten hinweg zu raisoniren beliebt, wiederum in ein grundloses Gefühl der Sicherheit einwiegen, in der Voraussicht eines späteren Regresses der Pflicht selbständiger Prüfung überheben, in den Zeiten des Rückschlages aber eine Fülle gehässiger Prozesse heraufbeschwören und durch die Aussicht hierauf gerade die ehrenwerthen Häuser veranlassen, das Emissionsgeschäft zweifelhafteren Elementen zu überlassen.

Vor Allem aber ist auch hier wieder das scharf hervortretende grundsätzliche Bestreben zu beklagen, auswärtigen Anleihen und Obligationen den Weg zu deutschen Börsen möglichst zu verlegen. Womit soll es z. B. gerechtfertigt werden, daß, wenn an irgend einer, auch der kleinsten deutschen Provinzialbörse eine ausländische Emission abgelehnt wird, dieser Beschluß nunmehr für sämmtliche Börsen Deutschlands Kraft erhalten, somit die Zulassung für ganz Deutschland unmöglich gemacht werden solle? Wie kann man ferner einen so willkürlichen Vorstoß in die innersten Geschäftsgeheimnisse der emittirenden Bankhäuser wagen und der Emissionsbehörde das Recht zusprechen, „unter Umständen die Vorlegung der zwischen dem Emissionshaus und dem betreffenden Anleiheschuldner geschlossenen Verträge zu verlangen?“ Da die Mitglieder der Emissionsbehörde zum Theil directe Concurrenten des Emittenten sind, so würde eine derartige Vorschrift unter Umständen die unbilligsten Folgen nach sich ziehen, indem sie es dem unlauteren Concurrenten ermöglichen würde, unter Mißbrauch seiner Vertrauensstellung sich die Früchte langjähriger Arbeit anzueignen, alte wohlerworbene Beziehungen an sich zu reißen. Bereits die jetzt vorliegende Börsensteuernovelle hat durch eine höhere Belastung der ausländischen Werthe diese von den heimischen Märkten abzudrängen versucht, und der Reichsschatzsecretär diese ungerechtfertigte Erhöhung mit dem Hinweis auf die vielen Millionen begründet, welche dem Deutschen Kapital durch leichtsinnige Anlage in ausländischen Werthen verloren gegangen sind. Wir bedauern diese Vorgänge in demselben Maße wie die Regierung. Aber diese Erkenntniß darf uns doch nicht über die ungeheuren Vortheile hinwegtäuschen, welche durch die Emissionsthätigkeit deutscher Banken und Bankhäuser auf dem Gebiete des auswärtigen Staatskredits, auswärtiger Eisenbahnanleihen und sonstiger Finanzoperationen mit ausländischen Unternehmungen und Corporationen dem deutschen Wirthschaftsvermögen zugeführt worden sind. Deutschland liegt im Centrum von Europa. Deutschlands tüchtige Kaufleute in Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M. haben von jeher zum guten Theil die ausländischen Anleihen in vielen Ländern abgeschlossen; so hat sich in Deutschland allmählich ein Markt dafür gebildet. Dieser Markt ist zum größten Theil nur ein Durchfuhrmarkt, die Papiere werden gekauft, oft nur auf eine kurze Zeit, und gehen dann wieder hinaus in's Ausland. Wird nun der Emissionsverkehr so empfindlichen Belästigungen unterworfen, so wird er, beunruhigt schon ohnehin durch die überhohe Steuer, sich ganz von Deuschland abwenden und unter Umgehung der deutschen Märkte in Paris, Wien, Brüssel, Genf von Neuem einnisten. Die großen Finanzoperationen, die, wenn sie auch nur transito über den deutschen Markt gegangen sind, doch der deutschen Börse ihre tonangebende Stellung im internationalen Geldmarkt mühsam errungen haben, würden unser Land kaum mehr berühren können. Es war einer unserer größten conservativen Volkswirthe, der es geradezu als ein „Glück“ bezeichnet hat, daß in Deutschland stets eine gewisse Summe an ausländischen Papieren gehalten und gehandelt wird. Nur dadurch, daß wir eine Anzahl guter ausländischer Papiere in unserem Besitz haben, ist uns die Möglichkeit gewährt, in Zeiten schwieriger Geldverhältnisse den Geldmarkt zu erleichtern, ohne daß wir unser Metallgeld hinauszusenden oder unsere inländischen Werthe zu Spottpreisen zu verkaufen brauchen. Gerade den auf den verschiedenen Börsenplätzen des In- und Auslandes heimischen internationalen Papieren liegt die bedeutsame Aufgabe ob, die nothwendige Ausgleichung der Zahlungen im internationalen Verkehr zu bewirken und als Vehikel gegenseitiger Kreditertheilung einen wohlthätigen Regulator des internationalen Marktes zu bilden. Uns scheint es — und das geht auch aus dem beigegebenen Bericht ziemlich deutlich hervor —, als ob die Commission sich von einem gewiß sehr berechtigten Gefühl sittlicher Entrüstung über eine Reihe skandalöser Vorgänge der letzten Zeit dazu haben verleiten lassen, die günstigen Erfolge zu übersehen, welche die weitaus größte Mehrzahl der bei uns emittirten ausländischen Papiere bisher zu verzeichnen hat, und zu vergessen, daß auch jene beklagenswerthen Vorgänge zum Theil nur die Wirkungen unvermeidbarer wirthschaftlicher Katastrophen, wie des plötzlichen Silbersturzes, oder politischer Vorgänge gewesen sind.

Die einschneidendste und zugleich bedenklichste Neuerung aber erblicken wir in dem Vorschlage der Commission, welcher den Handel von Effecten per Erscheinen vor beendigter Zutheilung derselben an die Zeichner ausnahmslos verbietet. Es wäre thöricht, wollte man die erheblichen Uebelstände, welche sich diesem Handel angesetzt haben, und die bedenklichen Manipulationen, welche oft in seinem Gefolge auftreten, leugnen oder beschönigen. Die Erfahrung bietet der Beispiele genug. Das Agio, welches die Papiere vor der Zutheilung erringen, ist in vielen Fällen kein natürliches, die wahre Meinung der Spekulation ausdrückendes, sondern wird von den an dem Zustandekommen des Projects Interessirten mittelst gewisser Machinationen künstlich geschaffen. Da nämlich das Publikum auf den Kurs der neuen Werthe einen hohen Werth legt, so geschieht es, daß die Emittenten alsbald nach der Ausgabe des zur Zeichnung einladenden Prospectes Agenten an die Börse schicken, um für die angekündigten Werthe ein Agio zu bieten. Verkäufer sind leicht gefunden. Denn, da auf dem Subscriptionswege die Obligationen zu dem Emissionskurse erlangt werden können und die Geschäfte vor der Zutheilung erst nach diesem Acte zu erfüllen sind, so muß das Agio den Verkäufern als Gewinn zufallen. Durch dieses Agio wird nun wiederum der Kapitalist zu der Befürchtung verleitet, daß der zur Emission aufgelegte Obligationenbetrag schnell werde überzeichnet werden, und um bei dem anscheinend so erfolgreichen Unternehmen nicht zu kurz zu kommen, beeilt er sich nun auch seinerseits, trotz seiner Subscription die noch nicht emittirten Papiere mit dem Agio anzukaufen und so das erzeugte künstliche Agio selbst hochzuhalten. Kommt es nun nach erfolgter Zutheilung der Papiere zur Erfüllung der vorher geschlossenen Verträge, so müssen freilich die Emittenten den von ihnen selbst gekauften Theil der Papiere wieder zurücknehmen. Indessen, wenn auch dieser Rest nach der Zutheilung auf dem gewöhnlichen Wege verkauft werden muß und hierbei wegen sinkenden Kurses ein Verlust entstehen sollte, so wird derselbe doch mehr als aufgewogen durch die Thatsache, daß es gelungen ist, sich des gesammten Betrages glücklich zu entledigen. Dieser Rückkauf neuer Papiere ist so allgemein in Uebung gekommen, daß kaum noch etwas Anstößiges darin gefunden wird. Ja, mit Recht meint Struck nach einer treffenden Schilderung dieser Verhältnisse, das kapitalistische Publikum habe sich so an das Hervortreten eines Agios ge-

wöhnt, daß es zaudern würde, bei Fehlen eines solchen einer Einladung zur Subscription Folge zu leisten.

Die Commission hat nun diese Uebelstände durch ein Verbot der Geschäfte vor der Zutheilung beseitigen zu können geglaubt. Welche Wirkungen wird dies Verbot haben? Nehmen wir an, daß das Agio vor der Zutheilung verschwinden würde, so wird der Kapitalist eben nach anderen Reizen und Täuschungsmitteln spüren, denen er folgen könnte. Wenn es den Spekulanten und Kapitalisten verwehrt ist, vor der Zutheilung die neuen Werthe zu kaufen, so werden Beide, sobald dieser Act vorüber ist, sich um so mehr beeilen, die wider ihren Willen ihnen aufgedrungene Ueberlassung nachträglich gut zu machen. Ja, es ist wohl anzunehmen, daß, da ja einmal das große Publikum in seinem Entschlusse zum Erwerbe neuer Anlagewerthe durch das Hervortreten eines Agios sich bestimmen zu lassen gewohnt ist, sich in Folge jenes Verbots eine ungesunde Wandlung in den Formen der Betheiligung nach der Richtung vollziehen würde, daß die Kapitalisten den Spekulanten die eigentliche Zeichnung überlassen, selbst aber erst in Action treten würden, wenn nach erfolgter Zutheilung der Kurs über die Emissionshöhe aufgestiegen sein wird. Für die Emittenten und Agenten würde es daher nur darauf ankommen, die Practiken, die durch das Verbot bekämpft werden sollen, auf ein späteres Stadium zu verschieben, durch Scheinsubscriptionen, sowie durch massenhaften Aukauf nach erfolgter scheinbarer Zutheilung den Emissionspapieren ein künstliches Agio zu schaffen und so das unkundige Publikum zum Erwerbe derselben in einem weit gefährlicheren Zeitpunkte zu verleiten. Im Uebrigen aber würde auch eine derartige Maßregel in zahlreichen Fällen den berechtigten Interessen der investirenden Kapitalisten zuwider sein. Man hat es an dem geringen Prozentsatz, der von Zeichnungen auf preußische Consols und Reichsanleihen stets nur berücksichtigt werden konnte, gesehen, daß es für das Privatpublikum sehr schwierig, ja fast unmöglich ist, sich den gewünschten Betrag der Anleihe durch Zeichnung zu sichern; und man darf es dem Kapitalisten nicht verwehren, wenn er zu einem Unternehmen ein besonderes Vertrauen hat, Kaufaufträge an die Börse gelangen zu lassen, um lieber einige Prozente mehr zu zahlen, als bei der Zutheilung der Papiere nun wenig berücksichtigt zu werden oder ganz leer auszugehen. Werden die Geschäfte vor der Zutheilung aber verboten, so kann der Kapitalist zu diesem Hülfsmittel nicht mehr greifen.

Wir glauben, daß es weit eher Aufgabe der Commission gewesen wäre, den Handel vor der Zutheilung zu *erhalten*, und nur dafür Sorge zu tragen, daß die ihn noch heute durchdringende *betrügerische Beimischung* entfernt wird. Hierzu würde es insbesondere genügt haben, wenn den Emittenten selbst und allen denjenigen Personen, die an dem Zustandekommen der Unternehmung interessirt sind, die Einlassung in Geschäfte in den neuen Effecten vor Abgabe an die Zeichner, sei es auf eigene Rechnung oder auf fremde, sei es unmittelbar, oder mittelbar durch die Agenten, untersagt worden wäre. Eine solche Vorschrift würde die betrügerischen Operationen treffen, die berechtigten Privatinteressen aber unversehrt lassen.

* * *

Die vorzeitigen Pensionirungen in der Armee.

Wenn auch von uns nichts weniger als sympathischer Seite, der sozialdemokratischen, im Reichstage auf das ungewöhnliche Anschwellen des Pensionsfonds, der im Laufe von 13 Jahren von 17,950,000 Mark im Jahre 1880/81 auf 48,245,000 Mark im jetzigen Etat anwuchs und sich somit um annähernd 200 Procent vermehrte, hingewiesen wurde, so erscheint dieser Gegenstand im wirthschaftlichen und militärischen Interesse des Landes doch wichtig genug, um die Ausführungen, welche an offizieller Stelle mit Bezug auf diese Steigerung erfolgten, einer Prüfung zu unterziehen und darzulegen, daß diese enorme Steigerung durch jene Erklärungen unzureichend und nicht zutreffend begründet ist.

Von Seiten des Kriegsministeriums wurde in erster Linie auf die verschiedenen Heeresverstärkungen seit dem Jahre 1880 als Grund der derzeitigen gewaltigen Steigerung des Pensionsfonds hingewiesen. Diese Heeresverstärkungen haben jedoch einerseits nicht entfernt eine so beträchtliche Vermehrung des Heeres und damit der Offiziersstellen zur Folge gehabt, welche einem wesentlichen Theil der Steigerung des Pensionsfonds um annähernd 200 Procent bereits jetzt nach Verlauf von circa dreizehn Jahren entsprechen würde, und andererseits gerade Gelegenheit geboten, die Beförderung einer Anzahl von Offizieren in höhere Stellen zu ermöglichen. Es wäre jedenfalls von Interesse gewesen, wenn der Effect jener Heeresverstärkungen auf das Anschwellen des Pensionsfonds amtlicherseits ziffermäßig belegt worden wäre, und daß dies nicht geschehen ist, bestärkt uns in der Annahme, daß im Grunde genommen dennoch auf einem anderen Gebiete die Hauptursache der abnormen Steigerung des Pensionsfonds zu suchen ist.

Was den zweiten angegebenen Grund, die Vermehrung der Rekruten und die Verminderung der Beurlaubung betrifft, so muß die Angabe, daß das Anwachsen des Pensionsfonds zum größten Theil auf die Mannschaften fällt, überraschen, wenn man die geringe Höhe der Invalidenpensionen im Vergleich zu den Offizierspensionen und in Betracht zieht, daß auf eine Divisionscommandeurpension von 10,286 Mark nach 35jähriger Dienstzeit, sechzig Invalidenpensionen dritter Klasse von 180 Mark entfallen. Und was endlich den letzten angegebenen Grund, den vermehrten Offiziersbedarf für Bezirksoffizierstellen ꝛc. anbelangt, so sind die hieraus sich ergebenden Summen relativ unbedeutend. Es ist die Schaffung der Bezirksoffizierstellen ein zwar für die Armee sehr willkommenes Mittel, um auch jüngere, aus irgend einem Grunde zum Weiterdienen in activen Stellen nicht geeignete Offiziere noch im Dienst des Heeres zu verwenden und unterzubringen, im Wesentlichen dient dieselbe jedoch dem Zweck der Verjüngung des Offizierscorps der Armee und demjenigen Platz zu machen; denn die meisten dieser Stellen würden auch durch Feldwebel, vielleicht mit dem Charakter von Feldwebel-Lieutenants ausgefüllt zu werden vermögen.

Das unbestrittene Factum der enormen Steigerung des Pensionsfonds um annähernd 200 Procent erscheint somit offiziellerseits nicht genügend aufgeklärt und motivirt, und der eigentliche, offiziell nicht eingestandene Grund dürfte offenbar darin liegen, daß man an leitender Stelle eine Verjüngung in den höheren Chargen des Heeres und ein rascheres Avancement aller Chargen überhaupt, grundsätzlich anstrebt. Wenn in der offiziellen Entgegnung darauf hingewiesen wurde, daß ein commandirender General heute im Durchschnitt ebenso wie früher 61 Lebensjahre zählt, so wollen wir zwar nicht auf die hinter uns liegende, jedoch noch der neueren Zeit angehörende Periode hinweisen, wo es als im Allgemeinen befolgte Norm galt, daß die Generalscharge überhaupt, also die des Generalmajors, mit dem sechzigsten Lebensjahre erreicht sein mußte, allein darauf, daß das Durchschnittslebensalter der Regiments- und Brigadecommandeure und wohl auch der Divisionscommandeure und der Stabsoffiziere noch vor wenig Jahren zweifellos ein höheres war, als heute. Auch in dieser Richtung würden nach amtlichem statistischen Material aufgestellte vollständigere Zahlen unsere Behauptungen aller Voraussicht nach bestätigen. Es bedarf nur eines Blickes auf die Erscheinungen der heutigen höheren Offiziere der Armee bei den Manövern oder in den Garnisonen, nicht nur hier in Berlin, sondern auch anderwärts, um sich von der faktisch eingetretenen und festgehaltenen beträchtlichen Verjüngung derselben durch den Augenschein zu überzeugen.

Der Regierungsantritt eines jungen Herrschers und das an's Ruder Gelangen jüngerer Männer, erscheint gegenüber dem vielleicht hier und da zu weit gegangenen pietätvollen Festhalten Kaiser Wilhelms I. an seinen alten Kriegsgefährten schon als ein genügendes Moment zur Erklärung dieser Erscheinung. Offenbar bietet es auch thatsächlich große Vortheile für die

Armee, in ihren höheren Führerstellen nur junge und körperlich besonders leistungsfähige Männer zu besitzen. Wer würde nicht wünschen, nur Männer im körperlich leistungsfähigsten Alter an der Spitze der Truppen zu sehen? Allein der Revers der Medaille ist der, daß die Durchführung dieses Prinzips einerseits einen raschen Wechsel in den höheren Führerstellen aus Rücksichten der Billigkeit für die dazu heranstehenden nächsten geeigneten Elemente bedingt, und andererseits dem Heere die Dienst- und Kriegserfahrung entzieht, von denen erstere sich nur durch eine angemessene Reihe von Jahren in den höheren Stellungen erlangen und befestigen läßt, die letztere aber geradezu unersetzlich ist. Einem dreißigjährigen Regimentscommandeur dürfte daher mit Rücksicht auf die ihm fehlende Diensterfahrung ein fünfundvierzig- oder fünfzigjähriger unbedingt vorzuziehen sein. Jener rasche Wechsel hat überdies noch andere Unzuträglichkeiten im Gefolge; er erzeugt Unruhe und selbst Unsicherheit bei den Führern wie bei den Truppen; bei jenen, da sie wissen, daß ihres Bleibens in der gerade innehabenden Stellung nur kurz ist, und daß sie daher ihre Thätigkeit zur Erlangung der Qualifikation für die höhere auf's Aeußerste anspannen müssen, bei den letzteren, indem ein neues kleines System und ein neuer Herr dem anderen rasch folgt, ein Vorgang, der selbst das Ansehen der höheren Führerchargen bei den Truppen nichts weniger als zu heben geeignet ist. Bezeichnet man doch bereits in der Armee diejenigen höheren Führer, die in einer neuen höheren Charge nur die höhere Pension derselben zu erdienen bestimmt scheinen, als „Einjährig-Freiwillige".

Die Sache hat jedoch noch den anderen Nachtheil, daß selbst ein zu rasches Avancement namentlich für die Stabsoffiziercharge, die erste, welche annähernd eine Pension zu einer, wenn auch nur kärglichen Existenz mit Familie, abwirft, eintreten kann. Wird jedoch diese Charge, wie dies heute vielfach vorkommt, im Lebensalter von 40 bis 42 Jahren erreicht, und erlangt ihr Inhaber nach drei bis fünf Jahren nicht die Qualifikation zum Oberstlieutenant oder Regimentscommandeur, so sieht er sich genöthigt, mit einer nur circa 25 bis 27jährigen Dienstzeit seinen Abschied zu nehmen, oder, was weit häufiger vorkommt und fast die Regel ist, er erhält ihn und ist daher dann noch sehr weit von dem Maximum seiner Pension, welches er bei vierzigjähriger Dienstzeit erreicht, entfernt. Die Bezirkscommandeurstellen vermögen diesen offenbaren Mißstand nur ungenügend auszugleichen, da ihre Anzahl nur etwa zwei per Regiment beträgt, die Infanterieregimenter jedoch fünf Stabsoffiziere, excl. dem Obersten besitzen. Ein beträchtlicher Theil der Stabsoffiziere muß daher, ohne die vierzigjährige Dienstzeit erlangt zu haben, aus dem Heer scheiden, und dieser Umstand setzt den materiellen Endeffect dieser Charge und den der Militärcarrière überhaupt wesentlich herab.

Es fragt sich daher, ob sich nicht Wege darbieten, sowohl eine dem Interesse des Dienstes förderliche Stabilität in den höheren Führerchargen, bei gehöriger Jugend ihrer Inhaber, wie auch das Erreichen der vierzigjährigen Dienstzeit für die meisten Stabsoffiziere zu erzielen. Von der früher in Erwägung genommenen fakultativen Verwendung älterer ausscheidender Offiziere in Civil- und Militärbeamtenstellungen scheint man, bis auf die Post- und Proviantämter, sowie die Gensdarmerieoffizier- und Garnisonverwaltungs- und Lazarethdirectorstellen ꝛc. Abstand genommen zu haben, und dürfte dieselbe im Allgemeinen auch den älteren Offizieren selbst sehr wenig zusagend sein; allein eine der stetigen Zunahme der Bevölkerung etwas vorgreifende Creirung neuer Bezirkscommandostellen, scheint einen dieser Wege zu bezeichnen, und für die höheren Chargen, die Schaffung von Landwehrbrigadecommandeuren und Landwehrdivisions- oder Bezirksinspecteuren. Mit der Aufwendung von 1 bis $1^1/_3$ Millionen Mark ließe sich in dieser Richtung schon sehr viel, wie etwa 300 Bezirkscommandeurstellen und zusammen circa 100 Landwehrbrigade Commandeur-, Divisions- oder Bezirksinspecteurstellen schaffen. Wenn man erwägt, daß ein einziges großes Panzerschiff heute 17 bis 19 Millionen Mark, abgesehen von seiner Unterhaltung und seinem Personal, kostet, welches nach wenig Jahren von einer neueren, verbesserten Construction überholt sein kann, so erscheint die Aufwendung der genannten, in einem Milliardenbudget keine Rolle spielenden Summe für die erwähnten wichtigen Zwecke wohl begründet. Wir meinen überhaupt, daß bei der neuesten Gestaltung unserer Wehrmacht die angemessene materielle Situirung des Personals vor der auf die Waffen, Ausrüstung und Kriegswerkzeuge aller Art, wir erinnern an Schneeschuhe, Velocipeds, Luftballons, Aluminium-Ausrüstungsstücke, Stahlrohrlanzen, Kriegshunde ꝛc. verwandten Sorgfalt, zu sehr in den Hintergrund tritt, und möchten mit den vorstehenden Ausführungen die Aufmerksamkeit auf den ersteren, offenbar stiefmütterlich bedachten, wichtigen Fundamentalpunkt hinlenken. Das Land wird schließlich erkennen, daß ihm einzelne unwesentliche Zweige seines Kriegsmaterials zu viel kosten, und diejenigen Gesellschaftsschichten, welche das Führerpersonal der Armee liefern, daß die Durchschnittscarriere desselben eine den allgemein gesteigerten Lebensansprüchen gegenüber, materiell unzulängliche ist. A. v. S.

Karl Marx und die Judenfrage.

Von Freiherrn Otto von Boenigk.

Bei der großen Bedeutung, welche im öffentlichen Leben unserer Tage der sozialen Frage sowohl als auch der Judenfrage beigemessen wird, dürfte die Betrachtung nicht ganz müßig sein, ob zwischen diesen beiden Problemen nicht ein ursächlicher Zusammenhang besteht oder doch gewisse Beziehungen in Wirkung und Gegenwirkung vorliegen. Die folgenden Seiten sollen hierzu einen Beitrag liefern: ich will zeigen, welchen Standpunkt das geistige Haupt der Sozialdemokratie, Karl Marx in der Judenfrage verfocht. Ich könnte auch aus den Aeußerungen von Lassalle dessen Meinung zusammenconstruiren, glaube aber besser davon absehen zu sollen, weil Lassalle meiner Ansicht nach zu einer festen Stellungnahme hierin nie gekommen, denn der Widerstreit des Herzens, welches ihn bei seinen Verwandten festhielt, mit dem Verstande, welcher unleugbare Schäden des Judenthums deutlich erkannte, ließ einen Abschluß nie herbeikommen.

Bei Karl Marx dagegen, den kaum noch starke Bande der Verwandtschaft, kein innerer Zwiespalt mehr beeinflußte, finden wir eine planmäßige Auffassung, die bezeichnender Weise gelegentlich einer Kritik zum schriftlichen Ausdruck kommt.*) Freilich ist bei der Lectüre nicht zu vergessen, daß die damaligen Bewegungen in dieser Frage (1844 und 1845) sich um ein ganz anderes Centrum drehten als die heutigen; handelt es sich heut vornehmlich um soziale Gegensätze, so verstand man damals unter der Judenfrage die Frage, ob es rathsam, bezw. angängig sei, die zwischen Juden und Christen bestehenden politischen Unterschiede aufzuheben. Man wird daher die Hälfte des damals Geschriebenen als veraltet übergehen müssen, auch ein gut Theil der Marx'schen Ausführungen, deren Kern jedoch noch, oder eigentlich erst für die gegenwärtige Gestaltung von großer Bedeutung ist. Der Widerlegung der Bruno Bauer'schen Behauptung, daß die religiöse Seite der Judenfrage das Hauptsächlichste und demgemäß als die endgültige Lösung derselben die Entreligionisirung von Juden und Christen anzustreben sei, widmet Marx leider ausführliche Darlegungen, leider sage ich, weil solche nebensächlichen Gesichtspunkte in unseren Tagen gegenüber der sozialen Seite gänzlich verschwinden; war zwar

*) Bruno Bauer hatte in zwei Schriften zu Anfang der 1840er Jahre das Wort zur Judenfrage ergriffen und sich darin auf einen wesentlich einseitigen Standpunkt gestellt. Marx kritisirt nun diese Bücher; zu finden in „Deutsch-französische Jahrbücher." Hersg. v. Arnold Ruge und Karl Marx, Paris 1844, Seite 182—214, und in „Die heilige Familie und Kritik der kritischen Kritik gegen Bruno Bauer und Consorten". Von Friedrich Engels und Karl Marx, Frankfurt a. M., 1845. Seite 129—135, 142—150, 163—185.

Marx der Ansicht, daß in Deutschland die Judenfrage eine rein theologische sei, so hat eine solche Behauptung, so richtig sie auch vor der nun allenthalben durchgeführten „Judenemanzipation" gewesen sein mag, zur Zeit den realen Hintergrund verloren, denn heut ist im Vergleich zu den Hunderttausenden von Partei- und Nichtpartei-Antisemiten die Partei Stöcker und de le Roi eine ganz minimale. Ich lasse daher diese polemische Seite völlig auf sich beruhen und widme mich nur der Darbietung des Marx'schen Systems, oder richtiger ausgedrückt: der Einfügung der Judenfrage in das sozialdemokratische System. —

An die Stelle des alten, auf Grundlage der Privilegien gegliederten Feudalgesellschaft sei in Folge der großen sozialen Umwälzungen eine Gesellschaft getreten, welche sich im Gegentheil nun auf Rechte stütze, etwa im Sinne von Menschenrechten, also eigentlich Verbote gewisser Einschränkungen und Privilegirungen enthaltend; damit sei ein leitender Grundgedanke geschwunden und wir stehen somit heute in einer Periode völliger Anarchie, welche „das Gesetz der von den gliedernden Privilegien emanzipirten bürgerlichen Gesellschaft" geworden ist. Im Zustande der Anarchie aber herrsche naturgemäß eine völlige Atomisirung, eine unbeschränkte Individualisirung der Interessen, welcher Prozeß consequent zur Herrschaft des krassesten Egoismus führen muß. — Von solchen Betrachtungen aus sucht Marx nun die Eigenschaften des jüdischen Elements unserer Gesellschaft zu ergründen, um auf den Ergebnissen fußend, den Einfluß festzustellen, den das Judenthum bewußt oder unbewußt auf die oben skizzirte Entwickelung und den Stand der Verhältnisse ausgeübt hat, bezw. ausübt.

Trotz der verhältnißmäßig geringen Zahl von Juden in Deutschland — nach den neuesten Veröffentlichungen des Freiherrn von Fircks vom Berliner königl. statistischen Bureau gibt es deren eine halbe Million — fühlt sich durch die „Judenfrage" oder doch durch den Inhalt derselben die bei Weitem überwiegende Mehrheit aller Deutschen zum wenigsten interessirt. Ich will hier auf eine meines Wissens bisher noch unbeachtete Eigenthümlichkeit der Judenfrage hinweisen, welche diese von den anderen, heute bestehenden ethnisch-sozialen Fragen erheblich unterscheidet: bei den Polen, Dänen, Elsässern u. s. w. finden wir eine Bewegung der in der Minorität befindlichen Völker in der durch den Staatskörper umschlungenen Gesellschaft, in der Judenfrage aber spricht das in der Minorität befindliche Ethnos kaum von dem Vorliegen eines bezüglichen Problems, leugnet ein solches sogar vielfach, während die ungeheure Majorität, ein riesiges Volk sich gegen die paar Juden zur Wehr setzen zu müssen glaubt. — Aehnliche Gedanken voraussetzend, weist Marx darauf hin, daß einer so auffälligen Erscheinung die Identifizirung der „Judenfrage" mit der „sozialen Frage" schlechthin zu Grunde liege, daß alle die Bewegungen, welche die durch die anarchische Herrschaft (wenn mir diese contradictio in adiecto erlaubt ist) des Kapitals hervorgerufenen, genährten, verstärkten Beulen des sozialen Leibes zu heben oder zu lindern bestimmt sind, sich auch mit der Judenfrage zu beschäftigen habe; denn fast alle deutschen Juden gehörten der Kapitalistenklasse an. Der Jude, auf den seit Jahrtausenden die Völker mit einem aus Haß, Mitleid und Verachtung sonderbar gemischten Gefühl herabzublicken gewöhnt waren und vielfach in Deutschland noch gewöhnt sind (besonders auf dem Lande, wo die meisten Menschen nur ein Exemplar, und zwar gerade eines von der schlechteren Sorte zu sehen bekommen), der Jude, der noch vor wenigen Jahren mit Hasenfellen schachernd an die Thüren pochte und trotz aller Abweisungen immer wieder kam und von Neuem seinen Profit zu erreichen suchte, derselbe Jude hat vielleicht jetzt eine wichtige Stimme im Kreise oder in der Provinz. Während die Corporationen und Zünfte dem Juden sich verschlossen, spottet die Kühnheit der Industrie, spottet der Weltpapierhandel des Eigensinnes mittelalterlicher Institute. Der Widerspruch, in welchem die wirkliche politische Macht des Juden zu seinem gesellschaftlichen Ansehen steht, ist der Widerspruch von Geldmacht und Ethik überhaupt. (Jahrbücher, Seite 211.) Da nun einerseits sowohl der Religion der Juden als Entstehungsursache und Grundlage das practische Bedürfniß, der Eigennutz, oder mit Marx: das Geld, der Schacher eigen ist, als auch der Charakter, ihr practisches Sein und Wollen nach dem practischen Bedürfniß tendirt (Seite 209), und da andererseits der Gott und Herrscher der ganzen bürgerlichen Gesellschaft gleichfalls der Eigennutz ist, der brutale Egoismus, so erklärt sich sehr leicht das Floriren der Juden in unseren Tagen. „Das Judenthum hat sich nicht trotz der Geschichte, sondern durch die Geschichte erhalten" ... „weil der praktisch-jüdische Geist, weil das Judenthum in der christlichen Gesellschaft selbst sich erhalten und sogar seine höchste Ausbildung erhalten hat. Der Jude, der als ein besonderes Glied in der bürgerlichen Gesellschaft steht, ist nur die besondere Erscheinung von dem Judenthum der bürgerlichen Gesellschaft." „Aus ihren eigenen Eingeweiden heraus erzeugt die bürgerliche Gesellschaft fortwährend den Juden." „Der Gott des practischen Bedürfnisses und Eigennutzes ist das Geld ... Der Gott der Juden hat sich verweltlicht, er ist zum Weltgott geworden." „Der Jude hat sich auf jüdische Weise emanzipirt, nicht nur, indem er sich die Geldmacht angeeignet, sondern indem durch ihn und ohne ihn, das Geld zur Weltmacht und der practische Judengeist zum practischen Geist der christlichen Völker geworden ist. Die Juden haben sich in so weit emanzipirt, als die Christen zu Juden geworden sind."*) „Das Judenthum erreicht seinen Höhepunkt mit der Vollendung der bürgerlichen Gesellschaft."

Aus dieser hier in Citaten gegebenen Theorie ist ein zweifacher Kern heraus zu schälen, dessen eine Hälfte die reine Darstellung der Ursachen und gegenwärtige Lage der Judenfrage gibt, während die andere uns darüber belehrt, auf wessen Seite sich Marx in den einzelnen Punkten stellen würde, welchem der beiden Gegner er die Schuld, bezw. die Wahrheit zusprechen würde. — Marx gehört nach Obigem jedenfalls, das ist zunächst zu sehen, nicht zu denen, welche, da vielfach persönlich mitinteressirt, die Existenz einer Judenfrage schlechtweg leugnen, sondern er setzt im Gegentheil das Vorhandensein einer solchen als eine selbstverständliche Thatsache bei seinen Ausführungen voraus. Wenn ich seiner Vorstellung über den Inhalt dieser vorausgesetzten Judenfrage einen definitiven Ausdruck geben darf, so möchte ich sagen, Marx habe sich darunter etwa das Problem gedacht:

1) woher es komme, daß das Judenthum in unserer wesentlich vom Individualinteresse beherrschten Wirthschaftsorganisation eine sozial besonders günstige Position einnehme, und

2) wie die durch das Judenthum herbeigeführten oder verschärften Schäden zu beseitigen oder zu mildern seien.

Den ersten Theil der Frage beantwortet Marx auch schon als Voraussetzung seiner Weiterungen, und man kann aus dem einen Satz, daß man den Juden nicht aus seiner Religion, sondern umgekehrt die jüdische Religion aus dem Juden erklären solle, sowie seinen anderen Aeußerungen erweisen, daß er den Juden gewisse eigenthümliche Eigenschaften, Anlagen ꝛc. zuschreibt, welche nur dann einen Sinn haben, sofern man sie als von der Natur gegeben, also als „Rassen-Eigenschaften" auffaßt, wenn ich die moderne Phraseologie der politischen Presse hier einmal anwenden darf. Die im Vordergrund der Frage stehenden Sondereigenschaften der Juden sind, wenn man mit Marx diesen Standpunkt theilt, also nicht, wie so vielfach noch auch in wissenschaftlichem Gewande behauptet wird, ganz hauptsächlich keineswegs eine Folge, ein Erzeugniß mittelalterlicher Bedrückung, sondern waren dem israelitischen Volke schon eigen, als es unter egyptischer Herrschaft seufzte. (Genaueres in meinen Grundzügen zur Judenfrage. Leipzig 1894. Kap. III.)

Damit steht Marx durchaus auf der Höhe unserer Zeit; er ist dem Geist der 1840er Jahre um ein halbes Jahrhundert

*) Um 1880 hat W. Marr in zwei Brochüren den Standpunkt verfochten, daß der Kampf der „Arier und Semiten" bereits entschieden sei und zwar mit einem unbedingten Siege der Letzteren geendet habe; dieser wohl unbewußt dem Karl Marx nachgedachte Gedanke hat seiner Zeit große Aufregung erregt, während die Ausführungen des großen Sozialisten ziemlich ungehört verhallten.

vorausgeeilt! Inzwischen hat man erkannt (und an dieser Erkenntniß ist sonderbarer Weise weit weniger die dies Gebiet als ein unwissenschaftliches ablehnende Wissenschaft betheiligt, als viel mehr die an sich ja werthlose Parteiliteratur), jetzt hat man erkannt, daß nur unter dem Gesichtspunkt der ethnischen Heterogenität sich die unleugbaren Erscheinungen erklären lassen. Sehr klar tritt diese Anschauung von Marx in den Stellen zu Tage, in denen er, nach einem Hinweis auf den uralten Schachergeist darüber spöttelt, wie doch die Entwickelung zur „Freiheit" unseres Jahrhunderts zu der Verjudung der ganzen Menschheit geführt habe, da heut die ganze Welt unter dem Joche des Schachergeistes stehe. — Ganz durchgedacht mag Marx diese Wahrheit nicht haben, denn sie führt nothwendig zu dem Schluß, daß die ἔθνα verschiedene Anlagen, Fehler kurz, stark ausgeprägte Individualität besitzen, also dieselbe Staatsform, Wirthschaftsorganisation, dieselben Gesetze bei einer sozialistischen Internationale nicht gerade viel für sich hat. —

Was Marx aus seiner Grundlage für die Art einer etwaigen Lösung der Judenfrage folgert, liegt ja eigentlich auf der Hand. Da der Jude durch den ihm inhärenten Schachergeist und Wuchersinn die heutige Gesellschaft schädigt, und da andererseits die von verbohrten Fanatikern vorgeschlagenen Lösungsarten thöricht sind, so bleibt die einzige, aber mit Freuden zu begrüßende Lösung der Judenfrage die Emanzipation der Gesellschaft vom Judenthum, vom jüdischen Geist. „Sobald es der Gesellschaft gelingt, das empirische Wesen des Judenthums, den Schacher und seine Voraussetzungen aufzuheben, ist der Jude unmöglich geworden, weil sein Bewußtsein keinen Gegenstand mehr hat, weil die subjective Basis des Judenthums, das practische Bedürfniß vermenschlicht, weil der Conflict der individuell-sittlichen Existenz mit der Gattungsexistenz des Menschen aufgehoben ist." „Die Emanzipation vom Schacher und vom Geld . . . wäre die Selbstemanzipation unserer Zeit. Eine Organisation der Gesellschaft, welche die Voraussetzungen des Schachers, also die Möglichkeit des Schachers aufhöbe, hätte den Juden unmöglich gemacht." „Die Judenemanzipation in ihrer letzten Bedeutung ist die Emanzipation der Menschheit vom Judenthum."

So fügt Marx diesen Stein in seine Gesammtkritik als die Grundlagen vermehrend und verstärkend ein, allein so ganz ungestraft darf er dies nicht; denn so logisch und empirisch richtig der erste Theil seiner Erörterungen auch sein mag, so leidet doch die „Lösung" noch an einigen Unsicherheiten; ich glaube, es wäre überhaupt keine Lösung, sondern eine Umbildung. Wie die Judenfrage seit 1843—1844 sich aus einer politisch-rechtlichen zu einer sozial-ethnischen umgebildet hat, so würde diese Phase nach Erreichung des sozialistischen Zukunftsstaates wieder einer anderen Platz machen, keineswegs einen definitiven Abschluß herbeiführen. Zuzugeben ist gewiß, daß dann Schacher und Wucher (aufgefaßt als Thätigkeiten der entgeltlichen Güterübertragung in unserer privatwirthschaftlich-arbeitstheiligen Wirthschaft) unmöglich wären, also auch die Juden sich damit nicht unliebsam machen könnten — aber Marx irrt eben, wenn er Schacher und Wucher als den ethnischen Grundcharakterzug der Juden betrachtet; diese sind vielmehr nur Offenbarungen des weit umfassenderen jüdischen Utilitarismus, welcher sich in einem privatwirthschaftlich manchesterlichen Zeitalter als Schacher und Wucher, in einer sozialistischen Periode dagegen vielleicht als Streberthum und Ehrsucht zeigen wird. In seinem blinden Eifer gegen Alles, was mit der Bourgeoisie in Berührung steht, kann er im Juden nur den Träger des modernen anarchischen Egoismus sehen, und zwar den Träger des potenzirten Egoismus. In Wahrheit aber ist der moderne Schachergeist des Juden nur eine der vielen möglichen und im alten Testament auch häufig nachweisbaren Formen des universalen Utilitarismus.

Also auch hier bei Marx ist der Leser enttäuscht, wenn er auf den durchführbaren Vorschlag wirklicher Lösung dieser unerquicklichen sozialen Frage gehofft hat, und ich kann nur wieder constatiren, daß es bloß eine einzige wahre Lösung gibt: sie liegt in der völligen und möglichst schnell zu vollziehenden Verschmelzung beider ἔθνα. Hoffen wir, daß im neuen Geschlecht dann jüdischer Realismus und deutscher Idealismus in gemilderter Mischung zu einem guten Klang vereinigt sei.

Literatur und Kunst.

Ibsen als Lyriker.

Von Hans Brennert.

Es ist eine reiche Fülle von Dichtungen, die seit den Tagen Andersen's und Tegner's aus dem Norden zu uns gekommen ist. Die nordischen Erzähler haben in deutschen Landen einen ebenso großen Leserkreis wie in nordischen. Nordische Dramen sind, von brausendem Beifall oder aber von ebenso starker Entrüstung empfangen, über die deutsche Bühne gezogen. Es ist merkwürdig, daß das gebildete Deutschland, welches die Lyrik eines Burns, Musset, Lermontoff, Leopardi und Petöfy zu genießen weiß, noch nichts vernommen hat von den nordischen Lyrikern, von Vergeland, Münch, Hansen, Vinje, Björnson, und von der Lyrik des einen, der nicht nur ein begnadeter Dramatiker ist, der Lyrik Henrik Ibsen's. Die „Digte" Ibsen's sind vollständig übersetzt, sind aber leider fast ebenso vollständig unbekannt.

Leute, die aus den nordischen Reichen zu uns kommen, um deutsches Wesen und deutsche Sprache kennen zu lernen, erzählen, daß gerade der Lyriker Ibsen, vornehmlich in Dänemark, eine erfreuliche Volksthümlichkeit genießt. Der deutsche Ruhm Ibsen's wurzelt in dem Beifall, den seine Bühnenschöpfungen in Deutschland gefunden haben. Aber es ist leider nur zu oft noch der rein äußere Eindruck, Ibsen's unfehlbare Meisterschaft, seine Menschen bühnenwirksam und doch wahr handeln zu lassen, wodurch er sich den Beifall deutscher Leser und Hörer erringt. Der Künstler Ibsen, der seine Kunstmittel beherrscht wie kaum ein Zweiter, wird einmüthig bewundert. Aber man würde sich betrügen, wollte man meinen, ebenso lebendig als diese Bewunderung sei in Allen, die ihn kennen, auch das Bild seiner Weltanschauung und seines Gemüthslebens. Wohl kein anderer Dichter, dessen Kanzel die Bühne war, ist so oft wie Ibsen der Frage begegnet: Was wollte er uns sagen?

Die beiden Werke, aus denen manche Fäden zum Verständniß des späteren Schaffens Ibsen's hinüberleiten, Brand und Peer Gynt, sind in Deutschland noch unaufgeführt und durch allgemeine Discussion nicht so bekannt geworden wie die in Deutschland aufgeführten.

Allen denen nun, die Ibsen's Wesen voll in sich aufzunehmen das Verlangen besitzen, muß ein so subjectiver Ausdruck dieses Wesens, wie er in der Lyrik möglich ist, von höchstem Reiz sein. Die Thatsache schon, daß Ibsen, der im Uebrigen nur für die Bühne geschrieben, sich auch in Gedichten ausgesprochen hat, spricht dafür, daß in ihnen ein Theil seines Wesens beschlossen liegt, den in dramatischem Schaffen auszustrahlen er nicht gewillt war oder vermochte. Die Ibsen'schen Gedichte liegen in einem 1871 zu Kopenhagen erschienenen Bande vor. Der Dichter hat sie offenbar nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet. Sie schließen ab mit der Zeit, da der Dichter die Mittagshöhe des Lebens erreicht hatte, mit dem Jahre 1871. Man wird sich den gewaltigen Dramatiker, der aus ungefügem Stoff seine großen Werke schuf, nur schwer bei der beschaulichen Arbeit des Lyrikers vorstellen können. Aber der Mann, der sich mit unablässigem Ringen aus einem rein nationalen Dichter zu einem Künstler ausreckte, der das Bild der Welt in seinen Rahmen gespannt hat, wenn auch der Rahmen norwegisch blieb; der wie kaum ein Anderer echt und wahr vor die Sinne führt, „was sich nun und nirgends hat begeben", dieser Mann mußte die brennende Sehnsucht empfinden, in den

Jahren des Ringens, in heimlichem Austausch mit sich selbst über sich selbst Klarheit zu finden.

Brich mir Bahn zu meinem Herzen,
Hammerschlag, mit rauhen Schmerzen!

sagt er in dem Gedicht „Der Bergmann".

„Alles was ich geschrieben habe," bekannte er einmal, „hängt auf das Genaueste mit dem zusammen, was ich durchgelebt, wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich den Zweck gehabt, als ein geistiger Befreiungsprozeß zu dienen. Denn man steht niemals ganz ohne Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, zu welcher man gehört."

Der Ibsen, der in den Gedichten das Wort führt, ist ein anderer als der, den wir aus den nach 1871 entstandenen Dramen kennen. Wie Ibsen in seinen vor 1871 geschaffenen großen Bühnenwerken vorwiegend von Fragen ausging, die ihn als Norweger sozial und national anzogen, „Komödie der Liebe", „Brand", „Peer Gynt", „Der Bund der Jugend", so unverkennbar tritt uns dieses Norwegerthum auch in den Gedichten entgegen. Der Ibsen der Zeit vor 1871 ist noch leidenschaftlich, ebenso feurig in Liebe und Freude, wie in Haß und Zorn. Er schreitet in seinen ersten Anfängen sogar noch im Mantel des Romantikers dahin und nur einige starke, aber seltene Ansätze lassen den Ibsen ahnen, den wir heute kennen, der das heutige Leben, zwar ebenso wahr wie von Anfang an, aber schlicht und ohne Schmuck darstellt. Heut ist es das allgemein Menschliche, das er dichterischen Ausdruck gewinnen läßt; die norwegischen Verhältnisse, unter denen er das allgemein Menschliche sich äußern läßt, aber sind ihm heute nur ein vertrauter Hintergrund. Die große philosophische Ruhe, mit der er heute schafft, ist damals noch nicht sein Eigen. Er nimmt in seinem Schaffen noch innigen, heißen Antheil an dem Geschick seines Landes und seiner Volksgenossen. Diese Antheilnahme findet für uns deutsche Leser ihren schärfsten Ausdruck in einigen rauhen, antideutschen Zeitgedichten, die in der Kriegsstimmung der Jahre 1863/64 entstanden sind.

Die Lyrik Ibsen's ist weniger sogenannte Gedankenlyrik, als Gefühlslyrik; man wird warm dabei, man hört den Herzschlag des Dichters. Wie ursprünglich und eigenartig sie ist, beweist der Umstand, daß es kaum möglich ist, sie mit der Lyrik irgend eines deutschen Dichters in Vergleich zu ziehen. Was der Lyrik Ibsen's, wie ja auch seinem späteren dramatischen Schaffen eigenthümlich ist, das ist die gewaltige, tiefsinnige Symbolik, mit der er seine Gefühle und Gedanken, wie in einen Schleier gehüllt, von sich ziehen läßt, als seien sie nicht für die Augen der Menge, als solle nur der Kundige und Eingeweihte sie erkennen dürfen. Der Symbolist steckte eben schon dem Lyriker im Blut. Und auch zwei Gedanken, die Ibsen später dramatisch zum Ausdruck gebracht hat, die Sehnsucht nach Schönheit und der unzerstörbare Glaube an die Zukunft, der Haß auf die Leute mit den „abgelegten Idealen" finden sich schon in dem dichterischen Tagebuch nicht selten und begeistert zum Ausdruck gebracht. Er spricht von uns Künstlern, dem Maler, dem Bildner, dem Baumeister und dem Dichter, „die wir nach der Schönheit pilgern"; er klagt, daß die Welt so schönheitsleer geworden, und daß

„. . . die Zeit nach Schönheit lechzt
Wie ein Bettler frierend ächzt . . ."

Wie voll von freudiger Erwartung und zugleich die keuscheste „Schamhaftigkeit der Seele", von der Grillparzer einmal spricht, verrathend, sind die Zeilen:

„Wie ein menschenscheuer Knabe
Ich mich still daheim erlabe . . .
Wird es auch versucht von Neidern,
Mich als Heiden anzuschwärzen —
Ich verlache sie von Herzen . . .
Ich will nicht vom Schlamm der Gassen
Mein Gewand bespritzen lassen,
Will in reinen Hochzeitskleidern
Warten auf das Zukunftsfest . . ."

Die Kunst ist ihm eben der einzige und der höchste Beruf, die Krone seines Lebens:

„Und nur jenen
Alle Lebenswonnen krönen,
Dessen leuchtendes Vermächtniß
Als ein ewigschöner Hort
Durch die Tage fort und fort
Lebt in seines Volks Gedächtniß;
Und wer treu,
In sich frei,
Uebt den heiligsten Beruf:
Werthe seinem Volk zu schenken
Und zu formen, was er schuf . . ."

Wer das schrieb, glaubt an die Zukunft, und aus solchem Sinne heraus mußte auch in den Blüthetagen des Materialismus eine so scharfe Absage an denselben erfolgen, wie sie in den nachstehenden Worten zum Ausbruch kommt:

„Ein Gesetz nur hat gerufen
In das Leben alles Bilden:
Wüsten folgen Fruchtgefilden.
Wie ein Thurm mit Wendelstufen
Windet aufwärts sich das Werden,
Und der Pfad ist voll Beschwerden.
Und der Wandrer sieht voll Wehe
Ewig gleich fern sich die Höhe.
Und so stehn wir augenblicklich
Ob der Pharaonen senkrecht,
Und der Mensch als Gott thront wieder
Düster, bärtig, unverrücklich.
Wieder sind ihm als Geschenk recht
Blut und Leben seiner Brüder,
Die als Diener seiner Freuden
Wüst für ihn die Kraft vergeuden.
Tausende in dichtem Gliede
Bauen ihm die Pyramide.
Blutduft füllt die weite Luft,
Und wir hören Wimmern, Klagen
Von der Arbeit singen, sagen
An des Menschgotts Ehrengruft . . ."

Welches Mitleid mit denen, die sich in dumpfer Sklavenmoral in ihr Erdenschicksal ergeben, führt hier das Wort in bedeutender Symbolik. Wie unendlich hoch über ihnen, wie frei fühlt er sich selbst.

„Ich flüchtete mich auf die leuchtenden Höhn,
Um weiten Umblick zu halten.
Ich bin gefeit, ich zaudere nicht —
Ich schreite über die Berge!
Mein Leben im Thal — ein verklungenes Gedicht,
Hier oben der Weltgeist, das Morgenlicht —
Und im Thal das Gesinde der Zwerge . . ."

Diese leuchtende, siegesgewisse Mannhaftigkeit flammt allen Gedichten von der Stirn. Kräftiger Kampf und kräftiger Genuß überall, nirgends melancholische Kopfhängerei, überall Klarheit über sich selbst, nirgends ein unklar gebliebenes Gefühl, mitunter, wenn sich keine andere Lösung innerer Unlust findet, wohlgesalzene Satire.

Ibsen hat, als er das reife Mannesalter erreicht hatte, das Land der Mitternachtssonne verlassen. Aber wenn er auch seitdem ein Zugvogel gewesen ist und, den Herd wechselnd, seine Dichterwerkstatt bald in Dresden, bald in Rom, bald in München aufschlug — so lange ihn die Marken seiner norwegischen Heimath umschlossen, ist das Geschick seines Vaterlandes auch von Einfluß auf sein lyrisches Schaffen gewesen und hat sich in demselben gespiegelt. Die Gedichte aus dieser Zeit sind aber mehr als reine Zeitgedichte. Ibsen verstand, was in jenen Zeitläuften in der Luft lag, in farbenreichem Stimmungsbild einzufangen und das Tagesereigniß mit dichterischem Reiz zu umspinnen. Er entfaltet dabei eine Kraft des Gedankens und Gewalt der Sprache, die vollkommen das Motiv der Entstehung des Gedichtes vergessen läßt. Uns Deutschen werden begreiflicher Weise jene Gedichte von einer tieferen Bedeutung sein aus jener Zeit, als sich das kleine Dänemark muthig zum Kampf gegen Preußen rüstete, jene Gedichte, die unter dem Donner der Geschütze des dänisch-preußischen Krieges entstanden sind Es fällt ein scharfes Schlaglicht aus diesen Gedichten auf die damalige Stellung Norwegens. Die Stimmung, die damals Norwegen durchzuckte, entströmt ihnen . . . Das Storthing hatte dem König Karl XV. das Recht zugestanden, die norwegische Kriegsmacht dem dänischen Volke gegen Preußen zu Hülfe zu senden. Aber es hatte die Ausübung dieses Rechtes abhängig gemacht von

einer Unterstützung Norwegens durch eine der anderen Großmächte. Aber diese Unterstützung blieb aus und Norwegens Heer blieb zu Hause. Und Ibsen, der damals noch ganz als Norweger dachte und fühlte, schrieb:

Nun schaart in Thyras Saal sich bang
Beim Trauerfahnenwehn
Ein Volk vielleicht zum letzten Gang,
Auf Nimmerwiedersehn!

Und nun folgt ein langhinhallender Zornruf über Norwegen, das den dänischen Bruder im Stich läßt. Er gipfelt in den Worten:

O schweige, norwegischer Bruder, schweig',
Du bist nun verfehmt immerdar!
Du brachst Dein Wort, Du brachst es feig
In der allerhöchsten Gefahr.
Und der Reue brausende Sturmeswucht,
Sie wirft Dich dahin und daher,
Und Du gleitest heimlich von Bucht zu Bucht
Und birgst Dich schamvoll in scheuer Flucht
Weit auf dem höchsten Meer!
Und der Sturm, der Dich jagt, und der Sturm, der Dich hetzt,
In dem Dein Mast zerbarst,
Wird immer Dich fragen, so einst wie jetzt,
Wo Du am Kampftag warst!

Das Gefühl der Enttäuschung, welches Ibsen durchzuckte, als Norwegen das Schwert in der Scheide behielt, fand seinen schärfsten und freiesten Ausdruck in dem Gedichte:

Begreifliche Zuversicht.

Sturmglockenlied warf ich in's Land hinaus!
Und alles blieb stumm! Man blieb zu Haus.
Meine Pflicht war aus — ich stach in See . . .
Fahrt wohl, ihr Gletscher! Du ewiger Schnee!
Und der Nebel kam über's Kattegat her
Und hexte uns fest auf dem hohen Meer . . .
Die Kajüte war warm, und mit vielem Genuß
Sprach man von Düppel, ferne vom Schuß . . .
Wie laut aber wurde es, als man hernach
Auch von den jungen Freiwilligen sprach . . .
„Ja! Mein Herr Neffe ging auch außer Land!"
„Und mir ist mein erster Commis durchgebrannt!"
Es war aber schließlich nicht ganz so gemeint —
Man war ja auch etwas Dänenfreund . . .
Auf dem Divan beim Licht saß, während man stritt
Eine alte Dame, die sprach nicht mit.
Sie schien in tiefem Leid zu sein,
Denn jeder sprach tröstend mit auf sie ein.
Und die Damen sprachen mit herzlichem Ton
Von der Mutterangst um den einzigen Sohn.
Aber sie hörte zu bei der Häkelei
Und sprach endlich still: „Ich bin ruhig dabei!"
Ich höre das noch und sehe sie noch,
So würdig und gläubig: wie schön war sie doch!
Und mein Blut rann heißer, es schlug mein Herz
Und mein Glaube flog wieder himmelwärts:
Mein Volk, Du schliefst nur, Du starbest nicht,
Die Frauen glauben! Es wird wieder Licht! —
Und die Tage schwanden . . . und ich sah zum Schmerz,
So groß und stark wäre doch nicht ihr Herz.
Mir blieb nur ein Räthsel es immerfort
Wie sie sprechen konnte solch' stolzes Wort . . .
O Lösung, Du warst nicht so schwer wie Du schienst:
Der Sohn war Soldat in norwegischem Dienst . . .

Dieses vor einem Menschenalter geschriebene Gedicht wird heut von jedem Deutschen ganz und gern verstanden und nachempfunden werden. Es waren wohl mehrere Gründe, die Ibsen gegen die Borussia militans in Harnisch brachten. Das Preußen der vierziger und fünfziger Jahre, das seine Hand ausreckte nach dem damals noch stärker als heut mit dänischen Volkstheilen durchsetzten Schleswig-Holstein, das als offener Gegner des Nordens auftrat, des Nordens, den Ibsen sehnlich gern zu einem großen Staatenbunde zusammengeschlossen gesehen hätte, dessen Staaten aber in inneren Kämpfen einen großen Theil ihrer Kräfte verschleuderten, dieses Preußen stellte Ibsen, dessen norwegischer Patriotismus damals ungefähr die Höhe seiner Begeisterung erreicht hatte, als den Friedensbrecher hin — aus Ueberzeugung: Ibsen war mit seiner ganzen glühenden norwegischen Seele dabei. Hier war eine Gelegenheit zum Zusammengehen, hier war eine gemeinsame Sache. Die Begeisterung Ibsen's bedurfte thatsächlich großer Enttäuschungen, daß sich seine Liebe zum Norden in einen, ihm selbst unwillkommenen Groll umsetzte. Und die Enttäuschungen kamen; ein Theil fand ihren Niederschlag in dem mitgetheilten Gedichte. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß Ibsen später von seiner Antipathie gegen das unter Preußens Führung aufstrebende Deutschland zurückgekommen ist. Er hat sogar im Jahre 1872 seinem Vaterlande Deutschland geradezu als ein strahlendes Vorbild der Einigkeit und siegreichen Jugendfrische hingestellt.

Lest doch nur das Gesetz der Zeit:
Das schrieb Fürst Bismarck auch für uns . . .

Wir sehen 1863 Ibsen die Heimath verlassen. Er scheidet mit tiefem Schmerz. Der Grund seines Scheidens ist wohl der alte germanische Wandertrieb, die Sehnsucht in die himmelblaue Weite des Südens. Die Veranlassung aber sind die nordischen Verhältnisse, die dem idealen Mann zu unleidlichen Schranken geworden sind: „In die Weite aus der Enge!" wie Brand ausruft. Ibsen hat 1862 „Die Komödie der Liebe" erscheinen lassen. Es ist das erste Stück, in dem er modernes Treiben wie in einem scharfgeschliffenen Hohlspiegel einfängt. Es war sein letzter Mahnruf an die Heimath. Aber zum ersten Male trat hier Ibsen's scharfe Satire zu Tage, als ein Beweis, daß schon Vieles von dem in ihm zusammenstürzte, was ihn für die Heimath begeistert hatte. Aber dieses Stück schon erregt Verstimmung, ja Entrüstung im ganzen Lande. Pfaffenthum und Philisterstumpfsinn winden sich unter den fröhlichen Geisteshieben. Ibsen steht ganz allein; man erzählt, man hätte nach ihm mit Steinen geworfen. Es kommt hinzu, daß das von ihm geleitete „Norwegische Theater" durch schwache Einnahmen in Vermögensverfall geräth, und große Aufregungen, die er nicht verdient zu haben meint, stürmen auf ihn ein. Und als nun 1863 beim Ausbruch des Krieges gegen Preußen seine Landsleute seinen in den „Kronprätendenten" zum Ausdruck gebrachten Traum von einem mächtigen Bunde der Nordlande nicht zur Wirklichkeit reifen, sondern Dänemark, das sie so oft ihrer Blutsbrüderschaft versichert haben, allein in den Kampf ziehen lassen, wendet er stolz und schweigend mit Haus und Habe der Heimath den Rücken. Er geht. Aber wenn er auch äußerlich mit seinem Volk gebrochen, innerlich glimmt die Sehnsucht nach der wunderschönen Heimath, das unauslöschliche Mitgefühl mit den Schicksalen seines Volkes wie Funken unter der Asche fort, während von Zeit zu Zeit eine aufschlagende Flamme verräth, daß das Feuer der alten Liebe nicht erlöschen kann und will. Aus der Stimmung des Scheidenden heraus entsteht ein ergreifendes Gedicht.

Der Eidervogel baut im Nord
Den Horst hoch überm blauen Fjord.
Er reißt aus der Brust die Daunen aus,
Macht weich und warm sein junges Haus.
Aber schon kommt der Fischer . . . der raubt und läßt
Nicht eine Daune im ganzen Nest.
Der Vogel aber im Liebestraum
Rupft wieder von der Brust den Flaum.
Und der Fischer beraubt ihn abermals,
Und der Vogel rupft wieder Brust und Hals.
Aber brandschatzt ein drittes Mal man ihn noch,
So schwingt er im Frühjahr sich himmelhoch;
Und mit blutender Brust, in die Nacht hinein,
Flieht er gen Süden . . . zum Sonnenschein . . .

Und dann das andere, das der Ausgewanderte schrieb, als ihn die Sehnsucht nach der Heimath übermannte.

Sie höhnten und pfiffen . . . er aber floh müd
Mit flüchtigen Schiffen zum sonnigen Süd.
Er sah noch, wie mählich das Eisland verschwand! —
Wie träumt er nun fröhlich am sonnigen Strand.
Er weihte der Lohe die Schiffe . . . zur Alm
Der Heimath schlug hohe Rauchbrücke der Qualm.
Der Süden glänzt heiter . . . zur Gletscherpracht
Reitet ein Reiter heim alle Nacht.

Erst im „Peer Gynt" hat er es sich vom Herzen geschrieben, was er in seinem lyrischen Schaffen nicht los werden konnte, die quälende Sehnsucht nach Norden, die unter der Ueberreizung durch die Eindrücke des selbstgewählten neuen Lebenspfades immer wieder und wieder in Zwist geräth mit dem heiß erwachten Triebe, das Bild der Welt in sich aufzunehmen und eine Weltanschauung zu gewinnen, und nur dieser Zwiespalt — nicht seine Versöhnung — in der Seele des Mannes, der um seines

treuen norwegischen Herzens willen den starken Ueberschuß weltfroher Phantasie nicht loswerden kann, findet in den Gedichten einen rührenden Ausdruck, der unmittelbar zu unserem Herzen spricht. Und auch hier wieder finden wir den tiefen, farbenreichen Symbolismus, der ein höchst eigenartiges Merkmal der Lyrik Ibsen's ist. Der Mann aber, der grollend die Heimath verlassen, sendet, als er in der Fremde gefunden, was er gesucht, nämlich sich selbst, nachdem sein gereifter Blick erkannt, daß alles heiße Leid, was ihm von seinem Volke kam, eine Läuterungsflamme gewesen, zur tausendjährigen Feier der Einheit Norwegens diesen Gruß in die Heimath:

Mein Volk, das mir im tiefen Kelch kredenzte
Den Heiltrank, der mir half aus Krankheitsnoth,
Daß neue Kraft durch meine Seele glänzte
Bis an den nun für lang verschenchten Tod —
Mein Volk, das mich ließ in die Fremde irr'n
Am Leidensstab, mit pilgermüdem Fuß,
Mit Sorgenrunen auf der düstern Stirn —
Heut sende liebend ich Dir meinen Gruß!
Ich grüße Dich, den Dank Dir abzustatten
Für alles Leid, wodurch Du mich gefeit:
Die Blumen meines Geistesgartens hatten
Die Wurzeln doch im Boden jener Zeit.
Ich weiß, was in mir blüht heut, seinen Keim hat
Es nur in Dir, o alte Nebelheimath . . .
Die Sonne schwächt, der Nebel stärkt das Leben,
Mein Land hab Dank, das mir mein Glück gegeben! —

Das politische Leben Norwegens ist reiner, schlichter und einfacher als das unsrige. Aber es ist auch lebhafter; der einzelne Mann steht mehr in ihm als bei uns. Aber Ibsen ist niemals von der Warte des Dichters zur Zinne der Partei herniedergestiegen, doch als echter Norweger hat er mit glühender Seele das politische Leben des Vaterlandes aus der Ferne beschaut und beurtheilt, ohne aber, wie es der leidenschaftlichere Björnson that, sich zur Uebernahme der Rolle eines Volkstribunen verführen zu lassen. Die Geschichte seiner Heimath ist in ihm lebendig; manches bunte, manches düstere Bild aus den alten Zeiten Norwegens, da die nordischen Stämme sich zusammenschlossen zu starkem Bunde, läßt er uns erscheinen. Er singt vom Schloß Akershuns auf der Höhe bei Christiania und von dem in seinen Mauern Geschehenen, er singt von Harald dem Schönhaarigen und seinen stürmenden Schaaren.

Was Ibsen's Gedichten einen eigenen schwermüthigen Reiz gibt, das ist die Nordlandsstimmung, die uns überall aus dem Buche in frischen, ursprünglichen Bildern entgegenstrahlt. Die Gletscher leuchten, die Fjorde rauschen, aus den Schloten der Säterhütten steigt leiser Rauch in den blauen Sommerhimmel . . nach Moos scharrend streicht das Rennthier über die Fjells . . . Er singt von der Mitternachtssonne und vom Nordlicht, das die langen Winternächte flammend, zuckend durchscheint . . . Die nordische Hochgebirgsstimmung, die Sehnsucht nach Höhenluft, wilder Bergeinsamkeit zieht in des Lesers Seele ein. Aber überall knüpft an die Eindrücke der heimathlichen Welt sinnvoll des Dichters Gedanke an. Und wer da weiß, wie Ibsen oft mit Rucksack und Bergstock hinausgezogen ist in die deutsche Hochgebirgswelt, der weiß auch, daß in dem silberhaarigen Alten die Sehnsucht und Liebe zu Firnenschnee, Höhenluft und Gletscherherrlichkeit noch nicht versiegt ist.

Ein Zeugniß des Kampfes, den Ibsen, durch ein übermächtiges Gefühl behindert, kämpfte, um sich unter Ueberwindung enger Verhältnisse eine große und freie dichterische Weltanschauung zu erstreiten, ist das Buch seiner Gedichte. Wie zierliche, schmückende Arabesken durchschlingen und umblühen diesen Hauptinhalt stimmungsvolle Gelegenheitsbildchen und duftige, reizende Plaudereien und Dichtergrüße, die er aus dem Auslande, aus dem Morgenlande den lieben Freunden in der alten norwegischen Heimath sandte. Er entfaltet in ihnen liebenswürdigen Witz und frische Anmuth, und sie sind ein reizendes Rankenspiel zwischen den Gedichten, die aus tieferem Herzensgrunde geströmt sind.

Die Sprache der Ibsen'schen Gedichte ist von hoher Kraft, Sicherheit und Schönheit. So groß wie Ibsen als Meister des dramatischen Ausdrucks ist, so hoch steht er in der Beherrschung der Mittel des Lyrikers.

Ibsen hat an sich erfüllt, was der Inhalt seines dichterischen Schaffens immer mehr geworden ist: die Forderung der freien, nur dem eigenen, ehrlichen Urtheil unterworfenen Auslebung der Persönlichkeit. Und wenn der Alte heut zurückblickt auf sein dichterisches Schaffen, so darf er wohl sagen, daß er dem Grundsatz treu geblieben ist, mit dem er seiner dichterischen Weisheit und seiner Lebenserfahrung letzten Schluß zusammenfaßte:

Leben heißt Kampf mit den Geistern,
Die uns Herz und Hirn durchschwirren,
Dichten heißt selber sich meistern,
Sich selbst richten, ohne zu irren.

Der erste deutsche Feuilletonist.

Von Felix Poppenberg.

Durch die moderne Dichtung ist wieder ein Typus in den Vordergrund des psychologischen Interesses getreten, der Typus des halben Talents; der schlaffe, schwache, dabei aber liebenswürdige Charakter mit einer kleinen Dosis Genie und einer großen Dosis Versumpftheit, dem Leben, Lieben und Dichten zerrinnt — der Geistesvagabund, der Zigeuner, „nach außen hin keck, nach innen verjammert."

Zu allen Zeiten hat diese Figur existirt und immer wieder wird sie neu geboren. Unter den Bohémiens des 18. Jahrhunderts verzeichnet die Literaturgeschichte zwei Dichter, am Eingang steht der verdorben gestorbene Christian Günther, am Ausgang der unselige Reinhold Lenz. Den beiden gesellt sich jetzt ein verklungener und vergessener Name hinzu, nicht der Name eines Dichters, sondern der eines Journalisten und Publizisten, des Schwaben Ludwig Wekhrlin, dessen Erdewallen jüngst in eingehender Darstellung durch viel persönliche Documente illustrirt, Gottfried Böhm geschildert hat.*)

Menschlich ergreifend ist dieser Lebensgang voll Kampf und Noth, voll Irren und Streben, voll Stolz und Demüthigung, voll Wahrheit und Lüge. Und historisch interessant ist er, weil wir durch seine Betrachtung intime Einblicke auch einmal in die Niederungen des vorigen Jahrhunderts erhalten, von dem wir sonst ja nur die ragenden Gipfel zu Gesicht bekommen; vor Allem aber wird hier ein höchst fesselnder Beitrag zu der so sehr vernachlässigten Geschichte des deutschen Journalismus gegeben.

Auf einer kleinen schwäbischen Dorfpfarre wuchs Wekhrlin auf; unter den unglücklichsten Familienverhältnissen. Der Vater starb früh, und der Stiefvater, der Stadtschreiber Heuglin, war, wie er sagt, der heftigste und unversöhnlichste Feind seines Lebens. Früh erwachen literarische Neigungen, der Jüngling liest Lessing's theatralische Bibliothek und den Tod Abel's von Geßner und macht dabei die naive Bemerkung: „Man sollte die Poeten nirgends als zu Ludwigsburg lesen, weil wir so viel Fluren, Geisblattlauben und alle übrigen Hülfsmittel zu schönen Empfindungen" haben. Als er siebzehn Jahre alt war, steckte man ihn in eine dumpfe Schreibstube, er wurde Substitut bei seinem Oheim, dem Amtsschreiber in Ludwigsburg, und in späteren Briefen gedenkt er noch seufzend seiner Galeere am schwäbischen Aktentisch. Dann kommt bald der große Bruch, Wekhrlin reißt sich aus der Frohnde los und geht in eine ungewisse Zukunft nach Wien, freund- und mittellos. Nach beschwerlicher Reise kommt er müde und matt an. In einem winkligen Gasthof steigt er ab und er wird zwischen vier alten Stühlen mit neuem Cotton übertüncht und einer alten Matratze einlogirt. Wovon er hier gelebt, weiß man nicht. Aus den Briefen, die er an seinen Schwager schreibt, dem einzigen von der Familie, zu dem er hielt, spricht eine Ruhmredigkeit, die nur dünn die eigentliche Misère verhüllt. Er redet hochtönend von dem „huldreichen Blick", den

*) München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. (Oskar Beck.)

Maria Thereſia auf ihn geworfen, ſpricht leger von ſeinen vornehmen Bekanntſchaften, von ſeiner weit verzweigten einflußreichen Thätigkeit, die er jedoch nicht näher präciſirt und bittet ſchließlich, die für ihn beſtimmten Briefe einfach zu adreſſiren: à — Wekh. Homme de lettres, die „gothiſchen Weitläufigkeiten mit den Amtstiteln" dienten ja zu nichts weiter, als die „Poſtämter zu verwirren und unſeren kleinen Geiſt zu zeigen". Wekhrlin ſchrieb hier ſein erſtes Buch, die „Denkwürdigkeiten von Wien" und ſchuf damit das deutſche Feuilleton. Die prickelnde, graziöſe, witzige Form war hier zum erſten Male die Hauptſache geworden, das „Stoffliche erſchien nur als das gefügige Inſtrument, auf dem ein blendender Geiſt in allen Tonarten ſeine Variationen und Etuden abſpielt".

Die äußere Phyſiognomie der Stadt, die Gebäude, die Straßen, das Belvedere, der Prater, der Augarten, die Kaiſerburg werden geſchildert; der Wiener und die Wienerin werden charakteriſirt. „Zwiſchen einer Sächſin und einer Wienerin iſt eben der Unterſchied, der ſich zwiſchen einer Drehpuppe und der Natur befindet." Zwiſchen den leichten Federzeichnungen finden ſich aber auch ernſte Gedanken, die ſich ſehr mit Ideen berühren, die ſpäter von Joſeph II. ausgeſprochen und verwirklicht worden ſind, Gedanken über Abſchaffung der Todesſtrafe, Nutzbarmachung der Klöſter, Zwecke der Polizei, Förderung des Handels.

In Wien freute man ſich dieſes Buches wenig; die wegen ihrer Grobheit bekannten „Literariſchen Monate" (Decemberheft 1776) fielen darüber her und machen dem Verfaſſer Vorwürfe; die uns ganz modern klingen: „Er ſcheint ein junger Menſch oder ein alter Jüngling zu ſein, der die Caféhäuſer zu Wien beſſer kennt, als Wien und die Welt; der ſich nach Art dieſer Herren eine Sammlung von Caféanekdoten gemacht hat." Wäre Wekhrlin zur Zeit als ſeine Hefte erſchienen, noch in Wien geweſen, ſo hätte man jedenfalls nach Maria Thereſia's Reſcript: „Solchen Aventuriers gar nicht zu geſtatten, ihre Charlataneries zu produziren," kurzen Prozeß mit ihm gemacht, aber er war ſchon lange weiter nach Regensburg gegangen.

Der Abſchied von Wien iſt einer der vielen dunklen Punkte in dieſem unſteten Zigeunerleben. Man ſprach davon, daß er mit der Keuſchheitscommiſſion der Kaiſerin in Conflicte gerathen ſei; er verſchwand jedenfalls mit Zurücklaſſung ſeiner Habe, und erſt die Wohlthat eines Vetters ſetzte ihn in die Lage, einen Theil ſeines Silbers, ſeine Garderobe und ſeine Bibliothek, die er zurückließ, auszulöſen.

Jetzt beginnt Wekhrlin's Odyſſee durch die deutſchen Reichsſtädte. In ſeinem Buche, „Des Anſelmus Rabioſus' Reiſe durch Oberdeutſchland", können wir ſeinen Weg verfolgen — über Niederbayern, München und Landshut auf elenden Straßen, an ſchlechtbezahlten Gaſthöfen vorbei nach Regensburg.

Für Schriftſteller mit aufklärériſchen Tendenzen waren die Reichsſtädte damals der ungünſtigſte Boden. In allen herrſchte das ariſtokratiſche Syſtem, die wohlhabenden Familien hatten das Stadtregiment an ſich geriſſen und hüteten mit Argusaugen ihr Monopol; die Bürgerſchaft, die ſich den Optimaten gegenüber machtlos ſah, verlor, ſchlaff und gleichgültig reſignirt, das Intereſſe an den öffentlichen Angelegenheiten. Daß eine fortſchrittliche Publiziſtik hier verpönt ſein mußte, iſt klar. Nicht beſſer ging's in Augsburg; der „Kaufmannsgeiſt, deſſen Regungen Geiz und Sparſamkeit ſind, läßt die Literatur darben und die Polizei vollendet die Barbarei, indem ſie geſchickten Leuten den Aufenthalt verſagt."

Die Noth ſaß ihm wieder auf den Ferſen, er ging in einem weißen, abgeſchabten Friesrock, mit weißwollenen Strümpfen und heruntergeſchlagenem Hut umher, und ſein Aufenthalt war beim Luzen am Block, einem Bierwirthshauſe, welches auch die Reſidenz der Kutſcher, Dragoner und Fuhrknechte war. Auch die Augsburger Gaſſen- und Nachtnymphen ſollen, was allerdings ein übelwollender Zeuge ausſagt, manches von ihm erzählen haben können. Bald erfolgt wieder die Ausweiſung. Eine Hausſuchung wird gehalten, ſämmtliche Papiere werden fortgenommen, dann zeigt man ihm die Thür.

Die nächſte Station iſt Nördlingen, hier und in dem nahebei gelegenen Dorfe Baldingen, in einer Bauernhütte bei zwei alten Leuten, die er ſeine Philemon und Baucis nennt, weilt er unangefochten zwei Monate. In dieſem ſtillen Hafen ſah Wekhrlin die Correcturbogen eines neuen Buches durch, es war „Des Anſelmus Rabioſus' Reiſe durch Oberdeutſchland", eine ſcharfe Satire auf die bunte politiſche Wirthſchaft in Oberdeutſchland. Der günſtige Erfolg des Werkes beſtimmte den Verleger dazu, dem Verfaſſer die Redaction einer Zeitung zu übertragen.

So entſtand „Das Felleiſen", es erſchien wöchentlich zwei Mal und koſtete jährlich drei Gulden. In ihm bekam Nördlingen zum erſten Mal ein wirkliches politiſches Blatt. In Leitartikeln wird das Neueſte aus der Politik mitgetheilt, die einzelnen Länder haben ihre beſondere Rubrik. Daran ſchließen ſich „Vermiſchte Neuigkeiten" und „Gelehrte Anmerkungen". — Die Tendenz des Blattes iſt reichstreu. Es iſt die Zeit vor Ausbruch des bayeriſchen Erbfolgekrieges und alle Leitartikel drehen ſich um die Frage, ob Krieg oder Frieden. Ganz modern muthen die Worte über den bewaffneten Frieden an: „Glückliche Kriege, welche auf nichts beſtehen, als auf dem Papier! Worin man die Menſchen nicht todtſchlägt, ſondern berechnet! Euch haben wir es zu danken, daß wir wiſſen, welches die ſtärkſte oder ſchwächſte Partei in Europa iſt, ohne eine Schlacht nöthig zu haben. Eurem ſanften und geduldigen Geiſte ſind wir ſchuldig, daß man nicht ſchreibt, wie viel vom Feinde todt, verwundet und gefangen ſind; ſondern wie viel geſunde, lebendige und freie Menſchen dieſer Monarch mehr hat als jener."

„Wirklich iſt dies die wahre Geſtalt des gegenwärtigen Weltkrieges. Man müßte ſich beide Hände auf's Auge drücken, wenn man die kriegeriſchen Rüſtungen nicht beobachten wollte, welche auf allen Seiten Europas gemacht werden. Aber man müßte ſeinem Verſtand wehe thun, wenn man entſcheiden wollte, wohin ſie abzielen: ob ſie den Grund zu einem Kriege, oder zu einem unauflöslichen Frieden legen werden." —

Wekhrlin's Thätigkeit währte nicht lange, er geräth in Conflict mit ſeinem Verleger, der ihm den Abdruck eines Artikels verweigerte. Der leicht erregbare nervöſe Schriftſteller ſchrieb im erſten Groll einen leidenſchaftlichen Brief, ſpäter wollte er gern wieder einlenken, aber es war zu ſpät; er hatte wieder einmal, wegen Staatsgefährlichkeit ein Ausweiſungsdecret aus Nördlingen bekommen und der Verleger war ganz froh, daß er durch den Streit einen Grund hatte, den Ausgewieſenen aufzugeben. Der aber ſchrieb überlegen und leger wie immer, er habe ſich von dem Unternehmen zurückgezogen, weil er keine Luſt mehr daran habe, die Arbeit ſei undankbar und er bankerottire dabei. —

Der Friedloſe geht jetzt wieder in das ſtille Baldingen. Die wallerſteinſche Regierung geſtattete ihm den Aufenthalt „inſolange und ſoviel er ſich in den Schranken der anſtändigen Mäßigung verhalte und ſich beinebſt durch eine gegen die Sitten anſtößige Conduite ſeines Aufenthaltes nicht ſelbſt unwürdig machen werde." Er wohnte am Ende des Dorfes in einer Bierwirthſchaft, unter dem Dach in einem Stübchen, wo kaum vier Menſchen Raum hatten. Durch die Fenſter hatte er aber weite Ausſicht auf die Ebene, auf die damalige Reſidenz Wallerſtein, auf die fernen Höhenzüge, die das Ries begrenzen. An den ärmlichen Wänden hingen ein paar Bilder: Schweigländer's Stich „Der abgegebene Liebesbrief", „Der Grazienbund" nach Salvator Roſa, „Venus und Amor"; eine Büſte Wieland's ſtand wacklig da und ſah auf eine mediceiſche Venus — aus Steingut. Gewöhnlich brachte er den ganzen Tag im Bette zu, las Zeitſchriften, notirte und excerpirte. Zum Druck wurde oft acht Tage nichts geſchrieben. Er wartete bis die „glückliche Stunde der leichten Geiſtesthätigkeit" kam.

In ſeinen Briefen aber ſchreibt er, er verlebe ſeine meiſte Zeit auf ſeinem Rittergut zu Baldingen. —

Aus dieſer beſcheidenen Umgebung ſind nun Wekhrlin's Hauptſchriften, die zwölf Bände „Chronologen" (1779—1781)

und die 31 Hefte des „Grauen Ungeheuers“ hervorgegangen. Die „Chronologen“ haben einen äußerst vielseitigen Inhalt, Fragen des Staatsrechtes, der Politik, der Volkswirthschaft werden eingehend besprochen; vor Allem aber machen sie sich zur Aufgabe, aufklärend für das Recht aller Unterdrückten einzutreten, Vorurtheile und Aberglauben zu beseitigen.

So werden alle Fälle von Inhumanität, willkürlicher Justiz, Intoleranz scharf gegeißelt. Das Thema Preß- und Zollfreiheit, Militarismus kommen sehr häufig vor und nicht immer hat man den Eindruck, daß das darüber Gesagte bereits 100 Jahr alt ist. Wie weit dieser Publizist seiner Zeit voraus war, zeigt auch die andere Zeitschrift, die die Chronologen ablöste, „Das graue Ungeheuer“. Keine Vergewaltigung des Rechtes, keine Intoleranz, kein Dunkelmännerstreich sollte jetzt mehr vorkommen, der nicht im stillen Baldingen seinen Rächer fand. Kolossal war die Wirkung, die von diesen mit unerschrockenstem Freimuth geschriebenen Blättern ausging.

„Feinde wie Freunde stürzten sich gierig über Wekhrlin's Hefte her, es gab kein Kabinett, keine Amts- und Arbeitsstube, keinen Ort, wo sie nicht gelesen worden wären. In einzelnen Dörfern wurden sie auf Gemeindekosten gehalten.“

Die heftigsten Ausfälle finden sich gegen die Todesstrafe. Und wieder klingt es ganz modern, wenn es heißt: „Es gibt keine Verbrecher, es gibt nur bürgerlich Kranke“. Die ganze Gerechtigkeitspflege ist ein Beweis der Unfähigkeit des Staates, „die wahre und schickliche Heilungsart eines kranken Bürgers ausfindig zu machen“. Mit Feuereifer zog er gegen die Hexenprozesse zu Felde. Er gerieth dadurch in eine heftige Fehde mit dem Rath von Glarus, der gerade damals einen Scheiterhaufen in majorem dei gloriam angezündet hatte. Er wurde in contumaciam verurtheilt und schickte zum Hohne den Richtern selbst seine Silhouette, sie „oben auf den Holzstoß zu legen und das Festin zu verherrlichen“. In einer kleinen Schrift aber rechtfertigte er sich: „Jeder Schriftsteller ist geborner Advokat der Menschlichkeit“, „jeder Eingriff in die Rechte der Menschlichkeit gehört aber vor sein Amt. Er ist das natürliche Organ der öffentlichen Gerechtigkeit.“

In dieser Zeit schrieb Wekhrlin ein gesalzenes Pamphlet gegen den Bürgermeister von Nördlingen, dem er die Ausweisung noch nicht verziehen hatte. Sofort entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen den Regierungen Nördlingen und Wallerstein, und das Ende war die Gefangennahme. In einer Mainacht des Jahres 1787, um $^1/_2$2 Uhr Morgens, holte man Wekhrlin aus seiner stillen Stube zu Baldingen ab. Es ging nach Schloß Hochhaus. Es lag einsam, weltverlassen. Der Gefangene hat selbst später die Stimmung der Landschaft geschildert: „Ein Schauplatz von schönen Unordnungen. Hier schattenreiche Haine, duftende Gebüsche, wollustathmende Auen, ein Dörfchen, ein Bach: dort schroffe graue Felsen über goldreichen Saatfeldern hangend. Es ist ein Trianon im Wilden.“

Aus der Zeit der Gefangenschaft stammen die „Hyperboräischen Briefe“ und die „Paragrafen“. Die ersteren, zierlich mit niedlichen Vignetten ausgestattet, sind „philosophische Musenalmanache“, die Fragen der Religion, der Lebens- und Weltweisheit werden hier dem Publikum „überzuckert und mundgerecht“ dargereicht. Viele Stimmungsbilder finden sich: „Ich nehme bisweilen Spencer, Kleist oder Virgil mit in's Feld. Wie schwach, wie geziert finde ich sie gegen die Natur. Ich werfe sie weg, kreuze die Arme und rufe mit Lessing aus: „Natur, Natur, wie groß bist du“. Auch der Empfindsamkeit seiner Zeit zollt er seinen Tribut und er träumt „im Schatten der Cypresse“ vom Frieden des Grabes.

Das große Thema seiner letzten Jahre ist die französische Revolution. Er dankt in einem „Gebet“ der Vorsehung, daß er „Zeuge des Umschwunges in Frankreich geworden sei, von wo aus der erste Nationalkodex und vielleicht die Anfangslinien zu einem wahren, der Gesellschaft sich anpassenden Gesetzsystem datiren dürften“. Dies Thema nimmt nun auch das Hauptinteresse in der neuen Zeitung ein, die Wekhrlin nach seiner Befreiung aus der Haft 1792 übernahm, den „Ansbachischen Blättern“, und dies Thema wurde für ihn schließlich zum Verhängniß. Seine unbefangene Berichterstattung, sein Versuch beiden Parteien gerecht zu werden, brachte ihn schließlich in Verdacht, mit Jacobinern in Correspondenz zu stehen.

Wieder öffnete sich ihm das Gefängniß und diesmal verließ es Wekhrlin nicht wieder. Nüchtern verzeichnet ein Zeitgenosse sein Schicksal: „An übel berechnetem Ort, zu Ansbach, fängt Wekhrlin, ein armer Abenteurer, dem es unmöglich war, keine Sarkasmen zu machen, im August eine politische Zeitung an, und erntete bald darauf, ohne Wissen des abwesenden Ministers, Gefängnis und in diesem aus Gram und Mangel den Tod.“ —

Wekhrlin starb im November, den er in seinem „Taschenbuche der Philosophie“ den „Märtyrermonat“ genannt hat. Tragisch, wie es immer gewesen, schloß dieses unstete Zigeunerleben voll Kampf und Noth, voll Stolz und Demüthigung, voll Wahrheit und Lüge.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Donna Elvira.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Aus dem Schwedischen von Margarethe Langfeldt.

Nichts ist lustiger, als alte, lebensfrohe Jungen und eingefleischte Junggesellen bei einem alten Freunde, der eben in den Stand der Ehe getreten ist, zu Besuch zu sehen. Das ist gerade, als wenn man in Indien auf einem Elephanten reitet und freie, eingeborene Elephanten in den Dschungeln stehen und zuschauen. Die freien Wilden betrachten mit einer gewissen Bewunderung die feine Decke und glatte Haut des gefangenen Kameraden, der zahme Elephant aber schämt sich und läßt verlegen die Ohren hängen, weil er sich hat einfangen lassen — gerade wie die Junggesellenfreunde ihres verheiratheten Genossen unbenutzte Teppiche und feine Ofenklappenschnüre angucken, während er erröthet und sich entschuldigend räuspert, wenn er durch einen liebevollen Augenwink in das Speisezimmer geschickt wird, um die Bierflaschen aufzuziehen.

So war es auch, als Karl Bom, Ferdinand Lundqvist und Peter Svensson ihren Busenfreund, den „sehr“ verheiratheten John Linderlund, besuchten, und er ihnen seine Gattin Clara geborene Johnsson vorstellte, die frühere Besitzerin eines Putzgeschäftes in guter Gegend und mit fünf erwachsenen Ladenmädchen. Aber als Frau Clara und Ferdinand Lundqvist einander in die Augen sahen, erröthete Beide heftig und wurden sehr verlegen. Jeder konnte sehen, daß die Beiden früher etwas mit einander gehabt hatten, und kam unwillkürlich auf den Gedanken an das Schauspiel: „Ein Besuch“, von Brandes, wo der Gast des Ehemannes Freundlichkeit und gute Bewirthung damit lohnt, daß er nicht immer in ganz etikettenmäßigem Verhältniß zur Hausfrau steht.

Das Dienstmädchen wurde aufmerksam, und Karl Bom und Peter Svensson bemerkten es, aber John sah es nicht gleich, denn er hatte genug damit zu thun, Liqueur einzuschenken und den Schellack vom Burgunder zu schrapen. Karl und Peter stießen einander mit dem Ellenbogen auf die Seite und flüsterten sich zu: „Ist es nicht schön mit dem Heirathen? Da ist nun der nette John so dumm gewesen, sich Ferdinands abgelegte Geliebte zu nehmen!“

Am Schlimmsten war es für die Pasteten, den Zander, die Bouillon und den Truthahn. Da sollten sie nun in gedrückter, niedergeschlagener Stimmung gegessen werden, und dabei waren sie so ausgezeichnete Gottesgaben, daß nur lebensfrohe, zufriedene Menschen sie mit Dankbarkeit gegen den Geber alles Guten hätten verzehren müssen. Aber nun saß Ferdinand da und suchte nach Fischgräten und genirte sich, die Hausfrau sah roth und verdrießlich aus, und Karl und Peter lachten alle fünf Minuten, gerade wie auf Commando, geistlos wie ein paar halbverbrauchte Phonographen, und riefen: „Ha, ha, ha, prosit John!“ Schließlich

merkte sogar John, daß etwas passirt sei, und er empfand die grenzenlose Qual der Eifersucht noch mehr als Othello, denn er hatte nicht das Rezept eines weltberühmten Dichters, nach dem er hätte rasen können, sondern mußte ganz aus eigenen Mitteln toben.

Denn der Mann ist nun einmal so, daß er nicht allein die Gegenwart und Zukunft seines Weibes für sich haben will, wozu er ja auch vielleicht das Recht hat; nein, er will auch ihre Vergangenheit beherrschen; die Zeit, wo sie ihn weder gesehen, noch von ihm gehört hat. Und stößt er dann auf einen, den er für einen ehemaligen Anbeter seiner Frau hält, so steigen in seiner Seele keineswegs die Sympathiegefühle auf, die sonst diejenigen, die gleiche Neigungen und Gewohnheiten haben, zu vereinen pflegen, sondern er faßt gegen den in Frage kommenden Menschen einen gewissen Widerwillen und benimmt sich gegen seine Frau, als ob sie ihm etwas Wesentliches zerstört hätte.

Nach Tische gingen die Herren in John's Stube, um ein Bischen zu trinken und alte Erinnerungen aufzufrischen, und Alle, außer John, wurden von dem Punsche und den Kringeln so angeregt, daß sie allen Verdruß vergaßen und ganz munter zu plaudern begannen.

Nachdem Frau Clara die Compotschüsseln fortgesetzt und die Stellen des Tischtuches, wo der Burgunder Flecken gemacht, mit Salz bestreut hatte, ging sie hin und legte ihr kleines, rosenrothes Ohr an das Schlüsselloch zu John's Zimmer in gespannter Erwartung, nun einmal etwas hören zu dürfen, was sich nicht gerade dazu eignet, in eine Bibliothek für die reifere Jugend aufgenommen zu werden.

* * *

„Ja, John, Deine Donna Elvira, die Du in Upsala hattest, war das Leckerste, was man in der Art sehen konnte," sagte Peter Svensson.

„Welche Figur, welche Haut, welche Haltung!" bemerkte Karl Bom.

„Ich vergesse nie, wie süß sie aussah, wenn sie auf Deinem Sopha unter der Schlafdecke lag und ihre schönen, südländischen Augen forschend auf Alle richtete, die in's Zimmer kamen," meinte Ferdinand Lundqvist.

„Das war vielleicht auch die Einzige hier im Leben, die aufrichtige, uneigennützige Neigung für mich empfand, ja, ja!" seufzte John.

„Pfui, das sagst Du, der eine so kleine, süße Frau hat," sagte Ferdinand.

„Sprich nicht von ihr, das bitte ich mir aus!" fuhr John ihn an. — — —

Frau Clara hatte genug gehört! Ihr Mann, ihr geliebter John, der geschworen hatte, sie sei seine erste, letzte und einzige Liebe, hatte also in Upsala eine Geliebte gehabt, eine Spanierin oder was das sonst für ein Weibsbild gewesen war. Sie hatte bei ihm gewohnt und sich nicht einmal vor Besuch genirt. Und er liebte sie noch, liebte sie so, daß er nicht einmal den Namen seiner Frau hören mochte. O John, das ist so furchtbar, daß man daran sterben möchte! — — — Ja, das wollte sie, und das noch heute! Wie hätte sie auch nach dieser unheimlichen Entdeckung weiter leben können! Mit zerrissenem Herzen räumte sie ein wenig im Leinenschrank auf, zählte das Silberzeug nach, nahm ein neues Stück Seife für den Knaben heraus, und dann setzte sie sich hin und schrieb unter strömenden Thränen:

John!

Wenn Du dies liest, bin ich todt, und Du kannst Dich also mit Deiner Donna Elvira verheirathen! O, John, daß Du so grausam gegen mich handeln konntest! Unsern Jungen mußt Du zu Mama schicken; er soll Donna Elvira nicht beschwerlich fallen, und vielleicht würde sie ihn katholisch machen, wie sie selbst ist, wenn sie überhaupt Religion hat, das schlechte Geschöpf. O John, weißt Du noch, was Du mir an unserem Hochzeittag gelobtest? Du wirst vielleicht doch Gewissensbisse fühlen, wenn Du die schrecklich entstellte, kalte, gefühllose Leiche Deines Weibes, das Du gemordet hast, vor Dir siehst! Denn Du hast mich gemordet, John! Wenn Du noch Interesse an meiner kalten Leiche nimmst, kannst Du so gut sein und draußen bei Kantholmen suchen lassen. Lebe wohl! Möge Gott Dir in Deiner Sterbestunde gnädig sein!

Clara.

P. S. John! Ich habe stets Dein Haus so gut in Ordnung halten wollen, wie ich es konnte, und darum will ich Dir nur sagen, daß das Erdbeergelee in den beiden großen Häfen links im Schranke anfängt zu gähren und ganz verdirbt, wenn Du es nicht bald aufkochen läßt. — Du kannst ja sagen, daß ich vor Schwindel in's Wasser gefallen bin. Ach, John, daß es ein solches Ende nehmen sollte!

Deine gebrochene Clara!

P. S. Du hast reizende Freunde, John! Hast Du gemerkt, wie verblüfft Herr Lundqvist aussah, als er mich erkannte! Weißt Du warum? Ja, der Engel kaufte einmal in meinem Geschäft einen Fächer zu 16 Kr. 75 Oere für eine alte Schauspielerin, und um den Fächer habe ich ihn vergeblich vier Jahr lang gemahnt. Er glaubte wohl, es gäbe mehr als eine Clara Johnsson auf der Welt. Habe ein Auge auf das Kindermädchen; sie stiehlt! Ein ewiges Lebewohl!

Clara.

Frau Clara küßte ihren kleinen Jungen, kräuselte das Nackenhaar ein Bischen, zog den Regenmantel an und ging hinaus, um den Tod in den Wellen zu suchen, den schauerlichen Tod einer schändlich betrogenen Frau. O, Donna Elvira!

Der arme John befand sich auch gerade nicht zu wohl unter seinen drei Freunden, über deren Kommen er sich so sehr gefreut hatte. Mit genauer Noth konnte er sich nur bezwingen, nicht seine schwere Hand zerschmetternd auf Lundqvist's Schädel fallen zu lassen. O der Qual, daran zu denken, daß dieser kleine, häßliche, rothhaarige Schleicher seiner stolzen, schönen Clara Geliebter gewesen war! Welche Erniedrigung!

* * *

Karl, der mittlerweile durch die starken Getränke sehr aufgeregt worden war, stieß Peter in die Seite und sagte: „Du, Peter, nun ist John bald fertig! Er sieht richtig unheimlich aus; er ahnt den ganzen Zusammenhang, der arme Bursche. Nach all diesem gebe ich nicht 75 Oere für Ferdinand's Ohrläppchen . . ."

„J—i—i—ich auch nicht," stieß Peter hervor.

Zuletzt konnte der arme John es nicht mehr aushalten; er stürzte in's Eßzimmer, um frei aufzuathmen.

Ein Brief! Clara's Handschrift! Was sollte das heißen? O Himmel! — John hatte den Brief durchflogen und eilte wie ein Wahnsinniger nieder zum See, nach Kantholmen. Sollte er zu spät kommen? Nun verdeckten nur noch einige Büsche den Strand.

„Ach—a—a—ach!" hörte er eine ängstliche Frauenstimme. Großer Gott, jetzt stürzte sie sich gewiß hinein! John flog vorwärts . . .

Als er ankam, lag seine Clara nicht sterbend im Wasser, wie eine geknickte Seerose ihr gebrochenes Auge mit stummer Anklage zum Himmel erhebend. Nein, das that sie nicht. Sondern sie stand trocken und unbeschädigt mit aufgerafftem Kleide am Strande, blickte vor sich nieder und schrie, als ob sie gemordet werden sollte. Als John näher kam, lief sie ihm entgegen, schlang die Arme um seinen Hals und schluchzte: „Liebster, rette mich, ich habe nicht den Muth zum Sterben, da hinten ist ein so — so schrecklich großer Igel!"

Und John nahm seine kleine, kindische Frau in die Arme und küßte sie warm und innig. Er wußte ja nun aus ihrem Abschiedsbrief, daß Ferdinand Lundqvist das noch nie gethan hatte.

Clara ließ sich halb vom Seestrande forttragen. Sie war mehr todt als lebendig von allen diesen Seelenerschütterungen. Doch je weiter sie sich vom Igel und der Todesgefahr entfernte, desto lebendiger wurde der Dämon der Eifersucht wieder in ihrem Herzen. Sie schmiegte sich enger an ihren John, blickte in seine Augen wie ein auf den Tod verwundetes Reh und flüsterte:

„Ist diese Donna Elvira denn so schön, daß Du sie nie vergessen kannst?"

Erröthend flüsterte ihr John in's Ohr: „Sie ist es nicht mehr, aber sie war es. Ja, mein Liebling, ein solches — Hündchen gibt es nicht mehr auf der Welt, und als sie zu alt wurde, schoß ich selbst eine Kugel in ihr treues Herz."

Aus der Hauptstadt.

Calumnien.

Die linden Lüfte waren erwacht, die Damen trugen keine ausgeschnittenen Kleider mehr, und zahlreiche Erkältungen bewiesen unwiderleglich den Eintritt milder Witterung. Was sich zur Gesellschaft von Berlin rechnete, jeder Börsenfixstern, jeder Freibilletschnorrer, begann, Reisepläne zu entwerfen; in allen Cafés und fashionablen Restaurants fanden große Zusammenrottungen Arbeitsloser statt, die ernsthaft die soziale Frage erörterten, ob heuer etwa Abbazia, Mentone oder Monte Carlo zum Ziel genommen werden sollte. Und kaum hatte Singer's Macht dem Grafen Caprivi zu einer Stieglitzmajorität von bestechender Buntscheckigkeit verholfen und seinen Mißhandelsvertrag durchgedrückt, kaum waren die letzten Zustimmungsadressen, im Dutzend billiger, eingelaufen, als das elegante Berlin auch schon seine Osterferienreise antrat, von einigen Großwürdenträgern und Bankgöttern abgesehen, die sich zu Moabit mit Heuchlern und Pharisäern placken mußten. Da fuhr die Reiselust auch mir in die Beine, und weil nach dem glorreichen deutsch-französischen Abkommen über das Kameruner Hinterland auch in Afrika für uns nichts mehr zu holen war, verkaufte ich mein bereits gelöstes Retourbillet dahin einem Herrn vom Auswärtigen Amte, dem Luftveränderung gerade sehr noth that, und ging aus, ein ganz neues und noch nie dagewesenes Land zu bereisen.

Dies Land heißt Calumnien. Bevor ich meine eigenen Reiseerlebnisse schildere, will ich dem hoffentlich geneigten Leser in Kürze mittheilen, was Zeitungsberichte, forensische Reden und Conversationslexica über dortige Zustände zu melden wissen. Calumniens Industrie ist bedeutend, und wenn auch sein Export der krankhaft gesteigerten Production nicht die Waage zu halten vermag, so kann doch jeder mit Buchhändlermakulatur Vertraute leicht ziffernmäßig beweisen, daß die calumnische Ausfuhr die voraussichtlichen Segnungen des deutsch-russischen Handelsvertrages, ebenfalls in Zahlen ausgedrückt, weit übertrifft. Sie beläuft sich auf mehrere tausend Mark. Die Calumnier nähren sich von Ehrabschneiderei, und zwar von gewerbsmäßiger. Obgleich nun aber die selbstverständlich darauf ruhende Gewerbesteuer eine solche Höhe erreicht, daß sie den Ertrag ihrer Thätigkeit bedeutend übersteigt, nur selten bezahlt werden kann und deshalb meist abgesessen werden muß, hängen sie doch mit großer Zärtlichkeit an ihrer Profession. Ueberhaupt sind die Calumnier ein in mancher Beziehung seltsames Völkchen. Sie tragen ihre Haut mit einer Courage zu Markt, die jeden gebildeten Deutschen mit hochgradigem Ekel erfüllen muß und auf's Widerlichste absticht von den Gepflogenheiten wahrhaft freigesinnter Männer. Als ein sehr häßlicher Charakterzug muß ferner angesehen werden, daß sie sich mit Vorliebe auf Mächtige und Starke stürzen, hierin einer Weisung des berüchtigten Pasquillanten Aristophanes von Athen (steht nicht im Kürschner) folgend, der auch nur an die Gewaltigen Hand anlegte. Bedenkt man, daß anständige Journalisten und Schriftsteller ihre Gemeinheiten grundsätzlich nur an Schwachen und Wehrlosen, jungen Mädchen und dergl. auslassen, sich aber wohl davor hüten, gegen einen hohen und machtbegabten Herrn anzureiten, so muß die Abneigung des Lesers vor den gerade entgegengesetzt handelnden Calumniern in's Grenzenlose steigen. Heutzutage, wo der Futterkorb tüchtiger Literaten der Spucknapf ist, verletzen die rückständigen Anschauungen der Calumnier jedes feinere Gefühl, und es scheint berechtigt, die Frage aufzuwerfen, ob man sie nicht einfach mit den Anarchisten in einen Sprengtopf werfen und unter das Dynamitgesetz stellen sollte. Doch davon später. Die Köpfe der Calumnier sind von finsterstem Aberglauben erfüllt. So kriegen sie es z. B. fertig, Excellenzen wie gewöhnliche Sterbliche zu behandeln, Bankdirectoren und Großfinanciers kleiner Schwächen für fähig zu halten (!) und mit wahrhaftigem Fanatismus auf exponirten Posten auszuharren. Sie haben die Stirn, die Stirn in Falten zu ziehen, wenn ein Bankdirector, der noch dazu halbe Tage im Parlament sitzt, „nur $1^1/_3$ Million" Gehalt in vier Jahren bezieht, während es eine Berliner Schulmeisterin im selben Zeitraum kaum auf 5000 Mark bringt. Selbst die sittliche Entrüstung des Herrn von Hanemann, der sich mit Recht dagegen empört, ganz wie andere, ungeadelte Zeugen vor Gericht ausgefragt zu werden, läßt die sitten- und ehrfurchtlosen Calumnier kalt. Ob sie dagegen abergläubisch genug sind, für ihre Markbrochuren in dem allerdings viel bücherkaufenden Deutschland großen Absatz, ja materiellen Gewinnst zu erhoffen, wie Staatsanwälte und andere begabte Seelenforscher manchmal behaupten, bleibe dahingestellt; ich für mein Theil kann Niemand, der mir nicht das Gegentheil von sich beweist, für so naiv halten.

Soweit gehen die Informationen, die ich anderen Autoren über Calumnien und seine Bewohner verdanke. Ich habe absichtlich nicht alle ihre Details wiedergegeben, um der Gutgläubigkeit des sehr geehrten Lesers nicht übermäßig viel zuzumuthen; die Mittheilung beispielsweise, daß die Calumnier Zweifel in die starre, altgermanische Ehrlichkeit unserer Bankiers und in die ewige Wahrheit setzen, wonach es Hauptzweck der Discontobank zu Berlin ist, „deutsches Kapital zu retten", in Rumänien wie in Argentinien; daß sie ferner nicht an Rothschild glauben und in dem Wahn leben, durch ihr rücksichtsloses Vorgehen das Laienpublikum vom Börsenspiel abhalten zu können, diese phantastischen Mittheilungen habe ich einfach unterdrückt. Zur Reise nach Calumnien nun bewog mich außer der Eingangs erwähnten Lust an Frühlingsspritztouren vor Allem eine Nachricht angesehener Börsenorgane, der zufolge erstens das schändliche und gewissenlose Treiben der Verleumderbanden moralische Brunnenvergiftung bedeute, zweitens einer Epidemie ähnele und drittens eine giftige Sumpfblume sei. Ich sagte mir, daß hier ein Irrthum untergelaufen sein müßte. Punkt eins widersprach den beiden anderen. Wer einen Brunnen vergiftet, ist zweifellos ein Verbrecher, selbst wenn der Magistrat schon vorher den Brunnen mit der Aufschrift „Kein Trinkwasser!" schmückte. Von einer Epidemie ergriffen worden zu sein, bedeutet dagegen keine Sünde, ein Kranker darf nicht ohne Weiteres Missethäter genannt werden. Wo Epidemien ausbrechen, da muß viel Krankheitsstoff in der Luft liegen. Und giftige Sumpfblumen sind nur da zu finden, wo es eben einen Sumpf gibt.

Unter solchen Erwägungen faßte ich meinen patriotischen Entschluß.

* * *

Ehe ich in das wilde Land eindrang, besuchte ich den mir bekannten verantwortlichen Redacteur eines bedeutenden politischen Blattes von ausgesprochen anticalumnistischer Tendenz. Ich verehrte diesen Mann ungemein, einmal wegen seines Alters — er hatte allein 32 Jahre 6 Monate und 14 Tage im Gefängnisse gesessen, geistvoller aber ehrverletzender Preßspäße seiner unverantwortlichen Rathgeber und Collegen halber, dann imponirte er mir wegen seines Reichthums, der es ihm erlaubte, fast Woche um Woche hundert bis zweitausend Mark Geldstrafe zu erlegen, niedlicher kleiner Verleumdungen und Lügen halber, die gleichfalls von den Unverantwortlichen begangen wurden; drittens wegen des mehr als geringen Gehaltes, wofür er so verantwortliche Functionen übernommen hatte. Als ich in der Redaction eintraf, war er gerade damit beschäftigt, die Bedürfnißräume zu reinigen; es gehörte dies zu seinen Lieblingsunterhaltungen. Ich wartete, sah ihm nachher dabei zu, wie er die Stiefel seines Collegen, des Chefredacteurs, wichste und andere wichtige redactionelle Arbeiten, so das Einrühren von Kleister, das Aufstellen von Mäusefallen, besorgte. Endlich konnte ich ihm mein Anliegen vortragen und ihn um ein Empfehlungsschreiben an die Calumnier ersuchen.

Der verantwortliche Redacteur lehnte meine Bitte rundweg ab. Er sei nicht unter die Schriftsteller gegangen, um zu schreiben. Das überlasse er den Leuten, die es nicht verstanden hätten, es bis zum Redacteur zu bringen. Sein Stolz liege gerade darin, in den Augen der Welt, des Publikums und der Behörden verantwortlicher Leiter eines Weltblattes und trotzdem nicht im Stande zu sein, den eigenen Namen richtig schreiben zu können. Aber nicht nur aus diesem Grunde müsse er mich abschlägig bescheiden. Er wolle mit Leuten, die geistig und gesellschaftlich so tief unter ihm stünden wie die Calumnier, nicht in Verkehr treten. Er sei gewohnt, intim und unter vier Augen mit Generalen und Künstlern zu verkehren, und die Beleidigungen, für die er theils strafrechtlich, theils in Privatumgang haften müsse, unterschieden sich grundlegend von ordinären Calumnien. Die ordinären Calumnier, meinte er, beleidigen und schimpfen, weil sie allen Ernstes glauben, wunde Punkte gefunden zu haben, der Oeffentlichkeit, der Moral, dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, wenn sie ohne viel Besinnen, plump und hauebüchen, auf ihr Ziel losgehen. Der anständige Journalist — er blickte bei diesem Wort

in den Spiegel — beschäftigt sich dagegen nie mit öffentlichen Mißständen und etwaigen kleinen Panamysterien eines Machthabers; nein, er dringt in die pikanten Familiengeheimnisse harmloser, unbekannter Staatsbürger ein, erfindet solche Geheimnisse, wenn zufällig keine vorhanden sind, und stellt die Betroffenen an den Pranger. Er lügt, verdächtigt und verleumdet in's Blaue hinein, wie es ein geborener Calumnier nicht besser kann, aber weil ihm die Vorstellung fehlt, das alles zum Wohle des Landes zu thun, weil er nur aus schäbiger Sensationslust handelt, kommt er vor Gericht meist besser weg als der ordinäre Calumnier. Der ordinäre Calumnier ist eben, mit einem Worte sei's gesagt, ein Esel. Ottermann, der sehr Obscure, behauptet dagegen, ein Hallunk. Ottermann muß es freilich wissen. Ein Bankdirector, sei er auch nur Strohmann, kennt sich auf Hallunken aus.

* * *

Mein theurer Freund hat Recht behalten. Was ich in Calumnien sah und hörte, war völlig dazu angethan, mich von der Richtigkeit seiner Anschauungen zu überzeugen.

Die Einwohner dieses curiosen Ländchens sind die Opfer ihrer eigenen Dummheit. Sie glauben sich berufen, die Welt zu bessern, Unrecht aufzudecken und halten es für ihre Pflicht, unter Einsetzung der eigenen Person den schweren Kampf aufzunehmen. Sie verschwenden eine enorme Arbeitskraft daran, Material herbeizuschaffen und Dinge zu beweisen, von deren Zusammenhang und Gang sie so wenig verstehen wie die meisten hohen Justizbeamten vom internen Börsenschwindel. Sie stürzen sich mit Vorliebe auf Männer, bei denen als gewiß anzunehmen ist, daß sie ehrlich und integer sind, schon weil die allereinfachste Klugheit ihnen Ehrlichkeit gebietet. Es ist sehr schwer zu sagen, welche von diesen drei ausbündigen Calumnier-Thorheiten die größere genannt werden darf.

Von Calumniens Gefilden ging bei uns lange die Sage, man lebe dort herrlich und in Champagner-Freuden, fast wie im Thiergartenviertel vor dem schwarzen Jahre 1890; die Wege seien mit Austernschalen gepflastert, und wer sich nicht an Trüffeln und kostbaren Weibern Tag für Tag Magen und Herz verderbe, werde expatriirt. Ich habe das Gegentheil gefunden. Den Calumnier von heute hindert seine phänomenale Dummheit, wie ein Depot-Tiger zu leben. Er hat die Kunst, Bürstenabzüge zu präsentiren, nie gelernt. Ja, er ist verbohrt genug, nicht einmal das glorreiche System der Preßbetheiligungen aufzunehmen und auszubauen. Der Börse, die jeder Calumnier, seine Unsittlichkeit solchermaßen erhärtend, mit wüthender Inbrunst haßt, gilt sein Abscheu zum guten Theil deshalb, weil sie den schlecht bezahlten jungen Leuten unserer vornehmen Zeitungen liebreich unter die Arme greift, in jener zarten, gewinnenden Form, die Dr. Müller-Führer der Börsen-Enquête-Commission so hübsch erklärte:

„Ich bin vor etwa drei Jahren an die Börse gekommen als Vertreter des Reichsboten; sehr bald bekam ich ein eingeschriebenes Couvert geschickt mit einigen hundert Mark und der Visitenkarte eines Bankiers. Darauf stand: Anbei Ihre Betheiligung an der und der Emission. (Heiterkeit.) Ich schickte Geld und Visitenkarte sofort zurück. Ich erkundigte mich unter Kollegen, wessen Fürsorge ich es zu verdanken hätte, daß der Bankier meine Adresse erfahren habe. Da sagte mir Einer: das konnte der dumme Mensch auch wissen, daß Sie das Geld so nicht annehmen würden. Es konnte ja Jemand dabei sein, während Sie das Couvert öffneten. So muß es nicht gemacht werden. (Heiterkeit.) Ich will ihm sagen, daß er Ihnen ein Conto eröffnen und Ihnen mittheilen soll, daß er Ihnen so und so viel Actien zugetheilt hat." Ich sagte: „Bitte, lassen Sie das, der Fall ist erledigt." Diese Auskunft klärte mich darüber auf, unter welchen Vorsichtsmaßregeln die sogenannten Preßbetheiligungen an den Mann gebracht werden . . . Später kam kaum eine größere Emission vor, ohne daß nicht der eine oder der andere von meinen Kollegen zu mir gekommen wäre und mir gesagt hätte: „Haben Sie schon die Betheiligung an der und der Emission?" — In diesen Tagen gibt die und die Bank ihre Halbjahrsgratifikationen an die Presse aus, — Sie stehen doch auch auf der Liste?" — „Nein, ich vermeide es sogar so viel wie möglich, den Herren bekannt zu werden." — „Es ist gar nichts dabei, thun es ja fast Alle, und es handelt sich jährlich um viele Tausende von Mark; kommen Sie her, ich stelle Sie vor." Ich habe, um mich zu unterrichten, das Anerbieten, mich den betr. Bankdirectoren vorstellen zu lassen, einige Male angenommen, aus Händedruck und Augenzwinkern entnahm ich, daß man mir Muth machen wollte, es entspann sich ein kleines Gespräch, das ich im richtigen Augenblicke abbrach, um die Herren darüber nicht im Zweifel zu lassen, daß ich die Bekanntschaft nicht zu fructificiren gedächte . . . Später wurde mir einmal gesagt: „Wenn Sie Ihre Visitenkarte nicht abgeben oder Ihre Adresse nicht nennen wollen, so lassen Sie doch privatim verlauten, bei welcher Bank Sie ein Depositenconto haben. Dann wird Ihnen regelmäßig Ihre Betheiligung dorthin anonym übersandt, oder geben Sie eine Deckadresse an. Es gibt der Mittel genug, um die Sache so heimlich zu machen, daß keine Gefahr mehr damit verbunden ist . . . Ich bin allmählich in das ganze System der Bestechungen eingeweiht worden und finde hierin eins der wirksamsten Mittel der Großfinanz, ihre einzelnen Operationen mit Erfolg durchzuführen und sich im Allgemeinen ein glänzendes Renommee zu verschaffen. Ein Redacteur, der regelmäßige Gratifikationen von jährlich mehreren tausend Mark von jeder großen Bank oder doch den meisten bezieht, kann von diesen Instituten und Firmen immer nur mit der Devotion eines Angestellten schreiben, und da weitaus die Mehrzahl aller von einem wohlhabenden Publikum gelesenen Zeitungen unter diesem Banne steht, so sind die Banken, die das Börsengeschäft beherrschen, jeder wirksamen Kritik entzogen."

Gegen diese, nun gerade nicht göttliche, Ordnung sträubten sich die Ahlwardt, die Plack aus Leibeskräften, und wenn der rechte Preßmensch eben deshalb verächtlich auf sie herabblickt, so muß ich sagen, daß mir ihre alberne Ehrlichkeit zwar auch keineswegs angebracht scheint, daß ich aber Handlungen sehr hoch angesehener und allgemein verehrter Gentlemen kenne, die mir viel weniger sympathisch sind. Ich weiß nicht, ob es Anderen auch so geht — in meinen Augen war Ahlwardt „rehabilitirt" und ich gewann den Kerl beinah ein Bischen lieb, als mir mitgetheilt wurde, daß er die Erträgnisse seiner Broschüren dazu verwende, alte Schulden zu bezahlen und daß er ärmer lebe als das ärmste Berliner Volksschullehrerlein. Man sollte zwar einem „Schriftsteller" die unglaubliche Idee, Schulden zu bezahlen, anstandshalber nicht zutrauen, und wenn Einer von den Kollegen, die den Ahlwardt beständig Schuft, Schurke und Raubmörder nennen müssen, sein Honorar in dieser absurden Weise verschwenden wollte, statt es menschenwürdig bei Dressel zu hinterlegen, so verlöre er Brot und Stellung, denn der Herr Chefredacteur vermuthete sofort Gehirnschwund oder Marasmus . . .

Ich habe mich, ehe ich Calumnien bereiste, wiederholt darüber gewundert, daß seine Einwohner mit dem Volk ringsum auf so gutem Fuße leben, daß sie für ihre närrischsten Unglaublichkeiten noch zehntausend Gläubige finden, daß die langathmigsten Gerichtsverhandlungen diesem Publikum nicht die Ueberzeugung beizubringen vermögen, sein Prophet habe gelogen. Ahlwardt gilt dem Kleinbürger immer noch als aureolenumstrahlter Märtyrer der Wahrheit, und die drakonische Strafe, die man über Plack verhängte, löscht, so seltsam das klingt, in den Augen des Volkes seine Vorstrafen aus. Die Justiz erweist sich hier als ohnmächtig, der vox populi gegenüber; ihr strafendes Schwert schlägt den Verbrecher zum Ritter . . . Was ist das?

Der gährenden Unzufriedenheit, die in den Gemüthern brütet, deucht jeder Kämpe, jeder Verkündiger dieser Unzufriedenheit gut; wenn er im Streit wider den Geldschmutz nur selbst rein vom Geldschmutze bleibt, wird ihm Alles nachgesehen. Er mag die rostigsten Waffen führen, mag immer wieder in den Sand gestreckt werden, und man flicht ihm Lorbeerkränze; er mag sich an Männern vergreifen, von denen, wie von Johannes Miquel, wir noch reichen Segen für das Vaterland erhoffen, und man feiert ihn als Drachentödter. Dem kleinbürgerlichen Haß gegen den Kapitalismus scheint nachgerade jedes Kampfmittel geeignet. Wer nur immer einen Repräsentanten der tausendfach verfluchten Geldmacht angreift, darf des dröhnenden Beifalls der bedrängten Kleinen sicher sein, und schleppt man ihn vor Gericht, Tausende ziehen mit und beten für ihn.

Es ist eine Epidemie, aber warum hat man unser Volk so geschwächt, daß es ihr widerstandslos verfällt?

Es ist eine Giftpflanze auf dem Sumpfe des Mammonismus — aber warum trocknet man den Sumpf nicht aus?

Das Reich Calumnien ist gegründet worden und groß gemacht, wird Tag für Tag weiter ausgedehnt just von denen, die ihm nicht Worte des Fluches genug zurufen können. Prinz Vogelfrei.

Von den Operettenbühnen.

Väterchen Offenbach ist todt, aber seine ungezogene Tochter, die Operette, will sich noch immer nicht begraben lassen. Seit zehn Jahren siecht sie anscheinend rettungslos hin, nicht etwa weil sie sich überlebt hat, sondern weil die Talente fehlen, die ihr wieder aufhelfen könnten. Der Letzte, der sie noch einmal galvanisirte, war ein Sohn des unmusikalischen England, doch was er nach dem „Mikado" an Heilmitteln aufbrachte, bewährte sich nicht mehr. Die Wiener Operette aber ist an dem Unsinn ihres Lebensprincipes zu Grunde gegangen: der gesungenen Tanzmusik. Es bleibt eben nichts anderes übrig, als das Genre vernünftig zu machen und ins Gebiet der komischen Oper hinüberzuretten. Vielleicht gelingt's, denn die heitere Musik oder, wie man geringschätzig sagt, die leichte Musik ist nicht umzubringen. Sie hat so gut ihre Daseinsberechtigung wie die seriöse und ein viel größeres treues Publikum. Aber alle Versuche sind bis heute gescheitert, denn Grétry's Wort bleibt eine Wahrheit: in der Opernmusik ist nichts so schwer als das leichte.

Vorläufig machen sich in der Reichshauptstadt noch immer zwei große Operettenbühnen unnöthig das Leben schwer. Zwischen dem alten Friedrich-Wilhelmstädtischen und dem Theater Unter den Linden ist ein Wettkampf im Herausbringen neuer Operetten, der eines besseren Zieles würdig wäre und sich als zwecklose Kraftvergeudung erweist. Die eine Novität ist nämlich immer schwächer als die andere, besonders im Lindentheater. Die letzte That der Direction eines gewissen Herrn Arndt war hier die französische Operette „La Cosaque", die sich von vornherein die Amputation eines ganzen Actes gefallen lassen mußte. Für den Geist des verflossenen Directors war es bezeichnend, daß die meist aus dem Französischen genommenen Texte in ihrer sogenannten Verdeutschung stets einen patriotisch deutschthümelnden Beigeschmack haben mußten, was z. B. den Figuren des Dioscurenpaares Meilhac und Millaud etwas sonderbar zu Gesicht stand. Aehnlich wurde in der Wiener Operette: „Münchener Kindel" mehrfach das deutsche Eigengewächs gefeiert und auf den Franzmann geschimpft, während die Weisen des Herrn Charles (nicht Karl!) Weinberger sammt und sonders den Messieurs Offenbach, Lecocq, Planquette und Audran entnommen oder nachempfunden waren. Aber solche Renommisterei macht sich gut, und auf den Gallerien werden jene Gemüthsmenschen noch immer nicht alle, die sich durch die chauvinistische Phrase zum Beifall hinreißen lassen. Immerhin mag zur Entschuldigung dienen, daß der Text einem wahrscheinlich deutschen Volksstück: „Der Filz als Prasser" von Theodor Flamm, dem Chefredacteur des Wiener „Kikeriki", nachgebildet war; natürlich mit der üblichen Verwässerung und Vertrottelung, so daß von dem guten Luftspielstoffe wenig mehr übrig blieb: durch eine Testamentsclausel wird ein geiziger Bauer gezwungen, in kürzester Frist hunderttausend Mark zu verschwenden, was er mit schwerem Herzen fertig bringt, um schließlich doch seiner Natur zu erliegen; das beiseite geschaffte Geld wird entdeckt und ihm zum Verderben. Von Wien ist die Handlung nach München verlegt, und der Filz kommt aus dem Bregenzer Wald dorthin. Daher der Name: Münchener Kindel!

Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater konnte sich „Der Lieutenant zur See" von Louis Roth ebenso wenig halten. Der Componist gab mit vollen Händen Eigenes und Fremdes, manches Hübsche und noch mehr Triviales, aber auch in der Banalität nichts Packendes für die große Menge. Für das Libretto war, wie bei Genée's „Freund Fritz", Reclam's „Universal-Bibliothek" die Quelle. Dort erkannte jedermann Angely's „Von Sieben die Häßlichste", hier flüsterte man sich schon nach den ersten Scenen zu: „Herrje, das ist ja „Er muß aufs Land!" In der That bestand die verschämt auf dem Theaterzettel genannte „ältere Idee" einfach in Bayard's „Mari à la Campagne", das noch heute im Burgtheater und auf anderen genügsamen Bühnen gegeben wird. Der bewährte Dramaturg des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters L. Herrmann hatte die harmlose Vorlage geschickt bearbeitet und mit wirksamen Couplets versehen. Die Inscenirung des Pietistenconventikels und des Maskenballs waren wieder Glanzleistungen von Director Fritzsche's Regie, und es ist wirklich ein Jammer, daß alles ohne nachhaltige Wirkung auf das Publikum blieb und in Anbetracht der schlechten Musik auch bleiben mußte.

Bei der letzten Operette Franz von Suppé's „Brautjagd" ist man bis zuletzt im Zweifel, was denn nichtsnutziger ist, die Musik oder der Text. Beide sind ein Sammelsurium von ältesten Operettenscenen oder wie der Theaterzettel sich ausdrückt: „mit theilweiser Benutzung Richard Genée'scher Texte." Da nun der Componist der „Nanon" noch gar nie einen eigenen Text erdacht hat, so wissen wir zum voraus, daß es sich nur wieder um französische Vorlagen handeln kann. Wie wohlbekannt muthen uns schon die zwei Liebespaare an, die in Folge tückischer Verschwörer vor der Hochzeit noch ein Probejahr ferne von einander zu bestehen haben, und dies Jährchen nun unter allerlei Anfechtungen auf Reisen verbringen, bis zuletzt sich der böse Schwiegervater im eigenen Netze fängt! Der recht alt gewordene Suppé aber fröhnt noch immer seiner Leidenschaft, mehr oder minder bekannte italienische Opernmelodien „auf Neu" aufzufrischen, besonders gern sentimentale Romanzen. Die einzig wirksame Nummer, die Räuberscene: „Guten Abend", ist Note für Note dem Orchesterpart der „Lucia von Lammermoor" entnommen, denn die führende Melodie, die jedes Wiener „Werkel" wimmert, sich zu genehmigen, dazu ist der Tondichter der „Fatinitza", dem sonst Manches schon passirt ist, denn doch zu vorsichtig.

Die neueste Novität im Lindentheater ist „Der Obersteiger" von Karl Zeller. Es ging ihr der bekannte Reklamenwirbel in der Presse voraus, und namentlich der Wiener Correspondent des Berliner Tageblatts verkündete das nun einmal übliche Meisterwerk. Die Enttäuschung blieb nicht aus. Die „Arbeiterfrage in der Operette" ist ein frivoler Humbug. Wir haben erfahren, welche tief ernste Sache ein Bergarbeiterausstand ist, und die schalen Späße der Herren M. West und Ludwig Held vermochten daher keinen fröhlichen Widerhall zu wecken. Jedenfalls ein fideles Bergwerk, diese fürstliche Marienzeche! Der leichtsinnige Obersteiger, der den Namen eines Arbeiters vom nicht Arbeiten führt, mit der Knappschaft Allotria treibt und ein Bischen Streik spielt, — der Bergdirector Zwack, der allen Schürzen nachläuft und stets auf der Suche nach seiner unehelichen Tochter und auf der Flucht vor seiner eifersüchtigen Gattin ist; eine junge Gräfin, die dem väterlichen Schloß entflieht und sich bei einer befreundeten Spitzenklöpplerin verbirgt; ein übermüthiger Bergwerksbesitzer und Fürst, der seine Arbeiter verführt und verhetzt und für den Obersteiger den Freiwerber spielt; endlich ein ganz überflüssiger letzter Act, der die zahl- und wahllosen Verwicklungen weder fortführt noch löst, — es ist alles von einer gequälten Heiterkeit, die auf die Nerven schlägt und zuletzt Aergerniß erregt. Der Dialog ist in jenem papiernen Komödiantendeutsch, das die Regisseure und Schauspieler flüssig und wirksam nennen, obwohl es das gerade Gegentheil der natürlichen Sprechweise ist, und von den Versen schweigt des Sängers Höflichkeit. Sie stehen auf der Höhe des berühmten Chorlieds im „Vogelhändler":

„Jeckus, Jeckus, das ist schwer,
Wo nehmen wir 'ne Jungfrau her?"

Besser sind die Couplets, dafür aber auch Berliner Fabrikat, worin wir dem gemüthlichen Wien offenbar über sind. Das Schlimmste ist die Musik des Herrn Zeller, die Nummer für Nummer tief unter dem „Vogelhändler" steht, wo wenigstens das frische Auftrittslied „Grüß euch Gott" und das beliebte Nachtigallenlied noch die Ehre retten. Hier aber ist Alles abgedroschen und nachempfunden, vom Walzer der Spitzenklöpplerin („Muster wie meine") und dem Walzer der flüchtigen Comtesse bis zum Couplet: „Der Bureaukrat thut seine Pflicht" und dem Schlußcouplet: „Der alte Bergmann träumt davon." Die Inscenirung war derart, daß schon die zweite Wiederholung vor einem leeren Hause stattfand; erst seit einer Neubesetzung und in Folge geschickter Reklamen hat sich der Besuch gehoben. Wir wollen unser Urtheil über den neuen Director, Herrn Binder, noch zurückhalten; er wird sich aber selbst sagen, daß sein früherer Chef — Herr Binder war lange Jahre Komiker im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, und sein drastischer „Kalchas" ist den Zuschauern gewiß noch in Erinnerung — es niemals gewagt hätte, mit einer solchen halbfertigen Regiearbeit vor das Publikum zu treten. Die nächste Novität wird darüber entscheiden, ob Herr Binder ein erstes Theater zu leiten versteht, oder ob die „Anführer" der schwer geprüften Actionäre des Lindenbauvereins mit diesem Director ihren dritten und wohl letzten Fehlgriff gethan haben.

Die Freunde der „leichten" Musik fragen sich schon besorgt, wie lange das mit den zwei Operettenhäusern noch dauern soll. Daß Berlin nur eine Operettenbühne erhalten kann, hat vor einigen Jahren das traurige Ende des Steiner'schen Walhalla-Theaters gezeigt; auch ist die Production zu unbedeutend, um zwei Theater in Nahrung zu setzen. Nun hat der treffliche Director Fritzsche, der eben sein 25. Jubiläum feierte, obendrein noch das Wallner-Theater gepachtet, so daß also die Operette zur Zeit in drei Häusern ihre Narrenschellen erklingen läßt. Im Mai aber will ein muthiger Mann im Belle-Alliance-Theater eine Volksoper gründen, während am Alexanderplatz der nämliche Versuch, der auch hier schon einmal gescheitert ist, gewagt werden soll. Das macht alsdann sechs Opernbühnen und — kein Publikum. Der Mißerfolg kann nicht zweifelhaft sein, und dann wird wohl wieder Director Fritzsche allein das Feld behaupten. Vielleicht sieht er bis dann die Nothwendigkeit ein, seine Operettenbühne in eine komische Oper zu verwandeln. Eine solche hätte zuvörderst das Erbe des Kroll'schen Theaters anzutreten, das eben in einen Sommertingeltangel verwandelt wird, nachdem es durch Jahrzehnte eine beliebte Kunsttrödelbude war, die uns zwar die Bekanntschaft einer Sembrich, Bellincioni, eines d'Andrade, Stagno vermittelte, aber mit ihrer kleinen Bühne eher eines Parodietheaters würdig war. Eine solche internationale Gastspieloper könnte neben der königlichen Bühne noch sehr gut bestehen und würde sogar einem Bedürfniß entgegenkommen. Die Zwischenzeit mag mit guten Novitäten in anständiger Besetzung und Inscenirung ausgefüllt werden, von der großen Oper bis hinab zur leichtgeschürzten Operette oder sogar zum Pariser Vaudeville à la „Miß Helyett". Ein Wettbewerb mit dem Opernhaus um erfolgreiche Werke des In- und Auslandes dürfte freilich nicht gescheut werden, und gerade in dieser scharfen Concurrenz würde wohl dort der bureaukratische Schlendrian, hier die sinnlose Schleuderarbeit verschwinden, zur Freude des Publikums und zum Besten der Kunst.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

geläufige
Das Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in 42 Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.

Verlag von **Georg Reimer** in **Berlin.**

Soeben erschienen:

König Karls XII. eigenhändige Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Carlson.** Autorisirte deutsche Uebersetzung von F. Mewius. 8°.
Preis ℳ 9.—.

Vierzig Millionen ersparte Steuern oder die Reform der Organisation der preussischen Staatseisenbahnverwaltung. Kritik und Vorschläge eines Praktikers von **Reinh. Menz.**
Preis ℳ —.90.

Soeben erschienen:

Steiner,
Philosophie der Freiheit.

„Klar und wahr möchte ich dem Buche auf's Titelblatt schreiben. Nur auf solcher Weltanschauung kann die arg bedrohte persönliche und menschheitliche Freiheit naturgemäße Anerkennung finden. **Der Verfasser hat sein Werk gerade zur rechten Zeit geschrieben, möge es die weiteste Verbreitung finden.**" —
(Deutsche Worte.)

Preis 4 Mark.

Verlag von **Emil Felber, Berlin S.W.**
Anhaltstraße 6.

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Perlen griechischer Dichtung
ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.
Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Der moderne Mensch.
Versuche über Lebensführung
von
B. Carneri.
III. Auflage.

In handlichem Taschenformat in Antiqua-Cursiv. 235 S. Preis geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.60.

Empfindung und Bewußtsein.
Monistische Bedenken
von
B. Carneri.
gr. 8°. Geheftet. Preis ℳ 1.—.

A. Gerloff,
Nauen bei Berlin.
IV. Freiburger
Münsterbau-Geld-Lotterie
Ziehung am 12. u. 13. April 1894.

Geldgewinne: 1 à 50000, 1 à 20000, 1 à 10000, 1 à 5000, 10 à 1000, 20 à 500, 100 à 200, 200 à 100, 400 à 50, 2500 à 20, 100 Werthgew. = **45000** Mk.
Zusammen **3334** Gew. = **260000** Mk.
Original-Loose 3 M. — Porto u. Liste 30 Pf. (für Einschreiben 20 Pf. extra).

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort —

Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Abonnement
auf das
II. Quartal 1894.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit nächster Nummer 13 schliesst das I. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Hierzu eine Beilage: Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 13. Berlin, den 31. März 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Kampf um das Landeskirchenthum. Von Robert Max. — Erinnerungen an Ludwig Kossuth. Von Adolph Kohut. — Die Reform des medizinischen Unterrichts. Von Dr. Julius Levin. — **Literatur und Kunst:** „Tschandala". Von Ernst Heilborn. — Alphonse Daudet über das Theater. Von Heinrich Mann. — **Feuilleton:** Steuerwuth. Von Mark Twain. — **Aus der Hauptstadt:** Am Tage Bismarck. Von Prinz Vogelfrei. — Bei den „Künstlerinnen und Kunstfreundinnen". Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Der Kampf um das Landeskirchenthum.

Von Robert Max.

Der Entwurf einer neuen Agende für die evangelische Landeskirche des Königreichs Preußen wird in nächster Zeit von der Generalsynode berathen werden. Er ist im Herbste vorigen Jahres bereits durch die Provinzialsynoden gegangen. Der Entwurf ist von angesehenen Liturgikern scharf verurtheilt. Gegen ihn haben sich in Petitionen an den Oberkirchenrath Männer der kirchlichen Mitte und der Linken gewandt. In der Art der Begründung verschieden, verlangen sie zum Wenigsten, daß den Gemeinden die Annahme der neuen Ordnung überlassen werde. Gemäßigte und verständige Männer, wie der Hallenser Professor Beyschlag, warnen vor einem Sturm, der sich gegen diese Agende erheben könne, vor Gewissensknechtung, vor der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines Massenaustritts aus der Landeskirche. Diese Warnrufe sind auf den Provinzialsynoden nicht gehört worden, sie werden auch, obwohl sie immer zahlreicher werden und sich selbst positive Professoren zu den Warnern gesellen, von der Generalsynode überhört werden. Wenigstens hat es nach Aeußerungen in der Presse derer, die zur Zeit auf den Synoden die Mehrheit haben, diesen Anschein. Die positiv-gläubige Mehrheit auf den Synoden, so nennt sie sich selbst, ist so fest überzeugt von der Wahrheit der Meinungen, die sie vertritt, daß weder Warnruf noch Unwillensschrei sie veranlassen können, auf die Minderheit Rücksicht zu nehmen. So wird denn die Generalsynode zweifellos dem Entwurf von Formularen für die Agende, wie er von der Agendenkommission des Oberkirchenraths vorgelegt ist, nicht nur zustimmen, sie wird ihn vielleicht verschärfen in der Richtung, die Beschlüsse einzelner Provinzialsynoden angeben. Von einer Mehrheit, die auf den Vorhalt, man solle nicht fromme Christen aus der Landeskirche hinausdrängen und so mittelbar die römische Kirche unterstützen, antworten kann: gründet getrost eine eigene Gemeinschaft, wir wollen euch sogar einen angemessenen Theil des Kirchenvermögens überlassen, ist alles zu erwarten. Wem nicht die Zerrissenheit des evangelischen Deutschland in Kirchen und Sekten an's Herz geht, wer den Schlachtruf der Partei höher stellt, als das allen Christen gemeinsame Bekenntniß zu dem Herrn Jesus, wer dogmatische Formeln höher werthet, als den befreienden Christenglauben, von dem ist nicht zu verlangen, daß er auf eine — Minderheit Rücksicht nimmt. Die Partei, die zur Zeit in den kirchlichen Organen die Mehrheit hat, wird die Macht, die sie damit in Händen hat, bis auf's Aeußerste ausnützen.

Als der „Entwurf von Formularen für die preußische Landeskirche" veröffentlicht wurde, fragte man sich hier und da, woher diese Beschleunigung der Angelegenheit rühre. Die Reformbedürftigkeit der alten Agende, des Werks eines königlichen Liturgikers, Friedrich Wilhelms III., ist bereits von der ersten Generalsynode im Jahre 1879 anerkannt. Seitdem schwebt die Angelegenheit. Da ist es in der That auffallend, daß die Veröffentlichung des neuen Agendenentwurfs in den Streit um das sogenannte symbolum apostolicum mitten hineinfiel, dessen — fast kann man sagen unschuldige Ursache die Aeußerung Adolf Harnack's gegenüber einigen Zuhörern über deren künftige Stellung zu dem bezeichneten Glaubensbekenntniß war. Man erinnere sich des Sturms, der sich aus dem Lager einer kirchlichen Partei gegen diese Aeußerung erhob, und vergegenwärtige sich, daß Harnack seine wissenschaftlichen Untersuchungen über die Entstehung des symbolum apostolicum in seiner großen Dogmengeschichte niedergelegt hatte, deren erste Auflage im Jahre 1885, deren zweite 1887 erschienen ist. Bis zum Jahre 1892 wußten also die Führer der herrschenden kirchlichen Richtung noch nichts von dieser Ueberzeugung des Berliner Kirchenhistorikers. Woher sonst die plötzliche Entrüstung, woher der Lärm über diese Aeußernug? Genug, es ist auffallend, daß die Veröffentlichung des Agendenentwurfs (Juli 1893) mitten hineinfiel in den an jene Aeußerung sich knüpfenden Streit. Mußte nicht jeder Unbefangene den Gegenstand dieses Streits mit dem Entwurf verbinden, konnte er nicht sich überzeugt halten, daß diesem Streit ein Ende gemacht werden solle durch den Entwurf, der das symbolum apostolicum in forcirter Weise betonte als das Panier stantis et cadentis ecclesiae? Die Art, wie sofort bei den Berathungen der Provinzialsynoden das Symbol zum Streitpunkt wurde, wie die Bedeutung des Symbols für das gottesdienstliche Leben der Gemeinde verschärft wurde, gab dem, der so combinirte, Recht. Der Agendenstreit, man kann bereits davon sprechen und wird noch viel mehr davon reden, ist zu einem Streit um die Bedeutung des sogenannten symbolum apostolicum für die evangelische Gemeinde geworden. Autoritäten auf liturgischem Gebiet haben den archaistischen Charakter des Agendenentwurfs getadelt, sie haben betont, daß in den Formularen Wendungen beibehalten oder eingefügt sind, die dem Ohr des Christen der Gegenwart fremd und für seine religiöse Erbauung werthlos sind. Dieser Punkt ist bereits hinter dem ungleich wichtigeren, der Art der gottesdienstlichen Benutzung des apostolischen Symbols, zurückgetreten. Der Entwurf schreibt den Gebrauch des Symbols bei der Taufe der Kinder und der Erwachsenen in der Weise vor, daß im ersteren Fall

die Pathen sich an Stelle des zu taufenden Kindes zu dem Symbol bekennen, im letzteren Fall der Täufling durch Bejahung sich zu dem Bekenntniß verpflichtet. Bei der Confirmation soll das Apostolicum von den Confirmanden als ihr „eigner Glaube", auf den sie getauft sind, hergesagt werden. Für die Ordination hat der Entwurf das Apostolicum nicht vorgesehen, doch haben die Provinzialsynoden es wieder eingefügt und zum Theil auch das Hersagen des Apostolicums Seitens der Ordinanden verlangt. Im Gemeindegottesdienst wird das Apostolicum als Bekenntniß der Gemeinde von dem Geistlichen hergesagt. Das sogenannte symbolum apostolicum hat durch die Agende eine so herrschende Stellung im gottesdienstlichen Leben der Gemeinde erhalten, daß die Meinung erweckt wird, als wäre es das Bekenntniß und als wäre der, der die Aussagen des Apostolicums als seinen Glauben bekennt, bereits ein vollkommener Christ. Nun ist aber weder das symbolum apostolicum, noch das s. Athanasianum, noch das s. Nicaeno-Constantinopolitanum, noch die confessio Augustana, noch irgend ein anderes Symbol, welches es sei, das Bekenntniß, sondern alle Symbole sind Formulirungen des Christenglaubens, der, so er recht war, immer derselbe war und in den kurzen Worten ausgedrückt werden kann: Jesus Christus ist mein Herr, mit den Begriffsmitteln einer bestimmten Zeit. Der Inhalt aller Symbole ist derselbe, die Form verschieden. Das ist evangelische Ansicht, und das haben auch die Bearbeiter des Agendenentwurfs anerkannt. Nicht so die Wortführer der Synodalmehrheiten. In dem Sinn dieser Mehrheiten liegt es, das symbolum apostolicum festzustellen als den Grund einer festen Kirche, und die Verpflichtung auf den Wortlaut des Bekenntnisses haben sie als die unentbehrliche Bedingung für die Zugehörigkeit zur Kirche hervorgehoben. Sie betonen von Neuem „die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik". Sie vergessen, daß sie keinem Menschen auf der ganzen Welt, der nicht Jesus als seinen Herrn bekennt, klar machen werden, daß das „am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel" u. s. w. Thatsachen seien. Sie vergessen, daß andere Dinge, die dem evangelischen Christen ganz gewisse Thatsachen sind, die Rechtfertigung aus dem Glauben, Gottes Liebe in dem Symbol nicht vermerkt sind. Sie fordern von dem, der erst in die christliche Gemeinschaft aufgenommen werden soll, das Bekenntniß zu Thatsachen, in die er erst hineinwachsen kann, und verlangen von dem, der bereits Glied der christlichen Gemeinschaft ist, weniger als dem Christenthum wesentlich ist. Sie begnügen sich mit einem „zu wenig" um des Bekenntnisses und der Einheit der Kirche willen und fordern „zu viel" aus denselben Gründen. Dies Verfahren widerspricht der pädagogischen Weisheit, die Jesus selbst anwandte gegenüber denen, die neu an ihn herantraten, und den hohen Forderungen, die er seinen Jüngern gesetzt hat. Christ sein ist doch etwas mehr als die Aussagen eines alten Bekenntnisses für wahr halten. Zugegeben, es sind Thatsachen, die das Apostolicum aufzählt, zugegeben, daß diese Thatsachen als solche von mir anerkannt werden, was habe ich damit für mein Leben gewonnen? Sie sind besten Falls in mein übriges Geschichtswissen eingereiht, sie sind todtes Material, gedächtnißmäßig angeeignet. Der todte Stoff dieser „Thatsachen" kann nur Leben erhalten, wenn vorher der Herzensglaube zu dem Herrn Jesus vorhanden ist. Also das Bekenntniß hat nur Leben durch den schon vorhandenen Glauben. Weiter, dieser Herzensglaube ist selbstgewiß, ohne daß ich alle Sätze für wahr erkläre. Ich kann Jesus als meinen Herrn und Heiland kennen, erkannt haben und bekennen, ohne daß ich das „empfangen vom heiligen Geist" u. s. w. als Thatsachen der Wirklichkeit anerkenne. Warum also begnügen sich die Herren nicht mit einem weiten Bekenntniß, in dem alle Evangelischen sich vereinigen können, im Bekenntniß zum Herrn Jesus? Warum verlangen sie, daß die Pathen sich zum Apostolicum bekennen, daß Convertiten das Apostolicum als ihre religiöse Ueberzeugung anerkennen, daß Confirmanden es als ihren eigenen Glauben hersagen, daß die künftigen Geistlichen auf das Apostolicum verpflichtet werden?

Das Wort „Glauben" bezeichnet im gewöhnlichen Sprachgebrauch Fürwahrhalten. Wenn man diesen Sprachgebrauch zu Grunde legt, ist „Glaube" eine schlechte Uebersetzung des griechischen Wortes πίστις. Soll dieser Uebersetzungsfehler, der unvermeidlich ist, weil uns ein Wort für πίστις, Treue Gottes zu den Menschen und Treue des Gottgläubigen zu Gott, fehlt, verbessert werden, so wird stets hinzugefügt werden müssen, Glaube heißt im evangelischen Sinne so viel wie herzliche Liebe zu Gott und seinem Gesandten, der uns Gott als Vater erkennen gelehrt hat. Wird nun von Pathen, Convertiten, Confirmanden, Ordinanden, Gemeinde das Apostolicum als der Glaube abverlangt, so wird der Schwerpunkt des christlichen Heilsglaubens verschoben, aus dem Glauben wird die äußerliche Unterwerfung unter ein kirchliches Bekenntniß. Das ist nun das gerade Gegentheil von evangelischem Christenthum. Der evangelische Christ soll aus den Urkunden der christlichen Religion, der Schrift, Christus, nach dem er sich nennt, kennen lernen, er wird Christus als eine Leben weckende und Leben gebende Persönlichkeit erfahren und ihm sich unterwerfen als seinem Herrn. Durch die Art, wie das Apostolicum in dem Agendenentwurf in den Vordergrund gerückt wird, wird dies lebendige Bekenntniß aus Herz und Gemüth zu Christus zurückgeschoben hinter die Anerkennung eines kirchlichen Lehrbegriffs. Und weiter! Diese Anerkennung der Aussagen eines in einer bestimmten Zeit, zu bestimmten Zwecken formulirten Symbols wird von allen, die sich evangelische Christen nennen, verlangt. Nun kann aber der überzeugteste Christ berechtigte Zweifel hegen an der Richtigkeit der Aussagen des Apostolicums. Die Richtschnur, nach der sich das christliche Leben normiren soll, ist die Schrift. Nun stimmt die vom Apostolicum ausgesagte „Auferstehung des Fleisches" nicht mit der Schrift überein. Aber gesetzt, alle Aussagen des Symbols wären mit irgend welchen Stellen der Schrift zu belegen, so haben bei denen, die irgendwie mit der wissenschaftlichen Theologie in Berührung gekommen sind, einzelne Sätze der Schrift außer ihrem Zusammenhang gar keine Beweiskraft. Die Verbalinspiration ist eben aufgegeben. Die biblischen Schriften sind von Menschen verfaßt und müssen als menschliche Schriften untersucht werden. Hat Gott durch einen Menschen sein wahres Wesen den Menschen geoffenbart, so hat er auch Macht, uns durch Menschen über göttliche Dinge belehren zu lassen. Wenn nun Aussagen, wie die Geburt aus der Jungfrau, die Himmel- und Höllenfahrt Christi, sich nicht als übereinstimmende Lehren der neutestamentlichen Schriftstelle erweisen lassen, so sind doch auch Zweifel darüber berechtigt, ob diese Dinge wesentliche Bestandtheile des ursprünglichen Christenthums gewesen sind, so sind auch verschiedene Meinungen über die Gründe zuzulassen, aus denen es zu diesen Schriftaussagen gekommen ist. Bemerkt sei, daß sich manches von dem, was vielen unter den Zeitgenossen in der Schrift anstößig ist, wohl noch in der Zukunft aus der Religion des alten Testaments und der ganzen Zeit, in der die neutestamentlichen Schriftsteller lebten, wird erklären und verstehen lassen. Genug, es wird viele fromme und überzeugte Christen, Christen in der That und in der Wahrheit, geben, die an Aussagen des Apostolicums Anstoß nehmen und gegen sie berechtigte Zweifel haben. Wenn nun diesen Christen das sog. symbolum apostolicum als ihr Glaube abverlangt wird, so kommen sie in die härtesten Gewissensängste.

Die Zeichen, unter denen der durch die Agende vorgeschriebene Gebrauch des Apostolicums steht, sind Unterwerfung der Einzelnen unter das Glaubensgesetz der Kirche und Bedrückung der Gewissen zahlreicher Christen. Es verlohnt, nachzuforschen, wie sich beides mit den Grundlagen der Reformation reimt. Die Bewegung der Reformation ist nach übereinstimmendem Zeugniß hervorgegangen aus einer schon Jahrhunderte vorher spürbaren Bewegung gegen die verweltlichte katholische Kirche und aus einer lebhaften Gewissensbeunruhigung religiöser Menschen. Der Thesenanschlag Martin Luthers wurde unmittelbar veranlaßt durch den Ablaßhandel, der in Deutschland durch Beauftragte hoher Kirchenfürsten betrieben wurde. Der kühne Mönch hatte, als er zu dieser That schritt, bereits

in harten Gewissenskämpfen den Frieden mit seinem Gott gefunden, und diese seine That ist hervorgegangen aus deutschem Gewissen, das sich empörte über die „Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte", um ein modernes Schlagwort, das sich gegen die wissenschaftliche Theologie unserer Zeit richtet, passender anzuwenden. Sein Gewissen hat Luther veranlaßt, auf dem Wormser Reichstag zu reden, wie er geredet hat. Sein Gewissen gebot ihm, die katholische Kirche in ihrer Hierarchie anzugreifen. Wenn sich die Hierarchie zwischen die Gläubigen und Gott und Christus gestellt hatte, so verkündigte Luther die vergessene alte christliche Wahrheit, jeder Christ ist ein Geistlicher und muß unmittelbar mit seinem Gott verkehren. Die Reformation ist gar nicht anders zu verstehen als aus der Gewissenhaftigkeit (religio) der Reformatoren. Sie ist andererseits eine Abkehr vom römischen Kirchenthum. Ein Blick in die großen Reformationsschriften Luthers beweist das. Nun ist es ein besonderes Merkmal katholischen Christenthums, daß die Kirche von ihren Anhängern die Unterwerfung unter die Lehre der Kirche verlangt. Diese Unterwerfung braucht nicht aus selbsterworbener Ueberzeugung hervorzugehen, sie muß nur vorhanden sein, wenn anders die Segnungen der Kirche den Gläubigen zu Theil werden sollen, und sie ist um so verdienstlicher, je mehr sie wider besseres Wissen geschieht. Wenn nun in der evangelischen Kirche ein Bekenntnißzwang errichtet wird, dem sich die Angehörigen der Kirche fügen müssen, geschieht da nicht in dem einen Hause, was in dem anderen verdammt wird? Wahrlich, man sollte nicht mit Steinen werfen, wenn man selbst im Glashause sitzt. Wenn die Unterwerfung unter das Bekenntniß der Kirche von deren Angehörigen verlangt wird, kann man da noch im vollen Umfang davon reden, daß man sich auf der Linie der Reformation bewegt? Die Forderung der Unterwerfung unter das kirchliche Glaubensgesetz ist schlechthin unevangelisch und eine Verleugnung der Grundsätze der Reformation. Diese Forderung muß die Gewissen zahlreicher Christen verletzen. Selbst wenn ein evangelischer Christ zur Zeit auf dem Boden des Apostolicums, wer kann sagen, ob er noch später auf diesem Boden stehen wird, ob nicht bessere Einsicht ihn ein anderes gelehrt hat? Die Bindung der Gewissen durch ein Glaubensgesetz verstößt wider den Grund der Reformation, die eine That des deutschen Gewissens ist.

Wie kommt es nun, daß Männer, die doch auch evangelisch sind, einen solchen Gebrauch des sog. symbolum apostolicum vorschreiben konnten, wie kommt es, daß andere hier Verschärfungen vorschlagen konnten? In den Verhandlungen des Reichstages ertönt häufig und in der letzten Zeit immer öfter das Schlagwort, mit Christum und Monarchie werden wir die Sozialdemokraten und ihren ganzen Anhang überwinden. Die Meinung ist wohl ganz zutreffend, daß das Christenthum, wenn es wirklich von den Menschen Besitz genommen hat, in der sozialen Krisis der Gegenwart eine große Bedeutung haben wird. Irrig ist aber die Meinung, als ob man die christliche Lehre vorerst unter den christlichen Arbeitern verbreiten, ihr dort Geltung verschaffen müsse und als ob die kirchliche Lehre von christlichen Dingen diesen Beruf habe. Zunächst werden doch die Gebildeten und Besitzenden wirkliche Christen werden müssen, ehe sie es den Armen und Zurückgebliebenen mit Erfolg predigen können. Zunächst wird doch die kirchliche Lehre sich Formen schaffen müssen, die den Menschen der Gegenwart annehmbar sind. Doch abgesehen davon, es handelt sich hier um die politische Partei, die dies Schlagwort in allen sozialen Kämpfen gebraucht. Es ist die politische Partei, die gern von sich behauptet, die kirchlichen Interessen zu vertreten, die gern unter dem Kreuz kämpft. Es ist dieselbe politische Partei, die sich viel darauf zu gute thut, bei den Wahlen für die Gemeindeorgane und demgemäß für die Synoden die Mehrheit erlangt zu haben. Es ist dieselbe politische Partei, deren Mitglieder die lautesten Rufer im Streit um das symbolum apostolicum waren und sind. So haben wir das anmuthige Schauspiel, daß eine Partei in der Kirche und in der Theologie zusammenfällt mit der extrem conservativen Partei in den Parlamenten, daß diese Partei so ziemlich die kirchliche zu sein behauptet und den anderen Parteien gern den Anspruch streitig macht, daß auch ihre Mitglieder religiöse und kirchliche Interessen haben, daß diese gern von jenen als Freidenker bezeichnet werden. Es ist schlechterdings unsinnig, Religion und Politik zu vermengen in einer Art, daß Pfarrer geneigt sind, politisch freisinnige Männer von vornherein als Kirchenfeinde zu betrachten. Im einzelnen Fall mag es so sein. Wie wenig aber Religion und Politik mit einander zu thun haben, beweist der eine Umstand, daß David Friedrich Strauß sich zu den Conservativen zählte. Man wird überhaupt bei den kirchlich und theologisch freisinnig gerichteten Männern nicht eine ähnliche Zusammenstimmung mit politisch freisinnigen Gruppen finden, wie die Positiven innerhalb der Kirche mit den Conservativen in den Parlamenten zusammenfallen. Diese orthodox-conservative Partei nun hat für jenes Schlagwort: Christenthum und Monarchie eine Erläuterung durch ihr öffentliches Verhalten gegeben. Sie ist nicht nur bei dem Volksschulgesetz der katholischen Partei näher gerückt, sie ist auch in den Parlamenten die wärmste Befürworterin der kirchlichen Selbständigkeitsbestrebungen nach römischem Muster. Die kirchliche Selbständigkeit gewinnt durch kirchliche Einheit. Die kirchliche Einheit ist verbürgt durch ein einheitliches Glaubensbekenntniß, das die conditio sine qua non der Zugehörigkeit zur evangelischen Landeskirche darstellt. Als ein solches Glaubensbekenntniß bietet sich das sogenannte symbolum apostolicum dar, das die Grundlage der Theologie dieser orthodox-conservativen Partei bildet. Mit der Feststellung des Apostolicums als des kirchlichen Bekenntnisses wird eine Theologie als die kirchliche hingestellt. Wenn das nicht katholisch ist, was gilt dann noch als katholisch? Zur Herstellung der so zu sagen politischen Selbständigkeit der Kirche bildet die Vorlage zur Kirchenverfassung ein Mittel, die kürzlich im Herrenhause trotz einer lebhaften und religiös warmen Opposition und einer lahmen und rein juristischen Vertheidigung Annahme gefunden hat. Die orthodox-conservative Partei ist auf dem besten Wege, eine evangelische Kirche mit einem einheitlichen Bekenntniß und einer einheitlichen Theologie zu verwirklichen. Sie hofft dann eine allzeit wirksame Waffe gegen die umstürzlerischen und religionslosen Bestrebungen der Sozialdemokratie zu besitzen. Hofft nur sie? Auch die Regierung hat es oft und gern betont, daß sie die Kirche als den wirksamsten Schutz des Staates gegen die Sozialdemokratie ansehe. Die Kirche wird von dem Staat für seine Zwecke gebraucht, eine Folge des Staatskirchenthums, zur Ueberwindung der Sozialdemokratie.

Es ist die Frage: wird das, was die orthodox-conservative Partei durch die Agende zu erreichen hofft, eine Stärkung und innere Festigung der evangelischen Landeskirche Preußens für den Kampf mit der Sozialdemokratie, erreicht werden? Die Antwort lautet, die evangelische Landeskirche Preußens wird, sollte die Agende wirklich Gesetz werden, geschwächt werden an Zahl ihrer Mitglieder und an Einfluß auf das Volksleben. Zunächst werden innere Kämpfe innerhalb der Landeskirche unausbleiblich sein. Sollten alle Gemeinden sich die Einführung der Agende ruhig gefallen lassen? Und dann bleiben doch diejenigen, von denen die Opposition gegen die Agende ausgegangen ist, in der Landeskirche, sie wegen Irrlehre aus der Kirche auszuschließen, erfordert doch ein langes Verfahren. Ferner die Ordinanden, die gemäß dem Verlangen der orthodoxen Heißsporne sich zum Wortlaut des Apostolicums bekannt haben, indem sie sich durch die reservationes mentales, wir verpflichten uns nur zu dem Inhalt dieses Bekenntnisses oder wir verpflichten uns zu dem ganzen Bekenntniß ohne Aneignung aller einzelnen Sätze, geholfen haben, früher oder später werden auch sie sich gegen dieses Joch aufbäumen, das Gewissen läßt sich nicht auf die Dauer durch Compromisse einschläfern. Die Ordinanden aber, die sich aus Ueberzeugung zum Wortlaut des Apostolicums bekannt haben, wer bürgt dafür, daß sie nicht später durch Schriftstudium und das Studium der Kirchen- und Dogmengeschichte zu einem anderen Urtheil über das Apostolicum und die sogenannte Theologie der Thatsachen kommen? Innerkirchliche Kämpfe stehen bevor, noch schlimmer ist, daß ganz zweifellos die schon in weitem Umfange — die Pastoren

täuschen sich gern, ach so gern über diesen Umfang — unter evangelischen Christen, guten Christen mitunter, verbreitete Gleichgültigkeit gegen die Kirche und kirchlichen Handlungen sehr schnell zunehmen wird. Zugegeben, daß die Pathen bei der Taufe eines Kindes sich zum Apostolicum bekennen werden, daß Convertiten trotz dem Apostolicum die Taufe begehren werden, daß Eltern ihre Kinder confirmiren lassen werden, obwohl sie das Apostolicum nicht als ihren eigenen Glauben bekennen, daß die Gemeinden auch die Verlesung des Apostolicums über sich ergehen lassen werden, aber in den wenigsten Fällen werden diese Handlungen den Charakter der Wahrhaftigkeit tragen, in den meisten wird die Handlung gefeiert werden, ohne innere Antheilnahme, weil es so Sitte ist, daß die Kinder getauft und confirmirt werden, weil man mit dem Judenthum nichts mehr anzufangen weiß. Welch eine Verwüstung an heiliger Stätte! Nun gibt es doch viele fromme und überzeugte Christen, deren Glaube sich keineswegs mit den Aussagen des Apostolicums deckt. Was wird mit diesen? Sie werden ihre Kinder nicht mehr taufen und confirmiren lassen, sie werden sich vom Gottesdienst ganz fern halten, den sie bisher doch um einer guten Predigt willen noch besucht hatten. Was wird weiter? Massenaustritte werden erfolgen nicht mehr von Arbeitern, die Gebildetsten werden ihren Zusammenhang mit der Kirche lösen. Manches zarte Gewissen hat schon jetzt die Zugehörigkeit zu einer Kirche, deren offizielle Theologie scholastisch ist und deren gottesdienstliche Formen überlebt sind, als innere Unwahrhaftigkeit empfunden. Wenn nun das sogenannte symbolum apostolicum gewissermaßen als Prüfstein des rechten Christenglaubens herausgestellt wird, dann müssen alle gewissenhaften Christen, die das Apostolicum nicht als Ausdruck ihres Glaubens ansehen, aus der Kirche scheiden, und es wird geschehen. Man unterschätze ihre Zahl doch ja nicht, weil sie nicht laut schreien am Markt des Lebens. Man erwäge vielmehr dies Eine, welchem Groll und Haß gegen die Kirche die Leute in sich Raum geben müssen, wenn sie im Leben inne werden, welch unwahres Gelübde ihnen bei der Confirmation durch das Hersagen des Apostolicums abgenommen ist. Man erwäge ferner, daß die Kirche, falls die Recitation des Apostolicums von den Ordinanden verlangt werden sollte, den wissenschaftlich gebildeten Theologen, die trotz der viel verleumdeten wissenschaftlichen Theologie in Herz und Gemüth mehr Christenthum haben als die Candidaten, die zu Examenzwecken ein Compendium der Dogmatik durcharbeiten, einige Daten aus der Kirchengeschichte und einige Bibelsprüche auswendig lernen, keinen Raum mehr gewährt. Sollte die orthoxconservative Partei es durchsetzen, daß nur Candidaten ins Amt kommen, die mit der Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts gefüttert sind, dann kann man wirklich sagen, womit soll man salzen, wenn das Salz dumm geworden ist? (Beyschlag.) Wird die neue Agende Gesetz, dann werden innerkirchliche Kämpfe am Mark der evangelischen Kirche zehren, dann wird der religiöse und kirchliche Indifferentismus zunehmen, dann wird endlich Massenaustritten nicht mehr vorgebeugt werden können und die besten Kräfte werden sich der Kirche entziehen. Die katholische Kirche trägt den Gewinn davon und unser Volk wird immer mehr dem practischen Materialismus verfallen.

Wie konnten aber diese voraussichtlichen Folgen der Einführung der neuen Agende von der Kirche abgewendet werden? Dadurch, daß man die neue Agende ruhig liegen ließ, bis die in Kirche und Theologie schwebenden Streitigkeiten in ruhigere Bahnen geleitet wären, bis vielleicht eine Frucht aus diesen Streitigkeiten erblüht wäre. Der Streit um das sog. symbolum apostolicum hatte deshalb so scharfe Tonart angenommen, weil man sich dunkel bewußt war, es handle sich dabei um die Formulirung des Glaubens, wie sie unserer Zeit angemessen ist. An allen Orten regt es sich im deutschen Volk, die Egidy'sche Bewegung, die ethische Bewegung, so unklar sie in ihren Ausgängen und in ihren Zielen sind, beweisen, daß ein lebhaftes religiöses und ethisches Interesse unser Volk bewegt. Wenn sich diese Vorgänge außerhalb der Kirche abspielen, wenn die hier thätigen Kräfte sich aufzehren, ohne jemandem Nutzen zu bringen, dann ist die Kirche selbst schuld. Die Kirche sebst ist schuld, wenn fast alle großen Bewegungen ohne ihre Mitwirkung, abseits von ihr vor sich gehen, wenn sie zur Zeit jeden nachhaltigen Einfluß auf das Volksleben verloren hat. Die Kirche selbst ist schuld, wenn das Christenthum in der Oeffentlichkeit nicht die Rolle spielt, die ihm nach seiner Größe und Wahrheit zukommt. Die Kirche hat sich selbst einen großen Theil des deutschen Volkes abwendig gemacht durch die fast völlige Identification des scholastischen Dogmas mit dem Christenthum. Das Christenthum wird von weniger Weitsichtigen und Einsichtigen beurtheilt nach dem Dogma. Wohl geben sich manche Christen, auch Pfarrer, Mühe, das Christenthum an seinen Ort zu stellen, aber wie wird ihnen von der Kirche dies Mühen gelohnt. Will die evangelische Kirche nicht allen Zusammenhang mit dem Volksleben verlieren, will sie ihre Bedeutung wieder gewinnen, dann darf diese Agende nicht Gesetz werden. Die Kirche hat die Pflicht, sich volksthümlich zu gestalten, ein Bekenntniß zu formuliren, das weit genug ist, alles Protestantische in sich zu fassen, und das doch eng genug ist, alles Widerchristliche von der Kirche fern zu halten. Erfüllt die Kirche diese Pflicht nicht, dann unterschreibt sie damit ihr Todesurtheil. Oder sollte sie diese Pflicht nicht erfüllen können? Sie muß sie erfüllen können, wenn anders das Christenthum göttlichen Ursprunges ist. Diese Agende thut der Kirche nicht not, wohl aber ein Bekenntniß, in dem wir Menschen der Gegenwart unseren Glauben bekennen können, ein weites Bekenntniß, damit in die Gotteshäuser die verlornen Söhne wieder einziehen können. Wenn die Kirche dies Bekenntniß schafft, dann erfüllt sie ihre Aufgabe in der Gegenwart, dann wird sie wieder Religion dem Volke bringen. In der Religion hat das deutsche Volk seine Ideale, ohne sie verfällt es dem praktischen Materialismus.

Erinnerungen an Ludwig Kossuth.

Von Adolph Kohut.

Vor zwei Jahren beging der „Urgreis der Revolution", der ehemalige Gouverneur und Dictator Ungarns von 1849, Ludwig Kossuth, seinen 90. Geburtstag. Viele Biographen des in der Nacht des 20. März in Turin verstorbenen Staatsmannes sind der Ansicht, daß Kossuth ursprünglich Kohut geheißen und erst später, als die magyarischen Führer an seinem nicht ungarischen Namen Anstoß nahmen, ihn in Kossuth verwandelt habe: hat doch sogar der nationalste und ursprünglichste Lyriker der Magyaren, Alexander Petöfi, sich erst diesen nom de plume beigelegt, während sein Vater, der biedere Schlächtermeister, Petrowitsch hieß. Nun, es sei dem, wie ihm wolle: Thatsache ist es, daß ich von namhaften Persönlichkeiten, wie z. B. dem verstorbenen ungarischen Cultusminister und Romanschriftsteller Baron Josef v. Eötvös und Anderen, für einen Sohn des Turiner Exilirten gehalten wurde, während dieser nur zwei Söhne, Franz und Ludwig, besitzt, welche in Italien staatliche Stellungen einnehmen und sich längst naturalisirt haben. Diese Verwechselungen sowohl, wie die glänzende geschichtliche Vergangenheit erweckten begreiflicher Weise vor Jahren eine lebhafte Sympathie für den „größten Magyar" in mir, und ich willfahrte gern der Redaction einer illustrirten Zeitung, die anläßlich des 90jährigen Geburtstages des gefeierten Mannes eine Lebensbeschreibung und Charakteristik zu veröffentlichen wünschte.

Das Leben und Wirken Ludwig Kossuth's war mir bekannt; aber das Jahr und der Tag seiner Geburt entzog sich meiner Kenntniß. Jeder seiner Biographen gibt eine andere Zeit an. Die Lexica lassen ihn bald am 27. April 1802, bald am 19. oder 12. Septbr. 1804 geboren sein. Ich wandte mich also an den alten

Herrn in Turin direct, mit dem ich früher weder in persönliche noch in briefliche Berührung gekommen war, um ihn selbst wegen der Richtigstellung seines Geburtsjahres und -Tages zu interpelliren. Auf meinen in magyarischer Sprache geschriebenen Brief sandte mir der alte Herr eine eigenhändige Visitenkarte — schwarz umrändert —, und zwar umgehend, gleichfalls in der Sprache Arpád's. Die hier zum ersten Male veröffentlichte Zuschrift hat folgenden Wortlaut:

Torino, 5. Mai 1892.

Ludwig Kossuth wurde 1802 im September geboren. So viel ist gewiß, daß der September und nicht der April der Monat seiner Geburt war. An welchem Tage des Septembers jedoch, das kann Ludwig Kossuth nicht mit Bestimmtheit sagen; denn in der Familie war es Sitte, den allgemein bekannten Namenstag und nicht den nicht allgemein bekannten Geburtstag zu feiern. Die Erinnerung daran hat sich in den Stürmen des Lebens verwischt, und die Geburtsmatrikel der evangelischen Kirche zu Talga, welche von der Taufe sichere Nachrichten hätte geben können, sind verbrannt.

Es war entweder am 16. oder 19. September, als Ludwig Kossuth das Licht der Welt erblickt hat. Er hält den 16. für den wahrscheinlichsten Tag.

Im Uebrigen bitte ich, Ihren Artikel in's Feuer zu werfen. Diese aus aller Herren Länder sich immer erneuernden Erkundigungen werden wirklich zu unausstehlichen Belästigungen.

Die Schrift des neunzigjährigen Greises ist überaus klar und deutlich; nirgends zeigt sich eine Spur, daß die Hand gezittert hätte, als sie die Feder führte.

Obschon ich keineswegs auf dem politischen Standpunkt des Unversöhnlichen stand, welcher den Ausgleich von 1867 nie anerkennen wollte und der bis zu seinem letzten Athemhauch die vollständige Unabhängigkeit Ungarns von Oesterreich als unverbrüchliches Glaubensdogma bekannte und anstrebte, konnte ich doch nicht umhin, Ende September 1892 den Einsiedler von Turin in seinem zweistöckigen Miethhause, wo er in Gemeinschaft mit seiner Schwester, Frau von Ruttkay, wohnte, aufzusuchen.

Der Herr General, wie Kossuth von den Turinern genannt wurde, war nicht so mürrisch im Umgang, wie in seinen Briefen; besonders wenn die magyarischen Laute an sein Ohr drangen, thaute sein Herz auf. Auch freute es ihn, wenn man ihn besuchte, bloß um ihn kennen zu lernen und ihm seine Verehrung auszusprechen; denn gar manche Landsleute sprachen seit vielen Jahrzehnten lediglich zu dem Zwecke bei ihm vor, sich wichtig zu thun, einige flüchtig hingeworfene Reden des Demokraten gegen diesen auszubeuten, oder aber an seinen — ach, so schmächtigen — Geldbeutel zu appelliren.

Er war etwas ermüdet, als ich ihm meine Aufwartung machte, dennoch blickten die Augen noch klar, die Sprache war laut und kräftig, und wenn er lächelte, verklärte ein eigenthümlicher Zug von Liebenswürdigkeit und Anmuth das weiße Greisenantlitz. Er hielt sich noch ziemlich aufrecht, und Niemand hätte geglaubt, daß dieser alte Herr kürzlich seinen 90. Geburtstag gefeiert habe.

„Entschuldigen Sie, lieber Landsmann," sagte er nach gegenseitiger Begrüßung, „wenn ich Sie sitzend empfange. Ich habe kürzlich des Guten zu viel gethan. Wie Sie wissen, bin ich 90 Jahre alt geworden, und da hatte ich viel zu leiden. Mehr als 300 Depeschen mußte ich und mit mir mein Secretär Aulick beantworten. Auch auf die Adressen wollte ich reagiren. Sie wissen, daß mich am 14. September die Hauptstadt Budapest zu ihrem Ehrenbürger ernannt hat. Phrasen kann und will ich nicht schreiben, und die Gedanken fließen doch nicht mehr so leicht, wie vor einigen Jahren. Obendrein waren zwanzig Herren, Reichstagsabgeordnete, Mitglieder der 48er und Unabhängigkeitspartei, hier, um mir persönlich ihre Glückwünsche auszusprechen. Sie können sich denken, wie sehr ich Rede und Antwort stehen mußte."

„Dann, Herr Gouverneur, will ich nicht lästig fallen," sagte ich. „Ich bin glücklich, Sie gesehen zu haben und danke für die Ehre, die Sie mir durch Ihren Empfang erwiesen."

„Das ist nicht so gemeint . . . O, bleiben Sie . . . Sie wollten Einiges von meinem Leben und Wirken wissen, was in meinen Biographien und Lebenserinnerungen, welche erst bis zum vierten Band gediehen sind — ich kann nur mühsam arbeiten, die Augen wollen nicht mehr mit — nicht enthalten ist. Bitte, fragen Sie, aber nicht zu lange."

„Vor Allem, ist es wahr, daß Sie vor wenigen Tagen eine volle halbe Stunde gesprochen haben?"

„Gewiß, aber das ist ja nicht so viel! Vor drei Jahren da ging es besser; als 1887 mein Freund Ignaz Hélfy mit anderen Herren mich aufsuchte, habe ich ganze zwei Stunden gesprochen, ohne zu ermüden. Das Reden verjüngt mich."

„Darf ich wissen, was Sie hauptsächlich ausgeführt haben?"

„Mein altes Steckenpferd. Ich kann mich nicht bücken und beugen. Ich verschmähe die Compromisse, wenn es auf Kosten der Grundsätze geschieht. Diese Molluskenbreinaturen verachte ich aus voller Seele . . . Ich sagte nun unter Anderem, daß ich nicht glaube, Ungarn könnte je den Gedanken an seine Unabhängigkeit aufgeben. Sterbe ich auch als Vaterlandsloser auf fremder Erde, so liebe ich doch mein theures Ungarn, mehr als mich, mehr als mein Leben; und nur der eine Gedanke quält mich, daß selbst die sogenannte Achtundvierziger- und Unabhängigkeitspartei nicht danach strebt, die 48er Gesetze in Thaten umzuwandeln und die staatliche Unabhängigkeit de facto durchzuführen. Das ewige Betonen der Hyperloyalität halte ich für inopportun."

„Was fesselt Sie, Herr Gouverneur, so sehr an Italien?"

„Die Luft der Freiheit, welche überall weht, meine beiden geliebten Söhne, welche Italiener geworden sind und namhafte Stellungen im Staatsdienst einnehmen, und ach! noch ein theures Andenken, das theuerste meines Herzens — das Liebste, was ich auf Erden hatte: meine Gattin Therese und meine einzige Tochter Vilma; sie schlummern schon seit 3 Jahrzehnten auf dem Kirchhof zu Genua. Meine geliebte Vilma starb 3 Jahre vor ihrer Mutter, am 22. April 1862, eine Blume, gebrochen, ehe der Sturm der Welt sie entblätterte. Mit diesen beiden Engeln ist mein guter Genius von mir gewichen . . . Seit diesen 30 Jahren habe ich nichts mehr auf Erden, was mir so rechte Herzensfreunde bereiten könnte. Die Wunde, welche der entsetzliche Schicksalsschlag meinem Herzen, meiner Seele geschlagen, ist noch nicht verharscht, sie blutet noch furchtbar; und die Trauer, der Kummer, die seelische Pein, welche meine Hausbewohner geworden, werden mich sicherlich bis zum Grabe geleiten . . . Doch lassen wir diese traurigen Erinnerungen; Sie haben doch hoffentlich noch andere, weniger tragische Fragen?"

„Herr Gouverneur, Sie traten am 5. Mai 1853 mit Napoleon III. in Verbindung, wie ich glaube. Welche Versprechungen gab Ihnen der Kaiser der Franzosen?"

„Hm, hm, teremtete," murmelte Kossuth, und seine Wangen färbten sich roth; „der war ein Bethár, ein fripon, falsch wie die Hölle, mit seinem melancholischen Papageiengesicht und seinen halb zugekniffenen, müden Augen. Ich traute und glaubte ihm und doch wollte er mich nur zu seinen selbstsüchtigen Interessen ausbeuten und mich maßlos düpiren. — Der Decembermann stellte bei der ersten Zusammenkunft, deren Datum Sie richtig angeben, das Ansinnen an mich, bei den Széklern einen kleinen revolutionären Putsch hervorzurufen. Ich wies diesen Vorschlag gleich entschieden zurück: Ich spiele nicht ernstlich mit dem Blute meiner Nation, Sire, erwiderte ich ihm. — Eh bien! meinte Napoleon, ich versichere Ihnen, daß ich die Cooperation Ungarns im Falle eines Krieges nur dann in Anspruch nehmen will, wenn ich die von Ihnen gewünschten Bürgschaften werde leisten können. Ich werde Alles aufbieten, um dies zu ermöglichen. Ich werde Ihnen Näheres mittheilen, wenn wir uns wiedersehen."

„Hatten Sie mit dem Kaiser noch eine Zusammenkunft?"

„Ja wohl, am 3. Juli in Mailand. Ich hatte inzwischen in England sondirt und mir die feste Zusicherung verschafft, daß Napoleon im Kriege gegen Oesterreich von England nichts zu befürchten habe; dieser Staat werde auch dann neutral blei-

ben, wenn Ungarn einen Aufstand unternehmen sollte. Nun, Sire, fragte ich, wie denken Sie jetzt über das Schicksal meines Vaterlandes? — »Ich habe jetzt leider ein neues Hinderniß: Preußen! Ich fürchte, daß ich mit der magyarischen Sache die Preußen provocire. Das ist gefährlich!« — Werden Ew. Majestät einen Frieden schließen, welcher die italienische Frage löst? — »Nein, zu einem solchen Friedensschluß werde ich meine Hand nicht hergeben«, erwiderte Napoleon III. mit Emphase ... Nun, Sie wissen, wie wenig der Kaiser sein Wort gehalten. Nach dem Frieden von Villafranca war ihm Ungarn — Wurscht! Auch Cavour hat mir gegenüber aufs Heftigste seiner Entrüstung über den Verrath des Napoleoniden Ausdruck gegeben ... Es geschah uns schon Recht: wie konnten wir auch glauben, daß dieser glattzüngige Heuchler gerade mit uns, mit Ungarn und Italien, ein ehrliches Spiel treiben werde?"

„Waren Sie, Herr Gouverneur, auch mit Garibaldi befreundet?"

„Natürlich! Wir waren von denselben Idealen von Freiheit und staatlicher Unabhängigkeit erfüllt. Wäre der Friede von Villafranca nicht zu Stande gekommen, so hätte der Held von Caprera die ungarische Legion commandirt und er wäre als Befreier Ungarns gefeiert worden ... Ich unterhielt mit ihm einen sehr regen Briefwechsel. Einige Zuschriften sind in meinen Lebenserinnerungen abgedruckt — Manches eignet sich natürlich nicht zur Wiedergabe ... In einem Punkte unterschied ich mich allerdings wesentlich von ihm; er haßte neben der Despotie fanatisch den Papst und die Clerisei — ich hatte dafür kein Verständniß, obschon ich, wie Sie wissen, evangelisch-lutherisch bin. Ich hege keinen Haß gegen irgend eine Confession und deren Priester; in der Politik gibt es überhaupt keine confessionelle Frage. Ich habe unter allen Confessionen patriotische und freiheitsfreundliche Männer gefunden ... Wie hochherzig haben sich nicht die Türken gegen mich und die Emigranten, nach unserer Flucht aus Ungarn, benommen! Zu ewigem Danke sind wir dem Sultan Abdul Medschid verpflichtet. Auf alle Drohungen Oesterreichs und Rußlands, den Halbmond mit Krieg zu überziehen, wenn wir nicht ausgeliefert würden, antwortete er nur: »Allah ist mächtig. Ich verlasse mich auf seinen Schutz; aber soll ich zu Grunde gehen, will ich es mit Ehren thun. Ich kann meinen Namen nicht dadurch mit Schmach bedecken, daß ich die Gastfreundschaft verletze und die Unglücklichen der Rache ihrer Feinde preisgebe. Mag kommen, was da will!«

Ich bemerkte, wie der Gouverneur immer schwächer wurde. Es war Zeit, daß ich ihn verließ. Er drückte meine Hand und rief mir beim Abschied zu: „Gott segne Sie! Auf Wiedersehen!"

Ich sollte ihn nicht wiedersehen.

Kossuth war wohl, obschon er seit 1849 den ungarischen Boden nicht betreten, der volksthümlichste Mann Ungarns. Er lebt im Volksliede fort, und fast in jedem Hause findet man neben dem Bilde Franz von Deáks, des Vaters des Dualismus, die Photographie seines großen Gegners — der stets Haß und nie Versöhnung predigte. Außer seiner glühenden Vaterlandsliebe und seinen demokratischen Grundsätzen, sowie der Zeitströmung, welche ihn auf ihren Wellen trug, hatte er seine außerordentlichen Erfolge vor Allem seiner Feder und seinen zündenden Worten zu verdanken. Er begann seine Laufbahn vor einem Menschenalter als Publizist und auch als Greis schrieb er so manchen meisterlichen Artikel. Als Redner gehörte er zu den größten des Jahrhunderts und nicht nur in magyarischer und deutscher, sondern auch in englischer Sprache brachte er durch die Zaubermacht seines Wortes außerordentliche Wirkungen hervor. Ich erinnere nur an die Reden, die er im Anfang der fünfziger Jahre in England und Amerika hielt. Obschon er immer nur von Ungarn und seinem Geschicke sprach, wiederholte er sich nie, und in stets neuen Wendungen verstand er es, Amerika und England für die Sache seines Vaterlandes zu interessiren.

Im Jahre 1885 erschien plötzlich in Turin bei ihm die bekannte ungarische Malerin Vilma Parlaghy und brachte das Kunststück fertig, daß Kossuth ihr „saß". Das Bild gefiel ihm ausnehmend, sodaß er seinem Intimus, dem Reichstagsabgeordneten Ignaz Helfy schrieb, das Gemälde sei so vortrefflich, daß wenn Helfy demselben in Pest Schnupftabak unter die Nase halte, er selbst in Turin niesen werde. Das Bildniß begründete den Ruf der jetzt in Berlin lebenden Malerin.

Wie dankbar der Gouverneur derselben war und wie galant noch der 83jährige Greis sein konnte, mag man aus dem nachstehenden, an die Malerin gerichteten und in magyarischer Sprache geschriebenen Brief, welchen mir die Künstlerin zur Verfügung gestellt hat, ersehen. Er lautet in deutscher Uebersetzung:

„Turin, 15. April 1885.

Liebes Fräulein!

Man hat mir gesagt, daß der 15. April Ihr Geburtstag sei. Empfangen Sie meine aufrichtigsten Glückwünsche und gestatten Sie mir, Sie zu bitten, das anbei folgende kleine werthlose Andenken zum Pfande dessen von mir anzunehmen, daß ich in Ihnen nicht nur den Künstler bewundere, sondern daß auch, davon abgesehen, die Bekanntschaft mit Ihnen und die heiteren Stunden, welche ich Ihrem fröhlichen Gemüthe und Ihrer geistreichen Unterhaltung zu verdanken habe, unter den Erinnerungen meines Greisenalters einen sehr lieben Platz einnehmen.

Aber Sie sind nicht bloß ein genialer Künstler und ein liebes Mädchen, sondern auch ein geschickter Verschwörer, denn sie konnten es durchsetzen, wovor ich mich immer scheute: daß ich mich malen ließ. Im Interesse Ihres eigenen künstlerischen Rufes hätten Sie vielleicht besser gethan, sich einen interessanteren Gegenstand zur Verewigung durch Ihre herrliche Palette auszusuchen, als mein greises Antlitz und meine verfallene Gestalt, welche wahrlich den Stempel der nahen Verwesung tragen. Doch der Genius der Kunst, der Ihre Seele erfüllt, hat Sie zu denjenigen Auserwählten der Natur geweiht, welche die Inspiration aus sich selbst und nicht aus dem Gegenstand schöpfen, den sie Ihrer Palette für würdig erachten. Sie haben in dem Bilde, worin Sie das Antlitz und die Gestalt des seit 36 Jahren vaterlandslosen Greises für die Budapester Ausstellung zu Nutz und Frommen meiner Landsleute dem Gedächtniß einzuprägen suchten, ein solches Kunstwerk geschaffen, daß selbst hier — im klassischen Land der Kunst — die streng urtheilenden Kunstkenner es für eine Meisterschöpfung und Sie, die Bildnerin, für eine bewunderungswürdige Porträtmalerin erklären. Sie begleiteten ihre Anerkennung mit der Behauptung, daß das Bild, welches Ihre Wunderpalette auf die Leinwand gezaubert, an die Schöpfungen der goldenen Zeit der Malerei erinnert, denn es liegt darin nicht nur die treueste Aehnlichkeit, sondern das Leben selbst — man bezeichnete es als ein lebendiges Bild, in dessen Augen das Denken thront und dessen Lippen auch stumm reden.

In Folge dieser Eigenschaften bin ich Ihnen, als Ihr Modell, liebes Fräulein, zugleich zu Dank verpflichtet, denn meine Kinder werden es Ihrem meisterhaften Pinsel verdanken, wenn ihr alter Wunsch in Erfüllung geht, daß sie die Züge meines Antlitzes nach meinem Tode — der nicht mehr lange auf sich warten lassen kann! — nicht allein in die Erinnerung der kindlichen Pietät einzeichnen, sondern auch in jenem Abbild, welches Sie ihnen bestimmten, verkörpert erblicken können.

Sie hat schon in Ihrer Wiege der Genius der Kunst geschaukelt und der Kuß der Begeisterung, den er auf Ihre Stirn gedrückt, hat Sie zur Braut einer glänzenden Zukunft gemacht. O möchte diese Zukunft nicht nur glänzend, sondern auch ungetrübt glücklich sein! Möchte Ihr Lebenspfad mit den unverwelklichen Blumen der Freude und der Zufriedenheit bestreut sein! Dies wünscht Ihnen aus reinem Herzen — in Begleitung seines Segens — Ihr

dankbarer, alter Freund Ludwig Kossuth.

Nun hat der letzte große Revolutionär, der Europa verjüngen half, der alte Freiheitsmann und Todfeind des habsburgischen Oesterreich, fern der Heimath die müden Augen geschlossen, bis zuletzt opfermuthig und makellos, feurig und überzeugungstreu.

Die Reform des medizinischen Unterrichts.

Von Dr. Julius Levin.

Mit Stolz erzählt man sich im Publikum, wie die Söhne fremder, weit entfernter Nationen nach Deutschland kommen, um an seinen Hochschulen aus dem Borne der Wissenschaft zu trinken. Es ist ein Hochgefühl für alle Landeskinder, zu hören, wie man von der deutschen Wissenschaft wo anders denkt, daß die ganze sich zu hoher Bedeutung entwickelnde japanische Medizin auf deutscher Grundlage beruht, daß das Deutsche sich dort zu einer Sprache der Mediziner herausbildet, wie das Lateinische bei uns gesprochen wurde in gelehrten Angelegenheiten. All das ist schön und gut und ehrenvoll und angenehm, aber es macht einen eigenthümlichen Eindruck, daß die Vertreter der Wissenschaft, zu der sich Jünger aus den entferntesten Ländern drängen, im eigenen Lande in practischer Beziehung immer mehr an Boden verlieren. Diese Thatsache muß Jeden bedenklich machen, der nicht durch Aeußerlichkeiten sich blenden läßt, der sieht, daß die deutsche Medizin auf die schiefe Ebene gerathen ist und es für seine Pflicht ansieht, sie aufzuhalten, ehe sie zum Abgrunde eilt.

Daß die Hauptschwäche des deutschen medizinischen Unterrichts in der mangelhaften praktischen Ausbildung liegt, ist eine allerseits anerkannte Thatsache. Betrachten wir den Gang, den der junge Mediziner vom Abiturientenexamen bis zum ärztlichen zu machen hat, so ist dieser kurz folgender. Ich habe hier selbstverständlich den Abiturienten eines humanistischen Gymnasiums vor Augen. Dieser an Anderes gewöhnt, als an naturwissenschaftliches Denken, genießt zunächst seine Freiheit, was ihm, nach den im Ganzen öden Jahren des Schulbesuches, Niemand wird verwehren können. Im Plane des Unterrichts liegt es, daß er sich mit Zoologie, Botanik, Chemie und Physik beschäftigt, im Winter den Präparirsaal besucht, dabei Knochen- und Bänderlehre betreibt, anatomische Collegien hört, Physiologie, und womöglich practisch, betreibt, sodaß er nach vier, spätestens fünf Semestern in der Lage ist, das Physikum zu machen, jenes Examen, das nach einem alten Studentenworte Jeder, und sei er noch so dumm, bestehen soll. Hiernach ist er befähigt, die Kliniken zu besuchen, um nach vier resp. fünf Semestern das Staatsexamen zu machen. In dieser Zeit hört er Auscultation und Percussion und physikalische Untersuchungsmethoden, innere Medizin, Kinderkrankheiten, Hautkrankheiten, daneben laufen Studien in der Pathologie, pathologischen Kursen, Sectionsübungen und pathologische Gewebelehre, pathologische Chemie, Arzneimittellehre, Verbandkurs, chirurgische Klinik, Geburtshilfe und Frauenkrankheiten, Hygiene, Bakteriologie, eventuell Geisteskrankheiten und Nervenkrankheiten speciell, obligatorisch Augenspiegelkurs und Augenklinik. Diese bloße Aufzählung der Fächer darf billig ein Schütteln des Kopfes hervorrufen. All das soll der Arzt ordentlich nach Verlauf von zwei bis zweieinhalb Jahren, von denen fast je sechs Monate Ferien sind, kennen.

Doch sehen wir uns Art und Zweck der sogenannten Vorbildung bis zum Physikum etwas näher an! Oberflächlich betrachtet, nimmt sie sich nicht übel aus, und sie darf als durchaus wissenschaftlich begründet angesehen werden. Mit Recht wird man sagen, daß ein Mediziner in der Zoologie und Botanik, in der Chemie und Physik nicht Ignorant sein darf, ohne des Verständnisses für sein Fach zu ermangeln. Von Anatomie und Physiologie gar nicht zu reden. Hier schon zeigt sich die Inconsequenz der ganzen Angelegenheit. Der Realgymnasiast, der in all den genannten Vorbereitungsfächern eine durchaus höhere Erfahrung hat als der humanistische Gymnasiast, wird von vornherein von dem Studium der Medizin, das man durch jene Vorbildung als ein zunächst naturwissenschaftliches bezeichnet haben will, ausgeschlossen, weil er nicht genug Latein und Griechisch versteht, weil er Homer nicht in der Ursprache lesen kann, von Hypokrates schon gar nicht zu reden. Es soll unbeachtet bleiben, wie viele humanistisch vorgebildete Mediziner Hypokrates lesen können oder überhaupt auf den Gedanken kommen, ihn zu lesen. Auch sonst sehr zähe Gegner der Realgymnasien, z. B. du Bois-Reymond, haben sich zu der Ansicht bekehrt, daß die aus ihnen hervorgehenden Abiturienten als für das Studium der Medizin besser vorbereitet anzusehen sind, als die Abiturienten der humanistischen Gymnasien. Man weiß das anderwärts schon lange, aber diese Erkenntniß ist nicht die erste, über die man sich mit einer Phrase, hier derjenigen des durch die klassische Bildung geförderten Idealismus, hinweggeholfen hat.

Des Mediziners Studium währet neun Semester, wenn es hoch kommt, zehn Semester und wenn es noch länger dauert, so ist es vielleicht köstlich, aber sicher nicht Mühe und Arbeit gewesen. Von den neun Semestern gehen planmäßig vier auf die Vorbereitung. Die übrig bleibenden fünf mit Abzug der Ferien sind der Unsumme von Disciplinen gewidmet, die ich oben aufgezählt habe, die auch fast alle im Staatsexamen behandelt werden. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Unmasse von Stoff nur durch vortreffliche Unterrichtseinrichtungen bewältigt werden kann. Vom Fleiße des Studirenden rede ich nicht, denn der ist selbstverständlich nothwendig und, zur Ehre der Mediziner sei es gesagt, in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle vorhanden, obwohl die Verhältnisse oft dazu angethan sind, ihn gründlich zu zerstören.

Das Erste dazu thun die Unterrichtsanstalten. Ihre Unzulänglichkeit ist im Stande, selbst ernsteren jungen Männern das Vergnügen, das sie am Unterricht haben sollen, zu rauben. Es ist unter heutigen Verhältnissen in der That ein Wunder, wenn ein Mediziner mit einem Kranken wirklich umzugehen lernt. Man vergegenwärtige sich die Verhältnisse, wie sie der klinische Unterricht zeigt, und man wird, wie absonderlich sie auch scheine, meiner Behauptung beistimmen. In einem Auditorium — ich habe zunächst Berliner Auditorien im Sinne — das etwa für hundert Menschen weniger berechnet ist, als sich zur Zeit darin befinden, wird „Klinik abgehalten". Vorne oder in der Mitte ist der Platz, an dem der Dozent und das Krankenbett sich befinden. Der hinterste Zuhörer könnte den Patienten kaum so erkennen, daß er sich auch nur von dessen Gesichtsbildung eine ausreichende Vorstellung zu machen im Stande wäre. Daß er von den Symptomen des Kranken nichts wahrnimmt, ist selbstverständlich, und dasselbe Schicksal theilt wohl die Hälfte der Hörer. Das Einzige, was er von der eigentlichen Klinik hat, besteht für den Studenten in dem Vortrage des Lehrers. Freilich ist das im Allgemeinen nicht mehr, als was er in den klinischen Lehrbüchern findet, oft sogar weniger, aber er hört doch die viva vox, er fühlt sich durch sie zu eigenem Studium angeregt, er wird Manches, an dem er sonst achtlos vorübergeht, energischer betrachten und in Folge dessen seinen Gesichtskreis erweitern. Aber mit der Vertiefung der Anschauungen allein heilt man keine Kranken. Die praktische Erfahrung ist dabei Alles, und nur auf sie gestützt, kann man daran gehen, die bisherigen zu erweitern. Aber weder in der inneren Klinik hat der Student dazu Gelegenheit noch in der chirurgischen, wo die bekannte Antwort auf die Frage, was man von der Operation gesehen hat? lautet: die Rücken der Assistenten. In manchen chirurgischen Stationen ist eine Einrichtung getroffen (wie seinerzeit von Mikulicz in Königsberg), daß nicht während, sondern nach der Vorlesung operirt wurde, sodaß die sich Interessirenden ausreichend Gelegenheit hatten, sich mit den Einzelheiten des Eingriffes vertraut zu machen.

Der Student praktizirt freilich, d. h. er bekommt zwei- bis dreimal im Semester einen Fall zu beobachten, den er unter Leitung des Primar- oder Sekundararztes sogar behandelt. Das ist aber von praktischer Bedeutung in keiner Hinsicht. Denn erstens ist der Fall bereits diagnosticirt, sodaß der Student nicht einmal diese erste Etappe der Behandlung selbständig erklimmt, und zweitens hat er in der Behandlung selbst, wie es auch natürlich ist, gar keine Initiative. Er hat lediglich die Registratur darüber, was geschehen ist, und das geht dann so, bis der Patient entlassen wird oder bis an sein in Gott seliges Ende. Soviel steht für jeden irgendwie Einsichtigen fest, daß auf die Art, wie das Prakticiren jetzt Mode ist, ein Arzt selbständiger Anschauung nicht zugeführt wird.

Diese Verhältnisse gelten für die großen Universitäten ohne Ausnahme, für die kleineren um so weniger, je kleiner sie werden, je mehr der Dozent Zeit hat, sich dem Einzelnen zu widmen. In den größeren Universitäten kommt man zu einer wirklich vorbereitenden Arbeit im Allgemeinen nur, wenn man bei einem Professor Famulus wird, und auf welche Art manche Leute das werden, muß dem gerade und ehrlich Denkenden abschreckend bleiben.

Was von der inneren und chirurgischen Station, das gilt auch von allen anderen. Der Andrang ist so groß, daß von dem Material für den Einzelnen etwas Nennenswerthes nicht abfällt, und das Resultat ist demnach für alle Zweige gleich. Im Vortheile sind auch hier wieder die kleinen Universitäten. Aber die Klinik ist nicht der einzige Ort, an dem sich der Student mit practischer Medizin beschäftigt. Er besucht auch Polikliniken und hier hat er Gelegenheit, sich in der Diagnose der Krankheiten zu üben. Auch wird er hin und wieder zu poliklinischen Patienten in's Haus gesandt, um die bettlägerigen oder überhaupt am Ausgehen verhinderten Kranken zu sehen. Das ist ein großes Glück für den Studenten, denn ohne diese Vorbildung durch die Poliklinik ginge er in die Praxis ohne auch nur im Entferntesten eine Ahnung zu haben, wie er sich später als Arzt zu benehmen haben wird. Leider aber besuchen die Studenten die Poliklinik sehr wenig, und manche gar nicht, und wenn wirklich, fast nur die innere und chirurgische. Die anderen lassen sie, als schon zu spezialistisch, links liegen und stehen dann den Anforderungen an persönliche Geschicklichkeit, abgesehen von denen an weiterer practischer Erfahrung so unbefriedigend gegenüber, daß Vielen geradezu davor graut, an etwas Anderes, als das Allergewöhnlichste heranzugehen. Wie wenig Einsicht in die Verhältnisse übrigens am grünen Tische herrschen muß, ersieht man am Besten daraus, daß die Prüfungsordnung von den Examinanden den Nachweis verlangt, daß sie die Kliniken sämmtlich besucht haben, auf denjenigem der poliklinischen Thätigkeit aber großmüthig verzichtet.

In der geschilderten, zu vier Fünftel theoretischen Beschäftigung vergeht das Semester, dem die Ferien folgen. Diese gehen dem Candidaten der Medizin fast völlig verloren, denn die theoretische Repetition hat er nicht nöthig und zur practischer Thätigkeit hat er keine Gelegenheit. Der Besuch der Kliniken während der Ferien wird selten gestattet, und diese Thatsache steht durchaus im Einklange mit der Gewohnheit der meisten Professoren, am ersten August oder ersten März die Vorlesungen zu schließen und zwar nicht deshalb, weil keine Hörer da sind, sondern weil die Kliniker zu der betreffenden Zeit meist an äußerer oder innerer Erschöpfung leiden oder an Beiden zugleich.

Es wird sich fragen, wie man die Fehler, welche dem medizinischen Unterrichte anhaften, ausschaltet, und es liegt in dieser Hinsicht eine Reihe positiver Vorschläge vor. Die Einen wollen die Studienzeit verlängern. Wozu? Das ist sehr schwer zu beantworten. Es würde das wohl kaum einen anderen Zweck haben, als daß die Studenten noch mehr theoretische Kenntnisse aufhäufen. In ihrer Eigenschaft als practische Aerzte würden sie auch durch ein doppelt so langes Studium als das von gewöhnlicher Dauer nicht gefördert werden. Nicht die Kürze der Zeit ist Schuld, daß der Unterricht so wenig fruchtbar ist, sondern seine Methode und die Art, wie die Zeit angewandt wird.

Es ist wirklich nicht einzusehen, warum der Student vier Semester mit zugehörigen Ferien bei der Vorbereitung aufgehalten wird. Wenn die Primaner, die sich der Medizin widmen wollen, schon während ihrer Schulzeit mit Botanik, Physik, Chemie und Zoologie mehr beschäftigt würden, so hätte das den großen Werth, daß sie die schöne, kostbare Zeit des Studiums nicht auf Dinge verzettelten, in denen sie doch nur minimale Kenntnisse erwerben. Wer den Stand des Wissens kennt, den die Studirenden im Allgemeinen in den sogenannten präparativen Fächern besitzen, der muß allerdings es von Herzen bedauern, daß es ihnen nicht vergönnt ist, sich von ihrer Zeit den halbwegs entsprechenden Nutzen zu verschaffen. Studenten der Medizin müßten schon beim Eintritt in die Universität naturwissenschaftlich so weit vorgeschritten sein, daß sie über die erforderlichen Vorkenntnisse verfügen und sofort menschliche Anatomie und Physiologie beginnen, für deren Bewältigung ein Jahr durchaus genügend ist. Beide Fächer werden in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft nicht, wohl aber für die practische Medizin bei Weitem überschätzt. Wer sich für sie interessirt, wird auch während seiner klinischen Zeit sich noch Gelegenheit genug schaffen, weitere Kenntnisse zu sammeln, sich in die noch umstrittenen Gebiete zu begeben. Man wird meine Forderungen unerhört finden, aber es ist ein öffentliches Geheimniß, daß die Kenntnisse, die die Examinanden unter den heutigen Verhältnissen entwickeln, der reinste Gedächtnißkram sind, der nach drei Tagen vergessen ist, eingepauktes Zeug, das gerade bis über die Prüfung vorhält. Es wäre besser, den Studenten den Ueberblick über das Ganze, eine wirkliche Vorstellung von den anatomischen Verhältnissen zu vermitteln, als sie damit zu plagen, eine Masse von Namen auswendig zu lernen, für die ihnen das Substrat niemals vor Augen gekommen ist. Niemand wird leugnen, daß alle Theile des menschlichen Körpers nur unter den seltensten Verhältnissen von einem Studenten explorirt werden, daß er einen großen Theil seiner Kenntnisse nicht aus eigener „Forschung", sondern meistens aus dem Buche, wenn es schon hoch kommt, aus fremdem Präparate erwirbt. Es ist wahrlich nicht nothwendig, daß der Student jeden einzelnen kleinen Muskel herbeten kann, oder jeden kleinen Nerv oder jede kleine Arterie, diese Dinge prägen sich als bleibender geistiger Besitz nur dem Anatomen von Fach ein, und auch diesem nicht immer. Selbstverständlich soll es keinem Studenten, der sich für Anatomie besonders interessirt, verwehrt sein, sich eingehend damit zu beschäftigen, makro- und mikroskopische Kenntnisse zu sammeln auch über das Verlangte hinaus, aber man soll nicht von dem künftigen Arzte verlangen, daß er sich als Anatom von Fach erweise. Die lebendige Anschauung soll der Mediziner haben, nicht einen Wust von Namen, die er jeden Moment im Handbuch nachsehen kann. Daß die äußere Anatomie, d. h. die äußere Körperform, in normalen Verhältnissen gar nicht studirt wird, ist sehr bedauerlich, und schon Hyrtl hat diese Unterlassungssünde beklagt.

Von allen Seiten macht man mit Recht geltend, daß der Student, ehe er in die Praxis tritt, eine längere Zeit in einem Krankenhause als Assistent fungiren solle, um die nöthige Selbständigkeit zu bekommen. Diese Forderung ist durchaus gerechtfertigt, aber sie muß noch vervollständigt werden. In dem juristischen Fache ist es Vorschrift, daß jeder Referendar bei einem Rechtsanwalt arbeitet, um nicht nur die Functionen des erkennenden, sondern auch die des vertretenden Theiles kennen zu lernen. Ebenso müßte jeder Student der Medizin, sei es nach oder besser noch vor dem Staatsexamen bei einem beschäftigten Arzte eine bestimmte Zeit als Assistent fungiren, um die Forderungen des Lebens wirklich und nicht nur aus der Vogelperspective der Klinik zu verstehen. Dieses Arbeiten ist nicht nur practisch und menschlich wichtig, sondern auch wissenschaftlich. Denn die Fälle des Hospitals sind meist sogenannte Schulfälle, der Student sieht typische Krankheitsbilder vor sich, Endstationen einer Entwickelung, aber nicht diese selbst. Auf sie aber kommt es in der practischen Thätigkeit zuerst an, sie muß beobachtet werden, aus ihr muß man auf das Resultat schließen. Sehr bildend wirken schon jetzt die sogenannten „Reviere", wie sie etwa von der Königsberger Poliklinik an einzelne Studenten vergeben werden. Diese üben dort unter Controle der Assistenzärzte, nöthigenfalls des Professors armenärztliche Functionen aus, beobachten selbständig, ordiniren, leiten die Behandlung und Pflege. Fälle, in denen sie sich nicht für ausreichend halten, unterbreiten sie dem Urtheile der Assistenzärzte oder überweisen sie, wenn zu Hause die nöthige Aufmerksamkeit den Kranken nicht gewidmet werden kann, einem Hospitale. In dem Reviere bekommen die jungen Studenten ihre eigentliche Weihe, hier können sie zeigen, wie weit ihr Scharfsinn und ihre Kenntnisse reichen, hier eröffnet sich ihnen eine Perspective, wie vielgewandt der Arzt sein muß, wie er sich den Verhältnissen der Kranken anzubequemen hat. Die Vorschriften der Klinik sind eben für die Klinik zugeschnitten

oder für die in den besten Verhältnissen lebenden Privatpatienten der dort docirenden Herren Professoren.

Wenn man offen sein darf, so ist die „Fachschule" im Allgemeinen das Beste für die Ausbildung von Aerzten. Man sträubt sich gegen dieses, besonders in England gebräuchliche Institut deshalb, weil es die allgemeine Bildung der Mediziner ausschließen oder wenigstens erschweren soll. Man denkt sich eben die Fachschule völlig getrennt von der Universität. Das ist aber kein unumgängliches Postulat für die Fachschule. Sie kann durchaus in Verbindung mit der Universität bleiben, so daß dem Studirenden der Medizin frei steht, auch noch andere als die Fachkollegien zu hören. Die allgemeine Bildung der Mediziner wird jetzt so sehr betont, und das Ministerium sucht sie, wenn man den Zeitungsnachrichten trauen darf, durch die sogenannten Publika zu heben, über deren Besuch man am grünen Tische sehr erfreut sein soll. Dem Eingeweihten werden die großen öffentlichen Vorlesungen allgemeinen Inhalts eher als Verderbniß wirklicher Bildung erscheinen, denn als eine Beförderung, da sie dem Zuhörer die Berechtigung zu geben scheinen, über alles Gehörte ein Urtheil zu fällen, da sie, mit einem Worte, die Oberflächlichkeit fördern und nicht die Vertiefung. Die Fachschule soll aber trotzdem mit der Universität in Verbindung bleiben, nur muß das Studium nicht ein reines Universitätsstudium sein. So gut wie jetzt vorgeschrieben wird, daß der Examinand so und so lange innere, und so und so lange Augenklinik gehört haben muß, ebenso wird ihm vorgeschrieben werden, ein oder zwei Semester in einem Hospital zu arbeiten, ein Semester zur Assistenz zu einem practischen Arzte zu gehen ꝛc. Während seiner klinischen Studienzeit ist ihm Gelegenheit genug geboten, seine Allgemeinbildung zu heben, so daß allen irgend wie berechtigten Ansprüchen genügt werden kann. Daß das Studium durch solche Einrichtungen nicht leichter, sondern eher schwerer wird, selbst wenn man es zeitlich verlängert, dürfte einleuchten. Man wird eben nicht mehr Formelkram und Büchergelehrsamkeit verlangen, sondern wirkliche Einsicht, praktische Erfahrung und praktische Brauchbarkeit. Die Erschwerung des Studiums ist aber kein Fehler, denn es drängen sich heute, in der irrigen Vorstellung, daß das medizinische Studium ein Brotstudium sei, so viele Unberufene dazu, daß die Abschreckungstheorie hier völlig gerechtfertigt ist. Ueberdies hat man Zeit sich zu überlegen, ob man Arzt werden will oder nicht, und man verliert nichts, falls man die Idee aufgibt, da das in den ersten Semestern und auf der Vorbereitungsschule Geübte für Studirende der Naturwissenschaft trefflich verwendbares Material darstellt. Dazu kommt, daß selbst die größten Schwierigkeiten einen sich berufen Fühlenden nicht abzuschrecken vermögen, und bei ihrer Ueberwindung so viel anregende Momente mitwirken, daß die bei der heutigen Art des Studiums fast unvermeidliche Ermüdung nicht in Berechnung gezogen zu werden braucht. Der Student macht gar oft weite Wege, aber durch belebte Straßen, die Abwechslung und Anregung geben, nicht über öde Chausseen, auf denen er nur deshalb nicht einschläft, weil er eben gehen muß. Selbstverständlich darf die Studienfreiheit in keiner Weise verkürzt werden. Sie ist das schönste und herrlichste Gut, über das der deutsche Student verfügt. Aber mit ihr lassen sich gewisse durch die Verhältnisse dictirte, unumgängliche Forderungen wohl vereinigen.

Literatur und Kunst.

„Tschandala".

Von Ernst Heilborn.

Alle die vielen Töne, welche in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts angeschlagen worden waren, klangen in Wilhelm Meister wie in einem Accorde zusammen. Die Dissonanzen lösten sich und es trat zu Tage, daß die Polyphonie der Bestrebungen in eine Bestrebung austönte, daß alle Fäden wie in künstlichem Gewebe in einen Knotenpunkt zusammenliefen: in das Streben nach voller Entfaltung der Individualität, den Kampf um die Bildung. Aus politischen Revolutionen, aus Umwälzungen auf technischem Gebiete, aus allgemeiner Ueberproduction erhielt sodann die moderne Literatur ihr Gepräge: an Stelle des Kampfes um die Bildung trat in den Brennpunkt der Kampf um die Existenz.

Zuerst war es, als flüchtete die Literatur vor den fremdartigen Problemen, die sich ihr entgegenstellten. Sie versetzte sich in das Mittelalter, in eine Zeit, in der die Lebensbedingungen möglichst einfache waren, in der die Kraft des Einzelnen zu entscheiden schien, in der die Pforten der Klöster die Müden aufnahmen. Sie zog in südliche Länder, in denen die Natur freigebig Gaben verteilte, in denen ein Gefühlsleben, ein Traumdasein möglich war. Sie flüchtete in Märchenlande und gab Alaeddin, dem Faulpelz, die Wunderlampe, die ihm die Schätze der Erde und die Gaben des Genies verlieh. Das war um die Wende des Jahrhunderts, in den Tagen der Romantik. Und in jüngster Zeit, nachdem die Literatur die Lasten des Existenzproblems eine Weile mühsam fortgewälzt hatte, flüchtete sie wiederum aus dem Lärm des geschäftigen Alltagslebens. Sie suchte neue Reize für schlaffe Nerven, sie befreite von den Werkeltagsforderungen, indem sie ihren Zauberstab schwang und ihrem lebensmüden Alaeddin in unterirdischer Höhle perverse Sensationen und Genüsse schuf, sie suchte wie damals in dem formalen Element der Kunst die Panacäe gegen die Leiden der Wirklichkeit. Das ist die Literatur der Aesthetiker und Décadents um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts. Aber die Wasser stauen sich nur, um Kraft zu gewinnen, um es immer von neuem aufzugreifen, das Problem des Kampfes um die Existenz.

Solange die Bäume vereinzelt stehen, mag es sich um Pflege und Entfaltung des einzelnen Baumes handeln; stehen sie dicht gedrängt, dann gilt es die Erhaltung aller. Schon dadurch, daß die Bevölkerung Europas sich verdoppelt hat seit Ende des vorigen Jahrhunderts, ohne daß sich die Subsistenzmittel verdoppelt hätten, mußte auch für die Literatur vorerst die Bildungsfrage von der Existenzfrage abgelöst werden. Und die Literatur scheint befähigt, diese Frage, wenn auch nur in ihrem Bereich, lösen zu können. Indem sie an Stelle der wichtigsten Unbekannten bestimmte Größen setzt, indem sie da festumrissene Charaktere hinstellt, wo die Volkswirthschaft mit allgemeinen Begriffen operiren muß, scheint es nicht unmöglich, daß in einem Werke einmal eine literarisch gültige Lösung des Problems geboten werden könnte. Noch aber ist der neue Wilhelm Meister nicht geschrieben. Und die modernsten Versuche scheinen an friedlicher Lösung des Problems mehr und mehr zu verzweifeln.

In dem Ostende Londons tritt der Kampf um die Existenz in seiner letzten, furchtbarsten Phase zu Tage. Das große Drama scheint dort endgültig zur Tragödie geworden zu sein. Enge Straßen und Gassen, über denen stets dieselbe vergiftete und verpestete Atmosphäre lastet, schmutzstarrende hohe Häuser, in denen sich Seuchen seit Jahrzehnten eingenistet haben —: die Verkommenen, die dort ihre Zufluchtsstätte suchen müssen, oder halbverthiert, mit Fetzen bekleidet, auf offener Straße herumliegen, sind in dem Kampfe um die Existenz bereits unterlegen. Die einzig mögliche Waffe, die Arbeit, ist ihren schlaffen Händen entsunken. Hunger, Laster aller Art und Branntwein verrichten den Henkersdienst. Und bei alledem sind diese Unglücklichen, Sterbenden naturgemäß die Todfeinde der Gesellschaft. Der Selbsterhaltungstrieb, aus den rechten Bahnen gedrängt, treibt sie zum Verbrechen. Im Verbrechen bethätigen sie, was ihnen an Kräften geblieben. Wie ist ihnen zu helfen?

Ihnen ist nicht zu helfen und ihnen darf nicht geholfen werden, das ist die Ansicht, die neuerdings in England Anhänger wirbt und findet. Sie ist auch vor Kurzem in einer deutschen Zeitschrift vertreten worden. Ostlondon, in dem sich die Verkommenen und die Verbrecher aus ganz England

sammeln, die Stätte des größten Elends ist der reinigende Feuerherd, auf dem diese Ausgestoßenen und Entarteten der bürgerlichen Gesellschaft geopfert werden. Die Stätte ihrer Laster und Verbrechen wird ihnen zur Begräbnißstätte. Sie ersticken in der Atmosphäre, die von ihnen ausgeht. Die Bevölkerung Ostlondons ist — „Tschandala, die Frucht des Ehebruchs, der Blutschande und des Verbrechens". „Tschandala darf nie eine Stätte haben; er soll Kleider tragen von Leichen, nur Scherben benutzen für seine Speisen, altes Eisen als Schmuck, und zum Gottesdienste nur böse Geister". Tschandala soll und muß untergehen, das ist die Lehre, die August Strindberg in seiner unlängst erschienenen symbolischen Dichtung „Tschandala" vertritt.

... Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhielt der tapfere und gelehrte Magister Andreas Törner die Weisung, die Stimmung der Bevölkerung in den neueroberten dänischen Provinzen während seiner Sommerferien zu sondiren. Durch einen Zufall wurde ihm eine Wohnung angeboten, in welcher er diesem Zwecke nachgehen konnte. Ein schmutziger, seltsamer Bursche, der sich für den Verwalter einer Frau Baronin ausgab, bot ihm das Schloß derselben zum Sommeraufenthalte um ein Billiges an. Das Schloß war ein altes Gebäude, das gänzlich verwahrlost war. Die Treppen waren zerfallen, Trümmerhaufen, altes Eisen und Unrath war vor den Thüren abgelagert, die Dielen waren zermorscht und aufgebrochen, in den Zimmern lag alter Trödel bei zerbrochenen Möbeln und ein fauliger Geruch von verdorbenen Speisen und unreinem Gethier erfüllte das Haus. Aber obgleich die sogenannte Baronin sich wie eine Viehmagd benahm, obgleich der Verwalter gemeine Taschenspielerkunststücke und ordinären Gesang zum Besten gab und somit sein eigentliches Wesen bekundete, zog der Magister dennoch, da sich eine andere Wohnung nicht bot, in das Schloß ein.

Nach und nach lernte der Magister seine neue Umgebung kennen. Er sah, daß Schloß und Wirthschaft in Verfall war, und daß die Liederlichkeit der Bewohner, denen Schmutz und Unrath das Lebenselement war, dazu beitrug, den allgemeinen Zusammenbruch zu beschleunigen. Er sah, daß die Baronin und ihr Verwalter in schmutzigem Verhältniß zu einander standen, und daß sie in einem Zimmer mit allem möglichen Gethier zusammenhausten. Er fand den Verwalter bereit, ihm seine Schwester zu verkuppeln und erkannte, daß dieser Bursche ein abgefeimter Verbrecher war, der auch ihn selbst auf alle denkbare Weise zu schädigen suchte.

Der Magister war ein starker und gelehrter Mann, aber er fühlte, wie seine Geisteskräfte in dieser Umgebung und in dem Umgang mit diesen Menschen abnahmen. Er war im Begriff, von seinem hohen geistigen Niveau zu dem der Verbrechergesellschaft herabzusinken. Auch spann ihn der schurkische Verwalter mehr und mehr in das Netz seiner Ränke und Verbrechen ein. Da holte der Magister zum Schlage gegen ihn aus. Er versuchte, ihn bei seinem Aberglauben zu packen und bemühte sich, Zwietracht unter die verbrecherische Gesellschaft zu säen. Noch aber gelang es dem Feinde, zu triumphiren und ihn selbst an den Rand des Verderbens zu bringen. Da griff er zum letzten Mittel: er tödtete ihn, indem er Bilder aus der Phantastik seines bösen Gewissens und Traumsymbole aus der Präexistenz seiner Seele und der seiner halbthierischen Vorfahren heraufbeschwor. Mit der damals neu erfundenen Laterna Magica ließ er diese Bilder vor ihm auftauchen. Und er hatte ein Recht, ihn zu tödten, denn er fand, daß „die Grundelemente seiner Seele zweckdienlicher für den Bestand der Gesellschaft, in welcher er lebte, als die des Parias". Er erkannte, daß Tschandala sterben soll und muß. Tschandala aber ist nicht ein einzelner, Tschandala sind die vielen.

In „Tschandala" hat Strindberg das Gegenstück zu „An offener See" gedichtet. Dort stellte er den geistig hochgebildeten und kraftvollen Mann in eine Umgebung, theilweise von Verbrechern, theilweise solcher, die nur ihren unklaren Trieben und ihrem Instinkte leben. Und er hatte den einen Starken, Sehenden durch diese Umgebung zu Grunde gehen lassen. In „Tschandala" siegt der Starke in dem Augenblick, da er ohne jeden Skrupel von seinen Kräften voll Gebrauch macht.

Damals als Brandes Friedrich Nietzsche „entdeckt" hatte, vermittelte er einen Briefwechsel zwischen ihm und dem jungen Schweden August Strindberg. Beider Weltanschauung stimmte in Wesentlichem überein. Aus der Zeit dieses Briefwechsels stammen aller Wahrscheinlichkeit nach die beiden Romane Strindbergs „An offener See" und „Tschandala", obwohl sie erst soviel später veröffentlicht worden sind. Es ist „Herrenmoral", die in ihnen gepredigt wird. Das aristokratische Recht des Stärkeren wird gefeiert und dem Starken wird die Siegespalme in dem Augenblick zu Theil, in dem er jenseits von gut und böse wieder zur blonden Bestie wird, und das Raubthiergewissen in ihm erwacht. Und das ist der springende Punkt der psychologischen Entwickelung: der Magister schafft sich die innere Kraft zu seiner „starken" That, indem er die Sklaveninstinkte in sich entflammt. Er sieht in sich den Unterdrückten, in dem skrupellosen Halbwilden seinen Tyrannen und durch Sklaveninstinkte vernichtet der geistig Hochstehende den ihm geistig Unterlegenen — nur durch sie gewinnt der aufgeklärte Mann den Standpunkt jenseits von gut und böse. Aber wie seltsam! Die verkommene Bevölkerung Ostlondons sei Tschandala, „die Frucht des Ehebruchs, der Blutschande und des Verbrechens": letzt, allerletzt, in's Practische übersetzt, führt die Lehre von der Herrenmoral, trotz ihres latenten Anarchismus, zu ganz denselben Resultaten wie das krasseste Manchesterthum, das der Liberalismus längst überwunden hat!

Tschandala ist kein Buch der Lösung. Es zerhaut den Knoten, den es entwirren sollte. Es negirt die Anstrengungen, die bisher gemacht sind, um zu versöhnen und zu vereinen. Tschandala ist eine Stimmungsdichtung. Die Stimmungen, die es heraufbeschwört, sind für unsere Zeit charakteristisch. Hoffentlich sind sie so vergänglich, als sie wahr sind.

Eine literarische Lösung der Probleme aber wird auch ihrer Rechnung tragen.

Alphonse Daudet über das Theater.

Von Heinrich Mann.

Das neue Buch von Alphonse Daudet*) besteht aus Kleinigkeiten, die trotz der beabsichtigten systematischen Zusammenstellung kaum ein Ganzes ergeben. Das große Interesse, das ihnen innewohnt, bleibt in den Einzelheiten stecken, ist nirgend zu einer gemeinsamen Idee zusammengezogen. Das Buch handelt vom Theater und erweckt die Vermuthung, als habe es etwas wie eine Theorie der Schauspielkunst geben sollen. Und zweifellos ist dies ein lohnendes Thema. Man denke es sich von einem Schriftsteller der analysirenden Richtung behandelt; es seien zwei so verschiedene, mit so ungleichen Mitteln und Tendenzen arbeitende Geister wie Rod und Bourget genannt. Der eine würde das Gewicht auf die moralische Seite des Gegenstandes legen, der andere uns über den Verlauf der Bildung des Schauspielers unterrichten. Es würde einerseits von den Aufgaben des dramatischen Künstlers der Welt gegenüber, auf die er zu wirken hat, andererseits von den Vortheilen und Gefahren die Rede sein, die seiner in der Schule des modernen Lebens warten. Die Abhandlung würde vielleicht in Paragraphen eingetheilt sein, und wenn sie auch ohne Pedanterie geschrieben wäre (diese Annahme wird z. B. durch die Analogie von Bourget's Physiologie der modernen Liebe unterstützt), so würde sie immerhin die Farbe der Theorie an sich tragen.

Das Auffällige an Daudet's Buch ist eben, daß der abstrakte Gedanke keinen Augenblick die künstlerische Form durchbricht. Wohl wird von den Arbeiten des Schauspielers berichtet, von seinen moralischen Leiden und seinen künstlerischen

*) Entre les frises et la rampe, Paris, E. Dentu.

und sozialen Triumphen. Doch behält Alles die anekdotische Form des Lebens. Wir wohnen den Uebungen der Schüler des Conservatoriums bei, wir haben Gelegenheit, den Tragöden auf der Scene, die Angst eines ersten Auftretens zu beobachten. Wir begleiten ihn auf seiner Rundreise durch die Provinz oder folgen der Schauspielerin in ihre Loge zu den einsamen Studien, für die der Spiegel den Lehrmeister abgibt. Fragt man nach den Einflüssen, die die persönliche Sensibilität des Mimen, etwa der Schmerz eines Trauerfalles auf seine Berufsthätigkeit übt? Die Antwort wird in einem Dialoge zweier Bühnenfreunde niedergelegt und schließlich durch die Erzählung eines thatsächlichen Erlebnisses des alten Lafontaine befestigt. Der Künstler hat die Anzeige erhalten, daß sein Vater im Sterben liege. Er zerstört seine soeben hergestellte Maske, kleidet sich an und ist im Begriffe aufzubrechen.

„Unglücklicher Mensch, wohin gehen Sie?" ruft ihm der Director nach. „Der Saal ist gefüllt."

„Mir gleich. Verfassen Sie eine Erklärung, geben Sie das Geld zurück, ändern Sie den Spielplan."

„Aber —"

„Es gibt kein Aber. Sie können mich nicht zwingen, mit diesem Messer im Herzen Komödie zu spielen. Für's erste könnte ich es gar nicht. Ich würde immerfort an meinen Vater denken, der ohne mich zu sehen stirbt. Ich wäre im Stande, mitten in einer Scene in Thränen auszubrechen oder davonzulaufen."

Man mußte ihn gehen lassen, und die Moral davon ist, daß das wahre Gefühl des Künstlers sich auf andere Art kundgibt, als in dem falschen, zunächst der Eitelkeit entsprungenen Heroismus, den die Zeitungen nur zu oft preisen: „Armer Vater! Muthiger Künstler! Wenn man bedenkt, daß er, während er uns vor Lachen bersten machte, an sein Kind dachte und innerliche Thränen weinte!"

Oder es handelt sich um die Erläuterung einer schwierigen Aufgabe, wie es die Darstellung der Trunkenheit auf der Bühne ist: wohlverstanden die Trunkenheit nicht in der Operettenmanier, sondern von der tragischen Seite erfaßt, das Laster als Leiden begriffen. Wir begleiten hier die Künstlerin, Frau Marie Laurent, die als eine der Ersten sich die Aufgabe stellte, auf ihren Studiengängen durch das dunkle Paris, über die äußeren Boulevards in die niederen Weinschänken, wo man das Volk findet, was es la goutte nennt. „Und was für ein Tropfen!" Dann kommt das entscheidende erste Auftreten, und wir sind dabei, wie eine verkommene, in Lumpen gehüllte Gestalt die Treppe hinab auf die Bühne schwankt, bald krampfhaft auf das Geländer gestützt, bald ein paar Stufen ohnmächtig weiterrollend. Wir sehen sie, wie wir alle Gestalten sehen, die der Daudet'sche Pinsel je entworfen hat. Jedes dieser Bilder ist dermaßen fascinirend, jede Figur ist so überzeugend persönlich ausgestattet, daß kaum noch andere ihresgleichen neben ihr dankbar bleiben. Das Charakteristische ist, daß die Daudet'schen Schilderungen keine Verallgemeinerungen leiden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß dies nicht etwa die nothwendige Eigenthümlichkeit einer raschen, bestimmt umrissenen Zeichnung ist. Diese besitzt auch Maupassant, den man heute, bei dem wiedererwachten Geschmack an künstlerischer Einfachheit, den mehr kritischen, auf psychologische Abstraktionen gerichteten Geistern wie Bourget entgegenzustellen liebt. Aber aus Maupassant's Werk spricht eine durchaus sichere Lebensbetrachtung, die recht wohl an dem bitteren Nachgeschmack zu spüren ist, mit dem man einen Band seiner gewaltsam lustigen Novellen aus der Hand legt. Jedesmal, wenn der Dichter eine liebevolle Gestalt geschaffen hat, hat er einen Glauben zerstört; seine übermüthigste Laune verhüllt einen Abgrund von absolutem Nihilismus. Warum lesen wir dagegen Daudet mit dem reinsten Kunstgenuß, der niemals durch das Einathmen bitterer Wahrheiten gestört oder — vertieft ist? Offenbar, weil er selbst, seinen Schöpfungen gegenüber, ohne jede philosophische Anschauung bleibt Er hat sie in's Licht gestellt wie er sie empfangen; dann betrachtet er sie nicht weiter. Er ist der größte Künstler unter den zeitgenössischen Dichtern und er ist nichts als Künstler. Der Unterschied von Maupassant und ihm ist der eines Normannen und eines Provencalen, der von Norden und Süden. Gleichwie die südliche Landschaft mit ihrem harten Blau und Weiß im todten Mittagslicht unendlich schwer wiederzugeben ist, weil sie ganz der Stimmung entbehrt, die etwa das holländische Flachland oder die schottischen Berge ohne Weiteres malerisch macht, so wenig versorgt den Südländer die Heimath mit verallgemeinernden Gedanken. An Ideen und Stimmungen ist der Süden gleich arm.

In Daudet's Büchern steht, wie auf impressionistischen Bildern, ein Lichtfleck neben dem anderen. Seine beweglichen Sinne erschöpfen sich niemals im Genusse vielfältiger Eindrücke. Was hat er nicht als Stoff verwandt? Er kennt gleicher Weise das Leben der Regierenden und des Volkes, die Künstler- und Geschäftswelt hat für ihn keine Geheimnisse. Es wären, um nur ungefähr den Inhalt seines Werkes zu nennen, die ganzen, halben und Viertelstufen der gesellschaftlichen Leiter herzuzählen. Und jedes Mal ist möglichst viel von dieser mannigfaltigen Welt in dem einzelnen Romane vereinigt. Es ist ein, auch den Stil leitender, rapider Zug in Allem, was er schreibt. Wie er einmal von seinem Landsmanne Roumestan sagt: sein Gedanke sprudelt in kochenden Wellen zwischen seinen Lippen hervor. Die Wellen sind so ungestüm, daß sie zuweilen selbst die fast allen Franzosen, als klassische Ueberlieferung, gemeinsame, straffe Composition der Dichtung durchbrechen. Gelegentlich berichtet er selbst darüber, wie dies geschehen. In seinen Souvenirs d'un homme de lettres kommt er auf die in seinem Lieblingsroman Numa Roumestan vorgeführte Hortense Le Quesnoy zu sprechen, deren rührende Figur im Leben und noch mehr im Tode allzusehr aus dem Rahmen der Erzählung hervorzutreten scheint. Warum er so ausführlich das Leiden und Sterben des jungen Mädchens behandelt? Nun, einfach, weil er selbst gerade in der Zeit, als er sich mit dem Plan der Dichtung trug, an jene heißen Quellen geschickt ist, wo er brustkranke Frauen den heilkräftigen Wasserqualm einathmen und den Finger an die Lippen führen gesehen, voll Angst, ob der Handschuh sich röthe. Das hat dem Impressionisten genügt. Er ist gleich unfähig, an einem der wechselnden sinnlichen Eindrücke achtlos vorüberzugehen, wie etwa der Wanderer Wilhelm Meister eine seiner zahllosen geistigen Erfahrungen ungenützt lassen kann. Aber so wenig wie dort übt bei Daudet die häufig gelockerte äußere Composition einen ungünstigen Einfluß auf die Festigkeit der inneren aus. Die künstlerische Gestaltungskraft überwindet alle Schwierigkeiten.

Es läge nahe, auch die einzelnen Stücke des neuen Buches als rein künstlerische Gestaltungen zu betrachten, wenn nicht doch deutliche Hinweise auf einen gemeinsamen, theoretisirenden Zweck vorhanden wären. Warum verfolgte sonst der Verfasser z. B. den an sich unbedeutenden Lebenslauf irgend einer Schauspielerin, die indeß das Glück gehabt, von Diderot angeleitet zu werden. Es kommt dabei Alles auf die von dem Philosophen ertheilten Rathschläge an, die stets zu dem wichtigen Refrain zurückkehren: „Halten Sie sich an die ruhigen Scenen", diese im Gegensatz zu den leidenschaftlichen Stellen gedacht, die zu beherrschen fast nichts können heiße, da die Hälfte der Wirkung auf Rechnung des Dichters komme. Wenn nur auch Daudet ein eigenes, einigermaßen gleichwerthiges Theorem gefunden hätte. Er unternimmt es wohl, doch bleibt es bei einer Halbwahrheit. Es geht hier wie überall in den Daudet'schen Schriften, wo sich eine der, selten genug gewagten, unpersönlichen Urtheile findet: sie sind zu persönlich, es fehlt ihnen das Schlagende des allgemeingültigen Gedankens. Es ist schon glücklich, wenn der Versuch nicht mit einer gelinden Lächerlichkeit endet, wie etwa am Schlusse der „Könige im Exil", wo die entthronte Königin von Illyrien angesichts der öden Tuilerien das Königthum als eine große, alte — todte Sache erkennt. Man ist nicht in dem Grade Republikaner.

Bei der Betrachtung manches anderen Schriftstellers möchte es gewagt erscheinen, seine größeren Kundgebungen zur Vergleichung mit einer kleinen Zwischenaktsarbeit heranzuziehen, wie es Entre les frises et la rampe ist. Doch ge-

hört es zu den Eigenthümlichkeiten des Daudet'schen Talentes, daß es mit allen seinen Vorzügen und Mängeln ebenso vollständig in seinen leicht skizzirten Entwürfen, wie in seinen breit und voll ausgearbeiteten Hauptwerken enthalten ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Steuerwuth.

Von Mark Twain.

Als ich mich zur Ruhe setzte, war der Erste, der mir seine Aufwartung machte, ein gewisser Herr Commissionsrath, der mit dem Departement für innere Einkünfte in Verbindung zu stehen vorgab. Ich antwortete ihm, ich hätte noch nichts von seinem Geschäft gehört, freute mich jedoch außerordentlich, ihn kennen zu lernen und ob er sich nicht setzen wolle.

Er nahm also Platz.

Es fiel mir nichts besonderes Gescheidtes ein, und das ärgerte mich nicht wenig, denn ich sagte mir, ein Mann, der von seinen Renten lebt, habe die Pflicht, in Gesellschaft unterhaltend zu sein. Da mir also durchaus nichts Anderes einfiel, so fragte ich ihn, ob er etwa sein Geschäft in unserer Nachbarschaft eröffnen wolle.

„Gewiß," gab er zur Antwort, und ich war ziemlich enttäuscht, denn ich hatte gehofft, auf solche Weise von ihm zu erfahren, was für ein Geschäft er eigentlich betreibe. Also war ich so frei, ihn ganz allgemein zu fragen, wie sein Geschäft gehe.

„Macht sich," erwiderte er.

Ich versicherte ihm hierauf, ich würde ihm gern unsere Kundschaft zuwenden, vorausgesetzt, daß uns sein Geschäft gefiele. Hier schmunzelte er ein wenig und meinte, sein Geschäft werde uns gewiß so gut gefallen, daß wir zu keinem Concurrenten gehen werden, wenigstens sei es noch nie vorgekommen, daß Jemand, der einmal mit ihm zu thun hatte, einen Anderen seiner Branche aufgesucht hätte. Das war offenbar etwas selbstgefällig, aber von der natürlichen Schlechtigkeit abgesehen, die uns Allen eigen ist, sah der Mann ganz ehrlich aus.

So unterhielten wir uns denn und schwatzten, — wenigstens that ich das, und wir lachten dabei, — ich wenigstens. Aber meine Geistesgegenwart vergaß ich doch keinen Augenblick. Ich hatte es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, trotz seiner Discretion über sein Geschäft Alles herauszubekommen, und zwar auf die feinste Weise, ohne daß er die Absicht merkte. Ich wollte ihm eine Falle stellen und beschloß zu diesem Zweck, ihn durch meine Vertraulichkeit so freundlich zu stimmen, daß er alle Zurückhaltung vergessen würde. Ich erzählte ihm also von meinen Geschäften, um alles Nöthige über das seine zu erfahren. Jawohl, mein alter Sohn, dachte ich, Du ahnst gar nicht, mit welchem abgefeimten alten Fuchs Du zu thun hast!

Laut aber sagte ich: „Herr Nachbar, Sie werden gewiß nicht errathen, was mir in diesem Winter und im letzten Frühling meine Vorlesungen eingebracht haben?"

„Nein," antwortete er, „das bin ich wirklich nicht im Stande. Aber warten Sie mal . . . Na, 2000 Dollar etwa? Doch nein, mein Herr, so viel kann es ja nicht ausmachen. Sagen wir also 1000 Dollar. Hab' ich's getroffen?"

„Ach wo, ich wußte es ja, daß Sie es nie errathen werden. Also hören Sie 'mal. Meine Vorlesungen im vergangenen Frühjahr und diesen Winter warfen mir 14,750 Dollar ab. Na, was sagen Sie dazu?"

„Donnerwetter, das ist colossal! Das muß ich mir doch aufschreiben. Und das sei noch nicht einmal Alles, sagten Sie?"

„Lächerlich, mein Lieber! Ich hatte noch mein Gehalt vom „Täglichen" Kriegsgeschrei" . . . vier Monate . . . na, so ungefähr . . . sagen wir fast 8000 Dollar, was meinen Sie?"

„Was ich meine? Teufel, ich möchte auch gerne 'mal so im Ueberflusse schwimmen. 8000 Dollar! Ei, das muß ich mir doch aufschreiben. Und bei alledem deuteten Sie also an, daß Sie sogar noch mehr Einkommen haben?"

„Lächerlich, mein lieber Freund. Wir sind sozusagen erst bei der Einleitung. Da habe ich z. B. ein Buch geschrieben: »Betrogene auf der Reise.« Preis $3^1/_2$ bis 5 Dollar, je nach der Ausstattung des Bandes. Und nun hören Sie 'mal, was ich Ihnen sage. Während der letzten $4^1/_2$ Monate haben wir 95,000 Exemplare dieses Buches abgesetzt. 95,000, ja wohl! Macht à durchschnittlich 4 Dollar das Exemplar an 400,000 Dollar, alter Sohn. Davon bekomme ich die Hälfte."

„Donnerwetter, das muß ich mir doch aufschreiben. 14,750 . . . 8 . . . 200 . . . Summa Summarum 222—223,000 Dollar. Wie ist das möglich?"

„Ein Irrthum könnte nur nach unten hin liegen. Jawohl 222,000 Dollar bares Einkommen oder ich verstehe nicht mehr zu rechnen."

Der Herr erhob sich. Ich befürchtete beinahe, ich wäre für nichts und aber nichts so offenherzig zu ihm gewesen, und schon bereute ich, daß ich mich durch sein naives Erstaunen zu beträchtlichen Uebertreibungen hatte hinreißen lassen. Doch nein, der verschwiegene Herr überreichte mir beim Abschied ein großes Couvert und bemerkte, es sei dies seine Geschäftsanzeige, woraus ich alles Erforderliche entnehmen könnte, und er würde stolz darauf sein, einen Mann von solchem Einkommen zu seiner Kundschaft zählen zu dürfen. Er habe immer gemeint, es gäbe viele reiche Leute in seinem Viertel, aber immer, wenn er sich an sie wende, entdecke er mit Betrübniß, daß sie gerade genug zum Leben, aber keinen Pfennig darüber haben. Es sei so entsetzlich lange her, daß er einem reichen Manne gegenüber gestanden, mit ihm gesprochen und ihm die Hand geschüttelt habe, daß er sich kaum enthalten könne, mich zu umarmen. Ich war von dieser Freundlichkeit so gerührt, daß ich dem guten Manne gerne die Erlaubniß gab, seine langen Arme um meine Schultern zu legen und mir einige Thränen hinterwärts in den Hals zu weinen.

Als er fort war, erbrach ich das Couvert. Vier Minuten lang las ich den Inhalt aufmerksam durch. Dann rief ich die Köchin und sagte: „Halten Sie mich, ich falle in Ohnmacht!" Als ich dann wieder zu mir kam, erleichterte ich mein Herz durch eine Reihe ergiebiger Flüche und Verwünschungen.

O was war das aber auch für ein Schuft! Seine angebliche Geschäftsanzeige war nichts weiter als ein ganz infames Steuerformular für die Selbsteinschätzung, eine Reihe unverschämter Fragen über meine Privatangelegenheiten, vier engbedruckte Seiten voll, — Fragen die allerdings mit so raffinirter Schlauheit gestellt waren, daß der größte Weltweise ihren Zweck nicht durchschauen konnte, — Fragen obendrein, die darauf hinzielten, daß man sein Einkommen viermal höher als es war, angeben mußte, wenn man sein Gewissen nicht mit einem Meineid belasten wollte. Vergeblich sah ich mich nach einem Hinterpförtchen um. Schon die erste Frage mußte mich unfehlbar hineinlegen.

„Welches Einkommen von irgend einem Handel, Gewerbe oder Beruf, gleichviel wo, hatten Sie im abgelaufenen Jahre?"

Dreizehn andere, ebenso durchtriebene Fragen ergänzten diese erste und forderten Aufschluß, ob ich irgendeinen Taschendiebstahl oder Straßenraub begangen oder durch Brandstiftung oder andere Erwerbsquellen mir Vermögensvortheile zugezogen habe, die ich bei Frage eins noch nicht in Betracht gezogen. Es war nur zu klar, daß der Fremde eigenes hergekommen war, um mich ganz gehörig einzuseifen. Er hatte meiner Eitelkeit geschmeichelt und mich verführt, mein Einkommen auf 222,000 Dollar anzugeben. Nach dem Gesetze waren 1000 Dollar steuerfrei — der einzige, schwache Trost, ein Tropfen im Meer! Nach dem Gesetze mußte ich fünf Procent dem Staat, also den Betrag von genau 11,137 Dollar Einkommensteuer zahlen!

Mir schauderte.

Zum Glück kenne ich einen reichen Mann, der in einem Palaste wohnt, ein fürstliches Haus führt und mit dem Gelde nur so um sich wirft, dabei ein Mann ganz ohne Einkommen ist, wie ich oft aus seinen Steuerzetteln ersehen habe. Zu ihm ging ich also in meiner Noth, um mir Rath zu holen. Er nahm meine schreckliche Einkommenliste, setzte die

Brille auf die Nase, ergriff eine Feder und schrumm! war ich ein Bettler. Es war die geschickteste Prozedur, die ich je gesehen habe.

Er führte sie ganz einfach aus, indem er die Rubrik der Abzüge sorgfältig bearbeitete. Meine Staats-, Gemeinde-, Miethsteuer gab er auf so und so viel an, meine Verluste durch Schiffbruch, Feuerschaden ꝛc. auf so viel, dann eine beträchtliche Summe für Verluste bei Verkauf von Grundbesitz und Vieh, bei Bezahlung der Wohnungsmiethe, bei Renovirungen, Zinszahlungen, bereits versteuerte Gage als Offizier der Unionsmarine, als Steuerbeamter u. s. w. brachte er die erstaunlichsten „Abzüge" fertig. Und als er zu Ende war und mir den Zettel wiedergab, sah ich sofort, daß mein Einkommen während des letzten Jahres einen Reingewinn von 1250 Dollar 40 Cent betragen hatte.

„Tausend Dollar sind aber steuerfrei," bemerkte er lächelnd. „Folglich haben Sie nichts weiter zu thun, als dieses Schriftstück zu beschwören und die Steuer für 250 Dollar zu erlegen."

„Machen Sie solche Abzüge auch immer bei sich selber?" fragte ich.

„Na natürlich! Wären diese elf Paragraphen der Rubrik Abzüge nicht, so würde ich jedes Jahr an den Bettelstab kommen, um diese niederträchtige Regierung in ihren Erpressungsversuchen zu unterstützen."

Während er so sprach, zog ihm sein Söhnchen eine Zweidollarnote aus der Tasche und machte sich damit aus dem Staube. Ich wette darauf, wenn morgen mein Fremder käme und den Jungen nach seinem Einkommen früge, er würde es falsch angeben. Aber wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Ich verabschiedete mich also dankend von dem geriebenen Millionär und dachte mir allerlei. Er gehörte offenbar zu den besten, kaufmännisch unbescholtenen, gesellschaftlich makellosen, unantastbaren Bürgern der Stadt, also warum sollte ich seinem Rath und seinem Beispiele nicht folgen?

Ich ging auf das Steuerbureau und beschwor unter den durchdringenden Blicken meines Freundes, des Commissionsrathes, Lüge auf Lüge, Betrug auf Betrug, Schurkerei auf Schurkerei, bis meine Seele von Meineid verpestet und meine Selbstachtung zum Teufel war.

Aber was schadet es? That ich doch nur, was tausend der reichsten, stolzesten, angesehensten, verehrtesten und umworbensten Bürger der Union alljährlich thun. Also schäme ich mich dessen nicht im Geringsten.

Ich bin einfach ein unschuldiges Opfer der Steuerwuth.

Aus der Hauptstadt.

Am Tage Bismarck.

Wie viele Zeitungen sich heute Leitartikel leisten werden, um die nun bald wieder vergessene Thatsache zu erörtern, daß vor ungefähr 79 Jahren „ein Mitschöpfer des deutsches Reiches" geboren worden ist — ich weiß es nicht. Nachgerade fängt das Thema ja an, zu veralten und an Interesse zu verlieren. Nicht allzu lange mehr, und ein Lustrum ist seit dem glorreichen Tage verflossen, da jüngere und, wie man nach Annahme des deutsch-russischen Handelsvertrages überall hören kann, auch geschicktere Hände dem Greise das Staatsruder entwanden. Volldampf voraus sind wir in ein neues Fahrwasser geglitten, dessen Unterströmungen zwar wissenschaftlicher Erforschung spotten und dessen eigentlichen Lauf auch die Männer auf der Commandobrücke nicht kennen, das aber dafür dem oberflächlichen Blicke glatt und freundlich daliegt, nichts ahnen läßt von den Scyllen und Charybden im fernen Hintergrunde. An des Jahrhunderts Neige steht Deutschland schön und stattlich da; statt des halb allegorischen, halb mythischen und unterm Palmenzweig versteckten Schwertes schwingt es den realeren Kurszettel. Was es an Machtfülle und drohender Größe allenfalls eingebüßt hat, vermochte es an Zollvergünstigungen reichlich wieder einzubringen. Die Bismärckerei hat sich überlebt — wozu noch viel von ihrem Urheber sprechen? So lange er die Zügel führte, erblickte alle Welt in Deutschland Europa's Vormacht, und ein grenzenloser Respect vor diesem unverantwortlich starken Deutschland war die natürliche Folge davon. Aber das gefürchtete Reich ward auch inbrünstig gehaßt. Der Tag von Sedan deuchte nicht ohne Fug allen umwohnenden Völkern der Grundstein zur Weltherrschaft des Deutsch-Germanenthums, und sie alle, die sich in ihrer Existenz oder doch in ihrer nationalen Eitelkeit bedroht glaubten, sahen mit steigendem Argwohn und wachsender Verbitterung den Thaten der kräftigen Faust zu, die unsere Politik leitete und nur auf Deutschlands Vortheil, nie auf die Wünsche, Stimmungen und Hoffnungen seiner Nachbarn Rücksicht nahm. Das durfte so nicht weiter gehen. Nur unseren zahlreichen Bajonetten und den ewigen Vermehrungen der Friedenspräsenzstärke unseres Heeres verdankten wir es damals, daß die mit Recht empörten Nachbarn nicht über uns herfielen und uns in Stücke rissen. Dieser ungesunde Zustand, der die ganze Bismärckerei auf's Schlagendste kennzeichnet, aber auch verurtheilt, mußte ein Ende nehmen. Den neuen Männern ist es nicht ohne Mühe und nicht ohne den theilweis fanatischen Widerstand der verblendeten Masse gelungen, hier heilsame Aenderungen herbei zu führen. Sie söhnten uns nach bestem Können mit den nichtdeutschen und antideutschen Nationen aus, erwirkten es, daß sie uns unsere Siege und unseren langsam steigenden Wohlstand verziehen. Und das Alles durch kluge Concessionen und noch viel klügere diplomatische Fehler. England, das weiland meerbeherrschende, dem heut der kleinste Bonaparte bequem den Garaus machen könnte, hatte lange schon mit scheelen Augen auf unsere Machtentfaltung geblickt und herzlichst zu Gott gebetet, daß recht bald die lieben Russen über uns herfallen möchten, sintemalen dann auch Indien auf längere Zeit vorm weißen Zaren Ruhe hätte. Wir beklagten tief diese für uns so peinlichen Empfindungen der City Guildhall und schenkten ihr Zanzibar, das fastdeutsche, und ein erkleckliches Stück Continental-Afrika dazu; letzteres mit um so leichterem Herzen, als wir selbst Afrika „nicht geschenkt" haben wollten. — Die moralische Pflicht, einen politischen Bundesgenossen auch „wirthschaftlich zu stärken", bewog uns dann, Oesterreich-Ungarn einen fetten Handelsvertrag zu bescheeren, und Rußland thaten wir die gleiche Liebe, diesmal nicht, weil es einen Bundesgenossen zu stärken, sondern weil es durchschnittene Drähte wieder zu verbinden, einen Feind zu versöhnen galt. Variatio delectat, auch wo es sich um Motive handelt. Blieb nur Frankreich übrig, das revanchelustige. Wer aber Deutschlands Abkommen mit ihm über das Kameruner Territorium durchliest und sich die kleine Mühe macht, in seinen Handatlas die neu bestimmte Grenze der beiderseitigen „Interessensphären" einzuzeichnen; wer dann mit nationalem Hochgefühl erkennt, daß alle einigermaßen wichtigeren Ortschaften in Grenznähe den Franzosen überlassen worden sind, auch wenn sie eigentlich auf deutschem Gebiet liegen, der wird gern eingestehen, daß Frankreich seit 1871 von uns nicht mehr so zuvorkommend und voll selbstverleugnender Liebe behandelt worden ist.

Wir vertragen uns mit ganz Europa auf die denkbar einfachste Weise: wir lassen uns immer über's Ohr hauen und verpflichten dadurch alle Nationen. Nun ist es ja freilich wahr, daß sich trotz alledem die Hoffnung freisinniger Friedenscongreß-Politiker, durch die benedeite Aera Caprivi-Rickert — lucus a non lucendo — würden wir von dem sogar bankierverhaßten Luxus der stehenden Heere befreit, als übertrieben erwiesen hat und daß es trotz aller Versöhnung und Handelsvertragerei nöthig war, einige sechzigtausend neue Rekruten auszuheben. Aber kein Einsichtsvoller wird sich dadurch beirren lassen. Die Staatskunst der Modernen läuft ganz offenbar darauf hinaus, Rekrutirung und Militärspielerei ganz von selber in Wegfall zu bringen, und sie bedient sich zu diesem Behufe eben der Handelsverträge. Durch die Förderung der Industrie auf Kosten der Landwirthschaft muß es in absehbarer Zeit dahin kommen, daß die ganze Agricultur ähnlich lächerlich geringen Nutzen abwirft, wie nach Aussage aller Sachverständigen die Disconto-Commanditgesellschaft an den rumänischen Geschäften hatte; arbeitet später jeder Bauer mit so gewaltigen Unterbilanzen wie die Stadt Berlin bei ihrer Rieselfeld-Mißbewirthschaftung, und ist es schließlich keinem Gutsbesitzer mehr möglich, dem Rathschlage Sr. Excellenz des Grafen Caprivi auf Vornahme von Abschreibungen nachzukommen, weil er eben nichts Abschreibbares mehr besitzt, dann ist ein anderes, berühmtes Wort Sr. Excellenz in Erfüllung gegangen und Deutschland ein Industriestaat geworden. Nun liefern aber

die Industriebezirke im Verhältniß nur die Hälfte, ja nur den dritten Theil der Rekruten, mit denen das flache Land protzt, und so wird unsere ihres Bauernstandes beraubte Heimath bald genug nothgedrungen die Heeresziffer herabsetzen müssen. Hoffentlich erleben Frau von Suttner und ihre Paladine aus der Freisinnigen Vereinigung diesen ersten Triumph der Abrüstungstheorie noch. Wir Anderen dürfen uns inzwischen getrost der Hoffnung hingeben, daß seiner Zeit die übrigen Staaten Europas vernünftig genug sein werden, aus freien Stücken dem Beispiele Deutschlands zu folgen. Denn sonst ginge es uns allerdings einigermaßen schlecht. —

Der neue Kurs, das ist der Friede.

Die Bismärckerei, das war der Krieg.

* * *

In asiatischen Ländern gibt es eine Reihe geistvoller Einrichtungen, um die wir diese gesegneten und aufgeklärten Gefilde wohl beneiden können. Während man bei uns unfähige Diplomaten oder mißerfolggekrönte Minister in Gnaden entläßt und pensionirt, empfangen sie dort die Bastonade, was den Staatskassen entschieden vortheilhafter ist; und während man dort gestürzten Großwessiren die seidene Schnur schickt, läßt man sich hier von ihnen annörgeln und erfreut sie obendrein noch durch kleine Geschenke, gestattet ihnen, Deputationen Unzufriedener zu empfangen und sich auf die Autorität hinaus zu spielen. Es ist ganz klar, daß man dadurch loyale und vorsichtige Patrioten in sehr peinliche Lagen bringt. Wenn auch Sybel's Fälschungen, die dem am 1. April 1815 Geborenen aus Cliquen- und Coteriengeist eine direct beleidigende Wichtigkeit für die deutsche Geschichte der letzten dreißig Jahre zuschreiben, wenn diese durchsichtigen Manipulationen auch ihre gebührende Zurechtweisung empfangen haben, so ist doch durch die Uebersendung der bekanntlich historischen Flasche Steinberger und durch die später erfolgte „Aussöhnung" neue Verwirrung in das Herz jedes Vaterlandsfreundes getragen worden. Soll man am Tage Bismarck Gratulationsregungen empfinden oder darf man es nicht? Was wird oben mehr Anstoß erregen — wenn man den noch gar nicht beruhigten, gehässigen Gegner des neuen Kurses lyrisch begrüßt, oder wenn man den Mann, den der Kaiser neulich umarmte, küßte und an's Herz drückte, zur Weihe des Tages kräftiglich anpöbelt? Ich kann nicht sagen, ob Freiherr von Stumm geneigt ist, auch mit mir eine Wette um ein Champagner-Frühstück abzuschließen; aber wenn er Lust dazu verspürt, so möchte ich ihm als Gegenstand unserer Wette die Lösung des eben erwähnten Dilemmas vorschlagen. Ich behaupte nämlich, alle wahrhaft loyalen Männer und alle Leiter offiziös thuender Journälchen werden sich einfach dadurch aus der Klemme ziehen, daß sie den beängstigend oft wiederkehrenden ersten April einfach ignoriren. (Warum konnte sich Bismarck auch nicht an einem 29. Februar gebären lassen — dann hätte man den Aerger doch wenigstens bloß alle vier Jahre einmal!) Freiherr von Stumm, der ein sehr loyaler und sehr einsichtsvoller Mann ist — hat er doch z. B. erst neulich die wohlthuend kluge Behauptung aufgestellt, an dem gewaltigen Wachsthum der antikapitalistischen, sozialdemokratischen Bewegung trüge auch . . . der Kathedersozialismus Schuld, und für alle reinigenden Gewitterstürme wären zum großen Theil die Wetterkartenmacher verantwortlich — der Herr Neunkirchens wird mir gewiß widersprechen und es nicht möglich halten, daß deutsche Männer, wozu ja auch einige unserer Redacteure gehören, alle Pflichten der Dankbarkeit so gröblich verletzen und von Bismarck an seinem Ehrentage schweigen könnten, sei es auch auf die Gefahr hin, nie mehr des intimeren Umganges hochgestellter Persönlichkeiten gewürdigt zu werden.

Ich fürchte indessen wirklich, der Freiherr verlöre die Wette. Er hat nun einmal Pech in solchen Dingen. Denn wer von den Einflußreichen heute noch nicht so weit ist, ganz aufrichtig die Jahre des Bismarck'schen Regimes für unheilvoll oder doch mindestens für Lehrlingsjahre zu halten, im Vergleich mit denen der neuen Aera, der hütet sich wenigstens sorgsam davor, irgend wie sein crimen laesae maiestatis zu verrathen. Mir scheint es deshalb aus zweierlei Gründen eine große Kühnheit des Grafen Caprivi, wenn er bei der famosen Handelsvertrags-Debatte erklärte, mit dieser Vorlage ein Vermächtniß Bismarck's auszuführen. Erstens glaube ich nicht, daß Bismarck's politisches Testament solche Verträge fordert, dazu war er doch immer ein Bischen zu beschränkt national gesinnt; und zweitens, wie darf Graf Caprivi die neue Aera damit beleidigen, daß er ihr vindicirt, auf dem archaistischen Standpunkt des Mitarbeiters der „Hamburger Nachrichten" zu stehen?

* * *

Kossuth, der alte Riese, der dieser Tage die funkelnden Augen geschlossen hat, begriff besser, was sich für einen gestürzten Staatsmann schickt, als sein Kollege im Sachsenwalde. Schweigsam und einsam saß er in Turin, dem Vaterlande entrückt, und ließ die Politik gehen, wie sie wollte. Er war delicat genug, den Beauftragten seines Souverains nicht mehr Hindernisse zu bereiten, als es die kleinen Eugen Richter's in Ungarn thaten; er grollte und zürnte, aber nur ganz für sich. Das machte ihn groß. Das erwarb ihm die Sympathie selbst ministerieller Kreise, und nun er todt ist, dürfen sogar die offiziösen Wiener Zeitungen Artikel zu seinem Lobe schreiben.

Ein weiser Staatsmann sollte, sobald er 'mal gestürzt ist, überhaupt nur noch durch seinen Tod von sich reden machen. Damit belästigt er die nicht, denen er einst nahe stand und die sich ihm doch irgendwie verpflichtet fühlen könnten. Es gibt für einen Staatsmann a. D. so viel anregende Beschäftigungen, Wrukenbau, Schnapsbrennerei, Flaggenhissen an Geburtstagen des Herrscherhauses; warum will er „mit politischen Quertreibereien seinen wohlerworbenen Ruhm zerstören", wie es in freisinnigen Wochenrevuen immer so schön heißt? Wem Gott ein Amt nimmt, dem nimmt er auch den Verstand.

Die Ungarn sind national empfindende Leute und wissen ihr Heimathland, ihre Größen zu ehren, enthusiastischer als wir es vertragen. Ihre Trauer um den todten Dictator ist grenzenlos, und sie wissen sich nicht Ehrungen genug für ihn. Das ganze Land weint an seinem Grabe. Aber Otto Bismarck könnte es genau so gut wie Kossuth haben. Er muß ihm nur nacheifern . . .

* * *

Er wird es thun, in einer Beziehung: er wird uns mit Schweninger's Hülfe sein kostbares Leben so lange erhalten, wie es der geniale Ungar vermochte. — Er wird mehr thun, seinem Volk zu Liebe: den Kampf mitkämpfen, worin es steht, wird unbekümmert um ausbleibende Verewigung an Begasdenkmälern und in zeitgenössischen Geschichtswerken, unbekümmert um ausbleibende lyrische Geburtstagsartikel vor gefährlichen Fehlern und Irrthümern warnen, wo er sie auch findet. Das wird der Ruhmestitel seines Alters sein. Eine neue Zeit zieht herauf, die neue Führer heischt und deren Weite sein Blick nicht mehr umspannen kann, wenn er sie auch immer noch zehntausend Mal besser versteht als die Erben seiner Macht; aber über die Errungenschaften der vergangenen Zeit, die er schuf und auf der unsere Zukunft wie auf sturmfesten Tragpfeilern ruht, soll Otto Bismarck wachen wie bisher. Es sind die Besten des deutschen Volkes, die dabei untrennbar fest auf seiner Seite stehen, und die Besten sind es, die heute in dem greisen Geburtstagskinde den Erbauer und ebenso innig den Erhalter grüßen!

Prinz Vogelfrei.

Bei den „Künstlerinnen und Kunstfreundinnen".

„Denn das Naturell der Frauen
Ist so nah mit Kunst verwandt" —

Lieber alter Goethe, hast du auch ganz genau gewußt, was du thatest, als du diese Worte schriebst? Oder hast du sie nur „soso" gemeint, nämlich in dem Sinne, daß die Frauen gute Empfinderinnen von Kunst wären, und oft wohl bloß Anempfinderinnen? Wer will in die Falten deiner Geheimnisse blicken? Und wer will über die künstlerischen Befähigungen unserer Frauen in diesen Zeiten des zwitterhaftesten Uebergangs etwas halbwegs Verbindliches sagen?

Wir sehen, wie die Kunst bei so manchen Frauen gleichsam das Lebensparfüm bildet, das sie einathmen müssen, wenn sie zum Genuß ihrer Existenz kommen wollen. Solche Frauen wissen mit einer wunderbaren Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Grazie, um die sie jeder „Kritiker" beneiden muß, sich in die entgegengesetztesten, neuesten, verwegensten, verworrensten, undurchdringlichsten Kunstprobleme und Kunstschöpfungen einzuleben, und ihr tändelnder und balancirender Geist sieht schon längst da eine glatte Lösung, wo das langsamer arbeitende Genie des Mannes noch Dornen und Hemmnisse erblickt. Mit ihren Schmetterlingsflügeln fliegen sie in Adler-

höhe, ohne zu frieren oder zu schwindeln. Mit ihrem Bieneninstinkt saugen sie sich ein in die fremdesten Wunderblumen, üppig genießend, ohne taumlig und berauscht zu werden. Mit ihren verlangenden Kinderhänden greifen sie nach allem Bunten, Leuchtenden und Flirrenden, tragen die unverträglichsten Dinge zusammen, stapeln sie auf und entzücken das Auge des verwöhntesten, anspruchvollsten Kunstkenners durch die bizarre Neuheit ihrer Arrangements — die sie indeß morgen vielleicht wieder umstoßen, weil ihre Laune unerschöpflich und unersättlich ist.

Solche Frauen sind feinste Culturblüthen, — raffinirte Genießerinnen, aber fast niemals Selbstschöpferinnen. Oder wenn sie es sind, dann sind sie es gewöhnlich auf einem ganz anderen Gebiet, in der Saugeskunst oder Schauspielkunst, und der Sinn für das augenreizende Schöne ist nur eine Begleiterscheinung und ein natürlicher Ausfluß ihres im tiefsten Innern künstlerisch aufgeregten Naturells. Die „eigentlichen" Künstlerinnen aber, nämlich die Malerinnen vornehmlich, sind selten geschmackvolle Lebenskünstlerinnen. Ihre Unordentlichkeit hat in der Regel nichts Geniales, sondern etwas Verwahrlostes. Gleichwie die Schreibweibchen Tintenflecke, tragen die Malweibchen Farbenflecke an sich herum, und ihr Gelock ist ebenso zerzaust wie das jener. Oder sie tragen kurzgeschnittene Haare und Nasenklemmer, und Andere gar, wie der selige Gottfried Keller zu berichten wußte, spucken Kirschenkerne über den Schlag ihres rollenden Wagens. Auch bleiben sie meist ehrbar und unvermählt. Aber diese, in moralischer Hinsicht so lobenswerthen Eigenschaften sind nicht immer eine günstige Basis für die Entwickelung des künstlerischen Temperaments — „nicht immer" sage ich, als vorsichtiger und schonender Mann. Ich wollte, wir bekämen einmal einen tollen Ausbund von Malerin, eine Männer- und Menschenfresserin. Diese würde vielleicht den zahmen Jüngferlein aus der Potsdamerstraße eine beträchtliche Gänsehaut erregen, und sie würden „gesellschaftlich" nicht mit ihr verkehren mögen, aber sie würden in dem Teufel, der in ihr steckt, doch vielleicht etwas von einem Gotte ahnen . . . .

Aber dieses Zukunftsweib ist noch nicht da, und wir haben es einstweilen mit den gar nicht teuflischen und gar nicht göttlichen Dämchen zu thun, die sich zu einem Verein der Künstlerinnen zusammengethan und auch der Kunstfreundinnen, der hohen begönnernden, nicht dabei vergessen haben.

Besagte „Künstlerinnen" haben ihren „Kunstfreundinnen" auch dieses Jahr wieder den Genuß einer Ausstellung nicht versagen wollen, und die bei allen sittenreinen Veranstaltungen stets überaus zuvorkommende und pflichtschuldigst entzückte Akademie der Künste hat nicht gezaudert, ihre neugeweihten Räume diesem unschädlichen und löblichen Unternehmen zur Verfügung zu stellen.

Unschädlich und löblich? Hm, hm!

Wenn in der Kunst nur das Gute unschädlich und nur das Vortreffliche löblich ist, dann — — „Aber wer sagt Ihnen denn, verehrter Herr Doktor," unterbricht man mich, „daß diese Damen einen solchen Maßstab angelegt wünschen? So seien Sie doch so galant, zu bedenken, daß es eben Damen sind, die sich harmlos vergnügen wollen und keinen Anspruch darauf erheben, erschütternde Werke in die Welt zu setzen!" „So so, wenn es »Damen« sind, dann ist es etwas Anderes. Dann brauche ich ja wohl gar nicht über sie zu schreiben?" „Nein, Verehrtester, Sie wollen uns nicht mißverstehen. Ein paar freundliche empfehlende Worte werden unter allen Umständen dankbar aufgenommen. Es handelt sich ja bloß darum, die strebenden Talente ein wenig aufzumuntern." „Aha, Sie Schlauberger, Sie wollen mich bei meiner schwachen Seite packen. Sie denken, ich hätte die Protectionswuth. Nein, soweit bin ich denn doch nicht. Ich habe für manch Einen gerne und freudig eine Lanze gebrochen, aber ich sehe mir meine Leute immer vorher erst an. Wirklich, das thue ich, obgleich es bei Kritikern eigentlich nicht mehr Mode ist."

Unsere Vereinsdamen aber, nein, die kann ich nicht unter meine Fittiche nehmen. Die müssen selber sehen, wie sie in der rauhen Luft da draußen sich zurecht und Unterschlupf finden. Ich habe gewiß gern allen möglichen Respekt vor ihrem Fleiß — wenigstens bei Manchen — aber vor ihrem Talent, nur bei den Allerwenigsten, und auch da noch ist es bescheiden und klein: ein artiges Talentlein.

Aber was mich interessirt, wirklich aufrichtig interessirt, ist, ich möchte sagen: das Maß der Kunstintelligenz zu erforschen, das in unseren malenden Damen vorhanden ist, die Höhe für die Gegenwart und die Hoffnung für die Zukunft, sofern man optimistisch genug sein darf, von einer Zukunftshoffnung zu sprechen.

Als springender Punkt für die Gesammtcharakteristik zeigt sich dieses: je befestigter und traditioneller eine Malweise ist, desto mehr Anhängerinnen hat sie, ein eigener Stil zeigt sich so gut wie gar nicht, aber kühne fremde Stilarten werden gelegentlich, mit guter äußerer Anschmiegsamkeit, täuschend nachgemacht. Mit anderen Worten: die Damen zeigen bestenfalls was sie gelernt haben und nachmachen können, aber nur in ganz vereinzelten Fällen was sie selbstständig zu finden wissen. Die individuell-künstlerische Erfindsamkeit ist gleich Null, die objektiv schülerhafte Betriebsamkeit Legion. Für den Fortschritt der Kunst als solchen bedeutet diese Damenmalerei nichts, für die Ausbreitung des Kunstsinnes wenig, und dieses Wenige wird durch Einleben in schlechte Muster, veraltete Formensprachen und versüßlichte Empfindungen leider mehr als aufgewogen. Für eine dilettirende Dame, die vielleicht eine Landschaft oder ein Portrait in bekannter Manier wiedergeben, oder die eine Genrescene nach berühmten Mustern zusammenstellen kann, und die für derartige Dutzendleistungen den Titel „Kunstwerk" beansprucht, müssen sich längst alle natürlich-künstlerischen Maßstäbe verschoben haben. Wenn sie im Stande ist, ihre und ihrer Kolleginnen (und öfters selbst Lehrerinnen) Pinseleien für „Kunst" zu halten und nicht bloß vor der staunenden Familie, sondern auch vor dem staunenden Berlin (eben durch diese Ausstellung) dafür auszugeben, dann kann sie unmöglich mehr im Stande sein, ein wirkliches Kunstwerk und eine wahrhaft schöpferische Kraft unbefangen zu würdigen. Sowie die Dichterlinge die Feinde aller Dichter sind, so auch die Pinsler die Feinde der Maler. Wo also die Pinsler (weiblichen wie männlichen Geschlechtes) heerdenweise auftreten, da müssen sie notwendiger Weise den Kunstgeschmack verwirren, ja trüben und vernichten. Wir würden vielleicht längst ein für die modernen Kunstströmungen empfängliches Publikum haben, wenn in diesem Publikum nicht so viele Dilettanten und Dilettantinnen einer veralteten Kunstrichtung säßen und, theils um der lieben Eitelkeit willen, theils aus gründlich erworbener und nun unausrottbarer Verständnißlosigkeit heraus, alles Echte und Gute und Starke befehdeten und dann, zu guterletzt auch noch, kraft ihrer Fachautorität, die große Masse düpirten und mit sich zögen.

Unter den nichtmalenden Damen haben sich schon manche Anhängerinnen einer neuen Kunst gefunden, unter den malenden Damen aber vielfach ihre erbittertsten Feindinnen.

Natürlich fehlt dann auch wieder die Note nicht, die der modernen Bewegung mit zitternder Erregung (bei den Damen ist alles immer gleich doppelt stark) folgt, aber sich alsbald einen bestimmten Meister, wie Lenbach, Skarbina und neuerdings selbst Hofmann, herausfischt und diesen zum Götzen und Gebieter macht.

Erscheinungen wie Dora Hitz (die aber in Hedwig Weiß gleich eine Trabantin bekommen hat) oder wie Kate Ruskin-Conghtrie müssen bei solcher Sachlage als Wunder angestaunt werden. Denn sonst sind unsere Damen individuell eigentlich nur in der Blumenmalerei, wie etwa Frau Hormuth-Kallmorgen oder Fräulein Katharina Klein und Fräulein Marie Thun. Daß Margarethe Hoenerbach es in der Radirkunst zu etwas gebracht hat, verdient gleichfalls als bemerkenswerth angeführt zu werden. Das individuellste Landschaftsnaturell, Marie von Bunsen, hat nicht mit den Kolleginnen zusammen ausgestellt, sondern gleichzeitig eine Serie feingetönter und von wohlthuend weiblichem Geschmack getragener Aquarelle bei Schulte untergebracht. Wie Marie von Bunsen malt, würde niemals ein Mann malen dürfen, ohne sich lächerlich zu machen. Aber daß eine Frau so malt, ist durchaus organisch, ehrlich und wahr und, da auch das Können standhält, im echtesten Sinne künstlerisch und deshalb köstlich. Hätten wir nur mehr derart!

Franz Servaes.

Notizen.

Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. Von A. Foglar. (Stuttgart, Göschen.) Der Wiener Dramatiker, den eine treue Freundschaft mit dem großen Tragiker und „Raunzer" verband, verdient den Dank aller Grillparzerfreunde für diese Niederschrift und Verewigung seiner Unterredungen mit ihm. Diese Monologe machen alle den Eindruck der Echtheit und sind ungemein charakteristisch. Oft reizt der Alte unseren Widerspruch, z. B. wenn er „Fiesko" lobt und behauptet, die erste Scene im „Tasso" lache das ganze Werk aus. Raimund wird „bittersüß" gelobt, Halm überschätzt, Grabbe ein Genie genannt, „aber ich glaube, Talent sei doch auch erforderlich", Lope über Shakespeare erhoben, zumal im Dialog. Dann stockösterreichische Beschränktheiten wie vom November 1870: „Als Deutscher muß ich mich über den Erfolg dieses Krieges freuen, aber ich fürchte die Präponderanz Preußens fast noch mehr als die Frankreichs. Ich bin froh, daß ich achtzig Jahre alt bin und von den Weltereignissen wenig mehr berührt werde. Und wie es heute bei uns aussieht, muß ich sagen, ich bin kein Deutscher, sondern ein Oesterreicher, ja ein Niederösterreicher, und vor Allem ein Wiener!"

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman v. Ossip Schubin.

Soeben ist erschienen:

Gebrochene Flügel.

Roman von

Ossip Schubin.

Preis geheftet *M* 6.—; fein gebunden *M* 7.—

Dieser neueste Roman Ossip Schubin's ist ein erschütterndes Seelengemälde, das des Lesers innigste Theilnahme in hohem Maße fesselt und von Anfang bis zu Ende in Spannung erhält. Wir wüßten diesem Roman in der Erzählungsliteratur Deutschlands der letzten zwei Jahrzehnte nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen.

Von Ossip Schubin ist früher in unserem Verlage erschienen:

Erlachhof. Roman. Zweite Aufl. 2 Bde. Preis geh. *M* 8.—; fein gebdn. *M* 9.—.

„O du mein Oesterreich!" Roman. Zweite Aufl. 3 Bde. Preis geheftet *M* 10.—; fein gebunden *M* 13.—.

Ein müdes Herz. Erzählung. Zweite Aufl. Preis geh. *M* 2.50; fein gebdn. *M* 3.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschienen:

Steiner,

Philosophie der Freiheit.

„Klar und wahr möchte ich dem Buche auf's Titelblatt schreiben. Nur auf solcher Weltanschauung kann die arg bedrohte persönliche und menschheitliche Freiheit naturgemäße Anerkennung finden. **Der Verfasser hat sein Werk gerade zur rechten Zeit geschrieben, möge es die weiteste Verbreitung finden.**" —
(Deutsche Worte.)

Preis 4 Mark.

Verlag von **Emil Felber, Berlin S.W.**
Anhaltstraße 6.

A. Gerloff,
Nauen bei Berlin.

IV. Freiburger
Münsterbau-Geld-Lotterie

Ziehung am 12. u. 13. April 1894.

Geldgewinne: 1 à 50000, 1 à 20000, 1 à 10000, 1 à 5000, 10 à 1000, 20 à 500, 100 à 200, 200 à 100, 400 à 50, 2500 à 20, 100 Werthgew. = **45000** Mk.
Zusammen **3334** Gew. = **260000** Mk.

Original-Loose 3 M. — Porto u. Liste 30 Pf. (für Einschreiben 20 Pf. extra).

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Soeben erschien:

Dr. phil. Benjamin Vetter,
weiland Professor a. d. kgl. sächs. techn. Hochschule in Dresden,

Die moderne Weltanschauung und der Mensch.

Kart. M. 2,50. Eleg. geb. M. 3,—.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Abonnement

auf das

II. Quartal 1894.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer 13 schliesst das I. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. Alle **Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Hierzu eine Beilage: Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7 Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 14. Berlin, den 7. April 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Steuern wir einer Plutokratie entgegen? Von Eduard von Hartmann. — Die neuere Handwerkerbewegung. Von Hugo Böttger. — Die Heeresverstärkungspläne in Frankreich. Von Oberstlieutenant z. D. von Bieberstein. — **Literatur und Kunst:** Bekenntnisse eines Jubilars. Von Professor Ludwig Büchner. — Musikalische Erinnerungen eines Tauben. Von Hieronymus Lorm. — **Feuilleton:** Die Kiesel des Demosthenes. Von Theophil Zolling. — **Aus der Hauptstadt:** Der Anti-Bismarck-Commers. Von Timon d. J. — Berlin in der Kunst. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Steuern wir einer Plutokratie entgegen?

Von Eduard von Hartmann.

Drei Epochen stechen in der Geschichte hervor, in denen sich eine rasche Bildung großer Reichthümer vollzog. Die erste fällt in die Blüthezeit des römischen Reiches, als alle Mittelmeerländer unterworfen waren, und die Schätze aller von den habgierigen Beamten und Kaufleuten der herrschenden Weltstadt aufgesogen wurden. Die zweite trifft in die Periode vor und nach der Reformation, als die Bevölkerungsdichtigkeit und der Wohlstand der Bauern in Europa hinreichend gestiegen waren, um als kaufkräftige Consumenten aufzutreten und der rasch aufblühende Handel ungeheure Gewinne abwarf. Die dritte Epoche fällt mit der Entstehung der Maschinenindustrie, des Actienwesens, der Staatsanleihen und der Staatspapiergeldwirthschaft zusammen und erstreckt sich bis in die Gegenwart. In vielen Staaten finden sich Ansätze zu einer Plutokratie und die Besorgniß ist weit verbreitet, daß wir immer mehr der Plutokratie entgegensteuern.

Das wäre in der That eine sehr beklagenswerthe Aussicht. Denn die Plutokratie hat alle Schattenseiten der Aristokratie an sich ohne ihre versöhnenden Lichtseiten. Je mehr der Reichthum sich in den Händen Weniger anhäuft, desto mehr verschwindet der Mittelstand, in dem die eigentliche Kraft jedes Volkes ruht, und desto tiefer sinkt das Proletariat, das durch Bestechlichkeit und Käuflichkeit immer mehr in die Macht der Reichen geräth. Die Plutokratie mit ihrer Kehrseite des Proletariats ist die unbeständigste aller Verfassungsformen, da sie die widerspruchvollste Mischung der äußersten Oligarchie und der äußersten Demokratie darstellt und in krampfhaften Zuckungen immer aus dem einen Extrem in's andere fällt. Aus diesem Schaukelspiel zwischen unbarmherziger Unterdrückung und Aussaugung des Proletariats durch die Reichen einerseits und gewaltsamer Auflehnung und Plünderung andererseits kann schließlich nur ein Cäsar retten, der einerseits sich als Tribun des Volkes annimmt und die Aussaugung beschränkt, andererseits die Expropriation der Reichen auf ein gewisses Maß beschränkt und aus der regellosen Form der Plünderung in die geregelte der Confiscation hinüberlenkt. Aber der Cäsarismus bezieht selbst eine hohe Provision für seine moderirenden Leistungen, und schützt doch nicht für die Dauer vor gewaltsamen Umwälzungen, weil er keine erblichen Monarchien begründen kann, sondern nach dem Sturze oder Tode eines Cäsars entweder das Schaukelspiel zwischen Proletariat und Plutokratie neu beginnen läßt, oder dem Bürgerkriege verschiedener Thronprätendenten Raum gibt.

Die Aussichten wären also in der That recht traurig, wenn wir wirklich einer Plutokratie zusteuerten, und es lohnt sich deshalb wohl, diese Frage näher in's Auge zu fassen. Die Mobilisirung des Grundbesitzes, der Uebergang eines großen Theiles des Grundwerthes in die Hände von Hypothekengläubigern und Personalgläubigern, das Wachsthum der städtischen Bevölkerung im Vergleich zur ländlichen, die Zunahme des nicht landwirthschaftlichen Vermögens weit über das Maß des in Landwirthschaft angelegten hinaus, die Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, die modernen Verkehrserleichterungen, die Centralisation des Handels an den Börsen sind in der That alles Symptome eines Zustandes, der das Emporkommen einer Plutokratie erleichtert und begünstigt. Die Meinung ist weit verbreitet, daß gegenwärtig die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden, daß der Mittelstand zwischen beiden zerrieben werde, und daß das Proletariat niemals ausgebreiteter, ärmer und elender gewesen sei als heut. Diese Meinung wird insbesondere von der Sozialdemokratie verbreitet, welche auf eine Dictatur des Proletariats mit Expropriation aller Kapitalisten zu Gunsten des Gemeinwesens hinarbeitet, und sie wird merkwürdiger Weise auch in anderen Kreisen angenommen, ohne durch ihren Ursprung zu genauerer Prüfung Antrieb zu geben. Selbst wenn ein solcher Prozeß sich im letzten Jahrhundert thatsächlich vollzogen hätte, wäre es doch noch zu untersuchen, ob seine Ursachen auch fernerhin in gleichem Maße fortbestehen werden und darum seine Fortdauer anzunehmen ist. Es ist aber nicht einmal richtig, daß dieser Prozeß in der angegebenen Weise sich vollzogen hat.

1. Mittelstand und Proletariat in Gegenwart und Zukunft.

Es ist wahr, daß das Nationalvermögen aller Völker trotz der früher unerhörten Volksvermehrung und trotz der angeblich ruinösen Militärlasten in Europa in den letzten drei Menschenaltern sich in einer bisher noch nie vorgekommenen Proportion vermehrt hat. Es ist wahr, daß in dieser Zeit auch das Vermögen der Reichen sehr gewachsen ist. Es ist wahrscheinlich, daß das Vermögen der Reichen in dieser Zeit in schnellerer Progression gewachsen ist, als dasjenige des Mittelstandes und der niederen Stände; aber ein statistischer Nachweis hierfür läßt sich gar nicht führen, weil wir weder eine Vermögensstatistik verschiedener Volksklassen besitzen, noch auch die Familien in ihren Vermögensschwankungen verfolgen können. Selbst wenn wir eine Vermögensstatistik der

letzten Menschenalter besäßen, würde eine solche uns doch im Unklaren darüber lassen, wie viele Reichen dieses Jahrzehntes von Reichen früherer Jahrzehnte abstammen und wie viele von Mitgliedern des Mittelstandes oder der niederen Volksklassen abstammen. Keine Statistik kann diese Frage lösen, da keine das Aufrücken der niederen Klassen in die oberen registriren kann.

Die Einkommenstatistik muß für die fehlende Vermögensstatistik Ersatz gewähren. Aber hier liegt die Sache ebenso. Es gibt ein ganz falsches Bild, wenn man beim Vergleich zweier Zeitpunkte die Vermehrung der Gruppen als eine durch bloßen inneren Zuwachs des Reichthums entstandene auffaßt und denjenigen Theil ignorirt, der durch Aufrücken von Mitgliedern einer niederen Gruppe (oder ihrer Erben) in eine höhere erfolgt ist. Der letztere Theil müßte vielmehr der niederen Gruppe als Wohlstandszuwachs gut geschrieben werden, während er in den statistischen Tabellen dieser entzogen wird und den Zuwachs der höheren Gruppe vergrößern hilft.

Ebenso figuriren die Mitglieder einer höheren Gruppe, die in der Zwischenzeit in eine niedere hinabgesunken sind, statistisch nun in der niederen Gruppe, so daß die theilweise Wohlstandsabnahme, welche die höhere Gruppe erlitten hat, nicht zum Ausdruck gelangt.

Endlich gibt die vergleichende Einkommenstatistik verschiedener Zeitpunkte dadurch ein falsches Bild, daß die Einkommengrenzen für die Gruppenbildung in beiden Zeitpunkten gleich gewählt werden, obwohl doch das Gesammteinkommen der Nation und das Durchschnittseinkommen pro Kopf in der Zwischenzeit bedeutend gewachsen ist. Reichthum, Wohlhabenheit und Armuth sind in jedem Volke relative Begriffe, die von dem Durchschnittswohlstand des Volkes abhängen und mit ihm sich verschieben. War die Grenze der Gruppen in dem ersten Zeitpunkt richtig gezogen, so liegt sie nun in dem zweiten zu niedrig; ein Theil der den Reichen zugeschriebenen Einkommensumme fällt nun thatsächlich noch unter den Begriff der Wohlhabenheit, und ein Theil des den Wohlhabenden zugeschriebenen Einkommens unter den Begriff der Armuth. Da aber ersterer Theil ziffermäßig mehr austrägt, so stellt sich die wirkliche Bilanz für den Mittelstand günstiger als die statistische Gruppirung vorspiegelt; in noch höherem Maße gilt dies für die Gruppe der Armen, während die der Reichen in Wirklichkeit einen ungünstigeren Abschluß liefert, als die Statistik vorspiegelt.

Betrachtet man die Einkommenstatistik mit diesen Vorsichtsmaßregeln, so ergibt sie, soweit sie sich zurückverfolgen läßt, ein durchaus befriedigendes Bild für die Entwickelung des Mittelstandes. Aber selbst dann, wenn man diese Vorsichtsmaßregeln außer Acht läßt, kann von einem „Zerriebenwerden" des Mittelstandes keine Rede sein. Derselbe hat sich wenigstens in Deutschland vollständig behauptet und seine Einnahmen haben nicht abgenommen, sondern zugenommen, wenn auch nicht in dem Maße wie die der oberen Klassen. In anderen Ländern von zurückgebliebener Cultur hat sich sogar in dem letzten Menschenalter ein verheißungsvoller Mittelstand herausgebildet oder doch zu entwickeln angefangen, der vorher fast ganz fehlte.

In sozialer Hinsicht hat allerdings die Fabrikindustrie bedeutende Umwälzungen im Mittelstand hervorgerufen. Ein Theil des laufenden Zuwachses der selbständigen Handwerker hat sich in eine Fabrikarbeiteraristokratie umgewandelt, ohne darum aus dem Mittelstande auszuscheiden, und dieser Prozeß dürfte noch weitere Fortschritte machen. Aber der selbständigen Handwerker sind darum absolut nicht weniger geworden, sondern nur ihre unter anderen Umständen zu gewärtigende Zunahme ist unterbunden worden und innerhalb der verschiedenen Handwerke haben bedeutende Verschiebungen stattgefunden. Aehnlich ist es mit dem Bauernstande, der sich im Großen und Ganzen gut behauptet hat, und dessen hypothekarische Verschuldung sogar erheblich geringer ist als die des Großgrundbesitzes (60 % gegen 80 %). Es ist nur bisher keine der Volkszahl entsprechende Vermehrung der Bauernhöfe eingetreten. Die zum Mittelstand gehörigen Unterbeamten, sowohl im öffentlichen als im privaten Dienste, haben sich dagegen beträchtlich vermehrt und von Zeit zu Zeit Gehaltssteigerungen erlangt, die den Oberbeamten versagt geblieben sind. Der Kleinhandel nährt gegenwärtig viel mehr Menschen als früher und nährt sie besser, weil die gewachsene Volkszahl zugleich um Vieles kauffähiger geworden ist. Die Statistik der Lebensversicherung, der Sparkassen und des Verbrauchs an mittleren Genußmitteln spricht ebenfalls nicht nur für eine kräftige Behauptung, sondern geradezu für eine wirthschaftliche Stärkung des Mittelstandes.

Ebenso unrichtig wie die Meinung, daß der Mittelstand zerrieben werde, ist die andere, daß das Proletariat niemals so ausgebreitet und so elend gewesen sei als jetzt. Diese Behauptung ist im agitatorischen Interesse sehr begreiflich, aber sie beruht theils auf Unkenntniß, theils auf Fälschung der Geschichte. Die Lage des ländlichen Arbeiters ist gegenwärtig so günstig, daß man sagen kann, sie sei niemals günstiger gewesen, selbst nicht in den Zeiten einer rein landwirthschaftlichen Cultur, in denen natürlich seine soziale Stellung bedeutender war als jetzt (etwa von 1200—1500). Die Kriege der Reformationszeit verschlechterten die Lage des Arbeiters bis zu einem Grade, daß um 1650 das Proletariat in der That an der Grenze der Existenzfähigkeit angelangt schien. Bis gegen 1750 hob sich dann sein Zustand wieder beträchtlich, ohne jedoch das frühere Maximum zu erreichen. Die Einführung der Maschinenindustrie brachte dann eine schwere Krisis, die sich natürlich zuerst und am drückendsten in demjenigen Lande geltend machte, das zeitlich und sachlich an der Spitze des industriellen Aufschwungs marschirte. Diese Krisis machte die Lebenslage der Arbeiter wieder sehr viel ungünstiger, und warf sie in England im Anfang dieses Jahrhunderts noch unter das Minimum von 1650 hinab. Seitdem aber ist überall eine rasche Verbesserung erfolgt, die gegenwärtig das Maximum vom Jahre 1500 eingeholt hat.

Erwägt man, wie viel mehr Menschen jetzt auf demselben Boden leben als vor vier Jahrhunderten, so darf der Erfolg aus geschichtlichem Gesichtspunkt als vorläufig befriedigend gelten. Die Löhne haben sich seit drei Menschenaltern verdoppelt und die Consumstatistik zeigt, daß auch der Verbrauch der niederen Klassen pro Kopf in jeder Hinsicht erfreulich zugenommen hat. Während nach dem dreißigjährigen Kriege und nach den Freiheitskriegen der größte Theil der niederen Stände dem Proletariat zuzurechnen war, ist dieses jetzt auf die unterste Schicht der niederen Stände beschränkt. Die Löhne für unqualificirte Arbeit sind verhältnißmäßig am stärksten gestiegen, und die Arbeitsgelegenheit für qualificirte Arbeit ist rascher gewachsen als die Volkszahl. Diese Thatsachen können nur durch Mißverständniß oder Mißbrauch der Statistik verdunkelt, und nur durch Fälschung derselben in ihr Gegentheil verkehrt werden.

Wenn also auch der Reichthum der Reichen in dieser letztvergangenen Zeit zugenommen hat, so kann man doch nicht sagen, daß er auf Kosten des Mittelstandes und der Armen zugenommen habe; denn deren Lage hat sich gleichzeitig mitverbessert, wenn auch nicht in gleicher Progression. Es fehlt demnach bis jetzt die Kehrseite der Plutokratie, das Schwinden des Mittelstandes und das allgemeine Proletariat. Die Sozialdemokratie liefert den deutlichsten Beweis, daß die Massen, die sie vertritt, kein Proletariat sind; denn diese Massen beugen sich nicht als käufliche Sklaven vor den Reichen, sondern besolden ihre eigenen Volkstribunen und lassen sich von diesen ein selbständiges Klassenbewußtsein einhauchen. Das eigentliche Proletariat beginnt erst da, wo die Taktik der sozialdemokratischen Führer als opportunistische Compromißpolitik gebrandmarkt wird; die Sozialdemokratie aber entwickelt sich in Deutschland mehr und mehr zu einer Vertretung des wirthschaftlich tüchtigen und besser situirten Arbeiterstandes.

Auch für die nächste Zukunft ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß der Mittelstand zerrieben werde oder das Proletariat sich mehr ausbreiten und verarmen werde, um so weniger als in der Wissenschaft, in der Regierung, in den Parteien und in der öffentlichen Meinung immer mehr die

Ansicht zum Durchbruch gelangt, daß es nothwendig sei, ihn gesetzgeberisch zu schützen und zu stützen. Um den Bauernstand auf die Dauer zu erhalten, dazu brauchen wir allerdings ein besonderes Agrarrecht, insbesondere Reformen des Erbrechts und Hypothekenrechts, die Errichtung von bäuerlichen Pfandbriefinstituten und die allgemeine Verbreitung der ländlichen Vorschußvereine oder Darlehnskassen nach Raiffeisenschem System. Dies Alles aber ist theils im Werke, theils doch in Vorbereitung oder ernster Erwägung. Die Gesetze über Errichtung von Rentengütern, denen bei ihrer Berathung fast Niemand besondere practische Bedeutung beilegte, haben sich schon in der kurzen Zeit ihres Bestehens trefflich bewährt und werden voraussichtlich im Laufe der Zeit langsam aber sicher den Bauernstand vermehren, besonders wenn erst bäuerliche Landesculturrentenbanken durch Gewährung von Amortisationshypotheken die Bebauung und wirthschaftliche Einrichtung von Rittergutsparcellen erleichtern werden.

Das Handwerk wird niemals aussterben; im Gegentheil, je verwickelter und luxuriöser das moderne Leben wird, desto mehr neue Bethätigungsgebiete erschließen sich dem für den individuellen Geschmack arbeitenden Handwerk, und desto größer wird die Zahl der erforderlichen Reparaturhandwerker. Die Zahl der selbständigen Kleinhändler wird vielleicht künftig eine Einschränkung erfahren, aber doch nur in dem Sinne, daß sie zu Beamten der Consumvereine und Großgeschäfte werden, also dem Mittelstande erhalten bleiben. Je mehr der Großbetrieb in allen Handels- und Gewerbezweigen um sich greift, desto kräftiger entwickelt sich das Beamtenthum, das dem Mittelstande angehört. Dies gilt auch für die vom Staate übernommenen Verkehrs- und Productionszweige. Die Herausbildung einer dem Mittelstande zuzurechnenden Arbeiteraristokratie aus dem Arbeiterstande, die in England schon weiter fortgeschritten ist, steht bei uns noch in ihren Anfängen und hat noch ein unabsehbares Feld vor sich, sofern es gelingt, die demokratischen Nivellirungstendenzen der unqualificirten und minderwerthigen Arbeiter zu überwinden. Die Aussichten für die Erhaltung und Erweiterung des Mittelstandes sind also in jeder Hinsicht hoffnungsvoll.

Das Gleiche gilt für die Zukunft der ländlichen und Industriearbeiter. Die schwere Krisis, die durch Einführung der Maschinenindustrie dem Handarbeiterstande bereitet worden ist, darf in der Hauptsache als überwunden gelten, wenngleich sich immer noch beklagenswerthe Reste dieser Krisis bis in die Gegenwart fortschleppen (z. B. das Handweberelend). Wir stehen jetzt am Ende der kritischen Uebergangsperiode und an der Schwelle einer Epoche, in welcher die Maschinenindustrie und der Großbetrieb erst ihren rechten Segen für die Menschheit entfalten werden. Im letzten Jahrhundert hat der Arbeiterstand schwer gelitten unter den Entbehrungen, die ihm auferlegt werden mußten nicht zu Gunsten des Wohllebens der Reichen, sondern zu Gunsten einer so rapiden Kapitalvermehrung wie die rapide fortschreitende Technik sie für ihre Fruktifikation verlangte. Jetzt kommen wir in eine Zeit, wo der Fortschritt ein gemäßigteres Tempo einschlagen wird, und demgemäß auch die Kapitalvermehrung nicht mehr mit der bisherigen Geschwindigkeit weiterzugehen braucht. Dies drückt sich im Sinken des Zinsfußes und der Unternehmergewinne aus. Von dem nationalen Arbeitsertrage fällt schon jetzt dem Arbeiterstande ein weit größerer Antheil zu als vor zwei bis drei Menschenaltern, und dieser Antheil ist sowohl absolut als relativ genommen beständig im Steigen. Nur eine Periode großer äußerer Kriege oder anhaltender innerer Unruhen könnte die Lage des Arbeiterstandes von Neuem für längere Zeit verschlechtern. Wenn aber der äußere und innere Friede erhalten bleibt, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach in den nächsten Menschenaltern ein bisher noch nie dagewesenes Sinken des Kapitalantheils am Arbeitsertrage (Zinses, Unternehmergewinns u. s. w.) eintreten, und damit zugleich eine bisher unerhörte Steigerung des Antheils der Arbeit am Arbeitsertrage.

Dies gilt nicht nur für die industriellen, sondern auch für die landwirthschaftlichen Arbeiter. Die für künftig überall zu erwartende Mischung von Großgrundbesitz mit Colonien von Bauerhöfen und zum großen Theil auch mit verstreuter ländlicher Industrie wird auch den ländlichen Arbeitern die jetzt vielfach fehlende Möglichkeit eröffnen, auf Häuslerstellen zu gedeihen, wogegen die allzu dicht gehäuften Zwergwirthschaften in Süd- und Westdeutschland theilweise künstlich zusammengelegt werden müssen und so zur Stärkung des Mittelstandes dienen können. Der Wucher, unter dem die nicht existenzberechtigten Zwergwirthschaften am schwersten leiden, wird mit ihrem Wegfall von selbst aufhören.

Das Proletariat wird natürlich niemals ganz aufhören, am wenigsten in den Großstädten; aber es wird im Verhältniß zum Bevölkerungsstande in den nächsten Menschenaltern in noch höherem Maße abnehmen als es in den letzten schon abgenommen hat. Ob diese Abnahme schneller erfolgen wird als die Volkszunahme, das entzieht sich der Berechnung; es bleibt also die Möglichkeit offen, daß das Proletariat absolut zunimmt, trotzdem sein Prozentsatz immer kleiner wird. Bekanntlich ist es die örtliche absolute Zunahme des Proletariats, insbesondere in den rapide wachsenden Großstädten, auf die die Sozialdemokratie mit Vorliebe hinweist; aber diese absolute Zunahme beweist nichts, wenn sie mit einer relativen Verminderung Hand in Hand geht, da nur die letztere als Maßstab für Hebung oder Senkung des Niveaus im Großen und Ganzen dienen kann.

Die Betrachtung des Mittelstandes und des Proletariats läßt also weder in der Vergangenheit eine Lageverschlechterung erkennen, noch in der nächsten Zukunft eine solche erwarten. Es fehlt also an der unvermeidlichen Kehrseite der Plutokratie, und schon dies kann als ein, wenn auch nur indirecter Beweis gelten, daß wir vorläufig nicht auf eine Plutokratie lossteuern.

(Schluß folgt.)

Die neuere Handwerkerbewegung.

Von Hugo Böttger.

Unser Handwerk befindet sich gegenüber der Entwickelung des maschinellen Großbetriebes und der heutigen großkapitalistischen Productionsweise in unverkennbar schwieriger Lage. Langsam aber stetig hat vom sechzehnten Jahrhundert an bis in unsere Tage die Maschine dem handwerksmäßigen Kleinbetriebe Boden abgewonnen; zur vollen und allgemeinen Kenntniß ist dem bedrohten Stande die Gefahr jedoch wohl erst in den 40er Jahren unseres Jahrhunderts gekommen, erst um diese Zeit machten sich auch im Handwerk, das recht und schlecht in den alten Bahnen weiter wandelte, die Anzeichen einer neuen Zeit geltend. Preußen hatte bereits im Anfang des Jahrhunderts die Gutsunterthänigkeit aufgehoben, die Freiheit des Grundeigenthums eingeführt, und in der denkwürdigen Geschäftsinstruction von 1808 auf Grund der Smith'schen Lehre die Gewerbefreiheit für das Prinzip der künftigen Gewerbepolitik des modernen deutschen Staates erklärt. Die Nachwehen der großen Kriege, die Ackerbaukrisis von 1820 bis 1825, die natürliche Entwickelung des Dampfmaschinenbetriebes, das Alles setzte dem Handwerk besonders nach 1840 hart zu, der Protest der bedrückten Volksschichten konnte nicht ausbleiben, und damit war der Grund der neueren Handwerkerbewegung in Deutschland gegeben.

Das Jahr 1848 gab denn auch auf diesem Gebiete den Anstoß zu Kundgebungen und Protesterklärungen, und manche Kraftstellen der heute in Versammlungen und Artikeln vorgetragenen Beschwerden können ihren Ursprung auf diese bewegte Zeit zurückdatiren. So erließen am 22. April 1848 die Leipziger Innungen ein offenes Sendschreiben gegen die Vorboten der allgemeinen Gewerbefreiheit, gegen das ganze „Wesen, wie es sich jetzt in Frankreich breit macht, den letzten Rest von Tüchtigkeit und Wohlstand untergräbt und gleichsam mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele über Preußen seinen Einzug in Deutschland hält." Der erste „deutsche Handwerker- und Gewerbecongreß" der in Frankfurt a. M. neben

der Nationalversammlung im Römer tagte, stellte jenem Parlamente „einen feierlichen, von Millionen Unglücklichen besiegelten Protest gegen die Gewerbefreiheit" zu.

Es kam die Zeit der Volksversammlungen und Zweckvereine, die soziale Frage, und die Handwerkerfragen im Besonderen wurden überall mit Fleiß und Eifer discutirt. Die Vereine thaten sich zu Verbänden zusammen, so die Handwerker 1862 in Weimar zum „deutschen Handwerkerbund", auf dessen erstem Tage beschlossen wurde, „daß diese Pest und der Schwindel freigewerblicher und gewerbefreiheitlicher Zustände auf Leben und Tod bekämpft werden müßten."

Ein festeres Gefüge und ein bestimmtes Ziel erhielten die Agitationen für und gegen die Gewerbefreiheit, als die Gewerbeordnung von 1869, die den Sieg der „liberalen" Manchesterpartei auf der ganzen Linie bedeutet hatte, für das geeinte deutsche Reich ein auf der schrankenlosen Gewerbefreiheit basirtes Gewerberecht gebracht hatte. Zunächst versuchte freilich der 1873 in Leipzig begründete „Verein selbständiger Handwerker und Fabrikanten" mit diesem Gewerberecht auszukommen und in dem gegebenen Rahmen eine neue innere Organisation für das Handwerk zu schaffen. Der Verein hat bis zum Jahre 1881 bestanden, ohne große Spuren seiner Wirksamkeit zu hinterlassen. Man wollte in kleingewerblichen Kreisen offenbar eine schärfere Tonart und eine schroffere Bekämpfung der neuzeitlichen Einrichtungen und Strömungen. Das griffen denn auch bald conservative und clericale Politiker mit Geschick und Leidenschaft auf; die Herren Dr. R. Meyer, Dr. Perrot, Stöcker, von Thüngen-Roßbach, von Fechenbach zu Laudenbach, Bischof von Ketteler u. A. behandelten die Handwerkerfrage im Geiste einer theokratisch-feudalen Weltanschauung, einer gebundenen Wirthschaftsordnung mit Anlehnung an die bedeutsamen geschichtlichen Ueberlieferungen aus der mittelalterlichen Blüthezeit des Handwerks. Die gemäßigtere Richtung, die einerseits durch die Regierung, andererseits durch Theoretiker und practische Politiker, wie Professor Dr. Schönberg, Schmoller ꝛc. und den damaligen Oberbürgermeister Dr. Miquel vertreten wurde, war bemüht, indem sie ebenfalls dem Standpunkte des absoluten laisser faire, laisser passer in der Gewerbepolitik den Rücken wandte, eine Versöhnung der Interessen des Kleingewerbes mit der neueren wirthschaftlichen Entwickelung durch die Förderung eines freien Innungswesens, der gewerblichen Bildung, durch zweckmäßiges Aufmerksammachen auf die Hülfsmittel des Genossenschaftswesens ꝛc. anzubahnen.

Damit war die Handwerkerbewegung ganz und gar in das politische Fahrwasser gekommen, dem sich die Agitation und das Programm der Bewegung anzupassen hatten. Im Reichstage und in großen politischen Versammlungen gingen die conservativen und clericalen Politiker Hand in Hand mit den immer fester sich organisirenden Handwerkern, und dementsprechend entfernte sich deren Programm von freiheitlichen Wirthschaftsanschauungen und amalgamirte sich mit conservativen Grundsätzen; die Forderungen der obligatorischen Innung und des Befähigungsnachweises drängten alsbald alle übrigen Interessenfragen zurück, sie wurden auf dem Magdeburger Handwerkertage 1882 zum Mittelpunkte der ganzen Bewegung gemacht. Zugleich wurde damals der „Allgemeine Deutsche Handwerkerbund" gegründet, mit dessen Hülfe es zunächst gelang, die Führung dem leidlich gemäßigt denkenden Berliner Vorstande zu nehmen und den Sitz der Leitung nach Köln zu verlegen. Den Berlinern gelang es jedoch 1884 in dem „Centralvorstand der vereinigten Innungsverbände Deutschlands" eine neue Organisation aufzuthun, die sich neben dem Handwerkerbunde stets kräftig erhalten hat und die im Allgemeinen noch immer den gemäßigteren Standpunkt zu wahren weiß. Von den bekannteren, in der Agitation hervortretenden Handwerkern gehören Faster und J. H. Meyer zum „Centralvorstande ꝛc.", und Biehl und Nagler zum Handwerkerbunde.

In der Reichstagssession von 1884 brachten dann die Abgeordneten Ackermann, Biehl, von Kleist-Retzow und von Schorlemer-Alst den seitdem vielgenannten „Antrag Ackermann" auf Einführung des Befähigungsnachweises ein, der erst im Januar 1890 durch Annahme die vorläufige Erledigung, freilich nicht die Unterstützung der verbündeten Regierungen finden sollte. Inzwischen wurden die gleichen Wünsche unermüdlich auf den Anfangs getrennten Tagen, von 1889 ab jedoch gemeinschaftlichen Versammlungen der Handwerker vorgebracht, und derselbe Faden wurde in der conservativen und clericalen Presse und in den Versammlungen im Lande fortgesponnen.

Endlich trat auch die Regierung aus der bisher bewahrten Reserve heraus; vom 15. bis 17. Juni 1891 lud sie 21 Vertreter des organisirten Handwerkerstandes nach Berlin zu einer Unterredung mit den Beauftragten des Reichsamts des Innern und des preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe ein. Kurz vorher war eine Abordnung der Handwerker vom deutschen Kaiser empfangen worden, er hatte sie seiner Sympathien versichert und ihnen erklärt, er verfolge die Bewegung der Handwerker mit großem Interesse und hege den sehnlichsten Wunsch, daß das Handwerk wieder zu der Blüthe gelangen möge, in der es bereits im siebzehnten Jahrhundert gestanden habe. Die Handwerkerconferenz, die vom Unterstaatssecretär von Rottenburg geleitet wurde, sprach die Handwerkerforderungen Punkt für Punkt durch, und die Regierungsvertreter sagten die sorgsamste Prüfung der Vorschläge zu. Schon im November desselben Jahres legte der Staatssecretär Dr. von Boetticher die Ansichten der Regierungen dem Reichstage in einer längeren Rede vor. Er stellte darin eine neue Organisation des Handwerks in Handwerker- oder Gewerbekammern, sowie thunlichste Beseitigung der Gravamina theils auf dem Wege der Gesetzgebung, theils auf dem der Verwaltung in baldige Aussicht.

Um zu allen diesen wichtigen Ereignissen Stellung zu nehmen und ihnen gegenüber den unveränderten Standpunkt der organisirten Handwerker bekannt zu geben, wurde alsdann wiederum in Berlin vom 14. bis 17. Februar 1892 ein „Deutscher Innungs- und Allgemeiner Handwerkertag" abgehalten. Es war dies die letzte seitdem veranstaltete Versammlung, die man wohl als den Abschluß einer besonderen Periode in der deutschen Handwerkerbewegung betrachten darf, da mit dem im vorigen Jahre erfolgten direkten Eingreifen des preußischen Handelsministers, Freiherrn von Berlepsch, eine neue Zeit sowohl für die Gesetzgebung als auch für die wirthschaftspolitische Bewegung selbst anzubrechen scheint.

Der Minister hat nämlich am 15. August 1893 an die Oberpräsidenten Vorschläge für die Organisation des Handwerkes und für die Regelung des Lehrlingswesens im Handwerk zur „eingehenden gutachtlichen Aeußerung" gesandt, sie sollten das „unverbindliche Ergebniß vorläufiger Erwägungen" darstellen und im Wesentlichen nur die Grundlage für weitere Erörterungen abgeben, bei denen die Auslassungen der Behörden und die von der Oeffentlichkeit zu erwartende Kritik gewürdigt und berücksichtigt werden würden. Auf dem deutschen Gewerbekammertag in Eisenach im October vorigen Jahres hat dann der Vertreter des preußischen Handelsministeriums erklärt, der Minister habe die Vorschläge ausgearbeitet ohne sich mit dem preußischen Staatsministerium in Verbindung gesetzt zu haben, sie gingen also ganz auf des Ministers eigene Rechnung und Gefahr.

Wenn also in den Berlepsch'schen Vorschlägen auch nichts Offizielles vorliegt, so haben sie dennoch die lebhafteste Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise der Handwerker, der Innungen, der Gewerbevereine, der Gewerbepolitiker hervorgerufen, die Presse aller Parteien hat sich mit ihnen beschäftigt, wesentlich doch wohl aus dem Grunde, weil man darin die Richtung unserer demnächstigen Gewerbepolitik vermuthet. So ist es denn auch vollständig begreiflich, daß in der Handwerkerbewegung der jüngsten Zeit alle anderen Fragen, u. A. auch die der Bildung einer eigenen politischen Handwerker- oder Mittelstandspartei, zurückgestellt worden sind, und daß der auf den 8. bis 11. April dieses Jahres nach Berlin einberufene Handwerkertag nur diese Vorschläge auf seine Tagesordnung gesetzt hat.

Was will nun der Entwurf des preußischen Handels- und Gewerbeministers? Die Grundlage der neuen Organisation

sollen Fachgenossenschaften bilden, denen jeder handwerksmäßige Unternehmer und soweit er nicht mehr als zwanzig Arbeiter beschäftigt, kraft des Gesetzes angehört. Diesen Zwangsfachgenossenschaften werden die eigentlichen Aufgaben der jetzigen freien Innungen zugewiesen, denen selbst im Wesentlichen nur wirthschaftliche Aufgaben auf genossenschaftlichem Gebiete vorbehalten bleiben. Aus den Fachgenossenschaften sollen dann die Mitglieder der Handwerkskammer gewählt werden, die den Rest der gegenwärtigen Innungsarbeiten übernehmen. Die Gehülfenschaft ist sowohl in den Fachgenossenschaften als auch in den Handwerkskammern durch Ausschüsse vertreten, die an der Berathung und Beschlußfassung über die sie angehenden Gegenstände mit vollem Stimmrecht theilnehmen. Von der Regierung wird ein Commissar bestellt mit den Rechten eines Mitgliedes der Handwerkskammer, der auch den Versammlungen der Fachgenossenschaft beiwohnen darf und der die Beschlüsse der Handwerkskammer mit aufschiebender Wirkung beanstanden kann. Die bekannten §§ 100 e und f der R.-G.-O., die unter gewissen Umständen nur Innungsmeistern das Recht des Lehrlingshaltens zusichern und ferner auch Nichtinnungsmeister zu Beiträgen zu den Kosten von gewissen Innungseinrichtungen verpflichten, sollen aufgehoben werden. Damit sind in der That die Innungen in ihrer gegenwärtigen Verfassung auf den Aussterbeetat gesetzt, eine Aussicht, die vielfach Bedenken hervorgerufen hat. Sehr energisch wird in das bisher höchst unsichere Gebiet des Lehrlingswesens eingegriffen. Lehrlinge soll künftig nur anleiten oder ausbilden, der selbst in dem betreffenden Gewerbe eine ordnungsmäßige Lehrzeit von nicht unter drei und nicht über fünf Jahren zurückgelegt und eine Gesellenprüfung vor einer Innung oder einem Prüfungsausschuß der Fachgenossenschaft oder vor einer von der Handwerkskammer aus Fachgenossen zu berufenden Commission bestanden hat. Ein Vermittelungsvorschlag zielt dahin, diesen Vorbedingungen einen dreijährigen selbständigen Betrieb des betreffenden Handwerkes gleich zu setzen. Der schriftliche Lehrvertrag wird obligatorisch gemacht. Außer nach gewissen Vergehen kann dem Meister das Halten von Lehrlingen untersagt werden wegen geistiger oder körperlicher Gebrechen (Altersschwäche 2c). Der Bundesrath soll für einzelne Handwerker Vorschriften über die zulässige Zahl der Lehrlinge erlassen können. Den Meistertitel darf nur führen, wer eine Gesellen- und eine Meisterprüfung bestanden hat.

Wie es nun scheint, hat es vorläufig der Minister keiner der großen Parteien recht zu machen verstanden, er hat auf der einen Seite mit dem Vorschlage einer Zwangsorganisation die Bedenken der Anhänger einer freiheitlichen Gewerbepolitik hervorgerufen, und andererseits, indem er die Innungen preisgiebt und dem Befähigungsnachweis in seinem Prüfungssystem keinen Platz gewährt, die Zunftanhänger enttäuscht. Es kann hier nicht auf eine Kritik der einzelnen Theile des Berlepsch'schen Planes eingegangen werden, der Verfasser möchte nur außer den Bestimmungen im Lehrlingswesen besonders der Errichtung von Handwerkskammern das Wort reden. Indem man in obligatorischen Handwerkskammern die handwerksmäßigen Betriebe vereinigt, erhält man eine ziemlich scharf abgegrenzte Berufsgemeinschaft, die jetzt überall fehlt und mit deren Hülfe es auch ohne den Vereinigungszwang der Fachgenossenschaften und zwar auf der Grundlage des heutigen Innungswesens gelingen würde, die Organisation des Handwerkes durchzuführen, segensreiche Bestimmungen für das gewerbliche Bildungswesen zu erlassen und ihre Durchführung zu erzwingen. Weiter können die Handwerker mit Hülfe der Kammern ihre Forderungen der Verwaltung und Gesetzgebung gegenüber, im öffentlichen Leben, in der Presse 2c. mit weit mehr Nachdruck, als es jetzt bei der Zersplitterung der Kräfte möglich ist, geltend machen.

Die in Innungen vereinigten Handwerker haben bislang hauptsächlich nur ihrer Enttäuschung über die vom Regierungstische dargebotene Gabe Ausdruck verliehen. Der Centralausschuß der vereinigten Innungsverbände Deutschlands hat, kurz nach dem Erscheinen des Entwurfes im Reichsanzeiger, ein Rundschreiben an die von ihm vertretenen Corporationen gerichtet, und darin erklärt, daß die Innungen, Innungsausschüsse und Innungsverbände mit dem Befähigungsnachweis stehen und fallen, und daß „die Durchführung der Vorschläge eher zur vollständigen Auflösung als zur Festigung des Handwerkes führen werde." Schließlich warf das Rundschreiben die Frage auf: „Warum, wenn denn der Herr Minister die Schöpfung von Fachgenossenschaften vorsehe und diese mit besonderen Rechten ausstatte, warum dann nicht die Innungen mit diesen besonderen Vorzügen ausgestattet werden sollen?" Dieser vom Centralausschuß gegebenen Directive sind die Innungen fast überall in ihren Gutachten über den Berlepsch'schen Entwurf gefolgt.

Die gleiche Stimmung athmet der Gegenentwurf, der wie schon gesagt, als einziger Gegenstand auf die Tagesordnung des diesjährigen Handwerkertages gesetzt und der vom Centralausschuß und vom Handwerkerbund unter Zuziehung von conservativen und clericalen Reichstagsabgeordneten verfaßt worden ist. Dieser Gegenentwurf überträgt einfach die den Fachgenossenschaften zugedachten Rechte, namentlich ihren obligatorischen Charakter, auf die bestehenden Innungen, er beseitigt die Bestimmungen über die Mitwirkung eines staatlichen Commissars sowohl bei den Verhandlungen der Fachgenossenschaften und Handwerkskammern als auch bei den Gesellen- und Meisterprüfungen, und indem die in dem Berlepsch'schen Entwurfe von den Magistraten auf directe Staatsbehörden übertragene Aufsicht überhaupt gestrichen wird, beansprucht der Gegenentwurf eine sehr weitgehende Autonomie der Innungen.

Diese Gegenvorschläge werden wahrscheinlich von dem Handwerkertage gutgeheißen, wobei es allerdings möglich ist, daß die Kritik der Meister bei einigen darin der Gehülfenschaft gemachten Concessionen einsetze und damit auch an diesen Stellen noch etwas von dem Berlepsch'schen Entwurfe abbröckle. Der Handelsminister hat eine definitive Stellung zu der ganzen Angelegenheit bis nach jener Handwerkerversammlung vertagt, und schon aus diesem Grunde werden die dort vorgetragenen Ansichten und das Schlußurtheil, wenn auch etwas Neues wohl nicht darin geboten werden mag, nicht ohne Bedeutung für den Reformplan und für die Bewegung selbst sein.

Soll man nun zum Schluß ein Urtheil über den Geist und den Inhalt der neueren Handwerkerbewegung abgeben, so ist da leider zu constatiren, daß es in der Bewegung bei aller anerkennenswerthen Zähigkeit und Ausdauer und trotz mancher Leidenschaftlichkeit an mächtigen, von den Ideen der Zeit und von dem festen Glauben an eine Zukunft getragenen Impulsen fehlt. Häufig liefern auch die Verzagtheit und der Mangel an Selbstvertrauen die Handwerker dem Phrasenschwall der extremsten Köpfe aus, deren Anschauungen nicht vom Ballast der Sachkenntniß beschwert sind, und die den fühlbaren Mangel practisch ausführbarer Vorschläge in ihrer Rhetorik durch Jeremiaden über die schrecklichen Zustände, Lobpreisungen auf die „gute alte Zeit" und Weihrauch für den „schlichten, einfachen Handwerker", der ganz ohne seine Schuld zurückkomme, zu ersetzen trachten. Das Alles hat neben übertriebenen Vorstellungen von der Aussichtslosigkeit der eigenen Kraft im Kleingewerbe eine übermäßige Zuversicht in die Allmacht des Staates, neben wirthschaftlicher Kurzsichtigkeit und Beschränktheit große Virtuosität in politisch-agitatorischen Dingen erzeugt. Und so sehen wir neben dem opferwilligen Streben tüchtiger und ehrlicher Männer in der Handwerkerbewegung ein selbstgefälliges und hohles Phrasenthum und einen ausgeprägten Zug von Dünkel und Rechthaberei, was Alles manchen ruhigen und maßvoll denkenden Freund des Handwerkes abstößt, auf dessen Rath und Unterstützung aber dieser Stand mehr als jeder andere angewiesen ist. Zu hoffen ist nur, daß es gelinge, aus den Vorschlägen des preußischen Handels- und Gewerbeministers einen für die Gesetzgebung brauchbaren Kern herauszuschälen, und daß es möglich werde, vielleicht durch die Bildung von Handwerkskammern, die Bewegung aus dem Strudel des zerfahrenen politischen Partei-

getriebes wieder auf den richtigen Weg der ruhigen und sachlichen Prüfung und des Strebens nach dem wirthschaftlich Nothwendigen und Erreichbaren zu leiten.

Die Heeresverstärkungspläne in Frankreich.

Von Oberstlieutenant z. D. von Bieberstein.

Der in Paris zusammengetretenen Armeecommission ist die wichtige Aufgabe gestellt, sich mit der Prüfung und Controle des heutigen Standes der Landstreitkräfte Frankreichs zu beschäftigen. Man hat in den maßgebenden französischen Kreisen das Ziel einer der Vermehrung der Streitkräfte und der militärischen Hülfsquellen aller Art der übrigen Militärmächte entsprechenden Verstärkung des französischen Heeres in's Auge gefaßt. Im Besonderen ist es der Zuwachs, welchen die deutsche Armee in Folge der Annahme der neuen Militärvorlage erhielt, welcher die französische Regierung zu diesem Vorgehen bestimmte. Noch sind die Ansichten, wie sich diese Heeresverstärkung in Frankreich vollziehen soll, sehr getheilt. Während von manchen Seiten eine Erhöhung des Präsenzstandes der Armee vorgeschlagen wird, glaubt man auf anderer Seite von einem derartigen Schritt Abstand nehmen zu müssen, da sich nur zwei Wege zu seiner Effectuirung böten, der eine, jegliche Art der Befreiung vom Heeresdienst aufzuheben und das gesammte Jahrescontingent auf drei Jahre in die Armee einzustellen, der andere, einen offenbaren Rückschritt zu vollziehen, und die Dauer des Dienstes bei der Fahne zu verlängern. Die Verfolgung dieser beiden Wege sei jedoch, wird bemerkt, gleich schwierig durchführbar, da sie unverhältnißmäßige Opfer des Landes bedingen und das Gewicht der nationalen Rüstung übermäßig belasten würde. Man gesteht in Frankreich ein, daß man offenbar nicht mehr im Stande ist, bezüglich der Zahl der Streiter, mit den Nationen, deren Bevölkerung im Gegensatz zur französischen rapide wachse, zu concurriren, und man weist darauf hin, daß beispielsweise die deutsche Friedensarmee in Folge des neuen deutschen Wehrgesetzes 130,000 Mann stärker als die französische sei. Man ist daher vielfach der Ansicht, ausschließlich in der Steigerung der Qualität der Streitkräfte den Factor erkennen zu müssen, welcher den künftigen Erfolg verbürge, und erblickt das sicherste Mittel zur Herbeiführung dieser Steigerung in der Verstärkung der Cadres, des eigentlichen Gerüstes der Armee. Es sei daher in erster Linie geboten, das neue Cadregesetz, so unvollkommen und unvollständig es auch sei, unverzüglich in seinem vollen Umfange zur Durchführung zu bringen. Dasselbe schafft bereits im Frieden die für den Kriegsfall erforderliche Anzahl der wichtigsten mittleren Führerkategorien der Reserveformationen, indem jedes Infanterie-Regiment nach Durchführung desselben über einen Ergänzungscadre von zwei Stabsoffizieren (excl. des Oberstlieutenants), acht Hauptleuten und vier Lieutenants verfügt, so daß die französische Armee, da auch ihre Cavallerie- und Artillerie-Regimenter mit den erforderlichen höheren Chargen für die Reserveformationen dotirt sind, in den Stand gesetzt ist, ihre bei der Mobilmachung zu formirenden zwanzig Reserve-Armeecorps sofort mit den erforderlichen Führerchargen aller Kategorien zu versehen.

Wenn hinsichtlich der wichtigen Frage der Anzahl der Streitkräfte von einer hervorragenden militärischen Autorität bemerkt wurde, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo weniger zahlreiche, dagegen tüchtigere Armeen über ungezählte Truppenmassen die Ueberlegenheit gewinnen würden, so hält man französischerseits diese Zeit noch nicht für gekommen, und ist der Ansicht, daß mit der Zahlenwuth, die vielleicht erst dann enden werde, wenn der Ruin des Wohlstandes Gesammteuropas sich ausspreche, noch ferner zu rechnen sei; allein es würde, bemerkt man, ein unverzeihlicher Fehler sein, wenn man, wie man dies bedauerlicher Weise in Frankreich anstrebe, unaufhörlich die Zahl der Gefechtseinheiten vergrößere und die Neuformationen im Uebermaß vermehre. Man habe in letzter Zeit viel von der festen Normirung der deutschen Effectivstärken gesprochen und mit Recht darauf hingewiesen, daß die französischen Friedenscompagnien nur 110 Mann, die deutschen dagegen durchschnittlich ca. 150 Mann stark seien, worin eine beträchtliche Ueberlegenheit liege. Dies sei völlig zutreffend, allein man übersehe dabei, daß die deutsche Feldarmee der ersten Linie 538 Bataillone, die französische Infanterie dagegen 566, d. h. 28 mehr zähle. Hierin liege jedoch gerade der Fehler. Denn anstatt, wie in Deutschland, weniger zahlreiche, allein betreffs der Ausbildung und Mobilisirung homogener Gefechtseinheiten zu besitzen, beabsichtige Frankreich bei einer um zehn Millionen schwächeren Bevölkerung ebenso viel und selbst mehr Bataillone als sein Nachbar in's Feld zu stellen. Allein da die Ergebnisse der französischen Rekrutirung keine unerschöpflichen seien, so resultire daraus, daß Frankreich nicht genügend Mannschaften besitze, diese Bataillone zu completiren, und daß dieselben daher nur klägliche Präsenzstärken aufwiesen. Dies sei ein Ergebniß der Zahlenwuth und es sei hohe Zeit, auf diesem Wege inne zu halten. Frankreich müsse jedoch nicht die Ueberzahl, sondern vor Allem die Ueberlegenheit an Qualität anstreben, und zu diesem Zwecke keine größere Anzahl von Mannschaften unter die Fahnen rufen, sondern die Cadres seiner Truppen der ersten und zweiten Linie verstärken. Die dazu erforderliche Anstrengung bestehe im Wesentlichen in einem Geldopfer. Dasselbe sei jedoch um so leichter zu tragen, da das französische Kriegsbudget seit einigen Jahren sich um 60 bis 80 Millionen verringert habe, und während das Kriegsbudget des Dreibundes fast auf das Doppelte gestiegen sei, das französische sich in starker Proportion vermindere. In der That verlange man bereits seit einigen Jahren, um Ersparnisse zu machen, von der Kammer nicht einmal das Nothwendige. Alljährlich brächte der Kriegsminister aus Furcht vor der Budgetcommission neue Reduction in Vorschlag und die Commission streiche ebenfalls hier und dort, schaffe diese oder jene Stelle ab, verringere diesen und jenen Posten, ein Verfahren, unter dem oft die wichtigsten Dienstzweige litten. So habe man z. B. 1891 die Bekleidungsprämien unterdrückt, und die Bekleidung der Armee sei daher heute in mangelhaftem Zustande, und es bedürfe der Summe von wenigstens 15 bis 20 Millionen, um sie in guten Stand zu setzen. An eine weitere Verringerung des Kriegsbudgets sei unter den heutigen Verhältnissen nicht zu denken; es bedürfe im Gegentheil eine Steigerung desselben um mindestens 50 Millionen.

Der Präsident der Armeecommission hat in Uebereinstimmung mit diesen Forderungen unter Hinweis auf die Verstärkung der Heereskräfte in anderen Ländern in seiner Antrittsrede die Nothwendigkeit betont, daß auch Frankreich größere Opfer im Kriegsressort werde bringen müssen. Ein Theil der Mitglieder der Commission trägt sich jedoch im Gegensatz zu den vorstehenden Forderungen namhafter Fachmänner mit der Absicht, den Effectivstand des französischen Heeres zu erhöhen und spricht davon, die active Dienstzeit nicht, wie jene es wünschen, zu verlängern, sondern dieselbe auf zwei, event. sogar auf ein Jahr zu reduciren. Man betonte, daß Frankreich zu solchen Reformen durch Deutschland veranlaßt werde, dessen Heeresbudget im Jahre 1880 452 Millionen betrug, und im vergangenen Jahre bis auf 716 Mill. gestiegen war. Die letzte Militärvorlage habe den Effectivstand der deutschen Armee im Frieden um 80,000 Mann vermehrt, so daß diese gegenwärtig 130,000 Mann stärker sei als die französische. Nehme man noch dazu, daß 50,000 Mann des französischen Heeres in dauernder Verwendung in Algier, Tunis und Indo-China ständen, so betrage das eigentliche Uebergewicht der Heeresmacht Deutschlands über die französische 180,000 Mann. Wenn Frankreich in der That den Effectivbestand seines Heeres um 150,000 Mann vermehren wolle, so werde es sein Kriegsbudget um 150 Millionen vergrößern müssen; allein es werde kaum durchführbar sein, diese große Summe angesichts der finanziellen Lage des Landes aufzubringen.

Man darf gespannt sein, zu welchen Entschließungen und Vorschlägen die zur Prüfung der Heeresverstärkungsfrage zu-

sammengetretene Armeecommission gegenüber den vorstehend dargelegten Gegensätzen in den Ansichten ihrer Mitglieder und der sonstigen Fachmänner Frankreichs gelangen wird. Eins jedoch dürfte bereits jetzt aus dem derzeitigen Stande der Discussion der Frage hervorgehen, daß neue beträchtliche Mittelaufwendungen zur Verstärkung seiner Wehrkraft erfolgen werden, die vielleicht nicht ohne Rückwirkung auf die übrigen Militärmächte bleiben dürften.

Literatur und Kunst.

Bekenntnisse eines Jubilars.

Von Professor Ludwig Büchner.

Die siebzigjährige Wiederkehr meines Geburtstages hat zahlreichen Bekannten und Unbekannten fern und nah den Anlaß gegeben, meine schwachen wissenschaftlichen Verdienste in einem viel zu glänzenden Lichte erscheinen zu lassen. Ich habe ja nichts von allem Dem gethan, wodurch man sich sonst den Namen eines großen Gelehrten zu erwerben pflegt. Ich habe keine Mückenflügel mikroskopisch untersucht — ich habe keine Froschschenkel unter dem galvanischen Strom tanzen lassen — ich habe keine neue Pflanze, kein neues Thier, kein neues Heilmittel entdeckt — ich habe keine Bakterien auf Agar-Agar gezüchtet — ich habe nicht die Geschwindigkeit des Gedankens experimentell gemessen — ich habe keine vergleichenden Schädelmessungen angestellt — kurz ich habe nichts von Dem geleistet, was in den Augen der gelehrten Welt als Kennzeichen eines wissenschaftlichen Forschers angesehen zu werden pflegt. Ich habe nur, getrieben von einem inneren philosophischen Bedürfniß, den Versuch gemacht, die Resultate der modernen Naturforschung auf unsere bisherige, halb theologische, halb philosophische Weltanschauung anzuwenden, und glaube dabei gefunden zu haben, daß hier ein innerer Zwiespalt vorliegt, der nicht verschleiert werden darf, und der nicht fortdauern kann, ohne verwirrend und lähmend auf die Geister und hindernd auf unsere ganze Culturentwickelung zu wirken.

Dabei habe ich mich jedoch niemals, wie man es mir oft vorgeworfen hat, vermessen, das letzte Räthsel der Welt lösen zu wollen. Ich halte vielmehr eine solche Lösung für unseren durch Zeit und Raum eingeengten Verstand für eine absolute Unmöglichkeit, an welcher alle in dieser Richtung gemachten theologischen und philosophischen Versuche scheitern müssen. Das Warum wird uns ewig verborgen bleiben, nicht aber das Wie, welches mit den Hülfsmitteln unseres Wissens und Forschens mehr oder weniger erreichbar ist. Ich habe diesen Standpunkt durch Ergänzung des bekannten Verses auszudrücken versucht:

Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehn;
Doch das Wie ist sonnenklar,
Wenn die Welt wir recht verstehn.

Da nun bekanntlich die Todten nicht auferstehen, außer in biblischen Legenden, so werden wir über das Warum niemals etwas erfahren. Um so erfreulicher sind die herrlichen Aufklärungen über das Wie, welche uns die Wissenschaft des Jahrhunderts, in dem wir leben, verschafft hat. Sie sind so vielfach und großartig und drängen sich in einen verhältnißmäßig so kurzen Zeitraum zusammen, daß damit keine wissenschaftlichen Erwerbungen früherer Zeiten, so groß dieselben auch im Einzelnen gewesen sein mögen, in Vergleich gesetzt werden können. Man denke — um nur an das Wichtigste zu erinnern — an die Erfindung der Spektral-Analyse, an die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, an die Forschungen über Alter und Ursprung des Menschengeschlechtes und über die Entstehung der Sprache, an die Entdeckungen der Vorweltkunde, an die Zellenlehre und die Entdeckung der Protoplasmas, an die Entdeckung des Nervenprinzipes, an die großartigen Resultate der Astronomie, Astrophysik und Mikroskopie sowie der synthetischen Chemie, an die riesigen Fortschritte der Heilkunde durch die physikalische Diagnostik und die Bakterienkunde u. s. w. Endlich an die, in philosophischer Beziehung alles Andere weit hinter sich lassende Widerbelebung und wissenschaftliche Begründung der an sich uralten Entwickelungstheorie durch Darwin und seine Nachfolger. Diese Theorie, welche jetzt Welt und Wissenschaft beherrscht, gibt uns denn auch die unerwartetsten Aufschlüsse über das vorhin erwähnte Wie des Entstehens und Werdens. Entwickelung heißt das Zauberwort, womit wir gegenwärtig ein Geheimniß der Natur und des Lebens nach dem anderen auflösen. Freilich hat es noch lange nicht diejenige allgemeinere Anwendung gefunden, welche es in so hohem Maße verdient, und fortwährend quälen sich Philosophen, Theologen und selbst Naturforscher mit der Lösung von Räthseln ab, welche an der Hand der Entwickelungstheorie sofortige Aufklärung finden.

Ueberhaupt hat unser Jahrhundert noch lange nicht diejenige Stufe der Erkenntniß erstiegen, zu welcher es die genannten Fortschritte der Wissenschaft berechtigen — was sich mit Leichtigkeit aus der Langsamkeit des Fortschrittes überhaupt und aus der Schwierigkeit der Verbreitung von Kenntnissen in der großen Menge erklärt. Und wenn wir auch berechtigt sind, ein Gefühl des Stolzes und der Befriedigung über die bewunderungswürdigen Fortschritte des Wissens und Könnens zu empfinden, so ergreift uns doch auch zugleich ein Gefühl der Niedergeschlagenheit und Beschämung über die geringe Wirkung aller dieser Anstrengungen auf Geist und Denkweise der großen Menge und auf die Verbesserung ihres Looses. Noch immer seufzt die arme Menschheit unter dem schweren Druck confessioneller, politischer und sozialer Vorurtheile. Ja, selbst ein großer Theil der gebildeten und höchst gebildeten Gesellschaft fühlt nicht die Kraft in sich, sich diesem Banne zu entziehen und sucht Entschädigung in den tollen Gaukeleien des Spiritismus, Hypnotismus und ähnlicher Ismen, oder schätzt das Phrasengeklingel philosophischer Schulweisheit und die wirren Reden geistesgestörter Himmelsstürmer höher als die klare Sprache der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstandes. Dabei verschließt man sein Ohr hartnäckig den immer drohender aus dem Schoße der Gesellschaft hervortönenden Mahnungen zur Umkehr auf einem Wege, der nur zum schließlichen Verderben führen kann. Und wirft man gar einen Blick auf Europas parlamentarische Körperschaften, welche doch die Blüthe der Intelligenz einer Nation vorstellen sollten, so erschrickt man vor der Unsumme von Unwissenheit, Unbildung und eigennütziger Berechnung, welche sich daselbst, gepaart mit ermüdender Schwatzhaftigkeit, breit macht, und wobei die kleinlichen Interessen eines ewigen Parteienhaders hoch über das allgemeine Wohl gestellt werden.

So kann das neunzehnte Jahrhundert zwar mit Stolz von sich sagen, daß es in Sachen der Wissenschaft und des materiellen Lebens in einer verhältnißmäßig kurzen Frist Fortschritte gezeitigt habe, mit deren Gesammtheit — abgesehen von wenigen vereinzelten Ausnahmen — sich keine Fortschritte aus früherer Zeit an Größe und Bedeutung auch nur entfernt messen können. Aber es muß leider das niederschlagende Geständniß hinzufügen, daß damit für den intellectuellen, moralischen und sozialen Fortschritt der Menschheit nicht dasjenige erreicht worden sei, was man nach dem glänzenden Vorgang des achtzehnten Jahrhunderts hätte erwarten dürfen.

Hier taucht nun die wichtige Frage auf, ob wir hoffen dürfen, daß das kommende Jahrhundert dieses Versäumniß nachholen und die von seinem Vorgänger angesetzten Früchte zum Zeitigen bringen, oder ob sich die reactionäre Strömung unserer Tage in unberechenbarer Weise fortsetzen werde?

Man müßte ein Seher in die Zukunft sein, um diese Frage mit einiger Sicherheit beantworten zu können. Dennoch glaube ich von meinem Standpunkte aus die bestimmte Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß die zuerst genannte Alternative die zu erwartende sein werde. Ich stütze mich dabei

auf die bekannten Gesetze des Fortschritts, dessen Gang ja niemals in gleichmäßiger Weise vorwärts schreitet, sondern stets durch zeitweise Haltpunkte oder Rückschritte unterbrochen ist.

Das gegenwärtige Jahrhundert kann einem jener Wellenthäler verglichen werden, auf deren Grund sich die Menschheit zeitweise bewegt, während der darauf folgende Wellenberg in das kommende Jahrhundert fallen wird. Ihm würde danach die schöne Aufgabe zufallen, auf den von seinem Vorgänger gelegten Grundlagen das stolze Gebäude einer besseren, dem Fortschritt gewidmeten Zukunft aufzurichten. Vor Allem wird es dem zwanzigsten Jahrhundert, an dessen Schwelle wir stehen, vorbehalten bleiben, die zahllosen wissenschaftlichen Entwickelungskeime, welche unsere Zeit aus sich hervorgebracht hat, zu ihrer vollen Entfaltung und Reife und damit zur allgemeineren Anerkennung zu bringen. Wir selbst aber müssen uns damit begnügen, über die Schwelle, welche die beiden Jahrhunderte trennt, hinweg einen prophetischen Blick in eine von Hoffnungen geschwellte bessere Zukunft zu werfen. Die jetzt noch so sehr fehlende und doch so sehr zu wünschende Vermählung von Wissenschaft und Leben wird hoffentlich dasjenige Zeichen sein, unter welchem das kommende Jahrhundert leben und siegen wird.

Wenn ich in meinem langen Leben durch Wort und Schrift auch nur Einiges zur Herbeiführung dieses Resultates beigetragen habe, so werde ich mich dadurch reichlich belohnt und für die vielen auf mich gerichteten Angriffe und erlebten Kränkungen entschädigt fühlen. Daß ich übrigens die wissenschaftliche Zukunft richtig vorausgeahnt habe, oder daß ich mich auf der richtigen Fährte befand, mag der Umstand beweisen, auf den ich wohl, ohne der Bescheidenheit zu nahe zu treten, aufmerksam machen darf: daß ich bereits in der ersten Auflage meiner bekannten Schrift „Kraft und Stoff“ im Jahre 1855, also fünf Jahre vor Darwin, die Grundzüge der biologischen Entwickelungstheorie mit aller für jene Zeit möglichen Bestimmtheit ausgesprochen habe, indem ich mich dabei auf den dreifachen Parallelismus der vergleichenden Anatomie, der Entwickelungsgeschichte und der Paläontologie berief. Nur über die Ursachen der Umwandlung, welche später Darwin in so genialer Weise aufgedeckt hat, war ich im Unklaren.

Man hält mir fortwährend entgegen, daß meine Theorien, welche man unter dem ganz ungenügenden Namen des „Materialismus“ zusammenzufassen pflegt, längst widerlegt seien. Aber die Grundlagen, auf denen meine Philosophie ruht, können überhaupt nicht widerlegt werden. Sie werden immer denjenigen, welche Wirklichkeit höher schätzen, als Einbildung, als die Elemente ihrer Weltanschauung dienen müssen. Ich mag im Einzelnen vielfach geirrt haben, wie ja Irren Erbtheil des menschlichen Geschlechtes ist. Aber im Großen und Ganzen glaube ich einem Standpunkt, welcher in der Geschichte der Philosophie nicht bloß der ältesten, sondern auch unter dem heftigsten Druck spiritualistischer Vorstellungen in verschiedener Gestalt immer wiedergekehrt ist, durch Berufung auf die Resultate der modernen Naturforschung eine Stütze gegeben zu haben, welche nicht mehr in's Wanken gerathen kann.

Kraft, Stoff und Entwickelung — dieses sind die drei großen Begriffe, deren weittragende Bedeutung den Bürgern des kommenden Jahrhunderts ohne Zweifel klarer werden wird, als denen des jetzigen. Damit werden sie aber auch dem Andenken der Pioniere dieser begrifflichen Dreieinigkeit gerechter zu werden im Stande sein, als dieses ihren Vorgängern zur Zeit noch möglich ist.

Musikalische Erinnerungen eines Tauben.

Von Hieronymus Lorm.

In meinem sechzehnten Lebensjahre verlor ich plötzlich das Gehör mit allmählicher Abnahme binnen weniger Tage und gänzlicher Einbüßung über Nacht. Eine erkennbare Krankheit war nicht vorhergegangen und verschiedene Aerzte zerbrachen sich bei den damaligen beschränkten Hülfsmitteln der medizinischen Wissenschaft vergebens die Stellen, wo nach allgemeiner Meinung ihr Kopf saß, um die Ursache herauszufinden und waren nahe daran, mir selbst thatsächlich den Kopf zu zerbrechen, um sie zu entdecken. Da ich mehr Schmerz über den Verlust als Interesse an seiner Ursache empfand, so widersetzte ich mich bald ferneren Untersuchungen, besonders weil mich die psychologische Wahrnehmung mit Grauen erfüllte, daß die Herren Mediziner, so oft sie der Erkenntniß der Ursache nahe zu sein glaubten, von mir verlangten, ich sollte in ihre triumphirende Freude über — mein Unglück mit einstimmen. Man könnte ein Buch über die versteckten Leiden und Regungen schreiben, zu welchen Patienten durch ihre Aerzte veranlaßt werden.

Da mein trauriges Geschick nicht von dem geringsten körperlichen Leiden begleitet war, so entzog ich mich bald dem Berufe, der Wissenschaft als Prüfungsobject zu dienen. Wie die Wirkung des unseligen Verhängnisses auf meine Seele beschaffen sein mußte, läßt schon der einzige Umstand erkennen, daß ich bis zu dem Augenblicke, als das Unglück eintrat, ausschließlich und mit Leidenschaft musikalischen Studien obgelegen hatte. Zuletzt war ich Schüler des heute noch in Wien berühmten, obgleich schon vor einem Menschenalter verstorbenen Professors am Conservatorium für Klavierunterricht Josef Fischhof gewesen. Den Ernst der Kunst im Auge, zur Composition ebenso geeignet als geneigt, hatte ich es verschmäht, als Virtuose öffentlich aufzutreten und die damals noch sehr geringe Zahl der „Wunderkinder“ zu vermehren. Daß mir die Befähigung dazu nicht gefehlt hätte, wurde mir nicht nur damals durch das Entzücken meiner Umgebung bewiesen, sondern noch fast sechs Jahrzehnte später durch das Zeugniß einer Dame, die mir zu meinem siebzigsten Geburtstage, obgleich sie mir bis dahin persönlich ganz unbekannt geblieben, wenigstens meiner Erinnerung völlig entschwunden war, eine Schilderung meines Klavierspiels und meines ganzen Persönchens in meinem dreizehnten Lebensjahre gab.

Das Unglück hatte zunächst mein Inneres in ein Chaos verwandelt. Die erste Wirkung war, als ich mein eigenes Anschlagen auf die Tasten zum ersten Male nicht mehr hörte, eine zum Grauen gesteigerte Abneigung gegen das Instrument, die ich noch Jahrzehnte später nicht überwinden konnte, so daß sich meine technische Fertigkeit, meine ganze Spielfähigkeit mit der Zeit fast spurlos verlor. Ohne es im Geringsten zu wissen oder auch nur zu ahnen, bethätigte ich durch meine plötzliche Hinneigung zu philosophischen Studien die Verwandtschaft der Musik mit Metaphysik. Bei dem Ernste, der mir von Natur aus innewohnte, merkte ich bald, daß die bloße Anziehungskraft, die räthselhafter Weise die berühmtesten Werke großer Philosophen auf mich übten, zu meiner Befriedigung nicht genügten, so lange ich mich nicht mit den trockensten Disziplinen der Wissenschaft, mit Logik und Mathematik vertraut gemacht hatte. Den Ernst meiner Bestrebungen begleitete eine schamhafte Scheu vor der Oeffentlichkeit, gerade in Bezug auf diese Bestrebungen, und obgleich ich erst in meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, also zu einer Zeit, da ich mich in meiner Lieblingsbeschäftigung schon zu Hause fühlte, als Schriftsteller auftrat, vermochte ich die Scheu vor der Berührung philosophischer Materien nicht abzulegen.

Der Grund ist ein psychologischer und deshalb erwähnenswerth. Da nämlich der Ersatz der Musik durch Philosophie nicht ein willkürlich und zufällig gewählter, sondern ein streng von einem geheimen Seelenprozeß abhängiger Wechsel der Beschäftigung war, so lag in dieser mein innerstes Leben mit eingeschlossen und die Scham, es der Oeffentlichkeit preiszugeben, war bei solcher Jugend eine natürliche Folge.

Meine erste Publikation „Wiens poetische Schwingen und Federn" gehörte zur politischen Literatur und richtete sich mit begeistertem Zorn gegen die vormärzlichen Wiener Schriftsteller, die es nicht als eine Erniedrigung und Demüthigung empfanden, sich an Metternich mit einer Petition, nicht um Censurfreiheit — sondern um Milderung der Censur, zu wenden, was einen Abfall von dem höchsten Prinzip bedeutete, welches damals die deutsche Schriftstellerwelt beseelen mußte.

Diese kleine Aufzeichnung soll nicht einen Theil meiner literarischen Memoiren bilden, denen es vorbehalten bleiben müßte, von der Gestaltung deutschen Geisteslebens in Wien seit 1848 bis zum heutigen Tage manches Bedeutsame und sogar in historischer Beziehung Beachtenswerthe zu erzählen, nicht überwiegend zum Ruhme einer Inspiration, die hauptsächlich von dem Charakter und den Gewohnheiten des Wiener Lebens selbst ausging und noch heute ausgeht. Eine unparteiische Darstellung, wie sich gleichsam abseits von Deutschland deutsches Geistesleben schönwissenschaftlich und journalistisch manifestirt, ist noch von der Zukunft zu erwarten, eine Darstellung, die weder protestantisch gehässig, noch katholisch verhimmelnd wäre, weder die Verachtung gegen einen anscheinend zurückgebliebenen Zweig deutschen Nationallebens, noch die kleinpatriotische Beschränktheit des Eingeborenen zur Schau trüge. Hier will ich nur von einem individuellen Schicksal berichten und auch nur deshalb, weil sich in ihm musikalische und poetische Entwickelungskeime sonderbar verwebten.

Suchte ich auf dem Wege strengen Denkens in metaphysischen Systemen den Dämon und die Natur Beethoven's wieder aufzuspüren, so ist der unmittelbare Herzensschrei einer Musik, welcher die vernehmbaren Töne plötzlich entrissen wurden, selbstverständlich die Lyrik. Entsprechend dem vereinzelten und seltenen Falle konnte sich die Sehnsucht nach dem Ausdruck des eigenthümlichen Schmerzes nicht in der Poesie Anderer, wie es bei allgemeinen Jugendgefühlen möglich gewesen wäre, sondern nur in der eigenen Poesie zu voller Befriedigung verhelfen. Von jedem meiner Gedichte kann ich sagen, daß es als Musikstück mein Inneres durchklungen hat, bevor ich noch einen Vers dazu gestaltete.

Die musikalische Sphäre, in der meine Lyrik entstand, erweiterte auch ihren Inhalt weit über den persönlichen Schmerz und seine Ursachen hinaus bis an die metaphysische Grenze, wo sich der Schmerz als Bedingung des allgemeinen Lebens offenbart und aus einem Gebiete jenseits der Grenze des Erkennens den Frieden einer willigen Entsagung gewinnt. Zu den wenigen Sonnenstrahlen, die auf mein getrübtes und betrübtes Leben fallen, gehört das Bewußtsein, daß ausgezeichnete Geister der Neuzeit den Ursprung meiner Lyrik aus einem nicht persönlichen, sondern aus einem metaphysischen Schmerze erkannten und öffentlich anerkannten und weil er als solcher wirklich vorhanden war, gerade wie bei Andern Liebesschmerz oder Frühlingsjubel, weil er die Stimmung der ganzen Menschenseele war, ihn gegen den Vorwurf in Schutz nahmen, sich in meinen Gedichten als bloße Reflexion kundzugeben. Diese ist der Reflex der Erscheinungen in der Form des kühlen Nachdenkens, während im wirklichen Gedichte die Erscheinung keinen Reflex mehr wirft, sondern an und für sich aufzutreten, ihre eigene Stimme zu erheben pflegt. Die Erscheinung war hier der Schmerz und ihre Stimme die Musik, wie eben von den Einsichtigen ergründet worden war. Zu diesen gehörte auch bei Gelegenheit der vierten Auflage meiner Gedichte der Kritiker d. Bl., während er aber meine sogenannte Gedankendichtung als „Gesänge" bezeichnete und sich über deren „Wohllaut" erging, haben Flachköpfe stumpfen Sinnes und leblosen Gemüthes, zu deren journalistischem Taglöhnerwerk auch das Rezensiren von Gedichten gehört, meiner Lyrik jeden musikalischen Klang abgesprochen und den Componisten ausdrücklich verkündet, daß sie in meinen Gedichten nichts für ihre Zwecke finden werden. Inzwischen ist im musikalischen Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig ein Liederheft erschienen, dessen Texte ausschließlich meinen Gedichten entnommen sind.

Da ich die Fähigkeit verloren hatte, Lieder in Musik zu setzen, so habe ich meine Musik in Lieder gesetzt. Poesie solchen Ursprungs ist eine noch tiefere Offenbarung des Innenlebens als philosophische Weisheit und trägt darum auch noch größere Scheu vor der Oeffentlichkeit. Ich war schon in mein fünfzigstes Lebensjahr getreten, als die erste Auflage meiner Gedichte erschien, während ich philosophische Publikationen schon einige Zeit vor dem großen Bewegungsjahr in der damals von Gustav Kühne redigirten Leipziger Zeitschrift „Europa" vorlegte. Das eigenthümliche Wesen dieser Zeitschrift hatte meine Scheu, philosophisch aufzutreten, in meinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre gebrochen, nicht weil die Zeitschrift wenig verbreitet war und was sie brachte daher noch immer nicht einer wahren Oeffentlichkeit angehörte, sondern weil mitten in den aufgeregten Stürmen jener Zeit ein philosophisch contemplativer Charakter in dem genannten Blatte vorherrschte.

Nach dem Erscheinen meines ersten Buches, der oben erwähnten politischen Schrift, war ich der Rache der Wiener Polizei durch die Flucht nach Leipzig und später nach Berlin entgangen. In diesen beiden Städten, wie schon früher in Wien, hatte sich der Verlust meines Gehörs keineswegs zu einer chinesischen Mauer gestaltet, die mich von der Geselligkeit abgetrennt hätte. Die Kunst, Gesprochenes von den Lippen abzulesen, das rasche Verständniß in die Luft gegeschriebener Worte und eine bequeme Zeichensprache hatten alle Hindernisse beseitigt, um mir den reichsten Verkehr mit der großen Welt und mit vielen Menschen offen zu lassen, wie sich später aus meiner novellistischen Production ergab. Das Unglück hatte mich somit nicht zur Einsamkeit gezwungen, sondern mir dieselbe nur zum Bedürfniß gemacht. In der Einsamkeit kehrte ich wieder, wenn auch nur in verstümmelter und zerbrochener Weise, zu meinen musikalischen Neigungen zurück. Ich recapitulirte in meinem Geiste alle Opern, die ich noch gehört hatte und las fleißig — Noten. Ein Musiker wird verstehen, daß es eine Kunst ist, Noten zu lesen, wenn man sie wie Tonstücke in sich aufnehmen soll und zur Nachhülfe und Verdeutlichung sich keines Instrumentes bedienen kann. So las ich eines Tages in Noten zufällig Liszt's zweite ungarische Rhapsodie und fühlte mich gedrungen, sie mit ziemlich genauer Beibehaltung des Tonfalles und des Rhythmus in eine Erzählung aus dem ungarischen Volksleben zu übersetzen. Sie ist in meinen „Märchen der Gegenwart" *) enthalten und dürfte jedem Musiker, der die Composition kennt, wenn nicht als ein Kunstwerk, doch als ein eigenthümliches Kunststück des Ineinanderwebens von Musik und Poesie erscheinen.

In der Einsamkeit tauchte auch die Zeit, da ich noch selbst musikalisch thätig war, lebhafter und farbenreicher in mir auf. Fischhof, bei welchem ich meinen vielbewunderten Anschlag und eleganten Vortrag erwarb, war nicht mein erster, sondern mein dritter Meister gewesen. Als mir ein gewöhnlicher Klavierlehrer die ersten theoretischen Kenntnisse und die Technik des Spieles so weit beigebracht hatte, daß ich Salonstücke mit Erfolg producirte, übernahm erst meinen eigentlichen Unterricht Professor Würffel. Er war einer jener intimsten Freunde Beethoven's gewesen, die man bei dessen Begräbniß dazu ausersehen hatte, die Enden des Bahrtuches zu halten, und Musik und Beethoven waren für Würffel identisch. Als er mein bisheriges Können prüfte, nach welchem er erst entscheiden wollte, ob er mir seine Lehrthätigkeit zuwenden könne, war er schon sehr alt und nicht lange konnte er mir die Unterrichtsstunden in meinem Elternhause ertheilen. Zunehmende Kränklichkeit veranlaßte ihn, das „Stundengeben" fast gänzlich fallen zu lassen, mir gegenüber jedoch bestand er darauf, daß ich seinen ferneren Unterricht in seiner eigenen Wohnung empfange, an die er bereits für immer gefesselt war.

Wie glücklich sprang ich mehrmals in der Woche die hohen drei Treppen in einem Hause der „Seilerstätte" hinauf, wo Würffel wohnte! Die Ursache des Glückes hätte ich damals nicht anzugeben vermocht, denn was ich bei Würffel übte, war weder für den Meister noch für den Schüler vergnüglich anzuhören. Früher so gern gespielte Salonstücke mußte ich „zum

*) Berlin, Neufeld & Henius.

Teufel" werfen, und was ich Würffel vorzuspielen hatte, waren ausschließlich Scalen und Etuden, letztere namentlich von Cramer. Ueber das Verhältniß Beethoven's zu den genannten Etuden wußte Würffel viel zu sagen, was sich leider dem Gedächtniß eines zwölfjährigen Burschen nicht dauernd einprägen konnte.

Nun las ich aber vor Kurzem zu meiner angenehmen Ueberraschung in einer musikalischen Zeitung gerade dasjenige, was vor sechzig Jahren Würffel mir erzählt haben mochte. Im Verlage von Augener & Comp. in London erschien nämlich, herausgegeben durch Dr. J. S. Shedlock unter dem Titel „The Beethoven-Cramer Studies", eine Auswahl von 21 der bekannten 84 Cramer'schen Etuden der Originalausgabe, mit Anmerkungen von L. van Beethoven. Das ist 66 Jahre nach Beethoven's Tode etwas sehr Merkwürdiges und wird nicht verfehlen, ein sehr großes Aufsehen zu machen, meint die Zeitung. Sie widerlegt die Annahme, daß die Anmerkungen von Schindler sein könnten. Dieser Schüler und Biograph Beethoven's ist 1864 gestorben und ich erinnere mich, daß man in Wien allgemein erzählte, er habe sein Leben lang auf seine Visitenkarten statt irgend eines anderen Titels unter seinen Namen die Worte setzen lassen: „Ami de Beethoven".

Ich kann bei den Lesern dieser Blätter nicht so viel musikalisches Interesse voraussetzen, um mich weitläufig über die merkwürdige musikalische Publikation ergehen zu dürfen. Zu erwähnen ist höchstens noch, daß Beethoven, der ebenso wie später Chopin ohne Beethoven's Urtheil zu kennen, die Pleyel'sche Klavierschule abfällig beurtheilte, noch auf seinem letzten Krankenlager bedauerte, keine Klavierschule geschrieben zu haben. Wer weiß, ob sich in diesem Falle nicht der Charakter des modernen Virtuosenthums, ja sogar in einem nur Musikern erkennbaren Zusammenhang mit der ungeschriebenen Klavierschule die Instrumentirung moderner Opern, anders gestaltet hätte!

Meine schon erwähnte Mitwirkung an Kühne's „Europa" verhalf mir zu einem kleinen Briefwechsel und einem persönlichen Zusammentreffen mit Giacomo Meyerbeer, eine Begegnung, die nur wegen dieses Namens als musikalische Erinnerung gelten kann, im Grunde aber rein literarischen Inhalts war. Heinrich Laube befand sich damals, 1847, noch im Flügelkleide oder in Bezug auf seine Persönlichkeit richtiger gesagt, in den Flegeljahren seines mehr theatralischen als dramatischen Ehrgeizes. Band nach Band erschienen seine Stücke bei J. J. Weber in Leipzig und jedes war von einer mehr oder minder umfangreichen Vorrede begleitet, die der Welt umständlich über des Verfassers Aspirationen, Wünsche und Klagen hinsichtlich der deutschen Bühne Auskunft gab. So geschah es auch mit seinem „Struensee" und die Vorrede dazu jammerte über den Unverstand und die Parteilichkeit der Berliner Hofbühne, welche nach Einreichung seines „Struensee" zwar ein Trauerspiel mit diesem Titel aufführte, nur daß der Verfasser nicht Heinrich Laube, sondern Michael Beer war, der Bruder des königl. preuß. Generalmusikdirectors Meyerbeer. Laube's Grimm verstieg sich so weit, daß er seine Zurücksetzung nicht der Verwandtschaft des Nebenbuhlers mit einem der genialsten Männer der Kunst, noch viel weniger aber einem etwaigen größeren poetischen Werth des rivalisirenden Stückes zuschrieb, sondern einzig und allein dem Einfluß des Judenthums, welchem der große Compositeur und der kleine Dichter angehörten.

Um durch diesen frühgeborenen Antisemitismus nichts von dem Rufe des Liberalismus einzubüßen, den er doch als Mitglied des „Jungen Deutschland" zu vertreten hatte, machte er aus seinen Vorwürfen ein Argument für die Judenemanzipation, die damals noch sehr im weiten Felde zu liegen schien. Wären erst die Juden den anderen Staatsbürgern gleichgestellt, so würden sie auch die nationale Geschäftigkeit aufgeben, die sich bis auf Kunstinstitute erstreckte! Mich belustigten diese Argumente und ihre Veranlassung in dem Grade, daß ich darüber in der „Europa" einen Artikel unter dem Titel veröffentlichte: „Heinrich Laube als Messias der Juden."

Beide „Struensee" sind heute mit Recht verschollen und vergessen. Der von Michael Beer hängt als ein mit Jamben genährter Säugling an den Brüsten der deutschen Klassiker; der von Laube ist ein Puppenspiel, das mit seinen etwas plumpen Effekten die Bretter knarren macht, in der Seele des Zuschauers aber keinen Ton erweckt. In meiner Darstellung dieses Unterschiedes begegnete ich der wunderlichen Beleuchtung des damals ohnehin so niedergedrückten Judenthums durch Laube, mich selbst zu einer drolligen Hitze des Gefechtes aufregend mit den Worten: „Hat doch der Denunziant Menzel wie das ganze „Junge Deutschland" auch Herrn Laube selbst für einen Juden erklärt und wollte damit nicht einmal Herrn Laube kränken, sondern bloß die Juden."

Laube vergaß die Wunde, sobald nicht nur die Zeit, vielmehr auch sein eigenes Geschick einen großartigen Umschwung erfahren hatte, und er in der hübschen Kanzlei auf der ehemaligen Wiener Bastei als artistischer Director des Hofburgtheaters saß. Meyerbeer aber hörte niemals auf, mir dankbar zu sein, daß ich die Bevorzugung seines Bruders auf den größeren Werth der Dichtung zurückgeführt hatte. Als der „Nordstern" zum ersten Male in Wien aufgeführt wurde, traf ich in Folge unserer kleinen Correspondenz mit Meyerbeer persönlich zusammen und bewahre diese Begegnung mit dem Manne, der auf den ersten Blick eher einem Bankier als einem Künstler zu gleichen schien, bei näherem Verkehr aber sowohl in seinem Antlitz als in seinem Benehmen liebreizende Züge des Künstlerthums entfaltete, als eine meiner schönsten Lebenserinnerungen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Kiesel des Demosthenes.

Von Theophil Zolling.

Herr Peppmüller war ein altes Mitglied des Reichstags und wurde zu seinem eigenen Erstaunen immer wieder gewählt, obwohl von seinen parlamentarischen Thaten kein Lied, kein Heldenbuch meldete. Nicht einmal sein heimisches Kreisblatt. Da er keinerlei Ehrgeiz besaß, so war er selbst mit diesem passiven Zustand sehr zufrieden, nicht aber seine eitle bessere Hälfte, die unerschöpflich in Vorwürfen war, sobald man darauf zu sprechen kam. Seit Jahren wartete sie vergeblich auf seine erste Rede. Er hatte, während der langen Zeit, die er dem Reichstag angehörte, nur immer gestimmt, aber nie gesprochen. Außer bei einigen Schlußanträgen, die er mit unterzeichnete, hatte sie seinen Namen noch nie in den Zeitungsberichten gelesen. Er war ja nur der große Schlußantragsteller des Reichstags, eine komische Figur beinah, und sie faßte es als eine arge Bosheit auf, daß seine Kollegen ihm zu Weihnachten hundert gedruckte Schlußantragsformulare geschenkt hatten.

Auch heute an seinem Geburtstag, den er still im Kreise seiner Familie feiert, begegnet er ihren gewohnten Vorwürfen wieder mit seinen abgedroschenen Entschuldigungen.

„Aber so begreife doch, meine Liebe, daß die parlamentarische Arbeit nicht bloß im Reden besteht. Um so großartiger und segensreicher ist bekanntlich meine Thätigkeit in den Commissionen. Jeder Kollege wird es Dir bestätigen."

Frau Peppmüller lacht hohnvoll.

„Gut, also Du arbeitest in den Commissionen, aber das ist eine untergeordnete Thätigkeit, die nichts einbringt, jedenfalls keinen Ruhm. So kann es nicht weiter gehen. Die Sticheleien unserer Bekannten sind mir schon zum Ekel. Mit den Fingern zeigt man auf mich. Die Frau des Schlußmachers heißen mich die Leute. Also kurz und gut, halte endlich einmal Deine Jungfernrede."

Der unglückliche Reichsbote schneidet zu dieser summarischen Aufforderung ein bedenkliches Gesicht, doch seine eben anwesende, immer lustige, aber auch sehr kluge Schwester, die ihm stets die Stange hält, hat einen guten Rath.

„Lieber Bruder," sagt sie, „ich weiß ein klassisches Mittel gegen Redeschwäche." Er sieht sie erwartungsvoll an. „Nimm die Kiesel des Demosthenes als Bonbons."

Man lacht herzlich, und es ist dem M. d. R. lieb, daß die unbehagliche Gardinenpredigt in einen harmlosen Scherz ausklingt, aber das Wort von den Kieseln des Demosthenes hallt ihm noch lange nach und verfolgt ihn bis in den Schlaf hinein. Kiesel als Bonbons . . . sonderbar . . . und wer weiß . . . Demosthenes . . . nun ja . . . hm . . . äh . . . und da steht auch schon der große Grieche in wallender weißer Toga vor ihm.

* * *

„Lieber Kollege," spricht eine laute, wohlklingende, Alles beherrschende Stimme, „ich betrachte es als meine angenehme Pflicht, Dir in Deinen Nöthen zu helfen."

Spricht's mit einer großen, majestätischen Gebärde und verschwindet in seiner Wolke, aber in der Hand fühlt der Kollege ein schmales, rundes Schächtelchen mit griechischen Buchstaben auf dem Deckel, die er leider nicht entziffern kann. Noch im Zweifel, öffnet er rasch entschlossen den Deckel, und siehe da! zwölf niedliche Kiesel liegen darin, zierlich, rund, appetitlich und süß wie Bonbons, denn er hat gleich einen gekostet. Aber wie ist ihm da? Sein Geist fühlt sich plötzlich gehoben, seine Zunge wie erlöst von einem langen Banne, die Lungen beginnen zu arbeiten, und er verspürt einen räthselhaften Drang nach Mittheilung, nach Aussprache seiner in überquellender Fülle sich vordrängenden Gedanken. Im heiligen Eifer faßt er einen Stuhl an der Lehne, um mit dem üblichen „Meine Herren" eine Rede an sich selbst oder an eine unsichtbare Hörerschaft, gleichviel an wen, zu richten, doch da erscheint gerade seine Frau, so daß er sich jetzt mit seiner Ansprache an sie wendet. Und was hat er ihr nicht Alles zu sagen!

In wohlgesetzten Worten und kunstvollen Perioden spricht er von dem Ehestand im Allgemeinen und seinem eigenen im Besonderen, über das schöne biblische Gebot: Er soll dein Herr sein — und Alles, was sich daran knüpft, schildert dann in herzbewegenden Bildern das Mißverhältniß, die Unnatur ihrer Stellung zu einander, ihre Herrschsucht und ihr beginnendes Xantippenthum und schließt damit, daß er des entschiedensten daran festhalten müsse, daß sie in Zukunft sich ihm unterordne und ein demüthig liebendes, hingebendes Weib werde. Fast erstaunt er selbst über seine Kühnheit und erwartet jeden Augenblick, von ihr unterbrochen und heftig zur Ordnung gerufen zu werden, doch nein! begeistert, erschüttert, hingerissen, in Thränen aufgelöst hängt sie lauschend an seinem beredten Munde, vollständig überzeugt, besiegt, machtvoll unterworfen. Aber wie hat er auch gesprochen! Welch' gottbegnadetes Feuer, welcher Schwung, welche Innigkeit, welche Ueberredungskraft! Die geistvollen Vergleiche, die rührenden Wendungen, die treffendsten Citate aus den größten Dichtern, die ihm sonst nur dem Namen nach bekannt sind, fließen wie Honig von seinem Munde, und so gewaltig ist sein Wort, daß er sich selbst davon ergriffen fühlt und im Klange seiner Stimme berauscht. Kein Wunder, daß seine Frau ihm jetzt einen Kuß auf die geweihten Lippen drückt und hoch und theuer von Stund an Folgsamkeit und Hingebung verspricht.

„Mein gutes Weib," sagt er gerührt, „zum Dank für Deine Liebe erfülle ich jetzt auch Deinen Herzenswunsch und werde nicht länger im Reichstage mein Licht unter den Scheffel stellen."

„Herrlich! herrlich!" jubelt sie, „ach, ich sagte es ja immer, wenn Du nur Deine Schüchternheit bezwingst, so bist Du der erste Redner des Parlaments, ein Demosthenes!"

Bei diesem Worte fühlt er einen Stich im Herzen, als ob sie ihn durchschaut hätte, und als er auf der Tribüne steht, um zum großen Erstaunen aller Kollegen seine Jungfernrede zu halten, da wird ihm im Busen noch bänglicher. Wie, wenn die Kiesel des Demosthenes versagen und ihn plötzlich im Stiche lassen? Er schluckt also den ersten hinunter und nimmt noch einen zweiten in den Mund, und so gewaltig schwillt darob der Strom seiner Beredtsamkeit an, daß er sich nicht mehr zurückdämmen läßt und, noch ehe die Klingel des Präsidenten ausgeläutet hat, in uferlosen Wogen über das Haus ergießt.

Ja, das ist endlich wieder einmal die donnergewaltige Stimme des geborenen Volkstribunen! Kaum weiß er, was er sagt, aber schon die Einleitung, worin er die Fractionen auffordert, zum Besten des Vaterlandes einig zu sein und allen Groll des Parteikampfes zu vergessen, klingt so erhebend und rührend, daß selbst der alte Windthorst bezwungen ist und seine große Brille über die Stirne schiebt, um mit seinem Taschentuch zwei funkelnde Thränen abzuwischen. Da ertönt die wohlbekannte Klingel, und sanft und weich, noch ganz unter dem Eindruck der überwältigenden Friedensworte, erinnert der Präsident den Redner daran, daß er leider Gottes zur Sache sprechen möge. Ein gerührter Dankesblick aus feuchten Augen scheint ihn aber beinahe um Verzeihung zu bitten.

Und nun spricht er wirklich zur Sache, und wieder mit Engelszungen Keinen Hochschein hat er von der Tagesordnung, aber nur um so treffender und überzeugender redet er, und wieder sprudeln ihm die kunstvollsten Perioden, die treffendsten Vergleiche, die schönsten Citate aus dem Munde, wie der guten Fee die Perlen. Drei volle Stunden hält er das Haus mit dem Zauber seines Wortes festgebannt, und athemlos lauschen ihm Alle, auch auf den Tribünen, und sogar die wichtigsten Privatbriefe werden bei Seite gelegt. Aber in der Todtenstille ringsum, die seine Stimme durchdringt, fühlt er mit einem Male, wie die Kraft der nun längst verdauten Kiesel schwindet, und mit einem abermaligen patriotischen Appell an die Vertreter der Nation schließt er frisch und munter sein rednerisches Meisterstück.

Ein Beifall, wie man ihn so einhellig und dröhnend in diesen Räumen noch nie gehört, donnert ihm entgegen, und von allen Bänken stürmen die Kollegen auf ihn zu und schütteln ihm die Hände. Windthorst weint vor Rührung in sein Taschentuch, seine Partei umarmt ihn, und sogar die Antisemiten und Sozialdemokraten klatschen wüthend Beifall. Der alte Schweiger Moltke kann gar nicht anders, als sein Schweigen zu brechen und dem geehrten Herrn Vorredner den Dank aller guten Deutschen auszusprechen. Bismarck aber legt seinen großen gelben Bleistift gedankenvoll nieder und bittet ums Wort.

„Ich stelle im Namen des Bundesraths den Antrag, die eben gehörte denkwürdige Rede in hunderttausend Exemplaren auf Reichskosten drucken und in allen Gemeinden öffentlich anschlagen zu lassen."

Sein Vorschlag wird einstimmig angenommen.

Der gewaltige Erfolg setzt sich am anderen Tag in den Blättern fort. Seine Wähler ernennen ihn zum Ehrenpräsidenten zahlloser Vereine, es regnet Doctordiplome, Ehrenbürgerbriefe, Titel und Orden, die Gesellschaft von Berlin reißt sich um ihn, den Löwen des Tages. Der Parteityrann tritt ihm die Führerschaft der Fraction ab, und eben als man ihn zum Präsidenten des Reichstags wählen will, erhält er vom Kaiser die Ernennung zum Reichskanzler.

Frau Peppmüller strahlt wie tausend Sonnen. Das Ziel ihres Ehrgeizes ist erreicht. Aber er selbst wird immer stiller und trauriger. Seine zahlreichen Reden, die er seither nothgedrungen halten mußte, haben seinen Vorrath an Kieseln nahezu erschöpft. Wohl ist er in letzter Zeit mit großer Klugheit jeder Redegelegenheit aus dem Wege gegangen, hat höhere Rücksichten, die ihm Schweigen auferlegen, vorgeschützt, zuweilen auch Kreide geschluckt, um sich mit totaler Heiserkeit entschuldigen zu können, aber das geht nicht immer an, oft ist er wider Willen zum Reden gezwungen So kommt es, daß ihm zuletzt nur noch ein einziger Kiesel übrig bleibt, den er für seine erste Reichskanzlerrede aufheben will.

Der große Tag rückt näher, und gar nicht bang ist ihm um seinen Erfolg. Er gibt sich nicht einmal die Mühe, seine Rede zu Gunsten der Militärvorlage vorher zu überdenken. Wozu auch? Demosthenes wird wohl helfen. Guten Muthes sucht er sein Nachtlager auf, um sich für den morgenden Tag im Schlummer zu stärken. Doch wer tritt ihm da schon auf der Schwelle entgegen, im hellblauen Schlafrock, mit fliegenden Haaren, den Mund halb geöffnet, Begeisterung im Blick?

Es ist die theure Gattin, und eine Gardinenpredigt läßt sie los, dergleichen noch kein Ehemann jemals gehört. Auch sie spricht von dem süßen Joch der Ehe, seinen Pflichten und ihren Rechten, es ist ein herrlicher, schwungvoller Dithyrambus auf die Liebe, und die poetischen Bilder und Blumen, die Gleichnisse und sinnigen Aussprüche der bewährtesten alten und neuen Dichter, Alles ergießt sich in zauberischem Fluß

aus ihrem Munde, und als die gesegneten Lippen sich der Rede schließen, öffnen sie sich alsbald wieder zu einem innigen, glühenden Kuß.

Aber er macht sich gewaltsam aus der unheimlichen Umarmung frei. Eine schreckliche Ahnung erfaßt ihn. Er rennt an ihr vorbei in das Schlafgemach, wo er die kostbare Schachtel des großen Griechen in sicherem Schubfache verwahrt hält. Wehe, die Lade steht offen, die Schachtel ist leer, der letzte Kiesel weg!

„Unglückliche! was hast Du gethan?"

Sie versteht seine Frage, nicht aber seine Aufregung.

„Ja, ich nahm ein Bonbon," antwortet sie unbefangen, „Deine letzte Schlafpille, und ich hoffe, sie wird wirken."

Während sie selig einschläft, wendet er sich in qualvollem Wachen auf dem Bette und überlegt, wie er sich aus der Klemme reißen und seine Zukunft als Staatsmann retten kann. Am anderen Morgen meldet er sich krank, und der Kriegsminister muß die Militärvorlage allein vertheidigen. Uebrigens geht Alles gut, und als er nach langer Krankmeldung wieder im Reichstage erscheint, ist die wichtige Vorlage erledigt.

Von nun an braucht er selten und nur zu ganz kurzen Erwiderungen das Wort zu ergreifen. Aber immer geht das nicht so weiter. Der Tag, wo sein Ruhm als Redner und Staatsmann kläglich dahinschwindet, muß früher oder später anbrechen. Denn wenn er sich auch vom Reichstage fern hält, so hat er doch auch im Bundesrath, im Ministerconseil, im Kronrath zu erscheinen und dem Kaiser Vortrag zu halten.

Vortrag! Das Wort allein bringt ihn zur Verzweiflung. Und als er endlich mit dem goldgestickten Ministerrock angethan und den Galantiedegen umgeschnallt, vor dem Kaiser steht, der ihn huldvollst auffordert, seinen Vortrag zu beginnen, da kommt erst ein Stöhnen aus seiner gequälten Brust, und es folgt ein Schwall von stammelnden Worten, ohne Zusammenhang — sinnlos, ungeheuerlich.

Und er fühlt, wie das blaue Auge des Kaisers auf ihm ruht, und wie sein Blick ihn durchdringt bis in die Seele. Dann sieht er die verhängnißvolle blaue Schachtel, die des Fürsten Hand ihm entgegenstreckt, und hört die ruhigen Worte, scharf, spöttisch, vernichtend:

„Eine Prise gefällig, Excellenz Demosthenes?"

* * *

Mit einem furchtbaren Niesen erwacht er.

Aus der Hauptstadt.

Der Anti-Bismarck-Commers.

Es war wirklich recht vergnügt hergegangen. Soviel Spaß hatte ich mir von der Sache nicht entfernt versprochen, als mir der Briefträger am Vorabend des Bismarcksonntages das hektographirte Schreiben in die Hand steckte. „Hochverehrter Herr!" stand darin zu lesen. „Hochverehrter Herr" klingt immer angenehm und nimmt den Hochverehrten von vornherein für den einsichtsvollen Briefsteller ein. „Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die extrem reklamehaften Vorbereitungen gewisser Elemente zur Bismarckfeier unserer Stadt nicht würdig und auch kaum geeignet sind, das bestehende, mit 105 Procent Communalzuschlag bezahlte gute Verhältniß zwischen der Krone und der Metropole zu verbessern, halten wir es für unsere Pflicht, solchen illoyalen Bemühungen bei Zeiten ein Paroli zu biegen und zwar durch thatkräftige Demonstration aller wahrhaft liberalen Bürger. Da unentwegter Freisinn in Ihrem Hause erblich ist (dies beruht, nebenbei bemerkt, auf einem Irrthum; unsere Familie war geistig immer völlig intact), so hoffen wir, auch Sie auf unsern Anti-Bismarck-Commers begrüßen zu dürfen ꝛc." Der Einladung lag eine Anweisung auf drei Liter des durch den Brauer Lutz berühmt gewordenen Patzenhofer Bieres, sowie auf zwei üppig belegte Brötchen bei, und da die meteorologische Anstalt für den ersten April echtes Abbazia-, d. h. Hundewetter prophezeit hatte, um Pindter, der schon lange bei ihr abonnirt ist, auch 'mal einen Gefallen zu thun, beschloß ich, dem Rufe zu folgen. Und es ging, wie schon bemerkt, bei der Anti-Feier recht vergnügt her. Ein Director der Dresdner Bank, der erst neulich seinem Personal mitgetheilt hatte, Jeder, wer ohne ein Einkommen von 3600 Mark heirathe, würde sofort entlassen werden, also ein hochliberaler Mann, hielt die Festrede und wetterte wider all und jeden Gewissenszwang, all und jede Unterdrückung der Individualität, all und jede Börsensteuer. „Das kommende Jahrhundert mit seinen kommenden Eventualitäten," rief er begeistert aus, „muß uns gerüstet finden, und obgleich ich mir über die Art und Weise dieser Eventualitäten so unklar bin wie Seine Excellenz der executirende Herr Reichskanzler, so glaube ich doch sagen zu dürfen: sie werden den verbrecherischen Geist Bismarck's athmen, Nationalitätsſimpelei, Börsenhaß und andere Laster. Aber vertrauen wir auf den gesunden Sinn der Weltgeschichte, den der halbvergessene Bimmelbammelberger neulich entdeckte, und stoßen wir freudig an auf das zwanzigste Jahrhundert, das Säculum der goldenen Internationale!" Die Rede weckte beträchtlichen Enthusiasmus. Mehrere Herren erklärten, voll und ganz derselben Meinung zu sein, sie waren aber nur voll. Ein total Sinnloser brach in die närrischen Worte aus: „Wir halten den Erfolg, den der Enkel des Siegers von 1870/71 mit diesem Handelsvertrag erzielt hat, für ebenbürtig den Erfolgen von 1870/71." Ich wollte den Bedauernswerthen auf die nächste Sanitätswache geleiten, wurde aber von Umsitzenden noch rechtzeitig belehrt, daß er nur wiederholt habe, was von Dr. Lieber im Reichstage unter dem dröhnenden Beifall der Vereinigten Linken zum Besten gegeben worden sei. — Für die Fidelitas war der muthige Herkules engagirt worden, der zu Paris 72 Stunden lang im Löwenkäfig ausgeharrt hatte; er sollte nun in dieser deutschfreisinnigen Versammlung deutsche und freisinnige Gedanken entwickeln, war aber dazu doch nicht tollkühn genug und entwich. Ein Antrag, an Stelle des von Richter und Bebel abgelehnten Nationaldenkmals für Kaiser Wilhelm ein Internationaldenkmal zu errichten, fand lärmenden Beifall. Man schlug vor, Singer auf dem Comptoirbock darzustellen, wie er, von dem Genius Rosenthal geleitet, zwei Mäntelnäherinnen den Wochenlohn von je 3,50 Mark auszahlt, dabei mit erhobenem Arm auf die Gegend der alten Königsmauer weisend. Statt der usuellen Adler und Löwen wollte man Vamphre und Blutegel um das Denkmal gruppiren, an die Stelle der Victorien sollten einige besonders freche Ladenschwengel vom Hausvogteiplatz kommen. Als einzig geeigneter Aufstellungsplatz wurde die Rotunde am Werder'schen Markt vorgeschlagen, in deren einzelnen Nischen sich noch Raum genug für andere Capazitäten der Partei fände, und was Rickert anbelangt, so wünschte man ihn, den Förderer des geldbringenden Handelsvertrages, seiner Redethätigkeit gemäß, als Dukatenmännlein zu verewigen, einen Schlüssel in der Rechten haltend — wobei es unentschieden bleiben könnte, ob dies gerade der Schlüssel zur eroberten Festung der Agrarier wäre. Die für das Denkmal sofort eingeleitete Sammlung ergab zunächst ein negatives Resultat, da die erdrückende Mehrheit der Besucher beim ersten Klappern des Tellers den Saal fluchtartig verließ, jedoch verpflichtete sich Herr Rosenthal, i. F. Gebrüder Singer, jeder seiner Nähterinnen von nächster Woche an noch fünfzig Pfennig mehr abzuziehen und zehn Procent des Ertrages in die Denkmalkasse abzuführen; der gleichfalls anwesende Herr Pineussohn aber versprach, nach Abschluß seines nächsten Markthallenterrain-Geschäftes zwanzig Mark beizusteuern, unter der Bedingung, daß die Denkmalgesellschaft sämmtliches Material von ihm beziehe.

* * *

Zu Hause angelangt, war ich nicht wenig erstaunt, zu hören, daß seit längerer Zeit ein Herr vom Auswärtigen Amt auf mich warte und mir eine Invitation überbringen wolle. Da ich all mein Lebtag kein vaterländisches Drama aus eigenem Recht geschrieben habe und mich im Verein Berliner Presse noch weit geringeren Einflusses als Herr Wichert rühmen kann, fiel mir Spätzle's Besuch einigermaßen auf. Ich offerirte ihm, da ich Austern zufällig nicht bei mir trug, einen Kartoffelschnaps, um so die Pausen in unserer Conversation auszufüllen; er dankte aber mit weltmännischem Lächeln.

„Man ist auf Ihre Talente aufmerksam geworden," begann er, mir die Schulter klopfend, wie einst ein Höherer als er Herrn Rickert gethan. „Es läge nun nahe, Ihnen die demnächst freiwerdende Stelle in

unserm Preßbureau anzubieten, wir fürchten aber, daß Sie unsern jungen Leuten den Stil verderben. Denn für die Vossische Zeitung haben Sie doch noch nie geschrieben?"

Ich mußte weinend verneinen.

„Dann geht es also nicht. Sie sind zu weit in der Grammatik vorgeschritten. Wir haben indeß einen anderen Vorschlag für Sie. Kennen Sie die Medici?"

Ich bejahte und fügte im Tone des Bedauerns hinzu, es thäte mir um den Verfasser leid, daß er bei der Première im Publikum doch noch weniger Bekannte als in der Partitur gehabt hätte; sonst wäre der Erfolg unzweifelhaft bedeutender geworden.

„Nun wohl," fuhr Spätzle fort. „Sie wissen zweifelsohne, daß Herr Leoncavallo den ehrenden Auftrag erhalten hat, eine nationaldeutsche Oper zu schreiben. Er hat angenommen und macht sich um die Partitur bereits viel Abschreibereien; den ganzen Tag über arbeitet er im Musiklesezimmer der Königlichen Bibliothek. Nun fehlt uns aber ein Textbuch. Wir dachten erst an Poultney Bigelow, der ja auch ab und zu schreibt, das heißt, mehr ab als zu; er hat uns jedoch mitgetheilt, daß er zur Zeit keine besonders glänzenden Gedanken habe, da er gezwungen gewesen sei, seine Bibliothek alter Meister zu verkaufen. Wichert's „Aus eignem Recht" läßt sich nun nicht in Musik bringen, da es unmöglich scheint, die Jamben dieses Dichters in Verse zu übertragen, und „Charley's Tante" würde höchstens zu einer nationaldeutschen Operette genügen. Deshalb wenden wir uns an Sie. Sie dichten doch, nicht wahr? — Sie brauchen sich gar nicht zu geniren. In Ihrem Alter hab' ich auch gedichtet. Das ist durchaus menschlich."

Ich fragte bescheiden, ob Graf Hochberg bereits einen Librettostoff ausfindig gemacht habe.

„Der nicht," erwiderte Spätzle ernst. „Aber Graf Caprivi."

„Es handelt sich", fuhr er gemessen fort, „darum, das kommende Jahrhundert mit seinen kommenden Eventualitäten in Musik zu setzen. Ihre Aufgabe wäre es nun, eine hübsche Handlung in hübschen Reimen zu ersinnen, die zunächst den Triumph des neuen Kurses über das unersättliche Agrarierthum verewigt. Tenor: der jetzige Herr Reichskanzler. Bariton: Dr. Lieber. Intriguant: Miquel. Die patriotischste Partei Deutschlands, das heißt diejenige, die am geschlossensten für den Handelsvertrag eingetreten ist —"

„Die Sozialdemokratie also?"

„Nein doch — die freisinnige Vereinigung stellt den Chor. Ich denke mir den Gang der Handlung ungefähr so: Miquel tritt auf, verräth in einer Arie seine schwarzen Gelüste nach dem Garten des Reichskanzlerpalais und streut Radieschensamen. Im Hintergrunde sieht man indessen bereits die Morgenröthe der kommenden Eventualitäten, während vorn ein Agrarier zehn Jahre hindurch auf den russischen Handelsvertrag flucht. Rickert stürzt, weil er ein dringendes Geschäft vor hat, eilig über die Bühne und belauscht Miquel. Beide singen ein Duett, Miquel will den ehrenfesten Rickert bethören und verspricht ihm ein Portefeuille in seinem Cabinet; Heinrich jedoch, dessen Sinn nach einem ganz anderen Cabinet steht und der im Laufe der Jahre eingesehen hat, daß es eine Verrücktheit ist, mit seinen Fähigkeiten und Kenntnissen Ministerambitionen zu haben, entweicht. Hinter ihm erscheinen Caprivi und Lieber. Sie spielen eine Partie Schafkopf mit einander, wobei Katholisch Trumpf ist; Koscielski kiebitzt. — Nun ist die Sache die . . ." Spätzle sah mich zweifelnd an. „Glauben Sie, aus Lieber's genialer Wendung vom Erfolg, den wir mit den Handelsverträgen errungen haben und der den Erfolgen von 1870/71 ebenbürtig sein soll, glauben Sie daraus eine hübsche Canzone machen zu können?"

„Das nicht," ertgegnete ich. „Aber zu einem humoristischen Couplet paßt es wie geschaffen."

„Meinetwegen auch ein Couplet. — Die Handlung müßte sich nun zu einem Conflict zwischen dem zehn Jahr schimpfenden Agrarier und dem Intriguanten einerseits, dem Tenor, dem Bariton und Koscielski, der in See-Ulanentracht auftritt, andererseits zuspitzen. Hin und her wogt der Kampf, da plötzlich erscheint im flatternden Mantel, von den nach Brot schreienden Näherinnen dieses Mantels verfolgt, der reine Idealist und Patriot Singer, Chorus greift ein, die Tugend siegt, und der Vorhang fällt."

„Könnte nicht vorher Miquel gestürzt werden?" fragte ich.

„Miquel gestürzt?" Spätzle legte sinnend den Finger an die Nase. „Ach, lassen Sie man — das wollen wir lieber nicht . . . ich habe schon zwei Reichskanzlern treu gedient und möchte es mit dem dritten nicht ganz verderben."

„Ich habe noch eine hübsche allegorische Idee," bemerkte ich ergebenst. „Wenn nach dem ersten Act, der die Zerschmetterung des Agrariertums und die Neuknüpfung des Drahtes mit Rußland darstellt — wobei wir den Draht liefern —, wenn nachher unterm Beifall des Publikums der Vorhang wieder aufrollt, wäre eine hübsche Gruppe zu empfehlen: Deutschland liegt am Boden, sämmtliche Staaten, die es sich durch Handelsverträge tief verpflichtet hat, treten auf ihm herum. Dies Bild würde symbolisch die ungeheure Kraft Deutschlands zeigen, das durch unsere jetzige Politik in Stand gesetzt wird, alle anderen Nationen zu tragen. Es wäre gleich ein schöner Uebergang zum zweiten Act, der sich mit den kommenden Eventualitäten beschäftigt, und deutet an, wie wir uns den Zusammenschluß der europäischen Völker zu denken haben."

„Sehr niedlich," lobte Spätzle.

„Auch für den zweiten Act hab' ich einen brillanten Effect," fuhr ich ermuthigt fort. „Nämlich diesen. Ein Agrarier tritt auf und singt die Räthselfrage, deren Text wir in Schiller's Turandot finden:

»Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen,
Doch ziert's des höchsten Kaisers Hand?«

Nun fangen die Umstehenden, Einwohner von Byzanz, nachzugrübeln an. »Aus eigenem Recht!« räth Einer. »Graf Caprivi!« ein Anderer. »Die intime Freundschaft mit Rußland!« ein Dritter. Und so fort. Der Agrarier schüttelt immer mit dem Kopfe. Endlich gibt er die von Schiller selbst vorgesehene Lösung: »Der Pflug!« — »Lächerlich!« schreit das Volk ringsum — »davon kann doch jetzt keine Rede mehr sein!« Der Agrarier wird von der Menge, die sich nicht uzen lassen will, gepackt, verhauen und strafweise auf drei Monate zum Vorsitzenden eines freisinnigen Bezirksvereins gemacht. Da er aber ein geselliger Mensch ist und absolute Einsamkeit nicht erträgt, geht er hin und erhängt sich in einer ostpreußischen Kiefernschonung."

„Wirklich recht ansprechend, als Einleitung," sagte Spätzle. „Aber eigentlich doch nur Episode. Und wie denken Sie sich nun den Act weiter?"

„Die kommenden Eventualitäten, die einen Zusammenschluß der europäischen Völker erfordern könnten, treten der Reihe nach auf. Zuerst die in allen Morgenblättern gratis annoncirte soziale Revolution. Ein Haufe dünnbeiniger Arbeiter, die die Marseillaise singen, diese »vieux chanson«, wie der im Schafskleide ganz täuschend aussehende Wolff sagt. Der Staat erinnert sich seiner seit Bismarck's Abgang vergessenen sozialreformerischen Bestrebungen und sorgt vermittelst schlauchartiger Producte aus den Kameruner Gummibaumländern für die Unterhaltung und Zerstreuung der Proleten. Sie zerstreuen sich auch schleunigst in alle Winde. Große Siegeshymne. Nach ihnen kommt die wahrscheinlichere Eventualität, die einen Zusammenschluß aller europäischen Völker im nächsten Jahrhundert erfordern möchte, »da einzelne derselben allein nicht die Kraft haben, ihnen gegenüber gerüstet zu sein.« Voran zwei Herolde, der dicke Eugen und der sanfte Heinrich, Beide versöhnt. Eugen trägt seine gesammelten Werke in einer Mulde auf dem Haupte, beweist aber durch eine tönende Rede, daß sein bestes Werk entschieden noch immer sein Mund-Werk ist. Heinrich hat gleichfalls seine gestammelten Reden bei sich. Fragt mich aber nicht, wozu. Hinter diesen beiden Posaunenbläsern nahen zu Schiff, in der Corvette K, die hinsichtlich ihrer Treue bekanntlich vorbildlichen Polen; Herr v. Bennigsen, immer noch auf dem hohen Pferd, und Herr von Stumm, der Arbeitervater, der nöthigenfalls gern bereit ist, die Arbeiter, seine Kinder, zu verzehren, nur um ihnen den Vater zu erhalten. Dann ein riesiger Moloch in der Gestalt des goldenen Kalbes, das aber auch, um den Bimetallisten entgegen zu kommen, in Doppelwährung ausgeführt sein kann. Signor Ricardo Nathanson-Northon, der uneigennützige Crispischwärmer, und Theodor Reuß, der noch uneigennützigere Caprivischwärmer, geleiten das liebe Thier, das von allen Seiten mit Blumen überschüttet und bekränzt wird. Mehrere wohl-

beleibte Gründungsbankiers, mit allerlei Verdienstorden decorirt, die ihnen aber im Hintergrunde von königlich preußischen Richtercollegien unter gleichzeitiger Verhängung von mehreren Jahren Ehrverlust wieder abgenommen werden, schließen den Zug und versinnbildlichen noch einmal auf's Deutlichste, was das kommende Jahrhundert am meisten zu fürchten hat, gegen welche Mächte sich alle europäischen Völker zusammenschließen müssen — so lange es noch Zeit ist. Als Titel für das Ganze schlage ich »Caprivi's Traum« vor."

Wie ich meine schöne Auseinandersetzung beendigt hatte, sah ich erst, daß Spätzle meuchlings verschwunden war. Mein Librettoplan konnte ihm unmöglich den Aufenthalt verleidet haben, denn daß ich die ganze Oper als Traumstück geplant, ist doch schließlich kein Ablehnungsgrund in einer Zeit, wo der platteste Unsinn, an dessen Erfolg Niemand im Traum gedacht, dadurch bühnenfähig wird, daß man ihn Jemand träumen läßt.

Sollten Graf Caprivi und seine Leute etwa andere Eventualitäten fürchten? Dann ist es sehr unrecht von ihnen, so geheimnißvoll und vieldeutig-nichtssagend wie die alte Excellenz Goethe zu sprechen. Wenn einmal doch — vielleicht ebenfalls in der jetzt beliebten „Ausführung eines Vermächtnisses Bismarck's" — die Internationale proclamirt wird, dann möchten wir wenigstens ihre Couleur wissen.

Timon d. J.

Berlin in der Kunst.

Es war gegen halb sieben Uhr Abends. Ich hatte den „XI" eine letzte Abschiedsvisite gemacht und mir im Anblick von Klinger's herrlichem, vielverketzertem „Golgatha" künstlerische Gewissensberuhigung geholt, und trat nun, die Schulte'sche Ausstellung verlassend, hinaus unter die „Linden". Sogleich blieb ich gefesselt stehen. Ein Anblick von eigenartiger Pracht und Größe überwältigte mich. Der Abend war herniedergesunken wie ein Regen von lauter Veilchen, und Alles war gebadet in ein zitternd ausgegossenes Violett. Wie in ein Märchenland versetzt, schritt ich taumelnd dem Thiergarten zu. Mein ganzes Sinnenleben war wie befangen und gebannt. Einzig das Auge arbeitete in gesteigerter Thätigkeit und sog, durstig und sich bis zur Trunkenheit sättigend, das zauberhafte Schauspiel ein. Die mir entgegenkommenden Menschen wirkten wie Schatten auf mich. Ich hörte sie nicht, gleich als ob sie auf Filzsocken gingen. Die Häuser des Pariserplatzes lagen wie träumende Monumente da, und, vor mir, das Brandenburger Thor wuchs zu einer Majestät an, wie ich sie früher nie empfunden hatte. Einen Farbeneffect unerhörter Art verursachten die an den Säulen brennenden Gaslaternen, die mit einem bis in's Orangefarbene gesättigten Gelb in den schwimmenden violetten Grundton hineinfielen und die Canellirung der Säulen für einen kleinen Fleck scharf herausarbeiteten. Darüber, der Himmel, sah stahlblau aus, von einem ernsten feierlichen Charakter, wie ein ausgespanntes, in's Unendliche sich verlierendes Domgewölbe. Und als ich das Thor durchschritten hatte, da wurde all das Zauberhafte draußen noch zauberischer. Weit und mystisch dehnte es sich aus, vor mir der Platz, auf dem die hohen elektrischen Lampen ihr milchiges Licht entsandten, dahinter, tausend Geheimnisse bergend, verschwiegen, verrätherisch, die dunklen Böschungen des Thiergartens. Ein leichter Abendwind hatte sich erhoben und durchhuschte tändelnd die athmenden Zweige . . .

Indem ich dieses Schauspiel in mich aufnahm, gedachte ich so mancher Streifzüge, die ich, vor nun schon sechs, sieben Jahren, angefüllt mit gährenden Eindruckbildern aus Zola's „L'Oeuvre", durch die märkische Weltstadt unternahm, um Bilder zu entdecken, lauter Wirklichkeits- und Großstadtbilder: Farbenstimmungen, Landschaftsblicke, Lebensausschnitte. Damals war es, daß ich mir mein Auge systematisch zum Malerischen erzog: vor der Natur der Großstadt, und nicht in „Kunstsalons". Es waren die ungemalten Bilder, die mich am meisten fesselten, und ich konnte meinen Schritt nicht auf die Straße setzen, ohne daß ich ihrer Dutzende entdeckte — Dutzende, von denen auch heute noch kaum eines gemalt ist. Welche Fülle ungelöster Aufgaben, welch Gewoge schwirrender und ungenutzt verschwirrender Anregungen selbst eine von der Natur so wenig gesegnete Weltstadt wie Berlin gibt, wurde mir damals klar. Ich harrte gleichsam, still und erwartungsvoll, auf das schöpfende und schöpferische Malergenie, dem es vergönnt sein sollte, den schlummernden Hort zu wecken und Berlin für die nachschaffende Kunst zu erschließen. Einige sind ja seitdem aufgestanden, und waren zum Theil auch schon vorher aufgestanden, die den malerischen Wirkungen Berlins nachspüren, aber allzu viele sind ihrer noch nicht, und was sie gehoben haben, ist wenig.

Wer sich von der Richtigkeit dieser Anschauungen überzeugen will, der gehe in die „Berlinische Kunstausstellung", die die „Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft" zur Zeit im Festsaale des Berliner Rathhauses veranstaltet hat: er wird sich vergewissern können, daß es eine „Berlinische" Kunst zur Zeit noch nicht gibt, oder daß sie erst in den allerfrühesten Anfängen liegt, von denen man noch nicht wissen kann, ob sie gedeihlich sind, oder nicht. Das Unternehmen selbst bleibt darum ebenso verdienstlich, wie wenn es ein glänzendes Resultat erzielt hätte. Es setzte sich keineswegs ästhetisch-künstlerische Zwecke, und es sollte sich ganz und gar nicht um eine Musterausstellung handeln, sondern die Frage sollte aufgeworfen und, wenn möglich, beantwortet werden: Was vermag Berlin als Rohstoff dem modernen Künstler zu bieten? und was vermag der moderne Künstler daraus zu machen? Daß die erste Frage so gut wie gar nicht und die zweite mit „Wenig" beantwortet wurde, ist nicht Schuld der Veranstalterin.

Es gibt ja freilich zufriedene Gemüther, die alles herrlich finden, und die sich schier noch wundern, wie Berlin, das sie doch selber tagtäglich (mit ach, wie stumpfen Augen!) sehen, den Malern so unsäglich viel hat bieten können. Freilich, kann man sich mit Fug über das Viele wundern, aber mehr, indem man sich fragt, wie es hierher kommt? Da ist z. B. ein beliebiges Genrebild von Ismael Gentz, das den sentimentalischen Titel führt „Großmutters Vorlesung". Was soll das hier? Der kluge Maler hat den Einwurf vorausgesehen und setzt deshalb beruhigend hinzu: „In einem Berliner Interieur". So so, in einem Berliner? Einen Eid wollen wir nicht darüber verlangen — denn das Milieu und die Figuren haben weit mehr kleinstädtischen Anstrich. Aber dann kann es ja noch immer aus der „Umgebung von Berlin" sein, und damit stoßen wir auf einen Begriff von liebenswürdigster Dehnbarkeit, der diese seine Eigenschaft auf der „Berlinischen" — man möchte immer schreiben: „staatlich privilegirten Berlinischen" und in Klammer hinzufügen („Vossischen") — Ausstellung auf's Weitherzigste bewiesen hat. Jede Landschaftsstudie, die möglicherweise aus der Umgebung Berlins stammen kann, auch wenn sie weiter nichts Charakteristisches bietet, ist aufgenommen worden, und diese Weitherzigkeit wird man der Veranstalterin zum Vorwurf machen müssen. Denn sie hat in bedenklicher Weise verursacht, daß das von ihr geplante Bild sich verwischte. „Aber" — wird sie erwidern — „was sollte ich machen? Hätte ich streng bei der Stange bleiben wollen, so hätte ich mein schönes Project, aus Mangel an geeignetem Material, gleich wieder aufstecken können." — Und da stehen wir denn wieder vor der Behauptung, von der wir unseren Ausgangspunkt genommen haben.

Indes, das Material hätte doch wohl etwas vollständiger, und dann auch charakteristischer, zusammengebracht werden können. Denn leider sieht man Manche, die nicht da sind, oder kaum da sind. Wie z. B. kann es nur möglich sein, daß Menzel fehlt, der denn doch der Berlinischste von all unseren Malern ist und auch Berlin oft genug sich zum Vorwurf genommen hat? Anders ist es mit Liebermann, den ich Anfangs gleichfalls ungern vermißte, von dem ich mir aber hinterher eingestehen mußte, daß er sich um die malerischen Reize seiner Vaterstadt, vielleicht aus einem gewissen Trotz, so gut wie gar nicht bekümmert hat. Dagegen hätte ein Maler wie Ury, der unserer Stadt soviel Leben und Farbe abzugewinnen wußte, und der mit zwei beliebig herausgepickten kleinen Bildchen vertreten ist, im weitesten Maße herangezogen werden müssen. Auch Dettmann und Bracht sind nur mit einem Bilde und Leistikow gar nicht vertreten. Dagegen treten Skarbina, Bombach, Marie von Bunsen, Uth, Hoeniger, Schlichting, Schöbel, Stahl gut, stellenweise sogar bedeutsam hervor, und selbst der jüngstverstorbene Orientmaler Adolf von Meckel ist mit einer stimmungsvollen Ansicht aus Berlin S.O. zugkräftig eingereiht worden. Schlimm aber ist es, wenn obskure Größen wie C. Hochhaus, Julius Jacob, F. W. König, Eduard Ockel, oder auch Albert Hertel die Ausstellung mit ihren Malerzeugnissen überschwemmt haben, schlimm selbst dann, wenn man keine malerischen, sondern bloß sachliche Ansprüche erhebt.

Daß eine Anzahl Porträts bekannter Persönlichkeiten eingereiht wurden, ist gutzuheißen. Nur hätten ihrer alsdann mehr sein sollen, damit die Auswahl nicht zu willkürlich getroffen erscheint. Naivetäten sind übrigens auch mit untergelaufen. So hat Fritz Paulsen bereits im Jahre 1885 Julius Stinde an seinem Schreibtisch sitzend gemalt, und der Katalog fügt erläuternd hinzu: „Die Familie Buchholz schreibend". O der monumentalen Festhaltung dieses ewig denkwürdigen Moments! Da hätte wohl bei Traute Steinthal's flink gepinseltem Wichert-Portrait bemerkt werden müssen: „Sich von seinen »Aus eigenem Recht« gewonnenen Tantièmen ausruhend" oder bei Georg Meyns mit einem blutrothen Autograph geschmückten Tovote-Bildniß: „Sich von den Strapatzen des »Liebesrauschs« erholend?"

Wo aber sind die Historiographen des modernen Berlins, die Schilderer und Erfasser des Lebens geblieben? Ja wo sind sie? Ich fürchte: wir haben sie noch nicht. Oder haben wir vielleicht einen deutschen Forain, der, wie dieser für Paris, so für Berlin beobachtend, mitfühlend, spottend, anklagend, ein Stück moderner Sittengeschichte festhielte? Schlittgen hat ja auf beschränktem Gebiete, wenn auch mit weit geringerem Geist, etwas Analoges geleistet: er hat den preußischen „Jardeleutnant" festgenagelt. Aber von diesen Zeichnungen, die nicht fehlen dürften, ist keine einzige vorhanden. Dafür aber ist Allers mit einigen ganz gleichgültigen Studien aus dem Centralviehhof erschienen. Einigen Ersatz bieten jedoch E. Rosenstand's lebendige und humorvolle Skizzen aus dem Leben und Treiben der reichshauptstädtischen Polizei (besonders die Nummer „Ein Findling"), oder Hans Bohrdt's keck aus dem Leben gegriffener Cyclus „Wie Berlin wächst" mit seinen tragikomischen „Entwickelungsphasen des Terrainbesitzers Patzkow". Hier ist möglicherweise ein Weg eingeschlagen, der, wenn er rüstig fortbeschritten wird, die Eroberung Berlins, wo nicht für die hohe Malerei, so doch für die sittenschildernde Illustrationskunst bedeutet.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Der Riegnitzer Bote. Lustspiel in vier Aufzügen von Hugo Lubliner. (Deutsches Theater.)

Herr Hugo Lubliner ist von den Todten auferstanden. Verehrer seiner Muse erinnern sich vielleicht noch, daß er vor etlichen Jahren, nach einer Reihe glänzender Mißerfolge, „den kommenden Tag" auf die Bretter des Schauspielhauses brachte, als einen letzten Versuch, es Allen recht und für sich erträgliche Durchschnitts-Tantièmen zu machen. Der Kaiser fand dies Werk, darin die soziale Frage durch Gründung von Fortbildungsschulen gelöst ward, überaus ansprechend; das Publikum, dessen Loyalität leider aufhört, sobald es sich um den Erwerb theurer Parkettplätze handelt, blieb der undramatischen Jämmerlichkeit ostentativ fern, und selbst ein „bei Lubliner's" oft dinirender, damals noch maßgebender Lebemann von der Kritik erklärte insgeheim, zehnmal lieber als dieser „kommende Tag" sei ihm die vergangene Nacht gewesen ... Hugo Lubliner war entrüstet über den Abfall seiner Getreuen, den Undank der Leute, die sich doch so lange an seinem Tisch satt gegessen hatten; er beschloß, sich ganz dem viel einträglicheren Tuchhandel zu weihen und die deutsche Grammatik nicht mehr hinterposensch zu maltraitiren. Just aber, als man anfing, ihn völlig zu vergessen, erwachte der Ehrgeiz leider von Neuem in seiner fühlenden Brust. Er sah die schweren Niederlagen der Concurrenz freudig mit an, sah, daß es dem consequenten Realismus immer mehr gelang, das Publikum vom Theaterbesuch zu entwöhnen und daß Berlin nach seinen alten Faiseuren dürstete. Und er raffte zusammen, was er in den langen Jahren schmollenden Schweigens sorgsam aus deutschen und französischen Lustspielen — entnommen hatte. Vor ihm war keine komische Situation, die ein Anderer ersonnen hatte, sicher, er erwies sich in des Wortes verwegenster Bedeutung als jeder Situation gewachsen und benutzte sie für sein Werk. Die paar wirklich ernsthaften Zeitungen Deutschlands, denen er offenbar sein politisches und soziales Wissen verdankt, die Berliner Witzblätter nämlich, steuerten „geistreiche Bemerkungen und scharfgeschliffene Bonmots echt Lubliner'schen Gepräges" bei, und die Anthologie, die Hugo verantwortlich zeichnete, konnte sodann unter dem Namen „Der Riegnitzer Bote" im trostlos heruntergekommenen Deutschen Theater von Stapel gehen. Die Premierenmeute und die dem Dichter durch manchen Löffel Suppe tief verpflichtete Kritik waren vorschriftsmäßig außer sich vor Entzücken, aber seltsam — das zahlende Publikum hat inzwischen die Lublinerei satt bekommen, und es lebt nun wohl kein Mensch mehr in Berlin, der Hugo's Köchin nicht seiner Muse bei Weitem vorzieht.

Dabei ist der Riegnitzer Bote wirklich recht niedlich. Man male sich nur die Fülle erfrischenden, echt deutschen Humors aus, der folgenden Situationen krystallklar entquillt. Ein Jüngling läßt sich von seinem väterlichen Freunde belehren, daß nichts erziehlicher wirkt, als der etwas intime Umgang mit jungen Frauen; allsobald probirt er die Wahrheit dieser Maxime an der jungen Frau des Rathgebers. Wenn man über die verblüffende Komik der auf diesem Motiv aufgebauten Scenen nicht herzhaft lacht, so geschieht es nur, weil über so Hochbetagte zu lachen durchaus unschicklich ist. Schade, daß Herr Lubliner beim Tuchhandel früher nicht Zeit gefunden hat, den Terenz zu lesen; in ihm findet sich eine ganz ähnliche Situation, der er als der erweislich älteren sicher den Vorzug gegeben hätte. — Ferner: Jüngling Nr. 2 hält eine ihm unbekannte junge Dame für die Gemahlin eines Bekannten und sprudelt nun die fürchterlichsten Grobheiten über fragliche junge Dame hervor, zugleich dringlichst bittend, es ihr ja nicht wieder zu sagen. So 'was kommt im Leben ja bekanntlich sehr oft vor, und man darf Hugo keinen Vorwurf daraus machen, daß keiner der zahlreichen Familiendichter vor ihm, die mit Polterabend- und Hochzeits-Schwänken ihre Tanten und Onkels langweilen, dies Motiv unbenutzt gelassen hat.

Mit diesen beiden geistvollen Ideen wären nun die geistigen Unkosten von vier Acten immerhin nur unter Ach und Krach zu bestreiten gewesen, weshalb unser Poet zu „originellen Charakteren" seine Zuflucht nahm. Da ist der Redakteur des Riegnitzer Boten, Dr. Gisbert, ein Gesinnungslump, ein Exemplar jener mißduftigen Gattung, die z. B. gewisse Berliner Redaktionen bevölkert. Für 275 Mark monatlich — was ganz unrealistisch viel ist, die Kerle unterbieten sich und machen's bedeutend billiger — schreibt er Tags über genau das, was man ihm Morgens vorschreibt, wechselt seine Ueberzeugung zehn Mal öfter als sein Oberhemd und hält sich dabei für einen hochanständigen Gentleman. Leider hält ihn Lubliner ebenfalls dafür. Hugo kennt diese Eunuchen, sie haben oft genug an seinem Tische geschmatzt, und wenn er einen Funken Gestaltungskraft besäße, hätte er uns in seinem Gisbert eine prachtvolle Type hinstellen können. Er aber idealisirt den Schuft, eine Aureole windet er um sein Haupt. „Ha," ruft Gisbert, „wer ist an all dem Elend schuld? Ihr allein, die ihr beständig zum Kampf wider die bestehende Ordnung aufhetzt, die ihr Rassen- und Klassenhaß säet, während das müde Volk nach Frieden verlangt und glücklich ist, wenn es nach des Tages Last und Mühe an nichts mehr zu denken braucht." Auch der arme Gisbert fiel der gemeinen Streitlust, die diese besteingerichtete aller Welten aus purer Bosheit verheert, zum Opfer; denn wenn es keinen Parteikampf und keine Politik gäbe, hätte er auch nie wider seine eigene politische Ueberzeugung Artikel zu verfassen brauchen. Man sieht, die Lösung der Soldschreiber-Frage zeugt von ähnlich ergreifender Naivetät wie die der „sozialen" im „kommenden Tage". Hugo wollte aus seinem alten, abgerackerten Journalisten eine sympathische Figur machen; darum legt er ihm Worte höchster Lublinerweisheit in den geschätzten Mund, läßt von ihm die Tendenz des Stückes aussprechen. Und er merkt nicht, daß er durch den verächtlichen Gesellen sich selbst discreditirt und seine unglaubliche Rückständigkeit, seine Bendlerstraßenmoral bloßstellt; er spürt nicht, daß die einzigen komischen Scenen des Lustspiels die sind, wo sein Genius das Gesicht in ernste Falten legt und Tugend predigt, Bankierweibertugend — für die Hungernden. — Natürlich revoltirt der brave Doctor schließlich gegen den ihm vom Chef auferlegten Zwang, was man in Berlin leider noch nie beobachtet hat, selbst bei den Kritikern der Vossischen Zeitung nicht; sein sogenanntes Gewissen erwacht, und daß dies Erwachen in der allerunwahrscheinlichsten Weise erfolgt, auf Grund von Mißverständnissen und Wortklaubereien, darf bei einem Psychologen Lubliner'schen Ranges als selbstverständlich vorausgesetzt werden.

Andere originelle Marionetten sind die Gutsbesitzerfrau Huberta, die nur in auswendig gelernten Romanphrasen spricht; der hochnäsige Reichstagscandidat, der, allen Kunstregeln zum Trotz, grob und patzig gerade gegen seine einflußreichsten Wähler ist; das alte Töpfe sammelnde und überaus sinnige Fräulein; der beliebte Ehemann mit der lustigen Vergangenheit, der so tief in sich gegangen ist, daß er nun über der Arbeit selbst seine junge Frau vernachlässigt; der grobe, aber gemüthvolle Schwabe, der gute Lustspielvater; sein Sprößling, der reizende Bühnentolpatsch ꝛc. Jede Figur hat ihren Spleen, und auf diesen Spleen machen sich alle die Herrschaften fortwährend gegenseitig aufmerksam — das heißt dann Charakteristik. Mühsam wird aus Mißverständnissen und Unmöglichkeiten eine „humoristische" Handlung zusammengepreßt, die haltlos hin und her schwankt, oft in Episoden untergeht und ihre Fangarme nach den verschollensten Bühnenspäßen ausstreckt, nur damit sich der Zuhörer wenigstens dann und wann ein gequältes Lachen abzuringen vermag. Wenn Herr Lubliner bei etwa noch bevorstehenden Premièren neben jeden Parkettsitz einen Dienstmann postirt und die Theaterbesucher von ihnen an den Fußsohlen kitzeln läßt, erreicht er sein Ziel bedeutend schneller und mit noch ein wenig geringeren „geistigen Unkosten".

Die Blätter meldeten, daß neulich Jemand im Theater am Schiffbauerdamm Cognetti's „A basso Porto" nachstenographirt habe, — ein recht eigenartiger Geschmack! — worauf ein fremder Herr in seine Loge gestiegen sei und das Stenogramm kurzer Hand zerrissen habe. Vielleicht bemüht sich der fremde Herr zu Beginn der nächsten Spielsaison in Lubliner's Dichterstube und zerreißt auch dort, was er widerrechtlich Abgeschriebenes findet — er würde sich damit unsagbar verdient um die Residenz machen und uns die Nothwendigkeit ersparen, noch einmal eine Novität Hugo's erleiden zu müssen. —

Notizen.

Unser Bismarck von C. W. Allers. (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft). — Nach seinem bekannten großen Bismarck-Werk überrascht uns der treffliche Zeichner schon wieder mit einer monumentalen Veröffentlichung, die ebenfalls dem Schloßherrn von Friedrichsruh gewidmet ist und ihn auch im Milieu von Schönhausen und Varzin zeigen wird. Die uns vorliegende erste Lieferung schildert in Hans Krämer's Text ansprechend das altmärkische Stammgut der Familie, sein Aussehen und seine Geschichte, und der Künstler begleitet diese Darstellung Zug um Zug mit seinem gestaltenden Stift. Schöne Landschaftsbilder (Park, Schloß, Kirche, die vier französischen Kanonen auf der Terrasse, lustige Genreseenen (der steinerne Herkules an der Brücke, der noch heute die Spuren von Jung Otto's Schrotladung aufweist; das Bismarck-Museum im zweiten Herrenhause, wo Kastellan Joly die verwunderten Besucher als Ciceerone herumführt), dann ein meisterliches Kniestück des aufrechten Altreichskanzlers mit Schlapphut und Stock in der Linken, und zwei Stillleben von Friedrichsruh: eine Skatpartie der Grafen und Gräfinnen Bismarck und Rantzau, ein Leseabend mit dem Fürstenpaar im Sorgenstuhl, umgeben von der Rantzau'schen Familie und Dr. Schweninger — ein trauliches Stück deutschen Familienlebens, das es begreiflich erscheinen läßt, warum der Gewaltige sich nicht wieder in den stürmischen Staatsdienst zurücksehnt.

Es wird immer dem deutschen Volke zur Ehre gereichen, daß es in seinen besseren Elementen und in breitesten Schichten niemals die Ehrenpflicht der Dankbarkeit vergessen hat, die es dem Schöpfer des neuen Reiches schuldet, und auch die Literatur zählt der Männer genug, die zu einer Zeit, wo jede Huldigung von den Leisetretern als inopportun und illoyal mißliebig und verpönt war, offen zu dem gestürzten Reichskanzler gestanden haben. Einen Nachhall und den Ausdruck dieser wahrhaft patriotischen Gesinnung finden wir in dem kleinen Büchlein: „Vaterländische Ehrentage" von A. Schwartz, (Oldenburg, Schulze), das sich als eine Festgabe zum Geburtstage unseres Altreichskanzlers darstellt. Die formgewandten Dichtungen sind alle frisch unter den gewaltigen, weltgeschichtlichen Eindrücken entstanden und haben zum Theil bei ihrer ersten Veröffentlichung Anerkennung gefunden, wie beispielsweise der Festgruß „Germania, die Wacht am Rhein", welcher am Tage der Niederwalddenkmal-Enthüllung von dem Kölner Männer-Gesangverein als Festlied vorgetragen wurde. Die Ausstattung der reich illustrirten Volksschrift ist künstlerisch schön und würdig.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Soeben erschienen:

Das deutsche Drama

in den

litterarischen Bewegungen der Gegenwart.

Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von

Berthold Litzmann,

Professor der neueren deutschen Litteraturgeschichte.

Preis brosch. ℳ 4.—; geb. ℳ 5.—.

SCHILLER

in seinem Verhältnis zur

Freundschaft und Liebe

sowie

in seinem inneren Verhältnis zu

Goethe.

Von

Gustav Portig.

Preis brosch. ℳ 16.—; geb. ℳ 18.—

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Perlen griechischer Dichtung

ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.

Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—.

Deutsche Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Die Kunst, einen Gatten zu wählen.

Aus dem Italienischen von

Paolo Mantegazza.

Preis geheftet ℳ 2.—; eleg. gebunden ℳ 3.—

Obiges Buch des berühmten italienischen Anthropologen und Psychologen ist ein Pendant seines bekannten Werkes, **„Die Kunst zu heiraten"**, das überall das größte Aufsehen erregt hat und in unserer deutschen Ausgabe binnen Jahresfrist mehrere Auflagen nötig machte. Dies neue Werk steht dem älteren weder an Gedankenreichtum noch an Unterhaltungswert nach, übertrifft es aber an Dezenz.

Von **Paolo Mantegazza** ist bereits in sechster Auflage in unserem Verlage erschienen:

Die Kunst zu heiraten.

Preis geheftet ℳ 2.—; eleg. gebunden ℳ 3.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Der moderne Mensch.

Versuche über Lebensführung

von

B. Carneri.

III. Auflage.

In handlichem Taschenformat in Antiqua-Cursiv. 235 S. Preis geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.60.

Empfindung und Bewußtsein.

Monistische Bedenken

von

B. Carneri.

gr. 8°. Geheftet. Preis ℳ 1.—.

Th. Knaurs Klassiker-Oktav-Ausgaben.

Bei großer Schrift die billigsten.

Verzeichniß gratis.

Leipzig.

Festgabe zu Fürst

Bismarck's Geburtstage:

Vaterländische Ehrentage.

Von A. Schwartz.

Reichster Bilderschmuck. (36 Holzschn.).

Original-Prachtband. **Nur 60 Pf.**

Oldenburg. Verl.: Schulzesche Hof-Buchhg.

A. Gerloff,

Nauen bei Berlin.

IV. Freiburger Münsterbau-Geld-Lotterie

Ziehung am 12. u. 13. April 1894.

Geldgewinne: 1 à 50000, 1 à 20000, 1 à 10000, 1 à 5000, 10 à 1000, 20 à 500, 100 à 200, 200 à 100, 400 à 50, 2500 à 20, 100 Werthgew. = 45000 Mk.

Zusammen **3334** Gew. = **260000** Mk.

Original-Loose 3 M. — Porto u. Liste 30 Pf. (für Einschreiben 20 Pf. extra).

Hierzu zwei Beilagen: Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig und A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 15. Berlin, den 14. April 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Bauschwindel vor dem Reichstag. Von Justus. — Steuern wir einer Plutokratie entgegen? Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Persische Lehre. Von Ludwig August Frankl. — Zwei Apokalyptiker. Ein Stückchen Zeitpsychologie. Von Franz Servaes. — Wegweiser zum Glück. Von Wilhelm Bolin. — **Feuilleton:** Das Trauermahl. Humoreske von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt:** Virchow in Rom. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der Bauschwindel vor dem Reichstag.

Es ist höchst beachtenswerth, mit welcher Energie neuerdings das Centrum in der Vertretung und Wahrung volksthümlicher Standpunkte sich vor den anderen Parteien hervordrängt. Am entschiedensten ist das Bestreben in der Berathung des Militäretats im deutschen Reichstage, wie in der bayrischen Kammer zu Tage getreten. Aber auch sonst ist eine Fülle sozialer und wirthschaftlicher Anregungen dieser Partei zu danken. Wenn wir auch hierunter einzelne mehr oder minder große Fehlgriffe nicht vermissen — wir erinnern nur an die Anträge zur Beschränkung des Hausirhandels oder zur Bekämpfung unredlicher Concurrenz — so ist doch in einer Zeit wie der heutigen schon das Streben, positiv wirken zu wollen, von welchem Standpunkte man dasselbe auch beurtheilen mag, ehrlich anzuerkennen. Der Schild des Freisinns hat Dank der Unthätigkeit und Ungeschicklichkeit, zum großen Theil auch Unfähigkeit seiner Führer nur allzu sehr den Glanz der Volksthümlichkeit verloren.

So wird auch der deutsche Reichstag in der nächsten Session Gelegenheit erhalten, sich mit einem Antrage des Centrums zu befassen, der das seit Langem zur Abwehr gegen die Gefahren des modernen Bauschwindels erstrebte Pfandvorrecht der Bauhandwerker und Baulieferanten an Neubauten zur gesetzlichen Einführung bringen will. Es ist kein Zweifel, daß mit diesem, für den Uneingeweihten unscheinbaren, Antrage einer der wundesten Punkte der großstädtischen Bauspekulation, eine Frage von höchster sozialer und volkswirthschaftlicher Bedeutung berührt wird, eine Frage, in der das Wohl und Wehe tausender nützlicher productiver Elemente des Mittelstandes gleichsam verkörpert liegt. Man betrachte nur den maßlosen Baustellenwucher, auf dessen Boden die ungeheure Agiotage, welche mit den städtischen Grundstücken getrieben wird, üppig emporwuchert. Man bedenke, wie aus der Agiotage die Nothwendigkeit der Errichtung von Miethskasernen, aus dieser wiederum das herrschende Wohnungselend und die Nothlage des Baugewerbes hervorgehen muß, und man wird sich klar werden, daß diejenigen, die heute Kraft und Lunge gegen die Auswüchse der für die Wirthschaft des Landes nothwendigen Spekulation mit beweglichen Werthen vergeuden, weit besser ihren Functionen im Dienste der Allgemeinheit gerecht werden würden, wenn sie gegen die unfruchtbare, unwirthschaftliche und antisoziale Spekulation mit dem Grund und Boden Front machen würden.

Nach Angaben, welche in einer Generalversammlung des Deutschen Bundes für Bodenbesitzreform gemacht worden sind, sind in der Zeit vom 1. October 1889 bis 30. September 1890 bei den in diesem Zeitraum aufgeführten Neubauten von Handwerksmeistern und Lieferanten allein in Berlin etwa 30 Millionen Mark verloren gegangen. Von 535 in dieser Frist aufgeführten Neubauten sind 133 subhastirt worden. Von 186 Neubauten, die in den letzten zwei Jahren in vier neu angelegten Straßen auf dem Terrain der ehemaligen Maschinenfabriken von Borsig, Woehlert und Eggels errichtet wurden, sind nur sechs nicht subhastirt worden. Viele dieser Bauten verfielen nicht nur ein-, sondern zwei- und dreimal der Subhastation. Man konnte diesen Angaben bei ihrer Ungeheuerlichkeit erst dann Glauben beimessen, als der „Reichsanzeiger" nicht umhin konnte, die Zahlen ohne Berichtigung wiederzugeben. Rechnet man darnach nur die letzten drei Jahre, so sind den Handwerkern und Lieferanten allein in der Reichshauptstadt bei 731 subhastirten Bauten nicht weniger als 90 Millionen Mark verloren gegangen. Und wie in Berlin, so geht es in Frankfurt a/M., so in anderen Großstädten. In Hamburg wurden im Jahre 1890 nicht weniger als 154, im Jahre 1891 sogar 240 Neubauten subhastirt. Die Gesammtbelastung der letzteren mit Hypotheken betrug 21,512,665 Mark, der Kaufpreis 17,553,480 Mark, verloren wurden somit 3,959,185 Mark, von denen der Löwenantheil auf die Bauhandwerker fallen dürfte, wobei zu bedenken ist, daß deren Forderungen nur zum kleinsten Theil zur Eintragung gelangt sein werden. Zu einer sicheren Beurtheilung der Frage, ob und inwieweit das demoralisirende Vorbild der großstädtischen Schwindelverhältnisse auch auf dem Lande und in kleineren Orten eingewirkt habe, fehlt uns leider noch die Unterstützung der obrigkeitlichen Behörde durch Herbeischaffung des statistischen Materials. Die amtlichen Organe haben es leider bisher noch immer unterlassen, durch Anstellung statistischer Untersuchungen ihrer dringenden Pflicht zu genügen, trotzdem ihnen Oertmann in seiner vortrefflichen Abhandlung in Conrad's Jahrbüchern in einfacher Weise gezeigt hat, wie sich durch die Subhastationsacten der Gerichte, denen eine amtliche Auskunft der mit den einschlägigen Verhältnissen vertrauten Ortsbehörden vielleicht ergänzend an die Seite zu treten hätte, ohne allzu große Schwierigkeiten eine ausreichende Unterlage für die Beurtheilung der im deutschen Baugewerbe herrschenden Zustände gewinnen ließe. Wenn man bedenkt, um welch' geringfügiger Interessen und Gegenstände willen in neuester Zeit oftmals umfangreiche Enquêten veranstaltet worden sind, so scheint es beinahe, als ob die Regierung mit Absicht ihre Unterstützung zu diesem Unternehmen versagt, um, wie dies der Regierungsvertreter bereits in der jüngsten Berathung dieser Frage im preu-

ßischen Abgeordnetenhause that, mit gutem Gewissen eine Untersuchung der Reformen auch weiterhin wegen „nicht nachgewiesenen Bedürfnisses“ a priori ablehnen zu können. Indessen geht auch ohne diese statistische Unterlage aus den lebhaften Klagen, welche von den Baugewerken der Mittelstädte fortgesetzt laut werden, deutlich hervor, daß auch sie von den herrschenden Mißständen schwer bedrückt werden.

Wie sollte das auch anders sein?

Ein Blick auf die Art und Weise, in welcher das Bauschwindelsystem in Berlin und den anderen Hauptstädten regelmäßig wie nach Formular betrieben wird, dürfte auch dem blödesten Auge die Ursache der Noth der Bauhandwerker und damit die Nothwendigkeit gesetzgeberischen Einschreitens klar werden lassen. Man braucht sich nicht auf die Schilderung von Interessentenorganen zu verlassen. Man braucht nur die Darstellung zu verfolgen, wie sie der ungemein thätige Deutsche Bund für Bodenbesitzreform, oder, wie sie ein Mann wie Dernburg, der doch selbst von dem geriebensten Baustellenhändler nicht als „Interessent“ angetastet werden dürfte, auf Grund eingehender Studien von den Ausraubungen beim Terrainwucher und dem Bauschwindel gegeben hat.

Da laufen, wenn das Baugeschäft in den Großstädten in Folge der Wohnungsnoth einerseits und der Geldflüssigkeit andererseits flott geht, eine Menge Leute, die nichts zu verlieren haben, geriebene und verkommene Spekulanten, Grundstücks-Commissionäre u. s. w. als „Bauherren“ recte Bauspekulanten herum. Sogar Maurer- und Zimmerpoliere steigen über Nacht zu „Baumeistern“ empor. Der Bauherr kauft nun ein möglichst großes Terrain. Da er nichts besitzt und das Geld borgt, so kommt es ihm auch auf den Preis nicht viel an. Die in Folge dessen eintretende Preistreiberei für die Baustellen schließt die solventen Architekten und Maurermeister immer mehr von jeder Mitbewerbung bei neuen Unternehmungen aus, so daß die Baustellen fast nur noch an schwache oder zahlungsunfähige Unternehmer verkauft werden. Diese zahlen beim Ankauf gar nichts oder nur einen ganz geringfügigen Betrag an, so daß jeder Neubau von vornherein fast mit dem ganzen Betrage des hohen Kaufgeldes belastet ist. Dieser für die Baustelle eingetragenen ersten Hypothek folgt dann gewöhnlich das sogenannte „Baugeld“ des „Geldgebers“, das aber nur in einer Höhe bewilligt wird, daß der Bau selbst bei Verwendung von mindestwerthigem Material nicht für das Baugeld herzustellen ist. Das Baugeld wird nur in Raten nach Maßgabe des Fortschreitens des Baues gezahlt, aber immer erst nach erfolgter Herstellung einer neuen Balkenlage oder einer weiteren Handwerkerleistung. Trotz dieser ratenweisen Tilgung wird das ganze Baugeld schon vorher eingetragen. Die Lieferanten von Baumaterialien, insbesondere aber die Bauhandwerker, erhalten dann aus den Baugeldern „Anzahlungen“, im Uebrigen gehen sie, wie es ihr Geschäft mit sich bringt, mit Arbeiten und Materialien in Vorschuß. Damit beginnt ihr Unglück. Da der Grund und Boden verpfändet ist, so wird nach dem geltenden Recht auch jede darauf errichtete Baulichkeit sofort und schon während der Bauzeit von dem Pfandrecht mitergriffen. In dem Augenblick also, wo der Lieferant ein Stück Waare zu dem Bau geliefert, der Handwerker eine Arbeit auf dem Bau ausgeführt hat, hat er das Recht daran verloren, der Hypothekengläubiger ohne irgend welches Zuthun von seiner Seite es gewonnen. Jedes Stück Waare des Lieferanten, jede Arbeit des Handwerkers verfällt unrettbar dem Hypothekengläubiger.

Fällt nun der Bauspekulant in Concurs, so hat er bei dem Geschäft nichts verloren, da er auch bei Beginn seines Unternehmens nichts gehabt hat, während der Bauzeit aber vielleicht herrlich und in Freuden leben konnte. Die Baugeldgeber ihrerseits verlieren auch nichts; sie können höchstens dadurch gewinnen, daß die Baugelder, wie erwähnt, immer beträchtlich hinter dem Werthe des Gebäudes zurück bleiben. „Hineingelegt“ sind nur die Bauhandwerker; ihre Forderungen sind verloren, denn ihr persönlicher Schuldner, der Bauunternehmer, hat kein Vermögen; der Baugeldgeber aber, welcher das von ihnen erbaute Haus erwirbt, ist ihnen nichts schuldig; er ist völlig „unbetheiligt“; was gehen ihn die Forderungen der Bauhandwerker an, mit denen er nicht contrahirt hat? Vielleicht hat er, wie Dernburg treffend bemerkt, den Verkauf vorausgesehen. Vielleicht ist der Bauunternehmer von vornherein nur vorgeschoben, um die Bauhandwerker zu prellen. Pessimisten, und dazu gehören auch wir, mögen glauben, daß das Letztere nicht selten vorkommt. Wenn es aber geschieht, wer will es beweisen?

Doch, hat man eingewendet, warum erkundigt sich der Handwerker nicht besser? Warum ist er so leichtsinnig, dem ersten besten Bauherrn Kredit zu gewähren? Wer die heutigen Verhältnisse des Baugewerbes auch nur oberflächlich kennt, für den ist die Antwort einfach. Es ist, wie Freese richtig erkannt hat, der Mangel an Beschäftigung, der jede Bedingung annehmbar macht. Der Baustellenhändler und Geldgeber kann warten, der Handwerker nicht. Ist Letzterer nur wenige Wochen ohne ausreichende Beschäftigung, so muß er seinen Stamm angelernter Arbeiter entlassen, seine Werkstatt verödet und seinen Kredit geschmälert sehen. Er ist der wirthschaftlich Schwächere, deshalb fügt er sich, und hofft, daß die Sache gut gehen wird. Sodann werden den Bauhandwerkern fast nur unbemittelte Bauherren präsentirt, und hat einer dieser Bauherren wirklich Vermögen, so entziehen sich doch die entscheidenden Vorgänge, die Eintragung und Weitergabe der auf Vorrath eingetragenen Hypotheken, die nicht öffentlich bekannt werden, völlig seiner Kenntniß. Hat der Handwerksmeister wirklich vor Uebernahme der Arbeit das Grundbuch eingesehen, so kann schon am nächsten Tage die Belastung eine ganz andere sein.

Es ist klar, daß gegen eine derartige Ausbeutung es nur ein Mittel gibt, nämlich die gesetzliche Bestimmung, daß die für den Neubau gelieferten Waaren nicht für das Restkaufgeld der Verkäufer und die vorher eingetragenen Hypotheken haften, sondern bei der Subhastation den Hypotheken vorausgehen und von dem Erwerber des Grundstückes vor diesen zu bezahlen sind. Die Hypothekengläubiger werden an sich durch diese Vorrechtseinräumung in ihrem wohlerworbenen Rechte in keiner Weise benachtheiligt, denn die beantragte Schutzbestimmung nimmt ihnen nur ein Pfandobject, das ihnen zu Unrecht zugefallen ist, das sie nicht hatten, als sie die leere Baustelle beliehen und das ihnen bisher nur auf Kosten Anderer zufiel. Die zum Bau erforderlichen Materialien waren bei Herleihung des Baugeldes noch nicht bestellt, vielleicht noch gar nicht vorhanden, sie konnten also unmöglich Objecte eines Pfandvertrages sein. Man verhindert durch ein derartiges Vorzugsrecht also nur, daß Pfandverträge, welche auf den leeren unbebauten Boden aufgenommen sind, ohne Weiteres auf das werthvolle von den Handwerkern errichtete Gebäude übergehen.

Daß allerdings dadurch, wie von den Motiven des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches angedeutet und von den Gegnern jener Forderungen immer betont wird, ein „Bruch in das Eintragungsprinzip“ des heutigen Rechtes gerissen und die natürlichen Grundlagen der hypothekarischen Sicherheit gefährdet werden, soll bis zu einem gewissen Maße zugestanden werden. Wer aber, hierauf gestützt, die Nützlichkeit des Pfandprivileges bestreitet und sich gegen seine Einführung stemmt, der vergißt, daß über der kalten Formel der Lehrmeinung ein hoher sozialer Zweck steht, dem das Recht in erster Reihe zu dienen bestimmt ist. Wohl kann der Kapitalist verlangen, daß die rechtlichen Beziehungen, welche seine Sicherheit beeinträchtigen können, klar zu Tage liegen, daß nicht durch nachträgliche Forderungen Anderer seine ursprüngliche Forderung an Werth verliert. Aber mit ebendemselben Recht kann der Handwerker beanspruchen, daß seine Arbeit ihm nicht verloren geht und einem Anderen zu Gute kommt. Auf der einen Seite stehen die Interessen der Baubanken und privaten Geldgeber, d. h. diejenigen des modernen mobilen Kapitales; es sind gerade die im heutigen Wirthschaftsleben stärksten Elemente, die durch das Privileg allenfalls leiden könnten, im Uebrigen Leute, die in unseren Metropolen oft nur allzu reichliche Schätze einsammeln, ohne zur Vermehrung des Volkswohlstandes durch ihre Thätigkeit auch nur das Geringste hinzuzufügen, die im Gegentheil an dem schwindelhaften Hinauftreiben der Grundstücks- und

Miethspreise die hauptsächlichste Schuld tragen. Auf der anderen Seite stehen Tausende, deren ganze Existenz zum Opfer fällt. Gibt man das relative Recht beider Theile zu, so dürfte doch kein Zweifel sein, auf wessen Seite die vitalsten Interessen auf dem Spiele stehen, zu wessen Gunsten die in der Hand der Staatsgewalt vorurtheilslos gehaltene Waage sich zu neigen hat. Die Gefahr, welche den Hypothekengläubiger zum Theil bedroht, wird im Uebrigen dadurch abgewendet, daß man die vorgeschlagene Aenderung der Gesetzgebung durch eine Bestimmung modifizirt, wonach den Hypothekengläubigern sofort von jedem auf ihrem Pfandgrundstück geplanten Neubau eine Nachricht Seitens der Baupolizei zugehen muß und ihnen das Recht zugesprochen wird, binnen einer gewissen Zeit nach der Anzeige ihre eingetragenen Kapitalien zur Rückzahlung in einigen Monaten zu kündigen. Der „Bruch in das Eintragungsprinzip" kann ferner dadurch erheblich gemildert werden, daß man die Handwerker und Lieferanten verpflichtet, ihre bevorrechtigten Forderungen bei Nichtzahlung binnen einer kurzen Frist nach Fertigstellung des Gebäudes in das Grundbuch eintragen zu lassen, so daß der Käufer genau weiß, welche Lasten auf dem Hause ruhen. Eine wesentliche Vereinfachung wird ferner dadurch herbeigeführt, daß das Vorrecht nur auf Neubauten — nicht auch auf Umbauten oder Reparaturen — ausgedehnt wird.

Mit diesen Concessionen an den Hypothekenbesitzer wird das angestrebte Vorrecht der Bauhandwerker den Interessen beider Theile in gleichem Maße nahe kommen, der schwindelhaften und unfruchtbaren Spekulation aber ein Gebiet entreißen helfen, welches bereits zu Besorgniß erregenden Auswüchsen geführt hat. Indem nach Einführung des Bauhandwerkerprivilegs es dem Bauunternehmer nicht mehr leicht fallen wird, zu seinem Unternehmen, wenn er selbst mittellos ist, Geld vorgeschossen zu bekommen, wird der Häuserbau aus den Händen mittelloser Schwindelunternehmer auf solidere Elemente übergehen. Das Baugeschäft wird in die natürlichen Grenzen, die sich nach dem Maße des Wohlstandes und des Anwachsens der Bevölkerung selbstthätig erweitern und verengern, zurückgedämmt werden. Da die Concurrenz der Schwindelunternehmer von Anfang an die enorme Preistreiberei des städtischen Terrains hervorgerufen, diese wiederum die Miethstheuerung und Wohnungsnoth zur Folge hat, so wird die Einführung des Vorrechtes nicht nur den Charakter der Unternehmungen, befreit aus den Händen vorgeschobener Personen und dunkler Hintermänner, zu einem soliden machen, sondern auch darüber hinaus für die breitesten Schichten des Volkes von wohlthätiger sozialer Bedeutung sein.

Justus.

Steuern wir einer Plutokratie entgegen?

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

2. Die Ursachen der Anhäufung großer Reichthümer.

Im römischen Reich war die Hauptquelle für den Zusammenfluß großer Reichthümer die Aussaugung der unterworfenen Länder durch die römischen Beamten; daneben spielte der hohe Zins und die kolossalen Handelsgewinne eine nahezu ebenso bedeutende Rolle. Im Ausgang des Mittelalters und in der Reformationszeit standen der hohe Zins und die kolossalen Handelsgewinne in erster Reihe, und die Ausbeutung unterworfener Länder spielte nur für einige Staaten, wie Spanien eine bedeutende Rolle. Im letzten Jahrhundert treten diese Ursachen zurück. Der Zins ist mäßig und die Handelsgewinne zwar noch zum Theil recht bedeutend, aber nicht mit denen der früheren Epochen zu vergleichen. Unterworfene Länder, die durch fremde Beamte ausgebeutet werden konnten, gab es nur in der vorübergehenden Zeit des ersten Napoleon. Die in diesem Jahrhundert entstandenen Colonialreiche dienen in der Hauptsache nur mittelbar durch den Handel als Quelle der Bereicherung, wenn sie auch zugleich eine Anzahl jüngerer Söhne anständig versorgen helfen. Der Handel schafft die Reichthümer nicht mehr durch die Höhe seiner Aufschläge, die in den früheren Epochen im Mittel etwa 200 Procent betragen hatten, sondern durch die weltumspannende Weite und Größe seiner Umsätze. Ein Zins von 20 – 48 Procent, der in früheren Perioden normal war, gilt jetzt als ein verwerflicher und strafbarer Wucher, der scheu im Dunkeln schleicht und seine Opfer unter den kleinen Leuten suchen muß; dieser kleinliche Zinswucher macht jetzt kaum noch in drei Menschenaltern eine Familie wirklich reich. Die wirthschaftliche wie die politische Ausbeutung haben neue Formen angenommen; die erstere gipfelt in der Verlockung der Besitzenden zur Börsenspekulation, die letztere arbeitet mit politischer Beeinflussung der Börsenkurse und mit spekulativer Verwerthung der vorzeitig erhaltenen politischen Nachrichten. Beide setzen also Ausbeutungsobjecte voraus, die sich freiwillig aus Gewinnsucht in diese Gefahr begeben, während in früheren Perioden auch beim besten Willen sich Niemand der wirthschaftlichen und politischen Ausbeutung entziehen konnte.

Am entscheidendsten hat in der jüngsten Epoche die persönliche Tüchtigkeit gewirkt, d. h. die Vereinigung von wirthschaftlicher Reife, Vorsicht, Wagemuth im rechten Augenblick, charaktervoller Willensstärke, zäher Ausdauer, technischer Fachbildung, erfinderischem Talent, weitem Gesichtskreis und kluger Abschätzung der Conjunctur. Diese Tüchtigkeit ist es, welche die Conjunctur an der rechten Stelle aufzusuchen und deshalb auch das Glück zu finden versteht und nicht minder dem Unglück Trotz zu bieten vermag. Wo eine der angeführten Eigenschaften fehlt, da mangelt auch der dauernde Erfolg, und die scheinbar größte Begünstigung durch das Glück pflegt nicht für's Leben vorzuhalten. Daß die großen Vermögen dem blinden Glück und nicht persönlichen Eigenschaften zu verdanken seien, ist einer der größten Irrthümer, vom Neide ersonnen, und vom Aberglauben getragen und verbreitet. Das Glück, das die großen Erfinder und Industriellen gehabt haben, besteht in der Hauptsache darin, daß sie zu einer Zeit jung waren, als für die Thatkraft auf technischem Gebiete durch das sprunghafte Aufblühen der Maschinenindustrie die glänzendste Conjunctur der ganzen Weltgeschichte gegeben war.

Betrachten wir nun unter diesen Gesichtspunkten die Aussichten für künftige Anhäufung großer Reichthümer, so scheinen sie wenig günstig. Wenn wir in der nächsten Zeit vor großen kriegerischen Umwälzungen des europäischen Staatensystems bewahrt bleiben, so wird es auch fernerhin keine Objecte zu unmittelbarer politischer Ausbeutung geben. Die Tendenz aufblühender Colonialreiche zu immer selbständigerer Selbstverwaltung nimmt ersichtlich zu, sodaß die Mutterstaaten immer mehr auf den Handel mit ihnen beschränkt werden. Der Zinsfuß bewegt sich offenbar in sinkender Richtung und wir müssen mit der Erwartung rechnen, in zwei bis drei Menschenaltern einen Zinsfuß von 1—2 Procent für sicherste langfristige Darlehen zu haben. Die Kinder oder Enkel der heutigen Rentner werden demgemäß nur die Hälfte oder ein Viertel von der heutigen Rente ihrer Erblasser beziehen, d. h. in niedere Einkommensklassen hinabsinken, wenn es ihnen nicht inzwischen gelungen sein sollte, ihr Vermögen zu verdoppeln oder zu vervierfachen. Der voraussichtlich sinkende Geldwerth und steigende Luxus ist dabei noch gar nicht einmal mit berücksichtigt.

Die Risikoprämien sinken nicht nur proportional mit dem Zinsfuß mit, sondern außerdem noch mit der Rechtssicherheit im inneren und äußeren Verkehr, mit der Berechenbarkeit der Chancen eines Unternehmens und mit der technischen Beherrschung der Natur. Die Unternehmergewinne in Handel und Industrie sind schon im letzten Menschenalter sehr viel kleiner geworden, als sie im vorletzten waren. Der Großhandel begnügt sich z. Th. mit so geringfügigen Provisionen, daß nur noch der allergrößte Umsatz zu absolut großen Gewinnen führt. Bei inländischen Engros-Geschäften ohne besonderes Risiko gilt ein jährlicher Durchschnittsreinertrag von 5—7 Procent

schon als ein recht guter; wo mehr erzielt wird, liegt entweder ein gefahrvolles Mißverhältniß von Kredit und eigenem Kapital oder irgend eine riskante Spekulation auf Conjuncturgewinne oder unsolide Ausbeutung der Dummheit des Publikums vor. Der über den Zins von $3^1/_2$—4 Procent überschießende Reinertrag solider Geschäfte ist demnach nicht mehr höher zu veranschlagen als auf $1^1/_2$—3 Procent gegen 160 Procent im Mittelalter (200 weniger 40). Die Gewinne der Industrie werden fortwährend magerer. Das directe Steigen der Arbeitslöhne, das Wachsen der mittelbaren Aufwendungen für die Arbeiter, wie z. B. die Verbesserung der Arbeitsräume und Sicherheitsvorkehrungen, die Zunahme der Wohlfahrtseinrichtungen, die Kosten und Lasten für Arbeiterversicherung, die steigenden Staats- und Gemeindesteuern nagen fortwährend an den Erträgen, sodaß sie immer dürftiger werden. Alle Gebiete der Maschinenindustrie sind so abgegraste Weiden, daß ein neu auftretender Concurrent kaum das liebe Leben findet. Selbst in der elektrischen Industrie, die im letzten Jahrzehnt neben der Waffenindustrie verhältnißmäßig noch die größten Gewinne erzielen konnte, ist die Concurrenz jetzt schon sehr drückend. Der Eisenbahnbau ist in der Hauptsache für Europa abgeschlossen und hat nur noch Nachlese zu halten. Wenn nicht durch Erfindungen von ungeahnter Beschaffenheit der Technik ganz neue Gebiete erschlossen werden, so kann man annehmen, daß die ganze Bewegung in ein ruhigeres Fahrwasser einlenken wird, und daß sich ein Beharrungszustand herstellen wird, dessen Schwankungen viel geringer als die bisherigen sein werden, und der deshalb auch geringere Gewinne aus Conjunctursschwankungen gestatten wird.

Die Zeit, wo einzelne Personen sich zu einer großartigen Stellung als Schöpfer und Leiter beherrschender Fabriketablissements aufschwingen konnten, scheint vorüber; die Aera der persönlichen Mächte weicht derjenigen der unpersönlichen. Die meisten Privatetablissements haben sich bereits in Actiengesellschaften umgewandelt oder werden es im nächsten Menschenalter thun. Dadurch spaltet sich der individuelle Einzelbesitz in wechselnde Antheile der vielen Actionäre. Die Blüthezeiten der Großbankiers wie Rothschild, Baring, Hirsch u. s. w. sind vorbei; an die Stelle ihrer Alleinherrschaften sind Gruppen und Consortien von Actienbanken getreten, die von bezahlten Beamten geleitet werden. Die Staaten, die im Anfang dieses Jahrhunderts in ihrer Kreditgebahrung von solchen Finanzkönigen abhängig waren, haben jetzt die Wahl zwischen den concurrirenden Finanzgruppen, und zahlen an diese für neue Anleihen nur noch sehr geringe Provisionen im Vergleich mit früher. Schon rückt die Zeit heran, daß sie bei fortdauerndem Frieden die Vermittelung der Finanzgruppen ganz werden entbehren können. Einige Großstaaten stellen bereits Finanzmächte ersten Ranges auf dem Weltgeldmarkt dar, deren Macht den Bankinstituten mehr und mehr über den Kopf wächst.

Die wirthschaftliche Ausbeutung ist ersichtlich in der Abnahme. Der Bewucherung der Handwerker, kleinen Beamten und Bauern wird mit Erfolg durch Kreditgenossenschaften und Darlehnskassen entgegengearbeitet, die doch erst im Anfang einer vielverheißenden Ausbreitung und Entwickelung stehen. Das Börsenspiel, das erst seit den 60er Jahren mit dem Anschwellen des Kurszettels bei uns in die Kreise der Privatkapitalisten eingedrungen war, hat offenbar schon in diesem einen Menschenalter die Gebildeteren unter ihnen so gewitzigt, daß sie immer vorsichtiger in der Anlage werden und immer zäher an den einmal gewählten Anlagen festhalten. Der Ersatz der Einzelbankiers durch Großbanken, voran durch die Reichsbank, hat auf die Solidität des Anlagegeschäftes im Ganzen günstig gewirkt. Die von den spekulativen Umsätzen des Publikums lebenden Bankiers klagen immer lauter über die zunehmende Verödung (d. h. Gesundung) des Börsengeschäftes, und müssen immer billigere Provisionen anbieten um nur noch Kundschaft heranzuziehen. Die Dummen, die ja freilich nicht alle werden, müssen in immer niedrigeren Bildungsschichten immer mühsamer gesucht werden; denn das anbrechende Licht erhellt zuerst die Berggipfel und dringt erst allmählich in die Thäler. Es ist zu hoffen, daß die Wohlhabenden und der Mittelstand sich künftig immer weniger zu Ausbeutungsobjecten für die Reichen und diejenigen, die es durch Ausbeutung werden wollen, hergeben werden. Damit wird dann aber auch diese Quelle der Bereicherung immer spärlicher fließen.

Der Mißbrauch der politischen Stellung zur Bereicherung durch Börsenspekulationen wird von selbst eingeschränkt, wenn die Conjunctursschwankungen des Handels und der Industrie geringer werden und das Privatpublikum den spekulativen Machenschaften seine indirecte Unterstützung versagt. Außerdem nimmt aber auch im Großen und Ganzen das politische Anstandsgefühl der Regierenden zu. In der Blüthezeit Griechenlands war die Uneigennützigkeit in politischer Stellung noch etwas ganz Ungewöhnliches, dem Volk Auffallendes. Unter den heutigen Fürsten dürfte sich schwerlich einer von auch nur annähernd so weitem Gewissen wie Louis Philipp finden. Auch in Republiken sucht man den Präsidentenplatz vor Allem mit einem für ehrenhaft geltenden Bürger zu besetzen. Selbst in Rußland, wo das Beamtenthum wegen unzulänglicher Besoldung auf Nebenverdienste angewiesen ist, pflegen die Spitzen der Regierung vor Mißbrauch der politischen Stellung zur Bereicherung zurückzuschrecken, während im vorigen Jahrhundert dort von Ministern und Günstlingen auf diesem Wege noch Kolossalvermögen erworben wurden. In Frankreich, wo die parlamentarischen Regierungen oft anrüchig sind, ist wiederum das Beamtenthum im Ganzen anständig, weil auskömmlich besoldet.

Die heute in vielen Staaten noch bestehende Corruption hängt theils an unzulänglicher Besoldung, theils an Wählbarkeit der Beamten auf kurze Zeit ohne Pensionsberechtigung, theils am parlamentarischen Regierungssystem. Die Brutstätte der politischen Corruption sind gegenwärtig die Parlamente, und ihre Corruption steigt proportional ihrer Macht im Staate. Wo das Parlament thatsächlich die Ministerien als seine Mehrheitsausschüsse bestimmt, da greift die parlamentarische Corruption auch mehr oder minder auf die Regierungen hinüber, wie die Corruption der Parlamente gesteigert wird durch die Corruption der Presse. Aber hoffentlich wird in Zukunft einerseits die Corruption der Presse durch die Zerschneidung des sie mit der Börse verknüpfenden Bandes, des Inseratenwesens, andererseits die Corruption der Parlamente durch die Zerschneidung des sie mit der Presse verknüpfenden Bandes und durch Verminderung ihrer Macht im Staate gemildert werden. Damit wird dann abermals eine heut noch fließende Quelle der Bereicherung durch Mißbrauch der parlamentarischen Stellung versiegen, die übrigens gerade in Deutschland, wo das parlamentarische Leben noch jung und die Parlamentsmacht beschränkt ist, bis jetzt noch keine Reichthümer geschaffen hat.

Hiernach scheint die dritte Epoche in der Geschichte, welche dem Erwerb großer Reichthümer günstig gewesen ist, in der Hauptsache abgeschlossen zu sein; wie jede der beiden vorhergehenden hat auch sie rund ein Jahrhundert gedauert. Wir befinden uns schon seit ein bis zwei Jahrzehnten in einer sichtbaren Ebbe und das nächste Menschenalter wird sich mit einer relativ dürftigen Nachlese begnügen müssen. Nicht nur das Handwerk, auch Handel und Industrie beginnen ihren goldenen Boden zu verlieren; noch schwerer als allen dreien aber wird es jetzt den Abenteurern, Schwindlern und Gaunern gemacht, sich Reichthümer zu erwerben. Im nächsten Jahrhundert werden wir die Hauptquelle für die Mehrung des Nationalkapitals im Zins suchen müssen; denn der über den Zins überschießende Theil des Reinertrages, der in früheren Epochen etwa das Vierfache des Zinses betrug, ist jetzt schon etwa auf die Hälfte des Zinses gesunken und wird künftig zu einem immer kleineren Bruchtheil des Zinses zusammenschrumpfen.

3. Die Zukunftsaussichten für die Behauptung großer Reichthümer.

Es entsteht nun die Frage, ob die in der letzten Epoche erworbenen Reichthümer wirklich, wie die Sozialdemokratie es behauptet, die Tendenz haben, sich in immer weniger Händen zu concentriren, sodaß dieser Prozeß auch ohne ein ungewöhn-

liches weiteres Anwachsen des Reichthums früher oder später zu einer Oligarchie führen müßte.

Zunächst ist da wieder die irrthümliche Ansicht zu bekämpfen, als ob schon in den letzten Menschenaltern oder in der Gegenwart ein solcher Zustand, d. h. ein Anhäufen des Reichthums in allzu wenigen Händen, eingetreten wäre. Die Kolossalvermögen von heute sind absolut genommen nicht erheblich größer als die in den vergangenen Epochen, aber sie haben heute eine viel geringere relative Bedeutung. Die heutigen Nationalvermögen sind ungleich größer als die früherer Zeiten, so daß die Kolossalvermögen der wenigen Krösusse einen viel geringeren Bruchtheil der Nationalvermögen ausmachen. Der Geldwerth ist heut geringer, so daß gleiche Geldsummen viel weniger zu besagen haben als in früheren Epochen. Den wenigen Krösussen steht jetzt eine sehr viel größere Zahl von Reichen gegenüber als in irgend einer früheren Periode, die zwar nicht kolossal reich, aber doch mehr als wohlhabend sind, und unter ihnen steht ein wohlhabender Mittelstand und ein besser situirter Arbeiterstand als im Alterthum. Das relative Uebergewicht der Kolossalvermögen über die anderen Stände ist also in jeder Hinsicht geringer als früher. Vor allen Dingen ist aber die werbende Kraft des Kapitals und die von ihr abhängende innere Vermehrungsfähigkeit desselben jetzt sehr viel geringer als in früheren Epochen; denn der Zins ist jetzt nur $^1/_5$ bis $^1/_{10}$, der über den Zins überschießende Reinertrag der Unternehmungen nur $^1/_{50}$ bis $^1/_{100}$ so groß als in früheren Epochen, und es dauert jetzt etwa vierundzwanzigmal so lange, bis ein Kapital sich im Geschäft verdoppelt und neunmal so lange, bis es sich durch zinsbares Darlehn auf Zinseszins verdoppelt. Allerdings sind die Nationalvermögen jetzt sehr viel größer, sodaß auch bei erniedrigtem Zinsfuß größere absolute Beträge als früher jährlich an Zinsen eingehen, aber diese vertheilen sich auf alle Stände, die in irgend welchem Maße Kapital besitzen, sodaß nur ein kleiner Theil davon auf die kolossal Reichen kommt.

Die Erfahrung lehrt, daß zu allen Zeiten die kolossalen Reichthümer nicht allzu lange im Besitz derselben Familien geblieben sind. In der Regel zersplittern, verschwenden oder verlieren schon die Enkel die Reichthümer, zu denen ihr Großvater den Grund gelegt, und die ihr Vater auf ihren Höhepunkt gebracht hat. Wirthschaftliche Unfähigkeit, Ueberdruß am Besitz, Verschwendungssucht, Schmarotzerthum, gleiche Erbtheilung unter die Descendenten und Zersplitterung beim Mangel an Descendenten pflegen getrennt oder vereint auf die Auflösung der Kolossalvermögen hinzuwirken. Daß sich Kolossalvermögen längere Zeit in derselben Familie behaupten, wie bei den Rothschilds, wird mit Recht als eine besondere Ausnahme angestaunt. Religiöser Sinn und Familienpietät müssen in solchen Fällen zusammenwirken, um den Kolossalvermögen thatsächlich eine Art von fideicommissarischer Gebundenheit zu verleihen, die sie gesetzlich nicht erlangen können und die der geistigen Atmosphäre des meist in diesen Kreisen herrschenden Liberalismus und Individualismus widerstrebt. Das Geschlecht darf trotz der Verführungen des Reichthums weder degeneriren, noch unfruchtbar werden, noch auch allzu fruchtbar sein, Bedingungen, die sich selten vereinigt finden. Wie jeder Mensch selbst beim Zweikindersystem 8 Urenkel und 16 Ururenkel hat, so hat auch jeder 8 Urgroßeltern und 16 Ururreltern; dadurch allein gleichen sich alle Besitzunterschiede des mobilen Vermögens stetig wieder aus — um wie viel rascher bei normalen Kinderzahlen.

Vor dem Wiederauseinanderrinnen sind die Kolossalvermögen nur dann dauernd zu schützen, wenn sie in Grund und Boden angelegt, d. h. in Latifundien umgewandelt und als solche fideicommissarisch geschützt werden. Dies war zu Zeiten, wo der Grundbesitz den bei weitem größten Theil der Nationalvermögen ausmachte, annähernd möglich; heute, wo der Grundbesitz nur noch einen kleinen Theil der Nationalvermögen darstellt, ist das auch nicht mehr annähernd möglich. Die Krösusse können sich zwar noch Latifundien anschaffen und diese fideicommissarisch binden, aber der Werth dieser Fideicommisse kann nur noch einen kleinen Theil des Werthes der Kolossalvermögen darstellen. Es ist gar nicht soviel Grund und Boden da, um alle etwaige Nachfrage zu befriedigen; die zeitweiligen Besitzer sind großentheils gar nicht gewillt oder nicht berechtigt, das Erbe ihrer Väter zu verkaufen und die Krösusse wollen theilweise gar keine größeren Kapitalien in Grundbesitz festlegen, am wenigsten zu übertheueren Preisen. Es kommt hinzu, daß die Gesetzgebung nothwendig demnächst Schritte thun muß, um die, wenn auch langsam fortschreitende Latifundienbildung zunächst zu hemmen und weiterhin auf Zerlegung der bestehenden Latifundien beim Erbgang hinzuwirken. Die zu Gutsbesitzern gewordenen Nachkommen der Krösusse würden also über kurz oder lang doch zu Großgrundbesitzern gewöhnlichen Schlages herabsinken, und nimmermehr können jetzt noch mobile Kolossalvermögen durch Umwandlung in Grundbesitz in derselben Familie festgehalten werden.

Es ist weiterhin nicht außer Acht zu lassen, daß die innere Vermehrungsfähigkeit des mobilen Kapitals gegenwärtig mehr als jemals durch Besteuerung eingeschränkt ist. Wie viel Unvollkommenheiten unser heutiges Steuersystem noch aufweisen mag, so kann man doch sagen, daß noch in keiner Periode der Geschichte das Problem der billigen und gerechten Vertheilung der Steuerlast auf alle Bevölkerungsklassen in einem der Vollkommenheit sich soweit annähernden Grade gelöst worden ist wie jetzt. Der Reiche zahlt jetzt in Preußen 4 % Staatseinkommensteuer und daneben eine Vermögenssteuer von $^1/_2$ ‰, die bei 4 % ger Verzinsung $1^1/_4$ % des Zinseinkommens ausmacht. Nehmen wir an, daß die Gemeinde, in der er wohnt, ebenfalls 4 %, der Kreis $1^1/_3$ % erhebt, so macht das schon $10^7/_{12}$ %. Dazu kommt dann noch die Gebäudesteuer (beziehungsweise Miethssteuer und Hanssteuer) für das von ihm bewohnte Haus, die man mit Gemeinde- und Kreiszuschlägen mindestens auf 1 % des Zinseinkommens veranschlagen muß. So wird das Zinseinkommen des Reichen bloß durch die directen Steuern um beinahe 12 % gekürzt, d. h. er empfängt statt 4 % wenig mehr als $3^1/_2$ %; in manchen Gemeinden, die ein Vielfaches der Staatssteuer erheben, kann seine wirkliche Einnahme bis auf 3 % sinken. Erzielt er aber aus Handel, Gewerbe oder Bergwerken eine höhere Verzinsung seines Kapitals, so treten dafür wieder die Abzüge der Gewerbe- und Bergwerkssteuer für Staat und Gemeinde hinzu.

Noch nie zuvor haben reiche vollberechtigte Staatsbürger von den Erträgen ihrer nicht in Landwirthschaft angelegten Kapitalien ähnliche Abgaben zahlen müssen, welche die innere Vermehrungskraft derselben um $^1/_8 - ^1/_4$ herabsetzen. Es ist keine Aussicht dazu, daß diese Abgaben sich in der nächsten Zukunft verringern, weit eher dazu, daß bei weiterem Wachsen der Staatsausgaben die Lasten des Kapitals noch weiter erhöht werden, sei es durch Erhöhung der Vermögenssteuern oder durch Steigerung der Progression der Einkommensteuer, sei es durch Einführung einer Erbschaftssteuer für directen Erbgang, sei es in anderer Form. Auch in dieser Hinsicht ist deshalb weniger als je zuvor eine allzu starke Vermehrung und Anhäufung der Reichthümer zu befürchten, da sie selbst und ihre Erträge mehr als je durch directe Steuern angezapft werden. Man wird im nächsten Jahrhundert weit eher einen Prozeß der gleichmäßigen Vertheilung der in diesem Jahrhundert erworbenen und angehäuften Reichthümer beobachten, als einen solchen ihrer zunehmenden Concentration in immer wenigere Hände.

4. Die Zukunftsaussichten der Reichen auf politische Vorherrschaft.

Noch weniger wäre es gerechtfertigt, zu besorgen, daß die vorhandenen Reichen oder ihre Nachkommen einen ungewöhnlich großen Grad von politischer und sozialer Macht ausüben könnten. Im Alterthum, wo die Reichthümer vorzugsweise von der politisch herrschenden Klasse durch Mißbrauch der Amtsgewalt erworben wurden, fiel politischer Einfluß und Reichthum ebenso natürlich zusammen, wie im Mittelalter, wo Fürsten und Grafen sich mit der Kirche in den immobilen Reichthum theilten. Aber schon bei dem wesentlich kaufmännischen Reichthum der Reformationszeit fiel politischer Einfluß im Staatswesen nicht mehr mit Besitz zusammen, und die reichen Bürger konnten höchstens noch in ihren städtischen Gemeinwesen eine

Plutokratie durchsetzen, falls nicht die Zünfte sie stürzten und durch eine reine oder gemischte Demokratie ersetzten. In der Gegenwart haben die reich gewordenen Erfinder und Großindustriellen keinen ihrer Bedeutung im Staate auch nur entsprechenden politischen Einfluß mehr, nachdem ihre Arbeiter sich ihrem Einfluß entzogen haben und Demagogen folgen. Der politische Einfluß der haute finance auf die Regierungen, der im Anfang dieses Jahrhunderts auf seiner Höhe, und in der Mitte desselben noch sehr beträchtlich war, schwindet in dem Maße, als die großstaatlichen Regierungen selbst zu Finanzmächten ersten Ranges emporwachsen und für neue Anleihen immer weniger Zins und immer geringere Provisionen zu zahlen haben.

In Ländern, wo das Parlament größere Macht hat, wo insbesondere die Concessionen zu Eisenbahnen und anderen industriellen Unternehmungen nicht wie bei uns im Verwaltungswege, sondern durch Gesetz ertheilt werden müssen, bleibt allerdings dem Großkapital ein politischer Einfluß, der proportional der parlamentarischen Corruption ist, ebenso in Staaten, wo das Beamtenthum bestechlich ist, das die Gesuche zu begutachten hat. Aber es ist zu hoffen, daß den Parlamenten die Befugniß zur Mitwirkung bei Concessionen mit der Zeit auch da entzogen werden wird, wo sie solche jetzt noch besitzen, und daß die Corruption des Beamtenthums sich durch Verleihung auskömmlicher Gehälter, lebenslängliche Anstellung und Pensionsberechtigung immer mehr verringern wird. Dann wird auch proportional der jetzt noch bestehende politische Einfluß des Großkapitals schwinden. Es ist eher zu befürchten, daß derselbe im nächsten Jahrhundert tief unter das ihm nach seiner sozialen Stellung gebührende Maß hinabsinkt, als daß er zu einer ungebührlichen Vorherrschaft der Reichen führt.

5. Die Ursachen der kapitalfeindlichen Strömung in der öffentlichen Meinung der Gegenwart.

Wenn aber die Sache so liegt, was mag dann der psychologische Grund jener irrthümlichen Voraussetzungen und Befürchtungen sein, aus denen die neuerdings immer weiter um sich greifende sozialdemokratisch-antisemitisch-bodenreformerisch-bauernbündlerische „Kapitalistenhetze" entspringt, die das hervorstechendste soziale Symptom in der Volksstimmung der Gegenwart bildet? Die Erklärung ergibt sich ziemlich einfach, wenn man erwägt, daß die meisten langsam wirkenden Ursachen sowohl auf physischem wie auf sozialem Gebiet den Höhepunkt ihrer Gesammtwirkung erst dann erreichen, wenn sie bereits aufgehört haben, thätig zu sein. Wie die größte Sommerhitze nicht zu Johanni, sondern in den Hundstagen, die größte Winterkälte nicht zu Weihnachten, sondern im Januar und Februar, und die Aequinoctialstürme erst zwei bis sechs Wochen nach den Tag- und Nachtgleichen auftreten, so werden auch nicht die schlechtesten Herrscher entthront und geköpft, sondern ihre Kinder und Enkel. Auch in dem sozialen Leben der Völker brauchen die Ursachen Zeit, um Wirkungen von genügender Spannkraft aufzuhäufen, bei deren Gipfelung die Ursachen selbst oft schon im Rückgange oder gar im Erlöschen sind. Die Urtheile der öffentlichen Meinung bilden sich eben nicht aus vorurtheilsloser theoretischer Betrachtung der Dinge, sondern sie entspringen aus unklaren Stimmungen und Affecten, die sich erst sehr allmählich in schwer controlirbarer Weise in der Tiefe des Volksgemüths herausbilden.

Unter diesem Gesichtspunkt wird auch der jetzt hervortretende Reichenhaß verständlich. Noch nie zuvor hat in einer gleich kurzen Spanne Zeit die Summe der Nationalvermögen der Kulturmenschheit eine gleiche Steigerung erfahren, wie in den letzten drei Menschenaltern; noch nie zuvor ist deshalb der Anlaß zum Neide für die Besitzlosen größer gewesen als jetzt. Dieser Volksneid kann sich nicht gegen abstracte statistische Ziffern richten, sondern er braucht concrete Anknüpfungen und er findet sie in den Reichen, die er nicht sowohl um ihren Besitz selbst, als um die durch ihn erreichbaren Annehmlichkeiten des Lebens beneidet. Dabei fühlt das Volk instinctiv hindurch, daß dieser Neid eigentlich nichts Schönes und Edles ist, und um sich wegen seines Neides zu rechtfertigen, hebt es die unverhältnißmäßig Reichen als Gegenstand seines verletzten Gerechtigkeitsgefühls heraus, obwohl diese eigentlich vor den mäßig Reichen eudämonistisch nichts voraus haben und darum nicht beneidenswerther als diese sind. Der Reichenhaß stützt sich also auf das unbillige Uebermaß der im letzten Jahrhundert angehäuften Kolossalvermögen und betont die zweifellos auch dabei mituntergelaufene Ausbeutung und das verdienstlose Glück der Erwerber. Daß die Kolossalvermögen nicht größer sind als in früheren Epochen, aber weniger zu bedeuten haben, daß die Tüchtigkeit bei ihrer Erwerbung eine größere, die Ausbeutung durch Mißbrauch politischer Stellung und durch Zins- und Waarenwucher aber eine weit geringere Rolle gespielt haben als in einer der früheren Epochen, daß früher die Reichthümer unter Verarmung des Volkes, jetzt aber unter Bereicherung desselben errungen worden sind, das Alles entzieht sich der Kenntniß des Volkes.

Nun ist es ein weiteres psychologisches Gesetz, daß der Mensch in Folge einer gewissen geistigen Trägheit die Fortdauer der zuletzt gewöhnten Zustände erwartet, ohne auf den Wechsel des Irdischen und die Wellenbewegung in Ebbe und Fluth Rücksicht zu nehmen. Nach dreiwöchentlicher trockener Sommerhitze will Niemand glauben, daß die nächste Woche Regen bringen kann, nach dreiwöchentlicher Regenzeit dünkt es schier unglaublich, daß die Sonne noch einmal wieder scheinen werde. In derselben Weise glaubt die Menge, die den Ursachen der Erscheinungen nicht nachgehen kann, daß nach einer längeren Periode wachsender Reichthümeranhäufung dieser Prozeß nun auch immer so weitergehen werde, höchstens mit der Tendenz, sich immer mehr in sich zu verschärfen. Treten nun gar Agitatoren auf, die mit dem Rüstzeug der Wissenschaft solche Vorurtheile für ihre Parteizwecke auszunutzen bemüht sind, so folgt die urtheilslose Masse um so lieber den Neigungen ihres geistigen Beharrungsvermögens, als ihm seine Vorurtheile für „wissenschaftlich erwiesene Wahrheiten" angepriesen werden.

Von vielen anderen Umständen, die dazu beitragen, jenen irrthümlichen Glauben zu stützen und zu verstärken, will ich hier schweigen; das Angeführte dürfte zu seiner psychologischen Erklärung ausreichen.

Literatur und Kunst.

Persische Lehre.

Von Ludwig August Frankl.*)

Wandelst du durch eines Gartens Rosenflieder,
Sei die Nachtigall und singe Liebeslieder.

Hörst du Eulen einsam krächzen in Ruinen,
Stimm' du an den heiser grellen Schrei mit ihnen.

Brause wie die Meeresbrandung an der Küste,
Mit Schakalen heule, bist du in der Wüste.

Wähl' zum Götzen dir ein Weib mit Grübchenwangen,
Gräme dich nicht lang, wenn sie dich hintergangen.

Siehst zur Kaaba du die frommen Pilger wandeln,
Mußt du gläubig auch zum Pilger dich umwandeln.

*) Die letzten Verse des am 12. März hochbetagt verstorbenen österreichischen Dichters, der sich auch als Freund und Biograph von Grillparzer, Hebbel, Raimund, Lenau, Anastasius Grün, als geistiger Urheber des Wiener Schillerdenkmals, wie überhaupt als edler Menschenfreund hohe Verdienste erwarb. Wer zumal dem liebenswürdigen, weltklugen, warmherzigen Menschen, der sein Haus zu einem Sammelpunkte geistigen Lebens an der Donau zu machen verstand, näher treten durfte, dem wird er unvergeßlich bleiben. D. R.

Thust du es, so werden dich die Menschen preisen,
Willst du aber weise sein, hör' auf den Weisen:

Laß dich nicht vom Glanze jeder Rose blenden,
Besser ist's zum Glanz des Ewigen sich wenden.

Wärme dich nicht schnell an jeder Erdenflamme,
Frage du zuerst, ob sie vom Himmel stamme.

Iß die Frucht nicht, wenn auch süß, von jedem Baume,
Einer wurzelt nur im Paradiesesraume.

Zwei Apokalyptiker.

Ein Stückchen Zeitpsychologie.

Von Franz Servaes.

Unsere Zeit fängt wieder an, Vorliebe für Mystik zu verspüren. Die Mystik kann einen doppelten Ursprung haben. Sie kann aus der Unkenntniß, und sie kann aus der Uebererkenntniß entspringen, sie kann naiv oder raffinirt sein. Die unserer Zeit ist raffinirt und entspringt aus der Uebersättigung mit Kenntnissen, als deren niederschlagendes Resultat unsere Unkenntniß herausspringt. „Gesteht, was man von je gewußt, es war durchaus nicht wissenswürdig": so empfindet auch manch ein Baccalaureus von heutzutage und wendet sich der Mystik zu.

Indeß von „wissenschaftlicher" Mystik soll hier nicht die Rede sein. Ich will vielmehr ihren Niederschlag untersuchen, den sie in der poetischen Literatur hat, in seltsamer Verquickung mit manchem überverdauten und halbverdauten Wissenswust. Vielleicht ist die Erweckung poetischer Visionen die einzig organische Methode, durch die ein mystisch veranlagtes Gemüth zu wissenschaftlichen Erkenntnissen gelangen kann — und vielleicht stößt es, nach manchen Irrfahrten über romantisch verschlungene Pfade, auf unentdeckte Lichtungen, vor denen sich, in lockenden Nebelgebilden, ein schwankendes Zukunftspanorama öffnet.

Uebrigens gedenke ich hier lediglich unserer Zeit ein wenig an den Puls zu fühlen, und nicht etwa zwei Bücher zu „kritisiren". Dies käme mir vor, als ob ich Regen und Nebel, Thauwind und Frühreif kritisiren wollte. Es sind Erscheinungen, die ich nicht ändern kann. Und so steht es auch nicht in meiner Macht, die Wege der modernen Psyche zu ändern, die sie in ihrem Entfaltungsringkampf einzuschlagen beliebt.

Da haben wir einmal Richard Dehmel.

Sein Buch heißt „Aber die Liebe", enthält vorwiegend Lyrika und wird von ihm bezeichnet als „ein Ehemanns- und Menschenbuch".*)

Es trägt eine bemerkenswerthe Titelvignette von Hans Thoma: ein Elfenknäblein mit Schmetterlingsflügeln sitzt im aufgesperrten Rachen eines zusammengeringelten Meerdrachens, mitten zwischen den Zähnen, und bläst, mit angstverdrehten Augen, eifrig auf einer Hirtenschalmei. Darunter steht zu lesen, als Lösung der „Hieroglyphe":

Jedweder Rachen,
drin Sehnsucht singt,
ist auch der Rachen,
der sie verschlingt;
aber ob rings von Zähnen umgiert,
das Leben sitzt und jubilirt.

Das ist die Stimmung, die dieses Buch durchweht: mag auch der Dichter singen und phantasiren und sich zu rauschvollen Ekstasen entzücken, nimmer verliert er das Bewußtsein, daß ihn das Leben wie der Rachen eines Drachen umgibt; ein grausam-mystisches Schicksal hält uns unablässig in eisernen Klauen und kitzelt uns zuweilen, um sich an unseren Lachkrämpfen zu ergötzen. Solch ein Lachkrampf ist die Liebe. In ihren Seligkeiten birgt sie das Grauen. Sie überkommt uns als etwas Ungewolltes und schüttelt uns hin und her von jauchzender Erkenntniß zu dumpfer Beklommenheit, von unschuldiger Reine zu dunkler Schuld, von lichter Weisheit zu trübem Wahnsinn. Folgendes sind die Verse, die den obengenannten vorhergehen:

In allen Tiefen
mußt du dich prüfen,
zu Deinen Zielen
dich klarzufühlen;
aber die Liebe
ist das Trübe."

Die Liebe mit dem großen „Aber" davor, das ist so recht ein Schmerzenserlebniß der modernen Psyche, in ihrer drangvollen Klemme zwischen idealischer Aethersehnsucht und schmutzig-wollüstiger Begierde. Frau Venus ist die böse Teufelin, die uns als Claviatur für ihre launischen Finger benutzt und uns mit den widersprechendsten Empfindungen auffüllt, so daß wir nicht wissen, wo Halt und Festigkeit ist. Bei Dehmel hat sich das Wirrsal zugespitzt zu einer immerwährenden, meist geheim wühlenden, dann jäh und offen hervorbrechenden Controverse zwischen Mensch und Ehemann. Der Ehemann, der Treue gelobt hat, der Mensch, der die Treue halten will — und dann der Mensch, der die Treue bricht, und der sein Blut verflucht und das darin schlummernde Verhängniß. . . .

„Ach immer die Treue treuwillig versprochen,
Und immer treuwillig die Treue gebrochen;
so hat es das Leben, das Leben gewollt."

Was hilft's, daß man sich zu der modernen Erkenntniß der Willensunfreiheit flüchtet? Das alte ererbte Schuldgefühl läßt uns nicht los und nagt immer wieder an uns, so sehr wir auch in geistiger Verwegenheit rostige Riegel sprengen wollen und uns Flügel, Flügel! wünschen. Es sind nur Momente, in denen wir den Vollbesitz der geistigen Freiheit für uns erlangen, wir Uebergangsmenschen mit den Mittelaltersresten und den Zukunftsahnungen in der Brust. Blitze von übermenschlicher Heiterkeit leuchten in uns auf und werden bald vom Dunkel allzumenschlicher Gedrücktheit wieder verschlungen. Wir tappen und tappen: Mystik ist die weite apokalyptische Höhle, die uns immer wieder aufnimmt, wo wir uns angstvoll aneinanderkauern und herzklopfend in's Wetterleuchten künftiger Erkenntnisse stieren.

Solch ein Wetterleuchten ist Dehmel's ganz unheimlicher Lieder-Cyclus: „Die Verwandungen der Venus". Das „Aber" ist hier fast vergessen, das kleine eigene Leid. Unendlich weitere und tiefere Leiden öffnen sich, weit und tief wie die Leidlosigkeit. Denn vor dem Weltblick, der das Ganze durchschaut, löst sich alles, Schmerz und Wonne. Unablässig verwandelt sich Venus. Keine Gestalt, in der du sie fassen und halten könntest. War sie eben noch Göttin, so ist sie jetzt schon Vieh. Ist sie jetzt eine Gnadenspenderin, gib acht, gleich wird sie die ärgste Qualerfinderin sein. Sie ist ein Chamäleon und glitzert in allen Farben, und so stellt sie sich uns vor, in immer neuen Rollen, als Venus Mea und als Venus Pandemos, als Venus Madonna und als Venus Adultera, als Venus Sapiens und als Venus Perversa, als Venus Vita und als Venus Mors. Und so noch viele Stadien hindurch. Jedes dieser Stadien festgehalten durch ein Gedicht, in dem sich ein Bild vor uns aufrollt voll grausiger Lebenswahrheit und mystischer Tiefe. Das Ganze eingeleitet durch ein Gebet der Sucht und abgeschlossen durch das Gebet der Sättigung. Die widerspruchsvolle Gefühlswelt unserer erotischen Empfindungen und der furchtbare Gegensatz der erotischen Thatsachen liegen darin eingeschlossen.

Dehmels „Aber die Liebe" ist ein Buch, in dem ein Mensch sich ganz ausspricht. In paradiesischer Schamlosigkeit verbirgt er uns nicht das letzte Winkelchen seiner seelischen Schlüfte. Er denkt gar nicht an uns, er will nur sich selber ausdrücken. Er scheut nicht davor zurück, seinen Widerwillen dagegen zu bekennen, sein Weib säugen zu sehen — diese rührend menschliche Verrichtung ist ihm ein Greuel und erfüllt ihn mit Scham: „Wehe, der Mensch ist ein Säugethier!" Alles Thierische möchte er am liebsten aus dem Menschlichen ausscheiden, und wenn sein Weib vor ihm „mit ihren Brüsten

*) Dr. E. Albert & Co., München.

bettelt", dann gemahnt er sie an die Reinheit der Brautzeit, und rührend fleht er zu ihr: „Sieh mich an mit deinen Menschenaugen" . . .

Aber so persönlich Dehmel empfindet und so individuell er sich ausspricht, er ist sich doch immer nur ein verschwindender Theil des großen Weltganzen. Die leidende Menschheit und die allumfassende Natur finden in ihm einen lebhaften Widerhall. Nicht als einsamen Kämpfer fühlt er sich, sondern als einen Mitringenden, dem ein erhabener Traum von künftigem Völkerglück winkt. Und die Natur, mit ihrem einwiegenden Dämmerzauber, ist der immer wiederkehrende Hintergrund für seine Gedichte und Gesichte. Ein Försterhaus im Walde war seine Heimathhütte. Davon weht ihm noch jetzt manchmal ein lieblicher Waldhornklang herüber . . . .

Die Analyse der erotischen Empfindungen wird fortgeführt und zu einer Analyse des gesammten decadenten Sexualbewußtseins erweitert durch Stanislaw Przybyszewski. Dieser junge Pole, der vordem mit zwei interessanten Untersuchungen „zur Psychologie des Individuums" (1. Chopin und Nietzsche, 2. Ola Hansson) hervorgetreten ist, bedient sich in seinem neuesten Werke „Todtenmesse",*) einer romanartigen Form, um an einem einzelnen concreten Fall seine höchst bemerkenswerthen Anschauungen über die Zusammensetzung der modernen Psyche darzulegen. Ich sage: „romanartig", um zunächst eine allgemeine Vorstellung dieser mysteriösen „Todtenmesse" zu vermitteln. In der That handelt es sich hier um eine literarische Erscheinung, die schlechtweg ohne Vorbild ist, und an der alle ästhetischen Kategorien, an die wir uns mehr oder weniger gewöhnt haben, ihre Unzulänglichkeit erweisen. Und wie die Form so ist auch der Inhalt bei Przybyszewski von einem durchaus neuen Geiste erfüllt, von dem für's Erste nicht zu sagen ist, ob er zum Guten oder zum Bösen führt.

In München, bei den Secessionisten, war in diesem Sommer ein polnisches Bild, „Das Gebet" von Waclaw Szymanowski, über das seiner Zeit an dieser Stelle eingehend berichtet worden ist. Es wurde als eine große künstlerische Offenbarung des polnischen Rassetemperamentes bezeichnet, und es entwickelte seine Stärke in der Wiedergabe religiös-ekstatischer Gemüthszustände, in denen das Unterste des Seelenlebens wie in wilden Lavabächen nach oben bricht. An dieses Bild habe ich denken müssen, als ich Przybyszewski's „Todtenmesse" las. Ich erblickte den Maler und den Dichter-Philosophen auf dem Hintergrunde des nämlichen Volksnaturells, und beide wurden mir dadurch eindringlicher und stärker. Zudem das wundersame Spiel des Zufalls, daß sich bei Przybyszewski die machtvolle Schilderung einer in der Dorfkirche von Pestangst geschüttelten und in den Staub geworfenen Gemeinde findet, die wie eine poetische Reproduction des Bildes von Szymanowski anmuthet — obwohl sich die beiden Künstler völlig fremd sind.

Gleichwie Ola Hansson, dessen begeisterter Verkünder Przybyszewski geworden ist, sich das Geheimspiel der Seelenregungen zu seinem besonderen Thema gewählt hat, untersucht auch Przybyszewski mit größtem psychologischen Scharfsinn und rücksichtsloser Selbstdurchwühlung die Natur derjenigen Empfindungen, die noch im Dämmer des Halbbewußtseins schlummern. Das große Ziel, das ihm dabei vorschwebt, ist, diese Dämmerung zu lichten und so allmählich die unterbewußten Seelenregungen für die Bewußtseinshelle zu erobern. Etwas von stürmischer Ungeduld, die Functionen der menschlichen Psyche durch aufsprengende Bohrungen zu erweitern, bebt durch den ganzen Menschen und zittert durch sein jüngstes Buch. Nicht die grausige Wahnsinnsschwelle hält diesen kühnen Forscher zurück: denn durch den Zusammenbruch des Intellectuallebens und des künstlichen Aufbaus der Persönlichkeit scheinen ihm Urelemente ans Tageslicht geworfen zu werden, die sonst von Nacht und Grauen bedeckt sind, die aber jetzt zum Verräther des uralten Chaos werden, des vorweltlichen Schöpfers der Dinge. „Man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern zu gebären", sagt Nietzsche, und an diesen Ausspruch des stolzen Märtyrers einer heranwitternden Erkenntnißmorgenröthe gemahnt mich die ganze Methode Przybyszewski's, wenn er einem dunklen psychologischen Problem zu Leibe geht. Das ist wie ein Aufbrechen alter Rinden, wie ein Ausspeien heißer Schlacken, wie ein Emporzüngeln unterirdisch wühlender Flammen. Da pfeift etwas wie der Sturmathem der Natur und fällt prasselnd nieder auf die gebrechlichen Dächer, die die ängstlichen Menschen sich zu nothdürftiger Hut errichtet haben. Alles geräth in's Wackeln und tanzt in wahnsinnigen Hopsern um uns herum. Aber mitten hindurch blitzt ein Menschengeist, der gewiß noch nicht überall zu scheiden und zu sichten weiß, der aber für den Unerschrockenen aufhellende Lichter vor sich herwirft, die möglicherweise Bahnen künftiger Geistesentwickelung bezeichnen.

Also Przybyszewski schreckt nicht davor zurück, den Menschen zu zerstören, um den Menschen wieder aufzubauen. Er schildert in seiner „Todtenmesse" ein Individuum, an dem nahezu Alles aus der Bahn des Normalen abweicht, das an Hypertrophie des Gehirns leidet und das seine Sexualsphäre damit untergräbt: Als es in ein erotisches Erlebniß geräth, das seinen gesammten Nervenapparat beansprucht, da muß es auseinander bersten und auseinander krachen wie eine schlecht geölte Maschine. In der That, zu einer „Todtenmesse" wird die Schilderung dieses Selbstauflösungsprocesses einer tief in den Sumpf der Decadence gerathenen Menschennatur. Aber über dem Sumpf phosphoresciren märchenfarbige Lichter und flüstern uns in's Ohr von unterirdischen Geheimnissen. . . . .

„Am Anfang war das Geschlecht": mit diesem Satz setzt Przybyszewski ein, und er scheint mir damit der Wahrheit näher gekommen zu sein als der Evangelist Johannes und der Altmeister Goethe. „Am Anfange war das Geschlecht. Nichts außer ihm — alles in ihm." Eine kosmische Vision als Unterbau für eine Neubetrachtung der Menschennatur! Das Geschlecht — die belebende Kraft des Chaos, das Geschlecht — die Unterbrunst alles Werdens, das Geschlecht — der Schöpfer des menschlichen Gehirns, um seine sich verfeinernden Lüste damit zu befriedigen! Und dann das Anwachsen des Gehirns durch das unablässige Nachheizen des Geschlechts; die Erstarkung des Gehirns zu einer selbständigen, selbstthätigen Kraft; die Auflehnung des Gehirns wider die alte Mutter; und schließlich die Erdrosselung der Mutter durch die aus der Art geschlagene Tochter. Eine solche Erdrosselung hat stattgefunden bei dem Menschen, dessen Todtenmesse wir beiwohnen. Das Gehirn hat sich bei ihm zum Autokraten aufgeworfen und die Wurzeln abgegraben, die ihn mit der Mutter Erde und dem zeugerischen Chaos verbinden. Der Autokrat, sich selbst überlassen, verfällt dem Größenwahnsinn, in dem die einzelnen Hirnzellen wider ihrerseits zu Autokraten werden und auf eigene Faust in den Kosmos hinausschwirren, bis schließlich die Atome auseinanderfallen. Die Auflehnung ist gerächt, zum Anfang kehrt alles zurück, und — „am Anfang war das Geschlecht".

Wenn man will, ist dies die Tragödie des modernen emancipirten Gehirns. Die demselben drohende Gefahr hat Przybyszewski prägnant bezeichnet, die Form der Entartung und den Gang der Zersetzung mit gewaltiger Phantasie eindrucksvoll geschildert. Das einzelne Individuum, an dem dieses vor sich geht, interessirt als solches nicht: es ist namenlos, es ist „Ich", d. i. der Repräsentant einer ganzen Entwickelungsphase des menschlichen Gehirns. Das ganz in sich selbst eingesponnene und dann wieder kosmisch ausgeschwellte Ich ist der Held der Tragödie, es erzählt seine eigene Leidensgeschichte, singt seine eigene Todtenmesse. Die souveräne Persönlichkeit, die einzig sich selbst leben will; der Uebermensch, der allem Menschlichen sich abgekehrt hat; der große Egoist, der alle altruistischen Regungen bis zum Erlöschen der Sexualempfindung in sich ausgemerzt hat — er bricht in sich selbst zusammen, er hat nicht Kraft zu leben.

Und die Masse triumphirt? Diese moralische Consequenz hat Przybyszewski wohlweislich nicht gezogen. Er hätte alsdann sein Buch den Philistern widmen müssen. Aber er widmet es ganz jemand anders: Richard Dehmel.

*) Berlin, Fontane & Co.

Wegweiser zum Glück.

Von Wilhelm Bolin.

Es ist eine wohl zu beachtende Thatsache, daß gegenwärtig die ethische Literatur, die zu Anfang dieses Jahrhunderts im Vordergrunde des Bildungsinteresses gestanden, wiederum einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Langehin als „langweilig" und auf banalen Selbstverständlichkeiten ruhend erachtet, war die Ethik das geduldete Aschenbrödel neben den angeblich höheren Untersuchungen dessen, was die Welt im Innersten zusammenhält, und blieb eigentlich den Händen der Theologie überlassen, bei der sie auch nur nebenher betrieben wurde. Zu der ihr gebührenden Pflege kam es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnts durch die historischen Darstellungen ihrer bisherigen Entwickelung, denen sich dann die kritische oder systematische Behandlung ihrer Probleme und schließlich auch verschiedene Erörterungen in gemeinverständlicher Form anreihten. Hiermit ward das umfassende Gebiet der Ethik gleichsam auf's Neue in Besitz genommen, und zwar unter entschiedener Bezugnahme auf die unmittelbare Wirklichkeit. Sätze und Wahrheiten, einfach und einleuchtend wie die Grundelemente der Mathematik, wurden ihrer Begründung und Tragweite nach eingehend geprüft und in ihrer Bedeutung für Menschenwohl zur Beherzigung empfohlen. Was seit Jahrtausenden menschlicher Gesittung zu voller Richtigkeit anerkannt und durch das Christenthum gemeinfaßlich und jedem zugänglich gewesen, finden wir nachdrücklich in seiner unerschütterlichen Gültigkeit hervorgehoben, als müsse es vor bedrohlichen Angriffen gewahrt und vor leichtfertigen Zweifeln gesichert werden.

Und wohl ist dies der Fall. Theoretisch wird die Gültigkeit der ethischen Grundwahrheiten in jener hypergenialen Aggression gegen Bestehendes und Altehrwürdiges angezweifelt, die jenseits von Gut und Böse für die Vorrechte specifischer „Uebermenschen" eintritt, das vermeintliche Auslebenmüssen der Persönlichkeit befürwortend, die in den Banden spießbürgerlicher Sittlichkeitsforderungen verkümmere. Practisch werden die Vorschriften einer gesitteten Lebensweise durch die zahllosen Auswüchse der auf vielfache Art geförderten und entfalteten Genußsucht ins Gesicht geschlagen, wie sie nicht nur in gewissen Kreisen unter dem Schutze bestehender Besitzverhältnisse gedeiht, sondern auch in nächstem Zusammenhang mit Noth und Elend als wohlberechtigte Lebensäußerung verfolgt wird. Aber auch wo sich die Selbstsucht nicht in so nackter Rücksichtslosigkeit behauptet, tritt sie doch in den allerseits wogenden Rassen- und Klassenkämpfen, in der aufdringlichen Partei- und Interessen-Politik, in den nationalen und confessionellen Hetzereien mit jener alle Gesittung verleugnenden Brutalität zu Tage, wie sie die rückläufige Bewegung unserer gegenwärtigen Culturzustände hinlänglich kennzeichnet.

All dies Treiben ist unheilvoll genug, um einen an der gedeihlichen Fortentwickelung der Menschheit irre zu machen. Zahllose Fragen umdrängen jeden, der diesen Mißständen nicht gleichgültig gegenübersteht. Wer belehrende Aufschlüsse darüber wünscht, dem möchten wir ein Werk empfehlen, das binnen kurzem drei Auflagen erlebte: Der moderne Mensch, Versuche über Lebensführung von B. Carneri.*)

Als Geleitwort hat der österreichische Philosoph seinem Buche den Satz Spinoza's gegeben: Was nicht zu verhüten ist, hat nothwendiger Weise gestattet zu werden, wenngleich oft Schaden daraus erfolgt. Damit soll auf das vorhin angedeutete Vordrängen des Individualismus hingewiesen sein, worin er eine naturelementäre Erscheinung erkennen will. Einer solchen gegenüber ist richtiges Verständniß ihres Wesens und der ihre Aeußerungsweise bedingenden Umstände der einzige Weg sie, wie jede andere Naturkraft, im Interesse des Culturlebens zu verwerthen. Denn was jenes Aufbäumen der zügellosen Selbstsucht so bedrohlich macht, ist ihre offenbare Culturfeindlichkeit, ihr unheimlicher Drang zur Barbarei, wie er sich in der Entfesselung der Bestie im Menschen merklich genug kundgibt. Wenn die Gewalt roher Triebe in solcher Vielfältigkeit innerhalb vorgeschrittener Culturverhältnisse zur Geltung gelangt, bei denen die Zucht der heranwachsenden Geschlechter unter steter Berücksichtigung der Normen einer edlen Sittlichkeit bald volle zwei Jahrtausende hindurch stattgehabt, so kann das nur daran liegen, daß ein verkehrtes Verfahren dabei befolgt worden. Dies einzusehen erfordert freilich eine Unbefangenheit im Erfassen und Beurtheilen der wirklichen Vorgänge, wie sie bisher nur vereinzelt aufgetaucht; mit der gewonnenen Einsicht aber stellt sich auch die unabweisbare Nothwendigkeit ein, auf Aenderung in dem ganzen herkömmlichen Verhalten zu dringen.

Das Verkehrte des bisherigen Verfahrens liegt für Carneri in dessen Zwiespältigkeit. Ihren Ausgangspunkt hat die theologische Moral in der Annahme, der Mensch gehöre seinem Wesen nach in eine andere Welt, zu der er sich während seines Erdendaseins vorzubereiten habe. Zu diesem Zweck sind ihr alle sittlichen Forderungen, so weit sie seine Beziehungen zu den Mitmenschen betreffen, nur untergeordnete Mittel; sein Dasein vor dem Tode gilt ihr als ein durchaus nichtiges und verwerfliches, sodaß einem entsagungsvollen Verhalten im Diesseits eine eben so glänzende Vergeltung im Jenseits entspreche. Folgerichtig hätte dies zu einem völligen Aufhören aller und jeder Culturthätigkeit führen müssen. Die Gewalt der täglichen Bedürfnisse und der wechselvollen Beziehungen unter den Menschen hat es nicht dazu kommen lassen. Unser ganzes Culturleben, von der nothwendigen Kräfteentfaltung der Menschheit getragen, liefert den thatsächlichen Beweis, daß wir in keine andere Welt gehören als in der wir geboren werden — wenigstens so lange wir nicht dem Tode verfallen sind. So lange hat das Erdenleben seine unabweisbaren Ansprüche, und diese in gehöriger Weise zu berücksichtigen, ward die Aufgabe einer inzwischen aufgekommenen Moral, die es mit den auf das Diesseits bezüglichen Vorschriften sehr genau nimmt, deren Erfüllung aber nur in einem steten Verzichten und Entsagen erblickt und dafür keine andere Befriedigung als das Bewußtsein einer pflichtgemäßen Tugendhaftigkeit zu gewähren hat, deren Werth sie nach den dabei zu überwindenden Schwierigkeiten bemißt. Wie die theologische Moral den Menschen im Zwiespalt mit dem Erdenleben, faßt ihn die spätere Moral im Zwiespalt mit sich selbst: hat er dort den Lockungen des Diesseits zu widerstehen um wahrhaftes Glück jenseits des Grabes zu finden, so hat er bei der nunmehr landläufigen Moral die bösen Triebe in sich zu bekämpfen und statt dem Wahne des Glücks dem Verdienste der Tugend nachzustreben. Aber so gewiß wie die Cultur der weltabgekehrten Moral der Theologie zum Trotz sich bethätigt hat, eben so gewiß hat das Menschengemüth ein Glücksverlangen, das sich nicht verdrängen läßt und den wesentlichen Inhalt seines Innenlebens bildet. Beides sind nur zwei verschiedene Seiten der nämlichen Lebenserscheinung, durch deren Verleugnung die landläufige Moral in ihrer theologischen wie in ihrer modificirten Fassung endgültig gerichtet ist.

Leben und glücklich sein wollen ist Eins, sagt Ludwig Feuerbach. Die Wahrheit dieses Ausspruchs findet ihre unverhohlene Anerkennung in der Religion, für die das allein erstrebenswerthe Leben im Jenseits ein Leben ununterbrochener Glückseligkeit ist. Mit steigender Cultur, welche ja lediglich im Heben und Verbessern des Erdenlebens besteht, büßen aber die für das Jenseits verheißenen Wonnen ihre Anziehung ein. In den heute immer allgemeiner werdenden Daseinsansprüchen des Individualismus gibt sich das Bewußtsein vom Werthe des Erdenlebens zu erkennen und wird Tag für Tag entschiedener in seinen Forderungen auf Glück. Die Erweiterung des Kreises, der an den Wohlthaten der Civilisation unmittelbar Theil hat, ist im geschichtlichen Fortgang begründet, deren Ziel stets die größtmögliche Glückseligkeit der größtmöglichen Anzahl verbleibt.

Nicht in dem Verlangen nach Glück innerhalb diesseitiger Daseinsverhältnisse, sondern nur darin sind die Ausgeburten des heutigen Individualismus verwerflich, daß es mit Ausschluß und auf Kosten Anderer erstrebt wird. Ganz davon abgesehen, daß ein zügelloses Geltendmachen des Selbst, wie es jene Extreme kennzeichnet, in Ekel und Widerwillen aus-

*) Bonn, Emil Strauß.

mündet — die Ritter der Genußsucht sind bekanntlich auch die eifrigsten Bekenner des Pessimismus —, so lassen sich die allen Erdenkindern gemeinsamen Anrechte auf Glück nur durch deren gegenseitige Berücksichtigung verwirklichen. Darin gerade besteht die Aufgabe der Sittlichkeit, die eben so nothwendig auf Glück zielt wie sie nur innerhalb irdischer Lebensbeziehungen einen Sinn hat. Den überirdischen Lockungen der Religion nicht weniger entwachsen als der Zucht der mit ihrem „Du sollst" längst hinfällig gewordenen bisherigen Moral, bedarf der moderne Mensch einer seinem Glücksstreben angemessenen Leitung zu sittlichem Verhalten. Der Mensch, wie er heute ist, will als einheitliches Wesen der gegebenen Wirklichkeit gegenüber behandelt sein. Als solches hat er einen unabweisbaren Trieb sein Selbst zu behaupten, welches die nothwendige Voraussetzung zu seinem Glück ist. Ihn tilgen wollen, wie es die bisherige Moral im Interesse der Sittlichkeit erstrebt, heißt den Menschen verstümmeln und ruft jene abnormen Aeußerungen des Individualismus hervor, wo es nicht zu verlogenen oder versimpelten Halbmenschen kommt. Die einer sittlichen Lebensführung entsprechende Glücksgemeinschaft läßt sich nur durch Veredelung der dem Menschen von Natur einwohnenden Triebe erreichen. Mit anderen Worten: die Veredelung des Glückseligkeitstrebens ist der Weg zur Sittlichkeit.

Hierin also ist die Richtschnur einer erfolgreichen Erziehung gegeben. Nicht das glückverlangende Selbst unterdrücken, sondern es über die Schranken der unmittelbar eigenen Befriedigung erheben, das eigene Wohl im Gemeinwohl finden lehren, das allein gibt wahrhafte Gesittung. Mit alleiniger Berufung auf das Pflichtgefühl ist dem modernen Menschen nicht beizukommen. Nur durch eine ihm angepaßte, im frühesten Alter beginnende Erziehung kann er auf einen Weg gebracht werden, der eine ethische Erhebung ermöglicht. Nur wenn er heranwächst mit einem klaren Begriff und Gefühl echter, dauernder Glückseligkeit, kann aus ihm ein edler Mensch werden.

Um den Menschen, den es zu erziehen gilt, als das zu nehmen, was er ist, hat man nicht damit zu beginnen, daß man ihn anhält den Pfad der Tugend zu wandeln, wofür er hüben und drüben belohnt wird, sondern damit, daß man ihn lehrt wahrhaft glücklich zu sein, wobei dann der sittliche Werth von selbst als Lohn ihm in den Schoß fällt. Die rückhaltslos in Angriff genommene Civilisirung des im natürlichen Selbst wurzelnden Glückseligkeitstriebes muß ganz andere Früchte tragen als jeder Versuch, es bei Seite zu schieben und eine andere Macht an seine Stelle zu setzen. Diese andere Macht, die Rücksicht auf seine Mitmenschen, ist gewiß für den Ethiker das Höchste; jedoch in der bisherigen Weise ins Leben eingeführt, kann der Altruismus nur krankhaft gedeihen, weil er eine wesenlose Abstraction bleibt, die vom ersten besten Ansturm des neben ihm lauernden Egoismus verscheucht wird. Nicht ein ephemeres „Sollen", das mit der Natur des Menschen in Widerspruch steht, vielmehr ein thatsächliches „Können", zu dem seine Natur erzogen ist, nicht ein fremder Befehl, seine eigene Gesinnung hat ihn zu bestimmen beim Streben nach den Zielen, die ihm die Menschheit oder er selbst sich steckt. Für den ethisch erhobenen Menschen ist, außer der im engeren Sinn moralischen, die intellectuelle, künstlerische und auch körperliche Ausbildung wesentlich. Für ihn ist das Glück identisch mit Fortentwickelung. Da die Fortentwickelung Lust ist, so bildet für ihn die Glückseligkeit nicht nur sein Ziel, sondern auch das bewegende Element, das seinem Ziel ihn entgegentreibt. Nur darum kann der Mensch zum ethischen Menschen sich erheben, weil beim Zusammensein mit seinesgleichen, ohne welches es für ihn eine allgemeine Fortentwickelung nicht gibt, das Zusammenleben nur durch ein gewisses Maß von Selbstbeschränkung ihm zu einer reinen, dauernden Lust wird. Daraus ergibt sich ein nothwendiger Fortschritt der Gesammtheit.

Wie der Autor die für solchen Zweck erforderliche Erziehung gehalten sehen will, dies hier darzulegen müssen wir uns versagen. Der Leser möge das selbst in dem trefflichen Buche nachlesen, dessen einsichtsvolle Betrachtungen über Schulwesen, über Unterricht und moralische Unterweisung, über Strafen und sonstige Begebenheiten und Vorkommnisse im Alltagsleben der größten Beachtung werth sind. Nicht minder fruchtbar sind die Erörterungen über Kunst und Literatur, Religion und Wissenschaft, soziale und politische Verhältnisse; in Allem gibt sich ein ebenso kenntnißreicher wie vorurtheilsfreier Geist, stets den Zweck der Zwecke, das Wohl der Menschheit vor Augen, zu erkennen.

Mit seinem Buche bietet Carneri, am Abend eines reichen, von den tiefsten Fragen der Gegenwart bewegten Daseins, das Ergebniß einer auf allseitiger Bildung ruhenden Erfahrung allen denen zu ersprießlicher Anregung, denen es bei gleichartiger Ueberzeugung mit ihm um echten Frieden mit der Welt und um ein edles Vertrauen auf das geschichtliche Gedeihen unseres Geschlechtes zu thun ist. Es fügt sich gar eigenthümlich, daß gleichzeitig ein Landsmann von ihm — genau wie er 1821 geboren — seinerseits auch die Summe seiner Gedanken über Lebensglück gezogen und es in einem Büchlein niedergelegt, das bereits auch in zweiter Auflage erschienen. Dieser Autor ist der bekannte Dichter und Essayist Hieronymus Lorm, ein eben so begeisterter wie verständnißtreuer Anhänger Schopenhauer's, auf dessen Grundanschauung fußend er nun zwei „Beiträge zur Lebensphilosophie" veröffentlicht hat: Die Muse des Glücks und Moderne Einsamkeit.*)

Geistvoll und mit der ihm eigenartigen stilistischen Feinheit entwickelt Lorm die Ansicht, daß das Glück weder ein Begriff, noch ein Besitz, weder ein Kind der Vernunft, noch des Reichthums, sondern ganz und gar eine angeborene Gabe, ein Talent sei, das sich zuweilen zum Genie steigert. Die Kunst glücklich zu sein könne daher nicht gelehrt, sondern nur von Demjenigen, der sie kraft seiner Natur besitzt, geübt werden. Die Jünger dieser Kunst sondern sich in verschiedene Rangstufen, von der halbbewußten Lebensfreudigkeit, wie sie „Johann der muntere Seifensieder" kundgiebt, bis zu jener wachen, weltüberschauenden Daseinshöhe, der gegenüber die Dinge, dem Bereich eigensüchtiger Beziehungen entrückt, unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit erfaßt werden, von der aus allein der Strahl wahrhafter Schönheit auf die Erde fällt. Aber gleichviel, ob halbbewußt oder bei vollendeter Einsicht über Welt und Leben bethätigt, im innersten Wesen Aller, die von der Muse des Glückes bedacht worden, liegt der Antrieb, das Dasein, unabhängig von seinen schmerzlichen und selbst von seinen zufällig angenehmen Ereignissen, schön zu finden, oder eigentlich beglückend, und sich es auch nach Außen hin schön und beglückend zu gestalten. Durch unwillkürliches Versenken in die alltäglichen, immer wiederkehrenden und ganz natürlichen Vorkommnisse erwerben sie nach und nach eine Beruhigung, eine Sicherheit, als wären sie der heimtückischsten Macht des Fatums entzogen. Mit der hierdurch entstandenen Liebe zu dem, was immer ist und unter allen Umständen vorhanden sein muß, verbindet der Musensohn des Glücks die nöthige Geringschätzung des von Möglichkeiten und vom Zufall Abhängigen, mit einem Wort des Vergänglichen, und übt so instinktmäßig die Weisheit, sein Herz nicht an irdische Güter zu hängen, genau wie das höchste Gut einer echten Erkenntniß von dem heiteren, weil befreienden Verzichten auf jedes heiße Streben und Begehren nach den gemeinen Lebensgütern begleitet ist. Mit all seinem Trachten diesen hingegeben, wird aber Keiner, auch wo ihm Alles gedeiht und reichlich zufällt, sich jemals glücklich fühlen, wenn ihm der angeborene Sinn für Lebensgenuß, eben jenes Geschenk der Glücksmuse, versagt worden. Wem das Talent zum Glücklichsein fehlt, dem kann es in keinerlei Weise beigebracht werden. Aber auch ihrerseits hat die Muse des Glücks keine rationell darlegbare Logik und folglich keine Gründe; sie kann solchen, die ihr die Existenz oder das Recht dazu abstreiten, nicht wieder Gründe entgegensetzen, hat es aber auch nicht nöthig, da die positive Wirklichkeit ihres Daseins sie dessen enthebt.

Die sinnreichen Ausführungen bei Lorm, die wir soeben ihrem Hauptinhalte nach wiedergegeben, bilden durchaus keinen Einwand gegen Carneri's Theoreme. Er weiß nur zu gut, welcher Antheil dem Temperament an der Glücksempfindung

*) Dresden, Heinrich Minden.

zukommt und daß auch äußeres Gelingen mitzuwirken hat; ebenso wenig übersieht er, wie viele arme Schächer eigens vom Mißgeschick verfolgt werden und wie viele anmaßende Tröpfe Glück beanspruchen, ohne die dazu erforderlichen sittlichen Bedingungen erfüllen zu wollen. Nichts liegt ihm ferner, als Grundsätze aufstellen zu wollen, durch die Jeder zu einer echten Glückseligkeit gelangen kann. Von natürlichen Hindernissen, die unvermeidlich, und von gesellschaftlichen Mißständen abgesehen, die nicht mit bloßem Wünschen hinwegzuzaubern sind, genügt ihm für seinen Zweck, wenn man ihm zugesteht, daß auf dem in seinem Buche angedeuteten Wege viele, die es heute nicht sind, glücklich werden könnten.

Für Carneri fallen, wie wir gesehen, Glück und Culturentfaltung zusammen. Gewisse fördernde Umstände sind dabei sicherlich vorausgesetzt, denn aus Nichts wird nichts. Daß Empfänglichkeit für Glück in hohem, sogar überwiegendem Grade eine spontane Aeußerung des Gemüths zu sein hat, hindert nicht, daß sie dennoch erworben, gepflegt und erhalten sein will wie Alles, was zur Cultur gehört: die Sprache nicht weniger als der aufrechte Gang, das Lesen und Schreiben ebenso sehr, wie der Sinn für Reinlichkeit, für das Schöne, das Wahre und Gute. Alles das ist potenziell dem Menschen „angeboren", muß aber gleichwohl erlernt werden, wodurch es sich zu einer weit größeren Fülle und Bedeutung entfaltet, als wo es nur „von selbst" geübt wird, genau wie die Culturpflanzen, auch von selbst wachsend, durch angemessene Behandlung und Pflege reichlicher und auf mannigfache Art vortheilhafter gedeihen können. Die von der Natur aus stammenden Elemente zum Glücklichsein sind gar verschiedenartig zugetheilt, und wo sie versagt scheinen, kann es leicht an einem Zurückgedrängtsein liegen, das durch geeignetes Verfahren sich heben oder doch lindern ließe. Weil aber das Glücklichsein ohne ein ernstliches Bemühen, eine gewisse Anstrengung von Seiten des Einzelnen nicht erreichbar, hat das richtig entwickelte Glücksstreben für Carneri eine sittliche Bedeutung.

Eine andere Frage ist aber, ob der Glückszustand, wie er sich aus den Bestimmungen Carneri's ergiebt, auch allerseits zusagt. Zur Beschaulichkeit neigende Naturen, die ihr Glück lieber weitab vom Getriebe der Welt genießen und sich dieser gegenüber mit dem Erfüllen nöthiger Sittlichkeitsforderungen abfinden, werden sicherlich die Lorm'sche Auffassung bevorzugen. Thatkräftige Gemüther hingegen, die namentlich die vielfachen Uebel und Mängel der bestehenden Verhältnisse in's Auge fassen, die durch menschliches Wirken zu bewältigen oder zu mildern sind, dürften immerhin, auch wo unmittelbarer Erfolg ausbleibt und sie diesen nur im Spiegelbilde der Hoffnung erblicken, sich zu den Anweisungen Carneri's hingezogen fühlen, von dem freudigen Bewußtsein beglückt, an einer besseren Gestaltung des Lebens ihrer Nebenmenschen redlich mitgewirkt zu haben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Trauermahl.

Humoreske von Anton Tschechow.

Jeden ersten Februar, dem Tage des heiligen Märtyrers Trifon, ist auf dem Gute der Wittwe des verstorbenen Adelsmarschalls Trifon Lwowitsch Sawsjatow ein außerordentliches Leben, denn dann läßt sie dem Verstorbenen zum Gedächtniß eine Todtenmesse lesen, der ein Te Deum folgt. Zu diesem Gottesdienste versammelt sich die ganze Nachbarschaft. Dann kann man den jetzigen Adelsmarschall Hrunow sehen, den Vorsteher der Landschaftsverwaltung Marfutkin, das ständige Mitglied der Verwaltung Potraschkow, die Friedensrichter der beiden Kreise, den Sachrichter Krinolinow, die beiden Kreisrichter, den Landschaftsarzt Dwornjagin, der nach Jod riecht, endlich alle Gutsbesitzer, die großen wie die kleinen u. s. w. Im Ganzen mögen etwa fünfzig Personen kommen. Punkt Zwölf treten die Gäste mit feierlichen Mienen in den Saal. Der Boden ist mit Teppichen belegt, und die Schritte rufen keinen Laut hervor, aber der Ernst des Augenblicks zwingt Alle instinktmäßig, auf den Fußspitzen zu gehen und beim Eintritt mit den Händen zu balanciren. Im Saal ist schon Alles bereit. Der Pope Jewmenij, ein altes Männchen mit hohem, verblichenem Barett, zieht das schwarze Meßkleid an. Der Diakon Concordiew, roth wie ein Krebs und schon im Meßgewand, blättert leise im liturgischen Theil des Gebetbuchs und legt kleine Buchzeichen hinein. An der Thür in's Vorzimmer sucht der Küster das Rauchfaß durch Blasen zum Glühen zu bringen, wobei seine Wangen stark anschwellen und seine Augen heraustreten. Der Saal wird nach und nach von bläulichem, durchsichtigem Rauch und dem Weihrauchduft erfüllt. Der Schulmeister Gelikouskij, ein junger Mensch in einem neuen, sackartigen Rock und mit Hitzblattern auf dem immer erschrockenen Gesichte, präsentirt auf einem neusilbernen Theebrett die Wachslichte. Die Wirthin Ljubow Petrowna lehnt vorn am Tisch, auf dem die Speisen stehen, und führt das Taschentuch etwas zu früh an die Augen. Ringsum herrscht eine Stille, die nur hin und wieder von Seufzern unterbrochen wird. Die Gesichter Aller sind lang und feierlich.

Die Todtenmesse beginnt. Dem Rauchfaß entsteigt ein blauer Qualm, der mit einem schräg hereinfallenden Sonnenstrahle spielt. Die angezündeten Lichte blaken ein wenig. Der Gesang, der Anfangs laut und falsch klingt, wird, sowie sich die Sänger den akustischen Verhältnissen des Zimmers anpassen, bald leise und angemessen. Die Texte sind alle traurig und klagend. Die Gäste versetzen sich nach und nach in eine trübselige Stimmung und werden nachdenklich. In ihren Köpfen erwachen allerlei Gedanken über die Kürze des Lebens, die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Eitelkeit dieser Welt. Man gedenkt des verstorbenen Sawsjatow, der so stramm und rothbäckig war, auf einen Zug eine Flasche Champagner austrank und mit seiner Stirn einen Spiegel zertrümmern konnte. In dem Augenblick jedoch, da der Chor „In himmlischer Ruhe bei allen Heiligen" anstimmt und das Aufschluchzen der Wirthin laut hörbar wird, beginnen die Gäste in traurigster Stimmung bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fuße zu stehen. Gefühlvollere Personen spüren nachgerade ein Kitzeln in der Kehle und an den Wimpern. Der Vorsteher der Landschaftsverwaltung, Marfutkin, vom Wunsche getrieben, das eklige Gefühl zu bekämpfen, neigt sich zum Ohr des Ordnungsrichters und flüstert ihm zu:

„Gestern war ich bei Iwan Fedoritsch . . . Mit Peter Petrowitsch hatte ich einen Schlemm ohne Trümpfe . . . Olga Andrejewna hat sich, Gott straf' mich, darüber so sehr erzürnt, daß ihr ein künstlicher Zahn aus dem Munde fiel . . ."

Nun wird „Ewiges Gedenken" gesungen. Gelikouskij sammelt feierlich wieder die Lichte ein, und die Todtenmesse ist vorüber. Es folgt eine minutenlange Unruhe. Andere Meßgewänder werden angelegt, und das Te Deum ertönt. Nachdem es vorbei ist und der Priester Jewmenij das Meßgewand abgelegt hat, reiben sich die Gäste die Hände und räuspern sich, die Frau des Hauses aber erzählt von dem guten Herzen des verstorbenen Trifon Lwowitsch.

„Ich lade die Herrschaften zu einem Trauermahl ein!" schließt sie mit einem Seufzer.

Die Gäste eilen in den Speisesaal, indem sie sich Mühe geben, einander weder zu stoßen, noch auf die Füße zu treten . . . Hier erwartet sie der Imbiß. Er ist so großartig, daß der Diakon Concordiew es alljährlich für seine Pflicht hält, mit den Händen eine Gebärde der Bewunderung zu machen und den Kopf staunend zu schütteln:

„Das ist überirdisch! Nicht wahr, ehrwürdiger Vater Jewmenij, das sieht nicht so fast wie menschliche Speise aus, als wie ein den Göttern dargebrachtes Opfer."

Das Mahl ist in der That außergewöhnlich. Auf dem Tische steht Alles, was Fauna und Flora bieten, überirdisch ist aber nur das Eine: es fehlen die geistigen Getränke. Ljubow Petrowna ist nämlich in Folge eines Gelübdes Temperenzlerin, und in ihrem Hause dürfen weder spirituose Getränke noch Karten zu finden sein, jene zwei Dinge, die ihren

Gatten zu Grunde gerichtet haben. Auf dem Tische stehen nur Essig- und Oelflaschen, wie um die Esser zu verhöhnen und zu bestrafen, denn sie gehören alle zu den fidelsten Trinkern und Zechern Rußlands.

„Langen Sie zu, meine Herrschaften!" Mit diesen Worten ladet die Wittwe des Adelsmarschalls zum Essen ein. „Bitte jedoch um Verzeihung, Schnaps habe ich nicht . . . Ich halte keinen im Hause."

* * *

Die Gäste nähern sich dem Tisch und machen einen schüchternen Angriff auf die Pastete. Aber das Verspeisen will nicht in Gang kommen. Im Handhaben der Gabel und Messer, im Kauen sogar zeigt sich eine gewisse Apathie . . . Augenscheinlich fehlt Etwas.

„Ich habe ein Gefühl, als hätte ich was verloren," flüsterte ein Friedensrichter dem anderen zu. „Ich empfand Aehnliches, als mir meine Frau mit dem Ingenieur davonlief . . . Ich kann wirklich keinen Happen essen!"

Bevor Marfutkin zu essen anfängt, sucht er in seinen Taschen lange nach seinem Taschentuch.

„Mein Taschentuch ist ja in meinem Pelz! Und ich suche es hier!" ruft er laut und geht in's Vorzimmer, wo die abgelegten Mäntel hängen. Nach einer Weile kehrt er mit schimmernden Augen zurück und macht sofort einen strammen Angriff auf die Pastete.

„Nicht wahr, es ist scheußlich, die Speisen mit trockner Kehle hinunterzuwürgen?" flüstert er dem Popen zu. „Geh in's Vorzimmer, Vater, dort steckt in meinem Pelz eine Flasche . . . Passe nur auf, daß sie nicht gluckst!"

Der Priester Jewmenij erinnert sich mit einem Male, daß er dem Küster noch Etwas zu sagen hat, und eilt in's Vorzimmer.

„Väterchen, auf zwei Worte . . . ein Geheimniß!" sagt Dwornjagin, der ihn einzuholen sucht.

„O, meine Herrschaften, ich habe ganz gelegentlich einen Pelz gekauft, der sich gewaschen hat," prahlt Hrumow. „Er ist tausend Rubel werth; ich aber — Sie werden es kaum glauben — ich habe nur zweihundertfünfzig Rubel dafür bezahlt. Jawohl!"

Zu jeder anderen Zeit hätten die Gäste diese Mittheilung sehr gleichmüthig aufgenommen, jetzt aber gerathen sie außer sich vor Verwunderung und wollen es wirklich gar nicht glauben.

Endlich begiebt sich die ganze Schaar in's Vorzimmer, um den wunderbaren Pelz zu betrachten, und dies geschieht so gründlich, bis des Doctors Bursche Mikeschka am Ende fünf leere Flaschen heimlich hinausträgt. Im selben Augenblick aber, wo der gekochte Stör servirt wird, erinnert sich Marfutkin, daß er seine Cigarrentasche im Schlitten liegen gelassen hat und begiebt sich in den Stall. Damit er sich auf seinem Gang nicht langweile, nimmt er den Diakon mit, der bei dieser Gelegenheit nach seinem Pferde sehen will . . .

* * *

Am nämlichen Abend sitzt Ljubow Petrowna in ihrem Zimmer und schreibt einer alten Petersburger Freundin einen Brief und darin u. A. Folgendes:

„Heute Mittag wurde bei mir, dem Beispiel der früheren Jahre gemäß, ein Gottesdienst zum Gedächtniß des lieben Verstorbenen abgehalten. Zu dieser Todtenmesse waren alle meine Nachbarn erschienen. Diese Leute sind ungeschliffen, einfach, aber goldene Herzen! Meine Aufwartung war selbstverständlich tadellos, doch gab es, wie in den früheren Jahren auch diesmal keinen Tropfen erhitzender Getränke. Da mein Gatte in Folge der Unmäßigkeit starb, so habe ich das Gelübde gethan, daß ich auf unserem Gut die Nüchternheit einführen will, um seine Sünden zu sühnen. Dieses Gebot der Nüchternheit habe ich in meinem Hause zuerst eingeführt. Der hochwürdige Priester Jewmenij ist von dieser meiner Mission entzückt und steht mir mit Wort und That bei. Ach, ma chère, wüßtest Du, wie mich diese Nachbarn verehren! Der Vorsitzende der Landschaftsverwaltung, Marfutkin, beugte sich nach dem Essen zu meiner Hand herab, hielt sie lange Zeit an seine Lippen und nach einem komischen Kopfschütteln begann er zu weinen: viel Gefühl ohne Worte! — Vater Jewmenij, dieses interessante Männchen, setzte sich zu mir, sah mich mit thränenden Augen an und sprach lange Zeit wie ein Kind zu mir. Ich konnte seine Worte nicht verstehen, aber ich fühlte, wie aufrichtig er es meinte. Der Ordnungsrichter, jener schöne Mann, von dem ich Dir schon einmal schrieb, kniete vor mir nieder und wollte seine eigenen Verse hersagen (er ist Dichter), aber es ging über seine Kraft, er schwankte und stürzte. Der Riese hatte nämlich einen hysterischen Anfall. Du kannst Dir mein Entzücken vorstellen! — Es ging übrigens dieses Mal nicht ohne Unannehmlichkeiten ab. Der Vorsitzende des Friedensrichteramts, Alalykin, ein aufgeschwemmter und apoplektischer Herr, wurde krank und lag zwei Stunden lang bewußtlos auf dem Sopha. Man mußte ihm Kaltwasserumschläge auf die Stirne machen. Dank sei dem Doctor Dwornjagin, der aus seiner Apotheke eine Flasche Cognac brachte, womit er die Schläfen des Kranken benetzte, in Folge dessen er wieder zu sich kam und nach Hause gebracht werden konnte . . ."

Aus der Hauptstadt.

Virchow in Rom.

Ein Friedenscongreß war für dies Jahr nach der italienischen Hauptstadt nicht ausgeschrieben worden, und so mußte sich jeder Unbetheiligte verwundert fragen, was denn eigentlich die zahlreichen Chirurgen und Aerzte in Rom wollten. Blutige Schlägereien standen ja nicht zu befürchten. Auch ist der Gesundheitszustand in der Campagna seit Jahrhunderten so bedenklich, daß es kaum noch der Mediziner bedarf, um ihn zu verschlechtern. Man schüttelte also den Kopf, verlegen um einen Grund für die massenhafte Auswanderung deutscher Aeseulapjünger nach südlichen Gefilden; denn daran, daß sie in Rom wissenschaftlich arbeiten wollten, wie die Programmreden pomphaft ankündigten, konnte doch kein vernünftiger Mensch glauben. Allmählich hat sich nun herausgestellt, welche Reisemotive vorlagen. Signor Crispi empfand das dringende Bedürfniß, sich von naiven ausländischen Gemüthern wieder einmal als freiheitlich denkender und aufgeklärter Mann feiern zu lassen, was in Italien selbst außer Ricardo Nathanson, dem künftigen Minister für Cultus und für's Auswärtige, Niemand mehr zu thun wagt; Herr Rudolf Virchow aber wollte gutgläubigen Italienern Ammenmärchen über deutsche Politik und Bismärckerei vorschwefeln, für die bei uns sogar unpolitische Witzblätter keine Verwendung mehr haben. Beider großer Männer Streben ist geglückt; Crispi wurde der Typus des liberalsten Ministers (ganz gut gebrüllt, Löwy!) in Europa genannt, und Virchow von einem Localreporter der Norditalienischen ganz gemeinen Zeitung interviewt. Seit dieser wackere Kämpe aus dem Vormärz im zweiten Berliner Reichstagswahlkreis durchgefallen und so vom parlamentarischen Leben glücklich ferngehalten worden ist, eine Culturthat, woran mitgewirkt zu haben mir einer der schönsten Ruhmestitel meines Lebens scheint, seit diesem Tage mußte sich Herr Rudolf Virchow damit begnügen, den Alluvialschlamm seiner politischen Weisheit in Universitätsaulen abzulagern. Die ahnungslosen Zuhörer, die mit dem Bewußtsein gekommen waren, sich nur in üblicher Weise anständig langweilen zu müssen, erschraken damals doch, als ihnen der Herr Professor seine politischen Ansichten darzulegen begann, und wer sich nicht meuchlings drücken konnte oder, als vielbeneideter Mann, in stärkenden Schlaf verfiel, schwor hoch und theuer, sich ein ander Mal mit solchem Unsinn nicht wieder die Frühschoppenstunden verderben zu lassen. Virchow mußte also später wohl oder übel seine Sorgen um das antisemitische Räthsel für sich behalten, und erst der Congreß zu Rom gab ihm ersehnte Gelegenheit, wieder einen hülflosen Kreis Unglücklicher zu martern. Immerhin darf ihm als mildernder Umstand angerechnet werden, daß für die armen Opfer seiner politischen Aujustiaden ärztliche Hülfe bereit war und daß diese ärztliche Hülfe in jedem einzelnen Falle um so bereitwilliger geboten wurde, als es dadurch auch dem Helfer möglich war, dem Orator Virchow zu entrinnen.

Freunde derben englischen Humors werden sich noch mit Vergnügen

daran erinnern, wie der alte Gladstone den Berliner Professor zum Besten hatte, indem er ihm ganz harmlos die Frage vorlegte, was denn das eigentlich sei, der Staatssozialismus. Rudolf Virchow legte hierauf los. Leider ist von dem köstlichen Vortrag, den er dem Manne von Midlothian hielt, nie etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen, und wir sehen uns damit um ein Monumentalwerk erschütternder Komik betrogen; aber wie durchschlagend die Wirkung gewesen sein muß, geht klar daraus hervor, daß William Gladstone dann Wochen lang zwischen Tod und Leben schwebte, in Folge eines ganz unnatürlichen Lachkrampfes. Vielleicht war der Saal Umberto zu Rom deshalb bis auf den letzten Platz gefüllt, weil sich die Congressisten und die ebenfalls anwesenden Mitglieder des italienischen Ministeriums, denen im Lauf der letzten Wochen das Lachen ziemlich vergangen ist, einen ähnlichen Götter-Genuß versprachen. Leider kehrte Virchow diesmal die andere Seite seines Wesens, die Langweiligkeit, heraus, und so wenig ich persönlich dies Attribut eines echten deutschen Gelehrten antasten möchte, so beweiskräftig es mir vielmehr für Virchow's wissenschaftliche Bedeutung scheint, die Römer saßen doch ganz consternirt da. Mehrere Unterstaatssecretäre, die Crispi fragte, ob sie sich für diese Versammlung gehörig vorbereitet hätten, mußten verneinen; sie hatten in der vergangenen Nacht nur zehn Stunden geschlafen, während eine bevorstehende Virchowrede mindestens fünfzehn verlangt. Von den gleichfalls anwesenden Reportern deutscher Blätter — zweite Garnitur, die erste weilt noch in Abbazia und reformirt nach der französischen die englische Sprache, indem sie den Kaiser fiveteen statt fifteen, fivety statt fifty sagen läßt — von den Reportern wurde sofort nach Berlin gedrahtet, daß es erfreulich gewesen wäre, zu beobachten, wie verschwenderisch man in Italien mit weißer Wäsche umgeht und wie eitel speziell die Römer darauf sind. Während der Rede Virchow's war nämlich kaum ein Zuhörer, der nicht sein schneeweißes Taschentuch krampfhaft an den Mund gepreßt hielt. Indessen wird von anderer Seite behauptet, daß dies eine in Rom soeben auftauchende, besonders chicke Art der Huldigung für Capazitäten sei.

* * *

Wir Deutschen haben mit unseren großen Männern einigermaßen Unglück. Entweder, sie verstehen etwas von dem, was sie reden, und dann bleiben sie zu Hause; oder sie verstehen nichts davon, und dann gehen sie in's Ausland. Der Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung liegt darin, daß der gewöhnliche große deutsche Mann sich lieber in der Fremde als daheim blamirt, weshalb z. B. der Dichter Lubliner seine Lustspiele immer in den Sommerferien, niemals in der Bendlerstraße schreibt. Soviel Annehmlichkeiten diese Einrichtung für den Reichsdeutschen hat, so peinlich kann sie für den auf der Wanderschaft Begriffenen werden, und das Ansehen unseres Staates bei den betroffenen fremden Nationen erleidet, wenn dies dank den letzten vier Jahren überhaupt noch möglich ist, verdrießliche Einbußen dadurch. So gut wie deshalb Graf Caprivi während seines Urlaubes in böhmischen Bädern prinzipiell keine neuen Gesetze plant oder entwirft, müßte auch Herr Virchow angehalten werden, während unvermeidlicher Auslandreisen zu schweigen. Schon aus Gründen der Staatsraison. Mit dem Dreibund hapert's da unten sehr bedenklich, und wenn die Italiener erst an einem concreten Beispiel sehen, was für Geistesriesen bei uns als Politiker angestaunt werden, dann möchten sie an Deutschlands Zukunft noch schneller als die meisten modernen Deutschen selbst irre werden.

Glücklicher Weise hat sich über diese Zukunft Deutschlands Herr Virchow, nach einer Meldung der Riforma, sehr reservirt geäußert. Er wünscht jedoch im Interesse unseres Staates dringend, daß eine liberale Richtung an das Ruder gelange. Ich ersehe daraus mit Entsetzen, wie weit die Abneigung gegen parlamentarische Wirthschaft bereits um sich gefressen hat; sogar Virchow, einst ihre schönste Stütze, wendet sich jetzt dem Absolutismus zu. Denn da im Reichstag die beiden großen liberalen Parteien nur über nicht ganz 35 Sitze gebieten, das Volk also offenkundig nichts von ihnen wissen will, kann allein ein Staatsstreich Herrn Heinrich Rickert oder Pachnicke, den Wilden, an's Ruder bringen. Knörcke nun gar, der doch immerhin noch der Begabteste von Allen ist, wäre ohne Kanonen überhaupt nicht auf den Premiersessel zu lanciren.

Der Eindruck von Virchow's politischen Wünschen und Prophezeihungen leidet nun zwar etwas und wird abgeschwächt durch die eben ausgegebenen, reich illustrirten Zehnpfennigkalender des Schäfers Thomas, worin dieser erfahrene Alte gleichfalls über Deutschlands Zukunft orakelt, und ich muß gestehen, daß auch mir seine Vorhersagungen viel begründeter als die Virchow'schen dünken. Der Zusammenstoß der Erde mit dem Mond am 27. April 1900 hat weitaus mehr Wahrscheinlichkeit für sich als die Hoffnung, es werde den Freisinnigen bei der nächsten Reichstagswahl gelingen, einige zwanzig neue Mandate zu erobern. Daß anno 1898 ein Kaiser von Frankreich mit China und Peru verbündet über die Südseeinsulaner herfallen und dort den Astartecult wieder einführen wird, bezweifle ich keinen Augenblick, wenn ich Virchow's Erwartung damit vergleiche, durch Zusammenschluß aller wahrhaft liberalen Elemente werde es glücken, „seinen" zweiten Berliner Reichstagswahlkreis zurück zu gewinnen. Ja, sogar darauf wetten will ich, daß Schäfer Thomas Recht behalten, daß am 3. October 1899 wirklich ein Heuschreckenschwarm die Ostsee aussaufen und zugleich Feuer vom Himmel regnen kann; Virchow's Zuversicht jedoch, das deutsche Volk werde Sozialismus und Antisemitismus „überwinden" und in Kürze zu den Fleischtöpfen der Spar-Agnes zurückkehren, macht mich schaudern über so viel Rückständigkeit und thörichten Wunderglauben am Ausgang dieses aufgeklärten Jahrhunderts.

Noch über andere Dinge unterhielt sich Virchow mit dem Riformareporter. Es ist dem tüchtigen Politiker nämlich seit einer Reihe von Jahren aufgefallen, daß man in Deutschland Gelder für Denkmalzwecke sammelt. Er sagte Anfangs nichts, weil er mit Recht annehmen durfte, diese Beträge wären dazu bestimmt, sein eigenes freisinniges Wirken zu verherrlichen, und man wolle ihn eines Tages mit dem fertigen Monument überraschen. Als er indeß vor wenigen Monaten an der Kneipe einer freisinnigen Studentenvereinigung vorüberging, hörte er zu seinem Entsetzen, daß der Frühschoppenredner gegen einen sicheren Bismarck donnerte und seine Commilitonen mit thränenerstickter Stimme beschwor, nichts in den Denkmalsfonds für diesen Finsterling beizusteuern. Da man sich gerade in den drei letzten Wochen des Monats befand und der eine Commilitone schon gezwungen war, sein Bier mit seinem Hosenträger zu bezahlen, während der andere dem Wirth vergeblich Virchow's gesammelte politische Reden für einen Magenbittern anbot, gelangte der Antrag des Redners einstimmig zur Annahme. Der gefeierte Fortschrittsmann aber erkannte zu spät, daß man für einen politischen Gegner Denkmalehrungen plane, für einen Mann, der notorisch niemals Trichinen entdeckt, niemals über Intoxicationen und Zoonosen geschrieben hat, der selbst von acuten Exanthemen und suppurativer Hepatitis nichts versteht, sich aber dennoch angemaßt hatte, Deutschland zu einigen und Wirthschaftspolitik zu treiben! Als ob Politik etwas Anderes als eine Abendunterhaltung für alternde Gelehrte wäre, ein Gegenstand, über den man vor unreifen Studenten billig ulkt, um sie empfänglicher für das Studium der Krankheiten des chylopoëtischen Apparates zu machen! Herr Virchow war es ja bekanntlich, der seiner Zeit Semester um Semester geschmackvoll den krankhaft erweiterten Mastdarm „ein conservatives Organ" nannte, „weil er Unrath in erstaunlichen Mengen aufnimmt und aufbewahrt." — „Es ist darum," sprach der Professor zum Riformapreßbengel, „der Bismarckcultus diverser deutscher Kreise als eine geistige und moralische Schwäche zu erklären." Geistige Schwäche . . . Dann sollte man doch meinen, Herr Virchow müßte der allerfanatischste Bismarckschwärmer sein!

* * *

Jedesmal, wenn Herr Rudolf Virchow für den Reichstag candidirte, vergaß das Central-Wahl-Comité völlig, die glorreichen Prinzipien der Partei in geneigte Erinnerung zu bringen. Ihm genügte dann der Name des Candidaten, des großen Mannes, „um den uns das Ausland tief beneidet, der eine Zierde des Reichstages ist", und Schmach und Schande ward auf jedes Haupt gehäuft, dessen Eigenthümer bei der Wahl besagtem großen Mann irgend einen kleinen Buchbinder oder mittelgroßen Rechtsanwalt vorzog. Professor Virchow hat die Flugblätter seiner Partei, die ihn mit manchmal gar nicht leckeren Phrasen verhimmelten, zweifellos gelesen. Er hielt sie nicht zurück, war also noch im Sommer vergangenen Jahres der Ansicht, daß es recht und billig sei, Autoritätencultus zu betreiben, selbst wenn dieser Cult ein wenig ruppiger Weise nur die

Captivirung von Wahlstimmen zum Zweck hat. Die Leute, die jetzt, die seit 1890 ihren Bismarck verherrlichen, thun dies nicht, um ein paar Dummköpfe mehr an die Urne zu schleppen, sie werden auch nicht dafür bezahlt, wie die Agitatoren des Deutschfreisinns; sie zeigen dem Auslande einfach, daß die Heimath ihre großen Männer zu ehren weiß und daß sich wenigstens ein Theil unseres Volkes nicht vor den Ungarn zu schämen braucht. Ich hoffe, Professor Virchow wird gerecht sein und auf geistige und moralische Schwäche auch dann diagnosticiren, wenn beim nächsten Wahlrummel seine „politischen Freunde" für ihn in die Lärmposaune stoßen; er wird den Virchowcultus mit aller Entschiedenheit zu verurtheilen und zu unterdrücken wissen. Erleichternd fällt für diese Bestrebungen in's Gewicht, daß an dem Cult seiner Person ja nur ein ganz kleiner Kreis Theil nimmt, während sich für Bismarck immerhin „diverse deutsche Kreise" interessiren. —

Macht der Arzt einen Fehler, so hat er wenigstens den Trost, dafür bezahlt zu werden; irrt sich der Auch-Politiker dagegen, so kommt er leicht in die Gefahr, vom urkomischen Bendix wegen Gewerbestörung oder illoyaler Concurrenz verklagt und vom Universitäts-Vorstand darauf hingewiesen zu werden, daß die Erweckung schallender Heiterkeit nicht zu den vornehmsten Aufgaben der vier Facultäten zählt. Jenen freisinnigen Blättern aber, die seit vier Jahren Bismarck so beweglich bitten, doch um Himmels Willen zu schweigen und seinen schönen, mühselig erworbenen Ruhm nicht leichtfertig zu zerstören — ihnen empfehle ich, die gleiche fürsorgliche Liebe nun auch auf den ihrer Partei so viel näher stehenden Berliner Professor zu verwenden. Wirklich, wenn er sich noch einmal von Ausländern interviewen und vor aller Oeffentlichkeit blamiren läßt, liegt die Gefahr nahe, daß man in der Fremde unseren großen Mann für ein großes Kind hält.

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Friedrich Haase und Herr von Sonnenthal a. G. — Sündige Liebe. Schauspiel in drei Acten von Giuseppe Giacosa. (Neues Theater.) — Niobe. Schwank in drei Acten von Gebrüder Paulton-Blumenthal. (Lessing-Theater.)

Zur Frühlingszeit, wenn Petrus die flehenden Gebete der Directoren um Theaterwetter immer seltener erhört und der Ansturm des kunstbegeisterten Volkes auf die Kassen immer mehr zur schönen, alten Mythe wird, in den Frühlingstagen versucht man von jeher, mit kostbaren Raritäten aus der Fremde zu erreichen, was einheimischer Kraft während der Wintermonate nicht vergönnt war. Das Sternsystem soll die durch andere, minder glänzende Systeme einigermaßen verpfuschte Saison „herausreißen"; die großen Schauspieler der Vergangenheit müssen die Zukunft retten — sie, die es unter 1200 Mk. für den Abend nicht thun dürfen, ihres Renommés wegen. Aber 1200 Mark sind eine Summe, die ein mäcenatisch veranlagter Bankier wohl für dies oder jenes weibliche Mitglied des Apollo-Theaters an einem Abend ausgeben kann, die aber das Berliner Publikum in seiner Gesammtheit nicht aufzubringen vermag, und gält' es selbst höhere als schlicht sultanische Genüsse. Und so bleiben denn die Theaterhäuser leer, wie sie es den ganzen Winter hindurch waren — bis auf die Gallerien, die man bei so festlichen Gelegenheiten immer überfüllt sieht. „Bildung und Besitz", die ja nach Herrn v. Bennigsen synonym sind, amüsiren sich bei der Baronin Rahden, der unhübschen Frau Aventiure zu Roß; für die Habenichtse aber ist der Sonnenthal aus Wien gut genug . . .

Seiner apostolischen k. k. Majestät Hofburgschauspieler gastirt derzeit in Lautenburg's Neuem Theater, während Friedrich Haase, der Noch-immer-Virtuos, das Königliche Schauspielhaus verödet. Herr Haase hat es nach seiner letzten, ziemlich mißglückten Berliner Visite feierlich verschworen, uns noch einmal zu beehren; es ist schlimm für uns, schlimmer für ihn, daß er nicht Wort hielt. Als sein Ruhm noch maienfrisch glänzte und sein Können diesem Ruhm entsprach, hat man die Schundstücke geduldig hingenommen, die Friedrich Haase's Kunst zu wirklichen Dramen umschuf; heute, wo er nur noch Reste, und gewiß nicht die beaux restes, ehemaliger Begabung zu bieten vermag, widern die ausgegrabenen Iffländereien und Louis-Schneidereien an, erwecken fast Mitleid mit dem alten Manne, der schweißtriefend ringt, sie zu beleben. Er steht auf der Bühne wie ein Petrefact. Er hat seit Jahrzehnten nichts gelernt, weder neue Rollen noch Verständniß des Zeitgeistes. Mit seinem brüchig und matt gewordenen Organ, mit seiner grellen Art zu charakterisiren versucht er noch heut alle Mitspielenden in den tiefsten Schatten zu schieben, aber was man in seinen jungen Jahren an ihm bejubelte, darüber ärgert man sich heute. Ensemblespiel heißt Kampf gegen den Monolog, zu dem an sich jeder Schauspieler, und berechtigter Weise, neigt; der moderne Geschmack neigt sich der Ensemblekunst zu, und nur ein jungkräftiger, vollblütiger Meister des Monologes läßt uns auf Stunden von dieser Forderung absehen. Wer da will, kann an Friedrich Haase noch immer den geistreichen Pointeur bewundern, den Mosaikarbeiter, der mit erstaunlichem Fleiß, wenn auch mit allzu großer Bevorzugung greller Farben, interessante Bildchen fertigt; aber die schöpferische Kraft ist todt und die schon vor langen Jahren ausgetüftelten Kunststückchen verstauben, und wenn Friedrich Haase sie noch öfter ausstellt, muß er es sich gefallen lassen, mit dem fürchterlichen Carl Pander in einem Athem genannt zu werden, der zur Zeit im Ostendtheater wieder einmal seinen Hühneraugenoperateur Hirsch mimt — Gott sei Dank nicht zum Besten des projectirten Heinedenkmals.

Adolf Sonnenthal ist ein etwas anderer Kerl; er lebt und arbeitet noch, und wenn die ursprüngliche, lodernde Kraft auch dahin ist, wenn er sich gezwungen sieht, mit seinen Mitteln fürsorglich Haus zu halten, ohne diese nothgedrungene Sparsamkeit ganz drapiren zu können, so versteht er es doch, allen Glanz der allmählich absterbenden, allmählich historisch werdenden Wiener Darstellungskunst „klassischen Stils" im Theater aufleuchten zu lassen, gleichzeitig aber auch dem veränderten, nüchternen, Lebenswahrheit verlangenden Geschmack Rechnung zu tragen. Er documentirte das auch äußerlich, indem er diesmal Ibsen's „Volksfeind" zur Darstellung brachte. Ein gefährliches Experiment. Am „Volksfeind" schrieb ein verbitterter, galliger Satiriker und ein auf „realistische Lorbeeren" versessener Poet zugleich; das Gemisch konnte nicht schmackhaft werden. Die Hauptpersonen des Stückes machen der Beobachtungsgabe wie der Gestaltungskraft Ibsen's alle Ehre; den wichtigen Chorus aber, die „compakte Majorität" behandelt er der Tendenz des Dramas zu Liebe doch allzu einseitig. Eine Volksversammlung wie die im vierten Acte ist im skandinavischen Norden wie hier zu Lande einfach unmöglich; jeder Appell, die Autorität zu verletzen, wird immer und ewig bejubelt werden, jeder Tadel verfehlter Maßnahmen der Großen brausenden Wiederhall finden. Dem guten Thomas Stockmann passirt mit seinen zornigen Diatriben das Gegentheil, der Mob seines Städtchens will die Autorität erhalten wissen, betet die localen Machthaber an. Das wär' ein Ort für deutsche Oberbürgermeister, die des ewigen Genörgels müde sind . . . Die schlechte Composition des Aktes, der ganz undramatisch gar keine Steigerung der Effecte zeigt und eintönig nur mit langathmigen Reden, wogendem Gebrüll arbeitet, verschuldet es noch mehr als das Manco in Sonnenthal's „Kehlkopfskraft", daß hier die Leistung des Künstlers wesentlich schwächer als in den anderen Aufzügen schien. In ihnen bot er, soweit er die Rolle wirklich gelernt hatte, Bedeutendes. So, als er den freisinnigen Redacteuren und ihrem Drucker als geschätzter und dann als sehr ungeschätzter Mitarbeiter gegenüberstand, so in der vernichtend bosshaften Badactienscene des letzten Actes. Er bot Bedeutendes, obwohl es ihm nicht ganz gelungen ist, den poetischen und gedanklichen Gehalt seiner Rolle auszuschöpfen. Thomas' reine Kinderseele, die sanatische Wuth dieses Wahrhaftigen, sein löwentrotziges Ringen gegen die schmutzige Lüge, das Emporwachsen des Helden, des Märtyrers — Charakterbild und Charakterentwickelung waren nicht aus einem Gusse, und geistvoll erdachte Aeußerlichkeiten, raffinirte Nuancirungen mußten die Lücken verdecken. Es schien doch, als läge Sonnenthal's Talent nicht eben auf dem Gebiete der Ibsendarstellung; interessant und lehrreich aber war der Versuch in jeder Hinsicht. — Unrecht wäre es, über dem Gast die einheimischen tüchtigen Kräfte zu vergessen: Pagay der Köstliche hat keine bessere Charge als diesen liberalen Verleger und Obmann der compakten Majorität; Jarno stellte den freisinnigen Schaukeljournalisten fast portraitgetreu dar, als verkehre er Tag um Tag mit lieben Schelmen dieser Art. Wollte er ihn in seiner ganzen Niederträchtigkeit und Feigheit geben, so wäre freilich nöthig, daß er ihm weniger mephistophelische Züge verliehe. Diese triste Gesellschaft ist ja viel einsältiger und viel naiver in ihrer Gewissenlosigkeit, als ein junger Schauspieler ahnt. Herr Jarno hat jedenfalls das Zeug dazu, in der Journalistenkomödie des zukünftigen Aristophanes eine Hauptrolle zu spielen — man achte auf ihn.

In Giuseppe Giacosa's „Sündige Liebe", einem gutgebauten, ganz conventionellen Theaterstück, das keine Menschendarsteller, sondern Schauspieler verlangt, war Sonnenthal mehr am Platze und bot eine glanzvolle, im höchsten Grade fesselnde Leistung. Selbst in den Augen einiger junger Leute von der Kritik sah man Thränen der Ergriffenheit funkeln — mehr ist gewiß von keinem Genie zu verlangen.

Die „Sündige Liebe" erzählt von der lodernden Leidenschaft zweier junger Menschenkinder, die damit den besten, tüchtigsten Mann häßlich betrügen und tief elend machen. Fabricio Arsileri liebt die Gattin seines Freundes Giulio Scarli, der ihm alles gegeben hat, ein Heim, Arbeit, Unterhalt, der bereit ist, alles für ihn zu opfern. Diese verbrecherische Neigung wird allmählich zu einem öffentlichen Geheimniß der Kleinstadt, und nur der kindlich vertrauensvolle Ehemann ahnt nichts. Erst als Fabricio's Vater, ein verkommenes Gräflein, die Kenntniß des schlimmen Geheimnisses benutzen will, um seinen Sohn zu einer verhaßten Ehe zu zwingen und dadurch die gefährlichen Folgen einer von ihm begangenen Wechselfälschung zu verhüten; als Scarli seinem Liebling Geld anbietet, womit er den Vater retten kann und der aus seiner Ruhe aufgescheuchte Fabrizio dies neue Opfer des Betrogenen nicht mehr annehmen will — erst da dämmert dem Advokaten eine Ahnung des Fürchterlichen auf. Und in einer im großen Ganzen geschickt geführten Scene erkennt er aus dem widerspruchsvollen, schuldbewußten Betragen seines Weibes und seines Freundes, was sie ihm gethan. Den jungen Freund jagt er zum Teufel, die Frau behält er im Hause, damit sie sein Kind erziehe; eine andere Gemeinschaft will er mit ihr hinfort nicht pflegen. Dieser Ausgang entspricht nicht der Bühnentradition, die hier Revolver oder mindestens Scheidung verlangt, er ist aber menschlich wahr. Zur Waffe

greift ein geduldiger, herzensguter Arbeitsgaul wie dieser Scarli nicht, und die Ehen in Italien sind für die Ewigkeit geschlossen.

Giacosa weiß seine einfache Handlung vernünftig zu führen, und seine technische Geschicklichkeit ist nicht alltäglich. Girardin, Dumas und Feuillet waren hier seine Lehrmeister — ja, manchmal lehnt er sich enger als erlaubt an sie an. Die Kunst der Seelensynthese aber beherrscht er einstweilen nur erst unzulänglich; seine psychologische Motivirung leidet bald an einem zu Wenig, bald an einem zu Viel, scheint hier karg und arm, dort gesucht üppig. Daraus ergeben sich dann einzelne Plumpheiten an wichtigen Stellen. Um den Arbeitsmärtyrer Scarli noch im Ausklingen des Dramas scharf zu charakterisiren, läßt Giacosa ihn eine sehr lange und sehr sentimentale Rede halten, die den Actschluß empfindlich verwässert. Und es fällt zwei Minuten vorher ein rührend schönes Wort, über das der Vorhang langsam niedergehen sollte: „Ich will weiter arbeiten bis in die sinkende Nacht, damit mein Kind einmal wohlhabend sein wird und nicht einen Mann zu nehmen braucht, der sie vernachlässigt, weil er vom Morgen bis zum Abend für sie arbeiten muß." Auch der Anfang des Stückes birgt ein Vergehen gegen die dramatische Oeconomie: der Dichter entschleiert uns das sündige Verhältniß Emmas und Fabricio's gleich in der ersten Scene, und nun verlieren natürlich die folgenden, in denen die Möglichkeit ihres Verbrechens tuschelnd besprochen wird, allen nervösen Spannungreiz; der ungemein dramatische, prickelnde Argwohn entfällt für uns, weil wir bereits Gewißheit haben, wir sind der gewitterschwangern Athmosphäre, der eigentlichen Stimmung entrückt. Wir sehen gleich von Anfang an alles zu klar — auch die Fehlgriffe des Verfassers. So wenn er Fabricio's Vater, der nicht mehr weiß als jeder andere Stadtbewohner, der auch nur Vermuthungen hat, dennoch mit größter Bestimmtheit auftreten und im Handumdrehen siegen läßt. Fabricio und Emma wissen, daß man sie beargwöhnt, müssen auf solche und schlimmere Scenen gefaßt sein; der Autor hat sich nicht die Mühe gegeben, uns zu erklären, warum sie feig und willenlos gerade vor diesem alten Gecken capituliren. Genau so thöricht benehmen sie sich nachher Scarli gegenüber. Sie scheinen sonst beide nicht die Menschen, die im Augenblick der Gefahr den Kopf verlieren; nichts als dummer Klatsch, beweisloser Verdacht spricht gegen sie — warum unterliegen sie trotzdem? Warum? Hier klaffen gewaltige Lücken, fehlt die Kraft Zola's, der zu zeigen weiß, zu welchen Thorheiten das böse Gewissen treibt. —

Im benachbarten Lessing-Theater ging ein Londoner Zugstück „Niobe" zum ersten Mal in Scene und veranlaßte eine Hochfluth kritischer Faseleien über die englische Bühnendichtung der Neuzeit. Da unsern Maßgebenden von dieser Literatur nur noch „Charley's Tante" bekannt ist und da sie von der englischen Sprache noch weniger als Herr Blumenthal verstehen, lag es nahe, daß sie aus den beiden schwächsten und witzlosesten Producten des Londoner litterary people auf die britische Theaterkunst überhaupt schließen würden. Das war der beste Witz an der ganzen Geschichte. Im Uebrigen muß anerkannt werden, daß der Director der auf Lessing's Namen getauften Dramenbudike es verstanden hat, die an sich schon genügend abgeschmackte Idee der Messrs. Paulton noch mehr zu veralbern und ihr vollends den Stempel jenes Geistes aufzudrücken, den wir im „Mauerblümchen" schaudernd umgehen sahen. Herr Dunn, Director der „Allgemeinen Versicherungsgesellschaft", hat von einem verrückten Lord die kostbare Statue der weinenden Niobe zur Aufbewahrung angenommen. Ihr Eigenthümer erzählt dem braven Spießer so viel von dem ungeheuren Werth des Marmorweibleins und versichert es für eine so hohe Summe, daß Mr. Dunn in größten Schrecken geräth und das Kunstwerk in seine Privatwohnung bringen läßt, damit ihm ja nichts Böses geschehe. Hier begeht nun ein Installateur elektrischer Leitungen die unerklärliche Thorheit, den Kupferdraht um das Piedestal Niobes zu winden; der Funke blitzt auf, und sie, die einst dem schweren Zorn der Himmlischen ein Ziel war, tritt, lebendig geworden, aus dem Schranke. Es dauert geraume Zeit, ehe sich die aus dem grauen Alterthum in die funkelnagelneue Moderne hineingeschneite Hellenin im Hause Dunn's zurecht findet; schließlich hält sie den Versicherungsdirector für ihren hohen Gemahl, und der Versicherungsdirector stellt die Tragische seiner Familie als eine sehnlichst erwartete neue Gouvernante vor. Der Witz liegt nun in dem Contrast zwischen Niobe's antiken Gewohnheiten und ihrer gehobenen Sprechweise und der banausischen Lebensführung der Philister, die sie hüten. Wer die satirische Kraft der Cityschwankdichter kennt, neben denen unsere Mannstädt, Treptow und — entschuldigen Sie — Leipziger fast aristophanisch annuthen, wird nicht erwarten, daß sie den komischen Gehalt des Vorwurfes irgend wie ausschöpften. Die Parodie zeigt nichts von der überschäumenden Lustigkeit der ideenverwandten Offenbachiaden, sie schleicht matt und trist am Boden hin, umgeht fast ängstlich jede Gelegenheit zu schallenden Pritschenschlägen und brillanten funkelnden Parallelen zwischen Einst und Jetzt. So dürftig ist die Phantasie der Autoren, daß sie nicht einmal darauf verfiel, wenigstens diesem guten Peter Dunn aus Manchester und der edlen Gattin Amphion's aus Hellas individuelle Züge zu verleihen, wodurch die komischen Gegensätze wesentlich verschärft worden wären. Sie begnügt sich statt dessen mit den schalsten Späßen, und der Erfolg bewies freilich, daß diese Späße für den Berliner Premièreumob vollkommen ausreichend waren. Mit dröhnenden Lachsalven wurde begrüßt, was wenige Wochen vorher im vielverlästerten Wien unter Grabesschweigen ein unrühmliches Ende fand. — Nun ist es ja unnöthig, mit den Paulton-Clowns und unsern Premièrengängern über litterarischen Geschmack zu rechten, aber Herr Oscar Blumenthal, der sich doch immerhin noch etwas Witz und viel Fidelität in seine Directionsstube hinübergerettet hat, durfte uns so nicht kommen. Eine „freie Bearbeitung" des vorher wörtlich übersetzten Schwankes durch ihn versprach doch mindestens, daß er da eingreifen würde, wo die Engländer zwar verschiedentlich einen Anlauf genommen, aber den Sprung nicht gewagt hatten: in der Persiflirung unserer „humanistischen", nach Klassicität haschenden Bildung. Aber auch dies actuelle, lockend ladende Thema ließ der vor Jahren Witzige träge liegen und begnügte sich damit, das Schwänklein mit allerlei Pfefferkuchenversen, Epilogen und bösen Kalauern aufzuputzen. Es erübrigt bei Oscar Blumenthal anzumerken, daß unter all diesen Späßen keiner war, der seines würdigen Alters wegen nicht die Fußwaschung verdient hätte.

Notizen.

Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngsten. Roman von Ricarda Huch. (Berlin, Wilhelm Hertz). Die Verfasserin — unseres Wissens Stadtbibliothekarin in Zürich — hat sich offenbar freundnachbarlich an C. F. Meyer und Keller gebildet, eifert aber auch Paul Heyse nach, wobei sie sich ihrer Selbständigkeit so ziemlich begiebt. Ihr Vortrag ist altmodisch, gemessen, ihre Sprache schönrednerisch und breitspurig, und darum war es nicht wohlgethan, die subjective Erzählungsform des Ichromans zu wählen. Wir sind keinen Augenblick im Zweifel, daß nicht ein sturmgefesteter alter Mann das Wort führt, sondern eine nervöse, starkgeistige und etwas verschrobene Frau. Das Charakteristicum aller weiblichen Romanschreiberei: die idealisirten Männer findet sich auch hier. Noch schlimmer ist die uferlose Moralanwendung, die den darstellenden Theil jeden Augenblick mit seinen Schnörkeln unterbricht, und das Bedürfniß nach sogenannten schönen Stellen und fortwährenden Vergleichen und Bildern, das dem Buch etwas Academisches, Unfrisches und Geziertes verleiht. „Sie mochten sich," heißt es einmal, „anfänglich arglos diese Zuneigung gefreut haben wie eine Blume, die in einer warmen Nacht aufgeblüht ist und am Morgen in ihrer Pracht dasteht, oder wie ein Kind die Weihnachtsbescheerung anstaunt, die ihm ungesehene Hände, während es schlief, vor seinem Bettchen ausgebreitet haben. Aber die Liebe ist wahrhaftig einem Feuer zu vergleichen, insofern als sie sich niemals begnügt, sondern stets neue Nahrung will. Lucile kehrte bald von ihrem Ausfluge zurück, einer Schwalbe gleich, die im Frühling ihr altes Nest aufsucht" u. s. w. Dann einige Schiefheiten: „Mit diesen Gedanken im Sinne", „der niederlechzende Blitz" ... Erdacht ist diese Patriciergeschichte vortrefflich, nur schade, daß wir alle Personen bloß wie durch einen Schleier sehen. Wir kennen sie nur aus zweiter Hand, fühlen nicht mit ihnen und interessiren uns kaum für sie. Daß es Menschen von heute sein sollten, will uns gar nicht in den Kopf, so romantisch erdacht und ausgeführt sind sie, wozu die kellerisch geschmacklosen Namen Ursleu, Leballen Harre, Galeide, Heileke, Ezard, Harreke das ihrige beitragen. Dazu einige Unmöglichkeiten, wie die Choleraleiche, die während der Hamburger Epidemie gewiß nicht nach der Schweiz hätte geschafft werden dürfen, da doch schon die gesunden Hamburger überall zurückgewiesen wurden. Nicht in unsere realistische Zeit durfte diese Familientragödie mit ihren antik nachempfundenen Menschen verlegt werden; sie kann nur zur Zeit der Pest in Florenz oder im mittelalterlichen Rom spielen. Immerhin ist Manches, wie die meisterlich gezeichnete Heldin und Florens Tod wohlgelungen, wie denn überhaupt die zweite Hälfte des immer voll künstlerischen Ernstes durchgeführten Romanes mit ihren zahlreichen Feinheiten für die sträfliche Langeweile des Vorhergehenden entschädigt. Die hochstrebende Verfasserin versteht weder zu componiren noch zu gestalten und behandelt das Nebensächliche oft so ausführlich und liebevoll, daß sie darüber das Herausarbeiten der Hauptscenen vergißt. Ein verfehltes Buch und doch ein Talent.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von
Otto Wigand in Leipzig.

Handelswissenschaft. Für Schulen und zum Selbstunterricht. Von **A. Braune.** 6. Auflage. Preis 3 *M*.

Italienische Plaudereien. Von **Hektor Frank.** 2 Auflage. Preis 3 *M*.

Feuerungsanlagen. Handbuch für Constructeure und Fabrikbesitzer zur Anleitung für Ausführungen und für den Betrieb. Von **F. H. Haase.** 5 *M*.

Erhaltung des Bauernstandes. Von **Preser.** 3. Auflage. 4,50 *M*.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Der moderne Mensch.
Versuche über Lebensführung
von
B. Carneri.
III. Auflage.
In handlichem Taschenformat in Antiqua-Cursiv.
235 S. Preis geh. *M* 3.—, geb. *M* 3.60.

Empfindung und Bewußtsein.
Monistische Bedenken
von
B. Carneri.
gr. 8°. Geheftet. Preis *M* 1.—.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,**
Hohe Bleichen 34.

Soeben erschienen:

Novalis.
(Friederich von Hardenberg.)
Eine biographische Charakteristik von
Just Bing.
M 4.—, geb. *M* 5.—

Die
Philosophie des Metaphorischen
in Grundlinien dargestellt von
Alfred Biese.
M 5.—, geb. *M* 6.—

Festgabe zu Fürst
Bismarck's Geburtstage:
Vaterländische Ehrentage.
Von A. Schwartz.
Reichster Bilderschmuck. (36 Holzschn.).
Original-Prachtband. Nur 60 *Pf*.
Oldenburg. Verl.: Schulzesche Hof-Buchhg.

A. Gerloff,
Nauen bei Berlin.
Gr. Rothe Kreuz-Geldlotterie
schon 18. bis 20. April 1894.
Gstgw. **170000** M., 1 ganzes Orig.-Loos nur 3 M., 1/2 1,75, 1/4 1 M., 1/8 50 Pfg., 1/60 10 Pfg.
Original-Loose 3 M. — Porto u. Liste 30 Pf. (für Einschreiben 20 Pf. extra).

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman
von
Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Falliment und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Soeben erschien:

TROJAN, Scherzgedichte.

Dritte neu bearbeitete Auflage.
19 Bogen 8°. Geh. *M* 3.—, fein geb. *M* 4.—.

Diese mit goldnem Humor und köstlicher, aber nicht verletzender Satire gewürzten heiteren Gedichte des Chefredakteurs des **Kladderadatsch** verfehlen ihre Wirkung auch bei dem grämlichsten Leser nicht und eignen sich daher ebensogut zu einem **Gelegenheitsgeschenk wie zum Vortragen in Gesellschaften und Vereinen.**

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/II.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 16. Berlin, den 21. April 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Zukunft der deutschen Landwirthschaft. Von Agricola. — Vom Berliner Börsenkönig. Ein Kapitel Börsenpsychologie. Von Paul Dehn. — Zur Geschichte des Lloyd. Von Leopold Katscher. — **Literatur und Kunst:** Die Aufgabe der deutschen Hoftheater. Von Paul Marsop. — Neues von Klaus Groth. Von Eugen Wolff. — **Feuilleton:** Die untröstliche Wittwe. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Majestät sind unterwegs. Von Prinz Vogelfrei. — Aus den Kunstsalons. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Die Zukunft der deutschen Landwirthschaft.

Der Handelsvertrag mit Rußland ist angenommen; das ist die gegebene Thatsache, mit der sich die Landwirthschaft abzufinden hat. Zwar ist der erwartete Preissturz des Getreides nicht eingetreten, aber nur deshalb, weil er sich mit berechtigter Escomptirung der „kommenden Eventualitäten" bereits vor einem halben Jahre vollzogen hat. Entscheidend war der Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn; daß sich ein Land wie Rußland, trotz Miquel's Meinung, nicht jahrelang differenziren lassen könne, war klar. So hat es denn schon längst seinen guten Roggen nach Skandinavien und Ungarn gesandt, und wir haben dafür schlechtes schwedisches Korn und ungarisches Mehl empfangen. Zweifellos hat allerdings der russische Handelsvertrag die Lage noch verschärft und den Preis mindestens um den Betrag der verminderten Transportkosten gedrückt. Die Folge wird der massenhafte Bankerott namentlich ostelbischer Gutsbesitzer in diesem und dem folgenden Jahre sein. Es ist Zeit, das Uebel einzugestehen, statt, wie die Parteien der linken Seite mit wahrhaft verbissener Leidenschaft thun, die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß die Landwirthe größtentheils reiche Majoratsherren seien. Schon längst gehört der größte Theil der Landwirthe dem Mittelstand an, und ein Einkommen von 3000 Mark bei einem Besitz von 1000 Morgen im ostpreußischen Höhengebiet scheint selbst der argwöhnischsten Steuercommission, sofern sie nicht aus denen um Eugen Richter besteht, durchaus glaubwürdig. Die Frage ist nun: Was will das werden? Wie kann der, immerhin unvergleichlich größere Rest der jetzt noch bestehen bleibenden Landwirthe die Krise überwinden?

Es ist, um diese Frage zu beantworten, nöthig, zunächst einen Blick auf die bekannten Entstehungsgründe zu werfen. Der wichtigste ist die Einbeziehung der deutschen Landwirthschaft in die Weltwirthschaft, die durch die immense Entwickelung der Verkehrsmittel ermöglichte Concurrenz des Auslandes. Hier ist nichts zu machen. Zwar die Concurrenz Nordamerikas wird in absehbarer Zeit aufhören; die dichtere Besiedelung des Landes, das Steigen der Bodenpreise wird die Consumtion im Lande und die Productionskosten erhöhen, sodaß ein Transport nach Europa unlohnend wird. Aber Rußland, Südamerika, Ostindien! Länder niedriger Cultur, id est geringen Arbeitslohns, billiger Bodenpreise und — schlechter Währung! Gegenüber dieser Concurrence déloyale bleibt nur eins: Aenderung, d. h. Intensification des Betriebes.

Nicht allerdings, als ob Deutschland, wie die volkswirthschaftlichen Mitarbeiter der Presse von Berlin W. vorschlagen, in einen Gemüsegarten zu verwandeln sei. Uebrigens ist doch auch in der Richtung noch viel zu machen. Im Jahre 1892 betrug der Werth der Nettoeinfuhr (Einfuhr abzüglich Ausfuhr) von

frischem Obst	13,382,000	Mk. (ohne Südfrüchte)
getrocknetem Obst . . .	11,096,000	„ (ohne Korinthen 2c.)
Käse	11,511,000	„
Eier und Eigelb . . .	70,889,000	„
lebend. Federvieh u. -wild	14,969,000	„
Blumen	3,428,000	„

Das sind zusammen über 125 Millionen. Darunter sind allerdings Waaren, die im Inlande nicht herstellbar sind; aber es bleibt doch noch ein ganz hübsches Sümmchen übrig, das durch wenig anstrengende Nebenarbeiten für Deutschland erhalten bleiben könnte. Es genügt hier, auf die geradezu glänzenden Resultate hinzuweisen, die süddeutsche Staaten, namentlich Württemberg und Baden, durch verständige Pflege des Obstbaues erzielt haben.

Der Werth der Einfuhr frischer Fische betrug 8,725,000 M., der Werth der Lebendvieheinfuhr 245,445,000 M. (gegen eine Ausfuhr von 23,862,000 M.). Zum Vergleich diene, daß sich der Ertrag der Getreidezölle (Getreide, Hülsenfrüchte und Malz) im selben Jahre auf 103,668,000 M. belief. Man hat jetzt einen Wollzoll von exorbitanter Höhe vorgeschlagen. Demgegenüber antwortet unsere Wollindustrie mit Recht, daß sie dadurch ruinirt würde, weil sie der australischen 2c. Qualitätswolle bedarf; statt dieser auch sozialpolitisch verwerflichen, weil auf Ausdehnung des Weidelandes hindrängenden finanziellen Maßregel eine sehr wohl zu ermöglichende rationelle Hebung unserer jetzt recht im Argen liegenden Schafzucht (man lese nur einmal die Berichte der hauptsächlichsten Wollmärkte) und beiden Theilen ist geholfen. Erstes Erforderniß wäre also Richtung auf Spezialproduction; nicht etwa von Wein und Tabak, deren Ernteerträgniß viel zu schwankend ist, aber von Eiern, Vieh, feiner Wolle, Braugerste 2c. 2c. Günstig in dieser Richtung hat die Aufhebung des Identitätsnachweises gewirkt, die es den ostpreußischen Provinzen ermöglicht, für ihren kleberreichen, von Deutschland trotz seiner Höherwerthigkeit nicht goutirten Weizen ihr altes Absatzgebiet England wieder zu erobern. Wenn es nämlich, wie zu hoffen, gelingt.

Will man die Hebung der Production mit einiger Aussicht in Angriff nehmen, so sind zuvor zwei weitere Forderungen zu erfüllen: die richtige Ausbildung der Producenten und rationelle Gestaltung der Productionsstätten.

Die technische Bildung der Bauern ist dabei die kleinste

Sorge. Freilich könnte hierbei durch Winterschulen, Wanderlehrer, last not least auch Elementarunterricht noch viel geschehen; aber das Mitarbeiten von Jugend auf innerhalb des leicht übersehbaren Besitzes und das gar nicht hoch genug anzuschlagende Beispiel der größeren Gutsbesitzer, die dem mißtrauischen Bauer den Erfolg einer technischen Neuerung ad oculos demonstriren, werden nach wie vor das Beste thun. Viel wichtiger ist es, dem deutschen Landmann etwas von der smartness des amerikanischen Farmers beizubringen, ihn mit einem Tropfen kaufmännischen Oeles zu salben. Lernt er rechnen und buchführen, so wird er nicht mehr seine Arbeitskraft gleich Null ansetzen und das zu unsinnig hohen Preisen angekaufte Land mit seinem Arbeitslohn verzinsen. Auch die Einschränkung des Zwischenhandels wird dadurch erreicht werden können, wenn auch nicht in dem Maaße, wie vielfach angenommen wird. Auch der Zwischenhandel versieht eine durchaus berechtigte Function, was am Wenigsten die Partei vergessen sollte, die auf dem Gebiete des Waarenhandels jeden Versuch, den Weg zwischen Producent und Consument abzukürzen, wie Consumvereine, Versandhäuser auf's Erbittertste bekämpft. Doch ist auf diesem Gebiete noch recht viel zu thun, namentlich im Genossenschaftswesen, das ja leider, mit Ausnahme der Kreditvereine, noch recht wenig Ausbreitung gefunden hat. Auch das Versicherungswesen liegt noch recht sehr im Argen, namentlich Viehversicherung. Die Verluste in Folge unterlassener Versicherung wirken hauptsächlich auf den Kleinbauern geradezu ruinös.

Beinahe noch schlimmer steht es, abgesehen natürlich von vielen rühmlichen Ausnahmen, mit den größeren Gutsbesitzern. Der Bauer, der von Jugend auf mit Hand anlegt, kann die Bewirthschaftung seines Gütchens „aus der Praxis" lernen; der Sohn des Rittergutsbesitzers, der in neunzig von hundert Fällen in seiner Jugend Jura studirt oder Offizier wird, steht seiner Aufgabe rathlos gegenüber. Man kann die merkwürdige Beobachtung machen, daß neuerdings die Landwirthschaftliche Hochschule in Berlin vielfach von jungen Adeligen besucht wird, aber — von Polen. Dagegen nehmen an den Kursen, welche große Vereinigungen, wie der Deutsche Brauerbund, der Verein der Spiritusfabrikanten ꝛc. über die technischen Fortschritte ihres Gewerbes veranstalten, jetzt vielfach ältere Herren Theil. Insofern kann die jetzige Krise geradezu zum Segen werden, wenn sie durchschlagend die Einsicht verbreitet, daß die Landwirthschaft schon längst nicht mehr Sache der Routine, sondern eine, und zwar recht schwierige, Kunst ist. Besonders die innige, unauflösliche Verbindung mit Nebengewerben, wie Brennerei, Brauerei, machen ein eindringliches Studium der technischen Verhältnisse zur Vorbedingung jeden Erfolges. In Bezug auf die kaufmännische Bildung, namentlich was Buchführung anbetrifft, wirkt das neue preußische Einkommensteuergesetz erzieherisch.

Nicht minder wichtig wie die technische und kaufmännische Bildung der Landwirthe, ist die zweckentsprechende Gestaltung der Güter. Hier ist noch ein beinahe beschämend großes Feld für Reformen. Eine in ihrem Nutzen so außerordentlich einleuchtende Operation, wie die Zusammenlegung der bäuerlichen Aecker, ist in Folge des zähen Widerstandes der Landleute immer noch in verhältnißmäßig geringem Umfange durchgeführt. Die Gemengelage der Parzellen mit allen ihren schlimmen Consequenzen, wie Verlust an Boden, Zeit, Arbeit besteht selbst am Rhein noch wie zur Zeit Karl's des Großen oder vielmehr in Folge der Theilungen noch schlimmer. Die lange Zeit, welche die Durchführung erfordert, ist kein genügender Erklärungsgrund für den wirklichen Haß, den unsere Bauern auf die Separation geworfen haben. Es ist nicht selten vorgekommen, daß einem etwaigen Antragsteller das Haus angezündet wurde, so daß jetzt in Preußen meist der Landrath, da ja die Regierung gewöhnlich ein Bischen Land besitzt, provozirt. Eine energischere Inangriffnahme dieser Reform ist allerdings gegenwärtig auch durch den Mangel an Geometern gehindert, der auch das Kolonisationswerk im Osten so sehr aufhält.

Leidet der bäuerliche Grundbesitz an zu großer Zersplitterung, so leidet der Großgrundbesitz an Kapitalmangel. Oder, was dasselbe besagen will, der durchschnittliche Besitz ist zu groß für das zu Gebote stehende Betriebskapital. Die Geschichte von dem englischen Squire ist bekannt, der seine drei Töchter durch Abverkäufe von seinem Grundbesitz ausstattete und dabei immer wohlhabender wurde, weil das zu Gebote stehende Betriebskapital auf eine geringere Fläche angewandt durch die Möglichkeit intensiveren Betriebes größere Erträge brachte. Leider ist das Beispiel nicht zu befolgen, da unsere Hypothekengesetzgebung jeden Abverkauf von der Genehmigung sämmtlicher Hypothekengläubiger abhängig macht, die sie selbstverständlich nicht ertheilen, um ihre Realsicherheit nicht zu gefährden. Das sogen. Unschädlichkeitsattest, das die Generalcommissionen für den Abverkauf ertheilen können, wenn dadurch der Werth des Gesammtobjectes nicht vermindert wird, ist natürlich für die Mehrzahl der Fälle nicht beizubringen. Sehen wir zunächst von den dadurch entstehenden betriebstechnischen und sozialpolitischen Mißständen ab, so ist es auch von ungünstigem Einfluß auf die Lösung der Landarbeiterfrage. Höhere Löhne können und brauchen die Gutsbesitzer nicht zu bezahlen; was die Arbeiter forttreibt, in die Städte, über das Meer, ist nicht eine zu geringe Bezahlung, sondern die gesellschaftliche Isolirung und die Unmöglichkeit eines Emporsteigens auf der sozialen Stufenleiter. Eröffnet man ihm die Möglichkeit, erst ein kleineres, dann ein größeres Bauerngütchen — nicht etwa eine Arbeiterstelle! — zu erwerben, so ist ihm geholfen; aber auch dem Gutsbesitzer, der auf diese Weise seinen zu großen, auf einen extensiveren Betrieb eingerichteten Landbesitz abstoßen kann. Das hindert die Form unseres Hypothekenrechts, das, nach einem Ausdrucke Sering's, „Gläubigerfideicommisse" erzeugt.

Damit ist ein Hauptpunkt berührt, dessen Erledigung eine unbedingte Voraussetzung für die Gesundung unserer Landwirthschaft ist: die Reform des Schuldrechts. Recht thöricht ist der beliebte Einwand gegen die Erörterung dieser Frage, daß ja doch, bei einer Schuldablösung, wieder neue Schulden gemacht werden würden. Als der Diener Jonathan Swift's die Stiefel seines Herrn nicht putzte, weil sie ja doch wieder schmutzig würden, gab ihm dieser nichts zu essen, weil er ja doch wieder Hunger bekäme. Es ist unendlich oft nachgewiesen, daß die Schulden der Landwirthschaft fast ausschließlich aus Restkaufgeldern, Besitzabfindungen und Meliorationskredit beständen, das heißt sich im Laufe jeder Generation wiederholten. Die einfache Consequenz daraus ist, daß jede Generation ihre Schulden zu bezahlen, im Laufe des Jahrhunderts also eine dreimalige Schuldamortisation stattzufinden hat. Wir wollen nicht auf die mannigfachen Vorschläge zu einer Schuldentlastung eingehen, und nur kurz den Einwurf zurückweisen, als ob die bestehenden Kreditinstitute jedem berechtigten Bedürfnisse der Landwirthschaft entsprächen. In Oesterreich wurden im Jahre 1890 Hypothekendarlehne intabulirt

mit dem Zinsfuß von	in der Anzahl von	im Betrage von Gulden
über $4^1/_2$ — 5 %	41,627	40,556,739
„ $5^1/_2$ — 6 „	35,818	25,197,761
„ 8 — 10 „	1,231	459,638
„ 15 — 20 „	4	1,666
„ 20 „	2	210
zusammen über $4^1/_2$ %	93,444 Hypoth.-Darl. im Betrage von 76,506,618 Gld.	

Weisen auch die letzten, exorbitant hohen Procentsätze auf Consumtivkredit hin, so zeigt die Neubelastung eines einzigen Jahres mit über $4^1/_2$ procentigen Schulden im Betrage von über 76 Millionen Gulden doch entschieden, daß solide Kreditinstitute in ausreichendem Maße nicht vorhanden sind.

Zweckentsprechend sind in Deutschland für den bäuerlichen Besitz die Reiffeisen'schen Kreditvereine und ähnliche genossenschaftliche Institutionen, für den größeren Besitz im Großen und Ganzen die Landschaften. Die Hypothekenbanken haben ihres Gewinnes halber nur daran ein Interesse, daß die Landwirthe möglichst viel Schulden zu möglichst hohem Zins-

satze machen; wie weit das den Interessen der Landwirthe entspricht, ergiebt sich von selbst. Der Kredit, den Private gewähren, kann seiner Natur nach eben nur Hypothekenform annehmen; mit Amortisationsrenten vermag ein Privatmann nichts anzufangen. Wie die Organisation zu gestalten sei, die den Landwirthen an Stelle des für sie unpassenden Hypothekenkredits billigen amortisabeln Kredit gewährt, ob durch entsprechende Ausbildung der Landschaften, oder durch directes Eintreten des Staates, das ist die dringendste Reformfrage. Dem Staat von vornherein die Fähigkeit zur Lösung dieser Aufgabe abzusprechen, geht nicht an, wenn man auch zugeben muß, daß der bis jetzt einzige Versuch in der Richtung, der sonderbar bureaukratisch verbildete österreichische Rentengütergesetzentwurf mißglückt ist. Der Staat hat es überhaupt gar nicht nöthig, seinen eigenen Kredit zur Verfügung zu stellen; es genügt, daß er zwischen Gläubiger und Schuldner intervenirt, um den letzteren passenden Credit zu verschaffen. Für Richtung und Maaß einer entsprechenden Intervention gibt die Durchführung der Grundentlastung durch den Staat ein Beispiel; hier, wo es sich um hunderte von Millionen handelte, haben der Grundentlastungsfonds in Oesterreich, die Rentenbanken in Preußen ꝛc., indem sie dem Verpflichteten als Gläubiger, dem Berechtigten als Schuldner gegenübertraten, tadellos functionirt.

Ganz unberechtigt ist es, die gegenwärtige Krisis „lediglich aus dem Gesichtspunkte individueller Schuld und Sühne" zu behandeln und jedes Eingreifen des Staates zu perhorresciren. Sehr treffend sagt v. Miaskowski: „Weil, so wird nicht selten geltend gemacht, die Krisis wesentlich dadurch bedingt ist, daß der ländliche Grundbesitz von seinen jetzigen Besitzern zu so hohen Preisen gekauft oder im Erbgange übernommen worden ist, wie sie schon damals den Erträgen nicht entsprachen und noch weniger heute entsprechen, so ist auch eine Besserung in der Lage des Grundbesitzes lediglich dadurch zu erzielen, daß der Werth desselben sich wieder au niveau der gegenwärtigen Erträge setze. Als ob es denn eine so kleine Sache ist, wenn ein ganzer Stand und gerade derjenige Stand, der mit den festesten Banden an das Vaterland geknüpft ist, Millionen und Milliarden seines Vermögens plötzlich in die Erde versinken sieht? Als ob eine solche Expropriation sich überhaupt vollziehen läßt, ohne daß zahllose Existenzen, und zwar die schwächeren, d. h. die am meisten verschuldeten, dadurch ruinirt würden? Mir scheint, daß der Staat sich der Pflicht, einer ganzen Klasse, die durch eine für sie unglückliche Verkettung von Umständen in die gegenwärtige kritische Lage gekommen ist, die hilfreiche Hand zu bieten nicht entschlagen darf. Und zwar dies umso weniger, als derselbe durch Erhaltung des Grundbesitzstandes nur einen Act der Selbsterhaltung ausübt."

Der Versuch, die deutsche Landwirthschaft durch das mechanische Mittel der Schutzzölle von den Einflüssen des Weltmarktes unabhängig zu machen, ist gescheitert. Helfen kann ihr nur eine Reform von innen heraus. Agricola.

Vom Berliner Börsenkönig.

Ein Kapitel Börsenpsychologie.

Von Paul Dehn.

Niemals sieht man ihn an der Börse und dennoch ist er ihr Halbgott; denn er war es, der sie reich und groß machte. Auch sonst können sich wenige Sterbliche rühmen, mit ihm zu verkehren, vielleicht nur die sogenannten höchsten Spitzen der Gesellschaft, die sich um seine Gunst bewerben. Denn das Geld ist die größte Macht der Gegenwart, und nach dem Tode des alten Bleichröder ist Herr Adolf von Hansemann unbestritten der erste Geldmann Berlins, der selbst einige Dutzend Millionen Mark Vermögen besitzt und als Affiliirter des Hauses Rothschild Milliarden mit in Bewegung bringt.

Vor einigen Wochen machte Herr Adolf von Hansemann von sich reden, als er in Berlin genöthigt wurde, wie wenn er ein gewöhnlicher Sterblicher wäre, vor Gericht zu erscheinen, um Zeugniß abzulegen. Man wird begreifen, daß Herr von Hansemann darüber in hohem Grade unmuthig war. Selbst die Gegner der Hochfinanz und ihrer Corruption konnten ihm das nicht verdenken. Diese beiden Leute, die da auf der Anklagebank saßen, nachdem sie allerlei sensationelle Angaben in die Oeffentlichkeit geschleudert hatten, sie waren nicht im Mindesten sympathisch und sie haben mit ihrer erstaunlichen Unkenntniß und Leichtfertigkeit gerade jenen Kreisen, die sie zu bekämpfen gedachten, einen großen Dienst geleistet. Darüber lassen die freudigen Besprechungen des Prozesses, wie sie in den Börsenblättern zu lesen waren, keinen Zweifel. Auch Herr von Hansemann wird einigermaßen vergnügt die Räume des Gerichtes verlassen haben in der Meinung, in Gestalt der beiden Herren auf der Anklagebank nunmehr ein für allemal seine gesammte Gegnerschaft vernichtet zu haben.

Vor besseren Kennern der Berliner Discontogesellschaft und ihrer Thätigkeit würde Herr von Hansemann einen ungleich schwierigeren Stand gehabt haben. Herr von Hansemann wird selbst von seinen Verehrern keineswegs für ein großes Finanzgenie gehalten; er zeichnet sich lediglich aus sozusagen durch einen Stiernacken, der sein Ziel rücksichtslos verfolgt. Im Uebrigen läßt sich von ihm nichts sagen, als daß er der Affiliirte Rothschild's ist. Als solcher hat er große geschäftliche Erfolge erzielt. Wo Herr von Hansemann ein selbständiges Geschäft unternahm, da ist es in der Regel mindestens für die Actionäre der betr. Unternehmungen, Dortmunder Union ꝛc., die im Vertrauen auf Herrn von Hansemann und die Discontogesellschaft sich daran betheiligten, schlecht ausgegangen.

Herr Adolf von Hansemann ist mit seiner Discontogesellschaft an der Börse und gleichzeitig ist die Börse durch ihn groß geworden. Das hat sich hauptsächlich während der Gründerzeit zu Anfang der siebziger Jahre vollzogen. Damals überflügelte die Berliner Börse rasch ihre Frankfurter Concurrentin, und es gewann die Discontogesellschaft an der Berliner Börse wesentlich mit Hülfe ihres gewandten Geschäftstheilhabers Hecker, der die Spekulation äußerst geschickt zu leiten verstand, jene herrschende Stellung, die ihr noch jetzt nicht streitig gemacht wird, und gleichzeitig errang sie einen spekulativen Ruf, an dem sie noch jetzt zehrt — freilich zunächst in Folge ihrer Eigenschaft als Mitglied der Rothschildgruppe. Noch heute schwört die ganze Börse auf die Discontogesellschaft, nicht eigentlich auf die Hansemann'sche, sondern auf die Rothschild'sche, denn diese schafft Gelegenheit zu billiger und guter Spekulation; wenn sie billiges Reportgeld gewährt, dann steigen die Kurse, und die Spekulanten können mit sicherer Aussicht auf Gewinn kaufen. Ohne Rothschild hätte die Discontogesellschaft diese ihre Stellung als Führerin, sozusagen als Amme der Börsenspekulation längst eingebüßt.

Wirft man einen Blick auf die Thätigkeit der Discontogesellschaft, so muß man erstaunt sein über die stattliche Reihe zweifelhafter Geschäfte, die von dieser angeblich ersten deutschen Bank unternommen worden sind.

Zunächst tritt aus dem Dunkel der Vergangenheit das Gespenst der Provinzialdiscontogesellschaft hervor, durch deren Gründung man damals das Provinzgeschäft an sich zu ziehen gedachte. Dieses Unternehmen war von Anfang an lediglich auf Spekulation aufgebaut und erwarb auch rasch eine große Spekulationskundschaft. Da es aber auf die Pflege des soliden Geschäftes nicht bedacht, da ihm die Börsenspekulation Alles war, so theilte es deren Schicksal nach dem Krach von 1873.

Eine zweite große, nicht minder bedenkliche Gründung der Discontogesellschaft besteht noch zum Leidwesen manches gutgläubigen Kapitalisten in der Dortmunder Union. Dieses Unternehmen ist im Grunde genommen aus den Beziehungen der Discontogesellschaft mit Herrn Strousberg hervorgegangen. Als dieser zusammenbrach, hatte die Discontogesellschaft an ihn erhebliche Forderungen. Zu ihrer Deckung übernahm sie u. A. auch verschiedene Bergwerke und gründete unter Heran-

ziehung anderer Werke die Dortmunder Union. Bei dieser Gründung hat sie so ungeheuerliche Preise berechnet, daß nach fachmännischer Versicherung noch heute die Kohlenwerke mindestens mit dem Doppelten des wirklichen Werthes zu Buche stehen! Es wäre von großem pathologischen Interesse und in hohem Grade lehrreich, wollte man diese „blutige" Gründung der Discontogesellschaft einer genaueren Untersuchung unterziehen. Bei dem gewaltigen Agiogewinn konnte von einem hinreichenden Erträgniß für die Actionäre keine Rede sein, und es sind denn auch seit zwanzig Jahren durchschnittlich nur ein bis zwei Procent Dividende vertheilt worden. In der Geschichte der Börsengründungen nimmt die Dortmunder Union, diese Schöpfung der Berliner Discontogesellschaft, eine hervorragende, wenn auch keineswegs rühmliche Stellung ein.

Aus neuerer Zeit stammt eine andere Gründung der Discontogesellschaft, die internationale Luftdruckgesellschaft in Berlin, die auf Grund des Popp'schen Luftdruckpatentes große Dinge unternehmen wollte, so z. B. für Bergwerke die Betriebskraft stellen und zugleich reine Luft schaffen ꝛc. Indessen mußte man darauf verzichten, da sich das Patent nicht bewährte. Zu diesem Geschäft ließ sich die Discontogesellschaft durch Salomon Oppenheim jr. & Co. in Köln verleiten, welche Firma sich in Paris durch eine große Anlage für Druckluft und Elektricität so stark engagirt hatte, daß sie zeitweilig in Verlegenheiten gerieth. Hier ist dann die Discontogesellschaft eingetreten und hat nicht zu ihrem Vortheil die Actien der Popp'schen Druckluftgesellschaft in Paris zum großen Theil übernommen. Diese Gesellschaft macht schlechte Geschäfte und ihre Aussichten stehen keineswegs gut. Beiläufig ist die Discontogesellschaft darüber sehr entrüstet, daß der Pariser Stadtrath es der Gesellschaft zur Pflicht gemacht hat, weder deutsche Beamte noch deutsche Arbeiter zu beschäftigen. Das ist ein gutes Recht des Pariser Stadtrathes, was allerdings von den Männern der goldenen Internationale nun und nimmermehr begriffen werden wird. Dazu gehört auch die Discontogesellschaft, da sie sich nicht scheute, beträchtliche deutsche Kapitalien in dem deutschfeindlichen Paris anzulegen.

Große Reklame wurde neulich anläßlich der Fertigstellung der Venezuela-Eisenbahn gemacht, welche die Discontogesellschaft hat erbauen lassen. Dieses Unternehmen ist noch wenig durchsichtig, und sollten dessen Actien einmal zur Emission kommen, so würden sie als Anlagepapier mit gutem Gewissen nicht zu empfehlen sein.

Als Mitglied der Rothschildgruppe war die Discontogesellschaft hervorragend bei der Conversion der ungarischen Goldrente betheiligt, was ihr keineswegs zum Ruhme gereicht. Ende der siebziger Jahre standen sechsprocentige Ungarn auf etwa 75. Mit Hülfe der finanziellen Uebermacht der Rothschildgruppe wurde die Conversion dieser Papiere erzwungen, man nahm sie aus dem Markte, trieb sie auf pari und convertirte sie in vierprocentige Papiere, welche dann das Privatkapital in Ermangelung anderer Papiere wieder ankaufen mußte. Mit diesem ingeniösen Streich hat man die moderne Conversionsära vorzeitig eingeleitet, und die Bahn geebnet für die Ausgabe einer Reihe zweifelhafter exotischer Papiere, wovon ein Theil auch durch die Discontogesellschaft nach Deutschland eingeführt worden ist. In den Jahren 1887 und 1889 hat die Discontogesellschaft für 183 Millionen Mark argentinische Papiere auf den deutschen Markt gebracht, beiläufig zum Kurs von durchschnittlich 90; heute sind diese Papiere auf etwa 40 gefallen, der Verlust läßt sich demnach leicht berechnen.

In guten Jahren hat die Discontogesellschaft für die vier Geschäftsinhaber eine Tantième von 2 bis $2^1/_2$ Mill. Mark jährlich abgeworfen. Davon haben satzungsmäßig Herr von Hansemann als erster Geschäftsinhaber $^5/_8$, die übrigen drei Herren je $^1/_8$ zu erhalten, es beziffert sich demnach die jährliche Einnahme des Herrn von Hansemann allein aus seiner Tantième auf etwa eine Million Mark. Erwägt man, daß bei allen schwebenden Geschäften die Kundigen und Eingeweihten ihr Wissen ebenso sicher als vortheilhaft nützen können, so wird man die Einnahmen des Herrn von Hansemann sehr erheblich höher veranschlagen müssen. Bei dem großen ungarischen Rentenumwandlungsgeschäft fiel es auf, daß die Discontogesellschaft anstatt der erwarteten entsprechenden Gewinne nur eine verhältnißmäßig bescheidene Aufbesserung ihrer Dividende zu gewähren in der Lage war. Wer von Anfang an in dieses weit ausschauende Geschäft, wie Herr von Hansemann, Einblick hatte, konnte an der vorher in Aussicht genommenen Kursaufbesserung bei rechtzeitigem Ankauf der alten ungarischen Goldrente leicht ungeheure Beträge, thatsächlich Hunderte von Millionen verdienen . . .

Ursprünglich war die Berliner Discontogesellschaft gegründet worden, um dem Kreditbedürfniß von Handel und Industrie Rechnung zu tragen. Das wäre ein solides Geschäft mit bescheidenem Gewinn gewesen. Davon hat sich indessen die Discontogesellschaft unter Leitung des Herrn Adolf von Hansemann weit, weit entfernt — mit großem Gewinn für Herrn von Hansemann, wie für seine Bank und die Börse, allein zum Nachtheil und auf Kosten des ehrlichen Handels und Gewerbes und vielfach auch zum Schaden des gutgläubigen Publikums. In der Gründerzeit hat die Discontogesellschaft bis zu 27 Procent Dividende bezahlt! Solche Gewinne können unmöglich durch ehrliche Arbeit errungen werden, wenn man in Betracht zieht, welche große Kapitalien dabei betheiligt sind. Von der Börse wird Herr Adolf von Hansemann hoch verehrt und wie eine unfehlbare Autorität in Geld- und Spekulationsgeschäften geachtet — abgesehen natürlich von den concurrirenden Bankgeschäften, die nebenbei bemerkt ebenfalls ein mehr oder minder langes Sündenregister aufzuweisen haben. Mit der Verehrung und Achtung der Börse wird sich Herr Adolf von Hansemann aber begnügen müssen. Außerhalb des Dunstkreises der Börse macht man Verehrung und Hochachtung von anderen Voraussetzungen abhängig und vom Standpunkt des ernsten modernen Sozialpolitikers kann die Thätigkeit des Herrn Adolf von Hansemann und der Berliner Discontogesellschaft als eine dem Gemeinwohl nützliche oder auch nur höheren geschäftlichen Auffassungen entsprechende mit nichten betrachtet werden.

Zur Geschichte des Lloyd.

Von Leopold Katscher.

Das Wort „Lloyd" ist auf der ganzen Erde verbreitet und in fast alle Sprachen übergegangen und es wird auf verschiedene Dinge angewendet. Hauptsächlich bringt man es überall mit Schifffahrt, speziell mit Seeversicherung in Verbindung. Nur Wenige wußten in neuerer Zeit, daß das Wort selbst von einem obscuren Manne herrührte, und selbst diese Wenigen wußten nichts Näheres über den Mann, dessen Name heute eine so weitgehende Berühmtheit besitzt. Der größte sogenannte „Lloyd" ist der Londoner; es ist dies eine der werthvollsten und wohlthätigsten Institutionen der modernen Civilisation. Die Geschichte „Lloyd's" erzählt jetzt neuerdings Henry M. Grey in seinem prächtig ausgestatteten Buche „Lloyd's yesterday and to-day".*)

Die Geschichte speziell des Londoner „Lloyd" bildet nur einen Theil des Werkes; sie ist der Mittelpunkt, um den sich viele andere Dinge von verwandtem Interesse gruppiren, und sie verdient sorgfältige Beachtung nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch weil aus ihr zu ersehen, daß aus den primitiven Seegeschäften, die zur Zeit der englischen Revolution in einigen Londoner Kaffeehäusern zum Abschluß kamen, sich die heutigen großartigen Meerversicherungseinrichtungen entwickelt haben. Zusammen mit der Geschichte des „Lloyd" mußten daher andere Dinge erforscht werden. Die Seekriege, die früher so häufig waren und die Schiffsbetrügereien unserer ehrsamen Vorfahren

*) John Haddon & Co., London.

stehen damit offenbar in engem Zusammenhange, und die darauf bezüglichen Mittheilungen bereichern den Hauptgegenstand mit einem Element von Romantik, das übrigens nicht ohne praktischen Werth ist.

Zu den Dingen, auf deren Erforschung sich Grey mit so viel Geschick wie Lust verlegt hat, gehört die Person des Mannes Lloyd. Wir erfahren, derselbe sei ein Kaffeewirth gewesen, einer jener Leute, die ihren neuen Beruf der kurz vorher erfolgten Einführung des tropischen Gewächses zu verdanken hatten und welche von Karl dem Zweiten unter dem Vorwande, sie begünstigen aufrührerische Unternehmungen, verfolgt wurden. Dem Verfasser war es vorbehalten, mehr über „Mr. Lloyd" an den Tag zu bringen als das. Lloyd war nicht nur ein Kaffeewirth, sondern auch ein Mann von bedeutender literarischer Bildung und commerzieller Klugheit; er gründete und leitete mehr als eine Zeitung. Diesem Umstande schreibt der Autor die Entstehung des Seeassecuranzinstitutes zu. Trotz all' seiner Vorzüge blieb Lloyd so obscur, daß selbst sein Taufname unbekannt war; erst jetzt wissen wir, der Mann habe Eduard geheißen. Sein erstes Kaffeehaus befand sich an der Themse, ganz in der Nähe des Tower. Einige Zeitungsannoncen aus jener Zeit lassen erkennen, daß dort schon vor 1688 Leute zusammenkamen, um über Schifffahrt und Handel zu sprechen. Aber erst von diesem Jahre an machte er sich etwas bemerkbarer. 1691 siedelte er nach Lombard Street über, neben das große City-Postamt. Dort befanden sich noch andere große Kaffeehäuser, in denen Geschäfte gemacht wurden. Sehr anziehend sind die Schilderungen Grey's, die sich auf die Schicksale der damaligen Londoner Kaffeehäuser beziehen. Die Regierungen verfolgten sie, die Kaufleute mancher Branchen sahen sie mit scheelen Augen an. Viele von ihnen erfuhren Umgestaltungen in literarische Zirkel, Modeclubs, kaufmännische Rendez-vous. Lloyd's wachsendes Etablissement gehörte zur letzteren Art und er begann allmählich zu zeigen, was Unternehmungsgeist selbst in so uncivilisirten Tagen im Stande sei. 1696 gründete er die Zeitung „Lloyd's News"; damit zog er sich jedoch Unannehmlichkeiten zu und das Blatt wurde nach 70 Wochen durch das Oberhaus unterdrückt, obwohl — oder vielleicht, weil — es inhaltreicher war, als die kurz vorher entstandene offizielle „London Gazette". Erst dreißig Jahre später wurde es wieder veröffentlicht, und zwar unter dem Titel: „Lloyd's List", als welche es noch heute, also seit 167 Jahren, florirt. Eine ältere Zeitung hat England — mit Ausnahme der offiziellen — nicht aufzuweisen. Lloyd's Kaffeehaus und der Umfang der darin abgeschlossenen Geschäfte wurden immer bedeutender und hierin ist die Ursache zu suchen, warum die Errichtung von Seeassecuranzcompagnien in England sich so lange verzögerte; man hatte sich eben an die Privatversicherung gewöhnt, deren Centralstelle „Lloyd's" allmählich geworden war.

Bei allen Gelegenheiten ist der Verfasser bedacht, Winke zu geben für die Verbesserung des Lloydsystems und der Seeversicherung. Die alte Geschichte dieses Gegenstandes hängt mit der alten Geschichte Londons zusammen. Grey schreibt die Ehre, die Seeassecuranz in England zuerst eingeführt zu haben, den Kaufleuten im sogenannten „Steel-Yard" zu. Diese waren ursprünglich Deutsche, welche sich unter Eduard dem Bekenner an der Themse in London niederließen und denen es durch Jahrhunderte gelang, in ihren Händen den größten Theil des Handels von England zu concentriren. Jener Hof hieß anfänglich „Stapelhof" oder „Stapelhaus", zu englisch „Staplehouse"; diese Wörter wurden so lange corrumpirt, bis es schließlich bei „Steelyard" blieb. Dieses Gebäude, in welchem die unternehmenden Kaufleute ihre Geschäfte hauptsächlich betrieben, wurde erst vor 29 Jahren niedergerissen, um einem Bahnhof Platz zu machen. Außerdem besaßen diese eingewanderten Handelsherren zwei Etablissements in der Provinz: eines in Boston, das andere in Lynne. Sie begründeten den ausländischen Handel Englands, indem sie von da Rohmaterialien exportirten und dagegen fertige Erzeugnisse einführten. Sie waren auch die ersten großen Schiffsrheder in diesem Lande, und es ist daher nur natürlich, daß sie auch die dazu gehörige Assecuranz einrichteten. Es heißt, daß die schifffahrttreibenden Nationen des Alterthums einen Modus kannten, ihre Verluste durch Meeresunglücksfälle unschädlich zu machen, aber derselbe scheint keine Aehnlichkeit zu haben mit der bei „Lloyd's" üblichen Versicherungsweise. Unser Autor hält die Bodmerei für eine der ältesten Formen von Secassecuranz; sie hat ein hohes Alter erreicht und wird noch heute geübt. Sie besteht in einer „Anleihe auf den Rumpf des Schiffes unter der Bedingung, daß der Leiher sein Geld verliert, wenn der Rumpf in Verlust geräth, während er im andern Falle dasselbe zusammen mit einer vereinbarten Prämie zurückerhält". Die Einfachheit dieses Systems und der Umstand, daß die Bodmerei nicht unter den Wuchergesetzen stand, bewirkten deren weite Verbreitung in allen Ländern. Statt einer Police kann auch ein Bond ausgestellt werden; der Unterschied ist, daß bei der letzteren Art die Entschädigung im Voraus geleistet wird, und das ist eben das Hauptprinzip der Bodmerei. Diese war jedenfalls bei den Römern und Griechen sehr bekannt und beliebt. Während des Mittelalters kam sie so ziemlich außer Gebrauch in West- und Südeuropa, und da das Wort „Bodmerei" zuerst in den „Wisbey'schen Seegesetzen" vorkomut, vermuthet Grey, daß das Wiederbeleben der Seeversicherung das Werk der Hansa gewesen sei, deren Repräsentanten in England eben die Stapelhof-Kaufleute waren. Ueber die Ausdehnung des Bodmereigeschäftes unter diesen Handelsherren ist nichts bekannt geworden, denn sie bildeten eine geschlossene Gesellschaft, führten ihre Geschäfte mit äußerster Geheimthuerei aus und lebten einsam wie die Mönche. Der Steel-Yard glich einem Kloster, nur daß die Insassen nicht beteten oder sangen, sondern Handel trieben. In ihrer angenehmen Beschäftigung, Reichthümer anzuhäufen, wurden sie unter der elisabethinischen Regierung einigermaßen gestört, indem man ihnen hohe Zölle auferlegte. Auf ihr Ansuchen übte die Hansa Repressalien, was 1597 die Landesverweisung der Exdeutschen zur Folge hatte. Nun wurde das Versicherungswesen auf parlamentarischem Wege, und zwar nach dem Muster der Hansa, geregelt. Es ist merkwürdig, daß die Seeprämien zwischen Hamburg und London heute noch nach demselben Maßstab bemessen werden, wie zur Zeit, da der berühmte Sir Thomas Gresham lebte: fünf Perzent. Viele ganz neue Mittheilungen enthalten die nun folgenden Abschnitte: Die Ansiedelung der Lombarden in England; die Entwickelung der weltbekannten Lombard-Street in London u. s. w. Von dieser Epoche ab kann der Fortschritt des englischen Seeassecuranzwesens mit größerer Sicherheit und Leichtigkeit verfolgt werden.

Die neuere Geschichte der Seeversicherung ist schon vor Grey mehrfach behandelt worden. Die ältere jedoch und die von „Lloyd's" finden in ihm, Frederick Martin („History of Lloyd's, London, 1876) ausgenommen, ihren ersten Bearbeiter. Diese Arbeit hat zweifellos einen großen Aufwand an Mühe und Sorgfalt erfordert. Die betreffenden Daten und Details waren überall nur zerstreut und einzeln vorhanden, und es hieß geduldig und fleißig forschen und das Material sichten, um das Nothwendigste, Interessanteste, Lehrreichste und Practischste herauszufinden, die Einflüsse des Alten auf das Neue, des Vergangenen auf das Gegenwärtige zu entdecken. Der Autor hat Archive geplündert, Bibliotheken durchstöbert, uralte Zeitungen gelesen und die gesammte auf seine Themata bezügliche europäische und amerikanische Literatur studirt. Besonders günstig war es, daß er die Erlaubniß erhielt, die alten Papiere und Bücher, die im Keller des Börsengebäudes liegen und bisher gänzlich unzugänglich waren, durchzulesen, — eine Arbeit, zu der ihn nur die höchste Liebe zur Sache verlocken konnte.

Literatur und Kunst.

Die Aufgabe der deutschen Hoftheater.

Von Paul Marsop.

Hat jedes Publikum das Theater, welches es verdient? Dann dürfen Hinz und Kunz nicht darob klagen, daß gegenwärtig in Deutschland so schlecht Komödie gespielt werde; sie sind nichts weniger denn Hörer, wie sie sich etwa an Kopf und Herz ihrer Mitmenschen appellirende Dichter und Darsteller wünschen möchten. Hinz theilt sämmtliche Bühnenstücke in lustige und traurige ein; er will für sein Geld ausgiebig lachen oder weinen, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, warum; Kunz ist stolz darauf, Bürger einer in allen seelischen Erregungen unersättlich schwelgenden Zeit zu sein und hat es gern, wenn er vor aufgezogener Gardine sitzt, reihum an jedem Nervenstrange gepackt zu werden. Beiden ist es gemeinsam, daß sie Poeten und Componisten von klassischem Rang und Werth gern aus dem Wege gehen, sofern nicht gerade eine vorübergehende Modeströmung sie ausnahmsweise zu einer leicht anzulernenden äußerlichen Hochachtung für das Bedeutende verpflichtet. Man darf sie deshalb nicht allzusehr schelten. Sie vernachlässigen ihre Pflichten der Kunst gegenüber etwa in der Art, wie die meisten Sterblichen sich Begehungs- und Unterlassungssünden zu Schulden kommen lassen: nicht aus Bosheit und Schlechtigkeit, sondern aus Schwäche. Das Publikum, und zwar ebensowohl dasjenige, welches nur Theaterplätze von fünf Mark aufwärts zu bezahlen liebt, wie dasjenige der allerfreiesten Volksbühnen ist ein großes, im Grunde genommen gutartiges Kind von mäßig festem, geistigem Rückgrat und recht froh, in irgend einem Sinne nachdrücklicher beeinflußt zu werden. Man kann es also auch in gutem Sinne beeinflussen.

Zu Letzterem haben die Intendanten und Theaterdirectoren am wenigsten Lust. Sie ziehen es vor, auf allen Aeckern Raubbau zu treiben. Ist ein Landstreifen gänzlich ausgesogen, so machen sie sich über einen anderen her; dauert es außergewöhnlich lange, bis wieder ein Stück Freiland entdeckt wird, dann gibt es wohl hier und da einen kleinen Krach. Ein Coulissenjupiter verschwindet, ein anderer rückt nach — und das Spiel beginnt von Neuem. Diese dramatischen Gemischtwaarenhändler hypnotisiren das Publikum, je nach der Steuerklasse und nach der Sonderart des wirklichen oder vorgegebenen Bildungsstrebens; unter Trommelschall und Trompetengeschmetter tritt der Ehrenhold vor das Schauzelt und hält dem Einen ein recht derb, frei nach dem Leben geklextes Sensationsbildchen, dem Anderen eine nach einer antiken Vorlage roh durchgepauste Umrißzeichnung vor die begierig hinstarrenden Augen. Daß man auch bei planvoller Ausgestaltung eines für die Läuterung des allgemeinen Geschmacks ersprießlichen Repertoirs sich eines flotten Kassenbetriebes erfreuen könne, das wird ein Theaterdirector niemals aus gutem Willen begreifen, sondern nur dann, wenn er zu einem entsprechenden Verfahren moralisch genöthigt wird. Doch wer soll, wer könnte ihn dazu zwingen?

Von Berufswegen sollten es die Kritiker. Diese lassen sich nun eintheilen in Dilettanten, Schulmeister, Parteischreiber und Künstler. Die ersteren sind gemeiniglich von Beruf Rechtsanwälte, Kaufleute oder Beamte, betreiben die Kritik nur als Sport oder Nebenerwerb, entbehren in Hinsicht auf diese ihre Nachtischbeschäftigung des sittlichen Ernstes wie der nöthigen Fachkenntnisse und stehen, je nachdem ihnen Verlegenheit oder persönlicher Vortheil sich da oder dort anzulehnen gebeut, auf der Seite von Hinz und Kunz oder auf der der Directoren. Die Schulmeister dürfen als die ehrenwerthesten und kenntnißreichsten Männer der kritischen Gilde gelten, haben nur leider nicht drei Tropfen des Bühnenblutes in sich, das in den Adern des theaterfreudigen Kunstrichters so gut pulsiren muß, wie in denen des Dichters und Schauspielers. Die Parteischreiber sind mißrathene Politiker ohne geschichtlichen Weitblick, welchen die Stimmmittel fehlen, um in den Volksversammlungen die Ueberzeugungen der Anderen niederzureden und die sich darum ein Ergänzungsgebiet suchen, auf dem sie ein streng programmmäßiges Schulreiten betreiben. Bleiben die Künstler übrig, das heißt solch' arme Schlucker, die vielleicht ebenso heiß für das dramatisch Wahre und Schöne fühlen, wie die schöpferischen Geister, aber nicht die Fähigkeit des Gestaltenbildens besitzen und sich mit den mehr platonischen Freuden des tiefergehenden Verständnisses begnügen müssen. Diese besäßen Phantasie, Einsicht und oft auch Unabhängigkeitssinn genug, um den Bühnenleitern die Spitze zu bieten und dem Publikum das träge Wandeln in ausgefahrenen Gewohnheitsgleisen zu verleiden; indessen stellen sie an sich eine kleine, in diesen mageren Jahren des Idealismus arg zusammengeschmolzene Minderheit dar, sind von ihren Brotgebern, den vorwiegend banausischen Zeitungsbesitzern, abhängig, vermögen als Künstler im Grunde doch nur für die Wenigen zu schreiben, welche selbst künstlerisch empfinden und sind schließlich, in Rücksicht auf hohe und niedrige Obrigkeit genöthigt, das Wort ihres Kollegen Mephisto zu beherzigen:

„Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen."

Die Macht, welche diesen letzten Zehn vom Regiment Lessing's abgeht, besäßen freilich andere Männer unter den obersten Tausend des Geistes, Größen der Wissenschaft und des Staatshandbuchs: nämlich das Vermögen, die launische, aber wie jedes andere Weib gerade um ihrer Launen halber so reizvolle Thalia und den biederen, nur dem Schlaf des Gerechten gar sonderlich zugethanen Gesellen Publikum zu einer rechtschaffenen Verbindung zusammenzugeben. Besagte große Herren sehen jedoch für gewöhnlich in den Musen nur uneheliches Zigeunergesipp, im Theater ein Jahrmarktsspiel, an welchem die Ernsten und Würdigen mitleidig lächelnd vorbeizustoliziren hätten und in Sängern und Schauspielern Luftspringer, die ihren eigentlichen Beruf verfehlten. Leben wir doch erst im neunzehnten Jahrhundert.

Solche Mißachtung verschlägt den Directoren ganz und gar nichts, vorausgesetzt, daß sie ihr Schäfchen in's Trockene bringen. Sie sind, wenn auch selten Kunst-, so doch häufig Menschenkenner, stellen sich unterwürfig gegen die, welche sie von oben herab behandeln, schmeicheln dem Publikum, dessen Schwächen sie ausbeuten, ziehen in der Stunde der Gefahr die Eselshaut Basilio's über die Ohren und zucken die Achseln über einen gelegentlich sich rührenden donquijotischen Idealismus in der Kritik. Die Stellung der Gebietenden der Bretter wäre so unerschütterlich wie diejenige chinesischer Pagoden, wenn sie sich nicht ab und zu durch ihre Eitelkeit Verlegenheiten bereiteten, was maßen sie in der Mehrzahl auch als Schauspieler, Bearbeiter oder doch wenigstens Dichter glänzen wollen, und wenn sie nicht die Gepflogenheit hätten, die weiblichen Mitglieder ihres Personals abwechselungsweise mit besonderer Liebenswürdigkeit zu behandeln. Auf diese Art kommen Stadttheater-Directoren mitunter zu Fall. Es geschieht dies sogar, obwohl sie in der Regel der Aufsicht einer stadträthlichen Theater-Commission unterstellt sind, welche in Rücksicht auf die guten Diners beim Bühnenoberhaupte und die freigebig gespendeten Passepartouts für Garderoberäume und Foyers de danse ihre Aufgabe darin sieht, den Mann ihrer Freundschaft möglichst lange zu halten. Die nicht einmal von ihren Tischgästen abhängigen Directoren der Privattheater in größeren Städten dürfen sich selbst ihre Ungeschicklichkeiten verzeihen, verlassen jedoch die Stätte ihres Wirkens bisweilen aus eigenem Entschluß, sofern ihnen die gewissenhafte Verwaltung des aufgesammelten Vermögens zu andersgearteter Beschäftigung nur noch nothdürftig Zeit läßt. Hoftheater-Intendanten oder General-Directoren hingegen sind gleichsam inamovibel. Sie überdauern Ministerien, Revolutionen, mitunter sogar kleine Dynastien. Erst mit ihrem letzten Athemzug schwebt ihr Geist über die Soffiten hinaus. Zieht sich einmal im Laufe eines Jahrhunderts ein Intendant aus Gesundheitsrücksichten zurück, so geschieht dies aus Gründen, welche mit dem Theater nichts zu thun haben.

Eine derartige Stärke des Beharrungsvermögens, so merkwürdig sie den Psychologen anmuthen mag, hat doch im vor-

liegenden Falle viel Mißliches. Die Kunst ist just im gleichen Grade entwickelungsfrisch und wandlungsfähig, als der Intendant an sich und an seinen in fernabliegenden Jugendtagen gewonnenen oder in der fortwährenden Uebung höfischer Rücksichten dogmenartig erstarrten Anschauungen festzuhalten pflegt. Je inniger ferner die Intendanten mit ihrem Bureau verwachsen, um so seltener erhalten die Fürsten verläßliche Aufschlüsse über die Aufgaben und Ziele der deutschen Bühnen in der jeweiligen Gegenwart, über die derzeitige Leistungsfähigkeit des in Rede stehenden Institutes, und seine Erfolge im Vergleich zu denen der Schwesterbühnen. Wie bedauerlich! Was könnten diese Theater nicht für die ästhetische Erziehung des Publikums leisten! Sie sind reich, ja überreich, selbst in kleineren Residenzen noch recht ansehnlich dotirt. Ihre Leitung ist nicht auf einen geschäftsmäßigen Betrieb angewiesen, sondern darf bis zu einer ziemlich beträchtlichen Ueberschreitung des ausgesetzten jährlichen Zuschusses beinahe gewohnheitsrechtlich auf Indemnität rechnen. Sie braucht keine ständigen Hausdichter zu besolden; sie braucht keine schlechten französischen Stücke für ungeheure Summen zu erwerben; sie braucht nicht einmal der Form halber den Ansprüchen einer mehr oder minder legitimen Kritik irgend welche Zugeständnisse zu machen. Damit noch nicht genug: die ausschlaggebende Persönlichkeit im Hoftheater könnte es sogar wagen, eine geraume Zeit hindurch in der Aufstellung des Spielplanes den herrschenden Launen der Menge entgegenzutreten, ohne daß deshalb der Gesammtbesuch eine nennenswerthe Einbuße erleiden würde. Unter allen Umständen ist auf Hunderte von ästhetischen Kostgängern zu rechnen, welche mancherlei Rücksichten zu beobachten haben oder zu beobachten scheinen wollen. Aber auch für die ausgedehnten Schichten, welche man früher die gut bürgerliche Gesellschaft nennen konnte, birgt schon das Wort „Hoftheater" einen solch' anziehungskräftigen Zauber in sich, wie nicht einmal der Name des gefeiertsten Modeopern-Componisten. Auch der überzeugungstreue, eingefleischte Demokrat hat gewisse aristokratische Nebenempfindungen, erfreut sich gern am Glanz und Schimmer, der die höchsten Spitzen umstrahlt und spaziert in seinen unpolitischen Mußestunden — hier ist er Mensch, hier darf er es sein — gern ein wenig an der Peripherie des Kreises, in dessen Mitte Serenissimus steht. Solche seelischen Ergänzungsbedürfnisse entstammen sogar einem halbwegs aufrichtigen Fühlen: die allergetreueste Opposition nimmt es mit Dank auf, da sie ja sonst, ach wie sehr ihren innersten Herzenswünschen zuwider, mit der Regierung sozusagen überquer steht, bei deren höchstgestelltem Repräsentanten eine Art Gastrecht genießen zu dürfen. Wie die Angehörigen der verschiedenen, sich unter einander herzhaft befehdenden Parteien jeweilig zu harmloserem Verkehr auf dem neutralen Boden der Gesellschaft zusammentreffen, so finden sich — dergestalt ist die Fiction — Cäsaren und ehrenfeste, vaterlandstreue Republikaner, wenn auch den Gesetzen der constitutionellen Etikette gemäß, durch einige leichte äußere Schranken geschieden, in den Hallen vereinigt, in welchen die Klingel des Regisseurs und der Tactstock des Kapellmeisters über Raum und Zeit gebieten. Jene Gastfreundschaft verliert dadurch nichts von ihrer anziehenden Eigenart, daß die Besucher der Hoftheater ein Eintrittsgeld zahlen; soll dies doch nur dazu dienen, um die auch dem vorurtheilsloseren Volksfreunde so nöthig dünkende Sichtung zwischen den mehr und den weniger gesellschaftsfähigen Elementen zu erleichtern.

Es läßt sich der Satz aufstellen, daß das Publikum den Leistungen der Hoftheater durch eifrigeren Zuspruch, wie durch regere Aufmerksamkeit auf das Gebotene eine um so größere Theilnahme zuwendet, je mehr der Fürst seinerseits durch häufigen Besuch und kritische Behandlung der Darstellungen sein Wohlwollen für die Pflege der dramatischen Kunst kundgibt. Selbst als König Ludwig der Zweite, durch herbe Enttäuschungen menschenscheu geworden, an den Sonderaufführungen Geschmack zu gewinnen und in seinen Neigungen einseitiger zu werden begann, war lediglich die Thatsache, daß der Monarch die Angelegenheiten seiner Bühne unausgesetzt überwachte, äußerst förderlam für die Aufrechterhaltung des öffentlichen Interesses am Theater. Vollends hatte München seine beste Bühnenzeit, als der König noch der getreueste Gast der Jedermann zugänglichen Opern- wie Schauspielvorstellungen und sowohl der aufmerksamste, als auch einer der sachkundigsten Beurtheiler der damals thätigen Kräfte war. Das sprunghaft sich äußernde, aber vollsaftige Talent von Josef Kainz ist durch ihn erst entdeckt worden: Ludwig der Zweite war auch Schillerianer. Richard Wagner wurde bei vielen ehrlichen Kunstfreunden erst recht populär, fiel bei kleinlichen Philistern erst völlig in Ungnade, als der König sich an jenem denkwürdigen Abende der ersten Meistersinger-Aufführung mit dem Meister zugleich an der Logenbrüstung zeigte. Konnte die Beliebtheit, deren sich Verdi bei seinen Landsleuten erfreut, überhaupt noch einer Steigerung fähig sein, so geschah dieses dadurch, daß König Humbert dem greisen Meister neuerdings die gleiche Ehrung zu Theil werden ließ — womit übrigens auch die Deutschen einverstanden waren, welche sich damals nicht darüber beruhigen konnten, daß Wagner die ihm von seinem königlichen Freunde entgegengebrachte Huld nicht auf unpassend-ungeschickte Art zurückwies. — Auch in kleineren Residenzen, wie Weimar und Gotha, erhielt sich ungeachtet eines bescheidenen Gagen-Aufwandes durch persönliches Eintreten des Fürsten für ein erfolgreiches Weiterstreben des Schauspiels und der Oper bis in die letzten Jahre hinein ein lebhafteres Theatertreiben; dort spielte gewissermaßen die Ehrenpflicht, ruhmreiche Traditionen nicht ganz verblassen zu lassen, hier eine besondere, bis zu eigenen Schaffensversuchen sich steigernde Neigung zur Musik mit hinein. Die Tragweite einer solchen Bethätigung ist keine geringe: der Regent zieht den „Hof" in die Sphäre anregenden geistigen Lebens; der Hof ist wiederum durch unzählige Fäden mit der „Stadt" verknüpft. So ist, falls bestimmte Voraussetzungen zutreffen, auch in kleinen, keineswegs reich, ja kaum wohlhabend zu nennenden Städten regelmäßig auf ein das Hoftheater füllendes Publikum von angemessenem, bisweilen feinsinnigem Kunstverständniß zu rechnen. Ueber die Wirksamkeit der „Meininger" sind wohl die Akten heutigen Tages geschlossen; es stellt sich jetzt in völliger Klarheit dar, wie sie für das neuere Inscenirungswesen so manches Dankenswerthe gethan haben, wie sie jedoch vielfach zu Uebertreibungen in der Ausgestaltung eines immerhin erörterungsfähigen Grundgedankens gelangten und auf diese Weise gegen ihre eigene Erwartung dem Naturalismus in die Hände arbeiteten. Ebenso jedoch kann man nunmehr, da das ganze Unternehmen der Vergangenheit angehört, mit Bestimmtheit behaupten, daß der äußere Erfolg dieser prunkvollst ausgestatteten Wandertruppe der Welt sich in engeren Grenzen gehalten haben, daß Neugierige und Wißbegierige nicht allerorten in hellen Schaaren zu jenen Vorstellungen herbeigeströmt sein würden, wenn anstatt der so sympathischen, von einer Art romantischem Nimbus umflossenen Gestalt des Herzogs etwa nur ein sonderlich gewandter Berufsregisseur im Hintergrunde gestanden hätte. Des weiteren erwarb sich, wie auf der Hand liegt, eines der in den letzten Jahren entstandenen Privat-Schauspielhäuser Berlins nur dadurch ein getreues Stammpublikum, daß ihm zu wiederholten Malen die Ehre allerhöchsten Besuches zu Theil wurde; erwies sich der Director dieser Auszeichnung nicht würdig, wirthschaftete er vielmehr nach wie vor mit den abgenutzten Mitteln eines leidlich geschickten Routiniers, sorglich beflissen, stets seine eigenen mimischen Künsteleien in's rechte Licht zu stellen — so steht dies ja auf einem anderen Brette. Wiederum erinnert man sich andererseits daran, daß das königliche Berliner Schauspielhaus in jener Zeit noch über ein vorzügliches Ensemble verfügte und Namen von stolzem Klang in seiner Mitgliederliste aufführen konnte, in welcher König Friedrich Wilhelm der Vierte dort oftmalig erschien, ohne eine bestimmte dramatische Richtung zu bevorzugen. Man darf auch wohl annehmen, daß es mit dem Burgtheater, das ehedem so lange der Stolz des künstlerischen Wien war, nicht so schnell bergab gehen möchte, wenn alle Blätter der Entstehungs- und Leidensgeschichte der „theuren Halle" vor dem Kaiser aufgeschlagen worden wären. Ueber das uneingeschränkte Walten einer fendalen Intendanten-Weisheit in der heutigen Berliner, über

die chevaleresk-lässige Führung der Wiener Hofoper ist kein Wort zu verlieren. Desgleichen über die eigenartigen Verhältnisse, welche es fügten, daß das Münchener Institut kürzlich vom Regen in die Traufe kam, indem der liebenswürdige, aber der Energie entbehrende Freiherr von Perfall durch den finanzwissenschaftlich hochgebildeten Manager Ernst Possart ersetzt wurde.

Die besten Gönner und Förderer der Hoftheater sind gestorben oder haben sich mit vorschreitenden Jahren auf das Altentheil vorwiegend literarischer Liebhabereien zurückgezogen. Gerade die größeren Institute sind, Alles in Allem genommen, in ihren Leistungen zurückgegangen; das Geschmacksniveau ihrer regelmäßigen Besucher ist gesunken; für die Einnahmen müssen, so gut es geht, die wenig ausspruchsvollen, schaulustigen Sommer- und Herbstfremden einstehen; der noch verläßliche, leidlich unabhängige Theil der Kritik lebt mit den Bühnenleitungen nothgedrungen in unaufhörlicher Fehde. Die Fürsten zeigen sich zumeist nur noch bei sogenannten Galavorstellungen in ihren Logen. Verschiedene unter ihnen beobachten den Künstlern ihrer Hoftheater gegenüber jene wohlwollende Zurückhaltung, welche Shakespeare mit den Worten kennzeichnet:

„Die Krähe singt so lieblich wie die Lerche,
Wenn man auf keine lauscht."

Es reißen häßliche Gewohnheiten ein, welche von den Regenten, sofern diese einen Einblick in das wunderliche Getriebe hätten, sicherlich nicht geduldet werden würden. Und das, wenn nicht um der Kunst, so doch um der Würde der Hofinstitute halber. Die wüste Spekulantenwirthschaft hält ihren Einzug; an Stelle großer leitender, künstlerischer Gedanken geben die Pfiffe und Kniffe öder Geldmacherei den Ausschlag. Der Spielplan ist von einer bedenklichen Dürftigkeit; Goethe, Schiller, Shakespeare werden gröblich vernachlässigt; andererseits gehen die Herren an den Erzeugnissen der neueren Schulen, deren absoluten, künstlerischen Werth man ja beliebig hoch anschlagen mag, mit scheuer Aengstlichkeit vorüber — ohne zu bedenken, daß dem Publikum, ehe es sich für Annahme oder Ablehnung entscheiden kann, doch vor Allem hinlänglich Gelegenheit zur Bildung eines eigenen Urtheils gewährt werden müsse. Ein Hoftheater sollte doch nicht Partei ergreifen, sondern über den Parteien stehen. In der Oper geschieht für die gesangstechnische Vorbereitung der Künstler so gut wie gar nichts mehr. Mozart und Gluck müssen sich ein naturalistisches Krächzen ebenso gefallen lassen wie die Meister der Spieloper und die Romantiker. Es gilt schon als etwas Besonderes, Hervorragendes, wenn ein jugendfrischer Kapellmeister den Orchesterpart eines Werkes in sauberem und zugleich vom Geiste des Componisten erfülltem Vortrage heraus bringt; versteht er — was nicht oft der Fall ist — etwas von Stimmbehandlung und hat er, bei der Hetzjagd der sich überstürzenden Vorstellungen, Zeit und Lust dazu, die verwöhnten Lieblinge des wenig wählerisch gewordenen Publikums in die Schule zu nehmen, so stecken sich jene hinter den Intendanten, welcher einer Primadonna gegen den Kapellmeister grundsätzlich Recht gibt. Um eine stilgemäße Wiedergabe der Wagner'schen Partituren bemüht man sich schon längst nicht mehr, sondern beutet die Popularität dieser Schöpfungen durch maßlos gehäufte, naturgemäß ungenügend vorbereitete Wiederholungen in rücksichtlosester Weise aus. Fast allerorten steht die Paschawirthschaft in Blüthe; unfähige Mitglieder werden aus Veranlassungen, die mit der Kunst nichts zu thun haben, in den Vordergrund geschoben, fähige jenen zu Liebe gemaßregelt, wenn nicht gar hinausgedrängt. Es bilden sich Unterdictaturen der ersten Kapellmeister heraus, welch' letztere mehr und mehr, anstatt in der Erfüllung der idealen Pflichten ihres Berufes aufzugehen, zu dirigirenden Virtuosen werden, durch die Fülle der Triumphe blasirt oder in kläglicher, geistloser Nachäffung des gewaltigen Bülow'schen Vorbildes Nuancen austüfteln, wenn nicht gar auf eigene Hand Richtungspolitik betreiben. Die Beziehungen zwischen Intendanz und Presse sind die denkbar vertrakteften. Bald muß der Theatersecretär den Redactionen die Thüren einlaufen, wenn nämlich die Leiter sich in der ersten Zeit ihrer Amtirung noch unsicher fühlen oder sich in besonderen Fällen anderen Factoren gegenüber auf die Presse stützen wollen; bald werden die berechtigten Wünsche und Mahnungen der letzteren einfach in den Rauchfang geschrieben, weil der Theater-Würdenträger vermeint, bei seinem allerhöchsten Herrn derart in Gnaden zu stehen, daß alle sachlich noch so wohl begründeten Angriffe ihn in seiner Stellung nicht erschüttern könnten. Ein Museumsdirector, welcher derart mit der öffentlichen Meinung, höflich ausgedrückt, Versteck spielt, würde sich in kürzester Zeit unmöglich gemacht haben. Der Theaterbeherrscher bleibt hingegen in der That mitunter im Amte — gerade weil sein Rücktritt mit Stimmeneinhelligkeit gefordert wird. Die Thatsachen sind ja leicht in der Weise zu verdrehen, als ob die gegen die schlechte, weil unkünstlerische Verwaltung des Institutes geschleuderten Vorwürfe nicht auf die unzureichenden Fähigkeiten, beziehentlich den Charakter des Intendanten, sondern auf den „getreuen Diener der Krone" gemünzt wären.

Es wäre nun mehr als unbillig, ja kindisch, von den Regenten zu beanspruchen, daß sie sich just den Angelegenheiten ihrer Hoftheater unter Durchführung andauernder, gründlicher Fachstudien widmen sollten. Dergleichen setzt doch in jedem einzelnen Falle die Fachbegabung voraus; gesteht man nun dem Privatmanne das Recht zu, wenn er eine schwere Hand, ein ungeübtes Auge hat oder von Hause aus unmusikalisch ist, die Befriedigung seiner besonderen Liebhabereien, die Gelegenheit zu ihm genehmen Anregungen nicht in den Ehrensälen der St. Lucasgilde oder in Tempeln und Hauskapellen der heiligen Caecilia zu suchen: um wie viel mehr dem Monarchen, dem der eifrigste Schwärmer für constitutionelles Regiment doch am Ende noch das Recht eigener Willensbethätigung in seinen persönlichen Neigungen lassen muß. Und ebenso bedarf es keines eingehenden Nachweises dafür, daß der Fürst, der vornehmlich in einer Epoche wildester sozialer Kämpfe von tausend Bekümmernissen ernstester Art bedrückt wird, beim besten Willen von der Welt das Hoftheater nicht zu den Einrichtungen zählen kann, welche auf seine Fürsorge in erster Linie angewiesen sind.

Immerhin hat es auch unter den thätigsten aller Regenten solche gegeben, die, wie Friedrich der Große, Weltgeschichte machten, sozialpolitische Aufgaben lösten und daneben in allen Sparten ihres Hoftheaters bis auf die Einzelheiten des Gagenetats Bescheid wußten. Freilich: andere Zeiten, andere Kunst! Entließ der große König einmal sein italienisches Sängerpersonal, als er das Geld für andere Zwecke nöthiger brauchte, so ist nicht zu vergessen, daß insbesondere die Oper ehedem in der Hauptsache nur eine aus Wälschland eingeführte Luxuskunst und auch die Pflege derselben ein Privatluxus war, den die Fürsten in erster Linie aus eigenem Vermögen bestritten. Im Wechsel der Zeiten haben die Verhältnisse in Allem und Jedem eine gewaltige Aenderung erfahren. Inzwischen sind ein nationales Schauspiel, und nach und nach, zu gleichem Ruhme des Vaterlandes eine deutsche Oper, ein musikalisches Drama herangewachsen, welche beide zu sehr wesentlichen Trägern einer fortschreitenden Veredelung des Fühlens und Urtheilens — werden können; inzwischen hat man im Bereich der bildenden Künste, wenn auch nicht im hellenischen Geiste, so doch in zielbewußter Weise durch Anlage und von Jahr zu Jahr fortschreitende Erweiterung von mannigfachen, zum Genuß und zur Erhebung des Bürgers bestimmten Sammlungen die Nothwendigkeit einer ausgedehnten, von Staatswegen zu regelnden Kunstpflege im Prinzip anerkannt. Es erübrigt, daß dieses Prinzip auch in Bezug auf die redenden Künste zu uneingeschränkter Anwendung gelange. Mit der Einrichtung etlicher Conservatorien auf Staatskosten ist erst der Anfang hierzu gemacht worden; staatliche Schauspielschulen gibt es, von einigen kaum nennenswerthen Ansätzen zu solchen abgesehen, noch nicht.

Wem liegt es nun ob, dem Volke die Kenntniß der Schätze des gesprochenen und gesungenen Dramas in einer der Absichten der Meister würdigen Weise zu vermitteln? Der Krone oder dem Staat schlechthin, will sagen der von den Ministern in Bewegung gesetzten und durch die Mittel der Steuerzahler

in Gang erhaltenen großen Regierungs-Maschinerie? Der Staat müßte seine Bühnen erst bauen — wozu er von den parlamentarischen Körperschaften in diesem Jahrhundert schwerlich die Mittel erhalten würde. Es liegt also nahe, sich an das Gegebene zu halten: an die Hoftheater. Sie stellen nichts weniger als Musteranlagen dar. Im Hinblick auf ihre übertriebenen Größenverhältnisse, auf ihre unsinnige, das alte italienische Logenhaus in der Gewohnheit gedankenloser Nachahmung wieder und wieder erneuernden Architektur sind sie für das Schauspiel wie für die Spieloper meist wenig und auch für das neuere Musikdrama nicht allzu brauchbare Gebäude.*) Indessen man könnte sich zur Noth noch einige Zeit mit ihnen behelfen. Sie sind Eigenthum der regierenden Häuser. Aber Eigenthum der Fürsten ist auch den in Deutschland fast allerwärts ohne Entgelt zugänglichen Museen überantwortet worden; ja manche dieser Sammlungen sind nur aus Stücken zusammen gesetzt, welche der Krone gehören; die Krone hat es hier also für entsprechend erachtet, dem Volke den Mitgenuß an ihrem Sonderbesitz zu gestatten, *insofern hierdurch zur Hebung der allgemeinen Geistescultur beigetragen wird.* Die Anwendung dieser Formel auf die Hoftheater ergibt sich von selbst. Sie entspricht um so mehr der Logik der Thatsachen, insofern neuerdings, wie in Wiesbaden, die Stadtgemeinde zum Neubau des Hoftheaters ansehnliche Zuschüsse leistet. Aber die Kosten des Betriebes trägt, heißt es, die Krone. Gewiß, soweit dieselben nicht durch die eingehenden Eintrittsgelder gedeckt werden. Dazu empfängt die Krone vom Lande eine Civilliste, welche nach Maßgabe der Größe der Einzelstaaten sich zu stets wachsenden Summen ausrundet; die Erhöhungen erfolgen in Ansehung der vermehrten Repräsentationskosten. Zur Repräsentation gehört jedoch auch die entsprechende Führung und Ausstattung der Hoftheater. Das ist keine wortwörtlich verbriefte Bestimmung, beruht aber, wie so manches andere stillschweigende Uebereinkommen, auf dem constitutionellen System. Wie die Dinge heute liegen, vermag also die Krone nicht nur nicht die Hoftheater nach Gutdünken zu sperren, sondern hat sogar eine Art moralischer Verpflichtung, für einen in künstlerischem Sinne erfolgenden Betrieb einzustehen. Die hohen Eintrittspreise bringen es vor der Hand noch mit sich, daß die Vorstellungen fast nur den Begüterten zugänglich sind. Einige Hofbühnen, wie das Wiener Burgtheater, das Münchener und das Stuttgarter Hoftheater, haben aber bereits damit begonnen, jährlich eine Reihe von Vorstellungen zu bescheidenen Preisen zu geben; ebendort ist demnach die Berechtigung der Forderung bereits anerkannt, daß auch die Hoftheater, ähnlich wie die großen Kunstsammlungen, der Bildung des Volkes zu dienen haben. Weitere Schritte auf dieser Bahn wird die Zeit bringen. Ebenso wird mit den indirect von den Hoftheatern ausgehenden Wirkungen zu rechnen sein. Je mehr die in jenen veranstalteten Aufführungen, ihrer wahren Bestimmung zu Folge, zu Mustervorstellungen umgewandelt sein werden, um so mehr werden sie bis auf einen bemerkenswerthen Grad für die städtischen und Privatbühnen vorbildlich sein; die Unternehmer würden gezwungen sein, die berechtigten Forderungen ihrer engeren Clientel weit mehr zu berücksichtigen als bisher, weil alsdann der Abstand zwischen einer wohlvorbereiteten Ensemble-Leistung und einer der Kostenersparniß halber oft jämmerlich zugerüsteten, allenfalls mit ein paar bunten Fähnchen aufgeputzten Gesammtmittelmäßigkeit selbst dem unerfahrensten, dankbarsten Kleinstädter- oder Vorortgemüth offenbar werden möchte. Gegen Bühnenzote und Cancan hilft freilich nur eine Einschränkung der Theaterfreiheit. Vielleicht gründen diejenigen, welche sich über solche „Verkümmerungen bedeutender Volksrechte" gewohnheitsmäßig zu erhitzen pflegen, eine neue freie Bühne behufs liebevoller Berücksichtigung jener Spezialitäten. —

Entspricht es nicht den eigenen Neigungen der Fürsten, die ersten Kritiker ihrer Hoftheater zu sein, so wäre zweckdienlicherweise weder ein verdienter Offizier noch ein Hofbankier damit zu betrauen, ihnen bezüglich der Erledigung der wichtigsten Fragen die entsprechenden Rathschläge zu unterbreiten, sondern vielmehr der Minister, welcher auch das „Ressort" der bildenden Kunst und die verschiedenen Zweige des öffentlichen Unterrichtes unter sich hat, also der Cultusminister. Es könnte sich hier natürlich nicht um Engagements für einzelne Rollenfächer und ähnliche untergeordnete Dinge handeln, sondern darum, in welchem Geiste eine in großen Zügen zu haltende Aufstellung des Spielplanes zu geschehen hätte und welchen Anforderungen die Begabung und der Charakter der Männer genügen müßten, denen die künstlerische Leitung des Schauspiels- oder des Opernwesens im engeren Verwaltungskreise zu übertragen wäre. Der Minister dürfte im Hoftheaterdirector nicht allein, wie dies bisher üblich war, einen einflußreichen Hofbeamten sehen, mit welchem er aus Gründen und Ursachen auf gutem Fuße zu bleiben hätte; er sollte vielmehr verpflichtet sein, ihn mit denkbar größter Gewissenhaftigkeit zu überwachen: als Jemand, der dem Volke einen wohlbemessenen Theil seiner geistigen Nahrung zu übermitteln hat. Jedes Genre wäre zu gestatten — mit Ausnahme des Frivolen — das Langweilige kommt ja für Hoftheater nicht in Betracht. Der Minister würde vor den Landtagen die Mitverantwortung für die Führung der Hoftheater wie für diejenige der Museen zu übernehmen haben; es ist ja nicht ausgeschlossen, daß die Abgeordneten, welche vorläufig in den Theatern nur eine Art „Eldorado" oder „Alcazar" mit Verdammungsfreiplätzen für commissionslose Parlamentarier sehen, sich im zwanzigsten Jahrhundert auch einmal um die Kunst bekümmern werden. Um diese Zeit möchte es dann auch bei uns, wie schon jetzt in Frankreich, „Minister der schönen Künste" geben, welche berufen wären, ihren vielgeplagten Kollegen vom Cultusfache neben anderen Lasten auch die der Oberaufsicht über die Hoftheater abzunehmen. Vorläufig gehen in Deutschland noch zehn Minister auf ein Dutzend.

Es käme allein darauf an, daß ein deutscher Regent mit einer einschneidenden Reform der jetzigen, in Rücksicht auf den allgemeinen Entwickelungsgang der Bühne wie auf die gesteigerten geistigen Bedürfnisse des Volkes unhaltbar gewordenen Hoftheater-Verhältnisse voranginge; die Anderen würden alsbald nicht zurückstehen wollen. Man wird die Erkenntniß nicht ungenutzt lassen, daß gerade in einer hingebenden Pflege derjenigen Kunst, welche die Tausende und Abertausende am stärksten ergreift, ein wohlthätiger, klärend beruhigender Einfluß auf die in ungestümer Neuerungssucht sich überschlagenden Geister ausgeübt werden könne: vielleicht baut darum auch einmal ein deutscher Fürst das erste echte und rechte Volksschauspielhaus. Wer sich daran gewöhnt, wie im wechselvollen Auf und Nieder der Geschichte, so auch in den unerschöpflich sich neu gebärenden ernsten und heiteren Bildern der Scene zu verfolgen, wie nur die äußeren Formen sich wandeln, die Menschen aber mit ihrem Lieben und Hassen, Hoffen und Fürchten doch immer dieselben bleiben, die sie eh und je gewesen, in dem wird etwas, und sei es noch so wenig, von philosophischem Geiste einziehen: er wird erkennen, daß die bestehende Ordnung der Dinge, wenn auch sicherlich eine sehr verbesserungsbedürftige, so noch nicht die allertraurigste, die Möglichkeit grundstürzender Aenderungen eine sehr geringe sei, und daß selbst solche Aenderungen noch keineswegs ein gerüttelt volles Maß der Glückseligkeit für Jedermann ergeben würden. Er wird das wuchtend Schwere im Daseinsloose der Könige begreifen und das bescheidene Glück eines stillen Wirkungskreises mehr schätzen lernen, denn vorher. Auch der Unterricht für den Erwachsenen wird in Zukunft durch Anschauung erst recht fruchtbar gemacht werden. Damit dies aber geschähe, müßte doch wohl eines Medicäers Güte dem deutschen Volke lächeln. Es hat nicht die Art, sich den Genuß seiner Kunst aus eigenem Recht zu schaffen.

*) S. die Studie des Verf.: „Die Münchner Shakespeare-Bühne und das Schauspielhaus der Zukunft", „Gegenwart", Jahrgang 1889, Nr. 45 und 46.

Neues von Klaus Groth.

Von Eugen Wolff.

Ein Jahr nach Erscheinen der „Gesammelten Werke" von Klaus Groth liegt bereits die zweite Auflage vor. In ungewohntem Maße hat sich namentlich auch die Kritik der Dankesschuld entsonnen, welche das deutsche Volk an unseren Dichter abzutragen hat. Dem nach glänzenden Jugenderfolgen lang Vernachlässigten ist von Neuem ein Ehrenplatz in der ersten Reihe der deutschen Dichter zuerkannt; der vor vierzig Jahren als aufgehender Stern gefeiert wurde, darf in der tröstlichen Gewißheit seinen Lebensabend verbringen, daß er nicht als bloßer Meteor hingeschwunden sei oder je hinschwinden werde, daß vielmehr der Nachwelt unverloren bleiben wird, was er seinem Stamme und Volke als Gut bescheert hat.

Und so geschah denn das Unerwartete: die spröde Dichternatur, die sich so lange Jahre scheu von der Welt und dem literarischen Treiben zurückgezogen, schoß in neuen Blüthen auf. War doch die starre Eisdecke des Todtschweigens durchbrochen, sandten doch neue Sonnenstrahlen ihren warmen, wärmenden Gruß in die greise Dichterseele. Was Wunder, daß sie neues Leben weckten! was Wunder, daß der Dichter seine Leyer von Neuem stimmte, da er entdeckte, daß seine Klänge noch immer, und immer stärker, ein Echo in weiten Kreisen zu wecken vermochten!

Zunächst sah sich der Dichter veranlaßt, ein Versidyll zu vollenden, welches die erste Auflage der „Gesammelten Werke" nur bruchstückweise darbieten konnte. „Sandburs Dochder" bringt die zweite (übrigens nicht als solche bezeichnete) Auflage nunmehr abgeschlossen zur Veröffentlichung. Um einschneidende Aenderungen in den stereotypirten „Werken" zu vermeiden, ist die Seitenzählung 168a—h im vierten Bande eingeschaltet; doch beginnt der Zusatz bereits inmitten der Seite 167. Das ergibt sich allerdings nur dem genauen Vergleich; denn es ist wunderbar, wie glücklich und unmerklich das jetzt im 75. Lebensjahr des Dichters Neugeschaffene sich dem ziemlich weit zurückliegenden Anfange des Idylls angliedert. Klaus Groth hat sich die alte Frische bewahrt. Keine, auch nicht die geringste Spur von Ermattung; alle Vorzüge und charakteristischen Eigenschaften der Groth'schen Idyllenpoesie treten klar hervor. Ja, Alles was sich an Bedenken vorbringen ließe, trifft — wie gewöhnlich in Groth's Idyllen — den Anfang des Werkchens, nicht den Schluß.

Denn wiederum führt die an sich erquickende epische Behäbigkeit zu einem breiten Untergrund, der nicht allsobald die weitere Gliederung des Baues übersehen läßt. Aber die neben einander entfaltete Lebensfülle des cyclischen Werkes ist so bunt und reizvoll, daß man gern verweilt; und wer auch im epischen Gedicht in erster Linie Handlung sucht, findet sich durch den zweiten Theil desselben reichlich entschädigt. Hier drängen sich wiederum, wie stets bei unserem Dichter, die Ereignisse und treiben flott der Lösung zu.

Die volksthümliche Muse hat unserem Dichter noch nicht den Rücken gekehrt. Volksliedartig setzt die Erzählung ein:

„'t weer Fite Rohr vunn Lüttenheid."

In ähnlichem Tone halten sich die Anfänge der meisten einzelnen Cyclen. Doch auch sonst ist dieser Stil festgehalten und durchgeführt; frisch wie in einem Zuge geschrieben, fließt die Darstellung hin, und die Anschaulichkeit führt zu scenischer Entfaltung nach Art des gesungenen Liedes. So ist die Schönheit der Jungfrau durch die Wirkung auf den Liebhaber gekennzeichnet:

„Hartwig, wa kumst du dar vœrbi!
Ja, kik man, un verwunner di!
Dat is Marleen, un nich Marleen,
Du hest er wedder 'n Jahr ni sehn.
Noch blauer is dat Ogenpaar,
Noch dichter um den Kopp de Haar,
Noch runner Kinn un Hals un Boß —
Du magst di wunnern, Hartwig Voß!"

Daneben wieder das Volksleben in voller Ausdehnung. Die Natur und die Schöpfungen des Mechanismus erscheinen als Vertraute der Volksseele: der Wind wird „de Olsche", die Mühle „ol Moder Grau" genannt; so

— „wenn en hart Norwester blast,
Denn seggt Fri Rohr: De Olsche rast."

Auch darin zeigt sich diese Verwandtschaft, daß die nächste Umgebung, speziell die Mühle, als Bild menschlicher Seelenregungen herangezogen wird:

„Doch anners is dat mit en Mœl,
Un anners mit en Minschenseel.
De Mœl de kreeg he flink in Gang',
De Möller leet de Flünken hangn.
Ol Moder Grau war wedder junk,
Uns Hartwi keem ni mit in Swunk.
Dat Drivrad, dat dat Wark bedwingt,
Dat ok en Schrotsteen klingt un singt,
Dat alle Arbeit ward en Spill —
Dat Drivrad stunn in Hartwig still."

Der Inhalt Klaus Groth'scher Erzählungen knüpft bekanntlich mit Vorliebe an geschichtliche Umwälzungen oder doch an einschneidende nationale Ereignisse an. So sind auch in „Sandburs Dochder" die Schicksale der beiden auftretenden Generationen auf's Wirksamste mit der napoleonischen Zeit und mit der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark am Ende der vierziger Jahre verbunden. Besonders hoch rechnen wir dem Dichter die objective, tendenzlose, rein poetische Darstellung dieser Kampfjahre an:

„Krieg! Krieg! Wi harrn't so lang ni hört,
Wi harrn binah dat Wort verlehrt.
Dat weern de Slechtsten nich, de reden
Vun sik verdregen still tofreden.
Doch wenn en Jung' de Antwort fehlt,
Sä he: Up ewig ungedeelt!"

Bei wärmster Begeisterung für die Unabhängigkeit seines Stammes stellt Klaus Groth die Wirrheit und Nutzlosigkeit des damaligen Treibens unerschrocken dar.

„Dar steek un slog sik Mann an Mann,
De nie sik sehn un nix sik dan;
Dar legen se in Smart un Blot,
De beden to densülwen Gott."

Mit Genugthuung dürfen wir danach feststellen, daß die Schaffenskraft unseres Dichters auf voller Höhe geblieben ist. Bedeutsamer noch erscheint uns die Thatsache, daß hier einmal offenbar geworden, wie der Beifall des Publikums auf den Dichter zurückwirkt. Möge denn die neu erweckte Schaffensfreude auch weiteren Schöpfungen zu Gute kommen! Noch sagen wir nicht: Lebewohl! sondern: Auf Wiedersehen!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die untröstliche Wittwe.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.

Die Firma Plüsch & Leberthran versah ihre Kunden mit Allem — durchaus mit Allem, wie übrigens schon der Name der Firma kundgibt. Wollte man nichts weiter als einen Ballanzug oder eine Majolikavase, so konnten sie gleich dem Kunden zugesandt werden; war es eine Speisesaal-Garnitur neuester Façon, dann konnte es wohl ein paar Tage dauern; eine Villa mit sechs Zimmern und Küche nahm mitunter eine volle Woche in Anspruch — aber dann schüttelte Herr Plüsch bedenklich mit dem Kopf und Herr Leberthran flehte um Entschuldigung, während der Comptoirchef,

Herr Meyer, barhaupt das Geleit bis draußen zur Droschke gab und in fürsorglichster Weise die Wagendecke ordnete. Die vielseitige Firma hatte Fabriken und Filialen über die ganze Welt und einen großen Theil der Provinz Småland dazu, überdies Lieferungscontracte mit anderen Firmen ersten Ranges, eigenen Schienenweg bis in den Hof hinein, und Herr Meyer war immer noch nur 38 Jahre alt und einer der schönsten Menschen, die in Skandinavien zu sehen waren, weshalb auch neben dem Comptoir eine kleine Garderobe angelegt war voll zufällig vergessener Taschentücher, Herzen und Parasols, auch einzelne Handschuhe waren zu finden.

Eines Tages, als Herr Meyer frisch gewaschen und frisirt auf seinem Schreibsessel saß und seinen Schnurrbart streichelte, hielt eine Equipage vor einem der sechs Eingänge, und aus dem Innern des feinen Landaners hörte man ein tiefes Aechzen und Stöhnen. Der jüngste Comptoirist, dessen Hauptaufgabe war, während neun Stunden des Tages in höchster Geschwindigkeit die abgehenden Briefe mit Freimarken zu versehen, sah verwundert den Buchhalter der Löschpapierbranche an, und das Stöhnen wurde immer ärger.

„Das wird ein Geizhals sein, den die Tochter und der zukünftige Schwiegersohn haben mitschleppen müssen, um die Ausstattung zu kaufen," bemerkte der schon welterfahrene Buchhalter.

Es war aber kein Papa, sondern eine Dame, in so tiefer Trauer eingehüllt, daß die neusilbernen Armleuchter des Geschäfts schwarz reflectirten als die Dame vorbeiging, und sie schluchzte und seufzte so, daß Niemand vom Personal sich zu rathen wußte, bis man auf den guten Gedanken kam, sie direct dem Herrn Meyer zuzuführen, der sich vorzüglich auf Damen verstand.

Im Comptoir schob sie ihren dichten schwarzen Schleier ein wenig zurück und zeigte ein noch junges, hübsches, aber ganz verweintes Gesicht; unter convulsivischem Zittern stürzte sie sich auf das Sopha und brach in die gräßlichen Worte aus:

„Mein Name ist Andersson!"

Voll innigster Theilnahme wollte Herr Meyer der jungen Schwergeprüften zum Trost anführen, daß der Name Andersson, obgleich ziemlich allgemein, doch ein Name sei, mit welchem man nicht allein Kammerrath und Comitémitglied, Generaldirector und Bischof werden, sondern unter Umständen es auch zum Professor an einer schwedischen Universität bringen könne. Er wollte auch noch Sven Andersson den Bildhauer und Magnus Andersson anführen, der von Löfhult in den Reichstag geschickt worden war. Aber da preßte sie ihre beiden kleinen, schöngeformten und idealen Hände an's Herz, schaute mit thränenvollen Augen nach der Decke und schluchzte:

„Mein Knut ist gestorben, Herr Geschäftsführer! Gestorben vor vier Monaten. Gestorben in Westerås!"

Hier stand Herr Meyer rathlos. Ehemänner waren bis jetzt noch kein Artikel, den die berühmte Firma führte, aber er nöthigte die Untröstliche in das andere Zimmer und erlaubte sich, sie auf die große Auswahl in Trauerartikeln aufmerksam zu machen, welche ihr wohlassortirtes Lager einem verehrten Publikum vorzulegen habe. Sie schüttelte verzweiflungsvoll ihr mattes Haupt. Nein, nein, sie sei gekommen, um ein bleibendes, schönes und liebliches Andenken an ihren Unvergeßlichen zu erhalten.

„Verzeihen Sie . . . aber . . . hat nicht . . . vielleicht . . . Herr Andersson einen kleinen Sohn hinterlassen, der möglicher Weise mit der Zeit . . ."

„O nein, nichts davon! Ich meine, etwas auf des . . . Ge . . . lieb . . . ten, des Un . . . ver . . . geßlichen . . . Grab zu setzen!" stöhnte die Arme unter fortwährendem, convulsivischem Schluchzen.

„Aha, ein Grabstein, meinen Sie?"

Sie antwortete mit stummem Nicken, während die Qualen ihr Herz zerrissen und die wiederholten Seufzer das Corset zu zersprengen drohten. Mit innigster Theilnahme schlug Herr Meyer die verschiedenartigsten Denkmale vor: ein abgebrochener Pfeiler? — Zu gewöhnlich! — Ein Kreuz mit Eichenlaub? — Zu trivial! — Eine goldene Inschrift auf einer Marmorsäule? — O nein, alles zu gewöhnlich für den Unvergeßlichen! Zum Schluß einigte man sich auf ein kleines Mausoleum; die Krypta von Granit mit goldener Sonne am gewölbten Dach, dann im Inneren ein Stein von fehlerlosem carrarischen Marmor und mit dem einzigen Wort: „Knut" in fußhohen Lettern.

„Dort werde ich ungesehen ihn beweinen können, während sein Geist mich umschwebt, bis er mich, hoffentlich bald . . . bald nach sich zieht."

Herr Meyer fühlte sich tief gerührt und in poesievoller Stimmung. Fest entschlossen, die Firma auf einem bisher noch nicht betretenen Gebiet zu neuem Ruhm und neuer Größe zu erheben, drehte er seinen Schnurrbart gewandter denn je und wandte sich an die Leidtragende:

„Ja, wie erhebend für Sie, meine Dame: dort in der Verborgenheit die stillen Stunden des tiefen Leides zu zählen, während Sie vor den profanen Blicken der Vorübergehenden geschützt sind."

„O Herr . . . Herr? . . ."

„Meyer, Wilhelm Meyer, meine Gnädige."

„Herr Meyer, Sie verstehen mich! Welch ein Glück, in meinem tiefen Schmerz Sie getroffen zu haben!" rief die arme Schwergeprüfte aus und sah ihn mit einem langen, schmerzvollen und dankbaren Blick an.

Sie beabsichtigte, sich etwa eine Woche in der Hauptstadt aufzuhalten, und versprach in ein paar Tagen wieder zu kommen, um sich den Plan, den Herr Meyer gütigst zu entwerfen versprochen, anzusehen. Die Kosten spielten gar keine Rolle, wiederholte sie mehrfach. Herr Knut habe für sie gesorgt, eine Handelsweise, die nach Herrn Meyer's Anschauung höchst verständig war. Und dann ließ die Trauernde ihren schwarzen, dichten Schleier langsam fallen und ging in Thränen gebadet wieder fort.

Zwei Tage später hielt abermals ein Wagen vor der Treppe mit der untröstlichen Wittwe. Doch war das Verdeck heruntergelassen und der Schleier dünner, aber die im Herzen rasende Verzweiflung fast noch dieselbe. Herr Meyer führte sie gleich in das andere Zimmer und fragte in aufrichtigster Theilnahme: „Ach, meine Dame, wie geht es Ihnen denn jetzt?"

Sie warf den Schleier graziös zurück und drückte seine Hand: „Traurig genug! mein Knut ruft mich jede Nacht. Aber herzlichsten Dank für Ihre Theilnahme, die ist wohlthuend, Herr Meyer!"

„Nun sehen Sie sich gefälligst den Riß an. Die Herstellung des Denkmals wird sich etwa auf 4500 Kronen belaufen."

Die Thränen brachen wieder hervor und sie küßte die Zeichnung. „O, für meinen Knut ist nichts zu theuer! ach, wie schön macht sich das Ganze!"

„Also lassen wir es dabei, meine Dame?"

„Ja, das mein' ich. Doch, die Sonne dort oben am Dach ist zu prunkend, und es braucht nicht durchaus carrarischer Marmor zu sein und bliebe doch eben so schön. Die Gravirung des Namens scheint mir auch sehr hoch berechnet; wir könnten die Buchstaben bloß $8^1/_2$ Zoll nehmen. Entschuldigen Sie, aber könnte mir bis morgen oder übermorgen ein neuer Plan vorgelegt werden?"

„Ganz zu Befehl!"

„Ach, Herr Meyer, Sie verstehen mich! Welch ein Trost ist es, mit einem Herren wie Sie zu verkehren!"

„Arme beklagenswerthe Frau!" murmelte Herr Meyer leise vor sich hin und streichelte sanft ihren Handschuh.

Zu bestimmter Zeit kehrte Frau Andersson wieder; diesmal zu Fuß. Der Schleier war fast um einen halben Meter verkürzt und rückwärts über die Schulter geworfen, und so gewaltsam flossen die Thränen nicht mehr, aber doch trugen die schönen Züge noch unverkennbare Spuren innerer Verzweiflung und erfüllten jedes Herz mit innigster Theilnahme. Herr Meyer, zärtlicher und theilnehmender denn je zuvor, legte voll tiefen Mitgefühls die neue Zeichnung zur Begutachtung vor. Frau Andersson drückte ein feines Battist-Taschentuch mit breitem, schwarzem Rand gegen ihre in Thränen schwimmenden Augen.

„O, wüßten Sie, was ich leide! Die Nacht war er wieder bei mir!"

„Aber wie kann er nur . . . wenn er Sie wirklich geliebt hat!"

„Nein, nein, Herr Meyer, er quälte mich nicht! Er sagte nur, wenigstens kam es mir genau so vor: Keinen sündhaften Luxus auf meinem Grab, Hedda!" und gleich darauf verschwand er.

„Also vielleicht eine kleine Vereinfachung?"

„O, Herr Meyer, wie verstehen Sie es, in meiner Seele zu lesen! Ja, lassen wir die Krypta weg; ich will meinen tiefen Schmerz nicht

verheimlichen. Die ganze Welt darf sehen, wie unendlich ich meinen Knut geliebt — wie tief ich ihn betraure! Was sollen also die dicken Mauern?"

„Ganz wie Sie sagen: Wozu auch?! Aber abgesehen von dieser kleinen Vereinfachung lassen wir also die Sache unverändert?"

„Freilich! gewiß! Doch — ja, das wollte ich noch sagen, ein etwas einfacherer Stein und den Namen lieber nur vier Zoll hoch. Mein Geliebter war die Einfachheit in Person. Leben Sie wohl, Herr Meyer!"

„Adieu, Frau Andersson. Aber meine Comptoirzeit ist zu Ende; wir haben wohl den gleichen Weg . . . darf ich Ihnen vielleicht das Geleite geben?"

„Ach, wie danke ich Ihnen dafür! Ich bin immer so einsam — so einsam, ganz allein mit meinem Schmerz!"

Darauf gingen sie miteinander: sie zerknirscht, vernichtet, ohne Hoffnung und ohne Freude für dieses Leben, aber doch dankbar gegen ihn, der so freundlich und theilnehmend sich zeigte; er feinfühlig, zart, tactvoll mit feinem steifen Stehkragen und voll innigster Theilnahme für die junge Dame, mit welcher das Schicksal so hart und grausam verfahren war. Und wie sie so gingen, gelangten sie vor ihre Wohnung.

„Sie haben Vertrauen zu mir? Sie mißverstehen mich ja nicht, und Sie waren ja selbst so unendlich freundlich, mir zu sagen, daß ich Ihnen etwas zum Trost gereiche. Da ist mir eben eine Idee gekommen, die Sie mir nicht verargen dürfen . . . Essen Sie mit mir zu Mittag! Sehen Sie doch nicht so verwundert aus! Natürlich in apartem Zimmer, damit Ihr Herz nicht verwundet werde durch neugierige und unzarte Blicke harter, kalter, gleichgültiger Menschen!"

„Herr Meyer, nie würde ich dieses thun mit einem anderen Menschen, aber was Sie vorschlagen, kann nur formvoll, tactvoll sein. Ach, so war auch mein seliger Knut! Kleine improvisirte Feste ohne mein Wissen zu arrangiren und mich dann damit zu überraschen, das liebte er. Ach, Sie hätten ihn nur kennen sollen, Herr Meyer!"

„Wäre mir unschätzbar gewesen!"

Bei der Suppe war sie immer einer Ohnmacht nahe. War es nicht dieselbe Suppe, die ihr das letzte Mal bei solch einem ähnlichen Fest, mit ihrem lieben Knut, vorgesetzt worden war? Wie genau erinnerte sie sich noch seiner frohen Miene, als er gekommen war und ihr sagte: Heute hab' ich ein feines Geschäft gemacht, nun wollen wir uns auch etwas Gutes gönnen, — und dann hatten sie einen idyllischen Mittag dort unten in den Parkanlagen, ach in den Parkanlagen zu Westerås. Ach . . . Knu . . . hu . . . hut!

Und Herr Meyer drückte ihr zärtlich die Hand und flüsterte mit thränenschweren Augen: „Armes theures, bedauernswerthes Herz! O, ich verstehe, ich verstehe!"

Und sie sah ihn an mit einem warmen Blick und sagte: „Was sind Sie aber auch für ein Mann, Herr Meyer!"

Beim Champagner war sie außer sich vor Wehmuth, und sie wäre hingestürzt, hätte nicht Herr Meyer sie zart und liebevoll in seine Arme genommen. Aus Zufall zerbrach ein Glas und gleich kam der Kellner gesprungen. Er mochte wohl schon früher verzweifelte Wittwen oder sonst aufgeregte Damen gesehen haben, denn er veränderte keinen Zug seines Gesichtes. Herr Meyer aber sah ihn mit jenem Blick an, der in dem Separatzimmer einer Restauration immer bedeutet: Verschwinden Sie junger Mann; das Dessert werden wir uns selbst serviren . . . Und dann küßte er ihre Augen und Wangen und die Stirn; daß er dabei den Mund umgangen hat, ist kaum anzunehmen.

Sie aber fragte mit großen, verwunderten Augen: „Herr Meyer, was soll das?"

„Ich liebe Dich, Hedda!"

„Ist das Wahrheit . . . Wilhelm!" Und dann sank er ihr zu Füßen und schwur ihr auf den Knieen ewige Treue.

Sie nahm ihr Taschentuch, schaute nach der Decke und schluchzte: „O Knut, ich danke Dir! Wie tief fühle ich in meinem Herzen, daß Du mir ihn zugeschickt hast!" . . .

— — — „Lassen Sie's gut sein!" sagte Herr Meyer zum Kellner, als er auf die erhaltenen 30 Kronen zurückgeben wollte.

* * *

Als sie einige Monate später, nach der Trauung auf dem Stadthaus zu Westerås, ihre Hochzeitreise antraten, zeigte Hedda mit dem Finger zum Wagenfenster hinaus: „Dort draußen, Wilhelm, ruht der unvergeßliche Knut!"

„Stimmt," sagte Herr Meyer und machte sich an seinem Plaidriemen zu schaffen.

„Hör', mein Liebling, wenn von den 3000 Kronen, die wir für die Hochzeitreise bestimmten, etwas übrig bleiben sollte, dann wollen wir doch einen kleinen, einfachen Granitstein, so anspruchslos wie er selber war, auf Knut's Grab setzen lassen! Wollen wir, mein Liebling?"

Aus der Hauptstadt.

Majestät sind unterwegs!

„O, daß es ewig Frühling bliebe!" Graf Caprivi ist trotz seines Hagestolzenthums kein Dichter, macht auch, ungleich der Excellenz Stephan, keine ebenso krampfhaften wie vergeblichen Anstrengungen, es zu scheinen: das einzige bisher von ihm herausgegebene Buch, „Gesammelte Reden", wird, wenn es sich so fortentwickelt, zwar eins der beleibtesten, niemals aber auch eins der beliebtesten Werke unserer National-Literatur werden, und als vollkommen unbegründet darf ich das Gerücht bezeichnen, wonach Herr Ernst Wichert neuerdings nächtlicher Weile in's Reichskanzler-Palais gebeten worden ist, um mit dem Hochgebietenden diesmal nicht über den großen und kleinen Kladderadatsch, sondern über das Scenarium einer nationaldeutschen Posse zu conferiren; Stoff: die Geschichte der letzten vier Jahre. Also Graf Caprivi reimt nicht. Der Stoßseufzer, womit ich poesievoll meine ernsthafte Abhandlung einleitete und den ich, es sei nicht geleugnet, dem Herrn Reichskanzler in den Mund zu legen willens war, sollte ihm auch durchaus keine lyrischen Empfindungen unterschieben. Vielmehr kann der Wunsch des Leiters unserer Politik, es möge ewig Frühling bleiben, nur ganz staatsmännisch kühlen Erwägungen entspringen. Sobald die ersten Schwalben schwirren, fängt nämlich der Reichskanzler zu arbeiten an, weil er es mit der Angst um seine Ferien zu thun kriegt; und klettert das Quecksilber mit Berliner $3\frac{1}{2}$ procentiger Stadt-Anleihe um die Wette in die Höhe, wie im heurigen Lenz, so verzichten die ausdauerndsten Redner auf's Wort, damit man nur vor Beginn des Wonnemondes fertig wird. Im Frühling ist es deshalb eine Lust zu regieren, selbst für den, der von dieser kinderleichten Kunst absolut nichts versteht. Der Reichstag nimmt rastlos Alles an, was ihm zu Gesicht kommt, denn es drängt ihn zu Muttern nach Hause; hätte Miquel mit seiner Steuerreform bis jetzt gewartet und Graf Caprivi seine neue Militärvorlage schon ausgearbeitet, die ungeduldigen Volksvertreter hauchten schmachtend ein sanftes Ja. So kann die Kammer ihre Bewilligungslust leider nur an allerlei Nebensächlichkeiten büßen, an einem Handelsvertrag mit Uruguay, diesem interessanten Staate, dessen Industrie so angenehm daniederliegt, bis auf die Erzeugung kleiner Revolutionen und blutiger Militärputsche; an Ratengesetzen, die den ländlichen Hausirern wenigstens das volkswirthschaftlich ungemein wichtige und geradezu unentbehrliche Abzahlungsgeschäft mit Werthpapieren erlauben; an Börsensteuergesetzen endlich, die mit den heiligsten Traditionen des Mittelalters brechen und anständige Raubritter zwingen, von ihrer mühsam zusammengestohlenen Beute einige Promille dem Staate abzuliefern.

Doch es ist nicht allein des holden Lenzes Wehen, das den Reichstag so nachgiebig und abstimmungsfroh macht; ein anderes, fast noch schwerer wiegendes Motiv kommt hinzu. Majestät sind unterwegs. Damit ist der Mittelpunkt deutscher Politik in's Ausland verlegt; nur die Executivbeamten sind zurückgeblieben, nur der schwerfällige Körper; der Wille aber, die Seele weilt in der Ferne. Deutschlands Schicksal hat Ferien. Verlegen schaut Graf Caprivi auf seine Leute, und des offiziösen Preßbureaus Leiter, der nach Erwin Bauer nur anständige Leute

empfängt, darunter Herrn Theodor Reuß und andere Correspondenten vornehmer auswärtiger Zeitungen, der Leiter zuckt die Achseln, wenn man ihn diseret nach Neuigkeiten und dem Fortgang der Geschäfte fragt: „Majestät sind unterwegs". In des Reichstags schaurig öden Hallen mustert Herr von Levetzow melancholisch die paar Herren vom Bureau, die sich höflicher Weise noch zu den Sitzungen einfinden, die acht Parteiführer und die drei in Berlin wohnenden Abgeordneten, die heute gerade keinen Frühschoppen haben und deshalb ihren Kater hier ausschlafen. Dieser Reichstag ist in jeder Beziehung beschlußunfähig. Das Rad hat von dem empfangenen Stoße noch Schwungkraft genug, um sich, langsamer immer und langsamer, zu drehen; es wird noch einige Gesetzlein nothdürftig heraufbringen, und dann steht es ganz still — Majestät sind unterwegs.

* * *

Es ist einsichtlos] und uncollegial gehässig zugleich, sich über die Schreibsklaven lustig zu machen, die in Verlegers Auftrag den Spuren des Kaisers erröthend folgen und Tag um Tag, Stunde um Stunde ausführlich telegraphiren, wann sich der Herrscher in Abbazia geschnäuzt, wann er in Venedig gelächelt, in Wien die ihn umdrängenden Preßbengel ignorirt hat. Ich sage euch, meine Lieben, die ihr wünscht, eure Frühstückszeitung brächte eingehendere und wahrheitsgetreuere Berichte über den Antrag des Grafen Kanitz z. B., über die Geheimnisse des Auswärtigen Amtes, die Steuerintriguen hinter den Coulissen und ließe dafür zwei oder drei Spalten von den Schilderungen der rauschenden Festlichkeiten ausfallen, mit denen man draußen den deutschen Kaiser offiziell feiert — ich sage euch, ihr habt keine Ahnung von dem Gange unserer Politik. In der That, fürchtete ich nicht, unterwegs hier und da „Herr Kollege" angeredet zu werden und mich anderen Beleidigungen hülflos auszusetzen, ich schnürte jedesmal mein Bündel, wenn der Monarch Berlin verläßt und pilgerte ihm nach — aus lebendigem Interesse für die deutsche Politik. Es gibt sehr große Handlungshäuser, wo der Chef nicht nur auf Grund der Subordinations-Paragraphen Alles bedeutet, wo man nicht wagt, das kleinste irreguläre Geschäft abzuschließen, wenn er zufällig abwesend ist. Die Procuristen, die älteren Commis und die bekannten in Ehren grau gewordenen Kassirer kennen zwar seine Wünsche und Intentionen genau, wagen aber doch nicht, eine Entscheidung ohne ihn zu treffen oder auch nur zu discutiren. Natürlich entgeht der Firma auf diese Weise manch rundlicher Verdienst, und vor Schaden bleibt sie deshalb auch in Gegenwart des Herrn Prinzipals nicht bewahrt — indessen das System bürgert sich ein, und männiglich im Hause befindet sich wohl dabei. Besonders die Aermeren im Geiste, die der Herr Chef in höhere, gemeinhin verantwortliche Stellungen setzte und die nun doch aller Verantwortlichkeit enthoben sind. Kommt einmal der Krach, so haben sie sich nichts vorzuwerfen, gar nichts. Und auch das ist mitunter ein Trost.

Ich will Deutschland nicht mit einem Kaufhaus dieser Art vergleichen, nicht einmal mit der Militärhierarchie des ersten Napoleon. Sie stürzte zusammen, weil der Corse seine Generale zu bloßen Executivbeamten herabdrückte und kein Feldherrntalent neben sich aufkommen ließ; sie stürzte zusammen, trotzdem diese seine Generale fast durchweg sehr begabte, einsichtige und geistvolle Männer waren. Schon aus diesem letzteren Grunde ist ja ein Vergleich der Bonaparte-Zeit mit den heutigen deutschen Zuständen unzulässig, ganz abgesehen davon, daß der Bonaparte fehlt. Aber das System ist dasselbe. Und seltsam muthet es an, wenn Männer, die sich Berufspolitiker nennen, gelegentlich des Kladderadatsch-Rummels die trüben Aeuglein rieben und nun endlich die schwerwiegende Entdeckung machten, seit längerer Zeit wäre die öffentliche Meinung dadurch beunruhigt, daß Entschlüsse in sachlichen und persönlichen Fragen gefaßt würden, die nicht den Eindruck ausreichender Begründung, zuweilen nicht den Eindruck machen, als wären sie unter ausreichender Mitwirkung der dazu berufenen Personen erfolgt. Die uns die Leitartikel schreiben und von den Tribünen der öffentlichen Redehäuser Gassenweisheit künden, sie haben doch allzu viel Jahre gebraucht, ehe sie des neueren Kurses Programm klar erfaßten. Dies Programm verwirft die Mitwirkung hervorragender Männer, denn hervorragende Männer haben meist ihren eigenen Kopf und ordnen sich nicht blindlings unter; dies Programm bedingt die Absetzung aller großen und kleinen Bismarcke, aller Staatskünstler, die im großen oder kleinen Kreise Eigenes in eigener Manier und mit eigenen Mitteln schaffen. Herr Miquel mag sich wohl hüten. Gleich Julius Cäsar verlangt auch der neue Kurs wohlbeleibte Männer, mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen.

So ist es natürlich, daß sich aller politischer Kampf immer mehr zuspitzt, sich immer ausschließlicher um eine Person dreht. Immer schwerer wird es Herrn von Levetzow fallen, das höchste parlamentarische Gebot aufrecht zu erhalten und die Krone davor zu schützen, daß man sie in den Parteikampf zieht. Und immer feiger werden die erscheinen, welche ihre Unzufriedenheit mit unseren Verhältnissen fein fürsichtig durch wüthende Angriffe auf den Grafen Caprivi offenbaren. Verdient er sie doch so wenig wie er die hundert Kiebitz- oder Krähen-Eier verdiente, die ihm ein dankbarer Germane und Nachäffer Namens Löw Beer senden zu müssen glaubte. Wenn das Verlangen nach einem Gesetz wegen Minister-Verantwortlichkeit in Preußen schon von jeher wenig opportun war, so sollten seine Befürworter heute wahrlich jene Strafbehandlung erleiden, die nach einem neuerlichen Ausspruche des Kaisers „ihre guten Consequenzen" hatte und die in der That in Fällen niedriger Feigheit oder gewissenloser Entstellung der Thatsachen wohl am Platze wäre. Kaum jemals ist im modernen Staatsleben das Wort Minister so sehr im ursprünglichen Sinne zu verstehen gewesen wie jetzt in Deutschland. Freunde der Etymologie mag das eben so sehr erfreuen wie es Freunde des Verfassungslebens und des entschieden liberalen Gedankens betrüben wird. Bismarck's wiederholte Warnrufe aber, die heute eine Stärkung des deutschen Parlamentarismus aus denselben patriotischen Beweggründen fordern, welche den treuen Eckart 1862 zum Kampf gegen den Parlamentarismus trieben und welche nichts als die Aufrechterhaltung der Constitution wollten, Bismarck's Warnrufe sollten gerade die freisinnigen Blätter Tag für Tag an der bevorzugten Stelle bringen, wo sie sich jetzt weitläufig über ihre Abbonnements- und Insertionspreise auslassen. Denn ich glaube, wichtiger für ihren Bestand als Abonnements und seitenlange Inserate ist die Frage, ob man auf den klugen alten Politiker hört oder nicht. Der Parlamentarismus und mit ihm gewisse constitutionelle Sätze befinden sich in größerer Gefahr, vom Uebergewicht der Krone erdrückt zu werden, als man glaubt. Hier ein einheitlicher, fester, stolzer Wille, dessen Träger gar nicht des Genies bedarf, sondern nur des ihm zweifellos innewohnenden Selbstvertrauens, um Sieger zu bleiben; dort ein in zahllose Parteien zersetztes, vielgliedriges Institut, das den Ast absägt, worauf es sitzt. So wenig ist der Parlamentarismus in's Volksbewußtsein, ja in's Bewußtsein der Parlamentarier selbst übergegangen, daß ihn bald die Conservativen, bald die Liberalen entbehrlich nennen und kleinlich an ihm herumnörgeln. Die Conservativen, indem sie sich berufen glauben, bei jeder Gelegenheit die „Rechte der Krone" zu wahren, was durchaus Sache der Minister ist, indem sie von „parlamentarischen Anmaßungen" sprechen und die Bedeutung des Reichstages verkleinern. Die „Liberalen", indem sie z. B. gelegentlich des Kampfes um die Handelsverträge an einer Stelle erklären ließen, der Entwurf würde auf jeden Fall, auch ohne Reichstag, Gesetz werden, Seine Majestät interessire sich zu sehr für ihn. Solchen Widersachern gegenüber, die ihre eigenen Waffen zerschlagen und das Haus nicht ehren, das sie gebar, hat ein stolzer Fürst leichtes Spiel; solche Gegner kann er nur gering schätzen.

Der Reichstag achtet sich selbst nicht mehr, und darum achtet ihn Niemand sonst. Gerade jetzt, wo der Kaiser auf Reisen ging, hätten seine Mitglieder zeigen müssen, daß sich damit nicht auch die Politik von uns verabschiedet hat. Daß die Maschine sicher und kraftvoll weiter arbeitet, daß ihr der Dampfzustrom dadurch nicht abgesperrt ward. Statt dessen retiriren, sobald der Monarch die Hauptstadt verlassen hat, auch die Volksboten in hellen Haufen; sparsamen Ministern zu Liebe, die erst jetzt ihren „parlamentarischen Abend" abhalten und nun höchstens ein Dutzend Abgeordnete zu bewirthen brauchen. Niemand wagt mehr einen wichtigen Antrag oder eine Interpellation, die nicht auf gewohnten Gleisen fährt und die „Regierung" in Verlegenheit bringen oder gar zu der Erklärung zwingen könnte, man müsse die Rückkehr des Monarchen abwarten, vorher sei nichts Bestimmtes zu sagen.

Majestät sind unterwegs. Darum darf, wer hier zu Lande Politik treibt, getrost auf die Birkhahnbalz gehen, Karten spielen oder, wenn er

die Zeit gar nicht anders todtzuschlagen weiß, sogar ein Buch vor die Nase nehmen. Er hat Ferien, tiefste Ferien.

* * *

Das heißt, nur so weit es die innere Politik anbelangt. Die äußere, natürlich, die erwacht jetzt. Erst Abbazia, wo man des nahen Frankreichs gedachte und unseres Verhältnisses zu ihm. Dann Venedig. Alsbald empfängt König Humbert einen Figaro-Reporter; die Dreibundfrage wird aufgerollt, Italien plötzlich actuell, und seine Rente steigt ein wenig im Kurse. Dann Wien. Glückseliges Oesterreich, glückseligeres Coalitions-Regime! Ueberall ist das Volk entzückt; Comparative reichen nicht mehr aus, seine Begeisterung zu schildern, und die prächtigsten Superlative wirken nüchtern. Auswärtige Politik mit Champagner; statt der Leitartikel buchstäblicher Abdruck des Frühstücksmenus der siebenten k. k. Husaren in Wien — ja; wo ist denn noch ein Wölkchen am Horizont? Wenn nun der Zar, dem wir doch manchen Gefallen gethan, auch ein Einsehen hätte, dann blieben nur England und Frankreich unbesucht — und die verdienten's wahrhaftig! Die franco-russische und die Tripel-Allianz zerfielen dann; an ihre Stelle träte jener Bund, von dem phantasievolle Spezialcorrespondenten träumten, wenn sie, hinter wallender Portière verborgen, all den glänzenden, internationalen Kaiserfesten „beiwohnen durften", träte der große europäische Frühlingsbund 1894. Und „kommenden Eventualitäten", von denen Graf Caprivi den aufhorchenden Klein- und Großkrämern Danzigs sprach und worunter er offenbar nur zukünftige grobe Fehler unserer Regierung verstand — wen könnten sie noch schrecken? Die Staatenalliance des Continents, von ihm ahnungsvoll prophezeiht und als Arcanum angepriesen, sie wäre zu Stande gekommen, nicht durch Besuche in Friedrichsruh, wie man's früher wohl erwartete, sondern durch Abbazia, Venedig und Wien.

Prinz Vogelfrei.

Aus den Kunstsalons.

Der Ruhm Düsseldorfs als führender Kunststadt ist, schon seit den siebziger Jahren, bedenklich verblaßt. Früher wurden dort die Losungsworte für die gesammte deutsche Kunstbewegung ausgegeben. Jetzt sind die Führerrollen anderweitig besetzt, und die rheinische Kunstmetropole befindet sich im Hintertreffen. Was von Alt-Düsseldorf'scher Einwirkung noch nachlebt und weiterwuchert ist zwar nicht wenig, aber um so verderblicher. Es ist jener Geist verweichlichter und versüßlichter Syrupmalerei, der im Augenverdrehen Herzenstiefe, in Gänschenhaftigkeit naive Poesie, in verzierlichter Pose Schönheit und in Ausdrucklosigkeit Vornehmheit erblickt. Kurz, es ist der Geist, den wir bis auf's Aeußerste bekämpfen, der Geist der Versumpfung und Verdumpfung.

Schließlich aber steckte doch in dieser Stadt ein zu guter Künstlerboden, als daß sich nicht doch mit der Zeit neue Triebe und Schößlinge dort ansetzen mußten. Vorläufig tritt man naturgemäß noch ziemlich zahm auf, da man die Leute nur allmählich ihres verderbten Geschmackes entwöhnen kann. Es ist aber doch eine Gruppe meist jüngerer Künstler vorhanden, die nicht hinter der Zeit zurückbleiben will und den neueren Errungenschaften Rechnung zu tragen entschlossen ist. Diese hat einen Künstlerclub begründet, der auf den Namen des alten Schutzheiligen „Sanct Lucas" mit Fug und Recht getauft worden ist. Zur Feuertaufe des neuen Geistes gehört freilich eine etwas kräftiger entfachte Flamme.

Immerhin, man ist da und will ein Lebenszeichen von sich geben. Bei Schulte haben die Schutzbefohlenen des heiligen Lucas sich zusammengefunden und ihre Herrlichkeiten zu Nutz und Frommen aufgebaut. Aufregendes ist nicht darunter. Man hält zunächst darauf, sich wacker zu zeigen. Auch das ist nicht immer der Fall, und von manchen Bildern und Bildchen begreift man nicht, wie sie auch den bemoostesten Häuptern Aergerniß bieten können. Einen wirklich „anrüchigen" Namen hat wohl keiner von den Zwölfen.

Arthur Kampf z. B. ist, trotz seines Alters von noch nicht ganz dreißig Jahren, gerade bei den älteren Herrschaften recht beliebt und hat mit Sicherheit seinen Platz in der Nationalgallerie eingenommen. Man rühmt ihm eine gesunde Kraft nach und betont, daß er sich von Excentricitäten fern hält. Mir scheint eine solche Beliebtheit immer etwas bedenklich zu sein. Sie wird gar leicht ein Wachsthumshinderniß und erzeugt eine träge Selbstgenügsamkeit. Bei Kampf fehlt mir das echte Künstlerblut. Er ist ein braver Handwerksmeister, der rechtschaffen seine Sache herunterhaut, und nicht mehr. Eigene Ideen und eigenen Geschmack hat er nicht, und die Kühnheit ersetzt er durch eine gewisse ungeschlachte Derbheit. Man kann nicht leicht eine plumpere Farbenauffassung sehen als auf dem Bilde des älteren Herrn, der mit einem Pagoden tändelt. Wie da das pompejanische Roth der Hinterwand anstreichermäßig aufgetragen ist und in einen stumpfen Contrast zu ein paar gelben Vasen tritt, das ist ohne alle Delicatesse und Feinheit, die hier so leicht wären zu erreichen gewesen. Das Bild vom Todeskuß ist inhaltlich eine Trivialität und wird durch die beigefügte, in Symbolistenmanier gemalte Gestalt des Todesengels geradezu unleidlich. Am erfreulichsten wirkt Kampf noch auf einigen Radirungen, in denen die Düsseldorfer überhaupt Tüchtiges gebracht haben.

Sehr fatal sind mir Willy Spatz und Alexander Frenz, die sich auf neuidealistisches Gebiet begeben haben. Wenn da die Lorbeeren so leicht zu holen wären, dann hätte die Reaction gegen den Naturalismus nur ruhig unterbleiben können. Von Spatz habe ich übrigens auf der vorjährigen Berliner Ausstellung recht ansprechende Sachen gesehen, die eine bessere Fortsetzung hätten erwarten lassen, als die alberne Engelschaukel. Die Frenz'schen Sirenen werden schwerlich einen Fährmann zum Schiffbruch bringen. Das sind trotz halber Nacktheit zahme und selbst langweilige Weibchen, denen nichts vom Seegespenst innewohnt.

Theodor Rocholl's junger Kürassier, der auf seinem müden Gaul mitten in einem von Sonnenlichtern umspielten Waldbach Halt macht und sich die schwitzende Stirn abtrocknet, ist das künstlerisch ernsteste Werk, das ich von diesem Maler bis jetzt gesehen habe. Es ist sehr gewandt in den Raum componirt und zeugt auch von natürlichem Luftgefühl. Doch bleiben noch manche Schritte vorwärts zu thun. Olof Jernberg hat sich als Landschafter schon seit Jahren einen mit Recht geschätzten Namen erworben. Er hat in seinem Vortrag etwas Schweres und Massives und sollte sich daher einmal im Aquarell versuchen, um sich mehr Leichtflüssigkeit zu erwerben. Was ihn anziehend macht, ist, daß er eine redliche Art hat, sich der Natur zu nähern, und daß er mit wählerischem Geschmack das Unberührte und Unbelauschte zu finden weiß.

Den hoffnungsfrohesten Eindruck machen mir Gerhard Janssen und Heinrich Hermanns. Beide gravitiren nach der niederländischen Kunst, und das ist für das junge Düsseldorf ein Zeichen von gutem Instinkt. Im Anschluß an die benachbarten und eng stammverwandten Holländer, die einen so hohen Grad in der modernen Kunst bereits erklommen haben, werden sie am sichersten und organischsten zu immer weiteren Fortschritten gelangen. Gerhard Janssen malt ganz kleine Bilder aus dem Volks- und Gesellschaftsleben, aber mit breitem, wuchtigem Pinselstrich, und vor Allem mit gutem Humor und offenem Auge. Er zeigt sich als einen Jünger des alten Adrian Brouwer und hat sich auch Frans Hals mit Nutzen angesehen. Von Hermanns stammt das große Hauptbild der Sanct Lucas-Gemeinde, eine abendliche Ansicht von Amsterdam, ein Werk von hohem und sehr solidem Können, gestimmt auf jenen asphaltig grauen Ton, der Einem öfter auf holländischen Bildern begegnet und in den atmospärischen Verhältnissen begründet ist. Vorzüglich ist das Licht der Laternen wiedergegeben, wie es durch den abendlichen Nebel schwählt, oder fern, hinter dem Wasser, in glimmernden Punkt aufhüpft. Auch das Volkstreiben ist frisch und resolut gepackt und gibt sich weit ungezwungener als beispielsweise bei Hans Herrmann.

Gleichzeitig mit den Düsseldorfern ist ein „Pariser Amerikaner" Carl Gutherz bei Schulte eingezogen, der in einem Riesentableau den Abend des sechsten Schöpfungstages als rauschendes Finale einer großen Oper schildert. Auf blumig glitzerndem Anger knieen Adam und Eva, wie als ob sie eben aus dem Bade kämen, und starren voll demüthigen Staunens in die endlose Wolken- und Engelglorie, die der große Coulissenmeister, der liebe Gott, vor ihnen hat auffahren lassen, gleich als ob es ihm darauf ankäme, den Neuerschaffenen von vornherein gründlich Respect einzuflößen. Die Inscenirung ist discret und effectvoll, und der liebe Gott ist ein noch junger Mann, der ein wenig an einen Jupiter erinnert. So ist das Ganze höchst anmuthreich anzuschauen, und es kann also auch schon mit neuester Kunst zugkräftige Marktwaare geschaffen werden.

Wie aber der wahre Pariser Symbolismus ausschaut, das kann man bei Henri Martin im „Salon Gurlitt" lernen. Es ist dies der erste Franzose, der sich zu einer Collectiv-Ausstellung in Deutschland, und gar noch in Berlin, versteht. Wir haben ihm aufrichtig dafür zu danken und dürfen wohl auch hoffen, daß er Nachfolge finden möge. Henri Martin ist Pointilliste, und erreicht in dieser Manier höchst lebensvolle Wirkungen. Es gibt für ihn keine ruhigen Flächen und gleichmäßig verlaufenden Linien. Alles ist in ein Gewimmel zart gegeneinander abgestimmter Farbenflecke aufgelöst. Dieser Technik liegt die Anschauung zu Grunde, daß die Luft gleichsam ein zitternder Stoff sei, der vor den Dingen hin- und herwebe und dadurch jene Vibration erzeuge, die nervenfeine Menschenkinder in sensiblen Augenblicken empfinden. Es soll dadurch die Starre gelöst, die Erdenschwere vermindert und der Gesammteindruck leichter und luftiger werden. Natürlicherweise wird eine angemessene Entfernung vorausgesetzt, in der man die einzelnen Pünktchen als solche nicht mehr wahrnimmt, und alles zu deutlich empfundenen Gestalten ineinander zerfließt. Henri Martin hat auf diesem Wege verschiedene sehr schöne Wirkungen erreicht, so namentlich auf einem Mondscheinbilde (alte Mauer mit Thurm), wo das Geflimmer der Farben die Illusion bedeutsam fördert. Auch für abendliche Stimmungen, wie umgekehrt für intensiven Sonnenbrand, eignet sich die Methode gut. Doch ist für mein Gefühl Martin manchmal zu weit gegangen, da man einzelne Bilder nur dann genießen kann, wenn man die Augen einkneift, eine unbequeme Betrachtungsart, die man sich wohl gelegentlich einmal auferlegt, um eine momentane Steigerung herbeizuführen, die aber doch nicht unerläßliche Voraussetzung zur Gewinnung des normalen Eindruckes sein darf. Jedenfalls aber ist Henri Martin ein feiner Stimmungskünstler von aristokratischen Nerven und sicherer Hand und dazu von einem so erlesenen Geschmack, wie man ihn immer noch nur an der Seine findet.

Nächstdem ist Martin Symbolist und Decadent, und beides mit Bewußtsein. Dazu kann man hierzulande höchstens „Hm, hm!" sagen. Der

Symbolismus ist ein sehr billiges Vergnügen, wenn er nicht aus einem tief philosophischen Geist mit einer Art Naturnothwendigkeit geboren wird. Man wird aber schwerlich eine tiefe Philosophie darin finden können, wenn Martin mit ermüdender Wiederholung dieselbe Frauengestalt malt, und bald Muse, bald Mystik, bald Poesie nennt. In dieser Frauengestalt kommt denn auch der Decadence-Zug des Malers zu unverhohlenem und wenig imponirendem Ausdruck. Man sieht da, in mattrosarothem Gewande, stets im Profil von rechts nach links, ein ätherisches, zerbrechliches, junges Weibsen, von einer Busenlosigkeit, die nur in der entsprechenden hinteren Armuth ihre Balancirung findet. Der Gesichtsausdruck dieses zart verdunsteden Jüngferchens hat etwas Hold-Idiotisches („Mystisches", sagen die Gläubigen), und in archaistisch schmalen und gespreizten Fingern trägt sie eine wie aus Thau und Morgennebel gewobene Blume von seltsamer Form, die gewiß ein heiliges Symbol bedeutet. Zuweilen lehnt die Magedein an einem Baum und dann hat ihr Blick etwas Ersterbendes, etwas demuthvoll sich selber Auflösendes, etwas von Zerfließen in übersinnlichen Wonnen und Schauern. Diese vor lauter Geist und Idealität schier entmaterialisirte Schöne hat, fürcht' ich, bedenklich viel Absynth getrunken, bis sie sich als Göttin des decadenten Symbolismus etabliren konnte. Wie ein Urbild strotzender Gesundheit, als ein vollbusiges, blutgenährtes Frauenzimmer, wirkt daneben die Ceres mit ihrer goldenen Sichel auf den Schultern, ein blühender und fröhlicher Beweis, daß Henri Martin sich doch nicht ganz an das traurige Decadence-Evangelium verschachert hat.

Neben diesem elegant blasirten Pariser wissen sich einige jüngere deutsche Maler bestens zu behaupten. Da ist zunächst Julius Exter, der Münchener, der im vorigen Jahre in den Secessionistensälen so sehr die Blicke auf sich lenkte, soviel Bewunderung und soviel Anfeindung fand. Er ist bei Gurlitt mit einer Collection neuer Bilder erschienen, in denen er von einer erstaunlichen Vielseitigkeit Zeugniß ablegt. Von einer zu erstaunlichen! Denn der Kunstcharakter des Malers bekommt etwas Unsicheres, wenn man ihn gleichzeitig auf so verschiedenartigen Pfaden wandeln sieht. Er hat schon längst viel von Besnard, er hat auch mancherlei von Whistler. Jetzt hat er sich in einzelnen Bildern dem Böcklinzauber ergeben und ihn in sehr pikanter Weise mit schottischen Farbenstimmungen combinirt. In einem Frauenbildniß erblicke ich etwas von Lenbach, und ich kann mir nicht helfen, daß ich vor der so vortrefflichen Ansicht von Ludwigshafen am Rhein immer an eine Seine-Landschaft von Thaulow denken muß. „Was ist dann an dem ganzen Wicht Original zu nennen?" Nun, ich denke: zunächst ist es so übel nicht, daß dieser Vers von Goethe stammt, und daß er ihn auf sich selbst gemünzt hat. Dann aber ist Exter zweifellos von Natur ein gährendes Talent, impressionibel bis zum Aeußersten, leicht gefangen und geblendet, unablässig nach Neuem trachtend und nicht eher zufrieden, als bis er sich der gesammten modernen Kunstwelt bemächtigt, und sie zu seinem Gefühlseigenthum gemacht hat. Bei dem hohen Talent und der inneren Gluth, die diesen Künstler auszeichnen, bei seiner außerordentlich gelenkigen und sicheren Hand, bei seinem angeborenen, phantastisch mächtigen Farbensinn brauchen wir vor dem Ergebniß nicht kleinmüthig zu bangen. Wir sehen diesen Künstler mit sich selbst noch nicht fertig und noch nicht einmal einig, wir sehen ihn die verschiedensten Bahnen durchmessen und durchkreuzen, aber stets ist doch auch ein starker Zuschuß eigenen Temperaments vorhanden, und in jedem einzelnen Falle ist das positive Ergebniß, das Bild, von stark fesselndem Reiz. Wir wollen also warten.

Von dem Düsseldorfer Heinrich Heimes bedaure ich, daß er nicht bei den Sanct-Lucas-Männern anzutreffen ist. Er wäre dort mit seinem lichtgebadeten, farbensprühenden Seestrand, einem wahrhaft berauschenden und musikalisch einwiegenden Bilde, unzweifelhaft der Erste gewesen. Den Dresdener Paul Baum gewahren wir auf den in letzter Zeit so viel beschrittenen Spuren Claude Monets. Doch ist er kein bloßer Imitator und Anempfinder, sondern er hat etwas gelernt und weiß es geschickt und selbständig zu verwerthen. Seine Sonnenbilder sind von funkelndem Glanz und flirrendem Farbengewimmel und eine Regenstimmung mit spiegelnden Bäumen an einem Wasser von wahrempfundener, melancholischer Lyrik. Der Berliner Edmund Edel ist jetzt bei Munch angelangt, den er zweckmäßig für den Salongeschmack zurechtstutzt.

Franz Servaes.

Notizen.

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart ist heute unser größter Romanverlag und übt fast ein Monopol in unserer Erzählungsliteratur aus. Ihre vier Zeitschriften: „Ueber Land und Meer", „Illustrirte Welt", „Romanbibliothek" und „Aus fremden Zungen" bedingen allein schon einen starken novellistischen Consum, und was dort zuerst erschienen ist, beherrscht später noch in Buchform den Markt. In der Regel pflegt sie patriotisch die deutsche Romanliteratur, aber auch die ausländische findet in Kürschner's „Aus fremden Zungen" eine Stätte. Letztere ist ohne Zweifel unsere beste Romanzeitung, die einzige, die sich über den engherzigen Standpunkt der Familienblätter erhebt und in erster Linie nach dem künstlerischen Werth einer Schöpfung fragt. Schon ein Vergleich der von der Verlagsanstalt in Buchform veröffentlichten deutschen Romane mit den ursprünglich in „Aus fremden Zungen" erschienenen ausländischen Werken fällt leider nicht zum Vortheil unserer landsmännischen Literatur aus. Robert Byr's „Eisenwurm", A. v. d. Elbe's „Eigenart", Aug. Bender's „Reiterkäthe", Clarissa Lohde's „Auf Befehl des Königs", M. Gerbrandt's „In engen Schranken" sind das herkömmliche Leihbibliothekenfutter ohne jede literarische Bedeutung, romanhaft und überspannt oder banal und ledern, mit allen Merkzeichen der Blaustrumpfliteratur. Bezeichnend für die ganze Richtung ist „Um der Liebe willen" des seichten Vielschreibers Reinhold Ortmann: eine verarmte Adelsfamilie kostet alle Bitternisse des glänzenden Elends, ein Sensationsselbstmord, ein Hochstapler und seine Entlarvung, zuletzt geht die stolze Tochter in sich und die übliche Doppelverlobung am Schluß bringt Alles in schönste Ordnung. Geschrieben ist das Ganze im papiernen Zeitungsstil, die Charaktere sind obenhin und voller Sprünge, statt der Schilderungen, die schriftstellerische Begabung verlangen, werden ununterbrochen Dialoge angeführt, und in den theatralischen Höhepunkten der Handlung verräth sich der ehemalige Schauspieler. Viel höher als diese deutsche Dutzendwaare stehen die ausländischen Romane der Verlagsanstalt z. B. „Abendliches Opfer" von Borborykin. Es ist das allabendlich geführte Tagebuch einer reizenden russischen Wittwe, einer geistvollen und warmherzigen Weltdame, die in der Ehe, in Liebschaften, in humanitären Aufgaben und endlich in der Wissenschaft vergeblich Befriedigung und Glück sucht und zuletzt das nutzlos vergeudete Leben wegwirft. Psychologisch nicht minder fesselnd ist der italienische Roman von F. de Roberto: „Hermann Raeli", an Bourget's dürftige Handlungen mit ihrer subtilsten Seelenanalyse erinnernd, besonders der weltscheue junge Held ist sehr fein gezeichnet. Eine Dame ist von einem nahen Verwandten mißbraucht worden, sie hält sich daher der Liebe eines edlen Mannes für unwerth, er will sich an ihrem Verführer rächen und fällt im Zweikampfe. Manches ist nur skizzirt, aber auch in ähnlich discreter Behandlung würde der Roman, von einem Deutschen geschrieben, von unseren sämmtlichen Zeitschriften zurückgewiesen worden sein. Ein harmloser Seeroman ohne spannende Verwickelungen ist „Drauf los!" von Jonas Lie, ernste und heitere Bilder aus dem Leben der Häringsfischer und Weltumsegler, und der knorrige, ehrliche thatkräftige Held ist von sprechender Lebenswahrheit. Ihre werthvollste Veröffentlichung der letzten Zeit bietet die deutsche Verlagsanstalt mit Rudyard Kipling's Roman: „Erloschenes Licht", ein tragischer Vorwurf, ernst und heiter zugleich, wie das Leben selbst. Ein Kriegscorrespondent und Zeichner kehrt aus Afrika zurück, erregt in London mit seinen Bildern Aufsehen und trifft seine Jugendgeliebte wieder, die stets mit ihrer Leinwand im Krieg lebt. Da verliert er plötzlich sein Augenlicht und mit ihm seine Freunde und seine eigenwillige Geliebte; er setzt seinen letzten Willen auf und tastet sich nach Afrika zurück, um noch einmal Pulverdampf zu riechen und in der Gefechtslinie zu sterben. Einzelnes, wie die Jugendgeschichte, die Charakteristik der abenteuernden Kriegsberichterstatter, die Atelierscenen und vor Allem der Todesritt durch die Wüste zu den Kameraden sind von hoher dichterischer Schönheit. Derartige Bücher gehören zu den Wenigen, die mit vollem Recht die Verdeutschung verdienen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Oberstdorf im Allgäu (Bayern).

Zum Sommeraufenthalt 2 schöne freigelegene Wohnungen je 14 und 7 möblirte Zimmer und Küche, Veranda, Garten u. Badegelegenheit für die ganze Saison zu vermiethen. Briefe erbeten unter M. H. Nr. 12 in Oberstdorf, Bayern.

Werthvoll für jeden Literaturfreund.

Soeben ist erschienen:

Schillers Sohn Ernst.

Eine

Briefsammlung mit Einleitung.

Von Dr. **Karl Schmidt,**

Oberlandes-Gerichts-Rath.

Mit Bildnissen und 2 Handschriften von Schiller und Goethe.

Ein starker Band br. 6 *M*, geb. 7,60 *M*.

Ein höchst werthvoller Beitrag zur Schillerliteratur.

Das Werk enthält nur bisher noch ungedruckte Briefe; die Handschriften waren bisher noch nicht veröffentlicht.

Ferdinand Schöningh in Paderborn.

DAS 20. JAHR-HUNDERT

Billigste Monatsschrift
M. 2,50 viertelj. durch Buchhdl. u. Post. Ansichtshefte v. Verleger
Hans Lüstenöder
Berlin W 30

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Einige Vorschläge zur Reform der Strafgesetzgebung.

Von
einem Schöffengerichts-Vorsitzenden.
Preis 1 Mark.
In allen Buchhandlungen zu haben.

A. Gerloff,

Nauen bei Berlin.

Grosse Stettiner Pferdelotterie,
schon 8. Mai. Gesammtgew. **240000** Mk. Hptgw. **16** Equipagen, **200** Pferde. (1 Originalloos nur 1 Mk.)

Nächste Pferdelotterie
zu Neubrandenburg (Mecklbg.) sch. 2. Mai. Hauptgw. **85** Pferde. (1 Originalloos nur 1 Mk.)

Bonner Victoria-Lotterie,
schon 8. Mai. Hptgew. **20000** Mk. (1 Originalloos nur 1 Mk.)

Inovratzlawer Pferdelotterie,
schon 9. Mai. Hptgew. **10000** Mk. (1 Originalloos nur 1 Mk.)

Porto u. Liste 30 Pf. (f. Einschreib. 20 Pf. extra).

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

. . . Wenn sich wirklich beobachtetes Leben von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, als wir es hier erblicken, den Anforderungen der gestaltenden Kunst gemäß geordnet und verbunden findet, so verdient derjenige, der dies bewirkte, in Wahrheit den Namen eines Dichters.

Fränkischer Kourier (Martin Greif).

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid.

Barmer Zeitung.

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat.

Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).

. . . Der vom Verf. aufgestellte Gegensatz zwischen dem Unwerth der wüsten Spekulation und dem sicheren Untergrund der soliden Arbeit äußert immer wieder kräftige Anziehung, besonders wenn er wie hier in einem das Zeitbild geschickt wiedergebenden Vorgang und in Menschen geschildert ist, die wirkliches Leben in sich tragen. Der Roman ist so unterhaltend als belehrend.

Hamburger Nachrichten.

Z. ist ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird . . . Seine dichterischen Personen halten auch Reden (wie in Heyse's Merlin), aber was sie sprechen ist Handlung. . . . Ueberall herrscht jene Objectivität, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. Der Dichter hält sein Urtheil sorgfältig zurück, denn er will nicht entscheiden, sondern der Leser soll das Urtheil fällen und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatsachen geknüpften Motivirung, daß über die Nothwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann.

Grenzboten.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort —

Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 17. Berlin, den 28. April 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Wahrheit über den Sozialismus. Von Georg Winter. — Die Freiheit der Advokatur. Von Justus. — **Literatur und Kunst:** Otto Roquette. Zum 70. Geburtstag des Dichters. Von E. Mensch. — Eine Philosophie der Freiheit. Von Arthur Drews. — Die Quelle der Adelheid-Tragödie in Goethe's Götz. Von Joh. Friedrich Lahmann. — **Feuilleton:** Aberglauben. Von J. P. Jacobsen. — **Aus der Hauptstadt:** Preß-Koller. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Wahrheit über den Sozialismus.

Von Georg Winter.

Was würde man wohl von zwei Leuten sagen, welche gemeinsam ein Haus bewohnen und auf dieses Zusammenwohnen durch die Natur der Verhältnisse angewiesen sind, die dann aber beim Auftauchen einer tiefgreifenden Meinungsverschiedenheit über eine wichtige bauliche Frage nicht aufrichtig bestrebt wären, eine wenn auch schwierige, so doch mögliche Ausgleichung herbeizuführen, sondern alle Kräfte anstrengten, um den zwischen ihnen sich aufthuenden Gegensatz zu verschärfen und bis zur Unerträglichkeit zu steigern, bis schließlich nur ein Niederreißen des gemeinsamen Hauses oder die gewaltsame Verdrängung des einen von den Bewohnern übrig bliebe? Würde man die beiden Hausbewohner nicht für unglaublich kurzsichtige und verblendete Menschen halten? Dieselbe Thorheit aber, die wir bei Einzelmenschen sofort und ohne Weiteres als solche erkennen, begehen wir als Volk in unserem gemeinsamen politischen Hause seit nunmehr $1^1/_2$ Jahrzehnten unausgesetzt und mit einer Beharrlichkeit und Verbitterung, welche ihresgleichen in der Weltgeschichte sucht. Von den beiden Hausbewohnern erklärt der eine, daß das gemeinsame Haus, genau wie es da stehe, für alle Zeiten erhalten bleiben müsse, während der andere es für brüchig in allen seinen Grundpfeilern und Fundamenten erklärt und aus diesem Grunde und weil die ihm überwiesenen Räume für seine veränderten Bedürfnisse gänzlich unzureichend seien, eine völlige Niederreißung und Neubau von Grund aus verlangt. Man sollte nun glauben, daß bei solchem Gegensatz von Meinungen, da nun einmal das Zusammenwohnen unbedingt nothwendig ist und keiner der beiden Theile die Meinung des andern voll und ganz zu der seinen machen will, nichts näher läge, nichts von einem beiden Theilen befreundeten Baumeister nachdrücklicher und energischer angerathen werden könnte, als daß die beiden Bewohner sich über einen Umbau verständigten, der der zahlreicheren Familie des einen, der einen Neubau verlangt, Raum und Bewegungsfreiheit verschaffte, ohne den andern, der nun einmal an dem alten Hause hängt und es nicht mit einem ihm völlig unbekannten neuen vertauschen will, zu zwingen, das alte Haus ganz zu verlassen. Man sollte meinen, daß dieser Ausgleich gelingen müßte, selbst wenn dem Liebhaber des alten Hauses zugemuthet werden müßte, auf eine oder die andere ihm liebgewordene Bequemlichkeit zu verzichten, da er doch bei voller Unnachgiebigkeit Gefahr läuft, daß sein Hausgenosse, wenn ihm der ihm überlassene Raum bis zur Unerträglichkeit eng geworden ist, das Haus, ohne ihn zu fragen, gewaltsam niederreißt und ein neues nach seinen Bedürfnissen aufrichtet, indem er dann auf die Wünsche seines Hausgenossen gar keine Rücksicht mehr nehmen würde. In dieser bis auf's Aeußerste gediehenen Spannung stehen sich die beiden Hausgenossen nun schon seit langer Zeit gegenüber, aber keiner von ihnen denkt daran, eine friedliche Ausgleichung dieser Spannung herbeizuführen, im Gegentheil, beide Theile thun Alles, was in ihren Kräften steht, um die Kluft, welche sie trennt, zu verbreitern und zu vertiefen, obwohl sie schon jetzt so breit geworden ist, daß der eine den andern kaum noch genau zu erkennen, seine Wünsche und Pläne kaum noch zu verstehen vermag. Wahrlich, es wäre die höchste Zeit, daß unserem Volke endlich ein Baumeister erstünde, welcher einen Plan aufstellte, auf den sich beide Theile vereinigen könnten, nach welchem das schöne, alte, gemeinsame Haus, welches vor einigen Jahrzehnten einer der größten Baumeister aller Zeiten errichtet hat, innerlich so umgestaltet werden könnte, daß es den veränderten Verhältnissen, die man beim Bau noch nicht voraussehen konnte, entspräche.

Verlassen wir das Bild, welches die Sachlage völlig zutreffend bezeichnen dürfte, so würde der letzte Theil desselben etwa so lauten: was uns, den Bewohnern des gemeinsamen Hauses, noth thut, das ist ein zweiter Bismarck, der wie jener im richtigen Augenblicke die nationale Frage, so jetzt die soziale Frage, wenn auch nicht löste, so doch einer Lösung entgegenführte, indem er die beiden einander auf das schroffste befehdenden „Hausbewohner" wieder auf einen gemeinsamen Boden führte, auf dem eine Verständigung möglich wäre. Vorbedingung hierfür wäre es freilich, daß wenigstens auf beiden Seiten ein gewisses Maß von Geneigtheit zu Tage träte, auf eine solche Verständigung einzugehen. Gerade so, wie Bismarck den gewaltigen Bau der nationalen Einheit nur errichten konnte, indem er an eine im Volke vorhandene große geistige Bewegung, eben an die längst vor ihm bestehende nationale Idee, anknüpfte und als gewaltiger Mann der That die Idee in Wirklichkeit umsetzte, so müßte auch der soziale Bismarck einen dem Volke bis zu einer gewissen Grenze gemeinsamen geistigen Besitz vorfinden, den er dann durch eine kühne That verwirklichen könnte.

Aber gerade hier hapert's. In scheinbar unversöhnlicher Feindschaft, wie Gegensätze, die sich gegenseitig ausschließen, stehen sich die beiden Weltanschauungen, die man kurzweg als die individualistische und die sozialistische bezeichnen kann, gegenüber, jede von ihnen überzeugt, daß sie nur durch Vernichtung der andern bestehen könne. Wie aber, wenn dieser Gegensatz gar nicht ein contradictorischer wäre, wenn eine Verschmelzung

der berechtigten Theile beider sehr wohl möglich wäre und nur durch die Verblendung der beiden Parteien als unmöglich betrachtet würde? Haben nicht auch die scheinbar völlig einander entgegengesetzten politischen Ideen des absoluten Königthums und der Volkssouveränität in der constitutionellen Monarchie eine Ausgleichung gefunden, welche zunächst wenigstens beiden Theilen Raum zur Entfaltung gab? Sollte nicht eine solche Ausgleichung zwischen Individualismus und Sozialismus ebenfalls möglich sein? sollte sie nicht schon deshalb möglich sein, weil sie absolut nothwendig ist? Und wer trägt die Schuld daran, daß diese Möglichkeit, diese Nothwendigkeit noch so wenig erkannt wird, ja, daß man nicht einmal ernstlich versucht, einen gangbaren Weg zu finden, auf dem sie erkannt werden könnte?

Ohne alle Frage tragen beide Theile die gleiche Schuld, die gleiche Verantwortung. Beide geben sich gar nicht mehr die Mühe, sich gegenseitig zu verstehen, ja in gewissem Sinne gehen die Führer der geistigen Bewegung auf beiden Seiten recht eigentlich darauf aus, dafür zu sorgen, daß sich beide Parteien (alle „Ordnungsparteien" gegenüber der Sozialdemokratie als eine Einheit genommen) gar nicht mehr verstehen *wollen*, sondern die eine sich von der andern die denkbar verkehrteste Vorstellung macht. In *einer* Beziehung aber trifft an dieser Lage, die nachgerade verhängnißvoll zu werden beginnt, ohne Frage die herrschenden oder — nicht völlig berechtigter Weise — sogenannten besitzenden Klassen, objectiv genommen, die größere Schuld, indem sie es durch das Sozialistengesetz d. h. durch die systematische Unterdrückung jeder öffentlichen Aeußerung der sozialdemokratischen Ideen sich selbst völlig unmöglich machten, sich über das wahre Wesen der sozialistischen Bewegung zuverlässig zu unterrichten. Wir sprechen von objectiver Schuld, nicht von subjectiver Verantwortlichkeit. Die sozialistische Idee trat mit einer scheinbar so plötzlichen unerwarteten Mächtigkeit in die Erscheinung, sie schien der bestehenden Ordnung in jedem Betracht so unbedingt feindlich und gefährlich gegenüberzustehen, daß man sich ihrer auf dem Wege der Gewalt entledigen zu müssen glaubte. Es war ein verhängnißvoller, wenn auch erklärlicher Irrthum, dem man sich hingab, der aber damals so nahe, so gleichsam in der Luft lag, daß er selbst von dem größten Staatsmann, den unser Volk in unserem Jahrhundert hervorgebracht hat, getheilt wurde. Aber es war darum doch nicht minder ein Irrthum, der nur durch eine Unterschätzung oder Mißachtung einer großen geschichtlichen Erfahrungs-Wahrheit begangen werden konnte. Noch nie im Verlaufe aller geschichtlichen Erfahrung ist es gelungen, eine große geistige Bewegung durch Repressivmaßregeln polizeilicher Gewalt niederzuhalten oder gar zu vernichten. Man kann die einzelnen Anhänger derselben vertreiben, bürgerlich todt machen, ja tödten, die Idee lebt dennoch weiter, bis sie entweder, so weit sie richtig ist, verwirklicht, oder, wenn sie falsch ist, geistig widerlegt und als unmöglich und undurchführbar erwiesen ist. Wie der große Wittenberger Reformator gegenüber allen Unterdrückungsversuchen weltlicher und geistlicher Gewalt mit der kühnen Sicherheit wahren Ueberzeugungsmuthes ausrufen konnte: „Ist meine Lehre von Gott, so wird keine Macht der Erde im Stande sein sie zu unterdrücken; ist sie aber nicht von Gott, so wird sie von selbst untergehen," so kann man von der sozialistischen Idee unserer Tage sagen: ist sie ganz oder zum Theil richtig, so wird sie nicht eher verschwinden oder unterdrückt werden, bis das, was an ihr berechtigt ist, verwirklicht ist, ist sie aber nichts als ein großer consequenter Irrthum, so wird sie in sich selbst zusammenbrechen und untergehen. Durch Gewaltmaßregeln wird sie in keinem Falle beseitigt werden; selbst ein Irrthum wird im Gegentheil, wenn man ihn mit Gewalt vernichten will, nur um so höhere und erstaunlichere Lebenskraft entwickeln. Diese alte Erfahrung ist durch das Sozialistengesetz auf's Neue glänzend bestätigt worden. Statt die Sozialdemokratie zu unterdrücken und zu vernichten, hat es sie nur stärker, ihre Anhänger zahlreicher und durch das Martyrium opferwilliger gemacht. Außerdem aber hat es noch die verhängnißvolle Folge gehabt, daß die nichtsozialdemokratischen Kreise des Volkes sich auf seine vermeintliche Wirkung verlassen haben und sich der Nothwendigkeit, sich ernstlich mit den hier neu aufgeworfenen Problemen zu beschäftigen, überhoben glaubten. Und diese verhängnißvolle Wirkung ist auch durch die Aufhebung des Sozialistengesetzes nicht beseitigt worden. Unter der Herrschaft desselben hatten sich die „besitzenden Klassen" daran gewöhnt, die sozialdemokratische Bewegung nur durch die gefärbte Brille ihrer Gegner anzuschauen, da es eine sozialdemokratische Presse nicht gab, aus der man sich über das Wachsen dieser Partei hätte unterrichten können.

So ist es gekommen, daß in den Köpfen der Bierbankpolitiker und klein- und großbürgerlichen Philister die Sozialdemokratie nicht nur, sondern der ganze sozialistische Gedanke eine Gestalt angenommen hat, die mit deren wahrem Wesen so viel wie nichts mehr zu thun hat; sie ist zum „rothen Gespenst" geworden, mit welchem man den „achtbaren Bürger" schreckt und überzeugt, daß dieser teuflischen Erfindung gegenüber nur von Pulver und Blei Wirkung zu erwarten sei. Man bekämpft die Sozialdemokratie, ohne sie zu kennen, während es doch in jedem Kampfe in erster Linie darauf ankommt, seinen Gegner genau kennen zu lernen und darnach seine Angriffs- oder Abwehrmaßregeln einzurichten. Eben weil man den Sozialismus nicht kennt, weil sogar unter den heutigen Gebildeten noch die große Mehrzahl kaum weiß, daß Sozialismus und Sozialdemokratie keineswegs mit einander identisch sind, daß man sehr wohl Sozialist sein kann, ohne Sozialdemokrat zu sein, eben deswegen meint man den Sozialismus todtgeschlagen zu haben, wenn man irgend ein in möglichst grellen Farben zurechtgestutztes Bild des sozialdemokratischen „Zukunftsstaates" als absurd und undurchführbar erwiesen hat. Hinter diesem Nebelbilde des sozialdemokratischen Utopiens meint man dann die berechtigten Theile des sozialistischen Gedankens in der Versenkung verschwinden lassen und sich einreden zu können, daß die ganze soziale Bewegung nur auf einer böswilligen Verhetzung der Massen beruhe, daß man in unserer heutigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung in der besten aller Welten lebe und an Reformen schon genug und mehr als genug geleistet habe. Es ist ein eigenthümlicher Widerspruch, in dem sich der größte Theil des nichtsozialdemokratisch gesinnten Volkes unausgesetzt bewegt: auf der einen Seite kann man den gewaltsamen Umsturz, der unserer gesammten Staats- und Gesellschafts-Ordnung von den Sozialdemokraten droht, nicht grell genug ausmalen; hat man dies aber gethan und den „Zukunftsstaat" unwiderleglich als das erwiesen, was er in der That ist, als ein Phantom, so meint man genug gethan zu haben und der Nothwendigkeit überhoben zu sein, sich weiter mit der sozialen Frage zu beschäftigen und auf ernstliche Reformen, auf gründliche Abstellung der schweren Schäden, an denen unsere heutige Gesellschaftsordnung krankt, zu denken, während es doch für jeden einsichtigen Kenner unserer gegenwärtigen Zustände keinem Zweifel unterliegen kann, daß eine umfassende soziale Reform eben der einzige Weg ist, auf dem wir für die Dauer einer sozialen Revolution von unberechenbaren Folgen vorbeugen können. Aber wie unendlich viel fehlt noch, daß auch nur diese Ueberzeugung zum Gemeingut der besitzenden Klassen geworden wäre! Obwohl bereits eine ganze Fülle gesetzgeberischer Maßregeln unserer Tage bewußt oder unbewußt durch die Rücksicht auf die Sozialdemokratie veranlaßt worden ist, obwohl sich schon daraus ergibt, daß man der letzteren große und umfassende Zugeständnisse machen kann, ohne selbst Sozialdemokrat zu werden oder sich gar auf den utopistischen Zukunftsstaat zu verpflichten, ist doch noch immer in weiten Kreisen des „politisch gebildeten" Volkes die Meinung vorherrschend, und zwar bei allen politischen Parteien mehr oder weniger, daß die Sozialdemokratie ein Factor unseres politischen Lebens sei, mit dem man überhaupt nicht pactiren könne, sondern den man eben todtschlagen müsse, zunächst geistig und, wenn das nicht geht, mit brutaler Gewalt. Daß diese gewaltsame Vernichtung von Jahr zu Jahr bei der rapid wachsenden Zahl der Anhänger der Sozialdemokratie schwieriger, ja mehr und mehr unmöglich sein würde, darüber denkt man zunächst nicht weiter nach oder man täuscht sich darüber hinweg. Nach jeder Reichstagswahl herrscht bei unseren Angstphilistern ein

namenloser, in den wunderlichsten Luftsprüngen sich äußernder Schreck darüber, daß die Zahl der Sozialdemokraten wieder so schrecklich gewachsen sei, aber es bleibt eben bei dieser unmännlichen Angst, die die Gefahr, welche sie fürchtet, theilweise selbst erst heraufbeschwört, und merkwürdig bald folgt dieser unmännlichen Angst wieder die alte nicht minder unmännliche und unfruchtbare Sicherheit, in die das Vertrauen auf die bewaffnete Macht, die jeden Aufstandsversuch schon niederschlagen werde, den biederen Philister einlullt, ohne daß man auch nur daran denkt, daß es schließlich wohl auch einmal dahin kommen könnte, daß ein großer Theil dieser bewaffneten Macht, die doch eben auch ein Theil des Volkes ist, sozialdemokratisch gesinnt und daher ein sehr unzuverlässiges Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie sein könnte.

Aus diesem, aus thörichter Angst und verblendeter Sicherheit wunderlich gemischten Geisteszustande, zu dessen Beseitigung die antisozialdemokratische Presse leider nur sehr wenig beizutragen bestrebt ist, müssen die besitzenden Klassen unseres Volkes herausgerissen werden. Zuerst und vor Allem muß ihnen die Pflicht klar gemacht werden, daß man einen Gegner, wenn man ihn wirksam bekämpfen will, erst wirklich voll und ganz zu erkennen streben muß, weil man sonst statt wirklicher nur Lufthiebe austheilt. An solchen Lufthieben wird noch immer Erstaunliches geleistet. Statt sich über das wahre Wesen der allmählich zu einer unbestreitbaren wissenschaftlichen Macht angewachsenen sozialistischen Idee aus den Schriften der Sozialisten selbst klar zu werden, anstatt dann ernstlich zu prüfen, ob denn von den auf derselben beruhenden Forderungen nicht eine ganze Reihe auch im Rahmen der heutigen Gesellschaftsordnung thatsächlich erfüllt werden könnte, mit einem Worte, statt sich mit der sozialen Frage der Gegenwart ernstlich zu beschäftigen, schlägt man immer wieder auf den Popanz „Zukunftsstaat" los, den man sich zum großen Theil selbst aus mißverstandenen Ideen der Sozialdemokratie oder aus vorschnellen Aeußerungen utopistischer Sozialdemokraten zurecht gemacht hat, und wenn dann Eugen Richter in einer großen Parlamentsrede oder in einer geschickt gezeichneten literarischen Caricatur diesen „Zukunftsstaat" wieder einmal gründlich als unmöglich erwiesen hat, dann herrscht allgemeinster großer Jubel, und man meint, sich wieder ruhig schlafen legen zu können, bis dann bei der nächsten Reichstagswahl ein um so unangenehmeres Erwachen folgt und der biedere Philister in erbittertem Staunen sich fragt, wie es denn möglich sei, daß die böse Sozialdemokratie immer noch lebe, nachdem Eugen Richter sie so ganz klar und unzweideutig todtgeschlagen habe. Statt sich aber zu sagen, daß in dieser „todtgeschlagenen" Bewegung doch wohl ein berechtigter Kern enthalten sein müsse, statt sich endlich einmal klar darüber zu werden, daß mit der Widerlegung des „Zukunftsstaates" gar nichts erreicht ist, so lange die soziale Noth der Gegenwart so schreiende Mißstände zeitigt, wie sie für jeden einsichtigen und vorurtheilslosen Kenner unserer Verhältnisse täglich massenhaft zu Tage treten, schimpft man ruhig weiter auf die böswillige Verhetzung der Massen, macht dem bedrängten Herzen in einer aufrichtig empfundenen Entrüstungsrede Luft und — schläft dann wiederum ein und schläft dann vielleicht so lange, bis es — zu spät ist.

Diese und ähnliche Erwägungen, die zwar sehr ernst und zuweilen recht unbequem sein mögen, sicher aber sehr patriotisch im besten Sinne des Wortes sind, haben einen noch jungen, aber sehr einsichtigen Autor, der zwar Gegner der heutigen Sozialdemokratie, aber ein sehr energischer und warm empfindender Anhänger durchgreifender sozialer Reformen ist, veranlaßt, einen dringenden Mahnruf an die Gebildeten und Besitzenden unseres Volkes zu richten,*) in welchem er diesen energisch in's Gewissen redet und ihnen die Pflichten klar zu machen sucht, die jedem ernsten Vaterlandsfreunde aus unserer gegenwärtigen Lage der Sozialdemokratie gegenüber erwachsen. In der That hat Prange Recht, wenn er es als eine traurige Erscheinung bezeichnet, daß trotz der immensen Wichtigkeit, welche die sozialen Fragen für unser ganzes staatliches Leben haben, noch immer eine solche Unkenntniß über die Grundelemente derselben herrscht, daß die meisten „Gebildeten" Sozialismus und Sozialdemokratie schlechthin und ganz arglos als gleichbedeutende Dinge ansehen, so daß sie gar nicht gewahr werden, daß neben den utopistischen Zukunftsträumern, welche in der älteren Generation der Sozialdemokratie die Oberhand hatten, jetzt immer mächtiger eine sehr practisch auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse stehende wissenschaftliche Richtung des Sozialismus emporkommt und auch in den Reihen der Sozialdemokratie immer zahlreichere und bedeutendere Vertreter findet, die es von vornherein und energisch ablehnen, sich auf Discussionen über den Zukunftsstaat einzulassen und zunächst und vor Allem practische Sozialreform in der Gegenwart anstreben. Mit voller Schärfe und anerkennenswerther Klarheit bezeichnet er dann im Einzelnen den tiefgreifenden Unterschied zwischen diesem wissenschaftlichen Sozialismus und der utopistisch-demagogischen Sozialdemokratie, der er ihre volksverführerische „abscheuliche Demagogie" mit ebenso ungeschminkter Wahrheit im Spiegelbilde vorhält, wie den Besitzenden und Gebildeten ihre Vorurtheile. Im Gegensatz zu den nebelhaften Vorstellungen der letzteren vor dem „rothen Gespenst" bezeichnet er mit dem Namen Sozialismus „die Gesammtheit aller sittlich ernsten Bestrebungen, die, fußend auf der Erkenntniß des theoretischen und practischen Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit, der einseitigen Vertretung der Kapitalinteressen practisch zunächst die einseitige Vertretung der Arbeiterinteressen gegenüberstellen, um so auf friedlichem Wege eine Periode des Ausgleichs zwischen beiden Interessen einzuleiten und herbeizuführen". (S. 96.) Darüber, ob diese Definition des Sozialismus von dessen maßgebenden Vertretern als zutreffend und das Wesen ihrer Bestrebungen erschöpfend zugestanden werden würde, ließe sich nun allerdings streiten; wir glauben es nicht, sehen vielmehr in dieser Definition eine persönliche Erklärung des Verfassers über das, was er im Sozialismus als berechtigt und vernünftig anerkennt. Jedenfalls aber dürfte es Prange mit den Erörterungen, aus denen ihm diese Definition erwachsen ist, gelingen, bei jedem nicht völlig von der Parteischablone verblendeten und in Vorurtheilen befangenen Leser die Ueberzeugung zu erwecken, daß es doch in dem Sozialismus unserer Tage neben dem gründlich Verkehrten und Utopistisch-Ueberspannten, welches ihm innewohnt, doch gar viele große und berechtigte Gedanken gibt, deren Verwirklichung den Besten unseres Volkes als hohes Ziel vor Augen schweben sollte und müßte, und zwar um so mehr, je eifriger sie bestrebt sind, unser Vaterland gegen die Gefahren zu schützen, welche ihm von einem auch nur vorübergehenden Siege der fanatisch-demagogischen Richtung unserer heutigen Sozialdemokratie drohen.

In der Beurtheilung der letzteren ist Prange dann freilich hier und da in den entgegengesetzten Fehler von dem verfallen, den er seinen gebildeten Mitbürgern mit vielem Rechte vorwirft. Er ist der Gefahr nicht entgangen, in seinem löblichen Streben, bestehende Vorurtheile zu bekämpfen, nun doch seinerseits weit über das Ziel hinaus zu schießen. Obwohl er den Unterschied, ja Gegensatz zwischen dem Sozialismus und der heutigen Sozialdemokratie immer und immer wieder nachdrücklich betont, ja zum Angelpunkt seiner kritischen Erörterungen macht, obwohl er die „abscheuliche Demagogie" der Sozialdemokratie mit aller Entschiedenheit verwirft, hat er dann doch, berauscht von der Größe und Bedeutung der berechtigten Gedanken des Sozialismus, die Gefahren, welche in der That unserer ganzen geistigen und materiellen Cultur von der einzigen umfassenden Organisation sozialistischer Art, die heute existirt, eben von der Sozialdemokratie, drohen, gewaltig unterschätzt. Er schlägt gegenüber der von ihm selbst scharf verurtheilten utopistisch-demagogischen Richtung den Einfluß der ruhigeren wissenschaftlichen Elemente innerhalb der Sozialdemokratie viel zu hoch an und hält sich zu wenig gegenwärtig, daß, wie die Geschichte immer gelehrt hat, bei einem siegreichen Vordringen der Sozialdemokratie gerade jene utopistisch-

*) Otto Prange, Das rothe Gespenst. Sozialistische Gedanken eines Nichtsozialdemokraten. Ein Mahnruf an die Gebildeten und Besitzenden des deutschen Volkes. Stuttgart. Lutz. 1894.

revolutionäre Richtung ganz unbedingt die Oberhand gewinnen und die ganze staatliche Gesellschaft mit dem Untergange bedrohen würde. Er führt eine Reihe von Aussprüchen der besonneneren unter den Sozialisten an, welche jede auf gewaltsamen Umsturz, also auf Revolution abzielende Tendenz der Sozialdemokratie leugnen und als widersinnig und erfolglos hinstellen, täuscht sich aber darüber hinweg, daß man diesen Aussprüchen die doppelte und dreifache Anzahl solcher gegenüberstellen könnte, welche aus der revolutionären Tendenz der Partei in ihrer Gesammtheit gar kein Hehl machen, und vergißt, daß unter den Massen der Anhänger der Partei die letztere Richtung im entscheidenden Momente unbedingt das Uebergewicht bekommen würde. Wie wenig er sich der Tragweite dieser Sachlage bewußt ist, wie sehr er die Bedeutung der geschichtlichen Erfahrungen, um welche uns das Jacobinerthum des endenden achtzehnten Jahrhunderts bereichert hat, unterschätzt, zeigen Aussprüche wie der folgende: „Daß der Gedanke, der in dem Worte (Internationalität) liegt, einmal für einige unklare Köpfe und Schwärmer der Ausgangspunkt von unsinnigen oder verbrecherischen Thaten werde, ist natürlich nicht ausgeschlossen, aber für meine Ausführung ohne allen Belang." (S. 33.) Wie sehr aber solche „unklare Köpfe und Schwärmer" thatsächlich in der Wirklichkeit von schrecklichstem Belang werden können, haben die Pariser Schreckenstage gezeigt, welche bekanntlich auch von einer ganz winzigen Minderheit solcher unklaren, aber um so brutaleren und mordsüchtigeren Köpfe und Schwärmer in Scene gesetzt worden sind. In ganz ähnlicher Weise täuscht sich der Verfasser über die Bedeutung der fortwährend bewußt und absichtlich zur Schau getragenen Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokraten. Man mag ihm Recht geben, wenn er diese Erscheinung daraus zu erklären sucht, daß Vaterlandsliebe von Leuten, welche so stiefmütterlich von ihrem Staate behandelt werden, wie viele Arbeiterkreise in unserer heutigen Gesellschaft, nur schwer verlangt werden könne. Gleichwohl liegt gerade auf diesem Gebiete meines Erachtens eine der schwersten Gefahren, welche die Sozialdemokratie für uns in sich birgt. Es ist durchaus unrichtig, wenn Prange meint, die Internationalität der Partei sei nur ein accidentelles Moment, sie brauche nicht nothwendig antinationale Gesinnung in sich zu schließen; für die letztere liegen leider Gottes so massenhafte Beweise vor, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollte ich sie hier anführen. Ich kann daher dem Verfasser keineswegs zustimmen, wenn er (S. 34) behauptet, „daß in der Brust der maßgebenden und führenden Sozialdemokraten ebenso viel Gemeinsinn und Vaterlandsliebe wohnt, wie bei denen, die sich als privilegirte Patrioten aufzuspielen pflegen" und wenn er dann fortfährt: „Kommen sie auch gegen den Patriotismus der Phrase — der ist vielleicht in noch höherem Maße vorhanden als der Internationalismus der Phrase — nicht auf, so werden sie doch, wenn es einmal gilt, das Vaterland zu vertheidigen, ebenso ihren Mann stehen, wie die übrigen." Wenn er diese etwas sehr kühne Behauptung durch den Hinweis auf den von allen Seiten anerkannten Opfermuth der Sozialdemokraten während der Cholera in Hamburg zu erhärten sucht, so beweist dieses an sich sehr rühmliche Verhalten doch gerade für die Frage, um die es sich hier handelt, wenig oder nichts. Aber auch die Thatsache, daß sich Bebel in der Militärcommission bereit erklärt habe, für den Kampf, der nach allgemeiner Ansicht mit Rußland bevorstehe, den letzten Mann und recht viele Groschen zu bewilligen, ist nicht geeignet, jene Behauptung des Verfassers zu erweisen. Einen Krieg gegen Rußland streben die Sozialdemokraten in der That seit langer Zeit geradezu energisch an, aber wahrlich nicht aus deutsch-nationalen, sondern recht eigentlich aus sozialdemokratisch-revolutionären Gründen, weil sie auf Grund der Erfahrungen früherer Zeiten in Rußland das Hauptbollwerk gegen jede revolutionäre oder, wie sie es nennen „fortschrittliche" Bewegung sehen. Im Uebrigen ist der Mangel an wirklichem nationalen Empfinden, der unsere deutschen Sozialdemokraten in sehr unvortheilhafter Weise von den französischen unterscheidet, gerade eine der ebenso unleugbaren als betrübenden Erscheinungen innerhalb dieser Bewegung, und gerade die, welche für die patriotisch gesinnten Elemente unseres Volkes — und das ist, Gott Lob, noch die überwältigende Mehrheit — die Sozialdemokratie zu einer so abstoßenden Erscheinung macht, daß gerade daraus zum Theil auch die Verkennung des berechtigten Kernes derselben zu erklären ist.

Die Freiheit der Advokatur.

War es Zufall, war es Bosheit, daß die Nachricht von der überraschenden Advokaturverfügung des Justizministers, welche bereits seit dem 17. März d. J. in dem verschwiegenen Busen der Oberlandesgerichtspräsidenten schlummerte, von den öffentlichen Blättern erst an demjenigen Tage in die Welt gesetzt wurde, der nach alteingebürgerter Gewohnheit kleinen und großen Kindern zu guten und schlechten Scherzen gewidmet ist. — Man war in der That in ernsteren Kreisen zuerst versucht, eher an einen müßigen Scherz eines findigen Reportergenies zu glauben, als an eine ernst zu nehmende Kundgebung der obersten Justizverwaltung.

Von irgend welchen Klagen der Justizverwaltung über den preußischen Rechtsanwaltstand hatte man bisher nichts vernommen. Wohl hatte man bemerkt, daß in den jüngeren Richterkreisen, in welchen der preußische Reserveoffiziergeist mehr als liebsam seinen Einzug gehalten hat, es nachgerade zum guten Ton geworden ist, den Anwalt, einen Mann von gleicher obligatorischer Vorbildung und gleicher gesellschaftlicher Rangstufe, als eine Gerichtsperson zweiter Klasse zu betrachten und zu behandeln, als malhonnete Persönlichkeit, die man leider nach Lage der Gesetze vor der Barre dulden, von deren amtlicher Berührung man sich aber möglichst freihalten müsse. Der neugebackene Assessor, der sich eben knapp durch das Referendarexamen durchgepaukt hat, verwahrt sich mit aller Entschiedenheit dagegen, sich von einem Anwalt von Jahrzehnte höherem Dienstalter mit „Kollege" betiteln zu lassen, und nur ganz vereinzelt verirrt sich bei offiziellen Festessen ein Richter an die von Anwälten besetzte Tafel. Ja, es ist noch nicht lange her, daß ein junger Amtsrichter, der an dem in Zabrze O/Schl. residirenden Anwalt seine bezüglichen Studien gemacht hat, die freie Zeit, welche ihm das beschauliche Leben in dieser Stadt gewährte, dazu benutzt hat, um mit kühngeschwungenen Strichen den Anwalt öffentlich als den „Zwischenhändler" zu zeichnen, dessen pechrabenschwarze Robe sich wie ein böser Geist ungerufen und unberufen zwischen den „das Recht producirenden" Richter und das „das Recht consumirende" Publikum dränge, um dem Volke das Recht zu vertheuern und dem Richter das Leben zu verbittern.

Nicht gewußt hatte man aber bisher, daß der Geist dieser Ausflüsse, der das Gefühl der Berufsgemeinschaft zwischen Anwalt und Richter zum größten Schaden der Rechtspflege langsam getödtet hat, schon bis an die oberste verantwortliche Stelle durchgedrungen ist. Und diese Thatsache ist es, die der Verfügung des Justizministers seine eigentliche, tiefernste, weil *symptomatische* Bedeutung gibt.

Wenn die Verfügung von der „unbeschränkten Freizügigkeit der Rechtsanwaltschaft" spricht, so bedient sie sich eines unrichtigen Ausdruckes, denn auch nur eine oberflächliche Uebersicht über die vom Justizminister zur Disposition gestellten Vorschläge zeigt, daß es sich hier nicht um die „Freizügigkeit", sondern um die „Freiheit" der Anwaltschaft handelt, um die Vernichtung ihres Charakters als freien wissenschaftlichen Beruf, um die Umstürzung des Grundsatzes, daß die Befähigung zum Richteramte auch das freie Zulassungsrecht zu jedem Gerichte gebe.

In erster Linie wird die Frage nach Einführung des sogenannten numerus clausus, d. h. Festsetzung einer bestimmten Zahl der bei einem Gerichte im Höchstbetrage zuzulassenden Rechtsanwälte, angeregt. Zwei Gründe sind es, die der Minister

zur Vertheidigung dieses Vorschlages in's Feld führt: einmal habe die Zahl der Anwälte an sich eine zu große Höhe erreicht, sodann träten viele Anwälte zu jung und unerfahren, ohne praktische Durchbildung und eingehende Selbstprüfung in ihren Beruf ein. Einen statistischen Nachweis für diese ihre Behauptung zu geben, hat die Verfügung sonderbarer Weise unterlassen; sie begnügt sich damit, anzuführen, daß sich in Berlin im Jahre 1878 93 Anwälte befunden haben, während jetzt deren 611 vorhanden sind, und daß in Frankfurt a/M., Breslau, Magdeburg und anderen Städten eine erhebliche Vermehrung stattgefunden hat. Die dürftigen auf die Zunahme in Berlin bezüglichen Zahlen verlieren ihr grausiges Aussehen, wenn man sie im Lichte des unverhältnißmäßigen Wachsthums der hauptstädtischen Bevölkerung und der mit dem wachsenden Geschäftsverkehr sich immer weiter ausdehnenden rechtsgeschäftlichen und rechtsstreitigen Verhältnisse betrachtet. Man bedenke, daß die Einwohnerzahl von Berlin sich seit dem Jahre 1880 um fast 600,000 Personen vermehrt hat, und daß die Umgebung verhältnißmäßig noch mehr gestiegen ist. Man bedenke weiter, in welchem Maße Handel und Verkehr in diesen 14 Jahren gewachsen ist, daß endlich eine nicht geringe Anzahl von Anwälten in den Listen der Rechtsanwälte eingeschrieben sind, ohne in ihrem Berufe als Bankdirectoren, Syndici u. s. w. eine rechtsanwaltliche Praxis auszuüben. In Frankfurt a/M. hat sich seit 1880 die Zahl der Anwälte um 37 vermehrt, was bei einer Zunahme der Einwohnerzahl um mehr als 50,000 kaum etwas besagen will. In Breslau, Magdeburg und anderen Städten mag eine erhebliche Steigerung stattgefunden haben, dafür war dieselbe in anderen, namentlich den westlichen, Großstädten unverhältnißmäßig gering: so in Cöln von 86 auf 105, in Düsseldorf von 32 auf 33, in Aachen von 34 auf 38. In München ist die Zahl der Anwälte in den 14 Jahren von 112 auf 143, in Hamburg von 124 auf 148, in Leipzig von 126 auf 137, in Dresden von 123 auf 136 gestiegen; ein deutliches Zeichen dafür, daß dort, wo schon vor 1879 die freie Advocatur ihren Einzug gefunden hatte, von einer unnatürlichen Zunahme nicht die Rede sein kann.

Aber auch ohne die Richtigkeit der von dem Justizminister angeführten Beweisgründe anzuerkennen, leugnen wir gar nicht, daß sich das soziale Niveau der Rechtsanwaltschaft in den letzten Jahren erheblich gesenkt hat. Schuld daran sind lediglich jene zweifelhaften Elemente, welche vor den bedenklichsten Manövern der unehrlichen Concurrenz nicht zurückschrecken und dadurch das Ansehen des ganzen Standes in empfindlichster Weise bloßstellen. Aber um den Anwaltsstand von diesen an Charakter und Ehrenhaftigkeit minderwerthigen Elementen zu reinigen, dazu ist in erster Linie das Ehrengericht berufen. Rücksichtslos müssen alle Vorkommnisse aufgedeckt werden, welche dunkle Flecken auf den Stand werfen. Ohne Schonung müssen die Vorstände der Anwaltskammern und die Ehrenräthe einschreiten, ohne vor der strengsten Anwendung der ihnen obliegenden Befugnisse zurückzuschrecken. Leider hat es der Ehrenrath in letzter Zeit öfters an der nothwendigen Festigkeit in der Handhabung der ihm zu Gebote stehenden Mittel fehlen lassen. Diese Lässigkeit fällt auf ihn selbst zurück. Bedenkt man die strengen Vorschriften, welche in Frankreich und England der Organisation der Anwälte zu Gebote stehen, so wird man kein Bedenken darin finden, nöthigenfalls die heutigen Vorschriften in der Weise zu verschärfen, daß man dem unlauteren Wettbewerb, in welcher Form er auch auftreten möge, wirksam entgegentreten kann. Würden sich aber, so müssen wir doch fragen, diese unehrlichen Erscheinungen nicht vorfinden, wenn die Anwälte nur in einer engbegrenzten Zahl zur Ausübung der Praxis zugelassen würden?

Ein Blick auf die geschichtliche Entwickelung und Ausgestaltung der Freiheit des Anwaltstandes zeigt uns, daß die Gefahren und Mißstände, welche man jetzt aus der freien Advocatur entstanden wähnt, in demselben und in noch höherem Maße vorhanden waren, als die Anwaltschaft unter dem Zeichen des numerus clausus stand. Bereits im Jahre 1713 hatte „die allgemeine Ordnung, betreffend die Verbesserung des Justizwesens" festgesetzt, daß nur eine bestimmte Anzahl von Anwälten bei jedem Gericht angenommen werden sollten. Und wenige Jahrzehnte darauf war der Unmuth des Volkes gegen dieses patentirte und monopolisirte Gewerbe so angewachsen, daß Friedrich der Große in seiner Cabinetsordre vom 14. April 1780 seine Entrüstung darüber kundgab, wie durch die Advocaten absichtlich die Prozesse „vervielfältigt und in die Länge gezogen" werden, weil davon „ihr Verdienst und ihr ganzes Wohl dependire", wie sie das „Factum" nach Wohlgefallen verdrehen und verdunkeln" und dadurch absichtlich ein ungerechtes Urtheil hervorbringen. Ist es nicht, als ob man die heutigen Gegner der freien Advocatur sprechen hörte? Um die Mißstände zu beseitigen und den Advocaten eine würdigere Stellung zu verleihen, ging Friedrich der Große daran, das Amt der sogenannten „Assistenzräthe" einzurichten, welche vom Staat besoldet und angestellt wurden. Die Folge hiervon war, daß sich eine Ueberhebung und Gespreiztheit auf der einen, Trägheit und Unordentlichkeit auf der anderen Seite in diesem Stande breit machten, die der unparteiischen Wahrung der rechtlichen Interessen des Bürgerthums von höchstem Schaden waren. Das unnatürliche Amt bestand nur wenige Jahre. Es folgten die „Justiz-Commissarien" der Allgemeinen Gerichtsordnung, deren Anstellung ebenfalls durch den Justizminister erfolgte, die aber nicht aus der staatlichen Sportelkasse Besoldung empfingen. Erst die durchgreifenden Reformen, welche das preußische Gerichtswesen in den Jahren 1846—1849 erfahren hat, brachten die ersten Ansätze zu einer in sich selbständigen und unabhängigen corporativen Verfassung der Anwaltschaft und damit die erste Bewegung für die Freigebung der Advocatur. Voll edlen Eifers trat Rudolph von Gneist an die Spitze dieser Bewegung. In seiner zündenden Schrift „Freie Advocatur" wies er im Jahre 1867 auf die Gefahren hin, wie sie der bestehende numerus clausus mit sich führen müsse; wie das Gefühl einer gesicherten Existenz, das Bewußtsein einer alleinigen und unantastbaren Macht im Verkehr des Bürgers mit den Gerichten erschlaffend und lähmend auf Pflichtbewußtsein und wissenschaftlichen Eifer einwirken müsse. Seiner Autorität ist es zum großen Theil zu danken, daß wenige Jahre später das Prinzip der allgemeinen Gewerbefreiheit auch auf diesen Beruf seine Anwendung fand.

So hat sich aus Jahrhunderte langem Ringen der heutige Zustand herausgearbeitet. Die historische Erfahrung war die beste Lehrmeisterin. Wollte man heute das Monopol einer geschlossenen Zahl wieder herstellen, so hieße dies das Rad der inneren Entwickelung auf diesem Gebiete rückwärts drehen. Die Geschichte beweist, daß Versuche dieser Art entweder kläglich scheitern oder sich grausam rächen. Doppelt bedenklich aber würde sich diese Maßregel gestalten, wenn noch dazu, wie in der Verfügung des Justizministers angeregt ist, die Wahl zum Anwaltsamte durch die Landesjustizverwaltung oder das Gerichtspräsidium erfolgte. Der Anwalt würde dadurch wiederum aus einem freien Berather des Bürgers zu einem Zwitterding werden, wie es die „Justizcommissarii" der alten Zeit waren, und das Volk wiederum wie bei diesen in Zweifel gerathen, ob es einen vom Staat abhängigen Beamten oder einen freien Sachwalter im Dienste des Rechts und der Rechtspflege vor sich habe.

Manch alter Anwalt mag sich noch schmunzelnd der Zeit erinnern, wo ihn der Staat in einer großen Praxis schützte, indem er ihm eine der nirgends zahlreichen Anwaltsstellen in einer größeren Stadt zuwies; das war die sichere Gewährleistung eines hohen Einkommens bei angesehener Stellung und nicht allzu vieler Arbeit, von der ein Theil auf Assessoren übertragen werden konnte. Vom Standpunkte des Publikums ist der entscheidende Unterschied zwischen den Mängeln der freien und der geschlossenen Advocatur darin zu suchen, daß man gegen diejenigen der freien sich zu schützen vermag, gegen die der geschlossenen aber wehrlos ist. Vielleicht entsinnt sich manch einer, wie schwer es ehedem war, einen Anwalt zu finden, der sich eines geringfügigen, daher wenig Gebühren in Aussicht stellenden Anspruchs für den kleinen Mann bereitwillig und mit Eifer annahm; für den Unbemittelten war es

im Strafprozeß oft nahezu unmöglich, einen Vertheidiger zu finden. Das Publikum will ausreichend bedient werden, und je freier es in der Wahl des Rechtsbeistandes ist, um so mehr ist seinem Ansehen gedient. Welch unwürdiger Zustand, wenn sogar Richter beständig Umschau halten mußten, eine der Anwaltsstellen zu erhalten, deren Vergebung vom Justizminister abhing. Es konnte der Würde des Richterstandes nicht gerade zum Vortheil gereichen, wenn sie in vielen einzelnen Fällen bedauerliche Compromisse zwischen der Rücksicht auf den persönlichen Vortheil und dem Charakter schlossen.

Wenn sonach jede Anfechtung der freien Advocatur, mag sie offen oder in verhüllten Formen erfolgen, als unangebracht und ungerechtfertigt streng abgewiesen werden muß, so kann man sich doch der weiteren Frage nicht verschließen, ob es nicht gerathen sei, der Niederlassungsfreiheit der Anwaltschaft engere Grenzen zu ziehen. Die Anhäufung der Anwälte bei Collegialgerichten auf der einen, der Mangel an Anwälten bei den kleinen Amtsgerichten auf der anderen Seite, dazu das jugendliche Alter und die mangelnde Erfahrung der bei Collegialgerichten sich niederlassenden Anwälte: diese als bedrohliche Zukunftszeichen sich gestaltenden Erscheinungen machen eine Abänderung des alten Zustandes in gewissen Grenzen zur Pflicht. Durchaus verfehlt müßte es allerdings auch hier erscheinen, wollte man, der Anregung des Justizministers folgend, eine obligatorische Frist statuiren, während welcher der Gerichtsassessor nach besonderem Examen bei einem Gerichte oder Rechtsanwalt als Gehilfe thätig gewesen sein muß, um den Anwaltsberuf ausüben zu können. Denn hierdurch würde eben öffentlich ausgesprochen werden, daß die Qualification für das weit verantwortungsvollere Richteramt eine geringere sei als für die Anwaltschaft. Dagegen wird der weitere Vorschlag wohl zu erwägen sein, die Zulassung bei einem Collegialgericht davon abhängig zu machen, daß der Rechtsanwalt zuvor eine kurze Reihe von Jahren bei einem Amtsgericht, welches sich auch nicht an dem Sitz eines Collegialgerichts befindet, oder sonst in der Rechtspraxis thätig gewesen sein muß. Dadurch würde am ehesten der Andrang der Anwaltschaft nach den großen Städten zurückgehen, und zugleich eine Gewähr dafür geboten sein, daß nicht Rechtsanwälte ohne alle practische Erfahrungen sich auf Kosten ihrer Clienten in den Dienst der Landes- oder Oberlandesgerichte stellen.

Aber auch dieser Reformvorschlag kann selbst bei den bescheidensten Ansprüchen nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein angesehen werden. Will man ernstlich an eine wirklich prinzipielle und organische Reform herangehen, so wird sich diese auf einem ganz anderen Gebiete bewegen müssen, als demjenigen, welches der Justizminister ungerufen betreten hat. Man muß davon ausgehen, daß ein Staat, der einen tüchtigen Anwaltsstand besitzen will, sich denselben auch tüchtig erziehen muß. Die Studienfolge und Vorbereitungsbeschäftigung der jungen Juristen lassen in dieser Beziehung fast alles zu wünschen übrig. Die Verfehlungen auf diesem Gebiete sind die Hauptursache davon, daß der junge Anwalt ohne jede practische Erfahrung in seinen Beruf eintritt und Lebenskenntnisse erst an seiner Clientel zu erwerben genöthigt ist. Neuordnungen nach dieser Seite hin, wie sie in letzter Zeit zur Genüge angeregt worden sind, werden weit gedeihlicher wirken als alle äußerlichen Zwangsmaßregeln.

Handelt es sich doch bei diesen Zwangsmaßregeln nicht etwa allein um die Interessen des Juristenstandes und des mit ihm in Berührung kommenden Publikums. Ist es doch gerade die allgemeine politische Seite, welche eine Beschränkung der freien Advocatur ihren gefährlichsten Charakter verleiht. Längst hat sich in unserem öffentlichen Leben das Bestreben der Regierung breit gemacht, die Zahl der von ihr unabhängigen Existenzen zu vermindern, die der abhängigen auszudehnen. Das Gewicht des staatlichen Einflusses auf das wirthschaftliche und soziale Leben ist in den letzten Jahren dergestalt verstärkt worden, daß es nachgerade sehr nothwendig erscheint, durch Herabdrücken auf der Gegenseite diesem der Gesammtrichtung der Zeit und der Culturentwickelung entgegenstehenden Streben die Wagschaale zu halten. In diesem Sinne ist die in der Strafprozeßnovelle enthaltene Anordnung zu suchen, daß die Besetzung der Kammern bei Landgerichten nicht mehr von den Präsidenten und ältesten Räthen, sondern von der Landesjustizverwaltung ausgehen soll, und in diesem Sinne zum nicht unwesentlichen Theil mag auch die Verfügung über die staatliche Einzwängung der Advocatur ihren Ursprung haben. Man hat auch heute noch nicht das alte durch die Bureaukratie eingeflößte verbreitete und zäh erhaltene Vorurtheil, die lächerliche Idee von der politischen Gefährlichkeit des Advocatenthums abzustreifen vermocht. Es ist in vielen Kreisen geradezu zur befestigten Tradition geworden, daß eine zahlreiche unabhängige Advocatur die „ultrademokratische“ radicale Richtung im politischen Leben großziehen und doppelt gefährlich wirken müsse in einer Zeit, wo politisches Parteiwesen und politische Gährung alle Sphären der bürgerlichen Gesellschaft durchdringt. — So denken kann nur, wer die innere Bewegung, die unsere heutige Gesellschaft durchwühlt, in der gesuchten Ruhe des patriarchalischen Kleinstaates zum Stillstand bringen will. Er vergißt dabei, daß eine zahlreiche unabhängige Advocatur den Interessen des ganzen Publikums, also den conservativen Richtungen wie den liberalen im gleichen Maße dient, daß übrigens, worauf schon Gneist überzeugend hingewiesen hat, gerade in der freien Uebung gründlicher Rechtskenntnisse, die das nothwendige Gegengewicht gegen das staatlich protegirte Beamtenmonopol bildet, ein stark conservativer und in Verbindung mit corporativer Verfassung vielleicht sogar aristokratischer Zug, den die englische Advocatur nie verleugnet hat, hervortritt. Wir sprechen hier allerdings von dem wahrhaften, staatserhaltenden und dem Gemeinwohl nützlichen, nicht dem Parteiconservativismus, dem das Gemeinwohl nur sein Wohl bedeutet.

Die staatliche Beamtenschaft ist es, welche in der Volksvertretung die bedenklichen Conflicte zwischen der constitutionellen Doctrin und der bureaukratischen Praxis hervorruft, die durch das Streben nach oben und Entfremdung nach unten die wahre Unabhängigkeit und Unbefangenheit einer Volksrepräsentation gefährdet. Man braucht wahrlich nicht an Herrn Albert Träger Gefallen zu finden, dessen politische Geschwätzigkeit ebenso hohl ist wie seine Versmacherei, und man wird doch zugestehen müssen, daß das Personal der Volksvertretung, welches unbefangen über die höchsten Fragen des öffentlichen Rechts zu sprechen vermag, nicht durch die schnelle Beförderung von talentvollen Assessoren und Staatsanwälten, sondern nur durch die Kraft- und Charakterprobe einer genossenschaftlich gebildeten nicht beamteten Advocatur erzogen werden kann.

Nur aus der Selbstverwaltung heraus hat sich die parlamentarische Verfassung gebildet; nur auf diesem Boden hat sie sich bis jetzt als lebensfähig und dauerhaft bewährt. In diesem höchsten Kreise kann aber von einer Selbstverwaltung des Volks nur die Rede sein, wenn practische Rechts- und Geschäftskunde nicht ausschließlich mit dem Staatsbeamtenthum zusammenfällt. Der constitutionelle Staat kann zu seiner Lebensfähigkeit und zur Erhaltung seiner Existenz keines Elements weniger entbehren, als eines von der Beamtenstellung freien von jeder Rücksicht nach oben unabhängigen Juristenstandes. — — Justus.

Literatur und Kunst.

Otto Roquette.

Zum 70. Geburtstage des Dichters.

Von E. Mensch.

Als im Darmstädter Hoftheater im März des Jahres 1881 Roquette's „Feind im Hause“ zur Aufführung gelangte, fügte es der Zufall, daß ich, die ich damals meine Universitäts-

ferien im Elternhause zubrachte, an Stelle meines Vaters den Bericht über Stück und Darstellung für das Darmstädter Tageblatt zu schreiben hatte. Es war die erste Kritik, die aus meiner Feder floß, und da ich dem journalistischen Getriebe noch ganz fern stand, ging ich mit großer Vorsicht zu Werke, und das Theaterreferat fiel ziemlich umständlich und weitschweifig aus. Es ist mir insofern in guter Erinnerung geblieben, als es der Anlaß war, daß ich dem Dichter Roquette persönlich näher treten mußte. Ich habe seitdem noch öfters Gelegenheit gehabt, mein Urtheil über seine Dramen abzugeben, aber der Eindruck, den mir trotz der Verwandtschaft mit „Romeo und Julie" seiner Zeit „Der Feind im Hause" gemacht hatte, wollte sich bei mir nicht mehr einstellen, wenn Roquette auf der Bühne das Wort führte. Auf die dramatische Thätigkeit hat Roquette ein gut Theil seiner besten Geisteskraft verwendet, sie ist ihm besonders an's Herz gewachsen, und es gewährt ihm keine Befriedigung, wenn man ihn nur immer als den Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt" erwähnt. Das Drama ist aber auf Conflicte gegründet, wie das der Klassiker, oder es beruht auf der feinen Seelenanalyse und der Wiederspiegelung der mit Elektricitätsstoffen aller Art angefüllten Zeit, wie das der Modernen. Roquette hat aber weder für das eine noch das andere das künstlerische Temperament. Seine auf harmonischen Ausgleich bedachte Natur empfindet eine instinktive Abneigung gegen das Stürmische, Elementare, das sich gewaltsam durchzusetzen begehrt, eine Scheu vor den Abgründen des Lebens. Das Wahre findet für ihn nur Eingang in die Kunst, insofern es sich mit den Formen des schönen Scheines umgeben kann. Solche Poeten werden nie aus der Art schlagen — aber sie werden auch nie Wegweiser und Aussichtsthürme errichten. In Darmstadt ist Otto Roquette von der Vorsehung, könnte man sagen, auf den Platz und in die Atmosphäre versetzt worden, in der seine Eigenart sich am glücklichsten entfalten konnte. In Darmstadt schließt man ängstlich Thür und Fenster vor jedem Luftzug der Moderne, und die öffentliche Meinung, wie sie namentlich durch Gymnasialprofessoren und Schuldirectoren vertreten wird, wacht ängstlich darüber, daß Vorträge, in welchen etwa mit Anerkennung von Ibsen gesprochen wird, von der heranwachsenden Jugend nicht besucht werden. Als vor einem Jahr ein Sommertheater die Sudermann'sche „Heimath" und die Ibsen'sche „Nora" und noch so manches Andere auf seinem Repertoire brachte, nahm sich sofort der Sittlichkeitsverein dieses entsetzlichen Kunsttempels an! Otto Roquette saß auch unter den Abonnenten des Sommertheaters. Ich habe nie erfahren können, welchen Eindruck die modernen Stücke auf ihn geübt, aber da er in seiner Lebensbeschreibung*), die so viele Streifzüge in das Gebiet der Literatur enthält, Ibsen auch nicht einmal erwähnt und sogar die Aufführung der „Stützen der Gesellschaft" und der „Nordischen Heerfahrt" an unserem Hoftheater geflissentlich umgeht, kann ich mir seine Empfindung so ziemlich vergegenwärtigen.

In Otto Roquette's Leben haben sich die heterogensten literarischen Persönlichkeiten gedrängt, er ist mit den verschiedensten geistigen Kreisen in Berührung gekommen, Rob. Prutz, Berthold Auerbach, Andersen, Otto Ludwig, Karl Gutzkow, Hoffmann von Fallersleben, Adolf von Schack, Paul Heyse, Luise von François, u. v. A. hat er näher kennen gelernt, in den Malerateliers von Rietschel, Hähnel, Ludw. Richter, Schnorr v. Carolsfeld u. s. w. hat er Umschau gehalten, mit Franz Liszt hat er freundschaftlichen Verkehr gepflogen, obwohl seine Stellung zur Zukunftsmusik immer ablehnend bleiben sollte — aber aus der Fülle dieser Beziehungen, wie der Dichter sie selbst sehr anschaulich in seiner Biographie schildert, tritt klar und fest die Tendenz heraus: die Eigenart zu bewahren, sich von dieser oder jener Persönlichkeit nicht fortreißen, nicht in eine Tagesströmung hineindrängen zu lassen. Rob. Prutz hat z. B. einen entscheidenden Einfluß auf Roquette's geistige Entwickelung versucht. Er war derjenige, welchem zuerst in Deutschland eine Ahnung davon aufging, welche Fülle von Intelligenzen der Journalismus erzeugen und an sich ziehen würde, und sein Bestreben zielte darauf hin, in dem jungen Geschlecht die Kraft und die Freude für die Journalistik zu wecken. Hier sollte man von der Pieke herauf dienen, ganz klein anfangen, und sich so in die Höhe arbeiten. Bei Roquette traf er auf einen passiven, aber entschiedenen Widerstand. Was nur irgendwie nach Tendenz und Tageskampf schmeckte, hat den Dichter der „Idyllen" (in diesen Poesien, welche bei Cotta im Jahre 1882 erschienen sind, zeigt sich nämlich sein Ich am ausgeprägtesten, und der Beurtheilung Roquette's müssen sie zu Grunde gelegt werden) nie zu erwärmen vermocht, und zu der Journalistik konnte er, obwohl er ständiger Mitarbeiter an verschiedenen Tageszeitungen gewesen ist, in kein inneres Verhältniß kommen. Er selbst sagt darüber: „Ich hatte nicht die Fähigkeit, mich schnell zu fassen und der Feder zu vertrauen. Für das Gespräch hatte ich die Gesichtspunkte und Gedanken beisammen, zu einem Gedicht war ich schnell bei der Hand, aber das kleinste „Artikelchen" machte mir Schwierigkeiten, zumal ich mit Unbehagen daran ging."

Die Arbeit, welche Roquette seine Berufung an das Darmstädter Polytechnikum in der Eigenschaft eines Professors der deutschen Sprache und Literatur eingebracht hat, ist die „Geschichte der deutschen Dichtung, von den ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit" (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt). Das Buch hat drei Auflagen erlebt. Es ist eine Literaturgeschichte schlicht und recht, in der Art wie man sie früher zu schreiben pflegte; der historische Gesichtspunkt wiegt vor, der psychologische meldet sich fast gar nicht. Obwohl diese Literatur im bewußten Gegensatz zu dem Vilmar'schen Werk entstanden ist, wird die Darstellung immer spärlicher und aphoristischer, je mehr der Autor sich der Neuzeit nähert. Auf eine Fülle bedeutsamer Erscheinungen reagirt er nur mit einer flüchtigen Notiz. Hingegen sind frühere Epochen recht lichtvoll gestaltet, besonders alle die Strömungen, welche dem Reformationszeitalter angehören.

Wenn man für Otto Roquette selbst eine Stelle in diesem Werk suchen wollte, so müßte man ihn der vorklassischen, nicht der Epigonenliteratur überweisen. Seiner ganzen Gemüthsart und Geistesrichtung nach gehört er in die Zeit Klopstock's und der Hainbündler. Hätte er in den Tagen des „Werther" und der „Räuber" gelebt, so würde er mit diesen genialen Wildlingen ebensowenig Brüderschaft geschlossen haben, wie heute mit dem modernen Dichtergeschlecht. Er hätte sich weiter an Klopstock, Ramler und Gleim erbaut, und die Sturm- und Drangperiode mit kühler Ruhe an sich vorüberbrausen lassen.

Die nämlichen Eigenschaften, welche Otto Roquette verhinderten, diesem oder jenem gläubige Heeresfolge zu leisten, schließen auch aus, daß er sich bei irgend einer Gelegenheit der Führung der Geister bemächtigte. Was ihm jedoch an dichterischer Originalität abgeht, ersetzt seine hohe Selbständigkeit des Charakters, die unsere ganze Bewunderung herausfordert, wenn wir bedenken, wie häufig die literarische Stellung der Ritter vom Geist durch persönliche Rücksichten beeinflußt und modificirt wird. Bei Roquette trifft das nicht zu; man kann ihn einseitig nennen, aber man muß ihm das Prädikat „consequent" lassen. Von Franz Liszt und dem ganzen tonangebenden Kreise, der sich seiner Zeit in Weimar um den bedeutenden Pianisten und Tondichter gebildet hatte, sind Roquette die größten Liebenswürdigkeiten und Sympathien entgegengetragen worden, an den Ehrungen, die bei der Aufführung der „Heiligen Elisabeth" dem Componisten zuflossen, hat er als Textdichter in reichem Maße Theil genommen — alles dies ist nicht im Stande gewesen, ihn der Liszt'schen Musik näher zu bringen. Als ich kürzlich einmal im Theater mit ihm auf dieses Thema zu sprechen kam (es war bei einer „Tannhäuservorstellung" und es will schon etwas heißen, daß Roquette sich wenigstens zu dem Wagner der mittleren Phase bekehrt hat) lautete sein Urtheil genau so, wie er es in der Geschichte seines Lebens niedergelegt hat. Aber auch in anderer Hinsicht ist Otto Roquette ein „Freier" geblieben. Im Jahr 1848 hat man ihn für die revolutionäre

*) Darmstadt, Bergstraeßer.

Bewegung gewinnen wollen — das war nichts für ihn, sein ganzes Wesen zog sich mimosenhaft zurück, doch ebensowenig ließ er sich einfangen, als die reactionäre Strömung in Preußen mächtig wurde und in Berlin die Räthe Wiese und Stiehl durch ihre Schulregulative jene Tyrannei über den gesammten Lehrerstand ausübten, durch welche es auch Roquette unmöglich wurde, in der preußischen Hauptstadt eine Anstellung als Lehrer zu erlangen, da man seiner ministeriell-kirchlichen Gesinnung nicht ganz sicher war.

Roquette hat nichts übrig für die Kräfte, welche sich gegenwärtig regen, für die Triebe und Hoffnungen, welche das moderne Dichtergeschlecht bewegen: „Ein Siebzigjähriger" — sagt er — „hat so viel Modernes auftauchen, sich abwandeln und vorübergehen sehen, daß er in einer neuen Wendung der productiven Kräfte noch nicht eine wirklich neue Epoche erkennen kann, so lange nicht ein Höchstes darin geschaffen ist. Vielleicht erst eine ferne Zukunft kann zeigen, zu welchem Ziele die neuere Literatur, in welcher ich nur eine Uebergangsrichtung erkennen kann, durchgedrungen ist".

Durch diese Reserve des Urtheils unterscheidet Roquette sich wohlthuend von der Schaar Jener, die, weil sie keine Fühlung mit dem Neuen haben, sich erst recht berufen fühlen, in geharnischter Wuth darüber herzufallen. Roquette enthält sich weislich der unfruchtbaren, öden Polemik. Mit einer einzigen Ausnahme und diese ist wohl auf eine Augenblicksstimmung zurückzuführen, wo er in der Epistel „Altmodisch" von dem „Walkyriencircus in Bayreuth" spricht, hat er nichts gesprochen und geschrieben, was anders Fühlende verletzen oder direct herausfordern könnte, und wenn in diesen Tagen in der Aula des Polytechnikums ein Festact ihm zu Ehren stattfindet, bei der Lieder gesungen und Ansprachen gehalten werden, wenn am Hoftheater sein neues Stück „Die Schweden in Altdorf" in Scene geht, wenn ein Kreis von Freunden und Verehrern einen „gemüthlichen Abend" veranstaltet, an welchem er durch Wort und Ton gefeiert werden soll, so kann er sich der Ueberzeugung hingeben, daß er den Hörerkreis gefunden, für den er geschrieben hat und daß auch die ihm sonst Fernerstehenden an seinem 70. Geburtstage mit Gefühlen der Hochachtung und aufrichtigen Glückwünschen zur Stelle sind.

Eine Philosophie der Freiheit.

Von Arthur Drews.

Seitdem Friedrich Nietzsche die Selbstherrlichkeit des Individuums in der Ethik auf den Thron gehoben, steht die Frage wieder einmal im Vordergrunde des Interesses, ob der Altruismus oder der Individualismus für die Grundlage des sittlichen Handelns anzusehen sei. Die Partei des letzteren ergreift auch Dr. Rudolf Steiner in seiner jüngst erschienenen „Philosophie der Freiheit; Grundzüge einer modernen Weltanschauung".*) Man würde indessen fehl gehen, wenn man zwischen seiner und der Nietzsche'schen Philosophie einen inneren Zusammenhang annehmen wollte. Der Individualismus Steiner's hat mit demjenigen Nietzsche's nur den Namen gemein, ist aber im Uebrigen so durchaus von ihm verschieden, und schlägt so selbständige Bahnen ein, daß es nur als ein Zufall betrachtet werden kann, wenn er gerade zu einer Zeit an die Oeffentlichkeit hervortritt, wo man bei dem Worte Individualismus sofort an Nietzsche zu denken pflegt.

Es ist ein besonderes Charakteristikum der sogenannten „Herrenmoral" des letzteren, daß sie ihre „ethischen" Postulate aufstellt, ohne sich viel um die wesentliche Beschaffenheit des Daseins, in welchem jene Postulate verwirklicht werden sollen, zu bekümmern. Die Lehren Nietzsche's fußen nicht auf einer eigentlichen Weltanschauung, eine solche wird von ihrem Verkündiger sogar ausdrücklich von der Hand gewiesen; sie sind im Grunde nur der Ausdruck seiner eigenthümlichen Persönlichkeit, welche daher auch nur von demjenigen recht verstanden werden, der sich in diese Persönlichkeit hineinzuleben, und nur von dem für richtig gehalten werden können, der selbst sich mit ihr zu identificiren weiß. Dem gegenüber ist Steiner mit Recht davon überzeugt, daß eine Ethik auf einer objectiveren Basis ruhen muß, wenn sie auf möglichst allgemeine Geltung Anspruch machen will, auch dann, wenn sie individualistisch ist und das Recht des Einzelnen, Besonderen gegenüber dem Willen der Allgemeinheit zu vertreten sucht. „Wissen wir erst, was wir von der Welt zu halten haben, dann wird es ein Leichtes sein, auch uns darnach einzurichten. Wir können erst mit voller Kraft thätig sein, wenn wir das Object kennen, dem wir unsere Thätigkeit widmen." Nur darin ist Steiner mit Nietzsche einig, daß die theoretische Grundlage des sittlichen Handelns nicht eine Metaphysik irgend welcher Art sein könne. Die Sittlichkeit lebt durchaus in der Wirklichkeit, und daher können auch nur hier die Prinzipien für ihre Bethätigung gefunden werden. Diese Verwerfung der Metaphysik entspricht dem herrschenden Zeitgeist, sie ist „modern" im eigentlichsten Sinne des Wortes. Sehen wir zu, ob es unserem Verfasser gelungen ist, auf diesem Boden der Wirklichkeit ein sicheres Fundament für seine Ethik zu gewinnen.

Der Grund, weshalb Steiner eine transcendente Metaphysik verwirft, liegt darin, daß ihm die Wirklichkeit auf ein Sein hinter dem gegebenen, wahrnehmbaren Sein nicht hinzudeuten scheint. Von einem solchen kann mit Recht nur sprechen, wer in erkenntnißtheoretischer Hinsicht dem transcendentalen Realismus huldigt. Dieser beansprucht die kritische Läuterung des sogenannten naiven Realismus, d. h. desjenigen erkenntnißtheoretischen Standpunktes zu sein, wie ihn der unbefangene Mensch vertritt. Der letztere nämlich ist überzeugt, in seinen Wahrnehmungen die Gegenstände unmittelbar als solche vor sich zu haben, er unterscheidet zwischen dem wahrgenommenen und dem wirklichen Ding nicht und meint, die Dinge existirten in der Wirklichkeit gerade so, wie er sie mit den Sinnen auffaßt. Dem gegenüber weist der transcendentale Realismus auf die Resultate der modernen Physik und Sinnesphysiologie hin und zeigt, daß Farben, Töne, Gerüche ꝛc. bloß subjectiv, nichts Anderes als die Art und Weise sind, wie die Sinnesnerven auf Reize von Außen reagiren, daß von den äußeren Ursachen dieser Reize überhaupt nichts in unser Bewußtsein mit eingeht, indem schon in den Sinnesorganen die Wirkungen der äußeren Bewegung in der mannigfachsten Weise umgeändert werden und dasjenige, was schließlich wahrgenommen wird, weder äußere Vorgänge in den Sinnesorganen, noch im Gehirn, sondern rein psychische Vorgänge sind, die in der Seele durch jene äußeren Vorgänge ausgelöst werden. Daraus schließt er dann, daß die Welt bloß meine Vorstellung, daß sie nur Erscheinung, bloße Modification des eigenen Subjects sei, und daß die eigentliche Wirklichkeit überhaupt nicht in diesen Vorstellungen, sondern in einem transsubjectiven Ding an sich zu suchen, welches als solches nicht wahrgenommen, sondern aus den gegebenen Wahrnehmungen nur hypothetisch erschlossen werden könne. Dieser Denkart wirft nun Steiner vor, sie beweise den Vorstellungscharakter der Wahrnehmungen, indem sie in naiver Weise die Wahrnehmungen am eigenen Organismus als objectiv gültige Thatsachen hinnehme und obendrein durch ihren Uebergang vom äußeren Gehirnvorgang zur seelischen Empfindung zwei Beobachtungsgebiete durcheinander werfe, zwischen denen keine Vermittelung möglich sei. Das letztere ist offenbar richtig, aber es gilt auch nur so lange, als die wesentliche Identität von materiellen und geistigen Vorgängen noch nicht bewiesen ist, ein Beweis, der nicht schwer zu führen ist, sobald man das Ding an sich als Ursache der Erscheinungen hinter ihnen anerkennt. Dies thut aber der transcendentale Realismus bei den körperlichen Vorgängen so gut, wie bei den seelischen, und es ist nur als eine argumentatio ad hominem anzusehen, wenn der transcendentale Realismus, um diesen zu widerlegen, sich scheinbar auf den Standpunkt des naiven Realismus stellt.

*) Berlin, Emil Felber.

Seine eigentliche Ueberzeugungskraft zieht der transcendentale Realismus auch gar nicht aus dieser Widerlegung des naiven Standpunktes, die vielmehr nur methodologischen Zwecken dient, sondern sie liegt in seiner Anerkennung des fundamentalen Satzes, daß es „kein Object ohne Subject" gibt, oder daß jedes Object dies nur ist, insofern es Object eines Subjects, d. h. Inhalt des Bewußtseins und ebenso subjectiv-idealer Natur, wie das Subject, ist. Daraus folgt nämlich, daß das Object nur von derselben geistigen Thätigkeit hervorgebracht sein kann, wie das Subject, daß es mithin dem Bewußtsein nicht unmittelbar von Außen gegeben, sondern nur von innen heraus producirt sein kann und daß, wenn es seine Entstehung einer realen Ursache verdankt, die letztere nicht in dem Object selbst, sondern nur in einem numerisch von ihm verschiedenen Ding an sich gesucht werden darf, das als solches jenseits aller subjectiven Geistesthätigkeit sich befindet und der letzteren nur den Anstoß zur Production des Objects gibt. Auch Steiner räumt die über den Gegensatz von Subject und Object erhabene Natur der Geistesthätigkeit, des Denkens, ein. „Das Denken ist somit ein Element, das mich über mein Selbst hinausführt und mit den Objecten verbindet." Darum haben die Beziehungen, die das Denken an den wahrgenommenen Objecten herstellt, auch mehr als eine bloß subjective Geltung. Aber er zieht hieraus nicht den Schluß, das Object sei überhaupt bloß durch das Denken gesetzt, sondern läßt dasselbe von Außen unmittelbar gegeben sein, dem folglich auch kein Ding hinter seiner Erscheinung im Bewußtsein correspondirt. Das ist aber selbst nichts Anderes als naiver Realismus, für welchen die Wahrnehmung eines Gegenstandes und die reale Ursache derselben unmittelbar zusammenfallen. Es ändert hieran nichts, daß der gewöhnliche naive Realist das Object auch nicht als Inhalt seines Bewußtseins, sondern als außerhalb seiner selbst existirenden Gegenstand ansieht, während Steiner diese bewußtseinsideale Natur des Objects betont und es daher mit dem Namen der Wahrnehmung bezeichnet: in der Sache stimmen beide darin völlig überein, daß der concrete Inhalt einer Wahrnehmung sich ganz und gar in dem Gegebenen erschöpft.

Der Grundfehler des naiven Realismus scheint nach Steiner auch nur in seiner Verkennung der objectiven Natur des Denkens zu beruhen. Der naive Realismus hält das Denken für eine bloß subjective Thätigkeit und weiß nicht, daß die Idee ebenso real ist, wie die Wahrnehmung. In Wahrheit verhält sich das Denken zum Wahrnehmen ganz ebenso, wie das Erfahren im wachen Zustand zum Träumen. Wahrnehmung und Denken zusammen machen die Wirklichkeit aus, aber erst das Denken gibt uns von ihr die wahre Gestalt, als einer in sich geschlossenen Einheit, während die Mannigfaltigkeit der Wahrnehmungen nur ein durch unsere Organisation bedingter Schein ist. Daher bezeichnet Steiner seine Weltanschauung als Monismus (dies Wort in erkenntnißtheoretischem Sinne genommen) im Gegensatze zum Dualismus des transcendentalen Realismus, der neben der Wahrnehmung noch ein von ihr gänzlich verschiedenes Ding an sich annimmt und die Erklärung für jene Welt in dieser sucht. Ich gestehe indessen, daß mir diese Anschauungsweise nicht klar und einstimmig genug zu sein scheint, um die schwierigen Fragen der Erkenntnißtheorie von ihrem Standpunkt aus beantworten zu können.

Zunächst: wie verhält sich die Wahrnehmung zum Denken? Ist sie etwas Selbständiges neben diesem, oder ist sie nur eine Modification, eine Erscheinungsform des Denkens, welche dieses annimmt, wenn es durch das Subject hindurchgeht? Im ersten Falle scheint der Monismus Steiner's diesen Namen nur mit Unrecht zu führen; im letzteren ist sie ein Product des Subjects und des Denkens, und die Behauptung scheint damit aufgehoben zu sein, daß der Inhalt einer Wahrnehmung sich völlig in dem unmittelbar Gegebenen erschöpfe. Das letztere erhält seine Bestätigung durch die Art und Weise, wie Steiner die Natur des Denkens beschreibt. „Wir sehen," sagt er, „in uns eine schlechthin absolute Kraft zum Dasein kommen, eine Kraft, die universell ist, aber wir lernen sie nicht bei ihrem Ausströmen aus dem Centrum der Welt kennen, sondern in einem Punkt der Peripherie. Wäre das erstere der Fall, dann wüßten wir in dem Augenblicke, in dem wir zum Bewußtsein kommen, das ganze Welträthsel. Da wir aber in einem Punkt der Peripherie stehen und unser eigenes Dasein in bestimmte Grenzen eingeschlossen finden, müssen wir das außerhalb unseres eigenen Wesens gelegene Gebiet mit Hülfe des aus dem allgemeinen Weltenseins in uns hereinragenden Denkens kennen lernen." Hiernach scheint es zwei wesenhafte Factoren in der Welt zu geben, die Individuen und das über alle Gegensätze erhabene Denken, das gleichsam nur durch die Individuen hindurchgeht, und es ist wieder nicht einzusehen, wo der Monismus bleibt. Läßt aber Steiner die Substantialität der Individuen fallen, betrachtet er sie mit Fichte nur als einen unwirklichen Schein, als ideale peripherische Punkte, in denen sich das aus dem Centrum ausströmende absolute Denken gleichsam staut und bricht, dann verwickelt er sich damit in die Schwierigkeit, daß von diesem Standpunkte aus weder eine Vielheit von Individuen zu beweisen, noch ein thatsächliches Einwirken derselben auf einander denkbar ist, d. h. es ist damit der Ethik das Fundament entzogen, wozu doch seine Theorie gerade dienen soll. Und doch streift er selbst in seinen Ausführungen nicht selten diese bedenkliche Consequenz, wenn er uns die Möglichkeit einer Erkenntniß äußerer Dinge dadurch glaubt erklären zu können, daß ich selbst die Dinge bin, „allerdings nicht Ich, insofern ich Wahrnehmungsobject bin, aber Ich insofern ich ein Theil innerhalb des allgemeinen Weltgeschehens bin. Die Wahrnehmung des Baumes liegt mit meinem Ich in demselben Ganzen. Dieses allgemeine Weltgeschehen ruft in gleichem Maße dort die Wahrnehmung des Baumes hervor, wie hier die Wahrnehmung meines Ich." Es ist schwer, diese Sätze anders als im Sinne Fichte's zu verstehen, nach welchem alle unsere Wahrnehmungen bloß subjective Phantasmagorien des absoluten Ich und außerhalb unseres Bewußtseins ohne jede besondere Wirklichkeit sind.

Das Fühlen, welches Steiner als eine selbständige seelische Function neben dem Wahrnehmen, Denken und Vorstellen auffaßt, ist es, was den Begriff der Individualität bedingt. „Das Denken ist das Element, durch das wir das allgemeine Geschehen des Kosmos mitmachen; das Fühlen das, wodurch wir uns in die Enge des eigenen Wesens zurückziehen." Wenn wir auf Grund des Denkens auch anderen Wesen außer uns Realität zusprechen, so müssen wir ihnen auch Gefühl beilegen und sie ebenso für Individuen ansehen, wie uns selbst; und wenn die denkende Beobachtung zeigt, daß die Eigenschaft des Fühlens weit tiefer in die Stufenreihe der Wesen hinabreicht, als daß sie bloß innerhalb des menschlichen Geschlechts zu finden wäre, welchen Grund haben wir dann, diese Wesen nicht gleichfalls als Individuen anzusehen, und wo bleibt dann der Unterschied zwischen den individuellen Menschengeistern als Trägern der Erscheinungswelt und den untermenschlichen Wesen, von denen es bei Steiner unklar bleibt, ob sie den gleichen Daseinswerth haben, wie die Menschen, oder ob sie bloß als deren Wahrnehmungen anzusehen sind? Im letzteren Falle würde diese ganze Steiner'sche Theorie auf einer Verkennung der Relativität des Individualitätsbegriffes beruhen. Daß er aber selbst diese Schwierigkeit nicht bemerkt, liegt wohl daran, daß die Wahrnehmungen trotz ihrer prinzipiell bloß subjectiven Natur doch eine objective Geltung erlangen und bei dem naivrealistischen Grundcharakter seiner Erkenntnißtheorie den Schein von selbständigen Realitäten gewinnen. Gibt es überhaupt verschiedene Individuen von selbständiger Realität, die als solche auch auf einander wirken — und diese Annahme kann Steiner gar nicht von der Hand weisen, ohne sein ethisches Hauptziel aufzugeben — dann ist damit ja die Grundannahme des transcendentalen Realismus zugegeben; wozu dann noch Steiner's Polemik gegen diesen?

In jedem Fall vermag Steiner seinen Protest gegen ein Sein hinter dem unmittelbar wahrgenommenen nicht aufrecht zu erhalten; dies wird noch deutlicher, wenn wir seine ethischen Prinzipien selbst betrachten.

Das höchste denkbare Sittlichkeitsprinzip ist nach ihm nicht

die Rücksicht auf das größtmögliche Wohl der Gesammtheit, auch nicht der Culturfortschritt, sondern die Verwirklichung rein intuitiv erfaßter individueller Sittlichkeitsziele. Jene anderen Prinzipien beruhen auf der Beziehung, die man dem Inhalt der sittlichen Ideen zu bestimmten Erlebnissen (Wahrnehmungen) gibt; dieses entspringt aus dem Quell der reinen Intuition und sucht erst nachher die Beziehung zur Wahrnehmung. Auf dieser Stufe der Sittlichkeit kann von allgemeinen Sittlichkeitsbegriffen (Normen, Gesetzen) nicht die Rede sein. „Nicht wie alle Menschen handeln würden, kann für mich maßgebend sein, sondern was für mich in dem individuellen Falle zu thun ist." „Ich frage keine Menschen und auch keinen Moralkodex: soll ich diese Handlung ausführen, sondern ich führe sie aus, sobald ich die Idee davon gefaßt habe. Nur dadurch ist sie meine Handlung." Eine solche Handlung, deren Grund in dem ideellen Theil eines individuellen Wesens liegt, ist frei, jede andere, gleichgültig, ob sie aus dem Zwange der Natur oder aus der Nöthigung einer sittlichen Norm vollzogen wird, ist unfrei. Dies ist der Standpunkt des ethischen Individualismus, und eine Philosophie, die ihn vertritt, ist Philosophie der Freiheit, die natürliche Consequenz eines erkenntnißtheoretischen Monismus, der eine gebietende Macht hinter der unmittelbaren Wirklichkeit nicht anerkennt, der folglich auch in den sittlichen Geboten durchaus nur Gedanken der Menschen selbst erblickt.

Darin wird man Steiner unbedingt Recht geben müssen, daß nur eine Handlung durch Autonomie, als Selbstbestimmung, auf das Prädicat der Sittlichkeit im höheren Sinne Anspruch machen kann. Indessen erscheint es doch fraglich, ob die Grenze zwischen Heteronomie und Autonomie so bestimmt werden darf, wie Steiner es thut. Auch wer dem Prinzip des Gesammtwohls oder dem Culturfortschritt huldigt, kann darum doch frei im ethischen Sinne dieses Wortes sein. Auch wer das Motiv seiner Handlungen direct aus der Quelle der „moralischen Phantasie" entnimmt, kann darum doch unter dem Zwange dieser sittlichen Prinzipien stehen. Alle sittliche Erziehung beruht auf einer Aneignung bestimmter Normen, sodaß sie schließlich zu Bestandtheilen des eigenen Wesens werden. Wer sich daher im Sinne dieser Normen entscheidet, die gleichsam sein eigen Fleisch und Blut geworden sind, der handelt darum nicht weniger selbständig, wie der Freie im Sinne Steiner's. Umgekehrt handelt auch dieser nur darum sittlich, weil sein Denken durch sittliche Prinzipien motivirt ist, und diese werden nicht im Augenblick der Handlung erst von ihm erfunden, sondern sind fast immer nur der (unbewußte) Niederschlag anererbter und erworbener Sittlichkeitsregeln. Die moralische Phantasie ist überhaupt nur darum moralische Phantasie, weil sie durch derartige Regeln bestimmt ist. Ob die letzteren auch in jedem Falle in's Bewußtsein treten, ändert an der Sache nichts. Es ist ja auch gar nicht einzusehen, warum eine Handlung weniger sittlich sein sollte, die durch derartige abstrakte Motive bestimmt ist, als eine solche, bei welcher diese unter der Schwelle bleiben. In beiden Fällen gibt die moralische Phantasie den Anstoß zum Motivationsprozeß, mag derselbe sich nun ohne ein zum Bewußtseinkommen der Motive vollziehen, oder mag sie zunächst die Motive selbst über die Schwelle treten lassen. Im anderen Falle wäre es ganz unerklärlich, wie überhaupt bei irgend einer Handlung unter der Unzahl von Motiven gerade der Gedanke an ein sittliches Prinzip hervortreten sollte.

Die wahre Grenze zwischen einer freien und unfreien Handlung liegt nicht da, wo Steiner sie sucht, sondern sie liegt zwischen dem selbstsüchtigen Interesse des Handelnden und der Unterordung seines Egoismus unter ein höheres Prinzip. Nur der ist frei, der sich in seinen Handlungen nicht durch die Rücksicht auf sein Ich beeinflussen läßt, sondern die Gründe einer allgemeinen Vernunft entnimmt, von welcher seine individuelle Vernunft gleichsam nur einen durch seine Organisation oder seine isolirte Stellung im Weltganzen getrübten Ausschnitt bildet. Daß Steiner dies verkennt und überhaupt den rein egoistischen Motiven keine genügende Aufmerksamkeit zuwendet, macht seine Theorie zu einer höchst bedenklichen. Wenn es nach dem Grundsatze der Steiner'schen Wirklichkeitsphilosophie keine Vernunft außerhalb des Individuums gibt, wenn alle Gedanken nur sind, sofern sie die meinigen sind, warum soll ich dann nicht der Stimme meiner eigenen Vernunft gehorchen, die mir einredet, zunächst mein eigenes Interesse wahrzunehmen, warum soll eine egoistische Handlung dann weniger sittlich sein als eine unegoistische? Man sollte meinen, auf diesem Standpunkte hätten alle Handlungen gleiches Recht, wofern sie nur aus jener individuellen Quelle fließen. Dem gegenüber behauptet Steiner, die That des Verbrechers sei kein Ausleben der Individualität in gleichem Sinne, wie die Verkörperung reiner Intuition; der thierische Trieb, der zum Verbrechen treibt, gehöre nicht zum Individuellen des Menschen, sondern zum Allgemeinsten in ihm, zu dem, was allen Individuen in gleichem Maße geltend sei. „Das Individuelle in mir ist nicht mein Organismus mit seinen Trieben und Gefühlen, sondern das ist die einige Ideenwelt, die in diesem Organismus aufleuchtet." Eine wunderliche Behauptung, nachdem kurz vorher gesagt ist, was bei der practischen Vernunft, wo wir unter dem Einfluß reiner Intuition handeln, als Triebfeder wirkt, sei „nicht mehr ein bloß Individuelles in mir, sondern der ideelle und folglich allgemeine Inhalt meiner Intuition." Eine Behauptung, die auch schon aus dem Grunde gar nicht aufrecht zu erhalten ist, weil nur unter der Voraussetzung eines allgemeinen, über alles Individuelle übergreifenden Denkens die Uebereinstimmung der sittlichen Handlungen und ein vernünftiges Zusammenleben der Menschen denkbar ist. Steiner selbst wirft dem Moralismus, der dieses Ueberindividuelle in einer gemeinsamen sittlichen Weltordnung sucht, vor, er verstehe eben die Einigkeit der Ideenwelt nicht. „Er begreift nicht, daß die Ideenwelt, die in mir thätig ist, keine andere ist als die in meinem Mitmenschen. Der Unterschied zwischen mir und meinem Mitmenschen liegt durchaus nicht darin, daß wir in zwei ganz verschiedenen Geisteswelten leben, sondern daß er aus der uns gemeinsamen Ideenwelt andere Intuitionen empfängt als ich. Er will seine Intuition ausleben, ich die meinigen. Wenn wir beide wirklich aus der Idee schöpfen und keinen anderen (psychischen oder moralischen) Antrieben folgen, so können wir uns nur in dem gleichen Streben, in denselben Intuitionen begegnen. Ein sittliches Mißverstehen, ein Aufeinanderprallen ist bei sittlich freien Menschen ausgeschlossen."

Es gibt also eine gemeinsame Ideenwelt neben den selbständigen Individuen, eine Quelle, aus der sie alle schöpfen. „In jedem von uns wohnt eine tiefere Wesenheit! in der sich der freie Mensch ausspricht." „Nur weil die menschlichen Individuen Eines Geistes sind, können sie sich auch nebeneinander ausleben." In Wahrheit nimmt diese gemeinsame ideelle Einheit sogar einen höheren Rang vor den Wahrnehmungssubjecten ein. „Die einige Ideenwelt lebt sich in ihnen als in einer Vielheit von Individuen aus." In ihr sieht der Mensch das absolut Wirkliche lebendig. „Jeder Mensch umspannt mit seinem Denken nur einen Theil der gesammten Ideenwelt, und insofern unterscheiden sich die Individuen auch durch den thatsächlichen Inhalt ihres Denkens. Aber diese Inhalte sind in einem in sich geschlossenen Ganzen, das die Denkinhalte aller Menschen umfaßt. Das gemeinsame Urwesen, das alle Menschen durchdringt, ergreift somit der Mensch in seinem Denken. Das mit dem Gedankeninhalt erfüllte Leben in der Wirklichkeit ist zugleich das Leben in Gott. Die Welt ist Gott."

Das ist nun in der That ein Monismus, der aber den Grundvoraussetzungen Steiner's direct widerspricht. Wo bleibt bei dieser Ansicht die Behauptung Steiner's, daß es ein Sein hinter der unmittelbaren Wirklichkeit nicht gibt? Oder will er uns im Ernste glauben machen, die Vernunft, die in uns allen wohnt, sei nur, sofern sie uns zum Bewußtsein kommt? Die gemeinsame Ideenwelt, die sich in den Individuen auslebt, muß doch früher als diese letzteren sein, und wenn die zuletzt angeführten Worte Steiner's einen Sinn haben sollen und überhaupt von einem Monismus die Rede sein soll, so können doch die Individuen nur ihr Product sein, denen folglich die Momente ihrer Production vorangegangen sein und die als solche auch

ein Sein für sich besitzen müssen. Die Steiner'sche Weltanschauung kommt aus dem Zirkel nicht heraus, daß die Welt bloß Wahrnehmung und Begriff des Individuums sein, und das Individuum nur durch Wahrnehmung und Begriff wirklich sein soll. Und wenn es die Ideenwelt ist, die in der Welt sich offenbart, was für einen Sinn hat dann noch Steiner's Polemik gegen den Begriff des objectiven Zweckes? Bekämpft Steiner nur eine rein äußerliche Teleologie, wodurch der Naturprozeß durch „in der Luft schwebende" Ideen verwirklicht werden soll, so hat er Recht; aber in diesem Sinne versteht heute kein denkender Mensch mehr den objectiven Zweck. Bekämpft er auch die immanente Teleologie im Sinne Hegel's und v. Hartmann's, so leugnet er etwas, was er selbst behaupten muß, weil die absolute Idee, als das Prinzip der Wirklichkeit, natürlich nicht anders als nach Zwecken sich ausleben kann. Ist aber nach ihm das absolute Wesen bloß Idee, beharrt er bei seiner Abweisung eines Realprinzips neben dem Ideellen, dann wird er es niemals beweisen können, daß den Individuen Realität zukommt, und sein Monismus hört auf, das zu sein, was er zu sein beansprucht: ein haltbares Fundament für eine Philosophie der Freiheit.

Die Quelle der Adelheid-Tragödie in Goethe's Götz.

Von Joh. Friedrich Lahmann.

Wir haben weder Beruf noch Neigung, die Glossen zu Goethe's Werken zu vermehren. Indeß es sei uns erlaubt, im Vorübergehen auf eine Wahrnehmung hinzudeuten, die vielleicht in das Geheimniß führt, das die Conception eines der köstlichsten dichterischen Erzeugnisse verhüllt, der Handlung zwischen Franz, Weislingen und Adelheid in Goethe's Götz. Uns war immer diese geschlossene meisterhafte Tragödie in der langsam hingezogenen Scenenreihe der Götzhandlung seltsam und räthselhaft. Sie schaut aus der dramatisirten Chronik des wackeren Raubritters balladenhaft tragisch, dunkel und unheimlich glänzend gefärbt, mit auffallender Eigenart hervor. Wir sind gewohnt, Goethe's Dichtung, auch die dramatische, auf äußeres oder inneres Erleben und Erfahren zurückzuführen, und wir finden den Weg nicht zu dieser prägnanten Fabel, zu der leidenschaftlich dämonischen Behandlung, zu der furchtbaren und zauberischen Gestalt der Adelheid. Da haben wir oft bei uns gefragt: woher? — Wenn wir das Folgende mittheilen, so ist freilich auf diese Frage noch nicht viel gesagt; immerhin halten wir es für bedeutend genug, wenn wir eine Anregung des Dichters aufzeigen können. In den Volksliedersammlungen, so im Wunderhorn Bd. I S. 235, in Böhme's altdeutschem Liederbuch S. 107, findet sich die bekannte Ballade von der Frau von Weißenburg.

Was wollen wir aber singen,
Was wollt ihr für ein Lied,
Ein Lied von der Frau von Weißenburg,
Wie sie ihren Herrn verrieth.

Sie läßt ein Brieflein schreiben an ihren Buhlen Ludwig mit geheimer Botschaft. Er kommt gen Weißenburg.

Gott grüß euch, Adelheid schöne,
Wünsch' euch einen guten Tag:
Wo ist eu'r edler Herre,
Mit dem ich kämpfen mag?

„Die Frau lenkt ihren Herrn, im Schein falschen Gemüths." Er reitet Nächtens auf die Jagd, wo er von Ludwig und seinem Knechte angefallen wird. Der Knecht weigert sich auf den Pfalzgrafen zu schießen.

Warum soll ich ihn schießen
Und morden auf dem Plan,
Hat er mir doch sein Lebelang
Noch nie kein Leid gethan.

Da durchrennt ihn Ludwig mit seinem Jagdspieß.

Er sprach zu seinem Knechte:
Reiten wir zur Weißenburg,
Da sind wir wohl gehalten
Nach unserem Herz und Muth.

Da er nun gegen die Weißenburg kam,
Wohl unter das hohe Haus,
Da sah die falsche Fraue
Mit Freuden zum Fenster aus.

„Gott grüß euch, edle Fraue,
Bescheer euch Glück und Heil,
Eu'r Will, der ist ergangen,
Todt habt ihr euren Gemahl."
„Ist denn mein Will' ergangen,
Mein edler Herre todt,
So will ich's nicht eher glauben,
Ich seh' denn sein Blut so roth."

Er zieht das Schwert hervor, das vom Blute roth ist. Verzweiflung faßt sie, sie ringt die Hände und rauft das Haar. Von ihrem Finger zieht sie ein Ringlein von Gold:

„Nimm hin, du Ludewig Buhle,
Gedenk da meiner Huld."

„Was soll mir doch das Fingerlein,
Das unrecht gewonnen Gold,
Wenn ich daran gedenke,
Mein Herz wird nimmer froh."
Deß erschrak die Frau von Weißenburg,
Faßt' einen traurigen Muth:
„Verlaß mich, holder Fürste, nicht!
Mein edler Herr ist todt."

Wir brauchen zur Erläuterung nichts hinzuzufügen. Der Kern der Fabel ist der gleiche mit dem der Adelheidtragödie, wenn auch der Ausgang ein anderer erscheint. Bei den Namen ist der Weg von „Weißenburg" zu dem bezeichnenden glatten und weichlichen „Weislingen" nicht weit; in der Mitte scheint der Name eines Knappen des Götz, der in der Lebensbeschreibung erwähnt wird, Georg von Gaislingen, zu liegen. Und daß die schöne falsche Frau Adelheid heißt, ist merkwürdig genug, wenn auch dieser Name, wie Goethe selbst einmal bemerkt, ein recht rittermäßiger ist. Goethe in seiner Besprechung des Wunderhorns fügt der Erwähnung dieser Ballade hinzu: „Eine gewaltige Fabel, nicht ungemäß vorgetragen." Daß hier keine persönliche Theilnahme mitklingt, darf uns nicht wundern. Bei der Ballade von dem Ritter und der Magd, in der ihm der Ausgang seines bald nach dem Götz geschriebenen Clavigo vorgebildet war, verzeichnet er lediglich: „dunkel romantisch, gewaltsam."

Der Dichter war in jener Zeit der Volkspoesie zugewandt und schon um des Götz willen mit Büchern beschäftigt, die von deutscher Art und Vergangenheit handelten; er konnte die Ballade finden (vgl. Böhme S. 108 flg.) in Brotuff's Chronica der Stadt Mersburg 1557, auch in einem fliegenden Blatt in Nürnberg um 1550 gedruckt. Dazu war das Lied auf dem badischen Schwarzwalde bis zu der Mitte unseres Jahrhunderts im Munde des Volkes lebendig.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aberglauben.

Von J. P. Jacobsen.

Die Salzach ist ein träger Fluß, und an ihrem Ostufer liegt ein Dörfchen, das trübselig, arm und wunderbar still ist. Wie eine Schaar zerlumpter Bettler, die das Wasser in ihrem Wandern aufgehalten hat, und die nicht den Fährlohn bezahlen können, so stehen die Häuser am Rand des Ufers, die morschen Schultern gegeneinander, und stochern hoffnungslos mit ihren Krückstöcken im grauen Wasser. Schwarze, blinde Scheiben starren unter den vorspringenden Schindeldächern hervor und mit dem Ausdruck kummervollen Hasses hinüber nach den glücklicheren Häusern, die einzeln und zu zweien in freundlichen Gruppen auf der grünen Ebene verstreut sind und sich weit in die goldene Nebelferne verlieren. Doch die Hütten der Armuth umgiebt kein Glanz, sondern nur

tiefe Finsterniß und Schweigen, das noch düsterer wird durch das Rauschen des Flusses, der träge und doch nimmer müde weiterschleicht und auf seinem Wege lebensmüde und wunderlich geistesabwesend etwas vor sich hinmurmelt.

Die Sonne ging unter; drüben begann das helle Summen der Grillen schon die Luft zu erfüllen, getragen von einem plötzlichen matten Wind, der herüberwehte und im dünnen Schilf erstarb.

Ein Boot schwamm stromabwärts.

Auf dem Balkon eines der letzten Häuser stand eine schwache, abgemagerte Frau, weit über das Geländer gelehnt, und sah es kommen. Mit ihrer fast durchsichtigen Hand beschattete sie die Augen, denn dort, wo das Boot fuhr, lag das Sonnengold auf den Wassern, und es sah fast aus, als glitte es über einen Spiegel von Gold. Aus dem Halbdunkel glänzte das wachsbleiche Gesicht der Frau hervor, als trüge es sein Licht in sich selbst, deutlich und scharf wie die Wogenkämme, die selbst in dunklen Nächten das Meer erhellen. Aengstlich spähten ihre hoffnungslosen Augen, ein halb stumpfsinniges Lächeln spielte um den müden Mund, aber die Runzeln auf ihrer vorspringenden Stirn breiteten über das ganze Gesicht einen Schatten verzweiflungsvoller Entschlossenheit.

Von der Kirche des kleinen Dorfes begann es zu läuten. Sie wandte sich ab vom Sonnenglanz und schüttelte den Kopf, wie um der Glocke zu entgehen, dabei murmelte sie fast als Antwort auf das endlose Läuten: „Ich kann nicht warten, ich kann nicht warten."

Doch die Glocke verstummte nicht. Wie von Schmerzen gefoltert ging das Weib auf dem Balkon auf und ab; die Schatten der Verzweiflung waren noch tiefer geworden, und sie athmete schwer, wie Jemand, der weinen möchte und doch nicht kann.

Lange, lange Jahre litt sie an einer schmerzhaften Krankheit, die ihr keine Ruhe ließ, ob sie lag oder ging. Sie hatte eine weise Frau nach der anderen befragt, hatte sich von einer heiligen Quelle zur anderen geschleppt — immer ohne Erfolg. Zuletzt war sie mit der September-Prozession in St. Bartolemä gewesen, und hier hatte ein einäugiger Greis ihr gerathen, einen Strauß Edelweiß, welke Raute, brandige Maiskolben und Kirchhofsfarren mit einer Strähne ihres Haares und einem Sargsplitter zu binden; den solle sie einem jungen Weib, das gesund und frisch sei und auf fließendem Wasser daher komme, nachwerfen: dann würde die Krankheit von ihr weichen und auf die Andere übergehen.

Jetzt trug sie diesen Strauß auf der Brust versteckt, und auf dem Flusse kam ein Boot näher, das erste, seit sie den Zauber gebunden. Wieder war sie an die Brüstung des Balkons getreten; das Boot war so nahe, daß sie die fünf sechs Fahrgäste darauf unterscheiden konnte. Fremde, so schien es. Am Bug stand der Bootsmann mit einer Stange, am Steuer eine Dame und neben ihr ein Mann, der aufpaßte, daß sie nach dem Winke des Bootsmannes steuerte; die Anderen saßen mitten im Boot.

Die Kranke beugte sich weit vor. Jeder Zug ihres Gesichtes war lauernd und gespannt, die Hand steckte im Busen, ihre Schläfen klopften, ihr Athem stockte beinah und mit geblähten Nüstern, glühenden Wangen und aufgerissenen, starren Augen erwartete sie das Nahen des Schiffes.

Schon hörte man die Stimmen der Reisenden, bald deutlich, bald nur gedämpft.

„Glück," sagte der eine, „ist eine ganz heidnische Vorstellung. Im Neuen Testament findet man es nicht an einer einzigen Stelle."

„Also Seligkeit?" warf ein Anderer ein.

„Na hört mal," unterbrach jetzt Jemand, „das Ideal eines Gesprächs ist es gewiß, von dem Thema abzuschweifen, und mir scheint, das könnten wir jetzt ebenfalls thun, und zum Anfang unserer Unterhaltung zurückkehren."

„Gut, also die Griechen . . ."

„Zuerst die Phönizier?"

„Was weißt Du von den Phöniziern?"

„Nichts, aber warum sollen die Phönizier immer übergangen werden!"

Das Boot war jetzt gerade unter dem Hause. In diesem Augenblicke zündete ein Insasse seine Cigarette an. In jähem Aufflackern fiel das Licht auf die Dame am Steuer, und in dem röthlichen Schein sah man ein junges, frisches Mädchengesicht mit einem glücklichen Lächeln auf den halbgeöffneten Lippen, und einem träumerischen Ausdruck in den klaren Augen, die zum dunklen Himmel emporsahen.

Der Lichtschein erlosch; ein leises Plätschern, als ob etwas in's Wasser geworfen würde — und das Boot fuhr vorbei.

* * *

Es war etwa ein Jahr später. Die Sonne versank hinter einer Wand von schweren, düsterglühenden Wolken, die einen blutigen Schein auf die Fluthen des Stromes warfen. Ein frischer Wind strich über die Ebene; kein Zirpen der Grillen, nur das Rauschen und Rascheln des Flusses im Schilf war hörbar. In der Ferne sah man ein Schiff stromabwärts kommen.

Die Kranke von damals stand am Ufer unten. — Als sie dem jungen Mädchen den Zauberstrauß nachgeworfen hatte, war sie auf dem Balkon ohnmächtig zusammengebrochen. Die starke Aufregung, vielleicht auch der neue Armenarzt hatten eine Veränderung in ihrer Krankheit bewirkt, und nach einer bösen Zwischenzeit hatte sie sich langsam erholt und war einige Monate später vollständig gesund. Anfangs war sie wie berauscht von diesem Gefühle der Gesundheit, aber das hielt nicht lange vor, dann war sie niedergeschlagen und traurig, ja verzweifelt, denn überall verfolgte sie das Bild des jungen Mädchens im Boote. Zuerst zeigte es sich ihr so, wie sie es gesehen hatte: jung und blühend; dann kniete es zu ihren Füßen und sah flehend zu ihr empor; später wurde es unsichtbar, aber sie wußte doch, wo es war und daß es da war, denn sie hörte am Tag in ihrem Bette und bei Nacht in einem Winkel ihrer Kammer ein leises Jammern. Erst kürzlich war es wieder still und sichtbar geworden: es saß vor ihr, bleich und abgezehrt und starrte sie mit unnatürlich großen, wunderbaren Augen an.

Heut Abend stand sie also unten am Fluß. Sie hatte ein Scheit in der Hand und zeichnete Kreuz auf Kreuz in den weichen Schlamm; zuweilen erhob sie sich und lauschte, und dann zeichnete sie weiter.

Jetzt begann das Abendläuten. Langsam vollendete sie ihr Kreuz, legte das Scheit weg, kniete und betete. Dann watete sie bis an die Brust in den Strom, faltete die Hände und legte sich nieder in die grauschwarze Fluth. Und die Wasser nahmen sie auf und zogen sie in die Tiefe und schlichen dann wie immer träge und traurig fort, am Dorfe vorüber, an den Wiesen vorbei — immer weiter.

Nun war das Boot ganz nahe. Darinnen saßen die jungen Leute, die sich damals beim Steuern unterstützt hatten und jetzt auf ihrer Hochzeitreise waren. Er saß am Steuer, sie stand mitten im Boot, in ein großes Umschlagtuch gehüllt, eine rothe Strandmütze auf dem Kopf, — so stand sie und lehnte sich an den kurzen, segellosen Mast und sang halblaut vor sich hin.

Dann fuhren sie am Hause vorbei. Sie nickte dem Steuermann lustig zu, sah zum Himmel auf und begann zu singen, noch immer an den Mast gelehnt und den Blick auf die fliehenden Wolken gerichtet:

Ist sicher mein Glück
Vor Schicksalstück'
Oder kehrt das alte Leid zurück?
Was blitzt dort auf am Wolkenrand?
Fahren wir in des Kummers Land?
Gibst wieder mir dein traurig Geleit,
Du Herzeleid der vergangenen Zeit?
Doch nein, ihr alten,
Ihr finstern Gestalten,
Nicht sollt ihr mir je am Herde walten.
Kredenz' ich euch den gold'nen Pokal,
Entflieht ihr machtlos allzumal.
Im Herzen findet kein Kummer mehr Raum,
Es lebe das Glück — und wär's nur ein Traum!

Aus der Hauptstadt.

Preß-Koller.

Unter den erbaulichen Nachrichten, welche die Zeitungen Berlins während der letzten Tage in mehr oder minder wohlgenährten Typen zur gefälligen Verdauung brachten, sind es diesmal nicht die interessantesten, die eingehende Betrachtung verdienen. Daß Cardinal Fürsterzbischof Dr. Gruscha allen Pfarrern seiner Diöcese aufgegeben hat, in Anbetracht der so lange andauernden und dem Gedeihen der Feldfrüchte nachtheiligen Trockenheit eine feierliche Betstunde um ergiebigen Regen abzuhalten, sollte eigentlich auch bei uns innigste Theilnahme erwecken, obwohl sich, dem Herrn Fürsterzbischof Doctor recht zum Trotz, das himmlische Naß leider noch vor der Betstunde eingestellt hat. Die Betstunde als Heilmittel für alle agrarischen Beschwerden enthöbe unsere Regierung, deren väterliche Weisheit in immer weiteren Kreisen gerechte Befürchtungen wachruft, der von Miquel angekündigten, dreißigjährigen Gesetzgebung zu Gunsten der Landwirthschaft, und zahllose Geheimräthe brauchten nicht mit Agrarlexen gerade jetzt, wo der junge Lenz in die Amtsstube lacht und zu süß träumerischem Versenken in die Reize des Ministeriumgartens ladet, ihre Zeit todtzuschlagen, wenn eine schlichte Betstunde etwa den Bund der Landwirthe ausrottete, die russische Roggenernte zehn Jahre hindurch total mißraten ließe und sonstige Culturannehmlichkeiten brächte. Es ist anerkennenswerth, daß Cardinal Gruscha mit der Anordnung von Regenbetstunden so lange wartete, bis sämmtliche Seewarten Europas große Niederschläge in sichere Aussicht stellten; nicht allein hat er dadurch den Himmel vor der Blamage, sich um die Betstunden eventuell gar nicht zu kümmern und einfach blau zu bleiben, bewahrt, sondern er hat auch unseren Agragriern deutlich zu verstehen gegeben, daß man den Himmel und alle großen Herren nicht eher um etwas bitten darf, als bis sie von selber damit herausrücken.

Ob, wie für das Wachsthum der Felder, auch für das Wachsthum unserer Staatsschulden besondere Betstunden abgehalten worden sind, vermag ich nicht mit jener Bestimmtheit, die Se. Excellenz den Herrn Grafen Caprivi bei Beantwortung agrarischer Interpellationen ziert, zu behaupten; doch scheint mir, sie gedeihen auch ohne allen kirchlichen Segen und beanspruchen ihn um so weniger, als sie ganz paritätisch alle Confessionen begnaden. Wem nach der letzten Rede des Herrn Handelsministers noch unklar geblieben war, und wer neugierig fragte, was er eigentlich unter den „unerschöpflichen Hülfsquellen Deutschlands" verstanden wissen wollte, der sieht sich nun nach Ausgabe von neuen 160 Millionen 3procentiger Consols hinreichend belehrt: die unerschöpflichen Hülfsquellen der Monarchie liegen im unerschöpflichen Pump. Sehr zu bedauern ist, daß kein momentan Maßgebender Aussicht hat, auch nur annähernd das ehrwürdige Alter der Solotänzerinnen an unserer Hofoper zu erreichen, daß es vielmehr, nach den unaufhörlichen Gerüchten über schwankende Gesundheitszustände höchster Würdenträger zu urtheilen, so leicht keinen ungesunderen Aufenthalt als ein Ministerfauteuil in Berlin gibt. Denn sonst müßte es den nach uns kommenden, von uns bis über die längsten Ohren verschuldeten Geschlechtern eine wahre Wollust sein, wenigstens Einen der Finanzkünstler, die die Milliardenanleihen austüftelten, in den Fingern zu haben. Ich fürchte sehr, dem Minen flöchte die Nachwelt keine Kränze -- ein Geschmack, den sie übrigens mit der Gegenwart vollkommen theilt. —

Aber Betstunden und Staatsschulden allein füllen den Busen eines Posa, wär' es selbst ein Posadowsky, nicht aus, und so beschäftigt sich die Presse nebenher noch mit anderen scherzhaften und anmuthigen Dingen. Da ist zuerst der geliebte Lustmörder, der Favorit aller Local- und Skandalredacteure, der aber auch für Feuilletons und andere hochgradig sittliche Entrüstungen vortrefflich paßt. Grimmiger noch als der Lustmörder indeß, den doch Jeder inbrünstig verflucht, so in harter journalistischer Schule wohl gut rechnen, aber leider nicht auch schreiben gelernt hat, grimmiger noch wird von der gesammten gutmeinenden Presse zur Zeit ein anderer Verbrecher verfolgt. Der Name des dreimal Verfluchten ist P. K. Rosegger, und irgendwo in der Steiermark soll er zuständig sein.

Herr P. K. Rosegger gilt insgemein für einen leidlich anschlägigen Kopf, und wenn mir schon seine Gesammelten Werke nicht durchgehends imponirten, so imponirte mir immer und unter allen Umständen die Geschicklichkeit, womit er die „maßgebenden" Redactionen zu nehmen verstand. Petri Kettenfeier war beliebt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Gern brachte etwas „recht Schmackiges von dem Steirer Waldpoeten" jedwedes gutgeleitete Feuilleton; die Klausneriden, in deren Mitte er sich oft zu alttestamentarischen Erzählungen anregen ließ, lobten den verständnißvollen, klugen Calculator, wo es eben anging, und hinter Heinrich Heine kam ihnen gleich er. Nicht minder aber denn Hirsch Hildesheimer liebte ihn der grause Ahlwardt, und wenn er den Peter nie günstig recensirt hat, so lag dies viel weniger daran, daß Herrn Ahlwardt keine Zeit übrig blieb, Rosegger's Schriften zu lesen, als an des Rectors Furcht, alsbald von dem Gepriesenen angepumpt zu werden. Denn also ist es üblich im Lager der Antisemiten, seit Kain's Zeiten, der den ersten reichen Juden todtschlug.

Je zuweilen besuchten Petri Kettenfeier, da er noch lebte in des Glückes Scheine, reducirte Männlein, welche Autographenalben im Selbstverlag herausgaben oder unter den polizeilich angemeldeten Größen der deutschen Dichterwelt allerlei absurde Enquêten veranstalteten. Rosegger ist, ich wiederhole es, ein kluger Mann, er weiß sogar, weshalb er mitunter Feuilletons zu Schundpreisen liefert und unterschiedliche kleine Banditen in der Westentasche Bruder nennt; aber weiser hätt' er gehandelt, den reducirten Männlein ausnahmslos den Abstieg von der Treppe seines Krieglacher Häusleins zu erleichtern. Ihn plagte indeß neben anderer Sparsamkeit auch der Ehrgeiz, und so trug er seine Sprüchlein ein in die Autographenbücher, fein fürsichtig freilich, um Niemand zu verletzen, die Katze nicht und auch nicht Rollet, den Schuft. Fragte ihn Jemand, wie er zur sozialen Frage stehe, so antwortete er in netten Versen, daß Apfelstrudel auch Compot sei; Erkundigungen über sein Verhältniß zur Jesuitenrückkehr in Deutschland wich er durch die feinsinnige, aphoristische Bemerkung aus, daß ihm Miquel umso mehr gefalle, als seine progressive Einkommensteuer für die Steiermark keine Gültigkeit habe, und wer seine Ansicht über die Skandalsucht der Presse auskundschaften wollte, dem empfahl er in begeisterten Jamben ein Abonnement auf den Reichsanzeiger. Aber der Tag kam, wo Petri Kettenfeier dennoch eine Dummheit that.

Er wollte nämlich Heine nicht kennen.

Herr Heinrich Heine hat, so viel ich mich entsinne, außer einer Reihe schlichtweg entzückender Reime und prachtvoller Prosaskizzen mancherlei kleine Liebenswürdigkeit über Deutschland und die Deutschen geschrieben, die berufsmäßige Literaturschwindler aus seinem „wunden patriotischen Herzen heraus" erklären wollen. Er liebte die Heimath, darum spie er in's Gesicht. Nun ja. Sein patriotisches Herz war so wund, daß er sich von der Regierung Louis Philipp's die Curkosten bezahlen ließ. Wer Heinrich Heine besser kennt als ich und die, welche ihn unentwegt einen „zürnenden Freund" unseres deutschen Landes nennen, wird mit spielender Leichtigkeit den Beweis zu führen vermögen, daß ihm kein Witz zu schlecht, keine Gemeinheit zu frech erschien, wenn er sie gegen Deutschland und deutsches Wesen schleudern durfte. Auch das ist verständlich. Er handelte nicht sowohl aus fanatischem Haß, als aus der morgenländischen Sucht heraus, denen wehe zu thun, die ihm wehe gethan hatten. Die Frage für uns, die Heine ein Denkmal setzen sollen, lautet nun nicht: „Für oder gegen den Juden", sondern höchstens: „Für oder gegen den Undeutschen." Mit geistigem Pauperismus und anderen Phrasendrescherein hat dies Dilemma absolut nichts zu thun, ebenso wenig aber darf es dem Antisemitismus gestattet sein, das entscheidende Wort zu sprechen. Ich für meinen Theil, ich würde dem todten Dichter Denkmalsehrung nicht versagen, denn ich halte dafür, daß seine Soldschreibereien sich selbst richten, von uns aber vornehm übersehen werden können; daß seine Lieder jedoch ein Marmorbild verdienen. Ebenso wie die Lieder Bürger's, nebenbei gesagt, für den jetzt ein Comité sammelt, ein Comité, das nicht „an ein anspruchsvolles Denkmal denkt." Warum denn nicht anspruchsvoll?

Aber die Meinungen über Heine's Würdigkeit können getheilt sein, müssen getheilt sein, zur Ehre Deutschlands, denn wir bedürfen dringend auch solcher Männer, die das Nationalgefühl weit über die Empfänglichkeit literarischer Gourmets für Nachtigallenlieder stellen. Es ist

darum durchaus Sache der Bewohner einer für das Heinedenkmal auserkorenen Stadt, ob sie den Dichter in Marmor sehen wollen oder nicht. Lehnen sie dankend oder auch grob ab, so verdient ihr Beschluß allerhand Hochachtung. In Berlin möcht' auch ich den Heine nicht begrüßen; für Frankfurt a/M. aber paßt er schon besser. Gerade die Verehrer des Poeten mögen wohl bedenken, daß sie beim heutigen Stand der Dinge ihrem Liebling nur schaden und seine Verewigung in Stein bei uns vielleicht dauernd unmöglich machen, wenn sie fortfahren, mit ganz unberechtigtem, trübem Spott jede gegentheilige Meinung zu begießen. Was Hieronymus Lorm in einem der ersten Bände dieser Zeitschrift schrieb, „der sei quasi kein Dichter, der nicht Heine's dichterische Größe anerkenne", ist zweifellos wahr. Doch Dichter haben keine Monumente für Collegen zu errichten, das besorgt eben die Nation. Und der darf man es nicht verargen, wenn sie Nationalität und Nationalitätsgefühl des Candidaten prüft. —

Als Rosegger sich die hochnothpeinliche Frage vorlegen ließ, hat er, das ist klar, Heine's Werke gut genug gekannt, um sich bei seiner geistigen Regsamkeit und seiner Geistesschärfe ein Urtheil bilden zu können. Er zog es aber vor, in der ihm gewohnten Weise den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und Keinem zu Lieb, Keinem zu Leid zu richten. Das mag nicht ganz hübsch und vor allen Dingen eines Dichtermannes nicht würdig sein; wer selbst in solchen Dingen die Leisetreterei nicht lassen kann und des lieben Geschäftes halber die immer noch goldene Mittelstraße wandelt, der wird sich verteufelt wenig Sympathie gerade heut erwerben, wo der Muth seiner Ueberzeugung eines Mannes schönste Tugend ist. — Später hat sich dann herausgestellt, daß Petri Kettenfeier den Heinrich nicht ausstehen kann, und er hat sein Bekenntniß mit Energie in die Welt geschleudert.

Hinfüro wird er auf gute Recensionen in der „vornehmen", d. h. der jedes freie Wort erwürgenden, jeden freien, stolzen Mann ächtenden liberalen Presse nicht mehr rechnen dürfen. All die sehr Ehrenwerthen toben mit einer so unangebrachten Wuth gegen den einst verzärtelten Favoriten, daß man wohl merkt, sie meinen nicht eigentlich ihn, sondern die Anderen im Hintergrunde, die auch nur auf Gelegenheit warten, um loszubrechen. In sklavischer Abhängigkeit hält Zwing-Uri die ganze deutsche Schriftstellerwelt, und wer zu meutern wagt, wird auf offener Gasse gegeißelt, bis er heulend zusammenbricht. Niemals erlaubt Zwing-Uri einem P. K. Rosegger, dessen Vornamen es Pinkussohn Kohn lesen zu dürfen glaubte, sich plötzlich auf sein Petri Kettenfeier-Natur zu besinnen. Eher richtet es ihn zu Grunde, mit Klatsch und Schimpf. Da hüten sich denn die Anderen, hin zu gehen und zu thun wie er. Im Gegentheil, da beifern sie sich, zu Kreuze zu kriechen und ihr Einverständniß mit der gestrengen Herrin zu betheuern. Der Preßkoller dieser Tage, den mit anzusehen und anzuhören jedem freien Europäer unbändiges Vergnügen bereiten mußte — er ist nicht Ausfluß wirklichen Zornes, er ist zum größten und besten Theil erheuchelt. Darum hält er so lange an, zeigt sich in so unendlichen Variationen, weiß sich gar nicht genug des Hasses. Wär' es möglich, den Rosegger seiner Dichterwürden zu entkleiden und ihn wieder auf die Schneiderpritsche zu setzen, man thät es noch heute, um ein warnend Exempel zu statuiren. Zum Glück war das Peterlein weise genug, Frauen zu heirathen, deren Besitz ihn glücklich und reich machte und denen er gewiß keine Unwahrheit sagte, als er schwor, er könne ohne sie nicht leben. —

Die es angeht, sind gewarnt. Und männiglich, der arm aber nicht ehrlich als Schriftstellerlein durch's Leben pilgert, immer herzlich gern einen wenn auch noch so kleinen Waschzettel über sein Wirken in die Spalten der Morgenblätter schmuggelt, der für ein paar Hundebrocken des Lobes seine Seele verkauft und sein Talent prostituirt, männiglich wird hinfort im Steirischen Peterlein einen Gegenstand des Schreckens und des Abscheues erblicken. Einstweilen ängstigt ja der Preßkoller auch noch die Muthigsten und hält die Unzufriedensten in Schach. Und unsere Dichter ahnen dabei gar nicht, wie leicht man das böse Thier mit einem Fußtritt zur Raison bringt. Wenn nur Jeder, den eins aus der Heerde anläfft und begeifert, zum Prügel greift und gerad auf die Bestie losschlägt, mit der er zu thun hat, dann würd's besser werden. Bei der Hochzeit in Koburg hat man die Preßbyzantiner, wie keck sie auch das Gegentheil behaupten, gar wenig zart behandelt und zum Abendfeste überhaupt nur drei Schnüffler zugelassen — trotzdem oder gerade deshalb waren alle Zeitungen voll der tönendsten Lyrik und begeistertsten Anhänglichkeit ꝛc. Sollten dem Petri Kettenfeier aus Oesterreich und dem englischen Herzog von Koburg Nacheiferer auch in Deutschland erstehen, der Preßkoller würde geheilt und eine unabhängige Meinung dürfte geäußert werden, selbst dann, wenn sie nicht vorher hektographisch den Chefredacteuren der „Vornehmen" zur gefl. Censur vorgelegen hat.

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Geographie und Liebe. Lustspiel in drei Aufzügen von Björnstjerne Björnson. (Deutsches Theater.)

Der Musentümpel in der Schumannstraße ist nun zum letzten Mal in dieser Saison Schauplatz skandalöser und Besorgniß erregender Scenen gewesen: Adolf L'Arronge ließ die letzte Lustspiel-Antiquität aus seiner Novitäten-Mappe über die manchmal den Holzweg bedeutenden Bretter gehen. Mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit hat der Director des Deutschen Theaters nicht gehalten, was er bei Beginn seiner Bühnenlaufbahn feierlich versprach, und das in weiten Kreisen noch immer geachtete geistige Niveau benutzte er seit mehreren Saisons nur noch, um möglichst tief darunter zu sinken. Goethe, Schiller und Lessing, die in den Schwindelreklamen moderner Berliner Theatergründer in einer Weise ausgenutzt worden sind, daß ich den Abg. Roeren auf diese betrügerischen Manipulationen und Vorspiegelungen falscher Thatsachen aufmerksam machen muß, Goethe, Schiller und Lessing gaben auch bei Herrn L'Arronge nach kurzer Carenzzeit das Scepter an die ungleich beliebteren Volksdramatiker Schönthan, Kadelburg und Lubliner ab. Es ist recht schade, daß nicht Adolf Ernst in die Stelle des demissionirenden L'Arronge einspringt; vorbereitet ist für den Mann von Charley's Tante alles auf's Beste. „Der Herr Senator", „Der Riegnitzer Bote" und „Geographie und Liebe" sind drei Blüthen komischer Dichtung, die sich von dem Brandon Thomas-Ulk nur noch dadurch unterscheiden, daß sie bedeutend weniger lustig sind.

Björnstjerne Björnson ist Einer der sublimen Maguſſe im Norden, ein Poet, der kraft seines Ausländerthums ohne Weiteres Anspruch auf unsere Bewunderung hat; es konnte ihm also gar nicht schwer fallen, ein für ganz Berlin bedeutendes und mit rauschendem Beifall aufzunehmendes Lustspiel zu schreiben. Als er sich vollends dazu herabließ, in der sogenannten Hauptperson sich selbst zu ironisiren und seinen schauspielernden Sprößling aufzufordern, die Rolle in einer täuschenden Björnstjerne Björnson-Maske darzustellen, da war der Riesenerfolg gesichert und es scheint nur bedauerlich, daß unser Dichter so verhältnißmäßig neue, höchstens ein Dutzend Mal dagewesene Possensituationen verwandte, während er doch bei unserem dankbaren und anspruchslosen Publikum auch mit viel älteren Späßen durchgedrungen wäre. — Wer über Björnstjerne's Lustspiel berichten will, braucht nicht zu befürchten, dabei in den oft getadelten Fehler denkfauler Recensenten zu verfallen und seine ganze Kritik mit einer Erzählung der Handlung anzufüllen; denn in diesem speziellen Falle vermöchte auch der geschickteste Zeilenschinder die Handlung kaum zu einer viertel Feuilletonspalte auszuschlachten, weil eben keine vorhanden ist. Professor Tygesen, worunter man sich den Phantasiemenschen Björnstjerne vorstellen muß, dann wirkt es, bepackt mit seinen geographischen Notizen, Werken und Karten die ganze Wohnung und benimmt sich so unausstehlich wie nur je eins seiner Ideale in unseren illustrirten Witzblättern; endlich kriegt seine Frau den alten Nörgler satt und verreist, unbekannt wohin. Als Tygesen nun ganz allein im Hause herummurkst, fühlt er den Mangel aller Weiblichkeit mit steigendem Mißbehagen, sieht sein Unrecht ein und freut sich bei der Rückkehr des geliebten Wesens wie ein stoffarmer Lustspieldichter über die Benedix'schen und Kotzebue'schen theilweis werthvollen Vorarbeiten.

Meidinger hätte diese Anekdote in seiner prägnanten Art und Weise in drei Zeilen gemünzt, und dem Vater Gellert wäre sie unter Umständen immerhin Stoff für eine dreistrophige Reimfabel gewesen; der Naturalismus von heute macht drei Acte draus. Da Björnstjerne Björnson bekanntlich ein ungemein bedeutender Kopf ist, denn sonst wäre er nicht außerhalb Deutschlands geboren, hielt er es für seine Pflicht, das immerhin bestehende Manco an Witz und Erfindungsgabe durch einen Ueberfluß sogenannter Gedankensplitter auszugleichen. Professor Tygesen schwatzt während des ganzen Stückes unaufhörlich, besonders im zweiten Aufzug, wo er leider viel allein gelassen wird, und was für fades, selbstverständliches, aber grell geschminktes Zeug er zusammenschwatzt, kann sich Jeder denken, wer in der Langeweile eines verregneten Sonntagnachmittags einmal die großthuerischen Plattheiten unserer Aphorismenverkäufer durchblättert. Im Dialog eines Dramas haben all diese unendlich gleichgültigen Sentenzeleien den einen Vortheil, daß man fortwährend an die Zeitungsblätter denkt, worin sie stehen könnten, und an den Hochgenuß, den es bereiten müßte, sie dort einfach zu überschlagen.

Der dürftige Scherz, der dadurch nicht würziger wird, daß Björnson offenbar die Fähigkeit verloren hat, seine Ideen künstlerisch zu gestalten, und nun statt dessen seine Ideen weitschweifig erzählen läßt, vermag im ersten Act zur Noth noch zu amüsiren. Von da an häuft sich die Armseligkeit. Die befremdlichsten Possensituationen müssen herhalten und werden schwitzend auseinander gezogen. Aber während ge-

wöhnliches Lachgas schon in einigen Minuten seinen Dienst thut, auf unser Zwerchfell wirkt und dann einschläfert, ist das Lachgas Björnson'scher Fabrik complicirterer Art: man schläft ein, ehe man überhaupt zum Schmunzeln kommt. Es tauchen hin und wieder freundliche Episoden unter den erquälten Witzchen auf, die an anderer Stelle ihrer Wirkung wohl gewiß wären; hier scheinen sie fast unbequem, weil sie das heiß ersehnte letzte Fallen des Vorhanges hinausschieben. —

Als Graf Caprivi in's Amt trat, versprach er, daß die Politik unter seiner Leitung enorm langweilig werden würde; aber das Gegentheil ist eingetroffen. Hätten sich doch die naturalistischen Dichter ihn zum Vorbild genommen! Sie indeß versicherten, nun werde die Zeit der hoch interessanten Kunst anbrechen und gaben uns dann, gerade umgekehrt wie Graf Caprivi, die hoch langweilige!

Notizen.

Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. Von Josef Müller. (München, H. Lüneburg.) Ein begeistertes Enkomion auf den großen Humoristen als Mensch, Philosoph, Pädagog, Kunstkenner Dichter, Sprachschöpfer und Politiker mit manchen eigenen guten Gedanken, wenn auch seinem Meister nachempfindend nicht immer in bester Form. Wir sind ganz mit dem Verfasser einverstanden, wenn er meint, daß ein Genie, wie Jean Paul wohl periodenweise verdunkelt, aber nie dauernd zurückgesetzt werden kann; auch daß die Zeit, die ihn würdigen konnte, noch nicht dagewesen ist, denn die zeitgenössische Siegwart- und Wertherperiode schwärmte nur für Jean Paul, weil sie in ihm leider jenes Uebermaß der Empfindungen fand, das sie zu ihrem wonnevollen Schwelgen nöthig hatte. Müller zeigt uns, daß er aber noch ganz andere höhere Fähigkeiten besaß und eine anderswo nicht zu ersetzende Quelle wahrer Geistes- und Herzensbildung in seinen Schriften bietet. Wenn ihm auch die Gegenwart verloren ist, die eine andere Richtung hat, so gehört ihm doch gewiß eine mehr oder minder ferne Zukunft.

Verschollen. Schauspiel aus der Gegenwart von August Sturm. (Naumburg, Schirmer.) Das Stück ist in Gera, wie man uns versichert, mit Erfolg aufgeführt worden, und in der That bezeichnet es gegenüber Sturm's früherem dramatischen Versuch „Reinhart Frei" einen großen Fortschritt. Die Handlung ist gut durchgeführt, die Charaktere, obwohl zum Theil etwas verschwommen, sind mit Geschick gezeichnet, und wenn auch eine tragische Schuld fehlt und an die Stelle der Katharsis das Mitleid für schuldlose Schicksalsopfer tritt, so ist der letzte Eindruck doch nicht niederdrückend, weil wenigstens der Ausblick in die Zukunft sich an eine hoffnungsvolle Jugend knüpft. Immerhin will es uns scheinen, daß der Dichter besser daran gethan hätte, den arg romantischen Stoff nicht in die arg realistische Gegenwart zu verlegen. Der plötzlich aus Afrika auftauchende Todtgesagte — ein solcher Knalleffect ist in solcher Weise unmöglich, und daß er seine Frau wieder anderweitig verheirathet findet, sowie die Schlußkatastrophe, das sind Alles Motive, die eine Verlegung des Stoffes in entferntere Vergangenheit rathsam machen. Sturm hat auch entschiedenen Humor, wie der lustige zweite Act beweist, doch muß er sich vor dem Zuviel der Caricatur hüten. Ebenso vor den übermäßigen und oft überflüssigen „Beiseite", welche die Darstellung leicht unnatürlich machen; sonst ist der Dialog immer knapp und schlagend, das Kennzeichen des wahren Dramatikers.

Bei G. A. Liebeskind in Leipzig ist von Johannes Trojan's „Scherzgedichten" schon die dritte Auflage erschienen, die um mehrere köstliche Lieder vermehrt ist. Auch hier zeigt sich die Heiterkeit des Kladderadatschgelehrten der seines Freundes Seidel eng verwandt: ein sonniger, sanfter Humor, harmlos, fast ohne satirische Schärfe, naiv und kindlich. Bezeichnend ist seine Berliner Maiabendstimmung:

Spazieren ging ich vor der Stadt,
Wo's wenig nur belebt,
Da kam aus einer Abendwolk
Ein Herr herabgeschwebt.

An einem Fallschirm schwebte er
Hernieder in's Maiengrün
Und fragte mit sanfter Stimme mich:
„Wo geht's hier nach Berlin?"
Ich deutete ihm die Richtung an,
Die schlug er dankend ein,
Und über der Flur von Rixdorf lag
Der Abendsonnenschein.

Auch das letzte Bändchen der Kleinen Ausgabe Liebeskind: „Quer durch die Geographie" von L. Siegfried haben wir mit stiller Freude durchgelesen. Es ist ein sinniger Naturfreund, der mehr und tiefer sieht als andere Menschen, auch über Welt und Leben Manches erdacht hat und anmuthige Stillleben von seinem Flügelrad aus festzuhalten weiß. Bilder von der Landstraße, die sich dank der „Strampelfahrer" und zum Trotz der Eisenbahn wieder neu belebt, aus verträumten Schlössern und vergessenen Provinzstädten und Dörfern mit ihren Typen und Käuzen, Thieren und Pflanzen, kluge Bemerkungen über Volkssprache und Volksart, mitunter ein feiner Humor, deutsche Wanderlust und Weltfreude, — man braucht wahrlich nicht selber Radfahrer zu sein, um an dem hübschen Büchlein sich zu erfreuen.

Glaubenslos? Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. (Berlin, Gebr. Paetel). Wieder ein Meisterbuch, nicht blendend und groß, aber still und bewegt, ohne romantische Verwickelung und Liebeswirren, alles inneres Leben und Charaktermalerei. Die Seelenkämpfe eines jungen katholischen Priesters, der sich als glaubenslos bekennt und doch reichen Segen in seiner Gemeinde ausströmt mit seiner dogmenlosen Frömmigkeit und reinen Herzensgüte. Schon steht er im Begriff, aus der Kutte zu springen und aus drückender dörflicher Enge in die große Welt hinaus zu entfliehen, da sieht er freudig ringsum die Früchte des ausgesäten Samens und beschließt zu bleiben und ruhig im kleinen Kreise weiter zu wirken. „Sein Kampf war ausgekämpft. Ja, dann trösten, helfen, bessern. Hier leben und sterben, ungekannt, ungenannt im bergenden Schatten, in dem allein sein ganzes Wesen sich entfalten kann. Ein stiller Hüter an einer der unzähligen Quellen, aus denen Heil und Unheil in die Welt fließt."

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des Ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. 23. Jahrgang. (Wien, Carl Gerold's Sohn.) Der von Baron von Falke-Lilienstein herausgegebene stattliche Band vereinigt alle namhaften Dichter und Dichterinnen Oesterreichs in ihren besten Schöpfungen in Vers und Prosa und bringt zugleich gelungene Uebersetzungen und Nachdichtungen aus dem Magyarischen, Tschechischen, Illyrischen, Italienischen ꝛc. Wir finden hier die Altmeister und bekannte Namen neben den jüngeren; von den ersteren nennen wir nur L. A. Frankl und Cajetan Cerri, von den letzteren Hans Falke, M. E. delle Grazie. Uebrigens ist auch dem Essay und den populärwissenschaftlichen Abhandlungen ein breiter Raum gewidmet und heben wir hier nur aus der Fülle derselben die nachstehenden Aufsätze hervor: Adolph Kohut's, „Theodor Körner in Wien" und C. J. Schröer's „Ulrike von Levetzow".

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Das geläufige Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

☛ *Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.*

Das Bild der Welt.

Von einem Menschen.

Ein dem Sonnenspektrum vergleichbares Spektrum des Weltwesens durch das „Prisma" des Menschen, das praktische Ideal aller echten Lehrkunst (Anleitung zum Selbstforschen) ist nicht im Buchhandel erschienen, sondern nebst d. 1. Heft d. Erläuterg. geg. Einsdg. v. 1 M fr. nur z. bez. v. **A. Matthes, Berlin,** N. Schlegelstr. 23. III.

LEREILICHT!

Eine „Plein-air Studie"
von
Wilhelm Schölermann.

Die *2te Auflage* ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen.

Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung,
Frankfurt a. M.

Soeben erschienen:
Steiner,
Philosophie der Freiheit.

„Klar und wahr möchte ich dem Buche auf's Titelblatt schreiben. Nur auf solcher Weltanschauung kann die arg bedrohte persönliche und menschheitliche Freiheit naturgemäße Anerkennung finden. Der Verfasser hat sein Werk gerade zur rechten Zeit geschrieben, möge es die weiteste Verbreitung finden." —
(Deutsche Worte.)

Preis 4 Mark.

Verlag von **Emil Felber, Berlin S.W.**
Anhaltstraße 6.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich 5 **Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erschien:
Das rote Gespenst.
Sozialistische Gedanken eines Nichtsozialdemokraten.
Von **Otto Prange.**
Preis M 1.50.
Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

Dr. H. Lüneburg, Verlag, München.
Jean Paul
u. seine Bedeutung für die Gegenwart
von **Dr. Josef Müller.**
In eleg. Kalbleder-Umschlag Preis M 9.—
In den meisten Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Georg Reimer** in **Berlin.**
Soeben erschienen:
König Karls XII. eigenhändige Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Carlson.** Autorisirte deutsche Uebersetzung von F. Mewius. 8°.
Preis M 9.—.

Vierzig Millionen ersparte Steuern oder die Reform der Organisation der preussischen Staatseisenbahnverwaltung. Kritik und Vorschläge eines Praktikers von **Reinh. Menz.**
Preis M —.90.

Soeben erscheint in unserem Verlage:
Die Million.
Roman
von
Theophil Zolling.
☛ **Vierte Auflage.** ☚
Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.
Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen.
Blätter für literarische Unterhaltung.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 18. Berlin, den 5. Mai 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der kirchenpolitische Kampf in Ungarn. — Die Strohmänner und unser bürgerliches Gesetzbuch. Von P. Krückmann (Göttingen). — **Literatur und Kunst:** Graf Schack. Von Gustav Karpeles. — Sully Prudhomme über Lyrik. Von Ludwig Jacobowski. — **Feuilleton:** Ein Scherz. Von Matilda Serao. — **Aus der Hauptstadt:** A. A. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. — Die „Münchener Freie Vereinigung". Von Franz Servaes. — Anzeigen.

Der kirchenpolitische Kampf in Ungarn.

Seit einem halben Jahrhundert erfreute sich Ungarn eines confessionellen Friedens, wie wenige Länder Europas. Die letzten zwischen Katholiken und Protestanten aus den gemischten Ehen betreffs der Confession der Kinder sich ergebenden Streitigkeiten beseitigte der 53. Gesetzartikel vom Jahre 1868, dessen § 12 verfügte, daß Knaben der Confession des Vaters, Mädchen jener der Mutter zu folgen haben. Hatte auch der Episkopat diese gesetzliche Bestimmung bekämpft, so fügte er sich derselben doch durch nahezu ein volles Vierteljahrhundert. Die immerhin ziemlich häufig vorkommende Außerachtlassung des Gesetzes von Geistlichen verschiedener Confession wurde nicht weiter beachtet. Erst als das ungarische Cultusministerium dem Gesetze strikte Durchführung verschaffen wollte und in Ermangelung einer Sanktionsbestimmung im erwähnten Gesetze durch eine im Februar 1890 erlassene Verordnung Strafbestimmungen gegen die „Wegtaufungen" und gegen Nichtmittheilung von Matrikelauszügen an die Geistlichen der „competenten" Confession traf, lehnte sich ein großer Theil des katholischen Clerus gegen diese Verfügung der Staatsgewalt auf und ertrug lieber die verhängten Strafen, als daß er gegen die, vom ungarischen Episkopat zwar lange hindurch nicht publizirte, aber doch nicht unbekannt gebliebene Weisung des römischen Stuhles gehandelt hätte, wonach „die Auslieferung von Kindern an die Häresie" eine Verletzung des katholischen Dogmas involvire. Nun begann man auch katholischerseits die Aufhebung des Gesetzes oder wenigstens die Zurückziehung der Verordnung zu fordern, welche inzwischen von mehreren Gerichten durch Freisprechung der renitenten Pfarrer als ungesetzlich bezeichnet worden war. Auf den entgegengesetzten Standpunkt stellte sich indeß das Abgeordnetenhaus, indem es den Antrag Szivák annahm, dem zufolge die Februarverordnung des Grafen Csáky als berechtigte Durchführungsmaßregel des 53. Gesetzartikels vom Jahre 1868 anerkannt und das Festhalten an letzterem mit großer Majorität ausgesprochen wurde.

Aber der Cultusminister selbst mußte in offener Parlamentssitzung zugeben, daß die von der päpstlichen Curie immer schärfer betonte dogmatische Unzulässigkeit der Anmeldung weggetaufter Kinder, sei es bei dem Geistlichen der im Sinne des Gesetzes berechtigten Religion, sei es bei der politischen Behörde — was als Expedient vorgeschlagen wurde —, für die katholische Geistlichkeit eine Collision der Pflichten gegen den Staat mit denen gegen die Kirche geschaffen habe, und gewissermaßen als indirekte Anerkennung der moralischen Berechtigung zu weiterer Widersetzlichkeit gegen die bezüglich ihrer Legalität bestrittene Maßregel äußerte er die Absicht, bei den politischen Behörden Geburtsmatrikeln für Kinder aus gemischten Ehen einzuführen.

Eine Abänderung der von Rom aus ex cathedra als dem katholischen Dogma widersprechend bezeichneten Gesetzesbestimmung betreffs der Kinder aus gemischten Ehen wurde seitens der Regierung, als gefährlich für den confessionellen Frieden und abträglich der Würde der Staatsgewalt, entschieden für ebenso ausgeschlossen erklärt, wie eine Zurückziehung der ministeriellen Verordnung, oder wie eine vom Fürstprimas Vaszary beantragte Interpretirung der betreffenden gesetzlichen Verfügung als nicht imperativen, sondern bloß prinzipiellen. Doch waren die seit langer Zeit sich hinziehenden Vorbereitungen und Vorberathungen zur Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuches bereits Veranlassung gewesen, auf den Mangel eines einheitlichen ungarischen Eherechtes und auf die Unhaltbarkeit des Bestandes von sieben verschiedenen, sich theilweise direkt widersprechenden confessionellen Eherechten hinzuweisen. Schon da war vom Justizminister Desider Szilágyi die Nothwendigkeit der Einführung der obligatorischen Civilehe, oder mindestens der Nothcivilehe betont worden, obwohl bekanntlich der vom Ministerpräsidenten Koloman Tisza im Jahre 1885 dem Parlamente vorgelegte und vom Abgeordnetenhause auch angenommene Spezialgesetzentwurf über die Ehe zwischen Christen und Juden am Widerstande des damals noch nicht reformirten, sondern aus lauter geborenen Gesetzgebern bestehenden Oberhauses gescheitert, und auch nach Schaffung des neuen Magnatenhauses kein Versuch zur Wiedereinbringung einer ähnlichen Gesetzesvorlage gemacht worden war.

Den aus dieser unklaren Sachlage naturgemäß entspringenden Bestrebungen und Agitationen stand das Cabinet Szapáry mit getheilten Empfindungen gegenüber. Der Ministerpräsident war mit einigen seiner Ministerkollegen geneigt, den Wünschen der katholischen Kirche im Hinblick auf den auch vom protestantischen Tisza als Cabinetschef stets vollauf gewürdigten — und benützten gewaltigen politischen Einfluß des Episkopates nach Möglichkeit Rechnung zu tragen, während Cultusminister Csáky, wirksamst unterstützt vom Justizminister Szilágyi, einem Fanatiker der Staatsomnipotenz, eine Kapitulation der Staatsgewalt auf das Entschiedenste perhorreszirte.

Die Bewegung der Geister blieb indeß nicht auf politische administrative und kirchliche Kreise beschränkt. Nachdem die katholischen Decanatsversammlungen Stellung gegen den Februarerlaß genommen und dabei den Wunsch nach der Aufhebung des 1868er Gesetzes ausgesprochen hatten, damit die Eltern ganz frei über die Confession ihrer Kinder sollen ent-

scheiden können, was als Postulat eines wahrhaftigen Liberalismus aufgestellt wurde, traten die Seniorats- und Distriktualconvente der Protestanten augsburgischer wie helvetischer Confession für die Aufrechterhaltung des Gesetzes in die Schranken, in welchem sie als Minderheit einen Schutz gegen die weit mächtigere frühere Staatsreligion auf dem Fuße voller Gleichberechtigung zu finden erklären. Es fielen bei solchen Gelegenheiten scharfe Ausdrücke, welche den confessionellen Frieden durchaus nicht zu fördern geeignet waren. Als förmliche Kriegserklärung wurden katholischerseits die Reden betrachtet, welche auf dem im September 1892 in Komorn abgehaltenen, vornehmlich zur Feier des 25jährigen Curatorjubiläums Koloman Tiszas bestimmten Districtualconvent der Reformirten vom Superintendenten Pap und vom Jubilar, dem gewesenen vieljährigen Ministerpräsidenten des Landes, gehalten wurden. Eine in der Form maßvolle, sachlich aber nicht minder entschiedene Erwiderung in Gestalt eines vom Fürstprimas erlassenen Hirtenbriefes ließ nicht lange auf sich warten und provozirte wieder gereizte Entgegnungen von protestantischer Seite.

Es war offenbar, daß die Regierung den Conflict nicht weiter greifen lassen durfte. Mit dem Zusammentritt des Abgeordnetenhauses im Herbst 1892 wurde die Wegtaufungsfrage, die über ihre ursprüngliche Bedeutung nun weit hinausgewachsen war, auch in parlamentarischem Sinne acut. Aber der Widerstreit der Meinungen im Cabinet über die beste Art der Lösung hörte nicht auf. Graf Csáky und Szilágyi wollten den gordischen Knoten durch Verstaatlichung der Matrikel und der Eheschließung durchhauen, während Graf Szapáry diesem radicalen Schritte nicht bloß für seine Person abgeneigt war, sondern auch die Zustimmung der Krone bezweifeln zu müssen glaubte. Dies führte zur Demission des Cabinets. Die Meinungen waren auch in der Regierungspartei getheilt, aber nach allen bisherigen Erfahrungen war zu erwarten, daß die Mehrheit derselben sich nach derjenigen Seite zu neigen wissen würde, nach welcher die Entscheidung der Krone fallen würde. Während alle Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß sich der Monarch für die Auffassung des Ministerpräsidenten entscheiden werde, der in Wien die Krisis natürlich in seinem Sinne zu beleuchten in der Lage war, erfolgte die gewiß sehr wohl vorbereitete, aber für alle Welt eine Ueberraschung bietende Palastrevolution im Club der liberalen Partei. Koloman Tisza rächte sich an seinem Nachfolger und wußte durch seine engere Garde eine überaus entschiedene Kundgebung der Partei für die Einführung der obligatorischen Civilehe zu Stande zu bringen, durch welche gewissermaßen dem Cabinetschef der Stuhl vor die Thüre gesetzt wurde. Graf Szapáry säumte auch nicht, aus dem formellen Rücktritt einen thatsächlichen zu machen. Die Parlamentarier, welche der König über die Stimmung im liberalen Club vernahm, ließen nur eine Cabinetsbildung als möglich erscheinen, welche dem angeblich allgemeinen Wunsche einer der Autorität des Staates und der „nationalen Consolidation" förderlichen Kirchenpolitik Rechnung tragen würde. So wurde der wegen der Valutaregulirung ohnehin als unentbehrlich betrachtete, durch seine Erfolge in der Ordnung des Staatshaushaltes und seine sonstige Tüchtigkeit allgemein beliebte Finanzminister Dr. Alexander Wekerle, der im Cabinet sich der radicalen Richtung Csáky's und Szilágyi's angeschlossen hatte, zum Ministerpräsidenten designirt. Gegen den Wunsch der Krone wurde Szilágyi beibehalten, an Stelle Szögyényi's, welcher sich bereits seit längerer Zeit den Boschafterposten in Berlin offen gehalten hatte, wurde Graf Ludwig Tisza Minister um die Person Sr. Majestät und für den Posten des Innern fiel die überaus glückliche Wahl auf den kurz vorher zum Präsidenten des Staatsrechnungshofes ernannten früheren Abgeordneten Hieronymi. Das so erneuerte Cabinet fand die freundlichste Aufnahme, als es sein kirchenpolitisches Programm, dessen dunkelster Punkt allerdings der Krone die Entschließung über die Details der nur im Prinzipe genehmigten Civilehe vorbehielt, dem Reichstage und dem ganzen Lande darlegte.

Die offizielle Kirchenpolitik bekam aber nun ein ganz neues Gesicht durch die scharfe Betonung ihres nationalen Charakters. Als ihre Hauptaufgabe wurde die Beförderung der Einheitlichkeit der Nation, also die Magyarisirung bezeichnet. Damit war der patriotische Enthusiasmus der herrschenden Rasse bald auf das Höchste entflammt, und die Munizipalausschüsse von Comitaten und Städten beeilten sich, der Regierung ihre begeisterte Zustimmung zu solch' einer Assimilirungsmaßregel auszusprechen, wogegen allerdings auch Versammlungen von Katholiken gegen das Regierungsprogramm stattfanden und namentlich alle nichtmagyarischen Nationalitäten gegen das kirchenpolitische Programm des Cabinets energisch Front machten. Das war nur ein Grund mehr für alle chauvinistischen Kreise, sich für die in Aussicht gestellten, theilweise schwer durchführbaren Maßregeln zu erklären.

Einen mächtigen Bundesgenossen hatte das Cabinet Wekerle von vornherein durch den Umstand, daß es mit der eigentlich actuellen Frage der Civilmatrikeln und der Civilehe die Schaffung eines Gesetzes über allgemeine Religionsfreiheit und eines weiteren über die Aufnahme der jüdischen Religion in die Zahl der sogenannten recipirten Religionen verknüpfte. Das war eine alte Forderung der Judenschaft, welche nun ihren, in Ungarn besonders weitgreifenden Einfluß namentlich im Wege der ganz vorwiegend in ihren Händen befindlichen Presse für die Kirchenpolitik des Ministeriums in die Waagschale warf, schon ehe die einzelnen Vorlagen feste Gestalt gewonnen hatten.

In diesem Stadium zeigten sich auch die oppositionellen Parteien dem Programm Wekerle's sehr geneigt. Carl Eötvös, der Obmann der äußersten Linken und gewesene Vertheidiger im Tisza-Eszlarer Prozeß, konnte sich darauf berufen, daß sein Vorgänger Daniel Irányi zwei Jahrzehnte hindurch ein Gesetz über Religionsfreiheit mit allen Consequenzen gefordert hatte; dazu hatte er auch die Autorität Kossuth's für sich. Als sich gegentheilige Strömungen geltend machten, glaubte Eötvös die liberale Kirchenpolitik zur Parteisache machen zu können, und war sehr überrascht, als die größere Hälfte der Partei gegen ihn stimmte. Die mit ihm aus dem Club der Unabhängigkeitspartei austretende sehr beträchtliche Minorität durfte als sichere Hülfstruppe des in allen sonstigen Fragen bekämpften Cabinets für dessen kirchliche Reformen betrachtet werden. Ebenso sprach sich Graf Albert Apponyi, der Führer der Nationalpartei, wenn auch mit einigen schwachen Vorbehalten, aber ersichtlich aus parteipolitischen Gründen, für die vom neuen Ministerium verkündeten Reformen aus, die nach und nach in der Gestalt von Gesetzentwürfen der Legislative vorgelegt wurden.

Aber nur wenige Monate dauerten diese günstigen Aussichten auf glatte parlamentarische Durchführung des Regierungsprogrammes. Die Antworten des Kaisers in Boros Sebes und Güns, in denen der nationale und staatsrechtliche Chauvinismus die schon lange verdiente Verurtheilung erfuhr, einigte den größten Theil der Unabhängigkeitspartei unter dem einzigen Schlagworte der gefährdeten Unabhängigkeit des Landes und isolirte Eötvös mit einigen seiner radicalsten Genossen, während auch Graf Apponyi in den aus dieser Veranlassung vom Zaune gebrochenen parlamentarischen Kämpfen sich in scharfen Gegensatz zu dem Ministerpräsidenten stellte und eine starke Wendung auch in seiner Stellungnahme zu den kirchenpolitischen Vorlagen machte. Die Agitation des katholischen Clerus gegen die Civilehe nahm immer größere Dimensionen an, mehrere Katholikenversammlungen ließen die allmähliche Organisirung eines umfassenden Widerstandes erkennen. Auch die Vereitelung der in diesen Kreisen gehegten Hoffnung auf eine Verweigerung der Vorsanktion seitens der Krone in Folge der von den beiden Cardinälen Fürstprimas Vaszary und Bischof Schlauch dem Kaiser vorgelegten Denkschriften brachte die clericale Minenarbeit gegen das kirchenpolitische Programm des Ministeriums durchaus nicht zum Stillstande. Der Episkopat markirte seine Stellung durch einen gemeinsamen Hirtenbrief, der am Dreikönigstage (6. Jan. d. J.) von allen Kanzeln des Landes verlesen wurde und in gemäßigter Fassung, aber doch deutlich genug alle Gläubigen zum Widerstand gegen die das Sakrament der Ehe verletzende Reform aufrief. Einzelne Bischöfe hatten noch vorher schärfer gehaltene Hirtenbriefe er-

lassen, oder versahen das nach langen Berathungen nur prinzipiell vereinbarte, endgültig vom Fürstprimas selbst redigirte Document mit Einleitungsschreiben an ihren Diözesanclerus, welche dem friedlichen Text die beabsichtigte scharfe Commentirung gaben. Am 16. Januar fand dann die nicht bloß durch die Zahl, sondern auch durch den Rang ihrer Theilnehmer, durch die Vertretung der meisten Kirchengemeinden des Landes imponirende Landesversammlung der ungarischen Katholiken statt, deren Resolutionen dem im Magnatenhause zu erwartenden Widerstande gegen die kirchenpolitischen Vorlagen nach dem lange Zeit für zweifellos gehaltenen Siege derselben im Abgeordnetenhause eine breite Grundlage geben sollen. Das schon vor einem Jahre dem Cabinet Weckerle im Magnatenhause zu Theil gewordene Mißtrauensvotum wurde zwar bei der diesjährigen, in beiden Häusern des Reichstages überraschend schnell und glatt verlaufenen Budgetdebatte nicht erneuert, aber die aristokratische Opposition glaubt dort einer ganz beträchtlichen Mehrheit sicher zu sein, selbst wenn die vom Ministerpräsidenten bezüglich der besonderen ungarischen Hofhaltung von der Krone erlangten Concessionen und die Hoffnung auf die Erlangung von Hofwürden, einen Theil des clericalen Hochadels gefügiger gemacht haben sollte.

Eine Zeit lang schien dann die Annahme der Vorlagen auch im Abgeordnetenhause aus der eigenen Kraft der liberalen Partei nicht mehr so ganz zweifellos, wie noch wenige Monate vorher. Die clericale Agitation, welche sorgfältig auf die Beeinflussung der Abgeordneten durch die Wählerschaften eingerichtet worden war, hatte während der Reichstagsferien ihre Wirkung geübt. Es traten aus dem liberalen Club fünfunddreißig Mitglieder aus und schlossen sich der von Parteitaktik dictirten Opposition der Majorität der Nationalpartei an. Außerdem hatten noch viele Abgeordnete der Regierungspartei anläßlich ihrer Wahl bereits Reverse bezüglich kirchenfreundlicher Haltung speziell gegen die Civilehe gegeben, deren Einhaltung nun gefordert wurden, so daß eine Collision der Pflichten zwischen dem mehr oder minder formell gegebenen Worte und dem liberalen Parteiprogramm eintrat.

Der von den Zeitungen der Regierungspartei unternommene Versuch, das Festhalten am Programm der liberalen Partei, also die Erfüllung des der Wählerschaft gegebenen Versprechens als höher stehende Verpflichtung festzustellen, wurde nach einer vom Grafen Stefan Károlyi in der am 15. Januar gehaltenen ersten Sitzung des liberalen Clubs nach den Weihnachtsferien an den Ministerpräsidenten gestellten kategorischen Forderung, das politische Ehrenwort als unbedingt bindend anzuerkennen, zurückgewiesen, und den Abgeordneten, die in so unzulässiger Weise die Freiheit ihrer Entschließung aufgegeben, der Verzicht auf das Mandat, allerdings ohne den geringsten practischen Erfolg, deutlich nahegelegt. Gleichzeitig wurden die kirchenpolitischen Gesetzentwürfe zur Parteifrage erklärt. Aber der Beschluß, daß es mit der Parteiangehörigkeit unvereinbar sei, gegen dieselben zu sprechen und zu stimmen, ließ noch immer die Möglichkeit der Stimmenthaltung im entscheidenden Augenblicke zu und verrieth einerseits das Bestreben, die Zahl der Austritte nicht noch mehr anwachsen zu lassen, brachte aber andererseits ein Moment der Unsicherheit in das Vorgehen der Regierung. Den katholischen Priestern, welche dem liberalen Club angehören, war übrigens ausdrücklich volle Freiheit in diesen ihren kirchlichen Beruf berührenden Fragen gelassen worden. Einer derselben ist trotzdem aus der Partei ausgetreten, ein anderer blieb wohl im Verbande derselben, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er die Civilehe ablehnen werde.

Die Dissidenten, welche in dem gewesenen Ministerpräsidenten Grafen Julius Szapáry einen regierungsfähigen Führer gewonnen hatten, setzten ihre Hoffnung auf die Unhaltbarkeit eines parlamentarischen Ministeriums, dessen Partei nicht mehr die absolute Majorität im Abgeordnetenhause zu erreichen schien, und durften mit vollem Rechte darauf verweisen, daß die Bundesgenossenschaft des überwiegenden Theiles der äußersten Linken für das Cabinet ein Danaergeschenk sei, wenn es auch zunächst die Annahme des Gesetzentwurfes über die obligatorische Civilehe, dessen Berathung am 19. Februar begann, im Abgeordnetenhause sicherte. In der That beeilten sich auch die Sprecher der staatsrechtlichen Opposition, mit großem Selbstbewußtsein zu betonen, daß sie es sind, welche die Vorlagen der von ihnen im Uebrigen auf das Schärfste bekämpften Regierung retten, und daß sie den Preis für ihre Unterstützung auf anderen Gebieten der Politik fordern werden. Die vom Grafen Albert Apponyi in einer bedeutenden Rede, nicht mit confessionellen, sondern mit politischen Gründen motivirte Ablehnung der Vorlage, hat momentan seine Popularität wohl beeinträchtigt und ihm, sowie dem Grafen Szapáry und dem Parteiführer Ugron feindliche Demonstrationen eingebracht, aber trotz der vom Minister des Innern, Hieronymi, versuchten Widerlegung die Schwierigkeiten der practischen Durchführung in das hellste Licht gestellt. Die Generaldebatte nahm die erwarteten großen Dimensionen thatsächlich an, da der Präsident des Hauses erst am Montag der Charwoche den Schluß derselben aussprechen konnte, nachdem in ihrem Verlaufe achtzig Redner das Wort ergriffen hatten. Eine Unterstützung der kirchenpolitischen Vorlagen hatte die inzwischen am 6. März abgehaltene, äußerlich überaus imposant verlaufene Budapester liberale Landesversammlung bezweckt. Ihre Wirkung wurde aber einestheils dadurch beeinträchtigt, daß die behördliche Mache zu deutlich bemerkbar war, anderentheils lag ihre bedenkliche Seite darin, daß an ihr ganz hervorragenden Antheil die Anhänger der äußersten Linken hatten, deren staatsrechtliche Bestrebungen angesichts ihrer geradezu verblüffenden Intimität mit dem Cabinet an politischer Möglichkeit nun sehr gewonnen haben. Dann hat die Kundgebung zum Widerspruch von katholischer und nationaler (speciell von serbischer und rumänischer) Seite herausgefordert und so die bereits in breite Volksschichten getragenen prinzipiellen Gegensätze in noch nicht absehbarem Maße verschärft.

Die Opposition wußte es dann durchzusetzen, daß die Schlußreden und die Abstimmung bis nach Ostern verschoben wurden, weil sie während der auf einen letalen Ausgang mit Sicherheit hinweisenden schweren Erkrankung Ludwig Kossuth's sich der Hoffnung hingeben zu dürfen glaubte, daß sein Tod, beziehungsweise die bezüglich der ihm zu erweisenden nationalen Ehrungen zwischen der liberalen Partei und der äußersten Linken hervorgetretene acute Meinungsverschiedenheit das Cabinet Wekerle in eine kritische Lage bringen und das Eintreten der dem Turiner Verbannten parteipolitisch am nächsten Stehenden für die kirchenpolitischen Vorlagen des Ministeriums wieder in Frage stellen würde.

Das ist nun nicht geschehen. Trotz des Mißtrauensvotums, welches gegen das Cabinet wegen seiner, der Pietät der Nation nicht genügend Rechnung tragenden Haltung gegenüber den Trauerkundgebungen über Kossuth's Hingang und bei dessen großartiger Bestattung von der Opposition beantragt wurde, hielt sich die große Mehrheit der äußersten Linken durch den letzten Willen des Turiner Verbannten gebunden, und so ist im Abgeordnetenhause der Gesetzentwurf über die obligatorische Civilehe mit der ganz überraschend großen Mehrheit von 185 Stimmen angenommen worden, wobei die Regierungspartei doch fünf Stimmen über die absolute Majorität aufbrachte.

Nun hat das Magnatenhaus für diese wichtigste und in erster Linie entscheidende der kirchenpolitischen Vorlagen des Cabinets zu entscheiden. In dem mit der Vorberathung betrauten Vereinigten Dreierausschuß hat die Regierung von vorne herein auf die Mehrheit zählen dürfen. Daß die Annahme mit der großen Mehrheit von 35 gegen 15 Stimmen erfolgen würde (27. April), war von keiner der beiden Parteien geglaubt worden. Inzwischen haben die Serben eine großartige Protestversammlung in Karlovitz gehalten, die Rumänen bereiten eine solche Anfangs Mai in Arad vor. Vermuthlich am 7. Mai gelangt die Vorlage vor das Plenum des Magnatenhauses. Sowohl die Anhänger wie die Gegner der Vorlage behaupten, eine kleine Mehrheit zu haben. Die Entscheidung wird jedenfalls nur mit wenigen Stimmen fallen, und darum ist die Spannung eine außerordentliche.

Die Strohmänner und unser bürgerliches Gesetzbuch.

Von P. Krückmann (Göttingen).

Ohne den Strohmann wäre der Bauschwindel nicht zu seiner erschreckenden Höhe gestiegen und auch andere Schwindeleien wären ohne ihn unmöglich. Dies Thema kann nicht genug behandelt werden, ist es doch von höchster praktischer und prinzipieller Bedeutung; denn hier bietet sich für unser künftiges bürgerliches Gesetzbuch ein außerordentlich dankbares Feld, das soziale Moment in unserem bürgerlichen Recht auszugestalten und zu fördern. Die hier zu betrachtenden Schädigungen liegen wesentlich auf civilrechtlichen und prozessualischem Gebiet und wir sollten für das hic Rhodus, hic salta dankbar sein, um den zweifellosen Beweis zu erbringen, welch bedeutender Antheil dem bürgerlichen Rechte an der sozialen Umgestaltung zugefallen ist. Der Entwurf erster Lesung und soviel ich bisher sehe, auch der Entwurf zweiter Lesung sind an dieser bedeutsamen und im besten Sinne volksthümlichen Aufgabe achtlos vorüber gegangen, als ob sich gegen die beregten Mißstände nichts thun ließe. Freilich, so lange man nicht mit dem Gedankenkreise des Individualismus gründlich bricht, läßt sich gegen diese Erscheinungen eines in Grund und Boden verdorbenen geschäftlichen Lebens nichts ausrichten, anders steht jedoch die Sache und weit leichter, einfacher wird die Aufgabe, wenn wir erwägen, daß der Individualismus, auch der juristische, nur eine Ansicht ist und nichts mehr, eine Ansicht, deren Richtigkeit sich nur danach bemißt, was sie für uns leistet. Von ihr können wir schon jetzt sagen, daß sie vom Strohmännerthum so gründlich ad absurdum geführt ist, wie überhaupt nur irgend eine Ansicht durch Thatsachen widerlegt werden kann. Am heutigen Schwindel, insbesondere am Bau-, Börsen- und Zeitungschwindel hat der Individualismus auf das Kläglichste Schiffbruch gelitten. Wir werden allen diesen Dingen civilrechtlich nur dann beikommen, wenn wir ganz neue Gedanken einführen, deren Prinzipien unserem jetzigen Rechtssysteme völlig unbekannt sind.

Das allen Schwindeleien Gemeinsame ist, daß ein gewissenloser Unternehmer eine „vermögenslose" Person nach Außen vorschiebt, also regelmäßig einen erfahrenen Manifestanten, an diesem bleiben die Schulden haften, während dem Hintermann der ungekürzte Gewinn zufließt.

Ich will hier nur zwei Beispiele bringen, an denen sich die Functionen dieser vorgeschobenen Personen so recht deutlich zeigen und welche den großen Umfang dieser wirthschaftlichen und sozialen Schädlichkeit jedermann klarlegen.

Am bekanntesten ist der Bauschwindel. Der Strohmann, welchem sein Helfershelfer die Mittel äußerlich glänzend aufzutreten, gewährt, kauft einen Bauplatz mit dem Gelde seines Hintermanns und läßt auf dessen Namen eine Hypothek eintragen, welche den Werth des Grundstückes zusammen mit dem Werth des zu errichtenden Baues erreicht. Dann wird gebaut, so lange die Bauhandwerker zu seiner Zahlungsfähigkeit das durch sein elegantes Auftreten genährte Vertrauen haben. Versuchen schließlich die Betrogenen eine Zwangsvollstreckung, so findet sich Nichts vor und der elegante Herr leistet mit Vergnügen den Offenbarungseid. Versuchen die Lieferanten und Handwerker den Bau zu erwerben, so fallen sie durch die große Hypothek in die Hände des Hintermannes, oder sie kommen überhaupt nicht an das Grundstück, da ihnen das Geld fehlt, mitzubieten und auf eigene Kosten den Bau fortzusetzen.

Eine andere Art ist bei Börsenleuten beliebt. Wollen diese Leute faule Papiere an das Publikum absetzen, z. B. Argentinier u. s. w., so muß natürlich für diese Waare im Publikum Stimmung gemacht werden und es erscheinen alsdann in den Zeitungen jene bekannten lobenden Berichte über die fremden Länder, ihren natürlichen Reichthum, ihre guten Finanzen u. s. w. Handelt es sich um die Papiere eines einzelnen Unternehmens, z. B. einer Goldmine, so wird natürlich das Lob auf dieses allein concentrirt und mehr oder minder verhüllt werden die betreffenden Werthpapiere dem Publikum empfohlen. Aber dies Alles thut sehr häufig gar nicht der Verkäufer, d. h. derjenige, welcher die Papiere dem Publikum verkaufen will, sondern entweder ein dritter oder auch die in solchen Freundschaftsdiensten bewährte Redaction. Zugleich erbietet sich in einem Inserat der Bankier zum Verkauf der Papiere, resp. zur Besorgung derselben, ohne selber etwas anderes als ganz unfaßbare, allgemeine Redensarten zur Empfehlung der Papiere zu gebrauchen. Es kann auch eine mehr oder minder versteckte Anspielung auf die im textlichen oder scheinbar textlichen Theil der Zeitung enthaltenen Lobsprüche stattfinden. Dem Juristen ist die Bedeutung dieser Arbeitstheilung sofort klar. Der Verkäufer haftet für alle Zusagen, die er betreffs der Kaufsache gemacht hat und er würde für seine Anpreisungen haften, wenn er sie in sein Inserat aufgenommen hätte. Da dies nicht geschehen, kann das Publikum ihn für die günstige Meinung, die es von seiner Waare hatte, nicht verantwortlich machen, den eigentlichen Artikelschreiber kann man jedoch nur unter zwei Bedingungen fassen. Gehört er zu der Redaction und fällt sein Artikel in den Text der Zeitung, nicht in die für die Zeitung unverbindlichen Inserate, so kann freilich der Abonnent,*) wenn er getäuscht war, gegen die Zeitung, d. h. gegen den Verleger vorgehen. Wenn der Käufer jedoch nicht Abonnent ist oder der Artikelschreiber außerhalb der Redaction steht, muß der Geschädigte dem Artikelschreiber, resp. Inserenten schon Arglist nachweisen, um an ihn zu kommen. Jedoch bleibt immer noch der Hinterzug offen, daß der Bankier durch einen unbekannten Menschen in eigenem Namen die empfehlenden Inserate in die Zeitung bringt, so daß der eigentlich Schuldige überhaupt nicht aufzufinden ist, während der Bankier ganz „wahrheitsgemäß" versichert, daß er jenes Inserat nicht eingesetzt habe. Ferner überlege man sich auch noch die Beweisfrage, welche nothwendig zum Eide drängt und der Beklagte, welcher schon so viele betrogen hat, wird auch den Eid schwören. Thut er es nicht, so ist es für ihn auch kein Schade, wozu hat man sonst den Offenbarungseid? Der Strohmann nimmt gegenüber dem Publikum die Verantwortung auf sich und der Bankier hat die angenehme Stellung eines Verkäufers, dessen Waare von anderen Leuten empfohlen wird.

Daß derartige Dinge nicht so weitergehen können, ist klar. Bähr hat in diesen Blättern vorgeschlagen, den Bauhandwerkern eine gesetzliche erste Hypothek an der „Oberverbesserung", d. h. an der durch den Bau bewirkten Werthsteigerung des Grundstückes zu geben. Dieser Vorschlag hat, wie Bähr selber zugiebt, technisch manches Bedenkliche, ist aber doch nicht ohne Nutzen. Wie es scheint, findet der Vorschlag an maßgebender Stelle Würdigung. Dies wäre sehr zu wünschen, jedoch kann kein Zweifel sein, daß mit dieser Waffe der Schwindel nicht in's Herz gestoßen wird. Helfen kann nur eine Bestimmung, welche dem Hintermanne des Strohmannes und diesem selbst das Bündniß unter allen Umständen verleidet, und welche zugleich so allgemeiner Natur ist, daß sie alle Strohmänner trifft. Die Erwägungen, von denen ich hierbei ausgehe, sind folgende: Der Strohmann erwirbt dem Hintermann sein Geld und diesen müßten eigentlich die Schulden des Strohmannes treffen, die er durch seine Schiebungen von sich abzulenken weiß. Er hat den ganzen Vortheil von dem Geschäft, nur daß er formell sich aus der Sache herauszuziehen gewußt hat. An diesem einen formellen Umstande scheitern

*) Daß der Abonnent gegen seine Zeitung vorgehen kann, falls sie ihn auch nur fahrlässiger Weise täuschte, scheint dem Publikum und auch vielen Juristen unbekannt zu sein, denn man hätte sonst schon des Oefteren von solchen Prozessen gehört. Ich lasse hier dahingestellt, ob die vom Reichsoberhandelsgericht gelegentlich ausgesprochene Ansicht, das Zeitungsabonnement wäre ein Abschluß von Lieferungsverträgen, richtig ist, ob nicht vielmehr das, was wir Juristen technisch als locatio conductio operis bezeichnen, vorliegt. Jedenfalls steht Eines außer Zweifel, daß die Zeitung, d. h. der Verleger contraktlich dem Abonnenten zur Anwendung jeder Sorgfalt verpflichtet ist und daß eine Außerachtlassung dieser Sorgfalt mindestens, so weit sie textlichen Theil der Zeitung betrifft, den Verleger haftbar macht. Persönlich gehe ich sogar so weit, auch für Inserate die Zeitung haften zu lassen, jedoch kann ich diese Ansicht hier nicht näher begründen und muß ihre Rechtfertigung für einen anderen Ort aufsparen. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn man die Zeitungen an ihre Pflicht, das Publikum nicht zu belügen, sondern ehrlich zu bedienen, einmal nachdrücklich durch einige Schadensprozesse erinnerte.

bisher alle Versuche, den Hintermann, welcher doch aus diesen Geschäften allein der eigentlich Berechtigte ist, heranzuziehen. Gerade er müßte bezahlen. Ferner kommt hierzu noch folgende Erwägung. Wer einem ganz verschuldeten Menschen, der schon den Offenbarungseid leistete, die Mittel zu einem üppigen Leben gewährt, und alle diese Herren Strohmänner leben im größten Stil, der kann auch an die Gläubiger des Manifestanten etwas wenden. In Berlin ist es vorgekommen, daß am Morgen ein Amtsrichter einem dunklen Ehrenmann den Offenbarungseid abnahm und ihn am Nachmittag in einem der feinsten Restaurants von Berlin W. traf. Der Richter trank an einem Tisch sein Glas Bier, während am Nebentisch der Manifestant die kostbarsten Speisen und Weine für sich und seine Familie auftragen ließ. Woher hatte er die Mittel? Entweder von seinem Hintermanne oder von seiner Frau. Diese letztere Möglichkeit werden wir unten berühren.

Ist es nun unbillig zu fordern, daß der Hintermann für die Schulden des Stohmannes aufzukommen habe? Nicht im Mindesten, die Strafe für seine Unehrlichkeit kann nicht scharf genug sein und unrecht erworbenes Gut in schmutziger Hand darf nicht geduldet werden. Es besteht nicht der geringste Grund, die Hintermänner auch nur im Mindesten zu schonen. Im Kampfe gegen dieses Gelichter ist jedes Mittel recht, es muß eben gethan werden, was sich nur irgend thun läßt. Ich schlage keinen strafrechtlichen Eingriff vor, denn dieser ist ganz außerordentlich zweischneidig und würde, was die Hauptsache ist, doch nicht leisten: das Geld wieder den Betrogenen zurückerstatten. Sollten hier wirklich einmal in der praktischen Handhabung Mißgriffe sich herausstellen, so lassen dieselben sich doch nachträglich wieder gut machen und richten jedenfalls nicht solchen unheilbaren Schaden an, wie die strafrechtliche Deklassirung.

Die Haftung des Hintermannes müßte sich, da Unterschiede sich nicht machen lassen, unterschiedslos auf alle Schulden des Strohmannes beziehen, wenn dieselben mit dem einzelnen Schwindel auch gar nicht zusammenhängen. Dann kommt die betrogene Ehrlichkeit wieder zu ihrem Recht und dem hinterlistigen Schwindler, welcher anderen Leuten Gruben graben wollte, geschieht ebenfalls nur Recht, wenn seine That ihm böse Früchte trägt.

Eine wichtige Frage ist, wie wir den Hintermann ausfindig machen, denn auf eine bloße Vermuthung hin können wir Niemand als solchen verurtheilen. Bei Bauschwindeleien wäre die Sache allerdings ziemlich klar, man kennt ja seine Pappenheimer, aber häufig wird sich der geschäftliche Zusammenhang zwischen den Diebsgenossen nicht ohne Weiteres klarlegen lassen. Hier hilft eine Aenderung des Offenbarungseides. Es ist rechtspolitisch durchaus verfehlt, die Vorschriften über den Offenbarungseid für alle Fälle unbesehens gleich zu machen. Wie kann man zwei Menschen gleich behandeln, von denen der eine seinen ersten Offenbarungseid schwört, während der andere sich schon öfter auf diesem Gebiet versucht hat und durch eine üppige, luxuriöse Lebensweise täglich seinen Offenbarungseid Lügen straft! Wir müssen darum unterscheiden. Wessen Lebensweise mit seinem Offenbarungseide in Widerspruch steht, der muß in seinem Eide angeben, woher er die Mittel zu seinem Lebensunterhalte bezieht. Er ist, im Gegensatz zum heutigen Recht, *befriedigende* Auskunft schuldig und wird, bis er nach dem Ermessen des Gerichtes eine solche ertheilt hat, in Haft gehalten. Die Kosten der Haft muß in solchem Falle, anders als heute, nicht der Gläubiger zahlen, sondern der Staat, denn einmal wäre die Haft, da die Betrogenen kleine Leute und von dem Hintermann schon um ihr baares Geld gebracht sind, gar nicht zu vollstrecken und überdies hat der Staat die Pflicht, alles Mögliche zu thun, um jeden Schwindel zu unterdrücken. Der § 792 der Civilprozeßordnung ist gegen die Schwindler viel zu milde, ebenso § 794, welcher die Höchstdauer der Haft auf sechs Monate festsetzt. Dieselbe muß unbegrenzt sein, denn sonst thut sie keine Wirkung. Gibt der Strohmann klein bei, so faßt man seinen Spießgesellen, verstockt er sich, so bleibt er zu gerechter eigener Strafe in Haft, genießt die Früchte seiner Schurkereien nicht und kann dem Kapitalisten auch ferner keine Dienste leisten, er wird so lange unschädlich gemacht. Diese unerfreuliche Lage wird den verwöhnten Menschen schon bald mürbe machen und er wird unter seinem Eide Namen nennen. Hat er gelogen, wandert er ins Zuchthaus, sprach er die Wahrheit, so hat man einen zahlungsfähigen Schuldner. Wenn man nur den Willen hat zuzupacken, so läßt sich Vieles erreichen, wir müssen nur den veralteten individualistischen Standpunkt aufgeben, daß jeder nur für seine eigenen Schulden aufzukommen habe.

Man kann auch nicht entgegenhalten, daß diese Bestimmungen Unheil anrichten könnten. Dies wird niemals vorkommen. Denn einmal läßt sich die Thatsache, ob Jemandes Lebensweise in Widerspruch mit seinem Offenbarungseid steht, außerordentlich leicht beweisen, die betreffenden Vorgänge spielen sich in aller Oeffentlichkeit ab. Hat man erst diesen Boden, so wäre jede Nachsicht mit dem Manifestanten sentimentale Schwäche und ein Unrecht gegen Andere. Inwiefern gegenüber dem Hintermann die vorgeschlagenen Bestimmungen Unheil anrichten könnten, ist mir unerfindlich. Zudem wäre es ein großer Irrthum anzunehmen, daß diese Bestimmungen häufig zur Anwendung kommen werden, hoffentlich wird auch von ihnen gelten, was von jedem guten restitutorischen Rechtssatze gilt, daß die besten Rechtssätze am seltesten angewendet werden, sie sollen schon durch ihr bloßes Dasein wirken. Sind nur erst einige Anwendungsfälle vorgekommen, so wird der Schwindel eben aufhören, denn der Hintermann sagt sich, daß ihm die Vorschiebung des Strohmannes nichts nützen wird, ihn höchstens zwingen kann, auch dessen frühere Schulden zu bezahlen. Sollte der Strohmann den Unrichtigen genannt haben, so wird dieser natürlich alle Hebel in Bewegung setzen, um den Strohmann zu überführen und den Richtigen zu stellen. Jeder Genannte ist der natürliche Bundesgenosse zur Erforschung der Wahrheit. Es wäre ja möglich, daß der Hintermann neue Kniffe ersönne, um sich der Haftung zu entziehen, z. B. selber den Schein der Vermögenslosigkeit erweckt, auch hiergegen leisten die neuen Bestimmungen über den Offenbarungseid etwas und jedenfalls müssen wir erst einmal abwarten, was geschieht.

Ferner ist es nothwendig, die Selbständigkeit des Frauenvermögens aufzuheben, wo ein Manifestant sich mit seinem Offenbarungseid durch seine Lebensweise in Widerspruch setzt. Mann und Frau leben in getrennten Güterverhältnissen, die Frau bestreitet die Ausgaben, auf ihren Namen wird die theure Wohnung gemiethet, während der Mann sich auf seinen Namen in einer anderen Straße ein kleines Zimmer miethet, welches er nur benutzt, um dort die gerichtlichen Zustellungen in Empfang zu nehmen. Im Uebrigen lebt er gänzlich bei seiner Frau, herrlich und in Freuden. Seine Schulden sind nicht ihre Schulden und ihr Vermögen ist nicht sein Vermögen! Auch dies muß geändert werden, das Frauengut muß ganz oder bis zu einem gewissen Theile für die Schulden des Mannes haften, selbst da, wo rechtlich die Gütertrennung vorliegt. Denn gerade die Gütertrennung soll dort unschädlich gemacht werden, wo Jemandes Lebensweise mit seinem Offenbarungseid in Widerspruch steht.

Ferner ist es meines Erachtens unbedingt nothwendig, folgenden allgemeinen Gedanken in unser Recht einzuführen: Wer gewisse Geschäfte nur betreibt, um unter Mißbrauch seiner Geistesgaben oder seiner Kenntnisse seine Mitmenschen in sittlich anstößiger Weise zu übervortheilen, verliert das Recht und die Fähigkeit zur Vornahme solcher Geschäfte. Er wird für beschränkt handlungsunfähig erklärt auf Grund seines mehr als bloß gelegentlichen Schwindels. Dieser Satz, welcher, wie jedoch hier nicht gezeigt werden kann, seine Spitze hauptsächlich gegen das unehrliche Geschäftsgebahren der Zwischenhändler richtet, ist auch auf Strohmann und Hintermann anwendbar, dem für beschränkt handlungsunfähig Erklärten ist damit auf das Strengste verboten, seine bisherigen Geschäfte fortzuführen oder auch nur in dienender oder vertretender Stellung an ihnen sich zu betheiligen. Auf Zuwiderhandlung, die ja leicht nachzuweisen ist, muß langjährige Freiheitsstrafe gesetzt werden. Dann werden wir endlich die Katzen, welche das Mausen nicht

lassen können, hinter Schloß und Riegel bringen und unschädlich machen. Nur keine sentimentale Nachsicht, eine nach oben begrenzte Strafdrohung etwa auf 2—3 Jahre wäre durchaus ungenügend, man muß solche Leute 5, 6, ja 10 Jahre einsperren können. Je länger desto besser. Leider können wir heute mit dem Strafgesetzbuch gegen diese Leute nichts ausrichten, sie sind nicht zu fassen und eine neue Strafdrohung ohne Kautelen, wie sie hier durch die im vorhergehenden Entmündigungsverfahren liegende Warnung gegeben sind, könnte zu leicht Gerechte und Ungerechte treffen.

Der Vorschlag theilweiser Entmündigung stützt sich auf die Erwägung, daß Mißbrauch eines gewissen Geschäftsbetriebes z. B. der Bank, des Detailhandels u. s. w. den Betreffenden unwürdig macht, diesen Betrieb noch weiter auszuüben und daß ein Betrieb, welcher für die Mitmenschen eine Gefahr enthält, eingestellt werden muß. Diese Gedanken sind dem Verwaltungsrechte schon längst bekannt, aber bisher für unser bürgerliches Recht noch nicht hinreichend gewürdigt. Das unsinnige Prinzip der Gewerbefreiheit, welches das Ungleiche gleich behandelt, wird von den Menschen noch viel zu sehr angebetet. Es wird höchste Zeit für das Civilrecht zu erkennen, daß nur das Gleiche gleich behandelt werden darf.

Zum Schluß noch einige Worte über die Zeitungen. Das Thema läßt sich hier nur andeuten, nicht ausführlicher behandeln. Die Presse ist mit wenigen Ausnahmen immer mehr zur käuflichen Waare für den Meistbietenden geworden und beherrscht trotzdem die öffentliche und geheime Meinung des Volkes unumschränkt. Ich sehe hier von den politischen Umtrieben ab und weise nur auf die bekannte Stimmungsmacherei zu Gunsten irgend welcher Großkapitalisten und Schwindler hin, die schon so vieles Unheil angerichtet hat. Solche Geschäfte machen nur die großen Zeitungen, die selber schon in großkapitalistischen Händen sich befinden, die kleinen Localblätter sind froh, wenn sie ihre großen Schwestern mit einigem Geschick plündern können. Ihre Hülfe zu kaufen, lohnt nicht die Mühe. Die Großkapitalisten, die durch vorgeschobene Personen das Lob ihrer Unternehmungen in alle Winde hinaus posaunen lassen, sind gar nicht zu fassen, ihre Strohmänner haben nichts und die Zeitung sagt, daß sie für Inserate nicht verantwortlich wäre. Aber dies ist gerade der Fehler, welcher allen Betrügereien Thür und Thor öffnet. Ich habe es nicht in Erfahrung bringen können, ob unsere Schwindler sich schon auf die Höhe des Barnumkniffs geschwungen haben, vermuthe jedoch, daß dieser auch schon bei uns angewendet wird. Zwei Firmen erbieten sich zum Verkauf derselben Waare, z. B. Werthpapiere, eine große und eine kleine. Letztere übernimmt die Anpreisungen, Zusagen und da ihre Leistungsfähigkeit nur beschränkt ist, so zieht den eigentlichen Vortheil aus ihren Inseraten die erstere. Diese verkauft natürlich ohne für Güte Gewähr zu leisten, da die Empfehlungen der anderen Firma sie dieser Nothwendigkeit entheben. Beide Firmen stecken natürlich unter einer Decke. Was will man hiergegen machen?

Mit diesen Treibereien dürfte das Gebiet des Zeitungschwindels nicht erschöpft sein und es wäre für uns Juristen belehrend, wenn ein Eingeweihter Mehrings „Kapital und Presse" noch weiter ergänzen wollte. Wir können diesem Punkte nicht genug Aufmerksamkeit zuwenden, denn jeder Schritt gegen die Auswüchse der Presse ist eine That gegen den Kapitalismus. In der Presse treffen wir das Großkapital.

Mir scheint es daher nur gewiß und unumgänglich, die Presse für Text sowohl als Inserate unbedingt ohne Rücksicht auf Arglist oder Fahrlässigkeit civilrechtlich, d. h. auf Schadensersatz, haftbar zu machen und zwar nicht bloß gegenüber dem Abonnenten, sondern auch gegenüber dem bloßen Leser. Die Zeitung selber hat den Rückgriff gegen ihren Hintermann. Das Publikum muß unter allen Umständen geschützt werden, dies fordert seine Unerfahrenheit, die einmal als Thatsache nicht aus der Welt zu bringen ist. Die Zeitung dagegen verdient an ihren Hintermännern durch ihre Schergendienste gewaltige Summen. Fließen dieselben häufig auch nur in die Privattaschen der Redaction, so gehören diese Trinkgelder doch mit zur Einnahme, welche den Werth der Stelle steigert und dem Verleger gestattet, größere Ansprüche an seine Redacteure zu machen. Die Zeitung im Gegensatz zum Publikum kennt unter den Inserenten, den Einsendern von Stimmungsartikeln ihre Pappenheimer und weiß, wo sie den Rückgriff zu nehmen hat. Ist dies einmal nicht der Fall, um so besser! Dann rächt sich ihre Freundschaft mit dem Großkapital durch einen ganz beträchtlichen Schaden und sie wird in ihrem eigenen Interesse ihr Verhältniß mit den Kapitalisten lösen und nothgedrungen ehrlich werden.

Diese Vorschläge, welche jedoch noch viel weiter ins Einzelne durchgeführt werden müssen, sind deswegen so gerecht, weil kleine Blätter, also das Kleinkapital von ihnen nichts zu fürchten haben. Sie gelten jedoch nur für den Handel mit Effecten unbedingt, für alle übrigen Empfehlungen im Texte oder Inseratentheil nur, soweit dieselben anonym erscheinen, die Zeitung kann sich vorsehen und Inserate resp. Artikel, die ihr gefährlich werden können, zurückweisen.

Die Entwürfe für das bürgerliche Gesetzbuch sind bedauerlicher Weise an allen diesen Gesichtspunkten achtlos vorübergegangen. Auch der § 705 des ersten und § 749 des zweiten Entwurfs, der ausdrücklich gegen die Concurrence déloyale gemünzt ist, wird nicht genügen. § 705: Als widerrechtlich gilt auch die kraft der allgemeinen Freiheit an sich erlaubte Handlung, wenn sie einem Anderen zum Schaden gereicht und ihre Vornahme gegen die guten Sitten verstößt.

§ 749: Wer durch eine Handlung, die er nicht in Ausübung seines ihm zustehenden Rechtes vornimmt, in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise einem Anderen vorsätzlich Schaden zufügt, ist dem Anderen zum Ersatze des Schadens verpflichtet.

Diese Bestimmungen genügen nicht, denn sie helfen gegen den besten Kniff der Schwindler, den vermögenslosen Strohmann, nicht, sie sollen überdies die Concurrenz schützen und nicht die Käufer. Unsere Gerichte dürften kaum den schneidigen und eleganten Gebrauch von diesen Bestimmungen machen, den die französische Praxis von Art. 1382 des Code civil gemacht hat. Die Concurrence déloyale gehört jedoch in einen anderen Zusammenhang und kann hier nicht näher erörtert werden. Jedenfalls steht nach meinem Dafürhalten eines fest, daß eine strenge, unbedingte Haftung der Zeitungen vordem alternativ mit oder subsidiär hinter anderen gar nicht zu entbehren ist. Die Möglichkeit, daß die Zeitungen der verschiedenen politischen Richtungen, welche heute Tag für Tag ihren Lesern ein Lügengericht vorsetzen, durch eine entsprechende civilrechtliche Bestimmung zu politischer Ehrlichkeit gezwungen werden könnten, will ich hier nur streifen. Geschieht keine durchgreifende Aenderung, so erleben wir das Resultat, daß in mehr als zwanzigjähriger Gesetzgebungsarbeit die deutschen Juristen einen zu Tage liegenden Schwindel ärgster Art nicht haben bekämpfen können. Möge ein kräftiger Entschluß uns zum Guten helfen! Man höre nur nicht auf das Zetergeschrei der börsenfreundlichen Zeitungen, die nur zu gerne ihre eigene schmutzige Wäsche als das hohe und hehre Palladium der Preßfreiheit aufrollen.

Literatur und Kunst.

Graf Schack.

Von Gustav Karpeles.

Nein, ein großer Dichter war er nicht, der Graf Adolf Friedrich von Schack, so sehr er auch sein Leben lang nach dieser Palme gerungen hat. Aber ein merkwürdiger Charakterkopf war er unstreitig und als solcher wird er fortleben — in

unserer Literaturgeschichte. Es liegt sicher etwas Tragisches in dem Leben und Streben dieses ausgezeichneten Mannes, und hätte er die Kraft gehabt, diese Tragik seines eigenen Lebens poetisch zu fassen, so wäre er unzweifelhaft ein großer Dichter geworden. Ein Hauch dieser Tragik wehte Jeden an, der literarisch oder persönlich, aus seinen wissenschaftlichen oder dichterischen Werken, den Verstorbenen kennen lernte.

Man hat ihn einen zweiten Platen genannt — und er war unglücklich darüber; man hat ihn als einen Eklektiker bezeichnet — aber er wehrte sich dagegen mit allem Eifer. Und doch sind beide Bezeichnungen richtig, denn sie treffen das Wesentliche in seinem literarischen Charakter; die ungewöhnliche Formgewandtheit und den geistigen Universalismus in seinem Schaffen.

Graf Schack war ein Meister in der Verwendung aller dichterischen Formen. Er gehörte dem Geschlecht der akademischen Poeten an, das einst die Tafelrunde des Königs Maximilian von Bayern belebte — und das war sein Verderb. Antikisirende und moderne Elemente, orientalische Symbolik und die Sentimentalität der deutschen Romantik, klassische Reminiscenzen und die Macht der neuen Weltanschauung stritten sich bei ihm um die Oberherrschaft, und weil er nun mit seinem Zauberstabe alle Formen der alten wie der neuen Dichtkunst spielend heraufbeschwören konnte, darum ward ihm diese Formgewandtheit zum Verhängniß.

Sein zweites Verhängniß war seine geistige Universalität. Er war in allen Literaturen zu Hause und mit den Dichtern aller Zeiten innig vertraut. Das machte ihn zum Eklektiker. Er hat eben von früh auf unter den mächtigen Einwirkungen großer Meister gestanden, und diese Einflüsse verfolgten ihn durch sein ganzes Leben. „Der geistvolle Uebersetzer des großen Epos des Firdusi hat sich tiefer, als es in bloßer Lectüre geschieht, mit dem poetischen Geist des Morgenlandes durchdrungen, der Geschichtschreiber des spanischen Dramas und poetische Vermittler einer Gruppe der bedeutendsten spanischen Schauspiele ist nicht gleichgültig gegen den Reiz geblieben, welcher in dem Phantasiereichthum und der erfindenden Kühnheit spanischer Lebensdarstellung liegt. Der hochgebildete Weltwanderer hat auf großen Reisen die Dichtung der Völker so gut wie ihr Leben auf sich wirken lassen. Seine reiche Belesenheit hat Graf Schack empfänglich für die Eindrücke der Dichter, in die er sich versenkte, gemacht; er kennt sie von Sophokles bis Byron alle, und seine eigene Entwickelung hat nicht nur Anregungen, Fingerzeige von ihnen empfangen, sondern gewisse Elemente Aller in sich gesogen." Das ist ein herbes Urtheil, um so herber, als es von einem Verehrer des Dichters ausgeht, aber es erschöpft doch keineswegs die Bedeutung des Mannes. Denn es ist nicht in Abrede zu stellen, daß neben und außer all diesen Eindrücken, Anregungen und Einflüssen auch noch ein starker Zug von Subjectivität und eine große Kraft, das Fremde durch das Eigene zu erfüllen und zu beleben, in Schack wirksam war. So kann man wohl sagen: Was ihn hob und was ihn hemmte, floß aus gleicher Quelle.

Auf verschiedenen Wegen suchte Graf Schack sein Ziel zu erreichen: als Lyriker, als Epiker und als Dramatiker. Aber nur in der epischen Dichtung ist ihm Großes gelungen. Das leichte, zart hingehauchte Lied war nicht seine Domäne. Hier war er wirklich bloß Nachahmer, weil das Schwergewicht der Formen und Gedanken sich an seine Verse heftete. Es existirt ein kleines Gedicht von Schack, das in herkömmlicher Weise die Leiden unglücklicher Liebe besingt; wenn man boshaft sein wollte, könnte man dies kleine Gedicht symbolisch auf die eigene unglückliche Liebe zur lyrischen Muse deuten.

Das singt und flötet in den Zweigen
Und zirpt und schmettert auf der Flur;
Zum Himmel mit den Lerchen steigen
Die Freudenrufe der Natur.

Ein Sausen geht, wie Jubelchöre,
Von Ast zu Ast, von Baum zu Baum,
Die düstre Tanne selbst, die Föhre
Erweckt es aus dem Wintertraum.

Hinunter jauchzt in alle Schluchten
Der stürzenden Gewässer Schwall,
Froh tönt am See von Bucht zu Buchten
Des Wogenschlages Wiederhall.

Doch Trost gibt mir der Stimmen keine,
In all dem Jubel und Gesang,
Denn stumm für immer ist die eine,
Die süßer mir als alle klang.

Nur auf dem Gebiete der epischen Dichtung und der lyrisch-epischen Erzählung hat Schack eine sichere poetische Zeugungskraft bewährt. Seine „Nächte des Orients" sind von flammendem Schwung der Phantasie; sie enthalten glänzende, prächtige Schilderungen, originelle Bilder, einen reichen Gedankeninhalt. Den Grundgedanken dieser „traumhaften Gedankensymphonie" faßt der Dichter selbst in einem Nachwort zusammen: „Der Mensch ist nicht von einem ursprünglich reinen und glücklichen Zustande später entartet, hat sich vielmehr, im Laufe unzählbarer Jahrtausende, allmählich aus thierischer Rohheit erhoben und steigt zu immer höherer Entwickelung auf; nicht in der Vergangenheit liegt das goldene Zeitalter, sondern in der Zukunft. Der Dichter ist anfänglich mißmuthig seiner Zeit abgewendet, von Sehnsucht nach vergangenen Perioden der Geschichte erfüllt; ein alter Magier, den er im Orient findet, versetzt ihn auf seinen Wunsch, mit Hülfe eines Elixirs in die Zeiten zurück, die er sich als glücklicher ausgemalt hat und zeigt ihm dieselben so, wie sie in Wahrheit gewesen." Hier ist der Punkt, wo unsere Sympathie für Schack ihre Wurzel hat; wie tief er selbst auch in der Vergangenheit wurzelt, wie gern er auch in fremden Landen weilt, er hat doch nicht zu viel von den Früchten genossen, die er aus dem Gartenheim von Schiras sich geholt. Er ist ein moderner Dichter. Sein Pessimismus gilt der Vergangenheit, seine optimistische Weltanschauung der Zukunft, die ihm Keime reicher Ernte in sich birgt.

Auch in den romantischen Epen: „Durch alle Wetter", „Ebenbürtig", sowie in den Dichtungen: „Memnon", „Die Plejaden", „Tag- und Nachtstücke" finden wir, trotz der melodischen Reminiscenzen an Byron, viel Eigenes, Selbsterlebtes, Selbstempfundenes.

Man kann von den epischen Dichtungen Schack's nicht sprechen, ohne seiner Vorliebe für den Orient zu gedenken, auf die ich schon vorhin angespielt habe. Der erste Brief, den ich von Schack empfangen, beginnt feierlich mit dem Satze: „Von Osten kommt das Licht". Sein Licht kam in der That aus dem Osten, und der Weltwanderer folgte diesem Lichte gern, das ihn in die paradiesischen Gärten von Schiras, auf die Fluren des heiligen Landes, in die Lorbeerhaine von Hellas führte. Der Orient und nach ihm die Antike, Hellas und Rom, waren also seine dichterische Heimath. Es war wirklich erstaunlich, welche genaue Kenntniß des Orients Schack, und zwar in jungen Jahren, sich angeeignet hat. Selbst auf Gebieten orientalischer Poesie, deren Spezialstudium ein ganzes Leben erheischt, war er nicht fremd. Als ich ihn einmal im Gespräch nach der Quelle von Heine's Asra fragte, nannte er mir augenblicklich den Divan der Liebe von Ibn-Abi-Hadschlat und citirte sofort aus dem Gedächtniß nahezu wörtlich die Geschichte von Dschamil und Botheina, den beiden Liebenden aus dem Stamm der Asra. Und dabei war Schack damals schon beinahe fast blind. Ja, noch mehr, Jahrzehnte lang mußte er sich beim Schreiben wie beim Lesen eines Secretärs bedienen. Aber er hatte ein merkwürdiges Gedächtniß, eine nie versiegende Arbeitskraft und einen nicht alternden Geist. Von seinen orientalischen Nachdichtungen nenne ich zuerst die: „Epischen Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi" (1851), sodann die „Stimmen vom Ganges (1856), die „Strophen des Omar Chijam" (1878). Was uns an diesen Nachdichtungen am meisten auffällt, ist die Meisterschaft in der Beherrschung der künstlerischen Form. Gewiß, Rückert war sein Vorbild, aber ich meine, er hat dieses Vorbild hier übertroffen. Wir finden bei Schack nichts von jenen Künsteleien und geflissentlichen Verrenkungen der Sprache, in welche Rückert nicht selten verfallen ist; die Form ist krystallklar und künstlerisch vollendet

die Gedanken einfach, schön und wohlgebildet. Ach, vielleicht nur zu gebildet!

Vom Orient führt eine natürliche Brücke nach Spanien. Auch hier ist Schack zu Hause gewesen, vor Allem in jener Periode, die man noch immer, trotz mancher neueren Historiker, einen „Blüthentraum der Weltgeschichte" zu nennen berechtigt ist, wo Araber und Juden im Lande des Weins und der Gesänge ein Reich der Kunst, der Poesie und Wissenschaft begründet hatten, dessen Traditionen noch fortwirkten, nachdem der letzte Seufzer des Mauren in der Alhambra schon lange verhallt war. Und wie das maurische, so kannte und liebte Schack auch das christliche Spanien. Auf diesem Gebiete liegen seine werthvollsten wissenschaftlichen Leistungen, die „Geschichte der dramatischen Literatur in Spanien" (1854), die „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" (1877), die „Geschichte der Normannen in Sizilien", das „Romanzero der Spanier und Portugiesen" (1860). Mit lebhaften und treuen Farben schildert er jene schöne Zeit, er ist ein scharfsinniger und wohlgeschulter Denker, ein überschauender und einsichtiger Geschichtschreiber. Und daß er ein Dichter war, hinderte seine wissenschaftliche Arbeit nicht. Im Gegentheil! Die Fülle der Erscheinungen, die er sah und die ihn umgab, ward nur ein Spiegelbild seines inneren Reichthums; die natürliche Frische und Anmuth der Darstellung kam seinen wissenschaftlichen Leistungen zu Gute, und der poetische Schmelz, der darüber liegt, ist wahrlich nicht der geringste Reiz, den sie ausüben.

Am schwächsten ist der Dramatiker Schack gewesen. Zahlreich sind seine dramatischen Versuche, aber es sind eben Versuche nur. „Heliodor" (1878), „Timandra" (1879), „Die Pisaner" (1876), „Atlantis" (1879), „Gaston" (1883), „Kaiser Balduin (1883), „Walpurga" und die „Johanniter" (1887) — alle sind kunstgerechte Werke mit schöner Sprache, vornehmer Haltung, weitem geistigen Blick und großen geschichtlichen Perspectiven, aber es sind leider keine Dramen. Von einem wirklichen dramatischen Leben ist in ihnen kaum ein Hauch. Wir bewegen uns in guter Gesellschaft, wir hören eine reine, edle Sprache, wir achten die schönen künstlerischen Intentionen — aber wir bleiben kühl bis an's Herz hinan, und keiner seiner Helden vermag uns tieferes Interesse abzugewinnen.

Das Schicksal seiner dramatischen Schöpfungen hat Schack tief gekränkt. Er war über seine Zeitgenossen erbittert. Erbittert, aber nicht verbittert. Mit inniger Wehmuth klagte er über die Kälte und Gleichgültigkeit, welche die deutsche Nation von jeher seinem geistigen Schaffen entgegengebracht hat. Das war der große Schmerz seines Lebens. Aber selbst dieser Schmerz hat ihn nicht ungerecht gemacht. Ich erinnere mich eines Gesprächs mit Schack über Heinrich Heine, welches in dieser Beziehung von besonderem Interesse war. Er liebte Heine nicht, ja, er konnte ihn seiner ganzen Anlage nach nicht lieben, und er ereiferte sich durch meinen Widerspruch im Laufe der Unterhaltung zu wahrhaft zornigen Parabasen gegen den Dichter. Aber in seiner tiefsten Erregtheit schlug die Stimmung plötzlich um, und fast wehmüthig sagte er: „Und doch hat ihm keiner von den guten Jungen auch nur eines seiner kleinen Lieder nachzusingen vermocht." Schack sah in Heine die Verkörperung jenes modernen Geistes, den er haßte und bekämpfte. In seiner Abwendung von dem Tagesgeschmack, in dem er das wesentliche Hinderniß seiner Erfolge erblickte, ging Schack sicher zu weit, aber auch dabei hat er die Grenzlinie des Schönen niemals überschritten, weder im Denken, noch im Sprechen, noch im Schreiben. Er war eben ein edler, vornehmer Geist, der tagtäglich mit den Besten aller Nationen und Jahrhunderte zu Tische saß.

Und hier wäre der geeignete Punkt, um von dem Mäcen zu sprechen. Ja, es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß Schack der erste große Mäcen in Deutschland gewesen ist. Seine Bildergallerie wird als ein unvergängliches Denkmal seiner hochherzigen Gesinnung fortleben. Ein Vierteljahrhundert hat die Bildung derselben ausgefüllt; in seinem Buche über die Entstehung dieser Sammlung sagt Schack: „In Folge der herzlichen Verachtung, die ich von jeher, in Kunst wie in Literatur, gegen die Tagesmode gehegt, traf ich meine Auswahl stets im entschiedensten Gegensatze gegen dieselbe und habe mein Prinzip als das richtige gefunden." So war Schack. Sein tiefer Schmerz galt der Ueberzeugung, daß die Bilder, die er gesammelt, länger leben würden als die Werke, die er geschrieben, aber er hörte darum nicht auf, zu sammeln und zu schreiben. Beides mit gleicher Liebe, mit heißem Bemühen und trotz herber Enttäuschungen mit nie ermüdendem Eifer. Sein Geist lebte nur im Reiche des Schönen. Dort, jenseits aller Tagesströmungen und Zeitverirrungen, lag, die er ersehnte und erflehte, die Atlantis seines dichterischen Ruhmes. Er sah sie, aber es war ihm hienieden nicht bestimmt, sie zu erreichen.

Sully Prudhomme über Lyrik.

Von Ludwig Jacobowski.

In neuerer Zeit hat man für die Aesthetik fruchtbare Resultate dadurch erwartet, daß man sich an die Poeten selbst gewandt und sie gefragt hat, nach welchen Gesetzen ihre dichterische Production geschieht. Wenn auch die meisten Dichter nicht fest formulirte ästhetische Bekenntnisse abgeben können, so entschlüpfen ihnen doch gelegentlich Aeußerungen über die geheimnißvolle Sphäre ihrer dichterischen Intuition. Diese Bemerkungen hat für deutsche Lyriker Richard Maria Werner in seinem großangelegten Werke über „Lyrik und Lyriker"*) gesammelt und sie empirisch zur Erkenntniß des Wesens der dichterischen Potenz benutzt. In der That erscheint die empirische Behandlung des Problems von der dichterischen Urkraft ungleich geeigneter zur Aufdeckung ihres Wesens als die rein idealistische und formalistische. Es ist eben der von Fechner berührte Unterschied der Aesthetik „von oben und von unten".

Für Frankreich und seine Lyriker fehlt eine Parallelerscheinung zu dem Werner'schen Buche durchaus. Und das ist schade Da das Vorurtheil, Frankreich sei kein Land der reinen Lyrik, in Deutschland noch nicht ausgestorben ist, muß man mit allem Nachdruck darauf hinweisen, daß das französische Volk nach der Blüthezeit seines Dramas und seiner Komödie im 17. Jahrhundert, nach der Epoche der Popularwissenschaften des 18. Jahrhunderts in unserem Jahrhundert eine Zeit unvergleichlichen Aufschwungs seiner lyrischen Poesie zu verzeichnen hat. Die Namen Beranger, Chateaubriand, Lamartine, Musset, Hugo, Banville, Vigny, Baudelaire, Prudhomme, Verlaine ꝛc. bedeuten ebensoviel hervorragende Charakterköpfe wie lyrische Schulen.

Eine Reihe von diesen hat ungemein feine und ästhetisch verwendbare Bemerkungen über Lyrik gemacht, deren Analyse nicht nur einen Beitrag zur empirischen Aesthetik, sondern auch zur Erkenntniß des französischen Nationalgeistes bilden würde. Ohne Frage spiegelt sich in der Lyrik der Geist eines Volkes am reinsten und ungebrochensten wieder, so daß eine reife Erkenntniß der deutschen und französischen Lyrik gleichbedeutend wäre mit einem tiefsten Verstehen der deutschen und französischen Volksseele.

Einer der ersten zeitgenössischen Lyriker Frankreichs, Sully Prudhomme, Mitglied der französischen Akademie, hat jüngst Gelegenheit genommen, seine Gedanken über Lyrik zu veröffentlichen. Seine Büchlein „Reflexions sur l'Art des Vers"**) ist in mannigfacher Weise interessant. Zuerst ist der Verfasser selber eine seltsame Persönlichkeit. Ein Mann von 55 Jahren, hat er in seiner Jugend nur einmal, und unglücklich geliebt. Erzogen durch seine Mutter, seine Tante und einen unverheirathet gebliebenen Onkel, nahm der Dichter fast nur reine und keusche Eindrücke in sich auf. Seine Scheu vor der schönen Sinnlichkeit wuchs von Jahr zu Jahr; seine Lyrik wurde immer ästhetischer, die von ihm ersehnte Liebe immer

*) Hamburg, Leopold Voß.
**) Alphonse Lemerre in Paris.

transcendentaler und keuscher, so daß seine „raffinirte Sensibilität", wie Prudhomme selbst von sich sagt, sich einmal in einem Gedichte eine stumme Geliebte wünschte, nur damit ihre Worte seine Illusion nicht vernichteten!

Prudhomme's Betrachtungen über die Verskunst versprechen zum Theil mehr als sie halten, und halten wieder andererseits mehr als sie versprechen. Seine Reflexionen über Metrik und metrische Kunst sind nicht neu und drehen sich nur um den französischen Vers und dessen innere Technik. Hierbei entspricht der angewandten Methode nicht das Resultat. Wenn Flaubert und Maupassant vom Prosaschriftsteller verlangt haben, er müsse jede Sache so bezeichnen, wie sie vorher noch niemand gesehen und bezeichnet hat, so stellt dasselbe auch Prudhomme als Norm für den Lyriker auf. Dieser müsse den Ausdruck für seine Gefühle, die er doch mit Millionen Individuen gemein habe, so wählen, daß sie sich von allen anderen unterscheiden. Prudhomme hat sich sogar trotz seines Conservativismus die Taine'sche Formel zu eigen gemacht, daß die ästhetischen Grundsätze eines Poeten nur die Resultate seines Temperaments sind, ja bei der Besprechung der Tonhöhe der Vocale citirt er sogar Helmholtz in einer schüchternen Klammer, dennoch sind seine Bemerkungen über die Cäsur, das Enjambement ꝛc. durchaus alt. Die Originalität eines Dichters zeigt sich seiner Meinung nach in der Auswahl seiner Stoffe (man merkt den ätherischen, der Wirklichkeit abholden Poeten) und in dem, was er von sich hineinlegt, während die deutschen Lyriker stets das „Wie" und nicht das „Was" einer Dichtung als das ästhetisch Werthvolle ansehen. Flickwerk, Lückenbüßer im Versbau solle man vermeiden, namentlich die Unterschiede zwischen Vers und Prosa nicht verwischen, denn beide folgten verschiedenen musikalischen Gesetzen. Neben diesen Anfangsgründen der Metrik stehen treffliche Bemerkungen über die Symbolik der Sprache und über den Unterschied zwischen Stil und Syntax, den er auf den Unterschied zwischen Individuum und Volksmasse zurückführt. Einmal citirt Prudhomme das biologische Gesetz von der kleinsten Kraftanstrengung, aber es ist kein Sprung in das fruchtbare Erdreich des Physikalischen, den er damit thut, sonder in das Dunkle. Von diesem Gesetz leitet er drei Gesetze metrischer Art ab, die man als die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen anzusehen hat. Diese drei Gesetze sind:

1. Die Längenmaße der Halbverse stehen in derselben Beziehung zu einander wie die Zahlen der Silben, aus denen sie gebildet sind, und zwar so, daß man in einem Verse keine Silbe weglassen und ihre Länge auf die folgende übertragen könnte . . . Dieses Gesetz hat für die französische Verstechnik entscheidende Gültigkeit, da diese die Silben zählt und nicht wägt.

2. In den Versen mit gerader Silbenzahl, deren Länge einen regelmäßigen Rhythmus erlaubt, geschieht die Theilung durch die Cäsur derart, daß die Summen der den Halbversen zukommenden Silben einen gemeinsamen Divisor haben. Die rhythmische Maßeinheit wird durch den größten gemeinsamen Divisor jener beiden Ziffern dargestellt.

3. In den Versen mit ungerader Silbenzahl geschieht die Theilung durch die Cäsur derart, daß sie die Verse in möglichst wenig ungleiche Halbverse eintheilt.

Diese Gesetze, die nur für die französische Metrik Werth haben, sucht Prudhomme an der Hand einer Anzahl von Beispielen zu beweisen, die zumeist einem metrischen Abriß von Theodore de Banville entnommen sind. Sie können nicht den Anspruch erheben, neu zu sein. Dazu steckt Prudhomme technisch zu sehr in den Banden der französischen Klassicität. Er spricht einmal von einem jungen dichtenden Anfänger, der die „Regeln" und die „Cultur der klassischen Poeten" genau kenne, und Lamartine bekommt ein Lob dafür, daß er der „klassischen" Tradition treu geblieben.

Ist also Sully Prudhomme als Aesthetiker keine hervorragende Erscheinung, so entschädigt er aber reichlich durch Bemerkungen über sich, über andere französische Lyriker und über seine Zeit. Als eines der Häupter der „Parnassiens" ist Prudhomme ein enthusiastischer Freund hohen pomphaften lyrischen Klanges, und eine Reihe seiner Gedichte ist wirklich reine Musik. Ein Satz muß sich, so meint er, dem Ohre einschmeicheln „wie eine klare Welle, deren Gemurmel nicht die Gegenstände erkennen läßt, die sich darin spiegeln". In jedem Prosasatze, in jedem Gliede eines Satzes, in vielen Worten müsse Harmonie liegen, und der Vers dürfe weder ein Kamisol noch ein Kostüm sein, sondern — ein königlicher Mantel, den man zu drapiren verstehen müsse.

Wer nun von den französischen Lyrikern diese königliche Kunst der Versdrapirung ausübt, findet Gnade in Prudhommes Augen. Chateaubriand, „ein Schriftsteller von prächtiger Virtuosität", Banville, André Chenier und Victor Hugo, der „Kühnste von allen". Wenn Prudhomme diesen für seine ästhetischen Anschauungen in Beschlag nimmt, so geschieht das ein wenig gewaltsam. Victor Hugo war auch metrisch der Revolutionär, der gegen die Klassicität ankämpfte. Prudhomme „entfernt gewisse revolutionäre Excesse" an der Metrik Hugos, und diesen so zurechtgestutzten Dichter führt er nunmehr als Kronzeugen in's Feld. „Hugo reformirt nicht", sagt er, „die natürlichen Gesetze des poetischen Ausdruckes der Gemüthsbewegungen, im Gegentheil, er paßt sich ihnen mit mehr Präzision an, als seine Vorgänger". Das ist wohl nur ein Spiel mit Worten. Den Dichter Victor Hugo nimmt das ganze junge Lyrikergeschlecht des zeitgenössischen Frankreichs für sich in Anspruch: Das ist es, was Prudhomme veranlaßt, aus dem romantischen Revolutionär Victor Hugo einen klassischen „Parnassien" zu machen.

Denn der jungen Generation ist der abseitslebende, wirklichkeitsfeindliche Sully Prudhomme herzlich abhold. Seine Bemerkungen über seine Zeitgenossen sind die interessantesten Partien seines Werkchens und stempeln es zu einer directen Anklageschrift gegen das junge Geschlecht der Paul Verlaine, Stephane Mallarmé, Arthur Reinhard, Rhené Ghil, Edmond Harancourt, Richepin, Maurice Bouchor ꝛc., die in ihren Zeitschriften „Ermitage", „Revue Blanche", „Plume" u. A. mit so viel Lärm und Talent aufgetreten sind. Und so haben wir ein merkwürdiges Schauspiel: Auf der einen Seite steht der alternde stille Prudhomme, dem jeder rauhe Ton das weiche Herz zerschneidet und der bekümmert sieht, wie ein junges Geschlecht seine Ideale zertrümmert. In seiner Noth beschwört er den todten Victor Hugo herauf, der die Fahne emporhalten soll, die seiner weiblichen Hand entfallen will. Ihm gegenüber stehen die „Jungen", die denselben Todten als ihren Patron verehren. Jüngst hatte noch einer, Adolphe Retté, denselben Victor Hugo wie folgt apostrophirt: „Ich denke, wenn Victor Hugo uns hören könnte, würde er sprechen: Dank euch! Ihr habt begriffen, daß ich mein Werk errichtet habe zur Schmach jener Lehrmeister, die mich „Meister" nennen, und die, unter dem Vorwand mich zu ehren, sich um meine zerstreuten Glieder streiten. Dank euch, daß ihr mir nicht Achtung, sondern Liebe bezeugt habt und mich den „Vater" nennt. Dank euch noch dafür, daß ihr alle Regeln und Formeln überschreitet, um frei zu sein."

Diese Apostrophe sieht wie eine directe Antwort auf Sully Prudhomme aus. Dieser nennt bei seinen Angriffen keinen Namen, aber von Andeutungen wimmelt es in seiner Schrift. Ohne Zola zu erwähnen, spricht er von Dichtern, die ein Programm aufstellen und hinterher erklären, sie sehen und fühlen so, wie ihre ästhetische Anschauung es vorschreibt; er meint, man könne doch andere ästhetische Leitsätze haben, ohne beschimpft zu werden; anstatt die Sprache zu erneuern, fälschten moderne Poeten sie; sie vernichteten ein Dogma, um ein anderes dafür hinzustellen; die jüngsten Schulen ließen nichts bestehen, was bis jetzt Vers und Prosa unterschieden hätte, und — diese Bemerkung ist sehr hübsch — der typographische Druck ersetze bei gewissen Poeten den Versrhythmus; hohe und schwülstige Worte und überhitzte Empfindungen bewiesen noch kein dichterisches Talent, denn sowie diese rasenden Rolande der Poesie einen harmlosen Stoff einfach ausdrücken wollten, versagte ihre dichterische Kraft völlig und sie zeigten sich als flache Alltagsmenschen.

Prudhomme's Abneigung gegen die junge Generation richtet sich auch gegen die französischen Dichter, die die Vor-

läufer der Dekadence und des Symbolismus der Gegenwart gewesen sind. So ist ihm Baudelaire ungemein antipathisch, und Alfred de Musset sagt er im Grabe nach, daß er nur ein Kranker gewesen sei, der das Joch der Verzweiflung auf sich genommen hätte.

Für diese Antipathien liegt in der Erziehung und Lebensweise Prudhomme's die ausreichende Erklärung. Ein großer Poet, aber ein Philister durch und durch, und eine weiche Seele, die nicht vergessen konnte, daß ihn sein Mädchen verrathen hat und der am Weibe das sinnliche Element eine wahre Angst einflößte, so steht er fassungslos solchen zerrissenen großstädtischen Charakteren gegenüber, wie es Baudelaire und Musset gewesen sind. Baudelaire trank Absinth und liebte Giftblumen, Musset lag in der Gosse bei der Dirne . . . was Wunder, wenn der stille, sanfte Prudhomme diese Großstadtpflanzen mied und sich zu seiner Lieblingsblume flüchtete:

Er hat die Veilchen immer sehr geliebt . . .

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Scherz.

Von Matilda Serao.

Lange waren sie im Wald und über die Wiesen gegangen, hatten viel duftige Kräuter und Gras zertreten, und ihre kleinen Schuhe hatten den Geruch davon angenommen. Sie klagte über ein Steinchen zwischen Seidenstrumpf und Sohle. Sie hatten ein Heer beweglicher Eidechsen, Grillen und Ameisen gestört. Um die arbeitsamen Ameisen that es dem Herrn sogar ein wenig leid, und beinahe hätte er die Poesie des Wanderns verwünscht. Die Julisonne wollte ihre Freude ein wenig verbittern, aber der Sonnenschirm der Dame war groß, die Bäume hatten volles Laub und ein leiser Wind wehte. Ueberdies besaßen sie einen Schatz voll heiterer Laune und Geist. Die Munterkeit der Dame war aufrichtig, die des Herrn etwas ironisch, aber Beider Lächeln verscheuchte alle Wehmuth. Warum auch nicht? Beide waren sie ja noch jung und wenn auch nicht ideal schön, doch anmuthig. Sie spazierten allein beim schönsten Wetter und waren nicht allzu sehr in einander verliebt. Sie spotteten zusammen über eine Menge Dinge, besonders über die Idyllen, die ewigen blonden Jungfrauen, die eine unvermeidliche Blume zerpflücken, über Paul und Virginie im Hinblick auf ihren großen Sonnenschirm, der wie ein Palmblatt gemahnte, über die berühmten Schmetterlinge, die sich durch Feld und Wald verfolgen; sie hatten auch die geschichtliche Nachtigall nicht vergessen, die in den Zweigen flötet, des Catull, den nicht sie, aber er gelesen, des letzten Bandes von Zola, den sie Beide durchflogen; — sie hatten gelacht über alle mehr oder minder melancholischen Gedichte, alle mehr oder weniger farbigen Beschreibungen, die man seit der Sündfluth über Wald und Wiesen liest. Welches Gelächter über den ausdauernden Epheu und den murmelnden Bach!

Die Dame hatte kleine Zähne wie eine böse Katze, und der Herr einen blonden Schnurrbart mit schön aufgedrehten Spitzen und überhaupt die Miene eines Verführers. So verbrachte man denn einen vergnügten Vormittag. Ihre Herzen schlugen sanft, die Nerven verhielten sich stille, und der Geist war bewegt und die Worte reichlich. Trotz ihres kecken Wesens und der Unabhängigkeit ihrer Stellung war die Dame anständig. Sie hatte einen Gatten in Mailand, liebte ihn und schrieb ihm jeden zweiten Tag. Sie schwärmte für das Meer und nahm Bäder in Castellamare. Der Herr aber hatte seine Frau zu Haus in der Basilicata und war von sehr kaltem Blut, ein heiterer Skeptiker, der in der Tiefe des Herzens uneingestanden das Weib verachtet. Und so waren sie also natürlich nicht in einander verliebt.

„Wenn wir frühstückten?" sagte plötzlich die Dame.

„Signora Lucia, welche Idee!" erwiderte er überrascht.

„Und noch eine zweite: lassen Sie uns hier frühstücken, hundert Schritte von hier ist die Osteria Giovannino mit ihren Rosen- und Myrthenlauben."

„Man wird uns Rosen und Myrthen zu essen geben — nette Aussichten!"

„Unsinn, man hat mir gesagt, man speise da ganz gut. Um diese Stunde ist keine Seele dort zu sehen. Höchstens Verrückte wie wir. Also gehen wir? Allerdings werden wir uns furchtbar vor dem Wirth und dem Kellner blamiren . . ."

„Signora Lucia, wir oberen Zehntausende müssen für die Moral sorgen . . ."

„Na also abgemacht?"

„Ich bitte Sie, das bloße Wort Frühstück —"

„Durchschauert mein Herz . . ."

„Und malt mir ein holdes Bild . . ."

„Aus dem Dämmer meiner Träume . . ."

„In die prosaische Wirklichkeit!"

Und sie lachten wieder und wanderten weiter auf der Landstraße und schluckten Staub, Staub! . . . Das Gasthaus Giovannino's war ganz weiß, hatte die Läden geschlossen, die tiefste Stille herrschte ringsum.

„Signora Lucia, hier kann man nicht frühstücken."

Sie sahen sich betrübt an, aber da trat ein Kellner in einer Militärhose und einem Civilistenfrack näher, betrachtete sie höchst erstaunt und folgte ihnen kopfschüttelnd, während sie die kleine Treppe hinaufstiegen.

„Wünschen die Herrschaften ein Cabinet?" fragte er halblaut und schüchtern, als ob er mit sich selbst spräche. Federigo zögerte einen Augenblick; aber sie wandte sich lächelnd dem Kellner zu und sagte ganz einfach: „Natürlich!"

Dann warteten sie im Saal und waren ein wenig verlegen. Aber nicht lange. Klug wie sie waren, begriffen sie das Spaßhafte ihrer Lage.

„Jawohl, Signora," rief Federigo pathetisch, „skandalisiren wir diesen wackeren Kellner . . ."

„Und empören wir sein kindliches Anstandsgefühl! Wir lieben uns also und sind zwei glückliche, aber strafbare Menschen, die ein tragisches Frühstück einnehmen mit der Cotelette der Entehrung und dem Wein des Verraths . . ."

„Signora, wir nähern uns einem Abgrunde . . ."

„Ohne Furcht und ohne Reue!"

„Wir können sogar überrascht werden. O Lucia, ich bereite Ihnen einen Schild aus meiner Brust!"

„Warum habe ich keinen Schleier, keinen langen, schwarzen Schleier? Was meinen Sie, Signor Federigo, sollte ich nicht zittern, erbleichen . . ."

„Warten Sie einen Augenblick; ich werde mir Mühe geben, sehr erregt auszusehen . . ."

Der Kellner kam und meldete, es sei Alles angerichtet. Die Signora Lucia erhob sich und eilte voran. Signor Federigo folgte, flüsterte ihr halblaut allerlei Scherze zu, die aus Liebesworten zusammengesetzt waren — der Kellner, wie es ihm zukam, blieb in ehrerbietiger Entfernung. Im Zimmerchen angelangt, ließ sie sich auf einen Stuhl fallen und verbarg in gut gespielter Weise das Gesicht in ihren Händen.

„Meine Liebe, was wollen Sie frühstücken?"

„Mich hungert nicht, mein Lieber!" war die wehmüthige Antwort.

„Werden wir Chablis trinken?"

„Meinetwegen," gab sie zurück mit dem wirren Blick einer verzweifelten Frau.

Der Kellner ging, um zu bestellen. Sie aber brachen Beide in lautes Gelächter aus. Welche Komödie! Sie amüsirten sich wie Schüler in den Ferien. Da wurde Lucia mit einem Male ernsthaft und sah sich enttäuscht um. Sie fand so gar nichts Merkwürdiges, nichts Besonderes. Er verstand sie.

„Dieses Cabinet hat nichts Außergewöhnliches. Derlei findet sich nur noch in Romanen. Wir werden eben alltäglich."

Sie lächelte zerstreut. „Was könnten wir noch angeben, um diesen Menschen zu täuschen? Erfinden Sie doch was!"

„Wir müssen einander duzen."

„Noch besser: wir stellen uns so, als ob wir das Du und das Sie verwechselten."

„Und dann wollen wir uns lange anstarren und etwas Unverständliches stammeln."

„Wenn er uns anspricht, wollen wir zerstreut sein; ich will das Wasser in meinem Glase anstarren . . ."

„Und ich mache Brotkügelchen."

Die kleine Komödie war gut erfunden und noch besser vorgetragen. Das Publikum, aus dem Kellner und dem Wirthe bestehend, der im nahen Corridor stand, tappte in die Falle. Aber zehn Minuten lang beschäftigten sich die Schauspieler doch sehr aufmerksam mit einigen Coteletten.

„Signora Lucia, wir sollten eigentlich nicht essen."

„Warum nicht?"

„Na, mit unseren von Gewissensbissen zerfleischten Herzen!"

„Sie haben Recht. Aber schließlich kann man auch aus Wuth essen . . ."

„Und aus Verzweiflung trinken . . ."

„Um das Gewissen zu betäuben." Sie frühstückten daher mit jenem guten Appetite, den Alle besitzen, die jung sind und ein ruhiges Gewissen und ungestörte Gesundheit haben. Aber sie fielen nicht aus ihren Rollen.

„Signora Lucia, wenn er kommt, wollen wir scheinbar aus einem Glase trinken."

„Ich werde sagen: Federigo, weißt Du noch damals, als wir uns kennen lernten?"

„Ich werde dabei seufzen und sehr verliebt thun."

In dem Cabinet wurde die Hitze unerträglich, kein Lufthauch kam durch das offene Fenster und die geschlossenen Jalousien, wohl aber ein Heer von Mücken. Signora Lucia fächerte sich; sie hatte zwei Gläser Chablis getrunken und der Scherz regte sie auf. Federigo blieb kühler. Im Uebrigen hatten sie Beide klar und deutlich das Gefühl ihrer Fremdheit. Sie selbst täuschten sich keinen Augenblick. Sie wurden nicht vertraulicher durch die Einbildung und überschritten nie die Grenze ihrer gegenseitigen Vertraulichkeit. Sie saßen da wie gute Freunde und freuten sich über den Spaß mit dem Wirth und dem Kellner. Es war eine gelungene Komödie, sozusagen ein Bombenerfolg. Der Kellner sprach leise, voller Respect, räusperte sich, ehe er kam, und schlich unhörbar davon. Sie lachten hinter seinem Rücken. Lucia tranchirte den Fisch und gab Federigo mit einer verliebten Geberde ein Stück, — ein Einfall von ihr. Er aber nahm das Dargebotene und küßte leichthin die Finger der kleinen Hand: auch das war seine Erfindung. Der Kellner that, als ob er nicht sähe und enteilte, um den Kaffee zu holen. Sie drückten sich die Hand und lobten ihre kindischen Einfälle: sie bewunderten sich auch wirklich. Sie hatten sich noch nie in ihrem ganzen Leben so gut unterhalten. Was sie so thaten, fanden sie natürlich, wie ihre innere Gleichgültigkeit. So groß war ihre Seelenruhe, daß sie nicht einmal das Gewagte ihrer Lage begriffen. Sie trieben es wie zwei Kinder, die zufällig ein neues Spiel erfinden. Federigo wußte — denn er hatte gelebt; Lucia errieth, denn sie war ein Weib. Das Unaussprechliche, das bloß Gedachte, die Phantasie reizte sie.

„Signor Federigo, glauben Sie nicht, daß wir eine Cigarette rauchen sollten?"

„Und einen Blick werden wir wechseln, wenn wir sie anstecken! . . Auch austauschen müssen wir sie! . . .

„Und dem Rauch schwermüthig nachblicken."

Als der Kellner wieder erschien, thaten sie so. Da erscholl ein Lärm von rollenden Rädern von der Straße her. Lucia stieß einen Schrei aus, und ließ sich fast in die Arme Federigos fallen und zitterte.

„Mein Gott, diese Aufregung wird Dich noch tödten," rief er aus und fing sie in seinem Arme auf und sprach ihr Muth ein.

„Es ist nur ein gemeines Fuhrwerk, Signora," wagte der Kellner hinzuwerfen.

„Schon gut, gehen Sie!" antwortete Federigo strenge.

O das herzliche Lachen! Wann würden sie es je wiederfinden! Sie fühlten sich neubelebt und erfrischt, trotz der Sommerhitze. Sie blieben noch lange sitzen und plauderten von tausend heiteren Dingen und lachten über die Dummheit der ganzen Welt. Oft ging der Kellner an der halbgeschlossenen Thür vorüber, ohne sie zu sehen. Sie lächelten und nahmen ihre Rollen wieder auf. Nach einem so hingebrachten Stündchen brachen sie auf. Auf der Treppe gaben sie sich den Arm. Als sie sich umsahen, erblickten sie auf der Schwelle den Kellner, den Küchenjungen, den Koch und den Wirth, die sie beobachteten.

Und sie gingen davon, leicht, heiter, ausgeruht, und der hohe Staub belustigte sie jetzt. Im Hotel schlief Signora fast vier Stunden ohne Unterbrechung. Am Abend sah sie Herrn Federigo nicht mehr. Am folgenden Morgen erhielt sie eine Depesche ihres Gatten, der sie nach Mailand zurückrief, um an den Comersee zu gehen. Das machte ihr eine große Freude, denn Castellamare war ihr nachgerade langweilig geworden. Sie schrieb ein Abschiedswort an Federigo und reiste vorzeitig ab. Federigo las das Billet, während er sich rasirte, zuckte die Achseln und nahm ein Bad . . . Drei Jahre lang sahen sie sich nicht und erfuhren nichts von einander. Aber am ersten Abend, da sie sich in einer Theaterloge in Florenz trafen, wechselten sie ohne Wort und ohne Händedruck einen jener heißen Blicke, der das Blut sieden macht und zwei Leute vereinigt. Und es war ein furchtbarer Sturm der Leidenschaft, der über sie weg ging.

Aus der Hauptstadt.

A. A.

Näher rückt der allen Patrioten so überaus erwünschte Tag, wo unsere Minister plötzlich regierungsmüde werden und sich um keinen Verdunpreis der Welt mehr bewegen lassen, die Oeffentlichkeit mit heilsamen Gesetzentwürfen zu beunruhigen. Die innere Politik schickt sich an, Urlaub zu nehmen und rüstet sich bereits zum Besuch böhmischer Bäder oder auch Scheveningens; der geplagte Leser aber findet endlich Muße, sich nach den diplomatischen Triumphen des neuen Kurses nun auch einmal mit mehr lokalen Unglücksfällen der Woche zu beschäftigen. Zweifellos ist das Gesetzgeben ein höchst anregendes, von unseren jungen Mädchen noch lange nicht genug gewürdigtes Gesellschaftsspiel, und außer den Geheimräthen, welche die Entwürfe ausarbeiten müssen, und dem bedauernswerthen Volk, das sich nach ihnen zu richten hat, bei Vermeidung sorgsam ausgetüftelter Geld- und Freiheitsstrafen, amüsirt es alle Betheiligten auf's Beste. Nicht nur Graf Caprivi, der täglich in zehn bis zwölf Regierungsblättern Schwarz auf Weiß liest, daß er ein unsäglich bedeutender Staatsmann ist und der es am Ende, aller angeborenen Bescheidenheit zum Trotz, selber glauben muß, nein, auch die Abgeordneten ohne Ausnahme fühlen sich nach Votirung einer neuen Lex festlich erhoben. Die mit Ja gestimmt haben, schwelgen im Bewußtsein, daß es ihnen vergönnt war, schöpferisch an solch eminenter Culturthat mitwirken zu dürfen, und die sich für Nein entschieden, weil sie überzeugt waren, fragliche Lex würde germanische Hochcultur um Jahrtausende zurückschleudern und bedeute den Sieg finsterster Barbarei — die Glücklichen freuen sich bereits diebisch auf den nahen Tag, wo das Gesetz wieder aufgehoben wird. So vertreibt man sich anmuthig die Zeit und fährt schließlich im Gratiscoupé erster Klasse mit dem stolzen Bewußtsein nach Hause, zu Ehren des Vaterlandes im Reichstage ein paar neue Hosen durchgesessen und seine Verdauung durch wiederholtes Sicherheben von den Kammerbänken wesentlich gekräftigt zu haben.

Wer nicht auf die Norddeutsche Allgemeine Zeitung abonnirt war, dem ist der Winter ziemlich schnell vergangen und der wird den unerwartet frühen Schluß der Parlamente mit um so freudigerem Entzücken begrüßen. Denn nun, nach Saldirung der inneren Politik, ist nur noch ein kleiner Kursus in der sogenannten höheren, auswärtigen, zu überstehen, dann versinkt die Natur und was sich von unseren Diplomaten noch zu ihr zählt, in tiefen, traumlosen Sommerschlaf. Diese kunstvollen Productionen des Auswärtigen Amtes nach Beendigung der parlamentarischen Debatten zählen zu den werthvollsten Eigenschaften des neuen Kurses. Man bekommt sie immer nur einmal im Jahre, eben zur wunnigen Maienzeit, zu sehen; während man in den anderen Monaten gar nicht merkt, daß Deutschland noch eine Wilhelmstraße und ein A. A. hat, regt sich das nützliche Institut im knospenden Frühling mit fast elementarer Gewalt. Diesmal hat es die froh erschrockenen Anwohner gleich durch drei diplomatische Wunder und Heldenthaten erquickt. Spätzle griff zum Schießgewehr, nicht wie man vermuthen sollte, in einem Anfall von Melancholie und Aerger über seine ungeschickten Vertheidiger und Preßbureaukraten, sondern um einen Familienvater, der als Politiker seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gethan hatte, niederzuknallen. Das schöne Land mit den schattigen Kastanien und den Tugendrosen, Spanien, machte sich wiederum den Witz, unser Auswärtiges Amt anzuulken und um neuerliche Fristverlängerung für das Zustandekommen des Handelsvertrages höflichst zu ersuchen. Obgleich es diesen Scherz schon etwas oft wiederholt hat, wird der Lacherfolg doch mit jedem Male durchschlagender, und wenn sich Deutschland noch lange zum Narren halten läßt, dürfen wir hoffen, das übrige Europa wenigstens heuer in recht guter

Laune zu sehen. — Neben der spanischen und der Spätzlefrage taucht aus den Fluthen der Südsee auch noch Samoa auf, das königreiche Königreich, und wenn alles gut geht, dürfen wir hoffen, im Laufe dieses Sommers unsere Köpfe noch recht oft zu gymnastischen Uebungen verwenden und anhaltend schütteln zu können.

* * *

Die gutgesinnte Presse hat möglichste Ruhe um das Krankenlager des zerschossenen Herrn Polstorff vom „Kladderadatsch" verbreiten wollen; sie fand deshalb kein lautes Wort der Entrüstung wider seinen Gegner und überging die ganze Duellgeschichte mit vornehmem Stillschweigen. Es wird ihr diese Enthaltsamkeit um so schwerer geworden sein, als sie sonst jede an die Oeffentlichkeit dringende Nachricht von einem Zweikampf zwischen Cavallerieoffizieren 2c. mit schauerlichem Gebrüll begrüßt und sofort furchtbare Ahndung des unerhörten Frevels heischt, denn bekanntlich ist der Zweikampf ein Residuum aus den Tagen des Kannibalismus, eine verbrecherische, unserer entschieden liberalen Zeit entschieden unwürdige Einrichtung. Mit Recht citirte erst neulich, als von blutigem Ehrenhandel zwischen zwei jungen Aristokraten lang und bang die Rede ging, Berlins hervorragendster Leitartikler „Silent leges inter arma", jetzt aber scheint der beliebte Mann mit seinem Latein zu Ende zu sein. Damals hätten sich Rickert und Barth um einander geschaart und so lange nach dem Staatsanwalt geschrien, bis selbst das Richtercollegium einer Berufungskammer aus süßen Träumen aufgefahren wäre. Heute schweigen sie Beide, Einer immer tiefer als der Andere, was besonders bei Herrn Rickert Wunder nehmen muß, der doch im Abgeordnetenhause nachgewiesener Maßen $18^1/_2$ Mal mehr Spalten spricht, als ihm rechtens zusteht. Daß die Freisinnige Vereinigung zur Zeit gerade mit Fragen innerer Organisation beschäftigt ist und angestrengt dem Problem nachgrübelt, wer von ihren sechs Mitgliedern im nächsten Jahre durch die fünf anderen, die den Vorstand repräsentiren, gelenkt werden soll, wie es ferner dem einen Mitglied ohne Ehrenamt möglich gemacht werden könne, ein Mißtrauensvotum gegen den Gesammtvorstand durchzudrücken — dieser Umstand dürfte die langjährigen Vorkämpfer und Invaliden der Aufklärung nicht davon abhalten, auch im Falle Spätzle das Banner der Humanität kräftiglich zu schwingen. Sie würden sich anderen Falls ja von dem antisemitischen, antikapitalistischen, sonst aber im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befindlichen Doctor Lueger aus Wien beschämen lassen, der muthig genug war, neulich in einer Reichsrathssitzung unumwunden zu erklären, daß er für einen feigen und nichtsnutzigen Verbrecher halte, wer Andere zum Zweikampf herausfordere.

Wieder einmal sind's finstere Reactionäre und pfäffische Junkerblätter, die es mit Nachdruck verurtheilen, daß ein hoher deutscher Beamter Angriffe auf seine Amtshandlungen durch Revolverkugeln, nicht mit ernsthaften Gründen widerlegt, daß er zum Waffenhändler statt zum Gerichte läuft, wenn man ihn unrechter Handlungen bezichtigt. Herr von Kiderlen-Wächter hat keine noch so fadenscheinige Entschuldigung für sein unverantwortliches Vorgehen, und das beleidigte Rechtsgefühl des Volkes erwartet mit aller Bestimmtheit, daß ihm von Gerichts wegen der Standpunkt mit schöner Gründlichkeit klar gemacht wird. Majestät rieth einmal unseren Nörglern, den Staub von ihren Pantoffeln zu schütteln und nach Amerika zu gehen; mir scheint indeß, wir brauchen uns nicht zu bemühen, denn Amerika kommt zu uns. Arizona Kicker-Zustände haben wir bereits, und männiglich bedenkt mit dem Schuß Pulver, den er vielleicht selber nicht werth ist, seinen lieben und getreuen Nachbarn. Dr. Vallentin, der die Gemeinheiten der tollgewordenen Bluthunde von Kamerun nach Gebühr geißelte, soll ja nach neuesten Nachrichten für seine Wahrheitsliebe ebenfalls vor die Pistole gefordert werden, und Niemand in autoritativer Stellung ist, der diesem groben Schießunfug ein Ende mit Schrecken machte. Höhnisch fragen sozialistische Blätter, ob die in Erwägung gezogene Wiedereinführung der Prügelstrafe eine Warnung an die Adresse der Männer vom Schießprügel sei oder ob man sie wirklich nur für die ungleich harmloseren Rowdies plant, die in düsteren Vorstadtstraßen festliche kleine Rempeleien mit Messerbegleitung veranstalten.

Allerdings hat das System, politische Gegner durch allerhand geschliffenes oder gezogenes Mordgewehr davon zu überzeugen, daß sie wirklich völlig im Unrecht sind, auch unverkennbar seine guten Seiten. Ich will nicht auf Lilli Lehmann exemplificiren, deren kleine Händchen ja wohl kaum mit Fug zu den „gefährlichen Waffen" gerechnet werden konnten, die aber nichtsdestoweniger den Papa Kinne in einem allerliebsten kleinen Zweikampf völlig besiegte und zur Erkenntniß seiner fettgedruckten Sünden brachte. Auch sind unsere Parlamentarier durch die massenhaften Schimpfworte, die sie sich zuschleuderten und die reichhaltige Auswahl für alle Stände, vom Fischweib bis zum Hausknecht herab, bieten, einigermaßen abgehärtet, so daß Ohrfeigen vielleicht kaum so durchschlagend wie im Falle Davidsohn wirken möchten. Sie müssen schon beim Revolver bleiben. Welche Erholung nun aber für die garantirt 150,000 Abonnenten so manches Sorgenblattes, wenn Dank der Einführung des parlamentarischen Duells plötzlich die unsäglich langweiligen Kammer-Verhandlungen ausfielen und dafür um so mehr schöne Hofnachrichten, Lustmördereien und Börsenwaschzettel gebracht werden könnten! Welche Entlastung unseres Budgets, wenn an die Stelle der massenhaft Papier fressenden Ewigkeitsreden des celebren Rickert eine kurze Notiz über zwei Flintenkugeln im Parlamentsprotokoll stünde! „Der Herr Abgeordnete bewies durch einen gutgezielten, leider nicht genau auf Distanz berechneten Streifschuß, der den Führer der agrarischen Minorität am Ohr verletzte, daß es durchaus verfehlt sei, die ärmeren Volksklassen durch hohe Getreidepreise noch mehr auszuhungern. In persönlicher Bemerkung jagte ihm hierauf Herr von Mirbach eine Kugel durch den Kopf, glücklicher Weise ohne edlere Körpertheile zu verletzen. Man hofft, daß nach erfolgter Plombirung seiner Schädelhöhle der allverehrte Abgeordnete seinem Berufe wieder wird nachgehen können. — Mit Rücksicht auf die starke Familie des Interpellanten lehnte es Graf Caprivi darauf ab, eine Anfrage des Grafen Kanitz über Maßregeln zur Erhaltung der Landwirthschaft, auf krumme Säbel, zu beantworten. Wie ungemein günstig das Kamerun-Abkommen mit Frankreich für Deutschland ist, bewies schließlich Freiherr von Marschall auf's Schlagendste, indem er Herrn von Manteuffel am linken Oberschenkel schwer verwundete."

* * *

Stellt man die Thatsache der politischen Duelle im civilisirten Europa mit der nicht minder erfreulichen zusammen, daß im sonnigen Griechenland soeben zwei Deputirte dabei abgefaßt worden sind, wie sie harmlose Wanderer, ganz ohne Vermittelung von Hotelrechnungen, ihrer Baarschaft beraubten, so kann man die gedeihliche Fortentwickelung des parlamentarischen Gedankens nicht verkennen. Zwar dürfen die beiden griechischen Vertreter der Nation und Elitespitzbuben für ihre Idee keineswegs die Priorität beanspruchen und etwa behaupten, sie hätten zuerst im buchstäblichen Sinne des Wortes „das Beste" ihrer Wähler gewollt; Abgeordnete der mehr westlich gelegenen Länder sind viel früher auf den Gedanken gekommen, ihre Mandate zur Ausübung des Räuberhandwerks zu gebrauchen, Actienbanken zu leiten und Aufsichtsrathsstellen einzunehmen. Besonders Spanien, das nicht nur durch seine Maronen und seinen klassischen Schmutz, sondern auch durch Geibel's melancholische Verse weiteren deutschen Kreisen angenehm bekannt geworden ist, zeichnet sich dadurch aus, daß jeder seiner Deputirten ein kleiner Baron Hirsch ist, und wenn es den wackeren Hidalgos nicht schon vor Jahrhunderten gelungen wäre, die Mauren von der pyrenäischen Halbinsel zu vertreiben, so würde es ihnen heute durch Ausgabe von Sarazenenloosen ein Leichtes sein, sie zu ruiniren, nach dem Beispiele des Barons Hirsch, der die ungläubigen Türken zwar nicht mit Feuer und Schwert ausrottete, wie es seine Vorfahren, die christlichen Barone der Kreuzzugszeit, thaten, sondern indem er den Muselmanen bei den türkischen Eisenbahngeschäften 130 Millionen und bei den Türkenloosen im Ganzen etwa 300 Millionen Franken — — abverdiente. Seine Schüler, die industriellen Spanier, haben sich, weil ihnen im Auslande doch kein Mensch mehr pumpte, im Wesentlichen darauf beschränken müssen, einander gegenseitig das Fell über die Ohren zu ziehen. Indessen reichte diese nützliche innere Politik doch nicht aus, alle staatsmännischen Kräfte des mit Faullenzern reich gesegneten Landes zu absorbiren, und da sich für Militärputsche keine dummen Bauernhorden mehr, für kriegerische Unternehmungen keine fluchtbereiten Riffkabylen fanden, hielten die Leiter der spanischen Politik Umschau nach anderen, nicht so kostspieligen Amüsements. Sie erkoren sich endlich die mit Recht bei allen Premierministern Europas so beliebte deutsche Regierung für ihre Späße und verstanden es, die nachgiebige bei ihrer ganz besonders schwachen Seite, der Vorliebe für Handelsverträge, zu fassen. Ehe noch Herr von Marschall Unterhandlungen mit Monaco anknüpfen konnte, zur Hebung der deutschen Roulette- und Spielkarten-Export-Industrie und zollfreien Einfuhr Berliner Millionäre, bot Señor Sagasta unserer Regierung einen pompösen Handelsvertrag an. Der Köder verfing, und die unbeschäftigten spanischen Politiker bekamen zu thun. Die Fertigstellung des Entwurfes dauerte wohl ein Jahr und war für jeden Madrider Leitartikler ein Quell unsäglichen Vergnügens. Man machte den Deutschen die größten Avancen und freute sich von Herzen, als sie biedermännisch den ganzen Ulk ernst nahmen, als Rickert im Reichstag eine kostbare, sieben Stunden lange Rede hielt, deren Satz „ich will nunmehr schließen" selbst bei den versteinertsten Agrariern brausenden Jubel und minutenlanges Händeklatschen hervorrief. Nachdem der deutsche Reichstag den Vertrag angenommen hatte, begann für die Spanier erst der eigentliche Jocus. Es war ein Termin zur Ratificirung des Entwurfes vereinbart worden, und nun machten sich die Madrider Witzbolde daran, immer neue und immer unglaublichere Gründe zu ersinnen, um diesen Termin hinauszuschieben. Das hübsche Geduldspiel hatte den einzigen Fehler, vom Partner etwas sehr viel Geduld zu verlangen; aber wir in Berlin, unser Auswärtiges Amt besaß diese lobenswerthe Geduld. Excellenz Sagasta scheint denn auch entschlossen, die unterhaltende Komödie fortzusetzen, bis die handelspolitische Opposition in den Cortes stark genug geworden und eine definitive Ablehnung des Vertrages mit Deutschland sicher ist.

* * *

Auf Samoa, wo drei oder vier Könige gleichzeitig regieren, so daß die Südsee aus den nächtlichen Ruhestörungen gar nicht herauskommt und es demnächst erforderlich sein wird, nummerirte Plätze zum Thron zu verkaufen, damit sich die Majestäten nicht so drängeln, auf Samoa ist schon wieder ein Conflict ausgebrochen. Freisinnige Abgeordnete empfehlen in freisinnigen Zeitungen mit der ihnen eigenen schönen Offenheit, die zumeist in einem offenen Knopfloch besteht, man möge das ekle Andenken aus den Tagen wüstester Bismärckerei, das Samoa, einfach über Bord werfen und den Engländern schenken, wie Zanzibar auch, oder dem Onkel Jonathan. Bekanntlich ist für Samoa deutsches Blut geflossen, und andere Nationen würden in solchem Falle keinen Zoll breit von ihren Ansprüchen aufgeben; uns aber sucht man durch die Vorspiegelung zu ängstigen, wie gefährlich dem Bestande des Reiches ein Krieg mit Nord-Amerika werden könnte. Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn gelegentlich der Debatten über den hoffentlich bald erscheinenden Handelspertrag mit Monaco auf die blutdürstigen Croupiers dieses Staates hingewiesen und der Reichstag mit monagesischen Trente et quarante-Truppen geschreckt wird, oder wenn Preußen dem stolzen Heinrich aus Reuß ä. L. wichtige Reservatrechte einräumt, aus Furcht vor einem

Völkerkriege mit ihm. Zum Glück wird Deutschland sorgsam alle Verwickelungen mit den furchtbaren Milizmännern von Washington vermeiden, die gerade jetzt ihre ganze Kraft anspannen müssen, um einiger Tausend verhungerter und waffenloser Tramps Herr zu werden; wir sind sanft und nachgiebig, wir haben diesen Ruf nun einmal im Auslande und wollen ihn behalten. Es wäre sehr ungerecht, zu behaupten, daß die Lorbeeren Bismarcks unser Auswärtiges Amt nicht ruhig schlafen ließen.

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Zerstörtes Glück. Schauspiel in drei Acten von Paul A. Kirstein. (Residenz-Theater.) — Eheglück. Lustspiel in drei Acten von Albin Valabrègue. (Neues Theater.)

Die Essays und Feuilletons, womit Herr Paul A. Kirstein bisher unsere deutsche Literatur beschenkt hat, waren so sehr berühmt eben nicht, und wohl Niemand ist deshalb mit allzu hochgespannten Erwartungen in die letzte sonntägliche Matinée des Residenz-Theaters gegangen, wo man seinen dramatischen Erstling aus der Taufe hob. Die Skeptiker haben Recht behalten, der junge Dichter erlitt eine von dem nachgerade üblich gewordenen, dröhnenden Beifall begleitete Niederlage, aber es war eine Niederlage, auf die er immerhin recht stolz sein kann. Sein Stück taugt nichts, der Autor dagegen ist ein talentvoller Bursch. Dieser noch nicht flügge, noch ganz ungelenke Dramatiker, dem die einfachsten Regeln des Handwerks unbekannt sind und der allen Ernstes glaubt, daß die Bühne der geeignetste Ausstellungsplatz für subtile Seelenmalereien sei, hat es doch zwei Acte hindurch verstanden, nicht nur verhältnißmäßig wenig zu langweilen, sondern mitunter sogar zu fesseln, lebhaft zu interessiren. Das Werk mußte zu Grunde gehen, all in seiner Compositions- und Handlungslosigkeit trug es die facies hippocratica schon vom ersten Aufzuge an; dem Verfasser darf für die Zukunft ein weit günstigeres Prognostikon gestellt werden. Er hat den Mißerfolg, der jedem jungen Theaterdichter für den Beginn seiner Laufbahn dringend anzurathen ist, dahin, den ehrenvollen Mißerfolg; und nichts hindert ihn, nun zu zeigen, daß er zu lernen versteht und dem bei allen parlamentarischen Citatenrednern mit Fug so beliebten Geschlechte der Antäiden angehört.

Genau vor Jahresfrist, auch an einem Sonntag und auch im Residenz-Theater, stellte uns der nun deutschlandmüde Max Halbe seinen Studenten Hans vor, den fahrigen, hochstrebenden, rasch begeisterten und ebenso rasch verzagenden Epheben, allermodernster Jugend Prototyp. Kirstein zeigt uns genau denselben Bengel ein paar Semester später. Er ist Schriftsteller geworden, arbeitet für Witzblätter und andere ernsthafte Zeitungen, scheint bei den meisten Redaktionen Hahn im Papierkorb und fühlt sich über die Maßen. Hans Hartwig aus der „Jugend" hat sich bis auf seinen Namen in der That gar nicht verändert. Wieder liebt er ein Mädchen, wieder schenkt sie sich ihm, und wieder endet ein Büchsenschuß die Tragödie. Diesmal geht's in den Details so zu. Das Fräulein zieht zu ihrem Freunde und heirathet ihn, nachdem die Familie den anfänglichen Widerspruch aufgegeben hat; ihr Malheur ist, daß Freund Paul sie auf der Straße kennen lernte und daß er ein unüberwindliches Faible für Möbelleih-Contracte im Busen hegt. Weil er seine Frau auf der Straße kennen lernte, fürchtet er den unvermeidlichen Vorgänger in ihrer Gunst, und weil er eine Wohnungseinrichtung auf Abzahlung nimmt, nachher aber die Raten schuldig bleibt, packt ihn düsterste Verzweiflung. Andere Conflicte birgt die Handlung nicht. Kirstein begnügt sich durchaus damit, Charaktere und Milieu zu zeichnen, umständlich und liebevoll hält er sich dabei auf, und als es endlich zum Klappen kommen muß, weiß er keinen anderen Abschluß, als eine begeisterte Lobpreisung der Reellität unserer Abzahlungsgeschäfte und die naiv komisch wirkende Vorführung des ersten Liebhabers der jungen Frau. Um dies zu erreichen, bedient er sich eines Theaterzufalls von verblüffender Plumpheit, der an der ernstesten Stelle des Dramas einen fröhlichen Heiterkeitsausbruch wachrief und das Stück zu Grunde richtete. Wäre Kirstein geschickter oder auch nur conventioneller gewesen, hätte er statt des unseligen Herrn Walter Hengstenberg den allbekannten Bühnenbrief zum Verräther werden lassen, so würde er einen beinah widerspruchslosen äußeren Erfolg davongetragen haben.

Es ist besser so. Diese Arbeit verdiente kein holderes Schicksal als ihr bescheert ward. Kirstein weiß nicht, was er will, und wo er es weiß, da verleitet ihn unbegreiflicher Leichtsinn, die Fäden achtlos fallen zu lassen. Der dreimal zu breite Expositionsact deutet nicht mit einem Wort das Hauptthema an; erst ganz gegen Ende des zweiten Aufzuges wird es aufgenommen, in jäher Wendung, und macht nun den Eindruck des unkünstlerisch Aufgepfropften, statt des organisch aus dem Scenengang Herausgewachsenen. Die zwei verzogenen und arbeitsscheuen Töchter einer schwachen Mutter, Onkel Biedermann und der heirathconsenslüsterne Jüngling Paul bestreiten die Dialoglosten des ersten Actes. Da fällt, neben posthumen Gedankensplittern, manch geistvolles Wort; da erquickt manch realistisch frische Scene, und die Charaktere sind, von einzelnen Uebertreibungen abgesehen, klar und klug umrissen. Dieser Act könnte, alterthümlichem Brauch gemäß, die Ueberschrift: „Traurige Folgen mütterlicher Schwäche oder Mißrathene Kinder" führen, und da ihm eine gewisse behagliche Gemüthlichkeit, da ihm sogar poesievolle Momente nicht fehlen, dürfte er als gut gesehenes Sittenbild aus dem kleinbürgerlichen Leben, als didaktische Idylle allerorten erfreuen. Niemand merkte dann, daß eigentlich noch zwei Acte zu ihm gehören, und wer etwa glaubte, hier den Keim zur Tragödie der Muttertiebe zu sehen — wie es mir ging — den würde der zweite Aufzug sofort eines Anderen, nicht Besseren, belehren. Denn der zweite Aufzug führt den Titel „Ein Besuch vor der Hochzeit oder Ich war nicht der Erste". Wäre das Drama nach dem jetzt üblichen Compagniesystem entstanden, ich hätte darauf gewettet, daß Jeder der Associés einen Act zeugte, ohne sich vorher mit dem Collaborator gehörig über Handlung, Charaktere und Tendenz zu verständigen. Ein junges Mädchen, das im ersten Aufzug ihre Mutter in scheusäligster Weise mißhandelte und directe Antipathien erweckte, buhlt jetzt als herzige Bretternaive um unsere Gunst; Schwesterlein, das anfänglich eine Perle schien im Vergleich mit dem frechen Nestküken, macht sich nun thunlichst verhaßt. Daneben agiert ein philosophischer Krüppel, der Raisonneur des Stückes, Nora's berühmter Dr. Rank, aus dem man zunächst nicht klug werden kann und der nachher, als man aus ihm klug geworden ist, ungemein überflüssig scheint. Im dritten Act, „Der moralische Ratenhändler oder Handlungscommis und Revolverschuß", häuft Kirstein nun alles, was er längst vorher hätte sagen sollen. Paul quält sich entsetzlich mit dem Gedanken herum, daß seine Frau vielleicht, ehe sie ihn kannte, einen Andern gut leiden mochte, just als ob solche Gedanken erst nach dreimonatlicher Ehe kämen; er zankt und versöhnt sich in zehn Minuten fünf Mal mit Anna, läßt sie aus Furcht vor galanten Abenteuern nicht aus dem Hause gehen und vertreibt sich die Zeit so schlecht wie möglich, indem er seines buckligen Freundes endlose Trivialitäten geduldig anhört. Man wird es bei dem Bühnengeschick unseres Autors erklärlich finden, daß Annchens Galan Nr. 1 jetzt Bräutigam der Schwester Pauls geworden, und man muß ihm glauben, daß der Name dieses Bräutigams tiefes Geheimniß der glücklichen Braut geblieben ist — denn sonst hätte Anna sich ja in aller Ruhe auf die Begegnung mit ihm vorbereiten können.

Häufung von Dramenmotiven bedeutet nun und nimmer Wachsthum der Handlung; ein Accord soll angeschlagen werden und immer machtvoller anschwellen. Wer vier, fünf verschiedene Themata variirt, verfällt unabweislich dem Fluch der Lublinerei, die nicht fähig ist, einen Gedanken auszudenken, nicht phantasiereich genug, eine Situation in allen ihren Ausstrahlungen zu schauen, zu gestalten. Kirstein hat die Schlacht verloren, weil er's noch nicht verstand, sich zu concentriren. Sobald er weniger mit dem haltlosen Realismus und der Hamstermanier Hauptmann's kokettirt, die Vorräthe häuft, aus reiner Lust am massenhaften Material; sobald er es gelernt hat, im kleinsten Punkte die höchste Kraft zu sammeln, mag er wieder kommen — dann als Sieger . . .

Rittner plätscherte als Schriftsteller Paul ganz in seinem Element. Wo nicht durch die Schuld des Autors der Charakter allzu brüchig und in seiner nervösen Complicirtheit unwahr schien, überraschte er, der mit ein und demselben Ton immer wieder zu überraschen vermag, durch die goldene Wahrheit jedes Wortes, jeder Miene. Dieser prächtige Junge schauspielert nicht mehr, er lebt seine Rolle; und zu wünschen bleibt nur, daß die in ihm noch schlummernde Kraft recht bald geweckt wird, daß er sie an anderen Aufgaben als der Darstellung des ewigen fin de siècle-Decadents zu erproben vermag. Sonst wird nämlich der Tag kommen, wo er langweilt . . . Jarno goß viel eigenes Leben in die klägliche Rolle des buckligen Philosophen und ließ Gefühlstöne von entzückender Innigkeit aufblitzen, was ihm um so höher angerechnet werden muß, als seine Begabung eigentlich auf ganz anderem Felde liegt. Derb und drastisch, temperamentvoll sogar, war Fräulein Gabri als Nesthäkchen. Je mehr dies junge Mädchen aus sich herausgeht, desto augenscheinlicher wird ihre große Begabung, und wenn Complimente ein Talent fördern, würd' ich sie nicht sparen dieser offenbar Auserwählten gegenüber. Es thut wohl, unter den schauspielernden Damen der „neuen Folge" endlich wieder 'mal Eine zu wissen, die mehr als Brillanten und Perlen hat. Hier ist eine feste Hand, die entschlossen zugreift, hier ist aufdämmerndes Verständniß dafür, daß die große Kunst nicht in pomphafter Declamation und jener grotesken Mimik besteht, die immer verzweifelt an Rasirsalons erinnert. Laß dich nicht verblüffen und einschüchtern, Kleine, wenn die Sehrweisen dich wild und täppisch schelten, tobe dich aus und schlage getrost über die Stränge. Director Lautenburg wird sich die Ehre nicht nehmen lassen, auch dies waldfrische Talent zu läutern — er, der einzige Schauspieler-Entdecker Berlins. —

Schon am 30. April wollte er anfänglich die Saison im Neuen Theater schließen; über die gähnende Leere der letzten Wochen mußte Valabrègue's „Bonheur conjugal" mit Ach und Krach hinweghelfen. So viel mir erinnerlich, ist das Vaudeville in Berlin noch nie gegeben worden, aber wir kennen es trotzdem alle ganz genau — aus anderen französischen, pseudofranzösischen und germanischen Possen, die erst spät nach ihm das Lampenlicht erblickten. Besonders unverschämt hat es der ehemalige Schuhfabrikant Rosenfeld in „seinen" berühmten „Dragonern" geplündert; der ganze letzte und der halbe vorletzte Act dieses Meisterwerkes sind Valabrègue gestohlen. Können ihm übrigens auch gestohlen bleiben. Die Komik des „Eheglücks" darf gerade nicht erschütternd genannt werden; sie macht heute bereits einen sehr vermotteten Eindruck. Da ist die Ingénue, die sich aus einem Handbuch Raths erholt, wie sie den ihr gegenüberstehenden, sehnsuchtheißen Geliebten behandeln soll; dann glänzt das biedere Ehepaar aus der guten alten Zeit, ein leuchtend Beispiel seinen Töchtern und Schwiegersöhnen; Briefe richten unsäglich humoristisches Unheil an, zu guter letzt trifft und versöhnt sich die ganze, große Familie in einer fremden Wohnung, wo Jeder den Andern auf ehelicher Untreue ertappen wollte. Gespielt wurde die Pariser Moseriade nicht pariserisch, sondern moserisch, und ein Genuß war das gerade nicht. Gar zu wenig sind der komischen Schauspielkräfte in Berlin, als daß eine Bühne sich den sündhaften Luxus erlauben dürfte, ihre Truppe zu theilen. Die Possen, die sie auf diese Weise spielt, spielt sie dem Publikum, aber, wie Figura zeigt, nicht immer vor dem Publikum.

Opern und Concerte.

„Hochzeitmorgen". Oper in einem Aufzug von Franz Koppel-Ellfeld. Musik von Karl von Kaskel. (Kgl. Opernhaus, 28. April.)

Beethoven sagte einmal zu dem musikalischen Prinzen Louis Ferdinand, als er eine seiner Leistungen loben wollte: Gar nicht prinzlich, — sondern sehr gut! Wir könnten zum Baron Kaskel sagen, dem Componisten des einactigen Hochzeitmorgens: Gar nicht gut, — sondern sehr barönlich! Freilich gebührt ihm nicht allein das Verdienst dieser musikdramatischen Fürchterlichkeit; er hat sich in dem Dichter Koppel-Ellfeld, — der bereits am Raskolnikow zusammen mit dem Poeten Eugen Zabel schwer gesündigt hat, — einen Genossen erwählt, welcher den Vortheil bot, eine congeniale Natur zu sein. So schaffte und wirkte man gemeinsam am trefflichen Werk, und keiner wurde von dem Anderen überflügelt, sodaß die Ehren der Niederlage christlich getheilt werden dürfen.

Denn eine Niederlage war es, obgleich Herr von Kaskel in beachtenswerther Geschwindigkeit viermal vor den Vorhang kam und sich verbeugte. „Il n'y a pas de quoi!" wollten wir ihm bei jedem seiner tiefen Complimente zurufen; es schrie förmlich in uns: il n'y a pas de quoi, — aber er kam wieder. Wenn er wirklich die Absicht hatte, ein Werk zu schreiben, das Erfolg haben sollte und Effect machen sollte — und, ach, er hatte diese Absicht, man sah es an jeder Note! — wie konnte er dann auf den unglückseligen Franz Koppel verfallen, der einer der talentlosesten Pechvögel dieses und der benachbarten Jahrhunderte ist. Nachdem der Poet Koppel einmal seinen Text geschrieben hatte, zeigte Kaskel dadurch, daß er ihn nicht mit dem Rücken der Hand bei Seite schob, sondern so etwas wirklich componirte, daß er jeden künstlerischen Empfindens bar ist.

Von allen nachwagnerischen Erscheinungen ist neben dem wundervollen Falstaff Verdi's nur ein einziges Werk der Erwähnung werth. Das sind die Bajazzi des Leoncavallo, der leider auch in der musikdramatischen Historie herumwirthschaftet und seine eminente Begabung durch die Composition des „Roland von Berlin" und ähnlicher Vorwürfe vollends verzetteln wird, während sein Weizen jetzt und künftig nur auf dem Gebiet des genrehaften Realismus gedeihen kann. Er hat in den Bajazzi dasjenige Werk geschaffen, das allein Kunde ablegt von einer Fühlung mit dem Hero der Zeit, mit Strömungen, die weit über das bloßmusikalische Ressort hinausgehen: — bezeichnender Weise wirkt er am stärksten da, wo er die musikalische Form schießen läßt und mit parlandomäßigen Elementen arbeitet, also mit solchen, die nicht mehr musikalisch, sondern allein dramatisch sind. Nur durch einen Zufall wird der andere Italiener, Mascagni, gewöhnlich in einem Athem mit ihm genannt; weil er ungefähr gleichzeitig in die Oeffentlichkeit trat und ebenfalls einen ungewöhnlichen Erfolg aufweisen konnte. Im Grunde haben die beiden kaum etwas mit einander gemein; denn Mascagni ist bloß ein geschickter, süßer Melodiker im Vergleich zu dem Bajazzoschöpfer, der sich in diesem einen Werk schlechtweg als eine Art Genie offenbarte. Da Nachahmung nicht nur eine Eigenschaft unterdrückter Naturen, sondern schließlich eine allgemein menschliche Eigenschaft ist, und keine, wenn auch noch so grandiose Erscheinung denkbar ist, die nicht ein Glied einer Entwickelung darstellt, und auf den Schultern eines Vorgängers steht, so hatte jeder zeitgenössische Componist, der nicht allein auf Wagner fußte, die Wahl zwischen Leoncavallo und Mascagni; zwischen einem geniehaften Dramatiker und einem melodiösen, bedeutungslosen Weichling. Der Baron von Kaskel zauderte keinen Augenblick sich für den letzteren zu entscheiden.

Vielleicht zum Theil verleitet durch den textdichtenden Genossen Franz Koppel (Ellfeld), der von vornherein das Buch cavalleriamäßig zuschnitt. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Geschichte in Italien spielt; es braucht nicht gesagt zu werden, daß sie einactig ist und in zwei Hälften zerfällt; es braucht nicht gesagt zu werden, daß man zum „Gevatter" Toto darin spricht, wie zum „Gevatter" Alfio; es braucht nicht gesagt zu werden, daß leidenschaftliche Liebe, untere Bevölkerungsschichten, tragisch-gewaltsames Ende eine Rolle spielen, daß die Kirchenglocken ertönen und Orgelklang, und daß die Bewohner des kleinen italienischen Fleckens in die Kirche gehen und aus der Kirche kommen. Es läßt sich nicht einmal in allen Einzelheiten nachweisen, worin die Uebereinstimmungen bestehen; aber die ganze „Aufmachung" — berlinisch zu reden — ist so, daß auch ein kindliches Auge sofort das zärtliche Anschmiegen bemerkt; und wo der Textmacher eine Lücke läßt, springt der Musiklieferant sofort ergänzend in die Bresche.

Ein Versaglieri-Chor, der zum Theil a capella gehalten ist, eröffnet nach einem dünn instrumentirten Vorspiel die Handlung. Die Versaglieri sind, wie sie selbst sagen, „so lustig ha! und frei", und sie benutzen zur Uebermittelung dieser Nachricht an das Publikum eine Operetten-Nummer ältesten Stils. Regina, eine Kneipwirthin, hat darauf ein kurzes Gespräch mit einem Tabaksverschleißer, worin in melodischem Recitativ mit dünner Orchesterbegleitung erzählt wird, daß der Anarchistenführer Paolo mit Schmugglern im Gebirge haust, — mit denselben Schmugglern, gegen die soeben der Versaglieriführer ausgezogen ist. Dieser Versaglieriführer, Pietro geheißen, ist der Verlobte von Giovana, der Wirthstochter, — welche Schowana ausgesprochen wird. Sie kommt gerade aus der Kirche, und nachdem die Musik fortwährend verschämte Trivialitäten zum Besten gegeben, erfährt man vollends, daß Giovana auch mit jenem Anarchisten einst geliebelt hat, bis sie sich für den Versaglieriführer entschied. Man ahnt die ganze Fürchterlichkeit des Conflikts, der sich im Laufe des Abends enthüllen wird. Jedenfalls aber erklingen vorläufig Cavalleriatöne im Orchester, welche zu einer Romanze der Giovana überleiten, einem theils farblosen, theils trivial-melodiösen Stück, das seinem Charakter nach der noblen Operette angehört. Operettig ist auch der Chor, welcher den Versaglieriführer jetzt empfängt, da er siegreich zurückkehrt. Er nimmt sich nicht die Zeit zum Verschnaufen, sondern setzt bald mit einer Arie ein, welche im Wesentlichen der Concertgartenmusik zuzuzählen ist und die Vorzüge des Soldatenstandes preist. Auf der Höhe des Concertgartens bewegt sich auch im folgenden die Musik, da Freundlichkeiten zwischen dem Versaglieriführer und dem Volke ausgetauscht werden. Ein paar finstere Töne bemüht sich der Komponist anzuschlagen, als der gefangene Anarchist vorgeführt wird und die junge Braut ihn erkennt, aber es ist alles Pappemaché. Einige Routine, — keine Spur von Ueberzeugung. Die beiden Bräutigams, der frühere und der gegenwärtige, haben darauf eine Unterredung, die kurz, aber zwecklos ist. Der Anarchist singt ein „Arioso" — es ist ausdrücklich als solches vermerkt! — in welchem er von der Weibertreue verächtlich redet. Bumbum-Musik und banale Weichheit wechseln in dieser Scene. Dem Cavalleria-Vorspiel entspricht es, daß man nun eine Canzone hört, die hinter den Coulissen gesungen wird, während die Bühne selbst leer bleibt. Die Canzone ist musikalisch allersterilstes Zeug, und interessant ist nur, daß sie wiederum von dem offenbar lyrisch veranlagten Anarchisten gesungen wird, dem sein Arioso die Sangeslust noch nicht befriedigt hat. Das Loos des Gefangenen rührt das Herz der Braut, sie bittet in einer Liedertafelphrase ihrer Versaglieriführer um Freigebung des Aermsten. Das Duett, in welchem die Bitte gestellt und gewährt wird, ist lang und musikalisch denkwürdig, indem es bald Tamtammusik bietet, bald melodisch-süßlich ist, auch sanften Violinen Raum zur Entfaltung gewährt und stellenweise jene impotente Mascagni-Nachahmerei zeigt, die sich bei Kaskel in urplötzlichen Uebergängen nach Dur äußert. Alte, stehende Musikphrasen werden verwerthet; es beginnt eine Melodie, welche der Bräutigam singt („Sollt' ich es schwören, daß ich Dir ergeben") und die nachher von der Braut aufgenommen wird, wo man vollkommen die Möglichkeit verliert, festzustellen, wann sie italienisch zu sein aufhört und wann sie anfängt französisch zu werden. Phrasen, nichts als Phrasen! Convention, nichts als Convention! Und doch ist hier die relativ packendste Stelle des ganzen Machwerkes. Den Eindruck einer Selbstparodie macht es, wenn nun auch ein Intermezzo noch erklingt, zwar ein ganz kurzes, Gottseidank, aber doch ein Intermezzochen, das die Erinnerung an die Cavalleria wieder einmal kräftiger wachruft. O imitatores, servum pecus! Ländliche Tanzmusik folgt, mit eingelegtem kurzen Ballet, interesselos, stillos, charakterlos, talentlos; und nachdem sich die Anwesenden zwei bis siebzehn Mal „Gute Nacht" gesagt, ertönen militärische Signale, dann wieder ein paar sinistre Klänge, worauf der Versaglieriführer eine Romanze schmettert, die von der berühmten Gattung derer ist, welche man zu Ende weiß, ehe sie begonnen haben. Er beschließt, den Gefangenen nicht frei zu lassen, wie er doch versprochen, und es ist bezeichnend für den Kunstsinn des Componisten, daß er hier nicht einen Conflict bietet, sondern — ein Lied.

Der Anarchist wird von dem Tabakverschleißer befreit, und der Maestro Trivialissimo Kaskel läßt ihn jetzt unglaublicher Weise wieder ein „Arioso" singen. Der Anarchist flieht also nicht, obgleich ihm der Tod winkt, sondern er singt ein Arioso!

„Vorüber alle Todesqual
Befreit von Henkersbanden."

Nach einiger Blechmusik setzen Violinen ein, Giovana erscheint, der Anarchist singt nochmals eine „Arie" („Ha! Schändliche, mit meinem Lieben — hast Du ein schnödes Spiel getrieben"), worin nun auch Gounod zu seinem Rechte kommt; dann wieder etwas Blech, dann eine große Fermate und fürchterliche Bumbum-Musik, darauf Elisabeths Gebet an die heilige Jungfrau, italianisirt, darauf ein Gemisch aus dem Tagesanbruch im Lohengrin und der Hirtenscene im Tannhäuser, italianisirt, darauf wieder reine Cavalleria-Elemente, noch einmal der Glocken-, Kirchen- und Orgelmumpitz, — bis schließlich beim Brautzug die Jungfrau von dem Anarchisten erstochen wird. Schowana stirbt, aber selbst sterbend erinnert sie sich noch, die Cavalleria rusticana mal gehört zu haben, und haucht ein diesem Thatbestand entsprechendes Ariettchen aus. „Piep, sie ist todt", sagte mein Nachbar; ich wankte erleichtert zum Buffet ins Foyer.

„Nil admirari" — das ist leicht gesagt! Hier muß man sich über Mehreres wundern. Erstens, daß ein solcher Text geschrieben werden konnte. Zweitens, daß er componirt werden konnte. Drittens, daß er so componirt werden konnte. Viertens — und das ist das Wichtigste — daß solches Zeug zur Aufführung angenommen wird. Ist es nicht ein Jammer, daß begabte deutsche Tondichter mit der Darstellung ihrer ehrlichen Werke warten müssen, bis sie schwarz werden, während eine so traurige Stümperei rasch und bereitwillig auf der preußischen Hofbühne gespielt wird?

Der Aerger über diese beschämende Thatsache ist wahrhaftig noch größer als der Aerger über das Machwerk selbst.

Die „Münchener Freie Vereinigung".

Ich weiß nicht, ob es Optimisten unter den Künstlern gegeben hat, die bei der Gründung der Münchener „Secession" geglaubt haben, daß nun alles nach strengster Gerechtigkeit und Parteilosigkeit vorgehen werde und jegliche ringende Künstlerseele neidlos ihren Freibrief erhielte. Gekommen ist es natürlicherweise nicht so. Sehr bald vernahm man von Streitigkeiten und Zänkereien, die nicht immer vorübergehend und oberflächlich waren. Man klagte auf der einen Seite über Autoritätsdünkel, Bevormundungssucht, beginnende Sterilität, auf der anderen Seite über Zügellosigkeit, Frivolität, exorbitante Ansprüche. Die Einen liebäugelten

mit Hof und Ministerium und grämten sich über die Aussichtslosigkeit ihrer leerstehenden Knopflöcher. Die Anderen wollten Kunst und Staat strengstens geschieden wissen und einen gewissen revolutionären Charakter gewahrt sehen. Alle aber wollten gern ihr eigenes Schäfchen scheeren und den lieben Nachbar nicht allzu groß werden lassen.

Daran ist gar nichts Merkwürdiges. Es ist immer so gewesen und wird immer so bleiben. Denn der Idealismus der Künstler findet genau da seine Grenzen, wo Ehrgeiz und Eitelkeit anfangen mächtig zu werden. Trotzdem aber hätte sich bei einem klügeren Volksschlag als den Deutschen ein Krach sehr wohl vermeiden lassen, und jedenfalls ist es bedauerlich, daß dies nicht geschehen ist. Denn die Actionskraft der Gesammtbewegung hat darunter zu leiden. So hat sich denn von der „Secession" die „Freie Vereinigung" abgezweigt, wird diesen Sommer geschlossen im Glaspalast wieder erscheinen und hat sich zur Zeit dem Publikum der Reichshauptstadt im „Salon Gurlitt" vorgestellt.

Ich kann mit den Empfindungen dieser Leute sehr wohl sympathisiren, muß aber ihr Vorgehen trotzdem thöricht und unüberlegt finden. Ihre Forderungen an den Vorstand der Secession waren geradezu knabenhaft, und die Consequenz, die sie aus der Ablehnung für ihr persönliches Verhalten gezogen haben, war nichts weniger als logisch. Mochten sie finden, daß die von ihnen vertretene Strömung, oder daß sie selbst als Persönlichkeiten nicht genügend gewürdigt wurden — daraus die Forderung auf Abschaffung der Jury und Unbeschränktheit in der Zahl der einzusendenden Bilder abzuleiten, mußte nicht bloß den formulirten Zielen der Secession, sondern den Lebensmöglichkeiten jeder größeren Künstlergesellschaft direct zuwiderlaufen. Das ausgesprochene Ziel der Secession war und ist, künstlerische Elite-Ausstellungen zu veranstalten. Daraus geht von vornherein hervor, daß peinlichste Auswahl getroffen werden und eine Jury streng ihres Amtes walten mußte. Es mag sein und ist sogar wahrscheinlich, daß dies nicht in idealer Weise geschehen ist. Das Prinzip blieb aber trotzdem unanfechtbar. Jurylosigkeit verlangen, hieß für eine Gesellschaft von 130 „ordentlichen" und 150 „correspondirenden" Mitgliedern eine Erklärung des Chaos fordern, ganz abgesehen, daß die in kluger Voraussicht ziemlich beschränkt angelegten Räumlichkeiten des Ausstellungslocals an der Prinzregentenstraße die Heuschreckenschwärme der alsdann einlaufenden Bilder nicht hätten fassen können. Hatte man aber einmal trotzdem diese Forderungen aufgestellt und war damit abgewiesen, dann blieb nur eine einzige Consequenz übrig: alles Vereins- und Ausstellungswesen in Sachen der Kunst für unzulänglich zu erklären und, Jeder für sich als unbeschränkte Persönlichkeit, stolz und einsam weiter zu kämpfen. Statt dessen aber thun sich diese Leute (es sind ihrer zehn) zu einer „Freien Vereinigung" zusammen und nehmen damit die Unbilden, denen sie entfliehen wollten, wenn auch vielleicht in leicht verringertem Maße, auf's Neue auf sich. Also der Herdentrieb ist doch wieder mächtiger geblieben als der Einzeltrieb. Wo liegt aber da der Fortschritt?

Ueber zweierlei hätte man sich klar sein müssen. Große Ausstellungen sind Truppenrevuen, in denen man eine Uebersicht über das Gesammtkönnen der modernen Kunst zu geben versucht, wo aber der Einzelne als solcher zurücktritt. Es war meines Erachtens bereits sehr viel, wenn vom Vorstand der Secession für den Kopf drei ausgereifte Kunstschöpfungen und eben so viele Skizzen oder Studien zugelassen werden sollten. Da konnten sich im Gesammtbild die Einzelerscheinungen markant und treffend herausarbeiten. Beabsichtigt aber Jemand von seiner Individualität und seinen Leistungen ein umfassendes Bild zu geben, so bleibt ihm nur ein Weg übrig: der der Sonderausstellung. Da allein braucht er nur nach sich selber zu fragen und sich von Niemand hereinreden zu lassen. Da allein braucht er lediglich sich selbst als Jury anzuerkennen, und es bleibt zu hoffen, daß er diesem schwierigen Amte gewachsen ist. Sobald aber ihrer Zehne zusammen sind, ist der Grund zu allen möglichen Verstimmungen gelegt. Denn da man doch in seiner Gesammtheit gewürdigt werden will, so hat jeder Einzelne ein Interesse daran, daß die neun Anderen möglichst „gut" ausstellen, d. h. so gut als der Zehnte es versteht und liebt. Jeder hat also statt einer Jury neun Juroren über sich, und wenn diese auch statutenmäßig ihm nichts zu sagen haben, so werden sie ihm doch unter der Hand um so mehr sagen, und die Freude der Juryfreiheit wird, geheim oder offen, bald so, bald so getrübt.

Also: entweder Betheiligung an großen Ausstellungen, dann aber auch Bescheidung der Einzel-Individualität — oder Proklamirung der Souveränität des künstlerischen Individuums, dann aber auch Fernbleiben von großen Ausstellungen.

Sind nun aber die Männer der „Freien Vereinigung" alle so große und kernhafte Individualitäten, daß sie der Welt mit ihrer Forderung einer besonderen Freizügigkeit imponiren können? Eine böse Frage, aber mich dünkt, sie war nicht zu umgehen, und es ist nicht meine Schuld, wenn sie nur unbefriedigend beantwortet werden kann.

Auffallend ist, daß unter den Zehnen ein Künstler ist, der niemals der Secession angehört hat, dessen Zugehörigkeit zu dieser Protest-Vereinigung also, genau genommen, keinen Sinn hat: Wilhelm Leibl. Diesen Mann von altem und tönendem Namen, der sich nur deshalb der Secession nicht angeschlossen hat, weil er zu stolz und zu eigenwillig war, den hat man sich also offenbar gekapert, um sich damit auf ein höheres Postament zu stellen. Wie wenig er die Sache heilig und feierlich nimmt, hat er dadurch bewiesen, daß er bloß eine einzige Kohlenzeichnung (aus Privatbesitz! — also wahrscheinlich eines der „Freien") hergegeben hat, um sich an der Ausstellung zu betheiligen. Er ist damit „da" — aber mehr ist auch nicht darüber zu sagen.

Die übrigen Neun huldigen höchst verschiedenen „Richtungen" und sind von sehr verschiedenem Werth und Charakter. Am meisten gehören wohl Wilhelm Trübner und Louis Corinth zusammen, zwei höchst respektable Maler von schlichter und einfacher Wesensart. Trübner hat ein vorzügliches Portrait seiner Amme, einige groß gesehene und ehrfürchtig empfundene Landschaften, dabei aber auch ein seltsam mißglücktes Gorgonenbildniß, das wie ein magenkranker Dorflümmel wirkt, ausgestellt. Corinth hat seine vom vorigen Jahre bekannten Armenhäusler geschickt, ferner einige Landschaften, von denen ein abendlicher Wald die stimmungsvollste ist, und zwei Portraits: das höchst problematische und in der Charakteranalyse ziemlich verfehlte des Malers Leistikow und das ungemein wuchtige und ernste seines eigenen Vaters. Für Slevogt's „Ringschule" und Schlittgen's „Muckel" vermag ich eine kühle Hochachtung, aber kein lebendiges Interesse zu empfinden. Hans Olde ist nicht so gut wie sonst, abgesehen allerdings von dem feinen Interieur mit der säugenden Mutter. Alle diese Bilder sind gute Durchschnittsleistungen, die auf jeder Ausstellung anstandslos passiren würden, und um die es sich nicht lohnte, eine Revolution zu machen.

Anders steht es mit einigen Jüngeren. Zwar der Dresdener Lührig würde für seine ansprechenden Landschafts-Aquarelle kaum irgendwo auf Widerstand stoßen. Seine Todtentanz-Compositionen sind schon kühner, in Manchem gut beobachtet, in Einzelnem stark empfunden, aber im Ganzen nicht ungesucht und einfach genug. Immerhin ein beachtenswerthes Talent, aus dem Tüchtiges hervorgehen kann, wenn es andere Wege einschlägt, als auf seinem Edda-Cyclus, der theils klingerisch, theils prärafaelitisch, theils — nazarenisch anmuthet, aber jedenfalls nicht selbständig, trotz sehr ersichtlicher Originalitätshascherei. Dieses gilt in verstärktem Maße von Otto Eckmann, einem geradezu typischen „Münchener Pflänzlein". Dieser sehr talentvolle junge Künstler ist im Begriffe, sich seine ganze Zukunft und Entwickelungsfähigkeit durch eitle Modesucht zu ruiniren. Seit etwa zwei bis drei Jahren begegnet man ihm auf Ausstellungen, und er hat seitdem jedesmal seine Physiognomie verändert. Diesmal haben ihn die Lorbeeren Ludwig von Hofmann's und Thoma's nicht ruhen lassen. Er hat in der combinirten Manier dieser Meister recht anmuthige Bildchen geschaffen, die ganz entschiedenen Chic, ein Bischen Phantasie und großes Anlehnungsbedürfniß verrathen. Natürlich erreicht er weder den Einen noch den Anderen, wenn er auch vielleicht gefälliger als Beide wirkt. Er hat weder die kindliche Naivetät Thoma's, noch Hofmann's herbe Anmuth. Seine Einfachheit wirkt gesucht und wird dadurch manchmal simpel. In der Farbe hat er einige hübsche Einfälle, aber manche harte Zusammenstellungen. Seine Linie wird oft weichlich und charakterlos, seine Mädchenköpfe sind völlig inhaltlos und puppenhaft hübsch. Es bleibt abzuwarten, ob der Patient sich von diesem Entkräftigungszustand wird erholen können. Thomas Theodor Heine steht weit mehr auf eigenen Beinen und ist ein erheblich witzigerer Kopf. Aber er zeigt manchmal eine so alberne Sensationssucht, daß man versucht ist zu glauben, er wolle sich selber zum Narren halten. Und doch! wie Gutes bietet er dann auch wieder! Seine altfränkischen Landschaften sind vielleicht das Raffinirteste von Archaisiren, was heute gemacht wird, weil man die Absicht nicht sogleich merkt. Ein weibliches Portrait ist hervorragend sicher und interessant in der Charakteranalyse, und dabei wie prunklos im Vortrag! Ein satyrischer Einfall ersten Ranges aber ist in seinen beiden Zeichnungen von den ausziehenden Rittern und dem Kampf mit dem Drachen enthalten. Der Drache ist nämlich ein Eisenbahnzug, dessen feurige Augen aus einem Tunnel hervorblitzen. Wie grausam wird das moderne Scheusal die alten eisengepanzerten Herren, die mit solcher Bravour dagegen zu Felde ziehen, aus dem Sattel heben! Die alten Herren — wer mögen sie wohl sein?

Nun aber zum Letzten, der zugleich der Größte und das wahrhaft bedeutsame Talent unter den neuen Sectirern ist, zu C. Strathmann. Er ist ein Carieaturist und ein Grübler, ein Farben- und Liniengenie, ein Realist und ein Phantast. Seine Bilder sind unsäglich komisch, aber man scheut sich, davor zu lachen. Diese Verzerrung menschlicher Empfindungen und Leidenschaften, diese sarkastisch-traumhafte Paraphrasirung gewöhnlicher Lebensvorgänge stimmen zu sehr zum Nachdenken, und der Künstler hat in seiner krausen schwer entzifferbaren Handschrift noch ein ganz besonderes Element, das zum Nachdenken und Forschen immer auf's Neue anreizt. Die Gesammtanlage ist stets überraschend einfach, verläuft sich aber in hundert Schnörkel und Schnörkelchen, die alle besonders beachtet sein wollen und manchmal die Quinteffenz des Witzes enthalten. Gerade dies aber ist bei dem formal stark von den Japanern angeregten Maler ein urdeutscher Zug, diese liebevolle Sorgfalt für die versteckten Winkelchen, dieses „Hinter dem Berge halten" mit den eigentlichen führenden Absichten. Dazu kommt eine Kraft der Stilisirung, die selbst Stuck übertrifft, weil sie in ihrer gedankenreichen Complicirtheit originaler und unabhängiger ist. Kurz, ein Meister, den man studiren muß, und der Einen dann reichlich belohnt. Man ist wie durch ein Märchen und durch eine Wildniß gewandert, und findet sich dann doch wieder im lichtesten Alltag, im Alltag allzumenschlicher Thorheiten und Narrheiten.

Franz Servaes.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

geläufige

Das Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.

Werthvoll für jeden Literaturfreund.

Soeben ist erschienen:

Schillers Sohn Ernst.

Eine
Briefsammlung mit Einleitung.
Von Dr. Karl Schmidt,
Oberlandes-Gerichts-Rath.

Mit Bildnissen und 2 Handschriften von Schiller und Goethe.
Ein starker Band br. 6 *M*, geb. 7,60 *M*.

Ein höchst werthvoller Beitrag zur Schillerliteratur.

Das Werk enthält nur bisher noch ungedruckte Briefe; die Handschriften waren bisher noch nicht veröffentlicht.

Ferdinand Schöningh in Paderborn.

DAS 20. JAHR-HUNDERT

Billigste Monatsschrift
M. 2,50 viertelj. durch Buchhdl. u. Post. Ansichtshefte v. Verleger
Hans Lüstenöder
Berlin W 30

Das Bild der Welt.

Von einem Menschen.

Ein dem Sonnenspektrum vergleichbares Spektrum des Weltwesens durch das „Prisma" des Menschen, das praktische Ideal aller echten Lehrkunst (Anleitung zum Selbstforschen) ist nicht im Buchhandel erschienen, sondern nebst d. 1. Heft d. Erläuterg. geg. Einsdg. v. 1 *M* fr. nur z. bez. v. **A. Matthes, Berlin,** N. Schlegelstr. 23. III.

Dr. H. Lüneburg, Verlag, München.

Jean Paul

u. seine Bedeutung für die Gegenwart
von Dr. Josef Müller.

In eleg. Kalbleder-Umschlag Preis *M* 9.—
In den meisten Buchhandlungen vorräthig.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

. . . Wenn sich wirklich beobachtetes Leben von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, als wir es hier erblicken, den Anforderungen der gestaltenden Kunst gemäß geordnet und verbunden findet, so verdient derjenige, der dies bewirkte, in Wahrheit den Namen eines Dichters.

Fränkischer Kourier (Martin Greif).

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid.

Barmer Zeitung.

Z. ist ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird . . . Seine dichterischen Personen halten auch Reden (wie in Heyse's Merlin), aber was sie sprechen ist Handlung. . . . Ueberall herrscht jene Objectivität, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. Der Dichter hält sein Urtheil sorgfältig zurück, denn er will nicht entscheiden, sondern der Leser soll das Urtheil fällen und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatsachen geknüpften Motivirung, daß über die Nothwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann.

Grenzboten.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort —

Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 19. Berlin, den 12. Mai 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Kredit der kleinen Gewerbetreibenden. Von J. Sabin. — Der brasilische Bürgerkrieg und die Seekriegführung. Von einem Capitän z. S. — Neuere Forschungen über die Muskelkraft. Von Eduard Sokal. — **Literatur und Kunst:** Textdichter und Componisten. Von Alfred Stoeßel. — Pariser und deutsche Moden. Plauderei von Helene Volchert. — **Feuilleton:** Der Anwalt. Von S. von der Aller. — Raubritter und Schnapphähne. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Der Kredit der kleinen Gewerbetreibenden.

Von J. Sabin.

In letzter Zeit ging durch einige größere Zeitungen die Mahnung an die Privatbankiers, den kleinen Gewerbetreibenden mit Gewährung von Geldkredit beizuspringen, also gewissermaßen eigene Geschäftsabtheilungen für geringere Darlehen zu errichten. Mit dieser Aufforderung wird ein Punkt unseres wirthschaftlichen Lebens berührt, den die neueste Handwerkerbewegung völlig außer Acht gelassen hat, da sie ihr Heil allein in der mittelalterlichen Zwangsinnung mit allen ihren Privilegien und Beschränkungen sieht. Die Kreditfrage ist heute gänzlich in den Hintergrund getreten, nachdem durch das Hineintragen politischer Leidenschaften in die Handwerkerbewegung die ganze Frage sich auf die Beseitigung oder Beibehaltung der Gewerbefreiheit, sowie auf antisemitische Forderungen zugespitzt hat. Als die Bewegung 1848 ihren Anfang nahm, dachte man anders hierüber, denn damals wurde in einer Petition der Handwerker an den Minister Camphausen die Gründung einer staatlichen Vorschußkasse gefordert, und auch noch auf dem sechsten allgemeinen Handwerkertage 1884 verlangte man von Staat und Communen die Beschaffung billigen Kredits.

In ähnlicher Lage wie die Handwerker befinden sich die kleinen Kaufleute und die Krämer in den Städten. Auch sie leiden unter der Ausbeutung durch den Großbetrieb, unter der starken Concurrenz des Großcapitals, das vermöge billigen Einkaufs und fast unbegrenzten Kredits vor dem geringen Kapital des kleinen Händlers einen bedeutenden Vorsprung gewinnt. Zwar befinden sich die Leute im Irrthum, die glauben, daß es eine Zeit gegeben habe, wo man ohne Besitz von Kapital, nur auf Grund tüchtiger Ausbildung im Berufe sich eine gesicherte Existenz gründen konnte. Selbst in den besten Zeiten des Mittelalters war die Niederlassung an einem Orte, die Aufnahme in die Zunft immerhin von dem Nachweis eines gewissen Betriebsfonds abhängig, und mochte zu diesem Nachweis auch schließlich nur die Bürgschaft eines ansässigen Zunftgenossen gehören. Aber andererseits gab es doch auch zu jener Zeit bei allem Reichthum Einzelner nicht eine so systematische Anhäufung von Kapitalien im einzelnen Gewerbebetrieb, und das ist bei dem damals vorherrschenden localen Verkehr leicht erklärlich. Wenn nun der Großbetrieb andauernd zunimmt — und diese Thatsache ist wohl nicht zu leugnen — so kann dies nur auf Kosten des Kleinbetriebes geschehen. Was aber dem Großbetrieb seine zerschmetternde Gewalt gibt, Kapital und Kredit, geht, wie Crüger in seinem Buche über die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften richtig bemerkt, ganz oder doch zum größten Theil dem Handwerker als solchem ab, während beide die Elemente sind, die es allein diesen Klassen ermöglichen, den Kampf mit der Concurrenz aufzunehmen. Ist das aber der Fall, wie läßt sich die Theilnahmslosigkeit der kleinen Gewerbetreibenden dieser Frage gegenüber erklären?

Kredit wird im modernen Verkehrsleben in der zum Betriebe nöthigen Höhe und in wirthschaftlich erträglicher Form nur da gewährt, wo eine gewisse Sicherheit nicht nur in der Person, sondern vor Allem in der öconomischen Lage des Kreditsuchenden vorhanden ist. Bei den deutschen „Auskunftsbureaus" gehen täglich Tausende von Anfragen über die Kreditwürdigkeit kleiner Unternehmer ein, und eines der hervorragendsten Momente zur Beurtheilung der Kreditwürdigkeit bildet der Besitz oder Nichtbesitz von Grundeigenthum. Wenn heute noch in ziemlich hohem Maße an vermögenslose Unternehmer lediglich in der festen Zuversicht auf ihre Rechtschaffenheit und berufliche Tüchtigkeit Kredit gewährt wird, so ist das dem Wettbewerb der Großhändler unter einander zu verdanken, deren Kapitalkraft ja mannigfache Abstufungen zeigt. Großhändler, die über bedeutende Kapitalien verfügen, kreditiren dem vermögensschwachen Gewerbetreibenden nichts, denn sie haben ein so großes Risico nicht nöthig. Sofern jedoch die weniger kapitalkräftigen Großhändler dieses Risico übernehmen, geschieht es in der Regel mit einer so hohen Prämie auf den kreditirten Betrag, daß der kleine Mann davon mehr Schaden als Nutzen hat. Gewähren aber diese Großhändler, von der scharfen Concurrenz unter einander gezwungen, an kleine Leute solchen Kredit, wie er sonst nur großem Kapital gegeben wird, so gehen sie schließlich unter.

Einige Schwierigkeiten bereitet wohl der Erlangung von Kredit die Thätigkeit der bereits erwähnten Auskunftsbureaus, an die sich fast jeder Inhaber eines Engrosgeschäfts bei Anknüpfung einer neuen Geschäftsverbindung, sowie von Zeit zu Zeit betreffs älterer, aber nicht ganz sicherer Geschäftsverbindungen wendet. Um die Verhältnisse der kreditnehmenden Leute zu ermitteln, unterhalten die Auskunftsbureaus in den einzelnen Ortschaften sogenannte Vertrauenspersonen. Da diese aber nicht selten Concurrenten dessen sind, über den die Erkundigung eingezogen wird, da ferner politische Leidenschaft und persönliche Gegnerschaft vielfach eine große Rolle spielen, namentlich in kleinen Städten und in Dörfern, so ist die Berichterstattung nicht immer eine objective. Trotz alledem fällt es im Großen und Ganzen dem kleinen Gewerbetreibenden nicht schwer, Waarenkredit zu erlangen, da der gegenseitige Wettbewerb die weniger kapitalkräftigen Großhändler zwingt, ihre Waaren auf gut

Glück abzusetzen. Heute wird der kleinste Schuhmacher in Ostpreußen und Oberschlesien von Berliner, Thüringer, bayrischen Leder- und Schuhwaarenhändlern geradezu bestürmt, und dies verleitet ihn, einen größeren Kredit in Anspruch zu nehmen, als er es nach dem Verhältniß seines Geschäftsumfanges und seiner Mittel thun dürfte. Daraus folgt natürlich ein großer Schaden für den heimischen Gewerbetreibenden, von dem der Schuhmacher und Schneider bislang sein Leder und Tuch bezog. So drückt die Kapitalconcentration in den großen Industriebezirken und Handelsorten nicht bloß auf den kleinen, sondern auch auf den mittleren Gewerbetreibenden. Dazu kommt die schon oftmals beklagte Thatsache, daß die kleinen Gewerbetreibenden an ihre Kunden Kredit gewähren müssen und dabei häufig erhebliche Summen verlieren. Der dem vermögensschwachen kleinen Gewerbetreibenden von dem Großhändler gewährte Kredit ist also theuer, unsicher und verleitet zu unöconomischer Geschäftsführung.

Diesem Uebelstande glaubte Schultze-Delitzsch durch Gründung von Rohstoff-, Magazin- und Productivgenossenschaften abhelfen zu können. Aber alle diese drei, natürlich auf Selbsthülfe beruhenden Genossenschaftsarten haben keinen rechten Aufschwung genommen, ja sind zum Theil sogar zurückgegangen. Anscheinend sind ja Rohstoffvereine sehr nützlich, und man kann daher die Verwunderung mancher Leute über das Hinvegetiren dieser Genossenschaften wohl begreifen. Aber es ist thatsächlich nicht bloß Unkenntniß der Vortheile genossenschaftlicher Vereinigung, was den Handwerker von dieser Art der Association fernhält, sondern auch der Umstand, daß der Handwerker in der Rohstoffgenossenschaft ebenfalls auf Kredit angewiesen ist und diesen Kredit verzinsen muß. Er mag wohl bei alledem noch billiger einkaufen als beim Großhändler, aber dafür unterliegt er auch einer besonderen, manchmal mißgünstigen Controle seiner Genossen. Kein Geschäftsmann jedoch läßt sich gern in die Karten sehen. Dieses psychologische Moment möge man nicht unterschätzen, und es ist durchaus unrichtig, die ablehnende Haltung des kleinen Gewerbetreibenden gegenüber den Genossenschaften lediglich auf Neid und Unverstand zurückzuführen. Die Gründung von Genossenschaften für Producenten hatte naturgemäß die Errichtung von gleichen Anstalten für die Consumenten zur Folge, denn auch diese mußten den Gedanken gemeinschaftlichen billigen Einkaufs aufgreifen; die Verwirklichung dieses Gedankens bedeutete hinwiederum eine Schädigung der Produzenten, für manche sogar Vernichtung. Was können unter diesen Umständen also Magazingenossenschaften helfen? Demgemäß kann eine Beschaffung billigen Waarenkredits auf Grund von Selbsthülfe durch Association nicht in Betracht kommen, und zwar um so weniger, als der kapitalkräftige Gewerbetreibende auch innerhalb der Genossenschaft vor seinen übrigen Erwerbsgenossen bedeutende Vortheile voraus hat.

Nun entsteht die Frage, ob nicht die Erlangung von Geldkredit auf Grundlage der Selbsthülfe und durch genossenschaftliche Vereinigung den kleinen Gewerbetreibenden möglich ist, so daß er auf diese Weise der Concurrenz des Großkapitals erfolgreich begegnen könnte. Es gibt zahlreiche Leute, die diese Frage mit Entschiedenheit bejahen und zum Zeugniß dessen auf den Aufschwung der Kreditgenossenschaften, der Vorschußvereine hinweisen; es kommen hier nur die Schultze-Delitzsch'schen in Betracht, da die Raiffeisen'schen landwirthschaftliche Vereinigungen sind und sich in der Art der Kapitalaufbringung von den ersteren unterscheiden. Um in den Vorschußverein einzutreten, bedarf es eines gewissen Kapitals. Das Einlagekapital schwankte in den letzten Jahren zwischen 281 und und 294 Mark auf den Kopf der Genossenschaftsmitglieder. Was aber den Vorschußvereinen in ihrer bisherigen Entwickelung ein charakteristisches Gepräge verleiht, das ist die hohe Antheilsziffer fremder Gelder in ihrem Geschäftsbetriebe; sie stellt durchschnittlich das Dreieinhalb- bis Vierfache des eigentlichen Genossenschaftskapitals dar. Ein derartiger Betrieb zeigt durchaus kapitalistischen Charakter. Nicht mehr die Kreditgewährung an Genossen ist die Hauptsache, sondern das Herausschlagen eines Gewinnes für die Genossenschaft als solche. Eine Anzahl Kreditgenossenschaften hat dies auch ganz gut erkannt und sich darum in Actiengesellschaften umgewandelt. In der That sind viele Kreditgenossenschaften nichts anderes als kleine Discontogesellschaften; das Discontiren von Wechseln bildet den wesentlichsten Theil des Geschäfts. Die selbständigen Handwerker, Kaufleute und Händler, für welche diese Genossenschaften doch eigentlich gegründet sind, bilden auch nur 36 Procent der Mitglieder. Der Geldkredit kann für den kleinen Gewerbetreibenden nur dann von Nutzen sein, wenn er in leichter Form und bei billigem Zinsfuß gewährt wird. Unangenehm muß es aber für den Kreditsuchenden sein, daß die Kreditgewährung nicht in genügend discreter Form geschieht und in einer Genossenschaft auch gar nicht geschehen kann. Niedrig ist aber auch der Zins nicht; denn die fremden Gelder, aus denen der Kreditaufwand für die Mitglieder hauptsächlich bestritten wird, müssen gut verzinst werden, dazu kommen Verwaltungskosten und ein Aufschlag zur Erzielung eines Gewinnes für die Genossenschaft. Allerdings nimmt das Mitglied an diesem Gewinne theil, aber was kann ihm diese Aussicht für die Zukunft in augenblicklicher Nothlage helfen? Bezeichnend für den Geschäftsbetrieb der Kreditgenossenschaften ist die in letzter Zeit überhand nehmende Hypothekenbeleihung, durch die dem Personalkredit immerhin nicht unbedeutende Summen entzogen werden. Zu alledem kommt die Macht, die der Vorstand und Rendant des Vorschußvereins ausübt, und die Beispiele vom Terrorismus dieser Herren sind nicht gerade allzu selten. Wenn sich die Kreditgenossenschaften so entwickelt haben, daß sie dem kleinen Gewerbetreibenden nicht viel nützen, so liegt das ganz in ihrer Natur; jede Anhäufung von Kapital an einer Centralstelle hat die natürliche Tendenz, mit Unterdrückung aller anderen Interessen den Ertrag der persönlichen Arbeitsleistung herabzudrücken.

Von einigen Seiten ist auch die Forderung erhoben worden, Handwerkern einen Gelkredit zu verschaffen zur Erwerbung von Kraftmaschinen. Man glaubt, daß durch die Verwendung von Motoren der Concurrenz der Großindustrie begegnet werden könne. Mit Recht wendet sich Stieda im Handwörterbuch der Staatswissenschaften (Artikel: Groß- und Kleinbetrieb) gegen diese Ansicht, indem er behauptet: „Einige von denjenigen kleinen Gewerbetreibenden, die zuerst im Stande sind, sich eine neu erfundene Maschine anzuschaffen, werden sich wahrscheinlich zu einer mittleren Betriebsstufe emporarbeiten, also aus der Klasse, der sie bisher angehörten, ausscheiden. Durch verschärfte Concurrenz aber werden immer mehr kleine Unternehmer genöthigt, sich ebenfalls mit solchen Maschinen zu versehen, und wer dazu nicht im Stande ist, wird vielleicht überhaupt nicht mehr bestehen können. Eine Zeit lang wird die Verwendung von Maschinen eine Vorzugsrente abwerfen, bald aber wird der Gewinnsatz auf die frühere Stufe herabgedrückt werden." Der beste Beweis hierfür ist die Verbreitung der Nähmaschine, auf deren Verwendung man seiner Zeit so große Hoffnungen gesetzt hat; und doch ist heute die Lage der Näherinnen nicht besser als ehedem. Fassen wir also das bisher Gesagte zusammen, so kommen wir zu dem Schluß: der genossenschaftliche Geldkredit ist im Allgemeinen nicht viel billiger als der vom Großhändler in Anspruch genommene Waarenkredit; er ist auch für den Gewerbetreibenden beschwerlicher und drückender, da eine Geheimhaltung in einem kleinen Bezirke sich in der Regel nicht ermöglichen läßt. Es bleibt also dem kapitalschwachen Handwerker oder Kaufmann nur die Annehmlichkeit übrig, seine Wechsel ohne besondere Schwierigkeit discontiren zu lassen. Niemand wird nun aber mit gutem Gewissen behaupten können, daß das Wechselgeschäft für den kleinen Gewerbetreibenden von Vortheil ist. Dem vermögensschwachen Handwerker oder Handlungsgehülfen, der sich niederlassen will, also dem Anfänger, nützt die Genossenschaft noch viel weniger. Der Großhändler kann wohl im Vertrauen auf die Rechtschaffenheit, Arbeitskraft und Routine eines jungen Menschen einen Waarenkredit gewähren, denn sein ganzes Geschäft beruht auf Risico. Die Genossenschaft aber muß sicher gehen und kann nicht da Geld hergeben, wo kein materielles Aequivalent gegenübersteht.

Ebenso wenig wie die Vorschußvereine können die Privatbankiers die Kreditfrage lösen. Sie sind darauf angewiesen, viel mit fremden Geldern zu wirthschaften und können daher Darlehen ohne genügende Sicherheit nicht hergeben, auch sind sie gezwungen, bei kleinen Darlehen einen höheren Zins zu verlangen. Im Uebrigen sind die mittleren und kleinen Provinzialbankiers bei der zunehmenden Concentration des Bankwesens in den Börsenstädten selbst in mißlicher Lage, und es dürfte ihnen eine allzu lange Dauer nicht mehr beschieden sein. Die großen Banken wären vielleicht in der Lage, einen Theil ihrer flüssigen Bestände dem kleineren Kredit zugänglich zu machen, aber eine solche Handlung würde ihrer eigensten Natur widersprechen, denn als Organisationen zur Kapitalanhäufung haben sie nicht das Interesse, den Werth der persönlichen Arbeitskraft und Arbeitsleistung zu erhöhen, sondern vielmehr ihn zu erniedrigen. Daß genug flüssiges Kapital vorhanden ist, um zahlreichen kleinen Unternehmern durch Darlehen aufzuhelfen, kann wohl nicht bezweifelt werden angesichts der Thatsache, daß das deutsche Volk jährlich eine halbe Milliarde in unsicheren ausländischen Papieren anlegt. Private, vereinzelte Organisationen können dem kleinen Gewerbetreibenden nichts nützen, und ebenso wenig formal juristische Gesetzesconstructionen. Der größte Theil der kleinen Unternehmer muß aus Kapital- und Kreditmangel einmal der Vernichtung anheimfallen — es sei denn, daß durch irgend welche große sozialpolitische Maßnahmen das Kapital geradezu darauf hingedrängt wird, sich in den Dienst der persönlichen Arbeitskraft, der Einzelarbeit zu stellen.

Wie bereits am Eingange bemerkt wurde, erblicken die Handwerker ihr Heil nicht in einer Anpassung an die moderne Entwickelung der Gewerbeverhältnisse, sondern in einer besonderen gesetzlich festgelegten Organisation. Die Regierung ist, wie vor vier Wochen bereits in der „Gegenwart" von Böttger dargelegt wurde, diesem Verlangen entgegengekommen und hat Vorschläge zur Errichtung von Fachgenossenschaften und Handwerkerkammern gemacht. Die in Innungen organisirten deutschen Handwerker nahmen zu diesen Vorschlägen zunächst einen recht feindlichen Standpunkt ein, doch gewann auf dem letzten Handwerkertage am 1. April die versöhnliche Stimmung die Oberhand. So wurden denn schließlich Resolutionen angenommen, wonach der deutsche Innungs- und Handwerkertag in den Wünschen der preußischen Regierung die Anerkennung des wichtigsten Grundsatzes erblickt, daß sich die Organisation des Handwerks auf der Grundlage des Zwanges aufbauen muß. Aber er verlangte, daß das Innungswesen nicht bloß als corporative Unterlage erhalten, sondern organisch fortgebildet wird; daß der Meistertitel den gebührenden gesetzlichen Schutz erfährt. Für eine Uebergangsperiode von fünf Jahren soll die Zwangsorganisation sich allen Gewerbetreibenden öffnen, während später der Befähigungsnachweis die Bedingung für den Eintritt in die obligatorische Innung sein soll. Auch die Organisation der Handwerkerkammern wurde als Fortschritt begrüßt, doch bestand man auf den seit langer Zeit erhobenen Forderungen, daß Consumvereine aller Art beseitigt werden, daß eine Beschränkung des Hausirhandels und der Abzahlungsgeschäfte, ein Verbot der Wanderlager und Waarenauctionen, Reorganisation der Gefängnißarbeit, des Submissionswesens eintrete. Ferner verlangte der Handwerkertag, daß das Recht der Lehrlingsausbildung nur dem zustehen solle, der eine geordnete Lehrlings-, Gesellen- und Meisterprüfung durchgemacht hat. Diesen allgemeinen Grundzügen entsprechend wurden die einzelnen Bestimmungen der Berlepsch'schen Vorschläge umgeändert. Wenn freilich der Handwerkertag seine Forderung bezüglich der Lehrlingsausbildung damit begründet, daß auf andere Weise die Leistungsfähigkeit des deutschen Handwerks und der Handwerkerjugend nicht gehoben werden könne, so sticht das grell ab von dem namentlich bei den Innungsmeistern der kleinen Ortschaften beliebten Verfahren, das Fortbildungsschulwesen zu hemmen. Daß Mißstände im Lehrlingswesen herrschen, ist unbezweifelt, aber ihre Beseitigung muß auf anderem Wege versucht werden. Ebenso ist der Hinweis auf die mittelalterlichen Innungen verfehlt. Denn die Innungen führten die Blüthe des deutschen Handwerks nicht herbei, weil sie gesetzlich geschützt waren, sondern sie erhielten erst ihre Vorrechte, als sie bereits eine thatsächliche Macht geworden waren.

Der brasilische Bürgerkrieg und die Seekriegführung.

Von einem Capitän z. S.

Plötzlich und fast tragisch ist das Ende jenes Theils der revolutionären Bewegung in Brasilien gewesen, der ein halbes Jahr hindurch die Bundeshauptstadt Rio de Janeiro und ihren schönen Hafen zum Schauplatz unablässiger Kämpfe gemacht hat und sie alle Schädigungen des Bombardements und der Blokade hat fühlen lassen. Trat das Ende auch jäher ein, als man hatte erwarten dürfen, so war es doch seit einiger Zeit schon vorauszusehen gewesen. Die Kräfte der Aufständischen, die in der Bucht von Rio ganz auf sich selbst angewiesen waren, verzehrten sich in dem langdauernden Ringen und nur die Anerkennung der Revolutionspartei als kriegführende Macht oder die schnelle Ankunft von Verstärkungen hätte die Katastrophe abzuwenden vermocht. Keines von beiden geschah. So mußte denn — trotz aller Begeisterung für die Sache der Revolution, wie sie der Admiral Saldanha da Gama und seine Offiziere zweifellos hegten — angesichts der rings herum aufgestellten Batterien von schweren Geschützen und der vor dem Hafeneingange kampfbereit liegenden neuen Flotte der Regierung ein Fortsetzen des Kampfes als aussichtslos und zwecklos aufgegeben werden. Admiral da Gama bot am Morgen des 14. März die Uebergabe unter gewissen Bedingungen, die das Leben und die Freiheit der am Aufstande betheiligten Offiziere und Mannschaften schützen sollten, an. Dieses Angebot wurde vom Marschall Peixoto zurückgewiesen und am Mittag desselben Tages wurde das Feuer aus den Landwerken auf die Aufständischen eröffnet. Von den Schiffen der letzteren geschah keinerlei Erwiderung. Um drei Uhr Nachmittags begann das Bombardement auf den „Tamandare", das Fort Villegagnon, die Insel Cobras und die anderen noch im Besitz der Insurgenten befindlichen Punkte von Neuem und mit erhöhter Gewalt. Eine Stunde später lief die Regierungsflotte in den Hafen ein, die „Aurora" voran, dann „Nictheroy", „America", „Itaipu", „Bahia", „Tiradentes", „Parahyba", zwei Dampfer und fünf Torpedoboote. Jetzt stellte es sich heraus, daß die revolutionären Schiffe und Forts von ihren Besatzungen verlassen worden waren. Die aufständischen Offiziere hatten inzwischen auf den portugiesischen und französischen Kriegsschiffen Zuflucht gesucht und gefunden, der Admiral da Gama auf dem portugiesischen Kreuzer „Mindello".

In den verschiedensten Beziehungen bietet der Aufstand der brasilischen Flotte mit den Kämpfen um Rio, mit der Blokade dieser Stadt und dem daraus für den einheimischen und fremden Handel erwachsenen Schaden ein höchst ergiebiges Gebiet zu lehrreichen Studien. Der Geschichtsschreiber, der Politiker, der Völkerrechtsgelehrte und der Nationalöconom, sie alle finden hier der „interessanten Fälle" genug, und mancher weiße Bogen wird beschrieben werden, um die sich darauf beziehenden Auslassungen aufzunehmen. Der Zweck dieser Zeilen aber soll sein, in ganz kurzen Zügen anzudeuten, in wie weit sich aus den Vorgängen des brasilischen Bürgerkrieges Lehren für die Seekriegführung schöpfen lassen. Viel Neues — das sei gleich vorweg bemerkt — hat sich daraus freilich nicht ergeben, aber so ganz unverständlich für europäische Begriffe, wie der Commandant des deutschen Kriegsschiffes „Arcona" in einem vor Kurzem in der Marine-Rundschau veröffentlichten Berichte die Kriegführung vor Rio bezeichnet hat, und so ganz ohne Werth für die moderne Seekriegswissenschaft ist sie denn doch nicht gewesen. Auf den ersten Blick und ohne eingehende Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Verhältnisse mag es wohl einen derartigen Anschein gehabt haben, bei genauer Untersuchung aber wird man den Admiralen da Gama und de Mello die Anerkennung nicht versagen können,

daß sie unter den denkbar widrigsten Umständen und unter Hemmnissen aller Art ein ganz vorzügliches Beispiel für die wirksame Ausnutzung der Seemacht gegeben haben.

Man vergegenwärtige sich nur die Lage der aufständischen Flotte im Hafen von Rio! Als die revolutionäre Bewegung am 7. September vorigen Jahres begann, indem der Contreadmiral Custodio José de Mello den vor Rio liegenden brasilischen Panzerkreuzer „Aquidaban" in Besitz nahm und den größten Theil der im Hafen vorhandenen Streitkräfte der Marine auf seine Seite brachte, um den Präsidenten Peixoto zu stürzen und eine neue, weniger gewaltthätige Regierung einzusetzen, da waren die den Hafeneingang sperrenden starken Forts São João, Santa Cruz und Lage, sowie die ganzen Ufer der Bai in den Händen der Regierung. Schritt für Schritt mußte sich die Flotte eine Operationsbasis mit den zu ihrer Ausrüstung, Instandsetzung und Instandhaltung nöthigen Magazinen und Werkstätten erobern. Es geschah dies bei Nictheroy, dem kleinen, Rio de Janeiro gegenüberliegenden Orte. Und kaum hatten sich die Aufständischen hier festgesetzt und einigermaßen organisirt, da begannen sie auch schon ihre kriegerische Thätigkeit mit Beschießungen der Forts und Befestigungslinien der Stadt und mit der Wegnahme von sämmtlichen im Hafen liegenden brasilischen Dampfern. Die revolutionäre Flotte bestand nunmehr aus dem Panzerkreuzer „Aquidaban" als Flaggschiff, den drei Kreuzern „Republica", „Trajano" und „Guanabara" und zwei nicht selbständig bewegungsfähigen Schiffen, dem noch nicht völlig fertig gestellten Kreuzer „Almirante Tamandare" und dem Monitor „Javary", sowie mehreren Torpedobooten und einer größeren Anzahl von armirten Handelsdampfern. Der Regierung waren von Kriegsschiffen nur treu geblieben das Kanonenboot „Tiradentes", das sich beim Ausbruch der Revolution in Montevideo befand und dort, angeblich wegen Maschinenhavarien, zurückgehalten wurde, und der neu erbaute Kreuzer „Benjamin Constant", der in Frankreich in der Fertigstellung begriffen war. Wenn auch die Aufständischen somit im Hafen von Rio zu Wasser alle Macht in Händen hatten, so herrschte der Marschall Peixoto doch zu Lande noch unumschränkt und verfügte dort über sämmtliche Truppen und die von Tag zu Tage sich mehrenden Batterien, welche den Hafen von allen Seiten mit ihren Feuerschlünden bedrohten. In diesem Krater zu sitzen, war für die revolutionäre Flotte keineswegs eine angenehme Lage. Hätte sie nur die Hauptstadt blokiren und ihr alle Zufuhr von der Seeseite abschneiden wollen, so wäre dies wohl leichter und wirksamer von außerhalb des Hafens zu bewerkstelligen gewesen. Dazu hätte es eines Ausbruchs aus dem stark vertheidigten Hafeneingange und ferner einer Anerkennung der Revolutionäre als kriegführende Macht bedurft. Daß die Aufständischen sich vor ersterem Wagniß nicht scheuten, haben sie bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen; um aber die Anerkennung der fremden Mächte zu erlangen, dazu bedurften sie zunächst der Erfolge, und diese glaubten sie leichter dadurch erreichen zu können, daß sie im Hafen blieben und durch die Anwesenheit ihrer Schiffe, durch stete Bedrohung und nöthigenfalls durch Beschießung der Stadt auf die Gemüther der erregbaren Bevölkerung einwirkten. Damit haben sie auch zweifellos den richtigen Weg eingeschlagen. Oft genug hat das Zünglein der Waage stark hin und her geschwankt zwischen den beiden Parteien, und nur noch eines kleinen Anstoßes hätte es bedurft, um der Revolution den Sieg zu verschaffen. Wenn ihr dies dennoch nicht gelang, so hatte es seinen Grund darin, daß der Marschall Peixoto mit eiserner Faust die Truppen und die Bevölkerung im Zaum zu halten wußte, daß sich gerade im entscheidenden Augenblick die Vertreter fremdländischer Interessen dem Vorgehen der Insurgenten in den Weg stellten, und daß diesen, wie schon vorher bemerkt, die Vorräthe mehr und mehr ausgingen.

Was die Treffsicherheit, Schußwirkung und den eigenen Schutz anbetrifft, so sind Festungswerke heutzutage im Kampfe mit Kriegsschiffen den letzteren zweifellos überlegen. Vielleicht sind nun die Festungswerke von Rio nicht gerade ganz auf der Höhe der Zeit gewesen, wenigstens nicht hinsichtlich der Bedienung ihrer Geschütze, immerhin muß aber eingestanden werden, daß sie der höchst minderwerthigen Flotte der Aufständischen gegenüber weitaus in der Uebermacht waren. Und dennoch haben sich die revolutionären Schiffe recht wacker mit den Landwerken herumgeschlagen und diesen jedenfalls mehr Schaden zugefügt, als sie selbst gelitten haben. Abgesehen von einem Torpedoboot und einem armirten Dampfer haben die Aufständischen während der ganzen Zeit vor Rio nur ein Kriegsschiff verloren. Es war dies der alte Monitor „Javary", der, ohne selbst dampfen zu können, hin- und hergeschleppt werden mußte. Er sank plötzlich am Nachmittage des 12. November, bis zum letzten Augenblicke noch mit den Geschützen feuernd. Ob sein Untergang durch feindliches Geschützfeuer, oder, wie anderweitig behauptet wird, durch versehentliches oder beabsichtigtes Offenlassen eines Bodenventils verursacht worden ist, steht übrigens nicht einmal fest. — Wie dem auch sein möge, ohne Zweifel ist die normale Aufgabe von Kriegsschiffen auf anderem Gebiete zu suchen, als darin, sich mit gleich stark oder gar schwerer armirten und besser geschützten Küstenwerken herumzuschlagen. Dies ist nur bei einem planmäßigen Zusammenwirken von Land- und Seestreitkräften zu rechtfertigen, oder, wenn es sich darum handelt, durch einen Angriff auf die Befestigungen vorübergehend einen besonderen Zweck, nicht aber das Niederkämpfen der Forts, zu erreichen. Handelt es sich darum, eine von Küstenwerken beherrschte Fahrstraße zu forciren, so wird die Aufgabe der Kriegsschiffe weniger darin bestehen, die Batterien zu bekämpfen und ihre Geschütze zum Schweigen zu bringen, als mit möglichst geringem Verlust an ihnen vorbeizulaufen. Selbstverständlich ist ein solches Unternehmen ohne Weiteres nur dort ausführbar, wo keine Minensperren gelegt sind, und auch nach deren Wegräumung bleibt immer ein gewisses Risico bestehen, dessen Größe abhängig ist von der Schnelligkeit, der Manövrirfähigkeit, der Armirung und dem Schutze des Schiffes, der Stärke und Lage der Küstenwerke und den Schwierigkeiten der Navigirung. Daß aber einigermaßen gut geschützte, leidlich armirte und geschickt manövrirte Schiffe befestigte Passagen nahezu immer zu forciren vermögen, darüber kann jetzt kaum noch ein Zweifel bestehen. Das hat schon Captain Walke mit seinem Panzerfahrzeug „Carondelet" und nach ihm Admiral Farragut mit seinem Geschwader auf dem Mississippi und in der Mobile Bay bewiesen. Die Ereignisse des brasilischen Bügerkrieges vor Rio de Janeiro haben diese Beweise durch einige neue Beispiele bekräftigt. Gleich zu Anfang des Aufstandes fanden zwei Durchbrüche von revolutionären Fahrzeugen aus der Bai von Rio statt. Am 17. September gelang es dem Kreuzer „Republica" und dem Torpedofahrzeug „Marcilio Diaz", trotz heftigen Feuerns der Festungswerke auszulaufen. Dasselbe glückte am nächsten Tage den armirten Dampfern „Pallas" und „Marte", die ihre Seiten mit dicken Baumwollenballen geschützt hatten, welche sie außerhalb des Hafeneinganges loswarfen, sowie dem Torpedofahrzeuge „Ignatemy". Die ausgelaufenen Schiffe waren vom Leiter des Aufstandes entsendet worden, um die Revolution in Santos und demnächst in Santa Catarina und Rio Grande zu fördern. — In der Nacht vom 12. zum 13. October lief der Dampfer „Uranus" mit ca. 200 Mann Truppen, die für Desterro bestimmt waren, aus. Da er gänzlich ungeschützt und sehr langsam war, so wurde er zwar durch Schüsse des Forts Santa Cruz nicht unbeträchtlich beschädigt, immerhin gelang es ihm aber, die Ausfahrt zu forciren und das freie Meer zu erreichen. — Am 28. November ließ der Admiral de Mello den Befehlshabern der vor Rio liegenden fremden Seestreitkräfte mittheilen, daß er mit dem Panzerkreuzer „Aquidaban" demnächst den Hafen verlassen würde. Dieser angesagte Durchbruch fand thatsächlich in der Nacht vom 30. November zum 1. December statt. Der „Aquidaban" ging in Begleitung des armirten Dampfers „Esperanza" unter dem hellen Lichte der elektrischen Scheinwerfer von Santa Cruz und São João und dem concentrirten Feuer der drei den Hafeneingang sperrenden Forts Lage, Santa Cruz und São João aus dem Hafen in See. In dem offiziellen Berichte des Commandanten S. M.

S. „Arcona“ wird über diese Forcirung Folgendes gesagt: „Es war höchst interessant, wie der Panzerkreuzer durch alle möglichen Bewegungen das Licht der Scheinwerfer auf sich lenkte, um dem Dampfer das Auslaufen zu erleichtern . . . Ein Offizier des vor Ilha Grande liegenden englischen Kanonenbootes „Beagle“, dem der Admiral de Mello das Schiff gezeigt hat, berichtet, daß „Aquidaban“ einen Granatschuß in den Kohlenbunker erhalten habe, und daß eine große Zahl von kleinen Geschossen an Deck eingeschlagen wären, daß dem Schiffe aber keinerlei ernster Schaden zugefügt, auch kein Mann der Besatzung getödtet oder verwundet worden sei. Dem Dampfer „Esperanza“ ist eine Granate quer durch das Schiff geflogen, hat einen Cylinder etwas beschädigt und einige Leute verwundet, die Betriebsfähigkeit der Maschine und die Seefähigkeit des Schiffes jedoch nicht aufgehoben. Wenn man in Betracht zieht, daß das Auslaufen der Schiffe sozusagen angesagt war, daß die Scheinwerfer von São João und Santa Cruz vorzüglich leuchten, daß drei Festungen eine Durchfahrt von sieben Kabellängen unter Feuer gehalten haben, so muß das Gelingen des mit Entschlossenheit und Geschicklichkeit ausgeführten Unternehmens als ein besonders glückliches bezeichnet werden.“ In die Schlußworte des hier angezogenen Passus aus dem Berichte des deutschen Commandanten stimmen wir zwar nicht ein, da wir der Ansicht sind, daß die Ausführbarkeit solcher Forcirungen der Hauptsache nach von dem Vorhandensein der früher erwähnten Vorbedingungen abhängt, und daß ein derartiges Unternehmen keineswegs zu den Ungeheuerlichkeiten gehört; dennoch versagen auch wir dem Admiral de Mello nicht im Geringsten unsere volle Anerkennung für die geschickte und muthige Ausführung des Durchbruchs. — Am 12. Januar kehrte der „Aquidaban“ ohne Admiral de Mello wieder in den Hafen von Rio zurück. Diesmal passirte er die Forts beim ersten Morgengrauen, wurde von ihnen wiederum heftig beschossen, ohne jedoch erheblich verletzt zu werden. Bei beiden Durchbrüchen erwiderte der Panzerkreuzer das Feuer der Forts nur mit seinen Schnellfeuer- und Maschinengeschützen. — Später hat er die Forcirung der Einfahrt noch einige Male wiederholt und damit zwar den Ausspruch Farragut's: „The forts can be passed, and we have done it, and can do it again as often as it may be required of us“ auch auf sich anwendbar gemacht, leider aber dem Admiral de Gama nicht die ersehnte Unterstützung gebracht und ihn im letzten Augenblicke im Stiche gelassen. — Um vom Kleinen auf's Große zu schließen, dürfte aus diesen und früheren ähnlichen Erfahrungen gefolgert werden können, daß auch eine Forcirung des Bosporus und der Dardanellen durch die Russen keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört.

Doch nicht in dem Kampfe mit den Festungswerken und in dem Forciren der Hafeneinfahrt liegt die Bedeutung der Thätigkeit der revolutionären Flotte; ihr Schwerpunkt ist vielmehr in der schädigenden Einwirkung auf die gesammten überseeischen Verbindungen der Hauptstadt und des Landes zu suchen. Obgleich die Blokade in Folge des Eingreifens fremdländischer Vertreter keineswegs absolut durchgeführt werden konnte, hat die Insurgentenflotte es dennoch vermocht, den blühenden Handel von Rio fast völlig zu vernichten, die Hülfsquellen dieses reichen Handelsemporiums und des ganzen Landes auf das Aeußerste zu erschöpfen und den Kredit und die Beziehungen zum Auslande auf Jahre hinaus lahm zu legen. Das ist der schwere und nachhaltige Schaden, welchen eine Seemacht einem zur See schwachen Feinde anzuthun vermag.

Waren die Aufständischen in dieser Hinsicht auch erfolgreich, und hätten sie auch wohl hoffen dürfen, dadurch auf die Dauer den Gegner mürbe zu machen, so fehlte ihnen doch zur Erlangung schneller und entscheidender Erfolge eine große Hauptsache, nämlich eine Landmacht. Eine Flotte allein wird schwerlich jemals eine große Stadt mit rückwärtigen Verbindungen zum Fallen bringen. Dazu bedarf sie des Cooperirens mit einer Armee. Das hat sich trotz aller Erfolge, die Farragut zu Wasser erlang, auch im Sezessionskriege gezeigt. Der große amerikanische Seemann schrieb im Februar 1863: „Sie werden wahrscheinlich häufig die Frage aufwerfen hören, »Warum geht Farragut's Flotte nicht den Fluß (Missisippi) hinauf?« Antworten Sie: »Weil die Armee nicht bereit ist.« Farragut muß auf Banks warten, um sich entscheiden zu können, wann und wohin er gehen wird.“ Und so wartete auch Admiral da Gama Monat für Monat auf die versprochenen Truppen aus dem Süden. Aber dort konnten die Aufständischen wahrscheinlich keine Schwächung ihrer Streitmacht durch Abgabe größerer Truppenmassen vertragen, und so blieb denn da Gama bis zuletzt auf seine eigenen Hülfsmittel angewiesen. Damit war sein Schicksal besiegelt. Die Versuche, in Rio Truppen zum Uebertritt zu bewegen, mißlangen, weniger aus Anhänglichkeit der Soldaten an den Präsidenten und aus Treue für die Regierung, als deswegen, weil die Anschläge jedesmal rechtzeitig entdeckt und mit nachsichtsloser Strenge unterdrückt wurden. Die vielen Landungen und Scharmützel zu Lande, die von der aufständischen Flotte meist mit ganz unzureichenden Kräften unternommen wurden, konnten — wenn überhaupt — höchstens einen vorübergehenden Erfolg haben. Die physische Wirksamkeit einer Flotte reicht eben nur so weit, wie ihre Kanonen tragen. An Land kann sie in Culturstaaten auf die Dauer ohne Truppen nichts ausrichten. Durch enges und verständnißvolles Zusammenwirken von Flotte und Heer aber können große Erfolge errungen werden.

Eine letzte Lehre noch können wir aus den Ereignissen in Brasilien ziehen, nämlich diejenige, daß man eine kriegstüchtige Flotte nicht von heute auf morgen aus dem Boden stampfen kann. Mit anerkennenswerther Energie hat Marschall Peixoto in den Vereinigten Staaten, in England und Deutschland eine Reihe von Fahrzeugen zusammengebracht, mit welchen er die abtrünnige Flotte zu bekämpfen gedachte. Da, abgesehen von einzelnen wenigen Torpedobooten, fertige Kriegsschiffe nicht zu bekommen waren, so war er darauf angewiesen, andere halbwegs geeignete Schiffe, meist Handelsdampfer, für den Kriegsdienst herrichten zu lassen. Mit lautem Halloh wurde dann die Macht des Dynamitkreuzers „Nictheroy“ in die Welt posaunt, ob mehr von Peixoto und seinen Mannen oder von den reklamesüchtigen Yankees, mag dahingestellt bleiben; aber schon das Anwerben von Besatzungen für die Schiffe machte erhebliche Schwierigkeiten, und auf der Ueberfahrt nach Brasilien kamen die mannigfachsten Havarien vor, so daß die Mehrzahl der Schiffe keineswegs in kriegstüchtigem Zustande in Pernambuco anlangte. Der „New York Herald“ macht eine erbauliche Beschreibung davon. Für die Dynamitkanone der „Nictheroy“ waren nur noch fünf scharfe Geschosse, eines mit einer Ladung von 500 Pfd., die übrigen mit einer solchen von 200 Pfd., in brauchbarem Zustande vorhanden. Für die Hotchkiß-Kanonen fehlte die Munition nahezu, für die Winchester-Gewehre überhaupt ganz. Der Mechaniker, dem die Instandhaltung und Bedienung der Sims-Edison-Torpedos auf der „Nictheroy“ übertragen worden war, erwies sich als gänzlich unbrauchbar für seinen Dienst. Der Geschützmeister für das Dynamitgeschütz desertirte. Die „Nictheroy“ hatte zwei Torpedoboote, „Feissin“ und „Javellin“, mit nach Brasilien gebracht. Diese waren aber beim Einsetzen eingedrückt worden, und nach der Ankunft in Pernambuco zeigte es sich, daß die Davits des Schiffes zu schwach waren, um die Boote auszusetzen. Der Torpedoapparat des „Feissin“ war ungangbar geworden, und wichtige Theile daran fehlten. Die Liste der Havarien, die Berichte über die Desertionen und über die Schwierigkeiten, neue geeignete Mannschaften zu erhalten, und die Erwähnung weiterer Mißhelligkeiten, welche die Verwendungsfähigkeit der improvisirten Kriegsflotte immer von Neuem verzögerten, ließe sich noch weiter fortsetzen. Schließlich erschien sie nach monatelangen Vorbereitungen vor Rio. Sie wäre aber wohl kaum im Stande gewesen, es mit einem über regelrechte Kriegsschiffe und ordentliche Besatzungen verfügenden Gegner aufzunehmen. Der Versuch blieb ihr erspart. Als sie den Schiffen gegenüberstand, die sie bekämpfen sollte, da waren diese schon verlassen. Der Mangel an Hülfsquellen, nicht Marschall Peixoto's Forts und seine improvisirten Kriegsschiffe hatten die aufständische Flotte vor Rio besiegt.

Neuere Forschungen über die Muskelkraft.

Von Eduard Sokal.

Seit den Versuchen Galvani's bis zu den glanzvollen Arbeiten du Bois-Reymond's, Hermann's, ferner den neueren Untersuchungen von Fick, Gad, Engelmann u. A. ist das Wesen, die Ursachen, die näheren Begleiterscheinungen der Muskelzuckung das Lieblingsthema der modernen Physiologie gewesen. Die einfache, dem Laien so geläufige Thatsache, daß unsere Muskeln, sei es unter dem Einfluß des Willens, sei es unwillkürlich, sich zusammenzuziehen und unter Annahme einer härteren Consistenz kürzer zu werden vermögen, läßt vor dem Blicke der tieferen Forschung einen Abgrund physikalisch-chemischer, physiologischer, ja sogar naturphilosophischer Zweifel und Fragen klaffen, den dieselbe bisher nicht zu überbrücken vermochte. Es gab eine Zeit, wo man der Lösung des Räthsels viel näher zu sein glaubte, als dies jetzt der Fall ist. Als in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die epochemachenden Arbeiten E. du Bois-Reymond's die erste Grundlage zu einer exacten Muskelphysik legten, als die Constanz der elektrischen Ströme an Muskeln und Nerven bekannt wurde und sich experimentell beweisen ließ, wie jede Reizerscheinung eine elektrische Erregung setzt, entstand in den Köpfen einiger begeisterter Anhänger (nicht in dem des Meisters) die verwegene Idee, den Muskel geradezu als eine elektrodynamische Maschine aufzufassen. Später machte sich eine extreme Opposition im eigenen Lager geltend; L. Hermann, du Bois' größter Schüler, will im Gegensatze zu seinem Lehrer die Stromschwankung u. s. w. nicht als normale, sondern bloß als Erscheinung des absterbenden Muskels gelten lassen, und wenn auch in dieser Streitfrage das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, so dürften doch gegenwärtig Alle darin übereinstimmen, daß für die Kraftleistung, die Oeconomie des Muskels, die elektrischen Vorgänge kaum in Frage kommen.

Eine fruchtbringende Behandlung des vorliegenden Problems war erst mit den Methoden, dem Rüstzeuge der modernen Energetik, also unter Anwendung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie möglich (Helmholtz 1847), und seit jener Zeit datirt auch die klare Erkenntniß, daß die Frage nach den Ursachen der Muskelbewegung, ja, wir können nunmehr sagen, der protoplasmatischen Bewegung überhaupt, in erster Linie eine chemische und nicht eine physikalische sei. Wir wollen auf eine Analogie hinweisen, die auch für den Laien sofort anschaulich ist: vor allen anderen uns bekannten Energieformen hat die chemische die Eigenschaft der höchsten räumlichen Concentration voraus, und es ist ohne Weiteres ersichtlich, daß die Vorgänge in der organischen Materie sich ebenfalls und zwar in erster Linie durch diese Eigenthümlichkeit vor allen anderen uns bekannten Naturvorgängen unterscheiden.

Ueber die Natur des chemischen Prozesses, welcher die Kraftquelle für unsere Muskelleistungen bildet, ist man (allerdings bloß in den gröbsten Umrissen) seit langer Zeit im Klaren. Wir wissen, daß dieser Prozeß im Wesentlichen ein Verbrennungs- oder Oxydationsprozeß ist, daß durch den Zerfall höchst zusammengesetzter, niedrig oxydirter, spannkraftreicher Verbindungen in einfache, hoch oxydirte, spannkraftarme Bestandtheile die Wärme und Bewegungsenergie entsteht, welche sich hierauf in Muskelarbeit umsetzt. Denken wir uns einen mächtigen, aber nur mit mühseliger Kunst zusammengefügten Bau, der bei dem leisesten Anstoß mit großer Wucht in seine einzelnen Theilstücke zerfällt, so haben wir ein mehr oder weniger zutreffendes Bild für die Zersetzung eines complicirten organischen Moleküls. Ja, wie ein Versuch von Hermann beweist, nach welchem Muskeln auch in sauerstofffreier Atmosphäre durch einige Zeit Arbeit leisten können, kann diese Zersetzung auch ohne Zutritt von äußerem Sauerstoff durch den Muskelreiz selbst ausgelöst werden.

Durch diese Auffassung erscheint der Begriff des Nahrungsmittels im Vergleich mit dem der früheren Physiologie nicht unwesentlich modificirt. Durch die Schriften und Arbeiten unserer Vorfahren auf diesem Gebiete zieht sich wie ein rother Faden die Vorstellung, daß wir die Nahrungsmittel als Ersatz für die verbrauchten Körperbestandtheile zu uns nehmen, daß dieselben also vorwiegend zum Wiederaufbau der Gewebe bestimmt sind; wir wissen nunmehr, daß dem nicht so ist. Wir wissen, daß die Nahrungsmittel als Kraft oder Brennmaterial eingeführt und in den Geweben zersetzt werden, und daß nur ein geringer Procentsatz derselben (ein Theil der Eiweißkörper, des Wassers und der anorganischen Salze) zu festen Gewebsbestandtheilen wird. Genauere einschlägige Versuche haben uns ferner gelehrt, daß im Gegensatze zu der früher allgemein angenommenen Theorie von Liebig es nicht etwa die Eiweißkörper, sondern die beiden großen Nährstoffgruppen der Kohlehydrate (Stärke, Zucker u. s. w.) und Fette sind, welche als Hauptquellen der Muskelkraft in Betracht kommen. Den Beweis hierfür erbrachten Fick und Wislicenus in folgender Weise: Bei einem Ausfluge auf den Montblanc bestimmten sie genau die Menge des täglich ausgeschiedenen Stickstoffs, und aus diesem die Quantität der zersetzten Eiweißkörper. Indem sie nun andererseits die geleistete Arbeit als das Product aus ihrem Gewichte und dem zurückgelegten Wege berechneten, gelangten sie zu dem Resultate, daß die Verbrennungswärme der verbrauchten Eiweißkörper bei Weitem nicht ausgereicht hätte, um die betreffende Arbeitsgröße zu leisten.

Sind uns nun die chemischen Kraftquellen der Muskelconcentration mit leidlicher Genauigkeit bekannt, so ist doch der innere Vorgang selbst, gewissermaßen die Maschinerie des Geschehens, die Art und Weise, wie die chemischen Prozesse in die Muskelzuckung übergehen, ein vollständiges Räthsel. Die beiden einander schnurstracks widersprechenden Annahmen von Fick und Engelmann, von denen der erste sich die Muskelcontraction durch directe Anziehung der Kohlenstoff- und Sauerstoffatome bewirkt denkt, während der zweite den Muskel nach Art einer thermodynamischen Maschine agiren läßt, verdienen kaum den Namen von Hypothesen.

Weit bedeutender und tiefer als diese beiden Versuche ist ein anderer Gedanke, den Hermann von Helmholtz in seinen „Studien zur Thermodynamik chemischer Vorgänge" andeutet, und der sich freilich nicht bloß auf die Theorie der Muskelzuckung, sondern auf die der protoplasmatischen Bewegung überhaupt bezieht. Bekanntlich geht bei einer jeden Energieumwandlung ein Theil derselben als Wärme verloren, oder bildlich gesprochen: die verschiedenen, in ganz bestimmter Weise „geordneten" Bewegungsformen der Moleküle als Elektricität, chemische Kraft, Magnetismus ꝛc. können unmöglich in einander übergeführt werden, ohne daß dabei ein Theil der bewegenden Kraft durch „ungeordnete" Bewegung der Moleküle, die wir als Wärme empfinden, verloren geht. Es wäre nun möglich, daß dieses Gesetz in der organisirten Welt durchbrochen wird, daß durch eigenthümliche molekulare Vorrichtungen, welche sich vorläufig unserer näheren Einsicht entziehen, die Organismen in den Stand gesetzt werden, die ungeordnete Bewegung der Wärme abermals vollständig in geordnete Bewegung überzuführen. — Der organischen Naturforschung wäre dann ein neues Arbeitsfeld von großer Ausdehnung gewonnen.

Literatur und Kunst.

Textdichter und Componisten.

Von Alfred Stoeßel.

Ich weiß nicht, wie „Disconto-Commandit" damals wohl gestanden haben mögen, als der nun dahingeschiedene Herzog Ernst II. von Coburg vor Jahr und Tag mit dem Gelde eines vielgenannten Sportsman Deutschlands Sänger alle zum Kampfe in der bekannten Opernconcurrenz zusammengerufen hatte, aus der

freilich, wie viele vielleicht erwartet hatten, ein deutscher Mascagni nicht hervorgegangen ist; noch weiß ich auch, ob „Dresdner Bank“ ihren heutigen Tiefstand schon damals erreicht hatte, oder ob dies erst die Folge ihrer Betheiligung an faulen Hamburger Geschäften war. Aber das weiß ich, obgleich ich, analog dem ar- und halmlosen Reichskanzler ganz ohne Actie und ohne Coupon selbst bin, daß die Börse auch damals schon matt, schwach und lustlos gewesen, und daß der Börsenberichterstatter meiner Morgenzeitung allwöchentlich die krampfhaftesten Anstrengungen machte, seiner arggequälten Phantasie für die an jedem Sonntag zu liefernde Wochenchronik ein paar neue, fein abgetönte Ausdrücke abzuringen, um die sich stets gleichbleibende Flauheit nicht immer in die alten, allen Lesern bis zum Ueberdrusse schon bekannten Formeln kleiden zu müssen. Desto kräftiger war aber dafür die Hausse, die plötzlich in Operntexten eingetreten, ohne daß freilich irgend ein Chroniqueur etwas darüber berichtet hätte. Die deutschen Musiker schrieen nach Blutrache, nach Massenmord und Todschlag in höchstens fünf und fünfzig Minuten, und da die Nachfrage in dem die Cavalleria möglichst noch zu überbietenden Genre größer war, als das Angebot, so trat an „Stücken“ bald ein lebhafter Mangel ein, und weitere „Deckungen“ hatten ihre nicht unerheblichen Schwierigkeiten.

Aber während nach der Preisertheilung alle Zeitungen eine Menge statistischen Materiales über die eingereichten Partituren veröffentlichten, haben sie sich, meines Wissens wenigstens, über die Textdichtungen gründlich ausgeschwiegen. Und doch wäre auch darüber Einiges zu erfahren, gewiß nicht ohne Interesse gewesen! Sollte doch Seitens der Jury auch auf das Libretto besonders Rücksicht genommen werden, für das eigens auch ein Preis bestimmt war, ein Preis, der freilich nur zusammen mit der Partitur, nicht getrennt von derselben, vergeben werden durfte. Das heißt also, man hatte ursprünglich wohl die Absicht nur jene Opern zu krönen, die als Gesammtwerk den besten Eindruck hervorgerufen hatten, und man wollte nicht etwa der besten Composition einen Preis zuerkennen, auch wenn der ihr zu Grunde liegende Text nichts taugte, oder das beste Libretto auszeichnen, selbst wenn die Musik dazu unbrauchbar gewesen wäre. Jener Absicht lag somit die sehr richtige Erkenntniß zu Grunde, daß in der Oper Text und Musik zu einem harmonischen Ganzen sich zusammenschließen müssen, das, wie es als Ganzes nur genossen werden kann, als Ganzes auch nur beurtheilt werden dürfe.

Freilich hätte man aber dann für den Textdichter einen besonderen Preis überhaupt nicht schaffen sollen, sondern nur einen Gesammtpreis für die beste Oper, wie dieser der Gesamutbeurtheilung entsprach, und hätte es Dichter und Componisten überlassen sollen, wie sie sich in die Beute theilen wollten. Denn ein gesondertes Prämium für den Dichter hat doch nur unter der Voraussetzung einen Sinn, daß es auch wirklich dem besten Libretto verliehen wird, ohne Rücksicht auf die Composition, so daß damit eventuell der Schöpfer des besten Textes für das unverschuldete Malheur schadlos gehalten werden kann, daß die Partitur des Musikers seiner eigenen vortrefflichen Arbeit nicht ebenbürtig gelang. Bei einer Gesammtbeurtheilung aber kann die beste Dichtung nur dann den Preis sich erringen, wenn sie zugleich eine vortreffliche musikalische Bearbeitung erfahren hat. Dies ist jedoch zum größten Theil nur Sache des Zufalls, und anderseits gibt ein mittelmäßiger Text, leidlich componirt, sicherlich eine bessere Oper, als ein vortreffliches Buch, das an einen elenden Componisten gerathen, und eine bessere vermuthlich auch, als eine noch so glänzende Composition, an der ein erbärmlicher Text jegliche Wirkung verdirbt.

Thatsächlich aber wurde die Prüfung der Arbeiten jener obenerwähnten ursprünglichen Absicht zuwider, auch getrennt vorgenommen. Eine Reihe von Musikern erhielt die Composition zur Beurtheilung, die Texte aber wurden von anderen Fachmännern geprüft. Wie man zu einem Schlußurtheil gekommen, ist mir nicht bekannt.

Welches aber war das Ergebniß der Textprüfungen? Welche waren die besten Dichtungen? Waren es die, die auch den Sieg davontrugen, oder waren es andere? Welcher Art waren die Sujets, und wie ihre Behandlung? Die Beantwortung dieser und mancher anderer Fragen hätte auf das Verhältniß von Dichtung und Composition vielleicht manch' interessantes Streiflicht geworfen, und wenn auch viel Neues dabei nicht herausgekommen wäre, alte Erfahrungen hätten doch vermuthlich ihre Bestätigung, irrige Anschauungen ihre neuerliche Widerlegung gefunden. Und an irrigen und confusen Anschauungen über dieses Verhältniß herrscht wahrhaftig kein Mangel, und auch da nicht, wo man es am wenigsten erwarten sollte, in den Kreisen der Operncomponisten selbst. Weil die knappe, elementar dahinstürmende Verga'sche Dramatik in der Cavalleria dieser zum großen Theil mit zu dem seltenen Erfolge verholfen, den die Oper sich überall errungen, rissen die Componisten sich fortan förmlich um Texte, die am liebsten gleich Copien des Verga'schen Dramas sein sollten, gleichgültig, ob derartige Dichtungen der eigenen künstlerischen Individualität entsprachen oder nicht; genau so, wie man bis dahin blindlings Wagner nachgeeifert und aus nordischen Sagen mit Vorliebe sich seine Stoffe geholt hatte, ohne sich darum irgendwie zu bekümmern, ob das Pathos, das ihre musikalische Behandlung erforderte, auch in der Richtung des eigenen Talentes lag, oder ob man auch nur annähernd den Geist zu begreifen und in Tönen widerzuspiegeln im Stande war, der aus diesen alten germanischen Heldensagen strömte. Wenn dann aber trotz all der Aeußerlichkeiten, die man sorgsam sich abgeguckt hatte, der Erfolg ausblieb, den man so heiß sich ersehnte, dann hielt man nicht etwa Einkehr bei sich selber; sondern schimpfte zunächst weidlich über den ungeschickten Librettisten dem allein natürlich die Schuld an dem Fehlschlage zufiel.

So lange Opern componirt werden, hat es an solchen berechtigten und unberechtigten Klagen der Musiker über die Textdichter nicht gefehlt. Schon Mozart schrieb an seinen Vater: „Ich weiß nicht, was sich unsere deutschen Dichter denken; wenn sie schon das Theater nicht verstehen, was die Oper anlangt, so sollten sie doch wenigstens die Leute nicht reden lassen, als wenn Schweine vor ihnen stünden“; und vor einiger Zeit erst hat wieder ein österreichischer Componist, Richard Heuberger, in einer Studie „Ueber Operntexte“, die in einem Wiener Blatte erschien, an jene Mozart'sche Briefstelle anknüpfend, seinem gepreßten Herzen Luft gemacht und die heftigsten Anklagen gegen den ganzen deutschen Dichterwald erhoben, auf die es sich schon deswegen verlohnt, etwas näher einzugehen, weil sie zu gleicher Zeit auch für das Verhältniß von Dichtkunst und Musik im Allgemeinen, so wie sich dieses in den Köpfen so vieler Musiker spiegelt, eine Fülle charakteristischer Aeußerungen enthalten.

Der Hauptgrund für die spärlichen Erfolge der deutschen Opernproduction scheint Heuberger in dem mangelnden Verständniß unserer Schriftstellerwelt für Alles, was Musik heißt, zu liegen. „So sehr man nämlich von jeher bei den Musikern Einsicht in literarische Dinge zu finden gewöhnt ist“, meint er, „so sehr muß man mit Betrübniß wahrnehmen, daß große und erleuchtete Dichter über das Wesen der innerlichsten Schwesterkunst, der Musik, tief im Unklaren sind!“ Am ehesten ist seiner Meinung nach Verständniß von dem Vermögen, der Macht der Musik noch bei gewerbsmäßig Arbeitenden, bei Leuten wie Genée ꝛc. zu finden; fast gar nicht aber bei „Dichtern“. Aber abgesehen davon, daß diese etwas kühne Behauptung unrichtig ist, daß wohl die Mehrzahl unserer „großen erleuchteten Dichter“ über das Wesen der Musik, ihre Macht und ihr Vermögen sich sehr wohl im Klaren sind und waren, daß der wegen seiner Vorliebe für die ledernen Liedchen eines Zelter von Heuberger hart angegriffene Goethe z. B., soweit mir im Augenblick erinnerlich, schon die Idee des unsichtbaren Orchesters ausgesprochen, die von Wagner später zur That gewandelt worden, und daß Lessing eine Reihe ganz feiner Bemerkungen über die Zwischenactsmusik gemacht hat; so kann auch ein ernstlicher Vorwurf aus einer mangelnden musikalischen Begabung, selbst für den Fall, als diese bei den meisten Dichtern sich wirklich constatiren ließe, gegen sie nicht

einmal construirt werden. Denn, wie ein Anonymus jüngst sehr richtig bemerkte, ist das Musiktalent etwas ganz Spezifisches, das mit der sonstigen intellectuellen Begabung des Menschen nicht das Geringste zu thun hat. „Individuen, die an Geist und Gemüth außerordentlich tief stehen, sind häufig nach irgend einer Richtung hin musikalisch veranlagt — und umgekehrt. Die nämliche Melodie, deren tongetreue Reproduction dem klugen, feinfühligen und hochgebildeten Akademiker aller Bemühungen ungeachtet zum zehnten Male mißglückt, wird von dem flachköpfigen, ganz und gar banal construirten Schusterjungen beim ersten Anhören fehlerlos wiedergegeben. Selbst das kleine, windungsarme Gehirn eines Vogels reicht für diese kaum noch geistig zu nennende Leistung aus; denn Singvögel lernen gewisse Tonfolgen ganz correct nachpfeifen". Es handelt sich also hier um eine Spezialfähigkeit von engster Umschriebenheit, und wenn thatsächlich große Männer in musikalischen Dingen die gröbsten Ignoranten waren und die wunderlichsten Aeußerungen über die Tonkunst gethan haben, so beweist dies nur, daß ihnen jene Spezialfähigkeit mangelte; aber es sagt nichts gegen ihre Begabung im Allgemeinen, und zeigt vielmehr geradezu, daß sich auch ohne musikalische Veranlagung und einem damit eng zusammenhängenden Verständniß für die Tonkunst doch ein Anspruch auf das Attribut der höchsten geistigen Befähigung wohl erheben läßt, ein Anspruch, der selbst dem tüchtigsten Musiker versagt werden müßte, der verständnißlos der Dichtkunst gegenüber stände.

In der That sind auch Unbildung und Verständnißlosigkeit für Alles, was außerhalb ihrer engen musikalischen Fähigkeiten liegt, besonders bei nur reproducirenden Tonkünstlern sehr häufig anzutreffen, und der Umstand, daß Componisten so häufig in der Wahl ihrer Texte sich vergreifen, rührt zum Theile mit davon her, daß ihnen ein Urtheil über den inneren, literarischen Werth oder Unwerth des ihnen vorliegenden Librettos gänzlich abgeht. Wie sehr ferner auch ganz hervorragende Musiker und selbst solche, denen man eine einseitige Begabung und Mangel an sonstiger Intelligenz gewiß nicht zum Vorwurf machen darf, an Liedertexten sich versündigt und damit literarische Verständnißlosigkeit an den Tag gelegt haben, ist so oft schon nachgewiesen worden, daß es wohl überflüssig ist, hier mit Beispielen nochmals darauf zurückzukommen.

„Neben der mangelnden Erkenntniß der Fähigkeiten der Musik," meint aber Heuberger weiter, „steht einer ersprießlichen Mitarbeit (bei der Opernproduction) noch eine gewisse Geringschätzung der Tonkünstler im Wege, an welcher namentlich renommirtere Männer laboriren. Den Musiker als einen Gleichwerthigen gelten zu lassen oder ihm gar zuzutrauen, daß er, „was die Oper anbelangt", sich tieferer Einsicht rühmen dürfe, fällt ihnen nicht ein. Es spricht sich das schon — ich spreche aus reicher Erfahrung — in der Art aus, wie sich ein um Verfassung eines Opernbuches angegangener Dichter in den Vorverhandlungen zum Componisten stellt. Er fühlt sich jedenfalls als Derjenige, der einem Bittsteller seine Bedingungen dictiren darf und lenkt ohne viel Umschweife das Gespräch auf seine großen Erfolge, d. h. auf die vielen Auflagen dieses oder jenes Romanes, auf große Verlagshonorare, auf die in kaum zu bewältigender Fülle zuströmenden Tantièmen u. s. w. Er muß also, ehe er ein Wort weiter über die Angelegenheit verliert, die Zusicherung erhalten, daß er in diesem einen — wie er sagt — einzigen Falle nicht „umsonst" arbeite. Ein bescheidener Einwurf wird mit dem Hinweise auf Scribe erwidert, der ja mitunter recht drückende Verträge zu machen wußte. Hat der Componist die Frage, ob Herr X. Y. die Sache auch so gut verstünde, wie Scribe, mit Mühe hinuntergeschluckt und durch kein prinzipielles „Nein" die Verhandlung abgebrochen, so steht der Ausarbeitung der genaueren Stipulation nichts im Wege. — Was berechtigt den Librettisten, seine Saat zum Preise der Ernte zu verkaufen?"

Allein abgesehen davon, daß niemand wohl Heuberger um die Bekanntschaft jener „renommirten", oder besser „renommirenden" Leute beneiden dürfte, die mit ihren Auflagen und Honoraren protzen, und die zwar renommirt, aber niemals weder besonders „groß", noch sonderlich „erleuchtet" sein konnten; ist sonst doch wohl gerade das Gegentheil von dem richtig, was Heuberger in jenen obencitirten Sätzen behaupten will. Nicht der Dichter ist es, der den Musiker geringschätzt, und der große Dichter am allerwenigsten, der sehr wohl weiß, daß die großen Meister in allen Künsten einander ebenbürtig sind — und an schwärmerischer Verehrung von Seiten der Poeten für Werke der Tonkunst hat es überdies niemals je gefehlt — sondern gerade umgekehrt: der gefeierte Musiker ist es in der Regel, der auf das arme Dichterlein herabzusehen pflegt, das in ärmlicher Dachkammer auch heute noch so häufig nur am Hungertuche nagt, während er selbst im Ueberflusse schwelgt. Zu einer Zeit, wo eine in den weitesten Kreisen ausgebreitete, geistlose Musikfimpelei der Dichtkunst, wie allen geistigen Interessen überhaupt, täglich die schwersten Wunden schlägt, wo ein Mascagni z. B. lediglich auf den Erfolg eines immerhin trefflichen, aber keineswegs so erschütternd genialen und epochalen Werkes mit Geld und Ehren förmlich überhäuft worden ist, und Triumphe feiern konnte, wie sie so lärmend nie einem Dichter noch beschieden waren; zu einer solchen Zeit die Musik quasi als ein Aschenbrödel unter den Künsten hinzustellen, das geht doch wahrhaftig nicht an! Wo ist der Schriftsteller, dem auf ein noch so bedeutendes Erstlingswerk hin nur annähernd etwas Aehnliches je passirt wäre? Ja selbst wenn man die größten Geistesheroen unter den Dichtern aller Zeiten und Nationen betrachtet: was dem Gefeiertsten unter ihnen an Ehren zu Theil geworden, das bleibt immer noch weit zurück gegen die allgemeine Vergötterung, vor der gar viele, und oft nur mittelmäßige Musiker, sich nicht zu retten wußten; und auch die größten Schriftstellerhonorare halten einen Vergleich mit den Tantièmen erfolgreicher Musiker bei Weitem nicht aus.

So weit Textdichtungen für Opern aber in Betracht kommen, ist der Dichter dem Musiker, wie Heuberger selbst und zwar sehr richtig bemerkt, nichts weiter, als der Gestellmacher dem Bildhauer bei einer in Thon zu modellirenden Figur, wie der Gerüstbaumeister dem Architekten bei einem zu errichtenden Bauwerke. Er ist ihm also ein Handwerker, nichts mehr und nichts weniger, der allen Anordnungen des Künstlers, als den in diesem Falle der Musiker sich allein ansieht, sich zu fügen, allen seinen Wünschen sich unterzuordnen hat, und nur in Uebereinstimmung damit meint Heuberger auch: „Daß ihnen (den Banausen unter den Schriftstellern nämlich) der tiefe poetische Kern fehlt, das macht in diesem Falle weniger; denn der Musiker ist ja doch, sobald es auf die Oper ankommt, der eigentliche Poet".

Aber wie kann er sich dann darüber wundern, daß große und bedeutende Dichter mit Widerstreben nur darangehen wollen, dem Musiker Handwerkerdienste zu leisten, und wie kann er vollends darüber erstaunt sein, daß der Handwerker den Lohn für seine Arbeit fordert, ehe der Besteller diese anderweitig zu verwerthen noch im Stande war? Weder der Gerüstbaumeister, noch der Gestellmacher fragt etwas darnach, ob das Haus des Architekten, oder die Figur des Bildhauers jemals verkauft werden wird; aber Niemand fällt es ein, sich darüber aufzuhalten, wenn er trotzdem doch seine Bezahlung fordert. Bei dem Dichter jedoch ist man mit dem Vorwurf des Mangels an Idealismus sofort zur Hand, falls er seine Arbeit nicht „umsonst" herzugeben gewillt ist.

Und braucht denn der Dichter den Musiker überhaupt, wenn er die letzten Ziele seiner Kunst erreichen will, oder ist ihm die Musik vielmehr nicht grade ein Hemmniß, sie, die weit entfernt ihn zu fördern, ihn auf Schritt und Tritt nur beengt, daß er es nicht vermag, voll sich in seinem Werke auszuleben? Und welche Garantien hat der Dichter überdies, wenn er schweren Herzens sich schon entschlossen, seinem Genius die Flügel zu beschneiden und dem Musiker Handlangerdienste zu verrichten, daß dieser durch seine Composition nicht gründlich verderbe, was er selbst mit Talent und Fleiß mühsam aufgebaut? Der Musiker aber vermag ohne die Mithülfe des Dichters ja überhaupt keine Oper zu schreiben, und er muß einen Text haben, ehe er seine Arbeit auch nur beginnen kann.

Da er jedoch die Wahl hat, und Niemand ihn zwingt ein schlechtes Libretto zu componiren oder überhaupt eine Oper zu schreiben, wenn er keine ihm völlig entsprechende Textdichtung finden kann, so ist es lediglich seine Schuld, wenn er dies dennoch thut, und wenn dann trotz seiner vielleicht vortrefflichen Musik die erhoffte Wirkung sich nicht einstellt.

Daß der dem Musiker gut liegende Stoff von dem richtigen Poeten in einer dem ersteren völlig entsprechenden Weise bearbeit werden muß, um eine gute Oper zu geben; daß zuweilen die mangelnde Inconcordanz zwischen Stoff, Librettist und Componisten genügt hat, um alle drei unwirksam erscheinen zu lassen; daß ein Libretto, wenn auch nur andeutungsweise, alle Haupteigenschaften eines guten Stückes, vor Allem einen straffen dramatischen Aufbau haben muß, und daß zu seiner Abfassung Bühnenkenntniß, Knappheit des Ausdruckes und Geschicklichkeit in der Behandlung der Sprache nöthig seien, darin und in manchem Anderen, was Heuberger sonst in seiner Studie an praktischen Winken für die Abfassung eines Librettos gibt, muß man ihm freilich zustimmen; wenn er aber die von ihm als, wenn auch immerhin Geschicklichkeit und Routine erfordernde Handwerkerarbeit charakterisirte Textdichtung für die schwierigste dramatische Dichtungsart überhaupt bezeichnet, und sich dabei auf Heyse beruft, der einem bis dahin dramatisch unbewährten Freunde den „lapidaren" Satz geschrieben haben soll: „Und Du willst mit dem Schwierigsten beginnen?" so dürfte er nicht viel Beifall für diese seine Meinung ernten. Und Heyse, der „schwierig" hier wohl auch nur in dem Sinne gebraucht haben dürfte, daß es für den Dichter schwer sei, all' den vielfachen und nicht immer gut erfüllbaren Anforderungen des Componisten gerecht zu werden, ist überdies ein gar schlechter Nothhelfer, wenn es sich darum handelt, die Musiker gegen die angebliche Präponderanz und Selbstüberhebung der Schriftsteller in Schutz nehmen zu wollen. Protestirt er doch in seinem Roman „Im Paradies" ausdrücklich gegen die tadelnswerthe Erhöhung der Musik über alle übrigen Künste und meint, daß zu einer Zeit, wo man dahin käme, die Musik als die erste und größte Kunst zu feiern, die höchsten Aufgaben der Menschheit nicht gelöst werden würden. Die Pflege und der alle sonstigen geistigen Interessen erstickende Cultus der Musik aber hat in unseren Tagen eine so beängstigende Ausdehnung gewonnen, daß eine allmählich sich regende Reaction von jedem Einsichtsvollen nur als heilsam und segenbringend begrüßt werden muß.

Pariser und deutsche Moden.

Plauderei von Helene Volchert.

Wer Pariser Moden aufmerksamen Anges an Ort und Stelle studirt, wird durch einen eigenthümlichen Gegensatz in den Schöpfungen der französischen Bekleidungskünstler frappirt. Einerseits die ausgesuchteste Vollendung des Geschmacks, und daneben die ungenirteste Mißachtung gerade der hauptsächlichsten Schönheitsregeln. Zum Beispiel eine Robe, deren Façon ein Meisterwerk an Eleganz ist. Ihre Proportionen entsprechen bis in die kleinsten Details den Regeln des goldenen Schnittes. Aber ach! die Farbenzusammenstellung ist — der Lehre von den Complementärfarben zum Trotz — ein gelbliches Braun und ein feuriges Roth.

Und nun gar jene Damenhüte, auf welchen Kirschen, Feigen, Trauben, Erdbeeren, Johannisbeeren u. s. w. prangen! Wohl ist all dieses Obst zum Anbeißen appetitlich. Aber wenn man etwas gern ißt, so folgt doch nicht daraus, daß man es sich auch zur ästhetischen Krönung seiner Gestalt auf den Kopf setzen müsse. Ebenso discutirbar ist, ob das Haupt einer lebenslustigen Weltdame ein geeignetes Mausoleum für Thiermumien sei. Sing- und andere Vögel, oft in Gruppen, starren mit gläsernen Augen von großen und kleinen Damenhüten zu uns herab. Einmal bemerkte ich ein winziges Kätzchen, ein anderes Mal ein zierliches Eichhörnchen, welches sich bis zu jener Höhe verstiegen hatte. Daß derartige niedliche Leichen grnselige philosophische Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Anmuthigen und Schönen zu erwecken im Stande sind, will ich gern zugeben. Aber ästhetische Ideenassociationen können Moder und Verwesung bei Niemand erwecken. Und selbst als Contrast für die Schönheit der Trägerin ist ein Eulenkopf doch eine gar zu — „billige" Folie. Mit diesem Urbilde der Häßlichkeit concurrirt ja selbst noch eine Negerin mühelos. Ein ähnlicher prähistorischer Naturalismus spricht auch aus einer der jüngsten Hutgarnituren: dem hörnerartigen Blumen- und Federarrangement. Wohl eine kleine Reminiscenz aus der Zeit der alten Gallier und Germanen!

Die französische Mode scheint von der dortigen Malerei und Plastik angesteckt. Stöbert diese doch auch mit Vorliebe in Pfahlbauten und vorgeschichtlichen Höhlen nach Schönheitsidealen. Les extrêmes se touchant. Die Barbarei hat viel Anziehungskraft für die Hypercivilisation. Häufig hat man auch die Empfindung, als triebe der Pariser Modist, im Vollgefühl seines vorzüglichen Geschmacks, ein gewagtes Spiel mit dem Häßlichen. Jenem Kochkünstler ähnlich, der noch aus alten Stiefelsohlen ein wohlschmeckendes ragoût zu bereiten verstand, scheint er sagen zu wollen: Aus Schönem Schönes herzustellen ist im Grunde ja gar keine Kunst; wohl aber, wenn man mit Unschönem und Unpassendem noch etwas Elegantes zu Wege bringt. Aber vielleicht darf sich der Pariser diesen gefährlichen Luxus gestatten. Behütet ihn doch sein angeborener, instinktiver Geschmack davor, an der Klippe des absolut Häßlichen und Vulgären zu stranden. Verhängnißvoll wird sie erst dem Ausländer, dem die Natur versäumt hat, jenen sicheren Compaß mitzugeben. Das lehrt das Schicksal so mancher Pariser Mode im Auslande.

Frisch aus der Hand ihres Urhebers hervorgegangen und von Damen getragen, welche vraies femmes du monde sind, ist eine extravagante Pariser Mode meist noch erträglich. Ja, sogar einen gewissen prickelnden Reiz kann man ihr nicht absprechen. So aber, wie sie oft von verständnißlosen Modisten anderer Nationen oder von Trägerinnen, die minder chic in Gang und Haltung sind, interpretirt wird, erscheint sie einfach lächerlich.

Und die Ursache davon? Meist nur eine geringe Verschiebung in den Proportionen, eine andere Abstufung in den Nuancen, eine unpassende Zusammenstellung, oder auch nur das ungeschickte Tragen eines Toilettenstückes. In Wirklichkeit nur kleine Dissonanzen. Ist aber einmal das Formen- und Farbenensemble einer Toilette an sich ein unvollkommenes, so genügen sie, um unausstehliche Disharmonien hervor zu rufen. Hierzu kommt noch, daß die Pariser Moden in erster Linie für Französinnen und ihre speziellen Rasseneigenthümlichkeiten berechnet sind. Die winzigen toques, capotes ꝛc. eignen sich z. B. vorzüglich für den verhältnißmäßig wenig umfangreichen Schädel der Französin, auf den sie so stolz ist, wie auf ihren kleinen, hochgewölbten Fuß. Der armen Deutschen, deren Denkorgan mehr Platz in Anspruch nimmt, stehen sie dagegen nur selten zu Gesicht.

Die Pariser Mode ist eben in vieler Hinsicht nur Lückenbüßerin für uns. Außerdem bedenke man, daß das Bessere der Feind des Guten ist. So viel Vorzüge die Bewunderer der französischen Mode ihr auch nachrühmen mögen, sie kann übertroffen, verdrängt werden. Letzteres ist sogar schon zum Theil der Fall. Längst ist die französische Modeherrschaft nicht mehr so absolut, wie in der guten, alten Zeit. Nur noch die Damenmoden unterwerfen sich größtentheils dem französischen Joch. Die Herrentracht ist in das angelsächsische Lager desertirt und schwört nun auf die Fahne der größeren Zweckmäßigkeit. Leider scheint sie dort der alte Puritanergeist angesteckt zu haben; wenigstens seine stoische Verachtung freundlicher Farben und gefälliger Formen.

Dieselbe größere Zweckmäßigkeit bestimmt neuerdings auch einige Arten des Damencostüms. Ein Resultat der herrschen-

den Zeitrichtung, welche dem weiblichen Geschlecht größere physische und geistige Rechte einräumt, als bisher der Fall war. Eine Amazone hoch zu Roß, eine bergsteigende Touristin und gar eine Radfahrerin, wie unweiblich wäre sie unseren Großmüttern erschienen. Auch Ansichten kommen aus der Mode! Die herrschende Meinung aber, daß auch das weibliche Geschlecht körperlich tüchtig sei, hat sich besonders fruchtbar für dessen Tracht erwiesen und Anlaß zur Entstehung neuer charakteristischer und zweckmäßigerer Formen gegeben.

Am frühzeitigsten huldigte das sportlustige England dieser Tendenz und gelangte dadurch zu größerer Selbständigkeit in der Mode. Dort, nicht in Frankreich, das nur Toiletten für boudoir, salon, Equipage u. s. w. zu erdenken versteht, bildete sich das Reisekleid, Bergkostüm heraus, das lawn-tennis- und, wenn ich nicht irre, auch das kurze Reitkleid. Dem Bedürfniß der ausdauernden englischen Fußgängerinnen trug die rationellere Fußbekleidung mit niedrigem Absatz Rechnung. Frankreich dagegen, das in dem weiblichen Geschlecht mehr einen Luxusartikel erblickt, folglich weniger mit den neuen Ideen sympathisirt, fühlte sich darum auch nicht veranlaßt, die genannten Kleidungsstücke zu erfinden. Es ließ sich von England überflügeln, das doch in Hinsicht des Geschmacks tief unter ihm steht. Jetzt ist es genöthigt, die Lücken in seinem Toilettenprogramm durch englische Modelle auszufüllen. Aus den Moden des schönen Geschlechtes aber läßt sich das ästhetische Element nicht so leicht ausmerzen. Die größere Zweckmäßigkeit darf nicht auf Kosten der Schönheit erzielt werden, wie bei der Herrentracht. Im Gegentheil. Soll die französische Mode durch eine vollkommenere ersetzt werden, so müßte gerade in dieser Hinsicht eine Steigerung stattfinden. Vornehmlich ließe sich eine Vervollkommung dadurch erreichen, daß man die Abhängigkeit der Mode von Laune und Zufall herabminderte. Wie schlimme Streiche haben diese beiden Kobolde den Moden nicht schon gespielt! Ist es doch ihnen zu ververdanken, wenn völlig tadellose Neuheiten keinen Beifall finden. Nur leiten sie dann zur Abwechselung einmal nicht den schaffenden Modekünstler, sondern das kaufende Publikum irre. Wenn sie ihre Hand im Spiele haben, dann mag der Zeichner, der Figurinenarbeiter die schönsten Motive aus den Museen hervorholen und aus alten Trachten nach allen Regeln organischer Entwickelung die junge Mode herausbilden, das große Publikum wird erbarmungslos seine Arbeit verwerfen, einzig und allein, weil sie den gewohnten, instinktiven Vorstellungen von Formen oder Farben widerspricht. Dies Schicksal hatten z. B. vor Jahren die jetzt beliebten Ombré-Muster, die gemusterten Sammete u. s. w. Wenn man nun bedenkt, daß von dem Erfolge eines neuen Modezweiges oft die Existenz ganzer Fabrikdistricte abhängt, so sind unsere kleinen, unberechenbaren Modekobolde gefährlichere Gegner der Industrie, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Auf ihr Conto ist auch der ganze kostspielige Apparat der lanceuses ꝛc. zu schreiben, der heute noch zur Einführung jeder bahnbrechenden Neuheit unbedingt nöthig ist. Um ihretwillen werden die demi-monde-Damen und die Schauspielerinnen zur Recognoscirung in die terra incognita der öffentlichen Geschmacksrichtung entsendet. Erst wenn sie sich versichert, daß die angeschlagene Saite Widerhall im Publikum findet, wird die neue Mode von den Damen der tonangebenden Klassen acceptirt. Und daß nur diese einer Neuheit leicht zugänglich sind und sie zu rechter Geltung zu bringen wissen, die übrigen Klassen aber im Verhältniß zu ihrem Bildungsgrade sich weit langsamer damit befreunden und die ursprüngliche Mode, leider oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wiedergeben, hat ebenfalls seinen Grund in diesem instinktiven Element des öffentlichen Geschmacks.

In den höheren Schichten gehört Geschmackscultur gewissermaßen zum guten Ton. Dagegen sind die anderen Klassen lediglich auf ihren ursprünglichen instinktiven Formen- und Farbensinn angewiesen. Und mit diesem hat bekanntlich die Natur kein Meisterstück bei uns Germanen geleistet. Ihre, wenn auch zur Zeit noch geringe ästhetische Schulung, im Verein mit der allgemeinen Bildung, verleiht aber den oberen Klassen die erforderliche geistige Elasticität, um sich rasch dem Ungewohnten anzupassen; während die minder Gebildeten noch längere oder kürzere Zeit Sklaven ihrer vis inertiae, also am Alten kleben bleiben.

Somit könnte es scheinen, als sei es eine Art Naturnothwendigkeit, daß Paris uns trotz aller Unvollkommenheiten seine Moden dictire; als verdamme uns unser mangelhafter, angeborener Geschmack dazu, für immer gefesselt hinter dem Triumphwagen der französischen Modegöttin einherzuschreiten. Es sei denn, daß wir vorzögen, die Mode ganz und gar abzuschaffen. Allein dazu wird wohl keine Dame den Muth besitzen. So lange die Mode das wichtigste Mittel ist, sich schön zu machen, so lange hat sie ihre raison d'être und so lange werden sich alle Moralprediger der Welt vergeblich abmühen, ihr den Garaus zu machen.

Es bleibt uns also nur ein Ausweg! Was meinen Sie, meine Damen, wenn die deutschen Frauen den Französinnen die Herrschaft in der Mode zu entwinden versuchten? Ich sehe nicht ein, daß nur die Männer dies viel geübte Vorrecht des Annektirens besitzen sollen. Schon die pecuniären Vortheile einer solchen Annexion wären nicht zu verachten. Die Eroberung der Mode dürfte sich mit mancher politischen an Bedeutsamkeit messen. Doch vielleicht wäre die Geldfrage ein zu unedles oder unwichtiges Motiv? Noch weniger werden die Frauen mit der Möglichkeit rechnen wollen, daß eine politische Katastrophe in Frankreich sie plötzlich des gewohnten Modementors berauben könnte. Paris tanzt ja immer auf einem Vulkan! Vielleicht aber entflammt die Aussicht, in der Mode allen Anderen voranzugehen, das entscheidende Wort zu sprechen, den Ehrgeiz. Was ist denn, im Grunde genommen, der sogenannte „gute Geschmack?" Doch nichts anderes, als unbewußte Anwendung aller ästhetischen Regeln, die in der Natur eines Dinges liegen. Erzielt schon der instinktive Geschmack solche Resultate, was würde erst der bewußten Bethätigung des Schönheitssinnes erreichbar sein? Und nur eine solche kann so groben Fehlern in der Mode, wie den oben gerügten, vorbeugen. Gelingt es doch dem Menschen überall die unvollkommene Natur zu corrigiren, und der Geschmack der Deutschen sollte nicht der Ausbildung, der Vervollkommnung fähig sein? Für die Bildungsfähigkeit des deutschen Geschmacks aber sprechen u. A. folgende Thatsachen: Schon im vorigen und in diesem Jahrhundert zeichneten sich in Paris deutsche Schneider aus, die nach französischer Manier geschult waren. Welchen Aufschwung hat nicht das deutsche Kunstgewerbe genommen in Folge der Pflege, die ihm durch den Staat zu Theil wurde! In gewissen Branchen leistet es geradezu Unübertroffenes. In den altdeutschen Wohnungseinrichtungen z. B. bekundet sich jetzt eine Formen- und Farbenharmonie, wie sie seit der berühmten mittelalterlichen Tracht nicht wieder erreicht worden war. Ferner hat es sich in der Rüschen- und Confectionsbranche den ausländischen Markt zu erobern gewußt. Unsere Fortschritte im Geschmack, von denen auch die deutsche Ausstellung in Chicago Zeugniß ablegte, sind einer der Factoren, die ihr zu dem großen Erfolge daselbst verhalfen. Alles deutet also darauf hin, daß Deutschlands Kraft sich auch auf dem mode-industriellen Gebiet zu entfalten beginnt.

Gehen Sie also, meine Damen, muthig und systematisch an die bewußte Ausbildung Ihres Geschmacks! Treiben Sie nach Möglichkeit ästhetische Formen- und Farbenstudien; und wäre es nur, daß Sie sich bei jeder Gelegenheit die kleine — allerdings unbequeme — Frage vorlegten und beantworteten: Warum gefällt mir dies und warum gefällt mir jenes nicht? Besonders aber müßten Sie sich der Mühe unterziehen, die Mode mehr zu individualisiren, als dies zur Zeit noch zu geschehen pflegt. Schon jetzt findet in Frankreich Aehnliches statt. Die Pariserin legt Werth darauf, daß ihr Costüm stets „une note personnelle" trage, stets ihre uncopirbare Eigenart ausdrücke, statt einfache Copie zu sein.

Als Mittel zu schöner und zweckmäßiger Selbstdarstellung ist die Mode nicht die frivole Bagatelle, zu der man sie gern möchte. Das Schöne hat wie das Nützliche seine Berech-

tigung. Beide enthalten ein sittliches Element. Darum sollte besonders die Damenwelt der tonangebenden Klassen der Mode ihren Schutz angedeihen lassen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Anwalt.

Von S. von der Aller.

Rechtsanwalt Fritz Pohl trat soeben in sein Arbeitszimmer und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel. Der kleinste Schreiberbube mit einem gewaltigen Federhalter hinter dem großen Ohre und den bekannten Aermelüberzügen erschien. „Führe die Clienten herein!" Anstatt eines erwarteten Rechtsuchenden kehrte der Junge wieder. „Was giebt's?"

„Herr Doctor," stammelte der Bursche, „es ist eine Dame draußen, die wir nicht kennen und die Herrn Doctor sogleich sprechen möchte."

„Wartet die Dame schon lange?" — „Ja." — „War Jemand vor ihr da?" — „Nur Herr Baumeister Richter." — „So laß die Dame eintreten."

Pohl beschäftigte sich mit dem auf seinem Schreibtisch aufgehäuften Stoß von Handacten. Nun nahm er einen leichten Duft feinen Parfums wahr und das Knistern eines seidenen Kleides. Er wandte sich um. Die Dame war tief verschleiert. Es dauerte einige Augenblicke, ehe sie ihr Gesicht von der Umhüllung befreit hatte.

Da sah der Anwalt in ein schönes Frauenantlitz. Unverkennbare Spuren tiefen seelischen Leides erhöhten noch dessen Reiz. Es lag ein romantischer Zauber auf diesen Zügen. Das ganze Wesen der Dame verrieth ihre Zugehörigkeit zu den besten Gesellschaftsklassen, zugleich aber auch, daß diese Frau nur vornehm denken und handeln konnte. Trotz ihres Kummers entging es ihr nicht, daß sie auf den jungen Anwalt Eindruck machte. Sie war diesen, ihrer Schönheit gewidmeten Tribut wohl gewöhnt; in dieser Stunde aber, da sie den Anwalt für sich zu gewinnen hoffte, schien ihr wesentlich mehr daran gelegen als sonst.

„Herr Doctor," begann sie — und Pohl glaubte noch niemals eine so wohlklingende Sprache gehört zu haben — „ich wende mich an Sie in einer sehr beklagenswerthen Angelegenheit. Mein Mann —"

„Verzeihung, gnädige Frau, darf ich Sie um Ihren werthen Namen bitten?"

„Ich heiße Sturbeck, Clara Sturbeck, wir besitzen das Landgut vor dem Ostwallthore und wohnen draußen in der ersten Villa rechts."

„Ich danke Ihnen."

„Mein Mann —" fuhr die Dame dann stockend fort, „vernachlässigt mich seit nahezu einem Jahre in auffälliger Weise und ich habe vor einigen Tagen, wie ich glaube, endlich die Erklärung dafür gefunden. Seine Liebe gehört längst —"

Ein Thränenstrom unterbrach die Erregte. Der Anwalt sprach einige beruhigende Worte. Mit großer Anstrengung überwand sich Frau Sturbeck.

„Ich glaube auf der Spur zu sein, daß mein Mann mit einer anderen Frau ein sträfliches Verhältniß unterhält, um so sträflicher, als auch diese Frau verheirathet ist. Rathen Sie mir, was ich thun soll."

„Sie lieben Ihren Gatten?"

„Muß ich diese Frage beantworten?"

„Bitte, halten Sie mich nicht für indiscret. In einer so heiklen Angelegenheit kann der Anwalt nur dann den richtigen Rath ertheilen, wenn er sich auch über das Gemüthsleben der Betheiligten volle Klarheit verschafft hat."

„Nun wohl, ich will ganz offen sein. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Herr Doctor." Der Angeredete verbeugte sich schweigend. „Ich heirathete vor sechs Jahren, ohne zu lieben. Die Verhältnisse im elterlichen Hause legten mir den Wunsch nahe, die erste Gelegenheit zu ergreifen, es zu verlassen. Mein Vater, ein hoher Fünfziger, führte uns eine Stiefmutter zu, die kaum älter war, als ich selbst. Wie ich jetzt längst erkannt habe, war es mädchenhafte Gefühlsüberschwänglichkeit, die mir Mißtrauen gegen die junge Stiefmutter einflößte. Ich hätte weit, weit besser gethan, die mir dargebotene Freundschaft anzunehmen und auf den klugen Rath zu hören. Aber ich war nun einmal eigensinnig und habe das tief zu bereuen gehabt. Ich hatte mich über die ersten Jahre meiner Ehe nicht gerade zu beklagen, wenn auch mein Gatte mich wie ein Kind zu behandeln suchte. Es fehlte jedes geistige Band zwischen uns. Wie er mich niemals verzärtelte, so unterließ er es auch, mir in seelischer Beziehung näher zu treten. Im Gegentheil, er ließ mich seine Ueberlegenheit fühlen und unterdrückte jeden eigenen Willen in mir. Trotzdem war ich nicht unglücklich. Ja, als uns ein Knabe geboren wurde, glaubte ich sogar mich glücklich nennen zu dürfen. Doch das währte kaum zwei Jahre. Mein Kind starb! Seit jener Zeit empfand ich, daß ich meinem Gatten nichts, gar nichts mehr galt. Auch die geringe Neigung, die in mir für ihn entstanden war, verschwand allmählich, als ich sah, daß er meiner überdrüssig zu werden schien. Diese Gleichgültigkeit verwandelte sich aber in Verachtung, nachdem ich wahrnahm, daß mein Gatte seiner Pflicht gegen mich vergaß. Ich begehre seine Liebe nicht, da ich ihm solche auch nicht zu gewähren vermag, aber mein Stolz lehnt sich dagegen auf, zu wissen, daß ich schmählich hintergangen werde und man sich überdies wohl über mich lustig macht. So lange ich den Namen meines Gatten trage, will ich auch, daß er dessen eingedenk bleibt."

Der Anwalt hatte sehr aufmerksam zugehört. Das geschah auch, wenn andere Clienten zu ihm kamen und ihre Angelegenheiten vortrugen. Hier aber schien es sich um Bedeutenderes zu handeln. Es war ihm, als ob diese zarte Frauenseele ihre innersten Empfindungen offenbarte, sich nicht allein an den practischen Rathgeber wendete, sondern auch an den Arzt, der das kranke Gemüth heilen sollte. Doctor Pohl war trotz hoher Geistesgaben ein nüchterner Mensch. Dem klaren Blick, mit dem er die verwickeltsten Angelegenheiten sofort übersah, hatte er seine großen Erfolge — die stärkste Praxis der Stadt — zu verdanken. Allein dieser Fall bedeutete in seinen Augen eine Mission. Es galt einer fein empfindenden Frau zu ihrem Rechte zu verhelfen, wenn auch nicht zu ihrem Glücke, das sie durch eigene Schuld, durch das Eingehen der Ehe mit einem ungeliebten Manne, verscherzt hatte. Der Anwalt schwieg nachsinnend einige Minuten, nachdem Frau Sturbeck ihre Mittheilungen vollendet hatte. Dann raffte er sich auf, gleichsam als wollte er Traumgebilde, die ihn umgaukelten, kräftig von sich abschütteln. Im nüchternsten Tone erkundigte er sich nach den vermeintlichen Beweisen und nach den Vermögensverhältnissen. Diese waren in allen Fällen völlig geordnet. Frau Sturbeck konnte auch nach der Trennung von ihrem Gatten sorgenfrei leben, selbst ohne die ihr von ihm rechtsmäßig zustehende Unterhaltung in Anspruch nehmen zu brauchen. Weniger befriedigend erschienen dem Rechtsanwalt die angegebenen Beweise, denn sie beschränkten sich lediglich darauf, daß Verwandte von Frau Sturbeck ihren Gatten zu bestimmten Vormittagsstunden regelmäßig in einer näher bezeichneten Straße beobachtet hatten und ihn auch mehrfach am Arme einer ihnen unbekannten Dame gesehen haben wollten. Das genügte natürlich nicht.

Zögernd gab Frau Sturbeck ihrem Rechtsanwalt die Erlaubniß, die er sich erbeten hatte: die Ueberwachung des Herrn Sturbeck durch ein berühmtes Institut, das nach amerikanischer Sitte geleitet wurde. Die Unterredung war zu Ende. Die junge Frau legte ihre feine, schmale Hand in die des Anwalts. Dann führte er die Dame durch sein Wohnzimmer auf den Hausgang hinaus, damit sie nicht nöthig hatte, die Schreiber- und Wartezimmer nochmals zu durchschreiten.

* * *

Zehn Tage waren vergangen. Der Anwalt erschien seinen Freunden zerstreut, in sich gekehrt, kurz, völlig verändert, denn er zog sich von allen lauten Vergnügungen der jungen Lebemänner zurück. Man wollte bald den Schlüssel für dieses auffällige Benehmen gefunden haben: Gott Amor treibe sein Spiel! Vergebliches Bemühen Pohl's, diese Neckereien

von sich abzuwehren. Und ging er aufrichtig mit sich zu Rathe, so mußte er sich gestehen, daß Jene Recht hatten. Er war verliebt. Seit jenem Nachmittage verweilten seine Gedanken unaufhörlich bei der schönen, unglücklichen Frau, zu der ihn heiße Liebe in dem nämlichen Augenblicke blitzartig erfaßt hatte, als er ihr Gesicht zum ersten Male gesehen. Es war nicht allein dessen außergewöhnliche, bezwingende Schönheit, nicht das Mitleid, das ihr Schicksal in ihm erregte, sondern das Eigenartige im Wesen dieser Frau. Sie erschien ihm als eine Menschenknospe, die zwar bereits vom Sturm berührt worden, aber deren Liebesleben noch unerweckt geblieben war, und es lag deutlich in ihren tiefen, grauen Augen, daß sie nach Liebe verlangte, ebenso wie nach Erweiterung ihres Wissens und nach seelischem Verständniß. Er legte sich die Frage vor, was aus ihm geworden wäre, wenn Clara Sturbeck in einer anderen Angelegenheit zu ihm gekommen sein würde, als um eine Acte „Sturbeck wider Sturbeck" anzulegen. Aber er pries auch zugleich den Umstand, daß es sich um die Scheidung ihrer Ehe handelte, um nichts Anderes. Er würde das Recht der angebeteten Frau mit seiner ganzen Kraft vertreten und am Endziel seiner Mühe winkte ihm ein hoher, köstlicher Preis! Ohne den Werth seiner eigenen Persönlichkeit zu überschätzen, durfte er sich sagen, daß er der Mann sei, der Liebe zu erwecken verstand. Hatte ihm bis jetzt die Frage seiner Verheirathung ferner gelegen, so war das lediglich äußeren Umständen zuzuschreiben, keineswegs der Absicht, allein durch's Leben zu gehen. Mit Ungeduld erwartete er die Berichte des Detectives.

Nun sollte er Gewißheit erlangen. Inzwischen war ihm schon die Bestätigung geworden, daß die Verwandten von Frau Sturbeck richtig gesehen hatten und nun meldete ihm soeben das Institut, daß man den Namen der Mitschuldigen des Herrn Sturbeck kenne. Jetzt handelte es sich nur darum, den Beweis zu erbringen, daß thatsächlich eine Untreue begangen sei: der Austausch von Zärtlichkeiten zwischen diesem Paare. Ein wiederholtes Zusammentreffen der beiden Personen würde noch nicht als eine Schuld zu betrachten sein, auf Grund welcher der Gatte Sturbeck verurtheilt werden konnte. Mit fiebernder Hast warf Pohl einige Zeilen auf das Papier, durch welche er um Mittheilung des Namens bat, den man ihm vorzuenthalten schien. Binnen einer kurzen Stunde erhielt er die Antwort, die ihn auf's Tiefste erschütterte. Er las den Namen: Therese Haller und glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Haller, nur wenige Jahre älter als er selbst, sein intimster Studienfreund, hatte sich drei Jahre vor ihm hier als Anwalt niedergelassen. Daß Pohl sein „Concurrent" geworden, beeinträchtigte ihre Freundschaft nicht. Pohl verkehrte oft und gern im Haller'schen Hause und hätte an der Tugend der Gattin seines Freundes niemals zu zweifeln gewagt. Ob auch die Ehe kinderlos war, so galt sie doch für Freunde und Fremde als eine sehr glückliche. Daß ein Irrthum des Institutes vorlag, war völlig ausgeschlossen. Das mußte sich Pohl sagen, nachdem es ihm gelungen war, sich von seiner Bestürzung zu erholen und ruhiger zu überlegen. Er schauderte vor dem Gedanken zurück, die glückliche Ruhe seines Freundes zu zerstören, der ahnungslos dem Betrug der Gattin gegenüberstand. Und auf der anderen Seite schrieen Pflicht und Liebe in ihm nach Vergeltung, nach Vernichtung der Frevler!

Wie wäre es möglich, den Mann von Clara Sturbeck des Ehebruchs zu bezichtigen, ihn vor Gericht anzuklagen, wenn man darauf Verzicht leisten wollte, seine Mitschuldige zu nennen?! Das stand dem klardenkenden Juristen zu deutlich vor Augen, um einen Zweifel zuzulassen. Aber Zweifel und Hoffnung wuchsen, wenn er überlegte, daß Therese Haller so tief nicht gesunken sein könne, um schuldig zu heißen. Hatte sie auch das Vergehen begangen, einem anderen Manne Zusammenkünfte zu gewähren, so war hierdurch wohl frevelhafter Leichtsinn bewiesen, aber der Name Haller's blieb makellos.

Die Rechte der Freundschaft, die älter waren, wirkten stärker in Pohl — und dennoch unterlagen sie wieder dem mächtigen Angriff von Pflichtgefühl und Liebe. Die Pflicht erheischte von ihm, dem Anwalt, die Interessen seiner Mandantin auf's Aeußerste zu verfolgen, gleichgültig, ob das Glück Anderer, das Glück seines besten Freundes dadurch Schiffbruch erlitt! Wohl sagte sich Pohl in strenger Selbstprüfung, daß er den Freund doch nicht opfern würde, wenn es sich um die Zwecke einer fremden Frau handelte.

Aber das war Haller's Verhängniß. Sollte Pohl's eigene und die Zukunft der geliebten Frau geopfert werden, um den Freund weiterhin betrügen zu lassen, um ihm die Augen nicht zu öffnen, damit er nicht erkenne, welche Wandlung das trügerische Glück an seiner Seite erfahren habe! Und dann gebot ihm nicht gerade die Freundespflicht, Haller zu warnen, ehe es zu spät war? Erfolgte aber diese Warnung rechtzeitig, dann entfiel Pohl die Waffe gegen Sturbeck, ihn des Ehebruches zu zeihen.

Der Ausweg, die Sturbeck'sche Ehe auf Grund der im Gesetze vorgesehenen Umstände — Haß und Widerwillen — zu trennen, war sehr zweifelhaft. Daß Sturbeck hierzu griff, war um so unwahrscheinlicher, als er sich dadurch die Möglichkeit verschloß, selbst wieder zu heirathen. Das Gleiche galt für Frau Sturbeck. So viel Pohl grübelte, er sah nur den einfachen Weg vor sich, die Schuldigen verurtheilen zu lassen.

Und dann?

Ja, er würde glücklich werden. Dankbarkeit und Liebe brächten Clara an seine Seite. Aber Haller, der gute, treuherzige Mensch! Sein Leben war vernichtet. Er würde die Stadt verlassen. Und dann kämen die Klatschmäuler und die Lästerzungen und man säße zu Gericht über ihn, den berühmten Anwalt Pohl, der nur zu eifrig eingegriffen habe, wo es sich darum handelte, den gefährlichen Nebenbuhler um den ersten Platz auf der Liste der Rechtsanwälte unschädlich zu machen oder zu vertreiben.

Neider seines Glückes würden sich schon finden, die diese Schmähung niemals in Vergessenheit gerathen ließen. Und wenn er sein Gewissen befragte: Hatten sie nicht Recht? Nein und tausendmal nein! Gälte es nicht der Begründung des eigenen Glückes an der Seite des geliebten Weibes, so würde er niemals die Hand zum moralischen Untergang seines wackeren Freundes erheben. Schmutziger Brodneid lag ihm fern! Aber Niemand würde ihm das glauben. Die Verläumdung der Menge bleibt immer stärker als die Vertheidigung des Einzelnen...

Noch waren die Würfel nicht gefallen. Während das Institut eifrigst nach „Beweisen" suchte und Frau Sturbeck, die inzwischen das Haus ihres Gatten verlassen hatte und zu ihren Verwandten gezogen war, die Beruhigung gewann, daß ihr Anwalt die Angelegenheit bestens fördere, kämpfte dieser unaufhörlich zwischen Freundschaft, Liebe und Berufspflicht. Ja, selbst das heiße Verlangen, die geliebte Frau wiederzusehen, war nicht mächtiger in ihm, als die peinigende Qual, ob er nicht durch den Aufschub einer Aussprache mit Haller die Freundespflicht gegen diesen verletzte. Er mußte erwarten, daß jeder Tag die Entscheidung bringen konnte und er fand nicht den Muth, den Auftrag zu geben, die Recherchen einzustellen.

Die Gemüthsbewegungen blieben natürlich für sein körperliches Befinden nicht ohne Folgen. Widerwillig begab er sich an die Arbeit, widerwillig nahm er die Termine wahr und es kostete ihn schließlich nicht geringe Anstrengung, sich aufrecht zu erhalten. —

* * *

Er war an diesem Tage außerordentlich stark in Anspruch genommen und hatte abermals eine völlig schlaflos verbrachte Nacht hinter sich. Nachdem er schon vor mehreren Gerichtskammern plaidirt hatte, kam er vor einen Richter, der ihm besonders befreundet war. Bevor man in die Verhandlung trat, unterhielt man sich über persönliche Angelegenheiten, da der gegnerische Anwalt noch fehlte. Wie einer höheren Eingebung folgend und wirklich nach einer Entscheidung lechzend, beschritt Pohl den von Vielen so häufig betretenen Weg, unter der Maske einer Hypothese sich über einen gegebenen Fall Rath zu holen.

Der Amtsrichter ahnte nicht, daß Pohl es als eine Befreiung empfand, von ihm zu hören, daß es nur eine Lösung gebe für den Menschen, den Freund und Anwalt: den Fall vor Gericht zu ziehen. Man befand sich trotz übereinstimmender Ansicht, denn Pohl hatte mit dem Bekenntniß nicht gezögert, daß er gleichermaßen entscheiden würde wie der Amtsrichter, noch in lebhafter Besprechung der Frage, als Haller das Zimmer betrat. Er erschien in Vertretung eines Collegen, des Anwaltes der gegnerischen Partei, auf den man gewartet hatte.

Pohl's Ueberraschung und Verlegenheit, Haller so plötzlich vor sich zu sehen, waren so mächtig, daß sie dem Amtsrichter nicht entgingen. Die beiden befreundeten Anwälte hatten sich an diesem Morgen schon mehr-

sach gesehen. Sie winkten sich einen flüchtigen Gruß zu und nachdem sich Haller vor dem Richter verbeugt hatte, begann die Verhandlung.

Es war einer jener zahllosen Civilprozesse von geringfügiger Bedeutung; die Parteien schlossen einen Vergleich, zu dem sich beide Anwälte mit dem nämlichen Eifer bereit erklärten. Pohl wurde noch durch eine Formalität in dem Gerichtszimmer festgehalten, nachdem es sein Freund bereits verlassen hatte.

Andere Anwälte waren zu weiteren Verhandlungen erschienen, der Amtsrichter fand aber Gelegenheit, Pohl noch zu sagen:

„Herr College, ich bitte Sie, mir in meiner Pause, um ein Uhr, einige Augenblicke zu schenken."

Das hatte für die übrigen Anwesenden nichts Auffälliges, während Pohl fürchtete, von dem klugen Juristen durchschaut worden zu sein.

Obgleich sein Unwohlsein andauerte, konnte er kaum einen schicklichen Vorwand finden, jener Aufforderung auszuweichen.

Eine Stunde später stand er somit dem Amtsrichter wieder gegenüber. Dieser citirte humoristisch: „Doch zu allererst erklär' der Herr, ob so ein Fall ein Factum oder eine Hypothes'", und wußte dann mit so unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit in Pohl zu dringen, daß dieser dem Geständniß nicht ausweichen konnte, es handele sich thatsächlich um einen concreten Fall.

Es war für Pohl eine Wohlthat, bei den ihn zu Boden drückenden Kämpfen Jemand gefunden zu haben, der nicht allein verständnißvoll Antheil nahm, sondern auch kraft seiner Stellung berufen war, das erlösende Wort zu sprechen.

Der Amtsrichter wiederholte, was er vorhin gesagt hatte: er würde an Pohl's Stelle dem Rechte freien Lauf lassen, das erkläre er nicht als Richter, sondern auch als Mensch. Er verschloß sich nicht den Bedenken, die Pohl für die Zukunft hegte, aber er versprach ihm zugleich, nach seinen besten Kräften für ihn einzustehen, wenn sich die Verläumdung an Pohl heranwagen würde.

Inzwischen hatten die Dinge auch schon eine entschiedene Wendung genommen. Es blieb, wie man Pohl am nämlichen Nachmittage meldete, kein Zweifel mehr daran übrig, daß Frau Haller schuldig sei . . .

Jetzt machte er sich die bittersten Vorwürfe, seinen Freund nicht eher gewarnt zu haben. Nur traurig war der Trost, daß es allen Anschein hatte, als ob die Warnung schon zu der Zeit zu spät gekommen wäre, wo man begonnen hatte, Herrn Sturbeck unter Beobachtung zu stellen.

Pohl erbat sich den Besuch des unglücklichen Gatten.

* * *

Die Ereignisse drängten sich und gaben in der That der Klatschsucht reichen Stoff.

In dem zwischen Rechtsanwalt Haller und dem Rentier Sturbeck stattfindenden Duell büßte Ersterer sein Leben ein. Wie so oft, hatte der Zweikampf auch hier gegen den Schuldlosen entschieden.

Sturbeck wurde zu einer Festungsstrafe verurtheilt, während inzwischen der gegen ihn angestrengte Ehescheidungsprozeß von seiner Gattin gewonnen wurde.

Pohl wußte es einzurichten, daß es Clara Sturbeck erspart blieb, ihrem Manne im Sühnungstermine noch einmal persönlich gegenüber zu stehen. Der Beklagte verzichtete von vornherein auf ihr Erscheinen in dem Termin.

Die Wittwe des Rechtsanwaltes Haller verschwand.

Auch Sturbeck verließ die Stadt, wohin er auf kurze Zeit zur Ordnung seiner Angelegenheiten zurückkehrte, nachdem er seine Strafe verbüßt hatte.

Ob diese Beiden ein Paar geworden, hat man nie erfahren. Dagegen erfreuen sich Rechtsanwalt Pohl und seine Gattin Clara eines glücklichen, ungetrübten, frohen Lebens und Pohl's Befürchtungen, daß sich zu Gunsten seines beklagenswerthen Freundes die Verleumdung gegen ihn wenden würde, haben sich nicht bewahrheitet.

Aus der Hauptstadt.

Raubritter und Schnapphähne.

In einer Zeitschrift, deren schönste Tugend ihre zurückhaltende Schüchternheit im Erwerben neuer Abonnenten ist, las ich jüngst den Beweis, daß eigentlich erst durch den neuen Kurs das Mittelalter vollkommen überwunden worden sei. Der Autor des Artikels, einer jener ehrenhaften Journalisten, die unaufhörlich für Wahrheit, Unabhängigkeit und Trinkgelder schwärmen und die wohl im Stande sind, für eine große Idee zu sterben, aber nur an Altersschwäche, der Autor hatte für seine zweifellos glaubwürdige Behauptung leider allzu phantastische Gründe angeführt. Er glaubte das Mittelalter durch Einführung der allgemeinen zweijährigen Wehrpflicht und durch Abschluß zwölfjähriger Handelsverträge überwunden, was ich nicht zugeben kann, da es sonst dem leitenden Staatsmanne nach Caprivi allzu leicht wäre, durch Einführung einer $1^{11}/_{12}$ jährigen Wehrpflicht auch gleich die Neuzeit zu überwinden und da ferner folgerichtig nach Ablauf des jetzigen deutsch-russischen Handelsvertrages Europa wieder in die finstere Nacht mittelalterlicher Barbarei zurücksinken würde. Nein, da weiß ich bessere Motive für die, wie gesagt, trotz ihres offiziösen Ursprungs wahre Behauptung. Das Mittelalter ist vor Allem dadurch gebrandmarkt, daß es eine große Menge behaglicher, kleiner Existenzen schuf und daß die Gründung von Actiengesellschaften, Trusts, Syndicaten und Ringen damals von den Regierungen gehindert oder doch controlirt werden konnte. Erst an dem Tage dürfen wir uns des definitiven Triumphes neuzeitlicher Culturideen freuen und rühmen, wo die Couponscheere mit Gasmotorenbetrieb arbeitet und für den Millionär nach dieser Arbeit gut ruhen ist, wo Hundert die Annehmlichkeiten von Gummirädern, Hunderttausend die von Gummischläuchen auskosten. Man darf nicht leugnen, dieser Tag ist ungefähr da, die Ueberwindung des Mittelalters folglich zur unbestreitbaren Thatsache geworden.

Freunde und Verehrer vergangener Jahrhunderte, die sich ja nicht nur unter den Habitués unseres Hofoperballets finden, müssen deshalb schon jetzt daran denken, vom Mittelalter zu retten, was noch gerettet werden kann, und gewisse, nützliche oder historische Institutionen dieser Epoche in die bessere Neuzeit hinüber zu flüchten. Da sind in erster Reihe die noch immer beliebten und angesehenen Raubritterburgen. Es muß anerkannt werden, daß sich, offenbar aus Gründen der Wahlverwandtschaft, unsere Bankiers und Fondsmakler von jeher für diese alterthümlichen Schlösser interessirt haben; sie kauften sie an, schufen sie zu Sommerresidenzen um und erstanden sogar, um sich vor ihren Vorgängern nicht zu blamiren, am Mühlendamm und anderen kunsthändlerischen Passagen prachtvolle Ahnenbilder. Ja, es soll vorgekommen sein, daß Burgenbesitzer mit berühmten und weitbekannten Namen, Cohn und Schmul, diese morgenländischen Aristokratentitel mit mehr abendländischen vertauschten, nur um die Stileinheit zu wahren, und sich in Baron Cohn oder Graf Szmula umtaufen ließen. Practischere Gesinnungsgenossen, die weder den Zauber romantischer Gegenden noch den bedeutend sauleren Zauber romantischer Adelsnamen liebten, um so mehr als sie wohl wußten, daß die schönstgelegene Burg subhastirt und der klangvollste Adel von einem simplen preußischen Gerichtshof wieder aberkannt werden darf, zogen es vor, die alten Raubschlösser vom Lande in die großen Städte zu verlegen. Der veränderten Umgebung angemessen ward natürlich auch die Bauart verändert, und wer in Berlin W die großen Actienbanken und in C den Burgstraßenpalast betrachtet, wird sich kaum noch an den Quitzowstil erinnert fühlen.

Leider soll nun auch der Ruhm unbarmherziger Ausplünderung des Schwachen, der einzige Berührungspunkt unserer begnadeten Zeit mit dem zurückgebliebenen Mittelalter, eben diesem Mittelalter genommen werden. Schriftstellernde Mitglieder des Bundes der Landwirthe, die sich offenbar über die Hitze des diesjährigen Aprils mit allzu viel kaltem Grog hinweghalfen, haben in einem leichten Anfall von delirium tremens die Thaten der alten Raubritter an sich vorbei defiliren lassen und gefunden, daß

unsere Historiker hierüber sehr falsch unterrichtet sind. Den adligen Schnapphähnen jener Zeit lag es nämlich ihren Forschungen zu Folge durchaus fern, reisende Kaufleute auszuplündern; nein, sie erhoben nur einen Zoll von ihnen dafür, daß man mit den schwer befrachteten Wagen ihre Aecker zerstampfte und zerfuhr. Sie nahmen also nur vorweg, was heut der Staat nach fröhlichen Manövern jedem seiner beschädigten Bauern von selber zahlt. Daß es in späterer Zeit üblich wurde, nicht nur einen Zoll, sondern gleich die ganze Ladung zu „erheben", hat seinen guten Grund. Der Schnapphahn wollte dem reisenden Kaufmann die damals ungeheuren Frachtunkosten für seine Güter ersparen und lagerte sie deshalb in die Speditionsräume seiner Burg ein, bis sich günstige Versandtgelegenheit fand; da aber der Bau von Eisenbahnen im 10. bis 14. Jahrhundert behördlicherseits leider ohne alle Energie betrieben wurde, die Welt überhaupt noch nicht im Zeichen des Verkehrs stand, sahen sich die Ritter schließlich gezwungen, im Interesse der Eigenthümer die meist leicht verderblichen Waaren selber zu consumiren oder zu noch nie dagewesenen Ausverkaufspreisen zu verschleudern. —

Zwar ist, wie mir neulich in einem Kreise liberaler Männer ein Spaßveteran entgegen hielt, der Witz alleweil entschieden freisinnig, weshalb der Witz bei uns auch immer mehr abnimmt, ganz wie der entschiedene Freisinn, und ich sollte darum die liebevolle Beleuchtung der agrarischen Raubrittertheorien, diesen prachtvollen Stoff für mindestens sechs Nummern, unseren freisinnigen Humoristen überlassen. Sind doch die letzten Lesergreise, die treu zu ihnen halten, in Folge der langjährig melancholischen Lectüre längst den Klauen unheilbaren Trübsinns verfallen. Sarah, die im Haine Mamre lachte, als Jehovah ihr durchaus keinen Witz erzählte, war gewiß die Gemahlin eines entschieden freisinnigen Humoristen: gewöhnt, über jedes banale Wort zu lachen, aus Liebe zu ihrem, von Niemand sonst belachten Gatten Dr. Abraham. Ich verzichte also zu Gunsten des Freisinns auf eine weitere Erörterung des Stoffes und hoffe, daß Herr Rickert bei nächster Redegelegenheit Gleiches mit Gleichem vergelten wird. Die Mitglieder des Bundes der Landwirthe aber, die ihren Scharfsinn üben wollen, sollten dies nicht an geheiligten und fundamentalen Einrichtungen wie Raubburgen und Fondsbörsen thun. Ich verweise sie vielmehr auf den Spezial-Meyer der Vossischen Zeitung, den Börsenheiligen, dem Stephany nicht so scharf auf die Finger schaut wie seinen unglücklichen Theaterkritikern, und der deshalb manchmal auch auf eigenem Mist gewachsene Weisheiten produciren darf. Der Maifeier-Meyer prophezeite und ersehnte erst in letzter vossischer Wochenschau den Ruin aller Landwirthe, „welche nicht die Fähigkeit haben, ihre Roggenfelder in Wiesen zu verwandeln." Die nach Meyer dem Untergang geweihten Landwirthe können seine Seherworte leider nicht dankbar zu Gunsten des geehrten Propheten ablehnen, denn erstens ist an dem Schriftsteller Meyer, besonders an seinem Stil, nichts mehr zu ruiniren, und zweitens mangelt ihm sowohl die Fähigkeit, Roggenfelder in Wiesen oder unglaubliche Dummheiten in Sturzäcker zu verwandeln, als auch jede andere Fähigkeit. Meyer's gesammelte landwirthschaftliche Scherze und Rathschläge werden noch den Urenkeln unserer heutigen Bauern Stunden heiterster Unterhaltung verschaffen, sofern nicht, wie nach den jetzt förmlich grassirenden Triumphen des neuen Kurses allerdings zu hoffen steht, das ganze bäuerliche Schmarotzerthum dann bereits ausgerottet ist. Und an diesem dankbaren Stoff mögen sich die Leitartikler unseres Bauernbundes ihre Sporen holen; die Thatsache aber, daß auch im Mittelalter, freilich ohne Anwendung von Schlußscheinen, gestohlen und geplündert worden ist, lassen wir uns von ihnen nicht aus der Welt schaffen. Hätten die geschätzten Ritter für jeden gelungenen Raub die gesetzliche Stempelsteuer erlegt oder sie, wie's jetzt üblich, noch obendrein dem „Kunden" berechnet, so wären sie würdig gewesen, Ehrenbürger unserer Zeit zu sein.

Denn daß sie sich mit relativ geringen Unternehmergewinnen begnügten und nicht so viel zusammen stahlen wie der Baron Hirsch, wie Wolff und Onkel Leipziger oder die Mitglieder der dreimal sacrosankten Rothschildgruppe, fällt nicht etwa ihrer Bescheidenheit, sondern vielmehr dem fatalen Umstand zur Last, daß im Mittelalter keine Abendblätter mit Handelszeitung und Annoncenbeilage erschienen. Dadurch war es natürlich den gepanzerten Schnapphähnen nicht möglich, mit ausgiebigen Reclamen und redactionelleen Notizen allerlei begüterte Dumme in die Nähe ihrer Burgen zu locken, während es den Spitzbuben von heute ein Leichtes ist, mit Hülfe der Buchdruckerkunst ihre Privat-Comptoirs Tag für Tag zu füllen. Und noch ein Umstand verdient Erwähnung. Packte die sogenannte Gerechtigkeit, diese bekanntlich leider noch immer blinde und trotzdem beständig mit blankem Schwert herumfuchtelnde Dame, einen mittelalterlichen Edelgauner, so knüpfte sie ihn unter den begeisterten Hochrufen der rasch herbeigeströmten Bevölkerung am Galgen auf; die Börsenbanditen von heute kommen für gewöhnlich mit einem Orden davon und nur in Fällen besonderer Geriebenheit stellt man sich vor das Schwurgericht. Sie werden auch dann, in Anbetracht ihrer mannigfachen Verdienste, grundsätzlich nur zu Gefängniß verurtheilt und, wenn sie zu erkranken belieben, schleunigst aus der Haft entlassen. Unbescholtene alte Mütterchen dagegen, die freilich nie auch nur die kleinste Familie in's Verderben gestürzt, keinen greisen Pensionär um sein bischen Hab und Gut, keine Wittwen und Waisen um ihre Spargroschen betrogen haben, die nichts thaten, als dem Verlobten ihrer Tochter das „Fensterln" bei dem Mädel zu gestatten, werden nach neuerer Jurisdiction wegen Kuppelei am eigenen Fleisch und Blut mit Zuchthaus bestraft. V. R. w.

Man sieht, wie gut es die Raubritter und Schnapphähne unserer Tage haben und wie eifrig man bemüht ist, ihnen den Gewerbebetrieb zu erleichtern. Daß sie es auf diese Weise weiter bringen als ihre Kollegen aus dem zwölften Jahrhundert; daß sie sich nach fröhlich durchstohlener und verplünderter Jugendzeit in die geheime Commerzienraths-Ecke zurückziehen, weniger um die Geheimnisse der Commerzien, als um den Grund zu errathen, weshalb sie den Titel zugetheilt bekamen; daß sie endlich, beweint vom ganzen Volke, nach einem zu schweren Hummersalat an verdorbenem Magen sterben — der Magen ist das Einzige an ihnen, was nicht von Kindesbeinen an total verdorben war —, wen könnte es Wunder nehmen? Die Abendblätter, denen sie immer fette Inserate und Trinkgelder zuwarfen, bringen gramerfüllte Leitartikel über das Ableben des „Wohlthäters der Menschheit", wobei sie unter „Menschheit" die Lindenrestaurateure und die Choristinnen des Ronachertheaters verstehen; die Aufsichtsräthe, denen sie angehörten und die selber dringend Stellung unter Polizeiaufsicht verdienen, folgen ergriffen dem Sarge und murmeln schluchzend, neidvoll und bewundernd in den Bart: „Er war doch ein kolossaler Gauner!" Wenn früher ein reißender Wolff elend umkam, dann jauchzten die Kleinen, und auch Erwachsene rieben sich wohlgefällig den Bauch; heute aber werden Grimm's Kinder- und Hausmärchen ethisirt, und die artige Fabel, darin die geretteten Zicklein den Brunnen umtanzen, den Brunnen mit dem schmählich ersoffenen, schändlichen Wolfe drin, diese Fabel muß es sich gefallen lassen, daß man ihr den unethischen Zickleintanz streicht. Ach ja, wir schonen sogar noch die Gefühle umgekommener Schelme, denn Ethik muß sein, und wenn die ganze Moral darüber zum Teufel geht.

Ich habe mir seit vierzehn Tagen den Spaß gemacht, aus den Börsenblättern all die niedlichen Schurkereien zu notiren, die im Laufe der Wochen publik werden, und obgleich es doch eine stille Zeit ist und die ganze Burgstraße über Arbeitslosigkeit klagt, liegt ein hübscher Packen eng beschriebener Zettel vor mir. Schade, daß Moritz Meyer nicht seine Stellung an der Voß aufgiebt; ich hätte jetzt das Material, um einmal drei Vierteljahre lang Handelsredacteur sein zu können. (Theater, Musik, Sport, Landwirthschaft, Astronomie, Volkswirthschaft, Lustmordberichterstattung, Mode, Inseratenacquisition und Küchenzettel übernähm' ich gleich mit und machte es um zwanzig Mark billiger als jeder Concurrent.) An dieser Stelle aber will ich mich doch nicht der Gefahr aussetzen, eine Grobheit aus Stöcker's Citatenschatz an den zum Chronikenschreiben immerhin nöthigen Kopf geworfen zu bekommen. Wie gegen Dummheit Götter selbst vergebens kämpfen, so kämpft umgekehrt gegen die Börsengötter ihre eigene Dummheit ganz umsonst. Sie bleiben unerschütterlich, hohnlächelnd blicken sie, die Seligen und Seliger, auf uns herab, die im Staube kriechen. Sie sind ewig. Und ob die armen Actionäre der Eisenbahn-Hotel-Gesellschaft zu Berlin noch so laut jammern über ihre verflossene Verwaltung, die von dem unantastbarsten Menschenrechte Gebrauch gemacht und eine hohle Kasse hinterlassen, auch über den Verkauf des Unternehmens nach London und Wien, nach Paris und Petersburg, kreuz und quer geschrieben hatte, besonders quer; ob argwöhnische Antheilinhaber der Vereins-

bank nun endlich auf die Idee gekommen sind, die Besucher der letzten Generalversammlung dieser gloriosen Actiengesellschaft seien schlichte Dienstmänner gewesen, von Director Sternberg in full dress gesteckt und mit 60 Pfennigen pro Stunde besoldet, damit sie ihm einstimmig das Vertrauen votirten und seinen Verwaltungsrath „entlasteten"; ob die Opfer dummpfiffiger Dividendenpolitik nun dasitzen mit den zu begeisternd hohen Kursen erworbenen Bergwerkspapieren und zu spät einsehen, daß die prachtvollen Dividenden vergangener Jahre nicht sowohl aus den damaligen Reinerträgnissen als aus Reservefonds und zufällig vergessenen Abschreibungen stammen — die Raubritter von der Gemüthlichkeit haben sich bei Zeiten salvirt. Einer von ihnen, der Schwindeltitan Sternberg, wäre wohl zu fassen gewesen, aber die Staatsanwaltschaft wußte nicht recht, ob sie ihn wegen gemeiner Unzucht oder wegen grober Betrügerei verfolgen sollte, denn beider Verbrechen war er bezichtigt; während die Behörde das Dilemma eingehend überdachte und erwog, hielt es Sternberg für gerathen, ihr weiteres Kopfzerbrechen zu ersparen und ging zu Polke nach Paris. Dem geehrten Leser und der hoffentlich noch immer schönen Leserin von allen „Sanirungen", Mumpitz-Neugründungen, gaunerischen Emissionen und Kursschwindeleien dieser Woche zu berichten, unterlasse ich weislich, da man mir sonst mit Recht vorwerfen könnte, ich wüßte nie ein Ende zu finden . . .

Die alten Schnapphähne bauten ihre Burgen auf unzugängliche Höhen oder in Sümpfe, wahrscheinlich der Gerichtsvollzieher wegen; niemals wählten sie so leicht zugängliche Plätze, wie das Terrain bei Witzleben am Lietzensee oder den Treptower Park. Ihre hochentwickelten Nachkommen aber balgen sich selbst darum. Und was hohe Achtung vor ihnen und ihrer Macht einflößt: die Opfer ihrer ritterlichen Spekulation haben beschlossen, unter dem Namen „städtischer Zuschuß" schon jetzt einen Tribut zu zahlen, ehe die Burg noch steht und zu „arbeiten" begonnen hat.

Timon d. J.

Notizen.

Gebrochene Flügel. Roman von Ossip Schubin. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Wer einen Roman der beliebten Erzählerin gelesen hat, kennt sie alle, und wer einen zweiten gelesen hat, liest keinen dritten mehr. Auch der vorliegende spielt wieder einmal in Paris, und die bekannte böhmische Staffage liefert die Heldin. An Geschicklichkeit fehlt es der Verfasserin hier ebenso wenig als früher, der Stil ist nicht besser geworden und das polyglotte Kauderwelsch des Dialogs und all' die Citate fehlen nicht. Aber diesmal macht Fräulein Lola Kirschner wenigstens den Versuch, die althergebrachte romantische Fabel der Leihbibliothekenliteratur zu erneuern und zu vertiefen, und dafür wissen wir ihr aufrichtig Dank. Kein Zweifel freilich, daß sie dafür manche schöne Verehrerin erzürnen und daß das Buch auf den Index der gestrengen Madame Toutlemonde gesetzt wird. Man denke nur: die Prager Offizierstochter wird in Paris leichtsinnig, nur ein einziges Mal, und bekommt sogar ein Kind, und die Schande wird groß und hinderlich, schreckt aber doch einen verliebten Dänen nicht ab. Die Gefallene wird also geheirathet und das Kind der Sünde adoptirt; als es zur Jungfrau erblüht ist, verliebt es sich in den Pflegevater, damit die Sühne nicht fehle. Sehr schön sind die Herzenskämpfe des wackeren Mannes geschildert, der freiwillig dem Leben entsagt, und der Tod des Mädchens während der Choleraschreckenszeit in Hamburg.

Rembrandt's Radirungen. Von W. v. Seidlitz. (Leipzig, E. A. Seemann.) Ein durchaus ansprechendes Gesammtbild der Thätigkeit Rembrandt's als Radirer, wobei von den nahezu 400 Blättern des Meisters die wichtigeren feinsinnig besprochen werden. Es sind zum Theil ganz herrliche Blätter aus seiner besten Zeit und bis 1661, wo er zugleich mit seinem Monumentalbilde der Zunftvorsteher auch seine letzte Radirung schuf. Während der übrigen sieben Jahre seines Lebens hat er dann nur noch die Malerei gepflegt, sich selbst treu bis zuletzt. Das dem trefflichen Buch beigegebene halbe Hundert Heliogravüren und Textbilder ist von jener Schönheit, an die uns der Verleger der Zeitschrift für bildende Kunst gewöhnt hat.

Im Verlage von Arthur Seemann in Leipzig hat Richard Opitz zwei ausgezeichnete Darstellungen antiken Lebens herausgegeben: „Schauspiel und Theaterwesen der Griechen und Römer", sowie als Seitenstück: „Das häusliche Leben der Griechen und Römer". Es sind zwei ebenso gelehrte, als allgemein interessante Studien, die schon um des lebendigen und frischen Vortrages willen weiteste Verbreitung verdienen. Es ist ein Vergnügen, wie der Verfasser die neueren und neuesten Forschungen in gemeinverständlicher und fesselnder Weise populärisirt, ohne je trivial zu werden. Von gleicher Güte ist der Bilderschmuck aus fast durchweg neueren oder wenig bekannten Quellen: Schliemann, Duruy, die Sammlungen Sabouroff, Hamilton, sowie nach photographischen Originalaufnahmen.

Um die Erde. Eine Reisebeschreibung von J. Hirschberg. (Leipzig, Georg Thieme.) Der bekannte Augenarzt und Universitätsprofessor, dem wir schon eine gehaltvolle Studie über Aegypten verdanken, erzählt in diesem groß angelegten Werk über seine Weltreise, die ihn in 171 Tagen über Bremen, New-York, Albany, Vancouver, Japan, Hongkong, Ceylon, Indien, Suez und Triest „mit dem Gefühl der Dankbarkeit gegen das 19. Jahrhundert, das die Entfernung vernichtet und solche Reisen ermöglicht", nach Berlin zurückgeführt hat. Die Schilderungen sind einfach, klar und wahr, ohne feuilletonistische Künste und Stileffecte und dabei doch unterhaltend und anregend, weil sie stets Neues und Interessantes fast auf jeder Seite bringen. Der Verfasser ist nicht allein ein trefflicher Gelehrter, sondern auch ein gewandter Weltmann und Kenner des Schönen, der nirgend „Fachsimpelei" treibt, nicht einmal dort, wo er, wie auf Ceylon und in Japan, seine Collegen besucht und gelegentlich Augenkranke behandelt. Besonders fesselnd sind seine Bemerkungen über die Geschichte des Starschnittes und die Kurpfuschereien der indischen Augenärzte, von denen einer unlängst ja auch in Deutschland sein Unwesen getrieben. In seiner Polemik gegen Goethe über die indische Plastik geben wir Hirschberg vollkommen Recht. „Keine Bestien in dem Göttersaal!" und

„In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben!"

Das ist ganz einseitig nach unserem Kunstgeschmack geurtheilt. Vergleichende Anatomie wollen wir aus solchen Schöpfungen der künstlerischen Einbildungskraft nicht lernen, ebenso wenig wie Weltgeschichte aus Märchen. Wer Aegypten und Indien kennt, weiß wohl, wie mächtig an Ort und Stelle die Ungeheuer dieser verpönten Steinmetzkunst auf den Beschauer wirken.

Dur und Moll-Accorde. Musikalische Streifzüge, Portraitskizzen und Genrebilder von Adolph Kohut. (Berlin, R. Boll.) Plaudereien über Rossini, Cherubini, Auber, Lili Lehmann, Ernst Pasqué u. A. und viel Neues enthaltende biographische Essays über Meyerbeer und Wagner mit ungedruckten Briefen. Besonders die Kapitel über die Beziehungen der beiden großen Tondichter zu den Frauen werden allgemein ansprechen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

FREILICHT!

Eine „Plein-air Studie"

von

Wilhelm Schölermann.

Die *2te Auflage* ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen.

Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung,

Frankfurt a. M.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Soeben erschienen:

Das deutsche Drama

in den

litterarischen Bewegungen der Gegenwart.

Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von

Berthold Litzmann,

Professor der neueren deutschen Litteraturgeschichte.

Preis brosch. ℳ 4.—; geb. ℳ 5.—.

SCHILLER

in seinem Verhältnis zur

Freundschaft und Leben

sowie

in seinem inneren Verhältnis zu

Goethe.

Von

Gustav Portig.

Preis brosch. ℳ 16.—; geb. ℳ 18.—

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Perlen griechischer Dichtung

ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.

Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten und durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,

Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Neuigkeit von: HEINRICH SEIDEL.

Soeben erschien:

Gesammelte Schriften

von

Heinrich Seidel.

XII. Band.

Berliner Skizzen.

20 Bogen 8°. Geh. M. 3.—. Fein geb. mit Goldschnitt M. 4.—.

Das Erscheinen eines neuen Bandes von Seidel's Schriften wird von seinen zahlreichen Verehrern wiederum mit Freuden begrüsst werden, ist doch die Anerkennung dieses Schriftstellers in fortwährend stärkerem Wachsthum begriffen.

☞ In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/II.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort —

Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franco.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 20. Berlin, den 19. Mai 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Generalstreik — Massenstreik. Von Paul Dehn. — Die englische Kriegsmarine. Von Otto Gaupp (London). — Die Regierung und die Presse. Von Politicus. — **Literatur und Kunst:** Ein Professor über das neuere Drama. Von Theophil Zolling. — Woermann und Hildebrand. Von Cornelius Gurlitt. — Ein Beethovenfest in Bonn. Von Josef Schrattenholz. — **Feuilleton:** Die letzte Schachpartie. Von Maurus Jókai. — **Aus der Hauptstadt:** Brausewetter. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Generalstreik — Massenstreik.

Von Paul Dehn.

Arbeiterausstände sind in der Regel, namentlich wenn sie gleichzeitig in größerer Zahl hervortreten, Anzeichen einer allgemeinen Besserung der wirthschaftlichen Lage. Auch die Arbeiter kümmern sich um die Preissteigerungen der Märkte und erstreben ihren Antheil an dem Mehrgewinn der Unternehmer durch höhere Lohnforderungen. Findet keine Einigung statt, so erfolgt der Ausstand, und zwar unter solchen Umständen mit günstigeren Aussichten für die Arbeitnehmer, da der Arbeitgeber Alles thun wird, um einer Verletzung seiner Interessen vorzubeugen. Im Zeichen des Geschäftsaufschwunges und der Arbeiterausstände steht auch das Frühjahr 1894. Zu den Arbeiterunruhen in Italien, Spanien, Nordamerika, Belgien, Ungarn ꝛc. sind mehr oder minder umfangreiche Arbeiterausstände in Deutschland, der Schweiz, Oesterreich und selbst in Russisch-Polen gekommen. Bisher beschränkten sich die Arbeiterausstände auf bestimmte Industrien, insoweit nicht verwandte Betriebszweige in Mitleidenschaft gezogen wurden, auch verfolgten sie rein wirthschaftliche Bestrebungen, d. h. eine Verbesserung der Arbeiterverhältnisse. In neuerer Zeit hat man versucht, aus dieser wirthschaftlichen eine politische Waffe zu schmieden. Das ist zuerst geschehen durch die Schaffung des sog. Arbeiter-Weltfeiertages am 1. Mai jeden Jahres. An diesem Tage wollen die Arbeiter feiern, sie wollen das Herwegh'sche Wort vor aller Welt bethätigen:

„Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will."

Es soll der Generalstreik dieses Tages eine Kundgebung sein nicht nur zu Gunsten des Achtstundentages, sondern überhaupt für die Forderungen des sozialdemokratischen Programms. Noch ist es weder in Deutschland noch anderwärts gelungen, an diesem Tage den eintägigen Generalstreik in vollem Umfange durchzuführen, noch ist die sozialdemokratische Gefolgschaft nicht groß und nicht mächtig genug, um dem ganzen Erwerbsleben wenn auch nur auf einen Tag Stillstand zu gebieten. Und dennoch besteht bei den führenden Agitatoren die Absicht, je nach Gunst der Umstände einen Generalstreik zu veranstalten, zunächst nicht aus wirthschaftlichen Gründen, sondern um politische Zwecke, in erster Reihe das allgemeine Wahlrecht zu erreichen. Mit dessen Hülfe hoffen sie die Staatsgewalt in ihre Hände zu bringen und nach Beseitigung der bestehenden Ordnung ihren Zukunftsstaat neu aufzubauen. Thatsächlich ist zu diesem Zweck ein Generalstreik in Belgien unternommen worden, und allem Anschein nach steht ein solcher in Oesterreich bevor.

Vor Jahresfrist befand sich die belgische Arbeiterbevölkerung in bedenklicher Gährung, als am 11. April 1893 die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes von der Repräsentantenkammer abgelehnt wurde. Die sozialdemokratische Agitation hatte den Arbeitern eingeredet, daß sie mit Hülfe des allgemeinen Stimmrechtes ihre Lage alsbald verbessern könnten, und in der Meinung, alle Arbeiter hinter sich zu haben, beeilte sich der revolutionäre Generalrath der belgischen Arbeiterpartei in Brüssel, unmittelbar nach der Verwerfung des allgemeinen Stimmrechtes, noch am gleichen Tage in Uebereinstimmung mit einem früheren Beschlusse des Congresses der belgischen Sozialisten, sofort den allgemeinen Arbeiterausstand für ganz Belgien zu verkünden und die gesammte Arbeiterbevölkerung zum Einstellen der Arbeit aufzufordern. Einige Tage hatte es den Anschein, als ob Belgien vor einer verhängnißvollen Krisis, vor der sozialen Revolution stünde. Zwar kam es nicht zu dem angekündigten Generalstreik im Sinne des Herwegh'schen Verses, indessen hatten doch von den 500,000 industriellen Arbeitern des Landes etwa 150,000 bis 200,000 die Arbeit eingestellt. Es war also kein Generalstreik zu Stande gekommen, aber doch ein erstaunlich umfangreicher, auf die Dauer unerträglicher Massenstreik mit blutigen Zusammenstößen, mit Plünderungen und Brandlegungen im Gefolge. Schon hatte sich die Lage bedenklich gestaltet, als — sechs Tage nach der Verkündigung des Generalstreiks — unerwartet eine friedliche Lösung durch die Annahme des sog. Pluralwahlsystems mit allgemeinem Stimmrecht erfolgte. Alsbald wurde von den Arbeiterführern der Generalstreik für beendet erklärt. In einem Aufrufe forderte der Generalrath alle Arbeiter zur Wiederaufnahme der Arbeit auf und versicherte, „daß die Arbeiterpartei diesen ihren ersten Sieg nur hat erringen können durch den Druck der allgemeinen Arbeitseinstellung."

Aus dem Umstande, daß die belgische Repräsentantenkammer das allgemeine Stimmrecht beschloß, während der Ausstand in Brüssel und anderen Städten zu einem Aufstand sich zu entwickeln drohte, beeilten sich die Arbeiterführer den Schluß zu ziehen, daß die Volksvertretung unter dem Druck dieser Arbeiterkundgebungen gehandelt habe, und außerhalb Belgiens hat man beigefügt: Die Anarchisten, Sozialisten und selbst die Arbeiter aller Länder haben eine Lehre erhalten, die nicht zu vergessen sie sich bemühen werden. Wenn sie in Zukunft Lust zu einer politischen und sozialen Reform haben, werden sie zu einer allgemeinen Arbeitseinstellung schreiten

und die executive oder maßgebende Gewalt wird gezwungen sein, zu gehorchen oder wenigstens einen Vergleich zu schließen.

Das heißt mit dem Feuer zu spielen. Ist schon ein einfacher Ausstand als Kampfmittel einem zweischneidigen Messer gleich, das Arbeitgeber wie Arbeitnehmer verletzt und in der Regel Letzteren am meisten, weil er minder widerstandskräftig ist, so würde ein Generalstreik fast ausschließlich die betheiligten Arbeiter schädigen, ja gefährden. Alle die sonst gewohnten Unterstützungen gleichgesinnter Genossen würden ausbleiben, da ein jeder mit sich selbst genug zu thun hat, um das Leben zu fristen, und die internationale Solidarität würde wie bisher nur unzulängliche oder verspätete Hülfe bringen.

Im Uebrigen könnte ein Generalstreik nur wenige Tage andauern und er stellt schließlich die Ausständigen vor das gefährliche Dilemma: Entweder blutige Revolution oder bedingungslose Unterwerfung! Das haben die belgischen Arbeiterführer denn auch rechtzeitig eingesehen und einen guten Vorwand, die Gewährung des Pluralwahlsystems, benutzt, um eiligst das Ende des Generalstreiks zu beschließen, den sie ohne die größten Gefahren für die Arbeiter selbst nicht länger hätten durchführen können.

In den Kreisen der deutschen Sozialistenführer hat man das Bedenkliche des Generalstreiks richtig anerkannt. Damals sprach sich der Abg. Auer mit großer Entschiedenheit gegen einen Generalausstand aus. „Ein solcher bedeutet," sagte er, „nichts weiter als das Aufhören aller Arbeit, er setzt eine Solidarität der ganzen arbeitenden Bevölkerung voraus, die, wenn sie vorhanden wäre, die Arbeiter zu ganz anderen Thaten beseelen könnte, als zu einem Generalstreik. Wir würden ja alle und gerade die Arbeiter würden verhungern. Aber wir wollen doch nicht verhungern! Generalstreik ist einfach Generalblödsinn, den nur derjenige aussprechen kann, der nicht weiß, was er sagt."

Trotz dieser entschiedenen Verurtheilung des Generalstreiks hat der Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie zu Wien in der Osterwoche beschlossen, das allgemeine Stimmrecht äußersten Falls mit dem Massenstreik als letztem Mittel bekämpfen zu wollen, und die Parteileitung beauftragt, entsprechende Vorkehrungen zu treffen. Nach Ansicht der Wiener Parteiführer muß der Generalstreik, oder wie man gelegentlich dafür sagte: die Volkserhebung, soll der gewünschte Erfolg erzielt werden, mit großer Wucht zur Ausführung gelangen. Indessen scheinen, da Oesterreich noch vorwiegend Ackerbaustaat ist und die landwirthschaftlichen Arbeiter vorläufig noch nicht für den Umsturz gewonnen sind, die Agitatoren an die Möglichkeit eines Generalstreiks in Oesterreich nicht zu glauben und so haben sie zunächst die Veranstaltung eines bloßen Massenstreiks der Arbeiter in den Kohlenwerken und Gasanstalten, im Verkehrsgewerbe (Eisenbahn) und in den größeren Industrien in Aussicht genommen in der Meinung, dadurch das ganze Erwerbsleben am ehesten zum Stillstand bringen zu können. Selbst wenn diese Arbeiter geneigt wären, was z. B. bei den Eisenarbeitern keineswegs der Fall ist, auf den Oberbefehl der sozialdemokratischen Parteileitung zu politischen Zwecken und ohne anderen Grund die Arbeit einzustellen, so würde bei Weitem nicht jener Stillstand des wirthschaftlichen Lebens eintreten, wie ihn Herwegh in seinem pathetischen Verse allzu plastisch veranschaulicht hat.

Vom Generalstreik scheint man demnach in sozialdemokratischen Kreisen abgekommen zu sein, allerdings um desto eifriger auf die Veranstaltung von Massenstreiks hinzuarbeiten. Mit Bezug auf Massenstreiks äußerten die führenden Vertreter der deutschen Sozialdemokratie: „Wir fürchten die Schlacht nicht, aber bevor wir den Krieg erklären, müssen wir des Sieges sicher sein". „Es gibt Augenblicke, wo der Sturm das einzig rechte Mittel ist, und es gibt Augenblicke, wo der Sturm mit der eigenen Vernichtung gleichbedeutend ist." In Oesterreich fürchtet man, daß aus den umfangreichen Arbeiterausständen in Wien und Böhmen sich leicht ein Massenstreik entwickeln könnte. Und sollte Deutschland von größeren und zahlreicheren Arbeiterausständen heimgesucht werden, so würden die Parteiführer sicherlich versuchen, in Gestalt eines Massenstreiks eine Art von „Volkserhebung" zu veranstalten, je nach Lage der Dinge vielleicht in Verbindung mit dem geplanten österreichischen Massenstreik. Unter solchen Umständen ist für die nächste Zukunft eher eine Verschärfung als eine Milderung der sozialen Gegensätze und Kämpfe zu erwarten. Inzwischen dürfte aber vielleicht doch bei sehr vielen Arbeitern in Folge der unvermeidlichen Enttäuschungen nach den opfervollen und häufig ergebnißlosen Ausständen allmählich Klarheit entstehen über die bedenklichen Bestrebungen und zweifelhaften Ziele der leitenden Agitatoren, bis endlich auch in jenen Kreisen sich die Erkenntniß Bahn bricht, daß wirthschaftliche Reformen dringlicher und nützlicher sind als politische Umwälzungen.

Die englische Kriegsmarine.

Von Otto Gaupp (London).

Während in Deutschland eine immer wachsame Regierung das Volk oft nur mit größter Mühe überreden kann, ihr die Verstärkung des Heeres zu bewilligen, die sie im Interesse der Landesvertheidigung für nothwendig hält, liegt in England seit einer Reihe von Jahren der Fall gerade umgekehrt. Die Regierung, sei sie nun liberal oder conservativ, ist in allen Fragen der Landesvertheidigung gleichgültig, optimistisch und jeden spontanen Vorgehens unfähig; es bedarf allemal der Wachsamkeit und des energischen Drucks der öffentlichen Meinung, wenn sie einen Schritt vorwärts thun soll. Seit 1884 hat die englische Flotte drei wesentliche Verstärkungen erfahren und die Geschichte aller drei Verstärkungen war genau dieselbe.

Im Publikum entsteht in Folge bestimmter Vorgänge in der äußeren Politik ein unbestimmtes Angstgefühl, die Flotte, das erste und wesentliche Vertheidigungsmittel des Landes, möchte den enormen Ansprüchen, die im Kriegsfall an sie gestellt werden müssen, eventuell nicht gewachsen sein. Große Blätter, öffentliche Versammlungen, Handelskammern ꝛc. geben der Angst bestimmteren Ausdruck; Sachverständige weisen ihre Berechtigung nach; die Regierung wird im Parlament interpellirt und verspottet natürlich zuerst die Agitation als grundlose Panik. Nach ihrem offiziellen Optimismus ist die englische Suprematie zur See über allen Zweifel gesichert. Das Volk läßt sich nicht täuschen; die warnenden Stimmen werden immer lauter, die Forderung nach einer neuen energischen Verstärkung der Flotte immer ungestümer und ungestümer, bis endlich die Regierung nachgiebt und mit einem neuen Flottenbauprogramm herausrückt. So war es 1884 und 1888 und so spielte sich auch die Flottenpanik des letzten Winters ab, deren Resultat wir in dem neuen, auf fünf Jahre berechneten Schiffsbauprogramm vor uns haben, das Lord Spencer vor wenigen Tagen dem Parlament ankündigte. Das englische Volk hat damit dank kräftiger und unermüdlicher Agitation durchgesetzt, daß es in den nächsten fünf Jahren für mehr Schiffe und mehr Mannschaften eine Summe ausgeben darf, die Lord Georg Hamilton, Lord Salisbury's erster Lord der Admiralität, mit allem was drum und dran hängt, auf 600 Millionen Mark schätzt. Ich kann gleich hier hinzufügen, daß der Theil des neuen Programmes, der dem Parlament bis jetzt vorgelegt wurde und der für sich eine Mehrausgabe von 280 Millionen Mark involvirt, soeben vom Parlament nach kurzer Berathung einstimmig genehmigt worden ist.

Der deutsche Reichskanzler mag seine englischen Kollegen wohl um die Aufnahme beneiden, die ihre „Militärvorlagen" im Parlament und beim Volke finden; andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß in dem System, mit dem hier zu Lande für die Reichsvertheidigung gesorgt wird, große Gefahren schlummern. Es ist eines großen Volkes zum Mindesten unwürdig, sich in einer Angelegenheit, in der seine Ehre, ja sein Leben als große Nation auf dem Spiele steht, durch plötzliche Paniken, die mit langen Perioden völliger Apathie abwechseln, zum Handeln bestimmen zu lassen. Die Ursachen dieser Er-

scheinung, die nicht wenig dazu beiträgt, das Ansehen Englands in den Augen continentaler Mächte zu schädigen, sind mannigfaltiger Natur.

Das System, nach dem England regiert wird, ist bekanntlich das der Parteiregierung. Das jeweilige Cabinet, das die Richtung der Gesetzgebung bestimmt und in dessen Händen die ganze Executivgewalt liegt, ist zugleich das Haupt einer der zwei großen Parteien und es ist nur natürlich, daß es seine Aufmerksamkeit besonders den Fragen schenkt, die für die Zukunft und das Prosperiren seiner Partei maßgebend sind, und von denen zuletzt sein eigenes Schicksal abhängt. Es sind dies die eigentlichen Parteifragen, d. h. die Fragen, in deren prinzipiell entgegengesetzter Beantwortung der eigentliche Unterschied der zwei Parteien begründet liegt. Keine solche Parteifrage ist nun nach der allgemeinen Auffassung der Gegenstand der Landesvertheidigung und gerade dies ist — so paradox es klingt — der Grund, warum englische Staatsmänner, die in erster Linie Parteipolitiker sind, so leicht in Versuchung gerathen, ihm nicht die genügende Aufmerksamkeit zu schenken. — Dazu kommt, daß für die Landesvertheidigung kein bestimmtes Departement verantwortlich ist, das die Frage immer wieder in den Vordergrund drängen würde; die Admiralität und die Armeeverwaltung sind getrennte Organisationen, die nur zu oft entgegengesetzte Ziele verfolgen.

Die natürliche Gleichgültigkeit der Politiker wird weiter gestärkt durch die Apathie, die das Volk als ganzes allen Fragen, die mit der äußeren Politik in Berührung stehen, entgegenbringt. Dem Ausländer, der längere Zeit in England lebt, fällt in der That nichts mehr auf als die allgemeine Theilnahmlosigkeit, mit der Fragen der auswärtigen Politik betrachtet werden. Die winzigste Detailfrage der inneren Politik interessirt den Durchschnittsengländer mehr als jene Probleme, von deren Lösung das Sein von Reichen und Nationen abhängt; im Grunde eine seltsame Erscheinung bei einem Volke, das den Mittelpunkt eines Weltreiches bildet und eine Erscheinung, die in scharfem Contrast steht zu dem intensiven Interesse, mit dem die internationalen Vorgänge und Gruppirungen in den größeren Staaten des Continents verfolgt werden. Die Erklärung liegt darin, daß der heutige Engländer ungleich dem Franzosen und Deutschen keine historische Erfahrung von einer Invasion oder einer irgendwie ernsteren Bedrohung seines Handels- und Nahrungsmittelsbezuges durch Krieg und Kriegsgefahr hat. Die Engländer haben dazu im Lauf des Jahrhunderts alle ihre Energie mehr und mehr auf Handel und Industrie concentrirt und in Folge dessen eine immer wachsende Abneigung gegen kriegerische Unternehmungen gefaßt. Ueberall in der Lage der „beati possidentes“ sind sie aufrichtige Friedensfreunde, die unwillkürlich ihre eigene Friedensliebe auch in ihren weniger glücklicheren Rivalen voraussetzen. Alles dies macht, daß ihnen die Möglichkeit eines Krieges, zumal eines gefährlichen Krieges so unreal erscheint, daß ihnen jede Befassung mit derselben leicht als reine Zeitverschwendung erscheint.

Es bedarf, wie gesagt, schon ganz bestimmter und bedrohlicher Anlässe, um sie aus dieser gefährlichen Illusion aufzuschrecken. Der bestimmte Anlaß, der zu ihrer jetzigen energischen Kraftanstrengung führte, war ohne Zweifel die französisch-russische Verbrüderung in Toulon. Sie wurde in England von Anfang an als gegen England vielleicht noch mehr als gegen den Dreibund gerichtet aufgefaßt, sie lenkte die Aufmerksamkeit des englischen Publikums auf die großartigen Marineverstärkungen, an denen heute in russischen und französischen Werften mit fieberhafter Hast gearbeitet wird — Vorbereitungen, die bei dem geringen Seehandel dieser zwei Nationen nur eine Meinung haben können — und sie ließ mit einem Schlag die eigene Unthätigkeit als eine schwere Gefahr erscheinen, die alle Elemente einer nationalen Katastrophe in sich barg. —

Ich möchte im Folgenden kurz zeigen, in wiefern diese Auffassung vollständig begründet war und welche Schritte England jetzt trifft, um der erkannten Gefahr zu begegnen. Die von mir gegebenen Zahlen, deren Bedeutung auch der Laie leicht erkennen kann, sind dem letzten offiziellen Bericht, der dem englischen Parlament vorgelegt wurde, entnommen, und wie sachverständige Kritiker gezeigt haben, für England eher günstiger als dem wirklichen Sachverhalt entspricht. Es ist z. B. charakteristisch, daß der Bericht wohl angiebt, daß elf der aufgezählten französischen Schiffe ganz oder theilweise Holzschiffe sind, dagegen völlig verschweigt, daß 32 der britischen nur mit Vorderladungsgeschützen ausgerüstet sind.

Die Aufgabe der englischen Seepolitik ist — darüber sind alle Engländer in der Theorie einig — England die Suprematie zur See unter allen Umständen und gegen alle Feinde zu wahren, und das einfach, weil diese Wahrung der strategischen Beherrschung der See für England anders als für jede andere Macht die erste Bedingung seiner territorialen Sicherheit und Unabhängigkeit ist. Natürlich kann diese Aufgabe nur dann für erfüllt gelten, wenn die englische Flotte in Schiffen und Mannschaften numerisch jeder Flotte eines möglichen Feindes oder einer Combination möglicher Feinde überlegen ist; und die zwei Parteien sind stillschweigend überein gekommen, als eine Minimumgarantie zu fordern, daß die englische Flotte allermindestens der zweier anderen Seemächte zusammen — unter denen man ausschließlich an Frankreich und Rußland denkt — gewachsen sei. Mißt man nun an diesen Grundsätzen die Lage, in der sich England vor Einbringung des neuen Flottenbauprogramms befand, so zeigt sich, daß seine Flotte zwar im Augenblick der vereinigten Flotte seiner zwei potentiellen Gegner gerade gewachsen ist, dagegen in der dringenden Gefahr schwebte, in den nächsten Jahren von ihr weit überflügelt zu werden. Während nämlich — um die Situation in nuce zu geben — Rußland und Frankreich mit dem Bau von 23 neuen Schlachtschiffen beschäftigt sind, hatte Großbritannien deren nur vier in seinen Werften.

Folgende Tabelle zeigt übersichtlich, welches die Stärke der beiderseitigen Flotten am 31. December 1893 war.

	England	Frankreich	Rußland
	Tonnen-Deplacement		
Schlachtschiffe I. Klasse	15 = 177,500 T.	9 = 96,922 T.	3 = 30,380 T.
„ II. „	12 = 114,030 „	9 = 74,784 „	4 = 33,626 „
„ III. „	11 = 77,820 „	6 = 36,914 „	0 = —
Küstenvertheidigungs-Panzerschiffe	15 = 58,430 „	14 = 43,146 „	13 = 36,836 „
Gepanzerte Kreuzer	18 = 137,050 „	5 = 30,599 „	8 = 44,440 „
Zusammen:	71 = 564,830 T.	43 = 282,365 T.	28 = 145,282 T.

Großbritannien hat also im Augenblick 71 Panzerschiffe (mit 564,830 Tonnen Deplacement) gegenüber 71 (mit 427,647 Tonnen), über die Frankreich und Rußland zusammen verfügen, mit anderen Worten eine Flotte, die gerade das Minimum von Sicherheit gewährt, das allgemein gefordert wird. Das relativ günstige Bild ändert sich aber sogleich, wenn wir den Blick in die Zukunft richten und nicht nach den fertigen, sondern nach den im Bau begriffenen Schiffen fragen, von denen die Seeherrschaft in den nächsten Jahren abhängt. In dieser Beziehung steht fest, daß in den letzten $1^1/_2$ Jahren in den Werften Englands beinahe vollständige Ruhe herrschte, während die Rußlands und Frankreichs in vollster Arbeit waren. Diese Thatsache findet ihren klaren Ausdruck in folgender Tabelle, die zeigt, welches der Stand der Vorbereitungen am 31. December 1893 war.

	England		Rußland und Frankreich zus.:	
	a	b	a	b
Schlachtschiffe I. Klasse	7 = 95,100 T.	—	12 = 184,613 T.	4 = 44,880 T.
„ II. „	—	—	6 = 41,650 „	2 = 17,760 „
„ III. „	—	—	— —	— —
Küstenvertheidigungs-Panzerschiffe	—	—	3 = 9,744 „	— —
Gepanzerte Kreuzer	—	—	6 = 41,759 „	1 = 12,095 „
Zusammen:	7 = 95,100 T.	—	27 = 277,766 T.	7 = 74,735 T.

a = Schiffe, die im Bau begriffen sind; b = Schiffe, die am 31. Dec. 1893 projectirt, d. h. autorisirt, aber noch nicht wirklich begonnen waren.

Die Moral dieser Tabelle liegt auch für das blödeste Auge offen. Sind alle am 31. December geplanten und im Bau begriffenen Schiffe fertig, so stünde einer englischen Flotte von 88 gepanzerten Schiffen eine russisch-französische von 105 gegenüber (Schlachtschiffe I. Klasse 22 englische gegenüber 28 russisch-französischen); mit anderen Worten: England hätte, falls es nicht außerordentliche Anstrengungen traf, in wenigen Jahren seine bisherige Suprematie zur See verloren gehabt.

Die angegebenen Zahlen repräsentiren Thatsachen, die auch der stärkste offizielle Optimismus nicht aus der Welt schaffen konnte, und sie verhalfen nach schweren Kämpfen — daß solche stattfanden, ist offenes Geheimniß — im Cabinet der Richtung zum Sieg, die auf schleunige und energische Verstärkung der Flotte drang. Die Regierung hat, wie Lord Spencer dem Parlament bei Einbringung der Voranschläge für die Flotte anzeigte, ein neues Schiffsbauprogramm, das auf fünf Jahre berechnet ist, entworfen. Sie ist damit dem Beispiel gefolgt, das ihr Lord Salisbury's Regierung mit dem „Naval Defence Act" von 1889 setzte, nur mit der Abweichung, daß sie nicht ihr ganzes Programm sogleich mit der Sanction des Parlaments bekleiden läßt, sondern sich mit jährlichen Bewilligungen begnügen will. Wir kennen daher authentisch auch nur den Theil des Programms, mit dem im Finanzjahr 1894/95 begonnen werden soll. Er umfaßt den Neubau von sieben Schlachtschiffen I. Klasse (Typus: „Majestic" und „Magnificent"), sechs gepanzerten Kreuzern II. Klasse (Typus: „Talbot") und zwei Schaluppen. Um die dadurch nöthigen Mehrausgaben zu decken, sind im Etat 1894/95 für die Marine 347,322,000 Mk., volle 62,520,000 Mk. mehr als im Vorjahr eingestellt. Die Präsenzziffer der Mannschaften ist entsprechend von 76,700 Mann im Jahr 1893/94 auf 83,400 erhöht worden. Im Ganzen stehen der Admiralität dieses Jahr für Neuconstruction von Schiffen über 100 Millionen Mark zur Verfügung, was bei der größeren Billigkeit und Schnelligkeit, mit der England Schiffe baut, den 110 Millionen, die Rußland und Frankreich im Jahresdurchschnitt für den gleichen Zweck ausgeben, so ziemlich gleichkommt. Unter 100 Millionen Mark werden die Jahresausgaben für Neuconstruction in den nächsten fünf Jahren nicht fallen; neben den angeführten Schiffen, deren Fertigstellung circa 280 Mill. Mark kosten wird, soll nämlich von dem Programm der weitere Bau von drei Schlachtschiffen II. Classe, circa 35 Kreuzern und 20 Torpedozerstörern zu einem Kostenaufwand von circa 220 Millionen Mark geplant sein, was eine Gesammtausgabe von 500 Millionen Mark innerhalb fünf Jahren ergäbe.

Das neue Programm mag auf den ersten Blick extravagant erscheinen; ein Blick in die von mir gegebenen Tabellen zeigt aber zweifellos, daß es nur das allernothwendigste thut, um die gemachten Versäumnisse wieder einzuholen und England den Grad von Sicherheit zu gewähren, den beide Parteien als ein Minimum postuliren. Wird es nämlich vollständig ausgeführt, so wird zu Beginn des Jahres 1899 die englische Flotte mit der französisch-russischen gerade wieder auf Pari stehen; sie wird an großen Schlachtschiffen, von denen zuletzt die Beherrschung der See abhängt, den 55 russisch-französischen ihrerseits genau 55 gegenüberstellen können. Statt also England den Vorwurf übertriebener Rüstungen zu machen, dürfte man sich eher versucht fühlen, seine Politik, die sich darauf beschränkt, die eigene Flotte gerade auf der Höhe der vereinigten russisch-französischen zu halten, als ungenügend und kurzsichtig zu verurtheilen. Es möchte scheinen, als ob es für England eine weisere und auf die Dauer billigere Politik wäre, die eigene Flotte ein- für allemal auf eine solche Basis zu stellen, daß Frankreich und Rußland jeder Gedanke, mit ihr rivalisiren zu wollen, vergehen müßte. Daß England dies bei seinen ungeheuren Hülfsquellen verhältnißmäßig leicht thun könnte, steht fest; und es sollte einen zureichenden Grund für eine solche Anstrengung in den kolossalen Rüstungen seiner zwei gefährlichsten Rivalen sehen, Rüstungen, die nirgends durch Rücksichten auf eigenen Schutz gefordert, ganz offen den Zweck verfolgen, sie eines Tages in Stand zu setzen, England Schach und Matt zu sagen. England sollte weiter bedenken, daß Rußland und Frankreich in einem Krieg mit ihm alles zu gewinnen und wenig zu verlieren haben, während für es selbst sein Alles auf dem Spiele steht. Verliert England seine Suprematie zur See, so verliert es mit einem Schlag sein Weltreich und seinen Seehandel mit einem Jahreswerth von 18,000 Millionen Mark — und ist damit ruinirt, und zwar auf die Dauer. England könnte sich nicht gleich Frankreich auf sich selbst beschränken und aus eigener Kraft erholen; sein Welthandel ist die erste Bedingung seines Gedeihens, ja seines Lebens; denn ohne ihn könnte es seinen Millionen nicht auf die kürzeste Zeit auch nur die baare Existenz gewähren.

Bedenkt man in der That, was für England auf dem Spiele steht, bedenkt man weiter, daß Dank seiner Politik der Isolirung sich im Nothfall auch nicht eine Hand für es regen würde, so wird man sich nicht wundern, daß auch heute ernste Patrioten nur mit Besorgniß in die Zukunft sehen. Man wird sich auch nicht wundern, daß wieder Stimmen laut wurden, die einen Anschluß an den Dreibund riethen. Es ist aber bemerkenswerth, daß diese Stimmen auch in der letzten Panik ganz vereinzelt blieben. Conservative und liberale Parteiführer haben sich wieder einstimmig und ohne Zaudern für eine Politik ausgesprochen, die sich von allen bindenden Allianzen freihält. Anerkennt man, daß sie für diese Haltung von ihrem Standpunkt aus sehr triftige Gründe vorzubringen wissen, so wird man sich aber um so mehr wundern, daß sie nicht die Consequenzen dieser Politik ziehen und England eine solche Rüstung geben, daß es wirklich im Nothfall eigenhändig einer Welt in Waffen erfolgreichen Widerstand leisten könnte. Nur wenn es dazu im Stande ist, kann es die große Aufgabe, die seiner jetzigen Generation gestellt ist, mit Ehren lösen; nur dann kann es sein großes Weltreich, das heute mehr durch Gefühl als durch Institutionen zusammengehalten wird, zu einem wirklichen Schutz- und Trutzbunde zusammenfassen. Ist ihm dies einmal gelungen, dann braucht es allerdings auch ohne Allianzen keinen Angriff zu fürchten. Wie die Dinge aber heute liegen, besteht trotz jüngster Anstrengungen die große Gefahr, daß das schlechtgerüstete Mutterland von einem plötzlichen Angriff europäischer Militärmächte erdrückt und damit das große angelsächsische Weltreich, auf dem die Phantasie patriotischer Engländer so gerne weilt, im Keim und für immer erstickt wird. Videant consules!

Die Regierung und die Presse.

Das schwierigste Geschäft der Botschafter und Gesandten an fremden Höfen ist das Sondiren, welches dann angewendet werden muß, wenn irgend eine Regierung irgend einen Plan ausgeheckt hat, zu dem die anderen Mächte auch gern ihre Zustimmung geben sollen, wenn was daraus werden soll. In den meisten Fällen rückt der Gesandte der Regierung, bei der er accreditirt ist, nicht mit dem ganzen Plan zu Leibe, sondern beginnt vorsichtig mit dem Wie etwa, für den Fall, daß ꝛc., so vorsichtig, daß er, wenn er keinen Beifall findet, die Fühlhörner wieder einzieht und mit dem bekannten Brusttone der Ueberzeugung kühnlich behauptet, gar nichts gesagt, sondern nur gemeint zu haben.

Auch bei neuen Gesetzesvorlagen scheint neuerdings in Deutschland ein ähnliches Verfahren beliebt zu werden. Man weiß es noch zu erinnern, daß über die verflossene Militärvorlage allerlei ganz oder halb richtige Andeutungen an die Oeffentlichkeit gelangten, bald in diesen, bald in jenen Blättern, bis dann die „Kölnische Zeitung" von irgend einer Seite her den authentischen Wortlaut der Vorlage bekam und durch ihre Veröffentlichung der bisherigen Heimlich- und Wichtigthuerei ein Ende machte. Und neuerdings haben wir in Sachen der Reichssteuerreform ganz ähnliche Dinge erlebt. Nachdem jetzt etwas mehr Klarheit in die Sache hineingekommen ist, weiß

man, daß regierungsseitig Fühler ausgestreckt worden sind, um die Stimmung des Volkes zu erkunden.

Man hat unter der Kanzlerschaft Bismarck's viel und heftig das offiziöse Preßwesen angegriffen. Sogar Caprivi hat in seiner ersten Amtszeit anerkannt, daß Wandel geschafft werden solle. Nun hat jede Partei eine ihr ergebene Presse, die ohne zur Rechten oder zur Linken zu schauen, lediglich Parteipolitik treibt, und es wäre ein einfacher Unverstand, von der Regierung zu verlangen, sie solle, um für ihre Zwecke zu wirken, der Unterstützung der Presse entbehren und sich mit dem Reichsanzeiger begnügen. Auch kann kein Mensch etwas dagegen haben, wenn die Regierung dafür bezahlt, daß eine Zeitung ihr ständig oder gelegentlich weiß Papier zur Verfügung stellt, denn die Parteiorgane machen es um nicht ein Haar besser. Aber zu Bismarck's Zeiten kannte man doch die Organe, die sich offiziöser Beziehungen zu erfreuen hatten. Das viel angefochtene „Wilhelmstraßenblatt" des Hofraths Pindter konnte freilich als eine Zeitung mit eigener Meinung nicht recht betrachtet werden, aber seine Beziehungen zum Kanzler waren ja auch wohlbekannt.

Heute ist das nun anders geworden. Man weiß gar nicht mehr, wo man die offiziösen Auslassungen suchen soll. In gewissem Sinne mag es recht sein, daß es eine offiziöse Presse nicht mehr gibt. Es gibt vielleicht kein Blatt, welches so zu sagen contractlich verpflichtet wäre, Artikel von Regierungsmitgliedern zu bringen. Aber es gibt Blätter die schwere Menge, die sie sehr gerne honorarfrei aufnehmen, denn der gewöhnliche deutsche Zeitungleser sieht es gerne, wenn in seinem Blatte ein Artikel mit der Einleitung: Von gut unterrichteter Seite erfahren wir — erscheint. Die Sache hat nun freilich einen Haken. Die geehrten Redactionen werden manchmal theils mit, theils ohne ihr Wissen von dem sogenannten Eingeweihten betrogen und der gut Unterrichtete ist manchmal gar nicht besser unterrichtet, als jeder andere Mensch. Aber es trifft doch gegen früher sehr häufig zu, daß wirklich aus sehr guten Quellen stammende Nachrichten in Blättern erscheinen, die sonst für dergleichen nicht benutzt wurden und die Anzahl der Blätter nimmt zu, denen man Beziehungen zu Ministern und anderen hochgestellten Persönlichkeiten zutraut. In manchen Fällen mögen diese Herren daran herzlich unschuldig sein und die gut verbürgten Nachrichten mögen von irgend einem ihrer Untergebenen herrühren. So bekam die „Kölnische Zeitung" den authentischen Text der Militärvorlage, ohne daß das Woher genügend aufgeklärt worden wäre.

Ist es nun schon bedauerlich, daß man heutzutage gar nicht mehr recht weiß, wo man die offiziösen Nachrichten zu suchen hat, so können wir uns mit der Art und Weise, wie wir mit den neuen Gesetzesvorlagen bekannt gemacht werden, noch weniger einverstanden erklären. Das Volk bekommt sie wie die bitteren Medizinen tropfenweise zu schlucken. Wie wurde es mit dem neuen Tabakbesteuerungsmodus getrieben! Erst machte man uns mit ganz allgemeinen Maßregeln bekannt, als die Zeitungen sich darüber längere Zeit gezankt hatten, folgten weitere Einzelheiten, die weitere hitzige Debatten zur Folge hatten und schließlich kam denn das Ganze? Und die Folgen? Breiteste Bevölkerungsschichten sind gegen die neue Besteuerung aufgereizt worden, denn aus den ersten Auslassungen konnte man mit gutem Willen alles, viel und nichts entnehmen und auch diejenigen geriethen in Unruhe, die gegen den detaillirten Plan, wie er nun vorliegt, nichts einzuwenden gehabt hätten. Nun lassen sich nach alter Erfahrung breite Volksmassen leichter auf- als abwiegeln.

Wenn diese stückweisen Offenbarungen einen Zweck haben — und zwecklos und nur um sensationslustigen Zeitungen Stoff zu liefern, erfolgen sie gewiß nicht — so kann der Zweck nur der sein, die Stimmung des Volkes zu erkunden. Dazu aber ist das Verfahren ungeeignet. Der gemeine Mann in Deutschland, und anderswo wohl auch, bildet sich seine Meinung aus seinem Leiborgan und aus den Ansichten seiner Partei und die Zeitungen sehen selten ihre Aufgabe darin, die Stimmungen ihrer Leserkreise wiederzugeben, sondern die Redactionen richten sich bei der Prüfung einer Arbeit mehr darnach, ob sie auch den Richtungen und Zielen entspricht, die das Blatt traditionell verfolgt. Es wäre auch zuviel verlangt, wollte man von dem Manne aus dem Volke ein selbständiges politisches Denken verlangen.

Allerhöchstens erreicht man von den stückweisen Offenbarungen, daß die Regierung die Ansichten der verschiedenen Parteien erfährt und daraus entnehmen kann, welche Aussichten auf Erfolg ein Gesetz im Reichtage oder im Landtage wohl haben könnte. Man braucht sich nicht die Mühe einer detaillirten Ausarbeitung zu machen, wenn man von vornherein weiß, daß an eine Annahme doch nicht zu denken ist. Oder man kann sich bei solcher Ausarbeitung auf Meinungen und Wünsche solcher Parteien einlassen, deren thätige Mithülfe bei dem Werke man nicht entbehren kann oder die man nicht vor den Kopf stoßen will. Aber bei der Parteizersplitterung in Deutschland und bei der Zufälligkeit der Mehrheitbildungen wird man bei den ersten allgemeinen Offenbarungen immer nur erfahren, wer unbedingt mit Ja und wer unbedingt mit Nein stimmen wird. Die meisten Parteien, und gerade die, auf die es ankommt, werden sich reservirt halten und erst einmal nähere Nachrichten abwarten.

Ohne Zweifel ist die Regierung berechtigt, den Inhalt neuer Gesetzesvorlagen geheim zu halten, bis sie den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegt werden. Die Abgeordneten sind lediglich Vertrauensmänner ihres Wahlkreises und die Wähler haben kein Recht, ihnen vorzuschreiben, wie sie in einem besonderen gegebenen Fall zu stimmen haben. Aber es ist eine ganz erklärliche Sache, daß ein Abgeordneter es mit der Mehrheit der Wähler in seinem Kreise und namentlich mit denen, denen er sein Mandat verdankt, nicht gern verdirbt und soviel es denn eben angeht, ihren Ansichten und Wünschen Rücksicht trägt. Mit Ausnahme der Sozialdemokraten, die ein geschlossenes Stimmen der Fraction nicht glauben entbehren zu können, erlauben die Fractionsvorstände in besonderen Fällen ihren Mitgliedern im Interesse ihrer Wahlkreise zu stimmen und gegen den Fractionsbeschluß. Liegt also ein besonders wichtiges Gesetz vor, so wird jeder Abgeordnete, dem es darum zu thun ist, seinen Wahlkreis zu vertreten und nicht die Partei, der er sich angeschlossen hat, sich mit der Stimmung in seinem Wahlkreise bekannt zu machen suchen und danach, allerdings allgemeine Interessen über Sonderinteressen stellend, seine Entschließung treffen.

Dazu ist aber nöthig, daß die Gesetzesvorlage ganz bekannt gegeben wird, nicht stückweise. Das Stückwerk ist eben, weil es an sich etwas Unfertiges bedeutet, nicht geeignet, Entscheidungen für und gegen hervorzurufen. Mit einer höheren Besteuerung des Tabaks kann man sich z. B. einverstanden erklären, auch mit einer Fabrikatsteuer, also mit der Besteuerungsform, dagegen kann der Steuersatz oder die Vertheilung der Steuer auf die verschiedenen Sorten allgemeinste Mißbilligung finden und die ganze Vorlage kann abgelehnt werden, weil es nicht gelingt, sich über diese Detailfragen zu einigen. Wiederum kann man ganz allgemein der Meinung sein, daß aus dem Tabak sich ein Steuermehr von 40 Millionen im Jahre herausschlagen lassen kann und gleichwohl kann die Sache daran scheitern, daß sich über den Besteuerungsmodus gar keine Einigung erzielen läßt. Man sieht also, die stückweisen Offenbarungen nützen eigentlich so gut wie nichts. Als Sondirungsversuche, wie das Volk und die einzelnen Parteien das neue Gesetz aufnehmen werden, sind sie nutzlos. Denn eine günstige Stimmung kann in eine entschieden ungünstige umschlagen, wenn nähere Details bekannt werden und umgekehrt ist das Gegentheil auch möglich.

Ist es der Regierung erwünscht, einmal die Meinung des Volkes und seiner Vertreter über eine zu machende Gesetzesvorlage zu hören, und wir verhehlen uns gar nicht, daß dies mitunter sehr wünschenswerth sein kann, so wird das am besten dadurch erreicht, daß man die Vorlage einfach ausarbeitet und voll und unverkürzt in einer Weise und an einem Orte veröffentlicht, daß über die Herkunft kein Zweifel mehr möglich ist. Von dieser Stelle aus greife man auch nöthigen Falls in die Zeitungsdebatten ein. Das Volk muß einmal wieder wissen, was offiziös ist und was nicht. Allerdings ist es heute kaum mehr

möglich, zu verhindern, daß nicht da und dort über den Inhalt neuer Gesetze etwas durchsickert, was im Interesse der Regierung besser verschwiegen bliebe. Die Presse ist eben eine Großmacht geworden, die ihre Spione, wir brauchen das Wort einmal in harmlosem Sinne, überall ausgestellt hat und deren Beziehungen allenthalben hinreichen. Und andererseits sind bei jeder Gesetzesvorlage so unendlich viele Personen direct oder indirect an der Mitarbeit beschäftigt, daß es der bekannten Ohren der Wände gar nicht bedarf, um eine oder die andere gut verbürgte Nachricht an eine oder die andere Zeitung gelangen zu lassen. Es braucht ja nur eine oder die andere mitarbeitende Persönlichkeit ein weniges aus der Schule zu schwatzen, und bald hat die Nachricht einen Reporter gefunden.

Noch weniger natürlich läßt es sich vermeiden, daß phantasiebegabte Mitarbeiter ihren eigenen Phantasien über eine zu erwartende Gesetzesvorlage einen offiziösen Anstrich geben und Redactionen und Leser in gleichem Maße einen blauen Dunst vormachen. Kurz, auch mit dem besten Willen wird es nicht möglich sein, den Unfug zu steuern, der mit offiziösen Nachrichten getrieben wird. Aber die Regierung sollte den Unfug nicht fördern. Es muß verhindert werden, daß bald da, bald dort in der Presse Nachrichten auftauchen, die als inspirirt bezeichnet werden und dies, wie sich später herausstellt, auch wirklich gewesen sind. Das vorsichtige Sichvorfühlen, wie man im Volke, in den Parteien und in der Presse über Regierungsvorlagen denkt, muß schwinden. Die Regierung kann die Presse nicht entbehren, aber sie benutze solche Blätter, deren Beziehungen zu ihr landeskundig sind und sonst keine. Gerade ihr ziemt es am wenigsten, versteckt zu sondiren, gerade sie wird am meisten Eindruck machen durch ein offenes, festes, energisches Auftreten.

Die Schäden des jetzigen Verfahres sind mannigfaltig. Das Volk wird mit Nachrichten von angeblich gut unterrichteter Seite geradezu überschwemmt. Man kann die wahren von den falschen inspirirten Nachrichten nicht unterscheiden, seitdem inspirirte Nachrichten auch an solchen Orten auftauchen, wo man sie früher nicht fand und altem Herkommen gemäß, auch heute noch kaum vermuthet. Den Nutzen von der Sache haben lediglich die Oppositionsparteien, die in letzter Zeit in der Erfindung offiziöser Nachrichten nicht Unbedeutendes geleistet und dann die Gebilde ihrer eigenen Phantasie mannhaft bekämpft haben. Den Parteien, die zu der Regierung stehen oder wenigstens am Gesetzgebungswerk treu mitarbeiten wollen, aber war es nicht möglich, das Volk über die Absichten der Regierung aufzuklären. Sie wußten auch nicht, ob die angeblichen inspirirten Nachrichten thatsächlich inspirirt waren oder nicht. Gerade die stückweisen Offenbarungen liefern der Opposition am meisten Wasser auf ihre Mühle. Denn dazu ist die Opposition vollberechtigt, das, was sie noch nicht weiß, aus dem, was ihr bekannt geworden ist, zu schließen. Trugschlüsse sind dabei natürlich wohlfeiler als Brombeeren, aber der Zweck wird erreicht, das Volk wird unruhig gemacht, wird aufgeregt.

Wir wiederholen es noch einmal, denn die Sache ist wichtig: Die Beziehungen der Regierung zur Presse müssen andere werden. Wir müssen wissen, wo wir die offiziösen Auslassungen zu suchen haben, wir müssen ein Recht haben, die sich inspirirt geberdenden Auslassungen von anderer Seite her mindestens als solche von zweifelhafter Güte bezeichnen zu dürfen. Unsere Regierung darf den Charakter einer starken und festentschlossenen nicht aufgeben. Es ist ihrer unwürdig, vorsichtig hierhin und dorthin zu tasten. Nicht als ob ein starres Festhalten an dem einmal für richtig befundenen zu empfehlen wäre. Aber der Ort zum Debattiren ist der Reichstag, ist der Landtag, kann aber nimmermehr die Presse sein. Benutzt sie die Presse, so darf das nicht geschehen, um hierhin und dorthin Fühler auszustrecken, sondern nur, um mit Ernst und voller Entschiedenheit zu sagen, was sie will und was sie plant und um die Gründe klar zu legen, die sie zu solchem Schritt bewogen haben. Wir leben in einer Zeit der Entscheidung. Ein Altes will absterben und kann die Ruhe nicht finden, die ihm nöthig ist, und ein Neues will sich Bahn brechen. Da ziemt es sich für alle, die am Ruder stehen, einen festen Kurs zu haben und das Schifflein dahin zu steuern, wo sie den Hafen der Ruhe wenigstens vermuthen.

Politicus.

Literatur und Kunst.

Ein Professor über das neuere Drama.

Von Theophil Zolling.

Die Literatur der Lebenden wird in der Regel von den Herren vom Katheder todtgeschwiegen und als bloße Beschäftigung für Mußestunden mißachtet, während es doch das Recht und die Pflicht des Literaturforschers ist, dem Werdenden so gewissenhaft wie dem Gewordenen nachzuspüren. Gervinus, der seine Geschichte der deutschen Dichtung mit Goethe's Tod abschloß, ist noch heute vorbildlich für die Abneigung der zünftigen Literaturgeschichte, den brennenden Tagesfragen der Gegenwart berufsmäßig nahezutreten. Neuerdings ist es damit etwas besser geworden, und Universitätsprofessoren wie der feinsinnige Anton E. Schönbach in Graz und der Schröder-Biograph Berthold Litzmann sind nicht mehr die Einzigen, die ex cathedra unser zeitgenössisches Schriftthum behandeln. Litzmann hat bald nach Antritt seiner Bonner Professur durch die Ankündigung eines Collegs über das neue deutsche Drama seine Amtsgenossen nicht wenig erschreckt und zu jenem allgemeinen Schütteln des Kopfes veranlaßt, das seit den Zeiten des Kandidaten Jobses das Kennzeichen aller verknöcherten Philister ist, die eine neue Zeit nicht mehr verstehen wollen. Diese Mißbilligung mag jetzt, wo jene Vorlesungen im Druck vorliegen*), erheblich gestiegen sein, denn da vermissen die Zünftigen ja jede systematische Darstellung, alle wissenschaftliche Akribie, sogar den althergebrachten abstrusen Stil. Es ist nicht viel mehr als eine leichte Plauderei über literarische Zeitfragen, gemüthlich, geistreich und nicht ohne Anmuth, wenn man von der leider beibehaltenen Vortragsform absieht, die gegenüber dem auditorium maximum der Leserwelt nur als eine Unhöflichkeit bezeichnet werden kann. Da wird der Stoff nicht nach geistigen Gesichtspunkten in Kapitel getheilt, sondern nach Abzug des akademischen Viertels mit der Uhr in der Hand zerhackt. Mit dem gewöhnlichen „Meine Herren" fängt es an, jede Vorlesung beginnt mit einem Ueberblick über den Inhalt der vorangegangenen, was fast wie eine Concession gegenüber den verehrlichen „Hörern" aussieht, welche das letzte Colleg geschwänzt haben, und auf den Glockenschlag wird mitten im Thema abgebrochen. Wenn das schöne Buch nicht den Erfolg findet, den es um seines Inhaltes willen verdient, so mag der Verfasser die größere Schuld auf diesen akademischen Zopf schieben. Der Leser ist eben kein Commilitone und darf mit Fug verlangen, daß die Aeußerlichkeiten des Vortrags abgestreift und die gesprochenen Worte einer stilistischen Durcharbeitung unterzogen werden. Was soll der studentische Flaus auf dem Jahrmarkt des Lebens?

Professor Litzmann nimmt das deutsch-französische Kriegsjahr als Ausgangspunkt seiner Darstellung und beklagt, daß die großen Thaten ein so kleines Dichtergeschlecht fanden. Das patriotische Banausenthum der Liedersänger zu Schutz und Trutz erregt seinen wohlberechtigten Spott, und nicht minder schmerzlich empfindet er die Unerfreulichkeit, daß die Prosadichter sich nach den Großthaten der Gegenwart in die Vergangenheit flüchteten und den archäologischen Roman oder das Butzenscheibenepos pflegten. Die zaghaften Genrebildnereien der „Ahnen" und die Maskeraden von Dahn und Ebers sind ihm gleich beklagenswerthe Erscheinungen, wie die noch immer vormärzlich angekränkelten Zeitromane Spielhagens von der „Sturmfluth" bis zum „Neuen Pharao", die Werke eines romantischen Dich-

*) Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Hamburg, Leopold Voß.

ters, der „den Pulsschlag seiner Zeit nicht versteht". Uns aus der Seele geschrieben sind die folgenden Worte:

„Der Literarhistoriker des 18. Jahrhunderts macht die Beobachtung, daß für den Werth der Schriftsteller der sechziger und siebziger Jahre es ein ziemlich sicheres Merkmal ist, welchen Grad von Verständniß sie der incommensurablen Größe des Genies, die sich in Shakespeare offenbart, entgegenbringen. Die Vertreter der absterbenden Generation haben nichts als Hohn und Spott, im besten Falle Gleichgültigkeit. Aber alles was eine Zukunft hat, das wendet sich dem damals für uns Deutschen neu aufgehenden Gestirn zu, wie die Blume dem Licht. Der Name Shakespeare ist das Schibolet, an dem sich der geistige Adel der Nation erkennt. Wir leben in einer anderen Zeit, im Gegensatz zu jenem unpolitischen, in literarischen Interessen aufgehenden Zeitalter. Es ist kein Zweifel, daß in unserer Epoche das Schwergewicht der Interessen auf einem anderen Gebiete liegt, daß die großen uns vorbehaltenen Aufgaben wesentlich sozialer und politischer Natur sind. Es wird deshalb schwerlich für einen Historiker unseres Zeitalters die Werthschätzung, die wir einer Erscheinung auf dem Gebiet der schönen Literatur zu Theil werden lassen, das Hauptkriterium dafür abgeben, ob und wie wir den uns von unserer Zeit gestellten Aufgaben gewachsen waren. Der Historiker unseres Zeitalters wird sich nach anderen Maßstäben der Urtheile umsehen müssen. Und er wird auch nicht darum verlegen sein. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß das Urtheil der Nachwelt über jeden im politischen und literarischen Leben des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts eine Rolle spielenden Deutschen wesentlich mit bestimmt werden wird durch das größere oder geringere Verständniß, das er dem größten staatsmännischen Genie, daß je in Deutschland auferstanden, Bismarck entgegengebracht hat. Daß Spielhagen diesem Gewaltigen gegenüber nichts anderes empfunden als das Gefühl eines lastenden Druckes, daß er nicht über alle Parteiverstimmungen sich hat hinwegtragen lassen können zu einem verständnißvollen, dankbaren und bewundernden Aufblick vor der Größe dieses nationalen Helden, der ohne seine rauhen Ecken und Kanten, die noch jeder gespürt, der mit ihm zu thun gehabt, nicht er selber wäre, daß der Dichter Spielhagen dem Parteimann Spielhagen dafür nicht hat die Augen öffnen können, das zeigt, daß auch Spielhagen zu einem nationalen Dichter eine wesentliche Eigenschaft fehlt."

Noch verwerflicher scheint Litzmann das Drama der Siebzigerjahre, wo die Nachäffung französischen Wesens so wenig zum nationalen Aufschwung paßt, und über Lindau und seine Nachahmer (Lubliner, Blumenthal), sowie den deutschen „Normaldichter" L'Arronge fällt er ein hartes Urtheil. Und doch zeitigten auch jene Tage zwei erfreuliche Erscheinungen: die Meininger und den Sieg Richard Wagner's.

„Ich bin nie ein Wagnerianer, selbst mildester Observanz, gewesen: ich habe stets gegen den engherzigen Fanatismus und Terrorismus der eigentlichen Wagnergemeinde, gegen das pietätlose und zugleich Mangel jeglichen historischen Sinnes offenbarende Treiben der den Meister noch übertrumpfenden Jünger geradezu einen Widerwillen empfunden, trotzdem habe ich für die Grundstimmung, aus der die ganze Wagnerbewegung in den siebziger Jahren hervorging, die lebhaftesten Sympathien gehabt. Es war doch ein Segen, daß gerade in den Jahren, wo die großen politischen und militärischen Aufgaben die geistige Elite unseres Volkes, die genialsten Köpfe für sich in Beschlag zu nehmen und festzulegen schienen, und wo auf der anderen Seite die wilde Jagd nach dem Golde in den Kreisen der Aristokratie nicht minder wie der eigentlichen Plutokratie alle edleren und höheren Interessen zurückzudrängen drohte, daß da doch in einer Persönlichkeit die Macht des künstlerischen Genies sich so gewaltig offenbarte, daß auch die trägen, indolenten Massen mit fortgerissen wurden. Mag man sagen, es war zum Theil Modesache: die Börsenjobber, die in Schaaren nach Bayreuth pilgerten, standen Wagner und seiner Sache kühl bis an's Herz hinan gegenüber, von einem inneren Verhältniß, geschweige denn von Begeisterung war nicht die Rede. Nun so war es doch ein Gewinn und war es einmal eine nützliche Mode, daß diese Leute veranlaßt wurden, Geld, viel Geld für einen rein idealen Zweck zu opfern. Auch insofern war es nützlich, als diese Leute dadurch, daß sie Geld gaben, von sich selber, von den aus ihrem Reichthum ihnen erwachsenden Pflichten eine höhere Vorstellung bekamen; und daß überhaupt die ganze Nation sich wieder an den Gedanken gewöhnte, daß es auch für uns Deutsche des neuen Reiches noch andere Aufgaben zu lösen gebe, als politisch und militärisch die erste Rolle in der Welt zu spielen. Und wenn auch nur zunächst mit einer zum Widerspruch reizenden Einseitigkeit aller Enthusiasmus sich auf die Musik, und hier wieder ganz ausschließlich auf die Musik des einen Mannes Wagner concentrirte, so schadet das nichts. Denn einmal war der Mann ein künstlerisches Genie, und hatte damit einen Anspruch auf Herrschaft, den ihm auch die zugestehen mußten, die mit seinen letzten Zielen nicht einverstanden waren; und dann hatte er diese Herrschaft nicht um leichten Preis, sondern in heißem, schwerem Ringen erkämpft."

Bayreuth und Meiningen haben anregend auch auf das Drama gewirkt. Obgleich Litzmann den Meiningern den Vorwurf nicht ersparen kann, daß sie für die lebenden Dichter wenig gethan haben, so feiert er sie doch schon darum, weil sie Ernst von Wildenbruch auf die Bühne brachten. Von den an 200 Seiten des Buches ist ein halbes Hundert, also ein Viertel des Inhaltes, diesem Dichter gewidmet, es ist der Kernpunkt, vielleicht die eigentliche Veranlassung dieser Vorträge. Litzmann steht dem Dichter persönlich nahe und gehörte, wie er gesteht, damals zu jener begeisterten studentischen Schildknappenschaft, die den ersten Dramen des lange verkannten Assessors einen so lärmenden Erfolg in Berlin zu bereiten wußte. Niemand glaube aber, die Eindrücke seiner Jugend zu verwinden, sagt schon Goethe. Noch heute schlägt das Herz des Herrn Professors, wenn er jener Tage gedenkt, wo der bald vierzigjährige Wildenbruch allen Schmerz des Verkanntseins in die Herzen seiner akademischen Verehrer ausgoß, an ihren Gelagen sinnend Theil nahm, ihnen seine patriotischen Gedichte vortrug und seine Dramen zuerst las. Heute denkt Litzmann freilich nicht mehr ganz so überschwänglich über seinen Freund. „Es haben damals Uebereifrige — und ich rechne mich selber dazu — wohl gelegentlich über's Ziel geschossen und in der Freude, daß endlich wieder einmal der Bau der Trivialität durchbrochen sei, in Wildenbruch nun einen Shakespeare begrüßt. Das war natürlich ein arger Rechenfehler, dessen sich aber der Dichter nie schuldig gemacht hat und den man ihn deshalb nicht entgelten lassen sollte." Litzmann hat sein Auge für die Schwächen seines jugendlichen Ideals seitdem geschärft und den begeisterten Analysen, die fast noch studentisches Feuer verrathen, wird ein kritisches Fragezeichen angehängt. Er tadelt Wildenbruch's Ueberkraft, „wo es ihm geht wie jenem Mann im Märchen, der, wenn er herzhaft athmete, alles über den Haufen blies, Freund und Feind," — die Häufung der dramatischen Motive und Effecte, die Mißachtung der folgerechten Entwickelung der Charaktere. Sieht man näher zu, so gilt Litzmann's Bewunderung eigentlich nur diesen ersten Tragödien Wildenbruch's; gegenüber den realistischen Schauspielen übt er Schiller's weises Verschweigen, und über die angeblich volksthümlichen und doch nur hoffähigen Hohenzollernstücke bricht er den Stab.

„Es ist nicht gut und nicht recht, wenn ein Dichter unserer Tage, und noch dazu einer, der mit „literarischen" Dramen so große Erfolge errungen hat, einen Gegensatz zwischen literarischem und Volksgeschmack nicht constatirt, sondern erst schafft. Darunter leidet nicht nur die Literatur, sondern am meisten das Volk, und am allermeisten der Dichter selbst; denn indem er freiwillig auf die Erreichung des höchsten Zieles, „den Besten seiner Zeit genug zu thun", verzichtet, begiebt er sich auch zu einem Theil des Anspruches unter den Besten aller Zeiten fortzuleben. Ich kann es als keinen Gewinn bezeichnen, daß Wildenbruch im Generalfeldoberst und im neuen Herrn, an Stelle des für das heroische deutsche Drama seit Schiller feststehenden Verses, des fünffüßigen Jambus, den Wildenbruch zudem wie kein deutscher Dramatiker vor ihm (!) zu handhaben verstanden hat, jetzt den alten viermal gehobenen gereimten Hans-Sachs-vers, den er den deutschen Vers nennt, hat treten lassen. Ich kann es ebenfalls als keinen Gewinn bezeichnen, daß er abweichend von seinem früheren Grundsatz: die großen bekannten historischen Helden sind nicht die berufenen Träger einer dramatischen Handlung, nicht die That Schill's, sondern wie dieser Mann durch seine That dem armen Menoniten Reinhold die Seele löst und befreit, ist der fruchtbare Keim für ein historisches Drama — jetzt die wohlbekannten historischen Fürsten- und Heldengestalten in den Vordergrund rückt, und das Ausspielen ihrer Persönlichkeit zum Hauptzweck des Dramas macht. Es werden dadurch die Kraftgestalten, die den brandenburgisch-preußischen Staat bauten, zu einer nahe an Geschwätzigkeit streifenden Redseligkeit über sich selbst und ihr Programm

verführt, die nicht nur ihrem historischen Charakter zuwider, sondern auch ganz undramatisch ist."

Trotzdem hat Litzmann noch übergenug des Lobes für seinen Liebling, der nach einer Periode der Ueberschätzung seines Erachtens jetzt unterschätzt werde. Dann wird er streitlustig und erklärt, daß ihm ein unwahrscheinliches dramatisches Leben lieber ist, als „ein Product des klügelnden Verstandes, das weder Thränen in's Auge, noch Lust in die Seele zu locken weiß", wettert auch wider die berufsmäßig auf jagdbares Wild lauernde Kritik und nimmt den Hohenzollerndichter gegen den häufigen Vorwurf des Byzantinerthums in Schutz.

„Der„ Neue Herr" war längst fertig, als die Kanzlerkrisis ausbrach. Ich selbst habe in jenen Tagen, als die Kunde von dem Entlassungsgesuch verlautete, das fertige Manuscript in Händen gehabt und allerdings mit eigenthümlichen Gefühlen das Schwarzenberg'sche Wort gelesen:

„Abgethan, —
Gestern der Herr der Mark,
Heut wie ein stummer Mann
Uebergangen, zur Seite gestellt,
Ein blöder Zuschauer der Welt,
Ein werthloser Quark!"

Ich sagte mir damals gleich, daß wenn in einigen Monaten nun das Stück an die Oeffentlichkeit komme, zuerst natürlich dieses merkwürdige Zusammentreffen allerlei Combinationen hervorrufen werde, daß aber dieses äußere rein zufällige Zusammentreffen bis auf den heutigen Tag noch so gegen den Dichter ausgebeutet werden konnte, das habe ich nicht für möglich gehalten."

Hier lächelt der Wissende freilich, denn der Sturz des Reichsschöpfers kam doch nicht so unerwartet. Die vorbereitenden Erörterungen in der Presse vom altgewordenen Bismarck, vom kommenden Mann und allerlei Hofklatschereien sagten jedem Einsichtigen schon lange vorher, daß der erste Reichskanzler in der Gunst des neuen Herrn nicht mehr festsaß, und man darf wohl annehmen, daß der dichtende Legationsrath im Auswärtigen Amt von diesen Dingen mehr wußte, als gewöhnliche Sterbliche. Aber just unter dem Eindruck jener trüben Vorzeichen schrieb er die Verherrlichung eines vergangenen Kanzlerzerschmetterers. Wollte er jeden bösen Schein vermeiden, so mußte er das unglückliche Stück gerade im Angesichte der jubelnden Bismarckfeinde ein paar Jährchen zurückhalten oder ganz unterdrücken. Ein Anderer hätte vielleicht noch mehr gethan und dem neuen Herrn die unentbehrliche Meisterschaft des Gewaltigen vorgehalten, und wäre es auch nur im Spiegelbild etwa des auf Napoleon's Geheiß entlassenen und unter dem Druck der Zeit wieder eingesetzten Freiherrn v. Stein. So aber ist der Vorwurf erklärlich, daß Wildenbruch sich wieder nur als der Mann der patriotischen Phrase, sofern sie nach oben nicht Anstoß erregt, und als ein allzu witterungskundiger Dichter erwiesen habe.

Litzmann wird dieser Argumentation allerdings nicht beipflichten, aber seine Wildenbruch-Begeisterung verleitet ihn ja auch zu anderen Unbegreiflichkeiten. Da versteigt er sich einmal zu dem folgenden Satz: „Wildenbruch verfügt über eine ungleich größere dramatische Begabung und zugleich einen ungleich stärkeren Schwung nationalen Empfindens als alle deutschen Dramatiker seit Schiller's Tagen." Derlei unvorsichtigen Hyperbeln gegenüber wäre Wildenbruch's rührende Klage über unseren geistigen Pauperismus recht wohl am Platz. Aber nein, so arm sind wir denn doch noch nicht. Ein bescheidener Hinweis auf Heinrich von Kleist, neben dessen Gedichten und Dramen die sämmtlichen Werke des Herrn von Wildenbruch in Bezug auf nationales Empfinden nicht nur, sondern auch auf dichterische und dramatische Begabung sich einfach in nichts auflösen, genügt allein schon, ohne daß man noch den Dramatiker Franz Grillparzer zu nennen braucht. Nicht einmal mit den psychologischen Dramatikern Hebbel und Otto Ludwig, höchstens etwa mit den Theatralikern Gutzkow und Laube darf Wildenbruch in einem Athem genannt werden, wobei erst zu bemerken wäre, daß „Uriel Acosta", „Zopf und Schwert", „Der Königslieutenant" und „Das Urbild des Tartuffe", daß „Essex" und die „Karlsschüler" noch auf lange Zeit hinaus zum eisernen Bestand unseres Repertoires gehören werden, während Wildenbruch's Stücke für das lebendige Theater, so weit es nicht von bloßer Hofgunst galvanisirt wird, schon heute kaum noch in Betracht kommen. Als Dichter ist er in erster Linie Rhetoriker. Gerade in den von Litzmann mit Bewunderung citirten patriotischen Versen sind fast alle Wirkungen auf das alte Kunstmittel aller Undichter: die Antithese zurückzuführen. Die reine Lyrik steht ihm ganz fern, ein schlichtes Lied ist dem Schüler des „Waterloo"-Scherenberg, über den er selten hinausgekommen, bis heute nicht gelungen. Mag er als Dichter auch noch so stürmisch und selbstbewußt auftreten, so hat er im Grunde ein weiches, jedem Eindruck nachgebendes Talent, das immer einer Anlehnung bedarf. Das hat wohl auch Litzmann erkannt, wenn er von den „eigenthümlichen intermittirenden Pulsen seines Talents" spricht. Daher die Anlehnung an das „grüne Deutschland", jene schon halbvergessenen Schreier, die von einer Revolution der Literatur fabelten und ihn als den ihrigen erhoben, um sich im Grunde nur selbst zu erhöhen. Darum nach den aufrüttelnden Tragödien, die nach Litzmann's Ansicht die Physiognomie des deutschen Bühnenrepertoires veränderten, plötzlich die seichten Birchpfeiffereien „Opfer um Opfer" und „Die Herrin ihrer Hand", nach dem „Neuen Gebot" die humorlosen Humoresken, und mitten in die Borussenstücke hinein die theatralischen Nachahmungen des gerade modigen consequenten Realismus: „Haubenlerche" und „Meister Balzer"; als letzte und schönste Metamorphose aber endlich die Blaustrumpfromane von der weißen Dorothea und andere Marlittiaden. Bei dieser flackernden Geschäftigkeit wuchsen ihm natürlich die Dinge und Menschen zuletzt über den Kopf. Sein grausam Spiel vom Meister Pessimus überholte Fulda's Märchen vom Talisman, seine „realistischen" Stücke verblaßten vor Gerhart Hauptmann, seine Bühnenhistorien hatten nicht annähernd den Erfolg von Wichert's „Aus eigenem Recht", dem die allerhöchste Huld ja nicht weniger blühte, und nach Sudermann's Auftreten findet wohl nur noch Herr Professor Litzmann den Muth, ihn den „erfolgreichsten deutschen Dramatiker" zu nennen.

Die neueren Schauspieldichter, denen gegenüber er offenbar durch keine persönlichen Rücksichten beeinflußt ist, betrachtet der Professor viel kritikvoller. Da hören wir überall den feinsinnigen Aesthetiker und verständnißvollen Beobachter des neuen und Kenner des vergangenen Schriftthums. Die ungeberdigen Jungen der fürchterlichen „Moderne" flößen ihm mit Recht keine Angst ein, denn „die Talentlosen werden bald in dem selbst aufgewühlten Wirbel weggespült sein, während die Berufenen und Auserwählten früher oder später Einkehr bei sich selber halten werden, ohne von berechtigter Eigenart auch nur ein Atom zu opfern." Auch Sudermann, der „geborene Satiriker", und Hauptmann finden bei ihm „Beachtung und Respect". Beherzigenswerth sind zumal seine Worte über das Erotische in der Kunst und die falsche Prüderie. „Es zeugt von Mangel an jedem literarischen Urtheil, wenn man Schriftstellern wie Sudermann und Hauptmann wegen ihrer Art, die sexuellen Probleme zu behandeln, eine demoralisirende Wirkung zuschreibt." Sogar die Gigerln der Décadence genieren ihn weiter nicht: „Die gute Natur unseres Volkes hat diesen fremden Tropfen aus unserem Blut schnell wieder herausgeworfen." Bedenklicher scheint ihm das übrigens heute ganz mißlungene Experiment, Ibsen in Deutschland einzubürgern. „Ich halte ihn für einen so ausgeprägt nationalen, mit allen seinen Schrullen und Sonderbarkeiten nur aus den ganz eigenthümlichen sozialen Verhältnissen Norwegens erklärlichen und verständlichen Dichter, der mir in seiner nationalen Atmosphäre großen Respect abnöthigt, den ich aber an der Spitze einer deutschen Ibsengemeinde und aufgenöthigt als Bringer des Heils auch für uns, mit aller Entschiedenheit als einen fremden Eindringling zurückweise." Wer nicht nur „bloß aus der Ferne die Wogen rauschen hört", weiß ganz genau, daß hinter dem Lärm der Ibsenpropheten gar Niemand steckt. Mit dem großen Psychologen und Symboliker der Bühne steht „unser Volk" gerade noch auf demselben Punkte wie vor zehn

Jahren. „Nora“ ist und bleibt das einzige Stück, das sich auf der Bühne von ihm gehalten hat. Alles Uebrige ist für uns nur Experiment, aber als literarische Anregung von unleugbarem Werth.

Berthold Litzmann ist ein unerschütterlicher Optimist. Wenn er auch mit Recht feststellt, daß eine Gleichgültigkeit, eine Gedankenlosigkeit und ein Mangel an wirklich tiefem Interesse für Fragen der schönen Literatur herrscht, und leider bei keinem Volke der Welt die Leihbibliothek so sehr eine Rolle spielt wie bei uns, so verliert er darum seine heitere Zuversicht doch nicht. Er appellirt gegenüber diesem allgemein mangelnden Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was in der Literatur vorgeht, mit Recht an seine studentische Hörerschaft: sie möchten „in ihrem Kreise die Fühlung mit der lebendigen Literatur und die Bildung eines selbständigen, nicht aus irgend einer Zeitung hergeholten Urtheils als eine ganz selbstverständliche Voraussetzung bei einem Manne, der auf Bildung Anspruch macht, hinstellen.“ So schließt er denn auch mit der frohen Ueberzeugung: „Ich glaube, daß wir uns in einer Krisis befinden, der Ausgang aber heilsam und erfreulich sein wird.“ Also ein bloßer Uebergang und noch lange keine Erfüllung, so wie es von einsichtigen Literaturkennern, die sich durch keinen Parteilärm und keine literarische Mode verblüffen lassen, auch immer betont worden ist.

Woermann und Hildebrand.

Von Cornelius Gurlitt.

Lange genug bin ich beim Handwerk, um zu wissen, wie man einem Buch die Kritik macht. Das Kunststück ist namentlich solchen Werken gegenüber nicht schwer, die sich einer größeren Tiefe befleißigen, als sonst zumeist bei uns üblich, die also die Dinge nicht von einem Winkel aus betrachten, sondern sie „mit den Augen abtasten“, wie es in einem der zu besprechenden Bücher heißt. Man excerpirt eben ein solches Buch nach dem Gesichtspunkte, ob das Gesagte einem in den Kram paßt oder ob es uns die Zumuthung stellt, über scheinbar Erledigtes nochmals nachzudenken. Dann faßt man seinen Standpunkt über dem Buch und sagt nun zu dem, was Einem behagt, Bravo! und tadelt oder verschweigt das, womit man nicht übereinstimmt. So wahrt man sich vor den Lesern den Eindruck der Ueberlegenheit ohne allzuviel geistige Anstrengung. Das Buch „belegte“ in einigen Stellen die altbewährte Ueberzeugung. Und wo es dies nicht that — irrt es eben oder ist es doch uninteressant!

Diese Zeilen gelten der Besprechung zweier an Umfang bescheidenen, an Gehalt aber um so ernsteren Büchern: „Das Problem der Form in der bildenden Kunst“,*) von Adolf Hildebrand, dem ausgezeichneten Bildhauer, und „Was uns die Kunstgeschichte lehrt“**) von dem Kunsthistoriker Karl Woermann, dem gelehrten Mitverfasser der „Geschichte der Malerei“. Ich möchte beide nicht nach der bequemeren kritischen Methode messen. Ich möchte sie vielmehr aneinander rücken, damit eines den Maßstab für das andere bilde.

Zunächst ein Wort über die Form: Der Künstler spricht im Ton philosophischer Erörterung, in gelehrtenhafter Logik, etwas schwerfälligem Satzbau, mit reichlicher Verwendung umständlicher Fachausdrücke. Er arbeitet mit wissenschaftlichen Begriffen allgemein umfassender Erkenntniß zu. Der Gelehrte schreibt ein klares, kunstvoll schlichtes Deutsch. Er will vor Allem verstanden werden. Die Rollen scheinen verwechselt! Der Künstler sucht seine Rüst- und Kampfmittel in der Psychologie, in der spezialistischen Denkarbeit Anderer, wie der eigenen; der Gelehrte in der Anschauung von Natur und Kunst, er geht der fachmäßigen Aesthetik in weitem Bogen aus dem Wege. Er will unmittelbar eingreifen, er will jenen, welche im Kampf der Zeit rathlos zögernd und zagend stehen den Muth ihrer Meinung geben. Der Künstler sucht in seinem Buche der rechten Kunst die Wege zu bahnen, der Gelehrte will beweisen, daß mancherlei Kunst recht sein könne. Jener will die Anerkennung auf bestimmte Kunstschöpfungen oder doch Kunstrichtungen beschränken, die Entwickelung auf bestimmte Formen zurückführen, dieser will sie erweitern und für Duldung in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft kämpfen.

Beide widersprechen sich daher auch vielfach in ihren Ausführungen. „Die historische Betrachtungsweise der Kunst, sagt Hildebrand, hat dazu geführt, mehr und mehr die Unterschiede und den Wechsel in den Kunstäußerungen in den Vordergrund zu bringen; sie behandelt die Kunst als Ausfluß der verschiedenen Individuen, als Persönlichkeiten oder als Erzeugniß der verschiedenen Zeitumstände und nationalen Eigenthümlichkeiten.“ Damit schildert er trefflich dem Hauptinhalt nach Woermann's Werk. Aber er fährt fort, dieses schon vor dem Erscheinen bekämpfend! „Daraus erwächst die falsche Auffassung, als handle es sich bei der Kunst vor Allem um die Beziehung zum Persönlichen und zu den nicht künstlerischen Seiten des Menschen, und jedes Werthmaß für die Kunst an sich geht verloren. Die Nebenbeziehungen werden zur Hauptsache und der künstlerisch-sachliche Inhalt, der unbekümmert um allen Zeitwechsel seinen inneren Gesetzen folgt, wird ignorirt . . . So sehen wir denn in den Kunstzeiten auch alle Künstler von dem gemeinsamen Trieb beseelt, für den Lebensinhalt die gesetzmäßige Form immer mehr zu klären und ein immer objectiveres und zusammenfassenderes Bild der Natur zu schaffen. Das Persönliche spielt nur in sofern eine Rolle, als es künstlerisch objectiver Natur ist und in ein allgemeines künstlerisches Gesetz ausmündet. Das heißt alle individuelle Naturauffassung, wodurch der Kunst ein neuer Naturinhalt zugeführt wird, hat nur dann einen künstlerischen Werth, wenn dieser als Ausdruck eines Gesetzmäßigen erfaßt, eine neue Variation des Grundthemas darstellt. Die subjective Willkür, das sogenannte geistreich thun, die persönliche Caprice, sind immer nur ein Zeichen, daß das künstlerische Schaffen seinen natürlichen gesunden Inhalt verloren hat.“

Bravo! werden die Alten sagen. Woermann verlangt vom Künstler, daß er ein ehrlicher treuer Sohn seiner Zeit sei, daß er die Natur mit eigenen Augen ansehe, daß er dabei innerlich empfinde und gemüthlich erregt werde, oder daß er mit dichterischem Schauen in's Reich der Einbildungswelt sich erhebe. Er fordert, der Künstler solle nicht Andere nachahmen, sondern der Natur folgen, er soll die Natur nicht durch Kunst übertreffen wollen, indem er sich an fremde Vorbilder hält: „Die künstlerische Persönlichkeit ist die Hauptsache, und diese besitzt, wer etwas Reineres, Tieferes, Höheres, Seelenvolleres in die Natur heraus oder in sie hinein sieht, als Andere.“ Ja, Woermann stellt sich Hildebrand's Untersuchungen, die „das Typische in der Kunst betonen“, mit der Betonung des Individuellen unmittelbar entgegen. Und es ist dieser Zwiespalt zwischen beiden nicht ein nebensächliches Ding, sondern ein solches, welches das Wesen beider Bücher berührt.

Wer sich die Mühe nahm, den ästhetischen Inhalt meiner Kunstberichte zu verfolgen, der wird wohl bemerken, daß ich Woermann in der ganzen Kunstanschauung näher stehe als Hildebrand. Auch ich habe, wie er, alte Kunst gegen junge Stürmer vertheidigt und junge Kunst der alten Nörgeler zu erwehren versucht. Auch mir liegt zunächst mehr am Mann, als am „Typ“. Aber ich habe mich der Inconsequenz und Ueberzeugungslosigkeit selbst so oft geziehen, daß es mir wohl nicht verargt werden darf, wenn ich einmal in Woermann gegen mich selbst Front mache und mich zunächst zur Partei Hildebrand schlage.

Es hat mir schon oft in den Fingern gejuckt, meine ästhetischen Ansichten in ein Buch zusammen zu fassen. Auch ist mir der Versucher in Gestalt eines Verlegers schon mehrfach nahe getreten. Aber ich habe ihm widerstanden und ich bin sehr froh darüber.

*) Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).
**) Dresden, L. Ehlermann.

Es gab unlängst einen Zeitungsstreit zwischen R. Muther und einem Berliner Journalisten. Bei diesem sagte der Berliner, der Stoff zu Muther's Geschichte der Malerei läge so klar vor uns, daß daraus das Buch von selbst sich ergeben habe. Muther antwortete, es sei dies so wenig richtig, es sei der Entwickelungsgang so verschiedenartig aufzufassen, daß er selbst das Buch heute anders schreiben würde, als er gestern that. Es ist nach dieser öffentlichen Erklärung wohl kein Mangel an Verschwiegenheit, wenn ich erzähle, daß Muther thatsächlich einen Anhang seinem Buche anfügen wollte, in welchem das, was ihm jetzt in der Beurtheilung verschiedener Künstler und Kunstarten anders als vor zwei, drei Jahren erschien, berichtigt werden sollte.

Berichtigt! Das heißt doch, der besser belehrte Muther von 1894 wollte dem Muther von 1892 den Kopf kritisch zurechtsetzen. Aber was wird der Muther von 1896 dazu sagen? Kann er hoffen, daß mit heute seine Erkenntniß stehen bleibe? Steigt sie? Fällt sie? Sicher ändert sie sich. Und das ist ein Zeichen der Bewegung; und Bewegung ist Zeichen des Lebens. Muther's Kritik widerspricht sich: sie ist also lebendig.

Alle Kunstschreiber können nur ihre Stellung von heute in einem Buch oder Aufsatze festlegen. Wenn sie überhaupt noch fortbildungsfähig sind, d. h. wirklich noch leben, wird sicher ihre Ansicht von Morgen wieder eine andere sein. Einst fochten wir unserer herzlich Wenige kritisch für Böcklin, heute schämen sich Tausende einzugestehen, daß sie ihn damals für kaum ernster Betrachtung werth hielten. Morgen werden wir Alle vielleicht lieber von unserer heutigen Begeisterung schweigen. Wer weiß?

Ich mag mich nun nicht auf meine Ansicht von heute festnageln lassen, ich mag das wenigstens nicht Jedermann bequem machen, es an der Hand eines mehr oder minder monumentalen Buches zu thun. Ich will auch überhaupt so wenig als möglich kritisiren, ich will kein Urtheil geben, weil mich Niemand zum Richter einsetzt und kein Künstler- oder Gelehrtenstaat mir ein gültiges, rechtskräftiges Kunstgesetz an die Hand gab. Ich will nur sagen, wie ich mich zur Kunst, zum einzelnen Kunstwerk stelle. Gefällt es mir, so will ich sagen warum? Gefällt es mir nicht, so bin ich den Lesern schuldig, zu sagen, weswegen? Das heißt aber: Ich suche nicht nach logischen Gründen, nicht nach einem System, um mich mit diesem zu wappnen. In der ganzen Welt gilt es als ungerecht, wenn man die Gesetze von Fall zu Fall macht, um sein vorgefaßtes Urtheil mit ihrer Hülfe durchsetzen zu können. So thut aber doch thatsächlich die Kritik, wenigstens die, welche nicht von neuer Kunst in erster Linie verlangt, sie solle alt sein, den Gesetzen allein der Alten folgen. Wer aber so sein Gesetz sich nach alter Kunst schuf, der ist nicht mehr Herr seiner selbst. Das Wort ist in ihm stärker als der Mensch, er kommt unter die Herrschaft der selbsterdachten, selbstgeschriebenen Buchstaben. Ich aber möchte mir jene Systemlosigkeit erhalten, die nach meiner Ansicht alle guten Kunstzeiten hatten. Wenigstens habe ich gefunden, daß wenn man alter Meister Bücher liest, des Dürer oder Lionardo oder sonst eines der Großen, daß da verflucht wenig Begründung und sehr viel Willkür im Gedankengang herrscht. Car tel est nostre bon plaisir — so entscheiden die Könige der Kunst. Und sie sind in dieser Grundsatzlosigkeit meiner Ansicht nach nicht nur klüger als alle Theorie, sondern auch gerechter. Den Lairesse, Reynolds, Mengs wachsen aber die Gründe, mit welchen sie ihre vorgefaßte Meinung ausstatten, so reichlich in die Hand, wie die Brombeeren es im Walde thun. Der Fehler ist nur, daß sie nicht nach ihren Gründen urtheilen, sondern daß sie erst das Urtheil geben und dann die Gesetze schaffen, um ihm den Schein des Rechtes zu geben.

Woermann gibt in leichter Form viel ernste Arbeit. Er durchsucht die Kunstgeschichte nach Beweisen dafür, daß alle junge Kunst über die Trümmer der alten hinweg zu gehen hatte. Daß jedes Schaffen einen Höhepunkt erreicht, wenn ein Volk die ihm verliehenen Formgedanken zum vollendeten Ausdruck brachte, daß in dem erst unsicheren, dann kühnen, ja überkühnen Vorwärtsschreiten für den Beschauer ein unsagbarer Reiz liegt, daß die Mitlebenden aber nicht merken, wenn dieser Höhepunkt erreicht ist, wenn das schönheitliche Schaffen in's Wiederholen des Gefundenen, in die Schülerschaft der großen Meister überzugehen beginnt, daß aber alle Nachlebenden theilnahmlos den Nachblüthen zuschauen. Der stürmische Dank, den sie bei den durch dieselben Meister geistig vorgebildeten Zeitgenossen finden, schlägt in Gleichgültigkeit, ja Widerwillen um, sobald die Gefühle für eine allzu oft gebrauchte Formenwelt ermüdeten. Die Anstrebenden aber, die einst von den Zeitgenossen eine stärkere geistige Arbeit, ein Anbequemen an ihre Kunstauffassung forderten und deshalb von den Zurückbleibenden heftig angegriffen wurden — sie bleiben dauernd jung, in ihnen liegen die nicht nur den Kunstgelehrten, sondern alle Welt fesselnden Kräfte.

All das ist mit umfassendem Wissen klar gelegt. Aber doch kann ich Woermann nicht ganz in der Ansicht folgen, als habe uns die Kunstgeschichte diese Gedanken eingegeben, als habe gerade sie gelehrt moderne Kunst zu verstehen. Wenigstens kenne ich genug auch sehr unterrichtete Kunstgelehrte, welche Woermann's Ansichten nicht theilen. Dafür spricht freilich, daß die Kunsthistoriker es waren, welche zuerst den neuen Kräften Muth zuriefen, mehr selbst als die Künstler und Kunstfreunde. Trotzdem glaube ich, daß ein Mann wie Woermann, bei seiner Feinheit der Empfindung, ein Dichter und ein klar sehender Kopf ganz ohne die Kunstgeschichte zu dem Ergebniß kam, mit den Kraftvollsten unserer Zeit sich in Reih und Glied zu stellen. Er erkennt deutlich, daß wir augenblicklich selbst einen Frühling erleben. Aber ich lese mit Vergnügen die Schriften Morelli's, der die reife Kunst vorzieht, und ich erinnere mich noch sehr deutlich meiner Lehrer, welche nicht so dachten, wie heute Woermann und die meisten Kunstgelehrten von heute. Die Sache liegt doch wohl so, daß wir alle in einer Verjüngung uns befinden und daß wir daher das Gleichgesinnte in alter und neuer Kunst lieben. Aendert sich die Zeit, kommen wir dazu, mit Hildebrand wieder das Typische vorzuziehen, so wird wieder Giulio Romano über Botticelli und Adriaen van der Werff über Franz Hals stehen. Und ich mache mich schon heute anheischig, dann ein Buch zu schreiben, in welchem diese Anschauungen durch die Kunstgeschichte als die richtigen belegt werden sollen. Habe ich doch in der weiten Welt der Meinungen noch keine gefunden, die ihr Besitzer nicht aus der Geschichte zu vertheidigen gewußt hätte. Nur die Statistik ist dieser an Gefälligkeit gegen Jedermann überlegen!

So scheint mir Woermann's Buch in erster Linie zu lehren, daß uns in aller Kunst das gefällt, was unserem eigenen Empfinden am angemessensten ist. Niemand wird so verblendet sein, Winckelmann und seiner Schule ein tiefes Kunstverständniß, eine echte Empfindung für die Antike abzusprechen. Der Begründer der Archäologie hatte viel gesehen, aufmerksam gesehen, mit ergriffenem Herzen gesehen! Und wer wird ihm heute noch in seinem Urtheile zu folgen wünschen! Der Apoll von Belvedere, der Laokoon, der Zeus von Otricoli — um nur diese zu nennen — sind abgesetzte Leute, von den Archäologen in die überreife Kunst versetzt, für Nachbildungen später, nicht mehr rein hellenischer Werke erklärt. Geschah dies nur, weil wir inzwischen echte Werke des Praxiteles, des Paeonias, vielleicht des Skopas kennen lernten? Weil wir einsahen, daß der schwulstige Zeuskopf unmöglich auf die schlichte Größe des Phidias zurückgeführt werden könne?

Mir will scheinen, es geschah, weil Winckelmann geistig aus dem jenen Werken ähnlicher gesinnten Barock hervorging und wir Alle mehr oder weniger Praeraffaeliten sind. Und wenn Hildebrand in dem geistreichen Abschnitt, welcher vom Hauen des Bildwerkes aus dem Stein handelt, eine geschlossene Haltung der Statue fordert, eine solche, die sich erkennbar im Rahmen des Steinblockes halte, wenn er hierfür die Antike gerade in den Werken ihrer Blüthe und den Michel-Angelo als Zeugen aufruft; wenn er fordert, daß wie an jenen, auch am modernen Kunstwerk Ausdruckswerthe erscheinen, die Naturbeobachtung nicht in ihrer Einzelheit, sondern in einem Allen verständlichen und gewohnten Gemeinform wieder gegeben

werden solle — so steht auch er als Kind unserer Zeit dem Winckelmann und dessen Welt sachlich sehr fremd gegenüber. Er wird sicher auch nicht den Laokoon mit seiner sperrigen Composition für höchstes Hellenenthum halten. Schön ist, was unserem inneren Wesen entspricht. Oder einfacher: Schön ist was gefällt! Für mich ist schön, was mir gefällt! Für Andere etwas Anderes! Das ist meine ganze Aesthetik.

Und dann noch eines! Woermann weist überall die „Stümper" zurück. Ich weiß nicht recht, was ein Stümper ist. Wohl ein Mann, der das nicht kann, was er leisten will. Nun habe ich die Erfahrung, daß gerade unter großen Umbildnern des Geschmackes viele solche Stümper waren. Sie plagen sich, sie werfen wohl gar im Kampfe um das ihnen als das Höchste erschienene Gut das Leben fort, das sie nicht zum ersehnten Ziele führte. Ich habe eine ganz besondere Liebe für diese Stümper. Und wo einer sich findet, dem es Ernst ist um seine Stümperei, da bin ich gern bereit, für ihn einzutreten. Oder meint Woermann, ein Stümper sei, wer nicht erreicht, was Andere von ihm wollen. Ein paar Fragen geben vielleicht die Antwort: War Marées ein Stümper? War Rethel, Haydon, Rosetti einer, ist der Claude in Zola's Oeuvre einer? Und galt nicht jeder „Realist" noch vor zwanzig Jahren für einen Stümper, dem es versagt sei, erhabenere Formen zu finden?

Ein Stümper bleibt nach meiner Ansicht jener, dessen Kunst keinen Widerhall findet. Ein Meister ist der, welcher Beifall hat. Kommt der Beifall von Vielen, doch auf kurze Zeit, so schimpft man ihn später Modekünstler, kommt der Beifall von den Wenigen oder den Späteren, so gilt er vielleicht einem großen Menschen. Auf die „Kenner" sich zu verlassen, ist sehr gewagt. Denn Kennerschaft ist ein Titel, den man sich beilegt oder von Gesinnungsgenossen erhält. Als ich vor zehn, fünfzehn Jahren von Thoma, Uhde und manchem Anderen wohl als erster öffentlich sagte, sie seien große Künstler, hielt man mich in Kennerkreisen nicht für ihrer Mitgliedschaft würdig; als ich Zeugniß davon ablegte, daß die Barockkunst mich mächtig gepackt habe, sagten mir die Kenner, daß ich „individuellen Anschauungen zu sehr Raum gewähre". Als ich vor zehn Jahren zuerst sagte, es gebe einen protestantischen Kirchenbau, lachte man, weil ich die „Predigtställe aus schlechter, frivoler Zeit" für ernst nähme. Ich habe an mir selbst erfahren, daß was einem Kennerschaft, dem anderen Stümperei im Urtheil ist. Auch das wandelt sich. Ich weiß noch nicht, ob ein kommendes Geschlecht, wenn es meine Arbeiten noch kennen sollte, sie als Beweis für die Erkenntniß oder für die Thorheit unseres Jahrhunderts ansehen wird. Denn ich glaube an keine Dauer in geistigen Dingen. Woermann spricht zwar von einer „ewiggültigen Kunst" und nennt Phidias und Dürer an erster Stelle: Als die Giebelfiguren des Parthenon nach London kamen, wollte kein Mensch sie für echt halten, weil ihnen die griechische Grazie fehle. Hier hatte also diese Ewigkeit Grenzen, hörte sie also auf, Ewigkeit zu sein. Daß es Dürer ebenso erging, dafür ist der Aufsatz in Füßli's Künstlerlexikon von 1763 genügender Beweis. Man kann ja nun die Leute von damals für Thoren erklären. Damit ist es freilich leicht, sich zu helfen: Wenn nur hinter uns nicht wieder andere Geschlechter kämen, die vielleicht in der unverschämtesten Weise unsere Vortrefflichkeit leugnen, dann sind ja wir mitsammt unserer Kennerschaft so wehrlos, wie es jetzt unsere todtesten Großväter sind. Dann werden eben alle gescheuten Leute von 1950 uns für Thoren oder Stümper erklären, unsere Maler sowohl wie unsere Kunstschreiber.

Freilich gibt es eine Kunst, die den Leuten verschiedener Zeiten länger gefällt als andere. Früher nahm man an, es sei die, welche gewisse ästhetische Gesetze erfülle, inhaltlich bedeutend und von erhabener Form sei. Woermann sagt, es sei die, welche dem Volksthum eng verwachsen, aber von einer ausgeprägten Persönlichkeit geschaffen sei, ein in der Natur Gesehenes, in der Einbildungskraft Erfaßtes und mit hohem Können Dargestelltes bilde. Hildebrand glaubt wohl es sei die, welche mit einer echten Raumempfindung geschaffene, zum Typus gewordene Natur biete. Ich kann nicht mit gleicher Sicherheit diese Merkmale gelten lassen, glaube vielmehr, daß nur dann Kunst als schön erscheine, wenn ein schaffender Mensch für seine Anschauung eine genügende Anzahl Aufnahmebereite auffindet. Sie werden ihn als Meister begrüßen. Stößt er auf eine Menge, die anders sieht und empfindet als er, so wird er sie für Stümper im Gebiet des Sehens halten, sie ihn für Stümper in der Kunst. Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen. Wer das allgemein Verständliche schafft, wird lange als Meister gelten. Ob er mit Recht den hohen Rang verdient? Wo ist das Gesetz, wo ist der Richter? Nicht Woermann's Kunstgeschichte, nicht Hildebrand's Philosophie!

Beider Männer Bücher sind Bekenntnißschriften. Es wird sehr Vielen wohl thun und höchst nützlich sein, geistreichen Leuten ihren Gedankengang nachzudenken, sehr Viele wird namentlich der weiter, wenn auch vielleicht nicht so tief schauende Woermann überzeugen. Mir scheint aber das Wichtigste, daß der in zwei sachkundigen Zeitgenossen hervortretende Widerspruch beweist, daß wir immer noch nicht an das Ende der Weisheit gekommen sind, daß morgen Künstlerschulen und für diese Vertheidiger auftreten können, welche beiden Systemen widersprechen und die doch „gut" sind. Und dann möchte ich auch noch am frisch gedeckten Tisch sitzen und behaglich mitschmausen, ohne daß mir einer sagen kann: „Du freust Dich! Schäme Dich, Deine Freude ist gegen Deine Theorie!"

So ein gedankenscharfer Bösewicht wäre im Stand, mir logisch unanfechtbar aus meinem, glücklicherweise noch ungeschriebenen Buche nachzuweisen, daß ich mich zu ärgern habe.

Ein Beethovenfest in Bonn.

Von Josef Schrattenholz.

Hans von Bülow, der geniale Meininger Orchesterdictator, ist todt. Le roi est mort! Vive le roi! — Und den leeren Dirigententhronsessel des eisernen, für immer depossedirten Musikstrategen umschleichen lungernd, in scepter- und reichsapfelgieriger Lüsternheit die tacterfahrenen Schaaren der strebsamen, bisher im Schatten localkunstpatriotischer Denkungsart von ehrlichen Stundenmarken und regelmäßigen allwinterlichen Abonnementsconcerten sich nährenden Prätendenten, ihr vermeintliches Erbfolgerecht auf allerlei langathmige, von den Händen freundlicher Sippen oder persönlichen Selbstbewußtseins regelrecht gesetzte und schön versiegelte Documente stützend.

Herr Professor Dr. Franz Wüllner, der Nachfolger des vielseitigen, hochbegabten Ferdinand Hiller auf dem Tonkunstregentensitz des alten, heiligen Köln, ist ein guter Dirigent, ein vortrefflicher Organisator und Lehrer, ein mittelmäßiger Klavierspieler und Componist, ein geschäftskundiger Conservatoriumsdirector und ein kluger Mann. „Ein ganz guter Musiker!" betitelte ihn Hans von Bülow mir gegenüber. Die Lorbeeren Bülow's ließen ihn schon zu dessen Lebzeiten nicht schlafen. Er hat ihm auch richtig manches abgeguckt und vor Allem: er hat es verstanden, sich in Köln ein festes, gut zusammengesetztes und musikalisch zahlungsfähiges Orchester zu gründen. Hiller mühte sich umsonst dafür ab. Er scheiterte an der Geldfrage. Wüllner verstand es besser, die Kunstliebe der Kölner Musikmäcene mit ihrer Geldliebe zu versöhnen und das Resultat dieses Beweises diplomatischer Naturanlage soll ihm ehrend unvergessen bleiben.

Die reizende Stadt Bonn ist bekanntlich der Geburtsort des leiblichen, nicht des geistigen Theiles unseres größten Instrumentaldichters, die Vaterstadt von Ludwig van Beethoven. Diese Thatsache wird jedem Bonner Weltbürger noch heute, ja heute mehr als je, bei seiner Geburt schon in die Windeln gestickt. In den siebziger Jahren bestand hier ein sogenannter Beethovenverein, eine Kapelle, die nicht im Stande war, eine

Haydn'sche Symphonie anständig vorzutragen. Die Wellen der Verhältnisse trieben mein Lebensschifflein damals von Berlin nach Bonn, wo natürlich sofort musikalische Begierden erwachten. Ich habe sogar eine Zeit lang in dem Geburtshause Beethoven's in der Rheingasse als Chambregarnist gewohnt. Das echte Geburtshaus steht allerdings in der Bonngasse; in der Rheingasse war nur eine vorübergehende Miethwohnung der Familie des göttlichen Ludwig. Diese Thatsache, um deren Erforschung die Herren Thayer und Deiters sich ein Verdienst erwarben, war aber damals in den Kreisen der Kunstliebhaber noch nicht verbreitet genug und mein musikhistorischer Selbstbetrug hat mir manche Stunde höherer musikalischer Rührseligkeit und Jean Paul'scher Träumereien verschafft. Ich vergesse nie, wie bald nach meiner Ankunft ein wohlwollender alter Bonner mir dringlichst an's Herz legte, doch ja den Beethoven-Verein fleißig zu besuchen. Die Beethoven'schen Symphonien könne man nirgend in so richtiger Auffassung hören. Das beruhe eben auf Tradition, die von Beethoven's Lebzeiten noch datire. Ich erzählte dies Erlebniß gelegentlich Bülow und habe nie einen größeren Heiterkeitserfolg bei ihm erlebt.

Seit eine Anzahl von echten, zeit- und geldopferwilligen hiesigen Kunstfreunden unter Mitwirkung namhaftester Künstler, an ihrer Spitze Josef Joachim, die Umwandlung des Geburtshauses Beethoven's in ein Beethoven-Museum verwirklichte, sind Beethovenfeste hier an der Tagesordnung. Das letzte, wahrhaft bedeutsame derselben fand im Mai 1890 statt, ein Kammermusikfest mit dem Joachim'schen Quartett, bereichert durch Vorträge von Piatti, Reinecke, Frau Falk-Mehlig, Hermine Spies, Robert Heckmann, Julius Buths, Carl Mayer, Isidor Seiß u. a. Kunsthimmelsterne. Ein zweites Kammermusikfest folgte im Mai 1893.

In den heute verflossenen letzten drei Wonnemonatstagen bereitete Herr Wüllner uns eine neue Beethovenfeier. Er spielte weder ein Klavierconcert, noch eine Sonate, noch eine der reizenden Bagatellen des hohen Meisters — wer wird sich auch mit Bagatellen abgeben heutzutage! — er spielte überhaupt nicht, sondern ließ spielen, und zwar sein Gürzenich-Orchester. Programm dasselbe wie im Mai 1891 in Köln: „Beethoven's Entwickelung als Symphoniker (sic!)". Sämmtliche Symphonien von ihm, in schulmeisterlich ordentlicher, den Opuszahlen folgender Reihe. „Alle Neune an drei aufeinanderfolgenden Abenden!" Was will man mehr?

Was man mehr will? Einfach mehr und auch weniger. Die übermäßige Häufung so gewaltiger Geistesschöpfungen wie die Beethoven'schen, war mir schon bei den Programmen des Meininger Bülow-Orchesters unleidlich. Eine Beethoven'sche Symphonie, sei ihre Ausführung auch die denkbar vollkommenste, schluckt man nicht hinunter wie eine Auster oder einen Walzer von Strauß oder ein gottesfürchtig-psalmodirendes Wüllner'sches Chörchen. Ein einziges jener großartigen, unerreichten Tongebilde reicht zur Befriedigung eines normal veranlagten Musikmagens hinlänglich aus. Drei von ihnen in staubwirbelnder steeple chase an einem Abende hintereinander „abzuleiern", wie Bülow es nannte: zu spielen und zu dirigiren, ist keine Kunst. Die Kunst ist, solche Tonmeere aufzunehmen, sie anzuhören, zu genießen, zu assimiliren. Und diese Kunst in einem solchen Unmaß zu erstreben, ist unwürdig, denn sie ist naturwidrig, eine ästhetische Völlerei.

Zudem halte ich eine derartig docirende öffentliche Vorführung der heiligen Neune nach Bülow und Wagner entschieden für eine Ilias post Homerum. Wer die Kühnheit besitzt, diese grandiosen Werke einem gebildeten Publikum von A bis Z in musterbildlicher Darstellung vorzuführen, sich gleichsam als berufenen Interpreten des Olympiers vorzustellen, von dem darf man den positiven Nachweis verlangen, daß er nicht von der Erde zum Olymp empor, sondern vom Olymp zur Erde herab gestiegen und Nektar und Ambrosia in den Reihen der Unsterblichen selber gründlich gekostet hat.

Nur ein Böswilliger kann die ehrliche Mühe, die Ausdauer und energische Anstrengung ignoriren, welche Herr Wüllner zur Erforschung, Durchgründung und reproducirenden Neuentdeckung jener symphonischen Wunderwelten offenbar aufgeboten hat. Aber auch Weltentdecker werden eben — geboren. Und jeder Genueser ist noch lange kein Columbus. Robert Schumann behauptete einmal, es könne keinen größeren Genuß geben, als wenn der Meister den Meister ausspreche. Vollkommen einverstanden, doch nur in dem Falle, wenn der sprechende und der ausgesprochene Meister sich einer gewissen künstlerischen Homogenität erfreuen, wenn beide congenial sind.

Herr Dr. Wüllner ist sicherlich ein talentvoller, guter Dirigent und Musiker, und Niemand wird und darf es ihm verwehren, daß er, wie jeder gute Dirigent, die Beethoven'schen Symphonien in seinem Concertsaale zur Freude und Belehrung seines Publikums alljährlich zur Aufführung bringt. Um eine solche Aufführung aber zu einer Beethovenfeier zu gestalten, dazu gehört denn doch etwas mehr als bloßes Talent. Bülow und Wagner durften sich eine derartige Aufgabe schon stellen. Sie waren musikalische Selbstdenker in hohem Grade, wahre „Prinzen aus Genieland". Wüllner's Beethoveninterpretationen sind ohne jene Vorgänger gar nicht denkbar. Was er durch Bülow gelernt, von ihm angenommen und verwerthet, was er eigenem Nachdenken verdankt und wie er das Erlernte anwandte: dies durch concrete Citate der Partitur klärlich darzuthun, muß den musikalischen Fachblättern überlassen bleiben, die diesen dankbaren Stoff in ihrem kritischen Bemühen sich wohl nicht entgehen lassen werden. Meines Erachtens sind es durchaus nicht die löblichsten Eigenheiten von Bülow's Directionsweise, die Wüllner sich zu eigen gemacht hat. Wo er ihn nachahmt: in dem scharfen Herausheben der einzelnen Structurtheile, dem Nachcoloriren der verschiedenen Tonstärkegrade und der Freiheit der Temponahme, da ist diese Nachahmung meist viel zu übertrieben. Wo er Selbstgedachtes verwirklicht: in der musikalischen Klangschattirung oder im Tempo, da ist das Erdachte gar manchmal nicht richtig placirt. Die ganze Darstellung aber durchströmt eine gewisse trockene Starrheit, ein pedantisch-lehrhafter, doctrinärer Zug; alles vortrefflich durchdacht, zurechtgelegt und berechnet; aber von spontaner Erregung, von blitzgleich hervorbrechenden Eingebungen reproductiven Genies, von jener erwärmenden, begeisternden Nachschöpfung, welche, den Schein des Selbstgeschaffenen auf dem leuchtenden Antlitze tragend, dem Zuhörer an's Herz greift, weil sie vom Herzen kommt — davon ist wenig, ja fast gar keine Rede. Ein kaustischer Musiker meiner Bekanntschaft verglich den berühmten Geiger Sivori, welcher sich beim Oeffentlichspielen einer fast statuenhaften Haltung befleißigte, einmal mit einer galvanisirten Leiche. Mit ähnlichem Rechte und medizinischem Gleichniß könnte man Wüllner's Beethovendarstellungen vortreffliche anatomische Präparate nennen. Und solche Dinge behalten für gewisse Kreise einer Universitätsstadt ja ihren Werth.

Am wenigsten auffällig machte die zergliedernde Reproductionsweise des Dirigenten in der „Neunten" sich geltend. An diesen unverwitterlichen Tonfelsblöcken gleitet das schärfste Secirmesser ab, wie ein hölzerner Kindersäbel. —

Wie oben erwähnt, hatte man der Liste der heiligen Neun die commentirende Ueberschrift: „Beethoven's Entwickelung als Symphoniker" gegeben. „Beethoven als Symphoniker" wäre zutreffender gewesen. Um die Entwickelung dieses Größten der Großen in seiner Eigenschaft als Symphoniker zu beweisen, müßte man noch eine lange Reihe anderer Werke von ihm aufführen. Jene Zettelüberschrift paßt überhaupt weniger als Programmbezeichnung wie als Thema und Titel einer musikwissenschaftlichen Studie.

Wie ich höre, soll die Reineinnahme der äußerst rege besuchten Concerte zum Besten des Kölner Orchesterpensionsfonds verwendet werden. Die Bruttoeinnahme würde diesem Zwecke noch dienlicher sein. Jedenfalls hält der edle Zweck für manche bei den Aufführungen empfangene ästhetische Ohrfeige schadlos und heiligt auch in diesem Falle wieder einmal die Mittel.

Als Solisten in der Neunten wirkten Frau Sophie Röhr-Brajnin (Mannheim), Frl. Charlotte Huhn (Köln), Herr Paul Kalisch (Berlin) und Herr Anton Sistermans (Frankfurt), Sopranistin und Tenor nicht besonders glänzend;

als Chor der Kölner und Bonner Concertchor (462 Stimmen); im Ganzen, die 86 Instrumentalisten und den Dirigenten hinzu, 549 Mitwirkende. Der Chor, wie fast immer in der Neunten, in den höchsten Höhen etwas unsicher; das Publikum wie immer und überall, heute dem Cäsar, morgen dem Marc Anton zujauchzend, beifalllustig wie im Circus. Manche Leute besuchen Concerte ja überhaupt nur deshalb, um die Existenzberechtigung ihres Kunstsinnes durch ihre Handflächen zu documentiren. Und ich glaube wirklich, daß die große Majorität dieses Beethoven-Festpublikums, wenn ihm die Arme aller Neune an einem Abende geöffnet gewesen wären, sich ebenso wohl befunden hätte, wie jetzt. Ich habe leider keine Anlage zum Polygamisten. Vor den achtzehn Armen der neun Göttermädchen auf einmal erfaßt mich ein Grauen. Am Busen einer von ihnen kann ich glücklich, ruhig, selig sein.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die letzte Schachpartie.

Von Maurus Jókai.

Ahmanzade Mehemed, der Serdar der Truppen von Tunis, war weit und breit wegen der ungemein strengen Disciplin bekannt, die er unter seinen Soldaten hielt.

„Nicht den Feind sollt ihr fürchten, sondern mich!“ pflegte er zu den Rekruten zu sagen, und gewiß ist es, daß seine Soldaten stets tapfer waren und in der Schlacht keine Furcht kannten, aber vor ihrem Befehlshaber zitterten sie. Der erste Kriegszug war gegen die aufständischen Griechen in Albanien gerichtet, und hier leisteten Mehemed's Scharen treffliche Dienste. Einmal geschah es, daß Mehemed acht Reiter vor den fünf Brunnen von Arta aufstellte, wo die Griechen am häufigsten ihre Ausfälle unternahmen. Sie hatten den strengen Befehl erhalten, jeden Vorübergehenden festzunehmen, kein Auge zu schließen und keinen Fuß aus den Steigbügel zu setzen. Die Soldaten thaten auch, wie ihnen befohlen war. Gegen Mitternacht wollte ein Wagen unbemerkt vorbei, doch sie erblickten ihn noch rechtzeitig und hielten ihn an. Der Kutscher, der die Ochsen lenkte, ließ sein Fuhrwerk im Stich und entfloh. Auf dem Wagen lag ein Faß, und was es enthielt, konnte man erfahren, ohne den Fuß aus dem Steigbügel zu nehmen oder die Augen zu schließen, denn man brauchte bloß den Zapfen zu entfernen, um den angenehmsten Duft einzuathmen. Es mochte in der That trefflicher Schnaps aus Feigen und getrockneten Trauben sein, denn die Giaurs wissen, was gut ist.

Es war den Soldaten nicht verboten worden, confiscirten Spiritus zu trinken. Zudem tranken sie auch gar nicht aus dem Faß, sondern steckten bloß ein langes Schilfrohr hinein, um das süße, belustigende Naß einzusaugen. Und wie kann etwas schädlich sein, was man durch ein langes, dünnes Schilf einsaugt? Das ist doch gar kein Trinken. Gleichwohl behauptet der Prophet nicht ohne Grund, daß der Wein ein tückisches Getränk des Satans sei, denn es berede den Menschen zu allem Schlechten. Zuerst beredete es die Soldaten, wozu sie denn auf ihren Pferden im harten Sattel säßen, indeß der Rasen so weich sei? Selbst wenn sie sich ein wenig im Grase ausstreckten, so werde das Niemand erfahren; die Pferde könnten sie ja an den Wagen binden, und diese würden das Geheimniß gewiß nicht verrathen. Und als sie auf der Erde lagen, redete ihnen das höllische Getränk ein, daß doch nicht alle acht Mann zu wachen brauchten, da auch ihrer vier dazu genügen, während die anderen vier sich dem sanften Schlaf hingeben könnten. Den vier Männern aber, denen der Wachtdienst nun zufiel, währte es zu lange, bis die Reihe an sie kam, und so einigten sie sich dahin, daß zwei von ihnen sich niederlegen und die zwei anderen inzwischen wach bleiben und aufpassen sollten.

Maruf und Sefer hießen die beiden, die wachen sollten.

„Weißt Du was, Maruf?“ sagte Sefer zu seinem Gefährten, „zwei Mann leisten denselben Dienst wie einer. Von uns beiden genügt der eine oder der andere, um zu wachen. Hab' ich recht?“

Maruf bestätigte die Behauptung.

„Spielen wir eine Partie Schach. Wer die Parte verliert, soll wach bleiben, der Sieger aber darf schlafen.“

Maruf nahm den Vorschlag an.

Die beiden Beduinen glätteten den Erdboden, zeichneten mit den Lanzen ein Viereck in den Sand und theilten es in vierundsechzig Felder. Dann machten sie aus den Früchten des Waldes Steine: wilde Birnen wurden die Könige, wilde Aepfel die Königinnen; Thürme wurden durch Eicheln, die Springer durch Sauerampfer, die Läufer durch Hagebutten und die Bauern durch kleine Beeren ersetzt. Dann setzten sie sich und spielten beim Scheine des Wachtfeuers. Anfänglich war Sefer im Vortheil, dann aber betäubte ihn das Getränk so, daß er die Figuren nicht mehr unterschied, seine Königin verlor und nahe daran war, mit einigen Zügen matt zu werden.

„Hör' mal, Sefer,“ sagte Maruf, als er sah, daß der Sieg ihm zufallen werde, „Du bist in einer schlimmen Lage.“

„Du hast recht; ich bin verschlafen wie das Meer bei Windstille.“

„Du verlierst die Partie.“

„Das sehe ich.“

„Nun, leg Dich nieder in Allahs Namen; ich will statt Deiner wachen.“

Sefer drückte die Hand dem Gefährten für seine Opferbereitschaft und wollte ihm noch etwas sagen, aber er war auf der Stelle eingeschlafen. Maruf aber hielt beide Augen offen und mit der Flinte in der Hand wachte er über seine schlafenden Kameraden.

Das Höllengetränk aber flüsterte ihm zu: Warum setzest Du Dich nicht? Du bist ein Thor, daß Du Deine Füße anstrengst, während Du ebenso gut sitzend sehen kannst! — Sobald er sich aber niedergelassen hatte, redete ihm der Satan ein: Warum strengst Du Deine Augen an? Wenn Du eines schließest, kannst Du mit dem anderen ebenso viel sehen wie mit zweien! — Und damit drückte er ihm auch das zweite Auge zu. Maruf beruhigte sich damit, daß, wenn auch seine Augen geschlossen seien, er mit seinen Ohren doch noch gut höre und es sofort vernehme, wenn Gefahr im Anzuge wäre. Und mit dem festen Vorsatze, nicht zu schlafen, schlief er gerade so schön ein, wie die Uebrigen.

Jetzt brachen die im Hinterhalt liegenden Griechen hervor, banden die an den Wagen gefesselten Pferde los und hätten sicher auch die Türken getödtet, wenn Maruf's Pferd im Gefühl der Gefahr nicht gewiehert hätte. Der erste, der aufsprang, war Maruf; nach ihm kamen auch die Uebrigen. Sie griffen zu ihren Waffen, waren sogleich nüchtern und stürzten sich auf den Feind.

Was half es ihnen? Jene saßen zu Pferd — auf ihren erbeuteten Gäulen, und lachten die ihnen nachlaufenden Türken aus. Nur Maruf's Pferd wollte dem auf ihm sitzenden Griechen nicht gehorchen; es bäumte sich unter ihm und sprang so lange hin und her, bis es ihn abgeworfen hatte, worauf es ihm noch einen Huftritt versetzte und zu seinem Besitzer zurücktrabte. Die übrigen acht hatten das Nachsehen.

Acht Mann hatten also nur ein Pferd. Was wird Mehemed dazu sagen?

Den Beduinen that ihr junges Leben leid, mit welchem der General gewiß kein Erbarmen haben werde; doch noch mehr ihre schönen Rosse, welche die Griechen gestohlen hatten. Was ist denn der Mann ohne Pferd noch werth!

Traurig und verzagt kehrten sie zu ihrem Regiment zurück, und vor Ahmanzade geführt, berichteten sie getreulich den Vorfall, wie sie seinen Befehl übertreten, wie sie nach dem Genusse des Branntweins geschlafen, wie die beiden letzten Wachen mit einander Schach gespielt und wie sie ihre Pferde verloren hatten.

Ahmanzade pflegte kein zorniges Gesicht zu machen, wenn er ein Urtheil fällte. Von seinem ewig ruhigen Antlitz konnte man weder Tod noch Leben lesen.

„Da für acht Mann bloß ein Pferd bleibt, so sind sieben Mann von Euch überflüssig, denn ich habe weder im Koran, noch im Azorath gelesen, daß acht Mann auf einem Pferde sitzen können. Da ihr aber so

gute Schachspieler seid, so lasset das Spiel entscheiden, wer von Euch der eine sein soll, der auf dem einzigen Pferde sitzen darf. Die übrigen werden erschossen."

Damit ließ Ahmanzade vier Schachbretter bringen, welche die türkischen Herren immer mit sich nehmen, und die acht Beduinen mußten sich niederlassen. Zwölf Schützen standen mit geladenen Flinten im Hintergrund bereit, um den Verlierenden zu erschießen.

Dieser oder Jener ergab sich schnell seinem überlegenen Gegner, den anderen machte die Verzweiflung klug, und er besiegte den besser spielenden Feind, der sich bereits Sieger glaubte. Der verlierende Theil wurde sogleich hinweggeführt, und eine Salve verkündete sein Ende.

Das erste Turnier war vorbei; vier waren gefallen, vier waren Sieger geblieben. Nun wurden sie einander gegenübergesetzt. Neue Hoffnung, neue Angst. Die angespannte Aufmerksamkeit des für das Leben kämpfenden Geistes verlängerte den Kampf. Nur ein falscher Zug, eine unbemerkt gebliebene Falle, und der schachmatt Gesetzte schrie auf: es war sein Todesurtheil. Wieder verloren zwei. Sie wurden weggeführt und erschossen. Nur zwei waren noch übrig. Maruf und Sefer. Wie vor dem Wachtfeuer draußen, so auch hier: die beiden besten Schachspieler.

Einer von beiden spielt seine letzte Partie. Beide beginnen mit gespannter Aufmerksamkeit das Spiel; die Stirne in die hohle Hand gestützt, nachdenklich, berechnend, ohne Zögern, ohne Uebereilung. Lange vermag keiner dem anderen einen Vortheil abzuringen, jeder Gewinn kostet ein entsprechendes Opfer; die Zuschauer nicken beifällig mit dem Kopfe, wenn ein überraschend guter Zug gemacht wird. Allmählich leert sich aber das Schachfeld, die Hauptfiguren sind rechts und links niedergesunken; die Lage beginnt sich zu klären, noch einige Züge, und Sefer hat seinen zweiten Thurm verloren. Maruf ist um einen Thurm stärker als sein Gegner. Und dies bedeutet viel. Jedermann ist überzeugt, daß er die Partie gewinnen müsse.

Plötzlich treten Schweißtropfen auf seine Stirne; tödtlicher Schrecken erfaßt ihn, er zittert am ganzen Leibe. Jetzt hat er erst bemerkt, daß sein Gegner trotz des Verlustes, den er ihm beigebracht, im Besitz eines Zuges ist, der ihn das Spiel gewinnen läßt, wenn er ihn wahrnimmt. Opfert Sefer seine Königin für Maruf's Thurm, so kann er ihn mit dem Läufer matt setzen. Wird er aber den Zug bemerken? Diese Frage bedeutet jetzt Leben oder Tod.

Sefer blickt lange auf das Schachbrett; der Blick seiner Augen verräth, daß er den Rettungszug sehr wohl sieht. Doch greift er noch nicht zu den Figuren, sondern scheint über etwas nachzudenken.

„Maruf," sagt er plötzlich zu seinem Gegner, „wie viele Kinder hast Du daheim?"

„Vier," entgegnet Maruf mit bebenden Lippen.

„Mit dem fünften wird Deine Frau Dich bald beschenken?"

„Ja."

„Hast Du eine gute Frau?"

„Sie ist treu und gut," erwidert Maruf mit einem Seufzer.

Sefer fährt sich über das Gesicht und murmelt etwas wie ein Gebet. Sodann verlangt er Wasser in einem Becken, wäscht sich das Gesicht, die Augen, die rechte und die linke Hand und neigt sich nach rechts und nach links. Die beiden Schutzengel stehen dann unsichtbar neben dem Betenden.

„Du erließest mir in der jüngsten Nacht den Verlust, damit ich schlafen könne," fährt Sefer fort. Maruf nickt. „Du warst mir immer ein guter Kamerad, Maruf." Dieser läßt den Kopf sinken.

Sefer streckt die Hand nach den Schachfiguren aus und zieht — nicht mit der Königin, sondern mit dem Läufer.

„Schachmatt!" tönt es ringsum. Maruf hat schließlich gesiegt, Sefer verloren.

Sefer stand gelassen auf, drückte noch einmal die Hand seines stumm dasitzenden Kameraden und winkte den hinter ihm stehenden Schützen, daß er bereit sei. Nach zwei Secunden verkündete eine Salve, daß das Spiel zu Ende und Sefer erschossen sei.

Maruf aber blieb vor der beendeten Partie sitzen. Stieren Blickes starrte er vor sich hin und stellte mit zitternden Händen die Figuren wieder auf, doch wie Einer, der sie noch nie aufgestellt sah: Offiziere und Bauern durcheinander, schwarze Steine neben die weißen.

„Steh auf!" befahl ihm Ahmanzade. „Setze Dich zu Pferde, Du bleibst am Leben!"

Der Mann aber blieb sitzen und starrte noch immer vor sich hin und machte allerlei sinnlose Züge mit den Figuren nach vorne und nach rückwärts und betrachtete sie lachend.

„Wie dumm!" rief er aus, „der eine hat einen Turban, der andere einen Pferdekopf!"

„Führet ihn hinweg!" befahl Mehemed.

Zwei Soldaten hoben ihn empor, aber der Mann starrte noch immer mit blödem Lachen vor sich hin. Himmel, Erde und Menschen waren ihm unbekannte Dinge geworden; er blickte ohne Verständniß um sich, und was er sprach, war keines vernünftigen Menschen Rede mehr. Seine letzte Schachpartie hatte ihn wahnsinnig gemacht.

Aus der Hauptstadt.

Brausewetter!

Unsere Zeit bringt noch Sokratesse hervor; wir sind noch immer das Volk der Dichter und Denker! Seit Jahren schon ist es mein sehnlichster Herzenswunsch gewesen, diese tröstliche Versicherung im Brustton der Ueberzeugung abgeben zu können, aber es war mir, einigermaßen wahrheitsliebend wie ich bin, leider immer total unmöglich. Denn je mehr ich mich in die abendfüllenden Unglücksfälle unserer Dramatiker und die sogenannten Ideenwelten unserer neueren Philosophen vertiefte, desto klarer erkannte ich, daß wir keine Nation der Dichter und Denker sind. Einem schlichten Manne aus dem Volke jedoch — er selbst hat seine Zugehörigkeit zum Volke mit edlem, wenn auch deplacirtem Freimuth betont — ist es endlich gelungen, mein Vorurtheil zu erschüttern, und hochachtungsvoll wiederhole ich die Jubelsentenz, die ich am Eingang dieser frendigen Betrachtung auszustoßen nicht umhin konnte.

Der geehrte Leser wolle verzeihen, wenn ich die wahrscheinlich nie wiederkehrende Gelegenheit benutze und ihn zu einem kleinen, wissenschaftlichen Excurse in die Philosophie des Alterthums einlade. Als der Urmensch sich endlich auf vieles Zureden entschloß, die Lebensführung aufzugeben, die heute wieder in Flor zu kommen scheint, das Vegetiren in Lueglöchern und anderen Wasserhöhlen nämlich, glaubte er, es ohne einen lieben Gott nicht länger aushalten zu können; er creirte Cultusministerien und bezahlte Universitätsprofessoren dafür, daß sie die Existenz eines höheren Wesens scharfsinnig verneinten und ihn gerade dadurch veranlaßten, das Gegentheil zu glauben. Ich könnte noch um hunderttausend Jahre weiter in der Geschichte der Menschheit zurückgehen, thue es aber lieber nicht und komme gleich auf Kant zu sprechen, dessen Kritik der reinen Vernunft für die Nachwelt bedauerlicher Weise nur den Erfolg gehabt zu haben scheint, nach Art anderer Kritiken das recensirte Object völlig zu vernichten. Kant machte sich um die Bekämpfung des lieben Gottes ähnlich verdient wie Herr von Boetticher um die des Nothstandes: er leugnete einfach, daß es einen gäbe. Mehrere Jahrzehnte hindurch begnügten sich die Philosophen mit diesem immerhin achtbaren Resultate, und die staatlich angestellten unter ihnen waren froh, daß Kant nicht noch mehr übernatürliche Dinge angezweifelt hatte, so z. B. das beständige Anwachsen des Pensions-Etats, die Verleihung von Orden an unbekannte wissenschaftliche Größen, die Berechtigung deutscher Professoren, auf politischen Romfahrten dem staunenden Auslande zu beweisen, daß alte Männer sich von alten Weibern pathologisch oft nicht unterscheiden. Da sich also die nachkantische Weltweisheit damit begnügte, immer wieder den lieben Gott vom Throne zu stoßen oder die Dreieinigkeit lächerlich zu machen, lag die Gefahr ihrer Versumpfung nahe. Es erklangen gelehrte Mahnerstimmen, die zur Förderung der aufbauenden Wissenschaft verlangten, es müsse noch viel mehr verrungenirt werden, aber zum Unglück fand sich lange Zeit hindurch nichts, dessen Existenz selbstverständlich genug war, um muthigen Leugnern dieser Existenz rasch ewigen Nachruhm zu verschaffen. Der Reihe nach wurde von tiefsinnigen Forschern die Betrugslust unserer Bankiers, die verbrecherische Schädigung des deutschen Nationalwohlstandes durch die Disconto-Commandit-Gesellschaft, die Redseligkeit Rickert's, die volkswirthschaftliche Ahnungslosigkeit des Herrn von Marschall als nicht existirend hingestellt, doch regelmäßig fanden sich einzelne Leute, die sie nicht auslachten, sondern ihnen Recht gaben. Ein solches Resultat konnte die ernsten Männer aus der Metaphysik mit Nichten befriedigen. Sie vergingen vor Sehnsucht nach dem Nicht-Existirenden. Und immer trüber wurden ihre Mienen, immer leerer ihre Hörsäle, bis sie zuletzt dem Locale glichen, wo Bamberger und Barth unter Herbeiströmung eines Mitgliedes am 1. Mai l. J. die 15. Generalversammlung der „Vereinigung zur Förderung der Handelsfreiheit" ab-

gehalten hatten. Man war in maßgebenden Kreisen nahe daran, wehklagend zu bezweifeln, ob der citatenberühmte englische Haudegen Talbot, dessen Ansichten über Dummheit und Götter neuerdings Herr Stöcker weiteren Kreisen zugängig macht, Recht behalten würde mit seiner anderen, herrlichen Sentenz: „Unsinn, du siegst!“ Aber siehe, er behielt Recht. Denn plötzlich fiel unerwartet das erlösende Wort, dem ein Aufschrei des Entzückens in ganz Deutschland folgte: „Ach was — die Oeffentlichkeit existirt nicht!“

Da hatte man, was man wollte. Der Bann war gebrochen, und selbst die Wenigen, die beim Bekanntwerden dieses epochalen Axioms gerade Björnson's neues Lustspiel sahen, konnten sich nicht mehr bezwingen, vergaßen völlig den Ernst der Situation und mußten laut auflachen. Die erschütternde Komik der paar Worte bewirkte, daß unter allen professionellen Witzbolden und Possenschreibern eine Gallsuchtepidemie ausbrach, die unsere Schriftstellerclubs in wahre Malayencolonien verwandelte. Daß die Oeffentlichkeit nicht existiren könnte, daran hatte seit Kant kein Popularphilosoph gedacht. Man sah sie täglich vor sich, man gehörte zu ihr, man wußte sie im Strafgesetzbuch und anderwärts garantirt — und trotzdem existirte sie nicht. Die vielgenannten ältesten Leute, die bekanntlich das schöne Vorrecht haben, sich an nichts erinnern zu können und die deshalb zu Wahlcandidaten und Ministerpräsidenten wie geschaffen sind, denn sie werden sich auch feierlich gegebener Versprechungen später nie entsinnen, die ältesten Leute faßten sich an den Kopf, überzeugten sich durch minutenlanges Schütteln, daß wenigstens er noch existirte, und sagten: „So 'was ist ja noch nicht dagewesen!“ Man darf Gott danken dafür, daß den deutschen Staatsbürgern in ihren schweren Existenzsorgen auch 'mal von Seiten der Behörde ein ausgiebiges Existenz-Amüsement bereitet wird. Und ich zweifle keinen Augenblick daran, alle deutschen Schriftsteller, Maler und Musiker, für die es, nach dem Absatz ihrer Werke zu urtheilen, allerdings keine Oeffentlichkeit gibt, werden nicht müde werden, Herrn Landgerichtsdirector Brausewetter zu feiern, der sich an der Oeffentlichkeit, für die er bisher nicht existirte, dadurch rächt, daß er erklärt, sie existire nicht für ihn.

Wenn indessen das Genie einmal losgelassen wird, pflegt es verschwenderisch wie ein Kriegsminister zu sein, und so geschah es auch in diesem Falle. Nicht genug, daß die Oeffentlichkeit sich plötzlich in ihrer Existenz bedroht sah, was Jeden, der nicht bei Zeiten Titel und Würde eines geheimen Rathes erworben hatte, sondern noch der würdelosen Oeffentlichkeit angehörte, mit Entsetzen erfüllen mußte, nein, außer diesem Dictum stäubte noch ein Demantenregen ähnlicher Gedankensplitter auf die paraplulelose Menschheit nieder. Herr Landgerichtsdirector Brausewetter zählt sich zum Volk, was die Verhauenen im Friedrichshain mit hoher Genugthuung erfüllen wird; er weiß nichts von Lockspitzeln und meint damit die Behauptung eines Anwaltes widerlegt zu haben, wonach unser sonst gar nicht glaubenseifriges Volk inniglich an die Existenz solcher Spitzel glaube. Nun ist mit dem Herrn Landgerichtsdirector schlecht Kirschen essen, schon darum, weil er vielleicht auch ihre Existenz leugnet, denn es kann ja sein, daß er für Obstsuppen nicht schwärmt; aber er gestattet mir möglicher Weise doch den Einwurf, daß ich genau genommen ebenfalls zum Volke gehöre, mir also auch die haarscharfe Logik meines geehrten Mitvolksmannes aneignen darf. Ich gehöre zum Volk, habe aber mit Jhring und Naporra noch nie einen Bierseat gedroschen und weiß deshalb positiv, daß Männer dieses Namens nie existirten. Mich hat noch kein Bankier mit Argentiniern hineingelegt; ich gehöre aber zum Volk und stelle es daher entschieden in Abrede, daß Deutschland auch nur einen Groschen an diesen Staatspapieren verloren hat. Ich gehöre zum Volk, esse mich alle Tage satt und erkläre Jeden für einen Emser Depeschenfälscher, der zu behaupten wagt, das Volk glaube an die Existenz von Hungrigen. Ich gehöre zum Volk, habe aber nie von einem Erlaß des Justizministers an die Präsidenten der Oberlandesgerichte gehört, worin er ausdrücklich befiehlt, es solle der Vorsitzende im Prozeßverfahren jeden Schein der Voreingenommenheit vermeiden und keine Haltung annehmen, die die persönliche Stellung zur Schuldfrage als bereits feststehend erscheinen läßt; aus diesem Grunde lach' ich Jedem in's Gesicht, der mir vorlügen will, das Volk glaube trotzdem an die Existenz eines solchen Erlasses und sei sogar in der Lage, sein Ursprungsdatum anzugeben: den 21. December 1892. Vielleicht macht sich indeß das Reichsgericht neben anderen Tiefsinnigkeiten auch diese Anschauung zu eigen, und wer künftig Depots unterschlägt, muß mit üblichem Glanze freigesprochen werden, sofern er bekundet, das Volk, einschließlich der Geschworenen, glaube nicht an seine Schuld, denn er selbst gehöre ja auch zum Volk und glaube nicht daran. —

„Mit Ihrem sogenannten gesunden Menschenverstand bringen Sie's in der Jurisprudenz zu nichts“, belehrte seine aufhorchsamen Scholaren ein Professor der Rechte, dem es allerdings immer leicht geworden war, auf dies Hülfsmittel vergangener Culturepochen zu verzichten und der den mephistophelischen Rathschlag: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“ wenigstens zur ersten Hälfte höchst gewissenhaft befolgte. Es war ja schon der Essäer-Weisheit letzter Schluß, das zu verachten, was man nicht besitzen kann. Der gelehrte Jurist bedarf zu seinem schwierigen Berufe nur einer, allerdings köstlichen und nicht alltäglichen Gabe der Natur; er muß im Stande sein, den simpelsten und selbstverständlichsten Dingen immer neue Unklarheiten abzugewinnen, bis sie kein Mensch mehr versteht, und muß aus einfältigen Thatsachen so eleusinische Mysterien heraus deduziren können, daß selbst Metaphysiker betroffen stehen und staunen. Bei der vergnügten Katzbalgerei vom 18. Januar hat die Polizei jene löbliche Energie entwickelt, die auch spurlos verschwindenden Mördern gegenüber ganz am Platze wäre, und wohlgenährte Leute mit glatten Köpfen, denen die soziale Frage erst dann einiges Interesse abgewinnt, wenn man sie mit Hülfe von Gummiartikeln und Cavallerieangriffen zu lösen versucht, werden so wenig wie ich am Vorgehen der bewaffneten Mächte auszusetzen haben. Bedauerlich ist nur, daß jene Versammlung nicht von allen Arbeitslosen Berlins besucht worden ist, sonst hätten auch zahllose höhere Ministerialbeamte an ihr Theil genommen, und man wäre nicht allein auf die schwärmerischen Aussagen eines Egidy angewiesen, der sich nicht einmal rühmen darf, Prügel abgekriegt zu haben. Es hätte sich dann vielleicht herausgestellt, daß die jetzigen Zeugen in unbegreiflicher Verblendung die Vorgänge um sie her vollkommen falsch auffaßten. Wenn man Polizeibeamte in zerlumpten Civil-Kleidern unter ihnen einherwandeln ließ, so geschah das, um die nicht unberechtigte Empfindlichkeit des Berliners zu schonen, der sich in seinem Bürgerstolze bekanntlich zehn mal lieber von einem Gleichgestellten als von einem Schutzmann in Uniform das Fell gerben läßt. Daß einzelne der Theilnehmer in toller Flucht die Straße hinaufrasten oder sich angstvoll in den Häusern verkrochen, läßt zweierlei Deutungen zu. Entweder hat Niemand die Unglücklichen gejagt, und sie sind sämmtlich bedauernswerthe Opfer eines plötzlich ausbrechenden Verfolgungswahnsinnes en gros, oder die „Jagdhiebe“ fielen wirklich — dann hat man aber nur die bösen Folgen sitzender Lebensweise, an denen die meisten Proletarier laborieren, bekämpfen und ihnen tüchtige Bewegung machen wollen. Es wird jetzt so viel über Bewegungsspiele im Freien geschrieben, demokratische Reisereporter lecken schnalzend den Staub von den Lawn tennies-Schuhen des Kaisers und produciren sich ihm gegenüber sogar als Hundefänger — ist es da nicht von wahrhaft sozialer Bedeutung und recht im Sinne neudeutscher Versöhnungspolitik, wenn unsere Schutzleute mit den Bewohnern der Faubourgs Zeck, Barlauf, den „Dritten abschlagen“ und ähnliche erfrischende Spiele entriren? Zeigt doch selbst die strenge Göttin Themis offenkundig, daß sie solchen gesunden Amüsements äußerst zugethan ist; die Binde, die sie beständig vor den Augen trägt, weist wenigstens darauf hin, wie leidenschaftlich gern die doch schon recht gesetzte Dame noch Blindekuh spielt.

Bei vernünftiger Betrachtung des ganzen Handels müssen also selbst anarchistische Hetzblätter wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mit ihrem Oberpetroleur Pindter eingestehen, daß er für alle Betheiligten in angenehmster Weise abschließt. Den armen verantwortlichen Redakteuren zwar, die für die Ehre, Tag um Tag etwas von sich, nämlich ihre Namen, am Schlusse der letzten Zeitungsseite gedruckt zu sehen, so hart gepönt werden, mag es bitter leid thun, daß die Unverantwortlichen sich so viel mit Politik und so wenig mit den anderen, weniger strafbaren Unglücksfällen der Woche beschäftigen, aber auch sie können mit einem beruhigenden Troste aus Brausewetters Nähe scheiden. Die Reklame, die der Staatsanwalt für ihre Blätter machte, war höherer Opfer werth. Gerade jetzt, wo die todte Saison vor der Thür steht und Abonnements massenhaft abbestellt werden sollen, ist es für ein gut geleitetes Journal von höchster Wichtigkeit, daß ihm anerkannte Autoritäten u. A. Skandalsucht vorwerfen. Bisher war das Publikum nur geneigt, Schreibart und Tendenz einiger gouvernementaler Organe skandalös zu nennen; es wird jetzt einsehen, daß es seinen täglichen Bedarf an Skandal auch in den Zeitungen decken kann, die nicht vom Preßbürean berieselt werden.

Timon d. J.

Notizen.

Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Von Benjamin Vetter. (Jena, Gustav Fischer.) Der junggestorbene Verfasser war ein Lieblingsschüler Haeckel's und Professor an der Technischen Hochschule in Dresden. Schweizer von Geburt und, irren wir nicht, ein Bruder des Berner Germanisten und Herausgebers der Schweizerischen Rundschau. Als Sohn eines orthodoxen Landgeistlichen erzogen, wie Haeckel in der Vorrede berichtet, mußte er im schweren Kampfe mit den liebgewonnenen Glaubenssätzen sich seine neue Ueberzeugung von der Einheit der Gott-Natur erst langsam im Laufe langjähriger, ernster Studien erringen und in diesen formschönen sechs Vorträgen kommt seine innerste Natur rein und erhebend zum Ausdruck: ungestümer Wahrheitstrieb, poetischer Naturssinn und Hoheit des Gemüths. Im Darwinismus, dessen begeisterter Anhänger er ist, sieht er Glauben und Wissen versöhnt, eine wahrhaft beglückende Naturanschauung, das letzte Glied eines einheitlichen Weltbildes. „Diese moderne Weltanschauung stärkt im Menschen das Bewußtsein der Pflichten gegen sich und Andere und wird auch die soziale Frage lösen können.“ Freilich haben wir das Gefühl, als ob auch dieser enthusiastische Haeckelianer die Lücken der naturwissenschaftlichen Weltanschauung tiefer empfand, als er eingestehen wollte, und sind überzeugt, daß er bei längerem Leben die Berechtigung der immer zahlreicheren Gegner der materialistischen Schule besser erkannt hätte.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Georg Reimer** in **Berlin.**

Soeben erschienen:

König Karls XII. eigenhändige Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Carlson.** Autorisirte deutsche Uebersetzung von F. Mewius. 8°.
Preis ℳ 9.—.

Vierzig Millionen ersparte Steuern oder die Reform der Organisation der preussischen Staatseisenbahnverwaltung. Kritik und Vorschläge eines Praktikers von **Reinh. Menz.**
Preis ℳ —.90.

Soeben erschien bei **Fr. Aug. Eupel** in **Sondershausen** und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Judenfrage,
vom staatswissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet.
Von
Dr. Karl Walcker,
Dozenten der Staatswissenschaften a. d. Universität Leipzig.
Preis 1 Mark.
(Kann auch direct vom Verleger gegen Einsendung von ℳ 1,05 franco bezogen werden.)
Der Verfasser ist den Lesern der „Gegenwart" als Mitarbeiter derselben bekannt.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Soeben erschien:
Dr. Emil Kraepelin,
Professor der Psychiatrie in Heidelberg.
Ueber geistige Arbeit.
Preis 60 Pfennige.

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

MURILLO
von
Carl Justi.
Mit Abbildungen im Text und 3 Kupferlichtbildern
geb. 6 ℳ.

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.
Perlen griechischer Dichtung
ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.
Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischiäs, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten und durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich 5 **Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erschien:

HAUSHOFER, Der ewige Jude.

Ein dramatisches Gedicht in drei Theilen.
Zweite durchgesehene Auflage.
32 Bogen gr. 8°. Geh. M. 6.—.

Das Erscheinen einer neuen, vom Verfasser durchgesehenen Auflage dieser Dichtung, die mehrere Jahre gefehlt hat, wird den zahlreichen Wünschen und Nachfragen entsprechen.

☞ In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/II.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman
von
Theophil Zolling.

☞ **Vierte Auflage.** ☜

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen.
Blätter für literarische Unterhaltung.

... Wenn sich wirklich beobachtetes Leben von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, als wir es hier erblicken, den Anforderungen der gestaltenden Kunst gemäß geordnet und verbunden findet, so verdient derjenige, der dies bewirkte, in Wahrheit den Namen eines Dichters.
Fränkischer Kourier (Martin Greif).

... Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat.
Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 21. Berlin, den 26. Mai 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur staatlichen Schiffsbau-Beaufsichtigung. — Chauvinismus in der französischen Schule. Von A. Krüger. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Hans von Bülow. Mit ungedruckten Briefen. Von Elisabeth Marr. — Ueber die Allegorie in der Kunst. Von Professor Josef Kohler (Berlin). — Freiherr v. Perfall über seine Theaterleitung. Von Ernst Brausewetter. — **Feuilleton:** Der Thiermensch. Von Georg Falkenheim. — **Aus der Hauptstadt:** Der Berliner Dünnbier-Boycott. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Zur staatlichen Schiffsbau-Beaufsichtigung.

Am 26. und 27. Februar hat der Deutsche nautische Verein in Berlin getagt. Unter den Gegenständen seiner Tagesordnung nahm die von der Regierung angeregte Frage wegen der staatlichen Beaufsichtigung des Schiffsbaues unzweifelhaft eine hervorragende Stelle ein. Denn wenn es auch nicht das erste Mal war, daß jene Frage aufgeworfen wurde und zur Discussion gelangte, so hat sie diesmal nach den in die Oeffentlichkeit gedrungenen Mittheilungen in den Kreisen deutscher Schifffahrtsinteressenten eine so schroffe Zurückweisung erfahren, wie es vor nunmehr sechs Jahren, als jene Frage ebenfalls auftauchte, nicht der Fall war.

Diese schroffe Ablehnung, die in der Drohung gipfelt, daß die Rheder sich gezwungen sehen würden, ihre Schiffe unter fremder Flagge fahren zu lassen, um sie vor der staatlichen Beaufsichtigung zu erretten, entspricht nicht den gegen diese vorgebrachten Gründen, wenn überhaupt von einer erfolgten sachlichen Begründung die Rede sein kann. Man hat sich vielmehr darauf beschränkt, durch den Hinweis auf die Thätigkeit der Schiffsclassificirungsgesellschaften, auf die anerkannte Tüchtigkeit der deutschen Seeleute, auf das Pflichtgefühl, das Interesse der Rheder, auf die privat- und strafrechtliche Haftung der Rheder und Schiffsführer u. s. w., um die Nothwendigkeit eines staatlichen Eingreifens in die Beaufsichtigung des deutschen Schiffsbaues zu bestreiten. Man hat ferner die Behauptung aufgestellt, daß eine solche staatliche Beaufsichtigung im Hinblick auf den internationalen Verkehr unmöglich sei, daß sie die Rhederei mit erneuten Lasten drücken, die nothwendige Beweglichkeit des deutschen Schiffsbaugewerbes unterbinden würde u. dgl. mehr. In einer Discussion auf dem letzten Vereinstage des Deutschen nautischen Vereins hat man alle diese Einwendungen in einer Resolution zusammengefaßt, die einstimmig angenommen wurde.

Diese Ablehnung der von der Regierung angeregten hochwichtigen Frage war vorauszusehen. Indessen hätte man erwarten dürfen, daß der springende Punkt, um den es sich dabei doch handelt: die Herbeiführung einer nationalen deutschen Schiffsbesichtigung und die Befreiung des deutschen Schiffsbaues aus der deutschen Rhederei von der bestehenden factischen Alleinherrschaft auswärtiger Schiffsclassificirungsgesellschaften, die Herstellung der Selbständigkeit des deutschen Schiffsbaues und der deutschen Rhederei auf dem Gebiete der Schiffsbesichtigung, auch diesmal, wie vor sechs Jahren, Berücksichtigung gefunden hätte. Aber über diese wichtigen Fragen schwieg man sich jetzt aus, obwohl man sich doch sagen mußte, daß die Anregungen der Regierung zur Herbeiführung einer staatlichen Beaufsichtigung des Schiffsbaues jenen Zweck verfolgen, und daß die Regierung in dieser Beziehung sich mit den Wünschen aller derer begegnet, die damals zwar die staatliche Beaufsichtigung bekämpften, aber die Nothwendigkeit einer nationalen, deutschen Beaufsichtigung offen aussprachen, deren Verwirklichung aus eigener Kraft der Schifffahrtsinteressen unter Hinweis auf die bestehende deutsche Gesellschaft zur Klassificirung von Schiffen, den Germanischen Lloyd, ihnen keine Schwierigkeiten zu bieten schien.

Freilich machte man daraus kein Hehl, daß der Germanische Lloyd auf schwachen Füßen stände, daß er im Niedergange begriffen wäre, daß die deutschen Schifffahrtsinteressenten ihn nicht so unterstützt und sich ihm nicht so angeschlossen hätten, wie es hätte geschehen müssen, allein man vermeinte, daß das Institut reorganisirt und gekräftigt werden könne, und daß seine Grundlagen die Gewähr zu seiner Entwickelung zu einem achtunggebietenden maßgebenden nationalen Institute böten. Es sei deshalb die Einführung einer staatlichen Schiffsbesichtigung als völlig unnöthig zu erachten.

Die Gegner der staatlichen Schiffsbaubeaufsichtigung ließen nur eins außer Acht: die Lehren, die sich aus der Geschichte des Germanischen Lloyd ergeben, und die dahin zusammenzufassen sind, daß nach Lage der Dinge die Möglichkeit einer ersprießlichen Entwickelung eines solchen von den Schifffahrtsinteressenten zu tragenden Instituts völlig ausgeschlossen erscheinen mußte. Es geschah gewiß nicht aus böser Absicht, daß jene Lehren nicht berücksichtigt wurden, es geschah vielmehr aus Unkenntniß der Geschichte, die damals — 1888 — schon einen Zeitraum von mehr als 25 Jahren umfaßte und bis dahin noch nie geschrieben wurde. Es ist auch bis heute noch nichts darüber veröffentlicht worden, was sich auf actenmäßige Darstellungen stützt. Da nun aber jene Lehren für die Beantwortung der Frage: ob es nicht im wohlgemeinten Interesse der deutschen Schifffahrt jetzt dringend geboten erscheint, daß an Stelle des nunmehr reorganisirten Germanischen Lloyd ein staatliches Institut trete, von größter Bedeutung sind, so mögen die folgenden vorerst nur in großen Zügen entworfenen Mittheilungen der Aufmerksamkeit und Beachtung der deutschen Schifffahrtsinteressenten empfohlen sein.

Vor nunmehr siebenundzwanzig Jahren — 1867 — wurde der Germanische Lloyd, die deutsche Gesellschaft zur Classificirung von Schiffen, gegründet nach langer, mühsamer vorbereitender Arbeit. Die Idee zur Errichtung dieses nationalen Instituts entsprang damals der in allen Kreisen der deutschen Rhederei-Interessenten zum Durch-

bruch gelangten Ueberzeugung, daß den Unzuträglichkeiten, welche das Gebahren des französischen Schiffsclassificirungsinstitutes bureau Veritas, dem die deutsche Rhederei verfallen war, mit sich führte, auf das Energischste entgegengetreten werden müsse. Das bureau Veritas hatte es verstanden, die völlig uncontrolirte und uneingeschränkte Herrschaft über die Classificirung der deutschen Schiffe an sich zu reißen. Die deutsche Rhederei mußte sich wohl oder übel der Willkür des bureau Veritas fügen, besaß dasselbe doch damals das factische Monopol auf dem Gebiete der Schiffsclassificirung in den deutschen Häfen.

Von Rostock ging im Jahre 1863 die erste öffentliche Kundgebung gegen das bureau Veritas aus. In einer Versammlung des dortigen volkswirthschaftlichen Vereines, die am 20. März 1863 stattfand, wurde die Frage wegen Begründung eines deutschen Schiffsclassificirungsinstitutes zur Bekämpfung der Uebergriffe des bureau Veritas verhandelt und eine Commission ernannt, die beauftragt wurde, über die Angelegenheit weiter zu berichten. Die Commission entledigte sich dieses Auftrags in der Vereinsversammlung am 5. Mai 1863; auf Grund ihres Berichtes wurde die Resolution gefaßt, lautend: „Die Interessen des deutschen Handels und der deutschen Schifffahrt erfordern die alsbaldige Beseitigung des Monopols des Lloyd français Veritas und die gleichzeitige Gründung eines aus einer freien Vereinigung der bei den Schiffen Norddeutschlands betheiligten Rheder, Kaufleute, Assecuradeure, Schiffsbaumeister und Schiffer hervorgehenden und auf Selbstverwaltung basirten Gesellschaft, welche den Zweck hat, im alleinigen Interesse der Schifffahrt und des Handels eine gewissenhafte, richtige und möglichst wohlfeile Classification und Registrirung ihrer Schiffe zu erhalten."

Dem volkswirthschaftlichen Vereine gehörten auch namhafte Rostocker Rheder, Versicherer, Schiffsbaumeister und Seefahrer an, die den Muth hatten, sich jenen Ausspruch zu eigen zu machen. Bis dahin hatte noch Niemand aus den Kreisen gewagt, öffentlich gegen das bureau Veritas aufzutreten aus der damals wohlbegründeten Besorgniß, dessen erdrückendes Gewicht nun erst recht fühlen zu müssen. Diese Besorgniß, welche uns heute fast unerklärlich erscheint, beherrschte aber zu jener Zeit dergestalt alle deutschen Interessenten, daß dadurch der Fortgang der nun öffentlich auftretenden Agitation außerordentlich erschwert wurde. Indessen gewann sie doch an Umfang. In Hamburg wurde der Kampf gegen das bureau Veritas aufgenommen, in Bremen fanden vertrauliche Besprechungen über den Plan der Errichtung eines deutschen Schiffsclassificirungsinstitutes statt. Rostock, das die Führung übernommen hatte, ging mit gutem Beispiele auch ferner voran; von hier aus wurden in einer Flugschrift: „Die Classificirung der Schiffe. Ein Beitrag zu dem Programm eines »deutschen Lloyd« zur Classificirung von Schiffen. Von Franz Paetow. Rostock 1864" in großen Zügen die Anforderungen geschildert, welche an eine deutsche Gesellschaft zu stellen wären, sowie ein Ueberblick über den allgemeinen Stand des Schiffsclassificirungsgeschäftes gegeben. Die Bremer Handelskammer beschäftigte sich thatkräftig mit der Angelegenheit, sie erkannte es als ein dringendes Bedürfniß des Seehandels an, die Alleinherrschaft des bureau Veritas zu brechen und bearbeitete „unter Mithülfe bewährter Schiffstechniker und Capitäne Entwürfe von Bauvorschriften und Statuten für eine zu errichtende deutsche Gesellschaft zur Besichtigung und Classification von Schiffen." Diese Entwürfe wurden im Jahre 1865 — als Manuscript gedruckt — publicirt. Die vertraulichen Verhandlungen unter den Betheiligten der deutschen Hafenplätze nahmen jetzt eine festere Gestalt an; jedoch gediehen sie erst zu Anfang 1867 so weit, daß der entscheidende Schritt gethan werden konnte. Dieser geschah von Hamburg aus, wo sich ein Comité gebildet hatte, das die deutschen Betheiligten zu einer öffentlichen Versammlung am 16. März 1867 berief, um einen Ausspruch über die Frage: „Ist es die Ansicht der gegenwärtigen Versammlung, daß die Gründung eines selbständigen deutschen Schiffs-Classifications-Instituts ein zeitgemäßes und nothwendiges Unternehmen sei?" und um die einleitenden Schritte zur endlichen Verwirklichung einer solchen Gesellschaft herbeizuführen.

Die außerordentlich zahlreiche Versammlung sprach sich fast einstimmig im bejahenden Sinne aus und erwählte ein Comité zur Vornahme der nöthigen Vorarbeiten für eine sofort zu errichtende deutsche Gesellschaft. Als Gegner trat in dieser Versammlung der Delegirte des — bureau Veritas auf, der selbstverständlich die Nothwendigkeit der Begründung eines deutschen Instituts zu widerlegen suchte.

Es wurde nun sofort an's Werk gegangen und es schien Anfangs, als wäre der deutsche Lloyd völlig gesichert. Indessen man hatte dort die Rechnung ohne das — bureau Veritas gemacht. Als dasselbe inne wurde, wie arg seine Herrschaft gefährdet war, begann es mit einflußreichen Persönlichkeiten, die sich der Bewegung für die deutsche Gesellschaft eng angeschlossen hatten, in Verhandlung zu treten, und bemuhte sich, sie für seine Zwecke zu gewinnen.

Es sind höchst peinliche Zwischenfälle, die der Germanische Lloyd in seiner Vorgeschichte zu verzeichnen hat; man könnte versucht sein, beim Durchlesen der betreffenden Actenstücke an einen Verrath zu glauben, der von Persönlichkeiten, die sich als eifrigste Freunde der deutschen Gesellschaft ausgaben, ausgeübt wurde, um diese gleich bei ihrem Entstehen zu Falle zu bringen. Während man nämlich eifrig beschaftigt war, den Hamburger Beschluß zur Ausführung zu bringen und man auf Grund einer schriftlichen Vereinbarung mit jenen Persönlichkeiten deren Mitwirkung gesichert glauben mußte, pactirten diese mit bureau Veritas und forderten unter Ueberreichung einer Abschrift dieses Uebereinkommens, welches die Ueberschrift „Deutsches Central-Comité" trug, die Persönlichkeiten, mit denen sie sich zwecks Begründung einer deutschen Gesellschaft vereinigt hatten, auf, dies Project nunmehr fallen zu lassen und ebenfalls dem bureau Veritas Vorspanndienste zu leisten.

Durch diesen Zwischenfall war die Sachlage für das neu zu errichtende Institut eine sehr kritische geworden. Man konnte sich nicht darüber täuschen, daß in Folge des höchst gelungenen Schachzuges, den das bureau Veritas in letzter Stunde gemacht hatte, die Vorkämpfer der deutschen Gesellschaft in arge Bedrängniß versetzt wären, weil die Reihen ihrer Freunde dadurch ganz wesentliche Einbuße erlitten hatten. Die Frage, ob trotz allem „vorwärts" die Loosung bleiben, oder ob man mit, wenn auch geschwächten, Kräften dem sehr verstärkten Gegner doch nicht weichen solle, drängte sich mit aller Gewalt auf. Die wirklich Getreuen des deutschen Lloyd beschlossen, unentwegt zu bleiben und um mit einem fait accompli ihren Entschluß zu bethätigen, riefen sie nunmehr den „Germanischen Lloyd", deutsche Gesellschaft zur Classificirung von Schiffen, im Laufe des Jahres 1867 in's Leben. Die Gesellschaft nahm ihren Sitz in Hamburg und begann sofort ihre Thätigkeit, unterstützt von einer nicht geringen Anzahl einflußreicher Schifffahrtsinteressenten des In- und Auslandes.

In dem Maße aber, in welchem die junge Gesellschaft Schritt vor Schritt an Boden gewann, steigerten sich die Gegenwirkungen des bureau Veritas und seines in dem „Deutschen Central-Comité" gewonnenen deutschen Anhanges. Trotz aller Opferwilligkeit und freudigen Hingabe erlahmte denn auch gar bald die Kraft, welche sich zur Leitung des Germanischen Lloyd an dessen Spitze gestellt hatte. Nach kurzem, harten Ringen erklärte der Dirigent sich außer Stande, die Gesellschaft weiter zu führen und da es auch an den nöthigen Fonds fehlte — die bisher erwachsenen Kosten hatte Jener freiwillig aus eigenen Mitteln bestritten — so stand die Gesellschaft vor einer schlimmen Krisis. Nun erbot sich Rostock zur Uebernahme des Sitzes der Gesellschaft und deren Fortführung, nachdem sich der Vertreter dieser Stadt im Verwaltungsrathe bereit erklärt hatte, die Last der Geschäftsführung zu übernehmen. So siedelte denn am 1. Mai 1868 die Gesellschaft nach Rostock über und errang dort ihren, ungeachtet der sich ihr entgegenthürmenden unüberwindlich erscheinenden Hindernisse bald die ersten, von Freund und Gegner anerkannten Erfolge. Die erste Generalversammlung konnte am 19. Februar 1870 in Rostock stattfinden, an der sich Vertreter der Districtsvereine für die

untere Ostsee, die Elbe, die Trave, die Weichsel, Schleswig-Holstein und für die Ems, sowie Vertreter anderer Interessenten betheiligten. Es war wohl die erste Vereinigung von deutschen Schifffahrtsbetheiligten, die zur Berathung gemeinsamer Angelegenheit zusammentrat. An zustimmenden Erklärungen von Seiten vieler hervorragender Persönlichkeiten aus den Interessentenkreisen fehlte es dieser Versammlung ebenfalls nicht.

Die zweite Generalversammlung am 20. Juni 1871 gestaltete sich noch viel verheißender für die Zukunft des jungen Instituts, an derselben nahmen auch die Vertreter des Districtsvereines für die Weser theil, dem die bedeutendsten Interessenten des gesammten Wesergebietes sich auf das Thatkräftigste angeschlossen hatten. Und in der darauf am 15. Juni 1872 folgenden sehr zahlreich besuchten Generalversammlung konnte der Verwaltungsrath in seiner Berichterstattung darauf hinweisen, daß die Gesellschaft bereits in 97 außerdeutschen Häfen vertreten sei und sich so entwickelt habe, daß eine Verlegung des Sitzes nach Berlin zur Beschlußfassung vorgelegt werden müsse. Die Versammlung erhob diesen Antrag zum Beschluß, in Folge dessen die Gesellschaft und damit das Centralbureau Anfang Januar 1873 nach Berlin übersiedelte. Unter dem 30. April 1875 wurden ihr die Rechte einer juristischen Person von der preußischen Regierung verliehen, nachdem ihr der Genuß dieser Rechte bereits unter dem 10. Februar 1871 von dem Rathe der Stadt Rostock gewährt worden war. Das revidirte Statut der Gesellschaft wurde gleichzeitig von der preußischen Regierung genehmigt.

Die Verlegung des Gesellschaftssitzes nach Berlin erwies sich dem Emporblühen des Germanischen Lloyd als außerordentlich ersprießlich. Das Institut wuchs nicht nur an weiterer Ausdehnung nach Innen und Außen, sondern es befestigte sich sein Ansehen überall in erfreulichster Weise und die Zahl der bei demselben zur Classificirung gelangenden Schiffe nahm von Jahr zu Jahr zu. Nicht minder erweiterte sich der Abonnentenkreis des von dem Institute herausgegebenen Classificationsregister, welches nach allen Haupthäfen der Welt zur Versendung kam. Es waren in demselben Schiffe aller Nationen verzeichnet, so daß es einen internationalen Charakter hatte.

Der Aufschwung, dessen der Germanische Lloyd sich erfreute, war ein beredtes Zeugniß für die thatkräftige Unterstützung, welche die Gesellschaft in den deutschen Interessentenkreisen fand. Viele deutsche Rheder, Kaufleute und Schiffbauer haben es wahrlich nicht an der Förderung des Instituts fehlen lassen und manche Opfer zu seinem Nutzen gebracht. Und wenn der Germanische Lloyd trotzdem nicht so schnelle Forschritte machte, als die Interessenten wohl hätten erwarten dürfen, so hatte das seinen Grund in Umständen, die damals zwar in der Verwaltung sehr bemerkt wurden, worüber aber nur wenig in die Oeffentlichkeit drang. Es war nämlich noch immer das technische Material unvollständig, das für das eigentliche Schiffsclassificirungsgeschäft nothwendig war. Freilich hatte die Gesellschaft die „Bauvorschriften für hölzerne Schiffe“ schon bald nach der Constituirung veröffentlicht, indessen fehlte es noch an deren Uebersetzung in mehrere fremde Sprachen, namentlich in die englische. Die englische Uebersetzung erschien erst im Jahre 1873, also erst nach sechs Jahren, und doch war sie gerade für den internationalen Dienst von allergrößter Wichtigkeit für die Gesellschaft. Aber noch schlimmer stand es mit den Bauvorschriften „für eiserne und Compositionsschiffe“. Wie ein rother Faden zieht sich durch alle Geschäftsberichte, welche die Gesellschaft bis zum Jahre 1876 veröffentlichte, der Hinweis auf jene Bauvorschriften. In dem Berichte, welcher der Generalversammlung am 19. Februar 1870 erstattet wurde, heißt es: „Die von unserer Gesellschaft herauszugebenden Bauvorschriften für eiserne Schiffe sind in der Bearbeitung begriffen“, aber erst der Generalversammlung vom 31. Mai 1876 konnte mitgetheilt werden: „Die Bauvorschriften, sowie das Reglement für eiserne Schiffe sind im Entwurfe bearbeitet und können beide Theile hoffentlich bald zur Herausgabe gelangen. Die Bearbeitung der Bauvorschriften für Compositionsschiffe wird demnächst zu erwarten sein.“ Erst im Jahre 1877 wurden die Bauvorschriften für eiserne Schiffe herausgegeben, aber auch nur in nicht ganz vollständiger Weise.

Diese Unvollständigkeit des technischen Materials mußte naturgemäß auf die Entwickelung des Institutes lähmend wirken und selbst die äußersten Anstrengungen, welche zur Abschwächung der sich daraus ergebenden Nachtheile gemacht wurden, mußten in vielen Fällen erfolglos bleiben. Die Agitation, die für die Gesellschaft über alle Häfen der Welt auszudehnen war, konnte beim Mangel jenes Materials nicht mit der Sicherheit und dem Gewicht ausgeübt werden, die allein deren Wirksamkeit zu gewährleisten im Stande war.

Die oberste Leitung des Instituts beschränkte sich aber nicht allein auf das Schiffsclassificirungsgeschäft; sie war auch bemüht den Germanischen Lloyd zu einer Centralstelle aller deutschen Schifffahrtsangelegenheiten auszubilden. Zu dem Ende wurden freundschaftliche und geschäftliche Verbindungen mit Schifffahrtsinteressenten angeknüpft und ihnen die Dienste des Germanischen Lloyd in jeder Beziehung zur Verfügung gestellt. Es wurden statistische Arbeiten über Schiffsunfälle in Angriff genommen, um auf Grund derselben Materialien für das See-Versicherungsgeschäft zu gewinnen. Aus einem als „vertraulich“ bezeichneten Expose vom April 1876 ist ferner zu ersehen, daß ein sehr enger Anschluß des Germanischen Lloyd an jenes Geschäft zur Berathung gezogen werden solle. Eine Marine-Modell-Kammer war in ihren ersten Anfängen eingerichtet; die Beschaffung einer maritimen Bibliothek wurde in's Auge gefaßt. — Kurz, wo und wie immer Einrichtungen zur Förderung deutscher Schifffahrtsinteressen zu schaffen waren, da fehlte es an der thätigen Betheiligung des Germanischen Lloyd nicht.

Mitte 1877 vollzog sich ein Wechsel in der obersten Leitung des Instituts, das sich damals in einem vielverheißenden Aufschwunge befand. Die Anzahl der Stationen, mit denen das Centralbureau in mehr oder weniger lebhafter Verbindung stand, bezifferte sich auf etwa 150, über alle Theile der Welt verbreitet; die deutschen Districtsvereine entwickelten eine rege, vorwärtsschreitende Thätigkeit; mit den auswärtigen Schiffsclassificirungsgesellschaften — natürlich das bureau Veritas ausgenommen — bestanden sehr freundschaftliche Beziehungen, einflußreiche und kräftige Versicherungsgesellschaften im In- und Auslande förderten die Zwecke des Germanischen Lloyd; das technische Material war nun fast endlich vollständig vorhanden und das noch fehlende in der Bearbeitung begriffen; die Gesammtorganisationskosten bezifferten sich bis dahin nur noch auf 102,000 Mark. Die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Einnahmen und Ausgaben erschien in Bälde erreichbar, kurz, für die Weiterentwickelung der Gesellschaft eröffneten sich gute, begründete Aussichten, zu deren Verwirklichung allerdings die Fortdauer der rührigsten und eifrigsten Agitation die unerläßlichste Vorbedingung blieb.

Diese Vorbedigung ward nicht erfüllt. Die Thätigkeit des Germanischen Lloyd erlahmte von Jahr zu Jahr und sein Ansehen schwand dahin. Die eintretenden ungünstigen Schifffahrtsverhältnisse beschleunigten den Niedergang des Instituts, so daß sich die Verwaltung entschloß, dessen Auflösung zu beantragen, die denn auch in der Generalversammlung am 5. October 1889 ausgesprochen wurde. Da man aber ein Pressionsmittel gegen das bureau Veritas, wozu der Germanische Lloyd zuletzt nur noch gedient hatte, nicht ganz beseitigen wollte, wurde unter Mitwirkung besonders betheiligter Interessenten eine Actiengesellschaft gegründet, die unter der alten Firma „Germanischer Lloyd“ das Geschäft der aufgelösten Gesellschaft fortsetzte unter Uebernahme ihres gesammten Betriebsmaterials.

Trotz der reichen Geldmittel, die der Actiengesellschaft zugeführt wurden, vermochte auch sie das nationale Programm ihrer Vorgängerin nicht zu verwirklichen; das bureau Veritas beherrscht nach wie vor den deutschen Schiffsbau und die Classificirung der deutschen Schiffe. Die deutschen Schifffahrtsinteressenten hielten es auch jetzt nicht angezeigt, durch einmüthiges Vorgehen sich von der fremden Herrschaft loszulösen und dem nationalen Institute sich ausschließlich zuzuwenden.

Und somit wurde auf's Neue dargethan, daß die deutschen Interessenten nicht im Stande sind, aus eigenem Willen der deutschen Schifffahrt die Segnungen eines nationalen Beaufsichtigungsinstitutes zu Theil werden zu lassen.

Unter diesen Umständen kann es nur mit Genugthuung begrüßt werden, wenn die Regierung sich entschließt, jenem trostlosen Zustande ein Ende zu bereiten und die staatliche Beaufsichtigung des Schiffsbaues einzuführen, und das um so mehr, als die „Certificate" der deutschen Regierung unzweifelhaft sofort als die vertrauenswürdigsten zur Anerkennung gelangen werden.

Das zu begründende staatliche Schiffsbesichtigungsinstitut würde die Thätigkeit einer deutschen Schiffsclassificirungsgesellschaft im nationalen und internationalen Verkehre auszuüben haben. Es würde sich daraus so wenig eine „erneute Belastung, eine Bedrückung, eine Unterbindung, eine Schmälerung des deutschen Schiffsbaugewerbes oder der Rhederei als irgend eine andere Schädigung der deutschen Schifffahrtsinteressenten ergeben, die heute nach wie vor dem factischen Monopole auswärtiger Schiffsclassificirungsgesellschaften, in erster Linie des französischen bureau Veritas, unterworfen sind". Diese Unterwürfigkeit muß nun endlich ein- für allemal gebrochen und beseitigt werden.

Chauvinismus in der französischen Schule.

Von A. Krüger.

Seitdem durch den letzten Krieg das morsch gewordene Staatsgebäude Frankreichs zusammengebrochen ist, hat sich der tief im Herzen wurzelnde Groll des geschlagenen und gedemüthigten Volkes dem verhaßten Feinde gegenüber in der verschiedensten Weise Luft zu machen gesucht. Ein neuer, aber bereits recht umfangreicher Zweig der französischen Literatur ist im Laufe der letzten 23 Jahre erwachsen, die Revancheliteratur, die kürzlich von Prof. E. Koschwitz nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet und zusammengestellt worden ist. Der Umfang, den diese Literaturerzeugnisse bereits erreicht haben, zeigt uns zur Genüge, welche bereite Aufnahme ihnen zu Theil wurde, wie immer weitere Kreise davon erfaßt wurden, daß sie bei allen Schichten des Volkes den lebhaftesten Widerhall gefunden haben. Auch der stille Kreis der französischen Schule ist von dieser Richtung ergriffen worden. Dadurch, daß schon das Gemüth des französischen Kindes systematisch erfüllt wird mit dem in einer gewissen Ueberhebung gipfelnden Haß gegen Deutschland, will man der glimmenden Rachegluth immer neue und neue Nahrung zuführen, will man die Kluft, die Deutschland von Frankreich trennt, immer mehr und mehr erweitern, bis einst wird kommen der Tag . . .

Niemand kann es den Franzosen verargen, wenn sie darauf bedacht sind, bei ihrer Jugend einen berechtigten Patriotismus zu pflegen. Wenn es aber auf Kosten der Wahrheitsliebe geschieht, wenn man den Kindern die Deutschen als grausame und blutdürstige Barbaren vorführt, so sind das Mittel bedenklichster Art, die leider auch den französischen Volksschullesebüchern den Stempel der allgemeinen Strömung nur zu deutlich aufgedrückt haben. Beispiele reden hier am deutlichsten, und gerade Fälle, wo deutsche Grausamkeit französischer Vaterlandsliebe gegenübergestellt wird, sind wohl am zahlreichsten vertreten, wobei die daneben zu findenden Beispiele der am Feinde ausgeübten französischen Großmuth und Hochherzigkeit noch verschärfend auf die jugendlichen Geister einwirken müssen.

„Das heldenmüthige Bauernmädchen" ist der Titel eines Lesestückes in einem der Bücher von Ch. Lebaigue.*) Es erzählt:

„Während des Krieges von 1870 war ein Bauernmädchen auf einem Meierhof in der Umgegend von Metz allein geblieben. Eines Tages wurde das Haus von einem Trupp bayerischer Soldaten überfallen. »Du wirst auf meine Fragen Antwort geben,« sagte ihr der Offizier. »Vor zwei Stunden ist hier ein französisches Regiment durchgekommen, welche Richtung hat es eingeschlagen?« Das junge Mädchen erbleichte, zögerte einen Augenblick und antwortete dann: »Als Französin kann ich Euch nicht sagen, was meinen Landsleuten zum Verderben dienen muß.« — »Wir werden dir dein Geheimniß schon zu entlocken wissen,« versetzte der wüthende Deutsche und rief dann seinen Soldaten zu: »Führt sie in den Hof und stellt sie dort an die Mauer!« Der Befehl wurde ausgeführt, und sechs Mann stellten sich dem Mädchen gegenüber auf, bereit, sie auf den ersten Wink ihres Führers zu erschießen. »Jetzt,« sagte dieser, »sprich!« Das junge Mädchen schwieg. — »Zum zweiten Male befehle ich dir, sprich!« Sie schwieg. — »Zum dritten Male, sprich!« Sie schwieg. — »Soldaten, Feuer!« Und das heldenmüthige Mädchen fiel von den Kugeln durchbohrt todt nieder."

Zum besseren Verständniß des Ganzen ist die Scene, in der die Soldaten auf das junge Mädchen anlegen, in einem beigefügten Holzschnitt dargestellt; als Quelle ist das „Petit journal" angegeben. In überarbeiteter Form begegnet uns dieselbe Erzählung in einem der gleichfalls illustrirten Lesebücher von M. Guyau*), die zu den besten ihrer Art gehören. Der betreffende Abschnitt des Buches ist überschrieben: „Pflichten gegen die Gesellschaft und das Vaterland", das Stück ist betitelt: „Verschwiegenheit während des Krieges." Hier zeigt sich, entsprechend dem höheren Standpunkte des jugendlichen Lesers, eine weit farbenreichere Darstellung. Als die Soldaten, diesmal Preußen, auf Susanne Didier — so heißt hier das Bauernmädchen — anlegten, heißt es:

„Susanna sah mit Schrecken auf die Soldaten, dann neigte sie ihr Haupt und überlegte. Da zog ein Bild an ihren Augen vorüber, das mit Feuer und Blut erfüllte Bild des mit Todten bedeckten und in Schmerz versunkenen Vaterlandes. Dann dachte sie an ihren Verlobten, an ihren Bruder, an die vielen jungen Männer, die sich wie jene für die Rettung Frankreichs aufopferten. Und wie sie darauf wieder aufblickte, fühlte sie, wie wenig Werth doch das Leben bei so vielem Unglück habe; mit festem Auge sah sie die todtverkündenden Gewehre an und schwieg."

In einem anderen Buche von Ch. Lebaigue**) sind noch mehrere derartige Beispiele von Vaterlandsliebe zusammengestellt, die gleichfalls dem „Petit journal" entnommen sind. Wir heben daraus hervor:

„Im Monat Februar 1871 wurden die Einwohner Belvals von den Preußen beschuldigt, eine Compagnie Franctireurs ausgerüstet zu haben. Der Pfarrer des Dorfes, der Abbé Viroy, verwandte sich für die Dorfbewohner bei dem feindlichen General. Letzterer warf ihm vor, er sei ebenso schuldig wie seine Pfarrkinder. Der Pfarrer hätte sich zwar leicht rechtfertigen können, aber er wollte lieber schweigen, aus Furcht, man könnte sonst die wahren Schuldigen entdecken. Sein Schweigen kostete ihm das Leben."

Weiter wird erzählt:

„Debordeaux, Lehrer im Departement der Aisne, hatte beim Herannahen des Feindes seine Mitbürger zum Widerstande angefeuert. Die Deutschen verhafteten ihn in seiner Schule und erschossen ihn vor den Augen seiner Schüler am Rande des Grabes, das er sich selbst hatte graben müssen."

Wie wenig derartige Berichte der Wahrheit entsprechen, zeigt am besten eine durchaus abweichende Version der zweiten Geschichte, die sich in dem Lesebuche von G. Jost und F. Bräunig***) vorfindet. Hiernach wurde der an der Spitze der Nationalgarde die Deutschen am Uebergang über die Aisne hindernde Lehrer Jules Debordeaux gefangen genommen, mißhandelt und dann mit einem anderen Nationalgardisten auf einem Hügel erschossen, wo ihre Leichen ohne Begräbniß liegen blieben. Zur Erinnerung an seine und zweier anderer Lehrer Vaterlandsliebe ward im Hofe der Normalschule zu Laon von dem Generalrath des Departements ein Denkmal errichtet mit der Inschrift:

---

*) Le livre de l'école, Cours préparatoire. Paris 1885.

*) La première année de Lecture courante. Paris, Armand Colin & Co.

**) Le livre de l'école, Cours moyen. Paris 1889.

***) Lectures pratiques. Paris, Hachette & Cie.

„Zum Gedächtniß
an drei Lehrer von der Aisne,
erschossen von den Preußen,
weil sie während des Krieges 1870/1871
ihr Vaterland vertheidigt haben."

Zusammenhängende Schilderungen des letzten Krieges sind insofern von Interesse, als in ihnen der verlorenen Schlachten selten oder gar nicht gedacht wird, sondern lediglich die Resultate und politischen Folgen hervorgehoben werden. Man vergleiche darüber M. Guyau*):

„Im Jahre 1870 fand zwischen Frankreich und Deutschland ein großer Krieg statt. Ihr waret noch nicht geboren, Kinder, aber wir, wir sind Zeugen dieses Kampfes gewesen, der einen ganzen Winter hindurch gedauert hat. Frankreich, das weniger Soldaten aufzubieten hatte als Deutschland, wurde nach langem Widerstande besiegt. Die Deutschen nahmen uns darauf zwei Provinzen, Elsaß und Lothringen, und verlangten außerdem, daß wir ihnen eine ungeheure Summe bezahlten, eine derart unermeßliche Summe, daß sie in aufeinandergelegten Fünf-Frankstücken eine den Mont-Blanc an Höhe um das Vierhundertfache überragende Säule darstellen würde: fünf Milliarden Franken.

Jeder Franzose sagte sich: wie wird es unserem Vaterlande möglich sein, eine so große Summe aufzubringen? — Während sie abbezahlt wurde, hielten die preußischen Soldaten einen Theil unseres Gebietes besetzt, immer bereit, bei der geringsten Zahlungsverzögerung sich das Uebrige mit Gewalt zu nehmen."

In recht anschaulicher Weise werden die Kinder dann mit den verlorenen Gebieten, wie auch mit dem übrigen Deutschland weiter bekannt gemacht. Die Eisenbahn führt den kleinen Leser von Paris nach Elsaß-Lothringen.

„Wo sind wir?" lautet seine erstaunte Frage. „Ich sehe plötzlich finster blickende Beamte vor dem Zuge auf- und abgehen, daneben große Soldaten in unbekannten Uniformen. Sie Alle sprechen eine harte, mir unverständliche Sprache. Wir haben also Frankreich schon verlassen? O nein, noch nicht ganz. Die Leute des Landes verstehen und sprechen französisch: wir sind in Elsaß-Lothringen, jener schönen Provinz, die seit dem letzten Kriege von unserem Vaterlande losgerissen ist. Ach, ich habe hier kein Recht mehr zu sagen, daß ich in Frankreich bin, und dennoch fühle ich, daß ich noch immer darin weile, trotz dieser fremden Uniformen, die ich vor mir sehe. Ja, ich bin in Frankreich, denn die meisten Bewohner sind trotz Allem mit Herz und Sinn Franzosen geblieben."

Nach einer mit bildlichen Darstellungen versehenen Beschreibung von Metz und Straßburg wird die Reise dann vom letzteren Punkte aus in das Innere von Deutschland fortgesetzt:

„Von der Höhe des Münsterthurmes sehe ich über die Stadt hinweg und erblicke den Rhein, dessen gelbliches Wasser durch das Gefilde dahinfließt. Ehemals war er die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, augenblicklich bespült er kein französisches Land mehr. Auf der anderen Seite des Rheines dehnen sich von Gebirgen umsäumte Ebenen aus, da liegt das große Deutsche Reich, das sich in's Unabsehbare dahinstreckt. Nun wohl, ich will mich hineinwagen in dieses ungeheure Reich, ich will diese Deutschen, die in unser Frankreich eingefallen sind, aus der Nähe kennen lernen, um das Geheimniß ihrer Macht zu ergründen.

Lebe wohl, Straßburg, du heldenmüthige und treue Stadt, deren Söhne so oft für das französische Vaterland gefallen sind! Ich verlasse dich jetzt, aber noch lange, lange sehe ich, wenn ich mich umwende, deinen Thurm, der in demselben Maße zu wachsen scheint, wie ich mich entferne. Und so nimmt auch, statt durch räumliche und zeitliche Entfernung schwächer zu werden, in unseren Herzen die theure Erinnerung an das Land zu, das der Krieg von uns getrennt hat.

Jetzt bin ich mitten in Deutschland. Ich sehe große Ebenen, reich an Weizen, Gerste und Roggen, die sich weit vor mir ausbreiten. Das Land ist etwas bevölkerter als Frankreich, denn es zählt 43 Millionen Einwohner, trotz der ungeheuren Wälder, die es in gewissen Gegenden bedecken.

Ich komme nun nach Berlin, der Hauptstadt des Landes. Vor nicht gar langer Zeit war es noch eine kleine Stadt, jetzt ist es eine Großstadt mit mehr als einer Million Einwohner, und sie nimmt noch täglich zu. In ihren Straßen herrscht ein reges Leben, zahlreiche Arbeiter gehen zur Arbeit, die Kinder gehen zur Schule. In diesen Kindern, die schaarenweise dahinziehen, um zur Schule oder wieder heimwärts zu gehen, liegt die Kraft des Landes. Sie sind außerordentlich zahlreich, so zahlreich, daß Deutschland in zehn Jahren 50 Millionen Einwohner haben wird. Denn dort sind die Familien stolz, wenn sie zehn oder zwölf Kinder auf den Schulbänken haben. Man muß danach trachten, die Eigenschaften anderer Völker zu erforschen und sich zu eigen zu machen, wenn man nicht hinter seinen Gegnern zurückbleiben will. Nun, ihr kleinen Franzosen, wenn die deutschen Kinder auch weniger schnell lernen als ihr — denn die Rassen des Nordens haben gewöhnlich einen langsameren Geist — so arbeiten sie doch nichtsdestoweniger mit großer Ausdauer. Im Allgemeinen richten sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Arbeit, sie lassen sich weniger durch eine summende Fliege oder eine geöffnete Thüre zerstreuen. Wenn ich an ihnen vorübergehe, sehe ich, wie sie ihre eckig geformten Köpfe eifrig über die in gothischer Schrift gedruckten Bücher neigen, denn sie wissen, daß ein gutes Auffassungsvermögen nichts ist ohne einen beharrlichen Willen. Sie gewöhnen sich ferner frühzeitig daran, auf ein Wort, eine Bewegung ihres Lehrers sofort zu gehorchen. Auch später, wenn sie in das Heer eintreten, werden sie diese Gewohnheit der Disciplin, die die erste Eigenschaft des Soldaten ist, beibehalten. Sie werden in den Kampf ziehen, nicht mit Enthusiasmus, sondern mit stummem Gehorsam, den Befehlen ihres Korporals folgend. Und im Leben werden es diese Kinder wie in der Schule machen: sie werden viel arbeiten. Ihr Land ist kälter als das unsrige, sie haben im Winter mehr Kohlen und wärmere Kleider nöthig, außerdem werden die Arbeiter dort weniger gut bezahlt als in Frankreich, obwohl sie sich viel mehr plagen müssen. Doch das thut nichts; sie haben ja die Kraft und Ausdauer des Zugviehes, das Schritt für Schritt seine Furche zieht und hinter sich das Feld befruchtet. Diejenigen Deutschen, welche sich die Woche über nicht bei mühsamen körperlichen Arbeiten bethätigen, ergänzen den Mangel an Bewegung durch das Turnen. Es gibt in Deutschland 2500 Turnvereine, die 200,000 Turner zählen, 200,000 Männer, die an alle Uebungen des Körpers gewöhnt sind und im Nothfalle unermüdliche Soldaten sein werden. O, ihr kleinen Franzosen, ihr seid ebenso gut und besser veranlagt als alle jene deutschen Kinder. Die meisten unter euch haben einen ebenso kräftigen Körper, dabei eine lebhaftere Intelligenz, bessere und freundlichere Lehrer. Euer Land ist viel schöner und reicher, eine lachendere Existenz liegt vor euch. Aber lernt auch frühzeitig arbeiten, habt Muth und festen Willen, denn im Leben steigt derjenige, der sich am meisten Mühe gibt, auch immer am höchsten. Die Deutschen haben uns einmal auf den Schlachtfeldern besiegt, doch sind sie in Handel und Industrie bis jetzt hinter uns zurückgeblieben. Aber heutzutage thun sie Alles, um uns zu überflügeln: darum Muth, ihr Kinder, Muth, wir dürfen uns nicht von ihnen schlagen lassen. Die Arbeit schon ist Patriotismus, die Faulheit aber ist Feigheit!"

Auch an dichterischen Erzeugnissen chauvinisirender Richtung fehlt es nicht. Victor Hugo, der die Schreckniss des deutsch-französischen Krieges in „L'année terrible" besungen hat, widmet den verlorenen Städten Metz und Straßburg folgende Verse, die gleichfalls in das Lesebuch von M. Guyau aufgenommen sind:

„O Straßburg, hehre Stadt, dich haben wir verloren,
Mit Metz, das sich zum Hort die Franken einst erkoren;
Und doch knüpft euch ein Band an Frankreich ewiglich,
Die Hoffnung mir's bezeugt, ich fühl' es inniglich,
Es sagt mir's Ehr' und Recht, der Tempel und Altar:
Ihr, Metz und Straßburg, seid die unsern immerdar!"

Ein Gedicht von H. Durand, das an unser „Was ist des Deutschen Vaterland" erinnert, findet sich bei Ch. Lebaigue*) und führt den Titel „Die Karte von Frankreich." Die erste Strophe lautet:

„Die Karte Frankreichs ist so theuer mir und werth,
Daß sich ihr lieblich Bild mir tief in's Herz geprägt.
O Land, von Gott beglückt vor allen auf der Erd',
Wenn deiner ich gedenk', mein Herz vor Wonne schlägt!"

Nach einer preisenden Aufzählung der wichtigeren Provinzen und Städte, der hervorragendsten Gebirge und Flüsse heißt es dann in der letzten Strophe:

„Ein Name nur noch fehlt, den wir mit Stolz genannt,
Als uns vordem der Ruhm geführt von Sieg zu Sieg.

*) L'année préparatoire de Lecture courante. Paris, Armand Colin & Co.

*) Le livre de l'école, Cours supérieur. Paris 1893.

Nicht prangt der Name mehr im Bild von Frankreichs Land,
Doch aus des Herzens Grund riß nimmer ihn der Krieg."

Auch solche Gedichte patriotischer Art, die sich directer Anspielungen auf Elsaß-Lothringen, wie überhaupt antideutscher Tendenzen enthalten, werden den Kindern doch, wenn irgend möglich, in chauvinistischem Sinne gedeutet. Hierher gehört das bei Ch. Lebaigue*) vorhandene Gedicht „Der kleine Franz" von E. Siebecker, dem in der Ausgabe für den Lehrer folgende Erklärung hinzugefügt ist:

„Der kleine Franz ist Elsässer. Seit der Zeit, da das Elsaß dem Deutschen Reiche mit Gewalt einverleibt ist, hat er sehr häufig die Worte Frankreich und Vaterland vernommen, ohne indessen diese Worte zu verstehen. Daher bittet er eines Tages seinen Vater, sie ihm zu erklären." Das nämliche Gedicht findet sich in verkürzter Fassung unter dem Titel „Das Vaterland" auch bei L. Moy.**) Hier begleiten drei Vignetten das Gedicht mit folgender darunter stehender Inhaltsangabe: „Der kleine Franz fragt seinen Vater, was das Vaterland sei. Der Vater antwortet dem Kinde, das Vaterland sei zunächst die Familie, dann das Dorf, das väterliche Haus und alle Provinzen, die zu Frankreich gehören, ohne Elsaß-Lothringen zu vergessen."

Mögen die Elsässer in früheren Zeiten den Franzosen auch noch so sehr als Zielscheibe des Spottes gedient haben, heutzutage sind sie die enfants chéris des französischen Volkes, so daß man es nicht für überflüssig findet, auch das Herz der Jugend voll Mitleid mit den armen geknechteten Brüdern zu erfüllen. Ein beredtes Beispiel hierzu gibt uns M. Ed. Rocherolles in einem seiner illustrirten Lesebücher.***) Hier wird erzählt, wie „der arme kleine Fritz" als neu angekommener Schüler der Schule von Beaumont auf Befragen seinen Kameraden mittheilt, daß er aus Straßburg sei.

„Weshalb bist du denn aus deinem Lande fortgezogen?" fragt Eduard. — „Weil die Preußen meinen Vater vertrieben haben. Mein Vater hat mich mit hierher genommen, wie auch meine Mutter und meine beiden kleinen Schwestern." — „Trauerst du um dein Land?" fragt Adolf. — „O ja," antwortet Fritz. „Straßburg ist so schön! Es hat prächtige große Plätze, mit Bildsäulen in der Mitte; und es gibt dort hohe Häuser, so hohe Häuser, daß man den Kopf ordentlich hoch halten muß, wenn man die Dächer sehen will. Auf den Dächern sind Störche, die dort ihre Nester bauen. Es ist mir, als ob ich sie noch sehe, wie sie mit einem Bein oben auf den Häusern stehen, während sie das andere an den Bauch gezogen haben." Und der kleine Fritz weinte, als er dies sagte. Wie die kleinen Kameraden sahen, daß Fritz traurig war, wollten sie mit ihm spielen, aber er hatte keine Lust dazu und sprach nur immer von Straßburg.

Nach der Schilderung der Aussicht, die der kleine Fritz mit seinem Vater noch einmal kurz vor der Abreise vom Thurme des Münsters aus genoß, fuhr er fort:

„Ach, ich war so glücklich, all dieses zu sehen, und sagte immer: sieh doch, Papa, sieh! Aber mein Vater sah nichts, weil seine Augen voller Thränen waren." Und Fritz fügte hinzu: „Die Preußen haben uns unser schönes Straßburg weggenommen. Werde ich unseren großen Thurm, unsere Dächer, unsere Felder jemals wiedersehen?" Bei diesen Worten wollte der arme kleine Junge wieder weinen. Seine Kameraden wurden ganz traurig und dachten nicht mehr an's Spielen. Seit jenem Tage sind alle Kinder in der Schule artig gegen Fritz, sie haben ihn sehr gern und suchen ihn immer zu trösten. Aber Fritz ist oft in Gedanken versunken: dann denkt er an Straßburg, an sein liebes Elsaß, welches Frankreich gleichzeitig mit Lothringen, einer anderen unserer schönsten Provinzen, geraubt worden ist."

Daß Elsaß-Lothringen selbst nicht daran denkt, deutsch zu sein, sondern durchaus wieder mit Frankreich vereinigt werden will, sucht folgende Stelle aus einem viel gebrauchten Abriß der Weltgeschichte, den der Akademiker Ernest Lavisse†) auf nicht ganz 200 Seiten für den Schulgebrauch verfaßt hat, darzuthun:

„Im Frankfurter Frieden zwangen die Deutschen Frankreich zur Abtretung von Elsaß und Lothringen, um ohne Zustimmung der Bewohner einen deutschen Staat daraus zu bilden. Allein Elsaß-Lothringen hat nicht wie die anderen Staaten das Recht, sich selbst zu regieren, sondern es wird von preußischen Beamten verwaltet und hat preußische Soldaten als Besatzung. Gegen diese Vergewaltigung haben die Elsässer und Lothringer protestirt. Viele haben lieber ihr Land verlassen, ehe sie einer aufgezwungenen deutschen Regierung Folge leisteten. Die Zurückgebliebenen aber hören nicht auf zu protestiren, und die Abgeordneten, die sie in den Berliner Reichstag schicken, eifern nach wie vor gegen die Annexion."

In einem hierauf folgenden Abschnitte über die jetzige Lage Europas, betitelt „Der bewaffnete Friede", wird Folgendes ausgeführt:

„Die nationalen Erregungen sind noch nicht vorüber: Elsaß-Lothringen hat sich nicht in sein Schicksal ergeben; Polen erkennt die Herrschaft der drei Mächte, die sich in dieses Land getheilt haben, nicht an; Irland ist immer bereit, sich zu erheben; Deutschland fürchtet, daß Frankreich Elsaß und Lothringen zurücknehmen will. Es zeigt sich also überall Kriegesdrohen. Der Friede wird durch Verträge gewährleistet. Aber man weiß, daß Verträge eine Regierung nicht hindern, Krieg zu führen, wenn sie Geld und Soldaten hat. Alle Völker bereiten sich also auf den Krieg vor."

Nachdem die Stärkeverhältnisse Deutschlands, Rußlands und Oesterreich-Ungarns näher beleuchtet worden, wobei auch der Krupp'schen Kanonenfabrik gedacht wird, schließt sich noch eine weitere Betrachtung über „die nationale Pflicht" an:

„Die Soldaten, Kanonen und Festungen kosten viel Geld. Deutschland hat 500 Millionen für Festungen ausgegeben und Frankreich noch mehr. Jedes Jahr kostet das französische Heer 600 Millionen. Viele Leute meinen, daß dieses Geld besser verwendet würde, wenn man Wege, Brücken, Schulen damit baue und vor Allem die Steuern herabsetze. Daher wünschen sie, daß sich die Völker dahin verständigen möchten, abzurüsten oder doch wenigstens minder zahlreiche und kostspielige Heere zu unterhalten. Andere sagen, daß die civilisirten Völker Europas nicht mehr wie die Wilden gegen einander kämpfen dürften und daß etwaige Streitfragen durch europäische Gerichtshöfe geschlichtet werden müßten, so wie die Bewohner Frankreichs ihre Rechtsstreitigkeiten durch die französischen Gerichtshöfe zum Austrag bringen ließen. Vielleicht wird die Zukunft diesen Leuten Recht geben, die Gegenwart gibt Ihnen Unrecht. Wir in Frankreich müssen wünschen, daß unsere Armee sehr stark sei, daher müssen wir Alle gute Soldaten sein: das ist unsere nationale Pflicht. Frankreich bedroht Niemand mehr. Seit es sich selbst regiert, führt es keine Eroberungskriege mehr. Eroberungskriege entstehen aus Ehrgeiz und erscheinen uns verwerflich. Aber es gibt auch gerechte Kriege, die man gegen die Ungerechtigkeit geführt hat. Der Vertrag, der die Elsaß-Lothringer gezwungen hat, wider ihren Willen Deutsche zu werden, ist eine Ungerechtigkeit."

Es ist eigenthümlich, daß die Franzosen bei all ihrem chauvinistischen Treiben doch überaus empfindlich sind, wenn ihnen von deutscher Seite Aehnliches begegnet. So behauptet Raoul Frary*), die deutschen Schulmeister hätten durch geflissentliche Verhetzung der ihnen anvertrauten Jugend wesentlich mit dazu beigetragen, daß das Verhältniß zwischen Franzosen und Deutschen ein so unfreundliches geworden sei und daß an Stelle der natürlichen gegenseitigen Zuneigung beider Völker vielmehr ein blinder Franzosenhaß in die jugendlichen Herzen gepflanzt werde. Wenngleich diese Behauptung Frary's den Spieß eigentlich umkehrt, kann man doch andererseits nicht leugnen, daß auch in deutschen Lehr- und Lesebüchern gelegentlich Ausfälle gegen Frankreich vorkommen, wenn auch wohl nicht in dem Maße, wie jüngst in einem pädagogischen Blatte an der Hand eines Beispieles behauptet wurde. Mag indessen die französische Schule dem Machtwort Chauvin's auch noch so sehr unterworfen sein, unter allen Umständen muß die deutsche Schule sich aller antifranzösischen Regungen zu enthalten suchen, sie darf sich darin nicht durch irgend welche Herausforderungen beirren lassen, sonst wird sie selbst den französischen Kriegshetzern, gegen die alle einsichtsvollen Franzosen bislang machtlos geblieben sind, nur zu willkommene Anregungen geben.

*) Le livre de l'école, Cours moyen. Livre du maître. Paris 1889.
**) La première année de récitation. Paris, Armand Colin & Co.
***) Les secondes Lectures enfantines. Paris, Armand Colin & Co.
†) Histoire générale. Paris, Armand Colin & Co.

*) La question du latin. Paris 1885.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Hans von Bülow.

Mit ungedruckten Briefen.

Von Elisabeth Marr.

Es ist in der Presse Brauch geworden, jeder hervorragenden Persönlichkeit, sobald sie die Augen für ewig schloß, zunächst, wenn irgend ein Stoff dazu vorhanden, einen anekdotischen Nachruf zu halten. Das große Publikum will auch bei Trauerfällen gewohnheitsgemäß am liebsten im plauderhaften Reporterstil über den berühmten Verstorbenen das eine und andere Bemerkenswerthe in Erfahrung bringen, da es ihm mehr um eine pikante Charakteristik zu thun ist, als um die Werthschätzung seiner menschlichen Wesenheit. Zu leugnen ist es nicht, daß Hans v. Bülow's pronoucirte Originalität, sein drastisches Sichgeben danach angethan war, gleich mit seinem letzten Athemzuge Dutzende von Anekdoten hervorzurufen, die aber glücklicherweise Zeugniß dafür ablegen können, daß er keineswegs als „lustige Person" aufgefaßt werden darf, vielmehr als ein geniales Menschenkind, das in seinem künstlerischen Beruf die höchste Mission erblickte: die musikalische Geschmacksrichtung des großen Publikums zu schulen. Für die geschichtliche Entwickelung der reinen Instrumentalmusik war er ein Dictator vom Wirbel bis zur Zehe; als Dirigent und Klavierspieler ein geharnischter Pestalozzi, als Mensch in seinem Sein und Empfinden gesinnungsstolz, von nobler Denkart, von Gefühlswärme und einer seltenen Opferwilligkeit.

Ich lernte Hans von Bülow in meiner Jugend, zu Anfang der fünfziger Jahre in Weimar kennen, wo er als pflichttreuer Sohn in bescheidenen Verhältnissen mit seiner Mutter lebte. Ich hatte mich unlängst mit Heinrich Marr verheirathet, der zum artistischen Director des dortigen Hoftheaters ernannt worden war. Ganz überflüssiger Weise, denn was hatte das Schauspiel zu bedeuten, wo der ruhmesbedürftige Genius eines Franz Liszt nicht allein für die Musikdramen Wagner's, sondern auch für die gesammte reformistische Musikbewegung des In- und Auslandes gerade in Weimar ein Terrain zu erobern suchte? Die Stadt der großen Todten trug damals das Gepräge eines kriegerischen Kampfplatzes für die großen Lebenden im Reiche der Tonkunst! Aus aller Herren Länder strömte der begabtere Musikernachwuchs herbei: Stürmer und Dränger, die für die epochemachende Zukunftsmusik streitesmuthig in die Schranken traten, um unter der künstlerischen Anleitung Liszt's in die neu eröffneten Bahnen einzulenken! An der Spitze dieser Schwarmgeister stand Hans v. Bülow. So jung er war, an ätzender Geistreichigkeit, an concentrirter Willenskraft und begeisterungsfreudigem Vorwärtsstreben überragte er doch alle Schüler Liszt's, und weil seinem streng disciplinirten musikalischen Talent ein schneidig kritisches Urtheil zur Seite stand, wußte er, wenn es noth that, auch journalistisch, mit tapferem Drauflosgehen der Gegnerschaft den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Bei seiner wissenschaftlichen Bildung und seinem aristokratischen savoir-vivre schien es eine Nothwendigkeit, daß Wagner und Liszt den jugendlichen Ritter Heißsporn als Dritten im Bunde willkommen heißen mußten, um so mehr als dessen sachliche Hingabe an das wahre Wesen der Kunst sie mit Sicherheit darauf rechnen lassen konnte, daß er für die revolutionär-musikalische Bewegung, deren Träger Richard Wagner war, einen Petrusfelsen abgeben würde. Und so geschah es auch. Weder der Eine noch der Andere ist je von dem hochstrebenden Heimgegangenen im Stich gelassen worden. Beiden hat er mit Hintansetzung seiner eigenen Person stets die treuesten Dienste geleistet. Diesen Beiden gegenüber ordnete er sich mit bewußtvoller Zurückhaltung unter; ja er stellte sich ihnen sogar als ein nutzbringendes Werkzeug zur Verfügung, ohne auch nur annähernd irgend welchen spekulativen Plan des persönlichen Ehrgeizes dabei in's Auge zu fassen. Diese imponirenden Eigenschaften nahmen mich im höchsten Grade sympathisch für ihn ein. Er seinerseits fühlte sich vertrauensvoll zu mir hingezogen, weil es ihn wohlthuend berührte, daß ich die „chokirende" Eigenart seines selbstbewußten, unabhängigen Charakters begriff und sie noch obenein als impulsgebend bezeichnete für den kategorischen Imperativ seines künstlerischen Schaffensdranges; dessen unerachtet hielt ich aber mit der Ansicht nicht zurück, daß er meinem Gefühl nach Gefahr laufe, zum Fanatiker der Gefolgschaft von Liszt und Wagner zu werden, was sein excentrisches Wesen dazu verleiten könnte, leicht über sein Ziel hinaus zu schießen. Auf diesem Wege eines ernsten Gedankenaustausches lernten wir uns gegenseitig schätzen und wurden geistig befreundet. Als er dann nach Berlin übersiedelte, um am Stern'schen Conservatorium seinen Wirkungskreis als Lehrer weiter zu gestalten, entspann sich ein Briefwechsel zwischen uns, der mich von Zeit zu Zeit von seinen Erfolgen als Virtuosendirigenten in Kenntniß setzte. Einige Jahre später, als Marr wegen eines Competenzstreites mit seinem Intendanten pensionirt wurde und wieder nach Hamburg an das Thalia-Theater zurückkehrte, wollte es ein glücklicher Zufall, daß Hans v. Bülow als eine Berühmtheit ersten Ranges zu den gerngesehensten Größen des musikliebenden Publikums der freien Hansastadt zählte. Dadurch blieb unser persönlicher Verkehr im Fluß. Auch wurde von Angesicht zu Angesicht der Austausch unserer zuweilen recht weit auseinanderlaufenden Meinungen friedlicher, denn ich gelangte zu der Erkenntniß, daß Hans v. Bülow zu abhängig von der Irritabilität seiner Nerven und seiner temperamentvollen Aufwallungen war, als daß er sich Beherrschung auferlegen konnte, wenn er im Vollgefühl seiner objectiven Bedeutung als Musiker die Werke, denen er zur Anerkennung verhelfen wollte, von der Menge nicht verstanden sah.

Der ungestüme Hang, auf die Geschmacksrichtung der Zeit einen Druck zu üben, machte sich schon in seinen jüngeren Jahren bemerkbar. Ich erinnere mich noch lebhaft seiner zur Schau getragenen Entrüstung, als er dem Hamburger Publikum Liszt's „Todtentanz" aufdrängen wollte und eine ziemlich deutliche Ablehnung erfuhr. Nicht etwa daß er, wie es später seine Gewohnheit wurde, vom Podium herab eine Strafpredigt à la Abraham a Sancta Clara hielt. Diese ostentative Schrankenlosigkeit erwachte erst nach äußeren und inneren Erlebnissen in ihm, die wie schreiende Mißtöne sein besseres Wesen durchzitterten und sein stolzes Selbstbewußtsein erregten. Wenngleich er damals nach dem mißlungenen Versuch mit Liszt's „Todtentanz" auch zornvoll verlauten ließ: nie wieder in Hamburg zu concertiren, so lieh er doch allmählich vernünftigen Darstellungen Gehör. Als er dann späterhin wieder vor dem Hamburger Publikum erschien, um sich in einer Beethovensoirée hören zu lassen, betonte er mit Absicht die wie mit Meisterschlägen geschmiedete Dressur seines auswendig Spielens, gleichsam wie ein mit dem Schwerte dreinschlagendes individuelles Wollen, so daß man den Eindruck empfing, als wollte er die Menge gebieterisch zwingen, sich vor dem Geiste seiner Kunstübung zu beugen und mit dem Glauben an die höhere Weihe seiner Mission zu erfüllen. Vielleicht hat Hans v. Bülow nie wieder einen so elementaren Beifall zu hören bekommen, als in jener Beethovensoirée, die für ihn denkwürdig blieb, und als ich nach Beendigung des Concertes, wo wir uns von ihm verabschiedeten, ihm die Besorgniß aussprach, daß er sich bei dem wilden Drang, womit er seinem künstlerischen Wollen den Stempel des Wegeweisenden aufdrückte, körperlich und geistig ruiniren werde. Seine Antwort war: „Die Parole unserer neuen Kunst lautet en avant! Wollte ich mir Schonung auferlegen, wäre ich fahnenflüchtig."

Fast über ein Jahr war vergangen, ohne daß ich eine Zeile von dem ritterlichen Zukunftmusiker erhielt. Und doch sollte sich während dieses Zeitraumes manche verhängnißvolle Wandlung in seinem Leben vollziehen. Andeutungsweise hatte mich Liszt darauf vorbereitet, bis dann die Presse die Thatsache veröffentlichte, daß er Conflicte halber von Berlin scheide und von Richard Wagner nach München berufen worden sei. Mir war es unverständlich, daß er über diese gänzlich veränderte Sachlage seiner künstlerischen Thätigkeit nicht eine Silbe an mich geschrieben. Endlich traf ein aufschlußgebender Brief

ein, dem gleich darauf ein zweiter folgte, und wenn ich gerade diese der Oeffentlichkeit Preis gebe, so geschieht es, um dem anekdotischen Unfug, der mit seinem Andenken getrieben wird, ein würdigeres Seitenstück gegenüber zu stellen. Der erste Brief ist datirt: München, 4. Januar 1865, und lautet:

Hochverehrte Frau und Gönnerin!

Ich hatte mich verschworen, den Verschollenen zu spielen und bis zum Frühling keinem Menschen Nachricht von mir zu geben — nun muß ich diesem Vorsatze untreu werden, da ich bei seinem Fassen nicht an Sie gedacht. Nicht, daß ich Sie und Ihre mich zum ewigen Danke verpflichtende Theilnahme an meinen Kunstbestrebungen vergessen! Nein — ich habe sogar einmal im vergangenen Sommer — und zwar nicht bloß an einem Tage — verzweifelnd lebhaft an Sie gedacht und an die böse Prophezeihung, die Sie mir in Warnungsform nach der Beethovensoirée in Hamburg auf den Rückweg nach Berlin mitgegeben. Diese Prophezeihung ist — eingetroffen. Der vergangene Winter hat mich körperlich und geistig ruinirt. Als ich aus Rußland — wo ich unter Rubinstein's genialer Direction siegreich concertirte — zurückgekehrt, als mich in Berlin eine Reihe unerwartet abscheulicher Realangriffe getroffen, welche man während meiner Abwesenheit vorbereitet — da brach ich im eigentlichen Wortsinne zusammen. Vom Monat Juli ab bis zum heutigen Tage bin ich furchtbar elend gewesen. Ich erspare Ihnen die Details dieser langen äußeren und inneren Lazarethhistorie; Eines muß ich jedoch erwähnen, nämlich, daß ich in Folge eines hartnäckigen und schmerzvollen Gelenkrheumatismus, der unter anderen Schwerzen meinen linken Arm vollkommen gelähmt hatte, während vier Monaten kein Klavier habe anrühren können, somit den theilweisen Verlust meiner Technik erlitten habe, die ich jetzt allmählich wieder erobern muß, um wenigstens Das wieder werden zu können, was ich als Fingerredner war.

Die Berufung nach München bot mir eine, ich will nicht gerade sagen mir persönlich willkommene Rettungsaussicht. Hätte ich allein gestanden, ich hätte mich ruhig absterben lassen. Die pflichtschuldige, philisterhafte Rückficht auf Frau und Kinder hat mich zur Annahme bewogen. Doch nein, daß ich nicht durch Verschweigen lüge: Wagner, von dem Sie zu meinem lebhaftesten Bedauern annehmen, er werde mein künstlerisches Können für seine Zwecke aus- und abnutzen, Wagner bedarf meiner persönlich und sachlich. Der herrliche, tiefernste und unglaublich etwickelungsfähige junge Monarch, der ihn in der elften Stunde gerettet und mit ihm — nach meinem Gefühle ein wesentliches Stück Unsterblichkeit deutschen Geistes — er zog mich mit mächtiger Sympathie in seine Nähe. Das uncultivirte Terrain, der Münchener Fremdenhaß, die unglaubliche Verwahrlosung der musikalischen Zustände, dies Alles und verschiedenes Andere schreckten mich freilich ebenso heftig ab. Ich schwankte, trotzdem mein Entschluß, Berlin zu verlassen, fest stand, lange Zeit hin und her. Meinem berückend liebenswürdigen, verehrten Meister und Schwiegervater Liszt überließ ich daher in letzter Instanz die Entscheidung. Sein unbedingtes Zureden hat mich hierher geführt.

Ich glaube bei Ihnen, gnädige Frau, voraussetzen zu dürfen, daß Sie keine so winzige Meinung von mir haben, um etwa anzunehmen, ich habe mich nun aus Schonung für mein subjectives Ich, in Isar-Athen niedergelassen, um gleichermaßen in einer Art Pensionirungszustand zu feiern. Ganz im Gegentheil, ich werde hier mit Beihülfe Wagners sehr viel Gelegenheit haben, eine kunstnützliche und würdige Thätigkeit entfalten zu können. Zuvörderst freilich muß ich mich selber reorganisiren und meiner Gesundheit pflegen. Deshalb werde ich im laufenden Winter eine öffentliche Wirksamkeit nicht ausüben, sondern mich, „als Vorspieler Sr. Majestät" darauf beschränken, den musikenthusiastischen König, so weit es seine geringe Muße gestattet (er studirt jetzt Tag und Nacht Staats- und Völkerrecht) musikalisch zu informiren und mit Cornelius' Beistand quasi disciplíniren. Welche schöne Aufgabe, mit der öffentlichen Meinung, der Presse u. s. w. nichts zu thun zu haben und doch sicher zu sein, daß man allmählich auf diese Factoren durch ein Medium „von oben" durchgreifend influiren kann! Vor der Hand, das will ich Ihnen verrathen, müssen wir nicht bloß vorsichtig, sondern auch ganz still sein — der Oeffentlichkeit gegenüber — denn es ist nicht zu verhehlen, daß wir Neulinge (Wagner, Cornelius und meine Wenigkeit) für München von Luxus sind und jedwede Octroyirung vom Publikum so aufgenommen werden würde, daß der junge, unerfahrene Souverain einen schwierigen Stand haben könnte. Also vor der Hand sind wir noch keineswegs die regierenden Musikmächte, sondern nur Zukunftersatzmänner. Nicht wahr, meine Krankheit hat mich im Briefschreiben recht unerquicklich, weil desultorisch und, um es gerade herauszusagen, confuse gemacht. Ich rechne heute stark auf eine nachsichtige Leserin und bitte um Verzeihung, daß ich erst Morgen — alles was ich noch weiter aus der Schule zu plaudern habe, als Fortsetzung folgen lassen werde.

Dieser zweite Brief lautet:

Also vor der Hand bin ich noch trotz meines beflammten Eifers für die große Sache ein Zukunftersatzmann en miniature. Wäre ich im Besitz meiner Kräfte, ich würde ebenso melancholisch sein, als ich durch meine schlechte Gesundheit geworden bin. Denn ich hätte hier nur Alles zu rekapituliren, was ich seit neun Jahren in Berlin gethan, um den Geschmack des Publikums zu erziehen, die neue Musikliteratur (auch die alte) in einigen Schwung zu bringen. Wie weit sind hier die Leute — dank namentlich Herrn Generalmusikdirector Lachner, zurück. Die Mendelsohn'schen Oratorien sind hier noch „nouveautés inédites", von Schumann kennt man kaum die populärsten Arbeiten. Nun die Hauptsache ist, daß wenigstens ein Terrain gefunden, auf dem Wagner seine hehren künstlerischen Absichten verwirklichen kann. Des Königs fanatische Begeisterung ist keine augenblickliche Laune, sie datirt schon von seinem fünfzehnten Jahre. Jetzt ist er neunzehn alt. In allen Dingen zeigt er ungemeine Festigkeit und Selbständigkeit. Professor Semper, der neulich zum Besuch hier war, hat definitiven Auftrag erhalten, das Nibelungentheater zu erbauen. Im königl. Schlosse werden Illustrationen zu Wagner's sämmtlichen Opern von den auserlesensten Künstlern gemalt. Tristan und Isolde kommt im Mai mit Schnorr, Mitterwurzer und Beck zur Aufführung, aber rein privatim, im kleinen Residenztheater und vor eingeladenen Zuhörern. Diese Thatsache dürfte bezeichnend sein und Ihr Scharfsinn, gnädige Frau, wird Alles weitere, was damit angedeutet ist, zwischen den Zeilen herauslesen. Ja, an diesen König muß man glauben, wenn man ihn gesehen und gesprochen. Das ist ein Unicum, er sieht auch ganz tropisch aus, oder exotisch.

Sie kennen jedenfalls das Vorwort Wagner's zu dem Ring der Nibelungen, wie die Dichtung jetzt im Druck erschienen. Der Fürst, an den Wagner darin appellirt, um, was er gedichtet, zur überzeugenden, versinnlichenden That werden zu lassen, der zu werden, das hat sich dieser prädestinirte Ludwig II. in den schönen Kopf gesetzt, der beiläufig bemerkt Wagner's sämmtliche Schriften auswendig kennt und nach eigenem Eingeständnisse ihm nicht bloß die Offenbarung des Wesens der Kunst, sondern die des Lebens und der Welt überhaupt verdankt. Gott Lob, es geschehen noch Zeichen und Wunder!

Jetzt eine Anfrage. Wagner hat den nach seiner Theorie zu großen Erwartungen berechtigenden Herrn Schmitt aus Leipzig hierher berufen, um ihn als Sänger für die Nibelungen auszubilden; für seine gigantischen Pläne aber bedarf er nicht bloß eines tüchtigen Sängerpädagogen, sondern auch eines genialen Regisseurs. Sie, hochverehrte Frau, interessirten sich früher lebhaft für den so begabten und gescheidten Director Julius Hein. Kann ich diesen wohl mit gutem Gewissen als technischen Bühnendirigenten empfehlen?

Warum leben Sie nicht hier?!

Diese Frage ist naiv, d. h. ungezügelt aufrichtig.

Ich wurde eben durch einen Besuch im Schreiben unterbrochen, und als ich die Feder wieder eintauchte, kam mir's so unbehaglich vor, daß man sich auf den schriftlichen Verkehr gerade mit denjenigen Personen reducirt sieht, deren lebendigen und persönlichen Verkehr man sich am lebhaftesten wünscht. Doch genug. Ich fürchte, Dr. Nohl hat mich inficirt und ich laufe Gefahr, ihm als seichter, fader Schwätzer Concurrenz zu machen. Sie müssen wissen, das ist so ein Renegat, der sich jetzt, wie viele Andere, die Wagnergunst zu Nutze machen will, sich als Intimus des „Günstlings" beim Könige einzuschmeicheln sucht, und nun das Odium seiner hoffentlich noch rückgängig zu machenden Beförderung auf den daran sehr unschuldigen Wagner zu werfen droht. Die reactionäre musikalische Professorenpartei hat ihn früher, als er ihr huldigte, ohne Weiteres ausgespieen. Nicht wahr, man darf nicht hinter die Coulissen blicken? Danken Sie mir also für Alles, was ich vorsichtig verschweige.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen herzlich. Ihrem Herrn Gemahl unsere beiderseitigen ergebensten Empfehlungen, wenn ich bitten darf. Eine triviale Composition muß auch mit einer trivialen Cadenz schließen. Das nennt man harmonischen Abschluß. Doch an einen Abschluß zwischen uns mag ich nicht denken, lassen Sie mich um Verlängerung Ihrer Freundschaft und Ihres gütigen Wohlwollens bitten für

Ihren verehrungsvoll und dankbar ergebenen

Hans v. Bülow.

Und es kam doch zwischen uns zum Abschluß! Kaum waren einige Jahre nach seiner Uebersiedelung nach München vergangen, da spielte sich in seinem häuslichen Leben die beklagenswerthe Katastrophe ab, daß er die ihm 1857 angetraute Tochter seines vergötterten Meisters 1869 seinem Freunde Richard Wagner, mit dem er sich im Dienste der Kunst eins fühlte, abtreten mußte. Angesichts dieser Irren und Wirren citire ich aus seinen Briefen bloß den folgenden Nothschrei:

„Was ich zu thun und zu lassen habe? Nicht mein Begehrungsvermögen ist maßgebend — fliehen — meiden — auslöschen — mich befreien — mich ausleben — diese Zeitwörter allein werden mein sekretes und offizielles Verhalten motiviren."

Ein tragisches Verhängniß. Als Gatte und Vater so zu sagen von Haus und Hof vertrieben, als „Zukunftersatzmann" eine Null geworden, weil ihm die männliche Ehre gebot, auf die Mitarbeiterschaft an den großen Plänen Wagners, die in Bayreuth ihre Verwirklichung fanden, Verzicht zu leisten und bei seiner ohnehin schon überreizten Nervosität, mußte sich eine so hochgradige geistige Ueberspanntheit seiner bemächtigen, daß man das Schlimmste befürchten konnte. Diese Befürchtung habe ich ihm nicht verhehlt und manche Ungehörigkeit in seinem öffentlichen Auftreten unberufener Weise und jedenfalls zu scharf getadelt. So mußten denn die freundschaftlichen Beziehungen zwischen uns aufhören. Meine Theilnahme aber für den edel veranlagten und hochbegabten Menschen, den willensgewaltigen, genialen Künstler blieb unverändert und lebt nach seinem Tode lebendig in meiner Erinnerung fort.

Ueber die Allegorie in der Kunst.

Von Professor Josef Kohler (Berlin).

„Haben Sie Toorop nicht gesehen? seine Bilder nämlich?" — „Nein." Nun geht es los. Der Mann der sechziger Jahre, der einst in seinem Benedix so herzlich gelacht und die Mendelssohn'schen Lieder mit Begeisterung gepriesen, vielleicht im Geheimen auch etwas von Abt mitgesungen hat, der Mann der sechziger Jahre, der in den Ungeheuern Böcklin's nichts als unqualificirbare Seltsamkeiten findet — wie kann man denn solche Meerungethüme machen, die doch nicht existiren, hätte Böcklin doch in einem zoologischen Garten bessere Studien gemacht! wie kommt er gar zum Märchenbild mit dem Einhorn — ja, der Mann der sechziger Jahre schüttelt sein Haupt ob derartiger Schöpfungen, denn Toorop habe ja an Excentricität und Uebermaß Alles überboten.

„Hören Sie doch nur einmal diese überschwänglichen Beschreibungen, die er selbst zu seinen Bildern gemacht hat und die in Täfelchen unter seinen Gemälden hängen, wie er da spricht von den Hindunajaden und dem Geiste der kommenden Zeit" ꝛc. ꝛc.

So stürmte es auf mich zu; ich muß aber gleich gestehen, daß die poetische Eigenbeschreibung seiner Gemälde mich angezogen hat: das ist doch einmal ein kühner Zug orientalischer Phantastik innerhalb der entsetzlichen Nüchternheit, die mich von Zeit zu Zeit wie ein Gorgohaupt anstarrt, mit ihrem erdrückenden Nebel — Nebel, eigentlich nicht, man verlangt ja vom Kunstwerk eine klare Verständlichkeit, so daß Jeder sofort im Vollgefühl ausruft: natürlich! ganz natürlich! — also das trieb mich mächtig, mir einmal die Toorops persönlich anzuschauen.

Nun erschreckt nicht, meine Damen und Herren, ich bin kein schlanker Vertheidiger Toorop's und betrachte in seinen Schöpfungen nicht den lebenden Typus des heutigen Geistes; ich verstand sie erst, als ich hörte, daß Toorop aus dem fernen Osten, aus Java stamme — jetzt war mir alles erklärt: was er schafft, seine Allegorie ist nichts Anderes als die Allegorie des indischen Geistes, und ich muß hier wie immer hervorheben, daß jede Kunst relativ ist, daß es kein absolutes Schönheitsideal gibt und daß dasjenige das lebhafte Streben eines jeden Künstlers bilden muß, was den geistigen Zügen seiner Welt den vollsten und tiefsten Ausdruck gibt.

Aber die Allegorie, höre ich sagen, ist immer verwerflich, sie führt zu verstandesmäßiger Zergliederung des im Bilde enthaltenen Zweckbestrebens, während das Bild uns doch eine Phantasieschöpfung sein soll, die von sich aus wirkt, die ihre innere Wahrheit in sich trägt und hierbei höchstens indirect auf eine in dem betreffenden Geschöpf liegende Natur- und Geisteskraft hindeutet. Haben die Orientalen ihre Götter mit sieben Armen oder ihre Statuen mit Sperber- oder Katzenköpfen gebildet, so habe uns das Griechenthum hieraus zu reiner Menschlichkeit emporgehoben. So lautet der gebräuchliche Sinnspruch, und damit ist denn die Kunst des Orientes gleich gerichtet, und wir sind sofort mindestens bei den Aegineten angelangt.

Da bitte ich aber sehr um Entschuldigung; ich bin ein leidenschaftlicher Verehrer der griechischen Plastik, weil die Griechen es in unvergleichlichem Maße verstanden haben, ihre Ideale in plastischen Gestalten zum Ausdruck zu bringen; aber ich muß immer und immer dagegen protestiren, daß man die griechische Kunst als die absolute Kunst darstellt, als ob wir, die uns Jahrtausende von einem Phidias trennen, nichts anderes zu thun hätten, als die Griechen nachzubilden. Da erinnere ich mich noch eines schönen Morgens, als wir, von Engelberg nach Luzern aufgebrochen, einen Moment Zeit hatten, das Schlöth'sche Winkelried-Denkmal anzusehen. Als blutjunger Mensch hatte ich mich für den Künstler in Basel begeistert, und ich wußte, daß er ein großer Verehrer der antiken Plastik war, weil ja unzweifelhaft die Antike in ihrem nationalen Cultus mit der naiven Kraft eines Volksgenies der Verklärung gewisser Götter- und Menschheitsideale zustrebte. Dies fiel mir lebhaft ein, als wir hier in der Morgenfrühe das Winkelried-Denkmal betrachteten. Sind dies die Schweizer bei Sempach? Das ist ja der sterbende Gallier, das sind ja die dahin eilenden griechischen Gewandstatuen — so gewaltig das Griechenthum ist, aber diese Beeinflussung des modernen Lebens durch den Hellenismus geht zu weit.

Und haben die Griechen denn nichts als den reinen Menschen gestaltet? Haben sie nicht die Figuren der Centauren gebildet, und dies ohne Rücksicht darauf, daß, wie unsere Mediziner nachweisen, eine solche anatomische Gestaltung unmöglich ist? Haben sie nicht die in Schlangenleiber ausgehenden Erdgeister geschaffen? Die Erinnyen und andere Flügelwesen? Wie unrichtig die Behauptung, daß die griechische Kunst nur die Menschengestalt gepflegt habe!

Bedeutsam ist aber Folgendes: diese griechischen Gestalten sind uns in Fleisch und Blut übergegangen, sie stehen schon seit der Jugendzeit vor unserer Phantasie, während die siebenarmigen Götter der Inder und die sperberköpfigen Wesen der Aegypter uns fremd bleiben und unsere Einbildungskraft nicht weiter berühren; denn die Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts hat uns das Griechenthum gebracht, aber nicht den Orient.

Und dies führt mich auf die richtige Anwendung der Allegorie. Damit die Allegorie ihre Kunstberechtigung finde, muß sie aus der Sphäre des Verstandesmäßigen in die Sphäre des Anschaulichen gerückt sein. Das ist aber nur dann der Fall, wenn die Volksphantasie, aus der Allegorie schöpfend, sich Gestalten geschaffen hat, die, obgleich aus allegorischen Bestandtheilen bestehend, doch als lebend und wirksam erachtet werden. Die Volksphantasie muß solche Gestalten erzeugt haben, nicht der Einzelne, denn nur der Volksgeist kann maßgebend sein für die Weise, in der wir die Dinge der Außenwelt dem geistigen Auge eröffnen. Was der Volksgeist aus der Natur gestaltet, das lebt und webt in uns und es bleibt unserer Phantasie erhalten, auch wenn der Verstandesglaube an solche Bilder erstorben ist oder sich wenigstens in kleine Kreise geflüchtet hat; denn ein in die Volksseele gedrungener Glaube lebt als phantastisches Residuum fort, auch wenn der Glaube als intellectuelle Ueberzeugung untergegangen ist; die

Art und Weise, das Geistige in der Natur zu versinnbildlichen, befriedigt ein Bedürfniß der Phantasie, auch wenn das Bedürfniß des Verstandes verschwunden und damit der Verstandesglaube erloschen ist.

Daher wirken alle Gestalten der Märchenwelt, alle jene Kobolde, Alraune, Albgeister in unserer Phantasie weiter. Die in unser Denken und Fühlen eingegangene Vorstellung von Centauren, von Menschenwesen mit Schlangenleibern, Fischflossen, Tritonen u. s. w. lebt bildend gestaltend fort*), um unsere Ueberzeugung von der geistigen Belebtheit der animalischen und der elementar bewegten Natur Ausdruck zu geben; ganz besonders bedeutsam sind aber die Vorstellungen, die im Gefolge des christlichen Glaubens in unser Denken eingezogen sind. Es ist ein höchst interessantes Kapitel der Kunstgeschichte, zu untersuchen, wie die Idee der geflügelten Wesen, die Vorstellung von befittigten Genien allmählich in die christliche Malerei übergegangen ist und hier in der wunderbaren, herrlichen, erhabenen Bildung des beflügelten Engels ihre typische Verklärung gefunden hat.**) Von da aus ist die erhabene Gestalt des Engels mit dem Menschenleib und dem Flügelpaar in unsere Phantasie eingetreten. Dieses Bild beherrscht unseren Kindertraum. Jahrhunderte erfaßten es als reale Wirklichkeit und weite, bedeutende, gebildete Volkskreise erfassen es als solche noch heutzutage. So kam das wunderbare Motiv der Engelgestalt in die Kunst, in zwei Formen, als volle Engelgestalt und als Kopf mit zwei Flügeln, um die Spiritualisirung des beschwingten, ätherischen, aber doch in die Wirklichkeit tretenden Wesens auf's Höchste zu steigern. Aber auch nur in diesen Formen lebt die Gestalt in unserer Phantasie; irgend eine andere Darstellung, etwa mit Flügelschuhen oder Flügelhänden wäre uns fremd und abstoßend.***)

So ist es nun auch mit der bildlichen Darstellung des bösen Wesens; doch lebt diese Allegorie viel weniger mehr in unserer Phantasie. Der mächtige Einfluß Goethe's mit seiner Modernisirung des Geistes der Verneinung hat die thierischen Bildungen, mit denen man sich dieses Wesen früher dachte, in die Ferne gerückt. Diese Allegorie lebt viel weniger mehr in unserer Phantasie, als zu Zeiten Dante's, Orcagna's und Botticelli's. Wir haben uns immer mehr gewöhnt, uns die Höllenqualen als unsägliche Gewissensschmerzen und als entsetzliche Seelenpein zu denken, und dieser Uebergangsprozeß zeigt sich drastisch in Folgendem. Noch in meiner Jugend pflegte man den Schluß des Mozart'schen Don Juan so darzustellen, daß der unersättliche, den Mächten der Ewigkeit höhnende Sündenheros durch leibliche Teufel geholt wurde, die man direct den Bildern Dante's und der italienischen Malerei entnahm; man bekam hinter der Scene, wo der unerschrockene Vertreter des Sündensystems das letzte Mal geschwelgt und dem steinernen Gast getrotzt hatte, einen Feuerregen zu sehen mit wirklichen Teufelsgestalten, die sich nunmehr des frevelvollen Sinnenhelden bemächtigten und ihn zum Schwefelpfuhl schleiften, wo er der Verdammniß preisgegeben sein sollte. Ich weiß nicht, ob an einigen Bühnen der tragische Ausgang mit den merkwürdigen Mozart'schen Läufen noch in solchen Schlußbildern zu Tage tritt. Doch glaube ich allmählich beobachtet zu haben, wie die Darstellungen der Hölle immer geistiger wurden und wie zuletzt die sichtbare Feuerwelt ganz weggefallen ist und Don Juan in der Verzweiflung umherirrend am Kirchhof vor dem steinernen Gast todt niedersinkt.

Alles dieses zeigt klar die Relativität der Kunstvorstellungen und die Verbindung der Kunstgestalten mit den Anschauungen des Volkes, mit dem in der Tiefe unseres Herzens webenden Glauben. Daß die auf solche Weise geschaffenen Gestalten anatomisch lebensfähig sind, daß die auf solche Weise gebildeten Flügel kräftig genug sind, den Menschenleib zu tragen, daß ein Lungenwesen mit einem Fischleibe es im Wasser aushält, danach frägt man nicht; dazu ist die Volksvorstellung, die für die Kunst maßgebend ist, zu naiv; sie mißt und wägt nicht, sie secirt nicht, sie bildet die Wesen, indem sie mit den allegorischen Attributen vollen Ernst macht und diese mit dem Wesen zu einer Einheit verschmilzt. Daher ist der Anspruch auf Lebenswahrheit im anatomischen Sinn ein unrichtiger Anspruch, der von dem Gedanken ausgeht, als müsse sich alle Kunst auf den physischen Weltgesetzen aufbauen; aber es ist gerade eine Eigenheit der Kunst, daß ihre Gestalten es vermögen, sich in der Darstellung einer Idee über die physischen Gesetze zu erheben.

Nun ist es aber auch klar, daß ein mit anderen Vorstellungen erfülltes Volk zu anderen Phantasiewesen gelangen und diese in derselben Wahrheitskraft zum künstlerischen Ausdruck bringen kann, wie unsere aus dem antiken und germanischen Mythus und aus christlichen Vorstellungen schöpfende Malerei und Sculptur es mit ihren Gestaltungen vermochte. Wie einseitig ist es daher, unsere Kunstgestalten als die allein richtigen zu betrachten und die indischen Typen, wo etwa ein vielarmiger Gott aus dem Lotus hervorgeht, oder wo die Helden des großen Epos mit Affenmenschen kämpfen, als ungeeignet und unkünstlerisch zu bezeichnen! Die Werthschätzung der orientalischen Kunst, die durch übermäßigen Hellenismus viel zu sehr zurückgedrängt wurde, hat erst begonnen*) und beispielsweise in den geflügelten Drachenmotiven, in den Bildern des über Lotus und über Meereswellen thronenden Buddhas hat sie Gestalten geschaffen, die noch unser modernes Gemüth mächtig erregen: in der ganzen griechischen Plastik kenne ich kein Bild solchen tiefen Friedens, solchen seliger Weltentrückung, solche Erhabenheit über alle Sinnenwelt, wie sie uns die indischen oder japanischen Buddhastatuen aufweisen. Diese Bilder in Verbindung mit den orientalischen Lampenmotiven, der orientalischen Teppich- und Palmenornamentik sind noch bestimmt, in der heutigen Phantasiewelt ebenso anregend zu wirken, wie die Vedantaphilosophie und die buddhistische Paliliteratur in unserem philosophischen Denken. Solche Motive mögen uns fremdartig sein; sie können aber wenigstens theilweise in unser Weltbewußtsein übergehen, sobald der Sinn für das Orientalische mehr geweckt ist und die Welt des Orientes kraft einer neuen Art von Renaissance unseren Volksgeist befruchtet hat.

Wie weit Toorop sich in den Kreisen der orientalischen Vorstellung bewegt und die Art seiner Allegorie in der dortigen Phantasiewelt wurzelt, kann hier nicht untersucht werden; daß er durch sie lebhaft angeregt wurde, muß sofort einleuchten, sobald man seine Bilder von diesem Standpunkte der ethnologischen Aesthetik betrachtet. Jedenfalls ist er ein bedeutendes bildnerisches und koloristisches Talent, und wenn seine Gestalten uns fremdartig erscheinen, so muß man in erster Linie prüfen, ob sie nicht auf einem uns fremden Volksleben, auf einer uns noch nicht in Fleisch und Blut übergegangenen Art der Naturvergeistigung beruhen, die in einem reichen Volksleben erwachsen

*) Sie lebt fort, sie gestattet auch dem Künstler unzählige Varianten, und es ist das gewaltige Verdienst Böcklin's, damit unsere Zeit erfüllt und ihr den Hauch der Romantik von Neuem verliehen zu haben. Das haben alle Jene mißverstanden, die von der Privatmythologie Böcklin's u. A. sprachen — Privatmythologie? es sind die genialen Varianten volksthümlicher Bildungen.

**) Ueber die beflügelten Gestalten in der griechischen Kunst vergl. Langbehn, Flügelgestalten der ältesten griechischen Kunst, der eine Beeinflussung von Assyrien her annimmt.

***) Andere Bildungen waren möglich zur Zeit, als sich die Kunstgestalt entwickelte. Nun ist sie aber so stereotyp geworden, wir sehen die Putten immer und immer in der einen oder anderen Form, daß eine Abweichung vom Typus sehr unangenehm auffallen würde. Daß sich aber auch innerhalb des Typus hunderte von Varianten bilden lassen, zeigen die Schöpfungen unserer großen Meister. Die Putten Mantegna's oder Moretta's sind anders als die Raffael's und Tizian's. Unzählig sind auch die reizenden Stellungen der musicirenden, singenden, weltbetrachtenden Engel; unendlich schön die verschiedenen Weisen, wie ein Vettore Pisano, ein Donatello u. A. den Verkündigungsengel wiedergegeben haben.

*) Unrichtiges auch in der erwähnten Schrift von Langbehn, S. 142 f. Es ist richtig, daß die echt künstlerische Kraft von innen nach außen strebt, nicht umgekehrt, es ist richtig, daß ein bloß äußerliches Aneinanderreihen von Attributen nicht künstlerisch ist, daß der Symbolismus einem Bedürfniß der Phantasie, nicht des Verstandes entspringen muß. Aber hat die Phantasie nicht noch andere Aufgaben, als den menschlichen Geist in menschlicher Gestalt zum Ausdruck zu bringen? Bietet die Natur nicht tausend poetische Impulse, die das Menschliche höchstens berühren und doch der künstlerischen Gestaltung zustreben? Dies hat nicht das Griechenthum verkannt, wohl aber der Hellenismus.

ist und noch bestimmt sein kann, in unserer Kunstentwickelung eine lebendige Rolle zu spielen. Wie in der Philosophie und im Recht, so kann auch in der Kunst nur eine die Schranken der Einzelcultur überschreitende Betrachtungsweise zum Richtigen führen.

Freiherr v. Perfall über seine Theaterleitung.

Von Ernst Brausewetter.

Wenn ein Mann wie Freiherr Karl von Perfall in einem umfangreichen Bande*) einen durchweg mit Documenten belegten Rückblick auf seine fünfundzwanzigjährige Bühnenleitung eines der ersten deutschen Theater, der Münchener Hofbühne, der Oeffentlichkeit übergiebt, so wird das, was er erzählt, nicht nur von localem Interesse sein, sondern interessante Streiflichter auf Bühnengeschichte und Bühnenzustände des ganzen Reiches werfen und mancher Bühnenleiter wird daraus Anregung und Belehrung schöpfen können. Blättern wir daher ein wenig in dem Werke umher und suchen uns einige der interessantesten Punkte heraus.

Was aus der ganzen Arbeit mit schärfster Deutlichkeit herausspricht, ist, daß man ein großes Theater nicht nach einer vorher aufgestellten Theorie leiten kann und daß man von seinem im Voraus entworfenen Programm nur zu oft abgehen wird, oft zum Schaden, wohl aber eben so oft zum Nutzen des Ganzen, daß beim Theater fast mehr als überall sonst das alte Wort gilt: Probiren geht über Studiren. Man hat ja Perfall allerdings den Vorwurf gemacht, daß er zuviel „probirt" habe, aber andererseits hat sich doch auch gezeigt, daß viele seiner Versuche nicht nur in München beifällig aufgenommen wurden, sondern auch im ganzen Reiche Nachahmung fanden, und daß er der Bühne somit oft den Dienst des Bahnbrechers für neue Einrichtungen geleistet. Man wird daher wohl mit Recht sagen können: mißglückte Versuche konnten höchstens locale Schäden bringen, die geglückten bedeuteten aber eine allgemeine Förderung. Die Münchener Bühne unter Perfall war es, welche 1885 als die erste die electrische Glühlichtbeleuchtung für die Bühnenbeleuchtung einführte, nachdem schon 1882 dahin zielende Versuche gelungen waren; durch den Versuch war deren Ueberlegenheit über das Gas erwiesen und somit eine der ersten Ursachen für die Entstehung von Bränden beseitigt. Heute, wo wir uns eine größere Bühne ohne electrische Beleuchtung kaum mehr zu denken vermögen, wird diese Sache leicht unterschätzt werden, aber damals bedeutete der Versuch eine muthige That.

Die Münchener Bühne war es, welche im Januar 1869 mit den Classikervorstellungen zu ermäßigten Preisen den Anfang machte und damit ein Mittel anzeigte, wie man auch kleineren Kassen den Besuch guter Vorstellungen dramatischer Meisterwerke ermöglichen könnte.

Und wenn die „neueingerichtete" Bühne, wie Baron von Perfall seine Inscenirungsart verwandlungsreicher Stücke nannte, bei welcher sich meist nur ein Hinterprospect ändert, auch bei der noch immer vorherrschenden Meiningerei auf anderen Bühnen kaum Nachahmung fand und seit Perfall's Abgang selbst in München — nicht zur Förderung der künstlerischen Wirkung — wieder beseitigt ist, so besteht doch kein Zweifel, daß man auf sie oder etwas Verwandtes wird zurückgreifen müssen, wenn man endlich dem Worte des Dichters wieder zu seinem vollen Recht verhelfen und nicht dem Maschinenmeister und Decorationsmaler den ersten Platz einräumen will. Dieses Scenenarrangement hat den praktischen Beweis erbracht, daß eine größere Einfachheit ohne Störung der Illusion, ja sogar ohne Beeinträchtigung der Stimmungserregung der Einzelscene möglich ist, daß aber die Gesammtstimmung des Bühnenwerkes bei ihr zu weit kraftvollerer Wirkung gelangt. Nur der auf Aeußerlichkeiten gerichtete Geschmack unseres Publikums und die Neigung der Theaterleitungen, ihm zu fröhnen, konnte eine solche Reform bisher verhindern.

Zahlreich sind die Versuche Perfall's gewesen, die Thätigkeit unserer deutschen Autoren dem Theater wieder mehr zuzuwenden, er hat sie wiederholt aufgefordert, vertrauensvoll dem Münchener Theater ihre Stücke einzureichen, und ihnen wohlwollende Prüfung zugesichert. Ob dies immer und mit genügendem Scharfblick geschehen ist, wollen wir dahingestellt sein lassen, daß Perfall auch für Neues einzutreten wagte, beweist, daß er vor Allen Ibsen den Weg auf die deutschen Bühnen gebahnt hat, eine That, deren er sich nicht einmal rühmt, vielleicht weil sie ihm gar nicht so wesentlich erscheint, da sie nicht einer Erkenntniß, sondern nur einem Gefühle entsprungen ist. Er hat ferner Preisausschreiben veranlaßt, die allerdings sämmtlich ein beschämendes Resultat lieferten und ein eigenthümliches Licht auf unsere dramatische Production werfen. Auf das Preisausschreiben im Jahre 1877 liefen — 192 Tragödien, 119 Schauspiele und 125 Lustspiele ein. Die Preise wurden dem Lustspiele „Neue Verträge" von Friedr. Gustav Triesch, dem Trauerspiel „Dankelmann" von Girndt und dem Schauspiele „Freunde" von Karl Heigel ertheilt, alles drei Arbeiten, die längst im Orkus ewiger Vergessenheit verschwunden sind. Ein zweites Preisausschreiben wurde im Jahre 1878 erlassen. Diesmal liefen 30 Tragödien, 31 Schauspiele und 38 Lustspiele ein — es war dies also wohl die Production eines Jahres, da die älteren Arbeiten ja sicher alle bei der früheren Concurrenz eingereicht waren. Dieses Preisausschreiben führte zu keinem Resultate, selbst auch dann nicht, als man die Preise den besten neuen Arbeiten ertheilen wollte, welche 1879/80 in München aufgeführt waren — es wurden keine als würdig befunden. Im Jahre 1887 veranlaßte Perfall den Deutschen Bühnenverein, ein Preisausschreiben zu erlassen. Der Preis sollte darin bestehen, daß alle Bühnen des Verbandes sich verpflichteten, das erwählte Stück aufzuführen, ein Modus der Prämiirung, welcher dem einer Zahlung eines einmaligen Preises unbedingt vorzuziehen ist, da der erwählte Autor dann sicher ist, daß sein Stück und Name einem großen Theil des deutschen Theaterpublikums bekannt wird und er auf eine vollgelungene Darstellung viel mehr rechnen darf. Auch dieses Preisausschreiben, bei dem 168 Stücke einliefen, führte zu keinem Resultat.

Ein anderer Versuch, der mißlang, war die völlige Abschaffung des Hervorrufes, da die Beifallsspenden des Publikums dadurch völlig aufhörten und so den Schauspielern jede Fühlung mit dem Publikum verloren ging. Die Theaterleitung sah sich daher auf vielfachen Wunsch genöthigt, den Hervorruf am Schluß der Acte wieder zu gestatten.

Ein Antrag Perfall's an den Bühnenverein, welcher auf eine Vereinbarung der Verbandsbühnen hinzielte, im Winter keinen Gastspielurlaub zu ertheilen, da dadurch das Ensemble der Bühnen und nicht minder das Repertoire auf das Empfindlichste gestört werde, führte zu keinem Resultate, da die einzelnen Bühnenleitungen ihren Star's gegenüber machtlos sind, und diese Künstler dem wandernden Virtuosenthum nur dadurch entzogen werden können, daß man ihnen wenigstens zeitweilige Gastspiele ermöglicht. Aber auch hiermit ist eine der Reform dringend bedürftige Frage berührt worden, wenn vielleicht auch anerkannt werden kann, daß das wandernde Virtuosenthum erheblich in der Abnahme begriffen ist, weil das Publikum mehr und mehr anfängt, ein gutes Gesammtspiel einer auf Wirkung berechneten und daher gekünstelten, wenn auch vielleicht genialen Einzelleistung vorzuziehen, sodaß auch gehofft werden darf, das Gastspielunwesen (in den Wintermonaten) werde im Laufe der Zeit einen geringeren Umfang annehmen. Daß der Sinn für gutes und einheitliches Gesammtspiel sich gehoben hat, bewies am besten der künstlerische Mißerfolg des Gesammtgastspiels vom Jahre 1880, über das wohl die ganze kunstverständige Kritik Deutschlands das einheitliche Urtheil fällte, daß es wohl manche gute Einzelleistung,

*) Ein Beitrag zur Geschichte der Königlichen Theater in München 1867—92. München, Piloty und Löhle.

aber keine gute Aufführung eines Stückes geboten habe, und der von Frenzel damals in Folge dessen gemachte Vorschlag: nicht einzelne Künstler, sondern einzelne Bühnen einzuladen, diejenigen Stücke zu spielen, welche sie für ihre besten Vorstellungen halten, hat inzwischen, wenn auch nicht ganz nach dem damaligen Frenzelschen Vorschlage, vielfach Verwirklichung gefunden und auch künstlerische Erfolge zu verzeichnen gehabt.

Angesichts der Thatsache, daß die Behörden gerade in diesen Tagen anfangen, dem Unwesen der Theateragenturen, dem Theaterconcessionswesen und gewissen Mißständen bei dem Theater Aufmerksamkeit zu schenken, dürfte es von Interesse sein, daran zu erinnern, daß die Generalversammlung des deutschen Bühnenvereins schon im Jahre 1871 einzelnen dieser Fragen näher getreten ist und eine Fünfercommission erwählte, welche die nöthigen Maßnahmen ausfindig machen sollte. Die Agentenfrage wollte man durch Schaffung eines Generalagenten für die Vereinsbühnen, der unter Controle des Vereinsvorstandes gestanden hätte, lösen, und im Uebrigen wollte man durch ein Theatergesetz eine Beseitigung der Mißstände herbeiführen. Aber über die erste Frage kamen die Vereinsmitglieder zu keiner Einigung und hinsichtlich des Theatergesetzes verhielten sich die deutschen Bundesregierungen so ablehnend, daß der damalige Präsident des Bühnenvereins im Jahre 1873 an die Bühnenvorstände schreiben mußte: „Wenn auch das Präsidium wiederholt vor Illusionen gewarnt, ja sogar die Ueberzeugung ausgesprochen hat, daß — nach allen Vorgängen — die Wünsche und Hoffnungen des deutschen Bühnenvereins von Seiten des Staates und der höchsten Behörden keinerlei Erfüllung finden würden, so muß der ergebenst Unterzeichnete nichtsdestoweniger offen bekennen, daß er diese unzweideutigen Beweise von gänzlicher Verkennung der Aufgabe deutscher Schauspielkunst, wie von der Nichtberücksichtigung unserer theatralischen Zustände überhaupt, mit tiefem Bedauern entgegengenommen hat.“ Sollte nicht auch hierin in zwanzig Jahren das Licht etwas tiefer gedrungen sein und an den Regierungs- und Behörden-Tischen die Erkenntniß aufzudämmern beginnen, daß das Theater auch — sozusagen zum Kulturleben eines Volkes gehört und einer gesetzlichen Regelung bedarf, wenn nicht auf der einen Seite Beamtenwillkür, auf der andern Geldgier und Sittenlosigkeit ihre verheerenden Folgen beweisen sollen?

Interessant ist auch, daß, wie sich aus der sehr sorgfältigen Repertoireübersicht ergibt, von neueren Opern, abgesehen von Wagner, nur Mascagni's Cavalleria, Bizet's Carmen, Brüll's Goldnes Kreuz und Neßler's Trompeter andauernd die Gunst des Publikums erlangt haben und daß im Drama auch nicht ein „Trauerspiel“ eine größere Anzahl Aufführungen erlebte, während der Löwenantheil auf einer das possenhafte Element sonst ausschließenden Bühne leider der niedrigen Komik a là „Krieg im Frieden“, „Goldfische“, „Dr. Klaus“ zugefallen ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Thiermensch.

Von Georg Falkenheim.

Ueberall sprach man wieder einmal von einem unaufgeklärten Verbrechen: Zara, das Affenmädchen, das der Manager Carcher vor Kurzem aus London gebracht und öffentlich ausgestellt hatte, war eines Abends im Hotelzimmer im Blute schwimmend aufgefunden worden: der Kopf fehlte. Das war Alles, was man wußte, aber über das Wie und Warum zerbrach sich alle Welt vergeblich den Kopf, nicht zum wenigsten solche, die es gar nichts anging.

Carcher selbst lief den ganzen Tag vom Staatsanwalt zum Oberstaatsanwalt und vom Oberstaatsanwalt zum Staatsanwalt hin und her: für ihn stand es fest, daß irgend ein Concurrent ihm sein famoses Ausstellungsobject aus Brodneid verschimpfirt habe, und er setzte Himmel und Erde in Bewegung, den Thäter ausfindig zu machen. Er konnte sich noch gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß die finanzielle Verwerthbarkeit seines Pfleglings so in die Brüche gehen sollte und mit ihr alle die Luftschlösser, die er darauf gebaut hatte. Das ganze schöne Vermögen, worauf er schon so sicher gerechnet, sollte ihm durch die Lappen gehen, weil er bei Gin und Cocktail seine Zara eine Stunde lang vergessen hatte. Aber wie konnte er auch voraussehen, daß dem harmlosen Geschöpfchen irgend etwas zustoßen würde? Mit dem üblichen Appetit hatte sie ihre Cokosmahlzeit gehalten und war dann fest eingeschlafen. Zum Ueberfluß hatte er auch den Zimmerkellner beauftragt, von Zeit zu Zeit nachzusehen; das war auch geschehen, aber zwischen zwei solchen Besuchen, innerhalb einer Viertelstunde, war das Malheur passiert.

Er konnte sich schließlich nicht einmal einen Vorwurf machen. Bei allem Geschäftsinteresse bekommt man es doch am Ende satt, mit so einem Vieh Tag und Nacht zusammen zu hausen, man sehnt sich auch einmal nach guter Gesellschaft. Und die beste Gesellschaft ist nun einmal aller Orten beim Brandy zu finden.

* * *

Als Carcher noch in Bandjer Massing die Rangooner Firma Simpson & Barker vertrat und seine kühnsten Wünsche noch nicht über recht einträgliche Commissionen hinausgingen, machte er zuweilen größere Jagdausflüge in den Urwald und bei einem solchen Streifzuge war es ihm gelungen, Zara lebendig zu fangen.

Erst glaubte er, nur einen sehr menschenähnlichen jungen Orang Utang erwischt zu haben. In der Hoffnung, man werde das Thier kaufen, führte er es dem niederländischen Professor Reynier vor, der sich im Auftrage seiner Regierung mit naturgeschichtlichen Aufnahmen in den neuerschlossenen Landestheilen beschäftigte. — Reynier aber constatirte so auffallende Abweichungen vom Orangutangtypus, daß Carcher den kühnen Entschluß faßte, Zara zu „creiren“ und sich so ein Vermögen zu machen.

Und die Sache ließ sich ausgezeichnet an. Reynier allerdings hatte sich darauf beschränkt, die Ergebnisse der Körpermessung ohne Commentar bekannt zu geben, in den gelehrten Kreisen Englands aber erhob sich auf das Lebhafteste der Streit um die wissenschaftliche Klassification Zara's, und so energisch wurde diese Controverse geführt, daß sie Carcher jeder sonstigen Reclame überhob; es war also ein sehr bequemes Geschäft. Bald bildeten sich zwei Parteien. Die Einen, mit Professor Axley an der Spitze, glaubten in Zara den Repräsentanten einer seltenen, vielleicht aussterbenden Spezies zu sehen, welche etwa die Mitte halte zwischen dem Orang und dem Ut, dem ungemein niedrig stehenden menschlichen Urbewohner Borneos. Sie gründeten diese Annahme hauptsächlich auf die Bildung der hinteren Extremitäten, die von der des Menschenfußes nur ganz unerheblich abwich. — Die Gegenpartei, die sich um den Antidarwinianer Pumfield gruppirte, hielt Zara einfach für ein abnormes, hochentwickeltes Orangindividuum, höchstens für eine seltene höhere Spielart dieser Gattung. Unterstützt wurde diese Ansicht durch die affenähnliche äußere Form des Schädels und durch die berechenbare Größe des Gehirnes, welche das größte bekannte Affengehirn nicht wesentlich überschreiten konnte.

Ueber die Abstammung Zara's konnte Carcher natürlich keine Auskunft geben, und das war ihm auch sehr lieb, denn die Kenntniß der Herkunft seines Affenmädchens hätte ja eine befriedigende wissenschaftliche Lösung des Problems ermöglicht; und was lag ihm, John Willy Carcher, an einer wissenschaftlichen Lösung?

So weit gingen die Ansichten der Fachgelehrten auseinander, als Carcher mit Zara nach Deutschland kam und sie in einer Versammlung von deutschen Zoologen vorführte. Von diesen schloß sich Professor Emminghaus unbedingt der Theorie Axley's an und erklärte, daß nach seiner Ansicht in Zara eine Art missing link gefunden sei. Den gegnerischen Einwand, die kleinen Schädelmaße betreffend, glaubte er entkräften zu können durch den Hinweis auf einen fossilen Menschenschädel, den sogenannten Neanderthalschädel, der ähnliche affenartige Maaße zeigte. Er hatte auch schon einen schönen Namen für die neuentdeckte Spezies bereit,

die er vorschlug, mit der Bezeichnung Hemianthropos in die Klasse der Primaten einzureihen.

Am längsten und eingehendsten beschäftigte sich Professor Schäpmann mit Zara; um so mehr fiel es auf, daß er sich nur ganz unbestimmt äußerte. Direct um seine Meinung befragt, wich er mit der Erklärung aus, daß er sich ein festes Urtheil noch nicht gebildet habe.

* * *

Tags darauf wurde Zara zum ersten Male in Deutschland öffentlich ausgestellt.

Schäpmann war mit wenigen und kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag im Ausstellungsraume anwesend, bald mit minutiösen Messungen und Spezialuntersuchungen, bald mit eigenen Aufzeichnungen oder anatomischen Atlanten beschäftigt. Carcher rieb sich schmunzelnd die Knie: kein größeres Glück konnte seiner Attraction widerfahren, als dieses ausdauernde Interesse des berühmten Forschers. Carcher's Vergnügen wurde noch erhöht durch das angenehme Gefühl der Schadenfreude, das den Ungebildeten überkommt, wenn er sieht, wie ein Gelehrter sich vor einem Problem vergeblich abmüht. Ihm war, als hätte er Zara selbst erfunden und construirt und als dürfte er sich jetzt über Schäpmann und alle die anderen großen Thiere lustig machen, die trotz aller Gelehrsamkeit doch nie hinter sein Geheimniß kommen konnten.

Schäpmann's ganzer brennender Ehrgeiz war geweckt. Verdankte er seinen Namen ausschließlich seiner erfolgreichen Lehrthätigkeit, so wollte er diese unvergleichliche Gelegenheit unter allen Umständen dazu benutzen, endlich einmal durch eine große eigene Entdeckung seinen wissenschaftlichen Weltruf zu begründen. Es wurde nach und nach in ihm zur fixen Idee, daß er den Rang feststellen müsse, den Zara in der Reihe der Arten einnehme und daß er dadurch unsere Kenntniß vom Werden der Dinge um einen weiten Schritt vorwärts bringen, ja vielleicht vollenden werde. Daß weder die eine noch die andere der beiden bisherigen Klassificirungen Zara's genügend begründet sei, das stand bei ihm fest. Ueberhaupt konnte die ganze Angelegenheit nicht von der Stelle rücken, ehe nicht die innere Bildung des Gehirns festgestellt war. Schäpmann wurde immer nervöser, indem er diesem Gedanken nachhing. Wie schwer war Zara's Gehirn und welche Windungen wies es auf? Aber um Antwort auf diese quälenden Fragen zu erhalten, mußte man — — —

— — — „Das ist ja alles Unsinn: Es ist doch kein Mord, wenn man ein Kaninchen tödtet oder einen Affen vivisectirt! Dieser verrückte Humanitätsdusel hat die ganze Sachlage verdreht, hat eine moralische Ueberempfindlichkeit geschaffen, wo sie ganz und gar nicht am Platze ist; und schließlich wird man selbst von dieser Empfindelei angesteckt. Alles das ist bloß ein Hemmschuh für den Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntniß. Was geht das denn die Leute an, wenn man sich nur stark genug fühlt, die Verantwortung vor dem eigenen Gewissen zu übernehmen. Man tödtet doch Lebewesen, nur um sich den Magen zu füllen, und denkt sich nichts Böses dabei; und dieselbe Handlung sollte ein Verbrechen sein' wenn man sie vornimmt, um hinter die ewigen Räthsel der Schöpfung zu kommen?" —

* * *

Schäpmann hatte ein flüssiges Opiat bereitet und damit eine Weile an einem Kaninchen herumexperimentirt. Nun steckte er das Opiat, ein starkes Secirmesser und ein Blutstillungsmittel, weiter ein Tuch und einen Bogen Zeitungspapier zu sich, verschloß seiner Gewohnheit gemäß seinen Arbeitsraum, nahm einen weiten, grauen Mantel um, den er selten trug, drückte einen alten, breiten Filzhut tief in's Gesicht und machte sich auf den Weg nach dem Imperial-Hotel. Es war ein Tag, an welchem alle öffentlichen Schaustellungen untersagt waren, er hatte also Aussicht, Carcher und Zara oder Zara allein zu treffen. Jedenfalls konnte man es versuchen.

In dem großen, sehr besuchten Hotel beachtete ihn Niemand, als er nach dem ihm bekannten Zimmer hinauf ging. Da sich auf sein Klopfen drinnen nichts rührte, versuchte er zu öffnen: die Thür war nur eingeklinkt, er trat in's Zimmer. Die Holzjalousien waren heruntergelassen und er mußte sein Auge erst an das Halbdunkel gewöhnen, ehe er Zara bemerkte, die zusammengekauert auf dem kleinen Sopha lag, das Gesicht der Lehne zugewendet. Sie schlief. Wie sie so dalag, machte sie den Eindruck eines nicht ganz normal, aber zierlich gebildeten kleinen Mädchens, das man zur Kurzweil in ein Pelztricot gesteckt habe. Schäpmann drehte vorsichtig ihren Kopf zu sich herum und goß das Opiat Tropfen für Tropfen zwischen den halbgeöffneten, schönen Zähnen durch. Dann trennte der geübte Anatom mit zwei Schnitten den Kopf vom Rumpfe, stillte den ersten starken Blutabfluß aus dem Kopfe, schlug diesen dann in das Tuch und in den Zeitungsbogen ein und ging. Erst als er das Zimmer verließ, fiel ihm ein, daß er während der That nicht einmal die Thür verriegelt hatte. Gewissensbisse empfand er so wenig wie ein Junge, der mit der Gerte eine Kuhblume köpft. — In weniger als einer Viertelstunde war er wieder in seiner Wohnung, sein Aufenthalt im Hotel konnte nur einige Minuten gedauert haben.

Nachdem das Gehirn von der Schale abgelöst und nothdürftig gereinigt war, begab sich Schäpmann sofort an die Untersuchung. Schon nach der ersten ungefähren Feststellung des Gewichts bemächtigte sich seiner eine große Erregung und diese wuchs mit der fortschreitenden Untersuchung dermaßen, daß Schäpmann, der Mann mit den stählernen Nerven, einige Male seine Arbeit unterbrechen mußte. Das war kein Affengehirn, was da vor ihm lag, eine unheimliche Vermuthung stieg in ihm auf und befestigte sich Schritt vor Schritt zur Gewißheit. Wohl enthielt der Knorpel da große Anomalien, in der linken Hälfte fehlte der Theil für die Sprachfunction fast vollständig und vieles Andere war wenig entwickelt, aber das änderte nichts am Gesammtresultat: das Gehirn vereinigte die Mängel des Kindesalters und des schwächeren Geschlechts mit denen der Idiotie und einer sehr tiefstehenden Rasse, aber es war ein Menschengehirn, Zara war ein Ur-Idiot gewesen, und Professor Schäpmann hatte einen Menschen gemordet.

* * *

Auch dem Untersuchungsrichter konnte Carcher über die Person des Thäters und über das Motiv zur That nur ganz vage Vermuthungen mittheilen, und so war die Voruntersuchung eigentlich noch immer nicht recht in Fluß gekommen. Man war noch nicht einmal darüber einig, ob ein Mord vorliege, oder ob sich der Fall nicht einfach als Sachbeschädigung darstelle. Carcher hatte nunmehr natürlich ein großes Interesse daran, daß Zara für ein Thier erklärt werde, damit er gegebenen Falles Schadenersatzansprüche geltend machen konnte, wenn er nur erst wußte, an wen er sich zu halten hatte. Auf sein eifriges Betreiben war Professor Pumfield von England herübergekommen, der nach wie vor Zara für einen Orang erklärte. Die von Seiten des Gerichts nominirten Sachverständigen Emminghaus und Schäpmann hatten es befürwortet, daß auch Pumfield offiziell zugezogen und vereidigt werde.

Zu einer Verhandlung im Laufe des vorbereitenden Verfahrens waren außer den drei Gelehrten noch einige andere Biologen auf ihren Wunsch zugelassen worden, die sich von der Angelegenheit noch einige Förderung ihrer Wissenschaft versprachen. Emminghaus gab seiner persönlichen Ueberzeugung Ausdruck, daß Zara zwar kein Mensch im landläufigen oder im zoologischen Sinne des Wortes gewesen sei, daß man sie aber im Hinblick auf ihre ganze körperliche Bildung ebensowenig kurzweg als Thier bezeichnen könne. Daß ein Mord vorliege, wolle er durchaus nicht behaupten. Den Fall gesetzt aber, daß Carcher auf der Jagd nicht irgend einen Orang, sondern Zara geschossen haben würde, so hätte man das Erstere eben einen Jagderfolg, die Erlegung Zara's aber eine bedauerliche unwissentliche Tödtung nennen müssen.

Weit energischer drückte sich im gegentheiligen Sinne Professor Pumfield aus. Zara sei kurz und gut ein Orang gewesen und er müsse es abgeschmackt nennen, wenn man nachträglich versuchte, ihr irgend welche Annäherung an den menschlichen Typus anzudichten. Diese ganz abenteuerliche Theorie vom Uebergange der Arten in einander sei ein Hirngespinnst. Immutabimur et ignorabimus. — Zwischen dem Menschen und den ihm näherstehenden Wirbelthieren bestehe auch im organischen Sinne nach wie vor ein ungeheurer, unüberbrückbarer Abstand. Vom Untersuchungsrichter gebeten, bei der Sache zu bleiben, faßte er sein Gutachten dahin zusammen, daß Zara ein Affe aus der Familie Orang gewesen sei und daß an ihr als an einem unvernünftigen Thiere ein Mord nicht konnte begangen werden.

Schäpmann, der sehr abgespannt aussah und nervös auf einem

mitgebrachten kleinen Packet herumtrommelte, hatte den mit großer Sicherheit vorgetragenen Ausführungen Pumfield's mit einem schwachen Lächeln zugehört.

Nun wurde sein Gutachten eingefordert. Er selbst habe zuerst den Abstand Zara's vom Orang für verhältnißmäßig unbedeutend gehalten, jedoch schon nach einer genaueren Untersuchung der Zähne sei er in dieser Ansicht schwankend geworden. Er müsse sich über die Bestimmtheit wundern, mit welcher Professor Pumfield Zara für einen Affen erkläre, da der Herr ebenso wenig wie Kollege Emminghaus den Schädel Zara's von innen untersucht habe, und anders könne die Frage eben nicht endgültig entschieden werden: das maßgebende Unterscheidungsmerkmal, Zara's Gehirn, sei bis jetzt nur ihm selbst vor Augen gekommen.

Eine große Bewegung ging bei diesen Worten durch die Versammlung. Schäpmann, aus dessen Gesicht alle Farbe gewichen war, öffnete das vor ihm liegende Packetchen; er sprach müde und monoton.

„Ich habe Zara's Gehirn untersucht und gemessen, Zara ist ein Mensch gewesen, ein Idiot, und ich habe sie gemordet."

* * *

Eine Anklage auf Mord wurde gegen Schäpmann nicht erhoben. Der interessante Fall wird in Juristenkreisen noch viel besprochen und die Anschauung der Staatsanwaltschaft hat eine gewichtige Mehrheit hinter sich. Wegen Sachbeschädigung wurde Schäpmann zu einer kleinen Geldbuße verurtheilt; seine Nervosität ist wieder der kalten, starren, wortkargen Ruhe gewichen, die der Schrecken aller nicht ganz sattelfesten Examinanden ist. Sein Werk über Rückbildungen in der Entwickelung der Arten wird von den Fachleuten klassisch genannt und auch von Laien viel gelesen, während Emminghaus' „Gelegenheitsschrift über das Zaragehirn" von einem boshaften Kritiker eine Verlegenheitsschrift genannt wurde.

Carcher verwies man mit seinen Schadenersatzansprüchen auf den Weg der Civilklage, der von seinem Rechtsbeistande bereits betreten ist. Er selbst kauft wieder in Bandjer Massing Trakhölzer für Rechnung der Herren Simpson & Barker und benutzt jede Geschäftspause zu Jagdausflügen in die Wildniß, von denen er immer sehr mißvergnügt zurückkommt. Die Orangutangs, die sich ja von jeher den Fortschritten der Wissenschaft gegenüber ablehnend verhalten, sind aus jenen Gegenden beinahe verschwunden.

Professor Pumfield ist durchaus nicht bekehrt, aber in demselben Maße, in dem seine Abneigung gegen die Entwickelungstheorie wächst, verringert sich der Kreis seiner Anhänger.

Aus der Hauptstadt.

Der Berliner Dünnbier-Boycott.

Nichts währt ewig auf Erden. Cheops' Pyramiden stürzen in den Staub, Weltreiche zerfallen, Jahrtausende vergehen, an der Länge manches Theaterabends gemessen, relativ rasch, und wer Zeit genug hat, kann sogar das Ende einer Rede Rickert's erleben. Unter solchen Umständen war es vorauszusehen, daß schließlich auch einmal die Erörterungen über den Prozeß Brausewetter aufhören mußten und ein anderes Ereigniß die historische Volksseele in die immer beliebter werdende, zur Erhaltung des Staates offenbar nöthige Empörung versetzen würde. Der neue Stoff ließ denn in der That nicht lange auf sich warten, und wenn ihn auch der Brauerbauer Lutz und der bierverständige Sigl nicht für süffig erklären, so erfrischt er doch das Gemüth weit mehr als es die forensischsten Grobheiten vermöchten. Die soziale Frage ist in ein neues Stadium getreten. Aus dem wild wüthenden Brotkrieg ist, für Berlin wenigstens, ein Bierkrieg geworden. Unsere zielbewußten Arbeiter unter Führung Singer's, der sich allerdings zur gesegneten Maienbowlenzeit aus guten Gründen hüten wird, schnödes Bier zu trinken, haben es verschworen, während der kommenden Wochen auch nur einen Tropfen des braunen Gebräus „aus folgenden sieben Brauereien" anzurühren, und die Blätter der freisinnigen Bourgeoisie appelliren muthig an den Durst und die Unentwegtheit ihrer Abonnenten, bitten sie beweglich, den betroffenen Brauhäusern durch ausgiebige Abnahme ihrer Erzeugnisse im schweren Kampfe beizustehen. Man darf also hoffen, daß zu Ehren der liberalen Weltanschauung die staatserhaltenden Bürger Berlins Abends hinfort überhaupt nicht mehr nach Hause gehen, daß auf dem Altare des Vaterlandes unendliche Mengen Häringsalat geopfert werden und daß man hinfort gleich an der rothen Nase erkennen kann, ob Jemand zur Fahne Bamberger's und Richter's schwört oder nicht. Wie schön, wenn man den vielbesungenen und beliebten Tod für Freiheit, Wahrheit und Aufklärung am Delirium tremens sterben darf, wenn der Rausch der Begeisterung, in den die blöde Menge früher durch oratorische Lungenkraft versetzt werden mußte, nun auf viel einfacherem Wege mit viel schmackhafteren Destillaten hervorgerufen werden kann! In Zukunft wird sinnlose Betrunkenheit nicht nur als „mildernder Umstand", sondern direct als ordenswürdiges Verdienst betrachtet werden, und zu dem zahllosen Ungeziefer, das man auf allgemeinen Ehrenzeichen dargestellt findet, zu den Doppeladlern, Löwen, Falken, Phönixen wird sich anmuthig der Affe gesellen. Unter diesen trunksüchtigen Verhältnissen ist von den Berliner Politikern eine nüchterne Auffassung der Thatsachen allerdings noch weniger als bisher zu erwarten; man muß sogar befürchten, daß der Führer der Freisinnigen Vereinigung im Abgeordnetenhaus zu einer schärferen Tonart übergehen und noch weit mehr reden wird — sieht er dann doch alles doppelt und glaubt seine Gruppe von sechs Mann auf zwölf Mitglieder angeschwollen!

Da es indessen auch unter unseren Proletariern Leute gibt, die das leichteste Bier den schwerwiegendsten Prinzipien vorziehen, so steht kaum zu befürchten, daß alle Kater der kommenden Hundstage auf Conto der Bourgeoisie geschrieben werden müssen und Herr Miquel deshalb eiligst mit einer Biersteuer herausrücken kann, die dann in der That nur stärkere Schultern belasten und so den feierlichen Versprechungen des Grafen Caprivi genügen würde. Vielmehr wird die Verhängung des Boycotts höchst wahrscheinlich dieselbe Wirkung haben, deren sich die landgerichtlichen Diatriben wider unsere gewissenlose Presse erfreuen: sie wird Reklame für das Berliner Gebräu machen. Just wie sich mancher brave Provinzonkel durch den Umstand, daß im Angesichte der beide Augen zudrückenden Themis von skandal- und sensationslüsternen Lesern gewisser Zeitungen geredet ward, bewegen ließ, diese Blätter zu abonnieren oder ihnen gar pikante Inserate zu übermitteln, worin man „jenes blonde Fräulein mit den märchenblauen Augen, die in Begleitung ihrer Mama ꝛc. ꝛc." um ein Rendezvous bittet oder worin man gar „eine erfahrene Fremdenführerin durch Berlin sucht" — just so wird der Boycott auf unser Berliner Bier aufmerksam machen. Dem hauptstädtischen Localpatrioten kann dies aber mit Nichten erwünscht sein. Denn entweder schmeckt ihm unser Bier, dann muß er befürchten, der gesteigerte Export in die Provinz möchte den ohnehin hohen Preis des halben Liters und die gottverdammte Spritzlust des Ausschankkellners noch erhöhen. Oder unser Bier schmeckt ihm nicht, und dann liegt der Wunsch nahe, daß wenigstens die Provinz nichts davon erfährt. Gerade jetzt, wo man so erbittert um eine Berliner Gewerbe-Ausstellung ringt, wo man verfilzte und vermoderte Schmutztümpel als unerhörte landschaftliche Schönheiten, Sandwege als Idealcommunicationen preist und den zu erwartenden Massenverkehr von Berlin nach Treptow durch Obstkahnlinien glänzend bewältigen zu können hofft, gerade jetzt sollte man sich ängstlich davor hüten, daß das Berliner Bier draußen feierlich in B. V. erklärt wird. Man sollt' es im Interesse der guten Sache selber austrinken. Sind später die Provinzdummen einmal hier und finden nichts Anderes, dann werden sie sich ergebungsvoll in ihr Schicksal fügen, ebenso wie sich in die süperben Hotelpreise, in die durch kolossale Pferdeankäufe des Fiscus bedingte Kleinheit der Beafsteaks, in die bodenlose Langweiligkeit unserer sieggewohnten Dramatiker finden werden. Das so rührig thätige Comité für den Treptower Park machte sich deshalb um die Vaterstadt in viel höherem Grade verdient, wenn es nicht so wüthend auf die Charlottenburger schimpfte, sondern den Brauereisultanen tüchtig einheizte; und die Agitations-Commission für Witzleben sollte nicht befrackte Deputationen an ohnehin ihres Lebens selten froh werdende Minister,

sondern an Singer und Liebknecht senden, damit die beiden guten Hirten ihren Schafen das Kneipen wieder erlauben.

Das Bier steht auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei; es fließt Gerechten und Ungerechten, feudalen Junkern und Republikanern, Aussaugern und Ausgesogenen mit gleicher, liebenswürdiger Bereitwilligkeit. Jeder Bierboycott ist deshalb ein Unsinn, er wende sich denn gegen die Verschlechterung der Qualität oder gegen die Vertheuerung des Gebräus. Aber auch in diesem Falle wird sich der erfahrene Zecher nur schwer dem Boycotte anschließen, vielmehr aus Furcht, sein Abendtrank könne durch eine Laune des Braumeisters noch miserabler und noch kostspieliger werden, gerade dann doppelt so viel als bisher schlucken. Der Berliner von 1848 war denn auch weit vernünftiger als sein Enkel von heute. Als in den Märztagen ein gottbegnadeter Rickert die erregten Massen haranguirte: „Nun geht deine Noth zu Ende, armes, hungerndes Volk", da schrie die wackere Hörerschaft wie aus einem Munde: „Hunger ha'm mer keenen, aber Dorscht, viel Dorscht!" Die Verhängung des Bierboycotts Seitens der Revolutionäre hätte damals den Absolutismus gerettet; sie waren aber schlauer als ihre Epigonen und spendirten Freibier. Und ungeachtet des diplomatischen Schachzugs, nur über sieben der 33 verbündeten Brauhäuser die Sperre zu verhängen, wird sich von den Hunderttausenden, die jetzt nach seiner Behauptung zu Herrn Singer halten, ein Hundert nach dem anderen davonschleichen, denn Hunger ha'm mer keenen, aber Dorscht, viel Dorscht. Die Massen, die muthig hinter den Führern stehen, wissen ja doch, daß immer, wenn es zum Klappen kommt, die Führer muthig hinter den Massen stehen.

Trotz der in unseren Ramschbazaren so überaus gewissenhaft betriebenen Betrügereien, trotz der Affaire Thüngen, der zahlreichen Actiengesellschafts-Sanirungen und trotz unserer Landgerichts-Justiz muß man zugeben, daß hier zu Lande viel Verständniß für Recht und Gesetz vorhanden ist. Und so wird sich auch die Lösung der Bier-Boycottfrage in Güte ermöglichen lassen. Aller Hader entstand aus dem Begehren der Brauereiarbeiter, den Weltfeiertag am ersten Mai festlich begehen zu dürfen, und ich sehe in der That keinen vernünftigen Grund, aus welchem man ihnen ihren Wunsch hätte versagen können. Die Idee des Maifeiertages birgt viel goldene Poesie, die Arbeiter freuen sich wie Kinder auf ihn und sind stolz auf ihn; es ist, man verzeihe mir den schwierigen technischen Ausdruck, einfach dumm, ihnen hierin entgegen zu treten, ihnen diesen Ruhetag nicht zu gönnen. Ruhe ist noch immer die erste Bürgerpflicht. Dem Unternehmer oder dem Herrn Director steht es ja frei, sich schadlos zu halten und zu den 365 bis 366 Tagen im Jahr, an denen er maifeiert, noch einen 367. zu fügen; keinesfalls sollte man im Interesse des sozialen Friedens so lächerlich unbedeutende Fragen über Gebühr aufbauschen und die Arbeiter ohne Noth reizen. Herr Brausewetter hat leider Unrecht, und die todtgesagte Oeffentlichkeit existirt munter weiter, aber man sollte fast wünschen, sie wäre wirklich v. R. w. umgebracht, damit die Herren Röscke und Singer sie nicht mit solchen Albernheiten wie dem jüngsten Bierkrawall behelligen könnten. Dieser Boycott nützt Niemand und schadet Allen. Die streikenden Trinker gewähren dem Berliner Biere Zeit, endlich einmal ordentlich abzulagern und zerstören dadurch pietätlos seinen köstlichsten Ruhm, den Ruhm ewiger Jugend. Die Brauer verkaufen ihr Product in die Provinz zu unerhört niedrigen Preisen, wobei sie an jeder Tonne etwas zusetzen — und zwar Geld, keine halbe Tonne Wasser, wie sonst wohl.

Ich weiß sehr gut, was wir an unseren Actienbrauereien haben, und weil ich das Bier der meisten nur genieße, um nicht andere schlechtschmeckende Wässer in kostspieligen Bädern schlürfen zu müssen, stehe ich ihnen voll wohlwollender Neutralität gegenüber. Die Producte der Mehrzahl von ihnen interessiren das größere Publikum nur, soweit sie sich in Form einer Namensunterschrift des betreffenden Directors darstellen und unter den von Herrn Richard Röscke ausgearbeiteten Erlassen des Berliner Brauerei-Vereins zu finden sind. Zwar kann ich nicht behaupten, ob an diesen Stilübungen andere Leute als die Annoncenacquisiteure der damit beglückten Zeitungen Gefallen finden; immerhin imponiren sie durch fetten Druck und erinnern in mehr als einer Beziehung an die Ukase des königlichen Knaben von Serbien. Sie verrathen viel selbstschöpferische Phantasie, zeigen eine erfreuliche Belesenheit in der einschlägigen Literatur und können, wenn sie auch den strengen Anforderungen eines Lehrers der deutschen Sprache nicht in allen Punkten genügen, doch als recht ansprechende Talentproben gelten. Außer mit der Herausgabe dieser periodisch erscheinenden Erlasse beschäftigen sich unsere Brauereien noch mit dem Ankauf ausländischer Gerste und der Vertheilung von 15 Procent Dividende im Mittel an die Actionäre. Dies sind ihre Vorzüge. Es wäre nun vielleicht angezeigt, auch von ihren Schwächen zu reden, nämlich von ihrem Bier; da aber die „Gegenwart" gerade in der Provinz viel gelesen wird und wir doch, wie gesagt, aus der Provinz das Publikum für unsere reducirte Berliner Weltausstellung erwarten, gehe ich über diese Privatangelegenheit der Reichshauptstadt mit Stillschweigen hinweg.

Unser Bierboycott ist beschämend für beide Parteien: für die Brauer, deren Erzeugniß von dem größten Theile der Bevölkerung mit Leichtigkeit entbehrt werden zu können scheint; für die Arbeiter, die sich das testimonium ausstellen, nur mit ganz undeutsch kühler Liebe an ihrem Nationalgetränk zu hängen. Man sollte dem Dürkheimer seinen Federweißen, dem Münchner sein Hofbräu — und das mitten in der heißen Jahreszeit! — dem Ostpreußen seinen Kartoffelschnaps vor der Nase wegboycotten wollen . . . es bräche eine Revolution aus, der dortige Singer fiele bei der nächsten Wahl mit Sang und Klang durch, den Röscke aber verjagten die bier- und durstverständigen Actionäre. So grelle Thorheiten sind eben nur im Berliner und den stammverwandten Flachländern möglich; der sonnige Süden wie der rauhe Norden lachen darüber. Und solche durstfeindlichen Heldenthaten unterm Strahle des nahenden Hundssterns kennzeichnen uns, unser Wesen, unseren Charakter schärfer als dickbändige Monographien es vermöchten. Wieviel Parteifexerei, doctrinärer Uebermuth und Eigensinn auf beiden Seiten gehört dazu, um solche Entschlüsse zu zeitigen, wie viel Ungemüthlichkeit, wie viel Mangel an fröhlichem Pratergeist und Lebensfreude! Als die Wiener Gastwirthe sich mit den Pilsener Bierherren neulich darüber zankten, wer den Gulden Mehrkosten per Faß tragen sollte, und als dann die Wirthe plötzlich aufhörten, das Goldhelle auszuschenken, da zwang die Bevölkerung sie im Handumdrehen zur Einkehr. Bei uns würde man sich einen Sport daraus machen, zuzusehen, wie lange es Brauer und Schänker aushalten, und man würde sich, aus reiner Freude am Streit, den Biergenuß abgewöhnen, wie man sich, aus reiner Freude am Streit, andere Genüsse abgewöhnt hat . . .

Das ist eine runde und nette Bierbankrede, nicht mehr, aber ohne jede Regung von Eitelkeit sage ich euch, es liegt höhere politische Weisheit darin, als in den Bierbank-Kannegießereien, die man nun über dies selbe Thema allerorten im Sperrdruck zu lesen bekommt.

Timon d. J.

Notizen.

Charles Kingsley als Dichter und Sozialreformer. Von Ernst Groth. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.) Eine Monographie über diesen geistvollen Tendenzschriftsteller, der an litterarischer Bedeutung Bulwer, Dickens und Thackeray kaum nachsteht, giebt es in Deutschland noch nicht, denn der von Max Müller in der „Deutschen Rundschau" bei dem Erscheinen von Kingsley's Briefen im Jahre 1877 gelieferte Artikel ist, wie Groth meint, nichts als ein rhetorisches Feuilleton, und Julian Schmidt's Essay in seinen Portraits aus dem neunzehnten Jahrhundert wird der literarischen und sozialpolitischen Bedeutung des englischen Schriftstellers eben so wenig gerecht. Es zu werden, hat sich Groth mit Erfolg bemüht; er eröffnet dem Leser den Einblick nicht allein in die Tiefen eines der merkwürdigsten und bedeutendsten moderner Geister, sondern auch in eine der wichtigsten Krisen des englischen Volkslebens, ja des modernen Völkerlebens. k. j.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

FREILICHT!

Eine „Plein-air Studie"

von

Wilhelm Schölermann.

Die *2te Auflage* ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen.

Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung,
Frankfurt a. M.

Autoren von populären Romanen, welche sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer in's Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit *Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,* in Verbindung zu setzen.

Soeben erschienen, in allen Buchhandlungen zu haben:

De Wilhelmshäger Köſterlüd.

Plattdeutscher Roman
von
Felix Stillfried.
2 Bände.
Preis geh. M. 5.40. Eleg. geb. M. 7.—

In seiner Frische der Darstellung, seiner originellen Charakterzeichnung, und in seinem anheimelnden gemüthswarmen Humor erinnert dieser Familienroman vielfach an **Reuter's Stromtid.**

Frauenleben in der Vorzeit

von Prof. **J. Bernhöft.**
Eleg. brosch. M. 2.—

Ein interessantes Büchelchen, welches das Brautwerben und das Eheleben der alten Culturvölker schildert und es in fesselnde Parallelen zu dem Liebesleben halbcivilisirter Völkerschaften stellt.

Wismar.
Hinstorff'sche Hofbuchhandlung
Verlags-Conto.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Neuigkeit von: HEINRICH SEIDEL.

Soeben erschien:

Gesammelte Schriften
von
Heinrich Seidel.
XII. Band.

Berliner Skizzen.

20 Bogen 8°. Geh. M. 3.—. Fein geb. mit Goldschnitt M. 4.—.

Das Erscheinen eines neuen Bandes von Seidel's Schriften wird von seinen zahlreichen Verehrern wiederum mit Freuden begrüsst werden, ist doch die Anerkennung dieses Schriftstellers in fortwährend stärkerem Wachsthum begriffen.

☛ In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/II.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

☛ **Vierte Auflage.** ☚

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat.

Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 22. Berlin, den 2. Juni 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die kranke Volksschule. Von einem preußischen Schulmann. — Die unehrliche Concurrenz. Von Justus. — **Literatur und Kunst:** Anzengruber's letzte Dorfgänge. Von Ernst Heilborn. — Eine philosophische Auslegung des Gegensatzes zwischen Schiller und Goethe. Von A. v. H. — **Feuilleton:** Die Kassenrevision. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Caligula. Von Prinz Vogelfrei. — Opern und Concerte. — Notizen. —Anzeigen.

Die kranke Volksschule.

Von einem preußischen Schulmann.

Die Volksschule, vor allem die preußische Volksschule, ist krank, schwerkrank. Man nannte Preußen einst mit Stolz das Land der Schulen, der Kasernen. Das Wort hat heute seine Berechtigung verloren. Die Kaserne hat die Schule überflügelt. Das Volksschulwesen Preußens ist hinter demjenigen anderer deutschen und außerdeutschen Staaten manchen beträchtlichen Schritt zurückgeblieben. Es muß doch weit gekommen sein, wenn der Leiter des preußischen Schulwesens sich gedrungen fühlte, vor dem Landtage das Geständniß abzulegen, daß wir vor einem „Zerfall unseres gesammten Volksschulwesens" stehen.

Die überaus traurigen Ergebnisse der amtlichen Volksschulstatistik aus dem Jahre 1891 mußten auch denen, die bisher noch von der Herrlichkeit des preußischen Volksschulwesens träumten, in unliebsamer Weise die Augen öffnen. Es ging aus jenen Mittheilungen hervor, daß für 14,153 Volksschulklassen in Preußen keine eigenen Schulräume vorhanden sind; daß 12,652 Lehrkräfte fehlen (d. h. 25,304 Klassen müssen ihre Lehrer mit anderen Klassen theilen, erhalten also einen bedeutend verkürzten Unterricht); daß ferner ein ganzes Drittel der gesammten preußischen Schuljugend in überfüllten Klassen, d. h. in solchen mit mehr als 80 Kindern, zusammengepfercht ist; 27,186 Kinder wurden in Klassen mit 150 resp. 120 Kindern unterrichtet! — Diese Ergebnisse liefern den klaren Beweis, daß die preußische Volksschule nicht so gestellt ist, daß sie ihre Aufgabe auch nur nothdürftig erfüllen kann. Diesen nackten Zahlen gegenüber klingt die Erklärung der Regierung, daß unter den beständig wachsenden Mehrausgaben für das Heer die „Culturaufgaben" nicht leiden, wie blutiger Hohn. Der ehrliche Cultusminister Bosse scheute sich denn auch nicht, zu erklären, er könne die Verantwortlichkeit für eine gedeihliche Entwickelung unseres Volksschulunterrichts nicht tragen; er sei nicht einmal in der Lage, den gegenwärtigen Bildungsstand unseres Volkes zu erhalten.

Der Geldmangel ist es, der schwer auf dem preußischen Volksschulwesen lastet. Er drückt die Leistungsfähigkeit der Volksschule herab; er macht die auch von der Regierung als nothwendig anerkannte allgemeine und gründliche Aufbesserung der Lehrergehälter und die Durchführung der Fachaufsicht unmöglich; er verbietet endlich, eine Forderung zu erfüllen, die nicht nur von dem Gros der Lehrerschaft, sondern auch von allen Freunden und Förderern der Volksbildung immer dringender erhoben wird: die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule für den ganzen Staat. Dieser Punkt möge etwas weiter ausgeführt werden.

Sollen die Resultate der Volksschulerziehung nicht theilweise oder vollständig verloren gehen, so muß dafür Sorge getragen werden, daß die erworbenen Kenntnisse befestigt und planmäßig vertieft und erweitert werden. Kein Einsichtiger wird sich der Erkenntniß verschließen, daß die Volksschule nur gewisse Unterlagen der Bildung schaffen kann, daß es unmöglich ist, Kinder, die mit dem 14. Lebensjahre der Schule den Rücken kehren, in die Tiefen der nationalen Geistesschätze einzuführen. Auch darüber kann kein Zweifel bestehen, daß diese Grundlagen nicht ausreichend sind, um die kommende Generation zu befähigen, ihre Aufgaben im Staate, in der Gemeinde und Gesellschaft zu verstehen und zu erfüllen. Manche Gebiete, deren Kenntniß zu diesem Zwecke durchaus nothwendig ist, wie Volkswirthschaftslehre und Gesetzeskunde, kann die Volksschule überhaupt nicht oder wenigstens nicht in genügender Weise berücksichtigen, weil sie über den geistigen Gesichtskreis von Kindern hinausliegen. Dieser Erkenntniß verdanken die an vielen Orten bestehenden facultativen Fortbildungsschulen ihr Dasein. Leider führen die meisten derselben nur ein klägliches Leben; die Handwerksmeister sind nicht selten erbitterte Gegner der Fortbildungsschule; diejenigen Elemente, die einer Fortbildung am dringendsten bedürfen, halten sich fern, und die besseren Schüler verlieren bald die Lust, einen Unterricht zu besuchen, der sich im Wesentlichen auf eine Wiederholung des Volksschulpensums beschränkt. Zwar haben die Gemeinden neuerdings das Recht, den Besuch der Fortbildungsschule durch Ortsstatut obligatorisch zu machen; aber nur wenige Städte haben von diesem Recht Gebrauch gemacht. So ist es denn gekommen, daß Preußen wohl in keinem anderen Punkte der Volkserziehung so sehr gegen die süd- und mitteldeutschen Staaten in den Hintergrund tritt, wie in dieser Hinsicht. Trotzdem hat Preußen noch im letzten Jahre die Staatsleistungen für die Fortbildungsschulen um 10 Procent gekürzt! — Es hat den Anschein, als beabsichtige die Regierung, auch in puncto des Fortbildungswesens von der Sozialdemokratie sich überflügeln zu lassen. Nicht ganz mit Unrecht behauptete Herr Liebknecht am dritten Stiftungsfest der Berliner Arbeiter-Bildungsschulen (13. Januar d. J.): „Was an politischen und ökonomischen Kenntnissen, an befreiendem Wissen die Arbeiter seit Jahrzehnten gelernt haben, das haben sie von der Sozialdemokratie gelernt." In diesen Arbeiter-Bildungsschulen, die den ausgesprochenen Zweck haben, geistige Kämpfer für die Partei heranzubilden, wird u. a. Nationalökonomie, Geschichte, Naturgeschichte, Hygiene und Gesetzeskunde gelehrt; sowohl was

den Lehrplan, als auch was die Opferwilligkeit betrifft, sollte der Staat sich an dieser sozialdemokratischen Institution ein Beispiel nehmen. Eine Regierung, die für das Volksbildungswesen kein Geld übrig hat, darf sich nicht wundern, wenn die Sozialdemokratie ihr den Rang abläuft. —

Doch der Mangel an Geld ist es nicht allein, der die Volksschule (und die mit ihr in engstem Zusammenhange stehende Fortbildungsschule) einem leider schon chronisch gewordenen Siechthum überliefert. Zahlreiche andere Umstände wirken zusammen, um diesem Institut die Lebensadern zu unterbinden. Zunächst liegt die Volksschule immer noch in einer würgenden Umarmung der Kirche. Trotzdem bereits das Allgemeine Landrecht vom Jahre 1794 die Schulen ganz unzweideutig als „Veranstaltungen des Staates" bezeichnet, die „nur mit Vorwissen und Genehmigung des Staates" errichtet werden sollen, betrachtet sich die Kirche, d. h. die orthodoxe Geistlichkeit, heute noch immer als die „Mutter" der Volksschule; und obwohl nach dem Landrecht die Geistlichen als Schulaufseher Beauftragte des Staates, nicht der Kirche sind, betrachten sich die Geistlichen heute, indem sie aus jener Pflicht ein Recht herleiten, als „geborene" Schulinspectoren. Ja, in den siebziger Jahren wurde die Anmaßung der Geistlichkeit so groß, daß der Erlaß eines Schulaufsichtsgesetzes (11. März 1872) nothwendig wurde, welches bestimmte, daß alle und jede Schulaufsicht nur im Namen des Staates und auf widerruflichen Auftrag des Staates geübt werde. Mögen nun die Geistlichen das Recht des Staates anerkennen oder nicht: thatsächlich wird die sogenannte Localinspection auf dem Lande und in Städten mit einfachen Schulsystemen fast allein von Geistlichen ausgeübt. Selbst Schulen, an denen ein Rector mitwirkt, sind hier und da dem Ortsgeistlichen unterstellt, während dem Rector nur die Functionen eines sogenannten Hauptlehrers zustehen. Ja, es ist der Fall vorgekommen, daß ein Pastor, der sich um das Rectorat der Volksschule in einer kleinen Stadt bewarb, abschläglich beschieden wurde; das Pfarramt dagegen und damit die Localschulinspection wurde ihm übertragen. Die Behörde sprach ihm also die Fähigkeit, die Schule zu leiten, rundweg ab; zum Schulinspector aber hielt sie ihn für tauglich.

Dieser letzte Fall setzt das Mißliche der Localschulaufsicht durch Nichtfachmänner in helles Licht. Die Mehrzahl der Geistlichen besitzt außer den in einem sechswöchigen Seminarcursus erworbenen höchst mangelhaften Kenntnissen keinerlei pädagogische Bildung. Sie sind — und die Verständigen unter ihnen geben es ganz offen zu — zum allergrößten Theil außer Stande, nach den Regeln der Lehrkunst selbst zu unterrichten. Es fehlt ihnen nicht nur die Uebung, es fehlt ihnen vor Allem die tiefere Einsicht in die Kindesnatur, das psychologische und methodische Wissen. Nun sollen sie inspiciren. Da es ihnen unmöglich ist, festzustellen, ob die Kinder an geistiger Reife, an Urtheilskraft zugenommen haben, verlegen sie sich darauf, nachzuforschen, ob das Gelernte „sitzt", ob die Bücher in Ordnung sind, ob der Lehrer seine Listen vorschriftsmäßig geführt hat u. s. w., kurz, die Herren richten ihr Hauptaugenmerk auf Dinge, die nicht das Wesentliche, die schließlich Aeußerlichkeiten sind. Das muß auf die Dauer den tüchtigen Lehrer, dessen Thätigkeit auf ganz etwas Anderes als auf Gedächtnißdressur hinzielt, verstimmen, zumal wenn er ein im Amte ergrauter Mann und der Schulinspector ein frischgebackener Pastor ist; der Lehrer, der sich in seinem Streben beständig verkannt sieht, wird seine Arbeit nicht mehr mit Freuden, sondern mit Seufzen thun, er wird schließlich der öden Einpaukerei sich zuwenden, um mit seinem Vorgesetzten Frieden zu haben. — Tausenden von Lehrern hat auf ähnliche Weise der geistliche Schulinspector die Freude am Thun, die Begeisterung, mit der sie ins Amt traten, geraubt. Der Schade, der hierdurch der Schule zugefügt wird, ist unberechenbar und durch keine Verfügungen und Reglements wieder gut zu machen. Die Aufsicht durch Nichtfachmänner wird von der ganzen preußischen Lehrerschaft als eine Schmach empfunden, gegen welche sie sich mit Erbitterung auflehnt.

Nicht nur in der Localaufsicht, sondern auch in den höheren Aufsichtsstellen herrscht der Geistliche vor. Zunächst wird auch die Kreisschulinspection zum größten Theile von Geistlichen (Superintendenten) im Nebenamt ausgeübt. Es gibt zur Zeit nur etwa 250 ständige Kreisschulinspectoren, allein auch unter diesen sind wenige, die aus dem Volksschullehrerstande hervorgegangen sind, also die Bezeichnung „Fachmann" verdienen. Es sind in der Mehrzahl frühere Geistliche, Philologen u. s. w. Die Kreisschulinspectoren im Nebenamt sind in den seltensten Fällen ihrer Aufgabe gewachsen; sie haben für die Schule nur ihre Mußestunden übrig, und es ist ihnen nicht zu verdenken, wenn sie dem geistlichen Amte ihre Hauptkraft widmen. Auch der nächsthöhere Vorgesetzte des Volksschullehrers, der Schulrath, ist fast immer Theologe. Die Schulräthe rekrutiren sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, aus dem Stande der Seminardirectoren, die nach altpreußischer Tradition, von der man nur in seltensten Fällen abgewichen ist, Theologen sein müssen. Auch der erste Seminarlehrer pflegt geistlichen Standes zu sein. So wird der Volksschullehrer von Geistlichen erzogen und beaufsichtigt; die geistliche Bevormundung drückt der Volksschule den Stempel auf, die Theologie macht überall der Pädagogik den Rang streitig.

Jedoch die Kirche ist mit dem Einfluß, den sie bereits besitzt, noch nicht zufrieden. Wo es sich um Einschränkung der staatlichen Rechte auf die Schule und um Vermehrung des Einflusses der Kirche handelt, geht die katholische und die orthodoxe evangelische Geistlichkeit Arm in Arm. Da verlangt man, die kirchliche Behörde solle das Recht haben, bei der Anstellung der Seminardirectoren und ersten Seminarlehrer „mitzuwirken"; sie solle bei der ersten und zweiten Lehrerprüfung „eine Hauptstimme" haben; sie solle bei der Aufstellung der Lehrpläne mitwirken; da finden wir Thesen, wie: Lehrer, die antichristlichen und antikirchlichen Geist zeigen (das heißt wohl: die nicht nach dem Herzen der Herren Geistlichen sind), sind aus ihren Aemtern zu entfernen; die Berufung der Lehrer geschehe durch gemeinsamen Beschluß der Regierung und des Consistoriums; das Lehramt ist der Kirchengemeinde- und Synodalordnung einzugliedern u. s. w. Die orthodoxen Heißsporne sprechen ohne Hehl aus, daß sie das „Auswachsen der Schule zu einem selbständigen Organismus für eine den Staat, die Kirche und die christliche Familie bedrohende ernste Gefahr" halten. („Lösung einer der brennendsten Tagesfragen" von Pastor E. Meißner in Wohlau). Eine Pastorenversammlung hat allen Ernstes vom Cultusminister verlangt, er möge die Anstellung von brodlosen Candidaten der Theologie — es gibt deren heute bekanntlich ganze Bataillone — an Volksschulen genehmigen! —

Die Stellung der Regierung solchen Forderungen gegenüber charakterisirt folgender Fall, der in Schulkreisen viel Staub aufgewirbelt hat. Am 5. Mai 1893 wurde eine ministerielle Verfügung erlassen, nach der jeder Geistliche oder pro ministerio geprüfte Candidat der Theologie, „der um ein Rectorat sich bewerben will oder Werth darauf legt, seine besondere Befähigung für den Schulaufsichtsdienst durch Bewährung in einem Rectorat nachzuweisen, zur Rectorprüfung ohne Weiteres zuzulassen ist." — Bisher wurden zur Rectoratsprüfung nur solche „Geistliche, Lehrer, Candidaten der Theologie oder Philologie" zugelassen, „die das Examen als Lehrer an Mittelschulen oder dasjenige für das höhere Lehramt bestanden haben und wenigstens drei Jahre im öffentlichen Schuldienst thätig gewesen sind." Es bestand also auch für Theologen, die sich der Rectorprüfung behufs Erlangung eines Rectorats unterziehen wollten, die Bedingung des Mittelschulexamens und einer wenigstens dreijährigen Praxis. Dadurch war die Gewähr gegeben, daß sie theoretisch und praktisch ausgebildet in das Leitungsamt eintreten konnten. Die oben angeführte Verfügung hat nun für die Theologen einen Ausnahmezustand geschaffen. Das Mittelschulexamen und die dreijährige Praxis bildeten bisher eine Art Schutzwall gegen einen allzu starken Andrang der Geistlichkeit in die Schule; hinfort, nachdem dieser Schutzwall gefallen ist, werden stellenlose Candidaten der Theologie in Schaaren durch das Rectorexamen in die Leitungsämter der Volksschule schlüpfen. Junge, pädagogisch unerfahrene Theologen werden in noch größerer Zahl als bisher

die Volksschulen leiten und den seminarisch gebildeten Rector, der von der Pike auf gedient hat, aus seiner Stellung verdrängen. Nimmer würde ein Minister wie Dr. Bosse eine solche Verfügung erlassen haben, wenn er nicht in erster Linie Cultus- und gewissermaßen im Nebenamt Unterrichtsminister wäre. Es galt, nach dem Scheitern der Zedlitz'schen Schulgesetzvorlage, der Geistlichkeit ein Zugeständniß zu machen, sie wenigstens in einem Punkte zufrieden zu stellen — natürlich zum Nachtheil der Schule.

Dieser Nachtheil liegt, abgesehen von der durch dergleichen Maßregeln geschürten Unzufriedenheit und Beunruhigung der Lehrerschaft, auf dem Gebiete der innersten Angelegenheiten der Schule. Daß der geistliche Vorgesetzte, sei er Rector oder Schulinspector, in dem Wahne, daß angelerntes Wissen ohne Weiteres geistige Kraft bedeute, einen bedauerlichen didaktischen Materialismus großzieht, der dem Lehrer alle Freude an der Arbeit verdirbt, darauf wurde schon vorher hingewiesen. Schlimmer noch ist die Verpflanzung des kirchlich-dogmatischen Geistes in die Volksschule. Die Mehrheit der Lehrerschaft verlangt immer dringender einen rein historischen Religionsunterricht, in welchem das leuchtende Bild Christi in den Vordergrund trete; alle theologische Gelehrsamkeit sei, als die Fassungskraft sechs- bis vierzehnjähriger Kinder übersteigend, aus dem Volksschulunterrricht zu verbannen. Würde der Religionsunterricht nach diesem Grundsatze umgestaltet, so dürfte man der Hoffnung Raum geben, daß die Kinder eine Weltanschauung aus der Schule mitnähmen, die in den Kämpfen des Lebens Bestand haben würde. Damit ist aber die Geistlichkeit mit nichten einverstanden; solche Bestrebungen werden von ihr als „kirchen- und religionsfeindlich" gebrandmarkt. Sie verlangt, daß der ganze durch Jahrhunderte aufgehäufte kirchlich-dogmatische Ballast in der Volksschule verarbeitet werde. Daß hierdurch das widerwärtigste Maulchristenthum großgezogen wird; daß der größte Theil der unverdauten Katechismusgelehrsamkeit bald nach dem Austritt aus der Schule vergessen, daß häufig der Kern mit der Schale über Bord geworfen wird, das bekümmert diese Eiferer nicht. — Auch in andere Unterrichtsfächer, z. B. in den Geschichts-, Literatur- und Naturgeschichtsunterricht schleicht sich unter der geistlichen Bevormundung ein frömmelnder, unwahrer Geist ein.

Endlich — das lehrt die Schulgeschichte — verfolgt die Geistlichkeit, sobald ihr ein namhafter Einfluß auf die Schule eingeräumt wird, immer die Tendenz, die Leistungsfähigkeit der Schule herabzudrücken, die Volksbildung einzuschränken. In diesem Bestreben begegnet sich die orthodoxe Geistlichkeit mit dem reactionären Stockjunkerthum. Da vergegenwärtige man sich nun die Thatsache, daß in Preußen (nach der Statistik von 1891) für 12,160 Lehrerstellen den Gutsherren das Berufungsrecht zusteht! In Schlesien gibt es allein 4060 Lehrerstellen dieser Art; einzelne Magnaten haben für 100 Stellen und mehr das Besetzungsrecht! So hat Fürst Pleß 123, Graf von Donnersmarck 129, der Herzog von Ujest 65, der Herzog von Ratibor 87 Lehrer anzustellen, und keine Regierung darf ihnen darein reden. Das sind ungesunde, an die trübsten Zeiten des Feudalismus erinnernde Zustände. In manchen Bezirken ist der größte Bruchtheil aller Landstellen in den Händen der Privatpatrone, in Königsberg z. B. fast vier Fünftel; da ist denn die Lehrerschaft dem Landadel unbedingt ausgeliefert. Die Erfahrung zeigt, daß die Feudalen den von ihnen gewählten und berufenen Lehrer vielfach als ihren directen Untergebenen betrachten und ihn nicht selten mit ihrem Hofpersonal auf eine Stufe stellen. Wie im ritterschaftlichen Mecklenburg gibt es auch in Preußen noch Hunderte von Lehrern, welche die ergebenen Diener ihrer gnädigen Herren sind. Was für Leistungen kann man von einem Manne erwarten, der der Leibeigene seines Schulpatrons ist und dessen Wirkensstätte dem Herrschergelüst eines orthodoxen geistlichen Heißsporns offen steht? —

Soll die Volksschule genesen, so ist in erster Linie der Einfluß der Kirche auf die Schule einzuschränken. Am besten wäre eine völlige Trennung von Kirche und Schule, von Cultus- und Unterrichtsministerium. Dieser Schritt würde mit einem Schlage die geistliche Bevormundung der Volksschule beseitigen und letztere auf eigene Füße stellen. Das wäre eine That, deren segensreiche Folgen nicht nur auf dem Schulgebiete, sondern im ganzen Culturleben in die Erscheinung treten würden. Leider scheint vorerst wenig Aussicht vorhanden zu sein, daß dieser Gedanke verwirklicht wird. Dann möge die Regierung wenigstens mit der allgemeinen Durchführung der fachlichen Schulaufsicht endlich Ernst machen. Die Localaufsicht, welche womöglich für jede einklassige Landschule einen besonderen Aufseher, den Ortsgeistlichen nämlich, aufstellt, kann getrost wegfallen. Sobald die Kreisschulinspection, heute von Superintendenten verwaltet, den Händen theoretisch gebildeter und im praktischen Volksschuldienst bewährter Schulmänner anvertraut und im Hauptamt verwaltet wird, können solche einfachen Schulsysteme mit einem oder zwei Lehrern direct dem Kreisschulinspectorat unterstellt werden; in mehrklassigen Schulsystemen gebührt die Leitung und Aufsicht dem ersten Lehrer, heiße er nun Hauptlehrer oder Rector. Den Geistlichen bleibt alsdann natürlich die Leitung und Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes überlassen, wie dies in katholischen, unter weltlicher Schulaufsicht stehenden Schulen schon heute der Fall ist. Wäre die Geistlichkeit mit diesem Zugeständniß nicht zufrieden, so müßte der Staat sich zu einem Schritte entschließen, der heute von der Mehrheit der Lehrer allerdings nicht gewünscht wird: er müßte die religiöse Unterweisung vom Lectionsplan der Volksschule streichen und den religiösen Gemeinschaften und deren Organen überlassen. Das wäre im Interesse der Erziehung zu bedauern, aber es wäre immer noch besser als der gegenwärtige Zustand.

Noch einen anderen Feind hat die Volksschule, an Macht und Gefährlichkeit der kirchlichen Bevormundung fast ebenbürtig: das ist der Bureaukratismus. Ein übertrieben schneidiges, pedantisch-strenges bureaukratisches Regiment mag keinem Verwaltungszweige besonders förderlich sein: kaum irgendwo aber wird es einen so lähmenden, schädigenden Einfluß ausüben, als auf dem Gebiet des Schulwesens. In der Schule entscheidet nicht, wie im Bureau, der streng geschäftsmäßige Gang, das pünktliche Ineinandergreifen verschiedener Factoren, das Durchmessen bis in's Kleinste vorgeschriebener Bahnen und Zirkel: hier entscheidet einzig und allein der frei schaffende und gestaltende Geist des Lehrers. Wer diese schöpferische Thätigkeit des Lehrers durch kleinliche bureaukratische Maßregeln beschränkt oder gar lahm legt, der versündigt sich gegen den heiligen Geist der Schule. Und das geschieht gar zu häufig. Da ist zunächst die amtliche Bearbeitung und Einführung von Lehr- und Lernmitteln. Ein Zeichenwerk hat das Wohlgefallen des Ministers erregt. Flugs wird es durch Ministerialrescript in allen Volks- und Mittelschulen, von der vielgliedrigen Communalschule der Hauptstadt bis zur einfachsten westpreußischen Dorfschule, eingeführt. So zeichnen seit einigen Jahren alle preußischen Schulkinder nach Stuhlmann. Beständig mehrt sich die Zahl der Lehrer, die in dem Stuhlmann'schen Werke schwerwiegende Fehler in Bezug auf Lehrgang und Stoffauswahl entdecken, die gern ein anderes gutes Zeichenwerk ihrem Unterricht zu Grunde legen möchten. Da ist so mancher Fachmann, der die Ergebnisse seines Nachdenkens in einem neuen Zeichenwerk niedergelegt hat, das vielleicht eine werthvolle Bereicherung dieses Lehrmittelzweiges bedeuten würde; er kann es nicht herausgeben, denn Stuhlmann hat das Monopol. — Wie in dem eben angeführten Beispiel im Großen, so geht's in den einzelnen Provinzen, Regierungsbezirken, Kreisen und Städten im Kleinen. Da führen Schulräthe, Kreis- und Localschulinspectoren die von ihnen verfaßten Lesebücher, biblischen Geschichten und andere Lehr- und Hülfsbücher in den ihnen unterstellten Schulen ein und wachen eifersüchtig darüber, daß nur ja kein vorwitziger Schulmeister sich anderer Lehr- und Lernmittel bedient. Nicht einmal in der Wahl der Methoden wird dem Lehrer immer freie Hand gelassen. Und da nun der Herr Localschulinspector eine Schwäche für dieses Lehrverfahren hat, der Herr Kreisschulinspector aber gerade auf dem entgegengesetzten Standpunkte steht, der Herr Schulrath endlich noch wieder andere Anschauungen hat, so muß der Lehrer, der es

mit seinen Vorgesetzten nicht verderben will, wie ein Steuermann im Sturm beständig hin und her laviren. Nun ruht aber, nach Diesterwegs, des großen Methodikers Ausspruch, des Lehrers Kraft in der Methode; in der Methode, die er sich kraft der ihm eigenthümlichen Individualität und Geistesrichtung, fußend auf seinen Studien und praktischen Erfahrungen, geschaffen hat. Raubt ihm diese Methode, die keine todte Schablone, sondern der lebendige Ausdruck seines geistigen Lebens, die ihm gemäße Form geistiger Mittheilung ist, — raubt sie ihm und steckt ihn in die Zwangsjacke amtlich vorgeschriebener, am grünen Tisch erklügelter Methoden, und ihr beraubt ihn des Organs, das ihn zum Lehrer macht, ihr degradirt ihn zum bloßen Stundenhalter. — Bei der Einführung von Lehrmitteln, der Aufstellung von Lehrplänen und anderen das innere Getriebe der Schule betreffenden Maßregeln müßten die Lehrer viel mehr zur Mitwirkung herangezogen werden. Im Interesse der Erziehung ist es höchst wünschenswerth, daß der Lehrer aus der Stellung des Subalternbeamten, der sich seine Thätigkeit bis in's Kleinste vorschreiben lassen muß und schweigend zu gehorchen hat, in diejenige eines freien, selbstverantwortlichen Arbeiters emporgehoben würde.

Die Volksschule wird nicht gesunden, so lange der Lehrkörper krank ist. Es liegt etwas sehr Wahres in dem oft citirten Wort: der Lehrer macht die Schule. Es gibt eben keine tüchtige Schule ohne einen berufstreuen, für sein Amt begeisterten Lehrer. Berufsfreudigkeit und Liebe zur Sache im Lehrerstande zu wecken und zu erhalten, sollte die vornehmste Aufgabe der Gesetzgeber sein. Nun gibt es aber in der Existenz des Lehres gewisse Grundbedingungen, gewisse Voraussetzungen, die unbedingt erfüllt werden müssen, soll seine Berufsthätigkeit und damit die Leistungs- und Lebensfähigkeit der Volksschule erhalten bleiben. Zu diesen Grundbedingungen gehört in erster Linie eine soziale Stellung, wie sie Leuten gebührt, die den Beruf haben, etwa 95 Procent des ganzen Volkes zu brauchbaren und tüchtigen Staatsbürgern zu erziehen. Es muß freudig anerkannt werden, daß es dem Lehrerstande — hauptsächlich durch eigene Kraft — gelungen ist, auf diesem Gebiet in den letzten Jahren einen tüchtigen Schritt vorwärts zu kommen. Beispielsweise sind die Lehrer, die zugleich den Kirchendienst zu verwalten haben, nach der Ministerial-Verfügung vom 27. Februar 1894 berechtigt, bei Neuanstellung die Abtrennung der sog. niederen Küsterdienste (das Reinigen der Kirche, das Läuten, Heizen der Kirche, Anzünden der Lichter, die Fürsorge für Glocken und Thurmuhr) zu fordern. Der Lehrer wird durch diese Verfügung in den Stand gesetzt, sich von einer Anzahl lästiger und zeitraubender Geschäfte zu befreien, deren Verrichtung nicht sonderlich geeignet war, ihm eine geachtete Stellung in der Gemeinde zu geben. Ferner hat der gegenwärtige Cultusminister es für wünschenswerth erklärt, daß dem Lehrer im Schulvorstande, in welchem bisher alle möglichen Stände, vom Bürgermeister und Geistlichen bis zum Nachtwächter und Gemeindehirten herunter — mit Ausschluß des Lehrers —, vertreten waren, nun endlich Sitz und Stimme gewährt werde. Auch hiermit ist eine alte Forderung des preußischen Lehrerstandes erfüllt worden. Endlich haben auch in der Frage des Militärdienstes die Volksschullehrer insofern einen Erfolg zu verzeichnen, als Kriegsminister und Cultusminister übereinstimmend die Berechtigung zum einjährigen Dienst, die von der Mehrzahl der Lehrer seit langer Zeit gefordert wird, im Princip anerkannt haben. Bisher nahm bekanntlich der preußische Volksschullehrer auch im Heere eine Ausnahmestellung ein, indem er — alles in allem — 20 Wochen diente und dadurch zum Soldaten II. Klasse degradiert wurde. — Diese und ähnliche kleinen Erfolge haben große Befriedigung hervorgerufen; der preußische Volksschullehrer, weit entfernt von der chronischen Unzufriedenheit, die ihm von gewissen Seiten beständig vorgeworfen wird, zeigt seinen Idealismus auch darin, daß er im höchsten Grade dankbar ist für die bloße Aussicht, daß seine gerechten Forderungen in absehbarer Zeit erfüllt werden.

Soll die Volksschule gesunden, so muß die Regierung, die sich der Wichtigkeit einer angemessenen Stellung des Lehrers wohl bewußt ist, den beschrittenen Weg weiter verfolgen. Dem Lehrer muß volle bürgerliche und politische Freiheit gewährt werden. Fort mit allen Ausnahmezuständen! Die Lehrer sind gern bereit, Gemeindesteuern zu tragen, wenn ihnen dafür das passive Wahlrecht zu den Gemeindevertretungen gewährt wird. Auch in politischer Hinsicht muß dem Lehrer die Freiheit zugebilligt werden, der sich jeder Staatsbürger erfreut. Es darf nicht mehr vorkommen, daß der Lehrer vor seiner Berufung in eine ländliche Schulstelle von dem gutsherrlichen Patron über seinen politischen Standpunkt verhört oder auf ein bestimmtes politisches Glaubensbekenntnis verpflichtet wird. Einer der ersten Schritte der Regierung sollte die Aufhebung der gutsherrlichen Patronate und die Ueberweisung des Lehrerwahlrechtes an die Gemeinden sein. Das würde der Schule in jeder Beziehung zu Gute kommen. — Auch in dem Bestreben, dem Lehrer zu der ihm gebührenden Stellung in der Schulverwaltung (in den Schulvorständen, Schuldeputationen und Schulaufsichtsstellen) zu verhelfen, wird hoffentlich die Regierung nicht erlahmen.

Unter den Bedingungen, die um jeden Preis erfüllt werden müssen, sollen normale Zustände herbeigeführt werden, steht eine gründliche allgemeine Aufbesserung der Gehälter obenan. Die Unzulänglichkeit der Lehrergehälter wird heute von fast allen Parteien zugegeben; so lange noch Hunderte und Tausende von Lehrern Gehälter von weit unter 900 Mark beziehen, ist ein Nothstand vorhanden, der von keinem Verständigen geleugnet werden kann. Es muß immer wieder betont werden, daß, was die Volksschullehrer so tief kränkt und erbittert, nicht die Niedrigkeit der Gehälter an sich ist, sondern vor allen Dingen der gewaltige Abstand dieser Gehälter von denjenigen der mittleren Gemeinde- und Staatsbeamten und die in dieser Thatsache zum Ausdruck gelangende geringe Werthschätzung der Lehrerarbeit. Diese Thatsache drückt das Selbstbewußtsein, die Arbeitsfreudigkeit und die Berufstüchtigkeit der Lehrer herab. Als man unter dem Minister von Zedlitz daran ging, die Gehälter aufzubessern, erklärte die pommersche Kommission, die dortigen Gehälter seien ausreichend; ja ein einflußreicher Mann rechnete sogar aus, 600 Mk. seien noch zu viel; ein Lehrer könne schon mit 586 Mk. ausreichen. Hier wurde also dem Lehrer die soziale Stufe eines ländlichen Tagelöhners oder Viehhirten angewiesen.

Glücklicher Weise werden derlei Ansichten immer seltener, sie wagen sich wenigstens nicht mehr so recht an das Tageslicht hervor. Dem gegenwärtigen Leiter des Schulwesens muß es als Verdienst angerechnet werden, daß er trotz des vielfachen Widerstandes der Gemeinden nicht nachläßt, auf dem Verwaltungswege nach besten Kräften eine möglichst allgemeine Aufbesserung der Gehälter anzustreben. Leider schreibt der Mangel an Mitteln dem Minister häufig äußerste Beschränkung vor. An eine Bewilligung großer Summen für diesen Zweck oder gar an den Erlaß eines Dotationsgesetzes ist nicht zu denken, so lange im Abgeordnetenhause Centrum und Konservative das Uebergewicht haben. Diese Parteien haben es den Volksschullehrern noch nicht vergeben, daß sie, wie ein Mann, gegen das Zedlitz'sche Unterrichtsgesetz Front machten; und sie scheinen entschlossen zu sein, ein Dotationsgesetz nur in Verbindung mit einem nach Zedlitz'schen Grundsätzen ausgearbeiteten Unterrichtsgesetz zu Stande kommen zu lassen; daher in diesen Reihen der Widerstand gegen ein bloßes Besoldungsgesetz und gegen jeden Versuch der Regierung, Mittel zu einer durchgreifenden allgemeinen Aufbesserung der Gehälter flüssig zu machen.

Um die Volksschule auf die Stufe zu heben, die sie im Culturleben unserer Zeit einnehmen muß, dazu bedarf es endlich dringend einer Verbesserung und Erhöhung der Lehrerbildung. Die heutige Präparanden- und Seminarbildung — darüber sind sich die Lehrer so ziemlich einig — genügt in keiner Weise mehr. Die Wünsche der Lehrerschaft gehen dahin, daß die Vorbildung des Lehrers nicht, wie bisher, in privaten oder staatlichen Präparandenanstalten, die doch alle mehr oder minder den Charakter einer „Presse" tragen, sondern auf höheren Lehranstalten (Realschule, Mittelschule) erworben werde; das

Seminar, das heute sowohl der allgemeinen als auch der Fachbildung dient, sei fortan nur Fachanstalt. Durch Gaben und Wissen ausgezeichneten Zöglingen möge dann, wie es in einigen Staaten schon geschieht, das Privilegium gewährt werden, ihre Bildung an einer Hochschule zu vervollkommnen.

Viel, unendlich viel ist auf dem Gebiet des Volksschulwesens gut zu machen. Schwere Opfer werden nöthig sein. Schulfragen sind einmal in erster Linie Geldfragen. Es muß eine Ehrenpflicht des preußischen Volkes sein, der Schule zu geben, was ihr gebührt, damit endlich Zustände beseitigt werden, die, nach dem Geständniß des besonnenen Ministers Bosse, das preußische Volksschulwesen in seiner ganzen Existenz auf „das ernstlichste gefährden."

Die unehrliche Concurrenz.

Wer noch an dem legislativen Talent unseres Reichsparlaments zweifelte, den mußte die letzte Session eines Besseren belehren. Während sich die Reichsregierung nach den anstrengenden Trunksuchts- und Heinze-Gesetzen, mit denen sie die Welt beglücken wollte, wohlverdienter Ruhe hingiebt und selbst die nothwendigsten Vorlagen wie über Börsenorganisation, die Reform des Actienwesens, das Bankdepotwesen als unantastbares Heiligthum ansieht, halten sich die Volksvertreter von rechts und links berufen, theils um Zeichen ihrer Existenz nach Außen gelangen zu lassen, theil um der Diätennothwendigkeit gehörigen Nachdruck zu verleihen, mit einer Verständnißlosigkeit, die dem hohen Hause alle Ehre macht, in die fehlende Lücke einzuspringen, um für die wirthschaftlich Schwachen, mögen diese sich nun als Latifundienbesitzer oder als Abzahlungskäufer darstellen, die allmächtige Gewalt der Gesetzgebung zu Hülfe zu rufen. Auch das von der Handelswelt dringend ersehnte Gesetz zum Schutz der Waarenbezeichnungen, welches schon seit zwei Jahren nach seiner Auferstehung schmachtet, hatte unter dieser gesetzgeberischen Wuth, die sich wehrlos auf die unschuldigsten Opfer wirft, zu leiden. Der Abgeordnete Roeren, ein sonst sehr verständiger Mann, hatte in zweiter Lesung plötzlich entdeckt, daß hier der geeignetste Ort sei, um dem Gesetz gegen die unredliche Concurrenz, mit dem seine Partei schon seit Langem schwanger geht, billige Unterkunft zu schaffen, und die Folge war ein Zusatzparagraph, welcher mit Geldstrafe bis 3000 Mark und Gefängniß bis drei Monaten jeden bedrohte, „der im Handel und Verkehr über den Ursprung und Erwerb, über besondere Eigenschaften und Auszeichnungen von Waaren, den Anlaß zum Verkauf oder die Preisbemessung auf Täuschung berechnete, falsche Angaben macht." Mit Hülfe der ostelbischen Junker, welche dem Handelsstande wenigstens einen kleinen Schlag dafür versetzen wollten, daß der Antrag ihres Grafen Kanitz auf gesetzliche Concession des Brotwuchers durch Monopolisirung des Ein- und Verkaufs des ausländischen Getreides und Festsetzung von Mindestpreisen für dasselbe nicht die einer derartigen verdienstvollen Anregung gebührende Würdigung am Regierungstische gefunden hatte, ging die Vorschrift durch; erst als in dritter Lesung die weniger Verständnißlosen unter ihnen gemerkt hatten, was sie für einen Bock geschossen hatten, und als der Staatsminister v. Bötticher ihnen dieselbe Speise für das Menu der nächsten Session von Staatswegen zubereitet versprach, zogen sie großmüthig ihre Zustimmung zurück. — Es ist nicht alles Gold, was vom Centrum kommt, und wer für die Auswüchse des Bauschwindels verständigerweise nur eine Civilvorschrift bereit hält, der müßte seinem eigensten Geiste untreu werden, wollte er auf den unlauteren Geschäftsschwindel den Strafrichter hetzen.

Es ist kein Zweifel: die unerfreulichen Erscheinungen, welche der Kampf der Gewerbetreibenden um ihre geschäftliche Existenz gegenwärtig in immer steigendem Maße zeitigt, werden für die weitesten Kreise des Bürgerthums von Tag zu Tag sichtbarer und lästiger. Man schreckt vor den gröbsten Ausschreitungen der Reklame nicht zurück, und selbst Geschäftshäuser von altem Rufe und soliden Prinzipien gewöhnen sich, um unliebsame Concurrenzgegner todtzumachen, an Gebahrungen, die zum Mindesten den Namen „unreell" verdienen. Lehrt es doch die tägliche Erfahrung, daß Geschäftsunternehmer, welche es verschmähen, zu täuschenden Mitteln zu greifen, im Absatz zurückgehen, und daß sie ihren Kundenkreis an den Concurrenten verlieren, dem ein minder scrupulöses Gewissen innewohnt. Man denke nur an die „großen" und „gerichtlichen" „Ausverkäufe" von „Concursmassen" und „Brandwaaren", deren weithin leuchtende Ankündigungen die Hauptstraßen zieren, und bei denen gegen anständige Preise dem Leichtgläubigen Schundwaaren von gewitzigten Treibern aufgedrängt werden. Mit welchem Raffinement werden gerade in jüngster Zeit Firmennachahmungen vorgenommen, indem bekannte Firmen mit gewissen Aenderungen gebraucht werden, die, wenn auch nicht unwesentlich, doch immer so täuschend eingerichtet sind, daß sie von dem großen harmlosen Publikum unbemerkt bleiben.

Eine besondere Gruppe unter diesen unlauteren Firmenbezeichnungen nehmen die sogenannten „Nachtwächterfirmen" ein, die daher ihren Namen haben, daß ein findiger Elberfelder Kaufmann, um in Concurrenz gegen das „Seifenpulver nach Vorschrift von Dr. Thompson" treten zu können, einen Nachtwächter Namens Thompson aufstöberte, sich mit diesem associirte und nun sein Seifenpulver als „Seifenpulver Thompson & Cie." in Verkehr brachte. Welcher Unfug mit dem Namen „Farina" getrieben wird, davon weiß das Kölnische Wasser ein Liedchen zu singen. Köln hat nicht weniger als 36 Firmen mit diesem Namen aufzuweisen. Da der Name Farina (Mehl) in Italien nicht allzuselten ist, so ist es für den Kölner Kaufmann nur nothwendig, mit irgend einem Vertreter dieses Geschlechts, mag er nun Straßenkehrer oder Nachtwächter sein, einen „Societätsvertrag" einzugehen, ihn gegen ein gutes Trinkgeld zur Hergabe seines Namens zu bewegen, um gesetzlich das Recht zu haben, diese Firma seinen Fabrikaten aufdrucken zu können. Miethet er sich dann noch einen Bodenraum oder Kellergeschoß in der Nähe des Jülichplatzes, so ist die Welt um einen neuen, allein echten „Farina gegenüber dem Jülichplatz" reicher. Da Berlin noch keinen Jülichplatz aufzuweisen hat, so haben sich die beiden Chemiker, die auch in Berlin echtes Kölnisches Wasser von Johann Maria Farina brauen, mit anderen Plätzen begnügen müssen. Erst jüngst hatte sich das Reichsgericht mit einem Fall zu beschäftigen gehabt, in welchem ein Leipziger Pianofortefabrikant sich einen Productenhändler, Namens F. Blüthner, gekauft und auf dessen Namen eine Pianofortefabrik errichtet hatte, um in unehrliche Concurrenz gegen die Firma Julius Blüthner treten zu können.

Eine der modernsten Errungenschaften der schwindelhaften Concurrenz ist die Kunst, durch allerhand täuschende Mischungen Industrieerzeugnisse so herzustellen, daß sie äußerlich den Schein vollendetster Solidität an sich tragen, bis man erst beim Gebrauch den „Reinfall" gewahr wird. Daß in der Seidenindustrie die künstlichen Beschwerungsmittel eine große Rolle spielen, daß bei der Schuhfabrikation Kunstleder und gepreßte Pappe ausgedehnte Verwendung finden, wird manch Einer, der bei „spottbilligen Ausverkäufen" nur mit schwerem Herzen vorübergehen kann, am eigenen Leibe haben erfahren müssen. Schlimmer als diese Fälschungen sind die Kunstmischungen, denen die nothwendigen Nahrungs- und Genußmittel vor und bei ihrem Eintritt in den Verkehr unterworfen werden, ohne daß die Gesundheitspolizei dagegen einzuschreiten vermag. Was heute in Berlin als „Medicinal-Ungarwein" verkauft wird, das ist großentheils weder mit einem Medicinmann, noch mit dem Ungarland, noch mit irgend einer Weinsorte jemals in Berührung gekommen. Liqueure, Butter, Bier, Tabak: alles ist der Concurrenz zum Opfer gefallen, die Billigkeit zum Hauptprincip gemacht hat, weil sie — ihr Publikum nur zu gut kennt.

Daß sich Geschäftsleute zur Erhöhung ihres Renommées

Bezeichnungen zulegen, die ihnen gar nicht zukommen, ist allbekannt. Hochklingende Firmenprädicate, Wappenabbildungen und prahlerische Preismedaillen führen das Publikum irre. Der „Medaillenschwindel" ist eine der verbreitetsten geschäftlichen Unsitten und, wie jüngst von erfahrener Seite bemerkt wurde, wird es, wenn hier nicht eine Aenderung eintritt, bald ehrenhafter sein, gar nicht ausgezeichnet zu sein. Welcher Unfug wird endlich trotz des bestehenden Markenschutzgesetzes mit falschen Angaben über Ursprung und Herkunft der Waare wie mit der Nachahmung fremder Schutzmarken getrieben! —

Geschädigt durch derartiges unredliches Gebahren werden natürlich in erster Linie die Käufer, Personen, welche sonst überhaupt nicht oder nicht Waaren dieser Art oder nicht von diesem Gewerbetreibenden gekauft hätten, die in der Meinung, einen besonders günstigen Einkauf zu machen, zu Geldausgaben verleitet werden für Waaren, an deren Anschaffung sie unter den wirklich obwaltenden Verhältnissen niemals gedacht hätten. Geschädigt wird in zweiter Linie aber der redliche Concurrent, dem durch die unsauberen Manipulationen seines Geschäftsgenossen ein großer Theil seiner Kunden entzogen wird.

Fragen wir nun, auf welchem Wege diesem schrankenlosen Treiben Ziel und Damm gesetzt werden kann, so wird man sich nicht verhehlen dürfen, daß gerade auf diesem Gebiete die Selbsthülfe Bedeutendes erreichen kann, und zwar ist hier besonders die Selbsthülfe wirthschaftlicher Vereinigungen am Platze. Durch die Presse und in Versammlungen wird man die besonders krassen Fälle unlauterer Reklame rücksichtslos aufdecken müssen. Practische Aufklärung durch Wort und Schrift, eine zielbewußt auf die Läuterung der geschäftlichen Moral und Bloßstellung aller unsauberen Elemente gerichtete gemeinschaftliche Thätigkeit wird viel Gutes zu stiften vermögen. Aber allein der Uebermacht der unlauteren Concurrenz entgegenzutreten, dazu ist die Selbsthülfe keineswegs ausreichend. Bei dem innigen Verhältniß, in welchem die Formen des geschäftlichen Lebens mit unserer gesammten volkswirthschaftlichen Entwickelung stehen, darf die Staatsgewalt den Auswüchsen des geschäftlichen Verkehrs nicht müßig gegenüberstehen. Es ist eine Pflicht der Rechtsordnung, nicht nur den Verständigen, dessen Bildungs- und Fassungsvermögen ihn über das arglose Durchschnittspublikum erhebt, sondern gerade den minder Gewitzigten gegen Ausbeutung seiner Gutgläubigkeit zu schützen. Und eine ebenso hohe Pflicht ist es, den Redlichen vor den Unredlichen zu wahren; zu verhüten, daß Derjenige, welcher sich solider Grundsätze befleißigt, von den minder gewissenhaften Concurrenten durch unlautere, auf Lüge und Täuschung beruhende Mittel um seine ganze Existenz gebracht wird.

Erscheint daher der Ruf nach gesetzgeberischer Hülfe prinzipiell auch gerechtfertigt, so bleibt doch die zweite große Frage: ob sich ein gesetzgeberisches Einschreiten in dem durch den obigen Antrag bezeichneten allgemeinen Umfange gerechtfertigt erweist, ob ferner gerade dem Kriminalrichter hier die machtgebende Rolle zufällt.

Dem Unfug auf dem Gebiete der Markennachahmung, welchem das geltende Recht größtentheils ohnmächtig gegenüberstand, beizukommen, dazu bietet bereits der § 18 des jetzt verabschiedeten „Gesetzes zum Schutze der Waarenbezeichnungen" die nothwendige Handhabe, indem er den Waarenzeichenschutz auch dann gewährt, „wenn ungeachtet der Abänderungen die Gefahr einer Verwechselung im Verkehr vorliegt". Auch die falsche Angabe des Ursprungsortes wird durch § 15 dieses Gesetzes in vielen Fällen getroffen werden können. Man hüte sich, gerade im Interesse des internationalen Verkehrs, in dieser letzteren Beziehung allzu rigorose Vorschriften zu treffen und damit Zustände herbeizuführen, wie sie in England durch die neue „merchandise marks act" geschaffen sind, wo österreichische Handschuhe beschlagnahmt wurden, weil die Verschlüsse die Aufschrift „patent de Paris" trugen, und deutsche Cigarren trotz der Aufschrift „made in Germany" mit Beschlag belegt wurden, weil die Kistenbezeichnungen „maduro claro colorado" zu dem Irrthum führen könnten, als stammten die Cigarren aus einem spanischen Lande!

Wie man ferner den schwindelhaften Ausverkäufen zu Leibe gehen kann, das zeigt der jetzt in Oesterreich auf das dringende Verlangen mehrerer Handels- und Gewerbekammern ausgearbeitete Entwurf gegen Scheinausverkäufe. Derselbe schreibt, um zu verhüten, daß immer neue Massen von Waaren zu dieser Art von „Ausverkäufen" herangeschafft werden, vor, daß bei Anmeldung des Ausverkaufs ein Verzeichniß der vorhandenen Waaren aufgenommen und außer diesen nichts vertrieben werden darf; er setzt ferner eine besondere Besteuerung fest, welche mit der Dauer des Ausverkaufs wächst.

Aber ist denn auch für die übrigen tausend Mittel der schwindelhaften Reklame die strafrechtliche Ahndung der richtige Weg? Es ist ein sonderbar krankhafter Zug, der unsere ganze neueste Gesetzgebung durchzieht, für alle wirthschaftlichen und sozialen Gebrechen den Kriminalrichter als Arzt aufzustellen und den großen nationalen Wirthschaftskörper mit dem Gefängniß- und Zuchthausparagraphen reformiren zu wollen. Die Erfahrung aller Zeiten hat die Unfähigkeit von Strafsanctionen zu derartigen Aufgaben gezeigt. Abgesehen davon, daß bei dem heutigen Stande und Kampf der Concurrenz eine Strafvorschrift wie die obige das Denuncianten-thum in gefährlicher Weise großzüchten würde, muß nicht die ganze Geschäftswelt durch eine solche Bestimmung unter eine Polizeiaufsicht kommen, die auch den reellen Handel schwer treffen muß, ohne ihm auf der anderen Seite als Aequivalent irgend welche wirksame Cautelen bieten zu können?

Dasjenige Land, welches zum Ausgangspunkt der ganzen Bewegung gegen die concurrence déloyale geworden ist, welches noch heute die unredliche Reklame auf das Wirksamste bekämpft, ohne daß bisher etwas von einer Benachtheiligung des legitimen Verkehres laut geworden ist — ist Frankreich. Dort weiß man aber von einer strafrechtlichen Ahndung nichts. Die französische Rechtsprechung hat einzig mit Hülfe von zwei unwesentlichen Paragraphen des code civil ein System privater Schadensersatzansprüche aufgebaut, die geeignet sind, den unlauteren Wettbewerb in seinen mannigfachen Gestalten zu treffen. Artikel 1382 des code civil lautet nämlich: „Jedwede Handlung eines Menschen, die einem anderen Schaden verursacht, verpflichtet denjenigen, durch dessen Verschulden der Schaden entstanden ist, zum Ersatz desselben", und Artikel 1383: „Jeder ist für den Schaden verantworlich, welchen er durch seine Handlung oder auch nur durch seine Nachlässigkeit verursacht hat."

Diese Grundsätze hat die französische Rechtsprechung in überaus scharfsinniger Ausgestaltung auf den geschäftlichen und gewerblichen Verkehr in Anwendung gebracht. Frankreich genießt volle Handels- und Gewerbefreiheit. Aber die Freiheit des Wettbewerbes hat seine Schranken, wie die Geltendmachung des Eigenthumsrechtes. Als Ueberschreitung des Concurrenzrechtes gilt jedes Mittel zur Täuschung des Verkehres, sowie zur Verdrängung des Mitbewerbers. Der Richter untersagt die unlautere Handlung und setzt den Schaden nach seinem Ermessen fest. Das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch ist der rechte Ort, um mit ähnlichen Vorschriften auch dem schwerleidenden Handel in Deutschland zu Hülfe zu kommen. Die nahe bevorstehende Revision des Handelsgesetzbuches wird die Gelegenheit zu diesen nothwendigen Erwägungen bieten. Derartige rein civilrechtliche Maßnahmen werden aber zugleich eine zu weit gehende Verallgemeinerung verhüten und den Umständen des Einzelfalles gebührend Rechnung tragen können. Unwahre Angaben über Ursprung und Eigenschaften einer Waare sind dann ungefährlich, wenn sie allgemein üblich und gebräuchlich sind, wenn das Publikum aus dem Verkehrsleben wußte oder wissen mußte, daß die Bezeichnungen nur harmlose Prahlereien sind und nicht so gemeint und verstanden werden wollen, wie es ihr Name besagt. Man verwechsle nicht den unlauteren mit dem unbequemen Wettbewerb. Die „erlaubte Reklame" ist kein bloßes Schlagwort; sie ist, so lange sie nicht in Mißbrauch ausartet, nützlich, oft sogar nothwendig.

Justus.

Literatur und Kunst.

Anzengruber's letzte Dorfgänge.

Von Ernst Heilborn.

„Ich verbrannte von meinen poetischen Erzeugnissen, was mir nicht des Aufhebens werth erschien, und das war viel. Und über der Asche gedachte ich Spinoza's — Glasschleifen und tief im Herzen die Gedanken verschließen — tief im Herzen." So schrieb Anzengruber in kurzer autobiographischer Skizze, der schweren Mißerfolge seiner Jugend gedenkend. Und als ihn Rosegger gegen Ende seines Lebens einmal aufforderte, an einem Festmahl theilzunehmen, da antwortete er: „Lieber Rosegger! Der Fleck auf der Ehr!" Eine entmuthigende Jugendzeit und ein vergifteter Lebensbeschluß, dazwischen Jahre wechselnder Erfolge und steter, schwerer Sorgen, das ist Anzengruber's Leben. Und doch heißt es in den aus seinem Nachlaß eben veröffentlichten „Letzten Dorfgängen" *) „Leidlein? Warum nicht Leid?" — „Leid kennen nur gefallene Engel. Das Ungemach vergänglicher Wesen, wie groß es dieselben auch dünken möge, tilgt über kurz der Tod hinweg, oder die Zeit macht es vergessen."

Es gibt eine Parabel von einer Palme, die schöner und kraftvoller sich entfaltete als alle anderen Palmen ringsum, weil sie wachsend einen Stein auf ihrer Krone tragen mußte: aus dem Leid, das Anzengruber durchzukämpfen hatte, ist ihm seine Weltanschauung erstanden.

Anzengruber hat einmal ein Traummärchen erzählt: Ein Lord träumt, er stehe am Nordpol und übersehe die weite Erde. Und die Erde ist ein großes Schiff mit Riesenmasten und Segeln, das durch den Weltraum steuert. Und an einem Eisblock lehnt ein Mann mit weißem Haar und schneeigem Bart, der Kapitän des Schiffes. Der Lord geht zu ihm und fragt ihn, wohin die Reise gehe. „Nach Gott," antwortet der Kapitän. Ob er den Weg kenne? fragt der Lord. Den Weg kenne er nicht, sagt der Kapitän, aber er deutet auf die Gestirne im weiten Raume, die gleichfalls muthig nach dem Ziele segeln, ohne es bisher gefunden zu haben. Er selbst segle bereits über sechstausend Jahre, aber das nächste Jahrtausend hoffe er, werde ihn in den ersehnten Hafen führen. Und dann geht der Lord zum Steuermann, der an dem Nordpol steht. „Wir segeln nach Gott aus," redet ihn der Lord an. „Ja, ohne Kurs und schon an die sechstausend Jahre," lautet die Antwort. „Und ihr Menschenkinder, vergeßt ihr's denn, daß man euch schon in der Schule gesagt hat: wir segeln im Kreise?" — „Und alle die, die über der Reise verstarben?" „Die sind über Bord." — — „Jesus und Joseph! is dös a dumme Welt," sagt der arme Jakob im Meineidbauer, als er erfährt, daß ihn ein Zufall und fremde Schlechtigkeit in Noth und Schande getrieben haben.

Und andererseits die Offenbarung des Steinklopferhannes! Der arme Teufel, der ohne den rechten Legitimationsschein auf die Welt gekommen ist, liegt krank da. Niemand fragt nach ihm, Niemand sorgt für ihn. Mühsam schleppt er sich hinaus unter die Bäume. Da reckt er sich im Sonnenschein und rings um ihn grünt es und zirpt es und singt es. Und da hat er seine Eingebung: „Du g'hörst zu dem all'n und dös all' g'hört zu dir! Es kann dir nix g'schehn! Und dös war so lustig, daß ich's all' Andern rundherum zug'jauchzt hab': Es kann dir nix g'schehn!"

Anzengruber's Weltanschauung gründet sich auf moderne, nüchterne Naturwissenschaft. Er sieht die Erde und ihre Geschöpfe nicht in dem Sonnengold überirdischer Ideale und Träume. Aber wie sich eine Pflanze mit ihren Wurzeln in der Erde festklammert, so hält seine Weltanschauung pantheistisch den Zusammenhang mit der Natur fest und saugt aus ihr Kraft und Tröstung. Nur weil sie so tief eingedrungen war, konnte sie so stark und so fröhlich gedeihen. Anzengruber's frohes Lachen ist ein Lachen aus Verständniß und Kraftbewußtsein.

Anzengruber's Weltanschauung ist nicht wie ein Mantel, den sich ein Dichterlein aus der Maskengarderobe irgend eines Philosophen für den Schlußact seiner Trauerspiele leiht. Sie ist das Medium, durch das er alles erblickt. Deshalb trägt Alles, was Anzengruber geschrieben, so sehr den Stempel seiner Persönlichkeit. Und deshalb hatte er ein Recht, im Hinblick auf die jetzt veröffentlichten Erzählungen seinen bedenklichen und kritisirenden Freunden zu sagen: „Hilft nix, kommt do in's Büchel." Denn zeugen auch manche der Skizzen von erlahmender Kraft, und sind auch manche nur des lieben Broterwerbes halber geschrieben, sie sind alle echte Anzengruber.

Ein Theil der Erzählungen trägt die Bezeichnung „Kalendergeschichten". Als ein Kalendermann ist Anzengruber ausgezogen und wie das üblich, hat er den Kalendergeschichten in leichtem Plauderton eine Moral angefügt. Aber Anzengruber's Moral ist eben nicht die ältliche Gouvernante mit runzlichem Gesicht, die das Gewissen engt und mit dem Zeigefinger drohend warnt: sie ist die starke Freundin, die das Herz weitet. Das ist Moral in seinem Sinne, wenn die alte Jungfer der Straßendirne den Eintritt in ihre Wohnung nicht wehrt, sondern ihr dazu verhilft, durch eine Thürritze zu erlauschen, wie ihre Familie, die sie verstoßen, Weihnachten feiert. Oder wenn er lustig ein zänkisches Weib von der Angewohnheit heilt, dem braven zweiten Manne ihren „Seligen" stets als leuchtendes Exempel hinzustellen: der Mann erfährt, wie der Selige es getrieben hat und geht hin und thut ihr desgleichen, d. h. er treibt ihr den Zankteufel mit dem Stock aus. Und selbst das ist Moral in Anzengruber's Sinne, wenn er einer armen, braven Bauerndirne durch ihr uneheliches Kind zum Glück verhilft. Es wohnt da irgendwo ein Professor, der Sprachstudien an Kindern betreiben möchte und dabei ein hoffnungsloser Junggeselle ist. Dem kommt die Dirne gerade zu Paß. Und als ihr Kind über die interessanten Jahre hinaus ist, da bittet er sie schüchtern, ihm neue Gelegenheit zu schaffen. Und seine Aussichten sind durchaus nicht schlechte, da ihr ihr Bursche treu geblieben ist.

Den Professor bezeichnen die Bauern „als einen grundg'scheiten Herrn, der aber hellauf ein Narr wär'." Das ist Bauernweisheit, und Anzengruber's Denkerweisheit hat Aehnliches gelehrt. „Mein Verzeichniß von Bösewichtern," hat Schiller einmal geschrieben, „wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und meine Register von Thoren vollzähliger und länger." Auch für Anzengruber ist das Wort zur Wahrheit geworden. Weil er so tief in das menschliche Herz hineinsah und weil seine Lebensanschauung im Grunde eine so tiefernste war, deshalb konnte er lächeln über Gerechte und Ungerechte. Auch über Ungerechte! In dem jetzt veröffentlichten Bande befindet sich eine kleine Skizze „Der gekränkte Gatte". Es ist die Geschichte eines Mannes, der von der Schande seiner Frau lebt. Wenn irgendwo, müßte hier der Stab gebrochen und das Schuldig gesprochen werden. Anzengruber aber sieht die Gestalt in eigenem Lichte: der Mann sitzt da und schlemmt und Allen erzählt er seine Geschichte und Alle lachen über ihn und so lange hat er sich selbst belogen, bis er sich selbst glaubt; auch er ist nur — „hellauf ein Narr."

Und in dem gleichen lustig vibrirenden Sonnenlicht sieht Anzengruber die Menschen vergangener Zeiten. Es ist der Fluch landesüblicher Geschichtsauffassung, daß alle Gestalten durch ein Vergrößerungsglas gesehen und höflich auf Stelzen hinaufcomplimentirt werden. Wenn Anzengruber wie hier „Mären aus alter Zeit" erzählt, so weiß er durch Panzer und bauschiges Hofgewand hindurchzusehen. Der Raubritter, der auf hohem Felsennest haust, ist eben kein höheres Wesen als ein raufluſtiger Bauernbursche, und leicht prellt ihn Frauenlist. Und der wohledle Herr, von dem das kluge Märchen „Ehekräutlein" erzählt, duckt sich gerade so vor seiner Gattin, wie Blasi Hautzner, der Winzer, vor seiner Alten.

„Is dös a dumme Welt," hat Anzengruber gesagt und hat es doch verschmäht, Träume und Hoffnungen in sie hinein zu dichten. Er wollte auch in die Menschen nichts hinein

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

tragen. Er glaubte, um mit seinen eigenen Worten zu reden, „daß von Menschenbrust zu Menschenbrust ein elektrischer Draht läuft, an dessen Ende, unbekümmert darum, ob er unter Kloaken, Gefängnißzellen und Bordellen hinzieht, die Botschaft des Geistes sich in Lettern fertig stellt." So wurde Anzengruber zu dem, was ein jeder Dichter in erster Linie sein sollte, zum Charakteristiker.

Ein Charakteristiker ist Anzengruber auch in seinen „letzten Dorfgängen".

Der Wucherer des Dorfes ist gestorben. Mit ein paar Strichen hat Anzengruber die Gestalt hingestellt. Man sieht ihn in die Hütten der Armen schleichen: er jammert und klagt und dabei blitzt ihm die Schadenfreude aus den Augen. Noch auf dem Todtenbett feiert er hämisch Triumph, denn er hat seinen einzigen „Freund" betrogen. Formalitäten kosten Geld und so hat er dem Rohrhofer einen Theil seiner Aecker „auf Treu und Glauben" verkauft. Bei der Erbschaftsregulirung erweist sich der Verkauf als ungültig. Der Rohrhofer aber ist eine brutale Kraftnatur und läßt sich das nichts anfechten. Mit Gewalt vertreibt er den neuen Käufer von seinen Aeckern. Und diese brutale Kraftnatur wird dann durch den Kampf um's Recht gebrochen. Der Mann verliert den Boden unter den Füßen. Geistig beschränkt, wie es diese bäuerischen Kraftnaturen so oft sind, sieht er keinen anderen Ausweg als hinzugehen und sich bei dem Grab des Wucherers zu erhängen, nachdem er vergebens darauf gewartet hat, daß der Tode komme und sein Unrecht sühne. Bis Mitternacht hat er dem Todten Zeit gegeben, aber der kommt eben nicht . . . Anzengruber hat die Gestalt durchaus nicht idealisirt, und gerade deshalb wirkt dieser Goliath, der ein Kind ist, so rührend und so überzeugend. Ueberzeugender vielleicht als Ludwig's Erbförster.

Und als Charakteristiker ist Anzengruber auch in die Hütte des Winzers Blasi Hautzner eingekehrt. Des kleinen Blasi Hautzner mit dem krummen Rücken und den abstehenden Ohren, dem die Tochter heimlich ein paar Groschen zusteckt, der als Pantoffelheld im ganzen Dorf verschrieen ist und sich nun aufrafft, aus Liebe zu dem Mädchen den Kampf mit seiner Alten aufzunehmen, der kläglich dabei scheitert und schließlich nur durch einen Zufall zum Herrn der Situation wird. Und dann die naive, kindliche Freude des Kleinen!

Dabei hat Anzengruber's Charakterisirungskunst so gar nichts Absichtliches, Gewolltes. Seine Charaktere sind nicht, wie Otto Ludwig es Hebbel vorgeworfen hat, Tag und Nacht in ihrer vollen Wappenzier. Er charakterisirt unmerklich. Er erzählt, wie der Brunnlechner endlich hingegangen ist, die Körbelflechter-Kathrine mit der Hacke todtzuschlagen, weil die Alte ihm sein Hauswesen verhext hat. Und dann gibt er die Gerichtsverhandlung. Und aus den thörichten Aussagen des Brunnlechner's ersteht ganz von selbst das Bild der „Hexe". Wie sie als Kind verwahrlost und vereinsamt aufgewachsen ist, wie sie den Brunnlechner geliebt hat und von ihm verabscheut wurde, wie sie allen Dörflern ein Greuel war. Aus Nothwehr hat sie vorgegeben, im Besitz übernatürlicher Geheimnisse zu sein, und diese eine List hat sie mit dem Tode bezahlt. Die Hexe!

„Des sollt's sehn, Herr, daß sich vans ins andre, nach und nach, so g'schickt und mich dahin g'führt hat, wo ich hietzt steh'," sagt der Brunnlechner vor Gericht. Anzengruber hat mit diesen naiven Worten, die er dem kindischen alten Mann in den Mund legt, eine wesentliche Seite seines Schaffens berührt, seine Kunst zu Motiviren. Er ist ein Meister darin, die Kausalkette, die von leisem Wünschen oder Fürchten zur That führt, an den Tag zu legen. Seine Motivirungen sind ganz unmerklich und ganz folgerichtig; er weiß, auch an sich Unwahrscheinliches unter gegebenen Umständen nothwendig zu machen. Auch seine letzten Dorfgänge können dafür Zeugniß ablegen. In irgend einem Oertchen lebt ein Mißgünstiger, dem alle Dörfler aus dem Wege gehen, weil er dafür bekannt ist, wissenlich Böses anzurathen. Anzengruber hat geschildert, wie ein braver Knecht dem Menschen zum Opfer fällt: der Knecht will ihn nicht anhören, will überhaupt nicht mit ihm sprechen, und der Andere erzwingt sich Gehör; der Knecht prügelt ihn für seinen Rath, denn er sieht, daß er teuflisch ist, und er befolgt ihn doch. Solche Kunst des Motivirens ist die Basis für Anzengruber's Kunst des Charakterisirens. Und gerade sie steht mit seiner Weltanschauung in engster Wechselwirkung.

Anzengruber hat schwere Verbrecher geschildert, aber keinen einzigen Bösewicht; keinen Menschen, der das Schlechte um des Schlechten willen thut. Wenn sein Meineidbauer das Testament unterschlägt, wenn er auf den eigenen Sohn schießt, so sind die Motive, die den Mann weiter und weiter treiben, so klargelegt, die äußeren Thatsachen stoßen ihn so sichtbarlich vorwärts, daß man ihn nicht verachten, nicht hassen kann. Anzengruber hat nie von der schlechten That den Rückschluß auf den schlechten Thäter gezogen: die ganze Reihe der äußeren und inneren Motive hat er in's Auge gefaßt. Er, der Moderne, der das Märchen von der Willensfreiheit verlachte, hat aus der naturwissenschaftlichen Thatsache nie unterbrochener Kausalität sein mildes, freisprechendes Urtheil gewonnen.

Es ist charakteristisch: bei allen naiven, uncultivirten Völkern besteht die eine große Sehnsucht nach einem Richter, der in's Herz sieht. Als wären sich die Menschen bewußt, besser zu sein, als sie scheinen. Ludwig Anzengruber ist wahrhaftig kein Schönfärber gewesen. Aber er war ein Richter, der in's Herz sieht.

Und doch findet sich in den „Letzten Dorfgängen" eine kleine Skizze, die Anzengruber's freier Weltanschauung, so untrennbar sie sonst von seinem Wesen und Schaffen ist, widerspricht. Die Skizze heißt „Maculatur". Mit ein paar Strichen ist inniges, häusliches Glück Neuvermählter geschildert. Durch einen Zufall findet der Mann einen Fetzen Maculatur, einen Ausschnitt aus Gerichtsverhandlungen, aus dem er erfährt, daß seine Frau als vierzehnjähriges Mädchen von einem gewissenlosen Lehrer gemißbraucht worden ist. Da läßt er sich von ihr scheiden und Anzengruber sagt: „Er hatte nur gethan, was er seiner Ehre schuldig war."

Die Skizze ist im November 1886 geschrieben. Sie findet ihre Erklärung wahrscheinlich in dem tragischen Geschick des Dichters selbst, das freilich erst im August 1889 hereinbrach, wohl aber seine Schatten vorauf geworfen haben wird. Am 9. August 1889 war es, wie Bettelheim erzählt, daß Anzengruber später als gewöhnlich bei der Tafelrunde der Freunde erschien. Auf die Frage, was er auf einen Brief geantwortet habe, sagte er: „Nix, i hab jetzt ka Zeit zu so was. Mei Frau geht morgen von mir fort." — „Wohin geht denn die Badereise?" — „Fort geht's, für immer, nach sechzehnjähriger Ehe. Wir scheiden uns." Damals sprach Anzengruber von seinem „Fleck auf der Ehr."

„Is dös a dumme Welt," sagt sterbend der arme Jakob im Meineidbauer.

Eine philosophische Auslegung des Gegensatzes zwischen Schiller und Goethe.

„Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stelle anzuweisen, von ihr die kleinliche und trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigenthümlichkeit verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung des Lebens machen oder unmittelbar moralisches Wirken und Belehren von ihr verlangen will, ist, wie man sich nicht genug wiederholen kann, tief in deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet," sagt Wilhelm von Humboldt einmal. Man könnte in heutiger Zeit fast daran verzagen, daß diese Worte je auf wahrhaftiger und treuer Beobachtung beruht hätten, so sehr verkennt ein großer Theil der modernen Dichter ihre eigenste Aufgabe, ein Priester des Schönen im weitesten Sinne zu sein, wenn nicht immer wieder Männer aufständen, die auf diese höchsten Ziele der Kunst mit Beredt-

samkeit hinwiesen. Zu diesen Männern gehört auch Gustav Portig, dessen Schriften über „Religion und Kunst“ und „Angewandte Aesthetik“ ihn auf ästhetischem Gebiet schon lange als kenntnißreichen Führer charakterisirt haben. Jetzt tritt er mit einem neuen großen Werk vor die Oeffentlichkeit, das zugleich den Abschluß bilden soll für seine philosophischen wie ästhetischen Studien und auf breiter literarhistorischer Grundlage aufgebaut, mit dem Gipfel in die Regionen der höchsten Metaphysik hineinreicht. Ihm ist es völliger Ernst mit der Heiligkeit der Poesie und des dichterischen Schaffens, immer wieder betont er die Erhabenheit der künstlerischen Production und der Ideale, denen sie zu folgen hat, vor Allem aber ist es als ein charakteristischer Zug anzusehen, daß nach ihm die Kunst ohne eine durchgebildete philosophische Weltanschauung niemals die Höhen echter Menschlichkeit, d. i. Gottebenbildlichkeit zu erreichen vermag. Sein Werk über Schiller*) basirt ganz und gar auf der innigsten Durchdringung von Kunst und Philosophie; in immer neuen Wendungen wird dieser Zusammenhang betont und auf eine höhere Wahrheit und Allgemeingiltigkeit hingewiesen, der sie beide entsprießen.

Ueber die Art, in welcher die Aesthetik neuerdings selbst von den dazu berufenen Gelehrten vielfach gehandhabt wird, hören wir manches satirische Wort, das aber getragen ist von der Würde einer rein sachlichen Polemik und niemals die Grenzen der schönen Darstellung überschreitet. Wie Carriere, mit dem ihn überhaupt ein verwandtes Streben verbindet, ist Portig von der Ueberzeugung durchdrungen, daß man über das Schöne auch schön schreiben müsse, und diese Gewohnheit verläßt ihn auch da nicht, wo es sich um Klarlegung wissenschaftlicher Feinheiten handelt. Zwar ist er sich wohl bewußt, daß man den letzten Prinzipien des Seins mit menschlich diskursiver Reflexion und den Ausdrucksmitteln derselben niemals gerecht werden kann, aber wie Fichte versucht er es immer wieder, die Menschen zum Verständniß dessen zu zwingen, was seiner eigenen Empfindungswelt das Höchste ist. So sehr ist er davon durchdrungen, daß man das wahre Wesen unserer beiden großen Dichter nur dann wahrhaft zu erschließen vermag, wenn man auf die letzten Gründe der Philosophie zurückgeht, daß er allein aus diesem Gesichtspunkt die ganze Entwickelung Schiller's und Goethe's darzustellen unternommen hat, dabei aber nicht stehen bleibt, sondern diese Entwickelung und die dabei zu Tage tretende Differenz als einen Grundgegensatz im Wesen Gottes auffaßt und darnach die ganze Darstellung einrichtet. Die Einheit sowie die Verschiedenheit der beiden Dichter scheint Portig nicht anders erklärbar, als wenn sie durch das Wesen des menschlichen Geistes überhaupt bestimmt ist; der menschliche Geist ist aber nichts Anderes als eine Wiederspiegelung des göttlichen Wesens, so kommt Portig von dem rein menschlich-concreten Ausgangspunkt zu den höchsten Abstractionen und kann sich niemals in dem Bestreben, überall bis zum letzten Punkt vorzudringen, genug thun.

In dem bei Weitem größten Theilen des Buches handelt es sich um rein literargeschichtliche und ästhetische Untersuchungen über die Liebes und Freundschaftsverhältnisse Schillers, die eine Menge bedeutungsvoller und feinsinniger Aussprüche über das Wesen der Liebe und Freundschaft überhaupt zu Tage fördern. Diese Bemerkungen knüpfen sich im Wesentlichen an den Briefwechsel Schiller's an, den man in einer so vollständigen Zusammenstellung der wichtigsten Punkte desselben so leicht nicht wieder begegnen dürfte. Portig geht von dem ganz richtigen Gedanken aus, daß die werthvollen Schätze des Schiller'schen Briefwechsels noch lange nicht genug gewürdigt worden seien und ist deßhalb bestrebt, ohne Rücksicht auf den dadurch vergrößerten Umfang des Buches einen Auszug zu bringen, der an Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Für die Literarhistoriker von Fach wird deshalb dieser Theil wenig Neues bringen, aber an diese wendet sich der Verfasser auch weniger als an die weiten Kreise des gebildeten Publikums, die sich in der letzten Zeit, durch die Strömungen der neu-deutschen Dichtung beeinflußt, von Schiller abgewandt haben, in dem der Verfasser die höchste Entfaltung dichterischer Kraft sieht.

Wie Portig sich selbst als Dualist bekennt gegenüber dem Monismus E. v. Hartmann's und dem Pantheismus der linken Seite der Hegel'schen Schule, so ist auch sein Werk eine Zweiheit, die sich nicht zur Einheit verschmelzen läßt. Auf der einen Seite Literaturgeschichte, auf der anderen Seite Philosophie, über diesen Gegensatz kommt der Leser nicht hinaus. Alles, was über Schiller als Menschen und Dichter in Anknüpfung an den Briefwechsel und die Werke gesagt wird, zeigt den geborenen Aesthetiker, aber die Schlußfolgerungen aus den gegebenen Bedingungen gehören zu den gewaltsamsten Constructionen, die sich je ein Philosoph erlaubt hat. Portig gehört seiner Anlage nach zu den rein deducirenden Philosophen; da aber heutigen Tages die Deduction verpönt ist, rein metaphysische Bücher keine Leser mehr finden, und Alles von der Erfahrung seinen Ausgangspunkt nehmen muß, so benutzt er Schiller als „Erfahrung“, um scheinbar inductiv zu seinen Schlußsätzen zu kommen. Gott ist von dem Urgegensatz von Natur und Freiheit erfüllt, deshalb muß das Dioskurenpaar Goethe und Schiller denselben Gegensatz versinnlichen. Das letzte durch die Reflexion Erreichbare ist die doppelte Wesenhaftigkeit der Vernunftphantasie und des Gemüthwillens, bei Goethe begegnen wir der Vernunftphantasie, bei Schiller dem Gemüthwillen. Das Bewußtsein ist in der Form der sittlichen Freiheit das Höhere gegenüber der unbewußten Natur, so ist Schiller auch der Höhere als Dichter des sich selbst bestimmenden Freiheitwillens gegenüber dem Vertreter des unbewußten Naturgeistes, Goethe, dem hier in merkwürdiger Parallele Schelling und E. v. Hartmann angereiht worden. Der Dualismus bleibt das letzte Wort in der Philosophie, deshalb ist die höchste Offenbarung des göttlichen Wesens in der Menschheit auch nur als eine gegensätzliche denkbar, und Schiller und Goethe sind als die dichterischen Repräsentanten dieser Offenbarung anzusehen. Diesen Dualismus im Wesen Gottes identificirt Portig ganz unbefangen mit dem Theismus, der doch bisher immer nur trinitarisch oder unitarisch gefaßt worden ist, aber niemals dualistisch. Beide halten an der einen Substanz der Gottheit fest, die Portig als ursprünglichen Träger der Wesenheiten verwirft und nur als Product der zwei Wesenheiten und zwar genauer als ausgedehnte Substanz gelten läßt. Portig braucht nur den einen kleinen Schritt zu thun, daß er seine zwei „Wesenhaftigkeiten“ zu Attributen der überseienden Substanz herabsetzt, die begriffliche Einheit beider zu einer reellen oder substantiellen Einheit erhöht, und der Monismus ist fertig. Der Kampf gegen die Substanz ist für einen Denker von so hervorragender spekulativer Begabung nur aus der Opposition gegen den Pantheismus zu erklären. Der Substanz als solchen Selbstbewußtsein zuzusprechen, ist nicht wohl angängig, für den Theisten handelt es sich aber in erster Linie um die Verfechtung dieser Position, und deshalb wird die Substanz als pantheistische Unterlage verworfen und nur als Niederschlag zweier Thätigkeitsformen, nicht als das Prius dieser Thätigkeit aufgefaßt.

Schiller ist der Dichter der Freiheit, des Bewußtseins, Goethe der Dichter der Natur, des Unbewußten. Eine Bestätigung dieser Ansicht findet Portig schon bei Gervinus, der einmal sagt: „Sie schlossen, nach den Worten des einen, den großen Bund zwischen Natur und Freiheit; Schiller lernte, sich der Erfahrung nähern, Goethe dem Gesetz.“ Wenn man aber Freiheit mit Gesetz identificirt, so bleibt von dem ursprünglich mit diesem Begriff verbundenen Sinn wenig oder gar nichts übrig. Portig versteht unter Freiheit die sittliche Selbstbestimmung des Menschen, unter Natur das Walten des nur für uns unbewußten Gottesgeistes. Gesetzen sind beide Gebiete unterworfen. Die schillernde Unbestimmtheit des Freiheitbegriffes ist von jeher so recht ein Tummelplatz für die moralisirenden Philosophen und philosophischen Theologen gewesen. Portig verleugnet seine theologische Herkunft in der Formulirung des Freiheitbegriffes so wenig wie in der des

*) Schiller in seinem Verhältniß zur Freundschaft und Liebe sowie in seinem inneren Verhältniß zu Goethe. Hamburg bei L. Voß. 1894.

Gottesbegriffes, so sehr er sich sonst auch von theologischen Vorurtheilen frei gemacht hat. Erscheint ihm doch eine Weiterführung der jüdisch-christlichen Weltanschauung vor Allem geboten. Er ist der Ansicht, daß die Möglichkeiten des rein spekulativen Denkens erschöpft seien, daß es sich nur noch um eine Zusammenfassung aller Ergebnisse zu einem Weltgesetz innerhalb der Geisteswissenschaften handeln könne und sieht dieses Weltgesetz in dem Dualismus der beiden Wesenheiten erbracht, denen die Substanz gleichsam als ihr Summationsphänomen oder Korporationsproduct gegenüber steht.

Dieser Dualismus ist vielleicht ein heilsames Gegengewicht gegen die pantheistischen Neigungen der Materialisten, bei denen Natur und Gott allzusehr in einander verschwimmen; aber der Monismus ist ein zu tief gewurzeltes Grundbedürfniß des menschlichen Geistes, als daß dieser sich bei den dualistischen Erklärungen beruhigen könnte. Wo immer ein Dualismus dogmatisch fixirt worden ist, hat sich das religiös empfindende Gemüth noch stets durch die Mystik Genüge im monistischen Sinne zu verschaffen gesucht, und seit der letzten wissenschaftlichen Formulirung des concreten Monismus steht diese Erkenntniß für alle, die überhaupt noch eine Metaphysik gelten lassen, auf so festen Füßen, daß die Rückkehr zu dem Dualismus schwerlich so bald einen gläubigen Anhängerkreis finden wird. Zumal ein so künstlich construirter Dualismus wie der Portigs. Wenn z. B. die spekulative Vernunft mit dem unbewußten, der Willen mit dem bewußten Geist einander gleichgesetzt wird, um nur überall den Dualismus zu constatiren, so erinnert das etwas an Bahnsen's dialektische Beweisführung für den „Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt", und ist jedenfalls kein Beweis für eine überall vorliegende gegensätzliche Zweiheit, um die allein es aber dem Verfasser zu thun ist.

Dem Katholicismus weist Portig die Vertretung des Monismus zu, dem Protestantismus die des Dualismus, weil der Katholicismus einen mit Nothwendigkeit sich vollziehenden göttlichen Weltplan voraussetze, der Protestantismus das Ziel dieses Weltplans, nämlich den Anschluß an Gott in freier Selbstbestimmung nur bei einer kleinen Minorität verwirklicht sieht. Hier bricht sich wieder der Freiheitsbegriff Bahn, der Gottes Allmacht zu vernichten droht, wenn es in das Belieben des menschlichen Willens gestellt wird, den Plan Gottes entweder zu fördern oder zu Nichte zu machen. Um diesem Einwurf zu entgehen, wird eben der Widerstreit in das Absolute verlegt und zum metaphysischen Dualismus hinaufgeschraubt, womit allen moralischen Weiterungen aus dem Wege gegangen wird.

Den psychologischen Motivationsprozeß des Willens läßt Portig stets aus dem Spiel, noch weniger wird er der organischen Bedingtheit gerecht. Die philosophische Behandlung, welche das Freiheitsproblem bei anderen erfahren hat, findet bei ihm keine Berücksichtigung; er selbst bewegt sich aber hinsichtlich der Möglichkeit und näheren Bestimmung des Begriffs der Willensfreiheit bloß in schwankenden Andeutungen. Bei einer genaueren Berücksichtigung der Vorgänger würde sich herausstellen, daß Schelling nicht auf die Seite Goethe's sondern auf die Seite der Freiheitsphilosophen zu rücken sei, unter denen auch Fichte eine viel größere Bedeutung einzuräumen ist, als Portig dies thut. Fichte ist in erster Linie als Philosoph der Freiheit zu nennen; sein ganzes Wirken beruht auf diesem Begriff, und der Idealismus ist nur die Umhüllung des Grundprinzips der freien That, die in das Absolute hineinverlegt wird und als einziges Reale in der Erscheinungswelt stehen bleibt. Es werden einige Briefstellen von Schiller und Fichte mitgetheilt, aber der beiden Männer gemeinsame Grundgedanken kommt in ihnen nicht genugsam zum Ausdruck. Entweder birgt der Briefwechsel noch viel prägnantere Stellen, oder die beiden Männer waren sich bei ihrem hohen Selbstgefühl des sie Trennenden mehr bewußt als des sie Verbindenden.

Eine Zeit lang war es Gebrauch, den Unterschied Goethe's und Schiller's als den zwischen Objektivem und Subjektivem zu fassen, gestützt auf eine Aeußerung Goethe's. Nun setzt Portig an dessen Stelle den Unterschied zwischen Natur und Freiheit, der jedenfalls ebenso viel Berechtigung als der erstgenannte verdient und mit viel Geist und Feinheit durchgeführt ist. In unserer nackt naturalistischen Zeit, wo die practischen Probleme sich der vornehmsten Beachtung erfreuen, und auch in der Dichtkunst und Aesthetik die sinnenfällige Empirie ihren triumphirenden Einzug gehalten hat, berührt dies Buch wie ein Denkmal aus vergangener Zeit, in der die Beschäftigung mit den höchsten Fragen der Philosophie und Kunst zu den gewöhnlichsten Begebnissen gehörte; ein moderner Leser, der seinen Schiller nur von der Schullectüre her kennt, wird mit Erstaunen vernehmen, wieviel Gedankenarbeit sich aus diesem einzigen Dichter herausspinnen läßt. Die Betrachtung von einem so Alles durchdringenden philosophischen Gesichtspunkt ist ganz dazu angethan, das Verständniß für eine Reihe von Schönheiten zu wecken, an denen man bisher achtlos vorbei gegangen ist, zugleich aber kommt es zum Bewußtsein, was Portig auch einmal ausspricht, daß nur der Besitz einer gründlichen philosophischen Bildung die Fähigkeit verleiht, den Werken unserer großen Dichter gerecht zu werden, die selber um so größer sind, je philosophischer sie veranlagt und durchgebildet waren, ein Paradoxon, daß seine Seltsamkeit einbüßt, wenn man sich von dem Bildungsgang der älteren und der modernen Dichter genaue Kunde geben läßt. Je ernster z. B. Schiller sich seine philosophische Vertiefung angelegen sein ließ, um so herrlichere Meisterwerke schuf er. Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen jüngeren Literarhistoriker, einmal zu zeigen, wie befruchtend die Beschäftigung mit der Philosophie auf den Geist unserer Dichter gewirkt habe; man würde dann erkennen, daß die Behauptung: die Beschäftigung mit der abstrakten Gedankenwelt vernichte die gestaltende Kraft des dichterischen Schauens — zu den zu überwindenden Vorurtheilen gehört.

Neben der Unterscheidung des Subjektiven und Objectiven findet man bei der Beurtheilung unserer beiden Dichter auch sehr oft die des Idealismus und Realismus, indem man Schiller nach seinen eigenen Worten als den Vertreter des ersteren, Goethe als den des letzteren ansieht. Eins der längsten und bedeutendsten Kapitel ist der Betrachtung dieses Gegensatzes gewidmet. Portig nimmt von hier aber nur den Ausgangspunkt, indem er nach seiner Gewohnheit daran eine ganze ästhetische Abhandlung knüpft mit Ausblicken auf die letzten Ziele wie Grundlagen des Prinzips des Schönen. Sehr wahr sind seine Bemerkungen über den Naturalismus als dem Zerrbild des Realismus und der Phantasterei als dem Auswuchs des Idealismus. Die modernen Realisten würden gut thun, sich durch einen Einblick in diese Abschnitte über die Unzulänglichkeit ihrer Prinzipien belehren zu lassen. Immer wieder wird auf die hohe Gewalt eines Kunstwerks hingewiesen, ohne daß deshalb die Nothwendigkeit der Form übersehen würde. Auch die relative Berechtigung des Realismus erfährt seine Anerkennung, da die künstlerischen Anlagen verschieden vertheilt sind, und auch in der Beschränkung Werthvolles geleistet werden kann. Aber der Idealismus in der näheren Beziehung zu der Welt des Geistes steht doch höher als der Realismus, welcher nur der Natur, allerdings der geistdurchleuchteten Natur, gerecht zu werden vermag. Alles was über die Würde der Kunst und des Kunstwerks gesagt wird und die daraus abgeleiteten ästhetischen Prinzipien, wodurch der Naturalismus ad absurdum geführt wird, gehört zu dem Besten, was in der letzten Zeit über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Die Gefährlichkeit des Naturalismus in der Kunst, wenn die nackte Wirklichkeit als Wahrheit geboten wird, während doch der künstlerische Geist die Wirklichkeit erst einen Umwandlungsprozeß durchmachen lassen muß, um wahrhaft ästhetischen Genuß darzubieten, wird vorzüglich charakterisirt. Die heutigen Schriftsteller, denen es zum Grundsatz geworden ist, ihre Production direct auf die Wirklichkeit zu basiren, vergessen ganz das idealistische Moment, dem sie schon in der Conception und Composition Rechnung tragen, vergessen überhaupt, daß ihre ganze Kunst auf der Idealität des ästhetischen Scheins beruht, und daß es einer Kunst überhaupt nicht mehr bedürfte,

wenn die Betrachtung der umgebenden Wirklichkeit allein genügte, ästhetische Gefühle auszulösen. Eine Sammlung colorirter Photographien, ein Spaziergang in die Arbeiterviertel, die Durchsicht des Localtheiles der Zeitungen würde ja sonst dieselben Dienste leisten wie die Lectüre eines naturalistischen Dramas, das, um recht der Wirklichkeit zu entsprechen, nur aus einer Reihe möglichst isolirter Scenen bestehen müßte und alle Gesetze der dramatischen Behandlung als veraltet über den Haufen würfe. Gegen diese Ausschreitungen energisch Stellung zu nehmen und die Unhaltbarkeit der gegnerischen Position aufzudecken, ist immer ein Verdienst. Es darf als ein bemerkenswerthes Zeichen angesehen werden, daß sich die Stimmen mehren, die auf eine philosohhische Vertiefung dringen. Wenn nicht Alles täuscht, naht die Aera des Naturalismus ihrem Ende, und die Poesie wird aus ihrer Erniedrigung auferstehen, um wieder jene Höhe einzunehmen, die der germanische Geist in dem Bedürfniß nach einer Versinnlichung des Ideals ihr von jeher in seinen besten Momenten gern und willig eingeräumt hat, so daß der an die Spitze gestellte Ausspruch Humboldt's wieder zur Wahrheit wird. A. v. H.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Kassenrevision.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.

Schon lange hatte der Bankdirector und Inhaber des Wasaordens mit seiner liebenswürdigen Gattin berathschlagt, wie viel das Diner nach der Kassenrevision und was der Wein, der vor ein paar Tagen durch die Postsendung angelangt war, kosten werde. Die Wand des Salons wurde mit einem vielgerühmten Kunstwerk geschmückt, und bei Tische sollte Fräulein Gerda ihren Platz neben Consul Eck erhalten. Zu diesem Zwecke war für die liebliche Tochter ein neues Kleid aus Paris verschrieben worden. Man kann nie wissen, wie Alles kommt. Die Frau Director hatte viel mit den Vorbereitungen zu schaffen, und doch entging ihr die Unruhe im Blick ihres Gatten nicht. Sie hatte noch nie diesen finsteren Zug wahrgenommen, und voller Sorge betrachtete sie ihn. Wenn sich aber ihre Blicke begegneten, so war er wieder ganz gemüthlich und spaßhaft. Am ersten Tage war die Revision der Bücher und am zweiten die der baaren Gelder. Wie herrlich glänzte die Tafel vom Krystall! Der Rhein hatte seine Garde antreten lassen, während die Nobelgarde der Champagne draußen malerisch auf Eisfeldern lagerte. Im Salon plauderten die Damen, während die Herren das Speisezimmer recognoscirten und dabei die Karten lasen und wer ihnen wohl zum Nachbar bestimmt sei. Teufel, wie schlau doch die Frau Consul Jedem die Plätze zuzuweisen verstand. Dort saß der Consul Eck, hier Gerda und daneben der ziemlich taube alte Rector, dann der gebrechliche Kammerrath ...

Die Frau Consul selbst zeigte die Haltung einer beneidenswerthen Frau, ganz in Moirée antique gekleidet, aber nur wenige Juwelen. Eine Dame von 44 Jahren, die nur die breite Fahrstraße des Lebens kannte, die von all den Sorgen des Alltagslebens nichts wußte, nichts von den Unruhen, die den gewöhnlichen Menschen auf seinem Hin und Her treffen, auch nichts von den Unglücklichen, die vor Noth auf der Straße niedersinken oder auf der Pferdebahn verunglücken. Pünktlich mit dem achten Lebensjahre war sie zu einem Tanzlehrer gekommen, mit dem neunten in eine große Pension, mit dem 16. trat sie in einem Seidenkleide vor den Confirmationsaltar, und als sie 21 zählte, folgte sie dem größten Geschäftsmanne der Stadt zum Gange durch das Leben. Und dann kamen die Kinder, auch die machten ihr wenig Umstände; war es da erstaunlich, daß sie bei einem so beneidenswerthen Leben nur froh und zufrieden in die Welt schaute? Konnte sie noch etwas begehren, war ihr Leben nicht voll von all dem Guten, das es so angenehm und erträglich macht? So fragten Alle, die jetzt diese glückliche Frau an der Portiere gelehnt stehen sahen, umgeben von fröhlichen Leuten, die ihrer geistreichen Unterhaltung lauschten. Man merkte es der Wirthin an, wie gern sie Menschen bei sich sah.

Der Herr Director hat sich einen Augenblick auf sein Zimmer zurückgezogen. Der Treffliche will erst noch einmal seine Tischrede überdenken und Niemand soll ihn dabei stören. Welch' gute Laune hatte er doch heute an den Tag gelegt! Warum auch nicht? Wer ein so anziehendes Heim besitzt, wo eine liebenswürdige Ordnung waltet ... große geschäftliche Erfolge, ist immer in Feststimmung ... Aber warum läßt der Herr Director auf sich warten? Er hatte sich noch nie einen Verstoß zu Schulden kommen lassen, und jetzt war doch Alles bereit. Als die Bücherrevision heute früh beendet war, ließ der Herr Director in der frohen Festlaune sich sogar in ein Gespräch mit seinem alten Bedienten ein, den er sonst nicht beachtete, und erkundigte sich nach seinen Verhältnissen.

„Geht es Euch jetzt ordentlich, Svensson?"

„Danke für gütige Nachfrage, aber leider nicht. Krankheit und Armuth zusammen sind harte Gäste!"

„Da habt Ihr etwas. Kauft Euren Kindern etwas Gutes."

„Unterthänigsten Dank!"

Die Herren von der Revision hatten sich in ihr Hotel zurückgezogen, um sich nach der Anstrengung des Tages etwas auszuruhen, so ging der Director denn allein nach Hause. Unterwegs traf er die Tochter der Aufräumefrau. Er klopfte ihr freundlich auf die Schultern und schenkte ihr einen blanken Fünfundzwanziger ...

Frau Director Strömmer wird etwas ungeduldig, denn der Herr Director wollte doch nur einen frischen Kragen umlegen. Jetzt wäre es wirklich an der Zeit, zu erscheinen!

Im Salon drinnen steht der Herr Oberstlieutenant, ein Kunstkenner, dessen Leidenschaft darin besteht, Alles zu hoch zu schätzen, und prüft mit Kennermiene das neue Gemälde. Der Herr Consul befand sich schon im eifrigsten Gespräch mit Fräulein Gerda, nur der jüngste Buchhalter wußte nicht, was anfangen. Der schwerhörige Rector vertraute dem Herrn Kammerath an, daß er einen gewaltigen Appetit verspüre, da er gewohnt sei, punkt zwei Uhr zu diniren. Jetzt könnte der Herr Director doch schon lange seine Rede einstudirt haben ...

„Gerda, wo ist denn Papa? Gewiß irgend eine Abhaltung ..."

* * *

Der Herr Director hatte beschlossen, an der Festtafel überhaupt nicht Platz zu nehmen. Als er aus der Bank kam, ging er zusammen mit seinen Gästen, und als sie den Speisesaal betraten, blickte er mit seltsam spöttischem Lächeln nach der gedeckten Tafel hinüber. Dort am Ende war sein Platz. Dort hatte er nun schon seit elf Jahren seine inhaltreichen Reden von der guten Oberleitung der Bank, von dem unbegrenzten Vertrauen, von der hochgeachten Familie u. s. w. u. s. w. gehalten, und darauf hatte der Herr Subdirector, dem die Worte besser flossen, regelmäßig geantwortet, zuerst mit Feuer, und dann, als der gute Wein wirkte, mit wahrer Rührung. Doch heute sollten keine Reden gehalten werden, der Wein die Küche nicht verlassen und Fräulein Gerda nicht an der Seite des Herrn Consuls sitzen, weder heute noch jemals wieder. Der Herr Director hatte beschlossen, eine Reise anzutreten, weit, weit fort, in ein unbekanntes Land.

Als er bei seiner Gattin vorüber ging, küßte er sie auf die Stirn und flüsterte: „Habe Dank für Alles, Hedda!"

Wohlgefällig lächelte sie ihm zu, denn sie wußte, sein Dank galt ihren heutigen Anordnungen.

Dann beim Schließen der Thür fiel sein Auge auf die Kinder. Dort standen Gerda, Amélie und Auguste. Doch wo war der kleine Franz? Wahrscheinlich noch draußen. Um so besser für ihn!

Jetzt sollte also für die Reise gerüstet werden! Und für eine lange Fahrt gibt es ja so viel zu ordnen! Aber nicht der Koffer sollte des Herrn Directors Begleiter sein, auch kein Frack, noch Ueberrock ... die ganze Fracht bestand in alten Erinnerungen.

Die lange, nach Erwerb ringende Lehrlingszeit zog an seinem Auge vorüber. Wie er sehnsüchtig Abends nach des Tages Last und Hitze

hinüberschaute zu den Fenstern, wo die Freude und Lustbarkeit ihren Einzug hielten.

Doch lachte man nicht eben im Saal? und worüber wohl? Doch was kümmerte es ihn!

Dann kamen die Jahre des Schaffens, seine Verlobungszeit, dann die glücklichen Jahre, wo die Kinder noch klein waren.

Horch, das war Hedda's Stimme, lieblich und rührend wie immer.

Dann kamen die Erinnerungen an das glückliche Familienleben, das aufblühende Geschäft. Und nun kam die Erinnerung an das erste Mal, als er einen Eingriff in die Pfennigkasse that, deren Chef er war. Er wußte aber die Verluste im Engrosgeschäfte zu decken, nur eine Anleihe, bis er wieder fester stand.

Was war das? Wurde er vielleicht schon von den Seinen vermißt? Weshalb zögerte er denn noch immer?

Zuerst wollte er, was er thun mußte, vor der Bücherrevision ausführen. Aber ein unbeschreibliches Etwas, ein sonderbares Verlangen ergriff ihn, noch einmal alle die ehrenwerthe Leute in seinem Hause vereint zu sehen, und auch mit denen zusammen zu sein, von denen er wußte, daß sie auf derselben Stufe der Moral standen wie er, wenn sie auch ein ehrbares Gepräge an den Tag legten. Es konnte ja morgen schon los gehen oder gar heute schon? Aber jetzt erfaßte ihn die Angst, eisern umklammerte sie ihn, er konnte nicht mehr warten, nicht ein wenig länger! Was war das? Jetzt fragte man gewiß nach ihm! Jetzt war er für die Reise gerüstet. Aber was würde mit ihm drüben bei der Ankunft geschehen? Hatte er vielleicht zu viel Uebergewicht, das drückend auf ihn lastete und ihn in die Tiefe zog? Welcher Einfall! Dann war ja Alles vorbei, ganz vorbei! Und wenn doch nicht? Vielleicht wurde gar . . .

Jetzt aber kein Zaudern mehr. Man fragte laut nach ihm . . .

Es interessirte ihn doch sehr, wie ein Mensch aussieht, der die große Reise antritt . . . So gewann er wenigstens noch eine Minute Zeit, um an den Spiegel zu treten.

War das nicht Auguste, die jetzt lachte? Armes Kind, könntest Du Deinen Vater sehen, Du lachtest nicht!

Der Spiegel warf ein gutes Bild zurück. Ein älterer Herr aus vornehmem Hause, mit dichtem Haar, freilich schon etwas silbergrau, mit braunen Augen, gesunden Farben, nur etwas aufgeregt. Gerade so, wie man ausschaut, wenn man Geld verloren hat oder in Gefahr geräth, den Zug zu versäumen. Nichts weiter.

Aber was ist das? Dieser schwere Gang! Aha, der Gerichtsdiener Strand kommt, mich zum Essen zu holen . . .

Nun aber vorwärts! Wo ist das Billet?

Schnell zog er es hervor, ein kaltes, kleines und blankes Ding. Man hörte seinen Schall kaum in der mit Teppichen belegten Wohnung.

In aller Stille, während seine Gäste noch immer auf ihn warteten, hatte der Herr Bankdirector seine Reise angetreten.

Aus der Hauptstadt.

Caligula.

Sueton und Dio Cassius erzählen zwar nichts davon, aber sie werden die Thatsache einfach verschwiegen haben, wie es sich entschieden freisinnigen Männern immer geziemt, wenn ein Ereigniß so frei ist, ihre vorgefaßte Meinung Lügen zu strafen. Mir stehen glücklicher Weise jene heut noch unbekannten Quellen, verloren gegangene Taciteische Annalen, zur Verfügung, aus denen übrigens auch Professor L. Quidde in München geschöpft haben muß, denn sonst wäre es unerklärlich, wo er die zahlreichen befremdlichen Einzelheiten aus Stiefelchens Leben und Gedankenleben her hat, von denen außer ihm Niemand 'was weiß. Kurz und gut, im Jahre 39 nach Christi Geburt ward eines Tages auf dem Forum eine soeben erschienene Broschüre ausgerufen, zum Preise von zwei Silberdenaren, erste Auflage etwas billiger, darin die schändlichen Unthaten Sr. Majestät des Fabelkönigs Sardanapal von Assyrien mit liebevoller Ausführlichkeit beschrieben waren. Ein Staatsprocurator kam um dieselbige Stunde desselbigen Weges gegangen, und obwohl schon damals die Staatsprocuratoren nur sehr ungern schöne Literatur lasen und obwohl Caligula bei den Juristen aus guten Gründen keineswegs beliebt war, erstand der Procurator Benedictus doch um zwei Denare die lebhaft begehrte Flugschrift. Da er sie andächtig las, ward ihm seltsam zu Sinnen, und nur der fatale Umstand, das zwei Jahre vorher die Gesetze wegen Majestätsbeleidigung aufgehoben worden waren, hinderte ihn daran, den Verfasser, einen athenienſischen Privatgelehrten, freundschaftlichst zu sich zu entbieten. Um jedoch ein Uebriges zu thun, händigte er die werthvolle wissenschaftliche Studie über assyrischen Cäsarenwahnsinn seinem Oberen ein, der sie spornstreichs, in unterthänigster Demuth ersterbend, an den Stufen des Thrones niederlegte. Caligula dachte zu jener Stunde gerade über die Förderung der Landwirthschaft nach, nahm die Broschüre an sich und zog sich mit ihr eilfertig in die innersten Gemächer des goldenen Hauses zurück.

Anderen Tages ward der glückliche Verfasser zur Audienz befohlen. Er hatte, wie das im alten Rom so üblich war — heute sind wir denn doch politisch ein schönes Stück weiter gekommen; freilich liegen auch mehr als 1800 Jahre dazwischen — vorher sein Testament gemacht und seinem Verleger den guten Rath gegeben, unverzüglich nach Amerika zu gehen. Caligula empfing ihn ungemein liebenswürdig, bat ihn, Platz zu nehmen, bot ihm eine Monopolcigarre an und las dem profunden Historiker einen Leitartikel der Neuen Römischen Zeitung vor, darin man ihn der Gotteslästerung zieh. (Caligula avancirte bekanntlich im Jahre 38 durch Beschluß beider Kammern, der Volkscomitien und des Senates, zum staatlich privilegirten Halbgott.) Markus Cassius Per Comptant, der weltfremde Gelehrte, erbleichte ein wenig und begann dann mordsmäßig auf die Skandalsucht der Presse zu schimpfen, welchen damals recht beliebten Schimpf Caligula freundlich schmunzelnd mit anhörte. Nichts hätte ihm, führte Markus Cassius des Weiteren aus, ferner gelegen, als seiner durchaus quellenmäßigen Darstellung eine so gehässige Tendenz unterzulegen; er verwahre sich ganz energisch dagegen, er wäre zwar Republikaner, wie jeder entschieden freigesinnte Mensch, müsse aber anerkennen, daß eine Monarchie mit Caligula an der Spitze zur Zeit der veilchenblauesten Republik vorzuziehen sei. Der Cäsar sagte eine Minute lang kein Wort. „Ich hatte eigentlich die Absicht, Ihre Broschüre fortnehmen und untersuchen zu lassen, ob Ihr geehrter Kopf wirklich einer Plombirung benöthigt; nun ich aber sehe, daß sie in Ihrer grenzenlosen Feigheit selbst die albernste Lüge nicht scheuen, ziehe ich es vor, Ihnen das Leben zu schenken. Fragt sich immer noch, wen die Nachwelt lauter auslacht, Sie oder mich."

Für einen Cäsar, der anno 39 zu Rom regierte und auch sonst nicht auf der Höhe unserer modernen Cultur stand, war diese Wendung so übel nicht.

* * *

Ein Münchner „Mann der Wissenschaft" hat bei W. Friedrich in Leipzig eine Plauderei über den Neffen des Tiberius veröffentlicht, die in Deutschland, wo man sich bekanntlich für Alterthumskunde ungemein interessirt, reißenden Absatz fand. Man darf diese Studie nicht mit anderen Biographien des Gajus Cäsar vergleichen; sie ist in sehr dunklen Ausdrücken gehalten, vermeidet es möglichst, Thatsachen anzuführen und wird einem Gymnasiasten in der Geschichtsstunde nur von geringem Nutzen sein. Als historische Arbeit verdient sie in der That schärfste Ablehnung; sie weist keinen einzigen neuen Gesichtspunkt für die Betrachtung des Caligula auf, was sie an wahren Begebenheiten meldet, ist allbekannt, was sie an unbekannten Facten bringt, schlechthin und schlecht erfunden. Herr Quidde hat aber gar nicht daran gedacht, geschichtliche Kenntnisse unter uns zu verbreiten; er wollte eine flammende Anklageschrift in die Welt schleudern, wollte uns eine blutroth leuchtende Fackel entzünden. In wiefern er dazu berechtigt ist und in wie weit seine furchtbaren Worte Wiederhall finden werden im Volke, das bleibe hier ununtersucht. Aber erwägt man auch, daß die Art seines Angriffs keineswegs neu ist, daß seit Markus

Cassius Per Comptant bis auf David Strauß, bis auf die neueste Neuzeit hundert Pamphletisten ihr Gift in so unschuldig aussehenden Behältern vertrieben, daß nichts bequemer scheint, als einen Artikel des Conversationslexikon abzuschreiben, mit passender Etikette zu versehen und so einen gespiegelten Mächtigen auf den Tod zu verwunden — erwägt man das Alles, so muß man doch anerkennen, daß diesmal eine sehr geschickte Feder und ein Geist von nicht alltäglichem Scharfsinn den Streich geführt hat. Kein Staatsanwalt dürfte es wagen, gegen Herrn Quidde einzuschreiten, ohne sich und Höhere der schwersten, in Frankreich noch mehr als bei uns gefürchteten Gefahr auszusetzen, ohne für die Brofchüre eine Reklame zu machen, die ihr und ihrem Autor Weltruhm verschaffen würde. Ein Staatsanwalt ist indeß diesmal auch nicht nöthig; Herr Quidde selber hat das Nachrichteramt an sich vollzogen.

Die Publizistik des Markus Cassius Per Comptant ist perfid bis in die Fingerspitzen, aber sie taucht überall da auf, wird unentbehrlich und entwickelt sich zu hoher Blüthe überall da, wo man das freie Wort ächtet und verfolgt, sei es mit der Paragraphenknute, sei es mit byzantinischem Hallelujahgeheul. Was segensreich für alle Betheiligten sein müßte, offene und redliche Aussprache des Fürsten mit seinem Volke, unerschrockenes Vorbringen aller jener Beschwerden, die die Unterthanen auf dem Herzen haben, mögen sie sich auch gegen den Monarchen selber richten — das ist verpönt. Dafür schießen allerorten die Giftpflanzen auf. Statt der ehrlichsten Federn wählt sich die Opposition gegen den Monarchen die spitzigsten, gewandtesten, und die Wissenschaft, tückisch zu verbergen, was man auf deutsch nicht sagen darf, blüht ebenso rasch auf, kommt beinah ebenso schnell zu hoher Vollendung wie die Fertigkeit der Leser, zwischen den Zeilen zu suchen und zu finden. Feuilletonische Kunst gedeiht unter solchen Verhältnissen nicht minder als sie's unter dem Walten der vormärzlichen Censur that, aber alle politische Redlichkeit, Treu und Glauben gehen dabei zum Kuckuk. Man geißelt mit Majestätsbeleidigungsklagen, die sich in entsetzenerregender Weise häufen, das Land; siebzigjährige alte Weiber, dumme Bauernknechte und wen weiß ich sonst noch, sperrt man monatelang wegen einer abgeschmackten oder unbedachten Redensart ein, und damit dem Trauerspiel die Satire nicht fehle, kommt es so weit, daß ein junger Bengel auf offener Straße, einem Polizeiwächter gegenüber, Schimpfworte wider den Kaiser ausstößt, nur um verhaftet zu werden und so seinen Angehörigen, die ihn ärgerten, auch einen kleinen Verdruß zu bereiten! Die hohen Strafen erschrecken oder warnen den nicht, der aus Gründen der Erziehung und Lebensstellung derb und unbedacht darauf los zu reden pflegt; sie halten vielmehr Andere, Klügere davor zurück, ihrem Mißmuth in loyaler Weise Ausdruck zu geben. Vorhandene Verstimmung bedarf nun aber nothwendig eines Abzugventiles — was Wunder, daß die Fingergewandten Arbeit bekommen und begeisterten Beifall obendrein! Das Verhüllte reizt, das Verbotene reizt, und sie wissen ihren Pasquillen beide Reize zu verleihen.

Herr Professor Quidde ist, ich wiederhole das, nach meiner Ueberzeugung unangreifbar, und im Gefühle seiner Unverletzlichkeit kann es ihm völlig gleichgültig sein, ob Andersgesinnte seine Arbeit schmähen oder sie gar, unfeiner, aber neudeutscher Weise, den Behörden denunciren. Das Denunciren ward in den letzten Jahren zu einer beliebten Sonntagnachmittagbeschäftigung; im Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens erklärte ein obskurer Gentleman, man dürfe stolz darauf sein, Denuncirelub genannt zu werden, welche Weltweisheit sogar Herrn Leipziger im Kleinen Journal über die Hutschnur ging; freisinnige Zeitungen denunciren unentwegt den Bund der Landwirthe wegen majestätsfeindlicher Aeußerungen, und wer von seinem früheren Freund um endliche Rückgabe der vor Jahren entliehenen fünfzig Mark ersucht wird, geht hin und zeigt ihn wegen Beleidigung des Monarchen an. Es wird hunderttausend Deutsche geben, die während der letzten Jahre im Kreise trauter Brüder sehr schwer gegen § 95 des R.-G.-B. frevelten, und wo immer man in einer Kneipe die Köpfe tuschelnd zusammensteckt, da könnte sicher der Staatsanwalt überreiche Ernte halten. — Im Falle Caligula konnte Herr Quidde schweigend sehr ruhig abwarten, ob irgend Jemand die Courage haben würde, mit einer Untersuchung gegen ihn vorzugehen. Statt dessen fügte er zu der politischen Heuchelei, als die sich ja doch jeder maskirte Angriff ohne weiteres charakterisirt, noch eine zweite, viel schlimmere hinzu: er erklärte sofort nach der ersten Anzapfung von Seiten der Presse mit stockernstem Gesicht, nichts als eine historische Studie beabsichtigt zu haben und nannte jede gegentheilige Ansicht Verleumdung. Diese Behauptungen lassen auf eine Kühnheit des Geistes schließen, die ihren Urheber, wenn er an der Spitze eines sonst siegreichen Heeres stünde, zweifellos zum Welteroberer machen würde; wie die Dinge jetzt für Herrn Quidde liegen, ohne siegreiches Heer und ohne Welteroberungspläne, darf man nur die Kläglichkeit seines Rückzuges in Betracht ziehen und die feste Zuversicht hegen, daß er sich dadurch bei Freund und Feind um alle Sympathien gebracht hat. Hier ist wirklich kein verwegener Condottiere und kein witziger Schalk, der keck an die Gewaltigen Hand legt; hier ist ein klügelnd Professorlein, das es kitzelte, auch 'mal von sich reden zu machen und das vor Schreck zusammenknickt, nun es merkt, daß sein gelungener Spaß ihm unter Umständen doch Verlegenheiten bereiten könnte.

* * *

Während ich dies schreibe, ist Herrn Quidde's Buch in siebenter Auflage erschienen, und der geneigte Leser, davon bin ich fest überzeugt, geht eilends hin und sorgt für schnellen Absatz auch der zehnten. Im Angesichte dieser offenkundigen tödtlichen Beleidigung, die dazu so recht deutlich zeigt, wie machtlos plumpe Gesetzgeberei einem scharfsinnigen Geiste gegenüber ist, sei die Frage erlaubt, ob man nicht endlich an die Revision der StGB. §§ 95 u. ff. denken sollte. Die Forderung wird dem nicht paradox klingen, der Kämpfe mit vergifteten Waffen dadurch entbehrlich und verächtlich machen zu können hofft, daß man den ehrlichen Kampf gestattet und nicht spürnasig auf rasche und hitzige Worte fahndet, daraus offenherzigen Männern Schlingen zu drehen sind. Gerade der überzeugte Monarchist wird wünschen, daß nicht Tag um Tag in der Presse zu lesen steht, wie viele Tölpel sich wieder durch eine „Majestätsbeleidigung" in's Unglück gestürzt haben, daß nicht Tag um Tag mit drakonischen Strafen die steigende Wuth und Verbitterung nachgeschürt werden. Die meisten Majestätsbeleidigungen verschuldet gerade der Paragraph wider Majestätsbeleidigungen und die immer noch nicht ausgestorbene, wahnwitzige und knechtische Idee des crimen laesae venerationis. Wo ein freies Wort erlaubt ist, fällt kein Schimpfwort.

Erst der nicht eben sympathische Octavian schuf Gesetze gegen majestätsbeleidigende Pasquillanten; die mündliche Injurie ließ auch er noch ungesühnt, und gleich ihm alle besseren Cäsaren Roms. Nur die Tiber & Co. mißachteten Modestin's weises Wort: „Nec lubricum linguae ad poenam facile trahendum est". Der alte Fritz lächelte nicht allein über das Geschimpf Mißvergnügter, er sorgte sogar dafür, daß alle Pamphlete wider ihn niedriger gehängt wurden, daß Jedermann sie lesen konnte; verständige Gesetzgeber der Neuzeit bestimmten, daß Strafverfolgung wegen Majestätsbeleidigung nur auf Antrag des Monarchen oder nach ausdrücklicher Ermächtigung seines Ministeriums statthaft sein solle. Man nahm dadurch kriechenden und servilen Beamten, die sich sonst nicht bemerkbar zu machen wußten, die Möglichkeit, ihre trübe Gesinnungstüchtigkeit durch zahllose Anklagen zu erhärten. Dadurch ward auch „dem Landesherrn die erhabene Stellung gegeben, welche er, elendem Geschwätz gegenüber, einzunehmen hat. Denn sicherlich ist gerade das wahrhaft majestätisch und ein redendes Zeugniß der wohlbefestigten eigenen Würde, wenn der Herrscher die Freiheit der Urtheile über seine Person unbeschränkt läßt und selbst den schmähsüchtigen Leichtsinn großmüthig übersieht." (Albert Friedrich Berner.) Das Preußische Landrecht bestimmte noch, daß dem Könige alle Straferkenntnisse gegen Beleidiger seiner Person vorzulegen seien und daß er dann in jedem Falle erklären müsse, ob und wiefern er vom Begnadigungsrecht Gebrauch machen wolle. Auch die vielumstrittene Bestimmung in § 95 („Wer den Kaiser u. s. w. beleidigt, wird mit Gefängniß nicht unter zwei Monaten oder mit Festungshaft bis zu fünf Jahren bestraft"), die von hervorragenden Rechtslehrern dahin ausgelegt worden ist, daß auf eine Mindeststrafe von einem Tage Festungshaft erkannt werden darf, auch diese Bestimmung zeigt vielleicht, wie milde noch Bundescommission und Reichstag das Vergehen ansahen.

„Gesetze sind wie Arzeneien," sagte Bismarck 1872 im Herrenhause; „sie sind gewöhnlich nur Heilung einer Krankheit durch eine geringere oder vorübergehende Krankheit." Die im § 95 enthaltene Medizin scheint

aber eins von jenen giftigen Pfuschmitteln zu sein, die mehr Krankheit erzeugen als curiren. Kein schlechter Spaß wär' es und Professor Quidde könnte nicht gründlicher ad absurdum geführt werden, als wenn sich Wilhelm II. seinem Caligula doch in einem wichtigen Punkte ähnlich zeigte: in der Aufhebung römischer, undeutscher Gesetze über Majestätsbeleidigung.

Prinz Vogelfrei.

Opern und Concerte.

„Die verkaufte Braut." Von Friedrich Smetana. Text von K. Sabina, deutsch von Max Kalbeck. (Kgl. Operuhaus, 24. Mai 1894.)

Als Smetana im Frühling des Jahres 1884 starb, schrieb Franz Liszt an den tschechischen Componisten Navrátil den folgenden Brief: „In Eile schreibe ich Ihnen, daß mich der Tod Smetana's stark ergriffen hat. Er war ein Genie. Nächstens mehr." Weiter nichts. In der Zahl der späteren Briefe, welche La Mara sorgsam gesammelt hat, findet sich kein Schreiben Liszt's an Navratil mehr, und auch keine Erwähnung Smetana's. Der Meister hat also entweder vergessen, seinen Verspruch einzulösen; und das ist bei der liebenswürdigen Flüchtigkeit des Vielgeschäftigen leicht denkbar. Oder der rasche Ausspruch „Er war ein Genie" hat ihn gereut. Das kommt uns noch wahrscheinlicher vor.

Denn Friedrich Smetana war kein Genie. Er ist ein Mensch, dem man sich in Deutschland jetzt mit außerordentlichem Enthusiasmus nähert, weil man ihn jahrzehntelang mit außerordentlicher Unwissenheit ignorirt hat. Bei der Wiener Theaterausstellung kam der Mann zur Kenntniß der Deutschen; der Musiker und der Unternehmer. Aber eine Thorheit ist es, das Minus der eigenen bisherigen Ahnungslosigkeit gleich als ein Plus der Smetana'schen Begabung hinzustellen. Wenn man dem Mann Unrecht gethan hat und es bereut, so ist das sehr schön. Ihn zu überschätzen liegt deshalb noch kein Grund vor. Weil man die Vogesen wenig besucht hat und jetzt hübsche Partien in ihnen entdeckt, wird man sie doch nicht gleich den Alpen an die Seite stellen. Also ruhig Blut — und bitte nicht gleich mit Ausdrücken wie „der geniale Tscheche" um sich werfen. Selbst wenn man in der „Musikhauptstadt" (!) Leipzig sitzt, blamirt man sich durch so eilfertige Genialitätsdecrete. Wem es übrigens durchaus Spaß macht, der mag ihn den „böhmischen Mozart" nennen; man hat Kraszewski auch den polnischen Goethe genannt, ohne daß es dem Ansehen des Faustdichters wesentlichen Abbruch gethan hätte.

Welche Elemente sind in Smetana enthalten? Ziemlich verschiedenartige, klassisch überlieferte und national überlieferte, singspielmäßige und liedartige, deutsche und slavische. Die Berührung mit der neueren Kunst, welche nicht allein in Richard Wagner ruht, sondern doch schon mit Robert Schumann einsetzt, ist vermieden. Und ob es einen Smetana'schen Stil gibt, ist mir zweifelhaft. Man mag diesen tschechischen Musiker neben manchen anderen herauserkennen; aber es ist die Mischung, an der man ihn erkennt, nicht die Eigenart. Die Eigenart besteht eben hier in der Mischung. Am stärksten differenzirt wird die Smetana'sche Musik durch die volksmäßigen Bestandtheile, die sie umfaßt. Aber welchem Volk gehören sie an? Einem Stamme, der zwischen deutschen Stämmen eingekeilt ist und slavisches Blut in den Adern hat. So zeigt sich selbst hier nichts stark Ausgeprägtes, sondern wieder eine Mischung. Die Volksmelodien haben zum Theil slavischen Anstrich; und ein geübter Kenner mag das spezifisch Tschechische von einer polnischen Weise, von einer Dumka, von russischen Steppenharmonien unterscheiden können; das Gemeinsame ist der klagende, weiche Grundton, der selbst in der Freude etwas Melancholisches hat. Daneben aber sind andere Volksmelodien verwerthet, die gar nichts Slavisches haben. Sie mögen „böhmisch" sein, das heißt: gemeinsame Erzeugnisse eines Landes, in welchem zwei verschiedene Stämme nebeneinander und untereinander hausen; Erzeugnisse, die weder von dem einen, noch von dem anderen Stamme ganz für sich beansprucht werden dürfen; die uns ohne Weiteres als deutsche Melodien erscheinen, ohne zugleich von den Tschechen als fremde empfunden zu werden. Weber hat sich, wie männiglich bekannt, für den Freischütz nicht Weniges aus Böhmen geholt, und noch heute spielen böhmische Bettelmusikanten Märsche und Melodien, die mit dem Freischütz annähernd übereinstimmen, doch zur Quelle nicht ihn haben, sondern seine Vorbilder. Aber so gewiß der Jungfernkranz und der Jägerchor böhmischen Ursprungs sind, so gewiß sind sie nicht tschechisch; und es ist beim Erscheinen des Freischütz keinem Menschen eingefallen, darin slavische Weisen zu sehen. Es sind Melodien, wie sie im Lande Böhmen im Schwange waren! Bei Smetana kommen dementsprechend eine ganze Reihe von Melodien vor, die man sofort als Volksweisen erkennt, die sich aber von urdeutschen Volksweisen so viel unterscheiden wie ein Spatz von einem Sperling. Es macht einem viel Spaß zu beobachten, daß diese winzigen deutschen Gassenhauer, die der Tscheche verwerthet, ihrem Charakter nach ganz dieselben sind, die uns auch aus einem anderen Lande entgegentönen: aus Frankreich, wo Jacob Offenbach kleine deutsche Gassenliedchen massenhaft verarbeitet hat, die jetzt wesentliche Bestandtheile der „französischen" Operette bilden. Und so weltverschieden der höchst harmlose Tscheche von dem weniger harmlosen Jacques ist: in diesem einen Punkt berühren sie sich. Man nehme gewisse Bestandtheile Smetana'scher Opern aus ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen heraus, und ich will sehen, ob nicht eine flüchtige Prüfung auf Pariser Leben oder den Orpheus räth. Es ist sehr wunderbar, daß auf diesen eclatanten Zusammenhang die Kritik auch nicht ein einziges Mal hingewiesen hat. Wahrscheinlich wegen jener Grundverschiedenheit der beiden Männer, die im Punkte der Harmlosigkeit übrigens nicht ganz so groß ist, wie es unpsychologischen Beobachtern beim ersten Blick scheint. Offenbach ist von Hause aus wirklich naiv! Wie an sich kein Ding gut oder böse ist, und erst das Denken es dazu macht: so ist keine Melodie an sich gemein oder fein im geschlechtlichen Sinne, sondern erst der Text macht sie dazu. Erst in Verbindung mit seinen Librettisten ist Offenbach geworden, was er ist: ein harmloses Schwein. Das nebenbei.

Smetana hat neben den volksmäßigen Elementen klassische Elemente. Auch hier zeigt er sich als der Sohn eines Landes, das wenig Selbständigkeit hat und nun einmal mit einem größeren und vorgeschritteneren Culturvolk zusammengeschweißt ist. Ein Landsgenosse Smetana's, der moderne und jüngere Dvořák, hat sich den größten deutschen Klassiker der Gegenwart zum Leitstern gewählt: Johnnes Brahms. Smetana, der im Kern seines Wesens ein Kind verflossener Tage ist, hält sich wieder an einen deutschen Klassiker, aber einen der Vergangenheit, an Mozart, der ja zudem durch tausend Fäden mit Böhmen, mit Prag verknüpft wird. Smetana hat Melodien geschaffen, die von wundervoller Weichheit und Lieblichkeit sind und zugleich das kindlich holde Wesen derer haben, die wir vom Wolfgang Amadeus her kennen. Die reinen, anmuthigen Melodien des Tschechen erscheinen wie die naiven, hübschen Gesichter gewisser weiblicher Volkskinder Oesterreichs, das, vielleicht wegen der beständigen Durcheinandermengung, so gar liebliche Typen zeitigt. Man hört diese feinen, ohrfälligen, harmlosen Weisen mit großem Genuß lächelnd an. Man schlürft sie gemächlich hinunter. Von so mildem, klarem Trank kann man eine ganze Menge vertragen, und braucht keinen Katzenjammer zu fürchten. Aber auch ein Rausch ist von diesem Trank nicht zu erwarten. Smetana's Wein ist ein Kinderwein. Wenn seine Musik lieblich und hübsch ist: von Kraft hat sie keine Spur. Und man mag über die plötzliche Bekanntschaft mit einem Ausgegrabenen in Deutschland sehr erfreut sein; man mag auch einen starken Antheil für die Persönlichkeit des unglücklichen Mannes empfinden, der ohne Lohn blieb und als ein tauber Blödsinniger starb: zu vergessen ist nicht, daß er bereits in einer Zeit lebte, wo sein Schaffen doch nur als die Arbeit eines begabten Nachzüglers gelten kann; zu vergessen ist nicht, daß er in keiner einzigen Hinsicht einen Gipfel erreichte. Wenn die altmodischen Werke Smetana's aus der guten, alten Zeit stammten, müßten wir sie freilich mit anderen Augen betrachten. Sie sind aber altmodisch und stammen aus neuerer Zeit! Er hat die Eintheilung in Nummern, in Arien und Recitative, beibehalten wie sie ihm überliefert wurde; er macht hinter das Recitativ einen ordnungsmäßigen dicken Strich in Gestalt eines Accords, und das Recitativ selbst hält er gern in der bekannten, geläufigen und allgemeingültigen Form, die durch hundertjährigen Gebrauch geheiligt ist. Er hat Abschlüsse, wie sie Note für Note in Mozart'schen Opern vorkommen. Natürlich ist Mozart kein schlechtes Vorbild. Aber ich bitte noch einmal zu bemerken: Smetana starb im Jahre 1884.

Smetana's posthume Glorie in Deutschland stammt von seinen Opern her, nicht von seinen symphonischen Dichtungen. Aber gerade als Opernconponist zeigt er seine ärgsten Schwächen. Wie kann der ein Dramatiker sein, dem die Kraft fehlt? Ich denke nicht an Kraftmeierei, welche schauderhafte Blechgewitter im Orchester entfesselt. Aber ein Dramatiker ohne eine gewisse Energie ist undenkbar; dieser Tscheche hat sie nicht. Auch, däucht mich, müsse ein Dramatiker eine gewisse Charakterisirungsfähigkeit besitzen. Smetana hat sie nur im kleinsten Maße. Ein Heirathsvermittler stößt in der „Verkauften Braut" scharfe Drohungen gegen den Helden aus, die ihm eine Entfernung per Schub ohne Kreuzer Geld und ohne Braut in Aussicht stellen: aber die Musik ist an dieser Stelle ganz wie gewöhnlich, indifferent, ja sogar von einer gewissen Weichheit. Hans braust im Text gegen den Heirathsvermitter auf: aber in der Musik bleibt es ziemlich beim alten. Hans verkauft seine Braut — es ist der wichtigste Punkt der Handlung, am Schlusse des zweiten Actes: aber der indifferente Charakter der Musik, die Undramatik dauert fort. Die Leute singen und singen und singen, voll Todesverachtung gegen den Text. Man hat die Empfindung, daß auch Smetana zu den Componisten gehört, die nöthigenfalls eine Novelle zum Gewerbegesetz in Musik setzen würden. Ein einziges Mal, im Monolog der Heldin im dritten Act gibt es ein paar dramatische Accente — aber eins, zwei, drei, ist alles verflogen und sofort ist der altmodische Ton wieder da. Was hilft es, daß er reizend ist? Man hat Lortzing im Zusammenhang mit Smetana genannt, und gewiß wird kein deutscher Hörer den Heirathsvermittler Kezal sehen können, ohne sofort an den prachtvollen Bürgermeister aus Czar und Zimmermann zu denken. Aber man denkt an ihn mit schmerzlich-sehnsüchtigem Lächeln. Wie frisch und scharf und humorvoll gezeichnet ist er gegen diese verblassende Nachahmung! Und wenn der übrige Lortzing an süßer Weichheit dem Slaven nachstehen sollte: wie himmelhoch überragt er ihn im Ganzen, an Charakterisirungskraft und an Laune und an Energie, — er, der seine Handlungen selbst dichtete und ein Dramatiker aus einem Guß ist, wo der andere doch nicht viel mehr darstellt, als einen begabten Melodiker.

Reizend in ihrem leisen, flüchtigen Husch-Husch-Husch ist die Ouverture, die nur vereinzelt getragene Elemente zeigt. Tanzrythmen, die das Treiben der Landleute schildern, leiten die Handlung ein. Der Volkston spricht auf's Glücklichste aus melodiösen Weisen, und der Sohn eines reigenfrohen Stammes verleugnet sich gleich im Anfang nicht. Mit dem Beginn des Zwiegespräches der Liebenden, der beiden Hauptgestalten, geht der frohe Charakter der Musik in Moll über, aber das Melodiöse bleibt,

slavische Weichheit bricht durch, das Anfangslied wird aufgenommen und ein primitives Recitativ folgt. Von spröderer Melodik, aber slavischen, einfachen Charakters ist eine „Arie" der Heldin, mit Wortwiederholungen ganz im alten Stil; nach einem ordnungsmäßigen punctum im Orchester beginnt wieder ein Recitativ, diesmal ein volleres und sanfteres, und ein Duett schließt die Scene, welches von einer reizenden, volksliedmäßigen Melodik ist, lieblich, kindlich, in kleinen Intervallen gehalten. Geschäftigkeit und Lebendigkeit tritt mit dem Erscheinen der Alten ein; es wird lange, ach, allzulange hin und her gesungen, die ewigen kurzen Rhythmen beginnen dem Hörer zuviel zu werden und machen ihn nervös; die Wiederholungen des Liebesliedmotives, das in eine buffomäßige Umgebung weich verwoben wird, bringt holde Abwechselung, und nachdem Rezal das Andenken Lortzing's beredt gefeiert hat, ohne ihn zu nennen, gibt es ein recht belangloses Recitativ und eine reizende Schlußpolka, graziös, luftig, national. Im zweiten Act wird nach kurzem, wirbligem Vorspiel die wackere und anmuthige Musik fortgesetzt, der Heirathsvermittler weist, in tiefe Baßregionen hinabsteigend, auf das Elend der Geldlosigkeit hin, und wenn die Hörer denken, daß er die letzte Zeile dieses Sachverhaltes jetzt zwei bis siebzehn Mal wiederholt hat, wiederholt er sie ein achtzehntes Mal. Ein „Furiant" folgt, ein von Fräulein Dell' Era vorgeführter Tanz, slavisch, kurzrhythmig, ziemlich indifferent, und mit dem Auftreten des Stotterers Wenzel setzt die Komik ein, die fast gar nicht durch das Orchester zum Ausdruck kommt: wie überhaupt die Instrumentation des Werkes zwar fein, aber urprimitiv ist. Graziös, freundlich, lieblich mit hübschen Violinen im Orchester ist ein Duett des Stotterers mit der Heldin, kindlich, munter, melodisch und undramatisch der Rest. Im dritten Act wieder Tanz, bei Gelegenheit der Komödiantenproductionen, die Musik ist wieder süß und weich, niedlich und einfach — das letztere namentlich in einem Duettchen zwischen dem Kunstreiter und „Esmeralda", — mehrfach eine herrlich reine und klangvolle Vielstimmigkeit, stellenweis selige, holde Orchesterphrasen, mittendrin sehr allgemeingültige Rythmen, zum Schluß die Wiederholung eines ohrfälligen Volksliedmotivs aus dem ersten Act.

Die Handlung lohnt nicht der Mühe besprochen zu werden. Sie kriegen sich dadurch, daß der Liebende einen Kaufvertrag zu Stande bringt, den er für sehr schlau und der Hörer für sehr überflüssig hält. O, laßt mich schweigen!

Durch die Aufführung der „Verkauften Braut" — die vor Jahresfrist auf der fatalen Operettenbühne des fatalen Lindentheaters gespielt worden ist — hat die Hofoper das Werk die Musikfreunde an der Spree erst kennen gelehrt, da diesmal das Orchester von Weingartner geleitet und die Gestalten durch Sänger mit weniger kläglichen Mitteln verkörpert waren. Immerhin erfreute sich auch diesmal die Darstellerin der Heldin Marie einer weitgehenden Heiserkeit — es war Fräulein Waitz —, und der Darsteller des Liebhabers, Herr Sommer, war — Herr Sommer, womit genug gesagt wird. Für sie und andere entschädigte die Hörer der kleine Lieban, welcher den Stotterer und Mußbräutigam spielte. Er ist ein kluger und feiner Sänger, der mit seinem Tenorstimmchen prachtvoll umzugehen und hauszuhalten weiß. Und er ist unter den Künstlern der vereinigten Hoftheater der beste Schauspieler, neben Bulß. Wenn diese beiden singen, sollte man die Mitglieder des Schauspielhauses zwangsweise in die Oper führen.

Notizen.

Jakob Bächtold setzt im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin seine Veröffentlichungen aus Gottfried Keller's Nachlaß fort, die der kleinen, aber stetig wachsenden Gemeinde des Dichters gewiß willkommen sind. Zuerst hat er in dem Band: „Nachgelassene Schriften und Dichtungen" Keller's zerstreute Zeitungsartikel gesammelt, so die prächtige autobiographische Skizze aus der „Gegenwart", den Aufsatz über die Schillerdenkmalfeier am Mythenstein (1860) mit seinen farbigen Schilderungen und der Studie über Volksschauspiele, sodann die humoristische Charakteristik des Luzerner Dichters und Componisten Schnyder von Wartensee, Bücheranzeigen, die zum Theil ziemlich unglücklichen Betttagsbetrachtungen des Herrn Staatsschreibers, einige politische Artikel und Reden, zwei Erzählungen und das Trauerspielfragment „Therese" (1849), das poetisch hochbedeutend, aber wenig dramatisch ist. Man hat das Bruchstück in Bern und Zürich auf die Bühne gebracht, ohne jeden Erfolg, wie es scheint, denn in Keller's Vaterstadt verschwand es schon nach der zweiten Aufführung wegen mangelnder Theilnahme des Publikums. Ein „unerquicklicher" Stoff (Mutter und Tochter lieben denselben Mann), die stark monologisirende Behandlung, lyrische statt dramatische Charakterisirung — es ist ganz begreiflich, daß Keller trotz heißen Strebens als Dramatiker verunglücken mußte. Noch werthvoller als dieser Nachlaßband verspricht „Gottfried Keller's Leben nach seinen Briefen und Tagebüchern" zu werden, von dem der erste Band vorliegt. Bächtold hat wohl daran gethan, dem Dichter soviel wie möglich das Wort zu lassen und nur die Lücken biographisch auszufüllen. Hier haben wir den unverfälschten ganzen Keller, genial, treu, wunderlich und knorrig, den Knaben, den verbummelten Malerschüler, den Studenten und Theaterjünger, seine drangvolle Jugend, die Münchener Hungerjahre, Heidelberg, Leipzig, sein Verkehr mit den Schulkameraden, mit Baumgartner, Follen, Herwegh, Freitigrath, Hettner ꝛc. Dieser erste Band ist der schönste biographische Commentar zum „Grünen Heinrich", und auch das „Sinngedicht" spielt in seinen Anfängen da und dort herein. Ein Juwel der Selbstcharakteristik muß der rührende Liebesbrief von 1847 genannt werden, worin der „unansehnliche, arme Bursche" seinem zweifelvollen Hangen und Bangen ein Ende macht und sich erklärt, „denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirthshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin." Vielleicht hätte Bächtold zu Gunsten der künstlerischen Darstellung und um vor Allem die Wiederholungen zu vermeiden, besser gethan, die Briefe und Tagebücher nicht nur als Anhänge mitzutheilen, sondern in die Biographie zu verweben, auch bedurften die zahlreichen Schweizer Ausdrücke einer Erklärung. Was z. B. ein Bodenzweck (Knirps) ist, darüber kann nicht einmal jeder Schweizer, sondern wohl nur ein Züricher Auskunft geben.

Mysterien. Roman von Knut Hansum. (Köln und Paris, Albert Langen.) Der Verfasser ist einer vom jungen Norwegen, der sich aber glücklich von den Einflussen der Kaffeehausgenies des „Grand" freigemacht hat und jetzt eifrig nach besseren Mustern schaffend in Paris lebt. Immerhin ist noch übergenug Norwegisches und Decadentes in seinem neuen Buch enthalten. Im Ganzen unerquicklich, aber doch höchst bedeutend. Der Held ist ein abscheulicher Poseur, der mit seiner Komödianterei ein nordisches Landstädtchen in Aufregung versetzt, den Weibern die Köpfe verdreht, beleidigt und verführt, tolle Streiche verübt, auch zeitweilig sein sorgfältig verstecktes goldenes Gemüth aufblitzen läßt und sich zuletzt als Tollhäusler und Selbstmörder entpuppt. Der vereitelte Selbstmordversuch und die Liebesscenen mit der starkgeistigen Dagny sind eines großen Dichters würdig. Die Uebersetzung von M. v. Borch liest sich im Allgemeinen gut und ist dem wunderlichen Original treu nachempfunden. Ein Räthsel ist uns übrigens auch der Verleger, der in Paris nichts Besseres zu thun weiß, als nordische Bücher in deutschem Gewand erscheinen zu lassen, was seine Berliner und Münchner Kollegen ohnehin schon mehr als nöthig und für deutsche Schriftsteller ersprießlich besorgen. Wie wäre es, wenn er den umgekehrten Weg einschlüge und deutsche Autoren in französischem Gewand in Paris einführte? Das wieder erwachte größere Interesse der Franzosen für unsere Literatur käme einem solchen Bestreben schon auf halbem Wege entgegen.

Unserer Töchter Erziehung zur Schönheit, von Hortense de Goupy. (Berlin, Schirmer). Die Verfasserin geht in diesem empfehlenswerthen Buch von dem gesunden Gedanken aus, daß der körperlichen und seelischen Ausbildung der jungen Mädchen ein breiterer Raum in der Erziehung eingeräumt werden müßte, statt „auch die unbefähigsten Köpfe mit noch ausgedehnterem Wissen vollzupfropfen." Dem Bildungsteufel zum Trotz wird vor Allem die Entwickelung der Anmuth und Grazie in's Auge gefaßt, wobei es nicht an guten Winken in Betreff der Hygiene, Kosmetik und Toilette fehlt.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

geläufige
Das Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

☛ *Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.*

Autoren von populären Romanen, welche sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer in's Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit *Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,* in Verbindung zu setzen.

Neuer Verlag von BREITKOPF & HÄRTEL in Leipzig.

Luise Dorothee
Herzogin von Sachsen-Gotha 1732–1767.
Von **Jenny von der Osten.**
Mit Benutzung archivalischen Materials.
Mit 3 Silhouetten und 3 Bildnissen in Heliogravüre.
VIII, ca. 440 S. 8°. geh. ℳ 7.50.
Eleg. geb. ℳ 8.50.

Dieses Büchlein giebt wie keins zuvor ein intimes, anmuthendes Bild des geistigen Lebens der Rokokozeit. Der Hof zu Gotha war ein Mittelpunkt des französischen Bildungslebens der Aufklärungszeit, wie bald darauf Weimar für die klassische Blüthezeit deutscher Dichtung. Die Seele dieser Bewegung war Luise Dorothee, die geistvolle, vaterländisch empfindende Freundin Friedrich's des Grossen. Der grösste Theil des Buches besteht aus bisher unveröffentlichten Briefen und urkundlichen Schriften aus den Archiven zu Gotha und Berlin. In dem Briefwechsel mit Graf Manteuffel, mit Grimm, mit Voltaire und mit Friedrich dem Grossen ist mit mancherlei Aufschlüssen über die Correspondance littéraire Grimm's und über die diplomatischen Verhandlungen des siebenjährigen Kriegs vor Allem das Leben ihrer Zeit treu bewahrt. Die ebenbürtige Herausgeberin, der kaum ein Bild und Andenken an jene Glanzzeit des Gothaer Hofes unzugänglich geblieben ist, lässt die Quellen schön gefasst und ungetrübt fliessen.

Soeben ist erschienen:

Shakespeares Frauengestalten
von
Dr. Louis Lewes.
27 Bogen in feiner Ausstattung.
Preis geheftet 5 ℳ, in Leinen gebunden 6 ℳ.
In Halbfranz 7 ℳ.

Kleine Schriften
politischen Inhalts
von
Lothar Bucher.
22 Bogen.
Preis geheftet 5 ℳ, in Leinen gebunden 6 ℳ.
In Halbfranz 7 ℳ.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich 5 **Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.
Roman
von
Theophil Zolling.

☛ **Vierte Auflage.** ☚

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat.

Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

. . . Wenn sich wirklich beobachtetes Leben von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, als wir es hier erblicken, den Anforderungen der gestaltenden Kunst gemäß geordnet und verbunden findet, so verdient derjenige, der dies bewirkte, in Wahrheit den Namen eines Dichters.

Fränkischer Kourier (Martin Greif).

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid.

Barmer Zeitung.

Z. ist ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird . . . Seine dichterischen Personen halten auch Reden (wie in Heyse's Merlin), aber was sie sprechen ist Handlung. . . . Ueberall herrscht jene Objectivität, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. Der Dichter hält sein Urtheil sorgfältig zurück, denn er will nicht entscheiden, sondern der Leser soll das Urtheil fällen und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatsachen geknüpften Motivirung, daß über die Nothwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann.

Grenzboten.

. . . Der vom Verf. aufgestellte Gegensatz zwischen dem Unwerth der wüsten Spekulation und dem sicheren Untergrund der soliden Arbeit äußert immer wieder kräftige Anziehung, besonders wenn er wie hier in einem das Zeitbild geschickt wiedergebenden Vorgang und in Menschen geschildert ist, die wirkliches Leben in sich tragen. Der Roman ist so unterhaltend als belehrend.

Hamburger Nachrichten.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Hierzu eine Beilage: Fr. Manke's Verlag (A. Schenk) in Jena.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 9. Juni 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Moderne Rechtsprechung. Von Justus. — Der Kampf um Indien. Von N. Syrkin. — Altona gegen Cuxhaven? Von v. G. — Die Hohenzollern und der Katholizismus. Von Bruno Gebhardt. — Die Freie Bühne in Paris. Von Paul Remer. — Professor Benedikt über Hypnotismus. Von Hans Schmidkunz. — **Feuilleton:** Plauderei. Von Matilda Serao. — **Aus der Hauptstadt:** Das Ministerium der verlorenen Schlachten. Intérieur beim Reichskanzler. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Moderne Rechtsprechung.

Wenn die Rechtspflege interessant zu werden beginnt, so ist dies gemeiniglich ein Zeichen dafür, daß es mit ihr bergab geht. Und heuer ist die Criminaljustiz sehr interessant. Aus den dunkelsten Strafkammern tauchen geistvolle Citate auf; politische und wirthschaftliche Aperçus geben unserer sonst so humorlosen Zeit wieder von Zeit zu Zeit einen heiteren Anstrich. Bald setzt ein Magdeburger Landgericht den großen Satz in die Welt, „daß streng objectives Denken und Schreiben nicht die hervorragendste Seite der geistlichen Erziehung ist", bald vermißt eine oberschlesische Kohlenstadt dasselbe objective Denken und Schreiben „grundsätzlich" bei der modernen Geschichtsschreibung, bald entdeckt man in Hinterpommern, daß das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht das „ganze Unglück unserer Parteiverhältnisse" ist. Den Vogel hat indessen das Berliner Landgericht abgeschossen, dessen Talent zu geflügelten Worten man allerdings bereits von früheren „Sentiments" her kannte, ohne daß man behaupten könnte, daß diese Sentiments zur Erhaltung des Rechtsfriedens und zur Stärkung des Rechtsbewußtseins im Volke gerade beigetragen hätten. Der „Gummischlauchprozeß" will noch immer nicht zur Ruhe kommen. Und das ist sehr gut. Denn wenn sich auch kein „liberaler" preußischer Abgeordneter für lumpige fünfzehn Mark täglich dazu hergeben wollte, mit einer Interpellation an die oberste Justizverwaltung fünfzehn Minuten seiner für Zeitungscorrespondenzen über die „Trägheit des Landtages" und die „Unfruchtbarkeit der letzten Session" viel kostbarer zu verwerthenden Zeit zu opfern, so hat doch die von ihren erwählten Vertretern schnöde verlassene Oeffentlichkeit eine heilige Pflicht, ihr todtgesagtes Leben in möglichst anhaltender Weise zu constatiren. Und darum ist ein ernstes Nachwort wohl am Platz.

„Die Geduld, mit welcher Mißstände der Justiz ertragen werden, erscheint Sachverständigen zuweilen erstaunlich, und es gehört ein großer Grad der Rechtsverderbniß dazu, ehe die Stimme der Kritik gegen richterliche Entscheidungen sich deutlich erkennbar macht." An diesen Ausspruch, den vor geraumer Zeit einer unserer scharfsinnigsten Rechtsgelehrten, Holtzendorff, gethan hat, wird man unwillkürlich erinnert, wenn man die Erregung beobachtet, welche dieser „Fall Brausewetter" weit über die nächstbetheiligten Kreise hinaus hervorgerufen hat. Es war wie ein plötzliches Aufflackern aus glimmender Asche, ein plötzliches Erkennen der Mißstände, welche daraus entstehen müssen, wenn Vorsitzende, unfähig ihr Temperament zu zügeln, ihre persönlichen Auffassungen zu verhüllen, durch ein allzuschroffes Vorkehren individueller Ansichten, absichtliches Hineinzerren verletzender Polemik den Gerichtssaal aus einer Stätte, in der ernst und würdig streitige Fragen untersucht und entschieden werden sollen, zu einem Platze umwandeln, an dem unter dem Deckmantel eines gerichtlichen Verfahrens politische Tendenzen verfolgt werden mit all der Leidenschaft und Rücksichtslosigkeit politischer Fanatiker. Wie unangemessen ist es, wenn jede Aussage eines Zeugen, jede Bemerkung eines Vertheidigers, die dem Vorsitzenden nicht gefällt, mit kritischen Bemerkungen begleitet wird! Nur natürlich ist es, daß dadurch Mißstimmung und Unwille erregt wird, und die Ueberzeugung von der Leidenschaftslosigkeit, mit der die Wahrheit ermittelt werden soll, schwindet. So wird die Stätte der Rechtspflege gleichsam zu einer Arena, vor der die schaulustige Menge steht, um Nahrung für pikanten Skandal zu schöpfen. Jeder Hieb, der den Staatsanwalt trifft, wird von der einen, jeder, der die Angeklagten oder den Vertheidiger trifft, von der anderen Seite mit Beifall und Behagen aufgenommen. Aber die Sympathien der großen Menge sind bekanntlich immer auf Seiten der Schwächeren, und schon allein diese einfache Erfahrung müsse dem Vorsitzenden eine Mahnung sein, sich jeder, wenn auch nur scheinbaren Zuneigung zu der Anklagebehörde und Abneigung gegen die Angeklagten vor Beginn und während der gerichtlichen Verhandlung zu enthalten, wenn nicht sein Verhalten Mißtrauen gegen die unparteiische Rechtspflege in der großen Masse erwecken soll.

Und doch, es wäre ein großer Fehler, wollte man hier die einzelne Person des Herrn Brausewetter unter das kritische Secirmesser legen, und darüber die Krankheit vergessen, die sich in unser ganzes Richterthum eingeschlichen hat und weiter und weiter sich Nahrung sucht. Wer mit aufmerksamem Auge die bedeutsamen Strafprozesse der letzten Jahre verfolgt hat, der wird sich nicht der Wahrnehmung verschließen können, daß die Vorsitzenden der Strafgerichtshöfe zum größten Theile einer Auffassung der Sachlage Ausdruck geben, die dem Angeklagten ungünstig ist. In dem Angeschuldigten wird schon der Schuldige gesehen, und so setzen die Vorsitzenden alle Kunst darein, die Anklage aufrecht zu erhalten und den Angeklagten durch ein vielleicht wahres, vielleicht unwahres Geständniß zum Bekenntniß seiner Schuld zu nöthigen. Man könnte dies darauf zurückführen, daß der Vorsitzende die beste Kenntniß der Acten hat, und daß nach Lage der Acten die Anklage in der Regel begründet sein wird; aber es ist doch kaum zu bestreiten, daß es sehr zahlreiche Fälle gibt, in denen eine gründliche Prüfung der Acten Licht und Schatten nach der Schuld- und Unschuldsseite gleichmäßig vertheilt, in vielen Fällen sogar ein dem Angeklagten günstiges Bild bietet, und daß dennoch in

diesem Falle der Vorsitzende in der Form der Leitung der Verhandlungen, wie in der Form seiner Aeußerungen einen dem Angeklagten zweifellos ungünstigen Standpunkt einnimmt, und dadurch die beisitzenden Richter oder die Geschworenen, die gerade bei dem Vorsitzenden die beste Kenntniß der Acten voraussetzen, voreingenommen, und gegen die Vertheidigung mißtrauisch macht.

Besonders tritt dieses feindselige Verhalten des Vorsitzenden der Presse gegenüber zu Tage, und hier sind es besonders die preußischen Strafkammern, die sich am meisten in der Hervorkehrung dieser ungerechtfertigten Abneigung hervorthun. „Die Oeffentlichkeit existirt nicht." Dieser denkwürdige Ausspruch ist geradezu typisch für die Auffassung, mit welcher preußische Richter den Organen der Oeffentlichkeit gegenüber stehen. Welche Unkenntniß des öffentlichen Lebens bietet sich in diesen Worten, welch treffender Beweis dafür, daß der heutige Richter sich seiner großen nationalen Aufgabe nicht im Geringsten bewußt ist, daß er abseits steht von dem vorwärtsbrausenden Strom des sozialen Lebens, ohne Augen für die sozialen Erscheinungen der Gegenwart, nichts weiß von der großen Aufgabe, die die Presse gegenüber den Interessen der Gesammtheit zu erfüllen hat. Auf gegenseitigem Vertrauen beruhen die Beziehungen, welche die Presse mit den vielgestaltigen Factoren verknüpft, die an der Bildung der öffentlichen Meinung, wie an der Vertheidigung der nationalen Interessen thätig und wirksam sind. Wer vom grünen Tische aus mit erhabenem Achselzucken von den Zeitungen reden zu dürfen glaubt, von ihrer Sensationslust, ihrer Unzuverlässigkeit u. s. w., der mag nur an den Ausspruch Schlözer's erinnert werden, dessen Enkel kürzlich zur letzten Ruhe bestattet wurde: „Die Publicität ist der Puls der Freiheit. Die Zeitungen sind als das größte Culturmittel, durch die wir Europäer geworden sind, werth, daß sich jetzt noch Franzosen und Deutsche um die Ehre der Erfindung streiten. Stumpf ist der Mensch, der keine Zeitung liest."

Unterstützt wird dieses Verfahren der Strafkammern durch die steigend befremdende Rechtsprechung des Reichsgerichts in Preßsachen, die ihren Höhepunkt in dem vor kurzer Zeit veröffentlichten Erkenntniß gefunden hat, wonach eine Zeitung nur dann in Wahrnehmung berechtigter Interessen handelt, wenn sie das individuelle Interesse ihres Redacteurs vertheidigt. Das Reichsgericht glaubt, sich mit dieser Entscheidung in Uebereinstimmung mit seiner früheren Praxis zu befinden. Dieser Glaube ist irrig. Ein Blick auf die Rechtsprechung des Reichsgerichts bezüglich der Zubilligung des § 193 des Strafgetzbuches führt uns zu dem auffallenden Ergebniß, daß diese Zubilligung immer weitere Rückschritte gemacht hat, je mehr sich die Macht der Presse und ihr Einfluß auf das öffentliche Leben auszubreiten begann. Noch vor einem Jahrzehnt hatte das Reichsgericht in einer Straffache gegen eine Breslauer Zeitung der Presse das volle Recht, öffentliche Mißstände zu rügen und durch Wahrnehmung der allgemeinen Interessen des Volkes den Schutz des § 193 zu erwerben, zugestanden. Einige Jahre darauf will das Reichsgericht diesen Schutz nur denjenigen Blättern gewähren, welche den Interessen eines bestimmt abgegrenzten Kreises von Personen zu dienen bestimmt sind und in Wahrnehmung dieser Interessen öffentliche Aeußerungen thun. Der Redacteur einer Leder-Zeitung würde sich also auf den § 193 berufen können, wenn er Mißstände in der Lederindustrie geißeln würde, während für den Redacteur eines allgemein politischen Blattes, der dieselben Aeußerungen bringt, vielleicht nachdruckt, die Berufung auf den § 193 unstatthaft wäre. Wenn durch diese Fehlsprechung schon im Interesse einer geordneten Rechtspflege nichts weniger als wünschenswerthe, das Rechtsleben verwirrende Zustände herbeigeführt worden sind, so ist der ganze Schutz des § 193 für die Presse jetzt dadurch fast vollständig illusorisch geworden, daß das Reichsgericht ein individuelles Interesse des betreffenden Redacteurs an der inkriminirten Aeußerung als nothwendige Voraussetzung für die Zubilligung des § 193 aufstellt.

Daß diese Auslegung des § 193 mit den Grundsätzen einer vernünftigen Jurisprudenz in schroffem Widerspruch steht, und dem inneren Zwecke und ureigensten Geist des Gesetzes geradezu zuwiderläuft, bedarf keiner Betonung. Schon die Geschichte seiner Entstehung beweist uns dies. Als der Paragraph im Reichstage zur Berathung stand, wurde der „Ausführung und Vertheidigung von Rechten" durch einen vom Hause beschlossenen Zusatz die „Wahrnehmung berechtigter Interessen" gleichgestellt. Indem als Grund hierfür insbesondere die kaufmänischen sogenannten „Referenzen" angeführt wurden, ergiebt sich schon hieraus, daß die ratio des Gesetzes dahin ging, als „berechtigte Interessen" nicht nur die „eigenen", sondern auch fremde zu betrachten, so auch die Interessen der Allgemeinheit, der man selbst angehört. Nicht bei jeder Besprechung öffentlicher Angelegenheiten wird es sich um die Wahrnehmung berechtigter Interessen handeln, im einzelnen Falle wird es vielmehr einer besonderen Prüfung und Feststellung bedürfen. Unbillig aber ist es, eine andere „berechtigte Instanz" für die Wahrnehmung berechtigter Interessen zu fordern als die Oeffentlichkeit selbst. Es ist die höchste Pflicht der periodischen Presse, öffentliche Vorgänge der Kritik zu unterziehen, es gibt für öffentliche Interessen keine berechtigtere Instanz als die Presse, so weit die Volksvertretung nicht ausreicht. Die Presse übt daher die berechtigten Interessen der Allgemeinheit aus, wenn sie die Regierungspolitik und ihre Vertreter in kritische Erörterung zieht. — —

Aber woher kommt diese Unkenntniß des öffentlichen Lebens, dieser Gegensatz zwischen dem Ausspruche des Richters und der wahrhaften Stimme der Oeffentlichkeit? Die erste Ursache liegt zweifellos in dem gewohnheitsmäßigen Urtheilen, durch das der unparteiische Blick verdunkelt und die individuelle Absonderung der einzelnen Fälle von einander unmöglich gemacht wird. Die Gewohnheit bringt es mit sich, daß der ständige Richter und Vorsitzende, der so oft erlogene Vertheidigungen auf ihren wahren Werth zurückzuführen genöthigt ist, schließlich geneigt ist, Alles für unwahr zu nehmen, was von Seiten des Angeklagten behauptet wird. In zweiter Linie sind es, so weit die Landgerichte in Frage kommen, die Fehler, die von der inneren Verwaltung der Centralstelle ausgehend, sich in bedenklicher Weise über das gesammte Richterthum verbreiten. Schon vor zwei Jahren hat ein waschecht conservatives Blatt, die Grenzboten, von anonymer, aber, wie man wußte, hoch angesehener Seite ein Bild der preußischen Justizverwaltung entrollt, wie es kaum trüber gedacht werden kann. Es muß weit gekommen sein, wenn eine Behauptung unbestritten gelassen wurde, wie die, daß seit Leonhardt das preußische Justizministerium in seinen drei Hauptämtern, dem Minister selbst, dem Unterstaatssecretär und dem Ministerialdirector keine schöpferische Persönlichkeit von scharfem und unbefangenem Blick und wirklicher Energie gehabt habe. Es herrsche an der Centralstelle ein „Ressortparticularismus" und eine „feudale Abgeschlossenheit", denen für den Zusammenhang zwischen Rechtsfragen und sozialen und wirthschaftlichen Fragen fast jegliches Verständniß fehle. Es ist die beste Illustration zu den hier in Frage stehenden Vorgängen, wenn der Verfasser jenes Aufsatzes erzählt, daß man an der Centralstelle „möglichste Schroffheit der Amtsführung" für eine der wesentlichsten Forderungen halte, daß bei Besetzung erledigter Stellen vor Allem strebsame Directoren in Betracht kommen, die es verstanden hatten, sich bei dem vorgesetzten Präsidenten durch „brüskes Auftreten" in den Ruf der „Schneidigkeit" zu bringen. Es ist danach nicht zu verwundern, wenn auch in den Köpfen zahlreicher junger Juristen eine Verwirrung der Begriffe „Feudalität", „Schneidigkeit", „Patentheit" einzureißen beginnt, und daß solche als Richter für die Rechtspflege geradezu unheilvoll werden können. Im Gegensatz zu der ehemaligen Urbanität, welche den Richterstand und das Richteramt zierten, ist jetzt ein militärischer Befehlston von oben herab eingeführt worden, der sich nach unten zu in der bekannten Progression verstärkt. Wer nur irgend welche Fühlung mit preußischen Richterkreisen hat, der wird nur allzu oft auf Klagen gestoßen sein über den Mangel an Verständniß für einzelne Persönlichkeiten. Es klingt wie ein grausamer Hohn auf das Kollegialitätsgefühl, das einst zu den hervorragendsten Tugenden des

preußischen Richterstandes gehörte, wenn der Verfasser des obigen Aufsatzes bemerkt: „Das gegenwärtige Richterthum wird von Tag zu Tag mehr von einem immer deutlicheren Aufblicken nach oben beherrscht; wird doch auf alle mögliche Weise dem Einzelnen klar gemacht, daß möglichste Wohlgelittenheit bei den Vorgesetzten der sicherste Weg, aber auch die unerläßliche Voraussetzung für das bescheidenste Aufrücken, ja selbst für die Versetzung an einen Ort ist, der bessere Lebensbedingungen bietet."

Ohne Zweifel wird eine schöpferische und umfassende Umgestaltung der inneren Verwaltung einer erheblichen und dauernden Verbesserung die Hand bieten. Aber auch hiermit ist der Kern des Uebels noch nicht gefaßt. Wer sich bemüht, tiefer einzudringen in die Fehler, die das Unglück in unserer heutigen Strafrechtspflege verschulden, der wird finden, daß diese in letzter Linie doch nur die Folgen eines verfehlten Verfahrens sind und niemals werden ganz ausgerottet werden können, so lange wir noch weiter in den Fesseln des mittelalterlichen Inquisitionsverfahrens wandeln. Es ist kaum zu verwundern, daß viele Vorsitzende noch immer ihre oberste Aufgabe darin sehen, die Thätigkeit des Staatsanwalts mit allen Künsten der Dialectik zu ergänzen, und die entlastenden Aussagen zu entkräften. Die heutige Prozeßordnung drängt leider den Richter in die Stellung einer Partei. Sobald ihm die Aufgabe übertragen ist, selbständig zu forschen und nicht abzuwarten, was Ankläger und Vertheidiger an den Tag bringen werden, so muß er schon bei der Fragestellung, mag er sich noch so gewissenhaft überwachen, in die Versuchung gerathen, selbst eine Parteirolle zu übernehmen und einer bestimmten Meinung wenigstens andeutungsweise Ausdruck zu geben. Die Wiedereinführung der Berufung wird manche Besserung bringen; sie wird das Mittel geben, um Urtheile, die mit befremdendem Mißtrauen von der Oeffentlichkeit aufgenommen sind, zur nochmaligen Prüfung an eine Stelle zu bringen, an der Alter und Erfahrung die Leidenschaften des Tages in die angemessenen Grenzen zurückdrängen. Immerhin wird, wer an erster Stelle eine Besserung sucht, daran festhalten müssen, daß einzig die folgerichtige Durchführung des Anklageprinzips, die Beseitigung jeder Erinnerung an den Inquisitionsprozeß dem Richter diejenige unparteiische Stellung gewähren kann, die im Interesse der Aufrechterhaltung des Rechtsbewußtseins als eines der stärksten Grundpfeiler eines geordneten Staates dringend nothwendig erscheint.

Man schaue auf England. Dort ist das Anklageprinzip in reinster Gestalt zur Vervollkommnung gelangt. Dort thront der Richter als Verkörperung einer unparteiischen Rechtspflege über den Parteien. Er richtet nicht über das, was er selbst erforscht, sondern über das, was die Verhandlungen und die Parteien zu Tage gebracht haben. Er wägt ab, wie weit der öffentliche Ankläger den Schuldbeweis zu führen, wie weit der Angeklagte seine Entlastung nachzuweisen vermocht hat. — Und das allein ist der Grund, daß Vorgänge, wie sie unter die traurigsten Erscheinungen in den Annalen der deutschen Rechtspflege der letzten Jahre rechnen, in England zu den Unmöglichkeiten gehören. Justus.

Der Kampf um Indien.

Von N. Syrkin.

Von Zeit zu Zeit erleuchtet irgend eine Nachricht das Dunkel, welches den erbitterten, aber geräuschlosen Kampf umgiebt, den Rußland und England in Mittelasien führen. Das Endziel ist des Streites Mühe werth; handelt es sich doch nicht allein um jene unermeßlichen Gebiete, welche sich von den kleinasiatischen bis zu den chinesischen Grenzen, vom Kaukasus bis zum Hindukusch ausdehnen, sondern um die Herrschaft in Indien. Immer näher rücken die russischen Vorposten den natürlichen Felsenthoren, welche das Zauberland von Norden und Westen umgeben, und erst vor einigen Jahren haben sich die Russen auf dem Pamir festgesetzt, von wo aus der Weg nach Indien nicht mehr weit ist.

Die „Pufferstaaten" zwischen England und Rußland sind in den letzten Jahrzehnten allmählich verschwunden und dem großen Zarenreich einverleibt worden. Nur Afghanistan, welches seiner Größe nach dem Deutschen Reiche etwa gleichkommt, bildet den mächtigen Grenzstaat zwischen den zwei rivalisirenden Staaten in Asien, und dieses Land bildet darum den Streitapfel zwischen Rußland und England, wobei aber die Eroberungserfolge Rußlands auf afghanischem Gebiet bei Weitem größer sind als diejenigen Englands. Im Norden dieses Staates hat Rußland durch Ausdehnung seines Machtbereiches über Buchara im Jahre 1868, Saraffchan mit Samarkand in demselben Jahre, Ferghana im Jahre 1876, Chiwa im Nordwesten 1873 sich Afghanistan so genähert, daß es 1873 zur Occupirung von Darwas und 1884/85 zur Besitzergreifung des Gebietes von Merw schreiten konnte, womit es also, nicht ohne kriegerische Maßnahmen, die ersten eigentlichen Gebietstheile von Afghanistan im Norden an sich riß. Der von 1886 bis 1888 erfolgte Bau der transkaspischen Eisenbahn, die, den Amu-Darja bei Tschardtschui überschreitend, bis Samarkand fortgesetzt wurde, sichert Rußland eine vorzügliche strategische Operationsbasis, von der aus namentlich die vorgeschobene Position von Merw, die Herat unmittelbar bedroht, ausgenutzt werden kann. Im äußersten Osten von Nordafghanistan hat Rußland sich dann die Pamir-Gebiete durch das Vorschieben von „friedlichen Expeditionen", d. h. stärkeren Militärkolonnen, zu sichern begonnen, und wenn auch hier ein Theil derselben, die Districte von Reschan, Schugnan und Warchan, zur Zeit noch als streitig angesehen wird, so dürfte dies nach einiger Dauer doch einfach mit einer definitiven russischen Besitzergreifung enden. Damit hat Rußland dann den Kamm des Hindukusch-Gebirges, den unmittelbaren Zutritt in das obere Thal des Indus erreicht, ein Ziel, dem Rußland bekanntlich seit Jahrzehnten beharrlich zustrebt.

Der Emir von Afghanistan sah diese ihm von Rußland drohende Gefahr gut ein und schloß sich immer enger an England an. In den Engländern erblickte er seine natürlichen Bundesgenossen, welche ihn vor dem Vordringen Rußlands schützen sollten, und denen es an der Erhaltung Afghanistans als eines Bollwerkes zur Vertheidigung Indiens viel gelegen ist. Zwischen England und Afghanistan entwickelten sich freundschaftliche Beziehungen, und die Engländer übten in Kabul einen sanften Druck auf den Emir aus. Die weiteren Ereignisse aber, namentlich das Vordringen Rußlands im Pamir, störten das gute Einvernehmen zwischen England und Afghanistan, und brachten zwischen ihnen eine Spannung hervor.

Am Anfang der achtziger Jahre galt bei den indischen Staatsmännern als unerschütterliches Dogma der Satz, Indien müsse bei Herat vertheidigt werden; diese westliche Grenzstadt Afghanistans sei als der Schlüssel zum indischen Reiche zu betrachten. An der Spitze der englischen Regierung stand damals Gladstone; dem Ansturm der öffentlichen Meinung, welche eine energische Machtentfaltung von der russisch-afghanischen Grenze verlangte, begegnete der liberale Staatsmann zunächst mit temporisirender Gelassenheit. Dann erfolgten langwierige Verhandlungen mit Rußland über die Demarkationslinie, welche schließlich Herat mit seinem allernächsten Glacis in afghanischem Besitze ließen. Damit der Schlüssel besser vertheidigt werden könne, legte man von Indien aus eine strategische Eisenbahn nach Kandahar an, und schloß mit dem Emir Abdurrhaman ein Bündniß, laut welchem dieser sich verpflichtete, zur Vertheidigung gegen Rußland eine starke bewaffnete Macht aufzustellen, insbesondere Herat mit einer gegen jede Ueberraschung sichernden Garnison zu versehen. Dafür erhielt der Emir Waffen und Munition, ein Paar Batterien, Kanonen neuester Construction und viele tausend Hinterlader. Als Sold für die zu erhaltenen Mannschaften wurden ihm 12 Lakh. Rupien jährlich zugesichert. Unter diesen Bedingungen war Abdurrhaman Englands „Alliirter" geworden; wenn man

die Turkmenenküste als das einzige Einfallsthor betrachtet, war der „Pufferstaat" in höchster Vollkommenheit hergestellt.

Dieser Zustand der Dinge änderte sich vor einigen Jahren. Von Herat wurde immer weniger gesprochen, die Schlüsseleigenschaft fand in den Kreisen der indischen Politiker mehr Zweifler als Gläubige. Die Pamirs waren in Sicht gekommen. Es erhellte, daß, sobald festgestellt war, daß über das „Dach der Welt" gangbare Wege führten, eine russische Expedition weit rascher und leichter von dort her in das indische Kaschmir vordringen könnte, als an irgend einem Punkte von Afghanistan aus das Eindringen in das britische Imperium zu ermöglichen war. Mit Eifer rüstete man im nordischen Gebirgslande, um der Gefahr rechtzeitig und nachdrücklich zu begegnen. Gilgit im Punatthale wurde zu einem großen Waffenplatze umgewandelt, von dort aus die Thalfürsten zur Botmäßigkeit gezwungen und durch Subsidien für die von ihnen geforderten Dienste willig gemacht. Es galt, die Grenzpässe und Sperrklausen zu sichern, und allem Anscheine nach haben die englischen Militärs ihre Aufgabe mit ebenso viel Energie als Sachverständniß gelöst.

Der Emir in Kabul blieb indessen bei solchen Vorgängen keineswegs müßiger Zuschauer. Im Südwesten des Pamirs liegt ein Gebiet mit heidnischer Bevölkerung, von ungezügelten, meist nomadisch herumschweifenden Stämmen bewohnt. Auf diesem Gebiet liegen Gebirgspässe, welche aus dem Quellgebiet des Oxus in den Pamirs in das Flußthal des Indus hinüberführen. Dem kaufmännisch-diplomatischen Scharfblick des Emirs entging es nicht, daß diese Pässe durch die neueste Entwickelung der Dinge zu höchst schätzbaren Werthobjecten geworden waren. Er beschloß, sich derselben zu bemächtigen und erklärte, das Beispiel Anderer nachahmend, es sei nöthig, den ohne Ordnung und Cultur schweifenden Horden die Civilisation des Islam zu bringen.

Da entstand eine Concurrenz zwischen den Ansprüchen Afghanistans und Indiens, und die englische Regierung ist seitdem eifrig bemüht, die Conflicte mit Afghanistan zu schlichten. Sie wollte den General Roberts nach Kabul absenden, um zu einem Einvernehmen mit dem Emir in Bezug auf die Streitfragen zu gelangen. Die Mission mißlang aber, da der Emir allerlei Kniffe und Ausflüchte anwandte, um der Mission des englischen Diplomaten vorzubeugen.

Im November v. J. gelang es aber der englischen Regierung, den Diplomaten Sir Mortimer Durand nach Kabul abzuschicken und mit dem Emir einen Vertrag abzuschließen, dessen Einzelheiten in der letzten Zeit bekannt gegeben worden sind. Durch diesen Vertrag hat England alle seine Ziele, welchen es in Afghanistan zustrebte, erreicht. Diese Ziele waren: die Herstellung einer unzweifelhaften und anerkannten Grenze zwischen Afghanistan und Rußland, die dauernde Herstellung der englischen Oberherrschaft in demjenigen Theile des englisch-afghanischen Zwischenlandes (Borderland), dessen nominelle Abhängigkeit von dem Emir bei thatsächlicher Selbständigkeit und dessen fortwährende innere Kämpfe eine stete Bedrohung der Beziehungen zwischen Afghanistan und England bildeten, und endlich die Stärkung der internen Stellung des Emir.

Einen entschiedenen Gewinn hat England in der endlichen Regelung der indisch-afghanischen Zwischenlandsfrage erzielt. Der Emir hat dessen Oberhoheit über Tschitral und die benachbarten Bergvölker zwischen dem Kunarflusse und dem Indus anerkannt. Die Engländer können sich dort also, ohne mit ihm sich zu überwerfen, militärisch festsetzen und kommen dadurch in die Lage, den Russen ein Hereinbrechen vom Pamir aus durch die Hindukuschpässe in das nordwestliche Indien schon in diesem Vorlande verlegen zu können. Dadurch wird den Russen auch eine etwaige Aufwiegelung der indischen Bevölkerung im Falle eines Krieges bedeutend erschwert. Durch Abtretung der großen, schon seit 1880 und 1890 dem englischen Einflusse unterworfenen Gebiete von Wasiristan, Siwistan und Kurun an England ist diesem das Vordringen auf Kabul und Kandahar, den Hauptstädten der südlich vom Hindukusch gelegenen Hälfte von Afghanistan, erleichtert, und es wird wohl nur noch kurze Zeit vergehen, bis die genannten Städte dem bereits bis zur jetzigen Grenze vorgeschobenen indischen Eisenbahnnetz angeschlossen sein werden. Seit 1887 bezw. 1879 befindet sich Belutschistan im Süden von Afghanistan bereits unter englischer Herrschaft, so daß also Afghanistan, da das westlich gelegene Persien als solches gar nicht in Betracht kommen kann, nunmehr für England, welches dem Emir von Afghanistan seit 1893 ein von $1^1/_2$ Millionen auf $2^1/_4$ Millionen Mark erhöhtes Jahresgehalt bezahlt, den einzigen Grenzwall gegenüber dem russischen Expansivbestreben bildet.

Da Rußland nunmehr im Norden Afghanistans das Vordringen erschwert ist, so dürfte es sich in der Zukunft wieder Herat zuwenden. Dies ist der geographischen Lage jenes Gebietes nach eine durchaus leichte Sache und es ist nicht umsonst, daß zahlreiche russische Truppen in Merw und Samarkand concentrirt sind. In Petersburg besteht bereits ein Plan, das transkaspische Gebiet mit Turkestan zu einem centralasiatischen General-Gouvernement unter der Administration des Generals Kuropatkin zu vereinigen, und man wartet nur, bis Herat in den russischen Besitz übergehen wird, um diesen Plan zu verwirklichen. Außer Herat ist es noch Mazar-i-Herif an der Grenze mit Buchara, auf welches Rußland sein Augenmerk gerichtet hat, indem von hieraus Kabul nicht mehr fern liegt. Im Norden oder im Süden von Afghanistan wird sich dereinst jene Entscheidung vollziehen, die über die Zukunft Indiens und das Fortbestehen oder das Aufhören der englischen Herrschaft über dieses „britische Kaiserreich" das Urtheil sprechen wird.

Altona gegen Cuxhaven?

Ein Blick auf die Eventualität einer Abtretung Cuxhavens und des Amts Ritzebüttel an Preußen gegen den Eintausch von Altona, dürfte auch gegenüber der nicht bestätigten Nachricht von Verhandlungen über dieselbe, des allgemeineren Interesses vielleicht nicht entbehren. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man einen derartigen Antrag der preußischen Regierung, sollte er je erfolgen, als wesentlich militärischen Rücksichten seine Entstehung verdankend betrachtet. Die Mündung der Elbe, des für den Welthandel wichtigsten Stroms Deutschlands, wird thatsächlich von dem Gebiete der freien und Hanse-Stadt Hamburg bei Cuxhaven und des Amts Ritzebüttel, d. h. von dortigen, diesem Zwecke entsprechend angelegten Befestigungen beherrscht. Hamburg hat mit diesen Gebieten ein ungemein wichtiges Object in Händen, und es würde unseres Erachtens, unbeschadet der vollen Berücksichtigung der Interessen des Reiches, von dem sehr berechtigten Standpunkte der Wahrung der eigenen Interessen dieses Staates aus, der reiflichsten Erwägung bedürfen, ob für Hamburg dieses wichtige Object für Altona einzutauschen genügender Grund vorhanden ist. In erster Linie dürfte sich unter diesen Erwägungen diejenige befinden, ob die Interessen des Reichs, und zwar dessen militärische, seine Abtretung in der That gebieterisch fordern, oder ob sie nur der Idee eines wünschenswerthen Ausbaues unserer maritimen Position an der Nordsee ihre Entstehung verdanken, und ob nicht die Besitz- und Expropriationsverhältnisse in jenen Landestheilen, welche voraussichtlich trotz des vorhandenen Reichsgesetzes einer Ausführung der preußischen Kriegshafen- und Befestigungspläne wesentliche Schwierigkeiten in den Weg stellen würden und zu der Abtretungsforderung event. Anlaß bieten dürften, in beiden Theilen erwünschter Weise gesetzlich geregelt werden können, ohne daß eine Abtretung jener Gebiete an Preußen erfolgt. Die Beurtheilung der Frage, in wie weit der Besitz von Altona mit seinen Folgen auf commerciellem und communalem Gebiet für den Staat Hamburg gegenüber der Aufgabe Cuxhavens, des Amts Ritzebüttel und der Holsteiner Enclaven wünschenswerth ist oder nicht, und

wie weit bei einer eventuellen Abtretung Altonas die Interessen und die Empfindungen Schleswig-Holsteins zu berücksichtigen wären, müssen wir berufeneren Federn überlassen, und beschränken uns auf die militärische Seite der Frage.

Die Elbemündung, durch den Nordostsee-Kanal mit der Ostsee verbunden, am wichtigsten Punkt der deutschen Nordseeküste gelegen und mit Raum für die größte Flotte, die mit tiefgehenden großen Schiffen bis zur Mündung der Stör in ihr zu ankern vermag, sowie durch zahlreiche Bahnlinien und den Elbestrom mit dem Hinterlande verbunden und unweit des wichtigsten Handels- und Vorrathscentrums Deutschlands, Hamburg, gelegen, bildet unzweifelhaft, in überdies centraler Lage für die Küstenvertheidigung der Nordsee, die beste gegebene Oertlichkeit für die Anlage einer großen Flottenstation an der Nordseeküste. Von den ungünstigen Verhältnissen des Kunstproducts der Hafenanlage von Wilhelmshaven, wie ungünstige Strömungen, veränderlicher Grund der See, Versanden, Mangel an Trinkwasser ꝛc., ist hier Nichts vorhanden, und mit auch nicht annähernd ähnlichen Summen, wie diejenigen, welche die Schaffung von Wilhelmshaven verschlang, dürfte bei Cuxhaven ganz Anderes, Dauernderes und Zweckentsprechenderes zu erreichen sein. Bereits heute dürfte die Elbe- und Nordostseecanal-Mündung durch die Befestigungen und Batterien bei Cuxhaven, wo neuerdings wieder eine Anlage für Geschütze von über 20 Kilometer Tragweite geschaffen wurde, im Verein mit vorbereiteten Torpedosperren, als gegen den Angriff einer auch überlegenen Flotte gesichert gelten und derart eine gesicherte Flottenposition bilden, welcher Helgoland als vorgeschobener Beobachtungspunkt dient, und von der aus der schwierige Angriff einer Flotte eines westlichen Nachbarn auf die deutsche Nordseeküste, besonders aber ein solcher auf die demselben offene und weit mehr ausgesetzte Ostseeküste, in seinem Anmarschstadium in die Flanke gefaßt und namentlich in seiner rückwärtigen Verbindung mit dem Hinterlande ernstlich bedroht zu werden vermag. Während die Mündungsgebiete der Jahde und Weser in Folge der Beschaffenheit ihrer Gewässer Landungsunternehmungen eines Angreifers im großen Stil bei gehöriger Umgestaltung ihrer Befestigungen, auch in Anbetracht ihres von Moorflächen und Wasserläufen durchschnittenen Geländes ausschließen, bietet die Elbmündung gerade im Amt Ritzebüttel und dem Cuxhavener Gebiet, sowie an ihrem nördlichen Ufer zwischen Brunsbüttel an der Mündung des Nordostseekanals und St. Margarethen zur Landung geeignete Strecken, und bereits Napoleon I. errichtete zur Zeit der Continentalsperre bei Ritzebüttel Batterien und Werke, welche den Engländern den Zugang zur Elbmündung und dortigen Küste verwehren sollten und die im Jahre 1815 geschleift wurden. Wenn nun auch heute durch die Anlage der Befestigungen bei Cuxhaven und deren theilweise Dotirung mit den vorerwähnten weittragenden Geschützen, sowie die hier anzulegenden Torpedosperren die Elbmündung und die des Nordostseekanals, wie erwähnt, als völlig gesichert gelten können, und der Schutz der Küste des Amts Ritzebüttel vielleicht nur noch einiger weniger, aber starker, an die Oxter-Mündung und den Weststrand des von Wegen vielfach durchschnittenen Wurstenlandes vorgeschobener Werke, welche sich an den Wirkungsbereich des Forts Imsum an der Wesermündung anschließen, bedarf, so fehlen bei Cuxhaven doch noch die großen Marine-Etablissements, wie Trockendocks, Arsenale, Werfte ꝛc., deren eine Flotte zu einer mächtigen Flottenstation und Basis bedarf. Zur Anlage derselben, sowie zu derjenigen neuer Befestigungen ist jedoch für die preußische Regierung, ungeachtet des Reichsgesetzes, welches die Anlage von Befestigungen und Häfen im Interesse des Reiches im Reichsgebiet gestattet, offenbar der Besitz jenes Hamburger Gebietstheiles, um darin freier schalten und walten zu können, sehr erwünscht. Allein, selbst wenn dieser Kriegshafen mit seinen mannigfaltigen Etablissements bei Cuxhaven im Laufe der Jahre geschaffen sein sollte, so ist damit noch keine mächtige Flotte creirt, welche dem Gros der französischen Streitkräfte oder selbst dem verstärkten französischen Canalgeschwader, in Anbetracht der der russischen Ostseeflotte gegenüber zu stellenden deutschen Seestreitkräfte, gewachsen zu sein vermag. Eine französische Landung an dem Küstenstrich südwestlich von Cuxhaven erscheint zwar nichts weniger als wahrscheinlich, so doch nicht unmöglich, da französische Kriegsschiffe von geringem Tiefgange vermittelst der allerdings schmalen und leicht sperrbaren Zugänge der Wester Tills und desjenigen südlich des „Hohenhörn", sowie derjenigen der Weser, die Führung der der Gewässer kundigen Lootsen vorausgesetzt, auf wirksamen Geschützbereich schwerer und mittlerer Caliber an jenen Küstenstrich heran zu kommen und die dort voraussichtlich vorhandenen Torpedosperren zu beseitigen vermögen, während die Kriegsschiffe beträchtlichen Tiefganges den Kampf mit dem deutschen Geschwader bei Cuxhaven und mit dessen Befestigungen, Batterien und Torpedosperren aufzunehmen vermögen. Jener Küstenstrich bedarf daher vom rein militärischen Standpunkt aus betrachtet eines für alle Fälle ausreichenden Schutzes, den selbst zahlreiche Truppen und Feldbatterien gegenüber den schweren Marinegeschützen nicht genügend zu gewähren vermögen, um die Ausführung einer Landung absolut zu verhindern. Immerhin bleibt diese jedoch ein äußerst schwieriges Unternehmen, allein sie stellt sich an der bezeichneten Küstenstrecke nicht als durchaus unmöglich dar. Zieht man ferner in Betracht, daß ein starkes französisches Geschwader nebst Landungstransportflotte in wenigen Tagen nach erfolgter Mobilmachung und Bereitstellung von Cherbourg oder Dünkirchen her auszulaufen und in den deutschen Nordseegewässern einzutreffen vermag und es ungewiß lassen würde, ob dasselbe an einem Punkte der Ostseeküste oder einem solchen der Nordseeküste wie etwa dem erwähnten zu landen beabsichtigt, so erscheint der Schutz derjenigen Stelle, von der aus ein französisches Landungsexpeditionscorps auf dem kürzesten Wege gegen Berlin vordringen könnte, der Küstenstrich dicht südwestlich der Elbmündung, geboten. Denn einer französischen Angriffsoperation bieten sich hier nicht nur die kürzeste, durch keine Festungen gesperrte oder beherrschte Operationslinie auf Berlin, sondern auch mit Ausnahme des Elbüberganges, der unterhalb Dömitz oder Wittenberge leicht auszuführen sein dürfte, auch keine natürlichen Terrainhindernisse von Belang, da die in Betracht kommenden wasserlaufdurchschnittenen Abschnitte der Oste und Hamme und andere nur unbedeutend sind.

Alles in Allem jedoch ist die Ausführung einer Landung im großen Stil und die Basirung derselben, namentlich wie hier zu erwarten, angesichts des Vertheidigers, ein so schwieriges Unternehmen, welches Truppenmassen, die den heutigen Feldstreitkräften, selbst der zweiten Linie, an Zahl angemessen sind, in mehreren Staffeln an die feindliche Küste zu führen erheischt, so daß eine französische Landung in dieser Ausdehnung an den bis auf sehr wenige Stellen völlig unzugänglichen deutschen Nordseeküsten als ausgeschlossen gelten und, wenn überhaupt, nur für die Ostseeküsten in Betracht kommen kann. Die Abtretung der genannten Nordseeküstengebiete für die Verhinderung einer derartigen Landung abzielende Zwecke, und für die Anlage eines mächtigen Kriegshafens und ausgedehnten Flottenetablissements bei Cuxhaven erscheint daher, vom rein militärischen Standpunkt aus betrachtet, zwar sehr wünschenswerth, jedoch nicht dringend geboten, und der Staat Hamburg dürfte sich andererseits die Frage vorlegen müssen, ob das werthvolle Object, das er in jenem Küstenstrich besitzt, nicht als eventuelle Compensation bei dereinstigen wichtigeren Veranlassungen von ihm in Händen zu behalten ist, während er andererseits die erforderliche Freiheit für die dort erforderlich werdenden Anlagen vielleicht nicht unschwer zu gewähren vermag.

v. G.

Die Hohenzollern und der Katholizismus.

Von Bruno Gebhardt.

Das große urkundliche Werk „Preußen und die katholische Kirche seit 1640", das Max Lehmann im Auftrag der preußischen Archivverwaltung herausgiebt, liegt jetzt in sieben Bänden*), so weit ersichtlich, abgeschlossen vor. Wenigstens bringt der eben erschienene siebente Band Nachträge zu sämmtlichen früheren und ein eingehendes Register, das die Benutzung außerordentlich erleichtert. Groß angelegt und musterhaft ausgeführt brauchte das Unternehmen, um bis zum jetzigen Ziel zu gelangen, 16 Jahre. 1878 erschien der erste Theil, der von 1640—1740 sich erstreckt, einleitend aber auch einen Rückblick auf die früheren Perioden wirft; die nächsten vier Bände behandeln die Zeit Friedrichs des Großen, ihnen fällt der Löwenantheil zu; die beiden letzten umfassen die Regierung Friedrich Wilhelms II. und schließen mit seinem Todestage. Es scheint also nicht die Absicht vorzuliegen, die werthvolle Publication in unser Jahrhundert hineinzuführen, so interessant gerade dies wäre. Man denke nur an die preußische Kirchenpolitik während der Auflösung des Reiches, an die Restauration, an den Kölner Kirchenstreit, an das gänzliche Zurückweichen der Staatsgewalt zur Zeit Friedrich Wilhelms IV., und gar erst an den Culturkampf, der noch nicht lange hinter uns liegt. Doch auch die Urkunden dieser Zeit zugänglich zu machen, möge einem künftigen, ebenso gewissenhaften wie arbeitskräftigen Forscher, wie jetzt Max Lehmann ist, vorbehalten bleiben. Bei seinen Studien zum Culturkampf wird dieser zukünftige Historiker auch auf unser vorliegendes Buch als Gegenstand des politischen Streites stoßen. Wie unleugbar aus den schweren Kämpfen zwischen Staat und Kirche, die unser politisches Leben in den siebziger und achtziger Jahren erfüllten, Antrieb und Motiv zu dieser großen Actensammlung hervorgegangen ist, so richteten sich die Angriffe, wie noch Vielen in Erinnerung sein wird, auch gegen diese Publication als angeblich gefärbt, entstellt, tendenziös ausgewählt. Die beste Antwort war der ungestörte Fortgang des Unternehmens, und jetzt, wo des Kampfes Stimmen schweigen, wird wohl der Werth des Werkes allseitig anerkannt, dem Herausgeber von Niemand der Dank versagt werden. Welches gewaltige Stück Arbeit darin steckt, davon nur eine statistische Angabe: die sieben Bände enthalten 5349 Nummern; damit ist aber die Zahl der im Auszuge oder ganz abgedruckten Urkunden noch nicht gegeben, da manche Nummer mehrere Urkunden zusammenfaßt. Dazu kommt die denkbar sorgfältigste Art der Herausgabe nach bewährten Grundsätzen, die Beigabe von Anmerkungen und Literaturnotizen, kurz eine imponirende Arbeit, die vor anderen historischen Werken den Vorzug hat, nie veralten zu können. Und nun vor Allem inhaltlich ist der Werth dieses nun so leicht und bequem zugänglichen Materials gar nicht in wenigen Worten zu charakterisiren. Die Kirchenpolitik der preußischen Herrscher ist ja allezeit bei den gemischten Confessionsverhältnissen ihrer Staaten ein unendlich wichtiger Zweig ihrer gesammten Politik gewesen; sie spiegelt den Geist des Herrschers und seiner Regierung nicht minder wider wie den Geist der Zeit, ihre Richtungen und Strömungen. Da das Verhalten der katholischen Kirche gegenüber immer bedingt war durch zwei Factoren, durch die allgemeine Politik und die stärkere oder geringere religiöse Gesinnung des Fürsten, so ergiebt sich aus einer Geschichte dieser für das Verständniß jener beiden Beziehungen außerordentlich reiches Material. Die nothgedrungen oft wechselnde und gewundene Stellung des großen Kurfürsten, die zeitweise äußerlich um höherer Zwecke willen entgegenkommende Politik des ersten Königs, die harte Abneigung Friedrich Wilhelms I., aus frommer evangelischer Gesinnung erwachsen, die aus Mangel an religiösem Bedürfniß entspringende Toleranz Friedrichs des Großen, die aber gelegentlich zu politischen Zwecken bei Seite gesetzt wurde — Alles das tritt uns anschaulich aus den eigenen Aeußerungen, aus den offiziellen Schriftstücken entgegen.

Neben den großen Fragen der Politik laufen nun eine Reihe von kleineren nebenbei, für die das Werk uns das Material bietet, und so möchten wir die merkwürdigen Versuche katholischerseits, eine Bekehrung der Hohenzollern herbeizuführen, die Zurückweisung derselben und die immer wieder auftauchenden Gerüchte davon hier an der Hand der Urkunden verfolgen.

Jüngsthin wurde im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin ein Brief*) des großen Kurfürsten an seinen Rath Johann Hoverbeck aus dem Jahre 1661 aufgefunden, der zeigt, daß der Fürst, um die polnische Königskrone zu erlangen, zu großen Opfern bereit war, nur zu einem nicht, das die Albertiner brachten, zum Glaubenswechsel. „Das ich aber meine Religion deßwegen verendern, undt nur zwey Messen hören undt darnach zu glauben was ich wolte, solches hoffe ich werde nicht begeret weren, denn wie kundte Ich Ihnen (den Polen) treu sein da ich meinem Gott nicht treu were, undt umb einn Thron meine Religion zu endern, würde mir von der boshaften Weldt übell gedüttet undt einen bessen nachklanck verursachen." Aehnliche Aeußerungen, die das Festhalten Friedrich Wilhelms an seinem reformirten Bekenntniß beweisen, sind bekannt: in seinem Testament von 1655, in dem von 1667, in der Instruction für die Erziehung seines ältesten Sohnes, immer mahnt er, der wahren reformirten Religion treu zu bleiben und seine Kinder in ihr zu erziehen. Es waren nicht bloß Motive des Glaubens, die diese Stellungnahme bewirkten, auch die Politik verpflichtete ihn dazu, da er im Kampf mit den katholischen Mächten seinen jungen Staat in die Höhe bringen mußte. Er sah sich, besonders nach dem Religionswechsel der sächsischen Kurfürsten, als Haupt der deutschen Protestanten an, und bei aller Toleranz gegen Andersgläubige hielt er seinen Glauben für den allein wahren. Und doch konnte das Gerücht entstehen, der große Kurfürst neige der katholischen Kirche zu; schon faßte man in katholischen Kreisen die Möglichkeit der Rückkehr in's Auge und erwog bereits, was mit dem eingezogenen Kirchengut geschehen solle. Freilich war in den letzten Jahren seines Lebens seine politische Haltung derartig, daß bei Leuten, denen der Wunsch Vater der Hoffnung ist, diese erwachen konnte: er stand mit katholischen Mächten im Bündniß und evangelischen feindlich gegenüber; er behandelte in einigen Landestheilen die Katholiken gleichmäßig mit den Protestanten und gab in Dingen nach, die weit über das Maß der bloßen Duldung hinausgingen, ja in seiner nächsten Umgebung litt er katholische Räthe. Ein Prinz seines Hauses, der ehemalige Magdeburger Erzbischof, war katholisch geworden — Alles Momente, die für das Gerücht von der demnächstigen Conversion des Kurfürsten sprechen. Und doch ist Niemand entfernter davon gewesen als er, und seine Handlungsweise nach Aufhebung des Edicts von Nantes legt neben den früher erwähnten Aeußerungen Zeugniß davon ab.

Merkwürdig aber ist es, daß kaum einer der preußischen Herrscher von einem ähnlichen Gerücht unverschont blieb. Immer und immer wieder, grundlos wie beim großen Kurfürsten, tauchen ähnliche Andeutungen auf, und selbst in unserem Jahrhundert sind sie noch nicht geschwunden. Beim Sohne Friedrich Wilhelms, dem späteren ersten Könige, bot die Erwerbung der Königskrone Gelegenheit zu derartigen Hoffnungen. Waren doch an den Unterhandlungen die Jesuiten Vota, Wolff und schließlich auch der Bischof von Ermland, Zaluski, betheiligt, und der erste der Genannten verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß er den Kurfürsten „bis hart an die Schwelle des Uebertritts" gebracht habe, nur die Einmischung des Polen habe seine hoffnungsvollen Pläne zum Scheitern gebracht. Die Sichel habe man ihm aus der Hand gerissen, klagt der Pater, als er im Begriff war, sie zum größten Nutzen der katholischen Kirche und des heiligen Stuhles an die Ernte zu legen. Er glaubte mit einer Denkschrift Eindruck

*) Leipzig, S. Hirzel.

*) Historische Zeitschrift. N. Folge 36, 61.

gemacht zu haben, die mit den Worten schloß: „Dergestalt wird man, wenn man katholisch wird, das Gute haben ohne das Böse. Man wird das Zeitliche sichern, indem man das Ewige rettet. Man wird die Freundschaft und Unterstützung des Papstes haben, ohne etwas von dem Seinigen zu verlieren." Wie weit entfernt war doch der Herrscher aber von einem solchen Schritt. Er, der bei der Möglichkeit, die polnische Krone zu erwerben, wie sein Vater äußerte: „In Polen steht mir meine Religion, die ich um alle Kronen in der Welt nicht verwechseln werde, im Wege"; der selbst auf die preußische Krone zu verzichten bereit war, wenn dadurch der evangelischen Kirche der geringste Nachtheil erwachse, der sich mit der Absicht trug, durch Hausgesetz jeden Nachkommen, der katholisch wird, von der Thronfolge auszuschließen. Auch von der Gemahlin, der philosophischen Königin Sophie Charlotte, der Freundin Leibniz', die in der That ohne Zugehörigkeit zu einem Bekenntniß erzogen worden war, und mit Pater Vota einen regen, nicht mehr vorhandenen Briefwechsel führte, glaubte der Jesuit behaupten zu können, daß sie den Wunsch und die Absicht hegte, zu der katholischen Kirche zurückzukehren, obgleich dem wenig entsprechende Aeußerungen auch von ihr bekannt sind. In etwas späterer Zeit machte Pater Wolff noch einen indirecten Versuch, den Berliner Hof zur katholischen Kirche hinüberzuziehen, indem er eine Heirath zwischen dem Kronprinzen und einer österreichischen Erzherzogin vorschlug. Nach seiner Erzählung wurde das Project sehr günstig aufgenommen; er verlangte für die Braut freie Religionsübung und für die etwaigen Töchter aus der Ehe katholisches Bekenntniß. In Wahrheit scheint man dem Plan gar nicht näher getreten zu sein, da nirgends weiter die Rede davon ist.

Der starre bibelgläubige Friedrich Wilhelm I. blieb, so weit wir sehen, von ähnlichen Anfechtungen verschont; er gab in der That solchen Zumuthungen durch sein Verhalten der katholischen Kirche gegenüber nicht den geringsten Raum. Sein großer Sohn aber, der persönlich ohne religiöse Bedürfnisse allen Glaubensbekenntnissen innerhalb der gesetzlichen Schranken Freiheit ließ und allein durch politische Motive in seiner Handlungsweise gelenkt wurde, wurde wiederholt von solchen Gerüchten berührt. Schon 1748 schrieb der Breslauer Domherr Bastiani, der zu Verhandlungen in Rom anwesend war, der Nuntius in Polen, Archinto, melde die Erzählung mehrerer Minister in Dresden, daß der König katholisch werde, und zwar in naher Frist. Ist es Zufall oder Absicht, daß er zusetzt: jener habe das am 22. April geschrieben. Auch der Cardinal-Staatssecretär interpellirte Bastiani darüber, der nichts davon zu wissen erklärte. Er geht aber dem Gerüchte, das in Rom allgemein verbreitet ist, nach, und stellte fest, daß es vom Beichtvater der Königin von Frankreich ausgeht und von da durch verschiedene Kanäle sich verbreite; Alle halten die Nachricht für wahr und fragen ihn danach: „Ich antworte, als guter Katholik wünsche ich es sehr." Das Auswärtige Departement, dem der Bericht zugeht, bittet den Geheimen Cabinetsrath Eichel um Aufklärung, da es die ganze Sache nicht verstünde, und dieser nennt die Gerüchte eine sotts bruit, ein Ausdruck, den vielleicht der König selbst gebraucht hat. Trotzdem der große König sich gegen die katholische Kirche im Allgemeinen und gegen den Jesuitenorden im Besonderen äußerst huldvoll verhielt, hatte man sich auf katholischer Seite doch wohl genügend überzeugt, daß der Freund Voltaire's und d'Alemberts kaum zur Rückkehr in den Schoß der alten Kirche zu bewegen sein wird. Ernsthaft trat also diese Aufforderung nicht an ihn heran; nur ein wohlmeinender spanischer Kapuziner, Frater Angelo di Leon, forderte in einem aus Sevilla 1782 gerichteten Schreiben, das von Verehrung und Enthusiasmus erfüllt war, den Herrscher auf, die katholische Religion anzunehmen und den Papst anzuerkennen. Immerhin kann dieses merkwürdige Schriftstück zum Beweis dienen, bis wohin und in welche Kreise der Ruhm des großen Königs gedrungen war. Aber nicht den König allein trafen diese Gerüchte; 1755 brachten die Zeitungen die Nachricht, daß die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, die Lieblingsschwester des Königs, und ihr Gemahl auf einer Reise nach Frankreich und Italien die römisch-katholische Religion angenommen hätten. In einem scharfen Erlaß an seinen Reichstagsgesandten Plotho beauftragt ihn Friedrich, „sothane calumnieuse und Uns äußerst empfindliche Zeitung" zu dementiren und beklagt es, daß die aus Gesundheitsrücksichten unternommene Reise solche „höchst nachtheilige und Uns sehr zu Gemüth gehende Folgerungen" veranlasse, „bevorab da Unser königliches Kurhaus eines derjenigen ist, wovon man kein Exempel eines Absprungs von der seit Säculii her bei denselben bekannten protestantischen Religion aufzuführen weiß, und die göttliche Providenz, wie Wir inbrünstig wünschen und hoffen, selbiges davor bewahren wird."

Unter Friedrich Wilhelm II. begannen wieder die Versuche, den Katholizismus in's Herrscherhaus einzuführen. Ein Kölner Domherr schlug 1786 vor, einen jüngeren Sohn des Königs in's Domcapitel treten zu lassen, damit er später das Erzbisthum Köln und das Bisthum Münster erhalten könne. Der König schrieb an den Rand des Berichts: „Man kann dem Domherrn für seinen guten Willen danken, aber ich werde niemals aus dem Religionswechsel meiner Söhne Nutzen ziehen!" Bald darauf taucht ein ähnliches Gerücht in Italien auf: der zweite Sohn des Königs, Prinz Ludwig, sei katholisch geworden, habe eine Präbende im Mainzer Kapitel erhalten und werde Coadjutor des Erzbischofs werden. Das veranlaßte einen offiziösen Artikel in der Vossischen Zeitung v. 31. Mai 1787, in dem dieses Gerücht auf's Schärfste verurtheilt wurde, der Mainzer Erzbischof und seine Domherren als Zeugen angerufen werden, daß niemals auch nur im Entferntesten ein solcher Gedanke geäußert worden sei, und die Erklärung hinzugefügt wurde, der König wünsche die hohen Stifter beim stiftsmäßigen Adel mit Ausschluß der Fürsten aus mächtigen Häusern zu erhalten und zeige seine Zugehörigkeit zur angestammten Religion zu deutlich, als daß er den Uebertritt seiner Söhne erlauben würde. Trotzdem erhielt sich in diplomatischen Kreisen die Nachricht noch eine ganze Weile. Dann tauchte ein neues Project auf. Der spanische General-Procurator in Rom, Azarra, schlug eine Heirath zwischen einem königlichen Prinzen und einer Prinzessin von Parma vor. Der König lehnte ab und begründete die Ablehnung nicht bloß mit der Jugend seines Sohnes, sondern auch mit der Verschiedenheit der Religionen.

Jenseits des Rahmens, den Lehmann's Werk uns zieht, liegt die Zeit Friedrich Wilhelms III. Er war ein frommer evangelischer Christ, er stiftete die Union und betrachtete sich als Haupt des deutschen Protestantismus — und doch blieb auch er von den Anklagen eines heimlichen Katholizismus, eines demnächstigen Uebertritts nicht verschont. Zwar als er die katholische und französische Gräfin Dillon zur linken Hand zu heirathen wünschte, da erforschte er doch erst, was Gneisenau und Schön darüber dächten, und gab seine Absicht auf, als Beide unabhängig von einander abriethen. Aber dann vermählte er sich morganatisch mit der katholischen Gräfin Harrach, die allerdings evangelisch wurde, gestattete nach langem Zögern die Heirath des Kronprinzen mit der katholischen Prinzessin Elisabeth, nachdem schon seine Tochter Charlotte als Gemahlin des Zaren Nicolaus zur griechischen Kirche übergetreten war. Als dann die Bekehrung seiner Halbschwester, der Herzogin Julie von Anhalt-Köthen und ihres Gemahls, eines anderen Familienmitgliedes, des Grafen Ingenheim, auch eines Halbbruders, bekannt wurde, da war den Gerüchten Thür und Thor geöffnet. Friedrich Wilhelm aber schrieb seiner Halbschwester: „Ich muß Ihnen ganz frei heraussagen, daß meines Dafürhaltens nie ein unglücklicherer, unseligerer Entschluß von Ihnen gefaßt werden konnte", legte ihr seine evangelische Ueberzeugung dar und ließ den Brief veröffentlichen.

Und daß die romantischen, katholisirenden Neigungen Friedrich Wilhelms IV. den Gedanken eines Uebertritts nahe legten, daß aber ebenso wie seine Vorgänger der König ganz fern davon war, ist bekannt genug. Aehnliche Erzählungen waren, wie den Zeitgenossen noch in Erinnerung ist, im Hinblick auf die Kaiserin Augusta eine geraume Weile im Schwange, grundlos wie immer bisher.

Ein merkwürdiges Schauspiel aber ist es doch, wie fast an jedem der Herrscher derartige Gerüchte hafteten, und wie jeder daraus den Anlaß nahm, sein evangelisches Bekenntniß abzulegen und zu betonen.

Die Freie Bühne in Paris.

Von Paul Remer.

Wir sind leicht geneigt, für ein Unternehmen, das der Erfolg gekrönt und geheiligt hat, das Verdienst allein dem Begründer zuzuschreiben. Der Heroencultus steckt uns trotz aller modernen Zweifelsucht arg im Blut; unsere Kleinheit schafft sich Legenden-Größen, um sich an ihnen aufzurichten. Ueber dem Glauben an die geistige Schöpferkraft des Menschen geht uns der Blick für die mitschaffende, ummodelnde Macht der Verhältnisse verloren, und wir feiern meist als Schöpfer der Ideen Männer, die eigentlich nur ihre Träger sind.

André Antoine, der Begründer der Pariser Freien Bühne, ist dem Schicksal der legendenhaften Ausschmückung seiner Verdienste nicht entgangen. In Deutschland gleichwie in Frankreich glaubt man gerne, daß Plan und Idee des Unternehmens von vornherein von ihm klar erkannt waren, und er zielbewußt den Weg zur Verwirklichung beschritten habe. Die Entwickelungsgeschichte des „Théâtre libre“ zeigt das gerade Gegentheil: ohne zu wissen wohin, beginnt Antoine seine Laufbahn, und erst auf dem Wege stellt sich ihm die große Aufgabe entgegen, der er sich dann allerdings vollauf gewachsen zeigt. Verhältnisse, Menschen, Zeitströmungen haben an der Schaffung des Werkes, das heute Antoine's Namen trägt, in hervorragender Weise mitgewirkt. Ich bin mir bewußt, durch eine solche Richtigstellung in nichts die Bedeutung Antoine's herabzumindern; ich führe sie nur auf menschliches Maß zurück. Die Idee ist selten oder nie das Einzelgut eines Menschen, sie wird nicht in einem Kopfe geboren, sondern lebt, unbestimmt und verschwommen, zugleich in einer Vielheit von Köpfen. Und der geniale Kopf ist der, welcher den erschöpfenden und gültigen Ausdruck findet, in dem das dunkle Wünschen und Wollen einer Vielheit sich seiner selbst bewußt wird.

Auf sehr bescheidene, geistige wie materielle, Anfänge geht die heutige Blüthe des „Théâtre libre“ zurück. André Antoine war zur Zeit, da er „entdeckt“ wurde, ein kleiner Beamter der Pariser Gasgesellschaft, der seine abendlichen Mußestunden damit ausfüllte, auf einer Dilettantenbühne Theater zu spielen. Es gibt hunderte solcher Liebhabervereine in Paris, die unter dem Schutze der Nichtöffentlichkeit und dem rauschenden Beifall der zugehörigen Familien ihr Dasein fristen. Eines Tages aber kamen Antoine und sein Verein auf den Gedanken, zu einer Aufführung die Presse einzuladen, und die Presse hatte die Laune zu kommen und über das Geschaute zu berichten. Auf diesem kleinen Erstlingserfolg wußte Antoine weiter zu bauen; sein Ehrgeiz war geweckt und ging zunächst dahin, die Presse ganz und dauernd für sich zu gewinnen. Er gebrauchte hierfür ein einfaches Mittel: er wandte sich an angesehene und einflußreiche Journalisten mit der Bitte, ihm Stücke zur Verfügung zu stellen, und da beinahe jeder sein abgewiesenes Drama im Schreibtisch lagern hatte, so blieb der Appell an die liebe Autoreneitelkeit nicht erfolglos. Allerdings waren die Lust- und Schauspiele, die Antoine während dieser ersten Periode spielte, meist ohne künstlerischen Werth und literarisches Interesse; aber die Aufführungen wurden besprochen, und der Name „Antoine“ tauchte wieder und wieder in den Spalten der Zeitungen auf, bis er schließlich auch für ein größeres Publikum Klang und Bedeutung bekam.

Aus einer Dilettantenbühne wuchs das „Théâtre libre“ hervor, und das Küchlein trug eine ganze Zeit die Eierschalen auf dem Rücken, die seine Herkunft verriethen. Erst, da das naturalistische Drama, das trotz der großen Erfolge des naturalistischen Romanes auf den stehenden Bühnen nie heimisch geworden war, bei Antoine anklopfte und um Unterkunft bat, erhielt das Unternehmen einen literarischen Anstrich. Auf Antoine wirkte der Naturalismus gleich einer Offenbarung; sein großes Talent als Charakterdarsteller fand in ihm lohnende Aufgaben, an denen es erstarken konnte, und zugleich ahnte er dunkel, daß es hier Kampf setzen würde, und darnach sehnte er sich mit ganzer Seele als nach der Bethätigung seiner Persönlichkeit. Er hatte ein Programm gefunden, und mit der kraftvollen Einseitigkeit eines plötzlich erworbenen Glaubens arbeitete er an der Verwirklichung. „Natur!“ hieß die Losung, der er jetzt in Spiel und Ausstattung folgte, und wenn auch die Literatur, die er brachte, nicht mehr so original und revolutionär war, als seine literarische Unerfahrenheit glaubte, so war doch das, was der Schauspieler und der Regisseur boten, überraschend neu auf dem französischen Theater. Die Pariser Schauspielkunst steht ohne Zweifel sehr hoch, aber die Ueberlieferung spricht in ihr ein gewichtiges Wort mit; zu ihrer Größe haben immer ein wenig die hohen, klassischen Hacken beigetragen, die wohl kleiner geworden, doch nie ganz verschwunden sind. Antoine stellte als Erster die französische Schauspielkunst auf die Erde, brachte sie in unmittelbare Berührung mit Leben und Wirklichkeit.

Während dieser zweiten Periode, die ganz vom Naturalismus ausgefüllt ist, formte sich der eigentliche Charakter des „Théâtre libre“. Es bekam, so zu sagen, seinen idealen Inhalt und wurde zum Kampfmittel für junge literarische und künstlerische Tendenzen, die von der großen Mehrheit nicht gekannt und noch viel weniger anerkannt waren. Ein bestimmtes Publikum schaarte sich um Antoine, das theils aus Sensationslüsternheit, theils aus wirklichem Interesse zu ihm kam. Die Kritik mußte ihre väterliche Beschützerrolle gegenüber dem jungen Unternehmen aufgeben, das über Nacht flügge geworden, und sah sich gezwungen, sich für oder wider zu erklären. Das „Théâtre libre“ errang jetzt seine ersten künstlerischen Erfolge, die ihren Wiederhall auch im Auslande fanden und die Gründung ähnlicher Unternehmungen veranlaßten. Die junge Literatur bemühte sich fast überall umsonst, auf den stehenden Bühnen zu Worte zu kommen; es war deshalb ein Gebot der Nothwendigkeit geworden, für sie Stätten zu schaffen, auf denen sie trotz der Ungunst der Verhältnisse vor einem größeren Publikum ihr Wollen bethätigen konnte. Und das Vorbild, das Antoine geschaffen hatte, war um so zweckdienlicher, als sein „Théâtre libre“ außerhalb des Machtbereiches der feindlich gesinnten Censur lag, und eine junge Literatur braucht nichts nothwendiger als Freiheit der Bewegung und Freiheit der Entwickelung.

In der einseitigen Pflege einer bestimmten literarischen Richtung lag aber eine große Gefahr verborgen. Es mußte ein Zeitpunkt kommen, da entweder die Aussichtslosigkeit jener Bestrebungen dargethan war oder ihr Sieg auch bei einem größeren Publikum feststand; von diesem kritischen Augenblick an wurde das Unternehmen inhaltlos und verlor damit seine Daseinsberechtigung. An dieser Klippe ist die Berliner Freie Bühne gescheitert. Sie kämpfte für die realistische Literatur, dank einzelner Erfolge war diese binnen Kurzem anerkannt und siedelte nun naturgemäß auf einige stehende Bühnen über; damit war der Freien Bühne das Ziel genommen, und ein neues wußten ihre einseitigen Leiter nicht zu finden. Für Antoine stand die Sache noch ungünstiger: er trat mit einer Literatur auf den Kampfplatz, die im Grunde nicht neu war und ihre größten Triumphe wenigstens im Roman schon gefeiert hatte; da mußte sehr bald eine Uebersättigung und Abkehr des Publikums folgen. Aber Antoine bewies in der Krisis Lern- und Entwickelungsfähigkeit, er wuchs geistig in ihr; sie wurde für ihn eine Schule, in der er die Einseitigkeit seines bisherigen Wollens erkannte und Vorurtheilslosigkeit und tendenzfreies Urtheil lernte. Sein alter Glaube war zerstört, da warf er jeden Glauben in Sachen der Kunst als einseitig über Bord und öffnete der Literatur ohne Unterschied der Richtung und der Herkunft sein Theater. Diese innere Wandlung des „Théâtre libre“ und seines Leiters ist weder

in Frankreich noch im Auslande in ihrer vollen Bedeutung erkannt und gewürdigt worden; man bewahrt in der Vorstellung noch das frühere Bild des einseitigen Vorkämpfers für den Realismus, das der Wirklichkeit ungefähr entspricht wie eine alte, ausgeblaßte Jugendphotographie.

Die jüngste und wichtigste Periode des „Théâtre libre“ datirt seit ungefähr vier Jahren, man kann sagen, seit der Aufführung von Ibsen's „Gespenstern“ (2. Mai 1890). Mit der Wahl dieses Stückes bewies Antoine schon eine größere geistige Freiheit und Vorurtheilslosigkeit; er hatte als erster den Muth, ein fremdes Geisteswerk aufzuführen und der einheimischen Literatur gegenüber zu stellen. Das ist eine That, der nicht nur eine literarische, sondern selbst eine culturgeschichtliche Bedeutung innewohnt. Von jetzt ab verliert das nationale Vorurtheil, der geistige Chauvinismus in Frankreich an Boden; die hohe chinesische Mauer fällt, die bisher den freien Ausblick in fremde Geisteswelten gehindert hat; die Grenzen Frankreichs sind für den Franzosen nicht mehr die Grenzen der Welt. Es ist mit der schönste Ruhmestitel Antoine's, daß er hier sowohl den ersten Anstoß gegeben, als auch trotz Kämpfe und Anfeindungen muthig den einmal beschrittenen Weg weiterverfolgt hat. Ein Blick auf das Repertoir des „Théâtre libre“ in den letzten Jahren ist in dieser Beziehung lehrreich; darnach hat Antoine außer den „Gespenstern“ an Werken fremder Literaturen aufgeführt: Ibsen's „Wildente“ (1891), Strindberg's „Fräulein Julie“ (1892), Björnson's „Fallissement“ (1893), Hauptmann's „Weber“ (1893) und „Hannele“ (1894). Zu dem Gelingen und der tiefgehenden Wirkung dieser Aufführungen trug neben dem trefflichen Regisseur auch der gute Schauspieler Antoine wesentlich bei; sein Oswald Alving in den „Gespenstern“, sein Hjalmar Ekdal in der „Wildente“, sein Vater Hilse im letzten Act der „Weber“ waren Glanzleistungen, die von der Kritik fast einstimmig als solche anerkannt und gefeiert wurden.

Für Deutschland haben die Aufführungen der beiden Hauptmann'schen Stücke ein besonderes Interesse. Sie zeugen zugleich am beredtesten für die Weiterentwickelung Antoine's, für die freie Geisteshöhe, die er Schritt für Schritt, in langsamem Werdegange erstiegen hat. Er hat eine Kunstanschauung erworben, die nur noch das Können ehrt, mag es sich offenbaren in dieser oder jener Richtung, mag es zu Hause sein daheim oder in der Fremde oder gar im geächteten Feindesland. Es gehörte Kühnheit und in gewissem Sinne auch Selbstlosigkeit dazu, einen modernen deutschen Dichter in Frankreich aufzuführen; zum Glück hat der Erfolg dem Wagniß Recht gegeben. Es ist bekannt, welchen Eindruck die Weber-Aufführung des „Théâtre libre“ gemacht hat. Die Regie Antoine's legte hier das Hauptgewicht auf die sozialrevolutionäre Seite, sie verwischte so den eigentlichen Charakter des Stückes als eines geschichtlichen Sittengemäldes, gab ihm aber andererseits Kraft und Geschlossenheit. Nicht der Geist Hauptmann's, der Geist Antoine's erfüllte die Aufführung, durch die es wie Zerstörungsjubel klang und donnerte. Das reiche Kapitalistenpublikum des „Théâtre libre“ vermochte sich dem Banne nicht zu entziehen. Die Hannele-Aufführung am 1. Februar d. J. hat einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als die Berliner Darstellung. Allerdings war Antoine zu den Proben und der Erstaufführung im Königl. Schauspielhause gewesen und hatte von ihnen gelernt, wie er sich damals aussprach, „was er nicht machen dürfe“. Seine Regie hatte vor Allem eins richtig erkannt, daß es sich darum handle, Traum und Wirklichkeit scharf zu trennen; nur so war es denkbar, daß das schwierige Verständniß des Stückes auch einem größeren Publikum aufdämmere. Der erste Act war in dieser Hinsicht vorzüglich, der zweite ließ zu wünschen übrig; auf alle Fälle aber bewies die Aufführung, daß der „Naturalist“ Antoine auch sein Stück Poesie im Leibe hat.

Eine Frage drängt sich hier auf: welche Stellung nahm Antoine während dieser letzten Periode der einheimischen Literatur gegenüber ein? Es wurde schon angedeutet, daß die ausschließliche Herrschaft des naturalistischen Dramas auf dem „Théâtre libre“ aufhörte, und daß die Literatur ohne Unterschied der Richtung zu Worte kam. Und nach dem erfolgten Zusammenbruch des Naturalismus gab es viele Richtungen in Frankreich; die junge Kunst lag arg in den Windeln, und die Windeln mußten oft gewechselt werden. Heute sprach man von „décadence“ und „satanisme“; morgen schon wieder hieß es „symbolistes“ und „sociologues“, von Schlagworten summte und brummte es durch die Luft, wie von Maikäfern zur Frühlingszeit. Aus diesem Wirrwarr der Bestrebungen das wirkliche Können herauszufinden, war eine Aufgabe, die scharfen Blick und gefestigtes Urtheil voraussetzte; denn in einem blieb Antoine sich treu, nach wie vor bevorzugte er junge unbekannte Dichter, nur daß er jetzt nach ihrem Talent, nicht nach ihrer Tendenz fragte. Ich drückte Antoine einmal mein Erstaunen aus, daß Namen, die durch die Aufführungen des „Théâtre libre“ Klang und Ansehen bekommen hätten, alsbald bei ihm verschwänden. Seine Antwort lautete ihrem Sinne nach: „Ich führe meist nur zwei Stücke von einem Autor auf. Entweder ist er ein Kerl und kann was, dann ist er anerkannt; oder er kann nichts, dann nützt ihm auch die Aufführung eines dritten Stückes nicht viel. In beiden Fällen ist meine Aufgabe beendet, die ich darin sehe, jungen oder unbekannten Autoren auf die Beine zu helfen.“

Unermüdliche und selbstlose Entdeckerarbeit, das ist der Inhalt von Antoine's Thätigkeit in den letzten Jahren. Sein „Théâtre libre“ wird in gewissem Sinne zu einem Asyl für Obdachlose. Ich habe hier eine Widmung vor Augen, die bezeichnend ist; Eugène Brieux eignet sein von Antoine aufgeführtes Drama „Blanchette“ ihm mit den Worten zu: „Theurer Freund, seit zehn Jahren wandern meine Manuscripte von Theater zu Theater in Paris; in den meisten Fällen hat man sie nicht einmal gelesen. Du hast mir endlich dazu verholfen, mich als dramatischen Schriftsteller bethätigen zu können; dies ist das zweite Stück, das Du mir innerhalb zweier Jahre aufführst. Ich halte es für meine Pflicht, Dir dafür öffentlich zu danken.“ Brieux ist heute Theaterreferent der „Vie contemporaine“, Chroniqueur des „Figaro“, und seine Stücke, die den Durchschnitt weit überragen, werden vom Odéon aufgeführt. Wohl das bedeutendste und hoffnungsvollste Talent, das von Antoine in den letzten Jahren an's Licht gezogen wurde, ist François de Curel mit den Schauspielen „L'Envers d'une Sainte“ (1891) und „Les Fossiles“ (1892), die neben den „Webern“ die größten Erfolge des „Théâtre libre“ bedeuten. Nachdem Antoine die üblichen zwei Stücke von ihm aufgeführt hatte, ist er in's Théâtre français übergesiedelt. Erwähnenswerth sind ferner die originelle und lustige Komödie „Boubouroche“ von Georges Courteline, dann die Dramen „Leurs Filles“ von Pierre Wolff, „Nell Horn“ von J. H. Rosny, „La Fille Elisa“ von Jean Ajalbert u. s. w. Es ist ein ganze Reihe von heute klangvollen Namen, die so durch Antoine ihre erste Prägung erhalten haben. Die letzte Aufführung brachte die politische Satire „Une journée parlementaire“ von Maurice Barrès; das Stück war seinem literarischen Werthe nach eine arge Enttäuschung, doch that es in anderer Richtung die Daseinsnothwendigkeit des „Théâtre libre“ dar. Die Aufführung auf einer stehenden Bühne war aus den beliebten Gründen des Staatswohles von der Censur verboten worden, es gehörte also gleichfalls zu der Klasse der Obdachlosen. Da entsprach es durchaus den Bestrebungen Antoine's, daß er ihm bei sich eine Unterkunft gewährte, um so mehr, als die sonstige Bedeutung von Barrès als Schriftsteller hinzukam.

Durch seine großen und vielen Erfolge veranlaßt, hat Antoine von Zeit zu Zeit daran gedacht, das „Théâtre libre“ in eine stehende Bühne umzuwandeln. In letzter Zeit scheint er wieder mehr von dem Plane zurückgekommen zu sein; er erkennt vielleicht, daß er durch ein stehendes Theater mit allabendlichen Aufführungen sich früher oder später von dem Geschmack des Publikums abhängig machen würde, anstatt wie jetzt ihm den eigenen aufzuzwingen. Jedenfalls wäre es im Interesse der französischen und, ich darf wohl hinzufügen, auch

der Weltliteratur lebhaft zu wünschen, daß Antoine, der übrigens im nächsten Herbst mit seiner Gesellschaft in Deutschland auftreten wird, auf seinem vorgeschobenen Posten ausharrte.

Professor Benedikt über Hypnotismus.

Von Hans Schmidkunz.

Dieser Ueberschrift ließe sich leicht noch der Zusatz anfügen: „oder der mystische Rapport zwischen einem Buchtitel und dem Buch." Denn was der bekannte Wiener Neurologe, Psychopathologe und Criminal-Anthropologe unter dem Titel „Hypnotismus und Suggestion"*) soeben hat erscheinen lassen, ist mehr ein Stück Selbstbiographie, nur eben hypnotistisch umschrieben, als eine Belehrung über jene Gegenstände. Allerdings bekennt er selbst seine Absicht eines „Memoiren-Fragments", durch das er „die Klarlegung der Thatsachen und der nöthigen Denkmethodik am besten zu fördern glaubte"; allein „Memoiren" heißt doch nicht: eine Erzählung über sich selbst und eine Anpreisung des persönlichen Beispiels als der besten Lehre, „wie man am sichersten auf einer von Abwegen und Abgründen strotzenden Bahn dem Ziele zustrebt." Wer gar die Titel der einzelnen Abschnitte mit dem darunter Eingereihten vergleicht und merkt, wie willkürlich diese Einreihung ist, wird die Memoiren-Ausrede erst recht willkürlich finden. Schritt für Schritt hören wir von „meinem Vortrage", von dem, was „ich ... der Welt vorführte", von einem, der „sich heute stellt, als ob er mir darüber erst Belehrung bringen müßte", von „ich mußte sofort", „ich bin stolz darauf", „ich habe ... ein Schauspiel im Keime erstickt"; wir hören von seiner „großen internationalen Stellung in der Welt der Criminal-Anthropologen", vom „kraftvollen Mann von Weltruf, dessen Zunge zum Schwert, dessen Feder zur Lanze werden kann." Zu dieser Heraufwürdigung des Ich gehört auch die Herabwürdigung Anderer: so besonders seines Collegen, des „unqualificirbaren" Krafft-Ebing, der jetzt „nur mehr Autorität für »Amateurs« und ihre weiblichen »Bekannten« und für jenen süßen Pöbel" u. s. w. sei, des „geschickten Compilators par excellence, dessen ganze literarische Thätigkeit für Quellenkundige quasi eine Abschreibschraube ohne Ende ist", der „in geneigte Ohren bläst und vom Hinterhalte aus intriguirt." Ist jene Heraufwürdigung des Ich eine Analogie zum Größenwahn, so verbindet sich diese Herabwürdigung Anderer mit einer Analogie zum Verfolgungswahn: Krafft-Ebing habe ein Interesse daran, daß sein Publicum „nicht wisse, ich sei ein Nervenpathologe. Er hat viele Genossen in diesem Complotte." Leider besteht in der That ein solches Complott: wir Mitverschwörer kommen unter Führung Krafft-Ebing's allmonatlich bei Neumond zusammen und berathen dort, wie wir Herrn Professor Benedikt am erfolgreichsten schädigen können; der vorliegende Essay ist das Ergebniß der jüngsten Sitzung. Es fragt sich nur, wo wir zusammenkommen.

So sicher sich aber Benedikt geberdet, so unsicher ist, was er selbst bietet. Mehrmals spricht er so, als sei er auch maßgebender Philosoph, erweist sich aber nicht als solcher. Nach ihm habe von Kant's Ergebnissen nicht einmal die gebildete Welt noch ausgiebig Besitz genommen, während sie es thatsächlich weit mehr als gegenüber anderen Philosophen gethan hat; er spricht von Philosophie, als bestünde sie noch in Systemen, hat also ihre bisherige Entwickelung verträumt. Er spricht vom Werth der Psychologie als einem Instrument und einer Waffe, wirft aber mit einem „psychologischen Gesetz" ohne nähere Bezeichnung und Berufung wie ein Feuilletonist herum und fühlt sich trotz seiner Psychologie nicht zu der Frage gedrängt, wie so denn „gerade die posthypnotische Suggestion eine Anreizung zum Komödienspielen darstellt." Er tritt als kritischer Gelehrter auf, sollte aber wissen, daß er als solcher zu einer deutlichen und festen Terminologie verpflichtet ist; daran fehlt's auch bei ihm, und wir können uns nur eben hier nicht damit langweilen. Er verfügt als Herrscher über ein Gebiet, dessen Thatsachen er nicht genügend kennt: so sind „Nancyer Geschichten" nicht „von gestern auf heute", sondern auch oft „durch Jahre constatirte Heilerfolge" (Belegstellen dafür wird Benedikt selbst finden); so scheint der Kritiker die Mannigfaltigkeit der Hypnosen nach ihrer Tiefe nicht zu kennen; so muß er erst „fragen, ob nicht in einem erneuerten Experimente die Erinnerungen an die früheren auftauchen" und ob „das »posthypnotische« Handeln nicht durch eine Erinnerung provocirt" ist, durch Schlagworte u. s. w., als hätte von all dem die gelehrte und selbst die Leserwelt bislang nichts gewußt.

Es ist besonders merkwürdig, wie diesem dogmatischen Absprechen selbst das Nächstliegende, die Consequenz fehlt und dem kritischen Dreinfahren die Genauigkeit und namentlich die aufklärende Ausführung. Mit Recht warnt Benedikt vor leichtfertigem Vertrauen auf die Versuchssubjekte; sobald jedoch ein solches nach dem Sinn Benedikt's aussagt, schwindet ihm das Mißtrauen. „Als ich die Patientin fragte, warum sie meinem Finger folge, erklärte sie, sie habe geglaubt, ich wolle es, und sie solle es daher thun." Derartiges eliminire „mindestens 90 Procent aller Fälle aus der Reihe des Faktischen." Ja ist denn diese Aussage — auch wenn nicht erlogen — untrüglich, und verlangt sie nicht erst noch eine psychologische Discussion? — Die Genauigkeit fehlt namentlich dort, wo Benedikt, was ihm vorliegt, mißversteht. Er ist empört, daß ein Medium beim Wegschauen des Experimentators gelangweilt fragt, ob es „schon aufhören könne (!)", fragt aber nicht, ob dieses „könne" ein „dürfen" oder ein „vermögen" bedeutet, und ob es nicht ebenfalls eine ernste Erörterung verlangt. Er gibt eine von Charcot bewunderte Definition der Hysterie, verwerthet sie aber so, daß danach gegen 100 Procent aller Menschen hysterisch wären, welche Folgerung er selber allerdings nicht zieht. Mit Recht fordert er, „vor Allem die Wirkungen der Hypnose von denen der hypnotischen Suggestion bei den betreffenden Experimenten zeitlich" zu trennen (was von seinen Gegnern leider in der That vielfach versäumt wird); mit Recht anerkennt er eine „Suggestion im wachen Zustande" und zieht sie der „hypnotischen" vor; mit Recht vertritt er eine weitergehende psychische Therapie und bietet dafür glänzende Einzelheiten: allein er weiß nicht recht, was Suggestion ist. Wenn er das „ehrliche und leicht verständliche Wort" „einreden" „statt des zweideutigen Ausdruckes »suggeriren«" gebraucht, so übersieht er die jedem Kenner geläufige Suggestion ohne Worte, zumal die „Realsuggestion". Und wenn er über jenes „immer mißbrauchte Wort" klagt, vermuthlich auch, wie es nun schon Mode ist, die Suggestionspsychologen ob zu weiten Umfanges ihres Grundbegriffs tadelt, so macht er doch die mit diesem Tadel eng zusammenhängende Mode, nämlich selber den Suggestionsbegriff ungemessen zu dehnen, ohne Weiteres mit; „Suggestion bedeutet: seelische Beeinflussung von der edlen geistigen und sittlichen Einwirkung bis zur Verführung herab." Mit solcher Dehnung käme allerdings niemals eine psychologische Behandlung des fraglichen Gebiets zu Stande; ganz zu schweigen davon, daß Benedikt damit seine Gleichsetzung von „einreden" und „suggeriren" bereits verlassen hat.

Der Mangel einer aufklärenden Ausführung, die geheimnißvolle Knappheit des bloßen Andeutens einer nicht näher kundgegebenen noch vertheidigten Weisheit stört gerade bei einem Schriftsteller am meisten, der den Irrthum durch Wahrheit zu verdrängen beabsichtigt. Derart sind: seine Abfertigung der Telepathie; sein Ueberspringen der bereits hoch entwickelten hypnotistischen Statistik durch die bloße Ansicht, daß Andere „die Zahl der wirklich gelungenen Hypnosen überhaupt weit überschätzen"; sein allgemeines Abthun von „Beziehungen zwischen Gehirn und Körper" (soll heißen: „und übrigem Körper"), die jetzt erst hervorgetreten; seine Definition des Hypnotismus als einer „Versetzung in einen minderwerthigen psychischen Zustand" ohne Angabe der Werthe, an denen es eben

*) Hypnotismus und Suggestion. Eine klinisch-psychologische Studie. Von Prof. Dr. Moriz Benedikt. Leipzig und Wien, M. Breitenstein.

fehlen soll; sein Erklärungsversuch der Autodiagnose durch eine erhöhte Empfindlichkeit der Körpertheile bei der Hellseherin, der dort endet, wo er anfangen soll, bei der Ursache dieser Erhöhung; der Mangel genauer Literaturangabe gerade dort, wo Benedikt auf etwas Besonderes hinweist. Am auffälligsten sind diese Versäumnisse, wann er, was freilich selten geschieht, nahe daran ist, sein Gebiet sachlich zu bereichern: so beim Trennen der Wirkungen der Hypnose von denen der hypnotischen Suggestion. Raummangel kann nirgends die Schuld sein; denn weite Strecken, in denen man so gern etwas zu dem schon Bekannten hinzuerführe, sind ausgefüllt mit Abfertigungen der „wissenschaftlichen Kapellmeister, aus denen ja das Gros der jeweiligen zeitgenössischen Celebritäten besteht."

Ohne Schuld des Autors bedauerlich ist, daß wir über seine Hypothese vom eigentlichen Grund der hypnotischen Erscheinungen nichts Näheres erfahren, d. i. über seine Ansicht, daß es sich „um künstliche Spannungen und Entspannungen handle, und daß daher die objective Constatirung der hypnotischen Erscheinungen vielleicht gelingen würde, wenn man ein genug feines Instrument für electrostatische und überhaupt für biomechanische Spannungen besitze." „Die Thatsachen des Transfert u. s. w. weisen wohl mit Sicherheit darauf hin." Wir würden also — wie dies wahrscheinlich auszulegen ist — die Katalepsie und die Lethargie als besondere Fälle theils von Erhöhung, theils von Verminderung der Spannkräfte in gewissen Bestandtheilen des Körpers (Nerven, Muskeln, Haut) zu betrachten haben; und könnten wir diese Spannkräfte dazu bringen, zugleich auf einen entsprechenden Apparat zu wirken, so würden wir dreierlei erkennen: erstens das Vorhandensein dieser Kräfte überhaupt, zweitens das Vorhandensein besonderer, eben der hypnotischen Beschaffenheiten dieser Kräfte, und drittens ihre jeweilige Intensität, wodurch Erscheinungen, die bislang nur qualitativ oder gar nicht bekannt sind, auch quantitativ bekannt werden, d. h. gemessen werden könnten. Leider waren die von Benedikt angeregten Versuche erfolglos, und leider ist auch zu fürchten, daß danach und gemäß der vorläufigen Absonderlichkeit jener Hypothese sich nicht bald Jemand wieder an solche Versuche heranwagt; allein ebenso bedauerlich und zugleich auffällig ist, daß Benedikt seine Sache nicht durch Beschreibung jener Experimente zum Frommen künftiger Fortsetzer fördert.

Nachdem wir uns die Klagen über Benedikt's Buch vom Herzen weggeschrieben haben, ist es uns um so angenehmer, bereits im Lob seiner Vorzüge zu segeln. Diese sind dreifacher Art: zu den freilich geringen positiven Förderungen der Wissenschaft selbst treten noch dankenswerthe Ergänzungen unserer Kenntniß von der Geschichte dieses Zweiges und endlich eine ganze Fülle einzelner Beleuchtungen und geistreicher Bemerkungen. Jener historische Werth ist nur eben einseitig, da hier die Geschichte des Hypnotismus als Geschichte der Benedikt'schen Betheiligung daran auftritt, also andere als die wirklichen Knotenpunkte zeigt; ausgenommen das jedenfalls entscheidende Auftreten Carl Hansen's, dem der Verfasser die verdiente Gerechtigkeit widerfahren läßt. Zu festeren Bildern, ja selbst zu einer Kennzeichnung des gegenwärtigen Standes der Angelegenheit läßt es die zerfahrene Art des Autors nicht kommen. Noch dazu ist das Büchlein eine reine Gelegenheits- und Tendenzschrift, ein Kampf gegen die vielberufenen jüngsten Versuche Krafft-Ebing's; dieser ephemere Charakter wird auch eine mehr als vorübergehende Wirkung verhindern. Benedikt hat dadurch Manches übersehen, was, wenn nur recht an's Licht gestellt, für seine eigenen Gedanken sprechen würde. Er selbst warnt vor handwerksmäßiger Hypnose; um aber die Thatsachen und die ihnen gegenüberstehenden idealen Anforderungen richtig zu verstehen und darzustellen, müßte er breiter und tiefer blicken. Die Sache ist ähnlich der Entwickelung von der Antisepsis zur Asepsis: wie man sich dort erst mit scheinbar wesentlichen Bestandtheilen, die in Wirklichkeit lästige und unverständliche Einzelheiten waren, schleppte und allmählich von ihnen emanzipirte, um bloß das Prinzip beizubehalten — ebenso schleppte man sich hier erst lange mit dem auffälligeren aber nebensächlicheren Apparat der Hypnose und behält ihn, zu handwerksmäßiger Virtuosität gesteigert, großentheils noch bei; erst allmählich brachen durch diese Schale, aber nur soweit psychologische Aufmerksamkeit vorhanden war, die spät erkannten Prinzipien durch: d. i. die Suggestionsthätigkeit und der suggestive Zustand. Während Benedikt noch wettert, ist bereits seit Längerem gerade bei vielbefehdeten Kämpen des Gebietes — ich nenne nur Carl Gerster — beinahe eine Abneigung gegen das Hypnotisiren und eine um so stärkere Zuneigung zu einem Wirken durch Suggestionen und suggestive Zustände eingetreten. Nun handelt es sich aber wieder darum, auch dieses Wirken nicht handwerksmäßig werden, zu einer äußerlichen Virtuosität aufwuchern zu lassen; und die ganze Zauberei besteht darin, genau wie im vorigen Stadium das Gegenwärtige als einen bloßen Spezialfall weitergreifender Prinzipien, dort den Hypnotismus als eine Spezialität des Suggestionismus und hier diesen als eine Spezialität von Psychologie und Psychotherapie zu fassen. Die weitsichtige Verbindung erst der hypnotischen Suggestion mit der Wachsuggestion, dann der Suggestion mit anderen seelischen Beeinflussungen (es gibt nämlich noch andere), und endlich auch der seelischen Beeinflussungen mit physiatrischen ist einerseits der richtige Weg zu jener Entwickelung und hat andererseits bereits thatsächlich stattgefunden und dadurch die Sache besser gestaltet, als sie bei Benedikt erscheint.

Mit Freuden verzeichnet man schließlich einige der vielen Schlagsätze, die über das Buch verstreut sind. Zur Frage nach der geistigen Vertrauenswürdigkeit von Medien heißt es mit Recht, das Bewußtsein habe „die Natur den Menschen zunächst nicht gegeben, um Wahrheit und Recht zu ergründen, sondern zur Wahrung seiner Existenz." Dann: „Bekanntlich nahmen dieselben Aerzte, welche der Pest und Cholera gegenüber muthig Stand hielten, bis in die jüngste Zeit Reißaus, wenn Mesmer'sche Versuche angestellt wurden." „Verblüffen können die Enunciationen von Somnambulen; Verblüffung hat aber die Menschheit nie gefördert." Benedikt weiß jedoch auch, daß „jede Bewegung über's Ziel hinausschießen müsse, um zu reussiren." — Die „Kunstgriffe moderner Marktschreier, jedes Medicament, das von irgend einer Firma auf den Markt geworfen wird, sofort zu verschreiben", werden sehr schneidig auf ihre Zwecke zurückgeführt. Daß „in Deutschland häufig nicht die Argumente und die Untersuchungsresultate maßgebend seien, sondern der Grad der Geheimheit des Geheimrathes", wird wohl Vielen aus der Seele gesprochen sein.

Ein Lieblingsgegensatz Benedikt's ist der zwischen Pharisäern und Essäern. „Das Pharisäerthum ignorirt oder verleugnet alle Lehren und Thatsachen, die in seine Anschauungsweise nicht hineinpassen, und es verfolgt nicht nur die Lehre, sondern mit noch größerer Erbitterung die Lehrer. Der Pharisäismus ist ein ganz eigenthümlicher Braten. Er duftet für die Nasen der Pharisäer und verbeitet eine scharfen, reizenden Geruch für andere. Das Pharisäerthum ist so naturgemäß mit dem Gelehrtenhandwerk verflochten, daß ich mich trotz meines Pharisäerhasses oft frage: Wie oft warst du schon und in wie vielen Fällen bist du Pharisäer? Ich wäre Jedem sehr dankbar, der mir diese Frage exact beantworten würde." Unsere Darstellung beansprucht nicht, eine solche Antwort zu geben; allein sie erlaubt sich die Gegenfrage, was denn das für merkwürdige Essäerkäuze seien, welche auch die in die eigene Anschauungsweise wohl hineinpassenden Lehren und Thatsachen ignoriren oder verleugnen oder mißverstehen?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Plauderei.

Von Matilda Serao.

Die beiden Freundinnen hatten sich nach neapolitanischer Art auf beide Wangen geküßt. Giovanna, die verheirathet war, schwieg und athmete schneller, als wenn die Treppen sie ermüdet hätten. Maria, die Unverheirathete, hielt ihre Hand und flüsterte lächelnd: „Das ist schön von Dir, daß Du gekommen bist!"

„Gewiß, Kleine," sagte Giovanna und hob mit dem Zeigefinger Maria's Kinn, um ihr scharf in's Auge zu sehen, „ich bin eben vom Land herein gefahren. Ich bin viel zu lange auf meinem — Schloß — hätte ich fast geprahlt — geblieben, und habe mich von der Schwermuth überwältigen lassen."

„Schwermuth — da: ach siehst Du nicht aus, Giovanna. Du bist ein Bild der Heiterkeit: rothe Wangen, feurige Augen, auch fehlt Dir jener böse Schatten unter der Stirn — das Zeichen schlafloser Nächte."

„Ich bin auch wirklich heiter!" entgegnete Giovanna mit einem halben Lächeln. „Aber es handelt sich nicht um mich, sondern um Dich, meine stille Freundin. Ich komme, mich zu erkundigen, was Du seit dem Juli gethan hast, denn so lange haben wir uns nicht gesehen. Wie hast Du Dich unterhalten, wo Dich gelangweilt? Was hast Du gesagt, gedacht? Erzähle mir eine lange Geschichte, so wie sie die Kinder lieben! Ich höre Dir zu."

„Nun, meine Liebe, vom Juli bis August war ich in Castellamare, vom August bis September in Sorrent."

„Und vom ersten October bis heute?"

„In Neapel!"

„In Neapel?"

„Ja, in Neapel!"

Die Antwort war klar und bestimmt, wie die Frage.

Ein Augenblick des Schweigens.

„Und dann?" fragte Giovanna weiter, sich behaglich in ihrem Pelz streckend.

„Und dann? Wie meinst Du das?"

„Nun, was Du gethan hast, mein Herz, an allen diesen Orten?"

„Ach . . . ja . . . Also . . . in Castellamare nahm ich Bäder, schwamm, tanzte viel. In Sorrent spazierte ich, ritt ich und fuhr ich aus; ich las viel und musicirte. Sonnentergänge und sternhelle Nächte habe ich durchschwärmt und dann wieder getanzt . . ."

„Und hier?"

„Ist Alles beim Alten!"

„Nichts Neues, theures Ding?"

„Nichts, meine liebe Giovanna."

Die Antwort war eine lebhaft unterdrückte Bewegung, denn das Mädchen wollte sein Geheimniß nicht offenbaren.

„Sage mir nun auch, was Du gethan hast, Giovanna!" sagte es.

„Nichts Ungewöhnliches, auch in diesem Jahre nicht. In Livorno, die Bäder . . ."

„Ist Livorno schön?"

„Sehr."

„Und dann?"

„Und dann, und dann . . . ja, es ist zu schön dort. Das wild aufgeregte Meer, das noch wunderbarer in der Ruhe ist! Wie oft stand ich in Gedanken davor."

„Mit Deinem Mann?"

„Mit Luigi? Nicht im Traum. Er kann das Meer nicht ausstehen. Die Männer haben ja alle den großen Fehler, daß sie hassen, was ihre Frauen lieben. Ach, Maria, wie oft haben wir mit Luigi über die Musik gestritten, über die Farbe unseres Salons, über die theure Marchesa Fulvia, die er nicht leiden kann. Lange, harte Kämpfe — er ist schwerfällig, ich bin nervös . . ."

„Du scheinst nicht glücklich?"

„Glücklich, glücklich! Laß mich schweigen!"

„Du liebtest doch Luigi?"

„Nun ja, ich liebte ihn . . . liebte ihn . . . er gefiel mir — das ist Alles. Er hatte einen guten Schneider, tanzte besser, als Andere, führte einen Cotillon, wie Wenige. Und wie er mir den Hof machte! Halsbrecherische Fahrten, Scenen, gräßliche Eifersucht, Thränen — kurz, Wahnsinn! Weißt Du, so 'was macht immer Eindruck auf junge Mädchen."

„Und dann?"

„Dann haben wir uns geheirathet. Das ist Alles."

„Das heißt so viel wie . . .?"

„Daß es mir heute gleich ist, wie er seinen Frack trägt, weil ich ihn immer in Negligé sehe. Er hat mich geheirathet und weint nicht mehr, tanzt nicht mehr, zittert nicht mehr, tobt nicht mehr, glaubt an meine Tugend, an meine Liebe, an seine eigene Unwiderstehlichkeit . . ."

„Nun, ist das nicht Liebe?"

„Nein! es kommt ein Tag, wo das nicht mehr genügt. Angesichts der kühlen Gleichgültigkeit, der Eroberermiene des Gatten empfindet die Frau eine gewisse Gereiztheit . . ."

„Die Ehe ist der Friede, Giovanna."

„Nein. Die Gereiztheit wächst, wenn der Ehemann nach und nach alle kleinen Kriegslisten versäumt, um seine Frau zu verführen, zu erobern, ihr zu gefallen, für sie der schönste, der edelste, der klügste und der verliebteste aller Menschen zu sein."

„Die Frau ist nicht eine Geliebte, Giovanna!"

„Was verstehst Du davon, Du Kind mit der heiteren, reinen Seele? Ich weiß nur, daß Luigi mich vor der Ehe liebte und um meine Liebe warb. Heute liebt er mich nicht mehr, weil er meiner Liebe sicher ist."

„Du bist nicht nachsichtig mit ihm, Giovanna, und die Liebe ist doch die Nachsicht."

„Nein, sie ist Gerechtigkeit. Bin ich heute vielleicht weniger schön, weniger elegant, weniger graziös, weniger liebenswürdig? Seit dem Mai habe ich eine Abnahme seiner Neigung bemerkt. Jetzt ist er eisig."

„Du kannst Dich täuschen, Giovanna."

„Nein. Du weißt, ich bete das Meer an. Da ich im Hochsommer nicht in Neapel bleiben kann, so will ich nach Livorno. Er folgte mir widerwillig, verstimmt, denn er findet das Salzwasser überflüssig und die Bäder langweilig. Auch die Spaziergänge der Umgegend gefallen ihm nicht. Kannst Du Dir etwas Schlimmeres denken?"

„Warum wechseltet Ihr denn nicht den Ort?"

„Ich sollte nachgeben?"

„Das Opfer wird der Liebe leicht."

„Also soll ich alle Opfer bringen! Wir Frauen sollen wohl immer nur das Vorbild der Entsagung sein? Wir sollen lieben, die Mühsal ertragen, die Lächerlichkeiten und Unthaten des Gatten entschuldigen, uns einreden, daß er uns noch liebe und ihm Vorschüsse auf seine Gleichgültigkeit anbieten?! Nein, zu viel ist zu viel. Das Maß ist voll."

Giovanna hatte sich nach und nach ereifert, als ob ihr Niemand zuhörte, als ob sie nur für sich selbst redete. Aber das Mädchen hörte ihr aufmerksam zu und sah sie dabei mit ihren großen, liebevollen Augen an.

„Das ist eben ein Unglück," fuhr Giovanna fort, „daß man sich mit einer Person verbindet, mit der man vorher nicht genaue Bekanntschaft gemacht hat. Da soll man mit einem Male frühstücken, spazieren gehen, zu Mittag, zu Nacht essen, wohnen, leben, das ganze lange Leben hindurch mit einem Manne, mit dem man eben einmal getanzt hat! Es ist komisch und doch so traurig. Und eines Tages, was entdecken wir da? Verstehst Du die fürchterliche Gewißheit, die uns wird? Wir merken, daß wir nicht mehr lieben!"

„O!" rief das Mädchen und verbarg ihr Gesicht zwischen beiden Händen.

„Nein, wir lieben nicht mehr. Es ist nichts mehr in uns, kein Echo mehr in unserem Herzen. Einsam und still ist es in uns; vergebens wollen wir diese Starrheit von uns abschütteln, uns gegen jene Gleichgültigkeit zur Wehre setzen. Die Liebe ist todt und wir erkennen unseren

Irrthum. Dann zeigen sich uns alle Fehler jenes Mannes, der unser Gatte ist, und alles an ihm stößt uns zurück. Dann suchen wir, betrübt, traurig, verzweifelt und noch jung, die Liebe — anderswo . . ."

„Anderswo?"

„In einem anderen Herzen, das uns versteht. O, der Andere ist immer bereit; schön, poetisch, ritterlich, unheilbringend, keinem Ehemanne vergleichbar. Der Andere hat noch den unberührten Heiligenschein der Poesie; er kann lieben, den Kopf verlieren, er kennt die Leidenschaft und nichts als die Leidenschaft. Die Frau liebt diesen Anderen mit zwingender Nothwendigkeit, weil sie sonst Keinen mehr liebt, weil sie eine neue Liebe haben muß, weil jener Andere der Auserwählte ihres Herzens ist. Und Du ahnst nicht, Mädchen, mit welcher verzweifelten Gluth man sich an jenen Anderen festklammert, der für uns die Liebe und die Schuld, der Schmerz und das Glück ist. Sieh doch ein, daß jenes Weib, das in einem Tage sein ganzes Leben weggeworfen hat, jenen Anderen niemals einer Anderen lassen kann!"

Das Wort blieb ihr in der Kehle stecken, vor Zorn, vor Liebe, vor Eifersucht. Dann stand sie auf in ihrer ganzen Größe.

„Du hast Dich mit Roberto Montefiore verlobt, Maria, — heirathest Du ihn?"

„Ich heirathe ihn, Giovanna!" war die Antwort, stolz, ernst, voller Ruhe.

„Und warum?"

„Weil ich ihn liebe."

Die beiden Blicke, gleich voll von Liebe und Verzweiflung, kreuzten sich wie zwei feindliche Klingen.

Aus der Hauptstadt.

Das Ministerium der verlorenen Schlachten.

Intérieur beim Reichskanzler.

Erste Scene.

Graf Caprivi (lachend): Es ist doch ein erhebendes Gefühl, so jeden Morgen in beinah zwanzig von meinem Preßbureau abhängigen Zeitungen gedruckt zu sehen, daß ich der größte Staatsmann des Jahrhunderts bin! — (fährt auf). War mein theurer Freund, der verehrte Graf Eulenburg schon da?

Geheimer Rath: Nein!

Graf Caprivi: Gott sei Dank! Und mein süßer Liebling, der ehrliche Miquel?

Geheimer Rath: Der Herr Finanzminister hat sich krank gemeldet.

Graf Caprivi: Möge ihm die Erde leicht sein! (liest weiter) Heda — hier erfrecht sich schon wieder Einer, zu bemerken, daß ich als preußischer General so lange auf meinem Platze ausharren werde, wie Majestät es wünschen — warte, du Thüngen! — Telephoniren sie sofort nach einem Brausewetter!

Geheimer Rath: Bemerke ergebenst — das haben Excellenz selber auf 'nem parlamentarischen Abendessen und im Reichstag gesagt.

Graf Caprivi: Hab' ich das? Ei sieh 'mal! Lassen Sie sofort Anklage wegen Caprivibeleidigung gegen mich erheben und zwar in vierzig Städten, überall da, wo Staatsanwälte Zeitungen lesen —

Geheimer Rath: Excellenz —

Graf Caprivi: Kein Erbarmen! Ich muß mir endlich einmal beweisen, daß ich mir nicht alles gefallen lasse. Und kommt so 'was noch 'mal vor, dann werd' ich mich schonungslos in's Gefängniß bringen; ich verdiene das wegen meiner Gehässigkeit wider mich, wegen meiner — doch ich will nicht persönlich werden!

Zweite Scene.

Graf Eulenburg.

Caprivi: So früh schon auf den Beinen, lieber, verehrter, theurer Herr Kollege?

Eulenburg: Ich habe meine Bureaus für heute geschlossen, hochgeschätzter Freund!

Caprivi: Sie wollten vor den Ferien doch noch ein paar Dutzend Gesetze ausarbeiten lassen?

Eulenburg: Hat ja gar keinen Zweck — werden ja doch alle abgelehnt!

Caprivi: Das ist richtig. Aber nehmen Sie, bitte, Platz! (Eulenburg will sich setzen, Caprivi zieht ihm rasch den Stuhl fort, der Herr Ministerpräsident stürzt.)

Eulenburg: Nanu — was soll das heißen?

Caprivi (verbindlich): Das ist das harmonische Zusammenarbeiten des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten! Ehe ich auf zwei Stühlen sitze, sitzen Sie lieber auf gar keinem!

Eulenburg: Ganz recht! Aber ich komme, um über einige wichtige Fragen Rücksprache mit Ihnen zu nehmen. Fürstbischof Cohn wird in Berlin erwartet . . . sagen Sie mir doch, wie stehen wir jetzt eigentlich mit dem Papst?

Caprivi: Unser Gesandter in Rom hat gerade Urlaub — da erkundigen Sie sich wirklich am besten in irgend einer Redaction mit Spezialcorrespondenten!

Eulenburg: Ob ich nicht lieber bei Schloezer telegraphisch anfrage?

Caprivi: Schloezer ist todt.

Eulenburg: Na ja — auswärtige Angelegenheit — das brauch' ich doch nicht zu wissen! Das gehört doch in Ihr Ressort! Wenn also Fürstbischof Cohn eintrifft —

Caprivi: Rickert würd' es uns danken . . . man sollte ihm wirklich Jemanden zur offiziellen Begrüßung entgegen senden —

Eulenburg: Vielleicht Ahlwardt?

Caprivi: Sie könnten auch die Berliner Namensvettern des Kirchenfürsten zu einer rauschenden Ovation animiren! Hirsch Hildesheimer und der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens machen sicher mit!

Eulenburg: Hat's doch weit gebracht, der Herr Fürstbischof —

Caprivi: Nu — ein altes Priestergeschlecht — der Ahne steht schon im Pentateuch!

Eulenburg: 's ist so recht Gottes Segen beim Fürstbischof!

Caprivi: Es freut mich, Excellenz, daß Sie so liberalen Anschauungen huldigen!

Eulenburg: O bitte — davon sind wir durchtränkt, ich und meine Organe!

Caprivi: Ganz besonders Ihre Berliner Polizei!

Eulenburg: Woso?

Caprivi: Nun, die handelt doch wenigstens den Mördern gegenüber neuerdings streng nach dem manchesterlichen Grundsatz: Laisser faire! laisser aller!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Miquel.

Eulenburg: Ah, mein geliebter Kollege — so schnell vom Krankenbett erstanden? Sie sollten sich wirklich nicht immer so übermäßig beeilen —

Caprivi: Es war demnach nur ein Gerücht — Gott sei Dank . . . Sie sorgen schon für Gesundheitsrücksichten — das freut mich ungemein . . . Es ist in der That sehr ungesund am Kastanienwäldchen . . .

Miquel: Verstehe schon! Aber wenn Sie erst an meinem Sarge trauern, werden Sie mein Hinscheiden noch beklagen, das weiß ich!

Caprivi: Gewiß — sofern jede Gefahr des Scheintodes absolut ausgeschlossen ist!

Eulenburg: Was bringen Sie Neues, Liebster?

Miquel: Es schlägt in Ihr Ressort. Die immer ärger werdende

Scandalsucht der Presse verbittert mir das Leben — da müssen Sie Remedur schaffen, Excellenz!

Eulenburg: Was ist denn passirt?

Miquel: Ach — der Reichsanzeiger veröffentlicht im amtlichen Theil wieder mehrere Ordensverleihungen und Rangerhöhungen an Mitarbeiter des Herrn Reichskanzlers —

Eulenburg: Ja, das ist wirklich ein Scandal!

Miquel: Außerdem ist vorgestern ein aufreizendes anonymes Gedicht wider mich erschienen —

Caprivi: Wird es gekauft?

Miquel: Nein!

Caprivi: Dann Graf Eulenburg kann nur Ihr Herr Neffe der Verfasser sein.

Miquel: Wissen Sie, wie Ihr Herr Neffe seine Gedichtsammlungen nennen sollte? „Simsons Locken!"

Eulenburg: Wegen ihrer urwüchsigen Kraft?

Miquel: Nein — weil ihnen noch kein Mensch mit der Scheere zu nahe gekommen ist!

Eulenburg: Hem.

Caprivi: Uebrigens, Excellenz, verbieten Sie doch Phili's Gedichte!

Eulenburg: Weshalb denn das?

Caprivi: Nun, es wird Ihnen doch nicht vergönnt sein, sich auf andere Weise irgend ein Verdienst um das Vaterland zu erwerben.

Eulenburg: Sie brauchen doch nicht zu protzen. Ihnen gelingt a auch nichts mehr. Und außerdem — was mach' ich mir aus den Abstimmungen der Kammern? Mehrheit ist der Unsinn.

Caprivi: Dann müssen Sie riesig verständig sein — Sie haben ja noch nie eine Mehrheit gehabt! Ich bin ja auch auf's Haupt geschlagen, aber —

Miquel: Geben Sie's selber zu? Ihre Reden machten mir immer den Eindruck.

Caprivi: Neid ist des Spottes Ahn, sagte König Pyrrhus.

Eulenburg: Schweigen Sie mir von Pyrrhus! Das war ein großmäuliger Renommist! „Noch einen solchen Sieg und ich bin verloren!" Wie verloren müßte da unsereins erst sein, der noch nie einen Sieg erfochten hat!

Caprivi: Wie geht's zu Hause, wackerer Miquel?

Miquel: Auch da viele Sorgen . . . Es hat Jemand meiner jüngsten Tochter einen Heirathsantrag gestellt — ich wollte ihn eigentlich ablehnen —

Caprivi: Lächerlich! Seien Sie froh, daß unter diesem Ministerium überhaupt noch ein Antrag angenommen wird! Wenn Ihr Schwiegersohn sonst ein tüchtiger Mensch ist —

Miquel: Das ist er! Er hat sich energisch für Ihre Politik ausgesprochen —

Caprivi (geschmeichelt): Wirklich?

Miquel: Aber sonst noch nicht den geringsten Anlaß zu öffentlichem Aergerniß gegeben.

Caprivi (sieht nach der Uhr): Meine Herren — um diese Zeit pflege ich mich sonst ein wenig niederzulegen —

Eulenburg (entrüstet): Schweigen Sie mir doch endlich von unseren Niederlagen! Ich habe nun das ewige Einerlei satt! . . . Adieu! (faßt nach der Klinke.)

Caprivi: Sehen Sie — jetzt beweisen Sie endlich 'mal eine glückliche Hand!

Miquel: Noch 'ne Cigarre gefällig? Probe einer Colorado Claro nach eingeführter Fabrikatsteuer — schmeckt vortrefflich . . .

Eulenburg: Danke — ich mache mir nichts aus Bartkartoffeln! (ab.)

Vierte Scene.

Graf Caprivi. Miquel.

Caprivi: Sie wollen wirklich noch ein bischen bleiben, allertheuerster Schatz?

Miquel: Ja — ich habe ein neues Finanzgesetz auf dem Herzen —

Caprivi: Ach, da kommen Sie doch Morgen um fünf zu mir — ich halt dann Conferenz mit meinen Räthen —

Miquel: Excellenz — ich will Sie doch nicht mitten im Schlafe stören!

Caprivi: Und wenn Sie unten meinen Diener sehen, dann schicken Sie ihn doch herauf!

Miquel (versteht den Wink): Es war mir jedenfalls eine Lust, liebster Kollege!

Caprivi: Ach, jedes Mal, wenn Sie kommen, fühle ich mich um vierzig Jahre jünger (bei Seite, mit sehr bezeichnender Geste): wenigstens im Arm! (laut) Ich sehe Sie wirklich zu gerne — — — gehen! Besuchen Sie mich doch recht, recht bald wieder!

Miquel: Empfehle mich!

Caprivi: Sie können sich mir gar nicht besser empfehlen als durch diese Worte! (Er küßt ihn auf die Stirn und macht drei Kreuze hinter ihm.)

Timon d. J.

Notizen.

Der neue Tanhäuser Eduard Grisebach ist bekanntlich nicht nur ein erfolgreicher Dichter, sondern auch ein trefflicher Literaturkenner, dessen Ausgaben von Schopenhauer, Bürger, Kleist, Lichtenberg sogar von Fachleuten als musterhaft anerkannt sind, obwohl er nicht zu den Zünftigen gehört und sich selbst bescheiden nur zu den Amateurs, etwa im Sinne der Goncourts, zählt. Dieser Bibliophilenneigung folgend, hat er denn auch eine kleine, aber äußerst gewählte Bücherei zu seiner Belehrung und zum fruchtbaren Studium gesammelt, die viel Apartes für Kenner und Spezialisten enthält: erste Ausgaben, Incunabeln, historische Einbände, Unica. Darüber gibt er uns nun in seinen schönen von W. Drugulin in Leipzig verlegten „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen" Aufschluß. Es ist aber nicht nur ein trockener, mit philologischer Akribie verfaßter Katalog, wie K. Heyse's oder W. v. Maltzahn's „Bücherschatz", sondern zugleich ein Stück literar-historischen Commentars, der fast auf jeder Seite von dem emsigen Forschen des Verfassers Zeugniß ablegt. Namentlich die galante Literatur von Brantôme und Apulejus bis zum Königsberger Kriegsrath Scheffner, dem Verfasser der arg freien Gedichte im Geschmack des Grécourt, ist reich vertreten, in Büchern wie in gelehrten Anmerkungen. Besonders werthvoll sind die Excurse über Authoine de la Sale (1388—1464), den Verfasser der Cent Nouvelles nouvelles, über den Grisebach das Handschriftenmaterial in Paris und Brüssel eingesehen hat. Hoffentlich schreitet er nun zu einer deutschen Ausgabe dieses Vaters der französischen Novelle. Dem Katalog, dem leider ein Inhaltsverzeichniß fehlt, ist eine Radirung nach Max Liebermann's meisterlichem Pastellbildniß des Verfassers vorgeheftet, das weniger einen pensionirten kaiserlichen Consul a. D. als das geniale Weltkind, den Kunstkenner und Dichter mit scharf charakterisirender Treue wiedergibt.

Fermont. Ein Roman von Walther Siegfried. (München, Dr. Albert & Co.) Der junge Schweizer Dichter hat mit seinem Künstlerromane: „Tino Moralt" bei Kennern Beifall gefunden, und man durfte auf sein zweites Buch gespannt sein. Leider ist die Enttäuschung allgemein. Es ist eine Wiederholung, aber manierirter, altmodischer, unerfreulicher. Siegfried erscheint da als ein Autor, der dem Bann seiner großen Vorbilder noch nicht entsprungen und bei aller Eigenart seines Geistes als Künstler noch ganz unselbständig ist. Der Vorwurf: die religiöse Entwickelung eines halbwegs modernen Manfred in der Einsamkeit ist zwar groß genug und würdig, aber die Ausführung bleibt fragmentarisch, räthselvoll, mystisch, krankhaft. Wir wissen von diesem unmöglichen Weltfahrer Fermont zu wenig, um uns für seine einsiedlerischen Grillen zu interessiren und seine Umkehr zum Glauben und zur werkthätigen Menschenliebe psychologisch zu begreifen. Die dünne, schattenhafte

Handlung wird durch schöne Naturschilderungen in jambischer Prosa, tiefsinnige Bilder und Gleichnisse, aber auch von hohler Rhetorik unterbrochen. Dies Buch hätte zur Zeit Werther's, Byron's oder der George Sand vielleicht Aufsehen erregt. Heute erscheint es uns wie eine akademische Stilübung, unlebendig, kalt, gleichgültig. Das moderne Leben hat andere Probleme, andere Lösungen, andere Kunstmittel.

Berlin in Wort und Bild von Paul Lindenberg (Berlin, Ferd. Dümmler) verspricht, nach den uns vorliegenden Lieferungen zu urtheilen, wirklich ein volksthümliches Prachtwerk zu werden. Jedenfalls ist Lindenberg ein berufener Führer durch die Reichshauptstadt, denn er kennt sie sehr genau und schreibt lebendig und anregend. Unter den zahlreichen Illustrationen haben uns die Straßentypen von F. Stahl am besten gefallen. Wir kommen auf das Werk nach seiner Vollendung zurück.

„Durch's Unstrutthal, eine Wanderung von Naumburg a. d. S. bis zum Kyffhäuser", betitelt sich August Trinius' neuestes Wanderbuch, das gerade rechtzeitig kommt, um vielleicht manchen fahrenden Scholaren in das liebliche, durch reiche historische Erinnerungen geheiligte Revier zu locken. Der Reiseschriftsteller Trinius erfreut sich bei allen, die zur guten Sommerszeit Ränzel und Stecken ergreifen, eines zu fest begründeten, trefflichen Rufes, als daß wir sein fleißiges und poesievolles Buch besonders eindringlich zu preisen brauchten; nur auf zweierlei Eigenheiten gerade dieses Werkes soll aufmerksam gemacht werden. Einmal leidet es nicht unter allzu breit ausgeführten Stimmungsmalereien, die unser ungeduldiges Publikum nur in den seltensten Fällen erträgt und die ja auch häufig genug die Unfähigkeit des Autors beweisen, mit wenigen Strichen zu charakterisiren; es ist das ein großer Fortschritt in der Schreibweise von Trinius, der sich belohnen wird. Für unsere Empfindung nimmt sogar noch diesmal die Figur des immer durstigen Professors einen zu großen Raum ein; sie ist humoristisch gedacht, wirkt aber zuletzt gar nicht mehr so. — Daneben ein besonderes Lob. Der Autor weiß mit seinem Stoffe Bescheid, daß es eine helle Freude ist; hier liegen Studien und Mühen zu Grunde, die seiner Arbeit einen viel höheren als den landläufigen feuilletonistischen Reiz verleihen. Und wenn die Schnoddrigkeiten moderner Reisereporter und ihre Art, den Halbgott in der Westentasche zu spielen, schlechterdings anwidern, so erfreut bei unserem Autor doppelt die germanische Gründlichkeit nud Gerechtigkeit im Urtheil. Er denkt oft anders als die p. t. Vorsitzenden der Touristenvereine und andere maßgebende Persönlichkeiten, er macht kein Hehl aus seiner Meinung, aber er überzeugt den Leser. Wer den Weg marschiren will, den das Buch behandelt, muß es zum Reisebegleiter wählen oder auf zahllose, freundliche Anregungen und Genüsse unterwegs verzichten. — Die dem bei J. C. C. Bruns in Minden erschienenen Werke beigegebenen Illustrationen von Fr. Holbein halten sich nicht immer auf der Höhe des Textes, und der Verleger thäte im eigenen Interesse vielleicht gut, den etwas sanguinischen Preis zu revidiren.

Die italienische Einheitsidee in ihrer literarischen Entwickelung von Parini bis Manzoni von Oscar Bulle (Berlin, Paul Hüttig). Der in Florenz lebende Verfasser, den Lesern der „Gegenwart" wohl bekannt, zeigt hier das Auftauchen und Wachsen des italienischen Einheitgedankens im Anfang des Jahrhunderts, wie es sich im Leben und in den Schriften der als klassisch geltenden Dichter Parini, Alfieri, Monti, Foscolo und Manzoni ausdrückt, erst sehnsüchtig und schwermüthig leidenschaftlich, dann in der academisch geläuterten Weise des herrlichen Manzoni. Natürlich ist Bulle mit den Ergebnissen der neuesten italienischen Literaturforschung genau vertraut, so daß der deutsche Leser fast auf jeder Seite Neues lernen kann. Mit besonderem Genuß haben wir namentlich das Kapitel über die „Verlobten" gelesen und uns der fortlaufenden Bezüge auf die treibenden Ideen seiner Zeit gefreut. Hoffentlich läßt ein zweiter Band, der die Einheitidee bis zur nationalen Erfüllung enthalten muß und uns dann weniger die Federmenschen als die Männer der revolutionären That am Werke zeigt, nicht lange auf sich warten.

König Friedrich der Große. Von Reinhold Koser. (Stuttgart, Cotta Nachf.) Dieser erste Band schließt sich gewissermaßen an Koser's „Friedrich den Großen als Kronprinz" an und behandelt die Zeit von der Thronbesteigung bis zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges, also des jugendlichen Regenten glücklichste Zeit. Der alte Fritz, der große Menschenverächter beginnt erst nach dem dritten schlesischen Kriege. Hinter ihm liegt hier die trübe Jugend, der geniale Sturm und Drang von Reinsberg, es ist ein thatkräftiger, idealistischer König, der sich als Schüler des großen Alexander fühlt, dem Cäsar nacheifert und nach dem Lorbeer der Unsterblichkeit strebt. Ein helles Licht fällt auf die Tafelrunde von Sanssouci und ihre Helden: Maupertuis, La Mettrie, d'Argens, Knobelsdorf und den congenialen Voltaire. Wir gewinnen ein Bild der gesammten Lebens- und Weltanschauung des königlichen homme de Prusse, der, was Koser verschweigt, in seinem Wesen viel mehr ein Welf als ein Hohenzoller war. Besonders interessant sind Friedrichs Glaubensbekenntnisse z. B. auf Maupertuis' Vorwurf des Atheismus: „Angenommen, ich täusche mich hinsichtlich der Vorsehung, so könnte mein Irrthum doch nicht gefährlich werden, weder für mich, der ich freimüthig gesagt habe, was ich für die Wahrheit hielt, noch für die Anderen, die sich niemals einfallen lassen werden, einen König als ihren Lehrer in der Theologie zu betrachten. Einen falschen Ueberschlag in den Finanzen machen, einen schlechten General auserwählen, einem ungeschickten Unterhändler Vollmachten ertheilen und einem ungetreuen Minister Vertrauen schenken, ja das sind Fehler, die einem Herrscher Unehre und einem Reiche Verderben bringen können. Versehen aber in metaphysischen Dingen können Niemand Schaden bringen. Der Glaube an eine auf das Einzelne gerichtete Vorsehung macht die Menschen nicht besser. Vorausgesetzt, daß man die Grundpfeiler der natürlichen Religion nicht erschüttert, kann man sich in allen Fragen der Spekulation ohne Unzuträglichkeiten irren.

Verehren wir in Schweigen
Die Ordnung, die der Welt von droben ward zu eigen,
Zu eng ist unser Geist, das Irren ist sein Loos,
Und unergründlich bleibt der dunkeln Tiefe Schooß.
Nur des sind wir gewiß, trotz unsrer Katastrophen:
Der Himmel weiß viel mehr als alle Philosophen."

Koser schildert auch die civilisatorische Thätigkeit des Königs und betont mit Recht, daß dieser niemals im Soldaten aufgegangen. Seine Darstellung ist klar, anschaulich, künstlerisch, in großem Zug, ohne darum das Anekdotische zu verschmähen, nur ab und zu hätten wir etwas weniger diplomatische und hofhistoriographische Discretion gewünscht. So in der Schilderung der Beziehungen Friedrichs zu seiner unglücklichen Gemahlin; hier galt es Farbe bekennen und der Ursache von Friedrichs räthselhafter Abneigung, die schon zu irrigen Schlüssen führte, auf die Spur zu kommen. Auch seine Mysogynie war eine wichtige Seite seines Wesens. Dafür ist Koser's Beschreibung der Schlacht von Hohenfriedberg ein stilistisches Bravourstück. Im Großen und Ganzen eine Musterbiographie, die wir über die Arbeiten von Kugler, Preuß und Droysen stellen und auch über die Virtuosenleistung des schrullenhaften Genies Carlyle.

Lenz in Briefen. Von F. Waldmann. (Zürich, Verlag von Stern's Lit. Bülletin.) Die Schrift enthält eine bloße Zusammenstellung von Auszügen aus Briefen von, an und über Lenz und mag als solche den Freunden des wunderlichen Kraftgenies und Literaturkennern willkommen sein. Wenig Neues befindet sich darunter, denn das Lavater-Archiv hat schon Dorer-Egloff in seiner unzuverlässigen Lenz-Monographie benutzt, und die Handschriften der Rigaer Stadtbibliothek kennen wir aus Falck's Veröffentlichung. Immerhin ist, wie gesagt, diese chronologische Sammlung des zerstreuten Materials nicht ohne Verdienst.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Autoren von populären Romanen, welche sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer in's Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit *Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,* in Verbindung zu setzen.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen

von

H. Steinthal, Dr.

Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Berlin.

4 ℳ 80 ₰.

Werthvoll für jeden Literaturfreund.

Soeben ist erschienen:

Schillers Sohn Ernst.

Eine

Briefsammlung mit Einleitung.

Von Dr. **Karl Schmidt,**

Oberlandes-Gerichts-Rath.

Mit Bildnissen und 2 Handschriften von Schiller und Goethe.

Ein starker Band br. 6 ℳ, geb. 7,60 ℳ.

Ein höchst werthvoller Beitrag zur Schillerliteratur.

Das Werk enthält nur bisher noch ungedruckte Briefe; die Handschriften waren bisher noch nicht veröffentlicht.

Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Soeben erschienen:

Steiner,

Philosophie der Freiheit.

„Klar und wahr möchte ich dem Buche auf's Titelblatt schreiben. Nur auf solcher Weltanschauung kann die arg bedrohte persönliche und menschheitliche Freiheit naturgemäße Anerkennung finden. **Der Verfasser hat sein Werk gerade zur rechten Zeit geschrieben, möge es die weiteste Verbreitung finden.**" —

(Deutsche Worte.)

Preis 4 Mark.

Verlag von **Emil Felber, Berlin S.W.**
Anhaltstraße 6.

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

MURILLO

von

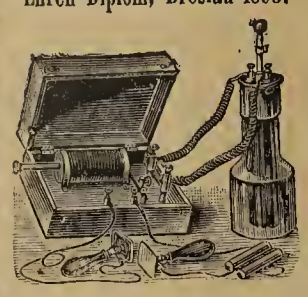
Carl Justi.

Mit Abbildungen im Text und 3 Kupferlichtbildern

geb. 6 ℳ.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.



bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten und durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich 5 **Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat.

Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

. . . Wenn sich wirklich beobachtetes Leben von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, als wir es hier erblicken, den Anforderungen der gestaltenden Kunst gemäß geordnet und verbunden findet, so verdient derjenige, der dies bewirkte, in Wahrheit den Namen eines Dichters.

Fränkischer Kourier (Martin Greif).

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid.

Barmer Zeitung.

. . . Der vom Verf. aufgestellte Gegensatz zwischen dem Unwerth der wüsten Spekulation und dem sicheren Untergrund der soliden Arbeit äußert immer wieder kräftige Anziehung, besonders wenn er wie hier in einem das Zeitbild geschickt wiedergebenden Vorgang und in Menschen geschildert ist, die wirkliches Leben in sich tragen. Der Roman ist so unterhaltend als belehrend.

Hamburger Nachrichten.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 24. Berlin, den 16. Juni 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die englischen Arbeiter und die Sozialdemokratie. Von Otto Gaupp (London). — Die Frage der Preßfreiheit. Von Karl Walcker (Leipzig). — Zur Frage der Valutaregulirung in Oesterreich-Ungarn. Von G. Bretisch. — Erdbebenfluthen. Von Wilhelm Stoß. — **Literatur und Kunst:** Persönliche Erinnerungen an Ludwig Pfau. Von G. B. — Friedrich Nietzsche's Geistesleben. Von Conrad Dohany. — **Feuilleton:** Der fatale Beruf. Humoreske von Sandor Balázs. — **Aus der Hauptstadt:** Pindter ade! Von Timon d. J. — Opern und Concerte. — Anzeigen.

Die englischen Arbeiter und die Sozialdemokratie.

Von Otto Gaupp (London).

„Unter den Blinden ist der Einäugige König"; das hat der internationale Bergarbeitercongreß hübsch illustrirt. Die Engländer haben etwas mehr gesunden Menschenverstand gezeigt, als die übrigen Delegirten; ihre Vorschläge waren etwas weniger crud, etwas weniger im Widerspruch mit allen Lehren der Erfahrung und Wissenschaft; ihre Methoden etwas weniger gewaltthätig und etwas mehr praktisch und — nun werden sie von der ganzen deutschen, liberalen wie conservativen, Presse ihrer „Verständigkeit" und „Mäßigung" wegen in den Himmel gehoben und den bösen Sozialdemokraten als Musterknaben gegenüber gestellt. Ich möchte keineswegs leugnen, daß ihr Verhalten vielfach vortheilhaft von dem der „Continentalen" abgestochen, ich glaube aber, daß die deutsche, nichtsozialistische Presse Gefahr läuft, den Contrast zwischen beiden etwas zu scharf zu malen und zu vergessen, daß die englischen und deutschen Delegirten sich nur in ihren Methoden, nicht in ihrem Endziel unterscheiden.

Man hat gesagt, die Bedeutung des Congresses „liege in der Feststellung der Thatsache, daß die Behauptung von der Sozialisirung der organisirten englischen Arbeiterschaft nicht wahr sei", er habe vielmehr gezeigt, „daß sie die Forderungen der Sozialdemokratie mit Entschiedenheit zurückweise". Wer im Lande selbst die Entwickelung der englischen Arbeiterbewegung mit Aufmerksamkeit verfolgt, kann über diesen Optimismus nur lächeln. Nein, die deutschen Sozialisten haben ganz recht, wenn sie betonen, daß die Zwistigkeiten auf dem Congreß nur die Oberfläche berührt haben, und daß die Bekehrung der Anfangs etwas spröden englischen Gewerkschaften zur sozialistischen Heilslehre in den letzten Jahren mit einer die kühnsten Erwartungen sozialistischer Apostel übersteigenden Schnelligkeit vorwärts geschritten ist. Wenn — so können sie ruhig voraussagen — der sozialistische Glaube seine Werbekraft nicht plötzlich, wie durch ein Wunder verliert, wird in wenigen Jahren die Masse der englischen Arbeiter sich nicht weniger als die der deutschen zum Sozialismus bekennen und zwar zu dem Sozialismus, welcher Aufhebung des privaten Kapitales und Leitung aller industriellen Production und Vertheilung durch den Staat fordert, so daß dann der Staat der einzige Landwirth, der einzige Fabrikant, Ladenbesitzer und Verkehrvermittler wäre und alle Einzelnen als seine bezahlten Angestellten fungirten. An einem Sozialismus, wie ihn unsere Kathedersozialisten lehren, — das brauche ich kaum zu sagen — laboriren im heutigen England nicht nur die Arbeiter, sondern eigentlich Jedermann.

Diese Behauptungen dürften etwas pessimistisch erscheinen; leider haben aber gerade die letzten zwölf Monate dafür gesorgt, daß es ihnen an guten Beweisen nicht fehlt. Ich habe hier vor Allem im Auge die Beschlüsse des letzten Jahrescongresses der Gewerkschaften und den Bericht der Minorität der Königl. „Labour Commission". Beide haben in Deutschland wenig Beachtung gefunden, wie ich glaube mit Unrecht. Ihre Bedeutung ist symptomatisch; sie sind keine Zufälligkeitserscheinungen, sondern bedeuten, wenn mich nicht Alles täuscht, einen Wendepunkt in der Geschichte der englischen Arbeiterbewegung, wie in der der englischen Parteibildung. Der immer offener erklärte Sozialismus der englischen Arbeiterführer muß zuletzt das Band zwischen den Arbeitern und dem radicalen Kleinbürgerthum zerreißen und mehr und mehr auch in England zu einer Parteibildung drängen, in der „Für" oder „Wider den Sozialismus" das unterscheidende Merkmal sein wird.

Seit der Ausdehnung, die das Wahlrecht durch die Reformakte von 1867 und 1885 erfahren hat, ist die politische Macht potentiell in die Hände des Arbeiterstandes gefallen und es ist daher nur zu leicht verständlich, daß „die stimmenfangenden" Politiker beider Parteien für die Wünsche der Arbeiter das offenste Ohr haben. Das anerkannte Organ, durch das diese Wünsche laut werden, ist das große „Arbeiterparlament", der jeden September abgehaltene Jahrescongreß der britischen Gewerkschaften. Diese Versammlung, auf der die Blüthe „der gemäßigten und vernünftigen" englischen Arbeiterschaft zusammen kommt, hat nun letzten September in Belfast sich offen zum marxistischen Sozialismus bekannt. Mit 137 gegen 97 Stimmen wurde beschlossen, daß kein Candidat für das Parlament eine Unterstützung aus ihrem Wahlfond bekommen solle, „der sich nicht verpflichte, das Prinzip collectiven Eigenthums und collectiver Controle aller Mittel der Production zu unterstützen," d. h. nackten Sozialismus, wie ihn Bebel und Liebknecht auch nicht anders predigen. Es ist wahr, die Minorität, die nicht so weit gehen wollte, ist immer noch beträchtlich, jedenfalls viel beträchtlicher, als sie in einer ähnlich zusammengesetzten Versammlung in Deutschland wäre; der Beschluß ist aber nichtsdestoweniger tief bedeutsam. Er beweist nämlich schlagend, daß die Herrschaft über die Gewerkschaften den alten Führern, einem Mr. Fenwick, einem Mr. Broadhurst und Mawdsley entsunken und in die Hände ausgesprochener Sozialdemokraten wie John Burns, Ben Tillett, Havelock Wilson und Keir Hardie gefallen ist. Seit Jahren spielt sich auf den Gewerkschaftscongressen der Kampf zwischen

dem „alten", mehr oder weniger individualistischen „Unionismus" und dem sozialistischen „Neuen Unionismus" ab; einen entscheidenderen Sieg aber hat der letztere bis jetzt noch nicht zu verzeichnen gehabt. Es ist verzeihlich, wenn in Deutschland immer noch davon gefabelt wird, die englischen Gewerkschaften seien unversöhnliche Gegner des sozialdemokratischen Ideals; verzeihlich weil die Umstimmung in den Anschauungen derselben eine so ungemein rapide war. Bis zum Jahr 1889, kann man sagen, hat die sozialdemokratische Propaganda auf die Gewerkschaften keinen tieferen Eindruck gemacht, bis dahin legten sie, obwohl niemals strikte Individualisten, doch den Hauptnachdruck auf Selbsthülfe und Selbstvertrauen und standen einem Eingreifen des Staates in die wirthschaftlichen Verhältnisse feindlich oder wenigstens mißtrauisch gegenüber. Jenes Jahr, das Jahr des großen Londoner Dockstreikes, ist die eigentliche „Hedschra" der sozialdemokratischen Bewegung in England. In ihm begann sie die Eroberung der Gewerkschaften, die sie in den nächsten vier Jahren mit so rapidem Erfolg fortgesetzt hat; in gewerkschaftlicher Sprache ausgedrückt: seit 1889 hat der „Neue Unionismus" den „alten" mehr und mehr zurückgedrängt. Dieser neue Unionismus ist bis auf die Knochen sozialistisch, er ist aggressiv und international, er sucht die Kluft zwischen Kapital und Arbeit möglichst zu erweitern und er verhält sich antipathisch zu allen den Bestrebungen der Gewerkschaften, die wie Kranken- und Altersversicherung auf dem Prinzip der Selbsthülfe beruhen. Ihm sind die Gewerkschaften nur Kampfgenossenschaften zur Erreichung seines letzten Zieles, der Verstaatlichung aller Mittel der Production. Seit er die Oberhand gewonnen, haben sich denn auch die Beziehungen zwischen Arbeitern und Unternehmern bedeutend verschlimmert und eine Reihe hartnäckiger und erbitterter Massenstreike die Grundlagen englischen Wohlstandes erschüttert.

Man kann die Plötzlichkeit, mit der sich die englischen Gewerkschaften zu ausgesprochenem Sozialismus bekehrt haben, vielleicht am besten an der Haltung abmessen, die ihre Jahrescongresse successiv zu der Forderung eines gesetzlichen Achtstundentages einnahmen. Eine denselben befürwortende Resolution wurde noch 1889 auf dem Congreß in Dundee mit 88 gegen 63 Stimmen verworfen, dagegen schon 1890 in Liverpool mit 193 gegen 155 Stimmen adoptirt, während auf dem Congreß des letzten Jahres vollends die Opposition auf eine Handvoll von Leuten zusammengeschrumpft ist. Die ganze Art und Weise, wie die Forderung eines gesetzlichen Achtstundentages in den letzten Jahren in immer weiteren Kreisen Anklang gefunden, ist überhaupt sehr charakteristisch für das rasche Umsichgreifen sozialistischer Ideen in England. Denn daß die Behauptung, dem Staat stehe das Recht und die Pflicht zu, erwachsenen Männern vorzuschreiben, wie viele Stunden sie täglich arbeiten dürfen und sollen, nur auf strict sozialistischer Grundlage zu rechtfertigen ist, wird wohl kaum Jemand leugnen, selbst wer nicht einsehen sollte, daß die gesetzliche Regulirung der Arbeitszeit indirect nothwendig zur Anerkennung eines gesetzlichen Minimallohnes und zu staatlicher oder communaler Organisation unbeschäftigter Arbeit führen muß. Der sozialdemokratische Abgeordnete John Burns konnte bei der diesjährigen Maifeier mit berechtigtem Stolz auf die Erfolge, die er und seine Gesinnungsgenossen in dieser Frage in wenigen Jahren erzielt, hinweisen. Als er vor nur neun Jahren die Forderung eines gesetzlichen Achtstundentages in sein Wahlprogramm aufnahm, sei nicht nur das große Publikum, sondern jede Gewerkschaft ohne Ausnahme gegen ihn gewesen, heute stehe derselbe nicht nur auf dem Programm jeder Gewerkschaft, sondern das Unterhaus habe ihn mit einer Majorität von 87 Stimmen zum mindesten den Bergarbeitern zugesprochen. Und, so fragt Burns mit Recht, wenn er für diese recht ist, warum dann nicht auch für Müller, Eisenarbeiter, Pflasterer ꝛc. ꝛc.

Wenden wir uns nun zu dem nicht minder wichtigen „Zeichen der Zeit", dem Minoritätsbericht der „Labour Commission". Das Parlament hat bekanntlich vor drei Jahren eine Commission eingesetzt mit der Aufgabe, das ganze große Gebiet der gegenseitigen Beziehungen von Arbeit und Kapital gründlich und allseitig zu durchforschen. Die Commission hat volle 583 Zeugen ausführlich verhört und ihre Aussagen in 64 Blaubüchern mit über 15,000 Seiten aufgezeichnet. Sie hat sich aber nicht auf einen gemeinsamen Bericht mit gemeinsamen practischen Empfehlungen einigen können. Der Bericht der Majorität, der von so unparteiischen und arbeiterfreundlichen Männern, wie dem Herzog von Devonshire, Mr. Mundella, Mr. Courtney, Mr. Fowler, Prof. Marshall und anderen, unterzeichnet ist, interessirt uns hier weniger. Ich will nur bemerken, daß die Schlüsse, zu denen diese Männer auf Grund der eingehendsten Untersuchung, die je angestellt worden, kamen, wesentlich negativer Art sind und wieder einmal beweisen, wie viel leichter es ist, Blaubuch um Blaubuch mit Zeugenaussagen zu füllen, als wirklich practische Empfehlungen zur Verbesserung der öconomischen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch zu machen. Ganz anderer Natur und viel interessanter ist der Minoritätsbericht. Man kann in ihm zwei Theile unterscheiden; er enthält erstens eine allgemeine Empfehlung des Collectivismus als einzigen Radicalmittels zur Heilung aller Schäden unseres industriellen Systems, und zweitens eine Reihe sehr radicaler practischer Vorschläge, deren Durchführung zur Noth auf dem Boden des bestehenden Systems denkbar ist. Uns interessirt hier vor Allem der erste Theil, und als Beweis dessen, was ich in Bezug auf ihn gesagt, mögen folgende zwei Citate genügen: „Wir sehen, um zu summiren, in den unbefriedigenden Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern nur eine unvermeidliche Folge der gegenwärtigen industriellen Anarchie. Die einzige vollständige Lösung des Problems findet sich in der fortschreitenden industriellen Entwickelung, die sowohl den »Kapitänen der Industrie«, als den Handarbeitern ihre gebührende Stellung als Diener der Gesammtheit anweisen wird." Und weiter: „Die gesammte Kraft demokratischer Staatskunst hat sich hinfort darauf zu richten, so schnell als möglich kapitalistisches Unternehmen durch staatliches zu ersetzen, und wo diese Ersetzung noch nicht durchführbar ist, alle industrielle Thätigkeit strict und im Detail zu reguliren, um so jedem Arbeiter die Bedingungen wirksamen Bürgerthums zu sichern." Wer hat dieses sozialistische Manifest unterzeichnet? Etwa bekannte Sozialdemokraten? Keineswegs. Wir lesen folgende Namen: Michael Austin, James Mawdsley und Tom Mann. Austin ist irisches Parlamentsmitglied, James Mawdsley galt immer als der einflußreichste der „conservativen" Arbeiterführer im Norden Englands, und Tom Mann hatte sich vor mehreren Jahren von den eigentlichen Sozialdemokraten losgesagt, weil sie „nach dem Mond schießen". Man kann es den Sozialdemokraten gewiß nicht verargen, daß sie es als einen großen Sieg ihrer Sache feiern, wenn diese drei Männer als „königliche Commissare" ein Document unterzeichnen, das nichts Anderes predigt als ihre eigene Doctrin, und die deutsche Presse, die davon fabelt, die sozialdemokratische Idee mache unter den englischen Arbeitern keine Fortschritte, thäte besser daran, besagtes Document wie die Verhandlungen der englischen Gewerkschaftscongresse etwas näher zu studiren.

Ich habe in der Einleitung angedeutet, daß die fortschreitende Sozialisirung der englischen Arbeiterschaft nothwendig zu einer Revolutionirung des englischen Parteisystems führen muß. So lange die englischen Arbeiter nur unbewußte Sozialisten waren, war Platz für sie im Rahmen der zwei großen historischen Parteien; sind sie aber einmal „zielbewußte Genossen", so müssen sie mit der Zeit zu der Erkenntniß gelangen, daß die Bildung einer unabhängigen Arbeiterpartei das nothwendige Mittel zur Erreichung ihrer letzten Ziele ist. Der bürgerliche Radicalismus, mit dem sie bisher in der Hauptsache zusammenwirkten, kann zwar ein gut Theil „Staatssozialismus" verschlucken, es gibt aber für ihn hier ein „bis hierher und nicht weiter", und er kann eine Theorie, die offen auf die Vernichtung der Grundlagen des heutigen Gesellschaftssystems ausgeht, nicht als offene Frage behandeln. Es ist nun ein weiteres bedeutsames Zeichen der Zeit, daß der Anfang zur Bildung einer solchen Partei bereits gemacht worden ist. Und es ist weiter bedeutsam, daß sie ein directes Kind der neuen

Richtung in der Gewerkschaftsbewegung ist. Im Jahr 1892 nämlich kamen die Gewerkschaften auf ihrem Congreß in Glasgow überein, eine Conferenz behufs Bildung einer unabhängigen Arbeiterpartei abzuhalten. Im Januar 1893 trat diese Conferenz in Bradford zusammen, und die unabhängige sozialistische Arbeiterpartei ist seitdem eine Thatsache. Unabhängige Arbeitercandidaten haben der radicalen Partei schon bei den letzten Wahlen mehrere Sitze gekostet, und so jung die Partei ist, practische Politiker wie Lord Rosebery, Mr. Morley sehen in ihr — das verrathen ihre letzten Reden deutlich — die ernsteste Gefahr, die ihrer Partei für die nächste Zeit droht. Die Gefahr ist um so ernster, weil die radicale Partei durch ihre ganze Vergangenheit gezwungen ist, die großen Hindernisse, die der Bildung einer unabhängigen Arbeiterpartei im Sinne unserer sozialdemokratischen Partei jetzt noch im Wege stehen, über kurz oder lang wegzuräumen; ich meine die wenigen gebliebenen Beschränkungen des allgemeinen Stimmrechts, die übertriebenen Wahlkosten, welche die Candidaten zu tragen haben, und das Fehlen von Stichwahlen, das die Aufstellung eigener Arbeitercandidaten in vielen Fällen practisch zu einer Unterstützung der Conservativen macht, vor der viele Arbeiter heute noch zurückscheuen. Sind diese drei Hindernisse erst aus dem Weg, so wird auch das englische Parlament bald eine geschlossene Arbeiterpartei sehen, die der deutschen an Zahl mindestens gleich, an Einfluß unendlich überlegen sein wird. —

Die Frage der Preßfreiheit.

Von Karl Walcker (Leipzig).

In England konnte es im 18. Jahrhundert vorkommen, daß ein gesunder, reicher Mann auf Betrieb seiner ehebrecherischen Frau, oder eines erbschleicherischen Verwandten in eins der schauderhaften Privatirrenhäuser gesteckt, so zu sagen lebendig begraben wurde. Aehnlich soll ein ganz gesunder Rechtsanwalt zur Zeit Napoleons III. auf Betrieb eines hochgestellten Gegners in ein Irrenhaus gesteckt worden sein, aus dem er später befreit wurde. Auch aus anderen Ländern und Zeiten lassen sich viele schlagende Belege für die Nothwendigkeit der Preßfreiheit, überhaupt der freien Meinungsäußerung anführen. Da Menschen aller Klassen, Parteien, Grade der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit berechtigte Interessen haben, und da jedes berechtigte Interesse unter Umständen verletzt werden kann, so folgt daraus, daß die Frage der Preßfreiheit das weitaus wichtigste Problem ist, welches die Menschheit zu lösen, oder wenigstens der Lösung entgegen zu führen hat. Wenn Jemand für die Preßfreiheit plaidirt, so liegt darin natürlich auch eine Empfehlung der übrigen Arten der freien Meinungsäußerung, besonders der Redefreiheit.

Viele wohlwollende, aber sachunkundige Männer glauben, das Ideal der Preßfreiheit sei in Süddeutschland, England und in den Vereinigten Staaten annähernd erreicht, weil Preßprozesse daselbst vor die Geschworenen kommen. In Bezug auf Süddeutschland ist diese Annahme ungenau. Klagen eines Staatsanwalts, öffentliche Klagen, dürften ausnahmslos vor die Geschworenen kommen, Privatklagen ebenso ausnahmslos vor Schöffengerichte. In der Münchener Allgemeinen Zeitung findet man z. B. nicht selten Notizen, daß ein bayrischer Redacteur in Folge einer Privatklage von einem Schöffengerichte verurtheilt worden ist. Wenn ein Zeitungsredacteur einen Schwindler im öffentlichen Interesse bekämpft, so läuft er im Deutschen Reiche und in ähnlichen Ländern nur wenig oder gar keine Gefahr, vom Schwindler oder einem gedungenen Banditen niedergeschossen oder niedergeschlagen zu werden. In Amerika sind solche und ähnliche Gefahren viel größer. Verschiedene andere Schattenseiten der amerikanischen Preßzustände seien hier der Kürze halber übergangen. Wenn ein Unschuldiger in England wegen eines angeblichen Preßvergehens angeklagt wird, so stehen die Chancen seiner Freisprechung wie 75 : 25, oder noch günstiger, vielleicht wie 95 : 5; aber seine Sicherheit beruht nur auf wechselnden politischen Moden und Machtverhältnissen, gar nicht auf einem erzwingbaren Recht. Ja, die elementare Frage, ob die Presse das Recht hat, Mißstände zu rügen, ist in rechtlicher Beziehung offen. Einige Präcedenzfälle, besonders aus den letzten Jahrzehnten, sprechen für die Bejahung der Frage, während zahlreiche Präcedenzfälle aus früheren Jahrhunderten, ja, noch aus dem 19. Jahrhundert, für die Verneinung sprechen. Sogar in England pflegt die Sache als eine Frage der Interpretation des Strafrechtes behandelt zu werden. In Wirklichkeit handelt es sich dagegen um eine Frage der Staatsverfassung: dem Geiste des absoluten Staates entspricht der Grundsatz: „Möglichst wenig, oder gar keine politische Selbstthätigkeit der Staatsbürger", dem Geiste des constitutionellen Staates der Grundsatz: „Möglichst viel politische Selbstthätigkeit der Staatsbürger, Verwerfung der Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande, die schon von Jacob I. mit etwas anderen Worten gepredigt wurde." Bereits A. Smith, Roscher, R. v. Gneist, R. v. Ihering u. A. haben schlagend nachgewiesen, daß der Hauptunterschied des absoluten und constitutionellen Staates in den eben erwähnten Prinzipien besteht. Daraus folgt auch, daß in einem wahrhaft constitutionellen Staate Preßprozesse vor Geschworenengerichte, nicht vor Beamtengerichte, kommen sollen; denn eine Hauptaufgabe der Presse besteht in der Controle der Beamten, die einen starken esprit de corps zu haben pflegen, und Niemand soll in eigener Sache richten, sich so zu sagen selbst Decharge ertheilen. Auch in England wurde die Schuldfrage ursprünglich von Beamten, von Richtern, entschieden; die Jury hatte nur zu sagen, ob der Angeklagte der Verfasser der incriminirten Schrift war. Erst später erhielten die Geschworenen das Recht, die Schuldfrage, die Frage der Strafbarkeit der Schrift, zu entscheiden. Man weiß und fühlt in England, daß die Preßfreiheit im wohlverstandenen Interesse der Fürsten, Minister, Volksvertreter, Beamten liegt, weil sie viele wichtige Informationen nur durch Preßerzeugnisse erhalten können, und weil in einem Lande ohne wirkliche Preßfreiheit sogar Minister, Richter und andere Beamte unschuldig verurtheilt, verfolgt oder chicanirt werden können. Die ältere englische Geschichte weist eine ganze Reihe solcher Fälle auf.

Im deutschen Strafgesetzbuch § 185 ff. sind Maxima der Strafen für Beleidigung und Verleumdung festgesetzt, sie betragen je 600, 1500, 1500, 900 Mark. Wenn der Beleidigte in seinem Erwerbe geschädigt ist, so beträgt die an ihn zu zahlende Buße höchstens 6000 Mark. In England, Frankreich ꝛc. gibt es keine solche Maxima, es kommen Geldstrafen von 10,000 oder 20,000 Pfund, 300,000 Francs vor. Das sind nach deutschem Gelde circa 200,000, 400,000, 240,000 Mark. Bentham, F. v. Holtzendorff u. A. haben dagegen längst mit Recht empfohlen, Geldstrafen für Vergehen und Verbrechen nach dem Einkommen des Schuldigen zu bemessen.

In manchen Fällen können Richter, Geschworene, Zeitungsleser gleicher wirthschaftlicher, politischer, religiöser Richtungen darüber verschiedener Meinung sein, ob eine Aeußerung pflichtgemäß, noch zulässig, oder strafbar ist. Trotzdem gelangt die Culturwelt unter schweren Kämpfen und Leiden, unter den Geburtswehen einer neuen Zeit, allmählich zu bestimmten, wissenschaftlich stichhaltigen Rechtssätzen über das Wesen der Preßfreiheit. Das Durchdringen dieser Grundsätze wird von allen Wohlmeinenden, von Schriftstellern, Richtern, Geschworenen, Schöffen, als ein großer Segen empfunden werden. Heutzutage sind die Gerichte in vielen Fällen in einer schlimmen Lage: sprechen sie frei, so ist ein Theil der Juristen, wohl auch der Nichtjuristen, unzufrieden; verurtheilen sie, so sind andere Juristen und die große Mehrheit der Gebildeten, überhaupt der Staatsbürger, unzufrieden. Wenn man die Motive gerechter, in Deutschland, England und anderswo erfolgter Freisprechungen, treffende Ausführungen von Juristen und anderen Staatsgelehrten, gute Leitartikel von Zeitschriften und Zeitungen nachliest, kurz, das innere Wesen der Sache gebührend betrachtet, so ergiebt sich ungefähr folgende, für

einen Verfassungsartikel geeignete Definition und Strafandrohung: „Die Preßfreiheit besteht in der möglichst weitgehenden staats- und strafrechtlichen Gleichstellung der Nichtbeamten und der Beamten in Bezug auf die Freiheit der Meinungsäußerung durch Preßerzeugnisse aller Art, Schriften, Zeitschriften, Zeitungen ꝛc. Erlaubt ist dasjenige, was ein Professor der Nationalöconomie, der Rechte, der Theologie, der Philosophie, der Geschichte ꝛc., ein Staatsanwalt, ein Privatkläger, ein Kläger vor einem Ehrengericht, oder Rechtsschutzverein in einer ähnlichen Lage in pflichtgemäßer, passender, strafloser Weise sagen muß und kann. Alle Personen, welche eine solche Preßfreiheit, den Lebensodem des constitutionellen Staates, zu unterdrücken versuchen, werden mit den und den Geld- oder Gefängnißstrafen belegt." Ohne den Schutz strenger Strafen kann das Recht der Preßfreiheit ebenso wenig existiren, wie das Wahlrecht und unzählige andere Rechte. Milton vergleicht die Unterdrückung eines guten Buches mit einem Morde. Die sog. Preßgesetze enthalten nur, oder fast nur formelles Recht. Das noch wichtigere materielle Preßrecht ist noch nirgends codificirt. Es handelt sich dabei um die Fragen, was man schreiben darf, und nicht darf, wie weit z. B. die Anhänger der verschiedenen wirthschaftlichen, politischen, religiösen, nationalen Parteien gehen dürfen. Das materielle Preßrecht gehört in's Staatsrecht, in's Verfassungsrecht, ähnlich wie das Wahlrecht in's Verfassungsrecht gehört, nicht nebenbei im Strafrecht abgehandelt werden darf.

Wenn 100 Redacteure in verschiedenen Theilen eines Rechtsgebietes, z. B. des Deutschen Reiches, aus einer Parteicorrespondenz ein und denselben Artikel abdrucken, so muß eventuell die Frage der Strafbarkeit des Artikels einheitlich entschieden werden, sonst könnten einige Redacteure gar nicht angeklagt, andere freigesprochen, wieder andere zu verschiedenen Strafen verurtheilt werden; besonders wenn sogar verständige Freunde der Preßfreiheit über die Strafbarkeit oder Nichtstrafbarkeit des Artikels streiten können. Auch wenn dazu noch ein oberster Gerichtshof, das Institut der Revision und der Berufung kommen, so hat man noch lange keine Garantie dafür, daß gleiche oder ähnliche Preßprozesse in verschiedenen Landestheilen und Jahren gleich, oder ähnlich entschieden werden, daß mit einem Worte dem gleichen Münz-, Maß- und Gewichtssystem, dem gleichen Gewerberecht ꝛc. des Staatsgebiets eine gleichförmige Preßjustiz entspricht; denn alle Preßprozesse gelangen nicht an das oberste Gericht, sein Personalbestand verändert sich allmählich, und ganz dieselben Richter können ihre Ansichten über Streitfragen ändern. Eine möglichst gleichmäßige Preßjustiz kann nur erzielt werden, wenn alle Preßprozesse vor gebildete, sachverständige Geschworene kommen, wenn die von Bluntschli, F. v. Holtzendorff u. A. empfohlenen Rechtsschutzvereine von Juristen und anderen Gelehrten und Gebildeten eingerichtet werden, und wenn im Laufe von Jahren und Jahrzehnten ein materielles Preßrecht ausgebildet wird; ungefähr so wie gute Handelsusancen Gewohnheits- oder Gesetzesrecht werden können oder werden. Bei öffentlichen oder privaten Klagen gegen die Publicisten A, B, C, D wären dann folgende Hauptfälle möglich: A wird vom Schwurgerichte freigesprochen oder verurtheilt, und die Sache ist erledigt. B appellirt an die Rechtsschutzvereine, deren Zahl in einem Großstaate 25, 50 oder mehr betragen dürfte, wird indeß abgewiesen, weil er schuldig ist. C appellirt mit Erfolg an die Rechtsschutzvereine, und das competente Schwurgericht spricht ihn, Bezug nehmend auf die Rechtsgutachten der Rechtsschutzvereine und auf eigene Ausführungen, frei. D wird von den Rechtsschutzvereinen für unschuldig erklärt, trotzdem vom Schwurgericht verurtheilt. Ein solcher Fall dürfte sehr selten, oder nie vorkommen. Wenn viele ausgezeichnete Glieder der Rechtsschutzvereine, z. B. Professoren der Rechte, andere Doctoren der Rechte, Richter und Staatsanwälte a. D., Rechtsanwälte, Professoren der Nationalöconomie, Geschichte, Philosophie, einen Angeklagten für unschuldig oder schuldig erklären, so wird das Schwurgericht schwerlich eine gegentheilige Entscheidung treffen, obgleich ihm das formelle Recht zu einer solchen natürlich nicht genommen werden soll und darf. In einem Großstaate würde die Zahl aller Mitglieder der Rechtsschutzvereine beträchtlich sein. Rechnet man z. B., daß es in verschiedenen Theilen des Deutschen Reiches 50 Rechtsschutzvereine mit durchschnittlich 100 Mitgliedern geben würde, so kämen 5000 Personen heraus. Trotzdem wäre es nicht schwer, die vorherrschende Meinung der Rechtsschutzvereine zu erkennen, denn die meisten Glieder würden sich den Gutachten der tüchtigsten, namhaftesten Juristen und Nichtjuristen anschließen. Natürlich dürfte ein Rechtsschutzverein nicht jeden Beitrittslustigen aufnehmen, er müßte sich, nach Analogie eines Honoratiorencasinos, einer Akademie der Wissenschaften ꝛc., durch Kooptation ergänzen, nur die hervorragendsten, ehrenhaftesten, feinfühligsten Männer aller gemäßigten Parteien aufnehmen. Es wäre ferner zweckmäßig, vorzuschreiben, daß ein Theil der Geschworenen, z. B. $^3/_{12}$, aus solchen Juristen bestehen muß, die nicht active Richter, Staatsanwälte, Verwaltungsbeamte des Staates oder der Gemeinde sind. Dahin gehören Professoren der Rechte, juristisch gebildete Personen, die Rentiers, Bankdirectoren u. s. w. sind, und geeignete, geistig frische Beamte a. D.

Fast in der ganzen Culturwelt hat man im 18. und 19. Jahrhunderte Institute der Urzeit in passender Weise wieder hergestellt und fortgebildet. Man hat z. B., anknüpfend an die Urzeit, einen freien Bauernstand und die allgemeine Wehrpflicht geschaffen. Auch die modernen Schwur- und Schöffengerichte erinnern, trotz diesen oder jenen Mängeln, an die Volksjustiz der Urzeit. In den kleinen Städtestaaten Griechenlands und Italiens und in den kleinen germanischen Gemeinwesen der Zeit Cäsar's und Tacitus' war die Justiz thatsächlich, oder wenigstens im Prinzip eine Sache aller freien Männer. Aus finanziellen Gründen ist es natürlich heutzutage nicht möglich, viele Personen zur Beurtheilung jedes Civil- oder Strafprozesses heranzuziehen; aber trotzdem geht jeder Civil- oder Strafprozeß die ganze Nation, ja die ganze Menschheit an. Man denke z. B. an die Justizmorde, welche an Sokrates, an Calas, 1766 am Grafen Lally-Tollendal verübt wurden, einerseits, an den Prozeß Waldeck und sonstige Freisprechungen Unschuldiger andererseits. Das Andenken des erwähnten französischen Grafen wurde 1778 rehabilitirt, zum Theil in Folge der Bemühungen Voltaire's, der bekanntlich schon früher für die Unschuld Calas' eintrat. Auch die erwähnte Rechtsschutzvereins-Idee Bluntschli's und F. v. Holtzendorff's ist keineswegs unerhört neu, sie knüpft an so manche Einrichtungen der Vergangenheit an. Dahin gehörten z. B. die Versendungen von Civil- und Strafprozeß-Acten an Juristenfakultäten.

Manche oberflächliche Beobachter der Zeitströmungen behaupten allen Ernstes, Freiheitsfragen seien veraltet, unmodern, die heutige Generation erwärme sich nur für Interessenfragen. Darauf ist zu entgegnen, daß Freiheits- und Interessenfragen ebenso innig zusammenhängen, wie die verschiedenen Körpertheile eines lebendigen, gesunden Menschen. Jedes berechtigte ideale oder materielle Interesse bedarf zu seiner erfolgreichen Vertretung der Preßfreiheit und anderer Freiheitsrechte. Schon Fox sagte 1797: „Freiheit ist Ordnung, Freiheit ist Kraft!"

Zur Frage der Valutaregulirung in Oesterreich-Ungarn.

Von G. Bretisch.

Im August des Jahres 1892 wurde das Gesetz, betreffend die Valutaregulirung in Oesterreich-Ungarn, perfect, das Resultat bewegter Verhandlungen in den Parlamenten beider Reichshälften, wonach — ohne sich vorsichtiger Weise an einen bestimmten Zeitpunkt zu binden — die Baarzahlungen auf Basis einer Goldwährung aufgenommen werden sollten.

Das stürmische Vorwärtsdrängen, das die ungarische Regierungsthätigkeit seit Längerem auszeichnet, fand auch in der temperamentvollen Behandlung dieser Angelegenheit Ausdruck

und überwand die Zurückhaltung, die von österreichischer Seite dieser Frage anfänglich entgegengebracht wurde. Diese hatte ihren Grund nicht darin, weil etwa Zweifel in die wirthschaftliche Richtigkeit oder derzeitige Zweckmäßigkeit dieser Maßregeln gesetzt wurden, sondern in den conservativen Neigungen der österreichischen Regierung.

Die Opposition gegen die bezüglichen Gesetzesvorlagen entnahm ihre Argumentation hauptsächlich dem Arsenal bimetallistischer Phraseologie, oder sie trabte gemächlich in dem Halbdunkel volksthümlicher Anschauungen, und es onnte daher den Verfechtern der Goldwährung nicht schwer fallen, den sich wissenschaftlich geberdenden Sophismen das Mäntelchen herabzureißen, dem finanziellen Aberglauben in's Antlitz zu leuchten.

Die zur Zeit der theoretischen Inaugurirung der Goldwährung herrschenden Verhältnisse lagen auch besonders günstig und wurden durch die bis zur Siedehitze gesteigerte Begeisterung der Börse sehr gefördert. — Die heute etwas verfahrene Entwickelung dieser für die österreichisch-ungarische Monarchie so wichtigen Reform des Geldwesens ist eben dem zuzuschreiben, daß wirthschaftliche Kurzsichtigkeit so weittragende Maßnahmen auf Voraussetzungen aufbaute, die nur vorübergehender Natur waren und deren Calcul die fluctuirende Bewegung des Weltmarktes durchaus unsicher machte. Die Ueberschüsse der österreichischen und ungarischen Staatsbudgets in den letzten Jahren gaben ein Gefühl der Sicherheit in die Solidität der finanziellen Grundlage der dualistischen Monarchie, welches die unverhältnißmäßig große Steuerlast des Volkes und die große Verschuldung an das Ausland ungerechtfertigt erscheinen ließ. Es wäre unrecht, die vom Standpunkte des Staatskredits aus durchaus empfehlenswerthe Lösung der Valutafrage zu verschieben, bis die Erledigung aller zur Zeit die öffentliche Meinung beherrschenden offenen großen wirthschaftlichen Fragen, die an den Geldnerv der beiden Staaten rühren, erfolgt wäre, aber die Aufnahme der Baarzahlungen in Gold, die nur der Ausdruck eines großen Kräfteüberschusses sein kann, ist für ein Reich von mäßigem Nationalvermögen nur glänzender Schein und demnach für die habsburgische Monarchie vorläufig verfrüht.

Die unerläßliche Voraussetzung der Goldwährung ist Activität der Zahlungsbilanz. Genau ist diese nicht zu eruiren, kaum annähernd, und man ist auf Schätzungen angewiesen, die Irrthümern natürlich Thür und Thor öffnen. Die Valutenkurse — wiewohl auch von secundären Einflüssen abhängig — bilden den verläßlichsten Maßstab hierfür, da die Größe des Angebotes oder der Nachfrage in ziemlich sicherer Weise in den Kursen zum Ausdruck kommt.

In allzu optimistischer Weise wurde nun die Activität der österreichisch-ungarischen Zahlungsbilanz angenommen, und vielleicht war es auch zu jener Zeit so, aber jedenfalls haben die etwas stürmisch eingeleiteten Valutaoperationen, die auch dem inländischen Markte in kurzer Zeit ein verhältnißmäßig ganz enormes Goldquantum entzogen, nachdem die Relation fixirt war, es in erster Reihe verschuldet, daß der Goldwerth der österreichischen Währung heftigen Schwankungen ausgesetzt war. Man hatte nichts unterlassen, den Markt in die rosigste Stimmung zu versetzen, und dieser Schein war so gut gelungen, daß selbst die Maler die Färbung für echtes Gold hielten und nach den Beeren griffen, die sie selbst gemalt, indem die günstige Marktlage zu den großen Staatsrentenconversionen in Oesterreich und Ungarn benützt wurde. Im Auslande war man weniger voreingenommen, man fand die österreichischen und ungarischen Effecten zu theuer, und das schöne Kartenhaus wurde durch einige hinzugetretene Calamitäten des internationalen Marktes arg verwüstet. Der ungewöhnlich niedrige Zinsfuß, der Flugsand, auf dem die ganze schöne Fata Morgana aufgebaut war, hob sich, blühte und gedieh, und die österreichischen und ungarischen Papiere bekamen Heimweh, so daß der Mehlthau auf das frische und üppige Grün der Kurse fiel und sie verdarb. Da jedes Effect, das vom Auslande kommt, schließlich mit Gold bezahlt werden muß, so hatten die valutaregulirungslustigen Staaten ganz enorme Summen für das einströmende Effectenmaterial zu zahlen.

So entstand das Relationsagio. Erst ganz klein, so bescheiden, wirklich nicht der Rede werth; morgen wird es wieder verschwunden sein. Es vergaß zu verschwinden, ja, es stieg sogar noch etwas. Indeß, wen ängstigte diese Lappalie! Und jetzt, wer wird denn diesen ganz überflüssigen Verlust auf sich nehmen? Es konnte es ja jeder schwarz auf weiß lesen, daß ein Kilogramm Gold just 1640 Gulden ö. W. kosten dürfe. In einigen Tagen ist das Agio, aber diesmal ganz sicher, geschwunden wie Märzschnee in der Sonne. — Wieder wich es nicht —, aber ernst nehmen, lächerlich! Wozu ein so hübsches Budget und so schöne Kurse — nein, jetzt wird es sogar lohnen, fremde Valuten zu contreminiren und, wenn das Agio geschwunden ist, mit Gewinn zurückzukaufen.

Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Wie eine Wunde, die unbeachtet blieb, fraß sich das Agio tiefer und tiefer, und stieg bis sechs Procent, um nun schon seit Längerem auf einem Stande von vier Procent zu verharren.

Alle Mittel und Mittelchen, die man später dagegen ergriff, indem man ohne Rücksicht auf die wirkliche Lage des inländischen Geldmarktes die Discontschraube anzog, Ueberraschung des Marktes durch künstliches Ausgebot von Devisen ꝛc. blieben ohne Erfolg, das Agio war von echter Lebensfähigkeit und dadurch die Aufnahme der Baarzahlungen in Gold ganz unmöglich gemacht.

Die Valutaregulirungsaction war damit zum Stillstande verurtheilt, jeder Fortschritt ausgeschlossen, wenn der Preis des Goldes in der Landeswährung die fixirte Relation überstieg. Jedes Mittel, das nicht auf der naturgemäßen Vermehrung des Reichthums dieser Staaten, der wahrnehmbar wächst, beziehungsweise der Abnahme der Verschuldung an das Ausland basirt, ist wirthschaftliche Schminke, und jedes Unwetter, das über die österreichisch-ungarischen Märkte hereinbräche, müßte den trügerischen Schein verrathen und das Gold aus dem Lande treiben. Die verkehrte Münzpolitik der vereinigten Staaten eines so kräftigen Organismus, gab bei aller Verschiedenheit des Falles ein lehrreiches Beispiel, um so bemerkenswerther, als die monetären Erschütterungen nicht einmal durch größere wirthschaftliche Krisen hervorgerufen wurden. Diese bildeten erst die Folge.

Die finanzielle Ehre Oesterreich-Ungarns ist aber engagirt und gewiß sind die Kraftäußerungen eines Staates auf diesem Gebiete keine quantité négligeable — eine Empfindung, der man in der Gesetz gewordenen Vorlage über die Einziehung der Staatsnoten bis zum Betrage von zweihundert Millionen Gulden gegen Silbercourant und Banknoten Ausdruck gab.

Die Einziehung soll derart erfolgen, daß zunächst vierzig Millionen Gulden Staatsnoten durch Einkronenstücke eingelöst werden. Der Rest von 160 Millionen Gulden soll durch Silbergulden und Banknoten ersetzt werden, welche die Regierungen von der österreichisch-ungarischen Bank übernehmen werden. — Als Ersatz für die übernommenen Silbercourantmünzen und Banknoten sollen der Bank 160 Millionen Gulden in Gold übergeben werden. Diese letztere Transaction soll in der Weise vorgenommen werden, daß den Staaten die Rücknahme dieses Golddepositums zusteht. — Das Quantum des der Bank abzunehmenden Silbercourants dürfte sich auf achtzig Millionen belaufen, während der Rest in durch das festgelegte Depositum gedeckten Banknoten ausgegeben werden soll.

Die Valutaregulirung soll damit einen Schritt nach vorwärts machen und gegen das Agio eine Waffe geschmiedet werden. Diese Maßnahmen erscheinen indeß wenig geeignet, der etwas in Mißkredit gerathenen Valutaregulirung auf die Beine zu helfen.

Die Einziehung der Staatsnoten im Umtausche gegen Silbergeld geht logischer Weise von der Voraussetzung aus, die Menge unbedeckter Circulationsmittel, besonders der Staatsnoten, drücke den Werth der Geldzeichen herab. Der Papiergulden soll entfernt werden, und an seiner Statt der Silbergulden und die Silberkrone treten. Nun ist aber der innere Werth des österreichischen silbernen Hartgeldes viel geringer

als der des Papiergeldes, eine Erscheinung, die mit dem fiduciären oder Seltenheitswerthe erklärt wurde. Wenn dieser nun auch nicht den ausschließlichen Grund für den Mehrwerth der Papierzeichen gegenüber dem Silbercourant bilden mag, so ist er es doch zweifellos in hervorragendem Maße und — da wissenschaftliche Erwägungen wohl die Zulässigkeit von Experimenten solcher Tragweite rechtfertigen müssen — erscheinen diese Maßnahmen, so betrachtet, verfehlt und durchaus nicht geeignet, die erwartete Wirkung zu üben. In dem Maße, als der Silberumlauf die Papiergeldcirculation ersetzt, wird der innere Werth der Silbermünzen das Werthniveau der österreichischen Währung, das die Einstellung der freien Silberprägungen so außerordentlich gehoben hat, herabdrücken, und von dem geradezu elementaren Sturze des Silberpreises bliebe der Geldwerth des Guldens — durch große Silberquantitäten belastet — gewiß nicht unberührt, insolange nicht die faktische Aufnahme der Baarzahlungen in Gold dem Silbergulden die Zahlkraft eines Relationsgoldgulden verleiht, ein um so schwerer wiegender Umstand, als die abschüssige Bewegung des Silberkurses noch nicht ihren Tiefpunkt erreicht zu haben scheint. Die heilsamen Folgen der Einstellung der freien Silberprägung müssen jedoch in demselben Maße eine Erschütterung erfahren, als der Staat selbst dieses Prinzip verläßt und mehr Silbermünzen in den Verkehr bringt, als der Kleinverkehr erfordert. — Es ist nicht einzusehen, warum die Uebersättigung des Marktes mit Silbercourant durch den Staat andere Folgen haben sollte, als wenn dies Seitens Privater geschähe, und in dem Grade, als diese münzpolitisch durchaus gebotene Maßregel verletzt wird, prägt sie diesem Vorgange den Charakter der Silberinflation auf.

Es ist nicht zu befürchten, daß diese theoretischen Folgerungen einer Werthverschlechterung in Wirklichkeit mit starker Wirkung auftreten müßten, da die so vermehrte Silbercirculation im Verhältnisse zum ganzen Geldumlaufe Oesterreich-Ungarns noch keine so fundamentale Verschiebung bedeutet, und das bestehende Gesetz der künftigen Goldwährung das Gold früher oder später zur Basis der Geldumlaufsmittel macht, aber eine Verschlechterung derselben involvirt sie durchaus und bei dem bleibenden Charakter der Silbermünzen wird der trübe Schatten einer hinkenden Währung auf die österreichisch-ungarischen Valutaoperationen geworfen, ehe diese Staaten noch der thatsächlichen Goldwährung und ihrer Vortheile theilhaftig geworden sind.

Die Hinterlegung des Goldschatzes bei der österreichisch-ungarischen Bank kommt dagegen kaum in Betracht, da sich ja die Regierungen ein Verfügungsrecht darüber vorbehalten und kann daher als eine Fundirung gar nicht angesehen werden. Die Baarzahlungen sind aufgenommen oder sie sind es nicht: daß Oesterreich-Ungarn zweihundert Millionen Gulden Gold kaufen kann, hat wohl ernstlich Niemand bezweifelt, aber daß bis auf Weiteres an eine Aufnahme der Baarzahlungen in Gold nicht zu denken ist, haben die Eingangs geschilderten Erfahrungen eclatant dargethan.

Auf die Börse, die sonst in sehr sensibler Weise der Entwickelung des Wirthschaftslebens in den Kursen Rechnung zu tragen pflegt, machte dieses Gesetz keinen Eindruck, im Gegentheil, die Devisenkurse verschlechterten sich, wenn auch hierfür ein ursächlicher Zusammenhang mit diesen neuesten legislativen Maßnahmen nicht besteht.

All dies zusammen erscheint wenig danach angethan, einen Fortschritt auf dem Wege der Valutaregulirung in Oesterreich-Ungarn zu bedeuten und erweckt den Eindruck, es geschehe nur, um die für das Geldwesen dieser Staaten so eminent wichtige Frage nicht versumpfen zu lassen. Ut aliquid fecisse videatur!

Erdbebenfluthen.

Von Wilhelm Stoß.

Während der jüngsten Erdbeben in Griechenland wurde die Noth der betroffenen Bevölkerung durch den Austritt des Meeres aus der Meerenge von Talanti und die Ueberfluthung der Küstenlandschaften von Lokris auf das Höchste gesteigert. Bei einer so reich gegliederten Halbinsel, wie Griechenland, ist es nicht zu verwundern, daß fast alle großen Erdbeben in diesem bevorzugten Erschütterungsgebiete der Erde von Ueberfluthungen begleitet waren. Der Bericht des Procopius von einer Erdbebenfluth, die bei dem Erdbeben von 551 n. Chr. in Griechenland einbrach, klingt fast wie ein Zeitungsausschnitt von heute. „In der Meerenge," so heißt es da, „die sich zwischen Thessalien und Böotien findet, erfolgte plötzlich ein Austreten des Meeres bei der Stadt, die Echinäon heißt, und bei Skarphia in Böotien. Indem es weit in das feste Land hinaufstieg und die dortigen Ortschaften überfluthete, riß es solche augenblicklich bis auf den Grund weg. Es verging eine geraume Zeit, während es auf dem festen Lande stehen blieb, so daß die Menschen zu Fuße gehend, größtentheils die Inseln erreichen konnten, die im Innern dieser Meerenge liegen, weil nämlich die Fluth des Meeres ihren Platz verlassen hatte und gegen Erwarten bis zu den Bergen, die sich dort erheben, das Land bedeckte. Als aber das Meer in seine gewöhnliche Stelle zurückkehrte, wurden Fische zurückgelassen, deren ganz ungewöhnliches Aussehen den dortigen Leuten wie eine Wundererscheinung vorkam." Aehnliche Ueberfluthungen hat Griechenland häufig erlebt. Marcellinus sah nach dem Erdbeben von 365 n. Chr. zu Modon im Peloponnes ein Schiff mitten im Lande abgesetzt. Theophanes erzählt von dem Erdbeben von 358 n. Chr., daß zu Alexandria die Seewoge die Schiffe auf den Strand warf. Viele der aus der Stadt während des Erdbebens Geflüchteten fielen über die auf dem Trockenen sitzenden Schiffe her, um sie zu plündern, und kamen in der auf's Neue anstürmenden Woge um. Das Wasser stieg über hohe Häuser und Mauern und setzte so die Schiffe in und zwischen den Wohnungen nieder. Zu derselben Zeit fühlten auch Schiffe im adriatischen Meere das Erdbeben, kamen auf den Grund und wurden wieder gehoben. In der Neuzeit war besonders das korinthische Erdbeben von 1861 von verderblichen Ueberfluthungen begleitet.

Erdbebenfluthen sind, da die Orte der häufigsten Erdbeben von Meeren begrenzt sind, die gefürchtetsten Aeußerungen der erderschütternden Kräfte. Wenn die Wohnungen der Menschen in Folge der wellenförmigen Bewegung des Bodens zusammenstürzen, Felsen sich von den Gebirgen loslösen und die Erde in weiten Spalten auseinander klafft, können sich die Bewohner der Ortschaften auf das freie Feld flüchten und wenigstens ihr Leben retten. Wenn aber das Meer aufbrausend seine Grenzen überschreitet, in gewaltigem Wellenschlage meilenweit das Land überfluthet und auf seinem Rückzuge alles Bewegliche, das es erreichen konnte, mit sich in die Tiefe zieht, dann ist eine Rettung kaum möglich.

Die Ursache einer solchen plötzlichen und gewaltigen Wellenbewegung des Meeres ist noch nicht vollständig ergründet. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die Erdbebenwellen durch die Erschütterung des Meeresbodens und der Küsten erzeugt werden, ähnlich wie die Wellen in einem Becken, dessen Wände man durch Anstoßen erschüttert. Meist beginnt die Wellenbewegung mit einem langsamen Rückzuge des Meeres, dem das Andringen einer sehr hohen Welle folgt. Während selbst die höchste Sturmwelle nur bis zu einer mäßigen Tiefe reicht, erfaßt die Erdbebenwelle das Meer bis auf den Grund und pflanzt sich so lange nach allen Seiten hin fort, bis sie auf die Küste eines Continentes oder einer Insel trifft. Hier erst emporschäumend, dann zurückfallend, kehrt sie wieder bis an die entgegengesetzten Gestade des Meeres zurück, daselbst, wenn auch bedeutend schwächer, ein abermaliges Steigen des Wassers verursachend, und so fort, bis die Kraft der Wellen durch die Reibung verbraucht ist. Die Erdbebenfluth, die am 13. August 1868 von Arica in Peru ausging, verbreitete sich innerhalb

vier Tagen mit einer Geschwindigkeit von 300 bis 450 Seemeilen in der Stunde über den ganzen Stillen Ocean bis an die Küsten von Neu-Seeland, Australien und Japan, nachdem sie unterwegs zahlreiche niedrige Koralleninseln überfluthet und verwüstet hatte.

Die Wirkungen einer Erdbebenwelle sind mannigfach. Schwere Körper können landeinwärts transportirt werden, umgekehrt vom Boden losgerissene zum Meere hinabgezogen werden. Da die Bewegung bis zum Grunde des Oceans geht, muß durch sie eine erhebliche Bodenverschiebung nach dem Lande hin stattfinden. Ihre zerstörende Wirkung wird am furchtbarsten da, wo sie über verhältnißmäßig flachen Meeresboden hinweg die Küste eines Continentes anläuft. Dann bäumt sich die durch das Erfassen des tieferen Wassers nicht geschwächte Welle empor und stürzt sich vernichtend auf das Land. Bei dem Erdbeben, das im Jahre 1755 Lissabon zerstörte, ist die ungeheure Zahl der umgekommenen Menschen, man nennt 60,000, nur durch das Hereinbrechen einer gewaltigen Erbebenfluth erklärlich. Die Welle soll vierzig Fuß über das höchste Fluthniveau empor gestiegen sein. In einem Brief, der von der Unglücksstätte an einen Kaufherrn in Straßburg geschrieben wurde, heißt es hierüber: „Die mehreste Schiffe, deren wir bei 300 in unserem Haven hatten, sind ankerlos worden, einige versunken, andere beschädigt. Ein Holländisches, der Kapitän namens Peter Roclos, ist in die Stadt geschmissen worden, und stuhnde das Schiff auf trocknem Lande; jedoch hat solches der liebe Gott wunderlich erhalten, bis daß eine andere Fluthe kam, und das Schiff vom trocknen wieder wegnahm, und ohne Unglück in die See setzte. Es wiegt ein solches Schiff 18 bis 20,000 Centner. Die Capitäns, so von allen Orten herkommen, haben es bis 60 Meilen von hier auf eine so starke Weise erfahren, und können nicht von Wunder genug sagen, wie sie erhalten worden." — Die Stadt Lima in Peru ist schon elfmal durch Erdbeben vernichtet worden. Am fürchterlichsten war die Zerstörung der Stadt im Jahre 1724, wo gleichzeitig die Hafenstadt Callao von einer 80 Fuß hohen Welle überfluthet wurde, die alle Gebäude niederriß und fast alle Einwohner ertränkte. Von 23 Schiffen, die im Hafen lagen, gingen 19 unter, vier wurden stundenweit landeinwärts getragen und blieben nach dem Rückzuge der Wellen daselbst auf dem Trockenen liegen.

Auf Grund der Resultate der Erdbebenforschung in neuerer Zeit, besonders der Untersuchungen über Größe, Wirkung und Verlauf der Erdbebenfluthen, hat einer unserer namhaftesten Geologen, Prof. Sueß in Wien, es unternommen, ein Räthsel zu lösen, das seit Jahrtausenden die Menschheit beschäftigt hat, das Räthsel der Sintfluth. Die biblische Sintflutherzählung beruht auf einer Ueberlieferung, deren älteste Gestalt die babylonische Fluthsage ist. Georg Smith hat 1872 in den Resten der Bibliothek Asurbanipals die Copie einer, spätestens dem 17. Jahrhundert v. Chr. angehörigen, keilschriftlichen Sintflutherzählung entdeckt. Hier wird die Sintfluth von dem Götterfürsten Bel angerichtet. Auf Veranstaltung des Gottes Hea wird Hasis-Adra (der Noah der Bibel) gerettet. Uebereinstimmend mit der biblischen Fluthsage wird die Fluth durch eine Traumoffenbarung angekündigt, ein Schiff auf Geheiß des Gottes Hea mit Angabe der Maße gebaut, dasselbe von außen und von innen verpicht, einzelne Abtheilungen werden hergestellt, mit Speisevorrath ausgerüstet, Familie, Knechte, Mägde und Freunde des Hasis-Adra und das von dem Gott als Samen des Lebens jeglicher Art zu ihm geschickte Vieh und Wild des Feldes in das Schiff aufgenommen und dieses verschlossen. Die Fluth entsteht durch gewaltige Regengüsse und durch Wassermassen des überfluthenden Meeres. Sechs Tage und sieben Nächte wächst die Fluth, am siebenten Tage legt sich der Sturm und die Fluth. Das über das Meer, welches die Wohnstätten der Menschen überdeckt, hinfahrende Schiff setzt sich, wie Hasis-Adra aus einer geöffneten Luke wahrnimmt, auf dem Berge Nizir im Lande Nizir, südöstlich von Ninive, fest. Am siebenten Tage nach dem Aufsitzen sendet er eine Taube aus, die aber, weil sie keinen Ruheplatz findet, zurückkehrt. Darauf sendet er eine Schwalbe aus, die aus gleichem Grunde zurückkehrt. Ein hierauf ausgesandter Rabe kehrt nicht wieder. Nun läßt Hasis-Adra die Thiere nach den vier Winden hinaus, baut einen Altar auf dem Gipfel des Berges und bringt ein Opfer dar. — Es ist unzweifelhaft, daß ein und dieselbe Ueberlieferung dieser babylonischen Sintfluthsage und der biblischen Erzählung zu Grunde liegt. Sueß hat nun die übereinstimmenden Mittheilungen mit den thatsächlichen klimatischen und ethnologischen Verhältnissen Mesopotamiens verglichen und wahrscheinlich gemacht, daß die Sintfluth eine gewaltige, in das Euphratthal eingebrochene Erdbebenfluth gewesen ist. Ohne auf die Einzelheiten der Untersuchung einzugehen, möge nur das Resultat derselben hier Platz finden. Das unter dem Namen Sintfluth bekannte Naturereigniß ist am unteren Euphrat eingetreten und war mit einer ausgedehnten und verheerenden Ueberfluthung der mesopotamischen Niederung verbunden. Die wesentlichste Veranlassung war ein beträchtliches Erdbeben im Gebiete des Persischen Meerbusens oder südlich davon, dem mehrere geringere Erschütterungen vorausgegangen sind. Sehr wahrscheinlich ist, daß während der Periode der heftigsten Stöße ein Cyklon aus dem Persischen Golfe von Süden her eintrat. Dem Geologen stellen sich die Hauptzüge des Ereignisses etwa in folgender Weise dar: In einer andauernden Erdbebenperiode mag zu wiederholten Malen das Wasser des Persischen Golfes in das Niederland des Euphrat geworfen worden sein. Durch diese Fluthen gewarnt, baut ein vorsichtiger Mann, Hasis-Adra, d. h. der gottesfürchtige Weise, genannt, ein Schiff zur Rettung der Seinigen und kalfatert es mit Erdpech, wie man heute noch am Euphrat zu thun pflegt. Die Bewegungen der Erde nehmen zu, er flüchtet mit den Seinigen in das Schiff. Das Grundwasser tritt aus dem geborstenen Flachlande hervor, eine große Depression des Luftdruckes, bezeichnet durch furchtbaren Sturm und Regen, wahrscheinlich ein wahrer Cyclon, vom Persischen Meerbusen hereintretend, begleitet die höchsten Aeußerungen erderschütternder Gewalt. Das Meer fegt verheerend über die Ebene, erhebt das rettende Fahrzeug, spült es weit landeinwärts und läßt es an jenen Vorhügeln stranden, die unterhalb der Mündung der Kleinen Zab die Niederung des Tigris nach Norden und Nordosten umgrenzen.

Literatur und Kunst.

Persönliche Erinnerungen an Ludwig Pfau.

„Was wär' das Leben, wenn der Trost nicht bliebe:
Des Geistes Arbeit und des Herzens Liebe?"

So schrieb mir Ludwig Pfau im November 1891 vor seiner Abreise nach der Riviera zum Abschied in ein kleines Buch, von dem er wußte, daß es zu Aufzeichnungen über die Entwickelung meiner Kinder bestimmt war. Dieses Wort steht gut als Motto über des unvergeßlichen Freundes abgeschlossenem Lebenslauf, dessen innerer Gehalt als „Geistes Arbeit und Herzens Liebe" wohl am erschöpfendsten ausgedrückt wird. —

Als er am Sonnabend vor Ostern zum letzten Mal, und frischer als seit lange, bei uns einkehrte, war von „Glück" die Rede. „Glück habe ich eigentlich im Leben nie gehabt; aber meine Arbeit bot mir immer Genuß und Befriedigung."

Nein, „Glück" hat er mit seines „Geistes Arbeit" nicht gehabt. Die verschiedenen Auflagen seiner Gedichte erschienen immer zu einer Zeit, wenn Krieg in Sicht oder das öffentliche Interesse auf ganz andere Dinge gerichtet war. Seine „Freien Studien" mußte er erst in französischer Sprache schreiben. Der letzte Band seiner Uebersetzung Proudhon's wurde durch die Unvorsichtigkeit eines Dienstmädchens verbrannt, eben als er zum Drucke bereit lag, und so fehlt er noch heute. Den „Onkel Benjamin" trug Pfau zehn Jahre in der Tasche, ehe er einen Verleger fand. Die Uebersetzung einer

Auswahl Erckmann-Chatrian'scher Werke, so treffliche Lectüre sie ist, wird wenig gekauft. Das tägliche Brot mußte gar oft mit der „Hände Arbeit" erworben werden, da des „Geistes Arbeit" keine Früchte trug. „Glück" hat er nicht gehabt; daß sich seines „Geistes Arbeit" dennoch durchgerungen und noch immer mehr durchringen wird, das liegt in ihrem inneren Werth, in der Wucht der Gedanken, in der Innigkeit und Wahrheit des Gefühles, in der Klarheit der Ausdrucksweise, in der Schönheit der Form.

„Glück" hat Pfau auch in des „Herzens Liebe" nicht gehabt. Starben ihm doch zwei Bräute in der Lenzzeit des Lebens; und ein „letzter Versuch", der ihn schon zu energischer Erwerbung einer Lebensstellung nach Wien geführt, wo sie der Verwirklichung nahe stand, endete: „doch sie hieß Falschheit und es blieb mir Keine." Und dennoch, mit seines „Geistes Arbeit" hat seines „Herzens Liebe" den Vollgehalt seines Lebens ausgemacht. Pfau übte einen besonderen Zauber auf die Frauen aus: was ihm in der Jugend als Liebe, kam ihm im Alter als Freundschaft entgegen. Es werden wohl kaum einem Mann oder Dichter mehr heiße Frauenthänen nachgeweint, als gerade ihm. Wenn von den Frauen gesprochen wurde, so kamen sie bei Ludwig Pfau nicht ganz gut weg, besonders warf er ihnen Eigensinn und Mangel an Logik vor; wenn man sie Punkt für Punkt der Unrichtigkeit ihrer Ansicht überführt, so sei das Ende, daß sie doch an ihrer ersten Ueberzeugung festhalten; „aber", war immer der Schluß solcher Unterhaltung, „mir ist die Frau, so wie sie ist, recht, das wißt ihr ja." — Und in der That: er konnte mit der Frau, sie mit ihm zufrieden sein. Er war ihr Freund und Berather; er blieb im Verkehr mit ihr der Dichter mit dem warmen Herzen, das warmen Ausdruck fand, auch zu einer Zeit, da er keine Gedichte mehr machte. Sie stand unter dem Einfluß seiner großen, machtvollen, überlegenen, tiefsittlichen Persönlichkeit und streute ihm in Liebe und Verehrung Rosen auf seinen Lebensweg, bis sich die Todespforte hinter ihm schloß. —

Groß, machtvoll, überlegen, das sind Eigenschaften, die wohl Niemand Ludwig Pfau absprechen wird; während es vielleicht solche gibt, die das Tiefsittlich anzweifeln möchten; und doch ist es gerade das Tiefsittliche, das seinem Charakter das eigenartige Gepräge aufdrückt. Freilich setzte er sich in manchem zu dem, was wir heute als Sitte und Moral zu betrachten gewohnt sind, in Widerspruch, einfach weil er einen anderen Maßstab anlegte und zwar einen größeren, weitherzigeren, gerechteren. Gerechtigkeit und Freiheit, das waren ja die zwei Motive, die ihn von je für sich und Andere geleitet, nach denen er sein Leben gestaltet, ob es ihm zu Vortheil oder Nachtheil gereichte; und darum konnte der bescheidene Mann das stolze Wort widerspruchslos aussprechen: „Ich bin aus einem Guß." Und wenn er von sich sagte, er habe in seinem Leben nie etwas gethan, das er nicht habe thun wollen, so hieß das bei ihm eben so viel, wie er habe stets nach bester Ueberzeugung gehandelt, nie um äußeren Vortheiles willen oder um bösen Schein zu meiden. Er trug ein Sittengesetz in sich, dem er vom Kindes- bis in's Greisenalter treu blieb.

Als der Sturm von 1848 losbrach, stand Pfau's Lebensbaum in voller Blüthe: eine geliebte Braut, im elterlichen und schwiegerelterlichen Hause wohlhabende, geordnete Zustände, eine Zukunft vor sich mit Gelegenheit zur Entfaltung seiner reichen Geistesgaben — und er war einer der ersten, für die Rechte des Volkes einzutreten, — Alles, Alles brachte er seiner Ueberzeugung zum Opfer.

Und als ihn dann in der Verbannung das „scheue Heimweh" mächtiger und mächtiger ergriff, verschmähte er doch, ein Gnadengesuch einzureichen, obschon ihm nahe gelegt wurde, daß es jedenfalls genehmigt würde. Gnade, wo er sich im Recht fühlte? Erst als seine Verbannungszeit um war, kehrte er „graubereift und kahlgerüttelt" in die geliebte Heimath zurück.

„O Heimath, Heimath! — Räthselwort!
Klangst mir im Herzen fort und fort."

Obwohl der Politiker in Pfau einen breiten Raum einnahm und ihm das öffentliche Wohl hoch über dem eigenen Interesse stand, ließ er sich nie in ein öffentliches Amt wählen: „Ich passe nicht dazu; ich kann keine Concessionen machen." Das vermochte er auch im gesellschaftlichen Leben nicht; man mußte ihn nehmen, wie er war, oder auf seine Gesellschaft verzichten. Und wer sich etwa einfallen ließ, ihn einzuladen, um mit dem berühmten Manne zu prunken, der konnte schlimme Erfahrungen machen. — Daß ein Mann von so positiver Eigenartigkeit neben einem Kreis warmer Freunde einen nicht minder großen berechtigter und unberechtigter Feinde hatte, liegt in der Natur der Sache; es ist aber versöhnend, daß über seinem Grabe trotzdem keine Stimme laut wird, die die Lauterkeit seiner Gesinnung und seines Strebens in Zweifel zu ziehen wagte.

Und diese „Mannesgestalt von markigstem Gepräge" hatte ein Herz wie Gold. Einen solchen Freund findet man, wenn man Glück hat, einmal im Leben, ein zweites Mal gewiß nicht. Mir und den Meinen ist mit ihm ein großes, schönes Lebensinteresse genommen worden, und so ergeht es noch Vielen. Ohne eigene Familie, wandte er sein Interesse den Freunden zu, bei welchen er ein immer willkommener Gast war. Das Wachsen und Gedeihen der Jugend interessirte ihn. Unwillkürlich wurde in der Familie kein ernster Enschluß gefaßt, ohne mit Pfau davon gesprochen zu haben. Die Söhne berichteten über ihre Arbeiten und Absichten, und je älter und selbständiger sie wurden, je öfter kam die Sprache auf ernste Dinge, Politik, Philosophie; da platzten die Geister oft hart aufeinander, und die Mutter eilte, die Fenster zu schließen, weil es gar so laut wurde.

Pfau war jahrelang an einem bestimmten Abend der Woche der liebe Gast unseres Hauses. Die „Pfau-Abende" waren uns ein Schatz, den wir um nichts eingetauscht hätten. Einige gute Freunde kamen nach dem Nachtessen, den trauten Kreis zu vergrößern, dessen Mittelpunkt Pfau in jeder Weise blieb. — Da Pfau für einen guten Bissen sehr empfänglich, so sorgten wir, daß das einfache Mal möglichst nach seinem Geschmack war, und vor Allem, daß es gut servirt wurde, denn er pflegte zu sagen: „Ich esse nicht nur mit dem Mund, ich esse auch mit den Augen." Die Abende, die wir am goldigsten anstrichen, waren diejenigen, an welchen er uns aus seinem vielbewegten Leben erzählte. Das ruhige Erzählen war seine Stärke. Wer das genossen und seinen ersten entzückenden Reisebrief aus Zürich an den „Beobachter" gelesen, der kann nicht genug bedauern, daß Pfau nicht noch einige ruhige Jahre geschenkt wurden, die ihm Muße ließen, biographische Aufzeichnungen zu machen, wie er die Absicht hatte. Was er erzählte, war von Poesie, Gemüth und Humor durchtränkt. — Unterbrechungen waren Pfau sehr unangenehm; er tadelte überhaupt das Drein- und Zusammenreden immer auf das Entschiedenste. „Das thun die Franzosen nicht, sie beweisen auch dadurch, daß sie ein altes Culturvolk sind." — Obschon Pfau über witzige, humorvolle, immer treffende Schlagfertigkeit verfügte, so ging ihm doch das Talent zu leichter Conversation ab. Das Springen von einem Gegenstand zum anderen steht auch gar zu sehr im Widerspruch mit der Gründlichkeit seines Wesens. Er hatte das Bedürfniß, in seinem Inneren mit einem Stoff erst fertig zu sein, ehe er zu einem anderen überging. So kam es häufig vor, daß Pfau nach längerem Stillschweigen ein Thema wieder aufnahm, das die Gesellschaft längst abgethan, ja schon beinahe vergessen hatte. In seinem Kopf hatte es weiter gearbeitet, und das dazwischen Gesprochene war an Pfau spurlos vorbeigegangen. — Er war eine schweigsame Natur; er sprach nie, nur um gesprochen zu haben, nur um die Zeit auszufüllen; er konnte auch in Gesellschaft schweigen und seinen Gedanken nachhängen, wenn ihm innere oder äußere Anregung zum Sprechen fehlte. Einen Fremden konnte das sehr auffallen; die Freunde kannten ihn und ließen ihn ganz gewähren, sie wußten, daß seinem Schweigen keine besondere Ursache zu Grunde lag, daß er nicht darunter litt, und so hatte es für sie nichts Befremdendes. Wenn und was Pfau sprach, hatte immer alles Hand und Fuß, es war fast immer treffend, oder humoristisch. Es war immer, wie alles was er that, was er schrieb, was er dichtete, „ganz Pfau". „Ganz Pfau" wurde bei uns zum oft gehörten Wort, und wenn ich seine

Gedichte lese, so schwebt es mir oft auf den Lippen. Es sind im besten Sinne des Wortes Gelegenheitsgedichte. Wir, die wir Pfau so lang und so gut kannten, haben bei jedem Gedicht das Gefühl, die Situation zu kennen, aus der es hervorgegangen; denn es sind immer so unverkennbare Anklänge an sein Wesen; sie sind immer „ganz Pfau", es ist nichts Fremdes in ihnen. —

Im December 1888 wies mir Pfau ein Exemplar seiner Gedichte vor, in das er Correcturen und Aenderungen für die neu zu erscheinende Auflage angebracht hatte. Es war kaum eine Seite unbeschrieben und manch neues Blatt hinein geheftet. Bei diesem Anblick entfuhr mir der Ausruf: „Wie schade!" hatte ich doch die Gedichte des Freundes so lieb, daß ich meinte, sie könnten nicht mehr schöner werden. — „Wie schade! wie meinen Sie das?" frug Pfau erstaunt. — „Ich fürchte, die Frische der Empfindung und Ausdrucksweise könnte durch zu viel Feilen verloren gehen; auch denkt und fühlt das Alter so ganz anders als die Jugend, daß es leicht den Maßstab für die Gefühle dieser verliert und ihr Gewalt anthut. Um ein unmaßgebliches Beispiel anzuführen: ich mag gar nicht mehr lesen, was ich in der Jugend geschrieben, so sentimental kommt es mir vor, und doch war ich nicht sentimentaler als andere Mädchen auch." Er hatte mir ruhig zugehört; er verstand überhaupt die schöne und schwere Kunst des Zuhörens und sagte dann etwa Folgendes: „Ich habe nichts an den Gedanken geändert, nur an der Ausdrucksweise, an der künstlerischen Form, und das im Laufe von zehn Jahren. Oft kommt einem plötzlich eine Wendung, so einfach und so treffend, daß man nicht begreift, daß man sie nicht gleich gebraucht; oft sucht und ändert man lange, bis man zufrieden ist. Ich muß aber gestehen, daß ich auch mehr als einmal die Correctur wieder gestrichen und die erste Fassung beibehalten habe." — „Also ist Ihnen im Alter die Fähigkeit zu dichten geblieben?" — „Ja und nein; es fehlt mir die Anregung von Außen und Innen." Er las mir nun einige der Gedichte vor, erst in der alten, dann in der neuen Form; unter anderen das Burschenlied mit der Wiederholung: „Bei der ich war alleine." Um Eintönigkeit zu vermeiden, ließ er den Refrain weniger oft erscheinen und in der letzten Strophe wurde eine Linie dahin umgeändert: „Ich hab' dich lieb wie keine." „Sie soll nicht als Betrogenene erscheinen." Solches Zartgefühl war bezeichnend für den Dichter! —

Daß ein Mann, der geistig so intensiv arbeitete, auch gänzlicher Ausspannung bedurfte, ist leicht erklärlich. So waren ihm denn, und zwar bis in die letzten Tage seines Lebens, die regelmäßigen Domino-Abende mit guten Freunden zusammen Genuß und Erholung, er verzichtete nur ganz ungern einmal darauf. Domino war das einzige Spiel, das er pflegte. Schach war ihm „als Arbeit zu sehr Spiel, als Spiel zu sehr Arbeit." Eine leichte Unterhaltungslectüre war ihm Bedürfniß; wir haben ihn oft ausgelacht, wenn er im „Tageblatt" „wie ein Backfisch", zuerst nach der „Geschichte" griff! — Als die Jugend für „Raskolnikow" schwärmte, las er das Buch ihr zu lieb, war aber unbefriedigt. „Es ist ja sehr interessant, aber mir ist, es werde ein Leichnam secirt." —

In Kunstsachen war Pfau's Urtheil maßgebend, streng, unbestechlich nach jeder Seite hin. Es zeugt von wenig Selbstverleugnung und Strebsamkeit, daß Behörden und Künstler seine Ansicht so selten einholten, daß sie ihn mehr fürchteten, als seine Dienste suchten. Eine glänzende Ausnahme, und sie hatten es nicht zu bereuen, machten Heilbronn und Professor Rümann in München, der unter Pfau's Leitung für dessen Vaterstadt das Robert Mayer- und Kaiser Wilhelm-Denkmal entwarf. Daß der Künstler einmal ausrief: „Wenn Sie nicht Ludwig Pfau wären, würde ich Sie zum Atelier hinauswerfen!" nehmen wir ihm so wenig übel, als es Pfau that. — Was er brauchte, um seinem Formensinn, seinem scharfen Auge, seiner Pünktlichkeit Genüge zu thun, davon wissen auch die Handwerksleute, die ihm seine häusliche Einrichtung nach seinen Plänen und Anweisungen zur Ausführung brachten, ein Wörtlein mit zu reden. Aber die Einsichtigen unter ihnen bekannten gern, daß es zwar Geduld brauche, unter Pfau's Leitung zu arbeiten, daß man aber viel dabei lerne, und der Erfolg war ihnen Freude. Sein außerordentlicher Formensinn hatte denn auch in Paris den jungen Gärtner veranlaßt, Hacken und Spaten in die Ecke zu stellen, um den Pinsel zu führen. Er besuchte die Kunstschule mit Erfolg und war einer der besten Zeichner unter seinen Mitschülern. Als aber diese anfingen, mit Leichtigkeit und Glück Carricaturen zu zeichnen und er es ihnen darin nicht gleich thun konnte, da erkannte Pfau die Grenze seines Talentes und verzichtete unter lebhaftem Protest seiner Kollegen mit der ihm eigenen Festigkeit auf eine Laufbahn, für die ihm das Genie fehlte.

Die nach Innen gerichtete Natur Pfau's, sein dem Großen und Schönen zugekehrter Sinn, machten, daß er der materiellen Lebensführung gegenüber stand wie ein Kind. Er hat denn auch dem mangelnden Ordnungs- und Zahlensinn viele Opfer gebracht. Manch werthvolles Manuscript, manch wichtige Aufzeichnung ist ihm abhanden gekommen oder war im richtigen Moment nicht zur Hand. So bekannte er selbst: „Ich habe oft eine projectirte Arbeit nicht ausführen können, weil ich die nöthigen Papiere dazu nicht mehr fand." So z. B. der Entwurf zu einem Roman, der einen schwäbischen Lehrer zum Helden hatte.

Vor mir liegt ein anspruchsloses Büchlein, von dem ich nie gelesen, nie habe sprechen hören: „Gedichte von Ludwig Pfau, Heilbronn: gedruckt in der Schell'schen Buchdruckerei 1842." — Ludwig Pfau und sein Freund, der Maler Prof. Eduard Herdtle, haben das Geld zusammengelegt, um es drucken zu lassen. — Es sind duftige Büthen, die reiche Frucht versprechen. Der Knabe, der Jüngling singt vor Allem, was sein jugendfrisches, warmes Herz bewegt. Das politische Lied fehlt noch ganz, dagegen hat der Gegensatz von Arm und Reich ihn schon mächtig ergriffen. „Schiller im Sarge", erster poetischer Versuch aus dem 14. Jahre, zeigt uns, daß der aufgeweckte Gymnasiast seinen Schiller nicht nur liebt, nein, daß er ihn auch kennt. „Schiller's Tod" findet sich in etwas primitiver Form schon hier. Obschon Pfau in „Dem Andenken meines Vaters" mit wenigen Worten auch der Mutter, „der söhnelosen, treuen Hekuba", ein schönes Denkmal gesetzt, so freuen wir uns doch, in dieser Jugendsammlung ein Lied zu finden, das dem Heimweh des Knaben nach der Mutter einfach rührenden Ausdruck gibt. Er war der Mutter Stolz und Liebling, wie das den Schmerzenskindern so oft geschieht. Glich er im Aeußeren und auch in manchem Charakterzug mehr dem Vater, so hatte er seine dichterische Anlage doch wohl von der Mutter mit ihrem ausgesprochenen Sinn für das Schöne in Kunst und Natur. So jugendlich und jugendfrisch diese erste Liedersammlung noch ist, so fällt uns doch ein sinniger und charakteristischer Zug in ihr auf, eine Freude am inneren Reichthum, dessen sich der Dichter bewußt ist, und die Erkenntniß, daß der Mensch das wahre Glück in sich selbst trage.

Die tolle Zeit, in der es nicht selten vorkam, daß Pfau eine Woche lang jede Nacht durchtanzte, fiel denn auch später, in die Universitätsjahre. In dieser Zeit war es, daß sich in Heilbronn nach und nach ein Kastengeist ausbildete, so daß die „Harmonie" Pfau, den Gärtnerssohn, nicht als Mitglied aufnehmen wollte. Da fuhr Pfau bei Gelegenheit eines Maskenballes mit Freund Herdtle wohlverkleidet, mit einer großen Morithatentafel von Tübingen nach Heilbronn, und da sangen sie, Pfau's „Honoratiorenlied". Kein Mensch erkante sie; da merkte Pfau, daß hinten seine Perrücke etwas gelüftet wurde; es war der Vater, der nach der bekannten rothblonden Haarfarbe sah, und er hörte ihn leise sagen: „Dacht' ich's doch, es sei der Schlingel." — Pfau erzählte gerne aus diesen Tagen überschäumender Lebenslust. Beim Pfänderlösen ging es heiter zu. „Die Mädchen waren nicht so spröde wie heutzutage; ein Kuß war keine Sünde; und sie sind doch alle brave, tüchtige Frauen geworden. Ein Mund, der nicht küssen kann und will, hätte mich nie zum Liede begeistert." Um ein Pfand wieder zu erhalten, sollte Pfau ein Lied singen; das wollte er nicht thun, sein Mädchen übernahm die Verpflichtung für ihn und stimmte an: „Den i gar net mag, seh' i alle Tag;" — da wurde aber ernstlich geschmollt und erst auf dem Heimweg beim

Mondschein, dem nun einmal ein Dichterherz nicht wiedersteht, wurde Versöhnung geschlossen.

Und dann: „Ein Flüchtling bin ich ohne Dach und Land." Nach neun Jahren sah Pfau zum ersten Mal, 1857, seine Mutter wieder auf seiner abenteuerlichen Reise in die dem Flüchtling noch verschlossene Heimath, wo er doch zu 22 Jahren Zuchthaus verurtheilt war. Er reiste mit englischem Paß als Mr. Peter. Im Wildbad hatte er sich längere Zeit unangefochten aufgehalten, als ihn ein früherer Freund erkannte und die Unvorsichtigkeit beging, auf seiner Ansicht zu beharren. Da wurde unserem Pfau der Boden zu heiß und er reiste über Stuttgart nach Germering bei Pfaffenhofen in Bayern, wo seine Mutter lebte. — Bald nach seiner Abreise erzählte der Schultheiß, die Stuttgarter Polizei habe geschrieben, Pfau müsse im Wildbad sein. „Pfau hier! Ich müßte ein Esel sein, wenn mir der entginge." Da klopfte ihm Dr. Hausmann, Pfau's Freund, auf die Schulter und sagte: „Freund, Du hast vierzehn Tage lang jeden Abend mit ihm gekneipt." — Bei der Mutter traf Pfau mit der aus Heidelberg herbeigeeilten einzigen Schwester zusammen, die, zwanzig Jahre jünger als er, ihm durch ihre treue Pflege ermöglichte, sich in den letzten Lebensjahren einer gefestigten Heimath zu erfreuen. — Vierzehn Tage weilten die Geschwister bei der Mutter, bis es in Pfaffenhofen, wo sie oft hinkamen, auffiel, daß Mr. Peter so gut deutsch spreche. Da gingen sie zusammen nach München; Pfau ließ um seinen Paß bitten, erhielt aber die Antwort, er solle ihn den nächsten Morgen um 11 Uhr selbst abholen. Nun hielt es Pfau für gerathen, so schnell als möglich den Bodensee zu erreichen, und der nächste Tag sah ihn früh Morgens mit dem ersten Zug paßlos abdampfen. —

So drängen sich der Erinnerung immer neue Bilder auf aus des verlorenen Freundes vielbewegtem Leben. Doch nun genug.

Ein Freund sagte bei Anlaß einer Besprechung der Pfau'schen Trauerfeierlichkeiten: „Ganz besonders hat mir die Schlußanwendung aus dem »Onkel Benjamin« gefallen. Man muß einen Mann wie Pfau nicht betrauern, sondern auch nach seinem Tode sich einfach freuen, daß er gelebt hat." Das ist freilich in Pfau's Sinne gehandelt, und seine Anhänger und Verehrer thun wohl daran, es so zu halten. Wer aber in ihm den Freund verloren, der wird lange brauchen, ehe er den geliebten Namen aussprechen kann, ohne daß sich das Auge feuchtet, ehe er die Lücke verschmerzt, die der Tod gerissen. Ein Trost ist uns geblieben: der Kämpfer, dem das Leben nicht leicht geworden, er durfte leicht und kampflos scheiden; der Todesengel kam, wie er es gewünscht, „eh' die Saiten all gesprungen." B. G.

Friedrich Nietzsche's Geistesleben.

Von Conrad Dohany.

Die Tragödie der Gegenwart ist bis heute nirgends in einem Gesammtbilde zur Darstellung gebracht und zu sehen. Es ist dies auch nicht denkbar, weil die einzelnen Katastrophen auf allen Geistesgebieten scheinbar unabhängig von einander geschehen. In keiner Erscheinung spiegelt sich aber das Culturleben ausdrucksvoller und umfassender ab als in der Philosophie. Diese Wissenschaft, welche stets die Welt des Seienden mit der Welt der Werke zu vermitteln hat, bietet am ergreifendsten das Martyrium der Seelen dar. Und innerhalb dieser Wissenschaft offenbart sich die deutsche Philosophie als das leidensschwerste Opfer. Denn in der deutschen Art lag es von jeher, sich mehr nach Innen als nach Außen zu wenden, sich in die Betrachtung des eigenen Geistes und Gemüthes zu vertiefen und dem eigenen Innern auch die Gesichtspunkte zu entnehmen, unter welche die Außenwelt gestellt wurde. Diese Neigung des deutschen Geistes machte das deutsche Volk zum Philosophen oder letzterdings zum Gelehrten unter der Gesellschaft der Völker. Alles, was sein Interesse tiefer in Anspruch nahm, alles, was ihm Großes gelang, liegt auf dem Gebiete des Culturlebens; die Reformation und der Humanismus und die Blüthe der deutschen Dichtung im 18. Jahrhundert; während es gleichzeitig in Allem, was seine reellen Interessen betraf, in seiner nationalen Macht und seinen staatlichen Einrichtungen, in seiner politischen Bildung, seiner wirthschaftlichen und gewerblichen Entwickelung hinter seinen Nachbarn und Nebenbuhlern zurückblieb. Die deutsche Aufklärung hatte nur wenig von den politischen Erfolgen der französischen in sich, und während in unserer Dichtung die herrlichsten Blüthen einer schönen Menschlichkeit sich entfalteten, wurden über der kosmopolitischen Begeisterung für das Ganze, über der künstlerischen Anschauung der Ideale, die nächsten Bedürfnisse der Gegenwart und der eigenen Heimath fast vergessen. Das Studium des klassischen Alterthums beispielsweise diente den Deutschen nicht lange als ein Mittel, den politischen Sinn und die nationale Gesinnung zu pflegen, sondern es wurde ihnen nur zu bald ein Anlaß, über der bewundernden Betrachtung einer vergangenen Welt Beides hintanzusetzen. In diesem Zustande eines vornehmen weltabgewandten Weisen konnte aber die Gesammtheit nicht lange verharren. Die hohe Meinung und das selige Vertrauen, welche man ursprünglich der Philosophie entgegengebracht hatte, begannen in Gleichgültigkeit und Unzufriedenheit überzugehen. Als man sah, daß bei aller fortschreitenden Schulweisheit die erstrebenswerthen Errungenschaften des Lebens nicht zu erwarten sind, fielen selbst die Führer und Träger von den altehrwürdigen Ideen ab und wandten sich dem neuen Glauben zu: „Aus dieser Erde quellen meine Freuden und diese Sonne scheinet meinen Leiden." Lebensgenuß um seiner selbst willen lautete die Verheißung und galt als höchstes Glück. Als aber auch bald der Jammer der Faustischen Verblendung über das junge Geschlecht kam, da stand das Welträthsel noch drohender und peinigender vor Aller Augen.

Die mannigfachsten Versuche wurden nun angestellt, um den Idealen nahe zu kommen. Es grassiren die mysteriösesten und verzweifeltsten Weltanschauungen, welche sich bald als nur ebenso viele Durchgangs- und Uebergangsformen erweisen, zur Eroberung des schwer entbehrten und heiß ersehnten einzigen Weltgutes. Welche Kampfstellung auch genommen wurde und welche Mittel auch angewandt wurden, stets zeigten sich die unlösbaren Widersprüche in veränderter Gestalt. In Allem erwies sich viel Irrthum, wenn auch ein Fünkchen Wahrheit. Die Erkenntniß, daß es nunmehr dennoch eine ewige, Alles beherrschende Gesetzesharmonie geben müsse, in deren Beobachtung und Erfüllung allein höchste und schönste Vollendung erreicht wird und daß die Unvollkommenheit der gewordenen Zustände dadurch entsteht und besteht, weil nicht alle Dinge im Geiste dieses souveränen geschaffen und behandelt sind, ist nur schwer und mühsam zu erringen. Die Gewalt aller jeweilig herrschenden Einrichtungen und Anschauungen üben einen solchen unheimlichen Reiz und einen solch majestätischen Eindruck auf die Sinne aus, daß selbst die reinsten und tapfersten Seelen unbewußt in dem Banne dieser Gewalt sich befinden und bei der Beurtheilung der ewig neuen Menschheitsfrage das Bestehende als stete Voraussetzung haben und nicht von dem rein kosmischen Urgesetz ihren Ausgangspunkt nehmen.

Die Apotheose einer solchen bewegten und bewegenden Geisteskraft ist aber Friedrich Nietzsche in seinem Leben und Leiden. Mit innigstem Erschauern könnte man bei der kurzen Beschreibung seines Lebens*), das eine vertraute Freundin von ihm soeben veröffentlichte, mit dem Dichter ausrufen: den Menschen will ich sehen, der das in sich trug und es auf Erden aushält. Obwohl, wie bekannt, Nietzsche es auf Erden nicht lange ausgehalten hat. Im Anfange sahen wir den Philosophen in dem Gefühle der jüngsten, reinsten Menschheit, welcher der festen Ueberzeugung ist, der Welt die höchste Sendung

*) Friedrich Nietzsche in seinen Werken. Von Andr. Salomé Low. Wien, Konegen.

bringen zu können. Wie mit höherer Vollmacht versehen, verkündet er sich und Allen den kategorischen Imperativ, daß die Menschenseele einen souveränen Herrscherberuf auf dieser Erde habe und mit ihren hohen Kräften das Recht und die Pflicht habe, alles das zu schaffen und zu üben, was ihr an Herrlichkeit und Hoheit zu wünschen und zu denken verliehen ist. Er schreibt seine „Fröhliche Wissenschaft", in welcher sich ihm eine heitere Ferne erschließt, die mit wahrhaft paradiesischen Reizen erscheint. In diesem Hochgefühl schwelgend und glaubend hofft er, wie das edle Menschengeschlecht sich bald zu seiner Botschaft von der schönen besseren Welt stolz und glücklich neigen wird. Als Privatdocent in Basel hält er vor einer schöngeistigen Gesellschaft seine sechs Vorträge über unsere Bildungsanstalten und deren Zukunft. Eine klassische Anklageschrift, wie sie noch Keiner über unsere falsche Cultur zu verfassen verstand und in welcher gezeigt ist, worüber unsere Zeit sich vor dem Weltgericht zu verantworten haben wird. Sein weltbeherrschender Genius offenbart sich hier in den Verheißungen, die er von der erreichbaren Hoheit und dem lauteren Adel des Menschen in der Natur überzeugend zu geben weiß. Ueberhaupt entfalten sich jetzt alle Gaben der Grazien, die er in reichlicher Fülle besaß. Die echte Kunst in der Darstellung und Fassung der Gedanken, die immer den Werth aller Dinge aus der Mittelmäßigkeit und Massenhaftigkeit zu finden und davon zu scheiden vermag. Das geweihte Mysterium, der Musen höchstes Gefallen erregen zu können und feinsten Geschmack empfinden zu lassen, ist ihm im vollsten Maße eigen. Seine poetischen Schöpfungen, die leider noch immer dem allgemeinen Genusse entzogen sind, werden stets als ein Zeugniß seiner wahren dichterischen Natur gelten. In diese Zeit fällt auch seine Annäherung und Beziehung zu Richard Wagner, worüber von Uneingeweihten aus falschem Verständniß so viel erzählt wird. Nietzsche ist nämlich auch ein begnadeter Tonkünstler. Wenn er auch nur wenig und selten in der Musik schaffend thätig war, beweisen dafür seine Ideen und Aussprüche in der musikalischen Aesthetik seine hervorragende Bedeutung. Richard Wagner bewunderte diesen überwältigenden Geisteshelden und Nietzsche schloß sich mit Begeisterung dem reformatorischen Stürmer und Dränger an. Erst nachdem Wagner mit rein künstlerischer Freiheit und Gesinnung die Sagen und Gestalten der Götter zum Gegenstande seiner Dichtungen machte, glaubte Nietzsche hierin einen Wechsel oder gar Verrath der früheren Mission des Meisters annehmen und sich von ihm trennen zu müssen. Daß er dies bei seinem starken Temperament nicht ohne Leidenschaftlichkeit ausführte, ist begreiflich und verzeihlich. Welch' einen Heroismus diese ihm gebieterisch erscheinende Pflicht kostete und wie schwer er darunter litt, zu jeder Zeit litt, ist in einem Briefe, den der Verfasser an die Herausgeberin gerichtet hat, erschütternd gezeigt. Auch Wagner hat mit seltener Gemüthsbewegung stets Nietzsche's gedacht, wie sich gleichfalls aus den Briefen ergiebt.

Denken wir uns nun diesen Geist jetzt im Schauspiel unseres Lebens. Von der Bestie im Menschen hat er entweder noch nichts erfahren, oder nicht daran gedacht. Nachdem er bald erkannt hatte, daß die Gesellschaft nicht geneigt sein wird und sein kann, in das goldene Zeitalter erhaben überzutreten, tritt eine Veränderung bei ihm ein, die uns mit tiefer Trauer erfüllen kann. Es ist ein schauriges Beispiel, welchen Tribut das Werk der Veredelung auf Erden erfordern kann. Nietzsche vermochte nicht das ewig Schöne vom zeitlich Schlechten zu scheiden. Daß die bleibenden Urgesetze alles das sind, was das Menschenherz braucht und fordert, daß diese in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit sich stets erwiesen; diese einzige Rettung und Beruhigung für die Geister vermochte er nicht zu fassen in seinem schmerzensreichen Wahn über die vermeintliche Enttäuschung. Er schrieb seine Werke: „Umwerthung aller Werthe", „Geburt der Tragödie" und „Jenseits von Gut und Böse", wo er mit glühendem Ernste empfiehlt, alle Begriffe der Moral in ihr Gegentheil umzuändern und definirt, daß der Weltschmerz nicht daher komme, weil ein großer Theil der Gesellschaft die wahre, unverfälschte Moral nicht aufrichtig befolgt, sondern weil überhaupt noch an der alten überlieferten Moral aus Schwäche und Feigheit festgehalten wird. Die Erhebung derjenigen Moral zur Herrscherin, welche das für gerecht und schön und gut hält, was durch Macht und Besitz erworben wird, gleichviel mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen, sei die Aufgabe der Zukunft, also die Geltung der Herrenmoral. Und in ungeheuerlicher Verblendung und furchtbarer Consequenz behauptet der Philosoph, daß Mitleid, Pflichtgefühl und überhaupt die barmherzige Liebe in der christlichen Religion die Quelle aller siechen, häßlichen und abscheulichen Erscheinungen des Lebens seien. Nietzsche geht jetzt offenbar von dem Gedanken aus, daß es Leidende überhaupt nicht gebe, denn diejenigen, welche nach unseren Begriffen unglücklich heißen, sind es in Wahrheit nicht. Sie befinden sich und verharren in ihrem Zustande, weil sie von einem würdigeren Dasein nichts wissen. Wer das Bessere in sich birgt, braucht sich nur zu behaupten. Durch Armenpflege und Mildthätigkeit und durch alle sonstigen Liebeswerke werden in ganz überflüssiger und künstlicher Weise Geschöpfe erhalten und gepflegt, wodurch der Lebensgenuß und die Fortentwickelung der höheren Arten nur aufgehalten oder geschmälert werden. Nietzsche gerieth zu dieser unmenschlichen Auffassung durch die Thatsache, daß ein großer Theil die erlösenden Ideen weder zu fassen, noch zu bethätigen vermag und ein anderer Theil ohne und gegen die wahren Heilsgesetze dennoch glücklich besteht. Die Begriffe von Gut und Böse existiren im Kosmos nicht, sie bestehen nur in schwachen Köpfen. Bei den Hellenen, meint er, war nichts bekannt von Askese und Pflicht, man strebte nach einem üppigen, triumphirenden Dasein, welches vergöttlicht wurde, gleichviel ob es gut oder böse geheißen. Zu diesem heidnischen Cultus müssen wir wieder zurückkehren. Die weise, staatsmännische Betrachtung entgeht ihm hier, daß die von ihm genannten niederen Arten eben zurückgehalten sind von dem erhabenen Flug durch den Zwang des Gewordenen, welche Verhältnisse durch poetische Ideen eben nicht beseitigt werden können. Mitgefühl und Theilnahme sind nur vorläufige Entschädigungen für das nicht wegzuleugnende unselige Problem; das Erbarmen und die Wohlthätigkeit unnöthig zu machen, ist allerdings die Aufgabe der Weltweisheit, aber nur durch fortschreitende Aufklärung erhofft sie diesen schönen Zustand für alle Menschenwesen. Nietzsche aber schreitet in dieser heillosen Bethörung die ganze Schöpfung durch. Gegen alle seelische und physische Tragik im Liebesleben predigt er despotisch die freie Liebe. In diesem weltbewegenden Elemente sucht er auch nicht jene Kraft, die stets das Böse zu wollen scheint und dabei das Gute schafft. Die Schicksale, welche die verführerische Macht des Weibes schaffen kann, bannt er durch die Lehre von der Unterdrückung des Weibes und ihres Ansehens.

Nachdem er auf diese Weise die schöne Welt zerstört hatte, graut ihm selbst vor der unheimlichen Ruhe, die ihn umgibt, denn er spürt selbst, es ist die Ruhe des Grabes oder des Leichenfeldes. Und mit mächtigem Sehnen erhebt er das geisteskranke Haupt, um Alles wieder aufzubauen. Im letzten Band von „Also sprach Zarathustra" widerruft er sich selbst, ohne es mehr zu wissen. Er meint, daß, wenn nach einem solchen hier geschilderten Leben und Streben Alles verwüstet und vernichtet sein wird, wird neues Leben aus den Ruinen blühen. Der Mensch wird erkennen lernen, daß bei allem scheinbaren Sieg und Bestand des Mächtigen dennoch Verfall und Verderb die endliche Folge ist, wenn nicht nach den höchsten Gesetzen Alles geordnet und geleitet wird. Dieses dritte Gottesreich kann aber erst einem neuen Geschlechte erscheinen, wenn das alte mit seinen falschen und heuchlerischen Lehren dem nothwendigen Untergange verfallen sein wird.

Stellt aber Nietzsche bei allgemeiner Betrachtung uns das unvergleichliche Drama von der Höhe und den Abgrund des Lebens nur dar, ist auf höherer Warte in diesem schrecklichsten aller Schrecken dennoch der Hintergrund der ewigen unendlichen Idee im Dämmerlicht zu erblicken. Wenn Schopenhauer in der Verneinung des Willens zum Leben das Ende aller Weisheit streng behauptete, mußte der viel unglücklichere Nietzsche bei aller Verzweiflung sein Lebensideal noch erkennen. Hierin

liegt ein zweifelloser Beweis jenes metaphysischen Glaubenssatzes, daß der Lauf der Cultur doch unabänderlich nach der idealen Höhe bestimmt und gerichtet ist, möge die Bewegung durch unsere Eingriffe noch so wellenförmig sich zeigen. Denn nur die Erfahrung unserer Zeit seit Schopenhauer hat diese Erkenntniß augenscheinlicher gemacht. Die heftiger und gefahrvoller werdenden Kämpfe sind nur ebenso viel Krisen, welche dem Heilbestreben vorausgehen. Unverkennbar ist man in dem Suchen des ewigen Ideals begriffen, hat es nur noch nicht zum Gemeingut gestalten können. Die Gegenwart zeigt noch ein Auseinandergehen der wissenschaftlichen und künstlerischen Ansichten, und noch meistens unsicher und ahnungsvoll tastende Versuche, aber auf Grund der geschichtlichen Betrachtung läßt sich wohl bestimmen, welche Triebkraft hier wirkt und wohin Alles strebt und drängt. Daß Nietzsche in diese wirren, unfertigen Zustände gerieth, ist seine Tragik, daß unsere Zeit eine solche Unvollkommenheit noch bietet, vielleicht doch auch unsere Schuld.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der fatale Beruf.

Humoreske von Sandor Balázs.

Der erste Januar war es, ich habe es ganz genau behalten, schon um nicht in den Ruf eines undankbaren Menschen zu gerathen. Damals langweilte ich mich sehr, denn ich hatte gerade einen freien Tag. Alle Kaffeehäuser waren überfüllt und voll Tabakrauch, weil bei dem Schneewetter Niemand draußen weilen wollte. Was sollte ich nun anfangen, da ich wegen meiner gesellschaftlichen Stellung, der man heute leider noch wenig Beachtung schenkt, nicht einmal Mitglied eines Clubs werden konnte? Ein Spiel konnte ich auch nicht, nur meinem Schwiegervater zu Liebe habe ich erst jetzt Piquet erlernt. Was hätte ich nun unter diesen Umständen Besseres thun können, als der Einladung meines Freundes Folge zu leisten und im Redoutensaale ein Concert zu besuchen?

Welche Menge war dort versammelt! Der Saal war so überfüllt, daß, wie man zu sagen pflegt, nicht einmal eine Stecknadel zur Erde fallen konnte. Die Herrschaften waren alle in Salontoilette erschienen, die Herren im Frack, die Damen in geschmackvollen Kleidern, und da es ein auserlesener Flor war, so zeigte ich gleich ein großes Interesse. Da mir jedoch meine gesellschaftliche Stellung gebot, einen solchen Frack zu tragen, so paßte ich gerade recht dazu, um einer solchen Festlichkeit beizuwohnen.

Ich wollte mich auf die Gallerie begeben, um von oben das Publikum besser zu betrachten, aber trotzdem ich mir in meinem Beruf eine gewisse Geschicklichkeit, ja ich kann sogar sagen, Virtuosität der Gelenkigkeit angeeignet hatte, so war ich doch diesmal in die peinliche Lage versetzt, Jemand und gerade, o Unglück! eine Dame auf die Füße zu treten.

„O, meine Gnädige, Verzeihung! ich bin ganz außer mir, Ihnen einen solchen Schmerz verursacht zu haben," redete ich die Dame an, aber eine klägliche Stimme rief: „Ich falle in Ohnmacht! Cornelia, stütze mich." Sie wäre auch gewiß umgesunken, doch ich hielt sie schon fest in meinen Armen und rief den Leuten zu: „Bitte, meine Herrschaften, machen Sie einer unpäßlichen Dame Platz!"

Ich führte die Dame an's Buffet und ihre Tochter geleitete uns. Dort erholte sie sich bei einem Glase Limonade. Nun brachte ich meine Entschuldigungen wieder an. Mit gerade nicht zu liebenswürdigen Blicken maß sie mich von oben bis unten, aber war es nun mein Anzug oder mein Benehmen: ihr Blick heiterte sich auf und herablassend sagte sie: „Allerdings fühle ich noch etwas Schmerz, aber sonst bin ich wieder wohler. Ich verzeihe Ihnen gern, denn bei einer solchen Menge ist dergleichen verzeihlich."

Ich wollte mich artig empfehlen, denn ich fand keinen Grund, noch länger zu verweilen, da sagte aber die Mama: „Meinen Fächer, Cornelia!"

„Liebe Mama, ich habe ihn aber nicht."

„Nein, dann habe ich ihn verloren."

„Ich glaube nicht, daß er wieder zu finden ist oder doch sehr schwer," meinte Cornelia und blickte mich mit ihren schönen Augen an.

Was hätte ich nicht Alles dieser reizenden Cornelia zu Liebe gethan! Um noch einmal dieses entzückende Lächeln zu sehen, hätte ich den Fächer am Ende der Welt gesucht. „Wenn es in der Macht eines Menschen steht, meine Gnädige," sagte ich mit einer Verbeugung, „so will ich derjenige sein, der Sie wieder in den Besitz Ihres Fächers bringt." Ich begab mich also unter die sich drängende Menge, und da ich heute offenbar meinen besonderen Glückstag hatte, so erblickte ich bald das Gesuchte in der Hand meines Freundes. Indessen schien mir der Werth meiner Galanterie zu klein, wenn ich den Damen nicht große, schwer zu überstehende Abenteuer mit Ellenbogenstößen, Fußtritten 2c. aufzählen durfte, und so lieferte ich ihn nicht gleich ab, sondern zögerte noch etwas. Erst wenn sie ganz ohne Hoffnung waren, dann wollte ich hervorstürzen, das Vermißte wiederbringen und mich am Anblick der frohen Mienen erfreuen. Mein Herz nämlich, ich muß es gestehen, schwebte schon in den Banden der reizvollen Cornelia. Als ich es endlich für angemessen hielt, den Damen den Fächer zurückzuerstatten, wurde mir ein liebenswürdiger Blick der Mutter und eine freundliche Einladung zu Theil, an ihrem Tische Platz zu nehmen. „Nachdem Sie, meine Gnädige, vorhin so liebenswürdig waren, mir mein Ungeschick zu verzeihen, so gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen: Lajos Szigligeti."

„Frau Revai und meine Tochter Cornelia."

Ich machte eine tiefe Verbeugung, und da ich nun schon dreister geworden war, erbot ich mich, den Damen Erfrischungen zu besorgen. Mit vorsichtigster Galanterie vollbrachte ich Alles, und Mama konnte nicht anders, als herablassend zu lächeln. Ich nahm dies als Ermunterung an. Meine Wahl war gut, denn das Gefrorene sagte den beiden Damen zu. Mit der Mama unterhielt ich mich dabei vortrefflich. Die Tochter war, wie wohl begreiflich, etwas zurückhaltend.

Als die Damen aufbrechen wollten, bot ich der Mutter meinen Arm und geleitete sie zum Wagen, während die Tochter an der anderen Seite schritt. Beim Abschied erbat ich mir die Erlaubniß, den Damen demnächst meine Aufwartung zu machen. Ich erhielt bereitwilligst Erlaubniß dazu, worauf die Dame dem Kutscher ihre Wohnung zurief: Petöfistraße 8, und mir dann freundlich gute Nacht bot. Als der Wagen meinem Gesichtskreis entschwunden war, ging ich zu meinem Freunde, um Erkundigungen über die Familie einzuziehen. Was ich da hörte, wollte mich zuerst traurig stimmen, denn Frau Revai war die Gattin eines Schuhwaarenhändlers im Großen und Cornelia die Tochter eines Millionärs. Das war also recht schlimm, daß ich armer Kerl in die Tochter eines Millionärs verliebt war, und noch dazu in meinem fatalen Beruf! Aber ein junger Mann von 24 Jahren überbrückt alle Hinderniffe und gibt seine Hoffnung nicht so leicht auf. So dachte auch ich und nahm mir vor, so lange wie möglich den Damen meine Stellung zu verbergen. Wenn erst der Schleier über meinem Geheimniß sich gelüftet, dann würde natürlich Alles verloren sein. Bis dahin vertraute ich meinem guten Stern.

Schon am folgenden Tage ließ ich mich den Damen melden. Ich hatte Glück und traf beide in einem geschmackvoll eingerichteten Salon. Die Mutter las, während Cornelia mit einer Handarbeit beschäftigt war. Mama empfing mich mit liebenswürdigem Lächeln, indeß Cornelia erröthete. „Die Damen werden entschuldigen, daß ich schon heute dem Zuge meines Herzens folge und hier vorspreche, um Ihnen für die genußreiche Stunde von gestern zu danken."

Ohne selbstgefällig zu scheinen, muß ich gestehen, daß Mutter und Tochter sehr erfreut über meine wohlgelungene Anrede waren, denn sie schauten mich Beide freundlich an. Ich bot Alles auf, um geistreich zu erscheinen. Wir sprachen von allem Möglichen, ich lenkte sogar das Gespräch auf das Heirathen und bemerkte, daß Cornelia erröthete. Beim Abschied küßte ich den Damen die Hand, und dabei kam es mir vor, als ob Cornelia's kleines Händchen zitterte.

Ich machte von der liebenswürdig ertheilten Erlaubniß, häufiger vorzusprechen, öfter Gebrauch, aber nur einmal konnte ich mit Cornelia allein sprechen. Bei meinem Scharfblick war es mir nicht entgangen, daß auch in ihrem Herzen die Liebe aufgegangen war, ihre Blicke und Worte sagten es mir. Ich ließ mich sogar von meiner Liebe hinreißen und sank ihr zu Füßen.

„Mama wird gleich hereinkommen," rief das arme Kind erschrocken.

„Eben deshalb bitte ich Sie, keine Minute dieser kostbaren Zeit zu verlieren!" entgegnete ich schnell. „Entscheiden Sie mit einem Wort über mein ferneres Lebensglück!" Das arme Mädchen hätte gern etwas gesagt, wußte aber nicht was, und darum richtete ich jetzt eine einfachere Frage an sie: „Darf ich hoffen, süße Cornelia?"

Mit leiser Stimme sagte sie: „Gewiß, Sie dürfen hoffen."

„Also liebst Du mich wirklich? O mein Gott steh mir bei!"

„Ja, ja, ich liebe Sie."

„Darf ich jetzt mit dem Vater reden?" Sie war so erregt, daß sie nicht sprechen konnte. „Bitte, nur ein Wort, Cornelia, jeder Augenblick ist kostbar, denn Mama kann kommen."

„Erlauben Sie mir die eine Frage: was und wer sind Sie?" klang es schüchtern aus ihrem Munde.

Da war es heraus. Bis jetzt hatte ich geschickt alle Andeutungen übergangen und weder der Mama noch Cornelia etwas Bestimmtes über meinen Beruf gesagt. Wenn ich nun der Königin meines Herzens die Wahrheit gestand, was dann? Ich machte also eine geschickte Redewendung und sagte: „Du fragst, wer und was ich bin? Ich bin ein Mensch, der auf dieser Welt sein größtes Glück gefunden hat. Ich werde Deinem Vater Alles sagen und darf Dir schon heute gestehen, daß er seine Tochter keinem Unwürdigen geben wird."

„Ich glaube Ihnen und werde warten." Es überkam mich bei dieser Antwort das Gefühl, als hätte Mama vorhin das Zimmer nur verlassen, um Papa zu holen, dessen Bekanntschaft ich noch nicht gemacht hatte. Ich fand es also gerathen, meiner Angebeten Lebewohl zu sagen, um nicht doch zu früh den Schleier lüften zu müssen. In meiner Wohnung aber schrieb ich sofort Herrn Revai einen Brief folgenden Inhalts:

Ew. Wohlgeboren!

Der ergebenst Unterzeichnete erlaubt sich, Ihnen Folgendes mitzutheilen. Leider hatte ich, als ich mir gestattete, Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin meine Aufwartung zu machen, nicht die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft. Gestern erlaubte ich mir nun, meinen Besuch zu erneuen, hatte aber leider das Mißgeschick, weder Sie noch Ihre Frau Gemahlin anzutreffen. Ich würde mir heute erlauben, meinen Besuch zu wiederholen, denn da es sich um mein ferneres Lebensglück handelt, so können Sie, hochverehrter Herr, sich meine Ungeduld vorstellen. Leider bin ich durch das Eintreffen meines lieben Onkels, der mich erzogen hat und dem ich viel Dank schulde, daran verhindert. Gestatten Sie mir, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie gemeinschaftlich mit meinem Onkel einzuladen, ein kleines Souper im Hotel Royal einzunehmen. Dort werden mein Onkel und ich den Vorzug Ihrer näheren Bekanntschaft haben, wonach ich mich schon lange sehne. Indem ich auf Ihre freundliche Zustimmung rechne, erlaube ich mir noch mitzutheilen, daß ich im großen Speisesaal den Tisch zehn für den Abend belegt habe; er befindet sich gleich rechts beim Eingang. Ihnen schon im Voraus für die Erfüllung meiner Bitte dankend, verharre ich

in größter Hochachtung
Ew. Wohlgeboren ganz ergebener
Sandor Szigligeti.

Ich gab einem Dienstmann den Auftrag, den Brief dem Herrn Revai zu übergeben und mir die Antwort zurückzubringen. Dieselbe lautete: „Ich werde pünktlich um acht Uhr erscheinen; dem Herrn Onkel meine Empfehlung!"

Dem Schuhwaarenfabrikanten schien die Einladung sehr angenehm zu sein. Er hatte doch nun endlich einmal das Vergnügen, den Freier, der hinter seinem Rücken der Tochter die Cour machte, persönlich kennen zu lernen und dabei auch etwas über dessen persönliche Verhältnisse zu erfahren. Er erschien auch pünktlich und nahm an dem bestimmten Tische Platz. Eine volle Stunde wartete er vergeblich, dann aber verließ ihn die Geduld, denn weder Sandor noch der Oheim erschienen. Er klingelte verdrießlich und bestellte sich sein Abendbrot. In fürchterlicher Laune verzehrte er seinen Braten und trank seinen Wein dazu. Er wollte sich gerade erheben und den Zahlkellner rufen, als der Dienstmann wieder erschien und abermals einen Brief überbrachte, worin der Briefschreiber sein Nichtkommen entschuldigte und eine Erkrankung des Onkels vorschützte. Er werde sich aber erlauben, dem alten Herrn am nächsten Vormittag seine Aufwartung zu machen.

„Bitte um gefällige Antwort", bat der Dienstmann.

Revai warf ihm jedoch einen fürchterlichen Blick zu und sagte: „Es gibt keine." Als der Zahlkellner die Rechnung brachte, fiel der alte Herr bald in Ohnmacht. „Zehn Gulden 80 Kreuzer! Das ist ja unmöglich!"

„Bitte sehr," erwiderte der Kellner.

„Das kann nicht sein!" schrie entsetzt der alte Herr.

„Ich möchte aber doch bitten," sagte gelassen der Kellner, „und gefälligst nachrechnen." Der alte Herr prüfte die Rechnung, als er aber einen zerbrochenen Teller mit vier Gulden verrechnet sah, kannte sein Zorn keine Grenzen. Er zerriß die Rechnung, warf elf Gulden auf den Tisch und eilte davon, indem er den Kellner bei Seite stieß.

Als ich am nächsten Tage um zwölf das Contor des Herrn Revai betrat, mußte ich doch gestehen, daß mein Herz klopfte. Hing denn nicht von diesem Besuch mein künftiges Lebensglück ab? Der Herr war allein und in seine Bücher vertieft. Trotzdem er sich alle Mühe gab, freundlich zu erscheinen, so lagerte doch ein ungemüthlicher Zug auf seinem Gesicht.

„Ah, endlich habe ich die Ehre, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen! Eigentlich finde ich es recht sonderbar, daß wir uns bis jetzt stets verfehlten," sagte er in ironischem Ton. Wir unterhielten uns hierauf über verschiedene gleichgültige Dinge, bis ich endlich auf das Ziel lossteuerte und um die Hand seiner Tochter bat.

„Ha, ha, die Hand meines Kindes? Ja, lieber Herr, um Ihnen darauf eine Antwort zu ertheilen, muß ich mich doch zuerst nach Ihren Verhältnissen erkundigen."

Mit ruhiger Miene antwortete ich: „Ich habe einen fatalen Beruf. Sie sehen in mir einen der Zahlkellner des Hotel Royal."

Was nun geschah, darauf hatte ich mich schon wochenlang vorbereitet, und es kam auch so. Das Gesicht des alten Herrn verzerrte sich, dann brach er in ein höhnisches Gelächter aus, und über seinen Mund flossen nicht gerade liebenswürdige Worte. Ich wartete jedoch gelassen ab, bis der Zorn sich gelegt hatte, dann sagte ich ruhig: „Und nun, mein Herr, hätten Sie wohl die Güte, mich einmal ruhig anzuhören. Sie scheinen mich für schwachsinnig zu halten, das bin ich aber keineswegs, sondern ein sehr gewandter Geschäftsmann. Um Ihnen durch einen meiner Kollegen die Vortheile meines Standes vor Augen zu führen, bestellte ich Sie dort hin.

„Das ist wirklich originell! Also erst lassen Sie die Leute durch große Rechnungen ausplündern, und am folgenden Tag erscheinen Sie und bitten um die Hand der Tochter? Das müßte wahrlich in die Zeitungen kommen. Wenn Sie glauben, daß ich mich jetzt noch ärgere, so irren Sie. Jetzt amüsirt mich die Angelegenheit."

„Nun, ich erlaube mir noch einzuwenden, daß ich, wenn ich es will, das Einkommen eines Ministers habe."

„Wirklich? immer drolliger!" lachte Herr Revai.

„Mein Herr," sagte ich würdevoll, „wenn Sie meine Verhältnisse und meine Absichten kennen würden, so würden Sie es bereuen, mich so verlacht zu haben. Oder glauben Sie, ich werde immer Kellner bleiben? Meine Absichten gehen vielmehr dahin, in der Hauptstadt ein den Ansprüchen der Jetztzeit entsprechendes Hotel zu errichten!"

„Sehr gut, und dabei rechnen Sie wohl auf das Geld meiner Tochter?"

„Mein Herr, Sie können als Vater mir die Hand Ihrer Tochter versagen, aber um eins möchte ich ersuchen, meinen Charakter nicht zu verdächtigen. Als ich Ihr Fräulein Tochter zuerst sah, wußte ich nicht, ob sie arm oder reich sei, und doch stand mein Beschluß fest: sie oder keine. Ich bedarf des Geldes nicht, mein Sinn ist nur auf Cornelia gerichtet, sogar auf die Aussteuer verzichte ich."

Der alte Herr wurde unruhig und fragte, woher ich denn das Geld für das Hotel nehmen wolle.

„Woher?“ rief ich, „aus meinem ersparten Gelde!“ Dabei zog ich stolz ein auf 100,000 Gulden lautendes Sparkassenbuch hervor, das ich dem alten Herrn einhändigte. Der Schuhwaarenfabrikant betrachtete es genau, dann sagte er freundlich:

„Ja, warum sind Sie denn gleich mit der Thür in's Haus gefallen und haben mich so erschreckt, mein Freund! Sprechen Sie nur recht ruhig weiter.“

„Ich habe allerdings 100,000 Gulden, aber die Kosten des Hotels betragen 110,000 Gulden, es fehlen also noch 10,000 Gulden. Wie Sie gestern selbst gesehen haben, ist meine Stellung sehr einträglich und ich hoffe in drei Monaten das fehlende zu ersparen.“

Meine Sache war gewonnen, doch bat ich den alten Herrn, seinen Damen gegenüber nichts von meinem Beruf zu erwähnen. Er stellte mich daher als Rentier vor, der ein großartiges Hotel errichten wolle. Am folgenden Tage feierten wir Verlobung. Drei Monate später eröffnete ich ein großartiges Hotel, von dem alle Zeitungen große Lobeserhebungen machten. Das Geschäft geht außerordentlich. Meine Frau ist tüchtig in der Küche, und das gute Essen lockt viele Gäste herbei. Aber bis heute weiß sie meinen früheren Beruf nicht, was ja auch unnöthig ist.

Aus der Hauptstadt.

Pindter ade!

Die Scene wird zum Tribunal.

Präsident: Angeklagter, Sie sind beschuldigt, in der letzten Nummer der „Norddeutschen“ verschiedenen Leuten gründlich die Wahrheit gesagt zu haben.

Der Chefredacteur: Ich — die Wahrheit gesagt? Es soll nie wieder vorkommen, so alt ich werde — mein Ehrenwort darauf! Ich handelte in momentaner Geistesabwesenheit —

Präsident: Renommiren Sie nicht! Sie hätten vorher bedenken sollen, zu welch' unangenehmen Consequenzen es führen mußte, wenn Sie plötzlich Ihren langjährigen, erprobten Prinzipien untreu würden. Da nun außerdem gerichtsseitig constatirt wurde, daß Ihr Blatt anarchistischen Tendenzen huldigt — oder leugnen Sie das?

Chefredacteur: In sofern, als meine Zeitung dazu beitrug, anarchistische Begriffe über Anstand und publizistische Moral zu verbreiten, muß ich Ihnen allerdings unumwunden Recht geben.

Präsident: Man beabsichtigt auf Grund dieser Verhältnisse, Sie Ihrer jetzigen Stellung wegen Unfähigkeit zu entheben.

Chefredacteur: Das ist grausam, Herr Gerichtshof. Ich bin nun ein alter, hinfälliger Mann. Das Leben hat mich in eine harte Schule genommen, worin ich alles lernte, nur nicht schreiben. Man wurde darauf aufmerksam und übertrug mir die Schriftleitung der „Norddentschen“. Meine absolute Unfähigkeit hätte längst bemerkt werden müssen. Ich habe mich nie verstellt — bei Gott!

Präsident: Nehmen Sie die Hand vom Busen, Angeklagter. Sie sind keine Venus von Medici.

Chefredacteur: Pardon — ich wollte nur auf meine Orden hinweisen. Hätt' ich die je bekommen, wenn ich sie verdient hätte? Sie sind der schlagendste Beweis meiner Unschuld in politischen Dingen, meiner rührenden Naivetät und Naturburschenhaftigkeit, was journalistisches Wissen anbelangt. Man sollte mir einen einzigen Fehltritt nicht so verübeln. Es freut mich ja, daß man endlich an maßgebender Stelle ensieht, wie wenig ich für meinen Posten tauge. Aber ich verlange, daß man aus dieser Einsicht auch die üblichen Consequenzen zieht. Im Allgemeinen kann einem Beamten bei uns zu Lande doch nichts Besseres passiren, als daß seine Unfähigkeit überzeugend an das Tageslicht kommt. Sofort überhäuft ihn dann die Regierung mit Gehaltserhöhungen und Ehrenzeichen, nur um der Oeffentlichkeit zu beweisen, daß sie noch immer nichts gemerkt hat.

Präsident: Das hat andere Gründe. Fähige Beamte kommen von selbst fort, Landgerichtsdirector Schmidt z. B., Schwachköpfe aber muß man obrigkeitlich unterstützen, aus Gründen der Humanität. — Wie viel Abonnenten hat Ihr Blatt?

Chefredacteur: Ich kann das im Moment nicht genau sagen. Der eine liegt im Sterben, der andere ist abgereist, unbekannt wohin. Ich bemerke indessen, daß die „Norddeutsche“ täglich in das Schloß kommt und die einzige Zeitung ist, die ausgebreitet auf dem Arbeitstisch des Kaisers liegt.

Präsident: Wohl nur zum Schutz gegen Mottenfraß und Staub?

Chefredacteur: Soviel ich weiß, wird sie von den Lakeien sofort kunstgerecht zerschnitten und in den einzelnen Cabinetten ihrer eigentlichen und schönsten Bestimmung entgegengeführt.

Präsident: Sie sollen einen ganz miserablen Stil haben, Angeklagter?

Chefredacteur: Herr Präsident sind zu gütig — ich habe gar keinen Stil.

Präsident: Ich merke schon, Sie wollen alles ableugnen. Aber das hilft Ihnen nichts. Wir errathen Ihre Gedanken doch.

Chefredacteur (bitter lächelnd): Meine Gedanken? Da bin ich wirklich gespannt. Von deren Existenz hab' ich noch nie etwas gewußt.

Präsident: Sie arbeiten also nur mit der Scheere?

Chefredacteur: Gewiß — man kann sich auf die Weise niemals ausschreiben!

Präsident: Wir kommen zur Vernehmung der Zeugen. Treten Sie vor, Publicus. Was können Sie zur Entlastung des Angeklagten bekunden?

Publicus: Daß er die Wahrheit nie wider besseres Wissen gesagt hat. Es kann ihm nur ganz zufällig eine mit untergelaufen sein. Er wird doch nicht leichtfertig seinen so sauer erworbenen Ruf auf's Spiel setzen.

Präsident: Das alles sind Sentiments, zu denen wohl ich, keinesfalls aber Sie berechtigt sind, der objectives Denken nicht auf der Universität gelernt hat.

Publicus: Herr Vorsitzender —

Präsident: Donnerwetter noch'n 'mal, unterlassen Sie diese langathmigen Phrasen! Wir haben keine Zeit dazu, schwülstige Redensarten mit anzuhören; meine Frau schimpft ohnehin alle Tage, wenn ich zu spät zum Mittagessen komme.

Publicus: Sie erlauben — ich habe doch ein berechtigtes Interesse —

Präsident: Berechtigte Interessen — gibt es nicht! Ein berechtigtes Interesse haben Sie daran, mit Ihren Steuern unsere Gehälter zu bezahlen; aber was die „Norddeutsche“ und die publiziftische Vertretung der Regierung betrifft, das geht Sie gar nichts an . . . Ueberhaupt hat sich ein ordinärer Bürger nicht um seine Regierung zu kümmern. Das Reichsgericht hat in seiner Sitzung vom 10. ds. Mts. grundsätzlich entschieden —

Vertheidiger: Es hat in seiner Sitzung vom 11. aber das gerade Gegentheil grundsätzlich entschieden —

Staatsanwalt: Am 9. war es freilich noch anderer Meinung!

Präsident: Ich muß Sie bitten, meine Herren, mir nicht in's Wort zu fallen. Ich weiß trotz unseres Gesetzes, was recht und billig ist. — Zeuge Ohlendorff, Sie kennen den Angeklagten? Er arbeitet seit Jahren in Ihrem Geschäft?

Zeuge Ohlendorff (blickt den Chefredacteur sinnend an): Ich habe so viel Leute, die Mist produciren . . . Einer von den Besten können Sie nicht sein, sonst würd' ich mich Ihrer erinnern —

Chefredacteur: Na, hören Sie 'mal — ich bin doch der Leiter Ihrer Berliner „Norddeutschen“!

Ohlendorff: Ach, der „Norddeutschen“! Ja, das ist meine schlechteste Guanogrube — die wirft nichts ab!

Präsident: Stellen Sie Ihren Antrag, Herr Staatsanwalt!

Staatsanwalt: Ich werde mich kurz fassen. Der Angeklagte hat Jahre lang für das Muster eines offiziösen Mannes gegolten. Man konnte seiner Zeitung immer das Gegentheil auf's Wort glauben. Sobald sie eine unangenehme Nachricht als freche Erfindung brandmarkte, wußte das Publikum sofort, daß nun kein Zweifel mehr möglich war und man sich in das Unvermeidliche fügen müsse. Mit frevler Hand, in einer schwachen Stunde hat die „Norddeutsche“ nun selbst ihren Weltruf zerstört. Wenn selbst sie anfängt, ihren Charakter zu ändern, stürzt ja Alles zusammen, woran der redliche Deutsche noch glauben konnte — wem sollte man noch trauen, wenn nicht ihr, der man nie trauen durfte — (schluchzt) der Angeklagte muß schleunigst aus seiner Stellung entfernt werden!

Präsident: Sie verzichten wohl auf das Wort, Herr Vertheidiger?

Vertheidiger: Nicht ganz!

Präsident: Ich weiß, daß Sie an der unheilbaren Kehlkopfkrankheit leiden, die man Reden halten nennt. Aber sehen Sie sich vor.

Vertheidiger: Meine Herren! Mein Client ist ein Mann, dem man jedes Wort glauben kann, das nicht in der „Norddeutschen“ steht. Glauben Sie ihm auch heute. Nicht vorbedachte Absicht, auch nicht Altersschwäche war es, nein, ein satanischer Zufall, der ihm die incriminirte Wahrheit in den Mund legte. Und seine großen Verdienste um den neuen Kurs wiegen wohl das eine Versehen auf. Ja, wenn Graf Caprivi das Feld seiner bisherigen Wirksamkeit übersieht —

Präsident (unterbrechend): Uebersieht? Graf Caprivi übersieht nie etwas! Ich muß Sie dringend bitten, den Herrn Grafen nicht noch einmal der Kurzsichtigkeit zu beschuldigen.

Vertheidiger: Man sollte der „Norddeutschen“ nicht das Leben so sauer machen. Ich erinnere Sie nur an den berühmten Ausspruch: „Gazetten dürfen nicht genirt werden.“

Präsident: Gazetten dürfen nicht genirt werden? Lächerlich! Der Kerl, der das sagte, war, nach seiner Ausdrucksweise zu schließen, zweifellos ein französischer Bombenschmeißer —

Vertheidiger: Friedrich der Große von Preußen war es!

Präsident: Au verflucht!

Vertheidiger: Rauben Sie unserem Chefredacteur nicht im Alter

sein Bischen Brot — er hat sich's früher oft sauer genug werden lassen, ungelogen —

Stimme aus dem Auditorium: Na na!

Vertheidiger: Und „der Lohn des Arbeiters, den Ihr abgebrochen habt, schreit zum Himmel", heißt es.

Präsident: Das wird so ein verlumpter Anarchist gesagt haben — so'n gotteslästerlicher Volksverhetzer —

Vertheidiger: Der Apostel Jacobus hat's gesagt.

Präsident: So so!

Vertheidiger: Ich beantrage aus all diesen Gründen eine Gehaltserhöhung für den Angeklagten.

Präsident: Haben Sie noch etwas zu sagen, Angeklagter?

Chefredacteur: Wer mich kennt, erwartet, daß ich um so weniger für die einzige Wahrheit, die wir jemals brachten, gestraft werde, als ich auch sie zuversichtlich nicht selbst ausgeheckt habe. Sie ist mir unter den Kleisterpinsel gekommen, ich weiß nicht wie. Das einzig Originelle an meinen Ansichten bestand ja immer nur darin, daß Niemand genau wußte, wo ich sie her hatte. Und so rufe ich Ihnen denn im Geiste Kant's zu —

Präsident: Warum im Geiste Kant's?

Chefredacteur: Weil ich keinen eigenen habe!

(Der Gerichtshof zieht sich zur Berathung zurück.)

Präsident (wiederkehrend): Angeklagter! Wegen fahrlässiger Wahrhaftigkeit in einem Falle sind Sie, unter Zubilligung mildernder Umstände, zu lebenslänglicher Pensionirung verurtheilt!

Timon d. J.

Opern und Concerte.

Angla. Oper in einem Aufzug von Ferdinand Hummel. Text von Axel Delmar. (Königl. Opernhaus, 9. Juni.)

Die Herren Ferdinand Hummel und Axel Delmar hatten sich vor mehreren Monden zusammengethan, um mit einem musikdramatischen Einacter von tscherkessisch-wildem Anstrich das Stammpublikum der königlichen Oper aus dem Schlummer zu scheuchen. Die Ueberrumpelung war ihnen geglückt, und tausend erschreckte Hände regten sich, um einen decorativen Coulissen- und Sensationsmusikanten drei- bis viermal vor den Vorhang zu bitten. Mehrere der neun Musen rauften sich die Haare aus, einige Kritiker, so weit es ihnen möglich war, thaten dasselbe; aber der geschminkte, flittrige, herzlose Wechselbalg zweier komödiantischer Eltern wurde an einer sehr stattlichen Zahl von Abenden immer wieder vorgeführt. Damals wußte man noch nicht, daß die beiden Urheber der „Mara" schon etwas auf dem Gewissen hatten. Jetzt hat es die Intendanz der königlichen Schauspiele, als sie „Angla", Mara's unmittelbare Vorläuferin in der Reihe Hummel'scher Opuszahlen, in einer mäßigen Besetzung spielen ließ, an den Tag gebracht. Herr Hummel bewegte sich in früheren Zeiten noch auf germanischem Boden; er setzte noch Sachsenherzöge und Wotanspriester in Musik, statt gepumpte Neuitaliener mit orientalischen Maskenkostümen zu bekleiden. Herr Delmar hatte noch nicht seinen dramatischen Nerv bloßgelegt, den er später vor den Augen des Mara-Publikums so fürchterlich zucken ließ; sondern er begnügte sich, eine Handlung von schlichter Langweiligkeit zu erfinden und sie, so schlecht es ging, in Reime zu drücken. Dennoch treten unsere beiden Künstler schon in diesem Werk ihrer ersten Periode mit der ganzen Kraft ihrer unvergleichlichen Eigenart in die Erscheinung.

Wagner redet vom „Wort- und Tondichter", der sich seinem Geiste nicht anders als in einer Person vereint darstellen kann, weil Wagner die beiden Seiten des Musikdramas, Ton und Wort, als unlöslich verknüpft ansieht. Bei Delmar und Hummel liegt eine trennbare Zweieinigkeit vor, welche die Vereinigung der beiden Aemter in einer Person entbehrlich macht. Die Individualität der Beiden ist die gleiche, nur auf verschiedenen Gebieten bethätigt. Sie ergänzen einander, wobei es fraglich ist, ob das tertium sich während des gemeinsamen Arbeitens erst herausgebildet hat, oder ob es von vornherein ausgebildet vorhanden war und eine Art künstlerischer Zuchtwahl die trefflichen Männer zusammenführte. Gleichviel: Beide haben einen Zug tiefgründiger Verwandtschaft mit Kalchas, der mit den Donnerblechen klappert. Axel Delmar und Ferdinand Hummel sind die Begründer der neuen Kunst, die man die musikdramatische Inspicienten-Kunst nennen darf. Darin beruht ihre epochale Bedeutung. Delmar liefert die Landschaft und das Kostüm, dazu Beleuchtungen, decorative Situationen, Schüsse, seltsames Windbrausen, Eichenrauschen, Baumfällungen, nöthigenfalls ein Kreuz mit Morgensonnenbeleuchtung. Hummel macht Musik mit einer Riesenfermate, während deren ein Schuß fällt, mit Paukenschlägen, welche die Absicht haben, Ohnmachten im Zuschauerraum zu bewirken, mit schreckhaft plötzlichen Harfen, die ebenso jäh verstummen, wie sie erklungen sind.

Diesmal ist das Local der heilige Hain der Wotanseiche. Widukind schlummert zu Füßen der Titelheldin, welche ihm ihre Liebe schenkt und neben diesem bürgerlichen Beruf, wie es scheint, nichts Anderes betreibt. Der Priester Hereford steht am Altar und prophezeiht, während Widukind schläft. Doch Angla singt ein holdes Schlummerlied, componirt von Hummel, das den Bösen schrecklich wecket. „Bangst Du meiner, trautes Lieb?" fragt er. Sie verneint, bittet ihn jedoch, zum Christenthum überzutreten. Sie weiß nämlich, daß er dann mächtig sein wird und dem Kaiser Karl gewachsen. Von wannen kommt ihr diese Wissenschaft? das vermag auch Widukind nicht zu sagen und beschließt sie zu schlachten; doch seine Liebe hindert ihn daran. Gesandte Karls nahen, um Frieden zu entbieten. Der Chor der Sachsen singt „dumpf", Karl selbst tritt auf, „einen Moment stumme Gruppe", er trägt Büßergewand und bekennt sein Unrecht gegen die Sachsen, ein „Rauschen durchzieht die Krone der Eiche", den Weibern grauset's, doch Angla, geschwind, ergreift ein Schwert, und mit drei gewaltigen Streichen erlegt sie den Baum, an dessen Stelle plötzlich ein Kreuz ersteht. Widukind ist über dieses einfache und ohne wesentliche Kosten herzustellende Regiekunststück so erstaunt, daß er sich rasch taufen läßt. Das ist der Text.

Hummel hat dazu ein Vorspiel geschrieben, das die nicht zu unterschätzende Tugend der Kürze hat und im Gegensatz zu dem Mara-Hummel den getragenen Hummel zeigt. An die feierlich hehren paar Töne schließt sich ein Sachsenchor, sehr melodiös und sehr dagewesen, und ein harmonisch hübscher Uebergang führt zu einem Einzelgesang des sächsischen Priesters Hereford. Hereford ist strammer Wagnerianer, und die übrigen sächsischen Landsleute mögen hinter ihm nicht zurückbleiben. Sie alle, ohne Unterschied der Partei, treiben namentlich mit der Walküre und ihrem Schöpfer einen begeisterten Cultus. Angla hält deshalb auch ihr Schlummerlied in Wagner'scher Manier, webend, wiegend, weich — ohne doch gegen andere Componisten durchaus unduldsam zu sein. Die Wagner'sche Musik erfährt bei Hummel zwei Veränderungen. Sie nähert sich mehr als es bei dem Bayreuther der Fall, einer abgeschlossenen Melodie; und die Instrumentation ist in einen so verdünnten Zustand gebracht, daß von dem Weserwasser, welches zur Taufe benützt wird, ein kräftiger Theil auch in das Orchester gedrungen zu sein scheint. Widukind's Schlachtlied, das einen gewissen vivace-Ton in den langsamen Gang des Ganzen bringt, zeigt wieder eine merkliche Annäherung an das Strophische. Angla's Traum, mit dem sie ihm erwidert, birgt in der Melodie den alten Stil, der hier nur wagnerisch garnirt wird. Ihre Todesbereitschaft wird durch Radau und Klimbim — ich finde keine parlamentarischen Worte — wie er in der Mara üblich, böllernd und schallend zum Ausdruck gebracht. Interessante Trivialität bildet im Anfang, in der Mitte und am Ende die Signatur der Hummel'schen Musik. Bei den üblen Prophezeihungen des Hereford wird das Orchester priesterlich, düsterlich, voll hohlster Komödianten-Effecthascherei. Der Frauenchor ist wirkungslos, obgleich er nach berühmten Mustern „in der Ferne" erklingt und zwar plötzlich. Inhaltlich ist er, zur Abwechselung, Felix Mendelssohn-Bartholdy in Wagner'scher Verbrämung. Balduin, der Gesandte Karls, singt bei dem Vorschlag, den Groll zu tilgen, unermeßliche Banalitäten. Ganz unmotivirt kommen dann plötzlich Wagner'sche Vollblutharmonien, an einer Stelle, wo sie am überflüssigsten sind. Natürlich gibt das Auftreten des Kaisers Karl Gelegenheit zu einem Bumbummoment, die sich Hummel nicht entgehen läßt. Hier wird durch den Sologesang des Baßmonarchen, bei schweigendem Orchester, eine gewisse dramatische Wirkung erzielt. Auch Karl verehrt Richard Wagner in hohem Maße, aber vornehmlich den Lohengrin- und Tannhäusercomponisten; das zeigt er in dem Gelöbniß seiner Reue, um jedoch bald in den Worten „Und wie die Büßung groß und hehr zu aller Heile sei gewendet", sich als vielseitig gebildeten Mann zu legitimiren, der Löwe'sche Balladen nicht verachtet. Effecte ohne Innerlichkeit häufen sich, und geradezu hochkomisch wird Herr Hummel dann durch eine geniale Vertheilung der Accente in der Phrase „Grausen faßt uns", wo der stärkste Ton auf dem Pronomen liegt. Nach dem Umfall des Baumes legt der dreiste Epigonerich ein Intermezzo ein, in dessen weichen Wagner'schen Weisen auch nicht eine Note sein Privateigenthum ist. Und ohne eine Spur von der Großartigkeit der christlichen Idee zu musikalischem Ausdruck kommen zu lassen, schließt er mit einem nicht mehr wagnerischen, sondern indefiniblen Chor sein gefühlsödes, eindruckloses und peinliches Werk.

Gespielt wurde es mittelmäßig, also etwas besser als es verdiente. Herr Stammer sang den Kaiser Karl, Herr Philipp sang den Widukind, Fräulein Hiedler sang die taufflüsterne Heldin; sie sangen alle ihre Noten herunter — weiter gab es nichts zu thun. Am eindrucksvollsten von Allen war der Eichenbaum, welcher zwar widerwillig, aber mit vielem Anstand umfiel. Der Oberinspector Brandt hätte gerufen werden müssen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Autoren von populären Romanen, welche sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer in's Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit *Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,* in Verbindung zu setzen.

FREILICHT!

Eine „Plein-air Studie"

von

Wilhelm Schölermann.

Die *2te Auflage* ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen.

Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung,
Frankfurt a. M.

Soeben erschien:

Die Mittel

zu einer

großartigen Hebung

der

Landwirtschaft, der Industrie, des Handwerks, Handels und Bankwesens des Deutschen Reiches.

Von

Dr. Karl Walcker,
Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis 80 Pfg.

Der Verfasser stellt, im Sinne J. H. von Thünen's, H. B. Oppenheim's u. A. ein volkswirthschaftliches Reformprogramm für das Deutsche Reich auf.

Leipzig. **Roßberg'sche Hof-Buchhandlung.**

Dr. H. Lüneburg, Verlag, München.

Jean Paul

u. seine Bedeutung für die Gegenwart

von **Dr. Josef Müller.**

In eleg. Kalbleder-Umschlag Preis ℳ 9.—

In den meisten Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Perlen griechischer Dichtung

ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.

Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich 5 **Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erschien: **Gedichte von Hermann v. Gilm.**

17 Bogen in 8°. Geh. M. 1.50.

Diese neue **Volksausgabe** enthält u. a. die prächtigen „Jesuitenlieder", die in früheren Sammlungen wegblieben mussten, ferner die schönsten „Schützenlieder" Gilm's und eine Anzahl bisher ungedruckter Gedichte.

☛ In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

☛ **Vierte Auflage.** ☚

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat.

Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid.

Barmer Zeitung.

. . . Der vom Verf. aufgestellte Gegensatz zwischen dem Unwerth der wüsten Spekulation und dem sicheren Untergrund der soliden Arbeit äußert immer wieder kräftige Anziehung, besonders wenn er wie hier in einem das Zeitbild geschickt wiedergebenden Vorgang und in Menschen geschildert ist, die wirkliches Leben in sich tragen. Der Roman ist so unterhaltend als belehrend.

Hamburger Nachrichten.

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Hierzu zwei Beilagen: Fr. Manke's Verlag (A. Schenk) in Jena und Emil Behrend in Wiesbaden.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 25. Berlin, den 23. Juni 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Kampf gegen den Wucher. Von ***. — Englische Wohlfahrtseinrichtungen. Von Katharina Zitelmann (K. Rinhart). — **Literatur und Kunst:** Das Volksschauspiel in Kraiburg am Inn. Von Rudolf Aßmus. — Enquêten-Unfug. Von Alfred Stoeßel. — **Feuilleton:** Warum hat die Köchin geheirathet? Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt:** Das Buch der Richter. Von Prinz Vogelfrei. — Anzeigen.

Der Kampf gegen den Wucher.

Noch kein Jahr ist über der unter dem Triumphgeschrei aller ordnungsliebenden Elemente in's Leben gerufenen Novelle zum Deutschen Reichswuchergesetz in das Land gezogen, und schon haben selbst diejenigen, welche damals mit kindlich-naivem, von keiner wirthschaftlichen Kenntniß getrübtem Eifer für das Gesetz gegen Unredlichkeit und Unsittlichkeit eingetreten waren, einsehen müssen, daß man mit sozialpolitischer Quartanerweisheit, mag sie auch vom Bundesrath und Reichstag in aller Form sanctionirt worden sein, weder den „Nothleidenden", noch den „Leichtsinnigen", noch den „Unerfahrenen" Segnungen zu bringen vermag. Die zur Hütung der öffentlichen Ordnung von Staatswegen eingesetzten Behörden haben die neugestutzten Flügel des „Sachwucher"thatbestandes früher, als man vermuthet hatte, hängen lassen, und das Reichsgesetzblatt Nr. 24, Jahrgang 1893, vom 19. Juni, gehört der Geschichte an.

Mit zwei „großen" Neuerungen hatte die Regierung die Prostitution des Geldverkehrs in die Bahnen bürgerlicher Anständigkeit zu lenken versucht.

Während bis dahin bestraft wurde, wer sich „für" ein Darlehn oder die Stundung einer Forderung wucherische Vermögensvortheile versprechen oder gewähren ließ, brauchen diese Vortheile nach dem neuen Gesetz nur „mit Bezug auf" ein Darlehn oder die Stundung einer Geldforderung versprochen oder gewährt zu sein. Große Rechtsgelehrte mit und ohne Professorentitel streiten sich noch heute darum, was auf Grund des formellen Opfers, das mit diesen ominösen drei Wörtchen dem Gesetzestexte gebracht worden ist, materiell gewonnen werden sollte. Einem unverbürgten Gerücht zufolge hat der nächste deutsche Juristentag, da die Festessen nicht mehr recht verfangen wollen, einen Preis auf die Auflösung gesetzt. Die „Motive" des neuen Gesetzes haben allerdings bereits im Entwurf diese fatale Begriffsbestimmung mit geheimräthlicher Amtsweisheit aufzuklären verstanden. Die Aenderung ist nämlich zur Vermeidung einer zu engen(!) Auffassung des Gesetzes gemacht; denn häufig, namentlich wenn es sich um Stundungen handelt, werden die Vortheile in Geld oder Geldeswerth nicht gleichzeitig mit dem Geschäft, sondern vorher oder nachher von dem Schuldner in seiner Bedrängniß gewährt, um einer ihm sonst bevorstehenden Kreditentziehung vorzubeugen. Sehr menschenfreundlich gedacht. Nur schade, daß der Richter nicht nach den Motiven und Commissionsprotocollen, sondern nach dem Wortlaut des Gesetzes Recht zu sprechen hat, und daß allzufreie Auslegungen von Gesetzesparagraphen nach neuerer reichshauptstädtischer Praxis einen unfreiwilligen Umzug von Moabit nach der Jüdenstraße herbeiführen können.

Sodann aber kam der große Schlager des Gesetzes. Nicht nur bei Darlehns- und sonstigen Kreditgeschäften, sondern ganz allgemein bei allen Rechtsgeschäften, bei denen der versprochene oder gewährte Vermögensvortheil in auffälligem Mißverhältniß zur Leistung steht, soll eine strafbare wucherische Ausbeutung angenommen werden. Ohne zu bedenken, in welcher enormen Weise durch eine solche Vorschrift in die Freiheit der Preisbestimmung eingegriffen wird, daß die möglicher Weise zu erhoffenden Vortheile zu den mit Sicherheit dem ehrlichen Handel und Verkehr erwachsenden Nachtheilen in einem „auffälligen Mißverhältniß" stehen müssen, hatte der brave Bürger, der trotz aller Erfahrungen der letzten Jahre doch nun einmal gewohnt ist, in dem Staatsanwalt und Criminalrichter den obersten Hüter aller sittlichen und wirthschaftlichen Ordnung zu erblicken, auf diese Neuerung das Ziel seiner Hoffnungen gesetzt. Hatte doch die Regierung selbst zugesagt, daß von nun ab jede rücksichtslose Ausbeutung günstiger Umstände, jede Erzielung ungewöhnlicher Geschäftsgewinne, mit dem blutigen Schwerte des Zuchthausparagraphen ausgerottet werden würde, wofern sie nur gewerbs- oder gewohnheitsmäßig geschieht. Damit schien das goldene Zeitalter gekommen. Mit frohem Muthe durfte jetzt der Familienvater in den Sommerferien die heimathlichen Penaten verlassen; denn der Hotel- und Miethswucher, vor dem er sonst zurückgeschreckt war, war nun unmöglich gemacht. Jeder Delinquent konnte sich nun den besten Vertheidiger, und jeder Patient den größten Arzt heraussuchen, denn gegen die ungeheuren Sätze, mit denen die Herren sonst zu operiren pflegen, hätte einfach eine Denunciation beim Staatsanwalt hingereicht. Die wirthschaftlichen Ringe, die durch künstliche Preissteigerung die Nothlage der Consumenten ausbeuten, waren auf einfachste Weise aus der Welt geschafft, indem man ihre Theilnehmer flugs in's Gefängniß setzte. Und den Börsenspekulanten, die noch immer nicht nach dem Recept des seligen Perrot an dem nächsten Baume aufgehängt waren, war jetzt das Lebenslicht ausgeblasen. Mit Zagen sahen nur die armen Land- und geheimen Räthe, welche Schlinge sie sich mit der durch ihre Hülfe durch die Klippen des Reichstages und Bundesrathes glücklich in den Hafen des Reichsgesetzblattes eingelaufenen Vorlage selbst gedreht hatten. Mußten sie sich doch bei unbefangener Prüfung ihrer Thätigkeit selbst bewußt werden, daß gerade sie einen Gehalt beziehen, der zu ihren Leistungen in einem auffälligen Mißverhältniß steht.

Aber all das ist nicht eingetroffen. In der Wagnerstadt Baireuth wird man auch weiterhin für die schmutzigsten Kammern

die höchsten Preise zahlen. Der F. F. Vertheidiger wird auch weiterhin nicht unter 1000 Mark seine kostbaren rhetorischen Kräfte verkaufen. Die „Ringe" mehren sich in unheimlicher Weise. Und die Landräthe behaupten sich weiter in ihrem durch Wahlbeeinflussungen wohlbefestigten Besitz. Zu leiden hat unter den Folgen des neuen Gesetzes nur einmal die Staatsanwaltschaft, die täglich eine Fülle unbegründeter Denunciationen zu lesen und motivirt zurückzuweisen hat, und zweitens der redliche Gläubiger, dem der böswillige Schuldner jede Mahnung zur Zahlung mit einer Anzeige bei der Polizei zu beantworten jetzt gesetzlich das Recht hat.

Vollkommen ohnmächtig hat sich insbesondere das neue Gesetz — wie übereinstimmend versichert wird — gegenüber derjenigen Frage gezeigt, auf die es bei der ganzen Wuchergesetzgebung am meisten ankommt, und die auch das eigentliche Motiv für die Vorlegung desselben gewesen war: gegenüber dem Wucher auf dem Lande mit seinen vielgestaltigen Practiken und Manipulationen. Um dies vorauszusehen, dazu brauchte man kein großer Nationalöconom zu sein, das mußte bereits bei der ersten Veröffentlichung des Entwurfes jeder Unbefangene, der mit einem gesunden Menschenverstande gesegnet ist, erkennen. Der Cardinalfehler des neuen Gesetzes liegt eben darin, daß seine Wirksamkeit erst dort anfängt, wo der Wucher bereits vollendet ist, daß es, anstatt dem wucherlichen Treiben möglichst zuvorzukommen und ihm von vornherein auf gesetzlichem Wege die Wurzeln abzuschneiden, das Unkraut erst ruhig heranwachsen läßt und dann plötzlich mit einer drakonischen Strafsanction dem Bewucherten zu Hülfe kommt. Bereits das frühere Gesetz vom 24. Mai 1880 sollte zur Genüge bewiesen haben, wie wenig die Gerichte mit diesen Mitteln und auf diesem Wege, selbst bei größter Ausdehnung der im Gesetz enthaltenen vagen Begriffe dem verwerflichen und verderblichen Treiben der Wucherer Schranken zu ziehen im Stande sind. Die Zahl der seit nunmehr fast anderthalb Jahrzehnten zur Verhandlung gekommenen Anklagen ist unverhältnißmäßig gering, der Procentsatz der Freisprechungen unverhältnißmäßig hoch gewesen.

Gerade das Bild des ländlichen Wuchers zeigt uns klar, wo die große soziale Gefahr der wucherlichen Ausbeutung liegt, wo daher der gewichtige sozialpolitische Grund zu einem Einschreiten der Gesetzgebung gegen das Treiben der Wucherer zu suchen ist: nicht in der auffallend hohen Uebervortheilung des Schuldners im Einzelfalle, sondern in der dauernden wirthschaftlichen Abhängigkeit von dem die Schlingen fester und fester ziehenden Wucherer, in die der Bewucherte gelangt. Hier ist auch der bedeutende, von dem Gesetz nicht gewürdigte Unterschied zwischen dem Kredithandel und den anderen Rechtsgeschäften. Dem Kauf- und Tauschvertrage und den anderen zweiseitigen Zug um Zug zu erfüllenden Rechtsgeschäften ist, mag auch das Verhältniß zwischen Leistung und Gegenleistung noch so auffallend sein, diese dauernde Abhängigkeit fremd. Nur die Kreditgeschäfte zeigen diesen wirthschaftlichen Erfolg des Wuchers. —

Durch die dankenswerthe, wenn auch in vielen Punkten mangelhafte Enquete, welche der Verein für Sozialpolitik in den Jahren 1886 und 1887 über das Vorkommen des Wuchers auf dem Lande angestellt hat, waren die unliebsamen Erscheinungen, welche bei dem namentlich in Mittel- und Westdeutschland in erschreckender Weise überhand nehmenden Grundstücks-, Mieths- und Viehwucher zu Tage treten, deutlich aufgedeckt worden. Mag auch das erste Mittel zur wirksamen Bekämpfung des Uebels in einer zielbewußten Selbsthülfe liegen, in der weiteren Entwickelung der Vereins- und Genossenschaftsthätigkeit, in der Förderung der wirthschaftlichen Verhältnisse, in der Hebung von Bildung und Gesittung in den vom Wucher heimgesuchten Gegenden, so darf doch der Gesetzgeber hier unmöglich seine Mitarbeit an der Erreichung jenes Zieles verweigern. Freilich muß er seine Aufgabe nicht in nachhinkenden Repressiv-, sondern in voreilenden Präventivmaßregeln erblicken.

Die Formen des Wuchers auf dem Lande sind in ihren Ursachen, ihrer Eigenart und ihren Wirkungen durchaus verschieden von dem Geld- und Kreditwucher, stehen daher auch, wie schon aus dem Obigen hervorgeht, in gar keinem Zusammenhang mit demjenigen Thatbestand, der den Bestimmungen des Wuchergesetzes und seiner Novelle unterstellt wird. Während wir es dort mit einzelnen Rechtsgeschäften zu thun haben, bei denen ein Theil sich unverhältnißmäßige Gegenleistungen ausbedungen hat, ist es, wie hervorgehoben, gerade das Charakteristische des ländlichen Wuchers, daß der Vortheil nicht in dem „auffälligen Mißverhältniß" der Gegenleistung, sondern in der systematischen Entwickelung des Geschäftsverkehrs von Seiten des Wucherers gesucht wird. Nach einem bestimmten Plan sucht der unredliche Geschäftsmann durch fortgesetzte kurz aufeinanderfolgende Geschäfte den gesammten Geschäftsverkehr mit dem kleinen Grundbesitzer so zu verketten, daß der Letztere nicht mehr im Stande ist, das Verhältniß zu lösen und die gesammte wirthschaftliche Existenz desselben dem Handelsmann oft zum Opfer fällt. Indem der Landmann zur überflüssigen Anschaffung von Vieh oder Grundstücken, zu unwirthschaftlichen Verkäufen oder Tauschgeschäften, zur Vereinbarung unzeitiger Zahlungstermine geflissentlich bestimmt wird, führt dieses System, mögen auch bei den einzelnen Geschäften einigermaßen angemessene Forderungen gestellt werden, doch schließlich zu einer Ausbeutung der ländlichen Bevölkerung, die den schlimmsten Fällen des Darlehns- oder Waarenwuchers zur Seite gestellt werden kann.

Die Gefahren dieses planmäßig auf Schädigung des anderen Theils gerichteten Geschäftsverkehrs werden aber noch dadurch erheblich verstärkt, daß der Geschäftsmann Alles daran setzt, um die gegenseitigen Geschäftsverhältnisse möglichst im Dunkeln zu erhalten und dem Schuldner jede Uebersicht über dieselben abzuschneiden. Eine Abrechnung zwischen den Betheiligten wird möglichst hinausgeschoben, schriftliche Fixirung möglichst umgangen, jedem Dritten der Einblick in die Verhältnisse vorsorglich verwehrt. Da der Landmann aber erfahrungsgemäß ängstlich darauf bedacht ist, seine Verhältnisse vor seinen Standesgenossen zu verbergen, so unterstützt er unbewußt diese Heimlichkeit noch nach besten Kräften. Die Verwirrung steigert sich schließlich so, daß in dem von dem Geschäftsmann endlich angestellten Prozesse der Bewucherte unfähig ist, die einzelnen Geschäfte irgend wie näher darzulegen und die unsauberen Gebahrungen nachzuweisen, sondern sich regelmäßig mit dem allgemeinen Einwande begnügt, „es sei nicht so viel gewesen".

Die Wurzeln des Wuchers auf dem Lande liegen also einzig in der geflissentlichen Verwirrung und Verdunkelung, mit der der geschäftskundige Handelsmann die gegenseitigen Rechtsverhältnisse zu umgeben weiß. Daß solchem Unwesen weder das auf einer ganz anderen Basis aufgebaute Wuchergesetz, noch die erfolgte Ergänzung desselben irgend zu steuern vermag, liegt auf der Hand. Nur dadurch, daß man den Geschäftsmann nöthigt, dem Grundbesitzer, mit dem er in Verbindung steht, periodisch eine Klarstellung der Verhältnisse zu geben, daß man dem Landmann die Gelegenheit gibt, ein jedes Geschäft mit Verständniß zu übersehen, wird man der wucherlichen Ausbeutung in wirksamer Weise vorbeugen können. Diese Wirkung aber kann wiederum nur erzielt werden durch erzwingbare Ordnungsvorschriften.

Von denselben Gedanken ausgehend, hat vor einiger Zeit der Staatsanwalt Dr. Heinrich Eger „formulirte Vorschläge zur Gesetzgebung gegen den Wucher auf dem Lande" erscheinen lassen.

Eger will zunächst diejenigen Personen, welche Handel mit Vieh im Umherziehen betreiben oder Rechtsgeschäfte über ländliche Grundstücke oder Geld- und Kreditgeschäfte gewerbsmäßig abschließen, verpflichten, Bücher zu führen, aus welchen ihre Handelsgeschäfte vollständig zu ersehen sind, ferner denjenigen Personen, mit denen sie in laufender Rechnung stehen, mindestens halbjährlich eine schriftliche Abrechnung zu ertheilen. Um den verschiedenartigen Geschäftsmanipulationen vorzubeugen, welche bei dem Handel mit Vieh dem geschäftsunkundigen Landbewohner gegenüber angewandt werden, soll, wer außerhalb eines öffentlichen Marktes in einer Landgemeinde, in welcher

er nicht wohnhaft ist, Pferde oder Rindvieh kauft, verkauft, vertauscht, verpachtet, zum Pfande gibt oder nimmt, zu jedem derartigen Rechtsgeschäfte den Gemeindevorstand hinzuzuziehen verpflichtet sein. Der Vorbehalt des Eigenthums bei der Ueberlassung von Vieh wird für nichtig erklärt. — Für die Verpachtung von Vieh dürfen andere Vortheile als eine bestimmte, im Voraus für die ganze Dauer der Pachtzeit festzusetzende Geldentschädigung nicht ausbedungen werden. Durch diese Vorschriften sollen die gefährlichen Ausbeutungsbedingungen der „Viehleihen" und sog. „Vieheinstellungsverträge" — dieselben kommen fast ausschließlich in den armseligen Gegenden vor, in welchen das Halten eigenen Viehes die wirthschaftliche Kraft des kleinen Grundbesitzers übersteigt — unmöglich gemacht werden. — Um endlich gröberen Ausschreitungen bei der Gütertheilung und dem Handel mit ländlichen Grundstücken, der sog. „Güterschlächterei", zu begegnen, sollen u. A. Versteigerungen von ländlichen Grundstücken möglichst unter amtlicher Aufsicht, und solche, welche in einer Landgemeinde ohne amtliche Mitwirkung stattfinden, mindestens 14 Tage vorher mit den Versteigerungsbedingungen öffentlich bekannt gemacht werden, eine Vorschrift, die darauf abzielt, den Bietern thunlichst Klarheit über den Gegenstand der Versteigerung zu schaffen und ihnen Gelegenheit zu geben, sich bereits vor der Versteigerung darüber schlüssig zu machen, auf welche Grundstücke und bis zu welchem Betrage sie bieten wollen.

Es ist hier nicht der Ort, um die Einzelheiten solcher Vorschläge näher zu prüfen. Der Grundgedanke ist jedenfalls ein durchaus richtiger und gewinnt noch dadurch an Zweckmäßigkeit, daß der Zwang zur Erfüllung der Ordnungsvorschriften weniger auf dem Gebiete des Strafgesetzes, als vielmehr in erster Linie dadurch zu erreichen gesucht wird, daß dem Zuwiderhandelnden eine Benachtheiligung in seiner Rechtslage auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts und des Prozesses angedroht wird.

Die „Motive" des neuen Wuchergesetzes setzen allerdings der Einführung von Ordnungsvorschriften große Bedenken entgegen. Sie glauben, daß einem Versuche dieser Art sich die Schwierigkeit entgegenstellen würde, die so zu beschränkenden Gewerbebetriebe gegen das Bankiergewerbe abzugrenzen. Dazu trete die Gefahr, daß durch die polizeiliche Ueberwachung gerade die besseren Elemente bestimmt werden könnten, sich von den betreffenden Geschäften zurückzuziehen, während andererseits die Wucherer voraussichtlich doch Mittel finden würden, ihr Treiben dem Einblicke der Behörde zu verbergen. Diese Gründe sind indessen durchaus ungerechtfertigt. Eine Verwechselung des Bankiergewerbes mit dem hier in Betracht kommenden Gewerbebetrieb dürfte in der Praxis kaum jemals vorkommen. Daß aber gerade für die besseren Elemente unter diesen Geschäftsleuten ein Zuchthausparagraph ein größeres Abschreckungsmittel darstellt als eine loyal geübte Aufsicht der Behörde, ist wohl nicht zu bezweifeln. Gegenüber dem letzten Grunde der Regierungsbehörde endlich, daß die Wucherer sich doch der Controle entziehen würden, würde es eben Aufgabe der Regierung selbst sein, die Mittel und Wege so einzurichten, daß die Wucherer diese ihre Absicht nicht erreichen.

Von der „Kölnischen Zeitung" wurde vor nicht langer Zeit die Meldung gebracht, daß man im preußischen Justizministerium zur Zeit mit einem Gesetzentwurf gegen die Güterschlächterei und Güterzertrümmerung beschäftigt sei, und die Vorlage bereits in der abgelaufenen Session dem preußischen Landtage zugehen werde. Dem preußischen Justizministerium wird Manches nachgesagt, an dessen Ausführung innerhalb desselben auch nicht im Entferntesten gedacht worden ist. Um an irgend welche wahrhaft lebensvolle Reformen, nicht an bloßes Gelegenheits-Stück- und -Flickwerk heranzugehen, dazu ist sein Leiter bei Weitem nicht thatkräftig und schöpferisch genug veranlagt. Die Session ist zu Ende gegangen, ohne daß von dem versprochenen Entwurf etwas angedeutet worden ist. Es wäre auch verfehlt, wollte ein einzelner Staat an die Regelung einer Frage gehen, welche das ganze Reich in gleicher Weise berührt. Es erscheint hoch an der Zeit, daß sich die Reichsregierung die ernste Frage vorlegt, ob nicht die Gesetzgebung, anstatt sich in unfruchtbaren Enquêten zu zersplittern, mit aller Kraft den Wünschen weiter Schichten der ländlichen Bevölkerung, die ohnehin schon unter einem bedenklichen Nothstande zu leiden hat, nach einem vorsorgenden Schutz gegen das Aussaugungssystem der Wucherer auf dem flachen Lande entgegenzukommen berufen und verpflichtet erscheint.

* * *

Englische Wohlfahrtseinrichtungen.

Von Katharina Zitelmann (K. Rinhart).

Im vorigen Sommer lernte ich bei einem Aufenthalt in London einige der vielen Bestrebungen und Einrichtungen kennen, welche sich die Bekämpfung der sozialen Noth zur Aufgabe gesetzt haben. Forderten dieselben meine lebhafte Bewunderung heraus und sind sie viel großartiger als Alles, was wir in Deutschland derartiges besitzen, so stehen sie auch Zuständen gegenüber, zu denen wir es, Gott sei Dank, noch nicht gebracht haben und hoffentlich niemals bringen werden. Weniger die größere Armuth, als die durch Generationen großgezogene moralische Verkommenheit scheinen mir die Verhältnisse in London so viel schlimmer zu machen als in anderen Hauptstädten. Das moderne England hat eben für die Sünden der Vergangenheit zu büßen, und alle Anstrengungen, welche die Gesellschaft seit fünfzig Jahren macht, dem Elend abzuhelfen und das Ostend Londons zu heben, sind unzureichend der Massennoth und dem Pauperismus gegenüber, die sich durch Jahrhunderte dort eingebürgert haben. Gab es doch bis in die siebziger Jahre hinein keine obligatorische Volksschule in England, und noch jetzt ist diese weit entfernt davon, wie bei uns eine allgemein eingebürgerte und volksthümliche Institution zu sein. Auch mit der Armenpflege sieht es übel aus. Diese ist nach ganz anderen Prinzipien organisirt als in Deutschland und beschränkt sich darauf, die der Gemeinde zur Last fallenden Armen in geschlossenen, Gefängnissen ähnlichen, Anstalten unterzubringen. Diese Workhouses sind für den seine persönliche Freiheit über Alles schätzenden Engländer der schrecklichste der Schrecken, und er wird lieber auf der Straße verhungern, als sich freiwillig ihnen ausliefern. Besonders aber wird ihre moralische Wirkung als die denkbar schlechteste geschildert, und der große Menschenfreund, Dr. Barnardo, von dem ich später berichten werde, zählt unter den verwahrlosten und verwaisten Kindern der niederen Klassen, deren einziger Zufluchtsort früher das Workhouse war, die Opfer, für die es verantwortlich ist und die an ihm zu Grunde gegangen sind, nach Tausenden. Allerdings hat man in der letzten Zeit einen Systemwechsel eintreten lassen und gibt jetzt vielfach die armen verwaisten Kinder in Pflege; es ist aber nur ein kleiner Anfang gemacht, der im Ganzen noch nicht viel zu ändern vermocht hat.

Außerdem fällt schwer in's Gewicht, daß London eine einheitliche Armenpflege überhaupt nicht kennt, sondern in eine Menge selbständiger Bezirke getheilt ist, die einer vom anderen nichts wissen, so daß die Heimathlosen, die den größten Theil der Londoner Armen bilden, sich jeder Controle leicht entziehen können, indem sie von einem Bezirk in den anderen hineinwandern.

Fast ebenso bedeutungsvoll als dieser Umstand scheint es mir, daß die Polizei nach englischem Gesetz kein Recht hat, in die Häuser einzudringen. „My house is my castle", heißt es in England, und wenn die persönliche Freiheit dadurch viel gewonnen hat, so ist doch nicht zu leugnen, daß dieser Grundsatz Zuständen Vorschub leistet, die bei uns undenkbar wären. So ist z. B. das Elend der Sweaterhöhlen, von dem sich einen Begriff zu machen man Charles Kingsley's berühmten Roman „Alton Locke" lesen muß, nicht auszurotten gewesen, trotzdem es seit vierzig Jahren aller Welt bekannt ist, sondern es besteht in vollem Umfange und voller Schrecklichkeit fort, weil

die Polizei machtlos ist gegen die Ausbeutung, die sich im Innern der Häuser vollzieht.

Die Hauptursachen des Massenelends in London liegen aber wohl in der schrankenlosen Ausbeutung, welcher die arbeitenden Klassen während eines halben Jahrhunderts in den Fabriken ausgesetzt waren.

Das „Lebe wer will" und „Sterbe wer will" der Manchesterschule beherrschte das wirthschaftliche und soziale Leben, und erst die Chartistenbewegung der vierziger Jahre mit ihren blutigen Ausschreitungen öffnete der Welt die Augen über die drohenden Gefahren und bahnte eine Umkehr in den Anschauungen der gebildeten Kreise an. Diese zeigten in Wort und Schrift die abschüssige Bahn, auf der man dahinrollte, riefen alle besseren Geister wach, wiesen der Kirche den Weg zu helfender Mitarbeit, und es entstand nun jene großartige Bewegung zu Gunsten der niederen Klassen, die mustergültig auch für andere Länder geworden ist. Die Initiative und weitherzige Opferfreudigkeit des Einzelnen trat in die unheilvolle Lücke ein, die Gesetze und Verwaltung gelassen. In der That sind Lord Shaftesbury, Elisabeth Fry, Octavia Hill, Miß Nightingale, Father Jay, Dr. Barnardo und zahllose Andere Erscheinungen, wie sie kein anderes Land aufzuweisen hat, und die erhabenen Vorbilder für die Menschheit geworden sind.

Bemerkenswerth ist die starke Betheiligung der Frauen an dem Reformwerk. Es gibt englische Damen aus den besten Kreisen der Gesellschaft, die Fabrikarbeiterinnen, die Nähterinnen wurden, um die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen, unter denen ihre Schwestern aus dem Volk seufzten. Und viele widmeten und widmen ihr ganzes Leben der Sache der Bedrängten und der sozialen Arbeit, zu der gerade gebildete Frauen so besonders berufen scheinen. Diese Erkenntniß ist in England eine ziemlich allgemeine, während sie bei uns erst jetzt sich Bahn zu brechen beginnt. Dort ist es nichts Seltenes, daß junge Damen Nationalöconomie und englisches Recht studiren, um sich für den erwählten Beruf auch theoretisch vorzubereiten. Weit mehrere noch widmen sich der inneren Mission und thun buchstäblich wie jener Jüngling aus der Bibel, der seine Güter den Armen schenkte und dem Herrn folgte. Ich kenne selbst eine Dame, die im Alter von dreißig Jahren sich vollständig von ihrer Familie löste und sich in einem der elendesten Viertel Londons niederließ, wo sie ihr ansehnliches Jahreseinkommen von 50,000 Pfund Sterling (1,000,000 Mark) seit 25 Jahren dazu verwendet, den Armen zu helfen und deren Seelen zu retten. Sie selbst hat eine Kapelle erbaut, in der sie predigt und Meetings abhält; ein männlicher und zwei weibliche Missionäre stehen ihr zur Seite. Merkwürdig erschien es mir dabei, daß sie ihr Werk nicht etwa im Anschluß an eine größere Gemeinschaft, sondern ganz auf eigene Hand betreibt.

Während sich in den Gewerkvereinen die Selbhülfe organisirte und dem Arbeiterstand die Bedingungen einer menschenwürdigen Existenz erkämpfte, gründeten die Universitäten Niederlassungen in London und den Fabrikstädten, kleine Centren der Cultur, die unter den ärmsten Volksklassen die Segnungen der Bildung verbreiten. Toynbyhall nennt sich die eine dieser Stätten, die Licht in das Dunkel des östlichen Londons trägt. Zwanzig junge Männer, welche die Universität verlassen haben, leben und lehren dort. Sie halten Vorlesungen über alle möglichen Zweige des Wissens, nicht nur in Toynbyhall selbst, sondern in den verschiedensten Gegenden des Ostends. Eine Vorlesung über Elektricität war im letzten Jahre von über 2000 Zuhörern besucht. Das Hauptgewicht legen sie indeß auf ihren persönlichen Verkehr mit den niederen Ständen, denen sie die Ueberzeugung beizubringen suchen, daß die höher Gestellten nicht die Feinde der niederen Klassen sind. „Wer im Jahr drei wahre Freunde unter den Arbeitern erworben hat, der kann mit seiner Thätigkeit zufrieden sein", schreibt der Vorsteher der Niederlassung in seinem Jahresbericht. „Jeder dieser Freunde wird uns im nächsten Jahre zehn neue gewinnen." Die jungen Leute gründen Clubs und Vereinigungen; sie betheiligen sich an Arbeiterversammlungen und Meetings, sie treten für die Arbeitnehmer gegen die Arbeitgeber ein, wenn sie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Recht auf deren Seite ist; sie stehen Jedermann mit Rath und That zu Gebote; sie veranstalten wöchentlich an einem bestimmten Tage freie Discussionsabende, wo allgemein interessante Fragen gestellt und gemeinsam erörtert werden. Alljährlich einmal findet in Toynbyhall eine Gemäldeausstellung statt. Die Bilder werden von Privatbesitzern geliehen, um den armen Volksklassen dieses Theiles von London die Segnungen der Kunst zugänglich zu machen. Auch eine Bibliothek mit Arbeitszimmer enthält Toynbyhall, die unentgeltlich Jedermann zur Verfügung stehen. „Wir suchen das Leben der Armen etwas heller und glücklicher zu machen", sagte mir der junge Mann, der mich in Toynbyhall herumführte, das Ziel der Bestrebungen, denen er diente, in wenige Worte zusammenfassend. Welch' ein hoher Idealismus liegt in diesem Thun der jungen Leute, die zwei bis drei Jahre ihrer schönsten Jugend der sozialen Arbeit widmen, ohne ein anderes Entgelt zu empfangen als das, welches in dem Glauben an den Erfolg ihrer Thätigkeit liegt. Und es gibt heute schon Hunderte von jungen Männern, die nach beendetem Studium es für eine Ehrenpflicht halten, sich diesen Niederlassungen zur Verfügung zu stellen.

Ein ähnliches Ziel wie diese verfolgt der Volkspalast, der sich eine Viertelstunde von Toynbyhall erhebt. Ein Roman von Walter Besant: „All sorts and conditions of men" gab die Idee und den Anstoß zu dem Riesenwerk, das ebenfalls aus Schenkungen und freiwilligen Beiträgen entstanden ist und in den acht Jahren seines Bestehens eine immer wachsende Bedeutung für den Osten Londons gewonnen hat. Dort gibt es in dem weiten, schönen Concertsaal dreimal wöchentlich Aufführungen, die für einen Penny (= 10 Pfennig) Jedermann den Genuß wirklich guter Musik gewähren; es gibt Club- und Lesezimmer, Sommer- und Wintergarten, Spiel- und Turnplätze für Männer, Frauen und Kinder, Bade- und Schwimmeinrichtungen, populäre Vorträge und Fortbildungsschulen aller Art; es gibt Musik- und gewerblichen Unterricht, Werkstätten für alle möglichen Handwerke, und all' das, wenn nicht ganz umsonst, so doch für einen Preis, den auch der Arme zahlen kann.

Zu den Einrichtungen, die völlig eingebürgert sind, gehören auch die Volksbibliotheken und Lesesäle, die selbst in den Vorstädten und Dorfgemeinden, welche die Riesenstadt in weitem Bogen umziehen, überall zu finden sind. In den geheizten Sälen, die Jedermann unentgeltlich offen stehen, sind die Zeitungen mit Ketten an den in langen Reihen aufgestellten Lesepulten befestigt, um das Entwenden zu verhüten. Und dann die Theeküchen, die allerorten ausgestreut sind und mehr als alle Moralpredigten zur Verminderung der Trunksucht beigetragen haben. Von einer Actiengesellschaft zu gemeinnützigen Zwecken gegründet, bringen sie jetzt auch den Unternehmern durch die reiche Verzinsung des Anlagekapitals gute Früchte. Unter den Theeküchen sind viele, wie die des Dr. Barnardo, mit Speisehäusern und auch mit Lesesälen verbunden, die ihren Besuchern für den denkbar niedrigsten Preis eine nahrhafte Mahlzeit und die Lectüre einer Zeitung in gewärmten, behaglich ausgestatteten Räumen gewähren.

Sehr wohlthätig scheinen mir die mit Badeanstalten verbundenen öffentlichen Waschküchen zu sein, denen wir, so viel ich weiß, nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben. In einem langen Saal stehen an Steintrögen, die mit Hähnen für kaltes und heißes Wasser versehen sind, die Frauen aus dem Volk, ihre Wäsche reinigend. Verschiebbare eiserne Wände schließen die neben den Waschtrögen befindlichen, stark erhitzten Trockenräume, die ihrer Aufgabe in größter Schnelligkeit genügen. In den Nebenzimmern sind die Rollen aufgestellt und alle Einrichtungen für das Bügeln getroffen. Für die Benutzung dieser Anstalten wird die Stunde $1\frac{1}{2}$ Penny (15 Pfennig) bezahlt.

Bei meinen Gängen in Whitechapel, dem Armenviertel Londons, empfing ich den Eindruck, daß es ein hoffnungsloses Beginnen sein müsse, die Leute, deren Anblick mich erschreckte,

aus ihrem materiellen oder moralischen Elend befreien zu wollen. Hier gab es nichts mehr gut zu machen! Der einzige Weg, eine Hebung der unseligen Bevölkerung dieser Stadttheile herbeizuführen, schien mir der, die Kinder diesem Sumpf des Lasters und der Noth zu entreißen. Mit Befriedigung erfuhr ich alsbald, daß das in großartigem Maßstabe geschieht. Unzählig sind die Gesellschaften und Stifte, die sich der Waisen und verwahrlosten Kinder annehmen. Dennoch genügen sie noch immer nicht dem Bedürfniß, das schon darum in England weit größer ist als in anderen Ländern, weil bei der Beschränktheit polizeilicher Machtbefugnisse und Controle Eltern und Verwandte, denen ihre Pflegebefohlenen aus Armuth oder sonst einem Grunde lästig werden, diese einfach auf die Straße setzen und sie ihrem Schicksal überlassen. So treiben sich Tausende von Kindern vom zartesten Alter an in London umher, oder sie durchstreifen das Land, im besten Falle ihr Brot durch den Verkauf von Streichhölzern oder Blumen verdienend, meist aber es stehlend oder erbettelnd. Und Nachts suchen sie ein Lager zwischen Hecken und in Gräben, unter einem Thorweg oder Brückenkopf, wenn sie nicht im Stande sind, den Penny für die Schlafstelle zu zahlen, die in den „common lodging houses“ in jeder Gasse zu finden ist. Nach dem Polizeibericht von 1888 gibt es in London über 60,000 Leute, von denen der vierte Theil Kinder unter 15 Jahren sind, die allnächtlich diese Häuser aufsuchen, weil sie kein anderes Obdach haben. Es sind die Brutstätten des Verbrechens und der Gemeinheit, und Kinder, die längere Zeit den Einflüssen dieser Umgebung ausgesetzt waren, müssen rettungslos einem anständigen Leben verloren gehen. Ebenso schlimm beinah sind die Zustände in den „furnished rooms“, wo oft mehrere Familien in einem Raum zusammengepfercht sind. Nimmt man dazu, daß etwa 165,000 Familien in London nur eine Stube bewohnen, die noch dazu häufig an Schlafleute weiter vermiethet ist, so kann man sich eine Vorstellung von dem Massenelend und der daraus entspringenden moralischen Verkommenheit machen, die in London herrschen. Vornehmlich in diese Orte dringen die Apostel der Liebe und holen aus ihnen die unglücklichen kleinen Geschöpfe hervor, die heimathlos und verlassen, ohne eigenes Verschulden physischem und moralischem Untergang entgegen gehen, wenn sich keine gütige Hand ihnen entgegenstreckt, um sie zu halten.

Unter den Anstalten für Waisen und verwahrloste Kinder, die ich besuchte, nenne ich das sich alten Rufes und einer großen Popularität erfreuende Foundlings Hospital, das allsonntäglich nach dem Gottesdienst seine Thore den Besuchern öffnet, die schaarenweise herbeiströmen, um der Speisung der 500 Mädchen und Knaben zuzusehen. Mit militärischer Ordnung marschiren sie in die Säle, begeben sich an die ihnen zugewiesenen Plätze und lassen sich zur Mahlzeit nieder. Sie tragen Uniform und sehen so rothbäckig und gesund aus, daß man an ihrem Wohlergehen nicht zweifelt. Ferner sah ich eine der vier großen, an der Küste Kents in Broadstairs herrlich gelegenen Kinderheimstätten, das von Schwestern des Kilburnstifts in London geleitete St. Marys Home, in dem außer 300 Waisen noch zahlreiche kränkliche Kinder der Feriencolonien untergebracht werden. Damen der höheren Gesellschaftsklassen haben sich den Diaconissinnen als Helferinnen angeschlossen. Sie tragen keine bestimmte Tracht, nur ein Abzeichen, und sind mit voller Liebe ihrem Beruf ergeben. Bewundernswerth ist die innere und äußere Ausstattung des schloßartigen Gebäudes, das eine eigene Kirche besitzt und das mit seinen weiten, luftigen Schlafsälen, Hallen und Corridoren mit dem Ausblick auf das blaue Meer und mit der herrlichen Luft einen beneidenswerthen Aufenthalt bietet. Von dem wenige Monate alten Baby bis zum halb erwachsenen Mädchen sah ich hier Kinder aller Lebensalter.

Das Kilburnwerk ging von ein paar Damen aus, die furchtlos in das Ostend Londons drangen und Kinder der Straße für eine Sonntagsschule zu gewinnen trachteten. Sie sahen bald, daß sie der scheuen, wilden, kleinen Vagabunden nicht habhaft würden, wenn sie nicht ein stärkeres Lockmittel als religiöse Unterweisung besäßen. So versprachen sie ihnen ein Frühstück, das aus Thee und Gebäck bestand. Nun kamen die Kinder; die Damen aber merkten, daß es bei diesen armen Geschöpfen, denen alle Begriffe fehlten, mit dem Religionsunterricht allein nicht gethan sei, daß es noch eines anderen bedürfe. So gründeten sie eine Schule; ein Waisenhaus folgte; doch von Tag zu Tag stieg das Bedürfniß, so daß fast alljährlich ein neues Haus sich den früheren anschloß, und nach sechzehnjährigem Bestehen in London allein sechzehn große Anstalten der Kilburngesellschaft gehören.

Das Großartigste dieser Art, was wohl je geleistet worden, sind Dr. Barnardo's Homes. Ich kann nur mit höchster Bewunderung von dem Mann sprechen, der im Jahre 1866 als gänzlich unbekannter mittelloser Student der Medizin, wie er selbst sagt: „mit fast zitternden Händen, aber in Hoffnung und Glauben“ den ersten kleinen Straßenjungen zur Nacht in ein ärmliches Zimmer des Ostends aufnahm. Seitdem sind über 20,000 Kinder diesem ersten gefolgt, und aus dem bescheidenen Anfang sind achtunddreißig verschiedene Wohlfahrtseinrichtungen hervorgegangen, die wie die Aeste eines mächtigen Baumes sich über das ganze London erstrecken. Ueber der Thür des Haupthauses im Stepney Causeway steht das schöne Wort: „Keinem hülflosen Kinde wird die Aufnahme versagt“. Und diese Aufnahme geschieht zu allen Stunden des Tages und der Nacht. Viele suchen nur vorübergehend ein Asyl, so manches Kind aber bittet um eine dauernde Heimath, und von Jahr zu Jahr wächst die Schaar derer, die aus eigenem Antrieb an die Thür des großen Kinderfreundes klopfen. Dem Dr. Barnardo steht eine Schaar von Helfern und Helferinnen zur Seite, welche von den Straßen, aus den Spelunken, aus den Lodging houses die Kinder herausholen. Ein Bad, eine Mahlzeit, ein Nachtquartier sind für Jeden bereit. Die, welche bleiben wollen, werden provisorisch in einem besonderen Gebäude untergebracht, bis ihr Gesundheitszustand geprüft ist, bis ihre Herkunft und Verhältnisse so weit als möglich festgestellt sind. Erst dann wird über ihre Aufnahme entschieden. Die genauesten Nachforschungen werden über jedes einzelne Kind angestellt, und über jedes wird ein Actenstück geführt, so daß der Leiter der Anstalt jederzeit Auskunft zu geben vermag und die Resultate seiner Erziehung übersehen und nachweisen kann. In dem mir vorliegenden letzten, im Jahre 1889 veröffentlichten Bericht, der eine vollkommene Geschichte der Anstalten und viele interessante Details enthält, sind eine ganze Reihe von Lebensgeschichten abgedruckt, die einen tiefen Einblick in das Elend Londons eröffnen. Fünfundachtzig Procent der Kinder verdanken ihre Hülflosigkeit direct oder indirect der Trunksucht ihrer Eltern oder Verwandten. Von 1768 im Jahre 1888 als Zöglinge der Homes aufgenommenen Kindern waren 505 Waisen, 707 waren vater- und 290 mutterlos, während 196 im Besitz ihrer Eltern, von diesen verlassen waren. Diese Zahlen scheinen ungeheuer, wenn man bedenkt, was dazu gehört, über 1700 Kinder zu erziehen, aber klein, wenn man liest, daß sie unter 7298, die Aufnahme nachsuchten, ausgewählt wurden. Ueber 4000 Kinder befinden sich gleichzeitig in den Homes. Nur die allerverlassensten und moralisch gefährdetsten haben die Anwartschaft auf Aufnahme, während die, welche zurückgewiesen werden müssen, vielfach anderweitig untergebracht und versorgt werden.

Will mich nun der freundliche Leser auf einem Besuche in die Anstalten begleiten, so betreten wir zuerst das eigentliche Centrum derselben, einen mächtigen, siebzehn Häuser umfassenden Gebäudecomplex, von dem aus das ganze Werk geleitet wird. Im Erdgeschoß der fünf am Stepney Causeway liegenden Häuser befinden sich die Bureaus für die 38 verschiedenen Anstalten, die von hier aus gegründet sind und verwaltet werden. Hier werden die Gelder eingenommen und verausgabt, die Bittgesuche erledigt, hier wird die Correspondenz geführt, und was das heißen will, mag eine Zahl beweisen. Im December 1888 gingen 27,390 Briefe und 4200 andere Sendungen an den Leiter der Anstalt ein. Alle Recherchen gehen von hier aus; hier werden die Besuche aus aller Herren Ländern empfangen, vor allen Dingen aber findet hier die Aufnahme der Kinder statt. Außerdem enthält dies Areal ein Heim für 450 Knaben

von 13—17 Jahren nebst Schule und Turnsälen, Schwimmbassins und Spielplätzen. Es befinden sich hier Werkstätten aller Art, in denen die Knaben für einen künftigen Beruf practisch ausgebildet und sämmtliche Arbeiten für die Anstalten gefertigt werden. Da ist eine Bäckerei, die das Brot für alle Londoner Homes liefert; da sind Werkstätten für Schlosser, Maschinenbauer, Schmiede, Tischler, Zimmerleute, Bürstenmacher, Schneider und Schuhmacher. Dazu kommen nun noch die Ausstattungsmagazine für die Auswandererabtheilung und ein viel beschäftigtes photographisches Atelier, da jedes Kind nicht nur bei dem Ein- und Austritt, sondern auch in der Zwischenzeit photographirt wird. Und es ist merkwürdig, welche Geschichten von Verwandlungen schon diese Bilder erzählen!

An dieses Haupthaus schließt sich einige Straßen entfernt das Leopoldhouse, das die Knaben von 10—13 Jahren, 400 etwa, beherbergt. Hier gilt noch der Grundsatz der Familiengemeinschaft und daß die Fürsorge einer Mutter nicht zu entbehren sei. So sind die Kinder hauptsächlich unter weiblichen Einfluß gestellt, und daß die gütige Vorsteherin mit den milden blauen Augen und den freundlichen Zügen ihres Amtes mit Hingebung und Liebe zu walten weiß, beweisen uns die Knaben selbst, die sich, sobald „die Mutter" nur sichtbar wird, an ihre Kleider hängen. Sie sagte mir, daß es ihre größte Sorge sei, keinen vorzuziehen, weil die Knaben dafür ein sehr feines Gefühl besäßen und leicht eifersüchtig wären. Auch hier gibt es große Schwimmbassins und Spielplätze; ein eigenes Schulgebäude und im Vorderhaus Eß-, Schlaf- und Versammlungssäle. Die peinlichste Sauberkeit herrscht in diesen Anstalten. Die Flure sind mit Kacheln ausgelegt, die Treppen von Eisen. Im Leopoldhouse steht der Unterricht noch im Vordergrund, außerdem wird hier besonderes Gewicht auf die Pflege der Musik gelegt. Es gibt hier eine Kapelle von schottischen Sackpfeifern und eine von Handglocken, Instrumenten, die bei den Engländern äußerst geschätzt sind. Bei allen Festen und Meetings, die Dr. Barnardo veranstaltet, wirken diese Musikcorps mit.

Auf Jersey, an der Südküste Englands, erhebt sich ferner das Asyl für die Knaben von 4—10 Jahren. Es sind 120 bis 130 Kinder, die meist elend und krank dorthin gerettet werden und in der Luft des Meeres und unter liebevoller Pflege bald zu Gesundheit und Kraft erblühen. Die Vorsteherin, die Medizin studirt hat und dann als Missionärin nach China ging, übernahm nach ihrer Verheirathung in Gemeinschaft mit ihrem Gatten dies Haus, das sie musterhaft leitet. Ihrer Umsicht verdankt man hauptsächlich die vorzüglichen Resultate, die man auch gesundheitlich an den Kindern erzielt.

Das dringende Bedürfniß nach einem Heim für ganz kleine Kinder hatte sich inzwischen herausgestellt, und Dr. Barnardo schmiedete schon Pläne, wie er auch diese Schöpfung in's Leben rufen könne, als ihm ein großherziger Freund eine in der Grafschaft Kent auf dem Lande gelegene Villa mit zwei Wirthschaftsgebäuden und dem angrenzenden Land als freies Geschenk für diesen Zweck überwies. Dreißig Babys fanden Aufnahme, aber das Bedürfniß war weit größer als der zur Verfügung stehende Raum, und so baute Dr. Barnardo im Jahre 1886 dort ein weites, umfangreiches, zweistöckiges Heim, das nach allen Regeln der Hygiene eingerichtet und ausgestattet ist. Das alte Haus ward Hospital für die kranken Kinder. Etwa 150 Babys werden hier auf's Beste verpflegt, und die in London in den Quartieren der Armen so erschreckend hohe Ziffer der Todesfälle unter den Kleinen ist hier auf ein Minimum reducirt.

Habe ich nun von den Knabenheims berichtet, so muß ich jetzt von der großen Mädchencolonie Ilford erzählen, die anderthalb Eisenbahnstunden von London entfernt, ein eigenes Dorf von etwa sechzig Gebäuden bildet. Etwas Schöneres und Rührenderes als diese Schöpfung der Menschenliebe kann man sich kaum denken. Noch im Jahre 1873 gab es hier nichts als Kornfelder. Jetzt liegt hier ein im Grün halb versteckter Ort; mit Epheu und Schlinggewächsen umrankte Häuschen grüßen uns so einladend wie möglich aus weiten Gartenanlagen; Schulen, Hospital, Werkstätten, eine Kirche erheben sich; frohes Leben herrscht überall. 1100 kleine Mädchen, die aus dem Schmutz der Straßen gerettet sind, führen hier eine gesunde und glückliche Existenz und noch immer wächst die Zahl der Villen, vermehrt sich die Schaar der Kleinen Flüchtlinge. Ilford befolgt den Grundsatz, die Mädchen in einzelnen Familiengruppen zu 20 oder 25 in jedem Haus zu erziehen. Jeder Gruppe steht eine Mutter vor, die die Kinder in allen häuslichen Dingen zu unterweisen, sie praktisch für das Leben vorzubereiten hat. Vor Allem soll aber in diesen kleinen Gemeinschaften den Gemüthsbedürfnissen der Kinder Rechnung getragen und eine möglichst individuelle Ausbildung des Charakters ermöglicht werden. Jede dieser Cottages enthält ein Wohnzimmer für die Mutter, in England matron genannt, ein allgemeines Wohnzimmer, einen Eßsaal und die nöthigen Wirthschaftsräume, ein Badezimmer und sechs Schlafzimmer, eins für die Matron, fünf für je vier bis fünf Kinder. Der ganzen Colonie stehen ein Gouverneur und eine Gouverneurin vor, denen eine Dame als Secretär zur Seite steht. Einen Brief dieser letzteren, der Miß Margaret E. Stent, an das Journal Night and Day gerichtet, theile ich im Auszug hier mit:

„Wir bauen immer neue Cottages in Ilford," schreibt sie, „nicht mit Stein und Mörtel allein, sondern auch mit kostbaren lebenden Bausteinen, die sich in einander fügen müssen, um eine Familie zu bilden. Gewöhnlich bringen wir unsere neuen Ankömmlinge einzeln oder zu zweien in einen glücklichen Familienkreis, der schon in guter Ordnung und zu Gehorsam und Ruhe erzogen ist. In solcher Umgebung gewinnt der vorherrschende Ton fast augenblicklich Einfluß auf den Ankömmling, und die still wirkende Gewalt der Gewohnheit und der Gemeinschaft paßt fast unmerklich das kleine Leben dem Platze an, auf den es gestellt ist. Das war unsere gewöhnliche Art des Familienbaues, so daß, obgleich alle Insassen einer Cottage im Lauf einiger Jahre wechseln mögen, das Familienleben ruhig und ungestört vorwärts geht. Allein in letzter Zeit haben wir auf den Anfang zurückgehen und neue Familien gründen müssen aus den Mädchen, wie sie gerade kamen. Manche unserer Haushalte beginnen das Leben mit nur einem schon erzogenen Kinde, das die Führerschaft zu übernehmen hat. Diese Arbeit stellt oft große Anforderungen an die Geduld und Ausdauer der Mutter, denn die sechzehn oder zwanzig Insassen kommen meist aus gänzlich liebelosen und verkommenen Verhältnissen und die Grundmauern müssen tief gelegt werden, um die festen Steine häuslicher Tugenden tragen zu können. Strich um Strich und Zoll für Zoll muß man hier Boden gewinnen. Viele haben keine Ahnung von Ordnung oder Reinlichkeit, von Pflichtgefühl und Sinn für Behagen. Alles muß erst gepflanzt werden, und die Mutter braucht ihre ganze Energie. Wenn irgend Jemand es leicht glaubt, das Vertrauen dieser armen Kinder zu gewinnen, die jedem zu mißtrauen gewöhnt worden sind, und ihnen das Gehorchen zum Vergnügen zu machen, oder das junge Volk, das wild umherzulaufen pflegte und die Freiheit genoß, die Nacht zum Tage zu machen, an eine geordnete Thätigkeit zu gewöhnen — gut, so versuche er es einmal! Die Mädchen müssen gelehrt werden alles selbst zu thun und überall anzugreifen. Denn wir sind unsere eigenen Dienstmädchen und Reinmachefrauen, Köchinnen und Pflegerinnen. Wir nähen und bessern aus, wir stricken und stopfen und es ist keine leichte Aufgabe, all' diese weiblichen Künste den Zöglingen beizubringen.

Das Erstaunen der kleinen Geschöpfe, wenn sie sich zuerst in so ungewohnter Umgebung befinden, ist sehr groß und rührend. Die weißen Betten werden hauptsächlich bewundert und die Sonntagskleider, so schmucklos und einfach sie auch sind. Da sind z. B. ein paar Schwestern von elf und dreizehn Jahren mit hübschen Gesichtern und krausen Haaren. Sie wissen schrecklich wenig vom häuslichen Leben, doch sie sind so wahrhaft, so gehorsam und so eifrig, die Haushaltsgeheimnisse zu lernen, daß sie auf bestem Wege sind, die Lieblinge unserer Cottage zu werden. Nun hören Sie den Brief, der zu ihrer Aufnahme führte. »Ihr Vater ist ein Trunkenbold, ihre

Mutter ein verlorenes Weib, das in einem niedrigen lodging house schläft, wenn seine Mittel es erlauben, sonst aber auf der Straße nächtigt. Die Mutter tritt gern alle Rechte an den Kindern ab.«

Der dunkle Vorhang der Vergangenheit verbirgt des Schrecklichen und Traurigen übergenug in fast allen diesen Leben und oft ist der Einfluß dieser Vergangenheit sehr tief gegangen. Die Lüge steigt schnell zu den Lippen und nicht selten ist ein gänzlicher Mangel an Verständniß für den wahren Sinn des Gehorsams vorhanden. Manch ein kleines Mädchen erscheint Anfangs wie vom Teufel besessen in ihrer Wuth und ihrem Mangel an Selbstbeherrschung. Unsagbar traurig sind z. B. die Ausbrüche der kleinen Florie, eines zarten Geschöpfchens von fünf Jahren mit sanftem Gesichtchen und zärtlichem Wesen. Der leiseste Tadel aber oder ein kindischer Streit mit den Gefährtinnen bringt den Dämon in ihr zum Vorschein. Dann strömt ein Schwall von den Schimpfworten der Straße, wie sie nur die rohesten Männer zu gebrauchen wagen, von ihren Lippen mit wildem Geschrei vermischt, und sie zeigt eine Kraft des Widerstandes, die man schwerlich in dem fünfjährigen Kinde suchen würde. Dann, mitten in diesen Ausbrüchen, als wenn sie von entgegengesetzten Mächten hin und her gezerrt würde, schreit sie: „Ich will gut sein, ich will gut sein," bis endlich der Sturm sich legt. Florie ist noch nicht lange bei uns und neu für uns alle, doch sie zeigt schon Zeichen der Besserung.

So baut sich langsam unser Familienleben auf unter den freundlichen Einflüssen und an dem hellen Strahl des häuslichen Heerdes. Wir haben unsere kleinen Sorgen, Enttäuschungen und Entmuthigungen, aber nach und nach gewinnt das stille häusliche Christenthum unserer Cottage die Herzen und Geister der Pfleglinge. In dem äußerlich einförmigen Dasein fechten sie die inneren Kämpfe aus, die den Sieg für Lebenszeit bedeuten. Fern der Welt des Handelns, der geräuschvollen Stadt, kämpfen und bauen wir. Was die Erfolge an vielen Hunderten von Leben betrifft — Gott kennt sie."

An diese Hauptstätten schließen sich ein großes Kinderhospital in London an und ein Siechenhaus, ein Haus für Krüppel, die zu elend sind, um in der Gesellschaft gesunder Kinder zu leben. Ist das irgend möglich, so trennt man sie nicht von den Kameraden, und die Vorsteherin des Leopoldhouse erzählte mir, daß die Gegenwart dieser Kinder oft den segensreichsten und milderndsten Einfluß ausübe. Ihre Hülflosigkeit erregt gerade die Liebe der besseren Kinder, die sich dazu drängen, ihnen zu helfen und zu dienen. Abwechselnd wird den gesunden Kindern die Sorge und Obhut der Krüppel übergeben und die Verantwortlichkeit, die sie übernehmen, regt alles Pflichtgefühl, alle Großmuth in ihnen auf. Die Krüppel selbst aber werfen, so gehütet, ihr scheues Wesen, ihr Mißtrauen ab und fühlen sich glücklicher, als wenn sie nur unter Leidensgefährten lebten.

Mit dem Erziehungswerk ist Dr. Barnardo's Arbeit aber nicht beschlossen. Alle Zöglinge bleiben in Beziehung zu ihrem Home, das sie nicht etwa in die Welt hinausstößt, wenn es sie entläßt, sondern sie fortgesetzt als seine Kinder betrachtet, für die es die Verantwortung trägt. Die Knaben werden in England zu zuverlässigen Leuten in die Lehre oder in Dienst gethan; oder sie werden durch Dr. Barnardo's eigene Schiffsagentur als Seeleute untergebracht; das Ansehen und der Name des Leiters der Anstalten bürgt dem Dienstherrn für den Charakter des Knaben oder Mädchens, das er in Dienst nimmt, sichert aber auch diesen, die unter dem Schutz des Heimathhauses bleiben, eine gute Behandlung. Allein mit der wachsenden Zahl der Pflegebefohlenen wuchs auch für Dr. Barnardo die Schwierigkeit, sie gut zu versorgen, sie so zu versorgen, daß sie nicht abermals dem Schicksal, dem er sie entrissen, anheim fallen. Und er kam auf die Idee, daß die Auswanderung das einzig wirksame Mittel sei, sie davor zu bewahren. In Canada besaß man eine Colonie, die fast so groß wie ganz Europa doch nur eine Einwohnerzahl wie die einzige Stadt London, und dazu vortreffliches Klima hatte. Und auch andere Colonien mit geeignetem Klima gab es, die noch nicht an einer Ueberzahl von Arbeitskräften litten. So gründete Dr. Barnardo Anfangs Agenturen, dann entschloß er sich, selbst Canada zu besuchen, was zur Anlage dreier großer Heimstätten in verschiedenen Gegenden und zum Ankauf weiter Ländereien führte, deren Urbarmachung harte, aber lohnende Arbeit bietet. Erprobte Helfer und Freunde Barnardo's wurden als Häupter in die neuen Niederlassungen gesandt, und im Jahre 1882 ging der erste Transport junger Auswanderer ab. Nur die kräftigsten und von Charakter zuverlässigsten Knaben und Mädchen werden ausgewählt, und jedes Kind, das sich etwas zu Schulden kommen läßt, wird nach England zurückgeschickt. In sechs Jahren wurden 4000 Kinder nach Canada gebracht; jetzt werden es beinah doppelt so viele sein. Die Jünglinge werden zu tüchtigen Farmern ausgebildet, oder wie die Mädchen in Dienst gethan. Viele werden auch von Familien an Kindesstatt angenommen. Sie stehen alle unter der Aufsicht der dortigen Homes, welche nicht nur eine regelmäßige Correspondenz mit ihnen unterhalten, sondern sie auch von eigenen Vertrauenspersonen aufsuchen lassen. Die Homes übernehmen natürlich auch die Stellenvermittelung und bieten den Stellenlosen Heimath, den Kranken Pflege, den Bedrängten Schutz, Rath und Trost, kurz die Zöglinge behalten die Stellung des Kindes zu seinem Vaterhause. Das Experiment hat allen Erwartungen entsprochen. Die Auswanderer schreiben beglückt über ihre Existenz und gelangen gar oft in wenigen Jahren zu einem Wohlstand und einer Selbständigkeit, von der sie sich früher nichts träumen ließen.

Ueberhaupt ist das Resultat des Erziehungswerks des Dr. Barnardo das denkbar günstigste. Nur anderthalb Prozent der aus der Hefe des Volkes stammenden Kinder geht moralisch verloren, nachdem sie aus den Homes entlassen sind, ein Triumph für das Werk der Menschenliebe, wie er nicht schöner gedacht werden kann. Diese günstigen Erfahrungen brachten Dr. Barnardo zu der Ueberzeugung, daß eine gesunde Umgebung und Erziehung mächtiger sind als alle Erblichkeit, und daß der Pauperismus in einer Generation völlig auszurotten wäre, wenn sich genügende Kräfte und Mittel fänden, das Werk der Kindererziehung in die Hand zu nehmen und zu bestreiten. Er wirft dem Staate vor, daß er mit seinem System zwar gern die Uebel heilen aber nicht ihnen vorbeugen zu wollen, den Pauperismus so erfolgreich groß zöge, als ob nationale Preise dafür ausgesetzt seien, und er erinnert daran, daß jedes also von den Straßen gerettete Kind im sozialen Hauptbuch nicht nur die Passiva vermindere, sondern die Aktiva vermehre. Er fügt hinzu, es sei auch das Billigste, dem Kinde zu helfen, denn 20 Lstr., die zu seiner Erziehung angewandt würden, sparten Hunderte, die zur Erhaltung des Verbrechers oder verkommenen Armenhäuslers nöthig wären. In der That, wenn man bedenkt, welch' einen Stamm von tüchtigen Ansiedlern allein Canada dem Dr. Barnardo verdankt, so muß man sagen, daß das Mutterland Grund hätte, dem Manne Statuen zu setzen, der ihm solche in Zahlen gar nicht zu berechnenden Dienste leistet. Aber das wird schwerlich geschehen, und Thaten der Menschenliebe, wie die des bescheidenen Mannes, von dem die Rede ist, belohnen sich nur durch sich selbst.

An die Homes angeschlossen ist das Rettungswerk von Kindern in anderen Formen der verschiedensten Art. So wurden im Jahre 1888 außer den 1768 in die Homes aufgenommenen Kinder noch beinah 800 anderweitig versorgt. Eine Menge (426 i. J. 1888) werden unter der Oberaufsicht eines Dr. Walker, der diesem Zweige des Werkes vorsteht, auf dem Lande in Pflege gegeben. Die genaueste Controle findet statt. Manche Privatfamilien nehmen umsonst Kinder auf, so erzieht ein reiches Ehepaar auf seinem Landsitz 50 Knaben des Dr. Barnardo, die, wenn sie das Alter zur Auswanderung oder für den Dienst erreicht haben, durch andere ersetzt werden. Sehr wichtig sind auch die Anstalten für ältere arbeitslose Burschen von 17 bis 20 Jahren. Binnen sechs Jahren wurden 1100, oft schon nach wenigen Monaten, zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft umgeformt, und für die Zukunft untergebracht und versorgt. Sie werden in allerlei industriellen Unternehmungen, die Dr. Barnardo angelegt hat, beschäftigt und

unterrichtet. Für junge Mädchen gibt es Zufluchtsstätten, wo sie, oft aus den schrecklichsten Verhältnissen befreit, verborgen werden; es gibt Haushaltungsschulen, wo Dienstmädchen erzogen, Heime und Schulen für Fabrikarbeiterinnen, die dem Elend und der Ausbeutung entrissen werden. Drei große Nachtasyle für Kinder sind an verschiedenen Enden des Ostens entstanden, ebenso Schulen mit freier Beköstigung, — und auch auf die erwachsenen Leute haben sich diese großartigen Wohlfahrtseinrichtungen erstreckt. Ein Arzt ist angestellt, der jedem Armen unentgeltlich seine Hilfe leiht und Medicin verabfolgt. Ein ganzer Stab von Diakonissinnen versieht den Dienst unserer Gemeindeschwestern auf Dr. Barnardo's Kosten. Die Austheilung von Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken erfolgt durch sie, sie pflegen die Kranken in ihren Wohnungen, sie spüren dem heimlichen Elend nach. Für alte Frauen ist ein eigenes Asyl gegründet. Innere Mission geht, wie das ja in England selbstverständlich ist, Hand in Hand mit allen diesen Bestrebungen, die auf dem Boden des Christenthums stehen und in seinem Geiste geleitet werden. Den Mittelpunkt des Missionswerkes bilden zwei große Gebäude, Edinburgh und Dublin Castle, die aus Vergnügungslocalen schlimmster Art zu Stätten umgeschaffen sind, von denen eine Fülle des Segens in Tausende von Herzen strömt. Denn was den Kirchen des Ostends nicht gelingt, die Gottesdienste, die hier allsonntäglich dreimal von Dr. Barnardo veranstaltet werden, sind überfüllt, obgleich 3000 Plätze sich in den Hallen befinden. Hier finden auch Meetings aller Art und Theeabende für Kinder statt, zu denen über 2000 Billets ausgegeben werden. Zum Empfang derselben berechtigt sind nur die Aermsten und Elendesten und die Ausgabe geschieht mit äußerster Vorsicht, denn es ist schwer, eine Wahl zu treffen unter den Unzähligen, die Tage lang vorher um Einlaß bitten. Die Kinder erhalten Thee und Gebäck, so viel sie irgend wollen, und zum Abschied zwei Apfelsinen und ein Sixpencestück. Mit Ansprachen, Musik, die von den Zöglingen der Homes ausgeführt wird, und Spielen werden die Kinder ein paar Stunden unterhalten und die Folge ist, daß stets eine große Zahl der kleinen Gäste nicht zurückkehren will in die trostlose Existenz, die sie geführt, sondern um Aufnahme in die Anstalten bittet. Auch den arbeitslosen Männern über 25 Jahre giebt Dr. Barnardo Feste, in denen aber statt des Thees ein warmes Mittagsmahl ihnen vorgesetzt wird. Er selbst spricht dann zu den Tausenden über ihnen nahe liegende Themen und befürwortet schließlich für die Jüngeren die Auswanderung als Hülfe in ihrer Noth.

Im Edinburgh und Dublin Castle befinden sich auch Speisehallen und Kaffeeküchen, die mit Lesesälen verbunden sind. Geistige Getränke werden nicht verabfolgt, da die Grundsätze der Temperance maßgebend sind.

Daß ein Werk wie das des Dr. Barnardo nur auf dem Boden einer Gesellschaft gedeihen kann, die es mit allen Kräften fördert und unterstützt, ist selbstverständlich. Viele der Anstalten stehen auf geschenktem Grund und Boden; die Cottages in Ilford sind fast alle von Privatpersonen gebaut und gestiftet. Die Ausgaben des Jahres 1888 betrugen 84,729 Lstr., eine Summe von mehr denn $1^1/_2$ Millionen Mark, die sich auf 59,000 Geber vertheilte und die von Privatleuten aufgebracht wurde. Der kirchlich gesinnte Engländer folgt vielfach nach dem biblischen Grundsatz, der ein Zehntel des Einkommens den Werken der Barmherzigkeit bestimmt, und die Summen, die in dem reichen London für öffentliche gemeinnützige Zwecke gesammelt werden, klingen für unsere Ohren fabelhaft. Bädeker giebt sie auf 4—5,000,000 Lstr. im Jahre 1885 an. Auch besteht in den wohlhabenderen Familien die Sitte, freudige oder traurige Familienereignisse durch die Stiftung einer Freistelle in einer Wohlthätigkeitsanstalt oder einem Hospital zu verewigen. An so manchem Bett sowohl im Kilburnstift in Broadstairs als in den Londoner Kinderrettungshäusern las ich bezügliche Inschriften. Den schönsten Beweis für die Vortrefflichkeit der Arbeit des Dr. Barnardo finde ich aber darin, daß die früheren Zöglinge der Homes aus allen Theilen der Erde ihre Zuschüsse senden, in tiefer Dankbarkeit das Gedeihen der Anstalt fördernd, die sie unnennbarem Elend entrissen und vor einer Laufbahn oft der Schande und des Verbrechens bewahrt hat.

Literatur und Kunst.

Das Volksschauspiel in Kraiburg am Inn.

Von Rudolf Aßmus.

Die Volksschauspiele, mit denen einzelne, meist kleinere Orte in deutschen Landen sich zu schmücken bestrebt sind, mehren sich seit einigen Jahren in bemerkenswerther Weise. Die alten Passionsspiele leben sichtlich auf, die Lutherspiele breiten sich aus, ein Körnerspiel trat zur Jubelfeier auf, das Festspiel in Rothenburg behauptet sich, ebenso seit zwei Jahren das Volksschauspiel zu Kraiburg am Inn, seit vorigem Jahre das zu Meran in Tirol, sowie das auf dem Dreisesselstein im Bayerischen Wald, im Werke ist ein Gustav-Adolf-Spiel in Gotha, ein Wolfram-Festspiel in Eschenbach, eine Darstellung der Sendlinger Bauernschlacht in der Münchener Vorstadt Sendling u. s. w. — und damit ist sicher die Liste noch weitaus unvollständig.

Wer in diesen Regungen deutschen Volksgeistes weiter nichts zu erblicken vermag, als daß sie den Zweck haben, Fremde anzulocken, der urtheilt obenhin. Ist man nur irgend gewillt, das Weben des Volksgeistes zu verstehen, so kann man kaum verkennen, daß ein hochstrebender Sinn, ich will sagen: der allgemeine deutsche Idealismus, als tiefster Beweggrund in zweierlei Erscheinungsform darin sich offenbart, und daß jener nüchterne Zweck nur gewissermaßen Geburtshülfe dabei verrichtet.

Denn einmal ist die Lust am Schauspielern nicht auf die Leute vom Fach beschränkt, sondern wie jede Kunstregung ein allgemein menschlicher Trieb, durch den sich die Erdenkinder aus der Enge des Alltagslebens erheben; die Fachkunst aber wächst erst daraus hervor, es gibt zwischen ihr und der Liebhaberkunst überhaupt keine scharfe Grenze, wenn man nicht den Uebergang aus dem freien Spiel der Neigung in den Vollberuf als solche betrachten will — und zu alledem bildet die Liebhaberkunst einen ewigen Jungbrunnen für die Vollkunst.

Zweitens aber dünkt mich, daß dem aufmerksamen und ehrlichen Beobachter der tiefinnerliche Ernst nicht entgehen könne, mit welchem die Leute da draußen, die man so gern über die Achsel ansieht, bedeutsame Ereignisse aus der heimathlichen Geschichte aufgreifen und verwerthen. Man kann es ihnen ja vom Antlitz ablesen, wie sie damit aus der unbedeutenden Kleinheit ihrer Verhältnisse sich emporschwingen und angliedern wollen an die Kette weltbewegender Dinge in der Geschichte des großen Ganzen.

Sicher finden wir diesen zwiefältigen Antrieb in unserem Kraiburg voll entwickelt vor, allwo in diesem Sommer, nach einem Jahre Pause, die zum Zwecke des Ausbaues der neuen Kirche gemacht worden, Martin Greif's Schauspiel „Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf" wieder zur Darstellung kommt. Kraiburg hat sozusagen altes Bühnenblut. Es bestand dort von 1776 bis 1826 auf dem Rathhaus eine gute Bürgerbühne, und gleichzeitig soll auch das Passionsspiel gepflegt worden sein, worüber Näheres zu finden in des Hofkaplans C. Riedl Büchlein: Geschichte des Marktes Kraiburg und der Grafschaft Kraiburg, München 1857. Dazu haben sich die Kraiburger auch 1880 wieder mit einem großen geschichtlichen Festzug geregt, der Kraiburgs Gründung darstellte, die man in die Römerzeit zurückführt. Endlich ist die jetzige Volksbühne aus einer Liebhabergesellschaft erwachsen, die sich dem Reize nicht verschließen konnte, den Martin Greif's Schauspiel auf sie ausüben mußte. Dessen Kern bildet ja der

Streit von Mühldorf, und Kraiburg liegt im Bereiche der lebendigsten Erinnerung an jenen denkwürdigen Kampf; hat es doch selber damals ein Fähnlein zum Heere seines Herrn entsandt! Martin Greif übertreibt darum sicher nicht, wenn er im Vorspruche zum Spiele den Herold sagen läßt:

„Zu erheben jedes biedere Herz,
Am würdigen Beispiel unserer starken Väter
Hat Kraiburgs Bürger eifervoll beseelt
Zu diesem Spiel, das euer Beifall lohne!"

Darum, wer von hoffärtiger Bildung Bläsſe nicht angekränkelt ist, der folgt wohl gern im Geiste der Erinnerung an den kurzen Ausflug nach Kraiburg, den ich nach zweijähriger Zwischenzeit zum zweiten Male erprobt, gemeinsam mit einem Freunde, der noch dazu diesmal aus fernem schwäbischen Westen zuzureisen nicht für zu viel fand.

Wir fahren mit dem Dampfroß von München gen Morgen, zumeist durch anheimelnd freundliches Hügelland über das Schlachtfeld gen Mühldorf, dann seitab nach Süden, und halten nach dreien Stunden mitten im stillen Walde vor dem Bahnhofe Kraiburg. Zum Markte Kraiburg haben wir noch eine starke halbe Stunde, aber obwohl Gefährte bereit stehen, wählen wir den herrlichen Fußpfad durch den hochstämmigen Fichtenwald. Die Finken schlagen, die Meisen flöten, Goldhähnlein piepen — es ist eine wahre Ouvertüre. Bald sehen wir vor uns zwei Männer wandeln — Martin Greif ist der eine — wir holen sie ein, und nun geht es erst recht gehoben vorwärts.

Einen alten Wall, den Niemand zu bestimmen weiß, gewahren wir zur Seite, und nun stehen wir endlich am Waldsaum, und unter uns dehnt sich breit das prachtvolle Innthal, das der gewaltige Strom als Schöpfer und Gebieter durchrauscht. Eine großzügige Landschaft nennt sie unser Dichter, und treffend ist sein Wort. Weite, reichgesegnete Fluren, dazwischen wilde, waldbestockte Auen am Flusse, auch mächtige Sand- und Kiesgeschiebe, der Abhang des jenseitigen Thalrandes, wie auch des diesseitigen, waldbewachsen so weit das Auge reicht, daraus lugen saubere Bauernhöfe, einzelne alte, gastliche Schlösser ragen darüber, und gerade uns gegenüber, jenseit des Flusses, schmiegt sich an den Fuß des einstigen Burghügels — jetzt trägt er nur eine Kapelle — der freundliche Markt Kraiburg. Aus der Häusermenge erhebt sich in rothem Backstein eine sehr stattliche neue Kirche in romanischem Stil, ausschließlich durch freiwillige Beiträge aus der Gegend erbaut — es ist kein armes Stück Erde! Ueber die lange hölzerne Innbrücke gelangen wir endlich zum Orte und steigen die Hauptstraße hinauf zum alterthümlichen Marktplatz mit der Kirche, die nun schön und ehrfurchtgebietend dasteht. Die Einwohner, alt und jung, Männlein wie Weiblein und Jungfränlein, grüßen auf dem Wege fast alle zuerst, freundlich und munter, aber nicht zudringlich, und es herrscht überhaupt eine gewisse Beweglichkeit, die in dieser Gegend auffällt, und die wohl ein Erbe ist aus den Zeiten, da die Eisenbahn den Flußverkehr noch nicht gelähmt, und da die Kraiburger als gute Schiffleute bis weit die Donau hinab gerühmt waren. Die behaglichen, theils behäbigen Häuser haben die flachen Dächer und freiragenden Uebergiebel der Innstädte. Wir schreiten schräg nach links über den Marktplatz und gelangen durch ein altes Befestigungsthor an das Theater, einen unscheinbaren Holzbau links unterhalb der Straße. Im Vorraum wird eine Wirthschaft ausgeübt, und man wartet uns auf mit einem trefflichen Imbiß.

So gestärkt treten wir in den Zuschauerraum, der bereits gut besetzt ist, zumeist mit Landleuten. Dem wegfallenden Reiz der Neuheit Rechnung tragend, haben wir diesmal den Pflock noch weiter zurückgesteckt als vor zwei Jahren, und werden abermals beschämt. Der Vorhang theilt sich, und wieder erscheint in der Tracht des vierzehnten Jahrhunderts der Herold und richtet an die Zuschauer den weihevollen Vorspruch, den Greif eigens für die Kraiburger verfaßt. Wir kennen dieses männlich ernste Antlitz, die würdige Haltung des wackeren Schuhmachermeisters; die schwieligen Hände wollen wohl manchem nicht ganz stimmen, aber wer möchte auch nur lächeln darüber, bei solcher Leistung? Ist doch die Aufgabe mit vollstem Ernst erfaßt und gelöst, und schwerlich dürfte man einen Vorspruch mit vollendeterem Tacte vortragen sehen! Leicht setzt man sich dabei auch über die mundartlichen Anklänge der Aussprache hinweg, ja bald berühren sie stimmungsvoll. Wenn zum Beginne des Stückes selber der Vorhang wieder auseinander geht, sitzt Ludwig der Bayer da, eine Reckengestalt, den Ellenbogen auf dem Tisch und das Haupt sorgenvoll in die Hand geschmiegt, echt und lebenswarm gegeben. Und wie er sich nun erhebt, machtvoll wachsend in der Wirkung, da sagen wir uns heimlich: ja, wahrhaftig ein Heldendarsteller, der es uns zu Danke macht! Das Gleiche gilt von der äußerst ansprechenden Gestalt des Darstellers Friedrichs des Schönen. Der Herold von vorhin gibt, nicht wiedererkennbar für den Uneingeweihten, in vorzüglicher Weise den Prior. Und so geht es durch bis zum Ende, von der schwierigsten Rolle hinab bis zur allerleichtesten. Es braucht nicht viel Entgegenkommens zu Gunsten der Liebhaberbühne, um in den Darstellern entsprechende Gefäße für den Gehalt der Dichtung zu erblicken. Bescheiden, aber ohne Geziere, mit schlichtem, urwüchsigem Selbstvertrauen, wie es dem Volksstamm eigen, tritt Alles auf; da ist fast lauter Persönlichkeit, jeder Einzelne anders und der rechte Mann an seiner Stelle, viele ordentlich in ihrer Haut, köstlich ist die ursprüngliche Schneid und Frische der jugendlichen Darsteller im Massenspiel, und ein paar ungefüge oder eckige Geberden gehen unter in der tiefen Innerlichkeit und dem tüchtigen Ineinandergreifen des Gesammtspieles. Dem Königl. Regisseur an den Münchener Hofbühnen, Jocza Savits, gereicht es zum Ruhme, die Eigenart der Begabung unserer Kraiburger in ihrem vollen Werthe erkannt und geschont und so zu durchschlagender Gesammtwirkung geführt zu haben, wie ein rechter Feldherr einen wenig geschulten, aber willigen Heerbann zum Siege.

Die tiefe Wirkung bekundete sich schon in der andächtigen Stille, die während der ganzen Vorstellung herrschte und so wenig gestört wurde, daß wir sie manchem großen Schauspielhause wünschen dürften. Besonders auch das Landvolk unter der Zuhörerschaft bewährte durchaus eine würdige Haltung und ernste Theilnahme. Sah man doch in der Vorstellung einen Bauer eifrig den Wortlaut der Dichtung nachlesen! Wir selber aber erhoben uns nach dem Schlusse mit dem selten gewordenen Hochgefühl wahrhafter und dauernder Befriedigung.

Aus dem schönen Eifer, der echten Hingabe unserer Darsteller, die förmlich in der Dichtung leben, darin aufgehen — und andererseits aus der nicht abreißenden Spannung der Zuschauer ergibt sich von selber die dramatische Kraft, der Bühnenwerth der Dichtung. Bei ungewöhnlicher Lebensfülle besitzt sie zunächst, Greif's Eigenart gemäß, einen Vorzug, der sie den Darstellern innerlich verwandt macht, nämlich den der Schlichtheit. Namentlich der Ausdruck, der selten zum Schmucke des Bildes greift, ist von schlichtem, aber echtem Adel. Er besticht nicht und läßt darum besonders beim bloßen Lesen das erste Mal uns Verwöhnte kalt — machen wir uns aber vertrauter damit, so spricht er uns bald an und fesselt uns immer nachhaltiger.

Diese Eigenschaft, die Greif in seinem ganzen Schaffen überhaupt als Eigenart bewährt, entspringt dem bekannten Vorwalten eines tiefen Gemüthes in seinem Wesen. Gerade dadurch hat er, wie schon in seinem Konradin, auch in Ludwig dem Bayer eine überraschende, in gewissem Sinne unerhörte Leistung zu Stande gebracht. Denn es ist ihm in beiden Fällen auf das vollkommenste gelungen, siegreich den Bann zu brechen, der über diesen Stoffen lag, die bis dahin als ausgemacht undramatisch galten.

Dabei ist Greif als Gemüthsdichter zugleich der Mann für die Forderung der geschichtlichen Treue, die ja durch unsere Schulbildung zu einer schier unüberwindlichen Macht geworden. Man kann mit der geschichtlichen Ueberlieferung nicht behutsamer umgehen als Greif in unserer Dichtung. Aber kraft seines reichen Gemüthes, seiner entwickelten Empfindung, schaut er dem geschichtlichen Stoff in die innerste Seele und entwickelt ihn auf Grund dessen seelisch so richtig, daß ihm als reife

Frucht neben vollendeter Wahrscheinlichkeit auch die dramatische Spannung in den Schoß fällt. Nun sieht diese Spannung, solchem Stoffe entsprechend, selbstverständlich aus, und doch hat eine leidige Geschraubtheit sie vor Greif in dem Stoffe nicht finden wollen! Und gerade unser Stück ist eine der besten Schöpfungen Greif's, reich an Leben, durchaus wohl aufgebaut und hat Zug in der Bewegung.

Ein Meisterstück für sich, unwillkürlich an Shakespearische Kunst gemahnend, ist das Bild der Schlacht, das den ganzen zweiten Aufzug einnimmt. Es ist dem Dichter vollkommen gelungen, mit dem abwechselnden Auftreten der beiden Gegner das mächtige Schwanken der Entscheidungsschlacht zur Erscheinung zu bringen, dem zu folgen er im Vorspruch einladet. Dazu ist es wirkungsvoll unterbrochen durch das Zwischenspiel, das die besorgte Gattin Friedrichs in dessen Zelte zum Mittelpunkt hat, und eine ganze Reihe reizvoller Einzelheiten aus Geschichte und Sage sind mit Glück hineingearbeitet: so die Sage vom Schicksalsring der Habsburger, die eine Sage vom Ursprung der Kapelle Wimpasing, die Errettung Ludwigs aus dem Kampfgedränge durch die Münchener Bäcker und Schuster — und den trefflichen Schluß bildet als ein ganz köstlicher Auftritt die bekannte Eiervertheilung. Und in ähnlicher Art ist durch die ganze Dichtung die maßvolle Bewegung der Haupthandlung glücklich belebt durch eine Fülle von Nebenverhältnissen, die dem reichen Gewebe einen besonders farbenschönen Einschlag geben. Beispielsweise heben wir das innige Freundschaftsverhältniß Ludwigs zu seinem Feldhauptmann Schweppermann, dann die schwärmerisch hingebende Liebe der Gattin Friedrichs als schön herausgearbeitet hervor. Und mitten in den düstersten Ernst hinein ist bescheiden, aber auf das anmuthigste die zarte Blume einer schüchternen Mädchenliebe geflochten, die das pflegewillige Töchterlein des Ritters Wigand von der Trausnitz für den armen schönen Gefangenen empfindet. Die ungetrübte Keuschheit dieser liebenswürdigen und lebenswahren Gestalt — deren Zauber auch in der Darstellung voll zur Geltung kommt — muß den mit Genugthuung erfüllen, der in Goethe's Gretchen und selbst im Klärchen bei aller Bewunderung der Kunst nicht gerade die Lichtseite deutschen Mädchenthums verherrlicht sieht. An Shakespearische Meisterschaft gemahnt dabei wiederum namentlich das kleine, echtesten Volkston athmende Lied, das die Pflegerin dem Gefangenen singt, mit dem Schlußreim:

„So kann's nicht sein, so kann's nicht sein,
Von wegen mancher Dinge."

Aber auch die dunkelste Schattenseite des menschlichen Wesens ist gut geschildert vertreten in zwei Verräthergestalten. Leben über Leben quillt hervor durch die ganze Dichtung, echtes, wahres, warmes Leben, voll wohlthuender Frische, von solcher Tiefe, daß das Ganze sich wie mit Wurzeln in unsere Seele gräbt.

Eine eigenartig große Tiefe gibt unserer Dichtung insbesondere die vielfach bewährte Empfindung unseres Dichters für künstlerische Behandlung der Religion, worin er wohl wenige Seinesgleichen hat. Wie feinfühlig schont er die erhabenste Andacht, indem er statt des überlieferten heiligen Abendmahles den versöhnten Gegnern den altvererbten Trunk der Minne spenden läßt! Und doch läßt er ihn, und zwar künstlerisch unanfechtbar, durch den Prior feierlich reichen und gibt ihm so das Gewicht ernstester Weihe. Rein religiös dagegen verwendet er das Gebet am Vorabend der Schlacht zum Schlusse des ersten Aufzuges, mit einer Wahrheit der Wirkung, die in unserer entgötterten Zeit mit Staunen erfüllen muß.

Und wie fein hält der Dichter über die beiden Hauptheldeu jenen Schimmer aus der Jugendfreundschaft gebreitet, der ihren leidenschaftlichen Kampf mildert und adelt zugleich, und der unvermerkt es wohl begründet, daß die Dichtung ausklingt als ein wunderbares Lied von deutscher Treue, der ergreifendsten eines, die je gesungen worden!

Aber nicht vordringlich, nur wie eine bescheidene Mahnung daran, daß der Stoff deutsches Volksgut ist, wirkt gegen den Schluß der Ausspruch:

„Die Treue ist des Deutschen höchster Schatz."

Ebenso maßvoll erscheint neben dem ernsten vaterländischen Zug der schalkhafte in der deutsch volksthümlichen Zeichnung des Böhmen Plichta von Zirotin. Aber so wenig in Shakespeare's Heinrich V. durch die stolze Verherrlichung des Engländerthums mit der Folie der keck, spöttischen Zeichnung der Franzosen der reine Kunsteindruck beeinträchtigt wird, so wenig geschieht das hier in Greif's bescheidener Art. Die Kunst steht hier durchaus nicht im Dienste des Vaterländischen, sie ist Herrin im Hause und bedient sich lediglich des Vaterländischen als eines geeigneten Stoffes, ihre beste Wirkung zu thun, „zu erheben jedes biedere Herz."

Wahrhafte Erhebung nachhaltiger Art, das ist die Wirkung, die der Dichter und seine Kraiburger mit ihrem Spiele erzielen, und wir dürfen im Namen manches erquickten Herzens mit den anders gemeinten Worten des Dichters aus dem Vorspruche davon sagen:

„Daß, wer es sah, es nimmermehr vergißt!"

Erneute Beachtung und ungeschmälerte Werthschätzung hat sich hierbei die neue Shakespearebühne errungen, obwohl sie hier nur in allerschlichtester Art hergestellt ist; gleich ihrem großen Vorbild in München ist sie durch den rühmlich bekannten Lautenschläger eingerichtet. Gerade auf dem bescheiden einfachen Hintergrund in Kraiburg heben sich die Darsteller überraschend mächtig, groß in der Wirkung ab; die Leichtigkeit der Verwandlung aber verbannt das übliche leidige, stimmungstörende Gepolter beim Scenenwechsel, wird durch ihre Raschheit dem Fluge der drängenden Phantasie gerecht und vervollkommnet also den Genuß wesentlich.

Die Kraiburger spielen diesen Sommer jeden Sonn- und Feiertag vom 15. Juni an. Für Studenten ward schon vor zwei Jahren auf Anregung eines jungen Eisenacher Commilitonen der Eintrittspreis auf die Hälfte ermäßigt. Die Bewohnerschaft des Ortes und der Umgegend ist bieder und gastlich, Verpflegung und Unterkommen sind gediegen.

Darum auf nach jenem schönen Fleck deutscher Erde, der auch als Landschaft wundervoll, bis jetzt weltvergessen des Anlasses harrte, mit seinen Reizen viele Gemüther zu erfreuen und zu erfrischen! Wer insbesondere aus Norddeutschland zureist, um Bekanntschaft mit dem deutschen Süden zu machen, dessen Kenntniß von Land und Leuten erfährt eine schätzbare Vertiefung, wenn er seinen Weg über das kleine Kraiburg lenkt.

Enquêten-Unfug.

Von Alfred Stoeßel.

Ich danke Gott täglich dafür, daß ich nicht der Träger eines bekannten Namens bin, daß ich noch naiv mich darüber zu freuen vermag, wenn ich den Briefboten an meiner Thüre höre, und daß ich nicht gleich einem meiner Freunde, einem berühmten Schriftsteller, bis in das Innerste erbeben muß, wenn ich die Menge Briefe erblicke, die die Post gleich des Morgens zum Kaffee mir in das Haus geweht hat. Ich hatte Gelegenheit, einmal bei der Oeffnung einer solchen Sendung durch ihn zugegen zu sein und weiß nun, wie viel geplagt ein Mann ist, der durch Talent, Fleiß, Reklame oder Zufall seinem Namen einen Klang zu verleihen gewußt hat, bei dem alles aufhorcht, wenn er genannt wird:

Da sind zunächst die Autographenjäger, die in Ausdrücken der schwärmerischsten Verehrung für die Werke des berühmten Autors um ein paar Zeilen von seiner Hand betteln, während sie in Wirklichkeit oft kaum mehr als den Namen des Mannes, und wenn es gut geht, noch den Titel seines bekanntesten Werkes kennen; dann die Wohlthätigkeitscomités, die um irgend einen Beitrag für eine von denselben zu veranstaltende Publikation zu milden Zwecken bitten, um einen wenn möglich noch

unveröffentlichten Beitrag natürlich, je länger, je lieber, und vor Allem selbstredend „umsonst"; oder die um gütige Ueberlassung der bisher erschienenen Werke des Autors in ein bis sechs Exemplaren „nach freundlichem Ermessen" für einen in Posemuckel stattfindenden Bazar zum Besten des Vereins für die Restaurirung alter Violinkasten ergebenst ersuchen; dichtende Gymnasiasten, die ein Urtheil über ein mindestens fünfactiges Trauerspiel oder einen wenigstens ebenso vielbändigen Roman zu hören verlangen; alte Jungfern, die in einer Herzensangelegenheit Niemand lieber sich anvertrauen und von keinem eher einen Rath haben möchten, als von ihrem Lieblingsdichter, den sie freilich nicht persönlich zu kennen die Ehre hätten, aber ꝛc. ꝛc. Und nun hat sich zu all der Masse völlig unproduktiver und Niemand auch nur den geringsten Nutzen bringenden Arbeit, die einem berühmten Manne aus solchen und ähnlichen Dingen erwächst, und die keineswegs so gering ist, als das in derartigen Sachen gewöhnlich entsetzlich naive Publikum meistens glaubt; zu all der Plage noch eine neue und bei Weitem die schrecklichste von allen hinzugesellt: die Umfragen und Enquêten, die lawinenartig sich mehren, und die, wenn das so fortgeht, unter den Novitäten des Büchermarktes bald in einem Procentsatz vertreten sein dürften, der sicherlich zu denken geben wird. Was halten Sie von der Zukunft unserer Literatur? Trinken Sie Ihr Bier lieber aus Krügen oder aus Gläsern? Wie stellen Sie sich zur Frage des Antisemitismus? Sind Sie ein Gegner des Tabaks oder ein Freund desselben? Dieses und vieles andere, Wichtigeres und Ueberflüssigeres, ist bei Deutschlands berühmten Männern schon umgefragt worden, und was wird nicht alles noch nachkommen! Welchen Schluß läßt Ihrer Meinung nach eine starke Vorliebe für holländische Saucen auf den Charakter zu? Wie denken Sie über Wasmuth's Hühneraugenringe in der Uhr? ꝛc. ꝛc.

Wenn irgendwo, so ist das Sprüchwort von dem Narren, der mehr fragen kann, als zehn Weise zu beantworten vermögen, hier am Platze. Fällt einem beliebigen Herrn Müller oder Schulze in Dingsda oder Sonstwo irgend eine recht dumme und alberne Frage ein, so denkt er nicht im Entferntesten daran, seinen eigenen werthen, aber freilich meistens hohlen Gehirnkasten anzustrengen, sondern er schickt allen Berühmtheiten Deutschlands, deren er sich im Augenblicke entsinnen kann, oder wenn sein Portemonnaie ihm das erlaubt, auch einer Reihe ausländischer Notabilitäten Briefe in's Haus, mit der Aufforderung, sich über die Frage zu äußern. Mögen die sich ihre Köpfe zerbrechen und zusehen, wie sie die Nuß knacken, die Herr Müller oder Schulze ihnen an den Kopf geworfen! Und wenn ein bis zwei Dutzend Gutmüthiger unter den, mit einer Einladung, sich in der Sache auszusprechen, Beehrten in der That der „freundlichen Aufforderung" Folge leisten und sich herbeilassen, die Frage in mehr oder minder geistreicher Weise zu beantworten, so gibt der Fragesteller die gesammelten und zu einem stattlichen Bande zusammengestellten Antworten als Buch heraus, das ihm unter Umständen ein ganz ansehnliches Honorar einbringt, ein Honorar, das er als Lohn für den gescheiten Einfall, die Arbeit anderer für sich benützt zu haben, und als Entschädigung für die gehabten Auslagen an Porto, Tinte, Feder und Papier ꝛc. auch ruhig einsteckt, während die „Berühmtheiten", die das Buch in Wirklichkeit geschrieben und Zeit und Mühe daran gewendet haben, natürlich leer ausgehen.

Aber können solche Enquêten nicht Klarheit in gar viele Dinge bringen, über die die größte Verworrenheit herrscht und bezüglich derer die Ansichten so weit auseinander gehen, daß ein Ausgleich, eine Verständigung fast unmöglich erscheint? Können Streit und Hader der Parteien durch sie nicht zum Schweigen gebracht werden, und kann eine Fülle von Belehrung nicht von ihnen ausgehen? Können sie dem Schwankenden nicht Führer sein, die den rechten Weg ihm weisen, dem im Dunkel Tappenden ein Leitstern, dem er nur nachzugehen braucht, um das Richtige zu treffen? Wir glauben es kaum. Denn diese Enquêten alle sind keine Schiedsgerichte. Dazu fehlt es ihnen, ob auch noch so viele Autoritäten in ihnen vertreten sind, vor Allem an der Autorität, ihre Beschlüsse durchzusetzen. Aber sie beschließen ja auch gar nichts! Sie wollen eine Art von Plebiscit sein, die Meinungsäußerung der ersten Geister der Nation in irgend einer Frage darstellen, und ihre Absicht ist, wenn sie nicht als culturhistorische Documente sich Beachtung erringen oder einen bloßen Curiositätserfolg erzielen wollen, im besten Falle die, eine starke Wirkung dadurch auf die Massen zu erreichen, indem sie zeigen, wie die Größten unter ihnen in der Sache urtheilen. Aber gerade dieser starke Eindruck wird vergebens auf sich warten lassen. Am ehesten würde er sich vielleicht noch bei medizinischen, hygienischen oder ähnlichen Fragen einstellen, weil das große Publikum in solchen Dingen am meisten noch in einem unerschütterlichen Autoritätsglauben befangen ist. Eine Menge Leute, die nicht tiefer in die Sache einzudringen vermögen und denen die betreffende Materie ein Buch mit sieben Siegeln ist, werden sich zum Beispiel sicherlich von der Nothwendigkeit der Impfung überzeugt halten und sich danach richten, wenn sie vernehmen, welche stattliche Zahl von Autoritäten, deren Namen als die Ersten ihres Faches ihnen imposant in die Ohren klingen, sich für dieselbe ausgesprochen haben. Aber einen Impfgegner werden alle diese ärztlichen Capacitäten nicht zu überzeugen vermögen; und ihre Urtheile zusammen werden ihm federleicht erscheinen gegen die Ansicht eines eizigen Kämpfers gegen den Impfzwang, der in derselben Gutachtensammlung auch sein Votum abgegeben. Die Stimmen bei den Plebisciten werden gezählt, die der Enquêten werden gewogen; aber gewogen werden nicht so sehr die Aeußerungen gegen einander, nach ihrem Für und Wider, nach Gründen und Gegengründen, als vielmehr das Ansehen und das Renommé derjenigen, auf die sie zurückzuführen sind. Jedoch eine Persönlichkeit, die dem einen als unanfechtbare Autorität erscheint, will der andere als solche vielleicht absolut wieder nicht gelten lassen, und in sogenannten brennenden Tagesfragen, wie in der Frage des Antisemitismus zum Beispiel hat jedermann überdies seine eigene, vorher verfaßte Meinung oder zum mindesten doch die Meinung seines Leib- und Magenblattes, von der der biedere Philister aber bekanntlich noch weniger sich abbringen läßt; als wenn er wirklich aus sich selbst heraus durch selbständiges Denken zu einem bestimmten Standpunkte sich empor geschwungen hätte. Mögt ihr ihm dagegen so viel Autoritäten in's Treffen führen, als ihr nur wollt; er wird auf Ahlwardt und Stöcker, auf Ritualmorde und andere semitische Verbrechen, oder auf Richter, Virchow und ihren ganzen Anhang schwören, und euere Nothhelfer werden mit allen ihren triftigen oder schwachen Gründen ihm nicht mehr sein, als eine Schaar von Dummköpfen, wenn nicht gar eine Vereinigung von Bösewichten der schlimmsten Sorte — seinen Göttern gegenüber! Die Zeit des Autoritätenglaubens ist eben vorüber, die Zeit, wo die Stimme des Einzelnen noch gehört wurde, und an ihre Stelle ist die Zeit der Parteiüberzeugung getreten, der Herdenmeinung und Massenanschauung, die alles ausschließt und verdammt, was außerhalb derselben steht. Gegen diese anzukämpfen oder gar Bresche in sie zu legen, dazu bedürfte es ganz anderer und schwererer Geschütze, als Enquêten und Umfragen sie zur Verfügung haben! An dem stahlharten Panzer der Fractionsverbohrtheit prallen ihre Pfeile ohne jede Wirkung ab, und welchen Nutzen hat es dann, so stumpfer Waffen überhaupt sich zu bedienen?

Aber welcher kann vollends der Zweck von Enquêten sein, die etwa nach der Richtung fragen, die unsere Literatur in Zukunft wohl nehmen dürfte, oder die die Signatur des kommenden Jahrhunderts festgestellt wissen wollen? Glaubt man vielleicht, daß die Naturalisten bekehrt zu den Fahnen des alleinseligmachenden Idealismus eilen werden, wenn sie vernehmen, daß die erleuchtetsten Geister der Nation sich dahin ausgesprochen haben, der Naturalismus tauge nichts, oder derselbe hätte bereits abgewirthschaftet? Oder soll gar das kommende Jahrhundert sich rasch noch eines Besseren besinnen, und schnell noch ein anderes Gesicht aufstecken, ehe es erscheint, weil eine Enquête ihm diese Physiognomie zudecretirt hat und keine andere? Lediglich zu dem Zwecke jedoch, damit eine künftige Generation sich darüber freue, wie viele, von ihren Vätern als

unbändig gescheut gehaltene Köpfe, sich in Grund und Boden blamirt haben; dazu den ganzen Apparat der modernen Umfragen in Bewegung zu setzen, das scheint mir doch der Mühe wahrlich nicht zu lohnen. Wer den wahren Prophetenberuf in sich fühlt, wer zu einer mächtig ihn ergreifenden Frage Stellung zu nehmen wünscht, der wird überdies auch ohne jene Umfragen seiner Stimme Gehör zu verschaffen suchen und dann seine Ansichten in weit besserer Weise darzulegen vermögen, als im Rahmen einer Enquête, schon der räumlichen Beschränkung wegen, zu der ihn diese in der Regel zwingt.

Daß aber durch derartige Umfragen ein Ausgleich widerstreitender Meinungen und eine Verständigung ebenso wenig erzielt werden kann, als Kampf und Hader der Parteien durch sie zum Schweigen zu bringen sind; daß vielmehr eher das Gegentheil eintritt, daß die Geister erst recht sich erhitzen und auf einander platzen, dafür haben die in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichten Ergebnisse der letzten Enquête über die Frage der Errichtung eines Denkmals für Heinrich Heine wieder einen recht drastischen Beweis erbracht. Als Düsseldorf seinem größten Sohne ein Plätzchen für ein Denkmal partout nicht gönnen wollte, war der Streit darüber entbrannt, ob Heine in Deutschland überhaupt ein Denkmal verdiene oder nicht. In jedem Winkelblättchen, in Vereinen und am Biertische war die Frage bis zum Ueberdrusse erörtert worden, und wer etwas darüber zu sagen sich gedrungen fühlte, Worte der tiefsten Entrüstung oder solche des Beifalls, der konnte damals, wenn er wollte, seinem Herzen Luft machen, und hat dies sicherlich wohl auch gethan. Nun ist die Frage nach Mainz hinübergetragen worden, wo sie seit Jahr und Tag sanft entschlummert war, und man konnte sie füglich als abgethan erachten, oder ihr höchstens noch eine locale Bedeutung für Mainz zuerkennen. Aber die oben erwähnte Enquête hat sie noch einmal aufgerührt, und in helleren, lodernderen Flammen nur ist der alte Streit noch einmal emporgeloht. Ein wahres Kesseltreiben hub an. Ob einer für oder gegen das Denkmal sich erklärt hatte, ob Jemand mit einer nichtssagenden Phrase über die ihm unbequeme Frage hinwegzukommen trachtete, oder sich gänzlich ausschwieg: Keiner entging den gröbsten Verunglimpfungen, den heftigsten Angriffen. Rosegger hatte offenbar in der Absicht, dem Fragesteller zu verstehen zu geben, daß er seine wahre Meinung für sich zu behalten wünsche, aber freilich nicht sonderlich geschickt erklärt, er kenne weder Mainz noch Heine gut genug, um über die Sache eine bestimmte Meinung äußern zu können; und sofort war eine ganze Meute hinter ihm her, um ihn der Worte wegen — wie der Freiherr von Manteuffel im Reichstage jüngst so geschmackvoll sich ausdrückte — „anzubellen". Dahn, Büchner und Adolf Wagner sprachen gegen das Denkmal; aber es wurde dafür kein gutes Haar an ihnen gelassen. Die schlimmsten Folgen der Buchdruckerkunst, so konnte man lesen, wären Dahn's Romane, und ein Denkmal für ihn paßte besser für Mainz, als eine Statue für Heine, denn Mainz sei berühmt „als Stadt für Ledererzeugnisse"; und Büchner wurde an Schopenhauer's Worte erinnert, der ihn gerade nicht für einen geistreichen Kopf erklärt hatte. Auf der anderen Seite wurde Heyse ein Judensprößling genannt, von dem es begreiflich sei, daß er seinen Geistesverwandten Heine vergötterte; Spielhagen ist ein mit abgelegter jüdisch-freisinniger Weltanschauung schachernder, an koscheren Bankierstischen sich mästender Schmarotzer, und von Wildenbruch wird gesagt, daß er ganz in der Tonart heimathloser jüdischer Scribenten sich über die „Schwächen Deutschlands" moquire, und das in einer Zeit, in der bereits wieder das Gekreisch der Raben am Kyffhäuser ertönt, und seine Auslassungen seien ein trauriger Beleg, wie weit bereits die Verjudung in Deutschland unter dem Einflusse des Heine'schen Geistes fortgeschritten sei. Und Heine selbst erst! Armer Heinrich Heine, wie ist es Dir ergangen! Denselben Vers: „Nur als wir im Koth uns fanden, so verstanden wir uns gleich!" habe ich zu Deiner Vertheidigung sowohl, wie als mit Entrüstung Dir in's Gesicht geschleuderte Anklage angeführt gelesen, und das war wohl noch nicht das Schlimmste von dem, was Dir angethan worden ist!

Aber hat die Enquête Klarheit in die Frage gebracht, ob Heine ein Denkmal in Deutschland verdiene oder nicht, oder hat sie sie gar entschieden? Hat sie einen Ausgleich der Meinungen, eine Verständigung herbeigeführt und die Streitenden mit einander versöhnt? Konnte sie dem Schwankenden ein Führer, dem im Dunkel Tappenden ein Leitstern sein, dem er nur nachzugehen brauchte, um das Richtige zu treffen? Nichts von alledem! Nur Zwietracht hat sie gesäet, und alter Zwist und Hader, der glücklich schon geruht, ist neu durch sie nur wieder angefacht worden. Wie die zarten Blüthen unter dem eisigen Hauch des Nordwindes, in's Innerste getroffen, zu Hunderten niedersinken, so sind im Herzen der Nation eine Reihe von Namen, ihr sonst theuer, durch den aus der Enquête neu sich entzündeten Streit hingemäht worden, Namen, zu denen gar manch einer in alter Liebe und Verehrung nun nicht mehr wird empor blicken können. Aber ist Rosegger's Talent weniger stark, weniger frisch und ursprünglich, weil er erst ausweichend und dann entschiedener gegen das Denkmal sich ausgesprochen, ist Heyse ein weniger feiner Novellist, Spielhagen ein geringwerthiger Romancier, weil sie für Heine Partei ergriffen? Ist Wildenbruch's Dramatik mit einem Male lebensvoller und kräftiger, sind Dahn's Romane besser und interessanter geworden, nur weil sie diesen oder jenen Standpunkt in der Sache einnehmen, und kann Jemand nicht ein großer Dichter sein und doch in irgend einer Frage tief und gründlich sich irren? Oder sind wir bereits so weit gekommen, daß jede künstlerische Leistung nur danach beurtheilt wird, welchen Standpunkt ihr Schöpfer in irgend einer Frage einnimmt, und wohin soll das am Ende führen? Wildenbruch, Spielhagen und Heyse sind nun bei den Antisemiten verpönt; Rosegger und Dahn werden in Zukunft von Philosemiten vielleicht so stark nicht mehr gelesen werden, als bisher. Wenn aber eine kommende Enquête etwa die Frage aufwerfen sollte, ob das Briefmarkensammeln einen Zweck habe oder nicht, und eine Reihe von Autoren die Jagd auf seltene Postwerthzeichen vielleicht für den größten Unsinn erklären würden, dann können wir es sehr leicht noch erleben, daß sämmtliche Philatelisten-Vereine sich wie ein Mann erheben und die betreffenden Autoren in Acht und Bann erklären, von denen auch nur eine Zeile zu lesen als das gröbste Verbrechen decretirt wird, dessen ein Briefmarkensammler auf Erden sich schuldig machen könne.

Und deshalb kann ich es auch als ein so großes Unrecht nicht ansehen, wenn einzelne Autoren auf derartige Umfragen entweder gar nicht, oder doch nur ausweichend antworten. Denn es ist ein unbestreitbares Recht des Künstlers, seine Kunstwerke lediglich nur als solche angesehen und beurtheilt wissen zu wollen, und wenn er seinen Schöpfungen eine von nur künstlerischen Motiven ausgehende Beurtheilung zu sichern, der Beantwortung einer Frage aus dem Wege geht, die ihm entweder nicht genügend wichtig erscheint, in der er sich selbst vielleicht nicht völlig klar ist, oder über die er, wenn auch möglicherweise ganz mit Unrecht, eine andere Ansicht hat, als man von ihm erwartet. Wenn er dem unausbleiblichen Anathema eines von blinder Parteileidenschaft geleiteten Scherbengerichts ohne Noth nicht verfallen will, so kann ihm deswegen allein Mangel an Muth und fester Ueberzeugung wohl ebenso wenig vorgeworfen werden, als einem Manne, der nach seinem Urtheil über irgend ein gekröntes Haupt gefragt, schweigt oder seine wahre Meinung verbirgt, wenn er nichts Gutes zu sagen weiß, um sich nicht eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung zuzuziehen. Die Schriftsteller, die in der Frage des Heinedenkmals sich anzapfen ließen und ihr Sprüchlein sagten, haben, wie wir gesehen, der Sache nichts genützt, aber sich selbst haben sie ohne Zweifel geschadet, und ob ich diejenigen auch ehre, die unbekümmert um Lob und Tadel rückhaltslos ihrer Ueberzeugung Ausdruck geben, so vermag ich doch auf jene verachtungsvoll noch nicht herabzusehen, die schweigen, wenn alles Reden doch zwecklos ist, und die in's eigene Fleisch sich nicht schneiden wollen, wenn Niemand daraus ein nennenswerther Nutzen erwächst.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Warum hat die Köchin geheirathet?

Von Anton Tschechow.

Der siebenjährige Knirps Grischa stand vor der Küchenthür und konnte nicht lange genug durch das Schlüsselloch sehen, denn seiner Meinung nach ging dort etwas ganz Außerordentliches vor. An dem Küchentisch saß ein großer, starker Mann in der Tracht eines Kutschers mit röthlichem Haar und Bart und mit Schweißtropfen an seiner hohen Stirn. In seiner Hand hielt er eine Untertasse mit Thee, und mit seinen starken Zähnen zermalmte er ein Stück Zucker mit solcher Gewalt, daß Grischa ein Frösteln über den ganzen Körper lief. Auf einem Küchenstuhl, dem Kutscher gegenüber, saß die alte Wärterin, die Aksinja Stepanowna; sie trank auch Thee und machte dazu ein ernstes und feierliches Gesicht. Nur das Oberhaupt der Küche, die Köchin Pelageja, suchte ihr Gesicht zu verbergen und war beständig beim Ofen beschäftigt. Als man ihr Gesicht wieder erblicken konnte, bemerkte man den immerwährenden Farbenwechsel, der bald in ein tiefes Roth, bald in ein leichenähnliches Blaß sich verwandelte. Augenscheinlich wollte sie sich mit den Theetrinkern in keinen Blickwechsel einlassen, denn sie vermied, auch nur einmal dorthin zu sehen, und alle Fragen, die die alte Wärterin von Zeit zu Zeit an sie richtete, wurden schroff beantwortet. Endlich erhob sie sich, faßte mit zitternden Händen bald ein Messer, bald wieder ein Scheit Holz oder einen Lappen an, ohne jedoch etwas zu arbeiten.

„Vergessen Sie das Trinken nicht, und trinken Sie doch nicht immer Thee; ein Schnaps wäre besser," nöthigte die Alte den Kutscher. Und während sie so sprach, zeigte ihr Gesicht einen boshaften Ausdruck, und schob sie ihm mit der Rechten die Branntweinflasche zu.

„Nöthigen Sie mich nicht, Aksinja Stepanowna, es ist gegen meine Gewohnheit," sagte der Droschkenkutscher.

„Das ist doch unmöglich wahr; ein Droschkenkutscher, und sollte keinen Schnaps trinken! noch dazu ein unverheiratheter Mann, der darf schon trinken!"

Mit einem Blick beobachtete der Droschkenkutscher den boshaften Zug im Gesicht der Alten, dann schaute er auch die Schnapsflasche an und sein Gesicht wurde boshaft, gerade als wollte er sagen: Warte, Du alte Hexe, mich sollst Du nicht herumkriegen. „Nöthigen Sie mich nicht weiter, denn in unser Geschäft paßt das Schnapstrinken nicht. Ein Handwerker darf sich das schon erlauben, aber unsereiner, der jeden Augenblick vor das Publikum muß, darf nicht daran denken. Sitzt man z. B. im Gasthaus, so muß man befürchten, daß uns Pferd und Wagen davon kommt; hat man einen Rausch, so kann man vom Bock fallen und todt liegen bleiben. Unser Geschäft erfordert nun einmal Nüchternheit."

„Sie haben mir noch nicht gesagt, wie viel Sie täglich verdienen, Danielo Semjonitsch?"

„Nun, das ist verschieden. Mancher Tag bringt drei Rubel, mancher nicht einen Heller. In früheren Zeiten war das Geschäft wohl einträglicher, aber jetzt besinnt sich ein Fahrgast lange, ob er nicht lieber die billige Pferdebahn benutzt. Das Futter für das Pferd ist auch im Preise gestiegen. Na, ich darf mich nicht beklagen, denn ich habe immer noch satt zu essen und kann mich auch noch kleiden, und schließlich reicht es auch für zwei Personen" — dabei warf er einen Blick zu Pelageja hinüber — „vorausgesetzt daß die zweite Person will."

Grischa hätte gern weiter gehorcht, aber seine Mama erschien und sagte: „Was horchst Du hier? Geh in das Kinderzimmer und lerne."

Grischa gehorchte sofort, aber als er sein Lesebuch zur Hand nahm, war es ihm unmöglich zu lernen, denn das eben Gesehene beschäftigte seinen Kopf. Es war bei ihm ausgemacht, daß die Köchin heirathet. Es ist doch zu sonderbar, daß Alles heirathet. Mama hat doch auch den Papa geheirathet und die Cousine den Pawel Andreitsch. Das war nun eher zu begreifen, denn die hatten es gut, gingen fein gekleidet, trugen Schmucksachen und elegante Stiefel. Aber dieser Mann, der Droschkenkutscher mit der rothen Nase und den schweren Stiefeln; das war doch schrecklich! Und warum wohl die Wärterin es gern sah, wenn Pelageja den Mann heirathete?

Der Gast hatte die Küche verlassen und Pelageja kam, die Zimmer in Ordnung zu bringen. Sie sah noch sehr erregt aus, ihr Gesicht war roth und ihr Körper zitterte. Sie wußte kaum, was sie that und wiederholte alle Arbeit fünf mal. Namentlich aus Mamas Zimmer war sie nicht fortzubringen. Sie schien Lust zu haben, ihr Herz Jemand zu offenbaren. Als aber Mama keine Anstalten machte, die Unterhaltung in Gang zu bringen, sprach sie vor sich hin: „Jetzt ist er fortgegangen." Die Mama blickte von ihrer Näharbeit nicht auf, sondern sagte nur:

„Ich glaube aber, er ist ein guter, nüchterner Mann; wenigstens hat er auf mich solchen Eindruck gemacht."

„Ich heirathe ihn aber nicht, nein, gewiß bei Gott nicht, gnädige Frau!"

„Weißt Du auch, daß ein solcher Schritt überlegt sein muß? Du bist doch kein Kind mehr. Gefällt er Dir nicht?"

„Gnädige Frau sagen da etwas, das bei Gott . . ."

Warum sagt sie denn nicht offen, daß er ihr nicht gefällt? dachte Grischa. Aber so ziere Dich doch nicht so!

„Gefällt er Dir?"

„Aber gnädige Frau, der Mann ist ja alt," antwortete Pelageja lachend.

„Wozu willst Du einen jungen? Der Mann ist noch nicht vierzig, oder wartest Du auf ein hübsches Gesicht?"

„Das hat dabei nichts zu sagen, heirathe ihn nur!" rief die alte Wärterin aus dem Nebenzimmer.

„Ich heirathe ihn aber nicht!" schrie Pelageja.

„Warum nicht, Du Närrin, Andere würden glücklich sein, Du undankbares Geschöpf. Du sagst immer nur: ich heirathe nicht. Du hast es wohl auf Postillone und Hauslehrer abgesehen? Gnädige Frau, haben Sie noch nicht bemerkt, wie ihre Blicke immer an dem Hauslehrer von Grischa hängen? Ja, so ist die unverschämte Person!"

„Sag', hast Du diesen Kutscher schon früher einmal gesehen?" fragte Mama.

„Nein, heute zum ersten Male. Aksinja hat ihn, wer weiß woher, heute zum ersten Mal mitgebracht, und gerade auf mich hat es dieser Teufel abgesehen!"

Als Pelageja bei Tisch bediente, wurde sie mit dem Droschkenkutscher geneckt. Sie wurde immer ganz roth und lachte verlegen. Heirathen muß doch beschämend sein, dachte Grischa dabei. Die Suppe war versalzen, im Fleisch war ein Zugbändchen von einem Stiefel, und Niemand konnte sich erklären, wie das eigentlich hineingerathen war. Das Hühnchen war noch blutig. Die arme Pelageja zitterte so, daß ihr fortwährend Messer und Gabel aus den Händen fielen, aber Keiner machte ihr einen Vorwurf, Alle würdigten ihren Seelenzustand. Papa allein schleuderte einmal die Serviette von sich und sagte zu der Mama: „Ich begreife Deine Wuth nicht, alle Leute zu verheirathen. Was kümmert es Dich? laß sie heirathen, wen sie Lust haben."

Nach Tisch erschienen alle nachbarlichen Dienstboten, und es war ein immerwährendes Flüstern. Um Mitternacht erwachte Grischa und hörte, wie die Alte und die Köchin leise sprachen. Abwechselnd hörte man bald der Wärterin belehrende Stimme, dann wieder das Weinen der Köchin.

Der folgende Tag brachte Ruhe, als ob der Droschkenkutscher nie dagewesen wäre, höchst selten einmal legte die Wärterin ihr gutes Kleid an und ging dann fort, wohin wußte Niemand. Der Droschkenkutscher erschien nicht wieder, und als man der Köchin davon sprach, weinte sie und schrie: „Könnte ich ihn doch dreimal verfluchen, um nicht mehr an ihn zu denken."

Eines Abends, als Pelageja und die Alte fleißig draußen arbeiteten, trat Mama in die Küche und sagte: „Pelageja, heirathe ihn. Das ist zwar eine Sache, die nur Dich angeht, aber bei uns im Hause darf er nicht wohnen. Ich habe es nicht gern, wenn Jemand in der Küche sitzt. Denke daran. Auch darfst Du nie zur Nacht fort."

„Gott weiß, was Sie denken, gnädige Frau. Warum machen Sie mir überhaupt seinetwegen Vorwürfe? Wozu hat er sich an mich gehängt? Meinetwegen mag er toll werden."

Eines Sonntags, als Grischa wieder in die Küche schaute, fand sein Erstaunen keine Grenzen. Die ganze Küche war voller Menschen. Köchinnen, der Hausdiener, zwei Polizisten, ein Unteroffizier und der Knabe Filka, der doch sonst nur bei der Wäsche zu sehen war, jetzt aber ordentlich gewaschen und gekämmt war. Mitten in der Küche stand die Köchin; sie hatte ein neues Kattunkleid und eine Blume im Haar. Lange standen sie so schweigend da, bis endlich der Unteroffizier als Brautvater sagte: „Ich glaube, es ist Zeit." Pelageja fing an zu weinen. Darauf nahm der Unteroffizier das Brot vom Tisch, trat zur Seite der Wärterin und segnete den Droschkenkutscher und Pelageja. Der Droschkenkutscher fiel dem Unteroffizier zu Füßen und küßte seine Rechte. Zitternd und mechanisch folgte Pelageja, ebenso thaten sie vor Aksinja. Dann wurde die Thür geöffnet, und die ganze Gesellschaft verschwand lärmend in's Freie.

O, diese arme Person! dachte Grischa, als er ihr Weinen hörte. Wohin führt man sie wohl? Und warum sind Papa und Mama nicht gekommen und haben sie in Schutz genommen?

Nach der Trauung wurde den ganzen Tag gesungen und gespielt. Mama war böse, daß die Alte so nach Schnaps roch und Niemand ihre Theemaschine in Brand setzte. Pelageja war auch noch nicht da, als Grischa sich zu Bett begab. Wer weiß, wo die arme Pelageja noch im Dunkeln weinte, und der böse Droschkenkutscher zankt mit ihr! dachte der Knabe.

In der Morgenfrühe war die Köchin schon früh in der Küche, und der Droschkenkutscher sprach nur einen Augenblick vor. Er machte vor Mama eine Verbeugung, sah dann Pelageja streng an und sagte: „Bitte, gnädige Frau, geben Sie Obacht auf Pelageja und vertreten Sie Mutterstelle bei ihr. Und auch Sie, Aksinja Stepanowna, nehmen Sie sich ferner ihrer an und geben Sie Acht, daß sie ehrbar bleibt. Und dann möchte ich die gnädige Frau um fünf Rubel vom Gehalt der Pelageja bitten; ich muß ein neues Kummet kaufen."

Was war nun das wieder für ein Räthsel, vor dem Grischa stand? Warum hat die Köchin geheirathet? Bisher hatte sie gelebt wie sie wollte; Niemand hatte ihr Vorschriften gemacht, und jetzt kam plötzlich ein Fremder, bevormundete sie und eignete sich ihr Eigenthum an. Mit thränenden Augen überdachte dies Grischa und nahm sich vor, diese arme Person, die ihm ein unschuldiges Opfer schien, zu trösten. Er eilte zur Speisekammer, nahm einen schönen Apfel, drückte ihn der Pelageja in die Hand und eilte davon.

Aus der Hauptstadt.

Das Buch der Richter.

Wenn die Oeffentlichkeit auch existirt, so versteht sie doch diese nicht immer angenehme Eigenschaft gemeinhin sehr schlau zu verbergen, und zwar just immer dann, wenn man ihrer am nöthigsten bedarf. Vielleicht übt sie dies Versteckspiel aus denselben Gründen, die wenigstens nach Ansicht der Neger die Affen veranlassen, von ihrer Gabe der Sprache keinen Gebrauch zu machen: damit sie kein Mensch zur Arbeit zwingen kann. Von Zeit zu Zeit, sobald die Sensationstrompete erschallt und ein besonders krasser „Fall" schlaffe Nerven prickelt, besinnt sich die Oeffentlichkeit auf ihre angestammten Rechte und Pflichten; sie fährt dann aus dem tiefen und schweren Traum empor, darin sie seit der letzten großen Rede des Herrn Reichskanzlers versunken war, und meldet sich zur Stelle. Der Mordprozeß Heinze belehrte die unglaublich naive und harmlose Oeffentlichkeit, daß es Damen und Gentlemen im N. O. Berlins gibt, davon sich der Asphalt der Friedrichstraße und die Blumensäle in ihrer Klösterlichkeit nichts träumen lassen; sie machte schleunigst mobil, sie erwirkte sogar eine geharnischte Lex, sie entrüstete sich über die Maßen und ging alsbald wieder zur Ruhe. Durch Hirschfeld und Wolff, durch Sommerfeld und Friedländer erfuhr die Oeffentlichkeit zum ersten Male, daß Bankiers durchtriebene Schufte sein können, dieselben Bankiers, denen man doch gar nicht genug Handelsrichterstellen, Commerzienrathstitel und Orden anhängen konnte, die man nicht laufen ließ, wie es im Sprüchwort von großen Dieben heißt, sondern denen man noch obendrein nachlief. Von den Schäden im Offiziercorps erlangte die Oeffentlichkeit zuerst durch den Hannover'schen Spielerprozeß Kenntniß, von der parlamentarischen Corruption durch Vorgänge in Paris, Rom und anderen Aufsichtsräthen; und wenn nicht in gemessenen Zwischenräumen pikante Skandalprozeßchen es deutlich zeigten, man hätte wirklich keine Ahnung davon, was für ein betrügerisches Gesindel sich selbst hier zu Lande vom Marke der Redlichen und Arbeitenden nährt.

Den Gerichtsscenen allein, den grellrothen, verdankt die „Oeffentlichkeit", was sie vom öffentlichen Leben weiß, und das ist wahr, sobald die Herren im schwarzen Talar einmal ihrer gedankenfaulen Kurzsichtigkeit den Staar gestochen haben, hat sie sich noch immer ermannt und wüthend sofortige Abhülfe der Uebelstände gefordert, die sich ihrem durchdringenden Blick so lange zu entziehen wußten. Schließlich ließ sie sich's aber stets daran genügen, daß ein kleiner Sündenbock geopfert ward und der Uebelstand an sich, den man im Laufe der Jahre lieb gewonnen hatte und nun beinahe zu den Heiligthümern der Nation zählte, unversehrt erhalten blieb.

Nachdem die Herren Richter allmählich bewiesen hatten, daß es fast in jedem Stande faul aussehe und Herkulesse in Deutschland überall ganz hübsche Augiasställe finden würden, hielten sie es geboten, die Oeffentlichkeit von dem Wahne zu befreien, nur hinter der schwarzen Advokatentoga schlage ein reines Herz. Unsere Justiz galt bei Alt und Jung, bei Mann und Weib, nur bei denen nicht, die jemals mit ihr zusammengetroffen waren, für unantastbar und zweifelsohne; das Schuldbuch der Richter zeigte nahezu keine Eintragung. „Il y a des juges à Berlin!" sagte stolz und selbstbewußt, wer nie in die allerdings fatale Lage kam, sie auch anrufen zu müssen. Wir wußten von Sternkammern nichts, und hinter uns in wesenlosem Scheine lagen die Tage absolutistischer Cabinetsjustiz. Eigentlich war es erstaunlich: ringsum wankten die Grundpfeiler der bestehenden Gesellschaftsordnung, Mann wüthete gegen Mann, eine neue Zeit dämmerte blutroth am Horizont — und nur die Rechtspflege ließ nichts zu wünschen übrig. Sonderbar. Man konnte beinahe etwas wie Beruhigung für die Zukunft daraus schöpfen.

Es war höchste Zeit, daß die „Fälle" eintraten.

Herr Landgerichts-Director Brausewetter machte sich durch die schneidige Leitung eines Preßprozesses berühmt. In diesem Prozeß erhielt einer der Angeklagten wegen Beleidigung des Polizeipräsidiums, ich glaube, sechs Monate Gefängniß zudictirt, unter Berücksichtigung des Umstandes, daß er ein sozialdemokratisches Blatt vertrat. Für genau dieselbe, wenn nicht schwerere Strafthat verdammte wenige Tage später ein anderes Berliner Gericht einen brandrothen Anarchisten zu — zwei Wochen Gefängniß.

Ganz kurze Zeit darauf beantragte ein Berliner Staatsanwalt sechs und ein halbes Jahr Gefängniß gegen den Grazer Confusionarus Gumplowicz — für eine couragirte Vertheidigungsrede. Der Staatsanwalt hatte Gumplowicz vorher mit nur anderthalb Jahren Plötzensee bedenken wollen; als aber der Anarchist seine Vertheidigungsrede mit erhobener Stimme also schloß: „Thun Sie Ihres Amtes, meine Herren, aber geben Sie sich nicht der Hoffnung hin, daß Sie Recht ausüben — Sie üben nur Gewalt aus! Wenn Sie aber einmal die Macht verloren haben, haben Sie Alles verloren!" — nach diesen von einem Gumplowicz-Standpunkt aus gar nicht so üblen Worten erhob sich der Staatsanwalt und wünschte dringend den Sprecher nicht anderthalb, sondern acht Jahre lang eingekerkert zu sehen.

Nachher erfreute der Fall Thüngen die Welt. Ein ehrenwerther Mann im Bayerlande gibt seinen Bedenken wider die Handelspolitik der deutschen Regierung Ausdruck, leider in jener übertrieben scharfen und persönlichen Weise, die unter dem Drang der Verhältnisse bei uns üblich geworden ist. Man hätte den Artikelschreiber in seiner Heimath anklagen können, wo er den incriminirten Aufsatz hatte drucken lassen; aber man traute den bayrischen Geschworenen aus dem Volke nicht so recht, da sie über Handelspolitik ganz anders denken sollen als Berliner Richter und nach bajuvarischer Art nicht jedes unbedachte Wort auf die Goldwage legen. Da die Zeitung, die Thüngen's Auslassungen zuerst gebracht hatte, hier in ganzen sieben Exemplaren verbreitet war, und da ein Berliner Blättchen den offenen Brief übernahm, ganz ohne Zuthun des Verfassers,

glaubte man Grund genug zu haben, den Freiherrn vor ein Forum der Haupt- und Residenzstadt Berlin zu ziehen.

Als die Affaire Thüngen beendet schien, veröffentlichte Herr Landgerichts-Director a. D. Alexander Schmidt in der „Vossischen Zeitung" eine Erklärung, wonach er „aus Gründen, die ganz und gar außerhalb seiner Person lagen und die sich deshalb der öffentlichen Mittheilung entziehen", den Vorsitz einer Strafkammer niederlegen — mußte. Das Organ des Auch-Landgerichts-Directors a. D. Lessing hatte die Kühnheit gehabt, Herrn Schmidt vorzuwerfen, nur „Ueberfluß an Empfindlichkeit und Privatvermögen" seien die Veranlassung zu seinem Schritt gewesen. Es ist möglich, daß Herr Lessing in einer verzeihlichen Anwandlung von Gedankenschwäche sich selbst mit seinem Kollegen Schmidt verwechselte; der „Ueberfluß an Privatvermögen" wenigstens trifft bei ihm, dem Hochgeschätzten, durchaus ein, während Ueberfluß an Empfindlichkeit allerdings bisher nicht seine Schwäche war. —

Die „Oeffentlichkeit" hat sich mit allen diesen Fällen beschäftigt und das Conto unserer Justiz damit belastet. Den wildesten Aufruhr rief das Verhalten Brausewetters hervor, der freilich auch an Gewaltige, an Sitzredacteure, Hand zu legen wagte; die viel interessanteren späteren Vorkommnisse dagegen fanden in der freisinnigen, d. h. in der für die zeitungverschlingende „Oeffentlichkeit" maßgebenden Presse immer schwächeren Wiederhall. Die verrätherische Feigheit der Lohnschreiber, die nur aufbegehren dürfen, wenn ihren Herrn Verleger ein Jagdhieb verletzt, hat sich bei dieser traurigen Gelegenheit abermals in mildem Glanze gezeigt; für sie gibt es kein Unrecht als das, welches sie trifft oder als die Rechtsvota, die die Privatinteressen ihrer Brotgeber verletzen. Wenn sie von Heiligthümern der Nation sprechen, so verstehen sie immer nur den Geldschrank darunter, aus denen ihr Gehalt fließt; weiter ist ihnen nichts heilig. Ihre Offenheit besteht zumeist in der ewigen Offenheit der Knopflöcher des Herrn Verlegers. Und da man mit Brausewettereien, selbst wenn man sie in Verse bringt, dem Leser doch nicht Wochen lang kommen darf, und da man die übrigen wunden Stellen unserer Rechtspflege wie zierliche Rippes behandeln muß — ansehen, aber ja nicht angreifen — so wird sich die Oeffentlichkeit, die jetzt so vielgenannte, bald wieder schlafen legen dürfen. An allem Elend und allem Aerger der letzten Monate war dann allein der böse Brausewetter schuld; aber unsere Justiz an sich, allerhand Hochachtung, die ist genau so ideal wie früher.

Jedoch Brausewetter nicht und nicht der Staatsanwalt Benedix, Oberstaatsanwalt Drescher so wenig wie die, welche dem Landgerichts-Director Schmidt seiner Zeit einen zarten Wink gaben, dürfen verantwortlich gemacht werden für das Geschehene. Viel tiefer sitzt die fressende Krankheit. Wohl äußert sie sich in einer oder der anderen Persönlichkeit besonders abstoßend, aber diesen Personen darf darum kein Angriff gelten. Sie sind nur Träger und Verkörperungen des Systems.

Das Institut der gelehrten Richter, diese undeutsche Einrichtung, die unser Volk sich nur unter heftigem Widerstreben aufdrängen ließ, nähert sich, wie es scheint, dem Verfall. Zum Mindesten wird eine nicht übermäßig ferne Zukunft den Universitätsjuristen das nehmen, was sie so gefährlich macht: die entscheidende Stimme in der Rechtsprechung. Das Laienelement wird unaufhaltsam in die Collegien dringen und den gelehrten Juristen nur noch als Berather des Volksrichters gelten lassen. Je rascher sich Bildung und Intellekt der Nation entwickeln, desto eher ist diese demokratische und im Wesen des germanischen Volkes zwingend begründete Lösung möglich. Was den gelehrten Richter bisher auszeichnete und was er in curioser Selbstüberhebung oft sein Monopol nennt: die Fähigkeit objectiven Denkens und die Gabe scharfer Logik, scheint mehr und mehr von ihm zu schwinden. Die Fähigkeit objectiven Denkens vermißt man selbst bei „im Justizdienst ergrauten Beamten" neuerdings schmerzlich, und die Gabe scharfer Logik ist entweder zur Freude an Haarspaltereien entartet, oder sie führt dahin, daß selbst die am Reichsgericht versammelten Zierden juristischer Kunst in derselben Sache grundverschiedene Urtheile fällen.

Der heutige Richter steht nicht im Volke, lebt nicht mit ihm, und darum weiß er nicht und fühlt nicht, was es bewegt, kennt sein Rechtsbewußtsein nicht. Der Jusstudent geht fast immer aus einer sozialen Schicht hervor, an die des Lebens Last und Mühe wenigstens nie in der Gestalt der Sorge um das tägliche Brot herantritt; er ist entweder Sprößling der Rentner- oder der wohlbesoldeten Kopfarbeiter-Kaste. Was die Sache sehr complicirt und sie verhängnißvoller macht als man zugeben will, ist der Umstand, daß gerade jüdische Eltern ihre Söhne gern für die Rechtswissenschaften bestimmen und daß so unter anders gearteten, römischen und semitischen Elementen die deutsche Rechtsauffassung in Gefahr kommt, völlig zum Kukuk zu gehen. Bei aller Hochachtung vor den fleißigen und klugen jüdischen Juristen, die ihren deutschen Mitbewerbern zum Vorbild dienen können: das Volk betrachtet sie doch mit feindlichen Blicken und fühlt sich verrathen und verkauft, einem fremden Recht und einem fremden Richter gegenüber. Als Anwalt ist der Jude unschätzbar, als Richter eine Gefahr — nicht wegen seines Charakters oder seiner Neigungen, sondern des Mißtrauens wegen, das ihm die Parteien entgegenbringen.

Der gewöhnliche Student verlottert seine Universitätsjahre in Saus und Braus, er kümmert sich um die Rechtswissenschaft so wenig wie ein durstiger Münchner um Brunnenwasser; was im corpus juris liegt, selbst Hundertmarkscheine, ist vor ihm absolut sicher, und von der Carolina weiß er bestenfalls nur, daß sie ein überaus niedlicher Besen ist. So schildern ihn Universitätslehrer, und von der Seite her kennen ihn auch Andere. Kommt dann die Zeit des ersten Examens, so läßt man die Pressen arbeiten, davon nicht nur Theodor Fontane, sondern auch der größere Poet Eugen Richter ausführlich erzählen; bis zum Zerspringen wird der Schädel mit allerlei Papageien-Antworten auf wohlbekannte Prüfungsfragen vollgepfropft. Sind die schweren Tage vorbei, dann versliegt in Nichts das mühsame Werk der Repetitoren, aber ein neuer Jurist ist fertig.

Eignet ihm nicht advokatorische Zungenfertigkeit, so ersitzt er sich in Ehren einen Richterplatz, falls er ein honnetter Gesell ist; oder aber er strebert, wie das Cultusminister Bosse einmal sehr unumwunden darlegte. Da sich die glänzenderen Begabungen gemeinhin der Anwaltlaufbahn zuwenden und die verbleibenden Talente meist staatsanwaltschaftliche Wünsche hegen, darf es nicht Wunder nehmen, wenn in den Collegien die geistige Mittelmäßigkeit sich breit macht. Die paart sich aber fast immer mit geschäftsmäßiger Auffassung des Berufes, und ungeheuer nah liegt die Gefahr, daß sie in den Parteien schließlich nur noch leblose Objecte, nicht mehr fühlende, kämpfende Menschen sieht. Man spricht Recht auf Kosten der Gerechtigkeit. Es prallen in unseren Gerichtssälen soziale und Bildungsgegensätze schroff aufeinander, der Richter versteht den Angeklagten nicht, nicht sein Milieu und seine Erziehung, woraus sich doch so Vieles, wenn nicht Alles, erklären läßt. Und dennoch glaubt er, in wenigen Minuten vollbringen zu können, woran viel höher Begabte, Dichter und Volkswirthe, Jahre setzen müssen, glaubt er in den Seelen von Menschen lesen zu können, deren Lebensführung und geistiger Entwickelung er als Fremdling verständnißlos gegenübersteht. Es forderte das alte, deutsche Recht, daß Jeglicher nur von seinesgleichen gerichtet werde. Das Römerrecht aber ist das brutale Recht der Sieger, die Jurisdiction der Herren über die Sklaven. Und Friedrich Nietzsche hat schlimme, vernichtende Worte für solches Recht und solche Richter.

Jene Ueberhebung, die wie alle Ueberhebung nur möglich ist bei kleinen, niederen Seelen und schwachen Intelligenzen; jenes Unfehlbarkeitsgefühl, das neulich „wahnwitzig" genannt wurde und das ein Wort des Widerspruches oder der Vertheidigung fast für eine Injurie hält; jene Schroffheit, die gern den Tyrannen spielt dem Schwächeren gegenüber; jene Misanthropie, die in jedem Angeklagten einen Schuldigen sieht und einen Lügner von vornherein; jener Stolz und jene selbstgefällige Freude über Tüfteleien, die man ersonnen und an denen man nun mit verbissener Hartnäckigkeit festhält — sie sind in der Natur des Juristenthums zum Theil begründet. Sie füllen sein Schuldbuch ohnehin. Was aber soll das werden, wenn man durch geheimnißvolle Practiken dem Richterstand auch noch den Talisman rauben will, der ihn und seine Fehler allein erträglich macht: die Unabhängigkeit, den Muth, auch einmal so zu urtheilen, wie es Großen nicht gefällt? Das Buch der Richter ist nicht mehr lesenswerth, wenn ihm sein schönstes, vielleicht sein einziges schönes Kapitel genommen wird.

Prinz Vogelfrei.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Autoren von populären Romanen, welche sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer in's Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit *Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,* in Verbindung zu setzen.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg.

Soeben erschienen:

Das deutsche Drama

in den

litterarischen Bewegungen der Gegenwart.

Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von **Berthold Litzmann,**
Professor der neueren deutschen Litteraturgeschichte.

Zweite Auflage.

Preis brosch. ℳ 4.—; geb. ℳ 5.—

Soeben erschienen, in allen Buchhandlungen zu haben:

De Wilhelmshäger Kösterlüd.

Plattdeutscher Roman

von

Felix Stillfried.

2 Bände.

Preis geh. M. 5.40. Eleg. geb. M. 7.—

In seiner Frische der Darstellung, seiner originellen Charakterzeichnung, und in seinem anheimelnden gemüthswarmen Humor erinnert dieser Familienroman vielfach an **Reuter's Stromtid.**

Frauenleben in der Vorzeit

von Prof. **F. Bernhöft.**

Eleg. brosch. M. 2.—

Ein interessantes Büchelchen, welches das Brautwerben und das Eheleben der alten Culturvölker schildert und es in fesselnde Parallelen zu dem Liebesleben halbcivilisirter Völkerschaften stellt.

Wismar.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung

Verlags-Conto.

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Perlen griechischer Dichtung

ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.

Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—.

Soeben erscheint bei **W. Werther** in **Rostock:**

Kasper-Ohm un ick.

Roman in mecklenburg. Mundart

von

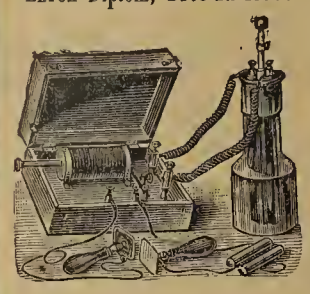
John Brinckman.

Fünfte Auflage. 3 ℳ br., 4 ℳ eleg. geb.

„Ich rathe Jedem, sich dies gute Buch zuzulegen, das bei jedem, der Sinn hat für wahren Humor und echtes, unverfälschtes Volksthum, ein unvergleichliches Behagen erzeugt." **Heinr. Seidel.**

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.



bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich 5 **Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Im Verlage von **Carl Konegen** in **Wien** ist erschienen:

Friedrich Nietzsche in seinen Werken.

Mit 2 Bildern und 3 facsimilirten Briefen Nietzsches.

Von **Lou Andreas-Salomé.**

gr. 8. 263 Seiten. — Preis: ℳ 6.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bände. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat.

Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid.

Barmer Zeitung.

. . . Der vom Verf. aufgestellte Gegensatz zwischen dem Unwerth der wüsten Spekulation und dem sicheren Untergrund der soliden Arbeit äußert immer wieder kräftige Anziehung, besonders wenn er wie hier in einem das Zeitbild geschickt wiedergebenden Vorgang und in Menschen geschildert ist, die wirkliches Leben in sich tragen. Der Roman ist so unterhaltend als belehrend.

Hamburger Nachrichten.

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

. . . Wenn sich wirklich beobachtetes Leben von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, als wir es hier erblicken, den Anforderungen der gestaltenden Kunst gemäß geordnet und verbunden findet, so verdient derjenige, der dies bewirkte, in Wahrheit den Namen eines Dichters.

Fränkischer Kourier (Martin Greif).

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 26. Berlin, den 30. Juni 1894. Band XLV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die landwirthschaftliche Concurrenz Argentiniens. Von Agricola. — Die „Wunderheilungen" des heiligen Rockes zu Trier. Von einem Arzte. — Kern- und Zeitfragen. Von Prof. Julius Wolf (Zürich). — Die Gotthardbefestigung. Von Miles. — **Literatur und Kunst:** Goethe als Erotiker. Von Ludwig Geiger. — Menschliche Körperform und moderne Kunst. Von Julius Levin. — Ein finnischer Dichter. (Karl A. Tavaststjerna.) Von Ernst Brausewetter. — **Feuilleton:** Die Capitolinische Venus. Von Mark Twain. — **Aus der Hauptstadt:** Blutzeugen. Von Prinz Vogelfrei. — Offene Briefe und Antworten: Berichtigung. Von Pfarrer Herm. Löscher. — Notizen. — Anzeigen.

Die landwirthschaftliche Concurrenz Argentiniens.

Unter den Concurrenten, von denen die deutsche Landwirthschaft bedroht wird, sind die Laplatastaaten, d. h. Argentinien mitsammt dem kleinen Uruguay und einzelnen Theilen von Paraguay, die gefährlichsten. Am mindesten bedrohlich erscheint jetzt der Concurrent, der anfänglich am furchtbarsten erschien, die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Einwanderung hat ihren Höhepunkt erreicht; der far wild west ist im Großen und Ganzen besiedelt, und wenn auch vorläufig der Export von Getreide noch auf gleicher Höhe wie im Durchschnitt des letzten Jahrzehnts steht, so weisen doch neue Anzeichen auf eine baldige Aenderung der Exportfähigkeit hin. Der jungfräuliche Boden ist schließlich, wie die Farmerblätter klagen, auch ausgesogen, und an Stelle der bisherigen Maschinenraubwirthschaft muß ein intensiver, verhältnißmäßig viel Handarbeit fordernder Betrieb treten. Vor Allem aber consumirt die wachsende Bevölkerung des Staates selbst immer mehr Brotfrucht, und weitsehende Politiker sorgen schon, wie später zu erwähnen, für die Möglichkeiten künftigen Getreideimports.

Aehnlich liegen die Verhältnisse in Rußland. Zwar ist hier bei nur etwas rationellerem Betriebe eine bedeutende Steigerung der Production zu erwarten. Aber auch die Consumtionssteigerungen müssen ganz bedeutende sein, wenn nicht schließlich der Producent, der Bauer, verhungern soll. Wir erinnern an die Erscheinungen des Hungerjahres 1892, wo in Odessa das Getreide exportirt wurde, während im Inneren des Landes Tausende von Menschen zu Grunde gingen.

Was endlich Ostindien betrifft, so liegt hier für unsere Industrie eine weit größere Gefahr vor als für die Landwirthschaft. Seit man begonnen hat, die Baumwolle an Ort und Stelle zu verarbeiten, ist in erster Reihe England, dann Deutschland bedroht, nicht nur den Export nach Ostindien, sondern nach ganz Ostasien zu verlieren.

Ganz anders die Verhältnisse in Südamerika, speziell in Argentinien. Ganz Südamerika umfaßt 7,539,223 englische Quadratmeilen; davon entfallen auf Brasilien 3,219,000, auf Argentinien 1,125,086 Meilen (Paraguay und Uruguay haben beide unter 100,000 Meilen). Die Bevölkerung Argentiniens betrug im Jahre 1875 1,736,922 Einwohner, 1890 4,066,492. Von dem Gesammtzuwachs der Bevölkerung Südamerikas in diesen 15 Jahren entfiel mehr als $^1/_3$ auf Argentinien. Der Werth des Gesammthandels der südamerikanischen Staaten betrug im Jahre 1890 748 Millionen Dollars; den größten Antheil hatte Argentinien mit 234 Millionen. Argentinien steht also in wirthschaftspolitischer Wichtigkeit allen anderen Staaten Südamerikas, auch Brasilien voran. Von 1870 bis 1890 hat sich der Werth seines Gesammthandels um 244 % gesteigert.

Den größten Export nach Argentinien hat England, dann Frankreich. An dritter Stelle folgt Deutschland; doch ist diesem sicher ein großer Theil des unter englischer und belgischer Flagge gehenden Exports zuzuschreiben. Im Ganzen landeten im Jahre 1893 in den Laplatahäfen Buenos Aires, Montevideo und Rosario 466 deutsche Schiffe, gegen 385 in den Häfen Brasiliens.

Auffallend gering ist der Export der Vereinigten Staaten nach Argentinien; er ist nur um ein Geringes größer als der Italiens. Desto dringender ist natürlich das Interesse der Vereinigten Staaten, seinen Export mit allen Mitteln zu steigern. Sie spielen jetzt Südamerika gegenüber die Rolle, die bis vor wenigen Jahrzehnten England ihnen gegenüber spielte. Südamerika soll nach dem sich bald vollziehenden Uebergange der U. St. zum Industriestaate das Absatzgebiet für ihre Fabrikproducte sein, während es ihnen tropische Naturproducte liefert. Das ist das ausgesprochene Ziel der panamerikanischen Politik, das mit allen Mitteln verfolgt wird. Das gewaltige Project einer intercontinentalen Eisenbahn, die den Norden Nordamerikas mit dem Süden Südamerikas verbinden soll, wie es auf dem panamerikanischen Congreß von 1889 aufgestellt wurde, ist nur eins, wenn auch das großartigste Glied in der Kette jener Maßnahmen, die den ganzen Continent zu einer Wirthschaftseinheit verbinden sollen.

Darin liegt aber die größte Gefahr für Westeuropa; wir sind für unsere Industrie, namentlich der Eisen- und Textilbranche, auf diesen großen und ungemein entwickelungsfähigen Markt angewiesen. Gelingt es uns nun wirklich, Nordamerika zu schlagen und Südamerika für uns zu erobern, was ist die Folge? Nun, im Welthandel zahlt man endgültig nicht mit Gold und Silber, sondern mit Producten; also gibt uns Südamerika für unsere Industrie- seine Agriculturproducte. Eigentlich tropische Waaren können wir aber kaum aufnehmen. Der Consum von Kaffee ist wenig ausdehnungsfähig, und der Rohrzucker kommt gegen den Rübenzucker nicht auf. Was übrig bleibt, das ist — Getreide. Je höher unser Waarenexport steigt, desto mehr nimmt auch die Getreideeinfuhr zu. Getreide aber produciren im nennenswerthen Maßstabe von den südamerikanischen Staaten allein die Laplataländer, und daß der Laplataweizen der Qualität nach keine Concurrenz zu scheuen hat, ist ja bereits eine bekannte Thatsache.

Einem deutschen Landsmanne, Dr. Burmeister, der in wissenschaftlicher Beziehung eine ähnliche Stellung in Süd-

amerika einnimmt, wie einst Agassiz in Nordamerika, verdanken wir eine ausgezeichnete Schilderung Argentiniens.

Argentinien ist ein ebenes Land, dessen höchste Erhebung die Vorhügel der Anden bilden, und das sich nach Osten zum Meere zu herabsenkt. Der fruchtbarste Theil liegt zwischen den Flüssen Salado, Vermejo, Pilcomayo und Paraná, und umfaßt die Provinzen Entre Rios, Corrientes und das Territorium Misiones. Dieses „argentinische Mesopotamien" (Entre Rios) hat eine Größe wie etwa Preußen und Sachsen zusammen und macht etwas über 10 % des Gesammtstaates aus. Misiones führt seinen Namen noch von seinen früheren Besitzern, den Jesuiten, die auf diesem herrlichen Stück Erde ihren seltsamen Communistenstaat errichtet hatten, der erst nach ihrer gewaltsamen Entfernung durch die beutesüchtigen Spanier 1768 zusammenbrach. Im Ganzen sind für den Ackerbau ca. 375,000 englische Quadratmeilen, d. i. etwas weniger als ein Drittel der Republik, geeignet. Davon waren im Jahre 1888 erst 1,3 %, 1893 5 % wirklich bebaut. Wie man sieht, ist also die Entwickelungsfähigkeit der argentinischen Getreideproduction eine vorläufig fast unbegrenzte. „Los campos del porvenir", die Gefilde der Zukunft liegen noch offen da, und es wird noch lange dauern, bis der letzte Vacquero vor dem Pfluge auf die dürren Steppen der Pampas zurückweichen muß. Wie ist diese langsame Entwickelung zu erklären?

In den drei Jahrhunderten seit der Entdeckung Argentiniens 1516 durch Juan Diaz de Solis bis zu seiner Losreißung von Spanien 1816 war von irgend welcher Arbeit gar nicht die Rede. Die Spanier kamen herüber, um sich an den Eingeborenen zu bereichern, und die Creolen thaten, so weit sie konnten, dasselbe. Von einiger Bedeutung war nur die „nationale Industrie", die Viehzucht, unter deren Zeichen bis jetzt das wirthschaftliche Leben der Republik gestanden hat. In diesem Jahrhundert begann die fremde Einwanderung, zuerst fast ausschließlich italienische, und mit ihr der Ackerbau. Aber, wie es dem Charakter der italienischen Rasse entspricht, blieb er der denkbar extensivste mit den rohesten Hülfsmitteln. Ihren Lebensunterhalt gewannen ja die genügsamen Südländer in dem halbtropischen Lande bald, und an Export war kaum zu denken. Intensiver wurde der Anbau erst, als mit der Entwickelung der Dampfschifffahrt die Möglichkeit lohnenden Absatzes nach Nordamerika und Europa geboten war, und als sich — in Kausalzusammenhang damit stehend — der Charakter der Einwanderung änderte. Immerhin waren noch in dem Jahrneunt 1882/1890 46 % der Eingewanderten Italiener, 25 % Franzosen, 16 % Spanier, während sich die restlichen 13 % auf die eigentlich ackerbautreibenden Nationen, die Deutschen, Engländer, Schotten und Iren vertheilt. Demgemäß vertheilte sich der Export Argentiniens nach 1890 folgendermaßen:

Wolle	47 %
Häute und Felle . .	24 „
Lebendes Vieh . . .	3 „
Talg	3,2 „
Weizen, Mais, Flachs	13,5 „
Mineralien	1,5 „
Varia	7,8 „
	100 %

Im Jahre 1880 importirte nach Sering Argentinien noch 1,5 Millionen Doppelcentner Weizen; 1890 betrug der Export 3,2, 1892 4,7, 1893 9⅓ Millionen Doppelcentner.

Deutsche Bauern sind es, die dort der deutschen Landwirthschaft Concurrenz machen; deutsches Kapital ist es, das sie dazu in Stand setzt. Man freut sich, daß für die Eisenbahnen Argentiniens deutsche Eisenwerke die Schienen liefern; bezahlt werden sie mit Getreide, das dann auf denselben Schienen noch billiger befördert wird. Der Wassertransport von Buenos Aires nach Mannheim, dem Hauptplatz des deutschen Weizenhandels, ist billiger als der Landtransport von Königsberg dahin. Gegen die Concurrenz Argentiniens ist die westeuropäische Landwirthschaft — hier hat Frankreich genau dasselbe Interesse wie wir — gänzlich machtlos. Das einzige Heilmittel sind innere Reformen auf dem Gebiete der Technik und des Rechtes der Landwirthschaft. Agricola.

Die „Wunderheilungen" des heiligen Rockes zu Trier.

Von einem Arzte.

Im Verlage der Paulinus-Druckerei in Trier ist soeben ein Buch erschienen, das berechtigtes Aufsehen in weiten Kreisen erregen wird. Es trägt den Titel: „Wunder und göttliche Gnadenerweise bei der Ausstellung des hl. Rockes zu Trier im Jahre 1891. Actenmäßig dargestellt von Dr. M. Felix Korum, Bischof von Trier." Zwei Jahre hat Bischof Korum darauf verwendet, um mit aller Sorgfalt das Material zu sammeln, das die Wunderheilkraft des heiligen Rockes Christi bezeugen soll. Der Verfasser ist sich bewußt gewesen, daß es in unserer skeptischen Zeit der exactesten Beweisführung bedarf, um überzeugend zu wirken. Deshalb hat er die actenmäßige Darstellung gewählt, die einen Zweifel an der Wahrheit des Geschehenen nicht aufkommen lassen kann. Der Verfasser unterbreitet die „Thatsachen" der Oeffentlichkeit und er fordert damit zugleich die Kritik der Wissenschaft heraus. Das Buch trägt den Charakter strenger Wissenschaftlichkeit und kann auch deshalb beanspruchen, mit solchem Maßstabe gemessen und beurtheilt zu werden. Ueber die „Möglichkeit des Wunders" im Allgemeinen mit dem Verfasser rechten zu wollen, wäre für Männer der Wissenschaft ein müßiges Unternehmen; denn hier stehen sich die Anschauungen zweier Welten gegenüber, zwischen ihnen hat sich seit Jahrhunderten eine unüberbrückbare Kluft aufgethan. Deshalb gehen wir über die Angriffe des Verfassers auf die „glaubensfeindliche Wissenschaft" schnell hinweg: es ist ein alter Satz, daß der Glaube da anfängt, wo die Wissenschaft aufhört. Etwas ganz Anderes aber ist es, wenn der Verfasser Thatsachen, welche Männer der Wissenschaft nachzuprüfen im Stande sind, unter der Behauptung berichtet, daß sie auf natürliche Weise nicht gedeutet werden können, sondern nur durch die Kraft göttlicher Offenbarung zu erklären sind. Während der kirchliche Würdenträger ein Interesse daran hat, „daß die wunderbaren Ereignisse, welche auch in unseren Tagen geschehen, dem Andenken des Volkes nicht entschwinden", zwingt der Selbsterhaltungstrieb die Wissenschaft, den Versuch zu wagen, diese Wunder nach den alltäglichen Gesetzen der Natur zu erklären. Und dieser Versuch glückt diesen Thatsachen gegenüber in überraschender Weise.

Sehen wir uns einmal die „Heilungen" etwas näher an, von denen das Buch berichtet. Sie gliedern sich in a) wunderbare Heilungen, b) Gnadenerweise. Diese Zweitheilung hat folgende Gründe: „Nach Vorschrift der Kirche dürfen Heilungen erst dann als Wunder bezeichnet werden, wenn sie nach strenger, allseitiger Untersuchung als solche befunden worden sind. Die richtige Beurtheilung solcher Heilungen verlangt in manchen (!) Fällen die genaue Untersuchung wissenschaftlich gebildeter Fachleute, von Aerzten und Theologen." Deshalb sind auch die bei der Ausstellung des hl. Rockes in Trier 1891 geschehenen Heilungen einer so zusammengesetzten Commission unterbreitet worden. Es ist nun gewiß charakteristisch, daß selbst diese merkwürdige Commission von den berichteten 38 Wunderheilungen 27 als solche nicht anerkannt hat, weil die Heilung hysterische Personen betraf. Nichts desto weniger sind diese 27 Heilungen als „Gnadenerweise" mit verzeichnet, und aus den einleitenden Bemerkungen des Herausgebers geht dessen unzweideutige Meinung hervor, daß auch diese „Gnadenerweise" unnatürliche Ereignisse sind, auch in ihnen die göttliche Offenbarung zum Ausdruck gekommen ist. Die Zahl der „Heilungen" beläuft sich nur auf elf. Auch bei einzelnen dieser elf hat die Commission den Verdacht der Hysterie ausgesprochen, sie aber gleichwohl als auf natürliche Weise unerklärlich bezeichnet und deshalb als Wunder angesprochen, bei einigen anderen

hat die Commission keine volle Klarheit über die Natur der geheilten Krankheit sich verschaffen können, in einigen Fällen hat sie schließlich nur die Schnelligkeit der Heilung als ungewöhnlich erklären können. So schrumpft denn die Zahl der Fälle, die selbst vom kirchlichen Standpunkt bei wirklich „strenger Untersuchung" als Wunderheilungen imponiren, auf einige wenige zusammen. Daß sie aber insgesammt einer exacten wissenschaftlichen Kritik nicht Stand halten, suchen die folgenden Zeilen darzuthun.

Wie im Leben überhaupt, so fällt es auch diesen Krankheitsfällen gegenüber selbst dem erfahrensten Arzte sehr schwer, sich nach der Schilderung eines Laien eine vollständige klare Vorstellung von dem Wesen und Verlauf einer Krankheit zu bilden. Auch in diesem Buche stammen die Krankheitsbeschreibungen fast ausschließlich von den Kranken selbst oder dem Pfarrer ihres Wohnorts; die beigefügten ärztlichen Zeugnisse, meist sehr vorsichtig ausgestellt, enthalten theilweis keine Diagnose, zum Theil stehen sie auch mit der laienhaften Krankheitsbeschreibung im Widerspruch. Und damit kommen wir auf den ersten springenden Punkt der Frage nach der Entstehung der Wunderheilungen: wir werden darthun, daß in einigen Fällen die Diagnose der Krankheit, auch wenn sie vom behandelnden Arzt gestellt war, falsch war. In der Mehrzahl der Fälle aber kommt der zweite Gesichtspunkt in Betracht: es handelt sich um Krankheiten, bei denen Spontanheilungen, zeitweiliger Stillstand und mehr oder weniger langdauernde Besserungen (bei chronischen Leiden sehr häufig) nichts Ungewöhnliches sind. Der practische Arzt erlebt es alltäglich, daß gewisse Krankheiten ohne sein Zuthun — wenigstens ist er selbst sich dessen bewußt — ausheilen. Diesen glücklichen Verlauf nimmt vor Allem häufig die Tuberculose, in welchen Organen sie auch sitzen mag. Daß aber andererseits hysterische Krankheiten, deren Vielgestaltigkeit, leider noch immer nicht allen Aerzten bekannt ist, oft unter dem Eindruck eines bestimmten Ereignisses plötzlich heilen, ist so bekannt, daß man sich nur wundern kann, daß sich Andere darüber wundern. Welcher Arzt wüßte z. B. nicht, daß Hysterische ebenso schnell sehend werden wie sie blind geworden sind. Durch geschickte Suggestion heilt der Arzt oft die hartnäckigste Heiserkeit mit einem Schlage. Unter dem Einfluß irgend einer Person oder eines Ereignisses lernen Hysterische, die gelähmt gewesen sind, wieder gehen u. dgl. mehr. Nach diesen Vorbemerkungen wird unsere Kritik der einzelnen Fälle leichter verständlich sein, die wir auch nach obigen Gesichtspunkten geordnet betrachten wollen.

Fall 2 (Johann Hoffmannn aus Tholey): Lupus (volksthümlich Wolf genannt), d. i. Tuberculose der Haut. In dem Bericht des Pfarrers über die Heilung heißt es: „Vierzehn Tage lang (nach der Berührung des hl. Rockes) bemerkte man keine Veränderung, dann begann die Heilung langsam", und in dem Gutachten der Commission lautet das Urtheil: „Das Gesicht des ꝛc. Hoffmann zeigte noch die deutlichsten Spuren (Narben) der früheren Krankheit." Für den Wissenden nun ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß der Lupus oft spontan vernarbt und abheilt, manchmal nur vorübergehend, oft genug auch dauernd (das kommt sogar auch beim Hautkrebs vor und täuscht selbst Aerzte!), und es ist auch nichts Ungewöhnliches, daß sich diese Selbstheilung in wenigen Wochen oder Monaten vollzieht. Eine plötzliche Heilung wird in diesem Falle nicht behauptet.

Fall 8 (Johann Wecker aus Berlin): Tabes mesaraica, d. i. Unterleibstuberculose, besonders der hinter dem Bauchfellsack gelegenen Lymphdrüsen. Ohne in dem Skepticismus so weit zu gehen wie die Commission, welche die Richtigkeit der Diagnose anzweifelt, braucht man auch in der Heilung dieser Krankheit keine übernatürliche Einwirkung zu sehen; denn so oft sie auch zum Tode führt, gelegentlich heilt sie von selbst aus, wie man bei Sectionen von Leuten, die später an anderen Krankheiten zu Grunde gegangen sind, zu sehen Gelegenheit hat. Das gilt nicht nur von der Tuberculose der Lymphdrüsen, die oft das ganze Leben hindurch latent bleibt, sondern auch von der Tuberculose des Darms.

Fall 10: Joseph Wendling litt an einer tuberculösen Wirbelerkrankung, die zu einer Verkrümmung der Wirbelsäule (sog. Gibbus) geführt hat. Schon die Commission hat hervorgehoben, daß in solchen Fällen bei Kindern spontane Heilungen öfter vorkommen; jeder Arzt kann solche Fälle aus seiner Praxis erzählen. Die Schnelligkeit der Heilung scheint doch nur durch die lebhaft erregte Phantasie der Angehörigen des Kindes zu Stande gekommen zu sein, die in eben derselben Stimmung das „Rückenmarck bereits im Absterben begriffen" sahen. Uebrigens ergiebt die Mittheilung der Krankengeschichte, daß das Kind ebenso wenig vollständig geheilt ist, wie die meisten dieser Fälle; oft hebt sich sogar der allgemeine Ernährungszustand des Körpers viel mehr als in diesem Falle von „Wunderheilung".

Fall 11 betrifft den Jacob Holzapfel aus Caldenhausen (Pfarrei Hohenbudberg). Daß der Mann eine chronische Rückenmarksentzündung gehabt hat, steht außer Zweifel, für mich aber auch, daß er sie noch hat. Nach der Beschreibung zu urtheilen, leidet der Mann an der Tabes dorsualis (sog. Rückenmarksschwindsucht), deren Verlauf sich oft über Jahrzehnte hinzieht, während deren oft Jahre hindurch ein Stillstand des Krankheitsprozesses vorkommt, bei dem sich die Kranken durchaus wohl befinden. Es gibt viele arbeitsfähige Tabiker, die sogar ohne jede Unterstützung gehen können. Solche Kranken stehen in hohem Maße unter dem Einfluß ihrer seelischen Stimmung und können heut besser gehen als morgen und umgekehrt. Bei Beurtheilung dieses Falles hat die „wissenschaftliche" Commission sich anscheinend am meisten dupiren lassen.

Ich komme zur zweiten Gruppe der Krankheitsfälle, die Fall 3, 4 und 5 umfaßt. Der letztere zunächst betrifft einen jungen Menschen mit Veitstanz. Da behaupte ich denn im Gegensatz zur Commission — und ich glaube, daß alle unbefangenen Aerzte mir beistimmen werden — daß dieses „schwere" Leiden oft und constant heilt. Das „sichere Heilmittel" ist freilich kein Medicament, sondern es ist die Zeit und die Suggestion, auch die Autosuggestion. Denn der Veitstanz gehört zu den Nervenkrankheiten, denen keine anatomische Veränderung, sondern nur eine Störung der Function des Centralnervensystems zu Grunde liegt. Aehnlich ist Fall 3 und 4 zu beurtheilen, die nach meiner Ueberzeugung zwei stark hysterische Frauensleute betrafen. Die Schwester Ursula der Franziskanerinnen hält es z. B. für eine große Gnade Gottes, daß sie „das taube, unangenehme Gefühl im Arm als Erinnerungszeichen behalten und sich zu Nutze machen kann." Der vorangegangene Unfall spricht durchaus nicht gegen die Annahme einer Hysterie. Wie unsicher die Diagnose war, geht daraus hervor, daß ein Arzt das Leiden als einen „Stickbruch", ein anderer als eine Verrenkung des Ellenbogens mit Zerreißung der Nerven und Sehnen (?) angesprochen hat. Die Magdalena Weihnachter, einer der wunderbarsten Fälle, hat sicher eine schwere Hysterie mit Contracturen der Gelenke gehabt, die jeder Arzt kennt. Daß eine angeblich „sterbende" (!) Kranke, so bald sie in den Dom gebracht wird, so laut („markerschütternd") zu schreien vermag, daß sie vom Pfarrer zur Ruhe verwiesen werden muß, stempelt sie so stark zu einer Hysterica, daß mir die auch sonst sehr schwer aus dieser Krankengeschichte zu begründende Diagnose einer Pachymeningitis cervicalis hypertrophica sehr zweifelhaft ist. Darüber ist hier nicht der Ort zu rechten. Uebrigens kommen aber auch bei dieser sehr seltenen Krankheit zuweilen von selbst wesentliche Besserungen oder gar Heilungen vor.

Leicht abzufertigen ist der Fall (6) der Frau Stinner, die ganz gewiß keinen Krebs gehabt hat, sondern wie später bereits von ärztlicher Seite richtig festgestellt ist, eine chronische Entzündung der Unterleibsorgane. Derartige Leiden bessern sich oft, auch der Blutfluß hört oft genug eines Tages von selbst auf, weil er eben keine bösartige Ursache hat. Das Hauptleiden der Frau war übrigens die Hysterie. Daß sie der heilige Rock davon befreit hat, soll sie ihm danken.

Es kommt der Fall (9) der Schwester Stephanie aus Trier, die schon durch eine Abbildung des heiligen Rockes, die

sie auf die kranke Stelle legte, geheilt ist. Nach der Krankengeschichte liegt die Annahme nahe, daß es sich hier um einen Krebs gehandelt hat. Es läßt sich aber der Verdacht nicht unterdrücken, daß diese Geschwulst in der linken Achselhöhle (auch nach Angabe des Arztes über der Brustdrüse) eine — geschwollene Lymphdrüse gewesen ist!

Es bleiben noch Fall 1 und 7 zur Besprechung übrig. Sie sind am schwierigsten zu beurtheilen wegen der mangelhaften Darstellung der Krankengeschichte. Selbst aus den Mittheilungen der Aerzte, die keine bestimmte Diagnose angegeben haben, gewinnt man keine klare Vorstellung. Hier ist sicherlich auch ärztlicherseits manch irrthümliche Auffassung vorhanden. Denn solche Krankheitsbilder wie die von Fall 1 und 7 kennt die Pathologie gar nicht. Die Helene Daniel soll an einer Atrophie des Sehnerven gelitten haben, die zur Erblindung des einen Auges geführt hatte. Der sie behandelnde Arzt konnte sie nicht heilen und schickte sie selbst (sic!) zur Verehrung und Anrührung des heiligen Rockes nach Trier. Dieser selbe Arzt erstattet später Bericht über die Heilung, ohne der Hauptsache, nämlich dem Aussehen der angeblich atrophisch gewesenen Netzhaut Erwähnung zu thun. Daß es mit dieser Erblindung des 14jährigen Mädchens noch eine ganz besondere Bewandtniß gehabt haben muß, geht u. A. daraus hervor, daß nach Aussage des Pfarrers das Mädchen allmählich auch fast ganz taub und an der rechten Seite steif und ziemlich gelähmt geworden sei. Wer die Geschichte der Stigmatisirten kennt — es sei nur an die Louise Lateau in den sechziger Jahren erinnert — welche den Ruhm der Kirche durch Schaustellung der Wunder an ihrem Körper zu mehren suchte, der weiß, daß die religiöse Ekstase gelegentlich auch vor dem plumpsten Betruge nicht zurückschreckt. — Fall 7 schließlich betrifft ein anderthalbjähriges Kind, das „in Folge einer Gehirnentzündung eine vollständige Erblindung des linken Auges, hochgradige Schwachsichtigkeit des rechten Auges und Lähmung des rechten Armes" erlitten haben soll. Das ist ein sehr merkwürdiger Symptomencomplex, dem gegenüber wohl der erfahrenste Kliniker rathlos stehen dürfte. In der Form, wie der Fall berichtet ist, bleibt er unverständlich und so entzieht sich auch seine Heilung jeder Beurtheilung. Dem Laien freilich kann man ja mit solchen Erzählungen imponiren.

Wir sind am Ende. Obige Auseinandersetzungen dürften gezeigt haben, daß man das Buch mit Kritik lesen muß. Es ist fast auffällig, wie wenig logisch zuweilen das kirchliche Dogma ist: die Kirche erkennt nicht den Widerspruch, in den sie die Person Gottes zu ihr selbst bringt, indem sie Gott Wunder thun, d. h. von den ehernen, unabänderlichen Gesetzen abweichen läßt, die er selbst gegeben. Könnte irgend etwas mehr als diese Erkenntniß den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit gefährden? Mag der Clerus den heiligen Rock in Trier als eine Reliquie verehren lassen, so lange er noch Verehrer findet — neuerdings wird ja doch ernstlich behauptet und zu beweisen gesucht, daß das wahre Kleid Christi in Argenteuil in Frankreich aufbewahrt werde —, aber er thut gut daran, ihm nicht Eigenschaften zuzuschreiben, die der wissenschaftlichen Prüfung nicht Stand halten. Unsere Zeit ist für derlei Extravaganzen des Glaubens zu weit vorgeschritten.

Kern- und Zeitfragen.

Von Prof. Julius Wolf (Zürich).

Dem jüngsten Buche Schäffle's*) im Rahmen einer Anzeige und speziell in dem eines lesbar geschriebenen Zeitungsartikels gerecht zu werden, ist nicht leicht. Das Buch ist kein systematisch geschlossenes Ganzes, sondern zerfällt in eine Reihe selbständiger Abhandlungen, welche die unsere Zeit bewegenden Fragen der Agrar-, Handels-, Colonial-, Sozial- und Finanzpolitik, weiter jene der Verfassungs- und Volksvertretungspolitik und am Eingang noch die Thatsachen und Mittel des gesellschaftlichen Daseinskampfes, der von Schäffle als „soziale Auslese" gedeutet ist, behandeln. Zwischen diesen Aufsätzen fehlt nun nicht das einigende Band; aber es ist mehr in dem „Wie" der Behandlung, in der Methode und der Tendenz, d. h. der politischen und sozialen Parteizugehörigkeit des Verfassers zu suchen, als in dem, was behandelt wird, im Stoff. Ueberdies macht auch die Reichhaltigkeit des Buches jeden Versuch wirklich gewissenhafter Berichterstattung zu Schanden. Es ist voll gepackt mit Ideen, feinen Beobachtungen, originellen Formulirungen — bekanntlich gehört Schäffle (nach Schmoller) zu den „Glückskindern, denen immer etwas Bedeutendes einfällt" — aber eben darum und trotzdem die geistige Individualität des Verfassers dies Alles glücklich beherrscht, kann der Referent es nicht wohl unternehmen, ein zureichendes Bild von Inhalt und Absicht der Arbeit zu liefern.

Schäffle will nicht zwischen Zeit- und Kernfragen unterschieden wissen. Die Zeitfragen, die er behandelt, sind ihm alle auch Kernfragen, berühren im Kern die Wohlfahrt Deutschlands, Deutschösterreichs, auf welche beide Schäffle es absieht; aber doch wären nach Schäffle zwei von den Kernfragen centrale Fragen und ihre Lösung Bedingung für die Lösung anderer: Die Frage der Agrarreform und die der Volksvertretung.

Schäffle redet der handelspolitischen Zusammenfassung der alten, zunächst der mitteleuropäischen Welt (sammt ihren dauernd möglichen Colonien) gegenüber einer gigantisch drohenden Uebermacht Nordamerikas und Rußlands, deren die Panamerikaner und Panslavisten trunkenen Zukunftsmuthes schon voll sind, das Wort. Keine mitteleuropäische Zollunion, aber ein Vertragssystem; die Zollunion dann unsern Enkeln, Ur- oder Ururenkeln. Voraussetzung solchen Zusammenschlusses sei die Agrarreform, insbesondere in Deutschland, die Stärkung der deutschen Landwirthschaft, derart, daß sie auch bei weiter herabgesetztem Getreidezoll bestehen kann. Die Schwäche der deutschen Landwirthschaft ist ihre Ueberschuldung. Um dieser Ueberschuldung Grenzen zu ziehen und sie für die Zukunft unmöglich zu machen, bedarf es Reformen im Agrarrecht, insbesondere im Agrarkreditrecht, körperschaftliche Organisation des Grundbesitzes, wie Schäffle sie schon vor zehn Jahren vorgeschlagen hat.

Die wirthschaftliche Consolidation der Einzelstaaten, der handelspolitische Zusammenschluß Mitteleuropas hängen nach Schäffle in letzter Linie also von der Schaffung solcher agrarischer Stützorganisationen, wo der einzelne Landwirth die Gesammtheit, der er angehört, sich zum Vormund bestellt, ab. Die Agrarfrage ist darum Eine der centralen Fragen. Die andere ist die der Volksvertretung. Für die Bewältigung der handels-, der agrar-, der sozialpolitischen Programme unserer Zeit ist eine Volksvertretung, die den Staat weder in den Dienst der besitzlosen Masse, noch in den der besitzenden Minderheit stellt, Voraussetzung. Die richtige Formel für die Volksvertretung zu finden, derart, daß die Sonderinteressen der Einen an der Macht der Anderen das nöthige Gegengewicht finden, und eine Vergewaltigung von keiner Seite her möglich ist, das ist die zweite große Aufgabe der Gegenwart.

Schäffle ist Gegner des nackten allgemeinen Stimmrechts. Das bloße allgemeine Stimmrecht leidet unter seiner Gegengewichtslosigkeit, weil es nur auf unvollständige Vertretung des Volks, nämlich nur auf diejenige der Massen angelegt ist. Die Erfahrung zeigt auch, daß das allgemeine Stimmrecht, wenn es rein, d. h. ohne conservative Gegengewichte herrscht, nicht bloß vorübergehend, sondern dauernd zur Uebermacht der weniger gebildeten Mehrzahl und zur Unterdrückung der Minderzahl, Anfangs langsam, dann immer stärker hinführt. Es handle sich also darum, dem allgemeinen Stimmrecht eine Ergänzung zu schaffen. Und dies sei seine Paarung mit der Vertretung „nach der kommunalen und berufskörperschaftlichen Gliederung des Volkes". „Die eine der beiden großen Gliederungen des Volkes im öffentlichen Rechte der Neuzeit ist in

*) Deutsche Kern- und Zeitfragen, von Dr. Albert Schäffle, k. k. Minister a. D. Berlin, Ernst Hofmann, 1894.

den neuſtzeitſtaatlichen Verfaſſungsaufbau nirgends einbezogen. Es ſind die Berufskörperſchaften. Schule, Kirche, Kunſt, Wiſſenſchaft, die Volkswirthſchaft in ihrer Hauptverzweigung ſind allüberall unvertreten. Die Gefahren des allgemeinen Stimmrechts dampfen aus dieſer Lücke".

Schäffle hat, indem er an anderer Stelle (Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft) die Anwendung ſeiner Löſung des Vertretungsproblems auf die ſpeziell in Oeſterreich anhängige Frage der Wahlreform verſuchte, die „Probe" auf das Prinzip zu machen, den Beweis für die „Richtigkeit" ſeiner Theorie zu liefern verſucht. In Wahrheit hat er an jener Stelle nur den Beweis für die techniſche Durchführbarkeit ſeines Planes erbracht, einen Beweis, dem ſich ein Volksvertretungsplan überhaupt nicht leicht verſagen wird. Jenen von der inneren Richtigkeit ſeines Prinzipes hätte er bloß an der Hand der Geſchichte führen können oder der Zukunft anheim geben müſſen. Iſt doch die Frage die, ob kommunale oder körperſchaftliche Gliederung des Volkes, überdies jene körperſchaftliche Gliederung, wie Schäffle ſie denkt, in der That gemeinſam mit dem allgemeinen Stimmrecht den Boden abgeben können für eine Volksvertretung, die eine Vergewaltigung ebenſowohl der wenigen Begabten durch die vielen Unbegabten, wie der vielen Unbegabten durch die wenigen Begabten ausſchließt. Und es liegt auf der Hand, daß ſich dieſer „Beweis" nicht ohne Umſtändlichkeit und kaum im Wege theoretiſcher Auseinanderſetzung wird führen laſſen, die Faſſung des Problems, aus der Schäffle die Aufgabe ſchöpft, ſelbſt als richtig angenommen.

Schäffle verſchließt ſich übrigens nicht gegen die wahrſcheinlich kommende Entwickelung. „Kein Zweifel," meint er, „die Zukunft gehört der Demokratie," und man könne dieſe Entwickelung willkommen heißen, inſofern ſie die bisher vielfach gebundenen Kräfte des Einzelnen frei ſetzt. Die zunehmende Demokratiſirung wäre darum „kein Uebel und kein Gegenſtand berechtigter Beſorgniß", wenn nur der demokratiſche Verfaſſungsbau ſo aufgeführt werde, „um nicht den Leidenſchaften und Begierden der Maſſen Alles zu überlaſſen, ſondern allen perſönlich bedeutenden Männern durch und für das Volk das Heft in die Hand zu geben."

Was Schäffle zu den Fragen der Verfaſſungs- und Volksvertretungspolitik in ſeinem Buche beibringt, hat auf Neuheit vielfach den ſtärkſten Anſpruch. Dies gilt insbeſondere auch für ſeine Studien zur Entwickelungsgeſchichte der Verfaſſungen, auf welche aber hier nicht näher eingegangen werden kann. Seine Stellungnahme zu den Fragen der Agrar- und Handelspolitik haben wir bereits geſtreift. Unter dem Titel der Sozialpolitik erörtert er den Arbeiterſchutz und die Arbeiterverſicherung, bei erſterem vorzüglich die Fragen des Maximalarbeitstages, wobei er mit Recht zu dem Schluß kommt, daß eine weitere Zukunft vermuthlich auch den Achtſtundentag realiſiren wird, als Ergebniß continuirlicher Fortſchritte in der Gütererzeugung und einiger Abſchwächung im Bevölkerungszuwachs. Von der Arbeiterverſicherung gewärtigt Schäffle nur günſtige Wirkungen und ebenſowohl auf den Arbeiter wie auf die Volkswirthſchaft. Selbſt wenn alle Koſten zeitweiſe auf den Verſicherten ſelbſt fallen würden, „ſo hätte dies doch nur die Wirkung, daß entbehrlichere Bedürfniſſe des Arbeiterhanshaltes allgemein vor dem viel unentbehrlicheren, eben der Exiſtenzſicherung für die Zeit der Erwerbsunfähigkeit zurücktreten müßten." Die Wahrſcheinlichkeit ſpreche aber dafür, „daß der Verſicherungsbedarf ganz oder zu einem erheblichen Theile zu den Productionskoſten geſchlagen, im Preis dem Conſumenten zugewälzt, oder dem unternehmenden und leihenden Kapital durch die verkehrsmäßig vollzogene Aenderung in der Vertheilung des Nationaleinkommens zu Laſten fallen oder durch techniſche Fortſchritte hereingebracht werde."

Schäffle iſt in ſeinem Buche über den Bereich wirthſchaftlicher, innerpolitiſcher und ſozialer Fragen noch hinausgegangen, und hat ſo wie die Volksvertretungsfrage auch die „Kernfrage" der mitteleuropäiſchen Auslandspolitik, die orientaliſche Frage, d. h. die Frage, die Rußland zum Verbündeten Frankreichs macht und Europa dauernd in Wehr und Waffen hält, zum Ausgangspunkt eigentlicher Löſungsvorſchläge genommen. Schäffle's Auffaſſung nach wäre Rußland zufrieden zu ſtellen, auch ohne Ländergewinn oder Statuirung ſeiner Schutzherrſchaft im Balkan durch bloße Gewährung freier Ausfahrt für ſeine Kriegsſchiffe aus den Dardanellen und Zuweiſung eines Kriegshafens im ägäiſchen Meer, — beides „gerechte Forderungen", da Rußland Anſpruch darauf machen könne, nicht zeitlebens im ſchwarzen Meer wie in einem Käfig eingeſchloſſen zu bleiben. Als Gegenleiſtung müßte den Kriegsſchiffen anderer Nationen der Zugang in's ſchwarze Meer eröffnet und der Aufenthalt daſelbſt unter gleichen Bedingungen wie Rußland im mittelländiſchen geſtattet werden. Gleichzeitig wären die Dardanellen und der Bosporus zu neutraliſiren, von hier aus alſo die Vorſchubleiſtung an eine kriegführende Macht oder die Gewinnung dieſer Waſſerſtraße durch eine ſolche unmöglich zu machen. In dieſer Weiſe will Schäffle die endgültige „Löſnug der orientaliſchen Frage" auf einem für Deutſchland, Oeſterreich und Italien friedlichen Wege. Der Gedanke Schäffle's hat viel Gewinnendes und zweifellos iſt ohne Gewährung freier Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen an Rußland eine Schlichtung der orientaliſchen Angelegenheit nicht denkbar. Fraglich bleibt nur, ob Schäffle die Anſpruchsloſigkeit Rußlands nicht überſchätzt. Rußland iſt heute entſchloſſen zu „warten", bis die Gelegenheit kommt, ſeine — freilich undefinirten — Rechte auf die Balkanhalbinſel neuerlich geltend zu machen. Und kaum dürfte es ſich ſo billig abfinden laſſen, wie Schäffle meint.

Sei dem aber wie ihm wolle; auch hier gebührt Schäffle das Verdienſt, eine Anregung, die erwogen ſein will, hinausgegeben und wirkungsvoll begründet zu haben.

Die Gotthardbefeſtigung.

Von vielen Seiten der militäriſchen Preſſe wird ſeit geraumer Zeit die rationelle Anlage und der Werth der Gotthardbefeſtigung, des Horts der ſchweizer Landesvertheidigung, in Zweifel gezogen, und man ging ſelbſt ſo weit, zu behaupten, daß, da der eigentliche Kriegsſchauplatz der Schweiz ſtets die ſchweizeriſche Hochebene zwiſchen Jura und Alpen geweſen ſind und immer ſein werden, und dementſprechend dieſelbe durch Befeſtigungsanlagen zu ſchützen ſei, die Mittel für die derzeitigen Befeſtigungen der Schweiz, alſo auch die Gotthardbefeſtigung, umſonſt ausgegeben ſeien. In der Schweiz werden jetzt, dieſer Verurtheilung der Gotthardbefeſtigung gegenüber, fachmänniſche Stimmen von Gewicht laut, welche das Unbegründete derſelben nachweiſen und die Vorſtellungen darüber, wie die Gotthardbefeſtigung in der Schweiz gedacht und wie ſie im Gegenſatz dazu anderwärts beurtheilt wird, zu klären und zu berichtigen beſtimmt ſind. Man erachtet es, wie vom ſchweizeriſchen Standpunkt aus begreiflich, dort für einen Gewinn, daß es in Folge der Befeſtigung des Gotthard Deutſchland unter keinen Umſtänden mehr möglich ſein werde, ſelbſt im Falle einer Niederlage der ſchweizeriſchen Armee der erſten Linie, „in der Hochebene der Aare oder anderwärts", Italien über den Gotthard die Hand zu reichen. Schon in Anbetracht dieſes für den politiſchen Verlauf eines Krieges überaus wichtigen Reſultates ſeien die Mittel für die Gotthardbefeſtigung nicht umſonſt ausgegeben. Die Vertheidigung derſelben iſt ſchweizeriſcherſeits, und dieſe Darlegung verdient ganz beſondere Beachtung, keineswegs in dem Sinne gedacht und geplant, den man ihr in der auswärtigen Preſſe vindicirte, wie etwa demjenigen der Vertheidigung und Beſtimmung Antwerpens oder Amſterdams, als alleiniges Centralreduit der Landesvertheidigung, nachdem die Maaslinie ꝛc. bezw. die neue holländiſche Waſſerlinie ꝛc. gefallen, ſondern als ein Reduit für eine Vertheidigung des geſammten öſtlichen Hochgebirgslandes der Schweiz unter weiteren Befeſtigungsanlagen offenſiver Natur.

Derartige Befestigungen am Eingange der Alpenthäler, welche, wie das Rhone-, Aar-, Reuß- und Rheinthal zum St. Gotthard führen, sind, wie schweizerischerseits versichert wird, dort in Aussicht genommen, ihre Ausführung jedoch aus finanziellen Gründen vorläufig noch verschoben. Von einer Zersplitterung der Defensivkraft der Schweiz längs der ausgedehnten Grenzen gegen Frankreich und Deutschland durch zahlreiche Sperrforts, wodurch man sich dem früher so beliebten berüchtigten Cordonsystem wieder genähert hätte, ist in der Schweiz Abstand genommen worden; man will jene Grenzen dort offenbar mit der Feldarmee, unterstützt durch einige wenige Hauptzugangssperren, vertheidigen, und wenn die schweizerische Armee dort von überlegenen Streitkräften zum Rückzuge genöthigt wird, den Hochgebirgsstock an seinen Hauptzugängen, gestützt auf das Reduit der Gotthardbefestigung, hartnäckig vertheidigen.

Man weist darauf hin, daß bei der kritischen Beurtheilung der Gotthardanlagen nicht zu vergessen sei, daß dieselben einen gewaltigen Stützpunkt bilden und der concentrirten schweizer Feldarmee volle Freiheit der Action sichern, eine Freiheit, welche einer etwa über den Jura einbrechenden französischen Armee verhängnißvoll werden könnte, und welche die französische Heeresleitung jedenfalls zu reiflicher Ueberlegung auffordern müsse, ehe sie sich zum Einbruch über den Jura entschließt, da sie (offenbar bei einem Vordringen gegen deutsches Gebiet) in der Flanke von der concentrirten schweizer Armee angegriffen werden würde, dagegen in der Front einer — in diesem Falle mit der Schweiz verbündeten — deutschen Armee gegenüber stehen würde. Die schweizer Armee, deren Rückzug an den Vierwaldstätter See und in die Seitenthäler des Gotthard durch das auf dem ausgedehnten Gebirgsstock geschaffene Reduit mit ausgesprochenem Offensivcharakter (vorzügliche fahrbare Straßen, Eisenbahnen, gute Saumpfade und auf allen diesen Communicationen vorbereitete Sperranlagen und Stellungen, welche das Vordringen des Gegners erschweren und lange aufhalten können, dagegen das Hervorbrechen des Vertheidigers begünstigen) gesichert ist, werde sich daher ohne Besorgniß für die Folgen einer Niederlage mit aller Wucht in die Flanken eines Gegners stürzen können, den sie in der Front durch eine andere in diesem Falle mit ihr verbündete Armee beschäftigt wisse, und welcher bei einem Vormarsch durch den Jura durch den Angriff auf Stellungen, die an den Hauptzugängen der schweizerischen Westgrenze vorbereitet sind, schon erhebliche Verluste erlitten haben würde. Eine gleiche Rolle werde der an der Aar concentrirten schweizerischen Armee, der deutschen Armee gegenüber, sollte dieselbe zuerst einbrechen, zufallen. In diesem Falle sei die Cooporation einer durch den Jura vorrückenden französischen Armee sicher. Dieser dem Heere der Schweiz durch die formidablen und leistungsfähigen, in ihren riesigen Dimensionen nicht mit einem gewöhnlichen Reduit zu verwechselnden Gotthardbefestigungen gewährten Freiheit der Action gegen den die Neutralität zuerst verletzenden Nachbarn gegenüber, seien die Mittel für die Gotthardbefestigung nicht umsonst ausgegeben. Die natürliche starke Landesfestung für die eidgenössische Milizarmee bildeten gerade die Alpen, welche nach einer Niederlage im freien Felde sicheren Rückzug und beste Gelegenheit zur Fortsetzung des Widerstandes böten, und die Schaffung eines Reduits auf dem die sämmtlichen Alpenthäler der Centralschweiz beherrschenden Gotthard-Massiv mache dieselbe möglich. Es genüge keineswegs, daß die geschlagene schweizer Armee sich in die Alpen zurückziehe, um dieselben zu vertheidigen, wenn sie dort keine ausgedehnte und starke Befestigung als Stützpunkt vorfände. Im anderen Falle würde Frankreich, besonders aber der Dreibund, leichtes Spiel mit der in der Hochebene geschlagenen schweizer Armee haben, nachdem die französische Armee daselbst das gleiche Schicksal erlitten hätte und über den Jura zurückgetrieben wäre, und würde das von Norden und Westen von Deutschland, von Süden von Italien, von Osten von Oesterreich umringte Heer der Schweiz, in kürzester Frist zur Streckung der Waffen genöthigt sein, da es demselben an allem Nothwendigen, wie Lebensmitteln, Munition, Ersatzmannschaften u. s. w. zur Fortsetzung des Kampfes fehlen würde, was ihm jetzt jedoch das Reduit des Gotthard bietet und sichert. Auch in Anbetracht dieses Resultats seien die Mittel für die Gotthardbefestigung keineswegs umsonst ausgegeben. Die bestausgebildetste Truppe würde sich nach einer Niederlage in der Hochebene gegen die vereinigten Nachbarn im Norden, Osten und Süden, oder, wenn auch besser, gegen Frankreich, in den Alpen nicht halten können, und es sei gewiß zweckmäßiger gewesen, die großen Geldsummen zur Verstärkung der an sich schon bedeutenden Widerstandskraft der Alpen, als zu besserer taktischer Ausbildung der Feldarmee zu verwenden. Nur dadurch werde es möglich, den Widerstand bis zum Aeußersten längere Zeit fortzusetzen, und somit die Chance zu haben, daß politische Verhältnisse irgendwie in den Gang des allgemeinen Krieges eingreifen und die Situation der in mißlicher Lage befindlichen Schweiz günstiger gestalten könnten.

Gegenüber der Behauptung, daß die Gotthardbefestigungen durch französischen Einfluß entstanden und gegen den Dreibund gerichtet seien, bemerkt ein schweizerischer Fachmann dem wir hier folgen, daß dieselbe absolut falsch sei. Im Jahre 1874 habe Niemand an den Dreibund gedacht, wohl aber beschäftigte man sich damals mit der Idee, die Vertheidigung der Grenzen der Schweiz durch geeignete Befestigungsanlagen zu verstärken. Der Blick der maßgebenden Persönlichkeiten richtete sich vornehmlich auf den Gotthard, der durchbohrt worden und dessen Weltlinie geschützt werden mußte. Man hatte damals hauptsächlich Deutschland und Frankreich, deren Zusammenstoß zu befürchten stand, im Auge und schuf — ohne jegliche französische Beeinflussung — eine Befestigungsanlage, welche sowohl als ein immenses Reduit oder Landesfestung, als auch als ein befestigtes Lager mit starker Besatzung zu dienen vermag, um einerseits den Widerstand bis zum Aeußersten — wenn möglich, bis zum Abbruch des Krieges — fortsetzen zu können, und andererseits als Ausgang von Vorstößen gegen die Einbruchsrichtungen eines Gegners zu dienen, welcher in die Schweiz eingedrungen ist und in derselben eine feindliche Hauptarmee in der Front zu bekämpfen hat. Von einer Umgehung des Gotthard war damals nicht die Rede und konnte es auch nicht sein. Heute liegen jedoch die Verhältnisse wesentlich anders, und gestaltet sich der Werth der Gotthardbefestigung für die Schweiz wesentlich höher als damals. Heute richtet sich diese Befestigungsanlage allerdings zuerst gegen den Dreibund, als denjenigen Gegner der Schweiz, der sie umfaßt, während der andere, Frankreich, sie nur auf einer Front bedroht. Von den vier Nachbarn, welche die Neutralität der Schweiz verletzen könnten, seien Deutschland, Italien und Oesterreich momentan militärisch am meisten zu fürchten, weil sie, zu einem Bunde vereinigt, bei einem ausbrechenden Kriege nach einem einheitlichen Plane handeln würden. Gegen eine Neutralitätsverletzung der Schweiz durch den Dreibund, meint man, sichere allerdings die starke Befestigung eines dominirenden Stützpunktes oder großen Reduits besser als eine Feldarmee, wenn sie auch tadellos ausgebildet sei. Nebenbei gesagt, sei die gegenwärtige schweizer Armee genügend ausgebildet und im Gebrauch ihrer vorzüglichen Waffen so erfahren, daß sie bei den jüngsten Manövern im Jura ihren Nachbarn und eventuellen Gegnern heilsamen Respect eingeflößt habe. Sollte jedoch die active Vertheidigung der Schweiz auf irgend einer Seite des Reduits eine partielle Niederlage von einer Armee des Dreibundes erleiden, so sei der von ihr betroffene Heerestheil, Dank des vorbereiteten, den siegreichen Gegner im Schach haltenden Stützpunktes des Gotthard-Massivs keineswegs außer Thätigkeit gesetzt und der Vernichtung Preis gegeben, was hingegen unbedingt der Fall sein würde, wenn die geschlagene Armee in die jenes Stützpunktes entbehrenden Alpen ihren Rückzug bewerkstelligte, der dann direct auf die Front einer anderen Armee des Dreibundes führe, und zugleich von einer dritten Armee desselben in der Flanke bedroht werden würde. Vor dieser Eventualität bewahre die Gotthardbefestigung die die Neutralität ihres Landes vertheidigende Schweiz.

Die vorstehenden Ausführungen schweizerischer Fachmänner enthalten unseres Erachtens im Wesentlichen eine richtige Auf-

fassung und Darlegung des Werthes der Gotthardbefestigung, und wir bemerken in dieser Hinsicht nur, daß die Gotthardbefestigung als im äußersten Südostwinkel der Schweiz gelegen, eine Neutralitätsverletzung der Schweiz, wie vorstehend behauptet wird, nicht zu verhindern, wohl aber die nachhaltige Vertheidigung der allerdings an militärischen Hülfsquellen armen, hochgelegenen Südosthälfte der Schweiz in hohem Maße zu begünstigen vermögen. Damit sie dies jedoch im Stande sind, bedarf es dort einer sehr beträchtlichen Anhäufung von Proviant, Munition und sonstigen Kriegsvorräthen aller Art, sowie der Herstellung von Unterkunftsräumen. Allein, daß die Westschweiz, ganz abgesehen von einer durch die Respectirung der Neutralität ausgeschlossenen Invasion deutscher Streitkräfte, unter Umständen ein Durchgangsland für die Operationen eines französischen Heeres zu werden vermag, dürfte die Gotthardbefestigung nicht zu hindern im Stande sein.

Miles.

Literatur und Kunst.

Goethe als Erotiker.

Von Ludwig Geiger.

Unsere Literatur treibt seltsame Blüthen. Vor einigen Jahren durfte ich die Leser der „Gegenwart" mit einem Versuch unterhalten, der Goethe zum Kabbalisten stempeln wollte. Seitdem sind dem Altmeister außer dem kabbalistischen Hute, der von seinem Erfinder auf alle mögliche Weise neu aufgearbeitet, frisch gebügelt und zurechtgemacht wurde, neue Bedeckungen zu Theil geworden. Er sollte zum Vegetarianer gemacht werden, weil er die vegetarische Idee ausgesprochen, „das Menschenleben harmonisch zu gestalten"; ja, weil er einmal etwas von dem Verbrüderungs- und Gleichheitsstaate geredet, in den „Wanderjahren", wo sich ja von allem etwas findet, sollte er gar Sozialist gewesen sein. Neuerdings ist er zum Erotiker gestempelt worden.

Goethe hat der Liebe zeitlebens gehuldigt in Gedichten und Thaten. Von dem Frankfurter Gretchen bis zur Ulrike von Levetzow ist ein langes Register. Wir kennen die Namen Vieler; die Anderer, sei es nun in Italien, oder in Weimar, in Jena oder in den böhmischen Bädern, kennen wir nicht und wollen sie nicht kennen. Ich bin der Ansicht, daß Goethe auch in der Liebe ein Mensch gewesen, daß er die Gesellschaft von männlichen und weiblichen Heiligen nicht immer geliebt hat, wenn ich auch in der Friederike-Frage, sowohl was Goethe's als was Friederike's Schuld betrifft, nicht auf dem Standpunkte stehe, den der Herausgeber dieser Blätter lebhaft vertreten hat.

Goethe's Leben und Dichten decken sich; was er fühlte, sprach er in Versen aus. Wie er nicht müde ward, sein Naturevangelium zu predigen, wie er seiner wissenschaftlichen Studien tiefstes Geheimniß der Menge enthüllte, wie er seine literarische Neigung und Abneigung offen verkündete, so machte er kein Hehl aus seinen Liebesempfindungen. Die Frauen, die er mit seiner Liebe beglückte, feierte er in seinen Gedichten; es sind die schönsten Perlen seiner Lyrik, die er seiner Christiane, die er früher Friederike und Lotte, die er später Minna Herzlieb, Marianne von Willemer und Ulrike von Levetzow weihte. In diesen Gedichten findet man den Ausdruck großer Innigkeit, stammelnder Leidenschaft, verzückter Schwärmerei, verzehrender Sehnsucht, aber selten wirkliche Erotik, d. h. das Begehren, die Geliebte völlig zu besitzen, den Liebesgenuß bis auf die Neige zu kosten. Eine Ausnahme machen nur einzelne Leipziger Gedichte, die „Römischen Elegien", die „Venetianischen Epigramme" und das „Tagebuch". Jene Leipziger Jugendgedichte sind aber, wenn sie auch vielleicht zum Theil persönlichen Erlebnissen entnommen sind, wesentlich Nachklänge deutscher Anakreontik und französischer Natürlichkeitsdichtung. Die Elegien und Epigramme, die zusammengehören, ihrer Entstehung nach nur um Monate auseinanderliegen, waren die Wirkungen einerseits der italienischen Reise, die den Dichter von den begrenzten Anschauungen der kleinen Landstadt, die ihn so lange beherbergt hatte, befreit, ihn freies Leben und freie Liebe erkennen und werthschätzen gelehrt hatte, andererseits der glühenden, freilich nur sinnlichen Liebe, die ihm seine frische, begehrliche „kleine Freundin" einflößte. Das Tagebuch, eine freie Dichtung des Sechzigjährigen, entsprang einem Johannistriebe, der sich in dem Alternden regte, da er sich in den böhmischen Bädern von schönen heißblütigen und nicht eben unerbittlichen Frauen umringt fühlte. Doch muß man sich auch bei den genannten Dichtungen, wenigstens den Römischen Elegien und dem Tagebuch, von denen das letztere übrigens bei allem lasciven Inhalt ein moralisches Mäntelchen um die Schultern trägt und mit der Verherrlichung der Pflicht schließt, gegenwärtig halten, daß sie trotz der persönlichen Erlebnisse, die ihre Grundlage bilden, ihre literarischen Vorbilder nicht verleugnen können. Bei jenen sind hauptsächlich Tibull, Properz, Ovid, nicht, wie Ferdinand Bronner neulich lehrreich dargethan, Martial und Catull, an deren Führerschaft man bisher glaubte, für den Gesammtton und für vieles Einzelne benutzt; für dieses hat ein italienisches Vorbild, Casti, Anregung zum Stoff und zur Form geboten.

Goethe war also, wie man nach diesen Ausführungen wird zugestehen müssen, kein erotischer Lyriker, oder gewiß nicht ausschließlich ein solcher. Etwas anders steht es bei den Romanen. Goethe hat dem allgemein angenommenen Gebrauch, daß es in diesen Abschilderungen des wirklichen Lebens an einer Darstellung der körperlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib nicht fehlen darf, auch seinen Tribut bezahlt. Es mag dahingestellt bleiben, ob er bei diesem Sichbeugen unter eine allgemein gültige Regel mehr äußerem Zwang, als innerer Nothwendigkeit folgte. Aber wie zart sind in den „Wahlverwandtschaften" erotische Stellen behandelt, z. B. der Kuß, den der Hauptmann Charlotten gibt, und selbst die Nachtscene zwischen Eduard und Charlotte, durch die der tragische Conflict beschleunigt, gleichsam besiegelt wird, ist nur angedeutet, aber nicht ausgemalt. Vielleicht thut der Dichter etwas zu viel in den leichtfertigen Scenen der „Lehrjahre", aber auch dort wird dem Gefühl und der Leidenschaft der Sieg über den bloßen Sinnenrausch zu Theil. Man hat nur nöthig, den großen Roman oder diese kleinen Scenen mit deutschen und französischen Producten nicht etwa der Gegenwart zu vergleichen, die theilweise absichtlich solche Vorgänge mit aufdringlichster Detailmalerei schildern, sondern mit denen der Zeitgenossen Goethe's zusammenzustellen, um zu erkennen, daß bei ihm niemals der Nachdruck auf das Erotische gelegt wird, daß das Lüsternmachen nie seine Absicht und Erregung der Sinnlichkeit nicht die von ihm ausgehende Wirkung ist.

Auch die Dramen Goethe's handeln von Liebe. Aber von ihnen dürfte, wenn man einzelne derbe Scenen der kleinen satirischen Jugenddramen ausnimmt, kaum eines völlig erotisch genannt werden; der Wortbrecher im Clavigo wird bestraft; in Tasso handelt es sich um die höchste Idealliebe; der Priesterin Iphigenie darf der Gedanke an Liebe nicht einmal nahe treten. Die freie Liebe Clärchens in Egmont wird aber durch den poetischen Schimmer so verklärt und durch die Verbindung der Liebe mit Patriotismus aus den ebenen Gebieten gewöhnlichen Liebesdranges so emporgehoben, daß man dabei von Erotik kaum sprechen darf. So bleibt eigentlich nur der Faust übrig. Kein Mensch wird hier das Erotische leugnen wollen: die Entstehung der Neigung zwischen Faust und Gretchen, die Kuppelversuche Mephisto's und die Begünstigung dieser Versuche durch Martha, die Andeutung nächtlichen Zusammenseins und die Folgen solcher Zusammenkünfte, Sehnsuchtsbekenntnisse des Mädchens und glühende Begehrensausrufe des Mannes, das alles gehört in das Gebiet der Erotik. Doch wenn es sich um den Grundgedanken der Faustdichtung handelt, so ist bisher wohl Niemand auf die Idee gekommen,

Goethe die Absicht zuzuschreiben, „das Menschengeschlecht poetisch zu schildern, wie es sich in den Grundzügen um die Liebe dreht." Solches aber ist die Absicht eines kürzlich erschienenen Schriftchens.*) Die Schrift ist gewidmet: „allen Goethe-verehrern, die den Dichter etwas weniger als einen Gott verehren und bei einer natürlichen Auslegung seiner unverstandenen Worte nicht sofort von »Goethefrevel« wettern."

Der Verfasser des Schriftchens hüllt sich in Dunkel. Da es indessen bei einer Arbeit, deren Richtigkeit zu prüfen ist, wenig darauf ankommt, wer der Verfasser ist, so braucht man sich um die Persönlichkeit des verstorbenen Universitäts-Professors O. v. Sch. nicht weiter zu kümmern und hat nur die Pflicht, seine Ansicht darzulegen und ihre Richtigkeit zu untersuchen. Nach dieser Ansicht zerfällt der ganze Faust eigentlich in drei Theile: der erste endet mit den Worten des Mephistopheles an Faust: „Du siehst mit diesem Trank im Leibe bald Helena in jedem Weibe", behandelt also die Entstehung der Liebe; der zweite bis zum Tode Gretchens schildert die Wirkung der Liebe, der dritte, d. h. der sogenannte zweite Theil recapitulirt noch einmal die Lehre, daß das ganze Menschenleben sich um die Liebe dreht. Von diesen seinem dritten Theile nimmt der Verfasser die drei ersten Acte durch und will darthun, daß sie nichts anderes sind als Darlegungen über das Wesen und das Erlangen der Liebe. Ihm in allen Einzelheiten zu folgen verbietet der Raum dieser Blätter, zum Theil auch das Bedenken, mit der Sittenpolizei in Conflict zu kommen. Nur einiges Hauptsächliche sei deshalb hervorgehoben.

Die schwierige Stelle der Reise Faust's zu den „Müttern" (der Ausdruck ist bekanntlich ein bei den alten Schriftstellern nicht ungewöhnlicher) erklärte man bisher als die Sehnsucht, die Urbilder, den Ursprung aller Dinge zu erkennen. Für den neuen Erklärer sind die „Mütter" die Liebesgefühle, die sich in den Menschen regen und der Schlüssel „das kleine Ding, das in meiner Hand wächst", findet bei ihm die allernatürlichste Erklärung von der Welt. Faust's Sendung zu den „Müttern" ist also seine Ausrüstung Seitens des Mentors zur sinnlichen Liebe, und der Ausruf Mephisto's „O, Mütter, Mütter laßt nun Fausten los" (so schreibt unser Erklärer fälschlich für nur) bedeutet ihm eben das Schwinden dieses Verkehres (partem pro toto). Selbst die köstliche Scene frechgewordener Jugendblödigkeit zwischen dem Baccalaureus und Mephisto, Wagner's ernstes Studium, den Homunculus zu destilliren, werden als Umschreibungen sinnlicher Gedanken und Vorgänge erklärt. Das kennzeichnendste Stück im zweiten Theil des Faust bleibt die Helena-Tragödie. Sie kann, so meinte man bisher, in Goethe's Weltanschauung nur den Sinn einer Vermählung des mittelalterlichen und griechischen Geistes haben; in ihr vollzieht sich die Umwandlung des Faust aus einem titanisch Strebenden, nur über sich Sinnenden zum practisch thätigen Wohlthäter der Menschheit. Daß bei einer Schilderung einer solchen Vermählung der realistisch gesinnte Dichter die leibliche Verbindung der Liebenden im Auge hatte und mit dem Glanze poetischer Schilderung umrahmte, wird keiner in Abrede stellen, um so weniger, da ja alsbald die Frucht dieser Verbindung: Euphorion erscheint, der im jugendlichen Uebermaß bald zu Grunde geht. Goethe hat selbst bezeugt, daß er dem englischen Dichter Lord Byron hier eine poetische Huldigung darbringen wollte, der ihm als bester Vertreter der Vereinigung griechischen und nordischen Geistes erscheinen mußte. Für den Verfasser unserer Schrift ist die ganze Euphorionscene nur eine Fortsetzung des Liebesgeflüsters und der dieses Geflüster begleitenden geschlechtlichen Vorgänge. Hier ist es aber durchaus nöthig, seine eigenen Worte zu brauchen, selbst auf die Gefahr hin, zarte Gemüther zu verletzen, da eine Umschreibung dieser Ausführungen kaum angeht. Die Sätze des Verfassers lauten so:

„Immer noch höher steigen die Gefühle, in beiderseitiger Reizung kost das Paar noch leidenschaftlicher, während Euphorion, den der Chor der Mädchen (personifizirte Illusionen) spielend umschwebt, sich im höchsten, köstlichsten Augenblick, »wo sein Haupt erstrahlt«, einen Lichtstrahl nach sich ziehend, in's große Feuchte stürzt. Das heißt also, durch die Ergießung des Samens findet die herrliche Umarmung ihren Abschluß. Was also Faust und Helena in der Grotte treiben, wird allegorisch durch die umschwebenden Geister wiedergegeben. Uebrigens ist in dieser Scene ein ganzer Wortschatz sinnlicher Liebesworte enthalten; die nach der Reihenfolge im Wesentlichen hier angegeben, die coitale Steigerung nicht verkennen lassen . . . Nur mäßig, mäßig. Laß meine Hände, laß meine Locken; Ist die Bewegung recht? Ja, das ist wohlgethan! . . . Zum Schein wird wieder auf die Poesie angespielt, um dem Ganzen, wie betont, ein anständiges Kleid zu geben, aber auch da, wo in solchen Augenblicken der Dichter feierlich wird, läßt er wieder durchblicken, welche Triebe eigentlich in der Poesie liegen."

Aus dieser Zusammenstellung sollte man glauben, daß namentlich die letzten unschwer zu deutenden Aeußerungen dem Liebesgespräch zwischen Helena und Faust entnommen sind. Indessen gleicht diese Zusammenstellung den Kunststückchen eines Taschenspielers, denn die Worte „Nur mäßig, mäßig" spricht zwar Faust, aber nicht zur Geliebten, sondern zu dem herumschwärmenden Sohn; „Laß meine Hände, laß meine Locken", spricht nicht etwa Helena, sondern — es heißt übrigens „laßt" — Euphorion zu den Eltern, die ihn zurückhalten wollen; „Ist die Bewegung recht?" ruft Euphorion den Gesellen zu, mit denen er sich im Tanze dreht; „Ja, das ist wohlgethan", sind Worte, in denen Helena ihre Befriedigung über das vor ihr aufgeführte Tanzspiel zum Ausdruck bringt. Ebenso wie hier, sind alle übrigen Ausführungen des Verfassers leere Vermuthungen, die man zwar nicht als Goethe-Frevel, wohl aber als Frevel an der gesunden Vernunft bezeichnen dürfte.

Der verstorbene Universitätsprofessor v. Sch., der angeblich die vorliegende Schrift geschrieben hat, mag ein recht braver Mann gewesen sein, aber er hatte zwei Fehler, einen geistigen und einen sittlichen. Der geistige bestand darin, daß er in seinen gelehrten Studien verlernt hatte, deutsch zu schreiben; sein Stil nämlich ist so geschraubt und undeutsch, daß er häufig ganz unverständlich bleibt, oder nur mit vieler Mühe verstanden wird. Der sittliche war der, daß er kein Testament machte; hätte er dies gethan, so würde er gewiß bestimmt haben, sein Manuscript zu verbrennen oder zum Mindesten ungedruckt zu lassen.

*) Das Erotische im zweiten Theile des Goethe'schen Faust (II. Act 1—3). Ein Beitrag zu des Dichters Denkweise gleichzeitig als Versuch, die ganze Dichtung in verständigen Zusammenhang zu bringen. Von Univ.-Professor Dr. O. v. Sch. Hagen i./W., Hermann Riesel & Co.

Menschliche Körperform und moderne Kunst.

Von Julius Levin.

Schon längst war es mir aufgefallen, daß in theoretischen Erörterungen über neue Kunstfragen die Urtheile der Naturforscher so wenig in Rechnung gezogen werden. Früher war das nicht so nöthig, denn man hatte seinen Canon in den alten Meistern. Man schwur auf sie, wie man auf Galen's anatomische Angaben schwur, bis Vesal die Verhältnisse richtig stellte oder wenigstens zu stellen anfing, bis man die als Surrogat genommene Anatomie der Affen durch die der Menschen ersetzte. In der neuen Kunst, d. h. derjenigen seit dem Auftreten Millet's und Manet's spielen rein naturwissenschaftliche Elemente eine solche Rolle, daß man sich billig wundern muß, wenn man sieht, wie die Entscheidung über sie bis jetzt nur oder fast nur in den Händen der Maler lag. Die Beleuchtungsprobleme, die Farbigkeit der Schatten, all das sind freilich schon alte Sachen in der Theorie, als sie aber in der Praxis erschienen, da wirkten sie mit einem Male, als wären selbst die Erwägungen Lionardo da Vinci's gar nicht vorhanden. Noch jüngst ist der Director der Nationalgallerie, Herr Jordan, auf den großen Meister zurückgegangen

und hat aus der Thatsache, daß diesem bereits bekannt gewesen ist, was die neuere Kunst als ihr Evangelium preist, der letzteren einen Vorwurf gemacht. Diese Logik ist ganz köstlich, besonders wenn man bedenkt, daß es ein großer Unterschied ist, ob man eine Thatsache kennt, oder ob man Muth und Kraft genug hat, sie darzustellen.

Herr Jordan sprach vom Standpunkte des Kunstkenners aus. Diesen will ein neuer Widersacher der neuen Kunst weniger betonen, als den des Naturforschers. Der Geheime Medizinalrath Prof. Gustav Fritsch erhebt in einer Schrift „Unsere Körperform im Lichte der modernen Kunst“*) starken Protest gegen die Darstellung des menschlichen Körpers in der modernen Kunst. Freilich nicht in der ganzen: Fritsch nimmt Gabriel Max und Böcklin ausdrücklich aus. Er wendet sich besonders gegen die Pleinairisten, jene Künstler, die das Ganze, was die Natur in freier Luft an Licht und Farbe bietet, erschöpfen möchten. „Was ist denn eigentlich geschehen,“ so ruft er aus, „einen solchen Riß in der organischen Entwickelung der Kunst im Laufe von Jahrtausenden und unseren so selbstbewußten Modernen zu rechtfertigen? Welche weltbewegende Entdeckung ist von ihnen gemacht worden, unter deren Anwendung anerkannte Leistungen früherer Zeiten plötzlich so verblassen konnten, daß sie als überwundener Standpunkt verächtlich von oben herab angesehen werden?“ Und, nachdem er Einiges über Kremser Weiß, Sonnenlicht, Schatten, heitere Lebensanschauung der alten Culturvölker, Stuck, Heine gesagt hat, kommt er zum Weisheitsschlusse über die Freilichtmalerei: „Es ist allein die frivole Technik der Ausführung, die sogenannte »Mache«, auf die es ankommt.“ Angesichts dieser Anschauungen war die Bemerkung des Herrn Fritsch, daß er die Angelegenheit nicht vom Standpunkte des Kunstkenners betrachten werde, überflüssig.

Das „Allgemeine“, was Herr Fritsch vorbringt, ist aber gewissermaßen nur Appendix zu seiner Schrift. Die Hauptsache ist, was er über die Behandlung des menschlichen Körpers durch die modernen Künstler sagt. Er knüpft seine Bemerkungen an Bilder von Harrison, Klinger und selbstverständlich von Stuck. Wie bereits gesagt, geht Herr Fritsch an die Erörterung lediglich als Anatom und nicht als Kunstkenner, in Folge dessen wird es nicht allzu leicht sein, die Unrichtigkeit seiner Anschauungen nachzuweisen. In der Actklasse des Malers Lefèvre in Paris, wo die besten Maler aller Länder fast ohne Ausnahme wenigstens einmal Platz genommen haben, herrscht ein ähnliches Verfahren, wie es Herr Fritsch beliebt. Lefèvre stellt sich, so schrieb mir jüngst ein Künstler, der den Unterricht des ausgezeichneten Lehrers während eines Jahres genoß, vor die Zeichnung mit dem Winkelmaß und weist jeden Irrthum in den Verhältnissen so auf ganz unzweideutige Art nach. Und das ist sehr gut, denn in der Unterrichtsklasse kommt es auf die Richtigkeit an, es ist ihr Zweck, dem Schüler die Sicherheit in der Wiedergabe des Realen zu verleihen, daß er ohne erhebliche Fehler zu machen, das Gesehene zu objectiviren im Stande ist. Würde dem nicht so sein, so hätte der Unterricht überhaupt keinen Zweck. Ist aber der Schüler aus der Klasse heraus, so wird er sich fragen: empfiehlt es sich für ihn, den Schulsack weiter zu tragen, oder ist es besser, ihn abzuwerfen und in eigener Weise die Sache anzufassen? Wie die Antwort auf eine solche Frage lauten muß, ist klar. Sie wird im Schweigen bestehen. Man wird dem Künstler überlassen, zu thun, was ihm am besten dünkt. Ist er ein selbständiger Geist, so wird er überhaupt nicht fragen. Er zieht seines Weges, kümmert sich um die Menschen den Teufel, er weiß ganz genau, er kommt dorthin, wo er hinstrebt. Der unselbständige wird von der Schule niemals loskommen, er wird immer weiter fragen: habe ich es recht gemacht? er wird die Correctheit über Alles schätzen, er wird außer ihr auch nichts erreichen, er wird ganz einfach langweilig sein. Man wird in ihm nichts finden, was nicht von anderer Seite viel besser gesagt worden ist, man wird ihn mit einer Lobrede auf seinen Fleiß einsargen. Er wird dann noch einige Mal versichern, daß er lebt, man wird es ihm aber nicht glauben. Zuletzt stirbt er wirklich aus Mangel an Bewegung. Der selbständige Künstler, der prädestinirte Meister, macht es anders. Er sieht sich die Natur an und findet in ihr nichts weiter als die Anregung. Die Correctheit ist nicht seine Sache. Er arbeitet auf das Erwecken einer Vorstellung hin, er gibt den Empfindungen, die das Naturobject in ihm erregt, Ausdruck in der Hoffnung und mit der Absicht, daß dieselben Empfindungen im Beschauer wachgerufen werden. Sind diese nur durch die Correctheit zu erwecken, so geht er auch der nicht aus dem Wege. Dem Meister glaubt man eben bei seinen Fehlern, daß er auch die Correctheit beherrscht, dem Unselbständigen rechnet man sogar die Correctheit als Fehler an. Das ist der große Unterschied. Der Meister stellt die Form als Substrat für Empfindungen dar, der Unselbständige als Beweis für seine Schulbildung. Die große Frage bei einem Kunstwerke ist also nicht: ist es richtig? sondern, drückt es etwas aus? Die zweite wird erst sein, was drückt es aus? und alsdann kann erörtert werden, ob es richtig ist, wenn man noch Zeit übrig hat. Das Wesentliche ist und bleibt, daß der Inhalt des Kunstwerkes nicht zu leugnen ist, daß es dem Beschauer Empfindungen vermittelt, die ihm neu sind, Empfindungen, die also durchaus nicht die seinen zu sein brauchen. Sind bei einem solchen Inhalte Incorrectheit zu finden, so ist die ganze Frage die, sind die Qualitäten des Bildes so stark, daß man diese vergessen kann, oder nicht? Wenn man sehr tief gehen will, kann man sogar fragen, wie weit beruhen die Qualitäten des Bildes auf seinen Incorrectheiten?

Ich muß es mir leider versagen, auf diese letzte tiefste aller Kunstfragen näher einzugehen, und will nur die Vorwürfe des Herrn Fritsch zurückweisen, die in den Worten gipfeln, welche auf den Seiten 35 und 36 der betreffenden Schrift zu lesen sind und folgendermaßen lauten: „Ich wiederhole hier ... daß die normalen Menschen thatsächlich nicht so aussehen, wie diese Herren uns glauben machen wollen, diese ihre Behauptung ist unwahr, wie ihre Zerrbilder der menschlichen Gestalt. Es unterliegt keinerlei Schwierigkeit Modelle zu finden, deren ungeschminkte, z. B. photographische Wiedergabe edlere Formen aufweist, als sie ihren angeblichen Idealgestalten verleihen, und nun sollen wir es ihnen auch noch Dank wissen, daß sie versuchen, uns einen Ekel vor unserer eigenen Körperform beizubringen. Als Anatom und Anthropologe, nicht als Kunstkenner protestire ich gegen dieses Vorgehen und klage die bezeichneten Maler an, daß sie mit dem guten Geschmack und der Freude an der Kunst gleichzeitig die Kenntniß der normalen, edlen menschlichen Gestalt mehr und mehr unterdrücken, anstatt dieselbe zu heben, wodurch sie sich ein schweres Vergehen der Menschheit gegenüber zu Schulden kommen lassen.“

Sehr möglich! Aber das ist gar nicht der Kern der Sache. Der Künstler ist wohl nur im Sinne des Herrn Fritsch dazu da, der Menschheit zu zeigen, wie die normalen Menschen aussehen. Dazu sind die Lehrer der Anatomie für Künstler angestellt, dafür beziehen sie ihr Gehalt, wenigstens soweit sie eine akademische Thätigkeit ausüben. Der Künstler ist kein vortragender Professor, er hat es nicht für seine Pflicht anzusehen, über Normales und Anormales zu dociren. Er ist auch gar nicht verpflichtet, sich durch Verbreitung positiver Kenntnisse der Menschheit gegenüber ein Verdienst zu erwerben, wie man es ihm nicht als Schuld anrechnen darf, wenn er sich durch das Gegentheil, die Möglichkeit zugegeben, der Menschheit gegenüber ein schweres Vergehen zu Schulden kommen läßt. Es ist thatsächlich ganz unerfindlich, wie man eines schaffenden Künstlers Verpflichtungen mit denen eines publice und unentgeltlich lesenden Docenten verwechseln kann. Nach Herrn Fritsch's Ansicht müßte die Kunst aussehen wie ein kolorirter Atlas zur Lehre vom gesunden Menschen, eine Forderung, die außer dem Verfasser der beregten Schrift im Ernste wohl Niemand mehr aufstellen dürfte.

Wenn die normalen Menschen thatsächlich nicht so aussehen, wie „diese Herren“ uns glauben machen wollen, so ist das ja an sich tieftraurig, aber es sind doch dabei immer noch

*) Carl Habel, Berlin.

mindestens zwei Dinge zu beachten. Zum Ersten . . . wer hat Herrn Fritsch denn gesagt, daß „diese Herren" nur normale Menschen malen wollen? Ja, ich frage, was ist denn ein normaler Mensch? Ist es der junge Kaufmann, oder der Athlet im Circus, oder der Lieutenant, oder weiß Gott wer? Wo ist denn das Normale? Das ist doch ein Begriff, eine auf Flaschen gezogene Erkenntniß aus einer Reihe von Beobachtungen, ein Resultat einer großen Reihe von Berechnungen. Also abgesehen davon, daß es durchaus Ansichtssache ist, was man als normal anzusehen hat, und was nicht, ist es eine große Frage, ob das, was man im Allgemeinen so zu nennen beliebt, das ist, was „diese Herren" uns zeigen wollen, und man darf sogar die Frage ruhig mit Nein beantworten. Nicht das Normale oder Anormale ist dasjenige, was einen Gegenstand für die Darstellung interessant macht, sondern die Empfindungen sind es, die er in dem Geiste des Künstlers auslöst. Ist er im Stande, in der Weise anzuregen, daß der ihn Betrachtende gereizt wird, ihn darzustellen, so ist es höchst gleichgültig, ob er sich dem nachmessenden Anthropologen als normal herausstellt oder nicht, er ist ganz einfach künstlerisch, und damit ist die Sache erledigt. Er ist künstlerisch deshalb, weil er eben, ohne Rücksicht auf irgend welche Begriffe, rein auf die Empfindung gewirkt hat.

Aber, zum Zweiten — angenommen „diese Herren" hätten normale Menschen zum Objecte genommen, so ist aber damit noch gar nicht gesagt, daß sie ihnen normal erschienen sind, d. h. so, wie sich der Anatom oder Anthropologe einen normalen Menschen denkt. „Diese Herren" haben eben die Menschen so dargestellt, wie sie ihnen erschienen sind, sie haben sie so gezeigt, daß sie befähigt sein mögen, die Empfindungen, die der Künstler bei ihrer Schaffung gehabt hat, auch im Beschauer zu erwecken. Wenn die Menschen dabei wirklich einmal im Sinne des Anatomen oder Anthropologen normal herauskommen sollten, so wäre das ja an und für sich noch gerade kein Unglück, aber es wäre schon mindestens eine große Seltenheit. Denn das Normale ist nicht immer das Interessante. Im Gegentheil, es ist im Allgemeinen sogar langweilig, und wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß es sich auch zum Gegenstande künstlerischer Darstellung eignet — und was eignete sich nicht dazu? — so darf man es doch als eine ganz verfehlte Anschauung bezeichnen, wollte man es als das künstlerische Motiv *κατ' ἐξοχήν* proklamiren.

Man verstehe mich nur nicht falsch! Das Normale ist in der Oeconomie der Kunst von unbestreitbarem Werthe. Es bildet die Grundlage des Unterrichtes und seine correcte Darstellung ist eine Forderung, die man an den Schüler ganz entschieden stellen muß. Indeß nur an den Schüler, der lernen soll, der erst die Sklavenkette des Unterrichtes tragen muß, ehe er dahin gelangt, selbständig zu schalten. Es stellt eben das Normale um seiner Normalität willen dar, an ihm übt er sein Auge, um es für die Auffassung des Anormalen, im künstlerischen Sinne Charakteristischen zu schärfen. Aber der Meister schafft neu und muß es, denn seine Natur treibt ihn dazu. Und wenn ihm das Normale nicht gelingt, so wird es eben wohl daher kommen, daß es ihn nicht interessirt. Hätte Herr Fritsch sich diese Gesichtspunkte vorgehalten, so wäre er vielleicht mit seinen Anschauungen ganz wo anders hingelangt. Ob eine Figur Harrison's spitze Schultern hat, oder nicht, ist ebenso gleichgültig, wie ob die Nymphe Stuck's normal läuft oder nicht. Die Hauptsache wird sein, ob — jene Fehler zugegeben — trotz ihrer die von dem Bilde ausgehende Stimmung eine zwingende ist. Es ist ja gewiß auch möglich, daß jene Stimmung zu Stande käme, wenn die Schultern des Harrison'schen Mannes weniger spitz wären. Aber diese Erwägungen kommen viel zu spät, denn das Bild ist eben gemalt und es macht nicht darauf Anspruch, als Canon für die Darstellung nackter männlicher Körper angesehen zu werden. Und die Stuck'sche Nymphe ist durchaus nicht als Exempel aufzufassen dafür, wie eine Dame, eine normale natürlich, läuft. Die Hauptsache wird sein, daß der Beschauer den Eindruck hat, als ob ein im rasenden Sturze begriffenes geängstigtes Weib an ihm vorbeijagt. Ich glaube wohl, daß Jeder diesen Eindruck hat, der nicht mit dem Auge des Anatomen und Anthropologen, sondern als unbefangener Kunstfreund das Stuck'sche Bild betrachtet. Es ist eben das Verdienst des Künstlers, daß er den Eindruck hervorruft, und wenn die Normalität dabei in die Enge kommt, so wäre das kein so großes Malheur, denn das Normale ist eben für Stuck in diesem Falle nicht der Ausgangspunkt gewesen. Sehr interessant ist es übrigens, daß Herr Fritsch, der gegen einige Künstler solche Vorwürfe erhebt, wie die citirten, von der Körpermalerei Böcklin's und Gabriel Max's hell entzückt ist, und die haben ganz gewiß das Normale gemalt. Sie haben gemalt, wie ihnen die Dinge erschienen, ihre Personen haben die innere Wahrheit, diejenige, welche sich nicht mit dem Tastercirkel des Anatomen und Anthropologen feststellen läßt, sondern die einzig und allein Sache der Intuition ist. Herr Fritsch hat eben von den Werken Böcklin's und Gabriel Max's einen so starken Eindruck, daß er sich zu einem ihm ganz conformen gestaltet, und da jeder Mensch sich selbst gern für normal ansieht, so vindicirt er den ihm entsprechenden Dingen gern Normalität oder, wie man zu sagen pflegt, Wahrheit. Für die Werke von Harrison, Stuck, Klinger, bei dem Herr Fritsch das Verschiedenste, einander Fremdeste auf eine Stufe stellt, fehlt ihm eben das Organ, und insofern ist Herr Fritsch für jene Künstler nicht normal.

Leser, wie gefall' ich Dir?
Leser, wie gefällst Du mir?

Naturwahrheit! Das ist das große Wort, mit dem Herr Fritsch gegen die neuere Kunst operirt, der er sogar mit dem photographischen Apparate zu Leibe gehen will. Nichts kann deplacirter sein als das. Denn wenn Herr Fritsch mit Staunen und mit Grauen sieht, wie so verschiedene Künstler sich allesammt zu den Modernen rechnen, die Wahrheit verfechten wollen, so sagt er: Wie ist das möglich, da Ihr doch, wie der photographische Apparat zeigt, alle auf andere Weise unwahr seid?" Ja, das weiß der liebe Himmel, wie es möglich ist, aber daß es möglich ist, beweist die Thatsache. Unter Naturwahrheit' fassen eben die modernen Künstler und Herr Fritsch etwas ganz Verschiedenes auf. Er versteht darunter die abmeßbare Correctheit, die photographische Treue, sie darunter die Ursprünglichkeit, die von Tradition möglichst befreite Empfindung. Sie fassen den Begriff subjectiv, er als Gelehrter objectiv. Ihm ist Wahrheit in der Kunst das, was es in der Wissenschaft ist. Wahr ist dort, was Allen so erscheint, wie man es darstellt. Den modernen Künstlern ist wahr das, was ihnen selbst so erscheint, wie sie es darstellen, selbst auf die Gefahr hin, daß kein anderer Mensch daran glaubt.

Wenn mir recht ist, kommt es auch schließlich Herrn Fritsch auf die Naturwahrheit nicht an, sondern auf seine ästhetische Empfindung. Ich meine selbstverständlich nicht, daß der Gelehrte die Naturwahrheit gewissermaßen nur vorschützt, nein, jene Verwechselung passirt ihm malgré lui. Und ich kann das umsomehr annehmen, als er oft genug von „edlen" Formen spricht. Er meint damit das, was ihm edel erscheint, und es wird das so ziemlich dasselbe sein, was man im Allgemeinen conventionell nennt. Wenn die ganze Sache darum geht, wenn Herrn Fritsch die neue Kunst nicht normal, nicht naturwahr genug nur deshalb ist, weil sie ihm, soweit die Malerei der Körperform in Betracht kommt, nicht edel genug ist . . . ja, dann ist sie noch klarer, als sie schon ohnehin ist, dann löst sich der ganze Streit sehr einfach, denn er ist über eine Geschmackssache geführt und über die darf besonders ein Anthropologe nicht streiten, denn der muß wissen, daß der Geschmack, abhängig von den Zeitverhältnissen und der Persönlichkeit, sich mit diesen ändert, und daß es eine Norm für ihn nicht gibt.

Ein finnischer Dichter.

(Karl A. Tavaststjerna.)

Von Ernst Brausewetter.

Tavaststjerna ist ein Sohn des wald- und seereichen Finland, eines Landes, das sich durch Runeberg, Topelius, Hertsberg u. A. schon einen vortrefflichen Namen in der Geschichte der Literaturen errungen hat und in Tavaststjerna einen Dichter hervorbrachte, der schon heute unter den ersten des skandinavischen Nordens genannt wird. Man kann Tavaststjerna mit Recht an die Seite der skandinavischen Dichter stellen, da er zum schwedischsprechenden Theil der Bevölkerung Finlands gehört und seine Werke auch in dieser Sprache schreibt. Man kann es in dieser Richtung wohl als ein Selbstbekenntniß auffassen, wenn er in seinem Schauspiel „Affärer" („Geschäfte") den Volksmann Segerstedt sagen läßt: „Ich habe nicht dieselbe Sprache, wie die große Menge (meines Volkes), gewiß ich kann diese Sprache, aber sie wird niemals meine Sprache, wie es das Schwedische ist. Doch Finland ist mir mehr als die Sprache. Eine Sprache ist mir nicht genug. Ich brauche mehr, um dafür zu leben, ich will ein Land haben, ein Land, einig, stark und glücklich zu machen."

Er liebt sein Vaterland mit glühender Seele, trotz all der Oede, Kälte und Düsterkeit desselben, er hat Verständniß für sein Ringen, wie das schöne Gedicht „Paa svensk botten" („Auf schwedischem Boden") beweist:

„Ein Volk wie meins muß stehn auf eigenen Füßen,
Wenn's noch so arm und noch so unbekannt,
Und saugen muß es aus den eig'nen Wurzeln
Die magre Kost von steiler Fichtenberge Abhang.
Denn diese Oede, wie sie hier gewesen,
Erzeugt ein mannbar, stolz und ernst Geschlecht,
Das nicht sich leiten läßt als Opferlamm
Zur längst bereitgestellten Schlachtbank hin."

Er hat ein Herz für sein Leid und Elend, wie der Trostlosigkeitsgesang seines Romanes „Hårda tider" (Harte Zeiten) beweist, aber er selbst hält es in jener Oede und Trostlosigkeit nicht aus, seine lebensdurstige Seele verlangt nach Sonne, nach Farben, nach Schönheit. „Leiden Sie nicht unter dem Dunst hier?" fragt Benjamin Thomén seine Jugendgeliebte Sigrid in dem Roman „Barndomsvenner" („Kindheitsfreunde"). „Ich vergehe in diesem Dunst — aber so ist es überall in Finland, er ist so dick in Folge des ewigen Friedens in der Luft, daß man ersticken kann. Fühlen Sie nicht, wie er gleichsam alle Poren verstopft und Sie am Athmen hindert? Gerade dieser verdammte Abendfriede, welcher über dem ganzen Lande Tag und Nacht ruht, trotz allem Sprachgezänke und allem Knutenpatriotismus, er ist es, der mich aufreizt."

Und noch deutlicher spricht er diese Empfindungen gegenüber seinem Heimathlande in dem Gedichte „Heimwärts" aus:

„Seltsam! Ein starrer Patriot,
Solang' ich fern dem Lande,
Wo ich allein mich heimisch fühl',
Verkomme ich daheim und werd' Idiot,
Mein Pegasus schleicht nur noch hin zur Noth,
Ich brauche für ihn keine Bande.
Und dennoch gibt's kein Land wie dies
So nah meinem Herzen, meiner Leier.
In weiter Welt keinen Menschen ich weiß
So verabscheut — und doch so theuer!"

Tavaststjerna hat eben nichts von einer nationalen Beschränktheit an sich; er ist in seiner Poesie der vollendete Weltmann, im doppelten Sinne des Wortes. Seine Werke tragen den Stempel des weitgereisten Geistes, der von weiter menschlicher Warte auf die engen und kleinen Verhältnisse der Heimath herabblickt und der bisweilen trotz der Thräne des Mitleides das Lächeln der Satire nicht zu unterdrücken vermag, dann aber auch in dem Sinne, daß etwas Zierliches, „Salonfähiges" darüber liegt. Wir haben die Empfindung, einem Erzähler gegenüber zu stehen, dessen Wesen vor jeder Brutalität in der Darstellung zurückschreckt, dessen ästhetischer Sinn nur durch die Anmuth der Form befriedigt werden kann.

Tavaststjerna ist im Allgemeinen kein Tendenzdichter, wie wir es sonst in den skandinavischen Ländern so vielfach finden. Nicht die Ideen, welche die Menschen verfechten, erscheinen ihm in erster Reihe des Studiums werth, sondern die Menschen selbst, und als Motto könnte man über fast alle seine Werke schreiben: wie zusammengesetzt der Mensch doch ist! In jeder Handlung seiner Personen sucht er den verschiedenen Triebfedern nachzuspüren und sie aufzudecken. Er glaubt nicht sehr an die „großen" Leidenschaften, oft ist es nur Trägheit, Gewohnheit und Eigensinn, wo der Romantiker eine Ausdauer und Tiefe der Gefühle sieht. Ueberhaupt lagert über seiner gesammten Dichtung der Widerschein einer tief enttäuschten Seele. Ueberall werden wir an Ibsen's Gedicht „Baupläne" erinnert, an jenes Jugendluftschloß, dessen einer Flügel zu klein wurde und der andere ganz mißlang. In allen Handlungen der Menschen hat er die Selbstsucht und die Eitelkeit erkannt, sodaß er sein Schauspiel „Affärer" geradezu darauf erbaut, daß der General von Brinck so davon überzeugt ist, daß hinter Allem egoistische Pläne stecken müssen, daß er sich einen reine Motive verfolgenden Menschen gar nicht vorstellen kann. Und in der That haben in diesem Stücke auch fast alle anderen Personen bei ihren Handlungen gewinnsüchtige Nebenabsichten, wenn sie sich auch mit den Phrasen von Vaterlandsinteresse, Liebe u. s. w. drapiren.

Mit dem wehmüthigen Lächeln der Enttäuschung und der Ironie deckt der Dichter die Charakterkleinheit der Menschen und ihre Engherzigkeit auf, mit dem gleichen wehmuthvollen Lächeln entrollt er in dem Roman „Harte Zeiten" das Gemälde des namenlosen Elends seines armen Vaterlandes. Die großen Phrasen von der christlichen Nächstenliebe und der Wohlfahrtsfürsorge der Machthaber und Regierenden werden hier durch eine grelle Satire vernichtet. Und der völlig desillusionirte Hauptmann Thoreld wird wohl nur zu einem Sprachrohre des Dichters, wenn er sagt: „Das Leben für uns praktische Männer ist oft ein Mechanismus, in welchen man in seiner Jugend hineingeräth und aus der man als ein alter Mann gebrochen und müde und unbrauchbar herauskommt, nachdem man in demselben alle seine Kräfte und den größten Theil seiner Hoffnungen aufgebraucht hat. Und man kann froh sein, wenn der Mechanismus gleichzeitig damit, daß er einen selbst als unbrauchbaren Abfall hinauswirft, auf der anderen Seite ein brauchbares Gewebe hervorrollt, dessen Einschlag von unseren Bemühungen und dessen Aufzug von unserem eigenen Lebensfaden gebildet wird." — Die landläufigen Begriffe von Recht, Gerechtigkeit und Strafe erscheinen hier vor einem Gemälde des Lebens in ihrer ganzen Lächerlichkeit, wie Tavaststjerna früher in seinem Roman „Ein Eingeborener" die landläufige Moral ironisirt hatte.

Tavaststjerna's gesammtes Schaffen hat etwas stark Subjectives, überall merken wir seine eigene Person im Hintergrunde, er steht gleichsam als lächelnder, tadelnder oder trauernder Beobachter neben seinen Romanfiguren, es sind vorwiegend wohl die Grund- und Urzüge seines eigenen Wesens, die wir in seinen Gestalten wiedererkennen, woraus sich auch erklärt, daß wir dem weitgereisten, eleganten, geschmeidigen Weltmann, der sich immer zu helfen weiß und nie in Verlegenheit geräth, und einem schwerfälligen, sentimentalen und zugleich etwas brutalen „Eingeborenen" von einer bis zum Eigensinn gesteigerten Betonung der Eigenart immer wieder begegnen. Nicht daß der Dichter sich selbst zeichnete, aber von beiden Naturen hat er etwas in sich, daher sein Interesse für sie, daher seine Fähigkeit sie lebensvoll zu charakterisiren. Jener wird dabei in der Dichtung oft zum Intriganten, ja selbst zum Schurken, dieser zum gewaltthätigen Verbrecher.

Wesentlich einfacher sind seine Frauengestalten, die er meist rein instinktiv handeln läßt, wir fühlen hier, daß der Dichter nicht aus dem Born der eigenen Seele schöpft, die nichts Weibliches in sich hat, sondern nur Beobachtetes wiedergiebt. Der Grundzug des Weiblichen ist ihm die Aufopferung des eigenen Selbst für den geliebten Mann und die Emanzipationsbewegung erscheint ihm daher als die krasseste Unnatur, sodaß aus Opposition gegen diese er sich in dem kleinen Lustspiel „Die Frau emanzipirt sich" sogar zu einer Tendenzdichtung verleiten ließ und zu zeigen sucht, wie gewisse Emanzi-

pationsverfechterinnen kein Mittel scheuen, um für ihre Sache Propaganda zu machen. Und auch in seinem letzten Drama „Uramo-torp“ („Der Uramo-Hof“) schleudert Hauptmann Thoreld herbe Worte gegen die „Geschlechtsgerechtigkeit“, die vom Manne dieselbe Unberührtheit wie von der Frau verlangt und nur dem Geschlechtshasse, nicht aber der Liebe entspringen könne, da deren schönste Frucht die Verzeihung sei. Deshalb ist der Dichter aber natürlich kein Gegner der wirthschaftlichen Selbständigkeit der Frau und er hat diesem Streben in Sigrid Walborg in „Barndomsvenner“ sogar ein schönes Denkmal gesetzt.

Tavaststjerna ist der Dichter der Jugend, fast nur junge Menschen stehen im Vordergrund seiner Dichtungen, und wo das Alter vorkommt, da erscheint es gleichsam nur als das Gegenspiel der Jugend, als Einschränkung und Eindämmung ihrer Eigenart. Seine Sympathie ist fast immer auf Seiten der Jugend, nur einmal in „Harte Zeiten“ hat er in der Gestalt der Frau von Blume der Mildthätigkeit und Nächstenliebe eine Lobeshymne gesungen.

In seinen Dichtungen ist die Handlung etwas Nebensächliches, es kommt ihm nur auf das Ausklingen der Seelenstimmungen und ihren Widerhall in der Natur an, sodaß selbst seine großen Romane aneinander gereihten Stimmungsbildern gleichen. Hierunter leiden namentlich seine Dramen, die dadurch bisweilen etwas Gerecktes bekommen und des großen dramatischen Zuges entbehren, der für die scenische Wirkung so wichtig ist, trotzdem andererseits eine bedeutende dramatische Kraft aus ihnen spricht.

Tavaststjerna ist noch ein junger Autor und weist doch bereits eine ungeheuer reichhaltige Production auf. Er wurde im Jahre 1860 als Sohn des Generalmajors Karl Johann Tavaststjerna in der St. Michels-Pfarre in Finland geboren. Schon in sehr jugendlichem Alter verlor er beide Eltern. Bis 1883 besuchte er das Polytechnikum in Helsingfors, um Architekt zu werden. Im selben Jahre erschien auch seine erste Gedichtsammlung „För morgonbris“, die durch ihre erquickende Frische, Formgewandtheit und ihren Gedankenreichthum den jungen Dichter sofort im ganzen Norden bekannt machte.

Bald darauf verließ er auch seine Heimath, um nun ein Wanderleben draußen in Europa zu führen, anfangs zum Zweck architektonischer Studien, aber nachdem 1885 eine zweite Gedichtsammlung „Nya Vers“ einen noch größeren Erfolg gehabt hatte, ausschließlich als „Staatspoet“.

Im gleichen Jahre erschien auf dem Theater in Helsingfors seine erste dramatische Arbeit „Die Frau emanzipirt sich“ der 1886 sein erster Roman „Barndomsvenner“ folgte, die Tragödie eines Sängers, der nach Verlust seiner Stimme in der Oede des Beamtenlebens geistig untergeht. 1887 folgte der Roman „Ein Eingeborener“, eine eigenartige Variation des von den Franzosen viel behandelten Themas der Demimonde-Heirath mit äußerst feiner Charakteristik, 1888 die Novelle „I förbindelser“ („In Verbindungen“), die Tragödie des Gesellschaftsmenschen, sowie eine Reihe kleinerer stimmungsvoller Novellen. 1890 folgte eine Sammlung Bilder aus dem Seeleben und gesellschaftliche Genrebilder, oft voll köstlichen Humors, wie die Novellette „Am Schluß der Flitterwochen“, und die gehaltreiche Gedichtsammlung „Dikter i väntan“, 1892 sein großer obenerwähnter Roman „Hårda Tider“ und 1893 eine duftige Novellensammlung „Unge år“.*) Seinem ersten dramatischen Erfolge war 1890 der zweite mit dem Salonschauspiel „Geschäfte“ gefolgt, im gleichen Jahre veröffentlichte er auch eine Reihe kleiner dramatischer Arbeiten**), wie das feine Charakterbildchen eines Backfisches „Pyret“, die humorvolle, feinciselirte Soloscene „God natt“ (Gute Nacht) und die an Strindberg'sche Seelenanalyse gemahnende Komödie „Ein gewagtes Experiment“. Endlich 1893 erntete er mit seiner Tragödie „Uramo-torp“ eine tiefgehende Wirkung. Der Skepticismus erweitert sich hier zur erschütternden ernsten Tragik, der Gegensatz eines naiven und in die Irre gehenden Gerechtigkeitsfanatismus und der heuchlerischen Gerechtigkeitskomödie der Gesellschaft, überstrahlt und zum harmonischen Abschlusse gebracht durch die reine Menschenliebe, welche alle „Gerechtigkeit“ überflüssig macht.

*) Verlag von Wentzel Havelstorn in Fredrikshamn.

**) Wie fast alle anderen Arbeiten bei Söderström in Helsingfors erschienen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Capitolinische Venus.

Von Mark Twain.

1. Kapitel. Eine Künstlerwerkstatt in Rom.

„Wie ich Dich liebe, George!“

„Ich weiß es, Mary, und Gott lohne es Dir, aber warum ist nur Dein Papa so eigensinnig?“

„Schau, das kommt daher, daß er nur Sinn für seinen Kramladen hat und von Deiner Kunst gar nichts versteht. Er meint, bei einem Künstler müsse die Frau womöglich Hunger leiden.“

„Weißt Du, die Weisheit Deines Papas ist recht altmodisch. Ach, warum habe ich auch den hungerleiderischen Beruf eines Bildhauers ergriffen, statt eine geldbringende Krämerseele zu werden! Der Kuckuck soll Alles holen.“

„Wenn Du nur erst jene fünfzigtausend Dollars hast, so wird auch sein Vorurtheil schwinden und — —“

„Aber, mein Kind, woher denn fünfzigtausend Dollars nehmen, da ich sogar noch meine Miethe schuldig bin!“

* * *

2. Kapitel. Eine Wohnung in Rom.

Das ist ja sehr nett, lieber Herr, was Sie da sagen, aber glauben Sie denn, meine Tochter sei nur dazu da, um von der Liebe und dem Hunger zu leben? Gegen Sie allein hätte ich ja nichts einzuwenden, aber mehr als Ihre Liebe und die Entbehrung können Sie ihr nicht bieten, und das genügt mir nicht.“

„Mein Herr, arm bin ich wohl, aber gilt denn mein Ruhm gar nichts? Erst neulich nannte der bekannte Kritiker Bellamy Foodle aus Arkansas meine Amerika ein Meisterstück ersten Ranges, wodurch mein Name sicher berühmt werde.“

„Was ist Ruhm? Er ist gut, aber nichts werth, und was versteht der Mann von Arkansas davon? Was ist denn Ihre marmorne Vogelscheuche auf dem Geldmarkt werth? Darauf kommt es nur an. Und haben Sie nicht volle sechs Monate verbraucht, um die Amerika auszuhauen? Nein, lieber Herr, wenn Sie mir in sechs Monaten die fünfzigtausend Dollar bringen, so erhalten Sie meine Tochter, andernfalls erhält sie der reiche Herr Simper. Also auf Wiedersehen in sechs Monaten!“

„O, ich Aermster!“

* * *

3. Kapitel. Die Künstlerwerkstatt.

„Mein lieber Gefährte meiner Kindheit! wüßtest Du doch, wie unglücklich ich bin!“

„Ach, sei kein Einfaltspinsel!“

„Was ist mir denn übrig geblieben von meiner Liebe? Nichts als diese kalte Marmorstatue mit dem schönen, aber herzlosen Antlitz.“

„Sei doch kein Dummkopf!“

„O, John!“

„Hast Du Thor mir denn nicht erzählt, daß Du sechs Monate Zeit habest, um das Geld aufzutreiben?“

„Und wenn ich sechs Jahrhunderte hätte, was würde es helfen? Nichts! Habe ich vielleicht Freunde oder Kapital oder gar einen Namen?“

„Ein Feigling bist Du. Du brauchst ja höchstens fünf Monate dazu, Du großes Kind!“

„Ich glaube, Du bist nicht bei Troste!"

„Ueberlasse es nur mir und in fünf Monaten hast Du das Geld!"

„Wie meinst Du das? Wo in aller Welt willst Du das Geld hernehmen?"

„Mische Dich nicht hinein, sondern lass' es nur meine Sache sein. Willst Du mir Alles gestatten, Alles dulden, was ich thue, nie dazwischen reden? Und mir heilig geloben, nichts an meinen Handlungen zu tadeln?"

„Ich schwöre es Dir!"

John nahm einen Hammer zur Hand und schlug damit der Statue die Nase ab. Noch ein Schlag, und zwei Finger fielen zur Erde. Dann folgte ein Stück Ohr, hernach noch eine Reihe Zehen, und zuletzt fiel das linke Bein zertrümmert zu Boden. Darauf ergriff John seinen Hut und ging fort. George aber schaute auf das zertrümmerte Werk und verfiel dann in Krämpfe. Nicht lange nachher erschien John wieder und packte zuerst den Künstler mit dem gebrochenen Herzen und dann die Statue mit dem gebrochenen Bein in einen Wagen. Den Künstler brachte er in seine Wohnung, die Statue aber setzte er in der Via Quirinalis ab.

* * *

4. Kapitel. Die Künstlerwerkstatt.

„Noch ein paar Stunden bis zwei Uhr, und die sechs Monate sind um. O, wäre ich doch todt! O Qual zu leben! Hungrig bin ich. Gestern nichts gegessen, heute früh nicht mehr gefrühstückt. Alles kommt und mahnt mich! Mein Schuster quält mich zu Tode, der Schneider ist auch nicht sanft, und mein Hauswirth verfolgt mich auf Schritt und Tritt. John läßt sich nicht bei mir sehen. Er war seit dem sonderbaren Tage nicht wieder bei mir. Nur Mary lächelt mir noch zu, aber der steinharte Vater wendet sich sogleich ab. O, ich armer, unglücklicher Mensch! Aber wer klopft da schon wieder? Wer will mich von Neuem mahnen? Wahrscheinlich der rohe Schuhmacher! Herein!"

„Ew. Excellenz wünsche ich Heil und Segen! Möge der Himmel Ew. Gnaden beschirmen. Hier sind die Stiefel des gnädigen Herrn. Bitte, die Bezahlung brauchen Ew. Hochgeboren nicht zu erwähnen Ich erlaube mir nur Ew. Gnaden um fernere Kundschaft zu bitten. Empfehle mich."

„Was ist denn das? Er bringt selbst die Stiefel! Bin ich denn ein König, daß er solchen Kratzfuß macht? und mich um Erhaltung meiner Kundschaft zu bitten! Ja, geht denn die Welt unter? Herein?"

„Bitte tausendmal um Verzeihung, ich bringe nur den neuen Anzug."

„Herein!"

„Tausendmal um Vergebung, aber ich erlaube mir zu bemerken, daß ich Ew. Gnaden die untere Zimmerreihe eingerichtet habe, denn diese armselige Hütte ist nicht für . . ."

„Herein!"

„Wollte nur unterthänigst mittheilen, daß ich den Kredit des gnädigen Herrn, der leider etwas gestört war, wieder voll und ganz hergestellt habe, und wir würden uns glücklich schätzen, bald einmal eine größere Summe vorschießen . . ."

„Herein!"

„O, Du Goldjunge! Mary ist Dein, liebe, heirathe sie! Hurrah, das Brautpaar lebe hoch!"

„Herein!"

„Mein Liebling, mein George, wir gehören uns beide!"

„Mary, mein Engel, ist es Wahrheit? Wir sind also gerettet, aber wodurch?!"

* * *

5. Kapitel. Ein Kaffeehaus in Rom.

In dem Kaffeehause sitzt ein Herr in einer Gruppe Amerikaner und liest Folgendes aus der Zeitung vor:

„Herrliche Entdeckung. Vor etwa sechs Monaten kaufte ein seit einigen Jahren hier lebender Amerikaner Namens Signor John Smith für ein paar Soldi ein kleines Stück Land, gerade gegenüber dem Grabe der Scipionen. Als Signor Smith das Land gekauft hatte, ging er zum Bürgermeister und ließ es einem armen Künstler Namens George verschreiben, dem er einmal, wie er selbst sagte, einen pecuniären Schaden zugefügt hatte. Er wollte dem Herrn noch weitere Genugthuung verschaffen und ließ das Land auf seine Kosten bebauen.

Vor einigen Wochen nun mußte Herr Smith ein paar nothwendige Erdarbeiten vornehmen und stieß dabei auf eine der merkwürdigsten antiken Statuen, die je den Kunstschätzen des alten Rom angehört haben. Eine herrlich modellirte weibliche Figur war es, und trotzdem sie mit Erde und Schmutz bedeckt war, konnte sie kein Auge betrachten, ohne von der Schönheit entzückt zu sein. Das Werk war im Ganzen gut erhalten, nur fehlte ein Bein, ein Ohr und die Nase, ferner ein paar Zehen und zwei Finger. Die Regierung nahm sich sofort der Sache an, und eine Commission von Kunstkritikern, Kirchenfürsten und Antiquaren nahm das Werk in Augenschein, um den Werth für den Eigenthümer des Landes zu schätzen. Bis gestern Abend war noch nichts bestimmt, denn die Angelegenheit wurde hinter geschlossenen Thüren verhandelt. Gestern um Mitternacht jedoch war man darüber einig, daß es ein Kunstwerk ersten Ranges, von einem gottbegnadeten Künstler und ungefähr dreihundert Jahre vor Christi Geburt entstanden sei. Es wurde also beschlossen, für die Venus die Summe von zehn Millionen Lire zu bestimmen. Nach römischem Recht ist die Regierung Eigenthümerin aller in der Campagna gefundenen Schätze, jedoch verpflichtet, die Hälfte des Schätzungswerthes dem Eigenthümer des gesegneten Bodens zu bezahlen. Herr George erhält also die Summe von fünf Millionen Lire, und dann darf der Staat von der schönen Venus Besitz ergreifen. Heute Morgen wird nun die Statue nach dem Capitol geschafft, und Herr George erhält eine Anweisung auf die Summe von fünf Millionen Lire in Gold."

* * *

6. Kapitel. Das römische Capitol. Zehn Jahre später.

„Dieses also ist die gepriesenste Statue der Welt, liebe Mary! Die berühmte Capitolinische Venus, von der Du schon viel gehört hast. Jetzt sind ihre kleinen Schäden ausgebessert, und die namhaftesten Künstler haben sich eine Ehre daraus gemacht, sie zu ergänzen. Es ist doch merkwürdig. Heute vor zehn Jahren, als ich hier lebte, war ich arm, sehr arm. Und doch war ich gerade dazu ausersehen, Rom dieses Kunstwerk zu verschaffen. O diese herrliche Venus! Und wie hoch sie geschätzt ist! Zehn Millionen Lire!"

„Wie himmlisch sie aber auch ist, George!"

„Ja, aber sie war noch schöner, bevor der edle John Smith ihr Bein, Ohr, Nase und Finger zerschlug. Ach, der herrliche Smith, der Urheber unseres Glücks! Aber was schreit so, Mary? wirst Du es denn nie lernen, die Kinder zu behandeln? Der Junge hat ja den Keuchhusten!"

Schluß.

Im Capitol zu Rom ist die Venus noch immer das berühmteste Kunstwerk der Welt. Lieber Leser, wenn Du einmal davor stehst, dann lasse Dir bei der Erinnerung an diese Erzählung den Genuß ja nicht verbittern!

Aus der Hauptstadt.

Blutzeugen.

Vor vier Wochen ermordete in Berlin der Malermeister Seeger seine Familie und sich, um der Schande einer drohenden Auspfändung oder Bankerotterklärung zu entgehen. Mehr oder minder freisinnige Männer untersuchten gründlich den Fall und gelangten zu der Einsicht, daß nicht die Gewissenlosigkeit einiger Hallunken, die man hier zu Lande mit dem wohlklingenden Fremdwort „Bauspekulanten" belegt, Schuld an dem Verderben des unglücklichen Redlichen trug, sondern daß ihn nur unbändige Sensationslust, Sucht, einmal von sich reden zu machen, leicht verzweifelte Kleinmüthigkeit zu der furchtbaren That bewogen hatten.

Einige sahen in seinem Tode den unabwendbaren Untergang des gewerbfleißigen Mittelstandes symbolisirt und riethen, wenn ich ihr Lohnschreiberdeutsch anders recht verstand, allen Schustern und Schneidern, insonderheit den auch von ihnen angepumpten, zur Nachahmung des Seeger'schen Beispieles. Andere wieder empfahlen unserm Volke Amerikaner zu werden und amerikanisch denken zu lernen; dann würde es sich nicht von jeder kleinen Pleite gleich zum Selbstmord treiben lassen und verlorene bürgerliche Ehre übermäßig hoch veranschlagen. Diese Philosophen brauchten wahrlich nicht erst in die Ferne Amerikas zu schweifen; es genügte vollkommen, wenn sie auf das gute Exempel einheimischer Gentlemen hinwiesen, die immer, sobald sie für eine ihrer zahlreichen Töchter die Mitgift beschaffen müssen, Coneurs anmelden und dabei das Heirathsgut glänzend herausschlagen. Wohlstand, Propagation und Pleite hängen eben ganz anders zusammen als ein Meister Seeger es ahnt . . . Das blutrothe, warnende Fanal, das er entzündete und mit dem er für eine Nacht den Schlaf der dicksten Schläfer störte, ist ungenutzt verlodert — vivant sequentes!

Am 15. Juni starben in den Gruben von Karwin 245 Brave den fürchterlichsten Feuer- und Erstickungstod. Die Schächte im Larisch'schen Revier sind als mörderisch wohlbekannt; erst am 6. März 1885 gingen 105 Menschen, Menschen, unsere Brüder, von Fleisch und Blut wie wir, dort hülflos zu Grunde. Mehr oder minder freisinnige Männer haben gründlich auch diesen Fall untersucht, und da sie vom Bergwerkwesen genau so viel verstehen wie die Nekrologschreiber Seeger's von den Sorgen und Kümmernissen des Mittelstandes, nämlich absolut nichts, so waren sie auch hier schnell fertig mit dem Wort. Nach den Informationen, die sie aus einem im Laufe der Jahre leider veralteten Conversationslexikon zogen, sind schlagende Wetter eine force majeure, gegen die aller Menschenwitz verloren ist; gewöhnlich gelangen sothane Wetter dadurch zur Explosion, daß irgend ein Häuer, in unbegreiflichem Leichtsinn „gegen die strenge Vorschrift" frevelnd, seine erloschene Sicherheitslampe an Ort und Stelle wieder anzündet, statt vorher, „nach strenger Vorschrift" gesichertes Terrain aufzusuchen. Dies „Terrain" liegt gewöhnlich weit entfernt vom Arbeitsorte, und wollte der Knappe sich jedesmal, wenn die schlecht construirten Lampen verlöschen, dorthin begeben, so würde er Tag um Tag mindestens die größere Hälfte seines Lohnes verlieren. Den schlagenden Wettern wie den viel fürchterlicheren Kohlenstaub-Explosionen, die sich vernichtend durch alle Strecken fortpflanzen, wäre vermittelst ausgiebiger Wetterführung und reichlicher Wassersprengung der Nährboden zu entziehen; eine Beleuchtung der Schächte durch Aeeumulator-Sicherheitslampen könnte gleichfalls manches Unglück verhüten. Indessen kosten alle diese Einrichtungen viel Geld, und Baron Rothschild wie Graf Larisch, die englischen wie die deutschen Bergwerksgesellschaften ziehen es begreiflicher Weise durchaus vor, tausend Menschenleben auf's Spiel zu setzen, statt einiger tausend Mark. Der Ostrauer Bergmann verkauft sich für 70 Kreuzer bis $1^1/_2$ Gulden täglich, und wenn er verbrannt oder erstickt ist, finden sich ganz ohne alle Kosten hundert neue „Hände" — technische Verbesserungen aber, die das Leben dieser Aermsten schützen könnten, zwingen zu „unproduetiven Ausgaben". So lange die Staatsanwälte nicht einmal wegen Mordes gegen einen Bergwerks-Rothschild die Anklage erheben, wegen Mordes aus schmutzigem Geiz, wird die force majeure immer größere Opfer fordern, denn der zunehmende Abbau zwingt zur Arbeit in immer tieferer Teufe, in immer gasreicheren Strecken.

Mit blutiger Röthe ging ein Komet über den Revieren von Mährisch-Ostrau auf, und acht Tage später flammte er über dem wallisischen England, das ein fast eben so grausiges Unglück heimgesucht hatte. Man sieht sie leuchten, die Warner am Himmel, und schläft weiter — vivant sequentes!

Fast gleichzeitig pöbelte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die es noch immer wagen darf, sich als Organ unserer Regierung aufzuspielen, ohne daß Jemand der Ohlendorfferei den ihr für diese Dreistigkeit gebührenden Fußtritt versetzt, pöbelte diese Zeitung den christlich-sozialen Pastor Göhre an. Paul Göhre ist der Vordersten Einer im Streit gegen die Verelendung unseres Volkes, ein Priesterkopf, wie ihn außer unseren nur noch das sechzehnte, das Bauernkriegs-Jahrhundert gesehen hat, ein Knecht des göttlichen Mannes von Nazareth, kein augenverdrehender und pensionsberechtigter Scherge der Gewalt. Ihm, von dessen soziologischem Wissen zwanzig Pindter mit allen ihren Nachkommen gar nicht bescheiden sich nähren könnten, wird krasse Unwissenheit und leichtfertiger Dilettantismus vorgeworfen, und seine Bestrebungen, einer größeren Menschenzahl auskömmliches Brot zu verschaffen, die sozialen Kräfte zu nivelliren, werden „Wurzel aller revolutionären Sünden" genannt. Bei dem Charakter der hohen evangelischen Klerisei steht leider zu befürchten, daß die fortgesetzten Denunciationen schließlich ihren Zweck erreichen und Paul Göhre, wenn er „väterlichen Ermahnungen" noch weiter sein Ohr verschließt, als Blutzeuge fällt. —

Am 24. Juni hat ein verlumptes Individuum, offenbar ein Anarchist, den Präsidenten der französischen Republik zu Lyon erstochen. —

* * *

Alle diese Ereignisse, obschon verschieden von einander und ohne örtlichen Zusammenhang, stehen doch in engstem Causalconnex. Der feine Kohlenstaub erfüllt die entferntesten Gänge des Bergwerkes, ein Sprengschuß ruft die erste Explosion hervor, der dann in gemessenen Zwischenräumen donnernd die anderen folgen. Allmählich artet der „geistige Kampf" um die soziale Entwickelung in ein blutiges Gemetzel aus; auf beiden Seiten bedecken Verwundete und Todte das Schlachtfeld, beide Parteien entsenden ihre Mörderbanden. Und wenn uns die Erkenntniß von der Furchtbarkeit dieses Kampfes bisher nicht aufgegangen ist, so liegt es daran, daß Niemand die Dinge beim rechten Namen nennt, daß wir beschönigend von force majeure, elementaren Katastrophen und sinnlosen Attentaten sprechen, wo thatsächlich schon Mann gegen Mann ringt, vielleicht weniger darauf bedacht zu tödten, als kraftvoll zu demonstriren. Es werden uns ja zum Glück allerlei sensationelle „Fälle" bescheert, die die Aufmerksamkeit vom Kriegsschauplatz ablenken können; bald nimmt ein scharf pikanter Ehebruch im high liefe, bald der wohlvorbereitete Sturz eines Derbysiegers, bald gar ein „Fall Kotze" das immer so willige öffentliche Interesse in Anspruch. Ueber prickelnde Seandalhistörchen und nur psychiatrisch zu erklärende Verirrungen höchst gleichgültiger Personen brüten angestrengt hundert Denkerhäupter: Jeder weiß sich eine neue, geistvolle Erklärung, und Keiner ahnt, daß er ein altes Weib beim Kaffeeklatsch nur in soforn übertrifft, als die einsichtsvolle Greisin ihren Tratsch wenigstens nicht drucken läßt. Würde man sich mit der privaten Lebensführung niedrig gestellter Personen nur halb so eingehend beschäftigen wie mit derjenigen Hochgestellter, die solche Antheilnahme meist gar nicht 'mal wünschen, so wären vielleicht alle die Schreckensthaten der letzten Wochen, von Seeger's Selbstmord bis zum Tode Carnot's, ungeschehen geblieben. Die Geheimnisse der Löschblätter im Casino am Pariser Platz sind zehntausend Mal gleichgültiger als die Gedanken, die dem Berliner Malermeister durch den Kopf zogen, ehe er sein blutiges Werk vollführte, als die Beweggründe, die dem italienischen Bravo das Messer gegen Sadi Carnot in die Faust drückten.

Zwei tüchtige Männer sinken vor dem Axthieb desselben bleichen Ungeheuers. Waren es wirklich allein Verzweiflung und Lebensüberdruß, die den Meister Seeger Hand an sich und seine Lieben legen ließen, oder war es der Wunsch, durch eine unerhört grausige That auch die Stumpfsinnigsten aufzurütteln? „Es schreit zum Himmel," rief in einer Versammlung von fast 2000 werkthätigen Männern der Obermeister der Berliner Malerinnung zornig aus, „daß unser theurer Freund zum Mörder an seiner ganzen Familie werden mußte, um der Handwerkerbewegung einen neuen Anstoß zu geben, um uns Andere vielleicht zu retten!" Die warnende schwarze Flagge flog hoch empor, und die Hand zitterte nicht, die sie hißte. Größere Tapferkeit und ein stolzerer Geist führten sie als die Hand des Lyoner Verbrechers, der nicht zögerte, den ersten, vielleicht den einzigen redlichen Staatsmann der Panama-Republik zu treffen. Aber ob nun dem Einen die mitleidvolle Sympathie aller Ehrenmänner in das Grab folgt, das er sich selber gegraben; ob den Anderen die Flüche von Millionen umschrillen — gewogen vor dem Richterstuhl der Geschichte, die nicht mehr auf Personen, die auf Gedanken, nicht auf Vergangenes, sondern auf Werdendes schaut, wiegen ihre Thaten gleich. Und ihre Opfer sind Blutzeugen des neuen Evangeliums, das der Märtyrer bedarf, der freiwilligen und der unfreiwilligen, wie jede Heilslehre.

Jene zweihundertfünfundvierzig Bergleute, deren verstümmelte Leiber nur zum kleinsten Theil dem brennenden Johannesschachte entrissen werden konnten, jene zweihundert von Albon — sie unterlagen im selben Kampfe. Zwar nicht dem Messer eines verrückten Fanatikers, nicht der eigenen Verzweiflung, nein, einer viel fluchwürdigeren Waffe: schmutziger Profitsucht, die wider fremdes Leben erbarmungsloser wüthet als Fanatismus und Wahnsinn. Der Tod eines Jeden von ihnen zählt nicht mehr und nicht weniger als der Tod Sadi Carnot's und der Tod Seeger's; er fällt so schwer in die Wagschale und klagt so laut an wie sie.

An dieser Stelle ist der Versuch gemacht worden, nachzuweisen, daß der Anarchismus und die Schandthaten seiner Anhänger naturnothwendige Folgen des Manchesterthums seien, und das Wort wurde gemünzt: Anarchismus ist übergeschnappter Liberalismus. Beide predigen das Recht des Individuums, das Faustrecht, und Beide lieben sich ein freies Spiel der Kräfte. Freiheit ist dem Einen Ausbeutungs-Freiheit, dem Anderen Zügellosigkeit. Karschin und Lyon liegen in Ländern, die der „liberale Gedanke" — um das einst so vollklingende, nun von Schächern und Geschäftsleuten elend in den Schmutz gezogene Wort anzuwenden — noch heute beherrscht. Aber in beiden Ländern erhebt sich neben dem Börsentempel des Manchesterthums gorgonenhäuptig sein Kind, wenn auch sein ungerathenes Kind, der Anarchismus. Die gesäten Drachenzähne gehen auf . . . Von der anarchistischen Pest sind eigentlich nur England und Deutschland verschont geblieben (das Zarenreich lebt unter ganz absonderlichen, uneuropäischen Einflüssen), und gerade diese beiden Länder, Deutschland insbesondere, durften bisher auf den Ruhmestitel Anspruch erheben, in sozialreformerischen Fragen an der Spitze zu marschiren. Bezeichnend genug: der in Deutschland den Blutzeugen erwecken wollte, Meister Seeger, wählte sich selbst zum Opfer, respectirte Leib und Leben des Anderen; in Frankreich aber mußte ein Unschuldiger aus der herrschenden Klasse fallen, in Oesterreich mordete man die Aermsten, die sich für 70 Kreuzer täglich verkaufen . . .

Mene tekel upharsin.

Europa ist abermals gewarnt, seine Völker und seine Regierungen, die freilich durchgehends den Ernst der Sachlage weniger verstehen und auch einsichtsloser sind als die Regierten. Für Deutschland aber sprach noch besonders ein warnendes Wort Herr Theodor Barth zu Stettin: „Wir Liberalen" (d. h. immer wir Treuhänder, wir Manchestermen) „haben alle Ursache, Caprivi mit Wohlwollen anzusehen und uns darauf zu prüfen, ob wir nicht seine Politik im Ganzen unterstützen wollen."

Prinz Vogelfrei.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr!

In dem Aufsatz „die Hohenzollern und der Katholicismus" (Gegenwart Nr. 23, S. 358) schreibt der Verfasser im Anschluß an die Veröffentlichung eines Briefes des großen Kürfürsten betreffend dessen Werbung um die polnische Königskrone (1661) und seines Entschlusses seinem evangelischen Glauben treu zu bleiben: „Es waren nicht bloß Motive des Glaubens, die diese Stellungnahme bewirkten, auch die Politik verpflichtete ihn dazu, da er im Kampfe mit den katholischen Mächten seinen jungen Staat in die Höhe bringen mußte. Er sah sich, besonders nach dem Religionswechsel der sächsischen Kurfürsten, als Haupt der deutschen Protestanten an? — —"

Zu letztem Satze erlaube ich mir zwei Geschichtszahlen hinzusetzen: Der große Kurfürst starb 1688. — August II. (der Starke) von Sachsen wurde nach dem Tode Johann Sobiesky's König von Polen 1697 und trat erst in diesem Jahre zum Katholicismus über.

Hochachtungsvoll

Zwönitz, Erzgebirge. Pfarrer Herm. Löscher.

Notizen.

Heinrich Reimann, der bekannte Orgelvirtuos und Musikschriftsteller, gibt im Verlage von N. Simrock in Berlin zwei werthvolle Sammlungen heraus: „Das deutsche Lied," von dem bisher 4 Bände erschienen sind, und „Internationales Volksliederbuch", wovon uns 3 Bände vorliegen. Das erstere Unternehmen ist eine Art musikhistorischer Anthologie, indem uns jeder Band in chronologischer Reihenfolge werthvolle Lieder des Volks- und Kunstgesangs in sorgfältiger Bearbeitung wiedergibt. Die besten Namen wie Himmel, Haydn, Mozart, Beethoven, Erk, Weber, Reichardt, Zelter, Zumsteg, Spohr, Kreutzer sind vertreten. Die Wirksamkeit vieler Nummern wurde an den von Dr. Reimann geleiteten historischen Liederabenden von Frau Amalie Joachim erprobt. Der internationale Cyklus aber bietet uns Perlen des ausländischen Volksgesangs, wobei der Text in bewährten Uebersetzungen, zum Theil vom Herausgeber selbst, aus dem Englischen, Schottischen, Neapolitanischen, Böhmischen, Ungarischen, Spanischen, Slavischen, Neugriechischen 2c. mitgetheilt wird. Besondere Anerkennung verdient es, daß Reimann die Eigenthümlichkeiten der originalen Melodien treu beibehalten und nur die Klavierbegleitung nöthigenfalls bearbeitet hat. Am Schluß erstattet er über seine stets besonnenen und probaten Aenderungen gewissenhaft Bericht.

Deutsche Reden. Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Theodor Flathe. (Leipzig, F. W. v. Biedermann.) Eine Sammlung deutscher Musterreden von meist historischer Bedeutung. Fichte beginnt mit einer seiner gehaltvollsten Reden an die deutsche Nation 1808 den Reigen, ihm folgen Schleiermacher, Boeckh, Hegel, Rotteck, Hase, Steinthal; die Revolutionsjahre eröffnet Wirth's Rede beim Hambacher Fest 1832, dann einige Kammerreden von Pfizer, Karl Braun, Friedrich Wilhelm IV., Jakob Grimm, Hansemann, Vincke, Beckerath und die Professoren der Frankfurter Paulskirche. Die Reden Robert Blum's und v. Gagern's über eine provisorische Centralgewalt, und die herrlichen Reden Uhland's und Dahlmann's gegen und für die Wahl eines Erbkaisers dürfen natürlich dabei nicht fehlen. „Ich sah," sprach der edle Uhland damals, „den doctrinären Erbkaiser schon auftauchen, als er noch bei der Commission in den Windeln lag, und der mir auch nicht lieber geworden ist, nun er ernstliche Versuche macht, auf den deutschen Thronsessel zu klettern . . . Wenn ein deutsches Erbkaiserthum ohne Oesterreich beschlossen wird, so ist nicht abzusehen, wie irgendeinmal noch Oesterreich zu Deutschland treten werde . . . Eine wahre Einigung muß alle deutschen Ländergebiete zusammenfassen, oder es ist eine stümperhafte Einheit . . . Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Oesterreich von uns ausgeschieden ist . . . Wir wollen einen Dombau; wenn unsere alten Meister ihre riesenhaften Münster aufführten, der Vollendung des kühnen Werkes ungewiß, so bauten sie den einen Thurm und für den anderen legten sie den Sockel — der Thurm Preußens ragt hoch auf, wahren wir die Stelle für den Thurm Oesterreich! . . . Das wäre dem natürlichen Wachsthum der neu erstehenden deutschen Eiche nicht gemäß, wenn wir ihrem Gipfel ein Brutnest erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten . . . Glauben Sie mir, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist!" Mit dem Jahre 1850 tritt der Recke Junker v. Bismarck-Schönhausen auf, — das Wehen einer neuen Zeit. Den Band beschließen Lassalle (Arbeiterprogramm), Roon, Gneist, Treitschke, Döllinger, Virchow, Manteuffel. Hoffen wir, daß das Werk fortgesetzt wird.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Graf von Schacks letztes Werk!

Soeben ist erschienen:

Perspektiven.

Vermischte Schriften von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Erster Band.

Inhalt: Aphorismen über das Drama — Erinnerungen an Frankreich — Meine Erstlingsdichtung — Karl Eduard von Liphart — Literarisches aus Spanien und Italien — Ein Kuriosum der Literatur — Ueber indische Poesie — Hernan Perez del Pulgar, der Thatenreiche — Ein Wort über arabische Poesie — Die Reise nach dem Parnaß.

Preis geheftet *M* 5.—; fein gebunden *M* 6.—

Dieses Werk, dessen zweiter Band bald folgen wird, war das letzte, womit der Geist des dahingeschiedenen großen Forschers und Dichters sich beschäftigte und ist es ganz und gar aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Lebenserinnerungen geschöpft. „Perspektiven" dürfen mit Recht als ein literarisches Vermächtnis an unser Volk bezeichnet werden, wie der Verfasser sie ja auch thatsächlich als solches betrachtet hat, wiewohl er nicht ahnen konnte, daß sie die letzte Arbeit seines Lebens sein sollten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Autoren von populären Romanen, welche sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer in's Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit *Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,* in Verbindung zu setzen.

Carl Heymanns Verlag, Berlin W.
Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.
Soeben erschien:

Der Rechtsschutz
gegen
zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.

Von
Dr. **Karl Walcker,**
Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig
Preis *M* 0,60 bar, postfreie Zusendung *M* 0,65.

Soeben erschien bei J. B. Schorpp Verlag in Leipzig:
Das Kindesalter, dessen geistige u. leibl. Entwickelung, d. Entsteh. d. Nervenübel u. d.
Erfolge d. Kneipp'schen Heilmethode
i. Bez. a. nervöse Erkrankung. i. Kindesalter v. **Dr. med. A. Kupferschmid,** pr. Arzt.
Mit 2 Abb. Preis broch. *M* 1.20; geb. *M* 2.

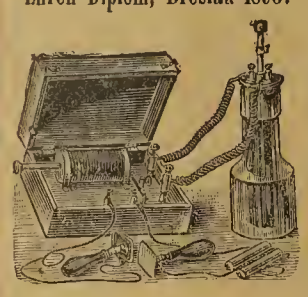
Soeben erschien:

Nachbarschaftsgilden.
Ein Werkzeug sozialer Reform.
Von Stanton Coit, Ph. D.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Elegant broschirt. Preis 2 Mark. Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie gegen Einsendung von M. 2,10 postfrei vom Verlag
Robert Oppenheim (Gustav Schmidt) Berlin SW. 46.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.



bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten und durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Soeben erschien: **Gedichte von Hermann v. Gilm.**

17 Bogen in 8°. Geh. M. 1.50.

Diese neue **Volksausgabe** enthält u. a. die prächtigen „Jesuitenlieder", die in früheren Sammlungen wegbleiben mussten, ferner die schönsten „Schützenlieder" Gilm's und eine Anzahl bisher ungedruckter Gedichte.

☞ In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Soeben erschien:

Dr. phil. Benjamin Vetter,
weiland Professor a. d. kgl. sächs. techn. Hochschule in Dresden,

Die moderne Weltanschauung und der Mensch.

Kart. M. 2,50. Eleg. geb. M. 3,—.

Unterzeichnete Verlagsbuchhandlung empfiehlt allen Freunden einer guten heiteren Lectüre:

„Alraunwurzeln."
Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein.
von **Josef Widtner.**

2. Aufl. 304 Seiten. Preis 1 *M* 60 *Pf* brosch., 2 *M* 40 *Pf* gebd.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, eventuell auch vom Verleger **Heinrich Kirsch,**
Wien I., Singerstraße 7.

Verlag der Düsseldorfer Vereins-Druckerei, Düsseldorf.

Soeben erschien:

Traum der Liebe
Verse von **Peter Kempgens.**
Preis elegant gebunden 6 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hierzu eine Beilage: Fr. Manke's Verlag (A. Schenk) in Jena.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Sechsundvierzigster Band.
(Nr. 27 — 52.)

Berlin 1894.

Verlag der Gegenwart.

Register.

Sechsundvierzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Die Gefahr der Demokratie. Von Eduard von Hartmann	1. 20
Ethnologische Jurisprudenz. Von Paul Seliger	33
Der Conflict in Korea. Von v. G.	51
Boycott und Gesetzgebung. Von J. Leuthold	65
Die russischen Parteikämpfe	81
Eine Anarchisten-Kolonie? Von Hans Wachenhusen	97
Landwirthschaftliche Gesetzgebung. Von Diogenes	99
Korea und die ostasiatische Frage. Von N. Syrkin	164
Der Bund der Landwirthe. Von Karl Walcker (Leipzig)	177
Die demokratische Krankheit. Von Ludwig Büchner	209
Der Kampf um die allgemeine Volksschule. Von einem preußischen Schulmann	225
Anarchistengesetze. Von Sisyphus	241
Der Fall Leist und das Recht. Von Judex Curiae	259
Die großstädtischen Wahlen zum deutschen Reichstage. Von Richard Hirsch	260
Das Recht auf Arbeit. Ein Vorschlag zur Discussion. Von Ingenieur A. Rautenberg	273
Gegen Schwurgericht und Staatsanwalt. Von G. Pfizer (Ulm)	275
Die politische Lage in England. Von Otto Gaupp (London)	289
Vom sozialdemokratischen Parteitag in Frankfurt a. M. Von Richard Hirsch	291
Die Neugestaltung des Gemeindewahlrechts in Leipzig. Ein Beitrag zur Mittelstandfrage. Von Arthur Wolf	305
Die Alters- und Invaliditäts-Versicherung. Von Wilh. Roscher	321
Agrarpolitisches aus Dänemark. Von W. Wygodzinski	324
Eine Modernisirung des Rechtsstudiums. Vorschläge zur Discussion	337
Der Verrath von Geschäfts- und Fabrikgeheimnissen. Von Justus	339
Der „neue Kurs" in Rußland. Von W. S. Cechanowiecky (Moskau)	353
Anreizung zum Klassenkampf. Von Sisyphus	369
Ein Wendepunkt der amerikanischen Politik. Von Simon W. Hanauer (Philadelphia)	371
Die Hinterlassenschaft der Mafia und Camorra. Von Hans Wachenhusen	372
Die Lage in Belgien. Von Moritz Kufferath (Brüssel)	385
Der unlautere Wettbewerb. Von Hugo Böttger	387
Die Einheitbestrebungen im britischen Reiche. Von Ph. Aronstein	401

2. Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

	Seite
Ein Wendepunkt in der Medizin. Von Eduard Sokal	5
Cholera in Sicht? Von Dr. med. Hans Wolff (Wilhelmsburg)	66
Joseph Hyrtl. Von Eduard Sokal	86
Naturwissenschaft und Naturphilosophie. Von Eduard v. Hartmann	134
Ein Militärjahr der Mädchen. Vorschlag zur Hebung der Volksgesundheit. Von Medicus	212
Das Diphtherie-Heilserum. Von Dr. med. A. Albu	243
Ueber ärztliche Consultationen. Von Medicus	308
Gegen Behring's Serumtherapie. Von Dr. med. Heinrich Lahmann	403

3. Vermischte Aufsätze.

	Seite
Zur Agrarfrage. Von W. von Fontaine	3
Das Weib der Commune. Persönliche Erinnerungen. Von Hans Wachenhusen	7
Unsere Anleihen. Von Freidank	17
Rudolf von Bennigsen. Zu seinem 70. Geburtstag. Von J. Sabin	18
Worte des Friedens aus Frankreich. Von Hans Schacht	23
Ueber Volksetymologie. Von Ernst Wasserzieher	37
Die Sonntagsruhe auf dem Lande. Von einem niederdeutschen Bauer	49
Von den Deutschen in Siebenbürgen. Von Hans Schmidkunz	52
Die Wolga. Von Ingenieur W. Berdrow	67
Bergbahnen in ästhetischer Hinsicht. Von J. G. Oswald	71
Ueber Lehrer und Methode des englischen Unterrichtes. Von Pastor Wilhelm Weber (Belleville, Illinois)	73
Rentengüter in Oesterreich. Von Agricola	83
Zur Lage des Handwerks. Von Richard Hirsch	84
Stimmungen und Wandlungen in Frankreich. Von C. W. Petersen	87
Zur Währungsfrage. Von Freidank	98
Der Contractbruch. Von E. Holstein	113
Gefängniß- und Zuchthausarbeit. Von Hugo Böttger	115
Spekulanten und Agenten. Von Justus	129
Eine Erleichterung des Kampfes um's Dasein für die Bedürftigen. Von C. von Bruchhausen	131
Der ländliche Arbeiter in Neuvorpommern und Mecklenburg. Von O. B.	132
Verkürzung der Kreditfristen. Von H. Horn	145
Verdienstwahlrecht. Von Charles Mayr (St. Louis)	147
Die soziale Frage im Lichte der Culturentwickelung. Von Arthur Drews	161
Der Zonentarif. Von Eisenbahndirector de Terra-Frankfurt a/M.	179
Eine neue Weltanschauung. Von Hans Schmidkunz	185
Lotterie und Totalisator. Von Eduard von Hartmann	193
Der Schutz der deutschen Interessen in Ostasien. Von einem Capitän zur See	195
Die Anfänge der neuen Aera. Von Bruno Gebhardt	200
Gladstone als Theologe. Von Pastor Moritz Schwalb	211
Das Problem der Luftschifffahrt. Von Hofrath Prof. Ludwig Boltzmann (Wien)	227
Der Zweikampf. Von Eduard von Hartmann	257
Die Goldwährung und die Landwirthschaft. Von W. von Fontaine	262
Die Wahrheit über Gustav Adolf. Von Georg Winter	277. 296
Zur Währungsfrage. Von Gottlieb Bretisch (Wien)	292
Natürliche Grenzen. Von C. von Bruchhausen	306
Bismarck als Privatmann. Nach H. v. Poschinger's Ansprachen-Sammlung	309
Biserta und Spezzia. Von A. Rogalla von Bieberstein	355
Der Verfall der Gewerbe im Mittelalter. Von Johannes Janssen	356. 377
Neues vom Norddeutschen Bund. Nach Heinrich von Sybel's Geschichtswerk	372
Das Muster einer technischen Hochschule! Von einem Ingenieur	390
Die Soldatenseele. Von Alfred Kerr	407
Deutsche Mundart in den Ostseeprovinzen. Von A. Benkert	410

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

	Seite
Unser Hausfreund. Humoreske von Gustav Bessmer	13
Eine Geschichte von der Straße. Von M. Halm	29
Der Schuß im Nebel. Von J. P. Jacobsen	43
Eine alte Geschichte. Von Wolcott Balestier	57
Der Flieder. Von J. van Maurik	75
Laramie Jack. Von A. A. Hayes	91
Gesang der Streber. Von Adolf Wilhelm Ernst	103
Familie Rasmussen. Von Lars Dilling	107
Der Weg der Pflicht. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna	124
Unecht. Von Sigurd	140
Zwei Stunden auf der Eisenbahn. Von Enrico Castelnuovo	154
Menuet. Von Guy de Maupassant	171
In selbigem Graben. Von E. Würthmann	187
Auch eine Liebesheirath. Humoreske von Gustav Bessmer (Stuttgart)	202
Besserung der Zeit. Von Wilhelm Jensen	214
Heiliges Lachen. Von Leo Hildeck	218
Le roi se revanche. Von Gustav Bessmer (Stuttgart)	234

Seite

Das ungeschwänzte Kalb. Von Santeri Ingmann 250
Ein 94er Herbstlied. Von Wilhelm Jensen 263
Die Revolution im Reichstag. Von Theophil Zolling . . . 267
Vor der Hochzeit. Von Matilda Serao 282
Ein Lapsus. Von Gustav Bessmer 298
Kunstkritik. Von Alexander Kjelland 314
Beinah. Von E. Würthmann. 330. 345
Die rothe Blume. Von W. Garschin 361
Der Junggesellenbund. Humoreske von Gustav Bessmer . . 378
In der Christnacht. Von Anton Tschechow 394
Auf dem Gipfel menschlichen Elends. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna 412
Aus der Hauptstadt. Von Timon d. J.: Die Bucht der Abgeschiedenen 14. Die Presse in Hamburg 30. Der Stoppelbart. Eine criminalistische Reisenovelle 61. Jesus Christus in Lübben 93. Li-Hung-Tschang 108. Die neue Zeitung 125. Preußisch-Galizien 189. Die Musterverwaltung 205. Unterm Schlußstein 363.
— Von Caliban: Richterlein vulgaris 141. König Ludwig der Heilige 157. Die Opposition der Grands Seigneurs 172. Courssaal-Anna 221. Ober-Feuerwerk 235. Thronfolgers Brautfahrt 253. Aegir und Alarich 269. Die seidene Schnur 284. Das Ministerium der politischen Diners 300. „Ich allein bin der Herr im Lande ..." 315. Die goldene Medaille 332. Goldelse 346. Kettenschlachten 379. Der Strick im Reichstaghause 395.
— Von Prinz Vogelfrei: Nordlandsfahrt 46. Staatsmännerchen 78.
Ein vegetarisches Zukunftsbild. Von Al Hafi 413

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Franz Nissel. Von Leopold von Sacher-Masoch 9
Mrs. Humphry Ward. Von August Weiß 11
Sozialistische Dichter. Von Hanno Ernst 25
Auch eine Kritik des Naturalismus. Von Alfred Stoeßel . . 26
Historische Romane. Von Arnold Fokke 41
Die schöne Literatur und die politisch-soziale Entwickelung. Von Karl Walcker-Leipzig 55
Marcel Prévost. Von Ludwig Geiger 57
Klassikerdämmerung 103
Charles Perrault und unser Volksmärchen. Von A. Benkert . 105
Bacon oder Shakespeare. Von Heinrich Stümcke 117
Schopenhauer als Mensch. Von Max Brahn. 121
„Erlebte Gedichte". Von Hans Schmidkunz 137
Neue Pariser Kunsthesen. Von Otto Julius Bierbaum . . 140
Die Wahrheit über Charlotte Stieglitz. Mit einem ungedruckten Briefe. Von Ludwig Geiger. 151
Eine neue Steinbiographie. Von Bruno Gebhardt 152
Ein Lithauer Bauernspiegel. Von Felix Poppenberg . . . 184
Viktor Hehn und sein Nachlaß 196
Wie ein Roman entsteht. Von Wilhelm Berger 214
Ein Roman des Wunderglaubens. (Zola's „Lourdes".) Besprochen von Theophil Zolling. 229
Ferdinand Gregorovius in seinen Briefen 245
Finnland und seine Literatur. Von Max Buch 249
Aus Moleschott's Erinnerungen 264
Heinrich von Treitschke über den Vormärz. Von Bruno Gebhardt 278
Eine sozialistische Dichterin. (Ada Negri.) 294
Gespräche mit Schopenhauer. Nach Mittheilungen von Karl Bähr 326
Max Kegel's „Sozialdemokratisches Liederbuch". Von Professor A. Friedrich. 329
Henryk Sienkiewicz. Von Hermann Menkes. 392
Diderot und sein Denkmal. Von Prof. Ludwig Büchner . . 405

b. Bühne und Bühnenkritik.

Ibsen in Frankreich. Von J. Mähly 38
Theaterleben an der Themse. Von Gustaf F. Steffen . . . 342

Seite

Dramatische Aufführungen: Der Sittenrichter (Jones) 94. Die Prologwoche 174. Heimkehr (Meyer) 175. Gefallene Engel (Nordmann) 207. Wohlthäter der Menschheit (Philippi) 207. Weber (Hauptmann) 238. Ungerathene Kinder (Lindau) 238. Die Schmetterlingsschlacht (Sudermann) 239. Das Heirathsnest (Davis) 271. Die Kameraden (Fulda) 286. Wie die Alten sungen (Niemann) 286. Gastspiel des Théâtre libre 301. Komödianten! (Pailleron) 302. Der Unterpräfect (Gandillot) 318. Villa Vielliebchen (Jacobson) 318. Der kleine Herr (Lauw) 318. Die Kugel (Nordau) 318. Zwei Wappen (Blumenthal-Kadelburg) 348. Das neue Stück (Lubliner) 364. Daniel Weert (Wolzogen) 364. Halali (Skowronnek) 397. Der höchste Trumpf (Laufs-Jacoby) 397.

6. Bildende Künste.

Die Königl. preuß. Haupt-Kunstcadettenanstalt. Von Fritz Stahl 158
Die Krisis. Glossen zur Ausstellung der Secession in München. Von Fritz Stahl 166
Aus den Erinnerungen eines Kunstfreundes. (Friedrich Pecht.) 180
Die Große Berliner Kunstausstellung 1894. Ein Rückblick. Von Fritz Stahl 206
Gegen die Kunstmedaille. Von Fritz Stahl 222
Herbstausstellungen. Von Franz Servaes 237
Reproductive Kunst. Von Franz Servaes 270
Die Nikolaikirche in Eisenach. Von Professor W. Rein (Jena) 313
Freie und unfreie Künste. Von Eduard von Hartmann 341. 359
Die Joseph Sattler-Ausstellung. Von Franz Servaes . . . 415

7. Musik.

Die Deutsche Seewarte und Wagner's Tristan und Isolde. Ein Stück maritimer Wagner-Erklärung 168
Musiker und Publikum. Von Heinrich Ehrlich 217
Anton Rubinstein. Von Heinrich Röckner 357
Opern und Concerte: „Hänsel und Gretel" (Humperdinck) 254. „Der kleine Haydn" (Cipollini) 317. „Jabuka" (Joh. Strauß) 317. „Gaukler" (Varney) 318.

8. Notizen.

Achleitner 398. Ajalbert 191. Allers 398. Arnold 398. Barsdorf 366. Baumbach 365. Bechhold 79. Béranger 239. Bilz 415. Björnström 398. Blum 381. Böcklin 398. Boy-Ed 159. Brandies 63. Braune 365. Broecker 111. Bruycker 349. Carlson 223. Dickens 365. Dreher 365. Eberl 63. Ellinger 350. Engelmann 415. Eucken 143. Ewald 287. Flammarion 365. Ganghofer 397. Gerok 365. Gilm 47. Glossy 175. Goedeke 79. Greinz 319. Groller 95. Grotthuß 223. Haarhaus 334. Haberlandt 366. Haushofer 350. Hellenbach 223. Henriques 380. Heveši 381. Heyse 381. Hilty 382. Jerome 381. Jodl 95. Justinus 191. Keller 398. Kingsley 143. Kittel 349. Koschwitz 334. Kraus 349. Lewes 334. Linke 111. Malot 398. Mantegazza 271. 350. Moritz 398. Moszkowski 31. Müller 349. Newcomb-Engelmann 398. Peschkau 63. Polko 366. Richter 334. Rohrscheidt 382. Roquette 79. Rosegger 350. Schlieper 380. Schmidt 255. 381. Schölermann 282. Schultz 349. Schulze-Smidt 365. Seemann 365. 366. Somogyi 350. Spielhagen 381. Spitta 382. Sturm 366. Suphan 255. Thienemann 398. Tkalac 366. Trojan 381. Wagner 366. Wedde 350. Weise 349. Weitbrecht 380. Westarp 127. Wothe 381. Wulff 415. Wychgram 398. Wyzewa 319 Zahn 319.

9. Offene Briefe und Antworten.

Zur Tantième-Frage. Von Martin Greif 31. Militarismus und Friedensbewegung. Von Maximilian Stein 110. Nochmals Goethe als Erotiker 127. J. V. Scheffel, seine Frau und seine Verleger 223. Gefängniß- und Zuchthausarbeit 303. Berichtigung 333.

№ 27. Berlin, den 7. Juli 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Gefahr der Demokratie. Von Eduard von Hartmann. — Zur Agrarfrage. Von W. von Fontaine. — Ein Wendepunkt in der Medizin. Von Eduard Sokal. — Das Weib der Commune. Persönliche Erinnerungen. Von Hans Wachenhusen. — **Literatur und Kunst:** Franz Nissel. Von Leopold von Sacher-Masoch. — Mrs. Humphry Ward. Von August Weiß. — **Feuilleton:** Unser Hausfreund. Humoreske von Gustav Beßnard. — **Aus der Hauptstadt:** Die Bucht der Abgeschiedenen. Von Timon d. J. — Anzeigen.

Die Gefahr der Demokratie.

Von Eduard von Hartmann.

Es ist eine weit verbreitete Ansicht, daß die politischen Gegensätze, welche von der französischen Revolution des vorigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1866 im Vordergrunde standen, in unserem öffentlichen Leben abgewirthschaftet und sozialen Gegensätzen das Feld geräumt haben. In der That führen die alten Parteien nur noch ein Schattendasein, und was sich an ihre Stelle setzen zu wollen scheint, gruppirt sich zunächst sichtbarlich nach der Verschiedenheit der wirthschaftlichen Interessen. In einer Zeit des verschärften wirthschaftlichen Wettbewerbs ist es ja begreiflich genug, daß der Kampf um's Dasein in der Arbeitsgesellschaft als die nächste und dringendste Sorge erscheint.

Aber der Mensch lebt nicht von Brot allein. Schon daß confessionelle Gegensätze fortfahren, die Parteigruppirung zu bestimmen (ultramontan, evangelisch-orthodox, liberal-protestantisch, jüdisch-freisinnig, atheistisch-sozialdemokratisch), deutet darauf hin, wie sehr ideale Factoren mit den wirthschaftlichen concurriren. Es könnte wohl sein, daß unter der Oberfläche des sozialen Parteigetriebes doch auch ideale Factoren politischer Art eine wirksame Rolle spielen, und daß gerade sie es sind, die den längst vorhandenen sozialen Gegensätzen die Kraft verleihen, sich eben jetzt an die Oberfläche zu drängen. Unter den Gegensätzen „conservativ und liberal, absolut und constitutionell, monarchisch und republikanisch" wird man allerdings diese treibenden Ideen nicht suchen dürfen, da sie sich beträchtlich abgestumpft haben und zum Theil nur noch künstlich durch die alten Parteien und ihre Presse am Leben erhalten werden. Man wird die geheimen politischen Triebfedern der sozialen Gährung vielmehr in derjenigen Richtung suchen müssen, in welcher die politische Bewegung des letzten Jahrhunderts trotz aller secundären Gegensätze und episodischen Zwischenvorgänge stetig fortgeschritten ist. Dies ist aber die Demokratisirung des öffentlichen Lebens.

Die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts ließ erst den dritten Stand in demokratischer Verkleidung auf die politische Bühne treten, weil der vierte Stand noch viel zu dumpf und bewußtlos dahinlebte, um sich an der Demokratie activ zu betheiligen; sie richtete sich also ausschließlich gegen die Grundaristokratie. Die Revolution von 1848 dagegen wandte sich vorzugsweise gegen die inzwischen in die Höhe gelangte Geldaristokratie, die nun mit der restaurirten Grundaristokratie verbündet war; hier kehrte sich also bereits der vierte Stand gegen den dritten und ersten. Der Communeaufstand von 1871 brachte etwas ganz Neues, denn er richtete sich nicht vorher gegen monarchisch gestützte Stände, sondern gegen eine republikanische Bureaukratie; es war der Ausbruch der demokratischen Nivellirungstendenz gegenüber den gebildeten Volkselementen (Advokaten, Journalisten und Beamten), die beim Zusammenbruch des Kaiserthums die Zügel der Regierung ergriffen hatten, die Auflehnung der ungebildeten Masse gegen die Bildungsaristokratie, die im Beamtenstand ihre festeste Stütze hatte. Mit Grundaristokratie, Geldaristokratie und Bildungsaristokratie sind aber die drei Formen der Aristokratie erschöpft; das Bestreben zur Demokratisirung ist erst dann vollständig, wenn es sich gegen alle drei gleichmäßig kehrt. Die absolute Monarchie, die den Stützpunkt der Grundaristokratie, die constitutionelle Monarchie, die das Eldorado der Geldaristokratie darstellte, und die centralisirte parlamentarische Republik, in der die Bildungsaristokratie ihre günstigsten Chancen findet, sind von der Demokratie nur nebenbei mitbekämpft worden, weil sie der Aristokratie zur Stütze dienten, gegen welche sich eigentlich der demokratische Angriff richtete.

In Deutschland wiederholte sich mehr in allmählichen friedlichen Kämpfen, was sich in Frankreich unter gewaltsamen Kämpfen vollzogen hatte. Das Jahr 1848 führte den lange vorbereiteten Sieg der allmählich erstarkten bürgerlichen Geldaristokratie herbei, indem es die Alleinherrschaft der Grundaristokratie im Staate brach und eine constitutionelle Monarchie mit einem plutokratisch gefärbten Klassenwahlsystem errang. Diese Verfassung gewährte dem liberalen Bürgerthum die Handhaben zur weiteren Bekämpfung des conservativen Junkerthums, bis die Errichtung des Norddeutschen Bundes mit seinem allgemeinen, directen, geheimen und gleichen Wahlrecht den Triumph des vierten Standes über den dritten vorbereitete. Die Kaiserkrone sollte mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt werden, und man ahnte nicht, wie bald dieses demokratische Oel vom Tropfen zum Ocean anschwellen würde.

In England vollzog sich eine ähnliche Umwälzung durch Erweiterung des Wahlrechts in drei Stufen, das im Anfang dieses Jahrhunderts noch auf einen geringen Procentsatz der Bürger beschränkt war, und jetzt practisch dem allgemeinen Stimmrecht nahe kommt. In neu errichteten kleineren Staaten hat man sogleich den demokratischen Grundsätzen im weitesten Maße Rechnung getragen; in einigen älteren Staaten ist eine demokratische Erweiterung des Stimmrechts im Werke oder bereitet sich doch vor. Die Schweiz hat sich in diesem Jahrhundert mehr und mehr aus einem lockeren Staatenbunde aristokratisch regierter Kantone in einen demokratischen Bundesstaat

umgewandelt. In Oesterreich liegt die Zukunftsgefahr für den Gesammtstaat nicht in der Spannung zwischen den verschiedenen Nationalitäten, für die sich ebenso gut wie in der Schweiz ein Ausgleich finden ließe, sondern in der Herrschaft der extremdemokratischen Parteiströmungen, die in einem Theil der Nationalitäten die Führung bereits an sich gerissen haben, in anderen sich vorbereiten, dies zu thun.

Noch wichtiger als die Veränderungen im Wahlrecht sind die Machtverschiebungen im staatlichen Einfluß und die fortschreitende Gewöhnung der Regierungen und Parteien an die politische Macht des vierten Standes. Es war nicht genug, daß die besitzlose Masse das Wahlrecht erhielt, sie mußte auch erst lernen, dieses Recht im Interesse ihrer Machtentfaltung zu gebrauchen. Denn zunächst machte sie entweder gar keinen Gebrauch von dem neuen Recht (wie besonders aus der geringen Wahlbetheiligung der preußischen Wähler dritter Klasse hervorgeht), oder sie machte einen, der einer der alten Parteien diente, wobei der altgewohnte Einfluß der Behörden und Arbeitgeber noch fortwirkte. Nur allmählich konnte den niederen Ständen das Bewußtsein aufdämmern, welche gewaltige Waffe ihnen in die Hand gegeben war. Erst seit Verleihung des allgemeinen geheimen Wahlrechtes hat bei uns die Demokratie angefangen, ihre Glieder zu dehnen und zu recken und sie bereitet sich noch immer erst zum Erwachen und zum Antritt des Erbes der alten Parteien vor. Die nächste Folge ist das imperative Mandat, das im Widerspruch mit der Reichsverfassung in allen stark umstrittenen Wahlkreisen schon jetzt besteht. Die Candidaten werden so lange hin und her examinirt, bis sie sich für die in der nächsten Legislaturperiode entscheidenden Fragen auf ein bestimmt verklausulirtes Programm verpflichtet haben. Wollen sie dann später nach reiflicher Erwägung des Gesammtwohles und der veränderten Umstände als Abgeordnete von diesem Programm abweichen, so wird ihnen das von den getäuschten Wählern als ehrloser Wortbruch ausgelegt.

In England und Frankreich sind jetzt alle Regierungsmaßregeln sichtlich beeinflußt durch die Erwägung, welchen Eindruck sie auf die breiten Wählermassen machen werden. Die alten Parteien verleugnen oft geradezu ihre Grundsätze, um den Wünschen der Wählermassen entgegen zu kommen und gerathen insbesondere bei bevorstehenden Neuwahlen in eifrigen Wettbewerb um die Gunst des „Stimmviehs". England ist auf dem besten Wege, einen völligen Bruch mit allen Ueberlieferungen seiner Vergangenheit zu vollziehen und vom wirthschaftlichen Individualismus zum Staatssozialismus hinüber zu schwenken, bloß weil die Parteien einander im Umbuhlen des vierten Standes den Rang abzulaufen suchen. In Frankreich zeigen alle Regierungen eine greisenhafte Schwäche und scheuen selbst vor offenbaren Rechtsbeugungen nicht zurück, sobald es sich darum handelt, eine aufgeregte Arbeitermasse gütlich zu beschwichtigen.

Gleichwohl haben in England die wichtigsten Arbeitervereine, die alten Gewerkvereine der Arbeiteraristokratie, sich von Politik ziemlich fern gehalten, und das Verlangen nach staatlicher Regelung der Arbeitsverhältnisse beginnt erst ganz neuerdings sich in den schlechter situirten Arbeitermassen und ihren neuen Gewerkvereinen zu regen, die sich ganz an das Vorbild der deutschen Sozialdemokratie anschließen zu wollen scheinen. In Frankreich haben die Arbeiter bis jetzt immer erst dann politisch einzugreifen verstanden, wenn es galt, eine neue Revolution vorzunehmen; erst seit den letzten Wahlen tritt die Tendenz deutlicher hervor, nach Art der deutschen Sozialdemokratie durch Eroberung von Abgeordnetenmandaten in die Gesetzgebung einzugreifen. Man kann also sagen, daß in England und Frankreich, wenigstens im Zustande inneren Friedens, bis jetzt die sozialen Tendenzen im vierten Stande überwogen haben, und die politischen Tendenzen erst neuerdings beginnen, auf die soziale Organisation größeren Einfluß zu üben.

Anders in Deutschland, wo die soziale Bewegung später auftreten mußte als in den wirthschaftlich vorangeschrittenen Westmächten. Bei uns sind alle sozialen Organisationen des vierten Standes aus politischen Tendenzen entsprungen. Die alten Handwerkervereine, Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine und die Schulze-Delitz'schen Genossenschaften, waren zunächst künstliche Schöpfungen der preußischen Fortschrittspartei, d. h. der bürgerlichen Pseudodemokratie, die hiermit die Arbeiter ihren politischen Zwecken dienstbar machen und sie an ihre Fahne fesseln wollte. Was sich davon als lebensfähig erwiesen hat, sind nur die Genossenschaften, soweit sie dem Mittelstande, aber eben nicht dem Arbeiterstande als solchem, zu Gute kommen. Die ultramontane Partei schuf die katholischen Gesellen- und Arbeitervereine, ebenfalls nur, um die soziale Bewegung für politische Zwecke als Vorspann zu benutzen und das Stimmvieh fester in der Hand zu halten.

Die deutsche Sozialdemokratie hatte sich von Anfang an die Unterordnung der gegenwärtigen sozialen Interessen des Arbeiterstandes unter die politischen Parteiziele zum Grundsatz genommen; nicht nach Wohlfahrt, sondern nach Macht, wenn auch auf Kosten der Wohlfahrt, sollte gestrebt werden, allerdings mit der phantastischen Aussicht, daß der errungenen Macht auch die Wohlfahrt in utopischem Sinne nachfolgen werde. Schon kann man es aber zwischen den Zeilen lesen, daß die ursprünglich als Lockmittel benutzten und auch jetzt noch nicht zu entbehrenden utopischen Zukunftsträume ebenso wie die wunderliche Fiction vom Erlöschen des Staates in der sozialdemokratischen Gesellschaft von den sozialdemokratischen Führern heute nur noch mit dem Lächeln der Auguren für die blöde, illusionsbedürftige Masse festgehalten werden. Als einzig greifbares Ziel der ganzen sozialdemokratischen Bewegung bleibt der letzte Uebergangszustand ihres Programmes übrig, den die Führer als Durchgangsstufe zur Erfüllung der Ideale für unentbehrlich erklärt haben, d. h. die „Dictatur des Proletariats", oder die reine Demokratie als die Herrschaft der zahlreichsten Volksschicht über die minder zahlreichen.

Auch die evangelisch Conservativen haben versucht, auf demokratischer Grundlage Organisationen des vierten Standes zur Unterstützung ihrer Partei in den Wahlen zu schaffen. Die christlich-soziale Bewegung war anfänglich wohl als eine Nachahmung des katholisch-sozialen Vorbildes gedacht; auch der antisemitische Anstrich, die mittelalterlich-reactionären Bestrebungen zur Wiederherstellung der Zünfte, und die Betonung der Interessen der kleinen Landwirthe waren Züge, die der katholischen Partei immer angehaftet hatten und dieser bloß abgelauscht wurden. Aber die Conservativen hatten mit diesen Versuchen ebensowenig Glück wie die Freisinnigen mit den ihrigen. Die Massen ahnten es doch, daß sie Interessen dienstbar gemacht werden sollten, die im Grunde nicht die ihrigen waren. Die zünftlerische Bewegung kam wegen ihrer inneren Schwierigkeiten nicht weiter und die evangelisch-sozialen Organisationen führten ein kümmerliches Dasein. Der Antisemitismus aber riß sich von seinem Pflegevater, der conservativen Partei, los, sobald dieser ihn soweit aufgepäppelt hatte, daß er auf eigenen Beinen stehen konnte, und wendete sich als undankbarer Sohn gegen ihn, um ihn aus seinen festesten Wahlkreisen zu verdrängen. Die kleinen Landwirthe fangen endlich an einzusehen, daß die conservativen Großgrundbesitzer und die Ultramontanen im Grunde andere Interessen haben als sie, und besinnen sich auf eine selbständige Interessenvertretung in Bauernvereinen. Der Antisemitismus und die Bauernvereine vertreten also die demokratischen Bestrebungen der ländlichen Arbeiter, Handwerker, Kleinbesitzer und Bauern, mit einem Wort eine ländliche, agrarische Demokratie, im Gegensatz zu der städtischen, industriellen Sozialdemokratie. Diese Bewegung steht noch in ihren Anfängen, dürfte sich aber leicht zu einer Macht auswachsen, die derjenigen der Sozialdemokratie ebenbürtig, wenn nicht überlegen werden könnte.

Wir sehen somit diejenigen Parteien, die es verschmähen, sich auf demokratische Agitation zu stützen, allmählich zurückgehen, diejenigen aber, welche mit der Demokratie in irgend einer Form sich einlassen und mit den Mitteln demagogischer Agitation die Massen zu bearbeiten suchen, im Kampfe mit den wirklich demokratischen Agitatoren mehr und mehr Terrain verlieren. Wo es sich um Demagogie handelt, ist der un-

verschämteste Lügner, der frechste Verleumder, der größte Maulheld, der lauteste Schreier und der rücksichtsloseste Hetzer, der die gemeinsten und niedrigsten Leidenschaften der Masse zu erregen weiß, allemal dem gemäßigt Auftretenden überlegen; darum ist es auf die Dauer unabwendlich, daß in der Agitation die extremsten Parteien den Sieg behalten. Die alten Parteien empfangen aber in dieser Verdrängung durch extreme die wohlverdiente Strafe dafür, daß sie der Demokratie die Wege gebahnt haben.

Die katholische Kirche stellt eine der aristokratischsten Einrichtungen der Welt dar, die neuerdings mehr und mehr eine autokratische Spitze herausgebildet hat. Wenn sie ihren Principien soweit untreu geworden ist, um die demagogisch bearbeiteten Massen als Sturmbock gegen den unitarischen Staat und die nichtkatholischen Parteien zu mißbrauchen, so geschieht es ihr ganz recht, daß es in den Reihen der Beichtschafe gährt und die von Priestern geschulte Demokratie sich auch in katholischen Wahlkreisen am Gängelbande der Kirche zu emancipiren und auf eigene Füße zu stellen versucht. Die aristokratischen Elemente der Centrumspartei schwinden mehr und mehr zusammen oder werden mundtodt gemacht durch die demokratischen. Innerhalb dieser macht sich den kirchlichen Führern zum Trotz eine extreme demokratische Richtung geltend, die wohl im nächsten Jahrhundert die Führung übernehmen dürfte. Außerhalb des Rahmens der Partei aber ringt sich in Centrumswahlkreisen eine bäuerliche Demokratie in die Höhe, die in politischen Dingen der Kirche den Gehorsam kündigt.*)

Die conservative Partei ist zusammengewachsen aus den Ueberresten des legitimistischen Royalismus, der feudalen Aristokratie und der absolutistischen Büreaukratie, die alle drei den Parteien mit demokratischen Gepflogenheiten gleich abhold sein müßten. Wenn trotzdem die Conservativen sich auf christlich-soziale, antisemitische und neuerdings sogar auf agrarische Demagogie sans phrase eingelassen haben, so können sie sich nicht beklagen, daß sie dabei den Kürzeren ziehen und den Abfall von ihren Grundsätzen vergeblich vollzogen haben.

Die freisinnige Partei hat allerdings nicht nöthig gehabt, von ihren Grundsätzen etwas zu opfern, da sie sich von jeher als bürgerliche Demokratie geberdet hat. Aber sie ist es, die der eigentlichen Demokratie die Waffen geschmiedet und das Feld vorbereitet hat. Sie befand sich und befindet sich noch in dem Wahne, als ob die doch bloß eine Minderheit des Volkes bildende Bourgeoisie (als Einheit des wohlhabenden Bürgerthums und Mittelstandes) jemals eine wahre Demokratie begründen könnte, als ob die niederen Volksschichten sich auf die Dauer in den Dienst der Interessen einer Minderheit zwängen ließen. An diesem Widerspruch eines aristokratischen Inhaltes und einer demokratischen Form muß sie unweigerlich zu Grunde gehen, so weit sie es nicht vorzieht, sich von der echten Demokratie zunächst in's Schlepptau nehmen zu lassen, um schließlich ganz in ihr aufzugehen.

Die nationalliberale Partei hat zwar ihren bürgerlich-aristokratischen Charakter vor der demagogischen Praxis besser bewahrt, aber sie hat doch immer noch den einen Widerspruch auf sich geladen, trotz ihrer aristokratischen Tendenzen, sich für ein schlechthin demokratisches Wahlrecht zu begeistern und dieses auch jetzt noch trotz aller üblen Erfahrungen für unantastbar zu halten. Dieser eine Widerspruch genügt aber, um auch ihren Untergang zu besiegeln, denn das allgemeine gleiche Wahlrecht muß je länger je mehr die nationalliberalen Abgeordneten ebensogut wie die conservativen und freisinnigen und katholisch-feudalen vor solchen der demokratischen Parteien verschwinden lassen.

Diejenigen Parteien, denen in nicht ferner Zukunft die Mehrheit des deutschen Reichstages wie der Einzellandtage gehören wird, und die jetzt schon nahe daran sind, diese Mehrheit zu erringen, sind also lauter demokratische Parteien. An der Spitze die einigste und vorläufig stärkste der rein demokratischen Parteien, die internationale, vaterlandslose, confessionslose Sozialdemokratie; neben ihr die Ueberreste der bürgerlichen Demokratie, die freisinnige Volkspartei und die süddeutsche Volkspartei, die letztere mit antipreußisch-particularistischem Anstrich; ihnen gegenüber die ländliche und zünftlerische Demokratie, die Antisemiten, Deutschsozialen, Bauernbündler und katholisch-particularistischen Demokraten. Noch gehen alle diese Strömungen weit auseinander; kein Wunder, da sie alle noch so jung sind, und manche erst von gestern datiren. Aber als gemeinsamer Zug verbindet sie die demokratische Tendenz, der Haß gegen die Grundaristokratie, Geldaristokratie und Bildungsaristokratie, und die Sehnsucht, für die niederen Stände die Herrschaft im Staatsleben und mit ihrer Hülfe auch eine gehobene wirthschaftliche Stellung zu erringen. Soweit sie soziale Ziele verfolgen, trennen sich vor der Hand ihre Wege; aber in dem Maße, als sie sich der gemeinsamen demokratischen Tendenz bewußt werden, wird dieser gemeinsame politische Grundzug hinreichen, sie auch zu gemeinsamer politischer Wirksamkeit zusammenzuschweißen, und wird sie schließlich lehren, ihre sozialen Meinungsverschiedenheiten durch Compromisse auszugleichen.

Der Sozialdemokratie kommt es vor allem auf Confiscation der in den fabrikmäßigen Productionsmitteln angelegten Capitalien an, den Antisemiten in erster Reihe auf Confiscation der im Handel steckenden Capitalien; die Bauernbündler können schließlich nur bei der Forderung münden, daß der nach dem Recept der Bodenreformer vom Staat zu confiscirende Großgrundbesitz in bäuerliche Einfamiliengüter aufgetheilt werde. Wenn aber die Sozialdemokratie sich erst überzeugt hat, daß die agrarische Demokratie durchaus nicht auf individuelles Grundeigenthum verzichten und von der Umwandlung der eigenen Bauernhöfe in Staatspachtgüter schlechterdings nichts wissen will, dann wird sie sich auch zu einem Bündniß mit den übrigen Richtungen auf Grund eines Programms bequemen, nach welchem das bestehende bäuerliche Grundeigenthum vorläufig unangetastet bleibt, Handel und Industrie aber verstaatlicht wird, und der vom Staate zu confiscirende Großgrundbesitz in bäuerliche Pachtgüter umgewandelt oder in freie Bauerngüter aufgetheilt wird.

(Schluß folgt.)

*) Vgl. „Das sittliche Bewußtsein." 2. Aufl. S. 517—518.

Zur Agrarfrage.

Von W. von Fontaine.

Nachdem der russische Handelsvertrag trotz aller vom Bunde der Landwirthe dagegen erhobenen Bedenken von den verbündeten Regierungen für nothwendig erachtet worden ist und die Volksvertretung ihn gut geheißen hat, so müssen die Landwirthe sich selbstverständlich dieser höheren Gewalt unterwerfen, koste es was es wolle. Nunmehr die Hände in den Schoß zu legen, wäre aber sicher unser, der Landwirthe, nicht würdig. Denn es verbleibt uns zur Bekämpfung der uns aufgedrungenen Lage immer noch die Selbsthülfe und höchst wahrscheinlich auch die Unterstützung der Regierung, wenn es gelingt, diese davon zu überzeugen, daß mit dem Ruin der Landwirthschaft derjenige des Staates Hand in Hand geht. Zeigen wir also jetzt der Welt, daß wir Landwirthe in Wirklichkeit die Stützen des Staates sind, daß deutsche Männer sich nicht ohne Kampf auf Tod und Leben von Haus und Hof vertreiben lassen, und daß wir, selbst wenn das Schicksal es anders bestimmt, mit Ehren unterzugehen wissen.

Vorsicht und Erfahrung lehren, uns in erster Reihe an die Selbsthülfe zu halten und uns unsere Feinde etwas näher anzusehen.

An der Spitze derselben steht unstreitig die fremde Concurrenz. Dieser verdanken wir hauptsächlich die jetzigen niedrigen Preise fast aller unserer Producte. Auch wissen wir ganz genau, daß bei solchen Preisen die deutsche Landwirthschaft, sowohl die große als die kleine, nicht mehr lebensfähig ist. Die Concurrenz abzuschütteln, davon kann in Folge des russischen Vertrages für die nächsten zehn Jahre leider Gottes keine Rede sein.

Wir stehen nunmehr der Frage gegenüber, ob wir im Laufe der nächsten zehn Jahre nach einer mehr oder weniger langen qualvollen Existenz zu Grunde gehen oder den Kampf gegen die fremde Concurrenz mit allen erlaubten Mitteln fortsetzen und hoffentlich siegreich zu Ende führen wollen.

Ich glaube, wir Alle wählen ohne zu zaudern letzteren Weg.

In der Voraussetzung der Richtigkeit dieser Annahme hätten wir, nachdem, wie bereits gesagt, die billigen Preise, namentlich für Getreide, uns ruiniren, auf die Erlangung höherer Preise Bedacht zu nehmen. Dazu können wir zunächst selbst erheblich beitragen, indem wir:

a) nur unsere Primawaare auf die inländischen Märkte bringen;
b) unsere weniger gute Waare in unser Vieh verfüttern;
c) den Ankauf fremder Futtermittel möglichst einschränken.

Diese drei Maßregeln werden voraussichtlich zur Folge haben, daß wir das Angebot unserer Waare auf den inländischen Märkten wesentlich verringern, die Abfuhrkosten für die geringere Waare ersparen, das viele gezahlte Geld für oft sehr zweifelhafte fremde Futtermittel größtentheils in der Tasche behalten, mit dem aus unserem eigenen Getreide gewonnenen Futter unseren Viehbeständen einen großen Dienst leisten und endlich für unsere Primawaare einen entsprechend höheren Preis erhalten.

Sodann können wir ohne allen Zweifel

d) die Betriebskosten noch mehr oder weniger herabmindern. Für eine leichte Aufgabe halte ich dieses zwar nicht, bin aber doch der Meinung, daß sich mit Umsicht, festem Willen und Ausdauer noch viele Kosten ersparen lassen können.

Ferner sollten wir

e) bei der Regierung energisch darauf dringen, daß
1. die Einfuhr schlechten oder verunreinigten Getreides ganz verboten und Zuwiderhandlungen mit Confiscation und hohen Strafen belegt;
2. die Börse als solche dafür haftbar gemacht, wenn ihre Angestellten schlechte Waare für lieferbar erklären;
3. die Währungsfrage gelöst,
4. die Fracht von Dünger und Futtermitteln möglichst ermäßigt,
5. der unredlichen Manipulation von Kaufleuten, welche schlechtes Getreide an der Börse billig verkaufen und dann den dafür normirten Preis als für tadellose Waare gezahlt aufgeben oder diesen zur Notiz bringen, ein Ende gemacht, und
6. das Altersversicherungsgesetz den Bedürfnissen entsprechend abgeändert wird.

Die beste Garantie für eine rasche Erfüllung dieser nach jeder Richtung hin gerechtfertigten und an und für sich mäßigen Wünsche liegt in der Sachlage selbst, welche in großen Zügen gezeichnet die folgende ist.

Auf dem Weltmarkte, der heute für die Preisbestimmung der landwirthschaftlichen Producte maßgebend ist, war schon seit einer Reihe von Jahren das Angebot weit größer als die Nachfrage. Naturgemäß hatte dieses die Nachfrage übersteigende und sich mehr und mehr vergrößernde Angebot ein beständiges Heruntergehen der Preise zur Folge, dessen Ende heute noch nicht abzusehen ist. Am schwersten wurden hiervon die Landwirthe derjenigen europäischen Staaten (darunter in erster Reihe Deutschland) getroffen, deren Einwohner größtentheils von der Landwirthschaft leben, aber bei Weitem nicht so billig wie die Mehrzahl der concurrirenden Länder produciren können. Dieses Mißverhältniß führte in den meisten europäischen Staaten, mit Ausnahme von England, zur Einführung der Getreidezölle in sehr bescheidenem Maße.

Während Frankreich und Italien, welche sich mit Deutschland in gleicher Lage befinden, diese Zölle erst in jüngster Zeit um ca. 50 Procent erhöhten, haben wir dieselben um ebenso viel herabgesetzt und dadurch unsere Landwirthschaft in eine noch weit kritischere Lage gebracht, als dieses ohnehin schon der Fall war. Einen Vergleich mit England, welches seine früheren Getreidezölle ganz fallen ließ, halte ich nicht für zulässig, weil sieben Achtel seiner Bevölkerung von der Industrie lebt und zum weitaus größten Theile von Auswärts mit den nöthigen Lebensmitteln versorgt wird, während in Deutschland gerade das umgekehrte Verhältniß besteht. Jedenfalls liefert aber England den Beweis für die Nothwendigkeit der Getreidezölle bei uns dadurch, daß seine Landwirthschaft seit der Aufhebung der englischen Getreidezölle vollkommen zu Grunde gegangen ist.

Nehmen wir an, dasselbe Schicksal ereilte die deutsche Landwirthschaft, was dann?

Hält der Herr Reichskanzler Graf Caprivi auch noch heute daran fest, daß den Staat der Untergang einiger Grundbesitzer vollständig kühl lassen könne, da deren unter den Hammer kommenden Grundstücke von Anderen billig gekauft und deshalb mit besserem Erfolg als von ihren unglücklichen Vorgängern bewirthschaftet werden würden? In diesem Falle erlaube ich mir, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er einen Faktor vollständig unberücksichtigt gelassen hat, nämlich den, daß es sich hier nicht um das Wohl und Wehe einiger Grundbesitzer, sondern um die Existenz der deutschen Landwirthe überhaupt handelt und rückwirkend um diejenige aller anderen Klassen der Gesellschaft, sowie des Staates. Die Grundbesitzer, mit Ausnahme der Majoratsbesitzer und einiger reicher Leute, sind, wie wir Alle wissen, mit Pfandbriefen und Hypotheken mehr oder weniger belastet. Bei den früheren lohnenden Preisen hatte dieser Zustand nichts Bedenkliches, weil sie die Aufbringung der Zinsen, der Meliorationen und einige Ersparnisse ermöglichten, die Verhältnisse mithin geregelt waren. Dieses an und für sich erfreuliche Bild hat sich jedoch im Laufe der Zeit zu Ungunsten der Grundbesitzer sehr verändert. Schon vor Jahren geriethen nämlich die Preise aller landwirthschaftlichen Producte durch die auswärtige Concurrenz in eine so stark fallende Richtung, daß die Regierung sich zur Einführung von Getreidezöllen genöthigt sah, die sich aber bald als zu niedrig erwiesen und deshalb später erhöht wurden. Dessen ungeachtet stieg die auswärtige Concurrenz von Jahr zu Jahr und drückte die Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse mehr und mehr herab. Naturgemäß sanken im selben Verhältniß die Erträge der deutschen Landwirthschaft. In derselben Richtung wirkten gleichzeitig die vielen neuen Lasten, sowie die sehr gestiegenen Betriebskosten. Während auf diese Weise die Erträge der Landwirthschaft um 40 bis 50 Procent sich verringerten, Zinsen, Betriebskosten und Lasten aber vergrößert wurden, konnte ein jährliches mehr oder weniger erhebliches Deficit nicht ausbleiben. Bis dahin fand es seine Deckung bei den gut wirthschaftenden Grundbesitzern durch frühere Ersparnisse, Einschränkungen aller Art, Vermeidung jeder nicht absolut nothwendigen Melioration, Verringerung des Gebrauches von künstlichem Dünger, Reducirung der Viehbestände und Vermehrung der Schulden. Nicht so gute Wirthschafter verkauften ihre Besitzungen so gut sie konnten oder wurden subhastirt.

Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, daß die deutsche Landwirthschaft sich schon seit Jahren in einer sehr schweren Krisis befindet, welche sich zu einem großen Krach zuspitzen kann, wenn nicht bald energische Maßregeln zu dessen Verhütung ergriffen werden.

Unverkennbar hat die landwirthschaftliche Krisis durch die sehr herabgeminderte Kaufkraft der Landwirthe alle übrigen Klassen der Bevölkerung in ihrem Erwerbe in den letzten Jahren schon stark beeinträchtigt, dafür sprechen deutlich genug die überall über schlechten Geschäftsgang laut werdenden Klagen, der niedrige Bankdiscont und die sich mehrenden Zahlungseinstellungen der kleineren Geschäfte in den Städten, alles Zeichen, welche den Beginn einer Erschütterung des Vertrauens oder des Kredits bekunden. Nachdem die mit den Zahlungseinstellungen der kleineren Geschäfte verknüpften Verluste von den Fabrikanten, Privatbankiers und sonstigen Geldverleihern getragen werden müssen, diese aber ihrerseits größere Verpflichtungen den Banken gegenüber haben, denen sie, durch obige

Verluste beeinträchtigt, wiederum nur unvollkommen oder gar nicht gerecht werden können, so steigt auch in diesen Kreisen das Mißtrauen derart, daß die Börsen davon erfaßt werden und nunmehr dem sauve qui peut das Zerstörungswerk überlassen wird. Wohin das führt, zeigt uns die Gegenwart zur Genüge in Portugal, Spanien, Griechenland, Italien, Mexico, Argentinien ꝛc.

Vertrauen, baares Geld und Kredit verschwinden von der Bildfläche und mit ihnen die Nachfrage nach allen Werthen, nur darin verschieden, daß die papierenen und eingebildeten in tollen Sprüngen den Reigen eröffnen, die solideren und darunter namentlich der Grundbesitz dagegen in langsamerem Tempo nachfolgen.

Das erklärt, weshalb der Grundbesitz, als der sicherste von allen, sich bisher verhältnißmäßig noch gut gehalten hat. Eine wesentliche Verschlimmerung der allgemeinen Geschäftslage würde aber auch ihm und dem ganzen Lande sehr gefährlich werden und zu einem allgemeinen Bankerott führen. Denn in diesem Falle gingen nicht bloß einige, sondern ganz sicher Tausende von Grundbesitzern über Bord, der Werth des Grund und Bodens würde um 50 Procent und mehr sinken, die mit so großen Opfern erkaufte höhere Cultur verloren gehen, die große Zahl der Hypothekenbesitzer zu Grunde gerichtet, Kauf- und Steuerkraft der Bevölkerung sehr verringert und endlich den Sozialdemokraten der Umsturz der jetzt bestehenden Ordnung bedeutend erleichtert werden.

Ein Wendepunkt in der Medizin.

Von Eduard Sokal.

Es ist ein uraltes Wort, daß die Medizin eine Wissenschaft und eine Kunst ist. Und wie man nur selten in einem Individuum diese beiden Talente vereint findet, so tritt auch in ganzen Epochen bald der eine, bald der andere Charakter der medizinischen Thätigkeit in den Vordergrund. Eine Periode mächtigen, wissenschaftlichen Aufschwunges, eine Zeit umwälzender Entdeckungen und grundlegender Forschungen wird kaum jemals zuversichtlicher, freudiger Thätigkeit auf rein practischem Gebiete förderlich sein. Denn aller Erkenntniß Sporn ist der Zweifel; die Grundlage jeder zuversichtlichen practischen That, ein Dogma. Wer der Erscheinungen Kette in's Unbegrenzte sich verlieren sieht, wird nicht leicht sich entschließen, in ihren Gang einzugreifen; dessen Blick gewohnt ist, den entfernten Zusammenhang der Dinge zu verfolgen, der wird nicht gut sein Auge für die nächste Nähe einstellen können. So führt der Gang der Wissenschaft durch das Dogma zur That, durch die That, die dem gewünschten Erfolg nicht begegnet, zum Zweifel, durch den Zweifel zu neuer Forschung, tieferer Erkenntniß und — neuem Dogma. Die Zeit ist noch unheimlich nahe, wo die naturphilosophische Spekulation die Medizin beherrschte, mit souveräner Verachtung aller Thatsachen Wesen, Ursache und Heilungsmethode der Krankheiten vorherzusagen wußte. Schönlein theilt die Krankheiten (in übrigens sehr geistreicher Weise) nach Analogie des Pflanzen- und Thierreiches in Klassen, Familien und Ordnungen ein, Lotze findet es in seiner „Allgemeinen Pathologie" nothwendig, die Begriffsbestimmung der Krankheit als „des Zurücksinkens auf eine niedrigere Thierspecies" ernsthaft zu bekämpfen; es würde nicht schwer fallen, die Zahl der drastischen Beispiele zu vermehren. In der Anwendung dieser Theorien war man allerdings nicht schüchtern und zögerte nicht lange bei der Vorhersage krankhafter anatomischer Veränderungen; doch galt es bis zur Zeit Rokitansky's als große Seltenheit, daß diese Diagnosen zutrafen.

Durch Rokitansky wurde auf diesem Gebiete ein Umschwung bewirkt, wie er selten in so großartigem Maßstabe von einem Menschen ausgegangen war. Mit dem ungeheuren Material des Wiener Krankenhauses versehen, schuf er als Erster die Grundzüge einer exacten pathologisch-anatomischen Diagnostik. Wenn gegenwärtig mit dem Krankheitsbilde der Pneumonie, des Typhus u. s. w. die Vorstellung der entsprechenden anatomischen Veränderungen für uns ebenso unlösbar verbunden ist, wie der klinische Symptomencomplex, so ist dies in erster Linie Rokitansky zu danken. Aber in einer Beziehung weichen seine Anschauungen wesentlich von den jetzigen ab. Während man früher annahm, daß der Oxydationsprozeß des Organismus (die wichtigste Kraftquelle der Lebensprozesse) hauptsächlich im Blute vor sich geht, sind wir nunmehr durch die Untersuchungen von Pflüger und seinen Schülern darüber belehrt worden, daß die Sauerstoffzehrung vorwiegend in den Geweben stattfindet und dem Blute eigentlich nur die Rolle des Sauerstoffüberträgers zufällt. Diese Entdeckung, dessen Abschluß freilich erst in eine verhältnißmäßig neue Zeit fällt, ist nur eine unter den zahlreichen, die in der Physiologie damals auf einander folgten. Es darf uns demgemäß nicht wundern, daß die Rolle, welche bei Rokitansky das Blut und die Gewebssäfte als Ursachen der Krankheiten spielen, mit unseren jetzigen Erfahrungen sich nicht mehr vereinbaren läßt.

An die Namen Vischer, Pasteur, Koch knüpfen sich die nächstfolgenden grundlegenden Entdeckungen in der Medizin. Indem Vischer die Schwann-Schleiden'sche Entdeckung von der Zusammensetzung eines jeden Organismus aus Elementarindividuen, den sog. Zellen, zum ersten Male für die Pathologie verwerthete, schuf er die eigentlich moderne oder Cellularpathologie. Er zeigte, daß das gesunde wie das kranke Leben eine Funktion der den Organismus bildenden Zellen ist, betonte consequent von seinen ältesten bis zu den neuesten Publicationen*), daß die Krankheit immer nur ein (mehr oder weniger) localer Prozeß einzelner Zellengruppen sei, und nicht im Sinne früherer Anschauungen den ganzen Organismus ergreife, bewies endlich (last not least) in seiner Geschwulstlehre, daß auch die krankhaften Gewebsneubildungen des Organismus dieselben Bausteine wie das normale Gewebe, wenn auch in atypischer Anordnung, enthalten.

Durch die Arbeiten Rokitansky's und Vischer's ist die pathologisch-anatomische Forschung in ungeahntem Maße erweitert und vertieft, die klinische Auffassung der Krankheiten hingegen nicht wesentlich gefördert worden. Es ist unmöglich, aus den anatomischen Veränderungen der Tuberkulose, des Typhus u. s. w. das betreffende Krankheitsbild abzuleiten, es war von Anfang an das Wahrscheinlichste, daß beides Folgeerscheinungen derselben Ursache sind. Hier griffen die Entdeckungen Pasteur's und Koch's mächtig ein. Indem wir nunmehr die Ursache wenigstens einer sehr großen Zahl von Erkrankungen in dem Eindringen einer bestimmten Spaltpilz-(Bacterien-)gattung in den Organismus erblicken, ist wenigstens die merkwürdige Thatsache eines wohlunterschiedenen, charakteristischen Verlaufes der einzelnen Krankheiten (welcher bereits Schönlein in grober Weise durch seine systematische Eintheilung Ausdruck verliehen) erklärt. Die bacteriologische Aera hat aber, indem sie das Einschlagen eines Heilverfahrens mit den tiefsten Problemen der Biologie und physiologischen Chemie in Zusammenhang bringt, der practischen Heilkunde den obenerwähnten zweifelnd-zögernden Charakter aufgedrängt. Vielleicht gelingt es ihren neuesten Ermittelungen, die wir am Schlusse dieses Aufsatzes zusammenfassen wollen, auch für die Praxis greifbare, präcise Folgerungen zu ziehen.

Der Erste, welcher die uns geläufigen Bacterienformen gesehen und abgebildet hat, war Leeuwenhoek in Delft (Holland) 1683. Der geistreiche Beobachter sah diese „Thierchen" mit Hülfe stark vergrößernder einfacher Linsen, die er sich selbst geschliffen hatte, in seinem Zahnbelage und in anderen Flüssigkeiten. Seit jener Zeit, und dann namentlich seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, nachdem das Mikroskop gewaltige Verbesserungen erfahren hatte, hat man den kleinsten Lebewesen die Aufmerksamkeit zugewendet.

Aber erst die letzten Jahrzehnte sind es gewesen, welche ein fruchtbringendes Studium dieser Gebilde in größerer Aus-

---

*) Vgl. Virchow's Rede „Morgagni und der anatomische Gedanke" beim letzten medizinischen Congreß in Rom.

dehnung ermöglicht haben und erst seit wenigen Jahren können wir von einer bacteriologischen Wissenschaft sprechen. Um das recht zu verstehen, müssen wir uns den jetzigen und den früheren Zustand vergegenwärtigen. Jeder, nicht bloß der Arzt, sondern jeder Laie, spricht jetzt von Tuberkelbacillen, von Milzbrandbacillen. In diesen Worten liegt ohne Weiteres die Ueberzeugung, daß damit von einander verschiedene Bacillen gemeint seien, daß der Tuberkelbacillus seine specifischen Eigenschaften habe und daß diese von den specifischen Eigenschaften des Milzbrandbacillus verschieden seien. Die Erkenntniß dieser so einfach, so selbstverständlich erscheinenden Thatsache hat aber erst errungen werden müssen. Kaum drei Jahrzehnte trennen uns von dem Zeitpunkte, wo ernste, wissenschaftlich geschulte Männer eine Entstehung von Bacterienvegetationen in anderen Gefäßen durch Urzeugung (Generatio spontanea) noch für möglich hielten, wo es erst bewiesen werden mußte, daß ohne das Vorhandensein von entwickelungsfähigen Keimen Bacteriencolonien niemals auftreten. Daß dieses möglich war, erklärt sich aus Folgendem: Man hatte zwar optische Hülfsmittel, die Bacterien zu sehen, man kannte auch annähernd die Formen, unter denen sie auftreten, man verstand aber nicht, aus einem Bacteriengemenge das einzelne Individuum, die einzelne Zelle herauszunehmen und, für sich isolirt, in ihrer Weiterentwickelung und ihrem gesammten Verhalten zu studiren.

Dem genialen Blicke Robert Koch's war es vorbehalten, die Schwierigkeiten in diesem Punkte zu beseitigen. Durch Einführung einer neuen, überaus einfachen Verdünnungsmethodik gelang es Koch, die einzelne Bacterienzelle zu isoliren und das Verhalten der isolirten Bacterienzelle unter den verschiedensten äußeren Bedingungen weiter zu verfolgen. Hierbei wurde sofort die Erkenntniß gewonnen, daß unter gleichen Bedingungen nicht alle Bacterienzellen sich gleich verhalten, daß es sich vielmehr bei den Bacterien um eine große Reihe von einander verschiedener Arten handelt. Diese Erkenntniß ist der Grundstein, auf dem allein eine wissenschaftliche Erforschung des Gebietes sich aufbauen konnte.

Wir wollen in aller Kürze vorerst einige der wichtigsten Unterscheidungen, die sich hier aufdrängen, skizziren. Ein natürliches System der Bacterien aufzustellen ist bisher nicht gelungen. Ein natürliches System ordnet die einzelnen Arten nach den natürlichen Verwandtschaften, wie sie sich aus der vergleichenden Betrachtung sämmtlicher Eigenschaften der Arten ergeben; ein künstliches System greift ein einzelnes in die Augen fallendes Merkmal heraus und gruppirt darnach. Ferdinand Cohn griff, als er 1872 sein System der Bacterien aufstellte, das Merkmal der Form heraus und unterschied drei große Gruppen: Kugelbacterien (Mikrokokken), Stäbchenbacterien (Bacillen) und Schraubenbacterien (Spirillen). Nach de Bary lassen sich die drei Formtypen am besten veranschaulichen durch bezw. eine Billardkugel, einen Bleistift und einen Korkzieher.

Die Bedingungen, welche vorhanden sein müssen, damit Bacterienwachsthum ermöglicht werde, sind je nach den einzelnen Bacterienarten verschieden. Im Allgemeinen ist zunächst ein gewisser Wassergehalt des Nährbodens erforderlich, ohne den ja überhaupt organisches Leben undenkbar ist; ferner erfordern die allermeisten Bacterienarten einen Gehalt des Nährbodens an höheren organischen Verbindungen, da sie nicht im Stande sind, aus der Kohlensäure der Luft ihren Kohlenstoffbedarf zu entnehmen. Alle Bacterien sind auf stickstoffhaltigen Nährboden angewiesen. Ferner ist die chemische Reaction desselben für das Gedeihen der Bacterien von erheblichem Belang: die meisten Arten sind gegen Säuren mehr oder weniger empfindlich und wachsen am besten bei schwachalkalischer Reaction des Nährbodens, also bei Bedingungen wie sie im Blute des Menschen realisirt sind. Während aber z. B. der Cholerabacillus schon durch sehr geringe Mengen freier Säure in seiner Entwickelung gehemmt wird, verträgt der Typhusbacillus erheblich größere Mengen derselben. Ganz außerordentlich verschieden verhalten sich endlich die Bacterien zu dem freien Sauerstoff. Viele Arten wachsen nur bei fortwährender ungehinderter Sauerstoffzufuhr (obligate Aëroben), bei anderen wird im Gegentheil durch die geringste Spur freien Sauerstoffes die Entwickelung sofort sectirt.

Uebergehen wir nun zur eigentlich krankheitserregenden Wirksamkeit der Bacterien, so hat man sich dieselbe so vorzustellen, daß der lebende thierische Körper hierbei den Bacterien in ähnlicher Weise zum Nährboden dient, wie dies sonst todtes organisches Substrat thut. Die Veränderungen, welche der lebende Körper auf diese Weise erleidet, kommen in ihrer Gesammtheit als Erkrankung des Körpers zum Ausdruck; die Mikroorganismen, welchen derartige krankheitserregende Eigenschaften zukommen, bezeichnet man als Parasiten. Zu dem Begriffe des Parasitismus gehört aber immer, daß die Bacterien von der lebenden Substanz des Organismus selbst ihre Existenz bestreiten und sich auf Kosten derselben vermehren. — So sind z. B. die Milliarden von Bacterien, die in dem Inhalte unseres Darmes stets gefunden werden, keine Parasiten, denn sie ernähren sich nicht von der lebenden Substanz des Darmes, sondern von dem todten Material, welches innerhalb desselben vorhanden ist. Würde der Fall eintreten, daß die in dem Darmrohre auf dem todten Materiale vegetirenden Bacterien giftige Stoffwechselproducte bildeten, die von den Organen der Darmwand aufgesogen in den Körper überträten und denselben zur Erkrankung brächten, so würde man ebenfalls nicht von einer „Infection" reden können, sondern man müßte einen derartigen Vorgang als „Vergiftung" (Intoxication) bezeichnen. —

Selbstverständlich liegt es in der Natur der Sache, daß wohl mit jeder Infection eine Intoxication verbunden ist. Man könnte sich allerdings Infectionskrankheiten denken, bei denen eine so massenhafte Vermehrung der Bacterien im Blute stattfindet, daß dieselben schließlich ein physikalisches Hinderniß für den Blutumlauf abgeben, daß das Thier rein und ausschließlich an der Vermehrung der Bacterien stirbt. Ob eine solche Vermehrung aber in der That möglich ist, ohne daß dabei auf das Thier irgendwie schädlich einwirkende Stoffwechselproducte gebildet werden, ist sehr die Frage. Immerhin verhalten sich die Bacterienarten bezüglich ihrer Giftwirkung sehr verschieden unter einander. Es gibt Arten — und zu diesen gehört z. B. der Starrkrampf- (Tetanus-)bacillus und der Diphtheriebacillus —, die Gifte von so fabelhafter, so ungeheurer Wirksamkeit produciren, daß in den entsprechenden Krankheiten die Wirkung dieser Gifte auf den Organismus das Krankheitsbild völlig bestimmt. Die Bacterien selbst finden sich in Tetanus- und in Diphtheriefällen gewöhnlich nur an einer kleinen umschriebenen Stelle im Körper in Vermehrung. Hier werden die furchtbaren Gifte gebildet, die dann in den Körper hinein gelangen und die schweren Allgemeinerscheinungen der genannten Krankheiten bedingen. Man bezeichnet derartige Bacterienarten als „toxische Bacterien" im Gegensatz zu den oben genannten Arten, welche wesentlich durch ihre Vermehrung als solche wirken und die man wohl auch als „infectiöse Bacterien" im engeren Sinne unterscheidet.

Wir wollen nun auf die Verhältnisse eingehen, welche für das Zustandekommen, resp. das Ausbleiben der Erkrankung nach der Einführung von Infectionserregern in den Thierkörper wesentlich bestimmend sind. Wir werden besonders die neueren Untersuchungen über Immunität und Schutzimpfung näher betrachten müssen.*)

Wenn ein thierischer Organismus für eine bestimmte Infectionskrankheit unempfänglich ist, so nennt man ihn „immun" gegen diese Krankheit. Die Immunität gegen eine bestimmte Krankheit kann entweder eine allgemeine Eigenschaft der betreffenden Thierspecies sein, man spricht in diesem Falle von der natürlichen Immunität der Species. Sie kann aber auch einzelne Individuen einer im Uebrigen empfänglichen Thierspecies betreffen (individuelle Immunität). — Die individuelle Immunität kann unbekannte Ursachen haben, sie kann aber auch — auf natürliche oder künstliche Weise — erworben sein.

*) Vergl. Günther, Bacteriologie 1893, Behring, Die Blutserumtherapie 1892, 1893 ꝛc. ꝛc.

Wenn ein Kind Scharlach überstanden hat, so ist es in der Regel für das weitere Leben gegen eine erneute Scharlacherkrankung gefeit. Hier haben wir es mit einer zufälligen, natürlichen Immunisirung zu thun. Die Immunisirung kann aber auch absichtlich, künstlich zu Stande gebracht werden und zwar durch Einverleibung eines bestimmten, je nach der Krankheit verschiedenen Impfstoffes (Vaccins).

Wenn wir von der seit beinahe hundert Jahren geübten Jenner'schen Schutzimpfung gegen die Menschenpocken absehen (die eine rein empirisch gefundene, bis jetzt gänzlich unaufgeklärte Methode ist), so ist die erste Entdeckung auf diesem Gebiete 1880 von Pasteur gemacht worden. Pasteur fand, daß Hühner, welche nach Einverleibung der sogenannten „Hühnercholerabacterien" ausnahmslos zu Grunde gehen, nur local und vorübergehend erkranken, wenn man ihnen solche Hühnercholerabacterien unter die Haut bringt, die in den künstlichen Culturen bereits längere Zeit (eine Reihe von Monaten) sich selbst überlassen gestanden haben. Nach dem Ueberstehen dieser Krankheit zeigten sich die Hühner gegen die Impfung mit den wirksamsten, frischesten Hühnercholerabacterien immun. Durch das längere Stehen der ursprünglich so verderbenbringenden Bacterienculturen haben dieselben demnach an ihrer Heftigkeit, an ihrer „Virulenz" verloren und weitere Untersuchungen haben an einer ganzen Reihe von Infectionskrankheiten das merkwürdige Gesetz bestätigt, daß die Impfung mit abgeschwächtem Material Immunität auch gegen virulente Culturen hervorbringt.

Es drängt sich nun die Frage auf, in welcher Weise der Thierkörper bei der Immunisirung verändert wird, welche Vorgänge eigentlich der Grund sind, daß der Körper die spätere Einführung ungeschwächten Infectionsstoffes siegreich übersteht?

Zur Erklärung dieser Thatsache ist eine ganze Reihe von Hypothesen aufgestellt worden. Die „Erschöpfungshypothese" von Klebs und Pasteur, eine Hypothese, welche heute wohl völlig verlassen ist, nahm an, daß bei der Immunisirung eine Erschöpfung des Körpers an gewissen für die Bacterien nothwendigen Nährstoffen eintritt. Chauvau stellte die sogenannte Retentionshypothese auf, nach welcher bei der Impfung gewisse Stoffwechselproducte der Bacterien zurückgehalten werden sollten, die eine spätere Ansiedelung virulenter Bacterien verhindern. Eine dritte Hypothese, welche Metschnikoff gegründet hat, führt aus, daß gewisse Körperzellen nämlich weiße Blutkörperchen und größere Organzellen (Phagocyten), welchen manche die Fähigkeit zusprechen Bacterien activ anzugreifen und „aufzufressen", bei dem Immunisirungsacte sich in der Bacterienvernichtung an den abgeschwächten Bacterien üben und hierdurch die Fähigkeit erlangen, die später in den Körper eindringenden virulenten Bacterien ebenfalls zu vernichten.

Weitaus bedeutender als all diese Hypothesen ist jedoch eine Entdeckung, die wir Behring zu verdanken haben und die in kurzer Zeit bereits durch so zahlreiche Erfahrungen bestätigt worden ist, daß sie in Form eines exacten und ausnahmslosen Gesetzes formulirt werden kann (Behring'sches Gesetz): Ist es einmal gelungen ein Individuum (z. B. durch Gewöhnung an immer größere und virulentere Bacteriendosen) gegen eine bestimmte Infectionskrankheit künstlich zu immunisiren, so hat sein Blut und auch das daraus dargestellte Serum (=Blut weniger dem bei der Gerinnung ausgeschiedenen Faserstoff) damit die Fähigkeit erlangt, den Zustand der Immunität auf ein für dieselbe Infectionskrankheit empfängliches Individuum (beliebiger Species), in dessen Organismus er — in genügender Quantität — eingebracht worden ist, zu übertragen.

Die erste hierher gehörige Mittheilung, die Behring mit Kitasato (1890) machte, bezog sich auf den Tetanus. Behring und Kitasato stellten in dieser Arbeit auch die wichtige Thatsache fest, daß die Einverleibung des Serums künstlich gegen Tetanus immunisirter Thiere tetanusempfängliche Individuen nicht allein gegen die Tetanusinfection, sondern auch gegen die Einwirkung des fertigen Tetanusgiftes schützt. Sie konnten aber auch aus ihren Untersuchungen den Schluß ziehen, daß diese erworbene Immunität direct auf giftzerstörender Eigenschaft des Blutserums beruhe. Dieser Schluß gründete sich auf die festgestellte Thatsache, daß das Blutserum der immunisirten Thiere auch im Reagensglase das Tetanusgift zerstört, ferner darauf, daß es gelang, tetanuserkrankte Thiere, d. h. Thiere, an deren Körpersäften das Tetanusgift bereits wirksam kreiste, durch Einverleibung des Blutserums immunisirter Thiere zu heilen.

Diese epochemachenden Entdeckungen sind der Ausgangspunkt einer großen Reihe von Untersuchungen geworden, die sich nach allen Richtungen ausdehnen und über die heute ein abschließendes Urtheil zu fällen nicht gestattet ist. Bei diesen Untersuchungen hat sich durchgängig das Behring'sche Gesetz als zutreffend erwiesen. Es hat sich ferner die merkwürdige Thatsache herausgestellt, daß Individuen, welche von Natur gegen eine bestimmte Infectionskrankheit immun sind, in ihrem Blut keine immunisirenden Substanzen besitzen, so daß uns die natürliche Immunität vorläufig noch ein vollständiges Räthsel ist. Jedenfalls aber haben wir in dem Behring'schen Gesetze das erste eminent practische Resultat der bacteriologischen Aera zu begrüßen.

Das Weib der Commune.

Persönliche Erinnerungen.

Von Hans Wachenhusen.

Es wäre unwahr, wollte ich behaupten, daß der erste Theil der Bellamy'schen Zukunftsträume mir nicht einige Stunden wohlthuender Illusion bereitet hätte. Ich sagte mir: warum hat es nicht von Anfang so sein können und wie sollen wir jetzt noch dahin kommen, nachdem unser Gemeindeleben so gründlich verfahren ist! Als ich aber die Details las, wie sich der Verfasser diesen Zukunftsstaat gedacht, war's vorbei mit der Illusion; andere Bilder traten vor mich aus jener schweren, blutigen Epoche, in welcher der Grund zu diesem neuen Gemeindeleben gelegt werden sollte, Bilder, die mir unvergeßlich, aus der Pariser Commune, deren Zuschauer ich gewesen, die ich während fünfzehn Jahren unter dem oder durch das zweite Kaiserreich hatte vorbereiten gesehen, ohne Prophet genug gewesen zu sein, ein *solches* Ende zu ahnen.

Vor mir liegt der Bericht des Generals Ducrot über den Tag von Sedan, den er mit Folgendem schließt: „Wenn zwei Nachbarländer zwei verschiedene Prinzipien aufstellen: das eine, daß der Mann für Geld sich in der Armee ersetzen lassen, sich ein bequemes Leben, frei von Leiden und Gefahren bereiten kann, das andere, daß jeder Bürger, verheirathet oder nicht, reich oder arm, als ersten Act des Mannesalters, sich in den Waffen zu üben, gegen alle Strapazen abzuhärten, der Disziplin zu fügen habe — was wird da geschehen? Die Männer des ersten Landes werden trotz ihrer glorreichen Vergangenheit sich entnerven, schwach an Arm und Herz, unfähig zu Allem werden; Gott, Vaterland und Soldatenpflicht werden ihnen leere Worte sein. Sie werden lachen über die Barbaren, die an alle diese Dinge glauben, und sehr bald werden sie fliehen vor ihnen. Jene hingegen, arbeitsam, unterrichtet, krieggewohnt, disziplinirt, zum Haß geneigt, verlangen nach dem Luxus, dem Reichthum, den ihr eitler Nachbar mit Ostentation ausstellt; sie erwarten nur den günstigen Moment, sich auf diese kostbare Beute zu werfen, und die Folge davon ist, daß der Franzose, dem das Leben nur als eine Reihe von Freuden erschien, sein Haus gestürmt, geplündert und in Flammen aufgehen sieht."

Der General hat Recht. Worin lag aber der Grund zu so argem Niedergang des Franzosen und wo suchte er seine Freude? Er trinkt nicht (*wir* könnten es auch weniger thun), er raucht nicht (*wir* sollen es auch nicht mehr), er liebt die Freuden der Tafel, aber mäßig und nicht ohne das — Weib, das ihm also Alles ist, und nicht in der Ehe, sondern in der freien Liebe, die auch der Sozialismus predigt, und wir sehen heute, daß selbst dem Anarchisten und Dynamitarden immer die Maitresse zur Seite ist. Wir sahen auch, welch verhängnißvolle Hauptrolle das Weib in der Commune gespielt, und das war die nothwendige Folge der Degeneration, in welche das

französische Volk durch das zweite Kaiserreich, namentlich durch die frivole Herrschaft jener unwissenden, bigotten Spanierin, der Kaiserin Eugenie und eines abenteuerlichen neuen Hofes gestürzt wurde. Der Kaiser öffnete dem Servilismus, der Denunciation, der Schmarotzerei um Aemter und Würden Thür und Thore; durch seine Beziehungen zu der berüchtigten Bellanger u. A. lieferte er selbst den Stoff für die Hofskandale, in denen der berühmte Prozeß des Herzogs Grammont-Caderousse, das Duell des Prinzen Murat, der Schumacher'sche Prozeß, die Vergiftungsgeschichte der Frau Frigard wie faules Holz aus dem Sumpf des Hof- und Gesellschaftslebens hervorleuchteten. Der ganze weibliche Cercle der Kaiserin liebte es, sich zu „encanailliſiren" und in den Theatern wurden Feenstücke mit Pferde- und Vogel-Ballets gegeben, die schließlich Schanden halber die Polizei zu dem Befehl drängten, den schönen Zeltern wenigstens eine Schabracke und den Vögeln eine anständige Flügeldecke zu spendiren.

Man war also, als der Krieg in frivolster Weise durch die stupide Kaiserin und ihre orthodoxen Rathgeber angezettelt worden, schon zu dem schrankenlosesten, aller Fesseln ledigen Geschlechtsleben gediehen; der Zusammenbruch der Gesellschaft warf danach Hunderttausende von weiblichen Geschöpfen, von denen ein großer Theil gewohnt, auf seidenen Kissen zu schlummern und in eleganten Equipagen zu brilliren, auf das Pflaster, wie ja auch die Kaiserin selbst — so sagte man damals — in augenblicklicher Noth als Flüchtige ihre Diamanten versetzen mußte. Man denke sich alle Diese, die an das ausschweifendste Leben gewöhnt, plötzlich gleichsam auf dem Kehrichthaufen, auf geröstete Kastanien und Kartoffelschalen angewiesen, nachdem sie ihre letzten Brillanten verkauft, dann als die Belagerung in Paris begann, in ganzen Schaaren aus der Stadt verjagt, endlich aber, als die Stadt wieder geöffnet worden, in Massen zurückkehrend, um sich mit ihren Unglücksschwestern zu vereinigen.

Und als endlich die Republik, dann die Commune erklärt ward, welch' eine Perspective für sie! Die Lumpen waren die Könige und sie die Königinnen; wenigstens konnten sie noch die Freude des Pöbels sein, und sie, die einst in den kostbarsten Parfüms geschwelgt, sie empfanden eine wonnevolle Genugthuung am Petroleum, konnten die Paläste Derer plündern und anzünden, die ihnen ihre Hand verschlossen und das Weite gesucht hatten! Die Kaiserin hatte ein Asyl in Chislehurst gefunden, sie aber wurden den Männern der Commune furchtbare Verbündete, sie konnten wieder eine Rolle spielen, Champagner trinken, das den geflohenen Aristos gestohlene Geld auf die Straße werfen und mit heiserer Stimme singen: les gueux sont des gens heureux.

Den Anlauf, den in Paris Volk und Gesellschaft nahmen, der sie in den Abgrund führen mußte, hatte ich bei meiner ersten Anwesenheit wenige Jahre nach der Thronbesteigung Napoleons gesehen; das Ende sah ich von Versailles aus, wie dieses Babel in dem engen eisernen Ringe schmachtete, den die deusche Armee um dasselbe gelegt, um diese stolze „Capitale der Welt", die ich erst 1869 verlassen. Von St.-Denis aus, bei unseren Truppen sah ich auch noch den wüsten Abschluß: Paris in Flammen, und wie sollte ich diese Stadt der Freuden wieder finden, als ich dieselbe nach dem Niederwerfen der Commune wieder betrat!

Noch rauchten die Ruinen der Paläste und Ministerien, der Petroleumgeruch verpestete die Straßen, in denen kaum einige Laternen brannten; ich fand den Grafen Arnim, unseren Gesandten, in der Rue de Lille wie zwischen einem Aschenhaufen sitzend, ganz Paris, „die Seele, das Gehirn der Welt", wie es sich so gern genannt, in tiefster Armuth und Demüthigung. Die Geschäfte lagen darnieder, der frohe Lärm der Straßen war einem düsteren Ernst gewichen, und noch immer dauerte das Kesseltreiben der Versailler Truppen nach den versprengten und in der Stadt versteckten Communarden. Es waren Männer, die man ihrer Kleidung nach für ehrsame Bourgeois gehalten hätte, andere in Lumpen mit wüsten, unheimlichen Gesichtern, Frauen, Mädchen, die sich in die Arme der Commune geworfen und in ihren Schlupfwinkeln von Küchenabfall ein elendes Dasein gefristet. Die Gefängnisse waren schon von communistischen Verbrechern überfüllt; Schloß Clermont, die Wiege des Hauses Bourbon, beherbergte allein vierhundert Petroleusen, Furien der Barrieren, Barrikadenheldinnen, Marketenderinnen, Clubrednerinnen u. s. w. Viele dieser Weiber jedes Alters trugen noch die rothen Soldatenhosen, die sie sich angeeignet als die Kasernen geplündert wurden — eine erbarmenswerthe Gesellschaft, und sie alle sollten vor den Richterstuhl in Versailles geführt werden, denn achttausend Megären hatte die Commune zum Morden, Sengen und Brennen als in Compagnien getheilte Höllenmannschaft in ihrem Dienste gehabt, und zu diesen kamen die Unzählbaren, welche während der Schreckenszeit die Kaffeehäuser überschwemmten und mit den Communisten und Nationalgarden die tollsten Orgien aufführten. Fünfzehntausend Weiber waren schließlich in das Gefängniß gebracht, es waren aber diejenigen noch übrig, die man nach und nach erst erwischte, die in den Magazinen oder Fabriken als Blumistinnen, Nähterinnen, Verkäuferinnen, Arbeiterinnen wieder ihr Brod gefunden, die aber stündlich vor Entdeckung zitterten, denn die gardiens de la paix schleppten noch fortwährend schreckensbleiche junge Weiber aus den Häusern, die verdächtig oder überwiesen waren, als Geliebte irgend eines Communarden, eines Offiziers der Nationalgarde die Uniform der Marketenderin getragen, hinter den Barrieren gestanden oder gar den Brand in die Häuser geschleudert zu haben.

Nicht selten auch geschah es, daß ein vor dem Kaffeehause der Boulevards Sitzendender eine anständig gekleidete junge Dame vorübergehen sah. „Tiens," rief er, „c'est la blonde crevette, la cantinière de la Commune!" rief einen Polizisten heran, raunte ihm einige Worte zu und bald darauf saß dieser mit der Aermsten im Fiaker. Selbst in den Theatern konnte es geschehen, daß ein Herr in den vordersten Reihen des Parquet unter den Nymphen oder Elfen des Ballets in deren dünnen Tricots und Gazeröckchen eine Cantinière des so und so vielten Nationalgardenbataillons erkannte, die dann im Zwischenact ihr Libellencostüm ablegen und in's Gefängniß marschiren mußte. Auch umgekehrt passirte es im Theater, daß eine der Marcheusen, der Statistinnen der Feerie, von der Bühne aus einen Herrn im Parquet fixirte und diesen, wenn der Vorhang nach dem Act gefallen, als gewesenen Communeobersten denuncirte. Der Erkannte zündet sich im Corridor eine Cigarrette an; ein Sergeant klopft ihm leise auf die Schulter und bittet ihn um seine Begleitung.

Ich selbst hatte ein Beispiel dieser Denuncationswuth. Ein mir befreundeter Arzt speiste mit mir in einem Restaurant. Als der Kellner uns die Suppe brachte, schaute er diesem streng in's Gesicht, nahm seinen Hut und schritt unter einem Vorwand hinaus. Bald darauf brachte er einen Polizisten mit und auf den Garçon deutend verlangte er dessen Verhaftung, denn er erkenne positiv in diesem denselben, der mit einem Requisitionsschein in seine Wohnung gedrungen und ihm sein Geld, seinen Wein ꝛc. abgenommen hatte. So geschah es auch vor meinem Hotel Laffitte. Ein Polizist sah eine hübsche junge Frau einfach und sittsam vorüber gehen; er verfolgte sie, offenbar nicht in friedlicher Absicht, rief sie an und führte sie mit sich. Sie hatte eben 10,000 Francs auf eine neue Anleihe unterschreiben wollen und ward als die Geliebte Docasta's, des Adjutanten Raoul Rigaults, des Procureurs der Commune, erkannt. Wahrscheinlich hatte sie eben ihren Raub sicher anlegen wollen, um ihr Alter vor Nahrungssorgen zu schützen, das Schicksal aber hatte es anders gewollt.

So manche von all Diesen sah ich während jener Zeit verurtheilt werden durch die vierte Abtheilung des Kriegsgerichts, Scheusäler und schon im jugendlichen Alter Verirrte, meist elternlos, wenn der Vater gefallen oder die Mutter vom Sturme verschlagen worden, und wiederum auch die einstigen Angehörigen der haute cocotterie, die Millionen vergeudet und zur gemeinsten Petroleuse herabgesunken waren. Allerdings wies die Belagerung auch Beispiele der höchsten Entsagungskraft des Weibes auf und die Chronisten derselben feierten in hohen Worten jene Frauen, die den Tag hindurch vor den Brod- und Fleischmagazinen, der Kälte trotzend, ausgehalten, um ihre Ration zu empfangen, und, nach Hause zurückkehrend, mit

trockenem Auge den Säugling in der Wiege erstarrt fanden. Aber was half der Heroismus des Weibes, wenn sich in Paris, das so lange mit Verachtung auf alle übrigen Nationen herabgeblickt, nicht die Männer fanden, die vermocht hätten, mit eiserner Hand die Bewohner in Schranken zu halten, die Massen zu disziplinisiren und zu organisiren, die sich bewaffnet in die Stadt geworfen, und als diese gefallen, den Pöbel zu beherrschen!

Die ganze Commune ward deshalb zu einer blutigen Höllenkomödie, scenirt für die Weiber und von diesen. Wie in Paris keine Action geschehen kann, und sei es die grauenhafteste, ohne phantastisch aufgeputzt zu werden, so mußte auch diese zu einer Maskerade gemacht werden und das kann ohne die Theilnahme der Weiber nicht geschehen; die Männer allein würden sich langweilen in diesem Aufputz, wie ihn Bertall in seinen „Communeux de Paris“ so meisterhaft portraitirt und Draner in seinen „Souvenirs du siège de Paris. Les defenseurs de la Capitale“ ebenso treffend karikirt hat. Das Weib spielt namentlich in Bertall's Bilderwerk die Hauptrolle, wie es im Foyer des Theaters mit den Bluthunden der Schreckensregierung verkehrte, als „Abgeordnete des Café de Madrid“, als „citoyenne, préposée à la garde de la rue de Lille“ (die in Flammen aufging), als Cantinière in hohen Stiefeln, als „la colonelle“ in männlicher Uniform, als Petroleuse mit der gefüllten Blechkanne und endlich als Gefangene, um zu Fuß nach Versailles vor den Richter geführt zu werden.

Komödiantischer Aufputz war alles auch bei den Männern, bis herab zum Telegraphendirector in vergißmeinnichtblauer Uniform, eine Maskerade von Philistern und schließlich Ausreißern, die ihre bunten Kostüme in die Kloaken versenkten, um nicht erkannt zu werden, als die Versailler Truppen ihnen auf den Fersen waren, die auch vielleicht ihr Weib wieder aufsuchten, das, wenn es seiner Pflicht treu geblieben, ihnen das Gewehr abnahm und verzeihend ausrief: Jetzt habt Ihr genug gebummelt, sorgt nun für das Brod im Hause!

Ich komme darauf zurück: was das weibliche Geschlecht in der Commune Schweres gesündigt, es war die nothwendige Folge seiner Erziehung unter dem zweiten Kaiserreich, einer langen Epoche des komödiantischen Größenspiels und der Volksentsittlichung, die zum Communismus führte. Was aber, so fragt es sich nun, wird und will dieser, falls er sein Werk zu vollenden vermag, für die Erziehung des Weibes thun, wenn er die Ehe abschafft und das Weib, das an sich leidenschaftlicher als der Mann und keine Freundin der Logik ist, aller häuslichen Pflichten entledigt? Frankreich war uns ein böses Beispiel; auch dort herrschte und herrscht noch in der Ehe ein gewisser Communismus; die Maitresse ist glücklicher als die Gattin, denn der letzteren schenkt der Mann nur wenn er bei guter Laune ist, der ersteren aber immer, wenn sie bei schlechter Laune ist, was sie alle Tage sein kann. Angier verglich die Gattin mit der Hausmannskost, die Maitresse mit dem Wirthshaus, das viel unterhaltender ist.

Wenn nun also der Sozialismus die freie Liebe an die Stelle der Ehe setzt, was, ich wiederhole es, wird aus der Erziehung des Weibes, was wird aus ihm, wenn es volle bürgerliche und politische Berechtigung auch in großen Volksactionen erlangt? Ein Mannweib oder eine Hetäre, und der Mann, der sie aus ihren Fesseln befreite, wird ihr Sklave werden; das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Er ist es ja auch heute, ist es immer gewesen.

Literatur und Kunst.

Franz Nissel.

Von Leopold von Sacher-Masoch.

Ich hatte mich von einem neuen Anfall eines langjährigen Leidens kaum ein wenig erholt, als mir der Postbote eines Abends mit einem Brief von Karoline Nissel die Erinnerungen ihres Bruders*) in das Haus brachte, welchen ich sofort mit steigendem Interesse und tiefer Rührung las, während das Bild des mir befreundeten unglücklichen Dichters lebhaft vor meinem geistigen Auge stand.

In ihrem Vorwort sagt Karoline Nissel: „In rückhaltloser Entschleierung ist das düstere Gemälde seines Lebens vor den Augen des Lesers aufgerollt. Keine falsche Scham bestimmt mich, Dieses oder Jenes in den Briefen wegzulassen. Man soll bis in die Tiefe dieser Seele blicken können, die ja Nichts zu verbergen hatte und den Tag nicht zu scheuen brauchte. Das Licht ist nun erloschen und die Erde deckt einen der vornehmsten Menschen. Ich, seine Schwester, die mit ihm, ich kann nicht sagen „Freud und Leid“, sondern fast nur Leid getragen, blicke trauernd nach dem Grabe, in welchem dieses arme, abgequälte Dichterherz nun ausruht, und unsagbares Mitleid überkömmt mich. Wird in dieses Grab noch eine Auferstehungskunde dringen?“

Wohl hat sie Recht, die liebevolle Herausgeberin dieser ergreifenden Blätter, denn überall aus den Fragmenten der Selbstbiographie sowohl, wie aus den Tagebuchblättern und Briefen tritt uns das stets dem Höchsten zugewendete, ehrliche und schöne Streben des Dichters, treten uns sein freier Geist und seine herrliche edle Gesinnung entgegen. Um so ergreifender erscheint uns Nissel's Schicksal, als er uns in dem seinen das Leiden jedes echten Dichters und Künstlers schildert, ein Leiden, das auch den Größen unserer Literatur nicht erspart geblieben ist. Jene freilich, welche heutzutage die großen Honorare und Tantiemen einstreichen, weil sie es verstehen, statt ihr Publikum zu erheben, dem stets wechselnden, aber immerdar banalen Geschmack des gebildeten Pöbels zu schmeicheln, wissen nichts von diesen Kämpfen und Leiden des Genius, sondern zeigen sich des goldnen Bodens ihres Handwerks froh, echte Philister der Literatur, mögen sie auch unter Umständen noch so sehr Sitte und Moral mit Füßen treten.

Doch Nissel's Schicksal war ein besonders trauriges. In der Einleitung seiner Selbstbiographie sagt er: „Ich blicke zurück auf ein unerhört trauriges und nahezu verlorenes Leben — verloren wohl auch durch eigne Schuld. Mein Haar ist ergraut und meine Kräfte sinken. Ich habe nichts mehr zu hoffen, nachdem ich so lange und doch — ach! so wenig gelebt, kein Glück gefunden und — was am bittersten zu sagen ist, so viel wie Nichts gewirkt.

Und doch war ich nicht ohne Begabung, nicht ohne Streben, doch schlug vielleicht kein edleres Herz in eines Menschen Brust. Was ich geträumt, gewollt, es war vielleicht zu groß, es begehrte nicht nur die höchsten Gaben, sondern auch den unbeugsamsten Willen und die Gunst der Zeit. Fehlte nur Eines, so mußte aus dem Poeten und geistigen Helden, der zu sein ich mich vermaß, der arme Gemüthskranke und geistig Verstörte werden, den ich mich fühle seit manchen Jahren.“

Nicht ein Wort dieser Einleitung ist übertrieben, zur Schande seiner Zeitgenossen, die ihm ein Schicksal bereiteten, ähnlich jenem des großen Malers Millet, der mit den Seinigen Hunger litt und dessen Gemälde seit seinem Tode mit Millionen bezahlt werden.

Man könnte meinen, daß Franz Nissel sein Schicksal schon in der Wiege vorbestimmt war. Ein Schauspielerkind wurde er unterwegs auf der Reise von einem Engagement zum anderen, in einem kleinen Gasthofe Wiens geboren. Seine Kindheit blieb ein Zigeunerleben, seine freudlose Jugend wurde durch Herz- und Geisteskämpfe zerrissen. Er litt zu gleicher Zeit unter der Ungunst der Verhältnisse, dem erlahmenden literarischen Sinn des ganzen deutschen Volkes, und insbesondere unter dem Alp der trostlosen österreichischen Zustände vor und nach der Bewegung von 1848. Früh begann er zu dichten und sein Unglück war es, daß damals Laube an der Spitze der ersten deutschen Bühne, des Wiener Burgtheaters stand, ein vortrefflicher Bühnenleiter, der selbst effectvolle

*) Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel, aus dem Nachlaß herausgegeben von seiner Schwester Karoline Nissel. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.

Stücke zu schreiben verstand, aber nur eine verschwindende Dosis literarischen Talents und vor Allem nicht einen Funken von Poesie besaß. Er war der Feind aller wirklichen Dichter und so ist es begreiflich, daß auch Nissel's erste Stücke von ihm abgelehnt wurden. Als der junge Poet endlich eines seiner Dramen in einem Vorstadttheater angenommen sah, war es wieder die österreichische Censur, welche die Aufführung vereitelte. Nun wandte er sich dem Volksstück zu und ein solches, das „Beispiel", wurde am 2. October 1852 auf einer Wiener Vorstadtbühne aufgeführt und errang einen bedeutenden Erfolg, welcher auch dem nächsten Stück „Martin" treu blieb.

Doch seine Tragödie „Perseus", über die Robert Hamerling ein so begeistertes Urtheil gefällt hat und die später auch beim Publikum eine so begeisterte Aufnahme fand, wurde trotzdem von Laube wieder abgelehnt und ebenso ein Lustspiel Nissel's.

Erst sein Schauspiel: „Ein Wohlthäter" gelangte im Burgtheater zur Aufführung, nicht dem Dichter zulieb, sondern aus dem einfachen Grunde, weil Karl La Roche, der berühmte Charakterdarsteller des Hofburgtheaters, in demselben eine glänzende Rolle für sich fand. Der Erfolg des Stückes im Jahre 1856 war ein außerordentlicher und das Stück erhielt sich lange auf dem Repertoir. Es bahnte der Tragödie Nissel's „Heinrich der Löwe" den Weg, welche 1858 gleichfalls im Burgtheater großen Beifall fand. Dieser folgte endlich der „Perseus" im Jahre 1862. Ein wahrer Triumph für den Dichter, eine Niederlage für den Menschen, denn das Stück wurde nur viermal aufgeführt, und die Hoffnungen Nissel's, sich auf sein Talent eine Existenz gründen zu können, wurden neuerdings auf das Schrecklichste vernichtet. Seine „Zauberin am Stein" wurde 1863 wieder von Laube abgelehnt, demselben Laube, der einen „Weilen" und „Roderich Anschütz" protegirte. Freilich wurde dem Dichter bald darauf durch die glänzende Aufnahme dieses Stückes im Dresdener Hoftheater und durch Laube's Abdankung, eine Art Genugthuung zu Theil.

Am 19. November 1862 lernte Nissel seine spätere Gemahlin, Serafine geb. Baronin Binder von Krieglstein kennen, mit welcher er sich im nächsten Jahre vermählte. Leider zeigte sich bald, daß Frau Nissel lungenleidend war. Im Jahre 1867 kam sie als Opernsängerin an das Grazer Landtheater. Hier kam die Krankheit vollends bei ihr zum Ausbruch. Franz Nissel fand ich damals schon als einen körperlich gebrochenen Mann, dessen Geist und Charakter jedoch noch immer in voller Kraft erschien. Ich trat zu ihm in ein freundschaftliches Verhältniß, und bemühte mich, ihm mit Hülfe meiner Verbindungen auf literarischem Gebiet beizustehen. Die Art und Weise, wie Nissel in seinen Memoiren des Wenigen, was ich für ihn thun konnte, gedenkt, hat mich herzlich gefreut und gerührt. Schließlich habe ich unter den vielen Autoren, denen ich die Wege geebnet, um sie dann nicht selten als Gegner wiederzufinden, doch Einen zu verzeichnen, der mir wahrhaft erkenntlich war. Seine Frau war damals schon mit dem Gedanken an ihren Tod vollständig vertraut. Es war eine große Frauennatur, geistig frei und genial, der ich einen besonderen Artikel zu widmen gedenke. Auf dem Schloß ihres Bruders, des Majoratsherrn, starb sie am 8. Februar 1868. Nissel's Familienleben war hierdurch für immer zerstört, da er gezwungen war, seine Kinder zu trennen und theils bei seinem Schwager, theils bei seinen Eltern erziehen zu lassen.

Immer neue Kämpfe und Enttäuschungen verbitterten seither das Dasein des reich begabten Mannes, welcher trotzdem nicht den Muth verlor, ja sich im Gegentheil fast unerschöpflich in neuen Entwürfen und neuen Schöpfungen zeigte. Halm, als Leiter des Burgtheaters, zeigte sich ihm gegenüber nicht minder gleichgültig, wie Laube im Wiener Stadttheater, ebenso ignorirten die mittleren und kleinen österreichischen und deutschen Bühnen Nissel's Dramen, während nebenher ab und zu die heuchlerischen Klagen über die Sterilität des deutschen Dramas laut wurden.

Besonders lehrreich ist das Geschick der Tragödie Nissel's „Agnes von Meran". Dieselbe erschien 1877 im Druck, wurde jedoch weder von den Bühnen, noch von der Kritik beachtet. Materielle Sorgen drückten den Dichter nieder, seine Zukunft erschien ihm vollständig hoffnungslos, als er unerwartet im nächsten Jahr mit dem verachteten Stück den großen Schillerpreis in Berlin erhielt. In seinem Tagebuch findet sich hierzu die Bemerkung: „Nach langer Nacht endlich voll Hoffnungslicht und Glück, seligste Stimmung meines Lebens." Die Wiener Concordia feierte den Poeten durch ein Fest, an dem er persönlich nicht theilnehmen konnte, weil sein körperlicher Zustand ihm dies nicht gestattete. Doch nicht lange sollte sich der Dichter seines schönsten Erfolges freuen. Zunächst verkümmerte ihm denselben Albert Lindner durch einen heftigen Angriff, ihm leistete Paul Lindau Heeresfolge. Laube zögerte mit der Aufführung und bot auch selbst Alles auf, um den Erfolg Nissel's in Frage zu stellen. Nissel verzeichnet dies mit den herben Worten: „Heinrich Laube mit plumpem Tritt, den Segen des Schillerpreises vernichtend. Enttäuschung auf Enttäuschung, auch die Hoffnung auf sonstiges Glück verschwindet." Endlich findet doch die Aufführung der „Agnes von Meran" im Wiener Stadttheater statt, an einem Augusttage, in tropischer Sommerhitze, und vor leerem Hause. Die Folgen waren sechs leere Häuser und sodann verschwand die preisgekrönte Tragödie vom Repertoire. Obwohl Hülsen unter den Preisrichtern war, kam die Tragödie in Berlin nicht im Königlichen Schauspielhaus, sondern auf einer Bühne dritten Ranges zur Aufführung. Die Kritik sprach sich zu Gunsten des Dichters aus, das war aber auch Alles. „Von da ab Schweigen des Todes," bemerkt Nissel in seinem Tagebuche. Der nach langem Ringen Franz Nissel zu Theil gewordene Lorbeer wurde ihm in häßlicher, neidischer, ja sagen wir es einfach heraus, in gemeiner Weise, Blatt für Blatt zerpflückt. Seine materielle Lage gestaltete sich hierdurch von Jahr zu Jahr trauriger. Er erhielt zwar von der österreichischen Regierung ein Staatsstipendium, verdiente jedoch so wenig hierzu, daß sein Einkommen sich auf etwa 800 Gulden, damals nicht ganz 1400 Mark belief, und damit sollte er in dem lebenslustigen, theuren Wien leben, drei Kinder ernähren und erziehen und dabei noch die Schaffensfreude bewahren.

Allerdings wurde ihm im Jahre 1882 die hohe Genugthuung zu Theil, daß seine, von Laube abgelehnte: „Zauberin am Stein" durch Willbrandt im Burgtheater zur Aufführung gelangte und unter allen Stücken Nissel's den größten theatralischen und pecuniären Erfolg errang.

Die Schillerstiftung unterstützte den Dichter mit karg bemessenen Gaben. Im Jahre 1883 finden wir die Notiz: „Die Schillerstiftungspension fast auf die Hälfte herabgesetzt, nachdem ich drei Gesuche einsenden mußte." Für wen will die Schillerstiftung ihre Unterstützung vorbehalten, wenn sie einen Dichter, wie Franz Nissel darben ließ und sich hierdurch an der deutschen Literatur und Bühne schwer versündigte? Ist es denn die Aufgabe der Schillerstiftung, jene Autoren zu unterstützen, welche nur deshalb in dürftigen Verhältnissen leben, weil sie ihren Beruf verfehlt und sich ohne das nöthige Talent der Literatur zugewandt haben? Es schiene mir richtiger, jene Dichter zu fördern, welche gleich dem Meister, dessen Namen die Stiftung trägt, nur deshalb nicht mit Glücksgütern gesegnet sind, weil sie auf die Moderichtung keine Rücksicht nehmen, sondern ihrem Ideal nachstreben, es diesen möglich zu machen, ohne Rücksicht auf das Publikum, ihrem Genius zu folgen und die deutsche Literatur mit Werken jener Art zu bereichern, welche stets nur von der Nachwelt gewürdigt werden können.

In seiner höchsten Noth wurde ihm die Aussicht auf eine bleibende Pension von 1200 fl. ö. W. aus der Grillparzerstiftung eröffnet, aber die Hoffnung erwies sich bald als eine trügerische. Nur mit zwei Worten: „Tiefste Demüthigung", bezeichnet Nissel diese Wendung in seinem Leben und dabei war er nicht der Mann, dem es bequem war, von fremder Unterstützung zu leben, dies bewies er in dem Jahre des Bühnenerfolgs der „Zauberin am Stein," in welchem er kein Gesuch um ein Staatsstipendium einreichte.

Die steten Kämpfe, Enttäuschungen und Nahrungssorgen hatten indeß Nissel's Gesundheit vollständig zerrüttet. Im Jahre 1885 sprach sich bei ihm zuerst ein unheilbares Lungen-

leiden aus, das ihn zwang, in den nächsten Jahren im Winter Meran, im Sommer Gleichenberg aufzusuchen. Noch fuhr er fort, sich mit Entwürfen zu tragen und manchen derselben fragmentarisch auszuführen. Schon im Jahre 1887 heißt es in seinem Tagebuch: „Physischer und geistiger Zustand verzweifelt." Zwei Jahre später: „An's Dichten denke ich leider schon lange gar nicht mehr, bin aber jetzt mit der Abfassung meiner Memoiren beschäftigt. Es ahnt Niemand, wie viel ich — besonders innerlich — erlebt, wie reiche, fast durchgängig traurige Erfahrungen ich gemacht, was ich Alles gewollt und wie Vielem ich mit Schmerzen entsagen mußte." Im Herbst 1892 erschien ein Band ausgewählter, dramatischer Werke Nissel's bei Cotta. Er bemerkt hierzu in einem Brief an Karl Proell in Berlin: „Was mich betrifft, so wirst Du aus meiner Vorrede ersehen, daß ich leider der Sisyphus unter den Dichtern, den Du mich vor 25 Jahren schon genannt hast, noch immer geblieben bin. Ich fürchte sehr, daß auch die Herausgabe meines Buches wieder ein vergebliches Aufwärtswälzen des Blockes sein wird. Dem Dramatiker ist nicht zu helfen, wenn die Bühnen sich seiner nicht fleißig annehmen. Uebrigens ist es mir nur mehr darum zu thun, als Dichter mein Testament zu machen."

Im nächsten Jahre am 12. Juli erkrankte Nissel schwer in Gleichenberg und starb hier am 20. Juli in den Armen seiner Schwester, ein edler Dulder, ein Opfer seiner theilnahmslosen Mitwelt und der neidischen Verfolgung seiner minder begabten Nebenbuhler.

Mrs. Humphry Ward.

Von August Weiß.

Mrs. Ward's literarisches Schaffen läßt sich nicht mit einem der literarischen Schlagworte des Tages charakterisiren. Sie gehört nicht zu den „Alten" und sie gehört nicht zu den „Jungen", aber sie hat von beiden gelernt. Von den „Alten" haben ihre Romane die sorgfältigere Composition, den weiteren geistigen Blick, der sie niemals sich in kleinliches und unwichtiges Detail verlieren läßt, einen feinen Sinn für den Werth der höheren Cultur, wie wir ihn wenigstens in einem Theile der oberen Klassen begegnen, den „Jungen" nähert sie sich vor Allem durch ihren energischer ausgebildeten Wirklichkeitssinn, der sich auch insbesondere in der intimeren Charakteristik der Gestalten aus den unteren Klassen offenbart, ferner darin, daß es sie drängt, Menschen, welche die Gedanken, Leiden und Freuden unserer Tage in sich tragen, zu gestalten und ihre Romane zum getreuen Abbilde des Langens und Bangens der eigenen Seele zu machen.

Merkwürdig ist, daß sie, die doch aus einer durch und durch literarischen Familie stammte, so spät ihren eigentlichen Beruf erkannte. Ihr Vater Thomas Arnold, ein Bruder des Dichters Matthew Arnold, war, als seine Tochter Mary Ann am 11. Juni 1851 geboren wurde, auf der Insel Tasmania als Schulinspector angestellt und als er begeistert von der sogenannten Oxforder Bewegung 1855 zum Katholicismus überging und nach Europa zurückkehrte, trat er bald darauf den Posten eines Professors der englischen Literatur an der katholischen Universität in Dublin an. Er war also sicherlich im Stande, seiner Tochter literarische Anregungen zu geben und ihre literarischen Neigungen, wenn auch nicht in eine feste Richtung zu bringen, so doch vor allzu großen Umwegen oder Irrthümern zu bewahren. Allein wir sehen sie lange, lange, dem Rathe des Rectors von Lincoln Mark Patisson folgend, sich mit der älteren spanischen Geschichte und Literatur beschäftigen, und nach ihrer Verheirathung mit Humphry Ward Aufsätze literarhistorischen und theologischen Inhaltes für Zeitschriften schreiben und Lebensbeschreibungen älterer spanischer Bischöfe und Heiligen für Wace's „Dictionary of Christian Biography" verfassen. Wie sie dann dazu kam, 1883 ihren ersten Roman „Miß Bretherton" zu veröffentlichen und 1885 bis 1888 an „Robert Elsmere" zu schreiben, das entzieht sich gegenwärtig jeglicher Kenntniß.

Allein auch „Miß Bretherton" läßt uns die Dichterin von „Robert Elsmere", „David Grieve" und „Marcella" nicht einmal ahnen. Den Erfolg, den dieser Erstlingsroman errang, verdankt er dem gewiß ganz äußerlichen Umstande, daß man in ihm eine Schilderung der Schauspielerin Miß Anderson und ihrer Freunde zu erkennen glaubte. Während die Dichterin in „Robert Elsmere" und den folgenden Romanen das Menschenleben, das sie zum Gegenstande ihres künstlerischen Schaffens erkoren hat, nach allen Seiten und bis zu seinen tiefsten Tiefen zu erschöpfen sucht, und wir förmlich zu Zeugen des ganzen Lebensprozesses des betreffenden menschlichen Individuums gemacht werden, sehen wir sie in „Miß Bretherton" eine Episode aus der Laufbahn einer Künstlerin behandeln, die wohl zu einer Heirath führt, uns aber über sehr wichtige innere und äußere Umstände im Unklaren läßt. „Ich bin einmal so geartet", sagt Mrs. Ward in dem Vorwort zur einbändigen Ausgabe von „David Grieve", „daß ich die Entwickelung eines Menschen mir nicht auszumalen vermag, ohne ihn ganz zu kennen, seine Religion sowohl, wie seine Handlungen." Nun mit dieser für sie später so charakteristischen Eigenart zeigt sie sich in „Miß Bretherton" noch nicht behaftet; im Gegentheil, die Dichterin befleißigt sich hier geradezu absichtlich der Unvollständigkeit, sonst wäre an der Wandlung Miß Bretherton's nichts Wunderbares und Kendal's pedantische Kurzsichtigkeit müßte einem besser unterrichteten Leser geradezu ungeheuerlich erscheinen. Wie wir die Sache auch drehen und wenden, das von der Dichterin behandelte Problem kann in dieser Ausführung nicht befriedigen. Vielleicht hat die Dichterin in dieses Buch die Klage über Nichtachtung früherer eigener literarischer Versuche hineingeheimnißt? Das entzieht sich freilich auch der sicheren Kenntniß. So finden wir an dem Erstlingsbuche der Mrs. Ward nur die innige und warme Beredtsamkeit zu loben, mit der sie die Gedanken und Empfindungen der beiden Hauptgestalten vorbringt, und noch höher rechnen wir ihr die Charakteristik des Herrn und der Frau von Chateauvieux an, dieser beiden Typen der edelsten Verfeinerung des Denkens und Fühlens und der daraus erfließenden wahrhaft vornehmen Lebensführung.

Gleich in den ersten Kapiteln des im Jahre 1888 erschienenen dreibändigen Romanes „Robert Elsmere" tritt uns Mrs. Ward ganz anders entgegen. Während sich „Miß Bretherton" in den exclusivsten Kreisen der upper ten bewegt, wird „Robert Elsmere" mit einer schön empfundenen Idylle eingeleitet, die sich in einem einsamen Thale Westmorelands abspielt. Der Dialect der Dorfbewohner klingt in diese Scenen hinein, die schließlich zur Verbindung Robert Elsmere's mit Katharina Leyburn führen. Und nun beginnt die eigentliche Handlung des Romanes, die aus den tief empfundenen und warm geschilderten inneren Kämpfen besteht, die Robert Elsmere aus seinem durch die moderne Wissenschaft angeregten Zweifel an dem hergebrachten Kirchenglauben erwachsen. Er lernt die Resultate der Bibelforschung der Tübinger Schule kennen und seine Ueberzeugungen nehmen eine derartige Gestalt an, daß er nicht länger mehr Prediger bleiben zu können glaubt. Und so geht er denn nach London, um „die Welt zu bessern und zu bekehren," und wird Gründer einer Brüdergemeinschaft, allein die aufreibende Arbeit führt ihn bald in die Arme des Todes. Keine Frage, die geistigen Kämpfe die hier geschildert werden, nehmen einen viel zu breiten Raum ein: „Robert Elsmere" hat alle Fehler eines Tendenzromans. Und den ungeheuren Erfolg, den das Buch errungen hat — es wurden viele hunderttausend Exemplare verkauft — verdankt es hauptsächlich dem Umstand, daß der Engländer sehr liebt, religiöse Fragen in dieser Form behandelt zu sehen. In Deutschland konnte der Roman auch darum kein solches Interesse erregen, weil die Ideen, die den armen Robert Elsmere so schwere Pein verursachen, schon längst fast von jedem gebildeten Deutschen innerlich verarbeitet worden sind. Ist ja doch Oxford der Ort, „wohin die guten deutschen philosophischen Systeme erst gelangen, wenn sie im Absterben begriffen sind." Darum wendet sich der Sturm der Entrüstung, mit dem „Robert Elsmere" von gegnerischer Seite aufgenommen wurde, auch gegen Oxford,

wo in Robert Elsmere der Keim zu seinen Zweifeln gelegt wurde. „Englische Eltern mögen wissen," heißt es in der Quaterly Review, „wie weit unsere Universitäten gekommen sind, und daß sie ihre Söhne in den Jahren ihrer Unreife dort der Gefahr aussetzen, ihr Christenthum zu verlieren," und an einer anderen Stelle erhebt dieselbe Zeitschrift die Forderung, daß eine derartige Sprache wie die in „Robert Elsmere" „auch an einer Frau strenge geahndet werden sollte."

Der große Fortschritt, den „David Grieve", ihr zweiter großer Roman neben „Robert Elsmere" bedeutet, besteht darin, daß sie hier auf jeder Seite das innigste Bestreben zeigt, ihre Tendenzen der Handlung des Romanes organisch einzufügen und das Menschliche und Allzumenschliche in dem Leben und dem Charakter ihrer Gestalten lebendiger hervortreten zu lassen. Die Wahl des Stoffes war auch diesmal wieder ungemein glücklich. Mit dem wunderbaren Instinkte ihrer hohen Begabung hat Mrs. Ward diesmal wieder ein Problem gefunden, das jedem echten Engländer am Herzen liegt und ihrem Buche von vornherein einen größeren Leserkreis sichern mochte. Die „Geschichte David Grieve's" ist die Geschichte des self-made man in des Wortes edelster Bedeutung, die Geschichte des armen Jungen, der trotz der widrigsten Verhältnisse ohne alle Hülfsmittel, als seine Begabung und seinen unerschütterlich ausdauernden Charakter, sich auf die Höhe eines geistig hochstehenden, wohlsituirten Mannes schwingt, ein Problem, dessen Reichthum an rein menschlichen Motiven gewiß unleugbar ist. Neben diesem prächtigen Problem mußten die von Mrs. Ward eingeflochtenen Tendenzen von selber in die gebührenden Schranken zurücktreten. Es sind zum Theil dieselben religiösen Tendenzen, welche die Dichterin in „Robert Elsmere" verfolgte und dann auch in der Londoner University Hall zu verwirklichen gesucht hat, zum Theil sind es rein wirthschaftliche, die an die modernen, auf die Gewinnbetheiligung der Arbeiter hinzielenden Bestrebungen anknüpfen.

Wie sehr Mrs. Ward's Sinn bei der Abfassung der „Geschichte David Grieve's" auf rein menschliche Motive gerichtet war, wird uns am deutlichsten, wenn wir nach den Hindernissen fragen, die der Held dieses Romanes auf seinem aufsteigenden Lebenswege zu überwinden hat. Es sind nicht, wie bei Robert Elsmere religiöse Zweifel, sondern diese Hindernisse sind von Fleisch und Bein geschaffen, es sind die Menschenkinder, die theils durch die Macht der Verhältnisse, theils durch die Bande des Blutes und der Leidenschaft an sein Schicksal gefesselt erscheinen. Für einen so begabten und so charakterfesten Menschen wie David Grieve gibt es im Kampf um's Dasein keine anderen Schwierigkeiten, die er nicht zu überwinden oder denen er doch wenigstens nicht auszuweichen vermöchte. Und so muß der arme David Grieve mit unerschütterlicher Geduld unter den Fehlern Anderer leiden, sie gut machen und für sie büßen, bis all diese lästige Bürde von ihm genommen ist, und er allein steht, endlich allein, um die freigewordenen Kräfte ganz und gar der Förderung des geistigen und leiblichen Wohles seiner Mitmenschen widmen und in der Erfüllung dieser hohen Aufgabe die eigene innere Befriedigung finden zu können. So klingt die „Geschichte David Grieve's" in einen wunderbaren Sieg aus, der uns darum so echt und wahr erscheint, weil es Mrs. Ward gelungen ist, die Makellosigkeit von David's erhabener Natur so ohne alle sentimentale Uebertreibung zu schildern, daß wir ihn seine bis zum Aeußersten gehende Aufopferung, wie als etwas Selbstverständliches, üben sehen.

Und auch nach dem vor Kurzem erfolgten Erscheinen von „Marcella" *) müssen wir die „Geschichte David Grieve's" als den Höhepunkt von Mrs. Ward's dichterischem Schaffen bezeichnen. Das gilt nicht nur in Bezug auf die Composition des Werkes im Allgemeinen, sondern auch in Bezug auf die Charakteristik der einzelnen Gestalten, die hier mannigfaltiger, reicher und kräftiger ist, als in allen anderen Werken der Dichterin, endlich enthält die „Geschichte David Grieve's", wie z. B. in den Pariser Scenen Einzelheiten, an die auch in „Robert Elsmere" kaum etwas heranreicht. Uns erscheint dieser zweite große Roman Mrs. Ward's wie eine Kraftprobe der Dichterin, durch die sie ein für allemal beweisen wollte, daß der ungeheure Erfolg „Robert Elsmere's" nicht auf die Vorliebe der Engländer für derartige religiöse Controversen mit kluger Absicht begründet war und diesem Umstande auch zu verdanken sei, sondern daß sie im Stande ist, auch mit rein künstlerischen Mitteln zu wirken. Und diesen Beweis hat sie mit „David Grieve" wirklich erbracht.

Jeder Freund ihrer Muse mußte glauben und wünschen, daß Mrs. Ward fortfahre, diese rein künstlerischen Bahnen zu verfolgen. Wie ihr neuester Roman „Marcella" zeigt, ist das leider nicht der Fall. „Marcella" leidet an allen Fehlern, an denen „Robert Elsmere" leidet; es ist ein Tendenzroman, in dem das Raisonnement eine viel größere Rolle spielt, als die dichterische Gestaltungskraft. Und wieder müssen wir den klugen Instinkt bewundern, mit dem sich Mrs. Ward den Stoff für dieses ihr neuestes Werk ausgewählt hat. Nächst einer ansprechenden Behandlung religiöser Fragen, wie sie „Robert Elsmere" gibt, liebt der Engländer nichts mehr, als eine gleiche Behandlung politischer Fragen. Und diese bilden den Hauptinhalt von Mrs. Ward's „Marcella", und zwar politische Fragen in der Färbung der actuellsten Gegenwart.

Marcella Boyce ist es, in deren inneren und äußeren Schicksalen diese politischen Fragen als Haupttriebfedern erscheinen, und damit auch in der Handlung des Romanes. Abgesehen von den einleitenden Kapiteln, die wegen der fast flüchtigen Art, in der sie uns die Vorgeschichte Marcella's erzählen, am wenigsten befriedigen können, ist es der Dichterin in dem ersten Theile in viel höherem Maße gelungen, die Gedanken und Empfindungen, die sie zum Ausdruck bringen will, in Handlung umzusetzen, als in den folgenden Abschnitten. Die Scenen, die sich an die Mordthat Hurd's und an seinen Prozeß knüpfen, werfen geradezu ein grelles Licht auf die Schwächen des weiteren Verlaufes der Erzählung. Im Großen und Ganzen zielt Mrs. Ward's Gedankengang dahin, zu zeigen, wie Marcella den Glauben, daß man im Stande sei, durch bloßes Decretiren staatlicher Einrichtungen die Lage der unteren Volksklassen wie mit einem Schlage zu verbessern, verliert und zu der Erkenntniß gelangt, daß der Werth staatlicher Einrichtungen vor Allem von dem Maaß an gutem Willen derjenigen abhängt, deren Händen ihre Leitung anvertraut ist. Es ist das eine Wandlung, die viele Altersgenossen Mrs. Ward's haben durchkämpfen müssen, und deren Verlauf die Dichterin in der eigenen Brust gelesen haben mag.

Daß ihr das, was sie in „Marcella" sagt, Herzenssache ist, das wird ihr jeder Leser gerne glauben; so innig ist die Beredtsamkeit und so stark ist die Ueberzeugung, mit der sie ihre Gestalten Gründe und Gegengründe vorbringen läßt. Indem sie an dem Schicksal des Wilderers Hurd mit großer Kraft die Einseitigkeit der englischen Jagdgesetze illustrirt, läßt Mrs. Ward ihre Heldin rücksichtslos alle Consequenzen aus der Erkenntniß der Ungerechtigkeit ziehen, die in der gegenwärtigen Vertheilung der irdischen Güter liegt. Sie verzichtet auf das Wohlleben im Elternhause und wird Krankenwärterin, um so das Loos der Aermsten der Armen zu lindern. Es ist schwer, so mit einigen Worten zu sagen, wie sich Marcella auf diesem pein- und mühevollen Umwege ihrem von streng conservativen Grundsätzen erfüllten Bräutigam wieder nähert. Die Dichterin arbeitet eben hier mit kleinen Mitteln, es fehlt die überzeugende Kraft der Motive. Man mag der Dichterin glauben, daß diese Wiederannäherung in dieser Weise stattgefunden habe, allein man muß nicht daran glauben. Und der Romanleser muß nun einmal glauben müssen. Man sehe nur zu, mit wie zwingender Nothwendigkeit sich die Entfremdung zwischen diesen beiden Menschenkindern vollzieht! Da sehen wir denn auch Mrs. Ward eine Zeit lang auf der Höhe ihrer Kunst.

Der Stoff der Handlung in „Marcella" ist für einen dreibändigen Roman viel zu arm, und auch die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist nicht reich und mannigfaltig genug. Für den deutschen Leser kommt noch hinzu, daß er nicht alle

*) Marcella by Mrs. Humphry Ward. In three volums. London, Smith, Elder & Co.

Beziehungen zu den gegenwärtigen politischen Vorgängen zu kennen in der Lage ist, während John Bull in derlei Anspielungen ein neues Reizmittel für seine doch wohl auch hier und da erschlaffende Leselust finden mag. Immerhin hat der Roman als Spiegelbild der in den maßgebenden und nicht maßgebenden Kreisen herrschenden Stimmung gegenüber den Ansprüchen und Forderungen der untersten Klassen keine geringe Bedeutung, und für Nichtengländer mag er auch insofern lehrreich sein, daß sie kennen lernen, wie man jenseits des Aermelkanals die Pflichten des Besitzes auffaßt. Sonst vermögen wir in „Marcella" nur einen Rückschritt in der Bahn der künstlerischen Entwickelung Mrs. Ward's zu sehen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Unser Hausfreund.

Humoreske Von Gustav Beßnard.

„Siehst Du, Männchen!" hatte mir meine Frau auseinandergesetzt, „erst wolltest Du nicht. Jetzt wirst Du einsehen, wie sehr ich Recht hatte."

Wir saßen im Garten des Heidelberger Schloßhotels. Zur Ergänzung der gebotenen Naturgenüsse hatten wir uns einen Imbiß geleistet und ihn mittelst einiger Fläschchen Wein hinuntergeschwemmt. Als Dritter saß „er" neben uns, er, die Beute unserer Reise, mein Freund Mauck. Und welch ein Freund! Ein Prachtexemplar! Wie manchesmal mochten wir auf heimischem Boden ihn begegnet, achtlos begegnet haben, um nun in der Fremde seine Bekanntschaft zu machen! Ja, sie hatte Recht, meine Frau, wenngleich ich mich hütete, dies auszusprechen. Man muß hinaus, um losgetrennt von den Alles absorbirenden Interessen des Berufslebens ganz Mensch zu sein. Columbus soll in einem solchen Augenblick Amerika entdeckt haben, wir unseren Freund Mauck. Bei alledem hatten wir nicht nöthig gehabt, eine spanische Königin um ihre Unterstützung anzugehen oder gar drei Caravellen auszurüsten. Nein, in die Hände war er uns gelaufen.

Wer verheirathet ist oder war (unter uns gesagt, der letztere Zustand hat seine Vorzüge) weiß, daß ein dauerndes Wohlbefinden der Frau die Gegenwart eines Dritten zur Voraussetzung hat; Versuche, ihn durch eine Dritte zu ersetzen, haben sich erfolglos erwiesen.

Etwas wie ein Bewußtsein dieser seiner Unentbehrlichkeit war auf seinem Antlitz zu lesen — meine Frau versichert, sein Gesicht sei äußerst intelligent — wie er so vor uns saß und langsam sein Glas erhob, um es „Auf das Wohl der gnädigen Frau" zu leeren.

Ich hatte ihn bezahlt, den Wein nämlich.

* * *

Die paar Wochen unseres Fortseins lagen hinter uns, unser Leben war in die alten Gleise zurückgekehrt. Und doch, eine Veränderung hatte es aufzuweisen: Freund Mauck war der Dritte im Bunde unserer Häuslichkeit geworden. Ehre dem Ehre gebühret! Ich wollte, alle Hausfreunde hätten einen so hohen Begriff ihrer Stellung, wie er ihn besaß. Ein gutes Theil meiner früheren Functionen: das Besorgen von Billets zu Premièren und Vorträgen, das Belegen von Plätzen bei Concerten und anderen Veranlassungen, das Anhören der Klagen über die Dienstboten und was Dergleichen mehr, all das war auf ihn übergegangen. Würde ich bei Ausflügen nicht nach wie vor die Auszeichnung genossen haben, Mantel oder sonstige Hüllen meiner besseren Hälfte nachzuschleppen, ich hätte mich mit der Zeit ganz unverheirathet gefühlt. Ein Glück für ihn, daß sein Beruf offenbar leicht war. Die paar Stunden, die er auf seiner Bank — er war „Bankbeamter" — zu verbringen hatte, mochten ihn nicht zu sehr mitnehmen. Doch immerhin, man war ihm zu Dank verpflichtet. Wem jedoch das Arrangement zweifellos das meiste Vergnügen bereitete, das war meine Frau.

Eines Morgens, am Frühstückstische, entwickelte sie eine besondere Liebenswürdigkeit. Ich war jedoch bereits mißtrauisch gemacht; ihr Négligé war von ganz außergewöhnlichem Raffinement.

„Männchen," ließ sie sich denn auch bald vernehmen, „ich hätte einen kleinen Wunsch."

Ich kannte die „kleinen Wünsche". So gleichgültig als möglich entgegnete ich: „Wirklich. Und wonach, meine Liebe?"

„Hm! Wenn Du mich liebst, wirst Du ihn erfüllen." Sie hatte sich etwas an mich geschmiegt, ich war jedoch fest entschlossen, diesmal nicht zu wanken.

„Deine Logik ist etwas eigenthümlich," versetzte ich. „Ein Mann wird seine Frau lieben können, ohne zugleich jedes ihrer Verlangen zu befriedigen." — „Alfred . . .!"

„Na gewiß, Schatz." Das Wort war mir entfahren; der Situation angemessen wollte ich „Liebe" sagen.

„Aber Du weißt ja noch gar nicht, worum es sich handelt."

„Allerdings! Oder — vielleicht weiß ich's dennoch."

„Spötter! Warte!" Sie fuhr mir lächelnd in's Haar. Da trat das Dienstmädchen ein, Einiges abzuräumen. Meine Frau stand auf und trat zum Cigarrenschränkchen, dem sie eine Cigarre entnahm, um sie mir lächelnd zu überreichen. Ja, sie konnte sehr liebenswürdig sein. Ein stiller Seufzer begleitete diese stumme Erwägung.

Wir waren wieder unter vier Augen. Das Thema schien vergessen. Sie hatte sich gesetzt; diesmal vor mich, so daß der Tisch zwischen uns war. Sie schien ihren Plan geändert zu haben. Auf jeden Fall wollte sie mich sicher machen. „Ist es denn ein so großes Vergnügen, dieses Rauchen?" frug sie harmlos und schaute zu, wie ich meine Cigarre in Brand setzte.

„Hm, ein gut Theil mag auf Gewohnheit beruhen. Es geht, wie mit dem Heirathen." Ich sah ihr lächelnd in die Augen.

Sie schien die kleine Spitze nicht bemerken zu wollen. Einige Augenblicke blickte sie wie nachdenklich auf den Tischteppich. „Hast Du das Rauchservice schon gesehen, das bei Bergen ausgestellt ist?"

Nun muß ich gestehen, dies Rauchservice war in den vierzehn Tagen seiner Ausstellung zum Gegenstand meiner stillen Liebe geworden. Es verdiente dies aber auch. Ein antikes Broncetischchen mit in schwerem Bronceguß ausgeführtem Service — ich hätte das Raucherherz sehen mögen, das nicht höher geschlagen hätte. Aber der Preis . . .! Ich hatte mir nicht versagen können, danach zu fragen: 120 Mark! Nein . . . es war zu viel! zu viel schon der Gegenforderung wegen, die meine Frau in „entsprechendem" Maße gestellt haben würde! Doch hübsch war es immerhin von ihr, mich darauf aufmerksam zu machen.

„Gewiß. Ich habe es gesehen," versetzte ich. Ich war aufgestanden und zum Fenster getreten.

Sie stand hinter mir. „Ich bin überzeugt, es würde ihm Freude machen. Er erwartet wahrscheinlich auch —" Hier brach sie ab. Ich hatte mich etwas betroffen ihr zugewandt. Sollte sie mich meinen? Für ein Selbstgespräch war der Ton etwas zu direct gewesen. Andererseits war es auch nicht wohl anzunehmen, daß sie plötzlich mit mir im „Er" verkehren sollte. Oder — doch nein! Und dennoch — sie konnte nur auf Freund Mauck zielen. Na, das war denn doch zu stark! Ich mußte mich setzen. Ich hatte mir den Wunsch versagt und nun sollte er — — nein! und abermals nein! Ich war nicht neidisch, aber wenn einer von uns zweien das Service haben sollte, so war ich dieser. Außer — ja außer er bezahlte es selbst.

Sie hatte sich auf meine Kniee gesetzt und einen Arm um meinen Hals gelegt. Ich fühlte das weiche, warme Fleisch sich an meinen Nacken anlegen und mußte an das kaudinische Joch denken. „Nun, Männchen, was meinst Du? Er ist ein so lieber Mensch und da . . . da er Dein Freund ist" — sie wurde nicht 'mal roth bei diesen Worten, „dachte ich, es wäre am Platze, wenn wir für ihn zu seinem Geburtstage eine kleine Ueberraschung hätten."

„Aber höre . . . dies Service und eine kleine Ueberraschung! Weißt Du, was der Preis ist?" — „Ja?"

„120 Mark!" rief ich zornig. „Ueberhaupt — woher kennst Du denn seinen Geburtstag?"

„Auf die einfachste Art . . .! Vor etwa zwei Monaten sagte ich, daß Dein Geburtstag wäre. Er war mit die Tischdecke kaufen, die ich Dir schenkte. Er hat einen so guten Geschmack."

„So, und ich?!" unterbrach ich gereizt.

„Nun ja, Du auch. Aber sag' doch selbst, konnte ich Dich mitnehmen! Das Geschenk war ja für Dich."

„Gewiß — mein Tischteppich!" konnte ich nicht umhin, ironisch einzuschalten. — „Gewiß — Dein Tischteppich!" echote sie lächelnd. „Doch um auf Deinen Freund zu kommen —"

„Er ist nicht mein Freund!" protestirte ich fast wüthend.

„Aber bitte! Wessen Freund soll er dann sein?"

„Nun denn, mein Freund, um der Deine sein zu können!"

„Alfred! Ich bitte Dich, ärgere mich nicht! Ich würde dann wieder verstimmt sein, und wer würde sich darüber beklagen? Doch nur Du!" Gegen diese Beweisführung ließ sich nichts einwenden. Zudem war der Druck des Armes inzwischen etwas stärker geworden. Ich beschloß also, vorläufig zu schweigen. „Also damals, wie ich von Deinem Geburtstag sprach, meinte er, dann wäret ihr gerade zwei Monate auseinander. Auf diese Weise konnte ich's doch ausrechnen. Pfiffig, was?"

Ich murmelte etwas, das die verschiedensten Deutungen zuließ. „Und was hat er mir gebracht?" — „Er hat Dir doch gratulirt!"

„Allerdings!" versetzte ich spöttisch.

„Und dann sind doch wir es, die die Annehmlichkeiten seiner Freundschaft haben. Denk' nur an die vielen Ausgänge, die er besorgt."

„Und er?! Geht er so ganz leer aus?!"

„Hm, das will ich nicht gerade sagen." Sie begann die Nägel ihrer freien Linken zu betrachten. „Ich meinte nur, es wäre hübsch von uns, wenn wir —"

„Das Service kauften!" Ich war aufgesprungen, so daß sie kaum Zeit fand, auf die Füße zu kommen. „Ich fände es auch hübsch, wenn mir Jemand diese Aufmerksamkeit erwiese! Doch — um es kurz zu machen — ich bedauere. Wenn Du ihm eine Cigarrentasche oder eine Börse verehren willst, bin ich gern bereit, meinerseits noch etwas zuzulegen, aber diese Rauchgarnitur! Nein! Wer sagt Dir überhaupt, daß ein solches Stück in seine Einrichtung passe! Weder Du noch ich haben seine Behausung gesehen. Ich kenne diese Junggesellenhöhlen!" Hier zwar fand ich es doch klüger, abzubrechen. Ich ergriff meinen Hut und — zum ersten Mal in den zwei Jahren meiner Ehe, verließ ich das Haus ohne einen Gruß.

* * *

Der Mann, der einer Frau gegenüber — sei es nun seine oder die eines Anderen — fest bleiben will, hat die Rechnung meist ohne diese Frau gemacht. So sollte es auch mir ergehen. Eine Woche war verstrichen und schon hatte ich versucht, mich mit dem Gedanken, dieses Service in Freund Mauck's Besitz zu sehen, vertraut zu machen. Ich sagte — versucht; noch wies ich eine Ausführung weit von mir. Im Verkehr mit Mauck beobachtete ich kühle Zurückhaltung. Meine Frau schien nur aufzuleben, wenn er in die Nähe kam; für mich hatte sie keinen Blick. Diese

Veränderung der Situation mußte ihm zu Statten kommen. In wieweit er sie ausnützen mochte?! Du mein Gott, ich durfte nur mich an seine Stelle denken, um rasend zu werden. Doch nein! So weit war es noch nicht gediehen! Wenn — — Nein! Ich hätte mich lächerlich gemacht! Es galt, fest zu bleiben . . . fest um jeden Preis! Und dennoch — er hatte mehr freie Zeit. Wenn er diese Zeit nutzte! . . . wenn — — Meine Phantasie begann mir Bilder vorzumalen, eines unheimlicher als das andere. Mein Schlaf litt. Ich begann abzumagern. Zum ersten Mal warf ich einen Obulus in den Rachen eines nickelgierigen Automaten. Ich erinnerte mich, vor einem Jahre neunundsiebzig Kilogramm gewogen zu haben. Da hatten wir's: „fünfundsiebzig . . .!" Vier Kilogramm weniger! Vier Kilogramm in acht Tagen! Macht in hundert Tagen fünfzig Kilogramm, in fünf Monaten fünfundsiebzig. Ich hatte also Aussicht, innerhalb eines halben Jahres zu einem Nichts verflüchtigt zu sein. Die Begräbnißkosten würden gespart werden, aber der Trost war doch zu gering! Und in meiner Hand lag es, diesem Zustand ein Ende zu machen! Was waren hundert Mark gegenüber — nun ja, gegenüber meiner Auflösung! Und wie, wenn mein Tod den Beiden erwünscht wäre?! Würde es ihnen da nicht ein Tort sein, wenn ich einwilligte!

Es war nach dem Mittagstisch. Man denke sich, wie förderlich derartige Erwägungen meiner Verdauung sein mußten. Also Abhülfe!

Meine Frau trat in's Zimmer. Zur Introduction begann ich mich etwas zu räuspern. „Hedwig," hub ich an, „irre ich nicht, so ist übermorgen Mauck's Geburtstag."

„Ja," entgegnete sie gleichgültig. Der Ton hatte etwas Gemachtes. Sie hatte sich abgewandt und machte sich an einem Möbel zu schaffen.

„Wie wäre es, wenn wir ihm, . . . hm! wenn wir ihm die Garnitur kauften? Sie ist noch zu haben. Ich habe mich überzeugt."

Sie zögerte etwas mit der Antwort. Sie hatte sich mir zugewandt. Man hatte nicht gerade viel psychologischen Blick nöthig, die verhaltene Genugthuung aus ihren Zügen zu lesen. „Wenn Du es durchaus wünschest," versetzte sie kühl: „Gewiß, Du weißt, daß ich Dir nie etwas abschlage." Auf das „ich" legte sie eine ganz kleine Betonung.

Nun konnte ich mich zwar nicht erinnern, es jemals: „durchaus gewünscht zu haben," doch hatte mich meine Ehe gewöhnt, mich bei derlei Leistungen weiblicher Logik nicht weiter aufzuhalten.

„Falls Du Zeit haben solltest. Ich gehe um drei auf das Bureau."

„Gut. Ich werde bereit sein." Und sie war bereit. Nach zehn Minuten war sie angekleidet, und bald darauf standen wir vor dem Gegenstande unseres Zwistes. Seufzend erlegte ich das Geld und wandte mich ab, um das Tischchen nicht im Auge haben zu müssen.

„Und Ihre werthe Adresse?" frug der Ladeninhaber.

Ja, daran hatten wir nicht gedacht. „Theobald Mauck, Bankbeamter. Doch wo der Herr wohnt —"

„Ach so! Ein Geschenk. Nun, wir werden es zu erfahren wissen. Eine Nachfrage bei der Polizei wird genügen. Seien Sie versichert, in 24 Stunden wird das Ganze besorgt sein."

Wir empfahlen uns. Den Weg zum Bureau nahmen wir durch die städtischen Anlagen. Dort — an etwas stillem Plätzchen — legte meine Frau plötzlich beide Arme um meinen Hals und küßte mich mehrmals. „Du bist trotzdem ein lieber Kerl!" meinte sie. —

Nun — das meinte ich auch, und was den Kuß betraf, ach du mein Schöpfer! er wird wohl mein theuerster bleiben müssen.

* * *

So war denn Friede geworden.

Unsere Großeltern identificirten diesen Zustand mit weidenden Lämmern und Herdenglockenklang. Ich stelle mir ihn vor als dolce far niente, im Schaukelstuhl, die Cigarre im Munde. Hm, Cigarre. Das erinnert mich an das Rauchtischchen. Freund Mauck mußte es erhalten haben. In wohlgesetzten Worten hatte er seinen Dank abgestattet, meiner Frau hatte er die Hand geküßt. Er hatte sich übrigens etwas seltener gemacht, Quartalwechsel, vermehrte Arbeit und was Dergleichen mehr vorgeschützt.

Na und jetzt saß wieder einmal, wie in der früheren, der hausfreundlosen Zeit, meine Frau vor mir und klagte mir ihr Leid hinsichtlich der Köchin. Unheimlich, welche Summe übler Eigenschaften und Laster dieses Geschöpf besitzen mußte. Shakespeare's Richard III., mit ihr verglichen erschien er als Waisenknabe. Ich schlug vor, sie auf Grund des vorliegenden Materials in das Zuchthaus, auf jeden Fall aber in ein Besserungshaus schaffen zu lassen; aber da erwies es sich wieder, daß die Beweisreihe meiner Frau Gemahlin erhebliche Lücken enthielt.

„Also entlassen! Eine neue nehmen!"

„Aber Alfred! Die ist nicht besser!"

Sollte sie Recht haben? Sollten die unteren Schichten unseres Volkes in derartiger Verkommenheit leben. Als guter Patriot und Leser einiger nationalliberaler Zeitungen mußte ich dies verneinen. Meine Frau schien jedoch auf derlei Erwägungen kein Gewicht zu legen. Ihr Mündchen fuhr fort zu plappern: „Und dann das mit den Bureaus! Wer kann denen noch trauen! Sie stecken unter einer Decke mit dem Gesinde, das sie stellen."

„Dann versuchst Du es mit einem neuen."

„Ach Männchen, ich habe schon alle probirt!" Sie seufzte tief.

„Hm! Ich erinnere mich kürzlich von einem neuen Unternehmen gelesen zu haben. Irre ich nicht, so las ich das Schild. Es muß in der Nordstraße sein."

„Ach Alfred, wenn Du Recht hättest!" Sie war aufgesprungen. „Nicht wahr, Du begleitest mich!" — „Na wenn's sein muß!"

„Und dann, dann gehst Du diesmal hinauf! Weißt Du, es ist so gênant. Für eine Frau nämlich," beeilte sie sich hinzuzusetzen. „Meist ist es auch der Mann, der kommt." — „Aber hör, Hedwig . . .!"

„Doch Männchen, doch!" Sie zupfte mich am Ohrläppchen: „Und, dann vor Dir, vor Dir haben sie mehr Respect."

Wenngleich es mich nun in meinen Augen nicht gerade hob, es bis zur Respectsperson für Dienstbotenvermittler gebracht zu haben, was blieb mir übrig, als nachzugeben?

Sie lachte, tanzte mit mir durch das Zimmer und versicherte mich, daß ich „nächst Freund Mauck der einzige vernünftige Mann" sei. (Ich bitte Schicksalsgenossen diesen Ausspruch nicht mir nachzutragen.) — —

Ich hatte Recht gehabt. Da stand es in großer Schrift: „Bureau für Besorgung feineren Dienstpersonals, auch für Hotels." Also Muth! Meine Frau erklärte promeniren zu wollen. Ich trat in's Haus. Eine Hand wies die Treppe hinauf. Da, oben, wieder eine Hand, noch eine; am Ende eines Corridors eine Thüre, mit Aufschrift: Bureau. Ich klopfte.

„Herein!" Der Raum, den ich betrat, war nur mäßig groß. Die Fenster gingen auf den Hof. An den Wänden standen einige gelblackirte Schränke, in der Mitte ein Doppelpult, über dem eine Hängelampe baumelte. Rings herum standen Stühle; die meisten waren von weiblichen Wesen in Hut und Mantel besetzt. Mich betrachteten sie mit gewissem Staunen: ich schien ihnen irgend ein seltenes Thier zu sein.

„Der Herr kommt gleich," meinte eines der Dämchen.

Also . . . ich war nicht das einzige männliche Wesen. Ich dankte für die Auskunft und setzte mich. Noch immer war ich der Gegenstand allgemeinen Interesses.

„Na, Rieke," hörte ich die Hinterste gedämpft fragen, „jehst Du zu dem?"

„Weeß ich nich," versetzte die also Angesprochene. „Wenn er alleenstehend ist."

„'N janz netter Kerl!" tuschelte eine Dritte. „Scheint es ooch zu haben."

„Ob er wohl Wittwer ist?"

„Wat denkst Du! Er trägt doch 'n Ring!"

„Ach so . . .!"

Nie werde ich das Geringschätzige dieses „Ach so . . .!" vergessen. Bände gegen die Ehe, dieser Ton würde sie aufwiegen.

Da . . . Schritte wurden hörbar, die Thüre zum Nebenraum öffnete sich . . . und im Rahmen erschien — unser Hausfreund Mauck.

Ich hatte mich erhoben, war jedoch sprachlos. Das Ganze mochte eine Secunde gewährt haben und wo eben noch ein Mensch gestanden, ein Mensch versteinert gleich mir, war wieder Thüre.

Ein Blick in's Nebenzimmer hatte mir den letzten Zweifel genommen: das Wiedersehen war ein doppeltes geworden — in der Ecke neben einem alten Lederstuhl, hatte ich das Broncetischchen entdeckt.

Wie ich hinaus und die Treppe hinab kam — ich weiß es nicht mehr zu sagen. Meine Frau wollte mir erst keinen Glauben schenken. Erst mein Vorschlag, selbst die Probe zu machen, schien sie überzeugt zu haben. Da lachten wir denn zusammen, so übermüthig, daß die Vorübergehenden stehen blieben und uns nachblickten. Mancher streifte uns mit neidischem Blick und murmelte etwas.

Ach wenn die gewußt hätten, was uns, besonders mich, diese Heiterkeit gekostet, — erst vier Kilo meines eigenen Ich's, dann 100 Mark und schließlich — na schließlich unsern Hausfreund.

Aus der Hauptstadt.

Die Bucht der Abgeschiedenen.

Ort: Minister-Pension ersten Ranges in einem abgelegenen Weltbade.
Zeit: Allerjüngste Gegenwart.

I.

Der Director: Wenn das so weiter geht mit den Demissionen, Excellenz, reichen die Räumlichkeiten der Pension nicht aus . . . Wir haben schon für ein paar serbische Herren Badestuben in Salons umändern müssen, Platzmangels wegen — und die serbischen Herren sind so ungern in Badestuben . . .

Der Präsident des Clubs ausrangirter Excellenzen: Ja, ich weiß auch keinen Rath! Es ist wieder ein ganzes Ministerium aus Bulgarien angekündigt — hören die Auswanderungen entlassener hoher Würdenträger aus Sofia und Belgrad nicht bald auf, dann muß Europa entschieden Schritte gegen die völlige Entvölkerung der Balkanländer thun.

Der Badearzt: Wirklich — außer den Pestbezirken China's und den Sumpfgegenden am Ganges gibt es keinen so ungesunden Aufenthalt wie die europäischen Ministerfauteuils. Auch bei den stärksten Goliathnaturen fängt bereits nach wenigen Monaten die Gesundheit an, schwankend zu werden — und am nächsten Tage liest man schon im Reichsanzeiger ihr a. D.: „Lieber Herr von X! Mit schwerem Herzen bewillige ich die erbetene Entlassung, und nur Ihre zu lebhaften Besorgnissen Anlaß gebende Kränklichkeit konnte mich bewegen 2c."

Der Director: Auffällig ist es doch, daß die erdrückende Mehrheit dieser Fauteuilinvaliden nachher noch so lange, lange Jahre hindurch ein zwar kümmerliches, aber sonst ganz gut salarirtes Dasein fristet —

Der Präsident des Clubs ausrangirter Excellenzen: Undankbarer! Sein Sie nur froh, daß Sie nicht zu Methusalems Zeiten gelebt haben! Damals wurde jeder Mensch, folglich auch jeder Minister —

Der Director: Dies „folglich" ist etwas kühn.

Der Präsident: An die 750 Jahre alt. Stellen Sie sich gefälligst den Pensions-Etat von damals vor, selbst unter der Annahme eines nur halb so schnellen Ministerwechsels wie heut!

Der Badearzt: Nun kann ich mir auch den Ursprung unserer ungeheuren Staatsschuldenlast erklären!

Der Director: Herr Präsident halten also den Staat für den glücklichsten, wo die Minister am schnellsten wegsterben?

Der Präsident: Unter uns, lieber Director: das Gescheiteste wäre in den meisten Fällen wirklich, man pensionirte die Excellenzen immer gleich an demselben Tag, wo sie ihr Ernennungs-Decret erhalten! Beide Theile, die Regierten und die Regierenden, kämen gut dabei fort!

II.

Avakumovitsch, serbische Excellenz a. D.: Nun, lieber Kollega — Sie räuspern sich ja, als wollten Sie mich um zehn Mark anpumpen?

Sonnino aus Italien: Ich begreife nicht, wo Crispi bleibt! Sollte das letzte Attentat auf ihn wirklich seine Stellung so sehr befestigt haben? Ach ja, wen der Himmel liebt, dem schickt er zur rechten Zeit eine Revolverkugel!

Dupuy: Es war doch ein sehr ungeschickter Mörder, der Lega! Er muß das Geschäft noch nicht lange betreiben! Heutzutage mit 'ner Pistole arbeiten — welcher honnette Attentäter thut das noch? Wo die Bomben so billig sind! Und sich außerdem von dem Angegriffenen eigenhändig arretiren zu lassen — nee, es war ein sehr ungeschickter Mörder!

Sonnino: Oder aber ein sehr geschickter Arrangeur!

Herr von Puttkamer: Wie meinen Sie das?

Dupuy: Aber sonst hat Crispi bis jetzt eigentlich wenig Glück gehabt. Was plant denn Ihr früherer Herr Chef, le dupe de Monsieur, für die nächste Zeit?

Sonnino: Man sagt, daß er sich in Begleitung mehrerer Bankdirectoren, Senatoren und Abgeordneten dieser Tage nach Sizilien begeben wolle.

Stambulow: Da hat die Vossische Zeitung also Recht gehabt mit ihrer Meldung, daß nach allen ihren Informationen der Brigantaggio dort bald wieder aufleben würde.

Sonnino: Im Uebrigen werden Sie ehestens doch Gelegenheit haben, den Premier hier zu sehen — er denkt den Hochsommer in einem stillen deutschen Mittelgebirge zu verbringen.

Wyschnegradski: Warum in die Ferne schweifen — Excellenz hat doch die Abruzzen viel näher!

Giolotti (abweisend): Italienische Premiers überlassen die Abruzzen den kleinen Räubern!

III.

Der Director: Meine Herren! Hat Niemand von Ihnen den Johannes Miquel gesehen? Graf Caprivi läßt eben telegraphisch anfragen, ob sein lieber Kollege noch immer nicht in Ihrer Mitte weilt.

Der Badearzt: Meine Herren! Seit einer halben Stunde suche ich den Grafen Caprivi! Johannes Miquel depeschirt eben aus Berlin, ob der theure Herr noch immer nicht hier ist!

Dupuy: Diese Besorgtheit der beiden deutschen Herren um einander . . . wissen Sie, ich mache mir meine eigenen Gedanken darüber —

Stambulow: Das verstehe ich nun nicht. Ich habe mir noch nie über etwas meine eigenen Gedanken gemacht. Dazu sind doch die Untergebenen da. Auch meine Nachfolger. —

Avakumovitsch: Stoilow und der Kriegsminister scheinen aber energisch in's Zeug zu gehen!

Stambulow: Keine Sorge. Sie werden sich die Hörner schon ablaufen.

Avakumovitsch: Die Sie dem Kriegsminister mit Hülfe seiner Frau aufgesetzt haben?

Stambulow: Die Bulgaren kennen keine Dankbarkeit. Ich versuchte, den Leuten Bildung, Anstand und gute Sitte beizubringen —

Graf Taaffe: Daran thaten Sie sehr Unrecht. Was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu.

IV.

Graf Taaffe (zu einer deutschen Excellenz a. D.): Ihnen bekommt die unfreiwillige Muße aber wirklich vorzüglich, Herr Exkollege — Sie sehen geradezu blühend aus!

Die deutsche Excellenz (erschrocken): Um Gottes Willen! Sagen Sie nicht so 'was! Sie versperren mir ja jede Hoffnung, jemals wieder in die Regierung berufen zu werden! Ein loyaler Ministercandidat muß aussehen wie ein Todescandidat, damit immer unwiderlegbare Gründe für seine Demission vorhanden sind . . . wenn er nicht 'mal die Fähigkeit hat, rechtzeitig krank zu sein — welche andere sollte er haben?

Ein Unerfahrener: Und mit der einen, glauben Sie, kommt er aus?

Die deutsche Excellenz: Jede weitere wäre sogar von Uebel. Heutzutage freilich glaubt schon Jeder, ein Volk ruiniren zu können. Leute von unleugbarer Begabung, sogar Menschen, die etwas gelernt haben, verstehen es mitunter, sich ein Portefeuille zu erschleichen. Ja, meine Herren, wo soll denn das hinaus? Wo bleiben dabei die alten Traditionen? Was sollen die Unterbeamten denken, wenn plötzlich Jemand Chef wird, der ihre Arbeiten zu beurtheilen weiß, der sich nicht nach jeder Kleinigkeit erkundigen muß und die einfachsten Dinge gleich begreift? Da muß ja Verwirrung und Unzufriedenheit eintreten. Nein, nein — wem Gott ein Amt giebt, dem nimmt er auch den Verstand — so war's von Alters her, und so muß es bleiben.

Der Neuling: Und Sie genügten diesen hohen Ansprüchen?

Die Excellenz: Ich hoffe doch. Das heißt — um die Wahrheit zu sagen — als ich vor drei Jahren einmal wirklich krank wurde, fing ich in der Langeweile meines Schmerzenslagers vor Verzweiflung beinahe an, über Fragen meines Ressorts nachzudenken. Zum Glück wurde mir bei dieser ungewohnten und übertriebenen Anstrengung alsbald so unwohl zu Muthe, daß ich schwor, es nie wieder zu thun. Und ich habe diesen Schwur bis zum Tage meiner Entlassung heilig gehalten — ich bin ein Mann von Wort, mir gegenüber.

Der Neuling: Excellenz verzeihen die Frage — wenn nun Jemand wie ich aus der Cadettenanstalt kommt und gern Minister werden möchte, es hapert aber etwas mit dem Deutschen — kann man sich da nicht leicht blamiren?

Die Excellenz: Das brauchen Sie nicht zu befürchten. Als Stilübung erlassen Sie zuerst Rundschreiben an die Provinzbehörden. Die mit der Verwaltung privater Feuerkassen überbürdeten Landräthe haben gar keine Zeit, etwaige Fehler herauszufinden. Und später — oh! Die gröbsten oratorischen Verstöße gegen die deutsche Sprache werden als geistvolle Wortwitze angestaunt und kommen in alle offiziösen und sonstigen freisinnigen Zeitungen.

Der Neuling: Aber nein — Ihre letzte Rede im Parlament war tadellos und wundervoll, Excellenz, ein Meisterwerk — einfach hinreißend!

Die Excellenz: Ich danke Ihnen im Namen des abwesenden Verfassers.

Der Neuling: Sie sind zu bescheiden — Sie haben sich große Verdienste um den Staat erworben.

Die Excellenz: Das ist wohl wahr. Allein im letzten Jahre meiner Wirksamkeit machte ich vor drei königlichen Hoheiten am Bahnhof tadellose Verbeugungen. Nebenher darf ich mich rühmen, unsere Bevölkerung wachsam gemacht und zum Constitutionalismus erzogen zu haben, indem ich ihr von vornherein allertiefstes Mißtrauen einflößte und ihr nachher den Beweis dafür erbrachte, daß dies Mißtrauen in meine Fähigkeiten und meinen guten Willen durchaus gerechtfertigt war.

Der Neuling: Bei alledem regierten Sie ohne jede Störung —

Die Excellenz: Ich will's nicht leugnen, ich habe eine lange, fast ununterbrochene Reihe schwerer Niederlagen erlitten, ich hatte viel Unglück —

Der Neuling: Ja, Excellenz hatten immer mehr Glück als Verstand, so zu sagen.

Die Excellenz: Aber ich säße heute noch am Ruder, wenn ich nicht dem Krebsschaden zum Opfer gefallen wäre, der uns alle zu Grunde richtet: dem Einfluß, den die Jugend auf unser Staatsleben nimmt. Ja, die Jugend. Das Alter läßt sich alles gefallen. Es tolerirt alle Mißgriffe und freut sich bei jeder staatsmännischen Dummheit darüber, daß sie nicht noch größer geworden ist. Die Jugend aber will immer besser wissen, was unsereins nicht weiß; sie macht die Wahlen, terrorisirt die Gemäßigten . . . Wenn es nicht gelingt, hier Wandel zu schaffen, werden die Diplomaten der Zukunft sich am Ende genöthigt sehen, unterrichtete und vorwärts strebende Leute zu sein . . . Nein, ich liebe die Jugend nicht.

Der Neuling: Darum sind Sie auch immer ein so begeisterter Verehrer unseres corps de ballet gewesen.

Die Excellenz: Ich beabsichtige, diese Idee auszuspinnen. Ich werde sie, ganz wie Miquel es auch wollte, in meinem politischen Testament niederlegen, an dem ich momentan arbeite.

Der Neuling: Wäre es nicht gut, wenn Sie dies Testament einem Notar diktirten und gleich von ihm beglaubigen ließen?

Die Excellenz: Wieso?

Der Neuling: Nun — sonst würde die Welt daran zweifeln, daß Sie sich bei Abfassung des Testamentes im gesetzlich erforderlichen vollen Besitz Ihrer — pardon — geistigen Kräfte befunden haben! Aber wie hoffen Sie den Einfluß der Jugend auf das Staatsleben brechen zu können?

Die Excellenz: Alle Minister Europas müßten die entsprechende Forderung stellen und, wenn sie nicht erfüllt wird, sofort die Arbeit niederlegen.

Der Neuling: Aber Excellenz! Einen größeren Gefallen könnten Sie ja den regierten Völkern gar nicht thun!

V.

Dupuy: Verzeihung, Herr College — Wyschnegradski und ich, wir streiten eben darüber, wie viel Minister Frankreich im Laufe der letzten drei Jahre mehr als Rußland verbraucht hat?

Die Excellenz: Ja — wenn's auf ein paar Nullen nicht ankommt, will ich eine ungefähre Schätzung versuchen —

Der Neuling: Gedächtnißschwäche scheint wirklich eine Ihrer Stärken zu sein!

Die Excellenz: Dank dem Himmel! Wie hätt' ich sonst all' die feierlichen und heiligen Versprechungen, die ich während der Jahre meiner Regierung dem Volke machte, so rasch vergessen können!

Der Director: Herr Rickert aus Deutschland läßt fragen, ob er den Herren vom Club angenehm ist.

Dupuy: Ein Minister a. D.?

Der Director: Nein, aber Ministeraspirant a. D.

Giolitti: Hat er schon irgend ein, wenn auch nur mittelgroßes, Land total zu Grunde gerichtet?

Der Director: Nein, aber mehrere kleine Parteien!

Der Präsident: Ja, das ist eigentlich gegen unser Statut. Das genügt eigentlich nicht. Wir wollen's trotzdem 'mal probeweise mit ihm versuchen, nur muß ihm einstweilen Schweigen auferlegt werden —

Der Director: Ihm Schweigen auferlegt werden? (Laut zum Diener.) Gehen Sie hinaus und sagen Sie Herrn Rickert: die Bedingungen des Clubs wären absolut unerfüllbar!

Timon d. J.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1894.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer 27 beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart“.** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Belletristische Novitäten
aus dem Verlage der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Klingende Geschichten.
Von
Elise Polko.
Preis geheftet *M* 4.—; fein gebunden *M* 5.—

Die Schwestern.
Roman von
Ida Boy-Ed.
Preis geheftet *M* 5.—; fein gebunden *M* 6.—

Der entthronte Amor.
Drei Novellen von
E. Tiß-Blanc.
Preis geheftet *M* 4.—; fein gebunden *M* 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

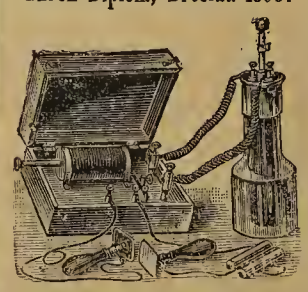
Die Lücke im Leben Jesu.
Aus dem Französischen
von
Nikolaus Notowitsch.
Preis geheftet *M* 3.—; fein gebunden *M* 4.—

In Frankreich erlebte dieses Buch in wenigen Monaten sieben Auflagen. Es gibt nach indischen Quellen Aufklärung über die Lücke im Leben Jesu von seinem zwölften bis zum dreißigsten Jahre und eine Schilderung seines Endes, die wesentlich von der Darstellung der Evangelisten abweicht. Von den verschiedenen Autoritäten, denen Notowitsch von seiner Entdeckung Kunde gab, hat keine an der Richtigkeit gezweifelt und eine Widerlegung ist bis jetzt nicht erfolgt. Jedenfalls wird dies hochinteressante Werk auch in Deutschland mit Begierde gelesen werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.



bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten und durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

geläufige
Das Sprechen
Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl. u. franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.
Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.
☛ *Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.*

Autoren von populären Romanen, welche sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer in's Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit *Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,* in Verbindung zu setzen.

Soeben erschien:

Die Arbeiterfrage in der deutschen Landwirthschaft

mit besonderer Berücksichtigung der Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik. Von **Dr. Kuno Frankenstein.**

326 Seiten in Großoktav. Preis 6 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie gegen Einsendung von Mk. 6,30 postfrei von der Verlagsbuchhandlung Robert Oppenheim (Gustav Schmidt) in Berlin SW. 46.

Soeben erschienen:

Steiner,

Philosophie der Freiheit.

Ein im modernen Geiste geschriebenes Buch, als Protest gegen die Individualitätslosigkeit und das Schablonenthum in Wissenschaft und Leben. In der Auffassung und Darstellung frei vom Pedantismus der Schulgelehrsamkeit.

Preis 4 Mark.

Verlag von Emil Felber, Berlin S.W.,
Anhaltstraße 6.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLV. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 14. Juli 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Unsere Anleihen. Von Freidank. — Rudolf von Bennigsen. Zu seinem 70. Geburtstag. Von J. Sabin. — Die Gefahr der Demokratie. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Worte des Friedens aus Frankreich. Von Hans Schacht. — **Literatur und Kunst:** Sozialistische Dichter. Von Hanno Ernst. — Auch eine Kritik des Naturalismus. Von Alfred Stoeßel. — **Feuilleton:** Eine Geschichte von der Straße. Von M. Halm. — **Aus der Hauptstadt:** Die Presse in Hamburg. Von Timon d. J. — Offene Briefe und Antworten: Zur Tantième-Frage. Von Martin Greif. — Notizen. — Anzeigen.

Unsere Anleihen.

Wir leben im Zeitalter der Conversionen. Ueberall droht der Conversionsbacillus sich einzunisten. Rußland convertirt, Preußen will seine 4procentigen Consols umwandeln, und Frankreich will sogar eine $2^1/_2$procentige Staatsschuld ausgeben, und damit selbst die Englischen Consols, die bekanntlich mit $2^3/_4$ jährlich verzinst werden, übertrumpfen oder richtiger untertrumpfen. In New-York ist sicheres Geld schon lange zu 1 Procent zu haben, in London jetzt sogar zu $^7/_8$ Procent, und wie aus sicheren Quellen gemeldet wird, ist in London Geld auf kurze Fristen zu einem Zinsfuß von $^3/_4$ bis herab zu $^1/_2$ Procent jährlich zu erhalten.

Dem entsprechend müssen nothgedrungen die Kurse aller sicheren Papiere steigen. So ist die deutsche 3procentige Reichsanleihe in wenigen Monaten von 85 auf 90 gestiegen, trotz einer inzwischen erfolgten Neu-Anleihe von 160 Millionen. Wenn wir Deutschen aber hochmüthig auf die faulen, exotischen Staaten herabsehen, die trotz 5- und 6procentiger Verzinsung tief unter pari kursiren, so haben wir dazu eigentlich bis jetzt noch geringe Veranlassung. Vielmehr rechnet Deutschland leider auf dem Weltmarkt zu den faulen, oder wenigstens zu den mittelfaulen Ländern. Den Beweis erhalten wir, sobald wir auf unsere Nachbarn jenseit der Vogesen oder auf unsere Vettern jenseit des Kanales blicken. Da sehen wir, wie London mit Gier sich auf ein so „billiges" Papier wie unsere Reichsanleihen stürzt, und wie das racheschnaubende Paris seine Wuth vergißt und wonnetrunken von den 3procentigen Prussiens schlürft. Nicht nur die 3procentige französische Staatsrente notirt über pari, sondern sogar die englischen $2^3/_4$procentigen stehen über 101. Im Verhältniß dazu müßte unsere 3procentige Reichsanleihe über 110 stehen, und da sie thatsächlich 90 steht, so spart ein Londoner am Kurse 20 Procent, was immerhin mitzunehmen ist. Da die letzte 160-Millionenanleihe zum Kurs von 87,70 ausgegeben wurde, so haben sämmtliche Zeichner schon am Kurs 2,30 Procent in wenigen Wochen gewonnen, das Reich mithin ebenso viel Verlust erlitten, was auf 160 Millionen schon das beachtenswerthe Sümmchen von fast 4 Millionen Mark ausmacht.

Offenbar trägt die Schuld daran ein fast unbegreiflicher Fehler unserer Finanzverwaltung. Denn das Reich macht sich ein ganz überflüssiges und dabei recht kostspieliges Vergnügen, wenn es überhaupt einen bestimmten Kurs vorschreibt oder dem offenen Geldmarkt ungestraft vorschreiben zu können glaubt. Das Reich hätte viel vortheilhafter und kaufmännisch richtiger gehandelt, wenn es jedem einzelnen Zeichner die Wahl des Kurses frei überlassen hätte. Natürlich hätte die Reichsschuldenverwaltung sich dann die höchsten Kursgebote ausgesucht, und diese Zeichner hätten den vollen Betrag ertragen, die Zeichner mit den niedrigeren Kursen aber keinen Pfennig. So wäre ein gesunder und kräftiger Wettbewerb in's Leben gerufen. Ein lächerliches Schauspiel aber ist es, wenn nachher die Zeichner einen gewissen Procentsatz ihrer Beträge „zugetheilt" erhalten, vor einigen Wochen 40 Procent, während gleichzeitig eine Pariser Anleihe, weil sie über hundertfältig überzeichnet worden war, ihren Zeichnern weniger als 1 Procent zutheilte. Offenbar kann Niemand in Folge dessen vorher beurtheilen, woran er eigentlich ist. Es wird eine hundertfache Ueberzeichnung erwartet, daher zeichnen Viele das Hundertfache des wirklich gewünschten Betrages, was sich in keiner Weise verhindern läßt, und die Sache wird nur immer schlimmer, während bei vernünftiger Geschäftsführung jeder außerordentliche Fall sein Heilmittel in sich selbst trägt. Die ganze Zeichnung einer neuen Anleihe ist einem Lotteriespiel ähnlich, und das schreckt sehr Viele ab, die sich sonst gern gemeldet hätten, denn Sparsamkeit und Lust zur Lotterie finden sich selten vereinigt.

Sehr leicht hätte auch der Fall eintreten können, daß der Betrag von 160 Millionen nicht einmal voll gezeichnet wurde. Gesetzt, es wären nur 80 Millionen gezeichnet, was dann? Ganz abgesehen von der Schadenfreude des Auslandes, hätte dann etwa jeder Zeichner das Doppelte seines Betrages abnehmen sollen? Eigentlich wäre dies letztere Verfahren nur die logische Consequenz des seltsamen Systems der „Zutheilung."

Endlich ist auch noch zu bedenken, daß die Festsetzung des Kurses eine Ungerechtigkeit ist gegen alle die, welche zufällig in jener Zeit ihre älteren Anleihen verkaufen mußten. Die Festsetzung des Kurses auf 87,10 warf den Werth der Anleihe, die schon 88,30 notirte, um 0,60, so daß alle damaligen Verkäufer die Zinsen fast eines ganzen Vierteljahres einbüßten. Daß der Kursrückgang seinen Grund nur in dem billigen Angebot durch das Deutsche Reich hatte, beweist das unmittelbar darauf erfolgte äußerst schnelle Steigen des Kurses.

Noch viel schwerere Uebelstände zeigt die Form unserer Staatsanleihen, wenn wir die Zinsscheine (Coupons) in's Auge fassen. Bekanntlich werden die Zinsen halbjährlich ausgezahlt, und die Höhe der „Stücke" reicht von 5000 Mark bis herab zu 200 Mark. Diese kleinsten Stücke haben daher Zinsscheine von je 3 Mark, die nach Verlauf von vier Jahren ungültig werden, und alle zehn Jahre neu ausgegeben werden.

Es ist von vielen Seiten der lebhafteste und an sich ge-

wiß berechtigte Wunsch geäußert worden, auch den ganz kleinen Sparern Gelegenheit zur sicheren Anlage ihrer sauer erworbenen Groschen zu bieten, und daher die Stücke der Staatsschulden noch weiter herab zu verkleinern, wenigstens bis 100 Mark. Bei dem bisher üblichen verkehrten System werden alle Wünsche dieser Art ewig unerfüllbar bleiben. Denn schon das Einkassiren der Zinsscheine über 3 Mark (200 Mark) verursacht eine Umständlichkeit, die wahrlich kaum der Mühe lohnt. Um wie viel mehr erst die Zwergscheine über 1 Mark 50 Pfennige.

Aber noch weitere Schattenseiten unseres Anleihesystems sind recht unliebsam zu Tage getreten. Bekanntlich kann man verloren gegangene oder gestohlene Schuldscheine gerichtlich anmelden, so daß der Dieb dieselben niemals versilbern kann, wenn er nicht dadurch sich selbst entlarven will. Auch wenn der Dieb unentdeckt bleibt, so erhält man einen neuen Schein ausgestellt, sobald man sich nur die Nummern irgendwo notirt hat, was eine verschwindend geringfügige Mühe verursacht. Dagegen sind verlorene oder gestohlene Zinsscheine nicht zu retten. Erst kürzlich wurde dies amtlich veröffentlicht mit der völlig zutreffenden Begründung, daß bei den riesigen Mengen der allenthalben und immer von Neuem zuströmenden Zinsscheine der verschiedensten Art eine Controle unmöglich sei, d. h. wegen der damit verknüpften Verkehrsbelästigungen, Zeit- und Geldunkosten das Menschenmögliche übersteige. Da jedem Zinsscheine die Nummer und alle nöthigen Angaben genau aufgedruckt sind, so wäre an sich eine Controle ebenso gut möglich wie bei den Schuldscheinen selbst, sie scheitert also nur an der Kleinigkeitskrämerei.

Noch viele andere Gründe sind es, die die jetzige Form unserer Anleihen als kaufmännisch verkehrt verdammen. So darf der Staat jederzeit kündigen, muß aber dann die Anleihe mit 100 zurückzahlen, die er mit 87,70 verkauft hatte. Dadurch entsteht eine allgemeine Unsicherheit. Einerseits liegt z. B. die Möglichkeit vor, daß in Zukunft eine längere Zeit mit 5procentigem Zinsfuß eintritt, so daß die 3procentigen Anleihen nur einen Werth von 60 (statt 87,70) haben. Andererseits verliert jetzt der Staat an seinen 4procentigen Papieren jährlich große Summen, aber wenn er kündigt, so ist eine Schädigung der augenblicklichen Besitzer unvermeidlich, die zu 108 gekauft haben, während der Staat unmöglich aus freien Stücken mehr als 100 zahlen kann.

So unterstützt das Deutsche Reich und der preußische Staat unfreiwillig die allgemeine Unsicherheit und die auf solchem Boden emporwuchernden Börsenspekulationen, Kurstreibereien u. s. w. Alle Gesetze gegen falsche Gerüchte über Conversionen u. dergl. bleiben natürlich ein hölzerner Säbel, so lange der faule Untergrund bestehen bleibt.

Die einzige gesunde und natürliche Methode ist dagegen folgende: Jede Anleihe wird in demselben Augenblick gekündigt, wo sie ausgegeben wird. Wenn das Deutsche Reich in der Lage ist, jährlich 60 Millionen neue Schulden zu machen, so muß es doch selbstverständlich auch in der Lage sein, mit einem Mal 160 Millionen zurückzuzahlen. Allermindestens muß doch irgend ein absehbarer Zeitpunkt, ob nun nach einem Jahrzehnt, oder erst nach mehreren, in's Auge gefaßt werden. Tritt die Gelegenheit zur Rückzahlung früher ein als erwartet, um so besser, so wird die ganze Schuld oder ein Theil auf freiem Markt aufgekauft. Im umgekehrten Fall wird rechtzeitig eine neue Anleihe gemacht, oder ähnlich wie bei Conversionen mit den alten Staatsgläubigern ein neuer Termin frei vereinbart, wobei ein Umtausch der Stücke ganz vermieden werden kann, indem gesetzlich die alten Scheine den neuen Werth erlangen. Jedenfalls ist der Sporn zur rechtzeitigen Schuldentilgung dadurch ein viel kräftigerer geworden als heutzutage.

Ferner ist die ganze, scheinbar so sinnreiche Einrichtung der Zinsscheine überflüssig. Bekanntlich hat jeder Zinsfuß die Eigenschaft, das Kapital in einer ganz bestimmten Zahl von Jahren zu verdoppeln. Gerade dem kleinen Sparer liegt nur am Zinseszins etwas, nicht am einfachen Zins. Was sollte auch wohl der glückliche Besitzer eines Schuldscheins über 100 Mark damit anfangen, wenn er halbjährlich einen Zinsschein über ganze 1 Mark 50 Pfennige mit der Couponscheere abgetrennt hat? Gerade dadurch wirken die Sparkassen auf den kleinen Mann so verlockend, daß sie ohne weitere Umständlichkeiten Zins auf Zins schreiben. Warum sollte der Staat nicht dasselbe leisten können? Die Zahl der Jahre, in denen sich das Kapital verdoppelt, erhält man bekanntlich sehr leicht (und auf ein Jahr genau), wenn man mit dem Zinsfuß in die Zahl 70 dividirt. So verdoppelt sich bei 1 Procent Zinsen jedes Kapital in 70 Jahren, bei 2 Procent in 35 Jahren, bei 3 Procent in 23 Jahren, bei 4 Procent in 18 Jahren, bei 5 Procent in 14 Jahren, bei 10 Procent in 7 Jahren. Bei 10 Procent z. B. würden aus 100 Mark nach 1 Jahr 110 Mark, nach 2 Jahren etwa 121 Mark, nach 3 Jahren 133 Mark, nach 4 Jahren 146 Mark, nach 5 Jahren 161 Mark, nach 6 Jahren 177 Mark, nach 7 Jahren 195 Mark, nach 8 Jahren 214 Mark. Eine 3procentige Anleihe gibt unter Berücksichtigung eines Ausgabekurses von 90 (statt 100) eine jährliche Verzinsung von $3^1/_3$ Procent, also eine Verdoppelung des Kapitales in 21 Jahren.

Der Staat könnte also sich und seinen Gläubigern tausend lästige Weitläufigkeiten ersparen, wenn er unter Weglassung der ganzen Zinsscheinlast Schuldverschreibungen ausgibt, auf denen einfach gedruckt steht: „Inhaber dieses (z. B. am 1. Januar 1894 ausgegebenen) Scheines erhält am 1. Jan. 1915 aus der Reichskasse 100 Mark in Gold" — und solche Scheine gegen 50 Mark baar verkaufen läßt.

Erstens könnten dann auch die kleinsten Sparer leicht herangezogen werden. Zweitens würden sämmtliche Mißstände, die sich oben dargestellt finden, mit einem Schlage beseitigt sein, da sie nur in der Unnatur des Systemes wurzelten. Drittens würden keinerlei neue Uebelstände entstehen, es würden nur die Schwierigkeiten übrig bleiben, die von Natur mit jedem Geldhandel unzertrennlich verbunden sind.

Wenn der Besitzer eines derartigen Scheines, der auf den 1. Januar 1915 lautet, vor dieser Zeit verkaufen will oder muß, so wird er stets auf der Börse eine angemessene, d. h. einem Zinseszins von $3^1/_3$ Procent entsprechende Summe dafür eintauschen können. Aendert sich aber inzwischen der allgemeine Zinsfuß, so wird sich natürlich auch der Werth ändern, wie es heute auch ist und ewig bleiben wird. Aber es ist wenigstens der Werth für einen bestimmten Zeitpunkt (z. B. 1915) unabänderlich festgelegt und allen Schwankungen ein-für allemal entrückt. Am 1. Januar 1900 wird z. B. eine (im Jahre 1915 fällige) Summe von 100 Mark einen Verkaufswerth von 61 Mark haben, wenn der Zinsfuß unverändert $3^1/_3$ geblieben ist. Ist aber der Zins auf $3^2/_3$ gestiegen, so beträgt der Werth nur 58 Mark. Ist umgekehrt der Zins auf 3 Procent gesunken, so ist der Werth 64 Mark. Je näher der Termin (1915) heranrückt, um so mehr verschwinden diese Unterschiede, bis am 1. Januar 1914 der Unterschied nur wenige Pfennige betragen wird. Offenbar beträgt der Werth am 1. Januar 1914 ungefähr 96 Mark 70 Pfennige (bei unverändert $3^1/_3$ Procent, dagegen bei 4 Procent 96 Mark, bei 2 Procent 98 Mark.

Oder soll Deutschland sich immer erst vom klügeren Ausland vormachen lassen, wie man veraltete Zöpfe los wird?

Freidank.

Rudolf von Bennigsen.

Zu seinem 70. Geburtstag.

Von J. Sabin.

Mit Liebe und Eifer haben sich die Nationalliberalen gerüstet, um den siebzigsten Geburtstag ihres Bennigsen würdevoll zu begehen und der innigen Verehrung für den alten Parlamentarier Ausdruck zu geben. Es ist bezeichnend für unsere politischen Parteiverhältnisse, daß dieser Feier von keiner der übrigen Parteien, wie es sonst üblich, mit irgend einer hämischen Be-

merkung gedacht wird, und daß selbst entschiedene Gegner Bennigsen's einer gewissen Neutralität sich befleißigen. Der Grund hierfür liegt in zwei Charaktereigenschaften des nationalliberalen Führers, und zwar in einer positiven und in einer negativen Eigenschaft: in der Lauterkeit seiner Gesinnungs- und Handlungsweise und in dem Mangel an parteitactischem Talent. Nur in einer Partei, wie es die nationalliberale ist, die ein großes Prinzip zur Parteisache erhoben hat: die Förderung und Erhaltung der deutsch-nationalen Einheit, im Uebrigen aber den Mitgliedern freien Spielraum läßt, konnte ein Mann wie Bennigsen an 30 Jahre lang sich eines ungeschwächten Einflusses und Ansehens erfreuen; in allen anderen Parteien sind die Männer des großen Prinzips hinauscomplimentirt worden oder, wenn man sie als Reliquie aus vergangenen Tagen noch mit sich herumführt, so behandelt man sie lediglich mit äußerer Höflichkeit, an der das Herz wenig Antheil hat. Nur zweimal hat Bennigsen's Charakter, stets von politischen Feinden, Anfechtungen erfahren. Im Jahre 1889 wurde er von dem Redacteur der welfischen „Deutschen Volkszeitung" des Landesverraths, begangen vor der Annexion Hannovers, beschuldigt, ein Vorwurf, den der Beleidiger mit drei Monaten Gefängniß büßen mußte. Dann blieb es nur noch Ahlwardt vorbehalten, neben Miquel auch dessen Fractionsgenossen von Bennigsen der persönlichen Ausnutzung politischen Einflusses zu verdächtigen, natürlich ohne einen Beweis zu erbringen. Die Entrüstung über diese Verdächtigung war im Reichstage eine so allgemeine und ungeheuere, wie sie dieses Parlament nur selten erlebt hat, und diese aus den Herzen kommende Entrüstung war der beste Beweis für die innerste Ueberzeugung aller Abgeordneten von der Makellosigkeit Bennigsen's.

Aber Hoheit der Gesinnung allein gewähren noch kein politisches Ansehen, und wenn Bennigsen solches besitzt, so müssen es ihm politische Thaten verschafft haben. Man muß nun in der Geschichte ziemlich weit zurückgehen, um diese Thaten aufzufinden. Als Rudolf v. Bennigsen am 10. Juli 1824 geboren wurde, befand sich Deutschland in einem Zustande politischer Reaction. Noch nicht 25 Jahre alt, erlebte er die wilde, planlose Erhebung des nach Einheit und Freiheit verlangenden deutschen Volksgeistes, dessen spontanem Siege bald wieder ein Jahrzehnt politischer Unterdrückung folgte, vielleicht in Hannover, dem Heimathslande Bennigsen's in minderem Maße als z. B. in Preußen, aber auch dort der feinnervigen Jugend stark fühlbar. Und was hier als ganz besonderes Verdienst Bennigsen's hervorgehoben werden, was ihm gerade die Bewunderung der heutigen, auf den Schultern jener Epoche stehenden Zeit entgegen bringen muß, das ist die Vorahnung der künftigen weltgeschichtlichen Umänderung der mitteleuropäischen Verhältnisse. Preußen war das Land, in dessen maßgebenden Kreisen einer Aenderung der bestehenden Bundestagsverhältnisse entschieden widerstrebt wurde und in dem die Bureaukratie die schönsten Blüthen trieb: und doch trat Bennigsen, damals mit Miquel zusammen, für ein einheitliches parlamentarisch regiertes Deutschland unter preußischer Centralgewalt ein. Das reactionäre Preußen wurde als der voraussichtliche Hort deutscher Einheit und vielleicht auch Freiheit angesehen. Während man noch 1848 das Hauptgewicht auf die Freiheit gelegt hatte, begann man nun in richtigerer Würdigung der Thatsachen die Einheit als Voraussetzung für die Freiheit zu betonen. Diese Bestrebungen in einen großen Verband Gleichgesinnter, in den deutschen Nationalverein, 1859 auf den geschichtlich denkwürdigen Versammlungen zu Eisenach und Frankfurt a. M. zusammengefaßt zu haben, ist das erste und vornehmste politische Verdienst Bennigsen's. Seiner energischen Propaganda als Leiter des Nationalvereins ist es vor allen Dingen zu danken, daß die Idee eines einigen Deutschland unter preußischer Vormacht nicht bloß bei seinen engeren Landsleuten, sondern weit darüber hinaus und namentlich im Norden und Westen mehr und mehr Eingang fand. Dadurch war den demokratischen Bestrebungen, die am liebsten Deutschland in eine Unzahl communistischer Kreise zersplittert hätte, ein wirksames Gegengewicht gegeben. Diese zur That umgesetzte politische Gesinnung hatte ihm schon vorher seinen Richterposten gekostet, und der Sohn des Generalmajors trat als Mitglied der zweiten hannoverschen Kammer offen in die damals noch schwache Opposition gegen das Ministerium Borries mit seiner großdeutschen, zu den österreichischen Interessen hinneigenden Politik. Wie schnell der von ihm entzündete Funke zur hellen Flamme entfachte, beweist auf's Deutlichste die Thatsache, daß er noch nicht zehn Jahre nach seinem Eintritt in die Kammer Führer der nunmehrigen oppositionellen Mehrheit wurde. In dieser Stellung versuchte er 1866 auf die Regierung dahin einzuwirken, daß sie sich in dem bedeutungsvollen Kampfe zwischen Preußen und fast dem gesammten übrigen Deutschland, Oesterreich miteinbegriffen, neutral verhalte. Vergeblich! Die Regierung hielt sich an die Bundesverfassung, und sie hatte formell Recht. Aber die Innehaltung dieser Form kostete sie das Leben und König Georg den Thron. Der hannoversche Minister Borries hatte vielleicht Recht, als er 1860 in der zweiten Kammer mit Bezug auf das Bestreben des Nationalvereins, die militärische Oberhoheit und die diplomatische Vertretung Deutschlands in Preußens Hände zu legen, sagte, das sei nichts Anderes als eine Mediatisirung aller übrigen deutschen Fürsten. Aber er hatte eine schlechte Prophetengabe, als er die Folgerung zog, eine derartige Machtstellung Preußens werde zu Bündnissen der deutschen Fürsten unter einander führen, ja selbst zu Bündnissen mit außerdeutschen Staaten. Die Ereignisse nach 1866 beweisen das Gegentheil. Mit intuitivem Blick, den ihm rechtes patriotisches Gefühl verlieh, sah Bennigsen genau, daß nur eine einheitliche militärische und diplomatische Leitung Deutschlands durch Preußen Unabhängigkeit vom Auslande sichere. Das schon damals feste Auftreten Bismarck's konnte ihn in diesem Glauben nur bestärken. Alles fühlte damals, daß Frankreich allein der Feind Deutschlands war, und daß Oesterreich mit seiner wurstelnden Politik, die 1859 im italienischen Kriege eine so schwere Niederlage erlitten hatte, jenem Feinde keinen erfolgreichen Widerstand leisten konnte. Wie eine Art Prophezeiung klingt jene von Bennigsen inspirirte Erklärung des Ausschusses des Nationalvereins in Bezug auf die italienische Frage, deren Lösung Frankreich zu Savoyen und Nizza und zu einer Verstärkung seiner den Frieden Deutschlands bedrohenden europäischen Machtstellung verhalf: „Ja, man soll wissen, falls man es in Frankreich noch nicht weiß, daß Tausende bei uns den Angriff als den wirksamsten Zauber zur Schlichtung des inneren Haders, zur endlichen Lösung der deutschen Verfassungsnoth fast ungeduldig herbeisehnen."

Daß Bennigsen sich mit der etwas gewaltsamen Lösung der deutschen Frage durch den österreichischen Krieg und mit der Einverleibung seines Heimathlandes in das preußische Staatsgebiet unschwer abfand, kann ihm nur ein Partikularist und Prinzipienreiter übel nehmen. Beides aber ist Bennigsen eben nicht. Sein Hauptziel war und ist Niederkämpfung aller partikularistischen Bestrebungen, und diese Tendenz suchte er in einer eigenen Partei zu verkörpern, der nationalliberalen, die er 1866 im norddeutschen Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhause begründen half. Das nationale Prinzip geht dieser Partei noch über das liberale, obwohl das letztere in dem ersten Jahre ebenfalls stark betont wurde. Der Liberalismus kennzeichnet sich als das Bestreben nach verfassungsmäßigem Ausbau des jungen Reiches, strenger Abgrenzung zwischen den Befugnissen der Regierung und der Volksvertretung in der Weise, daß beiden ein gleicher Einfluß auf das staatliche Leben gesichert würde. Damit befand sich die nationalliberale Partei im Gegensatz zu den Fortschrittlern, die ein Uebergewicht des Parlaments herbeiführen wollten. An dem verfassungsmäßigen Ausbau nahm Bennigsen, der von 1866 bis 1883 sowohl Reichstags- wie preußisches Abgeordnetenhausmitglied war und seit 1887 nur Reichstagsmitglied ist, thätigen hervorragenden Antheil. Als Politiker, der stets activ zu wirken suchte, wußte Bennigsen recht gut, daß nicht auf eine Erfüllung aller Forderungen eines grundsätzlichen Liberalismus zu hoffen war, und so war er häufig zu Compromissen gezwungen, um nur wenigstens einige liberale Ideen zu retten. Wer überhaupt nicht positiv mitwirkt, hat es freilich leicht, über diese „prinziplose Politik" zu spötteln. Nicht nur zur Herstellung der Ver-

fassung von 1866, sondern auch zu der von 1870 wurde Bennigsen herangezogen. Am 25. October 1870 wurde er mit dem freiconservativen Friedenthal und dem conservativen Blankenburg in's Hauptquartier zu Versailles berufen, um an den Unterhandlungen zwischen dem norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten über die Verfassungsfrage theilzunehmen. Es war nicht seine Schuld, wenn einige partikularistische Gedanken in die Verfassung hineinkamen.

Die Zeit von 1866 bis zum Ende der siebziger Jahre galt überhaupt dem verfassungsmäßigen Ausbau des Deutschen Reiches, wozu ja auch die ganze Justizorganisation gehört. Keine Partei war zu diesem Werke berufener als die nationalliberale vermöge ihrer ganzen Grundsätze und ihres Programms, das eine große Reihe Ausgleichpunkte nach rechts und links bot. Das erkannte Fürst Bismarck sehr wohl, und darum ging er mit den Nationalliberalen eine Zeit lang Hand in Hand, und bei diesem Wohlwollen gewann die Partei an Zahl und Ansehen. Bennigsen trat freilich hier, wo es sich mehr um Einzelheiten handelte, äußerlich nicht besonders hervor und überließ das Feld dem hochbegabten, gewandten Miquel, dem fleißigen, vielredenden Lasker und dem geistreichen Bamberger, der namentlich in finanziellen und Münzfragen eine ausschlaggebende Rolle spielte. Auch der Culturkampf, in dessen vorderster Reihe auf Seiten der Regierung die Nationalliberalen standen, sah ihn nicht im Vordergrunde der Streiter, aber eben nur, weil der Kampf zu heftig und nicht immer auf die feinste Weise geführt wurde. Bennigsen aber vermag nur da persönlich zu wirken, wo er mit der ihm eigenen, von den Gegnern viel verspotteten staatsmännischen Ruhe ein Programm in großen Grundzügen entwickeln kann. Nichts destoweniger kämpfte Bennigsen in dem Streite gegen die Clericalen, der lediglich als ein politischer aufzufassen ist, Schulter an Schulter mit seinen Parteifreunden. In zwei Dingen außer in reinen Verfassungsfragen erhob sich Bennigsen über das Niveau gewöhnlicher fractioneller Redekunst: in militärischen und Verwaltungfragen. Er bewilligte jede militärische Forderung der Regierung gegen gewisse, nicht zu weitgehende constitutionelle Garantieen, weil ihm die dauernde äußere und innere Machtstellung Deutschlands nicht genug gesichert sein kann, und er tritt bereits seit Jahren für die Schaffung eines eigenen selbständigen Reichsfinanzministeriums ein, weil er darin gerade einen festen Kitt für die deutsche Einheit sieht. Die heutigen Finanzverhältnisse des Reichs beweisen, daß dieses Streben ein gutes Stück Berechtigung hat, trotzdem der ehemalige Kampfgenosse Bennigsen's, der heutige preußische Finanzminister diesem Streben einen merkwürdigen Widerstand entgegensetzt.

Der innere verfassungsmäßige Ausbau des Reiches war vollendet, die Periode der liberalen, auf individualistischer Auffassung beruhenden Gesetzgebung hatte die strafrechtlichen und einige civilrechtliche Materien für das ganze Reich einheitlich geordnet. Nun drängten die wirthschaftlichen Fragen hervor, die auch eine Lösung heischten. Und mit diesem Augenblick war der politische Einfluß Bennigsen's, dem noch kurz vorher ein von ihm nicht angenommener Ministerposten angeboten worden war, zu Ende. Die Nationalliberalen wurden thatsächlich an die Wand gedrückt. Dreierlei trug dazu bei. Zuerst die persönliche conservative Gesinnung des allmächtigen Reichskanzlers, der als guter Diplomat die Geschicklichkeit der Liberalen zu formaler Gesetzgebung benutzte, so lange solche Gesetze zu machen waren. Dazu kam, daß die wirthschaftlichen Theorien des Liberalismus, die ja bis Ende der siebziger Jahre geherrscht hatten, in der Praxis sich nicht bewährt zu haben schienen. Endlich spielte die Prinziplosigkeit der Nationalliberalen in wirthschaftlichen Dingen eine wesentliche Rolle, denn mit einer solchen Partei konnte man ja ein wirthschaftliches Programm überhaupt nicht ausführen. Der Zolltarif von 1879 kam, gegen welchen der überwiegende Theil der Nationalliberalen einschließlich Bennigsen's stimmte. Bismarck nahm die Hülfe der Conservativen und des bis dahin heftig bekämpften Centrums in Anspruch, und als nothwendige Folge kam dann Zugeständniß über Zugeständniß an die Clericalen, bis alle Maigesetze fielen. Die Nationalliberalen erlitten große Einbuße. Bennigsen mußte diese Zurücksetzung bitter schmerzen, bei dieser Politik konnte er nicht mehr mit, und so zog er sich 1883 aus dem parlamentarischen Leben zurück. Seine Parteifreunde nahmen die Sache nicht so tragisch. Unter des scharfblickenden Miquel Führung fanden sie 1884 im sog. Heidelberger Programm wieder Anschluß an die Politik des Reichskanzlers. Da kam das Jahr 1887 mit der heftigen Septennatsbewegung, und Bennigsen, der diesmal das Vaterland wieder bedroht glaubte, stellte sich der Regierung zur Verfügung; er trat von Neuem in den Reichstag ein, um auch bei der letzten Militärvorlage wenn auch mit schwerem Herzen der Regierung beizustehen. Aber dieses Wiedereintreten in das parlamentarische Leben sollte noch einmal dem liberalen Gedanken einen großen Sieg bringen. Einer Rede Bennigsen's im Reichstage, der in eindringlichen Worten zu einer Zusammenfassung aller liberalen Elemente aufforderte, ist es zu danken, daß das im preußischen Abgeordnetenhause eingebrachte reactionäre Volksschulgesetz fiel, freilich mit ihm auch die so wünschenswerthe Einheitlichkeit zwischen Preußen und dem Reich, und das letztere hatte Bennigsen gewiß nicht gewollt. Es ist ein Lieblingsgedanke und ein sehnsüchtiger Wunsch des nationalliberalen Führers, der sich trotz seines gemäßigten, ausgleichenden Wesens nicht so leicht conservativen Anschauungen anzupassen vermag wie sein dereinstiger Kampfgeselle Miquel, daß das ganze, nach seiner Meinung durchwegs liberale Bürgerthum sich zu einer großen Partei zusammenschließen möge, um gegenüber Agrariern und Proletariern wieder maßgebenden Einfluß auf das Staatsleben zu gewinnen. Ob wohl dieser Wunsch erfüllt werden wird? Die Meisten bezweifeln es. Wenn aber auch der Liberalismus in naher oder ferner Zeit wirklich den Weg aller Parteien gehen sollte, so möge man es nie vergessen, daß wir ihm und seinem Führer Bennigsen, dessen politisches Leben und Streben nur in großen Grundzügen hier vorgeführt werden konnte, die Existenz eines einigen, großen, im Bewußtsein des Volkes festgewurzelten Deutschland in erster Reihe mit zu verdanken haben.

Die Gefahr der Demokratie.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

In diesem politischen Zusammenwirken der demokratischen Strömungen liegt die eigentliche Gefahr unseres künftigen Staatslebens, nicht in dem Gespenst einer Plutokratie, das die demokratische Presse an die Wand malt, und das keine Aussichten hat, Fleisch und Blut zu erlangen. Wenn die Herrschaft der vereinigten Demokratie sich verwirklichen sollte, dann wäre es mit dem bürgerlich-liberalen Traum von einem Rechtsstaat gründlich vorbei, wie schon die sozialen Tendenzen der verschiedenen demokratischen Strömungen zeigen, die mit Ausnahme der abgelebten bürgerlichen Demokratie alle auf Vermögensconfiscation der Minderheit hinauslaufen.

Die Demokratie versteht die „Freiheit" nicht als die Rechtssicherheit eines jeden Staatsbürgers und Schutz vor Willküreingriffen Mächtigerer, sondern als Theilnahme an der Herrschaft der Masse über die bisher herrschenden Klassen, oder an der Dictatur des Proletariats. Sie versteht die „Gleichheit" nicht als die Gleichheit des Rechtes aller zum Emporsteigen in höhere soziale Culturschichten, soudern als das allgemeine Nivellement, als die Pflicht der culturtragenden Minderheit, ihren Vorsprung aufzugeben und zu dem Niveau der Masse herabzusteigen.*) Die Demokratie will die errungenen Culturgüter allen gleichmäßig zugänglich machen; indem sie aber damit Unmögliches unternimmt, vernichtet sie dieselben für alle, und wirkt culturfeindlich ohne es zu wollen. Sie will nicht

*) Vergl. meinen Aufsatz „Freiheit und Gleichheit" im Jahrgang 1876 dieses Blattes („Das sittliche Bewußtsein", zweite Auflage, Seite 300—323).

einsehen, daß aller Culturfortschritt in der Steigerung der Unfreiheit und Ungleichheit besteht, nämlich der sozialen Unfreiheit und Ungleichheit, während die Befreiung des Menschen von der Natur damit beständig wächst. Anstatt zu der verheißenen Freiheit führt sie zu der schlimmsten Unfreiheit, zu der Abhängigkeit jedes Einzelnen von den Launen eines vielköpfigen Tyrannen und seinen rasch wechselnden Werkzeugen; an Stelle der culturdienlichen Unfreiheit einer naturwüchsigen sozialen Organisation gewährt sie die culturschädliche Unfreiheit eines schablonenhaften Mechanismus, dessen Handhabung der Willkür unterworfen ist. An Stelle der Ungleichheit der Glieder eines kunstreichen sozialen Organismus setzt sie die Gleichheit der Exemplare einer Herde. Sie unterwirft die Minderheit achtlos und widerstandslos dem Willen der Mehrheit, der allein Gesetz sein darf und jederzeit geändert werden kann.

Sie denkt selten an die Zukunft, sondern nur an die Gegenwart, weil die Masse von Natur leichtsinnig für den Augenblick lebt. Sie ist unstät und wetterwendisch, weil die Masse von Launen, Leidenschaften, psychischen Ansteckungen und geistigen Epidemien bestimmt wird, aber nicht von Vernunftgründen und noch weniger von der Rücksicht auf geschichtliche Continuität der Entwickelung. Sie ist deshalb die ungünstigste Verfassung für eine wirksame auswärtige Politik, weil diese ganz von unverrückter Stetigkeit der Ziele und weitschauender Wahl der Mittel abhängt. Das einzige, was man von der Demokratie zu rühmen weiß, das ist, daß sie den Talenten freie Bahn gibt. Aber welchen Talenten? Doch nur den demagogischen, deren Art bereits oben gekennzeichnet ist. Die Demokratie ist das Paradies der Schreier, Schwätzer, Phraseure, Schmeichler und Schmarotzer, die jedem sachlichen Talent und Verdienst den Weg weit mehr verlegen, als dies in irgend einer anderen Verfassungsform vorkommt. Das Volk fühlt bei längerer Dauer der Demokratie zuletzt instinctiv, daß nicht die Geeignetsten und Würdigsten, sondern die Ungeeignetsten und Unwürdigsten durch die Volkswahl zu einflußreichen Stellungen gelangen, und sucht dann dieser Gefahr dadurch abzuhelfen, daß die Verloosung der Aemter an die Stelle der Wahl gesetzt und die Amtsdauer möglichst abgekürzt wird.

Aber auch diese Maßregeln ziehen noch nicht die letzten Consequenzen aus den demokratischen Prinzipien der Freiheit und Gleichheit, da die jeweilige Aemtervertheilung doch immer noch den Unterschied von Befehlenden und Gehorchenden übrig läßt. Die volle Freiheit ist für den Menschen erst da erreicht, wo niemand mehr ihm etwas zu befehlen hat, auch nicht ein für kurze Zeit durch das Loos bestimmter Beamter. Die volle Gleichheit ist erst da verwirklicht, wo keiner ein größeres Recht hat, dem anderen zu befehlen, als dieser ihm, d. h. wo niemand mehr dem anderen etwas zu sagen hat. Die letzte Consequenz der Demokratie ist also erst die Anarchie. Die Demokratie braucht nur so lange Herrschaft des Volkes oder Dictatur des Proletariats zu sein, als noch aristokratische Elemente im Volke vorhanden sind, die durch Gewalt niedergehalten werden müssen. Ueberall aber, wo der Widerstand gegen die Demokratie endgültig gebrochen und die Minderheit zum Culturniveau der Masse glücklich hinabgezerrt ist, da muß eine anarchistische Strömmung innerhalb der demokratischen Organisation sich geltend machen, welche die zum Siege nützliche Organisation für überflüssig und prinzipwidrig nach vollendetem Siege erklärt. Die schon jetzt bei uns vorzeitig hinter der Sozialdemokratie auftauchende anarchistische Partei verhält sich zu dieser genau so, wie die Sozialdemokratie zur bürgerlichen Demokratie. Die Anarchie ist aber nichts weiter als die Wiederfreigebung des durch das Staatsleben eingedämmten Kampfes aller gegen alle, oder die Rückkehr zum vorpolitischen Urzustande der Menschheit, d. h. die Preisgebung der gesammten Culturgeschichte und aller ihrer mühsamen Errungenschaften. Nur Träumer und Schwärmer können wähnen, daß die entfesselte Bestie der Menschennatur sich fein zierlich und manierlich betragen und von ihrer unbeschränkten Freiheit aus kluger Berechnung keinen anderen Gebrauch machen werden, als der allen willkommen und dienlich ist.

Wenn man oft den Ausspruch hört, daß die „inneren Vandalen", von denen die moderne Cultur allein ihre Vernichtung zu befürchten hat, in den Sozialisten, Communisten, Collectivisten u. s. w. zu suchen seien, so ist das offenbar nicht zutreffend, soweit diese Parteien rein sozialer Natur sind. Denn ihre Ideale sind theils unausführbare Schwärmereien, theils realisiren sie sich annähernd von selbst im Laufe der natürlichen Entwickelung, theils sind die aristokratischen Parteien und die Regierungen eifrig am Werke, sie thunlichst schon jetzt der Verwirklichung näher zu führen. Die reinen Sozialisten sind also einerseits ungefährliche Träumer und Schwärmer, andererseits Wegweiser für die humanitären Bestrebungen der aristokratischen Parteien. Gefährlich werden sie nur dadurch, daß sie ihre sozialen Tendenzen zugleich mit demokratischen verschmelzen, und nur in dem Maße, als sie dies thun. Die einzigen inneren Vandalen, die die moderne Cultur zu fürchten hat, sind die Demokraten, die jetzt größten theils so zahm aussehen und ehrlich in dem Wahne befangen sind, die einmal in's Rollen gebrachte Lawine der demokratischen Bewegung an jedem ihnen genehmen Punkte zum Stillstand bringen zu können.

Die Gefahren der Demokratie können durch verschiedene Umstände gemildert werden. In primitiven Gesellschaftszuständen mit annähernder Gleichheit des Besitzes, der Besitzform und der Bildung kann die politische Gleichberechtigung Aller geradezu als das Natürliche erscheinen, z. B. in einer rein von Bauern niederer Culturstufe bewohnten, geographisch abgeschlossenen und nicht zu ausgedehnten Landschaft. Diese Angemessenheit hört aber auf mit zunehmender Cultur, welche wachsende Unterschiede des Besitzes, der Berufsart und der Bildung nach sich zieht. In Griechenland und Rom war es der dem Volke tief eingewurzelte religiöse Sinn, die abergläubische Furcht vor dem als unfromm Geltenden, die Scheu vor der Heiligkeit der Gesetze und der patriotische Stolz und die Ehrfurcht vor den Traditionen der eigenen Geschichte, vor Allem aber der Umstand, daß das stimmberechtigte Volk nur eine kleine Minderheit, in der That also eine Aristokratie des ganzen, die Sklaven mit umfassenden Volkes ausmachte. Wer die griechisch-römische Aristokratie der freien Minderheit für die echte und wahre Demokratie hält, der muß demjenigen, was die heutige Demokratie anstrebt, den Namen der Demokratie verweigern, und etwa den der Ochlokratie dafür aufheften; denn den Zielen der heutigen Demokratie hätte im Alterthum die Herrschaft der emanzipirten Sklaven über die aristokratische Minderheit der freien Bürger entsprochen. In den zünftlerischen Städtedemokratien des Mittelalters war es die Kleinheit der Volkszahl, die Enge des Schauplatzes und die Eingliederung der Stadt in das durchaus aristokratisch organisirte Reich, was die Sache ungefährlicher machte. In Nordamerika ist es die bis zur Bigotterie gehende Religiosität der Bürger, ihre Scheu vor dem Gesetz und seinen Ausführungsorganen und der coloniale Charakter des Landes, der jedem Unternehmungslustigen und Arbeitsamen einen besonderen Schauplatz der Bethätigung eröffnet, also die unruhigsten Köpfe von der Politik ab auf die wirthschaftliche Selbstförderung hinlenkt.

Alle diese Milderungsmittel fehlen uns im heutigen Europa, insbesondere in Deutschland. Wir haben keine primitive Gleichmäßigkeit des Besitzes, der Beschäftigung und der Bildung, sondern eine reich gegliederte soziale Organisation. Wir haben keine Sklaven und keinen genügenden Platz mehr für unternehmungslustige Hände und Köpfe, die deshalb schon zu Millionen ausgewandert sind. Die Religiosität, die Achtung vor dem Gesetze und ihren Vertretern sind in bedenklichem Niedergang; die Anhänglichkeit an das Vaterland wird von einem großen Theil der Demokratie offen verhöhnt. Von irgend welcher Ehrfurcht für Traditionen, von Verständniß für die allmähliche politische Entwickelung, von geschichtlichem Sinn und einer Pflege geschichtlicher Continuität ist in den demokratischen Kreisen nichts zu merken, in denen vielmehr die Neigung herrscht, mit allem geschichtlich Gewordenen reinen Tisch zu machen und alles nach abstrakten Schablonen neu zu construiren. Die europäischen Großmächte ge-

hören nicht wie die mittelalterlichen Städte als Glieder einem aristokratisch regierten politischen Gemeinwesen an; auch liegt keine von ihnen ohne in Betracht kommende Nachbarn auf einem Continent für sich, so daß aus einem dieser Gründe die auswärtige Politik wegfiele, in welcher die Schwäche, launische Unstetheit und Unvernunft der Demokratien besonders grell zu Tage tritt.

Deshalb werden, wenn wir wirklich einer Demokratie entgegensteuern, deren Fehler sich in so schroffer und und ungebrochener Härte offenbaren müssen, wie wohl noch nie zuvor; in Folge dessen wird sie aber auch ihren Lebenslauf um so schneller vollenden, weil ihr die angeführten Verlangsamungsmittel fehlen und ihre unerträglichen Folgen um so rascher und gebieterischer eine Abhülfe fordern werden. Dies ist eine um so bedenklichere Aussicht, als ohnehin von allen Verfassungen die Demokratie die schnelllebigste ist, d. h. diejenige, welche am meisten von allen zu Uebertreibungen ihres Prizipes hinneigt, am schwersten im Hinabrollen in den Untergang aufzuhalten ist und am raschesten alle Zwischenstufen von der Blüthe bis zum Verfall durchschreitet.

Die einzige Abhülfe gegen eine unaufhaltsam in ihre Selbstübertreibung hinabgleitende Demokratie ist der Cäsarismus; in ihm haben noch alle Demokratien geendet und in ihm werden alle künftigen enden. Der Cäsarismus wirkt in der That wie eine Erlösung in jeder Demokratie, die dazu gelangt ist, ihr Prinzip einigermaßen rein auszugestalten. Er ist nicht nur den Resten der früheren Aristokratien willkommen, die in der Demokratie eine beargwöhnte und geknechtete Minderheit bilden, sondern zuletzt auch dem Volke selbst; denn dieses wird bald genug seiner eigenen wankelmüthigen Willkür müde und sehnt sich nach irgend welcher Stetigkeit der Verhältnisse, die nun bloß noch die eiserne Faust des Tyrannen ihm verschaffen kann. Aber der auf den Trümmern der Demokratie sich erhebende Cäsar wagt doch selten oder nie den Schein der Demokratie zu zerstören, deren Wesen er vernichtet hat; auch kann er Stetigkeit höchstens für seine Lebensdauer gewähren. In Folge dessen fällt der Staat häufig aus dem Cäsarismus in Demokratie zurück, bis sich ein neuer Cäsar erhebt; oder die Kämpfe verschiedener Cäsaren unter einander ersetzen den Kampf zwischen Cäsarismus und Demokratie. Der Cäsarismus ist deshalb an und für sich durchaus kein wünschenswerther Zustand; aber weil er doch dem Volke längere Ruhepausen, bis zu Jahrzehnten, gewährt, und die Krisen seltener macht, ist er immer noch ein relativ leidlicherer Zustand als die reine Demokratie mit ihrer so zu sagen permanenten Krisis. Eine einköpfige Dictatur ist tausendmal erträglicher als die vielköpfige des Proletariats; denn in Einem Kopfe kann doch wenigstens günstigenfalls die Vernunft herrschen, während in der Masse immer nur die blinde Leidenschaft und der wechselnde Affect herrscht. In Bezug auf demoralisirenden Einfluß kann aber die reine Demokratie gar nicht übertroffen werden, auch nicht vom Cäsarismus, weil es noch viel mehr entwürdigt, den Launen eines tausendköpfigen Tyrannen zu schmeicheln als denen eines einköpfigen.

Ist hiermit die dem politischen Leben aller Culturvölker drohende Zukunftsgefahr richtig erkannt, dann gilt es, ihr zu begegnen, so lange es noch Zeit ist, d. h. so lange noch in unserem öffentlichen Leben die Kräfte vorhanden sind, die der anstürmenden Demokratie gewachsen sind. Wenn diese Kräfte zusammenhalten, so ist an einen Sieg der Demokratie gar nicht zu denken; wenn sie aber wie bisher fortfahren, einander zu bekämpfen, in diesem Kampfe um die Gunst der demokratischen Parteien zu buhlen und sich auf die selbstmörderische Waffe der demagogischen Agitation zu stützen, dann sind allerdings die Aussichten der Demokratie sehr günstig.

Wenn bisher aristokratische und demokratische Epochen in der Geschichte wechseln mußten, so hatte das seinen guten teleologischen Grund. Die Aristokratie hebt die Cultur, verengert aber ihren Kreis, indem sie die aristokratischen Merkmale immer exclusiver faßt. Die Demokratie durchbricht diesen Bann, indem sie die von der Aristokratie errungene Cultur zum Gemeingut aller zu machen sucht, verbreitert also die Bildungssphäre, indem sie damit unwillkürlich und unvermeidlich zugleich die Bildung herabzieht. Eine neu anhebende aristokratische Epoche fußt dann auf einer höheren Culturstufe der Massen als die vorhergehende, kann also auch auf diesem höheren Bauhorizont ein um so ragenderes Gebäude aufführen. Durch dieses Wechselspiel von Erhebung der Cultur mit Verengerung, und von Verbreiterung mit Herabsetzung ihres Niveaus ist die Menschheit das geworden, was sie heute ist. Daraus könnte man nur folgern, daß es für den Gesammtfortschritt der Cultur günstig wäre, wenn nach dem bedeutenden Aufschwung des letzten Jahrhunderts in Künsten und Wissenschaften nunmehr wieder eine demokratische Epoche der Ausbreitung käme. Aber dieser Schluß wäre voreilig, weil er nicht die Unterschiede unserer Epoche von früheren aristokratischen Epochen in Betracht zieht.

Ohne Zweifel stellt das Wechselspiel von verengernder Erhebung und herabsetzender Ausbreitung nicht die ideale Form des Fortschrittes vor, weil in den rein aristokratischen Epochen die Ausbreitung, in den rein demokratischen die Steigerung der Cultur allzuleicht stockt und in ihr Gegentheil umschlägt. Es wäre vielmehr wünschenswerth, wenn sich beide Vortheile ohne die zugehörigen Nachtheile mit einander verschmelzen ließen. Gerade dies aber ist im letzten Jahrhundert in einem Maße wie nie zuvor angestrebt worden, und die bereits erzielten Früchte ermuntern zum Verharren auf diesem Wege.

Durch die Concurrenz dreier Aristokratien, der des Grundbesitzes, des Geldes und der Bildung, ist die engherzige Einseitigkeit früherer aristokratischer Epochen ohnehin schon ausgeschlossen. Niemals sind die oberen Stände und die von ihnen geleiteten Staaten und Gemeinden sich in solchem Maße wie heute ihrer Pflicht bewußt gewesen, für die Hebung des Culturniveaus der Massen, sowohl in Bezug auf ihre wirthschaftliche Lage als auch in Bezug auf ihre Theilnahme an der nationalen Bildung Sorge zu tragen, wie gegenwärtig. Die allgemeine Schulpflicht und Dienstpflicht, die Pflege des Singens und Zeichnens in den Schulen, die Fortbildungsschulen und fachgewerblichen Schulen, die populärwissenschaftliche Literatur, die Vereinsbestrebungen für Volksbildung und veredelte Volksunterhaltung und nicht zum wenigsten die der Volksbelehrung und Unterhaltung dienenden Zeitschriften legen ein beredtes Zeugniß für diese schon in ihrem jetzigen Anfangsstadium erfolgreichen Bemühungen ab. Die Oeffentlichkeit der Parlaments- und Gerichtsverhandlungen, die Preß- und Vereinsfreiheit sind allein schon Bürgschaften, die jedes etwaige Bestreben einer exclusiven Aristokratie nach Verengerung der Culturspähre erfolglos machen müßten.

Wir brauchen nur auf diesem Wege fortzufahren, um für die Verallgemeinerung der Bildung alles überhaupt Erreichbare auch wirklich zu erreichen. Wird dabei die Demokratie, d. h. die politische Herrschaft der zahlreichsten niederen Volksklassen ferngehalten, so wird dadurch der ungestörte Fortbestand der Aristokratien gesichert und damit zugleich der Vortheil erreicht, daß die Cultur sich in der Minderheit des Volkes zu derselben Zeit erhöhen kann, während welcher sie sich in der Mehrheit ausbreitet. Gerade unsere Zeit ist also durch die in ihr vorhandenen Bedingungen fähig und berufen, die culturgeschichtlichen Vorzüge der vergangenen aristokratischen und demokratischen Epochen in sich zu vereinigen, aber auch nur dann, wenn ein organisches Gleichgewicht der natürlichen Mächte, die im Staatsleben mit einander ringen, aufrecht erhalten wird. Daß eine einseitige Aristokratie in absehbarer Zeit zum Siege gelangen könnte, ist schon durch die ganzen Zeitverhältnisse und durch die innere Gespaltenheit der aristokratischen Parteien, die sich höchstens zur Abwehr, aber nicht zum Angriff überwinden läßt, ausgeschlossen, nicht aber, daß die reine Demokratie sich durchsetzen könnte. In diesem Falle würde zwar die aristokratische Culturssteigerung in ihr Gegentheil verkehrt werden, aber keine größere Verallgemeinerung der Bildung erreicht werden können, als durch das Zusammenwirken einer lehrbegierigen Aristokratie mit einem halbgebildeten, bildungsbedürftigen Mittelstande und einer lerneifrigen Masse; es würde dann vielmehr das Culturniveau der Masse sinken, wenn sie ihre Lehrer

erst aus sich erzeugen müßte, weil sie Aristokratie und Mittelstand zu sich herabgezogen hätte.

Niemand denkt heute mehr daran, der Volksmasse dasjenige Maß von mitbestimmendem Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wieder zu entziehen, das ihm nach Maßgabe seiner Leistungen für den Staat und seiner Leistungsfähigkeit für dessen Verwaltung gebührt. Niemand will heute noch eine einseitige Klassenherrschaft der vereinigten oder gar der getheilten Aristokratien wieder aufrichten. Die höheren Stände haben aus den Lehren der Geschichte gelernt, daß nur die gemischten Verfassungen die Bürgschaft der Dauer in sich tragen, welche allen Volksklassen nach Maßgabe ihrer Leistungen auch entsprechende Rechte einräumen. Aber gerade aus diesem Grunde ist es geboten, die mächtig anschwellende demokratische Strömung zu bekämpfen, welche eine einseitige Klassenherrschaft der Masse begründen will. Sie ist die einzige von allen politischen Einseitigkeiten, die unter den gegebenen Verhältnissen noch möglicher Weise Aussicht auf Erfolg haben könnte; sie ist aber auch zugleich von allen einseitigen Klassenherrschaften die schädlichste für die Menschheitscultur. Fragt man aber, in welcher Weise dieser Kampf zu führen sei, so entsteht die Aufgabe, sich über unsere Verfassungszustände klar zu werden, den Antheil zu bestimmen, der allen Formen der Leistungsfähigkeit im Staatsleben gebührt, und die Wege aufzusuchen, auf welchen ihnen allen der billiger Weise zukommende Antheil auch wirklich gewährt werden kann.*)

Worte des Friedens aus Frankreich.

Von Hans Schacht.

Gleich Sirenengesang tönt es uns des öfteren von Frankreich herüber: „Abrüstung, allgemeine Entwaffnung, Völkerfriede". Und regelmäßig werden die schönen Worte von deutschen Zeitungen registrirt und in Friedensversammlungen commentirt; hier mit einem hoffnungsfreudigen Hinweise auf die nothwendig zur Verwirklichung drängenden Träume, dort nicht ohne einen Stoßseufzer über die wachsende Militärlast. Vielfach wird das Hervortreten dieser Friedensgedanken als ein bedeutsames Zeichen der Zeit betrachtet, und um dessentwillen schon scheinen sie es zu verdienen, in gläubigen Herzen aufgenommen zu werden. In beinahe absehbarer Zeit glaubt man das Band der Liebe erblicken zu können, welches die Völker Europas umschlingen wird; Streitigkeiten zwischen Völkern sollen nicht mehr zum blutigen Austrag kommen, sondern geschlichtet werden auf dem friedlichen Wege eines internationalen Schiedsgerichtes. Denn daß kein Streit mehr in der Welt sein werde, das wagt der glühendste Anhänger egydischer Lehren nicht zu behaupten.

Je öfter und je allgemeiner nun solche Forderungen des Friedens gestellt werden, um so tiefer und nachhaltiger prägt sich der Friedensgedanke dem Bewußtsein der Völker ein, und wer vermöchte jetzt schon die ganze Tragweite dieser Ideen zu ermessen, wer dürfte leugnen, daß in ihnen die ersten Anklänge zur allgemeinen Friedensharmonie des künftigen europäischen Concertes enthalten seien? Ideen wirken ansteckend, warum also nicht auch die Idee des dauernden Völkerfriedens, der internationalen Schiedsgerichte und ihrer Vorläuferin, der Abrüstung? Und freudig nehmen die Friedensbündler davon Kenntniß und hegen und pflegen diese Ideen und hoffen, daß sie Wahrheit und Wirklichkeit werden. Wahrheit und Wirklichkeit, wann alle Menschen wahr und aufrichtig genug sein werden, sich nicht am schönen Worte allein schon Genüge zu thun. Es ist gewiß sehr edel gedacht, was kürzlich Jules Simon in der Contemporary Review über die allgemeine Entwaffnung der europäischen Mächte ausführte. Wohl hält er eine Abrüstung im Augenblicke nicht für durchführbar, aber er glaubt doch, daß mit einer Einschränkung der Streitmächte könnte begonnen werden. Denn auch er hält den bewaffneten Frieden nicht für eine Segnung der Cultur und in seinen Folgen beinahe so schlimm wie einen Krieg. Wenn aber dieser erst ausbricht, so wird die Civilisation in einem „einzigen Tage um sechs Jahrhunderte zurückgeworfen. Sieger und Besiegte würden am Ende in demselben Sturme zu Grunde gehen." Diese hyperbolische Schilderung der gewiß furchtbaren Folgen eines Krieges kehrt in allen ähnlichen Declamationen wieder, fast sieht es aus, als solle dem bange gemacht werden, vor dem man sich fürchtet. Früher schon in Paris hatte Jules Simon von der Nothwendigkeit gesprochen, den Friedensgedanken auszubreiten, und im Januar schrieb er die schönen Worte: „Wenn die Regierungen weise wären, so würden sie Frieden unter sich schließen, um gemeinsam den Anarchismus zu bekriegen. — Wenn sie aber noch weiser wären, so würden sie Gott zu Hülfe rufen, denn ohne ihn gibt es keine Ausbreitung der Moral."

Das ist gewiß Alles sehr schön gesagt. Wie müssen uns aber diese edlen Friedensversicherungen, die herrlichen, „Beachtung verdienenden" Vorschläge der Abrüstung erscheinen, wenn Herr Jules Simon es fertig bringt, beinahe im selben Athemzuge seinen Landsleuten ein Verhalten anzurathen, welches das Herannahen der Versöhnungsperiode in keiner Weise fördert? Zur selben Zeit ungefähr als er den Gottesfrieden wenigstens auf sechs Jahre anpries, hatte Jules Simon den schmeichelhaften Auftrag erhalten, für die „Annales politiques et littéraires" einen Aufsatz über das Vaterland, l'idée de la patrie, zu schreiben. Er entledigte sich dessen gewiß mit der ganzen Wärme, die nun einmal der Gegenstand erfordert, und so mag es denn zu entschuldigen sein, wenn folgender Passus seiner heiß angelaufenen Feder entfloß: „Kaum ein Seufzer entrang sich uns im Jahre 1871 um den Verlust von zehn Milliarden. Zehn Milliarden! Die Welt hatte von einem solchen Lösegelde nie reden hören. Ohne Zögern, ohne Klagen haben wir fünf Milliarden den Deutschen, fünf für die Kriegskosten gezahlt. So drückend die Steuern auch waren, die Regierung schlug sie vor, die Kammer stimmte dafür, und die Besteuerten zahlten, und trotz dieser schweren Last auf Boden und Gewerbe, hörte Frankreich nicht auf zu sagen: Wollt ihr ein anderes Lösegeld für Elsaß-Lothringen? denn indem man diese Stücke vom Vaterlande losriß, hatte man ihm das Herz aus dem Leibe gerissen. Den letzten Thaler hätte es hergegeben, um Metz und Straßburg wieder zu haben. Nicht einen Zollbreit Land, keinen Festungsstein! das war Frankreichs Schrei. Es gab nach, weil ihm nur die Wahl blieb zwischen einem Opfer und dem Tode. Frankreich hat nicht geglaubt und glaubt nicht an die Dauer des Opfers. Es hatte nur noch ein Mittel um Elsaß-Lothringen zu retten: sich davon trennen und abwarten. Der Frieden war nur eine Kriegslist." So zu lesen in „Les Annales politiques et littéraires" vom 19. November 1893, Nr. 543 Seite 323!

Ist es nun in Ausübung einer solchen Kriegslist, daß Herr Jules Simon sich bewogen fühlte, in allen Tonarten den europäischen Mächten und namentlich Deutschland die Entwaffnung zu predigen? Dürfen wir solche friedliche Vorschläge moralisirender Tendenz aus einem Munde anhören, der sich nicht scheute, einen Vertrag eine Kriegslist zu nennen? Zeugt das von einer so hohen Auffassung der Moral und des culturellen Fortschrittes der Menschheit, wie sie ein Abrüstungsvorschlag unbedingt voraussetzt? Ei, ei, Herr Jules Simon, da Sie augenblicklich keinem höheren Drange gehorchen als dem bitteren Zwange, wie können Sie zur Entwaffnung, ja, auch nur zu einer geringen Abschwächung unserer Kräfte rathen und hoffen, wir schenken Ihren Worten Glauben? Wer verbürgt denn dafür, daß Sie nicht heimlich den Dolch im Gewande tragen, während sich die gute deutsche Vertrauensseligkeit entwaffnet? Sehen Sie nicht, daß vor Allem Ehrlichkeit nöthig ist, um Ihren schönen Vorschlägen Leben zu verleihen, und daß es diesen gar sehr daran mangelt? Vertröstete

*) Vergl. meine früheren Aufsätze in dieser Wochenschrift: „Unsere Verfassung" (1893, Nr. 44), „Der Niedergang der Volksvertretung" (1893, Nr. 52) und „Die Reform der Volksvertretung" (1894, Nr. 1—2).

nicht Ihr berühmter Landsmann Clement Marot den großmüthigen König Franz auf Wiedererstattung des Darlehns mit den Worten:

„A vous payer, sans usure, il s'entend,
Quand on verra tout le monde content —?"

Nun ebenso trostreich scheinen Friedensideen und Abrüstungsvorschläge zu sein, die man mit den Worten einführen muß: Ja, wenn's erst alle Leute ehrlich und aufrichtig meinen, und es auch sind.

Aber — damit war es ja gar nicht so schlimm gemeint! Abrüstungsvorschläge sind jetzt an der Tagesordnung, die zweifelhaftesten Autoritäten sind schon darüber interviewt worden, so ein französischer General, der ungenannt sein will, was ihm nicht verdacht werden kann, und ein russischer Offizier, beide vom Figaro. Zu ihrer Formulirung verlangen diese Vorschläge ein ansehnliches rhetorisches Rüstzeug, und darüber verfügen unsere westlichen Nachbarn meisterhaft. Warum sollte also Jules Simon seine Declamationsgelüste nicht einmal in friedliche und einmal in patriotische Form kleiden? Daß sich beides nicht deckt, dafür soll man ihn nicht verantwortlich machen, das steckt so im Gegenstande.

In seinem letzten Aufsatze hat Jules Simon allerdings anerkannt, daß augenblicklich an eine Verwirklichung seiner Entwaffnungsvorschläge nicht zu denken sei. Warum denn nicht? Die Bedingungen könnten kaum sich jemals günstiger gestalten denn jetzt, wo alle Regierungen von Friedensliebe durchdrungen sind und keine anfangen will. Was jetzt hindernd entgegensteht, wird auch später nicht fördernd wirken. So ändert sich die Welt doch nicht. „Sie wird so bleiben wie sie war, von Alters her, die weite Welt," sagte Puschkin, und wir dürfen es ihm glauben.

Immer aber soll Deutschland den Anfang mit der Abrüstung machen, das ist der Hintergedanke, wenn er auch nicht überall so offen ausgesprochen wird, wie von dem russischen Offizier, dessen Herzensergüsse der Figaro erhalten haben will. Bei allen Erörterungen über den wachsenden Militarismus und die Wege, den Völkern die Last abzunehmen und ihnen dennoch den Frieden zu sichern, wird mit Deutschland und Frankreich exemplificirt, die Beziehungen der beiden Länder zu einander werden besprochen, und schließlich wird das ganze Problem auf eine vollständige Aussöhnung der beiden grollenden Nachbarn gestellt. Folgerichtig haben deshalb die Friedensapostel erkannt, daß zuerst Annäherungsversuche gemacht werden müßten und bis zu einem vollständigen Verstehen der Völker geführt. Tout comprendre heißt ja tout pardonner. Wenn wir die Franzosen, wenn die Franzosen uns einmal vollständig werden kennen, verstehen und schätzen, vielleicht sogar lieben gelernt haben, dann wird die gegenseitige Achtung es jeder Partei verbieten, Forderungen zu stellen, welche die andere in ihrer Ehre und ihren Interessen verletzen könnten. Das heißt, der Liebe würde der Verzicht folgen. Das wäre ein ideales Verhältniß, und es hat in der That nicht an Versuchen gefehlt, französischerseits wie von deutscher Seite, ein solches anzubahnen. Bei den Franzosen vielfach doch zu Gunsten Frankreichs. Man mag die Sache auffassen wie man will, irgend einer will doch dabei gewinnen. Völkermoral ist schließlich sehr verschieden von der Moral des Individuums.

Man wird sich erinnern, daß bei der Thronbesteigung Friedrichs des Dritten François Coppée in einem sehr schönen Gedichte an die edelsten Gefühle des Menschen appellirte, um die Herausgabe Elsaß-Lothringens zu erlangen. Zeugte dies schon von unglaublicher Naivität und Verkennung jeglicher Staatsziele, so muß das wieder und immer wieder in unendlichen Variationen an Deutschland gestellte Ansinnen, die Frucht des Sieges auszuliefern, komisch wirken. Die ritterlichste Nation hält es für selbstverständlich, daß sie nicht Verzicht leisten kann und darf, erachtet es aber der Deutschen nicht unwürdig, daß diese den mit Blut erkämpften vaterländischen Boden gegen eine Geldabfindung abtreten. Es liegt für einen Deutschen so viel Verächtliches in einem solchen Schachervorschlage, wie ihn seiner Zeit (1887) der Bischof Freppel und die Herren Talichet und Goblet d'Aviella machen durften, daß er ihm jede Lust zu einer Annäherung auf immer verderben könnte. Auch in Deutschland ist man übrigens in diesen Fragen sehr empfindlich geworden, wie dies eine kleine Fehde beweist, die sich vor zwei Jahren zwischen den „Mittheilungen des allgemeinen deutschen Verbandes" und der „Kreuzzeitung" entspann. Die „Mittheilungen" hatten auch angestrebt, die Interessen Deutschlands und Frankreichs freundschaftlich zu vereinen und dabei folgenden Vorschlag gemacht: „Wenn die Franzosen vorschlagen, wir möchten das Reichsland gegen ein Bündel Colonien retrocediren, so ist gleichzeitig doch damit die Münze bezeichnet, in der Frankreich selbst am Ende bereit wäre, eine Compensation entgegen zu nehmen. Auf diesem Boden läßt sich debattiren, und wenn wir auch nicht zugeben können, daß wir verpflichtet seien, nachträglich noch das im Kriege errungene Reichsland zu bezahlen, so werden wir uns die Verständigung mit Frankreich doch zweifelsohne gerne etwas kosten lassen, besonders wenn damit der Ausblick verbunden ist, daß wir Hand in Hand mit Frankreich auch unsere eigene Weltstellung erweitern und auf sichere Grundlage bringen können."

Es ist freundlich aber doch nicht gerade unpatriotisch von den „Mittheilungen" gedacht, wenn sie sich die Verständigung mit Frankreich etwas kosten lassen wollen, und wenn sie diese dazu noch mit fremdem Gelde, d. h. mit Egypten bezahlen wollen, so haben nur die Engländer etwas dagegen einzuwenden. Aber auch die Kreuzzeitung fand ein Haar in der Geschichte und erwiderte ziemlich gereizt: „Nun werden wir aber auch vom Allgemeinen deutschen Verbande darüber belehrt, daß die „Elsaß-Lothringische Frage" noch nicht gelöst sei, sondern daß das deutsche Volk die Verpflichtung habe, den Herren Franzosen für die ihnen abgenommenen Reichslande einen vollwerthigen Ersatz zu bieten."

Wenn diese Worte auch aus der unsauberen Feder des zur traurigen Berühmtheit gelangten Schriftstellers Schweinhagen stammen, so beweist ihre Aufnahme in die Kreuzzeitung immerhin, daß in diesem Punkte auch diesseits der Vogesen Empfindlichkeiten zu schonen sind.

Die Nothwendigkeit einer Aussöhnung mit Frankreich hat denn auch Dr. Otto Arendt dargethan. Mit reichen Beweismitteln versuchte er es, die Franzosen zu überzeugen, erreichte aber selbst nur, daß die Begehrlichkeit wieder geweckt wurde. Er gesteht nämlich selbst, daß nach Veröffentlichung der ersten Hälfte seines Aufsatzes ihm eine Anzahl Briefe aus Frankreich zugegangen seien, welche sämmtlich einen Ausgleich nur auf Grund der den Franzosen immer noch als ungelöst erscheinenden Elsaß-Lothringischen Frage suchen. Somit war die Liebesmühe des Herrn Arendt umsonst, umsonst die eindringliche Beweisführung, umsonst alle noch so verständigen und liebenswürdigen Vorstellungen. Trotzdem habe ich später selbst den Versuch wiederholt. Ich stellte die Frage einer friedlichen Verständigung, eines geistigen Ausgleiches zur Erörterung und erklärte, daß ich nur eine Anregung hierzu bieten wolle. Nichtsdestoweniger wurde meine Absicht jenseits der Vogesen gründlich mißverstanden, und ich erhielt sogar von A. Saissy im „Echo de Paris" eine höfliche, aber sehr bestimmt ablehnende Antwort, in welchem Sinne, kann man sich nach dem Gesagten leicht vorstellen.

„Zur Liebe und zum Essen kann man sich nicht zwingen," sagt Arthur von Loy — aber auch Andere nicht. Somit dürfte man das Liebeswerben billig einstellen und sich damit begnügen, selbst Alles zu vermeiden, was die Kluft unnöthig vergrößert.

Ob die Zukunft eine Aenderung, eine Besserung bringt? Niemand wagt das positiv zu bejahen. In seiner für den Schulgebrauch bestimmten Weltgeschichte (Histoire générale, par Ernest Lavisse, Paris, Almand Colin & Cie., 200 Seiten stark) sagt der Akademiker Lavisse, viele Leute wünschten, daß das für Heereszwecke verausgabte Geld eine nützlichere Verwendung fände und forderten daher, es möchten sich die Völker verständigen und abrüsten oder doch mindestens weniger zahlreiche und kostspielige Heere unterhalten. Andere wiederum

meinten, daß die civilisirten Völker Europas nicht mehr wie die Wilden gegen einander kämpfen dürften, und daß etwaige Streitigkeiten durch europäische Gerichtshöfe geschlichtet werden müßten. Vielleicht, fügt er selbst zweifelnd hinzu, gibt die Zukunft diesen Leuten Recht, die Gegenwart gibt ihnen Unrecht. Und nun, ganz ähnlich wie Jules Simon, schließt er seine Belehrung mit den Worten: Es gibt auch gerechte Kriege, die man gegen die Ungerechtigkeit geführt hat. Der Vertrag, der die Elsaß-Lothringer gezwungen hat, wider ihren Willen Deutsche zu werden, ist eine Ungerechtigkeit. — Es steht zu fürchten, daß bei einer solchen Unterweisung der Schuljugend die Anhänger der Schiedsgerichte auch in der Zukunft Unrecht behalten werden.

Wir sind übrigens weit entfernt, den Franzosen aus diesem ihren Standpunkte einen Vorwurf zu machen, nur sollen sie dann nicht von Abrüstung reden und gar den Nachbar bitten, er möge gefälligst den Anfang damit machen. Den deutschen Friedensaposteln dürfte das aber doch eine Lehre sein. Sie dienen mit ihren Klagen keineswegs einer patriotischen oder humanen Sache, sie schaden nur. Wie es nämlich einen Pessimismus in der Erziehung gibt, der es verbietet, den Kindern im Leben irgend eine andere Hülfe in Aussicht zu stellen, als die, welche sie in ihrer eigenen Kraft finden, und wie diese Kraft zu entfalten zum erfolgreichen Kampf um's Dasein, die vornehmste Aufgabe der Erziehung ist, so gibt es auch einen Pessimismus im Völkerleben, der verbietet, daß dem Volke ein Zustand als erreichbar geschildert werde, in welchem es ungestört in seinem Besitze leben und ohne weitere Anfechtung den Gütern des Lebens nachjagen könne. Im Frieden nur vermögen die Nationen sich zu entfalten, sagen die Anhänger der internationalen Schiedsgerichte. Jede Entfaltung aber bedingt eine Ausdehnung, und diese kann ohne Reibung nicht stattfinden. Es wird immer Momente geben, in welchen die Interessen des einen Volkes mit denen eines anderen in Conflict gerathen. Sind diese Interessen vitaler Natur oder werden doch als solche aufgefaßt, hat sich bei ihrer Geltendmachung eine starke Erregung ganzer Volksschichten bemächtigt, so möchte ich die Nation sehen, welche sich gutwillig einem ihr ungünstigen Schiedsspruche fügen würde. Sie würde unbedingt an die höchste Instanz, die der Waffen, appelliren.

Man zieht mit Genugthuung die immer häufiger auftretenden Schiedsgerichte heran und glaubt damit beweisen zu können, daß die Entwickelung des Völkerlebens zu einer solchen Gestaltung dränge. Man vergißt dabei anzuführen, daß es sich immer nur um Fragen handelte, welche fast akademischer Natur waren und weitere Volksschichten gar nicht berührten. Für die Carolineninseln vermochte sich in Deutschland vor beinahe zehn Jahren Niemand zu erwärmen, der Aufbietung des ungeheuren modernen Kriegsapparates entsprach der Gegenstand in keiner Weise; man wäre nicht auf die Kosten gekommen. Also nicht Erwägungen humaner, sondern rein practischer Art riethen zu einer friedlichen Beilegung des Streitfalles, gleichviel wie die Lösung sein mochte. Wenn aber die Zeit gekommen sein wird, und sie muß kommen, in welcher das übervölkerte Deutschland im Interesse seiner Industrie — dann eine Lebensfrage — sich neue Absatzgebiete glaubt erkämpfen zu müssen, so wird es sich daran durch kein Schiedsgericht hindern lassen.

Zu jener Zeit werden die großen Länderstrecken Afrikas einen solchen Werth in den Augen der europäischen Mächte besitzen, daß eine jede sich hüten wird, sie um der wohlwollenden Haltung des Nachbarstaates willen zu verschleudern.

Machtfragen sind nicht Fragen des Ehrgeizes sondern des Wohlstandes, daher wird sich keine Großmacht der Nothwendigkeit dauernd entziehen können, ihren Einfluß, ihre Interessensphäre stetig zu vergrößern. Dieses Wettspiel der Kräfte tritt in Afrika, tritt in der Handelspolitik deutlich zu Tage. Wer wird da behaupten können, ernstere Conflicte seien auf diesen Gebieten unmöglich, seien stets zu vermeiden?

Darum muß eben ein Volk wehrhaft und wehrfähig bleiben. Die Wehrfähigkeit ist für das Volk, was die Stärkung der körperlichen Kraft dem Individuum bedeutet: eine Bedingung seines Daseins. Mögen mit der Zeit Mittel gefunden werden, welche die Militärlast weniger drückend empfinden lassen, an dem Ziele selbst, dem Gegner an Stärke überlegen zu sein, darf nichts geändert werden. Dieses Ziel aber verliert gar leicht aus den Augen Derjenige, welcher in unfruchtbaren Friedensideen befangen, Unmögliches herbeisehnt. Der Fortschritt besteht nicht darin, die Last abzuschütteln, wie man glauben machen will, sondern darin, die Schultern zu kräftigen, welche sie tragen müssen. Es ist ein verderblicher Optimismus, der da gepredigt wird. Rauh ist die Wirklichkeit, ihr unerschrocken in's Auge schauen heißt Wissen und Können, ist Pflicht und Klugheit. Sie zu verschleiern heißt Straußenpolitik treiben.

Wenn nun, wie oben gezeigt wurde, die schönen Friedensreden an sich schon eitles und unredliches Geschwätz bedeuten, so dürften die Völker wohl über sie zur Tagesordnung übergehen.

Literatur und Kunst.

Sozialistische Dichter.

Von Hanno Ernst.

Man kommt zu einem traurigen Ergebnisse, wenn man überlegt, wie viel Kraft und Zeit in den Kämpfen der Gegenwart verbraucht wird, sei es in dem ewigen Streite zwischen Wittenberg und Rom, sei es im Kampfe der christlichen Weltanschauung mit der sozialdemokratischen. Wie viele Liebeswerke könnten nicht mit dieser Kraft und Arbeit unternommen werden, wie viel Gutes könnte gestiftet werden! Der Hauptkampfplatz ist gegenwärtig und wohl auch in Zukunft das Papier, die Presse wie die Broschüren- und Buchliteratur. Und nicht nur in Prosa, sondern auch in poetischer Form wird dieser Kampf der Ideen geführt.

Das Neueste auf diesem Gebiete sind die „Sozialen Gedichte", welche vor Kurzem unter dem Titel „Aus dem Klassenkampf" bei M. Ernst in München erschienen sind, herausgegeben von Eduard Fuchs, Karl Kaiser und Ernst Klaar. In der sozialdemokratischen Presse wird der Sammlung folgende Empfehlung mitgegeben: „Dieses Werk enthält eine Auswahl der prägnantesten Lieder und Epigramme, welche, zu einem großen Freskobild vereinigt, die sozialen Kämpfe in ihrer erschütternden Tragik sowohl wie in ihrer überwältigenden Größe mächtig wiederspiegeln." Dies ist nicht unrichtig; denn die Mehrzahl der veröffentlichten Lieder, die, nebenbei bemerkt, dem „klassenbewußten Proletariat" zugeeignet sind, geben ein furchtbares Bild von dem Ringen zwischen alten und neuen Ideen. Sie sind ein äußerst bezeichnendes Zeichen unserer Zeit und für jeden Gebildeten von höchstem Interesse. Wenn wir hier näher darauf eingehen, so geschieht dies vor Allem in der Absicht, unseren Gebildeten zu zeigen, mit welchen Waffen unsere Gegner kämpfen; denn nur wenn wir den Feind kennen, können wir ihm mit Erfolg entgegentreten.

Was die Form der Lieder betrifft, so werfen die Verfasser mit Schlagwörtern tüchtig um sich; selten erhebt sich die Sprache zu wirklicher Kraft und Stärke im Ausdruck. Karl Kaiser sagt einmal in einer Ode an die „Schönheitler":

Karg ist meine Bilderſprache,
Knorrig wie die Hagebuche,
Während eure leicht und lieblich
Fließt im goldverzierten Buche.

An einer anderen Stelle ruft er ihnen zu:

Euch erscheint das ganze Leben
Wie ein großer Syrupsladen,
Wo der Schmerz nur wie ein Mückchen
Zufallsweis hinein gerathen.

Oft versteigen sich die Sänger der Sozialdemokratie zu etwas sehr gewagten Wendungen, zu jener berühmten „blühenden Sprache". So wenn sie von den „wonnefauchenden Poeten" reden. Auch der „gierumdampfte, luststöhnende Geldsackjüngling" klingt sicher für das verwöhnteste Ohr äußerst lieblich und ansprechend! Was weiterhin „torkeliches Schleifen" oder was „Zukunftsnachthafen und Zukunftsstaatsschindeln" sein sollen, blieb uns ziemlich unklar. Nach Analogie von „Darwinhell" würden wir für später zur freundlichen Verwendung etwa „Bebelzielbewußt" oder „Liebknechtfromm" vorschlagen. Ein sehr schönes Bild ist es auch, wenn „Die Heiligen blaubemalt und dottergelb dazwischengrinsen"! Orthographische Fehler und Verstöße gegen Grammatik und Metrik kümmern so große Geister wie die sozialdemokratischen Dichterlinge natürlich nicht; doch dies nur nebenbei.

Unter den „Liedern", die den ersten Theil des Werkes bilden, findet der Kenner der sozialdemokratischen Literatur alte Bekannte. So gleich zu Anfang das „Nichtglaubens-Bekenntniß", welches wir schon im „Süddeutschen Postillon" vom Juni vorigen Jahres gelesen haben, und das bei den letzten Reichstagswahlen auf sozialdemokratischer wie auf gegnerischer Seite eine bedeutende Rolle spielte. Es stammt von Eduard Fuchs, dem Redacteur des genannten sozialdemokratischen Witzblattes, und fließt über von Hohn und Spott gegen alles, was Religion, was Christenthum heißt:

Gebrochen und zerrissen sind die Bande
Moralität und Heuchelei;
Was einst mein ganzes Ich umspannte,
Geborsten ist es — ich bin frei! — ...
Ich lach der altersgrauen Sitten,
Einst hoch und heilig, jetzt zum Spott;
Ich kenn kein flehentliches Bitten
Zum Christen- oder Geldsacksgott!

Derselbe fanatische Haß spricht auch aus zahlreichen anderen Liedern und Federzeichnungen; wir denken an „Oben und Unten", oder an „Im Morgrauen" u. A. — Den „Wellenschlag der Zukunftsbrandung" vernehmen wir in mehreren Liedern. Eduard Fuchs singt:

Es gellt im Sturmprophetenton
Wie Richterwort, wie satter Hohn.
Es tönet laut von Volkstribühn' (wohl von „Bühne" abgeleitet!!)
Und widerhallt im Kerker kühn:
„Mene tekel upharsin!"
. . . . . .
Die Luft erzittert gewitterschwül!

Ein andermal ruft der Proletarier der Bourgeoisie zu:

Und wir, wir rufen trotzig euch entgegen,
Hohnlachend eurer tollen Wuth:
„Sie siegt, und bringt den Armen ihren Segen,
Und sichern Untergang der Vampyrbrut!"

Einen furchtbaren Realismus zeigen die drei „Illustrationen" („Menschengeburt", „Thiergeburt", „Fasching"), die geradezu widerwärtig und abstoßend wirken. — Während die christlichen Feste in den „Charfreitagsklängen" auf das Gemeinste verhöhnt werden, findet das sozialdemokratische Osterfest, der 1. Mai, seine Verherrlichung in einem „Maiengruß", den Ernst Klaar allen denen bietet,

„Die mit uns vor aller Welt trotzig heut' das Banner heben,
Die mit uns hin über's Meer reichen ihre Bruderhände,
Die mit uns zum Kampfe zieh'n, daß das Loos sich endlich wende."

Eine weite Kluft trennt alle diese Erzeugnisse von dem einen Gedichte „Weihnacht", das eine erschütternde Wirkung ausübt. In seinen Grundgedanken erinnerte es uns an die von dem bekannten Pfarrer Friedrich Naumann in Frankfurt a. M. vertretene evangelisch-soziale Weltanschauung und an einige treffliche Artikel, die Caliban in der „Gegenwart" veröffentlichte. Wir setzen nur den Schluß hierher:

Und käme Christus noch einmal,
Die Welt von Sünde zu befrei'n,
Fürwahr, er wär' ein Sozialist
Und kämpfte mit in unsern Reih'n. —

Bedeutend schwächer als die Lieder sind sowohl dem Inhalt als auch der Form nach die „Federzeichnungen", vor Allem so weit sie von Karl Kaiser stammen. Das Beste unter den Federzeichnungen ist vielleicht noch das Bild, das Eduard Fuchs von dem „kleinbürgerlichen Sozialist" mit kurzen Strichen entwirft. Als Probe für diesen Theil des Buches wollen wir die kleine Skizze hier wiedergeben:

Dröhnende Phrase
Demonstration,
Bierbankbegeistert,
Revolution.
Predigt wie nöthig
Großproduction,
Einzige Hülfe
Expropriation.
Kommt aber er in
Gant und Auktion,
Zetert und schimpft er
Auf Veitel und Cohn!

Den Schluß des Buches bildet eine Reihe von Epigrammen, die zum größten Theile mit derbem Spott die Zustände der jetzigen „guten Gesellschaft" geißeln. Manche enthalten ein bittres Körnchen tiefer Lebensweisheit und Lebensbeobachtung, manche leiden jedoch wieder an allzu starker Uebertreibung. Auch der „Kölnischen Zeitung" und der „Gartenlaube" sind einige scharfe Verse gewidmet. Das Buch schließt mit einem kräftigen Epigramm, überschrieben „Pflicht":

Trotzig kämpfen, nicht verzagen,
Kalten Blutes Alles wagen,
Nur nach Recht und Wahrheit fragen,
Mußt die Schlacht des Lebens schlagen. —

Wir haben versucht, die sozialdemokratische Liedersammlung unbefangen und ohne Vorurtheil zu betrachten. Wenn wir das Werk im Ganzen überblicken, so fällt uns vor Allem die furchtbare Erbitterung auf gegen Alles, was christlich heißt. Dann der krasse Realismus, der schon nicht mehr „realistisch" ist, sondern in eine Schilderungsweise umschlägt, wie sie der Wirklichkeit gar nicht mehr entspricht. Denn wenn das Mark unseres Volkes wirklich so zerfressen und verdorben wäre, wie es hier geschildert wird, so wäre die jetzige Gesellschaftordnung schon längst über den Haufen geworfen. Im wohlthuenden Gegensatze hierzu zeigen manche der Gedichte — leider sind es nur sehr wenige — eine ideale Begeisterung, wie man sie im Allgemeinen in den Reihen der Sozialdemokratie nicht vermuthet. So in dem schon oben genannten Liede „Weihnacht", ähnlich in dem „Prometheus unserer Zeit". Wenn man diese Sachen liest, versteht man das Wort, das jüngst einer sozialdemokratischen Versammlung zugerufen wurde: „Mit der Bibel in der Hand würde die Sozialdemokratie unwiderstehlich sein!" Schade nur, daß dieser Kraftquell flammender Begeisterung sich in den Dienst einer so aussichtlosen Sache gestellt hat . . .

Auch eine Kritik des Naturalismus.

Von Alfred Stoeßel.

Wer, wie ich, im Laufe der letzten Jahre einmal eine Zeit lang Redacteur einer literarischen Zeischrift gewesen, wird mit mir zu fühlen und die Seelenqualen zu ermessen im Stande sein, die ich bei dem bloßen Anhören der Worte Realismus, Naturalismus, Idealismus, Verimus ꝛc. stets empfand. Sie waren es, die mich dazu zwangen, meine Stellung schließlich aufzugeben, da mein Nervensystem dem täglichen Ansturme von einigen Dutzenden von Aufsätzen, die alle dieses spärliche erörterte Thema zum Vorwurf hatten, auf die Dauer nicht gewachsen war. Seitdem hatte ich mich so einigermaßen wieder erholt, und Leute, die es wissen müssen, versicherten mir auch, die Sache wäre abgethan und erledigt, und es wäre still davon geworden, ganz still. Doch als ich jüngst wieder in einem Kreise von Schriftstellern zwei Stunden lang eine Discussion über diese interessanten Dinge anzuhören gezwungen war, in deren Verlaufe Heyse für einen Ultra-Naturalisten, Hauptmann für einen

zahmen Idealisten erklärt worden ist, ging ich heim und legte mich hin. Mit erneuter Heftigkeit hatte das alte Leiden mich wieder gepackt, und ein Fieber schüttelte mich, in dem ich die confusesten Dinge zusammenphantasirt haben soll. Ich hielt mich für den Kaiser von China, und hatte eben einen Ukas erlassen, wonach Jedermann sofort geköpft werden sollte, der eines jener fatalen Wörter auch nur in den Mund nähme. Hei, wie da die Köpfe vorlauter Skribenten von den Schultern flogen! Wie es still wurde unter den Fröschen, und wie hell und laut der Schlag der Nachtigall wieder vernehmlich war, die vor dem Gequake der Schreier im Teiche man zuvor Mühe hatte zu hören, und die selbst vielfach, weil Unkenrufe modern geworden, in den allgemeinen Lärm eingestimmt und das Singen beinahe schon vergessen hatte! Die Dichter waren wieder an der Arbeit. Sie stritten nicht mehr, wie früher, um Theoreme; sondern schufen herrlich schöne Werke, die alle Welt entzückten. Doch das Alles war, wie es im Liede heißt, nur ein Traum, und als ich daraus erwachte, erklärten die Aerzte mich wieder für gesund. Wie jemand, der die Pocken überstanden, gegen einen neuerlichen Anfall dieses Uebels leidlich gefeit ist, so sollte auch mir weder Realismus, noch Idealismus in der Folge etwas anhaben können. Aber der Teufel traue den Quacksalbern! Und als mir vor Kurzem ein Buch, „Manas, Gedanken über das Seelenleben unserer Zeit“ von dem bekannten Romancier August Niemann*) in die Hände fiel, in dem sich natürlich auch ein Aufsatz über Naturalismus befand, machte ich mich doch nicht ohne Beklemmung an dessen Lectüre. Vorsichtig blätterte ich erst da und dort in dem nicht weniger als 24 Fragen behandelnden Bande, und erst, nachdem ich mir aus einigen der Aufsätze, so aus dem nicht so üblen Essay „Unsere moderne Jugend“ und dem sarkastisch bitteren „Gesellschaftliche Stellung“ etwas Muth angelesen, wagte ich mich an den „Modernen Naturalismus“ heran.

Und ich habe ihn zu Ende gelesen ohne Schaden für meine Gesundheit, wie ich gleich hinzufügen will, und mit meinen Aerzten halte ich mich jetzt in der That auch für seuchenfest. Denn nie habe ich etwas Absonderlicheres, nie etwas Abstruseres in der Fluth alles dessen gefunden, was ich gegen den Naturalismus an berechtigten und unberechtigten Angriffen jemals gelesen.

Und nur diese ganz außergewöhnliche, merkwürdige Verworrenheit, um keinen schlimmeren Ausdruck zu gebrauchen, ist es auch, die mich heute veranlaßt, allen meinen früheren Gelübden zum Trotze und selbst auf die Gefahr hin, minder gestählten Naturen, als ich es jetzt bin, Schmerzen zu bereiten, die Masse jener Aufsätze um einen weiteren zu vermehren, die, einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, mit dem Naturalismus sich beschäftigen.

Das Programm des Naturalismus ist nach Niemann ein vorzügliches, ja: das einzige richtige Programm. „Der Natur den Spiegel vorzuhalten, bleibt immer die Aufgabe des Künstlers, und nicht dringend genug kann immer wieder von Neuem wiederholt und laut gerufen werden, daß die unendliche und unerschöpfliche Natur im Kleinen wie im Großen die Originale zu den Copien der Menschenhand liefern muß, daß die Wahrheit allein interessant ist, und daß jede Entfernung vom Wirklichen, um in das Reich des Scheines hinauszuschwärmen, das Kunstwerk schädigt.“ „Ich muß aber gestehen,“ fährt Niemann fort, „daß mir ihr (der Naturalisten) Programm, dem ich zustimme, weit mehr imponiren würde, wenn es von einem einzigen Künstler und nicht von so vielen ausginge. Es ist nicht natürlich, daß so viele große Männer auf einmal auftreten. Die Natur ist sparsam mit Genies, ein Genie aber ist erforderlich zu einem echten und rechten Naturalisten! Alles Abnorme bringt die Natur vereinzelt hervor, nur das Mittelmäßige in Masse. Wie die Riesen und die Zwerge selten sind, so auch die ganz guten und die ganz schlechten Charaktere, die hervorragenden Geister und die Idioten — die Menge ist immer von mittlerem Maße, geistig und leiblich. Wer daher die Menge der Bücher und Gemälde sieht, die von den Naturalisten ausgehen — bei den Werken der Plastik setzt das Material schon Schranken — der kann sich, wenn er naturkundig (!) ist, schon von vornherein sagen, daß diese langen Wände der Ausstellungssäle, diese gefüllten Regalien der Bibliotheken, selbst wenn sie ganz von Naturalisten bevölkert sein sollten, nothwendiger Weise der Masse nach mittelmäßiges Gut enthalten werden. Ja, wenn der Naturalismus ein Rezept zur Erzeugung großer Kunstwerke wäre! Aber die großen Kunstwerke gehen nur von den großen Künstlern aus, und so wird der Naturalismus sich nicht selbst verleugnen, daß er verlangen und erwarten sollte, das Gesetz der Natur selbst, wonach das Große selten und das Schöne schwer ist, sollte sich umkehren.“

Hat man je so etwas gehört! Ist die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines Programmes wirklich abhängig von der Zahl derer, die daran glauben? Ist ein Programm schon deswegen allein gut, weil ein Einziger daran festhält, oder ist es aus keinem anderen Grunde und nur darum schlecht, weil Tausende es bekennen? Hat man aber ein Pogramm als richtig erkannt, muß man dann nicht wünschen, daß möglichst Viele sich danach halten? Und gar erst das einzig richtige Programm! Müssen nicht alle darauf schwören — ohne Ausnahme? Wenn dies aber nun eintritt, und die Künstler in Scharen zu seinen Fahnen herbeieilen, so würde ja dasselbe Programm, das eben noch als vorzüglich geschätzt worden ist, sofort unbrauchbar und schlecht werden müssen, falls wir die Voraussetzung gelten lassen wollen, daß ein Programm nur gut sei, wenn möglichst wenige es zur Richtschnur nehmen. Man sieht, aus diesem Cirkel ist nicht herauszukommen.

Aber ich will mich an die Worte des Autors halten. Er spricht nur davon, daß das naturalistische Programm ihm weit mehr imponiren würde, falls es nicht von so vielen, sondern von einem einzigen Künstler „ausginge“. Aber ist denn dies mit dem Naturalismus wirklich der Fall? Ich weiß nicht, ob ein Einziger, und wer den Naturalismus als Programm zuerst neu wieder aufgestellt hat; wenn dies aber von mehreren geschehen ist, so können es nur Wenige gewesen sein, und diese müssen, falls sie nicht auf einen Einzelnen wieder zurückgeführt werden sollen, unabhängig von einander zu dem gleichen Resultate gekommen sein. Ist aber die Photographie als Erfindung von weniger großem Werthe, oder imponirt sie Niemann in geringerem Maße, weil Daguerre und Niepce gleichzeitig sie entdeckt haben, und nicht einer von ihnen allein?

Oder ist der Naturalismus ferner ein Programm nur für Genies? Denn ein Genie ist, nach Niemann, ja erforderlich für einen echten und rechten Naturalisten; und kleinere Geister müssen sich dann wohl mit dem minderwerthigen „Idealismus“ behelfen? Wer aber ist ein Genie und darf somit aus dem Programm des Naturalismus schöpfen und wer nicht? Wenn ich Niemann recht verstehe, so muß Jeder von vornherein sich dafür halten. „Ich denke nicht,“ meint er, „daß sie (die Naturalisten) sich unter einander gleichwerthig schätzen; sondern die Natur hat es so bestimmt, daß ein Jeder sein eigenes Werk am meisten liebt, wie er sich selbst auch mehr liebt, als alle Anderen.“ Niemann macht also keinen Unterschied zwischen Liebe und Werthschätzung. Wenn also Jeder sein Werk am höchsten schätzt, muß jeder sich auch für ein Genie halten. Der Naturalismus ist demnach ein Programm für Jedermann, und wir sind glücklich wieder in dem alten Kreise. Aber ich kann mein Werk über Alles lieben und doch mit Schmerz mir bewußt sein, wie viel ihm zur Vollendung mangelt. Vermuthlich hat auch Lessing seine Dichtwerke geliebt; aber deswegen schätzte er sie nicht höher, als z. B. die von Shakespeare, und offen hat er es ja ausgesprochen, daß er wohl wisse, wie viel ihm zu einem wahren Dichter fehle. Auch der umgekehrte Fall ereignet sich nicht selten, daß ein Künstler nach Vollendung seines Werkes, besonders wenn dasselbe ihn allzu lange Zeit beschäftigt hat, einen wahren horror vor demselben bekommt, daß er es nicht mehr sehen kann, und es ganz abscheulich findet. Und doch kann gerade dieses Werk das beste, was er geschaffen, ja eine wahre Meisterleistung sein!

*) Berlin, philos.-histor. Verlag, Dr. R. Salinger.

Es ist also weder wahr, daß Jeder sein eigenes Werk am meisten lieben, noch daß er es am höchsten schätzen muß, und gar viele Künstler gibt es, die sehr wohl wissen, daß sie keine Genies sind oder doch wenigstens mit ernsten und schweren Zweifeln sich darüber quälen. Für sie ist also der Naturalismus nichts. Und da diejenigen, die für Genies sich halten, in den seltensten Fällen nur es zu sein pflegen, so kann auch ihnen der Naturalismus nicht die Richtschnur für ihre künstlerische Production sein. Wenn aber für den Einzelnen ein sicheres Kriterium darüber absolut nicht existirt, ob er ein Genie ist oder nicht, wer darf dann überhaupt zum Naturalismus sich bekennen?

Daß der Naturalismus nichts tauge, weil so viele Künstler heutzutage sich ihm zugewandt haben, das ist sicher ganz einzig originell und klingt beinahe wie ein schlechter Scherz; aber nicht wenig eigenartig sind auch die Gründe, die Niemann dafür anführt, warum der Naturalismus seiner Meinung nach so massenhaft auftritt, obgleich freilich manch Bekanntes und oft Gehörtes in diesem Theile seiner Ausführung auch schon mit unterläuft.

Die Schönheit ist ihm das Wesentliche der Kunst: „Sie ist ihre Grundbedingung, gewährt ihr die Möglichkeit des Daseins. Wenn es nicht um die Schönheit wäre, so könnte ein Jeder malen, bildhauen und dichten, sowie musiziren.“ Dem Naturalismus handelt es sich aber nicht um die Schönheit, und so strömen sie in Schaaren herbei alle die Unfähigen, Talentlosen, alle die da glauben, die Kunst sei ein Handwerk wie jedes andere, und die sich darum einbilden, sie könnten es erlernen, so gut wie irgend einer und könnten malen, dichten und musiziren, den besten Künstlern zum Trotze, wenn sie nur wollten. Und sie versuchen es und schaffen Werke auf Werke und verschulden so jene Ueberproduction, die nach Niemann's Ansicht am besten die Unzulänglichkeit der naturalistischen Richtung erweist.

Aber ist das auch richtig?

Gewiß, „die Schönheit“ ist Zweck und Wesen der Kunst, das hat schon Lessing gesagt; aber vergebens hat die philosophische Aesthetik bis heute sich den Kopf darüber zerbrochen, was dieses Schöne denn eigentlich sei. Eine jüngst erschienene Schrift des Dresdener Galleriedirectors Professor Woermann*), gibt eine hübsche, wenn auch auf Vollständigkeit keinerlei Anspruch erhebende Zusammenstellung einer Reihe jener vielen Versuche, das Schöne, worum es sich in der Kunst allein nur handeln soll, zu definiren. „Die einen“, heißt es dort, „blieben dabei, das Schöne mit Wolff und Baumgarten als »sinnlich erkannte Vollkommenheit« zu umschreiben; die anderen sahen es mit Kant in dem, »was ohne Interesse oder ohne Begriff allgemein gefällt«; die dritten bezeichneten es mit Hegel als »die unmittelbare Erscheinung der absoluten Idee.« Dann kam Schelling und behauptete, das Schöne sei »das in der Natur in der That Seiende«, Vischer stellte die Ansicht auf, das Schöne sei »die Gegenwart der Idee« in begrenzter Erscheinung«, Horwicz bezeichnete die Schönheit gar nicht unglücklich als »das den Dingen immanente, ihre Wesenheit und Qualität ausmachende Gesetz«; aber schon Herbart war, vielleicht ohne es zu wollen, mit ihrer Benennung als »das unmittelbar Wohlgefällige« zu älteren Anschauungen zurückgekehrt.“ Auch Niemann selbst meint an einer früheren Stelle: „Zwar, daß die Schönheit das Wesen der Kunst ausmache, das wollen auch die Naturalisten wohl nicht bezweifeln. Wenn ich sie recht verstanden habe, sagen sie nur, schön sei es, natürlich und wirklich zu sein.“ Aber später gibt er doch, wie gesagt, wieder der Ansicht Ausdruck, dem Naturalismus handle es sich nicht um die Schönheit, ja sie erscheine ihm sogar als ein Fehler. Andererseits freilich fällt es Niemann nicht im Geringsten ein, dagegen zu streiten, daß das Wahre auch schön sei, und da er uns seine eigene Meinung über das, was er selbst unter dem Schönen versteht, sorgfältig verheimlicht, so können arglose Leser leicht auf die Idee gerathen, der Naturalismus hätte recht, und es sei auch ihm gar wohl um das Schöne zu thun.

Bricht dann aber nicht das ganze Gebäude von Niemann's Folgerungen damit zusammen? Denn das Malen, Dichten, Musiziren ꝛc. ist ja dann nicht mehr so leicht, und alle die vielen Unfähigen und Talentlosen „können“ es nicht mehr. Sie können die ganze Menge angeblicher Kunstwerke nicht hervorgebracht haben, von denen Niemann spricht, die wieder die Unbrauchbarkeit des Naturalismus beweisen sollen, und dieser ist am Ende gar nicht einmal schlecht, sondern vielmehr höchst vortrefflich. Und richtig! Das hat ja Niemann am Anfange seines Aufsatzes auch gesagt, wie er ein paar Zeilen weiter es ausspricht, daß auch Unvermögen den vielen Künstlern, den Schöpfern jener zahlreichen Werke, die ihm den Naturalismus verleiden, gar nicht nachgesagt werden kann. „Warum aber,“ ruft er aus, „da sie (die Naturalisten) so malen, bildhauen und dichten, wie Tausende und Abertausende vor ihnen gethan, warum dieses laute Geschrei und dieser Triumph des Programms?“ Der Grund, meint Niemann, liegt nicht in der Kunstrichtung, sondern in der modernen Philosophie; das Geschrei aber ist hauptsächlich deshalb so laut, „weil ihrer so viele sind“. Dem gegenüber kann ich jedoch aus eigener Erfahrung versichern, daß ich nie die Versuchung in mir gefühlt habe, nur deshalb laut zu schreien, weil ich unter Vielen, und wären es auch Gesinnungsgenossen gewesen, mich befand, und daß ich gar mancher Versammlung von Tausenden von Personen schon angewohnt habe, in der die größte Ruhe herrschte, und auch nicht ein Laut zu vernehmen war. Und wenn die Naturalisten so malen, bildhauen und dichten, wie Tausende und Abertausende vor ihnen gethan, so war es auch diesen wohl nicht um die Schönheit zu thun, oder es war ihnen genau so um die Schönheit zu thun, wie den Naturalisten; auf alle Fälle aber müßten sie die gleichen Uebel verschuldet haben, wie die von Niemann deshalb angegriffenen Modernen.

Man sieht, wie ängstlich Niemann bemüht ist, alle Behauptungen, die er zuerst aufgestellt hat, am geeigneten Orte später selbst zu wiederlegen, und nach beendigter Lectüre habe ich mich deshalb auch vergebens gefragt, was der Autor mit seiner Studie eigentlich bezweckt hat? Wollte er die Auswüchse des Naturalismus geißeln, wollte er die von Niemand bestrittene Thatsache festnageln, daß unter den jüngeren Naturalisten gar viele sind, die sich als Genies gebärden und doch erbärmliche Stümper sind, die, weil sie sonst nichts können, durch Geschrei die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchen; wollte er eine Satire nur auf diese schreiben? Aber dafür hat sein Essay, obgleich er die Naturalisten ironisch mehrmals „bescheiden“ nennt und voll „echter Frömmigkeit“ doch zu schwere und ernste Allüren, und dafür enthält er auch zu vieles, was mit einer derartigen Absicht in einem zu offenbaren Widerspruch steht. Und so möchte ich beinahe vermuthen, daß Niemann einen Lobgesang auf den modernen Naturalismus habe anstimmen wollen, wenn er auf den begeisterten Anfang nicht einen Schluß hätte folgen lassen, der auch diese meine Vermuthung gründlich wieder zu schanden machte. „Ein starker Damm,“ heißt es dort, „stellt sich ihnen (den Naturalisten) entgegen, das Publikum geht nicht mit. Die Naturalisten sind an Zahl fast stärker, als ihre Bewunderer. Das Publikum ist zu dumm, sagen die Naturalisten. Das Publikum ist nach dem Willen der Natur mit dem Instinkt für das Schöne begabt, sagen die Künstler.“

Wie schade, daß mein Fiebertraum nicht Wahrheit gewesen, und daß ich nicht der Kaiser von China bin! Und welche Ursache hat auch August Niemann, das zu bedauern! Er soll sich einmal dahin geäußert haben, daß er von seinen Romanen nicht viel halte, seine philosophischen Schriften aber sich zum Verdienste anrechne. Wenn aber die hohlen Köpfe faselnder Kunstschwätzer rings um ihn zu Boden fielen, und es stille würde von Naturalismus und Idealismus und wie die schönen Etiketten alle heißen, unter die man so gerne alles heutzutage rubriciren möchte, dann würde auch Niemann vielleicht für seinen eigenen Kopf bange werden. Dann würde er

*) Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei von Karl Woermann, Dresden, L. Ehlermann.

am Ende doch bei seinem Leisten bleiben, der Romanschriftstellerei, für die ein artiges Talentchen ihn wohl befähigt, das Aesthetisiren aber Anderen überlassen, die es besser verstehen, als er.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Geschichte von der Straße.

Von M. Halm.

Einsam ging sie durch die verschlungenen, kiesbestreuten, aufknisternden Wege des Stadtparks. Die Luft war lenzfrisch, aber trocken. Die Sonne schien hell, es lag wie ein goldener Schleier über der aufgrünenden Gartenlandschaft und blendete das Auge. Staubwolken flogen beim leichten Windzug von den Straßen herüber, in das zart aufsprossende Grün herein, sogar auf dem gelblichen Kies blies es hier und da ein schwaches, die Erde streifendes Staubwölkchen auf. Sie hustete.

„Es will halt nicht gut werden," dachte sie. „Dieser trockene Frühling — — — Werde ich denn noch ganz gesund werden?"

Sie hob ein wenig ihr grauseidenes Kleid und setzte sich auf eine recht abseits stehende Bank. Ihr rothgefütterter Sonnenschirm hauchte einen rosigen Schein auf ihr bleiches Gesicht, aus welchem große, dunkle Augen hervorstachen. Sie hatte, wie sie den Schirm über dem Haupte hielt, fast die Farbe der lichten Rosen, welche zu Dreien über ihrer Stirne auf dem winzigen, jetfunkelnden schwarzen Hütchen saßen. Sie hüllte sich fester in ihr schwarzes Sammetcape, denn wieder blies der Nordwestwind scharf her.

Sie war allein. Ihr Plätzchen war recht abgelegen, Niemand störte sie. Sie konnte so recht nachdenken, nachdenken — „Allein, allein," flüsterten ihre Lippen und: „Zu spät — ach, zu spät —" Sie neigte den Kopf und versank vollends in ihre Gedanken.

Als junges Mädchen an einen viel älteren Mann verheirathet, der nach einigen Jahren friedlicher Ehe viele Jahre dahinsiechte, war sie Pflegerin am Krankenbette des Gatten. Kinderlos war sie in's Elternhaus als Wittwe zurückgekehrt, bald darauf erkrankte ihr Vater, nach langer, schmerzlicher Trauerzeit ihre Mutter, die auch bald starb. So glich ihre Vergangenheit mehr jener einer barmherzigen Schwester, als der einer wohlhabenden, jungen Frau. Jung! War sie denn noch jung? Beinahe vier Jahrzehnte waren über ihrem Haupte hinweggezogen, und nur dem wohlthätigen Nußöl, welches ihre tiefdunkeln Krauslocken täglich tranken, war es zu danken, daß man nicht die feinen Silberfäden sah, die ihre Frisur durchzogen.

Heiter vom Gemüthe aus, hätte sie lange, recht lange jung bleiben können, wenn nicht stets die schwere, erbarmungslose Pflicht und auch ihr weiches, hülfsbereites Herz sie immer wieder in's Joch der traurigsten Pflicht gespannt hätten. So hatte sie auf der sonst so hübsch geformten Stirne drei schlimme, kleine Falten. Welche Mühe sie sich auch gab, diese Fältchen zu glätten — es ging nicht. Sie waren da und nicht wegzubringen. Illa zürnte der neuesten Mode, welche die Stirne zu so großem Theil frei zu tragen befiehlt. Der Mode entgegen buschte sie einen Lockenwald bis tief in die Brauen hinein. Das „piquirte" aber auch ihre Physiognomie, wie Vetter Hugo öfters bemerkte. O dieser Hugo!

Wäre der nicht, litte sie keine Pein. Wäre der nicht, zitterte sie nicht um Stirnfältchen und einige weiße Haare. Wäre der nicht, stünde sie nicht tagsüber unzählige Male vor dem Spiegel mit der Frage: „Noch einmal —? Wär's denn wirklich möglich, noch einmal mit dem Leben anzufangen?"

Und er ist doch auch gar nicht mehr jung, dieser Hugo. Auch gar nicht so reich ist er, daß er nach Gott weiß welcher Partie ausschauen dürfte. Schön freilich, schön ist er, trotz seiner grauen Haare und seiner großen Kurzsichtigkeit, die seine Bewegungen oft unsicher macht, obwohl er der sicherste Causeur, der liebenswürdigste Gesellschafter ist. Und er ist ja doch auch eigentlich nichts. Privatgelehrter — was ist das? Nicht einmal eine Hofmeisterstelle hat er annehmen wollen, so lange er jung war, und jetzt lebt er schon gar nach seinem eigenen Geschmack. Soeben war er von einer Reise nach Südfrankreich zurückgekehrt und zufällig hatten sich die zwei sehr entfernt Verwandten in einer Gesellschaft kennen gelernt. Sie hatten von ihrer gegenseitigen Existenz gar nicht gewußt, jedes trug einen anderen Namen, beinahe wären sie an einander vorübergegangen. Aber ein altes Fräulein, Gesprächstoff suchend, hatte Hugo der stillen Illa als Verfasser eines Buches über Flügeldecken der Insekten vorgestellt und er hatte sich mit Interesse an die schlanke, blasse Frau gewendet, welche seinem Buchthema so viel Verständniß entgegen brachte. Illa's großes Verständniß hatte sich aber nur aus dem Umstand entwickelt, daß Hugo's leuchtende Blauaugen, sowie seine angenehme Stimme ihr gefielen.

Er hatte ihr kurz nach der ersten Begegnung einen Besuch gemacht. Gleich beim Eintritt hatte er ihr eine prächtige rothe Rose überreicht. „Als Zeichen des Frühlings, den Ihre sympathische Erscheinung in meiner Seele geweckt hat" — sprach er. Er blieb auch sehr lange, weit über die vorgeschriebene Zeit eines ersten Besuches hinaus, und er bat sie beim Abschied, ihm zu schreiben, was sie über ihn denke.

Illa war entzückt, begeistert, verjüngt. Sie wurde heiter wie nie. Empfand sie es doch tief, daß es mehr als gewöhnliche Sympathie sei, was sich da zwischen „Cousin und Cousine" zu entwickeln anfing. Schon gestaltete sich ihr Empfinden auch zu Bildern. Sie sah sich als Braut, als Hausfrau Hugo's. Als echtes, richtiges Weib begann sie zu rechnen, wie dann eine Haushaltung mit dieser oder jener Summe angenehm zu gestalten sei? Wie etwa das Brautkleid aussehen werde? Ob sie es wohl noch mit fraise oder rosa wagen dürfte? Wie er entzückt sein würde, sie in diesen Farben zu sehen, welche ihren zarten, matten Teint so gut heben? Wohin die Hochzeitsreise? Sommers unbedingt nach dem Norden, wenn es mit dem Gelde ausgeht. Nach dem hohen Norden. Etwa nach Schweden, Norwegen?

Sie steckte die herrliche Rose in's Haar und lächelte glückselig in den Spiegel hinein. Da fuhr sie erschreckt zusammen. Man hatte heftig angeläutet. Das Dienstmädchen war nicht da, Illa öffnete selbst.

Das alte Fräulein war es, welches ihr den Cousin Hugo damals vorgestellt hatte. Ein gewöhnlicher Besuch, der ohne einen gewissen Umstand bloß langweilig gewesen wäre, bei diesem Umstand aber sich zu einem schrecklichen Besuch gestaltete. War es Zufall, oder böse Absicht? „Hugo ist verlobt, und zwar mit einer Dame in Böhmen," hatte der Besuch erzählt.

Illa's goldene Träume lagen in Trümmern. — Es gehörte große Selbstbeherrschung dazu, und Illa hatte sie, es nicht merken zu lassen, welch' ein furchtbares Weh ihr diese Nachricht bereitete.

Illa hatte mit keiner Miene ihr schweres Leid verrathen, sie schwieg und mußte auch gegen Jedermann schweigen, aber sie erkrankte. Nicht gerade wegen dieser abscheulichen Verlobungsnachricht erkrankte sie, sondern einzig, weil man sich viel leichter erkältet, irgendwie verdirbt bei bedrücktem, traurigem Gemüthe. Das träge fließende Blut des Unglücklichen ist leichter vom Krankheitsdämon überwältigt, als das hüpfende, pulsende, wallende Blut des Glücklichen.

So war die arme Illa einem Influenza-Anfall für lange Wochen anheimgefallen, und jetzt bei dem trockenen Staubwetter wollte der zurückgebliebene leichte Husten nicht weichen.

„O, nur gesund werden, gesund werden, dann nehme ich jeden Kampf auf!" Und wie sie da auf der Bank des Stadtparkes saß, faßte sie den Entschluß, das alte Fräulein zu fragen, wer die Braut Hugo's sei, wo sie lebe, wo sie wohne. Sie wollte auf Reisen gehen und „zufällig" mit ihr zusammen kommen. „Ja, das thue ich," murmelte sie, stand auf und wandte sich zum Gehen.

Da segelte Einer mit flatterndem, lichten Ueberzieher des Weges daher.

Dieser Eine war Hugo. „Nun, liebe Cousine," rief er, „so finde ich Sie doch endlich durch Zufall wieder, nachdem Sie mich unzählige Male hatten abweisen lassen, nachdem Sie keinen meiner Briefe die ich Ihnen schrieb, beantwortet haben!"

„Ich war ja krank, recht krank," entschuldigte sie sich.

„Aber jetzt, jetzt sind Sie doch gesund!“ sagte er mit strahlendem Lächeln.

„Nicht ganz noch, o nicht ganz!“ betheuerte sie.

„Ich habe Sie vermöge meiner guten Lorgnette erblickt,“ fuhr er fort, „und habe Ihnen diesen Frühling da gekauft.“ Er trug in beiden Händen eine Menge Blumen, rothe Hyacinthen, purpurne Anemonen, Veilchenbouquets, gelbe Himmelschlüssel, weiße Nelken, Maiglöckchen und Flieder blau und weiß.

Die Blumen wollten ihm jetzt schon fast entfallen, da aber Illa rasch ihren offenen Sonnenschirm umkehrte und unter hielt, so warf er alle in diese luftige Seidenschüssel. Dann streckte er ihr beide Hände hin und lächelte ihr mit inniger Herzlichkeit in's Gesicht.

„Ich kann Ihnen doch nur eine Hand geben,“ sagte sie erröthend, „sonst fällt ja der Schirm zur Erde und alle Blumen sind verstreut.“ Sie reichte ihm die kleine, graubehandschuhte Linke. Er bog das niedliche Händchen so, daß zwischen Handschuhleder und Kleidärmel ein Stückchen zarte, weiße Haut sichtbar wurde. Dahin drückte er keck und fest einen langen, heißen Kuß.

„So — nun, ich möchte nicht Ihre Braut sein, wenn Sie einer Anderen so die Hand zu küssen wagen!“ fuhr Illa heraus.

Er sah sie verblüfft an — er verstand sie nicht. Illa, die nun schon begonnen hatte, überkam ein unglaublicher Muth. „Nun, Sie sind ja verlobt,“ eiferte sie, indem sie über und über roth wurde. „Sie sind verlobt, ich weiß es ganz sicher!“

„Wer sagt das?“ fragte er streng und sah fast böse aus.

„Fräulein Nerding hat es mir gesagt. Jene Dame, durch welche ich Sie kennen gelernt habe.“

„Neiding soll die alte Hexe heißen!“ brach Hugo aus. Sanfter setzte er hinzu: „Und Sie haben ihr Glauben geschenkt?“

„Warum nicht? Es wäre — ja — doch möglich,“ stammelte die Glück ahnende Illa.

„Dummheiten!“ grollte Hugo und legte Illa's Arm in den seinen während sie noch immer die Blumen im Schirme trug. „Ich war verlobt, aber vor Jahren. Das ist lange vorüber. Und jetzt“ — Er zögerte und blickte nach Illa. So gut, so tief, so innig sah er sie an.

Sie schluchzte plötzlich auf. Dabei mußte sie husten. „Wir reisen nach dem Süden, ja?“ sprach er leise. Da sie schwieg, zog er ihre Hand weg, welche sie mit dem Taschentuch auf das Gesicht gepreßt hatte. „Wir machen die Hochzeitsreise vor der Hochzeit, damit Du ganz gesund wirst, Illa. Bist Du es zufrieden?“

Wie sie das glückselige „Ja“ hauchte, fiel ihr der stürmische Bräutigam vor allen Leuten um den Hals.

Die Blumen lagen jetzt alle auf der Erde und Illa eilte einem offenen Fiaker zu, in welchen die Glücklichen hineinsprangen.

Arme Kinder hatten die verstreuten Blumen gesammelt und zum Wagen gebracht. Hugo dankte ihnen mit einem Regen von Nickelmünzen, welche sie jauchzend auflasen.

Aus der Hauptstadt.

Die Presse in Hamburg.

(29. Juni bis 3. Juli.)

Zu Krocker, dem lyrischen Dichter, schlich
Nulpe, kein Geld im Gewande.
(Gepumpet im fernen Lande.)
„Wo gedenkst Du heut Abend zu speisen, sprich?“
Entgegnet ihm lauernd der Dichterich.
„Mich zieht's in der Cholera Stammburg,
Punkt neune fahr ich nach Hamburg.

Die deutsche Presse berath, versteh's,
Dort über manch' alte Geschichte,
Cartelle und Ehrengerichte.
Daneben werden servirt, man weeß,
Ein Gabelfrühstück und drei Diners —
Ich fahre, sapienti satis!
Das Essen ist nämlich gratis!“

Da lächelt Krocker mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Das dürfen wir Hamburg nicht schenken!
Der Hansestadt hoher Senat vergißt,
Wie viel so'n Haufe Lyriker . . . ißt!“
Worauf die Diobskuren
Frühmorgens nach Hamburg fuhren. —

Gar festlich geschmückt war der freie Staat,
Und Blumen und Fahnen und Wimpel
Begrüßten die Dichtergimpel.
Im kühlen Prunksaal stand parat
Bei leckeren Speisen der hohe Senat
Und harrte mit großem Genusse
Der nahenden Geniusse.

Vierhundert Autoren ungefähr —
Wer zählt die Völker, die kamen,
Sagt Schiller, wer kennt die Namen?
Bei jedem Einzelnen schwur man, auf Ehr',
Daß er der Unbekannteste wär',
Doch neben 'nem Anderen stand er,
Der war noch unbekannter.

Wer je gehört den schwächsten Applaus
Der baar begeisterten Claque,
Blieb heim mit seinem Fracke.
Die im Schnurrbartmalen auch Lenbach voraus,
Selbst Traute Steinthal blieb diesmal zu Haus,
Und der Durchfalldichter Lubliner,
Nicht mit Neffen — mit nichten erschien er.

Doch waren Reporter zweihundertzehn
Mit übermästeten Frauen,
Sowie Hans Pump aus Plauen,
Ein Dichter von Gottes Gnaden, zu sehn,
(Gott läßt oft Gnade für Recht ergehn);
Der Stolz der Papierfabriken,
Herr Friedmann, zeigte Kritiken. —

Ermüdet und hungrig von langer Fahrt,
So drängten nun um die Wette
Die Gäste sich zum Bankette.
Es hatten sich Städter aller Art
Andächtig um die Tafel geschaart,
Auch Landleute jeden Standes —
Das heißt, des gelobten Landes.

Selbst wer den Willen zum Leben verneint,
Dem blieb der Hummern Gruppe
Deshalb durchaus nicht schnuppe;
Sie saßen begierig, Freund und Feind —
Frisch dreingehauen! — am Tische vereint,
Mit weit geöffnetem Rachen,
Tabula rasa zu machen.

Wie glühte die festliche Sonne des „Tags“,
Wie glühten rings die Gesichter
Der ausgehungerten Dichter!
Den Schmachtenden brachten die Kellner stracks
Auf schimmernden Schüsseln leckeren Lachs,
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Packt' Krocker. —

Mehr konnt' er nicht erreichen.

Die Hamburger sahen's und wurden bleich,
Denn eben begrüßt' mit Geheule
Tovote die Hammelkeule.
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Respectirt meinen Hunger, ich rath' es euch!"
Und zertheilt mit gewaltigen Armen
Den duftenden Braten, den warmen.

Die Wangen der Dichter von Fern und Nah,
Die Bäuche dieser Kunden
Begannen sich merklich zu runden.
Manch bartlos jung Poetlein war da;
Doch wer die geöffneten Schlünde sah,
Der mußte schaudernd bekennen,
Daß Keiner „unmündig" zu nennen.

Es zeigten die Ritter der Poesie
So leistungsfähig sich noch nie;
Auch Krockern von der Lyrik
Fiel die Geschichte nicht schwierig.
Er war der Erste beim Sturm und Drang
Auf den Hafenfahrt-Imbiß; er verschlang
An Bord der „Blankenese"
Zwölf Brötchen mit Schweizerkäse.

Kein Einz'ger, der feige davongerannt!
Unglaubliche Heldenthaten
Geschahen bei jedem Braten.
Wo immer ein Gratis-Imbiß stand,
In Lübeck, im Seeschiff nach Helgoland,
Sie wahrten des Standes Int'ressen
Durch unaufhörliches Essen.

Vor brechenden Tafeln die Zeit verrann;
Doch zeigte man Hamburgs Stärke,
Schiffswerfte und Wasserwerke,
Dann murrten die Dichter, Weib wie Mann,
Und sahen sich, gähnend vor Hunger, an
Bei solcher Wunder Erklärung —
Sie sehnten sich nach Ernährung!

Drei Männer, bieder und vaterländ'sch,
Die planten Pensions-Paragraphen
Und ehrengerichtliche Strafen
Und Hülfe vor Cotta, Mosse und Entsch —
In ihre Versammlungen kam kein Mensch;
Im Bette lag alles — 's war schlimm — bis
Halb zwölfe — dann ging's zum Imbiß.

„Pensionsfonds-Berathung? Ihr seid verdreht!
Ich habe nichts als mein Leben,
Kann keine Beiträge geben!
Es eilen die Stunden; im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
Versäum' ich das Abendbrot-Zeichen!" —

Das Wort fand Beifall im Dichterrath;
Vereinzeltes leises Murren
War nichts als Magenknurren. —
Doch eig'ne Gedanken macht' in der That
Schon lange sich Hamburgs hoher Senat;
Nach dem ersten Tage der Wochen
Hatt' er den Braten gerochen.

Und sah sie lange verwundert an,
Drauf sprach er: „Es ist euch gelungen,
Die Concertfresser sind bezwungen.
Und der Hunger ist kein Volkslehrer-Wahn,
Hier nehmet noch dies Fünfgroschenbrot an,
Dann aber, gewährt mir die Bitte,
Dann lenket zum Bahnhof die Schritte!"

Timon d. J.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Tantièmen-Frage.

Verehrter Freund!

Gestatten Sie mir, in Ihrem geschätzten Blatte den Grund anzugeben, warum ich auf die gefl. Einladung der dramatischen Autoren Ernst von Wildenbruch, Ernst Wichert, Hermann Sudermann, Gustav Kadelburg, Ludwig Fulda und Oscar Blumenthal, mich an dem Einspruch gegen die von dem Deutschen Bühnenverein in Berathung genommenen Vorschläge des Herrn General-Intendanten Brousard von Schellendorf zu betheiligen, nicht einzugehen vermag:

Die dramatische Hervorbringung unserer Tage ist, nicht zum Wenigsten, durch die verlockenden Aussichten auf beträchtlichen Gelderwerb und die also hervorgerufene Concurreuz in Bahnen gelenkt worden, welche der dramatischen Kunst keineswegs förderlich sind, sondern im Gegentheil ihr zu schwerer Schädigung gereichen. Abgesehen von der Ueberhandnahme fabrikmäßiger Schnellarbeit, werden einem raffinirten oder rohen Geschmack durch Aufstellung das Gefühl verwirrender Probleme und der Denkart unseres Volkes fremder Lebensansichten, sowie durch Anwendung verblüffender, jeder inneren Wahrheit entbehrender Effecte vielfach die bedenklichsten Zugeständnisse gemacht, wovon die Folge ist, daß sich die angeekelten und in ihren Empfindungen verletzten Kunstfreunde mehr und mehr dem Theater abwenden, das solcher Art, um seinen materiellen Fortbestand zu sichern, stets mehr den sinnlosen Launen der augenblicklichen Mode überantwortet wird. Unter diesen bekannten Verhältnissen könnte ich, und mit mir gewiß auch so mancher gleichgesinnte Autor, eine nicht zu weit gehende und den verdienten Ertrag der Arbeit zulassende Herabsetzung der Tantièmen, wenn solche allgemein von den Bühnenleitern beschlossen würde, keineswegs verwerflich finden.

Verehrungsvoll

München, den 27. Juni 1894. Martin Greif.

Notizen.

Anton Notenquetschers Neue Humoresken. Von Alexander Moszkowski. (Berlin, Steinitz.) Der Verfasser hat Recht gethan und schlau gehandelt, daß er seinen nur zum Theil musikalischen Humoresken den volksthümlichen Namen seines epischen Helden Anton Notenquetscher vorgesetzt hat, obgleich wir zweifeln, ob jener gewiegte Componist und Klavierpauker im Stande wäre, so allerliebste Sachen zu schreiben. Es sind Feuilletons meist novellistischer Art und mit einer satirischen oder ironischen Pointe versehen, und sogar die kritische Auseinandersetzung mit Dr. Scham alias Pudor hat den Schalk in sich. Humorvoll ist das Selbsterlebniß, wo der Verfasser aus seiner weltfremden Sommerfrische durch die qualvoll bohrende Frage aufgeschreckt wird: wie heißt das Liebespaar in Weber's Euryanthe — etwas unwahrscheinlich, aber sehr gut erzählt. Noch besser ist die Geschichte von dem armen Teufel von Cellisten, der zuletzt zum Notenschreiber herabsinkt und als solcher die Cellostimmen, die ihm unter die Finger kommen, mit eigenen Kadenzen versieht. Zwei prächtige Satiren aus dem modernen Musikleben endlich sind „Signora Sonatelli", die sich, sonst durchaus talentlos, zur Diva emporschwindelt, und „Ein Genie", der „geschwenkte" Conservatorist, der die beliebteste musikalische Dressiranstalt der Hauptstadt gründet, Professor wird und zu Reichthum kommt. Seit Hugo Wittmann's „Musikalischen Momenten" ist die Tonwelt in Ernst und Scherz nicht wieder so reizend geschildert worden, wie hier von Moszkowski.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Empfehlenswerther Unterhaltungsstoff für Reise-, Bad- und Landaufenthalt.

Kleine Ausgabe Liebeskind.

Bisher erschien:

Vasantasenà
von Dr. M. Haberlandt.

Quer durch die Geographie
von L. Siegfried.

Chrysothemis erzählt:
Griechische Geschichten von Oskar Linke.

Neuigkeit

von

Johannes Trojan:

Das Wustrower Königsschiessen
und andere Humoresken.

Preis jedes Bändchens, 13—14 Bogen stark, M. 1.—. Vorräthig in allen soliden Buch- und Eisenbahnbuchhandlungen, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Die Frage der Preßfreiheit.

Unter diesem Titel erschien in Nr. 24 der „Gegenwart" ein Artikel von **Dr. Karl Walcker,** Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig. Nähere Ausführungen, Literaturnachweise ꝛc. hat der Verfasser in seinen bei uns erschienenen Schriften „**Theorie der Preßfreiheit und der Beleidigungen**" (Preis 3 M. 50 Pf.), „**Politik der constitutionellen Staaten**" (Preis 8 M.) gegeben.

Macklot'sche Buchhandlg. u. Buchdruckerei,
Karlsruhe.

Autoren von populären Romanen, welche sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer in's Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit *Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,* in Verbindung zu setzen.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen
von
H. Steinthal, Dr.
Professor für allgem. Sprachwissenschaft a. d. Univ. Berlin.
4 M 80 Pf.

Neuer Verlag von **E. A. Seemann**
in **Leipzig.**

MURILLO

von

Carl Justi.

Mit Abbildungen im Text und
3 Kupferlichtbildern
geb. 6 M.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries** u. **Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid.

Barmer Zeitung.

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 21. Juli 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ethnologische Jurisprudenz. Von Paul Seliger. — Ueber Volksetymologie. Von Ernst Wasserzieher. — Literatur und Kunst: Ibsen in Frankreich. Von J. Mähly. — Historische Romane. Von Arnold Fokke. — **Feuilleton:** Der Schuß im Nebel. Von J. P. Jacobsen. — **Aus der Hauptstadt:** Nordlandsfahrt. Von Prinz Vogelfrei. — Notizen. — Anzeigen.

Ethnologische Jurisprudenz.

Von Paul Seliger.

In Europa entstand eine eigentliche Rechtswissenschaft erst mit der Rechtsphilosophie. Nachdem der Bann der kirchlichen Wissenschaft, welche Gott als den Quell des Rechts betrachtete, durch Hugo Grotius gebrochen war, suchte man das Recht aus der menschlichen Natur herzuleiten und erbaute auf den sozialen Instinkten des Menschen ein System des natürlichen Rechts, an welchem man die bestehenden Rechte auf ihre Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit zu messen begann. Später wurde an die Stelle der menschlichen Natur die menschliche Vernunft gesetzt. Auch die Vernunftrechtsysteme leiteten das Recht aus der menschlichen Individualität ab, namentlich aus den sozialen Trieben des einzelnen Menschen.

Eine vollständig andere Richtung erhielt die Rechtswissenschaft durch die Begründung der historischen Schule, an deren Spitze die Namen Gustav Hugo und Carl v. Savigny stehen. Man begann zu begreifen, daß die bestehenden Rechte das langsam gereifte Erzeugniß einer unendlich langen Entwickelungskette seien, und damit verblaßte die Möglichkeit, das Recht von der individuellen Vernunft aus zu regeln. Die Rechtswissenschaft begann eine inductive Wissenschaft zu werden. Sie begann das Recht als eine Schöpfung des Volksgeistes anzusehen und nach Entwickelungsgesetzen der rechtlichen Institutionen und Rechtsnormen zu suchen.

In jüngster Zeit hat diese Richtung eine erhebliche Erweiterung und Vertiefung erfahren durch die Ethnologie, jene neue Wissenschaft, welche das Volksleben nach rein naturwissenschaftlicher Methode behandelt und in ihren Bereich alle Völker der Erde gezogen hat.

Diese Methode hat bereits Gesichtspunkte eröffnet, von denen bis dahin die Rechtswissenschaft keine Ahnung hatte. Sie hat zur Entdeckung weitreichender Parallelen im Rechtsleben aller Völker geführt, welche sich nicht auf zufällige Uebereinstimmungen zurückführen lassen, sondern nur als Ausflüsse der allgemeinen Menschennatur angesehen werden können. Dadurch werden aber auch die letzten Fragen der Rechtswissenschaft auf das Empfindlichste berührt. Dann erscheinen die Rechte aller Völker der Erde als der vom Volksgeist erzeugte Niederschlag des allgemeinen menschlichen Rechtsbewußtseins, das auch nur aus seinen Erscheinungsformen seinem ganzen Inhalte nach erkennbar ist. Das eigentliche Gebiet der ethnologischen Jurisprudenz bilden diejenigen Rechtsnormen und Rechtsinstitute, welche sich bei allen Völkern der Erde wiederholen und vielfach auch gleichartige Entwickelungsgänge aufweisen.

Zunächst wird sich wohl die ethnologische Jurisprudenz in eine große Menge monographischer Abhandlungen auflösen, welche je nach der Fülle des zur Verfügung stehenden Stoffes die gesammte Rechtsordnung einzelner Völker und Stämme zum Gegenstande haben oder sich auch mit beschränkteren Gebieten dieser Ordnungen beschäftigen werden. Derartige Einzelforschungen bilden die unumgängliche Grundlage für ein gesichertes Fortschreiten der jungen Wissenschaft. Damit ist aber auch die Gefahr der Zersplitterung und der Verminderung des Nutzens für die Gesammtrechtswissenschaft nahegerückt. Dem kann nur durch zusammenfassende Werke vorgebeugt werden, und es ist ein dankenswerthes Unternehmen des Richters am Landgericht zu Bremen, Dr. Albert Hermann Post, in seinem Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz, von dem soeben der erste Band erschienen ist,*) eine solche Zusammenfassung gegeben zu haben. Der Verfasser, der sich durch seine früheren zahlreichen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der vergleichenden Rechtswissenschaft einen sehr geachteten Namen erworben hat, geht von der Thatsache aus, daß sich im Rechte der Völker bestimmte, zu allen Zeiten und an allen Orten vorkommende Grundformen finden, welche in unzähligen örtlichen Abweichungen sich dennoch wesentlich gleichartig wiederholen. Diese lassen sich systematisch ordnen, und ein derartiges System kann schon jetzt in seinen wesentlichsten Grundlagen aufgebaut werden.

Der vorliegende Band, welcher den allgemeinen Theil behandelt, erhält seine Bedeutung dadurch, daß in ihm alle Ausgangsformen des menschlichen Rechts zusammengestellt und damit die Grundlagen der Rechte aller Völker der Erde zur Darstellung gebracht werden. Die Grundzüge des menschlichen Rechts sind einfach, groß und klar. Vor der Entstehung der ethnologischen Jurisprudenz waren diese unbekannt, und deshalb mußte ein System des Universalrechts bis dahin als eine alles menschliche Wissen und Können übersteigende Aufgabe erscheinen. Die genannte Wissenschaft hat diese aber durchaus in das Gebiet des Erreichbaren gerückt.

Es gibt kein Volk der Erde, welches nicht die Anfänge eines Rechts besäße. Das gesellige Leben gehört zur menschlichen Natur, und mit jedem geselligen Leben ist ein Recht gegeben. Wie sich das menschliche Einzelwesen durch den Zusammenschluß mit Anderen über die Schranken des biologischen Individuums ausdehnt und Schutz gewinnt gegenüber feind-

*) Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei.

lichen Kräften, denen es allein nicht Widerstand zu leisten vermöchte, so hat andererseits dieser Zusammenschluß stets die Folge, daß ein Theil der individuellen Eigenart denjenigen Individuen geopfert werden muß, mit denen eine soziale Vereinigung eingegangen wird. Es haben daher in jeder sozialen Organisation die verbundenen Individuen gegen einander nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten, und es besteht neben einem bestimmten Maße von Freiheit auch stets ein bestimmtes Maß von Gebundenheit.

Dieses Verhältniß äußert sich in Gestalt eines Rechtsgefühls, das sich ursprünglich lediglich in Handlungen äußert, die in bestimmten Richtungen erfolgen. Derartige Aeußerungen sind z. B. die Ausübung der Blutrache, die Friedloslegung in ihrer einfachsten Form. Sie treten auch noch auf höheren Entwickelungsstufen hervor, wenn die Justiz bei abnormen Verhältnissen nicht genügend in Wirksamkeit tritt oder es nicht gelingt, gesellschaftliche Einrichtungen eines Volks, welche sich mit dessen lebendigem Rechtsbewußtsein nicht mehr decken, rechtzeitig mit diesem in Einklang zu bringen. Das Rechtsgefühl äußert sich dann als Lynchjustiz oder in revolutionären Handlungen. Es scheint aber kein Volk der Erde zu geben, bei welchem das Recht lediglich in derartigen Aeußerungen zur Erscheinung käme, vielmehr entstehen in den gesellschaftlichen Verbänden von selbst gewisse Organe, welche neben anderen Verrichtungen sich auch mit der Rechtspflege befassen, mögen dies nun irgend welche Oberhäupter oder Versammlungen von Verbandsgenossen sein. Diese sprechen Recht. Sie beschließen, daß dies oder jenes zu geschehen habe, um die soziale Ordnung zu erhalten oder die gebrochene wieder herzustellen. Dabei braucht den Richtern aber noch keine Rechtsnorm vorzuschweben. Nur die Entscheidung ist Recht und auch nur für den Fall, den sie entscheidet.

Die ersten Anfänge eines Rechts, wie wir es heutzutage kennen, eines Rechts, welches sich aus Rechtsnormen zusammensetzt, entstehen erst dadurch, daß solche Richtersprüche unter Berücksichtigung früherer Rechtssprüche abgegeben werden, die durch das Gedächtniß aufbewahrt werden. Diese Ueberlieferung geschieht häufig in der Gestalt von Rechtssprüchwörtern, denen man überall auf der Erde begegnet. Wenn eine Völkerschaft in den Besitz einer Schrift geräth, werden diese gewohnheitsrechtlichen Sätze regelmäßig aufgezeichnet. Ein wiederholtes Entscheiden auf Grund früherer Entscheidungen bewirkt eine Ausscheidung des Concreten der einzelnen Rechtsfälle, und so entstehen Rechtssätze allgemeinerer Art, die in einem bestimmten sozialen Kreise durch Uebung zum Ausdrucke gelangen. Damit ist dann die älteste Form eines Normenrechts, das Gewohnheitsrecht, zur Erscheinung gelangt. Im Besitze eines solchen befinden sich fast alle Völker der Erde, auch die allerunculitivirtesten.

Neben den Gewohnheitsrechten läuft sehr häufig ein Satzungsrecht her, ein Recht, welches entsteht durch Uebereinkunft der mit der Rechtsprechung betrauten sozialen Factoren oder durch Bestimmung eines herrschaftlichen Oberhauptes. Auch ein solches Satzungsrecht findet sich schon vielfach bei uncultivirten Völkern. Auch gewohnheitsrechtliche Normen können durch einen Gesetzgeber gesetzliche Bedeutung erhalten und dadurch zu Satzungsrechten werden.

Die sozialen Verbände der Menschheit beruhen auf einer vierfachen Grundlage. Ihre Gliederung kann sein eine geschlechterrechtliche, eine territorialgenossenschaftliche, eine herrschaftliche und eine gesellschaftliche. Die erste Art beruht auf Ehe und Blutsgemeinschaft, die zweite auf dem gemeinsamen Bewohnen eines Bezirks, die dritte auf dem Schutz- und Treueverhältniß zwischen Herren und Hörigen, die vierte auf einem vertragsmäßigen Zusammenschluß einzelner Menschen.

In einem bestehenden sozialen Verbande pflegen in der Regel mehrere dieser Formen gleichzeitig zum Ausdruck zu gelangen. Dabei überwiegt bald die eine, bald die andere. Irgend welche Ansätze der übrigen Gliederungsformen pflegen aber überall vorhanden zu sein. Man kann daher nur sagen, daß ein sozialer Verband vorwiegend eine der genannten Formen aufweist. Bei uncultivirten Völkern pflegt eine geschlechterrechtliche Organisation zu überwiegen, während die gesellschaftliche stark zurücktritt. Die geschlechterrechtliche Form geht aber oft unmittelbar in eine territorialgenossenschaftliche über. Umgekehrt tritt auf höheren Culturstufen regelmäßig die geschlechterrechtliche Organisation zurück und die gesellschaftliche stärker hervor. Auf den Uebergangsstufen zwischen niederer und höherer Cultur pflegt die herrschaftliche Form zu überwiegen.

Neben der Ehe in ihrer sehr mannigfaltigen Gestaltung bildet die Verwandtschaft die Grundlage der geschlechterrechtlichen Organisation. Es gibt drei Grundsysteme der Verwandtschaft nach der Abstammungslinie: das System der Mutterverwandtschaft, bei welchem das Kind nur mit seiner Mutter und seinen durch weibliche Linie verbundenen mütterlichen Verwandten, das System der Vaterverwandtschaft, bei welchem das Kind nur mit seinem Vater und seinen durch männliche Linie verbundenen väterlichen Verwandten als verwandt gilt, und das System der Elternverwandtschaft, bei welchem das Kind mit beiden Eltern und beiden Verwandten als verwandt gilt. Zwischen diesen drei Grundsystemen finden sich alle denkbaren Mittelformen. Das Mutterrechtssystem ist überall das älteste, das Elternrechtssystem das jüngste, das Vaterrechtssystem steht zwischen beiden. Die Mutter- und die Vaterverwandtschaft sind die regelmäßigen Verwandtschaftssysteme bei geschlechterrechtlicher Organisation, während das Elternrecht erst da auftritt, wo das Geschlechterrecht zerfällt. Auf den Uebergangsstufen zu einer der höheren Organisationsformen finden sich gewöhnlich Vaterrecht und Elternrecht, aber auch wohl daneben noch restweise Mutterrecht. Bei geschlechterrechtlicher Organisation finden sich sehr oft Mutterrecht und Vaterrecht neben einander. Reines Mutterrecht ist eine ziemlich seltene Erscheinung.

Bei geschlechterrechtlicher Organisation äußern sich die Wirkungen der Blutsverwandtschaft hauptsächlich nach folgenden Richtungen: 1. Es bestimmt sich danach die Angehörigkeit des Einzelnen an einen geschlechterrechtlichen Verband. Dem entsprechend nehmen die Kinder dann auch den Namen des betreffenden Verbandes an. 2. Rang, Würde und Stand richten sich nach dem Verwandtschaftssysteme. 3. Das Kind geräth je nach dem Verwandtschaftssystem in die Rechtsverantwortlichkeit der Mutter- oder der Vaterfamilie, und es bestimmt sich danach sowohl Blutrache und Blutschuld als die Verhaftung für geschlechterrechtliche Schulden. Auch die mundschaftlichen Rechte und Pflichten richten sich, so weit sie vererblich sind, nach dem Verwandschaftssystem, nicht minder die damit eng zusammenhängende Erbfolge in das Vermögen.

Auf den Uebergangsstufen zwischen Mutterrecht und Vaterrecht vertheilen sich diese Wirkungen oft nach beiden Saystemen hin. So kommt es beispielsweise vor, daß Blutrache oder Mundschaft sich noch nach Mutterrecht bestimmen, während im Uebrigen Vaterrecht gilt.

Das Blutband wird in den verschiedensten Formen künstlich nachgebildet. Es hängt dies damit zusammen, daß bei geschlechterrechtlicher Organisation der Einzelne nur durch Angehörigkeit zu einem Geschlechte Sicherheit für Gut und Leben hat. Eine der verbreitetsten Formen ist das Trinken gegenseitigen Blutes. Die wichtigsten Arten der künstlichen Verwandtschaft sind: die Geschlechterverbrüderung, die Wahlbrüderschaft, d. h. die Verbindung zweier einzelner Personen, die Pflegeverwandtschaft, die Aufnahme einzelner Personen in ein fremdes Geschlecht, endlich die Adoption.

Was die geschlechterrechtlichen Verbände betrifft, so sind solche bei den uncultivirten Völkerschaften kaum erkennbar; sie finden sich erst bei etwas civilisirteren Stämmen. Hier lassen sich nun zwei Gruppen unterscheiden: die ältere setzt sich zusammen aus Totemfamilien und Stammesabtheilungen, die jüngere aus Hausgenossenschaften. Zu den letzteren gehört als jüngster Ausläufer unsere heutige Familie.

Die Totemfamilien, deren Natur noch sehr wenig aufgeklärt ist, sind Verbände, die ein bestimmtes Geschöpf, gewöhnlich ein Thier, im Wappen führen. Das Totemthier ist wahrscheinlich überall ein mythischer Stammvater, der Thiergestalt angenommen hat. Ursprünglich sind die Totemfamilien wahr-

scheinlich blutsverwandte Verbände, sie gehen aber über diese hinaus. Unter den Genossen besteht eine gegenseitige Schutzpflicht, ebenso erhebliche Pflichten der Gastfreundschaft.

Auch Stämme und Stammesabtheilungen sind oft Bildungen von wesentlich geschlechterrechtlicher Natur. Indessen berühren sie sich schon unmittelbar mit den Territorialgenossenschaften, indem sie regelmäßig bestimmte Landstriche bewohnen. Sie haben oft eine, wenn auch meistens schwache Organisation und stehen häufig unter besonderen Häuptlingen, deren Einfluß in der Regel aber nur ein moralischer ist. Vermögen in unserem heutigen Sinne haben sie nicht, wohl aber bestimmte Jagd- oder Weidebezirke, deren Benutzung durch andere Stämme oder Stammesabtheilungen einen Kriegsfall darstellt oder doch Strafe nach sich zieht.

Mit der Ansiedelung der ursprünglichen Verbände scheidet sich vielfach in denselben eine engere, fest begrenzte Familiengruppe ab, die Hausgenossenschaft. Darunter sind Gruppen blutsverwandter Personen zu verstehen, die unter einem thatsächlich anerkannten Familienoberhaupte stehen, eine gemeinsame Wirthschaft führen und ein gemeinsames Hausvermögen besitzen, aus welchem die Bedürfnisse der Hausgenossen bestritten werden. Außerdem pflegen die Genossen in voller Rechtsgemeinschaft zu leben, so daß sie blutrechtlich und vermögensrechtlich Jeder für den Anderen haften. Die Hausgenossenschaft wird als eine für alle Zeiten bestehende Einrichtung aufgefaßt, und es werden sowohl alle vergangenen als auch alle zukünftigen Generationen zu ihr gerechnet. Der Zusammenhang mit den früheren wird durch einen Ahnencult hergestellt, indem die Geister der Vorfahren zu Hausgöttern werden und durch einen Opferdienst in fortwährender Verbindung mit den lebenden Mitgliedern des Hauses bleiben. — Die Hausgenossenschaft ist zugleich das älteste Dorf.

Auf den besprochenen Fundamentalbildungen können sich zahlreiche geschlechterrechtliche Bildungen höherer Ordnung entwickeln, welche zugleich den Uebergang zu territorialgenossenschaftlichen, herrschaftlichen und staatlichen Ordnungen bilden.

Die Wurzeln der höheren Organisation liegen zunächst in dem Auswachsen der niederen Bildungen durch die Generationsfolge, da es diesen im Laufe der Zeit oft unmöglich wird, in ungetrennter Lebensgemeinschaft zusammen wohnen zu bleiben. Es gliedern sich daher einzelne Zweige von dem gemeinsamen Stocke ab und begründen selbständige Hausgenossenschaften.

Diese abgesonderten Hausstände bleiben zwar mit dem Stammhause zunächst noch in einem Zusammenhange, aber dieser ist ein loserer als der ursprüngliche und wird immer loser, je weiter diese Abgliederung vorschreitet. Es kommt auch vor, daß sich die Verbände nach Altersklassen gliedern, in denen die Genossen allmählich zu vollberechtigten Verbandsgliedern aufrücken. Häufig entwickeln sich aus der Geschlechterverfassung von innen heraus Adelsklassen, indem sich Nebenhäuser vom Haupthause absondern und die Angehörigen der Nebenlinien zu denen der Hauptlinie in einem untergeordneten Verhältnisse stehen. Häufig auch verknüpft sich ein Adel mit bestimmten Geschlechtern. Er entsteht ursprünglich aus persönlichen Verdiensten und Fähigkeiten einzelner Personen und wird allmählich erblich, wenn sich solche auch bei den Nachkommen durch einige Generationen erhalten.

Die territorialgenossenschaftliche Organisation scheint überall dadurch zu entstehen, daß die geschlechterrechtlichen Verbände sich als solche in einem Landstrich niederlassen. Die regelmäßige Art einer solchen Ansiedelung scheint die zu sein, daß das Land, in welchem sich ein Volksstamm niederläßt, zwischen allen Geschlechtern aufgetheilt wird. Stets finden sich ebenso weitere Verbände über den engeren. Mehrere Dörfer pflegen zu einem höheren Verbande vereinigt zu sein, und auch umfangreiche Landstriche sind oft wieder zu einer höheren Genossenschaft verbunden.

Die Territorialgenossenschaft erscheint regelmäßig als eine aus einzelnen Hausgenossenschaften bestehende Realgemeinde, deren Grundcharakter darin besteht, daß das von ihnen bewohnte Land Gemeingut der Genossen, der einzelnen Hausgenossenschaften, ist. Auf vorgeschrittenen Stufen pflegt das Ackerland in Loose getheilt zu werden, welche in periodischem Wechsel unter die einzelnen Hausgenossenschaften vertheilt werden. Diese Loose können schließlich auch in den einzelnen Hausgenossenschaften erblich werden, so daß sie nur im Falle des Aussterbens der Hausgenossenschaft an die Territorialgenossenschaft zurückfallen.

Mit dem vollständigen Zerfall des Territorialrechts werden sie auch noch veräußerlich, womit dann das territorialrechtliche Collectiveigenthum sich in ein Privateigenthum der Familie oder auch der einzelnen Individuen auflöst und die Territorialgenossenschaft selbst zu einer Gemeinde, einer sich aus Gemeindebürgern zusammensetzenden politischen Einrichtung wird, in welcher die wirthschaftlichen Interessen der Einzelnen und der Gesammtheit nicht mehr zusammenfallen.

Die herrschaftliche Organisation beruht auf einem Schutz- und Treueverhältniß zwischen Herrn und Unfreien. Der Grundcharakter dieses Verhältnisses ist der einer Unterordnung des Unfreien unter den Herrn. Es bildet einen Gegensatz gegen die genossenschaftlichen Organisationsformen, bei denen die Glieder eines sozialen Verbandes einander coordinirt sind.

Es kommt vor, daß der Unfreie dem Herrn gegenüber vollständig rechtlos ist, der Herr also vollständiger Eigenthümer des Unfreien ist, so daß er über Leben, Leib und Vermögen desselben nach Willkür verfügen kann, und es kommt vor, daß der Unfreie fast ganz dieselben Rechte besitzt wie der Freie und er dem Herrn gegenüber nur einige geringe Verpflichtungen hat. Zwischen diesen äußersten Grenzen finden sich alle denkbaren Mittelstufen. Oft ist eine Klasse von Unfreien ganz rechtlos, während andere Klassen in verschiedenen Abstufungen besser gestellt sind.

Vor Allem sind Kriege Ursache für die Entstehung der Unfreiheit. Namentlich entsteht diese häufig dadurch, daß ein Volk erobernd auftritt, im unterworfenen Lande sitzen bleibt und die ganze einheimische Bevölkerung zu einer unfreien Klasse mit minderen Rechten herabdrückt. Auch Kriegsgefangene werden als Fremde und daher Rechtlose Sklaven derjenigen, welche sie im Kriege erbeutet haben.

Aber auch Angehörige des eigenen Volkes können in Unfreiheit fallen. Schutzbedürftige Personen ergeben sich häufig, besonders in Zeiten der Noth, Mächtigeren als Hörige. Auch als Folge von Verbrechen erscheint die Unfreiheit, und die geschlechterrechtliche Solidarität zieht auch wohl weitere Kreise in das Schicksal des Schuldigen mit hinein. Eine sehr ergiebige Quelle der Unfreiheit ist ferner die Schuldsklaverei.

Ein Häuptlingsthum findet sich schon bei geschlechterrechtlicher und territorialgenossenschaftlicher Organisation bis zu einem gewissen Grade entwickelt. Zu einer besonderen Institution wird es aber erst unter der herrschaftlichen Organisationsform. Hier ist der Häuptling oder König ein Herrscher, welcher sein Recht im Wesentlichen auf Krieg und Unterdrückung stützt. Bei tiefstehenden Völkern ist das Häuptlingsthum oft ein rein thatsächliches Verhältniß und entsteht und vergeht mit dem persönlichen Uebergewichte des Trägers. Etwas kräftiger tritt das Verhältniß da auf, wo der Häuptling gewählt wird. Die ältesten Wahlhäuptlinge scheinen die Anführer für einen bestimmten Kriegszug zu sein und sinken nach Beendigung dessen wieder auf ihren gewöhnlichen Stand herab. Gesteigert wird das Wahlhäuptlingsthum, wenn die Häuptlinge auch für die Friedenszeit gewählt werden und diese Wahl auf bestimmte Zeit oder auf Lebenszeit erfolgt. Eine bedeutende Festigung erhält die Einrichtung erst da, wo sie in bestimmten Familien erblich wird.

Alle diese Gestaltungen finden sich schon bei ganz uncivilisirten Stämmen. Es hängt lediglich von örtlichen Ursachen und von hervorragenden Persönlichkeiten ab, ob die eine oder die andere entsteht, und es kann auch stets die eine in die andere übergehen.

Auf der Basis der Unfreiheit und des Häuptlingsthums bilden sich vielfach soziale Verbände eigenthümlicher Art, deren Organisation sich regelmäßig an den Grund und Boden an-

schließt, indem Fronhöfe, herrschaftliche Burgen entstehen, umgeben von den Dorfschaften Unfreier, welche dem Burgherrn zu bestimmten Diensten und Abgaben verpflichtet sind, wogegen sie von ihm nach allen Seiten geschützt werden.

Eine solche Organisation findet sich in weiter Verbreitung über die ganze Erde, namentlich aber da, wo kriegerische Berührungen von Stämmen an der Tagesordnung sind. Bezeichnend für alle diese Formen ist die Zertheilung des Grundeigenthums in ein Obereigenthum des Herrn und ein Untereigenthum des Grundbesitzers.

Aus den herrschaftlichen Verbänden lassen sich die lehnrechtlichen abscheiden. Dabei ist der Lehnsmann vor Allem seinem Lehnsherrn zu Kriegs- und Hofdiensten verpflichtet. Das Lehnswesen ist über die ganze Erde verbreitet, tritt aber im Einzelnen in den verschiedensten Abarten auf.

Es kommt nun oft vor, daß engere herrschaftliche Verbände oder lehnsrechtliche Fürstenthümer unter einander zu mehr oder minder festen höheren Verbänden vereinigt sind, sei es, daß die Einen an die Anderen abgabepflichtig sind oder daß eine Mehrheit solcher Verbände unter einer gemeinsamen königlichen Spitze steht, welche wiederum von sehr verschiedener Kraft sein kann. Bisweilen entstehen solche Feudalstaaten auf der Basis von Territorien, die unter Landesfürsten stehen, welche aus territorialgenossenschaftlichen Oberhäuptern hervorgegangen sind. Bisweilen geht die Organisation von erobernden Königen aus, die ihre Gefährten mit Grundeigenthum beleihen gegen die Verpflichtung zu Kriegsdiensten, Abgaben u. s. w. In beiden Fällen bilden diese engeren Verbände mit ihren Landesfürsten oft die festen Grundlagen des staatlichen Lebens, während die höheren Bildungen stark zum Verfall geneigt sind.

Die Träger der gesellschaftlichen Organisation ist der einzelne Mensch als individuelles Rechtssubject, als Person, und die Vereinigung stützt sich auf ein Compromiß solcher einzelnen menschlichen Individuen. Sie ist jedenfalls die jüngste aller Organisationsformen des Völkerlebens. In den früheren Bildungen tritt der Mensch in seiner Eigenschaft als individuelles Rechtssubject stark zurück; ja er ist in der Gestalt, wie wir ihn heutzutage kennen, kaum vorhanden.

Ein klares Kennzeichen für das Entstehen dieser Form ist die Einführung eines Civilrechts oder Privatrechts, vor Allem eines Obligationenrechts. Ein solches tritt bereits klar hervor im altägyptischen und altbabylonischen Rechte. Die höchste Entwickelung hat es erhalten im indischen, römischen und arabischen Rechte sowie in den Rechten der heutigen europäischen Culturvölker.

Die rechtliche Persönlichkeit tritt nach verschiedenen Seiten hin in die Erscheinung. Die wichtigsten sind die folgenden:

1. Der individuelle Mensch wird als verantwortlich gedacht für Rechtsbrüche, die von ihm persönlich ausgehen, und er wird nur als persönlich verantwortlich für sie angesehen. Dieser Grundsatz gilt sowohl hinsichtlich der criminellen als der civilen Seite. In dieser Anschauung liegt ein scharfer Gegensatz gegenüber den anderen Organisationsformen, vor Allem gegenüber der geschlechterrechtlichen. Hier macht ein von einem Blutsfreunde begangener Rechtsbruch das ganze Geschlecht verantwortlich, und andererseits wird ein gegen einen Blutsfreund begangener Rechtsbruch von seinem ganzen Geschlechte gerächt. Als Rechtsbruch wird jeder objective Eingriff in die Rechtssphäre des verletzten Geschlechts angesehen, gleichviel ob dieser Eingriff auf irgend ein individuelles Verschulden zurückzuführen ist oder nicht.

2. Der individuelle Mensch kann sich selbst Verpflichtungen unterwerfen, namentlich durch Verträge. Seine Verfügung über sich selbst bindet ihn anderen gegenüber. Auch hier liegt wieder ein scharfer Gegensatz gegen die übrigen Organisationsformen. Bei ihnen sind Verpflichtungen des individuellen Menschen sozusagen Legalobligationen. Sie ergeben sich ohne Weiteres aus seiner Stellung als Mitglied sozialer Verbände, in welche er hineingesetzt wird, ohne Rücksicht darauf, ob er will oder nicht.

Gesellschaften, welche auf Verträgen Einzelner beruhen, sind in unserem heutigen Culturleben sehr gewöhnlich. In den älteren Organisationsformen sind sie nur schwach entwickelt, und diese stehen der freien Vereinigung feindlich gegenüber und hindern sie vielfach. Namentlich ist dies der Fall mit der herrschaftlichen Organisation, insbesondere einem entwickelten Sklavenwesen. Im alten Rom ist eine freie Körperschaftsbildung nur in ganz schwachen Ansätzen erkennbar. Ebenso hinderte im germanischen Mittelalter das Vorhandensein Unfreier das Aufkommen freier gewerblicher Vereinigungen, und erst mit der Entwickelung des Städtewesens und mit dem Zusammenschluß der Bürger zur städtischen Marktgenossenschaft dringt die gesellschaftliche Organisation durch.

Die besprochenen Bildungen stellen die Grundlagen dar, auf welche sich die höheren Formen der sozialen Organisation stützen, die gewöhnlich unter dem Namen Staaten zusammengefaßt werden.

Ein Staat enthält gewöhnlich Bildungen aller vier Arten. Wie weit aber die eine oder die andere Art dieser Bildungen überwiegt, ist bei jedem einzelnen Staatswesen verschieden. Es sind diese Bildungen in den einzelnen Staaten auch vielfach im Verfall begriffen, und diese Verfallzustände sind wieder die Ursachen neuer eigenartiger Bildungen.

In den europäischen Culturstaaten sind Familie und Geschlecht ihrer politischen Bedeutung fast ganz entkleidet. Man kann sagen, daß hier die Familie das soziale Gepräge im Wesentlichen eingebüßt hat und zu einer rein biologischen Einrichtung geworden ist. Anderswo hat die Familie wenigstens in beschränktem Maße ihre ursprüngliche Bedeutung bewahrt.

Auch die territorialgenossenschaftlichen Verbände erhalten sich in den Staaten in sehr verschiedenem Maße. Bisweilen treiben sie ihre alte Gemeinwirthschaft weiter, bisweilen werden sie im Wesentlichen zu politischen Gemeinden. Aber auch im letzteren Falle tritt eine wirthschaftliche Solidarität nach den verschiedensten Seiten hervor, namentlich in der Schaffung gemeinsamer Einrichtungen, welche dem Wohle aller Gemeindegenossen dienen. Gerade in unseren Tagen sehen wir das communale Leben der Gemeinden sich immer mächtiger entfalten. In einer modernen Stadt besteht eine starke und immer noch mehr anwachsende Solidarität der Bewohner, die wahrscheinlich den festesten Angelpunkt des Staates der Zukunft abgeben wird.

Herrschaftliche Organisationsformen erhalten sich ebenfalls in vielen Staaten, namentlich Klassen von Adeligen und Unfreien. Es ist aber anscheinend doch ein universeller Entwickelungsgang, daß die herrschaftliche Organisationsform auf einer gewissen Culturhöhe untergeht. Ob auch ein herrschaftliches Königthum in der Folge verschwinden wird, ist zur Zeit nicht abzusehen.

Die gesellschaftliche Organisationsform ist bisher zu einer Stütze des Staates nirgendwo geworden. Sie treibt neben dem Staate her, so bedeutsam sie auch thatsächlich das Bestehen des Staates beeinflußt. Ein auf Verträgen von Individuen beruhender Staat ist auch praktisch undenkbar.

Eine Gliederung der Bevölkerung in verschiedene Stände findet sich zwar schon bei der geschlechterrechtlichen und der territorialgenossenschaftlichen Organisation, aber in stärkerem Grade wird sie regelmäßig erst durch die herrschaftliche Organisation erzeugt. Hier erheben sich Adelsklassen über die anderen freien Volksgenossen, und umgekehrt sinken Klassen von Unfreien unter den Stand der letzteren herab. Weitere Ursachen für die Gliederung liefern die Berufsarten. Vor Allem führen der Kriegsdienst und das Priesterthum zu weitgehenden Schichtungen der Bevölkerung. Daneben spielen die verschiedenen Gewerbe eine hervorragende Rolle.

Mit dem Zerfall der alten Organisationsformen pflegt ein Zerfall der Stände einzutreten. Sie verlieren ihre politische Bedeutung und behalten nur noch eine soziale, die sich auf die Kraft stützt, der sie ihre Entstehung und Lebensfähigkeit verdankten. Die verschiedenen Stände fließen politisch in die gleichartige Masse des Staatsbürgerthums zusammen, das sich gewöhnlich in Anlehnung an das Städtewesen entwickelt.

Doch ist ein vollständiges Verschwinden der Standesunterschiede immerhin eine ziemlich seltene Erscheinung.

Die Organisation der Staaten im Einzelnen näher zu verfolgen, ist Sache der Rechtsgeschichte der einzelnen Völker, nicht mehr die der ethnologischen Jurisprudenz. Doch lassen sich einzelne Analogien allgemeiner Natur auch hier noch gewinnen.

Die oberste Regierung eines größeren Staates liegt regelmäßig bei einem Collegium höchster Staatsbeamten, einem Ministerium. Namentlich bestehen regelmäßige höchste Behörden für den Krieg, die Justiz, die Finanzen.

Bei geschlechterrechtlicher und territorialgenossenschaftlicher Organisation besteht regelmäßig allgemeine Wehrpflicht, d. h. jeder erwachsene Mann ist zum Kriegsdienst verpflichtet. Bei herrschaftlicher Organisation setzt sich das Heer regelmäßig aus den Contingenten der Lehnsmannen zusammen. Ständige Heere finden sich erst bei höherer Organisation.

Im Justizwesen erhalten sich auch da, wo sich ein Staatswesen entwickelt hat, noch oft die alten Träger der Gerichtsbarkeit, das Geschlecht, die Territorialgenossenschaft neben der Gerichtsbarkeit des Königs oder des Staates. Für schwerere Fälle pflegt dann die letztere einzutreten, namentlich ist der Blutbann oft beim Könige. Bei weiterer Entwickelung wird die Justiz dagegen regelmäßig und ausschließlich als ein Ausfluß der Staatsgewalt angesehen. Justiz und Verwaltung werden überall ursprünglich von denselben Behörden besorgt. Erst auf hohen Culturstufen trennen sich beide.

Ein selbständiges Finanzwesen entwickelt sich erst mit der Entstehung staatlicher Bildungen, mit der Entstehung von Communen politischer Natur, von Communen, in denen die wirthschaftlichen Interessen der einzelnen Individuen unmittelbar nicht mehr befriedigt werden. Hier erhalten diese Communen dann gegenüber den Familien oder den einzelnen ein Besteuerungsrecht. — —

Es ist ein seltsamer Anblick, den das moderne Staatsleben dem Ethnologen gewährt. Es ist Alles verfallen, was bis dahin vom Volksgeiste klar und fest organisirt war. Statt dessen sehen wir in ein gährendes Chaos kämpfender sozialer Strömungen, welche nur sehr nebelhaft den Weg erkennen lassen, den die Völkergeister einschlagen werden. In einer abgeschlossenen Entwickelungsperiode, die einige Stetigkeit voraussehen ließe, befinden wir uns gewiß nicht; aber es scheint, daß sich die Neubildungen langsam und sicher vollziehen. Jede Ueberstürzung würde ja auch zweifellos nur vorübergehendes Unheil anrichten, und der in den Verhältnissen liegende Entwickelungsgang würde immer da wieder einsetzen, wo er gestört ist. Darüber läßt das Vorstehende keinen Zweifel.

Es würde gewiß von Nutzen sein, wenn unsere allzu eifrigen Tagespolitiker sich an diesen gewaltigen, streng gesetzmäßigen Vorgängen etwas ernüchtern wollten. Das Volksleben wächst organisch; es läßt sich durch Mehrheitsbeschlüsse und Gesetze so wenig leiten wie das Wachsthum der Pflanzen oder die Bewegung der Erde.

Ueber Volksetymologie.

Von Ernst Wasserzieher.

Wer wissen will, was Volksetymologie ist, ohne sich lange den Kopf zu zerbrechen, dem rathe ich, unter Th. Körner's Räthseln das vierte mit Verstand durchzulesen. Es fängt an:

„Aller Orthographie zum Schrecken
Wird jetzt der Räthsel verwegenstes laut,
Muthwillig will es den Leser necken,
Daß die Kritik ihren Ohren nicht traut."

Die folgenden beiden Strophen verlangen als Auflösung Weh und Nuß; die letzte aber schließt:

„Aber mit heißem Liebesverlangen
Schimmert der Ganzen göttlicher Sinn,
Glühend am Schaume der Meerfluth empfangen,
Aller Könige Königin."

Aller Orthographie oder richtiger aller Etymologie zum Schrecken kommt als Ganzes zum Vorschein — Wehnuß, oder, wie wir zu schreiben pflegen: Venus!

Wer Venus mit Weh-nuß erklärt, der — nun, der ist ein Volksetymologe in des Wortes ureigenster Bedeutung.

Ganz so schlimm etymologisirt das Volk nun keineswegs immer. Aber doch oft schlimm genug!

Wetterleuchten auf öder Haide, in felsiger Einöde! Wie unheimlich! Die öde Landschaft in greller Beleuchtung! Und doch, was man beim Wetterleuchten und bei der Einöde empfindet und fühlt, läßt sich wissenschaftlich nicht halten. Unsere Stammesverwandten, die Norweger, haben die ursprünglichere Form vederleik bewahrt, und im Mittelalter hieß es auch bei uns weterleich. Beide gehen zurück auf die altgermanische Wurzel laik, d. h. tanzen. Gothisch heißt laiks = Tanz, laikan = tanzen; angelsächsisch lac = Spiel, Kampfspiel, lacan = springen, tanzen. Als Substantiv wird das mittelhochdeutsche leich für gespielte Melodie gebraucht und bezeichnet schließlich eine bestimmte Art des Liedes, wonach das französische lai sich gebildet hat. Die letzteren Bedeutungen jedoch gehen uns hier nicht weiter an; das Springen genügt vollkommen zur Erklärung von Wetterleuchten = Wetterleichen. Die springende, zuckende Bewegung des Blitzes wurde damit ausgedrückt; später verschwand aber leichen aus dem Verkehr und wurde nicht mehr verstanden. Dagegen zog man ein anderes Wort, das ja immerhin einen Sinn gibt, hinzu: da der Blitz leuchtet, so lag es nahe, das unverständliche leichen durch leuchten zu ersetzen.

So wenig wie Wetterleuchten mit leuchten, so wenig hat Einöde mit öde zu thun. Verfolgen wir die Geschichte des Wortes rückwärts, so sehen wir es im späten Mittelalter in der Form einoete, einôte, im frühen Mittelalter als einôti, altsächsisch ênôdi, angelsächsisch ânâd. Der erste Theil der Zusammensetzung bedarf keiner Erklärung; er bedeutet ein, allein, einsam. Der zweite Theil aber ist nichts als eine Endung wie bei uns -heit oder -keit (Kühn-heit, Traurig-keit); im lateinischen senatus, magistratus tritt dasselbe Suffix auf. Da man es nicht mehr verstand, deutete man daran herum und verschliff es in mehreren Wörtern zur Unkenntlichkeit: Kleinod, Armuth, Heimath, Zierrath — sie alle sind mit -ôti gebildet, wie Einöde. Durch Vermischung mit öde ist nun zwar wissenschaftlich Unrecht geschehen; aber wie hat das Wort inhaltlich gewonnen!

So sträubt sich das Sprachgefühl meist dagegen, daß ein Wort oder ein Name leerer Schall sei; es erfüllt sie mit einem Inhalt und legt ihnen Bedeutung bei. Da es aber über die Wissenschaft nicht verfügt, so bestimmt es den Inhalt nach Zufall, Laune, Willkür oder Analogie. Nicht immer leitet das Sprachbewußtsein des Volkes instinktiv so schön, wie bei den beiden besprochenen Wörtern. Doch mögen noch einige recht befriedigende Umdeutungen erwähnt werden.

Wer denkt beim Friedhof nicht an den Frieden, der die Todten dort umfängt? Wer sieht beim Durchbläuen nicht die blauen Flecken? Sagt man doch auch: Jemanden braun und blau schlagen! Und war nicht die Sündfluth jenes gewaltige Strafgericht für die Sünden der übermüthigen, gottvergessenen Menschen? Anders als das Volk urtheilt die Wissenschaft. Das gothische freidjan, mittelhochdeutsch vrêten, heißt schonen; der vrêthof war ursprünglich nur ein eingezäunter, umfriedigter Platz, wo den Verfolgten Schonung widerfuhr. Im 16. Jahrhundert sagte man Freithof, das in Süddeutschland heute noch fortlebt und bei uns in schöner Anlehnung an „Friede" zu Friedhof sich umgewandelt hat.

Im Mittelalter hieß bliuwan schlagen; gothisch bliggwan; das englische blow = Schlag erinnert noch an die alte Bedeutung bläuen (richtiger geschrieben bleuen), hat mit blau also nichts zu thun, so wenig wie die Sündfluth (richtiger Sintfluth) mit Sünde. Zu Grunde liegt der mittelhochdeutschen Form sint-

fluot; sin = groß, anhaltend, immer. Eine ähnliche Umdeutung erfuhr Singrün, d. h. Immergrün, indem man es mit Doppel-u schrieb und an Sinn anlehnte. Man wird zugeben, daß sowohl bei Sündfluth als auch Singrün die Volksdeutung geschickt und sachentsprechend ist.

Von Schleiermacher stammt das hübsche Bonmot: Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht was Leiden schafft! — Inhaltlich läßt sich gegen diese Erklärung kaum etwas einwenden, aber etymologisch hält sie nicht Stand. Denn Eifersucht, Selbstsucht und andere ähnlich zusammengesetzte Substantive haben mit suchen nichts zu schaffen; sucht hängt vielmehr mit Seuche zusammen; und im Mittelalter hieß eine verbreitete Krankheit, der Aussatz, die Miselsucht. In Wassersucht, Lungensucht, Schwindsucht haben wir noch dieselbe Verbindung.

Wie singt doch Heine?

Im wundervollen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen auch
Die Liebe aufgegangen!

Wer sich noch poetischer ausdrücken will, der sagt statt Mai wohl Wonnemonat! Voll Wonne laufen da alle Herzen über; das Geschäft der liebenden Pärchen blüht wie nie. Alles ist eitel Freude, Lust und Wonne! Leider sind auf dem Holzwege, die da meinen, daß der Wonnemonat von der Wonne, die er verbreitet, seinen Namen trage. Dazu war Karl der Große, von dem der Name herrührt, ein zu practischer Mann. Im Althochdeutschen hieß wunnea: Weideland, im Mittelhochdeutschen wurde wünne daraus; da man im Monat Mai das Vieh zuerst auf die Weide zu treiben pflegt, so nannte man den Monat danach.

So büßt bei näherer Betrachtung manches hochpoetisch klingende Wort seinen Nimbus ein und verwandelt sich in ein prosaisches, nützliches Ding; ist es doch bei den Menschen oft nicht anders!

Niemand wird zweifeln, daß der Karfunkel seinen Namen dem funkelnden Glanz, den er ausstrahlt, zu danken habe. Das f dieses aus dem lateinischen carbunculus stammenden Fremdwortes beruht jedoch auf Assimilation unter Anlehnung an funkeln. In einem mittelalterlichen Gedichte (Titurel) erstreckt sich die Anlehnung auch auf den ersten Theil: clarifunkel heißt es da. Das furchtbare Geschwür Karbunkel ist dasselbe Wort, aber mit Bewahrung des b.

So poetisch Windsbraut auch klingt, so ist es doch wahrscheinlich, daß auch hier volksthümliche Umdeutung stattgefunden habe. In älteren Schriften sowohl als auch heute noch mundartlich (in Tirol) findet sich Windsbraus.

Wer denkt bei Eiland nicht an das Ei, das einer runden Insel gleicht, oder besser noch an das im Weißen schwimmende Dotter? Doch wie man es auch erklären mag, diese Erklärung wäre ganz unhaltbar. Entweder ist es eine Verdunkelung aus mittelhochdeutsch einlant, d. h. allein liegendes Land, oder es bedeutet das „wasserumflossene Land", „Auland" (au, a = Wasser). Die Vergleichung mit dem romanischen isola (ital.) und isle (frz.) und der Bedeutung von isoler = isoliren, allein stellen, macht die erstere Ableitung wahrscheinlicher. Bemerkt mag noch werden, daß Insel, welches das alte deutsche Wort Eiland so gut wie verdrängt hat, sammt den romanischen Wörtern aus derselben lateinischen Quelle, insula, geflossen ist.

Die Werft (Schiffsbauanstalt) klingt stark an werfen an, kommt aber von werben, d. h. drehen, wenden, arbeiten, schaffen, sich bemühen. Um ein Mädchen werben, sich um eine Stelle bewerben enthält denselben Begriff, nämlich des sich Bemühens, Arbeitens.

Mehr noch als bei rein deutschen Ausdrücken ist das Volk geneigt, Lehnwörter umzudeuten und sich mundgerecht zu machen, So entstand aus arcubalista, einem halb lateinischen, halb griechischen Worte (= Wurfmaschine, Wurfbogen), das deutsche Armbrust, das eine der vollkommensten, freilich auch unsinnigsten Verdeutschungen darstellt. Nicht bloß Kinder und Ungebildete, sondern auch Gebildete werden sich, wenn sie überhaupt bei Wörtern etwas zu denken pflegen, dadurch helfen, daß sie das Instrument als im Arm getragen und an der Brust gespannt erklären. Auch Felleisen erscheint aus zwei deutschen Bestandtheilen zusammengesetzt; doch fragt man sich vergeblich, was das für ein merkwürdiges Eisen sein mag! Nun liegt aber zu Grunde das mittellatein, valisia, franz. valise, bei dem sich das Volk nichts vorstellen konnte; so entstand Felleis; später wurde noch die Endung hinzugefügt.

Wie der Kater des Studenten — und auch bisweilen des ehrsamen Bürgers — zu seinem Namen gekommen ist, darüber herrscht keine völlige Klarheit. Formell und sachlich befriedigt eine Umdeutschung aus dem griechischen Katarrh, das wir ja auch unverändert aufgenommen haben.

Es sei gestattet, zum Schluß noch einige Volksetymologien aus fremden Sprachen zu erwähnen. Im Französischen und im Englischen heißt der Strickbeutel der Damen ridicule! Lächerlicherweise, möchte man sagen; denn was hat ein ehrbarer Strickbeutel Lächerliches an sich? Dem Worte liegt lateinisch reticulum, das kleine Netz, zu Grunde; eine ungemein leichte und zugleich einleuchtende Lösung!

Die pommes d'amour, Liebesäpfel, verdanken ihre schöne Bezeichnung der irrthümlichen Uebersetzung des italienischen pomi dei Mori, als ob da stünde del amore! Mohrenäpfel sind gemeint, aber auch das Englische hat die pommes d'amour unbesehen mit love-apples übersetzt.

Und was ist aus unserem echt deutschen Sauerkraut jenseits der Vogesen geworden? Choucroûte! Chou heißt Kohl, croûte Kruste; Sinn ergibt das zwar nicht, aber es klingt fast ganz wie das niederdeutsche Suerkrut, das zu Grunde liegt.

Und was ist nun das Ergebniß unserer Betrachtungen? Was der Weisheit letzter Schluß in der Volksetymologie? Daß das Volk nichts von Wissenschaft versteht, die Wörter verhunzt und verbildet, weil es dumm ist? Behüte! Wer so urtheilte, würde das Urtheil auf sich selbst herabbeschwören. Mit feinem Instinkte, der oftmals mehr Werth hat als einseitige wissenschaftliche Bildung, verarbeitet der Volksgeist im Laufe der Jahrhunderte die Elemente seiner Sprache zu neuen Formen mit neuem Inhalt und haucht alten Wörtern neuen Geist und neue Bedeutung ein. Sein gutes Recht ist es, Aenderungen aller Art zu treffen, aus Wetterleichen ein Wetterleuchten, aus Einoti eine Einöde, aus bleuen ein bläuen zu machen.

Und wahrlich, keine bloß äußerlichen Aenderungen sind es; sie treffen oft des Pudels Kern und gestalten die Ausdrücke wirksamer und inhaltsvoller, als sie es vorher waren. Wirklich Poetisches tritt uns bisweilen in der Volksetymologie entgegen, und auch hier gilt das Wort des Dichters:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Literatur und Kunst.

Ibsen in Frankreich.

Von J. Mähly.

Die Franzosen sind bis in dieses Jahrhundert hinein auf ihre eigene Literatur so stolz gewesen, daß sie glaubten sich um die der übrigen Völker nicht bekümmern zu sollen, und wenn sie es früher dennoch hin und wieder gethan haben, so haben sie an dieselbe den Maßstab ihrer „Klassiker" gelegt und dabei sind gerade die Dichtergrößen des Auslandes — man denke an Shakespeare unter Voltaire's Händen! — zu kurz gekommen. Im Laufe des Jahrhunderts, man darf sagen seit Goethe, ist es jenseits des Rheines anders und besser geworden; der literarische Horizont hat sich erweitert über Rhein und Elbe, ja über die Weichsel hinaus, und auch der Norden in der Gestalt Scandinaviens ist in den Gesichtskreis der

Franzosen getreten. Hier hat zunächst und zumeist Ibsen ihre Aufmerksamkeit — wohl unter deutschem Vorgang und in Folge von hier ausgegangenen Impulsen — auf sich gezogen, und man muß sagen, daß sie sich's angelegen sein lassen, dem nordischen Sealden gerecht zu werden, obschon er doch wahrlich auf ganz anderem Boden wurzelt und aus anderem Holz geschnitzt ist als seine Herren Collegen in Frankreich. Ihr Streben, unparteiisch zu sein und sich die Dinge mit freiem, künstlerischem, nicht durch die Brille der Nationalität getrübtem Auge anzusehen, verdient alles Lob. Freilich heißt es auch hier: in magnis voluisse sat est. Denn fällt es schon dem stamm- und gesinnungsverwandten Deutschen recht schwer jener scandinavischen Sphinx in's Herz zu schauen und ihr tiefstes Wesen zu ergründen — wie viel saurer muß es dem Franzosen werden, sich in eine von der seinigen so völlig verschiedene Gedankenwelt zu vertiefen und einzuleben! Wir erleben es ja zur Stunde, daß die Stimmen der deutschen Kritiker über den Grundton „Ibsen" sich nicht bloß in Variationen, sondern in den grellsten Dissonanzen ergehen. Die einen preisen ihn als den Heiland der Bühne, der sie von den Sünden der Langweile, des Schlendrians und der Unnatur zu erlösen berufen sei, während andere ihm das Brandmal des brutalen Revolutionärs aufdrücken, der die Dämme der Sittlichkeit niederreißt, um die trübe Schlammfluth des krassesten Materialismus über sie einbrechen zu lassen. Zwischen diesen Extremen führt, auch hier, eine goldene Mittelstraße, und auf ihr wandeln, so viel ich sehe, die Franzosen, so zwar, daß sie der ersteren Richtung näher kommen. Das (1892 in Paris erschienene) Buch eines jungen Belgiers, Charles Sarolea: Ibsen, étude sur sa vie et ses oeuvres, kenne ich nur aus dem Berichte des Dr. Emil Reich. Dagegen kenne ich Jules Lemaitre's Urtheil über Ibsen, das, so knapp es auch gehalten ist (Impressions de Théâtre 1893), sehr anerkennend lautet und Verständniß für die Eigenart des Dichters verräth. Lemaître verkennt nicht, daß dessen Wesen grundverschieden sei vom französischen; gleichwohl nennt er es „groß, ernsthaft und naiv" und spricht dem Dichter das Talent zu, „Altes zu verjüngen, indem er es in Poesie und Schnee taucht". Man mag dieses allgemeine Urtheil — es findet sich in der Besprechung der „Frau vom Meere" — für unzutreffend halten, weil an dem Reflexionsdichter Ibsen wenig Naivetät zu erblicken ist; aber man muß hier an französische Augen denken, an den conventionellen Umgangston, der dort die Herztöne nicht frei und voll zur Geltung kommen läßt, und man wird es einem Franzosen nicht verdenken, wenn er sogar an Ibsen einen Zug von Naivetät entdeckt. Eher muß auffallen, daß L. „Altes" (— de vieilles choses —) durch Ibsen verjüngt werden läßt. Denn Ibsen ist ja ein gewaltiger Neuerer, ein Entdecker und Pfadfinder auf dramatischem Gebiet, darin beruht ja gerade seine Größe und Bedeutung. Neue Leidenschaften freilich — und das meint wohl der französische Kritiker — konnte auch Ibsen keine schaffen; aber neue sittliche Conflicte, und das ist gerade das Unterscheidende an Ibsen, daß er die feurige Leidenschaft in die eisigen Schauer (— la neige —) des Verstandsconflictes taucht, das heißt, die Leidenschaft mit den Conflicten vertauscht. — Immerhin merkt man: den Hauch von Ibsen's Größe hat auch der Franzose empfunden, und wenn er speziell von der „Frau vom Meeere" sagt, das Ganze sei von seltsamem (— bizarre —) wie von ferne wirkendem Zauber, der wenn auch langsam und schleichend, doch bis in's Innerste dringe, so mögen viele unserer Landsleute den wunderlichen Zauberer in einen „curiosen Heiligen" umsetzen wollen — ein „Heiliger" ist er ihnen also doch!

Und werden wir Lemaître nicht Recht geben, wenn er findet — zunächst von der „Frau vom Meere" — die meisten Personen seien „bis zum Symbol erhoben" und die Natur mit den Zuständen der Menschenseele auf's Innigste verwoben? wenn er ferner, als Schlußstein, in welchem dieses und andere Dramen Ibsen's gipfeln (die Moral derselben) das individuelle Freiheitsgefühl, das Selbstbestimmungsrecht erkennt, das die Schranken der Convention und des Gesetzes nur als solche achtet, denen es sich freiwillig und mit Ueberzeugung fügt? Allerdings muß sofort hinzugesetzt werden, daß hierbei im Grunde bloß ein Umtausch von Werthen stattfindet, insofern nämlich der äußere Zwang in das innere Pflichtgefühl umgesetzt wird, der Einzelwille also gleichwohl im Einklang mit der Sittlichkeit steht.

Neuerdings hat nun Adolphe Brisson, der Kritiker der „annales polit. et littér.", anläßlich einer Aufführung von „Rosmersholm" (auf einer Privatbühne) diesem Drama eine Studie gewidmet, und zuvörderst die Zuhörer (von denen er im Voraus weiß, daß sie das Stück nicht verstehen und wirkungslos von sich abgleiten lassen), ermahnt, demselben doch ja ihre ganze, angestrengte Aufmerksamkeit zu schenken; er versichert sie, daß das Drama ernstliche Betrachtungen enthalte und daß sich jeder für seine Mühe belohnt sehen werde. Ernstliche Leser, die Ibsen nicht nach seinen Excentricitäten, seinen Launen und Schrullen beurtheilen, sondern mit dem Senkblei die Tiefen seines Wesens ergründen wollen, werden sich am ehesten an „Rosmersholm" halten, als dasjenige Drama, worin er sich selbst am treuesten und vollständigsten spiegelt. Wenn auch nicht alle in gleicher Stärke, so klingen dort wenigstens sämmtliche Saiten seiner Harfe, und wenn, wie alle Stücke des Dichters, so auch dieses mit einem Fragezeichen endet, ist es doch das relativ vollendetste, weil sich seine erschütternde Tragik mit den reinen und zugleich einfachen Mitteln, die auch unser Gemüth nicht fremd anmuthen, aufbaut. Wir denken hierbei nicht an die „vorklassische Periode" des Dichters — denn auch er hat seine Lehrjahre, seinen Läuterungsprozeß, wie jeder andere, durchgemacht — sondern an die Periode der Reife, welche letztere leider in den beiden jüngsten Producten bedenkliche Spuren, und mehr als nur Spuren, der Ueberreife und des Abwelkens aufzeigt. Da es uns aber hier nicht obliegt ein Vollbild Ibsen's, nach unserer Auffassung, zu malen, sondern zu zeigen, wie er sich im geistigen Auge der Franzosen reflectirt, so lassen wir dem oben genannten Kritiker das Wort.

Er findet, vor Allem, die Norweger in Ibsen's Dramen seien ein ganz anderer Menschenschlag, als die im Leben oder wenigstens in unserer Vorstellung: Hier friedlich hindämmernd, maßvoll in ihren Wünschen, wie in ihren Gefühlen, gutmüthig und strenggläubig, dort schuldbelastete, gemarterte und zerknirschte Gewissen bei den Männern, verzehrende Leidenschaft bei den Frauen, eine Hölle von Schmerzen und Pein, ein Abgrund von Greueln und Verzweiflung . . . So in den „Gespenstern" . . . Ein ganz anderes, aber nicht weniger ergreifendes Thema liegt dem Drama „Rosmersholm" zu Grunde. Hier spielt nicht mehr das Verhängniß seine entsetzliche Rolle, sondern menschliche Verantwortlichkeit; die Heldin erliegt nicht mehr einer brutalen Schicksalsmacht, sondern wird bestraft, womit sie gesündigt hat, sie straft und verdammt sich selber. Wir gewahren hier die mit unendlicher Feinheit und Schärfe vorgenommene Zergliederung einer Gewissensfrage. . . .

Nachdem er die Handlung erzählt hat, die gerade so einfach, als der Charakter der Heldin complicirt ist, fährt er fort:

„In welcher Absicht hat Rebecca ihr Verbrechen begangen? . . . Wir stehen hier vor einem jener psychologischen Räthsel (mystères), die sich unserer Weisheit nicht leicht erschließen. Rebecca hat nichts gemein mit den Frauen unseres Landes. Sie ist ein Wesen, das unser Gefühl kaum weniger anmuthet als eine Bewohnerin des Mars es thun würde. Ihr Gehirn hat Fächer, die dem unsrigen fehlen. — Sie wollte Rosmer's Geist in ihre Gewalt bekommen. Aber geschah das bloß darum, um den Nihilisten einen Zuwachs zuzuführen, oder liebte sie Rosmer und suchte aus seinem Herzen die gesetzmäßige Gattin zu verdrängen um sich selber an deren Stelle zu setzen? Aus Rebecca's Reden scheint sich letztere Lösung zu ergeben. Aber wie wäre es dann möglich, daß diese Verbindung sollte platonisch geblieben sein und daß Rebecca trotz Rosmer's Drängen seinen ehrenden Antrag zurückwies und sich weigerte, seine zweite Frau zu werden? Man wird sagen: Ihre Gewissensbisse ließen es nicht zu, die Stelle einer von ihr Gemordeten

einzunehmen. Wir könnten diese Erklärung wohl annehmen — aber der Dichter gibt uns eine andere, geistreichere.

In dem Maße nämlich, wie Rosmer den Einfluß Rebecca's auf sich einwirken und sich für die neuen Ideen gewinnen läßt, unterliegt Rebecca ihrerseits dem Einfluß Rosmer's oder, noch mehr, dem Einfluß seiner Familie, seiner Umwelt (milieu), seines alten Wohnhauses mit den ehrwürdigen Rahmenbildern, in welchem auf Tritt und Schritt der Hauch der Vergangenheit, der Ueberlieferung und der Erinnerung zu verspüren war; sie fühlt, wie ihre Ueberzeugung in's Wanken geräth, ihr starrer Wille sich erweicht. Während Rosmer einen Schritt vorwärts thut, weicht sie um einen Schritt zurück. Der geträumte ideale Seelenaccord hat sich zwischen diesen beiden für einander nothwendigen und durch einander unglücklichen Wesen nicht einstellen können. Rebecca ist sich dieser Disharmonie so ganz bewußt, daß sie, als Rosmer (der trotz der entsetzlichen Enthüllung in seiner Liebe verharrt) ihr den Ehering anbietet, diesen zurückweist. — —

Rosmersholm hat schließlich ihren Willen und ihre Thatkraft völlig gebrochen; sie fühlt das als eine Strafe, aber auch Rosmer ist durch diese moralischen Stürme gebrochen und hat seinen Glauben an Rebecca verloren. Er weiß nicht mehr, wann, in welchem Augenblicke sie aufrichtig und ob sie es überhaupt jemals gewesen ist . . . Es gibt einen einzigen Beweis, der seinen Zweifel heben könnte: Rebecca müßte den Muth haben zu handeln wie Beate . . . Rosmer läßt, ohne es zu wollen, das verhängnißvolle Wort fallen — und Rebecca zögert nicht mehr; sie will sterben, um ihre Schuld zu sühnen. — Aber sie wird nicht allein sterben. Rosmer betrachtet sie mit überwallender Zärtlichkeit; seine Augen füllen sich mit Thränen. Sein Herz überströmt von Liebe . . . Und so, eines an das andere gelehnt und von Liebesschauern durchrieselt, stürzen sie sich in den Wildbach — es war der Weg, den auch Beate gegangen war . . ."

„Man kann sich denken, daß solche Seelenzustände einem französischen Verstand unfaßbar sind, er muß, seiner Beschaffenheit gemäß, sowohl den Pfarrer als dessen Quasi-Gattin für verrückt, ihre Scrupel für reine Hirngespinnste, wenn nicht geradezu für Narrenpossen halten, und dieser Eindruck muß ein so lebhafter sein, als der Aufbau des Dramas kein solcher ist, der durch Zweckmäßigkeit oder Glanz über das seltsam Fremdartige des Ideeninhalts hinwegtäuschen könnte. Ibsen's Mittel sind von denen, womit die französischen Dramatiker arbeiten, sehr verschieden (wir denken, auch für die Deutschen!). Er verschmäht die schroffen Contraste, die blendenden Theatereffecte, die überraschenden Perspectiven, die, am rechten Orte angebracht, dem athemlos lauschenden Zuhörer wie ein electrischer Funke die Nerven durchzucken; in seinen Dramen sprüht es nicht von geistreichen, genialen Einfällen, von grell aufleuchtenden Gedankenblitzen. Sie breiten sich aus wie ein aus starken Fäden gewirktes Gewebe, in welchem alle Figuren zusammenfließen und verschmelzen (?). Die Handlung schreitet sicher, wenn auch langsam, vorwärts, dem Bache ähnlich, der unter einem Laubgewinde dicht verwachsener Lianen dahinschleicht. Die Lianen bedeuten hier die zahllosen Kettenglieder eines Dialogs, dessen symbolischer Sinn einem nicht aufmerksam zuhörenden Ohre nur zu leicht entgeht. Ja, auch das Lauschen genügt noch nicht, es gehört eine geistige Anstrengung dazu, sich in die Stammes- und Temperamentsunterschiede, welche den Norden vom Süden trennen, ganz und gar hineinzudenken, der kraftvollen Eigenart jener Nordlandsbewohner und ihrem puritanisch strengen, leicht verletzbaren Gewissen gerecht zu werden, das sich unter den Eindrücken einer herben, starren Religion bildet, kurz, ihre Auffassung vom Leben, seinen Pflichten und seinen Zwecken zu begreifen — eine Auffassung, welche viel strenger ist als die unsrige, und uns sogar manchmal übertrieben und unstatthaft erscheinen muß. — Wer dies nicht bedenkt, wird Rosmer und ähnliche Charaktere, die eben eine ganz andere als die uns gewöhnliche Art sittliche Probleme zu stellen und zu lösen, zur Anschauung bringen, schlechterdings nicht verstehen. Es heißt also hier: Hinaustreten aus unserem Ich, die Zelle verlassen, in die wir mit sammt unseren Anschauungen und Gewöhnungen, unserem Geschmack und unserem Gefühl so selbstzufrieden eingeschlossen sind; wir wollen uns nicht nachreden lassen, daß wir die ewigen „Klosterbrüder unserer Ideen" seien. . .

Wenn wir es vermögen, uns unserer ererbten und instinktiven Vorurtheile zu entäußern, so brauchen wir bei Ibsen auf den Lohn nicht zu warten. Unter dem Gestrüpp, das über seine Werke hinwuchert, findet sich ein Schatz von werthvollen, tiefsinnigen Beobachtungen." —

Ob der französische Kritiker in das tiefste Wesen, in den eigentlichen Kern der individuellen Dramatik Ibsen's eingedrungen sei, möchte ich bezweifeln. In seiner Analyse des ihm vorliegenden Dramas findet sich jedenfalls eine Lücke: es fehlt jeder Versuch, den Charakter der Hauptperson, Rebecca's, zu erklären. Je complicirter er ist, um so dringender war eine Motivirung gefordert, und sie ergibt sich wenigstens theilweise aus den vom Dichter selbst gegebenen, freilich nur angedeuteten, zu kurz und dunkel angedeuteten Voraussetzungen (auch dies eine Eigenart des Dichters). Rebecca handelt und wandelt in dem schaurigen Nebel eines Mysteriums; dieses Mysterium steigt auf aus den Abgründen einer entsetzlichen Vergangenheit, eines „milieu", dessen dunkelster, grauenvollster Fleck ihr im Geist sich freilich erst im Verlauf des Dramas durch einen plötzlich hineinzuckenden Blitz offenbart, und dieser Blitz ist zugleich vernichtend. Denn was für einen Werth kann eine Existenz noch haben, die aus einem Knäuel von Schuld und Frevel gegen die Natur erwachsen ist? Kann die Tochter einer Verführten, eine Tochter, die zugleich die Concubine des gleichen Verführers, ihres Vaters, geworden ist, noch ein Daseinsrecht beanspruchen, mit dem Leben noch pactiren? Diesem Schlag hält keine Individualität, und wäre sie auch noch so trotzig und eigenwillig, wäre sie im Feuer gehärtet, mehr Stand; hier hilft nur eine Sühne und ein Retter: der Tod. Rebecca muß fallen als Opfer fremder und eigener Schuld. Daß sie diese Nothwendigkeit fühlt, bringt sie uns menschlich wieder näher, versöhnt uns mit ihr und löscht in unseren Augen ihre Schuld. — „Aber der arme, unschuldige Rosmer, den sie mit sich in den Tod zieht?" Wir antworten mit der Gegenfrage: Ist er denn so ganz schuldlos? Er, der die Mörderin seiner Gattin in wahrer, heißer Liebe zu deren Nachfolgerin wählt? Auch er hat zu sühnen, und der Tod ist ihm ja eine ersehnte Befreiung, der Endpunkt eines wenn auch nur augenblicklichen, so doch nie empfundenen, unsagbaren Glückes, das ihm trotz seiner kurzen Dauer ein ganzes, langes Leben aufwiegt und darum auch nicht länger dauern kann.

Im Uebrigen darf Schuld und Sühne im Drama nicht ängstlich oder gar mathematisch abgewogen werden; es kennt die Gleichung von „Auge um Auge, Zahn um Zahn" nicht, im Tragischen schwebt die Wagschale der Schuld höher und sinkt die der Sühne, anders wäre es nicht tragisch, sondern bloß gerecht. Die Tragödie, welche, nach Schiller, den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt, ist eben trotzdem ein „Trauerspiel"; und beide Eindrücke schließen einander nicht aus. Man dürfte bei Ibsen höchstens fragen, ob das Traurige nicht allzu reichlich zugemessen sei, und Jedermann wird die Empfindung des französischen Kritikers theilen, daß die Dramen Ibsen's „in tiefe Schwermuth getaucht seien, in der kein lichter Strahl hineinleuchte, es wäre denn ein Strahl jener Mitternachtssonne, deren bleiches Licht die Fjorde Norwegens nicht zu erwärmen vermag." Und hieraus, meint der Kritiker, erklärt es sich auch, warum die französische Nation, „welche ein fröhliches Gemüth und einen guten Tropfen liebt", sich niemals für die Dramen Ibsen's erwärmen wird.

Historische Romane.

Von Arnold Fokke.

Vor mir liegt, aus der Feder von Julian Schmidt, eine Besprechung von Gustav Freytag's „Markus König" im Februarheft des Jahres 1877 der „Preußischen Jahrbücher". In dieser sind es besonders zwei Eigenschaften, welche der strenge Kritiker, wenn auch nicht ohne Vorbehalt, so doch im Ganzen lobend an dem Dichter der „Ahnen" hervorzuheben hat. An erster Stelle spricht er von dem immer und überall die Gemüther gefangen nehmenden Verhältniß, in welchem die zu irgend welcher Zeit herrschenden Ideen auf die verschiedenen Personen der Romane vertheilt sind. Hier die Geistesheroen der Epochen, in denen der ganze Gedankeninhalt dieser gleichsam verkörpert ist, dort höheren und niederen Ranges die Satelliten der Sonnen, in denen das Licht der jedesmal treibenden Gedanken auf's Mannigfachste, reizvoll gebrochen erscheint. Zweitens — aber hier sind seine Zugeständnisse noch hypothetischer als an dem ersten Punkte — weist er auf die Kunst Freytag's hin, auch in Ausdruck und Satzbau den Klang und die Farbe der Zeit wiederzugeben, aus welcher die Gestalten seiner Dichtungen in die Handlung hervortreten.

Es ist unzweifelhaft, daß der Dichter des historischen Romanes die Krone davon tragen müßte, dem neben der Erfüllung anderer poetischer Anforderungen auch das volle Gelingen in dem letzten der angeregten Punkte nicht minder zur Seite stünde als in dem ersten. Aber, wie schon angedeutet wurde, so ist Julian Schmidt zweifelhaft, ob er in der Frage der Sprache dem Verfasser der „Ahnen" das völlig genügende Prädikat unter seine Arbeiten setzen darf. Es ist in der That wenn nicht unmöglich, so doch eine Aufgabe von der äußersten Schwierigkeit, auf den verhältnißmäßig wenigen und geringen Spuren, die aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückführen, mit unbestrittener Sicherheit in Ausdruck und Sprachwendung das Korrelat für die tausendfachen Regungen des Gedankens und des Gefühles wiederzufinden. Gustav Freytag hat für sein dichterisches Verfahren weder einen eigentlichen Vorgänger, noch soviel ich weiß einen Nachfolger gehabt. Aber daraus den Schluß ziehen zu wollen, daß er mit dieser seiner Nachahmung in der Sprache sich auf ein Gebiet künstlerischer Gestaltung begeben habe, das zu betreten aus sachlichen Gründen unzulässig sei, wäre meines Erachtens eine am Dichter begangene Ungerechtigkeit. Nicht daß dies Julian Schmidt zum Vorwurf gemacht werden soll, aber er dürfte die Frage nicht richtig gestellt haben. Wenn der Dichter, der in Versen zu uns sprechen will, bei der Wahl seines Metrums nichts Anderes entscheidend sein läßt als sein eigenes Ermessen, so braucht auch derjenige, welcher sich der Prosa bedient, in der Modulation dieser Sprachform sich nur durch die Frage bestimmen zu lassen, ob er selber glaubt, durch die eine oder die andere der von ihm beabsichtigten Wirkung zu Hülfe zu kommen, oder nicht. Ob Freytag mit dem Gebrauche eines verschiedenen sprachlichen Ausdruckes für verschiedene Zeiten in Wirklichkeit das erreicht hat, was er davon erhofft hat, könnte der Gegenstand für die Untersuchung eines Literarhistorikers sein, darf uns aber hier nicht weiter beschäftigen. Was an dieser Stelle als allgemeine Bemerkung an die Auslassungen Julian Schmidt's geknüpft werden soll, ist dies, daß der Kritiker dem Dichter in der Wahl und der Verwendung seiner Kunstmittel nicht Spielraum genug gewähren kann.

Wenden wir diesen Satz auf den Schriftsteller an, von dessen historischen Romanen in Folgendem die Rede sein soll, so wird hier das Prinzip in einem umgekehrten Verhältniß als zu Freytag aufgestellt werden müssen. Wie dieser dem Kritiker deshalb zu weit zu gehen scheint, weil er selber nicht ganz dem Fluge der dichterischen Phantasie zu folgen vermag und weil er darum die Frage lediglich auf dem Gebiete sprachlicher Nothwendigkeit zur Entscheidung bringen möchte, so würde ihm vielleicht Adolf Glaser, dessen Gesammelte Werke uns vorliegen, allzusehr hinter den Anforderungen zurückbleiben, die er als absolut bindend für jeden Dichter aufzustellen Lust hat, und zwar nicht so sehr, weil eine strenge Objectivität ihn dazu anhält, als weil er von irgend einem subjectiven Belieben dazu getrieben wird. Aber wenn überhaupt, und es ist in der Gegenwart ja so viel von dem Rechte der Individualität die Rede, so sollte doch vor Allem das des Dichters gelten. Kritiker wie Julian Schmidt, und er hat genug Nachfolger gefunden, würden, wie sie an der Sprache irgend eines ihrer Zeitgenossen das Uebermaß von Gluth und Schwung anstreichen, so an der Diction Glaser's den Mangel an diesen Eigenschaften zu tadeln finden. Nichts wird bekanntlich in deutschen Landen, der anerkannten Heimath von Treue und Biederkeit, leichtherziger gehandhabt, als die Kritik. Man kennt den Ausspruch des deutschen Professors, der für die Recension eines Buches die Kenntniß seines Anfanges und seines Endes als ausreichend erklärte. Manche sind sogar mit dem bloßen Durchlesen der Vorrede zufrieden gestellt und kritisiren, als ob ihnen das Wissen aus allen Poren des Buches zuströmte. Nicht als ob Julian Schmidt sich jemals eines solchen Frevels habe schuldig machen können, aber seine Art, die Dinge zu behandeln, dürfte mindestens keinen guten Einfluß gehabt haben. Mag dem sein wie es wolle, jedenfalls würde eine gewisse saloppe Abfertigung fremder Geistesarbeit leicht an den Werken Glaser's Nüchternheit und Trockenheit finden, wo es sich für den, der nicht an der Oberfläche liest, um ganz andere Eigenschaften handelt.

In unseren Tagen — oder ist das immer so gewesen? — können die Gerichte, die dem Publikum in Romanen vorgesetzt werden, nicht gepfeffert genug sein. Wer einen Blick dafür hat, was um ihn herum vorgeht, der weiß, daß das nicht etwa bloß in den Niederungen statt hat, sondern auch und ganz besonders in den höheren Lagen des Lebens. Der Markt des Daseins ist überall unruhevoll, aber in diesem Theile desselben herrscht in Sprache und Empfindung ein Hasten und Ueberbieten, daß dagegen die Ruhe in den Glaser'schen Romanen den wohlthuendsten Eindruck macht. Vornehme Ruhe ist in Wahrheit die Signatur, die seinen Erzählungen aufgeprägt ist. Sie gibt sich nach den verschiedensten Seiten hin zu erkennen. Zunächst in der Wahl des Ausdrucks, der aller Gesuchtheit so fern bleibt, daß man ihn nicht anders als naiv nennen kann. Es ist das Bestreben Glaser's, so einfach und natürlich als nur immer möglich zu sein. Von seinen Lesern verlangt er nichts als die Fähigkeit der Begriffe und im Uebrigen die möglichste Unbefangenheit des Gemüthes. Es ist als ob er uns zurufen wollte, daß wir vor Allem erst wieder wie die Kinder werden müßten, wenn wir das, was in Natur und Kunst um uns herum vorgeht, verstehen wollen. Ihr seid durch das Hetzen von hüben und drüben von eurer menschlichen Basis abgedrängt worden, durch einfache und gesunde Kost suchet einmal erst wieder richtigen Geschmack zu bekommen. So unscheinbar und unauffällig, als nur irgend angeht, denn ihr müßt wissen, daß die Tendenz der Tod aller Kunst ist. Nichts destoweniger möchte ich gerade in dieser Enthaltsamkeit, in dem Gegensatz zu dem lauten aufdringlichen Schreien, das widerwärtig genug noch immer in literarischen Dingen die Ohren belästigt, eine bestimmte Absicht erkennen. Sollte es nicht ein stiller Protest und, je stummer sie ist, eine um so eindringlichere Polemik gegen die Bestrebungen sein, die als Realismus und Naturalismus sans phrase, oder auch als sogenannte „Moderne" sich breit machen?

Herzerquickende Treuherzigkeit und Einfalt herrscht in Glaser's Romanen, aber man soll deswegen nicht glauben, daß ihr Inhalt auch ein nur an der Oberfläche liegender sein könne. Sein dichterisches Streben berührt die höchsten Probleme der Menschheit, aber es bleibt im Ausdruck nirgends hinter der künstlerischen Absicht zurück. An vielen Stellen ist die Klarheit in der Einfachheit überraschend, nicht an wenigen ist mir „Wilhelm Meister" in den Sinn gekommen. Zu den großen Eigenschaften Goethe's gehörten bekanntlich seine klare Besonnenheit und das weise Haushalten mit den Kunstmitteln, mit beiden beherrschte er in vollkommener Sicherheit sowohl sich selber als seine Stoffe. Geht hierin Glaser auf des großen Meisters Spuren, so folgt er da nicht bloß seinem angeborenen Charakter, sondern auch der bewußten Ueberzeugung von

der künstlerischen Nothwendigkeit, daß der Dichter unter allen Umständen freier Herr seines Stoffes sein muß. Vielleicht ist es hierauf auch zurückzuführen, daß zur Weiterführung der Handlung verhältnißmäßig wenig der Dialog in Anwendung zu kommen scheint. Hier ist es, wo ich die Vorhaltung nicht unterdrücken darf, daß unter diesem Mangel nach meinem Empfinden die Frische der Darstellung leiden muß. Der Beweis hierfür könnte aus vielen Stellen erbracht werden, wo der Dichter in die dialogische Form einlenkt und wo die ungemeine Wirkung unzweifelhaft durch sie gefördert wird. Aber trotz der Ersichtlichkeit des hieraus entspringenden Vortheiles muß doch der Regel nach das dramatische Element vor dem epischen zurücktreten. Es ist, als ob der Dichter fürchtete, daß unter dem lebhafteren Hin und Her der Rede der Stoff sich seinen Händen entwinden und über die Grenzen eines stetigen und sicheren Modelns hinausspringen könnte.

Wenn uns nur erst einer sagen wollte, was man in Wahrheit unter dem richtigen historischen Roman verstehen soll. Als dem Schreiber dieser Zeilen vor 16 Jahren der Aufsatz Julian Schmidt's zum ersten Male durch die Hände ging, konnte er ihm keine Befriedigung gewähren, noch weniger jetzt, da im Kopfe des Kritikers von heute doch auch manches anders geworden ist. Zunächst in Bezug hierauf eine grundlegende Bemerkung. Es ist nämlich die Meinung des genannten Literarhistorikers, daß die Kunst die Absicht haben könne, unser Wissen zu vermehren. Vielleicht, daß dies nach vielen Jahren der Fall ist, wenn die historische Wissenschaft zur Kunst geworden ist, das heißt, wenn sie sich immer mehr dazu durchgerungen hat, alles Geschehene und Geschehende in Beziehung auf einen alles Andere überragenden Punkt zu betrachten, wenn sie sich gewöhnt hat, auch in der Spezialuntersuchung nicht bloß auf die äußere Betrachtung Werth zu legen, sondern die Erscheinung auch von ihrer Innenseite anzusehen und nach ihrem lebendigen Grunde zu fragen. Dann wird die beste Geschichtschreibung zugleich das vollkommenste Epos sein und umgekehrt wird in der Vollendung dieser Kunstform auch die Geschichtswissenschaft ihren höchsten Triumph feiern.

Aber bis es dahin gekommen ist, werden wir nothgedrungen einen anderen Standpunkt der Betrachtung einnehmen müssen. Vor allem Anderen haben wir uns des Gedankes zu entschlagen, daß man aus dem historischen Roman für die Geschichte etwas lernen möchte. Es ist mit ihm wie mit aller wahren Kunst, aus der wir nichts für die Denkthätigkeit und für die Kraft des Gedächtnisses, wohl aber vieles für die Arbeit unserer Vernunft entnehmen können: ein Kunstwerk kann uns weiser, aber nicht gelehrter machen. Jede Kunst, wenn sie in Wirklichkeit so genannt werden kann, baut ihr Werk auf dem Grunde der Ideen auf und sie wirkt um so mehr, je fester sie diesen gelegt hat. Andererseits aber darf man nicht außer Acht lassen, daß die Abstractionen zwar das starke Fundament der Handlung bilden sollen, daß es aber gut ist, sie nicht aus diesem in das Spiel der Erscheinungen selbst mit empor zu heben. Es wird also der Dichter das volle Lob wahrer Realität ernten, der, ob er zwar alles aus der Tiefe des Gedankens heraufführt, doch ihn selber so fern als möglich hält und nur durch die Handlung hindurch ihn erkennen läßt. Wie es den Verlust unserer Sehkraft herbeiführen würde, wenn wir es nicht vermeiden wollten, mit bloßen Augen in das Sonnenlicht zu schauen, so würde der ausschließliche Verkehr mit den Ideen unsere Flugkraft bald erlahmen lassen.

Ist es dennoch in aller Kunst ein Gesetz, die Welt der Ideen als solcher aus der Behandlung wegzulassen, so dürfte auch derjenige historische Roman am meisten den an ihn gestellten Anforderungen gerecht werden, in welchem die Träger der großen treibenden Gedanken möglichst im Hintergrunde gehalten werden. Der Schriftsteller, der die mächtigen historischen Figuren überall in's Lampenlicht stellen wollte, würde ungefähr so handeln wie der König, der gut zu thun glaubt, wenn er seine Tage vor den Augen Aller hinbringt. Vom Centralsitze des Lichtes sollen die erleuchtenden und erwärmenden Strahlen auf die Gegenstände fallen, und eben in der Mannigfaltigkeit, wie sie sich an ihnen brechen, liegt der berückende Reiz des historischen Romanes. Man wird diese Regel bei allen Dichtern des historischen Faches bestätigt finden, bei Scott und bei Cooper, bei Wilibald Alexis und Victor Scheffel, und nicht am mindesten bei Freytag. Julian Schmidt tadelt es zwar, daß in „Markus König" die Gestalt Luther's nicht in breiterer Ausführung vor uns steht, aber wer genauer zusieht, der möchte gerade in der Gehaltenheit der Charakterisirung das Verdienst der Dichtung sehen. Mit wenigen Strichen legt der Dichter die Figur des Reformators fest, und nun ist es köstlich zu sehen und zu empfinden, wie die Ausstrahlungen dieser machtvollen Persönlichkeit die verschiedensten Gestalten des Romanes auf's verschiedenste treffen und doch auf den einen innersten Grund zurück zu führen sind.

Wie groß der Unterschied sonst auch sein mag, so ist es doch in diesem Punkte, daß Adolf Glaser nicht bloß mit Freytag, sondern auch mit den Besten der anderen zusammen trifft. Welche Gestalt müssen die großen, die Welt bewegenden Fragen im einzelnen Falle annehmen und welche Wirkung müssen sie in dem so oder so gearteten Charakter ausüben? Ferner, wie müssen unter ganz bestimmten örtlichen und zeitlichen Voraussetzungen aus dem Zusammenwirken allgemeinen Menschenthums und machtvoller historischer Motive die Individuen hervorwachsen und ihre großen und kleinen Wege durch die Welt nehmen? Das sind die Fragen, die auch Glaser in jedem seiner historischen Romane sich stellt und denen er jedesmal die reizvolle poetische Antwort gibt. Reizvoll deshalb, weil überall den Vorbedingungen entsprechend und deshalb richtig das Licht der großen Welt in der kleinen sich wiederspiegelt. Auch im Thautropfen bricht sich der Strahl der Sonne, und ihr Licht ruht nicht minder auf der schlammigen Pfütze als auf der unendlichen Fläche des Weltmeers. Daß die Objecte stets in richtiger Proportion, sowohl zu einander, als zu den wirkenden Kräften gehalten werden, das verleiht den Glaser'schen Romanen den Rang von Kunstwerken, den sie auch durch eine gewisse Monotonie, von der schon die Rede war, nicht verlieren können.

Denn auch bei Adolf Glaser stehen wir unter dem Banne jener dichterischen Anschauung, die, sicher in sich, das Leben der Menschen weder einseitig im Glanze des Himmels, noch ebenso verkehrt nur im Staube der Erde sucht, und die andererseits, wenn sie es auch verschmäht, mit bestimmten Kunstmitteln der Sprache zu wirken, doch Menschen und Gegenstände in dem Kolorit wiedergibt, das den jemaligen Bedingungen von Ort und Zeit jedenfalls nicht widerspricht. Noch auf eins darf hier aufmerksam gemacht werden. Es wird den Dichtern der Gegenwart so schwer, sich der politischen Parteistellung zu entschlagen. Selbst Gustav Freytag ist darin nicht ohne Fehl, denn je mehr er sich mit seinen „Ahnen" der neueren Zeit nähert, um so mehr tritt eine gewisse Färbung hervor, die den Liberalismus unserer Tage nicht als eine Zeiterscheinung wiedergibt, sondern ihn mit sichtlicher künstlerischer Vorliebe behandelt. In Glaser's Werken könnte auch die schärfste Kritik dergleichen nicht entdecken. Sein dichterisches Schaffen ist völlig tendenzlos, und wo er ein Urtheil ausspricht, da bezieht es sich auf das Allgemeinste in den menschlichen Dingen. Aber auch in diesen Fällen drängt es sich nicht auf, noch will es die Gemüther gefangen nehmen, sondern gibt sich in seiner natürlichen Einfalt und fast kindlichen Naivetät, als wenn es gar nicht anders sein könnte und durchaus bei der erzählten Handlung laut werden müßte. So begleitet es die Hergänge wie der Chor in der griechischen Tragödie, nur daß hier der Schriftsteller selber den Zuschauer macht, ohne doch etwas von seiner Objectivität aufzugeben.

Der erste in der Reihe der von Glaser*) neu herausgegebenen historischen Romane ist „Schlitzwang". In dieser Erzählung aus dem achten Jahrhundert bildet ähnlich, wie in Scheffel's „Ekkehart" der Sänger des Waltariliedes, der Dichter des Heliand den Mittelpunkt: für die Zwecke, die der Dichter verfolgt, ein ganz vortreffliches poetisches Mittel. Denn da er den sächsischen Bauern, der mit gutem Rechte für den Ver-

*) Adolf Glaser's ges. Schriften, Leipzig, Wilhelm Friedrich.

fasser der altsächsischen Evangelienharmonie gehalten wird, zum Helden seines Romanes macht, so hat er damit die denkbar geeignetste Persönlichkeit gewonnen, um an ihr in dem gewaltigen Kampfe des Christenthums mit dem nordgermanischen Heidenthum die widerstreitenden Gedanken zur Darstellung zu bringen. Nach dem „Ingraban" Gustav Freytag's ohne Zweifel ein kühner Wurf, aber wer zusehen will, der wird finden, daß der „Schlitzwang" den Vergleich nicht zu scheuen braucht. Nur auf die hohe poetische Schönheit sei aufmerksam gemacht, daß der Sachse zwar wohl die Waffen im geistigen Kampfe gegen sein Volk schwingt zur Einführung des Christenthums, aber durch nichts gewonnen werden kann, sie auch zur Unterdrückung seiner nationalen Selbständigkeit herzuleihen.

Die zweite Erzählung „Wulfhilde" ist aus der Zeit Friedrichs II. von Hohenstaufen genommen, geht also mit Freytag's „Brüdern vom deutschen Hause" parallel. Nicht bloß äußerlich, sondern auch in der Behandlung derselben Gedanken. Der Kampf der weltlichen Macht mit dem Papstthum, die Kreuzzüge, viele andere geistige Bewegungen im Hintergrunde, aber vorne die Reflexe von alle diesem auf das individuelle Leben des deutschen Volkes. Der Höhenpunkt des Romanes liegt in einem Zwiegespräch des Helden mit einem fahrenden Sänger. Diesem ist das Zeichen der Zeit „die blaue Blume der Sehnsucht". Kaiser und Ritterschaft können sich an dem engen Leben in der Heimath nicht genügen, daher überall das Streben in entlegene Fernen. Aber es ist die Meinung des Anderen, daß auch das Volk seine Sehnsucht habe und daß es die Pflicht seiner Führer sei, diesem Empfinden die artikulirten Laute zu geben. Ihm selber gibt in der Zeiten Zwiespalt Ruhe das geliebte Weib und die Kunst: es ist der Ritter von Sunnera, der den Grundriß zum Kölner Dom entwirft und und auch die erste Grundlegung leitet.

Den Hintergrund zu der dritten Erzählung „Kordula" bilden die ersten Jahrzehnte der Reformationszeit, den Inhalt die Schicksale eines Weibes aus bürgerlicher Familie. Kordula, von ihrem adligen Erretter aus nächtlicher Todesgefahr, in der ihre Eltern umkommen, in Stich gelassen, schließt sich an einen Mann an, der sie wahrhaft liebt und zu dem auch sie selber soviel Zuneigung zu haben glaubt, daß sie einer unruhevollen Zukunft sicher entgegen gehen kann. Aber, nach Münster verschlagen, wird sie eine der Frauen Jan Bokelson's und verliert damit allen sittlichen Halt. Ob sie zwar nach dessen Tode mit dem Leben davon kommt, so kann sie trotz aller Anstrengung doch nicht wieder zum Stillstand gelangen: ohne eigentlich neue Schuld sinkt sie tiefer und tiefer und findet schließlich ein erschütterndes Ende durch die Hand des eigenen Bruders. So erhält die Erzählung einen zwar traurigen, aber doch versöhnenden Abschluß.

Was von den genannten Romanen gesagt worden ist, gilt auch von den beiden letzten, dem „Fräulein von Villecour" und „Ein Seelenfreund". Ein reichgestaltetes, aber fest umgrenztes individuelles Leben auf dem Grund und im Lichte einer von bedeutenden Charaktern beeinflußten Zeit. In jenem gibt die wilde Zeit des dreißigjährigen Krieges, in dem letzten das Zeitalter Peters des Großen und Friedrich Augusts des Starken die historische Staffage.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Schuß im Uebel.

Von J. P. Jacobsen.

Mit ihren kurzlehnigen Stühlen, die gewiß nicht zu längerem Verweilen einluden, machte die kleine grüne Stube auf Stavnede ganz den Eindruck eines Durchgangszimmers, und dazu war sie gewiß auch bestimmt. Mitten an der Wand war eine helle Stelle. Dort mochte ehemals ein Spiegel seinen Platz gehabt haben, jetzt prangte dort ein stattliches Hirschgeweih, um den Fleck zu verbergen. An einem der Zacken hing ein großer Damenhut mit grünen Bändern. In der Ecke stand eine Flinte, und in der anderen ein Bündel Angelruthen, in denen ein Paar Handschuhe steckten. In der Mitte des Zimmers befand sich ein Tischchen mit umhergestreuten frischen Farrenkräutern. Es war schon ziemlich Mittag. Goldig fielen die Sonnenstrahlen herein und senkten sich auf die Farren, von denen die meisten noch schön grün, die anderen aber eine unbestimmte Farbe zwischen Weiß und Bräunlich zeigten. Nur ihre Form hatten sie beibehalten. Der junge Mann am Fenster, der etwa fünfundzwanzig Jahre zählen mochte, schaute zu dem sonderbaren Farbenspiel hin. Im Nebenzimmer, dessen Thür weit geöffnet stand, saß eine junge Dame und spielte Klavier. Das Fenster ging hinaus in den Hof, und sie konnte einen jungen Mann sehen, der im Reitanzug bemüht war, einen Schimmel zuzureiten. Es war ihr Bräutigam, und sie die Tochter vom Hause, und der Schimmel wurde für sie zugeritten. Draußen aber im Vorflur saß ihr Vetter, der Sohn ihres Vatersbruders, von dem man nie ein gutes Wort gesprochen hatte, und der dann arm und verschuldet gestorben war. Der Vater des Mädchens, Lind auf Stavnede, hatte sich dann des Sohnes angenommen, um ihm die nöthige Erziehung angedeihen zu lassen, aber nicht in dem Sinne, wie der junge Mann gewünscht hatte, denn wenn er auch viel Lust und Talent zu den Büchern zeigte, so mußte er doch gleich nach seiner Confirmation das Gymnasium verlassen und zur Landwirthschaft übergehen. Jetzt bekleidete er die Stellung eines Verwalters, kam aber nicht recht zur Geltung, da der alte Lind überall mitreden wollte. Da das Gut schlecht im Stande war und auch keine Mittel vorhanden waren, um dem Uebelstande abzuhelfen, so mußte Vieles unterbleiben, das gethan werden sollte, um wenigstens mit den Anderen Schritt zu halten. Der alte Herr war noch dazu ein Hitzkopf, und drum mußte es so schlecht und recht gehen wie nur irgend möglich. Als dann schlimme Zeiten kamen, mußten Aecker und Wiesen verkauft werden, nur damit man wieder etwas baares Geld in die Hand bekam. Die Thätigkeit war also sehr traurig für den jungen Henning, und der alte Lind glaubte, weil jener in seiner Jugend Wohlthaten von ihm empfangen hatte, brauchte er keine Rücksicht auf ihn zu nehmen. Wenn er gerade seinen schlechten Tag hatte, so unterließ er es nicht, dem jungen Mann vorzuwerfen, was er für ein armer Bursche gewesen sei, und wie viel Wohlthaten er ihm erwiesen habe; half dann das auch nicht viel, so machte er dunkle Anspielungen auf das Leben seines Vaters. Wohl hatte sich ein unverheiratheter Enkel von ihm, der im Schleswigschen einen großen Holzhandel betrieb, gemeldet, um den jungen Mann zu sich zu nehmen, aber der hatte sich in die Tochter des Hauses verliebt und glaubte nirgends, als nur in ihrer Nähe leben zu können. Aber es lag von vornherein kein Glück auf dieser Liebe. Wohl hatten sie als Kinder zusammen gespielt und mochten sich auch als Erwachsene wohl gern unterhalten, aber als er ihr eines Tages von seiner Liebe sprach, wurde sie zornig und sagte, es dürfe nie wieder aus seinem Munde etwas davon verlauten. Jetzt nehme sie die Sache als Scherz auf, doch wenn es sich wiederholen sollte, so würde sie ihn für verrückt halten.

In Folge der immerwährenden schroffen Behandlung ihres Vaters, betrachtete sie den jungen Mann als einen Niederen, nicht etwa weil er arm war, sondern in seinem ganzen Denken und Ehrgefühl. Dann verlobte sie sich mit Bryde. Wie viel hatte der arme Henning gelitten, er, der nur ihretwegen das Leben hier ertragen hatte! Immer hoffte er auf einen glücklichen Zufall, der Alles ändern konnte, aber so viel er auch dachte, nirgends wollte sich ein Ausweg finden. Und so blieb es.

„Aber Agathe, schaue doch einmal heraus! Du siehst ja gar nicht, wie wir uns Mühe geben," rief von draußen die Stimme des Reiters hinein. Ohne im Spielen aufzuhören, rief sie:

„Gewiß sehe ich Euch! dort drüben wäret ihr ja beinahe gefallen," mit diesen Worten machte sie ein paar schnelle Griffe in den Discant hinüber, und während sie in einen Galopp überging, rief sie: „Vorwärts, los!" Doch der Reiter blieb stehen.

„Sage mir einmal, spielst Du noch lange?"

„Selbstverständlich bis zu Tisch."

„Weißt Du was? Dann werden wir einmal versuchen, ob wir bis Mittag nach Hagestedhof hin und zurück reiten können!"

„Jawohl, versucht es einmal. Adieu Bläß, adieu Niels!“ Sie schloß das Fenster und er ritt fort. Bald aber wurde ihr das Klavierspiel zu langweilig; es war doch interessanter zu spielen, wenn er ungeduldig draußen wartete. Im Vorzimmer sah Henning dem Davonreitenden nach. O, wie ihm dieser Mensch, der so gar nicht für Agathe paßte, zuwider war! Die eben gespielte Melodie vor sich hinsummend, trat Agathe ein und ordnete die Farrenkräuter. Henning sah ihr zu und bewunderte dabei ihre schönen, wenn auch etwas großen Hände, die ebenso wie der Arm von einer blendenden Weiße waren. So herrlich und anmuthig in all ihren Bewegungen! Wie oft hatte es ihn gedauert, daß die Hände die Tasten des Klaviers umspannen mußten, statt ruhig im Schoß zu liegen! Wie sie so dastand, lag in ihrem Gesicht ein Ausdruck ruhigen Glücks. Warum war sie dazu berufen, dieses Glück zu tragen, sie, die ihm jeden Lichtstrahl geraubt hatte? Wie, wenn er nun derjenige war, der einen Schatten auf ihr Glück warf? Unbarmherzig hatte sie seine Liebe mit Füßen getreten. Sie hatte ihn nicht behandelt wie eine Menschenseele, die sich, von ihr zurückgestoßen, krümmend am Boden wand, sondern war über ihn hinweggegangen, wie über einen todten Gegenstand.

Er blickte zum Fenster hinaus und sagte: „Jetzt mag er nicht weit von Borreby sein.“

„Dort reitet er nicht hin, sondern nach Hagestedhof,“ erwiderte sie ruhig. „Das andere liegt ja auch am Wege.“

„Nun, ganz am Wege doch nicht . . . aber verkehrt er noch immer viel dort?“

„Wo?“

„Nun, beim Holzvogt in Borreby!“

„Was sollte er dort?“

„Nun, ich glaube, es ist ein bloßes Gerede . . . Du weißt ja, der Holzvogt hat das schönste Mädchen als Tochter, und dann sind doch nicht alle Männer Mönche.“

„Redet man schon davon?“

„Man spricht über alle Menschen. Immerhin könnte ich ihm etwas mehr Vorsicht anrathen.“

„Was redet man denn. Was denn?

„Von Zusammenkünften . . . und . . . dann das Alltägliche.“

„Das sagt kein Mensch, Henning, das hast Du nur erfunden,“ rief sie und trat auf ihn zu.

„Glaubst Du vielleicht, es sei mir eine besondere Freude, von seinem Glück bei den Mädchen zu erzählen, und übrigens, warum erkundigst Du Dich bei mir?“

„Das hätte ich doch nicht von Dir geglaubt, Henning.“

„Ich begreife Deine Empörung, meine Liebe, denn daß er sich nicht einmal Zwang auferlegt . . “

„Henning, Du handelst unwürdig, ich glaube Deinen gemeinen Lügen nicht.“

„Meinst Du vielleicht, ich habe gesehen, wie sie sich küssen?“

Mit einem verächtlichen Blick schlug ihn Agathe in's Gesicht. Er wurde todtenblaß und sah sie mit einem Blick an, der dem eines kranken Hundes oder eines beleidigten Mannes glich. Agathe hielt beide Hände vor das Gesicht und schritt so zur Thür. Dort wandte sie sich um und sagte: „Henning, ich bereue gar nicht, was ich gethan habe.“ Dann ging sie fort. Lange saß Henning wie betäubt, dann begab er sich auf sein Zimmer und legte sich auf's Bett. Jetzt war Alles aus, das Beste wäre, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Durch jenen Schlag war er zum Sklaven gestempelt worden. Ach, wie hatte er sie geliebt, so unterwürfig wie ein Hund. Er lag zu ihren Füßen, wie vor einem Heiligenbilde. Wenn sie im Garten waren, hatte er ihren Namen in alle Baumrinden geschnitten, ihre Locken geküßt, und dann war er Tage lang glücklich gewesen. Aber nie hatte seine Liebe etwas Mannbares gezeigt, und nie hatte sie ihm vertraut. Er konnte gegen Niels sagen, was er wollte, niemals glaubte sie ihm. Nie hatte er sie belogen, erst heute hatte er zum ersten Mal die Unwahrheit gesprochen. Sie hatte es ja auch gleich bemerkt, denn in ihren Augen war er ja immer niedrig und gemein gewesen. Und hatte er nicht alle diese Erniedrigungen ruhig hingenommen um ihretwillen? Kam ihm nicht jeder Bissen Brotes, den er genoß, wie ein Gnadengeschenk vor? Was hatte sie aus ihm gemacht? einen elenden Sklaven, einen ehrvergessenen Menschen. O, wie sein Haß wuchs! umbringen hätte er sie mögen, wenn er an all dieses dachte. Aber die Rache mußte kommen, sollte es auch Jahre währen, er mußte Rache üben für all die verlorenen Stunden, für all das Glück, dessen er durch ihre Schuld verlustig gegangen war. Und wie er sich einst in süße Liebesträume hineingelebt hatte, so brütete er jetzt Rache. Darum erschoß er sich auch nicht und verließ ebenso wenig das Haus.

* * *

Mehrere Tage später stand Henning zur Jagd ausgerüstet im Garten. Wie er noch so sinnend dastand, kam Niels mit Flinte und Jagdtasche herangeritten.

Obwohl sie eigentlich keine besonderen Freunde waren, so gaben sie sich doch alle Mühe, darüber erfreut zu scheinen, daß sie gemeinschaftlich zur Jagd gehen konnten. Sie gingen also zusammen hinaus zu einer stillen, großen, mit Haide bewachsenen Insel, die „Rönne“ genannt. Sie lag ziemlich weit draußen, und im Herbst zeigten sich auf ihr viele Seehunde. Diesen Thieren galt auch die Jagd. Als sie zu der Stelle gelangt waren, wo die Seehunde gewöhnlich ihr Lager hatten, ging Jeder seinen Weg. Da das Wetter recht trüb und neblig war, so waren viele Seehunde am Wasser versammelt und man hörte die Beiden eifrig schießen. Um die Mittagszeit verdichtete sich der Nebel so, daß man die Seehunde kaum von den Steinen unterscheiden konnte. Henning setzte sich still am Strand nieder. Diese Ruhe wirkte so wohlthuend auf sein erregtes Gemüth, hier wollte er sitzen und ausruhen. Er war des Denkens und Träumens müde, hier wollte er sitzen und die Welt als etwas Fernes betrachten, etwas Ueberwundenes, das hinter ihm lag. Ja, hier zu sitzen, das allein schon war Frieden und wenn man wollte, auch schon etwas Seligkeit.

Da klang mitten durch den Nebel ein jubelndes Lied an sein Ohr. Henning erkannte Niels Bryde's helle Stimme. Blitzschnell flammte es in seinem Auge auf, und der Haß leuchtete daraus. Er lachte leise und legte die Flinte an, ein Knall — — — und dann war Alles ruhig.

Henning hielt den Athem an, um zu horchen — — — Gott sei Dank, es war nichts, nur das Plätschern des Wassers und der Ruf der aufgeschreckten Möven war vernehmbar. Aber dort im Nebel, jammerte da nicht etwas? Er warf sich zu Boden, um nichts hören zu müssen. Ganz deutlich zog vor seinem Auge das Bild, das sich dort abspielte, vorüber. Er sah das entstellte Gesicht, das Blut, die letzten Zuckungen des Körpers, und wie das Haidekraut sich immer röther färbte. Er erhob den Kopf wieder, um zu lauschen, aber es jammerte immer noch. Jetzt wollte er noch nicht hin, er fand den Muth nicht dazu. Er wälzte sich auf dem Erdboden umher, lockerte die Erde, vergrub seinen Kopf in das Haidekraut und riß es dann mit den Händen aus. Wie ein Wahnsinniger geberdete er sich, doch das Jammern hatte noch kein Ende. Dann wurde es still. Er horchte noch lange, dann ging er langsam in den Nebel hinein. Lange währte es, bis er etwas sah. Endlich fand er ihn auf einer Erderhöhung liegen. Der Schuß hatte seine Herzgrube getroffen und ihn getödtet. Henning nahm die Leiche in den Arm und trug sie in das Boot, das sie hergeführt hatte. Während er so ruderte und schon vorher, beim Anblick der Leiche, zog eine gewisse Wehmuth in sein Herz. Er wollte versuchen, es zu Hause so schonend wie möglich zu berichten, und dachte dann auch wieder, wie vergänglich das Leben sei. An's Land gekommen, suchte er sofort ein Fuhrwerk zu bekommen. Der Besitzer erkundigte sich theilnehmend, wie denn ein so furchtbares Unglück passiren konnte.

Ganz als ob es sich so zugetragen hatte, floß der Bericht von Henning's Lippen. Als Byrde über eine Anhöhe gekrochen sei, war gewiß der Hahn seiner Flinte nicht fest geschlossen, und so sei der Schuß losgegangen und hätte gerade die Herzgegend getroffen . . . Er hätte wohl den Schuß gehört und sei sofort der Richtung nachgegangen, aber bei dem dichten Nebel wäre es unmöglich gewesen, ihn zu finden, und als er ihn endlich gefunden, sei er schon todt gewesen.

Während er so sprach, war sein Ton ruhig und gelassen. Kein Gefühl der Schuld kam über ihn. Wie sie aber den Todten in das Stroh auf dem Wagen betteten, fiel sein Kopf mit dumpfem Schlag gegen die Bretter, und da wurde er fast ohnmächtig. Auf dem Wege wurde ihm

übel. Im ersten Augenblick hatte er den Einfall, fortzulaufen. Aber als er die Leiche abgeliefert hatte, besann er sich eines Besseren und wollte bleiben, bis nach der Bestattung. Unterdessen bemächtigte sich seiner eine furchtbare Aufregung. Oft war er nahe daran, wahnsinnig zu werden, und um sich etwas zu zerstreuen, trällerte er ein Lied und schlug mit den Füßen den Tact dazu, nur um nicht von den entsetzlichen Gedanken überwältigt zu werden. Dann kam der Tag der Bestattung. Am folgenden Morgen ging Henning zu seinem Onkel, dem Holzhändler, um von ihm eine Anstellung zu erbitten. Er traf es günstig, denn da dem Onkel vor einigen Wochen die alte treue Wirthschafterin gestorben und sein Geschäftsführer vor einigen Tagen wegen Veruntreuung entlassen worden war, fand er den alten Herrn in sehr gedrückter Stimmung. Henning wurde willkommen geheißen und arbeitete sich eifrig in das Geschäft ein, und nach einem Jahr war er der selbständige Leiter desselben.

* * *

Manche Veränderungen sind in den vier Jahren, die nun darüber hingegangen sind, vorgekommen. Als der Holzhändler starb, wurde Henning sein Universalerbe. Der alte Gutsbesitzer Lind auf Stavnede hat diese Erde auch verlassen. Als er starb, mußte das Gut Schulden halber verkauft werden, und da blieb für Agathe nichts übrig. Der neue Besitzer wurde Henning auf Stavnede. Auf Hagestedshof war der Nachfolger Niels ein gewisser Klausen, der demnächst Agathen, die zur Zeit im Pfarrhause weilte, heirathen wollte. Sie war in den letzten Jahren noch hübscher geworden. Nur Henning sah man es nicht an, daß er vom Glück begünstigt war. Sein Gesichtsausdruck war scharf, der Gang gebrochen, und wenn er sprach, waren es wenige Worte, und dann sehr leise. Sein Auge war matt und glanzlos und der Blick wild und unstät. Oft wenn er glaubte, daß ihn Niemand sah, sprach er immer mit sich selbst, und das hatte ihn in den Ruf eines Trinkers gebracht. Doch das war es nicht. Ueberall, bei Tag und bei Nacht, wußte er sich nicht sicher vor dem Mord, den er begangen. All seine Gedanken und seine Fähigkeiten waren in dieser immerwährenden Angst dahin geschwunden, und wenn diese Erinnerung ihn erfaßte, dann war es nicht Reue, sondern ein entsetzliches Delirium, das sich seiner bemächtigte, wo der Blick sich immer wieder verirrte und nur etwas Strömendes, Triefendes, Blutigrothes oder Leichenblasses sah. Die Furcht hat ihn entkräftet, die einzige Kraft, die ihm geblieben, war der Haß. Wie haßte er Agathen, sie, die Zerstörerin seiner Seele und seines Lebensglückes. Doch am meisten haßte er sie, weil sie gar nicht ahnte, in welch eine Welt von Angst und Qual sie ihn hineingestoßen hatte, und wenn er dann mit sich sprach, war es nur Rache, auf die er sann. Aber er war sehr freundlich gegen sie, bezahlte ihre Aussteuer, führte sie vor den Altar und stand ihr auch nach der Hochzeit noch bei. Mehrere große Spekulationsgeschäfte, die einen schönen Erfolg hatten, unternahm er zusammen mit ihrem Gatten. Henning wollte dann plötzlich nicht mehr, aber Klausen hatte Gefallen daran gefunden, und Henning versprach ihm seine Hülfe. Er that es auch und streckte ihm große Summen vor. Bei einigen gewann er, bei den anderen verlor er wieder, aber sein Eifer wuchs immer mehr. Ein sehr großes Unternehmen sollte ihn zum reichen Manne stempeln. Henning machte ihm mehrere große Vorschüsse, aber beim letzten zog er seine Hand zurück. Klausen lockten die vielversprechenden Aussichten. Wenn Henning sich jetzt zurückzog, war er ruinirt, doch zahlen konnte er nicht. Er schrieb daher in der Aussicht auf den sicheren Gewinn Henning's Namen unter ein paar Wechsel, Niemand würde es ja merken. Aber der Erfolg blieb aus. Klausen war fast ruinirt.

Da erschien der Verfalltag des Wechsels, und in der äußersten Noth schickte er Agathe nach Stavnede. Da sie erst vor Kurzem einem Kinde das Leben geschenkt hatte, so war Henning erstaunt, sie bei diesem naßkalten Wetter hier zu sehen. Er führte sie in das grüne Zimmer, und sie erzählte ihm von den mißglückten Spekulationen. Mit ruhigem Tone setzte Henning ihr auseinander, daß man den Namen anderer Leute nicht unter Wechsel schreiben dürfe, sie habe daher ihren Mann mißverstanden, denn ein solches Verbrechen werde mit Zuchthaus bestraft. Sie aber schüttelte den Kopf, sie habe ihren Mann richtig verstanden, er brauche nur keine Einsprache gegen die Unterschrift zu erheben und Alles wäre gut.

„Nein, das kann ich nicht; so viel Geld habe ich schon an Klausen verloren, daß es schon über meine Kräfte geht."

Sie weinte und flehte. Er blieb kalt. Ob sie denn gar nicht bedenke, daß er schon so schrecklich viel Geld an Klausen verloren habe? Es sei ihm bei ihrer Erzählung von dem verunglückten Unternehmen gerade so gewesen, als ob ihm Jemand einen Schlag in's Gesicht versetzt habe. Jetzt eben falle ihm ein, ob sie sich noch erinnere, daß sie ihn auch einmal geschlagen habe. Ob sie es noch wisse?

„Es war eines Tages, als Sie mich mit Bryde geneckt hatten. Erinnern Sie sich nicht mehr, wie Sie mich im Zorn auf diese Backe hier geschlagen haben. In diesem Zimmer ist es gewesen. Ja, das war eine sonderbare Zeit. Es ist mir auch erinnerlich, daß ich einmal um Ihre Hand angehalten habe. Wenn Sie mich genommen hätten . . . aber was spreche ich da? Bryde war ja so schön, nur schade, daß er so elend um's Leben kommen mußte!"

„Ja, ja, aber wissen Sie denn keine Hülfe und keinen Ausweg?"

„Ach, lassen Sie sich doch das mit dem Wechsel nicht einreden, das ist nur eine Schlauheit von Klausen, um Geld heraus zu locken."

„Gewiß nicht, es ist Alles so, wie ich sage. Wenn ich ohne gute Nachricht heimkomme, so muß Klausen nach Amerika fliehen; der Wagen steht schon in Bereitschaft, um ihn zur nächsten Eisenbahnstation zu bringen."

„Wie kann nur Klausen einen solchen Schurkenstreich an dem Mann begehen, der ihm stets wieder beigestanden hat! Das muß ein ganz schlechter Mann sein, der seine Frau und das unschuldige Kindchen so in Unehre stürzt. Was werden die Leute sagen? Arme, arme Agathe!"

„Henning, Henning, habe Mitleid mit uns!" Mit diesen Worten sank sie zu Boden.

„Ich stehe keinem Verbrecher bei, mein Name soll fleckenlos sein, ich helfe nicht, nein und hundertmal nein."

Dann ging sie. Er aber setzte sich und schrieb einen Brief, worin er der Polizei Mittheilung von dem Vorhaben Klausen's machte und seine Festnahme wegen Wechselfälschung verlangte, falls er sich auf der Eisenbahnstation zeigen sollte. Ein Eilbote brachte den Brief fort. Am Abend erfuhr er die Abreise Klausen's und am folgenden Morgen seine Festnahme in Voer. Krank und elend, wie sie war, mußte Agathe sich sofort zu Bette legen, und die Anstrengung und die Festnahme ihres Gatten gaben ihr den Rest. Die Krankheit nahm einen fieberhaften Verlauf, und am dritten Tage berichtete man nach Stavnede, daß sie verschieden sei.

Am Tage vor der Bestattung ging Henning nach Hagestedhof. Das Wetter war trübe und neblig, ein Modergeruch durchwehte die Luft. Er betrat das Sterbezimmer. Die Fenster waren verhängt, am Kopfende verbreiteten ein paar Kerzen ihren Schein. Der Geruch der Farbe, der vom Sarg ausströmte, und der Blumenduft verbreiteten eine schwüle, erstickende Luft. Beinahe feierlich sah Henning aus, als er sie so da liegen sah. Das Gesicht war mit einem Tuch verhüllt. Er zog es nicht fort.

Die Hände, über der Brust gefaltet, waren mit weißen Handschuhen bekleidet. Er zog den einen herunter, that ihn in seine Tasche und behielt lange ihre Finger in seinen Händen, als wollte er sie erwärmen. Als es immer dunkler wurde, weil draußen der Nebel zunahm, beugte er sich und flüsterte leise: „Lebewohl, Agathe, nur das eine möchte ich Dir noch sagen, ehe wir ganz scheiden: ich bereue ganz und gar nicht, was ich gethan habe."

Dann ging er. Als er aus dem Hause trat, war der Nebel noch stärker geworden. Nun war er ja gerächt, dachte er, als er den Strand entlang nach Hause wanderte. Was war nun? Was würde morgen, was übermorgen geschehen? Alles war so still, nur das Wasser konnte er hören. Schlug denn eigentlich sein Herz noch? Ja, aber matt. Er hörte es kaum. Horch, das klang ja wie ein Schuß, da noch einer. Nein, nicht zwei, nur einer, murmelte er und schüttelte den Kopf. Ach, er war so müde, er wollte ausruhen, aber er hatte keine Zeit. Er blickte um sich, doch war nicht viel zu sehen, der Nebel bildete eine dichte Mauer. Rings umher Nebel, unter ihm Sand, dort waren seine Fußspuren erkennbar. Er fühlte sich doch sehr matt, das machte das Gehen im Sand. Hinter ihm lag eine Reihe entschwundener Kräfte, vor ihm nichts als glatter Sand, der auf ihn wartete. Es durchrieselte seinen Körper.

„Es schreitet Jemand über mein Grab. Jemand verfolgt mich. Ich sehe Jemand in Frauenkleidern sich mir nähern. Dort hinten im Nebel verfolgt mich etwas Weißes!"

Er schritt so kräftig, wie er konnte. Seine Knie zitterten, die Kräfte verließen ihn, aber er mußte vorwärts, die Gestalt im Nebel verfolgte ihn. Sie kam immer näher, er fühlte seine Knie wanken, scharfe Laute drangen an sein Ohr, seltsame Blitze durchzuckten die Luft, der kalte Angstschweiß perlte auf seiner Stirn, und dann brach er zusammen. Und aus dem Nebel schlich es langsam und formlos über ihn hinweg. Er wollte sich erheben, aber feuchte, weiße Finger drückten ihn nieder.

Das Gefolge, das am nächsten Tag erschienen war, um Agathe zur letzten Ruhe zu geleiten, wartete ziemlich lange. Aber Niemand kam aus Stavnede, um ihrem Sarge zu folgen.

Aus der Hauptstadt.

Nordlandsfahrt.

Ich weiß nicht, ob es Königen auch so geht. Immer wenn ich unter Granitkuppen, starrende, kahle Felswände neben mir, dahinwandle, wenn über die graue, aufwogende See der scheu bewundernde Blick schweift und all die Gedanken von menschlicher Endlichkeit und Vergänglichkeit mir einfallen, die schon Jedem eingefallen sind und die doch Jedem immer wieder tiefsinnige, überwältigende Offenbarungen scheinen, offenbart nur ihm allein und ihm unter allen Menschen als Erstem — dann lieb' ich's mir, Rechenschaft über mein Wollen und Vollbringen abzulegen, über die Aufgaben, die der Weltgeist mir gestellt, und die Art, wie ich diese Aufgaben zu lösen versuchte. Ich bin nichts weniger als hochmüthig und anmaßend, und darum sowie aus Bequemlichkeitsgründen habe ich dem Weltgeist nicht zugemuthet, mich mit besonders großartigen und schwierigen Aufgaben zu belästigen. In Wahrheit, was ich so als das Pfund erkannt habe, womit ich wuchern soll, das würde ein einigermaßen strebsamer und zielbewußter Mensch bei den heutigen Gewichtsverhältnissen nicht mehr „Pfund", sondern höchstens Neuloth nennen. Und dennoch schützt mich die rührende Bescheidenheit meiner Ideale nicht vor bittersten Selbstvorwürfen und nagendster Zerknirschung. Der himmlische Generalstabschef Ludwig Windthorst, dem übrigens an der Rückberufung der gewöhnlichen Jesuiten nach Deutschland gar nicht so viel liegen würde, da ihm der eine Miquel gewiß vollkommen genügte, Windthorst versicherte gelegentlich, nur mit dem Sperling in der Hand der Taube auf dem Dache nachzujagen. Ich für mein Theil habe es nicht einmal verstanden, den unscheinbarsten Spatzen zu erbeuten, und das höchste Ideal, die Taube auf dem Dache, blieb mir um so unerreichbarer, je näher ich ihr wohnte. In der tosenden Hauptstadt, im Glanze der Bogenlichter und der großen Mädchenaugen, die wetteifernd unsereinem das Flanieren Unter den Linden so süß machen, vergißt es sich über die Maßen leicht, was man gewollt hat und wollen soll. An Stelle unbequem werdender, hoher Ideale, die allmählich den Charakter von „Nadeln in die Seele" annehmen und sich so dafür rächen wollen, daß man sie vernachlässigte, setzt der Culturmensch minder anspruchsvolle und weniger Mühe verlangende Surrogate. Er irrlichterirt von einem Gegenstande zum anderen, beschäftigt sich mit Hunderten, weiß aber von Keinem, läßt sofort fallen, was Beschwerden und Sorgen bringen könnte, und meint doch allen Ernstes, fleißig und rührig zu sein. Er spiegelt sich selbst den Schein der Arbeit vor, glaubt sich in Sparta, und ist doch längst an der Station Capua vorüber . . .

Ewig beschneite Höhen blicken mir in's Zimmer, und ich höre von fern das Steigen der Fluth in der ewigen See. Dauer und Beständigkeit . . . die große Regierungsmaxime der Natur. Sie wirkt Wunder damit, sie erreicht, was sie will. Uns, die wir uns spinozistisch Geist von ihrem Geist nennen, die wir göttlicher Art zu sein vorgeben, wie sie, uns kennzeichnet und unterscheidet grundlegend von ihr die Unbeständigkeit. Energie und Willenskraft entfalten wir nie gegen uns selbst, nur gegen Andere, und darum besitzen wir keine. Was wir, uns lobhudelnd, mit den Namen dieser Tugenden belegen, sind plumpe Fälschungen, aufdringlich etikettirte Surrogate.

Wenn es eine Entschuldigung für unser halt- und zielloses Hin und Her gibt, so liegt sie in den Sterbeworten des Mannes von Nazareth: „Herr, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Das weiß Niemand von uns, die am wenigsten, die laut schreiend Banner schwingen und beständig Programme ausarbeiten. Weil aber jeder Einzelne ein Schwächling im Wollen ist, jeder Einzelne bis auf die paar Bankdirectoren, die sich sehr klar über ihre Zwecke sind und es deshalb auch immer zum Commercienrath und En gros-Millionär bringen, darum degeneriren wir, darum stockt die Entwickelung unseres Volkes, darum verfault, sichtbar vor unseren Augen, der staatliche Organismus unserer Tage. Von den Verständigen, und deren sind mehr als eine hochwohlweise Regierung sich träumen läßt, blieb Keiner im Zweifel über die Mittel und Wege zur Rettung, aber die Verständigen stehen träge seitab, scheuen den beschwerlichen Weg und haschen lieber nach Schmetterlingen.

Dies ist ein entartetes Geschlecht, bereitet zum Untergange und des Unterganges werth. An der weichlichen Schlaffheit seiner Geister verdarb Rom; die eiserne Willenskraft der Barbaren dieser Zeit, die sich an ein Ziel geheftet hat und weiter nichts kennt als dies eine Ziel, wird auch unser Rom in Trümmer legen . . .

Solche Gedanken kommen mir, wo ewige, weiße Granitkuppen in die weiße Brandung der unendlichen See niederblicken. Ich kann mich ihrer nicht erwehren, und sie zwingen mich schier zu feierlichen Gelübden.

Ich weiß nicht, ob es Königen auch so geht.

* * *

In noch viel höherem Grade als die Nichtgekrönten werden sie von der Nervosität und der Geschäftigthuerei unserer Epoche beeinflußt. Ihnen ist es noch weniger möglich, sich im Drange zahlloser Zerstreuungen zu sammeln. Was der moderne Arbeitsmensch nur als Sonntagsgericht genießen darf, wenn er anders nicht Verachtung, Haß und Neid auf sich herab beschwören will, glänzende Vergnügungen, rauschende Feste, den Fürsten wird es Tag um Tag gereicht. Amüsement ist ihr Lebensberuf. Ob dies fortgesetzte, also der Würze entbehrende Amüsement für sie nicht bald zur beschwerlichsten, unerträglichsten Last wird, zu einer Last, die ich nicht für drei der größten Civilisten Europas tragen möchte, diese Frage steht auf einem anderen Blatte. Der Könige Thatkraft geht schnell im Lärm der Freude unter, „morgen wieder lustik", und der Lustige lernt rasch die Arbeit hassen, die doch allein starken Willen zu bilden vermag. Wohnt aber einem modernen Monarchen wirklich Energie und Schaffensfreudigkeit inne, so wird er sie doch in den seltensten Fällen nutzbringend anlegen können. Sein königlicher Stolz verschmäht es, mit Hindernissen zu rechnen, die gewöhnliche Sterbliche wohlweislich in den Kreis ihrer Calculationen ziehen; gelingt es ihm nicht, alle Widerwärtigkeiten im ersten Anlauf zu besiegen, so wird er grollend die begonnene Arbeit bei Seite schieben und eine andere beginnen, deren leichtere Durchführbarkeit den mystischen Glauben an fürstliche Allmacht minder erbarmungslos Lügen straft. Die Concentration des Geistes und die Hoffnung auf ein gedeihliches, einheitliches Wirken, das im kleinsten Punkte die höchste Kraft zu sammeln verlangt, geht dabei freilich verloren; an ihre Stelle tritt ein knisterndes Feuerwerk glänzender Einzelhandlungen, geistvoller oder groß klingender Worte, wodurch mühsam der gänzliche Mangel an geschlossener Thätigkeit verdeckt wird.

Die in jedem selbstbewußten Fürstenherzen vorhandene Freude an überraschenden dramatischen Wirkungen oder an Beleuchtungsessecten, mit deren Hülfe die Bedeutung und der Glanz der Krone erhöht werden sollen, ist aber bei Weitem nicht die wichtigste Ursache für die scheinbare Unfähigkeit der modernen Monarchie, die wirthschaftlichen und sozialen Krankheiten ihrer Zeit zu heilen. An dieser Stelle wurde neulich dargelegt, daß die schrecklichen Zustände in der heutigen Gesellschaft, die furchtbaren Zuckungen der Staatskörper dem Volke längst kein Geheimniß mehr sind und daß das Volk auch die richtige Arzenei dafür weiß, ja sie schreiend verlangt; den Regierungen aber fehlt jede Einsicht in die Lage. Der Geschichtsschreiber der Zukunft wird auf die Häupter der Machthaber

alle Blutschuld wälzen, wenn es, wovor uns Deutschlands Stern bewahren möge, auch in Europa und im Vaterlande zu gewaltsamen Umsturzversuchen kommt. Was soll es bedeuten, wenn „offiziöse" Stimmen aus dem Mordfall Seeger und der sich daran knüpfenden Agitation zu Gunsten des zerschmetterten Handwerkerstandes nur die Mahnung zu entnehmen wissen, der Handwerker möge im Kreditgeben vorsichtiger sein — andere Hülfe gäb' es nicht für ihn? Im Wiener Reichsrath, der so ziemlich die denkbar vernichtendste Carricatur auf das Volksparlament an sich darstellt, entblödete sich ein unwissender und herzloser Mensch, der Ackerbauminister Falkenhayn, nicht, den zur Verzweiflung getriebenen Bergarbeitern „Rückkehr zu Gott" als die einzig mögliche Heilung ihres Jammers zu empfehlen, ihres Elends, das jedem Wissenden alles Blut in den Adern gerinnen macht. So lügt, so spottet in frechster Weise norddeutsch-allgemein und österreichisch, wer doch vor allen Anderen verpflichtet ist, den niedergetretenen Brüdern zu helfen; so wird der heilige Name Gottes gelästert und schamlos in den Schmutz getreten, bestehender Ungerechtigkeit zu Liebe. Und solche Aeußerungen sind es, die Europas Hofämter säuberlich ausgeschnitten und aufgeklebt ihren Monarchen als „Stimmen der unabhängigen, öffentlichen Meinung" vorlegen. Daneben macht man fleißig Jagd auf Localnotizen, die sogenannte Witzworte aus fürstlichem Munde umständlich wiedergeben, auf Leitartikelphrasen, die durchaus discutirbare Gnadenacte oder Cabinetsordres verhimmeln und der Majestätsbeleidigung Jeden zeihen, der sich von ihnen keine umfassende Aenderung der politischen Verhältnisse auf dem Continent versprechen kann. All diesen gedruckten Unfug liest der Fürst, aber von den Ideen, die im Volke umgehen und von den Hoffnungen, mit denen es sich trägt und tröstet, liest er kein Sterbenswörtchen. Dem Volk hinwiederum machen die Zeitungen weis, daß der König sein Heil allein im Waidmannsheil suche, in militärischen Exercitien und anderen Nebensächlichkeiten. Der „Fall von Kotze", eine nichtige Albernheit sonder Gleichen, eine Intrigue von unfaßlicher Plumpheit, mußte wochenlang sensationellen Unterhaltungsstoff hergeben, und keine Feder „von Bedeutung" in Berlin, kein kümmerlicher Zeilenreiter, der ihm nicht mehrere Artikel abgewonnen hätte. Wer das Berliner Hofleben anders als durch Vermittelung eines gefälligen Lakaien kennt, weiß sehr gut, in wie eminentem Sinne bedeutungslos, wie wenig typisch dafür dieser Fall Kotze ist; persönliche Raneünen und Ränke so täppischer Art sind hier weniger zu fürchten und nehmen deshalb weit weniger Interesse als an irgend einem fremden Hofe in Anspruch. Ganz andere Gewalten bedrohen und schrecken die Berliner Würdenträger . . . Indessen bildet sich die Oeffentlichkeit aus Zeitungsnachrichten ihr Urtheil so gut wie der Monarch es thut, und Beide, die doch auf einander angewiesen sind, als Glieder eines Leibes, wissen nichts als Unrichtiges von einander. Ihr gegenseitiges Interesse muß erlahmen; die Liebe des Volkes nimmt ab, und der Fürst, der gerade von diesem wichtigen Umstand keine Ahnung hat, seine Unterthanen vielmehr voll befriedigt, höchstens von einigen Hetzern beunruhigt glaubt, hält es vielleicht für unnöthig, die „saturirte Bevölkerung" mit „reformerischen Thaten zu beunruhigen".

* * *

Das poesievolle Wort Wilhelms II. von der sterndurchfeuerten Meeresnacht, die er auf der Commandobrücke seiner Yacht einsam verbrachte, Deutschlands Geschicke und Sendung erwägend, zeigt, daß im Antlitz der Ewigkeit auch ihm Gedanken und Empfindungen durch den Sinn ziehen, die nur den Adligen kommen. Vielleicht nähern sich ihm, neben stolzen Vorstellungen von seiner Macht und seiner hohen Bedeutung für die Entwickelung der deutschen Nation, auch andere, demüthigere — jene, von denen ich vorhin erzählte. Und die Nacht im Nordermeer wird dann zum Fürsten sprechen, wie sie zum Letzten seiner Unterthanen spricht. Ein stolzes, kräftiges, einheitliches Wollen, das seine Geleise mit allzu mächtigem Druck dahinbraust, um aus den Schienen springen und ein anderes Ziel erreichen zu können, als jenes, welches das Schicksal just diesem Monarchen vorgeschrieben hat — wo ein solches Wollen ist, da ist auch ein Weg, da ist der Sieg. Voreilig handelt, wer sein Urtheil über Wilhelm II. bereits abgeschlossen hat; dieser Mann bringt noch Ueberraschungen. Wer sein Thun voraus berechnen will, darf nicht allein Wolff's sehr ausführliche Telegramme über die Freuden und Aussichten lesen, die dieser Fürst im Laufe des Tages auf seiner Nordlandfahrt genießt; den Aussichten muß er nachspüren, die sich ihm unter dem Gewölb der hohen Nacht, auf einsamer Commandobrücke, eröffnen. Prinz Vogelfrei.

Notizen.

Gedichte von Hermann von Gilm. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Diese neue billige Volksausgabe ist ein erfreuliches Zeichen, daß der größte Tiroler Dichter und neben Herwegh, Freiligrath, Kinkel und Grün bedeutendste Kampflyriker von Achtundvierzig die ihm lange versagte Anerkennung des deutschen Volkes endlich gefunden hat. Die Gluth der dichterischen Sprache, der blühende Bilderreichthum, die reine Form des Plateniden, der durch und durch poetische Gehalt machen die Lectüre dieses Bändchens zu einem Genuß, wie ihn nicht leicht einer unserer Nachklassiker gewähren kann. Gedichte wie diese Liebeslieder, das allbekannte „Allerseelen" (von Lassen componirt), „Die Georgine", die meisterlichen Sonette, die wundervollen Balladen „Wolkenstein" und „Geigenmacher Stainer" genügen allein schon, um dem Sänger die Unsterblichkeit zu sichern. Aber diese Volksausgabe hat auch einen actuellen Werth. Gerade jetzt, wo der minder kurzsichtige Bundesrath zögert, die vom Reichstag beschlossene Wiederzulassung der Jesuiten zu bestätigen, gewinnen diese mannhaften Verse einen zeitgeschichtlichen Werth von propagandistischer Macht. Gilm ist in der Jesuitenfrage eine Autorität, der man unbedingten Glauben schenken darf. Er hat die Väter Jesu am Werk gesehen, ihre Methode genau beobachtet, ihr unheilvolles System der Volksverdummung, Verhetzung und Ausbeutung durchschaut und die Früchte ihres Waltens in seiner engeren Heimath vorausgesagt.

„Schau dich nur um! Erkennst du die Standarten,
Die schwarzen Mäntel und die breiten Hüte?
Die dulden auf der Erde keinen Garten
Und an dem Baum des Lebens keine Blüthe.
. . . Wißt ihr, was ihr begraben?
Des Landes Jugend und des Landes Wohl,
Die Seligkeit von vielen hundert Knaben,
Die Hoffnung und den Frühling von Tirol."

Einmal greift der von den Schwarzen grausam bis in den Tod verfolgte Freiheitsänger zur beißenden Satire eines Giusti und porträtirt den gemeingefährlichen Römling in seinem berühmten Spottgedichte also:

„Es geht ein finstres Wesen um,
Das nennt sich Jesuit;
Es redet nicht, ist still und stumm,
Und schleichend ist sein Tritt.
Es trägt ein langes Trau'rgewand
Und kurz geschornes Haar
Und bringt die Nacht zurück in's Land,
Wo schon die Dämm'rung war."

Oder er schmiedet das geharnischte Sonett:

„Nie werden sie mehr ein Jahrhundert lenken
Von ihren alten angefaulten Bänken,
Die Fürstengunst mühsam zusammenhält!
Gedanken nur regieren jetzt die Welt!
Ihr Dogma aber — schaudert nur! — enthält
Das einzige Gesetz: Du sollst nicht denken!"

Oder der andere Schluß:

„Europa fährt mit glühend rothen Axen
Vorbei an Euch und Euren alten Lehren
Und schaut Euch an mit Sonnenmikroskopen.
Denn Eurer Weisheit ist es längst entwachsen;
Drum schifft auf einem Dampfer nach den Tropen,
Da gibt's noch blinde Heiden zu bekehren!"

Die „Landtags-Sonette" aber, wo Rinder, Ströme, Felsen, Reben die Rathsherren vergeblich um Hülfe anflehen, die statt dessen lieber die Jesuiten in's Land rufen, könnten leider Gottes in unseren Tagen geschrieben und an den Deutschen Reich[illegible]tag und Bundesrath gerichtet sein:

Und wieder tönt [illegible] Glocke, Ruh' zu schaffen,
Doch sieh, da n[illegible]ht m[illegible]flehender Geberde
Ein Greis im Lodenrock; die Väter gaffen
Ihn fragend an, was er begehren werde.
„Ich stand mit Hunderttausenden in Waffen,
Zum Schutz dem deutschen Recht, dem deutschen Herde,
Nun stehlen wälsche Lehrer, wälsche Pfaffen,
Heimtückisch Stück um Stück von unsrer Erde!"
„Der gute Mann beliebe abzutreten,
Wenn nur am Glauben wir noch nicht gelitten,
Hilft uns der liebe Gott aus allen Nöthen.
Ob deutsch, ob wälsch, wenn wir nur fleißig beten;
Ich meine, der Congreß soll sich erbitten
Von seiner Majestät die Jesuiten."

Herr[illegible] von Gilm ist im Jesuitenprozeß ein klassischer Zeuge. Caveant Consules! . . .

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Autoren von populären Romanen, welche sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer in's Englische übersetzten Werke sehützen wollen, werden ersucht, sich mit *Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,* in Verbindung zu setzen.

Soeben erschienen, in allen Buchhandlungen zu haben:

De Wilhelmshäger Kösterlüd.

Plattdeutscher Roman

von

Felix Stillfried.

2 Bände.

Preis geh. M. 5.40. Eleg. geb. M. 7.—

In seiner Frische der Darstellung, seiner originellen Charakterzeichnung, und in seinem anheimelnden gemüthswarmen Humor erinnert dieser Familienroman vielfach an **Reuter's Stromtid.**

Frauenleben in der Vorzeit

von Prof. **F. Bernhöft.**

Eleg. brosch. M. 2.—

Ein interessantes Büchelchen, welches das Brautwerben und das Eheleben der alten Culturvölker schildert und es in fesselnde Parallelen zu dem Liebesleben halbcivilisirter Völkerschaften stellt.

Wismar.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung

Verlags-Conto.

Soeben erschien bei **Fr. Aug. Eupel** in **Sondershausen** und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Judenfrage,

vom staatswissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet.

Von

Dr. Karl Walcker,

Dozenten der Staatswissenschaften a. d. Universität Leipzig.

Preis 1 Mark.

(Kann auch direct vom Verleger gegen Einsendung von ℳ 1,05 franco bezogen werden.)

Der Verfasser ist den Lesern der „Gegenwart" als Mitarbeiter derselben bekannt.

Verlag von **Georg Reimer** in **Berlin.**

Soeben ersehienen:

König Karls XII. eigenhändige Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Carlson.** Autorisirte deutsche Uebersetzung von F. Mewius. 8°.

Preis ℳ 9.—.

Vierzig Millionen ersparte Steuern oder die Reform der Organisation der preussischen Staatseisenbahnverwaltung. Kritik und Vorschläge eines Praktikers von **Reinh. Menz.**

Preis ℳ —.90.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie loekert und rüttelt die Kraukheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickeludem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,

Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erschien: **Gedichte von Hermann v. Gilm.**

17 Bogen in 8°. Geh. M. 1.50.

Diese neue **Volksausgabe** enthält u. a. die prächtigen „Jesuitenlieder", die in früheren Sammlungen wegbleiben mussten, ferner die schönsten „Schützenlieder" Gilm's und eine Anzahl bisher ungedruckter Gedichte.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Verlag von Wilhelm Herz, Berlin. Soeben erschien:

Bd. II. Gottfried Kellers Leben. Seine Tagebücher und Briefe. Von Jakob Baechtold. Geheftet 8 Mark; in Leinwand gebd. 9 Mark; in Halbkalbleder gebd. 10 Mark.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid.

Barmer Zeitung.

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissensehaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 28. Juli 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Sonntagsruhe auf dem Lande. Von einem niederdeutschen Bauer. — Der Conflict in Korea. Von v. G. — Von den Deutschen in Siebenbürgen. Von Hans Schmidkunz. — Die schöne Literatur und die politisch-soziale Entwickelung. Von Karl Walcker-Leipzig. — Marcel Prévost. Von Ludwig Geiger. — **Feuilleton:** Eine alte Geschichte. Von Wolcott Balestier. — **Aus der Hauptstadt:** Der Stoppelbart. Eine criminalistische Reisenovelle. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Die Sonntagsruhe auf dem Lande.

Von einem niederdeutschen Bauer.

Die Tagespresse hat sich nach Kräften bestrebt, sowohl die einzelnen Segnungen als auch die einzelnen Nachtheile in die gebührende Beleuchtung zu rücken, die die gesetzlich gebotene Sonntagsruhe gezeitigt hat. Auch die einzelnen Bestrebungen für eine weitere Ausdehnung der Bestimmungen und gegen die bestehenden Gesetze sind verzeichnet worden und die Grundlinien, auf denen sich eine etwaige Reformation zu bewegen haben wird, sind, den verschiedenen Parteistandpunkten gemäß, allerdings verschieden, an die Oeffentlichkeit gebracht worden. Aber dessen ungeachtet kann es eben auch keinen Schaden thun, wenn einmal in weiteren Kreisen bekannt wird, was die an der Sache zunächst betheiligte Bevölkerung unter dem Regiment der neuen Bestimmungen erfahren hat. Und die nächst und eingehendst betroffene Bevölkerung ist nun doch einmal die ländliche. Freilich wenn der städtische Arbeiter, der am Sonntag unerwartet Besuch auf den Hals bekommt, nicht gleich das Backwerk zum Nachmittagskaffee bekommen kann und wenn die Obstfrau in der Stadt nun Bude und Korb unter Verschluß thun muß, sobald es von den Kirchthürmen ein Uhr schlägt, ist mancher Klage werth und manches Sonntagsgeschäft wird den Einnahmeausfall merken, aber der Schwerpunkt liegt denn doch wohl anderswo.

Der Landarbeiter hat eben nur am Sonntag seinen freien Tag. In derjenigen Zeit des Jahres, in welcher er auch an den Werktagen seine Einkäufe machen kann, ist in der Regel kein Geld in Bänken, und für den Arbeiter ohne Geld ist in der Regel der Kaufmann nicht sonderlich verlegen. Der Landarbeiter verdient in der Regel sein meistes Geld, das Geld, für das er seine in's Geld reißenden Einkäufe macht, in den Tagen, wo er von früh in der Morgendämmerung bis spät in der Abenddämmerung auf dem Platze sein muß und ihm ein etwaiges Ausbleiben ohne die dringendste Entschuldigung als ein unsühnbares Vergehen ausgelegt wird. Sogar die Frauen und, wenn die Gesetze über den Schulzwang es erlauben, die Kinder sind in den Tagen in Arbeit. Der Sonntag ist dann der Tag, den diese Leute für sich haben und der Tag ist auch der einzige, den sie übrig haben. Es kommt dazu noch, daß auch auf dem Lande am Sonnabend in der Regel der Lohn ausbezahlt wird. Selbst da aber, wo eine tägliche Auslohnung erfolgt, ist am Sonnabendabend das meiste Geld im Hause, denn während der Woche ist für den Arbeitsamen und Soliden keine Gelegenheit, sein Geld los zu werden. An dem Tage aber, an dem der Landarbeiter Zeit und Geld hat, seine größeren Einkäufe zu machen, darf er gesetzlich nicht handeln.

Wer darunter zu leiden hat, ist er in erster Linie selber, der nun nicht mehr in dem Umfange und mit der Freude seine Einkäufe macht wie ehedem. Als Sohn eines Landarbeiters und mit Landarbeitern verwandt und bekannt, hat es der Schreiber dieser Zeilen oft genug mit angesehen und angehört, wie am Sonntagnachmittag der graue Geldbeutel aus der Kommodenschieblade geholt und sein Inhalt überzählt wurde und wie man dann im Familienrathe darüber Beschluß faßte, wie nun das Geld zu verwenden sei, und wie man sich dann auf den Weg machte, um ein Geschäft im Heimathorte oder in einem benachbarten Dorfe oder einer nahe gelegenen Stadt aufzusuchen. Just diese gemeinsame Berathung und der gemeinsame Einkauf haben für den Landarbeiter und seine Familie einen Reiz, den der vornehm Geborene nicht kennt und deshalb zu belächeln geneigt ist. Gerade diese wenigen und im Grunde so unschuldigen Lichtpunkte im Leben eines Arbeiters sollte man ohne zwingende Noth nicht auslöschen. Ein gemeinsames Berathen kann nun auch heute noch stattfinden, aber die gemeinsame Ausführung unterbleibt, der Arbeiter kommt sich mehr als Lastthier vor. Nicht selten aber dürfte es auch beim Landarbeiter vorkommen, daß er einen Theil seines Wochenlohnes in die Schänke trägt. Er hat am Sonntage Geld und kann es für nützliche Dinge nicht loswerden. Die „lockeren Brüder", die auch auf dem Lande nicht fehlen, haben jetzt am Sonntag Geld in der Tasche und lassen es in der Schänke springen, früher suchten ihre Frauen es ihnen, theilweise wenigstens, abzulocken und sicher anzulegen und nicht ohne Erfolg. Daß aber solche, denen das Geld in der Tasche zu brennen pflegt, auch Andere des öfteren verleiten, steht fest. Die Sonntagsruhe treibt eben manchen sonst Soliden in's Wirthshaus, denn ein Bedürfniß, sich der schönen Natur zu erfreuen, ist bei dem Landarbeiter wenig bemerkbar, er ist Tag für Tag im Freien und sucht in Folge dessen seine Erholung im Zimmer. Gelegenheit macht nun aber bekanntlich Diebe, warum nicht auch Trinker? Wir haben es doch gesehen und gehört, daß an den Sonntagnachmittagen die Gaststuben der ländlichen Wirtshäuser an solchen Stunden voll sind, da sonst kaum ein Mensch dort zu blicken war. Und fragt man nach dem Wohin und Woher dieser Gäste, so lautet die Antwort fast immer: Arbeiter von hier! Daß nun der stärkere Besuch der Kneipen ein Segen für die Bevölkerung ist, möchten wir bezweifeln.

Leider kann man da, wo die Gesetze entworfen und berathen werden, die letzten Folgen nicht immer ziehen und der leidige Parteistandpunkt verdunkelt manchem den Blick.

Man könnte nun sagen: Die Geschäfte sind ja doch auch am Sonntage fünf Stunden offen, da kann der Landarbeiter leicht einkaufen, was er braucht! Das würde richtig sein, wenn nicht die Geschäftsstunden auf den Vormittag verlegt wären. Am Sonntagmorgen aber hat der Landarbeiter das Bedürfniß, mal gehörig auszuschlafen. Darüber braucht nun eben niemand zu lachen, denn wer im Sommer von früh bis spät schwere Arbeit thun muß und täglich nur sechs oder sieben Stunden Schlaf bekommt, kann wohl einmal in der Woche das Bedürfniß empfinden, so lange zu schlafen, wie der Philister täglich thut. Und wollte er auch seinen Morgenschlaf opfern, seine Frau, die die Kinder zu warten, das Haus rein zu machen und das Mittagessen zu bereiten hat und bei allen diesen Verrichtungen auf sich selber angewiesen ist, kann nicht alles im Stiche lassen und mit ihrem Manne eine Einkaufsreise machen. Kurzum, die fünf sonntäglichen Geschäftsstunden sind wohl genügend, um die fehlenden täglichen Bedürfnisse zu besorgen, nicht aber um größere Einkäufe an Kleidern und Hausrath und ähnlichen Sachen, die oft für den auf den Pfennig zu schauen gezwungenen Arbeiter Sache langen Prüfens und Ueberlegens sein müssen, zu erledigen.

So bleibt der Satz zu Recht bestehen, daß die neuen Bestimmungen über die Sonntagsruhe dem Landarbeiter seinen Einkaufstag nehmen und dem Wirthshausleben manchen Vorschub thun. Der Stadtarbeiter ist etwas günstiger daran, er kann am Sonnabendabend und am Sonntag in den späteren Vormittagsstunden seine Einkäufe machen. In den größeren Dörfern gibt es nun freilich auch Geschäfte, in denen alles zu haben ist, was die Stadt bietet. Aber einerseits haben die kleineren Dörfer, die immer in erster Linie gemeint sind, wenn man vom platten Lande redet, dergleichen Geschäfte nicht, andererseits aber können die Landgeschäfte doch in Bezug auf Billigkeit und Stoffauswahl kaum mit den Stadtgeschäften concurriren. Man braucht nur unter den Arbeitern eines nicht zu weit von einer Stadt entfernten größeren Dorfes zu fragen, wie sie ihre meisten, größten und lohnendsten Einkäufe machen und wird von denen, die dem Princip des Baarzahlens huldigen, in der Regel auf die Stadt verwiesen.

Kann nun der Arbeiter keinen freien Tag mehr gewinnen, um die Stadt zu erreichen oder kann er seine Einkäufe an den freien Tagen nicht machen, so wird er mehr und mehr auf die Hausirer verwiesen. Es sei ferne von uns, jeden Hausirer als Schwindler und Geldschneider anzusehen, wie von denen gern gethan wird, die den Hausirhandel ganz abthun möchten. Aber man hört es denn doch oft genug, daß der Hausirer hier und da seinen Schnitt macht und seine Käufer tüchtig über den Löffel barbiert. Hat er es ein wenig arg gemacht, so sucht er eben ein anderes Feld für seine Thätigkeit. Wir halten es doch für gefährlich, wenn der Landarbeiter auf den Hausirer allein angewiesen ist und wenn uns in diesen Tagen ein fliegender Manufacturwaarenhändler sagte, er mache in den letzten Wochen Geschäfte wie nie früher, so wird die Sonntagsruhe wohl auch eine Veranlassung dazu sein.

Wir glauben es ihnen übrigens gern, wenn die hauptsächlich auf Arbeiterkundschaft rechnenden Geschäfte über schlechte Zeiten klagen. Wir hatten vor wenigen Tagen Gelegenheit, das tägliche Einnahmebuch eines städtischen Manufakturwaarenhändlers zu sehen, der hauptsächlich Landkundschaft aus dem Arbeiterstande hat. Im Juli vorigen Jahres hatte er an den Sonntagen durchschnittlich über 300 Mark in der Kasse, in diesem Jahre niemals über 30 Mark. Bis dahin war der Sonntag sein bester Tag, unter dem Regiment der Sonntagsruhe ist er sein schlechtester. Und in ähnlicher Lage befinden sich in der Großstadt, in der Kleinstadt und im Großdorf manche Geschäfte. Wir können nicht controliren, ob diejenigen Recht haben, welche behaupten, die Sonntagsgeschäfte könnten nun zu Grunde gehen. Daß sie alle eine erhebliche Mindereinnahme haben werden, die nicht durch Mehreinnahme an den Werkeltagen gedeckt wird, erscheint uns nach unseren Erfahrungen glaubhaft. Neben dem Landarbeiter werden mithin alle diejenigen kleinen Geschäftsleute geschädigt, welche in erster Linie auf Landarbeiter angewiesen sind. Man sollte aber, um nicht eine schroffe Scheidung der Bevölkerung in Reiche und Besitzlose zu vermeiden, um nicht das Arbeiterkind zu verurtheilen, ewig Arbeiter bleiben zu müssen, den Mittelstand schonen, statt ihn zu vernichten, auch im Kaufmannsgewerbe.

Man redet nun freilich oft davon, daß die Unzuträglichkeiten wohl vorhanden sind, tröstet sich aber damit, daß alles Neue Unzuträglichkeiten bringt und daß auch dieses Gesetz sich mit der Zeit einleben wird. Wir denken in dieser Sache erheblich trübseliger. Selbst wenn man sich entschließen sollte, die Lohnauszahlung ganz oder theilweise auf einen andern Wochentag zu verlegen, würde das wenig helfen. Die Hauptsache läßt sich nicht ändern, denn die besteht darin, daß der Arbeiter an dem Tage, an dem er zum Kaufen Zeit hat, keine Geschäfte offen findet, d. h. der Landarbeiter, den wir immer im Auge haben, wenn wir vom Arbeiter schlechtweg reden. Nun kann sich eine Gesetzgebung freilich niemals nach den Ansprüchen der Landarbeiter allein richten oder sie wäre einseitig im höchsten Grade, aber man darf die Wünsche und Bedürfnisse einer numerisch starken Bevölkerungsschicht auch niemals außer Acht lassen, wenn man weiß, daß durch ein Eingehen auf derartige Wünsche und Bedürfnisse keinen Menschen ein directer Schaden erwächst.

Aber hat denn thatsächlich der Kaufmannsstand keinen Anspruch auf Sonntagsruhe? Darf ihm zugemuthet werden, daß er lediglich im Interesse der Landarbeiter am Sonntag seinen Laden offen halten muß? Natürlich muß es jedem Kaufmann, der es sich in geschäftlicher Hinsicht leisten kann, oder dem sein Gewissen es nicht erlaubt, am Sonntage Handel zu treiben, freistehen, am Sonntage seinen Laden geschlossen zu halten. Es kann ja eben Niemand gezwungen werden, an einem bestimmten Wochentage zu handeln und wer etwa am Mittwoch seine Bude schließen will, der hat darüber keinem Menschen Rechenschaft abzulegen, als sich selber. Aber haben denn Gehülfen und Lehrlinge keinen Anspruch auf Sonntagsruhe? Wie die Sachen vor dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes lagen, waren es ja meistens Gehülfen und Lehrlinge, die an den Sonntagen, häufig bis spät Abends im Laden gegenwärtig sein und die Kundschaft bedienen mußten, während die Herren Prinzipale und ihre Angehörigen zumeist an den Nachmittagen und Abenden des Sonntags ein Vergnügungslokal aufsuchten oder einen Ausflug machten. Das war nun allerdings nicht in der Ordnung, denn Gehülfe und Lehrling müssen auch an denjenigen Werkeltagen auf dem Damme sein, an denen der Prinzipal sich einen Extrafeiertag macht. Gehört den Gehülfen und Lehrlingen der Sonntag nicht, so haben sie überhaupt keinen Feiertag. Wir sind ganz dafür, daß den im Geschäft Angestellten, und zwar allen Fremden, der ganze Sonntag gehört. Die von Seiten der Prinzipale oft ausgesprochene Befürchtung, die Angestellten könnten, um Geld für ihre Sonntagsvergnügungen zu erhalten, Eingriffe in die Kassen machen, theilen wir nicht. Der Geist des Kaufmannsstandes, auch in den Commis und Lehrlingen, ist dazu in der Regel ein zu ehrenhafter, und wo der Prinzipal seinen Angestellten in der Hinsicht nicht traut, mag er besondere Vorsicht walten lassen. Von dem Kaufmanne aber, der das Sonntagsgeschäft nicht glaubt entbehren zu können, darf auch erwartet werden, daß er am Sonntage sein Geschäft selber betreibe oder von seinen Angehörigen betreiben lasse. Mit anderen Worten: Die im Geschäft Angestellten sollen ihre Sonntagsruhe haben, aber dem Geschäftsinhaber und seinen Familienangehörigen muß es freistehen, am Sonntage mit Ausnahme der für den Gottesdienst festgesetzten Stunden sein Geschäft offen zu halten. Der Kaufmann aber, der mit dieser Einschränkung nicht zufrieden ist, oder der es unter seiner Würde hält, am Sonntage auf sein Geschäft selber zu passen, mache ruhig seine Bude zu. Im Interesse der Landarbeiter aber dürfte es genügen, wenn der Geschäftsinhaber und seine Familienangehörigen am Sonntagnachmittage hinter dem Ladentische stehen. Er handelt erfahrungsgemäß mit diesem besser, als mit Gehülfen und Lehrlingen.

Aber der Sonntag ist nun einmal der kirchlich gebotene Feiertag und seine Heilighaltung muß in christlichem Interesse durchgeführt werden, sagt man. Wir wollen hier gar keine

längere Untersuchung darüber anstellen, ob eine Sabbathfeier, wie unsere Kirchlich-Orthodoxen sie wünschen, ursprünglich christlich, oder ob sie nur aus dem Judenthum hinübergenommen worden ist. Soviel aber ist sicher, daß uns heute Mancherlei als besonders christlich gilt, was im Heidenthum oder im Judenthum seine Wurzel hat. Uebrigens hat das Betonen der christlichen Sonntagsruhe nur dann einen Zweck, wenn durch die Ruhe eine stärkere Betheiligung an den christlichen Gottesdiensten erreicht wird. Nun aber sind ja eben an den Vormittagen die Geschäfte geöffnet, wenn auch nicht eben während der Predigt, so doch vorher und nachher. Landarbeiter also, die wirklich am Sonntage eine Einkaufsreise zu unternehmen genöthigt sind, müssen am Vormittage reisen, kommen mithin, da auf dem Lande die Nachmittagsgottesdienste selten sind, gar nicht in die Kirche. Und was würde es nützen, wenn man den ganzen Sonntag die Geschäfte schließen wollte? Es würden berechtigte Interessen mit Füßen getreten, eine Reihe von Geschäften des Mittelstandes ruinirt und die Kirchen würden sich doch nicht füllen. Selbst diejenigen aber, die aus purer Langeweile einmal mehr kommen würden, würden dem kirchlichen Leben doch nicht gewonnen werden. Gerade hier muß zwischen dem Schein und dem Sein unterschieden werden. Ja, wir glauben, daß die Sonntagsruhe dem kirchlichen Leben ganz directen Schaden zufügen wird, denn anstatt im Grunde harmlose Arbeiten auszuführen, die nun ja nicht mehr gestattet sind, wird der Arbeiter Zeit und Geld in der Schänke todtschlagen.

Kurz gesagt: Wir gönnen ja jedem Menschen seinen freien Sonntag und wollen durchaus nicht, daß irgendwer zur Arbeit am Sonntage gezwungen werden soll und kann. Wir meinen aber ebenso wenig, daß eine erzwungene Sonntagsruhe irgend welchen sittlichen Nutzen stiften wird, glauben vielmehr, daß sie für Manchen einen sittlichen Schaden im Gefolge haben kann. Dem Landarbeiter ist nicht damit gedient, wenn er seine Einkaufsreisen nicht am Sonntagnachmittage machen kann und den Geschäftsleuten, die auf Arbeiterkundschaft angewiesen sind, wird der Einnahmeausfall wenig behagen. Der Commis und Lehrling soll seinen freien Sonntag haben, schon aus gesundheitlichen Gründen und weil er sonst niemals einen freien Tag hat und der Geschäftsinhaber, der auf Sonntagseinnahmen verzichten kann und will, mag getrost an den Feiertagen sein Geschäft geschlossen halten. Sonst aber muß es dem Prinzipal und seinen Familienangehörigen freistehen, auch an den Sonntagnachmittagen Handel zu treiben. Alle schärferen Bestimmungen werden auf dem Lande als ein Druck empfunden und nie dem Volke zu Fleisch und Blut werden. In England, wo man ja die starre Sonntagsruhe hat, sind im Grunde Viele, welche eine Milderung der strengen Bestimmungen für zeitgemäß halten. In Deutschland aber muß das neue Gesetz soweit zurückreformirt werden, daß allein der Satz: Kein Zwang zur Sonntagsarbeit! d. h. natürlich mit den unumgängigen Ausnahmen: Verkehrsbeamte, Aerzte, Apotheker u. s. w. zu Recht bestehen bleibt. Dem Unternehmer, heiße er nun, wie er wolle, aber muß es freistehen, für seine Person auch am Sonntag, mit Ausnahme der Stunden des öffentlichen Gottesdienstes, zu arbeiten.

Der Conflict in Korea.

Allmählich beginnen die Nachrichten über den Conflict in Korea reichlicher einzugehen, so daß es möglich wird, ein Bild von der Lage der dortigen Verhältnisse und der an ihr zunächst betheiligten Mächte Korea, Japan, China und Rußland zu gewinnen. Japan und China haben ihre Truppen in Korea einrücken lassen, der dortige Aufstand scheint im Wesentlichen gedämpft zu sein, allein die Frage der Reformen in Korea, deren Regelung Japan, wie es scheint, mit allem Recht China vorschlug, ist, da China ein Vorgehen in dieser Hinsicht ablehnte, noch ungelöst, und die von letzterer Macht angerufene Vermittelung Rußlands scheint, wenn sie sich bestätigen würde, nur geeignet, bei der Begehrlichkeit dieser Macht nach einem eisfreien Hafen in Korea, demjenigen von Fusan oder Port Lazareff, die Schwierigkeiten der Lösung des Conflictes zu erhöhen. Die materiellen Folgen des Ausfuhrverbotes der Koreanischen Regierung auf Bohnen, welche einen bedeutenden Handelsartikel nach Japan bilden, und welches den japanischen Kaufleuten schwere Verluste verursachte, sowie die Einführung neuer schlechterer Münzen wie die bisherigen und die Ermordung eines Koreanischen Ministers Kim o Kim bilden nicht die einzigen Ursachen der Koreanischen Wirren, sondern die in Korea überhaupt herrschende Mißwirthschaft veranlaßte neben ihnen einen Aufstand in der Koreanischen Provinz Tschöllado, in Folge dessen die Hauptstadt Söul von den Aufständischen eingenommen und der König Li Hui von dort verjagt wurde. Derselbe rief alsdann die Intervention Chinas und die Vermittelung der Vereinigten Staaten an, welchen Japan mit der Entsendung einer Truppenmacht von 10,000 Mann und der Besetzung der Hauptstadt und des Hafens Chemulpo zuvorkam, ein Beispiel, dem China mit der Absendung einer ähnlichen Truppenmacht nach der Halbinsel folgte. Eine kurze Darstellung der weniger bekannten sonstigen Ursachen und Ereignisse des Bürgerkrieges in Korea, die wir nach diesem allgemeinen Ueberblick im Folgenden zu geben beabsichtigen, erscheint vielleicht nicht ohne Interesse.

Der Bürgerkrieg begann als eine locale Insurrection, nahm trotz allen Widerstandes seinen Weg und bald befand sich eine ganze Provinz von den acht das Reich Korea bildenden in der Hand der Rebellen. Die Aufständischen wurden von der Regierung als Tong Haks bezeichnet, politische Parteigänger, die etwa vor einem Jahre durch ihre Bemühungen, die Anerkennung des Königs und die Aufhebung der gegen sie erlassenen Decrete zu erlangen, so große Erregung in Söul verursachten. Sie hatten damals keinen Erfolg und verschwanden vom Schauplatz und man hörte, bis auf gelegentliche Berichte, daß die Regierung Mitglieder der Tong Haks gefangen genommen und eingekerkert habe, wenig von ihnen. Der Name Tong Haks umfaßt die Koreanische Partei, welche die Engländer als Nationalpartei bezeichneten. Sie besteht aus einer Schaar von Männern, die besonders im Süden Koreas zahlreich und mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge in Korea auf das Höchste unzufrieden sind, und die sich zu dem Zweck, eine Reform herbeizuführen, vereinigt haben. Da keine öffentliche Kundgebung ihrer Grundsätze und Ziele erfolgte, so ist es nicht möglich, die Art der Reformen, welche sie wünschen, genau zu bezeichnen und dieser Umstand trägt zur Verdunkelung der ganzen Frage bei, denn es läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, ob ihre Reformbestrebungen einen Fortschritt und die Herbeiführung der dauernden Beseitigung der bestehenden Mißstände oder nicht bezwecken. Ihr Parteiruf ist, ähnlich demjenigen der Aegypter: „Korea für die Koreaner", und ihre Anstrengungen sind vor der Hand gegen die bestehende Ordnung der Dinge gerichtet.

Eine Proclamation, deren Autenticität nicht verbürgt ist, spricht von dem Könige Li Hui in unbestimmten Ausdrücken, als einem gerechten Souverain, der jedoch von unrechtschaffenen und gewissenlosen Edelleuten und Beamten umgeben sei. Sie behandelt darauf die brennende Frage, die die Bevölkerung seit ihrem ersten Bekanntwerden mit Entrüstung erfüllt hat. Man klagt die Räthe des Königs an, die Regierung zu ihrer persönlichen Bereicherung geführt, das Bollwerk einer guten Verwaltung, die Controle der Civilverwaltung gemißbraucht und erpressende Beamte über das Volk gesetzt zu haben, die alle gesetzlichen und ungesetzlichen Mittel anwenden, um sich auf Kosten der Bevölkerung zu bereichern. Hiermit hat der Aufruf den schwächsten Punkt der Verwaltung Koreas getroffen. Ohne kodificirte Gesetze und feste Begrenzungen der Amtsgewalt verwenden die Verwaltungsbeamten, die durch das Verfahren, vermöge dessen sie ihr Amt erlangen, corrumpirt werden, die gesammte ausgedehnte Macht, die sie durch Stellenkauf

erlangt haben, zu ihrer Bereicherung. Die gesammte offizielle Maschinerie war so lange Zeit in dieses niedrige Verfahren versunken, daß das, was einst in den Augen der Bevölkerung als ehrenvoll galt, nun verhaßt wurde. Da keine constitutionellen Mittel vorhanden sind, um amtliches Unrecht und Druck abzustellen, so treibt die Regierung die Bevölkerung dazu, an die Gewalt der Waffen! zu appelliren. Während der letzten drei Jahre waren locale Aufstände in Korea an der Tagesordnung. Kaum eine Provinz blieb frei von denselben, allein die Regierung verfolgte, blind für diese immer weiter um sich greifende Gefahr, ihre selbstmörderische Politik, bis dieselbe ihre Früchte trug. Während der letzten fünf Monate herrschten in der südlichen Provinz Chulla Unruhen und Wirren. Eine allgemeine Gährung bemächtigte sich der Bevölkerung, die, anstatt ihrer gewöhnlichen ländlichen Beschäftigung nachzugehen, augenscheinlich eine solche Gelegenheit, wie die jetzige erwartete. Sie versammelte sich in gewissen Orten und die Mandarinen derselben waren nicht im Stande, sie zu zerstreuen. Aus einigen Arsenalen verschwanden die Waffen und mehrere Magazine wurden ihres Inhaltes beraubt. Derart gerüstet, widerstand die Bevölkerung nicht nur allen Bemühungen der Beamten, sie zu zerstreuen und zu unterdrücken, erfolgreich, sondern war auch in einigen Angriffsunternehmungen gegen die Regierung glücklich. Besonders wurden diejenigen Regierungssitze angegriffen, deren Beamte sich durch ihr Verhalten die Bevölkerung entfremdet hatten, und mit Beschlag belegte Speicher und Vorrathsmagazine lieferten genügendes Material, den Kampf für längere Zeit zu unterhalten. Die bereits durch die vorausgesetzte Gerechtigkeit der Sache der Aufständischen angeregten Sympathien der Bevölkerung wurden noch durch das edelmüthige Benehmen der Ersteren gegen Bedürftige und Bedrückte, wo sie sie trafen, erhöht. Diese Vorgänge standen im directen Gegensatz zu der Haltung der Regierungstruppen, die mit nur schmalen Portionen versehen, bei den Einwohnern einquartirt wurden und dort neues Mißvergnügen hervorriefen.

Die Regierung überließ es den Ortsbehörden, die Aufständischen zu bekämpfen, bis ihre Unfähigkeit, dieselben unter Controle zu halten offen zu Tage trat, worauf eine Truppenabtheilung von 1000 Mann, die mit europäischen Gewehren bewaffnet waren und von einer Maschinen-Geschützbatterie begleitet wurden, auf den Regierungsdampfern Chang Yang und Han Yany von Chemulpo nach dem Schauplatz der Unruhen entsandt wurden. Es fand nur ein einziger Zusammenstoß dieser Truppen mit den Gegnern statt, in welchem die erstere einige Todte und eine starke Anzahl Deserteure hatte. Ihre Maschinengeschütze fielen in die Hand der Gegner und sie selbst wurden in der Provinzialhauptstadt Chön-pe eingeschlossen. Andere Truppen mußten abgesandt werden. Welche Partei auch siegte, so erwuchs dem Lande Unruhe und Nachtheil. Denn die Männer, die in Waffen standen, waren die Nahrungsmittelproducenten desselben, die vom Pfluge herbeigeeilt waren und zwei der reichsten und den besten Reis tragenden Gebiete Koreas überflutheten. Dem derzeitigen Aufstand liegt offenbar kein plötzlicher, in Folge einer unerwarteten Veranlassung gefaßter, sondern ein seit lange erwogener Plan zu Grunde. Seine Führer sind augenscheinlich einflußreiche und beherzte Leute. Sie sicherten sich die Zufuhr fremder Waffen und Munition vor Beginn des Kampfes, verfügen über eine kleine Kavalleriemacht, und haben sich augenscheinlich auf einen langen Kampf vorbereitet. Auf beiden Seiten wurden keine endgültigen Resultate bis auf die Thatsache erzielt, daß die Regierung nicht im Stande war, den Aufstand zu unterdrücken. Erst der bewaffneten Intervention Japans gelang es, den Aufstand vor der Hand niederzuwerfen, und es erscheint in Anbetracht der gründlichen Mißwirthschaft der Regierung Koreas, die ihn hervorrief, unbedingt wünschenswerth, daß, wenn auch nicht dem Verlangen Japans nach dem Protectorat der Halbinsel, so doch seiner Forderung, eine geregelte Verwaltung einzuführen und den Interessen der auswärtigen, namentlich der japanischen Geschäftsleute gerecht zu werden, von Korea Folge gegeben wird. v. G.

Von den Deutschen in Siebenbürgen.

Von Hans Schmidkunz.

Allzu selten beschäftigen sich Zeitungen und Zeitschriften des deutschen Reiches mit dem versprengten Splitter unseres Volks „drunten“ in jenen ungarischen Comitaten, deren Zusammenfassung zu dem „Gebiet Siebenbürgen“ noch einen kleinen Rest der Selbständigkeit des ehemaligen österreichischen Großfürstenthums und späteren Kronlandes bildet, und mit dem merkwürdigen Land der Büffelmilch, des Goldes, des Holzreichthums, der guten Weine. Die sogenannten Siebenbürger Sachsen sind Abkömmlinge des deutschen Stammes der Franken, die sich im Mittelalter über ihre jetzigen Sitze weit nordwärts hinaus bis zum Delta des Rheines erstreckten; und zwar waren es Mittelfranken — aus der jetzigen Gegend zwischen Coblenz und Düsseldorf — und Niederfranken, zumal Flandrer, die vor mehr als 700 Jahren als Colonisten in jenes Land berufen worden sind. In wechselnden äußeren Schicksalen lebten sie ziemlich unverändert, fast stagnirend dahin, bis die Mitte unseres Jahrhunderts auch ihnen eine nationale Belebung und einen geistigen Aufschwung brachte, ausgehend von wissenschaftlichen Bestrebungen zur Landeskunde, sich bethätigend in einer Blüthe der Vereinsvolksfeste und ein auffallendes Uebergewicht des geistlichen Standes und Interesses bewirkend. Dann aber kamen die für Siebenbürgen schlimmen Zeiten des „Ausgleiches“ Oesterreichs mit Ungarn (1867), die Selbständigkeit Ungarns und die daraus folgende Unselbständigkeit des Sachsenlandes, die neue Verwaltung, die zur Zertrümmerung des alten Königsbodens führte. Die „Nations-Universität“, der frühere politische Ausdruck der sächsischen Eigenmacht, sank zu einer bloßen Verwaltungsbehörde herab; der ungarische Mittelschulgesetzentwurf vom Jahre 1883 schädigte auch einzelne Schuleinrichtungen des Landes, und die neue Kirchenpolitik ist, wie wir noch sehen werden, den Siebenbürger Sachsen ebenfalls ungünstig. Ein Versuch eines Ersatzes für die ehemalige politische Lage liegt in der freilich nicht autonomen Schöpfung der „Kreisausschüsse“ und ihres Centralorgans, des „sächsischen Centralausschusses“ vor, dessen Präses (derzeit Dr. Carl Wolff) neben dem Bischof der Landeskirche (derzeit Dr. Friedrich Müller) als eine der „Säulen“ des Volksthumes gilt. Eine stattliche Reihe von Vereinen sucht durch private Thätigkeit den Ausfall an öffentlicher Macht zu decken, zum Theil in jener Aufschwungszeit kräftiger als jetzt. Vor Allem der seit 1842 bestehende „Verein für siebenbürgische Landeskunde“, der „Archäologische Verein“ in Deva, ein „Arbeiterbildungsverein“ in Hermannstadt, dann Gewerbevereine mit der Besonderheit von Jugendvereinen der jüngeren Gewerbetreibenden, ein „Gustav-Adolf-Verein“, „Landwirthschaftsverein“, „Lehrertag“, ein „Siebenbürgisch-Deutscher-Sängerbund“ (in welchem „eine Einigung auf nationaler Basis gesucht und gefunden worden ist“), dazu städtische Turnvereine und endlich ein „Siebenbürgischer Karpathenverein“, der ähnlich den deutschen Alpenvereinen den touristischen Zuzug erleichtert.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes waren durch Jahrhunderte ziemlich unverändert gute; die alten deutschen Rechtseinrichtungen, die vor 700 Jahren mit in's Land gebracht wurden, dürften namentlich die Verhältnisse von Grund und Boden schützender bewahrt haben, als es anderswo unter dem römischen Recht möglich war. So haben und halten viele Gemeinden einen communalen Besitz fest, und dieser „schützt die Ortsinsassen vor zu großer Proletarisirung. In Siebenbürgen und in Deutschland finden wir noch lebende Zeugen günstiger Besitzverhältnisse. Diese Gemeinden können zum Theil oder auch ganz auf Gemeindesteuern verzichten. Was hier gemeinsam erworben wird, wird gemeinsam verwerthet. Nach Meltzl's „Statistik der sächsischen Landbevölkerung in Siebenbürgen“ gehören nahezu 38 Procent des gesammten Grund und Bodens den politischen, bezw. kirchlichen Gemeinden. Mit Hinzurechnung des Grundeigenthums der Kirchen und Schulen, das den Gemeinden mittelbar zu Gute kommt, und der 155 ehemals freien Gemeinden erhält man 47 Procent

öffentlichen Grundbesitzes. Die Gesammteinnahmen dieser 227 Gemeinden ohne Communalsteuerzuschläge betragen jährlich 921,500 fl., die Gesammtausgaben 825,100 fl.: ein glänzendes Beispiel für die Wohlfahrt eines Landes, in dem Grund und Boden noch nicht durchwegs Waare, noch nicht dem Vergnügen und der Bereicherung einiger Weniger dient." (Aus einem lesenswerthen Aufsatz von Teifen „Das soziale Elend und »die Gesellschaft« in Oesterreich".)*) Doch auch hier trat schließlich ein Stück öconomischen Elends ein. Das neue Gemeindegesetz Ungarns hat der sächsischen Gemeindeverfassung „die empfindlichsten Wunden geschlagen", die sächsischen Besitzverhältnisse sind zumal durch das Eindringen von Romänen in den privaten und communalen Grundbesitz und in die Viehzucht zurückgegangen, „in den Städten bemächtigen sich zugewanderte, nicht sächsisch fühlende Christen und Juden in demselben Maße der ehedem rein sächsischen Gewerbe und des Handels, als sächsische Patrizierhäuser zu Grunde gehen und durch neuaufblühende Sachsenfamilien nicht wieder ersetzt werden." Dazu noch die Wunden, die der Zollkrieg mit Rumänien geschlagen hat. Darum hat sich auch dort nunmehr „eine Richtung Bahn gebrochen, die das Versäumte nachzuholen strebt und auf wirthschaftliche Unabhängigkeit als die Wurzel aller höheren Bildung hinweist", eine „nationale Wirthschaftspolitik", freudig begrüßt, doch auch vor der Gefahr gewarnt, „in Reaction auf frühere Einseitigkeiten sich abermals einseitig auf die vordem vernachlässigten materiellen Bedingungen unserer Cultur zu concentriren, wenn das noch Concentration genannt werden kann". Jedenfalls that es noth, sagte man dort, „den Blick unseres Volkes, den man in dem fast ausschließlich mit historischer Gelehrsamkeit geführten Nationalitätenkampf vielleicht allzusehr, gewiß aber einseitig auf die Vergangenheit gelenkt hatte, für die Gegenwart empfänglicher zu machen". Diese historische Gelehrsamkeit scheint jedoch immer noch charakteristisch zu sein: wie der heutige Grieche der „geborene" Philologe ist — als Erbe der Hauptobjecte der Philologie — so der Siebenbürger Sachse der „geborene" Historiker; wie man von jenem mit Fragen der Aussprache u. s. w. gesättigt wird, so von diesem mit seinem, natürlich zumeist localen, Geschichtsinteresse; die mehr modernen Fächer: Naturlehre, Staatswissenschaften, Technik und dergl. treten dagegen sehr zurück. Davon zeugen auch die vielen Publicationen, mit denen das Land sich der weiteren Oeffentlichkeit in Erinnerung hält, und die auch im Ausland Anerkennung finden. Vor Allem das „Archiv" des Landeskundevereins, bestehend seit 1843, jetzt bis zum vierundzwanzigsten Band gediehen; dann die „Urkundenbücher": das „zur Geschichte Siebenbürgens" (1857), das „zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen" (seit 1892) und das der evangelischen Landeskirche. Vielen Beifall haben auch das Hauptwerk „Geschichte der Siebenbürger Sachsen" von dem hochangesehenen verstorbenen Bischof Georg Daniel Teutsch und A. Bielz „Siebenbürgen. Ein Handbuch für Reisende" (1885) gefunden. Als erster Band eines Sammelwerks „Beiträge zur Volks- und Völkerkunde" erschien von Heinrich v. Wlislocki „Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen".**) In jüngster Zeit machte ein Stipendiat einer theologischen Stiftung aus dem deutschen Reich eine Studienreise in's Land (1892), als deren Frucht das Büchlein erschien: „Die Volksschule der Siebenbürger Sachsen. Ein Ueberblick über ihre geschichtliche Entwickelung mit einem Anhang erklärender Beilagen, von Karl Th. Becker. Als Arbeit der Dorner-Bach-Stiftung herausgegeben vom Evangelisch-Theologischen Verein zu Bonn."***) Durch private Freundlichkeit ist dem Schreiber dieser Zeilen eine Schrift zugekommen, die, als Manuscript gedruckt, einen intimeren Einblick in die derzeitige Lage gestattet als öffentliche Werke: „Bericht über die am 29. October 1893 in Mediasch abgehaltene Versammlung sächsischer junger Männer"†), in den man nach dem Zeugniß des „Siebenbürgisch-Deutschen-Tageblattes" nur einen kurzen Blick zu werfen braucht, „um zu erkennen, das ist ein Frühlingshauch, der durch die Lande zieht, das ist ein Streben, würdig der Besten in unserem Volk." Jene Versammlung, tagend am Reformationsfest, und „zum größeren Theil aus Lehrern des Volkes" bestehend, knüpfte an den im Revolutionsjahr am selben Ort, hauptsächlich von Studirenden gegründeten „Siebenbürgisch-Deutschen-Jugendbund" an, dessen Ziel „Hebung des Volksthums" durch „Pflege des nationalen Gesanges, Turnens und Schützenwesens" sein sollte, und dessen politisches Ideal „die Bildung eines Kronlandes Sachsenland im einheitlichen großösterreichischen Staat" wurde. Der jetzige Bericht besteht namentlich aus den dort gehaltenen Vorträgen und daran angeschlossenen Debatten; ihnen sind, neben journalistischen Quellen, zum großen Theil unsere vorigen und folgenden Aufschlüsse entnommen.

Wir sehen das Sachsenvolk in einer entschiedenen, aber „gemäßigten" Opposition gegen die ungarische Herrschaft, einer Opposition, die sich selbst auf die Zurückdrängung des Griechischen in den Gymnasien durch den jetzigen Unterrichtsminister Csáky erstreckt. Daß die Siebenbürger Sachsen gegen den magyarischen Chauvinismus in Vertheidigung stehen, ist keineswegs verwunderlich, wohl aber, daß sie trotzdem, ungleich den „Nationen" in Oesterreich, durchaus staatstreu sind. Zumal seit dem Sachsentag zu Hermannstadt 1890 herrscht das „gemäßigt" vor und geschehen „Compromisse, in denen um des lieben äußeren Friedens willen tiefgehende innere Spaltung überdeckt wurde"; d. h. also Zurückdrängung der stärkeren Opposition, trotz des „planmäßigen, offenen Angriffs, den die magyarische Gesellschaft gegen die Eigencultur der Nationalitäten im Lande unternimmt", wozu namentlich die Beeinflussung der Schulen gehört. Aber inmitten des Zusammenpralles zweier mächtiger nationaler Sturmfluthen drängt Alles „zum engsten Anschluß an den staatsbildenden und staatserhaltenden Factor, die Magyaren", zum Gedanken der „ungarischen Grenzwacht", der allerdings sehr verschieden nuancirt wird; „gegenwärtig stünden die Verhältnisse so, daß wir unsere und des Staates Selbsterhaltung gegen den Staat selbst vertheidigen müßten und darin liege die Tragik unseres Kampfes". Am heikelsten gestaltet sich dieser Zwiespalt gegenüber der Betheiligung am Beamtenstand; doch auch hier wird die Scheu, in einen Dienst zu treten, der „in erster Linie das Opfer der politischen und oft auch der nationalen Ueberzeugung" zu verlangen scheint, überwunden durch eine Vaterlandsliebe, die „nach tüchtigen Verwaltungsbeamten" ruft. Allein „der Sachsentag hat die bestehende Kluft im Sachsenvolke nur überklebt, nicht geschlossen", der Gegensatz der opportunistischen älteren Führer und der stürmischen Jungen wird nur mühsam weggeleugnet, auf jener Versammlung selbst verrieth sich ein Rechts und Links, und auch von Stadt zu Stadt wechselt der Grad der Opposition, wie denn z. B. Bistritz eine gemäßigtere Richtung vertritt.

Den Hauptgrund des staatstreuen Zuges in Siebenbürgen bildet die zweite der obenerwähnten nationalen Sturmfluthen, die rumänische; von dieser droht den Sachsen die größte Gefahr und erwuchs ihrer Cultur bisher „die größte Beeinflussung durch nichtdeutsche Elemente": „das zeigt die Verunzierung unserer Dorfsmundarten durch Wörter romänischen Ursprungs und die Inficirung unseres Accents durch romänischen Sprachgeist". Engt die magyarische Cultur das sächsische Volksbewußtsein an der Krone ein, so greift es die romänische an der Wurzel an. „Wem fallen wir als Beute zu, wenn unser Volksthum, und damit eine wesentliche Stütze unseres sittlichen und politischen Charakters gebrochen wird? Nur den Romänen, die schon in unseren Ortschaften im Verhältniß von 3:5 neben uns wohnen, in deren großem Volksmeer wir uns aber wie zerstreute Inselchen ausnehmen, nimmermehr dem Magyarenthum, mit dessen Vertretern wir uns — auf dem Lande — im Verhältniß von 25:1 berühren". Diese ganze Sachlage und die dort daraus gezogenen Folgerungen sind insofern wichtig, als wir Deutschen im Urland nicht der Meinung sein dürfen, als hätten wir am siebenbürgischen Sachsenvolk so wie etwa an den Deutschen in der „Ostmark" eine Colonie oder

*) In Pernerstorfer's „Deutschen Worten", Januar 1894.
**) Berlin, Emil Felber.
***) Bonn, C. Paul.
†) Hermannstadt, Druck von W. Krafft.

einen Vorposten Alldeutschlands; „daran denkt Niemand, der es in seinen breiten, echtsächsischen Schichten kennt." Es betrachtet sich geradezu als Sachsen statt als Deutsche; es spricht, abgesehen von den übrigen Landessprachen, zwei ähnliche, aber verschieden geltende Sprachen: deutsch, d. i. schriftdeutsch, und sächsisch, d. i. siebenbürgische Mundart, eine Reserve, die hinter dem Hochdeutsch als dem jetzt kämpfenden ersten Treffen in gesicherter Deckung für die Zukunft dasteht. „Wir sprechen sehr gut deutsch, reden aber lieber sächsisch"; wonach „dem Begriff sächsisch ein gewisser durchgreifender Gefühlswerth zukommt." Geradezu „in Gegensatz, aber in freundlichen Gegensatz zum deutschen Volksbewußtsein" nicht minder als zur romänischen und magyarischen Cultur tritt das sächsische Volksbewußtsein mit seinem eigenen Gepräge, „um dessentwillen wir doch anders fühlen, denken und sind als der Baier, Schwabe, Thüringer." Ihm fährt seine Schule zu seinem Leidwesen „ganz im Fahrwasser allgemeiner, deutscher Bildung, dem eigenartigen Charakter unseres Volkes trägt sie zu wenig Rechnung". Erst dreißig bis vierzig Jahre ist es her, daß, „wohl beeinflußt durch das österreichische Beamtenpersonal in vielen Familien der Intelligenz, in der Sprache der Gesellschaft die sächsische Mundart durch die sächsische Schriftsprache verdrängt wurde". „Hier ist der Punkt, an dem das Bewußtsein unserer Autochthonie im deutschen Geistesleben einzusetzen hat"; denn „wie in einzelnen Familien, Freundeskreisen an bestimmte Ausdrücke, Wendungen liebgewordene Empfindung, Stimmung sich knüpft, für die Andere kein Verständniß haben, so liegt in der gemeinsamen Mundart mit ihren vielen Spielarten ein Hauptfactor für das Gefühl der Gemeinsamkeit und zugleich der Individualität unseres Volkes". Doch wird „deutsche" Geistescultur („gleichsam als unrückzahlbare Anleihe alljährlich in unser Budget" eingesetzt) daneben dankbar anerkannt und das Mißverständniß abgelehnt, „als wollten wir der deutschen Wissenschaft und Kunst eine eigene entgegensetzen. Wir stehen auf keinem Culturgebiete mehr als auf diesem voll und ganz im Strome der deutschen Bildung, aber nach keinem auch haben wir Ursache stolzer auf eigenartiges Schaffen und Erwerben hinzuweisen."

Die sächsische Sprache bildet so eines der zwei Hauptgüter des kleinen Volks; das andere bildet sein „sächsischer Glaube" oder, wie manche lieber sagen, sein „evangelischer Glaube"; und des Volkes eigentlicher Hort ist seine autonome Landeskirche. Sie gehört der Angsburgischen Confession an und ist „eine wahre Laienkirche", die den Begriff „clerical" kaum aufkommen läßt; nur ihren bureaukratischen Charakter bekämpft man, damit sie „wirklich zur Volkskirche werde". An ihrem Gerüst finden gerade in der jetzigen Bedrängniß die nationalen Culturgüter Halt und Stütze: der Glaube, gewisse Innungen mit ihren sächsischen Sitten und Gebräuchen, vor Allem die größeren und kleineren Schulorganismen, und manches Andere. „Unser Volk kann politisch ganz todt gemacht werden: in den kirchlichen Vertretungen bleibt immer noch eine in immer größeren Kreisen die ganze Nation umfassende Organisation bestehen". Und während die liberalen Reichsdeutschen mit freudiger Zustimmung die kirchenpolitischen Kämpfe Ungarns als den Anfang zu einer Entreißung der Ehe aus kirchlicher Gewalt begrüßen und vielleicht meinen, unsere evangelischen Stammesgenossen am Südende der Karpathen würden bei dieser Bezwingung des Katholicismus kräftig mithalten, bedeuten für die Siebenbürger Sachsen jene Vorlagen gleich den Bestrebungen zur Verschmelzung der ungarländischen Evangelischen einen „furchtbaren Schlag". Zwar hat der Centralausschuß beschlossen, der Regierung darin keine Opposition zu machen; allein dennoch fühlt man sich gedrängt zur „Berathung über die von Niemand, am wenigsten von den maßgebenden Mitgliedern des Centralausschusses selbst geleugneten schweren nationalen Schädigungen, die uns aus der Durchführung dieser Vorlagen erwachsen werden, und über die Mittel, wenigstens zu mildern". Noch jüngst wurde aus den sächsischen Wahlkreisen Siebenbürgens eine ungemein starke Agitation gegen die ungarische Kirchenpolitik gemeldet; eine Resolution bezeichnete u. A. den Gesetzentwurf über die Religion der Kinder aus gemischten Ehen als die Autorität des Staates degradirend, als die Heiligkeit schwer erkämpfter, feierlich gewährleisteter Landesgesetze mißachtend, als den confessionellen Frieden des Landes störend, mithin als unheilvoll. So sehr ist dort die Kirche mit dem gesammten Leben verwachsen. Daß dies selbst für die eigenen Bedürfnisse des Sachsenvolkes zu weit geht, zeigt der eine der Mediascher Vorträge, „Trennung von Kirche und Schule", d. i. die erwünschte „Loslösung des Mittelschullehramtes vom geistlichen Berufe und umgekehrt".

Um sowohl alle diese Bedrängniß als auch all' diese eigenthümlichen Stellungen der Siebenbürger Sachsen zu verstehen, muß man sich ihre qualitativen und quantitativen Verhältnisse wohl vor Augen halten. Sie sind beglückt zugleich und beschwert durch einen relativ großen und sozusagen distinguirten Besitz; sie haben viel zu verlieren. Der Sachse ist nicht der „kleine Mann", sondern der höhere Bürger; er ist kein sozialer Neuling oder Emporkömmling, sondern ein Nachkomme „sichergestellter Vorfahren" und hat als solcher feinere und unschmiegsamere Lebensbedürfnisse „als der noch immer verhältnißmäßig genügsame, dabei aber kräftig vorwärts strebende Sohn des nichtsächsischen Knechtes und Hirten". Seine Volkszahl — etwa zweihunderttausend — ist weit geringer als etwa die Einwohnerzahl Münchens, so „daß es demjenigen, der es darauf abgesehen hätte, nicht allzuschwer gelingen möchte, fast jeden einzelnen Volksgenossen, zum mindesten jede kleinste unserer Volksgruppen kennen zu lernen". Daraus ergibt sich, daß es dort nicht wie in einer Großstadt, in einem weiten Bauernland oder gar in einem gedrängten Industriebezirk auf Massenwirkungen, sondern auf die Bemühungen der Einzelnen ankommt. „Wir sind Wenige" (so führt das „S.-D. Tageblatt" aus), „wir können keine Kraft entbehren und sei sie noch so bescheiden und gering; wir können auf keinen Zufluß von Außen rechnen, wir müssen die Gewähr für unseren Fortbestand und unsere Fortentwickelung in uns tragen". Und wenn es hieß: die „Wünsche des Ganzen müssen so oft und energisch auftreten, daß sie sich dem Einzelnen fast als Pflicht aufdrängen, die er im Interesse seines Stammes zu erfüllen habe", so sehen wir zugleich, daß derartiges dort mehr Aussicht hat als anderswo; in jener geschlossenen Gesellschaft können thatsächlich die absichtlichen Bemühungen, die Versuche zur „Lösung" von Fragen, zur Hebung der allgemeinen Lage mehr erzielen als anderswo inmitten der großen Massen, die gleich absichtslosen Naturkräften walten. Darum ist auch das Siebenbürgerland kein Ort des „Liberalismus" — obschon auch dort geklagt wird, er fange, kirchlich wenigstens, an „weit zu gehen" — und noch weniger ein Ort der modernen sozialen Bewegungen. Fast allgemein ein conservativer Zug, ausgehend von einem alten Stammkapital an Bürgertugend, Gebräuchen, Rechten; gegenüber dem von unten kommenden Rumänen das Bedürfniß, sich „conservativ an den conservativen Factor, die Magyaren", anzuschließen; die Jugend „zum Theil conservativer als manche Alten", und echt altbürgerlich die Warnung vor „dem frühzeitig gereizten Gefühlsleben, das durch Kränzchenunwesen, sowie Nachahmung studentischen Gebahrens, frühzeitig durch Liebeständelei oder sonstige Spielereien die Schwungkraft der Jünglinge lahm legt, sie nicht nur von ernster Arbeit abzieht, sondern auch das Interesse dafür ertödtet". Unter solchen Umständen ist von jenem Volk kein Plus zur deutschen oder allgemeinen Cultur, keine neue Bereicherung des menschlichen Könnens und Denkens zu erwarten; am allerwenigsten irgend etwas von jenem problematischen, diabolischen Charakter, der auf dem Gipfel großstädtischer Lebensanschauungen gedeiht. „Musik wird unter uns viel und zum Theil in großer Vollendung getrieben; vielleicht würde ein Zurückgehen auf einfachere Formen den nationalen Zwecken dienlicher sein." Nicht vorgefaßte Meinungen sind es, die dazu führen, sondern die Zusammenfassung fast alles Volksgebahrens unter dem Einen Gesichtspunkt der politischen Erhaltung.

Ueberhaupt dürfte es in der Praxis mit der strengen Wahrung der Vergangenheit und mit der heimathlichen Abschließung nicht so arg sein. Selbst Berichte wie der uns vorliegende lassen nicht tief genug in die Thatsachen blicken, sprechen doch mehr von dem, was sein sollte. Fast möchte

man in dem krampfhaften Anklammern an die Landeskirche das Zeichen einer Entkirchlichung des Landes erblicken; und vielleicht nagen auch dort soziale Würmer, die man nur eben nicht zur Parade führt. Sicherlich aber darf neben der geringen Bedeutung des Sachsenvolkes für Deutschland die große Bedeutung dieses für seinen fernen Ableger stärker betont werden, als es dort schwarz auf weiß möglich ist. Im deutschen Reich kann man darauf rechnen, daß jedes den Siebenbürger Sachsen freundlich entgegengebrachte Interesse von ihnen mit dem Dank des getränkten Durstigen aufgenommen wird und gut angelegt ist; inmitten der täglichen Nöthe mag es für sie eine Feiertagsfreude sein, sich herüber zu sehnen zu dem großen Stamm, für den jede Culturbemühung doch um so viel leichter und fruchtbarer ist. In der That hat Deutschland seine „Sachsen" nicht vergessen; sogar deutsches Kapital betheiligt sich neuerdings an der Auswerthung des Bergwerkdistriktes im siebenbürgischen Westen und soll „dabei durch methodische Arbeit gute Resultate erzielt" haben. Wer schwankt, wohin er im Sommer seine Reiseschritte lenken soll, wird durch die Wahl Siebenbürgens bei den billigen Fahrten in Oesterreich-Ungarn und bei der noch nicht „landläufigen" Schönheit des karpathischen Grenzlandes gewiß einen glücklichen Griff thun.

Unter den in Mediasch ausgesprochenen Wünschen wurde auch der nach einer eigenen theologischen Facultät von Neuem vorgebracht. Wenn wir bedenken, daß es in dem stark von Deutschen durchsetzten Königreich Ungarn keine deutsche Universität gibt, und daß die dortigen Sachsen theils auf ausländischen, theils auf magyarischen Facultäten studiren müssen, so werden wir uns wundern, daß es jenes Volk noch zu keinem eigenen Stück akademischen Lebens gebracht hat. Um so verdienstlicher wäre es von Deutschland, durch thätige Mithülfe einen solchen Erfolg zu ermöglichen.

Die schöne Literatur und die politisch-soziale Entwickelung.

Von Karl Walcker-Leipzig.

Der Statistiker Ernst Engel unterscheidet auf dem Gebiete seiner Wissenschaft Producenten und Consumenten, Verfasser und Leser statistischer Arbeiten. Aehnlich kann man auf dem Gebiete der schönen Literatur Producenten, Aesthetiker von Fach (Dichter, Kritiker, Literaturhistoriker) und Consumenten, einfache Leser, Gelehrte oder andere Gebildete, unterscheiden. Im Nachfolgenden sollen gewisse Probleme der schönen Literatur vom Standpunkte eines Lesers und eines Staatsgelehrten aus erörtert werden.

Ein Dichter hat zunächst die Aufgabe, durch eine künstlerisch abgeklärte Darstellung wirklicher oder psychologisch möglicher Zustände und Ereignisse seinen eigenen Schöpfungsdrang, sein eigenes Schönheitsbedürfniß und das seiner Leser, so zu sagen ihren Schönheithunger, zu befriedigen. Gewisse allzu starke Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten würden selbst in einer Satire, einer tollen Posse oder in einem Märchen Anstoß erregen. Andererseits ist es weder wünschenswerth, noch möglich, die Wirklichkeit mit jener photographischen Treue darzustellen, welche bei einem großen, guten Porträt erreicht werden kann. Gegen und für den aus- und inländischen Naturalismus ist viel Treffendes gesagt worden, das an dieser Stelle als bekannt vorauszusetzen ist. Bei der Beantwortung der Frage, ob eine ziemlich unverhüllte Schilderung geschlechtlicher Dinge berechtigt oder tadelnswerth, strafbar ist, wird immer viel auf die zufällige Subjectivität des betreffenden Kritikers, Staatsanwalts, Richters, Geschworenen ankommen. Trotzdem wird eine objective Wahrheit ziemlich allgemein anerkannt. Es kommt darauf an, ob der Verfasser unbefangen spricht, ob der Zusammenhang solche Stellen rechtfertigt, oder ob der Autor der Lüsternheit des vornehmen und geringen Pöbels schmeichelt. Gewisse Stellen in Goethe's „Römischen Elegien" sind unverfänglich, und Lessing's Sinngedicht „Auf den Brand zu **" vertritt tief berechtigte, echt ethische, kritisch-reformatorische Interessen. Die Schriften verschiedener anderer Autoren sind dagegen obscön. Man darf übrigens nicht so weit gehen, den Klassikern eine ästhetische Unfehlbarkeit zuzuschreiben und Boccaccio kurzweg zu den Klassikern zu rechnen. Selbst bei Dichtern ersten Ranges kommen Geschmacklosigkeiten vor. Man denke z. B. an die übermäßige Benutzung der griechischen Mythologie in verschiedenen Gedichten Schiller's und an manche Stellen im zweiten Theile des Goethe'schen „Faust". Noch unhistorischer ist es, Shakespeare zu einem ästhetischen Papst zu machen. Manche Zoten und Grausamkeiten seiner Dramen hängen auf's Engste mit einem Zeitalter zusammen, welches die Tortur und barbarische Todesstrafen übte. Noch im 17. Jahrhundert ergötzte sich das Publikum nach Macaulay's bekannter Schilderung daran, am Pranger ausgestellte Verbrecher peitschen und verstümmeln zu sehen, ja sie zu steinigen. Unter den Opfern befanden sich manchmal Unschuldige, Gegner der Stuart'schen Tyrannei. Euphemismen, Aposiopesen und Aehnliches haben auch in der schönen Literatur ihre Berechtigung. Ein Dichter kann den Fall eines Mädchens oder einer Frau in decenter Weise erwähnen. Er braucht nicht mit der Deutlichkeit eines Gerichtsarztes oder Staatsanwalts zu reden. Uebertriebene Prüderie liegt den Franzosen fern, aber sie sagen mit Recht: „Cela se fait, mais cela ne se dit pas." Andererseits hat ein Dichter natürlich das Recht, gelegentlich häßliche Gesichter und häßliche d. h. unsittliche Dinge, Pläne, Handlungen zu schildern. Man denke an Franz Moor, Richard III. und viele andere Gestalten der Dichtung und Geschichte.

In einem klassischen Romane dürfen Seelenschilderungen nicht überwuchern, aber sie müssen doch einen gebührenden Raum finden. Wenn ein Dichter z. B. in einem mehrbändigen Romane den Landadel, wohl auch die Magnaten der östlichen Provinzen Preußens schildert, so muß er meines Erachtens alle mehr oder minder charakteristischen Licht- und Schattenseiten des preußischen Junkerthums darlegen. Eine solche Aufgabe ist schwierig, aber keineswegs unlösbar. Wenn der Verfasser ein hochbegabter Dichter ist, oft und intim mit Junkern verkehrt hat, verschiedene einschlägige Schriften von J. v. Radowitz, Varnhagen von Ense, V. A. Huber, H. Wagener, R. v. Gneist, Roscher, E. Richter und Anderen, Zeitungsartikel und dergl. mit Geschick benutzt, ja, tüchtige Politiker und Staatsgelehrte Fingerzeige, Notizen, einzelne Stellen liefern läßt — so kann der Verfasser eine Dichtung schaffen, die vom In- und Auslande, von hervorragenden Männern verschiedener wirthschaftlicher, politischer, religiöser Parteien mit Recht als ein klassisches Werk bezeichnet wird. Collectivarbeiten von zwei oder mehr Personen haben unter Umständen ihrer Berechtigung. Man denke z. B. an Erckmann und Chatrian. Auch für politisch-soziale Lust-, Schau- und Trauerspiele kann die Mitarbeit von Sachverständigen räthlich sein. Wenn ein Stück z. B. das Gründerthum schildert, so sind tüchtige Bankiers, Zeitungsredacteure, Juristen, Nationalöconomen schätzenswerthe Mitarbeiter des Dichters.

Bei verschiedenen Handlungen des privaten und öffentlichen Lebens kann Jemand mehrere berechtigte, sich ergänzende Beweggründe haben. Er kann z. B. eine Dame heirathen, weil sie schön, geistvoll, edel, reich, vornehm ist. Aehnlich brauchen sich bei einem Dichter ästhetische und so zu sagen tendenziöse Schaffensmotive keineswegs auszuschließen. Der Roman „Onkel Tom's Hütte" ist trotz seiner Mängel als eine wirkliche Dichtung zu bezeichnen, weil die Verfasserin auch rein ästhetische Beweggründe hatte. Bellamy's sogenannter Roman „Looking backward" ist dagegen eine sozialistische Tendenzschrift ohne jeden ästhetischen Werth. Der wohlmeinende Verfasser hat sich früher als Dichter versucht, aber bei jenem Romane offenbar nur sozialpolitische, nicht ästhetische Schaffensmotive gefühlt. Der Ausdruck tendenziös darf aber nicht kurzweg als ein Scheltwort verstanden werden. Wenn eine Ten-

denz an und für sich berechtigt ist und in passender Weise vertreten wird, so ist dagegen nichts zu sagen.

Auf höheren Culturstufen ist die Entstehung neuer Volksepen nicht mehr möglich, selbst für Kunstepen und Märchen ist die Stimmung der Dichter und der Leser ungünstig. Von solchen und ähnlichen Ausnahmen abgesehen, müssen alle Arten der Poesie und alle geeigneten Stoffe in der schönen Literatur verhältnißmäßig, harmonisch vertreten sein; eine allzu große Einförmigkeit der leiblichen oder geistigen Nahrung ist vom Uebel. Wenn gewisse Themata z. B. das Ehebruchsthema zu sehr überwiegen, wenn ernstere Lustspiele zu sehr von leichten, so zu sagen nichtigen Komödien zurückgedrängt werden, wenn die Dichter nicht in's volle Menschenleben hineingreifen, wenig oder gar nicht benutzte Themata bearbeiten, sondern Schablonenfiguren gebrauchen, die schon in älteren deutschen, französischen, italienischen, wohl gar römischen und griechischen Theaterstücken vorkommen, so seufzt der gelangweilte Leser und Zuschauer: „Toujours perdrix!“ Sogar ein und derselbe Dichter kann leichte und mehr ernste Lustspiele liefern. Picard's „Parasit“ hat z. B. einen ernsten, politisch-sozialen Hintergrund, während seine Komödie „Der Neffe als Oheim“ zum leichten Genre gehört. Beide Stücke sind bekanntlich von Schiller bearbeitet worden. Auch in den letzten Jahrzehnten und Jahren sind in Deutschland mehr oder minder werthvolle, zum Theil vorzügliche Romane und andere Dichtungen erschienen. Trotzdem dürften englische, französische, magyarische, russische und andere Autoren verhältnißmäßig mehr Romane, Novellen, Lustspiele geliefert haben, in denen soziale, politische, religiöse Schäden in satirisch-reformfreundlicher, künstlerischer und humaner, so zu sagen staatsmännischer Weise bekämpft werden. Wenn ein Dichter oder ein sonstiger Freund der schönen Literatur empfinden will, welchen Reiz eine geschickte Behandlung selten bearbeiteter Themata auf denkende Leser ausübt, so kann er z. B. Krestowski's Roman „Die Herde des Panurge“ und Norris' Roman „Misadventures“ lesen. Beide Werke behandeln das Thema der politisch-nationalen Dupirung. Bei Krestowski werden Russen durch Polen, bei Norris Engländer durch Russen dupirt. Der in Rede stehende russische Roman wurde 1887 von A. Hauff unter dem unrichtigen Titel „Durchtriebene Schelme“ übersetzt.*) Trotz verschiedener Mängel des Krestowski'schen Buches gibt der Verfasser auch eine fein humoristische, von Turgenjew'schen Plumpheiten und Tolstoi'schen Schwärmereien freie, vorzügliche Schilderung der russischen Radicalen der 1860er Jahre. Das Norris'sche, 1891 erschienene Werk ist meines Wissens nicht übersetzt worden, aber in einer Tauchnitz-Edition erschienen. Von den ähnlichen deutschen Werken ist Schiller's unvollendeter „Geisterseher“ wohl das bekannteste.

Ein wahrer Dichter wird schon aus rein künstlerischen Gründen sich auf keine Hetze gegen Klassen, Parteien, Confessionen einlassen, und es würde der Oeconomie eines Lustspiels nichts schaden, ja, sogar nützen, wenn der Dichter neben gemeinen Junkern, Gründern, Ultramontanen, Arbeitgebern, Sozialisten ꝛc. wohlwollende Edelleute, Bankiers ꝛc. auftreten ließe. Ganze Geburtsstände, Berufsklassen, Parteien bestehen niemals aus lauter gemeinen Menschen. Es kann vorkommen, daß ultramontane, antisemitische, sozialistische oder andere Theaterbesucher durch wüsten Lärm die Aufführung eines maßvollen, von der Theatercensur erlaubten Stückes verhindern wollen. Wenn solche Ausschreitungen als Hausfriedensbrüche und Nöthigungen streng bestraft würden, so würden sie bald aufhören. Im freien Amerika werden Störungen von Versammlungen drakonisch bestraft. Ein Mann störte eine Versammlung durch einige wenige Worte und bekam nach H. Semler für jedes Wort einen Monat Gefängniß. Berliner Gerichte haben ebenfalls begonnen, Störungen von Versammlungen zu bestrafen.

Sachkundige, hervorragende Kritiker haben wiederholt ausgeführt, daß viele neue deutsche Lustspiele gar zu sehr dem erwähnten leichten Genre angehören und mit längst bekannten Schablonenfiguren operiren. Die behauptete Thatsache dürfte richtig sein; es ist zuzugeben, daß die mangelhafte Bearbeitung des Themas auf Rechnung der Talentlosigkeit, Flüchtigkeit, Bühnenunkenntniß des Verfassers zu setzen ist. Ferner darf man nicht übersehen, daß Dichter, Verleger, Theaterdirectoren in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß von dem Geschmack und den Stimmungen des Publikums stehen. Wenn ein Lustspiel eines verstorbenen Klassikers gegeben wird, so gehen Viele ohne rechte Lust in's Theater, sie machen gleichsam eine Anstandsvisite. Klassische Lustspiele lebender, bisher unbekannter Dichter könnten dagegen für die betreffenden Verleger und Theaterdirectoren recht unvortheilhaft sein. Aus vielen historisch-politischen, psychologischen Gründen ist die Stimmung des Publikums, von individuellen Ausnahmen abgesehen, ziemlich reservirt, abgespannt, um nicht zu sagen blasirt. Diese Stimmung dürfte sich langsam und stetig bessern, denn die materiellen und idealen Interessen des mächtigen liberalen Bürgerthums, überhaupt des ganzen deutschen Volkes, drängen zu großen staatsmännischen Reformen, die ohne echten, energischen, praktischen Idealismus nicht durchzusetzen sind. Ernstliche Garantien der Preßfreiheit, ein wirksamer Rechtsschutz gegen zu hohe Steuereinschätzungen, gegen Soldatenmißhandlungen, gegen Gründer, Geheimmittelschwindler und ähnliche Leute, die allmähliche Ueberwindung des Feudalismus, des Ultramontanismus, der protestantischen Orthodoxie und andere bedeutsame Reformen sind auch deshalb nöthig, um den Sozialisten und Reactionären Wahlkreise abzunehmen, die Erwerbgelegenheiten des deutschen Volkes zu vermehren, die reactionären, antideutschen Parteien Rußlands, Frankreichs, Oesterreich-Ungarns allmählich matt zu setzen, den europäischen Frieden zu sichern. Ein siegreicher Abwehrkrieg des Dreibundes würde dazu nicht genügen, denn die russische Reactionspartei könnte später einen neuen Krieg beginnen. Entschiedene, dauernde Siege des deutschen Liberalismus würden dagegen ähnliche Entwickelungen in den großen Nachbarstaaten befördern, früher oder später den europäischen Frieden sichern. Rußland, welches dem kleinen Bulgarien eine Constitution verschafft hat, kann nicht ewig ein absoluter Staat bleiben, und es hat im Innern wie in Asien genug zu thun. Kurz, ein dereinstiger Aufschwung der schönen Literatur Deutschlands ist auch aus politisch-sozialen Gründen wahrscheinlich.

In diesen und jenen Beziehungen waren Lessing, Herder, Goethe, Schiller in einer günstigeren Lage, als gleich begabte Dichter der Gegenwart oder des 20. Jahrhunderts. Sie hatten z. B. die Priorität für so manche naheliegende, gute Gedanken. Dafür hat Deutschland seit den Freiheitskriegen, dem Zeitalter der Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Zolleinigungen, Einheitskriege gewaltige Fortschritte an Wohlstand, Bildung, Macht, internationalem Ansehen errungen. Jenen Klassikern fehlte das auch für Dichter so wohlthuende Gefühl, Angehörige einer großen, mächtigen Nation zu sein. Shakespeare hatte dies Gefühl, und künftige deutsche Klassiker werden von demselben stolzen Gefühl erfüllt und erhoben sein. Schon Lessing, Herder, Goethe, Schiller haben eine solche Zeit geahnt, prophetisch verkündigt. Man denke z. B. an Lessing's bekanntes Wort über ein deutsches Nationaltheater und an Herder's Ode „Preußen und Oesterreich“, eine Vorahnung des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses von 1879. Schon die großartige nationale Erhebung von 1870/71 erzeugte einige echte Kunstwerke.

*) Berlin, R. Wilhelmi.

Marcel Prévost.

Von Ludwig Geiger.

So viel man auch bei Besprechungen der neuesten französischen Literatur von Naturalisten, Psychologen, Symbolisten und Decadenten redet, so ist die alte französische Lustigkeit (die gaîté gauloise), die unbekümmert um Zeitströmungen und Schlagworte die Welt als einen Tummelplatz der Freude ansieht, nicht todt. Seitdem Maupassant sie zu neuer Blüthe erweckte, sind Andere ihm gefolgt und gar Manche wetteifern an kecken und recht gewagten Schwänken mit dem Meister. Für solche Erzählungen ist die Brief- und Dialogform ganz besonders geeignet. Beide haben in der neueren französischen Literatur ihre Vertreter gefunden. Die Hauptvertreterin der letzteren ist Gyp, bekanntlich Pseudonym einer adligen Dame, die durch ihre erste, vor noch nicht zwei Jahrzehnten erschienene Sammlung „Autour du mariage" berühmt geworden ist und seitdem durch ein paar Dutzend ähnliche, stark gepfefferte, aber in Manirirtheit und Einförmigkeit ausartende Bände ihren schnell erworbenen Ruhm fast auf's Spiel gesetzt hat.

Ein glänzender Neuling auf ersterem Gebiete ist Marcel Prévost, der erst seit wenigen Jahren genannt, jetzt schon zu den gelesensten Autoren gerechnet werden muß. Seine „Lettres de femmes", die vor etwa 15 Monaten erschienen, haben es bisher auf 33 Auflagen gebracht, ein seitdem erschienener Roman gar auf 48, und von den jetzt ausgegebenen „Nouvelles lettres de femmes"*) liegt mir schon die 14. Auflage vor. Es ist ein ganz neues Genre, das freilich nicht zur klassischen, aber gewiß zur amüsanten Lectüre gehört. Die hier gesammelten Schriftstücke nämlich sind Briefe von Damen aus der sogenannten höheren Gesellschaft, Frauen von Adligen, besonders Beamten, die freilich niemals oder selten an ihre Männer, sondern an ihre Liebhaber, ihre Concurrentinnen und Freundinnen, oder an ihre Beichtväter schreiben. Durch den Briefton erlangen diese Bekenntnisse etwas Frisches, Unmittelbares, erhöhen das Pikante und reizen doppelt, weil sie in der „Ich"-Form geschrieben, lebendiger und unmittelbarer zu dem Leser sprechen. Alle handeln von Liebe. In einer kurzen, geistreichen Vorrede meint der Autor, „es gäbe drei Arten von Liebe zu erzählen, die ironische, die romantische, die freche", und behauptet von sich, er habe sowohl in seiner früheren Sammlung, als in der vorliegenden die letztere ausgeschlossen. Meint er dies im Ernst, so kann man nur sagen, daß die Auffassung der Frechheit oder Zügellosigkeit eine sehr verschiedene ist. Eher könnte man sagen, daß er alle drei sehr geschickt zu handhaben weiß und nur die einzige verleugnet, die allerdings der Fluch der Erzähler ist, nämlich die langweilige. Seine Geschichten gehören zu dem Amüsantesten, was man sich denken kann, aber auch zu dem Indecentesten. Dabei möchte ich keinem, auch nicht dem vollkommensten Uebersetzer rathen, sich an die Uebertragung dieser Geschichten zu wagen. Diese Grazie und Eleganz, die selbst bei den gewagtesten Vorwürfen und den pikantesten Ausschmückungen gewahrt wird, läßt sich schlechterdings im Deutschen nicht nachahmen. Dort würde gar Vieles plump oder geradezu roh erscheinen, das durch die feine Manier der französischen Sprache und Erzählungsweise erträglich bleibt.

Der Inhalt der Geschichten kann und soll hier nicht im Einzelnen wiedergegeben werden. Da treten ältere Frauen auf, die sich einem Jüngeren anbieten; die ihrem Gatten ungetreue Frau, die ihren Liebhaber verfluchen will und sich schließlich damit begnügt, ihm einige resignirte Zeilen zu schicken; die Gattin, die sich mit ihrem Mann, gegen den sie auf Scheidung klagt, versöhnt, nachdem sie vorher mit dem Advokaten und Präsidenten unziemliche Abenteuer bestanden; die Gräfin, die sich mit einer Schauspielerin verbindet, um ihren Mann, der Gattin und Geliebte betrügt und bei der Gelegenheit erkrankt, zu pflegen. Andere Geschichten sind kaum anzudeuten, geschweige des Näheren auszuführen; sie sind grenzenlos frivol. Doch bilden derartige Geschichten nicht den ausschließlichen Inhalt des vorliegenden Bandes. Es sind vielmehr eine Anzahl darunter, die in ihrer Erfindung und Ausführung anmuthig und dichterisch genannt werden müssen. Da ist eine „Le retour", die Rückkehr eines jungen Mädchens aus der Pension zu ihrer Mutter, die mit einem älteren Manne in wilder Ehe lebt, und nun die Verzeihung ihrer Tochter, die Alles begreift und Alles entschuldigt, erhält; „Le cahier de Geneviève", die Zurückführung eines Gatten zu seiner Gattin, hervorgerufen durch die Erkrankung ihres Kindes; „Mon vieil ami", die Schilderung eines Alternden, der mit dem Reste seiner Leidenschaften ein junges Mädchen liebt und ihr, die, von Koketterie nicht frei, endlich die große Liebe in sich fühlt, aber sie dem alten, kranken Manne verschweigen muß, sein ganzes Vermögen vermacht; „Rivale", die eifersüchtigen Gefühle einer Mutter für ihren Sohn, der sich mit einer seiner Nichtwürdigen vermählt, und nachdem er das Verhängnißvolle seiner Wahl erkannt, zur Mutter zurückkehrt.

Alle diese Geschichten sind in knappester Weise mit lebhafter Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, mit feiner Erkenntniß der Frauenherzen dargestellt. Wer Solches zu erfinden und zu erzählen weiß, braucht nicht zu fürchten, denjenigen Autoren zugerechnet zu werden, deren Schriften man sich heimlich zusteckt, sondern hat ein gutes Anrecht darauf, unter den vortrefflichen Erzählern seinen Platz einzunehmen.

*) Paris, Alphonse Lemerre.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine alte Geschichte.

Von Wolcott Balestier.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von L. Koch.

Milton, New-Hampshire, 3. October 1889.

Ich bin zweiunddreißig Jahre. Ich bin nicht verheirathet. Gestern fand ich das erste graue Haar. Mein Haar ist blond, da sollte es nicht so früh anfangen, grau zu werden. Ich bin jung. Mit zweiunddreißig Jahren ist man doch jung?! Wir sprechen nie vom Alter zusammen. Aber natürlich weiß er das meinige. Ich bin nicht jung; ich darf das nicht vergessen. Nach dem Maßstabe unseres Dorfes in Bezug auf Eheschließungen bin ich so im mittleren Alter; das will sagen: ich brauche noch nicht jede Hoffnung aufzugeben. Aber ach! ach! ach! wenn die Zeit kommt, da es keine Hoffnung mehr gibt, der Tag, an dem sie mich Alle aufgegeben haben — Alle: meine Mutter (gute Mutter!), die Tanten, meine Jugendfreundinnen, die geheirathet haben, die jungen Leute, welche vor dem Wirthshause, Iroquois genannt, auf Rohrstühlen sitzend die Geburtstage der Mädchen in die Lehnen einschneiden.

Die Jugendfreundinnen sind die schlimmsten — wenn ich meine Mutter ausnehme. Aber sie ist wenigstens glücklich. Ihre Ehe ist gut ausgefallen. Die Ehen meiner alten Gespielinnen aber sind nach verschiedenen Richtungen hin fehlgeschlagen. Meine Mutter heirathete nach altem Brauch. Was ich damit meine? Das kann ich nicht genau sagen, nur so viel weiß ich, Sallie Beaumont heirathete nicht auf diese Weise. Halt, nun weiß ich es — es ist der alte, einfache, natürliche Brauch. Man mußte nur Sallies Gründe für ihre Heirath mit Fred Maxim hören! Die waren nicht einfach, das kann ich versichern. Selbst einem Tagebuch mag ich sie kaum alle anvertrauen. Wenn ich mir ausdenke, daß Fred dieselben eines Tages erfahren könnte, so fahre ich innerlich vor Schreck zusammen. Ich frage mich dann, ob wohl Männer es wagen würden, Frauen zu heirathen, wenn sie wüßten, welches die eigentlichen Gründe für ihr Jawort sind? Zuweilen vielleicht, aber das weiß ich, keins der Mädchen, deren Liebesverhältnisse, Verlobungen und Hochzeiten ich von

meinem jungfräulichen Wachtthurm — oder besser gesagt, meinem altjüngferlichen Wachtthurm — beobachtet habe, möchte aufgefordert werden, ihren Ehemännern alles das erklären zu müssen, was in ihren Herzen vorging, als sie an ihres Vaters Arm zum Altar schritten. Das weiß ich gewiß. Ich glaube, ich weiß zu viel, wenigstens viel zu viel, als daß Heirathen für mich eine solch einfache Geschichte sein könnte, wie für meine Mutter.

Ich habe schon oft von Herzen gewünscht, daß nicht Jeder mir Jedes und Alles erzählen würde, besonders aber damals, als ich gezwungen war, Sallie Beaumont's Verlobung mit durchzumachen. Was sage ich, nur Sallies Verlobung? Du liebe Zeit! und nun erst die von Kate Duffield, Margaret Hart, Daisy Monteith, Helene Everard, Sadie Macafee? Schon das Niederschreiben ihrer Namen macht mich beklommen. Eigentlich sollte ich mich erleichtert fühlen, wenn ich dabei bedenke, daß ich nach alledem noch ruhig hier sitze.

Jeder hat sein Mißgeschick. Das meinige ist gewesen, das einzige Mädchen in Milton zu sein, welches zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre nicht einmal verlobt gewesen ist. Nun meine ich aber nicht, daß das Nichtverlobtsein dies Mißgeschick wäre, im Gegentheil. Aber da ich frei war von all diesen Quälereien, so hatte ich Zeit, mich um die Liebesangelegenheiten anderer Mädchen zu kümmern. Wenigstens haben sie das für sehr passend gehalten. Sallie konnte ihren Kummer wegen Fred Maxim und Jimmy Dexter (sie liebte Jimmy, meinte aber, sie müsse Fred heirathen — Sallie war immer sehr klug) nicht Kate oder Daisy erzählen; bewahre! Kate fing gerade an sich einzubilden, daß sie in Ned Fellows verliebt sei; und Daisy — über deren Angelegenheit könnte ich einen Roman schreiben! Demnach war es so: die anderen Mädchen hatten genug mit sich selbst zu thun, doch bemerkten sie, daß dies bei mir nicht der Fall war — wenigstens nicht in der Art wie sie. Ihr Zweifel und ihr Zaudern, ihre „Ist es möglich" oder „Ist es nicht möglich" und schließlich ihr Entschluß — das war ja Alles sehr interessant, aber es strengte auch an. Ich pflegte mich ermüdet zu Bette zu legen, wenn Sallie stundenlang in unserem Wohnzimmer dies unlösbare Problem Fred und Jimmy erörtert hatte. Was mich so elend machte, konnte Mutter nicht begreifen. In Wahrheit litt ich aus Sympathie mit jenen Mädchen. Niemand kann, glaube ich, ahnen, was es heißt, seine Zukunft sechs Männern auf einmal anzuvertrauen. Ich ahnte es damals nicht, jetzt weiß ich es. Eigentlich müßte ich zwölf sagen, denn jedes Mädchen hatte über irgend einen anderen Mann seine Zweifel. Wir verabschiedeten ihn aber, und so blieben denn sechs.

Den 4. October. Ich habe immer geglaubt, ich könnte nie ein Tagebuch führen. Ich war fest überzeugt, daß, sobald ich versuchen würde, mein Leben zu beschreiben, dasselbe seinen Reiz einbüßen würde: das, was man nicht sagen kann (da die Hand zu müde, die Tinte zu dünn und das Papier zu klein wird), das ist ja viel, viel mehr als das, was man sagen kann. Und doch wird dies Schreiben einem schließlich Freude machen, wenn man es versteht, die leeren Plätze in Gedanken auszufüllen, die zwischen den interessanten niedergeschriebenen Begebenheiten sich befinden. Das ist der Vortheil, wenn man nur für sein eigenes Auge schreibt: man braucht die leeren Plätze nicht wirklich zu füllen; wenn man aber zu dem Hauptpunkte kommt, so kann man ihn auf's Gründlichste offen mit sich selbst durchsprechen, ohne sich im Geringsten zu kümmern, wie derselbe nach Proportion, Perspective oder relativer Wichtigkeit zu irgend einer anderen Begebenheit steht. Die relative Wichtigkeit der Begebenheiten für uns selbst, darauf kommt es an. Mein Ausflug nach Süd-Kalifornien (er war entzückend), den ich letzten Winter unternahm, würde in einer Biographie von mir eine viel wichtigere Rolle spielen, glaube ich, als der Blick, mit dem Dick mich gestern beim Gutenachtsagen ansah; das zeigt deutlich die Kurzsichtigkeit der Biographen. Wie sollten sie das auch wissen? Dies bringt mich nun zu meinem Hauptpunkt: Warum kümmere ich mich darum, wie mich Dick ansieht, wenn er mir „Gute Nacht" sagt? Aber nein; das ist doch nicht der Hauptpunkt. Der ist: kümmere ich mich denn darum? Ich glaube wirklich, es ist so. Aber du, mein Tagebuch, sollst einzig und allein es wissen.

Er ist zurückgekommen; vor zwei Jahren war er zuletzt in Milton. Damals hatte er einen Monat Ferien, von dem er drei Wochen hier, den Rest mit Kommen und Gehen zwischen Nebraska und hier verbrachte. Er sagt, er betrachtet sich jetzt als einen Mann des Ostens, da seine Arbeit ihn nach Missouri gebracht hat (er legt, glaube ich, Pferdebahnlinien an für die kleinen Städte dort draußen, nach dem Bostoner Muster); trotzdem scheint Missouri nicht so weit Osten zu sein, als daß er den Westen nicht noch häufiger als sonst aufsuchte. Als er zuerst fortging, bekümmerte es mich, glaube ich, nicht so sehr; wenigstens rechnete ich die Zeit nicht eifrig nach. Wie das jetzt seltsam erscheint! Aber wahr ist es, es konnten in jener Zeit ganze Wochen vergehen, ohne daß ich an ihn dachte. Schon damals aber waren wir Freunde, ebenso gute Freunde wie jetzt. Nur, glaube ich, fühlte ich so ganz anders für ihn. Ich glaube das? Nein, nein, wir wollen uns gegenseitig nichts vormachen, du sicheres, sicheres Papier und du mein Herz! Ich muß sprechen zu irgend einem oder zu irgend etwas. Irgendwo will ich ganz mein eigenes Selbst sein! Ich liebe ihn! Ich liebe ihn! . . . Wie konnte ich das schreiben? Es ist ein schreckliches Wort. Und doch bin ich froh. Ich wollte dem schrecklichen Gedanken in's Angesicht sehen. Ich habe ihn nun gesehen, und das wird mir vielleicht gut thun. Ich fürchte mich ja nicht, ihn zu lieben, und doch schmerzt mich das Wort. Aber was liegt daran, es weiß ja Niemand. —

Den 6. October. Ja, es ist wirklich wahr. Niemand weiß es. Warum ich dessen sicher bin? Nun, weil Alle — Mutter und die Freundinnen, denen ich geholfen habe, sich zu verloben, zu verheirathen, sich häuslich niederzulassen, sogar die, welche sich mit meiner Hülfe von ihrem Manne getrennt hat (nämlich Daisy) — Alle, Alle mich drängen, mich quälen und mir die Ohren voll reden, ich soll Dick nicht abweisen. Ach, ich habe die Rolle einer alten Jungfer zu gut gespielt diese zwölf Jahre, in welchen ich sie bekämpft und verachtet habe, in welchen ich mich rein erhalten habe von ihren verächtlichen Ansichten über die Ehe, die haben ihnen zu viel bewiesen. Sie haben Alle zu dem Glauben gebracht, daß, nachdem ich mich um die Anderen nicht gekümmert habe, ich mich auch niemals um den Rechten kümmern würde. Ich habe den Rechten jetzt gefunden, er aber mich nicht. Das ist Thatsache, liebes Tagebuch. Ich muß hinzufügen, daß ich es meinem Kissen nicht in dieser Weise erzähle. Er kam heute vor vierzehn Tagen an. Wann war es doch, daß ich zuletzt durchschlief? An einem Mittwoch. Er kam an einem Mittwoch. Weh mir! Wie das Kissen heiß und naß ist schon um zwei Uhr morgens. Und die Nacht ist dann noch so lang! Man wundert sich, warum ich so früh aufstehe. Es ist wahrlich nicht, weil ich mich ausgeruht habe; nein, ich bin müde, müde! Wie machen es wohl andere Mädchen, die Männer lieben und von ihnen nicht geliebt werden? Aber nein, das thun sie ja nicht; sie lassen sich nicht darin gehen; sie haben ihren Stolz. Ich habe den meinigen verloren. Sie haben aber auch nicht das ganze Dorf hinter sich, werden nicht gebeten, den Mann doch nur ein klein wenig gern zu haben, nicht angefleht, ihm eine Gelegenheit zu geben. Nun habe ich es gesagt! Ihm eine Gelegenheit geben! Beim Niederschreiben erröthe ich sogar. Wie kann ich das thun?

Den 10. October. Du verstehst, was ich meine, du armes, geduldiges Tagebuch. Nach ihrer verhaßten und empörenden Ehetheorie werde ich dem Manne, welchen ich liebe (Dick höre, laß mich dir ganz leise sagen, wie ich dich liebe) — an den Kopf geworfen. Ich soll die Schwäche der Männer benutzen, ich soll ihn mir zu Füßen bringen; ich soll ihn anlocken, reizen, umgarnen — warum soll ich es nicht aussprechen? ich soll ihm den Hof machen — ich, die ich ihn liebe, ich, die lieber tausend Tode sterben wollte, als daß er es bemerkte! Ist dies auszudenken?

Den 13. October. Dick ist etwas jünger als ich — vielleicht ein Jahr. Vor langer Zeit gingen wir zusammen in die Dorfschule. Wir waren in derselben Klasse. Er pflegte mir Aepfel zu bringen; wir aßen sie zusammen fast ununterbrochen das ganze Jahr hindurch. Am schönsten war der Erdbeerapfel mit seinen hübschen rothen Strichen in der Mitte. Dick nannte das verschämtes Erröthen und knüpfte Vergleiche daran. Jetzt, seitdem er zurück ist, macht er keine Vergleiche mehr, er ist überhaupt auch in anderer Weise verändert. Ich freue mich über diese Veränderung, er wird dadurch nur mehr mein lieber, rechter, echter Dick. Ich sag' dir, mein Tagebuch, du hättest ihn sehr gern, wenn du ihn sehen könntest.

Wie er aussieht? Wie sieht der Traum eines jungen Mädchens aus? Wie die Liebe einer jugendlichen alten Jungfer? Wie das Herrlichste, was es gibt, sollt' ich meinen. Dick ist ein Mann, mußt du wissen. Das ist er wirklich. Meinen Vater ausgenommen ist er der einzige wirkliche Mann, den ich kenne. Es ist nämlich ein Unterschied zwischen männlichen Wesen und Männern. Er war als Knabe sogar schon ein Mann, damals, als er sich mit Tommy Maeder für mich schlug, und damals, als er ganz allein eine Schaar Knaben angriff, die mich mit Schneebällen warfen. Ich hatte ihn damals gern. Er weiß das und glaubt, es ist auch jetzt noch der Fall. Es ist nicht mehr so, aber er wird nie den Unterschied erfahren. Mama und Tante Karoline und die Bekannten haben das Alles eingefädelt. Jedes Mal, wenn ich ihn sehe, sage ich zu mir selbst: „Ich will dies Gefühl bezwingen — ich will es; ich will natürlich gegen ihn sein, ich will »ich selbst« sein." Und jedesmal ist es dieselbe alte Geschichte. Ich bin nicht „ich selbst": ich bin überhaupt Niemand. Er weiß nicht, was er aus mir machen soll, das sehe ich deutlich. Wie sollte er auch? Kenne ich mich doch selbst kaum! Ich bin wie ein Mensch, der hell aufjauchzen möchte, der aber nur dumpfe Töne hervorbringen kann. Das natürliche Sichgeben — ich konnte das wirklich früher — scheint sofort gehemmt zu sein, wenn wir uns treffen. Ich bin unbeständig. Es kann sein, daß ich früher einen gewissen Reiz für ihn hatte, vielleicht ist er noch jetzt da. Aber was thut's, er könnte ebenso gut nicht da sein, denn er wird nicht mehr auf ihn wirken, ein Gitter ist davor gezogen. Mir kommt Alles so seltsam vor, als wenn es mich selbst gar nicht beträfe. Zu Zeiten scheint es mir die Geschichte eines anderen Mädchens zu sein, die ich traurig verfolge — die Geschichte eines Mädchens, das ebenso unsagbar hülflos ist. Ich habe anderen Mädchen zu lange zugehört.

Ich suche Mutter zu überzeugen von meinen Ansichten, aber was kommt dabei heraus? Es liegt im Gefühl. Das kann man nicht beeinflussen. Es scheint im Grunde so einfach zu sein, diesen eifrigen, zudringlichen, beobachtenden Mädchen, die mich jeden Morgen besuchen und von nichts Anderem sprechen, zu sagen: „Euer Zureden brauche ich wahrlich nicht, aber seine Liebe, und die macht ihr mir zur Unmöglichkeit." Einfach ist an diesem Satze eigentlich nur seine Kürze. Sagen könnte ich es ihnen natürlich nicht, und selbst wenn ch es könnte, sie verständen mich ja nicht. Habe ich nicht geholfen, sie zu verloben und zu verheirathen? Kenne ich nicht ihre unglaublichen Ansichten über die Ehe? Ich verstehe darunter die Ansichten, wie sie gewöhnlich unter Frauen herrschen. Und die meiner Mutter — ja, meiner eigenen lieben Mutter — weichen nicht davon ab. In einer Hinsicht ertrage ich es von ihr leichter, da ihre Ehe, wie ich schon sagte, gut ausgefallen ist. Bei den Anderen aber wird der Rath zu einer Unverschämtheit, wenn man an die Resultate ihrer Ehen denkt. Ich habe seitdem eingesehen, daß sie es ganz so schlimm nicht meinten, es zeigten sich einfach darin die Eheansichten der verheiratheten Frau, wie sie über die ganze Welt verbreitet sind. Sie thun Alles nur zu meinem Besten — das sagen sie mir ganz ehrlich — Alles, wenn sie mich heimlich bearbeiten, oder wenn sie mich ihm öffentlich an den Kopf werfen; daß sie mich aber dadurch unsagbar unglücklich machen, das kann ich ihnen ja gerade nicht sagen.

Sie behandeln uns, als wenn wir verlobt wären. Ich glaube sicher, daß sie eben vorher bei uns erscheinen, wenn sie wissen, daß Dick kommen wird, und dies nur, um, sobald er da ist, fortzugehen und uns allein zu lassen. Dabei nicken sie mir freundlich zu und sehen uns Beide mit einem Blick tiefen Verständnisses an. Wenn wir zusammen ausgehen — da es nicht auffallend sein kann, habe ich mich jetzt entschieden, Dick's Aufforderungen dazu einfach abzulehnen — so bringt es die allgemeine Verschwörung zu Stande, uns plötzlich zu isoliren; als wenn ich durch meine eigenen Gefühle nicht schon weit genug von ihm getrennt wäre. Es mag sein, daß nur mein unerfahrener ländlicher Sinn dies so ansieht und daß es nach städtischer Manier ganz natürlich durchgeführt werden könnte; aber ich kann nicht anders, mich überläuft es dabei kalt. Und denkst du, mein liebes Buch, ich könnte mit Dick dann ein natürliches Wort reden? Ich glaube nicht, daß ich besonders schüchtern bin (obgleich ich nicht gerade unverschämt bin), auch habe ich gesunden Menschenverstand, das darf ich wohl sagen. Diese Sachen aber machen mich einfach dumm und lähmen unseren Verkehr.

In einem Dorfe ist es leicht, die ganze Bevölkerung bei gewissen Fragen in Uebereinstimmung zu bringen. Seit Dick's Ankunft haben meine Mutter, meine Tante, die Freundinnen scheinbar ohne Absicht Jedem und Jedem so deutlich zu verstehen gegeben, als wenn sie es am Amtsgebäude im Kasten aufgehängt hätten, daß sie Dick Lester als den Mann ansähen, den ich fangen könnte, wenn ich wollte. Ich drücke mich derb aus. Mir sagen sie es zarter, aber sie meinen, was ich sagte. Ferner fügen sie gewöhnlich hinzu, daß dies meine letzte Gelegenheit sei — wenn sie es auch etwas höflicher ausdrücken.

Gestern Abend wirkte ich mit bei dem Feste der Unitarier, ich stellte die „Rebekka am Brunnen" dar, und hinter meinem Vorhang hatte ich dann wirklich das Vergnügen, die junge Frau Mc. Gregor (die Frau unseres Arztes) zu Dick sagen zu hören: „Kommt Fräulein Devins heute Abend nicht?" Ich erwähnte schon, daß sie uns wie Verlobte behandeln; richtiger hätte ich gesagt, wie Verheirathete. Und dies halten sie für die richtige Art und Weise, mich in seine Arme zu führen. Natürlich bemerkt er es, das könnte ein Blinder sehen. Danach stelle man sich nun unsere anmuthige, natürliche, leichte Unterhaltung vor! O! o!

Den 17. October. Ich höre soeben, daß Dick's Ferien heute in acht Tagen zu Ende sind.

Den 18. October. Ja, natürlich bemerkte er es. Meine gar zu liebenswürdige Mutter arrangirte gestern einen Ausflug nach dem See. Ich weigerte mich, einen Wagenplatz einzunehmen, aber Mutter bestand darauf. Natürlich brachte man uns auf dem Vordersitz zusammen und ließ Dick fahren. Ich glaube entschieden, Mutter hält Dick für den Lenker seiner Pferdebahnwagen. Er fährt wirklich ausgezeichnet, wie er überhaupt Alles ausgezeichnet thut, und heute richtete er außerdem noch seine ganze Aufmerksamkeit darauf. Ich sah deutlich, er hatte angefangen, mein unerklärliches Betragen zu fühlen, aber er sagte nichts, so war auch ich schweigsam. Ich glaube, wir haben keine fünfzig Worte mit einander auf dem Wege nach dem Mesowree-See gewechselt.

Es ist wirklich ein herrlicher See, der von prächtigen alten Bergen umsäumt ist. Nachdem wir an seinem Ufer gefrühstückt hatten, theilte sich die Gesellschaft in verschiedene Abtheilungen, um zu rudern. Es liegt auf der Hand, daß man für Dick und mich sorgte. Wir ruderten ein bis zwei Meilen im tiefsten Schweigen dahin, indem ich vergebliche Anstrengungen machte, dasselbe zu brechen. Aber ich konnte mich nicht zum Sprechen zwingen, dahin ist es also schon gekommen. Ich kann keine Unterhaltung mehr mit dem Manne anfangen, den ich liebe, und dessen Verständniß für mich ich bis in's innerste Herz fürchte. Wie muß er sich wundern! Und ich bin machtlos! Steif, förmlich, matt — so ist unser Gespräch. Es ist wie ein Verhängniß. Ich kann nichts dagegen thun. Vor zwei Jahren war Alles ganz anders, damals, als er nach dreijährigem Aufenthalt im Westen zu seinen ersten Ferien heimkam. Damals standen wir noch auf dem sicheren Grunde unserer kindlichen Freundschaft; da gab es noch gegenseitiges Sichgernhaben und gegenseitiges Sichverstehen, auf das wir uns verlassen konnten. Das ist Alles vorbei, und nichts ist an seine Stelle getreten. Statt dessen scheinen uns Launen zu beherrschen.

Wenn man uns doch zufrieden gelassen hätte! Ich will ja nicht sagen, daß das Andere hätte kommen müssen, aber jedes Ding will seine Zeit zum Wachsen und Blühen haben, und Liebe ist schon oft aus ähnlichen Beziehungen entstanden. Ich glaube, ich habe ihn damals schon geliebt, ich meine, ehe er wieder fort ging. Vor ungefähr drei Wochen wurde es mir ganz klar, als er mir die Hand gab an dem Abend, da er zum zweiten Mal zurück kam und mit seiner tiefen, lieben, ehrlichen Stimme sagte: „Nun Ellen?" O, wenn man ihn mir doch ließe! — Wenn man mir doch nicht meine Liebe entreißen und sie zum Gerede der Leute machen wollte, so daß jedes natürliche Thun eine Schande für mich wird, und ich mit jedem höflichen Worte, das ich an ihn richte, ihm einen Antrag zu machen scheine — wie könnte dann Alles anders sein!

Ich sage wohl, es könnte anders sein! aber ich weiß es nicht. Es ist möglich, daß er sich um mich kümmert, es ist auch nicht möglich. Aber wenigstens könnte ich ihm dann die Gelegenheit geben, von der meine

Mutter in ihrer verhängnißvollen Unkenntniß meines Charakters fort und fort redet. Dann könnte ich „ich selbst" sein, dann könnte ich die Dinge ihren Lauf nehmen lassen. Dieses Recht ist das einzige, was eine Frau besitzt, ist es denn ein solch' großes Vorrecht? Und trotzdem wird es mir verweigert.

Gedanken solcher Art rasen durch meinen Kopf, wenn ich mit Dick zusammen bin. Ich beobachtete ihn, wie er schweigend mit gewaltigem Ausholen seiner starken Arme ruderte, ich hätte mit ihm plaudern sollen, verständig und lebhaft meiner Natur gemäß, statt dessen aber dachte ich, dachte Gedanken, die noch nie Jemand zu einer Unterhaltung gebracht haben — Gedanken, die ich in demselben Boot mit ihm kaum zu denken wagte. Es kommt mir dann immer vor, als müßte er meine innersten Gedanken ergründen, seine Augen sind so klar; und wirklich schien ihm ein Etwas in meinem Gesicht nach einer Weile zum Sprechen zu veranlassen. Ich erinnere mich sehr genau, daß gerade in jenem Augenblick mein geistiges Auge ihn weit, weit sich entfernen sah, und ich mich fragte, wie ich es ertragen sollte. In meiner Phantasie zog er langsam aber stetig fort aus meinem Bereich — ich glaube, das Gleiten des Bootes gab mir den Gedanken ein — und ich stand am Ufer und streckte machtlos meine Arme nach ihm aus und rief ihm zu zurückzukommen; und er schien gewillt zu sein oder auch nicht, aber auch er war machtlos. Ruhig und stetig und erbarmungslos wurde er von mir fortgetrieben. Seine Frage nun brachte mich zu einem wirklichen See und zu einem persönlichen Dick zurück, der mich so über alle Maßen freundlich und sanft fragte, wie es Niemand anders kann, warum ich seit Kurzem so verändert sei. Ich hatte gewußt, daß dies eines Tages kommen würde, aber aufgerüttelt aus meiner traurigen Vision und überrascht durch die plötzliche Frage, war ich tief erschrocken und mußte mir erst überlegen, wie ich es anfangen sollte, mich ruhig zu zeigen, ehe ich seine Frage beantworten konnte. Und dann sagte ich natürlich das Nichtigste und Dümmste, was ich sagen konnte: „Bin ich verändert?"

Nun war es an ihm, mir zu zeigen, wie ich mich verändert habe; und er konnte für die Anklage genug Beweise erbringen. Es war mir unmöglich, ihm darauf zu antworten, ich wußte das von Anfang an. Aber ich glaube beinahe, daß es leichter gewesen wäre, wenn er nicht während der ganzen Unterredung so edelmüthig gewesen wäre, so sorgsam darauf bedacht, mich nicht zu verletzen und unsere alte Freundschaft zu erhalten. Er möchte nicht daran denken sie zu verlieren, sagte er; er hoffe, ich dächte ebenso. O, Dick! Dick!

In dem Augenblick wünschte ich ein Mann zu sein. In dem Augenblick würde ich Alles, was ich besitze, hingegeben haben für das Recht des Mannes, das Recht der Aufrichtigkeit —

Ich weiß nicht, was ich zu ihm sagte. Ich dachte dies und sagte etwas ganz Anderes, und was ich sagte, hatte keine andere Wirkung als die, in ihm den Eindruck zu verstärken, daß ich verändert war, daß ich mir dessen bewußt war, und daß es einen Grund dafür gab, den ich ihm aber lieber nicht sagen wollte. Ich sehe es jetzt deutlich ein, daß der Impuls, weibliche Zurückhaltung zu bewahren, der uns Frauen so eigenartig ist wie der Instinkt der Selbsterhaltung, mich zwang, ihm glauben zu machen, daß die Veränderung, vorausgesetzt, sie war vorhanden, wahrscheinlich nur der stumme Protest einer taetvollen Frau war der Absicht gegenüber, welche er an denen, die mit mir waren, bemerken mußte. Was ich auch immer beabsichtigt hatte, ihm glauben zu machen — ich weiß jetzt kaum noch, was es überhaupt war — dies war der Schluß, zu dem er kam, das erkannte ich nur zu genau. Ich hörte es heraus aus seiner Stimme, sah es in seiner ganzen Art und Weise, voll von Theilnahme und ehrerbietigem Verständniß. Und wie ich da saß und ihn beim Weiterrudern beobachtete, wurde es mir zu starrer, tödtlicher Gewißheit, daß die Gelegenheit, wenn ich jemals eine gehabt hätte, mich zu unserem alten gegenseitigen Verständniß durchzukämpfen — ein Verstehen, welches das Neue mit einschließen sollte — daß diese Gelegenheit nun vorüber war. Schlimmer als der gänzliche Irrthum war die halbe Wahrheit, die er nun in sich aufgenommen. Für halbe Wahrheiten gibt es keine Erklärungen.

Dick's fröhliches, herzliches Benehmen — der gerade Gegensatz zu dem früheren — sollte mich entschieden und freundlich versichern, daß keine weiteren Erklärungen nöthig seien. Hätte er nur gewußt, wie ich mich danach sehnte, mehr zu erklären, und wie unsäglich unklar in mir Alles war, nachdem er Alles verstanden haben wollte! Bis wir uns Abends im Dunkeln an meiner Mutter Hause trennten, zeigte er mir in seinem Betragen diese Gefühle des freundschaftlichen, vollen Verständnisses, und dort noch bestätigte es sein langer, sprechender Händedruck. In dem Augenblick waren wir uns im Geiste ganz nahe, und wieder wie Nachmittags im Boot, meinte ich unser Schicksal Gestalt annehmen zu sehen. Aber dies Mal fühlte ich deutlich, daß wir uns Alles in Allem hätten sein können, daß er mich lieben könnte, nein müßte, wenn wir in unseren Herzen hätten lesen können. Was aber sein Händedruck wirklich sagte, war, daß er verstanden habe — und Alles! Mein Gott! Alles!

Den 21. October. Meine Mutter hat bemerkt, daß wir in eine neue Phase getreten sind. Ich glaube, meine „Aufführung", so nennt sie Betragen nämlich, sobald Herren in Frage kommen, hat sogar sie zu entmuthigen angefangen, nicht so sehr die Aufführung, aber ihre augenscheinliche Wirkung auf Dick. Aber nun, seitdem Dick klar sieht, ist er so ganz anders, und wir verkehren scheinbar so freundschaftlich mit einander, daß Mutter wieder Muth schöpft. Sie sieht in all seinem Thun nur Güte für mich, Jeder muß die sehen; aber was sie nicht sieht, ist, daß sie und alle Anderen es mir unmöglich gemacht haben, jene Güte in etwas Tieferes verwandeln zu helfen, so viel wie es alle Frauen in ihren Liebesangelegenheiten thun dürfen, indem sie sich dieselbe einfach gefallen lassen. Wenn ich vorher unfähig war, eine natürliche Haltung ihm gegenüber zu beobachten, wie hätte ich es jetzt können? Wenn ich es bis dahin nicht fertig brachte, ihn mich lieben zu lehren, war es jetzt eine leichtere Aufgabe? Mutter kann das natürlich nicht verstehen, ich aber kann es ihr nicht sagen. Daher sprach sie die ganze Sache heute Morgen nochmals mit mir durch, um es noch mit einem letzten verzweifelten Ansturm zu versuchen. Und daraufhin sollte ich thun, was ich nicht 'mal für mein eigenes Herz thun kann?

Und doch thut mir Mutter von Herzen leid. Ja, sie thut mir leid, wenn sie mich auch nicht versteht. Mich verstehen! Du und ich und unsere Thränen, wir verstehen einander, nicht wahr, mein liebes Tagebuch?

Dick kommt jetzt täglich und bleibt lange und ist unendlich, unermüdet, herzbeklemmend gut. Zuweilen geht das so weit, daß es mir ist, als müßte ich aufschreien. Ich kann es wirklich nicht viel länger aushalten. Hätte er nicht schon seinen Abreisetag festgesetzt, so müßte ich ihn wirklich bitten, mir die letzte Güte anzuthun — die einzige, die in seiner Macht liegt — nämlich fortzugehen. Er würde sogar das für mich thun. Er hat mich gern; wir sprechen von unseren Lebenserfahrungen; wir erforschen unsere Herzen in den tiefsten Gesprächen über Alles, ausgenommen über die einzige Sache von Wichtigkeit; unsere Gedanken und Gefühle sympathisiren miteinander; wir kommen uns sehr nahe. Warum sollte es nicht so sein? Wir waren für einander geschaffen, nicht wahr? Daß wir diese Theorie nicht in die Wirklichkeit umsetzen — nun, ist das unser Fehler? Der meine ist es sicher nicht, noch weniger der Dick's. Ich darf nicht vergessen hinzuzufügen, daß mir eins ganz klar ist, ganz klar: Dick würde mich geliebt haben . . .

Den 24. October. Er kam zuletzt zu mir, um Lebewohl zu sagen; er wollte, ich sollte der letzte Eindruck sein, den er von der Heimath mit fort nähme. Es war ein kalter Morgen, so wie wir ihn hier in den Bergen gegen Ende October haben. Die Laubkronen des Hügels, die wir von unseren vorderen Fenstern sehen, sind abgefallen; vor drei Wochen — als er kam — waren sie bunt. Er wollte nicht hereinkommen; er behielt seinen Hut in der Hand, als er auf einen Augenblick auf unseren Flur trat. In der anderen Hand trug er einen kleinen Handkoffer.

„Sie wollen also wirklich fort," sagte ich. Am Abend vorher hatte er mir gesagt, daß er auf seinem Wege nach dem Bahnhof eben noch hereinsehen wollte, so hatte ich denn den ganzen Morgen sein Kommen erwartet und mir gerade diese Scene ausgemalt. Und nun, da er hier war, fiel mir nichts Besseres zu sagen ein.

Er blickte mir in die Augen — Dick mit seinem treuherzigen, ehrlichen Blick — und sagte: „Ja, es hat mir gut gethan, in der Heimath gewesen zu sein."

„Aber es thut auch gut, wieder zurückzukehren," sagte ich. Meine

Augen aber blieben an seinem Kinn haften, ich fand keinen Muth, ihm so in die Augen zu sehen, wie er mir.

„Natürlich, Arbeit thut immer gut. Aber das Beste bleiben doch die alten Freunde. Es war eine glückliche Zeit für mich, diese Zeit, Ellen, wo ich Sie wieder gesehen habe. Ich werde unsere Gespräche sobald nicht vergessen. Ich werde in Missouri Zeit haben, sie in der Erinnerung wieder zu genießen."

„Dort aber haben Sie neue Freunde." Ich sehnte mich danach, es ihn sagen zu hören, und er sagte es, indem er mir in die Augen blickte und meine Hand nahm.

„Aber es sind nicht die alten für mich."

„Nein?" fragte ich.

„Nein. Leben Sie wohl!" Er ergriff meine Hand mit wundervollem, kräftigem, warmem, herzlichem Drucke und ließ sie fast augenblicklich wieder los.

„Leben Sie wohl," sagte ich und folgte ihm bis an die Thür, wo er seinen Hut aufsetzte.

„Leben Sie wohl."

An der Pforte winkte er noch einmal mit der Hand zurück . . .

Aus der Hauptstadt.

Der Stoppelbart.

Eine criminalistische Reisenovelle.

Am Abend vorher hatte ich mich im Alsterpavillon mit dem letzten noch anwesenden Parnassaner vom Hamburger „Tage" verabredet, mit ihm gemeinschaftlich den Antwerpener Preßcongreß zu besuchen, der bekanntlich vom weiland sehr lebenslustigen und auch heute noch leidlich vergnügten König Leopold eine Einladung nach Laeken, zum Gratisimbiß, erhalten hatte. Es war nicht dies, für eine Schreiberseele freilich ausschlaggebende Zugmittel allein, das in mir ebenso plötzliche wie heiße Sehnsucht erweckte, niederländische Verhältnisse gründlich und billig an der Quelle zu studiren. Aus Berlin eingelaufene Nachrichten ließen die Rückkehr nach dieser Stadt als mindestens unzweckmäßig erscheinen. Zwar machte kein Congreß die märkische Landschaft unsicher, und selbst die wichtigen deutschen Keglervereine hatten es vorgezogen, ihre Verbrüderung diesmal in Dresden zu feiern. Auch der unvermeidliche Cholerafall, eine der Segnungen, mit denen uns die momentan von allen Seiten gepriesene russische Cultur Jahr um Jahr freundlich beglückt, stand noch im weiten Felde. Aber die polizeilichen Verhältnisse der Metropole mißfielen mir. Nicht, daß ich etwa wie die gedankenlose hauptstädtische Menge den Beamten des Herrn von Richthofen wegen ihrer vergeblichen Anstrengungen in den letzten Mordaffairen grollte. Beileibe nicht. Ganz im Gegentheil. Mit inniger Freude hatte ich mir berichten lassen, daß in den Juliwochen des laufenden Jahres genau soviel Droschkenkutscher „aufgeschrieben" worden waren wie im gleichen Zeitraum 1894; daß die Zahl wegen Stehenbleibens auf der Straße verhafteter Streichhölzer- und Blumenhändlerinnen sogar eine erfreuliche Zunahme aufzuweisen hatte und daß die Ziffer der eingelieferten nächtlichen Ruhestörer selbst die kühnsten Erwartungen der Patrioten sieghaft übertraf. Erwog man dazu, wieviel blaue Augen des Gesetzes nöthig waren, um alle Landpartien und Boycottschwefeleien der Sozialdemokraten hinreichend streng zu überwachen, so durfte ein vernünftiger Bürger das Entwischen zweier lumpiger Mörder und die „wachsende Unsicherheit in den westlichen Distrieten" wahrlich nicht tadelnd hervorheben. Die Polizei hatte eben Wichtigeres zu thun.

Es war auch nicht feige Furcht davor, selbst einem kleinen Lustmord zum Opfer zu fallen, weshalb ich der Berliner Hermandad fern blieb. Bei aller persönlichen Eitelkeit, der leider Niemand als mein Barbier schmeichelt (und selbst der nur aus niedrig egoistischen Gründen), glaube ich doch, daß die keuschen Reize meiner Gestalt nicht einmal gewisse Breslauer Zeitungsredacteure, um wie viel weniger ordinäre Sittlichkeitsverbrecher zu grausen Unthaten locken könnten. Etwas Anderes hielt mich zurück. Eine jener klar und gewissenhaft beobachtenden Damen reiferer Jahrgänge, deren solonische Spruchweisheit schon die dankbare Mitwelt unter der Marke „Altweiberklatsch" nach Gebühr schätzt, war am Tage und am Orte der letzten Mordthat einem jungen, reducirt aussehenden Manne mit Stoppelbart begegnet. Dahingestellt möge bleiben, wer von den Beiden bei der Begegnung mehr erschrocken war, der junge Reduerte oder die sehr Gereifte; jedenfalls war sie die Geschwätzigere und benachrichtigte den nächsten Polizeiwachtmeister von ihren Beobachtungen. Seit jenem Tage war kein Stoppelbart mehr seines Lebens sicher. Menschen, die nie mit der Polizei in Berührung zu kommen pflegten, ja selbst Leuten, die an der Börse die schönsten Betrügereien machten, konnte es passiren, daß sie doch endlich in's Loch gesteckt wurden, wofern nur der dazu allerdings unumgänglich erforderliche Stoppelbart vorhanden war.

Von meinen schönen Leserinnen — wenn sie das Kosmetikum, meine Artikel zu studiren, fleißig anwenden, bleiben sie, einer lieben, alten feuilletonistischen Sitte gemäß, bis in's höchste Alter „schön" — also von meinen hoffentlich schönen Leserinnen wird nun gewiß keine die inhaftirten Stoppelbärte bedauern. Ein Stoppelbart gefällt weiblichen Seelen nie; er hat etwas Unvollkommenes, Grünes, Reizloses an sich, das mit seiner schmerzhaften Stachlichkeit verbunden, geeignet ist, alle keimende Neigung zu vernichten. Käme der unglückliche Stoppelbart, auf dem der Mordverdacht schließlich haften bleibt, vor eine Damenjury, so wäre sein Schicksal entschieden. — Wie feindselig nun aber auch immer die Frauen besagter Bartart sein mögen und wie ungern sie von ihm hören, ich muß zu meinem Bedauern die Sache darum auf's Tapet bringen, weil ich in jenen Tagen selbst einen Stoppelbart trug. Die Motive zu der dadurch bedingten Veränderung meiner Physiognomie werden bis auf Weiteres mein Geheimniß bleiben.

Ich trug einen Stoppelbart, aber ich sah nicht reducirt aus, da ich, wie bemerkt, gerade die Hamburger Schriftsteller-Ernährungs-Tage hinter mir hatte. Trotzdem schwebte ich in ständiger Besorgniß um meine Sicherheit. Mir begann vor jeder Pickelhaube zu grausen. Den Stoppelbart, der mir, nebenbei gesagt, schrecklich unbequem wurde, wegzuschneiden, verboten mir Ehrgeiz und andere Erwägungen privater Art. Als ich nun nachdenklich überlegte, wie dem drohenden Verhängniß am besten zu entgehen sei, fiel mir plötzlich ein, daß an der Königstafel zu Laeken vielleicht Geheimpolizisten, jedenfalls aber kleine Reporter als würdigste Vertreter der Berliner Presse theilnehmen und meinen Stoppelbart beargwöhnen würden. Ich war im Begriff gewesen, wie Raskolnikow in's Verderben zu rennen! Mein Entschluß stand alsobald fest: statt nach Belgien wollte ich in eine minder scharf beobachtete Gegend flüchten, in ein Land, wo die Polizei sich soviel mit politischen Vergehen und Versammlungsüberwachungen beschäftigte, daß ihr für die Verfolgung von Mördern und Dieben absolut keine Zeit übrig blieb. Solcher Länder kannte ich in Europa zwei, und ich ging gleich in das zweite: nach Böhmen.

Dem Lyriker vom Alsterpavillon gegenüber mußte ich nun allerdings wortbrüchig werden. Es that mir das seinet- wie meinetwillen recht leid. Er hatte etwas über vierzig Kilogramm Manuscripte mit nach Hamburg genommen, in der Hoffnung, das ganze Opium dort los zu werden; indessen gingen nur etwa drei Pfund Sonette ab, und da die Eisenbahnen bekanntlich nur 25 Kilo Freigepäck gewähren, hatte ich ihm versprochen, bis nach Antwerpen einen Theil der ungedruckten Dichtungen wenigstens der Bahn gegenüber auf meine Kappe zu nehmen. Zum Dank dafür zeigte er sich durchaus geneigt, mir ein uneigennütziger Reisebegleiter zu sein und die ganze Nacht hindurch bis zum Ende der Fahrt, aus seinen Werken vorzulesen; erst auf dem gave du nord sollte er mich wecken. Ich schlafe schlecht in der Eisenbahn, und ich wußte, daß ich den opfermuthigen Poeten bis Böhmen schmerzlich entbehren würde; aber die Pflicht rief, mein Vortheil mußte schweigen, und am Abend des nächsten Tages landete ich in Stara Paka, jenseits der deutschen Sprachgrenze.

Warum gerade Stara Paka? Der Name schien mir vertrauen-

erweckend, ganz einfach. Erstens bedachte ich, daß eine eventuelle spätere Veröffentlichung meiner Reiseerlebnisse in Böhmen nicht an dem sonst hier zu Lande üblichen, ungeheuren Consonantenreichthum des Ortsnamens scheitern dürfe, auf den die Druckerei vielleicht doch nicht eingerichtet war, und zweitens bot mir dies stocktschechische Nest sichere Gewähr für Verübung politischer Excesse, sei es seitens der Behörden oder des Publikums, die meinen Stoppelbart vergessen machen würden.

Außer einem reingewaschenen Mädchen im dritten Hause an der Chaussee vermochte die Ortschaft keine Sehenswürdigkeit oder Seltenheit aufzuweisen; dagegen fielen mir mehrere blutrothe Plakate in's Auge, deren Inhalt ich nicht zu entziffern vermochte, aus deren theilweis übermäßig fettem Druck ich aber ohne Schwierigkeit schloß, daß sie alle „Mitbürger! Wähler!" mit der tröstlichen Versicherung überraschten, das Gemeinwesen befinde sich wieder einmal am Rande des Abgrundes und einige unveräußerliche Volksgüter und erhabene Freiheiten, deren Namen dem Verfasser im Moment leider nicht gegenwärtig seien, stünden in dringender Gefahr, von der gleißenden Viper Reaction verschlungen zu werden. Abonnementspreis quartaliter drei Mark, mit sieben Beilagen. Innigere Befriedigung gewährte mir das Studium eines Wirthshausschildes, dessen Inschrift ich trotz meiner mangelhaften Kenntniß des Tschechischen mit Leichtigkeit enträthselte, da sie in einer riesengroßen Weinflasche bestand.

Der Wirth sprach Deutsch, ungefähr so gut, wie mehrere Herren unseres Auswärtigen Amtes Englisch und Französisch. Nachdem er mir betheuert hatte, daß sein Moselwein „nix daitsch" sei, sondern böhmisch-national, bestellte ich Vöslauer und vertiefte mich mit ihm in ein politisches Gespräch. Man muß wissen, daß in Oesterreich z. B. der Liberalismus mit dem Portemonnaie streng aber ungerecht regiert, daß unter seiner glorreichen Herrschaft hungernde Bergleute erschossen, ehrliche Männer wie Pernerstorfer für verrückt erklärt werden, weil sie Rothschild verpflichtet glauben, die bettelnden Wittwen und Waisen der in seinen und seiner Cumpane Schächten umgekommenen Häuer zu unterstützen, und daß schließlich kein Tag vergeht, an dem nicht fünfzehn- oder sechzehnjährige Bengel wegen „Hochverraths" zu langjähriger Kerkerhaft verurtheilt werden. Mehrere Omladinisten und Verschwörer in Pumphosen, die „den Dritten abschlagen" spielten und darunter offenbar die Wünsche der Regierung verstanden, liefen dagegen vor meinen Augen noch frei herum. Ich beschämte den Wirth, der diese Zustände als unerhört rühmte, indem ich ihm von Jemandem erzählte, der einen weit über die Grenzen Deutschlands bekannten Namen trägt — Schulz — und der trotz seines Gymnasiastenthums zu Thorn doch alle deutschen Behörden hochverrätherisch erschreckt hat. Was Rothschild anbetraf, so las ich ihm die begeisterte Schilderung eines Pariser Blattes von einer Festlichkeit vor, die Baronin Adolphe Rothschild unlängst in ihrem Meierhof am Boulogner Wäldchen gegeben hat. „Aus dem prachtvollen Salon blickten die Gäste durch ungeheure Spiegelscheiben in alle Arten des Landlebens. Sie sahen kolossale normannische Kühe ihr Futter aus Marmorkrippen fressen, sahen, wie Schnitter und Schnitterinnen in Rococotracht goldene Aehren mähten u. A. m. Der ganze Meierhof war bis zu den Blumenbeeten im Stile der Zeit Ludwigs XVI. hergestellt worden. In dem ungeheuren Speisesaale wurde ein Mahl servirt, das das Feinste und Beste vereinigte, was die fünf Welttheile bieten konnten."

„Erst die Ochsen, dann die Bergleute," fuhr ich fort. „Rothschild wird sich derer erbarmen, denen er sein Vermögen verdankt, sobald alle Kühe aus Marmorkrippen fressen."

„Das mit dem Stile Ludwigs XVI. — war das nicht der König, den sie köpften?" erkundigte sich der Wirth.

„Wie meinen Sie?" fragte in diesem Augenblick ein Herr am Nebentisch. Er hatte mit seinem Nachbar, einem Gentleman from tip to toe, angelegentlichst conversirt, sah aber jetzt neugierig zu uns hinüber. „Sie tragen ja einen Stoppelbart!" wandte er sich dann jählings, ganz überrascht, an mich.

„Allerdings — aber ich kann Sie doch nicht gebrauchen — ich habe schon meinen Barbier."

„Pardon! . . . Bin königlicher Criminalcommissar aus Berlin, zur Zeit auf Urlaub!" stellte er sich vor. „Wenn Sie an unserem Tische Platz nehmen wollen —"

Obgleich mir recht unbehaglich zu Muthe wurde, folgte ich aus Klugheitsgründen der Einladung.

„Euphrosine wünschte es durchaus!" sagte ich zur Erklärung, auf meinen Stoppelbart deutend und ihn verlegen streichelnd.

„Ach, das kennt man!" hohnlachte der Commissar auf Urlaub, und der Gentleman neben ihm rieb schmunzelnd sein glattrasirtes Kinn.

„Sie wollen doch nicht etwa damit sagen — mich für so dumm halten —"

„Ein Verbrecher begeht bekanntlich jeden Augenblick eine Dummheit," bemerkte der Commissar gewichtig.

„Also immer noch zwei weniger als seine Verfolger."

Der Rasirte grinste. „Sie sind aus Berlin?" inquirirte der Commissar weiter.

„Wenn Sie gestatten — ja."

„Metier?"

„Ich schreibe gegen allerhand Spitzbuben und Spitzbübereien. Ich versichere Sie aber, dabei läuft man weit mehr Gefahr, als wenn man selbst die Spitzbübereien beginge!"

„Ja ja," sagte der Commissar beruhigt. „Ein richtiger Mörder sind Sie nicht. Der kommt unsereinem gleich grob. Aber lassen Sie sich den Stoppelbart wegrasiren — wollen Sie denn durchaus den schönen Sommer in Moabit zubringen?"

Der Rasirte blinzelte mich lustig an. „Herr Commissar benutzen seine Urlaubsreise, um auf eigene Faust den Mörder der Frau Lange zu fassen," erklärte er. „Ein sehr pflichttreuer und eifriger Beamter — sehr! Prost, Herr Commissar!"

Der Commissar stieß mit ihm an. „Ihr Lob macht mich erröthen. Es ist ja wahr, ich gönne mir keine Rast. Das ist nun schon der fünfundzwanzigste Mörder, der uns durch die Lappen ging. So 'was ärgert Einen. Und wenn nun die Nichtthäter wenigstens so gescheit wären, keinen Stoppelbart zu tragen! Gestern hab' ich ein ganzes Dorf arretirt — alle Bauern waren unrasirt, und einige ältere Frauen auch! Nähme jeder unschuldige Mensch so viel Rücksicht auf die Polizei, wenigstens jetzt mit glattem Kinn umher zu gehen, wir hätten den Hallunken bald heraus."

„Ja, glauben Sie denn, der Mörder trägt immer noch seine Stoppeln?" fragte ich ganz erstaunt.

Einen Augenblick sah mich der Commissar verblüfft an. „Meinen Sie? . . . Aber Sie haben ja keine Ahnung von krimineller Psychologie!" fuhr er dann auf. „So'n Mörder — das ist eben ein eigen Ding! Die haben ihre Gewohnheiten! Und glauben Sie, unsere Behörde würde so viel Gewicht gerade auf den Stoppelbart legen, wenn sie nicht ihre guten Gründe dafür hätte?"

„'s ist doch keine Annehmlichkeit, so'n Scheusal im Sommer mit sich herum zu schleppen," entgegnete ich ihm unbeirrt. „Wenn's Euphrosyne nicht durchaus gewünscht hätte, um keinen Preis der Welt quälte ich mich damit. Und besonders jetzt, wo's als »besonderes Kennzeichen« gilt! Der Mörder müßte ja, erlauben Sie, ein Heupferd sein, wenn er die Stoppeln auch nur noch einen Tag in seinem Gesicht duldete."

„Was wissen Sie!" unterbrach mich der Commissar unwirsch.

„'s ist ein Laie, man muß ihn entschuldigen!" begütigte der Rasirte.

„Der Mörder müßte ja gar kein Gewissen haben, wenn er dies einzige Erkennungszeichen austilgte!" wandte sich der Commissar wieder an mich. „Wie kann er dann verlangen, daß man ihn fängt?"

„Diese Art Verbrecher vergißt oft das Nothwendigste!" ließ sich der Rasirte hören. „Ich kenne das aus eigener Erfahrung. Könnte Ihnen da Sachen erzählen — haarsträubend!"

„Natürlich! Und solch ein Spitzbube ist kein Spitzbube, daß er einen ehrlichen Kerl in dieser Weise hinter's Licht führt!" stimmte ihm der Commissar bei. „Es kommt ja vor, daß sie sich blaue Brillen aufsetzen, den Bauch ausstopfen, Perrücken tragen —"

Der Rasirte strich sich über die Stirn, und ich glaubte zu bemerken, daß sich sein Haarwuchs ein wenig verschob. „Ich muß Sie doch schon irgendwo gesehen haben!" redete ich ihn an. „Ich erinnere mich Ihrer Physiognomie ganz deutlich."

„Kann sein, daß wir uns in Gesellschaft trafen —"

„Nein, nein — ich entsinne mich Ihrer Photographie. Ganz deutlich!“

„'s müßte gerade im Verbrecheralbum gewesen sein,“ höhnte der Rasirte. „Ich habe mich noch nie photographiren lassen.“

„Ganz recht — im Verbrecheralbum!“

„Nun hören Sie aber auf!“ schrie der Commissar grob. „Ich reise seit vier Tagen mit diesem Herrn, er hat mir viele schätzenswerthe Winke gegeben, mich auf manche Fährte gebracht . . . ich glaube, wenn er einen Stoppelbart trüge wie Sie, würden Sie ihn sogar verdächtigen —“

„Lassen Sie uns schlafen gehen — es ist schon spät, Herr Commissar!“ sagte der Rasirte höflich. „Den Wein und das Abendbrot bezahlen Sie wohl heute — ich habe nur noch deutsches Geld bei mir — muß morgen wieder wechseln!“

„Mit Vergnügen!“ verneigte sich der Commissar. „Uebrigens, Herr Wirth — haben Sie nicht ein Zimmer mit zwei Betten? Wenn's Ihnen recht ist, schlafen wir lieber zusammen, Herr Wanderkamerad — das ist bedeutend sicherer.“

Der Rasirte nickte zustimmend.

* * *

Mitten in der Nacht klopfte es wiederholt und laut an meine Zimmerthür.

„Zieh'n Sie sich an, zieh'n Sie sich an!“ schrie draußen der Commissar. „Er ist mit meiner Börse durchgegangen und hat 'nen Zettel hinterlassen — ich bin verloren — er war der fünfundzwanzigste! Ohne Bartstoppeln! Wenn sogar auf die Mörder kein Verlaß mehr ist —“

„Einen Augenblick!“ erwiderte ich ihm. „Ich rasire mich eben.“ —

Timon d. J.

Notizen.

Kräutl und Unkräutl. Gedichte in oberbayrischer Mundart von Georg Eberl. (Regensburg, Herm. Bauhof.) Klaus Groth ist es seiner Zeit von Vielen verdacht worden, daß er mit besonderem Bezug auf Reuter's Gedichte den zutreffenden Ausspruch that, die Dialektpoesie sei nicht dazu da, um Späße und Anekdoten in Reime zu bringen. Auch die süddeutschen Mundartpoeten verfallen nur zu oft in diesen Fehler, Kobell und Stieler nicht immer ausgenommen. Eberl, ohne Zweifel ihr bester Schüler, ist zu originell und geschmackvoll, um bloße Anekdoten in Verse zu bringen. Jedes Lied ist bei ihm aus der Tiefe des Gemüths geschöpft und doch durch und durch volksthümlich. Von Conrad Dreher und den anderen Nachahmern Stieler's unterscheidet ihn eben, daß er überall vorab Dichter und Phantasiemensch ist und einen goldechten Humor hat. Auch sein jüngster Gedichtband: „Neui Kräutl“ erweist Seite für Seite seine Meisterschaft. Thränenlächelnden Humor findet man in den wehmüthigen Versen vom Beinhändler Tod:

„Wenn i mach mein Brettlrutsch,
Wenn der Boaulkramer kimmt,
Wenn der Schreiner statt m Schneider
Mir dös letzti Maß abnimmt.“

Prächtige Komik findet sich in der Anleitung zum Schuhplatteltanz:

Du mußt thun als wolltst d' Füaß
Ueber d' Achsel naufschlagen
Und als wolltst di mit Händen
In der Stuben umatragen . . .

mit der Pointe: „Aber es bringts koana zsamm als a richtige Bua“. Dann wieder die volksphilosophische Betrachtung sub specie aeterni im „Schneck“, der sein einstöckiges Haus hat, nur ausgeht, wenn ihm das Wetter paßt, keine Steuern bezahlt, weder Hausknecht noch Portier braucht, seiner keifenden Alten einfach davonkriecht . . .

„Er thuat seine Hörnel
Bald nei und bald raus,
Und wenn n was ärgert,
So schleimt er sie aus.
— Wenn wer in sein Haus will,
Da is er ganz eigen,
Da sagt er: Du kannst mir
An Buckl aufi steigen.
— Wenn's nur a so eig'richt wär
Unter dö Leut:
A jeder a Häusel —
Und aus wär der Streit.

Eberl scheint uns von den heutigen bayrischen Dialektdichtern weitaus der begabteste.

Lebensräthsel. Neue Novellen von Emil Peschkau. (Berlin, J. H. Schorer.) Der bekannte Novellist hat fünf Erzählungen: „Der schwerste Kampf“, „Zur Psychologie der Liebe“, „Der Studien-Kopf“, „Rohrdommeln“ und „Gretchen“ zu einem stattlichen Band vereinigt, und durch diese Schöpfung wieder einmal von seiner graziösen Erzählungskunst ein beredtes Zeugniß abgelegt. Scharfe Beobachtung, tiefe psychologische Einblicke, namentlich in die Frauenseele, eine sehr gefällige, zuweilen von frischestem Humor getragene Darstellung sind Vorzüge, welche auch dem „Lebensräthsel“ eigen sind. Peschkau liebt es, eigene Wege zu wandeln und Probleme aufzuwerfen und zu lösen, welche nicht zu den Alltäglichen gehören; er versteht zu spannen und unser Interesse aufs Höchste zu steigern, ohne zu Effectmitteln und zur sensationellen Mache zu greifen. Man lese nur die erste und umfangreichste Novelle: „Der schwerste Kampf“, wo die Entsagung des Weibes aus Achtung vor dem Charakter ihres Mannes fast an's Heroische grenzt, und der alte Conflict zwischen Liebe und Pflicht in ganz neuer und eigenartiger Beleuchtung uns vor die Seele tritt und gelöst wird. Ohne je doctrinär zu sein, streut doch der Verfasser hin und wieder Bemerkungen ein, die durch ihre Schlagfertigkeit und epigrammatische Kürze fast immer den Nagel auf den Kopf treffen und von der humoristisch-satirischen Begabung des Dichters erfreuliche Proben geben. Die österreichische Gesellschaft namentlich kennt Peschkau genau, und er behandelt sie auch mit ersichtlicher Vorliebe. Uebrigens ist er nicht einseitig; er kennt nicht allein die Menschenherzen, sondern als vielgereister Mann auch Land und Leute und die landschaftlichen und Seeschilderungen, die er hier und da gibt, haben einen eigenen Reiz. Peschkau hat nichts Störendes und Trügendes, er ist kein Revolutionär in der Literatur, — aber was er immer schreibt, deutet auf ein tiefes Gemüth, auf eine bewegliche Phantasie und eine gewisse Anmuth des Herzens. „Lebensräthsel“ werden ihm viele neue Freunde zu den alten werben.

Aus beiden Hemisphären. Novellen von Bechtold Brandies. (Berlin, Rentzel). Der Verfasser ist unstreitig ein nicht gewöhnliches Talent, dem insbesondere ein kräftiger Humor und eine gesunde Sinnlichkeit zur Seite stehen. Wohl ist noch manches Unfertige, ja Rohe in Gestaltung und Sprache zu merken, aber dafür spricht aus jeder Zeile ein ursprüngliches Wesen, das sich nicht nach der Schablone gebildet hat und seine besonderen Wege wandelt, dafür ist Alles in diesem Buche lebendig. So denken, empfinden, handeln und sprechen wirkliche Menschen im Gegensatz zu den conventionellen Puppen unserer Modeschriftsteller. Es thut wohl, in unserer Literatur wieder einmal einem Stück Ursprünglichkeit und Natur zu begegnen, gerade heute, wo es so viel literarische Unnatur gibt und die allergrößte bei jener jüngsten Schule, welche die Natur ausschließlich für sich in Anspruch nimmt. Sacher-Masoch.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Der Kampf für Wahrheit und Recht.

Nach Aufgabe meines kaufmännischen Geschäfts im Jahre 1864 habe ich 10 Jahre dem Studium der Volkswirthschaft obgelegen, und erkannte sehr bald, daß man ohne practische Erfahrung keine Verbesserung in dieser Wissenschaft machen kann. — Da die Professoren der National-Oekonomie keine Gelegenheit haben practisch thätig zu sein, wie dies z. B. bei den Medizinern der Fall ist, so kann man von ersteren auch nicht verlangen, daß sie diese Wissenschaft fortbilden, aber man kann von Ihnen verlangen, daß sie die Bahn brechenden Autoren nennen, und deren Systeme lehren. — Falls ein System nach Ansicht obiger Herren auf falschen Prinzipien ruht, dann wird man ihnen gestatten, ihre Meinung zu äußern, „warum" dies der Fall ist, aber es zeigt von wenig Kenntniß, wenn sie schimpfen und sich als ohnfehlbar hinstellen. —

Recensenten werd' ich ehren,
Die da logisch widersprechen
Und bescheiden Besseres lehren,
Für sie gern den Lorbeer brechen.

Das Verdienst, dies erkannt zu haben, gebührt dem Professor Roscher, der den geschichtlichen Standpunkt zur Grundlage seiner Werke machte — und ich bekenne, daß ich durch Roscher's Werke erst die Bahn brechenden Autoren kennen lernte. — Die II. Auflage meines Werkes: „**Das Lehrgebäude der Volkswirthschaft**" (Berlin 1877 Th. Grieben) fand die erste anerkennende Recension in den Hamburger Nachrichten (ich darf annehmen in Folge, daß ich mein Werk dem Fürsten Bismarck gesandt hatte), es folgten die Blätter für literarische Unterhaltung — die Oestr. Revue u. A., auch die Lese- und Rede-Halle deutscher Studenten in Prag gab mir schriftlich ihre Anerkennung kund. — Die Oestr. Revue schrieb: das Zöllner'sche Lehrgebäude beruht auf dem Satze „die Güter theilen sich in nutzbare, d. h. Güter, welche durch 1 × Nutzbarkeit verbraucht werden und benutzbare, d. h. Güter, welche dauernd materiellen oder immateriellen Ertrag geben". — Auf Grund dieses Satzes hat der Autor die wichtigsten Begriffe der National-Oekonomie in origineller, von den bisherigen Auffassungen wesentlich abweichender Weise definirt. — Es muß zugegeben werden, daß man auf engem Rahmen kein vollständigeres Lehrgebäude aufzuführen vermag, als dies hier geschehen. Zöllner hat die Gabe prägnant und populär zu definiren „die Definition des Werthes, des Kapitals, der Rente und der Arbeit erscheinen uns geradezu mustergültig" u. s. w. — Jedoch die Professoren-Presse schwieg, und ich sandte dieserhalb obige Recension dem Professor Conrad in Halle, als Herausgeber von „Hildebrand's Jahrbücher für National-Oekonomie". Sofort erschien in dieser Zeitschrift eine E. L. unterzeichnete Recension, worin mein Werk als inhaltsarm und es als Humbug bezeichnet wird, daß ich den Satz aufgestellt habe „die Güter theilen sich in nutzbare und benutzbare". — Mir den Namen des anonymen Recensenten zu nennen, hat sich Professor Conrad geweigert, jedoch die Verantwortung zu übernehmen sich entboten. — Es ist kaum zu glauben, daß ein Mann, der den Fortschritt in der Wissenschaft Humbug nennt, Professor an einer deutschen Universität ist, und doch bringt neuerdings die „Illustrirte Zeitung" eine Illustration der National-Oekonomen der Gegenwart, wobei auch Professor Conrad aufgeführt ist — ich aber nicht. — Ich ersuche nun den Professor Conrad

a) den Autor zu nennen, der vor mir eine gleich logisch richtige oder bessere Definition des Werthes gegeben hat als ich. — Meine Definition lautet „Der Werth ist die Größe und die geschätzte Größe der Nutzbarkeit, welche ein Gut, in Gegensatz zu andern Gütern, mit Bezug auf den derzeitigen und künftigen Bedarf dem Besitzer oder Besitznehmer mittelbar oder unmittelbar zu gewähren vermag; —
b) zu sagen, weshalb nachstehender Satz Humbug ist: „So lange das Land nicht in Besitz genommen ist, sind das gelesene Holz, — die Früchte und das eingefangene Vieh (pecunia) Erträge der thätigen Arbeitskraft des Arbeiters, aber sobald das Land in Besitz genommen ist, dann sind Holz — Früchte und Vieh, — abzüglich des Arbeitslohnes — Erträge des Landes für den Besitzer und das Land ist das Ertrag gebende Gut. — Sobald nun für die Erträge Käufer sich finden, dann sind die Erträge Natural-Rente, wie noch heute die Kirche Getreide-Rente empfängt. — Die deutsche Sprache ist so reich an Wörtern für die Grundbegriffe, aber in Folge des Uebergangs von der Natural- zur Geld-Wirthschaft hat man das Verständniß dafür verloren, z. B. Kapital und Geld-Kapital — Rente und Geld-Rente — Lehn und Darlehn. —
c) Gut und Werth bilden das Fundament der Volkswirthschafts-Lehre. — Man hält Ad. Smith für den Autor, welcher eine Theilung des Werthes in Tausch-Werth und Gebrauchs-Werth lehrte — aber Adam Smith und sein Nachbeter konnten ein Lehrgebäude nicht fertigstellen, weil sie nichts von einer Theilung des Gutes wußten. —

Zu gleicher Zeit brachte „Ueber Land und Meer" von anonymer Hand einen Aufsatz über den Fundamental-Satz meines Werkes, „die Güter theilen sich in nutzbare und benutzbare". — Mein Brief an die Redaction obigen Blattes, mir den anonymen Verfasser zu nennen, blieb unbeantwortet, desgleichen ein recommandirter Brief und ebenso eine Karte mit Rückantwort. — Hiermit ersuche ich die Redaction obigen Blattes mir den Verfasser zu nennen, der mein geistiges Eigenthum entwendet hat.

Cottbus, im Mai 1894. **C. W. Zöllner.**

P. S. Mein Lehrgebäude der Volkswirthschaft ist von der Carlson'schen Buchhandlung in Cottbus für 1 Mk. 50 Pf. franco gegen franco zu beziehen.

Autoren von populären Romanen, welche sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer in's Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit *Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,* in Verbindung zu setzen.

Soeben erscheint bei **W. Werther** in **Rostock**:

Kasper-Ohm un ick.

Roman in mecklenburg. Mundart
von
John Brinckman.

Fünfte Auflage. 3 ℳ br., 4 ℳ eleg. geb.

„Ich rathe Jedem, sich dies gute Buch zuzulegen, das bei jedem, der Sinn hat für wahren Humor und echtes, unverfälschtes Volksthum, ein unvergleichliches Behagen erzeugt." **Heinr. Seidel.**

Soeben erschien bei **J. B. Scharpp** Verlag in Leipzig:
Das Kindesalter, dessen geistige u. leibl. Entwickelung, d. Entsteh. d. Nervenübel u. d.
Erfolge d. Kneipp'schen Heilmethode i. Bez. a. nervöse Erkrankung. i. Kindesalter v. **Dr. med. A. Kupferschmid,** pr. Arzt. Mit 2 Abb. Preis broch. ℳ 1.20; geb. ℳ 2.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries** u. **Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 4. August 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Boycott und Gesetzgebung. Von J. Lenthold. — Cholera in Sicht? Von Dr. med. Hans Wolff (Wilhelmsburg). — Die Wolga. Von Ingenieur W. Berdrow. — Bergbahnen in ästhetischer Hinsicht. Von J. G. Oswald. — Ueber Lehrer und Methode des englischen Unterrichtes. Von Pastor Wilhelm Weber (Belleville, Illinois). — **Feuilleton:** Der Flieder. Von J. van Maurik. — **Aus der Hauptstadt:** Staatsmännerchen. Von Prinz Vogelfrei. — Notizen. —Anzeigen.

Boycott und Gesetzgebung.

Von J. Lenthold.

Der sozialdemokratische Brauereiboycott, ursprünglich nur von localem Interesse für die Bevölkerung der von demselben in Mitleidenschaft gezogenen Städte, insbesondere Berlins, hat dadurch, daß er als Parteisache erklärt wurde, weit über die betheiligten Kreise hinaus die allgemeine Aufmerksamkeit auf dies neue, dem wirthschaftlichen Waffenarsenal der sozialdemokratischen Partei einverleibte Kampfmittel gelenkt. Und, wie es bei außergewöhnlichen wirthschaftlichen Erscheinungen neuerdings in der Regel zu gehen pflegt: die große Menge wird plötzlich rathlos, sie vergißt die Ursachen, aus denen dieselben herausgewachsen sind, in unbefangener Weise zu würdigen, und, ohne sich durch eine zielbewußte und thatkräftige Selbsthülfe zur Abwehr auch nur aufzuraffen, läßt sie den dringlichen Ruf nach Hülfe durch die Gesetzgebung ertönen, unter deren allmächtigen Flügeln sie Schutz gegen die „Uebermacht des Proletariats" zu finden hofft. Auf den Einfluß dieser Elemente ist es zurückzuführen, wenn ernste Blätter, die sonst jeden Anlaß wahrnehmen, um die durch die Allerhöchsten Botschaften vom 17. November 1881 und 14. April 1883 inaugurirte Arbeiterschutzgesetzgebung zu immer weiterer Ausgestaltung zu empfehlen, heute täglich von Neuem die Reichsregierung auf die „klaffende Lücke" in der bestehenden Gesetzgebung hinweisen und mit drakonischen Strafsanctionen zu Gunsten des „gefährdeten Unternehmerthums" gegen die geschlossenen Massen der Arbeitnehmer zu Felde zu ziehen suchen.

Es ist kein Zweifel, daß in der Ausdehnung und Verwerthung, welche die Verrufserklärung neuerdings gewonnen hat, uns eine Erscheinung vor Augen getreten ist, deren eingreifende Bedeutung für weite Schichten der Bevölkerungsklassen nicht verkannt werden darf. Und es ist ebenso kein Zweifel, daß nach Lage der heutigen Gesetzgebung es weder auf strafrechtlichem, noch auf civilrechtlichem Gebiet ein Mittel gibt, das gegen diese Erscheinung mit Erfolg zur Anwendung gebracht werden könnte. Nach unserer Gewerbeordnung ist der Boycott nur in dem Falle unter Strafe gestellt, daß derselbe angewendet wird, um Arbeiter zur Betheiligung an Streiks zu nöthigen, also nur dann, wenn die Verrufserklärung gegen Arbeitnehmer gerichtet ist. Auch unser Strafgesetzbuch weist keine bezügliche Vorschrift auf, es sei denn, daß man sich entschließen wollte, dem Beispiel einzelner sächsischer Gerichte zu folgen und den bekannten Paragraphen „für Alles", die Kautschukvorschrift über „groben Unfug" unter gewaltsamen Auslegungskünsten auch auf diesen Fall auszudehnen. Allerdings sind mehrere oberstrichterliche Urtheile bekannt geworden, in denen der § 110 (Widerstand gegen die Staatsgewalt) oder der § 240 (Nöthigung durch Bedrohung) oder der § 250 (Erpressung) in ähnlichen Fällen zur Verwendung gelangt ist; indessen zeigt schon diese Aufzählung, daß in allen diesen Fällen nicht die Verrufserklärung an sich durch die angezogenen Bestimmungen getroffen worden ist, sondern daß es stets die begleitenden Umstände, die Mittel, mit denen der Verruf in's Werk gesetzt wurde, waren, welche den Thatbestand der erwähnten Vergehen erfüllten.

Welche Stellung die Reichsregierung zu den neu auftauchenden legislatorischen Projecten einzunehmen gedenkt, ist noch nicht abzusehen. Bisher scheint sie sich allen derartigen Anregungen gegenüber kühl und zurückhaltend zu verhalten. Mit überlegener Miene hat bereits jüngst der Berliner Offiziosus darauf hingewiesen, daß die Regierung bereits vor drei Jahren die kommenden Ereignisse vorausgeahnt und damals bei Berathung der Novelle zur Gewerbeordnung durch die vorgeschlagene Erweiterung des jetzigen § 153 der Gewerbeordnung das ihrige gethan habe, um der Bevölkerung das Mittel an die Hand zu geben, sich gegen derartige „unerlaubte" wirthschaftliche Kampfmittel zu schützen. Das Bürgerthum habe es sich selbst zuzuschreiben, daß ihre erwählten Vertreter durch Ablehnung dieser Erweiterung im Reichstag sich dieses Schutzes, nach dem man jetzt verlangt, beraubt haben.

Ein Blick auf die damaligen Verhandlungen und die Vorschläge der verbündeten Regierungen zeigt indessen, daß sich das offiziöse Blatt hier in einem empfindlichen Irrthum befindet. In jener von dem Reichstag abgelehnten Vorlage handelte es sich keineswegs um einen Boycott im Sinne des jetzt in Frage stehenden, es stand hier vielmehr nur die Abwehr eines gesetzwidrigen Zwanges von Arbeitern gegenüber Arbeitern zur Theilnahme an Streiks in Frage. Nach der von der Regierung vorgeschlagenen Erweiterung sollte die Verrufserklärung auch dann strafbar sein, wenn sie gegen Arbeitgeber Anwendung fände, um sie zur Entlassung von Arbeitern zu bestimmen oder an der Annahme von Arbeiten zu hindern. Im vorliegenden Falle handelt es sich gerade um das Gegentheil. Denn der in Scene gesetzte Boycott verfolgt lediglich den Zweck, eine Hinderung der Entlassung von Arbeitern und einen Zwang zur Annahme solcher zu bewirken. Und dieser Unterschied ist auch nach dem Charakter der damals vorliegenden Novelle ganz natürlich. Jene Novelle bildete den Kern der, bereits oben erwähnten, Arbeiterschutzgesetzgebung. Ihre Bestimmung ging dahin, die Arbeitnehmer gegen die wirthschaftliche Uebermacht der Arbeitgeber im Inter-

esse der Erhaltung des sozialen Friedens zu schützen, nicht umgekehrt, wie es jetzt gefordert wird, die Arbeitgeber gegen eine Vergewaltigung durch die Arbeitnehmer zu stärken.

Von anderer Seite ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß es gar keiner Novelle zum Strafgesetzbuch oder zur Gewerbeordnung bedürfe, sondern daß sich in dem zur Zeit in Vorbereitung befindlichen Gesetzentwurf gegen die Ausschreitungen der „unredlichen Concurrenz" die geeignetste Grundlage schaffen ließe, um gegen die Fortsetzung von Boycottirungen wie der jetzigen mit Erfolg einschreiten zu können. Man übersieht hierbei gänzlich das Wesen der „unredlichen Concurrenz" und den Zweck eines gegen dieselbe gerichteten Gesetzes. Unter einer „unredlichen Concurrenz" können stets nur diejenigen Mittel und Maßnahmen verstanden werden, welche von Gewerbsgenossen gegen einander zur Untergrabung ihrer Existenz, ihres Rufes oder ihrer Erwerbsquellen angewendet werden. Deswegen hat auch das Reichsgericht in dem bekannten Prozeß der von dem Buchhändlerbörsenverein boycottirten Buchhändlerfirma Mayer & Müller in Berlin den grundlegenden Satz ausgesprochen, daß „in dem System der öffentlichen Sperrung eines Gewerbsgenossen", „in Veranstaltungen, welche mit Erfolg darauf abzielen, einem Gewerbsgenossen die Möglichkeit seiner Versorgung mit den für den Gewerbebetrieb erforderlichen Erzeugnissen gänzlich zu verschließen" ein ungesetzlicher Eingriff in die Rechtsordnung liege. Eine bezügliche Gesetzesvorschrift könnte demgemäß wohl gegen eine Brauerei selbst Anwendung finden, welche die Arbeiter zur Boycottirung ihrer Concurrentinnen anreizen würde, nicht aber gegen die Arbeiter, welche aus eigener Initiative die Brauereien in Verruf thun; denn in letzterem Falle handelt es sich nicht um Maßnahmen, welche gegen Gewerbsgenossen getroffen werden.

Glaubt der Staat, daß für ihn genügender Anlaß vorliegt, um der Ausdehnung des Boycotts und den Schädigungen, welche dieselbe für einzelne gewerbliche Existenzen nach sich zieht, zu Leibe zu gehen, und durch Mittel, die, wie sie auch gestaltet seien, nothwendig Verstimmung und Erbitterung erregen müssen, zwischen die streitenden Gruppen zu treten, so dürfte jedenfalls nach den Erfahrungen, die man mit den wirthschaftlichen Gesetzen der letzten Jahre immer wieder von Neuem gemacht hat, so viel klar sein, daß der strafrechtliche Weg, den man bisher fast nur vorzuschlagen sich veranlaßt gefunden hat, sich als der ungeeignetste und wirkungsloseste erweisen müßte. Man darf nicht aufhören zu betonen, daß es keine ohnmächtigeren Wirthschaftsreformer gibt als Staatsanwalt und Strafrichter. Und will man nicht Einseitigkeit und Willkür einreißen lassen, so wird man nicht umhin können, dasjenige, was heute als Abwehr gegen sozialdemokratische Uebergriffe statuirt wird, morgen gegen irgend eine unverfängliche Aufforderung irgend eines harmlosen Vereins in Anwendung zu bringen. Auch der Minister v. Berlepsch hat im Reichstage bei einer ähnlichen Anregung dieser Auffassung mit den Worten Ausdruck gegeben: „Wenn die Gesetzgebung gegen Boycott, schwarze Listen und Controlmarken eingreifen wollte, so würde sie zu einem Uebermaß von strafrechtlichen Bestimmungen kommen, die nicht einmal ihr Ziel erreichen würden."

Eher würde sich auf civilrechtlichem Wege den Auswüchsen des Boycotts beikommen lassen. Wenn heute, ähnlich den Bestimmungen des Code civil, eine Vorschrift bei uns Eingang fände, welche allgemein Jeden für den Schaden verantwortlich macht, den er seinen Nebenmenschen durch sein Verschulden zufügt, so würden die sozialdemokratischen Parteiführer wohl Bedenken tragen, ihren Namen unter einen Aufruf zu setzen, bei dem sie eventuell ihr Vermögen einbüßen könnten. Es gälte hier nur, eine geschickte Form zu finden, welche die Coalitionsfreiheit und die berechtigte Concurrenz unangetastet ließe.

In einem Sinne ist jedenfalls auch der große Brauereiboycott als der Geist zu betrachten, der das Böse will und das Gute schafft. Wie aus der einmüthigen Verurtheilung, welche das Vorgehen der Sozialdemokratie in der Presse aller bürgerlichen Parteien gefunden hat, zu ersehen ist, hat gerade dies Vorgehen die Solidarität dieser Parteien gegenüber den sozialrevolutionären Elementen in nicht unerheblichem Maße gefestigt. Und damit ist von Neuem der Beweis geliefert, daß der noch vor Kurzem bei Gelegenheit der Plauener Wahl als aussichtslos hingestellte Zusammenschluß von links und rechts gegenüber den Gefahren der Umsturzbewegung keineswegs mehr zu den Unmöglichkeiten gehört. Noch mehr solcher drastischen Impulse — und die Annäherung ist fertig.

Cholera in Sicht?

Von Dr. med. Hans Wolff (Wilhelmsburg).

Im Osten und Westen an den Grenzen des Reiches zeigt sich wieder die Cholera und nicht ganz unmöglich ist es, daß trotz des besten Willens zu ihrer Abwehr, von dem sicher alle ausübenden Organe der Gesundheitpolizei beseelt sind, die Epidemie auch in Deutschland irgendwo wieder ihre Opfer in größerer Zahl fordern wird. Wenn das also vielleicht auch als unvermeidbar hingenommen werden muß, so ist im Interesse des guten Rufes des deutschen Publikums dringend zu wünschen, daß gewisse andere Vorkommnisse, die sich gelegentlich der Epidemie von 1892 abspielten und ein bedenkliches Zeugniß ablegten von der Ignoranz und dem Egoismus gewisser Kreise und Persönlichkeiten wie nicht minder von dem widerlichen Sensationsbedürfniß eines Theiles der deutschen Presse, künftighin ungeschehen bleiben möchten.

Als im Sommer 1892 im finsteren Rußland ein bis zur Besinnungslosigkeit fanatisirter Pöbelhaufen den Hülfe bringenden Aerzten mit Steinen die Köpfe einschlug, hatten wir ein mitleidiges Achselzucken mit der selbstgegebenen Beruhigung, daß ähnliches gottlob bei uns ja nicht vorkommen könne, und nur wenige Wochen später warnte der Repräsentant einer kleinen Stadt der preußischen Provinz Hannover — seinen Namen hatte der Biedermann leider nicht unterzeichnet — einen hamburgischen Kaufmann, den Geschäfte nach der gedachten Stadt führten, vor einem Besuche derselben in den eindringlichsten Worten, welche von dem Passus gekrönt waren „wir können nicht einmal für Ihre persönliche Sicherheit garantiren" d. h. kommst Du, so schlagen wir Dir den Kopf ein. Das im September 1892 und in Preußen! Eine Expectoration über diese Brutalität, ebenso über den bekannten gegen Hamburg gerichteten Ukas des zu einer traurigen Berühmtheit gelangten wohllöblichen Magistrates einer Stadt in Mecklenburg-Strelitz erscheint mir überflüssig.

Nichts in der Welt geschieht aber ohne Grund und auch diese Ungeheuerlichkeiten sind motivirt durch Dinge, die nicht scharf genug gerügt und nicht deutlich genug öffentlich festgenagelt werden können. Wer hätte nicht die bis in die kleinsten Winkelblätter gedrungenen Briefe eines jungen Arztes, jenes mit dem Theermantel, und der seine Episteln an die Eltern mit Sublimat zu tränken pflegte — auch das Lachen hatte er verlernt —, gelesen, in dem in unbeholfenem Deutsch aber dafür desto drastischer die Schreckniſse in einer Hamburger Cholerabaracke, das Wimmern der Kranken, ihre angst- und schmerzverzerrten Gesichter und Leiber, kurz entsetzliche Situationen geschildert wurden? Ich erinnere weiter an den Brief eines Hamburger Arztes — er war auch allenthalben zu lesen —, in welchem von der schweren Lebensgefahr, in der alle Hamburger sich jeden Augenblick befänden und andern gruseligen Angelegenheiten gefaselt wurde. Ja, wenn die Herren nicht aus ihrer Wissenschaft Anregung zu publizistischen Versuchen finden können und auf diese geschmackvolle Art der drängenden Eitelkeit, sich auch einmal gedruckt zu sehen, fröhnen wollen, so rückt das ihre wissenschaftliche wie sonstige Qualification in ein sonderbares Licht. Wenn vielleicht so ein junger Herr, zurückgekehrt von seiner gefahrvollen Expedition schamlos und billig renommirend im heimathlichen Dorfkruge und mit herz-

lichem Behagen sich weidend an den vor Entsetzen gesträubten Haaren und zitternden Gebeinen seiner Zuhörer, die Erlebnisse in einer Hamburger Cholerabaracke zum besten giebt, kann man es dann wohl einem harmlosen Ortsvorsteher oder sonstwie sich titulirenden Herrn, dessen Denk- und Urtheilsfähigkeit vielleicht eben das gesetzliche Mindestmaß erreicht hat, verdenken, wenn er sich dazu hinreißen läßt, einen zureisenden Hamburger mit Todtschlag zu bedrohen? Dazu kam noch, daß selbst von höheren Behörden manches an Quarantänemaßregeln geleistet wurde, das von einer etwas bedenklichen Kopflosigkeit zeugte. Selbstredend machten beinahe alle Zeitungen — und das war eigentlich das Schlimmste — in Sensationsartikeln; aber für das, worauf es ankommt, haben sich bisher nur herzlich wenig Stimmen erhoben. Ich halte es für die heilige, eigentlich selbstverständliche Pflicht der Aerzte und sonstiger berufener Instanzen, meinetwegen auch der Tagespresse, das Publikum, dem sein Recht, über das Wesen und die Ausbreitung einer hereingebrochenen Epidemie orientirt zu sein, nicht verkümmert werden soll, durch schlichte Wahrheit aufzuklären und zu beruhigen, nicht aber durch Hinaussendung von Brandartikeln Furcht und Entsetzen zu verbreiten. Ich will ganz gewiß die Cholera nicht als eine harmlose Krankheit hinstellen, aber ihrer Ansteckungsfähigkeit will ich die engsten Grenzen gezogen wissen. Für ihr Auftreten und ihre Ausbreitung in einem Orte sind ganz andere Factoren maßgebend, als das Ankommen eines Reisenden oder einer Postsendung aus einem verseuchten Bezirk. Ich hatte im Jahre 1892 auf einer Elbinsel in nächster Nähe Hamburgs eine wochenlange schwere Epidemie zu durchkämpfen gehabt. Nur in einem verhältnißmäßig kleinen Bezirk spielte sich die Krankheit ab, der weitaus größte Theil der Insel blieb seuchefrei, trotzdem ein intensiver Verkehr zwischen den beiden Theilen zu jeder Stunde statt hatte und keine Abschließung von dem heimgesuchten Bezirk beliebt wurde. Woran das lag? Dort elende Wohnungen, in denen jämmerlich ernährte Arbeiter mit schmutzstarrenden Kindern hausen, in denen das erbärmlich schlechte rohe Elbwasser für häusliche und wirthschaftliche Bedürfnisse gebraucht werden mußte, hier Wohlstand, gute Wohnungen, gutes Wasser. Die Consequenz ist leicht zu ziehen.

Die Wolga.

Von Ingenieur W. Berdrow.

Die Wolga scheint ohne Rettung dem Schicksal des allmählichen Versandens ausgesetzt. Ist das nun eine Thatsache, die uns ein stärkeres Interesse abgewinnen kann? Für denjenigen, welcher die Wichtigkeit großer befahrbarer Stromläufe für den Handel und die Industrie eines Landes kennt, unbedingt, und ebenso für einen Jeden, dem die Geschicke des größten Stromes unseres Continents, des einzigen, der sich mit den Riesenadern Amerikas, Asiens oder Afrikas wenigstens einigermaßen vergleichen läßt, in rein geographischer Hinsicht nicht gleichgültig sind. Für andere Leser läßt sich aber schnell der Nachweis führen, daß auch für das übrige Europa und für Deutschland die Wolga erheblich mehr ist, als bloß die größte Wasser- und Verkehrsader des russischen Reiches. In handelspolitischer Hinsicht hat die Wolga gleichsam zwei Mündungen, deren eine tief in den Orient, gegen Baku und Persien sich öffnet, während die andere eine Million Quadratkilometer mittel- und ostrussischen Landes über St. Petersburg mit dem baltischen Meer und der Nordsee verknüpft. Was für Mitteleuropa zur Schaffung eines gedeihlichen Durchgangsverkehres schon seit hundert Jahren ersehnt wird, die Schifffahrtsverbindung zwischen Ostsee und Orient durch Oder, Donau und ihren — ach so lange schon projectirten — Kanal, das besitzt Rußland, dank Peter dem Großen und Katharina II., bereits seit zwei Jahrhunderten, und der Durchgangshandel aus dem transkapischen Gebiet über die Wolga und die großartigen Kanalverbindungen zwischen ihr und der Newa würde ungleich lebhafter sein, wenn nicht der Zustand der Wolgamündungen jeder Schilderung spottete. Wie üppig aber der Handel zwischen dem östlichen Rußland und dem baltischen Meer, den schutzzöllnerische Riegel nur zeitweise eindämmen können, seit mehr als hundert Jahren blüht, beweist der Verkehr dieser nördlichen Wolgakanäle, über welche schon im vorigen Jahrhundert 3000 und mehr Schiffe im Jahre gingen, während 1828 der Verkehr auf mehr als 9000 beladene Fahrzeuge nebst Schaaren von Flößen gestiegen war, mit Gütermengen, wie sie nur große Ströme zu tragen pflegen. Heute ist die Stadt Rybinsk, neben welcher die Scheksna in die Wolga fällt und den Uebergang aus ihrem in das Newagebiet öffnet, eine der handelsthätigsten Städte des Reiches, mäßig an Bewohnerzahl, aber gewaltig an Hafenausdehnung, von 8000, ja 10 000 Schiffen jährlich besucht und mit einem Waarenumsatz bis zu 180 Millionen Mark. Hier ist es, wo die bis dahin ziemlich stille Wolga, kaum den fünften Theil ihres Laufes hinter sich und noch weit vom Zufluß ihrer mächtigeren Nebenarme entfernt, plötzlich von Schiffen wimmelt, von denen wohl viele dem Binnenhandel allein dienen, eine große Menge aber auch den Ostseehäfen entstammt oder sie zum Ziele hat. Geht doch über die Scheksna der Handel auf dem Kanal des Herzogs von Württemberg sogar zur Dwina über, nach Archangel und zu den Pelz- und Fischhäfen des Weißen Meeres. So nach Norden, Süden und West die Reichsgrenzen verknüpfend, ist die Wolga mit ihren Kanälen die Lebensader nicht nur für den Binnen-, sondern auch den Weltverkehr von Rußland. Diesen würde also auch ihre Versandung, wenn sie im Maßstab der letzten dreißig Jahre weiterschritte, in andere und schwerlich vortheilhaftere Bahnen lenken. Endlich dürfte es den Deutschen interessiren, daß unter den an den unteren Wolgaufern ansässigen Bewohnern, welche durch die bereits stark empfundene Versteppung der Uferlandschaften vielfach zur Auswanderung getrieben werden, seine Landsleute seit hundert Jahren an Zahl und Ansehen einen trefflichen Kern bildeten. Sind auch die meist süddeutschen Bewohner der unter Katharina II. in der Gegend von Ssaratow am östlichen Ufer begründeten deutschen Colonien*) in geistiger Beziehung mehr zum Niveau der dortigen russisch-kirgisischen Bevölkerung hinabgestiegen, als daß sie auf dieselbe hebend eingewirkt hätten, so sind doch in wirthschaftlicher Hinsicht die deutschen Dörfer mit ihren gegen die frühere Heimath unveränderten Arbeitsgebräuchen und -Werkzeugen gegen die russische Nachbarschaft noch immer weit voraus. Noch immer nimmt der deutsche Colonist, wie seine Ortschaften die deutschen Namen Zürich, Basel, Schaffhausen und ähnliche, behalten haben, weder die russische Weise noch die Landessprache an, die er, gleich unseren in die Vereinigten Staaten übersiedelnden Landbewohnern, oft nicht einmal versteht, und sehr selten sind Vermischungen zwischen den Russen und den Colonisten. Daß die letzteren, mit Ausnahme ihrer den Handel vermittelnden Mitglieder, dabei nicht schlechter fahren, beweisen ihre, „wenn der Himmel es will," vorzüglichen Tabakserntеn, deren Erträge bis Marseille einen lebhaften Handel hervorrufen.

Und nun, bevor wir den neuerlichen Niedergang der Wolga besprechen, zu einer kurzen Würdigung dieses Riesenstromes und seiner Bedeutung für Rußland selbst.

Alle übrigen Theile Europas an continentaler Mächtigkeit ungleich übertreffend, mußte Rußland für unseren Erdtheil das Land der großen Ströme werden, welche in allen anderen Staaten einen Küstenstrich, einen Meerbusen oder ein Binnenmeer erreichen, bevor sie sich zu erheblicher Ausdehnung entwickeln können. Der Ural, der Don und Dnjepr, die Dwina und Petschora sind Ströme, welche an Länge und zum Theil auch an Wassermächtigkeit unseren Stolz, den Rhein, nicht wenig übertreffen, unendlich gewaltiger aber ist die Wolga. Zwei ihrer Nebenflüsse, die Oka und Kama, dehnen sich an Länge wie an Gebietsgröße bereits weiter aus als der Rhein,

*) Vgl. „Ein Besuch der deutschen Colonien an der Wolga" in Petermann's geograph. Mittheilungen. Bd. 19.

Matuschka Wolga selbst aber — fast nie spricht der Russe ohne den ehrfürchtigen Zunamen vom Mississippi seines Landes — erstreckt sich mit 3700 Kilometer über die dreifache Länge des deutschen Hauptstromes. Der dritte Theil des europäischen Rußland, über 1,700,000 Quadratkilometer, finden ihre Entwässerung im Wolgasystem, das 22 Gouvernements mit größtentheils schiffbaren Flußläufen beherrscht, 12 Breiten- und 25 Längengrade umspannt und noch immer eine geradezu unermeßliche Wassermenge abführt.

Der Oberlauf der Wolga von den Waldaihöhen bis Rybinsk (wenn bei einem Strom, der ohne merkbares Gefälle, ohne Schnellen, Wirbel und Schluchten in ruhigem Laufe seinen ganzen Weg vollendet, überhaupt die Bezeichnung Oberlauf angebracht ist) gehört nach den abschließenden Untersuchungen Ragosin's über die Wolga ursprünglich gar nicht in deren System, dem er in biologischer Hinsicht durchaus ungleich ist. Eine locale Bodenerhebung oder ähnliche Gründe müssen diesen Theil des Stromlaufes in späterer Zeit zur Wolga abgeleitet haben, als deren ursprünglicher Quellfluß zweifellos die oben erwähnte, noch jetzt den Hauptübergang in's Ostseegebiet herstellende Scheksna anzusehen ist. Von seiner früheren Bedeutung hat dieser obere Theil des Stromlaufes viel verloren; die an der Einmündung der Twerza liegende und durch sie und ein uraltes Kanalsystem ebenfalls mit der Ostsee verbundene Stadt Twer ist in ihrem Schiffsverkehr auf ein Zehntel dessen zurückgekommen, was sie früher besaß, und die zahlreichen Nebenflüsse dieser Strecke, früher von Kähnen und Flößen reich belebt, sind heute, mit Ausnahme der Hochwasserzeiten, halb versiegt. Daß es hier fast einzig die Waldentblößung ist, welche die Wasserläufe zu Grunde gerichtet hat, steht außer Zweifel; die Schneedecke der früheren Wälder, welche die Flüsse monatelang speisen konnte, schmilzt jetzt auf dem freien Lande in wenigen Tagen fort, und auf kurze Wochen voll wilder Hochwässer folgen Monate des Wassermangels. Die obere Wolga selbst, welche von Twer an Dampfer trägt, würde zweifellos dasselbe Schicksal mit ihren Nebenflüssen theilen, wenn nicht eine nachdenklichere Zeit an ihren Quellen durch Schleusen und Kanäle ein Staubecken geschaffen hätte, dessen an 170 Quadratkilometer große Fläche nach den Bedürfnissen regulirbar ist und den Wasserstand des Stromes auf Hunderte von Kilometern um Metershöhe beeinflussen kann. So ist es möglich, daß derselbe bei Twer eine hinreichende Tiefe erhält, um die von hier bis zur Mündung über 2700 Kilometer weite Dampfschifffahrt zu ermöglichen. Vorerst freilich unter Schwierigkeiten, denn von Twer bis zum 800 Kilometer entfernten Nischni-Nowgorod macht sich die größte Untugend des Mütterchen Wolga, das plötzliche Bilden und Verlegen von Sandbänken, fast ununterbrochen geltend. Mächtige Zuflüsse, wie die Scheksna und und die von Dampfern befahrene Unsha, vertiefen das an Breite dem Rhein bei Köln entsprechende Strombett, aber fast den ganzen Weg begleiten die breiten und gefährlichen Sandbänke, deren Platz der unruhige Strom von heute zu morgen verändern kann.

So bis Nowgorod, dann aber beginnt die Wolga, unter den Mauern der mächtigen Handelsstadt von der Oka verstärkt, zum Riesen zu schwellen. Wie ihre Daupfer jetzt den Colossen amerikanischer Ströme sich nähern, so wächst ihre Breite und Tiefe. Man streitet noch manchmal über die müßige Frage, ob sich bei Nowgorod die Oka in die Wolga ergießt oder vielmehr die letztere in die Oka, welche aus den Gouvernements des mittleren Reiches, aus Tula und Moskau, Smolensk und Rjäsan, an Wasser und Verkehr gleich gewaltige Zufuhr bringt. Freilich kommt auch sie aus stark entwaldeten Districten, aber an Länge, Zahl der Nebenflüsse und Umfang des Niederschlagsgebietes übertrifft sie den Hauptstrom*), der freilich in seinen Quell- und Stauseen an 900 Millionen Cubikmeter Hülfsgewässer hinter sich hat, eben deshalb aber im Frühling von der unbändigeren Oka vollständig aus seinem Bette geworfen und in's meilenweite Ueberschwemmungsfeld gedrängt wird. Zwischen einem und zwei Kilometer breit, bis zu 17 Meter tief und doch für seine Fülle nicht Raum findend, rollt nun der Strom zwischen Nowgorod und Kasan durch's Land, mit Inseln besäet, die über Nacht ihren Platz verändern und tiefen Wasserlöchern weichen, Nebenarme in Mengen bildend, die bald tage-, bald jahrelang ihr Bett behalten, aber trotz dieser Unruhe von riesigen Dampfern, von Kähnen und Seglern unermeßlich belebt. Jene Reihe mächtiger Handelsstädte begleitet jetzt seine Ufer, die mit Moskau im Okagebiet beginnend, über Nischni-Nowgorod, Kasan, Ssimbirsk, Ssamara, Ssysran, Ssaratow bis Astrachan reicht, und zwischen den alten gewaltigen Handelsplätzen weiß auch der Strom vor Uebermuth der Gewaltthaten kein Ende. Die ziemlich hohen Ufer, aus Lehm in meist steilen Wänden bestehend, werden unterwühlt, und während der Strom sich auf der einen Seite sein Bett verengt, weicht er mehr und mehr nach der anderen hinüber, die benachbarten Städte bald vom rauschenden Ufer an stille, todte Nebenarme verlegend, bald ihnen den Boden unter den Straßen fortwaschend. Die Mündungen der Nebenflüsse werden mit Sinkstoffen verlagert und müssen in der Richtung des Stromes wandern, so daß manche Flüsse heute 10 bis 20 Kilometer stromabwärts münden gegen ihren Lauf vor hundert Jahren.

Kasan wird erreicht, und in den gewaltigen Strom, der breits die Schiffe und Wasser eines Gebietes, weit größer als ganz Deutschland, vereinigt, stürzt sich erst jetzt sein gewaltigster Neben- oder richtiger Zwillingsstrom. Wiederum, wie bei der Oka, hat sich auch um die Kama der Streit erhoben, ob nicht sie eher als die Wolga berechtigt sei, dem ganzen Stromsystem den Namen zu geben, und so werthlos es ist, um eine unmögliche Aenderung der durch Alter und Gebrauch längst unverletzlichen Benennung zu fechten, so ist doch ohne Zweifel die aus dem östlichsten Reiche heranfluthende Kama beim Zusammenfluß die Mächtigere. Selbst ein Strom von ungeheurer Ausdehnung, besitzt sie unter ihren 574 Zuflüssen mindestens zwei, welche an Länge und Stromgebiet die Oder übertreffen, und wenn das gesammte Ausdehnungsgebiet der Kama, wiederum ein Reich von nahezu der Größe Deutschlands, hinter dem der vereinigten Wolga und Oka etwas zurückbleibt, so ist es dafür in seinem noch fast jungfräulichen Waldreichthum von so unerschöpflichem Wasserabfluß, daß die Kama an durchschnittlicher Wassermenge die Wolga entschieden übertrifft, und das Fallen und Steigen, genug alle Wasserverhältnisse im unteren Wolgabette von der Kama abhängig sind. Der Name „Mnogowodnaja" (Wasserreiche), den das Volk der Kama beilegt, zeugt für ihre Ueberlegenheit über die Wolga selbst, und wenngleich auch auf ihr und ihren Nebenflüssen jährlich viele Tausend Stämme hinabfahren und beispielsweise im Gouvernement Wjatka*), das vor 30 Jahren zu drei Viertel aus Waldung bestand, heute nur noch der dritte Theil des Bodens bewaldet ist, so bieten doch die Riesenwälder des Gouvernements Perm und anderer Districte der Waldverwüstung noch lange Trotz.

Für den ostrussischen Handel ist die Kama von unersetzlichem Werthe. Selbst mehr als 1000 Kilometer weit schiffbar, während ihre Nebenflüsse Barken und Dampfer bis in den hohen Norden des Reiches und an den Fuß des Uralgebirges tragen, vermittelt sie theils aus dem Petschoragebiete, theils aus ihren eigenen kornreichen Provinzen und von Sibirien herüber, welches durch die Eisenbahn von Tjumen im Obgebiet nach Perm an der Kama an die Wolgastraße angeschlossen ist, einen regen Verkehr. War es doch die Kama, auf welcher sich 1817 der erste russische Dampfer bewegte, während ihrer heute etwa 30 ihre Wellen durchfurchen. So, an Wasserreichthum, Fruchtbarkeit und Schiffsverkehr gleich mächtig, ergießt sich die ostrussische Pulsader unterhalb Kasan in den Mutterstrom, um ihn fortan zu beherrschen. Sie ist es, deren westlich gerichteter Anprall den bisher östlichen Wolgalauf nach Süden drängt, und wie das Wasser an Farbe fortan der Kama gleicht, so bestimmt

*) Vgl. Roskoschny, die Wolga und ihre Zuflüsse. Leipzig 1887.

*) Vgl. über die Kama und ihre Volksstämme C. Hahn in seiner Studie: Die Wolga; „Ausland". 1891.

sie auch Art und Charakter des weiteren, von jetzt an fast ohne Zuflüsse bleibenden Laufes.

Verschwunden sind plötzlich die Sandbänke und Heimtücken des Bettes, in majestätischer Breite, bis zu 30 Meter in der Tiefe, rollt der Strom in seinem engen, zwischen drei und dreißig Kilometer messenden Thale dahin. Zwanzig Meter und höher steigen seine schroffen Ufer hinan, über denen sich das Wolgaland auf weite Strecken noch immer als eine rechte Kornkammer erweist, während unten die Wolga bei Eisgang und Schneeschmelze die ganze Thalsenke durchtobt und zu Meilenbreite schwillt. Leider hält der ruhige, tiefe Lauf des Stromes nicht lange an, und unterhalb Ssamara, wo bei Syssran die mächtige Eisenbrücke der Orenburger Bahn den bei Hochwasser sieben Kilometer breiten Strom überspannt, ist plötzlich die alte Wolga mit ihren Sandbänken, ihren Nebenarmen, Untiefen und Veränderlichkeiten wieder da. Wohl ist trotz der riesigen Breite, drei bis vier Kilometer und mehr, die Tiefe an den meisten Stellen gewaltig, aber Untiefen von vier Metern und weniger schieben sich heimtückisch dazwischen und nöthigen den Schiffer zu stetigem Peilen und langsamer Fahrt. So wälzt sich die Fluth, träge und sandbeladen, Hunderte von Kilometern. Die deutschen Colonien gleiten vorüber und in der Kamyschinka rinnt, heute ein seichter, versandeter Bach, dem Wolgabett der letzte nennenswerthe Zufluß entgegen; einst kamen auf ihm in stattlichen Barken die Kosaken des Don zum Wolgalande hinüber. Von Kamyschin an, noch immer 700 Kilometer oberhalb der Mündung, rinnt die ganze Wassermenge fruchtlos durch die traurige Oede der kirgisischen Steppen, selten ist sie jetzt noch ungetheilt, meist sind es mehrere, bei Hochfluth gerissene und langsam wieder versandende Arme, welche, von den Sandbänken unterstützt, den ersten Strom Europas in zwecklosen Windungen durch die todte Steppe verschleppen, ihn gleichsam sterben lassen, bevor er die traurige Salzfluth des Kaspischen Meeres erreicht. Bei Zarizyn ist es, auf dem ersten Drittel dieser Strecke, wo sich die Wolga auf etwa 60 Kilometer dem Don nähert und mit ihm dem Becken des Schwarzen und Mittelmeeres, aber die naheliegende Idee der Kanalverbindung, schon von Peter gehegt, ist leider unausgeführt geblieben. Nur der Schienenstrang verbindet beide Ströme. Bloß der Fischfang — man hält die Wolga für den fischreichsten Strom der Erde, und das astrachanische Gebiet allein trägt der Regierung alljährlich an Concessionsgebühren 20 Millionen Mark — der Salztransport vom Elton-See in der Steppe, der sich auf drei bis vier Millionen Centner beläuft, aber den Strom bei der Versumpfung der Ufergebiete kaum erreichen kann, und der Durchgangsverkehr vom Kaspisee beleben jetzt noch den Spiegel der Wolga, der sich breiter und breiter dehnt, um endlich Astrachan zu erreichen, das der Fabel nach an der Mündung, in Wirklichkeit 120 Kilometer über ihr im Wolgadelta gelegene Dorado der Fischhändler, dessen Bewohnerzahl sich jährlich in der Saison um 20,000 vermehrt. Schon längst, seit mehr als hundert Meilen schon, fließt der Strom unter dem Meeresniveau, in das er einst, als noch der Kaspisee mit dem Asowschen und Schwarzen Meere zusammenhing, gemündet hat, jetzt theilt er das Geschick aller Flüsse, welche ihr Lauf in die ungeheure Depression des Kaspischen Meeres und des Aralsees führt — das Geschick des Versandens. Versandet und jetzt im versiegenden Becken des Aralsees verloren, ist der einst so mächtige Amu Darja, einst die Aorta Mittelasiens, heute ein zweckloser, wüstenumschlossener Steppenfluß, dessen Dörfer und Oasen verschwinden. Im Versanden sind auch die kleineren Zuflüsse des Kaspischen Meeres, den Uralstrom selbst nicht ausgenommen — Alles, was sich in dieses riesige, von den Sonnenstrahlen der Wüste erbarmungslos ausgesogene Becken ergießt, scheint rettungslos dem Untergange geweiht.

Und in dieses Becken fällt, schon angegriffen von den saugenden Strahlen der Steppensonne, die sie seit 100 Meilen begleiten, die Wolga. Schon auf dem letzten Stück ihres Steppenlaufes breitet sie sich gegen acht, bei Hochwasser auf zwanzig, ja bis fünfzig Kilometer aus, unterhalb Astrachan, wo das unentwirrbare Netz der fünfzig Mündungsarme sich ausdehnt, erblickt das Auge bis an den Horizont nur Wasser im Frühling, Sumpflachen im Sommer. Zweihundert Kilometer weit dehnt sich zur Fluthzeit das Delta. Nur wenige sind unter diesen Mündungen für mittlere Fahrzeuge passirbar, keine für große Wolgadampfer, welche in Astrachan umladen, und in flachen Kähnen ihre Fracht über die Mündungsbarren befördern müssen. Wir geben einem Kenner der Wolga, H. Roskoschny, über den Zustand der Mündung das Wort:

„Der Landungsplatz, an welchem die kleinen Wolgaschiffe ihre Fracht an größere abgeben, ist eine verankerte Barke mitten im Meer. Fast eine Stunde braucht von dort die Ruderbarke, um die nächste Niederlassung auf dem Festlande zu erreichen, doch auch sie gelangt nicht unmittelbar an's Ufer: eine Telega kommt in's Wasser entgegengefahren und nimmt die Reisenden und die Waaren auf, welche an's Ufer befördert werden sollen. Dort liegt auf einer Landzunge zwischen der Wolga und dem Meer, der Birjutschjakossa, eine Art Factorei in der Einöde. Ringsum nur Sand und Wasser .... Erst wenn man eine gute Strecke landeinwärts gefahren ist, trifft man am Flußufer stellenweise spärlichen Graswuchs, und weiterhin werden auch einzelne, verkrüppelte Sandweiden sichtbar." Und derselbe Autor setzt, wenn er sich über den Zustand der Mündungsarme und der Uferlandschaften des nördlichen Kaspisees verbreitet, hinzu: „So kläglich endet der große Strom, der die Riesendampfer getragen und in übermächtiger Entfaltung seiner Wassermenge nirgends eine Grenze finden zu können schien. Wenn man an der Mündung seine Vergangenheit mit der Gegenwart vergleicht, fühlt man sich unwillkürlich an den Koloß mit thönernen Füßen erinnert. Die Ueberzeugung drängt sich auf, daß es unmöglich so weiter gehen kann, daß etwas geschehen muß, die völlige Versandung und Absperrung einer so großen Wassermenge zu hindern, deren Vorhandensein für Millionen von der größten Wichtigkeit ist .... Eile thut Noth, denn unaufhaltsam setzt der Sand sein Zerstörungswerk, das er am Ostufer des Kaspisees bereits siegreich durchgeführt hat, auch am Nordufer fort."

Wir berücksichtigen, bevor wir auf den letzteren Punkt eingehen, noch in Kurzem die klimatischen Verhältnisse des Wolgabeckens, für welche, dank den ziemlich verbreiteten Regenstationen des russischen Reiches und den genauen Eislisten, welche in der That wohl nirgends besser geführt werden als dort, hinreichende Daten vorliegen*). Die Eisbedeckung hält im Wolgabecken nicht so lange an, als man glauben sollte; freilich muß sie sich für ein Flußgebiet, dessen Ausdehnung vom 47. bis zum 61. Breitengrade reicht, sehr verschieden gestalten. W. Groß sagt im „Ausland", daß die Wolgastraße nur fünf, H. Roskoschny in seinem Werke über die Wolga, daß sie sieben Monate durchschnittlich eisfrei bleibt, nach den amtlichen Listen über den Eisgang ergibt sich, daß die Wolga bei Astrachan über acht, bei Twer, nahe ihrer Quelle, noch immer sieben und nur im Gouvernement Kostroma, also etwa von Rybinsk bis Nowgorod, etwas weniger als sieben Monate eisfrei ist. Auch die Kama ist auf weite Strecken sieben Monate, die Oka noch länger ohne Eis. Uebrigens wäre es ein Irrthum, zu glauben, daß während dieser Winterszeit der Verkehr auf dem Strome stockt. W. Groß, der seit 30 Jahren die Wolga bereist und beobachtet hat, weiß von dem Treiben der riesigen Handelskarawanen, welche im Winter die glatte Eisbahn benutzen, viel zu erzählen. Zwischen allen Hauptstädten, besonders aber zwischen Ssamara, wo die sibirische Heerstraße den Strom erreicht, und Nischni-Nowgorod ziehen sich stark belebte Straßen auf dem Eise, das man freilich genauer kennen muß, da der unruhige Strom auch im Winter seine Streiche nicht unterläßt und bald hier, bald dort in einer Nacht große Stellen zu öffnen pflegt. „Bei Nowgorod entsteht im Winter auf der Wolga eine vollständige Handels- und Wintercolonie aus Hütten und Häusern, unter welchen selbst die griechische Kirche nicht fehlt, und in dieser merkwürdigen, aus Eisblöcken, Brettern und Holzwerk aufgeführten

*) Vgl. Petermann's geogr. Mittheil. Bd. 12 u. 34.

Ansiedlung herrscht eine Rührigkeit und Thätigkeit, wie sie häufig nicht in Handelsbazaren angetroffen wird. Händler, Fuhrleute und Muschicks tummeln sich untereinander, und der ganze Verkehr der auf beiden Uferländern im Schnee liegenden Landstraßen hat sich mit den aus Sibirien, namentlich von Orenburg kommenden Handelskarawanen vereinigt und der Wolga zugewandt." Im Winter 1864/65 ist freilich diese ganze Eisstadt bei Nischni-Nowgorod über Nacht von einer der unberechenbaren Stromöffnungen verschlungen worden und mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Der Strom hatte sich am nächsten Morgen über dem grausigen Grab schon wieder mit klarem Eise geschlossen.

Lassen sich nach dem Allen die Eisverhältnisse der Wolga durchaus nicht als anormale und verkehrsfeindliche bezeichnen, so ist das mit den Niederschlagsmengen ebensowenig der Fall. Dieselben sind im mittleren und östlichen Rußland nach den, zum Theil seit 30 Jahren fortgesetzten Beobachtungen ebenso reichlich als gleichmäßig, und daß eine Abnahme der absoluten Regenmenge seit derselben Zeit in den bezüglichen Berichten nicht constatirt ist, spricht durchaus für die neuerdings wieder öfter verfochtene Ansicht, daß eine directe Beeinflussung der Regenmenge der Entwaldung nicht zuzuschreiben ist. Das beste Zeugniß für diese andauernd gleichmäßige und reichliche Niederschlagsmenge ist die mächtige Wasserfülle der Wolga selbst, welche, mit Wonikow nach einem mittleren Werthe angenommen, dem Kaspisee jährlich 312,000 Millionen Cubikmeter Wasser zuführt und damit unter die wasserreichsten Ströme der Erde zählt. Selbst der Mississippi ergießt, bei mehr als doppelt so großem Niederschlagsgebiet, nur um 75 % mehr Wasser in den mexikanischen Meerbusen.

Es ist auch nicht der Mangel an Wasser, welcher für die Zukunft der Wolga fürchten läßt, sondern die schlechte Regelung der Abflüsse, welche, durch die heutigen klimatischen Verhältnisse bedingt, zur Zeit der Hochfluth ungeheure Wassermengen in kurzer Zeit vergeudet, während zu anderen Zeiten Wassernoth eintritt. So führt die untere Wolga zur Zeit der Schneeschmelze in 69 Tagen mehr als 40 % ihres jährlichen Abflusses in die See, während sich der Rest auf nahezu zehn Monate vertheilen muß. Am Tage des stärksten Hochwassers ist der secundliche Abfluß bereits auf das vier- bis fünffache des durchschnittlichen Abflusses der Sommermonate gestiegen, und während im ersteren Falle die Gewässer meilenbreit austreten, wachsen in letzterem die Untiefen bis nahe an den Spiegel. Diese Erscheinung aber ist es, in der sich die wahnsinnige Entforstung des mittleren Rußland bereits entsetzlich rächt.*) Wir sind die letzten, um der noch unbewiesenen und wohl auch unbeweisbaren Theorie der Abhängigkeit der Niederschläge von der Bewaldung das Wort zu reden, daß aber weite Ebenen die gesammte Schneefülle des Winters, und damit mindestens 30 % der Jahresniederschläge kalter Länder, im Frühling in wenigen Tagen hergeben, während gleich große Wälder sie wochen- und monatelang vor den Sonnenstrahlen schützen würden, läßt sich schwer bestreiten. Ebenso gewiß ist es, daß auch die Erde selbst in Walddistricten eine größere Auffaugungsfähigkeit gegenüber der kahlen Ebene behält und gewissermaßen als Accumulator von Regenmengen dienen kann, welche das platte Land sofort ablaufen oder, was noch schlimmer, verdunsten läßt. Die Wälder dienen nicht als Regenerzeuger, wohl aber als Niederschlagsregulatoren, und wie wichtig solche Regulatoren sind, lehrt der Fall der oberen Wolga und der Oka, von denen die letztere zur Hochfluth wie ein entfesselter Gigant tobt und den Mutterstrom völlig aus seinem Bette hebt, dann aber den ganzen Rest des Jahres an seiner Verschwendung laborirt, während die Wolga durch ihre künstlichen Wasserspeicher das ganze Jahr hindurch befahrbar erhalten wird. Das ist der Nutzen, der dem unteren Wolgalaufe durch die Entwaldung seiner Quellen geraubt wird; der positive, diese Unterlassungssünde noch überwiegende Schaden ist der durch die Hochfluthen erzeugte unruhige Lauf des Stromes. Gerade die Hochwasser sind es, welche jene ungeheuren Sand- und Schlammmassen mit sich führen, die den Stromlauf verlegen und die Mündungen verriegeln, das unwegsame Delta vergrößern und mit der Zeit die ganze flache Nordhälfte des Kaspisees versanden. Die Hochfluthen sind es, welche die Inseln bilden und zerreißen, durch Nebenarme den Hauptlauf dauernd schwächen, den Grund aufwühlen und verändern und die Schifffahrt für den ganzen Rest des Jahres erschweren. Wenn an einem Tage 2700 Millionen Cubikmeter Wasser das Wolgabett durchtosen und in seinen Grundfesten umwälzen, so ist es schwer, dieselbe Straße später zu befahren, wenn nur 600 Millionen Cubikmeter Wasser in derselben Frist die Riffe und Bänke leicht bedecken. Solchen Hochwassermengen gegenüber haben alle Bagger- oder Buhnenregulirungen wenig Aussicht auf Bestand. Was aber bei dieser Sachlage leidet, ist in erster Linie ein Handelsweg, der auf dem Hauptstrom und den größten Nebenflüssen gegen 5000 Kilometer für Dampf-, mindestens doppelt soviel für Kahn- und Segelschifffahrt beträgt; Rußland hat aber an allen anderen Dingen eher Ueberfluß als an Verkehrsstraßen. Ferner leidet die Fischerei, welche an der Mündung und 1600 Kilometer stromaufwärts Hunderttausende von Menschen ernährt und ungeheure Summen in Umsatz bringt. Endlich leiden aber Millionen Bauern in weitem Umkreise, deren Aecker entweder durch Ueberschwemmungen oder im Sommer durch den tiefen Stand des Grundwassers entwerthet werden, und welche für den Rest ihrer Früchte die erste Verkehrsstraße in Verfall gerathen sehen. Wie stark endlich dieser Verfall, d. h. die Versandung, fortschreitet, erhellt aus einem Ausspruch des wolgakundigen Groß, welcher in seinem jüngsten Aufsatz sagt, wenn die Dinge mit dem bisherigen Schritt noch dreißig Jahre weitergehen, so wird man die Wolga alsdann an gewissen Stellen durchwaten können.

Soviel über die im Einzelnen schon vielfach gerügten und neuerdings dringender als je betonten Uebelstände im Wolgabecken; hier — wie immer — ist es leichter, zu klagen, als practische Besserungsvorschläge zu machen oder gar durchzuführen. Wollen wir auf die letzteren indessen in Kürze einen Blick werfen, so sind dabei die Verhältnisse der Wolga selbst und ihres Mündungsmeeres zu trennen. Letzteres scheint in der That, gleich dem Aralsee, für die Cultur, wenigstens in seinem flachen nördlichen Theile, verloren gehen zu sollen. Durch eine phänomenale Verdunstung, welcher vielleicht andere, noch unerforschte Wasserverluste zu Hülfe kommen, verliert der Kaspisee zusehends an Tiefe, und während ihm die Wolga allein ein Wasserquantum zuführt, das ihn jährlich um siebzig Centimeter erhöhen könnte, ist sein einst mit dem Mittelmeer übereinstimmendes Niveau jetzt bereits 26 Meter darunter gesunken. Da die Nordhälfte, in welche außer der Wolga noch der Ural und eine Anzahl kleinerer Steppenflüsse münden, nur noch eine Tiefe von zwanzig, ja an der Nordgrenze kaum noch von zehn Metern besitzt, so läßt sich ihr Ende, bei den durch alle diese Flüsse herangewälzten Sandmengen, leicht vorherbestimmen. Man hat den Vorschlag gemacht, zur Ergänzung der Wasserverluste des Kaspisees auch noch den Don, der sich bei Zarizyn leicht zur Wolga ableiten ließe, in diese münden zu lassen, aber das hieße nur einen Strom mehr in seinem Unterlaufe opfern und die Wolgaüberschwemmungen noch verschlimmern. Das Kaspische Meer dürfte durch die vermehrte Wasserfülle soviel gewinnen, als durch die verstärkte Versandung verlieren. So ist an diesem Ende wenig Aussicht auf Besserung, und Alles, was sich mit vielen Kosten erreichen ließe, würde wohl eine künstliche Rinne von Astrachan durch die Mündungsbarren in's tiefe Meer sein, welche die Hochfluth alljährlich wieder zerstören dürfte.

Was den Don betrifft, so ist seine Verbindung mit der Wolga freilich noch immer eine Nothwendigkeit, aber nicht für die Ableitung der Don-Gewässer, sondern für die Wolgaschifffahrt, welche es neu beleben würde, wenn ihr im Schwarzen und Mittelmeer eine vierte Ab- und Zufuhrrichtung zu denjenigen des Kaspischen, Eis- und Baltischen Meeres ge-

*) Es hieße eigene Schäden übersehen, wenn wir hier verschwiegen, daß sich bei uns, z. B. auf der Elbe, wo im letzten Sommer ganze Kahnzüge festsaßen, ähnliche Sünden ähnlich zu rächen beginnen.

öffnet würde. Die Schwierigkeit, welche den kaum 10 Meilen langen Kanal bisher verhindert hat, scheint in dem Niveauunterschied des Don und der Wolga, welch' letztere mindestens 25 Meter tiefer liegt, zu beruhen, und allerdings würden die erforderlichen Schleusenanlagen den Bau stark vertheuern, ohne ihn natürlich unmöglich zu machen. Was endlich die Wolga selbst angeht, so giebt es für ihre Rettung nur ein Mittel, das freilich Zeit und Geld erfordert: Wiederaufforstung der in den letzten dreißig Jahren ruinirten Wälder. Sie, und sie allein, können, wenigstens zum Theil von Neuem geschaffen, die Ueberschwemmungen des Stromes vermindern, seinen mittleren Stand erhöhen und der weiteren Versandung ein Ziel setzen. Ob nun aber jenes Rußland, das, um Asien zu beherrschen, 350 Millionen Rubel in die sibirische Eisenbahn schleudert, auch zehn oder zwanzig Millionen zur Rettung seiner heimischen Lebensader übrig hat, müssen wir abwarten.

Bergbahnen in ästhetischer Hinsicht.

Von J. G. Oswald.

Die Befürchtung, daß jeder nennenswerthe Gipfel der Schweizer Alpen vermittelst Drahtseils oder Zahnrads der trägen Neugier zugänglich werde, hat sich vorläufig als überflüssig erwiesen. Wie Reif im Frühlenz sind finanzielle Bedenken auf die lustig keimende Saat spekulirender Köpfe gefallen. Immerhin ist die Zahl bestehender und entstehender Bergbahnen beträchtlich genug, um sich mit einer weitverbreiteten Ansicht zu beschäftigen, wonach sie aus ganz anderen als finanziellen Gründen bedenklich erscheinen.

Man sagt, die Bergbahn wirke wie eine prosaische Wendung in einem schwungvollen Gedichte; sie entweihe den erhabenen Zauber der Gebirgswelt. Die Meinung geht von Mund zu Mund, nicht bloß im Kreise der eigentlichen Bergfexe. Jeder, der noch etwas auf Stimmung, Poesie, landschaftliche Schönheit u. dgl. hält, fühlt sich verpflichtet, sie zu der seinigen zu machen. Aber warum?

Freilich lehrt die Erfahrung, daß jeder Vorstoß der Civilisation als ein Todesstoß des Malerischen und Poetischen in Natur und Leben empfunden wird. Männer, in deren Köpfen die Begeisterung für die moderne Wissenschaft und ihre civilisatorische Macht ebenso hell leuchtete wie in ihren Herzen die Bewunderung des Schönen und Naturwüchsigen, haben sich schmerzlich genug mit diesem Gegensatz zwischen Bildung und Aesthetik getragen. Doch sollte die Klage, die so beredt von Touristenlippen klingt, wirklich aus der Tiefe eines solchen Conflictes stammen? — Nicht doch. Man rühmt ja sonst die Annehmlichkeiten, womit die Civilisation die rauhen Pfade des Bergwanderers bestreut: das Dampfboot, die Thalbahn, den Telegraphen, nicht zu vergessen den behaglichen Comfort des Gasthauses. Nein, mit den Bergbahnen, behauptet man, verhält es sich anders. Sie sind unpoetisch, sie verunstalten die Landschaft. Betrachtet sie nur: die geradlinigen Schienen, die ungefällige Maschinerie mit dem unvermeidlichen Rauch und Spectakel. Allerdings, ihr Anblick erweckt nicht ohne Weiteres poetische Gefühle. Indessen bei einer Postkutsche ist das ebenso wenig der Fall. Was ist überhaupt poetisch? — — „An sich ist nichts weder poetisch noch unpoetisch; die Empfindung macht es erst dazu."

Doch greifen wir nicht vor. Vergegenwärtigen wir uns eine Gebirgslandschaft, noch unberührt vom Schienenstrang — etwa einen der Alpenpässe. Ueber Bergweiden hinweg schweift das Auge zu den majestätischen Himmelssäulen, die so kühn und ernst im weiten Umkreis emporragen, auf deren wettergefurchten oder schneeschimmernden Knäufen die blaue Kuppel ruht. Eine wunderbar poetische Stimmung, gemischt aus Staunen, Grauen, Bewunderung, ergreift die Seele, doch freudig gehoben durch das Wohlgefühl, das die kräftige Körperarbeit, die reine Luft, die ganze naturvollere Existenz erzeugen. So im Banne einer großartigen, wildschönen Natur lauschen wir den verlorenen Stimmen der Bäche, die ihren geheimnißvollen Quellen entspringend, wie lustige Schleier herabflattern. Da entdeckt das Auge auf der in Schlangenlinien ansteigenden Straße die Post. Kaum merklich rückt sie von der Stelle. Stört uns das gelbgestrichene, hochbeladene Ungethüm, von dem wir sagten, es wecke durchaus keine ästhetischen Empfindungen? — Ernüchtert uns sein Anblick? — Mit nichten. Das schwerfällige Gefährt wirkt hier fast wie ein Theil des Ganzen, es fügt sich harmonisch der Scenerie ein, wie der Felsblock da unten, den die Gewalt der Wasser geschliffen, wie das von Lawinen herabgestürzte Getrümmer, das rings auf den Hängen starrt. Ja es hilft mit wie sie, den Charakter der Gegend uns zum Bewußtsein zu bringen. Seht, wie die Gäule sich abmühen, um es langsam hinauf zu schleppen!... Ein Maler würde die Staffage um keinen Preis missen.

Nun ein anderes Bild: das Bild der modernen Großstadt mit ihrem fieberhaft erregten Leben, mit ihrem ohrbetäubenden Getöse. Zwischen hohen Häusern ein ameisenartiges Gewirre, das Durcheinanderhasten von Fußgängern, Reitern, Wagen, Omnibussen, Pferdebahnen. Fabriken mit riesigen Schloten, Eisenbahnen über Viaducte eilend, durch mächtige Hallen hinausfliegend, fort über Brücken, durch Tunnel zu anderen Städten und weiter bis an die Grenzen des Festlandes. Auch dieser Anblick athmet Poesie — die Poesie des modernen Lebens mit seinen grellen Lichtern und tiefen Schatten. Lösen wir nun im Geiste einen Theil des Ganzen los, nehmen wir aus der zusammenhängenden Kette von Erscheinungen ein bedeutendes Glied — etwa die Eisenbahn — heraus und denken wir uns an ihrer Statt die Postkutsche — — aber da zuckt es uns auch schon in den Mundwinkeln, die Vorstellung wirkt einfach lächerlich. Warum? — Weil die Windeseile der Schneckenart gewichen? — Dann müßten wir auch der Droschken und Omnibusse lachen. Nein, in Folge einer Association, wonach sich an jenes Vehikel der Gedanke an längst überwundene Zeiten knüpft, die von dem Leben um uns her wie der Dämmer der Mondnacht vom helllichten Mittag abstechen. Das Symbol jener friedlich-gemüthlichen Tage an Stelle dessen, was das Vorwärtsdrängende dieses Zeitalters so trefflich versinnbildlicht, erzeugt in unserer Empfindung einen Contrast, der uns geradezu lachen macht.

Doch wieder zurück in die Berge. Versetzen wir uns diesmal auf die Gotthardstraße, auf den alten Weg nach dem gelobten Lande der Kunst. Unser Herz ist der erhabenen Größe der Alpenwelt weit aufgethan, es gibt sich ganz den Empfindungen hin, die sie erweckt. Plötzlich gewahren wir hoch über dem klaffenden Schlund die kühne Fachwerkbrücke der Eisenbahn. Es schrillt ein Pfiff und dampfend entbraust der Zug dem schwarzen Loch der Bergwand, donnert über den schwanken Steg, um sogleich wieder den Blicken zu entschwinden. Was geht bei dem Anblick in uns vor? — Keine Frage, jetzt fühlen wir uns wirklich ernüchtert, wir fühlen uns aus der Naturbetrachtung und den sie begleitenden Empfindungen jählings herausgerissen. Der Grund ist nicht etwa die momentane Störung, die der unmittelbare, sinnliche Eindruck der Eisenbahn verursacht. Wäre es bloß eine solche, unsere Hingabe an die Natur würde sich ebenso leicht wieder herstellen lassen als nach irgend einer anderen störenden Begegnung, z. B. mit einer Holzfuhre, die uns nöthigt, auf die Seite zu treten. Der Grund liegt tiefer. Zu dem sinnlichen Eindruck gesellt sich ein geistiger. Wir sehen nicht nur die dampfgetriebene, auf Eisenrädern dahinrollende Bahn, wir sehen zugleich das Vehikel des modernen Weltverkehrs, wir sehen zugleich mit diesem das moderne Leben überhaupt, ein Bild desselben nach Maßgabe unserer individuellen Erfahrung associirt sich an die Wucht und Schnelle des vorüberhastenden Zuges. Wie aus leichtem Schlummer geschreckt, wacht die Vorstellung dessen, dem wir uns in der Einsamkeit der Berge eine Weile aufathmend entziehen wollten, von Neuem in uns auf. Mag die Bahn auch im Fluge enteilen, mögen die aufgeregten Sinne sogleich wieder Muße und Freiheit haben, sich zu beruhigen, mit unserer An-

dacht ist es vorbei. Denn die mit geistigem Auge erschauten Bilder drängen jene, die sich dem leiblichen Auge darbieten, in den Hintergrund. Sie sind ungleich bedeutungsvoller für uns, zudem viel mehr geeignet, unsere Gedanken zu beschäftigen. Die Association wirkt fort, erzeugt neue Associationen, wir beginnen zu reflectiren. Es wäre nicht zu verwundern, wenn wir schließlich darauf verfielen, was wir glücklich vergessen hatten: die atra cura, die kleine persönliche oder die große allgemeine. Aber auch ohnedies, wer einmal in's Reflectiren, in das Labyrinth seiner Gedanken gerathen ist, der sehe zu, wie er den Rückweg zum reinen Naturgenusse finde — es wird nicht so leicht gelingen. So aus einer beglückenden Stimmung gerissen, gezwungen, Gedanken nachzuhängen, denen wir nicht nachhängen wollten, empfinden wir den grellen Wechsel mit Unlust. Gewiß brauchen die Gedanken nicht nothwendig unlustvolle zu sein. Sie können stolze, lustvolle sein, z. B. Bewunderung des genialen Baues, Triumph ob dem evidenten Sieg des Menschengeistes über die Natur, woran sich in der Folge freudige Betrachtungen des Fortschrittes der Cultur, ihrer unleugbaren Tendenz nach oben — trotz alledem und alledem — reihen mögen. Allein das sind nachträgliche Erwägungen, Reflexionen, womit verständige Naturschwärmer sich für die Störung hintennach zu entschädigen suchen, Andere von einer weniger glücklichen Gemüthsart gerathen, einmal unlustig, nur noch tiefer in die Unlust; sie entschädigen sich durch Betrachtungen entgegengesetzter Art.

Wir sehen, es ist nicht so sehr die Construction, die bauliche Anlage der Bergbahnen, was sie in ästhetischer Hinsicht discreditirt. Freilich, wo der geometrische Verstand ungehindert sein Werk verrichten kann, verhüllt der Genius der Schönheit trauernd sein Haupt. Doch nicht immer findet der Kalkül ein bequemes Feld, die Natur ist bisweilen gütig genug, selbst das Hirn eines modernen Ingenieurs zu pittoresken Entwürfen zu reizen. Es ist vielmehr die geistige Beziehung, die beim Anblick der Bergbahnen erwacht. Oder, um es in eine Formel zu bringen: ihr Anblick erregt deshalb unlustvolle Empfindungen, weil er Vorstellungen associirt, die unsere Naturbetrachtung unvermittelt kreuzen und wieder zum Bewußtsein bringen, was wir willens waren zu vergessen. Wir haben hier einen neuen Beweis für die Bedeutung des Fechner'schen Associationsprinzips.

Wäre also die landläufige Meinung so weit wohlbegründet, so hüten wir uns doch, sie als das letzte Wort in dieser Sache zu betrachten. Wir glauben, nur den vorläufigen Eindruck einer verhältnißmäßig neuen und seltenen Erscheinung erklärt zu haben, der sich indessen von Grund aus ändern dürfte, sobald aus der ungewohnten eine gewohnte Erscheinung geworden ist.

Wie steht es denn mit den anderen Verkehrsmitteln der Neuzeit, die, so lange wir uns zu entsinnen vermögen, unsere Pfade gekreuzt haben? Ohne die abstumpfende Macht der Gewohnheit müßten sie genau wie die Bergbahnen wirken, wo immer wir ihrer in schöner Natur ansichtig werden. Aber das Auftauchen eines Dampfers weckt alles Andere als unlustvolle Empfindungen, und wer an Bord ist, genießt mit Behagen die vorübergleitende Landschaft, mag die Maschine immerhin stampfen, der Rauch in dicken Wolken in die Luft steigen. Nun könnte man freilich einwenden: Auch das Dampfboot gibt ja von dem beschleunigten Pulsschlag des Lebens Kunde. Wenn wir es trotzdem mit aller wünschenswerthen Naivetät hinnehmen, so liegt das nicht daran, weil es sich früher als die Thal- oder gar Bergbahn eingebürgert hat. Der Grund ist der: die mäßige Eile eines Dampfschiffes ist lange nicht so geeignet, uns an die Hast des modernen Lebens zu erinnern, als die Eisenbahnen das sind. — Gut, halten wir uns also an diese. Doch wer möchte behaupten, daß ihr Anblick die gleiche Wirkung hervorbringe, als der der Bergbahnen?! — Wo es dennoch der Fall ist, dürfen wir getrost eine culturfeindliche Stimmung voraussetzen, die nur des Anlasses harrt, um sich in ärgerlichen Reflexionen zu entladen. Derartige Stimmungen können Jeden einmal befallen, allein als Ausnahme-, als pathologische Zustände lassen wir sie außer Betracht.

Nein, im Allgemeinen sehen wir in den Eisenbahnen lediglich, was sie sind: das gewohnte, dem Stande unserer Cultur entsprechende Verkehrsmittel; mit anderen Worten: der directe Eindruck überwiegt. Dessen, was sie bedeuten, woran sie uns erinnern, d. h. des associirten Eindruckes werden wir uns im Allgemeinen so wenig bewußt als wir überhaupt bei bekannten Eindrücken das associative von dem mit ihm innig verschmolzenen directen Elemente in unserem Geiste zu scheiden pflegen. Erst unter gewissen Voraussetzungen, also nur ausnahmsweise, tritt unbewußt eine solche Scheidung ein, doch nur insoweit, daß das associative Element sich in dunkler, gefühlsmäßiger Weise geltend macht, gleichsam wie ein flüchtiger Erinnerungsklang, der die sinnliche Wahrnehmung begleitet. Zwei Beispiele mögen das kurz erläutern.

Wir haben statt der Alpen die ländliche Stille irgend einer anmuthigen Gegend zur Villeggiatur gewählt. Eben sind wir angekommen und machen den ersten Spaziergang. Die heitere Landschaft mit ihren duftigen Hügeln und grünen Wäldern, die reine Luft, die wohlthuende Ruhe — Alles das versetzt uns in eine der idyllischen Umgebung entsprechende Naturstimmung. Da braust die Eisenbahn über den blitzenden Schienenstrang. Weit entfernt, unser Wohlbehagen zu verkümmern, vermehrt der gewohnte Anblick es vielmehr, macht es gleichsam höher schwellen. — — Und dann — Woche um Woche ist hingegangen, die Gegend nach allen Richtungen abgestreift. In Folge schlechter Witterung hat die Langeweile, die den Städter nach und nach auf dem Lande befällt, sich in eine melancholische Stimmung verwandelt. Mißmuthig treten wir eines Morgens aus dem Walde und gewahren die Eisenbahn. Sieh, da wird es hell in uns. Die Stadt, ihre belebende Geschäftigkeit, unsere Arbeiten, Freunde, Vergnügungen, unser Heim — Alles tritt lockend vor die Seele. Sehnsucht danach regt sich ungestüm, und sogleich ist der Entschluß gefaßt, bald möglichst abzureisen, trotzdem die Ferien noch nicht zu Ende sind.

Wir sehen, im einen wie im anderen Falle drängt sich uns bei dem vorbeieilenden Zuge das Gefühl eines Gegensatzes zu der idyllischen Umgebung auf, wodurch das eine Mal unser frisches Behagen an dieser sich unwillkürlich steigert, während das andere Mal, wo wir ihrer überdrüssig geworden sind, der Gegensatz wie ein neuer Reiz wirkt. Indessen es bleibt bei einem mehr oder weniger dunklen Gefühl, namentlich im ersten Fall, der uns am meisten interessirt. Hier entspricht die Situation durchaus der anläßlich der Bergbahnen geschilderten. Es wäre also zu erwarten, daß auch hier die Association, einmal aufgetaucht, sofort in den Mittelpunkt des Bewußtseins träte, andere sie verstärkende und verdeutlichende Associationen heranzöge und so zu Gedanken und Empfindungen führte, die dem Naturgenuß den Garaus machen. Doch nichts von alledem. Sie bleibt unklar, übersteigt kaum die Bewußtseinsschwelle. Weshalb? — Einzig und allein in Folge der Gewöhnlichkeit des Eindruckes. Denn um in unserem Hirn mit der Vorstellung eines Gegenstandes die Begleitvorstellung zur vollen Klarheit zu bringen, bedarf es eines ungleich stärkeren als eines abgestumpften Gewohnheitreizes, vor Allem eines Maßes von Aufmerksamkeit, das man alltäglichen Dingen nicht entgegenbringt. Erst wenn das Bekannte wie etwas Neues berührt und daher die Aufmerksamkeit wieder in höherem Grade erregt, kommt es zu einer analogen Wirkung. So mag Einer, der nach manchen Jahren sein Heimathdorf wiedersieht, angesichts der neuangelegten Bahn allerdings Unlust empfinden. Das gewohnte Verkehrsmittel ist ihm hier etwas Ungewohntes; es ruft sogleich die Vorstellung seines eigentlichen Milieus, des brutalen Lebens draußen in der Fremde, in ihm wach, und diese Vorstellung schneidet wie eine Dissonanz die Erinnerung an die Idylle seiner Jugend, davon ihm das Herz voll ist. Das wiederholt sich überall, wo der erste Dampfpfiff schrillt, sofern die Landschaft in irgend welchem intimeren Bezug zu unserer Empfindung steht. Wir erwähnen nur noch, wie die neue Palästinabahn von Kennern des heiligen Landes beurtheilt wird: sie erscheint ihnen geradezu als eine Entheiligung.

Das Alles sind Ausnahmen. Im Allgemeinen ist der unvermeidliche Prozeß vollzogen, sind die Eisenbahnen banale Erscheinungen geworden und daher außer Stande, das Entzücken an der Natur zu beeinträchtigen. Woraus entspringt denn im Grunde aller Naturgenuß? — Doch auch der Wirkung des Neuen oder des durch Wechsel und Contrast Neuerscheinenden. Mit welcher Lust genießen wir schon die gewöhnlichsten Veränderungen, eben weil sie Veränderungen sind: die heitere Frühe, das Verdämmern eines hellen und heißen Tages, das reine Blau nach einem Landregen, Wald und Wiesen, wenn wir an schönen Sonntagen der Stadt entfliehen, den Frühling u. s. f. bis zu der freudigen Bewunderung einer Gegend, wo Alles gesteigert, in überraschender Fülle und Größe uns entgegentritt. Wenn wir einen solchen frischen und starken Reiz verspüren, mag das Heranbrausen der Bahn zwar einen Augenblick uns stören und ablenken; — doch damit hat der gewohnte Eindruck seine Macht erschöpft. Alsbald überläßt sich das Auge wieder dem lockenden Zauber und die in uns erregte Lustempfindung wirkt um so unverkürzter fort, je reizvoller uns die Landschaft erscheint. Die Regel also ist: wir betrachten die Eisenbahnen nicht anders als der Naturfreund der Postkutschenzeit den Thurn- und Taxis'schen Rumpelkasten betrachtet hat, wobei nicht vergessen werden darf, daß auch dieser einmal eine Neuheit und als solche ein Gegenstand des Staunens war, vielleicht auch leidenschaftliche Naturschwärmer zu einem besorgten Kopfschütteln veranlassen mochte.

Nun, mit den Bergbahnen wird es ebenso gehen. Wer sie häufig zu sehen Gelegenheit hat, kann das heute schon bestätigen, und Mancher findet vielleicht, daß wir zur Erläuterung ihrer Wirkung nicht das rechte Beispiel gewählt. Wären wir aber statt auf die Gotthardbahn auf die Pilatusbahn verfallen, wer weiß, ob nicht ein Anderer auf die neuesten Anlagen dieser Art oder auf das Project einer Jungfraubahn hingewiesen hätte. Im Allgemeinen mag es noch eine geraume Zeit dauern, bis man die Bergbahnen so unbefangen ansieht wie die Eisenbahnen. Es wird bei dem früher, bei jenem später eintreten, wie denn auch der mißfällige Eindruck, den diese Bahnen noch vielfach machen, bei verschiedenen Individualitäten verschieden ist, bei einem passionirten Bergsteiger wahrscheinlich stärker als bei einer zur Bequemlichkeit neigenden Natur.

Inzwischen haben wir bei unserem Urtheil die schließliche, für den Naturgenuß völlig indifferente Wirkung der Bergbahnen vorweg zu nehmen und ihnen demnach zuzugestehen, was wir ihren älteren Schwestern längst und aus vollem Herzen zugestanden haben: das Recht des Daseins. Wenn wir uns des schnellen und bequemen Beförderungsmittels in horizontaler Richtung freuen, können wir es unmöglich verdammen, wo es eine mehr oder weniger verticale Richtung einschlägt. Denn was wir jenem oft verdanken, verdanken wir nicht minder häufig diesem: Genüsse seltener Art, die wir ohne es theuer erkaufen, wenn nicht gar entbehren müßten. Es soll damit keineswegs einer übertriebenen Anwendung das Wort geredet, sondern lediglich der vernünftige, weil logische Standpunkt betont werden.

Ueber Lehrer und Methode des englischen Unterrichtes.

Von Pastor Wilhelm Weber (Belleville, Illinois).

Eine moderne, im Gegensatz zu einer klassischen Sprache, ist eine Sprache, die wirklich gesprochen wird. Wer daher eine solche Sprache erlernen will, muß sie vor allen Dingen sprechen lernen. Bekanntschaft mit der Literatur einer Sprache ist lange nicht so wichtig, und ihre schriftliche Beherrschung gar steht erst an dritter Stelle; Formenlehre und Syntax endlich spielen in dem nach erprobten pädagogischen Grundsätzen gegebenen Sprachunterrichte der verschiedenen Völker eine sehr untergeordnete, mehr oder weniger verschwindende Rolle. Es mag daher ein Deutscher die Regeln der englischen Grammatik am Schnürchen hersagen können; er mag die bedeutendsten Dramen Shakespeare's auswendig wissen; er mag die vortrefflichsten englischen Aufsätze über hochwichtige literarische und historische Probleme, z. B. über die Frage: „Welchen Einfluß hat Shakespeare auf Goethe ausgeübt?" geschrieben haben; das ist alles unbrauchbares, unverdautes Zeug, wenn er nicht zuerst die Worte und Wendungen des alltäglichen Lebens zu seinem sicheren Eigenthume gemacht hat. Ehe man Shakespeare studiren kann, muß man gelernt haben, sich in gutem und geläufigem Englisch ein paar weichgekochte Eier zu bestellen und überhaupt im gewöhnlichen Verkehr Rede und Antwort zu stehen.

Man wird dagegen vielleicht einwenden, das sei ein zu materieller Standpunkt; die höhere Schule habe idealere Ziele und Aufgaben. Ich bin schon von Berufs wegen gewiß kein Feind des Idealen, sondern bin mir bewußt, meine scheinbar prosaischen Forderungen im Interesse des Idealen zu machen. Der natürliche Entwickelungsgang ist beim Erlernen einer Sprache überall der gleiche und wird nirgends ungestraft außer Acht gelassen. Das Kind lernt eher sprechen als lesen und schreiben, und zwar eignet es sich zuerst die allereinfachsten Worte an. Es dauert ungefähr ein halbes Jahr, von den ersten Versuchen eines Kindes, Laute hervorzubringen, bis aus den Silben Pa und Ma die deutlich gesprochenen Worte Papa und Mama entstehen. So ist auch der Schulunterricht vorwiegend ein mündlicher. Der Schüler soll seinen Wortschatz vermehren, die Worte richtig aussprechen und im Satze richtig gebrauchen lernen. Das Lesen kommt erst in zweiter Linie. Es sind auch keineswegs die Werke der Dichter, in der ersten Zeit nicht einmal zusammenhängende Sätze und Erzählungen, die das Kind, wenn es in die Kunst des Lesens eingeführt wird, vor sich hat, sondern die Bilder jener einfachen Worte, mit denen es schon eine klare Vorstellung verbindet, die es bereits durch sein Gehör von anderen Lauten zu unterscheiden und mit seinen Sprachwerkzeugen wiederzugeben vermag. Die Schreibübungen der Volksschulen sind in den größeren Hälfte der Schuljahre nur mechanisches Nachahmen von vorgezeichneten Lautzeichen und Wortbildern. Das entspricht der Natur der Dinge, sowie den Anforderungen des practischen Lebens und ist gleichzeitig die unentbehrliche Vorstufe für den Eintritt in das Reich des Schönen und Idealen. Kein deutscher Pädagog würde auf den Einfall kommen, dem Schüler Schiller, Lessing und Goethe in die Hände zu geben, ehe er nicht diese prosaische Vorschule durchgemacht hat. Denn es ist eine unbestrittene Thatsache, daß Blick, Verständniß und Interesse für das Schöne und Ideale in demselben Maße wachsen, wie sich die Bekanntschaft mit dem Gewöhnlichen ausbreitet. Das eine bildet den dunklen Hintergrund, von dem sich erst die leuchtende Erscheinung der anderen abheben kann. Das gesprochene Wort aber bildet immer die Hauptsache. Wenn ein Gedicht zur vollen Geltung kommen soll, muß es deklamirt werden. Es ist eine stehende Regel, die der Lehrer seinen Schülern gibt: Lies einen Satz, den du auf Schönheit und Richtigkeit hin prüfen willst, laut! Das Sprachgefühl wird nämlich durch fortgesetztes Ueben so sehr entwickelt, daß unser Ohr instinktiv, und zwar schneller als der Verstand, durch das Unrichtige beleidigt wird, und der Mund, ohne sich eines grammatischen Denkprozesses bewußt zu sein, nur das Richtige aussprechen kann. Dies ist es, was Formenlehre und Syntax ersetzen muß und überflüssig macht.

Was ein jedes Volk von seiner eigenen Sprache ganz genau weiß und in seinen sogenannten Elementarschulen auch strengstens beobachtet, das wird, sobald es sich um eine fremde Sprache handelt, mit der größten Gemüthsruhe bei Seite gesetzt. Da soll auf einmal Formenlehre und Syntax mit unzusammenhängenden thörichten Sätzen geübt das Erste und Wichtigste sein. Dann geht es gleich an die Lectüre der erhabensten Meisterwerke und so schnell wie möglich an das Schreiben von Aufsätzen. Wenn Uebungen im Sprechen überhaupt auf dem Programm stehen, werden sie ganz nebenbei abgethan. Die Resultate entsprechen diesem Verfahren. Ein Kind deutscher Eltern in Amerika, das nie vorher ein eng-

lisches Wort gelernt hat und zu Hause nur Deutsch spricht und hört, lernt im ersten Schuljahre ganz geläufig und correct englisch sprechen. Der Schüler einer deutschländischen höheren Lehranstalt lernt es auf seiner Schule nie. Während der Schüler die deutschen Dichter mit Begeisterung über den erhabenen Inhalt ihrer Werke und inniger Freude an ihrer schönen Form liest, ist ihm die Lectüre der fremdsprachlichen Dichter eine Tortur. Denn die Schönheit des dichterischen Gewandes bleibt ihm verborgen, da er keine Ahnung von der Eigenthümlichkeit der Sprache des Dichters und dem Wohlklaug seiner Worte besitzt. Der Inhalt verliert seinen zarten Blüthenduft unfehlbar in der platten Uebersetzung, in der allein er dem Schüler bekannt wird. Das Aufsatzschreiben hat ebenso wenig Werth, da das Hauptwerkzeug für die Erzeugung eines guten Stiles, das Sprachgefühl, gänzlich fehlt.

Es ist allerdings in den letzten Jahren in Deutschland öfters von einer neuen Methode, fremde Sprachen zu lehren, die Rede. Der Oberschulrath Dr. E. von Sallwürk schreibt dann und wann darüber. Allein ich habe mich bisher noch nicht davon überzeugen können, daß diese neue Methode die richtige sei. Der französische Unterricht z. B. soll nach Dr. von Sallwürk in folgender Weise beginnen: „Il était — une fois — un meunier", das heißt: „Es war einmal ein Müller". „Ce meunier avait trois fils", das heißt: „Dieser Müller hatte drei Söhne". Dagegen ist einzuwenden, daß beim erfolgreichsten französischen Unterricht, wie er nämlich in Frankreich selbst zuerst von der Mutter und später in der Schule ertheilt wird, das Kind nicht zuerst von einem einmaligen Müller und seinen drei Söhnen hört, daß dort das Kind die Bedeutung der französischen Worte nicht durch die Vermittelung der deutschen Sprache kennen lernt, und daß das Kind dort nicht sofort mit vollständigen Sätzen zu sprechen beginnt. Zudem bietet das Verfahren nicht die geringste Sicherheit dafür, daß der Schüler mit dem Worte der fremden Sprache auch den entsprechenden Begriff verbindet. Das deutsche Wort hat sehr häufig eine engere oder eine weitere Bedeutung als das fremdsprachliche und nicht selten mag auch dem Schüler der Sinn des deutschen Wortes selbst noch undeutlich sein. Weshalb geht man nicht in Deutschland, wenn nun einmal Französisch gelehrt werden muß, zu der Methode Frankreichs über? Deutsche Pädagogen haben für die Schulen aller civilisirten Völker das Gesetz aufgestellt: Der Unterricht muß anschaulich sein. Warum wird dieses Gesetz der Anschauung nicht auf den höheren Unterricht angewandt? Warum will man gerade da bei vorsündfluthlichen Methoden und halben Reformen stehen bleiben?

Es ist unbedingt angenehmer und ersprießlicher, wenn der Lehrer seiner Klasse das Bild eines Baumes zeigt und dabei im englischen Unterricht das Wort Tree vorspricht und nachsprechen läßt, als wenn man dem Schüler ein Vocabularium vorlegt, aus dem er lernt, daß das deutsche Wort Baum englisch Tree heißt. Auf die bisherige Manier kommt schließlich nur ein mühseliges, unsicheres Uebersetzen heraus. Der erste Gedanke beim Erblicken eines Baumes ist: „Das ist ein Baum", der zweite: „Wie heißt doch Baum englisch?" Als ich noch lateinische Aufsätze zu schreiben hatte, war es der ewige Vorwurf unseres Directors: „Sie denken deutsch. Sie müssen lateinisch denken." Die Schuld daran aber lag nicht an uns, sondern an unseren Lehrern, die uns von allem Anfang an nur Deutschdenken im lateinischen Unterricht beigebracht hatten. Wenn ich die erste englische Lection vor einer Klasse von deutschen Kindern, die sich in Bezug auf das Englische in dem Unschuldstande neugeborener Kinder befinden, zu geben hätte, so würde ich mich mit einem Bilde ausrüsten, das eine Familiengruppe, Vater, Mutter und Kinder, darstellt. Dann würde ich, auf den Vater deutend, das Wort Father aussprechen, und zwar so, daß jeder Laut dieses Wortes F-A-Th-E-R deutlich gehört wird. Die Schüler haben dann erst die Laute und dann das Wort so lange nachzusprechen, bis es correct ist. Wenn sie dabei in der ersten Stunde auch nur die zwei Worte Father und Mother lernen sollten, würden sie doch schon mehr gelernt haben als ein englisches Kind im ersten Lebensjahre. Diese Art zu unterrichten hätte als erste Aufgabe, den Schülern etwa in einem halben Jahre — es darf aber auch ein ganzes Jahr sein — den Wortschatz und die Uebung im Sprechen zu vermitteln, den ein aufgewecktes englisches Kind bei seinem Eintritt in die Elementarschule besitzt. Als Grundlage dafür würden die statistischen Erhebungen dienen, die auf diesem Gebiete in englischen Schulen vorgenommen worden sind und noch vorgenommen werden. Die Schüler erhalten selbstverständlich dabei kein Buch in die Hände. Die später zu benutzenden Bücher würden sich, so weit der Stufengang in Betracht kommt, an die bewährtesten englischen Schulbücher in Amerika und England anzuschließen haben. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß das deutschländische Kind unter anderen Verhältnissen lebt, als das Kind in Amerika oder England. Deutschland hat ja nicht nur seine eigenartige Geschichte und andere politische und soziale Einrichtungen als andere Länder, sondern auch seine eigenthümliche Natur besonders im Vergleiche mit Amerika. Das Gesetz der Anschaulichkeit verbietet es daher, ohne Weiteres amerikanische oder engländische Schulbücher nach Deutschland zu importiren. Diese Bücher müssen vielmehr für Deutschland entsprechend umgearbeitet werden. In wie weit dies zu geschehen hat, mag man aus den deutschen Lesebüchern lernen, die L. Goebel zuerst und meisterhaft in diesem Sinne für amerikanische Schulen bearbeitet hat, und die bei B. Westermann & Co. in New-York erschienen sind.

Damit hoffe ich zur Genüge gezeigt zu haben, daß ich wenigstens zu der einen Hälfte meiner Behauptung berechtigt war, daß nämlich die Methode des englischen Unterrichts in Deutschland nichts tauge. Es ist damit freilich noch nicht ganz bewiesen, daß auch die nach dieser Methode ausgebildeten Lehrer incompetent sein müssen. Die allerdings, die den englischen Unterricht nicht in englischer Sprache geben können, wird man schon jetzt fallen lassen. Aber es gibt doch eine Anzahl von Lehrern des Englischen in Deutschland, die geläufig Englisch sprechen können und sich einige Zeit in England oder Amerika aufgehalten haben, um ihre in Deutschland auf Realschulen und Universitäten gemachten englischen Studien zu vervollkommnen. Aber es ist ein mehr als großer Unterschied zwischen geläufig sprechen und correct aussprechen.

Man vergegenwärtige sich nur die Anforderungen, die das Englische an die Sprach- und Hörorgane stellt. Es gibt im Englischen nicht weniger als neunzehn einfache Vocale, die streng von einander geschieden werden müssen. Diese Vocallaute werden durch die folgenden Worte repräsentirt: arm — ask — care — man — odd — all — ale — end — obey — old — fern — ever — up — urn — eve — ill — foot — food — use. Dazu kommen noch die Diphthonge, und ferner sind die meisten Vocale und Diphthonge kurz oder lang, je nachdem eine Aspirate oder ein Subvocal folgt. Die verschrieene Quantität tritt sehr bestimmt hervor, z. B. in heart und arm, at und add, lock und frog, make und male, note und rose, up und tub, meek und eve, if und live, book und good, root und food, mute und bugle, like und bind, rejoice und oil, out und our. Wenn daher in Zimmermann's Lehrbuch der englischen Sprache u. A. A in mate, E in mete, I in wife, O in note, U in lute als lang und A in man, E in bed, I in ill, O in frog, U in under als kurz bezeichnet werden, so ist das nicht nur grundfalsch, sondern, schlimmer als das, irreführend. Von den vielen Vocallauten der englischen Sprache ist zudem keiner mit seinem Laut der deutschen Sprache völlig identisch. Die englischen Consonanten werden in den mir bekannten deutschen Grammatiken ganz oberflächlich behandelt, obwohl sie für die richtige Aussprache des Englischen noch wichtiger sind als die Vocale. Es gibt sechsundzwanzig Consonanten in der englischen Sprache. Sie werden in Subvocale und Aspiraten eingetheilt. Die Subvocale haben die Eigenschaft, daß man sie in den verschiedenen Tönen der Tonleiter summen kann, während die Aspiraten musikalisch, aber auch nur musikalisch, stumm sind. Zur ersten Klasse gehören: y, w, r_1, r_2, l, ng, n, m, zh, z, th, v, g, j, d, b, zur zweiten: sh, s, th, f, k,

yh, ch, t, p, h. Die Subvocale w, zh, th, j und die Aspiraten th und ch kommen im Deutschen gar nicht vor. Die beiden mit Th bezeichneten Laute werden von Deutschen häufig mit D und T verwechselt, wahrscheinlich weil sie diese Laute zuerst gedruckt sehen. Englische Kinder gebrauchen nämlich niemals D und T, wohl aber V und F für die beiden Th-Laute. V und F werden hervorgebracht, indem die Unterlippe den Rand der Oberzähne berührt, während bei Th die Zungenspitze an die Stelle der Unterlippe tritt. Das englische V ist ein viel stärkerer Consonant als das deutsche W, das etwa in der Mitte zwischen dem englischen V und W liegt und daher gern mit beiden verwechselt wird, nämlich von Deutschen. D und T sind ebenfalls der englischen Sprache eigenthümliche Laute. Beim deutschen D und T berührt die Zungenspitze das Zahnfleisch und die Zähne des Oberkiefers, beim englischen D und T tritt sie weiter zurück an den harten Gaumen. Das erste R wird an derselben Stelle erzeugt wie D und T, das zweite, sogenannte Gaumen-R viel weiter hinten, dort wo der harte und weiche Gaumen zusammentreffen. Es ist aber in beiden Fällen ein Zungen-R und kein Zäpfchen-R, wenigstens in Amerika, abgesehen von Boston, das die Engländer nachzuäffen liebt. Alle Consonanten werden im Englischen viel deutlicher gesprochen als im Deutschen, wo am Ende der Worte die Subvocale und Aspiraten fast ganz in einander verschwimmen. Aber auch am Anfange des Wortes treten die Consonanten schärfer hervor als im Deutschen, das P z. B. lautet in dem englischen Worte prince anders als in dem deutschen Worte Prinz.

Aus dem Gesagten folgt, daß alle Versuche, die englische Sprache in Deutschland aus Büchern, d. h. mit Hülfe von deutschen Lautzeichen für englische Laute, zu lehren, nothwendigerweise zu dem führen muß, was der Engländer mit Recht als den deutschen Accent tadelt. Jeder aber, der den deutschen Accent hat, ist ungeeignet, in Deutschland als Lehrer des Englischen zu wirken. Dieser Accent ist leicht genug zu vermeiden. Man muß den Schülern einen Lehrer geben, der Englisch absolut accentfrei spricht, dann lernen sie es ebenfalls richtig aussprechen. Es hängt Alles von dem ersten Unterricht, der in der That für immer entscheidend ist, ab. Der deutsche Accent ist nicht anatomisch bedingt. Das beweisen die Kinder deutscher Eltern in Amerika. Das findet auch in folgenden Thatsachen eine Bestätigung. Ein Arzt versicherte mir, daß ihm wiederholt Leute begegnet seien, die, obwohl sie erst als Erwachsene nach Amerika gekommen seien, doch ein so accentfreies Englisch sprachen, daß er sie für Eingeborene gehalten habe. Es seien aber ohne Ausnahme Leute von geringer Schulbildung gewesen, die gleich unter englische Amerikaner gerathen seien. Dem gegenüber ist Karl Schurz, vielleicht der bedeutendste englische Redner in Amerika, wie mir von durchaus glaubwürdigen Ohrenzeugen mitgetheilt wird, ganz deutlich an seiner Aussprache als Dutchman zu erkennen. Daß er sich nicht die größte Mühe gegeben habe, um die Schwierigkeiten der englischen Aussprache zu ergründen, wird Keiner bezweifeln. Er ist ein Opfer der verkehrten Methode, fremde Sprache zu lehren.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Flieder.

Von J. van Maurik.
Aus dem Holländischen von M. Mohr.

Einmal vor langer Zeit schien die Sonne eines Morgens wunderbar herrlich und warm, und die Luft war rein und klar. Auf einem Wachholderbaum im Garten eines Herrenhauses saß ein Vöglein und sang: Wohin? Wohin? Es war ein Lied der Liebe und der Ruhe, denn es wollte sein Nest bauen. Das Vöglein brach mit seinem Schnabel einen kleinen Zweig aus dem Baum und flog damit fort . . . Weit weg! . . . Ueber die Dächer! Auf dem altmodischen Giebel eines Häuschens in einer winkeligen Gasse ließ es sich zum Ausruhen nieder, denn es war so weit hin bis draußen. Da verlor es sein Zweiglein. Fort! fort! sang der Vogel und blickte ihm nach. Das Reis fiel an dem Giebel vorbei herunter, vorüber an vielen Fenstern, begann dann sich um sich selbst zu drehen, zuerst langsam, dann schneller, immer schneller und blieb endlich auf einer alten, mit dünnem Gras bewachsenen Mauer liegen, welche zwei offene Höfe von einander trennte. Das Vöglein sah den Zweig fallen und sang: Fort! Fort! Dort ist es zu eng und zu dunkel; von dort hole ich es nicht hervor. Die Spatzen mögen es mitnehmen, dachte es und flog zurück in den Garten; dort gab es genug andere. — Die Spatzen nehmen aber keine Fliederzweige für ihre Nester; sie finden Heu und Stroh genug; es blieb daher liegen. Die gute, alte Sonne, die Alles auf Erden erwärmt und erquickt und keins ihrer Kinder vergißt, vernachlässigte auch das Zweiglein nicht und nicht den Samen, den es trug. Jeden Nachmittag besuchte sie es zwischen den hohen Giebeln und erwärmte es einige Stunden lang mit ihren Strahlen. Als die Sonne dies einige Jahre hindurch getrieben hatte, war aus dem Reis ein Bäumchen gewachsen; zwar nur erst ein Paar Meter hoch, aber dennoch hatten sich Blüthen daran angesetzt, so daß die Sonne Freude hatte an dem verlorenen Kinde, welches sie so gut bewacht und versorgt hatte.

Die Bewohner der beiden Häuser, zwischen deren Mauern das Bäumchen wuchs, hatten es kaum wahrgenommen; die meisten verhingen ihre Fenster mit Wäsche oder sonstigen Kleidungsstücken zum Trocknen und hatten kein Auge für die Blüthen, die der alten Mauer entsprossen waren. Eine alte Frau, die alltäglich vor ihrem Fenster den Blumen gegenüber saß, hatte den Fliederstrauch bemerkt und sich über ihn gefreut, der ihr, wenn der Wind ging, scheinbar freundlich zunickte. Er war ihr wie ein alter Bekannter geworden, der sich mit Theilnahme bei ihr umsah und in jedem Jahr zurückkehrte, um sich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen. Sie liebte die Blumen, die ernsthafte, alte Frau, und hatte dennoch so wenige auf ihrem Lebenswege erblühen sehen.

Frau Reevers war Wittwe, deren Mann längere Zeit hindurch Schreiber am Rathhaus gewesen, schwindsüchtig geworden und gestorben war. Nachdem er mit den Worten: „Dank, meine gute Frau!“ auf den Lippen gestorben war, war sie allein auf der Welt; allein mit einem Söhnchen, einem schwächlichen, zarten Kinde. Unter furchtbaren Schmerzen der Mutter war es zur Welt gekommen und hatte Monate lang zwischen Tod und Leben geschwebt; sie aber, die um seinetwillen auf der Schwelle der Ewigkeit gestanden, hatte ihn aufgezogen, versorgt und gepflegt wie eine empfindliche Blume und ihn dadurch am Leben erhalten. Es lachte schon früh, das blonde Kind, und das Mutterherz erfreute sich dieser Fröhlichkeit, darin es eine Gewähr für Leben und Gesundheit erblickte. Es gewann den Anschein, als ob in demselben Maße, als die Kräfte des Vaters schwanden, diejenigen des Kindes zunahmen, und als die Gattin betrübt ihrem wackeren Manne die Augen schloß, war Wilhelm ein Knabe von fünf Jahren, der wohl zart und blaß aussah, dabei aber doch gesund war. Kümmerlich hatte sie dann viele Jahre weiter gelebt, gearbeitet und sich abgemüht für sich und ihren Knaben, um das Nothwendigste herbeizuschaffen. Aber Muth und Kraft verließen sie nicht, und sie verdiente mit Näharbeit so viel, als sie benöthigte, um ihn, ihr Kleinod, ihren Augapfel, zu versorgen und zu — verwöhnen. Sie lebte nur für und durch ihn. Wenn Nachbarn oder Freunde sie ermahnten: „Frau Reevers, Ihr verwöhnt den Jungen zu sehr; Ihr verweichlicht ihn, es wird nie ein rechter Mann aus ihm,“ seufzte sie nur und meinte: „Ach, er ist so zart und schmächtig, gerade wie sein Vater!“

Als Wilhelm Jüngling geworden war, wurde er von einer schweren Krankheit befallen, die ihn monatelang an das Krankenlager gefesselt hielt; auch wäre er sicherlich gestorben, wenn seine Mutter ihn nicht wie ein gütiger und liebevoller Engel mit fast übermenschlicher Kraft gepflegt hätte. Was Wunder, daß derartige Verhältnisse dazu führten, jene beiden Menschenherzen unlöslich an einander zu verketten. Wilhelm lohnte die liebevolle Sorge der Mutter durch eine große Anhänglichkeit. Für

den Handwerkerstand war er, obwohl gesund, doch nicht kräftig genug; da er aber von Jugend auf einiges Zeichnentalent gehabt hatte, war er Lithograph geworden und verdiente nach und nach so viel, daß er nun seinerseits die Mutter ernähren konnte, als diese selbst nicht mehr dazu im Stande war. Die anhaltende Arbeit, besonders bei Lampenlicht, hatte ihre Augen geschwächt und das herannahende Alter daran nichts besser gemacht. Wilhelm hegte keinen Gedanken, den er nicht mit seiner Mutter theilte; sie war Alles für ihn, der Mittelpunkt seiner liebenden Fürsorge. Mit kleinen Aufmerksamkeiten umgab er die alte Frau, und es war ihm eine Freude, wenn er dem einen oder anderen ihrer kleinen Wünsche zuvor kommen konnte.

Oft, wenn die alte Frau neben ihrem über die Arbeit gebückten Wilhelm mit ihrem Strickzeug saß, überflog ihr Blick den kleinen Raum, während sich die Gedanken in ihrem Kopfe drängten. Dort, in jener alten Bettstatt mit den grünen Vorhängen war er krank gewesen, ihr Liebling; da, am Fenster, hatte er zum ersten Mal nach seiner Genesung wieder gesessen. Oberhalb der alten Commode prangt seine erste Zeichnung, während über dem Kamine die ersten Versuche seiner Radirnadel angebracht waren. Alles redete zu ihr von ihm und das einfachste Möbel hatte für sie eine Geschichte. Zuweilen auch verweilte ihr Auge auf einem kleinen photographischen Bildniß, welches ein Schränkchen von polirtem Holz, Wilhelms Eigenthum, zierte. Es war ein jugendliches, frisches Mädchenantlitz — dasjenige von Nachbars Clärchen. Das Mädchen hatte Wilhelm die Photographie zum Geschenk gemacht, als sie ihr Bildniß zum ersten Mal hatte anfertigen lassen. Clärchen und Wilhelm waren als Kinder sehr viel zusammen gewesen. Sie hatten mit einander gespielt, Streiche zusammen ausgeführt, hatten sich geneckt und wohl auch geküßt, bis Clärchen vierzehn Jahr geworden war und die elterliche Wohnung verließ. Der Korbmacher, ihr Vater, besaß ein Haus voller Kinder und kaum das tägliche Brot für sie. Es war also nach seiner Ansicht selbstverständlich, daß die Aelteste in Stellung ging. Wilhelm weinte Thränenströme, als sie Abschied nahm, doch es waren echte Knabenthränen, sie trockneten so schnell als sie entstanden waren und ließen keine Spuren zurück.

Wenn Frau Reevers dieses Mädchenbildniß betrachtete, überkam sie ein wunderliches, fremdartiges Gefühl. Sie wußte eigentlich selbst nicht recht weshalb, aber es war ihr, als empfände sie eine unbestimmte Abneigung gegen das Mädchen, welches ihrerseits der alten Frau nie anders wie liebevoll und herzlich begegnet war. Anfänglich hatte diese das Mädchen auch ganz gern gehabt, erst später, als sie Wilhelms Zuneigung zu Clara gewahrte, erkaltete die ihre. Wie und wodurch, wußte sie sich selber nicht zu erklären. Sie empfand etwas, dem sie keinen Namen geben konnte. Es schien ihr beinah, als wenn Clärchen sich widerrechtlich einen Theil von Wilhelms Zuneigung angeeignet hätte, einen Theil, der ihr, der Mutter, gehöre, als ob sie zu kurz käme bei der Anhänglichkeit, die Wilhelm seiner Jugendgespielin bewahrt hatte. Vielleicht lag ein gut Theil Selbstsucht in der übergroßen Liebe, die Frau Reevers ihrem Sohne entgegen brachte. Sie wollte ihn allein für sich haben.

Des Oefteren war es, als ob er ihre geheimsten Gedanken errieth, denn wenn sie so still beisammen saßen, schaute er manchmal plötzlich von seiner Arbeit auf und nickte der Mutter freundlich zu. Dann begegneten sich wohl ihre Augen und in diesem warmen Blicke fühlte sich die alte Frau von Herzen glücklich und zufrieden. Ohne nur ein einziges Wort zu sprechen, hatten sich die Beiden verstanden. — —

Ruhig und ereignißlos verstrichen so einige Jahre für Mutter und Sohn. Niemand kümmerte sich um die beiden ruhigen Menschen, die nur für und mit einander lebten. Dennoch war es kein stilles Stadtviertel, das sie bewohnten. Die beiden altersgrauen Häuser, die sich gegenüber standen, waren stark bevölkert. Im unteren Theil des einen hatte ein Schreiner seine Werkstätte aufgeschlagen, während der Korbmacher das Erdgeschoß des anderen Hauses inne hatte. Verschiedene Familien, alle aus dem kleinen Handwerkerstand, bewohnten die übrigen Stockwerke, während der kleine, offene Hofraum zwischen den beiden Häusern der Sammelplatz der verschiedenen Hausfrauen war, die dort wuschen und Teppiche klopften, ihre kleinen Streitigkeiten ausglichen oder sich die neuesten Neuigkeiten der Gasse mittheilten. Frau Revers aber und ihr Sohn wurden von Allen mit einem gewissen Respect behandelt, was wohl daher rührte, weil sie sich um Niemand kümmerten und Niemand zu nahe traten und dadurch die Anständigkeit ihrer Gesinnung bewiesen.

Fast unbeachtet lebten sie weiter, bis ein kleines Ereigniß ihr stilles, einförmiges Leben in etwas unterbrach. Nachbars Clärchen war nämlich wieder heim gekommen. Die Familie auf dem Lande, bei der sie vier Jahre lang als Jungfer gedient hatte, war in's Ausland gereist, sie aber war wieder zu ihren Eltern zurückgekehrt. Wilhelm wußte nichts von ihrer Rückkehr, bis sie eines Abends plötzlich vor ihm stand. Er wagte seinen Augen nicht zu trauen. Wie hübsch sie geworden war! Wie reizend umrahmte das reiche, dunkelblonde Haar die blühenden Wangen! Wie lachten die blauen Augen, wenn sie sprach, und wie glänzten die Zähne weiß zwischen den kirschrothen Lippen hervor!

„Guten Tag, Wilhelm," sagte sie freundlich. Er stand ihr einen Augenblick befangen gegenüber. Seine Augen suchten unwillkürlich die des jungen Mädchens, aus denen ihm ein jugendliches, unverdorbenes, einfaches Gemüth entgegenstrahlte. Die untergehende Sonne schaute noch ein paar Minuten über die kleine Mauer, als wollte sie sich davon überzeugen, daß das Pärchen dort unten sich gut mit einander verstehe.

„Clärchen, wie lange bist Du wohl fort gewesen?" — „Vier Jahre." — „So lang?" — „Freilich." — „Dann bist Du jetzt also achtzehn Jahre alt?" — „Und Du einundzwanzig." — „Dann bist Du auch kein Kind mehr," meinte Wilhelm naiv. „Du auch nicht," entgegnete Clärchen, indem sie ihm lachend in die Augen schaute.

„Wie hübsch Du geworden bist, Cläre!" — „Findest Du?"

„Nun spielen wir auch kein Nachlaufens mehr."

„Nein, dazu sind wir nun zu alt geworden!" Das Mädchen lachte herzlich über diese Zumuthung.

„Hast Du dann und wann auch an mich gedacht, Cläre?"

„Und Du an mich?" Wieder schwiegen Beide eine Weile, während ihre Hände sich unwillkürlich faßten, wobei sie sich in die Augen sahen.

„Clärchen?" — „Wilhelm?" — „Darf ich Dir einen Kuß geben, wie früher?" — „Nein." — „Warum nicht?" — „Weil wir keine Kinder mehr sind!" — Fort war sie, in's Haus hinein. Wilhelm schaute ihr sinnend nach und ging dann auch nach Hause.

„Mit wem sprachst Du unten?" fragte seine Mutter.

„Mit Clärchen vom Korbmacher. Sie ist wieder zu Hause."

„So!" — Weiter sagte Frau Reevers nichts mehr an jenem Abend. Drei Herzen aber pochten in jener Nacht unruhig in dem alten Hause, zwei junge und ein altes.

— — — Ein Jahr später. Es ist Abend. Wieder blüht der Flieder; er hat sogar schon beinah abgeblüht; dennoch halten sich noch einige Blüthen an den dünnen Stengeln. Wieder stehen Nachbars Clärchen und Wilhelm an der Mauer, aber sie sprachen kein Wort. Wilhelms Arm hält Clärchens Leib umfaßt und ihr Haupt ruht an seiner Brust. Clärchen schluchzt. Er hält sie fester an sein Herz und stößt endlich die Worte hervor: „Ist es Dir nun klar, Cläre, daß nichts daraus werden kann?" — „Nein! Nein!" klagt das Mädchen.

„Sie weiß nichts davon, Liebste. Sie vermuthet nicht einmal, daß es etwas zwischen uns gibt. Ach Gott, Clärchen, weine doch nicht so . . . es bricht mir das Herz! Hab' doch Mitleid mit mir; Du weißt nicht, was ich leide. Sieh', die Mutter ist in der letzten Zeit so schwach geworden; sie bedarf meiner Hülfe so nothwendig! Ich fühle, daß sie mich nicht entbehren kann . . . es würde ihr Tod sein!"

Clärchen richtete die feuchten Augen auf Wilhelm und seufzte. Wilhelm streicht sanft mit der Hand über ihre Locken und flüstert: „Aber ich werde Dich immer lieb behalten, Clärchen, so lang ich lebe . . . und Du, wirst Du zuweilen an mich denken?"

„Ja, Wilhelm, ja." — „Und wenn Du später vielleicht . . ." hier stockt Wilhelms Stimme auf einmal — „wenn Du später mit einem Anderen glücklich wirst, dann . . ." Das Mädchen schlingt plötzlich die Arme um seinen Hals und zieht sanft seinen Kopf zu sich nieder. „Und wenn Du dann glücklich wirst mit einem Anderen, denke dann an mich wie an einen gestorbenen Freund."

Clärchens Lippen streiften seine Stirne, während sie flüsterte: „Glücklich? Das kann ich nur mit Dir sein!"

„Mache mir den Abschied nicht zu schwer, Liebste, ich kann, ich darf nicht anders."

„Ich weiß es, Wilhelm, aber es ist so hart!"

„Clärchen, verdamme mich nicht, Gott weiß, was ich leide."

Das Mädchen antwortet nicht; ihr Kopf ruht an seiner Schulter und ihre Lippen suchen die seinigen. Der Wind aber streift die letzten Blüthen von dem Flieder und streut sie über des Mädchens Locken.

Während dies unten auf dem kleinen Hofe vor sich geht, sitzt Frau Reevers in ihrer Stube und denkt an ihren Wilhelm; sie hört ihn die Treppe heraufkommen und öffnet die Thür mit den Worten: „Aber Wilhelm, wie spät Du kommst! Ich fing schon an, mich zu ängstigen!" Die Lampe auf dem Tisch brennt düster; daher sieht die Frau nicht, wie bleich der Sohn ist. „Wo warst Du so lange, mein Kind?"

„Ich habe mich unten von Clärchen verabschiedet; sie geht wieder in eine Stelle." Seine Stimme zittert nicht einmal, da er dies sagt.

„Ei, so will sie also wieder fort?" — Ein Seufzer der Erleichterung begleitete diese Worte, dann setzte sie hinzu: „Sie nimmt eine Stelle an? das freut mich!" — Dann ihren Sessel dem Sitze ihres Lieblings nähernd, sagt sie, indem sie ihren Arm um seine Schultern legt: „Ja, es freut mich wirklich, Wilhelm. Es muß einmal heraus. Ich fürchtete, Du hättest Dich in Clärchen verliebt und würdest sie bald lieber haben als . . ."

„Hast Du denn jemals bemerkt, daß ich Dich weniger lieb hatte als sonst?" unterbrach Wilhelm plötzlich ihre Rede.

„Nein, Kind, nein! Aber es ist mir dennoch wie ein Stein vom Herzen gefallen; ich dachte, Du . . . Da Du aber so gleichmüthig sagst: ich habe Abschied genommen — bin ich wieder ruhig. Ach, mein Junge, ich könnte Dich gar nicht entbehren. Du bist ja mein Alles auf der Welt, mein einziges Gut!"

„Das weiß ich, Mutter." Seine Stimme klingt matt.

„Ich glaube, daß ich eifersüchtig auf Deine Zuneigung bin, mein Wilhelm. Ich könnte es mir gar nicht vorstellen, daß Du nicht immer bei mir wärst. Wir sind ja immer beisammen gewesen, nicht wahr? Es ist mir gerade, als könnten wir uns gar nicht trennen. Ich habe auch nie daran gedacht, daß es einmal so weit hätte kommen können."

„Ich weiß es, Mutter."

„Bist Du heiser, mein Kind? Nimm Dich in Acht. Es geht ein starker Luftzug auf dem Hof. Ach, mein Sohn, wer hat Dich denn so lieb wie ich! Wenn ich Dich entbehren müßte, würde ich . . ."

Wilhelm schließt mit seiner Hand die Lippen seiner Mutter und umfaßt sie stürmisch mit beiden Armen. Sein Kopf schmiegt sich an ihre Schulter; mit inniger Zärtlichkeit streichelt die alte Frau ihm Locken und Wangen. Als dann Wilhelm den Kopf wieder erhebt, ist sein Antlitz ruhig, aber im Lampenlicht erglänzen zwei schwere Tropfen auf den Schultern der Mutter. Sie aber sieht sie nicht.

* * *

„Und ich sage Ihnen, Frau Müller, es ist so und nicht anders," sagte eine Nachbarin von Frau Reevers, welche im Hofe am Waschzuber stand, zu ihrer Freundin, „seit die Cläre wieder fortgegangen als Kindergärtnerin, schwindet der Wilhelm nur so dahin wie Butter in der Sonne, obwohl er sich nichts merken läßt . . . seiner Mutter wegen."

„Es will mir nicht in den Kopf," antwortete Frau Müller, „daß Frau Reevers nicht dahinter kommt."

„Ach, die alte Person ist zu einfältig dazu, oder sie ist so narrig auf den Jungen, daß sie ihn Niemand sonst gönnt und darum nur so thut, als wäre Alles in Ordnung. Aber sie treibt es nicht lange mehr. Sie ist in der letzten Zeit auch recht wacklig; vor ein oder zwei Monaten hatte sie etwas von einem Schlaganfall."

„Neulich habe ich mit der Korbmacherin geplaudert, und da hat sie mir allerhand vorgejammert. Denn ihre Cläre nimmt sich die Sache nicht wenig zu Herzen. Sie sei eine Zeit lang ganz elend davon gewesen, meinte die Mutter, worauf ich ihr rieth, sie solle sich einmal mit der alten Frau droben aussprechen. Sie war aber anderer Meinung. Das wolle sie doch lieber nicht thun, sagte sie, der Wilhelm sei ein guter Sohn; man müsse Respect vor ihm haben, es gäbe nicht viele so wie er. So lange er aber nicht heirathe, könne er seine alte Mutter pflegen und versorgen, er versehe sie reichlich mit Allem; es ginge ihr nichts ab . . . Aber natürlich, wenn er heirathen sollte, dann wären sie zu Drei und vielleicht auch bald zu Vieren; dann gäbe es schmale Kost . . . Es thut mir leid, der Cläre wegen, sagte sie noch, aber so lange die Alte lebt, kann nichts daraus werden."

„Dann müßte man es ja eigentlich als ein Glück für die Kinder betrachten, wenn die Alte bald abflatterte."

„Nicht so laut! wenn die alte Frau möglicher Weise ihr Fenster aufgehabt, hätte sie Alles hören können!" . . .

— — — Frau Reever's Fenster war aufgestanden, und sie hatte wirklich jedes Wort gehört. Unwillkürlich stöhnte sie auf, als sie Frau Müller äußern hörte, sie gönne ihren Sohn keiner Anderen. Sie wollte aufstehen, konnte aber nicht; wie festgenagelt blieb sie auf ihrem Sitz und vernahm Alles! — Das also! Das war es. Auf einmal ging ihr ein Licht auf. Seit Monaten schon hatte sie sich Sorgen um ihren Wilhelm gemacht. Sie gewahrte sehr wohl, daß ihm etwas fehle und das Herz zog sich ihr schmerzlich zusammen bei dem Gedanken an seinen Vater, der sich auch langsam verzehrt hatte. Oft und oft hatte sie ihn gefragt: „Fehlt es Dir irgendwo, mein Junge? Ist Dir nicht wohl?" Aber seine Antwort war immer gewesen:

„Es ist nichts, Mütterchen; es wird sich schon geben." — Sie dachte dabei nur an körperliches Unbehagen; daß sein Gemüth verwundet sein könne, kam ihr nicht in den Sinn. Nun aber jagten sich blitzschnell die Gedanken in ihrem Kopf. Klar und deutlich stand es ihr vor der Seele, daß ihr Liebling ihretwegen leide, daß er nur, um sie zu schonen, auf sein Glück verzichtet habe. In jenen kurzen Augenblicken, an dem offenen Fenster verbracht, machte sie alle menschlichen Seelenmartern durch, und als sie zuletzt noch Frau Carlsen's Wort vernahm: es sei ein Glück für die Kinder, wenn sie, die Alte, bald abflattere, da hatte sie eine Empfindung, als wenn ihr das Herz brechen müsse. Gewaltsam strömte ihr das Blut zu Kopfe; sie wollte aufstehen, griff mit den Händen um sich, schnappte nach Luft und sank dann in ihren großen Sessel zurück.

Als Wilhelm Reevers nach Hause kam, tönte ihm kein freundliches n'Abend, Wilhelm, mein Junge! entgegen. Seine Mutter saß zusammengesunken, den Kopf vornüber geneigt im Sessel. Als er sie in seine Arme nahm und das müde Haupt sich zuwandte, sah er Schaum auf ihren Lippen, während ihn zwei große, verglaste Augen entgegenstarrten. Die alte Frau röchelte schwer, athmete aber noch. Mit Hülfe einiger Nachbarinnen wurde sie in's Bett geschafft, und als der Arzt, der in aller Eile geholt war, leise sagte: „Sie hat einen Schlaganfall gehabt!" und dabei bedenklich den Kopf schüttelte, meinte Frau Carlsen flüsternd zu Frau Müller, die mit ihr um Frau Reevers beschäftigt gewesen: „Na, ich bin nur froh, daß sie nicht gehört hat, was wir diesen Nachmittag besprachen! Ja, ja, was man nicht Alles sagt!" —

Den nächsten Tag gegen Mittag, als die Sonne wieder so warm und vergnügt die Scheiben des kleinen Fensters beschien, kam Frau Reevers noch einmal wieder zu sich, als die Frau des Korbmachers gerade da war, nach ihr zu sehen.

„Kennst Du mich, Mutter?" fragte Wilhelm, sich über das Bett beugend. Als Antwort fuhr sie mit ihrer Hand liebkosend über seinen Kopf; sprechen konnte sie nicht mehr, nur unverständliche Laute brachte sie hervor.

„Und mich? Erkennt Ihr mich?" fragte die Korbmacherin, sich dem Lager nähernd. Einen Augenblick richtete die Kranke das matte Auge auf die Sprecherin und versuchte zu reden, was ihr nicht gelang. Ueber ihre bleichen, eingefallenen Wangen rollten ein Paar Thränen. Mit zitternder Hand bezeichnete sie die Gegenstände, die auf dem polirten Schränkchen standen, die Frau begriff nicht, was sie wollte, nahm ein Kästchen und brachte es der Kranken. Ungeduldig deutete diese von Neuem auf das Schränkchen. Wieder brachte man ihr nicht das Gewünschte. Endlich ergriff Wilhelm Clärchens Bild und fragte: „Meinst Du dies, Mutter?"

Die Sterbende nickte, richtete sich plötzlich halb auf, drückt das Bildniß Wilhelm in die Hand und damit zugleich an die Brust. Dann umfaßte sie mit letzter Kraft ihr Kind und ihr Haupt sank an seine Brust.

— — — Ein halbes Jahr später duftete der Flieder auf's Neue. Die Sonne hatte mit besonderer Kraft das Bäumchen bestrahlt und es so

entwickelt, daß es zwei Blüthenzweige hatte. Wilhelm schnitt sie sorgsam ab und brachte sie mit Clärchen auf das einfache Grab seiner Mutter. In den hohen Bäumen des Friedhofs aber saß ein kleiner Vogel, wetzte seinen Schnabel an den Zweigen und sang: Wohin? Wohin? . . .

Aus der Hauptstadt.

Staatsmännerchen.

Die Gesellschaftsretterei wird in diesem Sommer nachdrücklicher und erfolgreicher denn je betrieben. Alle Staaten Europas, die nicht gerade damit beschäftigt sind, ihren Bankerott anzumelden und leichtgläubige Kapitalisten um den Zinsgroschen zu prellen, haben sich in das Studium der „anarchistischen Frage" vertieft; die Volksvertretungen, ohnehin schon um einen Theil ihrer Hitzferien betrogen, müssen fortgesetzt die phantastischsten Caserio-Gesetze votiren und beeilen sich natürlich, alle Wünsche ihrer respectiven Regierungen buchstabengetreu zu erfüllen — denn bei 34° R. im Sitzungssaale ist es kein Spaß mehr, gesinnungstüchtig, überzeugungstreu und freidenkend zu sein. Von den Anarchistenparagraphen dieses Jahres wird der Geschichtsschreiber dereinst mit gutem Grunde sagen, daß sie in der Hitze gemacht worden sind. Neben all den Vogelwiesen, Bierboycotten, Kegelfesten, Radfahrerverbrüderungen und anderem albernen Klimbim des gesegneten Jahres dürfen in seiner Chronik die Tagungen der Deputirtenkammern nicht fehlen, darin so zu sagen vernünftige Menschen, einige behaupten sogar, die Elite der Nationen, mit überwältigenden Mehrheiten zu Recht erkannt haben, daß man nur mit dem Tode gefährliche Krankheiten heilen könne. Die meisten Abgeordnetenhäuser Europas, habe ich mir erzählen lassen, erfreuen sich einer Mitgliederzahl von dreihundert und darüber. Wenn uns nun schon die Blutgesetze römischer Tyrannen, womit sie convulsivische Zuckungen des Staatskörpers unterdrücken wollten, unbegreiflich scheinen, weil wir im Henker nicht den berufensten Sozialreformator zu feiern vermögen; wenn wir, protestantisch, aufgeklärt und freiheitlich erzogen, die Todesurtheile mittelalterlicher Bischöfe wider Heuschrecken und Maikäfer verlachen — wie wird dann der Aufgeklärte, der nach uns kommt, unsere Anarchistenordonnanzen verspotten? Jene gesetzgeberischen Thorheiten, von denen der Sextaner seinen Geschichtslehrer kopfschüttelnd berichten hört, wurden doch in der Regel nur von einer einzelnen Person ausgeheckt; heutzutage aber blamirt sich immer gleich die Einsichtslosigkeit von dreihundert Männern und darüber, von dreihundert der Edelsten jeder Nation . . . Sie sehen nicht, daß seit Jahrzehnten schon im verbrecherischsten Anarchismus Bürger gegen Bürger, Stand gegen Stand ringt, daß die rücksichtslose Bethätigung des eigenen Ichs Selbsterhaltungspflicht geworden ist, daß zu Boden geflogen oder in's Irrenhaus gesperrt wird, wer sich diese Anarchistenmoral nicht zu eigen machen kann oder mag. Ihr blöder Blick erkennt nicht, daß die Bomben Ravachol's und das Messer Caserio's hergestellt worden sind von Leuten, die als hundertfache Millionäre in den Steuerlisten glänzen, daß die Faust dieser Mörder gelenkt wird von ihnen und ihresgleichen. Wenn sie den Kopf eines Irrsinnigen oder eines Verzweifelten abgeschlagen, wenn sie ein Schiff voll confuser Schwätzer auf die trockene Guillotine geschickt haben, glauben sie allen Ernstes, der böse Geist sei todt, der böse Geist, der doch in ihnen und ihresgleichen weiter lebt, an ihrem Beispiel sich jeden Tag neu entfacht. Die klassischen Auguren pflegten sich anzulächeln, sobald sie einander begegneten; von unseren Auguren sitzen dreihundert und darüber bei der Berathung von Anarchistengesetzen zusammen, und kein Einziger lächelt. Es ist nicht Selbstbeherrschung, die dies Schmunzeln unterdrückt; die Modernen haben vor den Alten nichts als größere Borniertheit voraus.

* * *

Wer sich heute der Politik widmet oder gar darüber schreibt, der verräth, daß er eine große und unwiderstehliche Neigung zur Satire hat. Für ernsthafte Menschen gibt es im politischen Leben unserer Zeit nichts zu schaffen, und wenn sie sich trotzdem an ihm betheiligen, so erbringen sie eben dadurch den Nachweis, daß sie nicht ernsthaft zu nehmen sind. Wie emphatisch auch von den Regierungen die „Schwierigkeiten der Lage" betont werden; wie schwer es nach den Versicherungen ihrer Organe u. A. immerhin sein mag, dem Anarchismus im Handels- und Verkehrsleben zu steuern, den Ausschreitungen des Mammonismus zu wehren, dem zerschmetterten Handwerkerstande zu helfen — am schwersten ist es doch, keine Satire zu schreiben. Im Congreßmonat, wo vom Allgemeinen Verband deutscher Rauchclubs angefangen bis herab zu den Künstlern Alles „tagt", wo in der Woche siebenmal ganz geheime Anarchistenversammlungen oder gar grauliche Omladina-Vereine aufgehoben werden, ließe es sich wohl arrangiren, daß auch die einmal zusammen kämen, in deren Hände man die Waffen zur Bekämpfung des Umsturzes gelegt hat: die berufenen und schlachtenfrohen Vernichter des Anarchismus, die Excellenzen Europas im goldgestickten Frack, die Staatsmännerchen, die mit giftigen Latwergen und Pulvern, mit Polizeichicanen und Staatsanwälten das große Elend mildern, heilen wollen. Man braucht sie nur anzusehen, um sie zu erkennen. Unter den Großen strahlt Francesco Crispi hervor, der gute Revolutionär und alte Verschwörer, dem es einst Wollust war, gegen seinen Herrn und Fürsten zu wühlen, der Aufruhrprediger, der nun mit zermalmender Strenge gegen die Desolice, die Führer des ausgesogenen Volkes, vorgeht, „um der Erhaltung der Monarchie willen". Dieser soziale Reformer versöhnte die Unglücklichen von Massa Carrara durch 60,000 Mann Infanterie und Cavallerie, und Ordnung herrschte wieder in Sizilien, das einst die wunderschöne, überreiche Kornkammer Roms war und nun die elendesten, hungrigsten und verlumptesten Menschen der Welt beherbergt. Zwar meinte der alte Cavour, dem Francesco Crispi nachzueifern versprach, daß mit dem Belagerungszustand „jeder Esel" regieren könne; aber sein Schüler hielt es nicht für gerathen, klügere Regierungsmaximen anzuwenden. Mit Gewalt, mit Flintenkugeln und Messern überzeugt er und bringt politische Gegner zum Schweigen — und das ist kein Anarchismus. Feierlich versprach er, als man ihm Treuga Dei gewährte, organische Reformgesetze für das von Latifundienmännern und Steuerpächtern bis auf den Grund verwüstete Sizilien; seine Reform bestand in einer Erhöhung der drückenden und gerade die Aermsten am meisten belastenden Salzsteuer, und das ist kein Anarchismus. Als er die Regierung antrat, lieh er von dem Bankhause Filippo Weil-Schott in Mailand etwa eine viertel Million Franken, um damit seine Wechselschuld bei der Banca Romana tilgen zu können, die ihm wie seinem wackeren Vorgänger Giolitti in finanziellen Nöthen viel Lieb's und Gut's gethan und deß zum Danke ihren Director auf die Anklagebank kommen sah. Panamino und Panama — das ist kein Anarchismus. Und doch konnte Jaurès zu Paris in einer flammenden, furchtbaren Rede sonder Gleichen, unter dem Beifall seiner Gesinnungsgenossen und dem lautlosen Schweigen seiner Gegner, darthun, daß Niemand schuld ist an der anarchistischen Pest als die Großen, die Gewaltigen im Reiche, die Diebe und Diebsgenossen, die im Panamaschmutze das Gewissen des französischen Volkes erstickten oder doch verwahrlosten. Den Pariser Staatsmännerchen freilich deuchte es leichter, die Bombenwerfer zu treffen als die Wilsons und Rothschilde; die kleinen Anarchisten hängen, und die großen behängen sie . . .

Und wie die Staatsmännlein im Abendlande, so die des Orientes. Den einen Stambulow, den Liebling aller freisinnigen Männer, hat endlich sein Geschick und königlicher Dank ereilt; nachdem er noch die Civilliste des immens reichen Koburgers bedeutend erhöht, die Gehälter der Unterbeamten entsprechend herabgesetzt hatte, kam er zu Falle über eine kleine Gewaltthat nach Art jener Gentlemanspäße, deren Urheber unsere Berliner Criminalpolizei zur Zeit ebenso rastlos wie erfolglos sucht. Unter allen europäischen Anarchisten ist Stambulow der brutalste gewesen. Vornehmer in seinem Gebahren scheint Herr Trikupis aus Athen, der aber von fremdem Eigenthum noch doctrinärere Begriffe als die Bakuninschule hat. Wer aus Hunger ein Brot stiehlt, den heißen die Zeitungen einen Feind der Gesellschaft und Anarchisten. Betrügt ein Zechpreller den Marqueur um drei Mark, so bringen die Zeitungen humoristische Begriffe über den Fall; betrügt aber ein Bauspekulant arme

Handwerker um das Tausendfache, so bekommt man am nächsten Tage viel Erbauliches über die segenreiche Theorie vom freien Spiel der Kräfte und die Vorzüge der Gewerbefreiheit zu lesen, der Name des Bauspekulanten jedoch wird verschwiegen, denn die Presse mischt sich grundsätzlich nicht in Privatangelegenheiten. Baron Hirsch, der 300 Millionen stahl, heißt in den Tageblättern nur „der großherzige Wohlthäter und Philantrop", und ein Minister, der den Staatsbankerott anmeldet — nun, für den sind selbst Fiesco's Lobesworte zu gering . . .

Kämen all diese Anarchisten zum Congreß in Ostende oder Blankenberghe zusammen, es gäb' einen lustigen „Tag". Die Polizei würde gewiß rechtzeitig ihre Maßregeln treffen und nicht versäumen, mit Schutzmannsketten die Straßen abzusperren, durch welche die Equipagen der hochstehenden Umstürzler rollen, und Wachtposten würde sie vor ihren Hotels aufstellen. Natürlich nicht, um die Bevölkerung vor den gefährlichen Burschen zu schützen . . . Deshalb natürlich nicht.

* * *

Die deutsche Regierung ist nicht gesonnen, den thörichten und tollen Hexensabbath der Staatsmännerle mitzumachen, deren geistiges Unvermögen oder böser Willen nur in Gewaltmaßregeln Heil und Rettung vorm Anarchismus zu erblicken vermag. Es bleibe dahingestellt, ob der neue Kurs zu dieser verständigen Haltung durch seine Opposition wider das ziemlich nutzlos gewesene, verflossene Sozialistengesetz gedrängt wurde, oder ob er sich von Erwägungen höherer Art bestimmen ließ. Fast hat es den Anschein, als glaube unsere Regierung noch immer nicht an die Gefahr, die das Anschwellen der communistischen und der extrem-manchesterlichen (anarchistischen) Bewegung mit sich bringt, als hoffe sie immer noch, daß weder Revolution noch Reform unsere sozialen Verhältnisse ändern, daß vielmehr die Frage bald wieder an Schärfe verlieren und endlich ganz versumpfen würde. Die Langsamkeit, mit der gegenwärtig an allgemein als dringend anerkannten, heiß begehrten Wirthschaftsgesetzen gearbeitet wird, während gleichgültige und unnütze Entwürfe, wie die Lex Heinze, in wenigen Tagen „reichstagsreif" gemacht werden konnten; die kalte Unnahbarkeit der Regierung den Forderungen des Handwerks gegenüber, dem doch ein Kaiserwort Hülfe versprach; der Mangel an jeder Initiative und jedem Fortschritt auf dem Gebiete der Arbeiterschutz-Gesetzgebung lassen allerdings Schlimmes befürchten. Und doch ist es undenkbar, scheint es unfaßlich, daß man bei uns noch nicht einmal auf der Höhe der Anschauungen und Erfahrungen jener ministeriellen Doctores Eisenbarth steht, die momentan Frankreich, Italien und Oesterreich mit Anarchistengesetzen beglücken wollen. Dort weiß man wenigstens, was auf dem Spiele steht, und trifft seine Gegenmaßregeln, die gewiß abgeschmackt, ja verderblich sind, von denen aber die Receptverschreiber Rettung erhoffen; und hier zu Lande sollte man nur darum die Hände in den Schoß legen, weil man an blinden Feuerlärm glaubt?

Doch wohl kaum! Die nächste Thronrede freilich wird es lehren.

Prinz Vogelfrei.

Notizen.

Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin. (Frankfurt a. M., Bechhold.) Es liegt nunmehr ein Werk complet vor, das wir als eine werthvolle Ergänzung unserer deutschen Lexica begrüßen können. Das Werk will jedem, der sich mit Naturwissenschaften, Medizin oder Technologie beschäftigt, die Möglichkeit bieten, sich über Dinge, die ihm fremd oder aus dem Gedächtniß entschwunden sind, orientiren zu können, ohne eine längere Abhandlung durchlesen zu müssen. Bei Artikeln der beschreibenden Naturwissenschaften (Botanik, Zoologie u. s. w.) werden zuerst die deutschen Namen angeführt, dann Stellung im System, Beschreibung, wissenschaftliche Bedeutung oder praktische Verwendung. Bei medizinischen Ausdrücken finden wir die Ursachen, Symptome, Verlauf der Krankheit, Behandlung und prophylaktische Maßregeln. Bei chemischen Ausdrücken wird die Zusammensetzung angegeben, dann natürliches Vorkommen oder Herstellung und Verwendung. Bei Ausdrücken aus dem Gebiete der Pharmazie findet sich die Abkürzung auf Rezepten, chemische Zusammensetzung, Herstellung, Anwendung in der Medizin. Ueberall wird auch die Etymologie der fremden Ausdrücke berücksichtigt und dadurch das Verständniß des Ausdruckes erhöht. Alle Arten von Abkürzungen (botanische und zoologische Autornamen, Rezepte), Termini technici findet man unter den verschiedensten Stichworten. Bei dem häufigen Ineinandergreifen der verschiedenen Wissensgebiete wird der Laie wie der Fachmann jedenfalls mit Nutzen das Handlexikon gebrauchen.

Mit dem soeben erschienenen 13. Heft ist der 5. Band der neuen Auflage von Karl Goedeke's Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung (Dresden, L. Ehlermann) vollständig geworden. Er enthält Schiller und seine Zeitgenossen, darunter in eingehenderer Darstellung Jean Paul, Hölderlin, Kotzebue, Iffland und den ganzen Troß der Unterhaltungsschriftsteller und Theaterlieferanten, die mit ihrer Dutzendwaare den Markt beherrschten und so die Popularität unserer Klassiker lange verhinderten. Ein Vergleich mit der ersten Originalausgabe des verdienstvollen Goedeke zeigt überall Zusätze und Berichtigungen, die aus dem trefflichen Buch fast ein neues Werk machen. Leider ist die pedantische Eintheilung in Paragraphen und die wunderliche Schreibung: Grundrisz ꝛc. beibehalten, ebenso einige sehr anfechtbare Urtheile, wie das über Schiller's Anthologie. Aber der Werth des „Goedeke" liegt ja nicht im ästhetisch-kritischen, sondern bibliographischen Theil. Es ist das grundlegende Quellenwerk, das keinem Literaturfreund und -Forscher entbehrlich ist, zumal in dieser von Edmund Goetze besorgten Neubearbeitung.

Siebzig Jahre. Lebenserinnerungen von Otto Roquette. Zwei Bände. (Darmstadt, Bergstraeßer.) Der prächtige alte Herr, mit Verlaub: geborener Berliner, wie Heyse und gleich diesem Berlinflüchtig, hat in seinem Darmstädter Rosengarten die Erinnerungen seiner Sängerfahrten niedergeschrieben, wehmüthig bewegt, aber tapfer bei aller Resignation, ein glücklicher Optimist. Wie Bodenstedt, Redwitz, Groth, Geibel, Freiligrath und so mancher andere ist er gleich mit seinem ungeduldigen Erstlingswurf berühmt geworden, und dies leider so sehr, daß er für das Publikum trotz reiferer späterer Werke eben der Sänger von „Waldmeisters Brautfahrt" geblieben ist. Mit philosophischer Selbstbescheidung spricht er hier von seinem ersten und fast einzigen großen Erfolg, dem harmlosen, feuchtfröhlichen Studentenliede, das seinen Romanen, Novellen und Theaterstücken überall im Wege stand. Aber Roquette hat noch ein stilles Weh im Dichterbusen: das Theater. Wie sehr er sich auch um Thaliens Gunst bemühte, sie versagte ihm ihren Kranz, und alle seine Bühnenstücke verschwanden nach kurzem Leben. Kein Wunder, das Talent entscheidet hier nicht, sondern die Ausdauer und Keckheit, und die Lakaienseele, die der moderne Theaterschreiber haben muß, wenn er durchdringen will, fehlte dem edlen, idealen und ein wenig romantischen Roquette ganz und gar. Nun, er wußte sich in seinem academischen Lehrfach, zu dem er berufen war wie nicht sobald einer, zu trösten, und keine Bitterkeit ist in diesen schönen, zufriedenen Blättern zu finden, die so manches anmuthige Bild, manchen Charakterkopf aufzeichnen und stets von dem warmen Herzen und liebenswürdigen Geiste des immerjungen Dichters erzählen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Empfehlenswerther Unterhaltungsstoff für Reise-, Bad- und Landaufenthalt.

Kleine Ausgabe Liebeskind.

Bisher erschien:

Vasantasenâ
von **Dr. M. Haberlandt.**

Quer durch die Geographie
von **L. Siegfried.**

Chrysothemis erzählt:
Griechische Geschichten von **Oskar Linke.**

Neuigkeit
von
Johannes Trojan:
Das Wustrower Königsschiessen
und andere Humoresken.

Preis jedes Bändchens, 13—14 Bogen stark, M. 1.—. Vorräthig in allen soliden Buch- und Eisenbahnbuchhandlungen, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

---

geläufige
Das Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt.
Probebriefe à 1 M.

Langenscheidt^sche Verl.-Buchhandlung,
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.

Soeben erschien:

Die Mittel
zu einer
großartigen Hebung
der
Landwirtschaft, der Industrie, des Handwerks, Handels und Bankwesens des Deutschen Reiches.
Von
Dr. Karl Walcker,
Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
Preis 80 Pfg.

Der Verfasser stellt, im Sinne J. H. von Thünen's, H. B. Oppenheim's u. A. ein volkswirthschaftliches Reformprogramm für das Deutsche Reich auf.

Leipzig. **Roßberg'sche Hof-Buchhandlung.**

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu
Bibel und Religionsphilosophie.
Vorträge und Abhandlungen
von
H. Steinthal, Dr.
Professor für allgem. Sprachwissenschaft a. d. Univ. Berlin.
4 *M* 80 *Pf.*

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries** u. **Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber-** u. **Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Neuigkeiten:

Jung und Alt.
Zwei Novellen in Romanzen
von **J. V. Widmann.**
7 Bogen 8°. Preis brosch. M. 2.—.

Satans Erlösung.
Dichtung in sechs Gesängen
von **Kurt von Rohrscheidt.**
7 Bogen 8°. Preis eleg. geb. M. 2.50.

Wo in den Buchhandlungen nicht vorräthig, gegen Einsendung des Betrags postfrei direkt vom Verleger:

A. G. Liebeskind in **Leipzig,** Poststrasse 9/11.

Verlag der Düsseldorfer Vereins-Druckerei, Düsseldorf.

Soeben erschien:

Traum der Liebe
Verse von **Peter Kempgens.**
Preis elegant gebunden 6 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

№ 32. Berlin, den 11. August 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die russischen Parteikämpfe. — Rentengüter in Oesterreich. Von Agricola. — Zur Lage des Handwerks. Von Richard Hirsch. — Joseph Hyrtl. Von Eduard Sokal. — Stimmungen und Wandlungen in Frankreich. Von C. W. Petersen. — **Feuilleton:** Laramie Jack. Von A. A. Hayes. — **Aus der Hauptstadt:** Jesus Christus in Lübben. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die russischen Parteikämpfe.

Der russisch-deutsche Handelsvertrag, die Entdeckung der jüngsten nihilistischen Verschwörung und andere Ereignisse, z. B. die serbischen und bulgarischen Wirren, haben die Blicke der gebildeten Welt wieder auf die Zustände des großen russischen Reiches gelenkt. Die Parteikämpfe vollziehen sich dort natürlich viel mehr hinter den Coulissen, als das Ringen der Politiker constitutioneller Staaten. Trotzdem sind die im Zarenreiche mit einander kämpfenden Ideen und Interessen im Ganzen schon heutzutage deutlich erkennbar.

Unter den Groß- und Kleinrussen sind drei Hauptparteien zu unterscheiden, nämlich Reactionäre, Liberale und Sozialisten. Wahrhaft conservative Männer gibt es im eigentlichen Rußland kaum, oder sie sind den gemäßigten Liberalen sehr ähnlich, mit ihnen verbündet. Ein Theil der Magnaten besteht aus Lebemännern, die politisch ziemlich indifferent sind, ein zweiter Theil aus Liberalen, ein dritter Theil aus intriganten Reactionären, deren Traditionen und heutiges Verhalten keineswegs so loyal sind, wie sie selbst behaupten. Es ist wahr, daß Iwan der Schreckliche viele Unschuldige hinrichten ließ; es ist aber auch wahr, daß er mit wirklichen Magnatenverschwörungen zu kämpfen hatte; daß die Kaisermorde von 1762 und 1801 von reactionären Magnaten verübt wurden. Der volksfreundliche Zar Peter III. fiel hauptsächlich deshalb, weil die Feudalen von ihm, nicht mit Unrecht, die Aufhebung der Leibeigenschaft erwarteten. Nikolaus I. plante diese Reform und andere Culturfortschritte drei Mal, wurde aber nach J. v. Eckardt jedesmal von reactionären Magnaten umgestimmt. Alexander II. wollte kurz vor seinem Tode eine Constitution gewähren, mit anderen Worten die reactionären Magnaten, die Hauptfeinde des russischen Volkes, mattsetzen. Aus den Kreisen dieser Partei gingen ferner die Fälschungen diplomatischer Actenstücke über Bulgarien hervor, deren Unechtheit bekanntlich vom Fürsten Bismarck in einer Unterredung nachgewiesen wurde, die er in Berlin mit dem Kaiser Alexander III. hatte. Die Ironie der Weltgeschichte, die von Hegel sog. List der Idee, zwingt übrigens in Rußland sogar die Reactionäre manchmal zur Förderung von Reformen. Die berechtigte Gegnerschaft der meisten Feudalen gegen den Agrarcommunismus der großrussischen Bauern ist lau, obgleich die Moskau'sche Zeitung und das offiziöse „Journal de Saint Pétersbourg" Mitte September 1891 die Aufhebung der Feldgemeinschaft als den Anfang aller nothwendigen Reformen empfahlen. Auch reactionäre Magnaten scheinen dagegen energisch, im Interesse der landwirthschaftlichen Ausfuhr, für den deutsch-russischen Handelsvertrag eingetreten zu sein; obgleich andere Magnaten Schutzzöllner sind, weil sie Eisenwerke oder sonstige industrielle Etablissements besitzen. Unter den Reactionären und Conservativen gibt es ferner entschiedene, witzige Gegner der sog. Allianz mit dem republikanischen, revolutionären, noch heute ziemlich ultramontan-polenfreundlichen, in diesen Beziehungen antirussischen Frankreich. Zur Zeit des russisch-französischen Verbrüderungsschwindels luden russische, an der preußischen Grenze stehende Cavallerieoffiziere deutsche Fachgenossen, so zu sagen Kameraden in demonstrativer Weise zu sich ein. Die höfliche Einladung wurde natürlich angenommen.

Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß es reactionäre, militärische und diplomatische Streber gab und gibt, welche in einer Allianz mit Frankreich den Friedensbund, den Dreibund, angreifen wollen. In Wirklichkeit wäre es für Rußland nicht möglich, die Macht des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns zu überwinden, vollends auf die Dauer zu brechen. Nehmen wir indes hypothetisch an, das sei gelungen, so würde die Consequenz des Panslavismus nicht bloß zur Unterjochung der Balkanhalbinsel, sondern auch Posens, Galiziens, Ungarns, Böhmens, der slavischen Alpengegenden, Triests ꝛc., ja, zur demokratischen Föderativrepublik, zur Abschaffung des Zarenthums führen. So wenig Napoleon I. Rußland erobern konnte, so wenig könnte Rußland ganz Westeuropa erobern oder von sich abhängig machen. Selbst die Franzosen würden in einem solchen Falle die Panslavisten gebührend heimschicken helfen. Zur Kriegslust der Reaction wirken ferner die Wünsche mit, die Aufmerksamkeit des Volkes von inneren Reformfragen abzulenken und, last not least, in Compagniegeschäften mit betrügerischen Armeeliferanten Millionen zu stehlen. Die Hauptstützen der Corruption sind überhaupt die reactionären Magnaten. Sind sie erst durch eine Volksvertretung, freie Presse und prompte Justiz unschädlich gemacht, so kann man allmählich auch die übrigen unredlichen Beamten und Nichtbeamten in ihre Schranken weisen. Einzelne Fälle von Bestechlichkeit können überall vorkommen und sind noch kein nationaler Krebsschaden.

Die Staatskirche ist trotz ihren Schäden besser als ihr Ruf. Die Religionsverfolgungen, welche in Rußland vorkamen und vorkommen, gingen und gehen nur selten von Geistlichen, hauptsächlich von reactionären Politikern, von Gegnern der Freiheitsideen der westeuropäischen Cultur aus. In den 1840er Jahren warnte z. B. ein Pope livländische Bauern, sich durch Landversprechungen zum Uebertritt verleiten zu lassen. Gewisse Agenten spiegelten den Bauern nämlich vor,

sie würden fruchtbare Ländereien in Südrußland erhalten, sobald sie erst übergetreten seien. Schreiber dieser Zeilen weiß positiv, daß ein russischer Erzbischof um 1886 die bekannten Prozesse gegen livländische Pastoren mißbilligte. Ja, seit dem 18. und 19. Jahrhundert geht ein halb protestantischer Zug durch die tüchtigsten Geistlichen und Laien der Staatskirche. Sie wollen Religionsfreiheit und andere Reformen, z. B. die Bischofsstühle verheiratheten Weltgeistlichen zugänglich machen. Heutzutage kann höchstens ein verwittweter Pope Bischof werden. Fast alle Bischöfe sind gewesene, meist wohl adelige Mönche. Seit 1867 sind Millionen von russischen Bauern im Süden, im Westen und anderswo Protestanten geworden. Man nennt sie Stundisten, weil sie nach dem Muster der deutschen Colonisten Bibelstunden halten. Sie zeichnen sich durch Redlichkeit und Nüchternheit aus, sind bei ländlichen und städtischen Arbeitgebern sehr beliebt. Dazu kommen noch andere Secten, die sog. Altgläubigen, deren Zahl von Sachkundigen auf 11 bis 16, oder 14 bis 15 Millionen geschätzt wird, ferner die Protestanten Finnlands und der baltischen Provinzen, die polnischen Katholiken und mehr als sieben Millionen zum Theil sehr reicher und wohlhabender Israeliten. Die Letzteren werden, nebenbei bemerkt, amtlich als „Hebräer" bezeichnet. Viele gebildete Israeliten sind Lutheraner geworden. Kurz, es fehlt schon heute, vor dem Eintritte Rußlands in's europäische Concert der constitutionellen Staaten, nicht an starken Gegengewichten gegen den Religionszwang der Reaction. Die industriellen Schutzzöllner sind nur in bedingter Weise zur reactionären Partei zu rechnen. Manche Fabrikanten sind reiche Altgläubige, Protestanten, Liberale. Ja, viele industrielle Etablissements gehören ganz oder theilweise englischen, belgischen, deutschen ꝛc., gar nicht in Rußland lebenden Actionären.

Zur liberalen oder constitutionellen, zum Theil kryptoconstitutionellen Partei gehören manche Magnaten, viele tüchtige Männer des mittleren Adels, andere Gelehrte und Gebildete. Der Ausdruck mittlerer Adel bezeichnet nicht eine Rangstufe, sondern eine Vermögensstufe im Gegensatze zu steinreichen Magnaten und armen Adeligen. Seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht sind alle bemittelten Väter, auch ungebildete Emporkömmlinge, genöthigt, ihren Söhnen eine höhere Bildung zu geben. Dadurch wird allmählich eine nationalrussische, gebildete, constitutionell gesinnte Bourgeoisie geschaffen. Schon heute sagen russische Zeitungen, Zeitschriften und Bücher der Reaction verblümt und unverblümt nicht selten gehörig die Wahrheit. Viele deutsche Werke, z. B. die große fünfzehnbändige Weber'sche Weltgeschichte, haben in früheren Zeiten oder in den letzten Jahren mit Erlaubniß der Censur russische Uebersetzer gefunden. Der mittlere und kleine, zwei- und einbändige Weber sind längst übersetzt worden. Seit den 1860er Jahren finden sich in den russischen Zeitungen und Zeitschriften manchmal ziemlich offene Empfehlungen der Religionsfreiheit. Deutsche Zeitungen berichteten im Juni 1894, der lutherische Pastor Behse sei zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil er einen Russen (soll wohl heißen: esthnischen oder lettischen angeblichen Angehörigen der Staatskirche) und eine Lutheranerin getraut habe. Das Ehepaar sei ebenfalls verurtheilt worden, aber der Kaiser habe alle drei Personen vollständig begnadigt. Diese erfreuliche Nachricht scheint begründet zu sein, denn sie wäre sonst vom offiziösen „Journal de Saint Pétersbourg" längst dementirt worden.

Eine octroyirte Verfassung kann im guten Sinne des Wortes conservativer sein, als eine Verfassung, die mühsam mit einer constituirenden Versammlung vereinbart worden ist. Es ist daher nicht unmöglich, daß man sich der bekannten Geschichte von den Sibyllinischen Büchern erinnern und es zu einer Verfassungsoctroyirung kommen lassen wird. Große auswärtige Niederlagen oder furchtbare, periodische Hungersnöthe würden dagegen zu einer vereinbarten Verfassung führen. Die fortschreitende Waldverwüstung, Bodenerschöpfung und Verarmung der Bauern machen es sehr wahrscheinlich, daß die Hungersnöthe immer häufiger wiederkehren, immer schrecklicher sein werden; und dann wird der nationale Ruf nach dem althistorischen semski sobor, nach Landständen, nach einer Volksvertretung, unwiderstehlich sein. Es kann auf diese Weise schon in den nächsten Jahren zum Siege des Constitutionalismus kommen, und dann wird die öffentliche Meinung eine Politik liberaler Reformen und des Friedens, eine Art Abrüstung, erzwingen. Die unnützen Ausgaben für Festungsbauten und Rüstungen werden eingestellt werden, man wird die große Mehrheit der Bevölkerung, die Bauern, sittlich intellectuellen, wirthschaftlich heben. Liberale Großrussen, Kleinrussen, Finnländer, Balten, Polen, Israeliten, südrussische deutsche Bauern werden der reactionären Kriegspartei gehörig zusetzen. Südrussische Bauern werden schon heute sehr häufig von deutschen Bauern schwäbischer Herkunft, lutherischer Confession ausgekauft, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dazu noch eine ähnliche Concurrenz israelitischer Bauern kommen wird. Baron Hirsch hat bekanntlich den Versuch gemacht, russische (litthauische) Juden in Südamerika anzusiedeln. Es fragt sich, ob und in wieweit dieser Versuch gelingen wird. Selbst im günstigsten Falle kann dadurch nur ein Theil des Ueberschusses der russisch-jüdischen Bevölkerung Brot finden. Für die meisten litthauischen Juden ist auf die Dauer nur ein Ausweg möglich: nämlich die Bildung jüdischer bäuerlicher Colonien in geeigneten Gegenden Großrußlands, Kleinrußlands und des asiatischen Rußlands. Auch diese Entwickelungen drängen dazu, die russischen Bauern durch zeitgemäße Reformen concurrenzfähig zu machen, auf das Niveau der deutschen und jüdischen Bauern zu heben. Eine gute Arbeit wird in Rußland sprüchwörtlich als eine deutsche Arbeit, njemezkaja rabota, bezeichnet. Die erwähnten Stundisten beweisen, daß russische Bauern zur Reinlichkeit, Nüchternheit, zum Fleiß und zur Sparsamkeit erzogen werden können. In einem freien, constitutionellen Rußland wäre es möglich, die Bauern wirksam vor Beamtenerpressungen und zu hohen Steuern zu schützen, die halb verhungerten Opfer des Agrarcommunismus und des reactionären Systems durch einen blühenden Stand bäuerlicher Grundeigenthümer zu ersetzen.

Kurz, die Chancen der reactionären Kriegspartei stehen viel ungünstiger, die Chancen der liberalen, constitutionellen Friedenspartei viel günstiger, als man in Westeuropa gewöhnlich annimmt. Die große Mehrheit der Volksvertreter wird höchst wahrscheinlich liberal sein. Die gemäßigten und die extremen Sozialisten dürften wenige oder gar keine Candidaten bei den Wahlen durchsetzen. Selbst in Industriedörfern würden die bigotten Wähler nicht für Personen stimmen, die mit Recht oder mit Unrecht im Rufe des Atheismus, des Materialismus, stehen. Katkow und Andere erhielten in den 1850er Jahren die Erlaubniß, den Namen des in London lebenden russischen Sozialisten A. Herzen zu nennen und ihn zu widerlegen. Dadurch erhielt Herzen's Nimbus eine starke Einbuße, und durch seine doctrinäre Parteinahme für den feudalultramontanen polnischen Aufstand von 1863 verdarb er es ganz mit dem russischen Volke. (Katkow war anfangs, ungefähr bis 1863, liberal.) In einem freien Rußland würden die Sozialisten genöthigt sein, ihre Weltverbesserungsrezepte öffentlich darzulegen und zu vertheidigen. Die meisten würden sich dabei als unreife und unfähige Halbwisser entpuppen. Zur Zeit Georg's III. machten Londoner Schusterlehrlinge einen Krawall. Der König that dabei die witzige Aeußerung: „Jugendliche Rathgeber der Krone, sehr jugendliche Rathgeber der Krone!" Die wenigen begabten Sozialisten würden nicht viel ausrichten können, oder gar mit dem Sozialismus brechen, wie verschiedene englische Chartisten, M. Chevalier, F. Fröbel und Andere gethan haben.

Kurz, der Eintritt Rußlands in das europäische Concert, in die Reihe der constitutionellen Staaten, ist eine bloße Frage der Zeit. Es ist unwissenschaftlich, unstaatsmännisch, so zu sagen unchristlich, inhuman, die Culturfähigkeit des russischen Volkes zu leugnen. So manche Kämpfe der Russen gegen Mongolen und Türken nützten auch der abendländischen Christenheit. Russische und deutsche Historiker, z. B. H. v. Treitschke, haben ferner mit Recht hervorgehoben, daß der Pseudodemetrius ein Werkzeug der Jesuiten war, daß auch Polen zur Zeit

des dreißigjährigen Krieges über das evangelische Deutschland hergefallen wäre, wenn es nicht von Rußland in Schach gehalten worden wäre. Aehnlich wurde die preußenfeindliche, reactionäre, kriegslustige Partei Oesterreich-Ungarns 1870 von Rußland in Schach gehalten.

Rentengüter in Oesterreich.

Seit Rodbertus sind die Gelehrten und jetzt auch schon weite Volkskreise darüber einig, daß der landwirthschaftliche Grund und Boden nicht fähig ist, ein in ihn hineingestecktes Kapital als solches wieder zu produziren oder gar Restkaufgelder und Erbabfindungen, d. h. Gelder, die ihre Existenz nur in den Schuldurkunden fristen, aus ihrem papierenen Dasein zur realen Erscheinung zu bringen. Der Boden ist nur ein Rentenfonds; was man aus ihm erzielen kann, sind Zinsen und Amortisationsquoten. Dieser allgemeinen und ihrer eigenen Ansicht zum Trotz verpflichten sich doch unsere Landwirthe, wie zu der Väter Zeiten, weiter Schulden zu bezahlen, die sie nie gemacht haben; da sie aber dazu trotz Schutzzoll und Liebesgabe auf die Dauer nicht im Stande sind, so machen sie — das ist der Lauf der Welt — neue, reelle Schulden, um die alten zu decken und so weiter mit Grazie in infinitum. Zum ersten und bis jetzt einzigen Male wurde mit dem Prinzip der Hypothekenverfassung in Preußen gebrochen; 1886 konnte der jetzige Finanzminister Dr. Miquel im Herrenhause seine Freude darüber aussprechen, daß man das durch das römische Recht und die römischen Juristen in unser ganzes spezielles Leben künstlich, trotz langen Widerstandes der deutschen Nation, hineingezwungene System der reinen Geldwirthschaft endlich verließe und begriffe, daß die Landwirthschaft keine Kaufpreise zu zahlen vermag, sondern allein Theile ihres Erträgnisses hergeben könne. Das Prinzip des Rentengutes, das in dem Gesetze zur Beförderung deutscher Ansiedelungen in den Provinzen Westpreußen und Posen immerhin nur ein untergeordnetes Hülfsmittel zur Erreichung politischer Zwecke darstellte, wurde in den beiden Rentengutsgesetzen vom 27. Juni 1890 und 7. Juli 1891 zur Grundlage einer großartigen inneren Colonisationsthätigkeit gemacht, die allmählich die Grundbesitzvertheilung und damit die ganze wirthschaftliche und soziale Struktur des östlichen Deutschland zu verändern, den Osten zu verwestlichen verspricht.

Die Lorbeeren Preußens lassen Oesterreich nicht schlafen. Aber während man sich in Preußen das verhältnißmäßig bescheidene Ziel stellt — bescheiden und doch gegenüber der bisherigen Lage ein Fortschritt ersten Ranges — Bauern, die sich auf Großgrundbesitzerland ansiedeln wollen, Hülfe und Amortisationskredit zu gewähren, will man in Oesterreich mit einemmal die Hypothekenlasten von den landwirthschaftlichen Liegenschaften ablösen und Rentengüter schaffen, die in alle Zukunft unbelastbar sind. In der That ein Ziel, des Schweißes der Edlen werth. „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen."

Wie denkt man sich nun in Oesterreich am grünen Tisch die Ausführung dieser Riesenaufgabe? Zunächst will man, um einem tiefgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, eine Anzahl neuer Behörden schaffen und zwar nicht weniger als 928. Diese führen in dem Entwurf den wohlklingenden Namen „Berufsgenossenschaften der Landwirthe"; für jeden Gerichtsbezirk wird eine solche und für den Bereich jedes Landes eine Landesgenossenschaft errichtet. Der Zweck der Berufsgenossenschaften besteht in der Verbesserung der sittlichen und materiellen Verhältnisse der Landwirthe durch Pflege des Gemeingeistes, gegenseitige Belehrung und Unterstützung, Erhaltung und Hebung des Standesbewußtseins unter den Genossen sowie durch Förderung ihrer wirthschaftlichen Interessen. Ein etwas umfassendes Programm, aber: „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen." Alle Land- und Forstwirthe müssen der Genossenschaft beitreten. Die Geschäfte werden durch einen Genossenschaftsausschuß geführt. Die Wahl in den Ausschuß regelt sich nach dem Gemeindewahlrecht, d. h. die Genossenschaften sind dem Großgrundbesitz auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Für alle Fälle hat auch noch die Regierung zwei Beamte in jedem Ausschuß. Aber auch abgesehen von dieser feudal-bureaukratischen Spitze ist die Organisation schon deshalb lebensunfähig, weil nicht die mindeste Rücksicht auf die Individualität der einzelnen Länder genommen ist. Man kann a priori sagen, daß eine Form der Selbstverwaltung, die etwa für das hochentwickelte Niederösterreich paßt, eben deshalb für das „halbasiatische" Galizien oder Dalmatien oder auch die Alpenländer unbrauchbar ist.

Nun ist die Arbeit, welche man den landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaften aufbürden will, eine so bedeutende, daß sie nur von ständigen Beamten, d. h. untergeordneten Schreibern oder den Regierungsvertretern, bewältigt werden kann. Die Berufsgenossen selbst können höchstens die Tonart bestimmen; die Melodie steht fest. Bei der geschilderten Zusammensetzung des Genossenschaftsausschusses ist übrigens auch die Tonart nicht mehr zweifelhaft.

Die Genossenschaft soll die Landwirthe befähigen, in der großen Weltwirthschaft den Concurrenzkampf aufzunehmen, welchem die Einzelnen in ihrer Isolirung als Individuen minder gewachsen sind. Errichtung von Lagerhäusern und Verkauf der landwirthschaftlichen Producte, Ankauf von Saatgut, Dünger ꝛc., Gründung und Förderung Raiffeisen'scher Darlehnskassen, Pflege des Lombardkredits, Arbeitsnachweisung und -vermittelung, Feuer-, Hagel- und Viehversicherung u. s. w. sind die Waffen, welche die Genossenschaft ihren Mitgliedern zu diesem Kampfe liefern soll. Ein Theil der Forderungen ist ganz rationell, ein anderer mehr oder minder diskutabel; in den meisten Fällen dürfte die Berufsgenossenschaft mit ihrer schwerfälligen Organisation den zum Theil technisch und kaufmännisch äußerst complizirten Geschäften einfach nicht gewachsen sein. Hier auf alle diese Fragen einzugehen ist nicht möglich; nur die in wirthschaftlicher und sozialer Hinsicht bedeutendste Aufgabe der zu schaffenden Körperschaften, die Errichtung von Rentengütern (welche mit den preußischen nur den Namen gemein haben) sei näher beleuchtet.

In den österreichischen Ländern mit geordnetem Grundbuch (d. h. mit Ausnahme von Dalmatien, Galizien, Bukowina, Tirol und Voralberg) vermehrte sich in dem Vierteljahrhundert von 1868—1892 der Schuldenstand auf den landwirthschaftlichen Besitzungen um etwas über 778 Millionen Gulden oder rund 55 Procent. In den anderen Landestheilen war die Vermehrung noch stärker, z. B. in Galizien 106 Procent. In demselben Zeitraume wurden in den Ländern mit geordnetem Grundbuch 182 179 Grundstücke zwangsweise verkauft; dabei fielen von den hypothekarischen Forderungen im Gesammtbetrage von 661 Millionen Gulden nicht weniger als 287 Millionen oder fast die Hälfte wegen Unzulänglichkeit des Erlöses aus. Das Hypothekarsystem benachtheiligt also Schuldner und Gläubiger in gleicher Weise. Die erschreckende Häufigkeit der Versteigerungen hat der Regierung den Gedanken eingegeben, diese Fälle des Hereinbrechens einer wirthschaftlichen Krise dazu zu benutzen, unter gewissen Voraussetzungen die Uebernahme der exequirten Liegenschaft und ihre Umwandlung in ein Rentengut durch die Landesgenossenschaft herbeizuführen. Die Landesgenossenschaft ist verpflichtet, bei jeder Exekution mitzubieten. Concurrirende Mitbieter haben den Erstehungspreis baar zu erlegen; damit will man der Verschuldung durch Restkaufgelder ein Ende machen. Maximum des Gebotes der Landesgenossenschaft ist (je nach der Landesgesetzgebung) das Zwanzig- bis Fünfundzwanzigfache des Katastralreinertrages. Wird das Grundstück der Genossenschaft zugeschlagen, so unterwirft sie es dem Rentengutsverfahren. Freiwillige Begründung von Rentengütern dürfte, wie der Verfasser des Gesetzentwurfes ahnungsvoll sagt, „nur allmählich" vor sich gehen; d. h. es wird wohl unter normalen Verhältnissen niemals vorkommen, denn die Beschränkungen, die der unglückselige Rentengutsbesitzer auf sich nehmen müßte, sind wohl selbst für einen k. k. Unterthanen zu viel.

Die Umwandlung ist so gedacht, daß an Stelle des Hypothekargläubigers die Genossenschaft tritt. Sie verschafft sich die nöthigen Geldmittel durch Ausgabe von Rentenbriefen; der Rentengutsbesitzer hat neben der jährlichen Verzinsung des Rentenkapitales eine Tilgungsquote zu entrichten. So lange das Grundstück den Charakter des Rentenguts trägt, d. h. mindestens bis zum Ablauf der normalen Tilgungsperiode, ist der Rentengutsbesitzer in jeder Weise von der Genossenschaft abhängig; das soll für ihn, da er „auch die Hoffnung auf einstige wirthschaftliche Selbständigkeit des Gutes immer vor Augen hat", eine „segensreiche genossenschaftliche Ueberwachung und rein wirthschaftliche Erziehung bedeuten". Man zweifelt, ob nicht etwa ein Sozialdemokrat das Gesetz verfaßt hat; jedenfalls ist ein so „segensreich überwachter und erzogener" Bauer ein geeignetes Material für den Zukunftsstaat. Die segensreiche Ueberwachung beginnt bereits bei der Feststellung des Rentengutsübernehmers. Zwar soll in der Regel der frühere Eigenthümer das Rentengut übernehmen; doch ist die Landesgenossenschaft auch befugt, ihn abzuweisen, „wenn gegen die wirthschaftliche Befähigung oder gegen die Vertrauenswürdigkeit des Bewerbers gegründete Bedenken bestehen". An Stelle dieses Kautschukparagraphen hätte man ebenso hinsetzen können: „Zum Rentengutsunternehmer darf die Landesgenossenschaft nur den machen, dessen Nase ihr gefällt." Zwar ist Beschwerde an das Ackerbauministerium erlaubt (mit der sehr kurzen Präclusivfrist von 14 Tagen), aber in der Landesgenossenschaft sitzen die Beamten und der Hochadel. Wie soll da ein kleines Bäuerlein das Ministerium überzeugen, daß die Bedenken gegen seine wirthschaftliche Befähigung oder Vertrauenswürdigkeit nicht begründet sind? Schon dieser eine § 26 liefert den ganzen Bauernstand Oesterreichs mit gebundenen Händen der Regierung aus. Nur wird es zum Glück kaum dahin kommen, daß der Entwurf Gesetz wird.

Ist nun endlich ein Wirth auf dem Rentengut, so darf dieser das Rentengut oder seine Theile weder entgeltlich, noch unentgeltlich veräußern, ferner nicht verpachten oder zum Nießbrauch übergeben, sowie keinerlei Servituten oder Reallasten darauf bestellen, sofern nicht die Landesgenossenschaft oder das hohe Ministerum seine Zustimmung gibt. Freie Vererbung des Rentengutes ist gütig gestattet, sofern nämlich der vom Erblasser ernannte Erbe allen den schwierigen Bedingungen entspricht, welche oben aufgezählt waren. Sagt der Landesgenossenschaft weder dieser, noch einige bestimmte Verwandten zu (Ehegatten, Eltern, Descendenten, Geschwister und deren Descendenten), dann zahlt sie die Erben aus und sucht sich einen anderen Rentengutsübernehmer. Mit anderen Worten: auf eine Sicherung der Erbfolge, auf eine Erhaltung der Familie auf dem Hofe ist mit Sicherheit gar nicht mehr zu rechnen. Früher konnte doch wenigstens der Tüchtige sich erhalten, und die verhältnißmäßig unabhängige Stellung des Bauern bot die Grundlage für eine Entwickelung energischer und selbständiger Charaktere. Aber die kann man in Oesterreich nicht brauchen. Die Landesgenossenschaft oder das Ministerium zweifelt seine „wirthschaftliche Befähigung oder Vertrauenswürdigkeit" an und der Bauernsohn hat nach dem Tode des Vaters schleunigst den Hof zu verlassen. Wenn man eine Prämie auf ein Mittel zur Beförderung serviler Kriecherei aussetzen wollte, der österreichische Rentengütergesetzentwurf verdiente den Preis. Selbst wenn der Bauer auf dem Hofe sitzt, kann er jederzeit heruntergejagt werden. Wenn er 14 (vierzehn!) Tage mit der Gutsrente oder anderen nach diesem Gesetz ihm obliegenden Zahlungen an die Landesgenossenschaft im Rückstande ist, kann nach Wahl der Genossenschaft über den Rentengütler (auf dessen Kosten) die Zwangsverwaltung oder Enteignung ausgesprochen und die Räumung anbefohlen werden. Die Beschwerde an den Minister hat keine aufschiebende Wirkung, und erst ein gerichtliches Verfahren kann dem Manne zu seinem Rechte verhelfen. Der ärgste Wucherer hat den Bauern nicht so in seiner Gewalt, wie die Landesgenossenschaft mit ihrem „Bescheid", den sie übrigens auch noch in einer ganzen Reihe anderer Fälle aussprechen kann.

Doch genug mit der Kritik dieses gänzlich verfehlten Gesetzentwurfes, der selbst, wenn er zum Gesetz würde, nie nennenswerthe Erfolge hätte. Denn daß sich freiwillig niemand dem Rentengutsverfahren, das übrigens auch seine Creditfähigkeit viel zu sehr beschränkt, unterwerfen wird, ist klar. Was aber die Verwandlung subhastirter Liegenschaften in Rentengüter betrifft, darüber noch ein paar Worte. Die Genossenschaft darf oder muß bis zum Zwanzigfachen oder höchstens bis zum Fünfundzwanzigfachen des Katastralreinertrages mitbieten. Nun ist zunächst schon die Ermittelung des Reinertrages ungemein schwierig; die Grundstücke sind in Oesterreich ferner, wie auch in Preußen, vielfach zu niedrig, manchmal aber auch zu hoch, jedenfalls weder richtig noch gleichmäßig eingeschätzt. Die Folge ist die, daß Verkehrs- wie Ertragswerth durchaus nicht mit einem bestimmten Vielfachen des Katastralreinertrages übereinstimmen. Der Verkehrswerth schwankt in Oesterreich nach den Ermittelungen der Bezirkshauptmannschaften zwischen dem 20- und 500fachen des Reinertrages. In der Bezirkshauptmannschaft Salzburg z. B. repräsentirt der wirkliche Werth der Höfe das 50- bis 100fache des Katastralreinertrages, in Tamsweg das 40- bis 100fache u. s. w. Erfahrungsgemäß bleibt dieser Schätzungswerth vielfach hinter dem wahren Werth zurück. Wird nun das in ein Rentengut zu verwandelnde Grundstück nur mit dem 20- bis 25fachen des Katastralreinertrages bewerthet, so bedeutet das in Erbfällen eine Enterbung aller außer dem Hofbesitzer. Im Subhastationsfall wird aber bei diesem niedrigen Bietungsbetrage die Genossenschaft fast nie ein Grundstück zugeschlagen bekommen. Das einzige annehmbare Resultat wäre also die Verhütung der immerhin vorkommenden Verschleuderung von subhastirten Grundstücken mangels Mitbietern. Aber dazu ist es nicht nöthig, einen Apparat von 928 Bezirks- und 14 Landesgenossenschaften mit über zwei Millionen Mitgliedern aufzubieten.

Der Gedanke einer Schulderleichterung der Landwirthschaft durch Umwandlung der Hypotheken- in Rentenschulden wird sich sicherlich Bahn brechen; derartige Versuche, ihn zu realisiren, wie der österreichische Rentengütergesetzentwurf können ihn aber nur discreditiren. Es bewährt sich wieder das alte Wort: Will man eine Idee tödten, dann macht man aus ihr ein österreichisches Gesetz. Agricola.

Zur Lage des Handwerks.

Von Richard Hirsch.

Im November vorigen Jahres versandte im Auftrage des „Vereins für Sozialpolitik" eine Commission, bestehend aus den Professoren Bücher und von Miaskowski und dem Handelskammersecretär Gensel, ein Circular zum Werben von Mitarbeitern an „Untersuchungen über die Lage des Kleingewerbes mit besonderer Rücksicht auf die Concurrenzfähigkeit desselben gegenüber der Großindustrie." Es ist selbstverständlich, daß noch längere Zeit verstreichen wird, ehe man als Resultat einen der bekannten Bände der Schriften des Vereins in Händen haben wird. Demgemäß wäre es auch jetzt noch nicht am Platze, hier näher darauf einzugehen, wenn nicht aus jüngster Zeit zwei Schriften zu verzeichnen wären, die sich in derselben Richtung bewegen und als Vorläufer jener Publicationen anzusehen sind.

Um sich ein Urtheil über die Lebensfähigkeit des Handwerks zu bilden, ist der erwähnte Ausschuß nämlich von der Anschauung ausgegangen, „daß die zahlreichen Klagen und Wünsche, welche auf den Handwerker- und Innungscongressen hervorgetreten sind, ein zutreffendes Urtheil über die thatsächlichen Zustände nicht erlauben, daß aber auch andererseits Erörterungen oder Erhebungen über die allgemeinen Bedingungen, unter denen das Handwerk der Fabrik- und Verlagsindustrie

gegenüber concurrenzfähig erscheint, ein befriedigendes Ergebniß nicht versprechen. Ein solches dürfte vielmehr nur durch möglichst genaue Untersuchungen über die thatsächlichen Zustände in einzelnen Gewerbezweigen zu erlangen sein unter Berücksichtigung nicht bloß der handwerksmäßigen, sondern aller Arten von Betrieben, welche das Product auf den nationalen Markt liefern." „Es ist demnach der Wunsch des Vereins für Sozialpolitik, monographische Darstellungen solcher Industriezweige hervorzurufen, welche dem Bereiche des alten Zunfthandwerks angehören und in welchen noch heute ein handwerksmäßiger Betrieb in größerem oder geringerem Umfange stattfindet. Beispielsweise seien genannt Schuhmacher, Schneider, Tischler, Böttcher (Küfer), Schlosser, Spengler (Klempner). Da in den verschiedenen Theilen Deutschlands und an verschiedenen Orten die Verhältnisse voraussichtlich sehr verschieden liegen werden, so dürfte es sich empfehlen, für jedes dieser Gewerbe eine Reihe von Ortstypen (je eine Groß-, Mittel- und Kleinstadt und eine Landgemeinde für Nord- und Süddeutschland) auszuwählen und in diesen die Untersuchungen mit aller erreichbaren Gründlichkeit durchzuführen." — Wenn man bedenkt, daß seit dem Jahre 1848 fast kein Jahr vergangen ist, in dem nicht öffentliche Meinung und Regierung durch die lauten Klagen der Handwerker in Anspruch genommen wurden, und daß andererseits die volkswirthschaftliche Frage: „Hie Kleinbetrieb — hie Großbetrieb!" in den heißen Kampf der politischen Parteien gezogen wurde, so wird man sich der Wichtigkeit der Frage bewußt werden. Gegenüber dieser weittragenden Bedeutung hatte die deutsche Wissenschaft bisher Unterlassungssünden zu verzeichnen. Noch 1885 konnte Max Haushofer in seiner populären Abhandlung „Das deutsche Kleingewerbe in seinem Existenzkampfe gegen die Großindustrie"*) mit Aufzählung von Schmoller's „Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert" aus dem Jahre 1870 und Roscher's „Ansichten der Volkswirthschaft" erschöpfend sein. Seitdem hat sich die Lage nicht wesentlich geändert. Ueber andere Betriebsformen zwar, wie die Hausindustrie, hat man in letzter Zeit, ebenfalls vom „Verein für Sozialpolitik" angeregt, emsige Studien getrieben, das Studium über die Concurrenzfähigkeit des Handwerks blieb nach wie vor vernachlässigt. Um so lebhafter ist die Absicht des Vereins zu begrüßen, auch diese Lücke ausfüllen zu helfen und um so ehrenvoller ist es, wenn Forscher unabhängig hiervon (wenn auch nicht unbewußt) auf diesem Wege vorangehen. Dr. Francke und Dr. Herzberg haben unter Lujo Brentano's Auspicien die beiden für den äußeren Menschen unentbehrlichsten Gewerbe, Schuhmacherei und Schneiderei, untersucht und die Resultate ihrer Forschungen in den neuen „Münchener volkswirthschaftlichen Studien" (erstes und fünftes Stück) niedergelegt.

Wenn man bei Erscheinen des ersten Buches „Die Schuhmacherei in Bayern, ein Beitrag zur Kenntniß unserer gewerblichen Betriebsformen", von Dr. E. Francke, noch mit einer Besprechung zurückhalten konnte, so ist es jetzt um so verlockender, die Ergebnisse der zweiten Arbeit, „Das Schneidergewerbe in München, ein Beitrag zur Kenntniß des Kampfes der gewerblichen Betriebsformen", von Dr. Gustav Herzberg, mit denen der ersten zusammenzustellen und Gemeinsames sowie Trennendes hervorzuheben. Beide Arbeiten gehen über den Rahmen der später vom „Verein für Sozialpolitik" zu veröffentlichenden Berichte hinaus. Francke untersucht die Bedingungen für ganz Bayern, während der andere Autor sich allerdings nur München als Feld seiner Beobachtungen abgesteckt hat, aber ersterer exemplificirt vielfach auf einzelne Städte, insbesondere auf den Mittelpunkt der pfälzischen Schuhwaarenfabrikation, Pirmasens, während Herzberg häufig auf ganz Bayern seine Blicke richtet; beide ziehen jedoch die industriell vorgeschrittendsten Länder, England und Nordamerika, häufig zum Vergleiche heran. Wird so das Bild, das der eine vom Schuhmachergewerbe des Königreichs, der zweite von den Schneidern der Hauptstadt entwirft, häufig unruhig, stören insbesondere bei der Betrachtung eines Gewerbes einer einzelnen Stadt die häufigen Exkursionen nach Norddeutschland und dem Auslande, so ist andererseits nicht zu leugnen, daß sie den Blick erweitern. Aber gerade bei der Schilderung eines Nahrungszweiges einer Großstadt wäre das erstere gern auf Kosten des letzteren zu missen. Vergleiche mit außerdeutschen Ländern und weitere Ausblicke werden Besprechungen vorbehalten sein, die ihr Material einer größeren Summe von Einzelbetrachtungen entnehmen. —

Beide Erörterungen zerfallen in zwei Theile: In dem ersten wird die Statistik, die Technik und die Betriebsorganisation (Handwerk, Hausindustrie, Fabrik) des betreffenden Gewerbes in ihren Einzelheiten dargelegt; sodann die Frage beantwortet: Wie hat der Prozeß der Entwickelung die soziale und wirthschaftliche Lage der Schuhmacher- und Schneiderbevölkerung beeinflußt? Das gesicherte Ergebniß des ersten Theiles ist die unleugbare Ueberlegenheit des mechanischen Großbetriebes über das Handwerk, jedoch nicht in gleichem Maße für beide Gewerbe. Während die Schuhfabrik ihren Sieg über den Meister zum guten Theil den aus Amerika eingewanderten Maschinen verdankt, die in hundertlei Art ihre Räume füllen, ist es in der Schneiderei bei der einzigen auch dort angewandten Nähmaschine geblieben, die allein allerdings schon genugsam revolutionirend eingegriffen hat, erst schüchterne Versuche mit einer Knopfloch- und Zuschneidemaschine sind hinzugekommen. Doch nicht allein aus diesem Boden zieht der Großbetrieb seine überlegene Kraft; in beiden Gewerben kommen ihm die detaillirte Arbeitstheilung, die kaufmännische, kapitalkräftige Organisation von Production und Absatz zu gut. Gemäß diesem Ueberwiegen der Maschinenarbeit in der Schuhmacherei ist hier das Handwerk schon weiter zurückgetreten als in der Schneiderei; Aussichten für die Zukunft sind ihm nur drei geblieben: die Arbeit für das Luxusbedürfniß der oberen Zehntausend und für die Inhaber nicht normaler Füße, sodann wird sich „in Folge des wachsenden Consums an Maschinenfabrikaten ein förmlicher Stand von Flickschustern herausbilden, der sich ausschließlich mit Reparaturarbeit beschäftigt." Hoffnungsvoller kann noch der Schneidermeister in die Zukunft blicken; hier ist nach Productionsart, Consumentenkreis und Verkaufsart das feinere Maßgeschäft zu trennen von der Confection. Die Großindustrie der letzteren Art stellt Waaren nur bis zu einer gewissen Qualität her, die Abeit für die Bedürfnisse der besser Situirten wird Domäne der ersteren Branche bleiben, die in Folge ihres mehr localen Charakters nicht zu großen Unternehmungen hineigt und eine Zufluchtsstätte für den Handwerker bleibt. Wie lange? Wenn man die Erfahrungen im Schuhmachergewerbe zu Rathe zieht, so wird die Antwort nicht tröstlich sein. —

Gegenüber dieser gewerblichen Umwälzung schlägt man schon lange verschiedene Heilmittel für das Kleingewerbe vor, und obwohl sie bisher wenig geholfen, hören die Anpreisungen nicht auf. In unseren beiden Gewerbszweigen haben sie wenig Aussicht auf Erfolg. Die Einführung des Befähigungsnachweises in beiden berührt die Ursachen der Ueberlegenheit nicht im Geringsten, Genossenschaftswesen sowohl wie Kleinkraftmaschinen können den Vorsprung der Schuhfabrik nicht einholen, da er vor Allem in der Technik liegt; sobald ein Betrieb diese gewaltigen Arbeitsmaschinen besitzt, hat er aufgehört, Kleinbetrieb zu sein. Entgegengesetzt, aber nicht minder erfolglos in der Schneiderei, da ja gerade hier die einzige Nähmaschine Klein- wie Großbetrieb zur Verfügung steht und in Folge des Vertriebes durch Abzahlungsgeschäfte auch dem wenigst Kapitalkräftigen die Anschaffung ermöglicht wird.

Wie weit zurück datirt diese Verdrängung dieser beiden, man möchte sagen, lieb gewordenen Handwerke, des Meisters Meck und des ehrsamen Schusters? In beiden Arbeiten wird durch fleißige statistische Detaillirung der Beweis geführt, daß sie das Product erst der jüngsten Zeit, nach der letzten Gewerbezählung von 1882, ist. Zu welch' falschen Resultaten es daher führt, bei Erörterungen dieser „brennenden Fragen" stets die letzte deutsche Gewerbezählung zum Beweise in's Treffen zu führen, läßt sich aus dieser innerhalb eines Jahrzehntes sich vollziehenden Umwälzung ersehen, gerade in zwei

*) Deutsche Zeit- und Streitfragen, Jahrgang XIV, Heft 218.

Gewerben, auf die der Laie als ihm am nächsten liegend und scheinbar am besten mit deren Organisation vertraut, nur zu gern bei jeglicher Debatte am Stammtische exemplificirt.

Tritt uns so in dem Handwerk eine sinkende Schicht mit aller Noth und aller Bedrängniß einer solchen entgegen, so hat sich die emporsteigende Großindustrie — das Confectionsgeschäft, das mit marktschreierischer Reklame (goldene 110 ꝛc.!) Käufer anlockt, wie die helle, freundliche Schuhfabrik — eine neue Betriebsform geschaffen, die hoffentlich nur ein Uebergangsstadium zur Vereinigung aller Arbeiter in der Fabrik oder Werkstatt bildet, die Hausindustrie. Sie wird hier in umgekehrter Entwickelungsweise nicht als Vorläufer sondern als Gefolgsmann des Großbetriebes geboren. Das Confectionsgeschäft beschäftigt stets mehr Arbeiter in ihrem „Heim" als auf der Werkstelle, in manchen ist kein einziger im Geschäfte selbst zu finden, und wo dies der Fall, geschieht es vielfach aus Rücksicht auf die Kundschaft, bei der es als Empfehlung gilt, eine eigene Werkstatt mit eigenen Arbeitern zu besitzen. Die Schuhfabrik mit ihrem detaillirten Maschinenbetrieb ist dagegen auf die Vereinigung einer größeren Zahl von Arbeitern in ihren Räumen angewiesen.

Die Gründe des Aufkommens der Hausindustrie sind theils gleichartige in beiden Gewerben, theils verschiedene. In beiden wird hierdurch ein Theil der Productionskosten auf den Arbeiter abgewälzt (so Miethe, Beleuchtung, Arbeiterversicherung, Zuthaten), er steht in dieser gesetzlichen Bestimmungen nicht unterliegenden, gesetzlichen Eingriffen schwer zugänglichen Betriebsform vereinzelt dem Arbeitgeber machtlos gegenüber, die Familie arbeitet mit, die Löhne sinken unter die des Fabrikarbeiters. In der Schuhmacherei tritt hinzu, daß die Anfertigung mancher zierlicher Fabrikate (so Kinderschuhe) mit der Maschine noch nicht so gelungen ist als mit der Hand, oder daß das zur Verarbeitung kommende schlechte Material die Maschienenarbeit nicht verträgt. — Bei den Arbeitern, soweit sie organisirt und sich ihrer Lage bewußt sind, ertönt laut der Ruf nach Aufgabe dieses ungesunden Betriebssystems, nach Vereinigung aller Kräfte in Fabrik und Werkstatt. Besonders bei den Schneidern scheint dieser Ruf berechtigt, da sich hier noch auf Kosten der Hausindustriellen ein Zwischenglied eingeschoben hat, das aus England berüchtigte Zwischenmeistersystem (englisch sweater sytem; sweater = Schwitzmeister), das die kärglichen Löhne noch herabzudrücken sucht. —

Hiermit sind wir beim zweiten Theile beider Arbeiten angelangt, der Antwort auf die Frage giebt: Wie hat die Entwickelung der Betriebsorganisationen auf die soziale und wirthschaftliche Lage der Schuhmacher- und Schneiderbevölkerung gewirkt? Auch in dieser Hinsicht ist das Handwerk dem mechanischen Großbetriebe gegenüber eine veraltete Betriebsform. Zeigt doch eines der wichtigsten Resultate dieses Abschnittes, daß die Lage des Arbeiters in der Schuhfabrik bedeutend günstiger ist als die des Gesellen im Handwerk, ja meist des Handwerksmeisters selbst. Nicht zu demselben Resultate kann die zweite Arbeit kommen. Im Schneidergewerbe ist an Stelle des zur Handwerkszeit üblichen Tagelohnes mit Aufkommen der Hausindustrie natürlicher Weise die Stücklohnarbeit getreten, die zur Controle der nicht unter Aufsicht des Geschäftsinhabers arbeitenden Hausindustriellen nöthig ist; hier steht sich der Arbeiter entschieden schlechter, da das oben erwähnte Sweater-System sich noch einschiebt, hier fehlen überhaupt wie im anderen Gewerbe die Fabrikarbeiterverhältnisse, die einen Vergleich gestatten. Nur das ist festzustellen, daß die Lage des Arbeiters im Maßgeschäfte durchschnittlich eine günstigere ist als die seines Kollegen in der Confection und daß die geringe Zahl der um Tagelohn Beschäftigten sich wirthschaftlich und sozial über beide erhebt, während der Zuschneider schon häufig durch eine Tantième an das Geschäft gefesselt ist. Es lassen sich also hier, wo der „selbständige Schneidermeister", der es aber häufig nur dem Namen nach ist, da die Arbeit für Kundschaft Ausnahme, die für das Geschäft Regel ist, noch die Hauptform des Betriebes darstellt, nicht für allgemeine Folgerungen so interessante Resultate gewinnen wie in der Schuhmacherei, in der nach allen Gesichtspunkten der Großbetrieb ein willkommen zu heißender Sieger ist. Francke begrüßt ihn, nachdem er ihn nach Arbeitslöhnen, Arbeitszeit, Arbeitsräumen und Arbeitsordnung mit den concurrirenden Betriebsformen verglichen, im Sinne von Schulze-Gaevernitz („Der Großbetrieb") und Herkner („Die soziale Reform") nicht nur als wirthschaftlichen, sondern auch als sozialen Fortschritt. Damit wir auf diesem Wege des Fortschrittes vorankommen und die Entwickelung, die sich nun doch einmal vollziehen muß, mit all' ihren Uebergangsschmerzen nicht verlangsamt wird, fordert er von der Politik einer einsichtigen und starken Regierung die energische Anwendung der Arbeiterschutzbestimmungen auf die veralteten Betriebsformen, insbesondere die Hausindustrie, und volle Coalitions- und Versammlungsfreiheit nicht nur auf dem Papiere, sondern auch in Wahrheit; daneben eine Wirthschaftspolitik, die die Kauffähigkeit der Massen für Industrieproducte hebt durch Aufräumung jeder künstlichen Vertheuerung der unentbehrlichen Lebensmittel. —

Aehnlich weittragender Schlüsse enthält sich der andere Autor, selbstverständlich bei Betrachtung eines Gewerbes nur einer einzigen Stadt, dessen Entwickelung zum Großbetriebe sich noch lange nicht so energisch vollzogen hat wie die Schuhmacherei. Er schließt die engeren Grenzen seiner Arbeit mit Worten, die die „Enquête über die Lage des Kleingewerbes in Baden" hervorgehoben hat, mit Hinweis auf die Nothwendigkeit kaufmännischer Kenntnisse und mit der Ermahnung, daß es für den Handwerksmeister jetzt darauf ankommt, wirklich Gutes zu leisten und die Gewerbefreiheit „als Sporn zu allseitigem Wettkampf von Fleiß und Talent und nicht als Freibrief zur Pfuscherei anzusehen". —

Es war hier nicht am Platz, die vielen in's Einzelne gehenden statistischen Nachweisungen mitzutheilen, die mit Aufwand von rastlosem Fleiß und Aufopferung mancher Stunde und manchen Tages gesammelten Notizen anzuführen, sowie die aus persönlicher Erfahrung, aus großstädtischer Wanderung und Ausflug in die Berge, geschilderten Bilder nachzuzeichnen. Wen die Einzelheiten in zwei Gewerben interessiren, mit denen jeder so häufig in Berührung kommt, der möge die Bücher selbst zur Hand nehmen, doch möge er sich stets vor Augen halten, daß es sich hier nur um Bayern handelt und Bayerns Hauptstadt. Daß die künftigen Resultate aus der Schuhmacherei des deutschen Nordens wesentlich anders lauten, ist nicht zu erwarten, das Schneidergewerbe dagegen ist hier nur im Spiegel der Großstadt beobachtet worden.

Joseph Hyrtl.

Von Eduard Sokal.

Aus Wien dringt in die wissenschaftliche Welt die Trauerkunde, daß Joseph Hyrtl nicht mehr unter den Lebenden weilt. So wenig auch die wissenschaftlichen Leistungen dieses Mannes ihrer Natur nach populär sein konnten, so war doch sein Name in alle Länder, alle Welttheile gedrungen und überall, wo moderne Cultur zu Hause ist, wird die Nachricht von seinem Tode das Echo lebhaftester Theilnahme und Trauer hervorrufen. Denn Joseph Hyrtl war nicht bloß ein unvergleichlicher Anatom, ein trefflicher Forscher auf einem weitausgedehnten Gebiete; er war nicht nur Hofrath und Professor, sondern auch ein genialer Mensch von Gottes Gnaden. All' seine Werke und Abhandlungen sind — abgesehen von ihrem Werthe — nicht gewöhnliche wissenschaftliche Scheidemünze, sondern sie tragen das selbstherrliche Gepräge einer ursprünglichen und, fast möchte man sagen, einsamen Individualität. Nichts ist in dieser Beziehung so charakteristisch, als der bekannte „Hyrtl'sche Humor" von dem seine zahlreichen Werke, besonders das „Handbuch der Zergliederungskunst" beredtes Zeugniß geben. Es ist nicht das heitere Lachen des wissenschaftlichen Arbeiters, das uns da entgegenklingt und noch viel weniger jene großartige Selbstironie der Wissenschaft, wie

sie Bacon von Verulam, wie sie Theodor Fechner geübt haben; es ist die hastige, nervöse, spöttische Laune eines genialen Individuums, die sich hier in tollen Sprüngen gefällt und der es freilich nicht selten die Grundlosigkeit des Spottes durch seine Gewandtheit wettzumachen gelingt.

Es ist nicht leicht, von dem geistigen Schaffen und der Persönlichkeit Hyrtl's ein richtiges Bild zu geben. Ueber seine Person circulirt eine Unzahl schnurrig-phantastischer Anekdoten und es ist kaum möglich, Wahrheit und Dichtung hier streng auseinander zu halten. An jeden Abschnitt von Hyrtl's langer Lebenslaufbahn knüpfen sich einige dieser curiosen Geschichten; wie er in seiner Studienzeit als Chorist in der Oper seinen Lebensunterhalt verdient; wie er einmal seiner Geliebten ein Skelett mitbringt, um ihr den schädlichen Einfluß der Fußbekleidung auf die Formen des menschlichen Fußes zu demonstriren, wie er als akademischer Lehrer das Auditorium recht andächtig seinen Worten zu lauschen und dann wieder in ein homerisches Gelächter auszubrechen zwingt, wie er als Professor Mephisto bei den Rigorosen die Studenten und — was durchaus nicht selten war — auch die gelehrten Herren Kollegen zum ohnmächtigen Spielball seiner Laune werden läßt, wie er endlich in zurückgezogener Waldeinsamkeit seinen Lebensabend verbringt, im Winter mit Schneeschaufeln, im Sommer mit Forstarbeiten beschäftigt, aber immer noch bei günstiger Gelegenheit, im Verkehre mit dem Land- und Arbeitervolk der Umgegend, den Pferdefuß hervorstreckt. Eine hohe, hagere Gestalt mit scharfgeschnittenen Zügen, tiefliegenden funkelnden Augen und einer mächtigen Stirn, auf der es einem neckischen Kobold gefallen hatte, die sonderlichsten Vertiefungen und Wölbungen herauszumeißeln, bildete er äußerlich wie innerlich den ausgesprochensten Gegensatz zu seinem berühmten Kollegen Ernst Brücke, mit dem er Jahre lang in heftigster wissenschaftlicher Fehde begriffen war. Der Kampf wurde auf der einen Seite mit ruhiger Ueberlegung und sachlicher Logik, auf der anderen mit allen Waffen einer glänzenden Dialectik geführt. Die besten Pfeile aus dem Köcher des Hyrtl'schen Spottes wurden abgeschossen und prallten an dem unerschütterlichen Gleichmuth des Gegners ab. In seinem „Lehrbuch der Anatomie" sagt Hyrtl, Brücke nenne sich nur deswegen Professor der „höheren" Anatomie, weil er dieselbe auf dem zweiten Stockwerke vortrage; in der darauffolgenden Entgegnung wurde von Brücke nicht einmal der Name Hyrtl's erwähnt. Dem hohen Alter gelang es erst, den persönlichen Groll, welcher der wissenschaftlichen Gegnerschaft gefolgt war, zu heben.

Um die wissenschaftliche Bedeutung Hyrtl's vollauf zu würdigen, muß man sich in eine Periode zurückversetzen, da die Aufgaben, Ziele und Methoden der anatomischen Forschung und ihr Verhältniß zur Gesammtheit der medicinischen Wissenschaften, von den gegenwärtigen nicht unwesentlich sich unterschieden. „Die organische Chemie ist die Zukunft der Medizin; die Anatomie ist ihre Gegenwart" sind die ersten Worte seines „Handbuches der Zergliederungskunst". Seit jener Zeit ist die Zukunft zur Gegenwart geworden und man muß es begreiflich finden, daß in der Blüthezeit der bacteriologischen Wissenschaft, in einer Zeit, da die medicinische Forschung unter dem Zeichen der Antisepsis und der Immunitätsuntersuchungen steht, die Aerzte die Bedeutung anatomischer Specialfragen nicht mehr so hoch anzuschlagen, ja vielleicht sogar zu unterschätzen geneigt sind.

Wenn wir von diesem rein äußerlichen, vielleicht vorübergehenden Umstande absehen, so werden wir zugeben müssen, daß Hyrtl, wenn auch kein Pfadfinder und Bahnbrecher der Wissenschaft, dennoch zu ihren geistreichsten Vertretern gehört. Er war der erste unter den bedeutenderen Fachanatomen, der die sog. topographische Anatomie, d. h. die Lehre von den natürlichen Lagebeziehungen der Gebilde des menschlichen Körpers als selbständiges Wissensgebiet behandelte und wie nur das Genie für den neuen Inhalt auch die neue Form findet, so gelang es ihm, diese Lehre in eine glänzende, durch Klarheit, Schönheit und Anschaulichkeit gleich musterhafte Sprache zu kleiden. Er betrieb die Anatomie als Künstler nicht minder, denn als Gelehrter und unter seiner Anleitung lernte man wirklich — was vor und nach ihm niemals mehr der Fall war — in der ruhenden Form die Bewegung, das Leben und Wirken der Theile sehen. Sein Lehrbuch erreichte daher die seltene Zahl von zwanzig Auflagen und sein Ruhm war zu jener Zeit so groß, daß der Präsident der französischen Akademie ihn mit den Worten „Voilà Hyrtl!" der Versammlung vorstellte.

Hyrtl bildet den Abschluß, gleichsam die Krone einer langen und ruhmvollen Epoche in der Geschichte seiner Wissenschaft. Sein Spott über die „höhere Anatomie", unter welcher Bezeichnung man damals in Wien die mikroskopische Erforschung der einzelnen Gewebe verstand, mag zuweilen von einer trüben Ahnung begleitet gewesen sein, daß der Schwerpunkt der anatomischen Wissenschaft sich vielleicht noch zu seinen Lebzeiten auf dieses Gebiet verschieben werde. Man kann gegenwärtig die Anatomie, soweit sie die mit bloßem Auge sichtbaren Theile und Verhältnisse behandelt, als eine im Großen und Ganzen abgeschlossene Wissenschaft betrachten und wendet seine Aufmerksamkeit vielmehr der Erforschung der feineren Structurverhältnisse zu. Es kommt noch ein zweiter Umstand hinzu. Die mächtige Umwälzung die Darwin's Theorie in den biologischen Wissenschaften hervorrief, die Auffassung des Naturgeschehens unter dem Gesichtspunkte unendlich kleiner mit der Zeit sich summirender Veränderungen und allmählicher Entwickelung, konnten auch auf die Anatomie nicht ohne Einfluß bleiben. Die Technik, die Methoden, die Ziele dieser Bestrebungen waren Hyrtl innerlich fremd und antipathisch. Nach den Erzählungen seines Schülers Zuckerkandl pflegte er zu sagen, daß Darwin's Lehre die Poesie aus der Wissenschaft verbanne. Wie Meister Anton in Hebbel's „Maria Magdalena" klagte er in letzter Zeit: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!"

Stimmungen und Wandlungen in Frankreich.

Von C. W. Petersen.

Die Zeiten ändern sich und wir ändern uns mit ihnen. Dies ewig alte Wort wurde uns in diesen Tagen illustrirt durch das gegenwärtige Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich, wie es in der neuen und neuesten Literatur zu Tage tritt. Trotz der französisch-russischen Herrlichkeit — von einem Bündniß ist doch im Ernst nirgends die Rede — hat unser Verhältniß zu Frankreich in den letzten drei Jahren an Schärfe verloren; manches Vorurtheil, das dem am liebsten innerhalb seiner vier Pfähle, soll heißen innerhalb seiner Grenzen weilenden Franzosen anklebt, ist überwunden, er ist unbefangener geworden, wie sich das z. B. schon in dem kleinen Umstand zeigt, daß er die schrecklichen Preußen nicht mehr so viel mit den biederen Deutschen verwechselt, und daß er selbst in Berlin jetzt Deutsche findet.

Zwar urtheilen natürlich verschiedene Franzosen auch in diesen Dingen verschieden; sie sagen in derselben Sache noch nicht alle dasselbe. Namentlich aber sind es zwei Fragen in unserem Verhältniß zu Frankreich, welche der Klärung immer mehr entgegen gehen: Wer ist schuld an dem deutsch-französischen Krieg? und: Was für eine Physiognomie zeigt Berlin, die Residenz des deutschen Kaisers, französischen Gästen?

Freilich, was der Einzelne im einzelnen Fall sagt, soll man nicht zu hoch anschlagen, und namentlich nicht, wie es mancher Schriftsteller Art ist, ohne Weiteres verallgemeinern, wie jener Engländer, der in einer kleinen Provinzialstadt Frankreichs in einen Gasthof tritt, wo er eine stammelnde Wirthin mit rothem Haar zu seinem Dienste bereit vorfindet und nun in seinem Tagebuch notirt: Die Leute in dieser Gegend haben rothes Haar und stammeln. Die Sache gestaltet sich aber anders, wenn gleichzeitig Männer von Intelligenz und gutem Willen oder erleuchtete Frauen auf den Schauplatz

treten, wenn Urtheilsfähige, die auch einmal die weite Welt sich angesehen, wenn auch neben beschränkteren zur selben Sache reden. Ein griesgrämlicher, verbissener Melancholiker schaut die Dinge anders an, als ein heiter Aufgeräumter.

Da haben wir zunächst eine ganz neue Studie von Octave Gréard: Prevost-Paradol, étude et choix de lettres, ferner einen Brief von Adolf Brisson (nicht zu verwechseln mit Eugène Henri Brisson, dem Ministerpräsidenten vom April 1885 bis Januar 1886) datirt Berlin 13. März 1894, daneben neuesten Datums: La cour de Berlin par Pierre de Lano und einen Journalartikel A Berlin von Baronin Staffe, der deutschfeindlichen, zur Zeit maßgebenden Richterin über den guten Ton in Frankreich, endlich die drei Jahr ältere Schrift Armand Silvestre's: La Russie.

Prevost-Paradol trat 1849 in die Pariser Normalschule (Seminar für die Lehrer des höheren Schulamtes) und war Zeitgenosse von Francisque Sarcey, Gréard, Hippolyte Taine und anderen literarischen Größen Frankreichs. Prevost war zu jener Zeit ein weichmüthiger Jüngling, bald ausgelassen munter, bald in Melancholie versunken, ohne rechte Willenskraft und echten Mannesmuth. Der 2. December 1851 erscheint, und mit ihm der Staatsstreich Napoleons, in Folge dessen dieser am 20. December mit $7^1/_2$ Millionen Stimmen zum lebenslänglichen Präsidenten erwählt wird, was zu der Zeit die Dictatur bedeutete. Die Studirenden, wenigstens dieses Kreises, sind alle mit einander verblüfft, aber theils die Zureden der Eltern, theils die Gründe tonangebender Freunde rathen dringend, sich einfach ruhig zu verhalten und den Lauf der Dinge abzuwarten, namentlich beeinflußt Prevost in dieser Richtung seinen speziellen Freund Taine u. A. Nach einer Reihe wechselvoller Jahre mit Geldverlegenheiten, frühem Tod der Gattin und anderen Schicksalen tritt Prevost nicht ohne Scrupel in den Dienst des jetzt liberalen Kaiserthums, das andere Wege einzuschagen sich bereit gefunden, seitdem Emile Ollivier, einer der Hauptredner der bisherigen Opposition, am 2. Januar 1870 zum Chef des neuen Ministeriums ernannt worden war. Napoleon, erfreut über die Acquisition eines Mannes mit so gutem Namen, bestimmt Prevost für den diplomatischen Dienst und zunächst zur Durchführung eines wohlvorbereiteten Handelsvertrages mit den Vereinigten Staaten, dessen Abschluß keinerlei Schwierigkeiten erblicken ließ. Prevost wird zum außerordentlichen Botschafter ernannt und begiebt sich zur Abschiedsaudienz nach Saint Cloud, wo Kaiser und Kaiserin ihn auf's zuvorkommendste empfangen. Die Kaiserin führt zuerst das Wort und springt nach einigen banalen Redensarten über Zölle und Tarife plötzlich auf ein anderes Thema folgenschweren Inhaltes über. Den wesentlichsten Theil desselben hat Prevost am Tage nach der Audienz in einigen Bleistiftnotizen flüchtig hingeworfen in der Gestalt, in der man sie unter seinen hinterlassenen Papieren gefunden. Wir entnehmen ihnen das Folgende.

In leidenschaftlicher Weise, wobei ihr der Mund überläuft, weil das Herz voll davon ist, bespricht die Kaiserin das Verhältniß Frankreichs zu Preußen, spricht von Repressalien, „als hätten wir irgend welche Beleidigungen zu rächen", von der Nothwendigkeit Frankreichs, wieder seinen früheren Rang einzunehmen, „als ständen wir unter dem Alpdruck eines europäischen Complotts". Ihren Sohn vergötternd, erklärt sie sich bereit Alles zu thun, um seine Zukunft (son avènement) vorzubereiten. „Sehen wir uns wohl vor nach dieser Seite hin, wenn der Tag kommt, etwas zu thun" . . . Prevost fühlt sich schwer betroffen von der Leidenschaftlichkeit der Kaiserin. Der Kaiser dagegen, sehr leutselig, spricht offen und natürlich, wiewohl mit einem Anflug von Traurigkeit, so daß sich Prevost fragt: „Sollte er ernstlich krank sein, wie es das Gerücht behauptet?"

Er erklärt rund heraus, daß er den Krieg nicht wolle; man könne doch keinen Krieg führen, wenn man nicht die Hände voll von Alliancen hätte. Er setze sein Vertrauen auf seinen gegenwärtigen Conseilspräsidenten Ollivier. Wieder einigermaßen beruhigt durch die Worte aus dem eigenen Munde des Kaisers, kehrt Prevost nach Paris zurück, aber auf dem Heimwege beschäftigt ihn immer von Neuem die Frage: Wozu diese leidenschaftliche Rede der Kaiserin gegen Preußen? Am 30. Juni schifft er sich mit seinen Kindern ein zu Brest, nachdem ihm am Tage vorher ein offizielles Organ die des Kaisers Worte bestätigende Kunde gebracht hatte: „Niemals ist die Erhaltung des Friedens auf dem alten Continent besser garantirt gewesen." Er hat aber den Ozean noch nicht hinter sich, als schon ein Telegramm ihm vorauseilt mit der Nachricht, daß der Conflict mit Preußen zum Ausbruch gekommen sei. Getäuscht und mit dem Vorwurf, seine Freunde unabsichtlich getäuscht zu haben, bestürmt von schwarzen Gedanken aller Art, bricht der Arme schon nach wenigen Tagen unter der Wucht der für ihn schrecklichen Nachricht zusammen und sieht zuletzt keinen anderen Ausweg aus diesen Wirrnissen als den freiwilligen Tod durch eine Kugel. Der 20. Juli findet ihn als Leiche und kaum zwölf Tage nach seiner Ankunft führt der „Lafayette", der ihn gebracht, seine sterbliche Hülle nach Frankreich zurück. Am Tage vor der feierlichen Ueberreichung seiner Creditive, dem 19. Juli, wurde die französische Kriegserklärung in Berlin übergeben. Er hatte im Geiste vorhergesehen, wie es in solchem Fall kommen mußte. „Er sah Deutschland und Frankreich auf einander stoßen corps à corps wie zwei Eisenbahnzüge, die mit aller Kraft auf einander losfahren, sah Frankreich zu Boden geworfen, zerquetscht, verstümmelt". Das war zu viel. Sich allein und von Allen verlassen glaubend — seine Kinder hatte er der Hitze wegen nach Newport geschickt — ging er in den Tod als eines der ersten Opfer des unheilvollen Krieges und einer Diplomatie, die bis dahin nicht Gegenstand seiner Neigung gewesen war und es schwerlich jemals geworden wäre. „Beendigen Sie die Tarifangelegenheit und kehren Sie dann zurück, um Ihren Platz in der Regierung einzunehmen!" war des Kaisers letztes Wort an ihn gewesen.

Wer hat darnach zum Krieg geschürt und zum Losschlagen gedrängt, trotz anfänglichen Widerstrebens des Kaisers sowohl als seiner Räthe, des liberalen Ministeriums Ollivier, das ein constitutionelles Kaiserreich zu begründen eben im Begriff stand? so fragt man in Frankreich, und die Antwort ist: Die Kaiserin. Auch unser oben erwähnter Briefschreiber, der mitten im Leben und Denken der Pariser Gesellschaft steht, Adolphe Brisson, ist darüber nicht in Zweifel. Sich auf die Arbeit von Gréard über Prevost-Paradol und dessen Briefe berufend, sagt er: „Es ist allerdings die Kaiserin Eugenie, welche getrieben von einer verhängnißvollen Blindheit die vornehmste Anstifterin des unglückseligen Krieges war." Im Uebrigen — damit doch auch den Deutschen etwas aufgehalst werde — zieht er sich hinter seinen Gewährsmann Pierre de Lano und dessen Schrift La cour de Berlin zurück und läßt diesen zu Wort kommen.

Nach Pierre de Lano käme denn aber doch die Depesche des Fürsten Radziwill, welche angeblich die Unterhandlungen des Königs mit dem französischen Botschafter Grafen Benedetti entstellt zum Ausdruck gebracht und in dieser Gestalt den europäischen Kabinetten übergeben worden, auch in Betracht; doch scheint er hinterher kaum in Zweifel darüber, daß dieselbe den Lauf der Dinge doch nicht hätte aufhalten können. Pierre de Lano rühmt sich, Gelegenheit gefunden zu haben, sich mit einem der Chefs des Tuilleriencabinets von 1870 über diesen Gegenstand zu unterhalten. Nach dieser Unterhaltung wäre Benedetti keineswegs der Schuldige, wie man bisher geglaubt. Er machte dem Tuilleriencabinet oder vielmehr seinem speziellen Chef, dem Herzog von Gramont, von dem Vorgefallenen Anzeige und sandte eine Copie des Rapportes des Fürsten Radziwill nach dem Quai d'Orsay; aber die Mitglieder des Cabinets ignorirten diese Mittheilung. Der Herzog von Gramont, welcher sich ebenfalls zu Anfang dem Krieg abgeneigt gezeigt hatte, war einer der Getreuen der Kaiserin. Er ließ sich erbitten durch ihre Partei, und als ihm eine Depesche von Benedetti zugestellt wurde, unterbreitete er sie der Kaiserin, statt einer anderen Darstellung sofort zu widersprechen und seinen Kollegen bekannt zu geben. Die Kaiserin weigerte sich in wahrem oder fingirtem Zorn, dem Actenstück Glauben beizumessen („refusant d'y ajouter foi") und bat den Herzog, die Sache geheim zu halten. Dieser kam den Bitten der jungen Frau nach, und so kam es, daß sowohl der Kaiser als der Chef des Cabinets

in der ganzen Angelegenheit unwissend blieben. Man könnte, fügt Pierre de Lano hinzu, hier einwenden, daß Benedetti bei dem Schweigen, womit seine Darlegung aufgenommen wurde, sich hätte entrüsten und eine entschiedene Erklärung provoziren müssen. Aber von welchem Einfluß wäre zu dieser Zeit eine solche Haltung gewesen. „Ist man ganz sicher," ruft er aus, „daß die Stimme unseres Botschafters von der Menge wie vom Parlament verstanden worden wäre?" Eine weitere Thatsache vollzog sich dann am Hofe wenige Tage nach der Erhebung des deutsch-französischen Conflictes, einige Stunden, nachdem Ollivier, der Vertrauensmann des Kaisers, glücklich alle Schwierigkeiten zwischen den beiden Cabinetten überwunden glaubte, und diese wichtige Neuigkeit in das Palais Bourbon getragen hatte. Nach der Sitzung der Deputirtenkammer eilte Ollivier zum Kaiser und der Kaiserin. Als die junge Frau ihn erblickte, gerieth sie in die äußerste Aufregung, sprach einige Worte der Entrüstung, und als der Minister sich vor ihr verbeugte, als bemerkte er ihre Nervosität nicht, kehrte sie ihm barsch (brusquement) den Rücken und entfernte sich. Es ging alsdann etwas wie zustimmendes Murren durch die die Kaiserin umgebenden Herren und Damen, und diese Herren und Damen imitirten die Erregung, die jenes ergriffen hatte.

Adolphe Brisson aber als überzeugter Republikaner konnte sich gelegentlich seines jüngsten Berliner Aufenthaltes, als er dem Arsenal vorüberging, in dem die französischen Kanonen schlummern, und im Gedenken solcher Intriguen, nicht enthalten, wie er sagt, den dynastischen Interessen zu fluchen, welchen so oft die Königinnen und die Könige das Glück und den Ruhm ihrer Völker zum Opfer brachten. Nun, unsererseits waren keine dynastischen Interessen im Spiele. Ganz Deutschland war damit einverstanden, als der hingeworfene Fehdehandschuh von Kaiser Wilhelm I. aufgenommen worden war. Wir aber können uns freuen, daß endlich auch bei unseren Nachbarn jenseit der Vogesen dem Anschein nach alle Zweifel verschwunden sind über die wahren Ursachen des blutigen, für Deutschland so bedeutungsvollen Krieges.

Wir kommen nunmehr zur zweiten Frage: Was für eine Physiognomie zeigt die Reichshauptstadt Berlin, die Residenz des deutschen Kaisers, dem Franzosen, der als Gast in ihren Mauern erscheint? Des Contrastes halber sehen wir uns genöthigt, vorab einen Auszug in fast wörtlicher Uebersetzung von dem zu geben, was Armand Silvestre in seinem Buche La Russie im December 1891 seinen Lesern über Berlin bietet.

„In dem volkreichen Centrum der Stadt, wo allein die Soldaten wirklich angezogen erscheinen, wird jeder Franzose auf der Stelle erkannt und mit einer Unverschämtheit angeglotzt, in der der Haß vielleicht aufrichtiger ist, als die zur Schau getragene Verachtung. Man lacht uns gerad in's Gesicht, und hinter uns werden im schwerfälligen Durcheinander faule Witze gekrächzt. Man ist ja freilich allemal übel daran, wenn man sich über Unannehmlichkeiten beklagt in einer Gesellschaft von Leuten, welche man freiwillig aufgesucht hat. Es wird dem gegenüber gesagt, daß unsre Landsleute von irgendwelcher Bedeutung (Jules Simon!), sobald sie sich zu erkennen geben, von Seiten der Berliner Gesellschaft Gegenstand von fast übertriebener Aufmerksamkeit sind. Ich bin nicht vor diese Form der Beleidigung gestellt worden; jene, die aus dem Herzen der Bevölkerung hervorgeht, hat mir überreichlich genügt. Ich bin nichtsdestoweniger, wo es mir gefallen hat, mit einer dicken Schicht Wurstigkeit gepanzert, ja selbst innerlich geschmeichelt gewesen durch Vergleiche, die sich meinem Geiste aufdrängten . . . Wir geben uns in Paris unendliche Mühe, sie bei uns Jena vergessen zu machen. In Berlin geben sie sich wenigstens eben so viele Mühe, uns Sedan in das Gedächtniß zu rufen. Bewundernswerth ist es zu sehen, wie diese Schuster in den Bierstuben die Augen in der Richtung des armen Franzosen furchtbar rollen lassen, wenn er sich gestattet, einen unschuldigen „Bock" zu vertilgen. Wüthend kauen sie an ihren Friedenspfeifen herum, deren Qualm sie uns heftig und stoßweise, als wären es Rauchwolken aus einer Kanone, in's Gesicht blasen . . . Eine Promenade im Thiergarten ist nicht dazu angethan, uns mit dieser unliebsamen Stadt auszusöhnen. Der Thiergarten ist eine der am wenigsten gelungenen Parodien auf unser bois de Bologne, welche mir vorgekommen sind. Man fährt darin spazieren in alten Berlinen, deren sich unsere Emigranten geschämt haben würden, abscheulichen Kutschen, an denen kein Goldschmuck in getriebener Arbeit erglänzt, ich schwöre es, aber deren Geräumigkeit ein Volk bekundet, das zur Oeconomie gezwungen ist. Große Mecklenburgische Pferde mit brüskem Maul ziehen diese Lastwagen auf einem Wege, der sich bei dem ersten Regenguß in einen Sumpf verwandelt. Man begegnet da Offizieren zu Pferde und einigen Damen der Halbwelt, welche durch ihre Eleganz verdächtig erscheinen. Die Eindrücke auf uns bleiben dieselben, bis zu unserer Abfahrt vom Bahnhof, wo die Beamten, die ich eben noch unter einander hatte französisch sprechen hören (!), sich stellen, als verständen sie uns nicht, wenn wir eine Frage an sie richteten. Es ist ihnen nämlich untersagt, französisch zu sprechen (!). Fast erscheint es uns als ein Vergnügen, sich so herzlich verabscheut zu sehen; wir lachen schließlich darüber. Wie sind doch solche Armseligkeiten miserabel zwischen zwei Völkern, deren Armeen als die ersten der Welt gelten, zwischen zwei Nationen, welche so viel Grund hätten, gegenüber den höheren Aufgaben der Civilisation sich mit einander zu verständigen, leider aber eben so sehr das Recht, wenn nicht gar die absolute Pflicht haben, einander zu hassen."

Also Armand Silvestre. Wie ganz anders spiegelt sich Berlin in dem Kopfe seines Kollegen Adolphe Brisson, nur drei Jahre später. Ein Unterschied wie Tag und Nacht. Nicht leichten Herzens, mit Vorurtheilen verschiedener Art, theils durch Bücher, theils durch Freunde, wie es scheint aber doch nur flüchtig heraufbeschworen, trifft er in Berlin ein, das ja nach der allgemeinen Ansicht in Frankreich eine furchtbar langweilige Stadt sein soll. Der nächste Tag ist ein Sonntag. Die Stadt prangt im Frühlingssonnenschein. Auf der Straße, namentlich Unter den Linden und auf dem Wege nach dem Thiergarten bewegt sich ungezwungen im Sonntagsstaat und in Sonntagslaune eine frohe Menge: die ehrsame Bürgerfrau am Arm des Hausvaters, Offiziere und stramme Soldaten in kleidsamer Uniform, daneben elsässische (!) Ammen, die ihre Säuglinge spazieren führen, lauter zufriedene und glückliche Menschen. Es dauert auch nicht lange, so entbehrt Brisson weder den französischen Himmel noch die französische Erde; nirgends findet er, abgesehen von der Siegessäule, eine Spur von Feindesland oder feindseliger Gesinnung. An den hohen Häusern fällt ihm nicht, wie A. Silvestre, auf, daß sie der Sandsteinquadern, aus denen die Pariser Paläste erbaut sind, ermangeln. Selbst harmlos, mischt er sich am Nachmittag unter die harmlose Menge, die weit entfernt ist, in ihm den Franzosen zu wittern und denselben auf's Korn zu nehmen. Nichts von Haß, von Geringschätzung oder gar von Beleidigung und Injurien.

„Ich versichere Sie, daß die Bewohner Berlins keineswegs unangenehm sind, sondern einfach brave Jungen, durchaus unfähig dünkelhafter Zurückhaltung wie stolzen Trotzes. Sie amüsiren sich ohne Verstellung, ohne Heucheln. Den Franzosen speziell bezeugen sie ein ganz besonderes Wohlwollen, das fast etwas Genierendes hat . . . Nicht wie in London, eilen sie geschäftig und rücksichtslos weit ausschreitend vorüber, sondern langsamen Schrittes, ganz gemüthlich ziehen sie dahin, die Cigarre im Munde. Nichts von britischer Steifheit, namentlich im Anzug, die Kleider sitzen bequem und flott, und statt des steifen Cylinders tragen sie Filzhüte à la Rembrandt mit breitem Rande . . . Ich will nicht eben behaupten, daß die Deutschen die Franzosen lieben, wie könnten sie auch, da sie ihre Feinde von morgen vor sich haben; aber sie thun ihr Möglichstes, um sie zu entwaffnen. Und im Grunde bewundern sie unseren Geschmack, unsere geistige Regsamkeit, die uns angeborene Eleganz und unsere Kunst im Arrangiren."

Ueberall bewegt sich der Franzose unbeengt und findet durchaus keinen Grund, der ihn abhalten könnte, sich in seiner Sprache laut zu unterhalten. Unbelästigt geht er mit wem und wo er will, nirgends wird er, wie etwa der Russe, mit Mißtrauen angesehen oder unfreundlich aufgenommen. In Erwiderung des erfahrenen Wohlwollens ist der Thiergarten Herrn Brisson nicht etwa eine Parodie auf das Bois de Bologne, sondern nichts mehr und nichts weniger als eben dieses, wie für ihn die Straße Unter den Linden sans phrase seinem Boulevard des Italiens gleicht. Tritt er in ein Restaurant oder in ein Verkaufslocal, so findet er die freundlichste Behandlung. Jedermann ist sichtlich bemüht, gefällig und zuvorkommend zu sein. Ueberall verbindliches Lächeln, selbst graziöses Auftreten

in Bewegung und Manieren. In der Absicht, sich zu informiren, führt er den unvermeidlichen, wie er sagt, klassischen Baedeker und daneben den neuesten Band von Pierre de Lano: La cour de Berlin, mit sich, welch letzteren er einer recht strengen Kritik unterzieht. „Wenn", sagt er an einer Stelle, „Pierre de Lano sich über die aggressive Laune der Preußen — etwa nach dem Vorgang von A. Silvestre? — beklagt, so ist er entweder nie in der Hauptstadt Preußens gewesen, oder er hat sie vor langer Zeit, etwa gleich nach dem Kriege besucht." Der üblichen Ausdrücke „Preußen", „preußisch" bedient sich Brisson nur den feindseligen Elementen seiner Nation gegenüber. Läuft nämlich die üble Laune mit dem Franzosen davon, so steht allemal als drohendes Gespenst die Pickelhaube vor ihm, d. h. der mindestens ebenbürtige Gegner auf militärischem Gebiet, vor dem er Respect hat, der Prussien; den Deutschen läßt er einen guten Mann sein. Brisson's Art ist das sonst nicht.

Im Café, in der Bierstube, findet er zuweilen auch hübsche Berlinerinnen, „Gretchen im Goldhaar", zu seiner Bedienung bereit und läßt sich, trotz der mit Recht gelobten französischen Küche, die auf silbernen Platten dargereichten Speisen mit den wunderlichen Namen vortrefflich schmecken, trinkt auch ganz behaglich seinen Liter Bier dazu und zündet sich nach dem Essen eine für seine Begriffe enorme Cigarre an, die sicher seine Monopolcigarre nach Geruch und Geschmack weit hinter sich läßt. Kein Schuster pafft ihm, weder hier noch anderswo, Dampfwolken ins Gesicht.

Er ist nicht wenig überrascht, von der viel verspotteten pauvreté der Deutschen nichts zu verspüren. Man hat ihm doch immer gesagt, die Deutschen haben kein Geld, und da findet er nun, daß das fröhliche Berlin gar keinen Geldmangel zeigt; im Gegentheil, der Berliner hat und läßt auch fließen nach dem Wort: leben und leben lassen. Namentlich wo Theater und Concerthallen zum Genuß einladen, fehlt es nirgends. Nachmittags sind alle derartigen Locale und Etablissements überfüllt, besonders am Sonntag, wo sie ihn an den Tag der Mitfasten in Paris lebhaft erinnern. Zuweilen läuft etwas Uebertreibung, wie auch bei anderen Schriftstellern mit unter, z. B. bei Schilderungen der Theatersitten, so daß beliebte Künstler acht, ja zehnmal durch Aufstoßen mit den Spazierstöcken herausgerufen werden, was dann allemal einen Heidenlärm verursache. Aber das alles ist ihm nur ein Beweis mehr von einem unverwüstlichen, wenn auch stellenweise etwas derben Humor. Einen melancholischen Anflug dabei finden zu wollen, wie Pierre de Lano, kommt ihm nicht in den Sinn. Es stimmt ihn lustig, zu hören, daß man die beliebtesten Fleischwaaren, soweit sie in der Hauptsache aus Schweinefleisch bereitet werden, seine cochonnailles; zu den Delicatessen zählt, und er meint, das wäre doch wohl nur Ironie. Im Uebrigen findet er, daß der reichliche Genuß von Speisen und Getränken den Berliner keineswegs unempfänglich gegen geistige Genüsse mache. Besonders angenehm muthet es ihn an, daß man in den Schaufenstern der Buchhändler auch die neuesten Erzeugnisse der französischen Literatur findet, sowie, daß man in den Theatern auch französische Stücke in Uebersetzung zur Aufführung bringt und in der Oper neben Wagner auch Gounod berücksichtigt. Namentlich an Sonntagen werden dafür aber auch fabelhafte Einnahmen erzielt. Pierre de Lano, dessen Werk er anfänglich Glauben geschenkt hat, erfährt mehr als einmal herben Tadel. „Er ist sicher eine ehrliche Haut. Er hat, als er sein Werk schrieb, der Wahrheit gerecht zu werden geglaubt; indeß sein Buch wimmelt auf jeder Seite von Unrichtigkeiten." Der Schluß des mitgenommenen Bandes hat ihm u. A. gesagt: Die Fremden, welche nach Berlin kommen, halten sich dort nie lange auf; sie begnügen sich damit, die Monumente aufzusuchen, Potsdam und die königlichen Schlösser zu besehen und fliehen darauf die preußische Hauptstadt, wo sie keine Nahrung für ihren Geist zu finden vermögen. Er kann das nicht zutreffend finden. Die bekannte Baronin Staffe findet ihrerseits die Haltung des Hofes bemitleidenswerth und stellt die Stimmung Wilhelms II. als eine griesgrämliche dar, welche nicht verfehlt, auch auf seine Unterthanen deprimirend zu wirken. Aber auch das trifft nach seiner Ueberzeugung nicht zu, wenigstens nicht, was das Verhältniß des Kaisers zu seinen Unterthanen betrifft. Pierre de Lano muß aus unlauteren Quellen geschöpft haben, wenigstens fürchtet er das.

„Wenn man Berlin besucht, und sich unter das Publikum mischt, so wird man nirgends überrascht durch Symptome von Unzufriedenheit oder Revolten oder von Spottlust. Ueberall das Bildniß des Kaisers, in guten und schlechten Localen, in den Foyers der großen Theater, wie in den kleinsten Kneipen. Reitet der Kaiser vorüber, oder passirt er in langsamem Tempo die Mittelallee des Thiergartens, so entblößt sich jedes Haupt und man liest in allen Gesichtern den Ausdruck sympathischer Ehrerbietung. Was die Berliner in ihm verehren, das ist die höchste Autorität, das Prinzip des Erbkaiserthums, welches ihnen heilig ist, und der Name Hohenzollern inspirirt ihnen eine grenzenlose Ergebenheit. Am Tage nach dem Tode des alten Wilhelm I. defilirte die ganze Stadt an seinem Sarg vorüber, und es spiegelt sich in solchem Vorgang ganz was anderes, als bloße Neugier. Nein, aufrichtig, ich glaube nicht, daß dies Volk für die Republik reif ist; es ist monarchisch bis auf's Mark."

Was den Hof betrifft, da — aber auch nur da und in diplomatischen Dingen — wagt Adolphe Brisson nicht, seinem sonst wenig zuverlässigen Führer zu widersprechen, aber aus dem einfachen Grunde, weil er dort keinen Zutritt gesucht und also auch keinen gefunden hat. In diesem Punkt, meint er jedenfalls ironisch, wäre ihm Pierre de Lano wohl über und glücklicher gewesen als er. Jedenfalls will er ihm und der Baronin es überlassen, in diesem Stück den Lesern die wünschenswerthe Auskunft zu ertheilen.

Die Baronin Staffe erklärt von vornherein, daß ihr der Hof von Berlin wenig sympathisch ist, daß sie trotzdem darlegen wolle, „wie unsere Feinde leben und sich amüsiren". Also doch! wir aber wissen damit, was wir von ihr zu erwarten haben. Neues, das wahr ist, können beide selbstverständlich deutschen Lesern nicht sagen, an Uebertreibungen mit feindlicher Tendenz aber fehlt es natürlich nicht, denn schwerlich hat auch die Baronin unseren Hof sich in der Nähe besehen; alles vom Hörensagen, wie genau sie auch orientirt zu sein vorgibt. Ebenso erbaulich wie naiv klingt indeß der Schluß ihres Artikels, der dem Brief Brisson's angehängt ist, weshalb wir ihn hierhersetzen wollen. „Sehr autoritativ auftretend, auch wenn er daheim ist, regelt der Kaiser das Frühstück seiner Kinder, controlirt die Bücher der Kellermeister (er hat nur noch einige Flaschen des sehr seltenen Weines, wovon er dem Fürsten Bismarck ein Fläschchen im Werth von 625 Fr. übersandt hat) und bestimmt auch die Toilette seiner Gemahlin. Ihr Kleid ist weit ausgeschnitten, damit sie ihren schönen Hals, geschmückt mit einem Collier von kostbaren Perlen, zeige."

Das im Vorstehenden Angeführte möge für diesmal genügen, die Situation, wie sie zur Zeit gegeben ist, zu beleuchten. Darnach wäre die erste der hier angeregten Fragen so gut wie völlig geklärt, und diese Klärung dürfte auf die noch zu wünschende in der zweiten Frage nicht ohne fördernden Einfluß bleiben. Die zweite Frage bedarf aber auch noch gar sehr und für die weitesten Kreise in Frankreich einer eingehenden Würdigung, und wir stehen nicht an, zu behaupten, daß A. Brisson sich ein großes Verdienst erworben hat durch das muthige Vorgehen angesichts der Menge von Vorurtheilen bei seinen Landsleuten. Adolphe Brisson ist zur Zeit Chefredacteur der Annales politiques et litteraires. Der unbefangene Blick und die vorurtheilslose Auffassung dieses Mannes nach eigener Wahrnehmung der Dinge bürgt uns dafür, daß er nicht in den Wind gesprochen hat. „Wir sind in Frankreich", sagt er gerade heraus, „sehr unwissend und sehr naiv, wo es auf Kenntniß fremder Sitten ankommt. Wir acceptiren als baare Münze, was wir schwarz auf weiß geschrieben finden. Wir haben, mit einem Wort, eine Menge von Vorurtheilen und selbstgemachten Ideen."

Täuschen wir uns nicht, so wäre auch Gréard, der Verfasser des Buches über Prevost-Paradol, wohl der Mann, bessere Beziehungen einzuleiten zwischen zwei Nachbarvölkern, deren Culturbestrebungen die Menschheit so Großes zu danken

hat. Er ist ein selbständiger Charakter, von hoher Intelligenz, und bedeutender Redner, dazu angesehenes Mitglied der französischen Academie. Er hatte als solches, nebenbei bemerkt, seiner Zeit (1891) die Aufgabe, den damaligen Ministerpräsidenten de Freycinet zu begrüßen, nachdem dieser als Augier's Nachfolger seine Antrittsrede gehalten.

Vielleicht ließe sich durch die vereinten Bestrebungen solcher Männer wieder etwas von dem Geiste und der Stimmung, zunächst in den Kreisen der Presse, der siebenten Großmacht, zu Wege bringen, von der Armand Silvestre in seinem Buch über Rußland in einer Mischung von Wehmuth und Bitterkeit sich in folgender Weise ausläßt. Nachdem er nämlich der Zeit vor dem Kriege gedacht und seine Jugenderinnerungen ihn in die Kreise zurückversetzt haben, in denen französische und deutsche Künstler und Gelehrte damals in freundlichster Weise verkehrten, fährt er fort: „Und wie all die Anderen liebte ich sie auch, diese Gäste, mit ihrer von Herzen kommenden Gutmüthigkeit, welche unser Brot dem ihrigen vorzogen, unseren Ruhm über den stellten, über welchen ihr Vaterland verfügte. Wir waren ihnen naiverweise dankbar für diese Anerkennung und trieben unsere Höflichkeit so weit, daß wir unseren Victor Hugo ihrem Goethe nebenordneten, den in Wahrheit keiner von uns gelesen hatte(!). Und auf ihre blonden Häupter senkten sich die Lorbeeren unserer Salons, und unsere Zeitschriften wetteiferten unter einander in der Uebersetzung ihrer Werke. Wir feierten sie und wurden dabei ungerecht gegen uns selbst; aber, ich wiederhole es, wir liebten sie wahrhaft!“ —

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Laramie Jack.

Von A. A. Hayes.

Die Eisenbahn klomm mühselig in die Einsamkeit der Sierra Madre empor und war von Reisenden überfüllt. Einige, die sich im Salonwagen befanden und denen die Reise nicht neu war, lasen oder schliefen; andere, die diese Strecke zum ersten Mal befuhren, blickten auf die vor ihren Augen stets wechselnde Scenerie. Langsam versank die Sonne hinter den Bergen, die Dämmerung brach herein. Lucy Avery verließ das Fenster und wandte sich zu ihrem Vater, der an der entgegengesetzten Seite des Waggons saß und mit einem Mitreisenden von rauhem Aeußeren eine Plauderei angeknüpft hatte.

Mr. Avery erwiderte den Blick seiner Tochter mit einem Lächeln und sagte: „Meine Liebe, ich wünsche Dir diesen Gentleman, den Bürgermeister von Carbonate City, vorzustellen, dem Orte, wo wir heute unsere Reise beschließen.“

Der gute Bürgermeister fühlte sich unbehaglich, als er Lucys blaue Augen auf sich gerichtet sah, doch sie ermunterte ihn freundlich, richtete einige Fragen an ihn, die er ohne viel Kopfzerbrechen beantwortete, und so athmete er bald wieder erleichtert auf.

„Ich weiß, Miß,“ sagte er, „Ihr Vater erzählte mir, daß Sie die weite Reise nach unserem entlegenen Westen unternommen haben, um Ihren Bruder zu besuchen. Ich habe ihn wohl schon mal gesehen, denn ich kenne die meisten jungen Leute hier, kann mich aber jetzt nicht an ihn erinnern.“

„In seinen Briefen,“ bemerkte das Mädchen, „hat er mehrere Male einen Freund Namens Jack erwähnt, in dessen Gesellschaft er sich häufig befinde.“

„Aha,“ rief der Bürgermeister, „mein braver Jack, Laramie Jack! Nun erinnere ich mich Ihres Bruders. Laramie sprach oft von ihm. Von den Bergen bis Santa Fe gibt es keinen besseren Mann als Laramie Jack! Ich würde mich gar nicht wundern, wenn er in der nächsten Station unseren Zug bestiege, denn er soll sich jetzt in Carbonate City aufhalten.“

„So?“ sagte das Mädchen mit Interesse.

„Jawohl, Miß; er ist gekommen, um einen Freund — Comanche Charley heißt er — in seiner Noth beizustehen. O, Laramie hat ein Herz von Gold, und die Burschen sind von ihm begeistert, denn er thut alles für einen Freund. Comanche hat ein hartes Schicksal. Er besaß unter im San Rosario-Thal einen Rauch, und die Heuschrecken fraßen ihm seine ganze Ernte auf und die Indianer brachten sein Weib und seine Kinder um, als er fort war. Das machte ihn ganz schwermüthig, und gerade Laramie nahm sich seiner an und stand ihm bei, bis er sich wieder aufgerafft hatte. Nun ist Jack gerade im Begriffe, Comanche Charlie mit in's Gebirge zu nehmen, um ihn aufzuheitern. Wenn wir Dead Man's Gulch erreichen — die nächste Station, wo ich aussteige — will ich sehen, ob Laramie Jack in den Zug kommt; und wenn er hier ist, so will ich Sie mit ihm bekannt machen. Er wird Ihnen sicherlich Alles sagen können, was Sie von Ihrem Bruder wissen möchten.“

„Lucy, meine Theure,“ unterbrach ihn der Vater, der sich mit einem anderen Reisenden unterhalten hatte, „der Herr Bürgermeister hat Dir wohl interessante Dinge erzählt?“

„Ei,“ sagte der Bürgermeister, „ich sprach zu der jungen Lady soeben von dem Manne, der über Ihren Sohn Auskunft geben kann.“ Dann trat er, während der Zug langsam in die Station einfuhr, an's Fenster. „Sie brauchen nicht mal lange auf ihn zu warten, denn er steht auf dem Perron. Ich will hinausgehen und mit ihm reden.“

Bald brachte der Bürgermeister in den Waggon einen Mann von mächtiger Gestalt, mit Haaren und Bart von blauschwarzer Farbe, tiefliegenden Augen, vornehm in Haltung und Sprache; hinter dem Ersteren tauchte ein unansehnlicher, bleicher Mensch auf, mit zu Boden geschlagenen Augen und mit Schmerz und Kummer im Gesicht. Beide trugen Flanellhemden, lose Tücher um den Hals, Pumphosen, hohe Stiefel und breite Hüte.

„Mr. Avery,“ sagte der Bürgermeister, „dies ist mein Freund Laramie Jack. Ich hoffe, Sie werden mit ihm rasch Freundschaft schließen, denn er kennt Ihren Sohn. Good by, Mr. Avery und Sie gleichfalls, Miß.“ Er wechselte mit der Gesellschaft hastige Händedrücke und verließ den Zug.

„Ich unterlasse es, Ihnen meinen Begleiter vorzustellen,“ nahm Jack das Wort, „denn sein Unglück drückt ihn nieder.“

„Ja, ja,“ sagte Mr. Avery. „Ich habe von ihm gehört. Sehr betrübend, wirklich sehr betrübend. Gestatten Sie, daß ich Sie mit meiner Tochter bekannt mache.“

Die Unterhaltung war zuerst eine allgemeine, aber bevor der Zug Carbonate City erreicht hatte, war Mr. Avery schon wieder in ein Gespräch mit einem jungen Engländer verwickelt, indeß Miß Lucy Laramie Jack mit Fragen förmlich überschüttete. Obwohl er äußerlich sein gewohntes, kühles Wesen bewahrte, interessirte er sich offenbar für die schöne Fragestellerin. Als eine Bewegung unter den Reisenden die Endstation verkündete, sagte er: „Sie und Ihr Vater sollten sich in einem sündhaften Orte wie Carbonate City nur die Zeit aufhalten, einen Bissen zu sich zu nehmen. Derweil will ich ein Gespann auftreiben und Sie dann nach der alten Wilson Rauch bringen, die nur zwanzig Meilen von hier entfernt ist. Wir haben eine prachtvolle Mondnacht, und bei Wilson finden Sie gute Betten und gutes Essen. Morgen früh wollen ich und mein Partner uns aufmachen, Ihren Bruder zu finden, der, glaube ich, seit zwei Wochen sich in einer Rauch aufhält und Ihre Briefe sicher nicht erhalten hat. Und ich führe ihn zu Ihnen.“

Mr. Avery willigte in Anbetracht des Comforts mit Freuden in Laramie Jack's Vorschlag. Nach einer herrlichen Fahrt durch die Mondscheinlandschaft der Sierra Madre langten das junge Mädchen und deren Vater wohlbehalten bei dem alten Wilson an, wo Laramie Jack seine Schutzbefohlenen bestens unterbrachte ... Und nun stand er draußen im hellen Mondlicht und seine Augen suchten mehr denn einmal das Fenster, hinter dem Lucy schlief. Als er sich zum Gehen wandte, warf er noch einen langen Blick auf das Haus und murmelte: „Ich sagte ihr, ich würde ihn bringen — und ich werde ihn bringen!“

— — — Ein armseliger Raum mit einem Schanktisch. Wilde, wüste Gesellen saßen auf den sich an den Wänden hinziehenden Bänken. Hinter dem Tische stand ein schäbiger Kerl mit stumpfem Ausdrucke, der seine Gäste schläfrig bediente. Die Thür öffnete sich, und ein junger Mann trat ein, dessen hübsches Gesicht die Spuren eines liederlichen Lebens zeigte. Vor ein oder zwei Jahren hatte es in den Bergen keinen hoffnungsvolleren jungen Ranchman gegeben als ihn. Doch jetzt war Frank Avery auf schlechtem Wege . . . Mit unsicheren Schritten ging er zum Schanktisch und verlangte einen Schluck Wisky. Einer der herumlungernden Burschen stieß ihn an und schrie: „Kannst Du nicht schön guten Tag sagen, wenn Du über die Beine eines Gentleman stolperst? Warte, ich werde Dir zeigen, wie man mit einem Gentleman umzugehen hat!" Und er stürzte sich wüthend auf Frank und packte ihn bei der Kehle.

Plötzlich hörte man die äußere Thür öffnen und schließen, auf dem Flur ertönten schwere Fußtritte, und im nächsten Augenblicke stand Laramie Jack hinter dem Raufbold und gab ihm einen Stoß, der ihn gegen das Buffet warf. Als er sich wieder aufrichtete, sah er die Mündung eines Revolvers auf sich gerichtet.

„Hinaus! Und laß' mich Dein Gesicht nicht wieder sehen!" Der Mann schlich hinaus. „Well," fuhr Jack fort, „habt Ihr Bestien mir etwas zu sagen? Nein? All right!" Er legte seine Hand auf des jungen Burschen Schulter. „Komm mit mir!"

Einige Stunden später saßen die beiden Männer und auch der arme Comanche Charley auf einer Bank vor einer großen Blockhütte.

„Nun Frank," sagte Laramie Jack, „wenn ich sehe, was der Branntwein für Unglück anzurichten vermag, hätte ich Lust, Temperenzler zu werden. Als ich unten in Carbonate City den Zug bestieg und Deine Schwester mich mit ihren großen Engelsaugen anblickte und mich über Dich ausfragte — o, mein Junge, wenn ich eine Schwester hätte wie diese, ich bliese mir selbst das Lebenslicht aus, ehe ich ihr Schmerz verursachen würde. Schau, Frank, es ist noch nicht zu spät. Sie weiß von nichts und ahnt nicht, daß Du auf falsche Wege gerathen bist. Raffe Dich auf —" Er brach ab und lauschte. Man hörte ein galoppirendes Pferd. Es kam näher und nun sprengte ein Mann um die Blockhütte, ein Cowboy, bleich wie der Tod, mit hülflos herabhängendem Arm. Das schaumbedeckte Pferd hielt, und Comanche Charley sprang hinzu, denn der Reiter wankte in seinem Sitze. „Was ist's, Johnny?"

„Die Indianer brechen los," stieß der arme Bursche mühsam hervor, „ein ganzer Haufen . . . kommen herunter zu Wilsons Ranch . . . sah sie . . . versuchte zu fliehen, um Alarm zu machen . . . schossen nach mir . . ." Sein Kopf fiel auf die Brust und ein lebloser Körper sank in Charley's Arme.

Laramie Jack stand mit gefletschten Zähnen da, während Comanche Charley plötzlich wie verwandelt schien.

„Vorwärts, alter Kamerad!" rief Laramie Jack. „Du rufst alle Freunde zusammen, ich eile in's Fort und alarmire die Soldaten. Am Kreuzweg stoßen wir zu einander. Es ist nicht eine Minute zu verlieren. Du weißt, wer drunten ist bei Wilson's — Du sahst sie!" Während Comanche Charley in den Stall lief, wandte sich Jack mit einem unschlüssigen Blicke zu Frank. Dieser trat rasch auf Jack zu und faßte seine Hände.

„Jack, nimm mich mit! Allmächtiger Himmel! Ich muß mit Dir gehen. Ich weiß, was Du denkst, aber so wahr mir Gott helfe — ich bin ein Anderer geworden und will es bleiben für den Rest meines Lebens, wenn wir diesmal durchkommen. Jack, laß mich mit Dir gehen!"

Jack blickte ihn schweigend an. „Well," sagte er, „ich denke, es ist Gottes Fügung, daß Du mitgehen sollst, und ich darf nicht Nein sagen. Und nun zu den Pferden!"

Nicht ein Wort fiel zwischen den Beiden, während ihres rasenden Rittes. Laramie Jack hielt sich an der Spitze. Als sie einen einsamen Baum am Ende der Hügelkette erreicht hatten, erblickten sie am Fuße der Ebene die Mauern des Forts. Jack band sein Taschentuch an sein Winchestergewehr und schwang diese improvisirte Fahne hin und her. Und bald antwortete die Flagge vom Fort.

„Ein Glück, daß ich diese Signale lernte," sagte Jack, ohne den Ritt auf Leben und Tod zu unterbrechen, und setzte die Verständigungszeichen fort. „Das bringt uns nahezu fünfzehn Minuten ein."

Weiter und weiter ging die wilde Jagd, und näher und näher kamen die weiß blinkenden Mauern, über welchen das Sternenbanner wehte. Plötzlich hörten sie den Donner einer Kanone. Jack wußte, was dies zu bedeuten hatte. Es war das Signal für die außerhalb befindlichen Pferde. Und schon sahen sie die intelligenten Thiere im Galopp über die Rasenflächen dem Fort zustürmen. Bald waren Jack und sein Begleiter vor dem Fort angelangt, wo der Major des Cavallerieregiments, ein stattlicher Mann mit grauen Haaren und einer Narbe auf der rechten Wange, an seiner Seite der Adjudant, erwartungsvoll dastand. Laramie Jack erzählte in fliegender Eile, was geschehen war, binnen wenigen Minuten waren für ihn und Frank auch schon frische Pferde bereit. „Sitzt auf — Marsch — Trab!" und die ganze Cavalcade, mit dem Major, dessen Adjutanten, Jack und Frank an der Spitze, setzten sich in Bewegung . . . Als sie etwa eine halbe Stunde geritten waren, deutete Laramie Jack, sich zu Frank wendend, mit der ausgestreckten Hand nach einer Seite, wo eine Staubwolke aufwirbelte. „Da sind sie, Comanche Charley mit seinen Leuten. Jenen Höllenhunden werden wir einen Denkzettel geben, den sie in zehn Jahren nicht vergessen sollen! . . ." Als Comanche Charley's Trupp zu der Cavallerie gestoßen war, wurde das Tempo noch mehr verschärft, und wie der Wirbelwind ging es dem Hügelkamm zu, von welchem lebhaftes Gewehrfeuer herübertönte.

„Jetzt wirst Du einen Spaß erleben," stieß Jack zwischen den Zähnen hervor. „Bist Du bereit, mein Junge?"

„Ja," erwiderte Frank.

„Well," sagte Jack mit einem Seufzer, indem er ihm die Hand schüttelte, „Gott segne Dich!"

Nun hatten sie die Spitze des Hügels erreicht, und vor ihnen lag der Ranch, von einer außerordentlich großen Anzahl von Indianern umringt. Die Vertheidiger waren augenscheinlich hart bedrängt, aber sie leisteten zähen Widerstand, und aus den Umwallungen des Gehöftes blitzten fast ununterbrochen die Schüsse der dahinter verborgenen Männer auf. Frank hatte kaum Zeit, die Scene zu überblicken, denn schon ertönte das Commando des Majors zum Angriff, und mit wildem Geschrei stürzten sich die Truppen auf den Feind. Das Knattern der Gewehre und Revolver vermischte sich mit dem Stöhnen der Verwundeten, und in dem dichten Pulverdampfe konnte man kaum Freund von Feind unterscheiden. Comanche Charley, der in seiner Kampfeswuth einem Dämon der Rache glich, befand sich im Gewühle. Laramie Jack stürzte sich mit einer Wuth sondergleichen in die Mitte der Indianer. Kaum eine halbe Stunde dauerte der Kampf mit den Rothhäuten. Der Weg zu dem Hause Wilson's war frei, und schon hing Frank's Schwester an dem Halse des Jünglings, dessen Rechte die seines Vaters umklammert hielt. Und der alte Wilson stand daneben und sagte mit dem Tone der höchsten Verwunderung: „Das merkwürdigste junge Mädchen! Sie lud für uns die Gewehre!"

„Lucy," sagte Frank, „komm mit mir, um den Mann zu sehen, dem Du Deine Rettung verdankst."

. . . Laramie Jack lag unter einem Baume, den Kopf in Comanche Charley's Armen, und der Militärarzt kniete vor ihm. Ringsum standen die Soldaten, düster und schweigend, und der Major fuhr sich mit der Hand über die Augen, als er sich wegwandte . . . Sie erreichten den Platz gerade, als Comanche Charley seinen Blick in das Auge des Doctors senkte und sich mit einem herzbrechenden Schrei über seinen Freund beugte.

„Nein, nein, es kann nicht sein! Mein alter Kamerad, es darf nicht sein!"

Laramie Jack hob die schweren Lider, doch selbst der aus der Tiefe eines gebrochenen Freundesherzens kommende Schmerzensruf konnte die entfliehende Seele nicht zurückhalten. Als Lucy schluchzend an seiner Seite in die Knie sank, flog etwas wie der Schimmer eines Lächelns über sein bleiches Antlitz und seine Lippen hauchten:

„Ich sagte Ihnen, Miß — ich würde — ihn bringen — und ich hab' es gethan."

Aus der Hauptstadt.

Jesus Christus in Lübben.

Die Arbeitslosigkeit ist, wenn man den Börsenmatadoren glaubt, noch immer in beständigem Zunehmen begriffen; angesehene Bankiers haben beschlossen, sich vom Geschäfte zurückzuziehen und ihre Söhne ein ehrliches Gewerbe erlernen zu lassen, falls die allgemeine Unlust des Publikums am Terminhandel noch länger anhalten sollte. Aber nicht nur aus ihren Privatcomptoirs erschallen lebhafte Klagen; nein, wo immer sich eine Räuberhöhle oder Spitzbubenorganisation befindet, hört man dasselbe Lied. Signor Tanlango, der sich mit unseren Polke's und Sternberg's nunmehr auch im Punkte der wiederholten Freigesprochenheit messen kann, hat sogar schon die Absicht geäußert, dieser Tage eine Abruzzenreise anzutreten; die Börsenblätter melden zwar, daß er sich dort in einem reizenden Gebirgsnest von den Folgen der Kerkerhaft zu erholen beabsichtige, ich aber bin sicher, daß er vielmehr seinem bürgerlichen Berufe nachgehen und die mannigfachen Verluste dieses Jahres wieder hereinholen will, was ihm in Rom selbst nicht mehr möglich ist. Aus diesen und anderen Anzeichen könnte der Philanthrop schließen, die Menschheit beginne allmählich zur Einsicht zu kommen und schlau zu werden. Ich muß gestehen, daß ich ein paar Tage lang selbst zu so optimistischen Anschauungen neigte, und als ich las, Herr Baron Hirsch wäre von seinen Verwaltern zu St. Johann im Laufe mehrerer Jahre um etwa 200,000 Gulden betrogen worden, war ich versucht, ein Freudengeschrei auszustoßen. Endlich also hatte doch das erziehliche Beispiel des strebsamen Barons auf seine Untergebenen gewirkt; endlich hatte dieser Sprößling des ältesten Aristokratenhauses der Welt — Abraham zeugte Isaak, Isaak zeugte Jacob ꝛc. — die Beobachtung machen können, daß sich auch Niedriggeborene auf Gaunereien aller Art verstehen, wenn sie nur die richtige Anleitung dazu und ein imposantes Vorbild im Herrn und Meister finden. Weniger hübsch fand ich es vom Baron, daß er seine eifrigen, leider allzu bescheidenen Schüler der Polizei überlieferte; ihn hat doch seiner Zeit Jeder ruhig gewähren lassen, und gleiches Recht für Alle ist immer noch das oberste Postulat der modernen Culturvölker.

Indessen erwiesen sich die Hoffnungen, welche die theilweise Auspowerung dieses vielgepriesenen Wohlthäters der Balletmenschheit in mir erweckten, bald genug als übertrieben. Heimgekehrt fand ich vielmehr, daß jener geistige Normalzustand, den die Alten Dummheit nannten, während die Modernen ihn mit den etwas unklaren Bezeichnungen „Redlichkeit" und „Bruderliebe" brandmarken, noch immer anhielt und daß, wie zu Schiller's Zeiten, die Erdengötter vom Schlage der Hirsch, Tanlango, Giolitti und Rouvier auch jetzt noch vergeblich gegen ihn ankämpften. Es ist seltsam, wie fest so antiquirte Anschauungen im Volksbewußtsein wurzeln; es ist betrübend zu schauen, wie schwer sich reifere und von neuzeitlichem Hauche durchwehte Meinungen im Pöbel Bahn brechen. Man sieht, daß täglich vom Gott der Kaufleute und Diebe begünstigte Freigeister zu Commerzienräthen erhoben werden und bewahrt sich doch eine altfränkische Scheu vor den §§ 242 bis 266 des St.-G.-B.; man weiß, daß allerlei Ladeninhaber sich an ihren minderjährigen Kundinnen, Confectionsgentlemen an ihren „jugendlichen Arbeiterinnen" erquicken und hält trotzdem an dem befremdlichen Aberglauben fest, die §§ 171 u. ff. müßten einen Verüber solch anmuthiger Späße mit Nothwendigkeit in's Gefängniß bringen. Wahrhaftig, die Arbeitslosigkeit mag allenthalben groß sein, meine Gewährsmänner aus der Burgstraße sollen Recht behalten; wer es sich aber zum Geschäft gemacht hat, die Dummheit seiner Nebenmenschen zu beschreiben, der wird nie über Arbeitsmangel zu klagen haben, auch in den fürchterlichsten Krisenjahren nicht.

What fools these mortals be! Dem Narrenkönig gehört die Welt Zehntausendmal ärger, als große Geister in ihrer Bescheidenheit annehmen, ist die Beschränktheit der blöden Menge. Wollte man den Veröffentlichungen der deutschen Gesellschaft für allerlei ethische Culturen und den Reden ihres Berliner Herrn Vorsitzenden trauen, dessen Erfahrungen für ihn sprechen, leider zu oft und immer um ein paar Stunden zu lang, so müßte z. B. die breite Masse unseres Volkes allmählich zu der Erkenntniß gelangt sein, daß die Religion wirklich gar keinen Zweck habe und daß es unvergleichlich sittlicher sei, einer Ortsgruppe der ethischen Gesellschaft als zahlendes Mitglied beizutreten — Besuch der Versammlungen ist nicht erforderlich und auch nicht anzurathen — als in dunkler Kirchen ehrwürdiger Nacht ein Vaterunser zu beten. Ich nahm diese und ähnliche Sentenzen auf Treu und Glauben hin, denn ich bin ein begeisterter Verehrer der ethischen Culturidee, obwohl es mir bisher leider noch nie möglich war, einer Sitzung der Gesellschaft beizuwohnen. Gerade an dem Wochentage nämlich, wo sie über die höchsten Fragen der Menschheit berath und ihre letzten Räthsel spielend löst, habe ich Kegelabend, und das Ausbleiben oder Zuspätkommen wird hier mit fünfundzwanzig Pfennigen gebüßt. Mein warmes Interesse für die Bestrebungen des Ethikclubs stieg auf den Gipfel, als mir eines seiner Mitglieder gesprächsweise mittheilte, selbst im Schoße der Regierung bestünden Sympathien für die Zwecke und Ziele des Vereins. Anders wäre ja auch der ewige Zwist zwischen Caprivi und Miquel nicht zu erklären. Die schnell berühmt gewordene Ordre des Herrn Landrathes von Lübben, nicht ortsansässigen Bettlern keine Almosen mehr zu geben, bei hoher Poen, beseitigte meine letzten Zweifel. Eine der schönsten und klarsten ethischen Ideen liegt bekanntlich in der alten Formel ausgesprochen: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Es macht natürlich keinen Unterschied, ob der betreffende, zum Hungern verdammte Nichtarbeiter denn überhaupt arbeiten kann oder Arbeit bekommt; mit solchen Subtilitäten braucht sich der sittlich empfindende Mensch und gar erst eine erleuchtete Obrigkeit den Kopf nicht zu zerbrechen. Professionelle Nörgler sagen nun den derzeitigen Regierungen Europas nach, daß sie einsichtsloser als die zerregierten Völker seien; ich durfte also mit Fug annehmen, daß im Volke die Wahrheit der eben erwähnten Maxime längst allgemein anerkannt sein würde, da ja sogar die Regierung endlich zu ihr durchgedrungen ist.

Ich muß bekennen, mich gründlich getäuscht zu haben.

Bei einem Spaziergang durch die Vorstadt bemerkte ich am Gartenzaun einen schnorrenden Kunden, dem die Frau des Hauses eben zwei mächtige Butterstullen überreichte, während ihm der Haushaltungsvorstand einen Nickel in die andere Hand drückte. Empört trat ich näher und verwies den Leuten ihr ungesetzliches Betragen. Der Mann sah mich scharf an und tippte dann mit dem Zeigefinger wiederholt gegen seine Stirn — ein kabbalistisches oder omladinistisches Geheimzeichen, das ich nicht verstand; die Frau faßte mich lächelnd unter den Arm und führte mich in die Wohnstube. Vom Gesims nahm sie ein dickleibiges Werk und gab es mir zu lesen. Ich erwartete, Wundt's Ethik oder Gizycki's gesammelte Broschüren zu finden, bemerkte aber bald, daß es sich hier um eine ganz archaistische Publication handele. Der Moder vergangener Jahrhunderte umwitterte mich, als ich in der Schrift zu blättern begann; kein neuzeitlicher Gedanke, keine geistvolle Wendung aus dem unerschöpflichen Phrasenvorrath dieses Jahrhunderts tauchte auf. Dagegen fand ich unter anderen unverständlichen Mahnungen auch diese Sentenz: „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl." Auf's Aeußerste entrüstet, rief ich die Hausfrau herbei und fragte sie nach dem Ursprung eines Buches, das es wage, neueren, obrigkeitlichen Verordnungen in einem christlichen Staate so dreist zu widersprechen. Das erschreckte Weib sah mich eine Minute lang starr an, um dann mühsam Entschuldigungen hervorzustammeln. Ihre Mutter selig habe das unselige Werk mit in's Haus gebracht, der Autor sei leider auch ihr total unbekannt und sie fürchte beinahe, daß er sich bereits durch den Tod heimtückisch einer gerichtlichen Verfolgung entzogen habe. Ich erklärte ihr, als langjähriges Mitglied des Vereins gegen Verarmung! Gegen Bettelei! die aufreizende Schrift confisciren zu müssen und machte mich dann an die peinliche Arbeit, weitere zum Ungehorsam gegen die hohen Lübbener Behörden anstachelnde Stellen auszuziehen. Der staatsgefährliche Charakter des Buches wird sofort offenkundig, wenn man einige seiner relativ gemäßigtesten Auslassungen neben die von mild versöhnendem, sozialpolitischem Geist durchwehte Ordre des Lübbener Herrn Landrathes setzt.

Bekanntmachung.

Das Almosengeben an Bettler ꝛc. wird hierdurch verboten. Zuwiderhandelnde verfallen in eine Geldstrafe bis zu fünfzig Mark oder in entsprechende Haft.

Lübben, 1888.

Der Landrath.

Obige Bekanntmachung wird hierdurch in Erinnerung gebracht.

Lübben, 1894.

Die Polizeibehörde.

Gib dem, der dich bittet. (Ev. Matthäi, Kap. 5, Vers 42.)

Und wer dieser Geringsten Einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket, . . . wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben. (Ev. Matthäi 10, 42.)

Gebet, so wird euch gegeben. (Ev. Lucä 6, 38.)

Verkaufet, was ihr habt, und gebet Almosen. (Ev. Lucä 12, 33.)

Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten. (Ev. Lucä 16, 9.)

Verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen. (Ev. Lucä 18, 22.)

Schaffet, daß ihr in Wohlthat reich seid. (2. Corinther 8, 7.)

Es wird aber ein unbarmherziges Gericht gehen über den, der nicht Barmherzigkeit gethan hat. (Jacobi 2, 13.)

Ich will nicht versäumen, zu bemerken, daß es mir gelang, der Besitzerin des Buches klar zu machen, welchen Unannehmlichkeiten sie sich aussetze, wenn sie ihrem Aberglauben weiter fröhne. Fünfzig Mark Geldstrafe oder entsprechende Haft. Zu meinem Bedauern hörte ich von ihr, daß die verderbliche Schrift in Hunderttausenden von Exemplaren gerade im niederen Volke verbreitet wäre, und ich kann nicht umhin, auf diesen Mißbrauch der Preßfreiheit nachdrücklichst aufmerksam zu machen.

* * *

Wenn es nicht ein Ahn des Herrn Grafen von der Schulenburg gewesen wäre, der gelassen das große Wort gemünzt hat: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", man könnte den Enkel um die Seelenruhe beneiden, mit der er seine reformerischen Thaten durchführt. Muß auch anerkannt werden, daß er sie nicht ganz ohne juristischen Beistand unternahm, daß eine Entscheidung des Kammergerichtes ihm hülfreich zur Seite stand — und welcher Unglaublichkeit steht nicht mindestens eine Entscheidung des Kammer- oder gar des Reichsgerichtes hülfreich zur Seite? — so bleibt doch immerhin der hohe Muth bewundernswerth, der mit den letzten ärmlichen Resten des alten, überwundenen Christenthums entschlossen aufräumt. Freunde der Wissenschaft und culturhistorisch werthvoller Documente thun immerhin gut, ihren Sommeraufenthalt heuer im Kreise Lübben zu nehmen und dort, möglichst in Gegenwart mehrerer Gensdarmen, fleißig Almosen zu spenden; sie werden dann späteren Forschern durch eine Reihe behördlich beglaubigter Urkunden (sprich Strafmandate) den Beweis leicht machen, daß bereits 1860 Jahre nach dem Tode des Begründers der christlichen Religion die Verfolgung ihrer Bekenner von Neuem begann. Graf Caprivi betonte schon anläßlich der Debatte über sein verunglücktes Volksschulgesetz, es handele sich hier um einen entscheidenden Kampf zwischen Christenthum und Atheismus; der große Staatsmann zog damals seinen Entwurf zurück, der Atheismus blieb also Sieger, und das Schicksal des christlichen Bekenntnisses war damit für alle Zeit besiegelt. Es ist ganz selbstverständlich, daß man nun auch mit seinen Einrichtungen aufräumt und die Gebote seines Schöpfers obrigkeitlich widerruft. Unter diesen Umständen gewinnen die Bemühungen christlicher Priester, Asien zu missioniren, besondere Bedeutung. Einem neuen Dschingischan, dessen Einfall in Europa, an der Spitze furchtbar bewaffneter Mongolenheere, wir ja nach den Aussagen aller Autoritäten binnen zwei Jahrtausenden zu erwarten haben, wird es dann beschieden sein, das ganz heidnisch gewordene Deutschland mit Feuer und Schwert wieder zum Christenthum zu bekehren. Hoffen wir, daß er sich dann seiner schwierigen Aufgabe mit jener Mäßigung und Menschenliebe unterzieht, der man zur Zeit im chinesisch-japanischen Bruderkriege erfreut begegnet und die sich vor Allem darin kundgiebt, daß jedes Mongolenheer vor dem anderen die Flucht ergreift, nur um nicht genöthigt zu sein, Menschenblut zu vergießen.

Ein Verbot solchen Thuns hat übrigens auch der Zimmermannssohn von Nazareth erlassen, und als einer seiner Jünger das Schwert für ihn zog, befahl er ihm, es wieder in die Scheide zu stecken. Europa, das christliche, gibt alljährlich Milliarden Mark für Kriegszwecke aus. Der Zimmermannssohn von Nazareth hat den Reichthum, die Gier nach Gold, den Mammonismus in furchtbaren, weißglühenden Anklagen verflucht; über dem christlichen Europa weht die schwarze Fahne des Manchesterthums. Der Zimmermannssohn von Nazareth . . . Doch wozu Schritt für Schritt nachweisen, daß alles, was wir thun und denken, unchristlich ist bis auf den Grund? In Europa herrscht das practische Christenthum, das heißt ein Christenthum, wie es praktischen Leuten gut bekommt. Ein bequemes Christenthum, mit dem man begehrliche arme Teufel in Schach hält, dessen Gesetze aber dem Klugen keinerlei Beschränkungen auferlegen.

Im Gegentheil. Mit dessen Hülfe man's fertig bekommt, sich nicht nur vor den Belästigungen und Bettelei dieser armen Teufel, sondern auch vor den Mahnungen und Bitten des eigenen Herzens zu schützen, des Herzens, das sich vielleicht noch einen Rest von Mitleid für die Hungernden und Frierenden auf der Landstraße bewahrt hat.

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Die Sittenrichter. Schauspiel in vier Acten von Henry Arthur Jones. Frei bearbeitet von Oscar Blumenthal (Lessing-Theater).

„Das war ein Winter köstlichen Gelingens,
Das war ein Winter fruchtbaren Vollbringens!"

sang der lustige Spielmann aus der Schadowstraße, als die Simili-Rejane, Fräulein Jenny Groß — hinsichtlich der Echtheit ihrer Brillanten kann sie's mit der Pariserin aufnehmen — seinen Musentempel verließ, um zur goldenen Frühlingszeit auch die „Kassern in der Provinz" als Madame Sans-Gêne zu bezaubern. Der begabte Dichter hat es seinen späteren Commentatoren überlassen, zu ergründen, was ihm denn so köstlich gelang und was er so fruchtbar vollbrachte: jedenfalls kann er bei diesem Reim weder an die Füllung seiner Theaterkasse noch an die Förderung der dramatischen Kunst gedacht haben. Beides ist ihm im vergangenen Winter auf's Köstlichste mißlungen.

Der neue Lessing, der die deutsche Bühne dadurch von fremdländischen Stücken säubert, daß er grundsätzlich nur die schlechtesten unter ihnen zur Aufführung bringt, hat gleich nach dem Adolf Ernst-Erfolge der Tante Charley's unter den Werken englischer Poeten Umschau gehalten, diesmal ausnahmsweise nicht, um ihre Geistesblüthen in „eigene" Schöpfungen zu verpflanzen, sondern um sie frei zu bearbeiten. Herr Oscar Blumenthal gewöhnt es sich jetzt offenbar an, ganz ehrlich die Namen seiner Mitarbeiter auf dem Theaterzettel zu nennen, und das ist ein Fortschritt, obgleich zu befürchten steht, daß die Durchführung dieses Prinzips bei der Aufführung seines nächsten Lustspiels den Theaterzettel zu doppelter Länge anwachsen lassen wird. — Mit „Niobe", der seine freie Bearbeitung völlig den Garaus machte, that er keinen glücklichen Griff, aber auch die Uebertragung von Jones' „Spielzeugladen" in's Deutsche ist ihm völlig mißlungen. Die Brüder Paulton, literarische Excentrics, wie der Cirkusdramatiker Jones haben mit ihm keinen Zug ihrer Physiognomie gemein, er versteht sie nicht und kennt nicht das Publikum, dem sie imponiren. Es ist sehr schade, daß Herr Blumenthal der englischen Sprache zu fremd gegenübersteht, um sich von seinem Vorarbeiter emancipiren zu können; andernfalls wäre er längst auf die amüsanten Arbeiten des ihm congenialen Oscar Wilde verfallen, dessen dramatisirte Causerien unseren Premièreugängern denn doch einen anderen Begriff von englischer Bühnenkunst beibringen würden, als die albernen Rohheiten der Brandon-Thomas, Paulton und Jones.

Mr. Jones ist ein Mann von nicht alltäglicher Phantasie, und das macht ihn furchtbar. Er imaginirt sich im Handumdrehen einen Lord-Premier, eine Bande maskirter Strolche und ein sperrangelweit geöffnetes Haus, in das sich der Lord zu später Nachtstunde vor den Vermummten flüchtet. Zufällig gehört dies gastliche Gebäude seinem fanatischsten Gegner, dem Führer der parlamentarischen Opposition, und zufällig sitzt darin die holdseligste, reinste Maid aus der Stadt des Jungfrauentributes mit ihrem versoffenen Vater. Allsobald vergafft sich der Lord in die liebe Kleine, er sieht sie öfter, immer des Nachts zwischen zwölf und eins, immer im Hause des grimmen Wasserstieflers. Die schlimmen Gedanken, mit denen der Herr Minister in den ersten Nächten zu Miß Jessie kam, verschwinden, als er ihre unglaubliche Seelenreinlichkeit kennen lernt; er verliebt sich allen Ernstes in die Süße, und Alles ginge gut, wenn er nicht zufällig eine Lex Heintze zur Bekämpfung der Unsittlichkeit eingebracht hätte und wenn ihm nicht zufällig der gesinnungstüchtige Führer

der Opposition, Stoach im rothen Barte, als Hauseigenthümer den Weg kreuzte.

Man mag sagen was man will, für einen Ministerpräsidenten ist solche Begegnung zur Nachtzeit doch recht unangenehm, besonders wenn Jessie Keber dabei sitzt und ihr versoffener Vater sich gerade auf ein paar Stunden entfernt hat. Der Mann in Wasserstiefeln und Rothbart beginnt zu rasen. Er nimmt keine Rücksicht darauf, daß Miß Keber's junge Seele chemisch rein ist, daß sie sich nie etwas dabei gedacht hat, wenn der Lord sie zur Gespensterstunde besuchte und Thee mit ihr trank, daß sie alle seine Geschenke bis auf ein niedliches Landhäuschen zurückwies und daß just heute Clivebrooke ihr erklärt hat, sie dürften sich zu dieser Zeit nie wiedersehen, ihres guten Rufes wegen. Der Chef der Opposition, dem die Moralbill noch lange nicht weit genug geht, verkündet seinen Entschluß, morgen bei der Debatte dem Lande zu erzählen, wie man sich als Ministerpräsident nächtlicher Weile amüsirt, und Clivebrooke, statt jetzt gleich zu thun, was er am Ende des letzten Aktes doch thut, nämlich Jessie als seine Braut vorzustellen und damit der Verleumdung das vielberufene gleißende Schlangenhaupt abzutreten, windet und krümmt sich in tausend Schmerzen vor seinem erbarmungslosen Feinde.

Immerhin interessirt das Stück bis hierher, obwohl es nichts als ein schwach gewürzter neuer Aufguß älterer Intriguenspiele ist; der Bühnendichter, der politisches Leben und Politiker in satirischer Beleuchtung zeigt, darf immer regster Antheilnahme des Publikums gewiß sein. Niemand kümmert sich weniger um Charakteristik und Wahrscheinlichkeit der Handlung als Jones; Niemand putzt den dürftigen Dialog mit so viel verbrauchten und so wenig originalen Bosheiten wider Machthaber und Parlamentsfexe heraus wie er und sein freier Bearbeiter; trotzdem aber wittert der gespannt aufhorchende Zuschauer in ihrer wurmstichigen Pritsche etwas wie die fürchterliche Geißel des Aristophanes. Jones' Stück hätte in Berlin einen ungeahnten jauchzenden Erfolg errungen und im Siegeslaufe alle Bühnen Deutschlands erobert, wenn sein dritter und vierter Akt das angeschlagene hochactuelle Thema mit gleich zahmer Satire weiter variirt hätten. Statt dessen hebt ein schwächliches Hin und Her an, in dem aller Witz und alles dramatische Leben untergehen; die Structur des Werkes erweist sich als so über die Maßen schülerhaft, daß man nicht mehr versteht, wie der geriebene Routinier Jones Vater eines so mißrathenen Kindes werden konnte. Dabei ist es ganz hübsch ausgedacht, daß der Moralbilldichter Clivebrooke selbst offiziell, vor versammeltem Volke, schlimmster Frivolität bezichtigt und scheinbar auch überführt wird; daß sich, sobald der gehässige Vorwurf auftaucht und das Spiel des Premiers verloren geht, Alles schleunigst von dem bedrohten Machthaber zurückzieht und daß seine ergebensten Anhänger nun plötzlich die empörtesten Ankläger markiren. Dies feige Abschwenken einer compacten Majorität, diese Niederstimmung eines wichtigen Gesetzes aus Gründen, die gar nichts, rein gar nichts mit der Sache zu thun haben — welche Stoffe für ätzendste Satire! Schade, daß Jones & Co. in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle die Lauge mit so viel warmem Wasser mischten; daß wenigstens der kluge Oscar nicht kurz entschlossen für die letzten beiden Akte des Originales mit ihrem mild versöhnenden Schlusse einen dritten Akt schuf, der Einbringer, Befürworter und Gegner der Moralbill in ihrer ganzen Erbärmlichkeit bloßstellte! Das Lessing-Theater hätte dann sein Saisonlustspiel gehabt, ein Drama voll auffälliger Plumpheiten und betrübend grober Fehler, wie andere Saisonlustspiele mehr, aber doch ein interessantes Drama.

Vielleicht benutzt ein einheimischer Poet die deutlichen Lehren, die der erste Premièrenabend der Saison so verschwenderisch ertheilte und gibt der deutschen Lustspielbühne, wonach sie lechzt: die moderne, geschickt eingekleidete, unbarmherzig witzige Deputirten- und Journalisten-Komödie!

Notizen.

„Unter vier Augen" betitelt sich Balduin Groller's neue Sammlung „kleiner Romane", die er im Verlag von E. Pierson, Dresden und Leipzig, hat erscheinen lassen. Groller gehört zu unseren „beliebten Erzählern", und die belletristischen Volksküchen, die Familienblätter, reißen sich um ihn; trotzdem aber ist er ein ganzer Kerl, oft sogar ein Dichter, trotzdem hat er sich eine ihn scharf kennzeichnende Eigenart bewahrt, die das Votum der romanfressenden Vielzuvielen einmal ausnahmsweise gerechtfertigt erscheinen läßt. „Unter vier Augen" gibt sich als echter Groller. Eine von Sonnenstrahlen leuchtende, lachende Phantasiewelt, voll guter und lieber Menschen, voll graziösem, geistreichem Humor; lauter Skizzen mit überraschenden, sauber gefeilten Schlußpointen, daß man versucht wäre, sie zu Epigrammen zusammenzuziehen, wenn die Zwischenglieder nicht den Hauptreiz ausmachten. In der Luft von Donausybaris wachsen solche Creaturen, wie Groller sie immer wieder, mit fast fanatischer Vorliebe, schildert: alleweil fidel, göttlich leichtsinnig, von klugen Frauen leicht lenkbar und in erotischen Dingen ... na überhaupt die Liebe! Diesen Typus des gebildeten, reichen und lebensfröhlichen Wieners schildert Niemand so fesselnd und mit so reifen Kunstmitteln wie Groller. Pötzl und Chiavacci, die wir Reichsdeutschen lange nicht genug würdigen, sind ihm insofern zu vergleichen, als sie ebenfalls nur wienerische Menschen zeichnen, aber sie haben zu ihrer Domaine das kleine Pratervolk, die Fünfguldenmänner und die harben Weibsbilder von Hernals, Sechshaus und Landstraße gewählt. Groller's Liebe gilt den neckischen Comtessen und ihren Annexen, der salonfähigen Bohême, den höchst oberen Zehntausend; er sagt es zwar nicht ausdrücklich, aber wir wetten, alle seine Helden gehören der Vereinigten Deutschen Linken an. Ueberhaupt verräth ihre geistige Physiognomie durchgehends den gemeinsamen Familienzug. Ihre Schicksale sind Lustspielschicksale, ihre Conversation ist verfeinerter Bauernfeld, ihr Lebensgang eine einzige, geistvolle Causerie. Und für alles das bringt Groller die Beobachtungsgabe und die Ausdrucksmittel in einem Reichthum mit, daß man wahrhaftig glauben sollte, die ganze Gesellschaftsschicht sei nur zu dem einen Zweck geschaffen von ihm portraitirt zu werden. Wer zum verismo schwört, zu dem einseitigen Realismus, der nur die Regentage des Lebens sieht, und entschieden leugnet, daß gebildete Menschen einen zusammenhängenden Satz sprechen können, der bleibe Groller's Büchern fern. Schrecklich würde ihn dieser Heitere enttäuschen. Wer aber Romane liest, um sich angenehm zu unterhalten, um phantastisch-graziöse Fabeln zu hören und nächsther die ganz intime Freude zu empfinden, eine Meisterhand spielend gestaltend zu sehen, dem wird beinah jede der vierzehn Skizzen baß behagen. Die am meisten, worin wahrhaftige Märchenprinzen und -Prinzessinnen auftreten, „Ein delikater Auftrag", „Eine Viertelstunde", „Eine Unart", „Nicht widersprechen", „Am Thore", „Incognito".

Träume von Olive Schreiner. Deutsch von Margarethe Jodl. Mit einer Einleitung von Friedr. Jodl. (Berlin, Ferd. Dümmler.) Mit ihrer gestaltungskräftigen Phantasie hat die geistreiche Verfasserin, muthmaßlich ohne andere Vorbilder als die evangelischen Parabeln in einer Reihe von sinnbildlichen Erzählungen die sittlichen Probleme entwickelt, wie sie heutigentags die edelsten Bestrebungen der Zeitgenossenschaft kennzeichnen. So sehr ihr auch die Dichtung nur Mittel ist, die tiefernsten Dinge anschaulich zu machen, die sie mit prophetischem Sinne erfaßt und innerlich durchlebt hat, geschieht es doch mit einer Gefühlswärme und einem so glücklichen Gestaltungsvermögen, daß die Freude am Bilde selbst der damit bezweckten Belehrung stets die Wagschale hält. Was ihre „Träume" so anziehend macht, ist das Zurückhalten des Lehrhaften, wodurch eben die bildlichen Elemente, die es umhüllen, die unwiderstehliche Lebendigkeit gewinnen, welche Symbolen und Allegorien abgeht, weil diese dem damit ausgedrückten Begriff stets untergeordnet bleiben. Nicht bloß umfassende Kenntnisse, auch ein auf wirkliches Menschenwohl ernstlich gerichtetes Hoffen und Wollen spricht aus diesen Blättern, deren gelungene Uebersetzung aus dem Englischen — die Verfasserin, der die „Gegenwart" bereits einen Essay gewidmet hat, lebt in einer Farm in Südostafrika — im Interesse des heutigen Bildungsstandes als zeitgemäß zu begrüßen ist. w. b.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben ist erschienen:

Shakespeares Frauengestalten

von

Dr. Louis Lewes.

27 Bogen in feiner Ausstattung.

Preis geheftet 5 ℳ, in Leinen gebunden 6 ℳ.
In Halbfranz 7 ℳ.

Kleine Schriften politischen Inhalts

von

Lothar Bucher.

22 Bogen.

Preis geheftet 5 ℳ, in Leinen gebunden 6 ℳ.
In Halbfranz 7 ℳ.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Neuer Verlag von BREITKOPF & HÄRTEL in Leipzig.

Luise Dorothee

Herzogin von Sachsen-Gotha 1732–1767.

Von **Jenny von der Osten.**

Mit Benutzung archivalischen Materials.

Mit 3 Silhouetten und 3 Bildnissen in Heliogravüre.

VIII, ca. 440 S. 8°. geh. ℳ 7.50.
Eleg. geb. ℳ 8.50.

Dieses Büchlein giebt wie keins zuvor ein intimes, anmuthendes Bild des geistigen Lebens der Rokokozeit. Der Hof zu Gotha war ein Mittelpunkt des französischen Bildungslebens der Aufklärungszeit, wie bald darauf Weimar für die klassische Blüthezeit deutscher Dichtung. Die Seele dieser Bewegung war Luise Dorothee, die geistvolle, vaterländisch empfindende Freundin Friedrich's des Grossen. Der grösste Theil des Buches besteht aus bisher unveröffentlichten Briefen und urkundlichen Schriften aus den Archiven zu Gotha und Berlin. In dem Briefwechsel mit Graf Manteuffel, mit Grimm, mit Voltaire und mit Friedrich dem Grossen ist mit mancherlei Aufschlüssen über die Correspondance littéraire Grimm's und über die diplomatischen Verhandlungen des siebenjährigen Kriegs vor Allem das Leben ihrer Zeit treu bewahrt. Die ebenbürtige Herausgeberin, der kaum ein Bild und Andenken an jene Glanzzeit des Gothaer Hofes unzugänglich geblieben ist, lässt die Quellen schön gefasst und ungetrübt fliessen.

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Perlen griechischer Dichtung

ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.

Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—

Verlag von Leopold Voss in Hamburg.

Soeben erschienen:

Das deutsche Drama

in den

litterarischen Bewegungen der Gegenwart.

Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn

von **Berthold Litzmann,**

Professor der neueren deutschen Litteraturgeschichte.

Zweite Auflage.

Preis brosch. ℳ 4.—; geb. ℳ 5.—

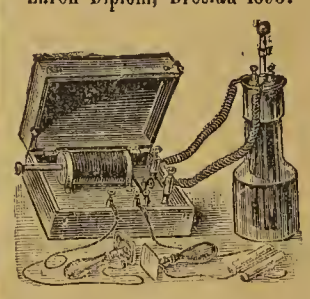
„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.



bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten und durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich 5 **Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,

Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid.

Barmer Zeitung.

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat.

Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 18. August 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Eine Anarchisten-Kolonie? Von Hans Wachenhusen. — Zur Währungsfrage. Von Freidank. — Landwirthschaftliche Gesetzgebung. Von Diogenes. — **Literatur und Kunst:** Gesang der Streber. Von Adolf Wilhelm Ernst. — Klassikerdämmerung. — Charles Perrault und unser Volksmärchen. Von A. Benkert. — **Feuilleton:** Familie Rasmussen. Von Lars Dilling. — **Aus der Hauptstadt:** Li-Hung-Tschang. Von Timon d. J. — Offene Briefe und Antworten: Militarismus und Friedensbewegung. Von Maximilian Stein. — Notizen. — Anzeigen.

Eine Anarchisten-Kolonie?

Von Hans Wachenhusen.

Als dem Sultan — ich glaube, es war Abdul-Medschid — der dringende Wunsch ausgesprochen wurde, doch dem Unfug der Tausende von wilden Hunden in den Straßen seiner Hauptstadt Constantinopel, vor deren Geheul Niemand des Nachts schlafen könne, ein Ende zu machen, ließ er aufgreifen so viel er ihrer habhaft werden konnte, und sie auf eine Insel im Marmara-Meer transportiren. Und dort — fraßen sie sich gegenseitig auf.

Dieser Thatsache erinnere ich mich, wenn ich heute von der Idee lese, die Anarchisten auf irgend eine entfernte Insel zu deportiren. Dieselbe finden natürlich ihre Gegner als unseren Gesetzen widersprechend, und das wiederum erinnert mich an den alten Gesetzparagraphen vom Umsturz des Bestehenden, der eben so vortrefflich jetzt nach der einen Richtung anzuwenden wäre, wie er einst nachtheilig nach anderer Richtung und ein Werkzeug in den Händen der Reaction gewesen.

Aber was sollen wir ohne denselben? Welches Gesetz erfinden, das die Anhänger des Anarchismus für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft unschädlich zu machen im Stande wäre?

Eine Anarchie als Theorie gibt es nicht; jeder ihrer Bekenner ist als ausübendes Mitglied derselben zu betrachten. Sie ist nicht einmal eine Lehre, die ihre Dogmen hätte, denn sie geht in der Praxis, wie sie jetzt ausgeübt wird, weit über den radicalen Paragraphen: Alles abschaffen und nichts wieder anschaffen, hinaus. Sie sucht die Häupter der Staaten zu treffen, um, wie sie meint, mit dem übrig bleibenden Kadaver, dem Staate, machen zu können, was ihr beliebe — gerade so wie Jener, der im Schwarzwald den Fuß auf die Quelle der Donau setzte und sagte: jetzt könnt Ihr in Wien Alle verdursten!

Die Idee ist so verrückt wie sie sein kann, denn Casimir-Perrier hat unerschrocken das Amt seines ermordeten Vorgängers übernommen, und fällt das Haupt eines anderen Staates unter dem Dolch oder dem Dynamit eines Anarchisten, der Thron ist dadurch lange noch nicht verwaist. Was hätte vor jetzt gerade fünfzig Jahren jener Privatanarchist, der im Berliner Schloßhof auf das Königspaar schoß und von dem der Drehorgelmann sang:

„War noch nie ein Mensch so frech,
Wie der Bürgermeister Tschech",

was hätte er erreicht, wäre ihm seine Missethat gelungen?

Es bietet sich auch so leicht nicht wieder die Gelegenheit, die Regierenden und Fürsten gleich zu Dutzenden umzubringen, wie sie damals bei der Enthüllung des Germania-Denkmals auf dem Niederwald Reinsdorf benutzte, an einem so denkwürdigen Tage, den mir der gegenwärtige Blutdurst der Anarchisten in lebhafte Erinnerung bringt.

Zu Dutzenden standen damals die deutschen Fürsten in dem Pavillon auf dem schmalen Raum zwischen dem Felsabhang und dem Denkmal, der greise Kaiser Wilhelm mit dem Kronprinzen, dem Prinzen Friedrich Karl, seinem Neffen dem Großherzog von Mecklenburg u. A. an der Spitze. Dem Pavillon gegenüber am Fuß des Denkmals saßen in der Sonnengluth die Eingeladenen aller politischen Parteien (ich z. B. hatte die Ehre, neben Windthorst zu sitzen) und Alle schmachteten nach wenigstens einem Glas Wasser.

Sie saßen stundenlang während der Ceremonie und keiner hatte die Ahnung, daß er auf einem Vulkane saß, daß der Zündfaden, der Alle in die Luft sprengen sollte, dicht neben ihnen lag. Welch ein Massenmord an gekrönten Häuptern, an erlauchten, an illustren Persönlichkeiten der Politik, der Wissenschaften wäre an jenem Tage den Anarchisten schon gelungen, wenn der Regen vorher nicht den Schwamm genäßt hätte und der Zünder nicht erloschen wäre!

Aber hätten sie dadurch der Weltgeschichte eine andere Wendung gegeben, hätten sie irgend welchen Vortheil für sich, für ihre Zwecke erreicht? Haben Attentate jemals etwas zu Gunsten der Umstürzler als Folge gehabt? Wer Schrecken verursacht, der erreicht dadurch nur, daß die Welt sich gegen Erneuerung von Schandthaten zu sichern, zu wappnen sucht, und so geschieht es auch heute. Man ist nur unschlüssig über das Wie.

Streng genommen sollte Jeder, der die Staatsgesetze nicht anerkennt, sie zu vernichten sucht, außerhalb derselben gestellt werden, am wenigsten einen Anspruch auf ihren Schutz haben.

Da kommen aber die Psychologen, die Mediziner, die Moralisten! Obwohl es im Grunde gleichgültig sein sollte, in Folge welcher geistigen Eigenschaft Einer den Anderen tödtet, sofern dies mit Vorbedacht und Absicht geschieht, er also ein menschliches Ungeheuer ist, fällt heute der Psychiater dem Richter in den Arm und sucht zu beweisen, daß schon der Urgroßvater dieses Ungeheuers an irgend einem geistigen Uebel gelitten, daß derselbe nur ein Unglücklicher mit erblicher Belastung sei, also der Schonung bedürfe und lieber auf Staatskosten in irgend einer Irrenanstalt geheilt als geköpft werden müsse. Und welche Genugthuung müßte es der Psychiatrie sein, wenn sie auch den armen Caserio vor dem Fallbeil retten könnte!

Zugegeben sei es, daß unsere Kriminalgerichte die Pflicht

haben, auf die in unserer Generation herrschende Hysterie einige Rücksicht zu nehmen, aber was wird daraus, wenn die Aerzte aus Gehirn, Herz und Nieren eine Entschuldbarkeit zu beweisen gewohnt werden?

Es kann wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die mit Dynamit oder Dolch arbeitenden Anarchisten alle kranke Köpfe, daß sie Herostraten ihrer Partei sind, die den Beruf fühlen, etwas Welthistorisches zu begehen, exaltirte Geschöpfe, die innerhalb unserer bürgerlichen Gemeinschaft verwildert und auf Mord an denjenigen ausgehen, die ihrer Verrücktheit oder ihrer Verwilderung im Wege stehen.

Mir fällt eben dabei der Sultan Abdul-Medschid ein. Den Anarchisten ist es nicht wohl in unserer Staatsgemeinschaft und uns auch nicht, so lange sie unter uns sind. Sie wollen diese Gemeinschaft umbringen, in der es ihnen zu eng wird. Nichts einfacher also; man sage ihnen: gut, Ihr sollt Euren Staat, oder wie Ihr Euer Zusammensein nennen wollt, für Euch selbst haben! Ihr erhaltet irgend eine Insel angewiesen, auf der Ihr Eure Commune gründen könnt; wir werden Euch sogar das Reisegeld ersparen und Euch dahin führen, nicht deportiren, Gott bewahre! Aber wer von Euch, die Ihr unsere Gesetze nicht anerkennt, es wagen sollte, zurückkehren zu wollen, der verfällt eben, wie natürlich, diesen unseren Gesetzen. Was da draußen auf Eurer Insel, auf Eurem Euch erb- und eigenthümlichen Boden geschieht, daß soll uns nicht kümmern; Ihr sollt volle Freiheit haben, Euch da einzurichten, wie es Euch beliebt, Ihr seid aus der Staatsangehörigkeit entlassen; aber wehe dem, der mit seinen feindseligen Absichten gegen dieselbe sich wieder unter uns sehen läßt!"

Allerdings müßte dieses Freiland etwas weit ab von dem Bereich unserer verrotteten Civilisation, etwa in Süd- oder Westafrika liegen, oder noch besser eine Insel in den südlichen Gewässern sein, aber es ist zu fürchten, daß ihre Bevölkerung doch eine für den Zweck sehr unzureichende sein würde, denn schließlich liegt es viel weniger in der Absicht der Anarchisten, einen Staat zu gründen oder zu haben, der ihrem Verlangen entspricht, als vielmehr den zu ruiniren, der diesem nicht entspricht. In dem ersteren würden sie nichts finden und Alles, was sie begehren, erst schaffen müssen, in dem anderen würden sie Alles zu zerstören haben und dieses Alles für gute Prise erklären können, was ja doch nur ihr Zweck.

Die Folge hiervon wäre wiederum, daß diejenigen, die sich bisher offen als Anarchisten proklamirt, die Firma einziehen und ihre rothe Fahne in der Tasche tragen würden, also gerade das Gegentheil von dem, was die Aufhebung des Gesetzes gegen die Sozialisten zur Folge hatte.

Der Gedanke der Gründung dieser Colonie ist also — ich sehe das selbst ein — kein glücklicher. Was aber sonst zum Schutz der bestehenden Ordnung? Als das Schlimmste denke ich mir: wenn man in Ueberstürzung ein Gesetz beschlösse, das in seiner Wirkung ähnlich dem gegen die Sozialisten wäre, und wenn schon unsere nächste Generation genöthigt wäre, dasselbe wie dieses wieder aufzuheben, dadurch also auch die Anarchisten zu einer Partei zu machen, die auf blutrothen Sesseln, den Dolch im Gürtel, ihren Sitz im Parlament hätte! Dann würde die Abschaffung jeder Staatsform nur noch von Stimmenmehrheit abhängen, und ob man nach dieser wohl noch auf die Meinung des Bundesraths zu warten sich die Zeit geben würde?

Zur Zeit der „Marianne" sandte Napoleon III. deren Mitglieder auf den glühenden afrikanischen Rost, nach Lambessa, oder nach Cayenne; ganze Regimenter, welche davon inficirt waren, schickte er nach Afrika, und als dann der Krimkrieg ausbrach, ließ er sie als Kanonenfutter in die vordersten Treffen bei Inkjerman und Sebastopol stellen.

Aus der Marianne entwickelte sich die Internationale, aus dieser die Commune und schließlich die anarchistische Partei, deren Jünger jetzt namentlich in Italien Privatunterricht im Stahlstich, in der Erdolchung von ausgestopften Puppen nehmen werden. Ich selbst schaute diesem Unterricht vor Jahren einmal in einem Paese, im Garten eines ehrsamen Korbflechters zu, der seinen Söhnen diese Unterweisung ertheilte und in dem ebenso achtbaren Rufe des Brigantaggio stand. Der Stoß geschah nach den Regeln der Kunst immer von oben nach unten durch die Rippen, die anatomisch richtig auf der Puppe mit Kreide markirt waren. In Sizilien war und ist diese ritterliche Uebung ja dasselbe, was bei uns der Fechtunterricht.

Vielleicht geben nun unsere gegenwärtig practicirenden Anarchisten den Anstoß zur Verwirklichung einer Idee, zu der wir auch schließlich hinsichtlich unserer Colonien werden greifen müssen: zur Herstellung einer Fremdenlegion zum Schutze unserer Besitzungen. In der französischen überwiegt das Deutschthum, man kann sagen bis zu zwei Drittel; unsere jungen anarchistischen Hitzköpfe würden hierzu ein ganz vortreffliches Material sein, denn die Alten überlassen ihnen ja bekanntlich die That, nachdem sie dieselben ausreichend geschult haben. Freiwillige würden sich genug hinzu finden; unsere aus der bürgerlichen Gesellschaft Ausgestoßenen brauchten dann nicht mehr in französische Dienste zu treten, und für Whitboy und Genossen würden sie immerhin ganz achtbare Gegner sein.

Zur Währungsfrage.

Wie herrlich weit des neuen Kurses Weisheit bereits gediehen ist, das trat deutlich an das Licht, als erfahrene Leute hinwiesen auf die Gefahr, daß die Reichssilbermünze von fünf Mark nur noch einen wahren Werth von kaum zwei Mark besitze. Nichts liegt offenbar näher, als daß ein Falschmünzer mit einem Anfangskapital von 80 Mark ein Kilogramm Silber einkauft, daraus alsbald 40 Fünfmarkstücke herstellt, mit denen er neues Silber einkauft und zwar $2^1/_2$ Kilogramm. Hieraus sind schon 100 Fünfmarkstücke herstellbar, mit denen auf dem Silbermarkt $6^1/_4$ Kilogramm Silber käuflich sind, u. s. w. bis der Falschmünzer von den Renten seiner Arbeit bequem leben kann. Da er bei jedem Umsatz 150 Procent Gewinn einstreicht, so läßt sich leicht berechnen, daß schon nach zwölf derartigen Umsätzen aus dem Besitzer von 80 Mark ein mehrfacher Millionär geworden ist. Das Geschäft trägt allerdings das Risico des Zuchthauses, aber wie soll man nachweisen, daß eine Silbermünze „falsch" ist, die durch und durch aus echtem Silber besteht! Die Herstellung falscher Kassenscheine ist unvergleichlich viel schwieriger, und selbst hier findet man bekanntlich so geschickte Fälschungen, daß zu ihrer Aufdeckung aller Scharfsinn erforderlich ist.

Trotz alledem besteht der Weisheit letzter Schluß bei den Autoritäten unserer augenblicklichen Regierung darin, daß alle diese Befürchtungen übertrieben seinen, die Sache sei nicht so schlimm wie sie aussehe und es werde schon gehen. Um die Absurdität solcher Tröstungen in ihrer ganzen Nacktheit zu erkennen, dürfte es das Angemessenste sein, sich einmal auf deren eigenen Standpunkt zu versetzen, ihn als zutreffend vorauszusetzen. Zugegeben also, die Reichsmünzen bis zum silbernen Fünfmarkstück aufwärts, sind bloße Scheidemünze, stehen also mit dem Papiergeld insofern auf derselben Stufe, als sie nur durch ihre Umtauschfähigkeit gegen bestimmte Mengen von Goldmünzen sich im freien Verkehr halten lassen. Nun sind einerseits die Banknoten durch die Schwierigkeit ihrer Nachahmung nothdürftig geschützt, andererseits die Kupfermünze durch die Geringfügigkeit ihres Werthes. Wenn aber auch von Silbermünzen dasselbe gelten soll, so ist es nur schade, daß wir überhaupt so viel Gold zu Münzzwecken verschwenden, während doch ein Stück Silber im Werthe von etwa einer Mark denselben Dienst verrichten könnte wie ein goldnes Zwanzigmarkstück, indem das Reich durch Aufprägung zum Ausdruck bringt, daß es für besagtes Silberstück dem Inhaber besagten Werth in Gold umwechselt. Ferner könnte man statt der silbernen Markstücke etwa gleichgroße oder gleichschwere Nickelstücke nehmen, die nur mit dem Aufdruck „eine Reichsmark" versehen zu werden brauchen.

Wer sich hieran die Unnatur aller ähnlichen Vorschläge vergegenwärtigt hat, der wird ohne Zweifel zugeben, daß bei allen Metallmünzen, deren Nachahmung überhaupt lohnend erscheinen kann, der wirkliche Werth in einem gesunden Verhältniß zum Tauschwerth stehen muß, d. h. daß beide Werthe annähernd gleichkommen müssen. Um dies Entweder — Oder kann Niemand herum, entweder man erkennt an, daß ein Scheinwerth, der 250 Procent des wirklichen Werthes beträgt, eine gefahrvolle Prämie auf Falschmünzerei setzt — oder man setzt ein unbegrenztes Zutrauen in die Ungeschicklichkeit der Falschmünzer und in die Geschicklichkeit der Criminalbeamten, und dann kann man beinahe zum eisernen Geld des Lykurg zurückkehren. Denn wo der Aufdruck Wunder verrichten kann, da ist der innere Werth des Edelmetalles eine ganz überflüssige Sache geworden.

Mit Recht weisen die Silbermänner auf die Ungerechtigkeit hin, daß der Staat einseitig das Gold durch die Goldwährung bevorzugt hat, während die Goldleute nur scheinbar Recht haben, wenn sie triumphirend auf die riesige Entwerthung, den nie geahnten Preissturz des Silbers pochen. Denn erstens sind bekanntlich alle Werthe relativ, es hat daher ein Fallen eines einzelnen Werthes an sich überhaupt noch keinen Sinn. Es müßte erst der in dieser Welt unmögliche Fall eintreten, daß sämmtliche Dinge ihren Goldpreis beibehalten, um wirklich von einer Silberentwerthung reden zu können. Thatsache ist nur, daß das Gold im Verhältniß zum Silber an Preis gewonnen hat, aber eine ewig unentschiedene Doctorfrage bleibt es, ob man zu reden hat von einer Goldüberwerthung und Goldnoth oder von einer Silberentwerthung und Silberüberfluß.

Doch selbst diese relative Verschiebung kann noch gar nichts beweisen zu Gunsten des Goldes, da sie ja eben erst eingetreten ist, nachdem man das Gold als den Alleinherrscher in der Münzhoheit auf den Thron erhoben hat und nachdem man das Silber entthront hat. Die Wahrscheinlichkeit des Zusammenhanges beider Thatsachen ist durch den letzten großen Preissturz des Silbers zur Gewißheit geworden, der lediglich durch eine finanztechnische Operation mit unfehlbarer und augenblicklicher Sicherheit eintrat, als sei er ein rein physikalisches Experiment. Andererseits sind durch die Goldwährung viele Milliarden dieses Metalles zu Münzen geprägt worden, und dadurch ward sein Steigen eine Naturnothwendigkeit. Aber auf rein künstlichem Wege ist dies zu Stande gebracht, ähnlich als ob man ein Thermometer in der Kälte zum Steigen zwingt durch Hülfe einer davorgehaltenen Brennlinse. Das Gold ist nicht gestiegen, sondern gesteigert worden.

Die Probe auf das Exempel könnte natürlich noch gemacht werden durch Abschaffung der Goldwährung und aller Goldmünzen. Kann jemand glauben, daß diese Maßregel nicht schleunigst einen rapiden Preissturz des Goldes im Weltmarkte zur Folge haben sollte? Eben so schnell würde sich das Silber erholen, und es würde sogar das alte Werthverhältniß wieder erscheinen, wenn man das moderne Papiergeldwesen, den Wechsel- und Checkverkehr unterdrücken wollte, was natürlich eine ganz verkehrte und äußerst schädliche Maßregel wäre. Die Silbermünzen sind gerade deshalb indirect nützlich, weil sie auf den Papierverkehr hindrängen, während das Gold durch Handlichkeit dazu verführt, im rohen und plumpen Metallverkehr zu verharren.

Die Grund- und Hauptschwierigkeit der ganzen Frage liegt nicht in der Entscheidung, ob Gold- oder Silber- oder Doppelwährung, sondern sie liegt allein im bureaukratischen System, sie liegt in dem famosen „festen Werthverhältniß", einer Gesetzzuthat, die genau so unsinnig ist, als ob man die Zahl der Mondfinsternisse behördlich festlegen wollte. Was von Natur beweglich ist, darf nicht wie Ochs und Flügelpferd aneinander gekettet werden. Wer es dennoch versucht, muß bei jeder Veränderung Schaden erleiden. Wer sich verpflichtet, jederzeit ein Kilogramm Gold und *a* Kilogramm Silber gegenseitig zu tauschen, handelt genau so, als wenn er in jedem Jahre ein Kilogramm Gold und *a* Kilogramm Weizen tauschen will. Ist nämlich bei guter Ernte für ein Kilogramm Gold mehr als *a* Kilogramm Weizen zu kaufen, so wird er allen Weizen der Welt kaufen und mit Schaden wieder verkaufen müssen. Ist aber bei schlechter Ernte für ein Kilogramm Gold weniger als *a* käuflich, so wird alle Welt bei ihm Weizen kaufen und er wird nur mit Schaden die Lieferung an seine Besteller bewirken können.

Der Weltmarkt kennt keine Mark, sondern nur ein Kilogramm Gold und ein Kilogramm Silber. Eine Mark ist an sich Nichts, sie wird erst etwas als Theil unserer Goldstücke, indem eine Doppelkrone (= 20 Mark) ungefähr $^1/_{139}$ Kilogramm Gold, eine einfache Krone $^1/_{279}$ Kilogramm Gold beträgt.

Wenn aber eine Mark ein gewisses Gewicht Gold bedeutet, so kann sie unmöglich zugleich auch ein gewisses Gewicht Silber darstellen. Vielmehr gehört zur freien Goldprägung auch die freie Silberprägung, aber in Stücken, die nicht auf Mark lauten, sondern auf so und so viel Gramm Silber, und die ohne jeden Zwangskurs überall frei nach dem Tageskurs angenommen werden dürfen. Dann ist keine von beiden Parteien mehr zu irgend welchen Klagen berechtigt, und man läßt der Gerechtigkeit freien Lauf. Ob der Verkehr mehr nach Gold oder nach Silber verlangt, werden wir dann sehen können. Siegt das Gold, gut, so haben die Goldmänner Recht gehabt, und der Versuch kann keinerlei Gefahren bringen, sondern nur eine nützliche Lehre. Geschäfte, die in „Mark" geschlossen sind, müßten natürlich in Gold abgewickelt werden, dagegen muß es jedem freigestellt werden, einen Vertrag auch in Silber (Kilogramm) abzuschließen, der dann vertragsgemäß auch in Silber geleistet werden muß, ebenso wie der Goldvertrag in Gold. Dies kann nur auf den ersten Blick durch die Macht der Gewohnheit sonderbar scheinen, in Wahrheit ist es nichts als selbstverständlich, und vielmehr das Gegentheil ist höchst sonderbar. Wer Weizen bestellt hat, wird höchst erstaunt sein, wenn ihm statt dessen Roggen, wenn auch in entsprechender Menge, geliefert wird, und wer Geschäfte in Getreide abschließt, wird schwerlich vergessen anzugeben, welches Getreide gemeint ist. Roggen kann kein festes Werthverhältniß erhalten zum Weizen, weil eben Roggen kein Weizen ist, und ebenso ist Silber kein Gold. Man denke sich z. B. den Fall, daß ein Grundstück belastet ist mit einem ersten Pfandgeld von zehn Kilogramm Gold und einem zweiten von fünfzig Kilogramm Silber, kann da irgendwie mehr Verwirrung eintreten als wenn der Bäcker vom Müller hundert Kilogramm Weizenmehl und zweihundert Kilogramm Roggenmehl kauft?

Freidank.

Landwirthschaftliche Gesetzgebung.

Was durch Schenkung, Kauf und Vererbung an mich gekommen ist, betrachte ich als mein Eigenthum, und aus dem Umstande, daß es mein Eigenthum ist, schließe ich, daß ich nun auch das Recht habe, damit zu thun und zu beginnen, was mir recht scheint. Dieser Schluß aber ist nicht allemal richtig. Will ich mein Eigenthum verschenken oder vererben, so gibt es gewisse Rechtsnormen, die ich nicht ohne Weiteres umgehen kann. Auf dem Wege der Schenkung kann ich nur über einen genau festgesetzten Theil meines Erb und Eigenen verfügen. Auf dem Wege der Vererbung gibt es allemal gewisse Pflichterben, die unter keinen Umständen zu umgehen sind. Und selbst wenn ich es wollte, kann ich mit dem, was von Gottes und Rechtswegen mein eigen ist, nicht einmal zum Nutzen meiner eigenen Person schalten und walten wie ich will. Im Gegentheil, wenn ich so wirthschafte, daß ich voraussichtlich in nächster oder fernerer Zeit nicht mehr im Stande sein werde, meinen und der Meinigen Lebensunterhalt zu beschaffen, kann mir der Nießbrauch meines Eigenthums entzogen und ich unter Zwangsverwaltung mit meinem Eigenen gestellt werden. Stehen aber

meine Ausgaben in einem zu schreienden Mißverhältniß zu meinen Einnahmen und zu meinem Vermögen, so bin ich verpflichtet, unter gewissen Bedingungen meine Zahlungsunfähigkeit anzumelden und werde bestraft, sobald ich solches unterlasse.

Ergiebt sich schon daraus, daß auch der Landmann nicht unbeschränkt mit seinem Erb und Eigenen schalten und walten kann wie er will, so unterliegt es andererseits keinem Zweifel, daß sein Recht im Grund und Boden kein unbeschränktes ist. Grund und Boden ist nicht nur Privatvermögen, es bildet auch einen hervorragenden Theil des Nationalvermögens und zwar den Theil, der menschlicher Berechnung nach nie völlig und nie in dem Maße entwerthet werden kann, wie die übrigen Bestandtheile desselben. Das mobile Kapital kann auch ohne den großen Umsturz, den die Sozialdemokratie anstrebt, bedeutend entwerthet werden, z. B. durch Entdeckung ungeahnt reicher Goldlager, es kann sich durch unvorhergesehene Kursstürze in kurzer Zeit namhaft vermindern und es ist nicht an die Scholle gebunden, es kann mit seinen Besitzern die alte Heimath dahinten lassen und damit aus der Reihe der nationalen Activa austreten und vermehrt dann, sofern es im Inlande angelegt ist, die Passiva. So berechnet sich der Werth der Gebäude nur zum kleinen Theil aus dem Werth der Baumaterialien und den Baukosten, zum größeren aus der Lage, der Einrichtung und dem Gang der Geschäfte am Orte, wo es steht: Um wie viel würde z. B. der Werth der Gebäude in einer Stadt wie Hamburg sinken, wenn auf einmal der Handel auf Nimmerwiederkehr von dort wegginge! Gerade die heute theuersten baulichen Anlagen würden dann werthlos werden. So wäre es auch denkbar, daß, durch eine völlige Aenderung der Verkehrsmittel, Straßen, Eisenbahnen sammt rollendem Material, Schiffe 2c. werthlos werden.

Dagegen behalten Grund und Boden, wenn auch nicht denselben, so doch einen nicht zu beseitigenden Werth. Der Werth kann steigen und fallen, aber nie ganz verschwinden. Ob man jemals so weit kommen wird, die Nahrungsmittel, deren wir bedürfen und manches andere, das wir nicht entbehren können, auf rein chemischem Wege billig genug herzustellen, spielt dabei keine ausschlaggebende Rolle. Denn selbst wenn es möglich wäre, würde man das dazu nöthige Rohmaterial dem Grund und Boden entnehmen müssen und es ist immer noch die Frage, ob derselbe dadurch im Allgemeinen im Werthe steigen oder sinken wird. Soviel ist unumstößlich sicher, daß es keine Zeit geben wird und kann, wo man ohne Bearbeitung des Grund und Bodens leben kann, und eben daraus ergibt sich der dauernde Werth des Grund und Bodens als Nationalvermögen.

Gegenwärtig besteht aber für uns in Deutschland der Hauptwerth desselben darin, daß er uns ernähren soll. Freilich können wir dermalen ohne Zufuhr vom Auslande her nicht fertig werden. Man behauptet nun von einigen Seiten freilich, wenn alles culturfähige Land in Cultur genommen werde, sei das möglich, nur die niedrigen Preise für die Erzeugnisse der Landwirthschaft und der Viehzucht hinderten den deutschen Bauer an so kostspieligen Dingen, als die Cultivirung von Oedländereien nun einmal ist. Aber in den Jahren, da das Korn hoch im Preise stand, als man nicht nur Aussicht hatte, den eigenen Bedarf decken zu können, sondern auch Aussicht mit Erfolg zu exportiren, als überhaupt noch des Auslandes Concurrenz nicht drückte, hat man nicht den naheliegenden Versuch gemacht, sich von der Zufuhr von außen her ganz zu emancipiren. Da ist denn die Behauptung gerechtfertigt, daß heute Deutschland nicht mehr in der Lage ist, die ausländische Zufuhr entbehren zu können. Daraus folgt nun nicht, daß der deutsche Landmann auf den Feldbau verzichten soll, sondern im Gegentheil, daß er fähig erhalten werden und sich selber fähig erhalten muß, um der Concurrenz des Auslandes, die freilich eine immer drückendere wird, begegnen zu können. Gibt der deutsche Bauer den Kornbau ganz oder theilweise auf, so sinkt der Bodenwerth und damit das deutsche Nationalvermögen.

Man hat nun geglaubt, durch genügend hohe Zölle oder durch gesetzlich geregelten Mindestpreis des eingeführten Getreides die deutsche Landwirthschaft heben zu können. Aber die Zölle sind immer nur Krücken und wenn sie aus irgend einem der vielen möglichen Gründe einmal fallen, liegt die Landwirthschaft um so tiefer zu Boden, um so fester sie auf ihr Fortbestehen hoffte. Und würde für eingeführtes Getreide ein Mindestpreis gesetzlich festgesetzt, so würde auch der Mindestpreis des im Inlande gebauten Getreides diesen Preis haben, denn das liegt in der Natur der Sache und das soll ja auch gerade erreicht werden. Wir hätten dann in Deutschland ein Getreidemonopol, unter allen denkbaren Monopolen das schlechteste, und würden den Sozialdemokraten schönes Wasser auf ihre Mühlen liefern, denn sie würden mit Recht Regierung und Agrarier Brotvertheuerer nennen.

Vielmehr muß der deutsche Landmann befähigt werden, trotz der Concurrenz des billiger liefernden Auslandes den Kornbau fortzusetzen. Und da muß gesagt werden, daß die rapide wachsende Verschuldung des Grund und Bodens in Deutschland dem Bauern den Kampf um's Dasein erschwert und ihn seinem ausländischen Concurrenten gegenüber concurrenzunfähig macht. Nicht die Form der Verschuldung, kündbare Hypotheken statt unkündbare und sich amortisirbare Renten, sondern die Verschuldung selber ist der Uebelstand. Man frage nur einmal herum, der unverschuldete Landmann behauptet auch heute bei den sehr billigen Kornpreisen noch, sehr gut existiren zu können, während der stark verschuldete über unerträgliche Lasten klagt. Nun ist natürlich das im Laufe der Zeiten entstandene Uebel nicht mit einem Schlage zu beseitigen, und es wird der dauernden Arbeit mehrerer Generationen bedürfen, um dieses Ziel zu erreichen. Ueberhaupt wird hier die Gesetzgebung allein wenig oder nichts ausrichten, allein der gute Wille der Landwirthe selber wird hier Wandel schaffen können.

Wenn die Gesetzgebung fördernd eingreifen soll, so kann sie dies nur thun dadurch, daß sie einer weitergreifenden Verschuldung des Grund und Bodens vorbeugt, einerseits in dem sie das Agrarerbrecht abändert, wo es vielleicht abänderungsbedürftig ist und indem sie eine Verschuldungsgrenze nach oben hin feststellt, über die hinaus ein weiterer Realkredit dem Landmann nicht mehr gewährt werden kann. Irgendwelche Beschränkung des Personalkredits wird niemand befürworten, sie wird schon der unmöglichen Controle halber nicht durchführbar sein. In den meisten Fällen ist heute die Beleihungsgrenze ein gewisses Vielfaches vom Grundsteuerreinertrage. So lange dieses nicht erreicht ist, gibt der Geldmann, gibt die Bank noch Geld her und läßt es protocolliren, darüber hinaus aber nichts oder nur zu ganz außerordentlichen Bedingungen. Thatsächlich besteht also bereits eine Grenze der Verschuldbarkeit, nur daß sie nicht auf dem Wege der Gesetzgebung, sondern auf dem des Herkommens geschaffen worden ist.

Nun liegt aber dem Hypothekengläubiger an dem Wohl oder Wehe seines Gläubigers gar nichts, er kennt ihn manchmal nicht einmal der Persönlichkeit nach. In den meisten Fällen wird die Sache schriftlich abgemacht, oder sie geht durch die Hand eines Maklers. Kaltblütig kündigt der Gläubiger sein Geld, wenn er anderswo mehr damit verdienen kann, unbekümmert darum, ob der Schuldner leicht oder schwer die gekündigte Summe aufbringt, ob er vielleicht gar durch die Kündigung ruinirt wird. Im letzten Grunde betrachtet der Gläubiger gar nicht den Besitzer der Landstelle, sondern den Landbesitz selber als seinen Schuldner. In Folge dessen ist auch seine obere Grenze für die Beleihung eines Gutes die, die ihm es möglich macht, auch in schlechten Jahren bei einem etwaigen Zwangsverkaufe sein letztes Geld auch dann noch zu decken, wenn gute Zeiten für den Landmann vorerst nicht zu erhoffen sind. Die obere Beleihungsgrenze entspricht also etwa dem Minimalwerth des Gutes. In guten Jahren mag auch bei einer Maximalbelastung der Landmann noch bestehen können, sobald aber schlechte Jahre kommen, muß er, wie der Ausdruck lautet, schuften und krebsen für seinen Gläubiger, der gemächlich seinen Zins einsackt und, wenn er nicht pünktlich eingeht, jederzeit das Recht hat, den Sack zuzubinden und dem Schuldner den Besitz von Gerichtswegen verkaufen zu lassen.

Wir wünschen eine gesetzliche Festlegung der oberen Verschuldungsgrenze. Dieselbe wird sich practisch im Großen und Ganzen gewiß nur so finden lassen, daß man ein gewisses Vielfaches vom Grundsteuerreinertrage als obere Grenze hinstellt, wobei freilich auf die Größe des Grundbesitzes Rücksicht zu nehmen sein wird, denn ein kleiner Besitz, der mit Ach und Krach seinen Besitzer ernährt, kann natürlich auch im Verhältniß nicht eine so hohe Schuldenlast tragen, als ein Großgrundbesitz, dessen Besitzer schon von einem Bruchtheil seiner Einnahmen aus der Stelle leben und Betriebsunkosten und Abgaben aller Art bestreiten kann, während wieder ein mittelgroßes Gut weniger tragen kann als ein kleines Gut, das mit den eigenen Leuten des Besitzers bewirthschaftet wird und weniger als ein großes, daß im Verhältniß nicht so viele ständige Arbeiter braucht als ein kleines. Immerhin wird also die Festsetzung der oberen Verschuldungsgrenze keine mechanische Arbeit sein können. Es wird z. B. nicht einfach decretirt werden können: Die Verschuldung darf das Zwanzigfache des Grundsteuerreinertrages nicht überschreiten. Man muß verschiedene Nebenumstände gebührende Berücksichtigung finden lassen. Das Ideal aber muß das sein, daß der Landmann, wenn nicht außergewöhnliche Unglücksfälle eintreten, nicht nur in guten, sondern auch in schlechten Jahren von seiner Stelle leben kann, daß er auch in schlechten Jahren nicht nöthig hat, sich alle erdenkliche Sparsamkeit aufzuerlegen, nur um den Gläubiger die Zinsen zahlen zu können.

Allerdings werden die Segnungen einer derartigen Regelung der Dinge dem bereits überschuldeten Landbesitz nicht zu Gute kommen, denn mit der Zusatzklausel, daß die Ueberschuldung in einer bestimmten Reihe von Jahren getilgt werden muß, so daß dann das Höchstmaß der Verschuldung nirgends mehr überschritten sein wird, ist es nichts. Denn gerade der überschuldete Besitzer hat schwer dabei, seine Schulden los zu werden und zur Bezahlung derselben etwas zu ersparen. Ihm kann vorläufig nur durch eine amortisirbare Schuld, also durch Umwandlung der letzten Hypotheken in eine Rentenschuld geholfen werden. Dazu aber ist in erster Linie ein freier Entschluß des Schuldners nöthig, der sich gesetzlich nicht erzwingen läßt, in zweiter aber Rentenbanken, die dergleichen Geschäfte machen und die auch nicht auf dem Wege der Gesetzgebung allein erzwungen werden können. An der Erhaltung eines überschuldeten Grundbesitzerstandes liegt uns nichts und so hoch die Ueberschuldeten vielleicht Hülfe nöthig haben und so innig wir sie bemitleiden mögen, wir sind einstweilen nicht im Stande, zu helfen. Wir müssen, um einen leistungsfähigen Stand der Landwirthe zu erhalten, in erster Linie Sorge tragen, daß die noch nicht überschuldeten Landbesitze nicht auch der Ueberschuldung verfallen. Und dazu ist die Festsetzung einer oberen Verschuldungsgrenze ganz geeignet.

Leider scheint man in landwirthschaftlichen Kreisen von dem Mittel nicht viel zu halten. Man befürchtet ein Sinken des Bodenwerthes, wenn es zur Durchführung gelangt. Die für diese Befürchtung ausgesprochenen Gründe scheinen aber wenig stichhaltig zu sein. Allerdings scheint es in einigen Gegenden stark Mode zu werden, den Werth eines Landsitzes nach der Hypothekenlast zu bemessen, die er tragen kann. Aber das ist denn doch eben nicht gesund. Der Werth einer Landstelle richtet sich doch nach der Größe und Lage, auch der Culturfähigkeit und der Culturkraft des Bodens und anderen Dingen und muß sich aus dem richtig und sorgfältig geführten Wirthschaftsbuch ergeben. Freilich in einem Stück haben die Landwirthe Recht: Bei Festlegung einer oberen Verschuldungsgrenze kann es nicht mehr angehen, daß ein Mann mit 20,000 Mark Vermögen eine Landstelle zu 100,000 Mark Werth kauft und es übernimmt, 80,000 Mark zu verzinsen. Aber was verlangt denn ein solcher Käufer? An Hypothekenzinsen muß er über 3000 Mark im Jahre aufbringen. An Gesindelohn, Unterhaltung seiner Familie und des Haushaltes, nöthigen Reparaturen, Lasten und Abgaben geht doch mindestens eben so viel weg. Ohne also an Schuldtilgung zu denken, will er mit seinem Gelde, mit seinen 20,000 Mark, denn größer ist sein Verlagskapital nicht, jährlich 30 v. H. verdienen. Ja, wenn die Landwirthschaft so lohnend wäre! Man kann solche Güterkäufe als reell doch kaum bezeichnen und kann es auch nicht bedauern, wenn sie in Zukunft etwas seltener werden sollen. Sie gleichen allzusehr den Glücksspielen. Ein derartiger Käufer wird natürlich von jedem Windhauch umgeblasen, jede Krise, die im landwirthschaftlichen Gewerbe so gut wie in jedem anderen vorkommen, erschüttern seine Stellung. Er ist dann einer der ersten, der über die nothleidende Landwirthschaft laute Klage erhebt, wie überhaupt derartige Käufer die Schaffung eines in seinem Besitze sicheren Standes der Landwirthe dauernd erschweren.

Für manchen schon ziemlich verschuldeten Besitzer mag auch der Gedanke an seine Kinder der Grund sein, weshalb er kein Freund einer gesetzlich festgelegten oberen Verschuldungsgrenze ist. Es wird alsdann die Erbtheilung nicht mehr so glatt von statten gehen, wie heute, wo das Erbtheil der jüngeren Kinder einfach als Hypothek auf das Gut eingetragen oder von einem Gläubiger entlehnt wird, der es eintragen läßt. Mag auch die Stellung der nicht Landerbenden etwas beeinträchtigt werden, heute ist der Erbe verschuldeten Landstelle den Miterben gegenüber im Nachtheil. Sie bekommen doch eine Summe, über die sie frei schalten und walten können, während der Erbe der Stelle sich im Schweiße seines Angesichtes plagen kann, um ihnen gerecht zu werden und Krisen und Unglücksfällen begegnen oder ihnen unterliegen muß, die sie nicht spüren. Man plant ja auch eine Umänderung des Agrarerbrechtes, die hier, wenn sie erfolgen sollte, vielleicht Hülfe schaffen kann. Und wenn auch eine kleine Ungerechtigkeit bleibt, so muß man sich dessen getrösten, daß überall das Allgemeininteresse dem Sonderinteresse vorgeht, und das Allgemeininteresse fordert die Erlösung der Landwirthschaft aus der Schuldknechtschaft. Uebrigens ist ja auch ein nicht zu stark schuldenbelasteter Landmann leichter in der Lage, die verschiedenen Versicherungen dem Zwecke einer gerechteren Erbtheilung nutzbar zu machen.

Zunächst wird die Abneigung der Landwirthschaft gegen eine Festsetzung einer oberen Verschuldungsgrenze daraus zu erklären sein, daß die Landbesitzer dadurch unter staatliche Controle gerathen und nicht mehr so frei wie bisher über ihr Erb und Eigenthum schalten und walten können. Aber sie müssen doch auch anerkennen, daß das Alles zu ihrem eigenen Besten geschieht. Auch sie sind doch viel besser gestellt, wenn sie von ihrem Besitze so viel sicher haben, als sie zum Leben nöthig haben und noch ein Bischen dazu. Die heutigen Zustände sind unhaltbar. Je mehr anerkannt wird, daß die Landwirthschaft des Staates Rückgrat ist, um so mehr muß man darauf bedacht sein, sie zu erhalten und wenn es einmal nicht anders geht, als mit scharf einschneidenden Maßregeln, so muß man sie eben anwenden. Und schließlich steht sich der Landwirth immer noch besser unter der Aufsicht eines ihm wohlwollenden Staates als unter dem harten Regiment des Gläubigers.

Insofern man die Industrie nicht mit ähnlichen Maßregeln bedenkt, steht die Landwirthschaft durch die Einführung einer oberen Verschuldungsgrenze allerdings unter einer Art von Ausnahmegesetz. Aber die Verhältnisse liegen beim Landbau doch auch wesentlich anders als bei der Industrie. Der Industrielle arbeitet freilich auch oft und viel mit fremdem Gelde, aber wenn das Geschäft geht oder die Schuldenlast ihm zu groß wird, verwandelt er sein Unternehmen in eine Actiengesellschaft, wobei seine früheren Gläubiger oder statt ihrer neueintretende Theilhaber im Geschäft werden. Dabei hat er es in der Regel in der Hand, sich als Leiter oder Geschäftsführer eine ihn nährende Stellung zu sichern und außerdem noch so viel vom Geschäftsgewinn, als ihm nach Maßgabe seiner Actien zukommt. Die Gläubiger, jetzt Actieninhaber, partizipiren wie am Geschäftsgewinn, so auch am Geschäftsverlust. Das ist bei den Hypothekengläubigern der Landwirthe wesentlich anders; die hüten sich als Theilhaber in das Geschäft einzutreten und dem Landmann als Geschäftsinhaber eine sichere Stellung vorweg zu sichern; sie wollen vielmehr erst befriedigt sein und der Schuldner kann mit dem Uebrigbleibenden sehen, wie er fertig wird. Er hat den sicheren Gewinn ohne irgend

welches Risiko, wenn er nicht die sichere Beleihungsgrenze allzu weit überschritten hat.

Es kommt noch dazu, daß der Werth eines industriellen Etablissements gar nicht zu schätzen ist und eine obere Verschuldungsgrenze für dasselbe gar nicht festzusetzen ist. Ein solches Etablissement kann thatsächlich doppelt und dreifach verschuldet sein und einen sehr hohen Jahresgewinn abwerfen, wenn nur die erzeugte Waare sich gut und lohnend absetzen läßt. Und es kann ein solches Etablissement freier Besitz eines Unternehmers sein und es bringt nichts ein, es wird vielleicht Geld zugesetzt, sobald der wahre, der lohnende Absatz fehlt. In der That sind Räumlichkeiten und Maschinen in der Regel nahezu werthlos, wenn der Fabrikbetrieb aufhört. Daraus ergiebt sich, daß es unendlich schwer ist, für eine Fabrik eine obere Verschuldungsgrenze zu finden.

Es ist schon wiederholt betont worden, daß die Allgemeinheit ein Interesse daran hat, den Grundbesitz nicht bis in's Ungemessene und nicht bis dahin verschulden zu lassen, wo der Hypothekengläubiger eigener Sicherheit halber kein Darlehen mehr bewilligt. Es ergibt sich das schon aus dem Werth des Grundbesitzes als Nationalvermögen, mehr noch aber aus dem Werth desselben als Besteuerungsobject für den Staat und die verschiedennamigen Communalverbände. Daß in einigen Staaten die Grundsteuer als Staatssteuer aufgehoben ist, ändert hieran nichts. Der Landmann kann doch nur seine Einnahme aus dem Landbesitz versteuern und von dieser Einnahme können Schuldenzinsen abgezogen werden. Je höher mithin die Schuld ist, desto mehr ist an Schuldenzinsen zu zahlen, desto mehr ist vom steuerpflichtigen Einkommen abzugsberechtigt, desto weniger bleibt also zu versteuern übrig. So kann es kommen, daß aus Bauerndörfern, die man auf den ersten Blick für wohlhabend hält und die aus lauter stattlichen Höfen bestehen, keine nenneswerthe Steuer für den Staat herauskommt. So kann es kommen, daß in einem Bauerndorfe nur einer eine Einkommensteuer von 31 Mark bezahlt — der Lehrer, obgleich Stellen von über 3000 Mark Grundsteuerreinertrag vorhanden sind. Da fragt man denn doch wohl mit Recht: Hat der Besitzer einer Landstelle ein Recht, so viele Schulden zu machen, wie er will? Liegt es nicht im Interesse gerechter Steuervertheilung, diesem Rechte Schranken zu setzen? Man wende nicht ein, daß das sich ja ausgleiche, was der Landmann weniger an Steuern zahle, das müsse eben der Kapitalist als sein Gläubiger mehr bezahlen. Ein großer Theil der Hypotheken fließt aus Sparkassen und ähnlichen Instituten. Das Kapital gehört also den kleinen Sparern, die für ihr Kapital wenig oder gar nicht besteuert werden. Zudem besteht namentlich in kritischen Zeiten natürlich die Neigung, die letzten Hypotheken, die auf einem überschuldeten Gute doch mehr und mehr den Charakter unsicherer Forderungen annehmen, loszuwerden. Gefällige Geldleute sind dann erbötig, gegen gute Provision Gelder vom Auslande zu beschaffen. Thatsächlich ist eine Neigung des ausländischen Kapitales hier und da bemerkbar geworden, sich im deutschen Grundbesitz anzusiedeln. Deutschland würde, wenn die Bestrebungen von weitgehenderem Erfolg gekrönt sein sollten, dem Auslande tributpflichtig werden.

Was zuvor geschehen ist, das ist uns zur Lehre geschehen. Wird die Frage gestellt, woran Rom zu Grunde ging, oder bestimmter gesagt: das große römische Weltreich, so lauten die Antworten verschieden. Im Grunde aber lag die Urschuld an ungünstigen Agrarverhältnissen. Das alte licinische Ackergesetz hatte festgesetzt, daß keiner mehr als 500 Jugera, sind ca. 125 Hektar vom Gemeindelande haben sollte. Das war nun viel, wenn man in Betracht zieht, daß in der servianischen Zeit eine Vollhufe normalen Umfanges nur etwa 5 Hektar umfaßte, daß also die Römer von Alters her ein hartes Geschlecht von Kleinbauern gewesen waren. Wenn aber nicht mehr als 500 Jugera an einen Einzelnen vergeben werden durfte, so lag dem der sehr vernünftige Gedanke zu Grunde, daß die Bildung zu großer Latifundien vermieden und dem Besitzlosen die Möglichkeit gesichert werden müsse, wenigstens in den Besitz einer Pachthufe zu gelangen. Aber der gute Wille der Gesetzgeber kam nicht zur Durchführung; das Gesetz blieb auf dem Papier stehen. Die Kriegsläufte brachten es mit sich, daß man daran nicht dachte, es wurde nicht nur reiche Beute an Land und Geld gemacht, die in erster Linie reichen und angesehenen Familien zu Gute kamen, es wurden auch Aemter als Einnahmequellen für sie gewonnen. Dazu kam noch die unsinnige Maßregel, daß die Provinzen für Italien und die Hauptstadt Korn liefern mußten, wodurch dem Kleinbauern eine Concurrenz mit dem Auslande ganz unmöglich gemacht wurde. Er verarmte mehr und mehr, wurde von seiner Scholle abgetrieben und vermehrte die Reihen des Proletariats. Nur Großbetriebe mit Sklavenarbeit, d. h. mit denkbar niedrigsten Productionskosten lohnten noch.

So stehen denn im kaiserlichen Rom eine Reihe von überreichen Sklavenbaronen und Geldmännern dem Proletariat gegenüber, während der Mittelstand verschwunden ist. Das Proletariat, nur nach Brot und Spielen gierig, jubelt den schlechtesten Kaisern den lautesten Beifall zu. Ein Caligula, ein Nero sind seine Abgötter, von Staat und Vaterland wissen sie nichts. Dem Uebelstand wissen auch die besten Kaiser nicht abzuhelfen, sie begnügen sich, die ärgsten Auswüchse der Mißwirthschaft abzustellen und deshalb ist das alte Uebel immer gleich wieder da, wenn einmal ein schwacher Kaiser regiert. Der Staat mußte untergehen, weil ihm der Mittelstand fehlte, der immer eines gesunden Staatswesens festeste Säule ist.

Wollen wir's dahin kommen lassen? Immer mehr kommt unser Vaterland in die Gewalt des vaterlandslosen Geldes. Klein- und Großbauer sinken allmählich zu Arbeitern für den Geldmann herab. Hält die kritische Zeit für den Landwirth noch länger an, so werden die gerichtlichen Zwangsverkäufe noch häufiger werden, wie bisher. Noch zwar ist der Geldmann nicht geneigt, den Besitz des Liegenden an sich zu bringen, es sollte denn ein Rittergut sein, das den Protzen reizt. Noch sucht er für den abgetriebenen Landwirth Ersatz zu finden. Aber gerade deshalb ist es noch nicht zu spät. Spürt erst der Geldmann Neigung, liegende Gründe an sich zu bringen und hat er den Landmann in Schuldknechtschaft, so wird ihn keine Gesetzgebung daran hindern können, auch wenn sie sich zur Dienerin offenbarer Ungerechtigkeit machen wollte. Nun kauft der Geldmann erfahrungsgemäß nur dann liegende Gründe, wenn er sie billigst haben kann und Aussicht hat, sein Geld unter allen Umständen sicher im Grundbesitz anzulegen.

Sollen wir warten bis es zu spät ist? Sollen wir warten, bis der Stand der Landwirte in seiner Gesammtheit zu der Einsicht kommt, daß er aufhören muß, neue Schulden zu machen? Wird eine solche Allgemeinerkenntniß jemals Platz greifen und wird auch dann noch jeder Landmann in der Lage sein, seiner besseren Erkenntniß zu folgen? Besser ist es, wenn die einsichtsvolle Gesetzgebung zum Mittel greift, das retten kann, wenn sie eine obere Verschuldungsgrenze festsetzt, nicht im Interesse der Gläubiger, sondern in dem der Schuldner in erster Linie. Für den Landwirth mag das unangenehm sein, wenigstens zunächst, indem er mit althergebrachten Gewohnheiten brechen muß. Ist er es doch gewohnt, die Scholle, die er bebaut, als sein Eigenthum zu betrachten, mit dem er nach Belieben schalten und walten kann. Der Satz ist nur halb richtig, d. h. er hat nur so lange Berechtigung, als der Landmann sein Gut recht gebraucht, bei irgend welchem Mißbrauch tritt das höhere Recht der Allgemeinheit dem Sonderrecht der Landwirthe entgegen und ihm muß der Vorzug gegeben werden. Erkennt man an, daß die überhandnehmende Verschuldung des Grund und Bodens den Allgemeininteressen zuwiderläuft, so muß man auch anerkennen, daß dem Landmanne das Recht abgesprochen werde, völlig frei über seinen Grund und Boden zu verfügen, so muß anerkannt werden, daß sein Schuldenmachungsrecht beschnitten werden muß.

Diogenes.

Literatur und Kunst.

Gesang der Streber.

Wir streben — wir streben —
Wir streben Tag und Nacht,
Und schen'n in unserm Leben
Nicht Trug und Niedertracht!
Wir schmieden Ränke, heucheln,
Und spotten fremden Glücks,
Verleumden frech und meucheln
Kaltblütig, hinterrücks,
Und schlängeln uns durch's Leben
Geschmeidig und bedacht,
Und streben — und streben —
Und streben Tag und Nacht!

Wir schmeicheln — wir schmeicheln —
Wir schmeicheln ohne Scham
Den Mächtigen und streicheln
Sie willig uns und zahm.
Wir schleichen um die Fürsten
Mit buhlerischer Kunst
Gewissenlos und dürsten
Nach ihrer Huld und Gunst;
Um einen Orden streicheln
Wir uns die Hände lahm
Und schmeicheln — und schmeicheln —
Und schmeicheln ohne Scham!

Wir knechten — wir knechten —
Wir knechten rücksichtslos
Die Niederen und ächten
Hohnlachend noch ihr Loos.
Ebnen sie uns die Pfade —
Wohl der Plebejerbrut!
Doch trotzen sie — ohn' Gnade,
Gepeinigt bis auf's Blut,
Durchbohren die Geschwächten
Wir mit brutalem Stoß!
Wir knechten — wir knechten —
Wir knechten rücksichtslos!

So schmeicheln — so knechten
Wir stets mit Eleganz,
Und selbstgefällig flechten
Wir uns den Ruhmeskranz.
Was schert uns ideale
Und ethische Vernunft?
Das Practische, Reale,
Nur das kennt uns're Zunft!
Drum lassen hoch wir leben
Der Andern Redlichkeit,
Und streben — und streben —
Und streben allezeit!

Adolf Wilhelm Ernst.

Klassikerdämmerung.

In der Literatur engeren Sinnes sind Ueberraschungen recht selten. Zwar möchte man gerade das Gegentheil vermuthen: nirgends so viel blitzartiges Auftauchen neuer Personen und Richtungen, nirgends so viel Raketen, Aufregungen und Plötzlichkeiten. Allein die Frage ist, ob das alles auch wirklich als Ueberraschung wirkt, ob es nicht vielmehr mit unendlichem Phlegma als Alltäglichkeit aufgenommen und wieder zurückgeworfen wird. Ein wenig die Literatur, wenigstens die von heute, mitgemacht, und man gewöhnt sich an fast Alles: an ältesten Kohl und neuesten Gegenkohl, an Verzweiflung und an Weltsturz. Bald fühlt man im Literarcoupé sogar, auf welch festen Schienen der so fürchterlich polternde Zug dahinrollt, nur hie und da über Steine hopsend, die Zufall oder Ulk auf's Geleise geworfen hat. Die Jungen saugen einer wie der andere an, die Hälfte imitirend, die Hälfte ursprünglich; dann kommt die Schablone, und dann meistnes nichts mehr. Die eine Generation zieht auf die vorige los, die nächste auf diese, und fast jede kokettirt mit der vorvorigen. Julius Schaumberger wettert gegen Paul Heyse, dieser schwingt das Banner der Klassiker u. s. f. in wohlbekannter Art.

Der wirklichen Ueberraschungen, die aber doch nicht ausbleiben, gab es vor Kurzem eine ganz besondere: Paul Heyse contra Goethe. In der neunten Generalversammlung der Goethegesellschaft zu Weimar hielt unser vielgeliebter und vielgehaßter Dichter Paul Heyse einen Vortrag: „Goethe's Dramen in ihrem Verhältniß zur heutigen Bühne." Goethe wird als Dramatiker klein gemacht, die geringe Theaterwirkung seiner Dramen durch Mangel an psychologischer Entwickelung, durch Goethe's Gelegenheitsverhältniß zu seinen Stoffen, durch das Auftreten der Sentenz oder klassischen Phrase an Stelle der unmittelbaren Gefühlsäußerung, des Naturlautes und durch Anderes erklärt. Wie weit der Redner Recht hatte, diese Frage mag ein anmuthiges ästhetisches Conversatorium geben: mit seinem Tadel des Abschlusses von Faust zweitem Theil durch die Abgewinnung eines Landes vom Wasser, welcher Abschluß durch einen Vergleich mit Bismarck's beinahe entgegengesetztem Lebensweg allein schon verständlicher wird, dann mit seinem Tadel der „Natürlichen Tochter" von wegen Mangels einer dramatischen Schuld, die doch aus heutiger Kunstphilosophie bereits verschwunden sein könnte — damit wird sich der conservative Goethe-Stürmer etwas überhaut haben. Auch mit der Bühnenfremdheit der Goetheschen Dramen wird es nicht so weit her sein: so lange in Wien ein Baumeister seinen Götz spielt, wird die Bühnenwirksamkeit des „Götz von Berlichingen" den Kritiker widerlegen. Und die doch gut Heyse-treue „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" hat bei ihrem Bericht über jenen Vortrag die Behauptungen von Unbeliebtheit der Goethe'schen Dramen und von dem Charakter moderner Rührstücke jeweils mit verschmitzten Fußnoten begleitet, die auf ganz entgegengesetzte Repertoirerfolge hinweisen.

Aber darum handelt sich's hier nicht. Genug, daß Heyse's gründliche Rede eine Ueberraschung war. Die Ueberraschung bestand darin, daß einer der conservativsten Gegner der modernen Zeitmenschen an einem der gestempeltsten Vollkommenheits- und Ewigkeitsmenschen auch Unvollkommenes und Vorübergehendes aufzuzeigen versuchte. Das war's ja, was bisher den Radicalen immer in die Ohren gellte: daß die Klassiker nicht Objecte für Anlegung eines ästhetischen Maßstabes, sondern daß sie selber ästhetischer Maßstab für alle übrigen Meßobjecte, also etwas Ewiges seien. Nun kommt Einer, von dem man bisher nur solches zu hören geglaubt, und ruft auf den obersten der Götter das Schicksal, auf einen Goethe die ästhetische Kritik herab. Die Sache ist gefährlich: denn wenngleich der Kritiker das Uebrige an Goethe und das Meiste an den übrigen Klassikern bewundert, so schwankt doch die Grundlage, nämlich die Geltung des Klassischen als eines Maßstabes. Wir haben eine kleine, aber gefährliche Revolution; um so gefährlicher, als sie nicht von unten, sondern von oben kommt, als sie nicht von O. J. Bierbaum, sondern von Paul Heyse ausgeht.

Indessen ist die ganze Ueberraschung und Revolution doch nicht von gestern. Wir besitzen schon seit längerer Zeit ein Auflehnen gegen klassische Autorität — ich meine nicht nur in der künstlerischen Praxis, die ja ihre Wege nicht in erster Reihe durch Urtheile findet, sondern auch in der kunstkritischen Theorie. Vor Allem brachte die kunsthistorische und literargeschichtliche Wissenschaft seit geraumer Zeit das

den Autoritäten gefährlichste Gewicht zur Geltung: das Gewicht der historischen Auffassung, die species temporis statt der species aeterni, den Begriff der Zeit statt des der Ewigkeit. Aber auch außerhalb des Schulbereiches dämmert es gegen die klassischen Götter, und eben nicht nur von der jüngsten literarischen Stammkneipe und Stammzeitschrift her. Wer an Shakespeare wohl zuerst kritischer herantrat, war der Staatsrath Gustav Rümelin, der spätere Kanzler der königl. württembergischen Eberhard-Karls-Universität, in seinen „Shakespearestudien" vom Jahr 1866. Das Nibelungenlied entblätterte kein Radicalerer als Wilhelm Jordan, der Bekämpfer der Moderne, der Trochäenspötter gegen Nietzsche, in seinen „Episteln und Vorträgen" vom Jahr 1891. Ueber Klopstock dürfen wir heute schon als Gymnasiasten unsere Witze reißen; den Herder liest der Student, wann er schmißkrank kein anderes Buch zur Hand hat, und für Wieland interessirt sich der fahrende Schriftsteller, wann er einmal durch Halle reist und sich ein Colleg von Prof. Rudolf Haym über Wieland's Romane mitnimmt. Lessing stand schon lang im offenkundigen Geruch der höheren Abschreiberei; da kam einer von denen, die sich vor dem Vorwurf der eigenen Geistesverwirrung nicht scheuen, C. M. Paul Albrecht, Dr. med. et phil., königl. preußischer Professor, ein vergleichender Anatom und Criminalitätsforscher, und überraschte die Literatur mit seinem Bändewerk: „Leßing's Plagiate" (1890 u. f. w.). Darin war fein sorgfältig nachgezeichnet, aus wie viel Entlehnungen jedes Werk „Leszing's" zusammengesetzt ist, welche Bücher der Dichter in seinem Koffer mitführte, und wie er als Beispiel einer ganz eigenen psychopathischen Abnormität, einer Reproducirmanie, dastehe; in parallelen Columnen waren die Stellen des Dichters neben den entsprechenden seiner Vorbilder aufgeführt, oft wunderlich frappirend, oft wunderlich belanglos. Wer sich für die Klassikerkritik und für das Verhältniß der Schulwissenschaft zu der — sozusagen — Naturweisheit, für den Gegensatz der akademischen Philologie zur philologischen Kneipperei interessirt, wird sich für seine Mühe nicht übel belohnt sehen, wenn er des Professors Erich Schmidt Recension über das Albrecht'sche Buch aus der „Deutschen Literaturzeitung" hervorsucht; er wird auch aus dem etwas gepreßten Ton dieser Besprechung herauslesen, daß die Germanisten jenem Buch doch nicht so ganz mißtrauen, und wird über die wie Einschüchterung klingende Schlußfrage, ob denn die selbständige Verarbeitung der Stoffe durch Lessing so gar nichts sei, einigermaßen den Kopf schütteln. Als eine köstliche Nebenepisode des Klassikerstreites tauchte dann auch wieder die anatomische und physiologische Gerichtsverhandlung über die arme Friederike Brion auf. Und jetzt wanken Goethe's Dramen. Nur Schiller ist noch der ehrwürdige Onkel der deutschen Nation, was immer auch über sein Pathos, seine Rhetorik und seine Weiber losgezogen worden ist; er harrt noch erst seines Rümelin und seines Heyse.

Eine Klassikerdämmerung hat jedenfalls begonnen; und Dämmerungen wachsen schnell. Vorerst haben die Götter noch genug der Helle; und die Kollegen der Poesiegötter aus den übrigen Kunstgattungen besitzen davon eher noch mehr. Die Klassiker der Musik wurden von Richard Wagner's Ansturm, der doch mehr den Nachklassikern galt, wenig berührt; und ihre theilwese Absetzung durch die „Liszbuben" hat wohl weniger Veränderungen erzeugt als das analoge Treiben auf dem Boden der Poëtik. Die Klassiker der bildenden Künste gar komten noch guter Ruhe pflegen; kaum daß Michel Angelo als einer hingestellt wird, der „nicht malen kann", oder daß neben den als ewig Höchstes betrachteten sixtinischen und ähnlichen Gemälden doch noch andere Klassiker, z. B. die Spanier, hervorgezogen werden. Allein wir müssen gefaßt sein, auch hier über Nacht mit einer Klassikerdämmerung überrascht zu werden; die „Freiluft" hat uns bereits darauf vorbereitet.

Man darf sich wundern, daß eine Abhandlung, die sich u. A. gerade die Aufgabe vorsetzte, den dichterischen Klassikern ihre Grenzen abzustecken, fast unbemerkt vorübergegangen ist. Unter den Essays des deutsch-schwedischen Dichters und Schriftstellers Ola Hansson ist auch einer — vielleicht sein bester — der das Verhältniß von Suggestion und Dichtung von Hansson's eigenem Standpunkt aus zum Thema hatte, und für den es sich „um die möglichste Klarlegung einer gewissen bestimmten Grundform für dichterische Anlage und dichterische Bethätigung handelt, die derjenigen, welche landläufig als typisch und von vielen Zunftästhetikern als idealisch betrachtet wird, ganz entgegengesetzt ist." Die letzteren Dichter sind die „klassischen", die ersteren „sind durchgängig unter jenen Einsamen der Literatur zu suchen, die von den Schlagschatten der großen Namen verdeckt wuchsen und starben." „In Deutschland vertritt diesen Typus nicht der reflectirende, raisonnirende und verallgemeinernde Schiller — auch der weltverständige Goethe vertritt ihn für mich nur in kurzen Jugendmomenten — sondern der wunderliche, sich selbst und Anderen dunkle" Heinrich von Kleist; in Schweden nicht Tegnèr, sondern Almquist; „in der englischen Literatur wird diese Auffassung — wenn man von dem Phänomen ohne Gleichen absieht, das Shakespeare genannt wird — für mich unvergleichlich von den wenigen hundert Seiten repräsentirt, die als Sterne's »Sentimentale Reise« bekannt sind"; und in Amerika nicht von Longfellow, sondern von Poe. Dort fast durchgängig ein größerer Procentsatz Verstand als dunkler Impuls; dort „die Dichter aus Ueberlegung und durch Willensacte, in denen eine halt- und weisungsbedürftige Menge Richtschnur und Vorschriften fand, die Dichter des Normalen und Zulässigen, die Normen wurden und Landstraßen bauten und indirecte Verbote und Gebote in dem, was sie berührten und nicht berührten, hinterließen. Hierin lag ihre suggestive Macht. Sie waren Ideensuggestionirte, die überwiegend gedanklich weiter suggestionirten. Jene andere Gruppe, die Gruppe der Impressionssuggestionisten, der eigentlichen, auserkorenen Mystiker der productiven Vibration, die in ihrer Dichtung durch Stimmung und Schwingungen ungreifbar, unfaßlich, unnachweislich Suggestionirenden, die Suggestionirer des Unbewußten im Leser, sie bilden ein eigenes geheimnißvolles Reich für sich"; u. s. w. Frage: „warum sind die sog. klassischen Dichter Allen, auch den erlesensten Geistern, Allen, außer denen, die das wesensgegensätzliche dichterische Element in sich selber tragen, ersprießlicher, befriedigender und ergiebiger in der Lectüre, als jene erkorenen Aussager der geheimsten Seelenschwingungen?" Antwort: weil sie die Dichter des Zusammenhangs, jene die Dichter des Unzusammenhängenden sind. Sie „sind die überschaulichen und darum vorbildlichen Persönlichkeiten — jene anderen aber sind die Unverständlichen, die Undurchsichtigen", „die die Offenbarungen geben und das Dunkel sind", „die Undisciplinirten und Undisciplinirbaren", und dies, „weil das Saitenspiel ihrer Nerven ein so unendlich reicher bespanntes und feiner abgestimmtes ist, als das des Durchschnittsmenschen in höchster Potenz, des klassischen Dichters." „Sie sind die in höchster Potenz Suggestionirten", in der Dichtung wie im Leben: „jede neue Eindruckswelle wirft sie wo anders hin"; so Kleist, so Almquist, so Poe, so Stagnelius, so Hölderlin.

Derart hat Hansson nicht nur an der Klassikerdämmerung mitgearbeitet, sondern auch einen positiven Ersatz geboten durch Erhellung der Gegenstücke. Er hat zugleich mitgeholfen zu einer äußerst trivialen Frage, die aber doch vielleicht am Klassikerstreit einiges klärt. Wem nämlich die Vollkommenheit, Ueberzeitlichkeit, Maßgültigkeit der Klassiker vorgehalten wird, der frage dagegen, wie weit denn die Zahl der klassischen Muster reichen soll. In Deutschland zunächst: da mögen Goethe und Schiller und auch Lessing vorerst fraglos bleiben; aber weiter: gehören Herder, Wieland oder gar Klopstock mit zu den Ewigkeitsmustern? Noch mehr: ist Grillparzer auch ein zeitloser Gott oder nicht? und wenn nicht: warum läuft dann die Grenze gerade zwischen ihm und Weimar? Jetzt aber weiter zu Hansson's Lieblingstypus: ist Kleist, ein Liebling auch der Germanisten, innerhalb oder außerhalb des Kreises zu stellen? und wohin Hölderlin, der Liebling Paul Heyse's?

Nein, lassen wir die Wirrung — wir kommen damit nicht zurecht. Wir kommen auch nicht zurecht, wenn wir die Klassikerdämmerung auf radicalinskischen Uebermuth oder auf conservative Philisterei zurückführen möchten. Der Universi-

tätskanzler als Shakespeare-Warner, der „modernste der Modernen", Ola Hansson, als ehrerbietiger Zurückweicher vor dem „Phänomen ohne Gleichen"; M. G. Conrad als Herausgeber Martin Schleich's, Vertheidiger Martin Greif's und Verehrer von Stieler's „Winter-Idyll", und Paul Heyse als Goethe-Stürmer. Wir können morgen schon Hermann Lingg oder Friedrich Spielhagen als Schiller-Stürmer begrüßen und Hermann Bahr, verheirathet mit einer blonden Pfarrerstochter aus Kroda, als Verhimmler von „Hermann und Dorothea". Es mögen all das zunächst Ueberraschungen sein; im letzten Grund und für solche, die sich nicht überraschen lassen, sind sie es doch nicht. Es wird auch schließlich keine Ueberraschung mehr sein, wenn einst der künftige Literarhistoriker des 19. Jahrhunderts alle Mühe haben mag, zwischen Heyse und Bahr oder zwischen Spielhagen und Conrad die feinen Unterschiede herauszufinden, die dann dem Durchschnittsblick nicht mehr sichtbar sein werden.

Charles Perrault und unser Volksmärchen.

Von A. Benkert.

Perrault's Märchen sind bei uns unbekannter als sie es verdienen. Und doch kennt jeder die reizenden Geschichten vom Däumling, vom Gestiefelten Kater, vom Rothkäppchen u. s. w. Das sind „unsere" Märchen, wie bei Grimm zu lesen, wird mancher sagen. Aber um mehr denn 100 Jahre früher bot Perrault diese und andere Erzählungen seinen Landsleuten. Gewiß ist das Verdienst der Brüder Grimm um das deutsche Volksmärchen unantastbar. In 3 Bänden (Kinder- und Hausmärchen 1812—1819) fixirten sie mit echt deutschem Fleiß, was sie auf ihren Wanderungen, die ihre unfreiwillige Muße derzeit ausfüllten, an lebendiger Ueberlieferung von Schwänken, Feengeschichten, Legenden in den Dörfern vorfanden. Das Resultat sind jene Kinder- und Hausmärchen und Deutsche Sagen (1816—1818). Wohl keine andere Märchensammlung hat den kindlichen Ton so rein bewahrt, noch irgend eine Nachdichtung denselben so getroffen als die Grimm'sche. Wir haben hier gleichsam das Diktat jener ländlichen Erzählerinnen vor uns, die, ängstlich der Ueberlieferung sich anschließend, genau so schilderten, wie es ihnen die Mutter, dieser die Großmutter u. s. f. übermittelt hatten. Solchem Stoff gegenüber zeigt sich dann auch der Versuch einer Uebertragung in eine fremde Sprache und damit in einen anderen Ideenkreis als eine der schwierigsten und kaum ganz zu lösende Aufgabe. Was sind daher unsere Märchen z. B. in den Contes des Frères Grimm, traduits par E. Grégoire et L. Moland, was andererseits die Contes des Charles Perrault in der Uebersetzung von M. Hartmann, trotz der schönen Doré'schen Bilder?

Charles Perrault wurde geboren 1628; er lebte also unter der Regierung des „Sonnenkönigs", wie Lafontaine und das Bühnendreigestirn. Was aber konnten einem Ludwig XIV. die unsterblichen Fables jenes, die ihm zwar namentlich gewidmet waren, was die naiv kindlichen Contes dieses Anziehendes bieten, da sie ja nichts zur Verherrlichung seines Ruhmes beitrugen? Freilich brachte Perrault wenigstens dem Herrscher seinen Tribut dar in dem längst vergessenen mehr als 400 Verse umfassenden Gedicht Le siècle de Louis le Grand. Ueberlebt allein haben ihn seine Contes, und unter diesen sind vor allen die acht in Prosa geschriebenen La belle au bois dormant, Petit chaperon rouge, La Barbe bleue, Le Maistre chat ou le Chat botté, Les Fées, Cendrillon ou la petite pantoufle de verre, Riquet à la houppe, le petit Poucet noch heute das für Frankreich, was für uns die Grimm'schen Märchen sind. Eines Vergleiches mit diesen brauchen sie sich, wie wir sehen werden, nicht zu schämen. — Ungefähr 30 Jahre vor Perrault hatte Lafontaine seine berüchtigten schmutzigen Contes der Herzogin von Bouillon widmen dürfen. Welch' ein ungeheurer Gegensatz zwischen diesen beiden dem Titel nach gleichen Sammlungen! Und doch ist eine gewisse Geistesverwandtschaft beider Erzähler nicht wegzuleugnen. Was beide auszeichnet inmitten des Perrückenjahrhunderts, das ist die Frische und Anmuth der Sprache in der Form des vertraulichen Geplauders, bei Lafontaine in poetischem Gewande, bei Perrault vor Allem in der Prosa der genannten acht Contes (Contes de ma mère Loye). Da finden wir den echten Märchenton, wie ihn die erzählende Mutter anwendet: »Il était une fois« —, so beginnen sieben von den acht Erzählungen. In Anerkennung des hohen Werthes des echten Volksmärchens, an dem man nicht modeln und feilen soll, ließ Perrault diejenige Form bestehen, die sein zehnjähriger Sohn, seiner Wärterin die Märchen nacherzählend, den Geschichten gab. Somit hatte der Dichter zugleich den besten Maßstab für das kindliche Verständniß und entging der Gefahr, durch Aufdrängen des gekünstelten Stils jener Zeit den eigentlichen Schmelz ihnen zu entziehen. Wer aber weiß nicht, mit welch' peinlicher Genauigkeit das Kind die einmal einer Erzählung gegebene Form festhält, wie es die geringsten Nebenumstände nur immer wieder so und nicht anders geschildert wissen will?

Es gewährt einen eigenen Reiz die Belle au bois dormant, Cendrillon, Petit chaperon rouge u. s. w. den deutschen Geschwistern gegenüber zu stellen. Wie der verschiedenartige Volkscharakter das gemeinsam Empfangene verarbeitet, wie jedes Volk mit dem erhaltenen Pfund an uraltem Sagenstoff wucherte, das zeigt uns so recht das Märchen. Da wurden einige charakteristische Züge hinzugethan, dort andere unterdrückt und dann völlig vergessen, so daß oft der gemeinsame Kern auf der einen Seite fast unverhüllt hervortritt, auf der anderen aber durch die Fülle der Zuthaten schier unkenntlich geworden ist. Im Allgemeinen läßt sich wohl behaupten, daß die germanische Tradition es mehr auf Festhalten von Nebenumständen, auf das Ausschmücken abgesehen hat als dies bei dem französischen Märchen der Fall ist, das hiermit eine Fülle schöner Züge aufgegeben hat. Mit Recht dürfen wir daher eine größere Gefühlsinnigkeit an unserem Märchen rühmen. Man vergleiche in dieser Hinsicht z. B. den Däumling mit dem Petit poucet, unser Rothkäppchen mit dem Petit chaperon rouge. Perrault läßt das Rothkäppchen auch vom Wolf gefressen werden, bricht aber damit das Märchen ab. Es fehlt somit der ausgleichende Schluß. Die einmal angeregte Phantasie des Kindes muß bei der grausigen Thatsache stehen bleiben, daß der häßliche Wolf, der schon die Großmutter gefressen, nun auch das arme Rothkäppchen verschlungen hat. Diese Thatsache ist nun nicht recht in Einklang zu bringen mit der so scharf betonten Forderung Perrault's, daß das Märchen in jedem Falle der Moral dienen müsse, ja daß es nur von diesem Gesichtspunkte aus seine Daseinsberechtigung darthun könne. Was sollen wir aber zu der aus seinem Märchen vom Petit chaperon rouge gezogenen moralité sagen, deren er übrigens eine oder zwei in Versen jeder Erzählung anfügt? „Die jungen Mädchen sollen sich hüten vor Allem vor den Verführern mit glatter Zunge (loups doucereux), die sie oft bis in's Haus verfolgen." Beherzigenswerth ist auch die zweite Moral des Cendrillon, die ungefähr darauf hinausläuft: „Und wer den Papst zum Vetter hat —".

In dem Petit poucet fehlen die belustigenden Episoden, die kleinen und großen Abenteuer unseres Däumling, der bald im Ohr des Pferdes ein luftiges Versteck findet, bald zu trauriger Gefangenschaft in dem dunklen Magen einer Kuh sich verurtheilt sieht. In Cendrillon fehlen die Ausführungen der Nebenumstände, die zu endlicher Entdeckung der wahren Eigenthümerin des reizenden Pantoffels führen u. A. m. Lefèvre in seiner wissenschaftlichen Abhandlung, die den mythologischen Kern der verschiedenen Märchen bei den verschiedenen Völkern auszuschälen strebt, meint hinsichtlich dieser Ausscheidungen: „L'esprit français élimine d'ordinaire tout ce qui est malpropre ou grossier". Der Franzose hat gewiß für sich recht; und doch möchten wir diese und andere charakteristischen Züge germanischen Volkshumors und Beweise des tieferen Fühlens nicht wohl entbehren. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist auch die

von den oben erwähnten französischen Uebersetzern getroffene Auswahl unter den Grimm'schen Märchen. Histoire de celui qui s'en va à travers le monde pour apprendre à frissonner oder Les Musiciens de la ville de Brême z. B. dürften schwer der auch hier in der Einleitung so sehr in den Vordergrund gerückten Anforderung an die moralische Einwirkung des Märchens gerecht werden; denn von einer „Belohnung des Guten und Bestrafung des Schlechten" ist kaum etwas zu entdecken. In allen Fällen können wir eben nicht so weit gehen und stets die gleiche Anforderung an die Auslassungen des oft tollen und sich überschlagenden Volkshumors stellen. Auch der Franzose kann sich zwar gerade diesem Reiz nicht verschließen, aber seine Auffassung geht von anderer Voraussetzung aus. Seine Nerven gebrauchen gewissermaßen des stärkeren unmittelbaren Anreizes. Das zeigen auch die jener Uebersetzung beigegebenen Bilder. Das beweist ferner, wie wir sahen, das des ausgleichenden Schlusses entbehrende französische Rothkäppchen, ebenso die grausige Erzählung von La barbe-bleue, in der sich der Dichter im Ausmalen der schrecklichsten Angst zu gefallen scheint. Das tritt endlich zu Tage in der ganzen Art der Wiedergabe, die, wie schon berührt, nach unserer Auffassung zu nackt und unvermittelt die oft grausigen Thatsachen darstellt. Auch Chriseldis, die erste der drei Perrault'schen Erzählungen in Versen und zugleich die schwächste, gehört hierher ihrem Inhalt nach. Die Grausamkeiten des Fürsten, der die Geduld seiner Gemahlin auf die Probe stellt, sind abstoßend.*) Die deutsche gemüthvollere Art ist bemüht, das Herbe derartiger Stoffe, wenn sie ja solche wählt, zu mildern und geflissentlich zum Komischen überzuleiten. Hierüber, über die Verschiedenheit in der Art der Darstellung, oder über ihr Zusammentreffen seien noch einige Bemerkungen erlaubt. Ueber Toilettengeheimnisse wird in Cendrillon in freier, allerdings auch zugleich drolliger Weise gesprochen: „On rompit plus de douze lacets, à force de les (die Schwestern) serrer pour leur rendre la taille plus menue"; von der Liebe in gleicher Art in der Belle au bois dormant, wo die Mutter des Prinzen ganz richtig vermuthet „qu'il n'eût quelque amourette". Im Beginn derselben Erzählung heißt es: „Ils allèrent à toutes les eaux du monde". Doch ihr Wunsch, ein Kind zu haben, blieb unerfüllt. „Enfin, pourtant, la rein devint grosse". Dahin gehören manche Scenen in Riquet à la houppe, dessen Moral darin gipfelt: „Tout est beau dans ce que l'on aime; Tout ce qu'on aime a de l'esprit". In Petit poucet findet die große Wahrheit Raum: „Il (le bûcheron) était de l'humeur de beaucaup d'autres gens, qui aiment fort les femmes qui disent bien, mais qui trouvent très importunes celles qui ont toujours bien dit" u. A. m. Die französische Jugend, in deren Händen Perrault's Märchen auch heute noch sind, ist eben viel frühreifer. Ihr durfte daher auch der Dichter z. B. ein zwei Seiten langes echt diplomatisches Zwiegespräch zwischen Riquet à la houppe und der Prinzessin zumuthen, das die Vorzüge des Werbers in das rechte Licht setzend, endlich die ersehnte Verbindung herbeiführt. Ueber alle dergleichen Unebenheiten aber führt uns die ungekünstelte, glatte und frische Sprache der Contes leicht hinweg: ein unschätzbares Verdienst Perrault's, dieses Gut dem Märchen gewahrt zu haben. Die Darstellung erhebt sich zu packender Lebendigkeit in den reichlich verwendeten Zwiegesprächen. Elle ouït que l'on disait: „Apporte-moi cette marmite"; l'autre: „Donne-moi cette chaudière"; l'autre: „Mets du bois dans ce feu" (Riquet à la houppe). Die Vorbereitungen des kleinen Völkchens zum Hochzeitsmahle könnten nicht einfacher und kindlicher und zugleich lebendiger und anschaulicher geschildert werden. Eine Fülle von anderen Beispielen ließe sich leicht anführen. Möge nur noch der Schluß des Rothkäppchen hier Platz finden: „Ma mère-grand, que vous avez de grands bras! — C'est pour mieux t'embrasser, ma fille! — Ma mère-grand, que vous avez de grandes jambes! — C'est pour mieux courir, mon enfant! — Ma mère-grand, que vous avez de grandes oreilles! — C'est pour mieux écouter, mon enfant! — Ma mère-grand, que vous avez de grands yeux! — C'est pour mieux te voir, mon enfant! — Ma mère-grand, que vous avez de grandes dents! — C'est pour te manger!" Et, en disant ces mots, ce méchant Loup se jeta sur le petit Chaperon rouge, et la mangea.

Das ist ja „unser" Rothkäppchen in wörtlicher Wiedergabe! Ist diese Uebereinstimmung eine zufällige, fühlten beide Dichter, Grimm und Perrault, gleich, unabhängig von einander, indem sie so vortrefflich den Märchenton trafen? Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Perrault's Einfluß auf unser Märchen ist wohl kaum in Abrede zu stellen. Das ist auch kein Nachtheil für uns; wir dürfen aber doch auch nicht den Dank vergessen. Es erhöht die Hochachtung vor den geistigen Erzeugnissen eines anderen Volkes, wenn man sich nicht scheut zuzugestehen, daß man von ihm gelernt habe.

Wie das eben angeführte Zwiegespräch des Wolfes und Rothkäppchens zeigt, haben Frage und Antwort etwas Formelhaftes; es sind dieselben Wendungen stets hier und dort. Der Eindruck solcher wiederkehrenden Wendungen auf das Kindergemüth ist ein außerordentlich tiefer, diese Formeln tragen etwas Geheimnißvolles, Zauberhaftes an sich. Diese dem echten Märchenton eigene Färbung, Perrault hat sie in maßvoller Weise und an rechter Stelle mit Glück auch sonst in seinen reizenden Erzählungen angewendet, so z. B. in Le Chat botté: „Bonnes gens qui fauchez" u. s. w. und „Bonnes gens qui moissonnez, si vous ne dites —, vous serez tous hachés menu comme chair à pâté", desgl. die Antwort. In La Barbe bleue findet sich viermal dieselbe Formel: „Anne, ma soeur Anne, ne vois-tu rien venir?" Kurz hintereinander wiederholt, verfehlt sie auch auf den Erwachsenen ihren Eindruck nicht. Ebenso ist die Antwort gehalten: „Je ne vois rien que le soleil qui poudroie, et l'herbe qui verdoie", welche die Angst der Armen auf die Spitze treibt, bis endlich die Erlösung naht. — Wie werden die Augen des Kindes glänzen bei der folgenden Schilderung in wenigen Worten, die aber trefflicher, lebendiger die Situation nicht darstellen könnten: „Il (le loup) heurte: toc, toc. — Qui est là? C'est etc." und: „Le petit Chaperon rouge — vint heurter à la porte: toc, toc. — Qui est là? etc."

Die Personen des Märchens sind natürlich immer im Besitz der höchsten Tugenden oder auch von Fehlern in allerhöchster Potenz, damit das Interesse des Kindes an ihnen gleich voll und ganz in Anspruch genommen werde. So heißt es z. B. in Petit Chaperon rouge: „Il était une fois une petite fille de village, la plus jolie qu'on eût su voir". Genau dieselbe Superlativwendung findet sich auch im Beginn der Fées, ähnlich auch in Cendrillon: „la plus hautaine et la plus fière, qu'on eût jamais vue" u. s. f. — Einen tiefen Einblick in das Kindergemüth und großes Geschick, sich in dasselbe zu versenken, verrathen auch jene hingeworfenen Erklärungen, wie z. B. „car les bottes de sept lieues fatiguent fort leur homme (Petit Poucet), oder: „Tout cela se fit en un moment: les fées n'étaient pas longues à leur besogne" (La Belle au bois dormant). Diese gleichsam beiläufig gegebenen Erklärungen haben für das Kind etwas Geheimnißvolles; sie überzeugen durch ihre Bestimmtheit und Kürze. Lange Auseinandersetzungen würden das Kind nicht befriedigen, auch die eigentliche Erzählung zu lange aufhalten und dazu ihm hausbacken erscheinen. Auch kleine Züge wie z. B. der: „elles avaient — des miroirs où elles se voyaient depuis les pieds jusqu' à la tête" sind so recht dem Kinde abgelauscht u. A. m. Wir sehen, das französische Märchen darf sich mit seiner Eigenart vollberechtigt dem unserigen an die Seite stellen. Würde es eben der Originalität entbehren, so könnten wir ihm ja den Werth eines treuen Abbildes des eigensten Fühlens und Denkens eines ganzen Volkes nicht zuerkennen; es wäre somit für uns ohne Interesse. Und schließlich — nicht das Unwichtigste bei einem französischen Schriftsteller, — Perrault hat sein Versprechen gehalten, wenn er sagt: „le désir de plaire ne m'a jamais assez tenté pour violer une loi que je me suis

*) Die zwei anderen Märchen in Versen sind Peau d'âne, »le plus agréable conte en vers que nous possédions« (Lefèvre), Les souhaits ridicules, beide bekannte Stoffe behandelnd.

imposée, de ne rien écrire qui pût blesser ou la pudeur, ou la bienséance".

Wer sich mit Recht an der Lectüre der modernen krassen Realisten Frankreichs nicht auf die Dauer erwärmen kann, dem werden Perrault's Märchen eine angenehme Stunde bereiten. In unserer an Idealen so armen und fieberhaft erregten Zeit bietet uns gerade die schlichte Form und Inhalt des Märchens etwas Beruhigendes und zieht uns einmal ab von den gewöhnlichsten Interessen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Familie Rasmussen.

Von Lars Dilling.

Ein Mann, dem das Glück jederzeit hold war, war der Gutsbesitzer Rasmussen. Nicht allein, daß er Besitzer eines hübschen Landgütchens war und für einige Tausend Thaler Rente jährlich verfügen durfte, hatte er auch noch eine ausgezeichnete Gattin. Nicht allein, daß sie fleißig, brav und bescheiden war, sie hatte noch eine Tugend, nämlich daß sie gut kochen konnte. Beim Amtmann Falk war sie ungefähr zehn Jahre Wirthschafterin gewesen. Nachdem sie aber verheirathet war, erzählte sie so oft wie möglich, daß sie Gesellschafterin gewesen sei, so daß sie es schließlich selbst glaubte. Mit achtzehn Jahren war sie zu den alten Amtmanns gekommen, und die alten freundlichen Leute behandelten sie ganz wie zur Familie gehörig. Sie durfte sogar mit bei Tisch essen, aber nur wenn es draußen in der Küche für sie nichts zu thun gab. Das Töchterchen des Amtmanns, das ein paar Jahre weniger zählte, machte sogar ihre Lehrerin und brachte ihr einige französische Worte bei. Dann lernte sie noch einige Stücke auf dem Klavier und auch einige Lieder ebenso falsch wie Fräulein Falk selbst singen. Ich glaube, mehr kann man wirklich von einer Wirthschafterin nicht verlangen. Die von den Damen so arg gefürchteten achtundzwanzig Jahre rückten bei dem Fräulein in's Feld, und noch immer zeigte sich kein Freier. Da kam Rasmussen zu Amtmanns als Volontair in's Haus. Gleich bei seinem Eintritt bewunderte er die hübsche Person und ihre Kochkunst, bis er sie eines Tages wieder voll Begeisterung fragte, ob sie seine Wirthschafterin für die Zeit ihres Lebens werden möchte. Mamsell fand es gelegen, ja zu sagen. Warum auch nicht? Er war jung, ja schmuck und vermögend. Nach einem halben Jahre hielt sie ihren feierlichen Einzug als Frau Gutsbesitzer Rasmussen geb. Petersen. Wenn der Eroberer in ein Land einzieht, muß der alte Herrscher weichen. So zog sich denn auch die alte Frau Rasmussen auf ihr anderes Gut Granholt zurück, freilich mit gebrochenem Herzen, um der neuen Besitzerin Platz zu machen. Dort wollte sie ihre letzten Tage verbringen und den Schmerz über ihren Sohn vergessen, der einer neuen Herrscherin huldigte. Sie war eine strenge Frau und hatte stets die Oberhand über ihren Mann und das Gut. Konnte da nicht auch der Sohn mit der alten lieben Mutter vorlieb nehmen? Und wenn er nun wirklich einmal heirathen wollte, so konnte es auch eine andere als diese Wirthschafterin sein, die von der Landwirthschaft gar nichts verstand. Mit großer Sorge sah sie der Schwiegertochter entgegen, und als sich nun ein zartes, in ein elegantes Kleid gehülltes Wesen mit Armbändern und einem Perlenkamm im wohlfrisirten Haar zeigte, da ging ihre Sorge in düsteres Mißtrauen über. Mit möglichst kühler Miene wurde die Schwiegertochter empfangen, und dann zog sich die alte Dame nach Granholt zurück, um von dort täglich durch Kundschafter das Feld sondiren zu lassen. Das Erste, was sie erfuhr, war, daß die junge Frau es für richtig gefunden habe, alle die tugendhaften Herren und Damen, die die Wände des großen Zimmers schmückten, zu verbannen und in Kisten zu packen. Die alte Frau beschloß, in Unterhandlungen mit der Schwiegertochter zu treten, um den Geächteten ein Unterkommen bei sich zu gewähren. Die zweite Botschaft ging dahin, daß das Staatsstück der großen Stube, das Himmelbett, habe ausziehen müssen. Diese schreckliche Person! sagte die Alte und wollte schon Ordre ertheilen, das Bett mit den anderen Sachen nach Granholt zu schaffen, aber da wurde ihr mitgetheilt, daß das Bett jetzt das Fremdenzimmer schmücke. Als die alte Frau gerade in der Küche mit dem Kochen von Grütze beschäftigt war, lief die dritte Hiobspost von neuen Möbeln und einem wenn auch schon gebrauchten, so doch frisch angekommenen Klavier ein. Ob dieser Nachricht erschrak die alte Frau so, daß sie zur Freude der Katze die Grütze an den Boden fallen ließ.

Diese Person bringt ihn noch um Grund und Boden, aber er ist ja alt genug und Verstand besitzt er doch auch, um nicht solche Kindereien zu begehen. Von nun an begannen die Mittheilungen über die Schwiegertochter nur günstig zu lauten. In Wirklichkeit mußte man Respect vor ihr haben, denn von früh bis spät war sie ununterbrochen in Küche und Keller thätig, und kaum Sonntags kam die Gesellschaftsdame in ihr zum Vorschein Mit ihrer praktischen Eintheilung brachte sie den Hausstand ordentlich zu Ansehen. Die Schwiegermutter wurde sogar ausgesöhnt und sagte schließlich: Es verstand sich ja eigentlich von selbst, daß mein Sohn für Marie neue Möbel anschaffte, denn die alten waren doch gar zu wurmstichig für junge Leute. Und wenn ich es mir überlege, so ist ein Klavier gar nicht so furchtbar unnütz; man braucht nur ihm zu Liebe seine Zeit nicht zu verschwenden.

Ein Jahr war darüber hingegangen, da erfüllte die alte Dame die Lieblingsarbeit aller Großmütter: sie strickte Strümpfe für eine Enkelin. Natürlich war dieses erst vier Tage alte Kind ein Wunder an Weisheit in den Augen von Großmutter und Vater. Rasmussen behauptete, daß es weine, wenn er Buh sage, und lache bei tit tit tu. Die alte Frau weilte immer jetzt bei ihren Kindern, und beide, sowohl Mutter als Sohn, stritten sich um die Ehre das Kind zu wiegen.

„Gieb sie mir doch einmal," bat Papa Rasmussen.

„Ich möchte Dich aber bitten, vorsichtig mit ihr umzugehen," sagte die Großmama, „und nicht so furchtbar wackeln."

„Ich möchte doch wissen, wem sie ähnelt," bemerkte der Vater und blickte der Kleinen forschend in's Gesicht.

„Nun, natürlich Dir oder vielmehr meinem lieben Rasmussen," sagte die alte Dame, und ein tiefer Seufzer wurde dem Andenken des Seligen gespendet.

„Tit tit tu," machte Rasmussen, aber statt daß die Kleine lachte, schrie sie jammervoll, sodaß Großmama tadelnd rief: „Das konnt ich mir denken! Du verstehst nicht mit Kindern umzugehen . . . Komm zu mir, mein Herz, meine süße kleine Oline." Und dabei nahm sie sie in die Arme.

„Nie wird das Kind Oline getauft," sagte die junge Mutter. Bis jetzt hatte sie theilnahmlos dagelegen, nun aber richtete sie sich auf.

„Und wie soll sie sonst heißen?" fragte die Alte. „Hießen nicht Vater und Großvater Ole und bin ich nicht auch auf den Namen Oline getauft?"

„Aurelia Thekla Falk-Rasmussen," soll sie heißen, war die gebieterische Antwort, und erschöpft sank die junge Frau in die Kissen zurück. Die Ursache des Zwistes aber brachte ihre Zustimmung durch ein lautes Heulen zum Ausdruck.

Nach vier Wochen sollte sie getauft werden, ohne daß man sich über den Namen klar war: nur Amtmanns Töchterchen Thekla Falk wurde zu Gevatter gebeten. Die Großmutter kam zwar auch noch, aber jedesmal gab es Streit. Als nun die alte Dame lange Zeit ausblieb, sandte die junge Frau eines Tages ihren Mann zum Pfarrer, um die Taufe zu bestellen. Sie schrieb einen Zettel, worauf in großen Buchstaben der Name Thekla Aurelia Falk-Rasmussen zu lesen war, verschloß diesen in ein Couvert und that ihn in ihres Mannes Tasche. Er wollte sich gerade fertig machen, als die Alte auf den Hof kam und den Kutscher fragte: „Mein Sohn will ausfahren?"

„Jawohl, zum Herrn Pfarrer, um die Taufe zu bestellen."

Die Alte ging zu ihrer Schwiegertochter und that sehr freundlich.

„Recht guten Tag, Mutter," sagte die junge Frau, machte ein Gesicht, als ob sie ein Gespenst erblickt hätte.

„Es ist recht warm, mein liebes Kind," bemerkte die Alte, indem sie augenscheinlich wenig auf die Verlegenheit der Schwiegertochter achtete.

„Möchtest Du nicht Deinen Hut ablegen, Mutter?"

„Nein, ich muß gleich wieder fort."

„So, da bin ich fertig," mit diesen Worten trat Rasmussen in das Zimmer.

„Will mein Sohn fort?"

„Ja, zum Pastor, wegen der Taufe."

„Ei, da fahre ich mit, aber zuerst möchte ich meiner Enkelin einen Kuß geben."

„Sie schläft gerade."

„Nun, dann das nächste Mal! Komm, Ole, ich bin bereit."

„Der Name ist jetzt beschlossen und abgemacht," sagte die junge Frau.

„Meinetwegen dürft Ihr sie Bismarck heißen."

Damit nahm man Abschied.

„Nun habe ich meinen Willen doch durchgesetzt, und Mutter hat sich darein gefunden," frohlockte die junge Frau, als die Beiden fortgefahren waren.

Als diese des Pfarrhofes ansichtig wurden, sagte Rasmussen: „Jetzt wollen wir die Pferde anbinden; ich möchte der Frau Pfarrerin auch einen Besuch machen. Ich lasse aber die wilden Pferde nicht gern allein. Wir wollen erst Jemand vom Feld holen."

„Jetzt kann keiner kommen," antwortete die Mutter. „Gib mir nur Deine Bestellung, ich werde sie ausrichten."

„Hier, liebe Mutter, also am Sonntag soll die Taufe sein. Gib dem Herrn Pfarrer die 20 Kronen und den Zettel mit den Taufnamen."

„Ich werde es ausrichten."

Nach einer halben Stunde erschien sie wieder.

„Der Herr Pfarrer hätte sich gern selbst bedankt, doch er arbeitete gerade an seiner Predigt, sonst wäre er zu Dir gekommen. Am Sonntag nach dem Gottesdienst ist also die Taufe."

Am Sonntag waren Fräulein Falk und die Großmutter, die Gevatter standen, zur Kirche gefahren. Fräulein Falk durfte den Namen erst in der Kirche erfahren.

„Wir haben nämlich eine Ueberraschung für Dich ausgedacht," sagte die junge Frau.

Der Gottesdienst war zu Ende. Frau Rasmussen jun. saß in einem hellseidenen Kleide, interessant, wenn auch bleich, in der guten Stube. Endlich hörte sie das Rollen der Räder, und strahlend trat die Großmutter ein, den kleinen Täufling in die Arme der Mutter legend.

„Hier gib Deiner kleinen Oline einen Kuß."

„Was, Oline?" rief entsetzt die junge Frau.

„Ja, so hat sie der Pfarrer eben getauft."

„Und wenn mir Jemand 100 Kronen gibt, ich erlaube es nicht!" schrie die junge Frau.

„Mein Schätzchen, Du sollst sogar noch mehr haben," sagte die Großmutter und mit diesen Worten gab sie der jungen Frau 400 Kronenscheine, in ein Papier eingewickelt. „Diese darf Oline haben. Heißt sie aber Aurelie, so bekommt sie nicht einen Pfennig."

Die rothen Scheine linderten doch etwas den Schmerz der jungen Frau und sie überlegte gerade, ob es nicht an der Zeit wäre, einen gelinden Ohnmachtsanfall zu markiren.

„Weißt Du was," sagte die alte Frau, „ich dächte wirklich, liebe Marie, Du wärest alt genug, um nicht mehr so kindisch zu thun. Also höre! Wenn ich einmal sterbe, so erbt Oline auch noch Granholt, und wenn sie wirklich allein bleibt und Euer Gut auch noch bekommt, so ist es doch ein netter Zuschuß. Du kennst nun also meinen Willen. Thue wie Dir beliebt. Heißt sie aber Aurelia, so enterbe ich sie."

Welche Mutter hätte nun wohl 50,000 Kronen für ihren Liebling geopfert? dachte Frau Rasmussen und gab nach. Ihre Ohnmacht wollte sie aber für ein ander Mal aufheben.

Aus der Hauptstadt.

Li-Hung-Tschang.

Ort: Audienz-Saal des Vicekönigs von Chihli.

Personen: Der chinesische Bismarck. Eugen Richter. Heinrich Rickert.

Der chinesische Bismarck (freundlich): Ah — aus Berlin kommen Sie — aus Berlin, der großen Seestadt?

Eugen Richter: Excellenz verwechseln den Ort der Wahltriumphe meines anhänglichsten Anhängers Langerhans mit Leipzig, das allerdings im Liede als große Seestadt gefeiert wird.

Der chinesische Bismarck: Aber mich dünkt doch, von einer Klasse für Marinemalerei gelesen zu haben, die man an der Königlichen Kunstakademie zu Berlin errichten wollte?

Eugen Richter (kopfschüttelnd): Wissen Sie etwas davon, Heinrich?

Heinrich Rickert: Keine Silbe. Ich verstehe von Kunst nichts. Ich halte nur glänzende, unvorbereitete Reden darüber. Wenn ich mich bei dieser Gelegenheit über die Laokoongruppe und den Antisemitismus aussprechen dürfte, so —

Der chinesische Bismarck: Lassen Sie [illegible]r. Warum haben Sie denn Baumbach nicht mitgebracht? Ich sehnte mich schon lange nach diesem, unserem Empfinden so ungemein nahe stehenden Politiker!

Eugen: Er ist in Begleitung seines Hausarztes und zweier Heilgehülfen nach dem Friedenscongreß zu Antwerpen abgereist.

Heinrich (erklärend): Es pflegt auf diesen Congressen immer etwas sehr angeregt herzugehen —

Eugen: Um indeß zum Zweck unseres Besuches zu kommen, so muß ich Ew. Excellenz zunächst darauf aufmerksam machen, daß man es in Deutschland seit einiger Zeit liebt, alle ausländischen, sturzreisen Staatslenker schlichtweg als Bismarck's zu brandmarken. So erfreuen wir uns bereits eines bulgarischen, eines dänischen, eines italienischen und (mit zierlicher Verbeugung vor Li-Hung-Tschang) auch eines chinesischen Bismarck, wobei die Hoffnung nicht ausgeschlossen ist, daß kleinere Staaten oder auch Städte bald nachfolgen und uns einen Reuß-Schleiz-Greiz-Lobensteiner oder Neutomischler Bismarck bescheeren. Ew. Excellenz wird nun nicht unbekannt sein, daß der Name des Alkoholisten von Varzin, der seine ständig rothe Nase neuerdings damit zu entschuldigen sucht, daß er auch im Sommer aus Gesundheitsrücksichten in's helle Kaminfeuer starren müsse —

Heinrich (mahnend): Aber Eugen!

Eugen: Kurz und gut, der Name dieses Universallasters ist eigenthümlicher Weise in Deutschland noch so populär, daß wiederholt allein daraufhin ganze Parteien gegründet werden sollten. Mir und (mit Betonung) meinem Freunde Heinrich kam nun der Gedanke, ob es nicht möglich wäre, Ew. Excellenz für unsere Partei zu gewinnen und als chinesischen Bismarck gegen den einheimischen auszuspielen. Ew. Excellenz! Dero Tage hier sind gezählt, in Deutschland, speziell im Schoße der beiden von uns zertretenen Fractionen, winkt Ihnen dagegen noch ein ungeheurer Wirkungskreis, und was ganz besonders meine freisinnige Volkspartei anbelangt, so werden Sie dort auf derart chinesische Anschauungen stoßen, daß Ihnen die finstersten Mandschurei-Bonzen im Vergleich mit uns radicale Kathedersozialisten scheinen müssen.

Der chinesische Bismarck: Ihre Rede klingt so übel nicht, aber —

Eugen (dringlich): In Ew. Excellenz Händen liegt mein Geschick und damit, wenn ich bescheiden sein will, das Geschick Deutschlands. Die freisinnige Partei hält im September ihren geheimen jährlichen Parteitag ab, und ich darf annehmen, daß es auch diesmal zu der üblichen Spaltung kommen wird. Bei der letzten Sezession blieben mir indeß nur noch so wenig Getreue, daß es gar nicht mehr vieler Spaltungen bedarf und ich sehe den Effectivbestand meiner Mitglieder auf $1^1/_2$ reducirt. In diesem Falle würde aber natürlich die Staatsanwaltschaft wegen schwerer

Körperverletzung gegen mich einschreiten, was ich zwecks Erhaltung meiner äußerst gesunden Körperformen gern vermeiden möchte.

Der chinesische Bismarck: Hm! Sie behaupteten doch noch vor der letzten Reichstagswahl, mindestens eine Million Anhänger stünde hinter Ihnen?

Eugen: Ja — es waren aber nur sechs Nullen. Knörcke, Pachnicke, Casselmann und drei noch Bedeutungslosere.

Der chinesische Bismarck: Ich muß nun in der That gestehen, Ihre deutschen Zustände interessiren mich seit längerer Zeit über die Maßen und heimeln mich ungeheuer an. Gesetzt also den Fall, ich übernähme den Posten eines Parteiführers, welche Aussichten könnten Sie mir dann für die Zukunft machen?

Heinrich (rasch): Das sag' ich Ihnen gleich: auf das nächste Portefeuille reflectire ich!

Der chinesische Bismarck: Zum Beispiel das Finanzministerium! Herr Miquel soll ja für den Posten absolut nicht taugen.

Eugen: Allerdings nicht. Er ist ein Mann von unbestreitbaren Fähigkeiten.

Heinrich (singt vor sich hin):

O Aegir, Herr der Fluthen,
Dem Nix und Neck sich beugt —

Der chinesische Bismarck: Nanu?

Eugen (leise): Stören Sie ihn nicht! In seinen ruhigen Stunden bildet er sich ein, Eulenburg verdrängt zu haben und spezieller Günstling des Kaisers zu sein, dem er eigene Gedichte vorsingt!

Der chinesische Bismarck (schaudernd): Furchtbar! Uebrigens schätz' ich den Skalden Eulenburg als Ihren besten Prosadichter — wenigstens hab' ich nie etwas so Prosaisches wie seine Verse gelesen . . . Nun sagen Sie mir aber, wenn ich Miquel verdränge und mich nachher als total unfähig erweise — wie behandelt man solche Minister bei Ihnen?

Eugen: Man pensionirt sie und verleiht ihnen schöne Decorationen.

Der chinesische Bismarck. Ach nein! Bei uns kriegen sie Bambushiebe auf die Fußsohlen!

Heinrich (verächtlich): Ja — dafür sind Sie auch in China!

Ein Kuli (tritt ein).

Der chinesische Bismarck: Die Herren entschuldigen . . . ich habe hier gerade ein paar Todesurtheile zu unterschreiben — das eilt!

Heinrich: Eilt? Hm! Sehen Sie, bei uns hat man's nicht so barbarisch eilig; da macht's den Delinquenten Spaß, wenn sie ein Bischen lange zappeln müssen! Wen verurtheilen Excellenz denn eben zum Tode?

Der chinesische Bismarck: Zwei Armeelieferanten, die unserem Heer nach Korea verfaultes Getreide schickten, einen Bankier, der Wittwen und Waisen um ihre letzte Habe betrog, einen mehrfachen Handwerkermörder —

Heinrich: Echt chinesisch! Sind Sie aber noch weit zurück! Bei uns wären die Leute sämmtlich Commerzienräthe oder doch Handelsrichter geworden! Vom Finanzwesen scheinen Ew. Excellenz doch nicht sehr viel zu verstehen. Wie hoch belaufen sich denn zur Zeit die gesammten Staatsschulden Chinas?

Der chinesische Bismarck (zögernd): Auf nicht ganz eine Million Pfund Sterling!

Heinrich: Pfui, welche Lappalie! Ach, aus Ihnen wird im Leben kein guter Finanzminister! Sie müssen sich ja sogar vor den Türken schämen! Hoffentlich waren Excellenz wenigstens so klug, allen Eventualitäten vorzubeugen und Ihr Vermögen in Sicherheit zu bringen, wie der König von Griechenland, der seinen Trikupis kennt! Wenn Sie es in guten europäischen Papieren anlegen —

Der chinesische Bismarck: Was soll ich mit so viel Fliegenpapier anfangen? Andere unbedingt sichere und kaufwürdige Papiere gibt es doch zur Zeit in Europa nicht.

Eugen: Nun, das ist ein apartes Thema — da sind Excellenz nicht Fachmann genug, um sich über's Ohr hauen zu lassen. Sie müssen mehr Börsenblätter lesen. Einstweilen aber scheint mir die Hauptsache, daß Sie sich zu einer strammen und gesinnungstüchtigen Opposition bekennen, das heißt, so weit ich sie erlaube! Ich liebe und achte jede felsenfeste Ueberzeugung, die sich nach den Wünschen des Parteihauptes richtet.

Heinrich: Wir hoffen mit Excellenz trotz alledem einig zu werden. Ew. Excellenz sehen gebildet, ungemein verständig und einsichtsvoll, gutherzig und wohlwollend aus; man merkt es gleich, Sie lieben sich nicht viel schöne Worte, verstehen es aber um so besser, im rechten Augenblick zu handeln — wenigstens machen Sie ganz den Eindruck —

Li-Hung-Tschang (traurig): Ja, ich weiß, ich habe ungeachtet meines Vicekönigthums nichts Majestätisches an mir!

Heinrich: Und darum bin ich der Meinung, Sie sind unser Mann! Sie werden das Volk dem freisinnigen Gedanken zurückerobern, wenn Sie zu ihn herabsteigen; ein Vicekönig auf unserer Seite — was bedeuten die paar Adligen rechts und im Centrum dagegen! Sie werden, als geborener Heide, ethische Cultur bei uns einführen und die Nation mit Gottes Hülfe atheistisch gesinnt machen; Sie werden, wenn ich endlich doch zur Bildung eines Kabinettes berufen werden und die Zahl meiner Parteigenossen im Lande nicht mehr zur Besetzung aller Ministerfauteuils ausreicht, ein Ihnen zusagendes Portefeuille übernehmen.

Der chinesische Bismarck: Ein Zopfträger als deutscher Würdenträger —

Heinrich: Das ist uns gar nichts Neues! Alles schon dagewesen, sagt Ben Akiba.

Der chinesische Bismarck: Wie genau dieser Ben Akiba doch Ihren Dichter Blumenthal durchschaut haben muß!

Heinrich: Also Sie stehen zu uns, Excellenz! Ein Mann, ein Wort!

Eugen: Na, das wollen wir nun nicht so genau nehmen, Heinrich! Wenn täglich auf jeden Mann immer nur ein Wort käme, müßten die anderen 2500 Millionen Männer auf der Erde schweigen — Heinrich redet das ganze Pensum für sie herunter!

Heinrich (mahnend); Aber Eugen!

Eugen (zärtlich): Nichts für ungut, Schnuteken! Und willkommen, Li-Hung-Tschang, in der Opposition — sofern Sie Ordre pariren können! Es gibt in der nächsten Session harte Kämpfe gegen die Regierung — der Bundesrath hat sich durch einzelne Beschlüsse in seinen letzten Sitzungen so schwer wider das Volk versündigt —

Der chinesische Bismarck: Aber warum denn? Ich denke, wer schläft, sündigt nicht?

Heinrich (sanft): Eugen, Sie müssen die Regierung dem Ausland gegenüber nicht immer so schlecht machen! Daraus zieht nur der politische Brunnenvergifter von Friedrichsruh Nutzen! Caprivi ist doch wirklich sehr auf dem Posten, Barth hat ganz Recht. Zum Beispiel jetzt. Excellenz wissen wohl, daß in der letzten Zeit auffallend viel Sittlichkeitsverbrechen um Berlin passirten — die Männerbünde zur Bekämpfung der Unsittlichkeit konnten ihre helle Freude dran haben, so viel Stoff zu Vorträgen, Traktaten und Petitionen wurde ihnen geboten! Sofort hat unsere Regierung eine neue Lex Heintze ausarbeiten lassen —

Der chinesische Bismarck: Das ist recht! Das muß ich billigen! Schon die skandalöse Geschichte von dem Fähnrich, der in einem Eisenbahncoupé II. Klasse eine alleinfahrende, wehrlose Dame flegelhaft belästigte —

Heinrich (verlegen): Hm —

Der chinesische Bismarck (eifrig fortfahrend): Die schändlichen Gewaltthaten, die sich verschiedene wohlbegüterte Ladenbesitzer gegen Arbeiterkinder erlaubten —

Heinrich (noch verlegener): Aber —

Der chinesische Bismarck (zornig): Die ärgernißerregende Sittenlosigkeit, womit verheirathete Greise der besten Gesellschaft Choristinnen und Statistinnen unter schweren Geldopfern erkaufen —

Heinrich (schamroth): Excellenz —

Der chinesische Bismarck: Die Scheußlichkeit der fast ausschließlich von „Gebildeten" und Wohlhabenden besuchten Liebesmärkte in der Friedrichstraße —

Heinrich (will ihm den Mund zuhalten).

Der chinesische Bismarck: Alles das läßt mich nur von ganzem

Herzen wünschen, daß die weisen, sittlichen Gesetzentwürfe Ihrer Regierung —

Heinrich: Excellenz verstehen mich falsch — von alledem hab' ich nicht gesprochen — das neue Gesetz richtet sich doch nicht gegen respectable Leute . . . so 'was soll nur bestraft werden, wenn's der Pöbel thut!

Der chinesische Bismarck: Ach so!

Heinrich (zieht sich die Handschuhe an, kühl): Es scheint doch, als klafften Abgründe zwischen unseren Ansichten, Excellenz! In China mag das wohl hingehen, was Sie sagen, aber bei uns —

Der chinesische Bismarck: In der That! (zu Eugen): Aber Sie — Sie werden mit mir einig sein — Ihnen schließe ich mich an!

Eugen (äußerst zurückhaltend, nimmt seinen Hut): Hem . . . was ich soeben gehört habe . . . Herr Chinese, ich bedaure sehr, aber für meine freisinnige Volkspartei sind Sie mir zu freisinnig und zu sehr für's Volk!

Timon d. J.

Offene Briefe und Antworten.

Militarismus und Friedensbewegung.

Geehrter Herr!

Ihre „Gegenwart" vom 14. Juli enthält aus der Feder von Hans Schacht einen „Worte des Friedens aus Frankreich" überschriebenen Artikel, in dem die Friedens- und Abrüstungsbewegung bekämpft wird. Es sei mir gestattet, in Entgegnung auf jene Ausführungen Einiges zu bemerken, um die Leser der „Gegenwart" zu einer günstigeren und gerechteren Beurtheilung der Friedensbewegung anzuregen. Seine Behauptung: „Wenn nun, wie oben gezeigt wurde, die schönen Friedensreden an sich schon eitles und unredliches Geschwätz bedeuten, so dürften die Völker wohl über sie zur Tagesordnung übergehen" — darf jedenfalls nicht unwidersprochen bleiben. Nur Voreingenommenheit und Kurzsichtigkeit kann in der immer mehr und allgemeiner hervortretenden Sehnsucht nach Befreiung von dem Joche des Militarismus und der Kriegsbrutalität eitles Geschwätz erblicken wollen. Die Friedensbewegung wird nicht von einzelnen Wortführern getragen, noch ist sie von diesen abhängig, und wenn Hans Schacht einzelnen Friedenssprechern einige Inconsequenz nachweisen zu können meint, so ist damit nichts gegen die Thatsache bewiesen, daß die Völker selbst ein dringendes Friedensbedürfniß empfinden und unter der fortwährenden sinnlosen Steigerung der Militärlast seufzen und murren. Die Völker können nimmermehr über eine Bewegung zur „Tagesordnung übergehen", die ihrem dringenden Interesse entsprungen, sich zu einer Lebensfrage verdichtet und die Möglichkeit der Lösung eines guten Stücks sozialer Frage überhaupt in sich schließt. Gut fünf Milliarden jährlich könnte Europa am Militarismus sparen; fünf Milliarden zu Culturzwecken verwenden, anstatt sie unfruchtbar für bunte Uniformen, blitzende Säbel und Kanonen, für's Krieg- im-Frieden-Spiel — und schöne Paraden auszugeben. Wo stecken überhaupt die unüberwindlichen Hindernisse einer Völkerverständigung? Es wird darauf hingewiesen, daß die nicht auszulöschende, der Menschennatur innewohnende Leidenschaft den Krieg ewig macht. „Denn daß kein Streit mehr in der Welt sein werde, das wagt der glühendste Anhänger Egydi'scher Lehren nicht zu behaupten." — Gewiß nicht. Aber wie die unvermeidlichen Streitigkeiten der Individuen nicht von diesen selbst und eigenmächtig ausgetragen werden dürfen, so sollen auch die Streitigkeiten der Völker geschlichtet oder durch Richterspruch entschieden werden. Unsere ganze Civilisation zielt darauf ab, die Leidenschaften und Kämpfe und Rohheiten und Bosheiten zu zügeln und ihnen im Recht, in einer Rechtsordnung entgegenzuwirken. Soll der Krieg wirklich mit angeborener Rauflust entschuldigt werden? Oder gibt nicht auch Hans Schacht zu, daß der Brennpunkt unserer gesammten Culturbestrebung in der Ueberwindung aller angestammten Barbarei liegt. Der ursprüngliche Kampf der Frühermenschen liegt weit genug hinter uns, daß wir unseren heutigen „Gesellschaftsvertrag" der einzelnen „Gemeinden", der Nationen erweitern könnten zu einem Völkervertrag, der die Machtsphären der Völker abgrenzt und eine Verständigung vorsieht und anbahnt. Thatsächlich existirt bereits, wenn auch erst noch in recht bescheidenen Grenzen, ein internationales Völkerrecht, und es ist bezeichnend, daß es in erster Reihe ein Kriegsrecht mit seinen Vorschriften über die zulässigen Waffen und Tödtungsarten im Kriege ist, an das die Völker sich gebunden. Also Vertragsnormen gerade im Kriege! Die Genfer Convention ist von allen Staaten unterzeichnet. Bereits auf dem Pariser Congreß von 1856 gaben alle Mächte einstimmig dem Wunsche Ausdruck, daß vor Beginn eines Krieges die Vermittelung einer befreundeten Macht angerufen werden möge — ein Beweis, daß die Frage einer Verständigung als stets noch discutabel und Allen wünschenswerth erkannt wird. Warum soll man 40 oder 50 Jahre später nicht einen Schritt weiter kommen, und von jenem mehr platonischen Wunsch zu einer bindenden Vereinbarung gelangen, die alle Streitigkeiten an ein Schiedsgericht weist? Ein derartiges Tribunal wäre als eine bei Zeiten vorgesehene und combinirte Versammlung hervorragender Staatsrechtslehrer und Politiker zu denken, die bei jeder nothwendigen Gelegenheit einberufen werden würde, um ihres Amtes zu walten. Aehnliche gelegentliche Congresse sind öfters und erfolgreich, und nicht nur zur Schlichtung „rein akademischer Fragen", wie Schacht meint, thätig gewesen. Auf dem Berliner Congreß von 1878, der die Landkarte Europas erheblich verschoben hat, standen sich sehr gewichtige Interessen der größten Mächte gegenüber. — Der Dreibund ist als Friedensbund, im Interesse des Friedens begründet worden. Und wie dieser Bund dreier Mächte, die sich vor noch verhältnißmäßig kurzer Zeit feindlich gegenüber standen (Deutschland gegen Oesterreich und dieses wiederum gegen Italien), möglich war, so ist auch ein Bund aller Mächte als „Vereinigte Staaten von Europa" auszudenken. Die Völker haben kein Interesse am Krieg und sind sich bewußt, daß der innere soziale Ausbau des Gesellschafts- und Staatskörpers alle Kräfte erfordert. Wir können die im Militarismus verbrauchte Summe an Volkskraft, Kapital und Intelligenz nicht entbehren. Kein Object kann die Jammer eines Krieges aufwiegen, der Hunderttausende hinmordet und unsere Cultur zurückschraubt; kein Streit kann heute noch so dem innersten Volksinteresse gelten, daß nicht ein friedlicher Ausgleich zu wünschen, was vorzuziehen wäre. Schacht wünscht den Kriegssinn gepflegt zu sehen, um vor Verweichlichung zu schützen. Allein im ewigen und ständigen Wettbewerb in allen Sphären des Lebens bewahrt schon der eiserne Kampf um's Dasein die Gemüther vor allzu großer Friedlichkeit und Ruhe. Die durchaus wünschenswerthe Stählung der Körperkraft können wir billiger als im Militarismus, in der ausgedehnten und systematischen Pflege körperlicher Uebungen erreichen, in der Ausdehnung und erweiterten Organisation der Turner- und Rudervereine und anderer Sportverbindungen. So sind im practischen England, das keine Militärpflicht seiner Bürger kennt, körperliche Uebungen und Spiele mehr als bei uns eingeführt. In der Glorificirung des Krieges gelangt Schacht schließlich zu der Behauptung, es sei frevelhaft, den Menschen einen Friedenszustand vorzuspiegeln, der unerreichbar sei. So ähnlich hat man im Mittelalter das Raubrittertum, so hat man auch die Sklaverei als unabwendbar vertheidigt. Dieser dogmatische Conservatismus spricht jedem Fortschritt Hohn. Wir müssen von der kranken Gegenwart weg unsere Hoffnung auf die Zukunft setzen, und um zu die Allgemeinheit befriedigenden Zuständen zu gelangen, werden wir zweifellos noch manche der Formen unserer gegenwärtigen Einrichtungen sprengen und zerbrechen müssen. Der Militarismus wird fallen früher oder später. Wir wissen, daß eine so tief eingebürgerte und alles beeinflussende und zum Theil auch liebgewordene Institution nicht von Heute auf Morgen überwunden und abgeschafft werden kann. Schacht bespöttelt die Einsicht der Friedensfreunde, „daß die Verwirklichung der Entwaffnungsvorschläge" nicht „augenblicklich" vor sich sich gehen kann. „Warum denn nicht," schreibt er; „die Bedingungen könnten kaum sich jemals günstiger gestalten denn jetzt, wo alle Regierungen von Friedensliebe durchdrungen sind und keine anfangen will!" — Nun, desto besser. Wir nehmen Schacht beim Wort. Der „Hintergedanke", daß man in der Friedensliebe von Seiten

Frankreichs Deutschland schlau die Waffen entwinden will, um es wehrlos zu machen, spukt wohl nur in seinem gespensterſehenden Kopfe. Es ist selbstverständlich, daß nur von einer gleichzeitigen Abrüstung resp. Herabminderung des Militärs aller Staaten die Rede sein kann, und nicht immer Deutschland allein den Anfang machen soll. Wenn man andererseits von Deutschland erwartet, daß es die Führung in der Abrüstungsfrage übernehmen und den Anstoß dazu geben soll, so ist dem Deutschen Reiche damit eine seiner Machtstellung durchaus würdige große Culturaufgabe zugedacht und zugleich anerkannt, daß Deutschland das machtvolle Ansehen genießt, um, ohne sich in seiner Würde zu vergeben, von Frieden reden zu dürfen. — Merkwürdig nimmt sich Schacht's Beweisführung die Nothwendigkeit des Militarismus für — Afrika aus. Er meint, die Zeit würde kommen, da Deutschland im Interesse seiner Industrie sich neue Absatzgebiete in Afrika wird erkämpfen müssen. Thatsächlich liegen nun aber die Verhältnisse so, daß uns der europäische Militarismus nicht die Mittel zur Colonialisirung abgibt, sondern uns derselben beraubt. Wir haben kein Geld für Afrika, weil das continentale Paradeheer Alles verschlingt. Nicht im Militarismus, sondern erst nach Ueberwindung und Abschüttelung desselben würden wir daran gehen können, entfernte Erdtheile urbar und aufnahmsfähig zu machen. Die Colonialtruppen, die dort gegen uncivilisirte Wilde die Waffen führen müssen, um der Cultivirung Bahn zu schaffen, haben nichts mit unseren stehenden Armeen zu thun, wir verwahren uns nur dagegen, als ob Europa — Afrika wäre, als gelte es hier noch gegen Menschenfresser und wilde Horden zu kämpfen. Der rege Connex der Völker ist ein Zeichen unserer Zeit, der Austausch der Güter, Ideen und Erfindungen in steter Wechselbeziehung an der Tagesordnung, der Weltpostverein, internationale Vereinbarungen zur Bekämpfung von Seuchen u. s. w. beweisen den Wunsch und die Möglichkeit internationaler Verständigung. Die edelsten Geister aller Nationen, Gelehrte, Dichter, Künstler betrachten es als eine Hauptaufgabe und einen Haupterfolg von Wissenschaft und Kunst, die Völker einander näher zu bringen. Mit Ausführungen aber, wie sie hier kritisirt werden sollten, wird der Völkerverständigung und Annäherung entgegengearbeitet und nur Mißtrauen gesät, was in diesem speziellen Falle um so bedauerlicher ist, als der Verfasser gleichzeitig von seinen eigenen früheren Versuchen erzählt, die Franzosen zur Friedensliebe und Einsicht zu bekehren. Er sollte die Geduld nicht so schnell verlieren und seine früheren Versuche wieder aufnehmen. Sie würden wie alle Verständigungsbestrebungen einen wenn auch langsam heranreifenden Erfolg zeitigen.

Hochachtungsvoll

Maximilian Stein.

Notizen.

Aus Robert Hamerling's Nachlaß hat Oscar Linke, der dem Dichter im Leben nahe stand, zwei Bände in der Hamburger Verlagsanstalt herausgegeben. Ganz unbedeutend ist das Bändchen: „Was man sich in Venedig erzählt", das einige kleinere Erzählungen nach italienischen Quellen enthält. Am erfreulichsten ist noch „Der Ponte delle Maraviglie", die anderen sind tragisch gefärbt und zum Theil schauerlich. Den ganzen Dichter finden wir dagegen in den „Letzten Grüßen aus Stiftinghaus", d. h. der Grazer Villa, wo Hamerling 25 Jahre lang fast ununterbrochen lebte und litt und doch nicht verbitterte:

„Glaubt den Recensenten Alles,
Nur nicht, daß ich Pessimist!
Dieses Wort hass' ich — mir duftet's
Wie nach seiner letzten Silbe."

Der Cultus der Schönheit, das Ringen nach Wahrheit, die Sehnsucht nach Liebe tönen in oft ergreifenden Klängen aus diesen Dichtungen eines glühenden Idealisten. Die ersehnte Liebe hat Hamerling nie ganz beglückt, und sein Frauenideal wird sogar einmal in „Hypochonders letztes Ideal" in einem qualvollen Aufstöhnen verwünscht. Daneben finden sich aber wieder innige und liebliche Bilder.

Mädchen, sieh, aus weisem Munde
Tönt mir's oft: Das Glück,
Such's nicht außen, such's im Innern,
Zieh dich in dich selbst zurück.
Tauch ich dann, das Glück zu finden,
Tief in mich:
In des Herzens tiefsten Gründen
Find' ich dich!

Witz und Humor offenbaren manche Gedichte, wie „Die Musenkinder", wo er den Poeten räth, nicht zu viele Kinder in die Welt zu setzen, und den Verlegern, ihrer nicht mehr auszustatten, „als ihr denkt an den Mann zu bringen"; dann die prächtige Satire auf die sich überbietende „Moderne Kriegskunst". Besonders gelungen sind die patriotischen Gelegenheitsverse. Hamerling war ein leidenschaftlicher Patriot, und seine Stellung zum deutschen Reich und seinem angestammten Ostland hat er sinnvoll selbst bezeichnet.

„Deutschland ist mein Vaterland!
Und Oesterreich? ei, mein Mutterland!
Ich liebe sie innig beide.
Hat Vater, Mutter nicht der Mensch?
Warum nicht so dergleichen
Ein Vaterland, ein Mutterland
In Freuden und im Leide.
Mein Vaterland, ich lieb' es,
Wie man den Vater liebt;
Mein Mutterland, ich lieb' es,
Wie man die Mutter liebt.
In jenem wurzelt meine Kraft,
In diesem treibt die Blüthe:
Von jenem hab' ich Geist und Sinn,
Von diesem das Gemüthe.

Kunstgeschichte im Grundriß von M. v. Broecker. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.) Es ist nichts mehr und nichts weniger als eine practische und dazu sehr glückliche Lösung der zur Zeit noch sehr verschieden aufgefaßten Frage, wie man den Kunstunterricht bei Mädchen ertheilen soll. Hier die Antwort darauf: durch eine der Sache entsprechende anmuthige, man könnte sagen ästhetisch-beseelte Darstellung. Eine solche wird Lust zum Weiterstudium erwecken. Aeußerst geschickt ist die Eigenart der Culturvölker, deren Kunst beleuchtet werden soll, wie auch jede geschichtliche Wendung so klar wie eindrücklich mit dem culturgeschichtlichen Stoff verarbeitet, daß in diesem Zusammenhang alles leicht im Gedächtniß haftet und ein Genuß zu lesen ist. Die Verfasserin ist seit Jahren Lehrerin für Kunstgeschichte an der größten Mädchen-Privatschule Dresdens, also ihr Werkchen das Product der Erfahrung und das macht sich wohlthuend bemerkbar. Da die Anschauung bei jeder Kunstgeschichte ein Hauptmoment ist, so empfiehlt es sich, zur Ergänzung des „Grundrisses" Seemann's kunsthistor. Bilderbogen oder Lübke's Denkmäler der Kunst dabei zur Hand zu nehmen. e. b.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Interessante Novität.

Soeben ist erschienen:

Crispi bei Bismarck.

Aus dem Tagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten.

Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

Diese hochinteressanten Aufzeichnungen aus der Feder eines hervorragenden italienischen Diplomaten erstrecken sich auf die beiden Besuche, die Crispi in den Jahren 1887 und 1888 in Friedrichsruh abstattete und gewähren den eigenthümlichen Reiz, daß sie uns die durch die Bande langjähriger Freundschaft einander nahe gerückten beiden großen Staatsmänner in der Intimität des häuslichen Verkehrs zeigen. Die Schilderungen haben actuelles Interesse, da gerade jetzt wieder die Augen aller Welt auf den mit seinem kaiserlichen Herrn ausgesöhnten eisernen Kanzler und seinen aufs Neue zur Leitung des italienischen Staatsschiffs berufenen Freund Crispi gerichtet sind.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena**.

Soeben erschien:

Dr. Emil Kraepelin,
Professor der Psychiatrie in Heidelberg.

Ueber geistige Arbeit.

Preis 60 Pfennige.

Soeben erschienen:

Leipziger Philosophen.

Porträts und Studien aus dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart.

Mit einer historischen Einleitung: Die Philosophie an der Leipziger Universität vom 15.—19. Jahrhundert von Dr. **Moritz Brasch.**

XXVIII, 371 Seiten. Vornehm ausgestattet.

Preis des Werkes M. 4.—; eleg. geb. M. 5.20.

Verlag von Adolf Weigel, Leipzig, Wintergartenstraße 4.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Reine Südweine,

Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität. **6 Flaschen** (¾ Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.

Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries** u. **Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber-** u. **Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid.

Barmer Zeitung.

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel“ überrascht. Alles in allem ist die „Million“, dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat.

Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).

Z. ist ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird . . . Seine dichterischen Personen halten auch Reden (wie in Heyse's Merlin), aber was sie sprechen ist Handlung. . . . Ueberall herrscht jene Objectivität, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. Der Dichter hält sein Urtheil sorgfältig zurück, denn er will nicht entscheiden, sondern der Leser soll das Urtheil fällen und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatsachen geknüpften Motivirung, daß über die Nothwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann.

Grenzboten.

. . . Der vom Verf. aufgestellte Gegensatz zwischen dem Unwerth der wüsten Spekulation und dem sicheren Untergrund der soliden Arbeit äußert immer wieder kräftige Anziehung, besonders wenn er wie hier in einem das Zeitbild geschickt wiedergebenden Vorgang und in Menschen geschildert ist, die wirkliches Leben in sich tragen. Der Roman ist so unterhaltend als belehrend.

Hamburger Nachrichten.

. . . Wenn sich wirklich beobachtetes Leben von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, als wir es hier erblicken, den Anforderungen der gestaltenden Kunst gemäß geordnet und verbunden findet, so verdient derjenige, der dies bewirkte, in Wahrheit den Namen eines Dichters.

Fränkischer Kourier (Martin Greif).

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLV. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant, in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 34. Berlin, den 25. August 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Contractbruch. Von E. Holstein. — Gefängniß- und Zuchthausarbeit. Von Hugo Böttger. — **Literatur und Kunst:** Bacon oder Shakespeare. Von Heinrich Stümcke. — Schopenhauer als Mensch. Von Max Brahn. — **Feuilleton:** Der Weg der Pflicht. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Die neue Zeitung. Von Timon d. J. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Goethe als Erotiker. Von H. Schnurpfeil. — Notizen. — Anzeigen.

Der Contractbruch.

Von E. Holstein.

Ueber einen Punkt dürfte hinsichtlich des Contractbruches wohl vollste Einstimmigkeit herrschen, nämlich darüber, daß derselbe eine Quelle ewigen Unfriedens und der unfruchtbarsten Streitigkeiten ist. Im Uebrigen gehen die Ansichten darüber sehr weit auseinander. Aber man würde sich viel leichter einigen können, wenn man sich über die natürlichen Grundlagen aller Contracte ohne Voreingenommenheit und ohne leidenschaftliche Parteinahme für einen bestimmten Standpunkt klar werden wollte. Die Interessen sind hier thatsächlich bei Weitem nicht so widerstrebend, als es auf den ersten Blick scheint.

Die Arbeiterpartei fordert Aufhebung der Kündigungsfristen, wodurch natürlich jeder Contractbruch unmöglich gemacht wird. Sie täuscht sich aber doch sehr, wenn sie etwa meint, dadurch den Arbeitern Vortheile verschaffen zu können. Denn die Arbeitgeber werden sich natürlich dagegen auf sehr einfache Weise wehren. Sie werden den Lohn der ersten Wochen für jeden Neueintretenden erheblich niedriger stellen, also gewissermaßen nach vier oder sechs Wochen eine Lohnerhöhung eintreten lassen. Dann werden sie Jedem, der seinen Austritt acht oder vierzehn Tage vorher anzeigt, eine kleine Abgangsprämie gewähren, die aber ein plötzlich Abgehender nicht erhält. Es liegt auf der Hand, daß dadurch der Arbeitgeber eine wirksame Waffe gegen plötzliche Arbeitsniederlegung erhält, die in der Praxis einer Strafe für den Contractbruch gleichkommt, ohne daß ein gerichtliches Verfahren zur Anwendung kommt. — Diese Wirkungen wären gewiß nicht von der Arbeiterpartei beabsichtigt, aber vielleicht würden sie gar nicht übel sein.

Auf der anderen Seite werden von den Extremen der Arbeitgeberparteien Forderungen aufgestellt, die auf eine möglichst strenge Bestrafung des Contractbruches abzielen. Man könnte etwa bestimmen, daß ein polizeilicher Zwang zur Fortsetzung des contractlichen Arbeitsverhältnisses ausgeübt wird, daß ferner längere Gefängnißstrafe für alle Contractbrüchigen verhängt werden, und daß endlich die Anführer des Streiks, die sich der „öffentlichen Aufforderung zum Contractbruch" schuldig gemacht haben, mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren bestraft werden. — Wie würde bei solcher Gesetzgebung manchem arbeitgeberischen Heißsporn das Herz im Leibe lachen! Aber noch ein anderer würde lachen, der Schalk. Denn die erhoffte Wirkung würde sicherlich ausbleiben. Die Arbeiter würden sich dagegen sehr leicht wehren können. Sie würden die Parole ausgeben, daß Niemand mehr Contracte abschließt mit längerer als vierundzwanzigstündiger Kündigungsfrist. Das Durchsetzen dieser Verabredung in der ganzen Arbeiterschaft würde gerade um so leichter gelingen, je drakonischer die gesetzlichen Bestimmungen gemacht werden. Schon diese beiden Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, daß das Spiel von Ursache und Wirkung nicht so ganz einfach ist, und daß manche Absicht leicht das Gegentheil ihres Zweckes hervorrufen kann.

Die heutigen Zustände sind vorzüglich geeignet für Störenfriede und solche, deren Beruf es ist, den Klassenhaß zu schüren. Sie sind so recht ein Zündstoff, der nur eines agitatorischen Wortes bedarf, um in hellen Flammen aufzulodern. Die gerichtlichen Verurtheilungen Streikender sind natürlich der Umsturzpartei sehr willkommen, die sich hochvergnügt die Hände reibt darüber, daß man ihr so billigen Agitationsstoff liefert.

Die Grundbedingung eines Vertrages ist, daß Leistung und Gegenleistung annähernd gleichwerthig sind. Stehen beide in keinem natürlichen Verhältniß, so ist dadurch angezeigt, daß der eine der beiden Theile sich beim Abschluß des Uebereinkommens in einer Nothlage befand oder daß seine Unwissenheit vom anderen ausgebeutet wurde. In beiden Fällen gewährt die Staatsgewalt dem Schwächeren Schutz. Nun ist von vornherein wohl zu berücksichtigen, daß jeder Arbeitsvertrag (zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer) der Natur der Sache nach aus zwei sehr ungleichartigen Theilen besteht. Denn der eine, der Arbeitgeber, übernimmt nur die Verpflichtung der Zahlung einer bestimmten Summe. Hat er diese nicht, so geht er frei aus, weil eine Schuldhaft heute nicht mehr verhängt wird. Der Arbeitnehmer dagegen übernimmt die viel lästigere Verpflichtung, persönlich an einem bestimmten Orte zu erscheinen und dort eine gewisse Thätigkeit auszuüben. Krankheit macht die Erfüllung unmöglich. Ob aber eine Krankheit nur erheuchelt wird, ist mit Sicherheit nicht zu unterscheiden. Schon darum muß es aus praktischen Rücksichten sehr räthlich erscheinen, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, sondern für den Contractbruch erstens die einfache Strafe wirken zu lassen, daß es für nicht geleistete Arbeit eben keinen Lohn gibt, und zweitens eine Conventionalstrafe festzusetzen, deren Maximum aber nicht eine unsinnige Höhe erreichen darf. Auch eine Bestrafung der öffentlichen Aufforderung zum Contractbruch kann man nicht als praktisch anerkennen, denn geheime Verabredungen lassen sich doch nicht verhindern.

Es ist ja offenbar ein ganz werthloses Beginnen, eine so wichtige Lebensfrage von einem theoretischen Standpunkte aus abmachen zu wollen. Betrachten wir doch die Dinge nüchtern so, wie sie sind, nicht so, wie sie sein könnten oder vielleicht

auch sein „sollten". Das „soll" ist ja meistens nur ein Euphemismus für „ich will".

Heute haben scheinbar die Arbeitgeber Oberwasser, indem sie gegen Contractbruch gerichtliche Schritte unternehmen können. In Wirklichkeit aber liefern die heutigen Bestimmungen nur Wasser auf die sozialdemokratische Mühle, und die Arbeiter kümmern sich um die Gesetze gar nicht, sie brechen in Schaaren von Zehntausenden jährlich die Contracte trotz aller Verbote. Wo sollen die Gefängnißräume herkommen, um alle jene Gesetzesübertreter aufzunehmen? Daran ist nichts zu ändern. Und wollte man die „Rädelsführer" auch mit lebenslänglichem Zuchthaus bestrafen, es würde doch nichts helfen, vielmehr würde man den Massen dadurch Märtyrer, ja Heilige verschaffen, und ein unglaublicher Fanatismus würde Alle ergreifen, wie man ihn heute schon gelegentlich mit Staunen losbrechen sieht.

Da bleibt eben nichts Anderes übrig als nachzugeben. Was man doch nicht verbieten und auf keine Weise verhindern kann, muß man erlauben. Den Schaden werden schließlich doch die Arbeiter selbst tragen müssen, obgleich sie offenbar große augenblickliche Vortheile erkämpfen können. Die haben aber einen sehr geringen und fast nur illusorischen Werth. Denn in wenigen Tagen ist die Zeit verstrichen, die der Länge der Kündigungsfrist entspricht, und dann finden sich entweder neue Arbeiter, oder wenn die alten wieder eintreten, so wird selbstredend der Arbeitgeber die Kriegskosten gewissermaßen auf seine Leute abwälzen, wenn diese in ungünstiger Lage sind. Ist aber deren Lage günstig, nun so hätten sie ja auch ohne Contractbruch einen Sieg erringen können. Der verführerische Werth des Contractbruches als eines wirthschaftlichen Kampfmittels besteht eben nur in der Einbildung der Arbeiter. Und darum würde es die heilsamste Ernüchterung sein, wenn man sagt: brecht die Contracte in Zukunft so viel ihr wollt, die Folgen werden sich bald zeigen, und — wer einmal lügt, dem glaubt man nicht.

Jeder Arbeitgeber kann sich ja über jeden neueintretenden Arbeiter erkundigen, ob er bei dem früheren Herrn contractbrüchig geworden ist. Wenn ja, so wird er doppelt vorsichtig sein und sich Sicherheit verschaffen. Verweigert der Arbeiter eine solche, so wird er zurückgewiesen. Es wird sich in der Hauptsache immer Alles drehen um den Stand von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte. Ist viel Angebot von Arbeitskraft da, so wird der Arbeiter durch den Contractbruch seine schlechte Lage noch verschlechtern. Ist viel Nachfrage nach Arbeitskräften, so können die Arbeiter auch durch Contractbrüche ihre gute Lage nicht verbessern.

Man hört manchmal die Meinung, daß man den Contractbruch scharf bekämpfen müsse aus sittlichen Gründen, da sonst Ehrlichkeit, Treue und Glauben in's Wanken geriethen. Das ist schöne Theorie. In der Praxis heißt es gerade umgekehrt: Gelegenheit macht Diebe. Die Versuchung ist viel zu groß, darum beseitige man sie, und betrachte einen Contract über persönliche Dienstleistungen als einen reinen Privatvertrag, den der Arbeitgeber stets auf seine eigene Gefahr abschließt.

Eine gewisse Kündigungsfrist ist durchaus berechtigt, d. h. in der Natur der Sache begründet. Beide Theile haben in gleicher Weise ein Interesse an der Innehaltung. Ein Miether z. B. kann nicht gut alle Tage ausziehen, und dann nur bis zu dem betreffenden Tage bezahlen wollen. Umgekehrt kann nicht der Hauswirth dem Miether plötzlich befehlen, binnen 24 Stunden die Wohnung zu räumen. Bei jedem Arbeitsvertrage wird die anfängliche Leistung geringwerthiger sein als die entsprechende Leistung anderer Leute, die schon seit längerer Zeit in demselben Betriebe beschäftigt sind. Diese Erscheinung wird sich überall wiederholen, wenn auch in sehr verschiedener Abstufung. In einem Falle wird der Unterschied nur klein sein, im anderen, wo die Verhältnisse verwickelt sind und eine Uebersicht schwer zu gewinnen ist, um so größer. Bei einigen Berufen braucht man nur kurze Zeit, um sich hinein zu finden, bei anderen wieder kann man sich nur sehr langsam und ganz allmählich „hineinarbeiten", erst langjährige Uebung bringt es zu der Geschicklichkeit, die nöthig ist, um eine hohe Leistung zu liefern. Daher findet sich fast überall der Grundsatz der allmählichen Gehaltserhöhung nach längerer Arbeitzeit. In der Praxis aber ist das ganz dasselbe, als ob im Anfange Gehaltsabzüge gemacht würden. Dadurch wird ein übermäßig häufiger Wechsel der Arbeitsstellen vermieden. Wo ein solcher aber stattfindet, da hat er seinen Grund eben darin, daß die Löhne nicht genügend steigen. Sobald die allmähliche Lohnerhöhung fehlt, so fehlt damit die Anziehungskraft der alten Stellung. Sofort gewinnt dann der natürliche Veränderungstrieb im Menschen die Oberhand. Am wenigsten kann man sich hierüber wundern bei den einfachsten und stumpfsinnigsten Beschäftigungsarten. So stumpf sind doch nicht viele Leute, daß sie nicht einmal im Stande wären, sich recht gründlich zu langweilen. Man will dann wenigstens äußerlich einige Veränderungen genießen. Dazu kommt noch die thörichte Hoffnungsphantasie der meisten Menschen. Sie kündigen schon darum, weil sie einmal anderswo „ihr Glück versuchen wollen". Zu tadeln ist diese Glücksspekulation um so weniger, je trostloser thatsächlich die Lage eines Arbeiters ist. Denn leichtsinnig ist eigentlich erst der zu nennen, der etwas Gutes aufgiebt um etwas Besseren (aber noch unsicheren) willen. Glücklicherweise ist bei den niedrigsten Arbeitsarten auch die wirthschaftliche Schädigung durch den Stellenwechsel am geringsten, weil ein eigentliches „Einarbeiten" kaum nöthig ist.

Ferner braucht der Arbeiter Zeit, um sich eine neue Stellung zu suchen. Auch wenn er zufällig das Glück hat, sogleich eine solche wiederzufinden, so bedarf der Wechsel doch mancherlei Vorbereitungen, namentlich wenn ein Umzug in eine andere Stadt oder auch nur in eine andere Gegend derselben Stadt damit verbunden ist. Der Arbeitgeber braucht gleichfalls Zeit, um neue Arbeiter gewinnen zu können. Denn er muß diese häufig aus fernen Orten an sich ziehen. Wenn sie auch gleich zur Stelle sind, so kann eine plötzliche Unterbrechung des Betriebes doch viel Nachtheile bringen. Angefangene Stücke bleiben liegen, und eine halbfertige Arbeit kann von einem neuen Arbeiter nicht so leicht zu Ende geführt werden. In der Druckerei einer täglich zweimal erscheinenden Zeitung kann eine plötzliche Arbeitseinstellung, wenn sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel niederfährt, höchst unliebsame Folgen haben.

Die Arbeiter können unzweifelhaft durch Contractbrüche den Unternehmern großen Schaden zufügen. Aber sie können keine dauernden Vortheile für sich damit erreichen. Das beste Mittel gegen den Contractbruch ist es also offenbar, wenn die Erkenntniß der Nutzlosigkeit den Arbeitern zur möglichst allgemeinen Erkenntniß kommt. Wenn nun aber strenge gesetzliche Strafen darauf gelegt werden, so denken die Arbeiter natürlich: Man will uns wieder „ausbeuten", aber nun thun wir es Alle gerade erst recht, den Kapitalisten zum Trotz. Meistens entspringt eine allzu plötzliche Kündigung nur der Absicht, den Anderen zu ärgern, und der einzige Gewinn daraus ist der Genuß der Schadenfreude. Beachtet man aber, daß man damit zugleich seinen guten Ruf untergräbt, der wirthschaftlich nicht ganz werthlos ist, so ergiebt sich, daß der eingebildete Vortheil durch wirkliche Nachtheile aufgewogen wird, daß also der Contractbruch einfach eine Thorheit ist.

Daraus folgt aber wieder, daß unter denkenden Menschen ein mäßig festgesetztes Reugeld völlig ausreicht, um den schädlichen Folgen zu plötzlicher Kündigung practisch vorzubeugen. Denn im gewöhnlichen Lauf der Dinge hat ja keiner der beiden Theile ein Interesse an einer eiligen Lösung der Beziehungen. Nur in seltenen Ausnahmefällen wird einer in die Lage kommen, aus einem schnellen Bruche mit dem Anderen für sich erhebliche Vortheile herauszuschlagen, die nicht spätere Nachtheile zur Folge haben.

Vor übermäßig langen Contracten muß dringend gewarnt werden. Bei Miethscontracten sind sie schon der Natur der Sache nach ausgeschlossen, da der Wirth am Miether keine Sicherheit hat, und auch dieser nicht am Wirthe, da ja das Haus zum gerichtlichen Verkaufe kommen kann. Das einzige

Mittel wäre es, wenn der Miether den Zins für mehrere Jahre im Voraus baar entrichtete, und dieses Geld als erste Hypothek auf das Haus eintragen ließe.

Mit Recht lobt man die Treue auch in kleineren Dingen als eine schöne Tugend. Wer viele Jahre auf seinem Posten aushält, ist sicher ein zuverlässigerer Mensch als ein Anderer, der nach ein paar Tagen schon wieder davonläuft. Aber das Ausharren muß freiwillig sein, wenn es eine Tugend bleiben soll. Sich im Anfange schon fest zu binden auf lange Jahre, ist ein Leichtsinn, und Leichtsinn ist niemals eine Tugend, sondern ein Laster, das sich oft bitter rächt. Vielfach gestalten sich die Verhältnisse derart, daß gerade der, der anfänglich auf einem möglichst langen Contract bestand, nachher froh wäre, wenn er ihn wieder lösen könnte. Dann aber wird der Andere offenbar keine Lust haben, sich leichten Kaufes abfinden zu lassen, und es müssen daher schwere Opfer gebracht werden. Die meisten Leute denken sich gar nichts dabei, wenn sie solche unsinnigen, unnatürlichen Contracte unterschreiben. Sie sehen das Neue nur von der Lichtseite, und da sie vorläufig nicht die Absicht haben, sich wieder zu verändern, so können sie sich gar nicht vorstellen, wie nach mehreren Jahren ihre Lage und ihre Gesinnung verändert sein kann und wird.

Im Allgemeinen kann man daher wohl sagen, daß man eine etwas kürzere Frist in zweifelhaften Fällen einer zu langen vorziehen soll. Außerdem sollte man nie vergessen, ein bestimmtes Reugeld festzusetzen. Unendlich groß kann dasselbe natürlich nicht sein. Ist es nicht vorher abgemacht, so muß es in das „richterliche Ermessen" fallen, und das kann beim besten Willen unmöglich immer das richtigste und gerechteste treffen.

Was von Natur ungleich ist, muß auch ungleich behandelt werden. Es wurde oben schon darauf hingewiesen, daß die zwei Theile des Arbeitsvertrages sehr ungleich sind. Es wäre daher gerecht und billig, daß dem Arbeitnehmer kürzere Kündigungsfristen zuerkannt werden als dem Arbeitgeber. Wo der Staat als Arbeitgeber auftritt, da gestattet er seinem Beamten, daß er jederzeit kündigen kann, während er doch seine Leute „lebenslänglich" anstellt, also überhaupt auf das Kündigungsrecht ganz und gar verzichtet. Für den Fall grober Pflichtwidrigkeiten und schwerer Verbrechen wird natürlich kurzer Prozeß gemacht. Von Privatarbeitgebern kann man allerdings lebenslängliche Anstellungen nicht verlangen, da sie ja selbst nicht wissen können, ob sie sich so lange über Wasser halten werden. Auch können sie sich nicht einseitig lästigen und langzeitigen Verpflichtungen unterziehen. Aber warum soll es nicht möglich sein, daß der Arbeitgeber sich eine acht- bis vierzehntägige Frist auferlegt und doch von seinen Leuten die Kündigung nur zwei oder drei Tage vorher fordert? Der Staat braucht darum noch lange nicht die Vertragsfreiheit gesetzlich einzuschränken, d. h. er braucht lange Fristen nicht zu verbieten und zu bestrafen. Aber es ist wünschenswerth, daß er diese Fristen auch nicht noch besonders schützt durch seine Anerkennung. Ueberhaupt muß man sich wundern, daß von dieser Mittelstraße des verweigerten Schutzes nicht mehr Gebrauch gemacht wird. Man braucht nicht immer eines der beiden äußersten Extreme zu wählen, z. B. in unserem Falle entweder Verbot langer Fristen oder Bestrafung des Bruches langer Fristen. Das Gesetz kann ja sagen: macht so lange Fristen als ihr wollt, aber auf eure eigene Verantwortung, ihr schafft dadurch einen vorzüglichen Untergrund für viele unerquickliche, unfruchtbare Zänkereien, und der Staat hat mehr zu thun, als sich darin einzumischen.

Gefängniß- und Zuchthausarbeit.

Von Hugo Böttger.

Gelegentlich der Berathung des Justizetats im preußischen Abgeordnetenhause ist am 17. Februar dieses Jahres von Freunden des Handwerkerstandes wiederum auf die Schäden hingewiesen worden, die dem freien Gewerbebetriebe aus der Concurrenz der Besserungsanstalten, der Gefängnisse und Zuchthäuser entstehen. Es hat weder hier, noch in der officiösen Presse an wohlwollenden Stimmen gefehlt, die eine Besserung in Aussicht gestellt haben, indeß „die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube", und doch, wenn Remeduren, thatsächliche Verbesserungen, nicht wohlmeinende Worte am Platze sind, so ist es den hier gegebenen Mißständen gegenüber geboten, wenn ja auch nicht verkannt werden soll, daß die Materie spröde ist und für gesetzgeberische und verwaltungsrechtliche Reform mancherlei Schwierigkeiten bietet.

Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich bestimmt, daß die zur Zuchthausstrafe Verurtheilten in den Strafanstalten zu den eingeführten Arbeiten anzuhalten sind. Sie können auch zu Arbeiten außerhalb der Anstalt, insbesondere zu öffentlichen oder von einer Staatsbehörde beaufsichtigten Arbeiten verwendet werden. Diese Art der Beschäftigung ist nur dann zulässig, wenn die Gefangenen dabei von anderen freien Arbeitern getrennt gehalten werden (§ 15). Weiter heißt es in § 16 Abs. 2 und 3: Die zur Gefängnißstrafe Verurtheilten können in einer Gefangenanstalt auf eine ihren Fähigkeiten und Verhältnissen angemessene Weise beschäftigt werden; auf ihr Verlangen sind sie in dieser Weise zu beschäftigen. Eine Beschäftigung außerhalb der Anstalt ist nur mit ihrer Zustimmung zulässig. — Bei Festungshaft und Haft fehlt der Arbeitszwang, allein nach § 362 des R.St.G.B. können die wegen bestimmter Uebertretungen (Landstreichen, Betteln, Spiel, Trunk, Liederlichkeit, Arbeitsscheu, Unterkunftslosigkeit) zu Haft verurtheilten Personen zu Arbeiten, welche ihren Fähigkeiten und Verhältnissen angemessen sind, innerhalb und sofern sie von anderen freien Arbeitern getrennt gehalten werden, auch außerhalb der Strafanstalt angehalten werden. Die Art der Arbeit und Beschäftigung für die Gefangenen zu bestimmen, bleibt also den Verwaltungen der Einzelstaaten überlassen, und hier herrschen denn auch große Verschiedenheiten.

Abgesehen von der räumlichen Unterscheidung nach Außen- und Innenarbeit sind zwei Hauptsysteme gesondert zu betrachten: der Privatbetrieb (die Entreprise) und der Staatsbetrieb (die Regie). Eine Mittelform ist die Kundenarbeit (das Accordsystem). Bei dem Privatbetriebe wird die Arbeit auf Rechnung dritter Personen, der Unternehmer, besorgt, die dann nach ihrem Belieben die Arbeit leiten und die Erzeugnisse auf den Markt bringen. Nebenbei gesagt geht dies System in einigen amerikanischen Südstaaten so weit, daß dort die Unternehmer den ganzen Strafvollzug, Beschaffung der Gefängnißgebäude, Bestellung der Beamten, Unterbringung und Beschäftigung der Gefangenen in Entreprise haben; weniger roh, aber doch immer noch höchst anfechtbar ist die in Frankreich übliche Generalentreprise, es sorgt hier der Staat für Gebäude und Beamte und überläßt dem Unternehmer Beköstigung und Arbeitsverwendung der Gefangenen. Der eigentliche Privatbetrieb, der z. B. in Preußen durchgeführt ist, gibt nur die Arbeitskraft der Gefangenen in Pacht. Beim Accordsystem sodann bleibt der Staat Herr des Betriebes. Hier liefern die Unternehmer nur die Rohmaterialien, bisweilen auch Maschinen und Arbeitsgeräthe, und empfangen später die unter Leitung und Aufsicht der Anstaltsverwaltung verfertigten Erzeugnisse nach Zahlung eines vereinbarten Preises. Dies System findet sich in Verbindung mit dem Staatsbetriebe u. A. in Bayern und Baden. Beim Staatsbetriebe schließlich verschwindet der fremde Unternehmer ganz. Die Anstaltsverwaltung leitet die Production, den Vertrieb der Waaren; der Zwischenhandel ist so gut wie ausgeschlossen und der Staat kann den Gewinn, der sonst der dritten Hand zufällt, zu eigenem Nutzen verwenden.

So viel von den äußeren Formen des Betriebes; was nun die eigentliche Production in diesen Anstalten anbetrifft, so ist darüber bei der peinlichen Abschließung dieser Arbeitsstätten gegen profane Augen nicht allzuviel bekannt. Natürlich ist der Verschiedenheit der Strafzeiten entsprechend, die Beschäftigung in den Besserungsanstalten, Gefängnissen und Zucht-

häusern unterschiedlich. Die Menschen, die nur auf kürzere Zeit der Freiheit entzogen werden, müssen zu leicht erlernbarer und zu verhältnißmäßig rasch zu erledigender Arbeit angestellt werden. Hier werden also Tüten geklebt, Strohdecken geflochten, Kork- und Filzpantoffeln, billige Schuhwaaren, kleinere Holzarbeiten und andere Artikel des Hausirhandels verfertigt. Die in den Centralgefängnissen bei längerer Freiheitsentziehung producirten Sachen sind schon complicirter; in den Zuchthäusern, wo fast alle Handwerke, so die Schuhmacher, Tischler, Schneider, Klempner, Schlosser, Schmiede, Korbmacher, Bürstenmacher, Sattler, Bildhauer ꝛc. vertreten sind, wird im Allgemeinen die relativ gediegenste Arbeit geliefert. Wer die nöthigen Vorkenntnisse mitbringt, hat einen Vorsprung vor den ungelernten „Kollegen", die sich indeß bald die nöthigen Handgriffe und technischen Fertigkeiten bei Anlernung durch die entgleisten Berufshandwerker aneignen.

Ueber die Kosten der Gefängniß- und Zuchthausarbeit fehlen genaue und authentische Angaben. Die Gefangenen haben freie Kost und Wohnung; damit sie hierfür ein Aequivalent liefern, ist ihnen eine gewisse Arbeitsleistung für jeden Tag vorgeschrieben, die, wie wir gesehen haben, vielfach, so auch in Preußen, an einen Unternehmer in Pacht gegeben ist. Dieser zahlt der Verwaltung dafür eine gewisse Summe, man spricht hier und da von 75 Pfennigen pro Tagesarbeitsleistung. Was der Gefangene über die vorschriftsmäßige Arbeitsleistung arbeitet, wird ihm berechnet und gutgeschrieben, so daß er in längerer Strafzeit wohl einige hundert Mark zurücklegen kann.

Die Gefängniß- und Zuchthausarbeit hat nun in allen Formen, in der Entreprise, in der Regie und im Accordsystem die öffentliche Kritik herausgefordert, und zwar richtet sie sich in verschärftem Maße gegen die Entreprise. Mit Recht betont von Jagemann: „Die Entreprise ist, wissenschaftlich gerichtet, unvereinbar mit einem geläuterten Strafvollzuge, denn sie enthält im Erfolge eine Veräußerung strafrechtlicher Hoheitsbefugnisse des Staates an einen Privatmann, eine grundsatzwidrige Zerreißung des Strafvollzuges in verschiedene Stücke, eine Behandlung der Sträflinge als wirthschaftliche Objecte." Die Regie schließt freilich einen Theil der Mißstände aus, jedoch auch hier harren bedeutende Mängel der Abstellung.

Die freien Gewerbetreibenden im Handwerke, in der Industrie und im Handelsgewerbe erklären mit einiger Leidenschaft, durch die Gefängniß- und Zuchthausarbeit sei ihnen eine Concurrenz auf den Hals geschickt, wogegen die freie Production mit dem besten Willen nicht aufkommen könne. Nachdem die Verbrecher sich gegen die Gesetze der Gesellschaft vergangen und die Gesellschaft geschädigt haben, setzen sie hinter Schloß und Riegel in legaler Form, unter Staatsgarantie, den Krieg gegen große Erwerbsgruppen der Gesellschaft fort. Es ergiebt sich ihnen hieraus der folgende volkswirthschaftliche Kettenschluß: Für die Gefängnißarbeit werden niedrigere Arbeitslöhne gezahlt als auf dem freien Markte, daher sind die Herstellungskosten der Producte geringer, daher die Verkaufspreise niedriger und die Verkaufsgelegenheit günstiger, und daher werden schließlich die freien Gewerbebetriebe concurrenzunfähig gemacht und schwer in ihren Interessen geschädigt.

Hierin ist Manches, wenn vielleicht auch nicht Alles richtig. Die Preise für die Tagesarbeit eines Gefangenen sind unter normalen Verhältnissen ohne Zweifel niedriger als die für die eines freien Arbeiters. In Preußen rechnet man, daß nur $^1/_3$ des Lohnes des freien Arbeiters für die Gefangenenarbeit bezahlt wird. Man muß freilich berücksichtigen, daß die Qualität der Arbeit verschieden, im Durchschnitt bei dem Gefangenen geringer ist. Für den Unternehmer, der die Gefangenenarbeit pachtet, kommen aber doch wieder evidente Vortheile heraus. Den Preis der Arbeit, den er zahlen muß, haben wir bereits erwähnt, er ist in der Regel keineswegs hoch. Die Arbeitsräume, Licht und Heizung kosten ihm nichts, die Aufbewahrung der Rohstoffe und Waaren hat er fast umsonst, die Beiträge für die Arbeiterversicherung fallen ihm nicht zur Last, und Lohnstreitigkeiten und Arbeitseinstellungen hat er nicht zu befürchten. Dem gegenüber fallen andere Beschränkungen und Hemmnisse der Gefangenenarbeit doch nur wenig in's Gewicht. Es ist klar, daß besonders das Unternehmersystem, der Zwischenhandel auf diesem Gebiete, große Mißstände und Ungerechtigkeiten in sich birgt.

Wie ist da nun zu helfen? Beschäftigen muß man den Sträfling; erscheint diesem selbst die geregelte Thätigkeit auch häufig als Strafe, so ist sie doch vielmehr ein unentbehrliches Erziehungs und Bildungsmittel, und schließlich bildet sie wenn auch nur einen geringen Theil des Deckungsmittels für den Gefängnißaufwand. Aber läßt sich denn doch nicht ein Modus der Beschäftigung finden, der weniger den freien Betrieb schädigt und mehr der Würde des Strafvollzuges entspricht?

Wenn hier vom Fiskus und von der Bureaukratie etwas mehr guter Wille und etwas mehr Verständniß für die schwierige Lage des kleinen und mittleren Gewerbestandes, der in erster Linie durch die Gefängniß- und Zuchthausarbeit getroffen wird, an den Tag gelegt werden würde, so könnte in der That ohne allzu erhebliche Betriebsänderungen Vieles gebessert werden. Es ist eine alte Forderung, daß „vom großen Gefängnißbau bis zum Taschentuche des Gefangenen herab" Alles, was zur Unterbringung und Erhaltung der Gefangenen gebraucht wird, durch die Arbeit der Gefangenen selbst hergestellt werde, daß ferner die Herstellungsarbeiten der Ausrüstungsgegenstände der Armee aus den gleichfalls mit dem freien Gewerbebetriebe concurrirenden Militärwerkstätten in die Gefangenhäuser übertragen werden, und daß der Staat in den Strafanstalten für die Bedürfnisse seiner Verwaltung, für Post, Eisenbahnen, Bergwerke und Salinen arbeiten lasse. Freilich wird in dem einen oder anderen Falle auch einmal ein freier Arbeiter, ein freier Handwerker, der bisher derartige Arbeiten zu besorgen hatte, durch die Abnahme der Arbeit und durch deren Uebertragung an die Strafanstalten geschädigt werden; wenn in diesem besonderen Falle nicht ein volkswirthschaftliches Bedürfniß befriedigt sein wird, so wird doch immerhin einem Gebot der ausgleichenden Gerechtigkeit und der Politik entsprochen.

Sodann verlangt man unseres Erachtens mit gleicher Berechtigung, daß die Gefangenen angewiesen werden, öde, unfruchtbare Landstrecken urbar zu machen, dieses ethisch und wirthschaftlich bedeutsame Moment scheint in der Praxis noch viel zu wenig berücksichtigt zu sein. Treffen die übrigen Voraussetzungen dafür zu, so möge man sich endlich ohne Skrupeln dazu entschließen, schwere Verbrecher zu deportiren und sie in unseren Colonien schwierige und gefahrvolle Arbeiten verrichten zu lassen, für die jetzt die besten freien Kräfte unseres Vaterlandes gerade gut genug erscheinen.

Daß auf diese Weise alle Arbeitskräfte der Gefangenen im Dienste des öffentlichen Wohles verbraucht werden und jede Concurrenz mit dem freien Gewerbe ausgeschlossen wird, kann man wohl nicht erwarten, immerhin wird aber dann das Mögliche geschehen sein. Dort, wo nicht der reine Staatsbetrieb besteht, wo der Staat einen Theil des Gewinnes einem Unternehmer überläßt, sind jedoch noch besondere reformirende Maßnahmen dringend geboten. Es liegt doch gewiß im Interesse und in der Würde des Staates begründet, wenn er sich ganz vom Privatbetrieb und vom Accordsystem emancipirt und dem reinen Staatsbetrieb zuwendet; vergrößert sich dabei sein Gewinn, so kommt er der Allgemeinheit zu Gute, verringert er sich, so läßt sich der Schaden in der Erwägung leicht tragen, daß die Strafgefangenen keine Erwerbsmittel darstellen; in beiden Fällen aber wird der Umstand, daß er dann ein reinliches Geschäft betreibt und sich von mitunter recht zweifelhaften Erwerbsexistenzen frei macht, einen großen moralischen Gewinn bedeuten. Darum, wo es möglich ist, fort mit der Entreprise in offener oder verschleierter Form!

Unter allen Umständen muß die Verpachtung der Gefangenenarbeit, wo sie nun einmal nicht zu umgehen ist, so geregelt werden, daß sie nicht ein müheloses Gewinnobject müßiger Spekulanten ist. Die ganze Art der Gefangenenbeschäftigung erscheint vielen Gewerbetreibenden verwickelt und lästig, es ist nicht immer leicht, bei der Pachtvergebung vor die rechte Thür zu rechter Zeit zu kommen, der Absatz der in

den Strafanstalten verfertigten Waaren erscheint Diesem oder Jenem schwieriger als der anderer Handelsgegenstände, kurz, es hat sich vielfach die Praxis herausgebildet, daß, wer einmal die Pacht dieser Arbeiten besitzt, sich im Uebrigen nichts zu Schulden kommen läßt und prompt seinen Verpflichtungen nachkommt, sich auch ziemlich lange unbehelligt der damit verbundenen Wohlthaten erfreut. Dem gegenüber scheint denn doch im öffentlichen Interesse eine sorgfältigere und schärfere Abfassung der Pachtverträge und eine allgemeinere Betheiligung der interessirten Kreise an der Vergebung der Pacht der Arbeitskräfte nothwendig zu sein.

Verpachtet man die Arbeit der Gefangenen nach den allgemeingültigen Regeln, nach dem Meistgebot, so wird unter der Wirkung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage ein Preis normirt werden, der jedenfalls mehr als bisher dem factischen Werthe dieser Arbeit entspricht. Möglicherweise wird ein höherer Arbeitslohn erzielt. Dabei wird sich der Staat besser stehen und die freien Gewerbetreibenden werden weniger geschädigt sein als jetzt, da dann in den Productionskosten der Strafanstaltsproducte kein unbezahltes Element, nämlich die über Bezahlung benutzte Arbeitskraft der Gefangenen, mehr enthalten sein wird. Allein benachtheiligt werden vielleicht die bisher sorgenfreien Unternehmer sein, aber diese werden ihre Pachtverträge unmöglich als wohlerworbene, unveränderliche Rechte betrachten können; sie werden nicht über Gebühr geschädigt, es wird vielmehr lediglich etwas mehr Recht nach allen Seiten ausgetheilt sein.

Das wäre in der Hauptsache, was zur Abstellung der durch die Gefängniß- und Zuchthausarbeit für die freien Gewerbebetriebe hervorgerufenen Schäden zu erstreben ist. Man sieht, daß in diesen Forderungen, die in jeder Handwerkerversammlung vorgetragen zu werden pflegen und für die sich wohl fast alle Gewerbepolitiker erklärt haben, nichts Ueberspanntes, nichts Utopisches enthalten ist. Aber in unserem Verwaltungswesen wird so mancher Zopf mit so unglaublicher Pietät verehrt und geschützt, der Schlendrian geht durch so manche Woche und manches Jahr, daß die Hoffnung auf baldige Besserung der Uebelstände vorläufig noch als vermessen erscheinen muß. Inzwischen mögen die Geschädigten stets mit lauter und vernehmlicher Stimme ihre Beschwerden wiederholen, selbst auf die Gefahr hin, hier oder da lästig zu erscheinen. Es liegt gerade heutzutage etwas Wahres in dem Bismarck'schen Ausspruch: Artige Kinder fordern nichts, artige Kinder bekommen auch nichts!

Literatur und Kunst.

Bacon oder Shakespeare.

Von Heinrich Stümcke.

Ich erinnere mich noch deutlich, wie im Frühling vorigen Jahres die im Hause eines bekannten Leipzigers Dramatikers versammelte Gesellschaft in heitres ungläubiges Staunen versetzt wurde durch die vertrauliche Mittheilung des Gastgebers, daß Edwin Bormann mit der Abfassung eines dicken Buches beschäftigt sei, das die vielumstrittene Frage nach dem Urheber der Shakespeare-Dramen endgültig lösen solle.

Wie, Edwin Bormann, der liebenswürdige sächsische Humorist und Dialektdichter, der harmlose Zeichner der graziösen Schwalbenpostkarten sollte sich auf die dornigen mühevollen Pfade der Philologie begeben und gar mitten in die Brennnesseln einer so kitzlichen Frage hineingegriffen haben? Vielleicht wollte er eine Parodie, eine heitre Satire auf die literarischen Bilderstürmer und Urkundenschnüffler und -Deuter schreiben, wie weiland der alte Scharteumayer mit seiner Faustravestie .... aber nein, heute muß jeder Zweifel verstummen, denn vor uns liegt ein stattlicher Band, das Shakespeare-Geheimniß betitelt, und schon die flüchtigste Durchsicht muß Jeden überzeugen, daß das gelehrte Rüstzeug echt ist, und wir es mit einem Buche zu thun haben, das ernst gemeint ist und ernst von den Lesern genommen werden will. Der Leipziger Dichter glaubt thatsächlich das Shakespeare-Geheimniß gelüftet zu haben, und zwar zu Gunsten Sir Francis Bacons, und um es gleich schon jetzt zu sagen: Bormann bringt sowohl neue wie anscheinend schwerwiegende Beweise für seine Behauptung bei. Bevor wir jedoch seiner Beweisführung nähertreten, dürfte es nicht überflüssig sein, die Geschichte der Bacon-Shakespeare-Frage in Kürze durchzugehen, zumal eine objective Würdigung der Bormann'schen Leistung ohne diese Kenntniß nicht möglich ist.

Als Shakespeare im Jahre 1576 als behäbiger Rentier in seiner Vaterstadt Stratford verschied, wurde sein Tod von den Zeitgenossen mit einer uns heute unbegreiflichen Gleichgültigkeit aufgenommen. Es dauerte sehr, sehr lange, bis sich Jemand fand, dem englischen Volke die Biographie seines größten Dichters zu schreiben. Und als dies geschah, war die Person Shakespeare's durch allerhand Umstände schon fast zu einer Art mythischer Persönlichkeit geworden. Eigenhändige Aufzeichnungen, Documente des Dichters fehlten völlig. Fünf schwer zu entziffernde Unterschriften waren das einzige Schriftliche, was er hinterlassen, ein zerlesener Band Montaigne das einzige Buch, das als sein einstiges Eigenthum gelten konnte. In seinem Testamente hatte er zwar von seinen Betten, aber nicht von seinen Manuscripten und Theaterstücken gesprochen. Große Brände, die die englische Hauptstadt verheerten, hatten die Theaterarchive, wo Zeugnisse von des Dichters Hand jedenfalls zu suchen gewesen wären und ebenso Häuser seiner Freunde vernichtet. Was man aber allmählich und spärlich über des Dichters Lebens- und Bildungsgang in Erfahrung brachte, mußte für später Lebende seltsam contrastiren mit dem gewaltigen Geiste, der aus den unter William Shakespeare's Namen überlieferten Werken sprach. Es ließe sich ein besondres Buch allein für Deutschland schreiben, wie Shakespeare „entdeckt" wurde. Welch' eine Fülle gewichtiger Zeugnisse fast unbeschränkter Anerkennung des britischen Dichtergeistes, von dem ersten stammelnden Ausbruch des Entzückens der jungen Brauseköpfe der Geniezeit, von der stolz bescheidnen Verehrung der Weimarer Dichterfürsten bis zu den unzähligen tiefbohrenden zergliedernden Analysen und literarhistorischen Untersuchungen moderner Kritiker. Bald wurde der große Brite vor das Forum der Jurisprudenz, bald in die psychiatrische Klinik geladen; bald prüften ihn orthodoxe Pfarrer, bald Freidenker, bald Jesuitenpatres auf Herz und Nieren; als Pädagoge, als Historiker und Naturforscher muß er Rede stehen, und auch wo man ihm nicht Recht gibt, entlassen ihn seine Richter mit dem bewundernden Ausrufe: Voilà un homme! Der Wahnsinn Oscar Alvings, die Psychopathen und Mattoiden der Decadencepoeten, so naturalistisch sie sich auch geberden, finden vor dem prüfenden Psychiater keine Anerkennung, aber vor dem Dichter, der Hamlet, Lear, Ophelia und Lady Macbeth in ihrer geistigen Umnachtung vorzuführen wagte, machen sie bewundernd Reverenz. Enthusiasten schreiben ihm das Verdienst der Entdeckung des Blutkreislaufes vor Harvey zu, er kennt den Hypnotismus vor Mesmer, er soll entlegne Urkunden gelesen haben, aus denen hervorgeht, daß er mit Recht von einem Bohemia am Tyrrhener Meer im „Wintermärchen" sprechen konnte, kurz, Shakespeare und kein Ende, wie schon ohne jede tadelnde Nebenabsicht Goethe schreiben durfte.

Und wer war nun dieser Riesengeist? fragt man mit Recht. „Er ward geboren, nahm ein Weib und starb," damit meint ein Neuerer die Quintessenz von Shakespeare's Leben gegeben zu haben. In der Retorte der Baconianer bleibt von dem Manne, der Hamlet und Lear schrieb, nichts Anderes übrig als ein junger Taugenichts, der als Wilderer, Pferdejunge und Schmierenkomödiant sich versuchte, und ein alternder Philister, der nur den Grundsatz kannte, to make money.

Und was unparteiische Forscher wie Halliwell Philipps in seinen „Outlines of Shakespeare" mit Bienenfleiß über das Leben des Dichters zusammenbringen konnten, ist wie schon früher bemerkt, weder allzuviel noch allzu günstig für die Beurtheilung des

Menschen. Einzelne Forscher wie Elze erschöpfen sich in tausend mehr oder minder geistreichen Combinationen, ob Shakespeare in Schottland Vorstellungen gegeben, in Holland Kriegsdienste gethan, ob er mit den englischen Komödianten in Deutschland gastirt, in Italien die Heimath Desdemonas und Julias gesehen habe, aber das „kann, soll und dürfte" spielt in all diesen Untersuchungen die Hauptrolle.

Auch mit dem Bildungsgang des Dichters ist es nicht besser bestellt. Daß er schreiben konnte, wird ihm schließlich großmüthig zugestanden, aber er schrieb erbärmlich, er sprach englisch, aber kaum dialectfrei, er hatte vielleicht etwas Küchenlatein gelernt und war mit den vier Species vertraut. Aber genügte das, um solch unsterbliche Meisterwerke, die das ganze Wissen alter und neuer Zeit in grandioser Weise enthalten, zu verfassen? Schon im vorigen Jahrhundert regten sich Zweifel. Walpole und Dr. Farmer dürfen hier das Recht der Priorität beanspruchen; ihnen schloß sich 1848 ein Colonel Hart in New-York an. Aber alle drei brachten nur Beweise zu Ungunsten Shakespeare's bei, ohne einen andern Verfasser bestimmt zu nennen. Da veröffentlichte 1856 in einer angesehenen amerikanischen Revue eine Miß Delia Bacon einen Aufsatz, in dem sie offen ihren großen Namensvetter, den Lordkanzler und Verfasser der Instauratio magna und des Novum organon als Dichter der unter Shakespeare's Namen überlieferten Dramen proclamirte.

Fast gleichzeitig sprach in England ein Mr. Smith, wie er sagt, unabhängig von Miß Bacon, den gleichen Gedanken aus. Von diesem Moment an datirt der literarische Kampf um die Autorschaft jener Weltdramen, und wie hartnäckig er geführt wird, beweist wohl der Umstand, daß von Freunden und Gegnern der Theorie bis jetzt ca. 270 Bücher, Broschüren und Artikel zu dieser Frage geschrieben sind, und allein im Jahre 1883 nicht weniger als 61 diesbezügliche Arbeiten erschienen. Amerika, das die Frage zuerst aufgeworfen, hat mit ca. 170 Schriften bis heute den Löwenantheil. Delia Bacon's Aufsatz erregte begreiflicher Weise in England einen Sturm der Entrüstung. In der Polemik zeichnete sich das bekannte Athenaeum durch ruhige Sachlichkeit und verständnißvolle Widerlegung der von der amerikanischen Miß wie überhaupt den Baconianern durchweg beliebten skrupellosen Verunglimpfungen des Stratforder Poeten aus. „It will be easy," bemerkt das angesehene Blatt, „toraise a theory that not Bacon but Shakespeare wrote the Essays and Novum organon;" und weiter mit Bezug auf die Verkleinerung Shakespeare's: „the same process could reduce Bacon from a great law-giver in the empire of thougt to a corrupt lawyer and base flatterer in the court of king James."

Miß Bacon ließ sich jedoch keineswegs irre machen, sondern setzte in einem starken Bande „The philosophy of the plays of Shakespeare unfolded, 1857" ihre Iconoclastenarbeit fort. Nach England herüber gereist, suchte sie an Ort und Stelle nach neuem Beweismaterial; in Shakespeare's „Gruft zu Stratford" glaubte sie solches verborgen und mühte sich, freilich vergebens, eine Erschließung der Grabstätte zu bewirken. Unter großen Entbehrungen schrieb sie dann ihr Buch. Durch die entstandene Polemik immer mehr erregt, wurde die Baconfrage ihr allmählich zur fixen Idee, und die unleugbar scharfsinnige und geistvolle Amerikanerin endete im Irrenhause. Ihre geistige Erbschaft nahmen unbekümmert um alle Argumente und Spöttereien der Gegner in den nächsten zwanzig Jahren eine Anzahl Männer und Frauen auf, vor Allem William O'Connor, William Thomson und der Richter Holmes, der in einem dicken Bande, der in etwa 100,000 Exemplaren nach und nach verbreitet wurde, alles aus Documenten, historischen Betrachtungen, Briefen, ermittelten Beweise, die bislang für Bacon und gegen Shakespeare beigebracht, verarbeitete. Gegen Shakespeare's Autorschaft wird neben seinem abenteuerlichen und mangelhaften Bildungsgang besonders seine spätere Theilnahmlosigkeit für Wissenschaft und Kunst als Argument in's Treffen geführt. — Viel reichhaltiger strömen die Beweise für Bacon.

Daß der spätere Lordkanzler nicht nach Macaulay's geistreichungerechtem Essay und Justus v. Liebig's im pedantischen Schulmeistertone gehaltenen Abkanzelung beurtheilt werden darf, wird heute nach Kuno Fischer's monumentaler Arbeit, die die erwünschte Ergänzung zu den nur die idealistische spekulative Richtung berücksichtigenden Monographien des Heidelberger Philosophen bildet, wohl allgemein zugestanden. Daß Bacon das ganze Wissen seiner Zeit beherrschte und davon ebenso scharfsinnig wie geschmackvoll mitzutheilen wußte, wird heute mehr als früher gewürdigt.

„Für jeden, der die anerkannten Werke, die Essays und die Briefe des berühmten Denkers gelesen, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er in noch weit höherem Grade als Platon von Natur mit allen Gaben und mit dem Temperamente eines echten Dichters ausgestattet war. Wenn seine Zeitgenossen ihm vorwerfen, daß der Witz, d. h. die Gabe, ungeahnte Beziehungen zwischen anscheinend heterogenen Dingen und Vorstellungen zu entdecken, ihm dermaßen angeboren war, daß er nicht vermochte denselben zu unterdrücken, so beweist seine bilderreiche Sprache die unbewußt immer hervorbrechende Gewalt seiner Einbildungskraft. Er versinnlicht immer mit schlagenden Metaphern den trockensten Gegenstand und erhellt mit den unwillkürlich hervorsprudelnden Leuchtkugeln seiner Phantasie die dunkelsten Fragen und die schwierigsten Probleme. Immer objectiv, ohne Anstrengung, ungesucht taucht er die vor seiner Seele stehende Idee in die subjective Eigenart seines immer beweglichen, immer eigenthümlichen Stiles. Er ist stets originell, da er das Gemeinste zu veredeln, dem Unbedeutendsten eine poetische Seite abzugewinnen versteht. Daß Francis Bacon von Natur befähigt gewesen, die Shakespeare-Dramen zu schreiben, wird Niemand bezweifeln, der seine Werke gelesen."

Dies Urtheil des Grafen Vitzthum von Eckstädt mag im Einzelnen zu enthusiastisch klingen, als Gesammturtheil über die geistigen Fähigkeiten des englischen Philosophen ist es gewiß zutreffend.

Freilich haben selbst die überzeugtesten Baconianer das Gefühl, daß diese Talente des Lordkanzlers noch lange nicht als vollgültiger Beweis für die Autorschaft der bedeutendsten Dramen der Weltliteratur dienen können, und man hat deshalb die unzweifelhaft echten poetischen Leistungen Bacon's untersucht, ob für sie das ex ungue leonem gilt. Ehrlich gestanden sind das nun reine Gelegenheitsarbeiten, Festspielchen eines hochstehenden geistreichen Dilettanten ohne wirklichen poetischen Werth. Auch die Uebersetzung von sieben Psalmen nöthigt noch nicht zu dem Schluß, daß derselbe Mann auch Venus und Adonis und die Sonette geschrieben haben müsse. Freilich bezeichnet sich Bacon selbst einmal in einem Briefe als heimlicher Dichter, ein Umstand, auf den Holmes und alle seine Nachfolger großes Gewicht legen. — Es würde hier zu weit führen, alle die einzelnen Beweispunkte der Baconfreunde aufzuzählen. Es genügt zu bemerken, daß sich an das Erscheinen der großen Folioausgabe von 1623, die nicht nur bereits bekannte Dramen in neuer Bearbeitung, sondern auch mehrere ganz neue brachte, obgleich seit Shakespeare's Tode bereits sieben Jahre verflossen waren, die kühnsten Hypothesen knüpfen; ebenso wurden die Widmung der Herausgeber, zweier obscurer Schauspieler, und ein Lobgedicht Ben Johnsons, zu Ungunsten des angeblichen Shakespeare interpretirt.

An Holmes' Buch schließt sich die Hochfluth von etwa 200 zustimmenden und abwehrenden Artikeln. Keine geringeren als Lord Palmerston, Emerson, Dickens und Carlyle sprachen sich theils öffentlich, theils in intimem Cirkel für Bacon's Autorschaft aus. Freilich Spedding, der gelehrte Herausgeber und beste Kenner der Werke Bacon's verhielt sich durchaus ablehnend. Auch ein Professor Taverne, der nach Bacon's eigener Anweisung in solchen Fällen: „I will undertake by collating the styles, to judge whether he were the author or no," das Räthsel zu lösen suchte, behauptete, ein durchaus negatives Resultat gefunden zu haben.

Richter Holmes' Bacon-Evangelium wurde 1881 durch ein anderes verdrängt, den Shakespeare-Mythus Appleton Morgan's. Wir werden auf dessen Beweisführung später einzugehen haben. Zwei Jahre später schien sich die Waage sehr zu Gunsten der Baconianer zu senken. Eine Mrs. Pott entdeckte unter handschriftlichen Schätzen der Londoner Bibliothek

den sogen. Promus, eine Art Diarium und Sammelbuch, wie es heißt, durchweg von Bacon's Hand geschrieben. Außer scheinbaren Vorstudien zu Romeo und Julie wollte die Dame nicht weniger als 4000 und etliche hundert Parallelstellen zu Worten und Gedanken Shakespeare's darin gefunden haben.

Das Buch der Mrs. Pott, an das sich die ausschweifendsten Hoffnungen der Baconsecte knüpften, gab endlich auch in Deutschland Gelegenheit, der vielumstrittenen Frage näher zu treten. In einem Anonymus in der Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung" fand die Engländerin einen gefälligen Helfer, in dem damaligen Redacteur des „Magazin für Literatur", Dr. Eduard Engel, einen zwar ungalanten aber mit schlagenden Beweisen kämpfenden Gegner. Mrs. Pott's Angaben bedurften nach Engel's Ansicht, der sich der bewährte Anglicist Wulker anschloß, gar sehr der Prüfung, denn die Dame hatte theils mit kindlicher Naivetät auf angebliche Parallelen Gewicht gelegt, die der letzte Scribent damaliger Zeit mit Bacon theilt, theils alles Mögliche und Unmögliche in die Worte hineingelesen, kurz nichts weniger als gründlich gearbeitet. 1884 schien die Frage zu einem gewissen Abschluß gediehen zu sein. Ein Amerikaner Wyman fertigte damals eine besondere höchst verdienstliche Bibliographie der Shakespeare-Baconfrage an. Daß sie heute unvollständig ist, dafür sorgte namentlich ein Landsmann Whyman's, Ignatius Donnelly, der 1888 zwei dicke prachtvoll ausgestattete Bände, the great cryptogram herausgab. Wie wenig das Interesse an der nun bald dreißig Jahre lang erörterten Räthselfrage erkaltet war, beweist wohl am besten der Umstand, daß Donnelly's vierzig Mark kostendes Werk in etwa 50,000 Exemplaren in kurzer Zeit verkauft wurde. Und doch darf man dreist behaupten, daß kein bisher in dieser Angelegenheit geschriebenes Buch solche Aufmerksamkeit weniger verdiente, denn der Leser erhielt ein Buch, das einem auf falscher Basis beruhenden Logarithmensystem zum Verwechseln ähnlich sieht. Donnelly behauptete nämlich, in der Folioausgabe der Dramen von 1623 eine Geheimschrift Bacon's gefunden zu haben, die nicht nur des Lords Bekenntniß der Autorschaft, sondern auch eine Biographie Shakespeare's und zwar eine nichts weniger als schmeichelhafte enthalte. Den Schlüssel zu dieser geheimnißvollen Entdeckung verräth der findige Amerikaner nun zwar nicht, aber er füllt den einen starken Band fast völlig mit den wagehalsigsten Berechnungen, und wenn man die eine in Facsimile wiedergegebene Seite des Folio mit Donnelly's rothen und blauen Zahlen, Buchstaben und Strichen betrachtet, ist der triviale Ausdruck, daß einem blümerant vor den Augen wird, völlig berechtigt. Die Frage, wie es möglich ist, ein Stück wie Hamlet zu schreiben, wenn man bald im sechsten, bald im dreizehnten Wort und so fort eine Chiffre anbringen will, hat sich der Verfasser nie vorgelegt, und der Gesammteindruck des Buches ist der, daß man es entweder mit einem geriebenen Speculanten oder fou littéraire zu thun hat. Da die Chiffreidee schon von Delia Bacon und einer gleichfalls geistig nicht ganz normalen Mrs. Windle in Californien ausgesprochen worden war, verdient letztere Annahme wohl den Vorzug.

Donnelly's Buch hatte nichtsdestoweniger auch den Erfolg, daß ein Deutscher, der Graf Vitzthum von Eckstädt in einem umfangreichen „Shakespeare und Shakspere" betitelten Bande Stellung zu der Frage nahm. Den alten Diplomaten hatte jedenfalls die Idee der Chiffreschrift bestochen, und so legte er dem Donnelly'schen Machwerke eine durchaus ungerechtfertigte Bedeutung bei. Daneben betonte der Graf, wie schon aus dem Titel seines Buches hervorgeht, besonders stark die Schreibung des Namens auf den Ausgaben der Shakespeareschen Dichtungen, die mit der in des Dichters erwähnten fünf Unterschriften nicht übereinstimmt, ein Umstand, der Vitzthum-Eckstädt zu sehr gewagten etymologischen Spielereien und der positiven Behauptung verführte, William Shakespeare sei der Nom de guerre für Bacon. Wie sehr bei dem Grafen der Wunsch der Vater des Gedankens ist, geht deutlich daraus hervor, daß er Bacon außer den Königsdramen des großen William auch den Eduard I. von Peele und den Eduard II. von Marlowe zuweisen möchte, um so unter Einschluß der echten Bacon'schen Abhandlung über Heinrich VII. eine imposante fortlaufende poetische Königschronik zu haben. Auch eine Reihe Werke anderer mehr oder minder bekannter Dichter der damaligen Zeit hält er für ein Product von Bacon's Feder. Obgleich nun Donnelly sowohl wie der deutsche Diplomat u. A. von einem Dr. Nicholson (No Cipher in Shakespeare 1888) und von Professor Zupitza eine scharfe Widerlegung erfuhren, brachte im folgenden Jahre Eugen Reichel eine neue abenteuerliche Theorie vor, nach welcher außer dem Stratforder Schauspieler und dem englischen Lord noch ein dritter, der echte William Shakespeare in Frage kommen sollte, nämlich ein bleicher, verkümmerter Gelehrter, der auf einer Dachstube hockte und dem faulen intriguanten Bacon für mageren Sold nicht nur die besten Partien des „Novum Organon" und der anderen wissenschaftlichen Werke, die der Lord nachher mit eigenen Zuthaten verballhornte, sondern auch die Originale der berühmten Dramen lieferte, die Bacon, wie Reichel sich am Hamlet und Coriolan zu zeigen bemüht, mit Interpolationen und Umstellungen gleichfalls verschlechterte und für die er als Strohmann später den gefälligen Theaterdirector Shakspere vorschob. Wenn diese thörichte Phantasterei uns nicht ohnehin eher wie eine Satire denn als eine ernstgemeinte Beweisführung entgegenträte, wäre das Wort Juvenal's: difficile est non scribere satiram gewiß am Platze. Im Zusammenhang hiermit wollen wir nur erwähnen, daß schon früher ein australischer Arzt den Sir Walter Raleigh als Verfasser der Shakespearedramen proclamirt hatte, daß ein Mr. Scott Surleß für den Sir Anthony Sherley die gleiche Ehre in Anspruch nahm, und damit dem Satirspiel die Krone nicht fehle, wollte eine Amerikanerin in Shakespeare gar den Verfasser der Montaigne'schen Essays erblicken! Wenn gegenüber solchen dilettantischen Phantasien die zünftige Wissenschaft es unter ihrer Würde hielt, ernsthaft alle Einwände zu widerlegen, kann man es ihr nicht verübeln. Ein New-Yorker Professor hatte sich 1875 begnügt, den Grund der ganzen Baconbewegung in the iconoclastic tendency of the age and the predominant analytic character of the thougt of the age zu suchen. Die Männer vom Deutschen Shakespearejahrbuch nahmen endlich im neunzehnten Bande Stellung zu der bisher vornehm ignorirten Frage. Weitaus das Beste lieferten in der Polemik gegen die Baconianer kurz nacheinander die Engländerin Charlotte Stopes (The Bacon-Shakespeare question answered 1889) und der Wiener Prof. Schipper. (Zur Kritik der Bacon-Shakespearefrage 1889.) Vitzthum-Eckstädt wird mit ruhiger Bestimmtheit, derber Reichel und Donnelly abgewiesen. Die fadenscheinigen Gründe der Baconianer, warum der Lord unter Pseudonym habe schreiben müssen, warum er Shakespeare's Namen nie genannt habe, werden schneidig von dem Wiener Philologen zerpflückt; an der Echtheit des neuentdeckten Promus wird berechtigter Zweifel erhoben und selbst im Falle der Echtheit die kühnen Hypothesen und angeblichen Resultate der Mrs. Pott unter's kritische Messer genommen. Allerhand Widersprüche, chronologische Irrthümer der Baconfreunde werden aufgedeckt, auch Shakespeare's oft überschätztes in den Dramen sich offenbarendes Wissen als gelegentlich doch mangelhaft beleuchtet. Als der Kanzler der Universität Tübingen in seinen Shakespearestudien die Bewunderung des britischen Genius auf ein bescheideneres Maß zu dämpfen suchte und nicht nur Licht, sondern auch Schatten sah, wurde über den Dilettanten, der den Muth hatte, sich als solcher zu bekennen, viel gezetert. Aber Rümelin war auf richtiger Fährte. Ohne Zweifel hat man in Shakespeare's Dramen schon viel zu viel gesucht und zu finden geglaubt, das Wissen des einstigen Schauspielers, das Schipper ganz richtig eine Mimengelehrsamkeit nennt, allzusehr aufgebauscht. Positive Kenntnisse fliegen freilich auch dem Genie nicht mühelos zu, aber wir wissen durchaus nicht, ob Shakespeare durch fleißige, wenn auch nicht tiefgehende Lectüre, durch den Verkehr mit Männern wie Bacon und Johnson, sowie auf den früher erwähnten nicht unmöglichen Reisen seine genialen geistigen Anlagen um solche Kenntnisse, wie sie die Dramen häufig verrathen, bereichert hat. Von den Zweiflern wird völlig vergessen, daß die Erbschaft der Antike und Renaissance damals

ganz anders verbreitet war als heute. Wie Plutarch in Uebersetzungen noch heute von ungebildeten Leuten in Südfrankreich verschlungen wird, wie bei uns ein Colportageroman, so war es zu Shakespeare's Zeiten mit den Historikern und den bekannteren lateinischen und griechischen Poeten durchaus der Fall. Was Shakespeare ferner allein aus dem Montaigne, den er besessen, an geistreichen Maximen, Aphorismen und Anekdoten profitiren konnte, sollte Kennern nicht verborgen bleiben. Daß der größte Gelehrte seiner Zeit nöthig gewesen sein soll, den Dramen seinen Geist und Gelehrsamkeit einzuflößen, kann füglich von bedächtigen Kritikern nicht so ohne Weiteres mit Ja beantwortet werden.

Wenn Edwin Bormann, dessen jüngst erschienenes Buch den letzten und machtvollsten Vorstoß der Baconianer bedeutet, es dennoch thut, so werden ihm auch die Gegner zugestehen müssen, daß er nicht leichtfertig mit unbewiesenen Behauptungen gearbeitet habe. Bormann's Buch macht bei der ersten cursorischen Lectüre einen geradezu bestechenden Eindruck. Es ist gründlich und doch gefällig geschrieben, es sammelt die Argumente mit emsigen Fleiß und läßt sie hübsch übersichtlich aufmarschieren, es bringt auch nicht wie Donnelly allerhand Geheimnißkrämerei vor, sondern der Leser kann die Beweise sämmtlich nachprüfen. Zeittafeln und ein reicher, freilich zum Theil aus Donnelly's Opus entlehnter Bilderschmuck verstärken den Eindruck einer typographischen Meisterleistung beim Leser. —

Allerdings dürfen wir schon hier zwei bedeutende Mängel nicht verschweigen. Für die mit der Baconfrage nicht vertrauten Leser wäre es entschieden wünschenswerth gewesen, wenn Bormann einen historischen Ueberblick, wie ich ihn im Obigen zu zeichnen versucht, gegeben hätte. Meinethalben in Form einer Polemik, denn um es rund heraus zu sagen: nach den Büchern Stope's und Schipper's durfte Niemand mehr in der Frage das Wort ergreifen, ohne die darin enthaltenen Angriffe als berechtigt anzuerkennen oder zurückzuweisen. Statt dessen bringt Bormann eine Menge Dinge wieder vor, die als nicht beweiskräftig und irrthümlich schon längst zurückgewiesen sind, und indem er das schwere Geschütz seines umfassenden Beweises vorführt, gleicht er einem Feldherrn, der von seiner Festung aus die Kanonade auf die Feinde unterhält, während diese schon in Massen durch einzelne Lücken der Mauer gedrungen sind und die Schlacht so gut wie entschieden haben. —

Die Quintessenz des Bormann'schen Buches lautet mit seinen eigenen Worten:

„Francis Bacon's »Große Erneuerung der Wissenschaften« besteht aus zwei Hälften; die eine schrieb er in Form von wissenschaftlicher Prosa unter seinen eigenen Namen, die andere, die parabolische, für die Zukunft der Menschheit bestimmte, in Form von Dramen unter dem Pseudonym »William Shakespeare«".

Bormann hat sich nun mit dem Mosaik von Beweisen, den die Holmes, Morgan, Donnelly beigebracht, allein nicht begnügt, sondern die gewiß richtige Meinung gehabt, daß allein eine geistige Confrontation der beiden Männer, die um die Palme der Autorschaft streiten, hier maßgebend sein könne.

Bacon selbst, meint Bormann, schätzte die dramatisch-parabolische Kunst sehr hoch und er setzte diese Meinung in's Practische um, indem er fast zu seinen sämmtlichen bedeutenden Theorien poetische Pendants lieferte. Er schrieb eine Geschichte der Winde und eine Abhandlung über die errores naturae, über wunderbare Zwitterformen, und er schuf den Sturm und die Figur des Caliban.

Er unterschied wissenschaftlich Medicin, Kosmetik, Athletik und Vergnügungslehre und personificirte diese in den Figuren der Hamlettragödie, die außerdem die Lehre vom Spirit und dem Kreislauf aller Dinge enthält.

König Lear ist nichts als ein nationalöconomischer Tractat, ein poetischer „Beitrag zu der Lehre von den Geschäften", dessen Quintessenz Salomos lehrhafte Parabel ist: „Wer sein eigen Haus in Unordnung bringt, wird die Winde besitzen." Physikalischer Natur sind hinwiederum die Komödien von der Verlorenen Liebesmüh und Falstaff, sie enthalten Bacon's Lehre von den Leuchtkörpern und den drei Aggregratzuständen der Materie. Shylock und Portia sind nichts als Verkörperungen der in Bacon's juristischen Tractaten enthaltenen Ideen über Wucher und ideale Rechtspflege u. s. w.

Diese Mittheilungen dürften genügen, um dem Leser ein Bild von Bormann's Gedankengang und Methode zu geben. Um es nochmals zu betonen, sind diese Resultate nicht unbegründet hingesprochen, sondern die Frucht eines intensiven Baconstudiums, die zum Vergleich herangezogenen Stellen nach Art der Plagiate und Plagiomena schematisch zusammengestellt. Aber wir bedauern dennoch nicht die gleichen Schlußfolgerungen wie unser Führer ziehen zu können.

Wer wird nicht bedenklich den Kopf schütteln, wenn Bormann aus dem Umstande, daß die Hälfte der Scenen in den vierzehn Lustspielen unter freiem Himmel spielt, folgert, daß sie allesammt parabolische Naturwissenschaft enthalten? Wem soll es einleuchten, daß die Scherze, die sich die lustigen Weiber von Windsor mit dem unglücklichen Fallstaff erlauben, daß das unfreiwillige Themsebad im Waschkorb, daß die Stockprügel und der Hocuspocus der Waldgeister nichts als frostige Allegorien für die Experimente der Erhitzung und Abkühlung, kurz für chemische Prozesse etwa in der Eisenindustrie sind? Wer möchte endlich im „Wintermärchen", in „Was ihr wollt" und „Wie's euch gefällt", in der „Bezähmten Widerspenstigen" und „Ende gut alles gut" nichts als einen riesigen Tractat über Gartenkunst, über Oculiren, Zuchtwahl und Veredelung sehen? Und selbst die gewaltigen Tragödien sollen nichts als gut gewählte poetische Beweise für die im Essay über die Leidenschaften enthaltenen Theorien sein?

Solche Behauptungen zeugen von einer solchen Verkennung der thatsächlichen Vorgänge bei der dichterischen Production, zumal solcher von elementarer Dichterkraft geschaffenen und mit gleicher Kraft auf den Zuschauer wirkenden Kunstwerke, daß auch die peinlichste Beweisführung und Häufung von Parallelstellen uns nicht überzeugen kann. Bei irgend einem scholastischen Lehrgedichte oder einem Erzeugniß der zweiten schlesischen Schule mag solche dürre Abstraction und unpoetische Nebenabsicht möglich sein, aber nimmer in Shakespeare's unsterblichen Komödien. Wie sich der Amerikaner Donnelly nie die Frage vorgelegt, wie es denn möglich sei, ein Drama mit Chiffren zu spicken und doch kein diplomatisches Actenstück, sondern einen Hamlet daraus zu machen, so hat sich Bormann in der Freude über die gefundenen Aehnlichkeiten nie überlegt, wie ein Mann, der chemische Tractate schreiben will, dazu die Form der Fallstaffkomödie nicht nur finden, sondern so durchführen könnte, daß kein Nichteingeweihter den theoretischen Gehalt merkt und weder von der Poesie noch von der Chemie ein Jota verloren geht. Adoptiren wir Bormann's Methode, so würde ceteris paribus in späteren Jahrhunderten leicht bewiesen werden können, Darwin und Nietzsche hätten Ibsen's Dramen, der Physiologe Claude Bernard die Rougon-Macquart und Krafft-Ebing den Rascolnikow geschrieben. Und die Unwahrscheinlichkeit wäre hier eher geringer als größer.

Unter solchen Umständen können wir nur zugestehen, daß Bormann einen schätzenswerthen Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte und Völkerpsychologie, aber keinen ernsthaften Beweis für Bacon's Autorschaft geliefert habe. Wir brauchen uns daher mit den neuen Belegen, die er außerdem zusammengetragen, nicht lange aufzuhalten. Die angeblichen Blankverse in der Historie von Heinrich VII. würden selbst wenn sie weniger gemacht erschienen, wenig beweisen, denn z. B. in manchen Partien von Macaulay's History kann man bei richtigem Lesen deren genügend finden.

Auch die sorgfältige Ausstattung und zweifellose Kostspieligkeit der Folioausgabe von 1623, möchte ich nicht mit Bormann nothwendig als einen Beweis für Bacon's pecuniäre Unterstützung der Drucke ansehen. Wie sich in die Kosten der großen Baconausgabe Spedding's dreizehn Londoner Verlagsfirmen getheilt haben, so haben auch für den Druck des Folio von 1623 sich mehrere zusammengethan. Das uns heute für den Absatz im großen Stil nicht gerade glücklich erscheinende Format war damals durchaus üblich. Außerdem kaufte die Hofgesellschaft und die jeunesse dorée, wie Elze meint,

damals Bücher weit mehr oder mindenstens ebensoviel wie heutzutage, und wenn auch der Tod Shakespeare's kein nationales Ereigniß gewesen, so waren doch die Dramen bei Vornehm und Gering hinlänglich bekannt und geschätzt. — Beachtenswerther als dieser Einwand erscheint mir jedoch der von Bormann betonte Umstand, daß die heute gang und gäben Shakespeare-Portraits weit mehr den Bildern Bacon's als dem authentischen Bildniß des Stratforder Poeten auf dem Titelblatt der Folioausgaben gleichen. In dieser Hinsicht lohnt sich gewiß noch eine sorgfältige Nachforschung, die uns der Entscheidung des nun so lange und eifrig geführten Streites näher bringt. Unter allen denen, die sich in dieser Angelegenheit geäußert haben, scheint mir der früher erwähnte Appleton Morgan vorzüglich der Beachtung werth zu sein, indem er, von der gewiß richtigen Voraussetzung ausgehend, daß solch hartnäckige Gerüchte wie die von Bacon's Autorschaft selten ganz ohne positiven Grund sind, die Möglichkeit einer Mitwirkung des englischen Philosophen an den Shakespearedramen erwägt.

Wie der gewandte Director und Regisseur Shakespeare mit glücklichem Griff ältere Stücke hervorzog und bearbeitete, so mag er auch unter den dramatischen Einsendungen, die er aus dem Kreise der kunstfreundlichen jeunesse dorée zweifelsohne erhielt, gelegentlich ihm gut dünkende Ideen, Witze u. s. w. gewählt und verwerthet haben. Auch daß er später mit dem gefeierten Gelehrten und einflußreichen Hofmanne Viscount von Albany Beziehungen unterhalten, von ihm Rathschläge, Ideen, neu erschienene oder noch im Manuscript vorliegende Abhandlungen zur Lectüre erhalten, daß Bacon den Gedankengang manches Stückes bestimmt, das mag meines Erachtens den Baconfreunden getrost zugegeben werden. Ja, auch die Möglichkeit, daß Bacon an der Folioausgabe von 1623 als Corrector, Sammler, stillschweigend irgendwie betheiligt gewesen, will ich mit Morgan für nicht ganz ausgeschlossen erklären. Aber daß der „süße Schwan vom Avon" eine bloße vorgeschobene Strohpuppe gewesen sei, um des Kanzlers Anonymität zu decken selbst zu einer Zeit, als der junge Advokat und Staatsanwärter noch durchaus keinen Grund hatte, den Lorbeer der dramatischen Muse als unvereinbar mit des Staats Geschäften zu betrachten, dann kann uns auch Edwin Bormann's fleißige Beweisführung nicht überzeugen. Möge sich der fleißige Leipziger Poet mit den Worten eines geistreichen Amerikaners trösten: „If the authorship of the shakespearian dramas is not now settled, in that sense it never will be settled, for it is not in its very nature susceptible of such proof as will satisfy every body."

Schopenhauer als Mensch.

Von Max Brahn.

Mögt euch drum immer wie ihr wollt gebärden,
Das Werk des Lebens könnt ihr nicht gefährden,
Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten,

das waren die Worte des dreißig Jahre alten Schopenhauer nach Herausgabe seines Hauptwerkes — er hat Recht behalten. An seinem diesjährigen Geburtstage hat die Stadt Frankfurt ihrem großen Einsiedler ein Denkmal gesetzt, wohl das erste, welches er erhält. Noch heute gibt es einen großen Kreis von Leuten, die damit ebenso wenig einverstanden sind als mit dem noch immer in der Luft schwebenden Heinedenkmal. Sie werfen Schopenhauer vor, unheilvoll auf das Volk gewirkt zu haben und einen großen Theil der Schuld für den auf so vielen Gebieten herrschenden Pessimismus zu tragen. Ist es denn wirklich möglich, eine solche Richtung künstlich in das Volk zu tragen, oder wird sie nicht vielmehr stets aus den Verhältnissen heraus geboren und findet in den Schriften ihren Ausdruck? Ich glaube bestimmt das Letztere.

Schlimmer, wenigstens für die Beurtheilung der Person des Philosophen ist ein zweiter Vorwurf, seine Lehre habe durchaus seinem eigenen Leben widersprochen, er sei ein geistreicher Mensch, doch ein Heuchler gewesen, der die Askese im Munde führte und selbst dem Genußleben huldigte — man muß doch sonst bei einem Philosophen voraussetzen, daß seine Ideen- und seine Willensrichtung parallel gehen oder doch sich nicht zu weit von einander entfernen. Persönliche Einflüsse und Empfindungen haben stark mitgewirkt bei der Erörterung dieser Frage, das kritische Geschlecht war noch nicht gekommen, jetzt sprechen viele Anzeichen dafür, daß wir aus den stürmischen Wellen des persönlichen Haders seiner Freunde und Feinde glücklich in den Hafen einer ruhigen, sachlichen Erörterung gekommen sind. Besonders zeigt dies das neueste Werk Kuno Fischer's*), das sich würdig seinen Vorgängern anschließt. Es ist das letzte größere Werk dieses Mannes, bevor er mit seinem 70. Geburtstage die Schwelle des Alters überschreitet — ein Zeichen seines unermüdlichen Fleißes und seiner Rüstigkeit und Frische, die ihn bei seiner Begabung Erfolge haben erleben lassen, daß wir ihn nur mit Eduard Zeller vergleichen können. Wie alle seine Werke ist auch dieses schon als schriftstellerische Leistung hervorragend, während uns der Inhalt ein Bild entrollt von Schopenhauer's Leben und Charakter, der heute Jeden interessirt, weil kein zweiter Philosoph einen solchen Einfluß auf die allerbreitesten Volksschichten hat als er. Nicht stets war er so, denn merkwürdig genug ist es seinen Werken ergangen. Manches Buches Schicksal kann uns mehr von dem Geiste seiner Leser erzählen als lange Berichte; charakterisiren doch ein Zeitalter nicht so sehr die Bücher, welche geschrieben werden, als die Art der Bücher, die gelesen oder nicht gelesen werden. Sehen wir heute Volksausgabe auf Volksausgabe von seinen Büchern erscheinen, dann möchten wir wohl wünschen, Zeugen der mächtigen Wirkung gewesen zu sein, die sie bei ihrem Erscheinen ausgeübt — mit Verwunderung sehen wir dann den thatsächlichen Verlauf der Dinge.

Im Jahre 1818 gab Schopenhauer sein Hauptwerk heraus, in einer Zeit, die noch zu leiden hatte von den Folgen schrecklicher Kriege, die durchwühlt war von den Stürmen des politischen Lebens. Das geringe Interesse, welches für die philosophischen Probleme übrig blieb, wurde von den Lehren des damals allmächtigen Hegel aufgezehrt. Nach einem Vierteljahrhundert konnte der Verleger an Schopenhauer schreiben, daß von den 750 Exemplaren der ersten Auflage ein kleiner Theil verkauft, der größte Theil eingestampft, im Uebrigen für die Nachfrage noch Vorrath genug vorhanden sei — ein Mißerfolg, der wohl im Stande war, eines Mannes Hoffnungen zu Nichte zu machen, der schon als junger Mensch fest davon überzeugt war, daß er „der Philosoph des Jahrhunderts" werden würde. Tage trüben Harrens und verzweifelter Stimmung konnten jetzt natürlich selbst seinem energischen Willen nicht fern bleiben, verbittert und scheltend auf die Professoren, die seine Philosophie nicht in die Oeffentlichkeit bringen ließen, saß er in seiner Frankfurter Einsiedelei — aber stets dringt wieder sein unerschütterliches Selbstvertrauen durch und schließlich mußte auch die Welt den Sieg des Philosophen anerkennen.

Die Stürme des Jahres 1848 waren vorübergerauscht, das Volk war es überdrüssig, stets das politische Lied zu hören und zu singen, Enttäuschungen schlimmer Art waren nicht fern geblieben, eine Zeit allgemeiner Muthlosigkeit begann. Schopenhauer's pessimistische Grundstimmung, der Generalbaß, den wir bei allen seinen Melodien vernehmen, war der ganz adäquate Ausdruck der damaligen Zeitstimmung, dazu kamen seine Artikel über Geistersehen ꝛc., die der damals in Deutschland sich breit machenden spiritistischen Richtung entgegen kamen, sein äußerlicher Materialismus, sein scheinbarer Atheismus fanden Widerhall in den Reihen der damaligen Naturforscher einerseits, der Liberalen andererseits. Seine „Parerga und Paralipomena", die er jetzt erscheinen ließ, machten es

*) Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie. VIII. Band, Arthur Schopenhauer. Heidelberg, Winter.

zudem jedem Gebildeten möglich, das Interessanteste seiner Lehre auf die bequemste Weise sich zu eigen zu machen — plötzlich begann die Mißachtung zu weichen, um an ihrer Stelle eine Anerkennung, ja eine Verehrung treten zu lassen, die selbst des stolzen Mannes kühnste Erwartungen weit überstieg. Hegel, der große, welthistorische Koloß mußte ihm im Volksleben weichen, um sich in das Zimmer des Gelehrten zurück zu ziehen, wo er heute noch seinen Einfluß auf die Wissenschaften geltend macht, sonst nahm Schopenhauer die dominirende Stellung ein, die er bis heute nicht verloren hat; es wurde Modesache, seine Philosophie zu treiben und für sie zu schwärmen. Aus aller Herren Länder kamen Leute zu dem Einsiedler nach Frankfurt gereist, um ihn wenigstens im Gartenhause beim Essen zu sehen, die Frauen selbst, denen er so schwere Beleidigungen in's Gesicht geschleudert, begeisterten sich für ihn, gleich als ob sie ihm beweisen wollten, daß ihr von ihm so sehr geschmähter Verstand doch noch im Stande sei, seine Philosophie zu verstehen; am meisten gewirkt und am meisten durch seinen Genius befruchtet hat er in den Reihen der Künstler, in denen er auch seine geistreichsten und bedeutendsten Verehrer fand — wir wollen unter ihnen nur Richard Wagner und Leo Tolstoj nennen. Was Schopenhauer über die Künste geschrieben hat — man mag den Theorien im Einzelnen beistimmen oder nicht — wird stets zu den hervorragendsten, packendsten und auch an sich künstlerisch größten Werken gezählt werden, die geniale Conception je hervorgebracht hat. Mit klingendem Spiel zog daher bald die Schaar damals anstrebender Künstler zu seinen Fahnen, ihren Zug führte Richard Wagner. Schon in seinen Nibelungen hatte er Ideen verwirklicht, die denen des Philosophen nahe verwandt waren; kein Wunder ist es daher, daß er ihn als den Ersten bezeichnete, der das Wesen der Musik mit philosophischer Klarheit erkannt habe. In seiner Schrift „Beethoven" sagt Wagner, „daß gerade Beethoven nicht richtig zu beurtheilen sei, wenn nicht jenes von Schopenhauer aufgestellte Paradoxon für die philosophische Erkenntniß richtig erklärt und gelöst werde"; dies Paradoxon besagt, daß die Musik eigentlich die Idee der Welt selbst sei, oder daß „die Musik die Melodie ist, zu der die Welt der Text ist". Weiterhin scheut Wagner nicht vor dem Ausspruch zurück: „Die eine Hoffnung habe ich für die Cultur des deutschen Geistes, daß die Zeit komme, in welcher Schopenhauer zum Gesetz für unser Denken und Erkennen gemacht werde."

Des großen Mannes Alter war so verschönt durch den Ruhm, dem er so lange vergeblich nachgejagt, „der Nil ist in Kairo angelangt," ruft er jetzt häufig aus, auf sein erreichtes Ziel deutend, befriedigt konnte der Zweiundsiebzigjährige schreiben: Wenn Jemand den ganzen Tag läuft, und Abends an sein Ziel gelangt, so sei er zufrieden.

Bei der regen Beschäftigung des Volkes mit seinen Lehren konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Gelehrtenwelt sich eingehender damit zu beschäftigen begann, die nicht geneigt ist, sich gleich dem Volke dem Rausche der Begeisterung hinzugeben, sondern deren heiße Gluth abkühlt durch den kalten Strahl einer kritischen Erörterung. Bevor jedoch eine objective Würdigung der Lehre möglich war, mußte noch ein Kampf gegen die einseitig schwärmenden Verehrer einerseits, gegen die stets verdammenden Feinde andererseits ausgefochten werden — die Person Schopenhauer's war größtentheils das Object dieses Kampfes. Naturgemäß war dies bei ihm der Fall, denn seine Persönlichkeit, seine Subjectivität hatte einen so großen Einfluß auf seine Lehre, daß man auf ihn völlig seine eigenen Worte beziehen kann, den Autor lerne man auch als Menschen am Besten aus seinen Büchern kennen. Diesen Weg, ihn kennen zu lernen, hat auch Kuno Fischer mit großem Geschick und Glück beschritten, wenn wir auch andererseits nicht vergessen dürfen, daß Fischer selbst zu Schopenhauer's Lebzeiten schon in der philosophischen Bewegung stand und daher wohl noch hier und da seine Gefühle und Empfindungen durchschimmern läßt, die er aus der Jugendzeit mitgebracht hat. Interessant ist folgende Stelle aus Fischer's Werk: „Ein junger Docent der Philosophie in Heidelberg war bei und von der Kirchenbehörde als Pantheist angeklagt und von der Regierung ohne Angabe irgend eines Grundes der venia legendi verlustig erklärt worden. Es geschieht ihm sehr recht, jubelte Schopenhauer, er steht da als der letzte Hegelianer und Märtyrer, kein Katholik glaubt so blind an das Evangelium, wie er an die deliramenta Spinozae." Wer der junge Docent war? Kein Anderer als Fischer selbst, der eine Zeit lang seiner Lehrthätigkeit enthoben war, zu welcher zurückberufen er noch so Großes leisten sollte.

Der erste Theil des Werkes über Schopenhauer handelt von dem Leben und Charakter desselben; des wesentlich Neuen hat er nicht viel gebracht, wie das ja natürlich ist, nachdem seine Vertreter und noch eifriger seine Feinde selbst die intimsten Einzelheiten seines Lebens mit so wichtiger Miene ausgekramt haben, als hänge davon der Werth seiner ganzen Lehre ab. Doch manch' Problem im Charakter Schopenhauer's hat er mit hellem Lichte beleuchtet, eine schwere Aufgabe bei einem Manne, der auf die Frage, wer er sei, geantwortet hatte: wenn Sie mir das sagen könnten, dann ist die objective Darstellung des Lebens und Charakters gerade hier so sehr wichtig, wo die subjective Lebensanschauung, die persönlichen Erfahrungen so bestimmend auf die Gestaltung eines für alle Ewigkeit gefügten Baues gewirkt haben. Hierin liegen die Schwächen, hierin die Stärke seines Systems, wie überall, wo eine ausgeprägte Persönlichkeit allen ihren Werken den Stempel einer bedeutenden Einseitigkeit aufdrückt, hier finden wir die Wurzeln des Widerspruches seiner Lehre von seinem Charakter, hier finden wir aber zugleich die Lösung dieses Räthsels; diese Sonderung hat Fischer in geistreicher und blendender Weise durchgeführt, je nach dem Standpunkt, von welchem aus man die Philosophie Schopenhauer's betrachtet, ergibt sich die Discrepanz oder auch die wunderbare Uebereinstimmung zwischen Lehre und Charakter.

Eine Kluft zwischen Wille und Intellect, zwischen Begierde und Vernunft zeigt uns jedes Menschenleben, bei Schopenhauer war sie größer als es gewöhnlich der Fall ist. Er selbst war der schärfste Verfechter des Ethetismus, der in dem Willen die Grundkraft menschlicher Seelenthätigkeit sieht, er hat es ausgesprochen, das Primäre und Allmächtige sei der Wille, nur wenig könne der Intellect dawider thun. „Wollen, großes Wort, Zunge in der Wage des Weltgerichtes, Brücke zwischen Himmel und Hölle. Vernunft ist nicht das Licht, das aus dem Himmel glänzt, sondern nur ein Wegweiser, den wir selbst hinstellen, nach den gewölbten Zielen ihn richtend, daß er die Richtung zeige, wenn das Ziel selbst sich verbirgt. Aber richten kann man ihn nach dem Himmel und nach der Hölle." Fürwahr, dieser Zeiger hat bei ihm oft geschwankt. Vom Vater hatte er den starken, unbezwinglichen Eigenwillen geerbt, er war von Natur aus mißtrauisch und argwöhnisch, Ehrgeiz quälte sein selbstbewußtes Gemüth, seine Sinnlichkeit setzte ihm oft übel zu — Eigenschaften genug, die ihm jede Minute des Lebens hätte vergällen können! Doch aus diesem Zustande rettete ihn sein Intellect, seine geniale Betrachtungsweise, die ihn häufig genug aufgehen ließ in der willenlosen, rein geistigen Beschauung und Beobachtung der Dinge, die ihm so Stunden reinsten Glückes gewährte; in solchen Stunden trat er hin vor die Leiden und Leidenschaften, die ihn sonst plagten als sein eigener strenger, unerbittlicher Richter, in solchen Stunden lehrte er, durch eigenes, inneres Unglück unterrichtet, was Glück und Tugend sei, wer es besitze, nicht aber, wie man es erwerben solle — denn an dem eigenen Beispiele ersah er, wie wenig solche Vorschriften den Willen beeinflußten. „Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer," ist das Motto seiner Ethik, schwerer als Beides, sagt Fischer, ist es, sie in sich zu verkörpern, und dies ist Schopenhauer weniger gelungen als sie zu begründen. Hierin liegt der große Widerspruch seines Lebens — sein höchstes Ziel in der moralischen Entwickelung des Menschen war die Askese, die vollständige Abwendung von den Genüssen und Freuden dieses Lebens; ihn selbst lockten dessen Reize zu sehr, als daß er das seinige danach eingerichtet hätte, fast wird man an das Sprichwort gemahnt: Wer die Glocken zieht, kann nicht mit zur Prozession gehen.

Gerade da, wo er sich der schärfsten Ausdrücke über die Dinge und Verhältnisse bedient, fällt es uns am meisten auf, daß er sich trotzdem nicht von ihnen losmachen kann und an ihnen hängt, das conservative unveränderliche Element ist eben der Wille, der noch lange nicht fahren läßt, was der umstürzlerische Intellect aufgibt. Wie hat er die Frauen geschmäht und gescholten, und wie hat er doch schon bei seinem Aufenthalt in Italien nicht nur dem Schönen, sondern auch den Schönen recht viel Aufmerksamkeit geschenkt. Als den siebzigjährigen Mann eine junge, anmuthige Bildhauerin besuchte, um seine Büste zu fertigen, schmolz das Eis seines Herzens für einige Zeit, er ging mit der jungen Dame spazieren, trank mit ihr Kaffee, machte ihr den Hof und schrieb: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es ein so liebenswürdiges Geschöpf geben könne als die N." Jetzt, sagt Fischer, durch den Ruhm der letzten Jahre zufriedener mit der Welt geworden, habe er den Weiberhaß und Pessimismus abgeschworen und einem behaglichen Leben sich hingegeben. Darin thut er Schopenhauer Unrecht. Schon in seiner Jugend, als er dem weiblichen Geschlecht dieselbe Verachtung entgegenbrachte, die nachher in seinen Schriften deutlich genug zum Ausdruck kam, hatte er in mancher Liebesleidenschaft der Natur ihren Tribut gezollt. Wohl wäre ihm vielleicht ein anderer Vorwurf zu machen, daß nämlich die Motive für seinen Weiberhaß in seinen eigenen, durch den Verkehr mit wenigen Frauen gemachten Erfahrungen liegen — hätte seine Mutter sich anders verhalten, wäre sein Einvernehmen mit seiner einzigen Schwester ein besseres gewesen, sein Kapitel über die Frauen wäre vielleicht ungeschrieben geblieben oder doch ganz anders ausgefallen. Fast immer richtet sich ja des Menschen Urtheil über alle Anderen nach den Wenigen, mit denen er in Beziehung tritt, auf wenigen Augen beruht seine Aussicht über die Welt — wie mächtig ist der Einfluß einer Mutter auf das Gemüth des leicht empfänglichen Sohnes, wie veredelnd wirkt das Wesen einer Schwester auf den Sinn des jugendlichen Bruders, ihrer Beider Gedenken ist meist hinreichend, um den Mann vor solchen Anschauungen und Ausdrücken zu bewahren, wie Schopenhauer sie gebraucht. Konnte denn bei ihm dieser Einfluß von heilsamer Kraft und Bedeutung sein? Eine Bemerkung A. v. Feuerbach's über diese eine Zeit lang als Romanschriftstellerin bekannte Frau charakterisirt sie: „Hofräthin S., eine reiche Wittwe. Macht von der Gelehrsamkeit Profession, Schriftstellerin. Schwatzt viel und gut, verständig, ohne Gemüth und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend, stets sich selbst belächelnd", Worte, die ihr Sohn selbst als treffend bezeichnen mußte. Seine Anschauungen über die Frauen konnten so nicht aus den Spuren hinaus, die sein unglückliches Verhältniß zu Mutter und Schwester in ihm zurückgelassen hatte, sie blieben ihm bis zum letzten Augenblicke, ebenso wie er seinen Pessimismus nicht aufgab. Fischer will beweisen, daß er es that, es soll sich dies z. B. in Schopenhauer's Worten zeigen: „Die Welt ist und ist wie Figura zeigt, ich möchte nur wissen, wer etwas davon hat." Fischer bezeichnet diesen Ausdruck als schwach gegenüber den früheren Schopenhauer's, mir dünkt er doch stark genug. Recht geistreich ist dagegen Fischer's Auffassung von Schopenhauer's Pessimismus — es ist dies eine der schönsten Stellen in seinem Werke — den er als „eine schmerzlose, durch die Stärke der Klarheit und Lebhaftigkeit genußreiche Vorstellung" bezeichnet. Fürwahr, auch der Pessimismus kann uns die Quelle der Befriedigung unserer Gefühle, somit auch die Quelle eines gewissen Glücksgefühls werden, wenn er uns zur religiösen Weltanschauung wird — unter den heutigen Verhältnissen hat er bereits bei Vielen eine solche Stellung erworben. „Die Tragödie des Weltelends spielte im Theater, er saß im Zuschauerraum auf einem höchst bequemen Fauteuil mit seinem Opernglase, viele der Zuschauer vergaßen das Weltelend am Buffet, keiner von Allen folgte der Tragödie mit so gespannter Aufmerksamkeit, so tiefem Ernst, so durchdringendem Blick: dann ging er, tief erschüttert und seelenvergnügt, nach Hause und stellte dar, was er gesehen hatte."

Nur dargestellt, nicht gelebt hat er den Pessimismus; konnte er ihn denn überhaupt erleben? Nein, nicht ohne sich selbst zu vernichten, denn „das Genie kann nicht pessimistisch sein, es muß schaffen und hoffen." Und hoffte er nicht viel von seinen Werken, schaute er nicht mit größter Sehnsucht auf den Beifall der Menge, deren Verachtung in seinen Schriften so beredt ausgesprochen wird? Wie verfolgte er jede Nachricht, die über ihn erschien, wie freute er sich, als die „Wiener Zeitung" berichtete, in Berlin scheine die Begeisterung für Schopenhauer's Philosophie epidemisch zu sein! Sein Jammer war stets, daß er nicht die Hälfte alles dessen erfahre, was über ihn geschrieben werde. Seine Anhänger fordert er auf, ihm doch alle Berichte unfrankirt zuzusenden, „solche apostolische Sendschreiben sind mir zehn mal das Porto werth." Apostolische Sendschreiben, das war einer seiner Lieblingsausdrücke! Faßte er doch seine Philosophie als eine neue Erkenntniß der Wahrheit, nein, als eine neue Religion und Heilslehre auf. Mit Jesus und Buddha vergleicht er sich, es ginge ihm wie Jesus, dessen Jünger schliefen, wenn er sie riefe, so daß er ernstlich seine bedeutendsten Anhänger seine Erzapostel nennt. Er selbst allerdings hat nie in seinem eigenen Leben diese Religion verkörpert, dazu fehlte ihm jene Liebe, die es den großen Wohlthätern der Menschheit möglich macht, sich selbst über der Welt zu vergessen — daher die Religionsstiftungen so selten sind, daß im Vergleich zu ihnen selbst die Werke des Genies häufig sind.

Doch seine Lehre ist wohl im Stande, große und edle Männer zu begeistern und ihnen ein Wegweiser zu sein. So hat sie besonders auf Tolstoj eingewirkt, der seiner grenzenlosen Verehrung des Philosophen Ausdruck gibt in den Worten: „Schopenhauer ist der genialste Mensch. Es ist eine ganze Welt in einem unglaublich kleinen und schönen Spiegelbild." Der einzige Bildschmuck im Zimmer Tolstojs war lange Jahre ein Porträt Schopenhauer's, er sah in ihm den genialen Menschen, dem er Alles verzeihen konnte, weil er so viel für die Menschheit geleistet. Er söhnt sich aus mit all den großen und kleinen Schwächen, die dieser Mann gezeigt, er sieht ihn von der Seite der Genialität an, wo dann Alles sich auflöst in schönster Harmonie, durch einen Strom von Wohllaut ausgeglichen.

Seiner ganzen Eigenart nach war Schopenhauer eine geniale, künstlerische Natur, seine Philosophie ist ganz und gar Kunst, wie er ja seine Ansicht über die Philosophie ausspricht mit den Worten: „Dann erst wird sie sein wie die Künste alle, reich und allgenugsam, wie die Musik zu werden ist das Ziel jeder Kunst." So ist ihm die Philosophie Kunst, seine Darstellungsweise ist eine durch und durch künstlerische, Alles plastisch schön, wie es ihm selbst vor Augen trat — bezeichnet er es doch als seinen „Kniff", denn dem Treiben jedes Genies liege ein solcher zu Grunde, das tiefste Empfinden plötzlich und in demselben Moment mit der kältesten, abstracten Reflexion zu übergießen und es dadurch erstarrt aufzubewahren, also einen hohen Grad von Besonnenheit. Von künstlerischer Genialität zeugt auch die Entstehungsart seiner Philosophie, er war ein Gelegenheitsphilosoph wie Goethe ein Gelegenheitsdichter. Er stellt dar, was ihn im Augenblick treibt, seine Lehre „habe er gar nicht gemacht, sie habe sich selbst gemacht." „Ich, der ich hier sitze, begreife das Entstehen des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das Entstehen des Kindes begreift. Ich sehe es an und spreche mit der Mutter: Ich bin mit Frucht gesegnet." Er erschafft uns aus seinem tiefsten Innern Kunstwerke, die für die Ewigkeit bestehen werden und wir wollen verlangen, daß er das, was sie enthalten, worüber sie uns belehren, ohne jedoch Vorschriften zu geben, daß er, sage ich, es in sich selbst verkörpere? Fordern wir denn vom Bildhauer, daß die Schönheit, die er seinen Werken verleiht, er auch in sich verkörpere, fordern wir vom Künstler, daß er ästhetisch schön sei oder nur, daß er uns ästhetisch Schönes zeige? Sehen wir in Schopenhauer das Genie, dann wird er uns verständlich als ein ganzer Mensch, dann vergessen wir die Schatten, die sein Körper wirft, wir sehen nur den erhabenen, göttlichen Geist.

Will er allerdings ein abendländischer Buddha sein, verlangt er, daß wir seine Lehre hinnehmen als eine Ausbildung

der Lehre Christi, als die entwickeltste Religion, dann müssen wir auch von ihm verlangen, daß er sie selbst gelebt und für sie geduldet habe, daß er ihr Märtyrer sei — das Werk des Genies erfordert durchaus nicht eine so harmonische Ausbildung aller geistigen und sittlichen Kräfte der Menschennatur, als das Werk der Religionsstiftung.

Doch wir wollen, können und müssen absehen von dem Werthe seiner Lehre als Religion, wir betrachten sie nur als ein großes philosophisches Lehrgebäude, das uns das Weltganze in erhabener, einziger Einheit zeigt, wir nehmen seine Lehre als ein *Κτῆμα ἐξ ἀει*, losgelöst von der Persönlichkeit des Begründers, den wir als den nur geistigen Vater des Werkes zu betrachten haben. Nicht in vollem Maße, aber doch in vielen Punkten müssen wir dem Schlußworte Fischer's beistimmen, das auch das unsere werden soll: „Schopenhauer selbst bekannte unverhohlen, daß, so sehr ihm seine intellectuelle Physiognomie gefalle, so wenig gefalle ihm doch seine moralische. Er hatte sehr recht, sie gefällt uns ebenso wenig."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Weg der Pflicht.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.

Weit entfernt von dem Leben und Treiben der Großstadt, auf dem Lande, wo noch keine Eisenbahn ihre Spuren zieht, lag ein kleines, bescheidenes Pfarrhaus inmitten armseliger Hütten und eines schattenlosen Gehölzes. Auch ein kleiner See war vorhanden, aber fast ohne Wasser. Einstmals hatte der Wald auch Bäume gehabt, da aber in den Hütten hungrige Menschen wohnten, so war nach und nach Alles verbraucht. Die kleinen Felder waren dünn und spärlich gesät. Kurz waren die Halme und spärlich die Aehren, so daß es den armen Bauern keine zu große Last wurde, wenn sie die Frachten fünf Meilen weit zur Eisenbahnstation fahren mußten. Zuletzt gab es nur noch dürre Zweige, aber was thaten die Bauern nicht alles, um die hungrigen Esser in den armseligen Hütten zu befriedigen? Nun gab es auf den armen Feldern nichts als Steine und Unkraut, und die Eulen hockten auf den Baumstumpfen und erzählten voll Trauer von ihren gefallenen Freunden, den Waldriesen. Wie schon gesagt, hatte der See einmal Wasserreichthum gehabt, da kam aber die Noth, Wiesen und Aecker trugen nichts mehr ein, so wurde denn der See entwässert, um als Acker und Viehweide zugleich zu dienen. Doch der See hatte bis jetzt nichts als Steine, und selten zeigte sich ein Grashalm oder eine Aehre. Statt der erwünschten Saat stiegen nur Dünste aus dem wasserlosen See auf, und Krankheiten und Seuchen nahmen in dem elenden Dorfe überhand, so daß man zuletzt nur noch für wenige hungrige Seelen zu sorgen hatte. In dieser armseligen Gegend lag also das kleine, bescheidene Pfarrhaus unter einem recht großen Theerdache. Ein Luxus in dieser Gegend, denn die Dächer der Bauern waren alle nur mit Stroh belegt. Auch ein kleiner „Park", wie die Frau Pastorin sagte, lag dabei, bestehend aus acht armseligen Birken. Pastor Olof Wallander hatte eine bescheidene Pfarre, doch er war es zufrieden, denn er selbst besaß nur mäßige Gaben. Ja wenn er so gewesen wäre, wie andere begabte Diener des Herrn, die predigen konnten, daß man die hellen Thränen in den Augen sah, und auch zur Weihnachtszeit die Herzen rührten, so daß man gern zu einem Opfer bereit war! Aber dann hätte er nicht die Stelle in Westanskog bekommen. Da hier nur wenige Bewerber waren, so wurde ihm dies recht leicht. Und eine Pfarre mußte er haben, denn schon als Adjunct hatte er sich im Vertrauen auf Gottes Hülfe verheirathet. Gewiß verläßt der Herr seine Diener nicht, aber oft zeigt er ihnen auch, daß es in seinem Reiche spärlich zugeht. Und arm war die Pfarrstelle, und viel Freude hatte er nicht als Hirt. Das Haus war schlicht und klein. Keine eleganten Möbel zierten die Zimmer, überall schaute die Armuth heraus, hier aus den Stühlen, dort aus dem Sopha mit dem verblichenen Bezug. Des Pfarrers Studirzimmer war etwas traulicher mit seiner Landkarte und dem Schreibtisch aus Tannenholz. Aber eines machte das Leben der Pastorenfamilie zum Paradies: die lieben Kinder. Gewiß liebt man in vornehmen Häusern die Kinder auch und ist um ihr Wohl besorgt, aber dort kommen noch andere Sorgen dazu, die Eitelkeit der Eltern, die Habsucht, die Salons, denen man Sorgfalt widmen muß, und da man in einem reichen Hause nicht weiß, wie viel Noth und Entbehrung ein Kind mitbringt, so weiß man auch ihren Werth nicht so zu schätzen, wie in einem armen Hause. Aber bei dem Pastor, wo Alles so grau, unansehnlich und geschmacklos war, liebte man diese blauen Augen, die rothen Mündchen und Wangen von Herzen. Alles klang ernst und gemessen, nur nicht das Trippeln der Füßchen auf dem Flur. Oft aß der liebe Papa nichts mehr, sobald er bemerkte, daß der kleine Gustav gern noch etwas aus der Suppenschüssel gegessen hätte, und so umgeben von Liebe, Noth, Entbehrung und Kummer wuchsen die Kleinen auf und brachten durch ihr Dasein Glück und Zufriedenheit in die graue, armselige Pfarre. Zuletzt gewöhnten sich die Westankoger an ihren Pfarrer mit den kleinen Gaben. Sie wußten wohl, so gut wie ein Superintendent konnte er nicht predigen, aber wenn er so sprach, ein auch entbehrender Mensch unter armen Brüdern, so verstand man ihn da unten sehr gut, und Mancher, der wohl sonst ein Schläfchen gemacht, wurde wach unter seiner Rede, die einem Jeden in seiner Bedrängniß mit Rath und Trost beizustehen wußte. Kam er zu einem Kranken oder Sterbenden, so brachte schon sein Eintrittsgruß Linderung und Frieden mit und er half den Leidenden über ihre Schmerzen hinweg, den Sterbenden aber brachte er Trost in die Schrecken des Todes. Ein Herz nur wollte sich seinen Bemühungen nicht öffnen, denn es war umpanzert mit einem großen zweistöckigen Haus, einem eisernen Geldkasten und einem großen Wechselbuche. Doch der Pfarrer gab die Hoffnung nicht auf, diesen reichsten Bauern zu bekehren. Da jedoch der Bauer bei der Abstimmung über die Pfarre immer die erste Stimme hatte, so hütete er sich, eingedenk seiner kleinen Gaben und seiner Armuth, sehr wohl, irgend einen Streit mit ihm einzugehen. Aber die armen Actienbauern wandten sich einmal gegen den unbarmherzigen Beschluß des reichen Gemeindebauern, und seit diesem Tage war der Pfarrer sein ausgesprochener Feind.

Als der Lenz in's Land kam, zog auch das Scharlachfieber ein in das armselige Kirchspiel. Ein Hügelchen nach dem anderen thürmte sich auf, und winzige, ungestrichene Särge wurden am Pfarrhaus vorbei getragen. Wie sorgenvoll wurde da die Pastorin, die arme Karin, wenn sie ihren lieben Mann so mitten unter den Leidtragenden sah, die mit den Verstorbenen in so naher Berührung gestanden hatten! Nur Arzt und Pastor durften nicht weichen, wo sich Alles fürchtete. Wie oft geschah es, daß der Herr Pastor in ein solches Haus des Leides ging, um einer verzagten Mutter Worte des Trostes zu spenden oder einem Kinde nach Kinderart mit sanften Worten in die Ewigkeit hinüber zu helfen! Abends, wenn er dann im Kreise seiner Lieben war und der kleine Gustav auf seinem Schoße saß, dann betrachtete Frau Karin die anderen Kinder, die so sorglos am Boden spielten und dann entfuhr ihr manchmal der Seufzer: „Ach Gott, wird unser Haus wohl verschont bleiben von dem Todesengel?!" Und er kam, meldete plötzlich seinen Besuch an, und klein Anna mußte ihm folgen. O wie die fieberheißen Wangen glühten, wie die Händchen sich sehnten und streckten nach dem Erquickung bringenden Wasserglase! Als der Pastor von seinem Krankenbesuche Abends heim kam, sprangen ihm nur vier Kinderfüßchen entgegen! Und dann begann der Kampf. Jetzt sollte es sich entscheiden, wer der Stärkere war: die Liebe oder der Tod. Auf Erden ist aber der Tod leider stärker als die Liebe. So geschah es auch hier. Nach kaum einer Woche schüttelte wieder ein Kind alles Irdische ab, um sich hinauf in die lichten Höhen zu schwingen. Der Friedhof draußen wurde wieder um ein kleines Hügelchen reicher.

Ist der Leser schon einmal in ein Haus eingekehrt, wo der Tod ein geliebtes Wesen für immer den Eltern nahm? In einem solchen Heim gleicht das Leben einer Violine, deren Saiten zersprungen sind. Eine geringfügige Veranlassung läßt die Wunde immer wieder neu aufbrechen. Die Zuckerbüchse, nach der der Liebling so oft die kleinen Händchen ausgestreckt hat, füllt die Augen mit Thränen. In einem Winkel liegt ein

zerbrochener Kreisel: dorthin schaut der Vater mit traurigem Blick und denkt dabei, wie eifrig das arme Kind die Händchen einst bewegt hat, um den Kreisel zu drehen. Er glaubt ein fröhliches Lachen zu hören, das hell und lustig durch die Zimmer schallt, aber ach! dieses Lachen ist längst verhallt und der kleine Engel liegt kalt und still unter einem Hügelchen. Da sitzt die Mama und schaut unverwandt auf die Zimmerthür. Was hat sie nur, denn man entdeckt ja nichts Besonderes dort? Aber das Mutterauge sieht einen kleinen Fleck, von einem Ast herrührend und es ist ein Loch daraus entstanden. In diese Stelle hinein faßten einst liebe Händchen, um sich beim Laufen fest zu halten, wenn die Füßchen stolpern wollten. In dem Kleiderschranke neben Mamas Sonntagskleid hängt eine kleine, verwaschene Blouse, und an dem Aermel ist ein ganz kleiner Schmutzfleck. Wie viel Schelte hat das Kind über den Fleck erhalten! Nach vielen Jahren findet sich wohl noch ein winziges Strümpfchen mit Löchern im Fuß und lieben Erinnerungen in jeder einzelnen Masche.

Der Sommer verging, der Herbst zog ein in's Land und brachte Sturm und Regen in das arme, kranke Dorf. Das Pfarrhaus lag düster im Herbstnebel, nur im Wohnzimmer war es traulich beim Kaminfeuer, und davor saß der Pastor mit Frau und Kind. Immer wieder sandte der wasserlose See seine verderbenbringenden Dünste. Ob er nun Ruhr oder Typhus brachte, Alles ging schnell von Statten. Nun kam auch noch die heimtückische Diphtheritis, vorläufig nur zu den Kleinen. Da schloß Frau Karin ihren kleinen Gustav in ihre Arme und sagte zu ihrem Mann: „Lieber Olof, mußt Du denn wirklich den armen Kindern das Geleite bringen? Bitte, mache doch bei den Kleinen keinen Besuch. Mir bangt für unsere Kinder."

„Bitte, sprechen wir nicht davon, Karin."

„Es bleiben uns ja nur noch die beiden Kinder," bat sie. „Schau, lieber Olof, die Kleinen, die von der Diphtherie befallen sind, verstehen ja gar nicht, was Du sagst, und so Gott will, befällt diese entsetzliche Krankheit nicht auch die großen Leute. Also nicht wahr, Du gehst nicht zu den Kindern?"

Mit milder, ruhiger Stimme erwiderte Olof: „O, die Kleinen verstehen meine Worte wohl nicht, dafür komme ich aber zu den tiefgebeugten Eltern, die meines Trostes bedürfen. Du hast es doch auch erfahren, wie wohl der Trost den armen Elternherzen thut."

Frau Karin wagte nichts mehr einzuwenden, nur den kleinen Gustav drückte sie fester an ihr Herz, als wollte sie ihn vor allen Fährlichkeiten behüten.

Von der Küchenthür her rief es: „Ein Bote wünscht den Herrn Pfarrer zu sprechen." Der Herr Pfarrer ging hinaus und schloß die Thür fest hinter sich zu.

„Was gibt es, mein Sohn?"

„Die Frau in Holma schickt mich mit einer schönen Empfehlung für den Herrn Pfarrer, und Sie möchten doch sofort zum Gemeindebauer kommen, er liegt an der Diphtherie schwer erkrankt und muß sterben."

Der Herr Pfarrer ging in's Zimmer zurück.

„Adieu, Karin. Ich muß nothwendig auf ein paar Stunden fort, warte nicht auf mich, es könnte spät werden."

Die Frau schreckte zusammen, sah ihrem Mann angstvoll in's Antlitz, legte beide Arme um seinen Hals und fragte: „Wohin gehst Du noch so spät?"

Da sah er ihr liebevoll in's Auge, betrachtete seine spielenden Kinder und sagte dann liebevoll, aber bestimmt:

„Den Weg der Pflicht, meine liebe Karin."

Aus der Hauptstadt.

Die neue Zeitung.

I.

Hochgeschätzter Herr, verehrter Gönner,

Wenn ich mich Ihnen heute abermals mit einer Bitte nähere, — ich wagte es nicht, wäre mir Ihr edles Herz minder gut bekannt — so geschieht es nicht meinetwillen, sondern der großen, heiligen Sache wegen, für die ich siegen und sterben will. Ew. Hochwohlgeboren werden wie alle wahrhaften Patrioten mit Schmerz und Ingrimm gesehen haben, daß eine vaterlandslose, volkverhetzende, königs- und altarfeindliche Presse es verstanden hat, binnen kurzer Zeit gerade in die Kreise einzudringen, die bisher die treuesten Stützen des Thrones waren. Sie verdankt diese fabelhaften Erfolge allein ihren enorm billigen Abonnementspreisen. Ich halte es nun für ungemein segensreich — und ich nicht allein, der berühmte Publizist Pfotenhauer, dieser unerschrockene Vorkämpfer, ist mit mir einer Meinung und hat mir selbstlos seine Kraft zur Verfügung gestellt — jenen Bestrebungen mit der gleichen Waffe gegenüber zu treten; ich will versuchen, ein spottbilliges Volksblatt zu schaffen, daß sich vor Allem die Vernichtung des Börsenschwindels, dann den Schutz ehrlicher Arbeit, Bekämpfung alles undeutschen Wesens, Hebung des Mittelstandes, Niederwerfung des Großkapitals u. dgl. m. zum Ziele setzt. Nicht um Geld zu erwerben — Geld ist bei mir immer das wenigste — nein, aus reinem Herzensdrange heraus habe ich diesen Plan gefaßt, und auf Ew. Hochwohlgeboren Edelsinn, felsenfeste Vaterlandsliebe und oft erprobte Volksfreundschaft bauend, bitte ich um nichts als um gefällige Anweisung von Mk. 100. Ich bedarf dieser Summe, um in die gelesensten Zeitungen Inserate zur Auffindung patriotischer Kapitalisten einzurücken.

Der Dank des vom Kapitalismus niedergetretenen Vaterlandes ist Ihnen für Ihre Großherzigkeit gewiß, nicht minder der Ihres allergehorsamsten, überaus ergebenen

Dr. Siebenkäs.

II.

Behufs Gründung einer unzweifelhaft hohen Ertrag abwerfenden Tageszeitung (Tendenz: absolute Vernichtung des Börsenschwindels, Schutz ehrlicher Arbeit, Bekämpfung alles undeutschen Wesens, Hebung des Mittelstandes, Niederwerfung des Großkapitals) wird noch ein streng patriotischer Kapitalist gesucht. Bedeutendes Grundvermögen vorhanden; Einzahlung kann sichergestellt werden. Mitarbeiterschaft berühmtester Publizisten. Gefällige Offerten unter Dr. S. & Pf. erbeten in der Expedition dieses Blattes.

III.

1) Hochverehrter Herr!

Von Ihrem politischen Programm entzückt, bin ich gern bereit, mich nach meinem bescheidenen Vermögen, so mit etwa 500 Mk., an der Gründung zu betheiligen. Auch glaube ich Ihnen drei Abonnements in sichere Aussicht stellen zu können. Voll aufrichtiger Hochachtung

Emanuel Treuherz, Rentier.

2) Dr. S. & Pf.

Wenn Sie unter dem „Schutz ehrlicher Arbeit" schneidiges und rücksichtsloses Eintreten für die Erhöhung des Schutzzolles auf Maschinentheile, vorwiegend aus Gußeisen, verstehen, wollen wir Ihr Unternehmen mit 5000 M. in der Weise unterstützen, daß wir Ihnen dafür Pressen ꝛc. liefern, die bis auf Weiteres unser Eigenthum bleiben. Ebenso sichern wir Ihnen größere Annoncenaufträge zu.

Achtungsvoll

Maschinenfabrik und Eisengießerei Schildburg.

3) Wir würden gern ca. 50,000 Mk. an die von Ihnen geplante Unternehmung wenden, falls Sie sich verpflichten, uns auf drei Jahre die letzte Seite des Hauptblattes gegen Erstattung der Satzkosten zu überlassen und allwöchentlich mindestens ein geistsprühendes Feuilleton zu drucken, das die Erzeugnisse unserer Concurrenz als durchaus minderwerthig verwirft. Hochachtend

Schwindelmeyer & Co., I. europäische Mostrich- und Parfüm-Fabrik.

IV.

Telegramm an { Emanuel Treuherz, Maschinenfabrik und Eisengießerei Schildburg, Schwindelmeyer & Co.

Offerte dankend acceptirt! Brief folgt! Siebenkäs.

V.

Vom 1. October ab erscheint:

Sensationell! **Der Unabhängige.** Achtung!!

Neue deutsche Tageszeitung größten Stils! Abonnementspreis 0,25 Mk. pro Quartal, Kinder und Militär die Hälfte. Jeder Abonnent erhält ein Kilo besten Schwindelmeyer-Mostrich als Beilage gratis!

Tendenz: Gründliche, unbarmherzige Vernichtung des Börsenschwindels! Schutz ehrlicher nationaler Arbeit, in Sonderheit der Maschinen-, Mostrich- und Parfüm-Fabrikation! — Hebung des Mittelstandes, Niederwerfung des Großkapitals! — Bekämpfung alles undeutschen Wesens!

☛ Wer da will, daß redliche Arbeit wieder zu Ehren komme.
☛ Wer die Aussaugung des Mittelstandes durch das parasitische Großkapital verhindern,
☛ Wer unser liebes deutsches Vaterland und echtes Deutschthum fördern und hochhalten will,

} Chefredacteur: PFOTENHAUER. der abonnire bei der nächsten Postanstalt den „Unabhängigen!" Chefredacteur: PFOTENHAUER.

Jeder 1000. Abonnent erhält nach Wahl ein Paar Schaftstiefel oder hundert Cigarren gratis als Prämie. Alle Sonnabende: Großes Preiskegeln der Abonnenten des „Unabhängigen"; Sonntag Nachmittags von 3 Uhr an: Großes Gratis-Familien-Kaffee-Kochen der Abonnenten.

VI.

Dr. S. & Pf.

Sehr geehrte Herren!

Erst heute dazu kommend, werthes Inserat zu beantworten, theilen Ihnen mit, daß uns Tendenz Ihres Blattes im Allgemeinen zusagt und wir nicht abgeneigt sind, selbiges zu finanziren. Zuerst ersuchen aber um gefl. und umgehende Mittheilung, ob es Ihnen nicht möglich ist, den Passus „Niederwerfung des Großkapitals" in Ihrem Programm zu streichen, da wir aus naheliegenden Gründen Ihnen nur in diesem Falle näher treten können. Die Bekämpfung des Börsenschwindels dagegen ist vollkommen in unserem Sinne, nur wollen Sie freundlichst bedenken, daß allzu scharf leicht schartig macht!

Achtungsvoll

Protzenhuber Söhne, Bankgeschäft.

VII.

Telegramm an Protzenhuber Söhne.

Offerte dankend acceptirt! Brief folgt! Siebenkäs.

VIII.

Vom 1. October ab erscheint:

Aufpassen! **Der Unentwegte.** Occasion!!

Vornehmstes deutsches Tageblatt mit Abendausgabe! Abonnement im ersten Vierteljahre gratis, nachher 0,20 Mark pro Quartal. Jeder Abonnent erhält die Broschüre: „Wie gewinne ich sicher und rasch an der Börse?" von Siegfried Protzenhuber jun., sowie ein Kilo besten Schwindelmeyer-Mostrich gratis in's Haus geliefert.

Chefredacteur: PFOTENHAUER.

Tendenz: Schutz nationaler Arbeit, sofern die internationalen Beziehungen dadurch nicht gestört werden! — Hebung des Mittelstandes unter Beihülfe des Großkapitals! — Bekämpfung alles undeutschen Wesens und des extremen Börsenschwindels!

☛ Wer die widerliche Hetze gegen die Besitzenden nicht mitmachen, sondern unparteiisch jedem Stand sein Recht gewähren,
☛ Wer unser liebes deutsches Vaterland und echtes Deutschthum fördern und hochhalten will,

} der lese nur den „Unentwegten!"

IX.

1) . . . und kann Ihnen nur meine Empörung über diesen jesuitischen Programmwechsel ausdrücken.

Mit Achtung

Treuherz.

2) . . . bitten deshalb um sofortige Aufklärung, widrigenfalls wir die Verbindung mit Ihnen zu unserem Bedauern abbrechen müßten.

In vorzüglicher Hochachtung

Maschinenfabrik und Eisengießerei Schildburg.

X.

Sie empfangen { per Reichsbank Giro-Conto / per Postanweisung / per Beilage } die uns gewährte Subvention zurück.

Mit Achtung!

Herrn E. Treuherz, Rentier. Maschinenenfabrik und Eisengießerei Schildburg } Die Administration des „Unentwegten."

XI.

Indo-Amerikanische Mostrich-Werke, Limited.

Hochgeehrter Herr Doctor!

Wir erlauben uns die ganz ergebene Anfrage, ob Sie geneigt sind, unserer Firma die letzte Seite im Hauptblatt Ihres neu zu begründenden Journals auf mindestens drei Jahre zu überlassen und uns gleichzeitig das Feuilleton des „Unentwegten" zu verpachten. Um der Concurrenz die Spitze zu bieten, sind wir bereit, Check über eine doppelt bis dreifach so hohe Summe zu übermitteln als Ihnen von Schwindelmeyer geboten worden ist.

Hochachtungsvoll

Indo-Amerikanische Mostrich-Werke, Limited.

XII.

. . . sehen uns also, da wir das Unternehmen mit so geringen Mitteln nicht halten können, zu unserem Bedauern gezwungen, die Verbindung mit Ihrer werthen Firma zu lösen. Sie empfangen { per Reichsbank Giro-Conto / per Postanweisung / per Beilage } die uns gewährte Subvention zurück.

Mit Achtung!

Hern Schwindelmeyer & Co. Die Administration des „Unentwegten."

XIII.

Vom 1. October ab erscheint:

Noch nicht dagewesen!! **Der Voll- und Ganze.** Unerhört!!

Allererstes deutsches Morgen-, Mittag- und Abendblatt! Wird gratis in's Haus geliefert; jeder 10,000. Leser erhält ein Ueberfahrtbillet nach Amerika umsonst.

Chefredacteur: PFOTENHAUER.

Tendenz: Schutz der Arbeit! Hebung der Stände!

Man lese und abonnire nur den „Voll- und Ganzen!"

XIV.

Das Eigenthumsrecht, sowie der Verlag einer vom 1. October ab erscheinenden Tageszeitung allerersten Stils, deren Inseratentheil 2c. bereits zu glänzenden Bedingungen verpachtet ist und die sich finanzkräftigster Unterstützung erfreut, steht zu verkaufen. Gefl. Offerten unter Dr. S. an die Expedition dieses Blattes erbeten.

XV.

„Rinaldo Rinaldini", A. G.

Dr. S.

Sehr geehrter und hochgeschätzter Herr!

Wenn Sie, wie wir vermuthen, den Verlag des per 1. October angekündigten Weltblattes „Der Voll- und Ganze" verkaufen wollen, sind wir bereit, mit Ihnen in Verbindung zu treten, unter der Voraussetzung, daß Sie Ihren Contract mit Protzenhuber Söhne sofort lösen. Wir bitten uns mitzutheilen, welche Summe Sie für diesen Zweck benöthigen.

Mit aller Hochachtung

Rinaldo Rinaldini jun., Bankdirector.

XVI.

Vom 1. October ab erscheint:

Der Zielbewußte.

Unparteiisches, tendenzloses, unabhängiges Tageblatt.

Chefredacteur: PFOTENHAUER.

Beste Börsenberichte. Letzte Telegramme von allen Abendbörsen der Welt. Kostenfreie Berathung des Lesers in allen Finanzfragen.

„Rinaldo Rinaldini", A. G., Verlags-Conto.

XVII.

. . . Unser jüngster Millionär, Herr Dr. Siebenkäs, wird heute, am 1. October, eine längere Vergnügungs- und Erholungsreise um die Welt antreten, um dann, heimgekehrt, sich mit neuer, ungebrochener Kraft seinen durchdachten Unternehmungen zu widmen.

(Nr. 1 des „Zielbewußten", Rubrik: „Aus der Gesellschaft").

Timon d. J.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Goethe als Erotiker.

Geehrter Herr!

In Nr. 26 der „Gegenwart" finde ich die Besprechung der anonymen Brochüre „Das Erotische im zweiten Theile des Goethe'schen Faust" durch Herrn Universitätsprofessor Dr. Geiger. Zunächst wird hier dem Verfasser der Brochüre der Vorwurf der Textfälschung gemacht. Herr Prof. Geiger will Seite 19 bei dem Citate: „O Mütter, Mütter laßt nur Fausten los" — nun statt nur gelesen haben. In sämmtlichen Exemplaren, die ich in Händen hatte, steht aber ganz richtig: nur. Es ist sogar die einzige fettgedruckte Stelle der Brochüre. Ganz unerklärlich aber ist die sinnentstellende Wiedergabe der mit gesperrter Schrift gedruckten Stelle: „Durch die Ergießung ꝛc. findet die herrliche Umarmung ihren Abschluß". In der Brochüre steht Seite 29 sinnlich statt herrlich, also in ganz objectiver nicht subjectiver Beschauung. Wenn der Verfasser von herrlicher Umarmung gesprochen hätte, würde er sich stark belastet haben, die Arbeit in unlauterer Absicht verfaßt zu haben, und die Sittenpolizei hätte dann wohl ein Recht einzuschreiten. Dieser Ton kann aber dem Verfasser gewiß nicht zum Vorwurf gemacht werden. Jeder vorurtheilsfreie Leser muß vielmehr den Eindruck gewinnen, daß es sich um Erörterung einer ernsten Angelegenheit handelt, die schon eine Fluth von dickleibigen Fausteommentaren gezeitigt hat. Für die durchaus sittliche Haltung des Verfassers bei einer gewiß delicaten Angelegenheit sprechen folgende Thatsachen: 1. Die Erwähnung in der Vorrede, daß es sich in vorliegender Arbeit nur um skizzenhafte Andeutungen handelt; 2. die wiederholten moralischen Bedenken; 3. die spärliche Anwendung des Textes, der nur auf das Allernothwendigste beschränkt ist, um dem Sinneskitzel vorzubeugen. — Was nun die übrigen Auslassungen des Herrn Prof. Geiger betreffen, so wird ganz richtig gesagt, daß der Verfasser der Brochüre die Fausttragödie in drei Theile getheilt wissen möchte, aber nirgends ist behauptet worden, daß es sich im ersten um die „Entstehung der Liebe", im zweiten um die „Wirkung der Liebe", im dritten um „die »Lehre«, daß das ganzen Menschenleben sich um die Liebe drehe" — handle. Der gekürzte Text lautet vielmehr:

„Im Vorspiel wird angedeutet, wie der ideale Drang der Sinnlichkeit zugeführt wird . . . Der zweite Theil oder die eigentliche Tragödie schließt mit dem sterbenden Gretchen und mag als erster Versuch der Erkenntniß im gewöhnlichen Leben gelten, wo die sogenannte „erste Liebe" zu Grabe getragen wird — also den gewöhnlichsten Vorgang des Lebens darstellt ꝛc. . . . Der dritte oder der ganze zweite Theil der Tragödie soll in großen Zügen noch einmal zeigen, wie das ganze Leben sich in seinen Hauptzügen um die Liebe dreht."

Diese Auffassung sagt denn doch etwas Anderes, als Herr Prof. Geiger meint. Geradezu trivial und unlogisch muß es bezeichnet werden, das Unglück Gretchens als „Wirkung der Liebe hinstellen zu wollen. Ein Durchschnittsmensch aus dem Volke, könnte bei diesem Liebesschluß wohl sein Urtheil dahin zusammen fassen, daß die Liebe bei Gretchen „gewirkt" hat, aber ein Philosoph denkt sich bei Wirkung der Liebe doch etwas Anderes. Von dieser Ansicht, die Herr Prof. Geiger dem Verfasser octroyiren will, ist in der Brochüre nichts zu entdecken. — Was die Euphorionscene betrifft, so spricht der Kritiker an dieser Stelle von „Gesellen", die gar nicht vorkommen. Die Geschöpfe, mit denen Euphorion sich beschäftigt, sind die „Hofdamen" der Helena — gefangene Trojanerinnen (Chor), wie es Goethe vorschreibt. Der vermeintliche „Sohn" des Faust (alias Goethe's) wird von Porkyas ganz genau beschrieben: als „nackter Genius — faunenartig!!" Der Kleine hat die Aufgabe, sowohl Faust und Helena in der Grotte, als auch die jungen Damen auf offener Scene (es handelt sich hier um zwei verschiedene Darstellungen in einer Scene, d. h. um Theorie und Praxis) — anzuregen, durch Schweben von der einen zur anderen Gruppe, wobei er unaufhörlich ruft: „Laßt, laßt!" (Reiz und Sträuben.) Die Hofdamen sollen die Illusionen allegorisiren, wie in der Brochüre des Weiteren ausgeführt ist. Bei einer theatralischen Aufführung ist diese Scene geradezu sinnberauschend bei richtiger Erkenntniß. Warum gerade Herr Professor Geiger sich in dieser Auffassung so ablehnend verhält, ist fast unerklärlich. Erklärlicher wird es allerdings, wenn man an seine Auffassung des Goethe'schen „Tagebuches" (1810) denkt, denn wer im Stande ist, beim Lesen dieses Idylles noch an eine Verherrlichung der Pflicht zu denken, wo es sich laut Inhalt klar und unzweideutig nur um jene Pflicht „der Liebsten treu zu bleiben" handelt — nachdem ihn Meister Iste so schmählich im Stich gelassen hat — dem wird nicht zu helfen sein.

Berlin, 6. August 1894. Hochachtungsvoll

H. Schnurpfeil, Herausgeber der Brochüre.

Notizen.

Idyllen und Elegien aus den Bayerischen Bergen. Von Adolf Graf von Westarp. (C. H. Beck, Oscar Beck, München.) — Der adlige Poet aus den bayerischen Hochlanden hat auf vielen Gebieten der Literatur ein ganz erfreuliches Können bekundet; weiteren Kreisen des Publikums ist er zuerst durch seine markvollen Bismarcklieder, seine trefflichen deutschen Gedichte näher getreten, und die mit unseren heutigen jammervollen Theaterzuständen unzufrieden sind, schätzen ihn als feinsinnigen Lustspieldichter. Aber niemals erscheint seine literarische Physiognomie so herzgewinnend und bedeutsam, als wenn man eins der Bücher in die Hand nimmt, darin er mit Dichteraugen geschaute Naturbilder wiedergiebt. „Idyllen und Elegien" sind Westarps reifstes und vollendetstes Werk; ihnen gebührt unter den Erscheinungen der letzten Jahre, die deutsche Landschaften feiern und in ihrer Eigenart abschildern, zweifellos der erste Platz. Das Lesepublikum empfindet im Allgemeinen vor Arbeiten dieser Art einen nicht ganz unberechtigten Horror; seitdem jeder Müller und jeder Cohn die „Gegenden", durch die ihn seine Sommerreise führte, auf zwanzig bis dreißig Druckbogen umständlich beschreibt, seitdem sich jede Zeitung ihren Reisereporter hält und von ihm ganze Artikelserien veröffentlicht, die wie seekranker Heine anmuthen, beschränkt sich der Verständige, wenn seine Phantasie in Landschaftsbildern schwelgen will, auf den Baedecker und Meyer . . . Mit seinen „Idyllen und Elegien" hebt Westarp das ganze Genre auf eine höhere Stufe, ja man thut ihm eigentlich Unrecht, ihn mit etwaigen Nebenbuhlern zu vergleichen. Diese farbenbunten, leuchtenden Skizzen, deren reicher Ideengehalt machtvoll gefangen nimmt, lesen sich ausnahmslos wie spannende Novellen; jede ist ein kleines Kunstwerk in Stimmung und Form. Was nur dem echten Dichter gegeben ist: mit wenigen Pinselstrichen ein Gemälde entwerfen zu können, das von seinem Gegenstande die lebendigste Vorstellung erweckt und sofort in den Bann der Dichtung zwingt — Westarp vermag es. Die hohe Kunst, mit der er die Natur zu verinnerlichen, und, an ihre Offenbarungen anknüpfend, den Räthseln unseres Lebens nachzuspüren weiß; die Meisterschaft in der Wiedergabe zarter Silbertöne, lieblicher Idyllen einerseits und bezwingend großartiger Alpenszenerien andererseits übt einen solchen Zauber aus, daß Westarp's Buch unwiderstehliche Sehnsucht, ja etwas wie Heimweh nach jenen Bergen wachruft, von deren Pracht dieser Autor uns erzählt. Es ist ein Kranz von zwölf Prosadichtungen, deren jede den höchsten Preis verdient; aber Westarp's Gemüth leuchtet am hellsten aus den beiden letzten hervor, „Mein Haus" und „Die Zugspitze". Wie hier ein deutscher Mann die Freuden seines Familienlebens malt, discret, keusch und doch voll unsäglicher Innigkeit, voll Stolz und Liebe; wie ein tief religiöser und doch freier Geist in prachtvollen Bildern von Gottes Herrlichkeit und unserem Verhältniß zum Weltschöpfer spricht, so zwar, daß wir athemlos am Munde des Laienpredigers hängen, der von der Höhe der Zugspitze, der Bergkönigin im Reiche, auf die Lande zu seinen Füßen niederblickt — das läßt sich kaum andeuten, das muß man selbst in sich aufnehmen. Das ist Höhenweisheit, wie selten ein deutscher Poet weisere und höhere lehrte.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Perlen griechischer Dichtung

ins Deutsche übertragen von Herm. Griebenow.

Druck m. bunten Kopfleisten und Blumenverzierungen in feinstem Prachtband Mk. 4.—.

Deutsche Kulturbilder

aus sieben Jahrhunderten

von **Dr. Julius Bintz.**

2 Bände 5 *M*.

Otto Meissner, Verlag in Hamburg.

Werthvoll für jeden Literaturfreund.

Soeben ist erschienen:

Schillers Sohn Ernst.

Eine

Briefsammlung mit Einleitung.

Von Dr. **Karl Schmidt,**

Oberlandes-Gerichts-Rath.

Mit Bildnissen und 2 Handschriften von Schiller und Goethe.

Ein starker Band br. 6 *M*, geb. 7,60 *M*.

Ein höchst werthvoller Beitrag zur Schillerliteratur.

Das Werk enthält nur bisher noch ungedruckte Briefe; die Handschriften waren bisher noch nicht veröffentlicht.

Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Carl Heymanns Verlag, Berlin W.

Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:

Der Rechtsschutz

gegen

zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis *M* 0,60 bar, postfreie Zusendung *M* 0,65.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen

von

H. Steinthal, Dr.

Professor für allgem. Sprachwissenschaft a. d. Univ. Berlin.

4 *M* 80 *Pf*.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries** u. **Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,

Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 34.

Soeben erschien:

Lehrbuch

der

Allgemeinen Psychologie.

Von

Dr. Johannes Rehmke,

o. ö. Professor der Philosophie zu Greifswald.

1894. Preis *M* 10.—.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 35. Berlin, den 1. September 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Spekulanten und Agenten. Von Justus. — Eine Erleichterung des Kampfes um's Dasein für die Bedürftigen. Von C. von Bruchhausen. — Der ländliche Arbeiter in Neuvorpommern und Mecklenburg. Von O. B. — **Literatur und Kunst:** Naturwissenschaft und Naturphilosophie. Von Eduard von Hartmann. — „Erlebte Gedichte". Von Hans Schmidkunz. — Neue Pariser Kunstthesen. Von Otto Julius Bierbaum. — **Feuilleton:** Unecht. Von Sigurd. — **Aus der Hauptstadt:** Richterlein vulgaris. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Spekulanten und Agenten.

In der ausgebrannten Stätte der Burgstraße, wo ehedem Heulen und Zähneklappern herrschte, wenn von den schwarzen Plänen der Arnim's und Eschenbach's und sonstiger kleiner und großer Sterne der von Staats wegen sachverständigen Börsen-Enquêtecommission gegen die allmächtigen Commissions- und Emissionshäuser etwas laut wurde, wird die Schaar jobbernder Wegelagerer, die sich dort noch um die von ihren großen „Kollegen" hinterlassenen ärmlichen Bissen schreiend zerrt, wahrscheinlich ein mitleidiges Lächeln nicht unterdrücken können, wenn sie die „öffentliche Meinung" noch immer um das Wohl und Gedeihen ihrer „Börsenreform" sorglich bemüht sieht. Und es gehört in der That nicht nur ein gewisser Muth, sondern noch viel mehr ein gewisser Humor dazu, während man den Leichenwagen eines angeblichen Spitzbuben bei sich vorüberziehen sieht, tiefsinnige Erwägungen darüber anzustellen, wie wohl dieser Ehrenmann auf die Wege der Sittlichkeit und bürgerlichen Anstandes hätte zurückgeführt werden können. Aber immerhin: auch Grabesreden haben ihr Gutes; wenn sie vernünftig gedacht und ernst gesprochen sind, dann werden sie ihre Wirkung auf das hinterbleibende Geschlecht nicht verfehlen. Nur darf man den Hinterbliebenen niemals vorhalten, daß ihr Vorfahre ein unehrliches Handwerk betrieben hat, zumal dann nicht, wenn man selbst keine Beweise dafür in Händen hat, sondern nur mechanisch nachzuplappern weiß, was die leichtfertige Schaar der „Geschädigten" klagend ausruft. Sonst zwingt man den Ehrenhaften, seinen Vater zu verleugnen und sich zurückzuziehen, und dem Malhonneten nimmt man von vornherein das Bischen Ehrgefühl, was er noch besitzt und treibt ihn dem Handwerk des Verstorbenen in die Arme. Das mögen sich diejenigen zu Gemüthe ziehen, die in echt deutsch-patriotischer Aufwallung es dahin gebracht haben, daß die Steuerschraube einerseits, Aerger und Kränkungen andererseits den Körper ruinirten, dessen belebendes Blut sich werthschaffend und werthvertheilend über alle Zweige des Landes ergoß — die damit dem deutschen Nationalvermögen schon jetzt viele Millionen entzogen haben. Die ganze Gefahr der jetzigen Gestaltung ist heut noch nicht zu übersehen; sie wird sich erst zeigen, wenn wirthschaftliche Krisen oder Kriegsgefahren unser Land bedrohen. Unser Reichthum ist nicht so groß, daß wir von dem Zinsfuß der Consols leben können. Für den deutschen Kapitalbestand ist es eine Nothwendigkeit, über einen festen Bestand solider auswärtiger Werthe verfügen zu können, um an ihnen in kritischen Zeiten eine Reserve zu haben, auch sonst die internationalen Zahlungsbilanzen reguliren zu können. Welche ausländische solide Emission wird aber heute noch den Berliner Platz aufsuchen, wenn sie sich in Paris und Wien unter einem Viertel der Steuer und ohne weitere Belästigung niederlassen kann?

Die Ankläger der Börse, das sind gerade diejenigen, die das ganze Unglück über die Börse bringen, die ihr den Makel der Unehrlichkeit aufdrücken. Es sind diejenigen, die sich unberufen und urtheilslos auf das Parquet des Welthandels gedrängt haben und auf dem glatten Boden zu Falle gekommen sind. Gerade die Betheiligung dieser Elemente gibt der Gesammtspekulation ihren unnatürlichen und gefährlichen, nämlich ihren Spielcharakter. Der Einfluß, den die Börsenspekulation auf die Preisbildung ausübt, ist um so größer und heilsamer, je mehr Sachkenntniß und Urtheilsfähigkeit in ihr vorhanden ist. Je größer die Kenntniß des Bedarfs, des Vorraths einer Waare und der Leistungsfähigkeit der Production, der Güte einer Ernte, des Mangels oder Ueberflusses an disponiblem Kapital, der Rentabilität einer Unternehmung ist, desto größere Sicherheit bietet die auf diese Schätzungen basirte Vermuthung über den künftigen Gang der Preise; von der umsichtigen Benutzung dieser Kenntnisse bei Handelsunternehmungen und Kapitalanlagen aber hängt die Sicherheit des Handels, die harmonische Vertheilung der Kapitalien auf die verschiedenen Zweige productiver Verwendung, überhaupt der regelmäßige Gang des erzeugenden und verbrauchenden Getriebes der Gesellschaft ab. Je weniger dagegen die thatsächlichen Verhältnisse bekannt sind, desto mehr wird die Gefahr des Irrthums, das Gefühl der Unsicherheit in die Preisbildungen hineingetragen und damit der Boden geebnet, auf dem die unlauteren und unsauberen Elemente ihre Ausbeutungskünste beginnen. Die Betheiligung des großen Publikums ist es also, die den Nährboden der schwindelhaften Spekulation bildet. Die Spekulation wird, falls sie überhaupt wieder zu Leben kommt, mit dem Tage eine gesunde Gestaltung annehmen, wo sie sich lediglich innerhalb des berufsmäßigen Börsenhändlerthums abspielt.

Es taucht nun von selbst die Frage auf: durch welche Mittel und Wege wird denn die „Spekulationswuth" in die große Menge hineingetragen? Auf welchem Wege erhält das fernstehende Publikum, welches größtentheils die „Börse" nur dem Namen nach kennt und mit dieser Institution ganz unklare Begriffe verbindet, die Gelegenheit, sich an dem börsenmäßigen Terminhandel, zu ihrem eigenen Nachtheil und zum Nachtheil der Gesammtwirthschaft, zu betheiligen? Unter den Ursachen hierzu steht in erster Reihe das schädliche Treiben der sogenannten „Börsenagenten". Die Börsen-Enquête-Commission hat ja auch Veranlassung gefunden, diesem früher wenig

beachteten Punkte besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und, wenn auch nur allgemeine und unpractische, legislative Vorschläge gemacht, welche diesem in gefährlicher Weise überhand nehmenden Unwesen, welches gerade die unerfahrensten und unberufensten Kreise in den Börsenhandel durch allerhand Mittel geflissentlich hineinzieht, zu steuern bestimmt sind.

Großgezogen ist das Agentenunwesen durch die übermäßige Concurrenz im Bankgeschäft. Nachdem briefliche Offerten mit Provisionsunterbietungen keinen Erfolg mehr hatten, fingen die Bankhäuser an, in die Provinzen Agenten zu schicken oder dort anzustellen, mit der Aufgabe, für sie Kunden zur Spekulation zu werben. Die Commissionäre, insbesondere der Productenbörse, übersenden den Agenten täglich ihre „Anstellungen", d. h. Offerten zum Abschluß von Termingeschäften, die sie nach Börsenschluß unter Angabe ihrer Preise festsetzen, und an die sie sich auf eine bestimmte Zeit binden. Die Agenten ihrerseits suchen nun diese Offerten im Publikum zu verbreiten und auf ihrer Grundlage Aufträge zum Ankauf und Verkauf an ihre Anstellungshäuser zu übermitteln. Hierbei ist ihnen fast jedes Mittel recht, um ein Geschäft zu machen. Durch die unsauberen Machenschaften, welche das Agententhum hierbei entfaltet hat, hat es das aus wirthschaftlichen rationellen Gründen entsprungene und an sich auf die Solidität des Terminhandels äußerst günstig einwirkende Institut der „festen Anstellungen" sehr bald in Verruf zu bringen gewußt. Haben sich doch in einzelnen Städten — wie erst jüngst ein eclatanter Fall aus Bremen bewies — ganze Consortien von Agenten gebildet, welche sich gegenseitig in die Hände arbeiten und planmäßig Hunderte von unverständigen Leuten an den Bettelstab bringen — ohne daß, wie wir gleich hervorheben wollen, die Commissionshäuser in den meisten Fällen die geringste Kenntniß von den unlauteren Geschäften ihrer Agenten haben.

Man verfolge nur einmal die Thätigkeit solcher „Schlepper", wie man sie an den größeren Handelsplätzen und in Provinzialstädten, in letzter Zeit sogar schon an kleinen Landorten, täglich beobachten kann. Man sehe nur, mit welchem Raffinement da unerfahrene kleine Kapitalisten, Wittwen, Subalternbeamte und Handwerker zum Spekuliren in einer ihre Mittel weit übersteigenden Höhe angereizt werden — und man wird die Gefahr begreifen, welche in dieser Thätigkeit liegt. Um sich die Unterlage eines geringen Depots zu schaffen und die Bedenken gegen den ausnahmslos auf effective Lieferung und effective Abnahme ausgestellten Schlußschein zu beseitigen, wird diese Fassung als eine reine Formsache hingestellt, da das Geschäft doch nur die „etwaigen Differenzen" zum Gegenstande habe. Die Aussicht auf einen verlockenden Gewinn wird als unfehlbar, der etwaige Verlust als ein minimaler hingestellt. Und wie es bei solchem Wettlauf dann geht: der Eine offerirt immer noch mehr als der Andere, und heute ist man so weit, daß man nicht nur allgemein mit $^1/_2$ per Mille Provision arbeitet, sondern sogar für 1 per Mille auf sich trassiren läßt und acceptirt; ja, es gibt Reisende, die mit Kasten voll Werthpapieren über Land bis in die Dörfer ziehen und die Effecten stückweise veräußern. So erklärt sich die überraschende Thatsache, daß Leute aus den armseligsten Volksklassen ihre geringen Ersparnisse an der Börse auf's Spiel setzen, so erklärt sich das starke Contingent, welche das mittlere Bürgerthum zu den Börsenspekulanten stellt.

Die Bekämpfung dieser unser soziales und wirthschaftliches Leben ernstlich gefährdenden Auswüchse wird natürlich in erster Linie der Selbsthülfe zufallen. Gegen wirthschaftliche Mängel vermögen die besten Gesetze nur einen bedingten Schutz zu verleihen. Man wird hier wie auf so manchen anderen Gebieten durch Aufklärung in Wort und Schrift, durch eine ruhige, aber zielbewußt auf die Läuterung der geschäftlichen Moral und die Bloßstellung aller unsauberen Elemente gerichtete gemeinsame Thätigkeit einen wirksamen Weg zur Abhülfe finden. In dem Bewußtsein, daß die Gebahrungen der Agenten nicht nur gemeinschädlich, sondern auch unwürdig eines irgend anständigen Bankgeschäftes sind, werden gerade die Börsenkreise aus sich selbst heraus auf Abhülfe dringen müssen.

Immerhin darf bei der Ausdehnung, welche das Treiben der Agenten heute bereits gewonnen hat, diese Privatarbeit nur als eine Ergänzung von gesetzlichen Maßregeln in Betracht kommen. Im öffentlichen Interesse und in dem Interesse des geschäftlichen Lebens, zum Schutz des minder Gewitzigten gegen die Ausbeutung seiner Gutgläubigkeit, erscheint ein Eingreifen der Staatsgewalt geboten. Sind doch die Formen des geschäftlichen Lebens von erheblichem Einfluß auf unsere gesammte volkswirthschaftliche Entwickelung.

Die Enquete-Commission will auf dem Wege des Strafrechts den unredlichen und unsittlichen Mitteln, mit denen heute der Börsenagent unerfahrene Leute zu Börsengeschäften verlockt, einen Riegel vorschieben. In Anlehnung an den Wucherbegriff soll in das Strafgesetzbuch ein neuer Thatbestand aufgenommen werden, wonach mit strengen Strafen belegt werden soll, wer den Leichtsinn und die Unerfahrenheit eines Dritten in einem Umfange, der dessen wirthschaftlichen Verderb zur Folge haben kann, durch Verleitung oder Vermittelung zur Eingehung von Spekulationsgeschäften ausbeutet.

Es ist möglich, und sogar wahrscheinlich, daß schon das Bestehen einer derartigen Strafvorschrift den Agenten in der Auswahl seiner Mittel etwas vorsichtig machen und insofern einen gewissen Erfolg haben wird. Indessen darf man sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß — wenn man nicht einer gefährlichen willkürlichen Ausdehnung des Gesetzes durch den Richter Raum geben will, — sich nur ein verschwindend geringer Bruchtheil der oben skizzirten Manöver dadurch wird treffen lassen. Wir haben ja den besten Beweis an den Wirkungen des Wuchergesetzes; gerade die raffinirtesten Fälle bleiben ungeahndet, das Gesetz steht ihnen machtlos gegenüber. Eine Strafsanktion — diesen Satz werden wir als einen der obersten der modernen Wirthschaftslehre nicht aufhören zu wiederholen — darf in der Hand des Wirthschaftsreformers nur als letztes Kampfmittel gelten, weil es das unwirksamste ist. Man muß dies um so mehr betonen in einer Zeit, wo sich eine beinahe krankhafte Neigung herangebildet hat, jeden Schaden, der sich an unserem sozialen und Wirtschaftskörper zeigt, mit einem neu construirten Strafparagraphen aus der Welt zu schaffen, und wo amputationslustige Sozialchirurgen mit der stumpfen Schneide der Zuchthaus- und Gefängnißstrafe gefährliche Experimente gegen die Börse „zum Wohl der Allgemeinheit" versuchen.

Gehen wir doch den Ursachen, welche gerade auf diesem Gebiete der Vermittelungsthätigkeit solche Ausartungen gezüchtet haben, etwas näher. Die Hauptursache liegt ohne Zweifel in der völlig risikofreien Stellung, welche der Agent nach beiden Seiten hin einnimmt. Da nur die wenigsten Commissionshäuser von ihren Agenten eine Bürgschaft für die Zahlungsfähigkeit der von ihnen herangeschleppten Kunden verlangen, so läuft der Agent, auch bei den waghalsigsten Spekulationen, niemals Gefahr, einen Verlust zu erleiden. Im Gegentheil, je höher die Umsätze der von ihm eingeleiteten Spekulation sind, desto größer sind dabei die in Frage kommenden Provisionen. Das Einzige, was der Agent riskirt, ist, daß er, wenn die Regulirung nicht erfolgt, ohne Provision ausgehen kann. Einzelne Commissionshäuser beginnen denn auch schon jetzt sich dadurch zu schützen, daß sie den Agenten ein, wenn auch nur beschränktes, Risiko für die von ihnen vermittelten Geschäfte auferlegen. Dem Schaden erleidenden Privatmann steht dieses Mittel nicht zu Gebote. In Frankreich trifft man Fälle wie die angeführten in überaus scharfsinniger Auslegung mit dem Art. 1382 des code civil: „Jedwede Handlung eines Menschen, welcher Art sie auch sei, die einem Anderen Schaden verursacht, verpflichtet denjenigen, durch dessen Verschulden der Schaden entstanden ist, denselben zu ersetzen." Die Börsenreform ist die rechte Gelegenheit und das Handelsgesetzbuch der rechte Ort, um, von der französischen Rechtsprechung ausgehend, in Erweiterung des civilrechtlichen Betrugsbegriffes dem Agenten gesetzlich ein allgemeines Risiko für seine Vermittelungsgeschäfte in börsengängigen Effecten

oder Waaren aufzuerlegen. Die Form für eine solche Norm zu finden, dürfte nicht allzuschwer sein.

Nicht bloß dem Privatmann wäre damit gedient, sondern auch dem redlichen Commissionär. Es sind zahlreiche Fälle bekannt, in denen der Agent sich mit den Kunden zu dem Zwecke verbunden hat, den Bankier zu übervortheilen, indem er irgend einen vermögenslosen Menschen dem Bankier als „sehr fein" schildert, den Bankier daraufhin veranlaßt, ihm auf Grund eines ganz geringen Depots einen Spekulationskredit einzuräumen, im Fall eines Gewinnes dann mit ihm den Raub theilt, im Fall eines Verlustes aber plötzlich als Zeuge dafür auftritt, daß ein reines „Differenzgeschäft" zu Grunde liege. Nach der neuen, durch nichts motivirten Rechtsprechung des Reichsgerichts, welches sich, einer Aenderung der Gesetzgebung vorauseilend, der Börse gegenüber immer mehr in die Rolle des Recht schaffenden römischen Prätors hineingewöhnt, gilt nämlich die Erklärung des Agenten dem Kunden gegenüber, „es handle sich nur um die Differenz" oder ähnlich, auch wenn sie ohne Vorwissen, ja gegen den Willen des Commissionärs abgegeben war, als genügend, um den Differenzeinwand auch gegen diesen durchzuführen. Indem das Reichsgericht so den Commissionär schutzlos der Unredlichkeit des Agenten preisgibt, hat es dem Treiben des letzteren selbst noch weiter den Boden geebnet. Justus.

Eine Erleichterung des Kampfes um's Dasein für die Bedürftigen.

Von C. von Bruchhausen.

Mit Absicht haben wir als Ueberschrift für das, was wir sagen wollen, das Wort „Wohlthätigkeit" vermieden, denn es hat einmal einen üblen Beigeschmack bekommen. Namentlich für den empfangenden Theil, in dessen Kreisen die sozialdemokratische Lehre, daß in den „Wohlthaten" nur ein geringer Theil der von Rechtswegen dem Volke gehörenden Reichthümer zurückfließe, nicht ohne Einwirkung geblieben ist. Aber auch ohne das liegt es in der menschlichen Natur, daß das Empfangen von Wohlthaten meist als Erniedrigung empfunden wird.

Vielleicht ließe sich ein anderer Weg finden, um den Nothleidenden zu helfen. In New-York hat vor einigen Jahren ein Millionär — oder gar „Milliardär" — denn so weit ist an einzelnen Stellen die unnatürliche Anhäufung des Reichthums bereits gediehen — damit begonnen, gewaltige Mengen von Steinkohlen anzukaufen und im Kleinen zum Einkaufspreise wieder abzulassen. In freudiger Zustimmung zu diesem Gedanken haben andere Menschenfreunde weitere Kapitalien zur Verfügung gestellt, um in gleicher Weise auch andere nothwendige Lebensbedürfnisse zum Verkauf zu stellen. Diese Magazine sind so bekannt und gesucht, daß z. B. ein in der „Grand Street" gelegener täglich gegen 10,000 Käufer zählt!

Eine Bekämpfung der Auswüchse des Kapitalismus durch das Kapital! Genau das ist diese Art der Unterstützung der Bedürftigen und sie scheint uns von jeder anderen Art der privaten Wohlthätigkeit, ohne diese in besonderen Fällen auszuschließen, den Vorzug zu verdienen. Geber wie Empfänger stehen sich gut dabei. Ganz nach freiem Ermessen kann der Arbeiter von dieser Einrichtung Gebrauch machen und dieser Gebrauch hat nichts Beschämendes an sich. Der Käufer erhält die Waare nicht geschenkt, sondern erlegt ihren vollen Werth. Fremdes Kapital gestattet ihm nur, sich derjenigen Vortheile im Einkaufe von Lebensbedürfnissen theilhaftig zu machen, die dem Vermögenden durch Beschaffung in großen Mengen ganz von selbst zufallen. Der Bedürftige tritt nicht mit dem Wohlthäter persönlich in Verbindung, wodurch jede Heuchelei in religiöser wie politischer Hinsicht ausgeschlossen wird, sondern erwirbt am Kauftisch für sein gutes Geld, was er gebraucht: billiger als an denjenigen Stellen, die ihm sonst zu Gebote stehen, und gegen Schädigung durch den Bezug minderwerthiger Waare gesichert. Was aber in unseren Augen die Hauptsache ist: eine solche Einrichtung würde ganz besonders der unendlich großen Schaar von Bedürftigen — und das brauchen nicht gerade nur Arbeiter zu sein — zu Gute kommen, die nie daran denken möchten oder könnten, die Wohlthätigkeit ihrer Mitmenschen für sich in Anspruch zu nehmen und die doch in unserem kapitalistischen Zeitalter unter dem Kampfe um das Dasein fast unerträglich schwer zu leiden haben. Wer das ist, brauchen wir nicht erst zu sagen. Für den notorisch Armen und Erwerbslosen, dem der billige Einkauf Nichts nützen würde, weil es ihm auch dafür an Mitteln mangelt, könnte dann doch — neben anderer Versorgung, wie oben bereits betont — aus der geschilderten Einrichtung Nutzen gezogen werden, indem ihm als Unterstützung Gutscheine verabfolgt würden, gegen deren Ablieferung ihm in den Wohlthätigkeitsmagazinen die entsprechenden Waaren ausgemittelt würden. Jedenfalls ist diese Art der Unterstützung der durch Geld, das nur zu oft zu Mißbrauch führt, vorzuziehen.

Nun könnte der Einwand gemacht werden, daß die Errichtung solcher Magazine, die jedem Kauflustigen zugänglich sind, zu allerlei Mißbrauch führen werde, indem auch der Nichtbedürftige seinen Vortheil daraus ziehen könne. Dem gegenüber ist zu bemerken, daß in unseren Augen, wie bereits angedeutet, der Nichtbedürftige erst bei einem Vermögensstande beginnt, welcher aus naheliegenden Gründen die hier in Frage kommenden Waaren nicht im Kleinen, sondern im Großen einzukaufen pflegt. Und sollte wirklich einmal durch solchen Mißbrauch gesündigt werden, so würde der Bedürftige dadurch nicht geschädigt, da es Sache der Organisation sein müßte, stets für gefüllte Magazine zu sorgen. Je größer der Verbrauch der Waare, desto billiger könnte sie erworben und abgegeben werden.

Auch die Einrede, daß der Vortheil, den die Bedürftigen aus solchen Magazinen ziehen könnten, nur ein sehr geringer sei, können wir nicht gelten lassen. Es würde aber an dieser Stelle zu weit führen, wollten wir sie rechnungsmäßig widerlegen.

Eher wären wir geneigt, einen anderen Einwurf, wenn nicht als stichhaltig anzuerkennen, so doch als der Beachtung werth zu bezeichnen. Es ist der, daß die ganze Erwerbsklasse der Zwischenhändler, von denen der kleine Mann — und ausschließlich dieser — kauft, ihr Brot verlieren würde. Das ist nicht zu leugnen, wenn auch dafür eine — freilich viel geringere — Zahl neuer Erwerbstellen in den Beamten der Magazine geschaffen würde. Ein Theil der Zwischenhändler würde sich freilich nach einer anderen Erwerbsart umsehen müssen. Soziale Reformen — und wir würden die Anlage solcher Wohlthätigkeitswaarenhäuser im großen Maßstabe dahin rechnen — sind niemals ohne Härten für Einzelne durchzuführen.

Wir wenden uns zum Geber. Daß das Mittheilen vom Ueberfluß an den Bedürftigen eine nicht lediglich aus dem Evangelium abzuleitende Pflicht ist, gilt uns für unzweifelhaft. Mancher Geber nimmt aber daran Anstoß, daß vielleicht seine Gaben an Unwürdige gelangen und in nichtsnutziger Weise verthan werden. Bei der Errichtung von Wohlthätigkeitswaarenhäusern ist diese Möglichkeit ganz ausgeschlossen. Der Geber braucht sich ferner des Kapitals, das er zu dem guten Zwecke bestimmt, nicht zu entäußern, sondern er hat nur für eine gewisse Zeit auf die Zinsen zu verzichten. Das Kapital bleibt ihm und was es im Umsatz der Wohlthätigkeitswaarenhäuser an Nutzen für die Allgemeinheit „erarbeitet", beziffert sich an Werth viel höher, als die üblichen Zinsen. Der Geber thut also mehr, als wenn er die Zinsen eines gleich großen Kapitals für wohlthätige Zwecke opfert.

Wir denken uns die Sache folgendermaßen:

Bereitstellung der erforderlichen Kapitalien; Einrichtung von Verkaufswaarenhäusern zunächst in den Arbeitervierteln großer Städte, ohne Inanspruchnahme der staatlichen

Beihülfe; Ankauf der nothwendigen Lebensbedürfnisse — wohin wir Kohlen, Petroleum, Brot, Mehl, Kartoffeln, Hülsenfrüchte u. s. w. rechnen — im Großen und Verkauf nur im Kleinen. Vielleicht ließen sich im weiteren Verlaufe auch Fleischverkaufsstellen einrichten. Gewerbe- und sonstige Steuern wären, wie von jedem Privatmann, zu entrichten; die Waaren würden genau zum Einkaufspreise abgegeben werden, ohne die Ausgaben für Steuer und Verwaltung darauf zu schlagen. Hierfür müßte die Wohlthätigkeit ein Uebriges thun, soll der Kauf in den Magazinen den Bedürftigen einen fühlbaren Vortheil bringen und ein allmählicher Uebergang zum gewöhnlichen Consumverein vermieden werden.

Die am schwersten zu erfüllende Forderung ist natürlich die erste: Bereitstellung der erforderlichen Kapitalien. Aber doch vielleicht nicht unüberwindlich. Wenn wir auch den Traum einiger Optimisten, daß das Zeitalter der mittheilenden Barmherzigkeit bereits angebrochen sei, nicht mitzuträumen vermögen, so glauben wir doch, daß es an einzelnen edeldenkenden Menschen nicht fehlt, die geneigt sein würden, ihren Ueberfluß in dem von uns bezeichneten Sinne zu verwenden. Vor allen Dingen ist es manchmal nur nöthig, daß eine Anregung gegeben wird, um gute Früchte zu zeitigen. Und wenn der Eine oder der Andere unseren Vorschlag für allzu utopistisch in seinen Voraussetzungen halten sollte, so erinnern wir daran, daß es schon manchem Gedanken so ergangen ist, der sich später siegreich Bahn gebrochen hat. Und warum sollten denn wir Deutschen nicht zu Stande bringen, was die Amerikaner können?

Der ländliche Arbeiter in Neuvorpommern und Mecklenburg.

Ueber die Lage der Arbeiterbevölkerung obengenannter Landestheile sind noch immer sonderbare, zum Theil höchst irrthümliche Ansichten verbreitet. Häufig wird angenommen, das Landvolk stehe hier noch vollständig unter dem Bann mittelalterlich-feudaler Verhältnisse: auf der einen Seite der blasirte Junker mit der Hetzpeitsche, in namenlosem Hochmuth auf seine Leute herabblickend, die wirthschaftlich Schwachen auf das Gewissenloseste ausbeutend; auf der anderen Seite das Jahrhunderte hindurch geknechtete Volk, in mühseliger Arbeitsfrohn kaum sein Leben fristend, in stumpfem Gehorsam seinen Peinigern ergeben. Von anderer Seite rühmt man gerade den vorpommerschen und mecklenburgischen Landarbeiterstand als die festeste Stütze des Thrones und Altars, als die sicherste Schutzwehr gegen die Sozialdemokratie.

Was den letzten Punkt angeht, so ist zu bemerken, daß der Arbeiter dieser Landestheile sich um die Politik fast gar nicht bekümmert oder wenigstens bisher nicht bekümmert hat. Wie er in geistiger Hinsicht überhaupt auf niedriger Stufe steht, so ist er auch politisch indifferent. Gutmüthig und von Alters her gewohnt, andere Leute für sich denken zu lassen, läßt er sich von seinem Herrn oder dessen Inspector befehlen, welchem Candidaten er bei Reichs- und Landtagswahl seine Stimme zu geben hat. So kamen die „ruhigen conservativen Wahlen" zu Stande, mit denen sich der vorpommersche und mecklenburgische Großgrundbesitzer zuweilen brüstet. Daß sich das Blättchen auch einmal wenden kann — ja, daß es sich ganz sicher einmal wenden wird, wenn man nicht bald mit aller Energie daran geht, die großen Mißstände, unter denen das Landvolk leidet, zu beseitigen — das hat die letzte Reichstagswahl im Regierungsbezirk Stralsund bewiesen. Vor 1890 war selbst in der Stadt Stralsund keine einzige sozialdemokratische Stimme abgegeben worden, geschweige denn auf dem platten Lande; 1893 waren in den beiden Wahlkreisen dieses Landestheiles unter den abgegebenen Stimmen etwa 5230 sozialdemokratische, von denen circa 2100 auf das platte Land fielen. Wer Neuvorpommern und Rügen mit der geringen Zahl von Städten — zum größten Theil kleine Ackerstädtchen — und der ungeheuren Menge Gutshöfe kennt, wer da weiß, wie genau auf den Gütern jeder Wähler controlirt werden kann, wird ermessen können, was solch ein Wahlausfall bedeutet. — So ist es denn auch mit der „Stütze des Altars" nicht weit her; ein so gediegener Kenner der Verhältnisse, wie Pastor Wittenberg, der in mehreren Schriften*) die Resultate seiner sozialpolitischen Studien niedergelgt hat, nennt Vorpommern und Rügen „das klassische Land der kirchlichen Entfremdung des Arbeiters" und bezeugt, daß ungefähr 96 Procent der Gesammtbevölkerung der Kirche vollständig gleichgültig gegenüber stehen, und daß die Arbeiter allem Werben der Geistlichkeit eine immer größere Kälte entgegensetzen.

Auch was man von der schlechten Behandlung der Leute und von ihrer gedrückten wirthschaftlichen Lage vernimmt, ist zum größten Theil falsch oder wenigstens stark übertrieben. Zwar fehlt noch recht viel daran, daß die ländlichen Arbeitgeber ihren Leuten jene achtungsvolle Behandlung zu Theil werden lassen, die jeder Arbeiter von seinem Herrn verlangen darf; aber die Fälle, in denen, wie früher wohl üblich, der Herr seinen Befehlen durch den Stock oder die Reitpeitsche größeren Nachdruck gibt und auf diese Weise seine Autorität zu stärken sucht, gehören doch zu den verschwindenden Ausnahmen. Der Landarbeiter der östlichen Provinzen läßt sich Manches bieten, was man ihm eigentlich nicht zumuthen dürfte; im Großen und Ganzen aber muß man sagen, daß der Arbeiter hier zu Lande mehr geachtet und dementsprechend besser behandelt wird, als in den weiter östlich gelegenen Landstrichen, schon weil der Mangel an Arbeitskräften hier größer ist. Eine geradezu schlechte Behandlung läßt sich der vorpommersche und rügensche Arbeiter, der in diesem Punkte ein ziemlich starkes Selbstbewußtsein besitzt, nicht gefallen; oft genügt schon die kleinste Verstimmung zwischen ihm und dem Herrn, um ihn zur Kündigung zu veranlassen. So ist denn eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß am Ziehtage, dem 27. October, auf manchen Gütern sämmtliche Arbeiter wechseln. — Wie es in Mecklenburg bezüglich dieses Punktes aussieht, darüber berichtet Dr. Hintze in seiner jüngst erschienenen höchst interessanten und gründlichen Untersuchung**) folgendes: „Zwar ist nicht zu leugnen, daß besonders vor 1848 mancherlei in dieser Hinsicht gefehlt wurde, und daß auch noch viele Arbeitgeber nicht den richtigen Ton ihren Arbeitern gegenüber zu treffen wissen; im Großen und Ganzen aber ist man auf Seiten der Herren bestrebt, dem gestiegenen Ehrgefühl und Selbstbewußtsein der Leute Rechnung zu tragen. Schon das wohlverstandene Eigeninteresse führt diejenigen, denen etwa der gute Wille oder das rechte Verständniß in dieser Hinsicht fehlt, bei dem herrschenden Arbeitermangel auf den richtigen Weg, und eine unwürdige Behandlung bildet zweifellos die Ausnahme, nicht die Regel. Schon der Umstand, daß sich in Mecklenburg die patriarchalische Gutsordnung noch in ihren Resten erhalten hat, bringt ein erhöhtes Interesse des Gutsherrn für seine Arbeiter mit sich, besonders wenn das Gut Generationen hindurch in derselben Familie bleibt, und der Herr somit unter und mit seinen Leuten aufgewachsen ist."

Also mit der „Herrschaft des Junkerstockes" ist es heute nichts mehr.

Was die Löhne betrifft, so ist zu bemerken, daß die Baarlöhnung seit 1848 mehr Terrain gewann, aber im Verhältniß zu anderen Ländern doch immer nur geringe Fortschritte machte. Die Hoftagelöhner, welche die Mehrzahl der neuvorpommerschen und mecklenburgischen Landarbeiter ausmachen (in Mecklenburg $^2/_3$ des gesammten Arbeiterpersonals), sind bekanntlich zum Theil aus gelegten Bauern und den sogenannten Schutzunter-

*) Die Lage der ländlichen Arbeiter in Neuvorpommern und auf Rügen. Von H. Wittenberg, Pastor zu Swantow a. Rügen. Leipzig, R. Werther. — Woran leidet der Landarbeiterstand in den östlichen Provinzen und wie ist ihm zu helfen? Von H. Wittenberg. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1894.

**) Die Lage der ländlichen Arbeiter in Mecklenburg. Ein Beitrag zur Landarbeiterfrage von Dr. Ulrich Hintze. Rostock, Stiller'sche Hof- und Univ.-Buchhandlung. 1894.

thanen hervorgegangen und blieben zur Zeit der Leibeigenschaft kleine ländliche Wirthe mit völliger Naturalwirthschaft. Stellenweise besteht in Mecklenburg noch in der Jetztzeit ein völlig naturalwirthschaftliches Verhältniß. Auf manchen Gütern erreichen die Ackercompetenzen der Hoftagelöhner fast die Größe kleiner Büdnerstellen. Dieser naturalwirthschaftliche Charakter in der Tagelöhnerstellung hat sich im Domanium mehr bewahrt, als im Ritterschaftlichen. Durchschnittlich sind die Ackercompetenzen des mecklenburgischen Hoftagelöhners im Felde jetzt bis auf circa 12,6 Ar zu Kartoffeln und 6,3 Ar zu Leinland beschränkt; dazu bekommt er hinter seiner Wohnung einen mit Obstbäumen bestandenen Garten von 10,5 Ar, der hauptsächlich zum Kartoffel- und Gemüsebau benutzt wird. Außerdem erhält der Tagelöhner freie Wohnung mit Bodenraum und Stallungen für eine Kuh, Schweine und Federvieh; die Kuh wird vom Hofe aus erhalten. Der Hauptverdienst des Tagelöhners liegt in seinem Antheil am jährlichen Erdrusch; beim Handdrusch dreschen die Leute gewöhnlich um den 16., bei der Pferdedreschmaschine um den 20.—24. Scheffel. Da nun der Ernteertrag jährlich wechselt, so ist auch die Einnahme der Drescherfamilie schwankend. Hintze berechnet das jährliche Gesammteinkommen einer Tagelöhnerfamilie in einem schlechten Erntejahr auf 1151,25 Mark. In guten Erntejahren und bei gut wirthschaftenden Familien stellt sich das Einkommen leicht um ein paar hundert Mark höher. Die Berichte aus dem Domanium sprechen denn auch von „sehr starker", die aus dem Ritterschaftlichen von geringerer Betheiligung der Landarbeiter an den Sparkassen. Bei alledem ist zu bemerken, daß die mecklenburgische Tagelöhnerfrau sehr wenig außer dem Hause arbeitet — eine vom volkswirthschaftlichen Standpunkt äußerst erfreuliche Thatsache. Es verdient — bei keineswegs im Allgemeinen höheren, oder auch nur gleich hohen Lebensmittelpreisen — der Mann hier an Baarlohn ungefähr das, was Mann und Frau in Schlesien verdienen. In Folge dessen sind die Lebensansprüche der mecklenburgischen Landarbeiter verhältnißmäßig hoch. Beträgt doch der Cerealienconsum hier circa 33 bis 37 Ctr., während aus Ostpreußen 25,4 Ctr., aus Schlesien 23 Ctr., aus Posen gar 20,5 Ctr. und darunter als Durchschnitt für eine Tagelöhnerfamilie angegeben werden. Auch der Fleischconsum der mecklenburgischen Landarbeiter ist größer als in anderen Provinzen. Dementsprechend leistet aber auch der mecklenburgische und vorpommersche Arbeiter mehr, als der Arbeiter der östlichen Provinzen mit niedrigerer Lebenshaltung. Roscher's Urtheil: „Ein mecklenburgischer Tagelöhner ißt beinahe doppelt so viel, als ein thüringischer; aber er leistet materiell auch beinahe doppelt so viel" — ist nicht übertrieben.

Die Löhne in Neuvorpommern und auf Rügen scheinen nach den von Wittenberg mitgetheilten Contracten nicht ganz die Höhe der in Mecklenburg gezahlten zu erreichen. Aber die Gesammtheit der Löhne beträgt ungefähr 30 Procent der Brutto-Baareinnahme der Landwirthe, und letztere sind nach der Versicherung Eingeweihter nicht im Stande, wesentlich höhere Löhne zu zahlen. Wittenberg versichert, daß der Verdienst der vorpommerschen Tagelöhner im Allgemeinen zum Lebensunterhalt ausreicht und daß die ordentlichen Leute einen Nothgroschen zurücklegen.

Jedenfalls ist es weder die wirthschaftliche Gedrücktheit noch die schlechte Behandlung gewesen, was die ländlichen Arbeiter Vorpommerns und Mecklenburgs zu Tausenden aus ihrer Heimath vertrieb und jenen Arbeitermangel verursachte, der heute zu einer wirthschaftlichen Kalamität sondergleichen geführt hat. Belief sich doch — um nur einige Zahlen anzuführen — die Zahl der mecklenburgischen Auswanderer im Decennium 1840 bis 1850 auf 19,052 Seelen, in dem Zeitraum von 1851 bis 1854 verlor Mecklenburg gar 25,300 Einwohner; von 1851 bis 1890 hatte das Domanium einen Verlust von 16,118 Seelen, das ritterschaftliche Gebiet nahm gar um 31,295 Bewohner ab.

Es sind, wie Dr. Hintze sehr richtig bemerkt, wesentlich psychologische Momente, die den ländlichen Arbeiter unzufrieden mit seinem Loose machen und jene gewaltige Landflucht verursacht haben. Die Hauptursache ist die Unmöglichkeit für den ländlichen Arbeiter, vorwärts zu kommen, eine höhere soziale Stellung, ein eigenes, unabhängiges Heim zu gewinnen, die Aussichtslosigkeit, sich jemals seßhaft machen zu können. Der Wunsch, auf freier Scholle zu leben und zu sterben, ist es, welcher Tausende gerade der besten, tüchtigsten Arbeiter jährlich über das Meer in die Fremde getrieben hat und heute noch treibt.

Mecklenburg, besonders das ritterschaftliche, und Vorpommern sind so recht das Land des Großgrundbesitzes. Am besten ist es noch im Domanium bestellt, wo, besonders Dank den Bemühungen des verewigten Großherzogs Friedrich Franz II. für Schaffung eines mittleren und kleinen Grundbesitzes, gegenwärtig gut dreiviertel der gesammten landwirthschaftlichen Culturfläche im Kleinbetriebe bewirthschaftet werden. Im ritterschaftlichen Theile dagegen fallen nur acht Procent der Culturfläche dem Kleinbetriebe zu! Im gesammten Mecklenburg nimmt der Großgrundbesitz 56,9 Procent, in Mecklenburg-Strelitz sogar 61 Procent der landwirthschaftlichen Fläche ein, während er im übrigen Deutschland nur circa 24 Procent beträgt! Am schlimmsten sieht es in dieser Hinsicht vielleicht in Neuvorpommern und auf Rügen aus: hier haben, besonders seit dem Schluß des siebenjährigen Krieges, bis in die Gegenwart hinein die Junker im trauten Verein mit dem Staate, den Städten und Klöstern das lukrative Geschäft des Bauernlegens mit einer so geradezu anarchistischen Rücksichtslosigkeit betrieben, daß heute der Bauernstand fast bis auf die letzte Spur vernichtet ist. Nicht allein, daß es an Bauerndörfern fehlt: auch die zerstreut liegenden Bauerngüter sind fast verschwunden. Mächtige Gütercomplexe sind in einer Hand vereinigt: von den 685 Gutsbezirken dieses Landestheiles gehören 84 dem Fiskus, 57 (fast ein Sechstel von ganz Rügen) dem Fürsten Putbus, 64 der Stadt Stralsund u. s. w. Die Folge davon ist, daß nur wenige Großgrundbesitzer ihre Güter selbst bewirthschaften können. Von den 685 Gütern werden nur 203 von den Besitzern selbst verwaltet, 482 sind verpachtet; das ist ein Verhältniß wie $1 : 2^2/_5$. — Uebrigens standen die mecklenburgischen Ritter ihren vorpommerschen Standesgenossen in der edlen Beschäftigung des Bauernlegens nicht nach; Beweis dafür ist die Thatsache, daß von den circa 20,000 ritterschaftlichen Bauern, die es vor dem dreißigjährigen Kriege gab, im Jahre 1864 nur noch 1361 vorhanden waren.

Zur Zeit der Leibeigenschaft, als der Großgrundbesitz, um nach dem großen Kriege wieder in die Höhe zu kommen, die Dienste und Abgaben der Bauern oft bis fast in das Unmögliche steigerte und durch unendliche Plackereien die Leute vielfach von ihrer Scholle trieb und zu grundbesitzlosen leibeigenen Landarbeitern machte, während der Tagelöhner durch den Willen des Grundherrn plötzlich zum hörigen Bauer avancirte — zu dieser Zeit war Bauernschaft und Arbeiterstand in sozialer Hinsicht genau dasselbe Gebilde. Erst die Aufhebung der Leibeigenschaft schuf eine breite Kluft zwischen den beiden Ständen. Der Bauer hatte durch die Aufhebung der Leibeigenschaft (in Mecklenburg durch Erlaß vom 18. Januar 1820, in Vorpommern durch die betr. Edikte aus den Jahren 1807, 1811 und 1821) einen eminenten Gewinn. „Aber das neue soziale Gebilde des Landarbeiterstandes," schreibt Wittenberg, „hatte einen verhängnißvollen Fehler bei seiner Entstehung mitbekommen, der dem leibeigenen Arbeiter nicht so angehaftet hatte oder zum mindesten ihm doch nicht so fühlbar geworden war. Der neue Landarbeiterstand war bei Licht besehen ein Arbeiterproletariat. Das Schlimmste, was in wirthschaftlicher Beziehung dem Einzelnen wie einem ganzen Stande widerfahren kann, war forthin des Landarbeiters Loos geworden: er sah und sieht keine Möglichkeit, vorwärts zu kommen." —

Wenn ein vorpommerscher oder mecklenburgischer Großgrundbesitzer über die Aus- und Abwanderung der Arbeiter spricht, gipfeln seine Klagen meist in der Forderung: die Freizügigkeit muß beschränkt werden! In solchen Forderungen zeigt sich die Beschränktheit mancher Landwirthe, ihre totale Unfähigkeit, mit einigem Verständniß den Dingen auf den Grund zu sehen. Solchen Herren gelten Wittenberg's bittere Worte:

„Man redet wohl viel und sehr mit Recht davon, daß die Herren es sich angelegen sein lassen müßten, ihre Leute auf eine höhere Stufe der Bildung emporzuziehen. Aber wenn man diese Abneigung der Landwirthe, sich mit den brennendsten Fragen objectiv zu beschäftigen, ansieht, wenn man von Männern, die unter ihnen eine hochgeachtete Stellung einnehmen, Urtheile hört, wie das: die Kinder lernen heutzutage in den Volksschulen viel zu viel, je weniger sie wissen, desto glücklicher sind sie, da muß man doch sagen: vor allen Dingen ist zunächst der Horizont solcher Grundbesitzer zu erweitern und ihre Bildung wenigstens so weit zu heben, daß sie fähig werden, sich mit der sozialen Frage zu beschäftigen."

Es giebt nur einen Weg, um die ländliche Bevölkerung zu vermehren und so die drohende Gefahr der Unmöglichkeit einer geordneten Feldbestellung und des Rückganges der gesammten landwirthschaftlichen Production zu beseitigen; es ist der Weg, auf den beide Verfasser mit allem Nachdruck hinweisen: eine umfassende, zielbewußte colonisatorische Thätigkeit des Staates behufs Umgestaltung der Grundbesitzvertheilung. Wie bereits bemerkt wurde, ist im Domanium diese Vorbedingung zur Erreichung gesunderer Zustände erfüllt worden. Die Ritterschaft dagegen hat sich bisher mit Händen und Füßen gegen die Schaffung eines lebensfähigen Kleingrundbesitzes gewehrt; betrachtet doch der richtige Junker, der die ganze Entwickelung, welche der Bauern- und ländliche Arbeiterstand seit circa 100 Jahren an der Hand staatlicher Hülfe genommen hat, als ein ihm zugefügtes himmelschreiendes Unrecht empfindet, jede Colonisation als „eine Bildung von Raubstaaten". So wird denn im ritterschaftlichen Mecklenburg der Staat mit fester Hand eingreifen und diejenigen Reformen anbahnen müssen, die er nach den im Domanium gemachten Erfahrungen für zweckmäßig hält. Auf die von Dr. Hintze gemachten vortrefflichen Reformvorschläge hier genauer einzugehen, verbietet der Raum; nur so viel sei gesagt, daß der Verfasser sich von der Schaffung eines auf den Gütern selbst ansässigen Stammes grundbesitzender Tagelöhner nichts verspricht; es müsse zugleich ein lebenskräftiger Bauernstand geschaffen werden, der sich in richtiger Vertheilung über das ganze ritterschaftliche Gebiet des Landes erstrecke. Denn erst aus der Vereinigung des mannigfach abgestuften Bauernstandes mit dem besitzenden und besitzlosen Arbeiterstande erwachsen gesunde Gemeindeverhältnisse. Die von ihm vorgeschlagene Stufenfolge der verschiedenen Kategorien des Kleingrundbesitzes von der Büdnerei bis zur bäuerlichen Besitzung erscheint uns recht empfehlenswerth.

In Vorpommern ist durch das preußische Rentengütergesetz ein Anfang gemacht worden. Leider ist dies Gesetz in der vorliegenden Form der Bildung von Arbeitergütern geradezu ungünstig. Wittenberg hält die durch das Gesetz normirte untere Grenze der Größe der Rentengüter, die für Schlesien nur 1 Hektar, für Pommern dagegen $2^1/_2$ Hektar beträgt, für zu hoch und fordert dringend eine Herabsetzung derselben. Es sind bisher nur sehr wenige Arbeiterstellen angelegt worden, und wir können dem Wunsche des Verfassers, es möchten gesetzliche Maßnahmen geschaffen werden, welche die Ansiedelung der Arbeiter erheblich mehr erleichtern, als es durch das Rentengutsgesetz geschieht, nur beistimmen. Allerdings wird in Vorpommern und auf Rügen das Hauptaugenmerk zunächst auf die Schaffung des fast überall vollständig fehlenden Mittelgliedes zwischen dem Großgrundbesitz und Arbeiterproletariat, des Bauernstandes, gerichtet werden müssen. Und wenn die hier ausgebotenen Rentengüter nicht immer geradezu reißend abgehen, so hat Wittenberg völlig Recht, wenn er sagt: „Wie soll die Lust, Rentengüter zu erwerben, gleich in Blüthe stehen in einem Lande, in dem der Bauer — nun maßvoll ausgedrückt — himmelschreiend schlecht behandelt worden ist. Um so schwere Sünden gut zu machen, muß man schon etwas dran wagen, und wenn das Rentengütergesetz sich für unsere Gegend nicht zugkräftig genug erweist, so rechtfertigt die ungerechte Behandlung, die der Bauernstand hier erfahren hat, durchaus nunmehr auch eine Bevorzugung dieses Standes; man schaffe dann für Neuvorpommern und Rügen einen so günstigen gesetzlichen Modus, daß die Lust, nach ihm Rentengüter zu erwerben, sich allgemeiner einstellen muß; und dann behandele man nach ihm zuerst diejenigen Domainen, die aus gelegten Bauernhöfen entstanden sind." —

Der Mangel einer sozialen Stufenleiter ist allerdings die Haupt-, aber nicht die einzige Ursache der tiefen Unzufriedenheit der ländlichen Arbeiterbevölkerung. Es gibt mancherlei tiefgewurzelte Mißstände, auf deren Abstellung die Grundbesitzer in ihrem eigenen Interesse bedacht sein sollten. Da ist zunächst die Einrichtung des Hofgängerwesens. Auf fast allen Gütern sind die verheiratheten Tagelöhner und Knechte contractlich verpflichtet, einen Burschen oder ein Mädchen im Alter von vierzehn bis zwanzig Jahren in Lohn und Kost zu nehmen; die Arbeitskraft dieser sog. Hofgänger und Hofgängerinnen gehört dem Arbeitgeber, der wiederum den betr. Brotherren eine Entschädigung gibt. Dies System ist dem beständigen Mangel an ländlichen Arbeitern entsprungen. Der Arbeitgeber gewinnt auf diese Weise eine Reihe von billigen Arbeitskräften; der Arbeiter dagegen hat von seinem Hofgänger in den seltensten Fällen pecuniären Vortheil; ihm ist der aufgedrungene Pensionär vielmehr eine Last, die er nur mit größtem Widerwillen erträgt. Da die tüchtigsten jungen Leute abwandern, so bleiben für den Hofgängerdienst nicht gerade die besten Individuen übrig; in Mecklenburg sind es vielfach alte, schwache und moralisch heruntergekommene Personen, zum großen Theil aus Berlin, die ihren Brotherren das Leben nach Kräften sauer machen. Welche Unzuträglichkeiten sittlicher Art das Hofgängerwesen in Verbindung mit der Enge der Arbeiterwohnungen hervorbringt, das hat Wittenberg überzeugend dargethan. Und Dr. Hintze hebt hervor, daß gerade diese Einrichtung Tausende der besten Arbeiter zur Aus- und Abwanderung veranlaßt habe. — An sonstigen Uebelständen heben wir nur hervor: die Unzulänglichkeit der Wohnungen, die fehlende Sonntagsruhe, die zu lange tägliche Arbeitszeit.

Was uns an den Wittenberg'schen Schriften ganz besonders sympathisch berührt hat, das ist der nachdrückliche Ernst und Eifer, mit dem er eine Hebung der Intelligenz und Sittlichkeit des Landarbeiterstandes durch Einrichtung von Volksbibliotheken, Arbeitervereinen, Verbreitung von guten Flugschriften und Tagesblättern, Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule auf dem Lande u. s. w. fordert. Allerdings wird er gerade mit diesen Forderungen bei denen, die er in erster Linie für berufen hält, sich des Arbeiterstandes anzunehmen, auf den größten Widerstand stoßen.

Möchten diejenigen, die sich für die ländliche Arbeiterfrage interessiren, an den von echter Liebe zum Volke zeugenden Schriften der beiden Verfasser nicht vorübergehen.

O. B.

Literatur und Kunst.

Naturwissenschaft und Naturphilosophie.

Von Eduard von Hartmann.

Die Naturphilosophie steht gegenwärtig in gleicher Mißachtung wie die Philosophie im Allgemeinen und insbesondere alles, was nach Metaphysik schmeckt. Die naturwissenschaftliche Denkweise hat die philosophische Betrachtung der Natur fast ohne Rest verdrängt. Und doch wird der schärfer Beobachtende an verschiedenen Kennzeichen merken, daß die naturwissenschaftliche Denkweise den Höhepunkt ihrer Alleinherrschaft bereits überschritten hat und die Vertreter eines neuen Umschwunges auftauchen. Das große Publikum und die öffentliche Meinung spürt natürlich davon noch nichts, denn diese beiden trödeln immer um einen oder mehrere Posttage hinter demjenigen einher, was sich unter den führenden Trägern der

wissenschaftlichen Bewegung abspielt. Aber gerade den erleuchtetsten Geistern innerhalb der Naturwissenschaften geht immer deutlicher die Ahnung auf, daß die bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse eine viel zu schmale Basis darbieten, um darauf voreilig eine allgemeine Weltanschauung zu errichten, und daß die Naturwissenschaften vielmehr selbst allen Grund haben, sich um ein haltbareres Fundament und einen systematischen Zusammenschluß ihrer gegenwärtig weit auseinandergehenden Hypothesen zu bemühen.

Der Triumphzug der Naturwissenschaften hat im letzten Menschenalter ein sehr viel ruhigeres Tempo eingeschlagen als in den beiden vorhergehenden. Die Forschung geht seit Jahrzehnten nicht mehr in die Tiefe, sondern fast nur noch in die Breite. Der Spezialismus zieht seine bedenklichen Folgen nach sich. Jede Disciplin gräbt in ihrem eigenen Stollen und kümmert sich kaum um die Fortschritte der Nachbardisciplinen. Zersplitterung und Kleinkrämerei ist auch auf dem Arbeitsfelde der Naturwissenschaften die Signatur unserer Zeit. Die theoretischen Voraussetzungen, mit denen die Elektricitätslehre, die mechanische Theorie der Gase und die organische Chemie arbeitet, haben gar nichts mehr mit einander gemein. Auf jedem dieser und anderer Gebiete gilt eine besondere Sprache und Denkweise, die den anderen unverständlich ist, besondere Hypothesen und Theorien, die denen der Anderen theils widersprechen, theils völlige Discrepanz zeigen. Ein Bedürfniß nach ihrer Vereinigung auf tieferer gemeinsamer Grundlage, wird von den Naturforschern gar nicht gefühlt, weil sie alle nur Specialisten sind und jeder nur sein Fach kennt und liebt.

Es fehlt durchaus an umfassenden Geistern, die mehrere Disciplinen mit gleicher Liebe umspannen und für die übrigen sich wenigstens Verständniß und Theilnahme bewahrt haben. Noch stehen unter uns solche ragende Säulen als Wahrzeichen eines weiterblickenden vergangenen Geschlechtes. Auf sie blickt das Publikum mit gerechtfertigter Verehrung, der Deutsche mit begründetem Stolz. Aber sie zeigen uns, was war und was abstirbt. Der Nachwuchs an Kapazitäten fehlt, die ein gleiches Ansehen beanspruchen könnten. Der Niedergang der Naturwissenschaften offenbart sich durch einen geheimnißvollen Zusammenhang in dem Zurückgehen der sie pflegenden Talente. Wir haben viele fleißige und tüchtige Spezialisten, gute Lehrer und ausgezeichnete Practiker unter dem jüngeren Geschlecht, aber keine Namen, die den Ruhm der deutschen Wissenschaft auf diesem Felde dem Auslande gegenüber auch nur annähernd so aufrecht erhalten könnten, wie die beiden vorhergehenden Generationen es gethan haben, und es ist ein geringer Trost, daß das Ausland unserem Mittelgut auch nichts Besseres gegenüberzustellen hat.

Das letzte Menschenalter hat seine höchsten Triumphe nicht auf dem Gebiete der reinen Theorie, sondern auf dem der angewandten Naturwissenschaften gefeiert. Die Technik ist es, die jetzt an der Spitze des Fortschritts marschirt, nicht die Wissenschaft. Es wäre kurzsichtig, dies zu beklagen und den Werth der Technik im Vergleich zur Wissenschaft zu unterschätzen und die Nothwendigkeit und Nützlichkeit solcher Ablösungen zu verkennen. Aber man darf sich auch keiner Täuschung darüber hingeben, daß dem naturwissenschaftlichen Zeitalter bereits das technische gefolgt ist, und darf vermuthen, daß dieser Umschwung sich demnächst immer deutlicher herausstellen wird. Damit ist dann aber auch anerkannt, daß wir unsere Hoffnungen auf weitere bedeutende theoretische Fortschritte, wie wir sie vor 30—40 Jahren hegen durften, bescheiden herabstimmen müssen.

Wir Aelteren sind noch immer gewohnt, die technischen Fortschritte gleich unseren Vätern aus dem Gesichtspunkt eines naturwissenschaftlichen Interesses zu betrachten. Wir erinnern uns, mit welcher theoretischen Begeisterung wir die Erfindung der Photographie, Spektroskopie, Telephonie, elektrischen Beleuchtung u. s. w. verfolgt haben, ähnlich wie unsere Väter die Erfindung der Eisenbahnen und Telegraphen. Wir sind nur zu leicht geneigt, dasselbe leidenschaftliche theoretische Interesse auch bei dem jüngeren Geschlecht vorauszusetzen, das bereits im technischen Zeitalter aufwächst. Aber wir dürften uns damit in einem gründlichen Irrthum befinden. Was uns wie die Verwirklichung der kühnsten Märchenträume vorkam, erscheint den Jüngeren als etwas ganz Alltägliches; was unsere Wißbegier auf's Aeußerste reizte, der Einblick in die natürliche Vermittelung dieser Wunder, läßt unsere Kinder meistens ganz kalt. Im technischen Zeitalter verlangt es die moderne Arbeitstheilung und Spezialisirung, daß jeder sich nur um seinen Geschäftszweig kümmert und nicht um den des anderen; solche thörichte Neugier kann hier nur als Zeitvergeudung gelten. Haben doch auch unsere Väter sich nicht darum gekümmert, wie Schuster und Töpfer es anfingen, bequem sitzende Stiefel und gut wärmende Kachelöfen herzustellen; warum sollen unsere Kinder sich darum kümmern, wie die Elektrotechniker es anfangen, daß das Glühlicht stetig und gleichmäßig leuchtet, und die Telegraphen, Telephone und elektrischen Bahnen ordentlich funktioniren! Das technische Zeitalter huldigt einem banausischen Utilitarismus; man bezahlt sein Geld und verlangt dafür, daß Alles klappt. Man erwirbt durch die Zahlung auch das Recht, zu schelten, wenn es irgendwo hapert; aber wie der Mangel abzustellen sei, ist Sache der dafür bezahlten Fachmänner und nicht des zahlenden Publikums. Es ist deshalb auch nicht daran zu denken, daß der weitere Ausbau der technischen Fortschritte dafür sorgen werde, im Publikum ein naturwissenschaftliches Interesse rege zu erhalten. Schon jetzt ist es nicht mehr das theoretisch Interessante, was Sensation macht, sondern das Riesenhafte, verblüffend Große.

Der plötzliche Aufschwung der analytischen und experimentellen Naturwissenschaften war nicht zum Wenigsten durch Fortschritte in der Herstellung der Beobachtungsmittel und Instrumente bedingt, und die Vervollkommnung dieser Hülfsmittel ist es, die unsere thatsächliche Kenntniß der Natur, sowohl ihres Baues im Großen als auch des im Kleinen, auf eine neue, höhere Stufe gehoben hat. Diese Steigerung scheint aber jetzt in der Hauptsache vorläufig erschöpft zu sein, und was auf der bisherigen Grundlage noch mehr zu erreichen ist, dürfte sich auf bescheidene Zuwüchse beschränken. Es gilt jetzt, mit den erreichten Instrumenten den ganzen Kreis der Natur zu durchforschen, d. h. die Kenntniß zu verbreitern. Daß auf diesem Wege des Experiments, der Beobachtung und Zergliederung noch eine bedeutende Vertiefung unserer Einsicht zu gewinnen sei, dürfen wir kaum hoffen. Es wird erst eine neue Epoche kommen müssen, die uns auf vorher ungeahnten Wegen in den Besitz neuer oder sehr vervollkommneter Hülfsmittel setzt, ehe wir auf einen abermaligen Aufschwung der Naturwissenschaften, ähnlich dem in den ersten beiden Menschenaltern dieses Jahrhunderts, rechnen können. Ob aber eine solche überhaupt jemals kommen wird, ob wir nicht mit unseren Riesenteleskopen und Mikroskopen, Mikrotomen, Färbemethoden, Spektroskopen und photographischen Apparaten schon ungefähr an der Grenze des Menschenmöglichen angekommen sind, das vermag niemand zu bestimmen.

Die Naturwissenschaft dieses Jahrhunderts ist Arm in Arm gegangen mit der medizinischen Wissenschaft. Ein Theil der berühmtesten Vertreter der Naturwissenschaft gehört dem ärztlichen Stande an; viele naturwissenschaftliche Entdeckungen gingen von Aerzten aus oder wurden von solchen angeregt, und die wissenschaftliche Medizin empfing den Lohn für die so geleisteten Dienste durch das hohe Ansehen, das sie, gestützt auf die Königin Naturwissenschaft und im engsten Bunde mit ihr, genoß. Da darf es nun wohl als ein Zeichen der Zeit gelten, daß das Ansehen sowohl des ärztlichen Standes als auch der wissenschaftlichen Medizin im letzten Menschenalter in der Meinung des Volkes beträchtlich gesunken ist, und eine zum Theil leidenschaftliche Opposition gegen die angeblich exaktwissenschaftliche Heilkunst immer breitere Volksschichten durchdringt. Die Mediziner sind klug genug gewesen, die Hydrotherapie, Heilgymnastik, Massage und diätetische Behandlung rechtzeitig in ihre Praxis mit aufzunehmen; trotzdem oder vielleicht gerade wegen dieser mehr oder weniger widerwilligen Zugeständnisse an die Laienheilkunst ist der Glaube an ihren Werth im Sinken, und der junge Arzt in Berlin, der auf sein Diplom zu verhungern fürchtet, findet auf einmal sein Brod, wenn er auf sein Schild setzt „Naturarzt“ oder „Homöopath“.

Dieses Mißtrauen gegen die Universitätsheilkunst beschränkt sich nicht etwa auf die Ungebildeten und Halbgebildeten, sondern dringt auch immer tiefer in die gebildeten Schichten ein, als eine das Ziel überfliegende Reaktion gegen die überspannten Erwartungen, die man auf die Medizin gesetzt hatte, und die von dieser natürlich nicht erfüllt werden konnten. Ein solcher Umschwung in der Schätzung der wissenschaftlichen Medizin darf immerhin als ein Symptom dafür gedeutet werden, daß das Volk mit Mißtrauen auf die medizinische Verwerthung der exacten Naturwissenschaften zu blicken beginnt und einer anderen Auffassung der Natur und des Natürlichen zuneigt, als derjenigen, die bisher wenigstens bei den Gebildeten die herrschende war.

Die naturwissenschaftlichen Interessen sind nicht mehr die herrschenden, sondern die sozialwissenschaftlichen haben ihnen den Rang abgelaufen. Die Fortschritte der Technik sind es, welche die soziale Frage in ihrer specifisch modernen Gestalt als Fabrikarbeiterfrage hervorgerufen haben. Wir sind in theoretischer Hinsicht in ein soziales Zeitalter eingetreten, weil wir uns in practischer Hinsicht in einem mehr und mehr technischen Zeitalter befinden. Die Sozialwissenschaften haben es vielfach versucht, in eine Verbindung mit den Naturwissenschaften zu treten. Die sozialen Individuen höherer Ordnung im Verhältniß zu den sie constituirenden Individuen niederer Ordnung legen den Vergleich nahe zu dem zusammengesetzten Organismus im Verhältniß zu den ihn constituirenden Zellen, Organen und Systemen. Ueber dieses biologische Gleichniß ist aber jene Beziehung nicht hinausgelangt; mit den unorganischen Naturwissenschaften, insbesondere mit ihren mathematischen Disciplinen hat die Sozialwissenschaft gar keine Berührung. Desto enger ist ihre Beziehung zur Geschichte. Die geschichtlichen Wissenschaften hatten während des ganzen Jahrhunderts mit den Naturwissenschaften um den Vortritt gerungen, aber bisher ohne Erfolg; jetzt bessern sich ihre Aussichten, seitdem sie als eine der wichtigsten und unentbehrlichsten Grundlagen der Sozialwissenschaft immer mehr anerkannt werden. Gegenüber dem wüsten sozialen Parteigezänk, in welchem die Stimme der Vernunft sich kaum noch Gehör zu verschaffen vermag, haben die Lehren der Geschichte noch am ehesten Aussicht, eine Versöhnung anzubahnen, indem sie zeigen, welche Wege sich als Irrwege erwiesen, welche sich unter bestimmten Umständen bewährt haben, und welche Reformen unter den gegebenen geschichtlichen Bedingungen als erreichbar betrachtet werden können.

Die Vertreter der Wissenschaft und diejenigen Gebildeten, denen es um Erhaltung der geschichtlichen Stetigkeit, um Anknüpfung an das Bestehende und um vorsichtige Fortbildung zu thun ist, müssen deshalb in unserer sozial erregten Zeit der Geschichte einen erhöhten Werth beimessen, während sie von den Naturwissenschaften keine wesentliche Beihülfe zur Lösung der brennenden Tagesfragen erwarten können. Dagegen fühlen die Vertreter radicaler Umwälzungen sich von der Geschichte abgestoßen und zur Naturwissenschaft schon wegen ihrer Ungeschichtlichkeit hingezogen. Die naturwissenschaftlichen Methoden und Aufgaben pflegen diese Parteien gar nicht zu verstehen, ebensowenig wie den Unterschied zwischen einer sich innerhalb ihrer Grenzen haltenden exakten Naturwissenschaft und einer pseudonaturwissenschaftlichen Weltanschauung, wie sie von Naturforschern ohne genügende philosophische Bildung als voreilige Folgerung aus den Ergebnissen der Naturwissenschaft entwickelt worden ist. Der vordarwinistische Materialismus, der Darwin-Haeckel'sche Naturalismus und die aus beiden verquickte antiteleologisch-mechanistische Weltanschauung ist den sozialen Radicalen höchst willkommen, und sie lieben es, diese dilettantischen philosophischen Auswüchse als exacte Ergebnisse der strengen Naturwissenschaft hinzustellen.

Das halbgebildete Bürgerthum freisinniger Richtung, das seit längerer Zeit daran gewöhnt worden war, diesen Glauben zu hegen, ist denn doch zum großen Theil über seine Fruktifikation zu sozialen Umsturzzwecken stutzig geworden. Da es aber noch nicht im Stande ist, von dem eingeimpften Glauben an die Identität der Naturwissenschaft und des Materialismus abzulassen, hat es seine Bedenken gegen den Werth des Materialismus auch auf den Werth der Naturwissenschaft mit ausgedehnt. Die Gebildeten und Halbgebildeten fangen immer deutlicher an zu fühlen, daß zwischen der Naturwissenschaft einerseits und allen idealen Gütern der modernen Cultur andererseits eine bisher unüberbrückte Kluft besteht. Die Naturwissenschaft als solche ist ganz außer Stande, etwas zur Ueberbrückung dieser Kluft zu thun; der Naturforscher richtet sich als Naturforscher jenseits dieser Kluft ein, wie er sich als Mensch diesseits derselben einrichtet. Wie jede Disciplin der Naturwissenschaften sich spezialistisch gegen alle anderen abschließt, so schließt sich auch die Naturwissenschaft als Ganzes spezialistisch gegen alle übrige geistige Cultur der Menschheit ab und geht berührungslos neben ihr einher.

In denjenigen Naturforschern, die sich einen weiteren Blick für die systematische Einheit aller Wissenschaften bewahrt haben, hat sich seit lange ein Gefühl für diese Isolirung geregt. Viele von ihnen ahnten es wohl, daß nur eine Vertiefung der Naturwissenschaft zur Naturphilosophie diese Brücke werde schlagen können; aber keiner wagte es, zu dem Zweck an den Entwickelungsgang der speculativen Naturphilosophie anzuknüpfen. Die Naturwissenschaft hatte ja eben im Gegensatz gegen die spekulative Naturphilosophie ihre Erfolge errungen und sich in Verhöhnung und Verspottung des überwundenen Gegners nicht genug thun können; wie sollte sie sich nun plötzlich zu der Anerkennung bequemen, daß sie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet habe!

Kein Wunder, daß man da zunächst auf eine solche Naturphilosophie zurückgriff, die zu der spekulativen in möglichst schroffem Widerspruch zu stehen schien, zu derjenigen eines Epikur und Lukrez, die in Holbach's Système de la nature ihre Auferstehung gefeiert hatte. Der Materialismus trat abermals auf die Bildfläche und gab die Consequenzen seiner atheistisch-mechanistischen Weltanschauung für unumstößliche Ergebnisse der exacten modernen Naturwissenschaft aus. Aber auch ihm gelang es nicht, eine Brücke über die Kluft zu schlagen; er vernichtete vielmehr ebensowohl die sittliche wie die religiöse Weltanschauung und setzte an Stelle beider einen eudämonistischen Utilitarismus, eine armselige Klugheitsmoral. So lange diese Weisheit im Kreise satter Philister blieb, die sich auf ihren trivialen Optimismus stützten, konnte sie verhältnißmäßig harmlos erscheinen; als aber die Parteien des radicalen Umsturzes sich ihrer bemächtigten, da konnte es auch den Halbgebildeten nicht mehr verschleiert bleiben, daß diese Lehre alle Schutzdeiche unserer Geistescultur durchstochen und der Bestie im Menschen freie Bahn gemacht hatte. Da begann man im gebildeten Publikum auf die bisher unbeachtet gebliebenen Stimmen besonnener Naturforscher zu hören, die sich mit Entschiedenheit dagegen verwahrten, daß diese materialistische Weltanschauung das Recht habe, sich für die exakt naturwissenschaftliche Weltanschauung auszugeben.

Aber mit der Zurückweisung der materialistischen Weltanschauung von Seiten der Naturwissenschaft ist für diese wenig gewonnen, so lange sie an Stelle dieser einseitigen und falschen Naturphilosophie keine allseitige und wahre zu setzen weiß. Wenn die Naturwissenschaft auch ferner darauf beharren sollte, sich um Naturphilosophie nicht zu bekümmern, in ihrer Isolirung von der übrigen Geistescultur der Menschheit spezialistisch weiter zu forschen und die Kluft, die sie von dieser trennt, unüberbrückt zu lassen, dann wird auch die öffentliche Meinung sich sehr bald mit dieser von ihr selbstgewollten Isolirung abfinden. Die Naturwissenschaft wird das Maß von Interesse des gebildeten Publikums, das sie jetzt noch als Erbe der Vergangenheit behauptet, rascher, als sie denkt, verlieren und bald nur noch auf vertrockneten Lorbeeren schlummernd ein schattenhaftes und unbeachtetes Dasein führen, während ganz andere Geistesströmungen den Zeitgeist durchwühlen. Will sie aber ein lebendiges Glied der Culturentwickelung bleiben, dann muß sie die ihr verloren gegangene Einheit durch Vertiefung zu einer wahren Naturphilosophie wieder aufsuchen und vermittelst dieser die Verbindung mit dem einheitlichen System der Wissenschaften wiedergewinnen. Die Geisteswissenschaften müssen ebenso in

der Geistesphilosophie ihre Einheit finden, wie die Naturwissenschaften in der Naturphilosophie, und Geistesphilosophie und Naturphilosophie durch die Metaphysik verbunden werden. Nur in diesem Sinne, indem die Naturphilosophie die eine Seite der Metaphysik in sich vorwegnimmt, kann sie zur Brücke werden zwischen den Naturwissenschaften einerseits und den Geisteswissenschaften andererseits.

Bei dem gegenwärtigen Mangel an Talenten in der jüngeren Generation der Naturforscher, bei ihrem Mangel an philosophischer Vorbildung, bei der in ihren Kreisen üblichen hochmüthigen spezialistischen Abschließung und bei der allgemein herrschenden Mißachtung gegen Philosophie und Metaphysik wäre es gegenwärtig ein völlig aussichtsloses Unternehmen, die Vertreter der Naturwissenschaft auf eine bestimmte Naturphilosophie hinweisen zu wollen, die den Bedürfnissen beider Theile entgegenkommt. Andererseits gibt es doch einzelne Vertreter, die ein leises Gefühl von den hier geschilderten Zuständen haben und nicht abgeneigt wären, sich einer geschichtlichen Orientirung zu unterziehen, wenn es nur geeignete literarische Hülfsmittel für eine solche gäbe. Was vor Kant liegt, erscheint heute veraltet und den Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr entsprechend; was nach Kant folgt, ist als spekulative Verirrung in Mißkredit, oder als materialistische Uebereilung abgethan. Da bleibt kaum etwas Anderes übrig, als die Orientirung bei Kant zu beginnen.

In der That, wenn auf irgend einem Gebiete der Ruf „Zurück zu Kant!" gegenwärtig noch Berechtigung hat und eine heilsame Bedeutung gewinnen kann, so ist es auf dem der Naturphilosophie. Kant war bekanntlich nicht Professor der Philosophie, sondern der (Logik und) Naturwissenschaften. Sein Name als Naturforscher steht mit unvergänglichen Ruhmeslettern in der Geschichte der Naturwissenschaft eingezeichnet. Die größere Hälfte seines erwachsenen Lebens hat er den Naturwissenschaften gewidmet, bevor er sich an der Schwelle des Greisenalters der Philosophie zuwandte. Wesentlich mit zu dem Zwecke, um seiner Naturphilosophie einen sicheren Unterbau zu geben, hat er sich zu seinen erkenntniß-theoretischen Untersuchungen bequemt, die ihm in erster Reihe seine Stellung in der Geschichte der Philosophie sichern sollten. Die Grundlagen der unorganischen und organischen Naturphilosophie bildeten auch in seiner kritischen Periode einen Hauptgegenstand seiner Thätigkeit in zweien seiner bedeutendsten Werke. Den Höhepunkt seines philosophischen Entwickelungsganges erreicht er nach dem einstimmigen Urtheil der competentesten Richter erst in der „Kritik der Urtheilskraft" und zwar bei Gelegenheit der Ausführungen seiner organischen Naturphilosophie. Wie er als Naturphilosoph begonnen, so wollte er als Naturphilosoph endigen und sein eigentliches Hauptwerk sollte eine zusammenfassende Naturphilosophie werden, Beweis genug, daß diese im Mittelpunkte seiner gesammten Lebensinteressen stand. Es wird hieran nichts dadurch geändert, daß Altersschwäche und Tod dem Greise vor Vollendung seines großen Entwurfs die Feder aus der Hand nahmen.

Es ist unter diesen Umständen höchst auffallend, daß es in der überreichen Kantliteratur bisher kein Werk gab, das die Lebensarbeit Kant's unter dem Gesichtspunkte der Naturphilosophie darstellte, das Kant gleichmäßig als Naturforscher und als Naturphilosophen würdigte und die ganze Entwickelung des Denkers in allen Phasen ihrer Wechselwirkung mit der Entwickelung des Naturphilosophen untersuchte. Jetzt endlich besitzen wir ein solches Buch.*) Den Naturforschern bietet es die ihnen so dringend nöthige Orientirung über den maßgebenden Ausgangspunkt der gesammten modernen Naturphilosophie, den Philosophen von Fach eine ganz neue Beleuchtung der Kant'schen Gedankenentwickelung, die eine Menge bisher dunkel gebliebener Punkte zur Deutlichkeit erhellt, den gebildeten Laien eine Einführung in das Kant'sche Gedankensystem auf einem für sie gewiß leichter und bequemer gangbaren Wege, als alle bisher versuchten es waren. Nichts liegt diesem Buche ferner, als den naturphilosophischen Standpunkt Kant's für heute zur Erneuerung zu empfehlen; aber gerade die kritische Erörterung der Kant'schen Aufstellungen im Einzelnen und der von Kant für sie angeführten Gründe gibt dem Verfasser Gelegenheit auch auf die Grundlinien einer Naturphilosophie hinzuweisen, wie sie den Bedürfnissen der Gegenwart entspricht.

Arthur Drews ist durch sein Erstlingswerk, die deutsche Spekulation seit Kant, mit Einem Schlage in die erste Reihe der philosophischen Schriftsteller unserer Zeit eingerückt. Mit genialem Weitblick hat er dort eine ganze Periode überschaut, in eine Reihe glänzend geschriebener Monographien gegliedert und in allen seine rasche und sichere Auffassungsgabe für das Wesentliche und Wichtige an jedem individuellen Standpunkte bewährt. In seinem neuen Werke über Kant's Naturphilosophie hat er bewiesen, daß er auch in einen einzelnen Gegenstand sich mit historisch-philologischer Exactheit vertiefen, einem schon allzusehr beackerten Felde neue Frucht abzugewinnen, und das aus umfangreichen Literaturstudien gewonnene Material in sicherem Aufbau zu ordnen und kritisch zu beherrschen versteht. Dabei ist seine kritische Stellungnahme zu Kant im Allgemeinen keineswegs neu und capriciös, sondern schließt sich eng an diejenige des Vaihinger'schen Commentars an, der als der gereifte, wenn auch leider etwas formlose Niederschlag aller bisherigen Streitigkeiten über das rechte Verständniß Kant's angesehen werden kann. Es ist dringend zu wünschen, daß Drews diesem Bande über Kant's Naturphilosophie recht bald weitere Bände über die spekulative und die moderne Naturphilosophie nachfolgen lassen möge, um so seine verdienstliche Orientirung der Gegenwart über die Ziele, Leistungen und Verirrungen der neuesten Naturphilosophie zu vervollständigen.

*) Kant's Naturphilosophie als Grundlage seines Systems. Von Arthur Drews, Dr. phil. Berlin, Mitscher & Röstell.

„Erlebte Gedichte".

Von Hans Schmidkunz.

Wer das literarische Getöse verfolgt, das nun seit etwa zehn Jahren die Ueberwindung vergangener Kunst durch eine neue verkündet, dürfte danach von den Schöpfungen dieser neuen Kunst auch einen wirklichen tiefen Gegensatz gegen die frühere oder wenigstens gegen die der vorletzten Generation erwarten. Wohl Manchem hat diese Erwartung an vielen jener Producte eine Enttäuschung bereitet. Was durch all die wechselnden modernen Forderungen des Naturalismus, des Individualismus, der Ueberwindung des Naturalismus u. s. w. hindurch als bleibendes Verlangen besteht, scheint der Gegensatz einer auf Wirkliches und Wahrhaftes gestützten Kunst gegen eine auf bloß Fingirtes gestützte Kunst, der Gegensatz einer Lebensarbeit gegen eine Schreibtisch-, oder Kanapee-, oder Salonarbeit zu sein. Nun läßt sich von der Erfüllung eines solchen Verlangens in modernen Dichtungen so viel vermissen, daß in älteren Werken mindestens nicht weniger davon zu finden sein mag als in neueren. Die Commandos bestimmter Richtungen sind doch wohl eine Besonderheit der jüngsten Literatur: früher ergab sich der Stil aus dem Schaffen, jetzt das Schaffen aus dem Stil, vergleichbar am ehesten der Münchner Architectur vor fünfzig oder weniger Jahren. Und was den Inhalt der Poesie von heute ausmacht, das bald Urkräftige, bald Urschwache, jene Weise, die man fin de siècle nennt, das bietet doch all zu häufig den Eindruck des künstlich Hergeschafften, des commentmäßig Ausgewählten dar, ähnlich den Gigerlmoden. Gewiß finden sich Kraft, Wahrheit, Echtheit, Lebensgrund fast in jedem modernen Dichterwerk; man achte aber wohl darauf, ob sie auch wirklich als künstlerische Eigenart vorhanden oder nur etwa behauptet, gefordert, angerufen sind; und zumal ob jener Gegensatz gegen früher nicht bloß als Programm hingestellt, sondern auch durchgeführt und erreicht ist.

Wer mit solchen Gedanken die gegenwärtige Poesie prüfen

will, darf ein Buch eines bekannten Wortführers moderner Strebungen, das schon im Titel jenen Gegensatz hervorkehrt, mit einigem Recht als Muster betrachten: ich meine die „Erlebten Gedichte" von Otto Julius Bierbaum.*) Und wer es prüft, wird darin im Vergleich mit seiner Erwartung zunächst wohl wenig Neues, Eigenverdienstliches, Unerwartetes finden; sowohl in dem, was uns der Dichter zu sagen hat, als darin, wie er es uns zu sagen pflegt, d. i. in seinem Stil. Der angedeutete Kunstgriff, „erlebt" zu dichten, dürfte also zu keiner bemerkenswerthen Besonderheit geführt haben. Auch ein eigener Gesammtton überhaupt scheint sich nicht zu finden: von einem etwa pathetischen, oder zierlichen, oder naiven, oder sonstigen Dichter und von einem antiken, oder barocken, oder rococomäßigen Stil kann kaum die Rede sein. Vielleicht aber liegt just in diesem Mangel an unerwarteter, specifischer, einheitlicher Darstellungsart das eigentliche Ergebniß der „Erlebtheit". Schaut man in diesen Mangel genauer hinein, kann man ihn am ehesten so beschreiben, daß die Aufmerksamkeit, die der Leser oder Hörer den Gedichten zuwendet, durch Weniges in der sprachlichen Kunstform abgelenkt wird. Und davon läßt sich die Ursache in einem engen Anschmiegen der Sprachform an das, was gesagt werden soll, erkennen. Sie ist hier eine Dienerin oder ein Kleid und drängt sich nicht als Herrscherin oder als eigene Schönheit vor. Ob Leierverse oder freieste Form, das war an sich dem Dichter gleichgültig; aber das war ihm nicht gleichgültig, ob der Ausdruck paßte, nicht bloß für ein Gedicht als Ganzes, sondern auch für dessen einzelne Theile; so daß der Ausdruck oft auf das Bunteste wechselt. Und dies dürfte auch der nächste Gesichtspunkt sein, von dem aus die hier zahlreichen Gedichte in ungebundener Rede (in sogenannter „Prosa") zu betrachten sind. Neu ist dies Alles nicht, aber selten; nur das mag neu sein, daß es hier mit besonderem Gewicht und in reicher Mannigfaltigkeit durchgeführt ist. Ein Stück Vergleich läßt sich ziehen mit Richard Wagner, insofern dieser die Musik rein als Mittel des dichterischen Zweckes faßt und in besonderem Gegensatz zu einer selbständig geschlossenen Musikform, zumal zu gleichbleibenden Rhythmen, vielmehr von Fall zu Fall, von Satz zu Satz so tont, wie er dichtet. Namentlich die Zerbrechung des Rhythmus in unabhängige Theile mit reichem Wechsel ist für ein solches Anschmiegen des Musikalischen oder Sprachlichen an das Inhaltliche wenigstens dann passend, wenn dieses bereits selbst vielgestaltig ist.

Die bei Bierbaum eingestreuten Prosagedichte können leicht den Vorwurf erregen, daß sie Zwitter, ja daß sie ein Widerspruch seien, ganz abgesehen davon, daß man sie überhaupt für die schwächsten Stücke der Sammlung halten mag; und in der That scheinen diese Vorwürfe gerade in Kreisen aufgetaucht zu sein, die dem Dichter am nächsten stehen. Gegen solche Vorwürfe wüßte ich kaum eine bessere Vertheidigung, als eine etwaige eigene Ausgabe, in der einige der Versgedichte so in Prosa ausgeschrieben wären, wie sich manche Schauspieler ihre versificirten Rollen ausschreiben lassen, und hinwieder einige der Prosastücke ohne die geringste textliche Aenderung in Verse zerlegt wären. Wie manche Gegner von Prosagedichten würden sich da, sofern sie nicht die Originalausgabe kennen, sofort tadelnd auf die nunmehr „prosaischen" Stücke stürzen und ihnen die nunmehr „poetischen" Stücke als Muster gegenüberstellen! Damit soll vor Allem gesagt sein, daß bei einigen der „ungebundenen" und der „gebundenen" Gedichte diese Aenderung formell möglich ist, hauptsächlich also, daß mehrere Prosastücke einen ziemlich ausgeprägten Rhythmus besitzen. Als solche nenne ich: gleich das erste, „Frühling", dann „Die Purpurschnecke", „Aus einem Herbste", „Erntelied", „Nachtgang", „Traum im Walde"; in einzelnen Theilen auch „Dämmerung", „Sonne", „In einer Todtenkammer". Beispiele des Umgekehrten sind ohne Weiteres zu finden; hervorheben möchte ich: „Sonnenblicke", „Thränen", „Abend", Umschlag", „Wo lauschen deine Thale?". Unter jenen Beispielen rhythmischer Prosagedichte sind besonders auffällig „Aus einem Herbste" und „Erntelied", in denen die Strophenform bereits dasteht. In anderen muß der Rhythmus erst gesucht werden, durch lautes Lesen oder durch Aufzeichnung des metrischen Schemas, welche Bemühung sich oft überraschend lohnt. Am meisten vielleicht beim „Nachtgang": erst „jambische" Wortgruppen (genauer: trochäische mit Auftact) als ruhiger Anfang; dann lebhaftere Bewegung durch eingestreute Anapäste (oder Daktylen), zu deren zwei „Kürzen" hier und da eine dritte hinzukommt, so daß man einen Uebergang in's (auftactlose) Trochäische fühlen mag:

„wie auf Goldgrund ruhte dein schönes Haupt,
und du erschienst mir wie eine Heilige,"

unmittelbar darauf ein Maëstoso:

„mild, mild und groß,
und seelenübervoll",

woran sich lebhaftere Metren wie vorher fügen, bis endlich reine Trochäen den ruhigen Abschluß geben. Das Gedicht ist wie geschaffen zur Vertonung und zu einem Vortrag, der das „rubato" ausgiebig benutzt; aus dem Mittel- oder Höhepunkt des Gedichts, dem

„mild, mild und groß",

höre ich nach vorhergehenden unruhigen Figuren langhaltende, volle Accorde heraus, die dann wieder in leidenschaftliche Bewegung übergehen. In anderen Stücken ist wenigstens der Wechsel von zwei- und dreitheiligem Rhythmus scharf und leicht kenntlich (z. B. beim „Frühling"), häufig sogar in ziemlich gleichlangen Wortgruppen („Verse", „Kola"). Eine solche Gliederung der Prosa, nur gleichförmiger, soll ja auch bei attischen Rednern zu finden sein (nach Fr. Blaß). In den „Erlebten Gedichten" kommen aber Prosastücke vor, die so gut wie keine prosodische Form zeigen, namentlich die längeren und abgesehen vom Umfang die, deren Inhalt nicht so sehr eine schwebende Stimmung, als ein festes Bild ist. So namentlich „Nach Bildern von Hans Thoma", „Bilder von Böcklin", „Golgatha", „Fin de siècle". Demnach ließen sich nicht bloß die Versgedichte in eine Reihe von den geschlossensten bis zu den freiesten bringen, sondern neben ihnen auch die Prosagedichte. Also etwas wie ein Spectrum zwischen den äußersten Grenzen der Trabtrabstrophen einerseits und der ganz ungebundenen Rede andererseits, worin jede einzelne Nuance bestimmten Zwecken dient. Darum kann es dem Dichter doch nicht ganz gleichgültig sein, ob er eine mittlere Linie seines Spectrums noch aus der verselosen oder aus der Vershälfte nimmt; er wird schon wissen, warum er sich für das Eine oder Andere entscheidet, und darum wäre jene Vexirausgabe der Gedichte mit geänderter Zeilenvertheilung nur eben „formell möglich", nicht aber das Angemessenste.

Diese ganze Handhabung der Sprachform als eines mannigfach nuancirten Mittels zum Zweck, so groß auch ihr Verdienst ist, macht jedoch für sich noch lange nicht die mit ihr geschaffenen Producte wohlgefällig. Vor Allem fragt sich, ob jene Anschmiegung nicht gerade den Eindruck einer eigenen Berechnung erregt; und dieser störende Eindruck dürfte oft genug vorhanden sein. Zumeist sind dadurch die Prosagedichte gefährdet: die Mischung von Gebundenheit und Ungebundenheit erscheint leicht als etwas Fragmentarisches, und es kommt viel auf den Vortragenden an, wie er dies überwindet; ich selbst kann mich noch lange nicht recht in einen befriedigenden Eindruck der Declamation hineinhören. Auch manche einzelne Kunstmittel Bierbaum's, z. B. die vielen und oft mehrfachen Wiederholungen, mögen den Eindruck des Gemachten verstärken; z. B.:

„Eben, eben noch klang die Klage, klang die Klage".

Stärker wird dieser Eindruck von Seiten dessen, was uns die Gedichte als ihren Inhalt bieten. Sie scheinen fortwährend zu sagen: „Wir sind in besonderer Art gemacht und sind berufen, Euch andere Köpfe aufzusetzen." Weniger schlimm wäre dieser Eindruck, wenn nicht so viele Stücke jenem Wollen auffällig widersprächen. Schon daß die ziemlich umfangreiche Sammlung zu wenig gesichtet ist, zu viel Mittelgut enthält, trägt dazu bei (allerdings ist eine solche Sichtung dem Dichter

*) Berlin, W. Ißleib.

selbst wohl immer am schwersten). Eine Menge der hier vorgeführten Gedichte könnte ganz gut aus irgend einem Dutzenddichter sein; dort würden sie eben das Relief nicht haben, das ihnen hier der Gesammtcharakter der Sammlung und viele Nachbarn geben. Der Mai wird nicht weniger und selten besser besungen, als man es bisher gewöhnt war; zahlreiche Stücke könnten „nach alter Weise" überschrieben sein; einzelne Stellen sind wenigstens nach meinem Gefühl alte Trivialitäten, z. B.:

„Dehnten jetzt sich die Sekunden
Aus zu langen Dämmerstunden,
Wär's kein Umstand, der uns kränkt,
Da der Wind mit leisem Reigen
Ein Panier aus Frühlingszweigen
Ueber unsren Küssen schwenkt."

Oder verdienen die „Redouten-Ritornelle", die als vorüberrauschender Ulk ganz am Platz sein mögen, eine bleibende Literaturstelle? Anderswo treibt die Bemühung, recht Kühnes zu sagen, an die Grenze des Erhabenen und Lächerlichen: so in dem Gedicht „Rasende Lenzlust"; oder die Bemühung nach gründlichem Nachdruck treibt in eine ermüdende Breite, meist dann, wenn es sich um nichts Besseres handelt, als man auf der Höhe von Kneipzeitungen zu finden gewöhnt ist: so „Lyrikerchens Traum" und „Aus der Suserzit".

Drängt der Dichter seinem Publikum eigene Ansichten auf, deren Unmotivirtheit handgreiflich ist, so darf auf einen künstlerischen Eindruck kaum mehr gehofft werden. All die Tiefe, die in Religion und Kirche liegt, kann auch ein Atheist anerkennen; wenn aber ein Dichter wenig davon verstanden hat und nun seinen Abscheu davor zu künstlerischen Wirkungen benützen will, so muß er sich nicht nur den Mißerfolg, sondern auch eine Zurückweisung gefallen lassen. So beim „Gottesdienst"; oder wenn eine Figur des Dichters von Christus contrastlos sagt: „Da hob in seinem Herzen sich die Wahrheit: der Haß von Mensch zu Mensch." Oder in der durch den witzelnden Ton um so beleidigenderen Stelle:

„Nur das Kirchenbimmeln stört mich,
Dies aufdringliche Erinnern:
Bum — die Dummheit, bam — regiert noch,
Bum — sie schlägt dich, bam — noch todt.
Also gut, stultitia sacra,
Bimbambumle immer weiter.
Schönheit läßt uns dich vergessen" (!) u. s. w.

Es bleibt nicht ausgeschlossen, daß ein höheres Maß künstlerischer Mittel den Leser umkriegen, betäuben, zum Glauben zwingen könnte; gelegentliche geistreiche Verse thun es nicht.

Der Aesthetiker und feinsinnige Kunstkenner Robert Zimmermann hat dem Lyriker als Gegenbild den Sophisten zur Seite gestellt.*) Die Berechtigung dieses gegenseitigen Abspiegelns von Lyrik und Sophistik, dessen Behauptung Anfangs überrascht, ist mir noch selten so evident geworden, als da ich Zimmermann's nähere Ausführung an einigen Geschöpfen der Bierbaum'schen Lyrik prüfte. Dort heißt es vom Sophisten: „Da er darauf ausgeht, seine subjectiven für richtige und gültige Gedanken, d. i. seine Ansicht für Wahrheit auszugeben, so richtet er Alles diesem Zwecke gemäß ein und schont dabei weder Zeitbestimmung, noch objective Begründung"; „er springt mit dem objectiv Richtigen und Gültigen ganz nach Willkür zu seinen persönlichen Beweiszwecken um, bei welchen ihm nur um Ueberredung, nicht um Wahrheit zu thun ist. Dabei überredet er allerdings zunächst sich selbst"; versucht er aber auch Andere zu überreden, dann wird er Rhetor, u. s. w. Hat also der Lyriker in der Regel eine Analogie zum Sophisten, so hat sie der eine mehr oder auffälliger, der andere weniger oder verborgener. Bierbaum zeigt sie wohl am stärksten in einem der breitspurigsten Gedichte, in „Lyrikerchens Traum". Sophistisch ist es vor Allem darum, weil es zur Satire (eine solche soll es wahrscheinlich sein) Charakteristiken benützt, von denen es schwer einzusehen ist, warum sie gerade auf das gehöhnte Lyrikerchen passen. Wäre, frag' ich, unser Dichter selbst ein Dichter alten Schlages, wenn es von ihm wie vom Lyrikerchen heißen könnte:

„blond, blauäugig
War er, lang behaart und mager."?

Macht vielleicht den Unterschied zwischen alter und neuer Kunst aus

„das Sopha,
Jenes blaue Lotterbette,
Dessen schwippend sanfte Polster
Ihn mitsammt der wolkenduft'gen
Muse, ach, wie viele Male
Schwangen in Begeistrungssphären,
Glatt, elastisch wie sein Reim."?

Oder die Schilderung:

„Flott mit schreibgewandtem Finger
Eilt er in bald lang, bald kurzen
Zeilen über das vorzüglich
Schneeig-weiße, unschuldweiße,
Glatte, brave Schreibpapier."?

Oder daß ein erwachender Träumer schweren Falles rollt

„Auf die Diele, vom brutalen
Fallgesetze unmanierlich
Attakirt"?

Mir wenigstens ist dieses Gedicht (und ähnlich), doch ansprechender, „Cantus Lyriculorum") nur ein Beweis, wohin selbst das feinste Kunstverständniß, die edelste Gesinnung und die größte Bescheidenheit gerathen können, wenn sie der Taumel einer Parteirichtung überwältigt. Man darf um so mehr von Taumel statt von festem Schritt sprechen, als eine ganze Reihe der vorliegenden Gedichte glashäusern genug ist, daß vor dem Steinewerfen dringend gewarnt werden darf. Eine gleiche Sophistik liegt in dem Titel „Erlebte Gedichte", eine Sophistik — denn sonst müßte man ihn auf Unbescheidenheit zurückführen. Also jetzt soll uns endlich concret gezeigt werden, worauf man Gedichte baut; so lang mußte man warten, bis endlich nach vielen unerlebten Gedichten die Erlösung kam. Ein wenig Selbsterkenntniß könnte erkennen lassen, daß nicht nur ältere Dichter neben dem wahrhaften Boden des ganz eigentlich Erlebten auch den künstlichen Boden des Fingirten benützt haben, sondern daß Allerneueste es ebenfalls thun. Nur ist eben von Zeit zu Zeit der Antheil des Künstlichen ein anderer. Heute bilden ihn die „Literatur" und das Kokettiren mit der „Natur".

Wenn man sich diese Klagen vom Herzen weggeschrieben hat, dann kehrt man um so freudiger zum Genuß all des Schönen zurück, das uns die vorliegenden Gedichte beschert haben (oder gibt es vielleicht gar kein „Schönes"?). Gern möchte man sich noch in eine Menge wirksamer Kunstgriffe vertiefen, die hier erfolgreich verwendet sind. Ich nenne nur die Häufung der Beiwörter. Eine sonst sehr einsichtige Besprechung tadelt gerade diese als einen Ueberfluß. Aber es scheint mir, als seien die „frische, rauschende, fröhliche, tummelnde Freiheit" oder das

„Milde, glanzvoll, feucht erschimmernd,
Sonnenstrahlenklar und wärmend",

oder die „tanzenden, huschenden, bebenden Tupfen" oder vieles Andere keine bloße Wiederholung, sondern eine Zusammensetzung verschiedener „Farben" zu einer je nach jedem Theil anders wirkenden Mischfarbe. Daß endlich neben den mannigen Gedichten, von denen mindestens gesagt werden kann, sie rechtfertigen nicht das Buch, eine große Anzahl der schlagendsten Rechtfertigungen da ist, wird auch dem flüchtig Blätternden nicht entgehen; ich nenne außer den schon bevorzugten noch: „Fund", „Sturmlied", „Schrei" (worin einfache Wiederholungen ausnahmsweise auf das Wirksamste verwendet sind), „Abend", „Dämmerungszauber", „Farben", „Schmied", „Schmerz". Allerdings scheint mir fast all dieses zu ausschließlich, zu sehr auf Extrageschmack eingerichtet zu sein, um ein Schatz für Viele zu werden.

*) „Aesthetik" II. 1865. § 585.

Neue Pariser Kunstthesen.

Von Otto Julius Bierbaum.

Bei uns in Deutschland hat einmal Einer, als das Schlagwort des Realismus noch dominirte, die Grundanschauungen dieser Kunstauffassung in eine Reihe von „Artikeln" gefaßt. Es waren zehn oder zwölf an der Zahl, und es konnte einem vor dem realistischen Dogma bange werden, wenn man sie las. Diese Phase ist glücklich überwunden. Wir haben eine Reihe respectabler Kunstleistungen realistischer Prägung, aber den Schlagwortlärm der „neuen" Lehre wollen wir nicht mehr, und er tremolirt nur noch aus den tiefsten Tiefen des Dilettantismus.

Proveniebant oratores novi, stulti adalescentuli . . .

Wir sind heute glücklich zu der Ueberzeugung gekommen, daß nicht die zornigen Worte es machen, sondern die guten Kunstwerke, gleichviel, aus welcher Kunstanschauung sie erwachsen sind, und wenn heute Einer ein neues „die Kunst soll" proklamiren will, so klopfen wir ihm besänftigend auf die Schulter und rathen ihm: beweise lieber „Ich kann".

Wenn aber Einer in liebenswürdiger Form, mit Humor, geistvoll, friedlich seine Meinungen über Dinge der Kunst ausspricht, ohne zu poltern und anmaßend zu decretiren, so hören wir ihn immer noch gerne an, zumal, wenn er selber ein guter Künstler und nicht bloß ein „Orator" ist. Und wenn er zufällig einer anderen Culturnation angehört, und zwar einer, die in Kunstdingen von jeher wohl beschlagen war, so interessirt es uns noch besonders.

Alles dies trifft auf Henri Mazel zu, den Redacteur der „unabhängigen" Revue „L'Ermitage", der soeben unter dem wunderlichen Titel „Saint Antoine affirme" elf Thesen herausgegeben hat, denen man gar nicht einmal immer zuzustimmen braucht, um Vergnügen an ihnen zu haben. Der Ton macht die Musik, und Mazel's Ton ist angenehm. Zumeist ist er leicht, ironisch, witzig, dann einmal sarkastisch, feierlich pathetisch nie. Verblüffende Neuheiten erfahren wir nicht, aber das Buch ist auch nicht auf den Ton der Offenbarungen aus der Höhe gestimmt. Uns interessiren die Thesen vornehmlich deswegen, weil sie einen Schluß auf die Wendung zulassen, die der französische Geist wenigstens in einem Theile seiner jüngeren Vertreter nimmt.

Ich will ein paar Sätze anführen: „Kunst ist nicht bloß Leben schlechthin, wie sie nicht bloß Wahrheit schlechthin ist. Sie ist Wahrheit mit Auswahl und Leben in ästhetischem Ausdrucke. Wie es ohne Leben und Wahrheit nur mißlungene Kunstwerke gibt, so gibt es andererseits ein Kunstwerk überhaupt nicht ohne Auswahl und ohne ästhetischen Ausdruck." Das klingt selbstverständlich, aber wir haben es erlebt, daß es nicht selbstverständlich ist.

Eine andere, gleichfalls nicht immer als solche anerkannte Selbstverständlichkeit lautet: „Jedes Drama ist Dialog" (dieses Wort im weiteren Sinne gefaßt), „aber nicht jeder Dialog gibt ein Drama". Und: „Das Neue manifestirt sich in der Aufführung von noch nicht Aufgeführtem, aber nicht in der Aufführung von Unaufführbarem." In der That eine recht simple Regel für Dramatiker und Dramaturgen, die das Neue wollen, aber das Simple pflegt am leichtesten übersehen zu werden, zumal wenn die Lust nach dem Sensationellen kitzelt.

Halb ironisch und halb ernsthaft schlägt Mazel die Gründung eines französischen Bayreuth vor, „aber nicht eines Bayreuth, das einem Einzelnen geweiht sei, wie groß der auch sein möge, sondern, das einen Tempel biete für jeden Ruhm". „Eine Stadt wie Paris, die dem täglichen Kampfe der Geister wohl günstig ist, ist eine Erzfeindin der Kunst." Ihm schwebt Arles vor, „la perle des Gaules, l'antique reine toujours auguste." „Das Programm wäre die Sache der Künstler. Man müßte Puvis de Chavannes zum »Hypodespotès« von Arles ernennen, da der Titel eines Unterpräfecten an dieser Stelle tempelschänderisch klänge; Mallarmé wäre Vorsitzender des Liebeshofes, Séon Ceremonienmeister. Einen Monat lang müßte Fest auf Fest sich folgen von jeder Art. Erfreulichkeit, religiöse Prunkzüge ebenso umschließend wie Ballets. Die großen griechischen Tragiker müßten wieder auferstehen im antiken Theater von Arles, und in einem anderen offenen Rundraume sollten die Neuesten zu Worte kommen. Außerdem Theater für die Meisterwerke Shakespeare's, Calderon's, Racine's; große, von elektrischem Lichte durchfluthete Hallen für die Opern, Feerien und künstlerischen Ballets; kleine geschlossene Theaterchen für die Dramen Maeterlinck's; akustische Riesenräume für die großen Concerte; Salons für künstlerische Plaudereien und für die Lectüre." Ja, Mazel versteigt sich zu dem Vorschlage, daß es bei dieser „heiligen Kunststadt" Wiesen für die Poeten geben müsse, die dort, rosenbekränzt und inmitten junger Frauen, ihre Verse lesen sollen . . .

Vortrefflich ist die letzte „Affirmation", in der sich Mazel mit den Nachläufern des Neuen auseinandersetzt, die das Wort „Jugend" zum Schlagworte gemacht haben und doch so wenig Jugendhaftes in dem zeigen, was sie leisten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Unecht.

Von Sigurd.

Wenn auch die Jacke schäbig und abgetragen, so war doch das Gesichtchen hübsch und zart, nur die Rundung fehlte. Mit den milden blauen Augen, die an den Himmel erinnerten, gefiel der kleine Knut allen Leuten. Demüthig und bescheiden antwortete er, wenn er gefragt wurde, denn in dem Dachkämmerlein seiner Mutter war ja auch Alles so demüthig verblichen und doch so peinlich sauber. Die Wangen der Mutter glichen ihrem Kattunkleide. Beide waren gleich weiß, nur wenn sie sich über einen neuen Auftrag für feine Weißzeugnäherei freute, wurden sie einen Ton dunkler. Ein Vorhang, der wohl ehemals gelb gewesen, war durch das Waschen verblichen. Die Sessel mit ihren Bezügen standen so ehrbar und steif, als wollten sie Jeden, der sie benutzte, um Entschuldigung bitten, daß sie nicht fester auf den Beinen standen. Ueber dem ganzen Zimmer lag etwas wie eine bescheidene Bitte, nicht um Gaben, sondern nur, daß man sie nicht benutze. Das war ja auch ganz vernünftig, denn von Rechts wegen hatte der kleine Knut hier nichts zu schaffen. Ganz ohne ehrenwerthen Papa hatte er sich erlaubt, hier einzutreten. Sein Vater gehörte nämlich zu den Menschen, an denen Alles unecht war. Seine Liebe, Alles, Alles war falsch. Aber wie es hier auf der Welt einmal geht, die Leute verwechseln gar zu gern Ursache und Wirkung mit einander: nicht der Prokurist Ström galt also für unecht, sondern das kleine Bürschchen. Die Nachbarinnen nannten die Mutter im gewöhnlichen Leben nur „Mamsell"; wenn sie aber einmal eine Gefälligkeit von ihr erlangen wollten, so hieß sie auch „Frau". Und war es denn nicht recht, daß man sie Mamsell nannte? O gewiß, denn damals, als Ström sie kennen lernte, war sie volle achtzehn Jahre und hatte also Verstand genug, um ihre weibliche Ehre zu bewahren. Nun mußte sie also sehen, was es hieß, für sich und den kleinen Knut zu sorgen! Jetzt konnte sie nicht anders, als verweint und blaß aussehen. Aber so herzensgut Ström auch sonst war, darauf, daß er der Mamsell die Ehe versprochen hätte, konnte er sich beim besten Willen nicht besinnen. Namentlich nachdem er seine Stellung verbessert hatte, und Prokurist in Gothenburg geworden, konnte er sie doch unmöglich heim führen. Also suchte er sein Lebensglück im Hause eines wohlhabenden, pietistischen Pastors, der sehr auf Ehrbarkeit und Moral hielt und keinem Menschen erlaubte, vom schmalen Wege abzuweichen. Mit der Zeit trat dann Ström in Bibelgesellschaften und in den Verein zur Hebung der Sittlichkeit ein, wurde zuletzt Stadtverordneter, bekam den Wasaorden und war überall

hoch beliebt. Aber hin und wieder, wenn ihn die Gicht plagte, gelobte er hoch und theuer, doch auch dem kleinen Knut und seiner Mutter von seinem Reichthum etwas zukommen zu lassen. Sobald er sich indessen wohler fühlte, hielt er es für angemessener, daß die Mamsell so viel Kummer als möglich auf dieser Erde aushielte, um so den Himmel zu erwerben. Gewiß wußte klein Knut, daß er keinen rechtmäßigen Vater hatte, bis er eines Tages weinend kam und die Mutter bat, sie möchte ihm doch erklären, was ein unechtes Kind sei. Mit schwerem Herzen gab sie ihm diese Erklärung, und nun wußte er es, daß auch er zu den Armen und Verlassenen gehörte.

Das Geschäft der Mutter ging immer besser. Jeder liebte die gute, bescheidene Arbeiterin. Sie verbesserte ihren Arbeitslohn etwas, kaufte sich ein wärmeres Kleid, besuchte auch den Gottesdienst, und Jedermann nannte sie jetzt „Frau". Und klein Knut bekam runde, frische Wangen, starke, kräftige Arme, und es geschah oft, daß die kleinen Bürschchen in der Schule, wenn sie sich erlaubten, Knut's liebem Papa nachzufragen, weinend und blutend nach Hause schlichen.

So vergingen die Jahre, und Herr Ström wurde Generalkonsul. Leider weiß ich nicht genau, ob von Patagonien oder Uruguay. Doch dafür sorgte er gewissenhaft, daß ihm so viel Ehren widerfuhren, als nur irgend möglich. Große Reden wurden immer an seinem Geburtstag gehalten, der Champagner knallte in seinen Salons, und wenn der liebe Schwiegerpapa fortgefahren war, um zu Hause seinem Knecht und der Magd beim Abendgebete behülflich zu sein, dann nahmen die Kollegen von Monaco, Liberia und Hawai den lieben Generalconsul von Uruguay oder Patagonien auf ihre Schultern und trugen ihn in höchst eigener Person durch den Saal, und ein Männerquartett sang dazu: „Gegrüßt Du lieber Bruder!" An einem solchen Festabend war es, als der Pastor die üblichen drei Hände voll Erde auf das Grab der Mamsell warf. Die arme Josefina Malm hatte aus Gram über den treulosen Verrath ein Lungenleiden zurückbehalten. Zweiundzwanzig Jahre hatte sie es ertragen, aber dann brach sie zusammen.

Nach vielen Jahren traf es sich, daß Knut in einer hochgeachteten Stellung war und am Schlusse eines Diners mit dem Generalconsul zusammentraf. Dieser war sehr erfreut und fragte ihn: „Wollen wir nicht Brüderschaft schließen?" Und er legte seine Hand in die zitternde Rechte seines Sohnes.

Wie verändert doch die Zeit Alles! Damals, als die arme Fina den Consul bat, Knut als sein Kind anzuerkennen, da konnte er sich nicht dazu entschließen. Jetzt aber wollte er gerne mit ihm Brüderschaft schließen. Die beiden Männer wischten sich also ihre diamantglänzenden Finger und gaben sich die Hände. Dem armen Knut war es zu Muthe, als müßte er den Consul an der Kehle packen und ihm zurufen: „Guten Abend, lieber Vater, Mutter läßt Dich grüßen!"

Knut machte Fortschritte, erwarb Millionen, wurde überall geehrt, nur in den Verein zur Hebung der Sittlichkeit kam er nicht, aber in die Bibelgesellschaft trat er ein. Kurze Zeit darauf sprach man verblümt in der Gesellschaft, daß der Consul für Uruguay oder Patagonien nicht mehr so recht fest sei. Es stand mit ihm sogar schlimmer, als die Leute sagten. Das Messer saß ihm an der Kehle, und er suchte überall Gelder, um sich zu halten. Seine Kollegen machten traurige Gesichter; der eine sprach von schlechten Zeiten, der andere war zufällig verreist und der dritte sagte kurzweg heraus, er solle sich mit seinen Unternehmungen zum Kuckuk scheren. Zuletzt kam er eines Tages zu Knut, ganz bescheiden redete er von einer kleinen Verlegenheit und daß es nur einer kleinen Summe bedürfe, um dem Hause Ström gefällig zu sein. Dann wurde er dringender und schwur, daß der junge Malm gar nichts riskire. Aber der junge Herr war nicht zu bewegen, bis endlich der Consul mit fahlem Gesichte sagte: „Höre die volle Wahrheit. Wir sind zwar Beide noch keine alten Freunde, aber ich weiß, daß Du ein gutes Herz hast und gewiß gerne hilfst. Mein Verderben ist unvermeidlich, wie es auch immer geht . . . Ich habe eine Schuld, die eigentlich keine ist . . . kurz, ich habe 10,000 Mark aus der Kasse der Schiffsgesellschaft entnommen . . . ich wollte sie ja nur leihen . . . Da brach das Unglück über mich herein . . . das Gefängniß harrt meiner . . . wenn Du Dich nicht erbarmst."

Da schossen zwei Blitze aus Knut's Augen und er sagte: „Komm in mein Bureau, ich werde Dir helfen."

Hinter den Beiden schloß sich die Thür und die Kasse wurde geöffnet.

„Und jetzt, mein lieber Ström, nachdem ich Dir geholfen, sollst Du auch erfahren, wer Dein Retter aus der Noth ist," sagte Knut.

„Wer sonst als der treueste, edelste Mensch" . . . Es war ihm nicht möglich, auszureden. Der lange zurückgehaltene Zorn stürzte über Knut's Lippen. Ruhig und gelassen zog er den Schleier von seiner und seiner Mutter Vergangenheit, aber an der Erregung, womit der starke Mann sprach, an dem Zittern der Stimme konnte man es erkennen, wie tief seine Seele verwundet war. Er sprach von dem Unglück seiner Mutter, ihrem verderbenbringenden Husten, all den traurigen Erfahrungen seiner Jugend, und Ström saß da, ein gebrochener Mann, und hatte nicht den Muth, seinen Sohn in die blitzenden Augen zu sehen. Als er endlich geendet hatte, murmelte der Vater: „Mein Kind" . . . und streckte zögernd seine Hände nach ihm aus.

„Zurück, Du Erbärmlicher, der Du Dich nie um Deinen Sohn gekümmert und meine Mutter ihrer Schande überlassen hast," rief Knut. „Wenn ich Dir helfe, so geschieht es nicht aus Mitleid, sondern nur aus Freude darüber, daß es mir vergönnt ist, die Demüthigung meiner Mutter an Dir heimzuzahlen und daß Du Dich erniedrigen mußt, ein Almosen von mir anzunehmen."

Mit dem letzten Restchen von Stolz richtete sich Ström auf und sagte: „Ich nehme die Hülfe von Dir nicht an." Ein höhnisches Lächeln zuckte um Knut's Mundwinkel. Da fuhr Ström zusammen, denn ihm war zu Muthe, als wäre er schon im Gefängniß und als sähe er sich schon in der Drillichjacke. Er wandte sich dem Pulte zu und legte seine Hand auf die Banknoten.

Malm lachte kurz auf und rief: „Warum greifst Du nicht zu, Verführer! Nimm nur ruhig! die hier sind alle echt."

Aus der Hauptstadt.

Richterlein vulgaris.

Eine Scheere zu seiner Rechten, eine Flasche Bitterwasser zur Linken sitzt in der Redaction des volksparteilichen Moniteurs ein Mann, der ehemals groß war vor allen Anderen zu Jerusalem. Jene üppigen Körperformen, die ihm schon eigneten, da er noch lebte in des Glückes Scheine, und die einem Raffael für seine schalkhaften sixtinischen Englein als Modell hätten dienen können, sie sind geblieben, aber die Massen fehlen, die begeisterten Massen, denen früher das Geschäft oblag, solchem Embonpoint als Staffage zu dienen. Eugen Richter imponirt nicht mehr, seitdem sich Pachnicke, der Bismarcktödter und Sozialreformer, von ihm gewendet hat, seitdem die Hunderttausende, denen er früher voranritt, Antisemiten oder Liebknechte geworden sind und er allein übrig blieb, eine runde, dicke, fette Null. Was soll's mit einem Brutus, den Niemand mehr hören mag, den selbst die erprobte Hurrahmente der eigenen Partei verdrießlich schweigend oder gar murrend empfängt? Brutus darf Cäsar nicht überleben wollen, Eugen Richter nicht den Bismarck, als dessen fanatischster und persönlich verbittertster Feind er allein Existenzberechtigung hatte. So lange Herr Richter politisch thätig war, konnte ihm Lästermund alles Böse, nur dies nicht nachsagen, daß er jemals eine gute, eigene Idee gezeugt hätte; der Ehrgeiz ist erklärlich, aber warum weigert er sich auch am Ende seiner Laufbahn so beharrlich, endlich einmal die erste glückliche Idee seines Lebens zu haben und der Politik kurzer Hand Ade zu sagen, wie die Bamberger & Co. thaten? . . .

Er sitzt in seiner Redaction und schwingt das verschlissene Banner weiter; noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf. Vor acht Tagen erschien die Freisinnige Zeitung gegen ihre Gewohnheit mit einer Beilage,

alle Welt erwartete ein ausführliches Verzeichniß der im letzten Halbjahr vorgekommenen, sinnentstellenden Druckfehler; es war aber das neue Programm der Berlin-Hagener Volkspartei. Als Stilübung betrachtet und im Vergleich mit Eugens grün gebundenen „Jugenderinnerungen", verdient dies Opus eine bessere Note, aber das soll kein Ruhm für den Verfasser sein, der die Beihülfe und Mitarbeiterschaft zahlloser anderer Kräfte fast so sorgfältig verschweigt wie der beliebteste deutsche Schwankpoet. Auf den Inhalt hin angesehen, scheint das Elaborat recht geeignet, den Tod der Freisinnigen Volkspartei zu beschleunigen; es ist zum Sterben langweilig. Während aber sonst besonders ennuyante Schriften von Gelehrten herzurühren pflegen, ist diesmal das gerade Gegentheil der Fall. Wenn Pindter oder Herr Griesemann epochale Dummheiten schreiben, haben sie doch wenigstens immer den einen Trost, dafür bezahlt zu bekommen, aber auch dies Motiv und auch dieser Entschuldigungsgrund fällt fort bei den Dichtern des neuen Programmes. Sie arbeiten ganz uneigennützig, und wenn es nicht gar zu verlogen klänge, würde ich sagen, der Ehre wegen; sie geben sich gratis der öffentlichen Heiterkeit preis. Eugen Richter jedoch sieht selig lächelnd, wie sich auf seinem Pulte das Häuflein Zeitungsausschnitte, „Preßstimmen über unser neues Programm", vermehrt, und mit ernsthafter Miene folgert er aus diesem Umstand, daß sich Deutschland auf's Eingehendste und Interessirteste mit ihm und seinen Zukunftsplänen beschäftige . . .

Der Aermste! Er ahnt nicht, daß in dieser todtenstillen Zeit den stoffarmen Zeitungsmachern der bedeutungsloseste Lückenbüßer von ganzem Herzen willkommen ist, und daß kein Mensch seinem Programmentwurf auch nur eine Petitzeile gewidmet hätte, wenn durch ein paar neue, schauerliche Mordthaten „die Bevölkerung in fieberhafte Spannung" versetzt, wenn König Milan so liebenswürdig gewesen wäre, den lang vorbereiteten Staatsstreich zu vollziehen, oder Herr Miquel endlich Tact genug besäße, seine Demission einzureichen.

* * *

Wen das neue Programm doch zu etlichem Nachdenken anregt, der analysirt es gewiß nicht, um nach Art schadenfroher Rickertianer nachzuweisen, wie schäbig es in allen Einzelheiten ist und wie wenig der kurzsichtige Spießbürgergeist seiner Autoren über den nächsten Freitag hinauszublicken vermag, der zerbricht sich auch nicht den — pardon — Kopf Knörcke's mit Untersuchungen, ob die werbende Kraft der Freisinnigen Volkspartei nun irgend welchen Zuwachs erfahren hat. Wenn die freiwillig offiziösen Heroen, die sich mit Barth in die Einsamkeit zurückgezogen haben, Herrn Richter Einsichtslosigkeit und Mangel an modernem Sinn vorwerfen, so berührt das noch peinlicher, als wenn ein Lahmer den anderen Krüppel schilt; diese Invaliden der Politik sollten sich hüten, das öffentliche Mitleid zu verscherzen. Wie wenig Segen Herr Richter auch immer dem Vaterlande gebracht hat, als unerschrockenster Gegenkämpe Bismarck's ist er historisch geworden und nimmt in unserer politischen Geschichte eine Stellung ein, um die ihn nicht Viele beneiden werden, die ihm aber Keiner streitig machen kann. Manchestermann aus Ignoranz, der erst jetzt, wo er wie Dr. Johannes über hundert Bücher gelesen hat, anfängt, mit dem früher in alle Höllen verfluchten Kathedersozialismus verschämt zu kokettiren, hat er dem unheilvollen Treiben des Lasker's aus Meseritz nie Widerstand geleistet, aber er trägt an der undeutschen und mittelstandfeindlichen Gesetzgebung, die auf den Namen dieses Mannes, seiner Cumpane und seiner Epigonen getauft werden muß, nur indirect mit Schuld. Eugen Richter hat seinen Beruf verfehlt; er war der geborene Bürgermeister von Neuß, er wäre aber der beste Organisator und Führer unseres Kleinbürgerthums, unseres Mittelstandes gewesen, wenn er je vermocht hätte, den Blick von Nebensachen auf große, volkbewegende Fragen zu lenken. Just heute, wo die Laterne seines neuen Programms die Ruinen des volksthümlichen Liberalismus in rötherem Glanze als je erstrahlen macht, ist es Zeit, daran zu denken, was die Fortschrittspartei für eine ungeheure Bedeutung hätte erlangen können, wenn ihr Führer seinen Freimuth und die Schärfe seiner Dialectik nicht nur an den Regierenden, sondern auch an den dunklen Gestalten erprobt hätte, die unter liberaler Maske unseren Volkswohlstand verwüsteten. In der Hand der Fortschrittspartei lag es, die Sozialdemokratie, den Antisemitismus, die bäuerliche Bewegung ihren Zwecken dienstbar zu machen, das heißt, alle diese gewaltigen Mächte gar nicht aufkommen zu lassen. Männer wie ihre Begründer hätten an ihrer Spitze stehen müssen, als die wirthschaftlichen Fragen auftauchten, Männer, die wirklich den Herzschlag des Kleinvolkes kannten und mit redlichem Bemühen trachteten, seine Wünsche zu erfüllen, seine Hoffnungen durchzusetzen. Die fortschrittlichen Doctrinarren aber, die auch dreißig, vierzig, fünfundvierzig Jahre nach 1848 noch immer wie hypnotisirt auf diese Epoche starrten, die im Programm der Märztage Alles vereinigt glaubten, was den Menschengeist jetzt und zukünftig bewegen und erregen wird, für die es nach dem Siege der bürgerlichen Revolution keine politische Entwickelung mehr gab — diese Männer haben nicht allein ihre Partei, sie haben den liberalen Gedanken, den reinen, hellen, für alle Zeit discreditirt und zu Grunde gerichtet. Als man des politischen Gezänkes und des Kampfes um politische Freiheiten müde ward, als nach Brot und nicht nach klingenden Verfassungsparagraphen das Geschrei der Menge ging, da war es für den Fortschritt eine Ehrenpflicht und ein Gebot der Selbsterhaltung zugleich, Anwalt der Bedrängten zu werden. Dann wäre Herr Bebel noch heute ein strammer Fortschrittsmann, säße vielleicht auf Herrn Richter's Stuhl, dann stützte sich diese Partei auf den Arbeiter und den kleinen Bürgersmann, die es Beide wahrhaftig gleich schwer haben und thöricht genug sind, wenn sie sich um rein politischer Fragen willen grimmig hassen. Der Antisemitismus, d. h. der Verzweiflungskampf des niedergetretenen, noch kerndeutsch und monarchisch empfindenden Mittelstandes gegen seine am leichtesten zu erkennenden Feinde, hätte auf der Höhe seiner Welle die Fortschrittspartei getragen, und der bäuerliche Besitzer hätte sich in seinem Elend nicht an die mindestens verdächtigen Latifundienbesitzer gewandt, die ja, wie die Geschichte der Bauernbefreiung in Preußen und Oesterreich lehrt, noch vor Kurzem seine hartherzigsten und mitleidlosesten Feinde waren, die ihn auch heute nur als Stimmvieh und Sturmbock mißbrauchen — nein, Schulter an Schulter mit dem Bruder Arbeiter und dem Bruder Handwerker wäre er marschirt, unter den flatternden Panieren der wahrhaften Volks- und Fortschrittspartei. Vielleicht stünden wir dann schon heute jenseits des Berges, den wir nun athemlos, völlig ausgepumpt hinankeuchen, die unblutige wirthschaftliche Umwälzung wäre vollzogen, Deutschland ein blühender Mittelstandsstaat, und alles das verdankten wir den Erben der Kämpen von 1848. Statt dessen . . .

Statt dessen sehen wir heute Herrn Eugen Richter sein Häuflein Sancho Pansas zum letzten Mal zusammenraffen, sehen ihn beim Glase Bitterwasser für Freiheiten erglühen, von denen er ganz genau weiß, daß sie erstens Niemand nutzen, daß zweitens Niemand sie antasten will oder daß sie drittens unter keinen Umständen zu erlangen sind. Ach, es ist schön und süß, für Wahrheit, Recht und Freiheit zu sterben — an Altersschwäche oder an einer Verdauungsstörung, beim Glase Bitterwasser im gepolsterten Lehnstuhl.

* * *

Wenn aber auch nichts Anderes, eines muß man billiger Weise dem Programmentwurf des Taktikers Richter nachrühmen: er bringt vieles, und deshalb Jedem etwas. Man braucht sich nur zu wünschen, was man begehrt, und man kriegt es sofort versprochen. Das Mädchen aus der Fremde konnte nicht verschwenderischer sein und sich nicht reicher assortirt haben. Wen es nach rothradicalen Phrasen gelüstet, der soll's nur sagen, Herr Richter spielt ihm auf, daß ihm die langen Ohren summen. Wer Eugen katechisirt, wie er's mit der Religion hält, bekommt eine schöne Antwort, etwas dunkel zwar, aber's klingt höchst wunderbar. Der verachtetste Hausknecht wie der tantièmenbegnadetste Bankdirector müssen mit gleicher Wollust dieser echten, einzigen und umfassenden Volkspartei beispringen; dem Einen wird sorgsam verdünnter, sozialpolitischer Honig um den Mund gestrichen, und dem Anderen zugeschworen, daß Eugen mit den Seinen trutzig und furchtlos für die bestehende Ordnung kämpfen will, bei thunlichst sparsamer Steuerbemessung. Auch der Bauernfang ist nicht vergessen, und dem Handwerker verspricht man Bekämpfung der Borgwirthschaft. Wem die Schulfrage kummervolle Nächte bereitet, wer über das bestehende Recht und die Rechtsübung anhaltend den Kopf schüttelt, als hätte dieser nützliche Körpertheil gar keine andere Bestimmung, wer in militärischen Fragen nicht ganz hieb- und stichfest ist — beim Orakel Richter kann er sich pythischen Rath holen. Naht sich aber ein

liebend Paar, so reicht ihm Onkel Eugen der Gaben allerschönste dar: nicht ein Gratisabonnement auf sein Leibblatt, auch keine Düte von den Bonbons, womit er in Friedeberg-Arnswalde die Kinder der Wähler für sich zu gewinnen suchte und so der Freisinnigen Volkspartei jungen Nachwuchs schaffte, nein, er sichert ihm feierlich Erhaltung der Familie zu, und verwahrt sich gegen jede Beeinträchtigung des wichtigsten Berufes der Frau als Gattin und Mutter. Befremdend wirkt, daß unter solchen Umständen im Programm nicht das Recht des Staatsbürgers, Warmbier mit Ei zu trinken, pomphaft garantirt wird und daß seine Dichter davon Abstand genommen haben, für die Fortsetzung des Kartoffelbaues und des Telegraphenverkehrs eine Lanze zu brechen. Von den großen Fragen, die bis 1850 ungefähr die Welt bewegten und die deshalb im Programm eine Stätte gefunden haben, vermißt der Alterthumsforscher eigentlich nur eine, und auch diesem Mangel könnte durch ausführliche Präzisirung des Standpunktes der Partei zur amerikanischen Sklavenfrage leicht abgeholfen werden.

Deutschland ist ein wunderlicher Staat; in ihm darf man mit Fug darauf hoffen, die größten Erfolge just auf den Gebieten zu erkämpfen, von denen man am allerwenigsten versteht. Vilma Parlaghi malt von hoher Stelle und von der maßgebenden Kritik begeistert gelobte Bilder, obwohl sie sich einer hervorragenden Begabung für transatlantisches Reklamewesen erfreut und in diesem Berufe ganz zweifellos wahrhaft Epochales leisten würde, während man bei ihren Gemälden nur bedauern kann, daß sie nicht schneller in Privatbesitz übergehen und aus den öffentlichen Ausstellungen verschwinden. Leoncavallo, der bei aller Fixigkeit immer noch nicht so schnell componirt wie andere Leute sprechen, arbeitet an einer deutschen Oper, dem „Roland von Berlin", wobei ihm der eine Umstand zu statten kommt, daß er kein Wort deutsch versteht, und der andere Umstand stört, daß Wagner'sche Melodien zu allgemein bekannt sind. Eugen Richter endlich stellt nationalöconomische Thesen auf und läßt sie drucken. Ich bedauere nun aufrichtig, ihn mit Vilma Krüger oder Leoncavallo vergleichen zu müssen; fälschlicher Weise wird er beide Persönlichkeiten für Künstler halten, und von der Kunst hält er nichts. Sie ist die einzige öffentliche Erscheinung des Vormärzes, die er in seinem Programm unbesprochen ließ. Aber wie die Ungarin sans gêne tuscht und der Italiener frisch entschlossen darauf los componirt, aus dem Vollen und Ganzen heraus, so spielt Eugen Komödie und tragirt in gröblicher Verkennung seiner Eigenart und Begabung den positiven, den zeugungsfähigen Politiker. Anderwärts, wo man zu lachen versteht und wo das Lachen, diese ansteckende Krankheit, tödtet, wüßte man paßliche Antwort auf solche Ueberhebung; hier zu Lande discutirt man die Schöpfungen der erhabensten Potentaten im Reiche der Kunst und Politik mit nicht größerem Ernst als die der jämmerlichsten Impotentaten. Und was dem findigschlauen, schlagfertigen und furchtbaren Budgetdebatter, um den uns trotz seiner Kleinlichkeit und verbissenen Nörgelsucht andere Parlamente beneiden müssen, seit Jahren nicht mehr gelingt — dem begrenzten und mit verschimmelten Schlagworten Kleinkram treibenden Fractiönchenführer glückt es: nicht nur Deutschland, auch die Presse der umliegenden Reiche beschäftigt sich wieder angelegentlichst mit ihm, mit dem Vulgärdenker und dem noch weniger als vulgären Oeconomen.

Und er sitzt schmunzelnd in seiner Redaction, froh erregt, daß man wieder von ihm spricht und ihn noch nicht unter allgemeinem Schweigen begraben kann; wenn ich ihn jetzt durch die Friedrichstraße hasten sehe, trägt er den Kopf stolz aufgereckt, nicht mehr melancholisch vorgebeugt wie früher. Ganz gewiß, er hofft noch immer — mehr, er blickt zuversichtlich und siegesfroh den Tagen entgegen, die kommen. Um ihn her brandet der Wellenschlag einer neuen Zeit, und diese vom funkelnden Morgenroth überglühte, prachtvolle, endlose See dünkt ihn der Ententeich, auf dem er einstens so herrlichen Sieg errang. Er hört wilde Musik in der Ferne, rauschende Fanfaren, Schlachtmusik der Colonnen, die jauchzend in den neuen Bauernkrieg ziehen, und meint, das sei ein Ständchen und gelte ihm. Und er streicht sich die Biedermannfrisur zurecht und bläst ein Stäubchen von dem sonst junggesellenhaft wenig gebürsteten Rock aus der Biedermannzeit; er improvisirt schon eine Dankrede an die Wähler des Hagener Kreises, den er nicht verlor, nein, der ihn verlor . . . Er ahnt nicht, daß er und seinesgleichen wie verstaubte Masken hineinragen in diese neue Zeit, Mumien, die immer noch hoffen, das jungfrische, kräftig aufstrebende Leben um sich her zum Mumienthum bekehren zu können.

Caliban.

Notizen.

Bücher, sagt Charles Kingsley, sind ein kostbares Erbe, das eine Generation der anderen hinterläßt; sie erziehen, ermuthigen und belehren uns durch Worte und Gedanken von Menschen, deren Leib längst zu Staub geworden ist, deren Worte aber nach Gottes Rathschluß fortleben, um in unseren Herzen und in den Herzen unserer Nachkommen Früchte zu bringen bis an den jüngsten Tag. — Das gilt so recht von seinem eigenen literarischen Nachlaß: Charles Kingsley's Tägliche Gedanken, von seiner Gattin gewählt und gesammelt, übersetzt von Marla Baumann (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.) Theils sind es gute Bekannte, Stellen und Aussprüche aus der Biographie, theils aber auch Stellen aus Briefen und Vorträgen, die bis dahin ungedruckt geblieben waren. Alles in Allem ist diese recht glücklich zusammengestellte Sammlung ein vortreffliches Mittel, den Mann, der sich als Romanschriftsteller, Theologe und Dichter, so verschiedenartig die Gebiete auch sind, trefflich bewährt hat, der dem Leser darum auf jedem dieser Gebiete eine neue Ueberraschung darbietet, von allen Seiten kennen zu lernen. Für Liebhaber eigener Gedanken-Eintragungen hat die Herausgeberin fürsorglich leere Seiten einheften lassen, eine Veranstaltung, die der Bescheidenheit der Frau eines großen Mannes alle Ehre macht. e. b.

Die Grundbegriffe der Gegenwart. Historisch und kritisch entwickelt von Rudolf Eucken. (Leipzig, Veit & Co.) Dieses Werk des Jenenser Philosophen schließt sich an sein gleichbetiteltes und vom selben Grundgedanken ausgehendes vom Jahr 1878 an. Der Verfasser unterzieht die Anschauungen, ja das gesammte Geistesleben der Gegenwart einer ernst-sachlichen Kritik und erhält so als Ergebniß seiner Untersuchung der Hauptbegriffe ein Gesammtbild unserer Zeit, wonach derselben kurz gefaßt folgende Mängel anhaften würden: gipfelnd in einer überwiegenden Bevorzugung des Seichten und Scheinhaften in Wissenschaft, Kunst und Leben (Naturalismus, Realismus), welche das Vorwärtskommen hindern, trotz der vielen entgegengesetzten Bestrebungen, dem Leben mehr Inhalt zu geben, der laufenden Geschichte einen Ewigkeitskeim einzupflanzen, ohne den nichts gedeiht, was geschieht. Es ist bekanntlich kein Leichtes, allen Strömungen gerecht zu werden, und gerade der eigenen Zeit den Puls zu fühlen. Es gehört hierzu, was der Verfasser besitzt: die ganze Ueberlegenheit und das unbestechliche Urtheil eines völlig in sich selbst ruhenden Geistes. Wohl hat Eucken hier über die Zeit, nicht aber bloß für die Zeit abgehandelt. Wie er aus der Vergangenheit den Ursprung und Verlauf der jetzigen Begriffswelt entwickelt, so dient gleichzeitig seine Untersuchung auch dem höheren Zweck: den Geist der Zukunft sittigend zu befruchten. Insofern sind seine Resultate wichtig für alle, die mit in der Bewegung stehen und Einfluß auf sie gewinnen wollen. e. b.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

geläufige
Das Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt.
Probebriefe à 1 M.
Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.
☛ *Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.*

Soeben ist erschienen:

Shakespeares Frauengestalten
von
Dr. Louis Lewes.
27 Bogen in feiner Ausstattung.
Preis geheftet 5 *M*, in Leinen gebunden 6 *M*.
In Halbfranz 7 *M*.

Kleine Schriften
politischen Inhalts
von
Lothar Bucher.
22 Bogen.
Preis geheftet 5 *M*, in Leinen gebunden 6 *M*.
In Halbfranz 7 *M*.
Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Soeben erschienen:
Steiner,
Philosophie der Freiheit.
Ein im modernen Geiste geschriebenes Buch, als Protest gegen die Individualitätslosigkeit und das Schablonenthum in Wissenschaft und Leben. In der Auffassung und Darstellung frei vom Pedantismus der Schulgelehrsamkeit.
Preis 4 Mark.
Verlag von Emil Felber, Berlin S.W.,
Anhaltstraße 6.

Reine Südweine,
Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität, **6 Flaschen** (3/4 Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.
Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.

bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries** u. **Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.
Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,
Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman
von
Theophil Zolling.

☛ **Vierte Auflage.** ☚

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Z. ist ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird . . . Seine dichterischen Personen halten auch Reden (wie in Heyse's Merlin), aber was sie sprechen ist Handlung. . . . Ueberall herrscht jene Objectivität, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. Der Dichter hält sein Urtheil sorgfältig zurück, denn er will nicht entscheiden, sondern der Leser soll das Urtheil fällen und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatsachen geknüpften Motivirung, daß über die Nothwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann. **Grenzboten.**

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen. **Blätter für literarische Unterhaltung.**

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 36. Berlin, den 8. September 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Verkürzung der Kreditfristen. Von H. Horn. — Verdienstwahlrechte. Von Charles Mayr (St. Louis). — **Literatur und Kunst** Die Wahrheit über Charlotte Stieglitz. Mit einem ungedruckten Briefe. Von Ludwig Geiger. — Eine neue Steinbiographie Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Zwei Stunden auf der Eisenbahn. Von Enrico Castelnuovo. — **Aus der Hauptstadt:** König Ludwig der Heilige. Von Caliban. — Die Königl. preuß. Haupt-Kunstcadettenanstalt. Von Fritz Stahl. — Notizen. — Anzeigen.

Verkürzung der Kreditfristen.

Von H. Horn.

Baar Geld lacht. Dieser alte Satz ist so selbstredend, daß er keines Beweises bedarf. Jeder kennt die Wahrheit desselben aus Erfahrung, da Jeder Geld zum Leben braucht. Niemand schwankt daher, wo er die Wahl hat, ob er baar Geld nehmen soll oder — die Hoffnung auf die Zukunft. Nur die eiserne Nothwendigkeit zwingt den Producenten, gegen Kredit zu verkaufen, wenn er eben zahlungskräftige Kunden entweder nicht in genügender Menge oder überhaupt nicht finden kann.

Unbestreitbar ist das eine schwere Nothlage, in der sich Gewerbetreibende und Händler befinden. Denn auch der ehrlichste, fleißigste, tüchtigste Geschäftsmann kann an der Klippe des Kreditunwesens zu Grunde gehen. Die Zahlungsunfähigkeit des Einen zieht die von vielen Anderen nach sich, wenn das auch nicht in so großartigem Maßstabe und nicht so klar erkenntlich hervortritt wie in Börsen- und Bankgeschäften. Wie soll sich aber der kleine Mann in dieser Noth schützen? Gegen den Wucher kann man die Hülfe oder doch wenigstens die Rache des Staatsanwalts anrufen. Aber kann der Schneider seine Kunden verklagen, weil sie auf Kredit bei ihm kaufen? Er muß ja froh sein, daß er überhaupt Kunden hat. Es steht ihm allerdings frei, den Kredit zu verweigern und — sein Geschäft zu schließen.

Viel schöne Reden sind auf Versammlungen über diese schlimme Sache gehalten. Auch von der moralischen Verpflichtung zur Baarzahlung hörte man sprechen. Aber was fruchtet der Appell an die Sittlichkeit oder an die Humanität, wo es sich handelt um Fragen, die so tief greifen in den Geldbeutel! Man suchte auch eifrigst nach der Wurzel des Uebels. Von vielen Seiten äußerte man, der Landmann trage die Schuld, bei ihm liege der erste Grund zu der „Stockung", die sich dann unerbittlich durch die ganze Geschäftswelt fortpflanzt, wie wenn sich in einer Wasserleitungsröhre an einer Stelle ein Pfropfen festgeklemmt hat. Der Landmann soll den Erlös für Vieh und Feldfrüchte seelenvergnügt bei sich verschwinden lassen, und alle Anderen müssen warten, da er den Kreislauf des Geldes unterbricht. In dieser Allgemeinheit scheint uns die Ansicht unrichtig. Aber es mag etwas Wahres daran sein. Der kleine Bauer hat es eben am Nöthigsten, ihn drückt der Schuh am Meisten. Wenig kann er ausrichten durch seiner Hände Arbeit, viel hängt ab von Wind und Wetter. Dazu ist er arm an Geld, reich an Hypothekenschulden. Um sich also über Wasser zu halten, muß er die seltenen Gäste, die 20-Markstücke, möglichst lange festhalten, und das thut er mit der ihm eigenen Zähigkeit. Seinen Hypothekengläubigern gegenüber kann er das natürlich nicht wagen, die verstehen keinen Spaß, und so fällt die ganze Last auf die, die von ihm, dem Bauer, abhängig sind, d. h. auf seine Lieferanten.

Der wahre Grund des Kreditunwesens liegt eben nicht in der Halsstarrigkeit des eigensinnigen Landmannes, sondern etwas tiefer, nämlich in der schlechten Geschäftslage, die schon so lange anhält und aus der noch immer kein Ausweg sich eröffnen will. Man könnte diese Behauptung trivial nennen, aber ist sie darum verkehrt? Die Kunden, um die sich Alles reißt, wollen pünktlich „bedient" sein, Jeder drückt daher auf seine Lieferanten, die ihn „bedienen", und so drücken schließlich Alle auf Alle — nichts als eine von den vielen Erscheinungen im Kampfe um's Dasein. Darum ist es aber auch eine sehr wohlfeile Ermahnung an den Einzelnen, er solle schnell bezahlen. Womit soll er zahlen, wenn nicht seine Hintermänner ihn selbst bezahlt haben?

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch Hang zur Verschwendung und mangelnder Sparsamkeitssinn dabei mitwirkt. Aber die Geschäftsleute selbst begünstigen nothgedrungen die übertriebenen Einkäufe und den sinnlosen Luxus. Bei der geringen Zahl der Kunden muß ein erhöhter Consum auf jeden Einzelnen wünschenswerth sein, bei dem geringen Nutzen muß man auf möglichst massenhaften Umsatz rechnen. Da die billigen Waaren nicht viel einbringen wollen, wirft man sich auf unnützen Tand, der als modern und als neueste Neuheit leicht reißenden Absatz findet auch bei solchen Leuten, die kaum die Butter auf das Brot bezahlen können.

Für den einzelnen Geschäftsmann ist jede Unsitte, mag sie auch noch so verderblich sein, unabänderlich wie das Schicksal, das kann wohl als ein Axiom gelten. Denn die Concurrenz erzwingt das Mitmachen und duldet keine Ausnahme von der Regel, selbst dann nicht, wenn sie im eigenen Interesse des Publikums liegen würde, denn die Belehrung des kaufenden Publikums ist in der Praxis erstens viel schwerer als in der Theorie, und zweitens viel schwerer als — die Täuschung und Irreführung.

Fester Zusammenschluß aller Interessenten ist zuerst nöthig, wenn in wirksamer Weise auf eine Verkürzung der Kreditfristen hingearbeitet werden soll. Auch dann noch schöpft das Publikum leicht Verdacht, das Bündniß richte eine Spitze gegen den Käufer, aber schließlich hat doch Niemand ein eigentliches Interesse an der Fortsetzung des Kreditunwesens. Man hat diesen Weg mehrfach eingeschlagen, und wenigstens nicht ganz ohne Erfolg. Die einzelnen Gewerbe einer Ortschaft erließen

ungefähr zu derselben Zeit gemeinschaftliche Erklärungen, daß in Zukunft vierteljährlich Rechnung geschickt werden würde, und alle Preisbestimmungen auf das Ende des laufenden Vierteljahres zu verstehen seien. Das half denn auch — eine Zeit lang, d. h. es wurden wenigstens die Rechnungen ausgeschickt. Wie es mit der wirklichen Bezahlung stand, ist eine andere Frage. Leider aber fallen die einzelnen Theilnehmer des Bündnisses sehr leicht ab, um sich ihren Kunden recht gefällig zu erzeigen, und dann bleiben bald nicht mehr viel übrig, die ganze Verabredung steht auf dem Papier. Es sollten daher hohe Conventionalstrafen für jeden Bruch des Versprechens festgesetzt werden. So unangenehm das Auskunftsmittel auch ist, man muß es sich gefallen lassen, wenn man etwas ausrichten will.

Es mag hier bemerkt werden, daß eine vierteljährliche Frist zwar etwas hoch bemessen ist, aber doch nicht zu hoch. Sie schließt sich an die vierteljährliche Gehaltsauszahlung vieler Beamten an und ist daher für diese besonders practisch und bequem. Denn größere Summen in das Pult zu legen, ist keine besondere Annehmlichkeit. Einen Geldschrank besitzen nicht Viele. Das Beste ist, wenn das Geld fortgeht, wie es einkommt. Nur muß das einkommende auch völlig ausreichen zur Zahlung der Vierteljahrsrechnung, und muß außerdem noch ein reichliches Taschengeld für die tausend Kleinigkeiten übrig lassen. Alles ohne Ausnahme anschreiben zu lassen wäre in der Praxis ebenso verkehrt, als Alles sofort baar zu bezahlen. Letzteres wäre schon darum zu tadeln, weil es einen übermäßigen Verbrauch von metallischer Reichsmünze beanspruchen würde. Im Allgemeinen wird man da anschreiben lassen, wo die geschäftlichen Beziehungen dauernd sind, während man gelegentliche Einkäufe sofort in baar regelt. Einerseits wird man einen Kutscher oder Gepäckträger nicht auf das Ende des Vierteljahres vertrösten. Andererseits wird kein Staatsbeamter verlangen, daß ihm sein Gehalt täglich ausbezahlt werde.

Wenn nur das Geld dann nach drei Monaten auch wirklich da ist! Was würde aber der Beamte dazu sagen, wenn er auf der Staatskasse von einem Vierteljahr auf das andere getröstet wird, wie es in der Türkei und in Rußland nicht selten vorkommen soll! Dann muß der Beamte eben zu allerlei unerlaubten Mitteln greifen, er muß das, was er auf ehrlichen Wegen nicht finden kann, suchen auf unehrlichen. Ist es ein Wunder, daß es beim Geschäftsmann ähnlich geht? Zwar unerlaubte Dinge kann er nicht treiben, weil für den Händler und Verkäufer natürlich jeder Preis erlaubt ist, den ihm überhaupt noch Jemand zahlt. Aber es ist selbstredend, daß jede Erschwerung des Geschäftsbetriebes, wie das übermäßige Kreditwesen, in einem entsprechend erhöhten Preise seinen Ausdruck finden muß. Der Verkäufer wird wenig Lust haben, aus reiner Liebe zum Käufer zu verhungern.

Wenn das Publikum das nur gehörig einsehen wollte! Dann würde sich Niemand mehr über die pünktlich ankommenden Rechnungen ärgern, oder sie gar als Zeichen von mangelhafter „Coulanz“ oder „Noblesse“ auffassen. Ja, er würde sich sogar freuen darüber, selbst wenn er augenblicklich nicht zahlen kann, weil ein Geschäft, dem die Bezahlung gleichgültig zu sein *scheint*, entweder schlechtere Waare oder höhere Preise führen *muß*. Aber manche Leute sind so empfindlich gegen Rechnungen, daß auf Belehrung keine Aussicht ist. Daher ist es so weit gekommen, daß der Ladenbesitzer selbst dann, wenn er dem Käufer die Börse ziehen sieht, äußert: O bitte, lassen Sie doch, „es hat ja keine Eile“. Spaßhaft! Es scheint ein stillschweigendes Uebereinkommen zu bestehen, daß selbst Derjenige, der gar nichts bei sich führt, wenigstens „den Schein wahrt“, als wolle und könne er zahlen, worauf dann die obige Formel mit automatischer Sicherheit erfolgt. Der Käufer murmelt dann nachlässig „ganz wie Sie wünschen“, und empfiehlt sich mit erleichtertem Herzen und unerleichterter Börse.

Man kann zugeben, daß das beharrlich und auf allgemeine Verabredung durchgeführte Senden von Rechnungen einigen Erfolg hat. Aber doch nur bei denen, die die Bezahlung unterlassen haben aus bloßer Vergeßlichkeit, Gewohnheit, Bequemlichkeit. Die, denen wirklich am Aufschieben der Zahlung aus irgend welchen Gründen etwas gelegen ist, werden sich hüten, auf die erhaltene Rechnung irgend eine Antwort zu geben. Sie „lassen sich nichts merken“. Man kann diese wieder practisch in zwei Klassen eintheilen: die, welche Geld haben, aber dasselbe im eigenen Geschäfte benutzen, d. i. sehr vortheilhaft verwenden können, und zweitens die, welche nichts vorräthig haben, also in augenblicklicher Nothlage sind. So haben wir mit den schon erwähnten Vergeßlichen zusammen drei Klassen.

Wenn wir nun den Vorschlag machen, daß jeder Geschäftsmann für ausstehende Rechnungen so hohe Zinsprocente berechnen sollte, als er selbst erzielen kann, wenn er das Geld im eigenen Geschäft arbeiten läßt, so sind wir uns wohl bewußt, daß derselbe auf den ersten Blick theoretisch sehr hart und practisch fast undurchführbar erscheint. Untersuchen wir daher die Frage etwas näher.

Am einfachsten ist die Sache vom Standpunkte des Geschäftsmannes. Geht er unter seinen eigenen Zinsfuß, so erleidet er Schaden. Geht er darüber hinaus, so hat er keinen Nutzen, da ihm fast Alles sofort bezahlt wird — aber er zwingt die Leute zu einer Zahlungszeit, die ihnen vielleicht unlieb ist, und verdirbt sich dadurch die Kundschaft, wodurch er offenbar in der Praxis großen Schaden erleidet.

Was nun die Käufer anbetrifft, so können wir die obigen drei Klassen beibehalten. Auf die Vergeßlichen übt ein hoher Zinsfuß einen heilsamen Druck. Bleiben sie trotzdem vergeßlich, so können sie auch diese wirthschaftlich sehr luxuriöse Angewohnheit angemessen, d. i. hoch versteuern. Oder soll der Geschäftsmann für die Vergeßlichkeit anderer Leute bluten?

Die säumigen Zahler, die ihr, d. h. eigentlich nicht ihr, sondern das dem Verkäufer geschuldete Geld vortheilhaft für sich verwenden können, mögen es ja thun, aber dann auf eigene Kosten, nicht auf Unkosten eines Anderen. Bringt es ihnen nicht so viel, gut, so mögen sie sogleich zahlen. Können sie Geld anderswoher billiger erhalten, so mögen sie es von dort holen und die Forderung ihres Lieferanten bezahlen. Wo ist da eine Ungerechtigkeit?

Nun zu den Kunden, die nichts Baares vorräthig haben. Sie sind ja zu bedauern, zugegeben. Es wäre sicherlich für sie besser, wenn sie das nöthige Geld ganz ohne Zinsen bekommen könnten. Aber ist der Verkäufer denn ein Beamter der öffentlichen Wohlthätigkeit? Dazu erwähnten wir schon, daß die langen Kreditfristen geradezu eine Ausbeutung des Verkäufers durch den Käufer sind, gegen die ein staatsanwaltlicher Schutz aber bisher in der Praxis unmöglich ist. Soll nun die Nothlage etwa dadurch gemildert werden, daß sie von dem Einen (der vielleicht unschuldig ist) abgewälzt wird auf den Anderen, den Verkäufer, der sicher daran unschuldig ist? Wir würden sofort „ja“ sagen, wenn alle oder fast alle Verkäufer reiche Leute wären. Dann aber wäre es sehr auffällig, daß sie alle vor den Käufern — so tiefe Bücklinge machen.

Es bleibt nur noch die menschliche Dummheit zu berücksichtigen, die allerdings in keiner guten Rechnung fehlen darf, wenn sie aus der Theorie in die Praxis eintreten will. Es könnte die Käufer zu sehr vor den Kopf stoßen, wenn sie in einer Rechnung, die erst wenige Monate alt ist, schon mehrere Procent Zinsen angekreidet finden. „Wuchergeschäft!“ würden sie da wohl ausrufen. Aber glücklicher Weise läßt sich auch das einfädeln. Die Götter kämpfen mit der Dummheit nur dann vergebens, wenn sie in göttlichem Leichtsinn und Uebermuth den Stier von vorn zu packen suchen. Es wird nicht gehen, daß man einer Rechnung, die nach einem Jahre beglichen wird, 12 Procent Zinsen hinzurechnet. Man fügt daher von vornherein diese 12 Procent hinzu, gestattet großmüthig jedem Käufer, zwölf Monat mit der Zahlung zu warten, und läßt für den, der früher zahlt, besondere „Preisermäßigungen“ eintreten, für jeden Monat 1 Procent. Das macht dann vielleicht einen großartig noblen Eindruck, obgleich es sachlich offenbar auf ganz dasselbe hinausläuft wie der „wucherische“ Zuschlag von 1 Procent Monatszinsen. Das Schlimme ist nur, wenn ein Käufer nicht einmal begreifen kann, daß der

Verkäufer in irgend einer Weise auf seine Rechnung kommen muß. Daß Letzteres in offener, ehrlicher Weise geschieht, nicht in hinterlistiger, liegt im allgemeinen Interesse. Wer glaubt, den Verkäufer jahrelang auf sein Geld warten lassen zu können ohne jeden Preisaufschlag, der zwingt ihn geradezu, zu versteckten Mitteln und Kniffen zu greifen. Wer baar zahlt, wo andere Käufer Frist erhalten, der hat allerdings das Recht, einen angemessenen Abzug zu verlangen, und er ist thöricht, wenn er es versäumt, wie der Verkäufer thöricht handeln wollte, wenn er ihn verweigerte.

Ohne hohe Procente, die zugezählt oder abgezogen werden je nach dem Termin der Zahlung, wird sich das Kreditunwesen niemals aus der Welt schaffen lassen, trotz allen schönen Reden und leidenschaftlichen Resolutionen in Versammlungen. Im Großen mag man das großkapitalistische Unwesen um so rücksichtsloser vernichten, hier im Kleinen ist das freie Spiel von Angebot und Nachfrage unentbehrlich, und die sentimentale Scheu vor hohen Zinsen wäre völlig grundlos, da ein niedriger Zinsfuß in Hunderten und Tausenden von Mark offenbar unnütz ist, wenn er gleichzeitig in den Millionen weiterwuchern kann.

Außer dem Zeitverlust und Zinsverlust fällt bei dem Kreditunwesen auch noch die Unsicherheit, d. h. die mögliche Zahlungsunfähigkeit des Käufers schwer in's Gewicht. Der Verkäufer muß sich gegen diese Gefahr versichern, und da es Versicherungsgesellschaften dagegen nicht geben kann (oder doch nur in sehr beschränkter Weise), so schlägt er die Versicherungsprämie gleich auf den Preis der Waare. Er muß das, da er die Zahlungsfähigkeit jedes einzelnen Käufers nicht immer sicher beurtheilen kann. Aber eine ungerechte Schädigung entsteht dadurch für die Zahlungsfähigen, die zu der Schaar der Unfähigen gezählt werden. Jede Kleinigkeit sofort zu bezahlen, wäre in der Theorie ein einfaches, in der Praxis aber oft weitläufiges Mittel. Der Käufer kann auch dem Verkäufer nicht immer eine Art Vorschuß geben, weil der Verkäufer auch keine unbedingt sichere Person ist. Es würde aus einem solchen Verfahren wahrscheinlich sogar ein neuer Zweig der Hochstapelei erblühen. Hat doch auch die an sich so richtige Einrichtung der Cautionsstellung bei solchen Aemtern, die leicht zur Unterschlagung verführen, den Stand der raffinirten Cautionsschwindler zur Folge gehabt.

Daher sollten alle derartigen Sicherstellungen stets nur bei dritten Personen oder Anstalten geschehen, die für die Sicherstellung selbst eine bessere Sicherheit bieten. Die Sparkassen könnten diesem Bedürfniß leicht entgegenkommen, wenn sie eine besondere Art von Sparkassenbüchern einführten, aus denen Auszahlungen nur unter der Bedingung stattfinden, daß zugleich mit dem Buche ein zweiter Schein eingereicht wird, den der Verkäufer dann an sich nimmt. So ist jeder Mißbrauch von beiden Seiten ausgeschlossen. Das Geld bleibt dem Käufer und Eigenthümer sicher, und hat die Bestimmung, in erster Linie für die Befriedigung der Forderungen des Verkäufers zu haften. Das ist die sicherste Caution und die beste Bürgschaft.

Verdienstwahlrechte.

Von Charles Mayr (St. Louis).

Die 44 Staaten der amerikanischen Union haben natürlich alle ihre verschiedenen Wahlgesetze, mehr oder weniger ungerecht, aber alle nicht auf Prinzipien, sondern auf persönliche Vortheile gebaut. Ein Abgeordneter vertritt hier in erster Linie die Herren Smitt für die Postmeisterämter, die Herren Miller für die Zoll- und Steuerämter, die Herren Brown für andere Aemter und nur in ganz untergeordneter Weise, sofern sie Stimmen beeinflussen, die mehr abstracten Begriffe von Toleranz, gleichem Rechte für alle, wirklichem Verdienst ꝛc. Die Sozialdemokratie, die viel Prinzip gemischt mit persönlichem Interesse enthält, ist deshalb weniger stark hier, weil in erster Linie nicht die Frage des Prinzipes sich dem Wähler aufdrängt, sondern die Frage: Wen wird Herr Smitt, wenn er erwählt wird, zum Postmeister in Smithville machen? Mich oder einen anderen? Und doch gibt es hier sehr viele Sozialdemokraten, nur weil die Pflanze einen anderen Namen hat, wird sie nicht gleich erkannt. Die Staaten Kansas, Colorado, Texas, Oregon, Illinois, Nebraska, Ohio, Südcarolina, sind nach deutschen Begriffen in den Händen der Sozialdemokraten, hier Populisten, Volkspartei (people's party), Demokraten ꝛc. genannt.

Wie überall besteht die sozialistische Partei auch hier aus dem geschäftlichen und Bildungs-Kehrichte der Bevölkerung, das nur genießen und zerstören will, ohne zu verdienen und zu schaffen. Es ist ein Unkraut, das zu vertilgen, ein Studium und eine Analyse seiner Existenz verlangt. Die Pflanze hat die zwei Arten der Fortpflanzung und des Wachsthumes, von der Wurzel und aus dem Samen. Die Wurzel ist ungemein kräftig, tief und weitverbreitet, sie reicht in jedes Individuum, es ist das brutale, thierische zerstörende Element in jedem Menschen. Diese Wurzel stirbt nur langsam, nur wenn es ihr für lange Jahre nicht erlaubt wird Blumen und Samen zu treiben, wird sie schwächer und schwächer. Aus dieser Wurzel springen zahlreiche, wie der Botaniker sagen würde, halbholzige, stachelige Kräuter ohne besonderem Nutzen, vielleicht wenn ordentlich klein geschnitten, getrocknet und in Bündel gepreßt, ein gutes Brennmaterial. Etwa um die Zeit der Reichstagswahlen blühen die Pflanzen, die sehr kleinen schmutzigfarbenen Blumen hauchen einen unangenehmen Leichengeruch aus, Chemiker haben darin verschiedenartige Gifte, Faulin, Destruktin, sowie große Mengen Alkohol gefunden. Wenn die Blüthen in künstliche Zucht, z. B. im Reichstagssaale gebracht werden, bringen sie Samen und Frucht; diese Samen sind nicht gerade sehr fruchtbar, aber da die Sämlinge neue Wurzeln im Boden lassen, sehr schädlich; besonders wenn der Same auf Erdreich fällt, das außer Geldprotzenthum auch viel Ungerechtigkeit enthält, keimt er schnell, etwas Bureaukratie bringt ihn rasch zur Entwickelung; diese Samenpflänzlinge sind jedoch lange nicht so kräftig als die Wurzelsprößlinge und sterben leicht, besonders wenn häufiges Bewässern mit unnöthigen Gesetzesparagraphen unterlassen wird. Ganz besonders tödtlich ist den Pflanzen allgemeines Wohlergehen und lange andauernde Gerechtigkeit und Erleuchtung; sie sind Nachtpflanzen.

Die von der Wurzel springenden Pflanzen sind dagegen außerordentlich zäher Natur; ihre stacheligen Kräuter finden sich überall, sie blühen selten; sind botanisch unter dem Namen Hypochondrias pessimisticus, Bummelus Stromii, Cilkalibus indolens etc. wohlbekannt. Selbst Kreuzungen mit guten Sorten kommen vor, z. B. Seifenblasia Richterii, Bombastus Stöckeri sind bekannt. Um dieses Unkraut nun am meisten zu schädigen, müssen wir es da angreifen, wo wir können, zur Blüthe- und Fruchtzeit, d. h. den Reichstagswahlen, die Wurzel ist unerreichbar aber Blüthen und Samenbildung können verhindert werden.

Als eine academische Behandlung erlaube ich mir ein System eines Verdienstwahlgesetzes vorzuschlagen, das die Erwählung eines Abgeordneten von den Persönlichkeiten der Wähler unabhängig und den Abgeordneten sozusagen zum Vertreter der staatlichen Prinzipien oder Stimmen der Wähler macht. Wer soll den Staat regieren? Die Müller, Schulze, Meyer ꝛc. — entschieden nicht, sondern die staatlichen Prinzipien in diesen Müller-, Schulze- und Meyer-Bürgern. Diese sind: Familienverhältnisse, Bildung und Erziehung, Besitzthum, Vermögen, Einkommen, Geschäftstalente, Vaterlandsliebe. Jeder Bürger soll stimmen, nicht nach dem Kilogewicht per Kopf, sondern nach der Summe staatsbürgerlicher Rechte in ihm. Der Abgeordnete, der dann eine Mehrzahl solcher Stimmen erhält, ist der wahre Vertreter. Welche Ungerechtigkeit, daß z. B. heute ein Bismarck im Wahllocale nur eben soviel werth ist als der Gilkabruder Piefke.

Das Prinzip ist das folgende: Jeder Bürger besitzt eine

Stimme als Bürger, zu welcher noch so viele hinzugezählt werden, als er nach seinem Bürgerverdienste auf seine Wahlkarte berechtigt ist; wenn er diese Karte dem Wahlbeamten zeigt, erhält er die Anzahl offizieller gestempelter Stimmzettel, die diese Karte verlangt, bezeichnet auf jeder den Abgeordneten für den er stimmt, und legt sie alle in die Urne; die persönlichen Wähler werden nicht gezählt, nur die Stimmen; das bringt das persönliche Element aus der Wahl.

Um dieses System richtig zu verstehen, will ich academisch gewisse Aenderungen im Wahlgesetze annehmen, z. B.

1. Das Wahlrecht ist eine Wahlpflicht, d. h. jeder Bürger muß stimmen, das wird so durchgeführt, daß z. B. der Steuerbeamte jede Stimme mit 1 oder 2 Mark Steuer belastet; und als Bezahlung dafür die gestempelte Wahlkarte annimmt, die zeigt, daß der Bürger gestimmt hat. Diese Wahlsteuer würde die Kosten des ganzen Systemes bestreiten und die Gleichgültigen würden es gerechterweise bezahlen; um Entschuldigungen (Krankheit) zu verhüten, könnte Stimmen durch einen Vertreter, der gehörig autorisirt ist (Frau ꝛc.) erlaubt werden; in Abwesenheit die Einsendung der Wahlkarte als ein Beweis mit Instruction, für wen der Commissar die Stimmen markiren soll ꝛc.

2. Die Wahlkarte. Die Karte enthält unter den verschiedenen Rubriken die Anzahl Stimmen, die einem Bürger gehören; jede höhere Klasse addirt sich zu der niederen. Ich nehme 7 Gruppen an und würde vorschlagen.

Gruppe I: Familienverhältnisse.

a) Jeder Bürger über 25 Jahre alt . . .	1	Stimme
b) Adelige Ahnen	1	"
c) Adelige Ahnen frühere Herrenrechte . .	1	"
d) Adelung für Verdienst	1	"
e) Familienvater von mindestens 3 Kindern	1	"
f) Familienvater von mehr als 7 Kindern .	1	"
g) Für jeden Sohn, der in der Armee gedient hat	1	"
h) Für jeden Sohn, der im Kriege oder Staatsdienste getödtet wurde	1	"
i) Für mehr als 4 Kinder, die 25 Jahre Alter erreichten	1	"

Etwas Anerkennung verdient „Adel" — ich bin selbst ganz bürgerlich — es ist ein gutes Element in der Bevölkerung. Die Verdienste der Familienväter im Staate sind unleugbar und sollen Anerkennung finden, aber erst wenn Resultate erzielt sind. Angenommen der Kaiser werde als Wähler unter I klassifizirt, so würde er erhalten I^a, I^b, I^c, I^d, I^e, I^f = 6 Stimmen. Fürst Bismarck $I^a + I^b + I^d + I^e + I^g(2) + I^l(?) = 7$.

II. Staatsdienste.

a) Dienst in der Armee als Gemeiner oder Freiwilliger	1	Stimme
b) Für jeden Krieg als Gemeiner oder Offizier	1	"
c) Für jede schwere Verwundung (Krieg oder Frieden) im Staatsdienste	1	"
d) Für jede 25 Jahre Staatsdienst oder Privatdienst bei gleichem Geschäftsgeber .	1	"
e) Für besondere persönliche (heroische!) Dienste	1	"
f) Als Lehrer an einer Staatsschule seit mindestens 5 Jahren	1	"
g) Als Priester einer anerkannten Religion seit 5 Jahren	1	"
h) Als Richter seit 5 Jahren	1	"
i) Als ehemaliger und gegenwärtiger Reichstagsabgeordneter	1	"

Daß diese Dienste staatliche Wortselemente ausdrücken, kann kein Zweifel sein, II^a & II^b sind äußerst gerecht, II^f, II^g, II^h, II^i sind Beschäftigungen, die ganz besonders das Studium und Verständniß der Staatsfragen begünstigen.

Z. B. Fürst Bismarck erhielte $II^a + II^b(3) + II^d(2) + II^e?(10) + II^i = 17$ Stimmen.

III. Erziehung und Bildung.

a) Elementarschule bis zum 13. Jahre, Lesen, Schreiben, Rechnen	1	Stimme
b) Höhere Schule etwa Grad Untersecunda	1	"
c) Höhere Schule etwa Grad Oberprima (absolvirt	1	"
d) 4 Jahre Universität oder gleichwerthige Schule	1	"
e) Universität oder Staatsexamen je nach Note I = 3, II = 2, III = 1	1–3	"
f) Erwerbung eines höheren Erziehungstitels Dr., Professor	1	"
g) Ehrenstimme für Nachstudien; spezielle Studien, Erfindungen, von gewissen Collegien wie Universitäten, Academien ertheilbar	1	"

Gelehrte, Künstler ꝛc. würden in III Anerkennung finden, jede Schule würde gradirt sein, so daß sie z. B. unter III^b oder III^c oder III^d fiele. Ein Bürger, der das Staatsexamen mit Note I macht, würde natürlich alle niederen Schulen einschließen, daher

$III^a + III^b + III^c + III^d + III^e(3) = 7$ „Bildungs"stimmen

besitzen.

Eine Malerakademie könnte jährlich als Belohnung ein Dutzend Stimmen austheilen ꝛc., etwas ganz Gerechtes.

IV. Geschäftstalente.

a) Als Meister oder Dienstgeber für mindestens 3 Gesellen oder Angestellte .	1	Stimme
b) Als Meister oder Dienstgeber für mindestens 50 Gesellen, Arbeiter oder Angestellte	1	"
c) Als Meister oder Dienstgeber für mindestens 300 Gesellen, Arbeiter oder Angestellte	1	" für je 100
d) Als unabhängiger Producent aus Rohmaterial, mehr als er selbst verbraucht, zum Verkaufe	1	"
e) Als Producent aus Rohmaterial im Werthe von 5000 M. per Jahr . .	1	"
f) Als Producent aus Rohmaterial im Werthe von 100,000 M. per Jahr .	1	"
g) Als Producent aus Rohmaterial im Werthe von 500,000 M. per Jahr .	1	" für je 200,000 M. im Exceß.

Dieses IV ist so zu sagen das Parallel des III in geschäftlicher Richtung. Jedermann kennt die größere Schwierigkeit, viele Angestellte nützlich zu verwenden, das Talent, eine Fabrik mit Tausenden von Arbeitern zu lenken, ist größer und viel wichtiger für den Staat, als die Vorlesung z. B. des gelehrten Professors Dr. Buchwurm über hyperbolische Funktionen vor drei schläfrigen Studenten. Ganz besonders verdienen die Producenten aus Rohmaterial spezielle Staatsrechte, sie bereichern den Staat; der Bau der Erde, Klima, Regen, Sonnenschein, Arbeit und ein Bischen Same in eine Ernte verwandelt, ist staatlich viel mehr werth, als der Händler, der diese Ernte verhandelt, der Erstere bereichert den Staat, der Zweite mehr sich selbst; die verschiedenen Gesellschaften würden ihre Stimmen als Gesellschaften erhalten, die Directoren würden entscheiden, wie diese geworfen werden sollten, der Wahlcommissär würde in Gegenwart des autorisirten Directors die Wahlstimmen der Gesellschaft ausfüllen und in die Urne legen; da nur die staatlichen Eigenschaften, nicht Personen, stimmen, ist dies vollkommen logisch. Oberbeamte würden nicht für Unterbeamte credidirt, da der Staat dieselben bezahlt. Z. B. Herr Krupp würde unter IV folgende Stimmen haben:

$IV^a(1) + IV^b(1) + IV^c(108) + IV^d(1) + IV^e(1) + IV^f(1) + IV^g(50) = 136$ Stimmen,

angenommen 11,000 Arbeiter und 10,000,000 M. jährliches Produkt, d. h. durchaus keine ungerechte Anzahl verglichen mit seinem staatlichen Werthe.

Bauern, Viehzüchter, Bergwerke, Gärtner, Chemiker, alle Fabrikanten würden hier Anerkennung finden, während Handelsleute unter IV^a, IV^b, IV^c, und Eisenbahnen und Schiffseigenthümer unter denselben Zahlen und V, VI und VII ihre Rechte finden.

V. Grundbesitz.

a)	Von 1 Ar bis 30 Hektar .	1 Stimme	
b)	Von 30 Hektar bis 500 Hektar	1	"
c)	Ueber 500 Hektar	1	" für je 100 Hektar
d)	Haus- und Gebäulichkeiten 1000 M. bis 30,000 M. Werth	1	"
e)	Haus- und Gebäulichkeiten 30,000 M. bis 500,000 M.	1	"
f)	Haus- und Gebäulichkeiten über 500,000 M.	1	"
g)	Bergwerke, Steinbrüche, Fabriken 500 bis 10,000 M. .	1	"
h)	Bergwerke, Steinbrüche, Fabriken 10,000 M. — 100,000 M.	1	"
i)	Bergwerke, Steinbrüche, Fabriken über 100,000 M. . . .	1	" für je 100,000 M.

Daß Grundbesitz vom Standpunkte der Staatswohlfahrt besondere Aufmerksamkeit verdient, ist unnöthig zu erläutern, der ganze Staat ruht darauf; auch hier sollen die producirenden über die consumirenden einen Vortheil haben; ein Mieth-Haus in der Stadt ist nur ein Producent für die Tasche des Eigenthümers, aber für die Nation ein Verzehrer des Verdienstes. Ein Kohlenbergwerksgebäude vom selben Werthe, während es für den Eigenthümer producirt, bereichert den Staat; das erstere stimmt etwas, das letztere weit mehr.

VI. Persönliches Eigenthum.

Werthpapiere, Mobilien, Waaren, Maschinen, Geld ꝛc.

a)	500 bis 1000 M.	1 Stimme	
b)	Zwischen 1000 u. 10,000 M.	1	"
c)	Zwischen 10,000 u. 100,000 M.	1	"
d)	Ueber 100,000 M.	1	" für je 100,000 M.

Dieses persönliche Eigenthum drückt die Sparsamkeit, Arbeitsfähigkeit, Geschäftstalente der Bürger aus; die ersten 1000 M. kommen viel schwieriger als die letzten 100,000 M., daher die richtige Anerkennung der kleinen Ersparnisse. —

VII. Einkommen.

a)	800—1000 M. per Jahr	1 Stimme	
b)	Zwischen 1000 und 3000 M.	1	"
c)	Zwischen 3000 und 20,000 M. . . .	1	"
d)	Zwischen 20,000 und 100,000 M. . .	1	"
e)	Ueber 100,000 M.	1	"

Auch hier soll das niedrige Einkommen ein verhältnißmäßig größeres Interesse haben als das höhere. —

Während die Gruppen I, II, III und theilweise IV die etwas mehr theoretischen ideellen Eigenschaften umfassen, die einen guten Staatsbürger machen, geben IV, V, VI und VII volle Anerkennung der geschäftlichen Tüchtigkeit und der materiellen Wohlfahrt der Nation. Ein Handelsmann, der keine Universität ꝛc. besucht hat, kann viel höher stehen als der beste Gelehrte, und es soll auch so sein.

Ein gewöhnlicher Kleinbürger (Städter) würde etwa haben:

$$I^a + I^e + I^g + II^a + III^a + III^b + IV^a + IV^d + VI^a + VI^b + VII^a + VII^b = 12 \text{ Stimmen.}$$

Ein Kleinbauer:

$$I^a + I^e + I^g + I^i + II^a + II^b + III^a + IV^a + IV^d + V^a + V^d + VII^a + VII^b = 14 \text{ Stimmen.}$$

Ein höherer Beamter:

$$I^a + I^b + I^e + I^g + II^a + II^d + II^h + III^a + III^b + III^c + III^d + III^e(2) + VI^a + VI^b + VII^a + VII^b + VII^c = 18 \text{ Stimmen.}$$

Ein Bummler:

$$I^a + II^a(?) + III^a + III^b = 4 \text{ Stimmen.}$$

Ein Bismarck:

$$I = 7 + II = 17 + III = 12 + IV = 7 + V = 39 + VI = 14 + VII = 5 = 99 \text{ Stimmen.}$$

Während I, II, III sehr wichtig sind, sind für den Staat IV, V, VI, VII doch noch wichtiger.

Der Durchschnitt würde wahrscheinlich 10—12 Stimmen per Kopf sein und von 12,000,000 + oder − würden etwa 8,000,000 weniger als 8 Stimmen, die anderen ungefähr 16—20 Stimmen per Kopf haben.

Nun, um das System noch weiter auszuführen, nehme ich an, der Wahlbeamte erhalte von der Regierung die unbeschriebenen Wahlkarten mit Stumpf gebrochen; — an jeden Wähler wird ein Zettel und Stimmtafel gesendet, um ihm seine Wahlkarte ausfüllen zu lassen, wenn der Wähler dies gethan, wird dieser Zettel mit den Angaben der Verwaltungs-, Steuer- und Polizeibeamten verglichen, corrigirt, und dann die Resultate in die Wahlkarte eingetragen. Diese Karte ist für drei Jahre gültig, also eine Revision im Durchschnitte nur alle drei Jahre nöthig; dieser Wahlbeamte ist ein ständiger Unterbeamter des Verwaltungsamtes und ist nur damit beschäftigt, diese Wahlrechte festzustellen.

Seine Akten sind Parteicomités, Reichstagsabgeordneten und den gehörigen Oberbeamten, auch anderen Wählern, die die Stimmen gewisser Mitwähler bezweifeln, zugängig. Diese Wahlkarten und Stümpfe, wenn ausgefertigt, sehen so aus:

Bezirk 108.

Porträt.

82. Stumpf. No. 8120. Wahlkreis 82 Dortmund.

Max Müller,
Dortmund.

Porträt.

No. 8120.

Wahl-Karte
für
Herrn **Max Müller** aus **Dortmund**
für 1894, 1895, 1896.

Beschreibung: Augen blau, Größe 168 cm, Gewicht 82 kg, Alter 48, Bart blond, voll; Haare blond, fahl. Kopf Typus 26.

Seite amtliche Beschreibung	
I a, e, g	LVIII 672
II a	LVIII 672
III a, b	LVIII 672
IV a, d	XX 179
V a	XX 179
VI a, b	XX 179
VII a, b	CLV 14
13 St.	

Stimmen:

I	II	III	IV	V	VI	VII	Im Ganzen
drei	eine	zwei	zwei	eine	zwei	zwei	Dreizehn
3	1	2	2	1	2	2	13

22. Decbr. 1893.

K. S.

WAHLKREIS 1894 DORTMUND.

Max Müller, Karl Schulze,
Wähler. Stimmenregistrar.

Hier abzutrennen.

Herr Max Müller erhält dann seine Wahlkarte; die erste Arbeit des Ausfertigens mag ziemlich lang sein, aber in einem Jahre wären sie alle fertig, und der Registrar hätte dann nur Ergänzungen zu machen. Ganz besonders zu empfehlen wäre die Beifügung einer kleinen Photographie auf Karte und Stumpf, die für 50 Pf. gemacht werden können; und eine erste Taxe von 1 Mark für die Wahlkarte würde die ganzen Kosten bestreiten.

Angenommen am Wahltage ist Herr Müller in Dortmund. Der Wahlvorstand hat die Stümpfe des Bezirkes vor sich, Herr Müller zeigt die Karte, sie hat eine laufende Nummer, wird verglichen, und auf die Rückseite von Karte und Stumpf wird mit einem billigen rothen Gummistempel z. B. gestempelt:

REICHSTAGSWAHL
Dortmund 1895.

Dann erhält Herr Müller seine 13 Staatswahlzettel.

Der Staatswahlzettel. Um das System gut durchzuführen, nehme ich hier einige Züge des australischen Wahlsystems an, wie es z. B. in Massachusetts existirt. Alle Wahlzettel werden von der Regierung gedruckt mit den Namen aller Kandidaten. Um den Namen auf dem öffentlichen Zettel zu haben, müssen alle Kandidaten mindestens 14 Tage vor der Wahl ihre Namen einreichen, beglaubigt von 1 Procent der Stimmen des Distrikts oder von dem Parteicomité; jeder Kandidat muß sich einer Partei zubekennen oder auf eigene Faust 1% Stimmen auftreiben; eine Stelle wird leer gelassen, die der Wähler selbst ausfüllen kann, so ausgefüllt braucht es keines weiteren Zeichens; gegenüber jedem Namen ist ein □, in das der Wähler ein Zeichen × oder ○ oder ja! macht, um anzuzeigen, daß er für diesen Kandidaten stimmt. Z. B. Herrn Müller's Wahlzettel, wenn er ihn eingibt, sieht so aus:

Wahlkreis Dortmund (62)

Wahl October 10. 1895.

Graf Donnersberg	61	Conservativ	
Heinrich Braun	28	Nat.-liberal	
v. Zedlitz	27	Freiconserv.	
Baron Nobessoblige	24	Agrarier	
Max Meyer	18	Centrum	×
Karl Müller	17	Fortschritt	
August Klöner	8	Socialdem.	

REICHSTAGSWAHL
Oct. 10. 1895.

Das × hat Herr Müller gemacht und will damit andeuten, daß er für den Kandidaten des Centrums stimmt.

Die Kandidaten sind nicht alphabetisch oder nach Parteien aufgeführt, sondern nach der Ordnung ihrer persönlichen Wahlkarten; Graf Donnersberg hat z. B. selbst 62 Stimmen, während die Wahlkarte des Sozialisten Klöner nur 8 Stimmen zeigt.

Da die offizielle Liste zeigt, wer der Heinrich Braun ꝛc. sind, so ist eine Detailbeschreibung auf dem Wahlzettel nicht nöthig; der Wähler stimmt nur für die Combination Heinrich Braun — Nationalliberal, nicht für Heinrich Braun als solchen. Wenn der Wähler einen anderen Namen wünscht, kann er diesen in den letzten Raum klar und deutlich einschreiben. Das Zählen und Sortiren dieser Wahlzettel ist sehr leicht und kann unter Aufsicht der Parteicomitee vorgenommen werden. Aber noch zurück zu Herrn Müller, der 13 Stimmzettel erhalten hat; er hat sich damit im Wahllokale in einen der temporären hölzernen Verschläge zurückgezogen, seine Kandidaten markirt, seine 13 Stimmen getrennt dem Wahlvorstand gegeben, der die Anzahl mit der Wahlkarte vergleicht und sie in der Wahlurne deponirt, und hofft nun für einige Stunden, daß sein Kandidat gewinnt. Der Wahlregistrar soll vor der Wahl in jedem Stimmlokal einen Vertreter jedes Kandidaten als Parteiinspektor bezeichnen, der darüber wacht, daß keine Ungerechtigkeit gethan wird; kein Wahlagent soll sonst im Wahllokal sein, zweifelhafte Stimmen werden von der Majorität der Inspektoren und Beamten beurtheilt und berechnet und in ein eigenes Bündel gelegt; die anderen, nachdem sie zweimal gezählt und sortirt sind, eingepackt, richtig mit Aufschrift versehen und an den Wahlregistrar des Distriktes geschickt, der sie revidirt und die berichtigten Zahlen an den Sekretär des Reichstags sendet. — Die zweifelhaften Stimmen, zweifelhaft z. B., weil das × nicht genau in ein □ gemacht wurde, weil ein ○ dafür oder ein + gemacht wurde, werden vom Beamten so gut wie möglich zugetheilt, aber getrennt gehalten und der Kandidat, der so die anscheinende Mehrzahl erhält, vom Oberwahlregistrar als erwählt erklärt. Will dann der Reichstag die Wahl beanstanden, so sind alle Materialien dazu gegeben, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Die erste Zählung der Wahlinspektoren kann am nächsten Tage bekannt sein.

Da die Regierung selbst die Wahlzettel macht, brauchen nicht mehr gedruckt zu werden, als Stimmen in einem Distrikte sind; die zahlreichen Wahlagenten verschwinden, da ihre Beschäftigung weggenommen ist, und die ganze Wahl wird eine würdigere, ruhigere, weniger persönliche Angelegenheit.

Nun kommt noch ein kleines Nachspielchen. Der Wahlvorstand sendet die Wahlkartenstümpfe dem Wahlregistrar zurück, für alle Nichtgestempelten wird die Liste an den Steuerbeamten geschickt, der dafür 1 oder 2 M. pro Stimme einsammelt; das ist gerecht, die Gleichgültigen, Faulen sollen nur für die Wahlen bezahlen. Wie viel würde das System jährlich kosten? Jeder Wahlkreis hat jetzt etwa 40,000 Wähler oder im Ganzen etwa 12,000,000; die erste Ausfertigung der Karten würde wahrscheinlich einen Unterbeamten auf 5000 Wähler (20 Karten pro Tag) nöthig machen; aber die erste Taxe von 12,000,000 M. würde vollkommen dafür bezahlen, später würde ein Beamter auf 10,000 Wähler genügen, da ja Wahlen nicht jedes Jahr stattfinden; von den 12,000,000 Wählern mit etwa 120,000,000 Stimmen würden 85—90% stimmen, 5% wären entschuldigt (Strafanstalt, irrsinnig, todt ꝛc.), 5% müßten bezahlen, d. h. etwa 6,000,000 M. pro Wahl; für jeden Wahlkreis würden die Ausgaben für Stimmzettel, Commissäre, Local nicht 5000 M. oder im Ganzen für die 400 Abgeordneten 2,000,000 M. übersteigen, blieben 4,000,000 M. für die Beamten; jährlich würden etwa 400,000 neue Karten nöthig werden à 1 M.; es scheint mir, daß mit 1 M. Steuer pro Stimme für Nichtstimmen das ganze System sich bezahlen würde. —

Sollte der allgemeine Eifer für Stimmen unter dem Antriebe der 1 Mark-Strafe so groß werden, daß die Kosten nicht gedeckt würden, so ließe sich sehr leicht eine Taxe von 5 oder 10 Pfennig per Stimme erheben, die dem Wahlkommissar gezahlt würde oder mit der allgemeinen Taxliste bezahlbar wäre.

Handelsgesellschaften, Vereine, Compagnien, auch die Offiziere und permanenten Mitglieder der Armee sollten Stimmen haben; es ist ein Trugschluß, der darin eine Gefahr sieht, natürlich würde eine Fabrikgesellschaft nur für den Betrag unter IV, V, VI, VII Stimmen in einem Bezirke haben, für den *eine* Person berechtigt wäre. Viele Details ließen sich interessant ausführen.

Das ganze System ist vollkommen logisch; das große Prinzip der Uebertragung des Stimmrechtes von den 70 Kilogramm Wähleinheit auf die verschiedenen staatlich nützlichen Prinzipien ist so augenfällig gerecht, daß wohl nur Detailmeinungsverschiedenheiten stattfinden können; die Volksvertretung würde idealisirt und ein solches Uebergewicht den starken staaterhaltenden Grundideen gegeben, daß die Zerstörungselemente ohnmächtig erscheinen würden. Natürlich ließe es sich nur in einem wohlorganisirten Staate wie Deutschland oder Frankreich ꝛc. durchführen; die Grundlage des Staates würde von der sterblichen Majorität der Körper auf die unsterbliche der Ideen übertragen.

Literatur und Kunst.

Die Wahrheit über Charlotte Stieglitz.

Mit einem ungedruckten Brief.

Von Ludwig Geiger.

Am 29. December 1834 erdolchte sich zu Berlin die schöne, jugendliche Frau (sie war am 6. Juni 1806 geboren) des Dichters, Gelehrten und Reiseschriftstellers Heinrich Stieglitz, Charlotte geb. Willhoft. Die That erregte in Berlin und außerhalb der Stadt das ungeheuerste Aufsehen: Rauch und Böckh feierten die Selbstmörderin als Heldin, Dichter verklärten die That, die Zeitungen aller Orten nahmen in apologetischem Tone davon Notiz. Denn allgemein war die Ansicht verbreitet, als deren Wortführer Th. Mundt in dem von ihm ohne Nennung seines Namens und ohne Jahreszahl erschienenen Buche „Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal" auftrat, daß Charlotte aus übergroßer Liebe zu ihrem Gatten diese That begangen habe. Sie wollte den Haltlosen, Schwächlichen durch den Eindruck des Unerwarteten, Grausigen, zum Aufraffen zwingen, sie wollte die irdischen, weltlichen Hemmungen wegräumen, die sie dem Dichter bereitete, sie hoffte, daß er nach ihrer Entfernung ein großes, bedeutendes, poetisches Werk zu schaffen im Stande sein werde. Sie beging durch diese Anschauung einen groben Fehler: denn Stieglitz, der eine geringe poetische Begabung, schwachen Willen und gar keine Thatkraft besaß, blieb schwächlich und haltlos. Aber daß es ihre Absicht war, ihn zu heben und zu stärken, ihm durch das Unglück einen wunderbaren Segen, in dem Allemsein die Selbstbesinnung und deren erfreuliche Folge zu geben, geht aus ihren von Mundt gesammelten Zeugnissen hervor.

Gegen diese Auffassung, die auch von den Literarhistorikern der späteren Zeit fast allgemein getheilt wurde — mochten sie nun die That selbst als modernen Opfertod verherrlichen oder den Selbstmord vom moralischen oder christlichen Standpunkte aus verdammen —, erhob H. v. Treitschke (Deutsche Geschichte 4, 435, Leipzig, Hirzel) Widerspruch. Er versuchte darzulegen, daß dieser Selbstmord, gleich den meisten anderen, dem Kleinmuth entsprungen sei, daß Charlotte aus dem Leben gegangen sei, weil sie in krankhafter Selbsttäuschung befangen und schließlich zur Ueberzeugung gekommen sei, daß der Mann ihrer Wahl ihrem Ideale nicht entspreche. Daß diese Ansicht in den von Treitschke benutzten Actenstücken nicht begründet sei, wies G. Geißler sachlich und ruhig in der „Allg. Zeitg.", 18. Nov. 1890, Beil., nach.

Einen neuen Beitrag zu diesem psychologischen Problem kann ich nun durch Mittheilung des folgenden hochinteressanten, bisher ungedruckten und völlig unbenutzten Briefes von Th. Mundt an H. Stieglitz geben. Zum Verständniß der in dem nachfolgenden Briefe erwähnten Personen sei nur bemerkt, daß Veit der Chef der damaligen Berliner Buchhandlung Veit & Comp. war, selbst Dichter und Schriftsteller, später auch als Politiker thätig, Hr. v. Voß, Louis v. Voß (nicht der bekannte Lustspieldichter Julius v. Voß) ein in dem Kreise der Mundt und Genossen bekannter Mann war, der noch in den dreißiger Jahren zu Breslau starb; Kühne ist gewiß Gustav K., der längstlebige unter den Schriftstellern des „jungen Deutschland". Der merkwürdige Brief lautet:

Berlin, den 21. April 1835.

Endlich kann ich es, so leid und schwer es mir ist, nicht länger aufschieben, Dir über die unter uns obschwebende Angelegenheit diejenige Erklärung abzugeben, zu der Gewissen und Ehre mich unvermeidlich nöthigen. Du wirst jedoch wohl selbst keine andere Erklärung von mir erwartet haben, als sie jetzt erfolgt, da die Alles vernichtende Art und Weise, mit der Du die ersten Mittheilungen meines Werkes über Charlotte Stieglitz aufgenommen, Dir selbst nicht entgangen sein kann, und Du bereits in einigen nachmals an mich gerichteten Briefen zurücklenkende und begütigende Schritte versucht hast, auf die ich mich aber ebenfalls nicht einlassen darf.

Als ich es, im Gefühl guter und frommer Pietät, unternahm, den Hergang der Dinge, die sich am 29. December in einem so fürchterlichen Ausbruch über uns entladen haben, in einer ausgeführten Darstellung zu erörtern, besonders um aus dem Leben und den Verhältnissen der Hingeschiedenen den geistigen Urspnng so entsetzlicher und himmelschreiender That der Welt zu erklären, wußte ich sehr wohl und sehr genau, daß eine solche Darstellung nicht ohne empfindliche Berührungen für Dich ausfallen könnte. Ich rechnete jedoch auf den neuen Menschen in Dir, auf den es ja bei dem ganzen Ereigniß abgesehen war, und obwohl ich mir die größte Schonung und Zartheit in Berührung aller Verhältnisse zur Pflicht machte, so glaubte ich doch mit Recht, daß Du eine gewisse geistige Buße dabei über Dich würdest ergehen lassen müssen. Im Uebrigen stand mir die Wahrheit höher als selbst unser persönliches Verhältniß.

Die erste Hälfte meines Buches über Ch. Stieglitz wurde Dir mitgetheilt. Du hast mir mehrere Bogen Bemerkungen darüber zugesandt, bei denen mich ein Gefühl beschlichen hat, wie ich es Dir kaum zu schildern vermag. Diese Bemerkungen sind in einem so frivolen, leichtsinnigen Tone abgefaßt, besonders wo sie manche Deiner Verhältnisse zu der verklarten Frau betreffen, daß mich ein wahres Grauen deshalb vor Dir ergriffen hat. Wie ich schon in den ersten Wochen nach ihrem Tode an Dir zu meinem Entsetzen bemerkt, so kannst Du über diese herzerstarrenden Dinge alle scherzen und sprechen, als wäre es ein Zeitungsartikel, der Dich nur sehr fern anginge. Anlaß dazu gab Dir diesmal besonders meine leise Berührung Eurer ehelichen Verhältnisse und die Andeutnng, daß die physische Natnr dabei zu wenig zu ihrem Recht gekommen, woher die krankhafte geistige Ueberreizung. Du willst dies Alles gestrichen haben, worauf ich, da ich an eine reiflichst und gewissenhaft erwogene Arbeit bereits die letzte Hand gelegt, nun und nimmermehr eingehen werde. Denn nichts ist wichtiger für die Erklärung ihres Todes, als Euer eheliches Zusammenleben bis in die kleinsten Details hinein. Du hast aber noch mehr gethan. Du machst eine Bemerkung, um mir zu beweisen, daß Du im Thüringer Walde dennoch einmal Mann gewesen, und läßt Dich dabei zu einer Diatribe gegen die „Maulhurer" (dein eigenes Wort) und zu einer Umänderung des Bon Garcon que le sait u. s. w. hinreißen, wobei mir Hören und Sehen vergangen ist. Bedenke, bedenke, daß es eine edle Todte ist, zu der diese Deine Worte in Beziehung gestellt sind! Mir aber blieb nichts übrig, als mich mit tiefem Unwillen davon abzuwenden.

Ich will Deine „Bemerkungen" nicht im Einzelnen weiter verfolgen. Der darin herrschende leidenschaftliche Dictatorton: „Weg! — Muß fortbleiben!" würde mich nicht stören, Dir dennoch da nachzugeben, wo Du wirklich Recht hast. Aber an keiner einzigen Stelle ist das Recht auf Deiner Seite. Bei einer That, die Dir bereits nicht mehr allein angehört, sondern der Welt, müssen alle kleinlichen und egoistischen Rücksichten fallen. Du aber willst selbst Thatsachen unterdrückt haben. Ich jedoch kann und werde mich nie dazu hergeben, mit der öffentlichen Meinung, die hier berichtigt werden sollte, eine diplomatische Komödie zu spielen. Soll der Verstorbenen ihr Recht wiederfahren, so darf nichts verhehlt werden, wiewohl durch Andeutungen verschleiert werden kann! Und wie habe ich nicht jedes Wort abgemessen, und mit Blut und Schweiß durchdacht? Daß Dich aber mehr die Eigenliebe als die Wahrheitsliebe bei der Sache leitet, wird nun leider allzu offenbar. Weiß ich doch, daß Du mir gewisse Stellen aus ihren Tagebuchsäußerungen ganz vorenthalten hast, aus ängstlicher aber unbegründeter Diplomatie, daß keine Mißdeutungen daraus entstehen möchten; z. B. die Stelle: „Wenn ich müde bin, könnte ich mich wohl an einen Baum hängen, wenn ich durstig bin, in's Wasser gehn!" — Du willst nämlich die That nicht zugleich aus Charlotten's eigener innerster Natur, sondern bloß aus der einen abgöttischen Liebe für Dich abgeleitet haben, während doch alles zusammengenommen werden muß, um das Räthsel psychologisch zu erhellen. Was aber kann hier wohl Mißdeutung heißen? Wie schlecht stände es mit der moralischen Würde der That, wenn man, um das Verständniß möglich zu machen, dabei zu einer Lüge seine Zuflucht nehmen müßte! Charlotte bedarf Deiner klugen Diplomatie nicht. Aus diesem Gesichtspunkt sind aber die meisten Deiner „Bemerkungen", mit denen Du meine Arbeit wahrhaft überschwemmt hast, geflossen. Und nun muß ich Dich auch noch erinnern, daß ja hier nicht etwa in Deinem Auftrage gearbeitet, sondern daß es ein freies Werk der Pietät ist, dem ich mich unterzogen und dessen erste Idee von mir ausging. Daher kommen Dir keine dictatorischen Bestimmungen und Eingreifungen deshalb zu, sondern von mir, besonders da ich die Verantwortung der Herausgabe übernommen, muß Alles abhängig bleiben.

Das Vertrauen, mit dem ich Dir das Manuscript mittheilte, hast Du keineswegs freundschaftlich vergolten. Du hast Dich verleiten lassen, ohne mein Zuratheziehn, gleich eine Stelle darin, von der kein Anderer etwas wissen sollte, so ausgestrichen und auszukratzen, daß ich sie jetzt selbst nicht mehr lesen kann. Dies ist eine Anmaßung, die mich empört hat. Du hattest dazu nicht das geringste Recht, da das Manuscript mein Manuscript ist. Daraus folgt, daß Du nie wieder ein Manuscript von mir in die Hände bekommen darfst, am allerwenigsten aber die Fortsetzung des gegenwärtigen, da ich voraussetzen muß, daß es mir am Ende selbst für meinen eigenen Gebrauch so rücksichtslos verunstaltet werden möchte.

Auch an Stil und Schreibart hast Du mir zu bessern, oder vielmehr auch zu verunstalten gesucht. Ich will Dir das hingehen lassen, da Dir die Einsicht in prosaische Darstellungskunst nie recht geläufig war. Mir aber ist der Stil so sehr ein eigenthümliches Kunstwerk, daß ich mir dabei von einer fremden Manier her nichts aufdrängen lassen kann. Du hast jedoch auch an einigen Stellen ohne Weiteres Wörter in meine Sätze eingeschoben, wodurch der Sinn etwas nüancirt wird. Daraus folgt ebenfalls, daß Du die Fortsetzung dieses Manuscripts nimmermehr in die Hände bekommen darfst.

Was die beigelegten eignen Papiere und Briefe Charlottens betrifft, so hat sich auch dabei manches Befremdliche von Deiner Seite ereignet. Den Euer Verhältniß höchst charakterisirenden Brief vom 22. Febr. hast Du ohne Weiteres gestrichen, weil er Dich und Deinen Charakter mit einem ganz leisen Tadel traf, obgleich ich, wenn ich überhaupt die Briefe herausgeben soll, diesen schlechterdings nicht missen kann. Noch mehr! Die Tagebuchstelle über Raupach hast Du jetzt gestrichen und erzählst mir in Deinen „Bemerkungen", diese rühre eigentlich von Dir her, und Du habest sie nur, im Moment des Abschreibens, aus einer gewissen „Tücke" Charlotten untergeschoben, um diese Ansicht über Raupach in die Welt zu bringen. So sehe ich denn zu meinem Staunen, daß ich auch in Bezug auf diese Papiere, die ich herausgeben soll, eigentlich ganz im Unsichern mich befinde und nicht bestimmt weiß, was Alles von der Seligen herrührt. Ich tappe im Dunkeln und fange an überall Argwohn zu schöpfen. Unter diesen Umständen muß ich die Herausgabe von Charlotten's Papieren für noch nicht reif erklären. Ich habe sie deshalb bereits von dem Text meiner Darstellung gesondert, und ich bitte Dich, sie umgehend von mir wieder abholen zu lassen.

Alles dies beweist leider mit zwingender und unumgänglicher Consequenz: daß unsere Gemeinschaft in Bezug auf die Herausgabe des beabsichtigten Werkes für aufgelöst anzusehen ist.

Zur voreiligen Mittheilung des Mspts. an Herrn von Voß, ohne mein Wissen, warst Du nicht berechtigt. Da Du jedoch einmal dritte Personen in diese Sache mit eingeflochten hast (wobei höchst zweifelhaft geblieben, inwiefern Herr v. Voß mit Dir übereinstimmt), so habe auch ich mich für befugt gehalten, in dieser Angelegenheit nichts ohne den Rath meiner nächsten Freunde zu thun. Daher erfolgt anbei das Gutachten eines Dritten, des Hrn. Dr. Kühne, dessen Ansicht im Wesentlichen meine jetzige Handlungsweise unterstützt.

Der Text meiner Darstellung ist mein geistiges und materielles Eigenthum in jeder Hinsicht, und soll mir als solches verbleiben! Was ich damit zu thun gedächte, würde jedenfalls auf meine Verantwortung und nach meinem Gewissen geschehen.

Um mich jedoch in dieser Sache, die mir so heilig ist, nicht allzu hartnäckig zu erweisen, obwohl die Ehre forderte, sie auf das Aeußerste streng und ernst zu nehmen, schlage ich folgende Punkte zur Ausgleichung vor:

1. Du begiebst Dich aller und jeder Ansprüche, mein Mspt. vor dem Abdrucke zur Einsicht zu erhalten; 2. Die von Dir angestrichenen Stellen in meiner bisherigen Darstellung bleiben sämmtlich und völlig unverändert; 3. Herr Dr. Veit erhält mein Mspt. vor dem Abdrucke zur Durchsicht und hat sich deshalb mit mir zu verständigen; er verpflichtet sich aber durch sein Ehrenwort, Dir das Mspt. nicht in die Hände zu liefern, weil man von Dir nie sicher ist, daß Du es verunstalten und verderben, oder, wie geschehen, ganze Stellen herauskratzen möchtest; 4. Charlotten's eigene Papiere sind von dieser Bestimmung ausgenommen und hinsichtlich derselben bleibt Dir ein unbedingtes Veto nachgelassen, was davon gedruckt oder nicht gedruckt werden solle? —

Indem ich dies noch einmal überlese, gestehe ich, daß Dein Selbstgefühl Dir nicht erlauben kann, diese Bedingungen anzunehmen; und doch, ich mag mich prüfen wie ich will, ich bin nicht im Stande, Dir andere zu setzen.

Th. Mundt.

Es scheint, daß der Brief trotz seiner Schlußbemerkung die beabsichtigte Wirkung übte, d. h. daß Stieglitz die Veröffentlichung des Buches, das doch immerhin eine Glorification für ihn war, ungehindert vor sich gehen ließ. Das geht am deutlichsten daraus hervor, daß diejenige Stelle, über deren Streichung sich Mundt bitter beklagte, stehen geblieben ist, während z. B. die Tagebuchstelle über Raupach und die über Charlottens Lebensmüdigkeit fortgefallen sind — denn einzelne Bemerkungen über Raupach's „Tassos Tod", die Fortsetzung von Goethe's Tasso in einem Briefe an den Onkel Stieglitz in Petersburg können unmöglich gemeint sein. Jener Brief Charlottens vom 22. Febr., den Mundt nicht wissen zu können erklärte, obwohl er Stieglitz mit einem leisen Tadel treffe, steht in Mundts Buch S. 31. Er ist geschrieben Leipzig, 20. Nov. 1828, ist aber „zum 22. Febr.", als ein eigenthümliches Geburtstagsgeschenk für Stieglitz bestimmt und lautet so:

Guten Morgen mein Heinrich!

Laß mich Dich erst anders wiedersehen, ehe Du viel von mir verlangst; ich fürchte, meine unbegrenzte Liebe könnte Dich diesmal schmerzlich verwunden. Es ist hart, sehr hart zu sehen, daß der, den man über Alles gern glücklich wissen möchte, sein eigener Feind ist, sich beständig selbst quält, damit der Traum von ewiger Jugend ja noch bei Zeiten vernichtet wird. Wehe Dir und mir, daß Du Dich zum Dichter berufen glaubtest wenn Du in der Anwendung aller Deiner Kräfte nicht schon Befriedigung findest! — in Freudigkeit mußt Du schaffen und was dawider, das ist vom Uebel! Stellst Du Dir aber eine Aufgabe über Deine Kräfte, so erscheint mir dies sündlich, denn nach Vollendung derselben wird der Geist wahrscheinlich krank zusammensinken und der Körper dazu. Lebewohl! Deine Charlotte.

Man erkennt jedenfalls aus diesem Schreiben, außer der übergroßen Empfindlichkeit des Empfängers, das Lebensprincip Charlottens, ihre Liebe zu ihrem Gatten. Gewiß hatte sie bei allem ihrem Thun nur ihn, niemals sich vor Augen. Auch das neue Moment, das Mundt vorbringt, daß nämlich Stieglitz, der geistige Schwächling, ein psychischer gewesen sei, unterstützt diese Anschauung mehr, als daß es sie entkräftet. Charlotte wollte durch ihr Scheiden den Vielgeliebten, der ihr Lebensbegleiter gewesen war, ganz auf sich stellen, ihm jedes Hinderniß, das sie ihm bot, aus dem Wege räumen, damit er das bischen Kraft, über das er gebot, frei entfalten konnte. Leider täuschte sie sich in ihren Erwartungen: ihr Opfertod war vergebens.

Das Buch: „Charlotte Stieglitz" erschien bei Veit & Comp. in Commission. Bei dem Aufsehen, das That und Buch erregte, sollte man denken, daß die Veröffentlichung für Buchhandlung und Schriftsteller ein vortheilhaftes Geschäft gewesen sei. Doch ist diese Auffassung unrichtig. Stieglitz, der sich verpflichtet hatte, das etwa entstehende Deficit zu tragen, erhielt — wie ich aus den mir vorliegenden Briefen entnehme — im August 1836 eine Abrechnung, wonach die Kosten des Drucks, der Lithographie u. s. w. 728 Thlr. 10 gr. 9 Pf. betrugen, während die Einnahmen aus 384 Exemplaren 384 Thlr. ergab. Das Deficit ermäßigte sich in den folgenden Jahren etwas und wurde am 24. August 1841 von München aus mit der noch immerhin beträchtlichen Summe von 276 fl. 40 kr. durch Stieglitz berichtigt. So hatte dies innerlich schicksalsreiche Buch auch seine mannigfachen äußeren Schicksale.

Eine neue Stein-Biographie.

Von Bruno Gebhardt.

In der empfehlenswerthen Sammlung biographischer Einzelschriften, die Anton Bettelheim früher unter dem Gesammttitel „führende Geister", jetzt unter dem „Geisteshelden" herausgibt, ist nun auch eine Biographie unseres größten Staatsmannes vor Bismarck, des Freiherrn Carl von Stein, erschienen*).

*) Berlin, Hofmann & Co.

Der Verfasser, Friedrich Neubauer, erhielt bei dem ausgeschriebenen Wettbewerb den dritten Preis.

Es geht eigentlich mit der Stein-Biographie recht merkwürdig. Wir besitzen das große, sechsbändige Werk von Pertz, das als Materialiensammlung werthvoll, wenn auch heute, da uns die Archive zugänglich sind, nicht mehr ausreichend, doch nimmermehr als eine lesbare Biographie gelten kann. Durch etwas Text verbundene Actenstücke füllen die Bände aus, deren letzter 1855 erschienen ist. In den seitdem verflossenen 40 Jahren ist für die Kenntniß von Stein's Lebensgang, Thätigkeit und Zeit außerordentlich viel Neues zusammengebracht und erforscht worden. Ohne ein Literaturverzeichniß zu geben, weisen wir nur auf die Publikationen von Alfred Stern und Max Lehmann, von Max Dunker und Fournier, auf zahlreiche Veröffentlichungen von Briefen und Actenstücken von und über Stein und die ihm nahestehenden und mithandelnden Zeitgenossen hin. Aber so eifrig auch die Thätigkeit der Historiker gerade auf dem Gebiete der preußischen Reformzeit und der Befreiungskriege sich ausbreitete — es fand sich in Deutschland Niemand, der uns mit einem lesbaren Leben Stein's beschenkte. Da erschien 1878 vom Engländer Seeley Life and times of Stein, ein Buch, das bald allgemein als vortreffliche Leistung anerkannt wurde. Ist auch manche Ausführung darin, die für den deutschen Leser unnöthig und ermüdend, nur berechnet, den englischen Leser mit unseren Verfassungs- und Verwaltungsverhältnissen vertraut zu machen, so ist das Seeley'sche Werk doch nach Forschung, Auffassung und Darstellung vorzüglich gelungen. Er ist von Bewunderung für den großen Staatsmann erfüllt, versteht auch die Leistungen der neben und mit ihm Arbeitenden zu schätzen, höchstens könnte man sagen, daß er dem Könige selbst nicht ganz gerecht wird, was aber gerade dem Biographen Steins am ehesten zu verzeihen ist. So verdanken wir denn gerade wie für Schiller seiner Zeit Carlyle und für Goethe Lewes, auch für Stein Seeley das beste, des Helden würdigste und zur Theilnahme weiterer Kreise geeignetste Werk. Wir dürfen allerdings hoffen, in nicht ferner Zeit eine Stein-Biographie aus der Feder Max Lehmann's zu empfangen, also desjenigen Historikers, der seine ausgezeichnete Befähigung für die Darstellung gerade dieser Epoche in seinem Werke über Scharnhorst bereits bewiesen hat. Inzwischen ist die Neubauer'sche Arbeit in ihrer Art recht empfehlenswerth. Der Verfasser hat keine neuen Quellen benutzt und will auch dem fachmännischen Kenner keine Belehrung spenden; sein kleines Buch ist für einen weiteren Kreis bestimmt und zu dessen Unterricht sehr geeignet. Mit Kenntniß und Verständniß benutzt er die neueste Forschung, weiß selbst etwas verwickelte Verwaltungs- und Finanzfragen recht klar und deutlich darzustellen, befleißigt sich einer einfachen und würdigen Schreibweise und ist, wie es sich ziemt, voll Bewunderung für seinen Helden, die ihn aber gegen Andere, die anders waren, nicht ungerecht macht.

Gerade das Leben und Wirken des Freiherrn von Stein darzustellen und gerade seine Art richtig zu erfassen, ist nicht ganz leicht. Es ist in der That nur verständlich, wenn man daran festhält, daß er aus reichsritterlichem Stande stammte, und daß er in der Göttinger historischen Schule der Pütter und Schlözer seine Bildung empfing. Das letztere Moment übersieht, trotz seiner Wichtigkeit, Neubauer ganz. Stein war Aristokrat vom Scheitel bis zur Zehe, aber, wenn für Deutschland der Ausdruck gebraucht werden darf, ein Aristokrat des ancien régime im guten Sinn. Die Devise „Adel verpflichtet" war ihm in Fleisch und Blut übergegangen, und mit Verachtung sah er auf die Standesgenossen über und unter sich, die den Glauben hegten, das Volk sei ihretwegen da, nur im Genusse ihrer Vortheile bestände ihre Aufgabe. Der Standpunkt Friedrich des Großen war auch der seine, und die Persönlichkeit des großen Königs veranlaßte ihn, preußische Dienste zu nehmen. Aus seinem aristokratischen Standpunkt entfloß auch seine Theilnahme an den Geschicken des Bürger- und Bauernstandes, den ebenso kräftig und blühend wie seinen eigenen Stand zu erhalten er als seine Aufgabe ansah. Und wiederum war er nicht aristokratisch genug, oder dürfen wir sagen, ein zu vornehmer Aristokrat, als daß er nicht den anderen Ständen auch auf Kosten seines eigenen mehr Licht und Luft zum Fortkommen gegönnt hätte. Geht auf seine Initiative die große Reformgesetzgebung zurück, durch die jahrhundertelange Schranken und Kasten gebrochen wurden, so erklärt es sich recht wohl daraus, daß er vor Allem den Blick auf das Ganze des Staates gerichtet hielt, daß er Feind aller Sondervortheile war, die dem Ganzen Schaden brächten, daß ihm als höchste Lebensthätigkeit des Mannes die Arbeit für den Staat galt, und daß er hier für alle Kräfte, die vorhanden waren, heranziehen und lebendig erhalten wollte. Als Reichsfreiherr wurzelte seine Stellung in der alten deutschen Reichsverfassung; nur den Kaiser sah er als Herrn über sich; selbständig war seine Stellung wie die der übrigen Stände des Reiches, mochten sie auch mächtiger, reicher an Bodenbesitz und Unterthanenzahl sein. Er sah durchaus in den Königen und Großherzogen von Napoleons Gnaden keine Souveräne, deren selbständige Erhaltung nothwendig oder bloß wünschenswerth war. Im Gegentheil, mehr als einmal sprach er aus, daß deren Existenz geopfert werden müsse, um das ganze Reich zu erhalten und zu stärken. Er glaubte, daß gerade die Kleinstaaterei, ein Ergebniß der unglücklichen Politik der alten Kaiser, dem deutschen Volke das Gefühl für Würde genommen, seinen Charakter „verunedelt" habe; daß sie beseitigt werden müssen, und daß, wollte man auch einige kleine Fürstenthümer in dem zukünftigen Deutschland beibehalten, „ihnen doch die Theilnahme an der Leitung der äußeren Verhältnisse, des öffentlichen Einkommens und der Vertheidigungsanstalten entzogen werden müsse." Als 1805 der Krieg Oesterreichs gegen Napoleon ausbrach, dachte er daran einen gewaltigen Volksaufstand zu organisiren; auf den Mittelstand und den Bauer hoffte er, „der treu und fest an Deutschland, seinem alten Landesherrn und dem alten Zustand der Dinge hängt", nicht auf die kleinen Fürsten, „denen es nur auf die Erhaltung ihres winzigen Daseins ankommt", auch nicht auf den begüterten Adel, bei dem „überwiegend der Wunsch herrscht, sein Eigenthum ruhig zu genießen", noch auf die Beamten, „bei denen der Miethlingsgeist der herrschende ist." Wie er bereit war, Alles für Alles hinzugeben, so schont er auch seine Standesgenossen nicht, und manches harte, arge Wort über Fürsten und Prinzen regierender Häuser, die ihm nicht selbstlos genug erschienen, zeugt, daß er keine Schonung kannte, wenn es das Vaterland, das Höchste galt. „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland", schrieb er und berief sich auf seinen Reichsfreiherrnstand, ja es gab Zeiten, in denen er selbst das Land seiner Wahl, Preußen, preisgab, um Deutschland zu retten. Das führt zugleich auf eine umstrittene Frage, über Stein's deutsches Programm.

Ein so reger Geist wie Stein, der schnell und häufig durch den Gang der Ereignisse in seinen Ansichten beeinflußt wurde, wechselte auch in dieser entscheidenden Lebensfrage des deutschen Volkes mehrfach seine Entwürfe und Ziele. So falsch und der Wahrheit widersprechend es wäre, Stein als Vorkämpfer der Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze zu preisen, so unangemessen wäre es auch, aus einem, durch den Unmuth über die preußische Politik eingegebenen Plan auf seine dauernde Abneigung gegen Preußen zu schließen. Als er gebannt und seiner Güter beraubt in Prag lebte, 1810, beschäftigte er sich mitten im Zusammenbruch mit dem Neubau des deutschen Staates. Er war aufs Tiefste durchdrungen, daß die Napoleonische Herrschaft nicht dauern könnte; sie sei auf Schrecken und Furcht gegründet, aber die Geschichte beweise, daß solche Triebfedern erschlaffen; eine Regierung, die Blut und Vermögen der Nation vergeude, die Menschen als Werkzeuge, nicht als Zwecke behandele, werde, sobald sie erschlaffe oder Unglücksfälle erleide, nicht dauern. Man müsse sich also auf ihren Zusammenbruch gefaßt machen und Alles dafür vorbereiten, den Geist des Volkes erziehen, die Jugendbildung in diesem Sinne ordnen; eine Staatsverfassung schaffen, welche die Wiederkehr so furchtbarer Katastrophen verhindere. Ihm ist die Geschichte die wirkliche Lehrerin der Völker; aus der historischen Betrachtung entnimmt er die

Gründe für den Zusammenbruch des alten Reiches und die Lehren für den Neubau. Denn am Kaiserreich mit österreichischer Spitze hält er fest; dem Haupte will er die höchste Militär- und Finanzhoheit und die einheitliche Leitung der äußeren Politik überlassen. Nicht zusammenhängend, sondern aphoristisch hat er in dieser Zeit seine Zukunftsideale entworfen; aber im August 1813, als die Verhandlungen auf dem Prager Congresse glücklich gescheitert waren und der Krieg von Neuem begann, schrieb er seine von den höchsten Gesichtspunkten erfüllte, von den tiefsten sittlichen Ideen getragene Denkschrift über die „teutsche Verfassung", die mit den Worten begann: „Es ist von der größten irdischen Angelegenheit die Rede", „Zeitgenossen und Nachwelt werden strenge diejenigen beurtheilen, die zu der Lösung der Aufgabe berufen durch ihre Stellung im Leben, ihr nicht alle Kraft und allen Ernst widmen." In einer wenige Monate vorher verfaßten Denkschrift vom 18. Sept. 1812 hatte er die Wiederherstellung der alten Monarchie für unmöglich erklärt und selbst eine Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen vorgezogen. In derjenigen vom August 1813 hält er prinzipiell denselben Gedanken aufrecht, aber er weiß, daß Hannover-England gegen Unterordung unter Preußen den energischsten Widerspruch erhebt. So macht er denn einen neuen Vorschlag. Er scheidet Oesterreich und Preußen von dem übrigen Deutschland aus und weist ihnen eine Sonderstellung zu; für Deutschland wünscht er die Erneuerung der Kaiserkrone, welche er Oesterreich anzuvertrauen räth, so daß dieses mit dem neuen Reich durch Personalunion verbunden wäre. Für den Kaiser verlangt er die exekutive Gewalt, insbesondere die Kriegshoheit, die diplomatische Leitung, das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, die Aufsicht über die Reichsgerichte; ihm steht ein Reichstag zur Seite, dreigetheilt nach alter Weise, nur daß Abgeordnete der Landstände der Einzelstaaten hinzutreten. Um die Centralgewalt zu stärken, müssen sich die Fürsten eine Minderung ihrer souveränen Rechte gefallen lassen, sie müssen auf die innere Landesverwaltung beschränkt werden. In den Territorien, wo Landstände bestehen, müssen sie beibehalten werden; wo sie aufgehoben, neuorganisirt; wo sie nicht vorhanden waren, neugebildet werden. Aber, fragt man mit Recht, was wird mit Preußen, von dem noch gar nicht die Rede ist? „Auch Preußen", sagt Stein, „darf Deutschland nicht entfremdet werden, und es muß eine hinlängliche Kraft erhalten, um zu dessen Vertheidigung mitzuwirken, ohne seine Kräfte zu überspannen und sein politisches Dasein auf das Spiel zu setzen — es muß kräftig und selbständig werden. In Preußen erhält sich der deutsche Geist freier und reiner als in dem mit Slaven und Ungarn gemischten, von Türken und slavischen Nationen umgrenzten Oesterreich." Sein Vorschlag geht dahin, Preußen durch Sachsen, Holstein und Mecklenburg, dessen Herzöge am Rhein entschädigt werden mögen, zu verstärken, „sein Verhältniß gegen Deutschland ist das eines zur Mitsorge für seine Erhaltung verpflichteten Staates, und eines ewigen Garants seiner Verfassung und Integrität. Deutschland verbürgt ein Gleiches an Preußen, der casus foederis ist ein Angriffskrieg von Auswärtigen."

Soweit Steins Pläne vom August 1813. Aus dem März 1814 und aus Chaumont datirt die nächste Denkschrift, die unter dem Einfluß der Besprechungen mit Wilhelm von Humboldt entstanden ist. Der Kernpunkt der französisch geschriebenen Arbeit wird von Neubauer richtig dahin wiedergegeben, daß Stein jetzt auf den beherrschenden Einfluß eines Staates, aber nicht auf die Bildung einer Behörde für die Exekutivgewalt verzichtet: er construirt sich ein Directorium, an welchem nur Oesterreich, Preußen, Bayern und Hannover Antheil haben: ihm wünscht er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, zumal das Recht über Krieg und Frieden zu entscheiden, sodann die Leitung des Reichstags und die Ausführung seiner Beschlüsse, die Aufsicht über die Bundeseinrichtungen, über die Beziehungen zwischen den Bundesstaaten sowie zwischen den Fürsten und ihren Unterthanen, endlich auch über das Militärwesen anvertraut zu sehen. Als gesetzgebende Versammlung soll der Executivbehörde ein Reichstag zur Seite treten, der in einer Kammer Abgeordnete der Fürsten und freien Städte und solche der Landstände der Einzelstaaten vereinigt; ihm wird die Bundesgesetzgebung zugewiesen, die Auflegung von Steuern, die Ernennung von Ausschüssen, um Streitigkeiten zwischen Bundesstaaten oder zwischen Fürsten und ihren Unterthanen zu entscheiden. Die Landstände, welche in allen Bundesstaaten zu bilden sind, erhalten das Rechte der Beschlußfassung über Steuern und Landesgesetze, im gegebenen Falle auch der Beschwerde über ihren Landesherrn. Als Rechte, welche jedem Deutschen zustehen, werden bezeichnet das Recht der Auswanderung, der freien Dienstwahl in ganz Deutschland, auch eine gewisse Preßfreiheit, nämlich das Recht, Beschwerden gegen die Behörden drucken zu lassen; ferner werden gesetzliche Bestimmungen gegen willkürliche Verhaftungen und Anerkennung des geistigen Eigenthums verlangt. Er will ferner ein einheitliches deutsches Wirthschaftsgebiet schaffen, die Domänen der Einzelstaaten sollen den Unterhalt des Landesherrn tragen, die Mediatisirten und früheren Reichsritter sollen für die verlorene Landeshoheit entschädigt werden und als Standesherrn in den Kammern der Einzelstaaten sitzen.

Es bedarf keines Eingehens auf die complicirten Verhandlungen, die zur endgültigen Gestaltung der Bundesverfassung führten; wir haben es hier nur mit den Stein'schen Anschauungen zu thun, die im Weitergange der Ereignisse wieder in der Kaiseridee mündeten. Um Oesterreich, so dachte er im Februar und März 1815, dessen politische, militärische und commercielle Interessen nach anderen Richtungen gezogen würden, in der Verbindung mit Deutschland zu erhalten, forderte er für diesen Staat die Kaiserkrone und einen überwiegenden Einfluß; ohne seine Zustimmung dürfte kein Reichstagsbeschluß Gesetzeskraft erhalten; er würde das Haupt, der Reichstag die übrigen Mitglieder des Bundesgerichts ernennen; die Militärhoheit im Kriegsfalle würde dem Kaiser und einem dreiköpfigen Fürstenrath anvertraut werden, in welchem Preußen immer eine Stimme führen, die beiden anderen Mitglieder vom Reichstag gewählt würden.

Das war Steins letzter Verfassungsentwurf für Deutschland. Anders als der große Patriot gewünscht hatte, verlief die Entwickelung, aber wie das Werk wurde, war es so unvollkommen, daß das Streben nach Aenderung der deutschen Verfassung nicht mehr schwand. In den fünfzig Jahren des bundestäglichen Regiments tauchten immer wieder Reformvorschläge auf, oft genug wiederholten sie nur die Stein'schen Gedanken, besonders des Dualismus und des mehrköpfigen Directoriums. Vergeblich waren alle Pläne und Entwürfe, Blut und Eisen sollten erst die große Frage lösen. Aber unverloren als geschichtliche Documente bleiben die Stein'schen Projecte, Zeugnisse seines Geistes und seiner Zeit; und unverloren bleibt das sittliche Pathos, das aus ihnen, das aus der ganzen Persönlichkeit spricht. Und so möge sein Bild, wie es das Buch von Neubauer zeichnet, gerade in der Zeit rein realistischen politischen Getriebes in seinem hohen Idealismus wirksam sein!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Zwei Stunden auf der Eisenbahn.

Von Enrico Castelnuovo.

Autorisirte Uebersetzung von Johanna Crome.

Ich bin kein Actionär irgend einer Eisenbahngesellschaft; auch verbürge ich mich nicht für den Ertrag eines Kilometers auf irgend einer Bahnstrecke. Man vermuthe auch bei mir keine Begeisterung für die Streitfragen beim Ankauf von Ländereien, wie überhaupt für die Maß-

regeln der Regierung auf diesem Gebiete. Ich habe endlich auch kein sonderliches Interesse für die Lehrmethode der Lokomotivsignale, diese Herolde der Höflichkeit, u. s. w. u. s. w.; ich sage nur: Reiset mit der Eisenbahn! Es gibt kein besseres Mittel, um Beobachtungen zu machen und die Phantasie zu beleben. Man braucht dazu durchaus keine große Reise zu unternehmen, wie etwa von Venedig nach Petersburg oder von Petersburg nach Paris. Es genügt von Zeit zu Zeit eine kurze Fahrt, die nur wenig Geld kostet.

Wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt, so nehmt ein Billet zweiter Klasse und wählt die Personenzüge. Ich will Euch gleich sagen warum: Die dritte Klasse ist zu unbequem; es sind da zu viele Menschen, an denen wir Anstoß nehmen, zu viele verschrobene Frauenzimmer, zu viele an den Beinen zusammengebundene Hühner, welche unter den Sitzplätzen einen Höllenlärm machen. In der ersten Klasse geht es zu gezwungen her; da sind zu viele Engländer, die ihren Bädeker oder das Taschenwörterbuch studiren, zu viele Senatoren und Abgeordnete, welche fast nur über Politik reden, zu viele Bankiers, zu viele Grafen, zu viele Barone. Hingegen findet Ihr in der zweiten Klasse die größte Verschiedenheit der Typen und daher die reichste Quelle für Beobachtungen.

Was den Personenzug betrifft, so ist er für den, der keine Eile hat, bei Weitem der beste. Bei Schnellzügen wechselt die Gesellschaft nicht sehr, geschweige denn bei großen Entfernungen, während bei Personenzügen ein beständiger Wechsel der verschiedensten Persönlichkeiten stattfindet — in ähnlicher Wirkung wie bei der Zauberlaterne.

Aber, werdet Ihr sagen, wird man gern wechseln, wenn man angenehme Gesellschaft trifft?

Diese Frage beweist eine große Unerfahrenheit über den wahren Charakter des Reisens auf der Eisenbahn, wie ich dasselbe betrachtet wissen möchte. Auch abgesehen von der Thatsache, daß die Reisegesellschaft mit wenigen Ausnahmen angenehm genannt werden kann, ist es unzweifelhaft, daß das Eingehen auf eine Unterhaltung dem nothwendigen Sammeln von Beobachtungen sogar schadet.

Auf Eisenbahnreisen, wie ich sie im Sinn habe, ist es wünschenswerth, daß wir weder mit Verwandten noch Bekannten zusammentreffen und vorsichtig zu Werke gehen, ehe wir uns mit Unbekannten in eine Unterhaltung einlassen. Die Eigenart einer Persönlichkeit wird besser beim Schweigen als beim Reden erkannt.

Das Beste, was man bei einer Eisenbahnfahrt thun kann, ist, sich in eine Ecke zu drücken, ein Buch in die Hand zu nehmen und dann verstohlen zu beobachten. Das ist keine große Unbescheidenheit, auf alle Fälle nur eine solche, die Alle mehr oder weniger begehen. Mögen in einer Wagenabtheilung vier, acht oder zehn Reisende sich befinden, sicher werden die acht, sechzehn oder zwanzig Augen sich forschenden Blickes treffen.

Der Anfang wird fast immer auf dieselbe Weise gemacht. Die Taschen, die tragbaren Koffer, die Regenschirme, die Shawls werden so gut wie möglich untergebracht; die Frauen nehmen die Röcke zusammen, die Männer zwängen sich in ihre Plätze; hier und da wird eine leise Entschuldigung geflüstert, auf welche ein feierliches „O, bitte" folgt; — — dann beschweren sich alle über die Eisenbahngesellschaft, welche die Leute wie Sardellen in dem Faß in den Wagen zusammenpressen will; Alle erheben zugleich mit ungeduldiger Ironie die endlosen Abschiedsrufe, ohne daß der Zug im Geringsten Miene macht, abzufahren.

Ein scharfsinniger Mann vergleicht die Maschine, die sich mit Wasser versieht, den Pferden, welchen man Futter gibt. Eine Frau von Geist sagt beim Klange der Glocke, bei dem man sich in Wahrheit trennt, mit anspruchsvollem Lächeln: Es läutet zur Messe! — Endlich verläßt der Zug die schützende Halle, und nun stellt sich ein gewisses Stillschweigen her.

Laßt uns ein wenig uns mit uns selbst beschäftigen!

Es kommen mir da Erinnerungen eines kürzlichen Ausfluges in's Gedächtniß zurück:

— — Wer ist jene Dame mit dem schwermüthigen Ausdruck, die dicht am Fenster zur Linken sitzt, ein Buch in der Hand? Welch ein trüber Blick fällt auf die Seiten! Da wir den Titel nicht sehen können, so müssen wir uns damit begnügen, ihn aus äußeren Kennzeichen zu errathen. Duodezformat, Umschlag fahl — und ach — erschwerendes Merkmal — auf dem Umschlage ein Fettfleck! Die Leserin muß ein Kammermädchen sein. Die Gelehrsamkeit der Küche hat fast immer solch ein charakteristisches Abzeichen. Aber sind für eine Zofe die Kleider nicht reichlich elegant? Nun, wenn man sie genauer ansieht, so sind sie eher abgetragen; ohne Zweifel die abgelegten Gewänder der Herrin. Ihr männliches Gegenüber — ein Jüngling in kaffee- und milchfarbenen Beinkleidern und weiß- und lilageblümter Weste — hat augenscheinlich diesen Argwohn nicht oder ist über Vorurtheile des Standes erhaben; denn er beginnt der Reisenden gewisse Feuerblicke zuzuwerfen: Blicke, welche eine Feuersbrunst befürchten lassen.

Der erste Sonnenstrahl, welcher in den Wagen fällt, gibt Gelegenheit zur Unterhaltung.

„Darf ich die Gardine zuziehen? Erlauben Sie. So geht es."

„Es ist ein unangenehmer Luftzug heute."

„Wünschen Sie, daß ich das Fenster schließe?"

„Wenn ich Sie nicht bemühe."

„So — ist es Ihnen so recht? Das war schnell gethan!"

Diese Beiden sind in Bewegung gesetzt. Ueberlassen wir sie sich selbst.

Mir gegenüber sitzt ein Stutzer in gelben Handschuhen, dem die Gesellschaft wenig zuzusagen scheint. In der lesenden Dame hat er die Zofe gewittert und will keine erobernden Blicke an sie verschwenden; auch läßt er sich um keinen Preis herab, mit jenem Typus von Handelsjünger zu wetteifern, der ihr den Hof macht.

Seine nächste Nachbarin hat sicher einen Umfang von zwei Metern und ihre guten vierzig Jahre auf den Schultern; ein jüngeres Mädchen, scheinbar zu ihr gehörend, ist mager und gelb wie eine Carotte. Der Stutzer beobachtet alle diese Dinge und zieht sich die Handschuhe aus. Zwischen der mageren Dame und der Zofe sitzt ein Mann mittleren Lebensalters, eine Brille mit großen Augengläsern auf der Nase, die Actienzeitung vor sich ausgebreitet. Ihm gegenüber wird Nr. 4 vervollständigt durch einen unsauberen Alten, einen Tabakschnupfer der fortwährend Kringel ißt und die Krümchen, welche auf seine Beinkleider fallen, sorgsam sammelt und aufißt.

Und der Zug fährt dahin und die an dem Schienenwege entlang gepflanzten Bäume scheinen entgegengesetzt zu laufen, und die Telegraphendrähte heben und senken sich in unserer Einbildung, einer optischen Täuschung zufolge. Die Bahnwärter geben kerzengerade, unbeweglich bei ihrem Diensthäuschen das Zeichen der Wachsamkeit, und die Lokomotive läßt ihren Pfiff ertönen; die Schnelligkeit des Zuges wird gemäßigt, der Zug hält bei der ersten Station an. Allgemeine Bewegung.

Die umfangreiche und die magere Dame steigen aus. Ein „Ah" der Befriedigung dringt aus der Brust Aller empor. Man würde es gern sehen, wenn auch der schmutzige Alte ausstiege, aber er bleibt und fährt fort, seine Kringel zu essen und die Krümchen mit der Spitze seines an der Zunge angefeuchteten Fingers aufzusammeln.

Zwei Plätze bleiben leer. Wer wird sie einnehmen?

Die Menschen gehen an der Thür vorüber und blicken hinein; dann ziehen sie sich wieder zurück. Ihnen gefällt die Gesellschaft nicht.

Der Stutzer ist unruhig und scheint in Zweifel, ob er den Wagen wechseln soll. Doch da ist schon der Schaffner mit zwei Reisenden, welche die leeren Plätze einnehmen.

Zuerst steigt ein älterer Herr ein, welcher aus Versehen an den Fuß der Zofe stößt, wogegen ihr Gegenüber in übertriebener Weise Einspruch erhebt. Dem älteren Herrn folgt hüpfend ein junges, munteres Mädchen in weiß und himmelblauen Kattun gekleidet, die in natürlicher Anmuth die Hindernisse, die sich dem Herrn Vater für einen Augenblick entgegenstellten, umgeht. Sie bekommt ihren Platz dem eleganten Jüngling gegenüber. Dieser hat dadurch seine Fassung wiedergewonnen, zieht von Neuem seine Handschuhe an und nimmt eine den Verhältnissen entsprechende Haltung an.

Der Zug setzt sich in Bewegung. Der Stutzer fragt das junge Mädchen, ehe er es wagt, seine erloschene Cigarre von Neuem anzuzünden, ob der Dampf sie stören würde? Sie antwortet artig: „Nein, danke."

Der Herr Vater beginnt mittlerweile ein Gespräch mit der ernsten

Persönlichkeit, welche die Aetienzeitung liest. Die Orientfrage ist das Thema der Unterhaltung.

„Armer Abdul Aziz! Man sagt, daß er sich das Leben genommen; aber wer glaubt es?"

„Sie werden ihn getödtet haben ohne Zweifel. In der Türkei tödtet man alle Sultane," sagt der Leser der Aetienzeitung, der in Constantinopel gewesen ist und die orientalischen Sitten kennt.

„Jener Ignatieff," bemerkte der Andere mit geheimnißvoller Miene, „wollte der Türkei einen schönen Streich spielen."

„Ja, und die Türken haben es ihm heimgezahlt."

„Sagen Sie lieber — England!"

„Ja — England — ein harter Knochen!"

„Sicherlich."

„England tritt ja bei jeder Gelegenheit ein für das ottomanische Reich."

„Hm, hm, haben Sie den Artikel im „Standard", dem Organ Derby's, gelesen?"

„Nein, mein Herr."

„Bitte, lesen Sie ihn. Sie werden dann vielleicht anders urtheilen."

„Es geschehen häßliche Dinge. Rußland fischt im Trüben. Rußland hat übrigens große Macht!"

„Das wollte ich meinen."

„Aber zur See ist England doch überlegen."

„Man weiß nicht, was die Zukunft bringen wird.

„Da haben Sie Recht."

„Wir müssen es abwarten."

Während die beiden Politiker beschließen, abzuwarten, sucht der Stutzer eine Unterhaltung mit dem jungen Mädchen im Kattunkleide anzuknüpfen, aber es gelingt ihm nur, derselben einige Silben zu entlocken. Dann sinnt er darüber nach, auf andere Weise Eindruck zu machen. Er zieht ein Buch aus der Tasche und legt es so auf die Knie, daß die Nachbarin das Titelblatt sehen kann und begreifen muß, daß es ein französisches Buch ist. Als er diese Ueberzeugung gewonnen, daß die junge Dame diese wichtige Thatsache in sich aufgenommen, beginnt er zu lesen, legt aber von Zeit zu Zeit den rechten Zeigefinger zwischen die Seiten und blickt in's Leere, wie jemand, welcher tief nachdenkt, was er aber durchaus nicht thut.

Das junge Mädchen achtet nicht auf ihn. Mitten im politischen Gespräch unterbricht sie den Vater mit der Frage, ob wohl, ehe sie abgereist sind, das Kanarienvögelchen zu Haus sein Futter bekommen? —

Der Kringelesser läßt seinen Kopf auf die Schulter des Schmutzigen fallen und schläft mit halboffenem Munde, den Bart voller Krümchen.

Die Zofe und ihr Gegenüber versuchen sich immer besser zu verstehen und benutzen jede Gelegenheit, sich die Hand zu drücken. Der elegante Jüngling fängt an, das Geschick des Reisebegleiters als wenig anspruchsvoll zu beneiden.

Neues Anhalten des Zuges und Verändern der Scene. Vater und Tochter steigen aus, die Zofe, der Stutzer, der Mann mit der Actienzeitung und der schmutzige Alte. Es bleibt außer mir nur der Don Juan der Küche. Dieser ist der pathetischen Zofe mit den Augen so weit wie nur möglich gefolgt und wirft sich dann schlechter Laune in die Ecke, da er einsieht, daß ich ihn sicherlich für seinen Verlust nicht entschädigen werde. —

„Zweite Klasse vorn" — ruft der Schaffner, „sechs leere Plätze!"

Und da naht schon Ersatz. Zwei Herren in tiefer Trauer steigen ein, dann eine kleine Familie von drei Personen, aus Vater, Mutter und einem dreijährigen Knaben bestehend. Der Mann bringt eine Tasche, einen Koffer mit abgeschabtem Lederüberzug, zwei Schirme, einen Shawl, eine Hutschachtel bei seinem Platze unter. Ohne Zweifel ist das ein versetzter Beamter.

Zwei Mal steckt er mechanisch die Hand in die Westentasche und zieht sie jedesmal mit einer Geberde zurück, die nicht auf große Herzensbefriedigung schließen läßt. Wir wagen vielleicht nicht zuviel, wenn wir vermuthen, daß der arme Mann seine Uhr in den letzten Tagen in's Pfandhaus getragen hat.

Die Frau fällt durch eine widerspenstige Crinoline auf, welche, so sehr die Trägerin sich auch bemüht, die seltsamsten Formen annimmt; sie hält meist das Kleid der Dame bis zur Spanne des Fußes in die Höhe gehoben. Und dabei gewinnt die arme Frau nichts. Ihr Fuß ist nämlich sehr häßlich; dazu trägt sie unzweifelhaft Männerstiefel: es werden abgelegte ihres Mannes sein.

Das Knäblein, welches sonst hübsch sein würde, ist keineswegs mit gutem Geschmack gekleidet. Ich fürchte auch, daß es sich nicht ruhig halten und sicher irgendwie auf mich stürzen wird, so wie der Zug sich in Bewegung setzt. — Richtig, da weint es schon, weil es nicht dicht am Fenster ist und die Bäume sehen will. Um den Knaben zu beruhigen, lasse ich ihn zu mir in die Ecke kommen, hebe ihn auf den Sitz und halte ihn, damit er nicht fällt. Aber in weniger als einer Minute kommt ihm der unwiderstehliche Wunsch, zur Mama zurückzukehren, und er führt diesen Spaziergang über meine Knie gehend, aus. — Entrüstung und Entschuldigung von Seiten der Eltern. Der Vater bestätigt mir zu gleicher Zeit mit leiser Stimme, daß er ein versetzter Beamter ist. Er wagt nicht, sich über sein Geschick zu beklagen; man muß ja dem Himmel danken, daß die Versetzung nicht noch schlimmer ausgefallen ist.

Er war in Previso und geht nach Leece, eine Kleinigkeit von 1000 Kilometern Entfernung weiter — warum schickt ihn die Regierung nicht lieber gleich nach Sicilien!

Während ich ihm zerstreut zuhöre, wird meine Aufmerksamkeit gefesselt durch zwei Damen in Trauer. Sie sind noch jung, vielleicht nicht sehr jung und sehen traurig und leidend aus. Sie sprechen kein Wörtchen mit einander und halten das verschleierte Gesicht tief geneigt.

Plötzlich berührt die eine wie auf ein verabredetes Zeichen das Knie der Anderen und, den Schleier hebend, steckt sie den Kopf aus dem Fenster. Ihre Gefährtin thut dasselbe. Neugierig werfe ich ebenfalls einen Blick nach jener Richtung. Ich sehe zuerst nichts als ausgedehnte Felder; dann, indem ich angestrengter in die Ferne schaue, entdecke ich mit Mühe — halb versteckt zwischen vielen Bäumen — ein weißes Häuschen mit einer Metallfahne, welche in den Strahlen der Sonne funkelt. — — — Und auf dieses richten die beiden Damen gleichzeitig ihre Blicke und lassen nicht davon ab, bis das weiße Häuschen vom Horizonte verschwunden ist. Dann führt die Jüngere, welche den schmerzvollsten Ausdruck in den Zügen trägt, schnell ihre Hand an die Lippen und sendet der theuren Erscheinung einen Kuß. Dann lassen Beide den Schleier wieder fallen und ziehen den Kopf in das Innere des Wagens zurück. Dieselbe, welche den Kuß sandte, zieht das Taschentuch unter den Schleier und drückt es an die Augen. — — —

Währenddem spricht mein Nachbar weitläufig über den Entwurf Depreti's, welcher das Loos der Beamten verbessern will, aber ich höre ihm nicht zu. Ich denke an das Herzensdrama der beiden Reisenden in Trauer, die ein leicht zu errathendes Geheimniß tragen; ich denke an das weiße Häuschen, wo vor wenigen Tagen irgend jemand, der ihnen theuer war, vom Lichte schied; ich denke an dies uns allen gemeine Schicksal, die Gewißheit des Todes, der immer neu, immer geheimnißvoll, immer schrecklich bleibt. — — —

Nach wenigen Minuten hält der Zug.

„Steigt hier jemand aus?" fragt der Schaffner an's Fenster tretend.

„Ja, zwei."

Und wir sind mit einem Sprunge am Boden, ich und der Jüngling mit den kaffee- und milchfarbenen Beinkleidern.

„Hier sind zwei Plätze, wendet sich der Schaffner an zwei jugendliche Reisende, die sich mit vielen Küssen von einer Gruppe von Freunden und Verwandten verabschieden und in einen Wagen zweiter Klasse zu steigen wünschen.

Diese Beiden lassen uns nicht lange im Zweifel, wen wir vor uns sehen: Es sind Neuvermählte. Man sieht es am strahlenden Gesichte, an der gewählten Kleidung, an der Hingebung, mit welcher die junge Frau sich auf den Arm des kräftigen Mannes stützt. Nachdem sie eingestiegen sind, erneuern sie die Abschiedsbegrüßungen. Ihre glücklichen Gesichter, welche dicht neben einander im Fensterrahmen sichtbar werden, bilden einen seltsamen Gegensatz zu den traurigen Zügen der beiden Damen ihnen gegenüber. Ihr Gruß an die fröhliche Schaar, die sie zum Bahnhofe be-

gleitet hat, ist sehr verschieden von dem, welchen die beiden Damen in Trauer zuvor dem kleinen einsamen Häuschen im Felde zuwarfen; für das glückliche Paar ist die Zukunft ganz Freude und Hoffnung. Wer weiß, was ihnen das Schicksal noch vorbehalten hat? — — —

Der Zug ist abgefahren; man sieht nur in der Ferne zwischen den Bäumen Rauchwolken aufsteigen, die uns seine Nähe ahnen lassen; bald ist nichts mehr zu sehen. Auch der Reisende mit den kaffee- und milchfarbenen Beinkleidern ist verschwunden.

Der Bahnhofsinspector — wir befinden uns auf einer kleinen Zwischenstation — betrachtet mich neugierig von Kopf bis zu den Füßen, daß ich immer noch sinnend dastehe. — Nun wer wird sich daraus etwas machen! Mich beschäftigt in der That lebhaft der Gedanke: Wie viele Menschen ziehen an unseren Augen vorüber, wenn wir nur zwei Stunden mit der Eisenbahn fahren! Welch ein Gegensatz des Heiteren und des Ernstes bietet sich uns hier! Wer die Wonne des Lächelns und die Bedeutung der Thräne kennt, wird unerschöpflich sein im Ausmalen der verschiedensten Eindrücke, die wir hier empfangen.

Aus der Hauptstadt.

König Ludwig der Heilige.

Des Reiches Südwacht! Von ungeheuren Felskuppen und tiefgründigen Seen umschlossen liegt zauberschön im Grunde die alte Römerfeste Partanum, die liebliche Schwestergemeinde an der wilden Loisach, Garmisch-Partenkirchen. Nirgendwo im Lande starren die Gipfel mächtiger Bergriesen majestätischer zu Thal, reinere Höhenluft weht nirgendwo, und soweit die Zugspitze, die kreuzgeschmückte, schaut, sieht sie ein frommes, arbeitsames, einfaches, doch auch stolzes und freies Volk. Den Edeltannen des Partnachfleckens ist die Erinnerung an verschollene, große Zeiten noch nicht verloren gegangen, sie vererben sie von Geschlecht zu Geschlecht, und wer im Abendscheine ihrem Brausen lauscht, der hört wieder den klirrenden Schritt der ersten rhätischen Cohorte, hört Tubaklänge und sieht, wenn er ein Sonntagskind ist, Friedrich Barbarossa wieder in Gram und Verzweiflung vor seinem überstolzen Vasallen Heinrich knien. Es liegt wie Märchenhauch auf dieser geweihten Stätte, die noch immer von ihrer Herrlichkeit vergangenen Tagen zu träumen scheint, auf diesem theuren Juwel an des Reiches Südwacht.

* * *

Die Parkanlagen des Marktfleckens schmückte seit geraumer Zeit eine Büste des Prinzregenten Luitpold, des aufgeklärt liberalen Herrn, der Bayern nicht ohne Mühe und Noth gegen Klerikalismus und Sozialismus regiert. Man preist ihn, vornehmlich in der Presse, deren sogenannten Vertretern er zu München leutselig einige freundliche Worte sagte und die ihn seitdem dankbar vergöttert, als einen verständnißvollen, gutmeinenden und klugen Mann; er hält, wie das des Landes der Brauch, treu zum Reiche und bereitet der Berliner Regierung keinerlei Schwierigkeiten, selbst in Fällen Thüngen & Co. nicht. Das bayerische Volk könnte also zufrieden mit ihm sein. Statt dessen hat man in einer dunklen Augustnacht seine zu Partenkirchen aufgestellte Büste in die vorbei rauschende Partnach gestürzt, die sie zur Loisach weiter trug, wo man am nächsten Morgen das Kunstwerk zerschellt vorfand. Zwei Tage vorher war im benachbarten Murnau ein Standbild des unglücklichen Fürsten Ludwig enthüllt worden, das erste, welches Bayerland ihm setzte, und nicht Offiziöse und Offizielle hatten dazu beigetragen, keine Behörde schützte und förderte das Unternehmen — nein, wider den Willen der mißtrauisch zusehenden Obrigkeit war freie Bürgerschaft einem Drange ihres Herzens gefolgt und hatte das Erinnerungsmal an den unseligen, königlichen Ritter vom Gral aufgerichtet.

„Ein Bubenstück", ist versucht zu sagen, wer von der That des Garmischer Denkmalstürmers hört, und politisch reife Leute, deren jede Partei so viele kennt, als sie bei der letzten Reichstagswahl Stimmen erhielt, werden für den Ludwigsstein zu Murnau und seine Stifter nur ein Lächeln haben. Sie gönnen den naiven Thoren, die rückständig für todte Monarchen schwärmen statt den Lebenden die Stiefel zu reinigen, ihr sonderbares Vergnügen; sie wundern sich, daß es einen unpractischen Patriotismus und eine zwecklose Liebe zum angestammten Fürstenhause gibt, die ganz ohne Rücksicht auf das allgemeine Ehrenzeichen handelt, die sogar beleidigt wäre, wenn man ihr Orden anböte. Sie lächeln und wundern sich, und die ganz Klugen unter ihnen wittern gar ultramontane Verschwörung. Daß dem Bismarck ein Monument gebaut werden soll, ist ja schließlich zu erklären; erstens hat er sich, man kann's auf blechernen Denkmünzen lesen, am 26. Januar des laufenden Jahres mit dem Kaiser ausgesöhnt, zweitens steht unerschütterlich treu zu ihm eine mächtige Schaar großer und angesehener Männer, die vielleicht doch einmal Einfluß auf die Regierungsgeschäfte gewinnt, und drittens darf man ihm gewisse, unvergängliche Verdienste immerhin nicht absprechen. Aber Ludwig der Bayer? Von seinem Verhältniß zu Kaiser und Reich laßt uns lieber schweigen; große und angesehene Männer haben sich nach dem unheilvollen Tage, der Bayerns Krone in den Starnberger See versenkte, noch weniger als bei seinen Lebzeiten für den phantastischen Menschenfeind erwärmt, und was schließlich seine Regentenverdienste anbelangt . . .

Darüber kein Zweifel: Ludwig II. war gewiß ein hochbegabter Mann, voller Sehnsucht nach der Sterne Revier, voll unbändiger Lust nach bedeutsamen Abenteuern, und in seiner großen Seele, in seinen Augen funkelte ein fremder Glanz, der sonst neumodischen Monarchen nicht eignet. Schwärmerisch liebte er die Kunst, und wenn auch sein Geschmack nicht eben geläutert war, so darf ihm nie vergessen werden, daß er Richard Wagner in die Höhe gebracht hat. Aber von Politik verstand er wie der erste Ludwig rein gar nichts und wollte nichts von ihr verstehen; sie war ihm zehntausendmal gleichgültiger als irgend eine Soffite seines Bühnenhauses, irgend ein Tact der Lohengrinouvertüre. Der sich schon als Jüngling ein Uebermensch deuchte, groß in Einsamkeit, hatte doch so wenig politischen Ehrgeiz, daß er Schrenk, mit dem ihn kaum eine einzige gleiche Ansicht verband, ruhig im Amte ließ, daß er später die Pfordten und Consorten in ihren Intriguen nicht störte und sich für Oesterreich entschied, weil sie sich dafür entschieden. Es kostete große Mühe, ihn zu dem berühmten Brief vom 30. November 1870 zu bewegen, die Sache war ihm Hekuba, er gab dem Ansturm schließlich nach, aber irgend welche Begeisterung für das neue Reich hat er so wenig empfunden, wie Reuß-Schleiz-Greiz'sche Verstimmung. Höchstens seine fürstliche Eifersucht auf die Hohenzollern riß ihn manchmal zu Schroffheiten hin. Als politische That rechnen ihm Parteimänner sehr zu Unrecht sein entschiedenes Auftreten gegen die siegreichen Ultramontanen an, die er vergebens ihre Rickertsprünge nach den fetten Portefeuilles machen ließ; man glaubt daraus auf seine im Grunde liberale Gesinnung schließen zu dürfen, thäte aber besser, das Aufbäumen gekränkten Herrscherstolzes darin zu sehen, der sich von Parlamentsmehrheiten und Pöbelwahlen seinen Weg nicht vorschreiben läßt. Wäre der Partei-Klerikalismus weniger übermüthig gewesen und hätte die Ehrfurcht vor der Krone minder gröblich verletzt, so hätte Ludwig ihn ganz sicherlich gewähren lassen; das Episcopat wußte den launischen und eitlen König besser zu behandeln und setzte im Allgemeinen durch, was es wollte.

Seine Menschenscheu, sein Horror vor allem Gassenlärm und allem intimen Verkehr mit der hurrahfrohen Menge, seine exotischen Neigungen, die man nicht verstand und sich von Ohrenbläsern gern auf's Schlimmste auslegen ließ, verhinderten es, daß König Ludwig jemals populär ward. Er gab dem Lande durch kostbare Prachtbauten und allerlei üppige Verschwendung zu verdienen, aber er schuf sich keinen Freund damit, lieferte vielmehr der zischelnden Schlange nur immer neuen Giftstoff. Wohl mag sein unerhört tragisches Ende die Männer des Volkes mit ihm versöhnt haben — die Weiber, die unpolitischen, vergötterten den geheimnißvollen, schönen Weltflüchtling, der sie ingrimmig haßte, von jeher —, wohl erweckten die schauerlichen, verbrecherischen Mären, die über Ludwigs Tod im Bayerlande umgingen, herzliches Mitleid mit dem gefürsteten Promethiden, doch alles das hätte nun und nimmer hingereicht, ihn schon wenige Jahre nach seinem Untergang zu einem legendenumwobenen Heiligen zu machen,

zu einem der vielgeliebten und beweinten Herren, deren Wiederkommen das Volk ersehnt und prophezeit. Wir leben nicht mehr im romantischen Jahrhundert der Askanier, das keine Steckbriefe und Schädelmessungen kannte; sonst würde wie der falsche Woldemar ein falscher Ludwig alle Hütten und alle Stadtthore geöffnet finden. Was geht in Bayern, was im Reiche vor, das die Herzen der Bevölkerung angstvoll bewegt und sie nicht mehr von der Zukunft, sondern von der Vergangenheit Heil und Rettung erhoffen läßt?

* * *

Bayern ist der modernste und deutscheste Staat Deutschlands, trotz Klerikalismus und Liberalismus, die sich landtäglich zerhacken und über verstaubte politische Querellen wochenlang zanken können, als wohnte Lola Montez noch in München; trotz aller Bierphilisterei und Kleingeistigkeit seiner führenden Klassen. So laut pocht in keinem Bruderland der Pulsschlag der neuen Zeit, so schnell trennen und sammeln sich nirgendwo Ahriman's und Ormuzd Schaaren, so entschieden und muthig sagt man nirgends dem alten, vermoderten Parteiplunder Valet und, dies über alles, so tapfere und treue Männer finden sich anderwärts viel minder zahlreich. Im Bayerland kämpft nicht nur eine junge Kunst um Licht und Luft und ringt sich machtvoll empor; dort rottet sich auch zusammen, was noch Kraft und Mark und Hoffnung in der Seele hat, und stürmt mit Gott in die Schlacht, ohne Falsch, doch auch ohne Menschenfurcht. Der Bauer, der niedergetretene, schiebt das verlogene Centrum bei Seite und will sich selbst helfen, wirthschaftliche Befreiung hat er auf seine Banner geschrieben, und alle Macht der Kapläne hemmt den Siegeslauf dieses Bauernbundes nicht, der im ersten begeisterten Anlauf die schwärzesten Wahlkreise erstürmte. In Bayern stehen an der Spitze des städtischen Kleinbürger- und Arbeiterstandes so sympathische Männer wie Vollmar und Grillenberger, Männer, die den seelenlosen, undeutschen und verbissenen Doctrinären der Berliner Sozialdemokratie geistig zehnmal ferner stehen als uns, die wir unterm Zeichen des Kreuzes und des Reichsadlers für unsere armen Brüder streiten. Schneller als die vor den sozialdemokratischen Wahlziffern heillos zitternden Kapitalparteien, schneller vielleicht als die kleinen Robespierre in der Beuthstraße es ahnen, wird die Trennung des süddeutschen Sozialismus von der norddeutschen Singerei vor sich gehen; die Frucht ist jetzt reif, und es bedarf nur noch eines kräftigen Schüttelns. Um Vollmar wird sich dann die national gesinnte Kleinbürgerpartei krystallisiren, die genau weiß, was sie will und ihre Kraft nicht in läppischen Boycottspielereien oder Stadtbahnstreiks zu vergeuden bereit ist.

Das bayerische Volk hat sich unzweideutig wider das herrschende System erklärt, und wenn auch der deutsche Süden ausnahmslos mit gereiztem Mißtrauen auf die momentan beliebte Regierungspolitik blickt, so ist es doch Bayern, wo die Verstimmung und die Sehnsucht nach grundlegenden Aenderungen in allen Kreisen am lebendigsten sind. Der wirthschaftliche Druck, unter dem wir seufzen und der mit jedem Jahre lastender wird, werden muß, so lange wir im alten Geleise fortfahren, erbittert die Massen immer mehr, raubt ihnen immer mehr die Freude an immateriellen Gütern der Nation, am neugeeinten Reich, an des deutschen Namens Größe. Noth und Vaterlandsliebe schlafen nicht gern zusammen. Der kleine Mann erinnert sich, daß es früher weit besser um ihn bestellt war, früher, lange vor dem großen Kriege, und seine schlichte Logik schiebt die Verschlechterung seiner Lage nicht einem abstrakten System in die Schuhe, sondern den Leuten, denen er die Regierung des Landes, die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraute. Und sein Verdruß gilt in erster Linie den Höchstgestellten, weil sie ihm zunächst in die Augen fallen; an all dem Elend glaubt er zunächst die Einrichtung schuld, von der er seit seinen Gemeindeschuljahren jeden Tag hört und liest: das neue, deutsche Reich. Darum sehnt er sich nach den Zeiten des Königs Ludwig zurück, die seine Phantasie noch wesentlich verschönt, wie sie den ertrunkenen Monarchen selbst idealisirt; darum thürmt er dem Verstorbenen Denksteine auf und stürzt in dunkler Nacht das Standbild des Lebenden, begeht bei hellichtem Tage Majestätsbeleidigungen oder schimpft auf „das Reich" und seine eigentlichen Gründer, die Preußen.

Jedes politische Verbrechen birgt eine ernste Mahnung, und die Staatslenker haben mit nichten ihre Pflicht gethan, wenn sie den Schuldigen zur Rechenschaft ziehen und einsperren oder ihm den Kopf abschlagen lassen. Mögen sie einsperren und Köpfe abschlagen, Rache schmeckt süß, und Gerechtigkeit muß sein; nachher aber sollen sie dem Beweggrunde des Verbrechens nachforschen und zusehen, ob nicht vielleicht auf ihnen etwas wie Mitschuld an der That des Gerichteten lastet.

* * *

Ein Fürst mag noch so viel gesündigt haben in seinem Leben, die Kirche mag ihm noch so erbittert zürnen, noch so fanatisch seinem Andenken fluchen — jeder Seufzer des Geringsten aus dem Volke um ihn vernichtet sein Schuldbuch, jeder sehnsüchtige Wunsch des Aermsten und Verlassensten, ihn wieder im Schmuck der Krone zu sehen, spricht ihn heilig. Den Ruhm eines Monarchen macht nie das aus, was er Großes verrichtete und wollte; einzig und allein sein Nachfolger spricht das Urtheil über ihn. Ihr Verhältniß zu einander entscheidet. Je kleiner der Erbe, desto größer erscheint der Vorgänger auf dem Throne, und umgekehrt. Fühlt sich das Volk unter einem verständnißvollen, gutmeinenden und klugen Herrscher elender als unter dem Scepter eines Anderen, der vielleicht gar nicht klug und verständnißvoll, der vielleicht ein phantastischer Wirrkopf oder ein zwar wohlwollender, aber unbegabter Mann war, so wird es doch ohne lang zu fragen, den Wirrkopf, den Unbegabten in den Himmel erheben und ihm nachweinen, den Klugen aber weit hinter ihm zurücksetzen. Diese Erfahrung macht Prinzregent Luitpold in Bayern, und genau dieselbe Erfahrung machen oder werden andere Fürsten unserer Zeit machen.

Von des Reiches Südwacht bis zur Nordsee weht der Sturmwind, und man hört sein Brausen wohl, weiß wohl, was es sagen will; eine Welle fluthet vom Meer zu den Bergen hinauf durch ganz Deutschland. Jahre lang haben sich die Elementargewalten daran genügen lassen, anklagend zu brausen, die dicken Schläfer zu wecken; jetzt geben sie ihrem Zorn schon deutlicheren Ausdruck, und an der Stelle, wo Friedrich Rothbart vor Heinrich dem Löwen kniete, der Herr vorm Diener, zerschellte wiederum der Knecht ein Fürstenbild. Schon einmal ist an Romfahrten, an zwecklosen, Deutschland fast verblutet; seine berufenen Führer vergaßen die dringendsten Bedürfnisse des Volkes, um Phantomen nachzujagen, und da kam der Tag von Partenkirchen . . . Aber Frau Klio warnte noch immer umsonst.

Caliban.

Die Königl. preußische Haupt-Kunstcadettenanstalt.

„*Αὐτὸς ἔφα*!" Mit diesem Zauberwort bekämpften des alten Pythagoras' Schüler jeden Zweifel an der Wahrheit der Lehre. „Er selbst hat es gesagt." Er, der Meister, der Unfehlbare, der Große!

Der treue Schüler der Berliner Akademie, der um des Zuckerbrots lieblicher Stipendien willen lammfromm die Peitsche straffster Disciplin zu ertragen sich entschließt, wird fürder von allen Anfechtungen einer ††† neuen Richtung bewahrt bleiben. „Denn alles Neue tauget nichts und die Kunst der bewährten Lehrer der Akademie machet allein den armen Sünder selig. Punktum. Basta. Amen." *Αὐτὸς ἔφα*, der Meister, der Unfehlbare, der Große . . . Anton von Werner.

Wer aber unter künstlerischer Erziehung etwas Anderes sich vorstellt, als eine rein mechanische Uebertragung der Recepte der Alten an die Jungen, wer an eine freie, von liebevollem Eingehen der Lehrer sorgfältig geförderte und vorsichtig geleitete Entwickelung denkt, wer etwa gar die ketzerische Ansicht hegt, es gebe auch außerhalb der Mauern der Berliner Akademie noch Meister, von denen man etwas lernen kann, der wird zwar nicht zerschmettert, weil es leider, leider dazu an der Macht fehlt, aber er muß den in diesen heiligen Räumen reichlich vorhandenen Staub von den Schuhen schütteln, er wird sanft, aber entschieden hinausgeschoben an die freie Luft, an das Plein-air „draußen vor der Akademie". Das hat Er auch gesagt, sehr schön und sehr deutlich, und es war auch kein Grund da, es nicht zu sagen, da die Ansicht von den maßgebenden Kreisen getheilt wird.

Das war ein erlösendes Wort. Nun kennen wir endlich das Programm der Akademie und männiglich kann sich danach richten. Die Rei-

nigung von ungeeigneten Elementen wird schnell vor sich gehen, und dann kann man getrost und geradezu auf das Ziel losstenern, das in goldigem Schein lange schon vor den Augen Antons und seiner Getreuen schwebt: die Umwandlung der „Akademie" in eine auf den bewährten Grundsätzen des militärischen Drills beruhende „Königl. preußische Haupt-Kunstcadettenanstalt".

Einzelheiten über diese nothwendige und hoffentlich allüberall freudig begrüßte Reform sind wir in der glücklichen Lage heute schon mittheilen zu können.

Der Zweck der Anstalt wird dahin festgesetzt werden, „dem preußischen Staate ein Heer von erprobten Pinseln zur Verfügung zu stellen, die am Besten im Stande sein werden, die von der Regierung gestellten Aufgaben im Sinne unserer guten Tradition zu lösen."

Das Ziel der Anstalt wird für den Einzelnen dann als erreicht gelten, wenn der Schwergeprüfte nachgewiesen hat, daß alle nöthigen Kunst„griffe" ordentlich „klappen".

Natürlich wird das Corps wie seine Lehrer — pardon: Offiziere — uniformirt werden.

Der Unterricht beginnt mit Freiübungen, die übrigens während der ganzen Lehrzeit fortgesetzt werden. Namentlich soll die große Rumpfbeuge nach vorwärts, von deren tadelloser Ausführung so unendlich viel für die künstlerische Carrière abhängt, bis zur völligen Verleugnung des Rückgrates geübt werden. Unmittelbar dazu gehört das ergänzende Commando: „Augen — hoch!" Eigentlich sollten die Cadetten fortwährend nach oben sehen, ebenfalls aus Gründen der Carrière, aber das ist ja leider nicht durchzuführen. Die sonst üblichen Commandos: „Augen links!" und „Augen rechts!" fallen selbstredend fort, der rechte Kunstcadett soll ja eben weder nach links noch nach rechts schauen.

Dann kommen die Uebungen mit dem Kunstgewehr. Die Staffeleien werden gerichtet und alle haben in Reih und Glied zu stehen. Bei der Arbeit ist Grundstellung zu bewahren, das Zeichnen und Malen geschieht in Tempi, ebenso das Wechseln der Stifte oder Pinsel. In jeder „Stube" hat ein Unteroffizier du jour. Er erstattet dem inspicirenden Offizier die Meldung: „Stube neun! Ein Unteroffizier, 6 Cadetten, ein Modell!" Die Cadetten präsentiren die Pinsel.

Wer sein Modell einmal trifft, erhält je nach Ausfall zwei oder drei Punkte. Wer hundert Punkte für „gutes Treffen" erhalten hat, wird durch die Schützenschnüre ausgezeichnet.

Die Schüler der ersten Klasse stehen im Rang von Unteroffizieren. Bei der Entlassung werden diejenigen, die dem Offiziercorps der Reserve angehören, zu Kunstoffizieren befördert, andere können diesen Rang nicht erreichen.

Staatsaufträge werden nur Offizieren ertheilt.

Der Director der Akademie erhält den Titel: „Generalissimus der preußischen Kunst" und den Adel.

Die Zucht wird natürlich eine sehr strenge sein. Auch die männlichen Modelle, Soldaten oder Militäranwärter, „dürfen sich nicht entkleiden". Weibliche Modelle müssen über vierzig Jahr alt sein, ein gutes Leumundszeugniß besitzen und bis zum Hals und Handgelenk geschlossene Kleider tragen. Von Antiken dürfen nur die Köpfe copirt werden, die Körper sind völlig zu verhüllen.

Ferner:

§ 126. Wer eine andere Kunst als die vorschriftsmäßige königl. preußische kennt, wird mit Arrest bis zu vierzehn Tagen, wer eine solche übt, mit Arrest bis zu vier Wochen, im Wiederholungsfalle mit Entfernung aus der Anstalt bestraft.

§ 130. Wer eine anrüchige Kneipe oder eine moderne Ausstellung besucht, wird aus der Anstalt entfernt.

§ 134. Wer mit Kunstcivilisten verkehrt, wird aus der Anstalt entfernt. Der vornehmste Umgang für den Kunstcadetten ist der Kunstsoldat.

§ 138. Wer's nicht glaubt, daß der Akademiedirector der größte Künstler seiner Zeit ist und unsterblich sein wird . . . bezahlt einen Thaler . . .

In den Instructionsstunden wird Aesthetik und Kunstgeschichte gelehrt.

Für den ästhetischen Unterricht hat Herr von Werner bereits einen kleinen Katechismus ausgearbeitet. Hier einige Proben:

Frage: „Was ist schön?"

Antwort: „Schön ist, was unser Generalissimus und unsere bewährten Lehrer malen."

Frage: „Gibt es mehrere berechtigte Arten von Kunst?"

Antwort: „Nein, es gibt nur eine wahre Kunst und unser Generalissimus ist ihr Prophet."

Frage: „Was ist Colorismus?"

Antwort: „Colorismus ist Unsinn. Wat blau is, det mal' ick blau, und wat roth is, mal' ick roth."*)

Frage: „Was ist modern?"

Antwort: „Modern ist, was geschmiert ist, und gibt es überhaupt gar nicht. Böse Menschen haben es nur erfunden, um unseren Generalissimus und unsere bewährten Lehrer zu kränken."

Frage: „Was ist die Hauptsache bei einem Bild?"

Antwort: „Die Hauptsache bei einem Bild ist, daß bei den Militärpersonen die Uniformen bis auf den letzten Knopf richtig gemalt sind. Bei den Civilisten kommt es nicht so darauf an."

Die Kunstgeschichte ist von Karl A. Liebe-Diener geschrieben. Natürlich nach „modernen" Prinzipien: sie beginnt mit der Gegenwart.

Kapitel 1.

Im Jahre 1893 malte Anton von Werner seine unsterbliche Eröffnung des deutschen Reichstags unter Kaiser Wilhelm II., nachdem er schon vorher . . .

Neben dieser beherrschenden Erscheinung sind zu erwähnen der jüngere Eschke . . ., Carl Salzmann . . ., . . .

In dieser Zeit machten sich eine große Anzahl ganz unfähiger Leute mit einer widerlichen Afterkunst breit: ein gewisser Böcklin war der unangenehmste, . . . Max Klinger, ein entarteter Schüler der Berliner Akademie, . . . Max Liebermann . . ., . . . Uhde . . ., Thoma . . .

— — — Das genüge. Komm doch bald, du schöne Zeit!!!

Fritz Stahl.

Notizen.

Zuletzt gelacht und andere Novelletten. Von Ida Boy-Ed. (Leipzig, Karl Reißner). Eine gute Erzählerin, eigentlich viel zu gut für die Leihbibliotheken, und wo sie ihre Weiblichkeit nicht verleugnet, durchaus liebenswürdig und bedeutend. Auch diese Geschichten und Skizzen sind in Charakteristik und Stimmung sehr hübsch. Wundervoll ist namentlich Xantippe, eine Art satirischer Ehrenrettung, die uns erklärt, wie die berüchtigte Philosophengattin zur bösen Sieben wurde. Damals wie jetzt ist es die Schuld der Männer, wenn sie sich Xantippen erziehen. Jeder Mann hat die Frau, die er verdient, möchten wir sagen, wenn es nicht zu paradox wäre.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

*) Anm. des Verfassers des Katechismus: Mein Lieblingssatz ist in dieser Form so allgemein bekannt geworden, daß ich glaubte, den Dialekt darin wahren zu sollen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien bei **Fr. Aug. Eupel** in **Sondershausen** und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Judenfrage,

vom staatswissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet.

Von

Dr. Karl Walcker,

Dozenten der Staatswissenschaften a. d. Universität Leipzig.

Preis 1 Mark.

(Kann auch direct vom Verleger gegen Einsendung von ℳ 1,05 franco bezogen werden.)

Der Verfasser ist den Lesern der „Gegenwart" als Mitarbeiter derselben bekannt.

Verlag von **Georg Reimer** in **Berlin.**

Soeben erschienen:

König Karls XII. eigenhändige Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Carlson.** Autorisirte deutsche Uebersetzung von F. Mewius. 8°.

Preis ℳ 9.—.

Vierzig Millionen ersparte Steuern oder die Reform der Organisation der preussischen Staatseisenbahnverwaltung. Kritik und Vorschläge eines Praktikers von **Reinh. Menz.**

Preis ℳ —.90.

Soeben erscheint bei **W. Werther** in **Rostock:**

Kasper-Ohm un ick.

Roman in mecklenburg. Mundart

von

John Brinckman.

Fünfte Auflage. 3 ℳ br., 4 ℳ eleg. geb.

„Ich rathe Jedem, sich dies gute Buch zuzulegen, das bei jedem, der Sinn hat für wahren Humor und echtes, unverfälschtes Volksthum, ein unvergleichliches Behagen erzeugt." **Heinr. Seidel.**

Th. Knaurs

Klassiker-Oktav-Ausgaben.

Bei großer Schrift die billigsten.

Verzeichniß gratis.

Leipzig.

Im Verlage von **Rob. Peppmüller** in Göttingen erschien:

Prof. Ernst Haeckel in Jena

und seine Kampfweise.

Eine Erwiderung von **Prof. Otto Hamann.**

Preis ℳ 1,20.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Soeben erschien im Verlag von **C. Jacobsen** in Leipzig:

Deutsches Liederbuch.

Gedichte von August Sturm.

Zweite Auflage.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Z. ist ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird . . . Seine dichterischen Personen halten auch Reden (wie in Heyse's Merlin), aber was sie sprechen ist Handlung. . . . Ueberall herrscht jene Objectivität, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. Der Dichter hält sein Urtheil sorgfältig zurück, denn er will nicht entscheiden, sondern der Leser soll das Urtheil fällen und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatsachen geknüpften Motivirung, daß über die Nothwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann. **Grenzboten.**

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen. **Blätter für literarische Unterhaltung.**

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat. **Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).**

. . . Der vom Verf. aufgestellte Gegensatz zwischen dem Unwerth der wüsten Spekulation und dem sicheren Untergrund der soliden Arbeit äußert immer wieder kräftige Anziehung, besonders wenn er wie hier in einem das Zeitbild geschickt wiedergebenden Vorgang und in Menschen geschildert ist, die wirkliches Leben in sich tragen. Der Roman ist so unterhaltend als belehrend. **Hamburger Nachrichten.**

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 15. September 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die soziale Frage im Lichte der Culturentwickelung. Von Arthur Drews. — Korea und die ostasiatische Frage. Von N. Syrkin. — **Literatur und Kunst:** Die Krisis. Glossen zur Ausstellung der Secession in München. Von Fritz Stahl. — Die Deutsche Seewarte und Wagner's Tristan und Isolde. Ein Stück maritimer Wagner-Erklärung. — **Feuilleton:** Menuet. Von Guy de Maupassant. — **Aus der Hauptstadt:** Die Opposition der Grand Seigneurs. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die soziale Frage im Lichte der Culturentwickelung.

Von Arthur Drews.

Die Wissenschaft ist sich längst darüber einig, daß der soziale Fortschritt nur in der Ausbildung höherer natürlicher und geistiger Fähigkeiten auf Kosten des individuellen Wohles beruht; sie überzeugt sich je länger, je mehr, daß wenn man überhaupt von einem objectiven Zwecke reden will, derselbe in der Steigerung der Cultur, nicht aber in der Steigerung des sogenannten Glückes zu suchen ist; unsere Sozialtheoretiker dagegen wissen ihren Erörterungen noch immer keinen höheren Zweck zu Grunde zu legen als das Wohl der größtmöglichen Anzahl von Individuen. Und doch ist nicht schwierig, einzusehen, daß das Interesse an der Steigerung der Cultur keineswegs immer mit dem Interesse an der Förderung des Gesammtwohles zusammen fällt, daß Conflicte hier nicht bloß möglich, sondern sogar häufig sind und daß man daher auch in dem Urtheil über soziale Fragen einen sicheren Maßstab so lange nicht besitzen kann, als man sich über das Verhältniß jener beiden Prinzipien nicht völlig klar ist und sich für das eine oder das andere von ihnen nicht entschieden hat. Man muß wissen, welchem Zweck überhaupt der wirthschaftliche Prozeß dient, ehe man Mittel zur Abstellung der in ihm hervorgetretenen Uebelstände vorschlagen kann. Wer diesen Zweck nur in der Förderung des Gesammtwohles sieht, der muß auch den Muth haben, einen Rückgang der Cultur mit in den Kauf zu nehmen, wenn jene Förderung nur um diesen Preis zu haben ist. Und umgekehrt, wer die Steigerung der Cultur voranstellt, der muß auch eine Schädigung des allgemeinen Wohles seinem guten Herzen abzuringen, consequent genug sein, wofern es je einmal mit der Cultur collidiren sollte. Daß sie über das Verhältniß der Cultur zur Glückseligkeitsempfindung oder, wie man es auch ausdrücken kann, des Evolutionismus zum Eudämonismus die nöthige Klarheit vermissen lassen und in naiver Weise sich der Illusion hingeben, der eine schlösse unmittelbar auch den anderen in sich ein, ist der schwerste Vorwurf, den man den meisten heutigen Erörterungen über die soziale Frage machen muß. Sie sind mit einem Worte nicht philosophisch genug und bleiben daher Augenblickserzeugnisse, wie Alles, was seine Nahrung nur aus dem dunklen Grunde des Gefühls, aber nicht aus dem fruchtbaren Boden objectiver Prinzipien zieht.

Von keinem unserer Zeitgenossen ist nun jenes Verhältniß klarer erkannt und mit größerer Energie nach allen seinen Consequenzen gewürdigt worden, wie von Eduard v. Hartmann. Man kann sagen, Hartmann habe es zuerst mit vollem Bewußtsein ausgesprochen, daß Cultur und Glückseligkeit nicht in gleichem Schritte neben einander herlaufende Faktoren sind, sondern geradezu im umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen; jedenfalls ist er der Erste, der dieses Verhältniß in seiner „Philosophie des Unbewußten" philosophisch klar gestellt und gezeigt hat, wie dasselbe nicht bloß zufälliger Art ist, sondern ein allgemeines, auf die Natur der Weltfactoren selbst gegründetes Gesetz. Hartmann's evolutionistische Ethik, die in dem Satze gipfelt, daß nicht die Glückseligkeit, sondern die Cultur zur Norm des sittlichen Handelns zu machen sei, ist nichts als die Anwendung jenes Gesetzes auf das practische Gebiet, und alle seine Schriften liefern den Beweis dafür, wie tief im Herzen ihres Verfassers die Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Culturprozesses gegründet ist, dem alle anderen Ziele untergeordnet werden müssen. Es darf daher von Allen, denen es um Klarstellung der leitenden Gesichtspunkte zu thun ist, mit Freuden begrüßt werden, daß der größte systematische Philosoph der Gegenwart in seinem neuesten Werke auch zur sozialen Frage Stellung genommen hat und daß er es sich hierbei ganz besonders hat angelegen sein lassen, den Gesichtspunkt des Evolutionismus zur Geltung zu bringen.

„Die sozialen Kernfragen", die vor Kurzem im Verlage von W. Friedrich erschienen sind (571 S.), sind kein Augenblickswerk, das ohne gründliche Vorbildung und Vertiefung in die Probleme den freien Stunden abgerungen wäre. „Diese Schrift," sagt Hartmann selbst, „ist das Ergebniß mehr als dreißigjähriger Studien und Reflexionen. Seit ich als Jüngling durch die Genossenschaftsbestrebungen von Schultze-Delitzsch und die Agitationsreden Lassalle's auf die soziale Frage aufmerksam geworden bin, habe ich nicht aufgehört, die Geschichte und Literatur der sozialen Bewegung zu verfolgen und habe ich meine Erholung von philosophischen Arbeiten mit Vorliebe in volkswirthschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Lectüre gesucht." Kenner seiner Schriften wissen auch, daß Hartmann bereits des Oefteren soziale Probleme oft in ausführlichster Weise besprochen hat, so in seiner Ethik („Das sittliche Bewußtsein"), in den „Modernen Problemen", in seiner politischen Schrift „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik" u. s. w. Noch in Aller Erinnerung ist das Aufsehen, das seiner Zeit „Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft" erregt hat, eine Schrift, die in der heutigen antisemitischen Bewegung nur leider allzu wenig Berücksichtigung findet und die in ihrer wahrhaft objectiven Behandlung einer heiklen Frage doch wohl das Treffendste enthält, was überhaupt jemals gegen und für die semitische Rasse vorgebracht ist. Alle diese Arbeiten Hartmann's haben von competenter Seite die höchste Anerkennung gefunden und einen lebhaften Austausch der Meinungen hervor-

gerufen. Es könnte daher auch kein Einwand mit weniger Berechtigung erhoben werden, als wenn man das neueste Werk Hartmann's damit einfach abthun zu können glaubt, daß sein Verfasser zwar ein bedeutender Philosoph, aber doch nicht zur Zunft der Sozialtheoretiker gehöre. Indessen muß zugegeben werden, daß die ganze Anlage des Buches wohl dazu verführen kann, in dieser Beziehung ein oberflächliches Urtheil hervor zu rufen. In unserer Zeit, wo eine alexandrinische Behandlung in der Wissenschaft um sich gegriffen hat, die sich durch die Fülle der Beweise mehr als durch ihr Gewicht überzeugen läßt, pflegt man einem Werke nur allzu leicht den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit zu machen, das nicht mit einem möglichst großen Apparat von Citaten, Fußnoten und statistischem Material hervortritt. Hartmann dagegen hat sich auf eine „mehr andeutende Behandlung" beschränkt und verzichtet auf allen gelehrten Apparat, „um dem gebildeten großen Publikum ein bequem lesbares und handliches Buch übergeben zu können." „Streiten," sagt er mit Recht, „kann man bis in's Unendliche, und jeder der Streitenden kann jede seiner Behauptungen literarisch und statistisch belegen; das zeigt die verschiedene Wirthschaftslehre der politischen Parteien zur Genüge. Im Streit der Meinungen Recht behalten und dieses Recht durch zwingende Beweise unwiderleglich begründen zu wollen, ist niemals meine Absicht gewesen; je älter ich geworden bin, desto besser habe ich einsehen gelernt, daß dasjenige, was Wahrheit besitzt, sich ganz anders als auf diese Weise Bahn bricht, nämlich durch Anregung noch leidlich Unbefangener zu eigenem Forschen und Denken."

Die soziale Frage besteht nach Hartmann in dem Anspruch der niederen Klassen auf eine bessere wirthschaftliche Stellung, auf einen größeren Besitz von Genußmitteln und auf größere Bequemlichkeit des Lebens. Nun kann aber bloß das verzehrt werden, was producirt ist; foglich kann der erste Anspruch nur erfüllt werden entweder durch eine veränderte Vertheilung des schon gegenwärtig Producirten, oder durch eine Steigerung der Production über ihr jetziges Niveau hinaus, der zweite nur durch eine Verringerung der Arbeitslast, sofern er nicht durch die Erfüllung des ersten schon mit erfüllt wird. Hieraus ergeben sich die folgenden drei Fragen: 1) Kann das schon gegenwärtig Producirte zweckmäßiger vertheilt werden als bisher? 2) Kann die Production über den gegenwärtigen Stand hinaus gesteigert werden? 3) Kann die Arbeitslast unter ihr gegenwärtiges Maß vermindert werden?

Die Vertheilung des Antheiles der Arbeit am Arbeitsertrage kann entweder eine zeitliche, oder eine sachliche, oder eine personelle sein. Unter der ersten versteht Hartmann eine solche Vertheilung, wodurch der Gegensatz zwischen wechselnden Bedürfnissen und gleichbleibendem Lohn, zwischen gleichbleibenden Bedürfnissen und wechselndem Lohn, zwischen steigenden Bedürfnissen und fallendem Lohne ausgeglichen werden kann. So wäre es z. B. wünschenswerth, die höheren Lohnerträge der guten Jahre zur Bildung eines sicher zu stellenden Lohnreservefonds zu benutzen, der in schlechten Jahren zur Erhöhung der sinkenden Löhne dienen könnte. Ueberhaupt ist den Arbeitern nichts dringlicher als die Zurücklegung von Ersparnissen in Zeiten normalen Verdienstes zu empfehlen, und ein Arbeitgeber kann sich um seine Leute kein größeres Verdienst erwerben, als wenn er den Spartrieb in ihnen weckt und etwa durch Sparprämien zu erhöhen sucht. Dem Mangel an Wirthschaftlichkeit der meisten Arbeiter gegenüber wäre schon viel gewonnen, wenn der Löhnungstag allgemein vom Sonnabend auf den Mittwoch verlegt, ein entsprechender Mehrbetrag (zur Deckung der Wohnungsmiethe) bei der letzten Wochenlöhnung im Monat, der bei den drei vorhergehenden Löhnungstagen einzubehalten ist, gezahlt, und vor Allem den jugendlichen Arbeitern bis zur Verheirathung oder bis zum 30. Jahre nur ein Theil ihres Lohnes ausbezahlt würde, dessen Rest auf irgend eine Weise sicher zu stellen wäre. Zwar die Lebenshaltung, die der Arbeiterstand sich jetzt in Zeiten guten Verdienstes gönnt, würde durch eine solche rationell durchgeführte öffentliche und private zeitliche Vertheilung des Arbeitstages eingeschränkt, aber zugleich auch ein Theil des schlimmsten Elends jenes Standes beseitigt werden, der jetzt aus der Unsicherheit des Verhältnisses von Bedürfnissen und wechselndem Lohn entspringt. Was die sachliche Vertheilung des Antheiles der Arbeit betrifft, so ist zwar der Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft im Allgemeinen als ein Culturfortschritt anzusehen, allein gerade für die wirthschaftlich Schwachen bringt dieser Fortschritt Gefahren mit sich, denen Hartmann theils durch vorsichtige Conservirung eines lebensfähigen Restes von Naturalwirthschaft innerhalb des Systemes der Geldwirthschaft, theils durch soziale Vorkehrungen zur vortheilhaften Rückverwandlung des Geldlohnes in Gebrauchsgüter glaubt vorbeugen zu können, z. B. durch Arbeiterwohnungen, mit deren Verbesserung vor Allem auf dem Lande begonnen werden muß. Indessen muß bei der Vertheilung des Ertrages auch auf die Persönlichkeiten Rücksicht genommen werden. Die Sozialdemokratie verlangt eine völlige Gleichstellung aller Arbeiter in Bezug auf ihren Anteil am Arbeitsertrage, und geschichtlich betrachtet, liegt die Sache so, daß mit steigender Culturentwickelung die Löhne der qualificirten und unqualificirten Arbeit die Tendenz haben, sich einander anzunähern. Daraus darf aber doch nicht gefolgert werden, ihr Unterschied dürfe jemals auf Null zusammenschrumpfen, weil damit der Culturprozeß selbst Schaden leiden müßte.

Daß nun mit einer solchen Vertheilung des Arbeitsertrages, wie sie bisher besprochen wurde, der Arbeiterstand sich zufrieden geben könnte, ist nicht anzunehmen, so lange noch das Kapital selbst vom Arbeitsertrage einen allzu großen Theil beansprucht. Hat überhaupt das Kapital ein Recht auf Antheil am Ertrage? Diese Frage wird von Hartmann mit einem entschiedenen Ja beantwortet, wie unsere Leser sich erinnern werden.*) Dieser Abschnitt über das Recht des Kapitales am Arbeitsertrage ist eine der glänzendsten Vertheidigungen, die dem Kapitalismus in der jüngsten Zeit zu Theil geworden sind. Sie wird noch unterstützt durch die Untersuchung derjenigen Mittel und Wege, durch welche der Arbeiterstand eine Erhöhung des Antheiles der Arbeit am Arbeitsertrage auf Kosten des Kapitales herbeizuführen sucht. Der rohe Machtkampf, wie er sich im Ausstand darstellt, ist das schlechteste Mittel, um jenen Zweck zu erreichen, weil die Ausstände, selbst da, wo sie erfolgreich sind, doch mehr Unheil als Segen stiften, indem sie die nothwendige Stetigkeit des wirthschaftlichen Niveaus durch nachtheilige Schwankungen stören. Gewinnbetheiligung der Arbeiter, gleitende Lohnskala und Genossenschaften können zwar manches Gute stiften, aber eine wirkliche Erhöhung des Antheiles der Arbeit bringen sie nicht zu Stande. Jeder Versuch von Seiten der Arbeit, durch List oder Gewalt mehr an sich zu reißen, als ihr von Rechts wegen zukommt, stellt durch natürliche Selbstregulation unweigerlich nur den alten Standpunkt wieder her und beweist damit nur den thatsächlichen Vorrang jener Ansprüche des Kapitals, soweit sie berechtigt sind. Wenn heute das Kokettiren mit den sozialistischen Ideen nicht bloß von einer an abstrakten Idealen sich begeisternden Jugend, sondern sogar von den politischen Parteien selbst geübt wird und das Wort Kapitalismus sogar bei den Gegnern der Sozialdemokratie anfängt, in Mißcredit zu kommen, so ist die Vertheidigung des Kapitalismus durch Hartmann geradezu als eine muthige That anzusehen, die von Seiten eines Philosophen am Ende gar vielfach Befremden erregen wird. Gilt doch der Sozialismus heute Vielen, die ihn aus anderen Gründen bekämpfen, in ethischer Beziehung für das Ideal; was werden sie dazu sagen, wenn nun Hartmann ihnen zeigt, daß gerade der Kapitalismus, dessen sie sich vielleicht heimlich glaubten schämen zu müssen, auch ethisch betrachtet das größte Recht auf seiner Seite hat? Man sieht hier, von wie einschneidender Bedeutung die prinzipielle Weltanschauung auch für die Stellung zur sozialen Frage ist. Wer in metaphysischer Hinsicht dem Materialismus huldigt, oder wem überhaupt der Glaube an irgend eine metaphysische Bedeutung der Welt abhanden gekommen ist, für den wird es kein höheres Prinzip seines moralischen Handelns geben, als das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl, und der Sozialismus hat ganz Recht,

*) S. Hartmann's Essay in der „Gegenwart" 1893, S. 193.

von einem solchen den Uebertritt zu seinem Standpunkt als Consequenz zu fordern. Denn es ist zweifellos, daß die gleichmäßige Vertheilung der Lebensgüter dem subjectiven Behagen der Individuen zunächst zu Gute kommen würde. Wer dagegen im Universum das Walten eines teleologischen Prinzipes erblickt und in der Cultur den Zweck der irdischen Entwickelung erkannt hat, der wird auch der ungleichmäßigen Vertheilung des Kapitales die höhere Berechtigung nicht vorenthalten können, weil alle Cultur, wie Hartmann zeigt, überhaupt nur auf der Ungleichheit beruht.

Unter diesen Umständen bleibt dem Arbeiterstande nur der eine Trost, daß die Steigerung des Culturprozesses zugleich auch die wirthschaftliche Lage auf ein höheres Niveau hebt, daß mithin auf dem Wege natürlicher Entwickelung mehr und mehr, wenn auch nur annähernd, dasjenige ganz von selbst erreicht wird, was die Sozialdemokratie auf dem unmöglichen Wege der künstlichen sofortigen Herstellung erstrebt. Mit dem Culturprozeß wächst der Antheil der Arbeit am nationalen Arbeitsertrage sowohl absolut, als auch relativ, während der Antheil des Kapitales absolut wächst, aber relativ abnimmt. Daraus folgt, daß eine Besserung der Lage des Arbeiterstandes nur durch Erhöhung des Arbeitsertrages selber möglich ist, damit die absolute Größe des Antheils der Arbeit an ihm schneller steige als die relative. Mit diesem Problem der Erhöhung des Arbeitsertrages beschäftigt sich der zweite Theil des Hartmann'schen Werkes. Der Arbeitsertrag kann nur erhöht werden durch Steigerung der Production. Diese aber ist nur möglich dadurch, daß erstens möglichst alle arbeitsfähigen Kräfte zur Arbeit herangezogen werden, d. h. durch den Kampf gegen das Brachliegen von Arbeitskraft, Arbeitsscheu und Arbeitslosigkeit und die Vergeudung von Arbeit, zweitens durch die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Arbeiter mittelst hygienischer Verbesserungen, Bekämpfung des Trunkes und Verbesserung des Bildungs- und Unterrichtswesens, und endlich drittens durch Erhöhung der Productivität der Arbeit vermittelst der Fortschritte der Technik und des Großbetriebes.

Unter den Mitteln, die Hartmann gegen die Arbeitsscheu vorschlägt, verdienen besondere Berücksichtigung die Junggesellensteuer und die staatliche Entmündigung der Arbeitsscheuen. Die erstere erscheint ihm als die beste Waffe gegen die Prostitution, die Berechtigung der letzteren aber kann nur von einer falschen Theorie des Eigenthums bestritten werden. Das Privateigenthum sammt Erbrecht und Zins ist nicht ein der schrankenlosen Willkür des Einzelnen überlassenes Recht, sondern es ist nur ein unter der Bedingung guten Gebrauches von der Gesellschaft gewährtes Lehen, das im Fall des Mißbrauchs vom Lehnsherrn wieder entzogen werden kann; dies allein ist eine ethische Auffassung des Privateigenthums, welche alle seine segensreichen Eigenschaften und Wirkungen bestehen läßt, aber nur indem es seine Unterordnung unter die Rechte der Individuen höherer Ordnung und die aus ihnen fließenden Pflichten und Rechtsbeschränkungen anerkennt. Gegen die Arbeitslosigkeit schlägt Hartmann, von Anderem abgesehen, einen personellen und zeitlichen Ausgleich vor, so zwar, daß alle Arbeiter eines bestimmten Gewerbszweiges sich brüderlich in die vorhandene Arbeit theilen, wodurch jedenfalls das verhütet wird, daß ein Theil der Arbeiter volle Beschäftigung hat, während der andere gänzlich feiern muß. „Eine solche allgemeine Vertheilung der vorhandenen Arbeitsgelegenheit auf alle Arbeitsuchenden ist die einzig mögliche Form, in der das »Recht auf Arbeit« verwirklicht werden kann." Gar keinen Vortheil dagegen verspricht sich Hartmann von der Rückkehr der Goldwährungsstaaten zur Silber- oder Doppelwährung, die er vielmehr aus Gründen der Culturentwickelung auf das Aeußerste bekämpft. „Nicht in dem Zurückschrauben des Culturprozesses zu der glücklich überwundenen Uebergangsstufe der Silberwährung oder Doppelwährung, sondern in einer hohen Besteuerung des industriellen Goldverbrauches liegt die Rettung der Zukunft von chronischer Knappheit der Umlaufsmittel und der mit ihr verbundenen wirthschaftlichen Depression." Um jedoch dem wachsenden Bedürfniß nach Vermehrung der Umlaufsmittel zu genügen, dazu ist kein Verlassen der Goldwährung, sondern nur der Uebergang von der Geldwirthschaft zu einer auf Goldwährung gestützten Buchwirthschaft nöthig, die früher oder später jedenfalls eintreten muß.

Ganz besonders verdienstvoll erscheint der Werth, den Hartmann auf die Bekämpfung des Alkoholismus legt, ein Punkt, der aus mancherlei Gründen in den Debatten über die soziale Frage noch immer viel zu wenig berücksichtigt zu werden pflegt. Noch immer hat die freisinnige Partei den Muth, gegen die Branntweinvertheuerung mit dem Stichwort von dem „unentbehrlichen Volksnahrungsmittel" loszuziehen, noch immer ereifert sich die sozialdemokratische Presse über branntweinbeschränkende Arbeitsverordnungen, Spiritusbesteuerung oder gar Spiritusmonopol als über Eingriffe in die Menschenrechte und die Freiheit des souveränen Volkes und behauptet dabei, das Interesse eben dieses Volkes zu vertreten. Und doch ist wissenschaftlich längst nachgewiesen, daß der Branntwein nichts weniger als ein Nahrungsmittel ist und braucht man nur einen Blick in die Statistik der Verbrecheranstalten, Krankenhäuser u. s. w. zu werfen, um sich davon zu überzeugen, wie es in Wahrheit mit den volkswirthschaftlichen, ethischen und gesundheitlichen Wirkungen des Branntweins steht. Wenn aber sogar die conservativen Parteien, die in erster Reihe doch auch das sittliche Wohl des Volkes zu wahren behaupten, bisher sich noch nicht zu einem energischen Kampfe gegen den Alkohol aufgerafft, und zwar deshalb nicht, weil sie als Spiritusbrenner zum Theil selbst ein Interesse an einem möglichst großen Verbrauch des Branntweins haben, so kann man dies nur bedauerlich finden und beruht überdies, wie Hartmann zeigt, jenes Interesse selbst nur auf einer oberflächlichen Betrachtung, sofern sie die Einbuße, die sie durch Einschränkung der Brennereien erleiden würden, reichlich aufgewogen erhielten durch die Erhöhung der Kaufkraft des ganzen Volkes für die übrigen landwirthschaftlichen Producte. Mit Unrecht also versteifen sich die Agrarier darauf, daß sie ohne den Branntweinverbrauch nicht bestehen könnten. „Ein Großgrundbesitz, der sich nur noch durch die fortdauernde Volksvergiftung wirthschaftlich behaupten zu können eingestände, hätte damit auf seine Existenzberechtigung überhaupt verzichtet." Aber freilich genügt es nicht, bloß den Branntwein zu bekämpfen. Bier und Wein sind ebenfalls schädliche Genußmittel, und ihr Verbrauch von Seiten der oberen Stände ist daher um des unwillkürlichen vorbildlichen Einflusses willen möglichst einzuschränken. Denn es ist offenbar die frechste Heuchelei, wenn Gutsbesitzer, Fabrikanten, Aerzte und Prediger die Arbeiter vom Branntwein abwehren, während sie selbst in Wein und Bier ein Uebriges thun. —

Wenn es nun möglich sein sollte, durch die von Hartmann in Vorschlag gebrachten Mittel den nationalen Arbeitsertrag noch sehr beträchtlich zu erhöhen, ohne daß die schon jetzt Arbeitenden darum mehr Arbeit zu leisten brauchten, wie ist eine Verminderung der Arbeitslast ohne Schädigung der Cultur möglich, sodaß sich die Arbeiterschaft einer größerern Bequemlichkeit erfreuen könnte? Auch hier kommt es zunächst auf eine rationelle, sowohl zeitliche, wie persönliche, Vertheilung der Arbeit an, die auf mannigfache Weise zu erreichen wäre. Höchst beachtenswerth erscheint in dieser Hinsicht Hartmanns Vorschlag, zwei halbe Ruhetage, anstatt des einen Sonntags einzuführen, womit dem Arbeitgeber, wie dem Arbeitnehmer gleich gedient sein könnte, ohne daß darum das kirchliche Interesse geschädigt zu werden brauchte. Aber auch eine zunehmende Abkürzung der Arbeit liegt keineswegs außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, wenn man bedenkt, wie viel Arbeit heute auf überflüssige oder gar schädliche Dinge verwendet wird. Hier hängt viel von der Einschränkung des schädlichen Luxus, der alkoholischen Getränke und des Tabaks durch Monopole ab, nicht zu reden von der Mode, deren Industrie wegen ihres häufigen und jähen Wechsels am meisten die ihr dienenden Arbeiter durch das Schaukeln zwischen Ueberbietung und Arbeitslosigkeit schädigt. Was den Wein- und Tabaksbau betrifft, so tritt Hartmann sogar für ihre gänzliche Abschaffung ein und empfiehlt er die Umwandlung der Weinberge in Obstgärten

nicht bloß im ethischen, sondern auch im Interesse der gesammten Volksernährung.

Der letzte Abschnitt des Hartmann'schen Werkes behandelt die Boden- und Bevölkerungsfrage. Wir müssen es uns leider versagen, auf Einzelheiten hier näher einzugehen. Sehr instruktiv ist der Abschnitt über die Bedeutung der Grundrente, von actuellstem Interesse die Erörterung der Noth der Landwirthschaft, deren thatsächliches Bestehen nicht abgeleugnet werden kann. Die Ursachen der Verschuldung werden untersucht und Vorschläge zu ihrer Aufhebung beigebracht, die freilich im directen Gegensatze zu den Bestrebungen der sogenannten Bodenreformler stehen. Eine Uebervölkerung, welche durch die Besserung der wirthschaftlichen Lage des gesammten Volkes hervorgerufen werden könnte, braucht jedenfalls nicht befürchtet zu werden. Der schmerzlich empfundene Druck der Uebervölkerung an bestimmten Orten ist gerade eine Triebfeder des Culturprozesses, sofern er zur Auswanderung drängt und damit die Ausbreitung der höchstentwickelten Völker und das Fortschreiten der Menschheitscultur befördert. Nur ein müdes, erschlafftes, im Verfall befindliches Volk sucht das Gespenst der Uebervölkerung durch künstliche und vom Entwicklungsstandpunkt aus unsittliche Beschränkung der Bevölkerungszunahme zu bannen. Statt also die Auswanderung zu verhindern, sollte der Staat vielmehr Auswanderungsprämien aussetzen, und dabei zugleich auch für einen Ausgleich zwischen dem Weiberüberschuß der örtlich übervölkerten Länder und dem Weibermangel der neuen Ansiedelungsgebiete durch internationale Heiratsvermittelung unter seinem Schutze Sorge tragen. Inzwischen wird die Intensitätssteigerung der Landwirthschaft ausreichen, um die Uebervölkerungsgefahr so weit hinauszuschieben, bis die ganze Erde mit Culturrassen in der Weise besiedelt ist, daß ein natürliches Gleichgewicht des Abganges und Zuwachses der Menschheit als eines großen Ganzen sich von selbst entwickelt.

Worin man nun auch immer die Lösung aller wirthschaftlichen Probleme erblicken möge, man darf nicht glauben, daß es Ein soziales Allheilmittel geben könne, wodurch mit einem Male alle Schwierigkeiten könnten aus der Welt geschafft werden. Was unter dem Collektivnamen „die soziale Frage" zusammengefaßt wird, ist ein verwickeltes Knäuel von Einzelfragen und Aufgaben, die unter einander zwar in der engsten Beziehung und Wechselwirkung stehen, aber von denen doch jede eine besondere Lösung verlangt. Aus diesem Grunde wendet sich Hartmann vor Allem gegen die Sozialdemokratie, die in der Sozialisirung alles Eigenthums das gemeinsame Mittel gegen alle Schäden sieht, und zeigt, daß dieses Mittel gerade am wenigsten geeignet ist, die Schwierigkeiten aus der Welt zu schaffen. Wo überhaupt eine Abstellung der Schäden möglich ist, da ist sie, wie Hartmann zeigt, auf dem Boden einer individualistischen Wirthschaftsordnung nicht bloß ebenso gut, sondern besser zu erreichen, wo aber die Mittel, die einer individualistischen Wirthschaftsordnung zu Gebot stehen, nichts verschlagen, da vermag der Sozialismus erst recht nichts auszurichten. Die Sozialdemokratie will den gegenwärtigen Antheil des Kapitales am Arbeitsertrage vermindern; sie gefährdet so das Kapital, damit aber auch die Zukunft des Culturprozesses; sie untergräbt alle Bedingungen, von denen eine künftige Erhöhung des Arbeitsertrages abhängig ist. „Die Sozialdemokratie ist deshalb recht eigentlich die den Interessen des Arbeiterstandes feindliche Partei schlechthin. Sie ist eine Volksverführerin; denn sie verleitet das Volk, blendenden Augenblicksgewinnen nachzujagen, deren Erreichung es culturell und materiell auf das Schwerste schädigen und in längst überwundene Culturzustände zurückschleudern würde."

Diesen Nachweis einmal auf allen Punkten mit scharfer Dialektik und großer Meisterschaft durchgeführt zu haben, erscheint neben seiner Vertheidigung des Kapitals im Interesse des Culturprozesses als das wesentlichste Verdienst des Hartmann'schen Werkes. Von der Sozialdemokratie her werden daher „die sozialen Kernfragen" auf die heftigsten Angriffe sich gefaßt zu machen haben. Aber auch bei den übrigen Parteien werden ihre Ausführungen voraussichtlich vielfach Anstoß erregen, weil Hartmann auf der Seite von keiner unter ihnen steht und als Philosoph das Recht für sich in Anspruch nimmt, die Wahrheit auszusprechen, auch wenn sie bitter klingt. Schon jetzt sind dem Verfasser dieser Zeilen Besprechungen über das neueste Werk Hartmann's zu Gesichte gekommen, aus denen auf alles Andere eher geschlossen werden konnte, nur nicht auf die Objektivität oder gar Ehrlichkeit der Referenten. Freunde der Hartmann'schen Philosophie werden vielleicht gar befürchten, das ungünstige Urtheil, welches „die sozialen Kernfragen" bei den verschiedenen Parteien vielfach hervorrufen werden, möchte sich unwillkürlich auch mit auf die übrigen Werke des Philosophen erstrecken und das Vorurtheil nur noch bestärken, das schon jetzt in vielen Kreisen gegen die Philosophie des Unbewußten besteht. Aber sie dürfen sich auch freuen, in dem neuesten Werke Hartmann's, wenn nicht ein ausgebautes System der Sozialethik, so doch eine Art Abschlagssumme auf ein solches erhalten zu haben, die eine bisherige Lücke im Organismus der Hartmann'schen Philosophie ausfüllt. Hartmann selbst aber kann sich damit trösten, auf einem Gebiete, wo bisher fast nur die Illusionen der eudämonistischen Optimisten das Wort geführt, mit seiner Hervorkehrung des evolutionistischen Optimismus einen neuen Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt und damit ein größeres Verdienst sich erworben zu haben, als wenn er es allen Parteien recht gemacht hätte.

Vorschläge von unmittelbarer practischer Bedeutung haben vielleicht Andere in größerer Zahl zur Lösung der sozialen Frage vorgebracht; was die Aufstellung großer Gesichtspunkte, die Klarheit der Prinzipien und die Hoheit der ethischen Gesinnung anbetrifft, so wird sich in dieser Hinsicht mit dem Philosophen Hartmann so leicht kein Zweiter messen können.

Korea und die ostasiatische Frage.

Von N. Syrkin.

Aus dem fernsten Osten des asiatischen Continents treffen jetzt tagtäglich Nachrichten über den kriegerischen Conflict zwischen China und Japan in Folge des Widerstreites der Interessen ein, welche die beiden genanten Staaten in Korea wahrzunehmen haben. Die Ereignisse haben sich kurz folgendermaßen entwickelt. Der koreanische Gesandte am Hofe des Mikados, Kim-Okima zettelte im Jahre 1884 eine Verschwörung gegen seinen seit 1864 regierenden König Li Hui an, um diesen zum Vortheile Japans zu stürzen. Die Verschwörung mißlang, und seitdem lebte Kim-Okima in Japan als Flüchtling. Damals, 1884, wie auch schon vor zwei Jahren vorher, wurde der japanische Vertreter in Söul, der Hauptstadt Koreas, wohl im Zusammenhang der Verschwörung, am Leben bedroht, so daß er flüchten mußte. In beiden Jahren schickte Japan Truppen nach Korea, um Genugthuung zu erlangen. Der Haß des Königs gegen den Verschwörer glüht unterdessen in gleicher Stärke fort und verschaffte sich endlich in diesem Jahre durch Ermordung Genugthuung. Die Leiche wurde auf Befehl des Königs nach Söul gebracht und zerstückelt. Gleichzeitig ließ Li Hui in Tokio selbst noch einen flüchtigen Koreaner morden, die Mörder suchten zwar Schutz beim koreanischen Gesandten, wurden aber doch von der japanischen Polizei gefaßt, und der Gesandte hielt es nun für gerathen, abzureisen. Aus Anlaß der Grausamkeit des Königs brach in der koreanischen Provinz Tschöllado ein Aufstand aus; während der König nun China um Hülfe gegen denselben bat, schickte Japan eilends, die Gefährdung seiner zahlreichen in Korea angesiedelten Unterthanen (Kaufleute), sowie die nicht erfolgte, obwohl zugesagte Entschädigung für Verletzung japanischer Handelsinteressen (durch ein Ausfuhrverbot auf Bohnen) vorschützend, 9000 Mann nach der Hafenstadt Chemulpo. Diese Truppen nahmen die Hauptstadt Söul ein und bemächtigten sich des Königs. China schickte seinerseits später eine Flotte und Landungstruppen ab. Letzteres geschah etwa

nicht in Folge des Hülfegesuchs des Königs Li Hui, sondern in der Absicht, den Japanern die Spitze zu bieten und die Oberherrlichkeit Chinas über Korea zu bekräftigen. Da es zu keinem friedlichen Ausgleich zwischen China und Japan kommen wollte, so begannen die Kriegsactionen zwischen denselben und der chinesisch-japanische Krieg in Ostasien ist entbrannt.

Angesichts dieser Verwickelungen, zu welchen Korea Veranlassung gegeben hat, ist es von Interesse, einen Augenblick bei diesem fernen Gebiet Ostasiens zu verharren. Der geographische Begriff der „Halbinsel Korea" deckt sich mit dem staatlichen Umfange des Königreiches Korea. Die Chinesen schreiben Kao-Li, die Japaner Korai, die Einheimischen nennen ihr Land Chau-Sien (auch Tsiosjön geschrieben), was „Morgenstille" bedeutet. An drei Seiten ist Korea vom Meere umspült; das Gelbe Meer, die Koreastraße, und im Osten das japanische Meer umgeben die koreanischen Küsten; die nördliche Landesgrenze berührt die Mandschurei und Sibirien. Die Nachbarn sind also China, Japan und Rußland; China und Rußland mit Landesgrenzen, Japan, das Inselreich, durch Seegebiete von Korea getrennt.

Das gebirgige Land erstreckt sich vom 34. bis zum 43. Grade nördlicher Breite; die Gebirgszüge im Osten erreichen beträchtliche Höhe und fallen steil zur See hinab. Die Ostküste verläuft beinahe von geradlinig Südsüdost nach Nordnordwest, wenige Buchten schneiden in die Küstenlinie ein, und nur an zwei Punkten sind hier Seehandelsplätze entstanden, vor welchen die Schiffe einigermaßen gesicherten Ankergrund finden. Diese Punkte sind die beiden Vertragshäfen Fusan und Genjan. Reicher gegliedert ist die westliche, an dem Gelben Meere liegende Küste; sie ist zwar wegen der vorliegenden vielen Inseln, Eilande, mit Riffen durchsetzte Kanäle u. s. w. gegenwärtig noch sehr schwierig zu befahren — weil die Seekarten dieses Bereiches noch sehr unvollkommen sind — aber sie ist die weitaus wichtigere Seeküste des Königreiches. Denn an ihr liegt als einziger größerer Seehafen Chemulpo, ebenfalls Vertragshafen, und zugleich jener Hafen, von welchem man direct zu der von der Seeküste nicht sehr entfernt liegenden Hauptstadt des Königreiches gelangt. Diese Hauptstadt, in welcher sich das gesammte Leben Koreas concentrirt, heißt Hang-Yang, wörtlich etwa Flußstadt; sie ist nicht unter diesem Namen, sondern unter dem Namen Söul bekannt, welcher Name das koreanische Wort für „Hauptstadt" ist.

Die koreanischen Flüsse, sämmtlich in den östlich gelegenen höheren Gebirgspartien entspringend, durchfließen die welligen Theile des Landes und finden ihren Weg nach Westen in das Gelbe Meer; nur der Tümen wendet sich nach Nordosten gegen die russische Grenze und fällt in den Ocean. Keiner der Flüsse ist in nennenswerthem Grade schiffbar, mit Ausnahme des Han in seinem unteren Laufe, von Mapu in der Nähe von Söul bis zu seiner Mündung bei Chemulpo-Jeuchuen. Ein günstiges Klima herrscht in Korea; der excessive Charakter des Klimas der gegenüberliegenden chinesischen Landstriche erscheint hier sehr gemildert. Die zahlreichen gut gewässerten Thäler des Landesinnern sind sehr fruchtbar. Der Landbau wird hier in ziemlich rationeller Weise betrieben; man erntet vorzugsweise eine gute Qualität von Reis, dann Weizen, Gerste, Mais, Buchweizen, sehr viele Hülsenfrüchte, verschiedene Gemüse, sowie Hanf und Tabak. Die Erträgnisse des Feldbaues sind zur Ernährung ausreichend; es gibt auch Ueberschüsse, aber häufig auch herrscht in einzelnen Distrikten, z. B. in jenem von Fusan, ernstliche Hungersnoth, während andere trotz ihres Ueberflusses — wegen Mangel an ausreichenden Communikationen — nicht auszuhelfen vermögen. Einzelne Strecken des Landes sind dicht bewaldet; man findet alle Laub- und Nadelhölzer der mittelasiatischen Flora; Eichen und Linden herrschen vor, aber von einer irgendwie geregelten Forstwirthschaft ist keine Spur zu entdecken. Die Fauna ist reich, die dichten Wälder sind der Wohnort zahlreicher Gattungen von reißenden Thieren. Die Küstengewässer, sowie die Flüsse sind sehr fischreich, in den Unterläufen der Flüsse sind Aligatoren und Salamander häufig.

Die Zucht der Hausthiere ist sehr beschränkt. Sie wird zwar von den Einwohnern mit großem Fleiße betrieben, umfaßt aber eigentlich nur die kleinen, ponniartigen Pferde chinesischer Abkunft, welche als Reitthiere, dann recht zahlreiche Maulthiere und Rinder, die als Tragthiere, letztere auch zu landwirthschaftlichen Zwecken und als Schlachtvieh benutzt werden. Ziegen kommen in geringer Zahl vor. Schafe werden aus China eingeführt. An Hausgeflügel findet man allerorts Hühner, Enten und auch Gänse.

Die Nahrung des koreanischen Volkes besteht der Hauptsache nach aus Reis und Fischen; doch ist Fleischnahrung auch ziemlich allgemein. Von Spirituosen ist eine Art von Reisbranntwein, Samtschu genannt, im Gebrauche; Thee hat nur bei den vornehmsten Klassen Eingang gefunden. Der Theestrauch, sowie der Maulbeerbaum gedeihen fast überall im Lande und werden vielleicht auch einmal hier zur Quelle des Reichthums werden können. Gegenwärtig werden sie weder gepflegt, noch in umfangreicherer Weise benutzt.

Der hauptsächliche natürliche Reichthum des Landes scheint in seinem Reichthum an Bergschätzen zu liegen. Viele Anzeigen sprechen dafür, daß Korea überaus reich an Steinkohlen- und Erzlagern sein muß. Seit unvordenklichen Zeiten wird auch thatsächlich Eisen, Kupfer, Silber und Gold gefördert. Im Norden des schon früher erwähnten Hafens Gensans, eine Tagereise landeinwärts von Port Lazarew, wird die ergiebigste Ausbeute auf einem Goldfelde gewonnen, welches zu den größten der Erde gehört. Es sind dort mehr als 3000 Koreaner beschäftigt, den Gold haltigen, mehr oder minder frei zu Tage liegenden Sand zu waschen, eine Procedur, die hier in der denkbar primitivsten Weise vor sich geht. Jeder Arbeiter wäscht auf eigene Faust, an jeder ihm beliebigen Stelle; man denkt weder an eine geregelte Vertheilung des Bodens, noch zieht der Staat aus der Begebung von Parzellen irgend einen Gewinn, eine kleine Licenzgebühr ist Alles, was der Staat von den Goldwäschern beansprucht. Der größte Theil des hier gewonnenen Goldes wandert über Gensan nach Japan, wo es in den Münzstätten von Osake zur Ausprägung gelangt. Die gesammte Goldproduction Koreas soll im Jahre 1892 1128 Kilogr. betragen haben, das ist beinah genau die Hälfte der Production Oesterreich-Ungarns, doppelt soviel als Brasilien, zehnmal soviel als Peru, sechsmal soviel als Frankreich. Australien producirte im Jahre 1892 die fünfundvierzigfache, Nordamerika ohne Kanada die vierundvierzigfache, Rußland die zweiunddreißigfache, Afrika die einunddreißigfache Menge Goldes.

Seit vergleichsweise kurzer Zeit ist nun die Einsiedler-Nation — ohne ihr Zuthun — durch den Willen ihrer Herrscher in Berührung mit der Außenwelt getreten. Die Ueberschüsse der Production fanden plötzlich einen Abfluß, es entstand auch Nachfrage nach den Landesproducten; die Production hob sich, aber mit diesen Fortschritten, von welchen nur Wenige Gewinn zogen, am meisten wohl der königliche Hof, kam auch eine Steigerung der bisherigen Preise der Bedürfnißartikel in's Land, und die Grundbedingung für das Entstehen von Unzufriedenheit mit der neuen Aera war gegeben; dazu kam, daß durch die Eröffnung der Vertragshäfen, durch die angeknüpften Beziehungen zu den meisten Handelsstraßen Europas und Amerikas vielfache, einander häufig kreuzende Interessenkreise geschaffen wurden, welchen der Hof, die herrschenden (in manchen Parteien zerklüfteten) Klassen und endlich die misera plebs in sehr verschiedener Weise sich gegenübergestellt sehen.

Der Beweggrund, um aus der ererbten Abgeschlossenheit herauszutreten, war für Korea die Sorge um seine staatliche Selbständigkeit. Obwohl mehr nominell als thatsächlich ein Vasallenstaat Chinas (auch Annain, Tonking, Cochinchina, ja selbst Siam werden ja von China als Vasallenstaaten angesehen), fürchtete Korea, oder richtiger dessen König, den großen Nachbar, den man dort auch für mächtig hält; als das sicherste Mittel, die eigene Selbständigkeit zu documentiren und sie nöthigenfalls — mit fremder Hülfe — zu wahren, glaubte man den Abschluß von Verträgen mit anderen, zweifellos ganz selbständigen und mächtigen Staaten zu erkennen. Den Chinesen mußten, von der Zeit des Opiumkrieges an die Verkehrsverträge, mitunter sogar durch Waffengewalt, aufgedrungen werden; Korea

bat beinahe darum, man möge mit ihm Verträge abschließen, denn man thut ja dies nur mit Staaten, die man dadurch schon als selbständig anerkennt. Den Anfang machte Japan (1876). Diesem Beispiele folgte Nordamerika (1882), Großbritanien und Deutschland (1883), Italien und Rußland (1884), Frankreich (1886), Oesterreich-Ungarn (1892).

Trotz dieser Annäherung Koreas an die europäischen Staaten hat es doch für Europa ein nur untergeordnetes Interesse, und an dem Ausgang des chinesisch-japanischen Krieges und somit an der Lösung der koreanischen Frage sind nur die zwei in Asien rivalisirenden Staaten Rußland und England interessirt. Das Zarenreich hat einen mächtigen Zug nach Osten. Es hat die transkaspische Bahn geschaffen und damit das alte Turkestan wirthschaftlich und politisch erobert. Das gewaltige Unternehmen der südsibirischen Eisenbahn ist im vollen Gange und wird nicht bloß zur Aufschließung der dortigen Bodenschätze führen, sondern auch eine vom Meere unabhängige Verbindung mit der ostasiatischen Küste schaffen. Dort hat Rußland zwei Häfen, Nikolajew an der Mündung des Amur und Wladiwostock an der japanischen See. Der erstere Hafen ist nur für einige Monate eisfrei und daher zum Handelshafen wenig, zum Kriegshafen gar nicht geeignet. Das südliche Wladiwostock, auf dem 43. Breitengrade gelegen, erfüllt viele für die erwähnten Zwecke nothwendigen Bedingungen. Allein die japanische See ist durch die bogenartig vorgelagerte Kette der langgestreckten japanischen Inseln eine Art geschlossenes Meer. Sie hat so wenig brauchbare Ausgänge, daß die Russen beständig die Abhängigkeit von dem Auftreten englischer Flotten an diesen wenigen, im Winter theilweise durch Eis belästigten Ausgängen als einen schweren Nachtheil empfinden. Glaubte doch England vor wenigen Jahren, durch Besetzung der nahe dem südlichsten Ausgange liegenden koreanischen Insel Quelpart, Wladiwostock in Schach halten zu können — ein Plan, den es allerdings wieder aufgegeben hat. Könnte Rußland seine Herrschaft über die ihm nahe gelegene Halbinsel Korea ausdehnen, so änderte sich mit einem Schlage die Lage von Grund aus. Es gewönne nicht bloß ein dicht bevölkertes Land, sondern auch zahlreiche eisfreie Häfen an beiden Seiten des Landes, an der japanischen und an der Gelben See, welch letztere nicht mehr auf enge Ausgänge beschränkt ist; es schöbe sich gebietend zwischen China und Japan ein und hätte ein höchst bedeutungsvolles Pidestal für die im Großen Ocean zu betreibende Politik. In Korea selbst sind an der Ostküste sehr wenig Hafenplätze vorhanden; vornehmlich würde es sich für Rußland um Erwerbung des Port Lazarew, bezw. Wön-San handeln. An der Westküste ist der Haupthafen Chemulpo, woselbst auch Japan seine Truppen gelandet hatte.

Kein Wunder, daß England mit Unruhe diese Aussicht wahrnimmt. Es hat Ursache, alles zu fürchten, was das riesige und volkreiche, aber wenig thatkräftige chinesische Reich noch mehr in den Bann Rußlands bringt. England kann nämlich nach Hinterasien und Indien ebenso auf dem Wege nach Osten wie auf dem nach Westen gelangen, und je mehr die dauernde Beherrschung des ersteren fraglich wird, desto mehr im Werthe steigt für England der letztere, welcher überdies den Vorzug hat, daß er über den Atlantischen und Stillen Ocean führt, wo England seine ganze maritime Uebermacht entfalten kann, und im Uebrigen durch britisches Gebiet, nämlich durch Kanada geht. Mit Hülfe der dortigen pazifischen Bahn kann England Truppen und Kriegsvorräthe auf dem westlichen Wege noch rascher und sicherer nach Hinterasien und Ostindien befördern, als auf den östlichen, freilich nur so lange, als Korea, wie bisher, ein schwacher chinesischer Vasallenstaat bleibt, welcher militärisch gar nicht in Betracht kommt, deutlicher gesprochen, so lange dort Rußland keines eisfreien Hafens sich bemächtigt hat. Könnte Rußland in einem solchen an der Ostküste Asiens eine entsprechende Flottenmacht sammeln, so wäre der Seeweg den Engländern in unangenehmster Weise verlegt, und das um so mehr, wenn die Russen im südlichen Korea Fuß fassen sollten, von wo aus sie trotz des nach Osten hin vorgelagerten Japan die kürzeste Linie hätten, um einer von Kanada herkommenden englischen Flotte den Weg zu kreuzen. Der japanisch-chinesische Conflict in Ostasien gestaltet sich demnach zu einem Gegensatz zwischen Rußland und England in ihrem rastlosen Wettkampf um die Ausdehnung ihrer Macht in Asien.

Literatur und Kunst.

Die Krisis.

Glossen zur Ausstellung der Secession in München.

Von Fritz Stahl.

Vor einigen Tagen begegnete ich einem kritischen Kollegen, der eben von München zurückgekehrt war. Ich hatte ihm vor seiner Reise von den heurigen Ausstellungen erzählt, auch von der Secession nicht gerade in sehr begeistertem Tone. Nun war er freudiger Bewunderung voll und begriff nicht, weshalb ich so „flau" gewesen sei.

Als ich dann seinen Bericht las, verstand ich die Verschiedenheit unserer Stimmung noch weniger als vorher. Da waren, mit verschwindend wenigen Ausnahmen, dieselben Künstler, dieselben Werke preisend genannt, die auch mir einen starken Eindruck gemacht haben, die auch in meiner Schätzung hoch stehen. Erst als ich die Namen genauer ansah, fand ich des Räthsels Lösung.

Sicherlich wird, wer Kunstgenuß sucht, nicht ängstlich erst forschen, „woher der Männer" der Künstler sei, vor dessen Werk er steht. Aber wenn ich in eine Ausstellung gehe, die in des deutschen Reiches erster Kunststadt die Vertreter der jungdeutschen Kunst veranstalten, dann interessirt mich in erster Reihe, was in dem internationalen Wettstreit der Modernen unsere Kunst geleistet hat, was sie heute schafft und was sie für morgen verheißt. Und für den Gesammteindruck, den ich mit fortnehme, wird das schwer in's Gewicht fallen. Zu der kühlen Objectivität, die danach nicht einmal fragt, vermag ich mich nicht aufzuschwingen.

Nun fehlen unter jenen Namen wenigstens die der jungen deutschen Generation fast ganz, besonders die der Münchener Schule, auf die wir früher mit so freudiger Genugthuung, mit so stolzer Hoffnung sahen. Und deshalb war ich „flau", trotzdem ich wie die Anderen aus den Werken einzelner Fremder und unseres Böcklin und Thoma, um nur diese zu nennen, reichsten Genuß geschöpft hatte.

Es mag sein, daß gerade ich das besonders schmerzlich empfinde, weil ich ein so warmer Freund dieses jungen Geschlechtes war, dessen rüstiges und zielsicheres Schaffen trotz aller Mängel und Unfertigkeiten Großes für die Zukunft mir zu verheißen schien. Und nun muß ich schauen, wie ihm die scheinbar unerschöpfliche Kraft erlahmt und es lässig stillsteht oder ziellos umhertappt.

Die Zukunft der deutschen Kunst hängt mit davon ab, daß nicht so schmählich endet, was so herrlich begann, daß dieses junge Geschlecht sich wiederfindet. Und deshalb beschäftigt mich gegen alles Herkommen in dieser Ausstellung mehr das Mißglückte als das, was gelang, und ich glaube, daß es der Mühe wohl verlohnt, auch öffentlich von diesem Standpunkt einmal die Ausstellung zu betrachten.

Die moderne Kunstbewegung — das Wort ist nicht sehr vielsagend, aber schwer zu entbehren — begann mit einer revolutionären Auflehnung gegen die damals landläufige akademische Kunst, die im ewigen Wiederholen des Herkömmlichen jede Fühlung mit der Natur verloren hatte. Eine solche revolutionäre Kunst muß immer naturalistisch sein, das lehrt die Kunstgeschichte als eines der wenigen unumstößlichen Gesetze der Entwickelung. So folgte auf den Byzantinismus in Italien der Naturalismus der Frührenaissance, so folgte im Norden auf die gothische Manier der Naturalismus der

Niederländer. Also unsere moderne Kunst ward naturalistisch. Schroffer naturalistisch als es jemals früher erhört war. Nicht umsonst leben wir im Zeitalter der exacten Forschung, wissenschaftliche Treue wurde auch als höchstes Ziel der Kunst proclamirt, und man strebte diesem Ziele mit einer Consequenz nach, die fast barbarisch war. Es fanden sich Theoretiker, die den Naturalismus, der thatsächlich nur eine augenblickliche Nothwendigkeit war, zum allein und ewig gültigen Prinzip erhoben. Und es fanden sich Künstler, die an solche Thorheit glaubten. Auch die natürlichsten, will sagen in der Natur alles künstlerischen Schaffens begründeten, Kunstformen, wurden als unerträglicher Zwang verworfen: man wollte schlechterdings ganz von vorn beginnen.

Diese Kunst war im Einzelnen manchmal herzlich unerfreulich, aber wer sie einmal als nothwendig erkannt hatte, nahm das willig in den Kauf. Als Ganzes genommen erfreute sie durch eine gesunde Urwüchsigkeit, eine frische Kraft, eine gewisse beauté du diable. Man konnte ihr nicht zürnen, wie man dem wilden Knaben nicht zürnen kann, in dessen trotzigem Gebahren man den Keim zu künftiger entschlossener Mannheit freudig erkennt.

Und was lernten wir von dieser Kunst! Auch noch in ihren bösesten Werken. Welche Fülle von neuen Beobachtungen theilte sie uns mit, welchen üppigen Reichthum an nie gesehenen Nuancen! Ich wenigstens, und ich glaube, so mancher theilt dieses Gefühl, ich möchte es um vieles nicht eintauschen, diese Zeit des Sturmes und Dranges mit durchlebt zu haben.

Trotzdem mußte, sollten wir zu einer neuen Kunst kommen, der Naturalismus ohne Zweifel überwunden werden. Er konnte seinem ganzen Charakter nach nichts Anderes sein als eine Uebergangsepoche. Und sicher war es verdienstlich, daß, wer das erkannt hatte, darauf hinwies.

Leider waren die Folgen dieses Hinweises sehr traurig. Kaum war das Wort von der Ueberwindung des Naturalismus gefallen, so war es schon zum Schlagwort geworden. Was als Programm für die Zukunft gemeint war, nahm man als modernste Forderung für das augenblickliche Schaffen. Man glaubte, daß mit dem Wort, das man gefunden hatte, auch die Sache schon gegeben war.

Es wäre falsch, wenn ich sagen würde, daß „man" zu früh die naturalistische Schule verlassen hat, bevor noch die „Reife" erreicht war. Das „man" wäre falsch, denn Alles kommt hier auf die einzelne Persönlichkeit an. Jeder, der „einer" ist, mußte in sich, durch seine eigenste künstlerische Entwickelung den Naturalismus überwinden. Das konnte nicht etwa Einer für Alle thun, das konnte nicht das Vorbild einer fremden Kunst der deutschen leisten. Wer die streng naturalistische Kunstübung aufgiebt, ohne die Natur künstlerisch zu beherrschen, und damit die Mittel zu haben, nun auch Geschöpfe von eigenen Gnaden lebenswahr zu gestalten, der wird rettungslos ein Nachahmer. Ob in oft gesehenem Rückfall ein Nachahmer der Alten, ob einer fremden Schule, ob eines Meisters aus demselben Volke, das kann einen wesentlichen Unterschied nicht bedeuten.

Die gesunde Entwickelung, die allerdings nicht sehr kurzweilig geworden wäre und die ernsthafte Arbeit Jedem auferlegt hätte, wurde zu früh unterbrochen. Man entdeckte sich, da man sich zum Colorismus in jähem Umschwung bekehrte, die schottische Kunst als Muster, die das letzte Glied einer ganz anderartigen Entwickelung ist. Statt nach dem A und dem B das C zu sagen und ohne Sprung die anderen Buchstaben alle hübsch nach der Reihe, zog man es vor, bis zum Z auf einmal zu springen, weil die Schotten da gerade eben angelangt waren. Man machte die koloristischen Experimente kühnlich mit, ohne scheinbar auch nur zu ahnen, daß, wenn es auch nicht von oben her zu Tage tritt, zu solchen gerade die intimste Kenntniß, die souveräne Beherrschung der Natur, das höchste Können unerläßliche Vorbedingung sind. Man wollte wenigstens einmal versuchen, ob es nicht doch vielleicht möglich sei, mit dem Ende anzufangen. Es war so amüsant, jeden Augenblick anders zu malen, je nachdem die „Königin der Mode", je nachdem Paris den Ton angab. Viel amüsanter, als immer und immer wieder schlicht nach der Natur zu zeichnen und zu malen.

Ich bin ein Freund dieses jungen Geschlechts gewesen, und meine Freundschaft besteht noch. Aber ich bin ein wenig von Gregor's Werke beeinflußt und halte etwas darauf, meinen Freunden die ungeschminkte Wahrheit zu sagen. Auch wenn ich weiß, daß sie im Grunde das gar nicht verlangen und lieber eine schmeichelnde Schonung ihrer harmlosen Lebenslüge sähen. Und deshalb sage ich: die moderne Bewegung ist seit der „Ueberwindung des Naturalismus" nicht nur nicht vorgeschritten, sondern sie ist in der dringenden Gefahr, in spielerischen Experimenten, in unnützer Scheinarbeit die Errungenschaften ihrer Frühzeit zu verlieren. Das Wort „modern" wird schon nicht mehr zur Bezeichnung der ganzen Bewegung gebraucht, sein Inhalt wechselt von Jahr zu Jahr oder richtiger: von Salon zu Salon. Man malt nicht mehr „modern", sondern man malt „haute nouveauté de Paris".

Die Schotten, zu deren eigenartigem Kolorismus unsere konsequenten Freilichtnaturalisten so plötzlich sich bekehrten, haben gar keine naturalistische Epoche durchgemacht. Das zeigt auch ihre Kunst, wie mir scheint, sehr deutlich. Sie haben nie die Tradition aufgegeben, wie die Arbeiten ihrer unmittelbaren Vorfahren im Glaspalast beweisen. Sie haben die vollkommenste, durch eine nie völlig unterbrochene Entwickelung aus dem vorigen Jahrhundert herüber gerettete Technik als selbstverständliches Besitzthum von vornherein mit bekommen. Als eine neue Stimmung, eine feinere Empfindung für Licht und Luft, als die Entdeckung neuer Farbentöne in der Natur ihnen neue Aufgaben stellte, da waren sie als Maler längst fertig, da brauchten sie um die Ausdrucksmittel sich nicht einen Augenblick zu bemühen. Die handwerkliche Meisterschaft gab ihrer künstlerischen Entwickelung die größte Freiheit. Je decorativer sie sind, je weniger Gegenständliches sie geben, desto siegreicher tritt ihr Können hervor. Für den Wissenden freilich nur. Aber die Künstler sollten doch in erster Linie Wissende sein. Dann müßten sie aber klar es erkennen: wir können diese schottische Kunst, und mit der Pariser steht es ähnlich, höchlichst bewundern, wir können mancherlei von ihr lernen, in Technik und Geschmack, aber wir können sie nicht nachahmen, können nicht auf ihrem eigensten Gebiete mit ihr den Wettstreit wagen.

Müssen die Deutschen immer irgend wohin nach dem Auslande schielen? Die Schweden werden ja wohl auch die schottische und die französische Kunst kennen und schätzen. Aber ob sie sich wohl dadurch in ihrem Schaffen irgendwie bestimmen lassen! Sie sind noch heute consequente Naturalisten und deshalb bei uns gar nicht mehr in Mode. Sie schildern die Natur, ihre Landschaft und ihre Menschen, wie sie dieselben sehen, nicht immer geschmackvoll gerade und mit sehr künstlerischem Erfassen, aber immer schlicht und wahr. Sie gehen langsam vor, aber sie gehen vor, und ich glaube, sie werden eines Tages ganz von selbst, aus sich heraus den Naturalismus überwinden und dann eine Kunst, eine neue, ihre neue Kunst haben. Sie schauen sich nicht nach dem Nachtrab um, sie eilen nicht, die Vorhut einzuholen, sie behaupten ruhig ihre Stelle im Zuge. Es ist etwas ungemein Gesundes in diesem Selbstgefühl, das uns diese Kunst sympathisch macht, trotzdem sie dem feineren Kunstgefühl so sehr Großes gar nicht bietet. Sie erinnert in ihrer sicheren Gegenständlichkeit, in ihrem Verzicht auf Effecte, am meisten an jene naturalistischen Kunstepochen der Vergangenheit, die zu einer Kunstblüthe führten.

Sie ist ein nicht zu verachtendes Muster für unsere junge Generation, diese schwedische Kunst, auf die sie mit einer gewissen Ueberlegenheit herabsieht. Die Jungschweden haben noch keine Kunst, aber sie haben die Natur, die Jungdeutschen haben die Natur verloren, ohne doch auch schon zur Kunst zu gelangen. Mir scheint, zu großem Stolze liegt kein rechter Grund in dieser Lage der Dinge. Denn um eine Manier mit der anderen zu vertauschen, dazu war die große Revolution am Ende nicht nöthig. Gegen das wenige Mehr von Naturwahrheit, das augenblicklich in den Bildern sehr vieler

unserer Jungen zu finden ist, können die Alten mit Fug ihr größeres handwerkliches Können in die Wagschale werfen. Und das höchste Gut des Künstlers, die Persönlichkeit, geht hier wie dort zum Teufel.

Es ist selbstverständlich, daß diese Bemerkungen nicht verallgemeinert, nicht auf alle Künstler der modernen Richtung bezogen werden dürfen. Wir haben zum Glück deren, die wirklich innerlich mit dem Naturalismus fertig geworden sind, wir haben andere, die ruhig und sicher ihres Weges gehen und sich nicht durch jedes neue Schlagwort aus der Bahn werfen lassen. Nur von den Vielen ist hier die Rede, die schließlich doch den Gesammteindruck bestimmen.

Und doch wäre es vielleicht nicht gerechtfertigt, so eingehend mit diesen Irrenden sich zu beschäftigen, wenn nicht eine solche Unsumme von Talent in diesen nach meiner Ansicht verfehlten Arbeiten steckte. Es wiederholt sich hier dieselbe Erscheinung wie in der modernen deutschen Literatur. Und wer ein warmes Herz für Kunst und Künstler hat, den muß diese Kraftvergeudung mit tiefem Schmerz erfüllen. Für wen diese Arbeit? Nicht für die Mitwelt, nicht für die Nachwelt. Und für den Künstler selbst? . . .

Ich glaube, einen großen Theil der Schuld an dem augenblicklichen Zustande trägt die Centralisation der Kunst und die durchaus nicht immer gerechtfertigte Verachtung der Laien, die Kritiker mit einbegriffen, außer wenn sie loben. Der Künstler will, auch der werdende schon, nur immer dem eigenen Triebe folgen, auch wenn dieser Trieb nur Laune ist und er sehr wohl anders könnte. Und dann — die schnelle Verbindung mit Paris! Man kann schon für die Ausstellung malen, was eben im Salon das Allerneueste ist.

Die Krisis, in der die moderne Richtung sich zur Zeit befindet, ist gefährlich, sie kann nicht der Kunst, denn deren Schicksal hängt am letzten Ende von ragenden Persönlichkeiten nur ab, wohl aber der hoffnungsvollen Schule den Tod bringen. Mehr als ein begabter Künstler ist ihr schon zum Opfer gefallen. Der natürliche Instinkt ist nicht stark genug, um das rechte Heilmittel zu finden, das ist schon heute erwiesen. Es ist zu unbequem, was er räth. Die bessere Einsicht kann nur von außen gebracht werden. Sie zu predigen, ist die schwere aber schöne Aufgabe einer ihrer Verantwortlichkeit sich bewußten Kritik. Ob die hören wollen, die es angeht, ob sie wenigstens erwägen wollen, ist ihre Sache.

Die Deutsche Seewarte und Wagner's Tristan und Isolde.

Ein Stück maritimer Wagner-Erklärung.

Die Deutsche Seewarte in Hamburg, diese den allerrealsten Bedürfnissen des Handels und der Schifffahrt dienende Anstalt, und Wagner's hochideales, tief metaphysisches Musikdrama —: es scheint fast unmöglich, zwischen Beiden eine Verbindung zu finden. Und doch ist sie auf die natürlichste Weise von der Welt zu Stande gekommen. Das Zwischenglied bildet ein in aller Form verfaßtes fachmännisches Gutachten der Seewarte über eine Stelle in Wagner's Tristan und Isolde. Die Seewarte erklärt, daß diese Stelle einen Fehler enthalten dürfte und gibt eine Berichtigung desselben. Das Actenstück selbst, das anscheinend dem Ersuchen eifriger Wagnerianer sein Entstehen verdankt, ist niedergelegt in dem Oesterlein'schen Richard Wagner-Museum in Wien, von dessen Ankauf durch eine eigens dazu gebildete Gesellschaft gegenwärtig in den Zeitungen mancherlei zu lesen ist. Auch wir wollen diesem verdienstvollen Unternehmen unseren Beistand durch Hinweis und Empfehlung nicht versagen. Es läßt sich in der Kürze etwa so kennzeichnen, daß in ihm über Wagner alles das vereinigt ist, was Goethe über sich in seinen Archiven für sich und die Nachwelt zu bewahren nicht für zu gering geachtet hat, und daß es dazu noch alles das enthält, was unsere heutigen Goetheforscher gern hätten, was aber seiner Zeit Niemand für sie aufgehoben hat.

Wir haben gesehen, welch frischen Aufschwung unter der Theilnahme der ganzen gebildeten Welt nach Eröffnung des Goethehauses die Goetheforschung nahm. Aehnliches erwarten wir auch von dem Wagner-Museum, nämlich eine nicht auf Parteianschauungen, sondern auf sichere Thatsachen gegründete Geschichte der Wagnerbewegung, die, man mag sich selbst als Feind zu ihr stellen, unleugbar eine der merkwürdigsten und auf die gesammte Cultur ihrer Zeit auf's Nachdrücklichste übergreifenden Erscheinungen ist, welche die Geschichte der Kunst kennt. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist die Fülle der seit nun etwa 50 Jahren ununterbrochen fließenden Erörterungen über Wagner's künstlerische Grundsätze und über Darstellung und tiefere Bedeutung seiner Dramen. Wie manches treffende Wort, einst flüchtig vorübergerauscht, harrt in den Schränken und Mappen des Herrn Oesterlein seiner Auferstehung, um zusammen mit anderen uns bei dieser Erklärungsarbeit zu helfen, die, wie Kenner wissen wollen, noch immer in den Kinderschuhen steckt. Ueber Menge und Art der von Herrn Oesterlein während mehrerer Jahrzehnte zusammengebrachten Schätze möge man sich aus dem bis jetzt in drei Bänden erschienenen, von Breitkopf & Härtel in Leipzig verlegten Kataloge unterrichten, der hoffentlich in unseren öffentlichen Büchereien zu haben sein wird. Auf 1119 Seiten zählt er 9470 Stücke auf, die noch lange nicht die Hälfte des Bestandes bilden, deren zum Theil ausführlichere Beschreibung schon jetzt werthvolle Berichtigungen der herkömmlichen Anschauung über Wagner darbietet. Und doch sind dies nur versprengte Tropfen aus ganzen Fluthen der bedeutungsvollsten Nachrichten und Auslassungen aller Art. Die Gesellschaft zum Ankaufe des Museums, deren Sitz, wie billig, der Geburtsort Richard Wagner's, Leipzig, ist, und in der der Professor der Philosophie neben dem Musiker, der Flügeladjutant neben dem Schriftsteller und Redacteur seinen Platz hat, beabsichtigt, es nach gelungener Erwerbung einem deutschen Stadt- oder Staatswesen anzutragen. Dieses hätte sich zu verpflichten, für Erhaltung und Fortführung zu sorgen und durch eine bibliothekmäßige Verwaltung der Sammlung deren ausgedehnte Benutzung zu ermöglichen.

Das Museum bildet einen Besitz, der auch der größten, mit ähnlichen Anstalten schon reich bedachten Stadt zur Zierde und zum Vortheile gereichen würde. Nur nebenbei sei noch bemerkt, daß sich allein schon aus den in großer Fülle vorhandenen Werken der malenden, zeichnenden und bildenden Künste eine stattliche, der öffentlichen Schaulust dienende Wagner-Galerie einrichten läßt. Doch ist aus der wissenschaftlich-künstlerischen Doppelstellung des Ganzen leicht zu ersehen, daß es am Besten in einer Universitätsstadt angebracht sein wird, die zugleich eine gute, Wagner aufführende Bühne, ein reiches Musikwesen, vielleicht auch eine Musikschule in sich vereinigt.

Vielleicht erscheint manches hier Gesagte übertrieben. So mag es denn durch das Beispiel unseres Gutachtens zwar nicht bewiesen, aber doch in das freundlichere Licht einer nicht allzu unglaubwürdigen Möglichkeit gerückt werden.

Man erinnere sich, daß Isolde aus dem dumpfen Brüten, in welchem wir sie beim Beginn des ersten Aufzuges erblicken, durch das Lied des jungen Seemanns von der irischen Maid aufgestört wird. Auf ihre verwirrte Frage an Brangäne: „Sag', wo sind wir?" antwortet diese: „Blaue Streifen stiegen in Westen auf; sanft und schnell segelt das Schiff; auf ruhiger See vor Abend erreichen wir sicher das Land." Isolde, die sich immer noch nicht recht gefaßt hat, fragt noch einmal: „Welches Land?" Und Brangäne antwortet auf's Neue: „Cornwalls grünen Strand." Was kann natürlicher sein, als die blauen Streifen von der soeben am Horizonte aufgetauchten, noch in den Duft der Ferne gekleideten Küste von Cornwall zu verstehen? Aber freilich: „in Westen?" Vom Meere her kommend kann man Cornwall im Norden, Süden, Osten zuerst erblicken, niemals im Westen. Somit scheint, wenn wir erst aufmerksam geworden sind, eine kleine, höchst einfache Ver-

änderung geboten zu sein. Wagner wird sich verschrieben und der Vers zu lauten haben: „Blaue Streifen stiegen in Osten auf.“

Auch scheint Wagner selbst diese Zurechtlegung vollauf zu bestätigen. „Ostwärts streicht das Schiff“, läßt er seinen jungen Seemann singen, und kurz darauf Tristan der Brangäne antworten: „eh' noch die Sonne sinkt, sind wir am Land . . . Wo dort die grünen Fluren dem Blick noch blau sich färben . . .“ Brangäne's Auskunft an Isolde kehrt also in Tristan's Munde fast wörtlich wieder: die Landung noch vor Abend, die blaue Küste, der grüne Strand. Beachtet man nun noch, daß Wagner es liebt, wichtige Stellen oder Ereignisse dem Hörer wiederholt vorzuführen, so muß jene Uebereinstimmung der beiden Antworten als voll beabsichtigt angesehen werden. Was Anderes kann dann aber Wagner selbst unter den „blauen Streifen“ verstanden haben, als die „in Osten“ emporsteigende Küste von Kornwall? Mit Rücksicht auf das alsbald mitzutheilende Hamburger Gutachten sei diese Lösung der Schwierigkeit als Nr. 1 bezeichnet.

Die Entdeckung, daß sich Wagner in einem seiner größten Werke eines Fehlers, wenn auch eines anscheinend noch so geringfügigen und noch so leicht zu verbessernden, sollte schuldig gemacht haben, wurde jedoch in Wagnerianischen Kreisen sehr übel vermerkt. Man scheint sie als eine Entweihung des großen Namens des „Meisters“, in Bezug auf den in der Verehrung des engeren Kreises ganz besonders hoch stehenden „Tristan“ als eine Art Heiligthumsschändung empfunden zu haben. In Papieren, die noch weiter zu dem Gutachten der Seewarte gehören, finden sich darüber Aeußerungen hochgradiger Entrüstung. Zugleich griff man, um das Aergerniß zu beseitigen, zu dem in solchen Fällen sehr beliebten Mittel der Wegerklärung. Wir theilen diese, natürlich völlig mißglückten Versuche hier mit, nicht bloß, weil das Gutachten sie erwähnt und widerlegt, sondern auch, weil es für unbefangene Gemüther ebenso belehrend wie belustigend ist, zu sehen, welche geistigen Verrenkungen, ja wahre Menschenunmöglichkeiten ein gesinnungstüchtiger Wagnerianer sich anthut, nur um den so einfachen, natürlichen Sachverhalt nicht sehen und das entsetzliche Zugeständniß nicht machen zu müssen, daß der „Meister“ einen Fehler begangen habe.

Also: Erklärung Nr. 2. Sie stammt aus Wagner's näherer Umgebung und aus der Zeit, wo Wagner noch lebte. Der Briefschreiber hätte also die beste Gelegenheit gehabt, den Urheber des Anstoßes selbst um Auskunft anzugehen und dadurch vielleicht alle Zweifel endgültig zu erledigen. Er that dies jedoch nicht, angeblich, weil Wagner „sehr beschäftigt war“, sondern zog es vor, sein Gewissen und die anfragenden Verehrer aus der Provinz wie folgt zu beschwichtigen: „Da Wagner immer mit größter Genauigkeit arbeitet, so haben wir vermuthet, daß die Deutung der „Streifen“ auf „Land“, die sehr nahe liegt und daher von Anfang an allgemein stattgefunden hat, ein vorgefaßter Irrthum sein dürfte. Die Streifen, die in Westen aufstiegen, sind die Vorboten der Abenddämmerung; Brangäne meldet also: „Der Abend naht, und vor Abend noch sind wir am Land.“

Leider ist es ein dreifacher Widersinn, mit welchem diese Erklärung behaftet ist. Zunächst ist es zu der Zeit, wo der erste Aufzug beginnt, noch voller Nachmittag, denn auch Tristan sagt ausdrücklich: „eh' noch die Sonne sinkt, sind wir am Land.“ Und noch sind wir recht weit vom Lande, also noch viel weiter vom Sonnenuntergang entfernt. Von Vorboten der Abenddämmerung in Gestalt blauer Streifen, d. h. wohl beginnender abendlicher Schatten, kann mithin um diese Zeit, noch dazu auf dem Meere, wo es keine Berge und Thäler gibt, keine Rede sein. — Sodann wäre es höchst sonderbar, wenn Wagner Brangänen aus dem Stande der Sonne und den Vorboten der Abenddämmerung heraus die Kenntniß schöpfen ließe, daß das Schiff bald landen würde. Es könnte bei unseren, ihre Fahrt auf die Minute vollendenden Eisenbahnzügen und Postdampfern wohl Jemand sagen: da wir schon so und so lange unterwegs sind, da es nach dem Stande der Sonne in dieser Gegend so und so viel Uhr ist und die Fahrt überhaupt nur so lange dauern darf, so müssen wir bald am Ziele sein. Aber Brangäne müßte in alle Geheimnisse des Logbuches eingeweiht sein, wenn sie aus ähnlichen, aber für ein Segelschiff viel schwankenderen Voraussetzungen eine derartige Voraussagung thun wollte. Ihr dürfen wir höchstens so viel Erfahrung im Seewesen zutrauen, daß sie, wenn die Küste schon in Sicht ist, wenn außerdem die See ruhig und der Wind günstig ist, abmessen kann, ob man bald am Lande sein werde oder nicht. Da nun Wagner Brangänen den zweiten und dritten Umstand ausdrücklich nennen läßt, sollte das nicht ein Fingerzeig auf den noch dazu gehörigen ersten sein? — Der dritte Gallimatthias, dessen sich diese Erklärung schuldig macht, ist ein meteorologisch-geographischer. Am westlichen Himmel würden die Vorboten der Abenddämmerung doch vermuthlich darin bestehen, daß sich Meer und Himmel in Gold und Purpur zu färben begönnen, blaue Streifen dagegen als heraufschattende Abenddämmerung würden sich nur auf der östlichen Hälfte der großen Wasserkugel zeigen können. So schlau ausgesonnen ist also dieser Rechtfertigungsversuch, daß auch um seinetwillen das „in Westen“ der bisherigen Texte durch „in Osten“ ersetzt werden müßte.

Nr. 3. Die blauen Streifen seien allerdings die im Osten auftauchende Küste von Cornwall. Wagner bezeichne sie als „in Westen“ liegend, weil sich das Dunkel des Abends zuerst am östlichen Himmel zeige. Für Abend sage man aber auch Westen.

Dieser Erklärer, ein Musiker und eifriger Wagnerianer, hat sich damit geholfen, dem Sprachgebrauche ein wenig den Hals umzudrehen. Man braucht zwar die Worte Abend und Westen gleichmäßig für die geographische Himmelsrichtung. Aber das Wort Westen wird weder für den Abend als Tageszeit, noch für die Stelle des Horizontes angewandt, wo die Schatten des Abends sich zuerst bemerkbar machen. Also kann auch nicht Osten = Westen werden.

Nr. 4. Die blauen Streifen seien eine, im wirklichen Westen befindliche, gut Wetter verkündende Wolkenbildung in der Gegend, wo der Kanal in den Atlantischen Ocean übergehe. Dies sei die gefährliche Gegend, gewissermaßen die Sturmecke der irischen Cornwallfahrer, weshalb auch der junge Seemann „westwärts“ seine Ausschau halte. Augenblicklich aber stehe, in Folge der blauen Streifen, von dorther Alles gut.

Auch hier ist nicht abzusehen, wie Brangäne aus Witterungsanzeichen auf die baldige Landung schließen solle, oder man müßte ihr wiederum die schon abgelehnte genauere Kenntniß des Logbuches zuschreiben. — Endlich ist die Hereinziehung des „westwärts“ in unsere Frage ein auslegerischer Gewaltstreich. Bisher hatte man dabei immer an das gleich darauf erwähnte „irische Kind“ gedacht, nicht an Wetterbeobachtungen. Unser Erklärer ist somit vermuthlich der Erste, der aus dem Liede des jungen Seemanns eine gewiß höchst merkwürdige Mischung von dienstlichem, aus dem Mastkorbe heruntergerufenem Wetterbericht und sehr undienstlichen Liebesseufzern macht. Daß dies auch Wagner's Auffassung gewesen sei, dürfte wohl von Wenigen angenommen werden.

Nr. 5. Die blauen Streifen seien Stücke des blauen Himmels, der aus einem im Westen befindlichen, sich eben zertheilenden Gewölk hervorbreche. Aber auch hiergegen ist leider der Einwand zu erheben, daß man nicht einsieht, wie aus dieser Beobachtung die Erkenntniß zu gewinnen ist, daß das Schiff noch vor Abend das Land erreichen werde.

Aus diesem Wirrwarr von gutem Willen und in der Sache begründetem Unvermögen war es jedenfalls der beste Ausweg, die Angelegenheit der Deutschen Seewarte in Hamburg vorzutragen, welche die an sie ergangene Anfrage wie folgt beantwortet hat.

Seewarte. Hamburg, den 15. Januar 1887.

In Erwiderung auf das gefällige Schreiben vom 5. d. Mts. gestattet sich die Direction zu bemerken, daß nach ihrem Dafürhalten unter den aufsteigenden blauen Streifen nur das am Horizont auftauchende Land verstanden werden kann, und daß, wie Sie bemerken, hier ein Schreibfehler vorliegt, indem es statt „Westen“ „Osten“ heißen muß. Die

unter 2, 3, 4 gegebenen Erklärungen erscheinen der Direction nicht zulässig. Es sind ihr weder die darin vorausgesetzten meteorologischen Erscheinungen bekannt, noch ist es ihres Wissens weder bei Seeleuten noch in anderen Kreisen gebräuchlich, den Osten in irgend einem Sinne als Westen zu bezeichnen. Etwas mehr hat die Erklärung unter 5 für sich. Es kommt nicht selten vor, daß bei völlig bedecktem Himmel sich am westlichen Horizonte ein Streifen blauen Himmels zeigt, der allmählich aufsteigend, oder richtiger, sich mehr und mehr über den Himmel ausbreitend, ein Abklaren des letzteren herbeiführt, und das Erscheinen dieses blauen Streifens, der sogenannten Bläuke, wird von Seeleuten allgemein als ein Zeichen angesehen, daß der Wind bald aus Westen kommen wird. Der Annahme, daß diese Erscheinung wirklich gemeint sei, steht jedoch entgegen, daß im Gedicht nicht von einem, sondern von mehreren blauen Streifen die Rede ist, auch erfordert sie die Voraussetzung, daß der günstige Westwind erst während der Fahrt eintrat, nachdem vorher ungünstiger Wind oder Windstille geherrscht hatte; was der Situation, wie sie sich aus dem von Ihnen Citirten*) ergibt, nicht entspricht. Die Erklärung der blauen Streifen als das auftauchende Land steht dagegen, wenn man nur den Schreibfehler West statt Ost zugeben will, sowohl mit dem ganzen Inhalt der betreffenden Stelle des Gedichts, als auch mit der Erscheinung in der Wirklichkeit im vollen Einklang; letzteres insofern, als bei der Annäherung an ein so gebirgiges, unebenes Land wie Cornwall zuerst nur die höchsten Stellen desselben sichtbar werden, also an mehreren Stellen des Horizonts ein blauer Streifen aufsteigt.

Die Direction der Seewarte.
Dr. Neumayer.

Mit dieser Entscheidung nimmt Wagner noch wieder ein Gesicht mehr zu denen an, die er schon hat. Zuerst gab es kaum eine Ungereimtheit, die sich bei dem Verfasser des „Tristan" und der „Nibelungen" nicht von selbst verstand. Wer nur eben erst den Finger zwischen jene Texte gesteckt hatte, wußte auch nicht genug von den Widersprüchen und Ungeheuerlichkeiten zu erzählen, die angeblich nur dem Schöpfer dieser Werke entgangen waren, die aber der bekannte „erste Blick" überall sofort entdeckt, wo nur noch der gehörige Grad Düsterniß herrscht. Es wird wohl kaum Einer unter uns sein, der nicht auf diese Weise sich einmal seine Sporen an Wagner verdient hätte.

Dann kamen diejenigen für welche es sich umgekehrt von selbst versteht, daß Wagner „immer mit größter Genauigkeit" gearbeitet habe. Wir haben die krummgelaufene Elle kennen gelernt, mit welcher in den Erklärungen 2—4 einige Hauptköpfe dieser Gattung Wagner's „Genauigkeit" ausmessen und müssen um der Vollständigkeit willen diesen Beispielen sogar noch eins anfügen. In dem Ende 1887 erschienenen „Bayreuther Taschenbuch" für das Jahr 1888 befindet sich S. 9 ein im Uebrigen vortreffliches kleines Gedicht: „Tristan und Isolde", das mit folgenden Versen beginnt:

„Wie blaue Streifen stieg im Westen auf
Der Heimathstrand, der nun im Meer versunken."

Ob diese Zurechtrückung der widerhaarigen Stelle mit oder ohne Kenntniß des Gutachtens der Seewarte erfolgt ist, steht dahin. Jedenfalls ist sie nicht glücklicher, als ihre Vorgängerinnen. Der Natur der Sache nach kann ein Strand für den Abreisenden zu nichts Anderem werden, als zu einem blauen Streifen, der langsam in's Meer versinkt. Aber freilich die Uferlinie des Meeres steigt während dessen zugleich auf, bis sie zuletzt zur Horizontlinie wird. Sollte dies die Meinung des Versemannes mit seinem durch Aufsteigen versunkenen Strande sein? Wie schlau! Nur schade, daß sich der Sprachgebrauch an solche Verzwicktheit nicht kehrt, sondern sich einzig um das Verhältniß des Strandes zur Uferlinie, nicht um deren Verhältniß zum Zuschauer kümmert. Ganz in diesem Sinne redet die Seewarte, und nichts Anderes dürfen wir auch Brangänen zumuthen. Endlich erhebt sich auch hier die unbeantwortbare Frage, wie so dieser Strand von Irland, von dem man außerdem nicht weiß, ob ihn Brangäne nur erzählend erwähnen oder vielleicht gar noch mit Augen sehen soll, der aber in Wirklichkeit bei Beginn des Dramas längst verschwunden ist, einen Grund dafür abgeben soll, daß das Schiff bald in Cornwall sein wird. Wenn eine Abschätzung der mitgetheilten Rettungsversuche nach der Größe der in ihnen enthaltenen Unsinnigkeit unternommen würde, so möchte dieser letzte mit seiner äußerlichen Wortgerechtheit und innerlichen Verschrobenheit leicht den Preis davon tragen.

Unter dem Streite dieser beiden in ausschließendster Gegensätzlichkeit einander gegenüberstehenden Parteien scheint sich jedoch allmählich eine dritte herauszubilden, welche nach Art des hier berichteten Beispieles vor Allem auf eine sorgfältige Einzeluntersuchung ausgeht. Das Oesterlein'sche Museum birgt bereits die werthvollsten Proben wohlgelungener Erklärungen schwieriger, Wagner bisher immer in der herbsten Weise vorgerückter Stellen. Diese Erklärungen berechtigen, besonders in ihrer durch das Museum ermöglichten übersichtlichen Vereinigung, zu der Hoffnung, daß auch Wagner's spätere viel angefochtene Stücke mindestens noch bis zu dem Grade als gute dramatische Dichtungen werden erkannt und anerkannt werden, wie das heute vom „Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin", vielleicht auch den „Meistersingern", allgemein zugestanden ist. Das Geheimniß der vielen Unverständlichkeiten und Auffälligkeiten der anderen Dramen beruht einfach darin, daß Wagner, um einen großen, weitverzweigten Gedanken- und Handlungsinhalt in dem knappen Raume des Musikdramas unterzubringen, mehr als je vielleicht ein anderer Dramatiker, zu allen überhaupt möglichen Mitteln eines verkürzenden, zusammenpressenden und andeutenden Ausdruckes gegriffen hat. In wie hohem Grade ihm dies gelungen ist, beweisen die berühmten langen und langweiligen Stellen, durch die er auf der anderen Seite die Leute zur Verzweiflung bringt, und für die er sich durch jene Gedrungenheiten erst den nöthigen Raum geschaffen hat. Das mag sehr widersinnig erscheinen und kann hier nicht weiter erörtert werden. Hier genüge die Erinnerung, daß mehr in einander als aus einander zu legen, kein Stilfehler ist, und daß der Eine davon mehr leistet und verträgt, als der Andere. Am nächsten an Wagner reicht in dieser Beziehung vielleicht Ibsen, der somit zwischen ihm und der empfindungsvoll Alles heraussagenden schönen Beredtsamkeit unserer Klassiker noch nachträglich eine Art Vermittelung herstellt. Die Zeit löst, für den Einen früher, für den Anderen später, auch diese Räthsel. Uebrigens, wo wir uns in allen Künsten so viel erklären lassen müssen, um zum Verständniß und zu richtigen Eindrücken zu gelangen, weshalb nur bei Wagner nicht? Seine Gegner haben mit ihrem Verlangen der sofortigen Verständlichkeit keineswegs Recht. Hätten nur seine mit nahezu priesterlichen Ansprüchen ihn umgebenden Anhänger sie uns wenigstens nachträglich gegeben. Leider ist dies aber trotz ganzer Berge von ihnen über Wagner zusammengeschriebener Aufsätze, Hefte und Bücher fast in allen Hauptsachen eben nicht geschehen, ein Mangel, dessen Grund aus den hier beigebrachten Geistesproben schon einigermaßen hervorleuchten dürfte. Somit werden andere, unbefangenere Geister sich diesem Werke widmen müssen, und zwar am Besten dann, wenn sie, äußerlich, das jetzt der allgemeinen Benutzung noch verschlossene Museum mit all' seinen Anregungen und im Einzelnen schon gelungenen Auslegungen zur Verfügung haben werden, und wenn sie, innerlich, sich aller der Stimmungen entschlagen, die Wagner als einer Art göttlichen Wesens entgegengetragen werden, vor welchem Begreifen nicht das Erste ist, was Noth thut, und das erniedrigt, ja entweiht erscheint, wenn man es als Menschen, als großen Menschen, der aber möglicher Weise sogar irren gekonnt habe, behandelt.

In letzterer Hinsicht ist das Gutachten der Seewarte von entscheidender Bedeutung in der Geschichte der Wagnerauslegung. Hier ist zum ersten Male in rein sachlicher, streng wissenschaftlicher Weise ein Fehler in Wagner's Dramen, und wenn es auch nur ein Schreibfehler wäre, so nachgewiesen, daß keine Widerrede mehr möglich ist. Von nun an gehört auch der Schöpfer des deutschen Gesammtkunstwerks zur Zahl

*) Des jungen Seemanns: „Frisch weht der Wind der Heimath zu" und Brangäne's: „Sanft und schnell segelt das Schiff". Auf diese Worte war in dem Briefe an die Seewarte verwiesen worden. Sie zeigen, daß der günstige Wind, der nach der beginnenden Bläuke erst kommen sollte, schon zu Anfang da ist.

jener großen Dichter, die seit Homer das Vorrecht gehabt haben, ein wenig zu nicken. Im Gefolge des Urvaters der Dichter hat Shakespeare seine Küste von Böheim, oder hatte sie, falls man darunter nicht mehr Böhmen versteht. Schiller benutzt die doch sicherlich sehr moderne „Wetterstange" zu einer glänzenden Schilderung von Wallenstein's Feldherrnmacht, und Kleist legt mit den Worten:

„Thuschen, mein Planet,
Was macht Ventidius, Dein Mond?"

im Jahre der Varusschlacht, 9 n. Chr., seinem Hermann einen geradezu einzig treffenden Vergleich in den Mund, der naturgeschichtlich allerdings erst gegen 1500 Jahre später berechtigt gewesen wäre. Wie aber diese Verstöße dem Ruhme und der Verehrung dieser Männer nichts geschadet haben, so wird auch Wagner es ertragen können, wenn es künftig heißt, daß er sich in der Dichtung zum „Tristan" einmal — verschrieben habe.

Daß aber wirklich nicht mehr als ein Schreibfehler, wie schon das Gutachten der Seewarte sehr richtig erkannt hat, vorliegt, beweist erstens die ganz offenbare Ursache seiner Entstehung. Das Land, welches man auf Tristan's Schiffe ostwärts gewahr wird, ist die Westküste von Cornwall. Sie schaut, vom Lande aus gerechnet, nach Westen und führt von daher ihren Namen, an welchen auch die Seefahrer gebunden sind. Vom hohen Meere kommend erblicken sie im Osten die Westküste. Offenbar ist Wagner durch das Widerspiel dieser Bezeichnungen irre geführt worden.

Am deutlichsten offenbart sich jedoch der Schreibfehler, wenn wir zum Schlusse noch daran gehen, ihn zu verbessern, wozu wir nach dem, was Wagner über seine Aenderungen zu Beethoven's 9. Symphonie und sonst bemerkt hat, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet sind. Während wir in der Schiller'schen und Kleist'schen Stelle den störenden Beigeschmack des geschichtlichen Verstoßes niemals los werden können, weil wir mit dem Fehler zugleich ihre Schönheit beseitigen müßten und weil, wenn wir sogar diese opfern wollten, eine viel zu große Lücke in das Gedicht gerissen werden würde, so verhält sich bei Wagner Alles umgekehrt. Das „Osten" tritt so glatt in Text und Musik hinein, als hätte es immer da gestanden. Und nicht das geringste Redeblümchen oder sonst eine bedeutsame Beziehung ist jenem falschen „Westen" entblüht, die mit ihm dahinsänken. Vielmehr war es nur ein störender, inhaltloser Schleier, der das Wichtigere, was uns Wagner hier zu sagen hat, bisher lediglich verhüllt hat.

Wer nämlich auf das „Westen" bei Brangäne's blauen Streifen genauer geachtet hat, wird sie sich wohl nicht als Land, wie der Erklärer Nr. 2 meint, sondern meistens als parallel über einander liegende Wolkenstreifen gedacht haben. Nach dem Urtheile der Seewarte haben wir sie uns dagegen als Bruchstücke einer einzigen, den östlichen Horizont umsäumenden Linie vorzustellen. Der ganze Zauber der Meerfahrt, den der kundige Blick unserer Gutachter aus dieser Stelle herausfand, und noch dazu in jenem alle Nerven spannenden Zeitpunkte, wo das Land erscheint und das nahende Ende der Fahrt verkündet, weht uns aus diesem, natürlich nur geistig geschauten Bilde entgegen. Wagner hat in ihm offenbar eine Erfahrung aus seinen eigenen Seereisen verwerthet. Die Vertauschung der Worte unterlassen, würde geradezu einen Raub an Wagner bedeuten. Sie vornehmen, heißt seinem Werke eine feine, lebensvolle Anspielung zurückgeben, die außerdem kein müßiger Schmuck ist, sondern das Zeichen bedeutet, daß das Drama, wenn überhaupt, so jetzt, seinen Anfang nehmen muß.

Wenn nämlich Isolde den Entschluß gefaßt hat, an sich und Tristan das Vernichtungswerk zu vollziehen, so hat sie dazu auf dem Schiffe nicht nur die beste, sondern, da bereits das Land in Sicht ist, dem das Schiff mit Schnelligkeit zustrebt, auch die letzte ihr noch zu Gebote stehende Gelegenheit. Mit wenigen nachdrücklichen Zügen enthüllt uns der Dichter die Lage der Dinge. Man sehe nur Isolde's anfängliches dumpfes Vorsichhinbrüten, dann, nach Brangäne's Meldung, ihr Auffahren und verwirrtes Fragen, endlich ihr ausbrechendes: „Nimmermehr! Nicht heut', nicht morgen!" Damit wissen wir bereits, daß sie mit dem Entschlusse zu einer entscheidenden That ringt, durch welche sie sich der Landung entziehen will. Es folgt noch das gegen Tristan gekehrte medusenhafte: „Tod geweihtes Haupt!" und bald darauf das alle Fesseln sprengende: „Rache, Tod! Tod uns Beiden!", und wir sind unterrichtet. Das tragische Bangen, in das uns diese Entdeckungen versetzen, wird aber mit einer Kunst, die wenig Seitenstücke besitzt, noch dadurch verdoppelt, daß neben der auf der Bühne sich abrollenden, aus den Gemüthern der Personen herausgeborenen Handlung der davon ganz unabhängige Vorgang des Laufes des Schiffes einher geht, das mit sicherer Voraussicht zu einer bestimmten Zeit das Land erreichen und damit Allem, was noch während der Fahrt beabsichtigt ist, ein Ende bereiten wird. In die immer beklemmender sich steigernde Erwartung des von Isolden drohenden Unheils leuchtet somit die entgegengesetzte Möglichkeit hinein, daß es ihr doch vielleicht nicht gelingen werde, Tristan nach ihrem Willen zu lenken. Und wiederholt und mit zunehmender Schroffheit werden wir aus der einen Stimmung in die andere geworfen, da der äußere Vorgang wiederholt in die innere Handlung hinein scheint. Solche äußere Merkpunkte der rasch verfließenden Fahrt sind Tristan's Hinweis auf den Strand von Cornwall; es ist, als ob mit der Erwähnung des Königs, der dort Isolde's harrt, schon die Menschen anfingen, sichtbar zu werden, wir also ganz sichtbarlich wieder ein Stück vorwärts gekommen wären. Dann gehören hierher die Rufe der Schiffsmannschaft, Kurnewal's Botschaft und die dazu im Orchester, wie es ausdrücklich heißt, „lustig in's Land" wehende Flagge. Wenn bereits Louis Ehlert*) behauptet, daß „etwas Dramatischeres als dieser erste Act nicht zu denken" sei, so beruht diese Wirkung vornehmlich auf der engen Verschlingung der beiden Ströme des inneren Dramas und des äußeren Ereignisses, sowie der dadurch in uns erzeugten zwiespältigen Stimmung.

Die erste Anknüpfung dieser den ganzen Aufzug bildenden beiden Vorgangsreihen geschieht aber gleichmäßig an der ersten kurzen Wechselrede zwischen Isolde und Brangäne, vorausgesetzt, daß wir dieser die Schreibung „in Osten" zugestehen. Mit dieser Schreibung ist eine jener uns mitten in die Handlung hineinstellenden Einleitungen geschaffen, durch die Wagner, insbesondere aber der Tristan durch seinen zweiten und dritten Aufzug, berühmt ist. Der erste Aufzug wird ihnen nunmehr in diesem Punkte ebenbürtig, nur mit dem Unterschiede, daß bei jenen, der Beschaffenheit des Folgenden angemessen, der Grundton mehr Stimmung, bei diesem mehr Spannung ist. Und dieses Meisterstück einer dramatischen Eröffnung sollten wir opfern um einer verschriebenen Silbe willen?

Mag im Anfange manchem unserer Leser diese Erörterung kleinlich erschienen sein, so wird doch hoffentlich der Schluß gezeigt haben, daß an seiner Stelle nichts klein und unbedeutend ist. Derartiger kleiner und großer Beiträge zum richtigen Verständnisse Wagner's ist aber das Oesterlein'sche Museum voll. Wir wünschen daher den einsichtsvollen Männern, welche die Bedeutung dieser Schätze für unsere deutsche Kunst wohl zu würdigen gewußt haben, den besten Erfolg ihrer Bestrebungen.

*) „Aus der Tonwelt", 1877, S. 65.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Menuet.

Von Guy de Maupassant.

„Ein großes Unglück stimmt mich gar nicht traurig," sagte mir einmal ein alter Junggeselle, den man für einen Skeptiker hielt. Ich selbst habe den Krieg aus nächster Nähe gesehen, und ohne Mitleid zu empfinden, schritt ich über die Gefallenen weg. Die Rohheiten der Menschen oder

der Natur entlocken mir wohl einen Schrei des Abscheus und der Empörung, aber verursachen mir doch nicht jenes Herzklopfen, jenen Schauder, den ich beim Anblick gewisser gleichgültiger Ereignisse empfinde. So habe ich stets ein paar Ereignisse vor Augen, die Andere vielleicht nicht einmal bemerkt hätten, und die mir wie lange, feine, unheilbare Stiche in's Herz gedrungen sind. Man wird vielleicht die Nachwirkung nicht begreifen, die mir von diesen schnellen Eindrücken geblieben ist. Ich will nur von einem berichten, der sehr alt ist, mir aber lebendig, als wäre er von gestern, vor Augen steht. Es ist freilich auch möglich, daß ich ihn in meiner Einbildung etwas übertrieben habe.

Ich bin heute fünfzig Jahre alt. Dazumal war ich jung und Student der Rechte. Ein wenig traurig und träumerisch, stand ich im Bann einer schwermüthigen Phantasie und liebte ebenso wenig die lärmenden Kaffees, noch die geschwätzigen Genossen oder die einfältigen Dirnen. Ich stand früh auf und zu meinen größten Freuden gehörte es, allein gegen acht Uhr Morgens in der Baumschule des Luxembourg spazieren zu gehen.

Ihr habt diese Baumschule wohl nicht gekannt? Sie war ein vergessener Gartenwinkel des vorigen Jahrhunderts, hübsch wie das sanfte Lächeln einer alten Dame. Dichte Hecken schieden die engen, regelmäßigen Alleen, ruhige Baumreihen, die zwischen zwei sorgfältig geschnittenen Laubgängen sich erstreckten. Ohne Unterlaß stutzten die großen Gartenscheeren diese allzu üppigen Zweige, und ab und zu stieß man auf Blumenbeete, auf ein Dickicht von jungen Bäumen, die wie ein paar spazierende Gymnasiasten in einer Reihe standen, auf einen Busch bunter Rosensträucher oder auf eine Gruppe voll blühender Obstbäume. Eine ganze Ecke dieses lieblichen Wäldchens war von Bienen bewohnt. Ihre klug auf Balken gebauten Strohhäuschen öffneten der Sonne ihre kleinen Thüren, und mitten unter den geschäftigen Bienen sah man lustig summende Fliegen, die wahren Herrinnen dieses friedlichen Ortes, die wahren Bummler in diesen ruhigen Alleen. Fast alle Morgen kam ich hierher, setzte mich auf eine Bank und las. Manchmal ließ ich das Buch sinken und träumte, indem ich auf das geschäftige Leben von Paris lauschte und mich der unendlichen Ruhe in dieser alten Baumschule freute. Aber nur zu bald bemerkte ich, daß ich nicht allein diesen Ort besuchte, denn oft am Ausgang eines Dickichts traf ich mit einem seltsamen Alten zusammen. Er war klein und trug Schuhe mit silbernen Schnallen, Kniehosen, einen tabakfarbigen Rock, statt der Cravatte ein Spitzenjabot, und einen sonderbaren grauen Hut mit riesiger Krempe. Er war sehr mager, dabei eckig und schnitt immer lächelnde Grimassen. Seine lebhaften Augen blitzten und bewegten sich beständig unter den Brauen hin und her. In der Hand trug er einen prächtigen Stock mit goldenem Knopf, der ihm wohl als Andenken lieb sein mochte.

Der gute Mann setzte mich zuerst in Verwunderung, dann fesselte er mich ungewöhnlich, und ich sah ihm versteckt durch das Blattwerk heimlich zu, ich folgte ihm auch von Weitem und blieb an den Krümmungen des Weges stehen, um von ihm nicht gesehen zu werden.

Eines Tages, als er sich allein glaubte, fing er an, seltsame Bewegungen zu machen. Erst ein paar Schritte vor, dann eine Verbeugung, dann wagte er mit seinen alten Beinen ein ziemlich gewandtes Entrechat, darauf hüpfte er elegant hin und her, drehte sich in ergötzlicher Weise, lächelte, als stände er vor einem Publikum, streckte die Arme aus, wand sich mit seinem armen Körper wie eine Marionette hin und her und warf dabei rührende und schwermüthige Blicke in den leeren Raum. Ich war starr und fragte mich, wer von uns Beiden verrückt sei, er oder ich. Aber plötzlich hielt er ein, trat vor, wie es die Schauspieler auf der Bühne thun, verbeugte sich, und rückwärts gehend warf er mit dem graziösen Lächeln einer Schauspielerin den beiden Baumreihen mit zitternder Hand Küsse zu. Dann nahm er voller Würde seinen Spaziergang wieder auf.

Von diesem Tag an verlor ich ihn nicht mehr aus den Augen, und jeden Morgen gab er dem heimlichen Lauscher immer wieder seine seltsame Vorstellung. Ein lebhaftes Verlangen erfaßt mich, mit ihm zu sprechen. Am Ende wagte ich es, grüßte ihn und sagte: „Es ist heute sehr schönes Wetter, mein Herr!"

Er verbeugte sich und erwiderte: „Ja wohl, mein Herr, es ist ein Wetter wie in vergangenen Zeiten."

Eine Woche später waren wir Freunde, und er erzählte mir seine Geschichte. Er war zur Zeit Ludwigs XV. Tanzlehrer am Opernhaus gewesen. Sein schöner Stock war ein Geschenk des Grafen von Clermont. Wenn man mit ihm vom Tanze sprach, so nahmen seine Reden kein Ende.

„Ich habe die Castris geheirathet, mein Herr," gestand er mir eines Tages. „Ich werde sie Ihnen vorstellen, wenn Sie wollen, aber sie kommt nur Nachmittags hierher. Ach, mein Herr, dieser Garten ist unser Vergnügen, unser Leben, Alles, was uns von der alten Zeit blieb. Ich glaube, wir könnten nicht mehr leben, wenn wir ihn nicht hätten. Hier ist Alles alt und ehrwürdig, nicht wahr? Ich glaube die Luft meiner Jugend hier zu athmen. Meine Frau und ich bringen hier jeden Nachmittag zu. Ich komme aber immer schon morgens, denn ich stehe früh auf."

Gleich nach meinem Frühstücke kehrte ich in den Luxembourg zurück und sah meinen Freund, der einer ganz alten, kleinen, schwarzgekleideten Frau, der ich vorgestellt wurde, den Arm gab. Es war die Castris, die große, von Fürsten, ja vom Könige selbst geliebte Tänzerin, der jenes ganze galante Jahrhundert zu Füßen lag.

Wir setzten uns auf eine Steinbank. Es war im Monat Mai. Die zierlichen Alleen erfüllte Blumenduft; die Sonne sandte ihre Strahlen durch die Blätter und ließ auch auf uns ihre breiten Lichter fallen. Das schwarze Kleid der Castris schien wie in Glanz getaucht. Der Garten war leer. In der Ferne hörte man die Wagen rollen.

„Erklären Sie mir doch," sagte ich zu dem alten Tänzer, „was eigentlich das Menuet war?"

Er zitterte. „Das Menuet, mein Herr, ist der König der Tänze und der Tanz der Könige, verstehen Sie? Da es keine Könige mehr gibt, gibt es auch kein Menuet mehr."

Und nun begann er in pomphafter Weise ein langes Loblied, von dem ich nichts begriff. Ich wollte mir die Schritte, die Bewegungen, die Posen beschreiben lassen. Der alte Tänzer wurde verwirrt, nervös und ganz gereizt, weil er mir den Tanz nicht erklären konnte. Plötzlich wandte er sich zu seiner alten Lebensgefährtin, die noch immer schweigend und würdevoll neben ihm saß und fragte:

„Sprich, Elise — sei artig — wollen wir dem Herrn zeigen, was das Menuet war?"

Sie drehte die Augen unruhig nach allen Seiten, dann stand sie auf, ohne ein Wort zu sprechen, und stellte sich ihm gegenüber auf. Was ich nun sah, wird mir unvergeßlich bleiben.

Mit kindischen Geberden hüpften sie hin und her, lächelten einander zu, drehten sich, verneigten sich und hüpften wie zwei alte Puppen herum, deren zerbrochenen Mechanismus ein geschickter Arbeiter wieder in Stand gesetzt und zum Tanzen gebracht hat.

Ich sah ihnen zu, das Herz von wunderlichen Empfindungen bewegt. Eine tiefe Wehmuth ergriff mich. Ich glaubte eine bewein enswerthe und lustige Erscheinung, den blassen Schatten eines entschwundenen Jahrhunderts zu sehen. Ich hatte Lust zu lachen und zu weinen.

Plötzlich hielten sie inne, denn sie hatten die Figuren des Tanzes beendet. Einige Augenblicke blieben sie mit seltsamen Grimassen vor einander stehen, dann fielen sie sich schluchzend in die Arme.

Drei Tage später reiste ich in die Provinz. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Als ich zwei Jahre später nach Paris zurückkam, hatte man die Baumschule niedergerissen.

Ach, was mag aus ihnen geworden sein? sie, die ohne den ihnen so lieben Garten mit seinem herrlichen Duft, seinen verschlungenen Wegen und den zierlichen Hecken nicht leben und nicht sterben konnten?

Sind sie todt? Irren sie wie hoffnungslose Verbannte durch die Straßen von heute? Tanzen sie als bleiche Gespenster im Mondschein ein phantastisches Menuet unter den Cypressen eines Friedhofs, am Rande der Gräberpfade?

Die Erinnerung an sie quält, peinigt, martert mich und lebt in mir fort, wie eine offene Wunde. Warum, weiß ich nicht. Das ist wohl recht zum Lachen, nicht wahr?

Aus der Hauptstadt.

Die Opposition der Grand Seigneurs.

In Königsberg, das sein Vater nicht allzu lange vorher der Großmacht Polen entrissen hatte, hielt am 18. Januar 1701 Friedrich I. von Preußen eine damals vielbemerkte Rede. Dem kräftig aufstrebenden brandenburgischen Staate, um dessen Freundschaft und Unterstützung sich bewerben mußte, wer kriegerische Gelüste trug, durfte nicht länger eine Ehrung vorbehalten bleiben, die im ceremoniellen Rococozeitalter mehr als Gebietserweiterung und Heerreform galt; nach der Königskrone griff entschlossen der prunkfreudige Fürst, und sein Wort „Ex me mea nata corona" beleuchtete hell den Stolz, womit die Rangerhöhung ihn erfüllte. Wohl war es persönliche Eitelkeit mehr als weitausschauende, politische Berechnung, die den Monarchen trieb, seine landesväterlichen Würden zu vermehren; wohl sah Friedrich I. „das Wesen der Herrschaft nicht sowohl in einer Vergrößerung der wirklichen Machtmittel des Staates, als in der Entfaltung von äußerem, verschwenderischem Glanz." Aber wie übel der glatte und liebenswürdige Kolb von Wartenberg seinen Herrn auch sonst zu berathen pflegte — diesmal hatten Fürst und Minister, all in ihrer Ahnungslosigkeit, instinktiv das Richtige getroffen. Sie schoben mit dieser That ihr Land vorwärts, das mißtrauisch und zornig auf sie blickte, das den von einer Günstlingsrotte gestürzten Danckelmann zurück ersehnte; sie schrieben Geschichte, wo sie nur Sorge für ein glänzendes Hofceremoniell getragen zu haben meinten. Und die Rede des ersten Königs in Preußen, vom 18. Januar 1701, klang durch das Reich, und Kaiser und Bundesfürsten, Adel und Bürgerschaft des souveränen Herzogthums horchten hoch auf. In den stolzen Worten, die vom Thron herab kamen, in dem unerhört blendenden Gepränge, das die feierliche Handlung umgab, witterten sie mit Fug Stimme und Gestalt der neuen Zeit. Die Mächtigeren oder Gleichstehenden verglichen prüfend ihre Kraft mit der

des hochstrebenden Genossen; die im Gefühl privilegirter Freiheiten aufgewachsenen Unterthanen aber erkannten, daß sich eine andere Auffassung ihrer Stellung vorbereitete. Sie hatten bislang das Königthum gern als Schmuck und Schutz des Hauses betrachtet, darin sie wohnten, und wurden nun inne, daß sie zukünftig nichts als den Baugrund absolutistischer Herrlichkeiten abgeben sollten. Die Rede des gekrönten Herrn erregte aus all diesen Gründen großes und berechtigtes Aufsehen.

* * *

Wieder hat ein preußischer Fürst im Moskowiter-Saale der alten Ordensstadt die Edlen der Provinz um sich versammelt. Königliche Pracht und Herrlichkeit funkelt wie damals um die Galatafel, aber sie hat nichts Protziges mehr an sich, duftet nicht mehr nach Parvenüthum, das von sich sprechen machen will, und das Pomp gebraucht, um respectirt zu werden. Die Krone wirkt nun durch sich selbst, durch den Gedanken, den sie versinnbildlicht; sie strahlt Luxus aus, wie die Sonne grelles Licht, ganz naturnothwendig. Und wenn ihr Träger zu den ehrfurchtsvoll Lauschenden ringsum redet, dann vergleicht er sich und sein Haus dem knorrigen Eichenstamm, um den sich Preußens Adel schmückend und schützend legt.

Das Bild ist nicht eben glücklich gewählt. Naturkundige schelten den Epheu mit Recht eine gefährliche Schmarotzerpflanze, die der Eiche die besten Säfte entzieht und sie in ihrem Gewucher endlich erstickt. Es mag sein, daß ihr dunkelgrünes Blattwerk Manchem ein Schmuck erscheint; die Eiche, der schönste und poesieumwobenste Baum des deutschen Waldes, bedarf so giftigen Schmuckes nicht, und in Wahrheit, das Epheugerank steht ihr immer zu Gesicht wie Grabdecoration. Aber selbst wenn Epheu und Eiche mit einander harmonirten, des Kaisers Gleichniß also unanfechtbar wäre, es drückte doch nicht die Wichtigkeit des preußischen Adels aus und täuschte über seine vornehmsten, historischen Functionen. „Eine Opposition preußischer Adeliger gegen ihren König ist ein Unding; sie hat nur dann eine Berechtigung, wenn sie den König an ihrer Spitze weiß — das lehrt schon die Geschichte unseres Hauses," meinte der Fürst. Aber abgesehen davon, daß eine vom König geführte Opposition in monarchisch regierten Ländern undenkbar ist, darf nun und nimmer vergessen werden, daß die Hohenzollern sich ihre dominirende Stellung in Brandenburg und seinen Annexen mühsam gegen den Adel erkämpften, Schritt für Schritt. Jahrhunderte lang galt der König unserem Adel immer nur als primus inter pares; er war der reichste und mächtigste Großgrundbesitzer im Land, aber so weit ging sein Reichthum und seine Macht nicht, daß die märkischen Trotzköpfe bedingungslos die grad' gewachsenen Rücken vor ihm beugten. Die offene und stille Fronde des altpreußischen Junkerthums unterlag zwar schließlich der eisernen Energie unserer Fürsten, der Einwirkung ausländischen, vor Allem französischen Beispieles; aber dadurch sind die Gestalten der Brüder Quitzow und ihrer Verbündeten, der sympathischen Marwitze und Barfuse keineswegs aus Brandenburgs Geschichte gestrichen, dadurch verliert die frech verwegene Kreideschrift an des Kurfürsten Thür: „Jochimken, Jochimken, hüde di!" nichts von ihrer Leuchtkraft. Kein altes, kurmärkisches Adelshaus, das nicht mehrere Seiten seiner Chronik mit Thaten und Gedanken wider die Majestät zu Berlin gefüllt hat. Weit entfernt davon, ein Unding zu sein, ist die Opposition preußischer Adeliger gegen die Krone ein historisch Gegebenes, und wenn die Enkel jener Alten einem Hohenzollern Widerstand in Fragen leisten, die bedeutsamer, entscheidender als die vergangener Jahrhunderte sind, dann erweisen sie sich nur als echte Sprößlinge der Väter. So lieb es immer von Herrn Richter ist, daß er den Aristokraten auch Menschenrechte zuerkennt und eine blanke Lanze für ihre bürgerliche Freiheit bricht, zu opponiren, wann sie wollen — die preußischen Junker leiten ihre Oppositionsthaten aus Vorrechten, nicht aus allgemeinen Rechten ab.

Wilhelm II., sonst ein guter Kenner des Mittelalters, übersieht, daß just die preußische Monarchie sich von Anbeginn her nicht auf den Adel, sondern auf die breiten Massen gestützt hat, daß sie, der Eindringling aus Süden, von vornherein zum erbeingesessenen Adel in einen scharfen Gegensatz trat. Die Hohenzollern haben sich gern als Geusen- und Bauernkönige feiern lassen: Geusen- und Bauernstand bilden noch heute die sturmfesten Tragpfeiler ihrer Macht. Die Edelinge standen grollend seitwärts, und auch als sie ihren Frieden mit dem Fremden geschlossen hatten, vergaßen sie nie ganz, was einst gewesen war. Eine Hocharistokratie, wie sie um den Roi Soleil sich scherwenzelnd schaarte, gab es nie bei uns; die vornehmen Familien des Landes blieben auf ihren sandverwehten Gütern sitzen und kümmerten sich nicht um Berlin. Sie dünkten sich selbstherrlich im Kleinen, sozusagen Vettern der großen Majestät, eifersüchtige Vettern. In ihren Augen wie in denen ihrer Enkel gilt als echter Edelmann allein, wer seine Meinung unter allen Umständen furchtlos gegen Jeden vertritt, auch gegen den König, und gerade gegen ihn. Wegen dieser Eigenheit sollte die Masse der Bevölkerung dem Adel zu allerletzt zürnen, zieht sie doch zwei wichtige Vortheile daraus. Einmal muß das Königthum seine Stützen in ihr suchen, Hülfstruppen wider die immer von Neuem aufzüngelnde Insurrection der Vornehmen hier ausheben; dann aber darf sie gewiß sein, gegebenenfalls Vorkämpfer der eigenen Interessen beim Adel zu finden.

Diese Stimmungen, die lange verborgen schlummern und zur rechten Stunde doch immer wieder erwachen, über die man sich keine Rechenschaft ablegt und die man deshalb längst erstorben wähnt, sie treten heute wieder hervor. Ein großer Theil unseres Volkes glaubt durch Schlag auf Schlag einander folgende Regierungsmaßnahmen nicht nur seine, sondern auch direct die Zukunft des Vaterlandes bedroht, und der Adel erinnert sich um so lieber seiner obersten Verpflichtung, zum Heil des Staates in allen Stunden der Gefahr an die Spitze der Kämpfer zu treten, als er sich durch jene Maßnahmen in seinem persönlichen Wohlbefinden fühlbar geschädigt sieht. Die lebendige, agrarische Opposition gegen Caprivi und den Kaiser, der temperamentvoll für seine Regierung eintritt, ist, daran kein Zweifel, von aristokratischen Gutsherren angefacht und zum wilden Feuer geschürt worden; am Aufflammen dieser agrarischen Fronde aber wirkten neben ganz selbstsüchtigen, das heißt verständigen und voll berechtigten Gründen auch feinere Triebfedern, entlegenere Gedanken mit.

* * *

„Wenn die Existenz von Elitebürgern überhaupt einen Sinn hat, dann ist es doch ganz gewiß nur der, daß diese Edelinge in erster Reihe berufen sind, dem Vaterlande zu dienen. Deutlich genug spricht sich dies Prinzip aus in der Einrichtung von Pairskammern und Herrenhäusern, in der Bevorzugung des Adels beim Armeedienst, in der Berufung gerade seiner Angehörigen zu den höchsten Staatsämtern. Das ist kein Nepotismus und kein Beweis eines schnöden Klassenregimentes, wie die Demokraten glauben machen wollen, das ist die Ausführung des klügsten aller Gesetze, verantwortliche Posten nur solchen Bürgern anzuvertrauen, die für ihre gute Verwaltung die größtmögliche Gewähr bieten. Ein Schlag in's Gesicht der Vernunft und ein Hohn auf die Gerechtigkeit aber werden alle Prärogative des Adels an dem Tage, wo seine Mitglieder ihre Bestimmung vergessen haben und nicht mehr Führer der Nation, sondern Drohnen oder Clowns sind. Der adelige Genießling steht noch weit unter dem Jobber aus der Thiergartenstraße, der vor der Vergangenheit, vor seinen hinterposen'schen Hausir- und Schnapswirth-Ahnen nicht zu erröthen braucht, und den das Volk verdient, so lange es sich ihn gefallen läßt. Gegen den Adel erhebt Niemand seine Hand und darf Niemand die Hand erheben, von den Gleichheitsmeiern und Zukunftskasernenpropheten abgesehen; dafür ist er aber auch gehalten, vor Gott und den Mitbürgern, sein Bestes zu thun und sich im Dienste des Vaterlandes aufzureiben. Er unterschreibt sein Todesurtheil an dem Tage, wo die Nation seiner nicht mehr bedarf . . . Unser Adel hat noch eine Zukunft, seine Sendung ist noch nicht erfüllt. Mag er hundertmal eine verstockte Einrichtung gescholten werden, es geht mit ihm wie mit der Monarchie, deren Gegengewicht er bedeuten soll: je mehr man ihr Wirken und ihre Verdienste studirt, desto weniger Kriegervereinsbegeisterung wird man für sie empfinden, aber desto nothwendiger und vernünftiger wird sie Einem scheinen. — So lange der Kapitalismus seine Zwingburgen baut, ungestraft gegen Millionen die Hungerfolter verhängen und scheußlicher unter unserem Volke wüthen darf, als die schwarze Pest, der dreißigjährige Krieg und die Hexenprozesse es gethan haben, so lange ist ein Stand unentbehrlich, der die höchsten Ehren für sich in Anspruch nimmt und sie der Plutokratie verweigert. Unser eigenes Interesse gebietet, ihm in diesen Rangstreitigkeiten zur Seite zu stehen; sein Interesse gebietet, sich des ersten Platzes im Staate würdig zu zeigen. Sonst übernimmt

ihn die neue, tombackvergoldete Bankier-Aristokratie, das geadelte Ausbeuterthum."

Genau vor Jahresfrist schrieb ich der Durchlaucht Aujust diese Worte in's Stammbuch, und heute, wo die Königsberger Rede des Kaisers den ganzen Pseudoliberalismus zu einer fröhlichen Schmetterlingsschlacht wider den Adel begeistert hat, sind sie besser fast als vorher am Platze. Die preußische Aristokratie, deren geschichtlichen Zweck der Monarch ein wenig verkennt, hat ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit gethan, als sie sich wie ein Mann gegen die Handelsverträge erhob; sie verlieh ihrer innersten Ueberzeugung energischen Ausdruck, und wer es mit altgeheiligten Institutionen, mit ihr und der Monarchie, gut meint, kann nur wünschen, daß sie auch in anderen, bedeutungsvollen Fragen tapfer Partei ergreift. Der Kaiser beklagt sich bitter darüber, daß seine besten Absichten von den ihm nahestehenden Kreisen des Adels zum Theil bekämpft worden sind, aber er betont auch, daß seine Thür allezeit einem jeden seiner Unterthanen offen sei, ja er verlangt, daß man sich vertrauensvoll mit ihm ausspreche. An dieser Aussprache hat es an der zur Zeit geeigneten Stelle, im Parlamente, nicht gefehlt; den guten Absichten des Monarchen jedoch setzte die adelige Opposition in loyaler Weise ihre eigenen guten Absichten entgegen. Sie fürchteten, mit Recht oder Unrecht, daß sie durch die Handelsverträge zu Grunde gerichtet würden, und da sie seit den Tagen Friedrichs des Großen einigen Grund haben, sich auf ihre der Monarchie geleisteten Dienste zu berufen, und sich für ihre Stütze zu halten, durften sie eine dieser Stütze und damit der Krone selbst nach ihrer Meinung verderbliche, wirthschaftliche Lehre bekämpfen. Es stand hier also gute Absicht gegen gute Absicht und erst die Geschichte kann entscheiden, auf welcher Seite das Recht und die größere Einsicht war.

So und nicht anders darf der Ehrliche die Lage betrachten und beurtheilen. Verächtlicher, verlogener und feiger freilich als nach der Königsberger Rede des Monarchen haben sich die Abonnenten- und Annoncenfängerinnen, die man Organe der öffentlichen Meinung nennt, nie gezeigt. Jede haschte aus der Kundgebung den Bissen heraus, der ihr schmeckte, für den schweifwedelte und heulte sie ihren Dank, aber jede überging mit achtung- und ehrfurchtlosem Schweigen alles, was ihr nicht behagte. Die freimüthigen, kaiserlichen Worte sind aber umsonst gesprochen, wenn sie ohne Echo verhallen; nur der zeigt wahren Respect vor der Majestät, wer wohl bedenkt, was sie ihm sagt, und ihr dann antwortet, ehrlich und freimüthig, wie es das Herz eingiebt. Statt dessen verweilen die Preßmänner der „mit Recht bekämpften, gewerbsmäßigen Oppositions-Parteien" voll inbrünstiger Wollust auf den Stellen der Rede, die die „Vorhut des Junkerthums" anzugreifen scheinen; im Uebrigen thut sie, als schmückten Scheuklappen die blinzelnden Augen. Und ein Berliner Stimmrohr des Bundes der Landwirthe genirt sich nicht, pathetisch auszurufen: „Wie werden die treuen Bauern nicht nur im Osten, sondern allerwärts, jubeln über die kaiserliche Zusicherung, daß der Bauernstand erhalten werden müsse, über die wiederholte, kaiserliche Anerkennung, daß die Landwirthschaft Säule und Stütze der Monarchie sei!" Wenn dieser Jubel sich auch vielleicht nicht zu zahllosen Strafverfahren auf Grund eines in letzter Zeit oft gebrauchten Paragraphen condensirt, so wird er doch bescheiden und zurückhaltend genug sein, um selbst den feinen Ohren loyaler und gern Zeilenhonorar erhaschender freisinniger Reporter zu entgehen.

* * *

Wie sein Urahn wahrte im Königsberger Schlosse Wilhelm II. die Hoheit und Macht des Gottesgnadenthums, heischte er Unterwerfung unter den königlichen Willen, eben seiner Königlichkeit wegen. Aber der widerstrebenden Gewalten sind heute mehr als damals, und der kühle Windzug einer unbarmherzigen Kritik zerstreut poetisches, mystisches Gewölk. Ueberzeugende Gründe, nicht Befehle und schwungvoll begeisterte Kampfrufe heischt der moderne Menschengeist, sonst bleibt er unthätig, abwartend bei Seite stehen. Macht und Aberglauben drückten dem ersten Friedrich die Krone auf's Haupt; die Liebe, die Vernunft eines Volkes übertrugen sie seinem Nachfolger und garantiren ihm ihren Besitz. Im vollen Umfang hat sich das Wort erfüllt, das Kaiser Wilhelm gern citirt: „Der Fürst ist der erste Diener des Staates." Und wer den Sinn dieses Wortes so völlig in sich aufgenommen hat wie Wilhelm II., der wird bedächtig die Wünsche und Ideen derer prüfen, die dem Staate dienen gleich ihm, der wird nicht mit einem Kaiserwort, sondern mit Gründen und Gedanken den Kampf widerstreitender Meinungen schlichten.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Die Prologwoche. — Heimkehr. Schauspiel in vier Aufzügen von Elsbeth Meyer. (Neues Theater.)

Vier Berliner Theater haben Stücke von Wildenbruch neu einstudirt, die sogar die genügsamere Provinz längst nicht mehr sehen will: „Menonit" und „Haubenlerche", „Neues Gebot" und „Quitzow's" feierten ihre melancholische Auferstehung. Nicht weniger als drei Bühnen sind außerdem mit mehr oder minder jammervoll gereimten Prologen eröffnet worden — das ist ein Bischen viel Poesie auf einmal, und vertrauensselige Leute haben aus all' diesen Anzeichen sofort auf einen Umschwung der dramatischen Witterung schließen wollen. Sie übersehen, daß es in den letzten Tagen des August und auch noch ein bis zwei Wochen nach der wieder gesicherten Sedanfeier den Theatergewaltigen leicht fällt, nachklassisch und in Jamben zu empfinden; zahlungsfähige Kunstenthusiasten bleiben Thaliens Häusern noch fern, für die freibilletliebende Menschheit aber sind Wildenbruch und sein Kollege Schiller lange gut genug. Man fängt mit ihnen die Saison literarisch und vornehm an; sie werfen nichts ab, aber sie schaffen Relief. Für die Kasse werden Philippi oder Lubliner schon sorgen, und wenn die versagen, Kadelburg, Fulda, Sardou und Schönthan. Dank dem Monopolsystem, das jetzt acht Berliner Bühnen unter vier Directoren vereinigt, verringern sich die Handlungsunkosten außerdem noch um ein Bedeutendes. Es werden nur noch halb so viel Formulare zur Rücksendung leider nicht aufführbarer Stücke verbraucht; die Kraft der Schauspieler kann, indem man sie von einem Theater zum anderen schiebt und ihnen thunlichst viel Sonntagsnachmittag-Rollen aufpackt, ganz anders als früher ausgebeutet werden; man ist in der angenehmen Lage, jedem Geschmack etwas zu serviren, denn wen das Prinz-Friedrich-Carl-Ufer und die Blumenstraße enttäuscht lassen, der saugt zauberhafte Wonnen im renovirten Barnaytempel und am sittenstrengen Schiffbauerdamm. Blumenthal und Lautenburg tragen hinfort zwei Köpfe, von denen einer gen Hellas, einer nach Skandinavien und Frankreich schaut, einer den Familienmüttern, der andere aber den Junggesellen zunickt. Die Auguren begegnen sich, doch. Dr. Oscar lächelt diesmal nicht — denkt er an sein neues Lustspiel oder an die trüben Erfahrungen seiner Filiale im Wallner-Theater?

Mit der ersten Vorstellung, die ein paar verstaubte Prologsüßigkeiten des Talismanpoeten stimmungsvoll einleiteten, hat die Dependance des Lessing-Theaters gut abgeschnitten; jene Begeisterung, die sonst nur Barnay's Regietalent der hingerissenen Claque einzuhauchen wußte, lohte durch das Haus, und ihren Explosionen merkte man kaum noch die Mache an. Aehnlich tobend ging es im Residenz- und im Neuen Theater her. Dort mühten sich brave Debütanten mit Dumas' unsterblicher „Demi-Monde" ab; schön war es nicht zu sehen, aber lehrreich. Lautenburg, der eine ganze Menge probater Mittel kennt, den Ehrgeiz seiner Schauspieler anzuspornen, wird die Böcke bald von den Schafen gesondert haben; dann ist es noch Zeit, über die Ergiebigkeit seines diesmaligen Talentfanges zu sprechen. Das Neue Theater brachte Wildenbruch's „Neues Gebot" in anständiger, aber über die Grenzen des Anstandes nicht hinausgehender Besetzung; sein Nachbar und Nebenbuhler überraschte durch einen prachtvollen, unbeschreiblich feinen Herrn Aujust, mit dem Reicher der „Haubenlerche" fast das Gepräge einer Novität verlieh. Fräulein Retty spielte noch immer die Talisman-Rita; von dem Wesen der Haubenlerche versteht sie gar zu wenig, als daß es sich verlohnte, ihr zu erklären, weshalb man hier nicht nur hüpfen und zwitschern, sondern sich auch redlich bemühen muß, in seelische Tiefen einzudringen. — Für einen Parkettpreis von zehn Silbergroschen bot im neuen Schiller-Theater Herr Dr. Rafael Löwenfeld ganz annehmbare „Räuber"; aber ich muß doch sagen, daß ich Schiller's Jugendwerk von hannoverschen Wandercomödianten schon besser darstellen sah, und dort kostete das Parkett nur sieben und einen halben Silbergroschen. Der Schiller einführende Prolog von Siegmar Mehring war derart, daß ich begriff, weshalb das gutgesinnte Publikum ihn mit Sesselklappen, Schnäuzen, Husten und Zuspätkommen wohlwollend fast unhörbar machte.

Die Aera Brahm im Deutschen Theater, das heißt ein sicherer Dr. Otto Abrahamsohn aus Hamburg, hatte sich ebenfalls als erstes Opfer Friedrich Schiller auserkoren; der unglückliche Dichter brach schon nach dem ersten Acte unter den mißhandelnden Fäusten seiner Peiniger zusammen. Man mußte nach den eröffnenden Worten, um die sich Gerhart Hauptmann schwitzend bemüht hatte, auf Furchtbares gefaßt sein; der beliebte Dichter erbrachte glänzend den Beweis, daß er zu den ersten Prosaikern des Jahrhunderts zählt — sobald er Verse schreibt. Nachdem er eine Reihe unreiner Reime von sich gegeben hatte, bemerkte er sinnig, daß auch nie geworf'ne Ritter zu Zeiten unterliegen und daß die Kunst nicht gestorben sei; hochoriginell und packend wahr, noch nie dagewesen, voll dichterischer, eigenartiger Kraft erwies sich dann das Bild:

„Muß der Baum mit neuen Blättern
Immer wieder sich entfalten,
Wird trotz Sturm und Winterwettern
Auch die Kunst uns nicht veralten."

Wenn die Kunst auch nicht veraltet, so widerfährt doch manchen Gleichnissen dies traurige Schicksal, und Gerhart Hauptmann sollte den freilich unentbehrlichen poetischen Schmuck seiner Strophen nicht gerade aus Martin Opitz entnehmen. — Danach war von „Zärtesten" die Rede, und es durchschmerzte dem Dichter die „Kehle (!) wie von wehem Tiefbegreifen (!)", eine nicht alltägliche Erkrankung des Kehlkopfes, die ihren Ursprung nur in dem fatalen Umstand haben kann, daß es auf „Seele" keinen anderen Substantivreim als „Kehle" gibt. Für diesen Unsinn ist also nicht Gerhart Hauptmann, sondern einzig und allein die deutsche Sprache verantwortlich zu machen. Noch poetete der Dichter, während ihm der Angstschweiß aus allen Poren brach, die Sentenz:

„Kaufmann, Arbeitsmann und Kaiser,
Christ und Jude, hingerissen,
Werden, billiger (!!) und weiser,
Menschen sich erkennen müssen,"

paarte dann, aufgereimt wie er war, zur Hebung des Wohllautes in aller Eile „Kathedralen" und „Hallen" und beschloß seine bombastischen Tiraden mit dem Hinweis darauf, daß er zu Anfang des Verschgedichtes in zehn Zeilen kurz hinter einander die lieblich klingenden Silben „vorwärts, aufwärts, erdwärts, auswärts, vorwärts, rückwärts, zielwärts" verwandt hatte. Der berü—hmte Kritiker des Berliner Tageblatts, Herr Otto Neumann-Hofer hat gehört, daß Josef Kainz diesen Prolog „leuchtend und klingend, wie brausenden Orgelton", sprach.

Das Publikum bedankte sich für die geringe Strafe durch anhaltenden Beifall, und in der That, es hätte schlimmer werden können. Nun kam „Kabale und Liebe" an die Reihe. Ich will es gleich ehrlich eingestehen, wie Rafael Löwenfeld hab' auch ich eine Schwäche für Friedrich Schiller, besonders für seine Luise Millerin. Ich getraue mir den Nachweis zu führen, daß dies Trauerspiel, ungeachtet seines Dialog-Schwulstes und seiner Excentricitäten, seiner Unwahrheiten und Compositionsmängel das Werk eines Theater-Genius sonder Gleichen ist, daß es an dramatischem Instinkt, erstaunlicher Treffsicherheit chimborassohoch über allen Schöpfungen Schiller's und der späteren deutschen Bühnendichter, Fulda nicht ausgenommen, steht. Ich darf es mir ersparen, meine Behauptung Zug um Zug zu erhärten; Herr Dr. Brahm hat selbst über Schiller geschrieben, und zwar ein recht umfangreiches Buch. Schwerlich kann er es gewesen sein, der die unsinnige Idee hatte, den hochgestimmten Ton von „Kabale und Liebe" um zwei Octaven herabzusetzen und Schiller's flammende Exclamationen sprechen zu lassen, wie man „Kellner, ein Butterbrot mit Käse!" spricht. Herr Dr. Abrahamsohn genannt Brahm ist für solche Albernheiten nicht zu haben, die nur berühmte Kritiker als „Versuch einer realistischen Darstellung klassischer Dramen und dadurch Wiedergewinnung derselben für die moderne Bühne" entschuldigen können; aber er muß dem Regisseur doch schärfer auf die Finger sehen, sonst finden, fürchte ich, Justizrath Horwitz und die geldspendenden Bankmenschen hinter ihm bald Veranlassung, ihrem unnütz hingegebenen Mammon nachzujammern. Die armen Schauspieler des Deutschen Theaters lassen sich des lieben Brotes willen Dinge gefallen, die das seine Plätze bezahlende Publikum Berlins mit Entrüstung oder Hohn zurückweist.

Herrn Rittner ist in diesen Blättern manches dankbar anerkennende, selbst begeisterte Wort gesagt worden; möge er heute die Versicherung hinnehmen, daß stümperhafter und unedler Major Walter auf deutschen Bühnen noch nicht wiedergegeben worden ist. Abgesehen davon, daß die thörichte Stilmischung, worin die Regie sich gefiel, den Ferdinand von vornherein erschlägt und alle Wirkung aufhebt, daß Schiller's Fanfaren Dämpfung so wenig ertragen wie Tizian's Gemälde Aufhebung ihres Farben- und Formenzaubers, abgesehen davon gibt es für den Ferdinand kaum einen ungeeigneteren Darsteller als Herrn Rittner. Schwächliche, kränkliche Epheben, Decadenzjünglinge, ein lüstern tappiges Hänschen und ein müdes Paulchen verkörpert dieser junge Mann auf's Hinreißendste, — warum sollt' ich nicht auch einmal den so beliebten Superlativ gebrauchen? — doch er kennt nur den einen Ton, seine Begabung bricht hier jäh ab, und was er auch sonst spielt, spielt er eben nur, schlecht und recht, manchmal schlecht, manchmal recht, erlebt es aber nicht mehr. Es ist schon ein Katergedanke, den sprudelnden Feuerkopf Ferdinand, den schönrednerischen, prächtigen Poseur voll Schwung und Poesie, den Friedrich Schiller in höchst eigener Person, auf das Niveau einer Strindbergfigur zu rücken, eine matte Salonfliege aus dem Sonnenaar zu machen; und nun noch Herrn Rittner, den stimmlosen, mit dieser Aufgabe zu betrauen, wäre als Heroenlästerung zu denunziren, wenn es nicht allzu viel naive Verbohrtheit verriethe. Darum scheint es auch ganz zwecklos, den Nüchternheitsaposteln aus der Schumannstraße warnend und bittend das ästhetisch Häßliche ihres Thuns vorzuhalten; ihnen vermag nur das Parkett deutliche Leeren zu ertheilen, der horror vacuii wird auch sie zwingen, einzulenken, damit ihr Haus voll werde.

Ein Fräulein von Lazár, das im Königlichen Schauspielhause, dem vielverlästerten, mitunter angenehm auffiel, trank als Luise im letzten Act eine matte Limonade. Durch andere Leistungen that sie sich nicht hervor; ich entsinne mich kaum, die Dame in den vorhergehenden Aufzügen bemerkt zu haben, so schüchtern und talentlos that sie. Herr Nissen stand nicht hinter ihr zurück. Frln. Bertens konnte auf Grund ihres Contractes gezwungen werden, die Lady Milford zu spielen; gezwungener Eid thut Gott leid. In bedauerlicher Weise wurde das Ensemble durch Herrn Kainz gestört, der obrigkeitlichem Befehl folgend seinen Bösewicht Wurm zwar auch verblaßte Farben lieh, aber sich doch wieder als kluger und feiner Künstler bewährte. —

Als erste Novität der Saison brachte das „Neue Theater" Frau Elsbeth Meyer's „Heimkehr" auf die Bretter. Der noch jugendlichen Dame, die Herrn Wilhelm Meyer himmlische Rosen in's irdische Leben flicht, wäre ernstlich anzurathen, lieber Anadyomenens Vogel zart mit grünen Erbsen zu braten und die Leier zum Roste werden zu lassen, statt gar so viel moderne und unmoderne Dramen zu lesen. Nur dadurch war es möglich, daß sie der Versuchung, auch 'mal etwas zu dichtern, unterlag. Aus neunundneunzig Reminiscenzen buk sie den neuen Kuchen, und weil Ibsen's „Nora", Sudermann's „Heimath", Halbe's „Jugend" so erfreuliche Erfolge errungen hatten, glaubte sie, daß einem mixtum compositum aus diesen Werken gleiche Wonnen erblühen würden. An der Handlung scheint Wilhelm Meyer mit geholfen zu haben, sie ist eine einzige Unnatürlichkeit; mit imponirender Bühnenunkenntniß ist auch der Dialog ersonnen, er schwankt unvermittelt zwischen trübem Scherz und heiterem Ernst hin und her, bis man das Unterscheidungsvermögen verliert und bei den Scherzen mitleidig schweigt, die ernsten Situationen aber belacht. Von einer Frau Hilda weiß Elsbeth zu erzählen, die ihren Mann, der sie doch wahnsinnig liebt, schrecklich fürchtet und zu zittern anfängt, sobald sie ihn die Stirn runzeln sieht; dabei hat das gute Weib aber wirklich gar nichts Böses gethan und gar keinen Grund zur Angst. Daß sie sich in ihrer entbehrungsreichen Mädchenzeit vom Nachbar in allen Ehren zweihundert Mark pumpte, darf man ihr billiger Weise nicht verargen; daß aber dieser Nachbar sein Geld wieder haben will und dadurch Mann und Weib scheidet, ist eine Idee, die Ibsen doch etwas gewaltiger und künstlerischer anzugreifen wußte. Sowie Frau Elsbeth ihre unbegreifliche Hilda zeichnete und Fräulein Paula Wirth diese krankhaft Nervöse spielte, mußte man annehmen, es mit Gemüthskranken zu thun zu haben; Autorin und Darstellerin karrikirten um die Wette. Nachdem im ersten und zweiten Act die komische Person des Abends, der Selbstdarleiher, einen vollen Lacherfolg erzielt und dadurch beinahe das Schicksal der Tragödie besiegelt hatte, hielt Frau Meyer es für gerathen, rasch ein anderes Thema zu wählen, und nun zeigte sie ausführlich, wie leicht sich ein Mensch in seinen Lieben täuschen kann, wie wenig oft die Heimath die Erwartungen derer erfüllt, die sehnsuchtsvoll aus dem Gewühl der Welt zu ihr zurückkehren. Beide Theile des Stückes hängen nicht im Mindesten zusammen, und die episodischen Figuren, die massenhaft auftreten, die psychologischen Kinkerlitzchen und „Beobachtungen", mit denen Herr und Frau Meyer sich herumquälen, verbreiten ganz undramatische, bleierne Langeweile. Zum Glück für die Autoren werden heute alle groben Verstöße gegen ewig gültige Bühnengesetze, alle verblüffenden Talentlosigkeiten als Naturalismus angestaunt, und so kann es Madame Elsbeth in diversen Wochen- und Monatsschriften nicht fehlen. Im gewöhnlichen Leben zwar würde jeder Ehemann solch eine Hilda, wie die von ihr ausgetüftelte, gleich nach den Flitterwochen einer Nervenheilanstalt übergeben, und wenn sie ihm in ihrer hysterischen Tollheit davonliefe, würde er seinem Schöpfer danken; bei Frau Elsbeth läßt er sich von seinem Ehegespons gutmüthig auf Schritt und Tritt betrügen, läßt sich unter den kindlichsten Vorwänden Hundertmarkscheine entlocken und holt die Entflohene schließlich jammernd an seine zottige Mannesbrust zurück. Spaß muß sein, aber dem Neuen Theater sollten doch nicht Stücke eingereicht werden, die in's Parodie-Theater gehören.

Das zahlreich versammelte Geschlecht freundwilliger Namensvettern bereitete der Dichterin verschiedene Triumphe, die ein schönes Licht auf die Opferwilligkeit der Meyer warfen. Ob diese Opferwilligkeit indeß so weit ging, daß sie sich entschließen konnten, auch einer zweiten Aufführung der „Heimkehr" anzuwohnen und dabei die Ovationen zu wiederholen, glauben wir billig bezweifeln zu müssen.

Notizen.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von Carl Glossy. (Wien, Konegen). Das Jahrbuch wächst sich immer mehr zu einem Sammelwerk für österreichische Literaturgeschichte aus und behandelt im vorliegenden vierten Jahrgang nicht nur den genius loci Grillparzer, sondern auch Raimund, Nissel, K. Ch. v. Leitner. Besonders schön ist Hieronymus Lorm's Essay über Grillparzer's Novelle: Der arme Spielmann, dann die gehaltvolle Untersuchung: Grillparzer als Dichter des Zwiespaltes zwischen Gemüth und Leben von Johannes Volkelt. Die Briefe der Schwestern Fröhlich von ihren Kunstreisen hätten dagegen nur im Auszug gebracht zu werden brauchen, denn sie betreffen den Dichter fast gar nicht. Hochinteressant sind dagegen die 120 Briefe Raimund's an seine langjährige Geliebte Toni Wagner. Neu war uns darin die Mittheilung, daß Raimund nur sein Schauspielername war. Er hieß von Haus aus Ferdinand Raimann.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Reine Südweine,

Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität. **6 Flaschen** (3/4 Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.

Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Willibald Alg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Von G. Pfizer. Preis 75 Pfg.

Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Von Ed. Somogyi. Preis 3 Mark.

Jugenderinnerungen aus Kroatien.

Von Dr. E. I. von Tkalac. Eine Schilderung der politischen, sozialen, litterarischen und wirthschaftlichen Zustände Kroatiens. Preis 4 M. 50 Pf.

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Carl Heymanns Verlag, Berlin W.

Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:

Der Rechtsschutz
gegen
zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis ℳ 0,60 bar, postfreie Zusendung ℳ 0,65.

Werthvoll für jeden Literaturfreund.

Soeben ist erschienen:

Schillers Sohn Ernst.

Eine

Briefsammlung mit Einleitung.

Von Dr. **Karl Schmidt,**

Oberlandes-Gerichts-Rath.

Mit Bildnissen und 2 Handschriften von Schiller und Goethe.

Ein starker Band br. 6 ℳ, geb. 7,60 ℳ.

Ein höchst werthvoller Beitrag zur Schillerliteratur.

Das Werk enthält nur bisher noch ungedruckte Briefe; die Handschriften waren bisher noch nicht veröffentlicht.

Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen

von

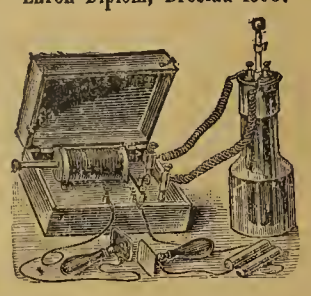
H. Steinthal, Dr.

Professor für allgem. Sprachwissenschaft a. d. Univ. Berlin

4 ℳ 80 Pf.

Die Electricität ist ein vorzügliches Heilmittel

Ehren-Diplom, Breslau 1893.



bei **Nierenleiden, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magenkrankheiten, Ischias, Nervenerkrankungen, Lähmungen, Blasenleiden, Zuckerharnruhr, Darmkatarrhen, Gries u. Stein, männl. Schwächezuständen, Milz-, Leber- u. Gallenleiden.** Sie lockert und rüttelt die Krankheitsstoffe auf, treibt sie durch Poren und Darm, namentlich aber durch den Urin aus dem Körper. Bei meiner **bewährten** und **durch Hunderte von glänzenden Anerkennungen ausgezeichneten electrischen Inductions-Maschine,** deren Strom sich von der grössten Stärke bis zur äussersten Zartheit reguliren lässt, wird derselbe unter erquickendem, prickelndem Gefühle mittelst electrischer Platten (Electroden) **direkt durch die erkrankten Organe hindurch** geleitet. Eine Heilung, mindestens aber eine Besserung ist stets sicher. Jeder Maschine liegt eine 16seitige Broschüre bei mit Zeichnung der Organe des menschlichen Körpers und genau erläuterter Behandlungsweise, sowie ausreichende Füllung für 6 Monate. Preis der completten Maschine, einschliesslich **5 Requisiten für electrische Massage,** verpackt franco 28 Mark 50 Pf., ohne Requisiten 24 Mark 50 Pf.

Gustav von Mayenburg, Dresden-Neustadt, Tieckstr. 13,

Special-Fabrik von Maschinen und Apparaten für Gesundheitspflege.

Soeben erschien im Verlag von C. Jacobsen in Leipzig:

Deutsches Liederbuch.

Gedichte von August Sturm.

Zweite Auflage.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Z. ist ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird . . . Seine dichterischen Personen halten auch Reden (wie in Heyse's Merlin), aber was sie sprechen ist Handlung. . . . Ueberall herrscht jene Objectivität, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. Der Dichter hält sein Urtheil sorgfältig zurück, denn er will nicht entscheiden, sondern der Leser soll das Urtheil fällen und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatsachen geknüpften Motivirung, daß über die Nothwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann. **Grenzboten.**

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen. **Blätter für literarische Unterhaltung.**

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat. **Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).**

. . . Der vom Verf. aufgestellte Gegensatz zwischen dem Unwerth der wüsten Spekulation und dem sicheren Untergrund der soliden Arbeit äußert immer wieder kräftige Anziehung, besonders wenn er wie hier in einem das Zeitbild geschickt wiedergebenden Vorgang und in Menschen geschildert ist, die wirkliches Leben in sich tragen. Der Roman ist so unterhaltend als belehrend. **Hamburger Nachrichten.**

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 38. Berlin, den 22. September 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Bund der Landwirthe. Von Karl Walcker (Leipzig). — Der Zonentarif. Von Eisenbahndirector de Terra-Frankfurt a/M. — **Literatur und Kunst:** Aus den Erinnerungen eines Kunstfreundes. (Friedrich Pecht.) — Ein Lithauer Bauernspiegel. Von Felix Poppenberg. — Eine neue Weltanschauung. Von Hans Schmidkunz. — **Feuilleton:** In selbigem Graben. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt:** Preußisch-Galizien. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Der Bund der Landwirthe.

Von Karl Walcker (Leipzig).

Die Königsberger Rede Kaiser Wilhelm's II., das Erscheinen der Berliner „Deutschen Tageszeitung" und Anderes haben die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung wieder auf den in Rede stehenden Bund gelenkt, dessen Name nicht ganz correct ist. Nach Analogie der Namen „Congreß deutscher Volkswirthe" und „Centralverband deutscher Industrieller" müßte man „Bund deutscher Landwirthe" sagen.

Der Bund wurde 1893 gestiftet. Der Reichstags- und Landtagsabgeordnete B. v. Plötz, Hauptmann a. D., Rittergutsbesitzer in der Provinz Sachsen, ist erster, Dr. jur. Rösicke, Rittergutsbesitzer in der Provinz Brandenburg, zweiter Vorsitzender, Dr. H. Suchsland in Berlin, früher in Halle, Director. Im Februar 1894 hatte der Bund 181,243 Mitglieder. Davon kamen auf das Königreich Sachsen 30,000, auf Schlesien 28,150, auf Brandenburg 20,400, auf die Provinz Sachsen 17,390, auf Pommern 10,700, auf jede der übrigen preußischen Provinzen weniger wie 10,000. Der Bund ist also weniger ostelbisch-preußisch, als Viele glauben. Auf ganz Preußen kamen 115,623, auf Norddeutschland 169,956, auf Süddeutschland 11,287. Der Bundeskalender für 1895*) enthält einen zur Orientirung über die Geschichte und die Ziele des Bundes sehr geeigneten Essay des erwähnten Directors Suchsland und eine lange Liste von Namen der Ober- und Unterführer, d. h. der Mitglieder des Vorstandes, des Ausschusses, der Vorsitzenden der Wahlkreise und der Bezirksabtheilungen. Die meisten Persönlichkeiten sind in weiteren Kreisen unbekannt. Trotzdem dürfte es richtig sein zu sagen, daß die meisten Mitglieder zur deutschconservativen Partei gehören, daß dazu einige Freiconservative, Katholiken (vermuthlich Mitglieder der Centrumspartei) und Polen kommen; daß die Nationalliberalen, Freisinnigen und Demokraten sehr wenig oder gar nicht vertreten sind; daß bäuerliche Namen besonders in den Listen für Hannover und Schleswig-Holstein vorkommen. Mehrere Grafen und Barone sind Mitglieder, aber von den größten Magnaten Süddeutschlands, Schlesiens 2c. scheint keiner beigetreten zu sein. $^7/_8$ der Mitglieder sind kleinere Grundbesitzer, Bauern. Im Sommer 1894 war die Zahl der Mitglieder auf mehr als 200,000 gestiegen. Dabei sind Nichtlandwirthe, z. B. Geistliche und Lehrer, mitgerechnet. Ihre Zahl dürfte indeß nicht bedeutend sein. In Berlin erscheinen die „Correspondenz des Bundes der Landwirthe", die Wochenschrift „Bund der Landwirthe" (in 176,000 Exemplaren) und, seit dem 1. September dieses Jahres, die erwähnte „Deutsche Tageszeitung" (in 40,000 Exemplaren).

Im § 2 der Satzungen heißt es: „Der Zweck des Bundes ist: alle landwirthschaftlichen Interessenten, ohne Rücksicht auf politische Parteistellung und Größe des Besitzes, zur Wahrung des der Landwirthschaft gebührenden Einflusses auf die Gesetzgebung zusammen zu schließen, um der Landwirthschaft eine ihrer Bedeutung entsprechende Vertretung in den parlamentarischen Körperschaften zu verschaffen." Im § 3 wird dies näher ausgeführt, im § 4 wird unter Anderem bestimmt, daß nur Christen beitreten können.

Am 18. Februar 1893 wurden in der constituirenden Versammlung zu Berlin elf Programmpunkte angenommen, die wörtlich Folgendes fordern: „1. Genügenden Zollschutz für die Erzeugnisse der Landwirthschaft und deren Nebengewerbe. 2. Deshalb keinerlei Ermäßigung der bestehenden Zölle, keine Handelsverträge mit Rußland und anderen Ländern, welche die Herabsetzung der deutschen landwirthschaftlichen Zölle zur Folge haben, und eine entsprechende Regelung unseres Verhältnisses zu Amerika. 3. Schonung der landwirthschaftlichen, besonders der bäuerlichen Nebengewerbe in steuerlicher Beziehung. 4. Absperrung der Vieheinfuhr aus seuchenverdächtigen Ländern. 5. Einführung der Doppelwährung als wirksamsten Schutz (soll heißen Schutzes) gegen den Rückgang des Preises (soll heißen: der Preise) der landwirthschaftlichen Erzeugnisse. 6. Gesetzlich geregelte Vertretung der Landwirthschaft durch Bildung von Landwirthschaftskammern. 7. Anderweitige Regelung der Gesetzgebung über den Unterstützungswohnsitz, die Freizügigkeit und den Contractbruch der Arbeiter. 8. Revision der Arbeiterschutzgesetzgebung, Beseitigung des Markenzwanges und Verbilligung der Verwaltung. 9. Schärfere staatliche Beaufsichtigung der Productenbörse, um eine willkürliche, Landwirthschaft und Consum gleichmäßig schädigende Preisbildung zu verhindern. 10. Ausbildung des privaten und öffentlichen Rechtes, auch der Verschuldungsformen des Grundbesitzes und der Heimstättengesetzgebung, auf Grundlage des deutschen Rechtsbewußtseins, damit den Interessen von Grundbesitz und Landwirthschaft besser wie bisher genügt wird." (Die nicht ganz glückliche Formulirung dieses Satzes erweckt den Anschein, als ob es im Deutschen Reiche bereits ein Heimstättengesetz gibt, was bekanntlich nicht der Fall ist.) „11. Möglichste Entlastung der ländlichen Organe der Selbstverwaltung."

Aus räumlichen Rücksichten kann an dieser Stelle natürlich nur eine kurze Kritik der Bestrebungen der Agrarier geliefert werden. Die ostelbischen Großgrundbesitzer sind im

*) Berlin, Verlag von G. Schuhr.

Reichstage numerisch zu stark, nicht zu schwach vertreten; denn die Vertheilung der Wahlkreise beruht noch auf den Daten der Volkszählung von 1865, sie begünstigt die untervölkerten Gegenden. Berlin hat z. B. nur sechs, nicht siebzehn, Vertreter im Reichstage. Für schuldenfreie, ja, sogar für hochverschuldete Landwirthe haben agrarische Schutzzölle und vertragsmäßige Herabsetzungen derselben eine sehr untergeordnete Bedeutung. Ganz andere Factoren bestimmen darüber, ob ein Landwirth sich im Besitz behaupten kann oder nicht. Die häufig erörterte und auch von sog. Agrariern, z. B. von Gamp, empfohlene massenhafte Verlegung von Berliner Industrie- und Handelsgeschäften nach untervölkerten kleinstädtisch-ländlichen Gegenden würde der ostelbischen Landwirthschaft einen nahen, vortheilhaften Absatz verschaffen; sie würde den Landwirthen unvergleichlich mehr nützen, als die viel gepriesenen Agrarzölle. Auch großartige Be- und Entwässerungen ganzer Stromgebiete, Kleinbahnen, die Einschränkung des Getreidebaues zu Gunsten der Viehzucht und Anderes wären viel vortheilhafter für die Landwirthe, als die Agrarzölle. Ein Verbot der Vieheinfuhr aus Oesterreich-Ungarn und Rußland würde die vielen Landwirthe schädigen, welche Mager-, Arbeits-, vielleicht auch Zuchtvieh einführen, und den Schmuggel mit gesundem und krankem Vieh in Waldgegenden doch nicht verhindern. Der sicherste Schutz gegen Viehseuchen würde darin bestehen, daß sie international bekämpft, und daß die Viehzölle aufgehoben werden. Dann würde der Viehschmuggel unrentabel werden, aufhören. Das Wort Doppelwährung ist mehrdeutig. Manche Bimetallisten sind gegen, andere für eine verschämte Beraubung der Gläubiger. Wenn Jemand Gold empfangen hat und in Silber zahlt, welches um 50 Procent entwerthet ist, so verliert der Gläubiger, der sein Bruder sein kann, die Hälfte seines Kapitales und seiner Zinsen. Die Bimetallisten stritten und streiten ferner darüber, ob das Verhältniß 1 Pfund Gold für 15,5 Pfund Silber wieder hergestellt werden soll, oder ob man der Silberentwerthung Rechnung tragen, ein Verhältniß von 1:20, 1:25, 1:30 festsetzen soll. Keinerlei Doppelwährung kann ferner eine mehr als nominelle, eine wirkliche Preiserhöhung herbeiführen. Wenn ein Landwirth seine Erzeugnisse gegen ein entwerthetes Silber- oder Papiergeld verkauft, so bekommt er nominell mehr, muß indeß für Industrieproducte, Steuern ꝛc. entsprechend mehr zahlen. Er gewinnt also nichts. Der Sinn der Rede über die Freizügigkeit ist dunkel. Eine verschämte Wiederherstellung der Schollenpflichtigkeit könnte jedenfalls im Ernst nicht in Frage kommen. Die Productenbörse dürfte in der That reformbedürftig sein, aber die Baissiers können die Preise nicht beliebig drücken. Das wird schon durch die Haussiers verhindert. Es wäre für Rittergutsbesitzer und Bauern, überhaupt für die Nation, vortheilhaft, wenn die Volkssitte die Magnaten, die Besitzer vieler Güter, zwänge, alle Kinder gleich zu bedenken, und wenn die Volkssitte für die Anerben der Ritter- und Bauerngüter eine starke Bevorzugung vor den übrigen Geschwistern erzwänge, damit das betreffende Gut nicht allmählich rettungslos überschuldet wird. Dabei müßte natürlich das in England längst überwundene Vorurtheil fallen, daß Industrie, Handel und Bankwesen sich für jüngere Söhne des Adels nicht schicken u. s. w.

Verschiedene Tendenzen, die im Leben des Bundes der Landwirthe eine mehr oder minder bedeutsame Rolle spielen, sind in den Satzungen und im Programm nur zart oder gar nicht angedeutet. Dahin gehören z. B. antisemitische und zünftlerische Aeußerungen einerseits, aber auch objective, halb unbewußt an den liberalen Freihändler Schulze-Delitzsch anknüpfende genossenschaftliche Bestrebungen andererseits. Der zünftlerisch gesinnte Theil der Handwerksmeister wird häufig, mit starker poetischer Licenz, kurzweg als „der Mittelstand" bezeichnet. Manche Tiraden der Agrarier klingen so, als ob eigentlich nur Landwirthe und Zünftler, nicht auch Großindustrielle, Kaufleute, Bankiers, Beamte, Offiziere, Geistliche, Aerzte, Thierärzte u. s. w. productiv wären. In den Bundesversammlungen kam es vor, daß ein adliger oder bürgerlicher Großgrundbesitzer unter großem Beifall erklärte: „Wir sind alle Bauern!" Es wäre übrigens ungerecht, zu leugnen, daß der Bund wirklich manches Verdienstliche für die Bauern gethan hat, z. B. durch Genossenschaften, durch Schutz gegen allerlei Prellereien, durch die Erringung eines Wildschadengesetzes für Mecklenburg-Schwerin.

Die Nachtheile, welche der Bund der Landwirthe oder einzelne Mitglieder desselben im schlimmsten Falle dem deutschen Volke bringen können, dürfen nicht überschätzt werden. Extreme Gesetzentwürfe können vielleicht im Reichstage eine knappe Mehrheit finden; aber der Bundesrath würde höchstwahrscheinlich Nein sagen, die Entwürfe ad acta legen, und er kann weder in rechtlicher, noch in thatsächlicher Beziehung gezwungen werden, seine Zustimmung zu geben. Ein Veto der deutschen Fürsten ist weit wirksamer, als ein Veto der englischen Krone oder des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Letzteres wird bekanntlich ungültig, wenn starke Mehrheiten beider Häuser wiederholt ein Gesetz beschließen. Durch den sogen. Befähigungsnachweis der Handwerker würden vorzugsweise Gesellen und kleine Meister leiden; den Wohlhabenden und Reichen wäre die Sache in persönlicher Beziehung recht gleichgültig. Trotzdem hat die Reaction diese Forderung nicht durchsetzen können. Extrem agrarische, die Großindustriellen und andere mächtige Interessenten verletzende Bestrebungen wären daher noch viel aussichtsloser. Eher könnte man sagen, daß der Bund der Landwirthe manche Agrarier schädige, indem er sie in reactionären Vorurtheilen, in einem allzu starken Vertrauen auf landwirthschaftliche Schutzzölle und andere Formen der Staatshülfe bestärke. Darin liegt etwas Wahres, die Sache hat indeß keine große Bedeutung; denn die betreffenden Vorurtheile sind älter als der Bund der Landwirthe, sie werden auch von anderen Seiten genährt, und die Erfahrung wirkt sogar auf manche Agrarier ernüchternd. Bis zum Ablauf des deutsch-russischen Handelsvertrages sind noch zehn Jahre Zeit, und bis dahin kann sich Vieles ändern. Die Agrarier können ihre Opposition gegen Handelsverträge aufgeben. Sind doch ihre Schauerprophezeiungen in Betreff der Wirkungen des erwähnten Handelsvertrages nicht eingetroffen. Die Mitglieder des Bundes der Landwirthe oder wenigstens ihre Väter, waren, ungefähr bis 1875, selbst entschiedene Freihändler. Noch heute sind ihnen die industriellen Schutzzölle auf Roheisen, landwirthschaftliche Maschinen, Kleiderstoffe und Anderes mit Recht sehr unsympathisch. Ein geistreicher, conservativ-schutzzöllnerischer deutscher Publizist sagt in seiner neuesten Schrift, der Bund der Landwirthe werde dereinst in den Hafen der Freihandelspartei einlaufen. Das ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, denn die nationalliberalen Freihändler waren und sind Gegner des laissez faire, und die weiter links stehenden Freihändler sterben aus oder brechen nothgedrungen mit diesem Prinzip der Denkfaulheit, Halbbildung und politischen Impotenz. Schon heute treten bei den Agrariern mehr oder minder deutlich verschiedene Tendenzen hervor, die auch von gemäßigt liberalen Freihändlern gebilligt werden. Dahin gehören, außer der erwähnten Gegnerschaft gegen die industriellen Schutzzölle, die Abneigung der Agrarier gegen Magnatenlatifundien, gegen die Herrschaft der Ultramontanen über katholische Bauern, gegen die großstädtische Uebervölkerung und Wohnungsnoth, gegen die kleinstädtisch-ländliche Untervölkerung, gegen Kapitalanlagen in faulen aus- und inländischen Papieren, gegen die Vernachlässigung berechtigter Interessen der Landwirthschaft u. s. w. Ja manche Agrarier sind sogar für die Zolleinigung mit Oesterreich-Ungarn, die germanisirend wirken, ein mächtiges Einströmen reichsdeutscher Landwirthe und Nichtlandwirthe nach dem Donaureiche zur Folge haben würde. In den letzten Jahrzehnten, noch in der jüngsten Vergangenheit, haben deutsche Fürsten, Prinzen, Magnaten, Kapitalisten in Oesterreich, z. B. in Galizien, ferner in Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien bereits große Landbesitzungen erworben.

Aus all' dem ergiebt sich die für jeden deutschen Vaterlandsfreund sehr erfreuliche Thatsache, daß die Gegensätze zwischen den Agrariern einerseits, den gemäßigt liberalen und conservativen Freihändlern andererseits lange nicht so schroff sind, wie flüchtige Leser agrarischer und freihändlerischer Organe

glauben könnten, wohl auch wirklich glauben. Eine wahrhaft wissenschaftliche, staatsmännische, nationale Politik muß nicht bloß nach Außen hin die Interessen des Reiches energisch vertreten; sie muß auch im Innern alle patriotischen, leistungsfähigen Kräfte der verschiedensten Klassen und Parteien zur gemeinsamen, ernsten Arbeit für das Wohl des gemeinsamen deutschen Vaterlandes zu vereinigen suchen.

Der Zonentarif.

Von Eisenbahndirector de Terra-Frankfurt a/M.

Durch die von dem ungarischen Ministerialrath Eugen von Szabó im Maiheft der „Budapesti Szemle" veröffentlichte, vom „Pester Lloyd" auszugsweise wiedergegebene und von dort auch in die deutsche Tagespresse übergegangene abfällige Kritik des vielgepriesenen ungarischen Zonentarifs ist das Interesse an diesem, der Möglichkeit und Zweckmäßigkeit seiner Einführung auch auf den deutschen Eisenbahnen wenigstens vorübergehend dem sanften Schlummer wieder entrissen worden, in den es allmählich immer tiefer zu versinken im Begriffe stand. Diese Kritik, die um so beachtenswerther ist, als sie von einem sachverständigen Fachmann ausgeht und sich offenbar möglichst großer Unparteilichkeit befleißigt, erscheint sehr geeignet, auch den unverbesserlichsten Zonentarifschwärmer stutzig zu machen. Vielleicht gerade deshalb hat sie bei uns im Allgemeinen nicht die Verbreitung gefunden, die sie bei der grundsätzlichen Bedeutung der Sache wohl verdient hätte. Es soll hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden, die zu weit führen und doch nur von untergeordnetem Interesse sein würden. Es wird vielmehr genügen, hier das Endurtheil des Herrn von Szabó wiederzugeben, das er in die Worte zusammenfaßt, das Gute an dem Zonentarif sei nicht neu; das aber, was an ihm neu, sei mit verhängnißvollen finanziellen und ethischen Folgen verknüpft und daher nicht gut. Herr von Szabó ist der Ansicht, daß schließlich kein anderer Weg als Umkehr aus der Systemlosigkeit und Verwirrung des Zonentarifs herausführen werde. Von sachverständiger Seite ist schon früher an verschiedenen Stellen darauf hingewiesen worden, daß die außerordentliche Steigerung des Personenverkehrs durch den ungarischen Zonentarif, mit der, wie sich jetzt deutlich zeigt, sein finanzieller Erfolg trotz aller Ausschmückungen desselben von vornherein nicht im richtigen Verhältniß gestanden hat, daß diese Steigerung ganz überwiegend auf die mit Einführung des Zonentarifes verbundenen bedeutenden Tarifermäßigungen zurückzuführen ist, und daß die Form des Tarifes als Zonentarif dabei eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Thatsächlich hat sich diese Form in mehr als einer Hinsicht als unzweckmäßig erwiesen. Weder in England, noch in Nordamerika, wo sich die (Privat-)Bahnen bekanntlich ausgezeichnet auf ihren hier freilich mit dem des Publikums zusammenfallenden Vortheil verstehen, ist auch nur ein Versuch damit gemacht worden, und in Irland, wo ein solcher Versuch vor zwei Jahren unter dem Einfluß des ungarischen Zonentarifes angestellt worden, ist er vor Kurzem, wie einer Mittheilung der Londoner Zeitschrift „Transport" zu entnehmen ist, kläglich gescheitert.

An und für sich wäre eine Zonen- (Staffel-)Tarifbildung nach mit zunehmender Entfernung fallenden Einheitsätzen wie im Güterverkehr, so auch im Personenverkehr angängig, weil hier wie dort die Selbstkosten der Beförderung mit der Entfernung nicht gleichmäßig wachsen, sondern sich für weitere Strecken — verhältnißmäßig — niedriger stellen, als für kürzere. Allerdings fallen bei der Personenbeförderung die Selbstkosten in schwächerem Maße als im Güterverkehr, schon deshalb, weil hier der Wagenumlauf durch Rücksichten auf Reinigung u. s. w. viel weniger beschränkt ist, als dort. Aber was im Güterverkehr angängig und nützlich ist, nicht bloß im Interesse der Eisenbahnen, sondern auch vom Standpunkt der nationalen Volkswirthschaft (Geheimrath Ulrich hat dies in seiner bekannten Schrift „Staffeltarife und Wasserstraßen" klar und überzeugend nachgewiesen) ist es keineswegs auch im Personenverkehr. Dort handelt es sich darum, gerade den minderwerthigeren Massengütern im Interesse der einheimischen Production und Consumtion immer weitere Absatzgebiete zu erschließen; dort sind die Beförderungskosten für die Transportmöglichkeit vielfach geradezu ausschlaggebend. Im Personenverkehr dagegen kommt jede Begünstigung des Fernverkehrs (durch Zonentarife mit fallenden Einheitsätzen) vorwiegend den bemittelteren Klassen, den wirthschaftlich Leistungsfähigeren zu Gute, die weitaus die Mehrzahl der Reisenden im Fernverkehr bilden. Je weiter außerdem eine Reise ist, um so weniger entscheidend sind die Beförderungskosten dabei. Also gerade das umgekehrte Verhältniß wie im Güterverkehr. Sowohl vom wirthschaftlichen als auch vom sozialpolitischen Standpunkt, der gerade in heutiger Zeit auch bei der Verwaltung des wichtigsten und bedeutendsten der modernen Verkehrsmittel nicht ungestraft vernachlässigt werden darf, ist es deshalb richtig, im Personenverkehr von einer Begünstigung des Verkehrs auf weitere Entfernungen abzusehen und gerade den Nahverkehr, der hauptsächlich der Masse der Minderbegüterten und Besitzlosen dient, nach Möglichkeit zu erleichtern und zu verbilligen. Namentlich im Nahverkehr der großen Städte, wo billige und reichliche Beförderungsmöglichkeit ganz wesentlich dazu beitragen kann, das dort ausnahmslos mehr oder minder herrschende Wohnungselend durch das Aufsuchen billigerer und dabei gesünderer Wohnungen in den Vororten zu lindern. Hieraus folgt, daß sich eine Tarifbildung mit fallender Staffel im Personenverkehr im Allgemeinen nicht empfiehlt. Ein Zonentarif ohne solche Staffelung hat jedoch für das Publikum so gut wie gar keinen Vortheil, wohl aber mancherlei schwerwiegende Nachtheile. Zunächst ist keine Zonentarifbildung, auch bei sorgfältigster Abwägung aller dabei in Betracht kommenden Verhältnisse, von einer gewissen Willkür bei Abgrenzung der Zonen frei zu halten. Mißgriffe dabei sind, wie sich namentlich auch beim ungarischen Zonentarif gezeigt hat, unvermeidlich. Es fehlt hier eben an jeder festen Grenze, die einerseits den berechtigten Forderungen des Publikums, andererseits den wirthschaftlichen und sozialen Aufgaben der Eisenbahnen einen sicheren Halt geben könnte. Außerdem hat das Publikum bei der Zonentarifbildung einen ganz verschiedenen Einheitsatz an Beförderungskosten zu zahlen, je nachdem sein Reiseziel in den Anfang, die Mitte oder das Ende einer Zone fällt. Und dafür, daß bei einer Zoneneintheilung z. B. von 25 zu 25 Kilometer ein Reisender, der 25 Kilometer weit fährt, einen anderen Einheitsatz zahlen soll, als ein Reisender, dessen Ziel 26 Kilometer vom Ausgangspunkte entfernt ist, ist doch beim besten Willen kein plausibler Grund erfindlich. Für das Publikum wird deshalb den Anforderungen der Billigkeit und Gerechtigkeit am besten durch die bisherige Tarifbildung nach der Entfernung genügt, die grundsätzlich jeden Reisenden je nach der wirklichen Länge der Beförderungsstrecke zu einem Entgelt für die Beförderung heranzieht. Je kleiner das hier zu Grunde gelegte Längenmaß ist — bei uns gilt als solches bekanntlich das Kilometer — um so genauer und gerechter ist die Berechnung des Beförderungspreises. Die Annahme eines größeren Längenmaßes, etwa des Myriameters (10 Kilometer), als Einheit der Transportleistung oder gar eine Zoneneintheilung mit gleichmäßigen Einheitsätzen für die verschiedenen Zonen, hätte für die Eisenbahn einigen Vortheil durch die damit ermöglichte Verminderung der Anzahl der Fahrkartensorten, Vereinfachung der Fahrkartenausgabe und -Verrechnung. Diese Vortheile, an denen das Publikum nur einen verschwindend geringen Antheil hätte, sind aber auch für die Eisenbahnverwaltung nicht so bedeutend, als daß die für das Publikum mit der Zoneneintheilung verbundenen oben angedeuteten Nachtheile dadurch auch nur annähernd aufgewogen werden könnten. Die Eisenbahnverwaltungen haben sich deshalb bei uns in voller Würdigung der hier dargelegten Gründe für und wider bisher darauf beschränkt, das Zonensystem lediglich im (Massen-) Nahverkehr der Großstädte anzuwenden, wo seine Vortheile beiden

Theilen, ihnen wie dem Publikum, annähernd gleichmäßig zu Gute kommen, während seine bei der Geringfügigkeit der hier in Frage kommenden Beträge ohnehin weniger in's Gewicht fallenden Nachtheile sich für jeden Einzelnen bei der Benutzung verschiedener Strecken mehr oder minder ausgleichen. An diesen Gesichtspunkten wird auch bei der über kurz oder lang unabweisbaren Umgestaltung, Vereinfachung und wohl auch Verbilligung unserer Personentarife festzuhalten sein, deren Verworrenheit und Systemlosigkeit in weiten Kreisen als ein schwerer Uebelstand empfunden wird und auch an leitender Stelle anerkannt worden ist. Die Thatsache, daß der gegenwärtige Personenverkehr nach den dabei möglichen Berechnungen und Schätzungen kaum seine Selbstkosten deckt, weist schon für sich allein, namentlich unter den heutigen Verhältnissen, darauf hin, daß sich die Fürsorge für eine gesunde Weiterentwickelung dieses Verkehres nach den hier gekennzeichneten wirthschaftlichen und sozialpolitischen Gesichtspunkten nicht mehr allzu lange hinausschieben läßt. Auch daß die gegenwärtigen Tarife mit ihrer vielfachen Begünstigung gerade der wohlhabenderen Bevölkerungsschichten, durch das sogenannte Freigepäck, die Ermäßigungen bei Rundreisen und dergl. mehr, der heute ziemlich allgemein als richtig erkannten Sozialpolitik direct zuwiderlaufen, darf hierbei nicht übersehen werden.

Literatur und Kunst.

Aus den Erinnerungen eines Kunstfreundes.

(Friedrich Pecht.)

Ein Kunstfreund im besten Sinn ist der bekannte Münchener Schriftsteller, kein bloß genießender, sondern ein schaffender Kunstkritiker und Maler. Während seine Historienbilder, seine Fresken in München und Konstanz, seine beliebten Illustrationen zu Schiller, Goethe, Shakespeare von seiner schöpferischen Kunstfreude Zeugniß ablegen, begleitet er als treuer Eckart mit seinen Kritiken und Essays den Werdegang unserer Kunst seit einem halben Jahrhundert. Indeß aber der Maler in seinen Werken selten in weitere Kreise drang, ist der Kritiker der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" in ihrer Blüthe, der Redacteur der „Kunst für Alle", der mit feinspürigem Verständniß, warmem Herzen und sicherem Blick seines Amtes waltet, im Laufe der Zeit zu Ehre und Ansehen gelangt. Nicht nur die Empfangenden, das große Publikum, hat er sich zu Freunden gemacht, auch die schaffenden Künstler, die ihm viel verdanken, preisen sein sicheres Urtheil, sein ehrliches Wohlwollen. Während die zünftige Kritik der Kugler, Lübke und Genossen sich fast immer als kurzsichtig erwies, wenn ein großes Talent ungestüm sich Bahn brechen wollte, hat Pecht sogleich für Makart, Anselm Feuerbach, Böcklin, Uhde gekämpft und ihnen eine Gasse gemacht. Mag auch sein nationaler Maßstab eng, sein Judenhaß wunderlich sein, an seiner Ehrlichkeit, seinem allem Schönen offenen Sinn wird Niemand zweifeln.

Nun ist aus dem tapferen Streiter für eine nationale Kunst ein achtzigjähriger Greis geworden, der als Nestor unserer Kunstkritiker auf ein reichbewegtes Leben zurückblickt, das bis in den Anfang unseres Jahrhunderts reicht. Er hat zwar den Zusammenbruch des napoleonischen Weltreichs nicht mehr gesehen, aber wenigstens Manches davon aus den Berichten seiner Angehörigen vernommen; dafür hat er als Augenzeuge das Julikönigthum, das „tolle" Jahr Achtundvierzig, das zweite Kaiserreich und die drei Kriege miterlebt, aus denen unser neues Reich hervorging. Was ist natürlicher, als daß es den Schriftsteller drängt, seine äußeren Erlebnisse, die zugleich ein gut Stück Culturgeschichte, in der Erinnerung bleibend festzuhalten und an die Darstellung des eigenen Wachsens und Werdens eine Schilderung seiner Zeit und Zeitgenossen zu knüpfen? Jetzt liegt das Buch in zwei stattlichen Bänden*) vor uns, und wir lernen den Menschen und Künstler, den malenden und kritisirenden Kunstfreund aus seinem interessanten Geplauder doppelt liebgewinnen.

Er ist von ostpreußischem Stamm, der an den Bodensee verschlagen wurde, und in Konstanz als der Sohn eines Buch- und Kunsthändlers geboren. Wie Ludwig Pietsch, gehört er zu jenen Halbkünstlern, die von der Malerei ausgehen und erst nach langen, schmerzlichen Enttäuschungen auf ihre eigentliche Begabung aufmerksam werden. So steht einmal der junge Pecht erschüttert vor einem Sterbenden. Es drängt ihn, den Vorgang zu schildern. Wäre er von der Natur zum Maler bestimmt gewesen, so würde er ihn ohne Zweifel zu skizziren versucht haben. Das fiel ihm aber gar nicht ein, vielmehr setzte er sich hin und beschrieb ihn ganz dramatisch-novellistisch mit allen Einzelheiten. „Daß das für meine eigentliche Veranlagung sehr bezeichnend war", bemerkt er jetzt, „ist mir erst im Alter eingefallen, nachdem ich schon längst Schriftsteller geworden." Er wandte sich also der Kunst zu, zeichnete, lithographirte, und zu seinen ersten Werken zählt ein Bildniß des jugendlichen Louis Napoleon Bonaparte. In seinen „Jünglingsjahren" schreibt er über diese Bekanntschaft:

> Um diese Zeit kam auch der Prinz Louis Napoleon ziemlich häufig in unser Haus. Er hatte sich bisher schon als kühner Reiter und durch die verwegene Galanterie beliebt gemacht, die er allen hübschen Gesichtern widmete, so daß die Kinder, die in der Umgegend des Arenenbergs, in Fruetwylen, Mannenbach und Ermatingen damals zur Welt kamen, oft eine sehr merkwürdige Aehnlichkeit mit ihm gezeigt haben sollen. — Auch in Konstanz, wohin er fast täglich ritt, war er Verehrer aller schönen Frauen und besuchte alle Bälle mit seiner Mutter, der dicken Königin Hortensia, der zwar von ihren einstigen Reizen nichts als die schöne Büste geblieben war, in deren Umgebung ich aber die ersten eleganten Pariserinnen sah. — Als 1830 der Aufstand in der Romagna ausbrach, war der Prinz plötzlich verschwunden sammt seinem älteren Bruder, der dort bekanntlich das Leben verlor. Zurückgekehrt ließ er sich zum Kapitän in der Thurgauer Artillerie ernennen und publizirte bald darauf ein Werk über die neuesten Verbesserungen im Geschützwesen, dessen Abbildungen er in unserer Druckerei herstellen ließ, was ihn häufig in's Geschäft brachte. So lernte ich auch den ob seiner Gutmüthigkeit und Freigebigkeit allgemein beliebten Prinzen kennen und durfte ihn sogar auf Stein zeichnen. Er war unendlich schweigsam bei den in seinem Studirzimmer abgehaltenen Sitzungen, diktirte auch während derselben oft einem bildschönen Maler, Namens Cottrau, der sich damals, offenbar als Augentrost für die Damen, jahrelang auf dem Arenenberg aufhielt und auch des Prinzen Sekretär abgab. Daß dieser rastlos conspirirte, wußte man übrigens allgemein, wie er denn auch wenige Jahre nachher den Straßburger Putsch in Scene setzte. Für mich jungen Menschen war der geheimnißvolle, blasse, stille Mann, mit dem verschleierten Blick, natürlich ein verschlossenes Buch, dessen Deckel ich denn auch nur höchst ungenügend wiedergab, obwohl das Bild viel Verbreitung fand. Als biederer junger Philister hatte ich für das Verständniß dieses merkwürdigen Charakters begreiflich aber auch gar kein Organ, während er meine Arbeit sich offenbar nur wie alles Uebrige gefallen ließ, was von ihm reden machte. Denn mit früher Menschenkenntniß verstand er alsbald, daß er nichts so sehr zu meiden hatte, als vergessen zu werden. Dies angeborene Geschick, immer die Phantasie der Menschen zu beschäftigen und dadurch Macht über sie zu erlangen, habe ich nachher nur noch bei Richard Wagner, Liszt und bei — Bismarck in gleichem oder höherem Maße beobachtet.

Bald darauf zog der Jüngling nach München auf die Akademie. Fesselnd erzählt er uns von dem damaligen Leben der bayerischen Hauptstadt, von seinen Lehrern und Freunden. Einmal hört er Schelling dociren, dessen auffallende Häßlichkeit, kurze, untersetzte Figur, kahler Schädel, aufgestülpte Nase und ungeheurer Mund ihn sehr lebhaft an einen voll Selbstbewußtsein orakelnden Nußknacker erinnert. Auch von dem Colleg des berühmten Mystikers Görres war er nicht eben entzückt. „Da tauchte langsam eine skelettartig dürre, aber hohe Gestalt mit ungeheurer Adlernase und zwei in tiefen Höhlen höchst unheimlich funkelnden Augen wie ein Gespenst vor uns auf. Weißes, wirres Haar flatterte um die eingefallenen Schläfen und Wangen, während eine mächtige, kahle Stirne den gespenstigen Eindruck noch verstärkte. . . . Auch die Worte, die über die mageren Lippen des großen Mundes

*) „Aus meiner Zeit", Münchener Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (Bruckmann).

bald in ununterbrochenem, aber hohlem Tonfall flossen, verstärkten den Eindruck eines Sehers oder Besessenen."

Kaulbach darf er näher treten. „Der auffallend schöne Kopf des Meisters mit dem durchdringenden Adlerblick hatte etwas so Fascinirendes, daß man den großen Eindruck wohl begriff, den er den zahlreich zuströmenden Fremden, besonders aber den Damen machte. Es ist denn auch gar keine Frage, daß die heutige Zeit nicht entfernt Männer von der imponirenden Persönlichkeit mehr zählt, wie sie Cornelius, Overbeck, Veith, Schadow oder Kaulbach besaßen. Mir war und blieb er allerdings unsympathisch, wenn auch ob seiner außerordentlichen Klugheit und der Ueberlegenheit seines Geistes hochinteressant."

Den Malerschüler trieb es bald in das Mekka der neuen Kunst, nach Paris. Dort trat er in das Atelier von Paul Delaroche ein und fand in seinem Lehrer „einen kleinen Mann in mittleren Jahren, dessen scharfgeschnittener Kopf eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Napoleon's hatte, auf die er sich nicht wenig zu Gute that, weshalb er sich auch ein wenig die Manieren eines Weltbeherrschers angewöhnt hatte." Enger schloß sich Pecht an seinen badischen Landsmann aus dem Schwarzwald, den höfischen Bildnißmaler Winterhalter an, dessen geschminkte Porzellanköpfe heute kaum noch Lobredner finden. Aus jenen Vierziger Jahren datirt seine Bekanntschaft mit Laube, „einem jungen Mann mit auffallend tatarischen Zügen, aber großen, blitzenden blauen Augen," und dessen burschikoses, kurz angebundenes, resolutes Wesen gefiel Pecht so sehr, daß er sein naiver Verehrer wurde.

Laube hatte sich mit seiner Frau auf dem Boulevard des Italiens eingemietet, wo ich beide oft besuchte. Da sollte ich sie nun eines Tages im Louvre herumführen. Als ich kam, sagte er mir, es würde ein junger Musiker und Schwager von Friedrich Brockhaus auch noch mit seiner Frau erscheinen, und erzählte mir einstweilen, daß derselbe von Riga hierhergekommen sei, um wo möglich eine Oper hier zur Aufführung zu bringen, und Richard Wagner heiße. — Bald kam denn auch der trotz seiner viel zu kurzen Beine auffallend elegant, ja vornehm erscheinende junge Mann mit einer so wunderhübschen Frau am Arm, daß sie allein schon ausgereicht hätte, das Ehepaar interessant zu machen, auch wenn Wagner selber nicht einen so bedeutenden Kopf gehabt hätte, daß er unwillkürlich fesselte. Vor den Bildern war er erst zerstreut und offenbar abwesend, entwickelte aber, sich zusammennehmend, bald eine so geistreiche Lebendigkeit, daß wir rasch um so eher bekannt wurden, als er, der geborene Leipziger, ohnehin viel Berührungspunkte mit mir hatte, da ich ja schon drei seiner Schwestern kannte. Nach der Bilderschau speisten wir gemeinsam in einem Restaurant und hier erzählte er uns in seiner die Worte wie ein Schneegestöber heruntersprudelnden Art nun seine Abenteuer auf der Reise hierher, wo er, in einer kleinen Barke abgefahren, vom Sturm nach Norwegen verschlagen worden war. Nicht minder, wie ihm dort das Pfeifen des Windes in dem gefrorenen Takelwerk einen so seltsam dämonischen Eindruck gemacht, ja wie die reinste Musik geklungen habe, so daß ihm, als einmal noch im Sturm plötzlich ein Schiff vor ihnen aufgetaucht, aber ebenso rasch wieder im Dunkel der Nacht verschwunden sei, alsbald der fliegende Holländer eingefallen wäre, und er jetzt in Gedanken immer eine Musik dazu componire. Da ich, angezogen von dem unwiderstehlichen Reiz dieses Umganges, bald mit ihm vertraut ward und ohnehin, wie er mein Glück in Paris suchend, gemeinsame Interessen aller Art mit ihm hatte, so besuchte ich ihn öfters in der kleinen Wohnung, die er in der Rue du Helder vier Treppen hoch gemietet und auch gleich — natürlich auf Credit — möblirt hatte. Denn auch zum Schuldenmachen hatte er mit seinem alten Schauspielerblut offenbar eine angeborene Begabung. Da hörte und sah ich nun die Oper allmählich Gestalt gewinnen, die unsere nähere Bekanntschaft vermittelt hatte. Leider war er ein viel zu schlechter Klavierspieler und ich ein zu schlechter Musikkenner, um je mit Gewißheit unterscheiden zu können, ob er eine wirklich geniale Schöpferkraft besitze. Um so sicherer war seine magische Anziehungskraft und seine frühe Ueberlegenheit in allen anderen Dingen, sowie der angeborene Adel einer Natur, die ihn bei aller Leidenschaftlichkeit und allem sprudelnden Witz niemals gemein oder trivial aussehen ließ. Erst sechsundzwanzig Jahre alt, besaß er schon eine Weltgewandtheit und Unerschöpflichkeit der Hülfsmittel, die mir sicherlich nie wieder so erschienen sind. Da an ein Anbringen seines „Rienzi" bei der großen Oper vorläufig nicht zu denken blieb, wie er es ursprünglich gehofft hatte und deswegen nach Paris gekommen war, so fing er an, für Journale zu schreiben, Donizetti'sche Musik für den Musikalienhändler Schlesinger zu transponiren, kurz, mit merkwürdiger Elasticität alles zu treiben, um in Paris allmählich festen Fuß zu fassen. Zunächst bildete er denn auch bald den Mittelpunkt eines kleinen Kreises von jungen Deutschen, unter denen der Maler Kietz, sein Leipziger Landsmann, die Rolle der lustigen Person spielte, die, das Französische noch ärger als Wagner mißhandelnd und bei den Zeitwörtern z. B. überhaupt nur den Infinitiv verwendend, uns ewigen Stoff zum Lachen bot, aber mit unverbrüchlicher Treue an Wagner hing. Ebenso ein junger Kaufmann, Herr Brix, den ich ihm zugeführt hatte, weil er ein sehr guter Flötenspieler und nicht unvermögend war, wie wir Anderen, die ihm wenig mehr zu bieten hatten, als etwa eine gelegentliche Aushülfe in der bittersten Verlegenheit. Immer aber mußte ich die Unerschöpflichkeit und Willenskraft dieses Mannes bewundern, den keine Noth anders als vorübergehend zu entmuthigen, kein Mißgeschick im Vertrauen auf sein Talent wankend zu machen vermochten!

Im Herbst 1840 kehrte Laube nach Deutschland zurück, und Pecht schloß sich nun um so näher an Wagner an, als weder seine künstlerischen noch seine medizinischen Freunde sich solch reicher Bildung und durchdringenden Verstandes rühmen konnten.

Gerade jetzt war es Richard Wagner endlich gelungen, bei einem der Privatconcerte ein Musikstück zur Annahme zu bringen, auf dessen Erfolg er die größten Hoffnungen für seine Zukunft setzte. Endlich kam der langersehnte Tag und er sollte die Aufführung selber dirigiren, ich aber übernahm es, die Frau Wagner zu begleiten, welche im Parterre derselben beiwohnen wollte. Der dunkle Saal war ziemlich voll, besonders auch von Correspondenten deutscher und französischer Blätter, die den erhofften Triumph gleich verkünden sollten. Leider spielte das auf diese ganz neue, ihm höchst widerwärtig erscheinende Musik von Wagner nur ganz unzureichend eingeübte Orchester so schlecht, und besonders detonirten einige Trompeter so abscheulich, daß es selbst französischen Ohren zu arg ward, und von einem Erfolg nicht nur keine Rede sein konnte, sondern auch das anfänglich aufmerksame und wohlwollende Publikum bald unruhig wurde und zu zischen anfing. Der armen Frau Wagner an meiner Seite aber stürzten nunmehr gleich die Thränen aus den Augen, und sie war einer Ohnmacht nahe. In meiner Verzweiflung, sie trösten zu können, wußte ich mir kein anderes Mittel als grob zu werden und ihr Vorwürfe zu machen, daß sie als bühnenkundige Schauspielerin sich so außer Fassung bringen lasse, bei Mißfallensbezeugungen, die doch offenbar nur den Spielenden, aber nicht dem Werke selber galten. Der Aerger über meine Brutalität ließ sie den Schmerz über das Unglück vergessen, und so brachte ich sie nach Beendigung der Aufführung noch in leidlicher Fassung aus dem Saal. Draußen erwarteten uns die Freunde, und bald kam auch der durchgefallene Gatte, natürlich selber gar sehr des Trostes bedürftig, nachdem er alle seit Monaten gehegten Hoffnungen so schändlich scheitern gesehen. — Hier offenbarte sich aber bald die unvergleichliche Elasticität und der unbeugsame Muth dieser Natur. Wir, die wir uns fast mit geschlagen fühlten, begleiteten das Paar nach Hause, wo schon ein kleines Souper bereit stand, um den sicher erhofften ersten Erfolg zu feiern. Wir wollten uns nun zurückziehen, Wagner aber bat uns, ihn nur jetzt nicht allein zu lassen, und indem er, natürlich tapfer von uns secundirt, seinem Aerger über die Musikanten Luft machte, gelang es ihm bald, nicht nur die Fassung wieder zu finden, sondern sich auch von uns so trösten zu lassen, daß wir voll Galgenhumors den Abend allmählich ebenso lustig beschlossen, als wir ihn trübselig begonnen. — Bald arbeitete der wunderbar energisch organisirte Mann wieder an seinem fliegenden Holländer oder dem Rienzi weiter und vergaß über der Seligkeit des Schaffens all die Noth, die ihn bedrängte. Wenn wir dann Abends die vier Treppen zu ihm hinaufstiegen, spielte und sang er uns vor, was er neu geschrieben, und brachte uns durch seinen geistvollen, aber vollkommen unverständlichen Vortrag bei beidem, selbst den doch musikalisch gebildeten Flötenbläser Brix nicht ausgenommen, gar oft in die größte Verlegenheit, ob diese Musik nur neu oder auch gut sei. Wenn er uns aber dann über dieselbe sprach, so entwickelte er so viele Einsicht in die Ziele wie die Mittel der Musik, daß wir ihm schon ob dieser merkwürdig frühen Reife des Geistes bald wieder glaubten.

Da ich leider niemals ein Tagebuch geführt oder mir sonst Notizen gemacht habe, so mag manches in der Zeitfolge meiner hier gemachten Angaben nicht immer ganz richtig sein, obwohl ich mich der Einzelheiten selbst heute, nach einem halben Jahrhundert, sehr wohl erinnere. So z. B., als endlich das Neujahr 1841 herankam und wir am Sylvesterabend auf Anregung des guten Kietz beschlossen, das Wagner'sche Ehepaar, dem seine Armuth keine Festausgabe irgend einer Art erlaubte, durch ein Picknick zu überraschen. Wir kauften also rasch einen Korb Champagner in der Niederlage des unserem Kietz befreundeten Moët, allerhand kalte Küche, für Frau Wagner Süßigkeiten, und zogen so beladen um acht Uhr Abends zu dem allein daheimsitzenden und sich beim allgemeinen Jubel recht verlassen vorkommenden Paar. Die Ueberraschung war groß, und bald hatte Wagner beim Champagner der ärmlichen Gegenwart ganz vergessen, sprang auf einen Stuhl und improvisirte da in köstlichen Knittelversen eine Art Neujahrspredigt, in der wir natürlich alle unser Theil abkriegten, wie er sich selber auch nicht schonte. Das ging aber wohl eine halbe Stunde Schlag auf Schlag so fort, ohne daß er jemals in's Stocken gerathen wäre, so daß man hier denn doch wohl von Inspiration wird sprechen dürfen. Wenigstens habe ich nur einmal noch fast ebenso gut improvisiren hören — von Emanuel Geibel, bei einem Diner, das wir ihm in voller Maienluft bei seinem Besuche in Dresden auf dem herrlichen Findlaters Schlößchen gaben, einer Restauration, die später in den Besitz eines preußischen Prinzen überging. Und selbst da sprach Geibel wohl in besseren Versen, konnte es aber an treffenden Einfällen kaum mit Wagner aufnehmen, und ich bedaure darum nur, daß sie Keiner von uns damals aufgezeichnet hat. Spät in der Nacht trennten wir uns, mit Sonnenschein und frischer Hoffnung auf unser Aller Zukunft im Herzen, Hoffnungen, die freilich nur bei Wagner nicht trogen, der dafür gerade jetzt das schrecklichste Jahr seines Lebens durchmachen sollte, und also die Erfrischung bei Beginn desselben wohl brauchen konnte.

In späteren Jahren ist Pecht noch öfter mit Wagner zusammengekommen, besonders in München. Er weiß besonders über dessen Verhältniß zum König Ludwig manches Neue zu sagen. Wagner's Einfluß auf den jungen, schwärmerischen König war, seiner Meinung nach, ganz sicher kein guter, aber auch die von den Münchener Spießbürgern behauptete und angefeindete Günstlingswirthschaft hat nie bestanden, da der König, der überhaupt einen „Charakter ohne jede Hingebung" hatte, des Musikers Umgang wohl gelegentlich liebte, jedoch nicht im Geringsten geneigt war, sich von ihm beeinflussen zu lassen.

Kurz, ich erhielt bald ausreichende Beweise dafür, wie wenig die poetische Phrase, daß der Künstler mit dem König Hand in Hand gehen solle oder jemals gehen könne, der Wirklichkeit irgend entspreche. — So ward während Wagner's Aufenthalt in München Tristan und Isolde herrlich aufgeführt, Dank Schnorr's und seiner Gattin unvergleichlichem Talent und der vortrefflichen Leitung des Orchesters durch Wagner und Bülow. Obwohl jung und schön wie ein Antinous und deshalb von den Frauen vergöttert, hatte der Fürst aber doch bereits jene Abneigung vor seinen getreuen Münchenern und deren mehr oder weniger liebevollem Anstarren gefaßt, die ihn bekanntlich bewog, sich die Stücke, die er liebte, allein für sich aufführen zu lassen. So hatte er sich eines Tages auch eine Vorstellung von Tristan und Isolde bestellt. Um nun der Frau v. Bülow und mir eine solche, unter so besonderen Umständen vor sich gehende Aufführung zu zeigen, hatte Wagner im Einverständniß mit dem Kabinetsrath und Vertrauten des Königs, dem Staatsrath v. Pfistermeister, Frau Cosima und mich mit meiner Frau in die Loge unmittelbar unter derjenigen placirt, in welcher der König der Aufführung beiwohnte, wo er uns also durchaus nicht sehen konnte. Die Aufführung in dem ganz verdunkelten, gespenstisch stillen Raum, dessen Riesengröße man nur ahnte, wirkte mit fast dämonischer Gewalt, um so mehr als Wagner selbst dirigirte. Da aber die Wechselwirkung zwischen Künstlern und Publikum durchaus fehlte, die ersteren so nothwendig ist, war der Eindruck mehr unheimlich als erhebend. Nach dem zweiten Acte entfernte sich der König, um zu soupiren. Da er gleich wiederkehren sollte, so hatten Dirigent und Orchester wie Sänger, am Platze zu warten, um sofort bei seiner Rückkehr wieder anfangen zu können. Es verging aber eine volle Stunde und dann noch eine, kurz, eine tödtlich lange Zeit, bis es der Majestät gefiel, wiederzukehren, um sich den letzten Act vorspielen zu lassen. Diese Rücksichtslosigkeit gegen den angeblichen Busenfreund und einige Dutzend Künstler ward dann nicht einmal durch eine Entschuldigung gemildert und gab mir den richtigen Begriff, was es mit dem Hand in Hand gehen eigentlich auf sich habe. — Auch sonst hätte man an nur zu vielen Zeichen die anormale Gemüthsverfassung des Königs schon damals leicht errathen können, denn die Opernaufführungen waren ja ganz und gar nicht die einzige Excentricität, die er sich gestattete. — Das außerordentlich einschmeichelnde und verführerische Wesen, das Wagner in so hohem Grade zu Gebote stand, gefiel offenbar dem jungen Fürsten sehr, ohne daß er indeß jemals auch nur einen Augenblick den ungeheuren Abstand vergessen hätte, der einen Fürsten nicht nur seiner Meinung nach von allen übrigen Sterblichen trennt. — Ohne Zweifel hätte sich Wagner in München, beschützt vom König, wie er es war, immerhin noch lange halten können, wenn er nicht in Hans v. Bülow einen Genossen hergezogen hätte, der es in ganz ungewöhnlichem Grade verstand, bei den Münchenern sich unbeliebt und Wagner zahllose Feinde zu machen. Dagegen kam selbst die außerordentliche Klugheit und der feine Tact seiner Frau nicht auf, an deren geistvolle Unterhaltung und Weltgewandtheit ich mich heute noch mit Vergnügen erinnere. Mit ihrem scharfkantigen Gatten nur noch äußerlich verbunden und längst in Wagner den mächtigeren Genius verehrend, war sie in dessen Interesse unaufhörlich thätig und versöhnte ihm viele Gegner. Schon lange bevor sie sich ganz von Bülow trennte und Wagner's Frau ward, war sie sein Secretär, Vertrauter und immer sein guter Genius gewesen, wie sie ja heute noch nur für sein Andenken lebt. — In dieser Zeit bekam nun auch ich bald Gelegenheit, die Unannehmlichkeiten kennen zu lernen, die Keinem erspart blieben, der damals mit Wagner in näherer Verbindung stand. Derselbe kam nämlich, nachdem er mehrere Bildnisse gesehen, die ich um jene Zeit malte, zu mir, um mich zu bitten, sein Porträt zu malen, das der König von ihm verlangt hatte und womit er ihn zu seinem Geburtstage zu überraschen dachte. Ich malte das Bild selbstverständlich mit besonderem Eifer, so daß es nicht übel gerieth und wenigstens dem König große Freude gemacht haben soll, als er es erhielt. Sofort aber verbreitete sich in der Stadt das Gerücht und fand seinen Weg auch in die Zeitungen, ich habe eine Rechnung für dasselbe bei der Kabinetskasse eingereicht, die sogar für die damalige Zeit, welche die heutigen hohen Preise noch nicht entfernt kannte, zimlich stark gewesen sei. Sehr ärgerlich über diese ganz aus der Luft gegriffene Beschuldigung protestirte ich sofort in der „Allg. Ztg." und ging in's Kabinet, um zu erfahren, wie dies Gerede entstanden sein könne. Dort empfing mich der spätere Ministerpräsident v. Lutz und sagte mir, daß ich allerdings ganz unbetheiligt sei, daß es aber scheine, als ob Wagner vielleicht eine Rechnung eingereicht habe. Davon wenig befriedigt, wandte ich mich nun bei erster Gelegenheit in Wagner's Gegenwart an den Kabinetschef v. Pfistermeister, der mir dann die Auskunft gab, daß er geglaubt, es wäre passend, wenn mir der König für die schöne Arbeit seine Erkenntlichkeit bezeigte, und deshalb eine Remuneration von 1000 Gulden beantragt habe. Dadurch sei wohl das Gerede entstanden. Was nun daran wahr war, habe ich nie erfahren, auch kein anderes als das mit Wagner ausgemachte Honorar erhalten.

Von allgemeinem Interesse sind Pecht's Erinnerungen an Heine:

In dieser ersten Pariser Zeit war es auch, wo mir Laube nach der Wagner's zugleich die lang ersehnte Bekanntschaft Heinrich Heine's vermittelte, indem er, mit ihm schon längst näher befreundet, uns Beide zu einem kleinen gemeinsamen Diner bei dem der Oper gegenüber befindlichen Restaurant Brocci einlud, wohin auch Heine sammt seiner Frau kommen wollte. Diese bildschöne Französin trug nun zunächst allerdings einen glänzenden Sieg über die beiden deutschen Frauen davon. Toll, naiv-anmuthig und unwissend wie ein Kind, verdunkelte sie sowohl die unendlich geistvolle, aber ziemlich verblühte Frau Laube, als die seelengute, aber etwas hausbackene Frau Wagner. Allerdings blieb sie mit ihrer üppigen Figur und dem wundervoll matten, sammtartigen Teint ein bloßes Schaugericht, aber ein entzückendes, obwohl sie schwerlich in ihrem Leben über das gefährliche Kind hinausgekommen ist, dessen bloßes Lachen einen aber schon froh machen konnte. Heine, von dem sie nur ungefähr wußte, daß er ein poëte allemand sei, behandelte sie denn auch kaum viel anders wie einen Kanarienvogel, liebte sie aber trotzdem offenbar zärtlich. Ihn selber hatte ich mir niemals so sehr als blinzelnden Jupiter vorgestellt. Aber ein Jupiter mit viel zu kurzen Beinen allerdings, dem sein wohlgenährtes Bäuchlein, wie sein behäbiges Auftreten das Aussehen eines Bonvivants gab. Er war damals in seiner vollen Kraft — schrieb er doch gerade an seinem Wintermärchen — aber trotz seines herrlichen Dichterkopfes mit der mächtigen Stirn, der Adlernase und dem sinnlichen, aber sehr anmuthig zuckenden Mund machte er keinen eigentlich imponirenden Eindruck, weil er, sehr kurzsichtig, seine an sich schönen Augen immer unangenehm zusammenkniff, sie nur selten aufschlug, und weil er seine jüdische Abstammung, von der in seinem blonden und blauäugigen, ganz germanischen Kopf keine Spur zu entdecken war, um so deutlicher durch seine schlechte Haltung aussprach, da er, obwohl von Hause aus breit und gut gebaut, doch den schleppenden, nachlässigen Gang seiner Rasse hatte. Er sprach fast nie zusammenhängend, sondern machte nur immer Ausfälle und unendlich drollige Bemerkungen, besonders wenn er durch Widerspruch gereizt ward. Auch brachte er offenbar immer schon einige kostbare Witze fertig mit und leitete die Unterhaltung dann so, daß er sie wirksam anbringen konnte. Da Laube auch Meister in scharf zugespitzter Sprechweise war, Wagner aber im sprudelnden Erzählen seines Gleichen suchte, so war das Gespräch dieser durch die schönen Frauen und den guten Wein ohnehin animirten Männer allerdings wohl eines der glänzendsten, die ich je gehört. Das schienen auch Andere zu finden, denn ich bemerkte später, daß am nächsten Tische Deutsche saßen, die uns beständig beobachteten und zuhörten. Bald nahm ich dasselbe an einem zweiten Tisch wahr und hörte endlich auch an den anderen allen deutsch sprechen, so daß also wir uns unbelauscht Glaubende zufällig unter lauter Landsleute, möglicher Weise auch unter spionirende, gerathen waren, was uns damals schlecht bekommen konnte.

Von nun an sah ich Heine noch öfter und lernte ihn trotz meiner Inferiorität ziemlich gut kennen. Daß er mir das gestattete, hing wohl mit meiner Bewunderung zusammen. Entzückt von ihm und längst sein glühender Verehrer in einem Grade, daß ich das Buch der Lieder ziemlich auswendig wußte, hatte ich in der glücklichen Täuschung über das Maß meiner Kräfte, die so oft die Begleiterin der Jugend ist, ihn gebeten, mir doch einmal zu seinem Bildniß zu sitzen, und er sagte mir auch zu, was mich heute noch wundert. Ja, er kletterte sogar mehrmals in mein armseliges Zimmer im vierten Stock hinauf, um mir zu sitzen, wohl weil er mit den von ihm vorhandenen Bildern nicht zufrieden war. Da bot mir nun die Unterhaltung während des Sitzens reichlich Gelegenheit, ihn würdigen zu lernen, wenn ich sie nur besser verstanden hätte, d. h. in Welterfahrung und Urtheil nicht viel zu tief unter ihm gestanden hätte, um ihm immer folgen zu können! Einiges kann ich indeß heute noch nachtragen, obwohl ein halbes Jahrhundert seit jenen so hochinteressanten Gesprächen verflossen. Natürlich drehten sich dieselben zunächst um seine Dichtungen, deren Zauber ich so naiv genossen hatte, daß ich, noch nicht wissend, wie die Vereinigung vollendeter Natürlichkeit mit Formenschönheit in der Kunst immer am schwersten zu erreichen ist, in meiner Eselei einmal meinte, „er müsse diese köstlichen Verse nur so aus dem Aermel geschüttelt haben." Da kam ich aber schön an; er erwiderte mir mit einem Seitenblick tiefster Verachtung: „Ja, wenn Sie es nur wüßten, wie ich oft tage-, ja wochenlang an einem einzigen Verse herumgefeilt habe!" Auf alle damaligen deutschen Dichter hielt er nicht sonderlich viel, und selbst Laube traute er nicht die Fähigkeit zu, noch weiter zu wachsen. Nur von Goethe und seiner wie Anderer Polemik gegen ihn sagte er lachend, daß er sie so rasch aufgegeben, weil er glücklicher Weise bald eingesehen, daß keine Ehre mit ihr zu holen sei. — Im Uebrigen machte er aus seiner Verachtung des deutschen Volkes kein Hehl, so wenig als aus seiner Bevorzugung der Franzosen, und als ich gereizt erwiderte, daß ich im Gegentheil diese langweilig finde, weil sie alle einerlei Geist oder doch Schliff hätten, so gab er das wohl zu, meinte aber, die reine, absolute Eselei sei eben doch nur in Deutschland in solchem Grade zu finden. — Weit mehr als die deutschen interessirten ihn die französischen Schriftsteller und Künstler, und nicht ohne Selbstgefälligkeit bemerkte er von der damals auf der Höhe ihres Ruhmes stehenden George Sand: „Wir haben uns einst sehr geliebt und lieben uns noch." Bald darauf führte er Laube bei ihr ein, wo sie auch Lammenais trafen. Da behauptete Laube nun, daß ohne Märtyrer keine große Idee sich durchsetzen lasse, Heine aber bekannte lachend, daß es ihm nicht einfalle, sich zum Märtyrer zu machen, obwohl er in der Rue des Martyrs wohne ... Von den Frauen hatte er speziell eine sehr geringe Meinung, hielt sie für untergeordnete Wesen — wohl im Hinblick auf die seinige, bei der er mich besonders warnte, ihr

ja von nichts zu sprechen, was man kaufen könne, da sie es sonst gleich haben wolle. Paris war damals sehr unruhig, und so ward auch einmal, gerade während er mir saß, Generalmarsch unter meinem Fenster geschlagen. Da litt es mich nicht daheim, und ich schloß die Sitzung früher als gewöhnlich, wo er mich dann warnte, nicht unvorsichtig neugierig zu sein, da erst vor einem Jahre einer seiner Neffen auch von ihm weg gegangen sei, um die Unruhen zu sehen, den er dann später nur in der Morgue mit einer Kugel im Kopf wieder gefunden.

Auch auf seinen späteren Lebensfahrten, in England, Dresden, Berlin, München, Karlsbad, Wien ist Pecht noch oft mit berühmten und interessanten Menschen zusammengekommen. So ist ihm ein köstlicher Sommermorgen in Otto Ludwig's Gesellschaft bei Meißen unvergeßlich. „Da gingen wir in dem lieblichen Waldthal spazieren und er erzählte mir, unter welchen Kämpfen er sich als blutjunger Thüringer Junge allmählich zum Bewußtsein seines Dichterberufes emporgerungen. Ich habe eigentlich nie mehr eine solche Plastik des Ausdruckes gefunden, als er sie besaß und nun vor mir entwickelte, als er mir später das allmähliche Auftauchen seines Nervenleidens schilderte, welches ihn damals schon Monate lang zu jeder Arbeit unfähig machte und seinem Leben ja auch ein so frühes Ziel gesetzt hat. Die Proteus-Natur solches Uebels verstand er aber in einer Anschaulichkeit wiederzugeben, die eigentlich hochpoetisch war, da sie den Hörer all das mitfühlen ließ, ja ihn auf's Tiefste erschütterte, wenn er sah, wie sich dem Manne Körperschmerzen in tiefsinnige Gedanken und poesievolle Phantasien umsetzten." Weniger entzückt ist Pecht von Gutzkow. „Das Laurende, Hinterhaltige dieser vom glühendsten Ehrgeiz verzehrten Natur war in hohem Grade antipathisch, obwohl er sehr unterhaltend sein konnte, wenn er gerade für sich einnehmen wollte. Er hatte ein Spitzmausprofil, das Ramberg köstlich zu karikiren verstand, und seine zugekniffenen Augen harmonirten nur zu sehr mit seinem keinerlei Hingebung kennenden schnüffelnden Wesen." Von Interesse ist auch seine Erinnerung an Chopin.

In London lernte ich auch Chopin kennen, welcher sich vor der Pariser Revolution geflüchtet hatte. Klein und zierlich, von jener matten Bläße, die zu schwarzlockigem Haar so gut steht, machte er einen höchst anziehenden Eindruck, obwohl er einem fast wie ein Sterbender erschien. Ich habe nie einen feineren Menschen gesehen von solcher fast mädchenhafter Zartheit. Schien ihm doch selbst das Sprechen schon Schmerz zu machen. Dennoch ließ er sich noch bewegen zu spielen, wo ich denn freilich etwas so Feines und Gefühlvolles kaum jemals wieder gehört habe. Sein Spiel voll unendlich süßer Wehmuth und Sehnsucht klang aber wie ein Abschied von der Welt, von aller Liebe und Lust, und wie die Ahnung einer höheren. Einstweilen traf ich ihn noch verschiedene Male in Gesellschaft und einmal unter Umständen, die es mir unvergeßlich machten. Es war das bei dem damaligen Minister und liberalen Parteiführer Milner-Gibson, zu dem ich auch, Gott weiß wie, eine Einladung erhalten hatte. Die Engländer haben nun die fatale Gewohnheit, zu ihren Routs dreimal mehr Leute zu bitten, als da Platz haben, wobei man voraussetzt, daß der Gast nur spät kommen oder höchstens eine Stunde bleiben werde. Als ich nun in die von der Hausthüre an mit kostbaren Teppichen belegte und geheizte Wohnung eintrat, war schon alles so voll, daß ich nur die oben an der Treppe stehende und die Gäste im Schweiß ihres Angesichts empfangende Dame des Hauses begrüßen und mich in das erste Zimmer drängen konnte, um alsbald die Unmöglichkeit einzusehen, weiter zu kommen. Dort begegnete ich Chopin in dem Gedränge eingekeilt, froh, in mir wenigstens einen bekannten Menschen zu sehen. Wir wollten uns nun in's immerhin noch etwas weniger gefüllte Vestibül zurückziehen, wurden da aber alsbald an die kleine, zum oberen Stock führende eiserne Treppe gedrängt. Dort stiegen wir einige Stufen empor, damit sich der arme Chopin doch setzen und etwas Luft schöpfen konnte. Aber alsbald setzte sich eine ermüdete Dame vor uns auch auf die Treppe, der eine zweite und dritte folgten, so daß wir ganz hinauf genöthigt wurden. In dieser Situation mußten wir nun zwei Stunden ausharren, da sich die Damen mit echt englischem Phlegma nicht vom Flecke rührten, offenbar weil sie es ganz amüsant fanden, die Gesellschaft hier eintreten und zurückfluthen zu sehen. Der arme schweißtriefende Chopin seufzte nur immer „Ah, c'est affreux" und ich fürchtete fast, ihn ohnmächtig werden zu sehen, bis endlich die Treppe wieder frei wurde und wir uns flüchten konnten. Ich glaube aber, das fatale Abenteuer hat nicht wenig zur Beschleunigung seines wenige Monate später erfolgenden Todes beigetragen.

Ueber die Art, wie er die Bekanntschaft Scheffel's machte, erzählt Pecht:

Mich viel in den urwüchsigen römischen Weinkneipen herumtreibend, fand ich eines Abends zu seiner Rechten einen bildhübschen Jüngling sitzend, der sich mir als durchreisender Landsmann und Jurist aus Karlsruhe vorstellte. Er hatte zufällig mein Goethebild in Frankfurt einmal gesehen und gab sich im Verlauf der Unterhaltung als großer Kunstfreund zu erkennen, der jetzt noch unsicher schwanke, ob er die Juristerei weiter treiben oder sich ganz dem poetischen Schaffen, zu dem ihn seine Neigung am meisten hinziehe, widmen solle. Da ich begreiflich nicht den mindesten Begriff von seiner Begabung nach dieser Seite hin haben konnte, so blieb mir als weisem Mann nicht viel Anderes übrig als ihm abzurathen, seine gesicherte Lebensstellung aufzugeben, ehe er nicht vollgültige Beweise für seinen Dichterberuf habe, da man doch nie im Voraus wissen könne, wie weit das Talent reiche. Dabei kam nun heraus, daß ich ebenfalls auf dem Sprunge sei, mich hier literarischer Beschäftigung zu widmen, ja sogar die Absicht hegte, ein Buch über Italien zu schreiben. Davon rieth er mir aber mit noch viel größerem Eifer ebenfalls ab, ja beschwor mich förmlich, mich doch ja nicht so zu zersplittern, mein Talent zur Malerei habe ich ja mit jenem Bilde ausreichend bewiesen, und ich solle mich doch um Gotteswillen hüten, zwischen zwei Stühle zu sitzen. Das that der junge Mann übrigens mit so viel Liebenswürdigkeit, seine Unterhaltung zeigte überhaupt eine so bezaubernde Mischung von gesundem Menschenverstand, köstlichem Humor und hoher Idealität, daß wir bis Mitternacht bei einander sitzen blieben und sehr viel feurigen italienischen Wein daran wendeten, um uns gegenseitig die deutsche Tinte auszureden.

Ich knüpfte bei meinen wiederholten Besuchen in Karlsruhe die Bekanntschaft mit Scheffel wieder an. Wie er mich seiner Zeit in Rom durch seine herrlich frische Persönlichkeit bezaubert, so hatten mich seither seine Dichtungen entzückt, weil sie, strahlend vom Glanz ewiger Jugend, zugleich so getränkt von echt alemannischem Geiste, ja die edelste Verkörperung desselben sind, die es in der Kunst überhaupt gibt. Jetzt war er bereits ein hochberühmter Mann geworden, dem aber gleichwohl das Leben keinen Schmerz geschenkt. Hatte er doch erst seine blühend schöne, geistvolle und liebenswürdige Schwester in Folge eines Eislaufs im Starnbergersee tragisch dahingerafft sehen müssen, und war dann durch eine wenig glückliche Ehe mit einer hochachtbaren, aber ihn und sein frisches Temperament durchaus nicht verstehenden Frau Jahre lang bitter gequält worden, da er sie ebenso zärtlich liebte, wie sie ihn, ohne daß sie sich doch je hätten vertragen können. Dergleichen erscheint unmöglich und ist auch Anderen schwer verständlich zu machen, wenn man die in Frage kommenden Charaktere nicht kennt. Mit dem Vertrauen, das er mir vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an erwies, hat er mir auch diesen Hauptschmerz seines Lebens einmal auseinandergesetzt, der ihm das Dasein schon so lang vergällte. Damals war er aber noch voll Hoffnung, daß sich die geliebte Frau doch wieder eines Besseren besinnen und zu ihm zurückkehren werde, eine Hoffnung, die sich freilich erst in seinen letzten Augenblicken erfüllen sollte. Es war mir das ein rechtes Beispiel, daß wenn ein Mann nur schwer über die Gewöhnungen seiner ersten Erziehung wegkömmt, eine Frau vollends dies nie vermag. Die Erziehung der Frau v. Scheffel aber war hocharistokratisch und norddeutsch zugleich gewesen. So konnte sie denn, wie es scheint, nicht von der Meinung loskommen, daß sie sich zu dem bürgerlichen Dichter doch eigentlich herabgelassen habe, eine Anschauung, die freilich Scheffels wohlbegründeten Stolz darauf, daß ihn die Natur noch ganz anders geadelt hatte, auf's tiefste verletzen mußte. Ebenso hatte sie, wie die meisten feinen und zarten, mimosenhaft empfindlichen Frauen, gar keinen Sinn für Humor, und vollends der studentenhaft tolle und übermütige ihres Gatten mit seiner süddeutschen Kneipseligkeit war ihr bald ein Greuel, wenn er die Dinge mit urkräftigem Behagen so derb beim Namen nannte. Man denke sich nur Tasso's Prinzessin und ihre Mienen beim Vorsingen des Gaudeamus! So war ihr das, was alle Welt an ihrem Mann entzückte, bald der größte Schrecken. Natürlich mußte ihn das reizen, daß er in seinem Besten und Herrlichsten so gar nicht erkannt ward von ihr, und so war der Verstimmungen kein Ende, die denn auch bald zu einer Trennung führten. Die Geburt eines prächtigen Knaben gab dann nur zu bald neue Veranlassung zum Streit, da sie mit mütterlicher Zärtlichkeit ihn gründlich zu verziehen drohte, so daß der Vater sich genöthigt glaubte, ihr den Knaben eines schönen Tages vermittelst Einbruches kurzweg zu stehlen, da sie ihn gutwillig nicht hergeben wollte. — Das Alles erfuhr ich nun zugleich mit dem Bekenntniß, wie er die Hoffnung nicht aufgebe, daß sie sich trotz dieser Kindereien und Lappalien doch wieder zusammenfinden würden. Es schien das auch um so wahrscheinlicher, als Scheffel bei all seiner gelegentlichen Fröhlichkeit doch ein so feiner und taktvoller Mann war, den gewiß nie Jemand auf einer Rohheit ertappt hat. Da mußten ihn wie uns Alle die über ihn ausgesprengten Gerüchte, als ob er ein Trunkenbold und die Trennung seiner Frau die Folge der dadurch herbeigeführten Scenen sei, um so tiefer verletzen. Denn nichts war irriger, ja böswilliger, als gerade diese Verleumdung. Daß er im Trinken zu viel gethan hätte, das war nicht einmal in Rom der Fall gewesen, wo wir doch im Kreise von lauter ausgepichten Zechbrüdern bis lang nach Mitternacht fröhlich zusammen gesessen waren, und es ihm kein Mensch verdacht hätte, wenn er einen Haarbeutel nach Hause getragen. Ebenso hätte er von solcher Neigung doch Spuren zeigen müssen, als ich ihn jetzt in Karlsruhe eines Morgens besuchte, wo er denn sofort ausrief: „Ach, das ist prächtig, daß Sie gerade jetzt hierherkommen, da müssen Sie aber auch gleich das Mittagessen bei mir einnehmen, wozu ich dann noch ein paar Freunde einladen will, nachdem ich eben eine Sendung trefflichen italienischen Weines bekommen, den wir da erproben wollen." Als ich Mittags kam, fand ich den genialen Architekten Durm und den Landschafter Klose, intime Jugendfreunde, vor denen er sich gewiß nicht genirt hätte, ein Gläschen über den Durst zu trinken. Das Diner begann, und er verstand es wie Wenige, den liebenswürdigen Wirth zu machen, der wahrhaft unerschöpflich war in drolligen Einfällen und feinen Bemerkungen, so daß wir selig von ein Uhr bis sechs beisammen sitzen blieben, wo er mit seinem glänzenden Humor die Kosten der Unterhaltung fast allein bestritt und daneben eine Flasche um die andere von den trefflichsten italienischen Weinen entkorkte.

Aber selbst hier, wo er so recht glücklich war, weil er sich verstanden und geliebt fühlte, war er bis zuletzt seiner Sinne genau so mächtig als zu Anfang, ja, als wir uns um sechs endlich erhoben, um noch einen Spaziergang zu machen, war er beim Gehen in der frischen Luft nicht weniger sicher und fröhlich als bei Tisch. Jedes Uebermaß widerstand offenbar seiner feinen und taktvollen Künstlernatur nicht weniger als jede Rohheit. Ich habe auch noch in späteren Jahren öfter Gelegenheit gehabt, mit ihm bald in Gesellschaft, bald auch allein bis spät in die Nacht zusammen zu sitzen, und immer gefunden, daß er sich vollkommen gleich blieb in seiner unvergleichlichen, vom köstlichsten Humor getragenen Liebenswürdigkeit. — Da ich genau dasselbe auch von seinen nächsten Freunden über ihn gehört habe, so ist diese Beschuldigung der Liebe zum Trunk bei ihm offenbar eine arge Verleumdung, die nur durch den in seinen Trinkliedern enthaltenen tollen Jubel entstanden sein kann, wenn sie nicht gar von solchen ausgestreut ward, die ihr eigenes Verhalten gegen ihn dadurch entschuldigen zu müssen vermeinten.

Das ist aber umso eher möglich, als er von seiner juristischen Praxis her wenigstens gelernt hatte, mit äußerster Beharrlichkeit sein Recht zu verfechten und nicht zu ruhen, bis er es erstritten. So hatte er um das Eigenthumsrecht seines „Trompeters" viele Jahre zu kämpfen, da ihm dasselbe in Folge eines ungenügend abgefaßten Contractes in wahrhaft schmählicher Weise entzogen ward. Denn aus den Händen seines ersten Verlegers, der zugleich sein intimer Freund war, ging dasselbe nach dessen frühem Tode an einen Berliner Buchhändler über, der sich um ihn gar nicht kümmerte und Auflagen über Auflagen druckte, ohne ihm einen Heller zu geben. Nun prozessirte er lange Zeit erfolglos, und erst nach der Errichtung des Reichsgerichtes, an das der Prozeß in letzter Instanz ging, verhalf ihm dasselbe zu seinem Eigenthum. Für die vielen ihm durch diesen Streit, der ihm alle Stimmung raubte, verdorbenen Jahre erhielt er freilich keine Entschädigung. Ebenso verwickelten ihn seine beiden köstlichen Landhäuser bei Radolfzell am Bodensee in mehrfache Rechtshändel mit den Nachbarn, wo er keineswegs immer siegte, so hartnäckig er sie auch durchfocht. Man mußte ihn eine solche Prozeßgeschichte erzählen hören, um zu begreifen, wie der sonst so freigebige Mann mit echt alemannischer Starrköpfigkeit sein wirkliches oder vermeintliches Recht bis auf's letzte Tüpfelchen hinaus verfocht und sich eher durch die Streiterei um alle Schaffenskraft brachte, als nachzugeben. — Nur so läßt sich auch seine geringe Fruchtbarkeit in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens erklären, da Ehe und Prozesse in denselben ihn zu nichts kommen ließen. Zog er sich doch deshalb so viel als nur möglich von aller Gesellschaft zurück, für die er ja ein so unvergleichliches Talent besaß, also sie eigentlich hätte lieben müssen. Aber seine Nerven waren durch alle die aus jener Quelle stammenden Aufregungen so zerrüttet, daß der große, kräftig gebaute Mann oft jeder geistigen Beschäftigung aus dem Wege gehen mußte. — So gehörte es auch offenbar zu seinen daher stammenden Eigenheiten, daß er einen fast nie ansah, selbst wenn er das Wort an einen richtete, eine Gewohnheit, die sich erst später bei ihm ausbildete.

Natürlich läßt Pecht keinen Anlaß vorübergehen, seinen bekannten nationalen Standpunkt in Sachen der Politik, der Kunst und des öffentlichen Lebens hervorzuheben. Immer und immer wieder beklagt er, daß man in der Schule stets nur auf das zeitlich und räumlich Ferne als den Sitz alles Schönen und Edlen hinweise und die Kenntniß der eigenen Heimath, ihrer Sprache, Kunst und Literatur auf's Schmählichste darüber vernachlässige. „In Süddeutschland trägt die Hauptschuld der Katholicismus, der insbesondere in Oesterreich, aber auch sonst überall dem Deutschthum durchaus feindlich ist." Die Malerei hat Pecht längst an den Nagel gehängt und 1883 sogar sein Atelier aufgegeben, um jeder Versuchung zu entgehen, je wieder den Pinsel in die Hand zu nehmen. „Denn," schreibt er mit großer Offenheit, „wenn man endlich zum Bewußtsein kommt, daß man von einer Muse, der man so treu gehuldigt, dennoch beharrlich verschmäht, ja genarrt worden sei, so läßt das, wie alle verschmähte Liebe, doch zuletzt eine Art Dépit zurück. Gemildert wurde er mir nur dadurch, daß ich mir mit der Malerei wenigstens ein Vermögen verdient hatte, das mich vollständig unabhängig machte, was nur mit der Schriftstellerei allein niemals möglich gewesen wäre." Im Uebrigen ist der alte Herr auf die neue Zeit nicht besonders gut zu sprechen. „Wie man in der Kunst allmählich immer mehr vergaß, daß sie der höchste Ausdruck des nationalen Lebens, unserer Sitten und Ideale sein müsse und sofort alles Interesse verliere, sowie sie aufhöre, diesen Erdgeschmack zu zeigen, wie man in Deutschland alles mögliche Fremde dem Einheimischen vorzog, um es nachzuahmen, so machte in der Politik die Vaterlandsliebe auch mehr und mehr einem charakterlosen Kosmopolitismus Platz." Er selbst darf sich mit Fug rühmen, daß er den Idealen seiner Jugend treu geblieben ist und heute noch als Achtzigjähriger dafür kämpft. Das beweist auf jeder Seite sein schönes, erinnerungsreiches Buch.

Ein Lithauer Bauernspiegel.

Von Felix Poppenberg.

Aus dem Frühlingskranz, den Herder auf grüner Haid' im weiten Feld emsig erntend geflochten hat, leuchten in vollen, starken Farben die Blüthen lithauischer Volkslyrik. Schon vor ihm hatte Lessing jene Dainos voll naiver Lieblichkeit und schlichter Herzenseinfalt, deren Dichter kein Lied, kein Heldenbuch mehr kündet, hochgelobt. Hier war Natur und Menschlichkeit, ungeschminkt im Guten wie im Bösen, hier war charakteristisches durch nichts retouchirtes persönliches Gepräge, hier war ein scharfer und heller Sitten- und Gefühlsspiegel. Doch nicht nur die Volkspoesie der Lithauer zeigt diese Eigenschaften, sondern auch ihre Kunstpoesie. Die Kunstpoesie der Lithauer umfaßt einen einzigen Band und sie wird vertreten durch einen einzigen Mann, durch den Bauernpriester und Bauerndichter Christian Donalitius.

Von langem Schlaf sind seine Dichtungen jetzt durch eine neue, freie und zugleich die Eigenart streng wahrende Uebersetzung erweckt worden.*)

Christian Donalitius, der arme Bauernjunge aus Lasdinelen, der hungrige Kandidat von Königsberg, der hypochondrische, strafpredigende Seelsorger von Tolkinkemen, gibt sich in seinen Gedichten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts als consequenten Realisten. In einer Zeit, da die Anakreontik mit ihrem Heer amorettenumflügelter Schäfer und Schäferinnen, den Triumph der Empfindsamkeit und Unnatur feierte und mit dem blauumbänderten Watteaustab die Literatur in den Zierbann zwang, schilderte dieser Lithauer, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, was dort draußen vorging (war er doch gleich Kant nie über seine Provinz hinausgekommen), das Leben seiner engen, kleinen Welt, der Bauern Leiden und Freuden.

Niemandem eiferte er nach, nur der Natur; ohne Furcht vor den Zärtlichen nahm er auch das Gemeine und das Rohe unter den Bildern seines Guckkastens auf. Er schuf einen getreuen Bauernspiegel, der wie alles Starke, Eigene, Charakteristische den Verfasser überlebt und bleibendes Interesse behält. Voß, den derben Niederdeutschen, der die degenerirte verlebte deutsche Idylle durch gesundes, rothes Bauernblut auffrischte, übertrifft er durch Anschaulichkeit; gleich ist Beiden als Lehrlingen der Griechen und Homeriden, die Form, der Hexameter, den der Lithauer noch vor dem Erscheinen der ersten Messiasgesänge anwendete. Und in diesem klassischen Rahmen strenger Formreinheit sind nun Gemälde von niederländischer Derbheit, gemalt mit dem Pinsel eines David Teniers, eingespannt. Wie dieser stellt er mit Vorliebe dörfliche Schmaus- und Trankergötzlichkeiten dar. Farbig und plastisch wird eine ländliche Hochzeit geschildert, nicht sanft idyllisch und beschaulich-gemüthvoll wie beim ehrwürdigen Pfarrer von Grünau, sondern mehr nach Art der Hemsöer Leute mit allen Grobianismen . . .

Laut schreiend und lärmend ziehen die Gäste, vom Hochzeitsbitter geladen, zum Hof des Brautvaters. Die Männer festgegürtet, auf frisch gewaschenen Pferden, an den Füßen hohe Stiefel oder neue Bastschuhe; die Frauen in Haube, Schleier und Leintuch; die Jungfrauen mit dem hohen Kranz auf den Zöpfen. Der Brautvater bietet Branntwein zum Willkomm, die Mutter Weizengebäck. Das junge Paar wird begrüßt und dann geht ein Gastmahl an, wie bei der Hochzeit des Camacho. Solche gewaltige Fleischmassen brodeln im Ofen, daß auf den Gassen ein gewaltiges Brausen sich erhebt. Die flinken Hochzeitsbitter tragen auf „fettes Rindfleisch, Stücke vom Schwein und gebratene Gänse, Zunge und Leber in Menge, auch weichgesottene Kaldaunen."

Gierig fallen die Gäste darüber her. Sein Messer hat Jeder mitgebracht. Die meisten aber brauchen es nicht, sie greifen mit den Händen in die Schüssel, fassen die Stücke Speck

*) Christian Donalitius, Lithauische Dichtungen. Uebersetzt und erläutert von L. Passarge. Halle a./S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

mit den Fingern, drücken die Nägel darein und verschlingen sie, daß ihnen das Fett von den Lippen hinab in den Bart trieft. Knechte kommen und schleppen auf einer Trage ein mächtiges Bierfaß und des Zapfens und Füllens wird kein Ende. „Säuische" Lieder stimmt man an, einer erzählt dem Anderen fabelhafte Aufschneidereien von Ochsen und Pferden. Die Frauen bleiben derweilen auch nicht müßig, sie preisen ihre Haushähne, Gänse und Enten und lassen ein Glas Branntwein nach dem anderen in die Kehle laufen.

Jetzt aber stellen sich die Spielleute ein mit Cymbel, Geigen und Pfeife — die Aufforderung zum Tanz. Auf dem Estrich stampfen die groben Stiefel, Andere springen in Bastschuhen, Viele auch barfuß, die Röcke werfen sie ab; manch einer kann aber die Füße längst nicht mehr regen und liegt, von der Bank herab gestürzt, schwer „wie ein polnischer Dudelsack" auf dem Boden.

Zum Schluß gibt's fürchterliche Hauerei. Erst werden einige Gäste, die sich noch uneingeladen einstellen, mit birkenen Knütteln hinausgeprügelt, dann aber entspinnt sich Zwist im eigenen Lager. Vier gute Freunde gerathen sich in die Haare; zu scheußlichen Klumpen geballt, gleich einem „verzottelten Zopf" wälzen sie sich über den Boden. Den am meisten Zerbläuten schleppt man dann heim. Sein Weib, seine Kinder und die jammernd herbeigerufenen Dorffrauen erheben ein Klaggeheul und schaffen Salben und Kräuter herbei. Als aber der Todtgeglaubte sich erholt, fährt er wie ein Rasender auf und verprügelt, damit seine Lieben seine Schmerzen mit empfinden, nun seinerseits die ganze Familie. —

Mit dicken Farben malt Donalitius arge Sitten. Das verlumpte Bauernhaus mit dem zerrissenen Dachstuhl, von dem die zerfetzten Lappen dahinflattern, mit den verfaulten Sparren und Giebeln. Ueberall liegen Düngerhaufen und in der Stube treiben Schweine ihr Wesen. Lüderliche Wirthschaft, wo Frau und Mann Alles durch die Gurgel jagen, und die Mutter auch die Kinder schon mitnimmt, wenn sie sich betrinkt. Eigensinn und Störrigkeit der Bauern, die nur gezwungen die Kinder zur Schule schicken.

Die Schilderung des Lebens bekommt ihren Hintergrund durch Schilderung der Landschaft. Auch hier Anschaulichkeit, kräftige, frische Farben. Aber auch hier Vorliebe für das Rauhe, Wilde und Zurücktreten des Milden, Idyllischen. Donalitius ist nicht so hold den sanften Tagen wie die zeitgenössischen Lenzpropheten. Er spricht in seinen „Jahreszeiten" weniger von den „Freuden des Frühlings" als von den „Sorgen des Winters"; weniger von dem Wiederaufleben der Blumen, als von den todesstarren Fichten mit ihren zottigen, langen, bepuderten Locken; von nacktem Gestrüpp; vom pfeifenden Wind, der durch den laut aufseufzenden Wald braust und die Stämme zu Stümpfen knickt; von den Wölfen, die mit Geheul und Geschrei das Dunkel erfüllen.

Christian Donalitius war nicht nur Dichter, er war auch Prediger und wie jener andere Bauernprediger Jeremias Gotthelf, gleich kräftig in Schilderung wie in Lehre. Er dichtet nicht, um zu dichten, sondern um zu erziehen. Die lehrhafte Tendenz waltet immer vor.

Der lithauische Cato mahnt zur Mäßigkeit und warnt vor dem Schwelgen, aber nicht mit dürren Worten, sondern mit anschaulicher Handlung führt er eine Schreckenskammer voll mahnender Beispiele vor. Als laudator temporis acti tritt er hin und weist zürnend auf die neuen Moden und Sitten, auf die Stiefel nach französischem Zuschnitt, auf Nachäfferei fremden Tandes. Sehr schlecht ist er auf die Deutschen zu sprechen. Ihr Beispiel verdirbt, und so mancher, der zwar lithauisch spricht und lithauisch tanzt, flucht und singt doch nach Art der Deutschen und läuft täglich in's Wirthshaus.

Praktische Haushaltungsrezepte ertheilt er; Sparsamkeit und Sammeln in guten Tagen für die bösen Tage empfiehlt er; bewahrt das Feuer und das Licht, mahnt er; vergeßt nicht Gott, predigt er. —

Der Glaube, den Donalitius lehrt, ist jene, dem Gefühl abgewandte Aufklärungsreligion der Zeit. Ganz aus ihrem Geist heraus klingt jene Aufforderung, Gott nach jeder Mahlzeit zu danken, mit dem Hinweis auf den „rothen, schwarzen, falben und gestreiften Ochsen", der die „knisternden Halme frißt, indem er beständig uns anblickt. Ach wenn sie reden nur könnten, und zwar lithauisch, sie würden sicher für unsere Gaben schön danken." —

Lehrhaft schließt des Donalitius Werk. Wie die Sprüche Salomonis zuletzt das Musterbild des tugendsamen Weibes aufstellen, so zeigt er am Ende der „Jahreszeiten" das Ideal eines Bauern, eines Lithauers, wie er ihn sich denkt. Und seine Cardinaltugenden sind Einfachheit, Sparsamkeit, Frömmigkeit und — Pünktlichkeit im Steuerzahlen. —

Doch alle diese Moralitäten, die pompös einsetzen: „Komm o Mensch hierher und such zu erkennen" oder „Nun nichtsnutziger Mensch, was sagst du zu dieser Geschichte" vermögen nicht das Dichterische in ihm zu übertönen. Wenn er schildert merkt man, wie ganz er bei der Sache ist, wie ihn die Scenerie und die Personen interessiren, wie ihm die Schilderung zur Hauptsache wird. Erst wenn das Bild in allen seinen Theilen fertig ist, und an der Wand hängt, besinnt er sich auf den pädagogischen Zweck und schiebt schleunigst noch die birkene Ruthe hinter den Rahmen, die nun nachdenklich hervorsieht.

Die Ruthe ist dürr geworden in anderthalb Jahrhunderten, das Bild aber und seine Farben sind frisch geblieben. . . .

Eine neue Weltanschauung.

Von Hans Schmidkunz.

Die Kunst des Weltanschauens, die durch ein terminologisches Unglück noch immer denselben Namen führt wie die philosophische Wissenschaft, trägt trotz ihrer Zurückdrängung durch diese noch beachtenswerthe Blüthen. Deutschland sah in rascher und bunter Folge eine Reihe von Weltanschauungen entstehen und vergehen, bewundert und verlästert werden; von Kant bis zu Schopenhauer und weiter herab bis zu ihren Nachfolgern in unseren Tagen zogen, wie einst die Sagen in den Volksepen, so die Weltideen in den Systemen an den staunenden Hörern vorüber; keines Sehers Deutungen so gediegen und so überhört wie die Gustav Theodor Fechner's. Die verschiedenen Bedürfnisse des Menschen befriedigen sich in verschiedenen Zeiten verschieden: diese Zeit gehörte dem „metaphysischen Bedürfniß", und prachtreicher hat es sich wohl selten entfaltet und befriedigt als in diesen Philosophien. Wer sich ihnen hingibt, sieht sich in eine fremde abenteuerliche Welt entführt, die von ihm vor Allem verlangt, daß er seine gewohnte Orientirung aufgebe: er darf nicht mehr rechts für rechts, links für links, oben für oben halten, sondern muß fühlen wie der Halbschlafende, der sich in seinem Raum nicht mehr zurechtfindet. Dann aber entführt ihn die geniale Kraft, der er sich hingegeben hat, durch's Unermeßbare, bald schneckenlangsam von Stelle zu Stelle, bald in rasendem Flug mit Einem Mal durch ein unergründliches Ganzes hindurch; bald ist ihm, als schritte er nüchtern durch kopfgängerische Faschingstollheit, bald wieder, als trüge ihn mathematische Beweiskraft auf sicherstem Boden, und bald, als risse ihn ein Sturm von allem Festen hinweg.

Lang hatte ich dieses Gefühl nicht mehr gehabt, und lächelnd begrüßte ich's gleich einem alten Bekannten, als ich die jüngste Frucht deutschen Philosophirtriebes anschnitt und in mich aufnahm, die erste Offenbarung des neuesten Systems, des „Polarismus". Der Mann, der sich anschickt, es durchzuführen, Dr. Ferdinand Maack, praktischer Arzt zu Hamburg, ist kein schriftstellerischer Neuling mehr, sondern mehreren Fachkreisen bereits durch eine Reihe kleiner Arbeiten bekannt: den Aerzten durch eine Knochenschrift aus der Klinik Esmarch's, den Psychologen durch sein Schriftchen „Zur Einführung in das Studium des Hypnotismus und thierischen Magnetismus" (Berlin 1888, wohl noch immer die beste hypnotistische Ein-

führungsschrift) und durch eine Abhandlung „Ueber die Furcht krank zu sein oder zu werden" (Berlin 1890), den Metaphysikern durch seine „Präliminarien zu einer Philosophie des Gemüths" (Leipzig 1885), den Occultisten durch Beiträge zu ihrer Monatsschrift „Sphinx". Wohl keine allzu enge Vorbereitung auf die weltumspannende Denkarbeit eines System-Philosophen! Und vielleicht hat gerade diese weite Klafterung zwischen Schulwissen und Bergpartei, zwischen nüchterner Erfahrung und taumelnder Transscendenz ihm just die Gegensätze lieb gemacht und ihm, einem Humanitarier der theoretischen Welt, die Begeisterung für eine Ausgleichung des Entgegengesetzten geschürt. Sein Werk ist noch keine Kette von Bänden, ist vorerst nur ein bescheiden unscheinbarer Anfang, doch ausreichend, um zu zeigen, was er — ein Mann, der weiß, was er will — für uns bereit hält. Unter dem Gesammttitel „Geeinte Gegensätze" soll eine Reihe von Heften erscheinen; nach dem grundlegenden ersten ein zweites: „Können wir die Wahrheit erkennen?", ein drittes: „Die Entstehung des menschlichen Geistes", ein viertes: „Der vierfache Gegensatz", und weitere noch unbetitelt. Das erste ist bereits gedruckt*), führt das Motto: „Die Wahrheit liegt in der Mitte", und den Titel: „I. Eine Welten-Betrachtung" (Leipzig, Bacmeister's Verlag). Schwindelfreie Touristen aus den literarischen Alpen werden diesen kurzen aber steilen Grat mit bewunderndem Genuß beschreiten; der ungeübte Bergsteiger, zumal der, dem die unumgängliche Ausrüstung mit philosophischer Terminologie fehlt, wird freilich über dem vielen Klettern die weiten Ausblicke kaum genießen können.

„Der Verfasser unternimmt es, das gesammte menschliche Denken, Fühlen und Wollen zu polarisiren, d. h. nachzuweisen, daß die ganze äußere und innere Welt nach Gegensätzen angeordnet ist. Die Polaritäten stehen durch Vermittelung eines Dritten, in welchem sich die Differenzen aufheben, in factischen Wechselbeziehungen. Dies mittlere Prinzip, der »Indifferenzpunkt«, wird zur übersinnlichen, individuellen, einheitlichen Grundlage der Welt erweitert." So spricht sich der Prospect über das Ganze aus. In den späteren Heften sollen „auf allen Gebieten" u. s. w. „die Polarität und der Indifferenzpunkt aufgedeckt werden, jene als das Irdische und Vergängliche, dieser als das Ueberirdische und Unvergängliche klargestellt werden." „Obwohl jedes Heft dem Ganzen angehört, ist es doch für sich alleine" (sic) verständlich „und inhaltlich abgeschlossen." Wer sich nur einigermaßen in der nachkantischen Philosophie auskennt, wird in dieser neuen Gegensatzordnung jenen alten Dreischlag von Thesis, Antithesis, Synthesis wieder erkennen, mit dem Fichte und Hegel ihre Geistesschlachten geschlagen haben. Unser Polarisator jedoch betrachtet als seinen Hauptboden die indische Vedanta-Philosophie und tritt zugleich unausgesprochen in die Reihe der Nachfolger und Nachdenker Schopenhauer's ein. Auch seine Systematik gründet sich auf eine Unterscheidung der Erscheinungswelt von der übersinnlichen Welt: dort Gegensatz, hier Indifferenzpunkt; dort Polarisirung, hier Apolarität. Aber nicht genug: die übersinnliche Welt ist nicht das Letzte, denn noch besteht sie aus Individuellem, und wir müssen eine Schicht höher steigen, um jene Einheit zu erreichen, auf die nun einmal der systemdenkende Deutsche nicht verzichtet. Um die beiden oberen Schichten zunächst benennen zu können, greift unser Denker zu Namen, die gleich „Müller" und „Meyer" die meiste Verwendung aushalten müssen: zu „transscendental" und „transscendent", und benennt mit jenem Ausdruck die zweite, mit diesem die dritte Schicht; hier findet sich die „All-Einheit", Gott, mit dem sich schließlich zu vereinen Zweck der Individualitäten ist; nur hier besteht das „absolut indifferente Sein", gegenüber dem unter ihm liegenden bloßen „Dasein" — wie der Autor in weiterer Benützung der Terminologie unserer Ahnen unterscheidet. Daß er sich in dieser Benützung recht wohlbehaglich fühlt, zeigt u. A. die von ihm getheilte Verliebtheit deutscher Systemdenker in die Vorsilbe Meta; wie die „Metaphysik" eine höhere oder tiefere Physik sein sollte — mißverständlich — so wird das arme Meta gern auch sonst benützt, wo man etwas Höheres oder Tieferes nicht recht ausdrücken kann, und hat diesmal wieder eine neue Analogie nach „Metaphysik" gezeitigt, den „Metaorganismus", mit dem die Seele im Sinn eines Astralleibs gemeint ist. Maack, der sich Mühe gegeben hat, den Boden zu kennzeichnen, auf dem er mit seiner Weltanschauung steht — den „indogermanischer Philosophie" — übersieht doch, daß er zumeist auf einem besonderen Fleck dieses Bodens steht, auf dem der deutschen Philosophie, insonderheit der des ersten Drittels unseres Jahrhunderts. Mit weiten Gebieten der griechischen, mit der französischen und namentlich der englischen Philosophie hat Maack's Weltanschauung nichts zu thun — leider!

Doch nicht nur die Anschauungen, zu denen unser Autor gelangt, sind nachkantisch-deutsch, sondern auch die Wege, die er dazu einschlägt. Ich habe selten noch die Behauptungen mit solcher Wucht hinkrachen sehen wie hier. Das ist nicht mehr der vorkantische und nicht einmal mehr der kirchliche Dogmatismus, sondern nur eben der nachkantische. „Der einzig mögliche, aber auch einzig sichere Ausgangspunkt zur Beantwortung der vielen Fragen, welche die Sphinx des Lebens von jeher an den Menschen gestellt hat, ist das eigene, individuelle, unmittelbar als einheitlich empfundene Selbst, das Ich, Ego." Bum! Warum? „Ohne die beiden Axiome indischer Weisheit, ohne »Karma« und »Djanma« ist keine plausible Weltanschauung möglich." Bum! Ein kleiner schalldämpfender Belag ist immerhin manchmal um die niedersausenden Thesen gebreitet, ein Zeug aus wissenschaftsgeschichtlichen Fäden. So meint Maack, daß „das All-Eine das Wirkliche ist und" dessen „Glieder nur scheinbare Selbständigkeiten sind. Hiervon könnte jeden — wenn nichts anderes — die Geschichte seiner Wissenschaft überzeugen." Bum! (nur dumpfer.) Wieso? „Seitdem Kant kritisch nachgewiesen hat, daß keine Erkenntniß zu Stande kommen kann ohne unsere subjectiven Zuthaten . . . zum Objekt, dürfte das Ich als einzig möglicher Ausgangspunkt für die Lösung philosophischer Probleme allgemein zugestanden werden." Bum! (nur noch dumpfer.) Wirklich? Und es soll nach dieser Maack'schen Stelle Kantisch sein, „daß ich in allererster Linie nur etwas von meinem eigenen Denken und Fühlen-Wollen weiß, nichts von dem meiner Umgebung."

Neben der Bum-Methode, dem dogmatischen Hinfeuern, ist es noch eine Besonderheit, an der man den Epigonen des philosophischen Vormärz erkennt. Da wird viel unterschieden und benannt und erklärt, aber ohne daß der verarbeitete Stoff in seinem Umfang überschaut und beschrieben und die Begriffe in ihrem Inhalt genau markirt werden. Für die unterste der drei Schichten, für die Welt der Polarisationen, hat der Verfasser die synonymen Eigenschaftswörter „erscheinend", „phänomenal", „subjectiv", „sinnlich"; letzteres in dem auch die innere Erfahrung umschließenden weiteren Sinn, doch ohne daß uns diese Erweiterung angezeigt wird. Diese Welt zerfällt in zwei Pole, die Materie (−) und den Geist (+), und einen Indifferenzpunkt, die Seele oder das Gemüth (±). Auf Geist und Seele vertheilen sich die psychischen Vorgänge; als diese werden uns vorgeführt einerseits die Bethätigungen der „Intelligenz", des „Verstandes", der „Sprache (Denken)", andererseits des „Willens", des „Gemüths" (wozu dann noch dort „Wissen" und „Wissenschaft", hier „Glauben" und „Religion" kommen). Wo bleiben dann aber die übrigen psychischen Vorgänge, z. B. das Empfinden, die Phantasie, die Triebe, die Gefühle? Oder ist z. B. „Verstand" so weit gefaßt, daß er neben den Urtheilen auch die davon wesentlich verschiedenen sogenannten „Vorstellungen" umschließt? Und sind denn „Intelligenz", „Wille" u. dgl. Begriffe von etwas Elementarem, daß sie zu solchen Aufstellungen dienen können? Die Gall'sche Phrenologie wurde von der modernen Theorie der Gehirnlocalisationen überwunden, weil sie mit willkürlichen Complexen und erst diese mit Elementarvorgängen rechnete; in der Philosophie waren die alten „Seelentheile", „Vermögen" u. s. w. schon viel früher durch die einfachen Vorgänge ersetzt. Maack's Scheidungen werden aber noch außerdem verdunkelt: die dem Geist zufallende Partie sei die „gewußt-bewußte", die der Seele

*) Die zwei nächsten sind inzwischen ebenfalls erschienen.

zufallende die „nicht gewußt-bewußte", von denen einige Bethätigungen „eventuell gewußt werden können (Gedächtniß)." Einen Versuch, uns zu überzeugen, daß gerade die des „Verstandes" gewußt-bewußt, die des „Willens" nicht gewußt-bewußt seien, hat Maack nicht angestellt; ohne das wird jedoch nicht sobald Jemand einsehen, wieso ein Urtheil vor einem Willensact jenen Vorzug (oder Nachtheil) besitze. Nicht genug daran: neben den Acten der „Intelligenz" u. s. w. werden als psychische Vorgänge aufgezählt die der „Sprache." Seit wann sind dies psychische Vorgänge? Solche liegen der Sprache allerdings (meistens) zu Grunde, sind aber selbst so wenig „Sprache", wie das „Gemüth" etwa die Mimik ist. Und was „gewußt" wird, von dem kann man noch nicht sagen, daß es „zur Sprache kommt".

Mit einem anderen Begriff, dem des „Glaubens", nimmt der Autor etwas hervor, das anscheinend allbekannt und allverstanden ist, und dessen Entgegensetzung zum „Wissen" ein Lieblingsthema des öffentlichen Interesses anschlägt. Nun weiß man doch schon ziemlich genau, daß der Ausdruck „Glaube" mehrdeutig ist; unter seinen Bedeutungsverschiedenheiten ragt der Unterschied zwischen „Glaube" im logischen Sinn, in dem des Zugestehens, Anerkennens, englisch belief, und im religiösen Sinn, englisch faith (fides), hervor. Welchen meint nun Maack? Erst schien es, als sei genau der religiöse Glaube gemeint, dann aber wird er uns bezeichnet als „ein intuitives »Anerkennen«, ein Erleben, ein Fühlen, ein directes Ueberzeugtsein, eine lebendige Anschauung von Thatsachen, wie sie in Kunst, Moral und Religion sich darbieten" (dem Verfasser flossen hier die Begriffe des Vorstellens, der inneren Wahrnehmung, der unmittelbaren Evidenz und noch einige in Eins zusammen); endlich kommt wieder die bündige Bezeichnung „fides". Was ist's also?

Viel weniger berührt uns der Umstand, daß manche Stücke der vorliegenden Systementwerfung theils einzelne Irrthümer, theils Unvollkommenheiten des Zusammenhanges sind, theils wieder naheliegende Einwände hervorrufen. So heißt es, der „Streit über die gegenseitigen Beziehungen des Geistes und Körpers: ob Wechselwirkung oder Parallelismus?" beherrsche „seit Descartes die ganze Philosophie bis zum heutigen Tage". Nun, so schwächlich ist sie doch nicht, um sich derart beherrschen zu lassen. Ein solches Beherrschen des Ganzen durch Einen Streit kommt eben nur in der Systemjagd vor; da aber ausgiebig. So ist z. B. gerade bei Maack das Grundthema Tyrann des Uebrigen. Der so vorsichtig zu behandelnde Begriff der Causalität bietet uns ein deutliches Beispiel. Seit Langem ist eine Hauptaufgabe seiner Behandlung die, eine bloße Nacheinanderfolge von einer ursächlichen Verknüpfung zu unterscheiden: die Nacht, die nur *auf* den Tag, nicht *aus* ihm folgt, bildet eine beliebte Illustration des ersteren Falles. Hier läßt unseren Systematiker seine deutsche Philosophie, die doch gegenüber der englischen gerade das Verdienst hat, die wirkliche Causalrelation über das bloße Vor und Nach hinauszuheben, im Stich und mischt ohne irgend eine Discussion das Eine in's Andere. „Die (Morgen-) Dämmerung gebärt den Tag mit dem Höhepunkt des Mittags, der Tag aber weiterhin nicht etwa direct, sondern erst indirect, mit Hülfe der (Abend-) Dämmerung die Nacht mit dem Höhepunkt der Mitternacht". Ein solches „Gebären" ist schon nicht mehr deutsche Systemphilosophie, sondern jonische Mythologie. Als eine Unvollkommenheit des Zusammenhanges aber dürfen wir es wohl bezeichnen, daß die Causalität, im Gegensatz zur sogenannten Finalität, der Zweckmäßigkeit oder Zielstrebigkeit, die dem Indifferenzpunkt (±) angehört, in's Bereich des + Pols falle, also in den Geist. Maack sprang eben von der in seinen Zusammenhang passenden Aufstellung, daß die causale Welt*erklärung* Sache des Geistes sei, ohne Uebergang dazu, daß die Causalität selbst nur im + liege statt auch im —. Er zählt endlich für seinen Satz: „keine Differenzirung ohne Indifferenzpunkt", unter anderen Beispielen auch das auf: „Mann und Weib finden sich im Kind." Wie aber, wenn sie keins kriegen?

Doch von solchen kritischen Standpunkten aus ein System anzubohren, wie wir's eben gethan, ist eigentlich ein Mißverständniß. Dazu sind Systeme nicht da. Sie können freilich mehr und minder gediegen sein, je nachdem sie gegen Anforderungen, wie wir sie vorhin gestellt, besser oder schlechter Stand halten. Allein ihre Hauptbedeutung liegt anderswo; und da kann gerade das ungediegenste zu höchst kommen. Es handelt sich ja nicht so sehr um Richtigkeit und Unrichtigkeit, als um die Anpassung an psychologische und historische Thatsachen. Maack verräth es selbst, indem er „den dualistischen Standpunkt . . . als einen unseren Einheitsdrang nicht befriedigenden von vornherein bei Seite" schiebt. Ja, ist denn ein „Drang" entscheidend für die Richtigkeit der Standpunkte? Im praktischen Leben kämen wir mit unseren „Drängen" schön an; dafür halten wir uns schadlos, indem wir ihnen im theoretischen Leben um so weniger Fesseln anlegen, und bleiben auch schadlos, denn hier rächt sich keine Schuld, und hier belohnt sich um so reichlicher das aufgewendete Verdienst. Und das ist bei unserem Polaristen fürwahr nicht gering. Selten konnte ein Schriftsteller seine Ausführungen mit einem so gehaltreichen Symbol schließen, wie es Maack mit einem Zeichen thut, das auch wir als Schlußcitat benützen wollen:

— ——— (±) ——— +

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

In selbigem Graben.

Von E. Würthmann.

Sie saßen auf der Rücklehne der Holzbank beisammen und fühlten, daß sie Freunde waren: Franz, der blondgelockte Liebling von Mama, Großmama, Tanten und Cousinen, und Xaver, dessen zerzausten braunen Schopf Niemand in auffälliger Weise in's Herz geschlossen hatte.

„Geh fort, Bettelbub," sagte hochmüthig Lori, das Kindermädchen.

„Ich hab' ihn nicht angebettelt," sagte Xaver, indem er kaltblütig die Thatsache feststellte.

„Aber schmutzig bist Du."

Vermuthlich war es seine Wahrheitsliebe, die ihm jetzt den Mund schloß.

„Er hat ein Messer," bemerkte Franz, der den Sitznachbar in der Achtung der Hüterin seiner Kindheit zu heben trachtete.

„Damit sticht er Dich schon noch," prophezeite diese, worauf das besprochene Besitzstück, das prahlerisch zur Schau gehalten worden, in seines Eigenthümers Hosentasche verschwand.

Ihn für den erlittenen Unglimpf zu entschädigen, griff Franz nach einem zierlichen Weidenkörbchen und steckte seinem neuen Bekannten eine Handvoll Kirschen zu. „Du mußt die Kerne ausspucken," belehrte er ihn, „es sind schon Kinder gestorben, weil sie Kerne schluckten." Als die Mahnung kühl mißachtet wurde, setzte er eindringlich hinzu: „Was würden nun Deine Eltern sagen, wenn Du todt wärst?"

„Nichts," entgegnete Xaver ohne jegliche Gemüthserschütterung, „mich hat mein Vater nie anschauen mögen."

„Wolltest Du denn todt sein und begraben werden?" fragte Franz, bemüht, dem Gleichmuth seines Gefährten von einer anderen Seite beizukommen.

„Ich nicht."

„Siehst Du," triumphirte der Blondgelockte, und Xaver spuckte den letzten Kern weit hinaus an einen Stein.

„Den hab' ich treffen wollen," sagte er befriedigt. —

„Warum hat sein Vater den Xaver nicht ansehen mögen?" fragte Franz zu Hause.

„Er wird unartig gewesen sein," versetzte Mama in lehrhafter Absicht.

„Ich bin auch unartig," sagte Franz mit Selbsterkenntniß und dem Bewußtsein, desungeachtet der Gegenstand des Familienwohlgefallens zu sein. —

„Wenn ich eine Schwester hätte, würde sie auch Monika Feldbichel heißen?" erkundigte er sich anderen Tages nach der Heimkehr.

„Warum heißt dann Xaver's kleine Schwester Monika Feldbichel und er heißt Xaver Berger?" Damit suchte er nach erhaltener Verneinung weiteren Aufschluß bei der mütterlichen Lebenserfahrung.

Mama setzt ihm die Wahrscheinlichkeit eines stiefgeschwisterlichen Verhältnisses auseinander.

„Welcher Vater hat den Xaver nicht ansehen mögen, sein Stiefvater oder sein eigener Extravater?"

„Ich kann nicht begreifen, weshalb Sie das Kind immer zu dem Bettelsjungen führen," wandte sich Mama gelangweilt an das Kindermädchen. „Im englischen Garten sind viel feinere Kinder, warum nur immer in die Anlagen zu den Vorstadtleuten? Ich weiß es wirklich nicht."

Das Kindermädchen wußte es, doch es blieb die aufklärende Antwort schuldig, Franz aber kniff das eine Auge zu, wie der Mann mit der Dienstmütze es that, wenn er an der Bank vorüberschritt und huldvoll zur schmucken Lori hinüberwinkte. Lori und der Aufseher kümmern ihn wenig, Xaver desto mehr, der Verkehr mit ihm gibt Stoff zum Denken, läßt Einblicke thun in eine unbekannte, räthselhafte Welt.

Nur hätte er Franz kein Mädchen heißen sollen, seiner langen blonden Locken wegen, deren Kürzung der Geschmähte daraufhin stürmisch begehrt. Mama war standhaft bei ihrer Weigerung geblieben, und fünfjähriger Mannesstolz hatte die Kränkung verwinden müssen. Ihrer ungeachtet erregte eine Beule des Beleidigten neugieriges Mitgefühl, die mit ihrem Regenbogenfarbenspiel den bräunlichen, durch äußere Einflüsse meist nachgedunkelten Grundton von Xaver's Stirne nicht eben vortheilhaft unterbrach. Das antheilvolle Staunen wurde noch gesteigert durch die offenherzige Mittheilung, es habe „der Alte" am Sonntag eine Maß zu viel erwischt, und Xaver es versäumt, rechtzeitig aus der unheilbringenden Nähe zu entweichen. Nachdem es sich herausgestellt, daß unter dem „Alten" kein bejahrter fremder Uebelthäter zu verstehen — Franz hatte an den groben Meergreis gedacht in „Tausend und eine Nacht" —, sondern des Geschlagenen naher Anverwandter, lehnte der Befragte die weitere Forschung, ob es der Extravater gewesen, der seinen gewichtigen Stempel auf des Sohnes Gesicht gedrückt, kurzweg mit der unklaren Bemerkung ab: „Der ist so extrig nicht."

Franz gab es auf, noch näher in seines Freundes verwickelte Familienverhältnisse einzudringen, nachdem darin noch eine Schwester Kathi aufgetaucht, auf die im Grund nur „der Alte" Verwandtschaftsrechte geltend machen durfte, weil er sie auch „dahergebracht", da er mit Xaver's Mutter Hochzeit gehalten, welche Festlichkeit die genannte Kathi durch ihre Gegenwart verschönt. Entschädigenden Anlaß zum Nachdenken bot dafür der vornehme Bräutigam, „schon ein ganz ein feiner", der sie spazieren führte. Dem belesenen Franz waren sofort Rapunzel, Siebenschön, Brüderchen und Schwesterchen beigefallen, deren merkwürdige Schicksalswendungen Scheherezade Lori aus Grimm's und Bechstein's Märchen ihm öfter, als ihr lieb war, vortrug. Er hatte Xaver die erfreuliche Muthmaßung nicht vorenthalten, der vornehme „Bräutigam" sei wohl gar ein Prinz, war aber bei dessen vermeintlichem Schwager auf entschiedenen Unglauben gestoßen.

Daß letzterer nicht dem gänzlichen Mangel jedweden romantischen Sinnes entsprang, bewiesen dunkle Anspielungen auf ein nur Xaver erschlossenes geheimnißvolles Gebiet, von ihm „in selbigem Graben" benannt. Falls Franz ihn mit einer möglichst getreuen Wiederholung der wunderbaren Begebenheiten zu unterhalten suchte, womit durch Lori's Mund sein neuestes Märchenbuch ihn bekannt gemacht, wurde ihm aus seines Zuhörers ruhiger Fassung nothgedrungen klar, wie wenig jemand, der „in selbigem Graben" zu Hause, das erstaunlichste Ereigniß zu verblüffen im Stande. Erwähnte Franz die mit Edelsteinen angefüllten goldenen Schüsseln, in welchen Märchenhelden die Quittung über wackeres Verhalten wird, so verhehlte sein Gefährte ihm keineswegs die Wahrscheinlichkeit, daß ähnlich kostbares Besitzthum „in selbigem Graben" verborgen seines kundigen Finders harre. War von einem verzauberten Schloß die Rede, worin einer vergeblich getrachtet, das Gruseln zu erlernen, dann zweifelte Xaver nicht im geringsten, die erhoffte Gelegenheit würde jenem nicht entschlüpft sein, hätte er nächtliche Herberge „in selbigem Graben" genommen. Sobald Franz sein Erzählertalent greifbarer Wirklichkeit gewidmet und Großmamas neues Landhaus am Starnbergersee beschrieben mit dem Erkerthurm, in dem man die vielen Stufen hinaufstieg, lieh sein neuer Bekannter unumwunden dem Bedenken Ausdruck, ob der betreffende Thurm an Höhe dem „in selbigem Graben" glich, der statt der alltäglichen Treppe dem Aussichtssucher die außergewöhnliche Annehmlichkeit einer Leiter bot.

„Ich möchte den Thurm sehen," sagte Franz eines Nachmittags, „in selbigem Graben", fügte er mit Xaver's Worten bei, da dieser stumm geblieben. „Ich möchte ihn gern sehen," bestand er dringlicher auf seinem Wunsch und blickte dem Vorstadtfreund verlangend in's Gesicht.

Mit zusammengekniffenen Augen blinzelte der in die sonnflimmernde Wiese hinaus. „Sie leid't 's doch nicht," sagte er zuletzt und machte, ohne den Kopf zu drehen, mit demselben eine Bewegung nach der Stelle hin, wo Lori zu sitzen pflegte.

Heute jedoch saß sie nicht am sonst innegehabten Platz. Sie stand in neckischem Zwiegespräch etwa 30 Schritt entfernt bei ihrem Verehrer, was Franz nicht entgangen war. Seinen achtlosen Gefährten am Aermel zupfend, lief er in's Gebüsch hinein.

„Dahin geht's nicht," bedeutete ihm der Andere, der ihn hurtig eingeholt. Er faßte den kichernden Flüchtling an der Hand und rannte mit ihm einen Fußweg entlang, der nach mannigfacher Krümmung aus dem grünen Bereich der Natur heraus nach dem von hohen Häusern besetzten Saum der Vorstadt führte. Beflügelten Fußes ließen sie die vielstöckigen Wohngebäude hinter sich und fanden sich in einem Gewinkel niederer alter Häuser. Daß Xaver hier heimisch, bewiesen zahlreiche jugendliche Bekannte, deren Annäherungsversuche schnöde Zurückweisung erfuhren. „Wo laufst's hin mitsammen?" „Ach wo!" „Wen hast Dir mitgebracht?" „Wird schon wer sein." Ihre beschleunigte Gangart schüttelte die Ueberlästigen ab und brachte Franz mit seinem Führer in ein einsameres, allein immerhin gesitteteres Ansehen zeigendes Gebiet. Die häuserarme breite Straße zog sich zu einem neuen Bahnhof hin, dem auch das Pferdebahngeleise zustrebte.

An der linken von Baulichkeiten völlig entblößten Seite ging es nach einem öden Grasplatz hinunter, den Xaver trotz eines angeschlagenen Verbotes keck durchquerte, denn hier in der Vertiefung, „in selbigem Graben" erhob sich das grauverwitterte Ziel des gemeinsamen Laufes. Franz betrachtete es mit großen Augen. Großmamas Villa glich es nicht, dagegen unverkennbar der zerfallenen Waldkapelle, darein das tapfere Schneiderlein seiner Zeit das wilde Schwein gesperrt. Der märchengemahnenden Aehnlichkeit that zweifelsohne die Pferdebahn Eintrag, deren Hufschläge und schrille Kutscherpfeife die verödete Stille unterbrachen; sie erregte dafür ein behagliches Gefühl von Menschennähe und Sicherheit.

„Siehst," sagte Xaver im Tone des großmüthig Gesinnten, der unter schwierigen Umständen dem Freund einen ersehnten Genuß gewährt, „jetzt hast ihn gesehen, den Thurm."

„Die Leiter nicht," wandte Franz ein.

„Die ist halt drinnen," versetzte sein Gefährte. „Geh so herum," wies er nach einer überlegenden Pause den Neugierigen an und deutete nach rechts die Vorderseite des durch den Thurm in zwei Hälften getheilten niederen Baues entlang, „ich geh' anders 'rum, nachher kommen wir hinten zusammen. Wenn dort vielleicht einer steht und hat eine zerrissene Joppe an, dann ist's der Rammelmeier Benno und Du thust, als ob Du mich nicht kennst, Deiner Lebtag nicht gesehen hättest. Es gäb' Buben genug, die mit herein möchten," setzte er Franz den Zweck solcher Vorsichtsmaßregeln auseinander, „es braucht's aber nicht. Langsam!" rief er dem Davonstürmenden nach.

Das in der Person des Rammelmeier Benno befürchtete Hinderniß stand ihrem Vorhaben nicht im Wege, unbelauscht von jenem unbefugten Auge vermochte Xaver die verschlossene morsche Thüre aus den losen Angeln zu heben und einen schmalen Spalt für seinen Begleiter einladend offen zu halten. Franz indeß zögerte, der Aufforderung zu folgen.

„Du hast gesagt, es hätte einmal ein Gesicht zum Fenster herausgesehen," er blickte mißtrauisch nach den scheibenlosen Oeffnungen im Thurm.

„Ist erlogen gewesen," gestand Xaver freimüthig zu.

„Geh Du zuerst," schlug ihm Franz nichtsdestoweniger vor. Sein Führer zwängte den stämmigen Körper durch den Riß und der schlankere Freund zauderte darauf nicht länger, ihm nachzuschlüpfen.

Der Thurm — in der Gegend unter dem Namen „der Wasserthurm" bekannt, wie das ganze Gebäude, das ehedem einer Wasserversorgung gedient haben sollte und zwecklos geworden, eines Käufers und Abbruchluftigen harrte, „das Brunnhaus" hieß — war völlig leer mit Ausnahme der Leiter, welche den Aufstieg vermittelte.

„Da droben sitz' ich oft und häng' meine Füß' zum Fenster hinaus," erzählte Xaver. Sein Finger bezeichnete die oberste der Fensteröffnungen.

„Ich will hinauf," rief Franz.

Der Andere nickte einverstanden und begann behende die Leitersprossen hinaufzuklimmen, voll dreisten Eifers kletterte sein kleinerer Begleiter ihm nach. Noch ehe sie die Mitte erreicht, änderte der Vordermann den Sinn.

„Mußt ein bisserl einen Hupfer thun," sagte er und schwang sich in eine tiefe Fensternische hinüber, von wo er seinem Gefährten die hülfreiche Hand reichte. „Da kannst in ein Schwalbennest hineinschauen, sind Junge drin."

Er ließ sich in der vorher geschilderten Weise nieder und Franz, seinen blau und weißen Höslein zu beträchtlichem Schaden, nahm an seiner Seite Platz.

„Hörst, wie die schimpfen," wurde er von seinem Sitzgenossen auf ein entrüstetes Zirpen aufmerksam gemacht, das aus dem Epheu hervordrang. Dessen vielfache Verschlingungen hatten sich die eine Thurmwand heraufgerankt und umschlossen das ungleiche Knabenpaar mit einem grünen Rahmen. „Es sind die Spatzen, die drin hausen." Franz hatte vergnüglich mit den Fersen seiner Lederschuhe an die Mauer getrommelt, daß der Kalk hinabgestäubt. „Hör' auf," mahnte Xaver, als der Andere, um des Epheus aufgestörte graubraune Insassen zu necken, noch heftiger zu klopfen anhub, „sonst trauen sich die Schwalben nicht her." Er bewegte den Arm nach einem seitwärts klebenden Nest, daraus vier kahle Schwalbenköpfchen die nahrungheischenden Gelbschnäbel streckten.

„Kann ich sie nicht näher sehen?" fragte Franz, der sich nicht so leicht zufrieden gab.

„Kannst nicht."

„Doch ich kann," rief der Eigenwillige mit frohlockendem Lachen, das aber gleich in ein klägliches: „Xaver, Xaver, hilf!" überging, da die Epheuranken, nach denen er gegriffen, um sich weit seitüber zu beugen, ihm unter den Händen nachgegeben und er von seinem luftigen Sitz in das Zweigegewirr geglitten — tiefer und tiefer, bis eine zähere Verästelung ihm einen augenblicklichen Halt bot.

„Tracht' hinunter auf das Brunnhausdach," schrie ihm der Angerufene zu.

Doch Franz, statt nach unten einen Abstieg zu suchen, mühte sich fruchtlos mit den Händen, in die Höhe zu kommen. „Xaver, Xaver," ließ er nicht ab zu winseln.

„Halt aus, ich komm'," rief dieser ermuthigend hinab. Er hatte sich aus der Fensteröffnung, ihrem stolzen Sitz, auf einen vorstehenden Stein hinabgelassen und tastete mit den nackten Füßen nach einem weiteren Stützpunkt unter dem dunkelgrünen Blätterwerk. „Jetzt ist's gewonnen," verhieß er dem verzweiflungsvoll an den Epheu Geklammerten, „jetzt geht es 'runter wie auf einer Stiege."

„Trau' Dir nur," sprach er ihm zu, da er ihn erreicht, „ich halt' Dich mit dem einen Arm."

Der Geängstigte verspürte kaum die stützende Schulter seines Helfers, als er sich mit dem vollen Gewicht auf ihn warf, seinen Hals umschlingend. Dadurch ins Wanken gebracht, büßte Xaver den sicheren Standpunkt

ein, that einen Fehltritt und riß in jähem Sturz jenen, dem er Rettung zu bringen gesucht, mit sich auf das Dach hinunter. Wuchtvoll schlug der braune Wirrkopf auf den Ziegeln auf, indeß Franz, der auf den Freund zu liegen gekommen, solch durchdringendes Geschrei des Entsetzens ausstieß, daß es bis zur Straße hinüberschallte, wo vereinzelte Reisende sich nach dem Bahnhof zu bewegten, ja selbst in den Häusern vernehmbar wurde, die an der einen Seite sich erhoben.

* * *

Kein Mensch in der ganzen Nachbarschaft hätte es geglaubt, was für ein schöner Bub der Xaver war, freilich geschah es auch zum erstenmal, daß Jemand für sein vortheilhaftes Aussehen Sorge getragen und solches sogar durch Blumenschmuck zu erhöhen bedacht gewesen. Als mißliebige Mahnung an flüchtig entschwundene Gefühle hatte er das Dasein sozusagen sich erschlichen und nun er löblich die Stelle geräumt, die er unbefugterweise eingenommen, fand er die Anerkennung eines Fensterplatzes im Armensaal und einer Kränzepracht, wie sie dessen stille Gäste während ihres zeitweiligen Aufenthaltes selten verherrlichen half. Darin stimmten auch alle seine Bewunderer überein, daß der Xaver gut aufgehoben sei, wobei sie allerdings weniger seine gegenwärtige bevorzugte Lage im Auge hatten, als überhaupt sein Verweilen an einem Ort, von welchem jede Rückkehr abgeschnitten war.

Die gleiche optimistische Auffassung herrschte im bunt zusammengewürfelten heimischen Kreise, dem er bei Lebzeiten zugezählt worden. In dürren Worten äußerte sie „der Alte", indem er einen grünlich schimmernden Rock ausbürstete, darin er dem Stiefsohn die letzte Ehre zu erweisen und seinem Andenken den altgermanischen Leichentrunk zu weihen gedachte. Es sagte es desgleichen die Kathi, die als Abzeichen der Trauer ein schwarzes Spitzentuch über die knallrothe Bluse geknüpft und nur bedauerte, daß „die Leich'" an einem Sonntag sei und sie an der Vergnügungsfahrt verkürze mit dem „Bräutigam", dem verkommenen, mißrathenen Sprößling eines ehrbar vermöglichen Bürgerhauses. Wenn Schwester Monika sich nicht in gleichem Sinne aussprach, war es wohl nur, weil sie auf einer Lebensstufe stand, darauf man mühsam anhebt, seine Gedanken in einen Satz zu kleiden.

Solcher Einmüthigkeit gegenüber nahm es sich auch die Mutter nicht heraus, eine abweichende Ansicht kund zu thun, nachdem die ersten Thränen der Erschütterung versiegt. Den Luxus einer eigenen Meinung hatte sich die Bergerstasi nie gestattet. Als in ihrer Gebirgsheimath die Försterin sie geheißen hatte, nach dem Forsthaus zu kommen, um bei den Sommergästen auszuhelfen, da war sie sofort bereit gewesen. Hatte sich auch der Xaver als eine fragwürdige Errungenschaft herausgestellt jener der Erlangung feinerer Lebensformen gewidmeten Wochen, so waren die paar hundert Mark, welche der Förster ihr bei seinem Freunde, dem „Herrn Oscar", ausgemittelt, ein flüssiges Kapital, das nach der Ueberzeugung ortskundiger Rathgeber nur in der Hauptstadt sich nutzbar verwerthen ließ. In der That hatte es ihr dort ein bescheidenes Milchgeschäft und einen anspruchsvolleren Ehemann zugebracht. Daß letzterer den heranwachsenden Stiefsohn mit nicht allzu günstigem Auge gesehen, bestätigte nur die allgemeine Anschauung, wie gut der Xaver aufgehoben sei.

Wahrscheinlich hatte sich ihr auch der Herr angeschlossen, der aus dem Zimmer des Friedhofsinspectors kam und nach unschlüssigem Zaudern mit beschleunigtem Schritt dem Mittelgang sich zuwandte, um plötzlich umzukehren zur Halle zurück, worin die Neugierigen durch die Fenster nach den Aufgebahrten starrten. Einer aus deren Reihen räumte ihm den eigenen günstigen Standpunkt ein. Niemand hatte, wie der Höfliche flüsternd auseinander setzte, ein besseres Recht darauf, denn der zuletzt Herzugetretene, war er es doch, der die Kosten trug für Fensterplatz und Blumenschmuck: der Vater des kleinen Knaben, den man unversehrt von des Größeren Leiche herabgeholt.

Er sprach die Wahrheit, der artige Mann. Niemand hatte ein besseres Recht, hier vorn zu stehen, als der Herr mit dem blonden Vollbart, der den Blick in seltsamem Forschen auf des Xaver nunmehr entwirrten Braunkopf geheftet hielt. Oder sah er ihn gar nicht? stand ein anderes Bild vor seinem Geist? wölbte statt des weißen Bogenganges über seinem um zehn Jahre jüngeren Haupte sich der grüne Wald, dem er freudig zugestrebt aus dem Staub der Stadt, aus der Kampfeshitze siegreich bestandenen Examens? Tauchte aus seinem kühlen Schatten das gebräunte Antlitz des ehemaligen Schulgenossen auf, glänzten zwischen den duftenden Nelkenstöcken der Allane der Bergerstasi schwarze Kirschenaugen herunter, die in scheuer Bewunderung nach dem hübschen Sommergaste spähten? Es waren lieblich idyllische Tage gewesen, bis die anderen Sommerfrischler kamen, schade, daß die Erinnerung daran ihm späterhin verdorben worden durch einen Brief des Jugendfreundes. Mit Geld indeß läßt sich gar Vieles schlichten, räumt man so manchen Stein des Anstoßes hinweg . . . Der Ellbogen eines durch sein unbescheiden langes Verweilen an der Aussicht Geschmälerten, erweckte den regungslos Verbliebenen aus seinem wachen Traum. Er folgte dem erhaltenen fühlbaren Wink und schickte sich zum Gehen, nachdem er einmal noch das Angesicht dem braunen Knabenkopfe zugekehrt, auf dem im Leben niemals seines Vaters Blick geruht hatte.

* * *

„Xaver Berger, geboren den 12. Mai 1883,
gestorben den 5. Juli 1892.
Größere Liebe denn diese hat Niemand, daß er sein Leben hingibt
für seinen Bruder."

„Nun ja, sein Leben hat er schließlich daran gegeben," sagte die Dame zu dem jungen Mädchen, das halblaut die Inschrift abgelesen, „freilich, weil er zuerst das arme Lamm in Gefahr gelockt. Oscar hat ihn selbst gewählt, heißt das, den Spruch. Er ist nicht so ganz bibelfest, Oscar, weißt Du. »Freunde« steht im Text. Mir ist fast Bruder lieber, es ist allgemeiner. Alle Menschen sind Brüder u. s. w. Freunde hätte so intim geklungen, nicht?"

Franz hatte Mama und Tante Lisbeth nicht zum Friedhof begleiten dürfen. Andernfalls wäre seine Verwunderung über des Dahingeschiedenen eigenthümlich verschlungene Familienbande, mit welchen die Grabschrift nun ihn selbst zu verknüpfen Miene machte, wohl auf's Neue aufgelebt.

Aus der Hauptstadt.

Preußisch-Galizien.

Scene: Ein Edelhof hinten im Posen'schen.

Erste Scene.

Krapülinski, Mitglied der polnischen Volkspartei (eintretend): No — übst wohl schon die Margheritacantate, kleiner Minnesänger?

Der Edle von Waschlapski zur See, Mitglied der polnischen Hofpartei (am Klavier): Nein — erst 'mal den Sang an Aegirski! Schwelge jetzt jeden Abend in den herrlichen Klängen — denke dabei immer an liebe, längst vergessene Melodien, die schon meine Großmutter hochselig nicht mehr spielen wollte! Gedicht eignet sich so recht für Feierabend — nach der Arbeit ist gut ruhn!

Krapülinski: Nach der Arbeit Deiner Tagelöhner! Denn Du selbst —

von Waschlapski: No, bitte! Aber sage doch, Hoffnung der polnischen Zukunft, warum fehltest Du gestern beim Empfang in Marienburg?

Krapülinski: Ich bin wohl doch etwas zu unwohlgeboren, als daß ich dem Hofe genehm sein könnte!

von Waschlapski: Bei den Jagellonen! Der schmierigste Pole ist zehntausendmal mehr werth als der gewaschenste deutsche Edelmann! Nur die Lumpe sind bescheiden!

Krapülinski: Nu höre, davon hab' ich bei Dir bis jetzt noch nichts bemerkt! Was aber der Hauptgrund war . . . konnte wirklich nicht kommen, ging nicht, Polenehrenwort! — Ist meine Frau doch so ungeheuer preußenfeindlich, daß sie mir gestern Nacht, als ich schlief, die Hosen weggenommen hat — war es mir ganz unmöglich, kaiserliche Majestät in diesem Aufzuge zu begrüßen!

von Waschlapski: Heiliger Sobieski! Loyaler Polack muß auch im Négligé hochwillkommen sein! Und weil Du nicht erschienst, Liebling meiner großpolnischen Seele, dadurch wurd' ein Ehrenplatz in der letzten Reihe für Einen von den deutschen Hunden frei! Hätt' ich Dir doch gern ein Paar Hosen von meinen gepumpt — wenn ich selber mehr als dies eine Paar besitzen würde!

Krapülinski: War Majestät freindlich gegen seine Schlachzizen?

von Waschlapski: Serr freindlich! Durften wir die Deitschen zurückdrängeln, daß sie quietschten, waren wir Edelslaven ganz unter uns! Hat aber diesmal leider Niemand ein Bild gekriegt! Ist meine Frau ganz traurig darüber, brauchen nothwendig etwas für die Wand, wo früher Regulator hing, der nun versetzt!

Krapülinski: Ewig schad', daß Koscielski nicht mehr mitstimmt — der hätte im Laufe der Zeit, gerade jetzt, wo so viele neue Corvetten gebraucht werden, eine schönere Gemäldesammlung als Graf Schack bekommen und dann eine großpolnische Nationalgallerie damit gründen können!

Zweite Scene.

Unter-Inspector: Herr Graf, ich komme zum Bericht —

von Waschlapski: Was da, wo ist Polack, mein Ober-Inspector, der Scuolz! Will ich nichts hören von Ihm, ein für alle Mal, Deitsche sollen für uns arbeiten, aber nicht reden!

Unter-Inspector: Scuolz ist seit Mittag krank —

von Waschlapski: Was fehlt ihm, heiliger Krakus, was kann ihm fehlen bei einem polnischen Edelmann, außer der Gage?

Unter-Inspector: Er hat sich den Magen verdorben —

von Waschlapski: Magen verdorben bei dem Gehalt, das ich zahle? Jesus Maria, das läßt tief blicken! Sofort soll er mir die Kasse bringen, ich will Revision halten —

Krapülinski (bei Seite): Elender Renommist!

Unter-Inspector: Außerdem hab' ich zu melden, daß der im Dienst verunglückte Großknecht mit seiner Frau im fürchterlichsten Elend lebt, und wenn nicht schleunige Hülfe kommt, verhungern uns die Beiden!

von Waschlapski: Laß Er doch! In Galizien verhungern Jahr um Jahr mehr als 50,000 Menschen, und wir preußischen Polen wünschen, bei Wladislaw Lokjetek, für diese Provinz nichts sehnlicher als galizische Zustände!

Unter-Inspector: Dann läßt die Taglöhnerwittwe Meyerowska den Herrn Grafen um die Erlaubniß bitten, einen kleinen Hausirhandel eröffnen zu dürfen —

von Waschlapski: Nichts da, beim mächtigen Przemyslaw! Ich will nicht, daß der Polen unterworfene Pöbel an Luxus gewöhnt wird — ich verbiete ihr den Handel!

Unter-Inspector: Sie will nur nützliche Sachen, Kurzwaaren, Schürzen, Portemonnaies und dergleichen, verkaufen —

von Waschlapski: Sieht Er! Für meine Bauern sind Portemonnaies ein Luxusartikel! Dafür sorg' ich schon! — Sonst noch 'was?

Unter-Inspector: Ja -- es ist ein Telegramm für den Herrn Grafen angekommen!

von Waschlapski (erbricht die Depesche, liest, dann mit erhobener Stimme): Teufel und Bismarck! Der Herr Minister Excellenz werden heute mein Haus besuchen! Bereit' Er alles vor! (Inspector ab).

Dritte Scene.

von Waschlapski: Sage mir doch, Krapülinski — kannst Du mir nicht mit Deiner Uhr aushelfen? Es imponirt mehr, wenn man eine trägt —

Krapülinski: Thut mir leid — ich habe meine vor einer Woche selber in den Ruhestand versetzt! Wenn Du aber den Pfandschein tragen willst —

von Waschlapski: Es ist peinlich, Krapülinski! Und wo quartiren wir den hohen Herrn ein? Im Fremdenzimmer wird's nicht gehen . . . wir haben nur noch ein Pfund Zacherlin im Hause, das reicht nicht hin . . . Und unser Gesinde ist so schreckhaft — wenn es Excellenz Nachts im Hemde mit dem Licht in der Hand auf Wanzen Jagd machen sieht, hält es ihn für die Ahnfrau und läuft mir davon!

Krapülinski: Scheint mir noch am besten, wir bringen Excellenz in den Räumen der hiesigen Sparkasse unter — da bleibt er den ganzen Tag über ungestört!

von Waschlapski: Vortrefflich! Und heute Abend geben wir ihm ein Bankett — ich hab' da eine gute Idee, wir arrangiren lebende Bilder, das ist jetzt bei Hofe modern, politische und unpolitische. — Der hohe Herr soll sich schon amüsiren, und Bismarck soll schäumen vor Wuth über polnischen Adels Kunstsinn! Zuerst vielleicht meine Frau als Leda mit dem Schwan, eine hübsche Allegorie der Reize Polonias, denen selbst die Götter huldigen —

Krapülinski: Ja — Ihr habt doch nicht mehr 'ne Ente auf dem Hofe, um wie viel weniger einen Schwan!

von Waschlapski: Statt des Schwans drückt sie unsere letzte Spickgans an den Busen! Furchtbar einfach! Nachher Du als borghesischer Fechter — im Pumpen hast Du ja Erfahrung, und zum Schluß eine Gruppe „Finis Coloniae!", womit die Bismarckische Colonialpolitik in Posen gemeint ist. Dann vielleicht, wenn wir schon Alle bekneipt sind, ich als seekranker Aegir —

Krapülinski: Auch als Orpheus wärst Du ganz hübsch! Ein paar Dorfjungen werden als Felsen verkleidet, und während Du Klavier spielst, tanzen sie um Dich herum. Das symbolisirt wunderschön die Macht der polnischen Kunst.

von Waschlapski: Gut — werd' ich mich aber vorher tüchtig bezechen, dann seh ich nicht nur die Felsen, sondern auch die Kleiderschränke, Tische und Stühle um mich herumtanzen! Das macht sich noch viel orpheusischer!

Krapülinski: O, ich ahne, Polens Stern steigt wieder auf, prangend hell! Die goldene Zeit der Jagellonen kehrt wieder! Wir haben schon einmal Weltreiche zertrümmert —

von Waschlapski: Weltreiche? Hör' mal, das ist aber doch ein komischer Ausdruck für Schnapsgläser!

Krapülinski: Wir Polen fürchten nichts auf der Welt! Wenn wir treu zusammen stehn und uns mit Rickert gut verhalten —

Vierte Scene.

Excellenz (näher tretend): Ich begrüße die große Nation, meine Herren, die Sie so würdig vertreten! Auf meiner Rundfahrt durch die Provinz drängte es mich, die hochgerühmten Seltenheiten und Sehenswürdigkeiten auch dieses Ortes in Augenschein zu nehmen —

Krapülinski: Seltenheiten?!

von Waschlapski (flüstert ihm zu): Das Einzige wäre vielleicht das Waschgeschirr beim Lehrer — aber wer weiß, ob der's noch hat? (laut): Excellenz, unser Flecken macht einen recht todten Eindruck, wenn nicht zufällig Jemand begraben wird — denn sonst sind die Straßen immer sehr leer!

Excellenz: Thut nichts, thut nichts! Freue mich doch, Sie wiederzusehen! Wie schön sie wieder den Bismarck geärgert haben! So patriotische, staatserhaltende Männer — in jeder Hinsicht!

von Waschlapski: Das ist wahr! Seit Jahrzehnten stehe ich in eifrigem Vertilgungskampf gegen die Rothen —

Excellenz: Ah — daher auch die intensive Färbung Ihrer Nase Herr Graf!

von Waschlapski (vorstellend): Dies ist der Herr Abgeordnete Krapülinski, Excellenz — ein fleißiger Arbeiter — früher Mitglied mehrerer Commissionen, aus denen er jetzt freilich ausgetreten ist.

Excellenz: Ausgetreten? So viel ich weiß, hat ihn überhaupt noch nie Jemand drin gesehen! Aber ich hoffe, meine Herren, Sie sind mit uns und unserer Regierung zufrieden! Man athmet ja förmlich auf, wenn man zu Ihnen kommt. zu Ihnen und in die Thiergartenvillen — überall fand ich nörgelnde Stimmen, finstere Gesichter, nur bei Ihnen herzliche Anerkennung, Dankbarkeit sogar! Und Sie thun recht daran — darf ich doch der gegenwärtigen Regierung, ohne eitel zu sein, nachsagen, daß ihre Ideen groß und gewaltig sind, die ganze Erde umspannen —

Krapülinski: Das ist richtig — erdumfassend insofern, als sie sich immer mehr den Polen nähert.

Excellenz: Au! — — Wie meinen Sie?

von Waschlapski: Excellenz sehen uns emsig bemüht, dem von oben gegebenen, versöhnenden Beispiel zu folgen — ich für mein Theil darf mir sogar schon schmeicheln, es dem regierenden Herrn Reichskanzler in Einem gleichgethan zu haben —

Excellenz: Wirklich?

von Waschlapski: Ja. Mir gehört auch kein Ar und kein Halm mehr — auf meinem Gute.

Excellenz: Nun — und wie sind Sie als Landwirth mit dem gegenwärtigen Regime zufrieden?

von Waschlapski: Danke, Excellenz! Hagelschlag, Coloradokäfer, Feldmäuse und sonstige Heimsuchungen haben heuer keinen besonderen Nachtheil gebracht, andere Schädlinge drohen kaum, und wenn der liebe Gott auch noch das Finanzministerium gnädig an uns vorübergehen läßt, können wir beruhigt in die Zukunft blicken.

Excellenz: Darüber seien Sie ohne Sorge! Miquel hat sich am Hofe längst unmöglich gemacht; kein Fräulein kann ihn mehr leiden! Wie er aber auch beim Fackeltanz sein dünnes Gebein erklappern läßt — das wirkt ja zu unästhetisch! Solche mageren Minister können wir nicht gebrauchen. — Wie steht's sonst? Geht's denn finanziell vorwärts?

von Waschlapski: O ja, Excellenz. Die alten Schulden nehmen immer mehr ab und sind jetzt lächerlich klein —

Excellenz: Das freut mich aber!

von Waschlapski: Lächerlich klein im Vergleich zu den neuen, die wir gemacht haben!

Excellenz: Hem. Hätten Sie sonst Wünsche zu äußern?

Krapülinski: Wir müssen uns sehr über Herrn von Thielen beschweren! Er hat sich nicht veranlaßt gesehen, der patriotischen Bevölkerung Posens Dreimark-Extrazüge zur Ausstellung nach Lemberg zu bewilligen!

Excellenz: Ei, den soll ja gleich —

Krapülinski: Unter diesen Umständen verletzt die Huldigungsfahrt der Deutschposener zum Fürsten Bismarck unseren großpolnischen Patriotismus doppelt —

Excellenz: Beruhigen Sie sich doch! Diese Huldigungsfahrt ist ja für die Deutschen nur ein schlauer Vorwand, mit guter Manier aus Posen fortzukommen und Ihnen, meine Herren, das Land Ihrer Väter zu räumen!

Krapülinski: Wir Polen sind ein stolzes, freies Volk; wir fürchten nichts und Niemand auf der Welt, und wenn Kaiser und Reich den Kampf durchaus wollen — wir sind bereit, wir zittern nicht —

Excellenz: Aber meine Herren, wenn Sie irgend welche Forderungen haben — nur ungenirt heraus damit, Sie kennen uns ja und unsere schwache Seite! Verlangen Sie Concessionen in der Sprachen- und Schulfrage — haben Sie Wünsche betreffs unserer Wirthschaftspolitik —

Krapülinski: Gewiß! Wir wünschen polnische Wirthschaft! Wir moniren, daß nachgewiesener Maßen der Führer unserer Fraction beim Empfang in Marienburg mit dem letzten Platz auf der letzten Bank fürlieb nehmen mußte —

Excellenz: Er hat ihn vielleicht selber gewählt — in Erinnerung an die schönen Jahre seiner Schulzeit —

Krapülinski und Waschlapski: Wir Polen trotzen, bei Piast und Zjemowit, einer Welt in Waffen — wir ducken uns vor Keinem, und wenn man uns zwingen will — dann wehe Ihnen! Jeder polnische Arm ist eine Armee, wir beben nicht vor Tod und Teufel, wir —

Fünfte Scene.

Diener: Reb Isaksohn steht draußen und will sofort den Herrn Grafen sprechen — verlangt sein Geld — er schimpft ganz fürchterlich —

Krapülinski (entschlüpft durch das Fenster).

von Waschlapski (todtenbleich, knickt zusammen): Alle Heiligen, der bringt den Wechsel! Bitte den hochverehrten Herrn Reb von Isaksohn um eine Secunde Geduld — ich komme schon! Entschuldigen Excellenz — wir Polen, das ist wahr, fürchten weder Gott noch sonst 'was auf der Welt, aber den Reb fürchten wir — und wie! Timon d. J.

Notizen.

Ein Proletarierkind. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben. Von Oscar Justinus. Zwei Bände. (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt Schottländer.) Der erste und zugleich letzte Roman des beliebten Novellisten und Dramatikers. Nach zahlreichen Darbietungen erzählender, plaudernder und theatralischer Natur entschloß sich Justinus zur Betretung eines neuen Gebietes. Aber ehe die Drucklegung des Romans beendet war, wurde der unverwüstliche Humorist, der sich stets der besten Gesundheit erfreut hatte, durch ein Herzleiden von sehr kurzer Dauer dahingerafft. Schade, daß er den Erfolg, der seinem posthumen Werke sicher ist, nicht hat erleben können; die Anerkennung würde den so bescheidenen Dichter herzlich erfreut und ihn zu weiteren wohlgelungenen Leistungen angeeifert haben. Wir halten das „Proletarierkind" für einen guten Roman. Seine Hauptvorzüge sind eine gelungene Charakterisirung der handelnden Personen und eine vorzügliche Kleinmalerei. Die Bezeichnung „humoristisch" finden wir freilich nicht zutreffend. Zwar fehlt es nicht an komischen Figuren und heiteren Wendungen; im großen Ganzen jedoch ist die Schreibweise eine ernste, und dies entspricht vollkommen dem sogar sehr ernsten Stoffe. Dieser dreht sich um das prächtige Töchterlein einer Köchin und des mit ihr verheiratheten Maurers und Trunkenboldes Wasner, der köstlichsten Figur des Buches neben dem Hausbesitzer, Kirchenrath, Waisenvater und Bezirksvorsteher Heydemann, dem quecksilbernen Allerwelts-Kleinmichel und dem blinden Agenten Janoschke. Trudchen, die Insassin des Hinterhauses in der Kurfürstenstraße Nr. 203, wird von der Consulsfamilie Erdmann, die im Vorderhause wohnt, aufgenommen. Die Erlebnisse des schönen Mädchens, die Kämpfe, die sich um sie drehen — kurz, die ganze Handlung des Romans ist sehr spannend und dabei von Sensationshascherei vollkommen frei. Die erst auf der letzten Seite zart und unaufdringlich angedeutete Moral läuft darauf hinaus, daß das in die höheren Gesellschaftskreise aufgenommene Proletarierkind in denselben für das Wohl der ärmeren Schichten eifrig thätig sein solle. Ein näheres Eingehen auf Einzelheiten versagen wir uns, denn wir wünschen, daß man das höchst befriedigende Buch selber lese. Es wird die Stellung des Verstorbenen in der Literaturgeschichte bedeutend erhöhen, denn es ist fraglos das reifste und beste aller Werke des liebenswürdigen Schriftstellers. L. K—r.

Notes sur Berlin, von Jean Ajalbert. (Paris, Tresse & Stock.) Seit einigen Jahren macht sich in der jüngeren Schriftstellergeneration Frankreichs eine starke antichauvinistische Strömung geltend. Auf der einen Seite bekennen die Jungen sich als Sozialisten und träumen den alten Traum einer allgemeinen Weltverbrüderung, auf der anderen Seite sind sie Individualisten und stellen die Rechte des Ichs höher als die Pflichten gegen den Staat, beiden gemeinsam aber ist die Verneinung der Vaterlandsidee. Den Chauvinismus der Alten betrachten sie als einen überwundenen Standpunkt, als ein vorsintfluthliches Gefühl, das für philisterhafte Beschränktheit zeugt, und spielen ihm gegenüber mit jugendlichem Stolz die Freiheit und Vorurtheilslosigkeit des eigenen Denkens aus. Unter der Herrschaft einer solchen Tendenz hat Jean Ajalbert seine „Notes sur Berlin" niedergeschrieben. Er war im Laufe des letzten Winters in Berlin, sein Aufenthalt hat ungefähr vierzehn Tage gewährt, eine Zeit, die früher den französischen Besuchern genügte, sich das unwahrste und gehässigste Urtheil über Deutschland zu bilden. Auch Ajalbert's Buch ist nicht frei von schiefen und verkehrten Darstellungen; aber sie sind es immer in einer für uns günstigen und schmeichelhaften Richtung. Man hat den Eindruck, der Verfasser hat die Grenze überschritten mit der vorgefaßten Absicht, um jeden Preis Land und Volk des „Erbfeindes" zu loben und so den Chauvinisten daheim eine bittere Aergersuppe anzurühren. Er gewinnt seine überraschend günstige Meinung von Deutschland nicht aus einem eingehenden Studium unserer Verhältnisse, sondern sie entspringt bei ihm aus einer gewissen Oppositionslust, mit eingewurzelten heimischen Vorurtheilen anzubinden. Der Gewinn an eigentlicher Belehrung und Aufklärung ist deshalb nur gering bei der Lectüre der „Notes sur Berlin"; aber andererseits muß es doch freudig begrüßt werden, daß ein solches Buch mit deutschfreundlicher Tendenz überhaupt in Frankreich geschrieben wurde, und daß es erscheinen konnte, ohne einen Sturm der Entrüstung zu entfesseln. Wir dürfen hierin ein erfreuliches Zeichen sehen, daß auch drüben die Leidenschaften zur Ruhe kommen wollen und die tiefe Wunde der Niederlage zu vernarben begonnen hat.

Paul Remer.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Stark wie der Tod.
Roman aus dem Französischen
von
Guy de Maupassant.
Preis geheftet *M* 4. —; fein gebunden *M* 5. —

Dewajtis.
Roman aus dem Polnischen
von
Marie Rodziewicz.
Preis geheftet *M* 4. —; fein gebunden *M* 5. —

Ferner ist soeben erschienen:

Freundschaft.
Roman von
A. von Klinckowström.
Preis geheftet *M* 4. —; fein gebunden *M* 5. —

Das braune Annerl.
Roman von
Franz Wichmann.
Preis geheftet *M* 4. —; fein gebunden *M* 5. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.
Von **Hermann Hettner.**
In drei Theilen. gr. 8. geh.
I. Theil. *Die englische Literatur von 1660—1770.* Fünfte verbesserte Auflage. Preis 9 Mark.
II. Theil. *Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhund.* Fünfte verb. Aufl. Preis 10,50 M.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten
heilt sicher meine glänzend bewährte Electrische Inductions-Maschine z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman
von
Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Z. ist ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird . . . Seine dichterischen Personen halten auch Reden (wie in Heyse's Merlin), aber was sie sprechen ist Handlung. . . . Ueberall herrscht jene Objectivität, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. Der Dichter hält sein Urtheil sorgfältig zurück, denn er will nicht entscheiden, sondern der Leser soll das Urtheil fällen und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatsachen geknüpften Motivirung, daß über die Nothwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann. **Grenzboten.**

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen. **Blätter für literarische Unterhaltung.**

. . . Wenn sich wirklich beobachtetes Leben von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, als wir es hier erblicken, den Anforderungen der gestaltenden Kunst gemäß geordnet und verbunden findet, so verdient derjenige, der dies bewirkte, in Wahrheit den Namen eines Dichters. **Fränkischer Kourier (Martin Greif).**

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid. **Barmer Zeitung.**

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 39. Berlin, den 29. September 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Lotterie und Totalisator. Von Eduard von Hartmann. — Der Schutz der deutschen Interessen in Ostasien. Von einem Capitän zur See. — **Literatur und Kunst:** Viktor Hehn und sein Nachlaß. — Die Anfänge der neuen Aera. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Auch eine Liebesheirath. Humoreske von Gustav Beßnard (Stuttgart). — **Aus der Hauptstadt:** Die Musterverwaltung. Von Timon d. J. — Die Große Berliner Kunstausstellung 1894. Ein Rückblick. Von Fritz Stahl. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Lotterie und Totalisator.

Von Eduard von Hartmann.

Unter dem Titel „Lotterie und Volkswirthschaft" hat Adolf Lasson in den „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen" der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu Berlin einen erweiterten Vortrag herausgegeben*), der die Staatslotterien in schärfster Weise verurtheilt und ihre Abschaffung fordert. Lasson weiß wohl, daß die Zeitströmung der Verwirklichung dieser Forderung nicht günstig ist, weit weniger, als sie es vor einigen Jahrzehnten war. Dennoch hält er es für Pflicht der Volkswirthe und Sittenlehrer, diese Forderung immer von Neuem zu erheben und zu begründen, um dadurch einen künftigen Umschwung des Zeitgeistes vorbereiten zu helfen. Wie alle Kundgebungen des gelehrten und vielseitigen Verfassers zeigt auch diese eine geistreiche Behandlung, geschickte Anordnung, klare und übersichtliche Darstellung und ziemlich erschöpfende Zusammenstellung aller der alten und neuen Gründe, die mit mehr oder minder Recht für und wider die öffentlichen Lotterien vorgebracht worden sind. Ich glaube aber, daß in der ganzen bisherigen Erörterung des Gegenstandes einige wesentliche Gesichtspunkte bisher gar nicht zur Geltung gelangt sind, die dem Ergebniß des Streites ein merklich verändertes Aussehen geben. Gewiß darf man es bedauern, daß der Spieltrieb in unserem Volke noch so mächtig ist, um jährlich Hunderte von Millionen Mark in staatlichen Lotterieloosen und in Loosen behördlich genehmigter Wohlthätigkeitslotterien anzulegen. Als Reichsstempel, als Abzüge an den Nominalgewinnen bei Staatslotterien, als Minderbetrag der Gewinnsumme im Vergleich zu der Einsatzsumme bei Geldlotterien zu wohlthätigen Zwecken, als Minderbetrag des reellen Sachwerthes gegen den angegebenen Nennwerth bei Sachlotterien und als Uebertheuerung des Ankaufskurses börsengängiger Loospapiere fließen jährlich Beträge aus den Taschen der deutschen Reichsbürger, die sich in den letztgenannten Posten jeder Berechnung entziehen, die aber insgesammt eine freiwillige directe Steuer von mindestens 1 Proc. des Volkseinkommens darstellen. Bedenkt man, daß die Reichen sich an dieser directen Selbstbesteuerung wenig oder gar nicht betheiligen, daß sie vielmehr fast ganz auf den Schultern des Mittelstandes und der unteren Klassen ruht, so ergibt sich, daß diese Steuer einen umgekehrt progressiven Charakter hat. Es ist wohl kaum zu viel gesagt, wenn man annimmt, daß sie den kleinen Mittelstand schwerer bedrückt als die jetzt degressiv geordnete preußische Staatseinkommensteuer.

Angesichts solcher Verhältnisse ist gewiß das Streben nach Beschränkung des Spieltriebes im Volke sehr berechtigt. Aber die Abschaffung der Staatslotterien wäre gewiß nicht der richtige Weg dazu, selbst wenn sich eine Einigung der deutschen Bundesstaaten darüber erzielen ließe. Der Spieltrieb würde dann bloß wieder in andere Kanäle gedrängt, die sich der öffentlichen Controle entziehen. Es ist vielmehr richtig, so viel Staatsloose auszugeben als irgend verlangt werden. Derjenige Theil der Spielgelder, der heute in Form von Reichssteuern und Staatsprofit den öffentlichen Finanzen zufließt, müßte ja doch in Form einer anderen Steuer dem Volke entzogen werden. Wenn die eine Hälfte dieses Betrages in Gestalt eines Zuschlages zur Einkommensteuer, die andere Hälfte in Gestalt eines Zuschlages auf indirecte Steuern erhoben würde, so würde damit der ganze Betrag etwa auf die gleichen Volksklassen wie jetzt vertheilt sein; aber er würde ungern und widerwillig gezahlt werden, während er jetzt gern und freiwillig entrichtet wird.

Das aber darf man mit Recht vom Standpunkte der Sozialethik fordern, daß jeder künstliche Anreiz zum Spielen beseitigt und für Aufklärung über den wahren Werth der Loose gesorgt werde. Durch Reichsgesetz müßte festgestellt werden, 1. daß jede andere Form von Lotteriegewinnen außer baarem Gelde verboten ist (also auch Freiloose), 2. daß jede Lotterie in einer einmaligen Ziehung zu Ende geführt werden muß (Verbot von Klassenlotterien), 3. daß die im Spielplan aufgeführten Gewinne ohne jeden Abzug ausbezahlt werden müssen, 4. daß kein Gewinn mehr als das Tausendfache des Einsatzes betragen darf, und 5. daß auf jedem Loose neben dem Verkaufspreis der wahrscheinliche Werth desselben nach Maßgabe der Gewinntabelle und der Minderbetrag des wahrscheinlichen Werthes gegen den Verkaufspreis in Procenten des letzteren angegeben werden muß.

Sobald diese fünf Bedingungen erfüllt sind, weiß jeder Käufer eines Looses, wie viel er wahrscheinlicher Weise bei dem Spiel opfert, was jetzt den meisten Leuten ganz unklar bleibt; will er dann doch dieses Opfer bringen, um das Vergnügen des Spieles zu haben, so braucht man ihm diese Freiheit nicht zu verwehren. Die Wohlthätigkeitslotterien pflegen Abzüge von $13^1/_3$ bis 50 Procent vom Verkaufspreise für ihre wohlthätigen Zwecke, und 20 bis 60 Procent für Vertrieb der Loose zu erheben, während die Staatslotterien für beide Zwecke zusammen nur $13^1/_3$ bis 20 Procent einbehalten; das Publikum stellt sich aber das Verhältniß in der Regel umgekehrt

*) Heft 123/4, Jahrgang 16; Heft 3/4. Berlin, Leonhard Simion.

vor, weil die Wohlthätigkeitslotterien die versprochenen Gewinne auch voll ausbezahlen, während die Staatslotterien die Abzüge erst von dem Nominalbetrage der Gewinne erheben. Sobald die Gewinne der Staatslotterien im Nennbetrage des Spielplanes ohne Abzug ausbezahlt werden müßten und auf jedem Loose der wahrscheinliche Werth und der wahrscheinliche Verlust aufgedruckt sein müßte, würden die Spiellustigen sich von den Wohlthätigkeitslotterien ab und den Staatslotterien zuwenden, und würden unter den Wohlthätigkeitslotterien wieder die Loose mit besseren Gewinnchancen bevorzugen. Es wäre dann kaum noch erforderlich, in der Concessionsertheilung zu Wohlthätigkeitslotterien sehr ängstlich zu sein, oder gar eine Grenze für den zulässigen Abzug festzustellen. Die Wohlthätigkeitslotterien haben für die Unterbringung ihrer Loose so viel höhere Spesen zu zahlen, daß sie an Solidität mit den Staatslotterien gar nicht concurriren können und in dem Wettbewerb um die Gunst der Spieler sehr bald unterliegen müßten, sobald sie nur gezwungen wären, den Käufern reinen Wein einzuschenken und die jetzt gedeihende Spekulation auf ihre Unkenntniß und ihre Unfähigkeit zur Berechnung des wahrscheinlichen Werthes aufzugeben.

Das regelmäßige Spielen in Staatslotterien wird selten in einem Maße betrieben, der für die Privatwirthschaft des Spielers verderblich wird. In der Regel sind es nur die ohnehin schon durch Spekulation, Börsenspiel, Rennwetten und dergleichen zu Grunde gerichteten Existenzen, die so thöricht sind, ihren letzten Besitz auf Lotterieloose zu verwenden. Der solide Mittelstand und die ordentlichen Arbeiter spielen nicht in höheren Beträgen, als ihre Verhältnisse ihnen gestatten, wenngleich die damit entrichtete freiwillige Einkommensteuer einen nicht unerheblichen Zuwachs zu den Pflichtsteuern ausmacht. Auch daß die Lotteriegewinne vergeudet werden, trifft nur in Ausnahmefällen zu, insbesondere bei Studenten und solchen Ständen und Altersklassen, die, ohne nennenswerthen eigenen Erwerb, mit Vorliebe Aufwand treiben und skrupellos Schulden machen. Wo jeder Zufluß auf ein Sieb fällt, da kann natürlich auch der Lotteriegewinn nicht haften. Dagegen pflegen die selbständigen Handwerker und Kleinhändler einen Lotteriegewinn productiv zu verwerthen; die Gesellen, Arbeiter, Unterbeamten und die schlecht besoldeten Oberbeamten, die von Natur eingeschränkt zu leben gewohnt sind, erlangen mit einem Lotteriegewinn einen Grundstock für fernere Sparrücklagen, eine Alters- und Invaliditätsversicherung oder Wittwen- und Waisenversicherung, oder einen Fond für die Ausbildung und Ausstattung ihrer Kinder. Daß ein Theil des Gewinnes benutzt wird, um sich nach sauren Wochen ein frohes Fest zu machen, oder daß mit seiner Hülfe eine sonst unerschwingliche Erholungsreise die angestrengten Kräfte erfrischt, wird man sicherlich nicht als unproductive Verwendung verurtheilen dürfen.

Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung hat Jemand, der sein ganzes Leben hindurch gleichmäßig an einer Staatslotterie theilnimmt, Aussicht, mindestens ein Mal, auch wohl zwei Mal einen größeren Treffer zu erlangen, alle paar Jahre aber einen mäßigen Gewinn einzustreichen. Das regelmäßige Spiel wirkt also ähnlich wie eine regelmäßige Rücklage der Einsätze, nur mit dem Unterschiede, daß das Vergnügen des Spiels die Fortdauer der Rücklagen sichert, und daß die Zeitpunkte der Ausschüttung nicht im Belieben des Sparers stehen, sondern dem Zufall anheimgestellt sind. Darin liegt aber gerade der Vortheil des regelmäßigen Lotteriespiels gegen das gewöhnliche Sparen, durch welches es sich der Versicherung nähert. Die freiwillige Versicherung setzt pecuniäre Nachtheile auf die Unterlassung der fälligen Prämienzahlungen; die Lotterie setzt als Strafe theils den Verlust des Vergnügens am Spiel, theils den dauernden Verlust des Looses oder doch der Loosnummer, an der oft ein pretium affectionis, wenn nicht gar ein pretium superstitionis haftet.

Die Versicherungsgesellschaft schüttet die Ersparnisse im Fall des Todes, oder des Unfalls, oder der Invalidität, oder der Verheirathung aus, die Lotterie in dem Fall, daß die Loosnummer mit einem Gewinn zusammentrifft. Beide erheben dafür, daß sie einen besonderen Anreiz zur regelmäßigen Fortsetzung der Sparrücklagen gewähren und ihre Ausschüttung dem Belieben des Sparers entziehen, eine hohe Provision. Die Höhe dieser Provisionen ist bei einer soliden Staatslotterie, wie z. B. der preußischen, nicht viel größer als bei einer mit hohen Generalunkosten arbeitenden und mit starken Spesen belasteten Versicherungsgesellschaft, ja sogar erheblich geringer als bei den Unfallversicherungs-Berufsgenossenschaften, während sie allerdings merklich größer als bei den besten Versicherungsanstalten auf Gegenseitigkeit ist. Dagegen fehlt auch bei dem Lotteriespiel die Möglichkeit, erworbene Rechte durch Unfähigkeit zur Fortsetzung des Spiels theilweise einzubüßen. Bei den Lebensversicherungsgesellschaften wird die größere Hälfte der Abschlüsse nicht durch Erledigung, sondern durch Verfall oder Rückkauf gelöst, und dabei erleiden freilich die Versicherten noch viel größere Verluste (25—100 Procent ohne die verlorenen Zinsen) als bei dem dauernden Lotteriespiel.

Der Betrag aller Sparverbürgungsprovisionen, der jetzt den Actionären, Beamten und Agenten der Versicherungsgesellschaften und Berufsgenossenschaften, den Lotterie-Einnehmern und Looshändlern zufließt, bliebe natürlich besser den Sparern überlassen, und er könnte ihnen verbleiben, wenn sie durchweg die wirthschaftliche Reife und Selbstbeherrschung besäßen, um das, was sie für Versicherungsprämien und Lotterieloose ausgeben, regelmäßig zurückzulegen. Nur weil das Volk im Durchschnitt diese wirthschaftliche Reife noch nicht hat und noch eines gewissen Zwanges oder doch eines künstlichen Anreizes zu regelmäßiger Sparsamkeit bedarf, sind Versicherungen nöthig; ebenso lange werden aber auch Staatslotterien als Sparreize segensreich wirken. Wie die Unfall-, Heirathe- oder Lebensversicherung für den Sparer vortheilhaft ist, wenn der Unfall, die Heirath oder der Tod vorzeitig eintreten, so auch das Lotteriespiel, wenn er einen größeren Treffer nicht erst gegen die Mitte seines Lebens, sondern schon bald zu Anfang macht. Dagegen sind beide für den Sparer unvortheilhaft, wenn die Ausschüttung sich mehr oder weniger über das wahrscheinliche Maß hinaus verzögert. So lange man also Versicherungsgesellschaften noch für unentbehrlich erachtet, wird man auch solide Staatslotterien mit gutem Gewissen bestehen lassen können. Ich glaube, daß die aus den besten Motiven entspringende Agitation gegen die Lotterien bessere Erfolge erzielen würde als jetzt, wenn sie sich auf das practisch Erreichbare beschränken wollte, das zugleich den sozialethischen Bedenken genügend Rechnung trägt, d. h. wenn sie sich auf die oben zusammengestellten Forderungen hinsichtlich der Einrichtung der Lotterien und Loose vereinigen wollte. Wenn dies erreicht wäre, könnte man die weitere Bekämpfung des Spieltriebes zu Gunsten des freien Sparens mit Recht den Fortschritten der Völker zu immer größerer wirthschaftlicher Reife und der Individualethik überlassen.

Wenn die Staatslotterien sich als ein verhältnißmäßig erträgliches und der gesetzgeberischen Einschränkung sehr wohl fähiges Uebel herausgestellt haben, so ist dagegen der Totalisator der Rennplätze als ein öffentliches Aergerniß zu verurtheilen. Es ist geradezu ein Skandal für unsere Zeit, daß der Staat einen solchen Krebsschaden duldet, der in allen Volksschichten weiter frißt, die Unschuldigen zum ersten Spiel verführt, die Leidenschaft des Spieles unvermerkt großzieht und allmählich zum Laster auswachsen läßt.

Der Totalisator zeigt das Spiel in seiner gefährlichsten, aufregendsten Gestalt, nämlich als ein reines Glücksspiel, das sich noch in den falschen Schein verhüllt, als ob die Intelligenz und Urtheilsfähigkeit auf die Gewinnchancen einen wesentlichen Einfluß hätte. Er bietet die Gelegenheit, unter dem Einfluß einer künstlich durch die Rennen gesteigerten Massenaufregung, die den Einzelnen ansteckend mit fortreißt, die Einsätze bis zum letzten Augenblick zu erhöhen. Unreife Knaben, ehrsame Handwerker werden hier unter öffentlichem Schutze mit den Reizen der Spielleidenschaft vertraut gemacht, die sonst in gar keine Versuchung dazu gerathen wären. Die auf dem Rennplatz gepflanzten Keime aber wachsen weiter und treiben die Verführten auch den übrigen Gestalten des Hazardspiels

in die Arme. Alle Spielerprozesse der letzten Zeit zeigen den Zusammenhang zwischen Karten und Totalisator, und viele kleinbürgerliche Existenzen werden erst durch das Spiel auf den Rennplätzen zu willigen Ausbeutungsobjecten der Bauernfänger für das Börsenspiel. Die Summen, welche jährlich in den Culturländern auf Rennplätzen theils am Totalisator, theils durch Buchmacher im Spiel umgesetzt werden, entziehen sich in ihrem letzteren Theil jeder Schätzung. Sie wachsen von Jahr zu Jahr und dürften bald den Spielumsätzen in den Staatslotterien gleichkommen. Durch die Rennwetten und ihre indirecten Folgen werden thatsächlich alljährlich eine Menge Familien zu Grunde gerichtet und viele wirthschaftlich zerrüttet oder doch schwer erschüttert, was man von der Lotterie schon heute nicht mehr behaupten kann.

Die Rennpferdezüchter selbst gestehen ein, daß sie durch die Rennpreise durchschnittlich nicht auf die Kosten der Zucht und Reisen kommen, und daß sie sich durch Wettgewinne schadlos halten müssen, wenn sie nicht mit dauerndem Verlust arbeiten sollen. Das Spiel soll also die Deficitwirthschaft der Rennpferdezüchter erst rentabel machen. Kein Wunder, daß sich auf diesem Wege auch die reichsten Großgrundbesitzer ruiniren, wenn sie nicht ihr Lebelang von besonderem Spielerglück begünstigt sind. Wer die Grundaristokratie für einen äußerst werthvollen Volksbestandtheil hält und ihren Bestand gesichert wünscht, muß ebenso mit Sorge, wie ihr Feind mit Befriedigung auf die Wirkungen des Rennsports in Deutschland sehen, dessen verheerende Wirkungen zu ertragen der deutsche Großgrundbesitz bei Weitem nicht reich genug ist.

Wenn es wahr wäre, daß ohne Rennen die Pferdezucht zurückgehen müßte, so könnte in der Alternative zwischen dem Rückgang der Pferdezucht und dem der Volkssittlichkeit und Volkswohlfahrt die Entscheidung nicht schwer fallen. Aber diese Behauptung ist unrichtig. Durch die Rennen wird vielmehr die Pferdezucht in falsche Bahnen gedrängt. Es wird ein unverhältnißmäßiger Werth auf Schnelligkeit und Eleganz gelegt, aber die Kraft, Ausdauer, und die Abhärtung gegen Witterung und Strapazen bedenklich vernachlässigt. Die Rennpferdezucht bringt ein nervöses, verweichlichtes, verzärteltes, widerstandsunfähiges Geschlecht von Pferden hervor, das nicht einmal den ästhetischen Ansprüchen Genüge leistet, sondern einen entstellten Typus zeitigt, der in seinen bewunderten Extremen für einen unbefangenen künstlerischen Blick sich schon der Caricatur nähert.

Die Interessen der Pferdezucht sind ein bloßer Vorwand, um den noblen Passionen der Grundaristokratie ein Anstandsmäntelchen umzuhängen, und die Schaulust und Aufregungsgier der gaffenden Menge leiht diesem Märchen von den Interessen der Pferdezucht gläubige Ohren. Es wäre durchaus zu billigen, wenn der Staat die Bürger höher besteuerte, um in geeigneter Weise wetterharte, ausdauernde Kriegspferde und kräftige Arbeitspferde zu züchten bis zur Deckung des ganzen Bedarfs im eigenen Lande. Aber es ist nicht zu billigen, daß er sich mit einer zehnprocentigen Besteuerung des Totalisators begnügt, statt ihn zu verbieten. Wäre die Polizei ohnmächtig, die Buchmacher von den Rennplätzen nach Abschaffung des Totalisators fern zu halten, so würde daraus nur der eine Schluß zu ziehen sein, daß die Oeffentlichkeit bei den Rennen auszuschließen sei. Dies würde ebenso zur Hebung der Volkssittlichkeit beitragen, wie etwa die Aufhebung der Stiergefechte in Spanien, oder wie es der Ausschluß der Oeffentlichkeit bei Hinrichtungen bereits gethan hat. Die Gegner des Glücksspiels würden sich ein Verdienst damit erwerben, wenn sie zunächst einmal all ihre Kräfte darauf vereinten, dieses wirklich bösartige Geschwür aus dem Fleische unseres Volkes auszuschneiden, die Duldung des Totalisators.

Der Schutz der deutschen Interessen in Ostasien.

Von einem Capitän zur See.

Our God and sailors we alike adore
In time of danger, not before.
The danger past, both are alike requited,
God is forgotten and the sailor slighted.

Diese Zeilen werden dem berühmtesten Seehelden unseres Jahrhunderts, Lord Nelson, zugeschrieben, und wenn sie auch ursprünglich auf seine Zeit und seine Nation gemünzt gewesen sind, so lassen sie sich doch leider mit genügender Berechtigung auch auf unsere Verhältnisse anwenden. Es ist ja verständlich genug, daß sich die Erkenntniß von dem Werthe einer Kriegsflotte bei einem nicht absolut in Handels- und Seefahrtsinteressen aufgehenden Volke weniger leicht Eingang verschafft als diejenige von der Nothwendigkeit eines starken Heeres. Die Folgen des Fehlens einer ausreichenden Seemacht verspüren in Friedenszeiten direct eben nur einzelne, theilweise in fernen Ländern ansässige Staatsangehörige, und auch im Kriege macht sich die Schädigung der davon betroffenen nationalen Interessen weit weniger deutlich und schnell beim Volke bemerkbar, als dies beispielsweise bei einer feindlichen Invasion zu Lande der Fall ist. Ja, selbst diejenigen, welche der Gefahr ausgesetzt sind, am unmittelbarsten unter dem Mangel an Seestreitkräften ihres Heimathstaates Schaden zu leiden, vergessen gar zu leicht in ruhigen Zeiten die Werthschätzung einer allzeit bereiten und allen Aufgaben gewachsenen Marine; doch, wenn die Frage des Schutzes der heimischen Flagge und ihrer Staatsangehörigen actuell wird, lassen sie um so lauter den Ruf nach Schiffen erschallen. Unter diesem Wandel haben wir Deutschen, denen im Allgemeinen noch das Verständniß für die See und die Seeinteressen, überhaupt für eine groß angelegte Weltpolitik abgeht, besonders schwer zu leiden. Jahr aus, Jahr ein sehen wir das klägliche Schauspiel sich wiederholen, daß die dringendsten und knappsten Forderungen der Regierung für einen zeitgemäßen und den thatsächlichen Bedürfnissen entsprechenden Ausbau der Flotte von der Volksvertretung zum weitaus größten Theile abgelehnt werden. Sobald aber irgendwo auf der Erde ein politischer Brand entsteht, und die Funken davon den besorgten Interessenten auf ihre heimischen Lagerhäuser fliegen oder gar Söhne und Vettern dort draußen Gefahr an Leib und Leben leiden, können nicht schnell und zahlreich genug die deutschen Kriegsschiffe an Ort und Stelle sein, um Leben und Gut der bedrohten Landsleute unter den mächtigen Schutz der schwarz-weiß-rothen Flagge und der guten Krupp'schen Kanonen zu nehmen. Wenn nun aber in Folge der vom Reichstage vorgenommenen beharrlichen Streichungen am Marineetat schließlich überhaupt keine Schiffe mehr für solche Zwecke vorhanden sind, was dann? Dann endlich wird vielleicht das Verständniß aufdämmern, daß man sicher auf dem falschen Wege war und besser daran gethan hätte, bei Zeiten den Vorstellungen der Regierungsvertreter Folge zu leisten, und die Gelder für den Bau der nöthigen Schiffe herzugeben. Hoffentlich läßt man den Fall des gänzlichen Mangels nicht erst eintreten, sondern nimmt sich die Lehre, welche sich aus unserer jetzigen Lage in Ostasien ergibt, gründlich ad notam.

Zwei kleine elende Kanonenboote von ganz veraltetem Typ, mit schwacher Armirung und Besatzung, sind bei den nun schon seit Wochen herrschenden Kriegsunruhen in Korea die einzigen Vertreter der Interessen des mächtigen Deutschen Reiches. Um wenigstens der Zahl und Masse nach ansehnlicher repräsentirt zu sein, ist man — Mangels anderer geeigneter und verfügbarer Seestreitkräfte — jetzt darauf angewiesen, drei an der südamerikanischen Westküste befindliche sogenannte Kreuzer nach dem Kriegsschauplatze hinzudirigiren. Kreuzer im modernen Sinne des Wortes sind diese Schiffe, die „Arcona", „Alexandrine" und „Marie", jedoch nicht, da sie jedes Panzerschutzes entbehren, langsam und nicht mit Schnellfeuerkanonen armirt sind. Auch ihr Kohlenfassungsvermögen ist, wie dasjenige aller älteren Schiffe, so wenig zufriedenstellend, daß sie zum Zurücklegen größerer Strecken auf die Ausnutzung der Segel

angewiesen sind. Daher wird es denn auch noch gute Weile haben, bis diese drei Repräsentanten deutscher Wehrkraft in den ostasiatischen Gewässern erscheinen. Der Schutz, welchen sie dem Deutschthum dort bieten können, wird mehr ein moralischer, als ein effectiver sein; denn wenn es denselben Schiffen auch gelungen ist, während der Revolution in Brasilien deutsches Leben und Eigenthum erfolgreich zu schützen, so ist dies doch weit mehr dem energischen Auftreten der deutschen Befehlshaber und der geringen Thatkraft der Brasilianer zu verdanken gewesen, als der Gefechtsstärke der deutschen Kriegsschiffe. Wer weiß, wie es letzteren im Falle eines Kampfes mit den brasilianischen Schiffen ergangen wäre? Den zum außerordentlich gefechtsstarken und schnellen Schiffen der Japaner und der Chinesen gegenüber ist die Rolle der alten deutschen Corvetten keinesfalls eine beneidenswerthe. Daß unter solchen Umständen für etwaige deutsche Forderungen nicht der genügende Nachdruck zu erwarten stände, daß vielmehr das deutsche Prestige in Ostasien ernstlich Gefahr laufe, zu Grunde zu gehen, scheint man in ganz Deutschland eingesehen zu haben, da fast die gesammte deutsche Presse ohne Unterschied der Parteifärbung, die Hinaussendung neuer, gefechtsstarker Schiffe verlangt hat. Wie kürzlich bekannt geworden ist, wird diesem Wunsche thatsächlich in gewisser Weise entsprochen werden. Zunächst wird Anfang October ein Kreuzer IV. Klasse, der schon früher als Ablösung für einen der beiden ostasiatischen Stationäre bestimmt gewesen ist, in Kiel ausgerüstet und demnächst mit thunlichster Beschleunigung nach China entsandt werden, und ferner soll der neue Kreuzer III. Klasse, „Gefion", zu den bereits auf dem Wege nach Ostasien befindlichen drei alten Kreuzern stoßen, um mit diesen zusammen auf's Neue ein Kreuzergeschwader zu bilden. Bis zum Zusammentritt dieses Geschwaders, dessen Flaggschiff die „Gefion" sein wird, werden aber noch einige Monate verstreichen; denn vorläufig ist die „Gefion" noch mit ihren Probefahrten beschäftigt und, wenn diese erledigt worden sind, müssen erst noch die nöthigen baulichen Veränderungen zur Unterbringung des Geschwaderstabes an Bord vorgenommen werden. Wie verlautet, kann sich die Fertigstellung des Schiffes noch bis in den November hinein hinziehen, so daß auf sein Eintreffen in Ostasien nicht vor Mitte December zu rechnen sein wird. Daß nicht ein bereits vollständig dienstbereiter oder womöglich gar ein z. B. schon dienstbefindlicher Kreuzer zu der Mission nach Ostasien ausgewählt worden ist, hat jedenfalls seinen Grund darin, daß man dem Schiffe einen Admiral als Chef des Kreuzergeschwaders an Bord geben will, auf keinem der schon fertigen Kreuzer aber ohne sehr große Kosten die schwierigen baulichen Veränderungen auszuführen waren, und ferner darin, daß keiner der sonst in Frage stehenden Kreuzer für einen längeren Aufenthalt in den Tropen nur annähernd so gut geeignet ist, wie die ihrer ganzen Bauart nach besonders dafür eingerichtete „Gefion".

Die „Gefion" ist ein erst kürzlich von der kaiserlichen Werft in Danzig erbauter geschützter Kreuzer von 4000 Tonnen Wasserverdrängung, dessen zwei Maschinen ca. 9000 Pferdekräfte indiciren und eine Fahrgeschwindigkeit von etwa zwanzig Knoten geben sollen. Die Armirung, über welche in unserer Quelle genaue Daten noch nicht vorhanden sind, scheint verhältnißmäßig leicht zu sein. Immerhin repräsentirt das Schiff mit seiner hohen Fahrleistung, seinem Panzerschutz (es hat ein über Maschinen und Kessel reichendes Panzerdeck) und seinem als groß vorauszusetzenden Kohlenfassungsvermögen einen modernen Kreuzertyp und kann sich daher im Auslande wohl sehen lassen. Daß sich unsere Marineleitung entschlossen hat, dies Schiff trotz des bitteren Mangels an modernen Kreuzern, welche zum Aufklärungs- und Vorpostendienste beim Krieg in den heimischen Gewässern geeignet sind, für den auswärtigen Dienst herzugeben, muß als ein besonderes Opfer anerkannt werden. Keine Kriegsflotte von der Größe und Bedeutung unserer deutschen ist nur annähernd so schwach an Kreuzern, die für ernste Aufgaben des Krieges in Betracht kommen können, wie gerade unsere Marine. Sie hat augenblicklich nur vier solche Schiffe aufzuweisen, nämlich drei Kreuzer II. Klasse („Irene", „Prinzeß Wilhelm" und „Kaiserin Augusta"), und einen Kreuzer III. Klasse („Gefion"). Alle übrigen sogenannten Kreuzer III. und IV. Klasse der deutschen Flotte sind zwar für den Dienst als Stationäre im Auslande und in unseren Kolonien und nöthigenfalls auch zum Kampfe gegen uncivilisirte Staaten und wilde Völkerschaften verwendbar, besitzen jedoch den modernen Kampfmitteln anderer civilisirter Staaten gegenüber nur einen sehr beschränkten militärischen Werth. Von anderen Marinen, mit denen die unserige im Allgemeinen gleich rangirt wird, besitzen die italienische und die amerikanische nicht weniger als je 16, zum Theil sehr starke Kreuzer modernsten Typs, die russische deren 8, darunter den gewaltigen „Rurik", gar nicht zu reden von England, welches gegen 60, und Frankreich, das ungefähr 40 Schiffe jener Gattung aufzuweisen hat, von welcher Deutschland nicht mehr als vier besitzt. Dieser Vergleich allein dürfte hinreichend deutlich zeigen, wie sehr wir gerade in Bezug auf die Kreuzer im Rückstande geblieben sind.

Hoffentlich wird die jetzt anscheinend in weiten Schichten unseres Volkes vorhandene Einsicht von der zwingenden Nothwendigkeit einer Vermehrung unserer Kreuzerflotte noch über die Erledigung der koreanischen Frage hinaus von Bestand bleiben und einflußreich genug sein, um den Reichstag baldigst zu Entschlüssen zu bewegen, die den unabweisbaren Bedürfnissen einer Großmacht Rechnung tragen. Mit etwa 16 bis 18 großen, starken Kreuzern würden wir in der Lage sein, nicht nur für die Kriegführung in den heimischen Gewässern die nöthige Zahl von Aufklärungsschiffen zu stellen und ein ansehnliches Kreuzergeschwader im Auslande zu unterhalten, sondern es würden auch noch einige Kreuzer in den heimischen Häfen bereit liegen können, um vorkommenden Falles sofort dahin entsendet zu werden, wo eine schnelle Vertretung deutscher Interessen erforderlich ist, indem sie entweder an Stelle des gerade anderswo beschäftigten Kreuzergeschwaders treten oder zu dessen Verstärkung dienen würden. Dann würde nicht mehr der jetzige Fall eintreten können, daß deutsche Kriegsschiffe erst nach Monaten auf dem Schauplatze der kriegerischen Conflicte in Korea anlangen, daß durch ihre Abberufung der deutsche Einfluß in den südamerikanischen Republiken, in denen Bürgerkriege und Grenzstreitigkeiten gerade im Ausbruche sind, in nicht wieder gut zu machender Weise geschwächt zu werden droht, daß das Deutschthum ohne militärischen Rückhalt gelassen, und daß in Samoa noch immer vergeblich auf eine die deutsche Autorität stärkende Vermehrung unserer Streitkräftte gewartet wird.

Literatur und Kunst.

Viktor Hehn und sein Nachlaß.

Ein langer, hagerer, äußerst beweglicher Greis mit scharfblickenden Augen hinter der goldenen Brille, um die schmalen, blassen Lippen ein verbindliches Lächeln, so steht Viktor Hehn in unserer Erinnerung. Wo hatten wir ihn nur schon gesehen, diesen entfleischten Schädel mit der hohen Stirn, der schmalen Nase, dem hervorspringenden Kinn, den eingefallenen Wangen, die jeden Muskel, jedes Aederchen, den ganzen Kiefer wie ein anatomisches Präparat durchscheinen ließen? Plötzlich schoß es uns durch den Kopf: Julius Cäsar! und als wir das nächste Mal vor dem Gypsabguß der bekannten altrömischen Büste im Berliner Museum standen, da fiel uns wieder der stille, bescheidene russische Staatsrath a. D. ein, mit dem wir ab und zu in Huth's Weinstube gar nachdenklich gebechert hatten. Nun ist Hehn seit vier Jahren ein noch stillerer Mann geworden, und sein zartes, spitzes Organ, sein etwas fremdklingendes Baltendeutsch tönt seinen Freunden kaum noch in der Erinnerung nach, aber die reiche geistige Hinterlassenschaft des Schweig-

samen und nun für immer Verstummten führt den genialen Völkerpsychologen, Sprachforscher und Aesthetiker noch einmal der Welt vor, um ihn gewiß nicht mehr in die Vergessenheit zurücksinken zu lassen. Dafür ist dieser universelle Geist zu groß, sein literarisches Gepäck zu bedeutend. Rasch nach einander hat Cotta's Nachfolger in Stuttgart Band auf Band folgen lassen: die tiefgründige Charakteristik der russischen Volksseele: „De moribus Ruthenorum", die ästhetische Studie: „Ueber Goethe's Hermann und Dorothea", die farbigen und gedankenschweren „Reisebilder aus Italien und Frankreich", und nun kommt, alle diese Gaben sozusagen zusammenfassend und commentirend, noch sein Lebensbild von Freundeshand: „Viktor Hehn" von Theodor Schiemann, eine liebevoll nachfühlende Biographie, die dem Verewigten gerne meist selber das Wort überläßt. Mit ihrer Hülfe ist es uns möglich, Hehn's trotz Schrader's Vorarbeit wenig bekannten Werdegang zu verfolgen und in die Entstehung seiner Werke einen Einblick zu gewinnen.

Er ist 1813 in Dorpat geboren als Sohn eines ehemaligen Landgeistlichen und späteren Richters. Von diesem hat Viktor seine literarische Begabung, sowie das Interesse für sprachliche und philosophische Studien. Nachdem er seine Examen bestanden, war er einige Jahre Lehrer — „das erste Stadium des Todes," wie er schreibt — dann Haushofmeister, um sich dadurch die Mittel zu erwerben, später seinen gelehrten Lieblingsplänen um so nachhaltiger nachzugehen. Die Schranken, welche Geburt und Armuth ihm auflegten, hat er noch lange schmerzlich empfunden. Vielleicht über Gebühr, meint Schiemann. „Dem eigentlichen Grundton seiner Seele aber entsprachen solche Empfindungen nicht, sie kamen und schwanden wie die Wolken am Himmel, sie kamen mit bösem Wetter und vergingen, wenn die Sonne hell strahlte. Denn er war ein Sonnensohn, der Wärme und des Lichtes bedürftig, wenn er sich ganz geben sollte und eben deshalb zog es ihn so unwiderstehlich nach Italien, wo er alles zu finden hoffte, was Leib und Seele verlangte." Als Erzieher geht er ein Jahr nach Wilna, daran knüpft sich eine Hauslehrerzeit in Livland, während welcher er sich wenigstens so viel ersparte, um zwei Jahre lang die Länder seiner Sehnsucht, Deutschland und Italien, zu bereisen. Der 25jährige Jüngling, der 1838 über Kopenhagen nach Hamburg und an den Rhein zog, hatte die Universität Berlin zum Ziel und Mittelpunkt seiner Studien erwählt. Die Hegel'sche Philosophie beherrschte damals den ganzen Umkreis der Wissenschaft, und der junge Livländer wurde ihr begeisterter Schüler, wenn er auch kein blinder Anbeter war und nur bedingt auf dem Boden der Jung-Hegelianer stand. Fast noch tiefer wirkte damals Jakob Grimm auf ihn ein. Im Frühling 1839 trat er seine Reise nach Italien an, und die gehaltvollen Tagebuchblätter dieser frohen Fahrt hat Theodor Schiemann gesammelt herausgegeben. Sie sind immer unter dem frischen Eindruck des Erlebten und Geschauten niedergeschrieben, echte Monologe eines starkgeistigen und hochstrebenden Wahrheitsuchers, neben seinem größeren Werk über Italien zum Besten gehörig, was seit Goethe über dies Land geschrieben worden ist.

Ueberraschend schnell fühlte er sich jenseit der Berge heimisch. Mit jedem Monat waren ihm Menschen, Sprache, Natur und Sitten vertrauter geworden. Er hatte die Geschichte nach allen Richtungen hin an der Hand der ersten Quellen studirt, und die lebendigen Spuren des Alterthums in Sitte und Gebräuchen des gegenwärtigen Geschlechts wiederzufinden verstanden. Ab und zu fesselte ihn eine spezielle Frage besonders. So sammelte er Notizen der Alten über die klimatischen Verhältnisse der früheren vorchristlichen Jahrhunderte und gelangte zum Schluß, daß das Klima Italiens im Lauf der Zeit milder geworden sei; sorgfältig zeichnete er alles auf, was ihm über die Culturpflanzen und Hausthiere des alten wie des neuen Italien in Anschauung und Lektüre entgegentrat. Einzelne der damals rasch hingeworfenen Beobachtungen, durch neues Material bereichert, finden sich in seinen späteren Arbeiten wieder. Man hat den Eindruck, als ob der Gedanke an eine Geschichte der Cultur Italiens sich je länger, je mehr in ihm festsetzte. Vor Allem ist es die harmonische Einheit von Natur und Kunst, die seine nach Schönheit dürstenden Sinne gefangen hielt.

Die köstlichen italienischen Villen! Hier im villenreichen Frascati darf ich mir ein Wort über sie erlauben. Sie stammen aus der Zeit des Zopfes und der Jesuiten, das Herz der romantischen Gegenwart hat keinen Theil an ihnen, auch sie sind verlassene, einst beseelte Wesen. Darum schwebt ein Zug der Schwermuth durch ihre Gänge, eine süß elegische Stimmung faßt mich, wenn ich durch das Gitter ihrer Thore blicke. Nirgends um Rom ist die Natur lachend, so unendlich schön sie ist; niemals jauchzt man voll erhöhten Lebensgefühls bei ihrem Anblick, ein stiller Ernst, wie das Bewußtsein einer gewaltigen Geschichte, liegt über allen landschaftlichen Formen Latiums. Man kann aber aus keiner glücklicheren Nähe auf die Gebirge und das ewige Rom blicken, als aus dem Vordergrunde einer römischen Villa. Ich hatte sonst ein Vorurtheil gegen die architektonische Gartenkunst, die in geometrischen Linien bildet: aber ich habe ihr Unrecht gethan und sie erst in Italien verstehen gelernt. In diesem Lande der Gestalt ist die Natur selbst plastisch und architektonisch; auch sie ist nach dem klassischen Prinzip gebildet, sie kennt die unbestimmte, anschauungslose, wortlose Romantik nicht. Ihre Cypressen sind Spitzsäulen, ihre Pinien Wölbungen, scharf ist jede Zeichnung, jedes Haus, jeder Berg ist ein Krystall. Und dennoch ist die italienische Landschaft ideell. In dem Duft der Ferne, in den Farben des Horizonts, in dem Wasserstaube liegt eine unendliche Idealität, und so plastisch alle Gestalten sind, so unwirklich und gedankengleich schwebt jener selige Dunst um die der gemeinen Schwere enthobenen Formen. Die dichten, glänzenden Lorbeerhecken der Villa gleichen den Wänden eines grünen Feensaales, den eine saphirne Kuppel überwölbt, sie schließen sich an das Kasino, wie dessen Fortsetzung; sie sind nicht berechnet, sondern frei, weil sie nur ein Abbild der italienischen Natur sind und weil sie immer bald das Gebirge, bald die weite Campagna oder die Stadt zur Aussicht haben.

Nebenher gehen tiefbohrende Untersuchungen des Geschichtsphilosophen:

Deutsche Theologen behaupten, nur religiöse Länder besäßen einen freien und glücklichen Staat, die Religion sei die treibende und lebenerhaltende Kraft desjenigen Organismus, den wir Staat nennen. Umgekehrt — religiöse Völker kennen die Freiheit nicht. Die Religion lähmt jene Fähigkeit, die Welt und ihre Einrichtungen nach freier Erkenntniß und eigenem Willen zu gestalten. Völker, die eine überweltliche Richtung haben, werden in der Welt nur eine traurige Rolle spielen. Der Staat ist unvollkommen, wo die Forschung durch einen Glaubenssatz, die That durch eine unwandelbare Schranke, der Trieb nach Gestaltung durch eine starre, heilige Ordnung niedergedrückt ist. Wer religiös ist, d. h. wer immerfort das Gefühl eines Höheren, dem er untergeordnet ist, das Gefühl eigener Unvollkommenheit, Schwäche und Unzulänglichkeit in sich vorherrschen läßt, der wird wenig Kraft und Trieb haben, das Leben, die Umgebung, die Gesellschaft zu ordnen, einzurichten und sich thätig darin zu bewegen, er wird, wie er innerlich sich beugt, so auch äußerlich ein Sklave werden. Religiöse Staaten sind immer auf dem Knechtsverhältniß gegründet. Indien und Aegypten, zwei Länder, wo die Religion Alles durchdrang, waren dem furchtbaren Kastenzwange unterworfen. Starr und fest können solche Staaten sein, aber ist die Dauer, die bloße Erhaltung das Edelste? Das Lebendige bewegt sich in ewigem Wechsel, diesen Wechsel nennen wir das Leben, der todte Stein, die entseelte Mumie überdauern viele Jahrtausende. Und dennoch ist der Untergang religiöser Staaten entschiedener und unaufhaltsamer, als der der freien Staaten. Da sie nur auf Glaubenssätzen ruhen, so sinken sie augenblicklich und ohne Rettung zusammen, sobald ihnen diese Stütze entzogen wird. Sowie das Dogma sich schwächt, so ist der Staat und Alles hin. Die Türkei gibt uns ein Beispiel hiervon: der Islam hat seine Glaubenskraft verloren und in demselben Maße ist Zerrüttung und Auflösung eingetreten.

Von Italien reiste er nach Frankreich, und seine Pariser Tagebuchblätter sind ein langer, schwungvoller Panegyricus. Erst in den sechziger und siebziger Jahren, als ihn der Gedanke einer großen ethnographischen Arbeit lebhaft beschäftigte, nahm er ein gutes Theil seiner jugendlichen Begeisterung zurück, in seinen „Mores Francorum". Diese Bemerkungen sind so fein, daß wir uns nicht versagen können, wenigstens einige von ihnen herzusetzen:

Von Frankreich nach Italien — aus dem Lande der Mathematik in das des Gewährenlassens. Man fühlt sich befreit, man athmet auf. In Frankreich auf jedem Schritt ein Verbot, eine Anordnung, eine unverbrüchliche Einrichtung. Alles oft zweckmäßig, aber immer lästig. In allen Denkmälern wiederholt sich der Eindruck, daß die Franzosen mehr für das Zierliche und Geschmückte als für Einfalt und Größe Sinn haben. Darin sind die Italiener antiker, die Franzosen Erben des römischen Kaiserreiches. Die Franzosen sind unglaublich fest in ihren Sitten, die zuweilen keinen universalen, sondern national-particularen Charakter haben und dann dem Fremden unbequem fallen. Alles Tact und Höflichkeit, kein menschliches Sichgehenlassen, Sichhingeben wie man ist. Schon der Satiriker Falk in Weimar hatte die Franzosen die Weiber Europas genannt... Sie sind alle nur Redner und Sachwalter, und es kommt ihnen nicht auf Ermittelung der Wahrheit an, als auf Ueberredung, auf den zu weckenden Entschluß. Alle Rhetorik (die Franzosen sind Rhetoren, ihre Bildung eine bloß formale) entfernt von der Wirklichkeit, der Rhetor lebt von Worten, nährt sich von Worten und kann auch seinem Nebenmenschen nichts anderes spenden. Die Welt muß sich dem rednerischen Wohlklang beugen und

wird zu einer conventionellen, dogmatisch postulirten, lügenhaften, die sich in der Vorstellung so unerschütterlich festsetzt, daß Schmach und Verfolgung jeden Andersmeinenden trifft.

Die Geschichte, d. h. der Rückblick ist ihnen im Grunde gleichgültig, oder vielmehr die wissenschaftliche Wahrheit gilt nicht für sich, d. h. als Befriedigung des Erkenntnißtriebes, sondern nur zur Unterstützung oder Widerlegung gegenwärtiger Streitpunkte. Daher die Historie in Frankreich auch fast nur Hof- und Revolutionsgeschichte, dann die römische Kaiserzeit behandelt. Das echte, wahre vorimperatorische Alterthum ist ihnen verschlossen und für sie gleichsam nicht vorhanden. Die griechische Mythologie wird in oberflächlich-conventioneller Weise in den Schulen gelehrt und gelernt, zum Gebrauch für Redewendungen und Gedichte, mit Anwendung der Parallelisirung griechischer und römischer Götter und Namen, z. B. von Hera wissen sie gar nichts, nur von „Junon". Bei Assyrien reizt sie nur das romantische Dunkel, ebenso bei den Pfahl- und Höhlenbewohnern. Kein Begriff von Urzeit. Die Einnahme von Paris machte auf die Franzosen und im Grunde auch auf die anderen Völker den Eindruck, wie auf die antike Welt der Sturm und die Plünderung Roms durch die Gothen unter Alarich und die Vandalen unter Geiserich. Daher auch der böse Nebenbegriff, den das Gothische oder Vandalische fortan enthält; es bezeichnet Wildheit, Barbarei überhaupt.

Antik ist es auch, daß alle Wechsel in ihrer Geschichte eine dramatische Gestalt annehmen, sich local und sittlich vollziehen, sich zu Scenen zuspitzen. Die Phantasie aller Völker folgt mit Spannung und erhält in jedem Moment ein bestimmtes Bild. Allgemeine Entwickelungen, langsame unsichtbare Strömungen brechen hier in begrenzten individuellen Katastrophen zu Tage. Der Sturz des zweiten Kaiserreiches — wie ergreifend! Ein Maler könnte ihn auf die Leinwand werfen: eine ganz locale, in den Raum einer oder zweier Stunden zusammengedrängte, ganz nach außen getretene, in Gebärden, Gesichtern, Stellungen greifbare Scene. Der Tumult in der Straße oder die Flucht der unglücklichen Kaiserin aus dem Palaste, an dessen Schwelle noch kurz vorher Millionen andächtig sich beugten, der Einbruch in den gesetzgebenden Körper, das Auftreten der ehrgeizigen Advokaten von der Linken, der Zug in's Stadthaus, die Ausrufung der Republik daselbst — wie viel Stoff für Pinsel und Meißel sogar! Dazu das Talent, in kurzen Schlagworten, in prächtigen Sentenzen, in haarscharfen Formeln, fest bestimmten Losungen dem jedesmaligen dramatischen Moment sein leicht zu wiederholendes, leicht zu fassendes Zeichen zu geben! Die Proclamationen, die Programme, die erkennbaren Farben, Fahnen und Kostüme! In Frankreich entstand die rechte und die linke Seite und das Centrum, der Berg, das weiße und das rothe und das dreifache Banner, der 14. Juli und die Julitage, die Juliregierung und die Februarrevolution u. s. w. Lauter sinnliche Dinge für abstracte Prinzipien und vage Zustände, und dem Halbgebildeten weit und breit verständlich. Alles wie im alten Griechenland und Rom! Dazu kommt — was gleichfalls antik, südlich ist —, daß die That immer bereit ist, dem Wort zu folgen, die leidenschaftliche Energie, der brennende Ehrgeiz, die Bereitschaft an's Ruder zu treten, das Erfülltsein von der Parteiidee bis in die Haarspitzen, die immer von electrischen Funken sprühen! Daher auch keine ruhigen Berathungen in den Versammlungen. Die eine Partei kann gar nicht anhören, was ein Redner der anderen vorbringt, sie muß ihn unterbrechen, ihn niederschreien, ihm glühende, beleidigende Einwürfe mitten in die Rede schleudern. Thiers war darin ein antik-französischer Redekünstler, daß er es verstand, durch feine Umwege, durch beigemischte Schmeicheleien, durch gleichzeitiges Anschlagen sympathetischer Töne sich Gehör zu schaffen und die Arznei einzugeben. Dennoch gelang es ihm nicht immer. Kurz vor dem Kriege wurde ihm mit dem Strang gedroht, schon damals wäre beinahe Feuer an sein Haus gelegt worden — was erst die Commune ausführte, ganz wie Cicero's Haus zerstört wurde, als er in die Verbannung mußte. Geht einmal eine Berathung ruhig und sachlich vor sich, so ist sie langweilig — wo die Leidenschaft nicht erregt, das dramatische Interesse nicht geweckt ist, da überläßt dies Volk die Anordnung gern der höheren Regierungsgewalt, und da beklagt sich niemand, daß ihm die Freiheit genommen, mitzusprechen.

Die Franzosen sind die Jonier der neuen Welt. Freude und Liebe und milde Sitten haben hier ihr Vaterland; auch die Demokratie, die Beweglichkeit einer raschlodernden und leicht erzitternden Seele; auch jene Schnellkraft des Lebens, die ewig den starren Tod, die rückziehende Schwere bekämpft. Was wäre Europa ohne Frankreich? Eine niedersinkende Masse ohne inneren Sprudelquell der Bewegung, ohne Verneinung, das heißt ohne Freiheit. Die Verneinung ist das Leben, die Geschichte. Die Germanen sind die Dorier, religiös, ernst, rauh, züchtig, schwer. In Rom waren beide Richtungen mit kämpfender Zweiheit in einem Volke vereinigt.

Ueber Hehn's zweiten Berliner Aufenthalt weiß sein Biograph so gut wie nichts zu berichten, als daß er sich eingehend mit Humboldt's Pflanzenphysiognomie beschäftigte und hier wohl die erste Anregung zu seinem berühmten Werk über die Wanderung der Culturpflanzen und Hausthiere fand. Schweren Herzens ging er in die Heimath zurück.

„Ost- und Westpreußen führt in die sarmatische Barbarei. Ueberall Uebergänge dorthin. Ich fühle die Nähe Livlands. Oede Flächen, entlaubte Bäume, seltene Städte, der Sturm kalt und heftig wie immer im Südwesten. Ich sah die Weichsel, den Strom des Barbarenlandes, der größer ist als Cephissus und Ilissus, als Tiber und Seine. Mit trüben, gelben Wogen drängt er sich längs unbestimmt wechselnden Ufern, hier überschwemmend, dort Moräste bildend, im Frühling mit der blinden Wucht schwimmender Eisblöcke die hölzernen Brücken zertrümmernd. Das Holz wird hier schon reichlich. Man sieht Bretterdächer und Zäune von hölzernen Pfählen. Die Bauart der Häuser hört auf, deutsch zu sein: es ist nicht mehr zweistöckiges Fachwerk, sondern das Haus besteht fast ganz aus einem großen schrägen Dache, das sich über ein niedriges Stockwerk baut und fast die Erde berührt: eine Form, die mit der primitiven Kegelform der Nomaden und Erdbewohner nahe zusammenhängt. Der kleine nordische Pferdeschlag, der sich ursprünglich an die finnischen Völker gebunden, vom Weißen Meer durch den ganzen Norden Europas bis zu den Hebriden und Irland fortzieht, tritt hier wieder auf; die Form der Wagen, des Hausgeräthes, die Wahl und Zubereitung der Speisen ist in tausend Zügen die vaterländische. Man sagt Weißbrot und nicht Semmel, man sagt Schmand und nicht Sahne, man sagt Franzbrot und Kringel. Eine von Alters ganz zusammenhängende Geschichte, derselbe Volksstamm, denn auch hier lebten die Lithauer, deren Bestandtheil keineswegs untergegangen, wenn auch von der deutschen Sprache verhüllt ist, dieselben allgemeinen klimatischen und besonders lokalen Verhältnisse, dieselbe Naturbestimmtheit als Uferland der Ostsee — und wir sind getrennt."

Getrennt! Er sollte die Scheidung von dem geistigen Vaterlande je länger, je mehr empfinden.

Nach einem Aufenthalt in Petersburg, wo er eine Menge Aufzeichnungen machte, die Grundlagen zu seinen drastischen „Mores Ruthenorum", kehrte er nach Livland zurück. 1846 wurde er an der Dorpater Universität Lector der deutschen Sprache. Seine Vorlesungen, nur zum Theil veraltet, haben sich in seinem Nachlaß gefunden und werden wohl in einzelnen Abschnitten edirt werden. Das später umgearbeitete Kolleg über Hermann und Dorothea ist neulich von Albert Leitzmann und Schiemann herausgegeben worden; hoffentlich folgen die Vorlesungen über Schiller und den Faust bald nach. Hehn arbeitete langsam und schwer. Die fertige Arbeit blieb stets liegen, meist weit über die neun Jahre, die Horaz sich als Reifezeit setzt, oft für immer. Er begann wieder zu sammeln, schob eine Veröffentlichung hinaus, weil er das Erscheinen dieser oder jener wissenschaftlichen Arbeit über seinen Gegenstand abwarten wollte, und meist ging ihm zuletzt über neuen, weiter angelegten Arbeitsplänen das Interesse an der spezielleren Frage verloren. „Der eigentliche Genuß lag für ihn in der Produktion, auf die Wirkung nach außen hin legte er weit geringeren Werth, es kam ihm in erster Linie auf die eigene Erkenntniß an, und wenn er, zumal in den Jünglingsjahren, mit allen Fibern seiner Seele nach wissenschaftlichem und literarischem Ruhm verlangte, trat, je älter wurde er, das Streben nach Vollendung als das Stärkere dem Wunsch nach literarischer Anerkennung entgegen." Er las in Dorpat über älteste und neuere deutsche Literatur und Sprache, Ulfilas bis Goethe. Eine glänzende Ausführung über das Gothische mag hier folgen:

„Es liegt ein eigentümlich romantischer Reiz in der Beschäftigung mit jener Urgestalt unserer gewohnten täglichen Rede. Mit ähnlichem Gefühl wandeln wir etwa in einer Galerie von Bildern unserer Ahnen. Es sind lauter fremde Gesichter, in seltsamen Halskrausen, mit strenger Miene, ihr Blick staunt uns an, ihr Lächeln ist uns unheimlich; wir kommen uns ihnen gegenüber wie leichtsinnig und entartet vor — dennoch taucht hier und da ein Moment der Aehnlichkeit mit dem Enkel, ein physiognomischer Zug auf, der das gleiche Blut verräth, und je länger wir hinschauen, desto mehr löst sich das Grauen in die Wärme genealogischen Zusammenhanges. So mit dem Gothischen. Zunächst ist es uns fremd, unverständlich, unheimlich, oft barbarisch; dann erwachsen in diesen Wurzeln und Flexionen immer mehr Anklänge an unsere jetzige Sprachgewohnheit; es sind dieselben Formen, aber aus weiter Ferne herübergeschickt, in ungeheuere Maße auseinandergezogen, gleichsam ein Riesengeschlecht von Worten, noch unverbraucht und unberührt, darum schwerfällig und feierlich. Je mehr wir sie aber in's Auge fassen, desto mehr erscheint uns wie durch Zauber das heutige Deutsch in neuem Lichte und wir werfen Alles, was wir darüber gemeint, alle Regeln, in die wir es zu fangen geglaubt, als voreilig zur Seite. Das heutige Deutsch ist nichts als ein Haufen Ruinen, von Wind und Wetter zerbröckelt, eine Sammlung unförmlicher Reste, die einst Form hatten, auch wohl nothdürftige Neubauten aus Bilder- und Säulenfragmenten alter Zeiten. An der Hand des Gothischen leben uns diese Trümmer wieder auf, wir erkennen den Grundriß wieder und am Zusammengestürzten und Verwitterten tausend Spuren der ursprünglichen Herkunft und Bestimmung. Wer würde ohne das Gothische errathen, daß, wenn ich sage: ich heiße, ich hieß, dieser Vokalwechsel von ei zu ie weiter nichts ist, als eine versteckte Reduplikation: haita, haihait? oder daß unser Wort Glaube eigentlich ein Compositum ist und der nächste Verwandte von Liebe? Denn von dem gothischen Verbum lieben, lieb sein, kommt unmittelbar durch Ablaut galaubeins der Glaube, und ebenso lubains die Hoffnung, so daß alle drei virtutes theologicae, fides, spes und caritas im Gothischen wie drei Blüthen an einem Stempel hängen. Und so in tausend Fällen. Ohne das Gothische, sagt daher Jakob Grimm mit Recht, würde

es in der deutschen Sprachforschung ewig Nacht bleiben. Bopp fügt hinzu: Das Gothische ist das germanische Sanskrit, — und wenn wir der Edda folgen dürfen, bei der es von alten verschollenen Ausdrücken heißt, die Götter bannen die Sachen so, so würden wir sagen: die Menschen sprechen deutsch, die Götter gothisch."

Hehn wurde mitten aus seiner glücklichen Thätigkeit als Universitätslehrer 1851 herausgerissen. Ein compromittirender politischer Briefwechsel mit einer freiheitschwärmerischen Baronin brachte ihn nach Petersburg in Untersuchungshaft. Obwohl ihm nicht die geringste Schuld nachgewiesen werden konnte, wurde er schließlich nicht völlig begnadigt. Er mußte einen Aufenthalt in Großrußland nehmen, an einem Ort, den er selbst wählen konnte, aber in keiner Hauptstadt, auch nicht Universitätsstadt, überdies hatte er vorher noch drei Monate auf der Petersburger Festung abzusitzen. Ueber drei Jahre lebte er so in der Verbannung beim Gouverneur in Tula, „um praktisch zu werden". Erst 1855 wurde er von Alexander II. begnadigt und erhielt einen guten Posten in der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in Petersburg. Uebrigens verlor Viktór Jewstáwjewitsch, wie er in russischem Munde hieß, seine Zeit in Rußland nicht. Er war ein scharfer, unbestechlicher Beobachter, und die slavische Volksseele und ihre halbbarbarische Scheincultur ist von Keinem besser verstanden und beschrieben worden, als von dem Verfasser der „Mores Ruthenorum":

„Die Russen sind kein jugendliches Volk, sondern ein seniles — wie die Chinesen. Alle ihre Fehler sind keine jugendliche Roheit, sondern gehen aus asthenischer Entnervung hervor. Sie sind sehr alt, uralt und haben das Aelteste conservativ bewahrt und geben es nicht auf. An ihrer Sprache, ihrer Familienverfassung, ihrer Religion, ihren Sitten, ihrem Aberglauben, ihrem Erbrecht u. s. w. läßt sich das früheste Alterthum studiren. Sie sind gewissenlos, ehrlos, schustig, leichtsinnig, inconsequent, ohne Gefühl und Selbstthätigkeit, aber nur in den aufgezwungenen modernen Culturformen, die entwickelte, selbstständige Subjektivität verlangen; sie sind unveränderlich sittlich, felsenfest, zuverlässig, wo es sich um die ihnen eigene, altasiatische, primitive Gestalt des Lebens handelt. Sie sind ein stationäres Volk. Ein solches behandelt nach Goethe's tiefer Beobachtung auch die Technik mit Religion. Und in den altrussischen Zweigen der Technik handeln sie solid in Allem, wo die kernhafte, auf sich beruhende Individualität nicht erfordert wird, sondern die gemeinsame Fabrikation nach ererbten, Jedem eingeschriebenen Regeln; dann arbeiten sie wieder wie die Biber, Ameisen, Bienen. Alle europäische Industrie in Rußland ist zum Lachen erbärmlich; Alles nur zum Schein, auf den Moment berechnet, zerbrechlich, übertüncht, immer nach den neuesten, höchsten Mustern kindischer Weise und höchst unvollkommen, roh, geschmacklos nachgeahmt."

1864 entstand sein Buch über „Italien"; 1869 die Hauptarbeit seines Lebens, die schnell seinen Namen zu einem der leuchtendsten in der wissenschaftlichen Welt machte: „Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang von Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen"; 1873 endlich „Das Salz. Eine culturhistorische Studie".

Wir verzichten auf eine Analyse oder auch nur auf eine Angabe des Inhalts dieser Werke. Sie sind allbekannt, und immer neue Auflagen beweisen, daß auch die gegenwärtige Generation den Sinn nicht verloren hat, sich an seinem „Italien" oder an seinen culturhistorisch-linguistischen Studien zu belehren. Aber wie das Buch über Italien nur die gereifte Frucht ist, die er aus stets wiederholter Anschauung gewann — Hehn ist von Petersburg aus noch vier Mal nach Italien gezogen 1860, 1863, 1869 und 1870 — und aus einem Studium, das alle Seiten des italienischen Volksthums und des Bodens, auf dem es sich bewegte, umfaßt, so sind auch die „Culturpflanzen und Hausthiere" nur als ein Ausschnitt zu betrachten aus einer viel weiter angelegten, umfassenderen Arbeit, die ihm als fertig vorschwebte, und die er nur deshalb nicht ausführen konnte, weil Zeit, äußere Umstände und schließlich die Lebenskraft nicht Stand hielten.

Viktor Hehn's eigentlicher Arbeitsplan ging dahin, eine allgemeine Culturgeschichte Europas zu schreiben.*) Zeigen uns die „Culturpflanzen und Hausthiere" ein Stück des Exordiums, so gehört der Aufsatz über die Humanisten in die Mitte, und die späteren „Gedanken über Goethe" ließen sich füglich als eine Schlußbetrachtung ansehen. Nebenbei entwarf er eine Goethebiographie, die leider nie zu Stande kam. Die 1887 erschienenen „Gedanken über Goethe" nennt Schiemann nur den Ausdruck schmerzlichen Verzichts auf die Durchführung des größer und weiter angelegten Planes. Wie fein ist die folgende Bemerkung aus seinem Goethetagebuch von 1854, die man mit der obigen Ausführung über die italienischen Villen zusammenhalten mag:

„Tasso kann man sich unmöglich in einem englischen Park denken. Er ist ganz von Luft und Duft und Gestalt einer italienischen Villa durchweht. Auch in Sprache und Bildern ist er altitalienisch. Es herrscht drin Mythologie, allegorische Personification, süße idyllische Blumensprache. Zuweilen sind die poetischen Ausführungen etwas wesenlos, so daß man mehr goldenen Schaum als markige Gedanken empfängt. In der glänzenden Lobrede auf Ariost herrscht ganz rosenfarbene Allegorik, wenig Charakteristik. In Lenoren's Schilderung des Dichters, die „fein und zart" genannt wird, gleicht die Zartheit den süß manirirten Bildern der italienischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts, mit ihren holdselig lächelnden Gesichtern und zart verwaschenen Farben. Ebenso bei Tasso's Gemälde der goldenen Zeit. Der Hirtenstand, die Unschuld im blühenden Paradiese gehört ganz in den Kreis dieser Vorstellungen. Sehr häufig sind auch die Gleichnisse den Blumen, Früchten u. s. w. entnommen, z. B. am Schluß von Tasso's Monolog Act 2. Daß Homer und Virgil so oft genannt werden, ist gleichfalls im Sinn der italienisch-humanistischen Lebensbildung. Tasso ist eigentlich mehr ein Product der italienischen Reise als Iphigenie, die längst fertig war und nur metrisch umgeschrieben wurde — ein verhältnißmäßig leichtes Geschäft."

Seine äußere Lebensstellung in Petersburg war eine glückliche zu nennen. Reiches inneres Leben, fruchtbare productive Arbeit, der in sich aufgenommene Wissensstoff ungeheuer. Die reichhaltige Bibliothek stand ganz zu seiner Verfügung. Ueber sein inneres Leben und die kleinen Ereignisse des Tages gibt die mitgetheilte Correspondenz mit den Brüdern Aufschluß. Sie zeigen uns ein weiches, fühlsames Gemüth, das den Familienzusammenhang sorgsam aufrecht erhielt und erklären zugleich, wie er sich immer mehr mit dem Gedanken erfüllte, seinen Lebensabend frei von dem Zwange der Petersburger Amtspflichten auf deutschem Boden zu verbringen. Er wollte, wie er sich ausdrückte, sich wie der Türke auf das andere Ufer des Bosporus retten, um dort zu sterben. Bot ihm Petersburg, was er sehr hoch anschlug, die Schätze der öffentlichen Bibliothek zu unbeschränkter Benutzung, so fand er, abgesehen von dem sich stetig verengenden Kreise der Freunde, von denen der Eine gestorben, der Andere fortgezogen war, doch nichts was ihn fesselte. Die Zeit hatte seine Abneigung gegen das russische Wesen noch gesteigert. Während ihm das Jahr 1870 das Herz für Preußen, das ihm bis dahin stets unsympathisch erschienen war, und für Kaiser und Reich erschlossen hatte, trat ihm dort seit den Tagen der deutschen Siege auf Schritt und Tritt entgegen, wie verhaßt das deutsche Wesen in Rußland war. Menschen, Verhältnisse, Umgebung, die Eintönigkeit seines Berufes, das Alles wurde ihm zur Last. Als er 1871 seine dreißig Dienstjahre — davon achtzehn in Petersburg — hinter sich hatte, und damit sein Anrecht auf eine Pension gesichert war, stand in ihm der Entschluß fest, nun auch wirklich seinen Abschied zu nehmen und nach Berlin überzusiedeln.

„Ich bin," schreibt er dem Bruder, „wie Du denken kannst, sehr zerstreut, auch traurig und, da ich die letzten Nächte nicht habe schlafen können, in ziemlich elender Verfassung. Achtzehn Jahre habe ich hier zugebracht, da kann die Gewohnheit sich wohl befestigen. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt, der letzte Act des Trauerspieles, wo der Held in beschleunigtem Gange zum Ende geführt wird."

Im October 1873 hielt Hehn seinen Einzug in Berlin. Volle 35 Jahre lagen zwischen jenem ersten Eintritt in das gelobte Land seiner Träume, aber das Alter erfüllte die Wünsche der Jugend doch nur äußerlich. Schiemann motivirt das sehr richtig damit, daß Hehn sich trotz aller geistigen Frische, die er mitbrachte, doch zu spät entwurzelt hatte. Wie Grillparzer und so viele fremdländische Deutsche litt er zeitlebens unter der Zwiespältigkeit seiner Nationalität und seines Staatsbürgerthums — ein Opfer der Germania irredenta ... In Berlin fehlte ihm lange der Umgangskreis, den er brauchte, um nicht nur geistig auszugeben, sondern auch zu productiver Arbeit angeregt und geistig gefördert zu werden. Die Stellung, die

*) Vergl. auch die Vorrede von O. Schrader zur sechsten Auflage der „Culturpflanzen und Hausthiere". Berlin 1894. Gebrüder Borntträger. Ed. Eggers.

ihm seiner wissenschaftlichen Bedeutung und seiner gesellschaftlichen Bildung nach gebührte, hat er bis zuletzt nicht eingenommen. Auch von seinem nächsten Bekanntenkreis zog er sich bald zurück, denn ihre demokratischen Anschauungen, die vor langen Jahren die seinigen waren, lagen zu weit hinter ihm.

„Liberalismus, geboren aus Nachahmung ausländischer Muster und abstrakter Doktrin, lange vor der eigentlichen politischen Arbeit. Wie zerging er Blase nach Blase, als die Nation mit den Aufgaben des Lebens selbst sich zu befassen begann. Das deutsche Reich hat ganz neue Rechtsordnungen eingeführt, sowohl in der öffentlichen als in der Privatsphäre. Es geschah abstrakt, nach Theorie, als Experiment, systematisch, darum ist das Recht ungefühlt, unverstanden, todt ... Parlamentarismus ist die Herrschaft der Dummen und macht jede Staatskunst unmöglich. Es ist diejenige Form, wo die Mehrheit herrscht; die Mehrheit aber ist wetterwendisch und weiß in keiner Sache gründlich Bescheid. So läßt das Volk in Shakespeare's Julius Cäsar bald den Brutus, bald den Antonius leben, und so folgte auf Beakonsfield plötzlich Gladstone, der unermüdliche Redner — und durch Reden wirkt man auf die Menge —, den zugleich das Geld der jüdischen Bankiers unterstützte. Der Volkswille ist unberechenbar. Das Parlament ist ein Extrakt der Dummheit, denn die Klugen wissen nicht zu reden, wie die Menge es verlangt, und werden nicht gewählt. Der jetzige Liberalismus ist der legitime Sohn oder Enkel der Philanthropie des 18. Jahrhunderts, ebenso leer und wohlklingend wie diese. Ehe wir das allgemeine gleiche Wahlrecht erhielten, galt diese Einrichtung für ein Lebenselixir, eine Art Malzextrakt gegen alle Uebel. Wenn die Arbeiter sich dies Recht erkämpften, dann öffneten sich die Pforten des tausendjährigen Reiches. So verkündigte Lassalle z. B. im Jahre 1863. Das allgemeine Wahlrecht ließ er drucken, sei das einzige und unfehlbare Mittel zu der intellektuellen, materiellen und moralischen Hebung des vierten Standes. „Dies ist ein Zeichen", so schloß er seinen Aufruf, „das Sie aufpflanzen müssen. Dies ist das Zeichen, in dem Sie siegen werden. Es giebt kein anderes für Sie."

Und nun? Wir besitzen diese Art Wahl schon 13 Jahre. Hat sie die Welt umgestaltet? Sie hat im Gegentheil den Parlamentarismus und die Repräsentativverfassungen mit jedem Jahre immer mehr in Mißkredit gebracht.

Wenn ich die Wahl habe, so bin ich lieber Sozialdemokrat als Fortschrittler. Der erstere greift nach dem Monde und den Sternen, was sich von selbst verbietet; der Fortschrittler will den Baum umgekehrt in die Erde pflanzen, was wenigstens möglich ist, wenn auch der Baum dabei zu Grunde geht."

Sein politischer Führer und sein staatsmännisches Ideal aber war Bismarck, an dem er mit unbedingtem Vertrauen und mit uneingeschränkter Bewunderung festhielt. Er kommt immer auf ihn zurück, wo er sein politisches Glaubensbekenntniß ausspricht. „Bismarck," schreibt er, „nicht bloß ein Staatsmann, sondern auch ein Held. Wie hat er ringen müssen, die Arbeiten des Herkules verrichtet! Wie ist er tausendfältig mit Hohn und Schmach überworfen worden! Die einen nannten ihn einen frechen Junker, die anderen einen Seiltänzer. Alle haßten ihn als das verkörperte Böse. Er war immer frei von den Lehrmeinungen kurzsichtiger Parteien und Schulen, von verhärteten Doctrinen, die für unumstößliche Resultate der Wissenschaft ausgegeben wurden. Darum verwarfen und hinderten sie ihn und retteten die Welt vor seinen Attentaten. Jetzt sagen sie, er sei alt geworden, weil er sich abermals, wie zur Zeit des Conflictes, mit ihnen in Widerspruch gesetzt hat."

Bismarck war ihm in der Politik, was Goethe in der Poesie: er duldete nicht, daß ihm einer von beiden angetastet wurde und konnte, wo es geschah, sehr scharf und abweisend werden. „Unter unzähligen Nieten zogen sie endlich einen Treffer, das große Los — und wußten nichts mit ihm anzufangen. Ganz so machten sie es mit Goethe, als ihnen ein wirklicher Dichter geschenkt war."

Der Tod des alten Kaisers bewegte ihn tief; die neunundneunzig Tage trug er schweren Herzens, und sorgenvoll schaute er nach Friedrichsruhe hinüber, voll trüber Ahnungen für die Zukunft. Aeußerlich zwar ging das frühere Leben fort, Lectüre, ein Glas Wein, der Verkehr mit wenigen Freunden. Aber er fühlte das Ende kommen und erwartete es eigentlich täglich. Wußte er doch, daß ein Hauch genügen werde, um auch ihn auf das letzte Lager zu werfen. Und überraschend schnell, seinen Freunden völlig unerwartet, ist dann das Ende gekommen. Am 21. März 1890, nach nur dreitägiger Krankheit, ist er gestorben. Es waren die kritischen Tage, die über den Rücktritt des Fürsten Bismarck entschieden. Mit ihm, schließt Theodor Schiemann seine biographische Freundesthat, ist eine Persönlichkeit hingegangen, die einer anderen Zeit angehörte, ein Mann, der als etwas Besonderes für sich dastand, der weder in den Kreis einer Schule, noch einer Partei hineingehörte. So umfassend auch seine wissenschaftlichen Leistungen waren, sie geben doch nur einen geringen Theil dessen, was er der Welt zu sagen hatte. Von ihm gilt das Wort von Montaigne: „Il y a des gens qui s'en vont de ce monde sans avoir déballé toutes leurs marchandises."

Die Anfänge der neuen Aera.

Von Bruno Gebhardt.

Mit einer gewissen Spannung erwartet und nun mit lebhaftem Interesse begrüßt, ist der dritte Band von Bernhardi's Tagebüchern unter dem Titel „Die Anfänge der neuen Aera. Tagebuchblätter aus der Zeit der Stellvertretung und Regentschaft des Prinzen von Preußen" *) erschienen.

Der erste Band, wie wir rückerinnernd bemerken, umfaßte die Jugendzeit, führte in die Kreise der Romantik, denen die Mutter, in die des baltischen Adels, denen der Stiefvater angehörte, und schilderte die autodidaktische, aber glänzende geistige Entwickelung des begabten Knaben und Jünglings. Der zweite Band brachte den Leser in das Rußland Nicolaus' I., voll scharfer Beobachtungen, nicht ohne Schilderung schmerzlicher Erfahrungen, bis Bernhardi alle Brücken abbrach und nach Preußen übersiedelte. In der Muße, die ihm hier vergönnt war, beschäftigte er sich mit politischen, historischen und strategischen Studien, gab seine „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Toll" heraus, die für die Kriegsgeschichte der Befreiungskriege umwälzend wirkten, und schrieb eine Reihe von höchst bedeutenden Denkschriften über russische Zustände, welche in den höchsten Kreisen erstaunliches Aufsehen erregten, da sie die bisherigen Anschauungen von Rußlands inneren gefestigten Zuständen, die seit 1848 sich verbreitet hatten, von Grund aus erschütterten. Sie sind jetzt zum Theil in der „Historischen Zeitschrift" von Sybel gedruckt. Durch diese Arbeiten war sein Name in den Kreisen des Hofes, der Politiker und der Gelehrten bekannt geworden, und durch den Verkehr mit allen diesen erfuhr er Vieles, was er seinem Tagebuch anvertraute, und was auch heute noch von hohem Interesse ist.

Allerdings ist seine Stellung ganz merkwürdig. Er steht in jener Zeit mitten im bewegten politischen Treiben, er wird von den Fürsten und ihren Ministern, von den Führern der parlamentarischen Parteien und den politisirenden Gelehrten in alle Vorkommnisse eingeweiht, um Rath gefragt, sucht, wenn auch meist hinter den Coulissen, handelnd einzugreifen; wird von Allen geschätzt und mit Vertrauen beehrt — wie kam es nur, daß Niemand daran dachte, ihm eine offizielle Stellung anzubieten, ein parlamentarisches Mandat oder den Posten eines höheren Beamten? Ein paar Jahre später verwendete man ihn gelegentlich zu diplomatischen Geschäften, aber gerade Ausgang der fünfziger Jahre, da oft, auch in seinen Tagebuchblättern, die Klage erschallt, daß es für manchen Posten an geeigneten Persönlichkeiten fehlt, wie kam denn Niemand darauf, seine Begabung, seine Erfahrung, sein Urtheil in den Dienst des Staates zu stellen? An ihm lag es nicht; er hätte, wie aus einigen Andeutungen hervorgeht, ein Mandat für den Landtag angenommen; so fehlt uns wirklich die Erklärung dafür. Ein Schaden für seine Aufzeichnungen erwächst ebenfalls daraus; denn indem er nie Gelegenheit fand, seine Gedanken in Thaten umzusetzen, handelnd einzugreifen — wenn wir davon absehen, daß er in Brochüren und Zeitungsartikeln auf die öffentliche Meinung zu wirken suchte, was ihm selbst nur als kümmerlicher Nothbehelf erschien — entging er nicht ganz der Klippe des steten

*) Leipzig, S. Hirzel.

Besserwissers, des Kritikers am Schreibtisch, dem gegenüber immer zweifelhaft bleibt, wie weit er bei eigener mitwirkender Thätigkeit sich bewährt hätte.

Bernhardi's politischer Standpunkt ist deutlich charakterisirt: Abneigung gegen das Demokratenthum, vielleicht noch stärkere Abneigung gegen das Junkerthum. So rechnete er sich zu der damaligen liberalen Partei, ohne aber mit ihren Schritten immer zufrieden zu sein. Mit überaus lebendiger Frische führen uns die Tagebuchblätter in jene politisch bewegte Zeit ein. Friedrich Wilhelm IV. war hoffnungslos erkrankt, sein Bruder, Prinz Wilhelm, führte die Stellvertretung, während deren er an den Regierungsgrundsätzen und an den leitenden Persönlichkeiten Aenderungen nicht vornehmen wollte. Auf die Dauer war der in der Verfassung nicht vorhergesehene Zustand nicht haltbar; die Regentschaft mußte eintreten, aber die Junkerpartei und die reactionären Minister, vor Allem Westphalen, sahen dann das Ende ihrer Herrschaft vor Augen und sträubten sich mit ihrem ganzen Einfluß gegen die Aenderung. Im Frühjahr 1858 weilte Bernhardi in Berlin; er wurde vielfach zu den Hoffestlichkeiten geladen, auch intimeren Zirkeln wohnte er bei. Am meisten wird seine Sachkenntniß über die russischen Zustände in Anspruch genommen, da die dortige Bauern-Emanzipation, mit deren Gange Bernhardi sehr unzufrieden war, die Blicke auf sich zog. Mit Prinz Wilhelm, seiner Gemahlin und dem späteren Kronprinzen führt er Gespräche darüber. Voll Lobes ist er über das einfache und liebenswürdige Auftreten der Prinzessin Victoria, der jungen Gemahlin des Prinzen. Mit den leitenden Persönlichkeiten kommt er sehr viel in Berührung, vor Allem mit Vincke und Max Duncker, der damals noch Professor in Tübingen war. Von einem interessanten Diner, das Parteifreunde diesem zu Ehren gaben, weiß er zu erzählen, daß Mommsen, der ihm immer viel zu radical war, Auerswald bearbeitete, im Abgeordnetenhause auf Einsetzung der Regentschaft zu dringen. Der Prinz hatte sich allerdings scharf gegen die Einmischung des Parlaments in diese Angelegenheit ausgesprochen, aber Mommsen meinte: Derjenige, der einen solchen Antrag stellte, stünde groß da vor dem Lande! Auch Reminiscenzen aus der damaligen jüngsten Vergangenheit tauchen mannigfach auf: so daß Manteuffel zur Zeit der Krisis 1854 während seiner Mission in Wien seine Depeschen am Tische des russischen Gesandten schrieb, daß Prinz Wilhelm auf der Flucht 1848 nach Bestimmung des Königs nach Rußland gehen sollte, von Vincke, der ihm seine Kleider lieh, zur Reise nach England bewogen wurde, wozu später die Einwilligung des Königs erlangt wurde. Nach Olmütz entspann sich zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Nicolaus ein höchst intimer Briefwechsel, der sich um die endliche, entscheidende Bekämpfung der Revolution drehte. Sie sollte in der Person Napoleons III. bekriegt werden, und der König schrieb von einer nahen Zukunft: Alors commencera ce grand concert européen dans lequel je jouerai la petite flûte, et Votre Majesté le trombone! Die kühle Einmischung der Diplomaten leitete dann die Unterhandlung aus dem Gebiete der Phrasen in das der faktischen Verhältnisse, und da stellte sich bald heraus, daß Preußen bei einem Kriege mit Frankreich von Rußland nichts zu erwarten hätte.

Aus mancherlei in den letzten Jahren geöffneten Quellen weiß man Näheres von den Umtrieben der Kreuzzeitungspartei und ihrem Haß gegen den Prinzen Wilhelm, der bis zur Ueberwachung desselben durch Kundschafter führte. Aus Usedom's Mund erfährt Bernhardi, daß eine dreifache Kundschafterkette den Prinzen umgebe! Das eine System geht von der Charlottenburger Koterie aus (dort wohnte der König selbst, und seine Umgebung ist damit gemeint), das zweite von dem Ministerpräsidenten Manteuffel, das dritte von dem Minister von Westphalen; in dieser letzten ist Herr Joel Jacobi die Hauptperson.

Auf Wunsch des Herzogs von Coburg besuchte Bernhardi ihn in Reinhardsbrunn, verlebte dort mit Gustav Freytag und Berthold Auerbach einige reizende Tage und erfuhr auch aus dem Munde Ernst's II. mancherlei, was selbst in dessen Memoiren übergangen ist. So will der Herzog selbst von der französischen Regierung mit Zustimmung Englands beauftragt worden sein, 1854 Preußen für seinen Beitritt zum westmächtlichen Bunde als Preis anzubieten: Die Aufhebung der neuen Erbfolgeordnung in Dänemarck und des Gesammtstaates, die Herstellung der weiblichen Erbfolge dort, der männlichen in den Herzogthümern, die Trennung dieser von Dänemark und die Vereinigung von Schleswig-Holstein mit dem deutschen Bunde. Der König gerieth in die äußerste Verlegenheit; besonders da die Königin nicht zur Stelle war, und er sie nicht fragen konnte, was er zu thun habe. Der Herzog erklärte: Das sei er beauftragt zu bieten; als guter deutscher Patriot aber könne er dem König im Vertrauen sagen, Preußen könne mehr fordern, und das werde auch bewilligt werden. Der König könne geradezu Schleswig und Holstein und ihre Einverleibung in den preußischen Staat verlangen, sie werde zu Paris und London auch zugestanden. Der Augustenburger lasse sich mit einem Theil der Domänen abfinden; wenn er, der Herzog, nach Paris telegraphire: „Preußen verlangt Schleswig und Holstein für sich", erhalte er umgehend die Antwort: C'est bien! Das wisse er, und könne dafür bürgen. In höchster Verlegenheit ging der König im Zimmer auf und ab. Am Ende blieb er vor dem Herzog stehen und verlangte als Preis für Preußens Beitritt zu dem Bunde Hannover — damit war natürlich jede weitere Verhandlung abgebrochen, was der König ja auch in seiner Verlegenheit wünschte.

Bernhardi betheiligte sich eifrig an den Vorbereitungen zu den wichtigen Landtagswahlen, unterschrieb das von Köpell ausgearbeitete Programm, ohne in allen Punkten zuzustimmen, und beabsichtigte auch eine Broschüre zu schreiben. Der Gesundheitszustand seiner Gattin veranlaßte ihn aber zu einer Reise nach Südfrankreich, so daß er eine Zeit lang dem politischen Treiben fern blieb. Ein größerer Abschnitt der Tagebücher ist der Reise gewidmet und reich an Beobachtungen über Land und Leute. Aus dem Munde hochstehender Persönlichkeiten, die er unterwegs traf, hörte er allerlei reizende Anekdoten, besonders über russische Zustände. Da in der offiziellen Sprache Alexander I. der Gebenedeite und Nikolaus der Unvergeßliche genannt wurde, so kursirte der in russischer Sprache gereimte Vers:

Alexander I. — der Gesegnete,
Nikolaus — der Unvergeßbare,
Alexander II. — der Militärschneider,

wegen der zahlreichen Uniformveränderungen 1856—1858. — Die Gräfin Worantzow-Daschkow hatte eine Liaison mit dem Fürsten Wassiltschikoff. Als sie mit dem Flügeladjutanten Tettenborn tanzte, und an seinem Arm ging, wurde der Fürst eifersüchtig und gab ihr einen Fußtritt, was beiden in der Gesellschaft nicht das mindeste schadete. „Man nennt die Russen lackirte Barbaren," sagt Bernhardi — „sind sie wirklich lackirt?"

Während seiner Abwesenheit waren in Preußen die großen erwarteten Veränderungen vorgegangen. Prinz Wilhelm hatte die Regentschaft angetreten und das reactionäre Ministerium entlassen. Mit den liberalen Ministern war Bernhardi bekannt, Max Duncker hatte jetzt einen einflußreichen Vertrauensposten als Leiter des Preßbureaus, kein Wunder, daß unser Autor gewaltig in die Politik verstrickt wurde und viel zu erzählen weiß, was sich nicht alles ausschreiben läßt. Sehr interessant ist ein Gespräch mit Moltke über den Verlauf eines etwaigen Krieges mit Frankreich. Dieser war der Meinung, nach Paris zu gehen, kann zu nichts führen, jetzt wo Paris befestigt ist, da man es weder erstürmen, noch belagern, noch umschließen und aushungern kann. „Wir müssen uns demnach einen beschränkten Kriegszweck vorsetzen, wie Clausewitz sagte; vor allen Dingen müssen wir eine Schlacht gewinnen — dann aber Paris und das Innere von Frankreich sich selbst überlassen und gar nicht darum kümmern, ob da politische Umwälzungen vorgehen und welche; Frankreich sei ein Vulkan, den müsse man in sich ausbrennen lassen. Wir müssen Metz belagern, und die Oesterreicher auffordern, am Oberrhein Straßburg zu belagern. Haben wir diese Stellung gewonnen, so mögen die Franzosen versuchen, uns wieder daraus zu ver-

treiben. Bernhardi war anderer Meinung als der große Stratege; er hielt eine plötzliche Revolution in Frankreich für wohl möglich, hervorgerufen durch das Erscheinen feindlicher Truppen vor den Thoren der Hauptstadt. Sie kann direct nützlich werden oder indirect, indem sie einen Zustand chaotischer Verwirrung hervorruft. Auch er ist der Ansicht, die Hauptsache sei zuerst einen Sieg zu erringen; von der Natur desselben würde das Weitere abhängen. Unter Umständen kann es gerathen sein, eine pointe auf Paris zu versuchen. Unbedingt als Hauptsache komme es darauf an, Thionville, Metz, Straßburg zu erobern, um an der Mosel eine feste Basis zu gewinnen. „Unsere Ueberlegenheit an der Zahl könnte, besonders nach einem Siege, wohl eine so günstige sein, daß sie es uns möglich macht, dies doppelte Ziel zu verfolgen, und uns dazu berechtigt."

Für die innere Lage ist Bernhardi's Auffassung sehr maßgebend und richtig. Er erkannte sehr wohl, daß der Prinzregent zwar an den liberalen Ministern festhalte, aber innerlich bedauere, daß die Junker ihm so feindlich gegenüber ständen. Recht bezeichnend ist dafür ein Gespräch, das der Fürst mit dem Grafen Eberhard Stolberg führte. Dieser wollte in Verbindung mit anderen Feudalen ein „conservatives Volksblatt" gründen. Der Prinz meinte, ein wirkliches conservatives Volksblatt könne ihm nur willkommen sein, nach dem übersendeten Programm aber und den Namen der Mitarbeiter müßte er glauben, daß die beabsichtigte Zeitschrift im Geiste der „Kreuz-Zeitung" gehalten sein werde? — Allerdings! — Der Regent: Das könne er nicht billigen! Die Partei mache Opposition — das sei ihr nicht zu wehren — aber sie suche dabei stets ihn von der Regierung zu trennen, das könne er nicht zugeben. „Sie sprechen immer, als sei mir das jetzige Ministerium octroyirt worden — von wem denn?" — Er habe die gegenwärtigen Minister gewählt aus eigenem freien Entschluß, weil er diese Männer und ihre Grundsätze kenne, weil sie mit ihm selbst darin übereinstimmten, weil sie sein volles Vertrauen hätten. Die vorgelegten Gesetzentwürfe über Ausgleichung der Grundsteuer und Civilehe seien wesentlich von ihm, dem Regenten, ausgegangen; „wenn ich Ihnen meine Tagebücher zeigen könnte, würden Sie sehen, daß ich schon vor fünf Jahren von der Nothwendigkeit dieser Gesetze überzeugt war. Kurz, das ist mein Ministerium und wird es bleiben, so lange ich lebe und regiere!" Wieweit dies Gespräch authentisch ist, bleibe dahin gestellt. Die damalige Lage bietet viel Analogien zu heutigen Verhältnissen; nur auf zwei Punkte sei hingewiesen, daß danach der König Tagebücher führte — vielleicht sind die nach seinem Tode veröffentlichten Neujahrsnachtbetrachtungen Theile davon — und daß der Gedanke der Civilehe von ihm ausging. Das letzte scheint nicht sehr glaublich, wenigstens später, als sie wirklich eingeführt wurde, galt der König nicht als Freund derselben.

Nach dem Tode des Königs und der erfolgten Krönung ging bekanntlich König Wilhelm vor Allem an die Reorganisation des Heeres, die zu den scharfen Conflicten mit dem Parlament führte. Bei den starken militärischen Interessen Bernhardi's kann es nicht Wunder nehmen, daß er sich eifrig mit der Frage beschäftigte. Die Frucht dessen war eine Broschüre in der er im Ganzen für die Heeresreform eintrat, obgleich er in einigen Punkten, wie Vermehrung der Garderegimenter abweichender Meinung war, da er sie für unnütz und nur der Opposition günstig ansah. Allerdings erging es ihm recht unangenehm damit. Er hatte die Schrift aus freien Stücken, um der Sache zu dienen, verfaßt und mußte sehen, daß man sie für bestellte Arbeit hielt. Bei einem Aufenthalt in Berlin geräth er in den Wirbel des Parteitreibens mächtig hinein und notirt täglich die Resumés von Gesprächen in sein Tagebuch. Im März 1860 hat er eine Unterhaltung mit Heinrich von Arnim, an deren Schluß es heißt: Die Junkerpartei juble, denn sie hoffe mit Bestimmtheit, das liberale Ministerium zu stürzen. Bismarck-Schönhausen sei schon in diesen Tagen eingetroffen, um die Erbschaft desselben anzutreten. — Es ist dies fast die einzige Erwähnung des Mannes der Zukunft.*) —

Aeußerst instructiv ist die Lectüre des Tagebuches für diese Zeit. Ereignisse von bloß ephemerer Bedeutung, die natürlich von den Nachlebenden nicht mehr gekannt sind, werden erwähnt und zeigen die Stimmung; das Auf und Ab der Verhandlungen, bald hoffnungsvoll für die Liberalen, bald günstiger für die Feudalen, tritt uns in so voller Lebendigkeit entgegen, wie sie die Geschichtsschreibung nicht nachzuschaffen vermag. Der Gesammteindruck bleibt allerdings, daß die Mißgriffe der liberalen und das Drängen der demokratischen Partei den König, halb wider seinen Wunsch, nach rechts zwangen. Bis zum Mai 1860 erstrecken sich die Mittheilungen in dem vorliegenden Bande; die interessanten Abschnitte, die uns den Conflict auf der Höhe zeigen, und von denen Proben schon veröffentlicht sind, stehen demnach aus.

Wenn wir schließlich ein Wort über den Gesammteindruck und Werth des Werkes schon jetzt äußern dürfen, ehe es noch abgeschlossen ist, so können wir nur sagen, die Persönlichkeit, die aus den Blättern des Tagebuches spricht, ist außerordentlich sympathisch: durchdringender Verstand, besonnenes Urtheil und reiche Kenntnisse waren Bernhardi eigen. Historisch genommen wird der Werth des Buches bleiben, auch wenn die Geschichte dieser Zeit noch offener und rückhaltloser, als Sybel sie erzählt, an der Hand der Documente zu Tage treten wird; Stimmungen der leitenden Kreise; Ansichten der einzelnen Persönlichkeiten; charakteristische Vorkommnisse, die in den Acten nicht verzeichnet werden; Einzelheiten, die oft über bekannte Vorkommnisse Licht werfen, wird der Historiker diesen Tagebüchern mit Nutzen entnehmen können.

*) Ein zweites Mal heißt es von ihm: „Bismarck-Schönhausen gebe sich allerdings sehr viel Mühe, sein Nachfolger zu werden; er suche mit den Liberalen anzuknüpfen und sage Jedem, der es hören wolle, daß er verkannt, ja verleumdet worden sei — er sei eigentlich ein sehr liberal gesinnter Mann, und so soll er es wirklich dahin gebracht haben, daß der weiche und bestimmbare Rudolf Auerswald meint: es könne wohl gehen mit ihm, wenn er in das Ministerium einträte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auch eine Liebesheirath.

Humoreske von Gustav Beßnard (Stuttgart).

Jonathan hieß er, Jonathan Schulze, und war Holzhändler gewesen. En gros natürlich; mit Details hatte Herr Schulze sich nie abgegeben. Als er eines Tages wieder einmal seine Bilanz gezogen und gefunden hatte, daß er — Dank seiner Redlichkeit — es nunmehr zur zweiten Million gebracht habe, verkaufte er das Geschäft und zog in die Residenz, allwo er sich mit Frau und Tochter zur Ruhe setzte.

Da es nicht in seiner Absicht gelegen hatte, mit dieser Ruhe zugleich die holde Nähe seiner Gattin dauernd zu genießen, sah er sich nach einer Nebenbeschäftigung um. Eine solche war bald gefunden. Die Vorstellungen des städtischen Variététheaters hatten ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß er im Grunde eine mehr „künstlerisch veranlagte" Natur sei. Eigentlich war es ein Mitglied des erwähnten Kunstinstituts gewesen, das diesem Gedanken gelegentlich eines kleinen, von Herrn Schulze veranstalten Soupers Ausdruck gegeben hatte. Herr Schulze beschloß also, sich der Kunst zu widmen; nicht ausübend — das überließ er denen, die das nöthig hatten — er wurde Mäcen.

Der Geschmack ist individuell. Herrn Schulze's Geschmack war für das Weiche, Runde. Da nun der männliche Theil der Mitglieder besagte äußere Eigenschaften in nur geringem Maße besaß, sah sich Herr Schulze genöthigt, sein Interesse mehr den weiblichen Mitgliedern zuzuwenden. Diese Thätigkeit nahm ihn so in Anspruch, daß er bald nur noch wenige Stunden des Tages zu Hause verbrachte. Mutter und Tochter verhielten sich demgegenüber ziemlich gleichgültig. Ihr Bestreben war darauf gerichtet, in die „Gesellschaft" aufgenommen zu werden, Frau Schulze's Absicht noch die, einen passenden Schwiegersohn zu finden. Genau genommen war es also besser, Herr Schulze blieb möglichst im Hintergrund. „Du mein Gott . . . er ist ja zu entschuldigen," pflegte Frau Schulze zu sagen. „Er hat eben keine Erziehung genossen." Sie hatte ein Recht, so zu sprechen, sie war von „Familie".

* * *

„Miß Grace." In fußhohen Lettern stand es an den Anschlagsäulen zu lesen. Darunter war ein Bild angebracht und die Mittheilung,

daß besagte Miß, „die erste Serpentintänzerin der Welt", nachdem sie in ihrer amerikanischen Heimath die nie dagewesensten Triumphe gefeiert, nun auch die alte Welt durch ihre Kunst zu entzücken gedenke.

Es war am zweiten Abend von Miß Grace's Gastspiel. Sie saß in einem der kleinen Ankleidezimmer des Theaters. Etwas seitwärts, auf einer Kiste, thronte Herr Schulze. Herr Schulze führte übrigens in diesen Räumen den Namen Maier; eine Maßregel, die ihre Gründe hatte. Daß man seinen wahren Namen kannte, ahnte der Gute nicht. — Ein betäubender Geruch von Seife, Puder, Schminken und Gas erfüllte den Raum. „Kunstluft" nannte der Mäcen diese Mischung. In ihr veränderte sich alsbald sein ganzes Wesen. Ein Gefühl war es besonders, das durch sie eine Steigerung erfuhr: die Liebe.

Auch heute liebte er. Ab und zu stieß er einen Seufzer aus, legte die Hand auf die Magengrube und starrte zur Decke, an der ein Wettrennen von Fliegen stattfand. Die Tänzerin saß auf einem Stuhl, vor ihr kniete eine Theaterdienerin und schnürte ihr die Sandalen.

Nun waren sie allein, der Mäcen und die Künstlerin. Sie hatte sich erhoben. Ihr weißseidenes, mantelartiges Gewand fiel in graziösen Falten nieder. Das Gewand war vorn offen, folgte somit jeder Bewegung der darunter befindlichen Arme; diese waren unverhüllt. Im Uebrigen trug sie noch eine enganliegende Tricotbekleidung. Ihr rothblondes Haar war in eine griechische Frisur gebracht, die durch einen Stirnreif einen wirkungsvollen Abschluß erhielt.

„Nun, mein Herr? Haben wir uns gelangweilt?" frug sie, sich wendend, mit einem Lächeln, wie sie es nur für Millionäre und Berichterstatter hatte. Für eine Amerikanerin sprach sie das Deutsche fast etwas zu gut.

„In Ihrer Nähe!!" seufzte Herr Schulze, die Linke auf den Magen pressend. „Ach die Kunst . . .!" schloß er, mit einem Blick auf die Decke, wo es augenblicklich besonders lebhaft zuging.

„Ja die Kunst . . .!" echote die Miß, doch merklich kühler.

Herr Schulze hatte inzwischen ein Etui aus der Tasche gezogen und war von der Kiste geklettert. Die Augen der Miß begannen zu glitzern.

„Theuerste Freundin . . ." rief er, „ein Zeichen meiner Bewunderung." Die Miß öffnete. Zwei Agraffen, Brillanten in antiker Fassung kamen zum Vorschein.

„Herr Maier!" rief sie, nachdem sie sich rasch überzeugt hatte, daß der Schmuck echt sei. „Herr Maier, Sie haben Geschmack! Ich habe das noch bei wenig Millionären gefunden. Ich muß Sie küssen. Gestatten Sie!"

Herr Maier gestattete. — — —

Einige Minuten später — Herr Maier hatte der Miß in Wiedergabe des Erhaltenen so ziemlich allen Puder abgeleckt — erfolgte die Befestigung der Agraffen. Herr Schulze wollte erst eine Probe machen, wie sie sich am Strumpfband ausnähmen, doch die Künstlerin verzichtete: dort würden Viele sie gar nie zu Gesicht bekommen, und das wäre doch Schade. Der Mäcen beugte sich diesen Gründen. Blieben die Schultern. Hier durfte er sie anbringen. Mitten in diese Thätigkeit hinein brachte ein Mitglied einen Besuch. Der Eingeführte war eine Blüthe der jeunesse dorée. An Stelle der Hose trug er zwei sackähnliche Behälter. Jacket und Weste waren desto knapper. Hier mußte der Stoff zu Neige gegangen sein. Aus der linksseitigen Tasche seines „Beinkleides" hing ein gelber Lederriemen mit bügelartigem Griff. Ein Monocle, von der Größe eines silbernen Fünfmarkstückes verlieh dem ohnehin geistvollen Gesicht etwas unsäglich Apartes. Seine Stimme war im Vergleich zum Aeußeren überraschend natürlich. In allen Lagen war ihr ein ironischer Klang eigen.

„Eh Gnädige sehen mich sehr erfreut, in Ihnen Vertreterin freien Amerikas begrüßen zu dürfen!"

„Ach ja . . . meine Heimath!" seufzte die Miß, die Augen verdrehend.

„My heart is not here," deklamirte das Beinkleid.

„Ich spreche das Französische nur mangelhaft," sagte die Miß, etwas erröthend. Hierbei hoben sich die übrig gebliebenen Puderreste inselartig ab.

„Ich gleichfalls," beeilte sich Herr Schulze beizupflichten.

„Speak you not English?" frug das Beinkleid, aus den Trümmern seiner Sprachkenntnisse selbständig einen Satz construirend.

„Mein Herr —" krächzte die Miß. Ihre Augen funkelten.

„Echauffiren Sie sich nicht, meine Gnädige," versetzte das Beinkleid, lächelnd ihre Hand küssend, ein Vorgehen, das Herr Schulze bescheiden fand. „Auch ein Deutscher verzichtet nur ungern auf die Landsmannschaft einer schönen Frau."

Die Miß schien etwas milder gestimmt. „Ich hoffe, Ihre Begriffe von Discretion —" flötete sie.

„O . . .!" lächelte das Beinkleid. „Ueber jedem Zweifel!"

„Ich werde Sie nicht vergessen!" lispelte die Miß, mit einem Blicke der Verheißung.

Herr Schulze war etwas unruhig geworden. Ihm wurde die Sache zu persönlich. Eben wollte er vorgehen, da schleppte der Regisseur zwei Reporter zur Thüre herein. Nun wurde auch das Beinkleid kalt gestellt. Die zwei Ausrangirten setzten sich auf die Kiste. Die Miß attakirte die Herren von der Presse. Herr Schulze legte wieder die Hand auf den Magen und drehte die Augen zur Decke. Das Rennen da oben schien zu Ende zu sein und einer allgemeinen Polonaise Platz gemacht zu haben.

„Mein Name ist Müller, Müller junior." Das Beinkleid hatte Herrn Schulze an der Schulter gepackt.

„Sehr erfreut. Maier, Jonathan Maier," erwiderte Herr Schulze, den Blick wieder den unteren Sphären zuwendend.

„Von Ihnen?" frug Herr Müller, mit einem Blick auf das Etui, das auf einem Tischchen stand.

Herr Schulze lächelte discret. „Herr Müller!" murmelte er, abwinkend.

„Alter Schwerenöther!" Die Miene des Jüngeren drückte väterliches Wohlwollen aus. Herr Schulze lächelte geschmeichelt. Die Miß gestikulirte mit ihren decolletirten Armen und suchte den beiden Kritikern einen möglichst hohen Begriff ihrer Kunst beizubringen. Herr Müller junior hatte den Lederriemen gefaßt und zog daran. Herr Schulze folgte letzterem Vorgang mit tiefster Aufmerksamkeit. Jetzt kam ein Ring zum Vorschein, mit diesem ein großer, flacher Gegenstand von der Größe einer Untertasse: eine Uhr. Herr Müller junior sah nach der Zeit.

„Zehn Minuten haben wir Beginn. Practisch! Was?! Zugleich Weckuhr," bemerkte er, das Monstrum wieder einsteckend. — —

Die Vorstellung hatte begonnen. Die zwei ersten Nummern waren Gesangsvorträge. Das Singen war Vorwand, die Sängerin „sehr" decolletirt. Nachdem sich das Publikum satt gesehen, kam Miß Grace an die Reihe.

Bühne und Zuschauerraum wurden verdunkelt. Nun hob sich der Vorhang. Boden und Seitenwände der Bühne waren mit schwarzem Tuch verkleidet. Das blendende Weiß ihrer Kleidung hob die Künstlerin weithin ab. Die Musik begann zu spielen. Noch immer stand die Tänzerin unbeweglich, einer Statue gleich. Plötzlich fiel ein Lichtstrahl auf ihre Gestalt, in raschem Wechsel alle Farben des Regenbogens darbietend. Erst langsam, dann rascher, begann sie sich zu drehen, erst ohne den Platz zu wechseln, dann schwebend, in Schlangenlinien. Die Arme hielten das Gewand flügelgleich gefaßt; im Wirbel des Sichdrehens nahm es alle Formen an. Eben noch ein farbenprächtiger Schmetterling, nun eine Muschel, erschien es im nächsten Augenblicke nur noch ein wirbelndes Chaos, durchleuchtet vom Strahl des verborgenen Beleuchtungsapparats.

Sie war zu Ende. Der Beifall, den die Decolletirte eingeheimst, war gleich stark gewesen. Sie mußte die Berichterstatter — — Es ging nicht anders.

Herr Schulze erwartete sie hinter den Coulissen. „O, Herr Maier!" rief sie, auf ihrem Zimmer angelangt, und sank an seinen Busen. „Herr Maier, wer doch seinem Herzen folgen dürfte! Glücklich Sie, der Sie durch nichts gebunden!" (Herr Schulze pflegte den Ehering in der Tasche zu tragen.)

„Haben Sie einen Wunsch?" frug Herr Schulze, der das dunkle Gefühl hatte, etwas erwidern zu sollen. Er mußte niesen; eines ihrer Haare hatte ihm die Nase gekitzelt.

„Ich möchte ein Souper geben, ein kleines Souper für fünf Personen. Sie, Ihr Freund, die zwei Herren von der Presse und meine Wenigkeit . . . Pfui, Herr Maier — Eifersucht . . .! Morgen," lispelte sie, „morgen, Geliebter, werde ich Dich allein genießen können."

„Nenne mich Jonathan!" piepste Herr Schulze.

„Jonathan, herrlichster aller Männer! Aber nicht wahr: Sekt?"

„Heidsik, Geliebte!"

„Jonathan, und einen Salon bei Markus?!"

„Auch das, Theure!"

„Welch ein Herz! Jonathan, Du gibst mir den Glauben an die Menschheit wieder! Vergiß nicht den Sekt gut kühlen zu lassen! Doch jetzt geh, Theurer! Geh . . .! Mein Herz blutet, doch es muß sein!" —

Taumelnd vor Glück, schlug er den Weg zum Hotel ein. „Sie liebt mich!" murmelte er ein über das andere Mal. „Jonathan, sie liebt Dich!" Er hatte es laut gerufen. Zwei Schutzmänner berathschlagten, ob sie ihm folgen sollten. Zum Glück für den Liebenden kam eine leere Droschke des Wegs. Er stieg ein und fuhr den Rest. — — —

Zwölf hatte es geschlagen. Die Fünf saßen noch fröhlich beisammen. Miß Grace zwar hatte eben ihrem Unmuth über den Beifall Ausdruck gegeben.

„Dieses Geschöpf . . . die reinste Eva! Und ich: in Mantel und Tricot! Sie mußte ja im Vortheil sein! O, ich werde dem Director die Meinung sagen! Ich freue mich jetzt schon darauf . . . diebisch!"

„Aber Theuerste," frug Herr Schulze, „weshalb haben Sie nicht auch —?"

Alle lachten. „Geht nicht," erwiderte die Miß. „Ich habe es probirt. Ich brauche den Umwurf."

„Auch hier?" fuhr Herr Schulze fort. Seine Zunge fing an schwer zu gehen.

„Herr Schulze —!"

Er hörte die süße Stimme nicht mehr. Beim letzten Worte war er sanft vom Stuhle geglitten. Der Erbfeind war Sieger geblieben. — —

Morgendämmerung lag über den Straßen, als Herr Schulze-Maier und Herr Müller junior „viribus unitis" den Heimweg einschlugen. — Das Beinkleid war unter dem Einfluß des Sekts äußerst mittheilsam geworden.

„Bleibt dabei!" rief es, Herrn Schulze einen Schlag auf den Rücken versetzend. „Bleibt dabei, alter Knabe! 'nem Monat wird Hochzeit gemacht! Prachtmädel, sag' ich Dir! Schön, was schön heißt, trotzdem sie 'ne Million mitkriegt!"

„Und der Vater?" frug Herr Schulze, in dessen Gehirn sich nur noch höchst unklare Vorstellungen bildeten.

„Alter Pantoffelheld! Mir noch nie zu Gesicht gekommen. Werde ihm morgen 'nen Besuch machen. Wunsch von Schwiegermutter," setzte er entschuldigend hinzu.

Sie trennten sich. Herr Schulze kam nach längeren Irrfahrten glücklich in den Hafen.

* * *

„Jonathan," sprach Frau Schulze anderen Morgens, „wir erwarten Besuch."

„So. Na . . . ich gehe schon," brummte er.

„Nein. Diesmal sollst Du hier bleiben." — „Ach so! Na wer . . .?"

„Hm!" Frau Schulze machte eine Kunstpause. „Jonathan!"

„Ja?" — „Du liebst Dein Kind?"

„Na und ob?! Doch was . . .?"

„Du kannst es glücklich machen," lispelte die Gattin. „Sie liebt."

„Sie —?" — „Liebt!" wiederholte Frau Schulze, die es nicht „liebte", etwas zweimal zu erklären.

„Dummheiten!" Herr Schulze hatte das Wort sehr gelassen von sich gegeben.

„Jonathan, was willst Du damit sagen?!" Ihre Stimme klang dumpf, wie fernes Donnerrollen.

„Daß die Liebe —" Hier brach er ab. Er erinnerte sich des vergangenen Abends. „Ach was —" brummte er, „was braucht das Mädel schon zu heirathen!"

„Jonathan . . . ich weiß nicht, wie Du mir heute erscheinst!" Das Gewitter war an der Markungsgrenze angelangt.

„Wer und was ist er denn?" frug Herr Schulze, dem in diesem Augenblicke ein furchtbarer Verdacht aufstieg.

„Bankier. Das Geschäft des Vaters geht in einigen Jahren auf den Sohn über."

„Kenn' ich," brummte Herr Schulze. „Sobald der Alte durchgebrannt ist."

„Jo —"! Der „nathan" war im Munde der Frau Schulze zurückgeblieben. Das Zimmermädchen hatte eine Karte gebracht.

„Hans Steinbach. Er ist's. Herr Schulze lasse bitten," wandte sie sich an das Mädchen. „Ich lasse Dich allein —" sprach sie zu dem Gatten, „allein, Jonathan!"

„Herr —"

„Steinbach, Hans Steinbach." Der Eingetretene hatte sich verbeugt. Jetzt trafen sich Beider Blicke. Herr Jonathan Schulze erwartete, daß sein Gegenüber mindestens in den Boden versinken werde. Nichts Derartiges geschah. Na — was . . . was war das?

„Ah, Sie hier, altes Haus . . .! Haha! Erkannte Sie nicht gleich." Der Besuch war näher getreten und klopfte Herrn Schulze jovial auf die Schulter. „Hausfreund? Na . . . was?! Scheinen vielseitig zu sein."

„Mein Herr, mein Name ist Schulze!" Jetzt würde er umsinken müssen!

„Sie auch!! Na . . . das ist nett! Na, na, na, aber wenn Herren in Ihrem Alter noch den Namen ändern — — —" Er hatte das Monocle eingeklemmt. „Wirklich an der Zeit, daß Sie einen soliden Kerl zum Schwiegersohn bekommen."

Herrn Schulze's Gesicht war kirschroth geworden.

„Nur keine Aufregung nicht!" fuhr Steinbach fort. „Zumal bei Ihrer Constitution! Vollblütig, entschieden vollblütig! Erlauben Sie 'mal, ich möchte Ihnen den Puls fühlen."

„Zum Teufel mit Ihnen!" schrie Herr Schulze, sich nach einem Stock umsehend.

„Sehen Sie 'mal, ganz wie ich sagte. Blutandrang zum Gehirn. Haben Sie schon Fußbäder —"

Herr Schulze zog das Taschentuch und fuhr sich über die Stirne.

„Wozu sind Sie eigentlich hier? Daß ich Ihnen nach den gestrigen Erlebnissen meine Tochter zur Frau geben werde, können Sie doch nicht wohl glauben."

„Ja, sehen Sie, ganz das habe ich mir selbst gesagt," erwiderte der Jüngling, sich setzend. „Eine Kleinigkeit ist es nicht, die Tochter — Sie verzeihen, ich muß wohl offen sein — also, die Tochter eines solchen Mannes zur Gattin zu begehren. Still! Still! Ich weiß, was Sie sagen wollen. Alles keine Entschuldigung! In Ihrem Alter hat man die Verpflichtung, solid zu sein. Was mich betrifft — ich liebe Elly; ich werde aus diesem Grunde darüber hinwegsehen. Voraussetzung ist selbstverständlich: Sie bessern sich, und zwar gründlich!"

Herr Schulze war starr vor Staunen und Entrüstung. Der Mensch, der hier saß, ihn um die Hälfte seines Vermögens zu beschwindeln, dieser verlebte Jüngling, der es wagte, die Hand nach seiner Tochter, seinem einzigen Kinde auszustrecken, er unterstand sich, ihm noch Vorwürfe zu machen!

„Jetzt kommen Sie zur Einsicht," fuhr der Andere fort. „Haha . . . Sie Schlaumeier! Ihre Frau sagte mir, Sie seien Liebhaberphotograph; zeigte mir 'ne Masse Landschaftsaufnahmen aus der Umgegend. Liebhaber sind Sie, aber Photograph — das ist 'ne andere Nummer! — Sie wollen läuten? Wozu denn?"

„Ich werde Sie hinauswerfen lassen!" keuchte Herr Schulze.

„Hm . . . hm! Schon wieder diese Erregtheit!"

Herrn Schulze schien ein Gedanke gekommen zu sein. Er ließ die Klingel stehen und trat dicht vor den Besuch. „Sie halten mich für reich. Nicht?" Der Ton war gedämpft.

„Gewiß. Ich habe mich erkundigt. Und wie! sage ich Ihnen. »Hans,« sagte mein Alter, »ein solches Depot und wir wären gemachte Leut'.«"

„Ich war es." — „Na . . .!"

„Es ist, wie ich Ihnen sage." Er wischte sich die Stirne.

„Hören Sie 'mal, machen Sie das Anderen weiß!"

„Ich habe spekulirt . . .!" stöhnte Herr Schulze, auf einen Stuhl sinkend.

„Ah bah! Sie sind zwei Monate hier. In dieser Zeit hatten wir fast keine Baisse. Meister gefunden . . .? Uebrigens, wenn Sie nicht einwilligen: ich habe das Jawort Ihrer Frau Gemahlin — pardon: Ihrer Fräulein Tochter, wollte ich sagen — und die Zustimmung Ihrer Frau Gemahlin. Das genügt mir vorläufig. Allerdings," fügte er, den Schnurrbart streichend, leicht hinzu, „müßte sich unser Verhältniß, das so schön begonnen, etwas gespannter gestalten. Mein Erstes würde sein, Sie in das Licht zu stellen, in das Sie gehören."

„Sie vergessen, daß Sie mit compromittirt sind." Jetzt trat ihm der Schweiß in Wirklichkeit auf die Stirne.

„Niemals. Ich habe Ihr Treiben verfolgt, wollte Sie retten."

„Schwindel!"

„Ganz richtig! Aber Ihre Frau Gemahlin wird mir glauben."

„Ich bin zu einem Opfer bereit."

„Danken Sie Gott, daß Sie mein Schwiegervater werden. Einen Anderen hätte ich erdolcht." Er griff nach der Glocke.

Bei Erwähnen des Erdolchens war Herr Schulze etwas zurückgewichen. „Wer hieß Sie läuten?!" frug er, wieder muthiger geworden.

„Niemand. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Das ist Alles."

Das Zimmermädchen war eingetreten. „Die gnädige Frau!" sprach Steinbach. Herr Schulze war wieder auf seinen Stuhl gesunken. Herr Steinbach beschäftigte sich damit, seine Uhr aufzuziehen.

„Wenn Sie sich die Geschichte recht überlegen," sprach er, nach einiger Pause, „machen Sie noch ein Geschäft. Ich habe zwar kein Vermögen — heißt das: meinen Antheil an den Depots habe ich selbstverständlich — andererseits aber auch keine Schulden. Sie können lange laufen, ehe Sie so 'was finden."

Herr Schulze gab nur einen dumpfen Laut von sich. —

„Nun, Jonathan?" ließ sich Frau Schulze vernehmen. Sie stand auf der Schwelle.

„Er willigt ein, theuerste Mama. Nur kam es ihm etwas zu plötzlich. Er erholt sich übrigens. — Ach Mama . . .!" schloß er seufzend, die fettige Rechte Frau Schulze's an die Lippen führend.

„Was, mein Sohn?"

„Es wird mir schwer werden, Sie stets nur als Sohn zu lieben. Zu sehr sind Sie das Ebenbild Elly's. Was sage ich Ebenbild! Das Vorbild."

„Schmeichler!" Ihr Gesicht strahlte.

Elly war auf der Schwelle erschienen. Ein Mittelding zwischen Mädchen und Backfisch. Reiches, offenes Haar umrahmte ein Gesicht, aus dem ein keckes Stumpfnäschen neugierig in die Welt hineinragte.

„Papa!" rief sie, ihm um den Hals fallend.

Herr Schulze war auf weibliche Umarmungen eingerichtet. „Elly," frug er gedämpft, aber eindringlich. „Elly, willst Du den Kerl wirklich!"

„Gewiß. Ist er nicht ganz nett? Ich finde ihn sogar komisch," erwiderte sie, mit einem Blick auf den bei der Mutter stehenden Verlobten.

„Ich auch," erklärte der Vater trocken. „Aber aus dem Grund heirathet man doch nicht."

„Ganz richtig," versetzte Elly lachend; „aber sieh mal, ich habe mir die Andern alle angesehen. Ich versichere Dich, er war der Beste!" Vater und Tochter standen und blickten musternd zu Steinbach hinüber. Elly hatte den Zwicker aufgesetzt.

„Nun — dann nimm ihn eben!"

„Kinder," rief Frau Schulze, „küßt Euch!"

„Ach Mama," sprach Elly lächelnd, „damit hat es ja begonnen."

„So . . .!" ließ sich Frau Schulze etwas gedehnt vernehmen. „Nun — glücklich wirst Du auf jeden Fall. Du bekommst eine Million mit."

„Aber" — rief Steinbach mit gut gespielter Ueberraschung, „ich war der Ansicht —". Hier brach er scheinbar verlegen, ab.

„Welcher Ansicht?" . . . frug Frau Schulze, ihn lorgnettirend. „Genügt Ihnen eine Million nicht?!"

„Doch, aber — Ich war — verzeihen Sie den Ausdruck — ich glaubte, Elly sei vermögenslos!"

„Ich verstehe Sie nicht." Der Ton war entschieden sehr kühl. „Eine Elly Schulze ist nie »vermögenslos«. Würden Sie mir vielleicht erklären, wie Sie zu dieser Auffassung gelangten?!"

„Hm . . . nach dem, was mir Ihr Herr Gemahl —" Er brach ab, ein Hustenreiz hatte ihn überfallen.

„Jonathan, dürfte ich Dich um Auskunft ersuchen!" sprach Frau Schulze, das Lorgnon auf den Gatten richtend.

„Ich erklärte dem Herrn, Elly sei arm, ich hätte spekulirt.

„Nein, Jonathan . . . das hätte ich Dir nie zugetraut! Du wolltest ihn also prüfen! Und er" (sie blickte auf Steinbach), „er hielt seinen Antrag aufrecht?!"

„Mama!" . . . rief Steinbach abwehrend.

„An mein Herz!" rief Frau Schulze. „Auch Du, Elly! So! — Aber . . . Kinder" — sie war etwas zurückgetreten. „Wenn dem so ist, dann ist es ja" — sie suchte nach einem Ausdruck.

„Eine Liebesheirath," ergänzte Steinbach und legte lächelnd den Arm um Elly's Taille.

Aus der Hauptstadt.

Die Musterverwaltung.

Parerga und Paralipomena zu einer Sitzung des Gemeinderathes der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Vollundganzhausen in China.

In den Wandelgängen.

Gemeinderath Lubomirski, früherer Galeerensträfling, jetzt Mitglied mehrerer Aufsichtsräthe: Nein, Herr Director, auf neunzig Jahre — das geht nicht. Wirklich nicht. Und wenn Sie mir das Blaue vom Himmel herunter versprächen —

Der Director: Das Blaue vom Himmel herunter? Nein! Aber aus meinem Portemonnaie, liebster Freund!

Lubomirski: Wenn es an mir läge, wahrhaftig, Sie kriegten die Stadtbahn-Concession auf neunhundert Jahre! Aber die Anderen werden schwierig . . . man flüstert sich in der Bürgerschaft Dinge zu . . . Dinge . . . es ist nicht zu sagen. Wir müssen sehr vorsichtig sein . . . sehr!

Der Director (sehr schroff): Ich will Ihnen gleich sagen — wenn das Project fällt, werden Sie das letzte Darlehn von 20,000 Mark zurückzahlen müssen! (Sie gehen vorüber.)

Danke, Stadtältester: Sie werden doch einsehen, lieber Ehrlich, es ist zu Ihrem eigenen Besten! Wird der Antrag abgelehnt, so kann ich Ihnen auf Jahre hinaus kein Geschäftchen mehr versprechen —

Pinkus Ehrlich, Gemeinderath und Markthallenterrainspekulant: Heißt einsehen! Seh' ich's nicht ein? Ich seh's wohl ein. Aber die Fraction wird obstinat — da sind zwei darunter, die nur Töchter haben und deshalb keine Stellen für ihre Söhne in der Verwaltung brauchen — die wollen nicht nachgeben und machen mir die ganze Bande kopfscheu.

Danke: Nur Töchter? Das ist ärgerlich! Wissen Sie was, schicken Sie den Damen von morgen ab täglich Bouquets und Theaterbillets zu, mit 'nem schönen Gruß von der Stadt! Sagen Sie den Vätern, wenn 'mal ein unfähiger Schwiegersohn in's Haus kommt, und sie können ihn nirgendwo unterbringen — unsere Musterverwaltung hat immer Stellen für Capacitäten offen! (Sie gehen vorüber.)

Mammon, Stadtältester: Se müssen sich wirklich nich geniren vor mir, Herr Kollege — äne Freude soll's mir sein, ferdern zu können Ihren Herrn Neveu —

Schulze, Gemeinderath: Aber er hat ganz und gar nichts gelernt —

Mammon: Wir wollen grade unbefangene Kräfte, die sich den Kopp nich mit Gelehrsamkeit und Fachsimpelei verbiestert haben! Sehn Se meine beeden Kinder an — so'n glänzendes Unwissen gibt's nich zum zweeten Mal uff der Welt! Se brauchten freilich ooch viele Jahre, eh' se's sich erworben haben. Nu sind se beide Directoren bei der Mondlicht-Actiengesellschaft, die die Stadt subventionirt und die ich beaufsichtige! Also geniren Se sich ja nich. Greifen Se zu — 'n Esel, wer an der Krippe steht und nich frißt!

Schulze: Ich find' es doch nicht ganz richtig — es mästen sich bereits zu Viele auf Kosten der Stadt —

Mammon: Lieber Herr, Sie sind woll abergläubisch? Se sind woll auch einer von denen, die nicht gern zu dreizehn bei Tische sitzen?

Schulze: In der That — wenn nur für elf gekocht ist —

Mammon (lentselig): Sehr gut! Und da mer grade davon reden — essen Se doch heute mit Ihrem Herrn Neveu bei mir! Ohne Umstände! Mer sind nich zu dreizehn, das versichere ich Sie! Und wegen der neunzig Jahre, nicht wahr — (Sie gehen vorüber.)

Krawutschke, Gemeinderath und Krankenhauslieferant: Thut mir leid — ich habe meine Grundsätze —

Bimbam, Stadtältester (feierlich): Die wir nicht erschüttern wollen, wir nicht!

Krempelbein, Stadtältester (noch feierlicher): Auf keinen Fall! Wir ehren Grundsätze, wir halten sie hoch! Und darum sind wir auch entschlossen, die nächste Weinlieferung für's Krankenhaus nicht freihändig, sondern auf dem Wege der Submission zu vergeben, wie es früher immer Grundsatz war —

Krawutsche (erblassend): Ach nein — Sie scherzen! Ich, der ich immer Ihr ergebenster Anhänger gewesen bin — Sie würden mich ruiniren —

Bimbam: Ich weiß, Sie haben viel an diesen Weinlieferungen verdient —

Krempelbein: Und verdünnt!

Bimbam: Und da wir so lange mit Ihnen zufrieden waren, würden wir gar nicht abgeneigt sein, den Liefervertrag auf gleichfalls volle neunzig Jahre zu verlängern —

Krempelbein: Sie werden begreifen, Herr Gemeinderath — auf gleichfalls neunzig Jahre! (Zu einem hastig vorüber eilenden Bürgervertreter) Heda, Kollege Lehmann! Sie haben mir da den Herrn Müller zugeführt, den ich auf Ihre warme Empfehlungen zum Vorsitzenden des Aufsichtsrathes der Gasgesellschaft machte — der Kerl ist ja partout nicht zu gebrauchen!

Lehmann, Gemeinderath (äußerst gleichgültig): Was Sie sagen!

Krempelbein: Nicht zu gebrauchen! Benimmt sich aber auch zu komisch! In der gestrigen Sitzung wollte er seinen Kollegen, den anderen Herren Aufsichtsräthen plötzlich die Stiefel wichsen . . . denken Sie doch! Nachher fragt' er, ob noch Gänge zu besorgen seien und ob er das Watercloset scheuern solle —

Lehmann: Nun ja, ja — ich will's Ihnen schon gestehen! 's ist ein alter, komischer Bursch, war dreißig Jahre lang Hausdiener bei mir — konnte in der letzten Zeit aber nicht mehr recht arbeiten, und ihm das Gnadenbrot zu geben . . . hm, so dick hatt' ich's auch nicht. Na, da waren Sie denn so freundlich —

Krempelbein: Wie heißt freundlich — unsereins empfindet mit jedem Invaliden der Arbeit herzliches Mitleid, und wenn ein Mann wie Sie Fürsprache einlegt, thut man doppelt gern, was in seinen Kräften steht! Nun aber hat sich Ihr Schützling so blamirt — nun müssen Sie ihn schon wieder zurücknehmen und auf eigene Kosten durchfüttern.

Lehmann (erschrocken): Machen Sie nicht so 'was! Der alte Kerl lebt ja höchstens noch ein, zwei Jahre —

Krempelbein: Der? Ich sag' Ihnen, der wird gut und gerne seine neunzig Jahre alt — neunzig Jahre, Herr Lehmann!

In den Restaurationsräumen.

Schlund, Gemeinderath, Führer der Bergfraction: Und darum, liebe Freunde und Gesinnungsgenossen — diese ungeheuerliche Zumuthung müssen wir entrüstet von uns abweisen, wie ein Mann müssen wir zusammenstehen gegen diese neunzig Jahre! Nieder damit, nieder! (Tobende Zustimmung, Gläserklingen.)

Spund, Gemeinderath, Führer der oberen Thalfraction: An mein Herz, Schlund! Sei'n wir einig, einig, einig! Und diesen Ganzen hier trink' ich den standhaften Kollegen zu Ehren, ich trinke ihn pro fisco —

Lubomirski: Lassen Sie mich mit dem Fiscus in Ruhe — wir haben hier nur für das Wohl der Stadt zu sorgen, für weiter nichts.

Pinkus Ehrlich: Natürlich! Und wenn sich die Stadt nicht auf mindestens neunzig Jahre sichert, kommt ihr der Fiscus wieder zuvor und baut 'ne Concurrenzlinie —

Schulze: Es ist doch riesig anerkennenswerth, daß die Gesellschaft auf so lange Zeit das Risico übernehmen will! Wenn die Stadt bauen müßte, das würde wieder ein Geld kosten, ein Geld —

Krawutschke: Ging' es nach Recht und Gesetz, die Compagnie verdiente durchaus 'ne Entschädigung dafür!

Lehmann: Die Gesellschaft soll leben! Hurrah hoch!

Schlund: Aber bei Seiner Majestät unergänztem pergamenischen Frauenkopf — was soll das heißen?

Lubomirski: Sie sind selber ein pergamenischer Frauenkopf! Was Sie reden, hat weder Hand noch Fuß!

Pinkus Ehrlich: Wir erdulden keine Gewalt mehr! Wir sind freie Menschen!

Schulze: Diese Parteityrannei haben wir satt! Der gesunde Menschenverstand soll entscheiden!

Krawutschke: Alle Cliquenwirthschaft muß aufhören! Die Bürger wollen endlich Frieden!

Lehmann: Die Gesellschaft soll leben! Hurrah hoch!

Spund: Wir Führer denken eben an die Stadtkasse. Sie wird durch das Abkommen geschädigt. Ich bedaure, daß sich die Situation plötzlich so sehr zu unserem Nachtheil verändert hat.

Lubomirski: Zu Ihrem Nachtheil? Natürlich — Sie sind immer nur auf persönliche Vortheile bedacht, und wenn Ihnen Ihre Spekulation einmal fehl schlägt, bedauern Sie es! Ich aber weiß, was ich der Gesellschaft schuldig bin! —

Pinkus Ehrlich: Da stehen wir doch auf einem anderen, solideren Grund und Boden! Uns liegt daran, Terrain zu gewinnen —

Schulze: Von Uebervortheilung der Stadtkasse zu reden, das ist gerade so dumm, als wenn man sich davor fürchtet, zu dreizehn bei Tische zu sitzen! — Solche factiöse Opposition kann uns in den Augen der Bürger schaden — und ich wenigstens, ich nehme so viel Rücksicht auf meine Familie —

Krawutschke: Wenn die Herren Führer bei ihrer Ansicht beharren, so sind sie eben nicht mehr fähig, ihr Amt auszufüllen, und dann müssen wir ihnen noch heute die Entscheidungsschlacht liefern! Ich für meinen Theil weiß jedenfalls, was ich zu liefern habe!

Lehmann: Die Gesellschaft soll leben! Hurrah hoch! (Gläserklingen.)

In den Wandelgängen.

Der Director (verdrießlich): Hier ist die gewünschte Summe . . . Wirklich, Sie verdienten den Rang eines Oberborgermeisters!

Lubomirski: Der Kampf um's Dasein ist schwer — man muß sich durchzufechten versuchen! Nächsten Ersten kriegen Sie es zurück!

Der Director: Möge Gott Ihnen ein noch recht langes Leben schenken, theurer Freund! Denn wenn Sie einmal sterben, wird unsere Gesellschaft colossal viel an Ihnen verlieren! (Sie gehen vorüber.)

Danke: Lieber Pinkus, ich habe das Terrain sondirt . . . kaufen Sie sofort den Straßenblock FK — wir müssen in zwei Monaten 'was Städtisches drauf bauen! Und dann, unter uns — ich spekulire zwar nicht auf Ihre Dankbarkeit —

Pinkus Ehrlich: Da thun Sie auch gut dran — denn wer sich mit mir in Spekulationen einläßt, ist schon verloren!

Danke: Aber es besteht bereits ein neues Project . . . Hören Sie nur. (Sie gehen vorüber.)

Mammon: Beschränkt und faul? Nun, das schadet nicht . . . Des sind meine Söhne ooch. Ihr Herr Neveu hat ja den janzen Monat über nichts zu thun, als alle Ersten eine Gehaltsquittung zu unterschreiben. Und als Actiengesellschaftsdirector braucht er wirklich keenen Kopp . . . nur ein paar recht gewandte, kräftige Hände —

Schulze: Hände?

Mammon: Ja. Raffael wäre zwar nach Lessing ooch ohne Hände der jrößte Maler geworden, aber Actiendirector kann Niemand ohne Hände werden . . . (Sie gehen vorüber.)

Bimbam: Gut — Sie sollen von jetzt an auch das Bitterwasser liefern . . . es muß aber trinkbar sein!

Krawutschke: Ach Gott — an den Geschmack sind die Kranken schon so sachteken gewöhnt . . . sie werden's höchstens für eine bessere Weinsorte halten! (Sie gehen vorüber.)

Krempelbein: Zwanzig Jahre war Ihr Hausdiener bei Ihnen — da versteht er sich hoffentlich eben so gut drauf wie Sie, unsere Freunde leben zu lassen —

Lehmann: Sie wollen ihn doch nicht etwa beim Hoch-Bau unterbringen?

Krempelbein (sieht ihn lange starr an, dann feierlich): Nein — aber im Bureau für Auszahlung der Stadtraths-Pensionen!

Die Auguren.

Mammon: Na, was sagste nu zu unserer Musterverwaltung?

Danke: Ein wahrer Segen für die übrigen Städte im Land, daß das neue Patentgesetz die Nachahmung von Mustern streng verbietet!

Timon d. J.

Die Große Berliner Kunstausstellung 1894.

Ein Rückblick.

Die Berliner hatten heuer wieder einmal beschlossen, hübsch unter sich zu bleiben und all die bösen Fremden, die das an sich schon geringe Interesse und die noch geringere Kauflust für sich sonst in Anspruch nahmen, mit ängstlicher Vorsicht von der großen Messe fern zu halten. Und wieder einmal hat es sich gezeigt, daß Berlin allein und das befreundete Düsseldorf, das übrigens auch gar nicht mehr so recht gutgesinnt und kunsterhaltend ist, die Kosten einer großen Ausstellung nicht bestreiten können. Die wenigen Werke, die eine ernsthafte künstlerische Bedeutung haben, stammen meist anders woher. Nicht einmal gute Durchschnittsbilder konnten sie in hinreichender Zahl liefern, die weiten Räume zu füllen, und man mußte der Noth gehorchend dem läppischsten Dilettantismus den überall sonst doch schroff versagten Eintritt verstatten.

Die Berliner Maler, von den jüngeren viele, aber auch einige von den älteren, haben sich bemüßigt gesehen, „mit der Zeit mitzugehen". Bei den Aelteren, die vorher schon etwas gelernt hatten, sieht die Sache schließlich noch einigermaßen erträglich aus. Bei den Jüngeren aber ist eine unglaubliche Zuchtlosigkeit eingerissen. Weil die Führer der neuen Richtung auf das Malerische den größeren Nachdruck legten, glaubten sie das Zeichnenlernen sich getrost sparen zu können. Weil jene die breite Pinselführung bevorzugten, fingen sie an zu schmieren. Gegen diese Pseudomodernen, wenn gegen sie allein in seiner bekannten Rede er sich gewendet hätte, hätte Anton von Werner tausendmal Recht gehabt. Ihnen gegenüber vertritt die alte Berliner Schule, die keine Concessionen gemacht hat, vertreten die Werner und Kiesel trotz ihrer trockenen Nüchternheit und schroffen Härte die gesündere Kunst: sie haben doch wenigstens etwas gelernt und können, was sie wollen.

In Düsseldorf ist der Einfluß des Modernen viel besser verarbeitet worden. Wenn es auch keinen Künstler allerersten Ranges aufzuweisen hat — Arthur Kampf, der Beste, ist nicht vertreten —, so ist doch der Durchschnitt durchaus erfreulich.

Uebrigens ist uns aus Düsseldorf eine große Ueberraschung gekommen: der Nachlaß Ludwig Bokelmann's. Wir kannten ihn ja als fein beobachtenden Sittenschilderer, aber eigentlich nicht als bedeutenden Maler. Seine Bilder waren fein und charakteristisch in der Zeichnung, aber in der Farbe nichtssagend und öldruckartig flau. Man muß ihm jetzt eine ganz andere Stellung anweisen. Was wir jetzt als Frucht des emsigen stillen Schaffens seiner letzten Jahre erschauen, ist gerade malerisch ganz hervorragend und ersten Ranges. Porträts, Landschaften und Interieurs, Studien und Bilder, zeigen eine ganz ungewöhnliche Kraft der Farbe und Größe der Technik. Er hat ohne viel Aufhebens davon zu machen und dem Anschein nach mühelos vieles von dem erreicht, was die Modernen mit harter Arbeit und saurem Schweiß seit lange erstreben. Seine Bilder, namentlich das Interieur mit dem Kinde und das Bildniß Klaus Groth's, haben etwas von der reifen Süßigkeit, die dem letzten Werke Theodor Fontane's ihren hohen Reiz verleiht. Diese Dinge geben viel zu denken, und es wäre erfreulich, wenn auch die Künstler vor ihnen dieser unbequemen Thätigkeit sich hingeben wollten.

Auf dem Gebiete der Traumkunst ist da zuerst Max Pietschmann zu nennen, der jetzt in Dresden wohnt. Sein „Fischzug des Polyphem", der auch wieder ausgestellt ist, ließ es schon vermuthen, sein Idyll „Im Frühling" bestätigt es, daß der junge Künstler als ganz eigenartige Persönlichkeit neben Böcklin, Klinger, Thoma und Stuck steht. Er unterscheidet sich von ihnen allen durch den völligen Verzicht auf alles Archaisiren. Er knüpft nicht an irgend eine Kunst vergangener Zeiten an, sondern ist der erste dieser Art, der aus der modernen Wirklichkeitskunst herausgewachsen ist, alle ihre Ausdrucksmittel sich zu eigen gemacht hat. Ein frischer Humor, der die ganze Scala vom Feinkomischen bis zum Grotesken umfaßt, macht ihn zu einer ungemein liebenswürdigen Erscheinung. „Im Frühling". Maigrüne Wiese mit blüthenschweren Bäumen darauf. Vorne ein schmales Bächlein, in dem sich der lenzblaue Himmel spiegelt. In stürmischem Lauf, mit jauchzendem Lachen kommen Hand in Hand eine Nymphe und zwei Faune daher, während ein zottiger Satyr wie ein übermüthiger Knabe über den Bach hüpft. Ich habe nie ein Bild gesehen, das die jubelnde Frühlingssonne so wundervoll schildert. Man athmet förmlich Maienluft.

Diesem Werke gegenüber erscheint Hugo Vogel's Ausflug in's Land der Träume recht verunglückt. Er hat ein allegorisches Wandbild gemalt. Schon die Wahl des Freilichts für decorative Malerei zeugt von keiner großen künstlerischen Einsicht. Daß er aber gar die griechisch gekleidete Industrie und ihre nackten Begleiterinnen am Ufer der Spree bei Moabit thronen läßt unter einem kalten, grauen Regenhimmel, ist so völlig verfehlt, daß selbst gelungenere Einzelheiten nicht mit dem Bilde versöhnen könnten.

Etwas reicher ist die Ausbeute auf dem Gebiete der Wirklichkeitsmalerei. Auch ragen hier nicht die einzelnen Gipfel so unvermittelt aus der platten Ebene hervor.

Das beste Interieur hat wohl der französirte Amerikaner Gari Melchers gesandt. Er schildert eine Trauung in der Dorfkirche. Ohne aufdringliches Detail zu geben, charakterisirt er die einfachen, ungelenken Menschen, die so ganz bei der Sache sind, auf's Trefflichste. Aber die Hauptsache ist doch die Wiedergabe des Lichtes, das den hellen Raum durchfluthet. Welche Natürlichkeit! Und zugleich welche harmonische Vollendung! So sieht ein wirkliches Freilichtbild aus.

Neben ihm vertritt die Pariser Schule der junge Deutsche Maurice Berg. Er hat die Motive zu seinen beiden Bildern dem Leben der Fischer der Bretagne entnommen. Sie haben dieselben Vorzüge wie das Bild von Melchers, Vorzüge, die der Schule eigenthümlich sind, und sie zeigen, daß die bei uns vielfach beliebte flüchtig skizzenhafte Behandlung durchaus nicht parisisch ist.

Das Mittelstück des Dettmann'schen Triptychons „Die Arbeit", das Meister und Gesellen einer dörflichen Schmiede am Werk in heißer Sonnengluth zeigt, ist eine vortreffliche Naturschilderung, die ganz und gar auf eigener Anschauung beruht. Das schwierige Problem, das glühende Eisen aus dem hellen Bilde herausleuchten zu lassen, ist sehr glücklich gelöst, die muskulösen Gestalten der Arbeiter frei und überzeugend wiedergegeben, das grelle Sonnenlicht wirkfam wiedergegeben. Nur mehr Kraft in der Modellirung wäre zu wünschen, so schemenhaft sehen die Menschen auch in der Prallsonne nicht aus. Das Triptychon als Ganzes verdient weniger Lob. Wozu die sentimentalen Flügel? Die Kunst hat wirklich nicht die Aufgabe, „ethische Cultur" zu predigen.

In der Landschaftsmalerei stehen die Schotten sehr hoch. Aber da sie besonders Neues dieses Mal nicht bringen, will ich nicht näher auf ihre Werke eingehen. Die großartigste Leistung verdanken wir dann dem Belgier Franz Courtens, dessen „Septembersonne" zu dem Allerbesten gehört, was dieser Meister des Colorits überhaupt geschaffen hat. Eine breite Allee. Die Bäume schmückt schon herbstliches gefärbtes Laub. Freundliches Sonnenlicht fällt in warmem Strahl durch die noch dichten Kronen und spielt über die Blätter hin, die schon gefallen sind. Man vergißt vor dem Bilde über dem Stimmungszauber leicht die künstlerische Arbeit, die darin steckt. Das „Waldweben" der Münchnerin Emmy Lischke, in dem die Sonne so märchenhaft durch das dichte Grün flimmert und flirrt, ist offenbar durch die Wagner'sche Musik zum zweiten Act des „Siegfried" angeregt worden. Das höchste Lob, das man dem Bilde spenden kann, ist, daß es eine ähnliche Stimmung erweckt. Erwähnen möchte ich noch die lichttrunkenen Bilder Victor Freudemann's, die sehr eigenartig aus der Landschaft herausgeschnitten sind.

Auch im Porträt stammen die besten Leistungen aus dem Ausland. Der Pariser Gaston Courtois gibt in seinem Frauenbildniß, einer femme de quarante ans, sowohl ein menschliches Dokument als ein malerisches Werk ersten Ranges. Der Schotte John Lavery wirkt in seinem breithingestrichenen Porträt einer Lady zu Pferde vollendet, weil man bei der Reiterin von vornherein auf die psychologische Vertiefung verzichtet, die seinen und den Werken seiner Landsleute nun einmal abgeht. Er gibt mehr Typ als Persönliches. Aber welches feurige Leben in dem muthigen Pony, welche Eleganz in der Haltung der Dame, welche dekorative Schönheit in dem Ganzen! Eine Studie eines jungen Mädchens von dem Laibacher J. Kobilca zeichnet sich durch große Lebendigkeit und flotte Mache aus. Das Porträt des Erzbischofs von Stablewski erinnert wieder einmal daran, was man bald zu vergessen anfing, daß Vilma Parlaghi im Grunde doch ein Talent ist. —

Unter den Bildwerken verdient in erster Reihe die Gruppe „Adam und Eva" von Peter Breuer genannt zu werden. Der Herr hat seinen Fluch über die Sündigen gesprochen, und unter der Last dieses Fluches sind sie hingesunken. Adam sitzt auf einem Felsen und starrt vor sich hin, als sähe er vor seinem geistigen Auge den ganzen Jammer seines Geschlechtes. Das Weib ruht hilflos, vernichtet in seinen Armen und klammert sich wie unbewußt an ihn an. Er drückt ihren Kopf an seine Brust und schlägt den Arm um ihren Leib. Der Gegensatz zwischen seiner trotzigen Kraft und Eva's stummer Verzweiflung ist mit großer Kunst herausgebracht, das Seelische des Vorgangs erschöpft. Die Gestalt des Weibes ist wundervoll, die ganze Gruppe von großem Wurf.

Ein verheißungsvolles Talent tritt uns in Max Levi entgegen, der offenbar stark unter dem Einfluß des jugendlichen Donatello steht. Er ist noch Naturalist, und sein David hat viele Härten. Aber wie der Siegreiche in stolzem Triumph emporwippt und mit zurückgeworfenem Kopfe seine Freude in die Lüfte hinausschreit, das ist so kraftvoll und wuchtig geschildert, die ganze Erfindung ist so eigenartig, daß das Werk einen hohen Werth hat.

Als vollendeter Meister erscheint der Münchener Rudolf Maison. Sein Können, seine Kenntniß der kleinsten Einzelheiten des Körpers ist fast unheimlich. Dabei kann er oft, so bei dem „Eseltreiber" mit seinen gewaltsamen Bewegungen, nicht einmal ein Modell gehabt haben. Er liebt genrehafte Darstellungen, in denen er einen glücklichen Humor entfalten kann.

Fritz Stahl.

Dramatische Aufführungen.

Gefallene Engel. Ein Stück aus dem Wiener Volksleben in vier Acten von Richard Nordmann. (Lessing-Theater.) — Wohlthäter der Menschheit. Schauspiel in drei Acten von Felix Philippi. (Lessing-Theater.)

Herr Richard Nordmann ist verschwiegen, und sein junger Ruhm, der besonders an dem entlegensten Wiener Vorstadt-Theater üppig in's Kraut schoß, scheint ihn nicht so eitel gemacht zu haben, daß er alle guten Vorsätze, ein Pseudonymus zu bleiben, vergaß. Man kann den beliebten Dichter zu seinem Entschlusse nur beglückwünschen. Denn wenn es wahr ist, was seine guten Bekannten und Frau Reklame von ihm zu berichten wissen, daß er nämlich morgens „als hoher Beamter" zur Kanzlei mit Acten geht und einen weit weniger germanisch klingenden Namen trägt als der Theaterzettel glauben machen möchte, wenn das wahr ist, so thut er gut, sein hoffentlich fürstlich hohes ärarisches Gehalt weiter einzustreichen und seine üppige Existenz nicht auf Tantième-Erwartungen zu gründen. Herr Nordmann theilte zwar in rührend schöner Erkenntlichkeit für die Bemühungen der Claque einem Wiener Journale mit, daß er aus der Anonymität heraustreten würde, sobald sein zweites, demnächst zur Aufführung kommendes Opus „denselben sensationell durchschlagenden Erfolg erringen sollte", aber wir können den redlich gemeinten Wunsch nicht unterdrücken, daß dieser Erfolg ausbleiben möge. Dadurch behielte der österreichische Staat einen zweifelsohne guten, hohen Beamten, und die Literatur brauchte in ihre Annalen zu den vorhandenen nicht noch einen poesie- und gedankenverlassenen, öden Macher einzutragen. Wenn freilich Herr Nordmann den argbestrittenen Beifall, den ihm die vorgeschobensten Freibilletler Wiens verschafften, „sensationell durchschlagend" nennt, so ist zu befürchten, daß er in seiner Genügsamkeit selbst einen nach allen Regeln der dramatischen Kunst eingetretenen Durchfall als unerhört glänzenden Sieg auffassen und demgemäß handeln wird. Er scheint von den depeschenseligen Chinesen gelernt zu haben; schade, daß er weiter nichts gelernt zu haben scheint.

Weil unser Dichter unfähig ist, eine Handlung zu erfinden, quält er sich mit diesem Begriff gar nicht erst ab, beschränkt sich vielmehr darauf, eine Reihe grau in Grau gemalter Stimmungsbilder zu entwerfen, die schließlich in einem mit Sardou nachempfundener Raffinirtheit gedrechselten, überraschenden und quälenden Schlußact gipfeln. Die Tochter eines Wiener „kleinen Beamten" fällt Dank der liederlichen Erziehung durch ihre Mutter schon im zarten Alter einem jener Wüstlinge zum Opfer, von denen Donaucapua wimmeln soll, sie bleibt dem Manne ihrer Wahl durch sechzehn volle Jahre treu, ist aber klug genug, ihr Kind im Elternhause aufziehen zu lassen. Dies Kind macht nun an Reinheit wirklich keinem Engel auch nur die bescheidenste Concurrenz. In der stickigen Atmosphäre verlogener Unsittlichkeit aufgewachsen, lernt es selbst die hohe Kunst der Lüge aus dem Grunde und kriegt es nach Herrn Nordmann fertig, den ahnungslosen Großpapa, der nichts vom Fehltritt seiner Tochter weiß und seine Enkelin für den Sprößling irgend einer Cousine hält, jahrelang zu betrügen, ohne sich auch nur secundenlang zu verschnappen. Von so wahnwitzigen Voraussetzungen wimmelt das mit grenzenlos rohen Effecten arbeitende Machwerk. Diese Frau Nowak, eine alte Vettel, die ruhig der Tochter Schande mit ansieht, ohne daß sie daraus, von warmem Kalbsbraten und Kuchen abgesehen, ersichtlichen Nutzen zieht; diese larmoyante, nach sechzehnjähriger, wilder Ehe immer noch „jungfräulich empfindende" Johanna, die es angeblich lange nicht über sich gewinnen kann, der „ersten Lüge" die zweite folgen zu lassen und einem sie liebenden Manne auf's Standesamt zu folgen; dieser triste, absolut reizlose Wüstling, und als Krone des Ganzen dieser fleißige, unermüdlich schreibende, unfaßbar harmlose Vater Nowak mit verspäteten Lear-Accenten! . . . Schade um jede Zeile, die man kritisch an eine so brutale Richard Voß-Parodie verschwendet! Das gebildete Publikum des Lessing-Theaters nahm gleichwohl mit steigender Begeisterung auf, was den Fünfguldenmännern von Mariahilf recht unverdaulich deuchte.

Kein Wunder, daß Herr Nordmann das Interesse von Berlin W und NW nicht lange zu fesseln wußte. Er mußte den Platz räumen, und man nahm allgemein an, daß die Direction, durch Erfahrungen klug gemacht, nun auch ein altes, wohlbekanntes Stück hervorsuchen würde. Diese Annahme erwies sich als gerechtfertigt, das alte, wohlbekannte Stück hieß „Wohlthäter der Menschheit", rührte von Felix Philippi her und wurde auf dem Theaterzettel schalkhafter Weise Novität genannt.

Herr Philippi ist nicht gestorben., wie Freunde breitangelegter Romane in Dramenform befürchteten; er schläft nur. Der unsterbliche Dichter von „Daniela" und vom „Advokaten", die, wenn ich mich recht entsinne, aus dem Norwegischen abgeschrieben sind, der Schöpfer der „Veritas", einer verwässerten Ibseniade, der Mann der „kleinen Frau", Vater des „verlorenen Sohnes" dichtet weiter. So lange ein dramatischer Poet auf Erden wandelt, den man berauben kann, schreibt sich Felix nicht aus, und so lange die Gehälter für unfähige Bankbeamte nicht erhöht werden, fördert er machtvoll die deutsche Literatur. Es giebt leider kein Mittel, die Arme vor so rohen Körperverletzungen zu bewahren. Herrn Philippi's neueste Geistesthat betitelt sich „Wohlthäter der Menschheit"; anscheinend war sie zuerst als Mackenziebroschüre geplant, fand aber keinen Drucker und wurde dann dialogisirt dem Theater der Ueberlebenden eingereicht. Es ist eine rührende, eine beträchtliche Geistesthat. Sie besteht aus einer nicht uninteressanten Vorfabel, einem Mackenzie, einem Schweninger und einem Liebespaar, das wir Herrn G. von Moser verdanken; wir können es aber auch dem biederen, alten Terenz verdanken, ich weiß das bei meiner mangelnden Kenntniß des Alterthums nicht so genau. Mackenzie, in Philippi's Geistesthat sehr poetisch „von Fortenbach" genannt, dient als Leibarzt einem mysteriösen Herzog; unwissend wie nur ein englischer Charlatan sein kann, mißversteht er die Symptome einer schweren Krankheit, die Majestät befällt, und curirt den hohen Herrn zu Grunde. Als er seine Dummheit nach einer Weile bemerkt, ist es zur Rettung schon zu spät, und nun giebt er sich äußerste Mühe, diese Dummheit vor den Augen der Zeitungsreporter und anderer antheilnehmender Gentlemen zu verbergen. Wäre er kein completer Narr, so müßte er zwar bedenken, daß der früher oder später eintretende Tod des Herzogs und die darauf folgende Section seines Leichnams doch alles an den Tag bringen würde, und läge das Land dieses Fürsten nicht im Mars, so hätte zweifelsohne die Regierung nicht fünf Wochen gewartet, ehe sie an's Krankenbett des Monarchen noch einen zweiten Arzt berief; aber Felix Philippi's Figuren sind einmal complete Narren, und seine Menschen muß man im Mars suchen wie die Verhältnisse, die er bedichtet. Herr von Fortenbach verschweigt also wochenlang den üblen Zustand seines erlauchten Patienten, obgleich er ihn bereits klar durchschaut hat; er will sich mit seiner Kunst und seiner anfänglichen Diagnose nicht vor aller Welt blamiren. Da kommt der junge bajuvarische Doktor, im Privatverhältniß sein Schwiegersohn, Mitglied der freisinnigen Mißerfolgspartei und außerdem Duzbruder des Erbprinzen, durchschaut mit einem Ruck die ganze faule Geschichte und berichtet an das Ministerium. Nichts kann ihn von solchem Heroismus zurückhalten, nicht die Verachtung seiner geliebten Frau, die ihm die schönsten Grobheiten in's Gesicht schleudert, nicht die Bitten und Versprechungen Fortenbach's, nicht die drohenden, schrecklichen Complicationen — der schwarzbärtige Bayer kennt seinen Philippi und weiß, daß ein gutherziger Bankcommis nicht so grausam sein kann, dem armen Publikum wirklich ernsthafte Conflicte vorzutragen. Und siehe da — Philippi enttäuscht das in ihn gesetzte Vertrauen nicht. Zwar bimmeln, wie bei Mosenthal auch, alle Glocken auf den Thürmen und künden den eingetretenen Tod seiner Durchlaucht; zwar unternimmt Fortenbach, nachdem sich seine Kinder von ihm gewandt haben, einen gruseligen Selbstmordversuch, aber der Allerweltsdoktor und Duzbruder des Erbprinzen, das Mitglied der freisinnigen Volkspartei stellt ihn wieder her, söhnt sich mit der schimpfenden Gattin aus, und mit Gottes Hülfe, den der radikale „rothe Doktor" etwas stillos in einem fort anruft, wird schließlich Alles wieder gut.

Ein Drama ist keine Einladung zur Subscription fauler, ausländischer Werthpapiere mit Papierwerth. Das hat Felix Philippi abermals vergessen. Dichtet er im Auftrage seines Büreauchefs eine geistreiche Annonce, worin harmlose Rentiers zur Zeichnung siebenprozentiger Tuareg-Anleihen aufgefordert werden, so kann er seiner Neigung zum blühenden Unsinn die Zügel schießen lassen; dichtet er aber zwischen den Blättern des Hauptbuches ein Schauspiel — was gar nicht erlaubt sein sollte, im Comptoir hat die Poesie nichts zu suchen — so sollte er doch etwas weiter denken. Neben überall hergestohlenen Kinkerlitzchen, raffinirten Kniffen und rüden Effecthascherein, womit Dumme sich an der Börse wie im Theater fangen lassen, heischt die dramatische Muse auch noch Erfüllung gewisser anderer Wünsche. Eine klare, kraftvoll und folgerichtig sich entwickelnde Handlung verlangt sie, scharfe Charakteristik interessanter Menschen, natürliche Sprache und natürliche Empfindungen. Nun ist Herrn Philippi's Unfähigkeit, eine Fabel consequent auszubauen, in weitesten Kreisen nicht minder geschätzt als sein epochaler Mangel an Seelenkenntniß; und seit er das ordinäre Schlächterdeutsch seiner Lehrjahre abgelegt hat, glaubt er sich verpflichtet, einen Dialog zu schreiben, mit dem verglichen Plötz' Conversationsaufgaben flottes Geplauder sind. Ueber natürliche Empfindungen läßt sich mit Herrn Philippi so wenig streiten, wie über die richtige Anwendung des lieben Wörtchens „derselbe". Und darum muß im „Endrésumée" — Felix selber erfand diese prachtvolle Vokabel — gesagt werden, daß eine Häufung mühsam ausgetüftelter Spitzfindigkeiten, ein Durcheinander verworrener und in keinem inneren Zusammenhang stehender Motive den Namen eines Dramas mit nichten verdient, und daß Herr Philippi, Dank unseiner Mätzchen, wohl auf zwei oder zweieinehalbe Stunde das Premièrenpublikum gewinnen kann, nicht aber den Beifall künstlerisch empfindender Leute. Will er das, so weiß ich ihm nur ein Mittel: das Dichten ganz an den Nagel zu hängen und pikante Tagesereignisse zu Börsenwitzen, nicht aber zu dramatischen Schöpfungen (Stammverb: schöpfen) zu verarbeiten.

Die armen Darsteller behandelten ihre Aufgaben mit der Oberflächlichkeit und Verachtung, die sie vollauf verdienten. Fräulein Reisenhofer langweilte sich so, daß sie diesmal nicht einmal ihre der Duse abgelauschten Tricks beim stummen Spiel anwandte; seelenlos und gefühllos spielte sie die Rolle herunter. Den Acteur möcht' ich auch sehen, dem diese Holzfigur Katharina nur das leiseste Interesse einzuflößen wüßte. Den Leibarzt, dem es beim Herzog nicht fehlte, verkörperte Herr Suske mit Geschick im Geiste des Dichters; er faßte ihn also ganz als Coulissenschwätzer auf. Neben ihm mimten noch ein paar total überflüssige Herren und Damen auf der Bühne herum; ich habe völlig vergessen, was sie bezweckten und wie sie hießen. Wer neugierig genug ist, sie kennen lernen zu wollen, kann Billets zu bedeutend ermäßigten Preisen bei allen Kegler-, Consum- und Kriegervereinen erhalten, die, wie wir jetzt aus dem Gerichtssaal erfahren, Oscar Blumenthal's Bühnenräume füllen müssen; er möge sich aber beeilen, denn Philippi ist einer von den Autoren, die grundsätzlich nur für das vornehme Premièrenpublikum dichten und nach langjährigem, unermüdlichem Durchfall immer noch nicht wissen, wie eine zweite Aufführung aussieht. Ihre Novitäten kommen wie des Lebens Mai: einmal und nicht wieder.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Graf von Schacks letztes Werk!

Soeben ist erschienen:

Perspektiven.

Vermischte Schriften von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Zweiter (Schluß-) Band.

Inhalt: Aphorismen über Literatur — Graf Juan Valera — Die Baronessa di Carini — Chronik von Maria de Padilla, dem Großmeister von Santiago und der Königin Blanca von Bourbon — Firdusis „Jussuff und Suleicha" — Die Eroberung von Granada — Andrea Navagero.

Preis geheftet *M* 5.—; fein gebunden *M* 6.—

Vor kurzem ist erschienen der **erste Band** von **„Perspektiven"**, enthaltend:

Aphorismen über das Drama — Erinnerungen an Frankreich — Meine Erstlingsdichtung — Karl Eduard von Liphart — Literarisches aus Spanien und Italien — Ein Kuriosum der Literatur — Ueber indische Poesie — Hernan Perez del Pulgar, der Thatenreiche — Ein Wort über arabische Poesie — Die Reise nach dem Parnaß.

Preis geheftet *M* 5.—; fein gebunden *M* 6.—

„Perspektiven" dürfen mit Recht als ein literarisches Vermächtnis an unser Volk bezeichnet werden, wie der Verfasser das Werk, mit dessen Abschluß er noch am Tage vor seinem Tode sich beschäftigte, ja auch thatsächlich als solches betrachtet hat, wiewohl er nicht ahnen konnte, daß sie die letzte Arbeit seines Lebens sein sollten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Reine Südweine,

Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität, **6 Flaschen** (3/4 Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.

Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Z. ist ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird . . . Seine dichterischen Personen halten auch Reden (wie in Heyse's Merlin), aber was sie sprechen ist Handlung. . . . Ueberall herrscht jene Objectivität, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. Der Dichter hält sein Urtheil sorgfältig zurück, denn er will nicht entscheiden, sondern der Leser soll das Urtheil fällen und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatsachen geknüpften Motivirung, daß über die Nothwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann. **Grenzboten.**

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen. **Blätter für literarische Unterhaltung.**

. . . Wenn sich wirklich beobachtetes Leben von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, als wir es hier erblicken, den Anforderungen der gestaltenden Kunst gemäß geordnet und verbunden findet, so verdient derjenige, der dies bewirkte, in Wahrheit den Namen eines Dichters. **Fränkischer Kourier (Martin Greif).**

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid. **Barmer Zeitung.**

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat. **Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).**

. . . Der vom Verf. aufgestellte Gegensatz zwischen dem Unwerth der wüsten Spekulation und dem sicheren Untergrund der soliden Arbeit äußert immer wieder kräftige Anziehung, besonders wenn er wie hier in einem das Zeitbild geschickt wiedergebenden Vorgang und in Menschen geschildert ist, die wirkliches Leben in sich tragen. Der Roman ist so unterhaltend als belehrend. **Hamburger Nachrichten.**

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Soeben erschien im Verlag von **C. Jacobsen** in Leipzig:

Deutsches Liederbuch.

Gedichte von August Sturm.

Zweite Auflage.

Abonnement

auf das

IV. Quartal 1894.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer 39 schliesst das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 40. Berlin, den 6. October 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die demokratische Krankheit. Von Ludwig Büchner. — Gladstone als Theologe. Von Pastor Moritz Schwalb. — Ein Militärjahr der Mädchen. Vorschlag zur Hebung der Volksgesundheit. Von Medicus. — Besserung der Zeit. Von Wilhelm Jensen. — **Literatur und Kunst:** Wie ein Roman entsteht. Von Wilhelm Berger. — Musiker und Publikum. I. Von Heinrich Ehrlich. — **Feuilleton:** Heiliges Lachen. Von Leo Hildeck. — **Aus der Hauptstadt:** Coursaal-Anna. Von Caliban. — Gegen die Kunstmedaille. Von Fritz Stahl. — Offene Briefe und Antworten: J. V. Scheffel, seine Frau und seine Verleger. — Notizen. — Anzeigen.

Die demokratische Krankheit.

Von Ludwig Büchner.

Unter dem Titel: „Morbus democraticus“ hat der Belgier Agathon de Potter vor einiger Zeit eine Studie über Volkssouveränität veröffentlicht, deren Inhalt verdienen würde, weiteren Kreisen bekannt zu werden, auch wenn seine Nutzanwendung auf die gegenwärtigen politischen und sozialen Verhältnisse Deutschlands weniger nahe läge. Der Verfasser der Studie hält den weitverbreiteten Glauben, daß das wahre Heil der Völker und Staaten in der durch das allgemeine Stimmrecht ausgedrückten Souveränität des Volkes ruhe, für eine Illusion oder eine Art von geistiger Krankheit, welche der Menschheit bereits unendlichen Schaden zugefügt habe oder gleichbedeutend mit dem Glauben an die Herrschaft der Zahl und der durch die Zahl ausgeübten Gewalt sei, mit welcher jede dauernde staatliche Ordnung unvereinbar erscheine.

Ueberdem ist, wie er weiter ausführt, die Demokratie keine wirkliche Volksherrschaft, wie sie es ihrem Namen nach doch sein sollte, sondern eine Tyrannei mehr oder weniger zufälliger Majoritäten oder einflußreicher Persönlichkeiten im Innern der parlamentarischen Körperschaften. Ja, sie kann unter Umständen zur Tyrannei eines Einzelnen oder einiger Weniger werden, wenn sich zufälliger Weise entgegengesetzte politische Parteirichtungen innerhalb jener Körperschaften derart einander die Wage halten, daß eine oder einige Stimmen den Ausschlag zu geben im Stande sind. Oder die parlamentarische Mehrheit kann in Wirklichkeit die Minderheit des Volkes, die parlamentarische Minderheit die Mehrheit desselben ausdrücken. Repräsentirt die erstere die sog. Bourgeoisie oder das besitzende Bürgerthum, so wird dasselbe nicht säumen, die Kräfte des Arbeiterstandes möglichst zu seinem Nutzen auszubeuten. Ist das Umgekehrte der Fall, und bekommen die Arbeiterklassen das parlamentarische Uebergewicht, so wird höchst wahrscheinlich Revolution, Anarchie und bestenfalls Ausbeutung der Bourgeoisie daraus entstehen. Selbst die allgemeine Hebung der Bildung, welche man als Correctiv des allgemeinen Stimmrechts anzusehen oder anzupreisen pflegt, würde nicht helfen, da das Schwergewicht materieller Interessen alle anderen Rücksichten niederdrückt. Wären z. B. alle französischen Wähler so intelligent wie die Mitglieder des Senats und der Deputirtenkammer, so würde nichtsdestoweniger das allgemeine Stimmrecht die Herrschaft der Gewalt durch die Zahl sein. Was, so fragt Potter mit Recht, hat Frankreich durch die Proklamirung der Volkssouveränität im Jahre 1789 während des Verlaufs eines ganzen Jahrhunderts gewonnen? Fortwährend auf- und abwogende politische Unruhen und Kämpfe zwischen den verschiedensten Meinungen und Zuständen ohne entscheidendes Resultat! Nur die Bourgeoisie ist um eine oder zwei Stufen gestiegen, während das Loos des eigentlichen Volkes sich in keiner Weise verbessert hat. Aus dem ehemaligen Sklaven oder Leibeigenen ist ein angeblich freier Mann geworden, welcher aber in der That nur die Form der Sklaverei gewechselt hat, indem er dem Kapital oder Besitz dienstbar geworden ist. Ein solcher Zustand kann auch unmöglich eine Gewähr der öffentlichen Ordnung bilden, seitdem die Proletarier einzusehen anfangen, was ihre Lage ist, und wie dieselbe zu verbessern sei.

Leider kann man nicht behaupten, daß Potter mit diesen Auseinandersetzungen gänzlich im Unrecht sei. Die große Masse des Volkes mit ihrer Unwissenheit oder Unbildung, ihrer Denkfaulheit oder ihrer Unfähigkeit zu denken, ihrer Unselbständigkeit und Abhängigkeit von materiellen Interessen, ihrer Unterwürfigkeit unter Herkommen und Gewohnheit, ihrer Theilnahmlosigkeit an politischen Dingen oder mit ihrer ganzen grob-materialistischen Weise zu denken und zu fühlen bildet das große Schwergewicht an der Uhr der Menschheits-Entwickelung, welches diese Entwickelung verlangsamt oder zurückhält und die riesigsten Anstrengungen einer aufgeklärten und für das Wohl der Menschheit begeisterten Minderheit mehr oder weniger vereitelt. Wenn daher die Demokratie an der Hand des allgemeinen Stimmrechts die Herrschaft des Staates in die Hände dieser Masse zu bringen sucht, so kann man ohne Bedenken Alles unterschreiben, was Potter dagegen vorzubringen weiß. Ja man kann behaupten, daß er über die Nachtheile oder Widersinnigkeiten dieses Systems mit Einschluß des ganzen Parlamentarismus noch viel zu wenig gesagt hat. Wenn z. B. bei der Wahl eines Volksvertreters ein reicher Bierbrauer seine Wahl durchsetzt, weil er es seinen Wählern nicht an der nöthigen Menge Getränk fehlen läßt, oder wenn ein großer Fabrikant durch die geeigneten Mittel die Stimmen tausender, von ihm beschäftigter Arbeiter auf sich vereinigt; oder wenn ein geschickter Volksredner durch Phrasen und leere Versprechungen die Menge der Wähler auf seine Seite zieht; oder wenn in katholischen Ländern die Masse der Wähler wie ein Mann nach dem Commando ihrer Priester oder Kapläne stimmt; oder wenn in ganz derselben Weise die große Masse der Arbeiter-Wähler blindlings den Weisungen ihrer Führer gehorcht; oder wenn die Regierungspartei die mächtigen, ihr zu Gebote stehenden Einflüsse benutzt, um die Wahlen in ihrem Sinne zu lenken; oder wenn, wie so häufig, die Wahl durch ganz gewöhnliche Interessenrücksichten einzelner Wähler oder

Wahlklassen bestimmt wird; oder wenn durch Diätenverweigerung nur reiche oder müßige Leute dazu bestimmt werden können, eine Wahl anzunehmen; oder wenn gar in weniger civilisirten Ländern die politische und moralische Rohheit der Wähler so weit geht, daß sie Räuber oder notorische Verbrecher in die gesetzgebenden Körperschaften schicken; oder wenn endlich der Indifferentismus die Oberhand behält und das Interesse des Volkes an der Wahl ein so geringes ist, daß es nur durch künstliche Aufstachelung von Seiten der streitenden politischen Parteien oder durch Machinationen aller Art gelingt, eine Mehrzahl der Wahlberechtigten an die Wahlurne zu bringen — so wird man zugestehen müssen, daß in diesen und vielen ähnlichen Fällen das Resultat einer solchen Wahl sehr wenig nach Vernunft und Gerechtigkeit schmeckt oder zu Gunsten der Volkssouveränität spricht.

Dazu kommt nun noch die je nach Zeit und Umständen schwankende Stimmung der Wählermassen selbst, welche es möglich macht, daß heute etwas verworfen wird, was gestern noch den allgemeinsten Enthusiasmus hervorrief. Man denke nur an den plötzlichen Umschlag der politischen Stimmung während der ersten französischen Revolution nach dem Sturz Robespierre's oder an das bekannte Plebiscit des dritten Napoleon, welcher nichtsdestoweniger wenige Jahre später mit Schimpf und Schande abgesetzt wurde, oder an die republikanische Erregung der Volksmassen während des Revolutionsjahres 1848, während heute fast jede Spur dieser Erregung verschwunden ist — und so manche dem ähnliche Vorkommnisse der Geschichte!

Auch in seinem Urtheil über den Parlamentarismus und die wechselnde Herrschaft der Majoritäten, welche so oft den stärksten Schwankungen unterliegt, kann man Potter nicht Unrecht geben. Dazu kommt der unwürdige Schacher, welcher zwischen den einzelnen parlamentarischen Fractionen und Fractiönchen oft um die heiligsten Volksinteressen nach dem Prinzip „Eine Hand wäscht die andere" bald untereinander, bald mit der Regierungsgewalt getrieben wird. Einer Herbeiziehung von Beispielen bedarf es nicht, da die Geschichte des Parlamentarismus in Deutschland und anderen Ländern deren leider in Massen liefert. An die Stelle der ehemaligen Idealpolitik ist eine Interessenpolitik getreten, vermittelst welcher jeder Einzelne oder jede einzelne Gesellschaftsklasse möglichst viele materielle Vortheile für sich selbst herauszuschlagen oder Maßregeln des allgemeinen Wohles, welche diesen Interessen zuwiderlaufen, zu vereiteln sucht. Speziell im deutschen Reichstag hält bekanntlich die an Zahl stärkste und dabei einer einheitlichen ultramontanen Leitung gehorchende Fraction oder das Centrum in allen wichtigen Fragen, bei der sich getrennte Meinungen in einigermaßen gleicher Stärke einander gegenüber stehen, die Entscheidung in der Hand und läßt sich diese Entscheidung in der Regel entweder theuer genug bezahlen oder wirft denselben ein nicht zu beseitigendes Hinderniß in den Weg. Aehnliches gilt von der Sozialdemokratie, deren Vertreter bei jeder Neuwahl in größerer Anzahl im Reichstag erscheinen, um die Arbeiten desselben mehr zu hindern, als zu fördern. Gehen gar diese beiden Fractionen eine unnatürliche Verbrüderung ein, wie bei der Jesuitenfrage, so können geradezu volksfeindliche Beschlüsse durchgesetzt werden. Ebenso, wenn beispielsweise das Agrarierthum durch Hülfe des Centrums ein Uebergewicht erhalten sollte!

Die Schuld aller dieser Anomalien trägt das allgemeine Stimmrecht, welches dem ungebildeten und unselbständigen, von Kirche, von sozialdemokratischer Führung oder von persönlichen Einflüssen abhängigen Wähler dasselbe Recht einräumt, wie dem gebildeten, einsichtigen oder persönlich unabhängigen. Das Wort „Volksherrschaft" lautet sehr schön, ist aber, bei Licht betrachtet, nichts Anderes, als, wie Potter ganz richtig bemerkt, die Herrschaft der Gewalt durch die Zahl. Da aber die Zahl durchaus nicht das Privilegium höherer Einsicht oder Staatsweisheit für sich hat, so bedeutet das Wort oder kann wenigstens sehr häufig bedeuten die Unterdrückung einer intelligenten Minderheit durch eine rohe Mehrheit. Sprechende Beispiele dafür kann man in den Schweizer Volksabstimmungen finden, wo nicht selten die wohlthätigsten Reformen oder Fortschritte durch die dumme Masse niedergestimmt werden.

Freilich entsteht hier die schwer zu beantwortende Frage, was denn an die Stelle des allgemeinen Stimmrechtes (welches ja gegenwärtig, nachdem das sog. „göttliche Recht" längst aus dem Rechtscodex der Staaten verschwunden ist, allgemein als der beste Schutz der Volksfreiheit und als Grundlage gesicherter Rechtszustände angesehen zu werden pflegt) gesetzt, oder wie dasselbe einer Correctur zu unterwerfen sei? Mag dasselbe, so deducirt man, auch noch so große Mängel oder Schwächen haben, so gibt es nichts, was dasselbe ersetzen könnte; seine Abschaffung oder Beschränkung würde nur der politischen Reaction zu Gute kommen.

Potter, dem wir bisher im Wesentlichen gefolgt sind, entpuppt sich bei Beantwortung dieser Frage plötzlich als politischer Idealist, indem er es für möglich hält, daß an die Stelle des allgemeinen Stimmrechtes die „Souveränität der Vernunft und Wissenschaft" gesetzt werden könne, und zwar mit Hülfe eines Mannes, der im entscheidenden Moment erscheinen und mit einer brennenden Liebe zur Menschheit ein großes Maß von Ueberlegtheit verbinden würde. Dieser Mann sucht und findet die Vorschriften, welche die Souveränität der Vernunft und Wissenschaft eingeben, und heilt mittelst dieser Vorschriften diejenigen, welche noch an dem Morbus democraticus leiden — ähnlich dem Arzt, welcher mittelst seiner Arzneien einen Kranken heilt!! Allerdings sieht Potter ein, daß dieses nicht auf einmal geschehen könne, sondern nur während eines längeren Zeitraumes durch Einwirkung auf die Gehirne der erziehungsbedürftigen Jugend im Laufe mehrerer Generationen.

Also ein Napoleon des allgemeinen Wohles, eine Dictatur der Intelligenz während des Ablaufes mehrerer Generationen! Sehr schön und menschenfreundlich gedacht, aber schwer oder gar nicht ausführbar. Ganze Berge von Hindernissen, welche einem solchen Erziehungssystem zur Zeit noch im Wege stehen, müßten vorher hinweggeräumt werden. Nicht auf directem, sondern nur auf indirectem Wege könnte dieses nach und nach durch Wort und Schrift geschehen. An Männern, wie Potter einen solchen für Durchführung seines Planes wünscht und erwartet, hat es allerdings zu keiner Zeit gefehlt, und fehlt es auch jetzt nicht. Aber alle ihre Anstrengungen sind stets an der Indolenz und Unbildung der Massen oder an der Ohnmacht ihrer persönlichen Stellung gescheitert. Keinesfalls aber kann unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen die Ankunft und Wirksamkeit eines solchen Messias der Vernunft und Wissenschaft erwartet oder kann damit ernstlich gerechnet werden.

Also bliebe nichts Anderes übrig, als eine Reform des allgemeinen Stimmrechtes im Sinne einer größeren Betheiligung der intelligenten und in ihrer Meinung oder bürgerlichen Stellung unabhängigen Theile der Nation. Auch müßte die Betheiligung an der Wahl selbst obligatorisch werden, da kein Staatsbürger das Recht hat, sich einer im Interesse der Gemeinsamkeit so wichtigen Handlung eigenwillig zu entziehen. Wie dieses alles im Einzelnen zu geschehen hätte, ist eine Frage von untergeordneter Bedeutung, deren Beantwortung nicht im Sinne dieses Aufsatzes liegt. Aber um der Zerfahrenheit, in welche gegenwärtig unsere politischen Zustände in Deutschland gerathen sind, ein Ende zu machen, und dem gesunkenen Ansehen des Parlamentarismus wieder auf die Beine zu helfen, müßte in der angedeuteten Richtung ein Mittel dieser oder jener Art gefunden werden können.

Gladstone als Theologe.

Von Pastor Moritz Schwalb.

The nineteenth century brachte neulich einen, wegen der Unterschrift, die ihn schmückt, überall Aufmerksamkeit, und in weiten Kreisen auch sofortige Zustimmung erregenden Aufsatz Gladstone's, das Verhältniß der christlichen Kirche unserer Zeit zu Häresie und Schisma betreffend: „The place of heresy and schism in the modern christian church."

Es ist ein erhabenes Ziel, das der edle Greis hier verfolgt: die Einigung aller Gläubigen gegen die Mächte des Unglaubens. Leider aber hat und gibt er von diesem Ziele selbst eine wunderliche Vorstellung, und die Wege, auf denen er es zu erreichen sucht, sind gewiß nichts anderes als erträumte Irrpfade.

Häresie und Schisma sind nach Gladstone's Ueberzeugung sehr schlimme Dinge; ja, insofern sie durch menschlichen Willen geschaffen werden, sind es Verbrechen gegen die von Gott festgestellte, durch die christliche Kirche in Gottes Auftrag aller Welt verkündigte Heilsordnung. Denn nur wenn diese Verkündigung eine einheitliche, durch keinen Widerspruch geschwächte ist, hat sie vor der Welt eine ungeschwächte Autorität, und thut sie ihre volle Wirkung. Der Häretiker aber und der Schismatiker zerstören, so viel an ihnen liegt, die Einheit der Kirche und die Harmonie ihres Zeugnisses. Es ist deshalb ganz in der Ordnung, daß die Kirche mit allen zu ihrer Verfügung stehenden Mitteln, so energisch sie nur kann, sich gegen sie wehre, sie zu verdrängen, zu beseitigen suche. Ob die Kirche in vergangenen — leider noch nicht ganz vergangenen — Zeiten das Recht und die Pflicht hatte, mit Hülfe des weltlichen Armes Ketzer und Schismatiker zu verfolgen, mit Feuer und Schwert auszurotten: diese Frage hat Gladstone zu beantworten, ja, aufzustellen, klüglich vermieden. Denn er hätte sie, von seinen Prämissen ausgehend, schwerlich anders als mit einem muthigen Ja beantworten können, und ein solches Ja wäre heutzutage fast überall ohne Nutzen anstößig gewesen. Zum Mindesten aber mußte die Christenheit, nach Gladstone's Behauptung, in früheren Zeiten dem Worte ihres göttlichen Meisters folgen, und den „als einen Heiden und Zöllner betrachten, der auf die Stimme der Kirche nicht hörte." (Vergl. Matth. 18, 17.) Das mußte die Christenheit in früheren Zeiten thun; doch ist diese Weisung Christi, wie manche andere biblisch begründete Anordnung Gottes, nicht unbedingt, nicht überall und für alle Zeiten gültig. Manches in der heiligen Schrift, in der Urkunde der göttlichen Offenbarung, gegebene Gesetz mußte im Lichte fortschreitender Erkenntniß und neuer Offenbarungen, im Lichte auch der veränderten Umstände, geändert oder sogar abgethan werden. So z. B. zwei im Alten Testamente sehr streng eingeschärfte Gesetze: das Verbot irgend welche Bilder beim Gottesdienste zu gebrauchen und das Verbot jedes „Wuchers", d. h. jedes Zinsgeschäftes. Diese zwei Verbote sind in der christlichen Kirche schon längst überall antiquirt. Das erste hat, nach Gladstone's sehr naiver Bemerkung, seine Hauptkraft dadurch verloren, daß Gott in Christo Fleisch geworden, in einer Menschengestalt erschienen ist; das zweite ist in Folge der Entwickelung unseres Geschäftslebens schlechterdings unhaltbar geworden. Wie nun diese zwei und manche andere biblische Gesetze in der christlichen Kirche so gut als überall abgethan sind, so dürfen und sollen wir auch uns nicht mehr durch das erwähnte Wort Christi für verpflichtet halten, Häretiker und Schismatiker, Menschen die auf die Stimme der Kirche nicht hören, „als Heiden und Zöllner zu betrachten," von jeder Gemeinschaft mit uns auszuschließen. Denn die Verhältnisse, auf welche das fragliche Wort Christi sich eigentlich bezieht, sind thatsächlich für die christliche Kirche unserer Zeit nicht mehr vorhanden. Häretiker und Schismatiker, Menschen die nach eigenem Ermessen, nach eigener Wahl und Willkür, sich von der Kirche trennen, gibt es heutzutage so gut als keine mehr. Die Angehörigen häretischer und schismatischer Religionsgemeinschaften, sind in unserer Zeit nicht in Folge einer That ihres eigenen Geistes, sondern in Folge ihrer Geburt — nach unserer ungenauen Ausdrucksweise — häretisch oder schismatisch. Im eigentlichen Sinn dieser Wörter, sind sie weder das eine noch das andere. Und ein Schisma, ein den Glauben selbst betreffendes Schisma, gibt es in der Christenheit unserer Zeit, nach Gladstone's Ansicht, eigentlich nicht mehr. Denn in der Hauptsache, in dem „Evangelium", in dem was den Hauptinhalt der christlichen Offenbarung ausmacht, d. h. in den zwei Grundlehren von Gottes Dreieinigkeit und Gottes Menschwerdung, sind alle Christen unserer Zeit, die vierhundert und fünfzig Millionen getaufter Menschen die jetzt auf Erden leben, oder doch ihre Stimmführer, alle einig. Vor diesem Wunder der trotz aller Zwietracht, trotz allem Streit der Christen sich offenbarenden Einheit des Glaubens, beugt Gladstone, er versichert es uns, „in Demuth sein Haupt."

Weil nun die christliche Kirche in ihrem Glauben so einträchtig ist, sollte sie auch dieser ihrer Eintracht sich bewußt werden, die sogenannten Häretiker und Schismatiker, die im Grunde doch mit ihr eines Glaubens sind, nicht verstoßen, sondern mit ihnen die Mächte des Umsturzes, die große Armee der Ungläubigen, der wirklich Abtrünnigen, bekämpfen.

Zu diesen Abtrünnigen — von denen man nicht recht weiß, woher sie in die einträchtig gläubige Christenheit herein kommen — rechnet Gladstone, zu unserer Ueberraschung, auch Leute, die wir nach dem bisher Gesagten getrost als Gläubige oder doch als nur sogenannte, sehr erträgliche Häretiker angesehen hätten, namentlich die Männer, die jetzt in den englischen Volksschulen einen von jeder Eigenthümlichkeit der Sonderkirchen absehenden Religionsunterricht einrichten wollen. Diese logische Uncorrectheit ist übrigens — das werden unsere Leser sich selbst schon gesagt haben — leider nicht die einzige, noch die schlimmste, die man in diesem Schriftstücke dem verehrten Verfasser vorwerfen — nein! nicht vorwerfen, sondern wegen seiner sonstigen Verdienste, wegen seiner offenbar vortrefflichen Absichten und wegen seines hohen Alters verzeihen muß. Denn die Sätze und Voraussetzungen dieses ganzen theologischen Manifestes sind alle, oder fast alle, nach unserem Ermessen, und gewiß auch nach dem Urtheil vieler Sachkundigen, schlechterdings unhaltbar. Es ist eine Aussage dogmatischer Geschichtsmacherei, die im Lichte wirklicher Geschichtsforschung verschwinden muß, daß Jesus eine neue Kirche, eine besondere Anstalt zur Fortpflanzung und Erhaltung einer seligmachenden Glaubenslehre gegründet habe. Es ist ein handgreiflicher exegetischer Irrthum, daß Jesus in dem angeführten, bei Matthäus (18, 17) aufbewahrten Ausspruche irgendwie an Ketzer oder Schismatiker, oder auch an die christliche Kirche gedacht habe. Es ist eine in den neutestamentlichen Schriften nirgends begründete Behauptung, daß Jesus oder irgend einer seiner Apostel die kirchlichen Lehren von der Dreieinigkeit und von Gottes Menschwerdung vorgetragen habe. Es ist ein Traum Gladstone's, daß diese zwei Lehren heutzutage von den vierhundertfünfzig Millionen getaufter Menschen, oder auch nur von ihren Stimmführern, als göttliche Wahrheiten angesehen werden. Und es ist ein — ich weiß ob nicht allzu gütiges oder allzu strenges — Urtheil, das Gladstone fällt, wenn er sagt, daß die in Betracht kommenden Gegner der Kirche heutzutage nicht ebenso gut wie in früheren Zeiten durch eigenes Denken zu der Stellung gekommen sind, die sie der Kirchenlehre gegenüber einnehmen. Nein! sie sind Häretiker in vollem Sinne des Wortes und wollen es sein! Doch sind sie deshalb nicht Männer des Umsturzes, nicht Feinde der religiösen Wahrheit und des höheren geistigen Lebens. Eine Vereinigung mit ihnen, eine Verbrüderung und Verbindung aller wahrhaft Gläubigen, d. h. aller das Göttliche verehrenden und das Gute wollenden Menschen gegen alle anders gesinnten wäre wohl möglich. Aber nicht auf der von Gladstone angegebenen Grundlage, nicht durch die Annahme einiger unverständlicher Glaubensformeln, sondern vor Allem durch einen kräftigen Aufschwung freiester Geistesthätigkeit und unbeschränkter Wahrhaftigkeit, dann durch Verfolgung gemeinsamer practischer Ziele. Uebrigens, wenn auch eine solche Einigung der wahrhaft Gläubigen nicht erreicht, nicht in wahrnehmbarer Gestalt hergestellt wird, bleibt doch auch für die äußerlich Ge-

trennten und nach weiterer Gemeinschaft sich Sehnenden der Trost übrig, daß sie Alle zu der überall zerstreuten, bis jetzt unsichtbaren Gemeinde des göttlichen Geistes gehören, zur Gemeinde, deren Sache Gladstone auf einem Gebiete, das er Anderen überlassen sollte, und mit Mitteln, die nicht zu seiner Verfügung stehen, im dunklen Drange seiner schönen Seele fördern wollte.

Ein Militärjahr der Mädchen.

Vorschlag zur Hebung der Volksgesundheit.

Ueber die besonderen Leiden, denen eine Frau auf ihrem Lebensweg vom Mädchen zur Matrone ausgesetzt ist, hat man genug viel gesagt und geklagt, daß es endlich an der Zeit ist, hier thatkräftig einzugreifen. Eine ganze „Frauenfrage" oder vielmehr eine Reihe von Frauenfragen ist seit Langem Gegenstand öffentlicher Besprechungen und Bestrebungen. Man beschäftigt sich theils mit der gesundheitlichen Seite der Angelegenheit, indem man z. B. die Fabrikarbeit der Mädchen und Frauen nach hygienischen Erwägungen einschränkt, theils berücksichtigt man die pädagogische Seite durch Hebung des bisher jedenfalls sehr unvollkommenen Unterrichts der Mädchen, theils verfolgt man den öconomischen Theil der Frage, indem für die vielen unverheirathet bleibenden Frauen neue Berufszweige und neue Absatzgebiete ihrer Arbeit eröffnet, Frauen-Erwerb-Vereine und Aehnliches gegründet werden. Dies Alles sind Bemühungen, die noch lange nicht den Charakter des Ueber-Modernen an sich tragen, die ganz aus den allseitigen Bedürfnissen unserer und selbst früherer Zeiten herausgewachsen sind und wohl in allen betheiligten und sachkundigen Kreisen, so weit sie nicht ein selbstsüchtiges Uebelwollen davon abschreckt, lebhafte Anerkennung finden. Was man sonst im engeren Sinne des Wortes „Frauenfrage" nennt, ist damit noch durchaus nicht gemeint, also die Ueberzeugung Vieler, daß die weibliche Hälfte der Menschheit noch in einer sklavischen Abhängigkeit von der männlichen Hälfte lebt und dazu nicht durch Naturanlage berufen, sondern nur durch äußere Verhältnisse gezwungen ist (die „Hörigkeit der Frau"), und daß es zur Pflicht jedes gut Denkenden gehört, diesem Zustand durch Freigebung der bisher nur männlichen Berufe an die Frau, durch gleiche Gewährung der politischen Rechte u. s. w. ein baldiges Ende zu machen. Von dieser „Emancipations"-frage werden jene Bestrebungen für das Frauenwohl im Wesentlichen noch nicht berührt; selbst die Bewegung nach weiblichen Aerzten, die ja den bekannten Petitionssturm um Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium größtentheils ausmacht und in diesem Sinn auch dem zum Theil schon erfüllten Ruf nach Mädchengymnasien zu Grunde liegt, bedeutet noch nicht eigentlich „Emancipation" und am allerwenigsten einen sozialistischen Umsturz von Staat und Familie, sondern in der Hauptsache nur eben eine Erleichterung des Looses der Frauen innerhalb der heutigen Verhältnisse, zumal eine Verbesserung der doch vor Allem beachtenswerthen Gesundheitslage der Frau.

In diesen Grenzen liegt auch ein Gedanke, der vor Kurzem an's Tageslicht der Oeffentlichkeit getreten ist und bereits Bemühungen zu seiner Verwirklichung, wenngleich nur vorbereitende, nach sich gezogen hat, so daß es an der Zeit ist, der Angelegenheit auch hier einige Worte zu widmen. Man ging von der Thatsache aus, daß unsere Frauen, vornehmlich der „höheren" Stände, von der Jugenderziehung her meistens eine weitaus ungenügende Kenntniß in unentbehrlichen practischen Dingen, namentlich in Gesundheits- und Krankheitspflege, einen oft recht störenden Mangel an Festigkeit der Lebensführung, an Unterordnung und Selbstverleugnung u. s. w., und endlich eine allzu geringe Gesundheitsfestigkeit in's spätere Leben mit hinübernehmen, die gegenüber einem gewissen practischen Lebensgriff und stramm-militärischen Geist von Männern einen oft recht unlieben und noch durchaus nicht nothwendig weiblichen Gegensatz bilden. Indem nun auch Leute, die gerade keine besonderen Freunde des Militarismus sind, doch die manchen erzieherischen Vortheile des militärischen Dienstjahres für practische Beweglichkeit und für Gesundheitsstärkung anerkennen, hat man sich gefragt, ob nicht auch den Frauen diese Vortheile zuzuwenden wären, indem man sie eine ihren Bedürfnissen angemessene andere Form des militärischen Dienstjahres durchmachen ließe. Im Sinne dieser Erwägungen ist im Februar dieses Jahres ein Aufsatz durch mehrere Zeitungen und Zeitschriften gegangen, der unter dem Titel „Das weibliche Dienstjahr" die Frage aufrollte und vorläufig zu beantworten versuchte. Von einem Dienst in der Armee, also von einer Theilnahme an den Vorbereitungen zum Todtmachen der Menschen ist dabei keine Rede, vielmehr vom Gegentheil, von einer Theilnahme am Gesundmachen der Menschen. An heute bestehenden öffentlichen Einrichtungen, welche die Betheiligten practische Lebensbedürfnisse, Krankenpflege und Gesundheitsbewahrung lehren können und zugleich ein wohlorganisirtes Ganzes bilden, darin die Einzelnen berufen sind, ihre Thätigkeit diesem Ganzen einzufügen, haben wir wohl nur die Krankenhäuser und etwa noch hygienische Anstalten, wie größere Volksbäder u. dgl. In solchen Häusern Volontärstellen auf bestimmte Zeit, etwa ein Jahr lang, zu bekleiden, das wird für unsere Mädchen als Seitenstück zum männlichen Militärjahr vorgeschlagen. Hier sollen sie mit so Vielem vertraut werden, was sie später nicht entbehren können. „Die Töchter unserer höheren Stände treten in die Ehe mit Kenntnissen und Fertigkeiten ein, die bald dem Gemahl die Haut (sowohl die eigene als auch die, aus der seine Börse verfertigt ist) grimmig schaudern machen. Um so mehr, als die materielle Grundlage junger Ehen fast immer tiefer steht als die der Familien, aus denen die Eheleute kommen. Da heißt es nun plötzlich, gegen eine ganze Welt leiblicher, technischer und anderer Sorgen gewappnet auftreten; und diese Wappnung, die Sache der Hausfrau, ist zumeist gerade das, was sie während der zehn, zwanzig Jahre ihrer vornehmsten Ausbildung am wenigsten gelernt, vielleicht überhaupt nie kennen gelernt hat." Das solle die junge Rekrutin dort nachtragen, mit einem Dienst „von der Pike auf"; und dabei werde nicht nur den Töchtern der oberen Zehntausend, sondern auch denen der ärmeren Familien, nur eben nach anderer Richtung, durch neue Kenntnisse, Gewandtheiten u. s. w. genützt. Das Wichtigste aber sei, daß bei dieser Gelegenheit die Praxis der allgemeinen Gesundheitspflege am leichtesten verbreitet werden könnte. Ist nur wirklich in solchen Anstalten das sogenannte „hygienische Régime" eingeführt, d. h. herrscht dort die Gewohnheit einer genauen Reinlichkeit, einer Fürsorge für stets frische Luft und gutes Licht, für Sorgsamkeit der Menschen in Pflege ihrer Haut durch richtigen Gebrauch von Waschungen und Bädern, sind dort die Räumlichkeiten, die Betten, die Kost u. s. w. den heutigen Anforderungen entsprechend eingerichtet, und was sonst die moderne Hygiene gelehrt hat: so wird jeder Einzelne, der dazu gehört, in diese Ordnung mit hineingerissen, mag er wollen oder nicht, und erwirbt sich in diesen Dingen das, was dazu hauptsächlich nöthig ist, die gute Gewohnheit, die ihm all das vertraut und zur „zweiten Natur" macht und ihn des Kopfzerbrechens überhebt, ob man „hygienisch" (sei es nun „nach Pfarrer Kneipp" oder nach einem Anderen) leben soll oder nicht. Dort lernt man diese Dinge practisch kennen und ausprobiren, führt sie an sich selber durch und wird nicht erst nach launenhaftem Nichtmögen gefragt, sondern muß mitmachen, was nun einmal eingeführt ist. Allerdings werden bald die bestehenden Krankenhäuser zur Aufnahme der Volontärinnen nicht genügen; dann müssen wir eben „hygienische Kasernen" bauen, die eigens für diese Zwecke eingerichtet sind und in verschiedenen Abtheilungen alles das enthalten, was dazu nöthig ist: Sanatorien, Turnhallen, hygienische Sammlungen und Versuchsanstalten u. s. w., und die gleichzeitig mit diesem Nutzen für ihre Zöglinge auch den mannigfachen öffentlichen Bedürfnissen der Krankenbehandlung u. s. w. dienen. Daß solche Gesundheitsstätten da sein werden, dazu bedürfe es nicht einmal einer allgemeinen weiblichen Wehrpflicht, sondern nur einer Möglichkeit und fertigen Gelegenheit dazu.

In dieser Weise ungefähr sprach sich jene Stimme für den Wehrdienst der Mädchen aus, also für eine Schulung, die gleich der militärisch-männlichen ebenfalls auf die Wehrung gegen einen Feind, nämlich gegen Krankheiten und ähnliche Lebenskümmernisse, vorbereiten soll. Es ist nun interessant, den Verlauf dieses Projectes von damals bis jetzt zu verfolgen. Eine hygienische Zeitschrift, „Der Menschenfreund", Centralorgan für gesundheitliche Reformen, Berlin, die damals jenen Aufsatz vollständig veröffentlicht hatte, konnte bereits einen Monat später Zuschriften aus weiblichen Händen veröffentlichen, worin dem Plan lebhafter Beifall gezollt wurde. Da hieß es: „Ausgezeichnet wäre solch ein Cursus nach der Schulzeit und würde den Körper der Mädchen wie denjenigen des Mannes durch die Militärzeit nach der langen, einseitigen, geistigen Ausbildung kräftigen. Zugleich würden viele Mädchen von selbst ihren Lebensberuf finden, denn gerade Kranken- und Armenpflege eignen sich besonders für das weibliche Geschlecht" u. s. w. Von anderer Seite hieß es: „Ich glaube und hoffe, daß Ihr Aufsatz in recht vielen Lesern zündende Gefühle hervorrufen wird; aber das ist noch nicht genug. Bei den heute herrschenden sozialen Verhältnissen hat wohl Jeder die Pflicht, für seine Mitmenschen zu thun, so viel irgend in seinen Kräften steht." Und: „Ich bin überzeugt, sobald nur erst ein Versuch gemacht ist, ist das Mißtrauen gegen alle Neuerungen bald überwunden, und man wird dankbar den großen Nutzen der Errungenschaft anerkennen." Und endlich: „Daß eine solche berufliche Vorbildung auch jeder Hausfrau, (ihrem Gatten und den Kindern mit) nur zum Nutzen gereichen kann, daß es ihr manches Bittere der Lehrjahre, die oft das ganze Eheglück untergraben, ersparen wird, bedarf kaum noch der Erwähnung. Durch das völlige Gleichstellen aller eine solche Anstalt Besuchenden wird nicht nur erziehlich auf Jeden eingewirkt, mit der Zeit wird von selbst die Schranke zwischen den einzelnen Klassen dadurch überhaupt weniger fühlbar und somit auch in der sozialen Frage viel gebessert werden." An diese Zuschriften schlossen sich dann noch Winke über die practische Durchführung mittelst einer Centralstelle für die Agitation an.

Nun aber wurde die Sache bald in der That practisch angefaßt. Am 24. Januar dieses Jahres war zu Berlin ein „Nationalverein zur Hebung der Volksgesundheit" gegründet worden; am 11. April trat in ihm eine „Frauengruppe" zusammen. Schon in der Einladung zu dieser Versammlung war ausdrücklich auf die Anregung des „weiblichen Dienstjahres" Bezug genommen. In der Versammlung selbst äußerte sich der Vorsitzende, Geheimer Ober-Regierungsrath Freiherr von Broich, u. A. dahin, daß man der Auffassung, der Nationalverein müsse die Centralstelle sein, und die Frauengruppe habe in diesem Punkt ihre Hauptaufgabe zu lösen, wohl nur unbedingt zustimmen könne; denn an eine Nationalisirung der Gesundheitspflege sei ohne das hygienische Dienstjahr der Frauen gar nicht zu denken, und dieses wieder werde ohne den thätigen Beistand hygienisch aufgeklärter Frauen stets ein humaner Wunsch hygienischer Idealisten und Schwärmer bleiben. Für die Hauptbedingung der Verallgemeinerung der Gesundheitspflege, für die hygienische Unterrichtung und Gewöhnung der Frauen müßten alle Hülfsmittel benutzt werden, über welche ein Culturvolk verfügt; und mehr noch als in der Pflege und Behandlung von Krankheiten müßte der Hauptwerth des hygienischen weiblichen Dienstjahres in der Verhütung von Krankheiten bestehen, dazu müsse es „das größte nationale Hülfsmittel" sein. So die Aeußerungen eines Mannes, der als vortragender Rath beim königl. preußischen Staatsministerium gewiß sowohl eine Einsicht in hygienische Bedürfnisse als auch einige Macht, für das ihm gut scheinende etwas zu thun, besitzt. Auch der Generalsecretär des Vereins, Ludwig Viereck, setzte sich für den Gegenstand ein. Durch diese Einrichtung würden die Eheschließungen zu- und die Kindersterblichkeit abnehmen, und auch unverheirathet bleibende Frauen hätten dadurch die Aussicht, besser fortzukommen. Ganz besonders aber würden die Frauen den Nutzen einer derartigen Vorbildung am eigenen Körper erfahren durch die Abnahme der Frauenkrankheiten, die gegenwärtig so entsetzlich viel Unheil in der Welt anrichten und so zahllose Menschen unglücklich machen, daß sie nachgerade zu einer nationalen Kalamität geworden sind.

Wie es sich immer, wann ein neuer Gedanke durchgeschlagen hat, zeigt, daß er als Keim schon in manchen anderen Menschen gesteckt war, die nur nicht dazu kamen, ihn auf entscheidende Weise auszusprechen, so geschah es auch hier. Unter den Theilnehmern an der damals folgenden Debatte befand sich die bekannte Vorkämpferin der Frauenbewegung und Redactrice der „Deutschen Hausfrauenzeitung", Frau Lina Morgenstern. Sie bekannte, daß das Dienstjahr der Frau eine Lieblingsidee von ihr gewesen sei. „Da wird oft" — sagte sie — „die Frage aufgeworfen, was wollt ihr mit der Gleichberechtigung der Frau, ihr habt ja keine Wehrpflicht! Aber dieser Einwand entfällt, wenn ein der männlichen Wehrpflicht entsprechendes weibliches Dienstjahr eingerichtet wird in der Weise, daß die Frau im Dienste der Pflege arbeitet. Ich sympathisire daher vollständig mit den Bestrebungen des Nationalvereins, werde mich demselben sogleich anschließen und bitte alle anwesenden Damen diesem Beispiel zu folgen."

Später trat die Rednerin auch in einem eigenen Artikel für die Sache ein und zeigte, welche Anstalten als „Kasernen der Gesundheitspflege" geeignet wären, und wie sie eingerichtet werden müßten. Herangezogen soll jedes Mädchen nach vollendetem 18. Jahre werden, ob reich oder arm, vornehm oder untergeordnet, nur daß arme Mädchen, die auf Erwerb angewiesen sind, schon nach vollendeter Schulzeit, also im fünfzehnten Jahre ihr Dienstjahr zurücklegen dürfen, während desselben entschädigt werden, aber auch dafür besondere Leistungen übernehmen. Die Verfasserin erhofft dafür die Theilnahme und Unterstützung aller denkenden Frauen und Männer. Schließlich kündigte sie, „um einen Anfang zu machen," für den kommenden Winter entsprechende Unterrichtskurse an („Der Menschenfreund", 8. September 1894.)

Nicht minder stark war die Begeisterung für die Angelegenheit bei der ersten Sitzung des Frauenausschusses im Nationalverein, die am 30. April stattfand. Hier wurden für den Frauenausschuß mehrere Sondergruppen vorgeschlagen, deren eine, etwa die „soziale" genannt, sich mit allen Aufgaben befassen sollte, die zur Durchführung des „weiblichen Dienstjahres" u. s. w. gehören. Unter den eingelaufenen Zuschriften befand sich eine von Frl. Dr. Elvira Kastner, worin es hieß: „Ich kann nicht umhin, meine Freude darüber auszusprechen, daß der Verein die Durchführung der »weiblichen Dienstpflicht«, eine Idee, die ich seit Jahren verfolgt und deren Ausführung ich ersehnt habe, in sein Arbeitsfeld aufgenommen hat." Eine andere Dame, Frau Dr. Kühne, sprach mündlich über das Dienstjahr, für das sie schon vor 25 Jahren eingetreten sei.

Auch nach Wien ist dieser Gedanke bereits vorgedrungen. Ein Vortrag, den dort Frl. Hedwig von Alten aus München am 24. Februar d. J. im „Allgemeinen österreichischen Frauenverein" gehalten hatte, ist seither in der Wiener „Volksstimme" erschienen. Es hieß darin: „Bilden Sie ein Heer der weiblichen Arbeitslosen, d. h. derjenigen, die sich einbilden, sie seien nicht auf der Welt, um arbeiten zu müssen. Organisiren Sie dieses Heer der thörichten Jungfrauen, verwandeln Sie die Müßiggängerinnen nach und nach in nützliche und einsichtige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft und richten Sie eine obligatorische zweijährige Dienstzeit für dieselben ein, aber nicht behufs Erlernung der schönen Kunst des Todtschlagens, sondern lassen Sie Ihre jungen Amazonen an den Stätten der Erhaltung des Lebens lernen und dienen." Erwähnt wird auch, daß der Ruf nach einem obligatorischen Menschheitsdienste zuerst im Anfang des Jahrhunderts in Frankreich, jedoch ungehört, ertönte. — In privater Weise kam endlich aus gewerblichen Kreisen die Anregung, einen Cursus für die weibliche Jugend in der Gesundheitspflege an eine Ausstellung für Kinderverpflegung u. s. w. als eigenen Ausstellungszweig anzugliedern, die der Gewerbeverein einer größeren deutschen Stadt im nächsten Jahr veranstaltet.

So weit haben wir als treue Geschichtschreiber über die

bisherigen Schicksale dieses Gedankens berichtet. Wir brauchen wohl nicht erst hinzufügen, daß wir und wohl auch der Leserkreis unseres Blattes den Werth des Vorschlages und dessen, was bisher dafür geleistet worden ist, zu schätzen wissen, wenngleich wir es für dringend nöthig halten, daß die Sache nicht nur mit Begeisterung und Thatkraft, sondern auch mit jener Vorsicht angefaßt werde, die eine Sicherheit gegen anderweitige schädliche Folgen bietet. So scheint es uns einigermaßen bedenklich, diesen Cursus, sei es auch nur für arme Mädchen, an die Schulzeit anzuschließen, also in die Periode der stärksten Entwickelung des weiblichen Körpers zu verlegen; wird hingegen nach Beendigung der eigentlichen Schule eine Abwechslung durch mehrere Jahre freien practischen Lebens geboten, so findet dann später das Dienstjahr als eine neue Abwechslung und Ergänzung des Bisherigen bereits reifere Körper und Geister vor, die nicht nur etwas aushalten, sondern die neuen Eindrücke und Lehren auch durch eine Vergleichung mit den eigenen Lebenserfahrungen besser verstehen, verarbeiten und verwerthen können. Desgleichen dürfte die ungleiche Behandlung „reicher" und „armer" Mädchen verfehlt sein und gerade einen Hauptnutzen des weiblichen Militärjahres hemmen.

Allein der Sache ist durch solche Streitigkeiten über das nähere „Was" und „Wie" nicht gedient. Vielmehr scheint es nöthig, das glücklich Begonnene zunächst nicht, wie es bei solchen Dingen so häufig und begreiflich ist, einschlafen zu lassen, sondern warm zu erhalten und mindestens durch freundliches Interesse weiter zu pflegen. Medicus.

Besserung der Zeit.

Seht, wie strömt's dort in's Gehege,
Läuft und liegt im Wald umher!
Hat das Volk denn nicht die Wege?
Und wozu denn braucht's noch mehr?
Ist die Satzung unvollkommen,
Werd' gebessert dran, was schlecht!
Frisch dem Volk den Wald genommen!
Prügel dem, der sich erfrecht!
So ist's Recht!

Will das Volk am Sonntag kaufen
Und verkaufen obendrein?
Heidenmäßig ist der Haufen,
Mit der Ruthe schlagt hinein!
Weinend sehen alle Frommen
Diese wüste Geldbegier;
Ist die Satzung unvollkommen,
Eine bessre bringen wir
Zu Papier.

Lang von England ward uns Kunde,
Was ein frommer Sinn verdammt;
Geht der Handel drau zu Grunde,
Zeugt's, daß er vom Teufel stammt.
Ist die Satzung unvollkommen,
Englands Vorbild zeigt uns an,
Wie man das, was deutsch-verkommen
Noch bei uns, veredeln kann —
Hurtig dran!

Und so laßt der Edlen Klage
Länger nicht im Wind verwehn!
Heiligung gebührt dem Tage,
In die Kirchen sollt ihr gehn!
Von den Schenken aufgenommen
Werd' alsdann der fromme Zug!
Ist nicht Raum für alle Frommen,
Neue baut, bis zum Besuch
Platz genug!

So enthebt aus düstrer Trauer
Und aus Nahrungsgram ihr auch
Des Jahrhunderts Beste: Brauer,
Metzger, Wirthe — füllt den Bauch!
Bis der neue Tag gekommen,
Brüllt und heult und hau't dazu!
Segnend sehn euch alle Frommen
Heiligen die Sonntagsruh —
Saufet zu!

Wilhelm Jensen.

Literatur und Kunst.

Wie ein Roman entsteht.

Von Wilhelm Berger.

In früheren Zeiten, als die Romane nur auf dem Büchermarkte erschienen und auch da nicht allzuhäufig, hat gewiß zuweilen ein andächtiger Leser derselben seine Lectüre unterbrochen, die Hände zusammengeschlagen und die Frage aufgeworfen: Woher nimmt der Verfasser nur die wundersamen Begebenheiten, mit denen er mich so vortrefflich unterhält? — Denn damals erschien der Romandichter einem in glücklicher Naivetät genießenden Publikum noch als ein Phänomen, dessen Natur zu erforschen der Mühe werth sei — als eine Art von höherem Wesen, das tiefere Blicke in die Welt thue als gewöhnlichen Sterblichen möglich sei — unbegreiflich, manchmal anbetungswürdig.

Seit der Mitte des Jahrhunderts ist dies allmählich anders geworden. Und heutzutage, da eine Hochfluth von Romanen sich unaufhörlich durch die Spalten aller Zeitungen wälzt, da hunderte von Schriftstellern und Schriftstellerinnen rastlos beschäftigt sind, Romanhelden und Heldinnen aus allen Ständen, unter Benutzung sämmtlicher Erfindungen der letzten Jahrzehnte und, wenn irgend thunlich, unter ausgiebiger Verwendung der Criminalpolizei, durch die fünf Erdtheile zu jagen, bis sie irgendwo zur Befriedigung des Lesers zur Ruhe kommen — heutzutage sind die Romane eine Waare geworden, um deren Erzeugungsart sich Niemand sonderlich kümmert. Man nimmt sie hin wie alles andere, was zur angenehmen Tödtung der Zeit in überreichlicher Fülle dargeboten wird, liest sie und — vergißt sie.

Und doch steckt auch heutzutage in vielen Romanen nicht nur eine Menge von origineller Erfindung, von Darstellungskunst, von Weltkenntniß und Lebensweisheit, sondern nebenbei ein ganz beträchtlicher Aufwand von geistiger Arbeit, und zwar von solcher der aufreibendsten Art. Ein Roman läßt sich nicht schreiben wie eine Dame aus der vorigen Generation einen Strumpf strickt — maschinenmäßig Masche um Masche, bis die Ferse kommt, wo etwas Nachdenken einsetzen muß. Es hat ja Autoren von solch glücklicher Disposition gegeben, daß sie auch dies fertig brachten, und gibt deren noch, wie z. B. Zola, der jeden Morgen in festgesetzten Stunden sein Pensum herunterarbeitet und dann mit gutem Appetit zum Frühstück geht. So gehorsam erweist sich aber selten der Geist dem Willen. Wie rasch die schaffende Thätigkeit des Romandichters im Allgemeinen die Nerven abnutzt, davon zeugen manche traurige Beispiele. Als Wilkie Collins, der Verfasser der unheimlich interessanten „Frau in Weiß" und einer Anzahl anderer Romane mit beinahe ebenso packender Fabel, eine Abnahme seiner Einbildungskraft zu bemerken glaubte, griff er zum Opium. Dasselbe that Maupassant. Beide lieferten noch einige wunderliche Werke, in denen verzerrte Menschen in einer verzerrten Welt sprachen und handelten — dann nahm ihnen der Tod die Feder aus der Hand.

Man bedenke, daß die Möglichkeit des freien geistigen

Schaffens aus der Phantasie, worin die eigentliche Arbeit des Romandichters besteht, das Vorhandensein eines geistigen Vermögens besonderer Art zur Voraussetzung hat. Kein geistiges Vermögen aber ohne den entsprechenden körperlichen Apparat. Derjenige der Phantasie ist außerordentlich subtil; er geräth am leichtesten in Unordnung. Am allerwenigsten verträgt er übermäßige Anstrengung. Was die Phantasie nicht aus sich selbst hergeben will, läßt sich ihr mit keinen Hebeln und Schrauben abzwingen.

Ein Romandichter, der einsam bei der Lampe Schein in seinem Mansardenstübchen sitzt und in mitternächtlicher Stille das Gewebe aus sich herausspinnt, das er der Bewunderung von Mit- und Nachwelt darzubieten beabsichtigt, gibt zwar ein hübsches Bild, doch hat es eine weniger hübsche Kehrseite. Der Mann mißhandelt sein ermüdetes Gehirn. Und der schwarze Kaffee über dem Spiritusflämmchen, der goldene Rebensaft im bauchigen Römerglase, der dampfende Punsch im funkelnden Krystallbecher — alle diese Hausmittelchen eines mit dem Schlafe kämpfenden Dichters, um Minerva zu invitiren, beschleunigen nur den Verfall seines Nervensystems, ganz abgesehen davon, daß sie ihren Zweck verfehlen. Alle diese Erregungsmittel haben die Nebenwirkung, daß sie dem Geiste das Weltbild fälschen, daß sie die festen Umrisse der Dinge verwischen und über alles, was im Kopfe sich bewegt, einen ossianischen Nebel breiten. Eine Phantasie aber, die sich der Controle der Vernunft entzogen hat, ist kein brauchbares Werkzeug bei irgend einer dichterischen Production. Wir fordern von den Werken des echten Dichters olympische Klarheit; heller, deutlicher, wahrer als wir sie gewöhnlich sehen, soll er uns die Welt zeigen. Und deshalb ist höchste Besonnenheit die erste Bedingung dichterischen Schaffens.

Es ist freilich leider wahr, daß die Noth manchen zwingt, bewußt gegen seine Gesundheit zu wüthen. Wer sich in der Lage befindet, ein Talent verwerthen zu müssen, kann nicht immer haushälterisch mit dem Kapital seiner Lebenskraft wirthschaften. Er muß zuweilen davon vergeuden, wenn es nicht genügend Zinsen trägt; um vorläufig leben zu können, muß er das spätere Siechthum riskiren. Deshalb aber bleibt nicht minder wahr, daß allem erzwungenen, der widerstrebenden Natur abgerungenen literarischen Schaffen etwas Kränkliches anhaftet.

„Zum Schaffen gehört ein Ueberschuß von Lebenskraft." Dies hat u. A. Wilbrandt ausgesprochen. Auch Schücking berichtet aus persönlicher Erfahrung: „Ich kann nur Verse machen, wenn ich etwas Uebermaß der Gesundheit habe." Und seine berühmtere Freundin, Annette von Droste, hat dazu die Bestätigung geliefert.

Dem oben gezeichneten Bilde des Nachtdichters sei ein anderes gegenüber gestellt.

Die im letzten Herbste gestorbene Louise von François, deren bedeutendes Erzählertalent allgemein anerkannt ist, begann in reiferen Jahren zu schreiben, als sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, ihre plötzlich verarmten und siechen Eltern, deren einzige Stütze sie war, zu erhalten. Da that sie ihr schriftstellerisches Tagewerk in der Frühe des Morgens, nachdem der Schlaf sie verjüngt hatte, ehe die Eindrücke des Tages die nothwendige Sammlung erschweren konnten. Sobald der Haushalt sie rief, sobald die kranken Eltern ihre Pflege in Anspruch nahmen, legte sie die Feder für den Tag nieder. So hat sie es Jahre lang getrieben. Das war heroisch, unzweifelhaft. Aber es war auch klug. Nur so konnte sie erreichen, was sie erreicht hat.

Auch Walter Scott schrieb nur in der Frische des Morgens, wenigstens in seiner besten Zeit, ehe der Verlust seines Vermögens ihn zum Frohnarbeiter machte. Wenn in Abbotsford seine Gäste zum gemeinschaftlichen Frühstück erschienen, war er bereits mit seiner Tagesarbeit fertig. Aehnlich Dickens. Was seinen vorzeitigen Tod herbeiführte, war eine eigenthümliche nervöse Erregung bei Conception seiner Fabeln, die ihn zu unsinnig weiten nächtlichen Spaziergängen trieb. Er erzählt darüber einmal selbst: „Unbestimmte Pläne zu einem neuen Romane regen sich in mir, und ich wandere, wie es zu solchen Zeiten meine Gewohnheit ist, an den seltsamsten Plätzen (Londons) umher, Ruhe suchend und keine findend." Auf diesen Irrfahrten, von denen er todtmüde heimkam, zog er sich das Uebel zu, das ihn in den besten Jahren dahinraffte — auch er ein Opfer seines Berufes. An seinen letzten Werken ist häufig getadelt worden, daß ihre sprunghafte Composition unvortheilhaft von seiner früheren, behaglich sich ergehenden Schreibweise abweiche. Man hat darin eine Manier erblickt, wie sie sich bei fruchtbaren Erzählern zuweilen auszubilden pflegt. Viel wahrscheinlicher ist indessen, daß die Ursache des zerhackten Vortrages in seinem Leiden gesucht werden muß.

Die soeben angeführte Aeußerung von Dickens legt die Frage nahe: wie entsteht die erste Idee zu einem Roman? Woher nahm Cervantes die Figur des Don Quixote? Woher Scott seinen Ivanhoe? Woher kam Goethe der Keim zugeflogen, aus dem sich die Wahlverwandtschaften entwickelten?

Man erzählt von einigen Autoren wundersame Geschichten, wie sie auf die Jagd nach Inspiration ausgehen, wie sie das scheue Wild einer neuen Fabel in den Tiefen ihres Geistes aufzuspüren sich bemühen. Der erste kritzelt hieroglyphische Figuren auf ein weißes Stück Papier, der zweite nimmt die Angelruthe und begiebt sich an ein einsames Flußufer, wo ihm die Fische ungestraft den Köder von der Angel zerren, der dritte legt die Hände auf den Rücken und spaziert umher, meilenweit, ohne zu beachten, wohin, blind gegen alles, was um ihn her vorgeht; der vierte nimmt ein Boot und läßt sich stundenlang auf den Wellen schaukeln; der fünfte legt sich in der Dämmerung auf das Sofa und hört mit halbem Ohre einem Adagio von Beethoven zu. Von dem älteren Dumas wird sogar berichtet, er habe sich einmal, als ihm gar nichts einfallen wollte, in die Postkutsche gesetzt und sei, zwanzig Stunden in einem Zuge, nach Havre gefahren, wo er denn auch glücklich mit dem Plane zum „Grafen von Montechristo" angekommen wäre.

Allen diesen Proceduren aber ist gemeinsam das Bestreben, die Aufmerksamkeit nach innen zu concentriren. Denn immer kommt die packende Idee aus der Region des Unbewußten. Mit einem Male ist sie da, ein energisch lebendiges Embryo, das sofort alle Gedanken an sich rafft und zu wachsen beginnt. Dieser Prozeß gehört zu denjenigen Räthseln des Geisteslebens, die wir nach unserer heutigen Einsicht als unlösbar bezeichnen müssen.

Dabei versteht es sich von selbst, daß jeder epische Dichter nur eine solche Fabel aus seinem Schoße erzeugen kann, die seiner Individualität entspricht und die er mit seinem Geiste zu nähren und organisch zu gestalten vermag. Mit einem Stoffe, der Keller reizte, würde Heyse nichts anzufangen wissen; ein Stoff, der in dem Geiste Theodor Storm's liebende Aufnahme fand, würde von Conrad Ferdinand Meyer zurückgewiesen werden. Diese Beispiele ließen sich beträchlich vermehren.

Nur dem bloßen Romanschreiber, dem gewerbsmäßigen Lesewaarenerzeuger, ist es möglich, ohne inneren Antheil die Puppen agiren zu lassen, die er construirt hat und an sichtbaren Drähten hält; der Romandichter lebt in seinen Figuren und sie in ihm; er verkehrt mit ihnen wie mit Wesen von Fleisch und Blut, ja, sie wachsen ihm zuweilen über den Kopf. Walter Scott hat erzählt, daß der Schurke in seinen Romanen während der Niederschrift sich häufig ganz gegen seine Absicht zum eigentlichen Helden emporgeschwungen habe. Als Thackeray seinen Roman „Vanity fair" nach einigen Jahren wieder durchlas, war er auf's Höchste überrascht von Aeußerungen, die er seine Charaktere hatte thun lassen. „Sie müssen mir die Feder geführt haben," meinte er. „Denn wie ich aus mir selber darauf gekommen sein sollte, begreife ich nicht." Und ein anderer namhafter Romandichter behauptete mit scherzhafter Uebertreibung, nur die erste Hälfte seiner Bücher sei von ihm, die zweite würde von seinen Charakteren gemacht und er habe nichts weiter zu thun, als sich zu ihrem Amanuensis herzugeben.

Unstreitig beruhen diese Aussagen auf Wahrheit. Schopenhauer machte einmal die Bemerkung: „Im gewöhnlichen Leben

ist man gar nicht das, was man in den erhöhten Momenten der schriftstellerischen Production ist." Und er fügte hinzu: „Ich, der ich hier sitze und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehen meiner Werke nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe begreift."

Das Ergebniß aller dieser Selbstbeobachtungen ist übrigens keineswegs so befremdlich, als es im ersten Augenblick scheinen mag. Es läuft lediglich auf eine Bestätigung der Ansicht eines alten Psychologen hinaus, der für die Formel: „ich denke" diejenige: „es denkt in mir" gesetzt wissen wollte.

Von der ersten Conception eines Romans bis zu seiner Vollendung ist noch ein weiter Weg. „Des Genius Bruder ist der Fleiß," sagt Eckstein. Dieser Bruder Fleiß ist der eigentliche Packesel, der die schwierigste Arbeit thun muß. Er hat von aller Welt Enden das Material herbeizuschleppen, es zu sichten, zu ordnen und organisch zusammenzufügen. Doch ruht während dessen der Bruder Genius auch nicht; vielmehr muß er immer bei der Hand bleiben, um die Ausführung seiner Idee zu überwachen. Mehr noch: erste Entwürfe sind immer unsicher. Bei der Ausarbeitung eines Romans ist wohl niemals der erste Entwurf innegehalten worden. Was Gestalt gewonnen hat, sieht ganz anders aus als die Phantasie es vorher malte. Ein kleines, unscheinbares Motiv zeigt sich unerwartet zu großen Dimensionen ausgewachsen; ein vielversprechendes Ornament ist dagegen zu einem unbedeutenden Zierrath eingeschrumpft, der nicht einmal in den Stil des Ganzen paßt. Zudem: wenige Romandichter arbeiten nach einem vorher genau festgelegten Schema; vielleicht hat es nie einer gethan. Hält doch nicht einmal der Architekt immer während des Baues an seinem Plane fest. Nein: die Romandichter wissen wohl, in welcher Richtung sie steuern; aber das Meer hat keine Straßen, dafür jedoch Strömungen in sich und Winde über sich.

Hören wir darüber einige anerkannte Meister.

Walter Scott hat eingestanden, daß er, wenn er einen Roman begann, niemals die ganze Folge der Begebenheiten und ihre Verknüpfung vor sich gehabt habe. Es sei sogar häufig vorgekommen, daß er sich erst morgens darüber klar geworden sei, wie die Handlung weiter laufen solle. Und weiter erzählt er: „Ich habe immer morgens zwischen sechs und sieben Uhr einen Zufluß von erfinderischen Einfällen (visit of invention). Und noch etwas Seltsames: wenn ich mich einmal in Verlegenheit befand, wie ich den Zusammenhang der Vorfälle motiviren sollte, dann fand ich gewöhnlich beim Erwachen am nächsten Morgen die Lösung fix und fertig in meinem Kopfe vor." Diese Erscheinung des Weiterarbeitens solcher Gedanken, die den Geist lebhaft beschäftigen, während des Schlafes, und zwar unter Ueberwachung der Urtheilskraft, haben übrigens wohl die meisten Menschen an sich beobachtet. Daher die weit verbreitete Gewohnheit, die Entscheidung in einer heiklen Frage auf den nächsten Morgen zu vertagen. „Ich will mir die Sache erst beschlafen," heißt es dann, und in der Regel hat sich wirklich im Schlafe die Entscheidung vollzogen.

Thackeray äußert sich über seine Schaffensart: „Mein Pegasus will nicht fliegen, um mich das Feld unter mir übersehen zu lassen. Er wird keine Flügel haben, auch scheint er auf einem Auge blind. Außerdem ist er unstät und nückisch. Er bockt vor einer Hecke, die er nehmen sollte; er galoppirt, wenn er Schritt gehen müßte. Es ist nicht der geringste Verlaß auf ihn. Zuweilen rast er in einem Tempo vorwärts, das mich schwindlig macht; dann aber, wenn ich rasch weiter möchte, ist das dumme Thier nicht aus der Stelle zu bringen. Ich muß ihm schließlich seinen Willen lassen." Demgemäß hat Thackeray es in seinem Leben auch nie zu methodischer Arbeit bringen können.

Der Pegasus von George Eliot muß ein Gaul von derselben Rasse gewesen sein. In einem ihrer Briefe schreibt sie „Meine Seele scheint wochenlang vollständig verklammt, und wenn ich aus diesem torpiden Zustande herausgerissen werde, sind die Zwischenzeiten der Thätigkeit verhältnißmäßig kurz."

Aber auch, wer langsam reitet, kommt an's Ziel. Es erscheint der Tag, an dem vor dem aufathmenden Autor ein Stoß von beschriebenen Blättern liegt, deren letztes am Schlusse das Wort „Ende" zeigt, umschwebt von unhörbaren Erlösungsseufzern. Die Seele des Dichters ist entlastet; die selbstgeschaffenen Gestalten, die ihn monatelang plackten, weichen in das Schattenreich zurück. Er fühlt wie ein Knabe, hinter dem sich vor den großen Ferien die Schulthüre zum letzten Male geschlossen hat. Frei ist er, ganz frei! Wonnige Empfindung! Er nimmt die Gefährtin seiner Sorgen an den Arm — notabene, wenn er, wie er sollte, eine hat — und geht bummeln. Es stürmt, es regnet, es schneit; es ist, mit einem Worte, miserables Wetter. Schadet nichts. Dem Romandichter, den das Joch der Arbeit nicht mehr drückt, scheint die Welt ein Paradies, was sie schon lange nicht mehr gethan hat. Seine Gedanken, so lange in selbstbereitete Schranken gebannt, schweifen wieder nach Herzenslust ungehemmt nach allen Richtungen. Er hat ausgegeben, nun will er wieder sammeln. Bücher, die sich auf seinem Schreibtisch angehäuft haben, will er lesen. Du lieber Gott — was will er nicht Alles!

Noch aber ist der erste Ferientag nicht über seinem Haupte dahingegangen, da fängt das Werk, das er abgethan glaubte, wieder an, darin zu spuken. In seinem Gedächtnisse tauchen Stellen auf, die er schon mit einem gewissen Widerstreben niedergeschrieben hatte, und mahnen: Sieh uns noch einmal genau an, wir sind nicht, wie wir sein sollten! Und wenn er im Bette liegt und sein Geist anfängt zu wandern, befindet er sich wieder auf dem Terrain, dessen Pforte er am Morgen hinter sich abgeschlossen hat. Hier sieht er eine bedenkliche Lücke in der Motivirung, dort eine ermüdende Länge; hier ist die Entwickelung überhastet, dort die Retardirung zu weit getrieben. Die Selbstkritik setzt ein, grausam, unerbittlich.

Und am nächsten Morgen sitzt der Arme wiederum über seinem Roman — argusäugig wie ein Lehrer, der die Arbeit eines ihm mißliebigen Schülers zu corrigiren hat. Wohl ihm, wenn er noch leidlich mit sich zufrieden ist — wenn er nicht zu viel findet, was seiner inzwischen fortgeschrittenen Einsicht nicht mehr entspricht! Denn wenn er gewissenhaft ist — was jeder Künstler sein sollte — wird er nicht rasten, bis er sich selbst genug gethan hat, und wird die Feder nicht endgültig hinlegen, als bis er sich sagen muß: besser kann ich es nicht machen.

„Alle Großen waren große Arbeiter, unermüdlich nicht nur im Erfinden, sondern auch im Verwerfen, Sichten, Umgestalten, Ordnen." So Nietzsche. Das ist ohne Zweifel richtig. Vor jedem Schaffenden schwebt ein Ideal, das er erreichen möchte. Ob es aber der größte Meister wohl jemals erreicht hat? Schwerlich; er ist ihm nur hin und wieder, in besonders glücklichen Momenten, mehr oder minder nahe gekommen. Und deshalb soll auch der Dichter das Unmögliche nicht zu lange versuchen. An irgend einem Punkte unterhalb seines Ideals muß er doch innehalten. Annette von Droste ruft einmal unmuthig aus: „Ich bin der Meinung, daß man sich an seinen eigenen Werken endlich dumm liest und corrigirt, so daß man nicht mehr Schwarz und Weiß unterscheiden kann." Und Moltke, von dem man einen solchen Ausspruch eigentlich nicht erwarten sollte, sagt aus seiner reichen Welterfahrung heraus: „Ohne etwas über's Knie zu brechen, wird man im Leben nicht fertig."

Ja, wenn es eine Technik des Romans gebe, geben könnte! Wenn eine Anleitung möglich wäre, jede beliebige Fabel zu angemessener Länge kunstgemäß auszuspinnen! Ueberhaupt: wenn sich lehren ließe, was Jeder für sich selbst finden muß!

Wie die Sache liegt, ist der Romandichter, was die Form betrifft, auf das Studium guter Muster angewiesen. Und diese darf er nicht einmal nachahmen, namentlich dann nicht, wenn sie alt sind. Denn wenn auch der Geist von der Zeit unberührt bleibt und der Gedanke ein ewiges Leben führt: jede Kunstform gehört einer bestimmten Geschmacksperiode an und verändert sich, sobald eine neue beginnt. Mehr noch: bei genauem Zusehen findet sich auch noch, daß die Form das Gepräge einer bestimmten Individualität zeigt. Sie ist häufig in hohem Grade persönlich.

Es ist aber die Art, wie etwas erzählt wird, mindestens ebenso wichtig, als was erzählt wird. Die „spannende" Handlung allein thut es auch nicht, wenigstens nicht bei solchen Lesern, die bei ihrer Lectüre etwas mehr als bloße Unterhaltung suchen. Untreue des Geliebten — welch ein abgedroschenes Thema, tausende von Malen behandelt, seit unter den Menschen das Singen und Sagen begann! Und dennoch erscheint es wieder neu und ergreift das fühlende Herz mit Gewalt, wenn ein origineller Geist es behandelt. Man vergesse doch nicht, daß ein Jeder die Vorgänge in der Wirklichkeit nach seinem Temperament, seiner Bildung, nach seinem eigenen Milieu auffaßt, und der Dichter erst recht. Es gibt keine ideale Objectivität, weder im Leben, noch in der Kunst.

Ein Roman ist nichts Anderes als ein Stück Leben, wie es sich im Geiste eines Dichters darstellt. Wer einen Roman zu schreiben unternimmt, bedenke, daß er darin die Structur seines Geistes offenbart. Dies zur Warnung für die Romandichter der Zukunft!

Musiker und Publikum.

Von Heinrich Ehrlich.

I.

Cultur- und Kunstgeschichte geben die noch nicht genügend anerkannte Lehre, daß das Kunstleben immer als eine Widerspiegelung der gleichzeitigen allgemeinen Geistesströmungen zu betrachten ist, daß der große Künstler die einzelnen edleren, oft zerstreut und fast unbewußt in den Individuen lebenden Ideen seiner Zeit er- und zusammenfaßt, klärt, in Form bringt, diesen den Stempel seines Geistes aufprägt, und sie im Kunstwerke in höhere Regionen trägt*), von wo aus sie wieder weiter wirken, während der begabte, aber nicht edel Fühlende dem gemeineren Denken und Fühlen seiner Zeit geschickten Ausdruck verleiht und zur Menge tief hinabsteigt.

Aber nicht die Kunstwerke allein sind ein Product der Wechselwirkung zwischen den Zeitideen und der Individualität des Künstlers; auch in den gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Publikum und Künstler in den äußerlichen Verhältnissen lassen sich die Wirkungen jeder Aenderung in den Ideen erkennen, am genauesten in der Stellung der Musiker. Ist es nicht ein seltsames Räthsel, daß gerade die Musik, diese „innerlichste" Kunst, die von der Außenwelt kein Material erhält, die den Ton, mit dem allein sie wirkt, erst erzeugt, die also als die von dem gesellschaftlichen Treiben am meisten abgewendete erscheinen sollte, die sozusagen allergesellschaftlichste geworden, und daß die großen Tonkünstler diese Neuerung ganz vortrefflich zu benützen verstehen, und ohne daß jemals eine Verwunderung darüber ausgesprochen wurde? Richard Wagner, der in seinen Schriften gegen den Luxus predigte, hat in seinem Wahnfried die luxuriöseste Einrichtung herstellen und öfters ändern lassen, über Farbe und Stoff von Schlafröcken mit einer Schneiderin Correspondenz geführt, ohne daß irgend Jemand von rein künstlerischem Standpunkte (jeder andere ist unstatthaft) die Frage einfiel, ob solch ein Riesengenie dergleichen nicht unter seiner Würde halten sollte? Der treffliche Brahms erhält für seine Werke die höchsten Honorare, die je einem Instrumentalcomponisten gezahlt worden sind und — Niemand freut sich dessen mehr als der Verfasser dieses Artikels, weil er darin den Beweis sieht, daß neben den großen Musikdramen auch die edle instrumentale strengere Richtung noch im Publikum zahlende Verehrer findet, ohne welche ja der kunstbegeistertste Verleger nicht bestehen könnte. Daß die geschickten Operettencomponisten sehr reiche Leute geworden sind, während der alte Wenzel Müller, der einstige gemüthvolle musikalische Illustrator der so schönen Raimund-Stücke*), trotz seiner 200 verschiedenen Compositionen nur ein sehr bescheidenes Dasein fristen konnte, wäre schon bedenklicher, — doch wohin immer man jetzt blickt, zeigt sich so viel Bedenkliches, daß man sich zuletzt entschließen muß, kein Bedenken mehr zu hegen, und die seltsamsten räthselhaften Erscheinungen als nothwendige Entwickelungen verschiedenartigster Keime zu betrachten.

Zu diesen räthselhaften Erscheinungen gehören die jetzigen Concertreisen der berühmten Virtuosen. Als die Eisenbahnen noch im Entstehen waren, als nur wenige große Städte den Vortheil der Verbindung durch die Schienenwege genossen, als das Dampfroß noch „mit bedächtiger Schnelle" die Strecken zurücklegte, die es jetzt in rasendem Laufe durcheilt, als Blitzzüge und Schlafwagen noch nicht erfunden waren, da reisten die Künstler langsamer und seltener, gaben daher auch viel weniger Concerte. Es war ihnen Zeit zur Vorbereitung, zur Sammlung vergönnt, sozusagen auferlegt. In diesem Zwange lag ein moralischer Vortheil für ihre Bildung. Es ist Thatsache, daß die gebildetsten Künstler aus der Zeit des langsamen Reisens stammen, als sie noch Muße hatten, ihrem Geiste Kenntnisse zu erwerben. Wie hat sich das geändert! Die Ueberhast des Lebens, die Ueberspannung aller Kräfte, das Anstreben schnellsten Erfolges, raschesten Erwerbes sind in alle Gesellschaftsschichten gedrungen und haben Verhältnisse erzeugt — — — die schon vor 600 Jahren von Dante verdammt worden sind**), also im Allgemeinen nichts besonders Neues, noch nicht Dagewesenes bieten, doch im öffentlichen Musikleben bisher ganz Ungewohntes nach sich zogen. Die berühmten Virtuosen besuchen jetzt bei der kolossalen Menge und Schnelligkeit der Eisenbahnfahrten nach allen Richtungen in kurzer Zeit viele Städte behufs eigener Concerte oder glänzend bezahlter Mitwirkung in fremden und steigern daher ihre Einnahme immerwährend. Sie kommen gewöhnlich am Morgen in eine Stadt, concertiren am Abend und fahren in derselben Nacht, spätestens am nächsten Tage in eine andere nahe gelegene Stadt, wo sie wieder neue Lorbeeren und Einnahmen finden. Und wie sind die Programme der berühmten Virtuosen, besonders aber der Pianisten gestaltet? Sie sind nicht bloß für Kunstleistungen berechnet, sondern fast noch mehr für Kraftproductionen. Liszt beklagte sich 1838 in einem Briefe an seinen Freund Massart, daß der Wiener Verleger Haslinger, der seine Concerte anordnete, ihn nöthigte, drei bis vier Mal in einem Concerte zu spielen. Einige Jahre später, als er das Programm ganz allein, ohne jegliche Mitwirkung, ausführte, gewöhnte er sich allerdings an das, was ihm 1838 als eine anstrengende Nöthigung erschienen war. Doch seine Nachfolger haben ihn hierin weit überflügelt. Es gibt heute keinen Clavierspieler, der in seinem Concerte weniger als 8—10 große Stücke vorträgt, ja der geniale Rubinstein, der die größten Erfolge nach Liszt gewonnen hat, vollführte im Jahre 1885 das staunenswerthe Kraftstück, daß er binnen sechs Wochen in Berlin vierzehn historische Concerte veranstaltete (sieben öffentliche, ebenso viele für geladene Gäste) mit je 20—25 Nummern, einmal mit acht Beethoven-Sonaten hintereinander, und dazwischen noch Abstecher nach anderen Städten unternahm, in denen er das Berliner Programm wiederholte. Aber auch manche Sänger und Sängerinnen, die nicht wie der Pianist und der Geiger ein lebloses Instrument handhaben, sondern den Ton aus sich selbst, aus ihrer Stimme, erzeugen müssen, gefallen sich in solchen

---

*) Nicht etwa nur der Dichter geht so zu Werke, auch der Maler und Musiker, mit weniger klarem Bewußtsein, aber noch stärkerer Empfindung. Oder sind etwa die Oratorien Bach's und Händel's denkbar ohne die religiöse Bewegung des verflossenen Jahrhunderts, die fromme Nazarener Malerschule (Overbeck, Veit, Führich ꝛc.) ohne die katholischen oder katholisirenden Romantiker Novalis, Friedrich v. Schlegel, Tieck, Wackernagel, Adam Müller u. s. w., Wagner's „Ring der Nibelungen" ohne die Schopenhauer'sche Strömung, „Parsifal" ohne die neuchristlichen mystischen Wandlungen der letzten zwanzig Jahre?

*) Melodien wie: „So leb denn wohl, du stilles Haus" (Alpenkönig und Menschenfeind) oder das Lied der Jugendgöttin im „Bauer als Millionär": „Scheint die Sonne noch so schön", waren allerdings nur rührend einfach, gar nicht pikant, aber sie waren auch bei den wahrhaft Gebildeten „populär".

**) La gente nuova e i subiti guadagni
Orgoglio e dismisura han generata.
Inferno XVI, v. 73.

Kraftleistungen und bringen an einem Abend mehr Gesänge aller Art zu Gehör, als vor 25 Jahren in drei Concerten gesungen wurden. Diese Sängerconcerte sind auch ein Product der Neuzeit. Vor vierzig Jahren war das Lied eine Beigabe im Virtuosenconcert, ein Ruhepunkt für eine Anregung des Gemüthes, heute ist es eine Aufregung. Aber die ist ja auch ein Zeitbedürfniß.

Nun tritt die Frage hervor: Ist es möglich, daß die ausübenden Künstler bei solcher immerwährenden physischen und geistigen Anstrengung zwischen rastlosem Reisen und Concertiren bei all ihren Leistungen die Sammlung und Weihe bewahren, wie bei einer ruhigen Vorbereitung und nicht so oftmaliger Anstrengung? Müssen sie sich nicht zuletzt eine gewisse äußerliche stereotype Form der Wiedergabe angewöhnen, oder diese nur nach momentaner Stimmung, Laune, wie sie eben „aufgelegt" sind, ausführen? Ist es möglich, daß ein Künstler edler Richtung bei fast täglichem öffentlichen Auftreten die Werke der großen klassischen Componisten oder der Romantiker Schubert, Schumann, Chopin immer mit derselben Hingabe des Gemüthes ausführe, ohne sein Nervensystem tief zu erschüttern? Ist es möglich, daß ein Sänger oder eine Sängerin oft dreimal in einer Woche während zwei Stunden ununterbrochen die schwersten, tiefste Empfindung verlangenden Gesänge mit gleicher Stimmung und Kraft vorträgt, ohne die Stimme zu ruiniren?

Die Erfahrungen der letzten Jahre haben deutlich gezeigt, daß die großen, die besseren Künstler solch anstrengende Aufgaben, die sie sich — dem Drange der Zeit gehorchend — gestellt hatten, nicht immer bewältigen konnten; ihre Leistungen standen nicht immer auf gleicher Höhe, weil die geistige Stimmung, die Weihe der Sammlung, ohne eine gewisse physische Ruhe nicht erlangt und erhalten werden kann*), und weil auch zuletzt die physische Kraft nicht ausreichte und Ermüdung eintrat. Dagegen haben diejenigen Musiker beiderlei Geschlechtes, denen das Zurschautragen immenser Geläufigkeit, Kraft und Ausdauer Hauptzweck ist, die klassische Werke nur vortragen, „weil's eben jetzt dazu gehört", die aber ihr Gemüth (?) dabei durchaus ruhig behalten, den Vortheil errungen, daß ihre Leistungen immer gleichmäßig sicher sind, daher dem großen Publikum mehr imponiren, als die der viel besseren Künstler. Und so bietet sich denn das sonderbare Problem, daß die großen ausübenden Musiker, die nur das Edle, Höhere anstreben, die Interessen der niedriger Stehenden befördern: sie können sich der Zeitströmung nicht entziehen, diese verlangt mehr die Entfaltung gewaltiger Kraft und Ausdauer als Schönheitssinn; und solchem Verlangen entsprechen die Leistungen der oben bezeichneten Virtuosen in höherem Grade als die der wahren Künstler.

*) Vor mehreren Jahren trat ein Künstler auf, den die gesammte Presse als einen der bedeutendsten begrüßte. Sein Ruhm wuchs immer, seine Einnahmen im gleichen Maße. In manchen höchst anerkennenden Kritiken wurde er vor dem zu vielen Concertiren, vor dem hastigen Reisen von einer Stadt zur anderen gewarnt, weil bei der immerwährenden Erhitzung die Gefühlswärme abnehmen müßte. Da schrieb er einen Brief an seinen Concertagenten — wir haben ihn gesehen —: er möge sich nur nicht beirren lassen und ihm so viele Concerte als nur möglich arrangiren. Des Künstlers Reichthum hat sich vergrößert, nicht aber sein Ruhm, und was jene Warnungen voraussagten ist eingetroffen: ein Virtuose hat ihn überflügelt, der als Musiker nicht an seine Hüfte reicht, aber mehr Kraft und Ausdauer und blendendes Feuer entwickelt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Heiliges Lachen.

Von Leo Hildeck.

Zehrende, mitleidlose Sonnengluth! Will die Straße nicht enden, und das Spießruthenlaufen unter den glühenden Lanzen der Sonnenstrahlen? An den Häusern empor steigen kochende Luftwellen und hauchen kaum sichtbare, zitternde Schatten auf die grell beschienenen Mauern. Der offenbare Wahnsinn, sich am frühesten Nachmittag unter dem schützenden Dache des Restaurants hinweg in's Freie zu wagen, wo die Hitze nur lauert, um sich wie ein blutdürstiger Tiger auf den Hinaustretenden zu stürzen. Eifersüchtig vertreibt sie jeden anderen Gedanken; mir gehörst Du, sagt die Sonne, mir allein . . .

Erwin stößt den Strohhut in den Nacken und eilt weiter. Es ist doch nun einmal die einzige Zeit, wo er sich ungestört mit Mathilde ausplaudern kann; ihr Mann hält jetzt ohne Zweifel sein Mittagsschläfchen und bevor er sich mit Anderen über sein Vorhaben bespricht, muß er es ihr unterbreiten. Sobald ihr Gatte dann aufwacht, kann er ja auch sein Wörtchen dazu sagen.

Wie sie es wohl aufnimmt, daß er fort will auf unbestimmte Zeit! Sie haben sich beide so daran gewöhnt, mit einander befreundet zu sein . . . Aufathmend biegt er in die Allee ein. Ueber die dunklen Kastanienbäume hinaus steigt der Rauch der schlanken Fabrikessen empor und hängt in regungslosen zarten Wolkenschichten in der strahlend blauen Luft; von drunten stampfen und zischen die Maschinen herauf. Erwin öffnet ein Gitterthor und tritt in den Garten des Fabrikdirectors. Sein Herz beginnt schneller zu klopfen. Thorheit! Er hat ja noch nicht eingewilligt, er kann sich noch jeden Augenblick anders entschließen. Freilich — es ist schon so lange sein Wunsch, in die Welt hinaus zu kommen — — — was wird Mathilde sagen?

Sein Blick schweift durch den sonnigen Garten. Hier ist sie wohl nicht zu finden — nein, es ist viel zu heiß. Er eilt die Stufen des Hauses hinan und schellt — Gott sei Dank, er ist unter Dach.

„Frau Director zu sprechen?"

„Bitte einzutreten, ich will sogleich nachfragen."

Er läßt sich in den völlig verdunkelten Salon führen, behält aber den Thürdrücker in der Hand und blickt dem Mädchen nach, das geräuschlos den Corridor entlang eilt. Gleich darauf kehrt es zurück und sagt mit unterdrückter Stimme: „Herr Director schläft, und Frau Director legt Wäsche fort, wird aber sogleich kommen."

„Frau Director soll sich nicht stören lassen; ich will nur einen Augenblick . . . Wo ist sie denn?"

„Im Schrankzimmer."

Er folgt dem Mädchen um eine Ecke des Vorplatzes in einen schmalen Gang und erscheint plötzlich in der offenen Thür des Schrankzimmers. „Grüß Gott, Frau Mathilde!"

„Ach nein!" tönt eine unterdrückte Frauenstimme hinter einer großen geöffneten Schrankthür hervor, „als ob Sie nicht eine Minute hätten warten können! Grüß Gott, Doctor!"

Sie kommt hinter dem Thürflügel hervor, mittelgroß, etwas rundlich, mit einem sammtbäckigen, gesunden Gesichtchen und fragenden graublauen Augen, deren Lider ganz wenig geröthet sind; das Näschen reichlich stumpf, der Mund entschieden zu klein, aber schön geformt und schwellend. Ueber der ganzen Erscheinung eine hausfrauliche behagliche Anmuth. Nur, wenn die Augen mitsprechen, verräth sich ein tiefes vieltöniges Innenleben.

Erwin schüttelt ihr die Hand und blickt sich in dem quadraten Raum um, der rings mit neuen hellgebeizten Eichenschränken umstellt ist. Am Fenster, durch das ein kühles nördliches Licht hereinfällt, steht eine Nähmaschine inmitten einiger Körbe voll Weißzeug und Flicken, in der Ecke ein eiserner Bügelofen. Auf dem Mitteltische liegen Haufen frischer Wäsche, deren durchdringender Duft das kühle Zimmer erfüllt.

„Ich darf doch wohl ein Bischen zusehen?"

„Da sehen Sie etwas Rares! Zu was für komischen Zeiten Sie auch kommen! Nun können Sie dableiben, bis mein Mann aufwacht, und nach ihm sehen. Gestern war er wieder fürchterlich reizbar, aber heute scheint er mir etwas besser zu sein — auch weniger gelb im Gesichte und in den Augen. Es wär' einmal Zeit . . ."

Sie unterdrückt einen Seufzer und setzt ihm einen hölzernen braungebeizten Stuhl hin, in dessen steiler Lehne sich ein herzförmiger Ausschnitt befindet. Eins nach dem anderen der mit rothgestickten Bändern umwundenen Wäschepackete holt sie auf den Mitteltisch, vervollständigt es mit frischer Wäsche und trägt es wieder an seinen Platz in den Schrank

zurück. Erwin sitzt mit übereinander geschlagenen Füßen und folgt mit Behagen ihren sicheren kräftigen Bewegungen. Es fällt ihm nicht ein, ihr beim Hin- und Hertragen der schweren Haufen zu helfen. Erhitzt und abgemattet, wie er ist, genießt er in Ruhe die Frische, die über diesem Zimmer, über der jungen Frau und ihrer Beschäftigung liegt.

„Ihr Medizinalrath ist ja seit gestern Abend wieder da und, wie ich höre, gesund genug, um seine Praxis wieder aufzunehmen. Da hat meine Vertretung ein Ende."

Sie ist rasch herumgefahren und blickt ihn, die Lippen geöffnet, groß an. Dann holt sie einen Haufen Servietten aus der Tiefe des Schrankes hervor und trägt ihn heran. Zwischen ihnen ist der Tisch. Mit hastigeren Bewegungen, als zuvor, zerrt Mathilde an der Verknüpfung der Bänder. „O — also ist er zurück," sagt sie ohne aufzublicken, „und ganz hergestellt? Wie lange haben Sie ihn nun vertreten? Warten Sie 'mal ... Wenigstens fünf Monate. Jetzt haben wir August, und im März legte er sich. Ja — ganz recht." Eifrig schichtet sie die Servietten.

„Aber — natürlich werden Sie uns ebenso oft besuchen wie bisher — freundschaftlich, meine ich? Ich — wir haben uns so an Sie gewöhnt — —"

„Ich möchte schon," versetzt er und nimmt spielend eins der zusammengelegten waffelgemusterten Staubtücher vom Tische. Etwas Schweres hat sich ihm plötzlich auf die Brust gelegt, das ihn zwingt, tiefer und schneller zu athmen. „Aber ich hatte eigentlich — — — Wissen Sie, Frau Mathilde, ich bin eigens gekommen, um mir Raths von Ihnen zu holen, ob — ich überhaupt hierbleiben soll."

„Hierbleiben? Hier in der Stadt? Ja warum sollten Sie nicht? Ihre Assistentenstelle am städtischen Spital —"

„Man kann doch nicht ewig Assistent sein, zweite Geige spielen ... Ich habe Ihnen oft genug geklagt, daß es nicht leicht ist, neben unserem gestrengen Herrn Oberarzt eine eigene Meinung zu haben, und noch viel schwerer für einen Hitzkopf, wie ich bin, eine solche zu unterdrücken."

Er springt auf und bewegt heftig die Arme, wie um sich gewaltsam Raum zu schaffen.

„Nein, nein — ich muß fort! Hier zerrt und drückt unbeengt Alles und will mir die Arme an den Leib schnüren — —"

Eilig trägt Mathilde ihren Wäschepacken fort. Die Sammetröthe ihrer Wangen hat sich allmählich vertieft.

„So gehen Sie doch in Gottesnamen!" spricht sie mit übermäßig aufgetragener Gleichgültigkeit in die Tiefe des Schrankes hinein, daß es dumpf zurücktönt. „Es hält Sie ja Niemand!"

„Vielleicht nicht mit Wissen und Willen," sagt er wie unwillkürlich zwischen den Zähnen und starrt zu ihr hinüber. Sie steht auf einer Fußbank vor dem Schrank, die Arme zum obersten Gefach erhoben, den Kopf mit dem matt schimmernden hellblonden Haarknoten in den Nacken gelegt. Von ihrem Gesichte sieht er nur die weiche Wangenlinie. Ihm ist, als hätte er den Reiz, mit dem sie auf ihn wirkt, nie so stark gefühlt, wie heute, da er vom Scheiden reden will; er fürchtet, weich zu werden, und zwingt sich deshalb zu einem leichten Ton.

„Wie hübsch Sie heute sind — so als züchtige Hausfrau —

Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein —"

„Natürlich!" unterbricht sie lächelnd und tritt wieder zum Tische, um den letzten Rest der Wäsche einzufügen. „Den Herren der Schöpfung gefallen wir immer am besten bei diesen mechanischen Beschäftigungen, weil sie sich uns gegenüber so gern auf die geistige Macht hinausspielen. Ihr laßt euch von uns die Schuhbänder knüpfen und legt uns dabei liebkosend die Hand auf den Kopf — aber recht schwer, um uns in der demüthigen Stellung festzuhalten."

„Was Sie da reden! Das glauben Sie ja alles selbst nicht, Frau Mathilde!"

„Das glaube ich allerdings," versetzt sie und stützt die ruhenden Hände auf den Wäschehaufen, „und Sie glauben es auch. Aber die Männer sind zu diplomatisch, um uns dergleichen zuzugeben; einige stellen sich, als nähmen sie uns ernst, um es mit uns nicht zu verderben ... Aber — wovon sprachen wir denn? Sie wollten mich ja in Rath nehmen wegen Ihres Fortgehens — — Jedenfalls haben Sie einen bestimmten Plan —"

„Selbstverständlich. Man hat mir ein Anerbieten gemacht, als Schiffsarzt an einer Weltreise theilzunehmen. Italien—Suezkanal—Ceylon—Australien — über Amerika, Japan und China zurück."

„Ah! — Das ist ja — sehr schön. Das haben Sie sich immer schon ähnlich gewünscht."

„Ja."

„Eigentlich beneide ich Sie. Ich möchte auch einmal hinaus und etwas Anderes sehen — etwas ganz Anderes, das man gar nicht nach unserem gewohnten hochmüthigen Culturmaßstabe beurtheilen kann — für das man auf einen ganz naiven Standpunkt zurückgehen muß. Wie Einen das durchrütteln würde! — nicht?"

„Meinen Sie, daß ich das besonders nöthig habe?"

„Warum Sie nur alles so persönlich nehmen! Sie werden es wohl gerade so nöthig haben, wie wir alle. Ich denke, es müßte Jedem wohl thun, einmal daran erinnert zu werden, daß man vor allen Dingen Mensch ist, und daß man sich das Uebrige eigentlich nur so — so — angewöhnt hat."

„Sie rathen mir also, das Anerbieten anzunehmen?"

„Ich —?" Sie wendet sich plötzlich, trägt den letzten Packen in den Schrank, schließt ihn und kehrt langsam zurück. „Sehen Sie, vom egoistischen Standpunkte aus — vom freundschaftlichen, wollt' ich sagen — ach nein, ich — — Großer Himmel, Doctor, was stellen Sie denn nur mit dem Staubtuch an! Sie machen mich ganz nervös mit Ihrem Fächeln — das ist ja ein frischgewaschenes, nun haben Sie es ganz verknittert, und ich komme aus der Ordnung; geben Sie her — so!"

Sie breitet das zerdrückte Staubtuch auf dem Tische aus und versucht es mit ihren sehr weißen, etwas zu fleischigen Händen glatt zu streichen.

„Wollen wir nicht in den Salon gehen?" fragt sie.

„Da muß die Sonne stehen."

„Jetzt nicht mehr. Auch waren die Läden geschlossen."

„Einerlei; hier ist es still und kühl — und hier sind Sie so ganz Sie —" Er blickt zu ihr auf und greift nach ihrer Hand. Sie weicht ihm aus und beginnt mit dem Staubtuch den Tisch abzureiben.

„Was machen Sie denn?" fragt er. „Können Sie nicht endlich ausruhen?"

„Die Wäsche hat gestaubt," versetzt sie mit kurzem Athem. „Sehen Sie — lauter Fisselchen!"

„Also — ich soll fort —" Er sieht wie gebannt nach ihrer Hand, deren rasch sich bewegendes Weiß ihm vor den Augen flimmert.

„Sie sollen? Wer sagt das?"

„Sie!"

„Ich? Gott bewahre! Ich meinte nur — — — Uebrigens ganz wie Sie wollen. Ich weiß ja auch gar nicht, ob Sie es — vertragen können."

„Vertragen — was heißt das? Körperlich?"

„Ja — gesundheitlich; das Klima in der heißen Zone —"

„Ach, wie besorgt Sie um mich sind! Einstweilen sollten Sie mich aber durch Ihr Umherschwirren nicht so schwindelig machen. Setzen Sie sich ein bischen her — bedenken Sie daß wir nicht mehr allzu viel Zeit für einander haben."

Er schiebt seine Fußspitze hinter das Bein eines zweiten Stuhles und zieht ihn näher heran.

„Das klingt ja ganz tragisch!" sagt sie und nimmt zögernd neben ihm Platz.

„So ist's recht — da kann man doch plaudern. Wenn der Geist sich bewegen will, muß der Körper Ruhe halten. Sie haben das sonst immer so gut verstanden. Ich sehe Sie noch vor mir, als mich der Medizinalrath das erste Mal mit zu Ihnen brachte. Wissen Sie noch? Kurz bevor er sich legte. Er dachte wohl schon daran, sich bald von mir vertreten zu lassen. Ihr Mann hatte damals Gallenkolik gehabt und ließ seiner krankhaften Verstimmung und Reizbarkeit in einer Weise Lauf — — ich hatte das größte Mitleid mit Ihnen. Freilich — Ihre äußere Ruhe machte mir zuerst den Eindruck von Phlegma —"

„Phlegma? O —!“ Sie beißt mit trübem Lächeln die Unterlippe und blickt zur Seite.

„Ja — — und diese vorgefaßte Meinung ließ mich zunächst nicht zu einem klaren Urtheil über Sie kommen. Wie man sich so etwas in den Kopf setzen kann! Wenn wir von Ihrem Kranken kamen und uns zum Plaudern noch ein wenig in's Wohnzimmer oder auf die Terrasse setzten, dann sahen Sie mir immer mit einem so friedlichen Ausdruck in die Augen —“

„Es that mir so wohl, einmal mit einem gesunden Menschen über unpersönliche Dinge zu sprechen. Wenn Sie das für Phlegma hielten —“

„Jetzt weiß ich ja — — Ihre gesunde junge Natur griff nach der ihr dringend nöthigen Ausspannung und Abwechselung. Was Sie inzwischen Alles mit sich allein durchkämpften — so ungefähr ist mir darüber allgemach ein Licht aufgegangen.“

Sie lächelt noch immer, die Augen auf ihre um das Staubtuch gefalteten Hände gesenkt.

„Aber hübsch war es doch — nicht wahr, Frau Mathilde?“

„Nun -- — theilweise —“

„Theilweise? Haben wir uns nicht immer gut verstanden — sogar manchmal über Ibsen? War es nicht schön, damals gegen Abend im Garten — wissen Sie? Wie Sie den rothen Himmel bewunderten und die violetten Rauchschleier davor — und wie wir um die Beete herumgingen und Schneckenhäuschen retteten und uns allerlei Liebes und Lächerliches aus unserer Kinderzeit erzählten und so nach und nach auf die Gegenwart kamen —“

„Und Sie sentimental wurden —“

„Sie etwa nicht?“

„Gott — ja, vielleicht auch . . .“

„Mir war den Tag ein besonders interessanter Kranker im Spital gestorben.“

„Sie brauchen sich ja gar nicht zu entschuldigen, Doctor!“

„Und außerdem — es war solch ein rechter, weicher Maitag, an dem es Einem so unsagbar bitter und wehmüthig ist, daß man nicht etwas Liebes hat —“

„Aber — Doctor!“ Unwillkürlich rückt sie ein wenig von ihm hinweg.

„Nun, was denn! Als ob nicht Jeder seine schwachen Stunden hätte, wo er sich bemitleidet und neidisch ist auf die, die es besser haben!“

„Und da blieben Sie an dem Pirusstrauch hängen,“ fällt sie rasch ein, „und rissen sich ein regelrechtes Dreieck in Ihr Sommerröckchen.“

„Da ist noch die Narbe.“ Er weist auf eine Stelle in seiner Joppe. „Ich sehe sie mir oft genug an — —“

Plötzlich hebt er den Rand der Joppe und drückt fest seine Lippen darauf. „Mathilde —“ Leise und innig kommt der Ton ihm über die Lippen. Er rückt ihr mit dem Stuhle ein wenig näher. Einen unsicheren, ängstlichen Streifblick wirft sie auf seine bewegten Züge und will sich erheben; er aber ergreift sie am Handgelenk und nimmt ihre leicht widerstrebende Hand in die seinen. „Und dann gingen wir noch einmal in's Haus,“ fährt er mit gedämpfter Stimme fort, „weil Sie meinten, ich könnte nicht mit dem zerrissenen Rock fortgehen, und Sie müßten ihn ausbessern . . . Dies kam mir gerade gelegen — es war mir überhaupt nicht um's Fortgehen, das dürfen Sie mir glauben . . . Und — als wir dann im Wohnzimmer saßen — ganz dicht bei einander, weil Sie ja sonst den Schaden nicht hätten ausbessern können, ohne daß ich den Rock ablegte — — — und ich — an nichts Anderes denken konnte, als daß — ich nur den Arm zu heben brauchte, um —“

Mit einem Ruck entzieht sie ihm die Hand und steht auf.

„Was Sie — da Alles zusammenreden —“ stößt sie aus gepreßter Kehle hervor. Sie steht, das Staubtuch noch in der Hand, zwischen Erwin's Stuhl und dem Fenster, so daß er ihre Gestalt als dunkle Silhouette gegen die Helligkeit sieht. Nur über dem Kopfe wölkt sich das lichte Gekräusel loser, hellbestrahlter Härchen. Hülflos läßt sie die Blicke umher wandern.

„Und Sie, Mathilde, was haben Sie gedacht?“

„Ich — —?“

„Ja — Sie — wie die Nadel auf und ab fuhr durch meinen Rock — und Ihre Finger zitterten —“

„Nein —!“

„Ja! — und Ihr Athem so rasch ging, ich sah es recht gut — an Ihrem Kleide — —“

„Das — war Einbildung —“

Ihre Kniee versagen ihr fast den Dienst; dennoch schleppt sie sich bis zum Ofen und fängt an, ihn abzustauben, mit hastigen, ungleichmäßigen Bewegungen. Sie weiß kaum, was sie thut — sie fühlt nur dumpf, daß sie jetzt irgend etwas arbeiten muß, um gegen die Kraftlosigkeit anzukämpfen, die lähmend ihre Glieder durchschleicht. Aber schon ist er neben ihr und entwindet ihr mit leichter Mühe das Tuch.

„Kommen Sie —“ haucht es dicht an ihrem Ohre, so daß sie den Athem spürt; eine bebende, brennende Hand faßt die ihre. Willenlos läßt sie sich zu ihrem Stuhle zurückführen und sinkt wie gebrochen darauf nieder. Mit stumpfer Angst vor dem Kommenden starrt sie ihm in's Gesicht, mit dem unklaren Gefühl, daß beim nächsten Wort, das er sprechen wird, der Freund für sie verloren ist — so oder so — oder ist es nur die Angst vor sich selber —?

„Sagen Sie doch etwas!“ kommt es heiser über seine Lippen, „sagen Sie, daß ich hier bleiben soll — ich warte ja nur darauf, auf das eine Wort — hören Sie nicht Mathilde? Auf das eine Wort! Wollen Sie — noch mehr — soll ich es Ihnen noch deutlicher sagen, daß —“

Er ist todtenbleich, die Stimme versagt ihm. Noch immer hält er Mathildens Hand, und mit dieser Hand, deren Arm sie mit letzter Anstrengung steif von sich hält, wehrt sie ihn ab — — wie lange? Sie fühlt ihre Kraft erlahmen; einen Blick wagt sie noch auf ihn zu werfen. Auf seiner bleichen Stirn perlen Schweißtropfen; mit der Linken, die das Staubtuch umschließt, macht er eine unsichere Bewegung, um sie zu trocknen . . . Und plötzlich lacht sie auf — laut, hell, herzhaft. Der steif abwehrende Arm löst sich; sie fällt gegen die Lehne ihres Stuhles zurück und lacht, lacht . . . Ihre Augen füllen sich mit Thränen, ihr ganzer Körper schüttelt sich. Erwin läßt ihre Hand fahren und blickt sie verständnißlos an, mit der ganzen beleidigten Ernüchterung desjenigen, den ein plattes Ungefähr aus einer großen, volltönigen Stimmung gerissen hat. Und sie lacht noch heftiger. Diese zornig flammenden Augen unter einer solchen Stirn, über einer solchen Nase! Sie streckt die Hand aus und weist nach dem kleinen Spiegel, der über der Nähmaschine in der Fensternische hängt. Erwin springt auf und blickt hinein. Seine Stirn ist schwarz gestreift, mitten auf der Nase thront ein runder, schwarzer Fleck: nur ein wenig Ofenruß, der sich an dies Staubtuch gehängt hatte — weiter nichts. Aber er begreift die lächerliche Wirkung des Contrastes zwischen seinem Aussehen und der Situation — — mehr noch: er begreift, weshalb sie sich diesem Gelächter so völlig hingibt, körperlich und seelisch — sogar den kleinen Schmerzensrest fühlt er ihr nach, der in diesem erlösenden, befreienden Lachen nicht mit aufgeht. Und er wundert sich über sein Hellsehen mitten in der eigenen Seelenbewegung.

Er zieht sein Taschentuch hervor, um die Flecken zu entfernen. Dabei wirft er einen Blick auf Mathilde, die immer noch lacht. Und er stimmt mit ein, wenn auch etwas gezwungen. Vogue la galère! Er hat ja doch nichts mehr zu verlieren . . .

Nebenan wird es laut. Ein Gähnen, ein Stuhlrücken — gedämpfte Schritte nähern sich der Thür. Ein mittelgroßer, hagerer Mann mit der Gesichtsfarbe der Gelbsüchtigen, schlurft, in einen Schlafrock gehüllt, auf Pantoffeln in's Zimmer.

„Na, ein Bischen länger hättet Ihr mich schon schlafen lassen können!“ sagt er etwas griesgrämig. „Wenigstens laßt mich auch ein Bischen mitlachen. Servus, Doctor! Was haben Sie denn angestellt?“

Mathilde eilt auf ihn zu. „Sieh Dir unseren Doctor nur einmal genau an!“ lacht sie. „Weißt Du, er spielt »schwarzen Peter«, um sich allmählich an den Anblick farbiger Leute zu gewöhnen. Stelle Dir vor, Albert — der Doctor hat allen Ernstes die Absicht, nächstens eine Weltreise anzutreten . . .“

Aus der Hauptstadt.

Coursaal-Anna.

Ort der Handlung: Eine moderne Redaction.

Erste Scene.

Dr. Ohrfeigling: Wie viel Abonnenten hat uns der letzte Sensations-Doppel-Gift- und Raubmord gebracht?

Der Expedient (zuckt traurig die Achseln): Abonnenten keinen — aber 'ne Anklage wegen groben Unfugs!

Dr. Ohrfeigling: Das muß geändert werden. Wenn wir unseren letzten Abonnenten noch lange allein lassen, grault er sich und geht auch ein. Combiniren Sie doch schnell mal 'nen kleinen Lustmord, lieber Kollege!

Der Local-Redacteur: Es gibt kein Verbrechen mehr, das ich nicht schon verübt hätte, um den Abonnenten zu amüsiren. Weder Vater noch Mutter, Frau noch Jungfrau, Kind noch Kegel hab' ich verschont, aber der Abonnent vermehrt sich nicht. Vielleicht wenn er heirathet, daß wir dann nach 'n paar Jahren neue Leser zubekommen —

Expedient: Für den Winter hab' ich Hoffnung, Herr Doctor. Da steigt gewöhnlich der Verkauf von frischer Wurst außerm Hause, und dann braucht man unser Blatt wieder!

Dr. Ohrfeigling: Aber das Käsegeschäft geht dafür zurück . . . Wie wär's, wenn wir den Kreuzberg Feuer speien ließen — oder das Gerücht verbreiteten, der Kronprinz componire Albert Träger's Eisenacher Sang an Eugen — oder ein subalterner Berliner Magistratsbeamter sei an verdorbenem Magen gestorben? Denken Sie sich das Allerunwahrscheinlichste aus? Etwas wird doch endlich ziehen!

Local-Redacteur (düster): Ja, etwas wird ziehen — und zwar der letzte Abonnent!

Expedient: Unser Witzblatt haben wir nun auch eingehen lassen müssen —

Der Feuilleton-Redacteur: Und das war unsere erste glückliche Idee! Wozu auch den Abonnenten, der ja doch keine Alterthümer sammelt, mit Gewalt tiefsinnig machen?

Der humoristische Redacteur: Bitte sehr — das Blatt lag in allen Restaurants aus —

Feuilleton-Redacteur: Um die Gäste zum Trinken zu animiren! Denn so lange sie nüchtern waren, konnten sie über Ihre Witze nicht lachen.

Dr. Ohrfeigling: 's ist komisch — man hält sonst in Berlin so viel von mir —

Expedient: Ja ja — nur nicht Ihr Blatt! Wir haben an die verschiedensten und einander feindlichsten Interessentenkreise Probenummern mit besonderen Prospecten geschickt, an Agrarier und Industrielle, Ramschbazare und Handwerker, Polen und Deutsche — aber alle vergaßen sofort den gegenseitigen Haß und waren einig in der Versicherung, Ihr Journal unter keinen Umständen zu abonniren! (Es klingelt.)

Dr. Ohrfeigling: Rennen Sie, rennen Sie — da ist ein neuer Abonnent! (Local-Redacteur und Expedient aufgeregt ab.) Und daß mir dem Manne sofort ein Gabelfrühstück mit Champagner servirt wird — 'n paar neue Schaftstiefel und meine Sonntagshosen liegen auch noch im Schrank — wickeln Sie sie ihm gleich ein!

Zweite Scene.

Feuilleton-Redacteur: Im Opernhaus wird heute Beethoven's neunte Symphonie gespielt, Herr Chef — wollen Sie darüber schreiben oder soll ein Kunstverständiger —

Dr. Ohrfeigling: Neunte Symphonie? Nu wie heißt! Ich geh immer nur in Premièren! Wenn's noch die zweite Symphonie wär' oder die dritte — aber in die neunte? Nee! Das ist für Sie gut genug, nicht aber für den Chef!

Feuilleton-Redacteur: Hier ist ein Aufsatz über mittelalterliche Zustände in Berlin — wollen wir den bringen?

Dr. Ohrfeigling: Aber gewiß — ich bin ja ein ganz enthusiastischer Liebhaber vergangener Jahrhunderte!

Feuilleton-Redacteur: Weiß wohl — deshalb sieht man Sie jetzt auch alle Abend im Coursaal!

Dr. Ohrfeigling: Coursaal? Hem . . . Coursaal . . . (lächelt selig) Sie bringen mich da auf eine Idee, liebster Kollege, auf eine Idee —

Feuilleton-Redacteur: Aber der Arzt hat Ihnen doch verboten, sich geistig überanzustrengen, Herr Chef!

Dr. Ohrfeigling: Hm! (strenge) Ich muß übrigens bemerken, daß Sie seit einiger Zeit sehr liederlich arbeiten: Alle Berliner Journale enthielten gestern eine ausführliche Statistik des höchsten Lebensalters, nur wir nicht —

Feuilleton-Redacteur: Ich wollte das Ihnen überlassen — Sie kennen ja die Coursaaldamen genauer als ich . . .

Dr. Ohrfeigling: Immer Coursaal! Der Mensch ist wirklich gar nicht so dumm, wie ich aussehe! (Er grübelt angestrengt nach.

Feuilleton-Redacteur: Herr Chef — hier ist 'ne wissenschaftliche Notiz — man hat in Aachen Münzen mit dem Kopfe des Kaisers Titus gefunden —

Dr. Ohrfeigling: Titus! (für sich, schmelzend) Ach die süße, schwarze Kleine von gestern Nacht mit dem Tituskopf! (laut) Titus? Ist das nicht der, der Jerusalem zerstört hat?

Feuilleton-Redacteur: Allerdings!

Dr. Ohrfeigling (wüthend): Schmeißen Sie die Notiz in den Papierkorb — wir bringen grundsätzlich nichts über Antisemiten!

Dritte Scene.

Der letzte Abonnent tritt ein.

Der letzte Abonnent (in schmierigen Proletarierstiefeln): Verzeihen Sie — kann ich vielleicht den geistreichen Herrn Chef unter vier Augen sprechen —

Feuilleton-Redacteur: Unter vier Augen? Das ist unmöglich! Denn wenn Sie den geistreich finden wollen, müssen Sie ein Auge zudrücken! (ab)

Dr. Ohrfeigling: Warum wünschen Sie mit mir allein zu sein? Lieben Sie Einsamkeit so sehr?

Der letzte Abonnent: Selbstverständlich. Wäre ich denn sonst Abonnent Ihrer Zeitung? Uebrigens wollte ich das mir viel zu kleine Journal schon lange abbestellen. Aber Ihr Herr Onkel, mit dem ich im Laufe der letzten Jahre sehr intim bekannt wurde — wir saßen beide in geschlossener Gesellschaft Tag und Nacht zusammen — Ihr Herr Onkel bat mich dringend, Ihnen treu zu bleiben —

Dr. Ohrfeigling: Mein Onkel? (leise) Wie geht's dem Armen?

Der letzte Abonnent: Gut — nur klagte er in der letzten Zeit immer, er habe einen so ungeheuren Schwindel im Kopfe —

Dr. Ohrfeigling: Sollte er schon wieder ein großes Geschäft planen?

Der letzte Abonnent: Ich verdanke Ihrem Herrn Onkel viel. Seine klugen Rathschläge ermöglichen es mir, hierorts schon in den nächsten Tagen ein großes Bankbureau aufzumachen —

Dr. Ohrfeigling: Was Sie sagen!

Der letzte Abonnent: Natürlich mit der Brechstange! Aber trotzdem kann ich nicht länger Ihr Abonnent bleiben. Denn wissen Sie, welch ein Unterschied zwischen Ihrem Blatte und einem alten Rhinoceros besteht?

Dr. Ohrfeigling: Ein Unterschied zwischen meinem Blatte und einem Rhinoceros? Ich wüßte keinen!

Der letzte Abonnent: Das alte Rhinoceros ist unverwundbar, Ihr Blatt aber unverwendbar! Da lese ich ja einen Schundroman lieber als Ihre Zeitung! (wirft die Abonnementsquittung auf den Tisch) Und nu attjeh — draußen wartet die Coursaal-Anna schon auf mir! (ab)

Dr. Ohrfeigling (für sich): Schundroman? Coursaal-Anna? Heureka! Ein Wink des Schicksals! Ich habe den Reißer gefunden! (schreit) Johann! Sofort in den Productenkeller nebenan — kaufen Sie alles, was an Romanmakulatur zu haben ist! Eugène Sue, Paul de Kock, Balzac, Scharfrichter von Berlin, Bleiche Frau von Mainz . . . Und 'ne scharfe, neue Scheere bringen Sie mit! So einen Roman zu dichten, macht kolossal viel Scheerereien!

Feuilleton-Redacteur (stürzt herbei): Was hör' ich? Sie wollten wirklich —

Dr. Ohrfeigling (mit Größe): Wie Balzac sage auch ich: Der Vorwurf der Unmoralität, der noch keinem muthigen Schriftsteller erspart blieb —

Feuilleton-Redacteur: Schriftsteller? Sind Sie aber eingebildet, Herr Doctor!

Dr. Ohrfeigling: Und wenn Sie mir eine besondere Liebe thun wollen, Theuerster, dann erzählen Sie im Kaiserhof unterm Siegel des strengsten Geheimnisses, Paul Lindau hätte den Reißer geschrieben!

Feuilleton-Redacteur: Armer Paul! Jetzt werden auch Deine erbittertsten Feinde Mitleid mit Dir haben müssen und Dir Alles verzeihen!

Verwandlung.

Landschaft vor einer Selterwasserbude.

Vierte Scene.

Dr. Ohrfeigling: Also Sie verkaufen kein Exemplar, unter keiner Bedingung, verstanden? Wer auch kommen und das Blatt fordern mag, Sie weisen ihn mit den großen Worten: „Alles bestellt! Ausverkauft!" zurück!

Die Sodanymphe: Es kommt ja aber gar Keiner —

Dr. Ohrfeigling (listig): Wird schon werden! Wir haben's uns ein Stück Geld kosten lassen, Kleine — gleich nach sieben Uhr treten die ersten Reklamekäufer auf, jeder Mann für drei Mark, die streifen alle Selterwasserbuden Berlins ab und verlangen die Coursaal-Anna —

Die Sodanymphe: Alte Idee!

Dr. Ohrfeigling (geschmeichelt): Aber doch „Idee", nicht wahr? Sie sind die erste, die mir das sagt, Cavalierswort! Und solch eine Schmeichelei aus so süßem Munde — dreihundert Mark Belohnung, wenn Sie das wiederholen, reizendes Kind! (neigt sich zu ihr, Schall und Knall, Dr. Ohrfeigling sieht plötzlich unheimlich wohl und roth im Gesicht aus).

Die Sodanymphe: Siehst Du, mein Junge! Deine Backpfeifen hast Du weg! Verdient hast Du sie schon lange, Du Protz!

Fünfte Scene.

Erster Reklamekäufer (aus der Ferne, vorsichtig): Is noch 'ne Coursal-Anna zu haben?

Die Sodanymphe: Alles bestellt! Ausverkauft!

Der Reklamekäufer (tritt aufathmend näher): Gott sei Dank! Ich dachte schon, 's wär' am Ende doch ein Reinfall, und daß er auf die Weise an uns arme Kerle den Schund loszuwerden sucht!

Dr. Ohrfeigling: Schund? Erlauben Sie! Ich bin der Dichter von's Ganze!

Der Reklamekäufer: Mein Gott — was werden Ihre armen, unschuldigen Eltern dazu sagen!

Dr. Ohrfeigling: Berlin ist mir dankbar, wenn ich ihm hin und wieder solche Romane schreibe —

Der Reklamekäufer: Hin und wieder? Das heißt, Sie bringen die Romane Morgens in die Trinkhallen hin und kriegen sie Abends in die Expedition wieder?

Dr. Ohrfeigling: So mein' ich das nicht — verstehen Sie mich recht: ich schreibe nur ab und zu —

Der Reklamekäufer: Ab wohl — aber zu? (Entfernt sich.)

Fünfte Scene.

Zweiter Reklamekäufer (schleicht sich scheu an die Bude heran, rennt dann mit Sturmschritten entsetzt an ihr vorüber, schreit) Ist noch 'ne Coursaal-Anna zu haben? (und verschwindet hintergrundwärts in rasender Eile.)

Sechste Scene.

Ein harmloser Greis (Stammgast): Geben Sie mir ein Glas mit, Fräulein!

Dr. Ohrfeigling (eifrig): Mit Coursaal-Anna, nicht wahr, mein Herr? Ich bin nämlich der Dichter davon!

Der harmlose Greis: Ah — Sie! Sind noch so jung und tragen sich doch schon mit Todesgedanken?

Dr. Ohrfeigling: Wie so?

Der harmlose Greis: Ich hab's an Ihrem Roman gemerkt — der ist zum Sterben langweilig. (Ab.)

Siebente Scene.

Gigerl: Eben aus der bayrischen Alp heimgekehrt, Fräulein! Hab' Ihnen auch 'n schönes Andenken mitgebracht, eine Rarität ersten Ranges! Schau'n Sie sich dies Juwel nur 'mal an! 'ne größere Seltenheit haben Sie wohl noch nie gesehen?

Die Sodanymphe: Na aber gewiß! Gestern Morgen kam Jemand, der kaufte sich für sein eigenes Geld die Coursaal-Anna — na, und etwas Selteneres gibts auf der ganzen Erde nicht!

Gigerl (mit einem bezeichnenden Blick auf Dr. Ohrfeigling): Sie sind heut ganz anders als sonst — paßt Ihnen Jemand in der Gesellschaft nicht? Wirklich, Sie ziehen ja 'n Gesicht, so sauer, als ob Sie auf Kohlen stünden?

Die Sodanymphe: Das kommt eben von der Kohlensäure!

Gigerl (taumelt).

Dr. Ohrfeigling (rast vor Entzücken): Famoser, famoser Witz! Ne hören Sie — auf den Witz hin gründe ich mit meinem Verwandten morgen sofort ein neues, täglich erscheinendes Blatt für Humor und Satire! Wir Beide haben ja auch viel weg — die Leute lachen über uns — aber so etwas —

Achte Scene.

Dr. Eisenbart (hastig): Sofort eine Coursaal-Anna — sofort!

(Die Sodanymphe und Gigerl stehen starr. Ohrfeigling umarmt den Doctor. Gruppe.)

Die Sodanymphe: Aber erklären Sie mir — was wollen Sie damit — wie ist es nur möglich —

Dr. Eisenbart: Ganz einfach! Vorzügliches Mittel gegen Podagra! Kollege von mir liest gestern seiner Frau den Roman vor, zufällig sitzt ein seit zwanzig Jahren von der Gicht geplagter Greis im Wartezimmer und muß den grenzenlosen Blödsinn mit anhören. Nach kaum fünf Minuten nimmt er beide Krücken untern Arm, stürzt aus dem Zimmer, galoppirt die Treppe hinunter, so schnell er kann, und ist bis jetzt noch nicht wieder eingefangen! Also her mit der Coursaal-Anna — die ist offizinell!

Dr. Ohrfeigling (vor Rührung weinend): Mein Herr — gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle —

Dr. Eisenbart: Also der sind Sie! Freut mich, freut mich ungemein! Bin ja Gratis-Abonnent! Ach, Herr Chefredacteur, Ihnen verdank' ich so manche freie Stunde! Wenn ich ein gutes und anständiges Blatt habe, dann lese ich's nämlich immer sehr aufmerksam, und das verschlingt riesig viel Zeit! Da hab' ich mich denn ausschließlich auf Ihr Journal abonnirt, und nun, verlassen Sie sich darauf, nun lese ich keine Zeile mehr!

Neunte Scene.

Director Cochon (eilt auf Ohrfeigling zu): Nein, das ist aber nett, daß ich Sie hier treffe, liebstes Doctörchen! Hab' 'ne feine Idee für Sie! Quälen Sie sich doch nicht mit der faulen Coursaal-Anna; ich weiß viel was Besseres!

Dr. Ohrfeigling: Und das wäre?

Director Cochon: Wir engagiren 'ne wirkliche Anna und stellen sie als „lebendes Bild" in Ihrer Redaction auf. Jeder Leser kann sie nach Vorweisung der Abonnementsquittung täglich eine Viertelstunde lang besichtigen. Glauben Sie mir, das gefällt Ihrem Publikum viel mehr und wirkt ganz anders als all Ihre geschriebenen Schw.....n!

Caliban.

Gegen die Kunstmedaille.

„Das ist der Doctor Börne, der gegen die Schauspieler schreibt." So erklärte man einst in Frankfurt dem jungen Heinrich Heine, als man ihm den damals noch unberühmten Mann zeigte. Die Anschauung von dem Berufe der Kritik ist seither keine andere, keine höhere geworden. Man muß mit dem Kollegen Börne, wenn man für die gute Sache eintritt, es sich immer noch gefallen lassen, daß die klugen Leute mit schadenfrohem Lächeln und bedeutungsvollem Aeugeln sich zuflüstern, gegen welche Person man dieses Mal geschrieben habe. Es scheint den nüchternen Menschlein dieses Säculums völlig das Verständniß dafür abzugehen, daß einem die Sache am Herzen liegen könnte — und gar die Sache der Kunst.

Man kann nicht jedes Mal sich ausdrücklich gegen diese Auffassung verwahren. Heute aber möchte ich es doch, wenn ich über die Kunstmedaille spreche. Die Frage ist durch ein bestimmtes Ereigniß in den Vordergrund des Interesses gerückt, und da liegt es wieder einmal besonders nahe, was im Allgemeinen darüber gesagt wird, hartnäckig auf den einzelnen Fall zu beziehen.

Der Kaiser hat der Commission, welche die Liste für die Vertheilung der Medaillen aufstellt, den Wunsch zu erkennen gegeben, daß Frau Vilma Parlaghy die große goldene erhalte. Ob Frau Parlaghy eine solche Auszeichnung verdient, ob sie im Besonderen für das Kaiserportrait sie verdient, das ist vollkommen gleichgültig, so gleichgültig, daß auch nicht mit einem Worte davon die Rede sein sollte. Nehmen wir ruhig an, sie sei würdig der großen Ehre, erzwürdig! Dann wird sich am klarsten herausstellen, was die Sache an sich zu bedenken gibt.

Wie ist ein solcher Eingriff des Monarchen, wie ist unter Umständen, wenn nämlich die Commission standhaft sich weigert, dem Wunsche nachzugeben, ein Conflict überhaupt möglich?

Die Medaille wird im Namen des Kaisers, in seiner Eigenschaft als König von Preußen, verliehen, die Commission hat nur das Vorschlagsrecht. Bei dieser Lage der Dinge sind die beiden Möglichkeiten, von denen ich sprach, eigentlich immer vorhanden gewesen. Nur wurden sie nicht zu Wirklichkeiten, so lange die Herrscher, wie sie auf politischem Gebiete gewohnt waren, sich begnügten, die Beschlüsse der am Ende immer doch verantwortlichen Rathgeber zu bestätigen. Im Stillen mag ja trotzdem hier und da einem Wunsche nachgegeben worden sein.

Das ist nun anders geworden. Kaiser Wilhelm II. hat, was im Gegensatz zu der lauen Gleichgültigkeit unserer Gesellschaft nur auf's Freudigste zu begrüßen ist, ein durchaus persönliches Verhältniß zur Kunst. Er hat starke Neigungen und Abneigungen, aus denen er in seiner energischen Art gar kein Hehl macht, die er vielmehr, wo irgend sich die Gelegenheit bietet, sehr deutlich zu erkennen gibt. Er nimmt auch in dem Kampfe auf diesem Gebiete offen Partei und sucht, wie jeder von uns, für seine Anschauung zu wirken. Wie in politischen Dingen, so sind auch hier seine Aeußerungen fast immer interessant und anregend, gerade dadurch, daß sie, wie das ja bei ihrer Subjectivität nicht anders möglich ist, meist den Widerspruch herausfordern. Die Debatten darüber sind dann, da seine Worte weithin gehört werden, der allgemeinen Theilnahme sicher.

Eine ganz andere Frage aber ist es, inwieweit in einem constitutionellen Staatswesen der persönliche Geschmack des Monarchen auf die verantwortlichen Beamten und damit auf die staatliche Kunstpflege Einfluß haben darf. Daß Kaiser Wilhelm einen solchen Einfluß wünscht, vielleicht für selbstverständlich hält, ist bei seiner Auffassung von der Stellung des Herrschers nicht wunderbar, kann aber die Beamten, oder in dem Falle der Medaille die betreffenden Künstler, die ja der Oeffentlichkeit gegenüber verpflichtet sind, nach eigenem besten Wissen und Gewissen zu entscheiden, nicht hindern, darüber anderer Meinung zu sein. Sie dürfen gegen ihre Ueberzeugung so wenig sich fügen wie der Richter, der ja auch „im Namen des Königs" und doch nur nach eigenem Ermessen seinen Spruch abgibt.

Es scheint aber, daß man sich hier wie auf anderen Gebieten gescheut hat, dem Kaiser gegenüber diese Auffassung zu vertreten, obwohl sie doch durchaus nicht gegen die Achtung verstößt, die dem Monarchen gebührt, und obwohl doch gerade Wilhelm II. für diese Auffassung, die ja die altpreußischen Beamten lange vor der Constitution hatten, zuerst Verständniß haben wird. Wenn er natürlich nur immer sklavischen Gehorsam findet, kann er ja unmöglich wissen, daß seine Beamten gegen ihr eigenes Urteil handeln. Deshalb gewinnt die Medaillenaffaire eine viel größere Bedeutung, als sie an sich haben würde: zum ersten Male trifft Kaiser Wilhelm auf einen energischen Widerspruch der Verantwortlichen, seinem Wunsche ihre Ueberzeugung zu opfern. Die Commission wird, das ist trotz aller Vertuschungsversuche klar, Frau Parlaghy nicht auf die Liste setzen. Es bleibt abzuwarten, ob der Kaiser nun, wie im Jahre 1888 im Falle des Herrn Saltzmann die Medaille trotzdem ertheilen wird.

Wie dieser Conflict auch enden möge, es ist deutlich geworden, daß die ganze Einrichtung mit ihrer Unklarheit der Competenzen sich nicht halten läßt. Es muß dem Künstler und dem Publikum Klarheit darüber gegeben werden, wer denn eigentlich nun die Medaille verleiht, ob sie eine Auszeichnung ist, die der Monarch wie etwa einen Orden nach eigenem Urtheil gibt, oder ob sie ein Ausdruck der Schätzung durch die Kunstgenossen ist. Eines von beiden kann sie nur sein, und welches sie nun sein soll, darüber darf schon deshalb ein Zweifel nicht bestehen, weil sie in beiden Fällen eine ganz verschiedene Bedeutung hat. Für den, der sie empfängt, ebensowohl wie für das Publikum, so weit es überhaupt sich durch solche Dinge in seinem Urtheil bestimmen läßt. Gunst oder Verdienst? Die Frage ist jetzt einmal gestellt und muß klipp und klar und ein- für allemal beantwortet werden. Das ist das Erfreuliche an der Sache.

Nur eine Möglichkeit gibt es, diese Entscheidung zu vermeiden: man sieht überhaupt, für dieses Jahr und damit zugleich für alle Zukunft,

von der Vertheilung von Medaillen ab. Und es fragt sich sehr, ob dieser Ausgang nicht auch in anderem Betracht sehr wünschenswerth wäre.

Nachdem die Salons der Jungen in Paris und München bewiesen haben, daß sie sehr gut und ohne daß die Betheiligung darunter leidet, auf die Medaille verzichten konnten, liegt der Gedanke doch eigentlich sehr nahe, dem ganzen häßlichen Intriguenspiel, das sich alljährlich bei der Prämiirung wiederholt, mit kurzem Entschluß ein Ende zu machen. Wenn es nur irgend möglich wäre, daß immer die Würdigsten die Auszeichnung erhielten, ja wenn nur die Juroren selbst diese Möglichkeit behaupten könnten, man dürfte sich für ihre Beibehaltung entschließen. Aber es ist nicht möglich. Ja, ohne daß sie deshalb die schlimme Absicht zu hegen brauchten, die Juroren versuchen nicht einmal mehr, die an sich Würdigsten zu finden. Da hindert zunächst schon die Rücksicht auf das Ausland, ohne das man doch selbst in Berlin schließlich nicht immer auskommen kann. Davon, daß ein besonders berühmter Meister seine Betheiligung oft davon abhängig macht, daß ihm von vornherein eine Medaille zugesichert wird, will ich noch nicht einmal reden. Es mag ein Ausnahmefall sein. Aber das Andere, daß jeder fremden Künstlerschaft eine Anzahl Medaillen gegeben werden müssen, ist einfach die Regel. Mögen die Arbeiten noch so minderwerthig sein, sie werden ausgezeichnet, während viel bessere heimische Künstler leer ausgehen. Und das kann auch niemals geändert werden. Da hindert zweitens die Rücksicht auf die Anciennität. Man muß schon öfter ausgestellt, schon einen gewissen Namen sich erworben haben, bevor man nur in Betracht kommt. Und da passirt es häufig genug, daß die Jury sich etwas verspätet und den Künstler erst dann auszeichnet, wenn seine Arbeiten schon schwächer zu werden beginnen. Es ist komisch, wenn die Künstler von einem sagen: „Der X. wird immer schlechter, der ist nun bald medaillenreif.“ Aber wenn man immer und immer durch die Erfahrung belehrt wird, daß die Prophezeihung eintrifft, dann hört man auf, darüber zu lachen. Da hindert zum dritten die Gegnerschaft den Juroren gegen Genossen, die andere Ziele verfolgen. Man kann von dem Künstler hier Objectivität nicht einmal verlangen. Da hindert zum vierten und am meisten die übergroße Anzahl der Bewerber. Es sind schließlich so viele völlig Gleichberechtigte da, daß die letzte Entscheidung doch durch persönliche Beziehungen herbeigeführt wird. Daß ich, wenn Müller und Schultze denselben Anspruch haben, dem mir Bekannten den Vorzug gebe, ist nicht einmal tadelnswerth. Und deshalb die Intriguen, deshalb die Versuche, persönliche Theilnahme zu erwecken, sich an die Maßgebenden heranzudrängen.

Das Höchste, was bei solcher Lage der Dinge sich erreichen läßt, ist, daß kein Unwürdiger die Auszeichnung erhält. Und ist das ein Ziel, des Schweißes der Edlen werth? Die mindeste Ungerechtigkeit aber ist, daß von zehn gleich Würdigen neun vernachlässigt werden müssen. Und das Merkwürdigste ist, daß eigentlich Niemand auf der Welt ein Interesse hat, daß die Einrichtung bestehen bleibt. Ein ernsthaftes Interesse wohl verstanden, denn das Relief, das die Medaille ja immerhin gibt, und die Juryfreiheit mögen ja für den glücklichen Eigner ganz angenehme Dinge sein. Weitergehende Wirkungen aber hat sie nur in den „befriedigenden Geschichten“ unserer Familienblätter, wo sie dem Künstler Ruhm, Reichthum und eine Frau verschafft. Wohl aber bringt sie der Kunst Schaden. Der Ehrgeiz des Künstlers wird auf ein falsches Ziel hingelenkt: der Drang, sich bemerkbar zu machen, der schon durch die Ausstellungen an sich geweckt wird und zum Sensationellen ihn treibt, wird durch sie noch mehr gesteigert. Er nimmt Rücksicht darauf, was die Maßgebenden gern sehen. Und was die Juryfreiheit der Ausgezeichneten für Folgen hat, davon legt jede Ausstellung keineswegs erfreuliches Zeugniß ab. Und für den Künstler dürfte es auch eine würdigere Beschäftigung geben, als in demüthigenden Bittgängen gnädige Fürsprach sich zu erbetteln oder die Stimme eines der Maßgebenden.

Die es angeht, sollten, da nun einmal die Frage angeregt ist, ernstlich erwägen, ob es nicht am besten wäre, dem Vorgange der Jungen zu folgen und die Medaillen ganz zu beseitigen. Lassen wir sie den glücklichen Fabrikanten des besten Cacao und des vollendetsten Fettpuders! Warum soll der Künstler die Art der Belohnung mit diesen Leuten theilen? Wenn sie aber durchaus bestehen soll, dann hat sie nur einen Sinn, wenn die Jury der Sachverständigen sie verleiht. Hat doch der Kaiser auch ohne sie Mittel genug, dem Künstler, der ihm zu Danke schafft, seine Gnade zu beweisen.

Fritz Stahl.

Offene Briefe und Antworten.

J. V. Scheffel, seine Frau und seine Verleger.

Verehrliche Redaction!

Auf den Artikel „Aus den Erinnerungen eines Kunstfreundes“ in Nr. 38 Ihres Blattes erwidern wir zur Steuer der Wahrheit, daß Scheffel niemals um das Eigenthumsrecht des „Trompeters“ zu kämpfen gehabt hat; im Gegentheil hat der Verleger, nachdem die Gangbarkeit des Buches sich erwiesen hatte, aus freien Stücken eine Honorarerhöhung eintreten lassen. Der „Trompeter“ ist erstmals im Metzler'schen Verlage erschienen und später bei Trennung der Theilhaber dieser Firma mit den übrigen Scheffel'schen Werken in unseren Verlag übergegangen. Scheffel's Verkehr mit dem verstorbenen Adolf Bonz, dem Gründer unserer Firma, welcher sein Studiengenosse war, ist von Anbeginn, sowohl als Theilhaber von Metzler, als auch später im eigenen Verlag stets ein eng freundschaftlicher gewesen, und diese Freundschaft hatte sich auch nach dem Tode von Adolf Bonz auf den Sohn, den jetzigen Besitzer der Firma, Alfred Bonz, übertragen. Wie es scheint, liegt hier eine Verwechselung mit „Ekkehard“ vor, der erstmals bei Meidinger erschien, mit welchem Scheffel übrigens niemals befreundet war, und später an Otto Janke in Berlin überging. Mit letzterem hat der Dichter um das Eigenthumsrecht dieses Buches allerdings längere Zeit Prozeß geführt.

Bemerken möchten wir ferner, daß das Urtheil Friedrich Pecht's über Frau von Scheffel in keiner Weise zutrifft. Die Dame hat unseres Wissens niemals eine norddeutsche Erziehung genossen, da sie sich in ihrer Jugend in Stuttgart und München aufhielt. Trotz ihrer aristokratischen Herkunft besitzt die Gattin des Dichters ein gut bürgerliches Wesen, was jeder, der mit ihr in Berührung gekommen, bestätigen wird, und was vor Allem wir selbst in Folge langjährigen geschäftlichen Verkehrs bezeugen können.

Hochachtungsvoll

Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.

Notizen.

Die eigenhändigen Briefe König Karls XII. Gesammelt von Ernst Carlson. (Berlin, G. Reimer.) Der schwedische König gehört zu den in der Geschichte schwankenden Charakterbildern, und diese Sammlung von über 300 Briefen ist ganz dazu angethan, unser Urtheil über ihn zu beeinflussen und sein Wesen zu erklären. Während er in seiner Heimath zeitweilig als ein idealer Volksheld gefeiert wurde, hat ihn Johannes Scherr geradezu als verrückt, „ein König-Narr“ erklärt, ja sogar sein berühmtester Biograph Voltaire nannte ihn nachmalig un fou extraordinaire qui se battait comme Don Quichotte contre des moulins à vent. In diesen Briefen wird uns manche Seite seines verschlossenen Wesens klar und sogar sympathisch, seine Pflichttreue, die Liebe zu seinen Schwestern sein Sinn für Freundschaft und Dankbarkeit, seine Mäßigkeit und Tapferkeit, sein Rechtssinn und ein gewisser humoristischer Zug; dafür zeigt er sich aber auch wieder mißtrauisch und zumal den Polen gegenüber grausam und barbarisch, denn die für apokryph gehaltenen Briefe an Rhensköld sind unstreitig echt.

Die Lösung der sozialen Frage. Von L. B. Hellenbach. (Leipzig, Mutze.) Der verstorbene Baron Hellenbach, der bekannte Philosoph und Spiritist, plaudert hier amüsant und originell über die „unheimliche“ Wissenschaft der Nationalökonomie, die ihm widerwärtige Sozialdemokratie und jene „Strolche, die durch Raub und Mord die Welt reorganisiren wollen“. Freilich ist er selbst nicht so frei von Vorurtheilen, als er sich einreden will, und manche seiner Ansichten klingen verwünscht junkerlich. Seine Lösung der sozialen Frage ist ebenfalls etwas antiquirt: dem Kinderlosen wird die Menschheit als Erbe gesetzt. Aus den Zinsen dieser kolossalen Erträgnisse werden humanitäre Anstalten gegründet und erhalten. Sollte der Staat ablehnen, so könnte ein Verein, etwa ein Deutscher- oder Johanniterorden, seine Mitglieder verpflichten, ihr Vermögen der „Menschheit“ testamentarisch zu vermachen. So einfach und bescheiden!

Baltisches Dichterbuch. Von Emile Jeannot Freiherrn von Grotthuß. (Reval, Fr. Kluge.) „So lange wir unsere Sprache haben“, singt der provenzalische Dichter Mistral, „haben wir den Schlüssel zu unserer Freiheit in Händen.“ So können auch die verfolgten baltischen Brüder sagen, denen die russische Regierung Freiheit und Recht, Schule und Universität, Presse und Theater nehmen kann, aber nicht das deutsche Herz und die deutsche Sprache. Und sie haben auch eine eigene Literatur und ein Dichtergeschlecht, das treu am deutschen Wesen hängt seit Alters her. Der livländische Freund Goethe's Jakob Lenz, dessen Aufschwung die gemeine Noth hinderte und der Wahnsinn lähmte, der edle Herder, Hamann der Magus des Nordens, Hippel, der Weimaraner Garlieb Merkel, in neuerer Zeit Julius Eckardt, der Historiker Schirren, Hehn, Maurice Reinhold von Stern, — alles tüchtige Männer von deutscher Art und Zierden deutschen Schriftthums. Wir begrüßen daher Grotthuß' Werk, das die Dichter der Ostseeprovinzen vom 13. Jahrhundert bis auf die Gegenwart im Zusammenhange betrachten und uns näher bringen will. Die fleißig aufspürende und feinsinnig wählende Anthologie bietet auch werthvolles biographisches Material, und mehr als ein Vergessener und Verschollener kommt hier wieder zu Ehren. Lenz, der wahrscheinlich nicht nur dichterisch, sondern auch in der Liebe Goethe's Nebenbuhler sein durfte, ist im Bilde dem Titel vorgesetzt, und seine Lieder bezeichnen unstreitig den poetischen Höhepunkt dieser Anthologie, wie viel Schönes auch sonst darin ausgestreut ist. Im Allgemeinen sind die Balten keine heiteren und glücklichen Sänger, sondern von schwermüthiger Sinnesart, oft sogar etwas schwerfällig, voll didactischer Grillen und Gedankenüberfracht. Das Beste leisten sie in der Naturschilderung, wo der Charakter des Landes sich mit seinen beschaulichen Winterstimmungen wiederspiegelt. Die oft mit lettischen und esthischen Wendungen durchsetzten Dialekte sind schwer verständlich, doch haben sie in Joh. Jak. Malm und Rud. Seuberlich zwei Humoristen, die mit ihren Figuren und Stoffen aus dem bäuerlichen Alltagsleben an unseren Reuter erinnern. Wir empfehlen das schön ausgestattete Buch.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Pfizer, G., Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Preis 75 Pfg.

Somogyi, Ed., Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Preis 3 Mk.

Tkalac, E. J. von, Jugenderinnerungen aus Kroatien. Preis 4 Mk. 50 Pfg.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen

von

H. Steinthal, Dr.

Professor für allgem. Sprachwissenschaft a. d. Univ. Berlin.

4 ℳ 80 ₰.

geläufige

Das Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Z. ist ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird . . . Seine dichterischen Personen halten auch Reden (wie in Heyse's Merlin), aber was sie sprechen ist Handlung. . . . Ueberall herrscht jene Objectivität, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. Der Dichter hält sein Urtheil sorgfältig zurück, denn er will nicht entscheiden, sondern der Leser soll das Urtheil fällen und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatsachen geknüpften Motivirung, daß über die Nothwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann. **Grenzboten.**

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen. **Blätter für literarische Unterhaltung.**

. . . Wenn sich wirklich beobachtetes Leben von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, als wir es hier erblicken, den Anforderungen der gestaltenden Kunst gemäß geordnet und verbunden findet, so verdient derjenige, der dies bewirkte, in Wahrheit den Namen eines Dichters. **Fränkischer Kourier (Martin Greif).**

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid. **Barmer Zeitung.**

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat. **Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).**

. . . Der vom Verf. aufgestellte Gegensatz zwischen dem Unwerth der wüsten Spekulation und dem sicheren Untergrund der soliden Arbeit äußert immer wieder kräftige Anziehung, besonders wenn er wie hier in einem das Zeitbild geschickt wiedergebenden Vorgang und in Menschen geschildert ist, die wirkliches Leben in sich tragen. Der Roman ist so unterhaltend als belehrend. **Hamburger Nachrichten.**

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Abonnement

auf das

IV. Quartal 1894.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer 40 beginnt das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 13. October 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Kampf um die allgemeine Volksschule. Von einem preußischen Schulmann. — Das Problem der Luftschifffahrt. Von Hofrath Prof. Ludwig Boltzmann (Wien.) — Ein Roman des Wunderglaubens. (Zola's „Lourdes".) Besprochen von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** Le roi se revanche. Von Gustav Beßnard (Stuttgart). — **Aus der Hauptstadt:** Ober-Feuerwerk. Von Caliban. — Herbstausstellungen. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der Kampf um die allgemeine Volksschule.

Von einem preußischen Schulmann.

Dem Programm der Freisinnigen Volkspartei und dem Parteitage in Eisenach, so wenig practische Bedeutung sie im Uebrigen haben mögen, gebühren das Verdienst, die Frage der allgemeinen Volksschule einmal wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt zu haben. Es hatte sich um die Frage: ob diese Forderung in das Parteiprogramm gehöre oder nicht? — besonders in der linksstehenden Tagespresse ein lebhafter Streit entsponnen. Das Organ des Herrn Eugen Richter sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen: die allgemeine Volks- oder Einheitsschule käme dem Bestreben entgegen, die Bildung zu uniformiren und zu schablonisiren; die Eltern dürften nicht gezwungen werden, ihre Kinder in die Volksschule zu schicken; es sei vielmehr wünschenswerth, daß das Privatschulwesen in Zukunft noch weit mehr als bisher den öffentlichen Schulen Concurrenz mache u. s. w. Ja, Herr Richter suchte sogar in der stockconservativen und ultramontanen Presse nach Bundesgenossen und citirte triumphirend die verdammenden Urtheile der „Kreuzzeitung" und der „Corresp. für Centrumsblätter". Die gegnerischen Blätter, besonders die pädagogische Presse, verlangten mit Entschiedenheit die Aufnahme dieser Forderung in das Programm, nannten einen Liberalismus, der das Prinzip der allgemeinen Volksschule nicht anerkennt, unwahr und unecht, „ohne Freundschaft für das unbemittelte Volk". Inzwischen mehrten sich innerhalb der Partei die Kundgebungen für die Einheitschule; ein Verein nach dem anderen trat für die Forderung ein; besonders den Anhängern der Volkspartei in Süddeutschland, wo (z. B. in Bayern und Baden) die allgemeine Volksschule bereits existirt, erschien der Widerstand Richter's unbegreiflich. So lagen denn auch auf dem Parteitage in Eisenach zahlreiche Anträge vor, die theils nur Beseitigung der Vorschulen, theils Aufbau des gesammten Unterrichtswesens auf Grund der Einheitschule verlangten. Herr Richter setzte seinen Willen durch, indem er einfach die Cabinetsfrage stellte: entweder das Programm, wie die Commission es vorgeschlagen, oder — eine Freisinnige Volkspartei ohne Eugen Richter. Das zog: die Opposition klappte zusammen.

Nun ist es für die Sache völlig belanglos, ob eine Partei, die längst ihre Rolle ausgespielt hat, die Forderung der allgemeinen Volksschule vertritt oder nicht. Die Freunde dieses Gedankens thaten überhaupt nicht wohl daran, die Frage der allgemeinen Volksschule zu einer Parteifrage zu machen. Was ferner bei diesem Kampfe auffiel, ist der Umstand, daß man in der politischen Presse über den eigentlichen Kern der Frage herzlich schlecht orientirt war.

In der That ist die allgemeine Volksschule keine Parteifrage im üblichen Sinne, sondern eine Frage von höchster sozialpolitischer Wichtigkeit. Dies schon vor 300 Jahren erkannt zu haben, ist das Verdienst eines Mannes, dessen Name kein Gebildeter ohne die Empfindung tiefster Verehrung aussprechen sollte: das Verdienst des Comenius. Dieser große Pädagoge hat als Erster den einheitlichen, organisch gegliederten Plan einer Nationalschule aufgestellt. Er hat verlangt, daß die ganze Jugend der Nation ohne Unterschied des Standes und der Confession vom sechsten bis zwölften Lebensjahre eine allgemeine und gleichartige Bildung und Erziehung in der Muttersprachschule, die unserer heutigen Volksschule ungefähr entsprach, empfangen solle; an diese Schule schloß sich nach seinem Plan erst das Gymnasium an. Daß ihn hauptsächlich soziale Gründe zu dieser Forderung veranlaßt haben, hat er in folgenden Worten ganz klar ausgesprochen: „Es müssen Alle bis dahin zusammengeführt werden, bis wohin sie zusammen geführt werden können, damit sie sich gegenseitig anregen, anstacheln, beleben, und Alle zu allen Tugenden, auch denen der Bescheidenheit, Eintracht, gegenseitigen Dienstbarkeit gebildet und herangezogen werden; darum darf man sie nicht frühzeitig von einander trennen, damit nicht einigen Wenigen dazu Gelegenheit gegeben werde, sich selbst mehr als Anderen wohlgefällig zu sein und die Uebrigen neben sich zu verachten." Noch aus einem anderen Grunde hielt Comenius eine erste gemeinsame Erziehung der Jugend für nothwendig; er sagt: „Schon im sechsten Lebensjahre eines Kindes bestimmen zu wollen, ob sich dasselbe zu einem practischen Berufe, zu einem Handwerk oder zu wissenschaftlichen Studien eignet, scheint mir höchst übereilig zu sein. Denn weder die Kräfte des Geistes, noch Lust und Neigung lassen sich in dieser Zeit erkennen; später wird Beides besser der Fall sein."

Gleich Comenius hatte auch Pestalozzi, den das Elend des Volkes zum Volkserzieher machte, die „allgemeine Vorbildung aller Menschen zum reinen Menschheitsideal" den Zweck der Erziehung genannt. In der allgemeinen Volksbildung sahen Beide einen Weg zur Hebung des sozialen Elends. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in den Grundanschauungen der beiden größten Pädagogen der Vergangenheit die Forderung einer allgemeinen Volksschule im heutigen Sinne des Wortes im Keim bereits vorhanden war. „Sie müßten," sagt Schulinspector Scherer in Worms in seinem auf dem 9. deutschen Lehrertage gehaltenen Vortrage über diesen Gegenstand, „consequent ihrer Welt- und Lebensanschauung heute die allgemeine

Volksschule als die Schule fordern, in welcher die ganze Jugend des Volkes ohne Rücksicht auf Stand und Confession die Grundlage der Volksbildung zu erhalten hat."

Diese Consequenz wurde denn auch gezogen, sobald im Anfang unseres Jahrhunderts unter dem Druck der Fremdherrschaft der nationale Gedanke wieder im Volke lebendig wurde und Aller Blicke auf die Volksbildung als den Rettungsanker gerichtet waren. In dem auf königlichen Befehl von Süvern im Jahre 1819 veröffentlichten Schulgesetzentwurf heißt es: „Die Schule gliedert sich bis dahin, wo die Thätigkeit der Universität beginnt, in drei Stufen: die allgemeine Volksschule, die allgemeine Stadtschule und das Gymnasium." Und es wird ausdrücklich betont, daß diese drei „eine einzige, organisch verbundene Anstalt zur nationalen Schulerziehung" bilden sollen. — Möchten sich das diejenigen merken, welche die Idee der allgemeinen Volksschule als eine moderne demokratische oder gar sozialdemokratische Forderung zu verschreien lieben!

Die Reaction natürlich konnte mit dieser Idee nichts anfangen. Nun war — nach 1840 — die alte Kirchenschule des 17. und 18. Jahrhunderts wieder vollständig ausreichend für die Jugend des Volkes. Mit der Zurückschraubung des Volksschulwesens ging die Gründung von Vorschulen für die Kinder besserer Stände Hand in Hand; denn die kümmerliche Kirchenvolksschule konnte natürlich den Ansprüchen nicht genügen, welche die höheren Lehranstalten an die Vorbildung ihrer Schüler stellen mußten. Der Cultusminister Bethmann-Holweg erklärte in seinem Entwurf ausdrücklich: „Die Errichtung von Vorschulen ist gestattet"; und der spätere Minister Mühler erklärte dieselbe sogar für „erwünscht". Natürlich, je mehr Vorschulen sich aufthaten, desto tiefer durfte die Volksbildung herabgedrückt werden; denn es war ein Widerstand von Seiten der gebildeten Volkskreise um so weniger zu befürchten. — Jedenfalls hat Herr Richter von dieser Vorgeschichte der Vorschulen keine Kenntniß; denn man kann nicht annehmen, daß er gerade darauf erpicht ist, sich zum Beschützer der klugen Schöpfungen reactionärer Cultusminister aufzuwerfen.

In jener Zeit des Niederganges der deutschen Volksbildung ist mancher Kämpfer für eine Nationalschule, welche keine Trennung nach Ständen kennt, eingetreten; wir nennen nur den einen Namen: Diesterweg. Umsonst, man wollte nicht hören. Man will auch heute, wo die sozialdemokratische Bewegung immer mächtiger anschwillt und ihre Agitation auch gegen die Standesschule, gegen die künstliche Trennung der Kinder eines und desselben Volkes vom ersten Schultage an richtet — man will auch heute noch nicht hören. Das hat klar und schlagend der Zedlitz'sche Unterrichtsgesetzentwurf vom Jahre 1892 bewiesen, der, um den Klassenhaß und den atheistischen Materialismus zu bannen, die Standes- und Confessionsschule sanctioniren wollte! — Zum Glück hat das Volk in diesem Falle größeres Verständniß für die Fragen der Gegenwart bewiesen, als die Gesetzgeber.

So haben wir denn in Deutschland keine Nationalschule. Zerklüftet und zersplittert ist der Bau des Schulwesens, wie die moderne Gesellschaft selbst. Kein Sinn, kein Verständniß für das Ganze der Erziehung und Bildung, wie wir es bei Comenius finden. Zersplittert und zerspalten auch der Lehrerstand. Volksschullehrer, Vorschul-, Mittelschul-, Realschul- und Gymnasiallehrer: lauter „unverbundene Glieder, die hochmüthig auf einander blicken, sich gegenseitig von einander abschließen, die kein Verständniß für die gegenseitige Arbeit haben; es spinnt jede Gruppe ihren eigenen Faden, ohne ihn organisch in das Ganze einzufügen."

„Darin gipfelt alle Einzel- und alle Volkserziehung," schreibt der Jenenser Professor Dr. W. Rein*), „nicht zu entzweien, sondern zu versöhnen; das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit recht zu stärken und das Bewußtsein zu wecken, daß in einem machtvollen Ganzen alle Glieder zur Einheit zusammenzufassen sind . . . Darum soll, wenn vom Volksschulwesen die Rede ist, nicht die Auffassung Platz greifen, als ob eine Kluft aufgethan sei zwischen den sog. Volks- und höheren Schulen, sondern in dem Sinne soll davon gesprochen werden, daß die Volksschule die breite, gesicherte Grundlage bildet, auf welcher das stolze Gebäude des gesammten Bildungswesens sich aufbaut."

Hier ist der Ort, nachzuweisen, daß die Idee der allgemeinen Volksschule, wie sie von der deutschen Lehrerschaft seit 1848 vertreten worden ist und heute von Männern der verschiedensten Parteien und Geistesrichtungen vertreten wird, mit der sozialistischen Zwangsschule, die Eugen Richter allein zu kennen scheint, absolut nichts zu schaffen hat. Die Sozialdemokratie fordert den obligatorischen Besuch der öffentlichen Volksschulen: in diese Schulen, in denen keine Religion gelehrt wird, muß unbedingt jedes Kind geschickt werden. Jegliche private Erziehungs- und Unterrichtsthätigkeit ist aufgehoben. Hier wird also das geistige Leben verstaatlicht, und es geschieht ein unerhörter Eingriff in das Elternrecht. Gegen diese Zwangsschule richten sich die Bedenken Richter's, nicht gegen die allgemeine Volksschule im Sinne der Lehrerschaft. Was letztere will, findet sich ausgesprochen in einer These, die auf dem 9. deutschen Lehrertage von den Vertretern von 75,000 deutschen Lehrern angenommen wurde: „Staat und Gemeinde sollen für die gemeinsamen Bildungsbedürfnisse nur gemeinsame, Allen in gleicher Weise zugängliche Bildungsanstalten errichten. Insbesondere soll für den Allen nothwendigen Elementarunterricht nur eine Art von öffentlichen Schulen vorhanden sein und sollen daneben auf Kosten des Staates oder der Gemeinde besondere Vorschulen für höhere Lehranstalten, Mittel- und höhere Töchterschulen nicht errichtet, noch organisch damit verbunden werden." — Es liegt in dieser Forderung allerdings ein scharfer Protest gegen den Kasten- und Klassengeist und gegen ungerechtfertigte Privilegien der Begüterten; aber eine staatliche Zwangsschule wird nicht verlangt. Mögen diejenigen, welche Gründe haben, ihren Kindern eine andere Erziehung zu geben, als die allgemeine Volksschule sie gewährt, dieselben einer Privatschule oder einem Privatlehrer anvertrauen. Nur soll Niemand einen Anspruch darauf machen, von den zur Schulunterhaltung Verpflichteten, also vom Staate oder von der Gemeinde, die Errichtung besonderer Anstalten für sich zu verlangen. Kurz, die allgemeine Volksschule richtet sich gegen die öffentlichen Standesschulen, nicht gegen das Privatschulwesen, welches in stiller Beschaulichkeit getrost weiter vegetiren mag.

In derselben oder ähnlicher Weise wird die Forderung der allgemeinen Volksschule auch von den Männern und Körperschaften verstanden, die in den letzten Jahren dafür eingetreten sind. Der Verein für Schulreform hat sich mit dem Prinzip der allgemeinen Volksschule einverstanden erklärt; in Nr. 3 der „Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen", Jahrgang 1892, wird die Beseitigung der Vorschulen eine „Nothwendigkeit" genannt. Auch die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung ist mehr als ein Mal für die Forderung eingetreten. Außer Professor Rein, dessen Zeugniß schon angeführt wurde, haben sich Directoren und Lehrer an höheren Schulen dafür ausgesprochen, u. A. der Realschullehrer Aug. Pflug, der in einer Broschüre*) über den Gegenstand die allgemeine Volksschule sogar bis zum zwölften Lebensjahre fordert. Unter den Politikern ist besonders der Abgeordnete Rickert für die Idee eingetreten; er war es, der bei der Commissionsberathung über den Zedlitz'schen Gesetzentwurf den Zusatzantrag stellte: „Neben der Volksschule dürfen auf Kosten des Staates oder der Gemeinde Klassen für den Elementarunterricht weder selbständig errichtet, noch mit anderen Lehranstalten verbunden werden." Der Antrag wurde abgelehnt. Endlich hat der gegenwärtige Cultusminister Dr. Bosse sich für die allgemeine Volksschule und gegen die Vorschule ausgesprochen. Er hat selbst die Volksschule vor dem Eintritt

*) Pädagogik im Grundriß. Sammlung Göschen. 2. Aufl.

*) Der Volksschulzwang als Reform unseres höheren Schulwesens. Berlin, Apolant.

in das Gymnasium besucht und dabei, wie er im Abgeordnetenhause ausführte, „die allerbesten Erfahrungen gemacht".

Forscht man nach den Gründen der Abneigung gegen die Forderung der allgemeinen Volksschule in den gebildeten und begüterten Volksklassen, so stößt man zuletzt immer wieder auf das Vorurtheil gegen die niederen Volksklassen und deren Jugend. Es ist ein bedauerlicher Irrthum, wenn immer angenommen wird, daß die Kinder der minder wohlhabenden Klassen im Allgemeinen sittlich tiefer stünden. Und selbst, wenn dies der Fall wäre, so wäre das nur ein schwerwiegender Grund mehr für die allgemeine Volksschule. Mögen dann eben die besseren Elemente auf die schlechteren ihren heilsamen Einfluß ausüben: sie sollen sich „gegenseitig anregen und Alle zu allen Tugenden gebildet werden", sagt Comenius. In Süddeutschland hat man sich über diese Thorheit der Klassen- und Absonderungssucht hinweggesetzt; dort sitzt der Sohn des Arbeiters mit dem Sohn des Großkaufmannes und Ministers nachbarlich auf derselben Schulbank, und man hört nicht davon, daß dort die Kinder reicher und vornehmer Eltern in Folge dieser Einrichtung leichter Schaden an ihrer Seele nähmen, als in norddeutschen Standesschulen. Sollte es nicht auch auf die Eltern, die Arbeiter und Handwerker, versöhnend wirken und also zur Milderung der Klassengegensätze beitragen, wenn sie erkennen würden, daß man endlich mit dem Grundsatze bricht, ihre Kinder schon von früher Jugend an als Geschöpfe zweiter Klasse der sozialen Rangordnung einzugliedern? — Mag immerhin die „Kreuzzeitung" Leute, die das erhoffen, „unglaubliche Phantasten" heißen; es ist bequem, sich über die Erörterung solcher tiefernsten Fragen mit dergleichen billigen Redensarten hinwegzusetzen.

Die allgemeine Volksschule würde das Interesse der gebildeten und begüterten Stände für Volksschule und Volksbildung, das heute recht lau ist, mächtig beleben. Die öffentlichen Standesschulen haben die Volksschule in der Meinung der Bevölkerung herabgesetzt und zur Armenschule degradirt; die allgemeine Volksschule würde ein Kleinod der ganzen Nation werden. Und das Interesse der ganzen Nation würde die sicherste Gewähr bieten für die freiheitliche, gesunde Fortentwickelung der Volksschule, deren Ziele ich in dem Artikel „Die kranke Volksschule" („Gegenwart" Nr. 22 dieses Jahrgangs) dargelegt habe. Den Bestand der Armen-Volksschule, der Schule für die niederen Klassen, haben reactionäre Unterrichtsverwaltungen mehr als ein Mal angegriffen; an die allgemeine Volksschule als Glied der deutschen Nationalschule würden sie sich nun und nimmer heranwagen.

„Die wahre Homogenität, worauf die Stärke Deutschlands beruht, kann nicht auf äußeren Dingen beruhen, sie kann nicht durch äußere Dinge hervorgebracht werden, sondern muß durch die Gemeinschaft der geistigen und sittlichen Grundlagen, durch die Volksbildung erzeugt werden." — Dieses Wort ist ein Vermächtniß eines der deutschgesinntesten Männer, des Grafen Moltke. Möchte die Gegenwart die Wahrheit dieses Wortes begreifen, ehe es zu spät ist! —

Das Problem der Luftschifffahrt.

Von Hofrath Prof. Ludwig Boltzmann (Wien).

Bei Gelegenheit der Publikation seines berühmten Satzes über Kreistheilung schildert Gauß nicht ohne Stolz, wie sich an diesem Problem wohl schon Hunderte von Mathematikern seit den Zeiten der Griechen vergeblich versucht hätten, bis es schließlich wohl für unlösbar gehalten wurde. Gleiches gilt in noch höherem Maße vom Problem des lenkbaren Luftschiffes. Unter einem solchen verstehe ich jede Vorrichtung, mittels welcher ein oder mehrere Menschen im Stande sind, sich in willkürlicher Richtung eine längere Strecke hindurch frei durch die Luft zu bewegen. Die Anzahl der verfehlten Projecte auf diesem Gebiete ist Legion. Aber es haben sich von dem sagenhaften Dädalos und von Michel Angelo angefangen zu allen Zeiten auch die hervorragendsten Geister damit befaßt. In der That gibt es auch kaum ein Problem, welches für den Menschen in gleicher Weise verlockend wäre. Jedermann kennt den Formenreichthum der Vogel- und Insektenwelt, der von den Zoologen aus der großen Ueberlegenheit und Verbreitungsfähigkeit erklärt wird, welche diesen Thierklassen durch das hochentwickelte Flugvermögen zukommt. Der Mensch nun, dessen Eisenbahn das schnellste Rennpferd überflügelt, dessen Schiffe auf und im Wasser trotz ihrer Riesengröße an Lenkbarkeit und Beweglichkeit der Schwimmkunst des Fisches spotten, sollte niemals dem Vogel in die Luft zu folgen vermögen?

Eine Schilderung der Vortheile des lenkbaren Luftschiffes soll hier nicht meine Aufgabe sein; ich bemerke nur, daß mit der Beweglichkeit des Mittels zwar die Schwierigkeit wächst, es sich dienstbar zu machen, aber nach deren Besiegung auch die erreichbare Geschwindigkeit. Ich erinnere mich noch meiner Verwunderung als Kind, daß man, statt die Landenge von Suez durchzubrechen, nicht lieber Europa, Asien und Afrika durch Eisenbahnen verbinde. Ich begriff noch nicht die größere Beweglichkeit des Schiffes im Wasser. Welche Vortheile würde erst die so enorm bewegliche und zudem überall verbreitete Luft bieten? Es ist kaum zu zweifeln, daß das lenkbare Luftschiff einen Aufschwung in den Verkehr bringen würde, dem gegenüber der durch Eisenbahn und Dampfschiff bewirkte kaum in Betracht käme. Unser heutiges Heer würde den eisernen, unangreifbar dahinsausenden, Dynamit in die Tiefe schleudernden Flugmaschinen nicht anders gegenüberstehen, als ein Römerheer den Hinterladern. Das Zollwesen müßte entweder ungeahnte Verbesserungen erfahren oder ganz aufhören. Allein wie vor Gauß die Lösung des Problems der Kreistheilung, so mißlang auch bisher die Herstellung des lenkbaren Luftschiffes, so daß das Problem in bedenklicher Weise in Mißcredit kam, ja große Theoretiker sich sogar zur Ansicht hinneigten, seine Lösung sei unmöglich. Erst in neuester Zeit ist wieder eine Wendung eingetreten. Die Unrichtigkeit der alten Formeln wurde klar erwiesen und ich glaube, hier den Beweis liefern zu können, daß die Lösung des Problems nicht nur möglich ist, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach schon in kurzer Zeit gelingen wird.

Der erste Schritt zur Lösung der Aufgaben der Luftschifffahrt geschah durch Erfindung des Luftballons. Die Hauptverdienste um diese Erfindung haben die Franzosen, welche sich damals als eine luftige Nation im günstigsten Sinne des Wortes erwiesen. Die Gebrüder Mongolfier construirten den ersten mit heißer Luft gefüllten Ballon; bald folgte Charles mit einem Wasserstoff enthaltenden Ballon. So war der erste Schritt geschehen; es war einem Menschen zum ersten Male gelungen, sich frei in die Luft zu erheben. Allein der Ballon entbehrte der Lenkbarkeit; er war ein Spielball des Windes. Nun folgen die zahllosen Versuche, den Ballon zu lenken. Man suchte dies durch Schaufelräder oder Luftschrauben, beides dem Bewegungsmechanismus des Dampfschiffes entlehnt, zu erreichen; auch Vorrichtungen nach dem Prinzipe der Raketenbewegung fehlten nicht. Um den Ballon leichter fortzutreiben, gab man ihm Cigarrenform mit vorangehender Spitze. Ein derartiger von den französischen Offizieren Krebs und Renard construirter mit Luftschrauben bewegter Ballon konnte so gut gesteuert werden, daß er bei vollkommener Windstille in der That ein lenkbares Luftschiff war. Allein die erreichbare Geschwindigkeit blieb weit hinter der eines mäßigen Windes zurück, so daß er selbst bei geringem Winde dessen Beute wurde.

In der That muß ein Ballon, um einen Menschen in die Luft zu heben, rund das tausendfache Volumen besitzen; um die spezifisch schwereren Maschinentheile zu tragen, ein noch weit größeres. Die Anwendung so kolossaler Körper aber steht in directem Gegensatze zur Haupteigenschaft, die das Luftschiff charakterisiren soll, zur leichten Beweglichkeit. Unter Anwendung eines Ballons ist eine rasche Fortbewegung ausgeschlossen. Trotzdem können wir das Verdienst dieser Luftschiffer sich zum ersten Mal wirklich in die Luft erhoben zu haben,

nicht hoch genug anschlagen; ihr Apparat leistet noch heute zu wissenschaftlichen, militärischen und anderen Zwecken vortreffliche Dienste.

Zur Erfindung des lenkbaren Luftschiffes aber war es nur der erste Schritt. Daß die beim Luftschiffe schon zur Ueberwindung des Windes unentbehrliche rasche Bewegung zum Tragen einer Last ausgenützt werden kann, sehen wir an den Raubvögeln, welche nach Erlangung großer Geschwindigkeit, fast ohne Flügelschlag in der Luft fortschweben. Wir gelangen so zu Flugmaschinen, welche nicht den Auftrieb eines Gases, das spezifisch leichter als Luft ist, sondern bloß die lebende Kraft eines bewegten Mechanismus zum Tragen der Last in der Luft benutzen. Sie heißen dynamische Flugmaschinen und zerfallen in zwei Hauptklassen. Bei den einen wird die bewegende Kraft vorzüglich zur Hebung benützt; als solche dienen meist ein oder mehrere Luftschrauben, welche sich in der Luft gerade so vertical aufwärts fortschraubt, wie die Schraube eines Schraubendampfers horizontal im Wasser. Wie hier genügt ein kleiner Theil der ganzen Schraubenfläche, zwei oder vier gleichsinnig geneigte Flächen, welche sich vermöge ihrer Neigung bei rascher Drehung in der Luft fortschrauben. Ein bekanntes Kinderspielzeug ist das Modell dieses Apparates.

Denkt man sich an einem schweren Gegenstande zwei oder vier riesige, durch eine Maschine sehr rasch gedrehte, derartige Luftschrauben angebracht, so kann er mit in die Luft getragen werden und man hat das Helikoptere.

Bei der zweiten Gattung der dynamischen Flugmaschinen, den Drachenfliegern oder Aeroplanen dagegen wird die bewegende Kraft hauptsächlich zur horizontalen Fortbewegung benutzt, die Hebung geschieht nach dem von Wellner und Lilienthal am genauesten messend verfolgten Prinzipe, daß eine schwach geneigte und schwach gewölbte Fläche bei rascher Bewegung durch den Luftwiderstand außerordentlich stark gehoben wird. Wir wollen es das Prinzip der schiefen Ebene oder schiefen Fläche nennen; seine Erklärung ist uns hier vollkommen gleichgültig. Auch dieses Prinzip kann an einem bekannten Kinderspielzeuge, dem Papierdrachen, erläutert werden. Er stellt eine große, schwach gewölbte und durch den angehängten Schwanz schwach geneigte Fläche dar. Wird er an einem Faden rasch durch die Luft fortgezogen, so steigt er zu bedeutender Höhe empor. Dasselbe Prinzip findet auch beim Fluge besonders der großen Vögel Anwendung, wenn sie, wie schon bemerkt, nach erlangter bedeutender Geschwindigkeit ohne Flügelschlag frei in der Luft fortschweben, was man den Segelflug nennt. Die nöthige horizontale Geschwindigkeit kann der Aeroplane entweder durch eine Art Flügelschlag ertheilt werden, in welchem Falle sie ganz einem Vogel gleicht, oder durch die uns schon bekannten Luftschrauben, welche sich aber jetzt nicht nach aufwärts, sondern in horizontaler Richtung fortschrauben. Bei einem so schwierigen Problem ist die denkbarste Vereinfachung der aufgewandten Mittel von höchster Wichtigkeit. Da die horizontale Fortbewegung auch bei jedem anderen Flugapparate mit ähnlichen Mitteln erzeugt werden muß, so stellt die Aeroplane die denkbar einfachste Flugmaschine dar, welche die Tragkraft ohne jeden neuen bewegten Mechanismus aufbringt. Sie lehnt sich auch im wesentlichen an den beim Fluge der Raubvögel erprobten Apparat an und hat so von vorne herein die meiste Aussicht auf Erfolg.

Es wurden noch zahlreiche Flugmaschinen construirt, welche in der Hauptsache die genannten Grundtypen miteinander combiniren. So zahlreiche Luftschrauben, die zusammen eine geneigte Fläche bilden; Räder, welche geneigte Flächen unter entsprechender Steuerung im Kreise herumführen, Combinationen von Ballons mit dynamischen Flugapparaten u. s. w. Ich bin natürlich weit entfernt, über alle diese Apparate ein völlig absprechendes Urtheil fällen zu können oder zu wollen. Doch bin ich überzeugt, daß sie wegen der größeren Complication mindere Aussicht auf Erfolg haben. Die Erfahrung scheint dies auch zu bestätigen. Auf der im vorigen Monate zu Oxford abgehaltenen britischen Naturforscherversammlung war eine große, von Hiram Maxim construirte Flugmaschine der Gegenstand eingehender Debatten. Die beiden Luftschrauben werden durch eine äußerst sinnreich construirte, mit Benzin geheizte Dampfmaschine getrieben; die ganze Flugmaschine, welche einschließlich zwei Mann, die sie bedienen, 8000 englische Pfund wiegt und mit einer Geschwindigkeit von dreißig Meter pro Secunde, also schneller als der rascheste Eilzug dahinbraust, hat sich in der That einmal in die Luft erhoben. Herr Maxim hat entschieden den zweiten großen Schritt zur Erfindung des lenkbaren Luftschiffes gemacht; er hat bewiesen, daß man durch einen dynamischen Flugapparat in der That große Lasten frei in die Luft zu erheben vermag. Die größten englischen Physiker, die alle Theoretiker sind, Lord Kelvin, Lord Rayleigh, Lodge u. s. w. sprachen mit Begeisterung von Maxim's Maschine, und ich dachte schon, daß wiederum die Engländer eine neue epochemachende Erfindung die ihre nennen.

Allein die Sache hat doch noch einen Haken. Die Maximsche Maschine lief Anfangs wie eine Locomotive auf Schienen unter ihr; als sie die nöthige Geschwindigkeit hatte, aber auf eigens zu diesem Zwecke über ihr gezogenen Schienen. Durch den großen Auftrieb zerbrach zu früh eine der oberen Schienen, die Maschine erhob sich in die Luft; aber alle ihre zahlreichen Lenkvorrichtungen konnten nicht schnell genug in Gang gesetzt werden; sie mußte möglichst rasch zum Stillstand gebracht werden und litt bedeutenden Schaden. Das große Hinderniß aller dieser Versuche liegt in ihrer Gefährlichkeit. Aergerlich bemerkte Maxim in seiner Rede, daß der Flugkünstler nicht nur Techniker sein muß, sondern auch Akrobat. Man denke sich eine so riesige Fläche so schnell bewegt, daß ihr Luftwiderstand gegen 10000 Pfund beträgt, und urtheile, welche Störung da jeder Windstoß, jeder Luftwirbel an dem ohne Stützpunkt frei schwebenden Apparate erzeugt, wie kolossal jede Aenderung der Neigung, jede Schiefstellung die Bewegung des Ganzen beeinflussen muß. Man studire die Mannigfaltigkeit und Feinheit der Flügelbewegung des Raubvogels, man bedenke, wie bei der leisesten Unvorsichtigkeit ein Kinderdrachen Purzelbäume in der Luft schlägt und versetze sich in die Lage des Luftschiffers, dessen Flugapparat in ähnlicher Weise ungehorsam wird.

Freilich, da der Beweis geliefert ist, daß die Kraft der Aeroplane ausreicht, große Lasten in die Luft zu erheben, ist es nur mehr eine Frage der Geschicklichkeit, sie richtig zu lenken. Wer je sah, mit welcher Sicherheit ein ungeheurer Oceandampfer von wenigen Menschen gelenkt wird, wer das in Eisenwerken oft producirte Kunststück sah, daß ein Dampfhammer von 1000 Centnern wenige Millimeter über dem Glase einer Taschenuhr wie auf Befehl stehen bleibt, der wird nicht bezweifeln, daß auch die Flugmaschine wird gelenkt werden können, sobald die nöthigen Erfahrungen gesammelt sind; aber wie diese sammeln, ohne Menschenleben aufs Spiel zu setzen?

Würden wir wagen, nach bloß theoretischer Erklärung der Maschine selbst die intelligentesten Menschen, wenn sie noch nie ein Schiff sahen, mit einem Oceandampfer zwischen gefährlichen Klippen steuern zu lassen? Und da hatten doch andere schon früher die Maschinen erprobt. So wären wir trotz der genialen Leistungen Maxim's fast versucht, auf seinen Apparat ein triviales Berliner Sprichwort anzuwenden.

Jede Erfindung hat ihre Vorarbeiter und ihre nachherigen Verbesserer; aber doch muß meist ein Mann als der eigentliche Erfinder bezeichnet werden. Wer nun wird der eigentliche Erfinder des lenkbaren Luftschiffes sein? Maxim ist es heute noch nicht. Nur derjenige wird es sein, der in der That in willkürlich gewählter Richtung, so lange ein größerer Kraftvorrath reicht (etwa eine Stunde lang) mit und gegen den Wind in der Luft zu fliegen vermag. Diese Erfindung ist noch nicht gemacht; noch wäre es Zeit, daß wir den Enländern den Rang ablaufen. Freilich, durch Großartigkeit der Mittel können wir es nicht; Maxim's Maschine soll über 500,000 Mark gekostet haben. Aber wie so manches hat der Deutsche schon mit kleinen Mitteln durch Feinheit seiner Ideen geleistet!

Ein Experiment, welches ich als den dritten Schritt zur Erfindung des lenkbaren Luftschiffes bezeichnen möchte, ist einem Deutschen, Herrn Otto Lilienthal, Ingenieur in Berlin, gelungen. Die Schifffahrt auf dem Wasser begann nicht beim

Oceandampfer, sondern beim ausgehöhlten Baumstamme als Kahn. Ebenso begann Herr Lilienthal mit einem möglichst kleinen Flugapparate. Er bewaffnete seine Arme mit zwei zunächst fest verbundenen Flügeln von 15 Quadratmetern Fläche, die im wesentlichen denen des Vogels nachgeahmt sind. Selbe stellen eine Aeroplane dar, die bei genügender Geschwindigkeit einen Menschen zu tragen vermag. Behufs Erlangung dieser Geschwindigkeit verzichtete Herr Lilienthal auf jeden Motor; er lief einfach eine Strecke gegen den Wind und sprang dann, sich auf seine Flügel stützend, in die Luft. Natürlich konnte er, da er keine Kraftquelle besaß, nicht beliebig weit und auch nur in höchst beschränktem Maße aufwärts fliegen; aber indem er Anfangs ganz kurze, später längere Sprünge machte, sich immer möglich nahe der Erde haltend, gelang es ihm endlich auf dem Rhinower Berge durch eine Strecke von 250 Meter über einen sanft geneigten Abhang immer ziemlich nahe dem Boden dahinzuschweben. Er überzeugte sich da von der großen Gefahr von einem Windstoß überschlagen oder schief gerichtet zu werden, aber auch von der Möglichkeit, sich durch jahrelange Uebung volle Sicherheit im Steuern zu erwerben, was er theils durch Neigen des Körpers und Bewegen der Füße, theils durch ein dem Vogelschwanze nachgeahmtes Steuer bewirkt. Lilienthal hat die Absicht, nun einen ganz kleinen Motor mit sich zu tragen; indem er die Kraft desselben steigert, hofft er die Größe der Flügel und die erlangte Geschicklichkeit im Steuern allmählich den neuen Verhältnissen anpassen zu können, bis die durch den Motor erzielte horizontale Fortbewegung ausreicht, den Fliegenden dauernd über dem Erdboden zu halten. Freilich hätte dieser Flugapparat zunächst noch wenig praktische Bedeutung. Großartige Verbesserungen, die Ausführung in weit größeren Dimensionen wären nothwendig, bis sich die Eingangs geschilderten wirthschaftlichen und sozialen Consequenzen ergäben. Allein das Problem war doch theoretisch gelöst; ein zum Ziele führender Weg gefunden, die eigentliche Erfindung des lenkbaren Luftschiffes vollzogen. Diese theoretische Entdeckung des richtigen Weges geht meist der Vervollkommnung zum praktischen Gebrauche voran. Hatten die ersten Telegraphen, die ersten Photographen schon praktische Bedeutung, hätte die Entdeckung Amerikas große wirthschaftliche Folgen gehabt, wenn der Weg dahin für uns noch so beschwerlich, wie für Columbus wäre?

Auch bezüglich des zur Erzeugung der horizontalen Geschwindigkeit zu verwendenden Apparates gehen die Meinungen auseinander. Alle in der Technik benutzten Mechanismen machen eine sogenannte cyklische Bewegung, das heißt eine Bewegung, wobei sämmtliche Bestandtheile nach kürzerer oder längerer Zeit wieder in die Ausgangsposition gelangen. Es gibt zwei Hauptsysteme der cyklischen Bewegung, die drehende und die hin- und hergehende. Die verschiedenen Räder, die Inductoren der Dynamomaschinen sind Beispiele des ersten, die Kolben der Dampfmaschinen, der Pumpen Beispiele des zweiten Systems. Bei der Fortbewegung im Wasser durch Schaufelräder wird das erste, bei den Rudern und Fischflossen das zweite System benutzt. Lilienthal giebt beim Fluge dem zweiten System den Vorzug, welches allerdings auch in der Natur beim Vogelfluge zur Anwendung kommt, während das erste System, die Anwendung von Luftschrauben zur Erzielung der Horizontalbewegung, in der Natur kein Vorbild hat. Es ist da zu bemerken, daß bei Construction von akustischen und optischen Apparaten, von Pumpen und Fortbewegungsmechanismen die thierischen Organe immer nur bis zu einer gewissen Grenze als Vorbilder dienen können, da die Natur mit abweichenden Mitteln arbeitet und abweichende Zwecke verfolgt, namentlich rotirende Apparate sind ihr fast völlig fremd, während unsere Schaufelräder und Wasserschrauben statt der hin- und hergehenden Fischflossen, unsere Velocipede statt der im buchstäblichen Sinne hin- und hergehende Füße mit Erfolg verwendet werden.

Nach Lilienthal muß die ganze Aeroplane in zwei Hälften getheilt werden, welche sich wie Vogelflügel beim Flügelschlage bewegen. Dadurch wird allerdings das Gleiten (der sogenannte slip) der Schrauben und auch der Kraftverlust durch Erzeugung von Luftwirbel vermieden, und Lilienthal glaubt deshalb an die Luft weniger Arbeit zu verlieren. Allein ich bezweifle selbst dies, da beim Flügelschlage immer viel von der beim Senken geleisteten Arbeit beim Heben wieder verloren geht, während bei der Luftschraube wieder das so nutzbringende Princip der der schiefen Ebene bestens angewendet werden kann. In der That arbeiten die Luftschrauben Maxim's mit sehr geringem slip. Dagegen beeinträchtigt die Theilung der Aeroplane in zwei Flügel sehr die Festigkeit und Einfachheit derselben, der Flügelschlag ist nicht ohne erhebliche Complication und bedeutende Reibung des Mechanismus erzielbar und wirkt weder so continuirlich, noch so scharf regulirbar wie die Luftschraube. Auch ist die Vorherberechnung des Effectes des Flügelschlages weit schwieriger.

Es erscheint daher die durch Luftschrauben fortbewegte Aeroplane als der theoretisch aussichtsvollste Mechanismus und als der einzige, welcher sich in kleinen Modellen, sowie in größerer Ausführung bereits thatsächlich in die Luft erhoben hat.

Es ist unglaublich, wie einfach und natürlich jedes Resultat scheint, wenn es einmal gefunden ist und wie schwierig, so lange der Weg unbekannt ist, der dazu führt. So hatte Lockyer schon durch Jahre mit einem unserem heutigen Sonnenspectroskope wesentlich gleichen Apparate die Sonnenprotuberanzen gesucht, ohne eine einzige finden zu können; er wußte eben nicht, wo suchen. Als aber Janssen den Ort einer großen Protuberanz, die er in Indien während einer totalen Sonnenfinsterniß gesehen hatte, telegraphisch bekannt machte, sah gleich darauf sowohl er als auch Lockyer die Protuberanzen auch bei hellem Sonnenscheine, man wußte nun, wo man zu suchen hatte, und Janssen meldete begeistert nach Paris: Ich habe jetzt täglich, sobald die Sonne überhaupt scheint, totale Sonnenfinsterniß. So wird auch die Lenkung der Aeroplane einst von Handwerkern mit Leichtigkeit vollzogen werden; nur von einem Genius ersten Ranges kann sie erfunden werden. Und dieser Erfinder muß nicht nur ein Genius sein, sondern auch ein Held; nicht mit leichter Mühe können dem neu zu bezwingenden Elemente seine Geheimnisse abgerungen werden. Nur wer den persönlichen Muth besitzt, sein Leben dem neuen Elemente anzuvertrauen, und die List, allmählich alle seine Tücken zu überwinden, hat Aussicht, den Drachen zu erlegen, der heute noch den Schatz dieser Erfindung der Menschheit entzieht. Der Erfinder des lenkbaren Luftschiffes muß hierin dem Muster aller großen Entdecker, Christoph Columbus gleichen, der ebenso durch persönlichen Muth wie durch Scharfsinn allen Entdeckern der Zukunft das Beispiel gab. „Setzest Du nicht das Leben ein, nie wird Dir Großes gewonnen sein." Mag daher auch mancher, durch die zahllosen Wunder der Technik unseres Jahrhunderts nicht belehrt, über die Flugversuche spotten: wir wollen die Worte beherzigen, die der idealste Dichter dem größten Entdecker zurief:

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz Dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor Deinem Verstand.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Außer der Ueberlegung und Begeisterung ist nur noch eines nöthig, was auch Columbus am schwierigsten erlangte, Geld.

Ein Roman des Wunderglaubens.

(Zola's „Lourdes").

Besprochen von Theophil Zolling.

Durch einen Zufall ist Emile Zola auf die Idee seines jüngsten Romans gekommen. Im Herbst 1891, mitten in seiner Niederschrift der „Débacle", unternahm er, wie fran-

zösische Zeitungen erzählen, eine zweimonatliche Erholungsreise in die Pyrenäen und kam nach langem Herumziehen in den Bergen eines Abends bei strömendem Regen auch nach Lourdes. Was er nun in dem weltberühmten Wallfahrtsorte sah, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er seine Beobachtungen und Erkundigungen anderen Tages sofort an Ort und Stelle aufschrieb. Diese zwanzig Seiten Notizen bilden die Unterlage seines jüngsten Romans, den er zwei Jahre später, nach der Vollendung seines Rougon-Macquart-Cyklus und einem abermaligen, diesmal dreiwöchigen Aufenthalt in Lourdes, auszuarbeiten begann.*) Es ist also ein Roman der katholischen Wallfahrten, des Wunderglaubens, des Uebernatürlichen, und wer sich darüber wundert, daß der Dichter der zwanzig Thiermenschen-Romane mit einem solchen Eifer diesen Stoff aufgriff, der sei daran erinnert, daß schon das Seelengemälde: „La faute de l'abbé Mouret" mit einer großartigen Apotheose der katholischen Kirche schließt und daß „Le Rève" den Kinderglauben verherrlicht. Obwohl es vielleicht für den neuen Vorwurf passender gewesen wäre, auf die beschreibende naturalistische Technik, die er folgerichtig ausgebildet hat und virtuos beherrscht, diesmal zu Gunsten einer mehr psychologischen und poetischen Darstellung zu verzichten, so ist doch Zola wieder sklavisch seiner alten Manier gefolgt. Das Einzige, was „Lourdes" von den „Rougon-Macquart" unterscheidet, ist, daß die Handlung nicht unterm Kaiserreich, sondern unter der dritten Republik spielt. Wie die nationalen Pilgerfahrten, die jeden Sommer aus allen großen Städten Frankreichs auf dem Schienenweg nach Lourdes abgehen, so zerfällt auch der Roman in fünf „Tage": die Hinreise, die dreitägige Andacht, die Rückfahrt, und jedes dieser fünf Bücher enthält fünf Kapitel. Wir begleiten den weißen Zug, so benannt nach seinen weißen Fähnchen, die ihn von den anderen nationalen Pilgerzügen unterscheiden, von Paris bis Lourdes. Das rollende Lazareth enthält die Schwerkranken nebst einigen Hospitaliterinnen und Priestern und einem einzigen Arzt; auch ein Sterbender, den Niemand kennt, steigt ein, bald ein anonymer Todter. Fast alle körperlichen und seelischen Leiden sind vertreten, wohl auch Kranke in der Einbildung, und von den Gesunden hat jedes seine weltlichen Wünsche. Eine Hospitaliterin macht die Pilgerfahrt nur mit, um drei Tage lang in den Armen ihres Geliebten ihren Ehejammer zu vergessen, und Pater Zola ist nachsichtig genug, die Sünderin seines Mitleids und seiner unendlichen Achtung zu versichern. Zur Contrebande gehört ferner der kerngesunde ehemalige Krankenwärter, der jedes Jahr mit neuen Gebresten kostenfrei nach Lourdes fährt, dort gleichfalls auf Rechnung seiner Wohlthäter verpflegt und beschenkt wird und „geheilt" nach Paris zurückkehrt, um das zusammengebettelte Geld zu verjubeln. Selbstverständlich wird dieser Fall nach der Entlarvung des Missethäters streng geheim gehalten, damit er den Spöttern nicht zu Ohren kommt, und auch Zola ist so rücksichtvoll, uns den Simulanten nicht selbst vorzuführen, sondern nur beiläufig einmal von ihm erzählen zu lassen. Daneben zieht ein ganzes Heer von Priestern, Mönchen, Nonnen, Krankenpflegern vorüber, fanatisch und weltklug, aufrichtig fromm und heimliche Skeptiker, Ausbeuter und Naive, Betrogene und Betrüger, und dazwischen tauchen ein paar Touristen auf, die einen Abstecher aus den nahen Seebädern machen, um sich das curiose Zeug einmal in der Nähe anzusehen, womöglich eine reiche Pilgerin zu angeln und namentlich mit den lüderlichen Blumenmädchen und Kerzenhändlerinnen zu liebeln. Denn auch die seßhaften Bewohner von Lourdes sind in überreichlichen Typen vertreten, die alte und die neue Stadt. Es gibt nämlich zweierlei Lourdes, und indem Zola die wilde Pyrenäenlandschaft malt, zeigt er uns das alte Städtchen auf seinem Felsen mit seinen kleinen Häusern und steilen, winkligen Gassen, und drüben am Gavestrom die neue Stadt, die mit ihren Kirchen und Palästen neben dem göttlichen Wunder der Madonna wie ein menschliches Wunder in der Bergeinöde erstand, Sodom neben Bethlehem. Drüben die Bürger, hier die Priester; beide Parteien gleich habgierig und feindselig, denn die Mönche haben die Grotte und alles Land ringsum angekauft und wollen sich von den Autochthonen nichts dreinreden lassen. Man höre nur, wie der vornehme Gasthofbesitzer auf die Concurrenz der Grottenpatres und Blauen Schwestern schimpft, die ebenfalls Hotelier spielen und Schacher treiben, oder wie der freigeistige Barbier Cazaban den Pfaffen der neuen Stadt wegen unerlaubten Wettbewerbes Prozesse anhängen will und zugleich Angst schwitzt, daß sie ihre Drohung wahrmachen und die Wundergrotte eines Tages einfach schließen könnten: die Muttergottes hat jetzt genug der Wunder verrichtet, und Lourdes mag zusehen, wie es ohne sie auskommen kann! Nur ein Einziger in all dem sinnverwirrenden Gewimmel und Getöse der Heilsbedürftigen und Schmarotzer der Leichtgläubigkeit hofft und ersehnt nichts. Wie Hamerling's Ahasver über diesen einfältigen Drang zum Leben spottet, so empfängt der schlagflüssige Herr Commandeur am Bahnhof hohnlachend den Pilgerzug. Es ist eine Schöpfung recht billiger Contrastwirkung, aber von echt Zola'schen Wurf.

„Gesund werden — gesund werden, das verlangen Alle! Hunderte von Meilen zurücklegen, ganz gebrochen und heulend vor Schmerz ankommen, und das um zu genesen, um alle Leiden, allen Jammer von vorne wieder durchzumachen . . . Na, mein Herr, Sie, in Ihrem Alter, mit Ihrem verwüsteten Körper, Sie wären schön angeführt, wenn Ihre heilige Jungfrau Ihnen die Beine wieder gäbe! Mein Gott, was wollten Sie denn damit anfangen? Welche Freude hätten Sie denn daran, die Qualen des Greisenalters um ein paar Jahre zu verlängern? Was? Sterben Sie doch sofort, da Sie einmal so weit sind. Das ist das einzige Glück!"

Während Herr Sabathier die Achseln zuckte, gleich als hätte er mit einem Kinde zu thun, blieb der Abbé Judaine stehen, um den Commandeur, den er ja kannte, sanft zu tadeln.

„Lästern Sie nicht, theurer Freund," sagte er; „auf das Leben verzichten und die Gesundheit nicht lieben, heißt Gott beleidigen. Sie selbst, wenn Sie auf mich hören würden, hätten die heilige Jungfrau längst um die Heilung Ihres Beines beten sollen."

Der Commandeur antwortete zornig: „Mein Bein! An dem kann sie nichts mehr gut machen, da bin ich ruhig! Der Tod mag nur kommen, damit es zu Ende gehe für immer . . . Wenn man sterben muß, dreht man sich gegen die Wand und stirbt; das ist so einfach!"

Aber der alte Priester unterbrach ihn. Er zeigte ihm Marie, die, in ihrem Krankenwägelchen ausgestreckt, ihnen zuhorchte. „Würden Sie etwa alle unsere Kranken zurückschicken," fragte er, „damit sie in ihrer Heimath sterben? Auch das Fräulein, das in voller Jugend steht und leben will?"

Marie öffnete ihre großen Augen in ihrer heißen Sehnsucht zu leben und auch ihren Theil zu haben an der weiten Welt. Der Commandeur trat näher und betrachtete sie, plötzlich von einer tiefen Bewegung ergriffen, welche seine Stimme erschütterte.

„Wenn das Fräulein gesund wird," sagte er, „so wünsche ich ihm ein zweites Wunder: daß sie glücklich werde."

Und er ging und setzte als zorniger Philosoph seinen Spaziergang fort mitten unter den Kranken, indem er den Fuß nachzog und die eiserne Zwinge seines dicken Stockes auf den Steinfliesen aufstieß.

Dies Fräulein Marie de Guersaint ist die Heldin des Buches. Sie steht im Mittelpunkte des ganzen schwerfälligen Apparats und damit kommen wir zu der dünnen novellistischen Handlung, die von der Staffage, den Decorationen und Episoden erdrückt wird. Marie ist seit ihrem 13. Jahr gelähmt. Durch einen Sturz vom Pferde gerade in der Entwickelung ihrer Pubertät hat sie sich einen schweren Schaden zugezogen, der ihre Reife mit einemmal in's Stocken bringt und ihre Beine lähmt, sodaß sie von nun an immer getragen oder gefahren werden muß, frappée dans son sexe, wie Zola, der die Leitmotive liebt, immer wiederholt. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß ihre Neigung zu ihrem Jugendfreunde Pierre*) rein platonischer Natur ist, und da sie also doch niemals ein Weib sein wird, so will er auch seinerseits aufhören, ein Mann zu sein, und die Stimme der Natur in sich ersticken. Er wird Priester und folgt damit dem letzten Willen seiner frommen Mutter, die an

*) Paris, Charpentier. Eine gute deutsche Uebersetzung erscheint zur Zeit in Kürschner's „Aus fremden Zungen" und später als Buch bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

*) Zola liebt neuerdings die ominösen Namen. Marie de Guersaint klingt ziemlich plump an guérir und saint an, und wie sie natürlich der Jungfrau zu Ehren getauft ist, so muß der im Herzen abgefallene Priester Pierre heißen, um symbolisch an den Jünger zu erinnern, der seinen Herrn verleugnete. Daß der gravitätische Hotelier Majesté genannt ist, daß die von den Aerzten aufgegebene Sophie Couteau an deren Messer genahnt, dann die Namen Claire des Anges, Sabathier, Dr. Bonami, alles ist ein wenig im Geschmacke Kotzebue's.

der Seite ihres höchst bedeutenden Gatten, eines freigeistigen Gelehrten, sehr unglücklich war. Aber das väterliche Erbe der übermächtigen Vernunft zerstört nur zu bald den Glauben des jungen Priesters, und Mariens Unglück verstockt sein Herz noch mehr. Gleichwohl liebt er die Nähe dieser kindlichen Schwesterseele, und gern erfüllt er ihren Willen, sie nach Lourdes zu begleiten. So ist er denn mit ihr nach der Gnadenquelle gekommen und äußerst begierig, ob die Himmlische seiner Geliebten Körper nicht nur, sondern auch seinen kranken Glauben heilen werde. Nebenbei verfolgt er den Zweck, menschliche Documente für ein Werk über Lourdes zu sammeln, und da merkt man die Absicht. Richtig ist Pierre denn auch nur ein Sprachrohr des Verfassers, und seine Studien sind bloßer Vorwand. Statt Messen zu lesen, wie es seine Pflicht wäre, geht der Herr Abbé in Lourdes vor Allem spazieren, wobei der ihn begleitende Leser das ganze Milieu gründlich kennen lernt. Zola läßt diesen geistlichen Reiseführer sogar einmal, um uns das alte Lourdes vor dem Wunder zu zeigen, ein Panorama der Madonnenerscheinung besuchen. Bädeker könnte es nicht so schlau einfädeln! Auch noch die anderen Merkwürdigkeiten besieht sich der junge Abbé und mit ihm der Leser, die Wundergrotte, die Kirchen, die Spitäler. Er nimmt an Prozessionen, am Gottesdienste theil, speist an der Wirthstafel im Hotel und in der Pension der Geistlichen, besucht die Reliquienläden, die Versandstelle, wo das Lourdeswasser geschäftsmäßig auf Flaschen gezogen und verpackt wird, das Kerzenlager, wo er stumm die Haufen Wachs betrachtet, die von den Grottenpatres verschachert werden. „Obwohl er kein Utilitarier war und den Luxus und die herzerfreuenden Illusionen*) würdigte, die dem Menschen so nöthig sind, wie das tägliche Brod, so mußte er doch denken, wie viel Almosen man mit dem Gelde für all dies in Rauch aufgehende Wachs spenden könnte." Nachdem Zola gewissenhaft aus seinen Notizen verwerthet, was die gewöhnlichen kleinen Kerzen und was die großen feinen kosten und wie lange sie brennen, steht der gewandte Rechner rathlos vor den Milliarden von Gebeten, die von den anwesenden 30,000 Pilgern Tag und Nacht emporgesandt werden, „um das Ohr Gottes zu ermüden und gleichsam die Gnadenerweise durch die Gebetmassen mit Gewalt zu entreißen." Sogar schriftlich wenden sich viele dieser Mühseligen und Beladenen an die Himmelskönigin, und diese Briefe — zum Theil mit einer Freimarke für die Rückantwort! — wären interessantere Documente menschlicher Einfalt und Erdenpein, als alle die der Verfasser selbstgefällig auskramt. Dann besucht der Abbé die sonderbaren Krankenhäuser, wo man nach dem Arzte fast nur ruft, wenn Jemand in den letzten Zügen liegt oder höchstens um die Schmerzen durch Opiumgaben zu lindern, wo vornehme Damen hingebungsvoll die Kranken pflegen, wo man Liebesworte austauscht und sich verlobt, indeß der Tod seine Ernte hält. Und dann das Centrum, von dem all die Gnadenfülle ausstrahlt, die Wunderquelle: ein klares, frisches Bergwässerchen, in Cementröhren gefaßt und in einem Reservoir gesammelt, denn die Wassermenge würde für den täglichen Gebrauch nicht genügen. Als in Folge eines Regens eine Ueberschwemmung entsteht, denkt Abbé Pierre, daß die Quelle bei aller Wunderkraft doch den Naturgesetzen unterworfen sei, so gut wie alle anderen Bäche ringsum. Mit ihm besuchen wir dann den Badeplatz, wo die Kranken — auch die Schwindsüchtigen! — in das eisige Wasser getaucht werden. „Aus Furcht, die von der Quelle gelieferte Menge könnte nicht genügen, ließen die Patres das Badewasser nur zweimal täglich erneuern, und da nahe an hundert Kranke in das nämliche Wasser tauchen, so kann man sich leicht vorstellen, welch entsetzliche Brühe zuletzt daraus entstand. Alles schwamm darin durcheinander, Blutfäden, Hautreste, Schorf von Wunden, Stücke von Charpie und Verbänden. Es war ein schrecklicher Absud aller Krankheiten, aller Wunden, aller Fäulniß, eine wahre Reincultur aller giftigen Keime, ein Auszug der gefährlichsten Ansteckung, und das größte Wunder bestand darin, aus diesem menschlichen Unrath lebendig wieder herauszukommen." Pierre kann hier keine Wunderheilungen feststellen, ist aber schaudernder Zeuge des Versuches einer mißlungenen Erweckung vom Tode.

Die Tücher auf der Bahre wurden zurückgezogen, und der bereits starre, gleichsam kürzer und dünner gewordene Leichnam des Todten zeigte sich mit seinen großen, hartnäckig offen gebliebenen Augen. Aber man mußte ihn entkleiden, denn er hatte noch seinen Anzug am Leibe, und diese furchtbare Aufgabe ließ die Hospitaliter einen Augenblick zaudern. Pierre bemerkte, daß der Marquis von Salmon-Roquebert, der sich den Lebenden so ohne Widerwillen widmete, abseits getreten und gleichfalls niedergekniet war, um dieser Körper nicht berühren zu müssen.

Nach und nach gerieth Pater Massias in Begeisterung und betete mit so lauter Stimme, daß sie jene seines Oberen, des Paters Fourcade, übertönte.

„Herr! Gieb uns unseren Bruder wieder! Herr! Wirke dies zu deiner Ehre!"

Schon hatte sich einer von den Hospitalitern entschlossen, an den Hosen zu ziehen; allein die Beine gaben nicht nach, und man hätte den Körper in die Höhe heben müssen. Ein anderer Hospitaliter, der den alten Ueberrock aufknöpfte, machte die halblaute Bemerkung, es wäre einfacher, alles mit Scheeren aufzuschneiden; sonst käme man mit dem Geschäft niemals an's Ende. Da stürzte Berthaud herbei. Er hatte den Baron Suire schnell zu Rathe gezogen. Im Grunde mißbilligte er, als weltkluger Mann, daß der Pater Fourcade ein derartiges Abenteuer versucht hatte. Nur war es jetzt nicht mehr möglich, es einzustellen: die Volksmenge wartete und betete darum seit dem Morgen zu Gott. Die Klugheit gebot, es sogleich und unter Beobachtung der größtmöglichen Ehrfurcht vor dem Todten zu Ende zu führen. Darum dachte Berthaud, es wäre besser, ihn ganz angekleidet in den Weiher zu tauchen, anstatt ihn allzu sehr herum zu rütteln, bis man ihn ganz ausgezogen hätte. Stünde er auf von den Todten, so wäre es immer noch Zeit, seine Kleider zu wechseln; im entgegengesetzten Falle würde es wenig verschlagen! Lebhaft sagte er dieses den Hospitalitern und half ihnen, unter den Schenkeln und Schultern des Todten Gurtriemen durchzuziehen . . . Mit Anstrengung hoben die zwei Hospitaliter den Mann an den Gurten in die Höhe, brachten ihn über den Weiher und ließen ihn voll Angst, daß er ihnen entwische, langsam in's Wasser hinab. Und Pierre, von Entsetzen ergriffen, sah sehr gut, wie der Leib untertauchte mit den armseligen Kleidern, deren Stoff an den Knochen festklebte und das Gerippe abzeichnete. Er schwamm wie ein Ertrunkener. Das Abscheuliche dabei war, daß der Kopf trotz der Leichenstarre nach rückwärts fiel; er blieb unter dem Wasser, die Hospitaliter mühten sich vergeblich ab, den Gurt unter den Achseln in die Höhe zu halten. Um ein Haar wäre der Todte auf den Grund des Wassers geglitten. Wie hätte er auch seinen Athem wieder finden können, da er den Mund voll Wasser hatte, während seine weit geöffneten Augen unter dem Schleier des Wassers ein zweites Mal zu brechen schienen? . . .

Als ob ein Blutgefäß in seinem Hals gesprungen wäre, fiel der Pater Massias röchelnd auf seine Ellenbogen; er hatte nur noch die Kraft, die Steinfliesen zu küssen. Von draußen drang das Geschrei der Menge herein, sowie der ohne Unterlaß wiederholte, vom Kapuziner ausgestoßene Ruf: „Herr! Heile unsere Kranken! Herr, Heile unsere Kranken!" Das klang so eigenthümlich zusammen, daß Pierre fast einen Schrei des Abscheus ausstieß. Er fühlte, wie der Marquis neben ihm schauderte. Darum war es eine allgemeine Erleichterung, als Berthaud, offenbar verdrießlich über das Abenteuer, mit barscher Stimme den Hospitalitern zurief: „Ziehen Sie ihn heraus! So ziehen Sie ihn doch heraus!"

Der Mann wurde herausgezogen und in seinen Lumpen, die wie die eines Ertrunkenen an seinen Gliedern klebten, auf die Bahre gelegt. Seine Haare tropften, Bäche rannen von ihm aus und überschwemmten den Saal. Und der Todte blieb todt.

Alle hatten sich erhoben und betrachteten ihn inmitten eines peinlichen Schweigens. Als man ihn dann wieder zudeckte und forttrug, folgte ihm Pater Fourcade, indem er sich auf die Schulter des Paters Massias stützte und sein gichtkrankes Bein, dessen schmerzhafte Steifheit er einen Augenblick vergessen hatte, nachschleppte. Er fand gleich seine unerschrockene Heiterkeit der Seele wieder; man hörte ihn, wie er während einer Pause zu der Menge sagte: „Meine lieben Brüder! Meine lieben Schwestern! Gott hat ihn uns nicht wieder geben wollen, ohne Zweifel nur, weil er ihn in seiner unendlichen Güte unter seinen Auserwählten bewahren will."

Das war Alles; es war von dem Todten keine Rede mehr.

Nicht minder aufregend geht es in der Prüfungscommission zu, wo etwa zwanzig Aerzte und fünf Theologen die Heilungen constatiren sollen. Mit glückstrahlenden Gesichtern erscheinen die angeblich Geheilten, aber während die Geistlichen und die ultramontanen Aerzte*) frohlocken und überall Wunder und göttliche Gnadenerweise sehen, verhalten sich die nachprüfenden Männer der Wissenschaft ziemlich ablehnend. Einige meinen ironisch: Abwarten! Andere schweigen bedeutungsvoll, wieder

*) Die deutsche Uebersetzung hat: „trügerische Vergnügungen". Sie spricht auch von dem „Zirkus von Gavarnie", als handelte es sich um einen Kollegen von Renz. Gemeint ist das berühmte Kar (Zirkusthal) in den Pyrenäen.

*) Also Kollegen von Boissarie, dessen „Histoire médicale de Lourdes" auch deutsch erschienen ist (Augsburg 1892).

Andere zanken sich und reden von Autosuggestion, von der heilsamen Aufregung der Reise, der Suggestion der religiösen Massenekstase. Ein geheiltes kleines Mädchen, das alljährlich dankbar nach Lourdes pilgert, findet sich wie zufällig ein, wiederholt immer mit denselben eingepaukten Worten lächelnd die Geschichte seiner Spontanheilung und zeigt die kaum mehr sichtbare Narbe am Fuß — eine Renommirheilung! Eine Kranke behauptet, seit der gestrigen Waschung sei ihr Lupus am Schwinden — als ob nicht oft auch der Hautkrebs von selber heilte! Eine Schwindsüchtige — natürlich nur zeitweiliger Stillstand! Veitstanz — nervös, heilt manchmal von selbst! Blinde plötzlich sehend — die Heilung hysterischer Personen wird auch von der Kirche nicht anerkannt! Am meisten angefochten sind die Krankheitsbeschreibungen, auf die sich die Gläubigen jetzt berufen, denn sie wurden meist von Dorfärzten, Pfarrern und Kurpfuschern ausgestellt, und die Unterschrift ist selten beglaubigt. Ein anwesender Pariser Journalist — es kann auch Herr Zola selber sein! — macht den Vorschlag, man solle eine unanfechtbare wissenschaftliche Commission einsetzen, die alle Kranken bei ihrer Ankunft in Lourdes zu untersuchen habe und auf deren Protokoll man sich im Heilungsfalle berufen könne, aber die riesenhafte Arbeit ließe sich nicht bewältigen und würde die widerspruchvollen Diagnosen, den gelehrten Zank nur unnütz vermehren. „O", ruft der Journalist begeistert, „hätte ich eine Quelle, die alle Wunden wirklich heilt, ich würde die Wunder absolut feststellen und wäre der Herr der Erde. Bedenken Sie doch diese souveräne, diese göttliche Macht! Aber nicht ein Zweifel dürfte mehr aufkommen können, ich brauchte eine exacte Beweisführung und sonnenklare Thatsachen. Die ganze Welt würde kommen und glauben". Die Aerzte und Priester zucken die Schultern, denn sie wissen keinen Ausweg. Das Wunder kann nur geglaubt, aber nicht bewiesen werden.*)

Aber halt! da ist endlich ein sonnenklares, unanfechtbares Wunder! Marie, die unheilbar Gelähmte, hat sich in der Grotte plötzlich von ihrem Wägelchen erhoben, steht auf und wandelt! Sie fühlte mitten im brünstigen Gebete einen jähen Ruck, einen Riß, und die Gesundheit ist da, die Jugend, die Schönheit, der Frohsinn! Von der staunenden Menge umjubelt, eilt sie auf ihren Füßen, die seit fast einem Jahrzehnt außer Gebrauch sind, herbei, um die zweifelsüchtigen Aerzte zu überzeugen. Hier ist ein Wunder, glaubet nur!

Ach, der Zweifel beginnt abermals sein Werk, und sogar ein Diener des Herrn wird in seinem Unglauben noch bestärkt. Kein anderer als Pierre selbst versagt dem göttlichen Gnadenerweise seine Anerkennung. Er gedenkt der letzten Consultation der Pariser Aerzte, die alle verschiedene Diagnosen stellten, aber nur darin einig waren, daß Marie unheilbar sei. Einzig ein junger Arzt, von den Andern über die Schultern angesehen, hatte die Krankheit erkannt, wissenschaftlich gedeutet und ihre Spontanheilung vorausgesagt: dans un réveil, une exaltation de tout l'être. Pierre könnte jetzt sprechen und einwenden: diese wunderbare Heilung hat die Wissenschaft vorausgesehen, auf natürlichem Wege erklärt, sie ist nach den alltäglichen Naturgesetzen vor sich gegangen und kein Wunder! Aber er schweigt, um das Glück der Geheilten nicht zu trüben. Doch Marie kennt seine Zweifel, ist sie doch im tiefsten Grunde weniger um ihrer Heilung willen nach Lourdes gekommen, als um seine Seele zu retten. Jetzt streiten sich Vernunft und Glauben heftiger als je in ihm. Ja, er liebt sie, und nun sie gesund ist, ein Weib, sollte er ferner darauf verzichten, ein Mann zu sein? Die fürchterlichen Seelenkämpfe, für die freilich der große Panoramenmaler und Typenzeichner kein besonderes Talent verräth, endet mit einem Mal ihr Geständniß, sie habe der himmlischen Helferin ihre Jungfräulichkeit gelobt. Niemals wird sie einem Mann angehören. Er bescheidet sich, denn sie schließt ihn ja aus ihrem Glück nicht aus und will ein Weltkind bleiben, und so ist er zufrieden, daß sie nie einen Anderen lieben wird, im reinen Gefühl ihrer alten, unerschütterlichen Freundschaft.

Die anderen Kranken des weißen Zuges haben es nicht so gut, wie Marie de Guersaint. Ein junges Mädchen mit dem Lupus, das so sehr über seine Heilung gejubelt hat, wird die Hauttuberkeln kaum für immer los geworden sein; eine Schwindsüchtige erkrankt schon auf der Heimfahrt wieder; der Zustand Anderer hat sich verschlimmert; wieder Andere sind vom „Leben genesen", und Niemand spricht mehr von ihnen. Todt ist eine herzkranke Alte, die all den Aufregungen unterlag, todt ein lungensüchtiger junger Mönch, der mitten unter den Wundern in der Verzückung starb, todt die liebe Kleine, die auf den Händen herumgetragen wurde von ihrer Mutter, die jetzt der erbarmungslosen Jungfrau flucht. Und Pierre fragt sich empört, warum die Himmlische nicht alle geheilt hat, kaum 10% nach der angezweifelten Statistik, warum nicht immer die Würdigsten, warum nicht die kranke Millionärin dort oder das einzige Erdenglück dieser Mutter, warum die Parteilichkeit, diese Launenhaftigkeit in der Gnadenwahl? Am besten ist es noch den egoistischen Gesunden ergangen: die rechtzeitig gestorbene Erbtante wird fröhlich beerbt, die Tochter hat sich verlobt, der eben verschiedene Chef steht der Beförderung nicht mehr im Wege, ein Kapitalist für den Erfinder steht in Aussicht, der Familienzuwachs ist gesichert, und die Ehebrecherin kehrt in seligem Rückerinnern in ihr Joch zurück. So fährt der weiße Zug heimwärts, ohne seine Todten, wieder mit seinen Kranken, die trotz alledem nicht gesünder und noch weniger hoffnungsärmer, und mit seinen Gesunden, die nicht tugendhafter geworden, und abermals hallen die dahinsausenden Wagen von dem Aechzen der Leidenden und den Gebeten und Gesängen wider. Und wie die Pilger Lourdes verlassen, blickt ihnen das brechende Auge des Commandeurs nach. Eine fromme Alte bietet ihm hülfreich ihr Lourdeswasser an, um den Tod zu vertreiben, aber er weist sie mit Verachtung ab und dreht sich zufrieden gegen die Wand, wie er stets gewünscht hat. Endlich wird er von allen Leiden ausruhen und in das große Nichts eingehen — der einzige Philosoph, vielleicht der einzig Glückliche!

Kein Roman Zola's ohne Symbol. So stark ist der Dichter, der Romantiker in ihm, daß er dem Naturalismus zum Trotze stets nach einem übersinnlichen Gleichniß sucht. Marie de Guersaint, die von der Gottesmutter geheilt ist und nun Geliebte, Gattin, Mutter werden könnte, wenn sie nicht freiwillig verzichtete, um ein weltliches Marienkind zu sein, ist ihm zu irdisch. Notre-Dame des Douleurs zu göttlich abstract. In der Mitte liegt aber Bernadette Soubirous, der die Jungfrau erschien, ein Menschenkind, vom Göttlichen gestreift. Sie ist die eigentliche Heldin des Romans, der von den fünf mal fünf Kapiteln je das fünfte gewidmet ist, das jedes Buch bedeutsam abschließt. Um die schon 1880 Verstorbene in die gegenwärtige Handlung einzuführen, hat der Dichter ein einfaches, jedoch sehr unkünstlerisches Mittel: er läßt zu fünf Malen auf der Eisenbahn, im Spital ꝛc. ihr Leben erzählen. In der Absicht, die Hirtin aus ihrem Milieu zu erklären, schildert er das verpfaffte Bergland der Pyrenäen, seine patriarchalischen Sitten, Bernadettens Kindheit. Mit Mühe hatte man dem immer kranken Kinde den Rosenkranz beigebracht, tagelang betete sie ihn bei ihren Schafen, die Jungfrau war ihre einzige Begleiterin und Freundin. Den größten Einfluß auf ihre Einbildungskraft gewann später der Abbé Ader, der ihr und den anderen Kindern nach der Katechismusstunde gern erzählte, wie vor zwölf Jahren die Gebenedeite der Schäferin Mélanie in La Salette erschienen war. Die also vorbereitete kindliche Phantasie war dann richtig so weit, daß sie 1858 die Jungfrau sah. In der Wildniß von Massabielle glänzte „etwas Weißes" vor ihrem Blick, woraus bei den späteren 17 Begegnungen die Lichtgestalt der Jungfrau sich entwickelt, mit dem Rosenkranz am Arm und goldenen Rosen an den Füßen. Unter ihren Fingern sprudelt eine Quelle

*) Obwohl sich Zola in medizinischen Hülfsbüchern, zumal bei Charcot, fleißig Raths erholt hat, ist er in seinen Beschreibungen der Krankheiten und Heilungen ungemein verschwommen, phrasenhaft, dilettantisch. Von Mariens Krankheit wird sich nicht einmal ein Kliniker ein Bild machen können. Uebrigens verweisen wir bei dieser Gelegenheit auf die verwandten Wunderheilungen des heiligen Rockes zu Trier, an denen in Nr. 26 der „Gegenwart" ein Arzt auf Grund einer Schrift des Bischofs Dr. Korum wissenschaftliche Kritik geübt hat.

hervor; sie befiehlt, hier eine Kapelle zu bauen, wie bei allen Marienerscheinungen, und sagt etwas abstract: Ich bin die unbefleckte Empfängniß. Diese Anerkennung des drei Jahre vorher verkündeten Dogmas von Seiten der heiligen Jungfrau klingt dem Abbé Pierre, auch hierin des Dichters Mundstück, sehr verdächtig, und angstvoll fragt und forscht er, woher wohl jenes Wort stammen mag, das dem noch umstrittenen Dogma den gewaltigen Beistand der Himmelskönigin verlieh? Es ist hier namentlich eine Stelle im Roman, die der Geistlichkeit große Pein bereitet, und Zola mag sehr verwundert darüber sein, denn er hatte sie in keiner Weise hervorgehoben, obwohl sie vielleicht den Schlüssel des Ganzen enthält.

„Der Lehrer Herr Barbet sah Bernadette niemals in seiner Klasse. Aber als er eines Tages in Vertretung des erkrankten Abbé Ader die Katechismusstunde hielt, fiel ihm die Kleine wegen ihrer Frömmigkeit und ihrer Bescheidenheit auf. Der Priester liebte Bernadette sehr; er sprach oft mit dem Lehrer von ihr und meinte, er könne sie nicht ansehen, ohne an die Kinder von La Salette zu denken, denn sie, denen die heilige Jungfrau erschien, müßten gerade so fromm gewesen sein, wie Bernadette. Als die beiden Männer sie dann eines Morgens außerhalb des Ortes mit ihrer kleinen Heerde von Weitem zwischen den großen Bäumen verschwinden sahen, drehte sich der Geistliche noch einmal nach ihr um und sagte zu seinem Begleiter: »Ich weiß nicht, was in mir vorgeht, aber jedesmal, wenn ich dies Kind sehe, glaube ich die kleine Hirtin Mélanie zu erblicken.« Er war ganz wie besessen von diesem Gedanken, der sich schließlich als eine richtige Prophezeiung erweisen sollte."

Mit größter Heftigkeit ist von klerikaler Seite die Wahrheit dieser anscheinend ganz harmlosen Anekdote angegriffen worden. Man versteht den Grund. Zweifelsüchtige Gegner könnten sich auf diesen Punkt der Legende stützen, um Bernadette als die bewußte oder unbewußte Vollstreckerin eines ihr vom Abbé Ader befohlenen oder suggerirten Betruges hinzustellen. Von diesem Abbé ist später nie wieder die Rede. Er bleibt verschollen, genau so, wie der andere geistliche Rathgeber, Pfarrer Peyramale von Lourdes, und Bernadette selbst verschwinden mußten. Zola freilich scheint alle diese Vermuthungen von sich zu weisen. „Sie log gewiß nicht, sie hatte wirklich jene Erscheinung gesehen und Stimmen gehört, wie Jeanne d'Arc, und wie die Jungfrau von Orléans befreite sie ja, wenigstens nach der Ansicht der französischen Katholiken, ihr Vaterland." Daß es 1870 anders kam, hat Lourdes nicht das geringste geschadet und es unter der dritten Republik erst recht aufblühen lassen.

Bernadette ist nach der Ansicht Zola's eine Stigmatisirte, hysterisch, schwachsinnig, aber rein, wahr und unglücklich, die Incarnation des menschlichen Schmerzes. Je mehr er ihr Leben schildert, desto weniger kann er sich ihrem Zauber entziehen, ganz wie es vor ihm schon dem Dichter Emile Pouvillon*) erging. Rührend erscheint ihm besonders ihr langes Martyrium, das mit dem höchsten Glück ihres Lebens beginnt, der Vision. Tausenden hat die Hirtin die Gesundheit wiedergebracht, aber sie selbst bleibt krank und elend ihr Leben lang; sogar das Wasser von Lourdes, das man ihr an ihr Schmerzenslager bringt, versagt jede Wirkung. Auf ihren Wink ist in Lourdes eine neue Stadt, eine neue Welt entstanden, doch sie selbst wird aus ihrem Werk eliminirt und secretirt. Sie wird den Eigenthümern der Wundergrotte lästig und gefährlich, denn sie könnte ja etwas verrathen, wie die Freigeister behaupten, oder gar selbst Wunder üben und also dem frommen Geschäfte Concurrenz machen. So verschwindet sie eines Tages aus Lourdes, um endlich nach langem, schrecklichem Todeskampf im Kloster zu Nevers in der Verbannung zu sterben. Vergeblich bittet sich die dankbare Stadt ihren verscharrten Leichnam aus; man wird ihn wohl erst dann einmal feierlich in die Heimath überführen, wenn der Strom der Pilger sich vermindern sollte, um so dem Ruhme von Lourdes einen neuen Aufschwung zu geben. Heute ist das noch nicht nöthig, und darum schweigt man sie todt, keine Kirche zeigt ihr Bild, ihr Andenken ist dort fast geächtet, gleich dem des Zeugen ihrer Visionen. Denn so wie ihr Geburtshaus vergessen und verachtet wird und die Stube, wo sie mit ihren Eltern lebte — ihrer Sieben und drei Betten! — heut als Rumpelkammer dient, so steht auch die Kirche des Pfarrers Peyramale als Ruine Wind und Wetter offen, während sein zerfallendes Grab gemieden, verboten, beinah mit dem Banne belegt wird. Nietzsche hat Recht: Kein größerer Haß, als Priesterhaß.

Das scheint auch Zola erfahren zu sollen. Sonderbar ist nur, daß er die Wirkung seiner durchaus respectvollen aber objectiven Schilderung auf Rom und seine Dependenzen so sehr verkannte und von jener Seite Lob und Zustimmung erwartete. Schon sein Held, der zweifelnde, von der Kirche innerlich abgefallene, die Vernunft über den Glauben stellende Abbé Pierre und dessen freimüthige Beurtheilung von Lourdes enthält mehr ketzerische Wahrheit, als die Clerisei vertragen kann. Auch die Wunderberichte mit dem jedesmaligen medizinischen Nachwort, das sie in Frage stellt, mußten unangenehm berühren, denn der Bischof von Tarbes hat sie ja feierlich bestätigt, Pius IX. hat die Marienstatue gekrönt, Leo XIII. hat ein Fest der Erscheinung eingeführt. Rom hat Lourdes anerkannt. Darum darf ein wohlgesinnter Schriftsteller diesen Vorwurf nur mit blinder Frömmigkeit behandeln, etwa wie in Henri Lasserre's „Notre-Dame de Lourdes", das in 300 Auflagen erschienen und in alle Sprachen übersetzt ist, oder höchstens mit dem feinen, liebenswürdigen, milden Lächeln des Weltmanns, wie in „Autour d'une Source" von Gustave Droz. Und doch ist Zola durchaus wohlwollend, ja er überschätzt offenbar die Bedeutung von Lourdes. Die Wallfahrten zu wunderthätigen Bildern sind ganz und gar nicht bezeichnend für unsere Tage, denn sie haben zu allen Zeiten bestanden. Lourdes ist bloß eine neue Concurrenz für La Salette, Einsiedeln, Trier, Santjago de Compostela, Loreto; es wäre ohne die clericallegitimistischen Bestrebungen nach 1870 schwerlich so sehr in Aufnahme gekommen und hat eine recht bescheidene Stelle in der religiösen Krise von heute. Nicht die einfältiglichen Kranken und Sterbenden, die an das Wunder glauben, um gesund zu werden, verkörpern den heutigen Mysticismus, sondern die Millionen ringender Geister, die im dunkeln Drang sich nach einer neuen Wahrheit sehnen und zweifeln und verzweifeln. Immerhin erkennt Zola an, daß der Versuch, in Lourdes den todten Glauben des Mittelalters, der keine Auflehnung und keine Prüfung kennt, gescheitert ist und scheitern mußte. „Die Geschichte kehrt nicht zurück in ihre Anfänge und die Menschheit nicht wieder in ihre Kindheit; die Zeiten und Menschen sind andere geworden; die Völker sind nicht mehr mit den Pilgern." Und wenn er einen Augenblick geneigt ist, den frommen Betrug, der zum Leben hilft, den schönen Traum, die naive „Religion der menschlichen Schmerzen" gelten zu lassen, so sieht er doch ein, daß es feige und gefährlich ist, den Aberglauben nicht auszurotten, denn er schwächt und verdummt und macht uns zu Knechten. Mag auch die Wissenschaft uns in Vielem enttäuscht und entmuthigt haben, das Heil sieht er doch nur in der Vernunft, denn sie bekämpft den Schmerz und ist die Bewegung, das Leben. Aber für den unentbehrlichen Glauben an ein Göttliches, das Mysterium, fordert sein Abbé Pierre eine neue Religion, irdischer, menschlicher und fröhlicher, die errungenen Wahrheiten achtend, ohne Todessehnsucht, ganz erfüllt von Lebensdrang, den Himmel schon auf Erden bereitend. Aber wo ist die Formel, der neue Messias? Kommt er aus der alten Gesellschaft oder gar etwa von den neuen Männern der Propaganda der That?! . . .

Rom hat auf diese Fragen in seiner Weise geantwortet, indem es einfach „Lourdes" auf den Index setzt. Der Generalvikar von Aix schreibt ein Buch gegen Zola und wird dafür im Namen des Papstes vom Kardinal Rampolla bedankt. Von allen Kanzeln in Frankreich und sogar in Lourdes wird gegen den Schandroman gepredigt. Der Papst selber hat in seiner neuen Encyclica vor dem gottlosen Werke gewarnt. Diese Verfolgung mag für Zola schmerzlich sein, denn sein Buch war die That eines überzeugten und friedfertigen Wahrheitsuchers, und besonders schmerzlich, weil sie seine Hoffnung zerstört, für seinen nächsten Roman: „Rom" im Vatican Förderung zu finden. Der heilige Vater, dem er in Ehrfurcht nahen wollte, nicht als serviler Schmeichler, sondern als ebenbürtiger Geisterfürst, wird ihn kaum empfangen und höchstens zum Gruße den Bannfluch für ihn bereit halten.

*) Bernadette de Lourdes, Mystère. Paris, Plon Nourrit u. Co.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Le roi se revanche.

Von Gustav Beßnard (Stuttgart).

„Befehlen Majestät sonst noch?“ frug der vortragende Oberhofmarschall, seine Papiere wieder an sich nehmend.

„Nein, mein lieber Schömberg,“ erwiderte der König mit einem Seitenblick auf seinen Schreibtisch und auf den französischen Roman, dessen Lectüre er vor einer halben Stunde unterbrochen. Momentan war der Grundriß einer gothischen Kirche darüber gebreitet. Der Graf empfahl sich und seine Majestät wandten sich wieder den Regierungsgeschäften zu.

Statt sich durch das Vorzimmer auf den Corridor zu begeben, durchquerte Graf Schömberg noch den anstoßenden Salon, blieb vor einer der Flügelthüren stehen und hustete mehrmals. Nach Verlauf einiger Secunden trat er ein. An einem der hohen Fenster stand eine junge Dame und blickte auf den sonnenbeschienenen Schloßhof hinab, an dessen Portal zwei Grenadiere sich gegenseitig angähnten.

„Beschäftigt, theuerste Baronesse?“

„Wie Sie sehen, Graf,“ war die lachend gegebene Antwort. „Ihre Majestät geruhen heute Migräne zu haben; nun stehe ich hier und betrachte abwechselnd die Löwen und jene Krieger, die uns zu bewachen scheinen.“

„Eine nicht sehr aufregende Thätigkeit.“

„Allerdings. Doch kennen Sie einen Punkt dieses Schlosses, der den Vorzug besäße, nicht langweilig zu sein?“

„Gewiß.“

„Graf! Theilen wir das Geheimniß!“

„Ihre Nähe, theuerste Hella.“

Genugthuung über das Compliment und ein kleiner Aerger über die plötzliche Vertraulichkeit des Grafen erfüllten die junge Hofdame. Sie war etwas in den Salon getreten. Nun ließ sie sich, mit graziöser Bewegung ihre Schleppe aufnehmend, in einen Fauteuil fallen und lachte.

„Ach, daß Sie Recht hätten! Statt dessen ist hier vor jedes Amüsement ein Cherub in Gestalt einer Etikettenvorschrift gestellt. Ein Lachen schon erregt Aergerniß. Uebrigens . . .“ ihr Ton klang leicht ironisch, „Excellenz gehören ja selbst zu diesen Wächtern der Sitte. Ich hörte gestern, Sie würden bei Hofe »Cato« genannt. Seine Majestät soll Ihnen diese Bezeichnung verschafft haben.“

„Baronesse!“ Er war neben sie getreten.

Jetzt nannte er sie wieder „Baronesse“! Wozu denn retirirte er stets wieder?! Sie — Hella von Pinkheim — hatte es sich vorgenommen, ihn zu einer Erklärung zu bringen. Sie war jung, schön und arm, er alt, häßlich und reich; sie würden sich somit ergänzen. Das heißt, so gar alt war er nicht. Er zählte Fünfundvierzig. Immerhin . . . gelebt mußte er haben. Doch die Hauptsache, Vermögen, war vorhanden; sehr reichlich sogar. Hella, hatte die Mama gesagt, Hella, Du wirst darauf zu sehen haben, daß wenigstens Dein erster Gatte vermöglich ist.

„Woran denken Sie?“ frug Schömberg, sich über sie beugend.

„Ach, Graf,“ ihr junger Busen hob sich unter einem Seufzer, „ich fühle mich so allein hier. Ihre Majestät sind zwar sehr gütig zu mir, auch der König —“

„Hm!“

„Sagten Sie etwas?“

„Nein, theuerste . . . Hella.“

„Auch der König ist manchmal sehr liebenswürdig, aber die Meinen ersetzt mir das nicht.“ So, das war grobes Geschütz. Jetzt mußte es sich ausweisen, ob und in wie weit sie auf ihn rechnen durfte. Die Männer glauben im Allgemeinen jede Naivität, pflegte Mama zu sagen, es kommt nur auf den Vortrag an.

„Aber Hella . . .“ er hatte die Hand auf ihren Arm gelegt, „Sie haben doch mich, der ich —“. Seine Wange war dicht an der ihrigen.

„Still!“ Sie war aufgesprungen. War da nicht eben eine Thüre —? Nein. Sie mußte sich getäuscht haben.

Schömberg war einige Schritte weggetreten. Einen Zeugen . . .! na, das hätte ihm gefehlt! Nachdem es ihm drei Jahre hindurch gelungen, Wittwer zu bleiben, hier festfahren! Er würde vorsichtiger sein müssen. Etwas naiv übrigens von Ihrer Majestät, eine so reizende Hofdame — —

„Ich glaubte doch ganz deutlich . . . Nun . . . um so besser! — Sie brechen auf, Graf?“

„Leider, Baronesse. Die Pflicht ruft.“ Des Scheines wegen hatte er nach der Zeit gesehen; und immer noch den Blick auf die verdächtige Thüre gerichtet, verabschiedete er sich. — — —

Wer konnte es sein, der ihr das mit dem Cato zugetragen hatte? der Gedanke ging ihm durch den Kopf, als er wenige Minuten später die Hauptstraße der Residenz hinabschlenderte. Haha . . . wenn er bedachte, aus welchem Grunde ihm der König diesen Beinamen verliehen! Mit Sittenstrenge hatte jener Fall nichts zu thun gehabt. Trotzdem, man schien in letzter Zeit etwas aufmerksam geworden auf ihn.

„Mein lieber Graf,“ hatte der König kürzlich an der Tafel geäußert, „Ihnen fehlt nur Eines.“ Ueber das Was brauchte man sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Man war also der Meinung, er verwildere . . . Wenn er eine Gelegenheit wüßte, sich einmal wirklich auf den Catostandpunkt zu stellen. Es würde ein Fall sein müssen, der sich gewissermaßen öffentlich — —

Was war denn das, die reinste Ansammlung und meist Arbeiter! Ach so . . . die Kunsthandlung von Waldau. Man sollte nicht glauben, daß derartiges Volk etwas wie ein Kunstinteresse besäße. Er war näher getreten, sich den Gegenstand aus vornehmer Entfernung mitzubetrachten.

Ein Bild war es, ein Oelgemälde. Es stand auf einer Staffelei, die in den Landesfarben und sehr reich drapirt war. Es schien das Atrium einer zerfallenen altrömischen Villa wiedergeben zu sollen. Weinlaub und Geisblatt rankten allseitig an den Trümmern empor und bildeten ein Dach, durch das die Sonne ein gedämpftes Licht warf. Im Vordergrund war eine mit klarem Wasser gefüllte Cisterne, das Impluvium des antiken Hauses zu sehen. Vor dieser stand ein junges Weib, ihr Gewand lag am Boden. Sie mochte im Begriffe stehen, die Cisterne als Bad zu benutzen. Zwei Kinder, gleichfalls nackt, balgten sich am Boden. In einer Ecke des Gemäldes steckte ein Papierstreifen; die Aufschrift mochte Bezug haben auf das Dargestellte.

„Willem, dat schlaucht Dir!“ rief einer der Arbeiter einem Genossen zu.

„Nee,“ erwiderte der Angesprochene, „ick ziehe die Natur vor.“

Schallendes Gelächter folgte.

Empörend! War das ein Bild für die Straße, für das Volk?! — Wie wäre es, wenn er die Gelegenheit benützte — wenn, — wenn er einschreiten, sich zum Hüter der gefährdetsten Sittlichkeit aufwerfen würde! . . . Im Nothfalle noch eine kleine Notiz in die Presse . . .

Er trat ein. Fünf oder sechs Personen waren schon zugegen. Das mit der Oeffentlichkeit würde sich somit von selbst geben.

„Herr Waldau?“

„Sofort.“ — Da stand er auch schon.

„Excellenz . . . seltene Ehre! Darf ich bitten?!

Nein. Hier wollte er verhandeln. Zudem: der Kerl hatte ihm einmal einen falschen Corot aufgehängt und bei der Rücknahme Schwierigkeiten gemacht. Dafür konnte man sich jetzt mitrevanchiren.

„Mein bester Herr Waldau, was mich eigentlich hierher führt . . . haben Sie die Ausstellung jenes römischen Motivs“ — er blickte leicht zur Straße hin — „persönlich angeordnet?“

„Gewiß. Ich dachte — ich war der Ansicht . . . Hätte ich ahnen können, daß Seine Majestät —“

„Sie irren, wenn Sie bei Majestät ein Interesse voraussetzen für Ihre Ausstellungsobjecte.“ So, der Hieb saß. „Mein Kommen ist rein persönlich. Ich wollte Ihnen nur anheimgeben, ob Werke wie dieses nicht besser an weniger exponirtem Punkte zur Schau gestellt werden könnten. Sie haben doch gewiß einen Raum, der sich zur Separirung solcher Sujets eignet.“

„Excellenz, das Bild ist verkauft.“ Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die Lippen des Kunsthändlers.

„Nun ja, Nuditäten finden wohl stets Abnehmer. Im Uebrigen —“ er stand wieder an der Thür — „steht es ganz in Ihrem Belieben, meiner Bitte zu entsprechen oder nicht. Befehlen kann hier wohl nur die Polizei.“

„Das Bild wird entfernt werden.“

„Gut. Meinen Dank, im Namen der Allgemeinheit.“

Er ging, höchst befriedigt von dem Ergebniß seines Einschreitens. Den spöttischen Blick des Kunsthändlers und dessen Händereiben hatte er nicht bemerkt. — — —

Der Nachmittag war vergangen. Graf Schömberg lag auf einer Chaiselongue und las im „Journal amusant“. Zwei illustrirte Abschnitte, „Au champ de Mars“ und „Le salon“, beide überaus sittliche Parodien dort ausgestellter Werke enthaltend, schienen seine besonderste Theilnahme erregt zu haben. Von einzelnen der Abbildungen vermochte er sich kaum loszureißen. Schließlich legte er das Blatt zur Seite und griff nach der Glocke.

Der Diener erschien.

„Die Localpresse,“ befahl der Graf mit einem Seufzer.

Einige Minuten später hielt er die Abendausgabe in Händen.

„Hm . . . was . . . was sollte denn das heißen?! »Pointe.« Welche Pointe?“ Er las nochmals: „Wie uns mitgetheilt wird, soll ein heute im Fenster der Waldau'schen Kunsthandlung ausgestelltes Gemälde auf Verlangen einer hochgestellten Persönlichkeit, deren sittliches Empfinden angeblich“ — unverschämt: angeblich . . .! — „dadurch verletzt wurde, der öffentlichen Besichtigung entzogen worden sein. Die Pointe des Ganzen behalten wir uns aus gewissen Gründen für morgen vor.“

Das Beste war entschieden, sofort einen Besuch auf der Redaction zu machen. Schon wollte er den Befehl zum Anspannen geben, da fiel ihm ein, daß es Zeit war, zu Hofe zu gehen. Für den Abend war Herrentafel anberaumt. Er würde am anderen Tage, in der Frühe, vorsprechen. — —

* * *

Seine Majestät geruhten sehr bei Laune zu sein. Die Unterhaltung hatte sich gegen den Schluß hin auch auf politisches Gebiet begeben und schließlich bei Frankreich Halt gemacht.

„Ich persönlich,“ bemerkte ein neu geadelter Geheimrath und großer Freund von Orden, „ich bin der Meinung, das französische Volk werde eines Tages zur Monarchie zurückkehren.“

„Bester Howitz,“ bemerkte der Fürst mit dem ihm eigenen lächelnden Sarcasmus, „Revolutionen für uns — dafür würde nicht 'mal ich mehr zu haben sein . . . Fast vergaß ich,“ brach er ab, sich erhebend, „ich habe den Herren eine Kleinigkeit vorzuweisen, eine Erwerbung, die ich letzter Tage machte.“

Die Gesellschaft begab sich in den anstoßenden Salon. Dort war eine Staffelei aufgestellt. Das darauf befindliche Bild war verhüllt. Jetzt hatte der König die Gardine entfernt; wie von ungefähr lag sein Blick auf Graf Schömberg. — Die Beleuchtung war eine gesucht gute.

„Exquisit!“ schnarrte der anwesende Generaladjutant. „Bataillon solcher Kerls und ich würde Majestät bitten, mir Drill zu übertragen.“ — „Gut . . . wirklich gut!“ ließ sich ein „Professor“ der Malerei vernehmen. „Sage nicht zu viel, wenn behaupte: ich könnte das Ding gemalt haben.“

Schweigend verhielt sich nur ein Einziger, Graf Schömberg. Hätte sich ein Abgrund geöffnet, ihn zu verschlingen, er würde ihn nicht bemerkt haben. Seine Augen starrten auf das Kunstwerk, unverwandt. Ihm war, als müßte er irgend ein Merkmal finden, einen Beweis, daß dies Bild und das vom Morgen zwei verschiedene seien. Da, hatte der König nicht seinen Namen genannt?

„Ich hatte ursprünglich die Absicht, das Bild unserem lieben Schömberg zu dediciren; seine Vorliebe für derartige Motive wird Ihnen ja bekannt sein. Heute Morgen noch stand mir dies fest. Inzwischen jedoch hat sich ein Ereigniß vollzogen, das allgemein überraschen wird: er hat sich verlobt.“

„Ver . . . lobt?!“ Einige mitleidig Veranlagte hatten den Ausruf nicht zu unterdrücken vermocht. Der Generaladjutant drückte Schömberg stumm die Hand.

„Ja . . . verlobt,“ fuhr der Fürst fort. „Für die Appartements eines Wittwers oder Junggesellen mag es ja immerhin sehr geeignet sein . . . einer jungen Frau jedoch — — Sie werden begreifen . . . Die Darstellung ist in einzelnen Punkten doch etwas realistisch.“ Lächelnd blickte er auf das Gemälde und dann auf Schömberg.

„Majestät —“ Das erste Wort war es, das Graf Schömberg seit seinem Wiedersehen mit dem Bilde über die Lippen brachte. Jetzt wußte er, wer der Zeuge gewesen, den er vermeiden gewollt. Vor seinen Augen begann es zu dunkeln. Das Bild, der Kunsthändler, Hella von Pirkheim und der König, sie Alle hatten sich gefaßt und führten um ihn einen Rundtanz auf.

„Der gute Schömberg!“ lächelte der König. „Er ist geradezu wortlos in seinem Glück. Ich werde an seiner Stelle noch den Namen der Braut mittheilen müssen,“ wandte er sich an seine Umgebung. „Fräulein von Pirkheim ist die Erwählte. Hoffen wir, daß sie ihn glücklich machen möge!“

Alle drängten sich an Schömberg, ihm Glück wünschend. Der stand wie ein Automat, ließ sich die Hand drücken und drückte sie Anderen. Jetzt sah er sich dem König gegenüber.

„Auch meinen Glückwunsch, lieber Graf!“ sprach der Monarch.

„Majestät!“ murmelte Schömberg, sich verbeugend und an jedem Worte würgend, „Majestät sind gerächt.“ — —

Aus der Hauptstadt.

Ober-Feuerwerk.

Sonnabend Nacht. In der Kaserne ist es längst still geworden, nur die schweren Schritte des Postens klirren durch das Schweigen. Kein Lichtstrahl fällt aus den Fenstern des großen, einförmigen Steinkastens, und farblos grau, wie ein nüchterner Traum, spielt der Herbstnebel um seine Dächer. Schlaf und Friedensruhe und Finsterniß ringsum. Von ferne zwar, ganz von ferne hallt das Brausen der Großstadt in diese Stille hinein, ganz von ferne glitzern ihre Lichter her, ihre Lockungen, ihre funkelnden Freuden. Aber das heiß genießende, wilde, moderne Leben überfluthet nicht die Deiche, welche die träumende Soldatenstadt von ihm trennen; machtlos brechen sich seine Wellen an den Ufern dieser fremden, weltfremden Welt. Hier herrscht ein anderer Gott als der, den wir anbeten, ein anderes Sittengesetz als das unsrige, und man spricht eine andere Sprache . . .

Und da plötzlich . . . Ein Trompetenstoß schmettert durch die stille, stille Nacht, aufreizend, dröhnend, langverhallend. Er wiederholt sich, jauchzender noch und markiger, und wer recht hinhorcht, erlauscht etwas wie dämonischen, trotzigen Hohn in diesen Tönen. Man bläst Alarm. Im Nu wird's lebendig in der schlummernden Soldatenstadt, wenige Minuten nur, und der Hof ist dicht angefüllt mit Bewaffneten, die sich, halb erschreckt, halb verdrossen, schlaftrunken anstarren. Was gibt es denn? Des Kaisers Majestät kann aus der Romintener Haide noch nicht zurückgekehrt sein. Eine nächtliche Uebung der Mannschaften wird bestimmungsgemäß durchaus vermieden nach so anstrengendem Tagewerk wie dem gestrigen. Was gibt es also? Die Gesichter der Offiziere, die sich jetzt einfinden, sind ernst, fast düster; man sieht sie hier und da flüsternd zusammenstehen. Unheimliches Schweigen sonst. Da werden dreißig scharfe Patronen jedem Manne zugezählt. Und nun plötzlich weiß Jeder, glaubt Jeder zu wissen, was geschehen ist. Und kaum sind die Colonnen formirt, so heißt es: „Laufschritt! Marsch, marsch!“ und aus dem Kasernenthor geht's hinaus auf die Straße, in die aufrührerische Stadt hinein, die der Bürgerkrieg durchtobt . . . Die fürchterliche Stunde ist gekommen, wo auf

den eigenen Vater, auf den Bruder ihr das Gewehr anlegen sollt, die Gespensterstunde, wo sie jählings erscheinen, die man spielend oft herauf-beschwor . . .

Doch nein. Das Fürchterliche bewahrheitet sich nicht. Nicht den Brüdern im Bürgerrock, den empörten Männern der Vorstadt, nein, den Waffenbrüdern gilt der Eilmarsch dieser Truppen. Wieder ein Kasernenhof. Aber nicht still und nachtschwarz, wie jener, sondern von zahllosen Fackeln purpurroth bestrahlt. Scenerie aus „Wallenstein". Seltsam, wie von funkelndem Blut, färben sich die Nebel, die um's Gemäuer streifen, der mählich verblassende Flackerschein fährt an den Gebäuden empor und illuminirt fast die tiefhängenden Wolken dort oben . . . Zwischen die Reihen der bis an die Zähne Bewaffneten werden jetzt ohne Wehr, in Schimpf und Schmach, einhundertdreiundachtzig geführt, die, allzu verwöhnt und sich ihrer bevorzugten Stellung allzu sehr bewußt, eine Minute lang vergaßen, daß sie keine Studenten, daß sie Soldaten sind. Die Kriegsartikel werden verlesen und das Fackellicht spielt um die starrenden Bajonette und die Helmspitzen, bestrahlt dann die bleichen Gesichter der Gefangenen und fluthet breit hinaus auf den Weg, den sie jetzt betreten müssen und der zu den Kasematten Magdeburgs führt . . . Ein eigenartiges, unheimliches Feuerwerk — — —

„Es handelte sich nur um ein Subordinationsvergehen, das allenfalls erklärt wird durch die besonderen Vergünstigungen, welche der Mannschaft bisher eingeräumt waren und welche die jungen Leute bereits für ihr gutes Recht hielten", beschwichtigen am nächsten Tage offiziöse und pseudooffiziöse Zeitungen. „Nichts widerspricht der Hoffnung, daß bereits nach Weihnachten, wenn nicht gar früher, der Cursus von Neuem eröffnet werden kann, da nur wenige Soldaten als wirklich belastet erscheinen."

* * *

Ein glänzender Hofball. All die bezaubernde, die hinreißende Pracht, mit der neuerdings Preußens Monarchie sich so gern schmückt; kluge und muthige Männer in der schmucken Tracht einer vergangenen Zeit, Kniehosen und Galanteriesäbel, und nur die gepuderten Locken fehlen noch. Der Geist des alten Fritz freilich, der im Palaste von Sanssouci umgeht und neulich in seinem Musikzimmer eine erlauchte Gesellschaft in der Tracht seines Jahrhunderts seine Compositionen flöten und geigen hörte — der Geist des alten Fritz vermied es höflicher Weise, einzutreten — dieser Geist sah sogar den unseren Hofbällen noch fehlenden weißen Puder aus sorgsam gekräuselten Perrücken aufsteigen. Außer ihm fehlt aber unseren Hofbällen nichts, was sie denen vor hundert Jahren ähnlich machen könnte, die Maskerade ist vollkommen, alle Arrangements sind auf's Beste getroffen. Intriguen werden gesponnen, Ränke geschmiedet, wie sie lustiger oder verzweifelter kein Dichter zu ersinnen wußte, der das Rococoalter befang. Und einen so großen Raum im Leben all dieser stolzen Männer, dieser berückend schönen oder doch berückend schön aussehenden Frauen nimmt die Intrigue ein, daß auf jedem Gesicht, den Ausdruck der Freude sowohl wie den höfisch kühler Gleichgültigkeit verdrängend, deutlich die Sorge darum zu lesen steht, wie die allerneueste Machination wohl enden mag. Ein abscheulicher Unbekannter, der aus sicherem Versteck ätzendes Gift spritzt, lauert all diesen stolzen, muthigen und klugen Männern, diesen geistvollen Frauen auf, ängstigt sie mit seinen häßlichen Bosheiten so, daß sie an nichts Anderes mehr zu denken wagen als an ihn und an Mittel, seiner Niedertracht zu entgehen. Von ferne zwar, ganz von ferne hallt das Branden der Großstadt, der modernen Welt, unserer Welt, in diese höfische Abgeschlossenheit hinein; die gewaltigen Sorgen, die unser Aller Herzen fieberisch bewegen, hauchen ihren Odem auch an die Fenster des grauen Königsschlosses, aber allzu weit ist der Abstand, allzu unüberbrückbar. In die zierliche Rococomusik, nach der man sich hier im Tanze dreht, bei deren prickelnden Klängen man intriguirt und feine und grobe Listen ersinnt, um den Gegner mehr oder minder cavalièrement aus dem Sattel zu heben, hallen nur abgerissene Accorde des riesenmäßigen Sturmliedes hinein, das draußen alle Welt, unsere Welt, erschüttert. Ein Jahrhundert liegt zwischen den Menschen hier und dort — —

Der preußische Hof von 1894 . . . Vielleicht hat es nie einen seltsameren, eigenartigeren gegeben, nie ein gefährlicheres Parkett. Des Höflings Fuß strauchelt leicht auch da, wo er an sicheres Schreiten gewöhnt ist und den glatten Boden unter sich gründlich zu kennen meint. Aber so schwierig und so undankbar wie am Hofe von Berlin ist seine Aufgabe kaum irgendwo. Es gibt Residenzen, wo ernst veranlagte Männer das Scepter führen und alles Leben um sich her ernst und gediegen gestalten; es gibt Residenzen, wo der Fürst ein frohsinniger Herr ist und Freude, Glanz und Lachen liebt. An beiden weiß der Höfling sich der gültigen Mode gemäß zu kleiden, weiß sich vor Neidern zu sichern, und der Galanteriedegen, der dort nur sein Faustkostüm stilvoll ergänzt, wird hier zum immer paraten Florett. Am Berliner Hofe herrscht ein ernst gestimmter, thateneifriger und ehrgeiziger Monarch, der eifersüchtig darüber wacht, daß Niemand die Rechte und Vorrechte des Thrones freventlich verletzt, der sein Aeußerstes thut, um den Glanz und die Macht seiner Krone zu erhöhen. Allein zu dem Ende, nicht, wie die Tuschler behaupten, aus wirklicher, naiver Freude am Luxus, entfaltet er kaiserliche, unübertreffliche Pracht. Und die Reiherbeize, das Menuet, Fackeltanz und Escarpins sind nichts als Mittel, solche Herrlichkeiten noch zu erhöhen und den Pomp des Kaiserhofes auf eine Stufe zu rücken, wohin die Börsenmeyer, die Couponschulze und die Schlotmüller nicht folgen können, ohne sich lächerlich zu machen.

Wer einst die deutsche, politische Komödie schreibt, auf die wir warten, das Wunderwerk, das in knappen drei Acten wie ein facettirter Edelstein tausend und ein Bild lustig verzerrt ausstrahlt, der wird uns einen Hof schildern, an dem üppiger, verschwenderischer Prunk mit der freundlich ernsten Behäbigkeit gut bürgerlichen Familienlebens vereint war, Zwinger-Mercerien und Tabakcollegien, faustischer Drang in die Ferne, phantastische Lust am Ungewohnten, Bunten und doch gleichzeitig Donnerstagmenüs, die Erbsenmus mit Sauerkraut und Pökelfleisch verzeichnen. — Dieser Dichter wird zum Mittelpunkt der Handlung seiner Komödie das befremdliche Ereigniß machen, von welchem Klatsch-Berlin monatelang zehrte. Der Schloßherr von Friedrichsfelde fiel dem tragischen oder lustigen Zwiespalt zum Opfer, an dem der Berliner Hof laborirt. Hier sind allerlei Intriguen selbstverständlich, hanebüchen grobe zumeist, weil das Klima für feinere Gewächse dieser Art doch nicht mild genug ist, und hier werden Intriguen sofort grausam gerächt, wie an jenen amüsementsfeindlichen Höfen, wo sie naturgemäß zu den Ausnahmen und deshalb zu den schweren Sünden zählen.

Da man aber viel zu ehrlich ist, um selbst plumpe Kniffe gleich durchschauen zu können, trifft der Blitzschlag immer den Armen, auf den Bauernschlauheit den ersten Verdacht lenkte. Nicht der Hecht, der wirkliche Friedensstörer im Karpfenteich, verschluckt die Angel, sondern der allerharmloseste Mooskopf. Nie und nimmer wäre eine so plumpe Intrigue wie die gegen Herrn von Kotze in den Tuilerien des dritten Napoleon oder an einem der lustigen und geistfunkelnden Höfe des vorigen Jahrhunderts, der sonnigen Renaissance-Epoche möglich gewesen, die Zarathustra so sehr liebte. Damals hätte man den Signor de Kotze beglückwünscht zu so über alles Maß einfältigen Freunden. Die Neigung zu überraschendem Feuerwerk, die Lust an melodramatischen, verblüffenden Effecten verhindert leicht ein klares, kühles Urtheil. Im romantischen Bühnenlicht sieht Alles anders aus als im hellen, realen Sonnenschein . . .

Ein Edelmann, dem verschwiegene Herrenhäuser in weiten, stillen Parks eignen, soll arg gefährliche Briefpasquille an hochstehende Damen im Kasino schreiben, wo Jeder ihm über die Schulter sehen kann! Er soll, ohne daran zu denken, wie viel Lustspiele schon von diesem dankbaren, wenn auch uralten Motiv zehren, seine unglaublichen Schmähschreiben gutmüthig dumm mit dem just zur Hand befindlichen Kasinolöschblatt abtrocknen, dann diesen Verräther seiner Schuld sonder Arg liegen lassen und sich dadurch selbst der irdischen Gerechtigkeit überliefern! Die Intrigue ist so über die Maßen plump, daß man nicht glauben sollte, sie wäre ernst gemeint und bestimmt, einen Mann zu verderben; wer sie ersann, stand an Geist und Erfindungsgabe noch weit, weit hinter unseren beliebtesten Possenverfertigern zurück . . . Und dennoch — dennoch erreichte er sein Ziel. Es war am Tage nach einem jener gewitterschwangeren Hofabende, an denen die verflossene Saison überreich war, als Herr von Kotze in die Untersuchungshaft abgeführt wurde, unter Umständen, die das ohnehin genügend sensationelle Begebniß noch bengalisch beleuchteten.

Aber auch dies Feuerwerk verbrannte rasch und kaum ein Häuflein

Asche blieb übrig von der unheimlichen, im Anfang so furchtbar und gewaltig ausschauenden Action. Der Ceremonienmeister Herr von Kotze wurde als vollkommen schuldlos aus dem Gefängniß entlassen — ganz wie es Alle prophezeit hatten, die den liebenswürdigen, harmlosen, ganz in seinem allerdings sehr wichtigen Beruf aufgehenden Cavalier auch nur oberflächlich kannten.

* * *

Und das Ausland commentirt sich beide Ereignisse nicht, wie es der Wahrheit entspräche, sondern in der ihm genehmsten, angenehmsten Weise. Die mit einem solchen Aufwand dramatischer Mittel erfolgte Verhaftung der 183 hält man nicht für eine etwas pomphaft ausgeführte, sonst aber recht nebensächliche militärische Maßnahme, sondern glaubt in ihr das erste Symptom einer furchtbaren Krankheit zu erblicken, die das ganze, deutsche Heer durchseucht. An den Lieutenant Hoffmeister wird erinnert, an den Verrath geheimer Instructionen des Pyrotechnischen Laboratoriums, die man eines Morgens im „Vorwärts" unseres braven Liebknecht abgedruckt fand. Dreist und gottesfürchtig wird das Vorkommniß in's Ungeheuerliche übertrieben; die ganze Schule soll die Marseillaise gesungen und anarchistische Conventikel gebildet haben . . . Was man über den Fall Kotze und die bodenlos gemeinen Schmähbriefe im Ausland erzählte und druckte, spottet auch der nur andeutungsweisen Wiedergabe. Beide Ereignisse haben unseren Credit und die Furcht vor uns mächtiger erschüttert als zwei verlorene Schlachten.

Feuerwerklicht, so bunt es glänzt und so wirkungsvoll phantastisch es die Gegenstände erscheinen läßt, taugt doch nicht für die Arbeitstube.

* * *

Regierungen, die sich schwach fühlen und gleich unsoliden Geschäftshäusern schreiende Reklame nöthig haben, wie die Regierung des dritten Napoleon, setzen alles daran, die öffentliche Meinung ununterbrochen zu beschäftigen und immer von Neuem zu verblüffen; sie fürchten mit Recht, an dem Tage verloren zu sein, da man nicht mehr von ihnen spricht, nicht mehr den Kopf über sie schüttelt. Napoleon le petit illuminirte all sein Thun und Treiben; wo er auch ging und stand, ließ er ein Feuerwerk hinter sich abbrennen. Das reklamelüsterne Komödiantenblut, das schon seinem großen Oheim in den Adern rann und das selbst er nicht immer, am wenigsten Talma gegenüber, verbergen mochte, verlockte ihn, für den keine blendenden Erfolge sprachen, zu gewagten scenischen Arrangements. — Andere Regenten wieder, derer eine schwere Aufgabe harrte und die nicht geneigt oder nicht fähig waren, sie mit fester Hand auszuführen, hofften sich der unbequemen Last zu erledigen, indem sie die Gedanken der ungeduldig harrenden Nation durch Sensationen aller Art ablenkten — wie die römischen Cäsaren. Einer von ihnen sprang in die Arena, vor Allem Volk als Lautenschläger zu glänzen und Dichter- und Musiker-Ruhm zu ernten, für den Herscherruhm, der ihm nicht vergönnt war; ein Anderer, der die die Grenze überschreitenden Barbaren feige gewähren ließ, schlug an der Spitze gewaltiger Heeressäulen einen unbedeutenden Gladiatorenaufstand nieder und gab dann Rom ein nächtliches Siegesfest im Circus, wobei er der Schaulust des Pöbels die Gefangenen opferte. Jene Tage sind vorbei, sagt Herr Quidde. Aber nicht nur jene Tage, hätte er ehrlich hinzufügen sollen, sondern auch jene Herrscher. Wir erfreuen uns, Gott lob, und man sage nörgelnd, was man wolle, einer auf eherne Felsen gegründeten Monarchie, die noch im Bewußtsein des Volkes lebt, und wir hoffen zuversichtlich, daß ihr Träger die riesengroßen Arbeiten vollbringen wird, die seiner warten und die er um der Zukunft des Vaterlandes willen vollbringen muß. Wenn unsere Monarchie gern ihre Macht und Pracht zeigt, wenn sie dramatische Effecte, Fackellicht und Fackeltanz, ungeheuer großen Aufwand an Energie auch bei wenig bedeutsamen Ereignissen liebt, so scheint das ein neuer Beweis dafür, welchen Werth der Fürst auf seine Stellung legt und wie fest er entschlossen ist, die Machtmittel anzuwenden, die sie ihm in so reicher Fülle darbietet. Wenn Wilhelm II. schon in kleinlichen Dingen mit so gewaltiger Thatkraft eingreift, dürfen wir da nicht mit Recht von ihm erwarten, daß er die wahrhaft großen, herrlichen Aufgaben, die Gott ihm stellt, mit noch weit unbeugsamerer Seele, thatkräftigerer Hand erledigen wird? Caliban.

Herbstausstellungen.

Was wäre der Sinn einer „Herbstausstellung"? Doch wohl der, daß die einheimischen Künstler die Früchte ihres sommerlichen Fleißes uns darin vorlegten. Man könnte sehen, wie und wohin gearbeitet wird, und was von der künstlerischen Entwickelung Berlins allenfalls zu erwarten wäre.

Nach diesem Sinn sind die Herbstausstellungen bei Schulte und Gurlitt nicht arrangirt worden, und ich glaube, es war unmöglich, sie so zu arrangiren. Denn — haben wir überhaupt noch eine künstlerische Bewegung in Berlin? Ich glaube, nein. Ein brausendes Wetter ist über unsere Stadt dahingezogen und hat mit unsäglichen Wassermassen alle treibkräftigen Nebenschößlinge überfluthet und begraben. Wasser, Wasser, nichts als Wasser ist die Oberfläche, und wer nur diese zu sehen bekommt, der muß sagen: „Es ist aus mit der Berliner Kunst, die Reichshauptstadt hat ihre Rolle zu Ende gespielt." Das hat mit seiner Ausstellung Herr Brausewetter gethan. Sie sollte zeigen, was Berlin ohne München und ohne die Modernen vermag, und sie hat bewiesen, daß es nichts vermag. „Aber wird man sich herauskrabbeln?" Prost Mahlzeit, man bleibt bei seinem Nichts. Ein preußisch-patriotisches Nichts ist noch immer zehntausendmal besser als ein modern-kosmopolitisches Etwas: Herr v. Werner hat es in weithintönender Rede verkündet, und er hat das Recht und die Macht, jeden Andersdenkenden kalt-lächelnd auf den Opernhausplatz zu setzen.

Von einer „Bewegung" kann somit thatsächlich nicht mehr die Rede sein, höchstens von einer leisen, gehemmten und geheimen Gegenbewegung. Wer in Berlin als ehrlicher, junger Künstler, unbekümmert um Wetterfahnen und Hosiannen, dem eigenen Stern und eigenen Können vertraut, einzig dem Kunstbefehl gehorchend, der aus dem Heiligthum des Allerinnersten kommt, der ist in wenig Wochen unrettbar vereinsamt, nein, schlimmer noch, der wird beinahe gelyncht. Und doch war Berlin vielleicht niemals so fruchtbar an unbekannten und verheißungsvollen Talenten wie eben jetzt — nur, daß sie eben keinen Boden finden können, um höher zu wuchern, nur, daß ihnen der kräftige Anschluß fehlt, um rascher vorwärts zu kommen. Jedes von diesen jungen Talenten kämpft für sich allein, jedes einzelne hat die furchtbare geschwollene Masse der anerkannten Künstlerschaft gegen sich, zusammt dem unbarmherzig arbeitenden officiellen Apparat. Also auch hier keinerlei wirkliche Bewegung. Denn lauter Einzelne sind nicht im Stande, eine solche hervorzurufen.

Die Herbstausstellungen bieten demnach kein Bild einer städtischen künstlerischen Entwickelung. Die Herren Veranstalter sahen sich ganz überwiegend auf Anleihen von auswärts angewiesen, und sie haben diese mit kaltem Kalkül gemacht, so wie sie der herrschende Berliner Geschmack und Kunstverstand haben will, oder doch wenigstens ertragen kann. So ist denn allerhand zusammengestoppelt worden, einiges aus Berlin, anderes aus anderen deutschen Kunststädten und manches natürlich aus Spanien und Italien. Herbstausstellungen — Häringssalatausstellungen!

Dieses zur allgemeinen Charakteristik, die mich hoffentlich des freudlosen Geschäftes überhebt, allzufehr auf das Einzelne einzugehen. Doch immerhin, ein paar Repräsentanten herausgegriffen, vom Schlimmen und vom Guten!

Was für Potenzen die gegenwärtige Berliner Hochfluth an die Oberfläche wirft, zeigt an einigen sehr bezeichnenden Beispielen der Schulte'sche Kunstsalon. Ich nenne nur Rudolf Berény und Alfred Schwarz. Beide fangen jetzt an, eine Rolle zu spielen und dünkeln sich wohl schon gar als große Männer. Herr Berény ist ein blasser blonder Ungar, und für Leute dieses Schlages hat Deutschlands Reichshauptstadt von jeher ein Faible gehabt. Man amüsirt sich in den Salons über ihren Dialekt, der halb keck, halb unbehülflich klingt, man liebt ihre chevaleresken Manieren und das verhaltene Feuer ihrer Augen, und man mischt in seine Sympathie gerne etwas mitleidige Gönnerschaft. An Aufträgen fehlt's somit nicht, und Herr Berény porträtirt tüchtig darauf los, lauter Leute „aus feinen Kreisen". Er hat auch einen gewissen Chic, das was diese äußerlich von der „Canaille" abstechen läßt, in pointirter und gefälliger Weise zum Ausdruck zu bringen. Seine Porträts „sehen nach was aus", gerade wie es die Porträtirten von sich selber gerne haben möchten. Die Malweise aber ist mehr als schludrig. Sie möchte in den Gesichtszügen gern scharf und charakteristisch sein, ist aber hart und lieblos. Sie affectirt in der Widergabe der Gewänder eine gewisse nach Lenbach hinüberschielende geniale Nachlässigkeit, ist aber viel zu geistlos und grob, um überhaupt nachlässig sein zu dürfen. Das Gleiche gilt von Berény's Landschaftsstudien. Sie möchten gern wie Whistler'che Stimmungsbilder ausschauen, suchen aber, was der große Amerikaner durch die zarteste Delikatesse und Nüancirtheit erreicht hat, mit ein paar plumpen Wischern und willkürlichen Spritzern herauszudrücken. Ich will nicht sagen, wie man dergleichen in der Geschäftssprache benennen würde. In der Kunstsprache sagt man: „Kitsch".

Alfred Schwarz hat etwas weniger glatte Manieren, als sein ungarischer Herr Kollege. Er mag sogar hier und da Ansätze von ehrlichem Kunstwollen in sich verspüren. Er hat aber weder Talent noch Charakter genug, um das Märtyrerkreuz des echten Künstlers auf sich zu nehmen. Ein Bild zweier Damen, in wie vor Alter verblichenen Farbentönen gehalten, ist zwar nicht bedeutend, doch von einer gewissen Apartheit. Das Bild aber, das darunter hängt, dürfte der Künstler nur als eine Schmach für sich empfinden. Es stellt zwei nackte Berliner Göhren (Thiergartenviertel!) dar, in der Pose der raffaelischen Engel von der sixtinischen Madonna. Etwas ähnlich Widerwärtiges habe ich lange nicht mehr gesehen: es ist Herabziehung der Kunst durch dreiste Afterkunst. Möglich, daß der Maler lediglich nicht stark genug war, einer geschmacklosen Zumuthung der gut-

zahlenden Herren Besteller zu widerstehen. Möglich! — aber dann hätte er wenigstens soviel Achtung vor sich selber haben müssen, sich nicht durch die öffentliche Schaustellung eines solchen Skandalstückes vor allen ehrlichen Kunstfreunden zu prostituiren!

Doch es ist zwecklos, weiter Derartiges hier anzuführen, obwohl es noch genug tempelschänderische Leistungen zu erwähnen gäbe. Ich nenne lieber, was von ernst zu nehmenden Kunstwerken hervorzuheben ist. Zunächst bei Schulte! Da ist ein neuer Alma Tadema, ein Frühlingsfest, mit sehr viel Marmor, griechischen Jungfrauen und Blüthenzweigen. Kein Werk, das eine neue Note im Schaffen dieses Künsters bezeichnet, aber, trotz seiner akademischen Kühle, doch ein Bild, an dem ein Mann mit echten Kunsttendenzen gearbeitet hat. Es ist mit der hingebendsten Sorgfalt gemalt, der zugleich das Können überall Stand hält.

Dann aber ein wahrer Freudenfund. Ein junger Deutscher von, wenn nicht Alles täuscht, genialer Veranlagung, — wie mir versichert wird, ein junger Mensch von einundzwanzig Jahren, ein gewisser F. Böhle aus Frankfurt a. M. Frankfurt ist die Stadt Thoma's. Und an diesen Meister hat sich Böhle, von sicherem Instinkt geleitet, zunächst gehalten. Er hat sich zugleich von ihm auf die altdeutschen Meister, zumal Dürer, hinweisen lassen. Böhle ist Radirer, und da hat in technischen Dingen wohl auch noch Klinger eingewirkt. Indes, aus diesen kunstgeschichtlichen Voraussetzungen erhebt sich ein durchaus eigenartiger und merkwürdig in sich gefestigter Künstlergeist. Das, was ihn vor Allem auszeichnet, ist Größe der inneren Anschauung. Nichts Kleinliches der Beobachtung stört den einheitlichen Gesammtton seiner Blätter. Aus klarer mächtiger Intuition sind sie wuchtig und zwingend herausgestaltet. Die Stoffe sind: drei oder viermal ein „frumber Rittersmann" mit seinem Gaul, reitend, tränkend oder betend; dann ein nackter Hirtenjunge bei seinen Schweinen; endlich ein Bauer hinterm Pflug und vor ihm zwei gewaltige Ochsen, Thiere, die aus einem Riesenlande zu stammen scheinen, so groß sind sie angeschaut. Wie man sieht, lauter Themen, die inhaltlich nichts Prickelndes haben, und hinter denen auch keine symbolistische Geheimnißkrämerei zu wittern ist. Bei allen entscheidet nur die individuelle Gestaltung, und die ist Böhle uns nirgends schuldig geblieben. Ich weiß nicht was es ist: ist es der breite eherne Ton seiner Blätter? ist es die eigenartige Licht- und Schattenvertheilung? ist es der Hauch zarter Dämmerung, der all die steile Größe mildert? — genug, steht man vor diesen Kunstschöpfungen und verliert sich betrachtend immer tiefer und tiefer in sie hinein, dann wird man wie in ein Zauberland versetzt, in dem es lauter tüchtge und starke Menschen gibt, in dem Friede herrscht in Natur und Herzen, weil Treue und Redlichkeit allüberall walten. Es ist etwas im gehobensten Sinne Deutsches, der natürliche Durchbruch eines schlicht-stolzen Rassetemperamentes, was diesen Radirungen ihren bestimmtesten Ton und tiefsten Charakter leiht. Wir werden Herrn F. Böhle bestens im Auge behalten.

Bei Gurlitt ist, wie gewöhnlich, das Niveau entschieden höher als bei Schulte. Aber es fehlt doch diesmal an eigentlich durchschlagenden Werken. Da sind eine ziemliche Anzahl Liebermann's und Uhde's, so gut, wie nur irgend welche frühere Werke dieser Meister, die indes dem Kenner kaum Anlaß zu eingehenderen Erörterungen geben, wenn er nicht früher Gesagtes geschickt variiren will. Da sind einige Pastelle von L. Ury, die diesen jungen Künstler rüstig auf seiner dornenvollen Bahn fortschreiten lassen. Da sind einige französische Radirer, Helleu und Jeanniot, da sind auch Radirungen des französirten Schweden Anders Zorn, und Alles ist prächtig, geschmackvoll und persönlich, man hat seine helle Freude daran, — man geht aber doch schließlich, im Herzen nur wenig bewegt, davon weg: man hat etwas starkes Gewordenes gesehen, aber man spürt nicht den süßen mystischen Reiz des Kommenden. Auch Leempoels, der wackere Brüsseler Meister mit seinen beiden etwas archaistisch gehaltenen Tafeln „Chacun veut en sagesse ériger sa folie" vermag Einem diese seltene Sensation nicht zu geben. Er beherrscht frei und sicher das gute Erbe der Vergangenheit, aber er lüftet keinen Vorhang in die Zukunft. Und so muß ich denn gestehen, daß für mich persönlich zwei kleine Arbeiten eines in Paris geschulten Deutsch-Polen, des Bildhauers Franz Flaum, die interessantesten Stücke dieser Gurlitt-Ausstellung waren. Flaum hat zwei getönte Gipsstatuetten ausgestellt, schmale nackte Weiber in eigenthümlich dumpfer Gemüthsverfassung. Die Eine sitzt, steif aufgereckt, auf kahlem Fels und in den streng-lieblichen Gesichtszügen des kleinen Köpfchens spiegelt sich der seelische Widerschein eines erduldeten Verhängnisses. Die Andere, eine Eva, von der Schlange versucht, einer Schlange, die hinter ihrem Rücken aus dunklem Erdloch hervorkriecht, zeigt in wunderbarer Prägnanz den inneren Kampf zwischen lauschender Lüsternheit und instinktiver Abwehr. Es ist die ungewöhnlich sichere, graziöse Formgebung, verbunden mit einem raffinirt entwickelten, psychologischen Gefühl, was für diesen hoffnungsvollen Künstler einnimmt, und Neues, aus dem eigensten Empfinden unserer Zeit Geborenes von ihm erwarten läßt.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Hauptmann's „Weber" im Deutschen Theater. — Ungerathene Kinder. Lustspiel in vier Acten von Paul Lindau. (Königliches Schauspielhaus.) — Die Schmetterlingsschlacht. Komödie in vier Acten von Hermann Sudermann. (Lessing-Theater.)

Man darf es behaupten, ohne besorgen zu müssen, der Uebertreibung geziehen zu werden: noch niemals hat auf deutschen Bühnen ein Drama solch einen überwältigenden, föhnartigen Beifall erweckt, wie Gerhart Hauptmann's „Weber" im Deutschen Theater. Platz für Platz im Hause, von den Logen bis in die obersten Ränge hinauf, war von verzückten Enthusiasten besetzt, denen man es zum Theil ansah, daß ihre Hände einen Puff ertragen konnten und die denn auch ihren Händen das Menschenmögliche zumutheten. Wer nicht zur Sozialdemokratie schwor und nicht vom strahlenden Fettgesichte des mäntelnäherinnenberühmten Herrn Saul Singer die Losung für den Abend ablas, der ließ sich von dem auf der Bühne so naturgetreu dargestellten Elend bis zu Thränen rühren und klatschte noch besessener als die Rothen, einerseits um seinem Mitgefühl für die armen Weber Ausdruck zu verleihen, andererseits um sich durch die ungewohnte Anstrengung Appetit für das Souper bei Knoop zu machen. Der Applaus rauschte aus dem Parkett wie ein Donnerwetter auf, aber der zweite Rang zeigte, daß er noch mächtiger bewehrt war und überbrüllte die Hauptmanntollen im Grunde. Sowie auf den Brettern eine kernige Wendung gegen die hohe Obrigkeit fiel, rasten die Literaturfreunde los, als wäre die soziale Revolution ausgebrochen und nur durch andauerndes Geheul zum Siege zu führen; und als am Schluß des vierten Actes die Wohnung Dreißiger's, des hartherzigen Barchentfabrikanten, demolirt wurde, kannte die reine Begeisterung keine Grenzen mehr. Man mußte jeden Augenblick erwarten, daß mindestens die Kronleuchter oder die Stühle von der Gallerie in's Parkett geworfen und eine stimmungsvolle Keilerei sich entwickeln würde. Da aber die zahlungsfähigen Ausbeuter und ihre gleichfalls ausbeutenden, dicken Ehehälften sich die größte Mühe gaben, auch kunstfreundlich zu sein, winkte Singer mit dem Finger, und das empörte Volk schonte die Bourgeois noch einmal. — Es ging das Gerücht um, Gerhart Hauptmann wäre in Folge der furchtbaren Erregung jenes Abends erkrankt — dem feinen, nervösen Poeten muß das bestialische Geheul einer aufgereizten Menge, die nicht dem Kunstwerk, die nur der Brandrede zujauchzt, in der That auf's Tiefste erschüttert haben. Gerhart Hauptmann's erschütternde, gewaltige Dichtung ist zehntausendmal zu gut für den wüsten Radau einer Versammlungsdestille, zehntausendmal zu gut für brillantenbehängte Bankierweiber, die es kitzelt, verwahrloste Armuth, wenn auch nur auf der Bühne, gekochte Kartoffelschaalen und Pferdeaas essen zu sehen, während es ihnen selbst der französische Koch mit seinen genial ausgetüftelten Ragouts nicht mehr Recht machen kann ... Mein Gott, wie traurig ist doch das Loos des Poeten — am allertraurigsten dann, wenn er „allgemein anerkannt und gefeiert" wird!

Paul Lindau, der niemals allgemein anerkannt und gefeiert wurde und jetzt kaum noch hier und da einen schüchternen Freund hat, müßte sich demnach im Ganzen glücklich fühlen, und ich sehe nicht recht ein, weshalb der sonst so verständige und es gar nicht nöthig habende Mann immer noch Stücke einer Menge vorwirft, die nur darauf lauert, sie zerreißen zu können. Mit dem Galgenhumor, der ihm von jeher eignete, liebt er es, seinen dramatischen Werken Titel zu geben, an die sich eine geistreiche Kritik witzig klammern kann. Im „Erfolg" verhöhnte er diese Saphirmanier in noch heute ergötzlicher und treffender Weise, denn auch heute recensiren noch frühere Handlungsgehülfen, Apothekerlehrlinge und Polizeiberichterstatter frisch drauf los. Und auf den fetten Köder, der in der Bezeichnung „Ungerathene Kinder" liegt, biß auch diesmal die Kleckserzunft gierig an. „Mit einem Worte, der Pariser Esprit ist verflogen, das Strehlener Phlegma ist geblieben, und diese ungerathenen Kinder führen ihren Namen nur mit allzu gutem Fug." — „Paul Lindau's Ungerathene Kinder — ich spreche jetzt nicht von seinen gesammelten Bühnenwerken, sondern von der Hanswursterei, die wir gestern erduldet haben, sind noch weit schlimmer, als zu erwarten war." Und so ging es weiter, und glänzend zeigte seine Akrobatenkünste und seine bejammernswerth dünnen Beine, wer sich immer auf dies Trapez schwang. Lindau's neues Schauspiel, das so einmüthig heruntergerissen wurde, verdient diese große Aufregung gar nicht; es ist ein harmloses Dramachen, daran sich ein naives Publikum ganz gut zwei bis drei Stunden lang ergötzen kann. Von der pariſischen Technik, die man Lindau einst begeistert nachrühmte, als er nach Angabe seiner guten Freunde noch „mit Sardou um die Palme rang" — was dem Guten, beiläufig bemerkt, nie eingefallen ist und was auch Größenwahn gewesen wäre — von den Boulevardkniffen beim Theaterhandwerk hat sich das Lustspiel angstvoll freigehalten. Die Personen sind Pappfiguren, die zündenden Dialogscherze zumeist trübselige Requisitenwitze, und von den Mitteln, die zur Entfachung hellen Gelächters angewandt werden, schweigt besser, wer den Strehlener Mann nicht ohne Noth kränken will. Ich kann mich, drei Tage nach der Première, nicht mehr auf die Vorgänge im Stücke besinnen, und auch die Menschen darin hab' ich ziemlich vergessen — ich weiß nur noch, daß von einem Duell die Rede ging, dem die schwere Aufgabe zufiel, einen überflüssigen Act zu füllen und das nachher spurlos verschwand, wie es gekommen war; von einem reichen Bankier, der ganz unwahrscheinlich arisch aussah und alleweg wehleidig jammerte, daß seine Kinder zu solide, fromm und gottesfürchtig, das heißt ungerathen, seien; von einem unerhört komischen Pastor, der correct vom Scheitel bis zur Zehe (sein Scheitel war wirklich sehr correct) salbungsvoll die Sprache der Biedermannzeit sprach und ohne Unterlaß mit genauester Quellenangabe citirte u. a. m. Aber dennoch — so possenhaft albern und abgestanden diese trüben Scherzlein auch immer sind, so übersättigt man von diesen Theaterverwechslungen, Mißverständnissen und Horchscenen auch ist, von diesen spaßhaften Situationen, wo hinter der Scene alles zusammengeschossen wird und auf der Scene „Herzen wie Strahlen zusammenschießen", — es steckt doch mehr literarisches Können und vor Allem unsagbar mehr Feinheit in Lindau's Lustspiel, als in den erfolgreicheren Schlächterarbeiten, die wir letzthin schaudernd erlebt haben.

Geräuschvoller als das Werk des Mannes, der auch dermaleinst als

Reformdramatiker die deutsche Bühne von fremder Regeln Zwange reinigen wollte und der nun, müde und im Kern gebrochen, aus Berlin entfloh, geräuschvoller wurde im Lessing-Theater Hermann Sudermann's „Schmetterlingsschlacht" abgelehnt. In dem wilden Tumult, der nach jedem Acte das Haus durchtobte, lag ein gut Theil radaulustiger Rohheit, aber mit Bedauern muß man zugeben, daß die Rohheit der Zuhörer diesmal am Platze war, der Rohheit des Autors gegenüber. Es war ein packendes, ja ein ergreifend tragisches Bild, wie die imponirend schöne Gestalt des gefeierten, gestern noch vergötterten Dichters langsam vor die Rampe trat, wie er, todtenbleich, verstört und vor Erregung zitternd, dem schneidend scharfen Zischen ringsum, den Hohnworten, die ihm entgegen geschleudert wurden, dem rasenden Lärm im Parkett, in den oberen und unteren Rängen Stand hielt, recht wie ein furcht- und tadelloser Edelmann; wie er dann, als das Haus sich rasch leerte und nur noch die paar Freunde zurückblieben, die in verlor'ner Liebesmüh machtvoll Beifall klatschten, Fräulein Retty's Hand mit wehmüthigem Lächeln an seine Lippen zog. Fräulein Retty's Hand, die doch, freilich ohne Verschulden der Darstellerin, dem brüchigen Drama den Todesstoß versetzt hatte.

„Berühmte" Kritiker, die sich gerade jetzt schwitzend bemühen, den totalen Bankerott des echten und des Pseudonaturalismus zu bemänteln, haben nicht verfehlt, darauf hinzuweisen, daß an Sudermann's Niederlage vor Allem der zweite Rang Schuld getragen hat, und dann die übliche „Premièrenmeute", die immer angeschnauzt wird, wenn sie den maßgebenden Unmaßgeblichen einmal nicht gehorcht. „Meute" oder „verständnißlos, unreif, bornirt" heißt Jeder, wer sich sein Urtheil noch am Abend der Erstaufführung bildet und nicht erst den druckfehlergeschmückten Mitternacht-Traisch der schlecht besoldeten Recensenten unserer Tageszeitungen demuthsvoll abwartet. Ich vermag in das Gezeter der Bonzen über den zweiten Rang um so weniger einzustimmen, als ich am Sonnabend gezwungen war, ihn selber zu besuchen; für Leute, die ihr Billet zu bezahlen gewohnt sind, gab es schon Tags vorher keine Parkettplätze mehr. Ich sehe nun aber mit dem besten Willen nicht ein, warum Jemand, der seinen Sitz im zweiten Rang mit einem Silberthaler redlich bezahlt, verständnißloser, unreifer oder bornirter als ein Nassauer sein soll, der das Theater in des Wortes verwegensten Bedeutungen sein Lebtag lang umsonst besucht. Mir scheint, daß Liebe, Interesse und Verständniß für die Kunst zwar nicht vom Portemonnaie abhängen, daß sie aber unzweifelhaft eher da vorhanden sind, wo man der Kunst zu Liebe auch Geldopfer nicht scheut, als da, wo man usancemäßig Schneiderrechnungen und Hausknechtdienste mit Freibillets bezahlt.

Was nun die Première der „Schmetterlingsschlacht" selbst anbelangt, so erfüllte sie mit nichten die hohen Erwartungen, die man auf Grund vorher geschriebener und discret versandter, liebevoller Kritiken zu stellen berechtigt war. Drei literarische Männer haben an dieser Stelle die früheren Arbeiten Sudermann's kritisch zerpflückt und sind zu keinem besonders schmeichelhaften Urtheile gekommen, aber was sie auch immer gegen den Dramatiker einzuwenden hatten, dem geschickten Theatraliker mußten sie Gerechtigkeit widerfahren lassen. Starke Handlungen mit fester Faust zu gipfeln; effectvolle Scenen gerade da hinzulegen, wo sie nach menschlicher Berechnung die überwältigendste Wirkung ausüben würden; treffsichere Spekulation auf die Empfindungen der Hörerschaft und beneidenswerthe Geschicklichkeit, geistvolle Worte aus Trivialitäten zu münzen, blendende Schlager aus alltäglichen Gedanken, die Jeder immer gern wieder hört, — das war Sudermann's Kunst, und, by Jove, keine kleine Kunst. Wenn er ein Stück baute, so arbeitete er, wie man geometrische Aufgaben ausarbeitet, und das ganze Drum und Dran des dramatischen Rechnens verstand er wie kein Zweiter, Sardou den Geriebenen vielleicht ausgenommen. Zu früh jedoch glaubte er diese seine Krücken entbehren zu können, er wollte frei, ohne Druckwerk und Röhren, gestalten, und siehe — er brach ohnmächtig auf der Strecke zusammen. Die Handlung der „Schmetterlingsschlacht" ist armselige Dürftigkeit, die Idee verdünnter Aufguß voller Kamellen, die Scenenführung unklar und verworren, ja mitunter so schülerhaft, daß sie zum Lachen reizte und gefährliche Ulkstimmung hervorrief. Selbst der Dialog leidet an gewaltigen Längen, einzelne gute Einfälle werden vier-, fünfmal ausgequetscht, Witzworte fallen, die ein schmerzliches Au erzwingen. Und nun die Charakteristik der Personen! Sie sind uns sämmtlich aus den vorhergegangenen Arbeiten Sudermann's bekannt, sie haben sich nicht einmal die Mühe gegeben, rasch eine andere Maske vorzubinden; der Dichter schminkte ihnen das Gesicht etwas greller, steckte auch wohl eine männliche Figur aus der „Ehre", aus „Sodoms Ende" in Mädchenkleider — und das war Alles! Dem Epiker fehlt es auch diesmal nicht an hübschen, novellistischen Einfällen; der Satiriker sucht zu amüsiren, was ihm freilich nicht gelingt, da er an der Oberfläche des bespöttelten Gegenstandes haften bleibt; der Dramatiker jedoch läßt uns diesmal völlig leer ausgehen. Herr Sudermann hat es nie verstanden, seinen Menschen menschliche Entwickelung zu geben, wie es der geborene Dramendichter unter höherem Zwange instinktiv thut, er schuf im Guten und im Bösen immer nur Caricaturen, aber so kunstverlassen, so hülflos zeigte er sich noch nie. Kotzebue, mit dem ich ihn einmal, wohl nicht ganz zu Unrecht, verglich, war schlauer als er und verließ nie die Bahn der Technik, auf die er sich einmal eingefuchst hatte; Kotzebue zimmerte immer so sauber, wie es ihm nur möglich war. Daß aber Sudermann diesmal unverzeihlich lüderlich arbeitete, geht schon allein aus der Wahl des Titels hervor, der seine Entstehung nicht dem Sinn des Stückes, sondern der Zufälligkeit verdankt, daß die Heldin vorzugsweise sich balgende Schmetterlinge malt. Auch „Sodoms Ende" verdankt übrigens seinen Namen einem Gemälde des Helden. Wie in der Ueberschrift, hat der Dichter im ganzen Drama seine eigenen Clichés gebraucht. Er darf deshalb nicht erwarten, daß eine literarische Kritik sich mit dem Jüngsten seiner Muse beschäftigt; sie interessirt sich nur für Originalarbeiten, nie für schlechte Copien.

Hier und da finde ich die Befürchtung ausgesprochen, daß es dem Dichter nicht mehr gelingen wird, die Krone wieder aufzuheben, die ihm der Sturm des vergangenen Sonnabends vom Haupte riß. Prüft man ohne Voreingenommenheit die letzten Schöpfungen Sudermann's, erinnert man sich gewisser Scenen der „Schmetterlingsschlacht", die nicht nur poetische Begabung, die, schlimmer für ihn, auch all und jeden Bühneninstinkt vermissen ließen, so möchte man den Unheilspropheten beinahe zustimmen. Die Erzählung, die Sudermann in der „Romanwelt" der Actiengesellschaft Cotta drucken ließ, wird mild kritisirt, wenn man sie skandalös und talentlos nennt; da sie aber bereits mehr als zehn Jahre alt ist und bisher ein beschauliches Pultdasein führte, darf man von ihr nicht auf einen Rückgang der Fähigkeiten des Autors schließen, der zur Zeit ihrer Entstehung noch Rickert's „Reichsblatt" verantwortlich zeichnete. Gefährliche Freunde waren es, die Sudermann bewogen, solchen Schund wie „Es war" nicht den Flammen, sondern den Setzern zu übergeben; gefährliche Freunde sind es, die ihr Bestes thun, sein Bestes, seine Gewissenhaftigkeit beim Schaffen, seine Selbstkritik zu untergraben. Wer sich selbst so hastig ausbeutet wie Hermann Sudermann, wer nichts mehr in sich ausreifen läßt, muß künstlerisch zu Grunde gehen. Es wäre aber ewig schade just um diesen Starken!

Notizen.

L'Effort. Roman von Henry Béranger. (Paris, Armand Colin & Co.) Es ist ein schnelles Blühen und Welken in der schwülen Treibhausluft der Fin de siècle-Cultur. Was heute noch die allerneueste literarische Schule war, der die ganze, große Zukunft gehörte, ist morgen schon alt und abgethan und glaubt an sich selbst nicht mehr. Der Symbolismus ist todt, kaum daß er gelebt hat, und schon wieder thut sich in Frankreich eine neue literarische Schule auf. Sie hat diesmal den Geschmack, sich nicht mit irgend einem Ismus zu benennen; sie tritt ohne Namen auf, aber das ist gefährlicher, da so der Kritik und dem Publikum das bequeme Schlagwort fehlt. „L'Art pour la Vie!" steht auf dem Banner, um das sich die jüngsten Revolutionäre schaaren, und ihr bedeutendster Wortführer ist Henry Béranger. Er predigt die Abkehr von der Literatur des Pessimismus und des Egoismus, und er will eine Kunst für das Volk, nicht eine Kunst für die Auserwählten. Es ist der Einfluß der russischen Literatur, der sich hier geltend macht, besonders jener russischen Literatur, wie sie von Melchior de Vogué in seinem epochemachenden Buch „Le Roman russe" den Franzosen vermittelt wurde. Die Idee des sozialen Mitleides, die im Mittelpunkt der Romane von Tolstoj und Dostojewski steht, war neu in Frankreich und wirkte wie eine Offenbarung. In ihr erblicken die Jungen den neuen Inhalt einer neuen Literatur. Béranger's zweite Veröffentlichung — vor ungefähr zwei Jahren ging ihr ein Band sozialer Geschicht „L'Ame moderne" voraus — ist besonders wichtig durch die Einleitung, die in scharfer Unwissenheit die Glaubenssätze des neuen literarischen Katechismus aufstellt. Man findet hier vor allem Ideen von Vogué, Larisse und Rod verwerthet, was für den Ernst und die Tiefe der jungen Bestrebungen spricht. Der Roman selbst darf nicht als eine Probe auf das Exempel betrachtet werden; er verräth viel Talent, aber ein unglückseliger Hang zu abstraktem Philosophiren tödtet an manchen Stellen das warme Leben der Kunst. Der alte Erfahrungssatz bewahrheitet sich hier: nicht die Jugend hat die Ideen, sondern umgekehrt, die Ideen haben die Jugend und beherrschen sie widerstandslos.

Paul Remer.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

E. T. A. Hoffmann.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Georg Ellinger.

M 5.—, geb. *M* 6.—.

Im Verlage von **Rob. Peppmüller** in Göttingen erschien:

Prof. Ernst Haeckel in Jena

und seine Kampfweise.

Eine Erwiderung von **Prof. Otto Hamann.**

Preis *M* 1,20.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Pfizer, G., Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Preis 75 Pfg.

Somogyi, Ed., Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Preis 3 Mk.

Tkalac, E. J. von, Jugenderinnerungen aus Kroatien. Preis 4 Mk. 50 Pfg.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

Geschichte

des

Gothaischen Hoftheaters

1775—1779.

Nach den Quellen

von

Richard Hodermann.

1894. *M* 3.50.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Reine Südweine,

Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität. 6 Flaschen (3/4 Liter) Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,— incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.

Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Die Million.

Roman

von

Theophil Zolling.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.

Z. ist ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird . . . Seine dichterischen Personen halten auch Reden (wie in Heyse's Merlin), aber was sie sprechen ist Handlung. . . . Ueberall herrscht jene Objectivität, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. Der Dichter hält sein Urtheil sorgfältig zurück, denn er will nicht entscheiden, sondern der Leser soll das Urtheil fällen und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatsachen geknüpften Motivirung, daß über die Nothwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann. **Grenzboten.**

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Verf. zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer auf's Neue die Hand, um sich in unermüdlicher, aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß, wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen. **Blätter für literarische Unterhaltung.**

. . . Wenn sich wirklich beobachtetes Leben von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, als wir es hier erblicken, den Anforderungen der gestaltenden Kunst gemäß geordnet und verbunden findet, so verdient derjenige, der dies bewirkte, in Wahrheit den Namen eines Dichters. **Fränkischer Kourier (Martin Greif).**

Börse, Fabrik, Salon, Cirkus, Rennbahn u. s. w. bilden den wechselnden Schauplatz. Mit allen diesen Orten ist der Verf. auf das Gründlichste vertraut; wie er das Treiben der Börse trefflich schildert, so weiß er auch in der Spinnerei just wie ein Fachmann Bescheid. **Barmer Zeitung.**

. . . Z. ist keine so malerisch-romantische Natur wie Zola, der oft genug wie ein förmlicher Victor Hugo in die Wahrheit hineinphantasirt. Aber auch er weiß, daß die wirklichste Wirklichkeit sich nicht wie ein gleichmäßig tickendes Uhrwerk abspielt, sondern jeden Augenblick durch aufgelegte „Romankapitel" überrascht. Alles in allem ist die „Million", dank dem wichtigeren Stoff und der gewachsenen Darstellungskunst, unstreitig der beste Roman, den uns Z. bisher beschieden hat. **Wiener Fremden-Blatt (Ludwig Hevesi).**

. . . Der vom Verf. aufgestellte Gegensatz zwischen dem Unwerth der wüsten Spekulation und dem sicheren Untergrund der soliden Arbeit äußert immer wieder kräftige Anziehung, besonders wenn er wie hier in einem das Zeitbild geschickt wiedergebenden Vorgang und in Menschen geschildert ist, die wirkliches Leben in sich tragen. Der Roman ist so unterhaltend als belehrend. **Hamburger Nachrichten.**

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Soeben erschien im Verlag von **C. Jacobsen** in Leipzig:

Deutsches Liederbuch.

Gedichte von August Sturm.

Zweite Auflage.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage: Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), Stuttgart.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 42. Berlin, den 20. October 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Anarchistengesetze. Von Sisyphus. — Das Diphtherie-Heilserum. Von Dr. med. A. Albu. — **Literatur und Kunst:** Ferdinand Gregorovius in seinen Briefen. — Finnland und seine Literatur. Von Max Buch. — **Feuilleton:** Das ungeschwänzte Kalb. Von Santeri Ingmann. — **Aus der Hauptstadt:** Thronfolgers Brautfahrt. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

Anarchistengesetze.

Gerade oder ungerade? An den blinden Knöpfen ihrer von den verschiedensten Strömungen stark mitgenommenen politischen Umhängejacke zählen sich die Jünglinge, die der „öffentlichen Meinung" täglich ein- oder zweimal Geburtshülfe leisten, ihr „Für" oder „Wider" ab, um dann dem braven Bürger beim Morgenkaffee unter der flammenden Ueberschrift „Gegen den Umsturz" das mädchenhaft langweilige oder von edlem Zorn erglühende Product ihres kindlichen Spiels mit der ganzen Naivität eines von keinerlei Sachkenntniß angekränkelten Selbstbewußtseins zu übergeben. Auf dem Rücken des Studiosus Landauer schneiden sich die einen, auf dem des Meineidbauern Ahlefeld die Anderen ihre Umsturzgesetze zurecht; und daß diese Gesetze nicht so passen, wie die beiden würdigen Häupter unserer gründeutschen Propaganda der That es verdienen, mag wohl nur daran liegen, daß sie beide augenblicklich hinter dicken Mauern der Kunst schneidernder Handwerker entzogen sind.

Wohl gab es eine Zeit, wo selbst ernsthafte Politiker die Staaten zu kräftigem Zusammentreten aufforderten. Das war die Zeit, als das Oberhaupt der französischen Republik mordlustigem Fanatismus zum Opfer fiel. Aber mit kühler Zurückhaltung wehrte Deutschland die Pläne einer diplomatischen Gesammtaction, die bald von Italien, bald von Frankreich und bald von Spanien aus lockend geboten wurden, ab. Die königstreuen Parteien, die damals ihrer Entrüstung über diese Verständnißlosigkeit in ebenso lebhafter Weise Ausdruck gaben, wie sie jetzt mit wüthenden Posaunenstößen in das Horn der Ausnahmegesetze stoßen, scheinen doch hierin wenigstens ein klein wenig bekehrt zu sein. Der nationalliberale Parteitag hat die Frage eines internationalen Vorgehens mit beredtem Stillschweigen übergangen.

Es ist immer mißlich, in dem Zustande der Erregung die Hand an die Gesetzgebung zu legen. Und doppelt nothwendig ist es, bei tiefeinschneidenden politischen Gesetzen, mit nüchterner Erwägung zu prüfen, ob solche Actionen, welche einer augenblicklichen „allgemeinen Stimmung" ein versöhnendes Opfer wohl zu bringen im Stande sind, auf der einen Seite auch einen wirklichen praktischen Zweck erfüllen werden, ohne auf der anderen unnöthige Erbitterung in den Reihen anderer Parteien hervorzurufen.

Der internationale Ueberwachungsdienst gegenüber den Anarchisten fungirt, was die Rechtshülfe anbetrifft, die bei Verfolgung anarchistischer Verbrecher die Culturstaaten sich gegenseitig gewähren, auch heute schon in weitem Umfange ganz von selbst und ohne internationale Vereinbarung. Nachdem neuerdings die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche nur allzulange eine liberale Gesinnung gegenüber diesen Mordgesellen bekundet hatten, in ihren Auslieferungsgesetzen sich zu dem Grundsatz verstanden haben, daß auch wegen gemischtpolitischer Verbrechen die Auslieferung gewährt wird, wenn der Charakter des gemeinen Verbrechens den des politischen überwiegt, ist es nur England, das sich der europäischen Interessengemeinschaft in dieser Beziehung noch nicht voll angeschlossen hat. England liefert auch gemeine Verbrecher nur aus, wenn ihre Schuld mindestens bis zur Wahrscheinlichkeit erwiesen ist. Nach den englischen Gesetzen können ferner die im Auslande verübten Strafthaten englischer Staatsangehörigen nicht bestraft werden, so daß ein englischer Anarchist, der in Paris ein Bombenattentat begeht, sich nach England flüchten kann, ohne daß ihn die dortige Justiz zu erreichen vermag. Von diesem nicht unbedenklichen Zustande könnte sich England indessen nur durch seine innerstaatliche Gesetzgebung befreien, eine internationale Vereinbarung hätte nicht die Macht, diese Aenderung zwangsweise zu erwirken.

Was Deutschland im Besonderen anbetrifft, so können hier anarchistische Verbrechen, die eine hochverrätherische Handlung gegen das Reich oder einen Bundesstaat darstellen, nach den Vorschriften des Strafgesetzbuches auch dann verfolgt werden, wenn sie im Auslande von Ausländern verübt sind. Dasselbe bestimmt das Sprengstoffgesetz vom 9. Juni 1884. Auf Grund des § 12 desselben kann auch gegen Ausländer innerhalb des Reiches eine strafrechtliche Verfolgung eingeleitet werden, wenn diese durch Anwendung von Sprengstoff eines der in diesem Gesetz angeführten Verbrechen vorsätzlich begangen oder sich zur Ausführung solcher verabredet oder Andere angereizt, verleitet haben, oder wenn sie in der Absicht, solche zu begehen, Sprengstoffe angeschafft, hergestellt, bestellt oder Anderen überlassen haben. Wenn die dargestellten Bestimmungen bisher Ausländern gegenüber noch nicht zu der im Interesse einer möglichsten Vernichtung des Anarchismus wünschenswerthen Anwendung gekommen sind, so liegt dies keinesfalls an der Schwäche der Gesetze, die, wie wir sehen, einem internationalen Eingreifen einen umfangreichen Spielraum gewähren, sondern vielmehr daran, daß die inländischen Behörden nicht immer von den strafbaren Handlungen, die von ausländischen Anarchisten im Auslande verübt worden sind, die nothwendige Kenntniß erhalten. In dieser Beziehung wird man fordern müssen, daß durch gegenseitigen Nachrichtenaustausch der Polizeibehörden der größeren Staaten dafür Sorge getragen werde, daß die inländischen Behörden über das Vorleben der in das

Reichsgebiet einwandernden Anarchisten genauen Aufschluß erhalten, um alsbald eine Strafverfolgung einleiten zu können. Auch muß den inländischen Polizei- und Justizbehörden das Recht zugesprochen werden, in dringenden Fällen direct, ohne Vermittelung der Gesandten und ausländischen Minister, mit den zuständigen ausländischen Behörden zu verkehren. — Um aber diese nothwendigen Ergänzungen des heutigen Zustandes zu erreichen, dazu ist wiederum nicht ein internationales Abkommen erforderlich. Es genügt, wenn die europäischen Centralbehörden ihre Organe nach dieser Richtung hin mit Anweisungen und Mitteln versehen.

Wenn sich so auch ein Einschreiten gegen den Anarchismus, soweit es auf internationalem Wege geschehen kann, bereits heute in ziemlich befriedigender Weise bewerkstelligen läßt, so bleibt doch die zweite Frage, ob die heute innerhalb des Reiches bestehenden Gesetze sich als stark genug erweisen, um einem anarchistischen Ansturm Widerstand zu leisten, ob sie der Justiz und Polizei die Mittel an die Hand geben, nicht nur um anarchistische Verbrechen nach begangener That zu sühnen, sondern auch um solche im Keime zu ersticken und die Gesellschaft vor deren Ausführung zu schützen. Frankreich hat sich angesichts des bedrohlichen Anwachsens der verbrecherischen Attentate auf den Weg der strengsten Ausnahmegesetzgebung gedrängt gesehen. Die Schweiz ist ihr auf diesem Wege nachgefolgt.

Wir wissen vollständig die Gründe derjenigen anzuerkennen, welche Gegner jeder Ausnahmegesetzgebung sind und besonders gegen Ausnahmemaßregeln sich sträuben, die darauf abzielen, anarchistische Doctrinen durch ein Gewaltverfahren in ihrer Entstehung und Verbreitung zu hindern, Gesinnungen statt der Thaten zu verfolgen und damit bedeutungslose Leute mit dem gefährlichen Schein falschen Martyriums zu umgeben. Wer heute einer Beschränkung der Preßfreiheit und des Vertriebes von „staatsfeindlichen" Schriften das Wort redet, der vergißt, daß gerade die Lectüre von Schriften gleich den Proudhon'schen wie kein anderes Mittel geeignet ist, blutdürstige Gewaltmenschen in die ungefährlichen Bahnen selbstthätiger Geistesarbeit zu lenken. Wer ferner heute, pochend auf sein waschecht conservatives Herz, der Versammlungsfreiheit mit einem kühnen Paragraphen den Garaus machen will, den erinnern wir an den Lärm, der sich im conservativen Lager erhob, als ein findiger Offiziosus, um die Zwanzigpfennigversammlungen des weiland Judenflintenschwätzers mit den üblichen Harlequinaden und dem stets unsichtbaren „Actenmaterial" unmöglich zu machen, den Vorschlag machte, die Versammlungen mit „obligatorischem Entrée" von vorheriger behördlicher Concession abhängig zu machen. Was Berlin anbetrifft, so kann man mit ruhigem Gewissen behaupten, daß den Landauer und Genossen nichts unheilvoller geworden ist, als die Freiheit, welche man ihnen für ihre Versammlungsergüsse gewährt hat. Durch welches Mittel wohl besser als durch eine weitgehende Freiheit können die extremen Parteien gewungen werden, sich zu zeigen als das, was sie sind, ihre Gründe bis zum letzten vorzubringen, damit das urtheilsfähige Volk selbst bemessen kann, ob diesen Gründen eine Bedeutung innewohnt, oder ob sie nur zu rein demagogischen Verführungskünsten und unreinen Agitationsmitteln verwandt werden sollen. Nur wenn Thatsache gegen Thatsache, Grund gegen Grund im vollsten Lichte der Oeffentlichkeit steht, wenn der Partei auch nicht der Schein eines Zwanges auferlegt wird, dann ist sie von der Entschuldigung der Vergewaltigung frei, dann wird ihrem Vorbringen der Schein der Unwiderleglichkeit genommen, dann wird verhindert, daß das, was mit kleinlichen Polizeimitteln gewaltsam von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen wird, durch tausend Poren im Stillen geheimnißvoll sich weiterverbreitend in weit gefährlicherer Gestalt, an Bedeutung und vermeintlicher Wahrheit gewachsen, den Weg in die Menge findet.

Auf einem ganz anderen Gebiete bewegt sich natürlich die Frage, in welcher Weise und inwieweit das Gesetz gegen einen Mißbrauch dieser Freiheit im Einzelnen, der sich insbesondere in einer Anreizung zu anarchistischen Verbrechen und einer Verherrlichung solcher darstellen kann, einzuschreiten hat. Insoweit halten wir es allerdings für eine ernste Pflicht, die bestehenden Gesetze einer eingehenden Durchsicht zu unterziehen und das unter dem neuen Zeichen der „Propaganda der That" Verbesserungs- und Ergänzungsbedürftige herauszusuchen. Das Beispiel Englands zeigt, zu welchen gewaltthätigen Verirrungen sich eine pseudo-nationale Prahlsucht, jenes laisser faire in polizeilicher und strafrechtlicher Beziehung, welches mit der „Asylfreiheit" politischer Verbrecher beginnt und mit der völligen Schutzlosigkeit gegen anarchistische Verseuchung endet, zu steigern vermag.

In Deutschland wird die Anreizung zu anarchistischen Schandthaten, mag sie sich als Aufreizung zum Klassenhaß, als Anstiftung zum Hochverrath, oder als Aufforderung zur Begehung eines Dynamitverbrechens darstellen, in gleicher Weise mit schwerer Gefängniß- oder Zuchthausstrafe bedroht, und die jüngste Zeit hat gezeigt, daß die deutschen Richter von den ihnen zur Verfügung gestellten Strafen keinen allzu sparsamen Gebrauch machen. Demjenigen, der zu Dynamitverbrechen unmittelbar auffordert, wenn auch ohne Erfolg, droht nach § 10 des Gesetzes vom 9. Juni 1884 in gleicher Weise das Zuchthaus, wie demjenigen, der zu solchen Thaten dadurch anreizt, daß er begangene oder zu begehende Verbrechen als rühmlich darstellt. So vollständig diese Vorschriften auch äußerlich erscheinen, so offenbart sich uns doch eine empfindliche Lücke, wenn wir den Wortlaut des Sprengstoffgesetzes mit den Fortschritten betrachten, den der Anarchismus neuerdings in der Auswahl und Herstellung seiner Mittel aufweist.

Die Zuchthausstrafe des Sprengstoffgesetzes ist nur gegen denjenigen vorgesehen, welcher eine „mittelst Sprengstoffen" verübte verbrecherische Handlung anpreist oder als etwas Rühmliches hinstellt, bietet aber keine Handhabe, wenn ein anarchistisches Verbrechen mittelst eines anderen Mordinstrumentes vollführt ist. Man mag das Attentat Caserio's bei der Berathung des Sprengstoffgesetzes nicht vorausgesehen haben. Heute aber erscheint es als ein undenkbarer Zustand, daß die Anpreisung eines mittels Dynamit oder Nitroglycerin verübten Attentats der Strafe verfallen, daß aber die Verherrlichung einer mittelst eines Dolches begangenen Schandthat ungesühnt bleiben soll, es sei denn, daß man das Geltungsgebiet des bekannten „Paragraphen für Alles" um ein neues Stück „groben Unfugs" erweitern wollte. Es ist nicht abzusehen, aus welchen Gründen die Glorification Henry's weniger gefährlicher wirken sollte, als diejenige Caserio's. Selbst in England, dem gelobten Lande der Freiheit, wird die Anpreisung eines Verbrechens der Anstiftung zu demselben gleichgestellt. Wenn man bedenkt, daß die Verherrlichung oft weit gefährlicher wirkt als die Anstiftung, so ist es nur eine natürliche Forderung des gesunden Rechtsgefühls, diese beiden Fälle mindestens unter dieselbe Strafe zu stellen.

Die zweite Lücke offenbart sich uns, wenn wir dem anarchistischen Verbrechen rückwärts in seine Vorbereitung und Entstehung folgen, ein Stadium, das dem vorsorgenden Gesetzgeber weit mehr am Herzen liegen muß als der Zeitpunkt nach begangener That. Nach § 8 des Gesetzes, welcher in den Motiven als der wichtigste, als der Kernpunkt des ganzen Gesetzes bezeichnet ist, wird mit Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren bestraft, wer „Sprengstoffe" herstellt, anschafft, bestellt, wissentlich in seinem Besitz hat oder an andere Personen überläßt „unter Umständen, welche nicht erweisen, daß dies zu einem erlaubten Zwecke geschieht". Was unter dem Begriff „Sprengstoffe" zu verstehen ist, darüber gibt das Gesetz selbst keine Aufklärung. Nach den Motiven sind unter Sprengstoffen alle explosiven Stoffe zu verstehen, welche bei der Entzündung eine gewaltsame Ausdehnung von elastischen Flüssigkeiten oder Gasen hervorrufen. Es ist bei den Verhandlungen im Reichstage bestätigt worden, daß demnach nur solche Stoffe darunter fallen, die, fertig zur Explosion unmittelbar zu dieser sich eignen. Es würde also nicht unter das Gesetz fallen der verdächtige Besitz von Einzelmaterialien, deren Verbindung den Explosivstoff erst perfect macht. Der Anarchist, der in einem Raum Glycerin, in einem anderen Salpetersäure, im dritten

Kieselerde verwahrt, kann nicht zur Verantwortung gezogen werden, er ist nur verdächtig. Eine unzweideutige Ausdehnung des Gesetzes nach dieser Richtung hin ist unter den heutigen bedrohlichen Zeichen dringend zu wünschen, ebenso wie auch der reinigende Beweis des „erlaubten Zweckes" lediglich dem Angeklagten auferlegt werden müßte.

Ein in der Praxis bereits öfters bemerkter Mangel des Gesetzes besteht ferner darin, daß es in demselben vollkommen an Strafbestimmungen gegen denjenigen fehlt, welcher den berechtigten Besitz von Sprengstoffen nicht ausreichend überwacht, insbesondere gegen Entwendung geschützt hat. Bei Verbrechen von solcher Gefährlichkeit und Tragweite darf auch Fahrlässigkeit und Unvorsichtigkeit nicht ungestraft bleiben. In Frankreich ist eine hierauf bezügliche Ergänzung des Gesetzes nach den Attentaten Vaillant und Henry beantragt und von der Kammer genehmigt worden. Man wird bei uns nicht erst „Ereignisse" abwarten wollen, um an eine Ausfüllung dieser Lücke zu gehen.

Es wird endlich zu erwägen sein, ob die bedeutenden Strafmilderungen, welche nach § 57 des Strafgesetzbuchs denjenigen Verbrechern zugebilligt sind, die bei Begehung der That das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet, aber bereits das zur Erkenntniß der Strafbarkeit erforderliche Bewußtsein gehabt haben, auch auf diese Species von Verbrechern ausgedehnt werden dürfen. Bedenkt man, welche gefährliche Rolle gerade halbwüchsige Burschen in dem Anarchistengefolge spielen, welches Bild von Verrohung und Verwilderung uns die Prager Omladina aufgerollt hat; bedenkt man ferner, welche abgesonderte verbrecherische Specialität wir in diesen Attentaten vor uns haben, so wird man kein Bedenken tragen können, die Grundsätze, welche eine rationelle Criminalpolitik sonst der verbrecherischen Jugend gegenüber in ihren Straf- und Besserungsmitteln anzuwenden verpflichtet ist, den jugendlichen anarchistischen Verbrechern gegenüber fallen und gerade diese die ganze Strenge der Gesetze fühlen zu lassen.

So weit mag die Gesetzgebung, unbeirrt von falscher Sentimentalität und zager Unschlüssigkeit, die ihr zu Gebote stehenden Mittel zu thatkräftiger und zielbewußter Ausgestaltung und Anwendung gegen den Gewaltanarchismus, den blinden Meuchelmord, der seine Opfer wehrlos und wahllos trifft, bringen. Wer aber glaubt, daß damit der reinen anarchistischen Bewegung ein gut Stück ihres Bodens abgegraben werden kann, dem ist das Buch unserer modernen wirthschaftlichen Entwickelung mit sieben Siegeln verschlossen geblieben. Dieser Anarchismus ist das natürliche Kind unserer Zeit. Seine Geburt war vorauszusehen mit dem Augenblick, wo das Regiment des kalten Manchesterthums seinen Siegeseinzug in die deutschen Lande hielt, tausend productiver Elemente des Mittelstandes erbarmungslos unter sich zertretend. Und der Sarg für ihn wird erst dann bestellt werden können, wenn die Männer, die heute am grünen Tisch über das Wohl und Wehe der Nation zu Rathe sitzen, über die engen Wände ihres altgewohnten Kämmerleins hinaus den Blick auf das Große und Ganze des nationalen Wirthschaftskörpers gerichtet, durch große soziale Reformen dem Kredite des Mittelstandes neue Bahnen eröffnen, durch genossenschaftliches Zusammenwirken die vereinten Kleinen dem einen Großen ebenbürtig zur Seite stellen, durch Verhinderung der Ansammlung ungeheurer Kapitalien, der Bildung ungeheurer Latifundien in einer Hand das immer bedrohlicher sich gestaltende Auffaugungssystem durchbrechen.

„Auf in den Kampf!" Von oberster Stelle tönte das gleißende Wort. In den Kampf? Gegen wen? Gegen die verzweifelnde Masse, die nach Brot ruft und die Schlotjunker haßt, weil sie ihr die Selbständigkeit geraubt? Oder gegen die schrankenlose Willkür, die Anarchie des Kapitals?

Sisyphus.

Das Diphtherie-Heilserum.

Von Dr. med. A. Albu.

Es erscheint dem Laien selbstverständlich, daß der Zweck der Heilkunde das Heilen ist, und in der That kommt er bei den Naturvölkern noch heute einzig und allein zum Ausdruck, wie er in den Medizinbüchern der Alten stark im Vordergrund steht. Erst die wissenschaftliche Medizin hat ihn etwas zurückgedrängt und über Diagnosticiren und Prognosticiren zeitweilig das Heilen fast vergessen. Was wir im Laufe der Jahrtausende an wahren Heilmitteln gewonnen haben, war nicht die Frucht methodischer Forschung, sondern das Ergebniß roher Empirie. Ob wir aber die Hoffnung haben dürfen, auf diesem Wege die leider so winzige Zahl unserer spezifischen Heilmittel noch mehren zu können, erscheint sehr fraglich, nachdem seit Jahrtausenden Unzählige mit heißem Bemühen vergeblich danach gesucht haben. Unsere Hoffnung kann sich nur noch auf die Errungenschaften wissenschaftlicher Forschung richten, die denn mehr als je in unserer Zeit berechtigt ist, in der durch Männer wie Pasteur und Robert Koch eine neue Aera der Heilkunde heraufgeführt wurde, wo das Heilen wieder einmal Hauptzweck geworden ist. Daß die Früchte vom Baume der bacteriologischen Erkenntniß nicht so schnell gefallen sind, als stürmische Gemüther erwartet haben, nimmt den nicht Wunder, der die Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen kennt. Daß der practische Nutzen der Bacteriologie schließlich in ganz anderer Richtung kommt, als sich Anfangs ahnen ließ, spricht nur beredt für die Selbständigkeit der Entwickelung dieser jüngsten Tochter der Großmutter Medizin. Die neue „Blutserumtherapie" ist auf einer Basis erwachsen, die ganz und gar in Anschauungen wurzelt, welche die moderne wissenschaftliche Medizin erst geschaffen hat.

Die Entstehung der Blutserumtherapie ist eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte der Heilkunde. Wie Athene aus dem Haupt des Zeus, ist sie aus dem Kopf eines Mannes hervorgegangen, der seine Ideen beharrlich bis zum ruhmgekrönten Ziele verfolgt hat. Ausgangs des Jahres 1890, als alle Welt noch in der überschwänglichen Begeisterung für das Tuberkulin befangen war, veröffentlichte Stabsarzt Dr. Behring, damals Assistent am hygienischen Institut der Berliner Universität unter Prof. Koch, seine erste Untersuchung über künstliche Immunisirung von Thieren gegen Tetanus (Wundstarrkrampf) und Diphtherie mittelst Blutserums, die alsbald berechtigtes Aufsehen machte. Auf dem neu aufgefundenen Prinzip Stein für Stein aufbauend, hat Behring schließlich bei den Thierversuchen so glänzende Resultate erzielt, daß die Uebertragung des Prinzips auf den Menschen gerechtfertigt war. Bei dem Ausbau seiner Ideen hat Behring eine Reihe von Mitarbeitern gehabt, deren Namen auch genannt zu werden verdient. Der Japaner Kitasato, einer der geschicktesten Bacteriologen, unterstützte ihn bei den ersten Untersuchungen über den Tetanus, bei den Diphtheriearbeiten halfen ihm Wernicke, Knorr, Schütz, Casper, Boer, Kossel, Wassermann und vor Allem Prof. Ehrlich, der der Serumtherapie die Gestalt gegeben hat, in der sie für den Menschen anwendbar war. Während die Experimente mit Tetanus, die Anfangs am besten gelangen, bisher noch kein praktisch brauchbares Resultat ergeben haben, ist die Blutserumtherapie der Diphtherie eine fest basirte Behandlungsmethode geworden, die jeder Arzt gegenwärtig nicht nur mit gutem Gewissen versuchen kann, sondern sogar anzuwenden sittlich verpflichtet ist.

Das Princip der Blutserumtherapie läßt sich kurz dahin definiren, daß zur Behandlung einer Krankheit das Blut von Thieren verwendet wird, die gegen eben diese Krankheit zuvor künstlich immunisirt, das heißt geschützt oder giftfest gemacht worden sind. Das Serum besitzt immer nur immunisirende resp. heilende Kraft für die Krankheit, gegen welche das Thier geschützt worden ist. Es ist also ein exquisit specifischer Heilstoff. Das Blutserum ist die klare, seröse, zellenfreie Flüssigkeit (von bernsteingelber Farbe), welche sich bei der Gerinnung des Blutes über dem Blutkuchen absetzt. Die Blutserumtherapie setzt sich gewissermaßen aus zwei Theilen zu-

sammen: der Gewinnung des Serums und ihrer Anwendung beim Menschen. Sind beide Theile von hervorragendem wissenschaftlichen Interesse, so bietet doch nur der erstere praktische Schwierigkeiten dar. Die Gewinnung des Serums ist eine äußerst langwierige und schwierige Arbeit, die ebenso viel Fleiß und Geschicklichkeit als Ausdauer erfordert.

Zum Verständniß dieser Verhältnisse ist es nothwendig, auf den Ausgangspunkt der Behring'schen Untersuchungen zurückzugreifen. Wenn man Meerschweinchen, die mit Diphtheriebacillen inficirt worden sind, dünne Lösungen von Jodtrichlorid unter die Haut spritzt, so gehen die Thiere an der Infection nicht wie die unbehandelten Thiere zu Grunde, sondern sie bleiben um so sicherer am Leben, je früher die Behandlung eingeleitet wird. Aber die überlebenden Thiere sind lange Zeit krank, sie erkaufen ihre Wiedergenesung durch einen schweren Kampf gegen das ihnen beigebrachte Gift. Die erhöhte Widerstandskraft des Organismus ist wahrscheinlich auf einen gesteigerten Stoffwechsel der Zellen zurückzuführen. Die so vorbehandelten Thiere vertragen nunmehr eine neue Infection mit Diphtheriebacillen, und zwar um so leichter, je mehr sie an das Gift gewöhnt sind. Da diese Art der Immunisirung für die Thiere aber noch eine gewisse Gefahr birgt, hat Behring die „combinirte Immunisirungsmethode" eingeführt, darin bestehend, daß die Thiere mit Diphtherieculturen geimpft werden, die zuvor durch Zusatz von Jodtrichlorid in ihrer Giftigkeit abgeschwächt worden sind. In Zwischenräumen von Tagen und Wochen erhalten die Thiere immer stärkere Einspritzungen solcher Culturen, die allmählich aber immer weniger abgeschwächt werden, so daß die Thiere schließlich auch die vollgiftigen Culturen schadlos vertragen, auch in so großen Mengen, welche für nicht vorbehandelte Controlthiere in kurzer Zeit tödtlich wirken. Die Thiere sind für das Gift unempfänglich geworden. Es ist das Verdienst Ehrlich's, erkannt zu haben, daß die Erreichung hoher Grade von Immunität von der Anwendung immer stärker concentrirter Culturen bis zu den vollgiftigen abhängig ist. Auch ist es wichtig, hervorzuheben, daß man bei Thieren um so höhere Grade von Immunität gegen eine Krankheit künstlich erzielen kann, je mehr die Thiere für diese Krankheit von Natur empfänglich sind. Die Giftfestigung der Thiere geht nicht spurlos an ihnen vorüber, sondern sie reagiren auf jede Impfung mit Temperatursteigerung, Abnahme des Körpergewichts und gewissen Blutveränderungen. Aber je mehr das Thier an den Giftstoff gewöhnt wird, desto geringer wird die Reaction. Ihr Ausbleiben zeigt an, daß das Thier für die stärksten Gifte der Krankheit, gegen die es geschützt werden soll, unempfänglich geworden ist. Monate gehen darüber hin, bis ein größeres Thier auf diesem Wege der Krankheitsgifte Herr wird. Das Blutserum ist so lange praktisch unbrauchbar, d. h. noch nicht ungiftig, als das Thier noch reagirt. Man ist jederzeit im Stande, von der Höhe der erlangten Immunisirungskraft des Blutes durch einen Thierversuch sich zu überzeugen. Mit kleinen Laboratoriumsthieren hat Behring seine Versuche begonnen; das Bedürfniß, größere Mengen Serum zu gewinnen, hat ihn allmählich dazu gedrängt, Hausthiere, ein sehr kostspieliges Material, zu verwenden. Gegenwärtig ist das Pferd die ergiebigste Quelle für die Gewinnung von Blutserum. Es liefert große Mengen von Blut und verträgt auch einen wiederholten Aderlaß ohne erheblichen Schaden. Das Serum wird durch Zusatz von $^1/_2$ Procent Carbolsäure oder Cresol conservirt.

Die Erforschung der Ursachen der Immunität hat zu der Auffindung ganz neuer Eigenschaften und Kräfte des menschlichen Organismus geführt. Man hat festgestellt, daß die Immunität dadurch zu Stande kommt, daß das Blutserum die von den Bacillen erzeugten Stoffwechselproducte, die sog. Toxine, die ein Product ihrer Lebensthätigkeit sind, unschädlich macht, mit anderen Worten: das Blutserum besitzt giftzerstörende, antitoxische Eigenschaft. Die antitoxischen Substanzen des Blutserums gehen aus den Toxinen der Bacterien hervor. Aber man kennt den Chemismus nicht, der sich dabei abspielt. Ehrlich hat gezeigt, daß die Antikörper des Blutes auch in die Milch trächtiger Thiere übergehen und in Folge dessen durch Säugung die Immunität sich auch auf die Jungen überträgt. Man hat auch schon daran gedacht, die Milch immuner Ziegen therapeutisch für den Menschen zu verwenden, bisher ohne rechten Erfolg. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, aus der Serumflüssigkeit die wirksame Substanz in chemisch reinem Zustand darzustellen, aber auch hier war die Mühe bisher vergebens. Das Heilserum ist zwar in seiner Herkunft, nicht aber in seiner Zusammensetzung bekannt. Es wäre ein weiterer bedeutender Fortschritt, wenn es gelänge, die heilsame Substanz mit Umgehung des Thierkörpers zu gewinnen. Aber die Versuche, sie aus den Diphtheriebacillen (mittelst Elektrolyse) darzustellen, erwecken keine großen Hoffnungen.

Daß die künstlich erworbene Immunität ein ganz eigenartiger Zustand des Organismus resp. seiner Zellen und Säfte sein muß, geht daraus hervor, daß sie sich in mehreren Punkten wesentlich von den natürlich vorkommenden Immunitäten, der angeborenen und der durch Ueberstehen einer Krankheit erworbenen Immunität, unterscheidet. Das Wesen der ersteren kennen wir noch gar nicht; die letztere kommt allerdings wohl auch durch das Auftreten antitoxischer Substanzen im Blute, welche aus den Toxinen der Krankheitserreger sich bilden, zu Stande, aber die spontan erworbene Immunität hält für das ganze Leben vor, die künstlich erzeugte dagegen erlischt nach Wochen und Monaten, weil die Antitoxine relativ schnell wieder aus dem Körper ausgeschieden werden.

Was nun die Anwendung des Serums beim Menschen anlangt, so erfolgt sie in Form subcutaner Einspritzungen, meist unter die Rückenhaut. Sie sind nicht sonderlich schmerzlich. Nachtheilige Folgen hat man bisher noch nicht von denselben gesehen. Der Nesselausschlag, der zuweilen danach auftritt, verschwindet wieder schnell. Für die in Anwendung zu ziehenden Mengen hat Ehrlich eine Berechnung zu Grunde gelegt: Er bezeichnet ein Serum, von dem nach dem Ergebniß der Thierversuche 0,1 Kubikcentimeter genügt, um 0,8 Gramm des Diphtheriegiftes zu neutralisiren, als ein Normalserum. Jedes Kubikcentimeter dieses Serums enthält eine „Immunisirungseinheit", ein 60faches Normalserum z. B. enthält danach im Kubikcentimeter 60 Immunitätseinheiten. Die Höchster Farbwerke, vorm. Meister Lucius & Brüning, denen Behring die Herstellung des Serums übertragen hat, giebt es gegenwärtig in drei verschiedenen Concentrationen, immer je 10 Kubikcentimeter in einer Dosis, ab. Präparat I enthält dementsprechend 600 Immunisirungseinheiten, Präparat II 1000 und Präparat III 1600. In dieser Reihenfolge sind die Präparate für leichte, mittelschwere und schwere Fälle bestimmt. Stets kommt die ganze Dosis von 10 Kubikcentimeter auf ein Mal zur Anwendung; sie wird aber, falls nicht alsbald danach eine Besserung erkennbar wird, am selbigen oder am nächsten Tage noch ein oder sogar zweimal wiederholt. Der Erfolg macht sich oft durch einen plötzlichen, kritischen Temperaturabfall bemerklich. Sonst aber verläuft die Wirkung des Mittels ziemlich unsichtbar. Im Innern des Körpers, im Blute gehen tiefgreifende Veränderungen vor sich, es vollzieht sich ein chemischer Umwandlungsprozeß in den Säften, von denen wir nur das Resultat sehen: der Organismus hält dem Diphtheriegift, dem er sonst schnell verfällt, stand, der Kräftezustand hebt sich, das Allgemeinbefinden bessert sich, die diphtherischen Membranen im Rachen beginnen sich energisch abzustoßen. Diese Wirkung macht gar nicht den Eindruck des Zauberhaften, wie es vielfach in den Tagesblättern erzählt wird, sie vollzieht sich still und fast unmerklich und tritt nicht über Nacht ein, sondern erstreckt sich über Tage. Die Wirkung des Serums besteht darin, daß es, wie schon gesagt, das im Blut cirkulirende Diphtheriegift zerstört und die Bildung neuen Giftes verhindert, indem es dem Blute eine dafür ungeeignete Beschaffenheit giebt; aber das Serum ist leider nicht im Stande, das auf dem Wege der Blutbahn fortgeschwemmte und in die Organe schon abgelagerte Gift z. B. in den Nerven, im Herzen u. s. w. wieder auszuwaschen. Die Veränderungen, die das Gift schon in den

Organen hervorgerufen hat, kann es nicht mehr rückgängig machen. Deshalb sieht man auch nach der Serumbehandlung die gefürchteten Diphtherielähmungen, den plötzlichen Herztod in der Reconvalescenz u. s. w. auftreten, aber diese tragischen Ereignisse treten um so seltener ein, je früher das Serum zur Anwendung kommt. Auch steht bereits fest, daß bei zeitiger Einleitung der Serumtherapie die Bildung der Diphtheriemembranen im Kehlkopf viel seltener als früher, so weit vorschreitet, daß der die Athmung wieder freilegende Luftröhrenschnitt nothwendig wird. Der Krankheitsprozeß wird eben coupirt. Aber für die heilsame Wirkung des Serums kann man nur einstehen, wenn es in den beiden ersten Tagen der Erkrankung zur Anwendung kommt. Je länger sie besteht, desto ungünstiger werden die Chancen. Leider kommen nun aber die Diphtherieerkrankungen meist erst später zur Kenntniß des Arztes. Dann ist in vielen Fällen schon eine Mischinfection mit Staphylokokken oder Streptokokken mit den Diphtheriebacillen eingetreten, welche namentlich im letzteren Falle den Krankheitsprozeß sehr erschwert; leider tritt diese Mischinfection in vielen Fällen von vornherein auf. Sie schließt schon im Prinzip die Wirksamkeit des Heilserums aus, das in solchen Fällen nur dadurch allenfalls noch mildernd wirken kann, daß es wenigstens das eigentliche Diphtheriegift ausschaltet. Die Fälle, in denen es zur Sepsis (Blutvergiftung) gekommen ist, sind für die Behandlung mit Heilserum aussichtslos. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Wirksamkeit des Diphtherie-Heilserums eine beschränkte, natürlich begrenzte ist.

Es ist deshalb ein verhängnißvoller Irrthum, daß sich jetzt im Publikum der Glaube ausbreitet, daß das Serum das unfehlbare Heilmittel der Diphtherie sei. Dem ist ganz und gar nicht so. Zweifellos wird in Zukunft die Mortalität der Diphtherie erheblich sinken. Sie beträgt ja gegenwärtig 50 bis 70 Prozent, in schweren Epidemien noch mehr. Sie wird mit Sicherheit auf die Hälfte, vielleicht auch auf den dritten Theil herabgedrückt werden. Aber die Diphtherie wird immer noch ihre Opfer fordern, und wenn jetzt irgendwo eine schwere Epidemie ausbräche, würden Viele gewiß höchst erstaunt darüber sich zeigen, wie groß trotz des Serums noch die Sterblichkeit ist. Es erscheint höchst rathsam, daß das Laienpublikum seine jetzt etwas künstlich hochgeschraubten Hoffnungen dämpft. Sonst haben wir einen Rückschlag in der öffentlichen Meinung zu befürchten, der wie ein kalter Wasserstrahl auf die erhitzten Gemüther wirken wird. Wenn die Menschheit aus ihrer Geschichte etwas lernen würde, müßte sie die Erfahrungen, die sie bei der Entdeckung des Tuberkulins gemacht, wohl beherzigen. Leider sind die Entdecker des Heilserums nicht ganz unschuldig an der gegenwärtigen Situation. Sie haben Schlußfolgerungen aus Statistiken gezogen, die lächerlich klein sind. „La statistique est un mensonge en chiffre“ sagt Talleyrand; wir wünschen nicht, daß er diesmal Recht behalte. Aber sicher ist, daß Zahlen nur beweisen, wenn sie in die Tausende gehen. Leider scheint es in der heutigen Zeit nicht mehr möglich zu sein, eine wissenschaftliche Entdeckung vollständig ausklingen zu lassen, ehe man sie der Oeffentlichkeit Preis giebt. Die Entdecker selbst sind zu nervös geworden, und das sensationsbedürftige Publikum nimmt ihnen ihre Gedanken sehr schnell aus der Feder, um sie nach eigener Phantasie beliebig auszugestalten. Die Mythe verquickt sich mit der Wissenschaft. Leider wird aber auch in unserer Zeit der Schleier, der über die Mythen gezogen ist, sehr schnell wieder zerrissen — und die Wissenschaft hat das Nachsehen. Das Publikum lasse mit seinem thörichten Drängen und Rufen nach Heilserum nach! Der Versuch, die Herstellung des Serum im Großbetriebe zu beschleunigen, könnte leicht üble Folgen haben und den guten Ruf des Serums discreditiren. Das Serum ist kein Fabrikartikel*); die Gewinnung jedes Kubikcentimetes erfordert einen Aufwand wissenschaftlicher Arbeit. Läßt man der Forschung nicht ihren ruhigen Gang, so wird die gut gegründete Aussicht, die Heilkraft des Serums in Zukunft noch zu steigern, zu Nichte gemacht.

Ohne Zweifel bietet das Serum für die Verhütung der Diphtherie weit glänzendere Aussichten als für die Heilung. Denn da fallen all' die Factoren fort, welche die Wirksamkeit des Serums oft hintanhalten. Die einfache Dosis des schwächsten Präparates des Heilserums genügt, um gesunde Kinder, die diphtheriebedroht sind (durch erkrankte Geschwister, Schulkameraden, Haus- und Spielgenossen) zu schützen; kommt die Erkrankung dennoch einmal zum Ausbruch, so nimmt sie einen milden, ungefährlichen Verlauf. Das ist eine Thatsache, welche durch die Erfahrungen im Kaiser Friedrich-Kinderkrankenhaus in Berlin und anderwärts sicher gestellt ist. Mit dieser Thatsache wird das Lehrgebäude der Hygiene gekrönt, und in ihr gewinnt das Bestreben der modernen Heilkunde, Krankheit zu verhüten, zum ersten Male eine greifbare Gestalt. Die Diphtherieimpfung tritt der Pockenimpfung würdig an die Seite, aber doch welcher Unterschied zwischen beiden Entdeckungen! Hier die empirische Ausnutzung einer zufällig gemachten Beobachtung, dort das Resultat zielbewußter, methodischer Forschung. Dieser Unterschied ist ein beredtes Zeugniß für den Fortschritt der Entwickelung des menschlichen Geistes.

*) Um so bedauerlicher ist die Concurrenz, die sich zwischen den Fabrikanten des Heilserums entsponnen hat. Die Schering'sche chemische Fabrik bereitet es nach Angaben des Dr. Aronson, eines jungen Berliner Arztes, der die Untersuchungen Behring's nachgeprüft und durch eigene Forschungen auch mancherlei Neues zu Tage gefördert hat, das für die Entwickelung der Serumtherapie von Bedeutung war, z. B. als erster das Pferd zur Serumgewinnung verwerthet hat. Die persönliche Polemik zwischen Behring und Aronson hat nicht dazu beigetragen, das Ansehen der Wissenschaft zu erhöhen.

Literatur und Kunst.

Ferdinand Gregorovius in seinen Briefen.

Wir Deutschen sind reicher als andere Völker an bedeutenden Männern, die auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit ebenso hervorragen, wie in der fröhlichen Wissenschaft der Poesie. Die Phantasie mischt sich niemals störend in ihre streng wissenschaftliche Arbeit, und die Erzeugnisse ihrer Einbildungskraft sind leichtbeflügelt und stimmungswarm, als hätte der Geist ihres Schöpfers nie an den schwerfälligen und gemüthlosen Problemen der Fachwissenschaft gearbeitet. Dabei brauchen wir nicht einmal an die im Nebenamt dichtenden Professoren zu denken, weder an den Historiker Schiller, den Juristen Uhland und den Theologen Strauß, noch an Vischer, Volkmann, Dahn, Ebers, Hansrath. Auch jene unabhängigen Geister, die jede Katheder-würde abwehrten, und dennoch manchen Zünftigen in seinem Fach in Schatten stellten, sind gar oft nebenbei Zierden unserer schönen Literatur. Goethe, das incommensurable Universalgenie, gehört zu ihnen, aber während er als Dichter schnell Verehrer fand, bezeigen die Gelehrten, die ihn zu seinem Verdruß bei seinen Lebzeiten nie ganz als einen Ebenbürtigen anerkannten, ihm erst heut ihre fachmännische Hochachtung. Haeckel, Du Bois-Reymond, Helmholtz haben nach einander dem großen Naturwissenschaftler gehuldigt. Auch Ferdinand Gregorovius, der Historiker von Rom und Athen im Mittelalter und der Sänger des „Euphorion“, verstand die Doppelseite seiner Begabung in gleich werthvollen Schöpfungen zum Ausdruck zu bringen. Dem Urkundenforscher war der Dichter nie im Wege, und auch in seinem formvollendeten Epos wird man kaum irgendwo das Gelehrtenzöpfchen gewahr. Er war ein großer Gelehrter, aber ein noch größerer Künstler.

Von dem Wesen und Wachsen seines Doppeltriebes wußten wir bisher so gut wie nichts. Erst sein Nachlaß versprach bestimmte Aufschlüsse. Zwar die Römischen Tagebücher, die

Friedrich Althaus herausgegeben hat,*) erzählen uns in dieser Beziehung Manches, aber sie waren doch mit dem Gedanken an eine künftige Veröffentlichung niedergeschrieben, also etwas stilisirt und drapirt, nicht so rückhaltlos offen, wie man etwa intime Freundesbriefe schreibt. Nun haben sich auch solche gefunden, und das eben erschienene Buch: „Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann von Thile“**) ist die beste Erläuterung des Historikers und Dichters, des Menschen und Künstlers. Es ist unschätzbar für Jeden, der in das Innere dieses bescheidenen, fleißigen und wahrhaft edlen Denkers und Dichters sehen will.

Gregorovius hat seinen Freund Hermann von Thile in Rom kennen gelernt, wo dieser von 1854 bis 1858 den Posten des preußischen Gesandten bekleidete. Der einfache, gediegene, aber doch sehr weltgewandte Historiker war ein stets gern gesehener Gast in den Gesellschaftsräumen der Gesandtschaft und verkehrte bald auf freundschaftlichem Fuß auch mit der Familie des gelehrten Diplomaten. Nach dem Fortgange Thile's von Rom 1860 beginnt der Briefwechsel der zwei gleichgestimmten Freunde, der bis zu Thile's Tode 1889 dauerte und sich mit dessen Wittwe, einer Schwester des Augenarztes Albrecht v. Gräfe, fortsetzte. Thile's Briefe sind nicht mehr vorhanden, und das ist sehr schade, denn man darf annehmen, daß der Staatssecretär im Auswärtigen Amt sich in seinen Briefen an den Freund ebenso rückhaltlos aussprach, wie dieser es that. Wir sind dadurch wohl um manche wichtigen Zeitglossen dieses geistig hervorragenden Mannes gekommen, der als Staatsmann die denkwürdige Periode mit durchmachte, wo das preußische Ministerium des Aeußeren sich in eine Reichsbehörde umwandelte. Gregorovius erinnert den Minister in seinen Briefen öfter an das Versprechen, seine Erinnerungen niederzuschreiben, wie es scheint, nicht vergeblich. Freilich beabsichtigen seine Hinterbliebenen eine Veröffentlichung für's erste noch nicht, aber später wird sich wohl hier ein Ersatz für die uns fehlenden Briefe an Gregorovius finden. Bis dahin müssen wir uns mit seinem Reflexbilde begnügen, das die Freundesbriefe des Historikers zwischen den höflichen und doch so herzlichen und immer dankerfüllten Zeilen erkennen lassen.

Der vorhandene Briefwechsel ist außerordentlich bezeichnend für Gregorovius' Sein und Denken. Er schildert sein Leben in seinen Mirabilien und Miserabilien, seine Reisen in Italien, in der Schweiz, in Frankreich, Griechenland, Palästina, in Deutschland, wo er sich am meisten in München aufhielt, aber auch zuweilen in seine ostpreußische Heimath eilte. Manches berichtet er über die Entstehung seiner gelehrten, dichterischen und reisefeuilletonistischen Werke. Es finden sich Urtheile über Dinge und Menschen, über seine Lectüre und seine Studien. Wir belauschen besonders das Entstehen seines Hauptwerkes. Ein Jahr und mehr hatte er an jedem der acht Bände römischer Geschichte zu schreiben, und nur zu oft wurde er durch plötzlich nothwendige Forschungen in den Bibliotheken und Archiven Roms, Italiens und Deutschlands unterbrochen, die „Mäusearbeit“, wie er selbst darüber scherzt. Verhältnißmäßig wenig erfahren wir über seine „Wanderjahre“, schon gesprächiger zeigt er sich hinsichtlich seiner „Lucrezia Borgia“, die er für unseren Geschmack freilich allzu schönfärberisch „rettet“. 1880 taucht ein neuer Plan in ihm auf. „Die mittelalterlichen, barbarischen Neigungen, in denen ich alt geworden bin, machten sich auch in Griechenland geltend, und wenn ich noch über ein Quantum von Jahren zu verfügen hätte, so würde mich nichts mehr reizen, als die Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter.“ Und so hinterläßt jedes seiner Bücher in diesem Briefwechsel seine Spuren. Gelegentlich gestattet er uns einen Einblick in seine finanziellen Verhältnisse. Reich ist er ganz und gar nicht, denn er lebt vom Ertrage seiner Feder und ist kein schneller Arbeiter. Nur seine Bedürfnißlosigkeit, sein Sparsinn und seine Ordnungsliebe ermöglichen ihm ein behagliches Leben und öftere Reisen. Für einen billigen Ausflug nach Paris mit zehntägigem Aufenthalte benutzt er die Gelegenheit eines Extrazuges zur Weltausstellung. Die Sommerfrische sucht er auf den Gütern seiner Freunde, denen er ein stets willkommener Gast ist. Zum Glück hat er auch gute Verleger, die nicht knickern und seinen Schriften den Weg zu ebnen verstehen. Cotta zahlt ihm für jeden Band der Geschichte Roms 600 Thaler, „und wenn dieses Honorar auch nicht im Verhältniß zu dem Aufwand von Zeit und Kraft steht, so befreit sie mich doch von der lähmenden Sorge und setzt mich in den Stand, ruhig weiter zu arbeiten, ja mir einige Bücher zu kaufen.“ Und dann ist ja auch Freund Thile da, der ihm nicht nur Empfehlungen an die Bibliothekare der Vaticana gibt, sondern auch von der preußischen Regierung eine zweijährige Staatsunterstützung verschafft, die mehrfach verlängert wird. Leider ziehen sich gerade die letzteren Unterhandlungen arg in die Länge und der Historiker kann mit Cassiodor den Seufzer nicht unterdrücken, daß wir „noch immer in so halbbarbarischen Zuständen der Gesellschaft leben, wo das Bemühen der Einzelnen um ein edles Ziel wohl bei einzelnen hochherzigen Männern Aufmunterung und Pflege findet, aber dem Staate gegenüber rechtlos und schutzlos und als ein Zufälliges dem Zufall überlassen bleibt ‚während für den Schein und so vieles Andere Millionen mit einem Strich hingeworfen werden.“ Es wird immer ein Verdienst Thile's bleiben, daß er durch seine eifrige Fürsprache im Ministerium die „Geschichte Roms“ wesentlich gefördert hat. So braucht sich wenigstens die preußische Regierung nicht vor dem römischen Gemeinderath zu schämen, der bekanntlich nach dem Falle der päpstlichen Herrschaft die Fortführung der italienischen Uebersetzung des Werkes in Venedig auf öffentliche Kosten veranstaltete und den Verfasser sogar zum Ehrenbürger der Stadt Rom ernannte, der erste Protestant, der diese Auszeichnung erhielt. Von dieser hohen Ehrung beeilte Gregorovius sich dem Freunde Nachricht zu geben: „Ich ambirte nie darum,“ schreibt er ihm, „aber doch sage ich es gern, daß die Ertheilung dieser Ehre mir als die schönste Palme gilt, welche ich für meine langen Mühen beanspruchen konnte. Weil sie verdient worden ist, gäbe ich sie auch nicht hin weder um eine Million, noch um ein Herzogthum, wenn man mir dies oder jene schenken sollte.“ Wir selbst besitzen einen Brief von ihm aus dem Jahre 1881, wo er seine Unterschrift stolz mit dem Zusatze schmückt: Civis Romanus.

Ohne Zweifel war ihm diese Ehrung schon darum lieb, weil er in seinem Vaterlande nicht die Anerkennung fand, auf die er Anspruch zu haben glaubte. Zwar die Geschichte der Stadt Rom hatte für ein gelehrtes Werk einen sehr schönen Erfolg, und „Euphorion“ und noch mehr die „Wanderjahre in Italien“ fanden eine große Verbreitung, aber seine Fachgenossen haben ihn schon um seiner belletristischen Thätigkeit willen lange nicht für voll genommen. Er weiß sich allerdings zu trösten. „Das in Deutschland beliebte Manöver des Todtschweigens von Seiten der edeln bezopften Zunft der Katheder-professoren kommt nicht zu seinem beabsichtigten Zweck; denn Dinge, welche lebenskräftig sind, leben eben durch sich weiter ... Wie auch Mißverstand und Zunftneid an einem Werke rücken und dies verrücken mögen, es kommt doch die Zeit, wo es an den ihm gebührenden Platz gestellt wird, bis endlich die schärfsten aller nagenden Kritiker, die Mäuse, alle unsere papierne Unsterblichkeit zu Staub zermalmen.“ Besonders hatte er Mommsen im Verdacht einer heimlichen Gegnerschaft, und wir wissen aus seinen Römischen Tagebüchern, wie scharf er sich über den Geschichtschreiber des alten Rom auszulassen liebte. Auch hier macht er einmal seinem Herzen Luft, indem er dem Freunde schreibt: „Gegenwärtig ist Mommsen in Rom — und ich mache die Bemerkung, wie selten doch deutsche Gelehrte zu dem gelangen, was in der Zeit des Cicero als die Blüthe der Bildung galt, urbanitas. Die Italiener und Franzosen begreifen nicht, daß an uns noch immer ein Stück Bärenfell kleben geblieben ist, aus dem Teutoburger Wald her. Man könnte dazu manche große exempla herbeiziehen.“ Kein Wunder, daß er eine Vorliebe für verkannte Autodidakten hatte und sie gegen die „unaustilgbare Pedanterie der deutschen Professoren“ gern in Schutz nahm. Sein Liebling war Schliemann, den

*) Stuttgart, Cotta Nachfolger.

**) Herausgegeben von Hermann von Petersdorff. Berlin, Gebrüder Paetel.

er einen wunderbaren Mann nennt, den „Stroußberg auf den Pfaden des Ideals“. Wie herzlich gönnte er dem „großen Todtengräber“ die Triumphe, die er „über die Schaaren von Pedanten und Kärrnern gefeiert“, jene „Neidhälse, die dieser Autodidakt mit seiner Wünschelruthe so empfindlich gezüchtigt hat. Es gehörte die ganze Jämmerlichkeit des Zunftgeistes der Deutschen dazu, welche ihre banausische Handwerkernatur nie und nirgends los werden, um diesen räthselhaften Menschen nur als eine Figur des Kladderadatsch zu behandeln“. Er selbst hatte den Kampf gegen die Zunft bald aufgegeben und kannte in dieser Hinsicht keinen Ehrgeiz mehr. So gar nichts Streberhaftes war an ihm, daß es ihm vollkommen genügte, seinen Wissensdrang in kleinem Kreise anerkannt zu sehen, wenn er dabei nur seine Unabhängigkeit behielt. Mehr als einmal war er in der Lage, ehrenvolle Berufungen ablehnen zu dürfen. „Ich bin zu alt,“ schreibt er bescheiden im Jahr 1863, „und zu unwissend, um eine Universitäts-Carriere anzufangen; eine Stellung, wie Andere in München, die dem König auf der Tasche liegen, um Zierpflanzen eines literarischen Treibhauses zu sein, würde ich nimmer annehmen; ich sog zu lange an den Brüsten der römischen Wölfin, welche auch die Göttin stoischer Unabhängigkeit ist. Ich besitze nichts und werde nie etwas haben; aber es fehlt mir auch der Eigenthumstrieb durchaus, und Bedürfnisse habe ich gar keine.“

So lebte er glücklich und zufrieden in seiner selbstgewählten süßen Verbannung. Obwohl er durchaus kein Freund der päpstlichen Herrschaft war, so hatte es ihm doch das Rom vor 1859 angethan, jene alte Stadt „mit ihrer geschichtlichen Götter-Dämmerung und jener zauberhaften Stille der Versunkenheit in Nirwana“. Viel zu sehr liebte er das herrliche Land, um seiner Einigung und Befreiung von der Fremd- und Priesterherrschaft nicht zuzujubeln, aber doch sah er mit wachsender Unruhe der piemontesischen Eroberung des Kirchenstaates zu. Das Papstthum, dessen große kulturgeschichtliche Aufgabe er bewunderte, aber für fast vollendet ansehen mußte, erschien ihm, der es in der Nähe, aus dem Leben und den Büchern studirte, „wie ein Abbild des Colosseums, eine große moralische Ruine, die durch schlechte neue Mauern festgehalten wird, aber jene Zeit war doch so unendlich poesievoll im Vergleich zu dem modernen Zug des neuen Rom“. Mehr als einmal schüttet er darüber sein Herz dem Freunde gegenüber aus z. B. im Frühling 1861.

„Ich will nicht sagen, daß Ihnen Rom heute verändert erscheinen würde, aber doch hat es alle jene Reize absolut neutraler Geschichtlichkeit eingebüßt, und die unruhigen, selbst fanatischen Züge des Moments angenommen. Wie würde es erst werden, wenn die Stadt wirklich, wie so viele andere, Residenz und Hauptstadt eines Königshofes werden sollte, was sie seit Constantin durch anderthalb Jahrtausende nicht mehr gewesen ist, ja was zu sein sie völlig verlernt hat, und wogegen sich ihr innerer Begriff zu sträuben scheint. Obwohl ich mit der italienischen Bewegung sympathisire, würde mir doch ein königliches Rom unausstehlich sein, und ich glaube auch nicht an die Realisirung dieses Planes ... Wenn ich hier vorurtheilslos die Gestalt der katholischen Kirche, ihren historischen Mythus, und das Verhältniß desselben zum Glauben der Gegenwart betrachte, so scheint es mir, als befinde sich das christliche Rom bereits in der Epoche, in der sich das heidnische zur Zeit der Kritik Lucian's befand. Man spottet über die Götter oder Idole, aber man kann sie noch wegen des Kalenders und der Feste nicht entbehren. Indeß dürfte doch die Zeit nicht ferne sein, wo das Blut des heiligen Januarius zum letzten Male flüssig wird, um dann aus der Flasche gegossen zu werden. Ein Optimist von reinem Wasser könnte heute sogar die Periode wittern, welche nach vollzogener Reinigung der katholischen Kirche das Schisma zwischen ihr und dem Protestantismus aufhebt. So viel dürfte sicher sein, daß die unbefleckte Empfängniß das letzte Dogma(?!), und die „colonna infame“ auf dem spanischen Platz das letzte dogmatische Monument gewesen ist. Es ist gut, daß diese Ketzereien nicht von den Monsignoren im Vatican gehört werden, welche mir nach wie vor die Benutzung einiger Codices erlauben. Wenn ich dort arbeite, demüthigt mich das Gefühl, daß die Wissenschaft noch auf Schleichwegen gehen muß. Verkappt in der Maske eines antiquarius innocuus, als welcher topographische Dinge erforscht, erhasche ich mir daselbst manchen Codex, der weit andere als solche Unschuldigkeiten enthält, aber in das geheime Archiv führt mich kein Weg, während mein römischer Freund, Professor Munch aus Christiana, als unverfänglichster Hyperboräer dort mit Theiner*) arbeitet. Ein deutscher Renegat ist so empört über meine Geschichte von Rom, daß er bei allen 10,000 heiligen Jungfrauen geschworen hat, mich zu vernichten, und ich glaube man würde mir schon Schwierigkeiten gemacht haben, wenn nicht glücklicherweise die Gegenwart mir zu Hülfe käme.“

Während dieser Zeit anstrengender Forscherarbeit war die Muse in ihm gleichsam todt, erdrückt durch den großen Stein „Rom“. „Die poetischen Keime in mir glichen oder gleichen noch geradezu jenen gequälten Pflanzenkeimen, die man manchmal auf dem Felde findet, wenn man einen Stein aufhebt.“ Und doch fand er damals noch die Stimmung, seine viel Schönes enthaltenden Gedichte zu singen, seinen „Euphorion“ den Wundern Pompejis zu widmen, und die Verse des sizilianischen Volksdichters Giovanni Meli zu übersetzen. Recht ansprechend ist es dabei zu sehen, wie der Gelehrte im Staube der Chroniken nach poetischen Stoffen sucht. Mitten im 3. Bande „Rom“ stieß er auf die tragische Gestalt Otto's III. Seine Abenteuer in Rom, namentlich der Kampf des Crescentius, die Sage von seiner Vergiftung durch sein Weib Stephania reizte ihn mächtig, dazu kamen Zeitumstände, wie der Krieg von 1859 und das Wiederaufrollen der römischen Frage. Noch bevor er dem Urtheile Thile's diesen Stoff vorlegen konnte, waren die zwei ersten Acte bereits geschrieben, und nun unterhalten sich die Freunde in ihren Briefen über dramatische Helden im Allgemeinen und den vorliegenden im Besonderen. Dies Stück muß sich im Nachlaß vorgefunden haben. Es dürfte, wenn auch unvollendet, um seiner geschichtlichen Auffassung willen die Herausgabe lohnen.

Viel wohler, als im Staube der Archive ist es ihm schon dazumal, wenn er die freie Natur mit Künstleraugen betrachten und beschreiben darf. Er gehört zu den wenigen gediegenen Reiseschriftstellern, die wir den auf diesem Gebiet ausgezeichneten Engländern an die Seite stellen können. Wenn das Reisefieber über ihn kommt, ist er nicht mehr zu halten. Im Frühling 1880 überrascht er die Berliner Freunde mit einem Brief aus Athen, der mit folgendem Hymnus anhebt:

„Die Akropolis schwebt sterngleich über aller menschlichen Civilisation — sie scheint mir eine olympische Bühne zu sein, welche mit allen Göttergestalten auf ihr in den Himmel versetzt ist. Es hat sie keine andere Civilisation (wie in Rom) überdeckt — die alten Götter duldeten nichts christliches um sie her — sie und die Werke des Phidias wollten keine Lebensverbindung mehr mit der Nachwelt. So ist auch ringsum in Attika keine Geschichte mehr, seit Hellas verfiel. Ich habe in diesem Schatzhaus der abendländischen Cultur in zwanzig Tagen mehr gelernt und auch höher und reiner empfunden, als ich »über Büchern und Papier“ in ebensoviel Jahren würde gewonnen haben. Es ist auch der letzte schwache Rest von Eitelkeit und lächerlichem Ehrgeiz in mir erloschen, seit ich die Trümmer der Werke des Phidias gesehen habe, und auf den Schutthaufen von Eleusis stand, oder durch das Löwenthor zu Mykenä gegangen bin. Hier zu sein, heißt sich im Aether des Geistes baden — wonach man nachher die berechtigte Stimmung gewinnt, alles Weltgetriebe unten mit Gleichgültigkeit anzusehen.“

Oder er meldet Thile plötzlich aus München, daß er vor Kurzem einen Abstecher nach Paris gemacht habe, das er nun mit der ihm eigenen geschichtsphilosophischen Kunst zu schildern weiß.

„Zehn Tage blieben wir in Paris, eine freilich kurz gemessene Zeit, welche jedoch ausreichend war, um ein allgemeines Bild zu gewinnen und das erleichterte mir die in langen italienischen Jahren doch erlangte Geschicklichkeit Städte zu betrachten und aufzufassen. Paris ist das Wunder der modernen Civilisation. Dies unermeßliche Wesen, so in sich einig und so vollkommen disciplinirt wie ein gesetzmäßiger Organismus der Natur, drückt, so scheint es mir, die moderne Cultur so ganz aus wie das imperiale Rom diejenige seiner Epoche ausgedrückt hat. Ich begriff erst jetzt das nothwendige Streben von Paris nach der Weltherrschaft, und Erscheinungen wie Ludwig XIV., die Revolution und Napoleon, denn in irgend einer Richtung mußte eine Stadt die Welt an sich zu reißen suchen, und schwerlich wird sie sich für die Dauer mit der idyllischen Rolle des Centrums einer französischen Republik begnügen. Als ich von der Mühle

*) Der gelehrte katholische Kirchenhistoriker, † 10. August 1874.

auf Mont Martre auf diesen städtischen Makrokosmus niedersah, erhoben sich vor meinem Blick immer jene drei geschichtlichen Gestalten, welche Paris noch heute beherrschen: Heinrich IV., Ludwig XIV., Napoleon, und neben ihnen auch Voltaire — und doch mußte ich mir mit Genugthuung sagen, daß diese unermeßliche Welt voll Leben, Geist und That nur eben erst durch die bescheidene deutsche, vom kategorischen Imperativ Kant's disciplinirte Willenskraft hat erobert werden können. So hat der Perser Cyrus nicht Babylon erobert. Es ist tröstlich, daß es Ideen gibt, deren mathematischer Kraft auch eine so gewaltige Welt sich beugen muß, und einen Archimedes, wie unser Molke es war. Käme ich noch einmal nach Paris, so würde ich es mir besser architektonisch darzustellen suchen — für jetzt erkannte ich nur als herrschendes Gesetz die imperial-römische Renaissance, welche über das ganze Wesen den Charakter monotomer Pracht verbreitet. In dieser Egalité prägt sich, wie es mir erschien, die ganze Geschichte Frankreichs aus. Wie anders ist Italien, wie voll von historischer Persönlichkeit und künstlerischer Phantasie sind dessen herrliche Städte; eine jede eine selbständig ausgeprägte monumentale Individualität, in der sich das Genie der Zeiten schön verkörpert hat. Seit ich Paris gesehen habe, steigerte sich für mich noch um so mehr die schöpferische Größe meines geliebten zweiten Vaterlandes Italien, wo neben Hellas der menschliche Geist sich in den reinsten und höchsten Formen offenbart hat."

Bald darauf wettert er öffentlich gegen die Verwüstung Roms und setzt damit die ganze gebildete Welt in Erregung. Auch den Freunden klagt er, daß die Umformung der Stadt immer mehr Fortschritte macht — und so wenig schont man dabei der geschichtlichen Erinnerungen, daß es ihm ein Jammer ist, diesen Vandalismus und Amerikanismus mit anzusehen. „Nach 20 Jahren wird das Bild jener Roma, welches Sie und ich noch vorgefunden und geliebt haben, vollkommen ausgelöscht sein. Die Legende Rom ist überhaupt schon durch die Eisenbahn zerstört worden. Wenn die Reise hierher einst eine Pilgerfahrt und sicherlich ein Ereigniß im Leben der Menschen war, so macht man sie jetzt mit Tourbilleten in kürzester Zeit ab, und so ist die Unerreichbarkeit Roms für das profanum vulgus aufgehoben. Dies und vieles Andere macht meinen Aufenthalt in Rom mit jedem Jahre weiheloser und nüchterner. Doch mag ich ihn aus Gewohnheit, ich möchte fast sagen aus Pietät, nicht mehr aufgeben, so lange ich noch mich frei bewegen kann. Auch habe ich auf Grund meiner Arbeiten und meiner Civität ein schönes Verhältniß zu den Römern im Ganzen, welches nicht mit transformirt worden ist." Aber am Ende hielt er es doch nicht mehr aus. Nach einer Reise im Orient gab er 1882 den bleibenden Aufenthalt in Italien auf und lebte abwechselnd in Rom und München, wo er auch für die beiden Akademien der Wissenschaften thätig war. Damit rückt er den deutschen Interessen näher, und es ist ein guter und scharfer Beobachter, der dem Freunde oft von seinen patriotischen Beklemmungen berichtet.

Das Jahr 1887, welches jetzt mit einem düsteren Schein in das Meer der Zeit hinuntersteigt, hat auch in dem Kreise meiner Freunde erbarmungslos aufgeräumt; der Tod ist Herrscher in ihm gewesen, so daß jene mir bekannte, hier lebende Malerin, welche das tactlose Bild Mors Imperator in Berlin ausstellen wollte, eine dämonische Ahnung von dem Walten der dunklen Mächte gehabt zu haben scheint. Ehe die vielleicht nur scheinbare Wendung zum Besseren in dem Zustande unseres Kronprinzen eintrat, hatte ich durch Wochen lang kaum einen anderen Gedanken als an sein unerhörtes Los. An keinen Sterblichen auf seiner Höhe ist je ein gleich furchtbares Schicksal herangetreten, noch eine gleich große Forderung im erhabensten tragischen Stil gestellt worden. Wenn Entsagung, wie billig, Heilige macht, wird derjenige darauf Anspruch machen, in ihrem Kalender zu stehen, welcher einen Schritt vom Thron des mächtigsten Reichs entfernt, mit heroischer Ergebung ihm, der Welt und dem Leben zugleich entsagt. Was soll ich von dem greisen Kaiserpaare sagen? Dieses schwere Geschick steigert noch die sittliche Größe des neunzigjährigen Kaisers und es erhebt sein geschichtliches Bild für alle Zeiten zu einem erschütternden Symbol des Menschenlooses. Den Spruch dazu hat der alte Solon verfaßt. Noch vor wenigen Monaten pries ich unseren greisen Kaiser als den glücklichsten der Sterblichen; aber jetzt sehe ich, daß es voreilig war, und daß der Weise von Athen sein Recht behält. Die Natur duldet nichts Ausschließliches und kein Uebermaß: sie mischt den Gegensatz hinzu, um das Gleichgewicht durch Disharmonie herzustellen. Darum hat Shakespeare im Lear gesagt: „Die Götter tödten uns zum Spaß."

„Ich täuschte mich völlig in den Aspecten dieses Jahres 1888. Es ist so düster für Deutschland gewesen. Keine Zeit hat ähnliche Trauerspiele gesehen. Dem edlen Kaiser Friedrich haben seine hundert Tage nur Tantalusqualen gebracht. Aber ich freue mich doch, daß er seinen Namen in die Reihe der deutschen Kaiser eingezeichnet hat. Wenn er länger, auch nur zwei oder drei Jahre regiert hätte, so würde er wohl Preußen und Deutschland das gegeben haben, was die Römer etwa mit dem Begriff ausdrücken möchten: un indirizzo piu civile. Die vom Militarismus erdrückte Welt seufzt nach einem Messias; ich meine diesen, der die Völker entwaffnet. Vielleicht hätte Friedrich III. dieser Erlösung sie näher gebracht. Der Staatsmann oder Fürst oder Apostel, welcher ein solches Werk zu Stande brächte, würde größer sein, als Cäsar und Augustus, als Attila und Tamerlan, wahrscheinlich auch als Boulanger. Allein dies sind Träume vom »ewigen Frieden«; da doch der Mensch einmal zu den reißenden Thieren gehört, und seiner Natur gemäß leben muß. Mein Interesse an der Fabel der Welt, deren Inhalt immer derselbe bleibt, wenn auch die Namen wechseln, beschränkt sich nur noch auf dasjenige, was erfunden wird. Nach dem Zeitalter der Entdeckungen sind wir in das der Erfindungen gelangt, darum bedauere ich es, nicht 1000 Jahre später geboren zu sein. Vielleicht werden es auch Erfinder sein, welche die Kriege unmöglich machen."

Ein Verehrer und Bewunderer Bismarck's, grämt er sich doch ungemein darüber, daß man ein Bündniß mit dem geschworenen Feinde des Reichs schloß und über all die „wiederholten Besuche in Canossa". „Nullus papa potest esse Gibellinus," so sagte einst der Kaiser Friedrich II. und daß er eine große geschichtliche Wahrheit ausgesprochen hat, wird auch unsere Zukunft lehren. Unser neues Reich steht und fällt mit dem Prinzip der Reformation, durch die allein wir groß geworden sind. Vielleicht wird einst von Bismarck gesagt werden, daß er dies nicht erkannt und nicht vermocht hat, Deutschland von Rom zu befreien. An all unserem kirchlichen Zwiespalt und Unheil ist wesentlich ein mir tief verhaßter Mann schuld, der erste Kurfürst von Bayern, Maximilian: ohne ihn würde heute ganz Deutschland protestantisch sein."

Aus dem Wirrsal des politischen Lebens flüchtet der Siebzigjährige immer wieder in die reinere Region der Wissenschaft und Dichtung. Seinen archivalischen Studien bleibt er bis zuletzt getreu; auch manches schöne Lied gelingt ihm noch. So lebt er still und einsam, im Verkehr mit nur wenigen Freunden. Am nächsten steht ihm Graf Schack, der aber am Ende erblindet und sich in Folge dessen auch vor ihm verschließt.

„Schack ist (1885) noch in München, da sein Sekretär krank geworden ist; er steht in dessen Abhängigkeit in Bezug auf seine geistige Thätigkeit, während ihn seine Dienerschaft, wie ich glaube: wahre ladri spietati, in allem Uebrigen tyrannisirt. Er ist ein psychologisches Problem; da er ganz ein schattenhaftes Dasein ohne alle Bezüge zu den Lebensquellen der Menschenwelt führt, ist anzuerkennen, daß er doch ein geistiges Kapital besitzt, von dem er lebt. Indeß tragen seine Productionen alle den Stempel des Akademischen an sich, und seine Menschen erinnern an die Retorte . . . Es freut mich sehr, daß auch Ihnen die Lectüre der Lebenserinnerungen Schack's*) frohe Stunden bereitet hat. Sie bestätigen die ähnlichen Urtheile, welche ich ihm keineswegs vorenthalten habe. Er hat in der That pathologische Idiosynkrasien, welche aus dem Ueberstrom des Empfindungslebens herstammen; das Gefühl aber ist hartnäckig und für das Urtheil unzugänglich. Die Welt der Thatsachen kann solche Naturen nicht reizen, ihren Ursachen und ihrem Zusammenhange nachzuspüren, sie reizt sie nur symbolisch als Bild und schöner Schein, und nur durch die Phantasie haben sie ein Verhältniß zu ihr. Dies macht Schack unfähig, ein wirkliches Drama zu schaffen. Sie werden auch bemerkt haben, daß er von den Personen, denen er im Leben nahe gekommen ist, nie ein Porträt zu zeichnen im Stande ist. Seiner krankhaften Verhöhnung Hegel's wegen habe ich ihn ganz gehörig zurecht gesetzt: so behandelt man nicht einen Philosophen, welcher ein geschlossenes Denksystem geschaffen und durch dies die Gedankenwelt einer ganzen Generation beherrscht hat. Einen unmotivirten Haß hat er auch gegen Kaulbach. Zwar stelle ich diesen nicht in die erste Reihe der Künstler, aber er hatte doch mehr künstlerische Grazie als Cornelius und auch mehr Farbensinn. Schack nun hatte in seiner „Bildergallerie" Kaulbach so geringschätzig behandelt, daß ich ihn

*) Ein halbes Jahrhundert. 3 Bände. Stuttgart, Verlagsanstalt.

nöthigte, diese Invective in der zweiten Auflage jenes Buches zu streichen, schon aus Rücksicht auf die Wittwe des Künstlers, welche eine der edelsten und schönsten Matronen ist, die man sehen kann, und von mir hoch verehrt."

Den Briefen ist ein gutes Bildniß, offenbar nach einer Photographie, vorgesetzt. Auch äußerlich hatte Gregorovius nichts von einem Gelehrten. Der starke, langgedrehte Schnurrbart über dem ergrauenden Kinn- und Backenbart, die kleinen, tiefliegenden Augen, die feingeschnittene Nase, das sorgfältig gekämmte dichte Haar, man glaubt einen pensionirten Hauptmann oder Oberförster vor sich zu haben; nur ein gewisser leidender Zug um die Augen und die schöngewölbte hohe Stirn verrathen den geistigen Arbeiter.

Finnland und seine Literatur.

Von Max Buch.*)

Finnland ist seit seinem Eintritt in die europäische Völkergeschichte bis 1808 schwedische Provinz gewesen und hat als solche am reichen Culturleben Schwedens regen und thätigen Antheil genommen. Zur ersten Blüthe der schwedischen Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts trugen auch Finnen (Franzén u. A.) bei. Als Sprache der Wissenschaft diente früher Latein, später Schwedisch. Die finnische Sprache als Cultursprache zu benutzen lag daher keine Nothwendigkeit vor. Die Reformation machte zuerst das Bedürfniß nach religiösen Büchern fühlbar und veranlaßte Michael Agricola 1542 zur Ausgabe eines finnischen A b c-Buches und der ersten finnischen Bücher, und zwei Jahrhunderte lang bildeten Erbauungsschriften, Originale und Uebersetzungen den Inhalt der finnischen Literatur.

Erst unter dem Einfluß der romantischen Schule in Deutschland, deren Hauptrepräsentanten die Brüder Schlegel waren, nachdem schon Herder das Interesse für das Volkslied geweckt, begann man auch in Schweden und Finnland der Volksdichtung eine größere Aufmerksamkeit zu widmen. Porthan (1739—1804) und seine Schüler sammelten finnische Sagen und Lieder mehr als Mittel zu wissenschaftlichen, namentlich mythologischen Forschungen, während bereits der Arzt Z. Topelius der Aeltere finnische Volkslieder ihrer selbst wegen sammelte.

Die hervorragendsten Vertreter der Neuromantik in Finnland, Linsén, Arvidson und v. Becker stellten jetzt (1820) die finnische Sprache gleich als „Muttersprache" hin, da die Mehrzahl des Volkes finnisch sprach, und forderten, daß auch die Bildungssprache des Landes finnisch sein sollte. Der Letztere setzte dies auch gleich in die That um und gründete im selben Jahre die erste finnische Zeitschrift, die von längerer Dauer und von Erfolg begleitet war. Er gab auch die erste finnische Grammatik heraus und Renvall 1826 ein finnisch-schwedisches Wörterbuch.

Das wichtigste Resultat dieser Bestrebungen war zunächst die Gründung der finnischen Literaturgesellschaft 1831, welche zwar bescheiden anfing, jetzt aber eine bedeutende Macht darstellt und in Folge fast jährlich sich wiederholender, zum Theil großartiger Schenkungen und Vermächtnisse über für jene beschränkten Verhältnisse sehr bedeutende Mittel verfügt. Schon 1835 konnte die Gesellschaft ein Werk von monumentaler Bedeutung veröffentlichen, es ist das berühmte Volks-Heldengedicht „Kalevala".**) Der Arzt Elias Lönnrot hatte beim Sammeln von Volksgesängen die Bemerkung gemacht, daß sie alle einem gemeinsamen Sagenkreise angehörten, was ihn veranlaßte, nur um so eifriger zu sammeln. Die verschiedenen Gesänge setzte er dann mit ungemein feinem Tact und Verständniß zu einem großen Heldengedicht zusammen. Im Jahre 1840 ließ er „Kanteletar" folgen, eine Sammlung schöner Volkslieder*), dann eine Sammlung Sprichwörter 1842 und Räthsel 1844.

Elias Lönnrot kann daher mit Recht als eigentlicher Begründer der finnischen Schriftsprache bezeichnet werden. Außerdem hat er ein großes finnisch-schwedisches Lexikon herausgegeben mit großartigem Sprachmaterial, ferner eine finnische Botanik, ein ärztliches Hausbuch und eine Gesetzessammlung und damit die Grundlage einer Terminologie dieser Wissenschaften gebildet. Das Sammeln von Volksdichtungen von Seiten der finnischen Literaturgesellschaft dauert übrigens noch bis auf den heutigen Tag fort, jetzt bereits lange in der Art, daß die Gesellschaft den Sammlern Stipendien und Belohnungen ertheilt. So erschienen u. A. von E. Rudbäck „Volksmärchen und Sagen" 1850 und von Lönnrot selbst noch 1880 eine sehr interessante Sammlung von Beschwörungsformeln. Alle finnische Volksdichtung besteht aus dem sogenannten „Runometer", vierfüßigen Trochäen mit reichem Stabreim. In den neueren Volksliedern kommt der Endreim noch hinzu.

Die Journalistik entwickelte sich unter diesen Umständen ziemlich rasch, die Kunstdichtung dagegen hat vor 1860 kaum nennenswerthe Früchte getragen. Judén, auch Gottland und Poppius veröffentlichten im Anfang des Jahrhunderts Gedichte meist lyrischen und satirischen Inhaltes, welche allgemeine Beliebtheit fanden; einige „Bauernsänger" erregten Aufsehen, aber das Uebrige erhob sich nicht über die Mittelmäßigkeit.

Statt dessen trieb während dieser Periode die schwedische Dichtung in Finnland die schönsten Blüthen. Namen wie Fr. Cygnäus, Nervander, Stenbäck, Z. Topelius d. J. und vor Allen Runeberg haben in ganz Skandinavien einen guten Klang. Runeberg's Genie hat einen ganz besonders mächtigen Einfluß gehabt nicht nur auf die Literatur, sondern auf die ganze Nation der Finnen. Es wäre eine interessante Aufgabe, den ganzen Einfluß des Dichters von „Fähnrich Ståhl's Gesängen" auf die finnische Culturgeschichte zu studiren. Gerade diese balladenartigen Erzählungen poetisch umleuchteter Begebenheiten, Thaten und Männer aus den Kriegen Schweden-Finnlands mit Rußland sind es, welche in schlichter, klarer und doch mächtig hinreißender Form vorgetragen, die Vaterlandsliebe der Finnen entzündeten und sie durch das leuchtende Beispiel der Väter zur Ueberzeugung des eigenen Könnens und Sollens brachten. Die schwedischen Dichter in Finnland gehören im Uebrigen der schwedischen Literaturgeschichte an, nur Runeberg's starker und klarer Geist hat einen großen Einfluß auch auf die finnische Literatur gehabt.**)

Wenn auch das Genie sich eine neue Sprache schaffen kann den Talenten hilft die gebildete Sprache dichten, und da für die Finnen eine solche erst geschaffen werden mußte, so ist es nicht zu verwundern, daß mehrere Jahrzehnte bis 1860 vergehen konnten, ehe ein Werk von durchgreifender Bedeutung erschien. In diesem Jahre wurde eine Gedichtsammlung von Ahlqvist veröffentlicht, die wegen Schönheit, Klarheit und Correctheit der Sprache und Vollendung der Form allgemeines und berechtigtes Aufsehen erregte. Sie trug nicht mit Unrecht den Namen „Kipeneitä", Funken. Der Verfasser war ein hervorragender finnischer Sprachforscher und daher der rechte Mann, die Gesetze der Dichtkunst für seine Muttersprache zu formuliren (1864). Er hat diese auch in seinen Gedichten durch zahlreiche, mit den Sprachgesetzen in Uebereinstimmung stehende Neubildungen bereichert. Auch Jul. Krohn (neben Ahlqvist Professor in Helsingfors) hat gleichzeitig eine reiche, ebensowohl wissenschaftliche wie lyrisch-poetische Wirksamkeit in der finnischen Literatur entfaltet.

---

*) Der Verfasser läßt in den nächsten Tagen eine hochinteressante finnische Novellensammlung in guter Uebersetzung unter dem Titel: „Aus dem Lande der tausend Seen", 2 Bände, erscheinen. Die freundliche Zuvorkommenheit des Verlegers H. Haessel in Leipzig gestattet uns, von diesen eigenartigen Culturbildern und Geschichten in unserem heutigen Feuilleton eine Humoreske mitzutheilen. Die Redaction.

**) Verdeutscht von Anton Schiefner 1851.

*) Die schönsten davon sind in's Deutsche übertragen von Hermann Paul: „Kanteletar, Die Volkslyrik der Finnen." Helsingfors 1882.

**) Runeberg's epische Dichtungen sind in deutscher Uebersetzung von W. Eigenbrodt, Halle a. d. S. 1890, erschienen.

Erkko ist noch von den Jüngeren als liebenswürdiger Lyriker zu erwähnen.

Ebenfalls in den sechziger Jahren fand das Drama und der Roman den ersten berufenen Vertreter in Alexis Kivi (Stenvall). Mit frischem, urgesundem, wenn auch oft derbem Realismus und gutem Humor führt er seine Gestalten vor, wenngleich die Technik häufig mangelhaft ist. Von den Zeitgenossen sehr verschieden beurtheilt und zum Theil scharf verurtheilt, werden seine Arbeiten heutzutage im Zeitalter des Realismus als Urquellen des Schönen gepriesen. In der That ist Kivi epochemachend gewesen, insofern er mit der Romantik brach und das wirkliche Leben schildert, wie es ist.

In die sechziger Jahre fällt auch die Wiedereröffnung der Landtage durch Kaiser Alexander II. gesegneten Andenkens, und es wehte ein frischer fröhlicher Zug eines jugendstarken, thatenkräftigen Idealismus durch alle Gebiete der Geistesthätigkeit in Finnland und trug unter Anderem auch zum Aufblühen der Journalistik bei, die unter der Regierung jenes edlen Monarchen sich gesund und tüchtig zu einer ungeahnten Höhe entfaltete. Heutzutage lastet der politische Druck, die Sorge um das Schicksal des Heimathlandes schwer auf allen Geistern; doch hat auch dieser Druck seine guten Wirkungen gehabt, denn der Streit um die Sprachenhegemonie, der besonders in den sechziger und siebziger Jahren mit großer Erbitterung geführt wurde, dem ganzen Lande die höchste Gefahr drohte und wirklich Schaden gebracht hat, dieser Sprachenkampf hat auf der ganzen Linie aufgehört, und nur ein unbedeutendes Geplänkel hier und da zeigt noch an, daß der volle Frieden noch nicht eingetreten. Ein anderer Vortheil ist der, daß die Federn, welche der Zeitungskrieg in Anspruch nahm, jetzt für die Dichtung frei geworden sind.

Die finnische Literatur ist also eine Doppelliteratur, weil die Nation in zwei Sprachen, der finnischen und schwedischen, denkt und dichtet. Germanen und Finnen haben bald ein Jahrtausend neben und mit einander einträchtig gelebt, sie haben sich mit einander vermischt und ihre Eigenthümlichkeiten unter einander ausgetauscht. Ob die Geister eines solchen Volkes in schwedischer oder finnischer Sprache dichten, es ist dasselbe Volk, dasselbe Land, dieselbe Nation, es sind dieselben Wälder und Seen, Berge und Moore, die sie schildern, ja mancher Dichter denkt und schreibt ebensowohl in finnischer wie in schwedischer Sprache, gleich Canth, Tavaststjerna, Brofeldt, Lönnrot ꝛc. Wenn auch ein Unterschied der Tongebung bei den Dichtern der verschiedenen Sprachen zuweilen deutlich hervortritt, so ist das nur zum Theil der Verschiedenheit der Rasse zuzuschreiben, zum Theil jedenfalls auch dem Bildungsgang und den Vorbildern. Wir sehen in Finnland gar nicht selten, daß reine Germanen ihr Schwert für die Hegemonie der finnischen Sprache führen und umgekehrt. Jedenfalls hat der Accord der Dichtung beider Sprachen so viel Wohlklang, Kraft und Originalität, daß er auch einem fremden Ohr gefallen muß.

Unter den finnischen Dichtern steht sicher Johann Brofeldt (Pseudonym Juhani Aho) obenan. Er beherrscht im höchsten Grade die melancholische melodische Tonscala der finnischen Rasse. In seinem Roman „Einsam", dem finnischen Werther, tritt dies ganz besonders hervor, doch ist er häufig auch Meister des Humors. Er hat viel zur Veredlung und Begeisterung der finnischen Sprache beigetragen. Minna Canth ist eine hervorragende dramatische Schriftstellerin, deren stark realistische Stücke in Finnland mit großem Beifall gegeben werden und auch den Weg nach Schweden gefunden haben. Ihre Erzählungen zeichnen sich durch eine einfache klare Sprache und häufig durch psychologische Vertiefung aus. Juho Reijonen ist Pfarrer und selbst aus dem Volke hervorgegangen, ein ausgezeichneter Kenner finnischer Bauern, die er bald mit ungesuchtem Humor, bald mit tragischem Ernst schildert. Peter Päivärinta ist ursprünglich ein Bauer, der es durch Selbststudium zu einiger Bildung und zum Landküster gebracht hat. Er schildert Charaktere und Begebenheiten seiner Sphäre einfach aber äußerst stimmungsvoll und so wahr, daß man nicht umhin kann zu glauben, es seien alles eigene Erlebnisse, die er uns erzählt. Santeri Ingmann ist Humorist reinsten Wassers. Er ist noch jung und wird hoffentlich noch Größeres leisten. Von den schwedisch schreibenden finnischen Dichtern ist Jac. Ahrenberg eine vielseitige Erscheinung. Er ist Architekt, Maler und Dichter. Seine beiden Novellensammlungen „Oesterut" und „Hemma" sowie seine beiden interessanten Romane „Hihuliter"*) und „Stockjunkaren"**) spielen in Ostfinnland und schildern mit tiefer Kenntniß des eigenartigen karelischen Volkslebens die ebenso eigenthümlichen Verhältnisse nahe der russischen Grenze mit geschickter Benutzung der daraus entstehenden Conflicte. Karl A. Tavastjerna, ebenfalls Architekt, ist in seinen Novellen ein liebenswürdiger Stimmungs- und Genremaler und auch einige seiner Schauspiele haben viele Aufführungen erlebt. Auch seine Gedichte enthalten einige gute Stimmungsbilder. Ein im besten Sinne origineller Dichter ist Michael Lybeck. Er ist noch jung, aber das Wenige, was er mitgetheilt, berechtigt zu den besten Hoffnungen. Konni Ziliacus ist ein finnischer Auswanderer in Amerika. Er hat sich in ganz Amerika in den verschiedensten Stellungen umhergethan und ist jetzt Journalist. Mit vorzüglicher Kenntniß der amerikanischen Verhältnisse schildert er seine Landsleute mit Wahrheit und großem Humor, der verräth, daß er bei den amerikanischen Humoristen in die Schule gegangen ist, ohne jedoch in ihren Fehler, die Lust zum Uebertreiben, zu verfallen. Helene Westermark ist Malerin, die aber auch die Feder mit Geschick zu führen versteht. John Hedberg, ein finnischer Adalbert Stifter, schildert mit feiner Detailmalerei Naturstimmungen. So berechtigt die junge finnische Literatur zu den schönsten Hoffnungen.

*) Eine in Finnland weit verbreitete evangelische Secte, den Methodisten nahestehend.

**) Spöttischer Ausdruck für Waldaufkäufer und ihre Agenten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das ungeschwänzte Kalb.

Von Santeri Ingmann.
Aus dem Finnischen von Max Buch.

Unser Städtchen gehört durchaus nicht mehr zu den letzten im Lande, nein, keineswegs. Es hatte schon seine eigene Zeitung und eigene Druckerei, und es gibt Städte, die weder das Eine noch das Andere besitzen. Ja, und die Druckerei war ganz neumodisch; — nur ein kleiner Umstand machte sich störend bemerkbar: es gab nichts zu drucken. Die Herstellung der Zeitung nahm ja freilich jede Woche zwei Abende und zwei Morgen in Anspruch, aber in der Zwischenzeit stand die Druckerei still und die Drucker faullenzten, erhoben ihren Gehalt für ihre unbenutzte Kunst, trieben sich in den Krügen umher und erregten Verdruß und allgemeines Aergerniß. War das nun in der Ordnung? Die Buchdruckerei-Actiengesellschaft hatte schon mehrere Versammlungen abgehalten, um zu beschließen, was man drucken solle. Es war das Eine und Andere geredet worden, hier und da hatte man sich erkundigt, es waren Vorschläge gemacht und Angebote geprüft worden; die Vorschläge aber wurden bemängelt, die Angebote verworfen und kein Beschluß gefaßt.

Wieder waren die Actionäre versammelt, und es schien, als solle es ebenso gehen wie früher. Man konnte nichts zum Drucken ausfindig machen, das Allen zugesagt hätte, an jedem Ding fand immer irgend Jemand einen Haken, es wurde bemängelt und benörgelt und fallen gelassen.

Da stand Niiranen, der Gerber, auf, der auch eine Actie besaß, sich aber bisher nicht für klug genug gehalten hatte, an den Schriftdebatten Antheil zu nehmen, und sprach: „Soll das eine Buchdruckerei sein, die

unnütz da steht und feiert? Und eine schöne Actiengesellschaft das, die da zwei Mal im Monat zusammenkommt und zu keinem Beschluß gelangt. Ich kann auch nicht verstehen, welchen Fehler eigentlich all' die Drucksachen haben, daß sie nichts taugen. Ich werde aber eine vorschlagen, woran nichts auszusetzen sein dürfte, und zwar proponire ich, daß wir die Sache hübsch vom ersten Anfang beginnen und ein Abc-Buch drucken."

Ein Abc-Buch. — Das war was Neues, und das fand Anklang.

„Ich kann diesen Vorschlag nur auf das Wärmste befürworten," sagte der Postmeister, der sonst immer hurtig bei der Hand gewesen, alle Vorschläge zu bemängeln und zu verwerfen. „Ich möchte nur meinerseits vorschlagen, daß wir Bilder aus Deutschland dazu verschreiben."

„Auch ich stimme bei," sagte Rihkanen, der Kaufmann. „Dies ist eine Arbeit, die in keinem Falle Verlust bringen, mit der Zeit aber ein gutes Geschäft werden kann. Die Druckkosten können nicht allzu hoch werden, auch wenn wir Bilder dazu bestellen, man braucht auch kein hohes Verfasserhonorar zu bezahlen, und dabei ist der Artikel gangbar wie Blatttabak."

Der Volksschullehrer Posio, der alle Dinge von einem etwas höheren Gesichtspunkte aus zu betrachten pflegte und einen idealeren Standpunkt hatte, als alle Uebrigen, unterstützte den Vorschlag ebenfalls. „Meiner Ansicht nach müßten wir Alle dem Antragsteller für seinen schönen Fund dankbar sein und uns sofort mit allem Eifer an die Arbeit machen. Denn für Anfänger, wie wir es in dieser Arbeit der Ausbreitung des Lichtes im Volke sind, paßt es auch, daß wir bescheiden beginnen. Dabei ist dies keineswegs ein unnützes Unternehmen, ganz im Gegentheil ist dies ein Unternehmen, welches . . ."

Es folgte eine längere Rede über das Thema „Licht für's Volk". Der Rector und der Fiscal redeten ebenfalls für die Sache, und auch der Doctor sagte nichts dawider, er brummte nur etwas in den Bart.

Der Vorsitzende, der einzige Commerzienrath der Stadt, hörte die langen Debatten mit Geduld an und der Magister schrieb eifrig das Protokoll. Endlich, als Niemand mehr um's Wort bat, erhob sich der Vorsitzende: „Es ist uns hier ein sehr beachtenswerther Vorschlag gemacht worden, der reiche Unterstützung fand, ohne daß gegen denselben meines Wissens eine Stimme sich erhob. Ich frage Sie daher zunächst, meine Herren, ob wir, wie hier vorgeschlagen wurde, die Sache vom Anfange an beginnen sollen?"

„Ja, ja!"

„Wir drucken also ein Abc-Buch, ein Bilder-Abc?"

„Ja, ja!"

„Und die Bilder bestellen wir aus Deutschland?"

„Ja, aus Deutschland!"

Der Vorsitzende schlug mit dem Hammer auf den Tisch und wischte sich den Schweiß von der kahlen Stirn. So war denn endlich ein Beschluß gefaßt worden, und Alle fühlten sich recht erleichtert, als der schwere Anfang einmal überstanden war. Eine freudig angeregte Stimmung bemächtigte sich der Herren, und das Bewußtsein, daß man doch etwas gethan habe, und das durch dies Bewußtsein bedingte freudige Vertrauen auf die Zukunft beherrschte Alle. Nach der Wahl eines Ausschusses — aus fünf ordentlichen und zwei außerordentlichen Mitgliedern bestehend — wurde dann einmüthig beschlossen, einen gemeinsamen Trunk für das Gelingen ihres Unternehmens zu thun. — — —

Es verging ein Monat und zwei. Der Text war geschrieben — aus Altem und Neuem schön zusammengestellt. Die Bilder waren aus Deutschland bestellt und angekommen, und wieder wurde eine Versammlung einberufen, um die Vorschläge des Ausschusses zu prüfen und einen endgültigen Beschluß zu fassen. Etwa ein Dutzend Bilderformen — Clichés genannt — waren soeben angekommen, man brauchte also nur zu drucken. Die Bilder wurden nun zunächst betrachtet und bewundert. Da war nun auch ein Bild darunter, Joseph, die Herde hütend.

„Da sind Ziegen und Schafe — und Kühe, nicht zu vergessen."

„Ja, und ein Kalb im vollen Galopp, den Schwanz in die Höhe."

„Ja, wirklich, den Schwanz in die Höhe und etwas gekrümmt."

„Das ist doch ein wenig unnütz, daß das Kalb so gezeichnet ist, den Schwanz so unnatürlich in die Höhe; das ziert das Bild nun gerade nicht," ließ sich sogleich der Postmeister vernehmen, um doch etwas zu tadeln.

„Sehr störend bei einem so ernsten Gegenstande," fügte der Rector hinzu.

„Nicht nur störend ist es, sondern meiner Ansicht nach auch sehr unpassend, es verletzt im höchsten Grade nicht nur das Schönheits-, sondern auch das Schamgefühl." — So Posio, der Schulmeister.

„Wie soll das nur anstößig sein, ein Kälberschwanz!" meinte der Gerber und reichte das Bild dem Rector. „Das Bild ist gut, finde ich, und der Schwanz auch."

„Ich bin ganz der entgegengesetzten Ansicht und verstehe nicht, wie man uns für ein Kinderbuch solch ein schamloses Bild schicken konnte" — der Rector hatte das Bild ärgerlich auf den Tisch geworfen und tupfte während des Redens immer gerade auf den erhobenen Kälberschwanz. „Das können wir nicht in unser Abc-Buch drucken, und ich proponire daher, daß wir das Bild ganz fortlassen."

„Das geht nicht an," erklärte Rihkanen, der Kaufmann. „Wir haben die Bilder von Weitem her, aus Deutschland, verschrieben, haben sie bezahlt, etwa um sie zu Grunde gehen zu lassen? Nein, sind sie einmal gekauft, so müssen sie auch verkauft werden; und was den Kälberschwanz angeht, so brauchen wir ihn nicht zu drucken, wenn er wirklich so greulich ist. Wir lassen den Schwanz ganz weg, das ist die einfachste Sache von der Welt."

„Dann hätten wir ein ungeschwänztes Kalb," bemerkte der Magister, ohne den Kopf von seinen Schreibereien zu erheben.

„Ja, und was wäre dabei? Es wäre weniger anstößig!"

„Sollen wir ein ungeschwänztes Kalb . . .?" Der Vorsitzende wußte nicht recht, wie er das zur Abstimmung vorschlagen sollte. — Da erhob sich der Doctor.

„Das ist ja der reine Unsinn. Das ist doch ganz natürlich, daß das Kalb mit erhobenem Schwanz gezeichnet wird, da es nun einmal solch ein lustiges Oechslein ist, das hüpfend und ausschlagend munter umherspringt und ausgelassen spielend über's Feld galoppirt, den Schwanz lustig erhoben. Es wäre unnatürlich, wenn es irgendwie anders gezeichnet wäre — ein fröhliches Kälbchen! Das beweist gerade die gute Beobachtung und das feine Verständniß des Künstlers, und es wäre der hellste Unsinn, wenn wir deshalb das Bild fortließen, und noch unvernünftiger und lächerlicher, wenn wir den Schwanz verkürzten. Das Bild ist so, wie es ist, schön und natürlich."

„Natürlich, ja freilich ist's natürlich!" rief der Rector, der schon anfing hitzig zu werden, „aber ist das eine passende Natürlichkeit? Es ist auch natürlich, wenn der Hund sich die Seiten kratzt, und wenn das Schwein sich im Koth wälzt, aber ist das Kunst? Und ist das solch eine Kunst, die man passender Weise den Kindern bietet, den Kindern des Volkes? Das möchte ich fragen!"

„Nun, nun," versuchte der Postmeister einzulenken, der eigentlich die ganze Kälberschwanzfrage zuerst aufgeworfen hatte, ohne sich vorzustellen, daß sie solch einen Sturm erregen würde, „man braucht ja die Sache nicht von einer so häßlichen Seite zu betrachten; und wenn man es recht bedenkt, so sehen die Kinder ja jeden Sommertag auf der Weide und auf jedem Viehhofe die Kälber in derselben Weise spielen, und im Bilde wird das doch nicht schlimmer sein."

„Wirklich!" rief Posio, beide Silben betonend. — „Wir haben meines Dafürhaltens unsere Aufgabe ganz falsch aufgefaßt, und es wäre besser gewesen, uns gar nicht mit dem Bücherdrucken zu befassen, als solche Schamlosigkeiten zu drucken. In die noch unverdorbenen Tiefen des Volkes wollen wir den elendesten Schmutz und Unrath ausstreuen. Und den Kindern dieses Volkes wollen wir ihre glückliche, reine Kindheit vergiften und damit die ganze Zukunft unseres Volkes und seine Bildungsfähigkeit zerstören!"

„Es ist ja freilich eine abscheuliche, unanständige Manier, das Kalb so mit erhobenem Schwanze zu zeichnen," gab jetzt auch der Gerber zu, „aber ich finde, daß es doch bei einem Kalbe nicht so gefährlich sein kann, bei einem wenige Wochen alten Milchschnäuzchen, von dem man doch nicht viel Lebensart erwarten darf. Ja, wenn es ein ausgewachsener Ochse

oder eine alte Kuh wäre! Aber solch einem Kälbchen können wir so was wohl verzeihen."

„Oho!" platzte jetzt Spets, der Fiscal, heraus. „Ist das Ordnung, ist das Anstand! Jetzt sollen auch die Kälber schon anfangen, ihre Schwänze in die Höhe zu recken, was werden dann die Anderen thun! Und welche Begriffe von Anstand und Sitte sollen die Kinder bekommen, wenn man ihnen so etwas zeigt!"

„Ich sagte schon einmal, daß das Unsinn ist," erklärte der Doctor. „An solch einem Quark, einem Kälberschwanz, malet Ihr jetzt schon stundenlang herum; und da wird noch Bildung und Anstand mit hineingemengt; und doch hätten wir wichtigere Dinge zu besprechen. Laßt einmal dies unglückliche Kalb in Frieden!"

„Hier ist gar nicht mehr vom Kälberschwanz allein die Rede, sondern von dem Grundprinzip, auf das unsere Actiengesellschaft überhaupt gebaut ist, denn sie hat die Aufgabe, Wissen und Bildung im Volke zu verbreiten" — der Rector wurde immer hitziger — „ja, hier ist die Rede von noch viel wichtigeren Prinzipien, denselben Prinzipien, um welche leider auch auf unserer finnischen Halbinsel schon ein Streit entbrannt ist, wo auf der einen Seite im Dienste des Lichtes für die hehren Ideale gekämpft wird, und auf der anderen für die Fäulniß, die unter dem Schutz des unschuldigen Namens »Wahrheit« und »Natur« auch schon in unseren friedlichen, weltentfernten Verein zu dringen droht. Ich bitte Sie daher dringend, meine Herren, denselben vor diesem Gift zu bewahren, ehe es unsere schöne Arbeit zerstört."

Der Doctor wurde unruhig; dies bemerkte der Vorsitzende, und auch ihm schien die Debatte sich bereits in bedenklichem Grade auszudehnen. Dem mußte gesteuert werden. „Meine Herren, ich möchte darauf aufmerksam machen, daß die Debatte sich über Gebühr ausbreitet. Wir müssen uns an einen Gegenstand halten, sonst können wir zu keinem Beschluß kommen. Wenn ich recht verstanden habe, so müssen wir uns zunächst über dies Bild, diesen — Kälberschwanz verständigen. Nicht wahr?"

„Ja, ja!"

„Es sind zwei Vorschläge gemacht worden und zwar einerseits, dies Bild überhaupt nicht zu drucken, und andererseits, nur den Schwanz zu beseitigen — der letztere Vorschlag hat jedoch meines Wissens keine Unterstützung gefunden."

Der Fiscal bat um's Wort. „Ich hatte vorhin die Absicht, diesen Vorschlag zu befürworten. Gerade dieser Schwanz ist ja das Unanständige an der Sache, und seinetwegen braucht man doch nicht Joseph mit der ganzen Herde fortzulassen."

Der Gerber Niiranen sprach sich gegen ungeschwänzte Kälber und andere krüppelige Creaturen aus, der Postmeister ebenso und die Debatte entflammte von Neuem. Der Schullehrer betrachtete die Sache nochmals von einem höheren Gesichtspunkte aus und machte auf die Gefahren aufmerksam, welche ein unüberlegter Beschluß für Volk und Vaterland haben könnte. Der Rector verstieg sich in der Hitze des Gefechtes zu der Behauptung, wer in geringeren Dingen den Schmutz als etwas Natürliches vertrete, auf den könne auch in größeren sittlichen Fragen kein Verlaß sein, da seine Begriffe von Scham und Sitte unklar seien."

Da wurde endlich auch der Doctor böse. „Solch eine Sittlichkeit, die vor einem Kälberschwanz erröthet, ist sehr verdächtiger Art. Dem Reinen ist Alles rein, aber umgekehrt scheint der Satz auch seine Richtigkeit zu haben. Es gehört eine recht unsaubere Phantasie dazu, um in der Erscheinung, daß ein galoppirendes Kalb den Schwanz hebt, etwas Unsittliches zu erblicken. Das Volk hat sie nicht und noch weniger seine Kinder. Solch eine Phantasie hat nur derjenige, welcher sie mit unsauberen Gedanken zu solcher Empfindlichkeit erhitzt hat."

Das war zu viel. Der Vorsitzende bat die Herren, nicht persönlich zu werden, sondern bei der Sache zu bleiben. Aber der Rector hatte sich schon erhoben und Hut und Stock ergriffen. Im Gehen äußerte er noch mit schwacher kummervoller Stimme, es erfülle ihn mit Schmerz und Betrübniß, zu sehen, wie die Arbeit, von den er gehofft, es werde Segen aus ihr sprießen, sich in Fluch verkehre. Aber er schüttele den Staub von seinen Füßen und könne nicht mehr einem Vereine angehören, wo ein Mann geduldet werde, der unbemäntelt und ungestraft Behauptungen ausspräche, die derart kränkend wären, daß man die Verhandlungen nur noch im — Gerichtssaale fortsetzen könne.

Er ging, und ihm folgten der Fiscal mit dem Lehrer. Die Uebrigen blieben in schwer gedrückter Stimmung zurück, es blieben auch die zerstörten Hoffnungen der gemeinsamen Arbeit und eine quälende Ungewißheit der Zukunftsaussichten. Und an alledem war der Kälberschwanz schuld.

So blieb die Frage offen. Es standen sich zwei, ja eigentlich drei Meinungen so schroff und unvermittelt gegenüber, daß man nicht wagte, die Sache durch eine Abstimmung zu erledigen, welche dem Vereine hätte den Todesstoß geben können; zudem hatte man schon tief in die Nacht hinein gesessen. Auf des Gerbers Vorschlag beschloß man, bis zur nächsten Sitzung die Meinung anderer, außerhalb des Vereins stehender, einflußreicher Mitbürger einzuholen, besonders die des Bürgermeisters und des Pastors.

Diese wurden dann auch um ihren Rath gefragt, und nach kurzer Bedenkzeit sandten sie beide ihr schriftliches Gutachten ein. Das Gutachten des Bürgermeisters besagte: daß, wenn so etwas in den Straßen der Stadt passirte, — daß nämlich ein Kalb mit erhobenem Schwanz umhergaloppirte — und ein Fremder aus der großen Welt das sehe, dieses der Stadt nicht zur Ehre gereichen könne. In einem, für das niedere Volk bestimmten Kinderbuche jedoch könne das nicht so gefährlich sein. Der Probst seinerseits hatte in der heiligen Schrift keine Stelle gefunden, wo dergleichen ausdrücklich verboten wäre und er müsse deshalb annehmen, daß es erlaubt sei. Denn wenn es unerlaubt wäre, müßte davon doch an irgend einer Stelle der Schrift die Rede sein. Auf diese Gutachten hin wurde das Abc-Buch endlich gedruckt und erschien, „um Licht in der Welt zu verbreiten", und das Kalb behielt seinen Schwanz. Der Rector, der Lehrer und der Fiscal jedoch befreiten sich von jeder Verantwortung: Sie veräußerten ihre Actien auf dem Wege des Meistgebots.

— — — Während nun in jener denkwürdigen Sitzung die Männer sich um den Kälberschwanz in den Haaren lagen, saßen die Frauen zu Hause, mit Ungeduld ihrer Männer harrend und sich wundernd, wo diese blieben. Wenn sie nur nicht wieder gegangen sind, einen Verbrüderungstrunk zu thun! O die Männer! Die Doctorin dachte, so sitze jetzt wohl auch die Rectorsfrau . . . und sie beschloß, sogleich durch das Telephon anzufragen — das Städtchen erfreute sich eben auch schon dieser Bequemlichkeit der Neuzeit — ob ihr Mann heimgekehrt sei. Die Arme vergaß in ihrem Kummer, daß das Telephon in der Nacht geschlossen ist und ahnte außerdem nicht, daß ihre Freundschaft mit Rectors für ewige Zeiten aus war oder eben ihren Todesstoß erhielt. Bald aber erfuhr sie es und erfuhren es die Anderen, und schon früh am nächsten Morgen wußte es die ganze Stadt. Den eigentlichen Zusammenhang kannten freilich die Wenigsten. Man erzählte sich allerdings, ein Kälberschwanz oder ein ungeschwänztes Kalb sei die Ursache des Streites gewesen, aber man glaubte doch, es müsse etwas Größeres zu Grunde liegen.

Noch weniger Genaues wußten die Dienstmädchen, welche zum großen Aerger ihrer Frauen auf dem Markte und beim Brunnen stundenlang in Haufen bei einander standen und von dem wunderbaren Ereigniß schwatzten. Sie kannten von der ganzen Sache eigentlich nur die Worte: ungeschwänztes Kalb. Aber diese beiden Worte waren auch in jenem Herbst sehr berühmt und viel genannt von Alt und Jung, denn sie verursachten große Erschütterungen der ganzen Gesellschaftsordnung des Ortes.

Wie nämlich der Doctor und der Rector in Streit gerathen waren, so überwarfen sich auch die Uebrigen mit einander, vor allen der Gerber Niiranen und der Fiscal Spets, sie wußten selber kaum warum. Ihre Häuser lagen neben einander, ein niedriger Bretterzaun nur trennte die Höfe, weshalb ihre Kinder früher vom Morgen bis zum Abend zusammen gespielt hatten, bald auf dem einen bald auf dem anderen Hofe; jetzt aber prügelten auch sie sich, bald an der Pforte, bald auf der Straße, und die Gerberskinder schimpften die anderen: ungeschwänzte Kälber. Ja, sogar des Gerbers kleiner Ero, ein vierjähriger Knirps, der noch nicht über den Zaun gucken konnte, war auf eine Tonne geklettert, drohte den Fiscalskindern mit der Faust und schrie:

„Ungeschwänztes Kalb, ungeschwänztes Kalb!"

Aus der Hauptstadt.

Thronfolgers Brautfahrt.

Mären aus germanischer Vorzeit werden jetzt recht modern. Nicht allein, daß vor Aegir Nix und Neck sich beugt, was, wenn der vermaledeite Reim nicht wäre, vielleicht doch besser „beugen" hieße, auch König Helge soll entschlossen sein, allerlei Abenteuer und Schwänke aus seinem bewegten Leben zur Verfügung zu stellen, damit Phili Eulenburg sie zum Libretl einer einactigen Oper im Wagnerstile verwenden kann. Angesichts der interessanten Première, die uns beschcert werden wird, sobald das Musikwerk im königlichen Schlosse die Feuerprobe bestanden hat, thut der oft citirte, denkende Leser gut daran, sich bei Zeiten in seinen Oehlenschläger zu vertiefen, den Gottfried von Leinburg ja in weiser Voraussicht des Kommenden so über alles Fuldalob erhaben übersetzt hat. Er wird da unter mancherlei munteren Opernstoffen, die ihres Italieners harren, auch reizvolle Geschichten finden von blonden, gliederstarken Königskindern, die einander äußerst lieb hatten, von hochgemuthen Prinzen, die auf die Freite gingen, sich die schönste Jungfrau im Lande zu erobern. Ihretwegen litten die blauäugigen Knaben gar große Noth, kämpften mit grauslichen Drachen, schlugen Riesen und Zwerge dröhnend in den Grund, und nicht genug damit, sie konnten die sonnige Lust ihrer jungen Seele nur dann erringen, wenn sie keuschen Herzens waren, wie die Angebetete, mädchenhaft rein wie Sigurd, schön Ingeborg oder Gudrun. Es waren glückliche und schöne Tage, die Tage, von denen unseres Volkes Märchen in stillen Sommernächten erzählen . . .

Jene Königssöhne folgten ahnungslos, vom Gattunginstinkte getrieben, dem Prinzip der Zuchtwahl. Sie wählten die Beste, die Ebenbürtigste im Lande zum ehelichen Weibe, ganz gleich, ob es eines Großen Tochter, eine Köhlerdirn oder ein Aschenbrödel war, und aus solcher Vermischung entsprossen die Herrschergeschlechter, vor deren Anprall die Welt Rom zerbrach, die die Meere beherrschten und die Berge, Nord und Süd. Daß es seitdem anders geworden ist, darin liegt wohl der Hauptgrund für den Ruin so vieler mächtiger Dynastien, für das Emporsteigen des fürchterlichen Gespenstes Wahnsinn, das immer mehr und mehr fürstliche Familien mit dürrer Faust umkrallt und die Säulen der alten Häuser stürzt. Gering ist die Zahl nicht einmal immer begehrenswerther Mädchen, unter denen der moderne Königssohn zu wählen hat, wenn er an die „Sicherung der Thronfolge" denkt. Selbstmörderische Tollheit verengerte diesen Kreis mit jedem Jahrhundert, und welcher Kronenträger auch heirathete, der heirathete eine Verwandte. Die schauerlichen Folgen davon treten täglich greller zu Tage. Erst in neuester Zeit ist es klugen, einsichtsvollen Staatsleitern gelungen, die verbrecherischen Phrasen von „vollkommener Ebenbürtigkeit" hier und da ad absurdum zu führen, in alte Stämme neues, gesundes Blut zu leiten. Aber immer noch beängstigend klein ist die Zahl der Familien, in die moderne Kronprinzen hinein heirathen dürfen, und daran nicht genug, fremder Geschmack schreibt ihnen vor, was jeder Bürgerjunge unter allen Umständen durchaus dem eigenen Geschmacke anheimgestellt wissen will. Zu einer Staatskünstelei wird eine Handlung herabwürdigt, die unser Göttlichstes weckt, weil sie unser Menschlichstes weckt, und statt Kinder der Liebe schenkt die unglückselige Fürstentochter dem Gemahl zumeist Kinder der Politik.

Welteroberer, Weltzerstörer und Weltenschaffer gebärt deshalb ihr Schoß nicht mehr, und so oft auch das Weib des Königs gesegnet sein mag, die Königin bleibt unfruchtbar.

* * *

Eine Heirath steht bevor, von der die Mächtigen der Erde viel sprechen und auch alle die, denen es Lebensbedürfniß ist, diese Mächtigen zu verehren, jeden ihrer Schritte, jedes Wort von ihnen athemlos zu belauschen, tausendmal zu erörtern. Der Großfürst Thronfolger von Rußland soll die Prinzeß Alix von Hessen-Darmstadt heimführen. Das sei etwas gleich einer fürstlichen Idylle, flüstern verzückt die Enthusiasten. Der Großfürst soll erklärt haben, dem Thron entsagen zu wollen, wenn seine Braut sich nicht zum Religionswechsel entschließen könne, und dann als Privatmann mit ihr zu leben. Die Braut hingegen sei so unglaublich verliebt in den schmächtigen Epheben, daß sie jedes religiöse und sonstige Bedenken tapfer unterdrücke, nur um nicht in das Lebensschicksal des Vergötterten störend einzugreifen ꝛc. Andere wieder wissen blaue Wunder von ihrer Sucht, eine Krone zu tragen, zu erzählen, von einer so brennenden Begier, daß die Prinzessin alles Andere, Vaterland, Gott, sich selbst darüber vergißt ꝛc.

Die ganze Heirathsaffaire erweckte vielleicht geringeres Interesse, wenn nicht eben wieder an die Thür des Hauses der Romanow der Tod pochte, wenn unterm wolkenlosen, lachenden Himmel Livadias nicht ein armer, dem Verderben geweihter Mann seiner Auflösung entgegen siechte. Der von einem russischen Mackenzie in Grund und Boden curirte Zar wird, trügen nicht alle Anzeichen, trügt die Marke nicht, welche die Vernichtung auf sein bleiches, müdes Gesicht, auf seine fahlen Lippen eingrub, heuer die Blätter zum letzten Mal von den Bäumen sinken sehen. Aller Augen heften sich nun auf den Zarewitsch, der Frieden und Krieg in der Hand hält, wie man sagt, der berufen scheint, den Eroberungskampf auszufechten, für den Rußland seit dreißig, seit vierzig Jahren unabässig die Waffen sammelt. Ihm und der Frau, der sein kaiserlich Bett bereitet ist, gilt die gespannte Aufmerksamkeit aller der Politiker, die die Geschichtsschreibung nicht von den Massen, sondern von ihrem Oberhaupte erwarten. Uns aber, denen der Monarch die Verkörperung der Volksseele bedeutet, die Verkörperung des Volksgewissens, die zwar Klio's Griffel in seiner Hand sehen, aber auch den willenskräftigen Genius der Nation, der hinter ihm steht und diese Hand führt, uns zwingt das fürstliche Paar keine politische, sondern nur menschliche Theilnahme ab.

Und besondere Theilnahme flößt uns Prinzeß Alix ein, die junge Braut, das deutsche Fürstenkind.

Liebt sie wirklich den Mann, den man ihr bestimmte und dessen eisige Herrlichkeit, dessen unterwühlten Thron sie theilen soll? Die Königstöchter der Vorzeit standen am teppichverhängten Fenster ihres Kämmerleins und lugten durch die Spalten, wenn der junge Recke, den Kopf voll glühender Wünsche, das Herz voll thörichter Liebeslieder, unten in dunkler Nacht wartend stand und poetisch jede Rose im Garten mit seinem Lieb verglich; moderne Königstöchter ziehen es aus guten Gründen vor, Alles, was ihnen eine treffliche und vornehme Erziehung an Herz ließ, so bald wie möglich an zum Tanz befohlene Lieutenants auszugeben und nachher illusionslos in die Ehe mit dem Ebenbürtigen zu treten. Sie lieben ihn nicht und legen keinen Werth darauf, von ihm geliebt zu werden. In der Politik sind Echauffements aller Art vom Uebel. Was sie verlangen und verlassen müssen, ist nur, daß die Dehors gewahrt bleiben und daß man sich den rückständigen Ansichten der bürgerlichen Welt über Heirath und Ehe wenigstens insofern anschließt, daß man einander offiziell die Treue hält.

Aus Warschau dringen, und auffälliger Weise gerade jetzt, wo das Heirathsproject wieder im Vordergrunde steht, pikante Gerüchte über ein intimes Liebesverhältniß des Zarewitsch mit der wunderschönen Tänzerin Kseszinski. Er ist ihr bedingungsloser Sklave, er opfert ihr Alles, er hat erklärt, eher auf Krone und Reich verzichten zu wollen, als auf sie, eher den Fluch seines todtkranken Vaters auf sich zu laden, als sie zu verlassen. Man sieht, die Darmstädter Hofsage hat die Gefühle, welche Se. Hoheit an Mlle. Kseszinski so überreich verschwendet, mit Boscokniff einfach auf Prinzeß Alix übertragen. Die graziöse polnische Hexe aber, die just zur rechten Zeit ihr nicht gerade bescheiden Theil zur Verwirrung der Polenfrage beiträgt, muß sich ihrer Macht über den jungen Fürsten wohl bewußt sein, sie dünkt sich mehr als seine Maitresse, und da die Schwarzäugige für sehr gebildet gilt, mag ihr in verliebten Nächten das Bild der Maintenon vor der Seele stehen. Und der holden Polengräfin Walewska mag sie gedenken, die sich ihrem Vaterlande zu Liebe dem korsischen Parvenü hingab, die es aber trotz ihres Opfers, trotz ihrer Martyrthränen nicht vermochte, ihm zur Wiederherstellung der erlauchten und freien Republik Polonia das Schwert in die Hand zu drücken. Hofft die Geliebte des dereinstigen Herrschers über Rußland, des Großfürsten von Warschau, glücklicher als sie zu sein? Hofft sie, gleich der schönen Jüdin Bloch und den polnischen Edeldamen in der Wiener Hofburg, Größeres für ihr zerschlagenes Vaterland leisten zu können, als

alle parlamentarischen Polenclubs? Wenn die Männer nach verlorenem Ringen von der Mauer weichen, dann beginnen die Judith darauf zu sinnen, wie Bethulien zu befreien wäre.

Die Leidenschaft des russischen Thronfolgers für die Kleopatra von Warschau ist längst kein Geheimniß mehr; daß dies Geheimniß aber gerade jetzt in allen englischen Zeitungen ausposaunt wird — was soll das bedeuten? Aber ob man nun aus vielleicht recht durchsichtigen Gründen gerade jetzt die Zeit dafür gekommen hielt, oder ob ein Zufall der Verräther war — die Mädchenehre einer deutschen Fürstentochter ist auf's Empfindlichste, ist tödtlich beleidigt. Jedes Kind unseres Bürgerstandes, dem solche grenzenlose Schmach widerführe, das in öffentlichen Blättern den Namen seines Bräutigams neben dem einer Thais gedruckt läse, forderte zornflammend Auskunft von dem, der sie geben muß, und würfe ihm, gestünde er sein Unrecht ein, entrüstet den Ring vor die Füße. So thäte ein Bürgermädchen. Ein Königskind ist ein Weib wie sie, mit empfindendem, wohl auch mit blutig wund gequältem Herzen wie sie, und wenn schachernde Politik zehntausendmal mit den Augen zwinkert und beschwichtigend tuschelt, hier liege der Fall doch anders, hier kämen Staatsintereffen in's Spiel, denen zu Liebe sich noch ganz andere Leute als Prinzeß Alix demuth- und ergebungsvoll geopfert hätten, so lügt diese Politik zehntausendmal und verdient zehntausendmal den Namen einer schnöden Kupplerin. Jede Haus- und Familienpolitik muß da Halt machen, wo sie anders der Würde des Weibes, der Würde Deutschlands in's Gesicht schlüge. Gottlob, so erniedrigt ist das Vaterland nicht, daß es froh sein müßte, seine edelsten Töchter einem Lebejüngling in's Haus zu liefern, der ihr gelangweilt zunickt, wenn er in die weichen Arme seiner Dirne eilt — nur weil dieser Lebejüngling Erbe eines mächtigen Thrones ist. Ich meine doch, die Zeiten, da Deutschland der Politik wegen schmachvollen Menschenhandel trieb, sind vorbei, ein für alle Mal. Und wie jedes Bürgerhaus darf jedes Fürstenhaus heut nur eine Familienpolitik kennen und treiben: eine Politik, die zum Glücke der Familienglieder dient und der Ehre des deutschen Namens. —

Aber an dieser einen Folter, unter der die bedauernswerthe Prinzessin furchtbar leidet, ist es nicht genug, noch andere Qualen stehen ihr bevor. Immer bestimmter tritt das Gerücht auf, dem freigesinnten und hochgebildeten Mädchen widerstünden die Dogmen der griechisch-katholischen Kirche, zu der sie ihres Bräutigams halber übertreten muß, und sie sträube sich durchaus gegen die erforderliche Wiedertaufe. Schlaue Hofleute haben auch hier Rath gewußt und der tapferen deutschen Frau, die einer drückenden Krone zu Liebe nicht ihr Bestes in die Schanze schlagen will, goldene Brücken gebaut. Mit den unehrlichsten, allerbedenklichsten Mitteln hat man es verstanden, erst eine „Verwandtschaft", dann gar eine „Uebereinstimmung" zwischen der russisch-orthodoxen und der anglikanischen Kirche auszutüfteln. Prinzeß Alix entstammt zwar einem gut evangelischen Hause, aber als Enkelin der braven Queen Victoria gehört sie auch zugleich der anglikanischen Hochkirche an. Nichts kann einfacher sein. Und wenn der heilige Synod und sein Pobjedonoszew für geschraubte Sophistereien ebenso empfänglich sind wie wir, dann wird an den „Launen eines eigensinnigen Kindes" der fein angelegte Plan nicht scheitern. Aber die Russen pflegen im Allgemeinen mit dem hingehaltenen Finger nicht fürlieb zu nehmen, sie verlangen immer gleich die ganze Hand.

Alle Confessionen sind Formen für den Freidenker, der über ihnen und ihrem Inhalt zu stehen wähnt; sie sind theure Heiligthümer für Jeden, der sich in ihrem Schoße glücklich und geborgen fühlt. Wer die Religion auch nur in einem solchen Herzen vernichtet, indem er ihm für die alten Formen, unter denen es seinen Gott anbetete, neue, ungewohnte aufzwingt, der handelt schlimmer als ein Verbrecher, der stiehlt einer Seele ihre Poesie, ihren Frieden, ihren Altar. „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben!" und „Ich brauche fromme Soldaten, die ihr Vaterunser beten!" sind feierliche Worte des alten und des jungen Kaisers. Wie aber, wenn deutsche Fürstenhäuser mit bösem Beispiel vorangehen, wenn sie politischer oder anderer Vortheile willen ihre Angehörigen zwingen, den Glauben der Kindheit zu wechseln wie ein unsauberes Hemd? „Wenn Ihr nicht Gott die Treue haltet," rief unlängst bei eben solchem Anlaß ein hoher evangelischer Geistlicher, „wie dürft Ihr dann erwarten, daß man Euch die Treue halte?" Entweder ist die Religion einer der berühmten überwundenen Standpunkte, und dann wäre es besser, man höbe sie noch heute im Tage auf, oder sie ist ein wohl zu hütender, köstlicher Schatz, und dann mögen die, die ihn bewachen und beschützen sollen und die gern von ihm als von einer Säule ihrer Macht sprechen, wohl Acht darauf geben, daß sie nicht selber diese Säule durchsägen. Wie der Adel haben auch die Fürsten nur so lange Zweck und Bedeutung, als sie ihrer Aufgabe voll genügen, als sie in allen Dingen berufene Führer, Vorbilder der Nation sind. Die monarchische Gesinnung breiter Volksschichten wird dagegen rettungslos zerstört, wenn unsere Fürsten mit verdammenswerthem Opportunismus den höchsten Heiligthümern gegenüber stehen, den Heiligthümern, auf die wir vor Allem stolz sind und daran von Alters her Deutschlands Herz hängt. Die Würde seiner Frauen und der Glauben seiner Väter gehören in erster Linie dazu.

Caliban.

Opern und Concerte.

„Hänsel und Gretel". Märchenspiel in drei Bildern von Engelbert Humperdinck. Text von Adelheid Wette. (Königliches Opernhaus, 13. October.)

Es ist seltsam, daß zwei Werke, welche auf ihren Gebieten als die echtesten und deutschesten betrachtet wurden, die seit langem an das Tageslicht gedrungen, nämlich Hauptmann's „Hannele" und Humperdinck's „Hänsel und Gretel", in gleicher Weise Märchenelemente in sich vereinigen, in gleicher Weise Kinder zu Helden haben und in gleicher Weise frei von der sonst obligaten geschlechtlichen Liebe sind. Von einer Abhängigkeit kann nicht die Rede sein; dagegen spricht die Entstehungszeit der beiden Werke; dagegen spricht auch die unendliche Verschiedenheit im Einzelnen: wo der Schlesier ein dunkles Bild voll Nebel und Frost malt, in das selige Strahlen von oben her und schmerzenstillender Thau nur vereinzelt dringt, ist das süddeutsche Werk voll von harmloser Kinderlust, von Uebermuth, von jugendlichen Schmerzen, die rasch gestillt, von spielerischen Thränen, die bald getrocknet sind. Und wenn der erotische Zug bei Hauptmann, wenigstens in dem Verhältniß der kleinen Heldin zum Lehrer leise angedeutet wird, fehlt in dem Märchenspiel Humperdinck's dieses Element vollständig. Es ist ein geschwisterliches Stück: nicht nur die Schicksale zweier Geschwister werden darin rein und sorglos-lachend dargestellt, sondern zwei Geschwister sind es auch, die ihnen mit Worten und Tönen zur Darstellung verhelfen; vielleicht ist von dieser Thatsache ein gewisser Einfluß auf die ganze Haltung und die Stimmung des schlichten Werkes ausgegangen.

Richard Wagner hat bekanntlich in seinen Schriften die von seinen persönlichen Verhältnissen deducirte Anschauung verfochten, daß beim Musikdrama weder von einer Musik, noch von einem Texte die Rede sein könne, sondern daß immer die Gemeinsamkeit beider in Betracht komme: die Wort- und Tondichtung. Sofern nun die beiden Elemente, aus denen dieses Ganze sich zusammensetzt, nicht von einer Person herrühren, ist die denkbar günstigste Bedingung für seine Qualität ein Verhältniß, wie es hier vorliegt. Daß die beiden Theile aus Individualitäten fließen, welche wesentliche Eigenschaften schon ihrer Abstammung nach gemein haben müssen. Dennoch wird an Hänsel und Gretel, wie es als Gesammtwerk vorliegt, eine Scheidung zu machen sein; das männlichere Element liegt ganz unstreitig in der Musik mit ihrer contrapunktisch gründlichen und tiefbohrenden Arbeit; die Worte zeigen in höherem Grade das ewig Weibliche, das am Sinnigen und Lieblichen und Schalkhaften seine Freude hat und allzu kraftvoll-brutale Züge, wie ein kleines Stück sozialen Elends und moralischer Versumpftheit mit freundlicher Hand ausmerzt; man hat mit Recht bemerkt, daß das Verhalten der Besenbinderleute gegen die Kinder in Adelheid Wette's Dichtung im Verhältniß zu dem Märchen gemildert worden ist. Im Uebrigen zeigt sich die Schwester dem Bruder nahe verwandt auch in der gemeinsamen unauslöschlichen Liebe zu Richard Wagner. Der Bruder kennt den Tondichter Wagner, die Schwester weiß den Wortdichter Wagner zu schätzen. Zunächst hat sie von Wagner das Sagenprinzip übernommen; ein starker Theil der Wirkungen, die dem großartigen Aneigner Wagner zugefallen sind, beruht natürlich in der Wahl seiner Stoffe; sie geben ihm den nationalen Anstrich, von vornherein, und wenn man aller Orten ruft, Hänsel und Gretel sei eine deutsche Oper, liegt der Grund neben der spezifisch deutschen Behandlung des musikalischen Theils an der Wahl dieses deutschen Märchens. Des ferneren berührt sich Frau Adelheid Wette in gewissen Einzelheiten der Sprache so stark mit dem Bayreuther, daß eine offenkundige Anlehnung vorliegt. Sie schätzt ihn so hoch, daß sie selbst seine Unausstehlichkeiten mit herübernimmt. Ein starkes schöpferisches Talent wird sich immer in der Bildung und Anwendung neuer Wortformen gefallen, aber wenn die „neuen" Wortformen und die Art der Phrasenbildung Spezialauswüchse eines anderen zum Vorbild haben, verstimmt solches Epigonenthum mit Selbständigkeitsanstrich. An die Gedichte, welche Wagner's rüstige Gattin Cosima an ihren Hund Grimma richtete, erinnert der Text von Frau Wette, wenn die Hexe zu den Kindern sagt:

„Friß Vogel oder stirb
Kuchen-Heil dir erwirb."

An Wagner selbst mahnen Ausrufe wie: „Reisbrei! Reisbrei! Herrlicher Brei.“ Gretel erbost sich gegen ein „griesiges, grämliches Galgengesicht“. Die Mutter fragt: „Was habt Ihr beschickt?“; sie meint damit: zu Stande gebracht. Der Vater singt „Rallala“, und die Mutter fragt darauf: „Wer . . . rallalakelt aus dem Schlaf mich heraus. Als sie einen Topf im Zorn zerbrochen hat, entgegnet der Gatte:

„Na, Zornmütterchen, nimm mir's nicht krumm,
Solche Zorntöpfe sind ich recht dumm!“

Wie stillos aber dieser Textbrei ist, ergiebt sich aus anderen Stellen, die ganz im Tone der urältesten Opernbücher gehalten sind und Verse wie die folgenden bieten:

Immer mich plagen
Hungertuch nagen
Muß ja verzagen
Mag's nicht ertragen u. s. w.

Aber auch einen wesentlichen Zug hat Frau Wette mit Wagner gemein, und das kommt ihrem Werk zu gute; der Meister ist läppisch im Einzelnen — hinreißend und überwältigend im Ganzen; auch die Dichtung, die Frau Wette geschaffen, ist am Ende, aus der Vogelperspective betrachtet, ein wirkliches Stück Poesie. Ihr geht der Humor, nämlich der ewige, an das Tiefste der Seele rührende, wie er in den Meistersingern verkörpert ist, vielleicht ab — aber die wundervolle Harmlosigkeit und den unbekümmerten Uebermuth zweier Kinderseelen hat nicht bald jemand in einem dramatischen Werk so herzlich frisch anschauen lassen wie sie. Es ist vielleicht ein leiser Zug von Ironie, eine kleine Andeutung wenigstens davon, über das ganze Werk gebreitet; aber leicht möglich, daß sie erst von dem Betrachter hineingetragen wird, der, ein moderner Mensch, diese Märchenstimmung und dieses Pfefferkuchen- und Hexenmilieu ohne ein feines Lächeln zu betrachten verlernt hat.

Der Componist jedenfalls hat es nicht verlernt. Er nimmt die Kinder oft fast allzu ernst, und, wenn die Musik im Dialog nach Wagner'schem Prinzip deklamatorisch behandelt ist, so laufen hier und da Accente unter, die gewiß zu stark sind. Ob Engelbert Humperdinck ein Schwind für das Musikdrama ist, ist mehr als zweifelhaft. Es wiegen nicht die leichten, luftigen märchenhaften Elemente in seiner Musik vor, die keine Melusinenmusik und keine Oberonmusik ist. Er ist vor Allem ein contrapunktischer Dramatiker. Er schafft nicht Melodien, die volksartig werden könnten, er verwebt auch nicht mit leichter, graziöser Andeutung bestehende Volksweisen in sein Werk, sondern er legt die vorhandenen Volksmelodien zu Grunde und baut auf ihnen mit schwerwiegender und umfassender harmonischer Kenntniß sein Werk auf. Er ist nicht ein Kind mit Kindern, sondern ein gelehrter, mit allem Wissen seiner Kunst gerüsteter Meister, der Kindliches mehr tiefsinnig paraphrasirt als wiedergibt. Er steigt in die Seelen hinab, aber er meldet nicht, was in ihnen in aller Schlichtheit vorhanden ist, sondern er illustrirt die inneren Vorgänge als ein Wissender, Ueberlegener, als ein geruhiger und Alles verstehender Betrachter von oben herab. So ist eine wundervolle Vertiefung vorhanden, und es hat einen eigenen Reiz, einen knorrigen deutschen Schulmeister mit feinfühligem Herzen zwei thörichte Kindlein betrachten zu sehen. Schläfrig fast, weich und volksmäßig setzt das Vorspiel ein; kurze, wirkungsvolle Unterbrechungen fehlen nicht, an dem vielstimmigen Drängen der Instrumente ist hier und da schon im Anfang zu merken, daß Richard Wagner nicht umsonst gelebt hat; aber auch Anschlüsse an die klassische Zeit sind mit Händen zu greifen. Der Humor, der dieser feinen und stillen Seele eigenthümlich ist, zeigt sich gleich im Anfangslied: „Suse, liebe Suse“, als Hänsel einen schalkhaften Einwurf in Gretels Lied macht. Recitativisch, mit voller Stimmbehandlung dabei, spielt sich ein Theil des Gesprächs der beiden Geschwister ab, in welchem getragene Stellen, wie die volksmelodiöse Phrase: „Wenn die Noth auf's höchste steigt, Gott der Herr die Hand euch reicht“ nicht fehlen. Der Stil der älteren Oper bricht zuweilen durch, und wenn Humperdinck mit Sequenzen arbeitet, so weiß man nicht, ob man ihn dem Meister Richard Wagner, oder dem ehrwürdigen Thomascantor gesellen soll. Eine leichtere Instrumentation, die namentlich volksmäßigen Elementen entzückend zur Seite steht, raubt dem Werke stets im rechten Augenblick diejenige Schwerfälligkeit, die bei allzu langem Andauern der wuchtigen Recitativdramatik unfehlbar hätte eintreten müssen. Aber so lieblich und niedlich diese Kinderscenen im Anfang des Werkes sind, ich finde sie ein wenig ausgedehnt und es wird namentlich bei dem ungeschickten Spiel, das ein nationales Erbtheil der meisten unserer Opernsänger ist, in diesen Wildfangpartien von Neuem klar, daß die Oper, oder, wenn ihr wollt, das Musikdrama, doch immer eine der dümmsten Kunstgattungen bleibt, welche der zu spielerischer Unnatur verzerrte Menschengeist erfunden hat. Meistersingerartig im Prinzip ist das Eintreten der Mutter gehalten; und, wenn die Frau nach dem Zerbrechen des Topfes und bei der Bestrafung der Kinder in musikalische Klagen ausbricht, so steht diese tiefdramatische und halb elegische Musikillustration Humperdinck's in einem etwas schiefen Verhältniß zum Wesen des illustrirten Gegenstandes. Aber wundersam fein und leise, mit hübscher Violineninstrumentation, setzt die Ankunft des bezechten Vaters ein. Hier hat Humperdinck volksmelodiöse Elemente in moll mit vortrefflicher Wirkung verwendet. Die beiden Eheleute gelangen in dem bewegten Hin und Her ihrer Unterredung schließlich mit wachsender Kraft zu einer durchaus finalemäßig gehaltenen Partie, die hier nicht ganz zu passen scheint, oder wenigstens die Einheitlichkeit der Wagner'schen Musikgestaltung wieder beeinträchtigt. Ein stärkeres Temperament und größere Raschheit der Diction — die in unerreichtem Maße heute einzig der alte Verdi besitzt — zeigt Humperdinck bei der kurzen Erzählung von der Ungezogenheit der Kinder, um bei der beginnenden Angst des Vaters um die Kleinen prachtvolle Orchesterwirkungen, begleitet von der glücklichsten Melodik zu bieten. Wie ein verkleinertes und verniedlichtes Rheingoldmotiv erklingt es im Orchester, sobald der Märchenspuk im Gespräche der Eltern stärker hervortritt, wieder üben volksmäßige Moll-Melodien eine eindringliche Wirkung und mit Staccato- und Pizzicato-Elementen wird geschickt gearbeitet. Nach dem Weggang der Eltern geht das Orchester vom Spukhaften und Aengstlichen zu Fröhlicherem, Positiverem über, Instrumentationseffecte, wie sie St. Saëns brauchen könnte, tauchen auf, wundervoll wirkt wieder kunstreichste, kontrapunktische Verschlingung, vorübergehend erklingen Töne, die an den Wagner großen Stils mahnen, und über zarte Violinenlaute mündet Alles in ein Volksliedchen, das im Beginn des zweiten Bildes Gretel im Walde singt; nach dem Vorhergegangenen wirkt es, mit seinem a capella-Einsatz, doppelt süß und reizvoll. Der ganze zweite Theil überhaupt ist voll von Poesie in der musikalischen Illustration, herrliche Partien voll innerer Wagnerverwandtschaft kommen und gehen, aber sie sind mäßig gehalten und trotz der Verwandtschaft von einer gewissen Selbständigkeit. Bei der musikalischen Darstellung der steigenden Angst der Kinder zeigt sich eine jener Stellen, die als ein Charakteristikum Humperdinck's öfter wiederkehren und die ich „Fermaten-Dramatik“ nennen möchte; durch das Schweigen der Instrumente erzielt Humperdinck überraschende, reizende Wirkungen. Den künstlerischen Gipfel erreicht das Werk mit dem Erscheinen des Sandmännchens. Hier weben süße Violinen im Orchester und geben einem zierlichen Liedchen mit herrlicher Harmonik das Geleite; alles wirkt so selig, daß man es nicht vergißt. Als Engel herabgestiegen sind, um die Kinder zu schützen, währt die beseligte Friedensstimmung in der Musik fort, wie zum Schlummer erklingen weiche Töne, um dann in vollere, lautere Harmonien überzugehen, und es ist nur ewig schade, daß in die Schlußmusik dieses zweiten Bildes ein paar Bumbum-Elemente zum Schluß hineingerathen. Nach einem kontrapunktischen, weniger individuellen Vorspiel singt dann das „Taumännchen“ seinen lustigen Sang, Glöckchen, schwellende und webende Violinen schallen bald darein, wieder wirkt die Fermaten-Dramatik, melodiös, übermüthig, komisch-charakteristisch bleibt im Wesentlichen der Charakter der Musik, ein prachtvoller Hexenwalzer mit grotesker Instrumentirung belebt das Ganze, ein anderer Walzer, der im Prinzip an den Lehrbubentanz mahnt, deutet nach dem Tode der Knusperhexe die Stimmung der beiden Kinder an, eine Zeit lang macht sich eine Wagner'sche Dankbarkeitsstimmung, wie sie der Große in den Meistersingern so einzig auszudrücken wußte, in Stimmen und Orchester geltend, und halb fidel, halb gottesfürchtig schließt das Ganze. Es ist ein Werk, das so wie es ist, in den eisernen Bestand unserer deutschen Opernbühnen einrücken muß und auf Jahrzehnte hinaus den Jungen und den Alten eine ungewöhnlich harmlose, reine und tiefe Quelle der Freude sein wird. Es ist aber zugleich ein Werk, das ungewöhnlich starke Erwartungen für die Zukunft weckt und Aussichten eröffnet, die wir uns vor drei Jahren noch nicht träumen ließen. Engelbert Humperdinck hat die Anwartschaft, in Deutschland nach Wagner ein selbständiger Meister zu werden. Und nach einem solchen haben wir lange genug ausgelugt.

Die Aufführung in Berlin war anständig, das Orchester unter Weingartner vortrefflich. Hervorragend war die Leistung der Frau Götze, die als Knusperhexe ein Kabinetstück des Komisch-Schauerlichen bot.

Notizen.

Als 7. Band der Weimarer Goethe-Ausgabe haben Erich Schmidt und B. Suphan die „Xenien“ (Weimar, Böhlau) neu herausgegeben. Der Band enthält viel Neues und Ungedrucktes, und es gewährt einen ganz eigenen Genuß, die Dioskuren voll heiligen Zornes im wüthenden Kampfe gegen Philister und mittelmäßige Köpfe zu sehen, und doch beschleicht uns ein leises Bedauern, wie viel Genialität hier an ein Werk des Hasses verschwendet ist. Goethe bildete sich damals ein, das stumpfe Publikum auf die allbeliebten Pfuschereien aufmerksam gemacht zu haben, aber der Skandal war im Grunde doch nur auf die kleinen literarischen Kreise beschränkt. Die Menge jubelte nach wie vor einem Iffland und Kotzebue zu, Nicolai's rüpelhafte Replik wurde nicht minder gut aufgenommen und die Leser blieben kritiklos. Gleichwohl möchten wir in ihrer Charakteristik den echt menschlichen Zug nicht missen, wie die beiden Herrlichen, vom Manneszorn hingerissen und doch wieder in überlegenem göttlichen Humor ihre Füchse mit brennenden Schwänzen kraftgenialisch in die papierne Saat der Philister hetzen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Georg Reimer** in **Berlin.**

Soeben erschienen:

König Karls XII. eigenhändige Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Carlson.** Autorisirte deutsche Uebersetzung von F. Mewius. 8°. Preis ℳ 9.—.

Vierzig Millionen ersparte Steuern oder die Reform der Organisation der preussischen Staatseisenbahnverwaltung. Kritik und Vorschläge eines Praktikers von **Reinh. Menz.** Preis ℳ —.90.

Soeben erschien:

Nachbarschaftsgilden.
Ein Werkzeug sozialer Reform.
Von Stanton Coit, Ph. D.
Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Elegant broschirt. Preis 2 Mark. Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie gegen Einsendung von M. 2,10 postfrei vom Verlag
Robert Oppenheim (Gustav Schmidt) Berlin SW. 46.

Werthvoll für jeden Literaturfreund.

Soeben ist erschienen:

Schillers Sohn Ernst.

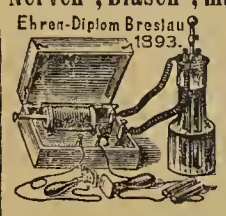
Eine
Briefsammlung mit Einleitung.
Von Dr. **Karl Schmidt,**
Oberlandes-Gerichts-Rath.
Mit Bildnissen und 2 Handschriften von Schiller und Goethe.
Ein starker Band br. 6 ℳ, geb. 7,60 ℳ.

Ein höchst werthvoller Beitrag zur Schillerliteratur.

Das Werk enthält nur bisher noch ungedruckte Briefe; die Handschriften waren bisher noch nicht veröffentlicht.

Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten



heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.
Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Reine Südweine,
Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität, 6 Flaschen (3/4 Liter) Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,— incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.
Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Nachrichten aus dem Buchhandel
und den verwandten Geschäftszweigen.
Für Buchhändler und Bücherfreunde.

Dieses Blatt wird seit 1. October d. J. vom **Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig** herausgegeben und ist allen zu empfehlen, die über die Erscheinungen des deutschen Büchermarktes und die buchhändlerischen Verhältnisse ausführliche und zuverlässige Auskunft erhalten wollen.

Es erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und ist durch die Post und den Buchhandel zum Preise von 6 ℳ jährlich ohne Zustellungsgebühr zu beziehen. Für das laufende Vierteljahr (October bis December 1894) wird 1 ℳ 50 ₰ berechnet.

Anzeigen werden zum Preise von 30 Pfennigen für die dreigespaltene Petitzeile oder deren Raum aufgenommen.

Probenummern stehen kostenlos und portofrei zu Diensten.

Leipzig, October 1894.
Deutsches Buchhändlerhaus.

Geschäftsstelle des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig.
G. Thomälen.

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Deutsche Geschichte
im
Neunzehnten Jahrhundert
von
Heinrich von Treitschke.
Fünfter Theil.
(Bis zum Jahre 1848.)

Inhalt. Fünftes Buch: **König Friedrich Wilhelm der Vierte.** 1. Die frohen Tage der Erwartung. 2. Die Kriegsgefahr. 3. Enttäuschung und Verwirrung. 4. Die Parteiung in der Kirche. 5. Realismus in Kunst und Wissenschaft. 6. Wachsthum und Siechthum der Volkswirthschaft. 7. Polen und Schleswig-Holstein. 8. Der Vereinigte Landtag. 9. Niedergang des Deutschen Bundes. 10. Vorboten der europäischen Revolution.

49 Bogen gr. 8. Preis geheftet: ℳ 10.— Elegant in Halbfranz gebunden: ℳ 13.—

Die **Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert** von Heinrich v. Treitschke ist auf sieben Bände berechnet, welche in ununterbrochener Folge erscheinen sollen. Während der erste Band mit dem Jahre 1815 endigt, behandeln der zweite und dritte Band das Zeitalter der Restauration bis zum Jahre 1830, der vierte das Jahrzehnt der Julirevolution, der fünfte die Anfänge Friedrich Wilhelm IV. Der sechste wird die Revolutionsjahre 1848 bis 1850 schildern, der siebente mit dem Jahre 1870 abschließen.

Preis des ersten Bandes geheftet: ℳ 10.—, in elegantem Halbfranzband: ℳ 13.—
" " zweiten " " ℳ 9.—, " " " ℳ 12.—
" " dritten " " ℳ 10.—, " " " ℳ 13.—
" " vierten " " ℳ 10.—, " " " ℳ 13.—

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und sind in den Stand gesetzt, auch die folgenden Bände gleichmäßig eingebunden zu liefern.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Hierzu eine Beilage: Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender in Breslau.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 43. Berlin, den 27. October 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Zweikampf. Von Eduard von Hartmann. — Der Fall Leist und das Recht. Von Judex Curiae. — Die großstädtischen Wahlen zum deutschen Reichstage. Von Richard Hirsch. — Die Goldwährung und die Landwirthschaft. Von W. von Fontaine. — Ein 94er Herbstlied. Von Wilhelm Jensen. — Aus Moleschott's Erinnerungen. — **Feuilleton**: Die Revolution im Reichstag. Von Theophil Zolling. — **Aus der Hauptstadt:** Aegir und Alarich. Von Caliban. — Reproductive Kunst. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der Zweikampf.

Von Eduard von Hartmann.

Der Zweikampf ist durch die Gesetzgebung aller Staaten verboten und unter Strafe gestellt; wer sich aber nach diesem Verbot richtet, wird aus dem Offizierstande des stehenden Heeres und der Landwehr ausgeschlossen und verliert seine gesellschaftliche Stellung in den tonangebenden Kreisen. Wer nicht die schwerere Strafe auf sich nehmen will, die auf die Ablehnung eines Zweikampfes oder auf die Unterlassung einer Herausforderung gesetzt ist, muß sich den Chancen des Zweikampfes und der nachfolgenden gesetzlichen Bestrafung unterwerfen. Die Landesherren sind in die widerspruchsvolle Lage versetzt, Staatsgesetze zur Ausführung bringen zu lassen, die dasjenige verbieten, was sie von ihren Offizieren und Beamten stillschweigend fordern müssen, und denjenigen seiner Stellung zu entheben, der sich dazu bekennt, den vom Landesherrn öffentlich sanktionirten Staatsgesetzen auch in Bezug auf das Duell ein gehorsamer Unterthan sein zu wollen.

Wo solche Widersprüche bestehen, da sind sie allemal ein Zeichen, daß die Theorie der Praxis vorausgeeilt ist, daß ältere und neuere Anschauungen mit einander in einem noch unausgeglichenen Kampfe liegen, oder daß die nöthigen Vorbedingungen noch nicht verwirklicht sind, auf Grund deren erst sich die neuere Anschauung gefahrlos in Praxis umsetzen läßt.

Was ist nicht schon Alles gegen den Zweikampf geschrieben! Wie oft ist nachgewiesen, daß er nicht nur den geltenden Gesetzen der Staaten, sondern auch den Geboten der Religion und den Anforderungen der Sittlichkeit widerspricht! Wie sonnenklar ist es nicht, daß der Kampf, die Verwundung oder die Tödtung die verletzte Ehre nicht wiederherstellt! Wer wüßte nicht, daß sein eigentlicher Sinn in dem Glauben an ein Gottesurtheil liegt, daß dieser Glaube längst geschwunden ist, und daß im Zweikampf ebenso oft der unschuldige wie der schuldige Theil den kürzeren zieht! Wem wäre es unbekannt, daß in England Zweikämpfe fast gar nicht vorkommen, daß sie in Frankreich auch in solchen Kreisen häufig sind, denen man hier keine Satisfaktionsfähigkeit zugesteht, und daß auch bei uns ältere Männer nur in seltenen Fällen in Zweikämpfe verwickelt werden! Trotzdem besteht in der Jugend unserer höheren Stände das Duellwesen nicht nur fort, sondern es erscheint geradezu als gefährlich für den Geist des Offiziercorps und für den Ehrbegriff der höheren Stände, es zu unterdrücken. In Rußland bemüht man sich sogar von oben herab, es künstlich in die Offiziercorps einzupflanzen, wo es, wenigstens in den Linienarmeecorps, von selbst keinen Boden hat.

Wenn reife Männer sich aus innerem Drange zum Zweikampf auf Tod und Leben stellen, so ist gewöhnlich die Beleidigung nicht das eigentliche Motiv, sondern nur die Gelegenheitsursache, die auch ganz fehlen kann. Der Grund wird dann in einem tödtlichen Hasse liegen, der es unerträglich findet, daß der Andere fernerhin mit ihm zugleich dieselbe Luft athmet und auf derselben Erde wandelt. Wo einer weichen muß, sollen die Waffen entscheiden, welcher von beiden. Ein Blick genügt in solcher Lage zur Verständigung; der Versuch einer Beleidigung würde beiden unter ihrer Würde erscheinen. Der Zweikampf ist hier prämeditirter Mord, der nur die Preisgebung des eigenen Lebens einschließt. Gegen diese Art des Duells giebt es keine Abhülfe; es würde auch in einem sozialdemokratischen Gemeinwesen fortbestehen. Es wird aber auch immer eine ganz seltene Ausnahme bleiben. — Auf dem entgegengesetzten Extrem stehen die Fechtübungen mit blanken Waffen unter thunlichstem Ausschluß gefährlicher Verletzungen. Sie werden als Selbstzweck betrachtet und die Beleidigungen sind theils Nebensache, theils absichtlich gesuchter Vorwand, wofern sie nicht ganz fehlen (Bestimmungsmensuren). Es ist ganz verkehrt, diese Art von Austoben jugendlichen Ueberschwanges als Zweikampf im Sinne des Gesetzes anzusehen. Die dabei vorkommenden Verletzungen dürften durchaus nur als einfache Körperbeschädigungen geahndet werden; dann würden diese Fechtspiele bald ihren Nimbus einbüßen.

Das gewöhnliche Duell, soweit es Folge einer Beleidigung ist, ruht dagegen auf ganz anderen Voraussetzungen, als diese beiden Extreme. Es entsteht und behauptet sich da, wo erstens Beleidigungen noch vorkommen, wo zweitens keine das Ehrgefühl befriedigende Sühne für sie zu finden ist, und wo drittens das größere Uebel einer rohen Selbsthülfe oder heimtückischen Rache abgewehrt werden muß. Es ist schlechthin unstatthaft in einer Gesellschaft, die sich eine gute nennen will, daß persönliche Streitigkeiten und Verbalinjurien wie bei Schulknaben oder Ackerknechten zu Prügeleien mit Fäusten, Stöcken, Schemeln, Bierkrügen oder Champagnerflaschen führen. Ebenso ausgeschlossen muß es aber sein, daß der Beleidigte sofort zum Messer greift, oder den Beleidiger später aus dem Hinterhalt überfällt, oder sich Leute miethet, die ihn, wie in Japan üblich, durchprügeln, oder wie früher in Italien, niederstechen. Gegen alle diese Reactionsweisen bildet der geordnete Zweikampf einen unverkennbaren Fortschritt zur Civilisation.

Je höher der Bildungsgrad einer Gesellschaftsschicht ist, desto seltener werden Beleidigungen, weil mit der besseren Einsicht in das für den Andern Verletzende und mit der wachsenden Selbstbeherrschung die Fähigkeit wächst, Streitigkeiten

möglichst unpersönlich durchzuführen und die etwa unvermeidliche persönliche Polemik in nicht beleidigende Formen zu kleiden. Das ruhigere Temperament nordischer Völker und reiferer Altersstufen erreicht diesen Grad der Selbstbeherrschung leichter, als das heißere Blut der Südländer und der leicht aufwallenden Jugend. Wir dürfen aber zuversichtlich annehmen, daß mit steigender Bildung und verbesserter Erziehung überall die Anlässe zu Zweikämpfen seltener werden.

Indessen würde es nicht genügen, auf die Abnahme der Duelle bloß aus dem Wachsthum der Bildung zu warten, da dies eine Hinausschiebung in's Ungewisse bedeuten würde. Wo die Bildung noch so gering ist, daß Beleidigungen entweder stumpfsinnig hingenommen werden, oder eine rohe Reaction der Selbsthülfe hervorrufen, da ist die Einführung der Regelung dieser Selbsthülfe als Durchgangsstufe nicht einmal zu verwerfen, soweit es sich um Stände handelt, von denen ein verfeinertes Ehrgefühl im Interesse des Ganzen verlangt werden muß. Das kleinere Uebel ist immer dem größeren vorzuziehen, so lange es unmöglich ist, beide zu vermeiden.

Bei unseren höheren Ständen in Deutschland fehlt es keineswegs an Ehrgefühl, wohl aber einerseits an der nöthigen Ausbildung der Selbstbeherrschung in der Jugend, wie sie nöthig ist, um Beleidigungen auch im Affekt zu vermeiden, und andererseits an einer das feinere Ehrgefühl befriedigenden Abhülfe, welche den Uebergang zur Selbsthülfe entbehrlich machte. Wir haben einerseits die Privatinjurienklage und den Strafantrag vor den ordentlichen Gerichten, andererseits die Ehrengerichte in verschiedenen Berufsständen; aber beide sind ihrer Aufgabe in Bezug auf den Zweikampf ebensowenig gewachsen wie die strafrechtliche Repression.

Die Privatbeleidigungsklage ist viel zu umständlich und schleppend, um rasche Abhülfe gewähren zu können, wie das verletzte Ehrgefühl sie verlangt; sie führt aber auch am Ende zu keinem genugthuenden Ergebniß, weil eine kleine Geldstrafe als solches nicht gelten kann, und bei Realinjurien oder in Ehebruchssachen selbst die etwaigen Gefängnißstrafen dem Verletzten ganz unzulänglich erscheinen. Dieser Weg wird deshalb von Personen höherer Gesellschaftskreise entweder gar nicht beschritten, oder doch nur einmal und nicht wieder, wenn ihnen beim ersten Mal die Erfahrung gefehlt hatte. Die Richter sind außerdem durch den Grundsatz der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz verhindert, den mannigfaltigen Abstufungen des Ehrgefühls in den verschiedenen Ständen gebührende Rechnung zu tragen. Ehrengerichte bestehen bis jetzt erst für wenige Berufsarten, während sie für die Mehrzahl der gebildeten Stände fehlen. Aber auch so weit sie bestehen, kommen sie in der Regel nicht dazu, sich mit Duellsachen zu beschäftigen. Der Ehrenrath der Ehrengerichte hat sich zwar mit Duellangelegenheiten zu befassen, hat aber hier nur den Werth einer Vergleichsinstanz. Der Ehrenrath wirkt vortrefflich bei gewöhnlichen Verbalinjurien, aber er ist machtlos, wenn es sich um Realinjurien oder Verletzungen der Familienehre handelt, weil ihm keine Jurisdiction zusteht, die eine nicht wieder gut zu machende Handlung sühnen könnte. Ebenso bleibt er ohnmächtig in gewöhnlichen Beleidigungssachen, wenn der Vergleich mißlingt, d. h. wenn der Beleidiger sich nicht zur Zurücknahme der Beleidigung verstehen will. Er kann in allen diesen Fällen dem Beleidigten keine Genugthuung geben, die ihn bewegen könnte, von der Selbsthülfe Abstand zu nehmen.

Hier ist nun die Abhülfe zu suchen für die bestehenden Mißstände. Die Privatinjurienklage, wie sie jetzt bei uns besteht, ist besser ganz aufzuheben, da sie Niemand nützt und der Würde der Gerichte nicht gemäß ist. Soll sie beibehalten werden, so muß Beleidigung entweder mit hohen Geldstrafen (wie in England) oder mit empfindlichen Gefängnißstrafen geahnt werden; auch ist dann die Hinzuziehung von Schöffen wünschenswerth, die dem Stande und Berufskreise der Parteien angehören. Die Strafen für Realinjurien, Ehebruch und Verführung sind in unseren Gesetzen um ebensoviel zu niedrig bemessen wie die gegen Eigenthumsverletzung zu hoch, und bedürfen dringend einer ausgleichenden Correctur. Für das Publikum, so weit es nicht vor Ehrengerichten sein Recht suchen kann, läge in einer so reformirten Rechtsordnung ein gutes Erziehungsmittel; auch könnten die höheren Stände nach Abschluß des ehrengerichtlichen Verfahrens auf die Civilklage zurückgreifen, insbesondere soweit die Parteien verschiedenen Berufen und ehrengerichtlichen Verbänden angehören. Viel Werth wäre aber einer solchen Reform für die höheren Stände doch nicht beizumessen, schon darum nicht, weil das gerichtliche Streitverfahren viel zu langsam ist. — Ehrengerichte müßten für alle Berufe eingerichtet werden, die solcher jetzt noch ermangeln, aber doch den höheren Gesellschaftskreisen angehören. Die Schwierigkeiten, die der Einrichtung von Ehrengerichten in den freien Berufsarten entgegenstehen, würden mit einem Schlage zu überwinden sein, wenn der Grundsatz aufgestellt würde, daß von einem bestimmten Zeitpunkt an nur solche Personen als satisfaktionsfähig zu betrachten sind, die einem behördlich anerkannten ehrengerichtlichen Verbande angehören. Dann würden alle Berufsarten sich beeilen, bis zu diesem Zeitpunkte mit der Errichtung von Ehrengerichten zu Stande zu kommen, und es würde volle Klarheit darüber geschaffen werden, wo die Satisfactionsfähigkeit beginnt. Nichts scheint mir wichtiger als die Unterstellung aller, die auf Satisfactionsfähigkeit Anspruch machen, unter ordentliche Ehrengerichte. Die meisten Duelle kommen gegenwärtig zwischen solchen Personen vor, die beide nicht, oder von denen nur eine einem Ehrengericht untersteht. Bei Streitigkeiten zwischen den Angehörigen verschiedener Berufe müßten gemischte Ehrengerichte zusammentreten, womöglich mit einem Vorsitzenden, der keinem der beim Streit betheiligten Berufsstände angehört. Der Ehrenrath der Ehrengerichte müßte in Beleidigungssachen wie bisher zunächst als Vergleichsinstanz wirken, nach mißlungenem Vergleich aber die Sache an das Ehrengericht zur Fällung eines Erkenntnisses abgeben. Die Abhaltung eines Zweikampfes vor der Fällung des ehrengerichtlichen Erkenntnisses müßte unter schwere Strafe gestellt werden, ähnlich wie jetzt die Abhaltung eines Zweikampfes ohne vorhergehende Meldung an den Ehrenrath. — Das Erkenntniß könnte lauten 1. auf Zurücknahme der beleidigenden Ausdrücke oder Aeußerungen, 2. auf Widerruf der thatsächlichen Behauptungen, deren Wahrheit nicht erweislich ist, 3. auf Entschuldigung, 4. auf Zurücknahme der Herausforderung, 5. auf Verweis, 6. auf verschärften Verweis, 7. auf Aberkennung der Satisfactionsfähigkeit, 8. auf Amtsentsetzung. Zurücknahme ist zu fordern, wo objectiv beleidigende Aeußerungen ohne beleidigende Absicht gefallen sind, Entschuldigung, wo der beleidigende Charakter der Aeußerungen bei besserer Aufmerksamkeit hätte erkannt werden müssen, oder beleidigende Absicht bestand. Wo die Beleidigung sich in wachsender Progression auf beide Seiten vertheilt, ist auch auf umschichtige, staffelweise Zurücknahme und Entschuldigung zu erkennen. Wenn eine Herausforderung ohne genügenden Grund stattgefunden hat, so ist auf Zurücknahme derselben zu erkennen. Verweis ist zu ertheilen, wo die beleidigende Absicht nicht von mildernden Umständen (z. B. Gereiztheit, Uebereilung, Affect) begleitet ist, oder in Wiederholungsfällen, verschärfter Verweis, wenn schon in einem früheren Falle gegen denselben Beleidiger auf Verweis erkannt ist, oder eine besonders tadelnswerthe provokatorische Absicht vorliegt. Die Satisfactionsfähigkeit ist abzuerkennen, wo ein streitlustiger und händelsüchtiger Charakter sich wiederholendlich in provokatorischem Auftreten bekundet hat. Sie würde mit einer gesellschaftlichen Verruferklärung die gleiche Wirkung haben; es ist aber auch nicht mehr als billig, daß anständige Leute irgendwie vor Raufbolden geschützt werden, die unter dem Deckmantel des Ehrenprincips jetzt unbehindert ihrer Händelsucht fröhnen können. Auf Amtsentsetzung, Diensteutlassung oder Unfähigkeit zur Bekleidung eines Amtes im höheren Staatsdienste ist zu erkennen, wenn jemand so wenig Selbstbeherrschung gezeigt hat, daß er gegen einen Satisfactionsfähigen Selbsthülfe in thätlichem Angriff geübt oder die Familienehre eines Satisfactionsfähigen durch nicht rückgängig zu machende Handlungen verletzt hat. Auch jetzt schon gilt im deutschen Heere der Grundsatz, daß die Landesherren keinen Offizier dulden, der die Ehre eines Kameraden freventlich verletzt; aber es ist ein

Unterschied, ob die Gefahr der Dienstentlassung bloß als Willkür der vorgesetzten Behörden droht, in deren Hand die Berichterstattung an den Landesherren liegt, oder ob sie als Urtheil eines Ehrengerichts zu fürchten ist.

Fügt sich derjenige, gegen welchen auf Zurücknahme, Widerruf oder Entschuldigung (mit oder ohne Verweis) erkannt ist, nicht, sondern läßt die vom Gericht gestellte kurze Frist verstreichen, so wird nach wie vor der Zweikampf eintreten. Der Unparteiische müßte verpflichtet sein, unmittelbar vor Beginn des Zweikampfes den Duellanten noch einmal das ehrengerichtliche Erkenntniß vorzulesen und sie darauf hinzuweisen, daß die Ausführung des in dem Erkenntniß Geforderten den Ansprüchen der Ehre Genüge thue, daß dagegen derjenige, welcher diese Ausführung verweigere, damit die alleinige Verantwortlichkeit für den Zweikampf übernehme. Nach Beendigung des Zweikampfes müßte das ehrengerichtliche Erkenntniß im Kreise der Berufsgenossen veröffentlicht werden, damit diese wissen, wer der schuldige Theil bei dem Conflicte gewesen ist, beziehungsweise, wie sich die Schuld auf Beide vertheilt, und wer derjenige gewesen ist, der die ehrengerichtlich geforderte Sühne verweigert hat. Diese Veröffentlichung der Erkenntnisse würde von großer moralischer Wirkung sein; denn der Verurtheilte würde von den Berufsgenossen künftig scharf beaufsichtigt werden, und würde sich vor neuen Uebereilungen und Ausschreitungen zu hüten haben, wenn er nicht beim nächsten Conflictsfall sich einem Verweis des Ehrengerichts oder gar der Aberkennung der Satisfactionsfähigkeit aussetzen will. Durch die Veröffentlichung der Erkenntnisse würde der erziehliche Einfluß der Ehrengerichte auf die ihnen Unterstellten beträchtlich zunehmen und der Zweikampf seltener werden.

Aber eine genügende Wirksamkeit zur Einschränkung der Duelle können auch diese Maßregeln allein nicht herbeiführen, wenn sie nicht mit einer völligen Umgestaltung der für den Zweikampf angesetzten Strafen verbunden werden. Die Bestrafung des Zweikampfes an und für sich ist ein Widersinn, so lange die Standessitte der höheren Stände einen schuldlos Beleidigten zur Herausforderung des Beleidigers und einen schuldlos Herausgeforderten zur Annahme des Duells zwingt. Die Bestrafung des Zweikampfes ist ein wirkungsloser Schatten, so lange der frivole Beleidiger und der übermüthige Herausforderer, die den Gegner zum Zweikampf zwingen, mit so leichten Strafen davonkommen wie jetzt. Alle Gesetze, die den Zweikampf als solchen bestrafen, verfehlen in doktrinärer Principienreiterei ihren Zweck; nur ein Strafgesetz, das den unschuldig zum Zweikampf Genöthigten frei ausgehen läßt, den schuldigen Urheber desselben aber mit voller Schwere trifft, nur ein solches kann seinem Zweck dienen. Die Versuchung zur leichtsinnigen Herbeiführung von Zweikämpfen muß mit Aussicht auf schwere Strafen bekämpft werden, wozu die jetzigen Strafandrohungen sich als ungenügend erweisen. Dem gesitteten und friedliebenden Staatsbürger aber, der ohne seine Schuld zum Zweikampf genöthigt wird, braucht man einerseits keine Strafandrohung als Gegenmotiv vorzuhalten, um ihn zu Ruhe und Anstand zu ermahnen, und ihn wird man andererseits durch keine Strafandrohung von dem Durchfechten des Zweikampfes abhalten können, so lange er beim Gehorsam gegen das Gesetz noch größeren und empfindlicheren Nachtheilen ausgesetzt bleibt.

Das zur Aburtheilung der Duellanten zuständige Gericht hat die Acten der ehrengerichtlichen Verhandlung einzufordern, die dem Duell vorherging, und ersieht aus diesen, welcher Theil das über ihn verhängte ehrengerichtliche Erkenntniß unerfüllt gelassen und dadurch thatsächlich erst den Zweikampf unvermeidlich gemacht hat. Die ehrengerichtlichen Acten bieten somit dem Strafgericht ein werthvolles Material, das aber selbstverständlich seine Entscheidungen nicht formalistisch binden kann, sondern seiner freien Würdigung untersteht und die eigene Beweiserhebung nur unterstützen kann. Etwaige Irrthümer oder Parteilichkeiten der Ehrengerichte werden demgemäß vom Strafgericht zu berücksichtigen sein. Nur derjenige der Duellanten ist zu bestrafen, dem die Verantwortung für das Zustandekommen des Zweikampfes zufällt, während der ohne seine Schuld durch die Standessitte zum Zweikampf genöthigte Theil für nichtschuldig zu erklären ist und demgemäß straflos ausgehen muß. Die Folge einer solchen Abänderung des Strafgesetzes würde die sein, daß der vom Ehrengericht zur Zurücknahme, zum Widerruf oder zur Entschuldigung Verurtheilte es sich doch sehr genau überlegen würde, ob er dieses Erkenntniß unbeachtet lassen und damit auf sich allein die ganze Schwere des Strafgesetzes für den etwaigen Zweikampf herabziehen will. Wenn der Unparteiische bei der letzten Verlesung des ehrengerichtlichen Erkenntnisses unmittelbar vor dem Zweikampf auf die strafrechtlichen Folgen für die Unfolgsamkeit gegen dieses Erkenntniß aufmerksam zu machen hätte, so würde mancher Widerspenstige sich doch noch im letzten Augenblick besinnen.

Ich glaube, daß diese Verbindung von ehrengerichtlicher Prävention und strafrechtlicher Repression sich schon jetzt als ausreichend erweisen würde, um den Zweikampf auf ein Mindestmaß zurückzuführen und den Verkehrston um Vieles gesitteter und vornehmer zu gestalten. Gerade diese erziehliche Wirkung würde uns in sehr viel rascherem Zeitmaß zu einer Bildungsstufe hinanführen, auf welcher Beleidigungen immer seltener vorkommen und deshalb auch die Ehrengerichte immer weniger in Anspruch genommen würden.

Der Fall Leist und das Recht.

Der Spruch der Disciplinarkammer in Potsdam in der Anklage gegen den Kanzler Leist wegen seiner unerhörten Handlungsweise in Kamerun hat einen Erfolg gehabt, wie ihn ein Urtheilsspruch eines Gerichtshofs sehr, sehr selten aufzuweisen hat: er hat in der ganzen Welt einen Schrei der Entrüstung hervorgerufen und in Deutschland ist er von der öffentlichen Meinung einstimmig wie ein Schlag in's Gesicht empfunden worden. Auf die moralische und politische Seite des Falles einzugehen, liegt hier eine Veranlassung nicht vor, das wird der Reichstag schon besorgen und vermuthlich recht gründlich, auch mit dem Urtheile des Potsdamer Gerichts beschäftigen wir uns nicht weiter, da einstweilen abzuwarten ist, ob nicht der Reichs-Disciplinarhof, dessen Entscheidung das Auswärtige Amt anzurufen nicht umhin kann, die Kritik der Urtheile erster Instanz sich angelegen sein läßt, dagegen kann nicht davon abgesehen werden, der rechtlichen Seite des Falles eine Betrachtung zu widmen. Dem Kanzler Leist wurde bekanntlich einmal die Auspeitschung der Dahomeweiber, sodann der geschlechtliche Umgang mit den unter der Verfügung der deutschen Regierung stehenden und im Regierungsgebäude in Kamerun befindlichen Pfandweibern vorgeworfen. Für das Gefühl, und die Empfindung mag der erstere Vorwurf der schwerere sein, für den Juristen ist es der letztere. Denn hier handelt es sich um eine Handlung, die sich als *Verbrechen gegen die Sittlichkeit* darstellt, um eine mit Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahre bedrohte Handlung, welche nicht nur der disciplinaren, sondern auch der *strafrechtlichen* Ahndung unterliegt. Nach § 179 Ziffer 2 des Reichs-Strafgesetzbuchs werden mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren, bei Annahme mildernder Umstände mit Gefängniß nicht unter sechs Monaten bestraft Beamte, die mit Personen, gegen welche sie eine Untersuchung zu führen haben, oder *welche ihrer Obhut anvertraut* sind, unzüchtige Handlungen vornehmen. Nach den Feststellungen des Urtheils der Disciplinarkammer kann nicht bezweifelt werden, daß die Pfandweiber, welche Herr Leist zum Gegenstande seiner Zärtlichkeiten machte, sich in seiner *Obhut* befanden. Die Pfandweiber werden dem Vertreter der deutschen Regierung als Sicherheit für die Erfüllung einer Verbindlichkeit übergeben; ob diese Verbindlichkeit eine öffentlichrechtliche oder privatrechtliche ist, ob sie in einem Thun oder Unterlassen besteht, ist in rechtlicher Hinsicht vollkommen gleichgültig; entscheidend ist lediglich, daß sie unter die *Autorität* und *amtliche Verfügungsgewalt* der Regierungsvertreter

gestellt werden, daß sie sich in einer gewissen, ziemlich weitgehenden Abhängigkeit von demselben befinden, damit ist aber das Verhältniß der Obhut begründet, vergleiche Entscheidung des Reichsgerichts vom 4. Juni 1889, Rep. 1280/89. Mit Unrecht scheint der Vertreter des Auswärtigen Amtes dies bezweifelt zu haben; kein Staatsanwalt und keine Strafkammer dürfte auch nur das leiseste Bedenken haben, die Bestimmung des § 179 Ziffer 2 auf den Leist'schen Fall anzuwenden. Ob die unzüchtige Handlung in dem Raume selbst vorgenommen wurde, in welchem sich die in der amtlichen Obhut befindlichen Frauen aufhielten, oder in einem anderen, also in der Privatwohnung des stellvertretenden Gouverneurs, ist ebenfalls für die Anwendung des § 179 Ziffer 2 ohne Bedeutung, auch dies hat der oberste Gerichtshof in der angezogenen Entscheidung festgestellt. Fällt somit der geschlechtliche Verkehr Leist's mit den Pfandweibern unter diese Bestimmung, so fragt es sich, ob die strafrechtliche Verfolgung des schuldigen Beamten in Deutschland erfolgen kann, da ja die demselben zur Last fallende Behandlung in dem Schutzgebiete von Kamerun begangen wurde und nach § 4 Absatz 2 des Strafgesetzbuches wegen der im Auslande begangenen Verbrechen und Vergehen in der Regel keine Verfolgung stattfindet? Nun sind allerdings die Schutzgebiete nicht als Inland im staatsrechtlichen Sinne anzusehen, weil ihre Einverleibung in das Reichsgebiet, die nur durch ein Reichsgesetz stattfinden könnte, noch nicht erfolgt ist, aber Inland im staatsrechtlichen Sinne ist keineswegs schlechthin identisch mit Inland im strafrechtlichen Sinne. In letzterem kann ein Territorium Inland sein, während es im ersteren Ausland ist. Durch die Einführung des Strafgesetzbuchs und der Strafprozeßordnung wird ein Gebiet Inland in Ansehung aller durch diese Gesetze geregelten Beziehungen (vergleiche den Aufsatz Schutzgebiete in von Stengel's Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts, erster Ergänzungsband). Unbestritten ist das Strafgesetzbuch in Kamerun eingeführt, demgemäß gilt das Gebiet dieser Kolonie als Inland, soweit es sich um die durch das Strafgesetzbuch geregelten rechtlichen Beziehungen handelt. Ein in Kamerun verübtes Verbrechen, welches in dem Strafgesetzbuch mit Strafe bedroht wird, ist also nicht im Auslande, sondern im Inlande verübt worden und kann in Deutschland ohne Weiteres verfolgt werden. Es bedarf somit nicht erst des Hinweises auf § 4 Absatz 2 Ziffer 1 des Strafgesetzbuchs, welcher ebenfalls eine Handhabe für die strafrechtliche Verfolgung des Kanzlers von Kamerun bietet, um die Zuständigkeit des deutschen Gerichtes zur Aburtheilung dieses Falles nachzuweisen. Es ist angesichts dieser klaren Bestimmungen des geltenden Rechts schwer begreiflich, daß der Vertreter des Auswärtigen Amtes die Anwendbarkeit des § 174 Ziffer 2 im vorliegenden Falle verneinen konnte! Nachdem durch die Verhandlungen vor der Disciplinarkammer in Potsdam sich gezeigt, daß die Anklage vollkommen begründet war, ist es Pflicht der zuständigen Staatsanwaltschaft in Berlin, das Verfahren gegen Leist auf Grund des § 174 Ziffer 2 einzuleiten; das strafrechtliche Verfahren hat unbedingt den Vorrang vor dem disciplinären und trotz des Potsdamer Urtheiles ist die Staatsanwaltschaft in der Lage, unverzüglich die Schritte zu thun, welche zu thun ihr das Offizialitätsprincip gebietet, das nicht umsonst in die Strafprozeßordnung Eingang gefunden hat. Wenn aber die zuständige Staatsanwaltschaft dies nicht thut, dann sollte doch der Justizminister nicht zögern, ihr die Einleitung des Verfahrens zu befehlen.

Ist der preußische Justizminister auf einer einsamen, wogenumbrandeten Insel, daß er von der Erregung nichts merkt, welche die ganze Bevölkerung ob der Unthätigkeit der Staatsanwaltschaft in diesem Falle beherrscht? will er warten, bis dieselbe zu den schwersten Angriffen auf die Staatsanwaltschaft führt?

Judex Curiae.

Die großstädtischen Wahlen zum deutschen Reichstage.

Von Richard Hirsch.

Vor Jahresfrist suchte ich an dieser Stelle,*) anknüpfend hauptsächlich an Gustav Rümelin's Essay „Ueber den Wahlmodus für den Reichstag", sein aus dem Jahre 1880 stammendes Raisonnement, das er mit dem Dichterworte schloß:

„Die Menge schwankt in ungewissem Geist,
Dem strömt sie nach, wohin der Strom sie reißt."

an den harten Thatsachen von neun Wahlschlachten zu messen. Das Resultat war, blieb man nicht am Einzelnen haften, sondern übersah man die Ergebnisse von 22 Jahren, ein dem allgemeinen, gleichen und directen Wahlrecht günstigeres, als es die heftigen Angriffe Rümelin's und seines Vorgängers im Streite, Robert von Mohls, erwarten ließen. Die „Beständigkeit der Reichstagswahlkreise" war eine bei Weitem größere als die Gegner dieses Wahlrechtes sich wohl gedacht, die „charakterfesten" oder doch zum mindesten „erprobten" Kreise überwogen die „wankelmüthigen" oder „gesinnungslosen". —

Unterschiedlos war damals als statistische Einheit der Wahlkreis als solcher angenommen worden, wirthschaftliche, sittliche, kirchliche und soziale Zustände waren bei dem großen Gesammtbilde, das damals beabsichtigt war, außer Acht geblieben; insbesondere war der stärkste und älteste wirthschaftliche und damit auch soziale Gegensatz, der sowohl die kapitalbesitzende als auch lohnproletarische Klasse unserer Culturstaaten durchzieht, nicht berücksichtigt worden: Stadt und Land waren nicht unterschieden worden. Und doch wäre eine getrennte Betrachtung der großstädtischen Wahlkreise von großem Interesse gewesen, hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte, daß sie in den letzten politischen Kämpfen die Brennpunkte der sozialdemokratischen Bewegung waren.

Eine in dem wissenschaftlichen Organe dieser Partei, der „Neuen Zeit" enthaltene statistische Studie **) gibt hierzu willkommene Gelegenheit. Der Verfasser betrachtet allerdings die Wahlen nur von dem Standpunkte aus, den seine Ueberschrift besagt, und vergleicht demgemäß die Entwickelung der großstädtischen Bevölkerung mit dem Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen in derselben. Wenn wir ein etwas größeres und genaueres Bild beabsichtigen, so werden wir die Ergebnisse jener Studie am betreffenden Orte einreihen.

Die großstädtische Entwickelung im deutschen Reiche reicht nicht weiter als circa 30 Jahre zurück in die Vergangenheit. ***) 1861 zählten erst sechs Städte über 100,000 Einwohner, heute haben 26 diese Grenze erreicht resp. überschritten; die Wahlkreise, in die sie zerfallen, sind 35. Das Entstehen der Sozialdemokratie und des Typus der Großstadt liegen zeitlich nicht gar so weit auseinander, natürlich, da beide denselben Factoren ihre Geburt und ihr Wachsthum zu verdanken haben, der zunehmenden Verdrängung und Aufsaugung der ländlichen Bevölkerung durch die industrielle und handeltreibende. Von diesen 35 großstädtischen Wahlkreisen werden gegenwärtig 23 von sozialistischen Sendboten im Reichstage vertreten. Nur im ersten Wahlkreise der Reichshauptstadt hat sich der Fortschritt behauptet, Bremen, Halle und die Provinzialhauptstadt Westpreußens sind der freisinnigen Vereinigung zugefallen, Stuttgart ist den Nationalliberalen geblieben und die drei Wahlkreise der guten sächsischen Städte Dresden und Leipzig sind von den Antisemiten bezw. einem Conservativen erobert worden. Die rheinischen Industriestädte Düsseldorf, Krefeld und Aachen haben sich nebst Köln wie stets als Hochburgen des Centrums bewährt. In den anderen allen „geht heute das rothe Gespenst um."

Zuerst waren 1874 Altona und Chemnitz dem Ansturm der Arbeiterbataillone erlegen, aber das war noch todesmuthiges Wagen, kein dauerndes Behaupten der Position. Am längsten

---

*) Gegenwart vom 7. October 1893, Nr. 40.

**) „Neue Zeit", VII. Jahrgang, 1893/94, Nr. 50. „Die Sozialdemokratie in den deutschen Großstädten." Eine statistische Studie von Oscar Geck.

***) Brückner, „Die Entwickelung der großstädtischen Bevölkerung im Gebiete des deutschen Reiches". Allgemeines statistisches Archiv 1890.

besitzt die Partei unbestritten Nürnberg und Hamburg II, welche die letzten fünf Wahlen den Sozialdemokraten treu blieben, es folgen mit vier Jahren der Treue der vierte und sechste reichshauptstädtische Wahlkreis, Hamburg I mit dem benachbarten Altona, Elberfeld-Barmen, die ehemalige Hauptstadt des Königreichs Hannover und der Hauptstapelplatz Mitteldeutschlands, Frankfurt a/M. Die anderen Stützpunkte der Arbeiterbewegung sind erst zwei Jahre hintereinander im Besitze der Partei oder dem Gegner zum ersten Mal abgerungen oder wieder von demselben zurückerobert worden. Wie lange viele von den anderen Großstädten noch der Agitation Stand halten, ist nur noch eine Frage der nächsten Zukunft; bei den 1887er Wahlen waren noch vierzehn der damals vorhandenen 23 Großstädte der Sitz des „gebildeten liberalen Bürgerthums" geblieben und demgemäß durch den Freisinn oder Nationalliberalismus vertreten worden. Heute ist die Partei der Großstädte die Sozialdemokratie. Ihr Anwachsen in den Centren der Industrie und des Handels illustrirt also am besten die Wandlungen, die sich in der politischen Beschaffenheit ihrer Einwohnerschaft vollzogen haben.

Die Ergebnisse, zu denen die erwähnte Studie gelangt, drücken sich zunächst in den Zahlen aus, daß 1878, zur Zeit der Einführung des Sozialistengesetzes der Procentantheil der Großstädte von allen im Reiche abgegebenen sozialistischen Stimmen 48,68 betrug, daß dieser Procentsatz auf 51,62 im Jahre 1881 stieg, um dann stetig bis 31,08 für 1893 zu fallen. Der Antheil der großstädtischen Bevölkerung an der Reichsbevölkerung ist dagegen gewachsen von 10,61 Procent im Jahre 1875 auf 14,43 Procent im Jahre 1890. *) Mit Worten ausgedrückt: Während die sozialistischen Stimmen stetig in den Großstädten stiegen (von 212,841 [1878]) auf 555,343 [1893]), sind sie relativ gesunken, d. h. ihr Antheil an der Gesammtheit der im Reiche abgegebenen Stimmen ist kleiner geworden. Mit der vom Verfasser hierfür gegebenen Erklärung kann man sich einverstanden finden, wenn er dies auf eine gewisse Sättigung der Großstädte mit sozialistischen Wählern und ferner darauf zurückführt, daß in Folge der räumlichen Ausdehnung der Partei der Antheil der mittel- und kleinstädtischen, sowie ländlichen Stimmen den der Großstädte immer mehr herabdrückt (Juni 1893: In 386 von 397 Reichstagswahlkreisen sozialistische Candidaturen gegen 330 im Jahre 1890 und etwa 260 im Jahre 1887). Die weiteren hierfür angeführten Thatsachen beweisen nur dasselbe. Es folgt nun eine Berechnung auf die einzelnen Städte, bezw. die 35 großstädtischen Wahlkreise. Diese Tabelle ist nur für die drei letzten Wahlen nach dem Schema aufgestellt: Von je 100 abgegebenen gültigen Stimmen entfielen auf die Candidaten der Sozialdemokratie. Das Resultat derselben ist: „Bereits zwölf der rein städtischen Wahlkreise hatten 1893 schon im ersten Wahlgange absolute sozialistische Majoritäten aufzuweisen, 17 bewegen sich zwischen $^1/_3$ und $^1/_2$, und volle 34 von 35 endlich haben das erste Viertel von der Gesammtsumme der abgegebenen gültigen Stimmen überschritten." —

Mit diesen sorgfältigen Berechnungen kann man sich einverstanden erklären und man wird dem Verfasser nicht bestreiten können, daß er seine Zahlen anschaulich gruppirt hat. Wie steht es aber mit deren näherer Beleuchtung, wie mit ihrer Erklärung? In den einleitenden Theilen wird auf die Erscheinung, „daß die moderne Arbeiterbewegung an den Punkten der größten Bevölkerungsagglomeration .... in besonders hervorragendem Maße in die Erscheinung tritt" als natürlich hingewiesen. Es wird die dichte Häufung der Arbeitermassen, der grelle Gegensatz von Luxus und Armuth hervorgehoben und betont, daß in den volkreichsten Städten gerade die productivsten Altersklassen am stärksten vertreten sind, „ein Umstand, der einen wesentlich fördernden Einfluß auf die Frische und Lebendigkeit des proletarischen Klassenkampfes ausüben muß." Die letzten Worte werden durch die der Brückner'schen Arbeit entnommenen Zahlen belegt, man darf daher wohl annehmen, daß der Verfasser dieselbe bis zum Schlusse gelesen hat. Um so auffallender ist es, daß er auf die bekannte Zusammensetzung der großstädtischen Bevölkerung nicht näher eingegangen ist, die durch die erwähnte Arbeit um reiche und vielsagende Details ergänzt worden ist. Wir wollen uns jedoch sofort verbessern und es erklärlich finden, daß er es nicht gethan, denn dann wäre aus der optimistischen „Frische und Lebendigkeit des proletarischen Klassenkampfes" etwas ganz anderes geworden, und es wäre wohl selbst von einem sozialdemokratischen Vogel zu viel verlangt, „sein eigenes Nest zu beschmutzen", wenn nicht gerade in ihrem Kreise so oft das Geschrei ertönte, daß der „Kampf mit geistigen Waffen" von anderer Seite nicht ehrlich geführt wird.

Das Charakteristische der großstädtischen Bevölkerungszunahme ist das Zuströmen von Auswärtsgeborenen. Nicht heimischen Elementen, nicht dem Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen verdanken die Volkscentren ihre rapide Entwickelung, sondern denen, die außerhalb ihrer Stadtmauern geboren sind. In dem für unsere Betrachtungen wichtigsten, fünften Abschnitte untersucht Brückner die „Stellung der Zugewanderten in der großstädtischen Bevölkerung" und kommt mit spezieller Anlehnung an Berlin, Hamburg, Breslau, Leipzig und Frankfurt a./M. dabei zu Resultaten, die die gewöhnliche Vorstellung des Nichtfachmannes, der den „geborenen Berliner" nur aus dem Seebade kennt, weit hinter sich lassen. Er scheidet die gesammte erwachsene Bevölkerung in Einheimische und Fremdgeborene und findet, daß von den uns hier allein interessirenden männlichen Personen über 25 Jahre in Berlin und Frankfurt a./M. je 79 Procent nicht am Orte geboren sind, in Breslau 80 Procent, in Leipzig gar 83 Procent. Die Handelsstadt an der Unterelbe weist „allerdings unter diesen erwachsenen Männern nur 69 Procent Fremde auf". „Wenn wir daran erinnern, wie kurz die Anwesenheit so vieler unter diesen Leuten ist, so gewahren wir, welchen Elementen, z. B. in politischer Beziehung bei den Wahlen, in unseren Großstädten das ausschlaggebende Gewicht verliehen ist. Nicht die ansässige Bevölkerung entscheidet, nicht Heimathsgefühl, nicht Anhänglichkeit an das Bestehende können in diesen Massen wirksam sein. So wird man begreifen, wenn sie leicht destructiven Tendenzen zuneigen. Sie haben gewissermaßen den Boden der Geschichte unter ihren Füßen verloren." Wenn man diese Worte allerdings durch den Gegensatz „Kirchthurmspolitik, kleinliche Berücksichtigung nur der nächsten Interessen und schlecht angebrachter Localpatriotismus" abschwächen kann, so läßt sich ihre Berechtigung im Großen und Ganzen nicht ableugnen. Dieser Gegensatz der an der Scholle haftenden, durch Geschlechter mit ihr verbundenen ländlichen Bevölkerung und der fluctuirenden Einwohnerschaft der Städte wird noch verschärft durch das erwähnte Ueberwiegen der jüngeren Altersklassen in den Großstädten. Während im Reiche das Verhältniß der Altersgruppen 0—20, 21—40, und über 40 wie 15 : 10 : 9 ist, verschiebt sich dasselbe in den Städten zu den Zahlen 7 : 7 : 4. Die großstädtische Wählerklasse der Sozialdemokratie besteht also aus jugendlichen zugewanderten Altersklassen, die „Verjüngung" ist auch für die Kerntruppen der Armee der Zukunft durchgeführt.

Sehen wir zu, ob sich für die einzelnen Städte ein genaueres Verhältniß zwischen sozialdemokratischen Stimmen und Vorwiegen der jugendlichen, zugezogenen Bevölkerung nachweisen läßt. Auf den ersten Blick fällt ein Negatives auf. In den großstädtischen Domänen des Centrums, in Düsseldorf und Köln, in den rheinischen Fabrikstädten Aachen und Krefeld, sowie in Danzig (für Berlin I ist keine getrennte Berechnung des Bevölkerungszuwachses vorhanden) sind die Procentantheile der sozialdemokratischen Stimmen am schwächsten. Von ihnen sind Danzig und Aachen überhaupt langsam gewachsen, auch Köln tritt im Verhältniß zu seiner Größe (je größer eine Stadt, desto stärker die Tendenz zu wachsen) etwas zurück, Krefeld hält noch die Mitte und nur Düsseldorf ist in den letzten Jahren rasch emporgeschossen. Aber was hier bedeutend wichtiger: in allen findet sich eine Uebereinstimmung des geringen

*) Für die zum Vergleiche angezogenen Zahlen der Bevölkerungszunahme, sowie der Bevölkerungszusammensetzung ist der erwähnte Aufsatz von Brückner benutzt.

Procentsatzes der sozialdemokratischen und der zugezogenen Bevölkerung. Danzig hat noch die meisten Fremden, auch in Düsseldorf überwiegen sie noch, aber schon in der alten Colonia ist dies nicht mehr beträchtlich der Fall und in Krefeld, besonders aber in Aachen halten die geborenen Aachener und Krefelder den Zugezogenen die Waage. Nehmen wir den entgegengesetzten Pol, die Städte, welche die stärkste sozialdemokratische Anhängerschaft aufweisen: sie haben bis auf Braunschweig hohe Bevölkerungszunahme und eine stark vertretene Altersklasse von 25—30 Jahren, also Leute, die naturgemäß schon Kraft ihres Alters den sozialdemokratischen Lehren leicht zugänglich sind.

Keineswegs soll hier behauptet werden, daß diese Thatsachen mechanisch wirkende Ursachen der sozialdemokratischen Stimmabgabe sind, sie treffen nicht immer zu und selten alle vereint, aber der eine oder andere Factor ist doch stets wirkend. Wo das Centrum oder der Freisinn sich noch heute in den Großstädten behaupten, da ist entweder die Bevölkerung nicht so rapide gewachsen, oder die einheimische Bevölkerung relativ stark vertreten. Daß andere wirthschaftliche und politische Umstände mitwirken, daß Geschichte und Agitation das ihre thun, das ist selbstverständlich. Hier sollte nur auf diese Verhältnisse hingewiesen werden, von denen angenommen werden muß, daß sie in der Zukunft noch bei Weitem stärker wirken müssen. Denn die Wanderungen werden bei gleichbleibender politischer und wirthschaftlicher Entwickelung noch bedeutend zunehmen und hieran werden weder Beschränkung der Freizügigkeit, noch Erschwerung der Niederlassung etwas ändern, kann doch die eine Ursache nicht gehoben werden: können die Fabriken doch nicht geschlossen werden, und kann die Zusammendrängung aller wichtigen Factoren des Geschäfts- und geistigen Lebens in den Großstädten nicht gehindert werden. Hier kann nur die langsam sich vollziehende Umgestaltung der modernen Betriebssysteme und damit des öffentlichen Lebens überhaupt eingreifen. Aber eines ist noch mit der Betrachtung des Antheils der Großstädte an den sozialdemokratischen Stimmen gesagt, daß — prophezeien ist allerdings eine mißliche Sache — die rapideste Steigerung derselben wohl erreicht ist, da die Sättigung der Großstädte, des eigentlichen Nährbodens, mit ihnen in der Hauptsache sich vollzogen hat.

Die Goldwährung und die Landwirthschaft.

Von W. von Fontaine.

Die hochherzigen, in Königsberg gesprochenen kaiserlichen Worte haben sicher bei Allen, die es gut mit dem Vaterlande meinen, das Bedürfniß wachgerufen, darüber nachzudenken, in wiefern die agrarische Bewegung gegen den russischen Handelsvertrag berechtigt und begründet war, und ob die traurigen Verhältnisse wirklich nur auf die äußere Handelspolitik zurückzuführen sind, oder ob nicht vielmehr auch die innere Wirthschaftspolitik, ganz besonders durch die Einführung der Goldwährung, sehr wesentlich dazu beigetragen hat.

Meiner Ansicht nach war die agrarische Bewegung insofern begründet, als die Nothlage ein nicht wegzuleugnendes und von Allen anerkanntes Uebel ist, und man im Allgemeinen noch nicht zur klaren Erkenntniß ihres eigentlichen Ursprunges gelangte. Die traurigen Verhältnisse sind nun allerdings theils auf die Herabsetzung der Zölle, zum weitaus größeren Theile jedoch auf die Goldwährung zurückzuführen. Obwohl dieses von vielen einsichtigen Männern längst erkannt wurde, so scheiterten ihre Bemühungen, jene Strömungen unschädlich zu machen, doch bisher daran, daß das Großkapital sich mit allen nur irgend erlaubten Mitteln dagegen sträubte. Den Großkapitalisten aber, welche nach wie vor die Goldwährung vertheidigen, die schlechte wirthschaftliche Lage bestreiten, alle bezüglichen Klagen den Agrariern in die Schuhe schieben und diese noch fortwährend durch Schlagwörter wie: „Begehrlichkeit, Verschwendung, Millionengeschenk u. s. w." zu verdächtigen suchen, kann ich nur rathen, sich sowohl auf dem Lande, als in den Städten das durch die Goldwährung geschaffene Elend näher anzusehen. Da werden sie sich leicht davon überzeugen, daß nicht bloß die Agrarier darüber klagen, bei den niedrigen Preisen ihrer Produkte und den sehr vergrößerten Lasten nicht mehr bestehen zu können, sondern auch die Geschäftsleute in den Städten und auf dem Lande, weil die inzwischen arm gewordenen Agrarier sie nicht mehr, wie früher, mit ihren befruchtenden Besuchen beehren, die Fabrikanten, weil sie ihre Maschinen und sonstigen Fabrikate nicht mehr an den Mann bringen können, die Rentiers, weil die Zinsen sich verringern und der kleine Mann, weil das Brod trotz der niedrigen Getreidepreise nicht größer noch billiger, und das Fleisch immer theurer wird.

Gesprochen, geschrieben, gedruckt und gefabelt wurde über diese Zustände noch gerade genug, ohne bis jetzt zu irgend welchem greifbaren Resultat geführt zu haben. Wie ist das zu erklären? Einfach damit, daß bisher die Masse der Bevölkerung das Grundübel der mißlichen Lage, nämlich die Goldwährung, als solches nicht erkannt und deshalb auch nicht genug gewürdigt hat, die verhältnißmäßig geringe, über Kapital und Presse gebietende Zahl der Eingeweihten aber, in ihrem persönlichen Interesse, der Goldwährung eine jede nachtheilige Einwirkung auf die wirthschaftlichen Verhältnisse absprachen und Alles in Bewegung setzten, damit die Geschädigten nicht zur Erkenntniß gelangten. Inwiefern nun aber die Goldwährung dem ganzen Lande so verderblich geworden ist, ergiebt sich aus dem Folgenden.

Bekanntlich hatten wir in Preußen bis zum Jahre 1873 die reine Silberwährung und den Thaler-Münzfuß.

Das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber war damals:

1 Pfd. Gold = 14 Pfd. Silber

Bei der Einführung der Goldwährung wurde dieses Werthverhältniß festgesetzt auf: 1 „ „ = 15,50 „ „

mithin war zu jener Zeit das Gold schon erheblich im Werthe gestiegen. Auf dem Weltmarkte ist heute das Werthverhältniß: 1 „ „ = 30 „ „

Die Goldmänner behaupteten nun, der Werth des Goldes sei seit 1873 bis heute sich gleich geblieben, wohingegen der Werth des Silbers sich um mehr als die Hälfte vermindert habe, mithin die Goldwährung auf die Preisbildung aller übrigen Werthe auch keinen Einfluß geübt haben könne.

Richtig ist, daß der Werth des Silbers sich verringerte. Unrichtig dagegen:

1. daß der Preis des Goldes gleich geblieben sei.
2. daß derselbe auf die Preisbildung aller übrigen Waaren keinen Einfluß ausgeübt habe und
3. daß die Werthverminderung des Silbers an dem Preisfall aller anderen Waaren schuld sei.

Zum Beweise dessen haben wir uns zunächst zu fragen, welche Faktoren den Werth des Goldes und Silbers auf dem Weltmarkt beeinflussen.

Die Antwort darauf kann nur lauten: Frage und Angebot, wie dieses mit allen anderen Erzeugnissen der menschlichen Arbeit der Fall ist. Denn Gold und Silber sind eben nichts anderes als Waare. Naturgemäß treibt jede starke Nachfrage nach einer solchen Werth und Preis derselben in die Höhe, wohingegen jedes starke Angebot Preis und Werth herabdrückt.

Welche Rolle beide Metalle in dieser Beziehung seit 1873 bis heute auf dem Weltmarkte gespielt haben, ist leicht nachzuweisen. Die Nachfrage nach Gold hat nämlich durch die Einführung der Goldwährung in verschiedenen Ländern, durch die enorm angewachsenen Goldbestände der Banken, die sehr vermehrte Circulation und den größeren Consum der Industrie so colossale Dimensionen angenommen, daß eine bedeutende Preissteigerung des Goldes gar nicht ausbleiben, und damit gleichzeitig eine entsprechende Entwerthung aller anderen Werthe, namentlich die des Silbers eintreten mußte. Gerade die Letztere

liefert den sprechendsten Beweis dafür, daß der Preis des Goldes sich nicht gleich geblieben, sondern annähernd um $33^1/_3$—50 Procent gestiegen ist. Als Werthmesser auf dem Weltmarkt fungirt aber das Gold. Folgerichtig muß derjenige, welcher heute eine andere Waare gegen Gold eintauschen will, das Doppelte dieser Waare um den, vor der Einführung der Goldwährung dafür erhaltenen Preis hergeben. Dem entsprechend erhält beispielsweise der Landwirth für den Doppel-Centner Weizen heute nur 13—14 Mark, während er für denselben vor der Einführung der Goldwährung noch 22 Mark erhielt.

Dies vom Silber und Weizen Gesagte erstreckt sich selbstverständlich auf alle anderen Werthe und Producte. Wer daher nicht begreift oder nicht zugeben will, daß zum weitaus größten Theile der gestiegene Goldpreis den Preisrückgang aller übrigen Werthe, namentlich den des Getreides veranlaßt hat, an dem werden auch zahllose andere leicht beizubringende Beispiele spurlos vorübergehen. Demjenigen Staate aber, welcher sich dem vom Weltmarkte ausgeübten Drucke entziehen will, stehen dazu nur die beiden Mittel zu Gebote, entweder an Stelle der Goldwährung die Silberwährung, eventuell die Doppelwährung in Verbindung mit einem mäßigen Schutzzoll bei sich einzuführen, oder die selbsterzeugten Producte durch so hoch bemessene Einfuhrzölle zu schützen, daß die Production im eigenen Lande wieder lohnend wird.

Bei dem jetzigen Goldpreise müßten die Einfuhrzölle weit höher sein, als die bis jetzt eingeführten; diese wurden nämlich mehr als ausgeglichen durch den Gewinn, welchen die uns mit ihrem Getreideüberfluß beglückenden Länder aus ihrer unterwerthigen Valuta zogen. Die neuerliche Herabsetzung der Zölle war deshalb, im Vergleich mit dem uns durch die Goldwährung zugefügten Schaden, kaum der Rede werth.

Da uns aber nun die Handelsverträge eine dem Bedürfniß entsprechende Erhöhung der Zölle verbieten, so bleibt uns nichts Anderes, als die Beseitigung der Goldwährung übrig, wenn wir dem sicheren Ruin entgehen wollen. Der dieserhalb gelegentlich der Berathung des russischen Handelsvertrages aufgewirbelte viele Staub schadete daher jedenfalls mehr als er nützte. Entschuldigen läßt sich dieser Sturm nur damit, daß unser eigentlicher Feind, nämlich die Goldwährung, als solcher noch nicht genügend erkannt war, und wir in der Angst vor der Zukunft unsere Rettung nur in der Erhaltung der vorhandenen Zölle erblicken zu müssen wähnten.

Die Ehre, die Goldwährung in unser Land geführt zu haben, gebührt ausschließlich den Großkapitalisten in Berlin und Hamburg, denen die französischen Milliarden zu Kopfe gestiegen waren und welche bei ihnen den kühnen Gedanken erweckten, mit Hilfe dieser Milliarden den internationalen Wechselverkehr und das Emissionsgeschäft von London, Paris und Amsterdam abzuleiten und nach Berlin, Hamburg und Frankfurt hinzuleiten. Gelungen ist das Werk insoweit, als ein bescheidener Theil des Wechselverkehrs, ein größerer des Emissionsgeschäfts und ungezählte Millionen für die dabei interessirten Macher, hauptsächlich durch das Emissionsgeschäft, erbeutet wurden. Das Emissionsgeschäft ging um so flotter als die Zahl der Darlehnsucher keine kleine war und Jene der thörichten Geldgeber und Spieler sich aus allen Klassen der Bevölkerung mit jedem Tage derart vermehrte, daß jedes gesunde Urtheil über den inneren Werth der von den Banken und Emissionshäusern angepriesenen Papiere aufhörte. Welches Ende dieses sinnlose Treiben genommen, ist bekannt. Unbekannt blieb jedoch die Größe der nach Hunderten von Millionen zählenden Verluste, die Zahl der vielen, ganz oder theilweise ruinirten Existenzen, sowie diejenige von den Emissionären dabei verdienten Millionen.

Als dritte Schädigung muß ich auch die aus der Einführung der Goldwährung resultirende gesetzliche Bestimmung bezeichnen, nach welcher der Schuldner, der zuvor 15,50 Pfund Silber schuldig gewesen, in Zukunft 1 Pfund Gold schuldig sein solle. Aus den nachfolgenden Zahlen ist deutlich ersichtlich, um welche enorme Summe die bis zum Jahre 1873 in Silber contrahirten Schulden des Staates und der Privaten, durch die derzeit erfolgte Umwandlung derselben in Goldschulden vermehrt worden sind.

Die Gesammt-Summe der erwähnten Silberschulden wird annähernd auf 24 Milliarden geschätzt. Durch die Convertirung derselben in Gold, welches inzwischen um $33^1/_3$ Procent im Werthe gestiegen ist, wurde eine Vermehrung der Schulden um 8 Milliarden bewirkt. Gewonnen sind die 8 Milliarden von den Gläubigern, verloren von den Schuldnern. Welche Folgen das haben kann, ist heute noch nicht zu ermessen.

Wie wir gesehen haben, sind die Sünden der Großkapitalisten gegen mehr oder weniger alle Klassen der Gesellschaft keineswegs gering. Kein Wunder daher, wenn sie nach Möglichkeit die Sachlage zu vertuschen und ihre Schuld den ganz und gar daran unbetheiligten Agrariern aufzubürden suchen.

Die Behauptung, die Beseitigung der Goldwährung sei nur mit Englands Zustimmung möglich, halte ich nicht für zutreffend. Es ist nicht zu erwarten, daß es dieselbe gutwillig gebe, denn das rein industrielle England mit seiner starken Bevölkerung bezieht den größten Theil der für die Erhaltung derselben erforderlichen Lebensmittel vom Auslande. Sein Hauptaugenmerk hat es also darauf gerichtet, die Lebensmittel so billig als nur irgend möglich in das Land zu schaffen. Da es diesen Zweck am leichtesten und bequemsten durch die Goldwährung erreicht hat, so wird es natürlich auch mit der größten Zähigkeit daran festhalten. Alle Versuche, England davon abzubringen, sind daher eine ganz verlorene Mühe.

Wir brauchen aber England gar nicht dazu, da uns Niemand daran verhindern kann, im eigenen Lande jene Währung einzuführen, welche das Wohl der Gesammtbevölkerung am meisten fördert. Uns auf die eigene Kraft zu verlassen, wird deshalb wohl das Richtige sein.

Ein 94er Herbstlied.

Im vierundneunziger Herbste war's,
Da zog entlang am Strand des Rheins
Ein trüber Mann, umkränzten Haars,
Wie Diouys, der Gott des Weins.
Doch war's ein Kranz von sondrer Art
Aus Schlinggerank, verwelkt und rauh;
Unkraut durchflocht ihm wirr den Bart,
Der tropfennaß und nebelgrau.

So schritt er fort von Ort zu Ort,
Wie grauer Wolkenschatten zieht;
Dann hielt er an, nun hier, nun dort,
Und laut vom Mund klang ihm ein Lied.
Ein Lied gar fremd und wundersam,
Wie's nie zuvor am Rhein erklang;
Das Volk lief zu, wohin er kam;
In Haufen stand's, er aber sang:

„Horch' auf, unseliges Geschlecht!
Den Warner hört und sein Gebot!
Ihr, Mann und Weib, ihr, Herr und Knecht,
Verdammniß ist's, die euch bedroht!
Zum Frevel rüstet ihr die Hand!
Laßt ab vom Giftmord, den ihr sinnt!
Euch fluchen wird das Vaterland,
Euch fluchen noch eu'r Kindeskind!

„Irrsinnig Volk, Dein Name bleibt
Untilgbar später Nachwelt Fluch!
Das zwanzigste Jahrhundert schreibt
Dich schaudernd in sein Schreckensbuch!
Nicht Hunnennoth und schwarzer Tod
Füllt so der Hörer Blut mit Graus,
Als wenn ein Wirth dem Gast einst droht:
Ich schenk dir Vierundneunz'ger aus!

„Drum denket Kind und Enkelkind
Und denkt des Abscheus, der euch trifft!
Der Herbst beginnt und wie der Wind
Von allen Stöcken reißt das Gift!
Doch eh' ihr's rührt — hört auf mein Wort! —
Mit Leder deckt euch Hand und Haut!
Nicht reiften je zum Völkermord
Tollkirsche so und Bilsenkraut!

„Und daß kein Beerlein ihr zerpreßt —
Schon an der Farbe spürt ihr's wohl:
Es tropft herunter draus die Pest,
Spangrün und Kupfervitriol.
Füllt in die Bütten ein den Graus
Und tragt sie schweigend an den Rhein
Und schüttet in den Rhein sie aus
Und schlägt zehn Kreuze hinterdrein!"

So klang das Lied des trüben Manns,
Und alle Hunde heulten laut:
Man sah's, die Hörer überrann's
Rundum mit blauer Gänsehaut.
Man sah es, ihr Gewissen schlug,
Sie starrten an den trüben Mann
Und machten Kehrt, und Jeder trug
Die größte Bütte rasch heran.

Und Mann und Weib und Greis und Kind,
Stumm eilten sie zum Rebenhang;
Noch niemals ward so windgeschwind
Geherbstet, sonder Sang und Klang.
Hoch häuften sie die Kiepen voll
Und warfen Alles in den Rhein.
Nach England treib's! für Britten soll
Der Heurige noch trinkbar sein.

Heidelberg, October 1894.

Wilhelm Jensen.

Aus Moleschott's Erinnerungen.

Um die Mitte unseres Jahrhunderts hatte der Erkenntnißdrang eine sehr schöne Zeit. Während der gährende Liberalismus von den Gewalthabern mühsam niedergehalten wurde, glaubte die Wissenschaft eine Frage um die andere lösen zu können, eins, zwei, drei, sogar das Welträthsel. Besonders der Naturwissenschaft und Philosophie war mit einemmal alles furchtbar klar. Der monistische Materialismus, der das geistige Dasein entweder als eine Eigenschaft oder als ein nothwendiges Zeugniß bestimmter Stoffe oder Stoffverbindungen ansah, die naturwissenschaftlichen Materialisten, die bei aller Einzelforschung die leitende Idee hatten, es müsse jedes Gegebene sich auf die allgemeinen physikalischen Erscheinungen, auf molekulare Bewegungen zurückführen lassen, sie standen auf der Höhe ihres Triumphes. Louis Büchner sagte klar und deutlich: der Stoff oder das Atom ist der Gott, dem Alles seine Entstehung verdankt, und Jacob Moleschott orakelte: Ohne Phosphor kein Gedanke. Diese Naturphilosophen wollten nicht einsehen, daß der kantische Standpunkt einer relativen Idee über die Wirklichkeit der materiellen Vorgänge in metaphysischem Sinne gar nichts bestimmt, sondern nur den Weg zeigt, um zu einer brauchbaren, den bisherigen Ergebnissen conformen Naturerklärung gelangen zu können. Die jungen Doctoren gingen in ihren Forschungen und Schlüssen immer weiter, so daß die Regierungen aufmerksam wurden, und sogar David Friedrich Strauß, der sonst nicht zu den Furchtsamen gehörte und gegen die Halben manche Lanze eingelegt hatte, warnte die Brauseköpfe, sie sollten nicht die Gesellschaft zerrütten, indem sie den Materialismus von allen Dächern predigen.

Die Zeit ist ziemlich rasch über den populären Augenblickerfolg der Kraft- und Stoffapostel hinweggegangen. Vor Darwin traten sie in den Hintergrund, und nun sah man ein, daß nur die äußere Schale erkannt war, nicht der Kern. Mit Schopenhauer's Wille und Vorstellung und Hartmann's Philosophie des Unbewußten kam nach der Physik das Metaphysische wieder zur Geltung, und heute trennt uns schon eine Welt von den Materialisten der fünfziger Jahre.

Diesen Wandel der Dinge haben Carl Vogt, Büchner und Moleschott noch bei Lebzeiten erfahren, und wenn der Letztere auch in seinen Lebenserinnerungen, die er unter dem bescheidenen Titel: „Für meine Freunde" der Nachwelt überliefert hat, es nicht eingestehen will, so liest man doch zwischen den Zeilen die Verwunderung, wie nur die Wissenschaft ihn so bei Seite schieben konnte. Er kommt sich wohl selbst etwas altmodisch vor, dépaysé, ein rechter Ausgewanderter, dessen Verbindungen mit der Heimath und ihrem Geistesleben sich gelockert haben. Darum sind es denn auch weniger seine wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, die uns an seinem Buch fesseln, als vielmehr seine persönlichen Erinnerungen an jene Blüthezeit des Materialismus mit seinem jugendlichen Ungestüm, seinem radicalen Forscherdrang, seinen überschwänglichen Hoffnungen.

Er war von Geburt Holländer, Sohn eines Arztes zu Herzogenbusch. Ausführlich und sehr ansprechend erzählt er uns seine ganze Kindheit. Der aufgeweckte Knabe besuchte die Schulen seiner Heimath, lernte gleichzeitig Deutsch und Französisch und sollte später Medicin studiren. Zu diesem Zwecke wurde er nach Heidelberg geschickt, wo er sich besonders für Philosophie und Naturwissenschaft interessirte. Es war damals an den süddeutschen Hochschulen ein aufgeregtes Leben. Ueberall witterte die Behörde Gottesleugner und Revolutzer, und selbst der junge Moritz Carriere war zu gefährlich befunden worden, als daß man ihm die nachgesuchte venia legendi ertheilt hätte. Moleschott lernte Strauß und Vischer persönlich kennen, und übersetzte ihre Schriften in's Holländische. Von seinen damaligen Lehrern und Freunden interessiren uns Oncken, Schlosser, dann Ludwig Bamberger und Heinrich Bernhard Oppenheim, der bekannte Parlamentarier und bis zu seinem Tode eifrige Mitarbeiter der „Gegenwart". Er war in Heidelberg Privatdocent der Rechtswissenschaft, dichtete zuweilen und zeichnete sich schon damals durch die Schärfe und Schneide seines Verstandes aus. „Er ist," schreibt Moleschott, „mein Mephisto gewesen, ließ keinen gewöhnlichen Gedanken, keine alltägliche Wendung aufkommen. Wir waren fest vereint im Streben nach der allgemeinen Wissenschaft, welche die einzelnen Zweige in sich aufnimmt, weil diese ihre saftigste Wurzel verlieren, wenn sie sich vom Mutterboden ablösen." In einem Ausschreiben für die beste Arbeit über Liebig's als irrthümlich erkannte Theorie der Pflanzenernährung gewann Moleschott den ersten Preis, und der Angegriffene selbst beglückwünschte ihn dazu. Dann practicirte der junge Arzt eine Zeit lang in Utrecht. Das war 1845 bis 1847. „Ich träumte," erzählt er recht kleinlaut, „von deutscher Freiheit und deutscher Macht. Ich wünschte Holland daran Theil nehmen zu sehen, indem es sich selbst um einen Mutterboden der Wissenschaft bereicherte und dem Mutterlande die Herrlichkeit der See und großer überseeischer Besitzungen angedeihen ließ. Ich ahnte nicht, daß Deutschlands Machtansprüche mit einer Verleugnung der Freiheit und männlicher Unabhängigkeit, mit einem ganz persönlichen Regimente Hand in Hand gehen würden. Als ich mich nicht entblödete zu schreiben: „Kein Preußen, kein Oesterreich, kein Schleswig, kein Holland, sondern Deutschland! Das ist die einzige Losung, von welcher Niederland sein Heil zu erwarten hat," so war dies ein politischer Irrthum, ein Frevel, den ich nochmals feierlich widerrufe." Uebrigens ist er nicht wegen dieser „ketzerischen" Ansichten aus Holland vertrieben worden, wie man allgemein annahm. „Meine Entwickelung, mein Sinn, mein Streben — alles trieb mich in die weite Welt." Vorläufig war Heidelberg wieder sein Ziel. Er las an der Universität über physiologische Chemie, und eine sehr kleine Küche war sein Laboratorium, ein kaum größeres Zimmerchen sein Hörsaal. In diese Jahre fällt seine Bekanntschaft mit Hermann Hettner, der mit Kunstanschauungen gesättigt

aus Italien zurückgekehrt war und als Privatdocent über Aesthetik las. Alfred Meißner, Gottfried Keller, Berthold Auerbach gesellten sich den beiden Freunden bei, und auch die Liebe fand sich ein. Er lernte seine nachmalige Gattin, die Mainzerin Sophie Strecker, bei Auerbach kennen, bei dem sie wohnte. Inzwischen gab er seine Lehre der Nahrungsmittel für das Volk heraus und hatte die Freude, die gefällige populäre Darstellung von Alexander v. Humboldt und Ludwig Feuerbach gelobt zu sehen.

Bevor ich die Schrift dem Druck übergab, hatte sie eine wichtige Probe bestanden, ich hatte sie Abschnitt für Abschnitt dem Volke vorgelesen und zwar dem Volke in seinen edelsten Vertretern. Ich las sie Hermann Hettner vor, der schon früher die Geduld gehabt hatte, den allgemeinen Theil meiner Physiologie der Nahrungsmittel anzuhören, ich las sie seiner Frau und meiner Frau vor. Das war freilich eine Feuerprobe der Liebe und Freundschaft. Aber das Volk konnte mir jene Dreischaar bedeuten insofern sie naturwissenschaftlichen Studien mehr oder weniger fern stand, also geistig unbefangen war, andererseits das liebevolle Verständniß entgegenbrachte, auf welches man beim Volke immer rechnen kann, wenn man es in seiner Angelegenheit zu packen weiß. Der Prüfstein war mir aber nicht etwa der Beifall oder das Lob dieser Lieben. Es gab für mich eine bessere Probe, auf deren Werth ich seit jenen schönen, schaffensfreudigen Tagen immer mit Bewußtsein geachtet habe. Sehr oft wurde ich mitten im Lesen durch eine Frage unterbrochen. Und dies pflegte keine Unterbrechung zu sein. Denn in dem, was gleich nachher kam, war die unmittelbare Antwort enthalten. Das war mir also ein Zeichen, daß es mir gelungen war, die Frage wach zu rufen und zur rechten Zeit die Antwort darauf zu ertheilen, das Interesse zu erregen und es auch zu befriedigen. Man kann sich denken, wie ich mich freute, als ich später die Worte Rahel's las, daß sie „nie Antworten in der Art verstehe, wozu sie die Fragen nicht gemacht habe und so ein Meister sagt einem Antworten dutzendweise hinter einander her . . . ohne zuvor die Frage erweckt zu haben." Zwei Frauen, wie Marie Hettner und meine Sophie und ein so feiner, geschmackvoller, unbestechlicher, aber wirklich eingehender Richter, wie Hermann Hettner, gaben mir eine Gewähr für die Form, der die Dankbarkeit gleich kommt, mit der ich mir ihre guten Winke zu Nutze machte. Hettner gehört, um nur ein Beispiel zu nennen, das Wort „Fettbildner". Ich hatte „Fettbilder" geschrieben, wie man damals ganz allgemein von „Blutbildern" sprach und wie es hie und da noch heute geschieht. Aber Hettner hatte Recht.

Noch mehr schlug sein Werk: „Der Kreislauf des Lebens" ein, der ihm ein Dankschreiben von Renan eintrug. Er führte damals in Heidelberg ein durchaus glückliches und wissenschaftlich fruchtbares Leben, umgeben von seinen Freunden und begeisterten Schülern und im aufblühenden Familienkreis.

David Strauß, zu dem ich als Student so begeistert nach Sontheim wallfahrtete und für dessen geistiges Schaffen ich immer gleich warme Verehrung behalten, siedelte um jene Zeit nach Heidelberg über. An einem Nachmittage — die Frau des Geschichtsschreibers Schlosser nahm bei uns den Kaffee — überraschte mich Strauß, von dessen Anwesenheit in Heidelberg ich noch nichts wußte, mit seinem Besuch, und es war eine hohe Ueberraschung. Etwas verlegen mußte ich ihm gestehen, daß ich ihn in den letzten Jahren sehr wider Wunsch und Willen etwas aus den Augen verloren hätte. Er aber — so erwiderte er freundlich — hatte mich desto mehr im Auge gehabt. Und ich versprach mir von dieser Einleitung anregenden und ergiebigen Verkehr mit einem Manne, von dem ich so viel fruchtbare Anregung und Erbauung beim Lesen seiner Schriften bereits genossen hatte, und bei dem ich in späteren Jahren, in sein Buch: „Der alte und der neue Glaube" wie in einen Spiegel blickend, so viel Genugthuung, wenn auch ganz unpersönliche Genugthuung und Ermunterung finden sollte. Aber Strauß fiel damals alt-Hegel'schen Bauernfängern in die Arme, und unser Verkehr blieb zu meinem tiefsten Bedauern dürftig und kalt, ja, offenbar ließ sich Strauß von Elementen, die mir nicht wohlwollend gesinnt waren, gegen mich verstimmen, gegen mich einnehmen. Nur so läßt sich's erklären, daß er mich in seinem Buche: „Der alte und der neue Glaube" nicht einmal nennt, so liebenswürdig er sich auch persönlich zu meinem Einfluß bekannt hatte, und so spiegelhell dieser Einfluß gegenständlich aus jenem Buche spricht, in dem die Halben angerufen werden, die Strauß sonst so gern und so wirksam bekämpft. Um so mehr kann es mich befriedigen, daß ein Denker wie Strauß, von alt-Hegel'schen Quellen aus das Reich des Wissens befahrend, zuletzt bei stoffgeistigen Anschauungen angelangt ist.

Das in seinen ersten Büchern abgehandelte Thema ist das Hauptthema in Moleschott's Leben geblieben. Der Mensch ist naturbedingt und culturbedingt. Aus nichts wird nichts. Die Nahrungsstoffe sind die Quelle unserer Muskelarbeit und unserer Gedankenthätigkeit, oder wie der Philosoph Feuerbach das in seinem geflügelten Wort zusammenfaßt: Der Mensch ist, was er ißt. Ein Wort übrigens, das leicht mißverstanden werden konnte und der ganzen Materialistenschule viel geschadet hat. Moleschott selber hat bis zuletzt die Forschungen seiner Heidelberger Jahre vertheidigt, auch in seinen Erinnerungen thut er dies. „Der Stoffwechsel bedingt den Kraftwechsel im Menschen. Das ist der Materialismus, zu dem wir uns bekennen, ein Gedanke, keine Wollust, — ein Abhängigkeitsgefühl, keine Selbstüberhebung, — eine geduldige Hingabe an die Naturnothwendigkeit, kein geniales Uebersprudeln der unbeschränkten Vernunft, — eine Ergebung, kein Siegesruf auf den Posaunen der Gnade. Aber Eines ergiebt sich aus dieser Anschauung, daß der gesunde Mensch, der wohl genährt ist, in seinem Organismus alle die Bedingungen enthält, um als fühlendes und denkendes Einzelwesen an dem Fortschritt der Menschheit mitzuarbeiten, ohne Schranken, denn die Gattung ist unbeschränkt.

Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es war die Zeit der Maßregelung des freien Gedankens. Erst wurde Kuno Fischer in Heidelberg das Recht, Vorlesungen zu halten, entzogen, dann erhielt auch der Freigeist Moleschott einen charakterrührigen Verweis (1854). Er ertrug es nicht und schrieb sogleich an's Ministerium, daß er auf seine Lehrthätigkeit verzichte. Am meisten entrüstet über diesen Angriff auf die Lehrfreiheit waren seine Schüler, und sie legten in einer öffentlichen Erklärung dagegen Verwahrung ein. Eine nicht geringere Genugthuung für ihn war, daß man nach seiner Verzichtleistung sich veranlaßt sah, Helmholtz nach Heidelberg zu berufen. „War dies auch nur mittelbar der Erfolg von meinem Wirken, Schöneres könnte ich mir in meinem ganzen Leben nicht nachrühmen." Seine treffliche Frau, noch gefaßter und muthiger als er, meinte mit scherzhaftem Ernst, daß jeder Hochschullehrer, um frisch und anregend zu bleiben, alle drei Jahre auf ein Jahr lang seine Lehrthätigkeit unterbrechen müßte. Eine solche Pause bot ihm jetzt sein Abschied von der Lehrthätigkeit. Eine reichlich anderthalbjährige Muße blieb ihm zum Sammeln, Studiren und Forschen, wie sie ihm im späteren Leben so ungestört nicht wieder zu Theil werden sollte. Nebenher begann er einen heißen Kampf um die Existenz, aber seine Schriften hielten ihn und die Seinen über Wasser. Er gründete eine Zeitschrift: „Untersuchungen zur Naturlehre des Menschen und der Thiere", die er seit 1855 in zwanglosen Heften herausgab und bis zu seinem Tode fortsetzte. Dann schrieb er die Biographie des Naturforschers Georg Forster, die ihm unter seinen Arbeiten die liebste war, „ein großes Kunstwerk", nach Hettner's Urtheil. Der Ertrag seiner ärztlichen Thätigkeit war nur gering. Als Privatmann leitete er ein physiologisches Laboratorium. Die Instrumente verdankte er seiner Frau, die als sein bester Assistent ihm zur Seite stand. Ein bezeichnendes Stückchen damaligen Hochschullebens erzählt er bei dieser Gelegenheit.

Nach Heidelberg war der berühmte Physiker Kirchhoff gekommen, der Kirchhoff, der mit Bunsen die Spectralanalyse entdeckte und ausbeutete. Die Professoren der Physik brauchen ein paar Mal im Jahre zu ihren Vorlesungsversuchen Frösche. Ich hatte deren natürlich immer vorräthig, und Kirchhoff ließ sie bei mir holen, wenn er deren bedurfte. Mir schmeichelte es, obgleich ich aus dem Hochschulverbande ausgeschieden war und Kirchhoff den eigenwillig Verbannten niemals besucht hatte. Einen Besuch konnte ich nicht von ihm beanspruchen, und dennoch befremdete es mich und meine Frau natürlich noch mehr, daß er mich persönlich ganz außer Acht ließ, während er doch meine Frösche zu finden wußte. Es ward mir dafür Entschädigung. Als ich in Zürich ernannt war, begegnete ich eines Nachmittags in der Heidelberger Hauptstraße, nahe an Chelius' Palast, Robert Bunsen und Kirchhoff, der inzwischen anderthalb Jahre in Heidelberg gewesen. Bunsen wünschte mir freundlich Glück zu der erfolgten Anstellung, und Kirchhoff, mit dem ich bis dahin in anderthalb Jahren nie persönlich zusammengetroffen war, entschuldig'e

sich bei mir, daß er mich noch nicht besucht hätte. Mir machte es den launigen Eindruck, als hätte er erklären wollen, ich sei nun kein Geächteter mehr — ich sei nun auch ein wohlbestallter ordentlicher Professor. — Aber schließen wir gut: einem Mann, wie Kirchhoff, könnte man tausend solche kleine Züge verzeihen ob des Ruhmes, daß er die stoffliche Zusammensetzung des Weltenraums erforschen lehrte.

Im Frühling 1856 verließ Moleschott Heidelberg und folgte einem Ruf an die Züricher Hochschule. Sofort begann er seine akademische Thätigkeit, wobei ihm das Wesentliche nicht „die mehr oder weniger ergiebige Schülerjagd" war, sondern das Streben, sich selbst Genüge zu thun. Er kam in einen kleinen Kreis, der aber an bedeutenden Menschen überaus reich war: Semper, Herwegh, Richard Wagner, Liszt, Gottfried Keller. Er erzählt darüber:

Wer mich aber vor Allen anzog und diese Anziehung für mich bis an seinen Tod bewahrt hat, war Gottfried Semper. Er gehört für mich zu den wenigen Menschen, die, mir an Jahren überlegen, jederzeit meiner Ehrfurcht geboten, denen ich mich niemals nähern konnte, ohne von ihnen beseelt und begeistert zu werden. Der hat Semper wenig gekannt, der in ihm nur den Baumeister zu schätzen weiß, mag als solcher seine Bedeutung auch noch so hervorragend, sein Schaffen noch so schöpferisch gewesen sein. Semper war nicht Maler und meines Wissens auch nicht Dichter, wenn aber jemals der Ausruf: „Auch ich bin ein Dichter, auch ich bin ein Maler!" berechtigt gewesen ist, so wäre er es in seinem Munde gewesen. Semper über Sophokles, über Ovid, über die Menschen, von seiner Jugend reden zu hören, es war bald künstlerische Verklärung, bald funkelnder Wein, und wenn er bei verlängertem geselligen Zusammensein warm ward, sich behaglich fühlte und geistig vertiefte, dann hatte die lebhafte und unversiegbare Erörterung mit ihm einen Reiz, der nicht verminderte, wenn man eine von der seinigen abweichende Meinung vertheidigte, denn dabei schien es, als wenn alle seine Borsten sich in Lichtstrahlen verwandelten.

Zu jenen anregenden, geisterfreuenden Unterhaltungen mit Semper im vertrauten Kreise, gehörte als zündendes und bindendes Element der Dichter Georg Herwegh. Er war auf jedem Gebiete des Wissens zu Hause, frei von den Fachschranken, die für so viele ein Scheuleder sind, und von Anderen um so emsiger aufgepflanzt und um so eifriger verrammelt werden, damit sie auf dem beschränkten Felde desto erfolgreicher die Alleinherrschaft erstreben können. Bei Herwegh hatte jene allgemeine Bildung nicht zu Oberflächlichkeit, wohl aber zum Ebenmaß, zum Ineinanderklingen von Kunst und Wissenschaft geführt. Das zeigte sich schon in seiner Sprache. Ich habe keinen anderen Schwaben gekannt — Herwegh war ein geborener Stuttgarter — vielleicht keinen anderen Deutschen, der seine Sprache so rein, so frei von jedem Klange der Mundart und doch so klangvoll, so weich und reich, so natürlich und doch so künstlerisch gesprochen hätte. Wenn sich die Unterhaltung belebte, wenn sie feurig ward, vielleicht gar drohte hitzig zu werden, hatte Herwegh immer Nebenwurzeln, mit deren Saft er das Feuer dämpfen und den Gedanken beleben konnte, er vermittelte zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Anschauung und Grundsätzen, und keine Götzen anerkennend, sprach er, der Dichter, oft das entscheidende, zusammenfassende Wort.

Franz Liszt, genial als Mensch, als musikalischer Denker und als ausübender Künstler, der die Tasten, die Hämmer und Saiten vergeistigte, sodaß man alle musikalischen Stimmen zu hören glaubte, nur kein Klavier, besuchte um jene Zeit Zürich, wohl ebenso sehr durch Richard Wagner, der damals in Zürich lebte, als durch die wunderbare Natur angezogen. Der Verkehr mit ihm war uns ein Labsal, und seine Art, die Kunst zu verklären, hatte nicht nur nichts meisterhaft Abschreckendes, sondern er ermuthigte, er feuerte an, er verstand es, daß Einem, ohne Künstler von Beruf zu sein, die Huldigung der Künste die Seele des Lebens darstellen konnte. Ich habe mit meiner Frau nie fleißiger Beethoven gespielt, als wenn wir, im gastlichen Wesendonck'schen Hause, bei Herwegh's oder bei uns selber Liszt gehört hatten, und zwar nicht bloß spielen, sondern auch reden gehört. Es waren unvergeßliche Stunden, die sich in Rom wiederholten. Denn der Meister flößte große Ehrfurcht ein, und man hütete sich ihn unbescheiden zu einer Kunstleistung anfzufordern, aber er schloß sich nicht ab, und gab sich nicht wie Einer, der aus dem Jenseits kommt und die Kunst nur zeigt, um sie wieder mitzunehmen, nein, er brachte sie, er hauchte sie um sich, und nichts freute ihn mehr, als wenn sein Licht auch durch Andere leuchtete, seine Wärme auch von Anderen ausstrahlte. Seine Begeisterung galt wirklich der Kunst und war nicht auf Anbetung seiner Person berechnet.

Keller war eine Blume seines Landes, ein Strahl seiner Freiheit, ein Abglanz seiner Naturschönheit. Nicht bloß, daß ein Theil dieser Vorzüge in ihm verkörpert waren, ich glaube auch, es lebte in ihm so etwas von dem Gefühl, das auch minder begnadete Naturen zuweilen beschleicht, als habe er selber einen Theil jener Herrlichkeit geschaffen. Und nicht ganz mit Unrecht. Denn wer selber den Werth jener Natur- und Culturgaben mit Bewußtsein durchlebt und Andere durch Offenbarung daran betheiligt, der bethätigt sich schöpferisch daran. Und Gottfried Keller hat es gethan, singend, malend und erzählend. Dabei war in ihm die Wahrheit überwiegend über die Dichtung, mitunter bis zur Trockenheit. Um so merkwürdiger ist es, daß er in seinem „Grünen Heinrich" eine Begebenheit aus den Kinderjahren erzählt, aus der so deutlich hervorgeht, daß das Wahrheitsgefühl dem Kinde nicht angeboren ist, sondern erworben werden muß, sodaß es im Bewußtsein allmählich keimt und blüht und Früchte trägt. Und es hat bei ihm solche Früchte getragen, daß der Mensch in Gottfried Keller noch höher stand als der Dichter. Dieser gab sein Bestes in den lyrischen Ergüssen seiner Jugend. Später schlägt ihm oft der Zweifel in den Nacken. Der Kunstrichter paßt immer dem Künstler auf und verhindert ihn, ein Kunstwerk ruhig mit künstlerischer Unmittelbarkeit abzuspinnen, und deshalb ist mit wenigen Ausnahmen der Anfang seiner Erzählungen das Schönste. Eine Ausnahme bildet sein „Romeo und Julie auf dem Dorf" in den „Leuten von Seldwyla", das auch eine Ausnahme bildet von der Regel, die es für unstatthaft erklärt, einen hochberühmten Titel auf ein neues Machwerk anzuwenden, wie es Berthold Auerbach zum Beispiel in seinem Roman: „Neues Leben" gethan.

Moleschott hat hier wohl Dante's Vita nuova im Auge.

Wohlthuend ist das Bild, das Moleschott von seiner edlen Gattin entwirft, die ihm überall Mitarbeiterin und Helferin war. Auch dichterische Begabung rühmt er ihr nach, besonders als Uebersetzerin scheint sie bedeutend gewesen zu sein. „Die dichterische Stimmung beseelte sie in allen Mühen und Freuden des Lebens und in ihr fand sie die Macht, gegen das Unglück zu kämpfen. Aber so groß wie ihre Wahrheitliebe, so groß war ihre Treue, und ihr gewohntes Heim zu lassen war ihr schwer, so daß sie schon in der Schweiz wiederholt an der ganzen Bangigkeit des Heimwehs zu leiden hatte. Obwohl sie später ihren Mann und ihre Kinder ganz Italiener werden sah, ist sie deutsch geblieben bis an ihren letzten Athemzug." Moleschott selbst, dem Holländer von Abstammung und Geburt, dem Deutschen aus Neigung und Beruf, fiel die Häutung viel weniger schwer. Er nahm im Herbst 1861 eine Professur der Physiologie in Turin an, übersiedelte leichten Herzens und fühlte sich schon nach wenigen Jahren als Italiener. Dabei verlor er und seine Forschung den eigentlichen Nähr- und Mutterboden. Jedenfalls liegt die wissenschaftlich bedeutendste Periode seines Lebens hinter ihm. Er wurde italienischer Bürger, 1876 Senator, 1879 Professor der Physiologie in Rom. Als solcher und als vielbeschäftigter Arzt wirkte er bis zu seinem Tod. Wie glänzend auch seine Stellung in der italienischen Gelehrtenrepublik gewesen sein mag, der Höhepunkt seiner Berühmtheit ist überschritten. Auch seine schriftstellerische Fruchtbarkeit versiegte plötzlich. Mit Ausnahme einer Lebensbeschreibung seines holländischen Kollegen Donders hat er nichts irgendwie Erhebliches mehr geschrieben. „Hettner's Morgenroth" und die zwei Bände „Kleine Schriften" stammen im Wesentlichen aus seiner deutschen Zeit. „Der Kreislauf des Lebens" (1852) ist und bleibt sein Hauptwerk. Alle seine übrigen früheren Schriften sind seit den fünfziger Jahren nicht mehr aufgelegt worden. Sogar sein Stil ist mit der Zeit merkwürdig fremd geworden, wie seine „Erinnerungen" deutlich zeigen. Wohl ist es noch sein anschaulicher, lebendiger, poetischer Stil, doch stören überall undeutsche Wendungen, und manche rhetorische Floskel, manche Ueberschwänglichkeit klingt an die Sprache seines zweiten Vaterlandes jenseit der Berge an. Er ist dort in dem Capua der Geister allmählich und unaufhaltsam entdeutscht, entgleist, so wie es vor ihm Winckelmann, Platen und Waiblinger und neben ihm Karl Hillebrand und Heinrich Homberger erging. Immerhin ist es schade, daß die „Erinnerungen" unvollendet geblieben sind. Mitten im Kapitel über Zürich nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Der Senator und Professor starb am 20. Mai 1893 als ein Opfer seines ärztlichen Berufes. Seine Tochter

verspricht uns, später einen besonderen Band nachfolgen zu lassen, welcher Briefe ihres Vaters enthalten und durch seine eigenhändigen Notizen die Lücken der Darstellung ausfüllen soll. Der für uns interessantere Theil seines Lebens liegt jedenfalls in diesem ersten Bande vor.

Feuilleton.

Nachdruck gestattet.

Die Revolution im Reichstag.*)

Von Theophil Zolling.

— — — Fritz Hornung setzte sich noch einmal an Kanzlers Ecke an ein Fenster mit dem Ausblick auf die Straße. Eine ungewohnte Aufregung herrschte hier unter den zahlreichen Gästen, die ihren Kaffee oder Cognac tranken. Sogar Unbekannte sprachen miteinander über die gestrigen Straßendemonstrationen der Arbeitlosen, und die Morgenblätter gingen von Hand zu Hand. Ein ängstlicher Spießbürger redete von einer Revolution in Berlin und wurde darob von einem Offizier ausgelacht. Auch andere Gäste meinten, die Polizei werde mit den Lärmmachern schon fertig werden. Als zuletzt ein dicker alter Herr mit zudringlicher Geschwätzigkeit sich neben ihn setzte und anfing, auf die Polizei zu schimpfen, weil sie den arbeitscheuen Pöbel nicht mit blanker Waffe auseinander treibe, erhob sich Hornung, bezahlte am Büffet und ging.

Nach einer Weile erscholl kriegerische Musik. Die Schloßwache zog die Friedrichstraße herauf. Es waren die Franzer, und lustig schmetterte die Marschweise. Aber was waren das heute für abscheuliche Paradebummler? Zerlumpte Männer und halbwüchsige Burschen mit seidenen Halstüchern und schmierigen Mützen, hoch aufgebläht wie Ballons, gerade als hätte die der Kaserne benachbarte Hasenheide all ihre Pennbrüder abcommandirt. Und das lichtscheue Gesindel marschirte Arm in Arm, warf herausfordernde Blicke um sich und den Damen Küsse zu, und als die Trompeten einen Augenblick verstummten und nur die Trommeln wirbelten, stimmt es gar die Arbeitermarseillaise an. Doch da eilten schon von allen Seiten die Schutzleute herbei, und im Nu war das zerlumpte Geleit abgedrängt. Das Publikum klatschte Beifall, und die Grenadiere zogen mit klingendem Spiel über die „Linden".

Langsam strebte Hornung in dem Gewühle vorwärts. Kein Zweifel, auf dem Bürgersteige waren die meisten ganz harmlose Neugierige, die in den Zeitungen von den jüngsten Demonstrationen der Arbeitlosen gelesen hatten und nun Augenzeugen eines neuen Auflaufes zu werden hofften. Nur vereinzelt sah man Handwerker und Arbeiter, dafür um so mehr lärmsüchtige Bummler, die einen Hauptspaß erwarteten. Auch in der sonst stillen Behrenstraße staute sich eine große Menschenmenge vor einem Hause. Die Leute warteten indessen bloß auf die Zeitungsausgabe mit ihren Arbeitnachweisen. Wenn die sich zusammenrotteten, konnte es schlimm werden. In der That kam es bald zu Ausschreitungen. An einer Straßenecke kletterte ein Bursche in zerfetztem Kittel auf die Schultern eines staubigen Bauhandwerkers und schwenkte ein rothes Taschentuch unter dem Rufe: „Es lebe die Sozialdemokratie!" Aber es erging ihm übel. Von der Arbeit kommende Schmiedegesellen holten sich den Schreier herunter und bearbeiteten ihn mit ihren rußigen Fäusten.

„So'n frecher Lump soll unsere Partei nicht beschimpfen. Der Geschlagene schrie, daß man es weithin hörte, und warf sich plötzlich lang auf den Straßendamm hin, um den Todten zu spielen. Die Menge sammelte sich um ihn, aber die Polizei trieb sie auseinander. Jetzt wurden die Wiederbelebungsversuche an dem Gefallenen mit flachen Säbelhieben vorgenommen, so daß er schnell von den Todten auferstand und mit Geheul davonlief. Lachend und pfeifend sah ihm die Menge nach.

Bisher zeigten die Straßen eine große, aber nicht ungemüthliche Aufregung. Viel Lärm überall, aber wenig grober Unfug. Für Fritz Hornung, den stillen Stubenmenschen, der sich nur langsam an das Treiben im Reichstag gewöhnt hatte, war dies wilde Hin und Her der Straße betäubend und beängstigend. Im Thiergarten würde es stiller sein, dachte er und war froh, als er das Brandenburger Thor hinter sich hatte. Er eilte zwischen den Pferdebahnwagen und Equipagen über den Platz und sah bald seinen Irrthum ein, denn auch dort fand er dichte Menschenhaufen. Sie umlagerten die Charlottenburger Chaussee, und unter den Bäumen eilten ganze Schaaren von Männern, Frauen und Kindern längs der Straße über den Rasen, um schneller vorwärts zu kommen. Dazwischen sah man einzelne Polizisten im Laufschritt und berittene Schutzleute, die hoch die Menge überragten.

„Der Kaiser! der Kaiser!" ging es von Mund zu Mund, und über den hutlüftenden Herren und knixenden Damen sah Hornung einen rothen Husaren auf langmähnigem Fuchs, gedrungen, das blasse Gesicht ernst, beinah finster, der Blick aus den blauen Augen entschieden, eine Cigarette unter dem blonden Schnurrbart. Zwei Adjutanten folgten ihm, und schreiend und johlend umringte eine wüste Rotte von Männern und Knaben die Reiter.

„Arbeit! Arbeit!"

Da kam eine zweite Schaar heran, sammelte sich vor dem Kaiser und marschirte in Reihe und Glied, Arm in Arm, im gleichen Tritt vor ihm her. Ab und zu flogen höhnische Blicke auf den so eingeschlossenen Monarchen, dessen ungeduldiges Pferd von der Vorhut in Lumpen zum Schritt gezwungen wurde und schon mit schnaubenden Nüstern seinen weißen Schaum auf die schäbigen Röcke und Mützen geiferte. Und immer lauter wurde das Schreien. Da und dort brüllte eine heisere Männerstimme die Marseillaise, aber die Anderen fielen nicht mit ein, und nur schüchtern drang durch das Geschrei das „Marsch, marsch!" des Refrains. Die Polizei war in zu geringer Anzahl, um diesem Pöbelhaufen gegenüber etwas ausrichten zu können. Zwar griffen die Schutzleute einzelne Vordermänner heraus, aber um so frecher erscholl der Gesang und das wüste Geheul:

„Arbeit! Arbeit!"

Was half es, daß die Zuschauer ehrfurchtvoll zurückwichen und Platz machten? Der Kaiser war umringt und gefangen von dem Pöbel, von heiseren Kehlen umjohlt und gellenden Pfiffen begleitet. Es war ein häßlicher Anblick, der dem königstreuen Reichsboten in die Seele schnitt, aber die tiefernste Majestät über all dem Pöbellärm hatte etwas Hinreißendes. Ein paar Rangen mit flatternden rothen Halstüchern und schmutzigen Mützen drängten sich an die Pferde heran und wurden von den Zuschauern zurückgeschlagen, und als jetzt die Reiter langsam an ihm vorübertrabten, riß Hornung seinen Hut vom Kopf und rief begeistert: „Ich grüße Sie, Majestät."

Ein Lächeln verklärte das traurige Gesicht, und ein langsamer Griff an die rothe Mütze spendete den kaiserlichen Dank. Nun aber sammelten sich die Schutzleute, drängten die Proletarier fort und machten die Bahn frei. Die drei Reiter spornten ihre Pferde und verschwanden hinter einer weißen Staubwolke unter den Hochrufen der Menge.

Gedankenvoll starrte ihnen Fritz Hornung nach, wie einer Vision. Er sah den Kaiser, umringt von den Armen und Elenden, als Führer und Retter seines Volkes — ernst, willensstark, ein Ideal im Herzen, die Liebe zu seinem Volke. Der eiserne Kanzler hatte die innere politische Einigung und Machtstellung geschaffen, der Kaiser sollte sein Volk wirthschaftlich erlösen. Er hatte den Weg eingeschlagen, als die Abgesandten der niedergetretenen Bergleute vor ihm standen, er wird ihn weiterwandeln, und nicht nur die Aermsten der Armen, nein, das ganze Volk schaart sich als Leibwache um ihn. Bismarcks Nachfolger — nicht der neue Kanzler war's, nicht die Minister, am allerwenigsten der Reichstag. Aber dort jener hinter der Wolke, sein eigener Kanzler, der konnte es sein, wenn er nur wollte . . . vielleicht! . . .

Fritz Hornung sah um sich, und in all dem Hohn, der Verzweiflung, der Wuth erkannte er die Noth der schweren Zeit. Er glaubte nicht an das Dogma der satten Leute, daß jeder Arbeit findet, der sie sucht. Ja, das soziale Elend stieg hier auf die Straßen nieder, um seine Hungermiene zu zeigen, in ohnmächtigem Zorne die Fäuste zu ballen und frech bis zum Kaiser zu dringen. Es waren verbitterte, verzweifelte Mitbrüder und von der offenen Empörung nicht weit entfernt. Schon in ihrer Zusammenrottung lag eine Gefahr. Das Durcheinanderschreien erhitzte die Köpfe, das Gefühl des Zusammenseins steigerte die Kühnheit, und der blinde Herdeninstinkt konnte leicht der Ueberlegung und dem Gewissen Schweigen gebieten und zu Thaten treiben, die dem Einzelnen niemals in den Sinn kämen. Dann mußte die Einsicht der Besseren vor den erregten Gesammtleidenschaften des Haufens verstummen und das Volksgewühl wie ein ansteckender Rausch wirken. Das Thier im Menschen erwachte. . . .

Unter solchen Gedanken kam Hornung, ohne es zu wollen, am Reichstagsgebäude vorüber, und es reizte ihn, zu sehen und zu hören, wie die Vertreter der Nation die Lage auffaßten. Die Thürsteher ließen ihn ein und wunderten sich nicht. Ohne Zweifel war der verflossene Abgeordnete noch einmal gekommen, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen. In den Wandelgängen ging Alles drunter und drüber, — um so leerer mußte der Sitzungssaal sein, dachte er. Aber die allgemeine Erregung ringsum war ihm vertraut. Die parlamentarische Neurose hatte diese Menschen ergriffen, ihre Nerven erschüttert und ihre Köpfe verdreht. Alle waren bleich, fiebernd, nicht mehr Herren ihrer selbst, weder ihrer Arme und Beine, noch ihrer Gedanken und Worte. Sie redeten alle zugleich und schrieen, gestikulirten, zankten sich und kamen und gingen, und Alles ohne Grund. Sie waren wie die Kinder, die sich am Lärm berauschten. Die Aufregung der Reden, Debatten, Abstimmungen setzte sich hier im freundschaftlichen Geplauder fort, reizte die friedlichsten Gemüther und verzerrte das Lächeln zur Grimasse. Die Luft und die Menschen schienen alle wie mit Elektricität geladen, und Fritz Hornung freute sich, daß nur er von dem Wirbel nicht mehr erfaßt wurde.

„In die Kaltwasserheilanstalt mit euch", murmelte er, „oder eine Kugel vor den Kopf, wie ich!"

In der allgemeinen Aufregung achtete Niemand seiner, nur Nachbar Schweppenhäuser kam mit großen Geberden auf ihn zu und gab ihm einen deutschen Handschlag, den er noch lange nachher spürte.

„Seien Sie froh, daß Sie dieser Brüderschaft nicht mehr angehören,"

*) Aus dem in den nächsten Tagen erscheinenden neuen Roman unseres Herausgebers: „Bismarck's Nachfolger" (Berlin, Verlag der Gegenwart). Zum Verständniß obigen Kapitels haben wir bloß nachzutragen, daß der Held des Romans, der jüngste Reichstagsabgeordnete, sein Mandat kurz zuvor niedergelegt hat, weil die Wahlprüfungscommission es unter dem Beifall seiner Kollegen beanstandete, und wegen anderer politischer Verdrießlichkeiten. Der Hauptgrund ist freilich ein tragischer Liebeshandel und als Folge davon ein amerikanisches Duell. Das Loos hat gegen ihn entschieden. Heute (Februar 1892) verstreicht die gewährte Lebensfrist. Er verläßt seine Wohnung, um zu sterben.

sagte er. „Es ist zum Speien. Niemand erbarmt sich der armen Teufel da draußen, die von der Verzweiflung noch zu dummen Streichen getrieben werden. Die Arbeitlosigkeit ist doch eine Thatsache. Das einzige Mittel dagegen ist, Arbeit zu schaffen. Eher hat man nicht das Recht, die Unglücklichen zu verspotten und zu verurtheilen."

Messerschmidt, der eben vorübereilte, fing diese Vorwürfe auf. Er fühlte sich offenbar auch als Stadtverordneter und rief unwillig: „Nein, Herr Kollege, die Krawalle der Arbeitlosen sind nichts als muthwillige Ausschreitungen Arbeitscheuer. Verlassen Sie sich darauf. Der Magistrat hat noch nie so väterlich der Noth gesteuert, als gerade in diesem Winter. Arbeitnachweisestellen, Erhöhung der Armenunterstützung, Erweiterung des städtischen Obdaches, die Wärmestuben, eine ungewöhnlich große Menge Arbeiten" ... und je mehr fürsorgliche Einrichtungen er nannte, desto wonniger strahlte das dicke Gesicht des sich selbst schätzenden Herrn. „Nein, mein lieber Kollege," fuhr er fort, „den Magistrat trifft kein Vorwurf, wohl aber die Excedenten, bei denen übrigens die Arbeitlosigkeit wohl längst aufgehört hat, ein Zustand zu sein, und eine dauernde Eigenschaft geworden ist."

Während er noch über seinen Witz lachte, tönte Röttger's Heldentenor aus einer anderen Gruppe.

„Revolution?" rief er aus. „Sagen sie eine Straßendemonstration, ein Krawall, ein Putsch! Der Pöbel hier leistet sich alle zehn Jahre einmal solchen Hexensabbath. Das sind großstädtische Krämpfe, weiter nichts. Ich gebe ja zu, daß Noth und Elend in unserer Arbeiterbevölkerung vorhanden sind. Auch die Ausstände, die gerade das Bauhandwerk empfindlich schädigen, wirken nach. Jedenfalls sind es thörichte Streiche. Bei der straffen Organisation unserer Behörden ist es hier gefährlicher als sonst wo, mit solchem Feuer zu spielen. Unseren Reactionären könnte kein größerer Gefallen geschehen, als wenn ihnen einige Krawalle den längst ersehnten Vorwand in die Hände spielten, um eine Abart des Sozialistengesetzes wieder aufleben zu lassen. Es ist ein Verrath nicht allein an den Arbeitern, sondern am ganzen Volk."

„Ach gehen Sie mir, die Polizei versteht ihr Handwerk nicht," unterbrach ihn Professor Bigelow, der wie immer sehr in der Eile war und schon den Hut auf dem Kopf und den Pelz um hatte. „Gestern sprengten die Herren mit den Pickelhauben kreuz und quer über die fast menschenleeren Linden und theilten links und rechts ihre wuchtigen Hiebe mit der flachen Klinge aus. Zum Donnerwetter, um widerstrebende Menschenmassen auseinander zu treiben, soll man keine Waffen gebrauchen. Da alarmirt man am Besten die Feuerwehr und läßt einfach die Dampfspritzen arbeiten." Und schon war er davon geeilt und verschwand hinter der Glasthüre des Ausgangs. Messerschmidt aber wandte sich an Schwebel und Liebeskind, die eben Arm in Arm aus der Sitzung kamen.

„Na, lieber Herr Kollege, die Demonstranten werden Sie doch wohl nicht von Ihren Rockschößen abschütteln?"

„Die Ballonmützen?" rief Schwebel verächtlich. „Mit diesem süßen Pöbel hat die organisirte Partei nichts gemein. Es ist übrigens gar nicht so schlimm gemeint. Das einladende Frühlingswetter hat eigentlich die Schuld daran, wenn es zu irgend welchen Störungen der öffentlichen Ordnung gekommen ist. Wäre die Polizei geschickter, so hätte sich Alles im Entstehen ersticken lassen, aber diese ehemaligen Drillmaschinen von Unteroffizieren, die so schlecht besoldet und schwer geplagt, also ohnehin gereizt sind, gehen viel zu brutal vor. Der beste Beweis übrigens, daß dies Gesindel nicht zu uns gehört, liegt wohl darin, daß die Radaubrüder gestern Nacht nicht einmal unser Privateigenthum schonten und die Läden dreier Genossen plünderten."

„Wirklich?" rief Schweppenhäuser aus. „Ja, was soll daraus noch werden, wenn sich die allgemeine Enteignung sogar auf das Eigenthum der reichen Führer erstreckt! Ich glaube aber unmaßgeblich: eine Partei, die die Menschen als das Ergebniß der sie umgebenden Verhältnisse auffaßt und für die Enterbten einzutreten vorgibt, sollte auch die Aermsten und Elendesten nicht pharisäisch verachten, sondern für sie noch Mitleid und erbarmende Liebe haben, die keinem Unglücklichen versagt werden darf. Ganz gewiß, die satte Sozialdemokratie wird noch vom Hungerproletariat verschlungen werden."

Damit wandte er den Herren Genossen den Rücken zu, und drückte den Freund, der ihm zum letzten Mal die Hand schüttelte, an das urdeutsche Herz, das unter der fest zugeknöpften Normaljoppe schlug.

„Zum Hammelsprung!" rief plötzlich eine laute Stimme in das Getöse der Stimmen hinein. Alle sahen sich um und lachten. Es war Kollege Müller II, dem ein schlechter Scherz wohl zuzutrauen war. Aber nein, gar kein Witz, denn gleichzeitig rasselten auch die elektrischen Klingeln durch alle Säle und Gänge, um zur Zählung des Hauses zu rufen. Eine Abstimmung war nach der Ansicht eines Schriftführers zweifelhaft und auch die Gegenprobe ohne sicheres Ergebniß, so hatte also der Präsident die Mitglieder aufgefordert, den Sitzungssaal zu verlassen. Nun strömte der ganze Reichstag im Foyer zusammen, und die schon draußen gewesen, erkundigten sich bei den aus der Sitzung Kommenden nach dem Gegenstande der Abstimmung. Ueberall sah man Auskunft ertheilende Mitglieder, und die Fractionsführer wurden befragt, wie man zu stimmen habe.

„Wegen so 'ner Lappalie solche Aufregung! — Es war so gemüthlich am Büffet! — Eine Bosheit des Präsidenten! — Natürlich wird Ja gestimmt, was? — Alle Mann Nein! — Dort ist die rechte Thür! — Hierher!"

Fritz Hornung sah lächelnd dem Hammelsprung zu — wie mit einem Mal Ordnung in das Getümmel kam, die Reichsboten sich schieden, gleichsam auf Commando paarweise nach links und rechts zogen, dann im Gänsemarsch einer Thür zustrebten, über der hier „Ja", dort „Nein" mit großen Buchstaben geschrieben war, und wie ein Mann nach dem anderen im Sitzungssaale verschwand.

„23, 24, 25," zählten die Schriftführer, die an den Thüren standen, mit lauter Stimme. Fritz Hornung dankte dem Himmel von ganzem Herzen, daß er nicht mehr zu diesem Stimmvieh gehörte, und voll Ueberdruß und Ekel verließ er das Haus. Ja, hier lebte der Herdeninstinkt nicht minder stark, wenn auch weniger roh, als auf der Straße. Hier rottete man sich gleichfalls zusammen, krümmte sich zu einem Durchschnittmaß und verlor im Gewühle den klaren Blick, den Muth des Charakters, die Einsicht des Einzelnen, den weiten Gesichtskreis, das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit, die Unabhängigkeit, die Freiheit. Wie sagte doch schon der Römer? Die Senatoren sind gute Menschen, aber der Senat ist ein böses Thier ...

Plötzlich stand sein Kollege v. Breden vor ihm und tippte ihm auf die Schulter.

„Wohin?"

„Ja, wer mir das sagen könnte. Sie wissen es natürlich, was?"

„Ich? in die Sitzung, selbstredend!"

„Was wollen Sie denn noch drinnen?" fragte Hornung verwundert. „Zwischen Frühstück und Mittagessen überflüssige Gesetze berathen, beschließen und wieder abschaffen? Dem unfruchtbaren Kampfe der Fractionen unter- und miteinander zuschauen und dabei physisch und moralisch zu Grunde gehen? Die Herren da reden sich ein, daß sie irgend etwas im Staate bedeuten. Nein, der Reichstag ist nur eine Scheinmacht, eine bloß tolerirte Nebenregierung neben den älteren Gewalten, eine Maschine für Geldbewilligung und Gesetzfabrikation, eine privilegirte Sprechanstalt, ein Werkzeug in der Hand der Minister. Alles Kopfnicker und Jasager! ... Dort — sehen Sie? — dort hat uns der ironische Zufall unser spottendes Abbild entgegengestellt." Breden folgte mit den Augen seinem Finger und sah über all dem Menschengewühl im Schaufenster eines Theegeschäftes, dem Reichstage fast gegenüber, einen kopfnickenden Chinesen in Lebensgröße, angethan in blauer Seide, den Palmfächer in der Hand, auf dem gelben Mongolenkopfe das blaue Barett. „Ja ... Alles was die Regierung will ... ja ... wenn nur Bismarck nicht wieder kommt ... ja ... Alles bewilligt ... ja ... auch daß wir uns den Bauch selber aufschlitzen ... ja ... nur löst uns nicht auf ... ja ... es ist so lustig hier im Reich der Mitte und des Zopfes ... ja ... was sind wir denn noch, wenn wir nicht mehr Ja sagen dürfen? ... ja ... ja ... iiaah!"

Unzählige Male war Breden schon an diesem Chinesen vorübergegangen, aber noch nie war es ihm eingefallen, ihn mit dem Hause gegenüber symbolisch in Verbindung zu setzen. Der Kollege war doch zu spaßhaft ... und er lachte herzlich, als zu jedem grimmigen „Ja" Hornungs der blaue Kerl drüben nickte und grinste. Aber dann besann er sich wieder und war mit allerlei beschwichtigenden Sprüchlein zur Hand. „Der junge, thatenfrohe Kaiser ... der ritterliche Reichskanzler ... Bismarck doch ein grober Autoritär ... der Reichstag wird, wenn die Verhältnisse günstiger liegen, schon wieder zu Einfluß kommen und Männerstolz vor Königskronen zeigen."

Fritz Hornung kannte diese weichherzigen, charakterlosen Entschuldigungen. Er hatte sie überall gehört, auch von sogenannter maßgebender Seite, und jedesmal hatte ihn dabei ein tiefer Ekel angewandelt. „Ach, was, gehen Sie mir doch damit," antwortete er heftig. „Der Chinamann drüben ist auch so ein schlauer Opportunist, aber ich möchte thun wie Narziß auf der Bühne und den blöden Pagoden mit einem Schlage zertrümmern. Wenn der Kaiser es mit dem Reichstag so machte, glauben Sie mir, im Lande würde sich nicht eine Stimme dagegen erheben!"

Breden schwieg, denn der Kollege war ja in einer verbrecherisch galligen Laune. Er wollte ihn nicht unnöthig reizen und verabschiedete sich schnell.

Ohne Ziel und ohne Theilnahme setzte Fritz Hornung seine einsame Wanderung durch die wild erregten Straßen fort, doch mied er jetzt instinktiv die verkehrsreichen Wege mit ihrem Menschengewühl. Ueber den Leipziger Platz lenkte er in die Königgrätzer Straße ein, rechts hinter hohen Mauern die Gärten der Minister, links den Thiergarten. Plötzlich sperrte ihm ein mächtiger Bau, von einem Riesenspinngewebe von Gerüsten umgeben, den Weg. Er blickte auf. Es war der künftige Reichstag, der vor ihm lag, eine schöne, trotzige Burg mit Kuppel und Thürmen, ein Bild deutscher Kraft und deutschen Geistes, aber parlamentarisch dem Bauherrn verdorben, eine goldene Kuppel mit Oberlicht, die Freitreppe bloß zur Parade und der Eingang von hinten, an einer engen Straße, verschämt ... Fritz Hornung schüttelte den Kopf. Während das Volk darbt, werden dreißig Millionen da verbaut und wofür? Sollte es noch ein Conservatorium für zwecklose Redeturnire und chronische Beschlußunfähigkeit werden? Konnte man nicht, schon um ruhiger, gründlicher, sachlicher zu arbeiten, die Zahl der Reichsboten auf die Hälfte oder ein Drittel herabsetzen? und auch das wäre noch immer zu viel, weil ja doch nur ein Dutzend die ganze Abwickelung besorgt. Oder wenn man den Frauen Wahlrecht und Sitze gewährte, denn das Reich könnten sie ebenso gut oder noch besser vertreten? ... War es denn wirklich unmöglich, die im Volke lebendigen Mächte in richtiger Abstufung, Mischung und Zusammensetzung hier vertreten zu lassen? Aber hatte der Parlamentarismus überhaupt noch eine Zukunft? War er nicht schon zur wilden Parteiherrschaft ausgeartet und an seinem Ende angelangt? Und was an seine Stelle? Die Volksabstimmung über die Gesetze? Das Kaiserreferendum? Die absolute Monarchie mit ständischer Beschränkung? Die Kaserne der Sozialisten? Das Chaos des Anarchismus? ... Ach, überall dieselben Menschlichkeiten! Aber was lag ihm jetzt noch an der ganzen Misère! Nur weiter, weiter, der Sonne gleich, die ja auch rastlos ihrem Grabe dort hinter den Wolken zustrebte.

Tausende von Häusern und Menschen zogen an seinem Blicke vorüber, er achtete ihrer kaum noch. Brücken, der Strom, schwerbeladene

Schiffe, dann wieder vorüberpolternde Eisenbahnzüge, Wagen, die Säulen mit ihren bunten Plakaten, er sah Alles wie durch einen Flor. Er kam in Stadtviertel, die er nie zuvor betreten, auf einsame, vorstädtische Plätze, die ebenso gut irgendwo in der Provinz hätten liegen können, aber er spähte nicht einmal nach den Schildern, um sich zu orientiren. Sein Sterbelager fand er überall.

Indessen senkte sich die Sonne für ihn zum letzten Mal. Da kam seinem verwüsteten Gehirne plötzlich ein Einfall, den er im Augenblick ausführte. Er sprang auf eine vorüberklingelnde Pferdebahn und war vom Glücke begünstigt, denn als der Wagen hielt, weckte der Schaffner den letzten Fahrgast aus seinem Brüten mit dem Rufe: Kreuzbergstraße! Nur langsam besann er sich darauf, was er eigentlich hier wollte. Dann stieg er durch den einsamen Park an dem Wasserfalle vorbei zu dem Erzobelisken, der sich auf dem festungsähnlichen Untersatz dunkel vom Himmel abhob. Eben sank die Sonne, halb von Wolkenschichten verdeckt, blutroth, und färbte die Rauchwolken aus den hunderttausend Schloten der Stadt. Oder war es der Widerschein der Lichter von den Straßen und Häusern? Nun lag sie zu seinen Füßen, die große, seelenlose Stadt, die kalte Steinwüste, die unendliche Miethkaserne mit ihren Massenexistenzen, reglos und doch voll wimmelnden Herdenvolks, gleich Häringswaare zusammengedrängt . . . Wie eine riesenhafte Kreuzspinne lag die Großstadt mitten im Land, blutsaugerisch, anlockend, Alles verderbend. O daß er sie zertreten könnte, daß er nie in ihren Bannkreis gekommen wäre! Und doch auch hier schlug das Herz der Menschheit, auch da hatte er Größe gefunden und Güte und Liebe, und er segnete den Weg, der ihn hergeführt zu seinem Ziel. In tiefem Sinnen ruhte dann wieder sein Auge auf dem verschwindenden Ball und trank noch einmal von all der goldenen Fülle. Lange saß er so da auf der Bank und haschte mit lichthungrigen Blicken nach dem letzten und allerletzten Scheine. Nun hatte sich dort, wo sie verschwunden war, eine graue Wolke zusammengeballt, aber purpurn glühten ihre Ränder, erblaßten dann langsam und verloschen endlich. Dunkle Nebel senkten sich zugleich auf die Thürme und Häuserfirsten nieder, und bald lag es im Widerscheine der hunderttausend Lichter und Flammen wie ein mattrosiger Dunst über der schwarzen Stadt.

Er wankte bergab und die endlose Friedrichstraße hinauf. Das nächtige Leben war erwacht. Die Genußsucht erholte sich vom Tagewerk, und der Müßiggang, das Verbrechen, das Elend, die Schande kreuzten seinen Weg. Die Läden, Bierstuben und Kaffees wimmelten von Menschen. Schaaren singender Arbeitloser marschirten vorüber. Zeitungsverkäufer schrieen die Extrablätter aus. Betrunkene riefen ihn an. Ein umgefallenes Pferd verursachte einen Auflauf. Lange Kähne schwammen daher, Bahnzüge donnerten über die Straßen, Omnibusse humpelten vorbei. Wie Fackelträger bewegten sich die Straßenlaternen heran und vorüber, ein endloser Zug. Er schien von alledem nichts mehr zu sehen und zu hören und irrte theilnahmlos durch die nächtlichen Straßen, dem Tode geweiht, vom Tode gezeichnet, ein Sterbender, fast schon ein Todter. Sein harter Schritt auf den Steinfliesen erschreckte ihn fast, denn Gespenster sind lautlos. Dann hatte der Gedanke, daß er jetzt selbst geradenwegs auf sein Grab zuschreite, für ihn einen barocken Beigeschmack. Und wenn er ein Sterbender war, lebten denn die Menschen ringsum? Bald erschien ihm die Stadt wie ein einziger großer Kirchhof, und die Häuser schimmerten leichenhaft wie ein Grabstein im Mondlicht. Todt und eingesargt Alles. Dort der Justizpalast; er las: hier liegt begraben das deutsche Recht. Vor dem Schauspielhaus: hier liegt das deutsche Drama. Am Museum glaubte er zu lesen: hier liegt die deutsche Kunst. Und am Schloß: hier liegt die deutsche Freiheit! . . . Requiescat in pace!

Er fieberte, und mit lauten Schlägen pochte der Puls an seine Schläfe. Eiskalter Schweiß perlte ihm auf der Stirne. Lange lehnte er sich an's Geländer einer Kanalbrücke und sah in den dampfenden schwarzen Strom, der langsam dahinschlich und schon wieder eine Eisdecke zu brauen schien. Ein Sprung von hier würde ihn mit einem Male von aller Erdenqual befreien, ein naßkalter Schauer, ein Gurgeln und Schlucken, und Alles wäre vorbei! Aber nein, er wählte einen besseren Tod, ein männliches Sterben, nicht dieses billige letzte Mittel des Elends. Er tastete nach seinem Revolver und war beruhigt. Als er weiter ging, verschwand auch eine lange schwarze Gestalt mit klirrendem Schlüsselbund im Dunkel der Straße. Also doch kein Lebensmüder, dachte der Nachtwächter und stapfte einer Destillation zu.

Und weiter, weiter! . . . Da war er am Rosenthalerthor! Die Straßen waren hier wie ausgestorben. Die meisten Läden vorzeitig geschlossen. Jetzt errieth er den Grund. Eine tobende Menge, vielleicht in ihren Hauptschreiern dieselbe, die heute dem Kaiser ihr schmachvolles Geleit aufgedrängt, hatte gestern Abend hier Unfug verübt, Schaufenster zertrümmert und sogar geplündert.

O sie mögen nur kommen! brummte er vor sich hin, und wie er wieder den kalten Lauf seiner Pistole fühlte, sehnte er sich statt des feigen Selbstmordes nach einem schöneren Opfertod.

Aus der Hauptstadt.

Aegir und Alarich.

Genie und Wahnsinn wohnen ja wohl, will man anders dem Liebling des Mediums Eusemia, dem Signor Lombroso, trauen, auf demselben Corridor, und wer eine von den beiden Damen besuchen will, reißt auch gleich an dem Klingelzug, der zur anderen führt. Deshalb ist der Streit darüber einigermaßen müßig, ob es ein profunder Staatsmann oder nur ein schlichter Irrsinniger war, der den Satz aufstellte, einzig und allein die dreijährige Dictatur des Bundesrathes könne das deutsche Reich vom Verderben retten. Was mich anbelangt, so bin ich nun zwar der Meinung, daß unserem Vaterlande absolut keine Gefahr droht und daß ihm höchstens die Retter, die sich seit längerer Zeit ungeahnt massenhaft anbieten, gefährlich werden können. Aber ich vermag mir andererseits sehr gut vorzustellen, wie gedeihlich auf den durch jahrelanges Sitzen im überheizten Bureau furchtbar geschwächten Verdauungstractus eines pensionirten Halboffiziösen allerlei gruselige Gedanken an bevorstehende Staatsstreiche wirken müssen, und so lange die Constantin Rößler sich damit begnügen, dem Bundesrath Dictaturen anzutragen und nicht etwa den weißlackirten Droschkenkutschern oder dem Aeltestencollegium der Berliner Fondsbörse, so lange darf man sie als harmlose Narren betrachten und frei umher laufen lassen. Wer genügend viel Geld hat, um den heute leider gar nicht mehr kostspieligen Satz, das Papier und die Reclamekosten bezahlen zu können, dem soll es sogar unbenommen sein, Broschüren über die Dictaturfrage zu schreiben, wenn seine Opera auch weiter keinen Zweck haben, als die Pensionspreise der Anstalten für Gemüthskranke zu erhöhen. Und trifft das schöne Wort Valtoure's zu: „Pour être utile à tous, un homme d'Etat doit prendre son parti de n'être utile à personne," dann mag Herr Constantin Rößler immerhin Anspruch auf den Titel eines Staatsmannes erheben, denn mit seinen Vorschlägen nützt er durchaus Niemand in der Welt und lockt auch keinen Hund vom Backofen.

Die glänzende Idee, aller inneren Schwierigkeiten Herr zu werden, indem man die ohnehin oft angefeindeten Verfassungen kurzer Hand zerreißt, ist so überraschend einfach, daß sogenannte, vernünftige Leute bisher zögerten, sie auszusprechen; fürchteten sie doch, sich dadurch schrecklich lächerlich zu machen. Aber einmal mußte der Bann gebrochen werden, einmal der Columbus kommen, der zwar nicht Amerika entdecken, aber dafür Eier auf die Spitze stellen kann. Zu bedauern bleibt nur, daß unser Politiker sich die umständliche Gedankenarbeit machte, den ganzen Bundesrath zu bemühen. Hätte es nicht viel näher gelegen, eine einzige Person zum Tyrannen mit dreijähriger Dienstzeit zu ernennen? Wenn nicht Konstantin Rößler selbst, den sich der allzu reale und Secundanerphantastereien leider allzu abgeneigte Bismarck immer drei Schritt vom Leibe hielt, so doch vielleicht einen activen Feldwebel, oder den Kanzler Leist, der sich mit einem Schlage und vielen Schlägen etwas erworben hat, warum deutsche Dramatiker zeitlebens umsonst ringen: einen weltberühmten Namen!

Denn eine Militärdictatur müßte es sein, daran kein Zweifel. Wie im Verkehr zwischen Schriftstellern und Verlegern nur Regenschirme und Maulschellen, so helfen im Verkehr zwischen Herrscher und Volk allein die Kanonen zur Herstellung der überall mit Recht geschätzten, ganz unentbehrlichen entente cordiale. Der Leipziger Dichter benimmt sich seinen Redacteuren gegenüber wie ein liebender Vater, seitdem ihm ein schlichter Leitartikler den Umgang mit Menschen lehrte, und der unentwegt entschieden liberale Volksfreund Ptener hat dieser Tage den tollen Mob von Wien, der ihn an die Ausführung seines entschieden liberalen und volksfreundlichen Programmes erinnerte, dadurch zur Einsicht gebracht, daß er die Bande, so gut es in der Eile ging, niedersäbeln ließ. Ständen solche Männer an der Spitze unseres Staates, die Erklärung und Aufrechterhaltung der Dictatur wäre ein Kinderspiel. Leider hat sich der Eine bisher nur als Redactionsdionys hervorgethan, während der Andere seine staatsmännischen Fähigkeiten ausschließlich in den Dienst der Rothschildgruppe zu stellen entschlossen ist. Unserer deutschen Regierung fehlen die Knüppelmänner, und wenn Herr Rößler auch den ganzen Bundesrath zusammen faßt, er zwingt es nicht. All diese Herren verfügen insgesammt nicht über so viel Neigung zur Gewaltthat und zur Gummischlauchherrschaft, wie für einen einzigen, lumpigen Dictator nöthig ist. Wohl befindet sich Mancher unter ihnen, der sich ein vorschnell heftiges, unbedacht hartes Wort liebt, wohl spielt man auch in ihren Reihen gern dann und wann mit dem grausigen Gespenst des Bürgerkrieges. Aber kein Einziger mag seine reinen Hände, seine weiße Wäsche mit Blut besudeln.

* * *

Kein Einziger. Sie thun gewiß mitunter arg menschenfresserisch, und in ihren Reden hört man Säbel rasseln, Fanfaren schmettern; wenn sie aber vom Markt nach Hause gehen, und einsam in ihrem Kämmerlein sitzen, dann können sie nicht mehr unangenehm werden. Dann werfen sie Wehr und Waffen von sich, hüllen den Leib in friedliches Gewand, und beschwören, ein Lorbeerreis auf mehr oder minder kahlem Scheitel, die schamhaften Musen herbei. Ja, unsere Literatur hat kein Recht mehr, anklagend zu behaupten, die Großen der Welt gingen — ich will nicht schreiben, verständnißlos, denn das zu behaupten hätte sie vielleicht doch noch ein Recht — aber sagen wir, antheillos an ihr vorüber. Ganz im Gegentheil, die Großen der Welt dichten jetzt selber mit, und wenn sie die Literatur dadurch auch nicht gerade fördern, so vermehren sie sie doch. Die Hand aber, die einmal der Leier zarte Saiten spannte, taugt hinfort schlecht für des Bogens Kraft. Der von einschmeichelnden Melodien durchwogte Geist — man verzeihe mir hier die poetische Ausdrucksweise, aber ich kann nicht anders — faßt keine blutdürstigen Pläne mehr, und in den Fingern, die vielleicht, ach, noch von der an ein lyrisches Gedicht verspritzten Dinte erzählen, die wund sind vom unablässigen Scandiren süßer Verse, in diesen Fingern juckt es den sanften Eigenthümern hinfort nicht mehr, Heldenthaten zu thun.

Ich verstehe von Kunst und Literatur absolut nichts, ich schrieb früher jahrelang Theaterkritiken für angesehene und vornehme Blätter,

aber ich meine, die Gedichte Phili Eulenburg's und das Drama des Herrn Kriegsministers a. D. Verdy du Vernois haben auch nichts mit der Kunst, haben nur mit der Staats-Kunst zu thun. Ueber sie urtheilt nicht der literarische Genießling, sondern der ernste, gewissenhafte Politiker. Die Verse des Grafen Eulenburg sind im höchsten Grade mißtönig und unmusikalisch, gewiß, und man staunt darüber, daß gerade sie so gern componirt und von Bote und Bock, mit 20 Procent für das Sortiment, verlegt werden. Ich gebe das ohne Weiteres zu, aber der Gentleman ist unser Wiener Botschafter, was man hierbei wohl in Anschlag bringen muß! Witzig bemerkt schon ein Wiener Witzblatt, daß er, der melodienreiche Skalde, auch im diplomatischen Verkehr immer Harmonien um sich verbreiten würde. Das Schauspiel des Dichters Verdy du Vernois soll nichts taugen, und einige Hörer, die gleich nach dem ersten Acte entschlummerten, sollen nachher beglückwünscht und bitter beneidet worden sein, weil sie ihre Zeit so gut zu benutzen und sich so gut zu unterhalten verstanden hätten. Aber es war ein gewesener Kriegsminister, der den „Alarich" verfaßt hat, ein geharnischter Mann, den der Lorbeer Schiller's nicht so ruhig schlafen ließ, wie man es nach der Lectüre seines Werkes vermuthen sollte. Wären die einsilbigen Strophen Eulenburg's und das Schauspiel seines Auch-Stiefbruders in Apoll anonym erschienen, so würde bei Eulenburg allerdings jeder Leser sofort an der Langweiligkeit erkannt haben, daß nur er der unglückliche Dichter gewesen sein könne; da aber anonyme Poeme nur da Absatz finden, wo auch Rickert's gedruckte Reden ihr unentweihtes Dasein aushauchen, so wäre Niemand hinter das Geheimniß des Autors gekommen. Was dem Aegir und dem Alarich inneren Werth, sittliche Größe, buchhändlerisches Interesse, dichterische Bedeutung u. A. m. verleiht, das ist allein die Person des Urhebers. Um die „Schöpfung" selber kümmert sich kein wohlerzogener Mensch, aber das Bewußtsein, daß unsere Staatsmänner auch ihre Schwächen haben und sie sogar veröffentlichen, das erhebt und stärkt den einfachen Bürger, das macht ihn zu einem bewundernden Freund der Hofliteratur. Weniger als Hekuba ist uns Aegir, dieser Wasseronkel, dem neckend nix sich beugt, von dem wir nur wissen, daß er in ziemlich jungen Jahren die Meerfrau Ran übereilt geehlicht hat, und daß er nachher zeitlebens ein trinkfester Freund ringfreien Bieres gewesen ist. Auch Alarich vermag einen Blumenthal und Kadelburg nicht zu reizen, und wenn ihn bei Platen alle tapferen Gothen beweinen, so thun dies heutzutage nur noch die paar unglücklichen Subalternbeamten, die ihn im Stadttheater zu Straßburg geduldig über sich ergehen lassen mußten. Aegir und Alarich — was wäret Ihr ohne eure jüngsten geistigen Väter!

Dank ihrer Hülfe aber seid Ihr Symbole Neudeutschlands, Symbole von unvergänglicher Pracht, lebhafter Farbe geworden. Man muß nur zu lesen verstehen, was Ihr bedeutet. Was mich anbelangt, mir ersetzt Ihr im Voraus ganze Bände des kommenden Treitschke, und wenn man heute Verständniß hätte für die Zeichen der Zeit, und Liebe für die, die nach uns kommen und die gern die Quintessenz unserer Tage kennen lernen möchten, so legte man in jeden Grundstein, versteckte in jedem Kirchthurm ein Exemplar des Sanges an Aegir, Berlin, bei Bote & Bock, baar mit 20 Procent Rabatt, und ein Exemplar vom „Alarich", der zwar noch keinen Verleger gefunden hat, aber auch nicht übel als Libretto zu einer Oper im Stile Wagner's taugte! Caliban.

Reproductive Kunst.

Es war eine vortreffliche Idee der Gebrüder Meder, in dem ihnen unterstehenden Kunstladen von Amsler und Ruthardt eine Ausstellung sämmtlicher ihnen erreichbar gewesenen Reproductionen der Madonna di San Sisto vorzunehmen. Man möge es sich nicht langweilig vorstellen, die Sixtina und immer wieder die Sixtina zu sehen. Im Gegentheil, es ist sehr unterhaltend. Wie ein einziges Bild in den verschiedensten Strahlenbrechungen erscheint, je nachdem welches Material, welches reproductive Verfahren oder welche menschliche Individualität es zu passiren hat, das in dieser Ausstellung zu studiren, ist von einem eigenthümlich prickelnden Reiz für den Kunstfreund sowohl, wie für den Psychologen. Daß die menschliche Individualität als Medium der Interpretation in diesem Falle am unzulänglichsten erscheint, mag Zufall sein, ist aber doch wohl auch ein Beweis dafür, wie himmelfern von sonstiger irdischer Anschauungskraft Raffael's selten begriffene göttliche Madonna schwebt. Gerade die Jüngeren haben wieder viel an ihr herumgemäkelt, wie an Raffael überhaupt, der ja den modernen Bestrebungen so vielfach entfremdet ist, und wohl auch von den Kunstfrömmlingen mit einem etwas zweifelhaft duftenden Weihrauch-Parfüm umschwängert wurde. Wer immer aber auch heute noch mit unbefangenem Herzen und reingebadeten Sinnen vor dieses ewige Kunstwerk tritt, der erfährt jene wundersamen Schauer an sich, die die Lobpreisungen der Jahrhunderte auf's Neue begreiflich machen.

Was mich am wenigsten befriedigt hat, waren die bei Amsler und Ruthardt ausgestellten Kupferstiche. Es sind berühmte und langgeschätzte Werke darunter, wie die Stiche von Mandel, Steinla, Kohlschein, F. Müller, J. Keller u. A. Aber sämmtlich sind sie einerseits zu schwer, andererseits zu geleckt, ganz abgesehen davon, daß der Gesichtsausdruck manchmal fast drollig erscheint in seiner heiligen Starrheit. Der Kupferstich ist überhaupt für unser modernes Empfinden nicht mehr beredt genug, zu bürgerlich-steif und feierlich-anspruchsvoll. Wir verlangen leichtere, belebtere, nüancirtere Ausdrucksmittel, wie die Radirung sie aufweist, die deshalb den Kupferstich mehr und mehr verdrängt. Leider aber hat sie an der sixtinischen Madonna noch nicht viel Gutes vollbracht, so daß in dieser Hinsicht der Zukunft noch eine wichtige Ehrenschuld abzutragen bleibt. Unger hat sich durch die Ausdrucksfähigkeit der Radirnadel dazu verleiten lassen, zu viel Fineffen bieten zu wollen und dadurch über das Werk eine kleinliche Unruhe ausgestreut, die dessen andachtsvoll-gesammeltem Charakter von Grund aus widerspricht. Max Horte hat diesen Fehler vermieden, steht aber an künstlerischer und poetischer Erfassung des raffaelischen Werkes so niedrig, daß man seinen Versuch der Wiedergabe kaum ernst nehmen kann. Schlesinger's Verfahren, das Original zu durchpausen, und danach Lichtdrucke herstellen zu lassen, mag für Studienzweck seinen Werth haben und behalten. Künstlerisch ist es seelenlos und deshalb im ideellen Sinne noch nicht einmal getreu. Es bietet gewissenhaft alle Zufälligkeiten und Launen, berührt aber nirgends den reinen Wesenskern.

So bleibt es denn also den sog. mechanischen Reproductionen überlassen, bei den Wiedergaben der Sixtina um die Palme zu ringen. Und in der That haben die drei Weltfirmen, Braun in Dornach, Hanfstängl in München und die Photographische Gesellschaft in Berlin, sowohl in Kohlendrucken, wie Kupferätzungen, wie Original-Photographien so viel Schätzenswerthes und stellenweise Vortreffliches gebracht, daß man wohl schwanken darf, wie man die Preise vertheilen soll. Es würde gar zu weit führen, wenn ich die Blätter einzeln mit einander vergleichen wollte, obwohl das entschieden seinen Reiz haben könnte. Ich will nur bescheidentlich und unmaßgeblich vermerken, welches Blatt ich meinerseits für das beste halte. Es ist dies die neue Original-Aufnahme der Photographischen Gesellschaft: die Madonna allein mit dem Kind, ohne die störenden Vorhangzipfel in den Ecken. Was ich allein schon liebe, ist der dunkelviolette Grundton der Photographie, der mir bei diesem Vorwurf eine reinere Stimmung gibt, als die sonst so schöne braune Grundirung von Braun oder die mehr gelbliche von Hanfstängl. Ein weiterer Vorzug scheint mir der zu sein, daß diese Reproduction gerade die richtige Mitte zwischen Klarheit und Discretheit hält. Keine Einzelheit geht in verwischenden Schatten verloren, und doch herrscht keinerlei profane Deutlichkeit, die gerade diesem Bilde das Verehrungswürdige nehmen würde. Was vielmehr über alle Maßen schön herausgekommen ist, ist das gelassene Schweben der Madonna. Wie durch den Weltenraum scheint sie dahingetragen zu werden, still, beseligt, anbetungswürdig. Ruhig und mütterlich hält sie das Kind auf dem Arm, die wohlgebildete Hand über dessen Brust bergend. Das Kind selbst nachdenklich, träumerisch, doch voll wohliger Sicherheit, wie es so das rundliche Aermchen herabhängen läßt. Mit einem Wort, die neue Original-Aufnahme der Photographischen Gesellschaft scheint mir um deswillen den Vorrang zu verdienen, weil sie am raffaelischsten ist.

Nicht in pedantischer Genauigkeit, sondern in der Wiedergabe der seelischen Atmosphäre des Originals besteht für mich die höchste Leistung der reproductiven Kunst. Es gereicht mir zur Freude, noch zwei weitere soeben erschienene Blätter nennen zu können, die in dieser Hinsicht volles Lob verdienen. Es sind zwei Radirungen nach Corot, herrührend von dem Berliner Krostewitz, und erschienen in Jaeques Casper's einsichtsvoll geleitetem Kunstverlag. Die eine stellt einen Sommerabend, die andere einen Frühlingsmorgen dar, beide voll von jener intim-zarten Naturempfindung, die uns Corot so werth macht. Ohne die Originale zu kennen, oder gar mit der Reproduction verglichen zu haben, darf ich doch unumwunden erklären, daß hier Corot in der Radirung neu auferstanden ist. Denn was ich von Corot kenne und wonach ich ein helles und klares Bild von ihm und seiner Schaffensweise in mir trage, das deckt sich in bewunderungswürdiger Weise mit dem Charakter dieser Krostewitz'schen Radirungen. Zieht man zur Vergleichung die in Frankreich zu klassischer Geltung gelangten Radirungen Th. Chauvel's nach Bildern der Schule von Fontainebleau (Corot, Diaz, Daubigny) heran, so wird man etwa Folgendes sagen dürfen:

Die unbedingtere Herrschaft über alle Formen und Ausdrucksmittel ist auf Seiten Chauvel's. Er versteht es, seinen Reproductionen den letzten Rest des Erarbeiteten und Nachempfundenen zu nehmen und sie ganz wie Originale wirken zu lassen. Auch hat er ein ungemein feinfühliges Verständniß für die Kunstabsichten der von ihm interpretirten Maler, so daß er etwas Eigenes schaffen und doch getreu sein kann — daher eben der Stempel der klassischen Vollendung. Diesem anerkannten Meister gegenüber befindet sich Krostewitz in doppelt schwieriger Lage. Zunächst muß er sich die Geltung erst erwerben, die jener als wohlerworbenes Eigenthum bereits besitzt. Dann aber hat er gegen die größere Distanz der Zeit und der Volksart anzukämpfen. Mit anderen Worten: es ist für einen jungen Deutschen von heute schwieriger, in das Geheimniß der Corot'schen Kunst einzudringen, als für einen in enger Fühlung mit den Fontainebleauern stehenden älteren Franzosen. Dies Alles wohlerwogen, darf man mit seiner Anerkennung für das von Krostewitz Geleistete nicht zurückhalten und nicht kargen. Mit jener echtdeutschen Gabe des vertrautesten Sicheinlebens ausgestattet, hat Krostewitz dem längst verstorbenen „père Corot" die innersten Geheimnisse seines Herzens abgelauscht. Er schaut nicht bloß das von Jenem gemalte Bild an, er schaut gleichsam mit Corot's Augen in das Stück Natur selber. Er gewahrt und fühlt und reproducirt die leisesten Schattenschwankungen, die duftigsten Lichtquellungen und trifft jene unsagbar zarten Halbtöne, mit denen Corot das sich bewegende Laub mit der Luft wie in Eins zerfließen läßt. Durch mechanisches Nachmachen läßt sich dergleichen nicht erreichen. Man muß poetisches Gefühl dafür besitzen, und nebenbei eine tadellos geschulte Hand. Krostewitz hat beides in vollstem Maße bewiesen, und wir wollen daher hoffen, daß der Lohn für seine Arbeit nicht ausbleiben möge.

Noch auf ein weiteres, gleichfalls im Casper'schen Verlage erschie-

neues Kunstblatt sei zum Schlusse noch hingewiesen, obwohl es, streng genommen, nicht hierher gehört. Es ist nämlich kein einem Fremden nachgeschaffenes Werk, sondern eine vor einiger Zeit bereits erschienene Original-Radirung des Engländers William Strang. Das Blatt betitelt sich „Nach der Arbeit" und ist unzweifelhaft ein Kunstwerk ersten Ranges. Ein Bauer und eine Bäuerin sitzen, nachdem soeben die Sonne entschwunden ist, am Rain ihres Feldes, und in der Sommerstille des sinkenden Abends ruhen sie aus von des Tages Mühe und Arbeit. Das ist Alles. So wenig wie bei Millet. Und wahrlich mit Millet'scher Tiefe und Größe erfaßt, durch die vollendete Beherrschung aller künstlerischen Ausdrucksmittel aber beinahe Millet noch überlegen. Wie die braune Dämmerung dahingekrochen ist über die Erde und mit ihren langenden Fingern hineingreift in das sinkende Licht, wie sie bald hier, bald da, bald minder, bald tiefer die Helle verdrängt, und wie sich, mit schüchternen Halblichtern modellirt, die machtvollen, prachtvollen Silhouetten der beiden Bauersleute in das letzte Aufflackern des Tages hineinschieben, das ist mit so vollendeter Stimmungskunst wiedergegeben, daß das Blatt einen geradezu choralartigen Charakter trägt: ein Schwellen und Schweben der Töne gleitet darüber hin, daß es Einem unwillkürlich wie von feierlicher getragener Musik in den Ohren klingt. Denn überall, wo die Höhen erreicht werden, durchdringen die Künste sich gegenseitig.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Das Heirathsnest. Lustspiel in drei Aufzügen von Gustav Davis (Berliner Theater).

So kommt es immer, wenn unreines Wasser fortgegossen wird, ehe man weniger unreines herbeigeschafft hat. Herr Schindler gen. Barnay, über den ein in witzlosen Erfindungen Bewährter letzthin Kindermärchen verbreitete und der u. A. Fulda's biedermännischen „Talisman" beim Kaiser angeschwärzt haben soll, obgleich doch gerade Fulda und der „Talisman" so recht Dichter und Dichtung nach dem Herzen des Herrn Hofrathes sein müssen, Barnay liest jetzt zweifellos mit steigendem Vergnügen die Rapporte aus dem Theater, das einst sein war und dessen sich nun der berühmte Verfasser von „Anton Antony" angenommen hat. So lange Herr Barnay die Zügel der Direction führte, ist ihm oftmals bitter mitgespielt worden; er ertrug Nadelstiche und Keulenschläge wie ein Mann, rächte sich an mißliebigen Kritikern allenfalls durch Entziehung der Dienstplätze und entsprechende Verstärkung der baar begeisterten Claque. Im Uebrigen wußte er, daß ihm sein Publikum unerschütterlich treu blieb, und über die berechtigsten Vorwürfe tröstete er sich mit der Erwägung, daß Andere noch weit unkünstlerischer und adolf-ernsthafter dachten als er. Und siehe — kaum zwei Monate sind seit dem Beginn der neuen Aera in's Land gegangen, und schon sehnt sich alles nach dem alten Kurse zurück. Barnay war ein kalter, ein eiskalter Virtuos, aber sein Name bedeutete doch ein Programm, und den Bettelsuppen, die er kochte, fehlte es wenigstens nicht ganz an Würze. Mit seinem heillosen Starsystem richtete er die just aufsprießende Empfänglichkeit des Berliners für sein abgetönte Schauspielkunst wieder zu Grunde, neben sieben oder acht „Größen" zu je sechs bis zwanzigtausend Mark Gage hielt er sich einen hungernden Schwarm von kleinen Mimen, die nie auf den Rufzettel kamen und ihren Schöpfer priesen, wenn sie 150 Mark Monatsgage im ersten Jahr, 160 im zweiten, 170 im dritten erhielten. Aber niemals hat man unter seinem unkünstlerisch geschäftsmäßigen Regime so fürchterliche Dilettantalusqualen im Berliner Theater ausgestanden wie jetzt; niemals war seine Regie so nachlässig und lüderlich, daß sie sich nicht einmal Mühe gab, die Lücken zu verbergen, wie es nun der Fall ist. Er verstand es, seine Kulis auf die Plantage zu treiben, und Herr Jelenko, der als Schauspieler in die schmierigste Schmiere gehört, verdankt dem Lehrmeister Barnay die mitunter freilich asiatisch brutale Thatkraft, mit der er jetzt am Neuen Theater den Oberregisseur „creirt". Und noch eines zierte den belorbeerten Hofrath: an die Klassiker wandte er, nach dem schönen Beispiele L'Arronge's, eine ganze Stange Gold, und selbst, wenn er ihre Jamben mit albernen Regieeffecten erstickte, sah man doch immer noch die Liebe. Wen aber sein Unstern vor vierzehn Tagen von ungefähr wieder in die Charlottenstraße führte und wer dort schaudernd miterlebte, wie man Grillparzer's reizvolles Märchenspiel „Der Traum ein Leben" skrupellos mißhandelte, der wird sich zugeschworen haben, hinfort Kunstgenuß und seelische Erhebung im Reichshallentheater zu suchen, als in der verödeten Dramenbudike zum fidelen Oscar.

Weil aber ermüdender Schergendienst immer wieder freudlose Premièren treibt, fand ich mich ergebungsvoll zur Feuerprobe des Davis'schen „Heirathsnestes" ein, das am Deutschen Volkstheater zu Wien ziemlich gefallen hat. Herr Davis, prosan David geheißen, genießt als Librettist einigen Ruf, er hat auch den Text zu König Johann Straußens Jubiläumsoper geschrieben und soll sich mit durchschlagendem Erfolg bemüht haben, die guten Einfälle des Componisten nicht durch eigene zu verdunkeln. In seinem Erstlingslustspiel — das zweite, „Die Katakomben", lauert bereits im Hintergrunde — befolgt er denn auch gewissenhaft die Lehren, welche alte Librettisten dem jungen Nachwuchs zu ertheilen pflegen. Er sorgt im Stück für Witze — die die Kritik machen kann. Dergleichen stimmt maßgebende Mitternacht-Leute von vornherein milde; man zerfleischt den nicht, der Einem Gelegenheit gibt, auf seine Kosten geistreich zu sein. Er schwärmt ferner enthusiastisch für Gedankenfreiheit, was den entschieden liberalen Premièregängern ein Hochgenuß ist, und man trägt es ihm nicht weiter nach, daß er unter Gedankenfreiheit nur die Freiheit versteht, Gedanken anderer Autoren zu stehlen. Da er außerdem ehrlich genug ist, nie die Quellen zu nennen und so jüngere Dichter nicht auch zum Räubern zu verleiten, da er schließlich die gestohlensten Scherze für die Actschlüsse aufspart, kann es ihm bei dem Publikum und der vornehmen Kritik von vornherein nicht fehlen.

„Das Heirathsnest" würde es leicht auf hundert Aufführungen bringen, wenn nicht zum Unglück ein Theil der Recensenten, darunter vornehmlich die Jüngeren, jeden Schund Schund, jeden Davis David nennte und so den braven Bürgern das Stück verekelte. Wer überhaupt noch etwas auf kritische Worte gibt, der folgt leider nicht mehr den alten, ringberühmten, manchmal aber auch in Ehren grau gewordenen Theaterreportern, die jedes Werk loben, dessen Meister zufällig ein Sohn der Tante der Mutter ihres Verlegers ist, sondern der horcht auf die unziemlichen Reden der Nörgler. Und darum hat Herr Davis leider umsonst mit heißem Bemühen die Possenliteratur zweier Welten studirt. Darum bringt er umsonst vier oder fünf Liebespaare, die sich beim letzten Fallen des Vorhanges malerisch um einander gruppiren, glücklich zusammen; darum läßt er vom Theaterschneider umsonst die wunderschönsten Uniformen beschaffen, läßt umsonst so schrecklich drollige Sachen passiren. Schade, ja jammerschade. Es ist doch so nett, wenn ein verliebter Oberst in der Erregtheit so lange Zucker in den Thee wirft, bis der Löffel darin steifsteht, wenn sich auf dieser anmuthigen Idee ein ganzer Act aufbaut, und wenn dies reizende Ereigniß sich im Schlußaufzug noch ein Mal umständlich wiederholt. Auch bedenke man nur, welch ein Sprühfeuer gelungener Witze sich dem Zuckerbrei entlocken läßt! Sehr nett ist es ferner, wenn jeder Scherz unterstrichen, wenn man wiederholt so recht derb mit der Nase drauf gestoßen wird, sehr nett und sehr klug, denn sonst merkte man zumeist gar nicht, daß vor fünf oder mehr Minuten ein Scherz gemacht worden ist. Aber besonders nett find' ich's doch, daß ein gutes Drittel des ganzen Stückes aus Monologen besteht und daß man dadurch lange Zeit immer nur einen, nicht gleich mehrere schlechte Schauspieler zu sehen bekommt!

Die Schablonen, welche Herr Davis zum Durchpinseln benutzt, sind, das muß ihm der Neid lassen, ausnahmslos hübsch antik, und deshalb nur wenigen bejahrten Forschern bekannt. Ein naiver Mensch, sofern er noch nicht das respectable Alter unserer jugendlichen Liebhaberinnen erreicht hat, merkt kaum, wieviel fremde Gedanken sich unser Wiener Poet macht. Aergerlicher Weise hat aber gerade das Berliner Theater vor wenigen Wochen Lindau's „Erfolg" zu galvanisiren versucht, dem Herr Davis, als er sein Stück abschrieb, nichts ahnend die Intrigantenscene Zug um Zug, in köstlicher Genauigkeit entlehnte. Hier wie dort vermißt sich ein abenteuerlustiger junger Mann in höchst unpassenden Worten seinem Cumpan gegenüber, die Hand einer jungen Dame zu erobern; hier wie dort hört ihn zufällig ein Dritter, der hier wie dort die fragliche junge Dame liebt; hier wie dort verpetzt der Horcher den Renommisten, um so den unbequemen Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben; hier wie dort wirkt das Gift, finden sich die beiden sehnsüchtigen Herzen nicht gleich, weil hier wie dort die junge Dame dem jungen Mann höchst giftig die Wahrheit sagt. U. s. w., u. s. w.; für wörtliche Richtigkeit der Abschrift bürgt Herr Davis. Ich bin kein Gedankenleser, aber die unseres Autors getraue ich mir unter allen Umständen zu errathen, weil ich sie sämmtlich schon 'mal wo anders gelesen habe.

Was die Darstellung anbelangt — — —

Aber man braucht ja nicht immer gleich zu schimpfen!

Notizen.

Paolo Mantegazza ist ein geistvoller Popularisator seiner ärztlichen, physiologischen und soziologischen Wissenschaft, manchmal etwas schwatzhaft, aber nie langweilig, und so ist es natürlich, daß auch seine überflüssigsten Bücher übersetzt worden sind. Zu diesen gehören keineswegs die beiden Bändchen: „Die Kunst, zu heirathen" und „Die Kunst, einen Gatten zu wählen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), und die zahlreichen Auflagen bezeugen es, daß sie einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommen. Ist das erstere zunächst für Männer geschrieben, so wendet sich das letztere zumal an junge Mädchen, und beide geben gleich treffliche Winke und bewährte Rathschläge für den Ehestand. Man heirathe nicht zu früh und nicht zu spät, wenn man glücklich werden will, also rechtzeitig und wen und warum, — und hübsche Einfälle und gute Lehren stützen jedes Axiom, während allerlei Selbsterlebnisse herangezogen werden zum gleichsam empirischen Anschauungsunterricht. Besonders empfehlenswerth sind die Rathschläge eines Vaters bei der Gattenwahl nach Temperament und Beruf. Mag auch manches Selbstverständliche und Triviale, viel allzu sehr Verallgemeinertes mit unterlaufen, so ist es doch ein Verdienst, daß der interessante und wichtige Stoff einmal unter einheitlichen ethischen und sozialen Gesichtspunkten behandelt wird.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Georg Reimer** in **Berlin.**

Soeben erschienen:

König Karls XII. eigenhändige Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Carlson.** Autorisirte deutsche Uebersetzung von F. Mewius. 8°. Preis ℳ 9.—.

Vierzig Millionen ersparte Steuern oder die Reform der Organisation der preussischen Staatseisenbahnverwaltung. Kritik und Vorschläge eines Praktikers von **Reinh. Menz.** Preis ℳ —.90.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Pfizer, G., Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Preis 75 Pfg.

Somogyi, Ed., Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Preis 3 Mk.

Tkalac, E. J. von, Jugenderinnerungen aus Kroatien. Preis 4 Mk. 50 Pfg.

— **Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.** —

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

E. T. A. Hoffmann.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Georg Ellinger.

ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—.

Th. Knaurs Klassiker-Oktav-Ausgaben.

Bei großer Schrift die billigsten.

Verzeichniß gratis.

Leipzig.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.

Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Reine Südweine,

Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität, **6 Flaschen** (3/4 Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.

Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Im **Verlag der Gegenwart** in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Zwei Theile in einem Bande.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.** Man bediene sich gefl. beiliegender Bestellkarte.

Nachrichten aus dem Buchhandel

und den verwandten Geschäftszweigen.

Für Buchhändler und Bücherfreunde.

Dieses Blatt wird seit 1. October d. J. vom **Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig** herausgegeben und ist allen zu empfehlen, die über die Erscheinungen des deutschen Büchermarktes und die buchhändlerischen Verhältnisse ausführliche und zuverlässige Auskunft erhalten wollen.

Es erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und ist durch die Post und den Buchhandel zum Preise von 6 ℳ jährlich ohne Zustellungsgebühr zu beziehen. Für das laufende Vierteljahr (Ocober bis December 1894) wird 1 ℳ 50 ₰ berechnet.

Anzeigen werden zum Preise von 30 Pfennigen für die dreigespaltene Petitzeile oder deren Raum aufgenommen.

Probenummern stehen kostenlos und portofrei zu Diensten.

Leipzig, October 1894.

Deutsches Buchhändlerhaus.

Geschäftsstelle des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig.

G. Thomälen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Hierzu eine Beilage vom Verlag der Gegenwart: Bestellkarte für „Bismarcks Nachfolger".

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig

№ 44. Berlin, den 3. November 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Recht auf Arbeit. Ein Vorschlag zur Discussion. Von Ingenieur A. Rautenberg. — Gegen Schwurgericht und Staatsanwalt. Von G. Pfizer (Ulm). — Die Wahrheit über Gustav Adolf. Von Georg Winter. — Heinrich von Treitschke über den Vormärz. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Vor der Hochzeit. Von Matilda Serao. — **Aus der Hauptstadt:** Die seidene Schnur. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Das Recht auf Arbeit.

Ein Vorschlag zur Discussion.

Von Ingenieur A. Rautenberg.

Dies geflügelte Wort des Fürsten Bismarck gilt vielfach und vielleicht nicht mit Unrecht, als werbendstes Argument der Sozialdemokratie und Anarchismus. Wenn nun auch meist nicht ohne Grund diese Forderung des Volkes als unerfüllbar bei Seite geschoben wird, da stillschweigend der Zusatz „hinreichend, oder gut bezahlt" hinzugefügt wird, so stellt sich die Sache doch ganz anders und gar nicht so aussichtslos dar, sobald der Zusatz lautet: „bei Naturalverpflegung und ohne Lohnzahlung."

Es würde damit ein Zufluchtshafen für die hungernde, darbende, verzweifelte und hiermit zu Verbrechen ꝛc. getriebene arbeitslose Bevölkerung geschaffen und auf der anderen Seite eine außerordentlich billige Arbeitskraft verwerthet, die bisher ganz ungenützt geblieben ist. Die Kosten können kaum unerschwinglich sein, da ja auch gegenwärtig die Arbeitslosen auf die eine oder andere Weise von ihren Mitmenschen unterhalten und durchgefüttert werden müssen, durch die geforderte Gegenleistung müssen vielmehr die Kosten für die „Gesammtheit" erheblich geringer werden. Das Recht auf Arbeit ließe sich sehr wohl erzielen, wenn an zahlreichen Orten in der Nähe größerer Städte wohlfeile Ländereien vom Staat oder den Communen überlassen und hier von Arbeitslosen, ohne Lohnzahlung Kasernen zur Unterbringung nothleidender einzelner Personen und Einzelhäuschen für Familien, sowie Wirthschafts- und Arbeitsräume gebaut und die sich meldenden Nothleidenden gegen Naturalverpflegung mit landwirthschaftlicher oder industrieller Arbeit beschäftigt werden; vorausgesetzt, daß Staat und Commune ihren ganzen Bedarf an industriellen Erzeugnissen, sowie ihre ganzen öffentlichen Arbeiten diesen Siedelungen zu einem, die bisherigen Aufwendungen nicht ganz erreichenden Preise überlassen und das Unternehmen nach jeder Richtung, soweit wie möglich, thatkräftig unterstützen.

Um andere Arbeit zu übernehmen kann der Austritt jederzeit gestattet werden, wie auch der Wiedereintritt jederzeit geschehen kann, soweit die Abmeldung ordnungsmäßig erfolgt war und die beim ersten Eintritt unterschriebenen Vorschriften eingehalten sind.

Die Naturalverpflegung umfaßt zunächst die regelmäßigen Mahlzeiten, Wohnung, Heizung und Beleuchtung, wird aber je nach Verhältnissen und längerer Dauer auch auf Kleidung und Schuhwerk, sowie alles zum Leben unbedingt Erforderliche ausgedehnt. Alle Arbeitsfähigen müssen auch arbeiten, schulpflichtige Kinder und kranke Familienmitglieder werden je nach Umständen gegen sehr geringe Entschädigung mit beköstigt, wenn entweder bezahlt werden kann, oder das Familienoberhaupt für sie bürgt, sowie bei Kapitulation. Durch zahlreiche Abstufungen in der Beköstigung, Ausstattung mit Kleidung und Wäsche, sowie durch Zuweisung verschiedener Arbeiten, ist ein möglichst dauernder Druck zur Aufrechterhaltung der Hausordnung, zum Wohlverhalten und Gehorsam auszuüben und hat jeder neu Eintretende sich auch etwaigen Strafbestimmungen ausdrücklich zu unterwerfen. Die Beamten, Aufseher und Stammarbeiter können neben vollständiger Beköstigung auch Lohn erhalten und nach einer bestimmten Reihe von Jahren das von ihnen bewohnte Häuschen lastenfrei als Eigenthum übernehmen, doch mit Vorbehalt der Genehmigungspflicht bei Verkauf, Verpfändung ꝛc.

Alle eintretende Arbeiter können nach freier Erwägung der Verwaltung nach anderen Orten verschickt werden; es behält ein Jeder den einmal erworbenen Verpflegungsgrad ꝛc. auch in einer anderen Siedelung, als derjenigen, in welcher der Grad erworben war; gleichgültig wie viel Zeit inzwischen verflossen ist und ob der Aufenthaltswechsel freiwillig oder durch Anordnung der Verwaltung veranlaßt ist. Durch Vorlesen geeigneter Unterhaltungsschriften, Vorträge und Discussionen, durch Veranstaltung zweckmäßiger Belustigungen, Spiele, gemeinsame Spaziergänge ꝛc., namentlich an Sonn- und Festtagen, ist auf patriotische, sittliche, religiöse und soziale Erziehung hinzuwirken, jedoch jede Verwöhnung zu vermeiden, damit ein hinreichender Ansporn verbleibt, freie Arbeitsgelegenheit zu suchen. Sozialdemokratische Agitation ist strengstens zu verbieten und zu unterdrücken. Eine Centralleitung erhält die Oberaufsicht über alle Siedelungen, bewirkt den Arbeitsnachweis und Austausch der Arbeitskräfte unter wesentlicher Berücksichtigung nationaler und sozialer Gesichtspunkte, vermittelt die Verwerthung der Erzeugnisse und den Einkauf der Bedürfnisse im Großen und aus erster Hand und entscheidet auf Antrag nach objectiver Untersuchung der Verhältnisse, ob bei einem Streik fremde Arbeiter durch ihre Vermittelung gestellt werden dürfen?

Die zu erwartenden Vortheile — auf welche unten zurückgekommen werden wird — scheinen so groß, daß etwa kleinere Bedenken nicht in Betracht kommen können, sondern lediglich die Fragen zu untersuchen blieben, ob sich hinreichend lohnende Arbeit beschaffen läßt und ob die Kosten nicht zu groß werden dürften?

Beide Fragen gehören zusammen, da die Betriebskosten bei der in Aussicht genommenen Minimallohnhöhe nicht zu groß werden können, wenn hinreichend lohnende Arbeit vorhanden

ist und wiederum hinreichend Arbeit — d. h. wünschenswerthe Arbeiten — zweifellos gefunden werden können, wenn angenommen wird, daß die Kosten nicht allein ausschlaggebend sind.

Ein ziemlich analoges Beispiel für die Beurtheilung der Frage, ob bei der beabsichtigten Art der Ausnutzung von Arbeitskräften ein Gewinn zu erwarten sei, bietet die gegenwärtig gebräuchliche Sträflingsarbeit, welche trotz mancherlei Nachtheilen gegenüber dem geplanten Geschäftsbetriebe, doch noch den Unternehmern einen oft recht bedeutenden Gewinn und auch den Sträflingen Ersparnisse einbringt. Diese durch billigere Unterhaltung, geringere und billigere Beaufsichtigung und Leitung, sowie durch — anzunehmende — größere Willigkeit und Leistungsfägkeit ꝛc. noch vermehrte Einnahmequelle würde ungeschmälert dem Unternehmen zu Gute kommen. Da es nicht der Zweck sein kann, Reichthümer anzusammeln, würde entsprechend die Grenze, bei welcher eine Arbeit anfängt „lohnend" zu werden, hinabgerückt werden können; zumal wenn ein bei der einen Arbeit erzielter reichlicher Gewinn einer anderen weniger gewinnbringenden aber im öffentlichen Interesse wünschenswerthen Arbeit zu Gute kommt.

Rechnet man die hierdurch disponibel werdende Arbeit, Meliorationen, Bauarbeiten, Festungsbauten ꝛc. hinzu zu denjenigen, welche für den eigenen Bedarf des Unternehmens an allem, was zum Lebensunterhalt der jeweiligen Siedelungsbewohner erforderlich ist, und zwar von der Bearbeitung der ersten Rohstoffe an gerechnet, und den ganzen Bedarf des Staates an Industrieerzeugnissen, event. landwirthschaftlichen Erzeugnissen und soweit erforderlich und möglich an Bauausführungen ꝛc., so ergibt sich eine solche Arbeitsmenge, daß die Frage nach dem Vorhandensein hinreichend lohnender Arbeit mit voller Sicherheit bejaht werden kann. Es kommt hinzu, daß, gestützt auf den vom Staat zu gewährenden Credit, in Zeiten von ausgedehnteren Nothständen unbedenklich mancherlei Staatsbedürfnisse auf Lager gearbeitet werden können, wie es einem Privatunternehmer oder auch Fabrikantenklasse wegen unzureichenden Kapitalien und nicht hinreichend sicheren Absatzes unmöglich ist.

Das schwerste Bedenken bei einem derartigen Unternehmen würde natürlich der Kostenpunkt veranlassen. Es ist schon Eingangs darauf hingewiesen, daß die Allgemeinheit die Nothleidenden so wie so durchzufüttern gezwungen ist, doch würde es sich noch fragen, ob das hier geplante Unternehmen einen bedeutenden oder gar unerschwinglichen Zuschuß aus öffentlichen Kassen bedarf, um bestehen zu können? Auch in dieser Hinsicht ist oben schon darauf aufmerksam gemacht, daß laut Analogie der Strafgefangenenarbeit sogar ansehnliche Gewinne erzielt werden können, welche sich dadurch noch erheblich steigern werden, daß vermöge der Vielseitigkeit und des Umfangs des Unternehmens fast alle Bedürfnisse aus den Urstoffen hergestellt werden, indem eine jede Siedelung die an ihrem Orte gebotenen Urstoffe auf billigste Art erwirbt, verarbeitet und zur Verwendung oder weiteren Veredelung an eine andere Siedelung abgibt, sodaß der ganze Nutzen des Veredelungsverkehrs und Zwischenhandels an dem benöthigten eigenen Bedarf dem Unternehmen zu Gute kommen würde.

Denken wir uns z. B. eine Gegend mit sehr gutem Flachslande, so wird auf dem zu diesem Zweck überwiesenen, gekauften oder gepachteten Lande natürlich vorzugsweise Flachs anzubauen sein, der geerntete Flachs geht in die nächstgelegene Siedelungs-Spinnerei, wo er zubereitet, versponnen und in die nächste Siedelungs-Weberei überführt wird, um dort zu Leinen verarbeitet und in eine Siedelungs-Wäschefabrik gebracht zu werden, von wo er alsdann als Wäsche für die Siedler, Soldaten oder Gefangenen ꝛc. abgeliefert wird, es würde also das fertige Fabrikat nur mit den Herstellungskosten des Flachses und den — sehr billigen — Selbstkosten der Spinnerei, Weberei und Wäschefabrik zu berechnen sein; es würden gespart: der Verdienst des Bauern, der zwei bis drei Zwischenhändler, der Spinnerei, Weberei und Wäschefabrik. Aehnlich wie mit diesem würde sich selbstverständlich der Nutzen mit allen in so großen Mengen erforderlichen Artikeln stellen.

Wenn aus dem bislang Gesagten ziemlich zweifellos hervorzugehen scheint, daß dies Unternehmen, wenn es erst in vollem Umfang besteht, keines Zuschusses, sondern nur Abnahme seiner Waaren zu annähernden Marktpreisen bedarf, so ist doch andererseits zuzugeben, daß die Einrichtung sehr bedeutende Summen erforderlich machen wird und fernere erhebliche Geldmittel Anfangs nothwendig sein werden, um ungünstige Zeiten überwinden zu können, bis demnächst ein hinreichender Reservefond angesammelt ist und mit Rückzahlung der für den Anfang vorgeschossenen Kapitalien vorgegangen werden kann.

Die nachstehend noch einmal zusammengestellten Vortheile würden es vielleicht als gerechtfertigt erscheinen lassen, diese Summen einfach vom Staat als demjenigen zu verlangen, welcher den größten Nutzen davon zu erwarten hat; indeß dürfte es schwer halten, nach den mancherlei großen Aufwendungen, welche der Staat in unserer Zeit zu Gunsten des vierten Standes gemacht hat, in den gesetzgebenden Körperschaften die erforderliche Majorität für diese Kosten zu finden. Es dürfte daher vorgezogen werden müssen, die Communen zu einer einmaligen, den bisherigen Aufwendungen für solche Zwecke entsprechenden rückzahlbaren Beihülfe zu veranlassen und im Uebrigen die für Arbeiterwohlfahrt (Altersversicherung ꝛc.) angesammelten Kapitalien unter Staatsgarantie zu verwenden und alle Staats- und Communalbehörden zur Entnahme ihres Bedarfs von diesem Unternehmen zu verpflichten, so weit keine besonderen Bedenken dagegen vorliegen.

Es könnte ferner der Einwand gemacht werden, daß dies ein weiterer Schritt zur Erfüllung der sozialdemokratischen Forderungen sei, welche ja verlangen, daß sehr ausgedehnte Staatsbetriebe eingerichtet werden sollen unter Beseitigung des Geldes bezw. der Lohnzahlung, und es könnte ein ängstliches Gemüth damit die Gefahr der sozialdemokratischen Gesellschaftsordnung für gewachsen halten, indeß ist dies Bedenken deshalb nicht zutreffend, weil ja das Geld nicht abgeschafft, sondern nur den Siedlern entzogen wird, welche damit gegen ihre in freier Arbeit beschäftigten Genossen in eine nachtheilige Stellung kommen, welche schon aus diesem Grunde den Charakter des Provisoriums stets behalten wird; außerdem aber läßt sich bei verständiger und zielbewußter Leitung ganz zweifellos ein sehr nachhaltiger und mächtiger Einfluß auf diejenigen gewinnen, welche hier Schutz vor Hunger und Kälte suchen und finden, und durch deren Vermittelung auch auf weitere Arbeiterschichten, so daß ganz zweifellos aus den Reihen der Gegner ein Arbeiterheer gebildet wird, welches die Sozialdemokratie mit deren eigenen Waffen bekämpft. Nachdem nun alle bisher versuchten Mittel die sozialistischen Ideen nicht eindämmen konnten, weil die Arbeiter nur auf Ihresgleichen hören und die logischsten Beweise von anderer Seite mit überlegenem Lächeln verachten, scheint es nicht aussichtslos, ihre materiellen Nothstände zu benutzen, um antisozialistische Agenten aus dem sozialistischen Lager zu gewinnen.

Wenn die technische Leitung jeder Siedelung von der Disciplinar- und Verpflegungsleitung zweckmäßig getrennt wird, und neben den ersteren, auskömmlich bezahlten Stellen, selbständig die letzteren mit zuverlässigen pensionirten Offizieren und höheren Beamten besetzt werden, welche außer freier Wohnung ꝛc. je nach Verhältnissen nur geringe Bezüge erhalten, aber für die soziale, sittliche und moralische Erziehung und Beeinflussung verantwortlich sind, so läßt sich bei dem großen Reichthum Deutschlands an hierzu geeigneten Persönlichkeiten mit Sicherheit ein guter Erfolg erwarten.

An Vortheilen, welche sich erreichen lassen, möge hervorgehoben werden:

1) Die mehrerwähnte Erziehung und Beeinflussung breiter Volksschichten in sozialer, religiöser, sittlicher und allgemein menschlicher Beziehung, also eine Hebung des Volkscharakters und Abschwächung der sozialen Gegensätze.

2) Ersparniß bei sog. Nothstandsarbeiten.

3) Viele wünschenswerthe Arbeiten, für welche bislang keine Mittel vorhanden waren, werden möglich..

4) Die großen Schäden und Gefahren, welche muthwillige Streiks hervorrufen könnten, scheinen bedeutend abgeschwächt, wenn stets nach objectiver Prüfung eine disciplinirte Arbeitercolonne sofort an die Stelle der streikenden einzutreten bereit ist. Namentlich aber ist die Gefahr beseitigt, daß in Kriegsfällen die Sozialdemokratie für den Feind Partei nehmen und durch Kohlenarbeiterstreiks ꝛc. die nationale Wehrkraft lähmen könnte.

5) Durch Aufnahme entlassener Strafgefangener, Vagabunden und Dirnen ist eine allmähliche Rückbildung dieser „Geschwüre am Staatskörper" möglich, welche zwar nicht für das gegenwärtige Geschlecht, aber doch für spätere Generationen eine sehr erfreuliche Gesundung erhoffen läßt.

6) Durch zweckmäßige Verschiebungen kann eine bessere Vermischung der deutschen mit der polnischen, dänischen, französischen ꝛc. Bevölkerung erzielt werden, wie sich auch durch die Art der Beschäftigung auf eine Einschränkung des Uebelstandes hinarbeiten läßt, daß die leistungsfähigen Arbeiter sich immer mehr nach den Städten drängen und Arbeitermangel auf dem Lande herbeiführen.

7) Durch Anstellung tüchtigster Kräfte als technische Directoren kann diesen bei völliger Entlastung von allen Vertriebsarbeiten und Rücksichten, Arbeiterfürsorge-Rücksichten und Rohmaterialbeschaffungssorgen Gelegenheit zu einer desto höheren technischen Leistung geboten und damit ein Antrieb zur Hebung der deutschen Industrie geschaffen werden.

8) Das deutsche Vaterland bietet danach dem Arbeitlustigen mehr Vortheile als ein anderes Land, es wird deshalb wohl die Auswanderung abnehmen, vielleicht sogar eine Einwanderung stattfinden und entsprechend an Wehrfähigkeit nehmen.

9) Entlastung der communalen und privaten Wohlthätigkeit und Hebung des allgemeinen Wohlstandes.

Nach Erwägung alles vorher Gesagten scheint es statthaft zu behaupten: Das Recht auf Arbeit ist durchführbar und würde berufen sein zum Ruhm und zur Wohlfahrt des Vaterlandes und zum Heil des Menschengeschlechts nicht unbedeutend beizutragen und ist der von vielen Seiten befürworteten Versicherung gegen Arbeitslosigkeit vorzuziehen.

Gegen Schwurgericht und Staatsanwalt.

Von G. Pfizer (Ulm).

Im vergangenen Sommer hat die Veröffentlichung meiner Schrift „Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege"*), und neuerdings meine wegen dieser Veröffentlichung erfolgte Verurtheilung zur Dienstentlassung durch den württembergischen Disciplinarhof weit über die Grenzen Württembergs hinaus großes Aufsehen erregt. Die Urtheile der Tagespresse über meine Cassation lauteten zum größten Theil für mich ungünstig: auch so weit sie an dem Urtheil allerhand auszusetzen hatten, kamen sie der Mehrzahl nach doch zu dem Schluß, daß der Spruch des Disciplinarhofs gerecht sei. Ich führe das hauptsächlich auf die Thätigkeit des angesehensten württembergischen Blattes, des „Schwäbischen Merkur", zurück; dieser, in dessen Augen den Machthabern gegenüber von jeher „Vorsicht die bessere Hälfte der Tapferkeit" gewesen ist, hat von Anfang an durch Berichte, die, wenn nicht böswillig, so doch höchst unverständig waren, nach Kräften meiner Sache geschadet, und nachdem kürzlich in eben diesem Blatt mein eigener Bruder (Mitglied des Stuttgarter Oberlandesgerichts) der Welt verkündigt hat, daß das gegen mich gefällte Urtheil zwar in der Begründung mehrfach anfechtbar, sonst aber „immerhin" gerecht sei, ist natürlich das Urtheil aller der Blätter, die ihre Nachrichten aus Schwaben dieser Quelle entnehmen, und damit auch das Urtheil des deutschen Philisters fertig: es ist mir mit der schimpflichen Entlassung Recht geschehen. Deutsche Männer und deutsche Frauen, die die Sache mit selbständigem Blick verfolgt haben, urtheilen allerdings anders; aber es liegt in meinem und, wie ich glaube, im allgemeinen Interesse, im Interesse der deutschen Rechtspflege, daß die öffentliche Meinung über meinen Fall vollständig aufgeklärt wird, und darum habe ich dankbar das Anerbieten der „Gegenwart" angenommen, mir zur Vertretung meines guten Rechts ihre Spalten zu öffnen. Ich werde in möglichster Kürze zuerst die sachliche und hernach die persönliche Seite des Falles behandeln; vielleicht wird dadurch mancher Leser veranlaßt, von den eingehenderen Darstellungen im „Willibald Ilg" und in meiner neuen Schrift: „Der Achtung unwürdig!"*) Kenntniß zu nehmen.

Die Thatsachen sind folgende. Im Jahre 1882 wurde vom Schwurgericht in Ulm ein armer, vollkommen unbescholtener Tagelöhner, verheirathet und Vater von vier Kindern, wegen Brandstiftung zu dreiundeinhalbjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Die gegen ihn vorliegenden Beweise waren von der Art, daß alle drei den Gerichtshof bildenden Richter erklärt haben: sie würden den Angeklagten nicht verurtheilt haben; ich für meine Person war von seiner Unschuld so gut wie überzeugt. Der Spruch der Geschworenen wird durch zwei Thatsachen verständlich: der Vorsitzende, ein geistig ungewöhnlich beschränkter Mensch, hatte die Verhöre mit dem Angeklagten und den Zeugen in einer Art vorgenommen, daß Jedermann glauben mußte, er sei von der Schuld des Angeklagten vollkommen überzeugt; er hat diese Art des Verhörs mit der Behauptung zu rechtfertigen versucht: er habe als Vorsitzender die Aufgabe, die Verhöre so viel wie möglich in Uebereinstimmung mit der Anklage zu bringen, mit anderen Worten: dem Staatsanwalt zu Gefallen den Angeklagten nach Möglichkeit „hineinzureiten". Der Staatsanwalt aber schloß seine Begründung der Anklage mit den Worten: „Allerdings sind das sehr dürftige Beweggründe zur Begehung eines so schweren Verbrechens. Aber, meine Herren Geschworenen, in unserer Zeit werden oft aus geringstem Anlaß schwere Verbrechen begangen; eines der schwersten der gefährlichsten Verbrechen ist die Brandstiftung." (Der Angeklagte sollte seinem Dienstherrn, einem Bauern, die Scheuer angezündet haben; die Geschworenen waren in der Mehrzahl Bauern). „Da ist es nöthig, mit aller Strenge einzuschreiten, geben Sie darum keiner unzeitigen Milde Raum, bedenken Sie, was Sie der öffentlichen Sicherheit schuldig sind, und sprechen Sie über den Angeklagten ein Schuldig aus!"

Ich habe mich (als beisitzender Richter des Schwurgerichts) vergeblich bemüht, eine Cassation des Wahrspruchs der Geschworenen nach § 317 Str.Pr.O. herbeizuführen: die beiden anderen Richter weigerten sich, meinem Antrag beizutreten — aus Respect vor dem Wahrspruch, wie sie sagten; ich glaube: aus Angst vor dem Staatsanwalt. Darauf that ich das Einzige, was noch möglich war, um wenigstens die Folgen der ungerechten Verurtheilung abzuwenden: ich brachte den Fall zum Zweck der Begnadigung zur Kenntniß des Ministers in einer Denkschrift, worin ich in schonendster Form auf die vom Vorsitzenden und vom Staatsanwalt begangenen Fehler hinwies; bezüglich des Vorsitzenden beschränkte ich mich auf die Anführung der oben erwähnten Thatsachen, bezüglich des Staatsanwalts war gesagt: es falle ihm eine im Uebereifer verübte fahrlässige Pflichtverletzung zur Last, sofern er die Geschworenen aufgefordert habe, es mit dem Beweis leicht zu nehmen, ein schwerwiegendes Entlastungsmoment (dem Mangel an einem zureichenden Motiv zur That) nicht zu berücksichtigen, „weil es sich um ein schweres Verbrechen handle." — Meine Denkschrift wurde den beiden Beamten zur Aeußerung mitgetheilt; sachlich wußten sie gegen deren Inhalt nichts vorzubringen, der Staatsanwalt namentlich kein Wort gegen meine Deutung seiner Aufforderung an die Geschworenen; an der

*) Leipzig, Otto Wigand.

*) Stuttgart, Robert Lutz.

Stelle einer Rechtfertigung ihrer Handlungen aber erhoben sie Beschwerde gegen mich mit der völlig grundlosen Behauptung, daß ich ihnen „Gewissenlosigkeit" vorgeworfen habe. — Der Minister überwies diese Beschwerden dem Oberlandesgericht mit dem „Anheimgeben", gegen mich das Geeignete zu verfügen, und das Oberlandesgericht verhängte gegen mich eine Disciplinarstrafe, weil ich mich durch mein Vorgehen in der Sache, durch die „Angriffe" auf die beiden Beamten, „der Achtung, die mein Beruf erfordert, nicht würdig gezeigt habe."

Im „Willibald Ilg" habe ich nun — wie ich in der „Einleitung" erklärt habe: „um schwere Schäden unserer Justizeinrichtungen vor aller Welt offenbar zu machen", daneben auch, um mir „persönliche Genugthuung für erlittenes Unrecht" zu verschaffen, — das gegen Ilg und das gegen mich ergangene Urtheil bekannt gegeben und besprochen. Das Urtheil gegen Ilg habe ich auf die verwerfliche Einrichtung des französischen Schwurgerichtes, das Urtheil gegen mich auf die verwerfliche Einrichtung der französischen Staatsanwaltschaft zurückgeführt. Das letztere Urtheil bezeichnete ich als eine von den Richtern des Oberlandesgerichtes auf Veranlassung des Justizministers verübte wissentliche Beugung des Rechtes, entsprungen aus dem Bestreben des Ministeriums, die Justiz der Verwaltung, der Staatsanwaltschaft, zu unterwerfen. — Es war damit gegen die Richter des obersten württembergischen Gerichtshofes der schwerste Vorwurf erhoben, den man einem Richter machen kann, und auch der Minister war beleidigt, wenn mein Vorwurf unbegründet war; aber eine grobe Unwahrheit war die von meinen Gegnern aufgestellte und nach Kräften verbreitete Behauptung, daß ich mich schwerer „formeller Beleidigungen" und „maßloser Angriffe" schuldig gemacht habe. Wer den „Willibald Ilg" liest, wird anerkennen müssen, daß ich in der Form sehr maßvoll gewesen bin; die Schwere des Verbrechens, dessen ich meine Gegner anklagte, war doch nicht meine Schuld. — Hatten die Angegriffenen ein gutes Gewissen, so mußten sie gegen mich den Schutz des Strafrichters anrufen. Das ist aber trotz meinem dringenden Verlangen nicht geschehen, der Justizminister hat vielmehr dem Disciplinarhof den Auftrag ertheilt, gegen mich das Disciplinarverfahren behufs Entfernung vom Amt durchzuführen; die Mitglieder des Disciplinarhofes, durchweg Mitglieder des Oberlandesgerichtes, die Untergebenen, Kollegen und Freunde der angeblich beleidigten Beamten, haben sich meinem Ablehnungsgesuch gegenüber für unbefangen erklärt „in Erwägung, daß sie nicht befangen seien", und haben mich mit einer Begründung, die derjenigen des früher gegen mich ergangenen Urtheiles ebenbürtig zur Seite steht, dem Verlangen des Ministers gemäß abermals als „der Achtung unwürdig" verurtheilt. Die Begründung ist in der Schrift „Der Achtung unwürdig" wörtlich wiedergegeben.

Soviel über die sachliche Seite meines Falles; nun zur persönlichen! — Was man mir vor Allem zur Last legt, das ist die Versündigung gegen den Corpsgeist des Beamtenthum. Die deutsche und namentlich die württembergische Bureaukratie oder, wie ich auf gut Deutsch sage: das Schreiberthum ist beherrscht von dem Gedanken, daß alle seine Angehörigen jederzeit fest zusammenstehen müssen, um die von einzelnen Mitgliedern begangenen kleinen und großen Fehler nach Möglichkeit zu vertuschen: ein hoher Beamter, mag er auch ein Verbrechen begangen haben, bleibt in den Augen des Schreiberthums — und leider auch in den Augen eines großen Theiles des Publikums — ein respectabler Mann, so lange er wegen des Verbrechens nicht bestraft ist. Diese Anschauung darf man nun aber freilich nicht öffentlich kundgeben, und darum hielt man sich in meinem Fall an etwas Anderes, um die öffentliche Meinung gegen mich einzunehmen. „Warum hat der Verfasser den ‚Willibald Ilg' erst jetzt und nicht schon vor zehn Jahren, sofort nach seiner Disciplinarbestrafung, veröffentlicht?" Das war die Frage, die zuerst von einem mit hohen Justizbeamten befreundeten demokratischen Stuttgarter Rechtsanwalt in der Frankfurter Zeitung aufgeworfen wurde, von demselben Rechtsanwalt, der mich, vermuthlich jenen Freunden zulieb, einige Monate zuvor in einem anonymen Artikel eines Stuttgarter Blattes aus Anlaß der Ulmer Landtagswahl beschimpft hatte, — und diese Frage wurde vom Pöbel und vom Staatsanwalt in meinem jüngsten Prozeß gierig aufgegriffen. — Ich hätte mich darauf beschränken können zu antworten: „Das geht Niemand etwas an!" und Staatsanwalt und Disciplinarhof hätten sich damit begnügen müssen festzustellen, ob der von mir erhobene Vorwurf begründet war oder nicht; war er unbegründet, so mußte ich verurtheilt —, war er begründet, so mußte ich freigesprochen werden, das eine und das andere ohne Rücksicht darauf, warum ich den Vorwurf und warum ich ihn erst jetzt erhoben habe. — Ich hätte auch antworten können (und ich habe das auch nebenher in meiner Vertheidigungsrede gesagt): „Ich habe mit der Veröffentlichung zugewartet, bis das gegen mich verübte Verbrechen der Beugung des Rechtes verjährt war, damit eine möglichst objective Beurtheilung der Frage ermöglicht werde, ob der von mir erhobene Vorwurf begründet sei; Rache begehre ich nicht, aber Genugthuung für die mir vor zehn Jahren angethane Beschimpfung bin ich auch heute noch zu verlangen berechtigt." Und was hätten der Staatsanwalt und die Richter darauf erwidern können? Der angeführte Grund war für mich mitbestimmend, aber er allein hat mich nicht bestimmt und das habe ich offen und ehrlich erklärt. Ich mußte aus Gründen der Pietät vor zehn Jahren die mir zugefügte Beleidigung stillschweigend hinnehmen; ich hätte vielleicht auch später geschwiegen, hätte die Beleidigung zu vergessen gesucht, wenn nicht der in meinen Gegnern durch ihre ungerechte That gegen mich entzündete Haß das Feuer des gerechten Zornes in mir immer wieder angefacht hätte. Vom Oberlandesgericht und vom Minister wurde ich seit Jahren bei den dem König für die Besetzung höherer Richterämter zu machenden Vorschlägen beharrlich übergangen und es wurden mir zum Theil minderwerthige Richter vorgezogen; und daran nicht genug: als ich in der oben erwähnten Weise von einem Stuttgarter Blatt beschimpft wurde und ein anderes Blatt den Ursprung des beschimpfenden Artikels auf den Justizminister zurückführte, da verweigerte mir dieser höhnisch eine öffentliche Erklärung, daß er dem Artikel fernstehe. Offen habe ich nun vor dem Disciplinarhof erklärt: neben dem in erster Linie maßgebenden Zweck, auf die Schädlichkeit der Institute des Schwurgerichtes und der Staatsanwaltschaft in ihrer jetzigen Gestalt hinzuweisen, habe mich der Wunsch, für die vor zehn Jahren mir zugefügte Beleidigung Genugthuung zu erhalten und endlich der Wille, die öffentliche Meinung über den Grund meiner fortgesetzten kränkenden Uebergehung und über die Thatsache des vom Minister gegen mich gehegten Hasses aufzuklären, zur Veröffentlichung des „Willibald Ilg" bestimmt. Der Disciplinarhof spricht aber gehorsam dem Staatsanwalt nach: „Was den Angeschuldigten zu seiner Veröffentlichung bestimmt hat, das ist lediglich der Verdruß darüber, daß er nicht befördert worden ist." — Ich erhebe gegen die Richter und den Minister abermals den Vorwurf, daß die Richter dem Minister zulieb gegen mich das Recht gebeugt haben, und schließe hier mit meinem „Willibald Ilg":

Justitia regnorum fundamentum. Soll diese Grundlage nicht zerstört werden, soll nicht an die Stelle der Herrschaft des Rechts die Willkür der Verwaltung treten, so gilt es mit der französischen Staatsanwaltschaft lieber heute als morgen ein Ende zu machen. Eine traurige Verblendung, durch die sie die Monarchie schwer gefährden, offenbar die „conservativen" Minister, die die „Autorität" zu stützen glauben, wenn sie die Staatsanwaltschaft auf Kosten des Richterstandes groß machen: sie können den Parteien, die den Umsturz des jetzigen Staatsbaues anstreben, nicht wirksamer in die Hände arbeiten, als indem sie selbst fortgesetzt die Grundlage dieses Baues untergraben. Dem deutschen Volk aber, das mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit das durchaus undeutsche Institut der Staatsanwaltschaft, die Verneinung einer unabhängigen Rechtspflege und damit die Verneinung der bürgerlichen Freiheit, sich gefallen läßt, rufe ich das Wort Uhland's zu: „Und Freie seid Ihr nicht geworden, wenn Ihr das Recht nicht festgestellt!"

Die Wahrheit über Gustav Adolf.

Von Georg Winter.

Nicht allein in Schweden, sondern auch in den protestantischen Gebieten unseres deutschen Vaterlandes rüstet man sich mit Recht eifrig, den 9. December als den 300jährigen Gedenktag der Geburt des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf festlich zu begehen. Leider nur in den protestantischen Theilen, nicht im ganzen deutschen Vaterlande. Denn es ist das Verhängniß unserer nationalen Entwickelung, daß wir Deutsche nur selten in der Lage sind, einen großen historischen Gedenktag in einmüthiger Gemeinschaft zu feiern. Seitdem durch die kluge, aber von deutschem Wesen und deutschem Geiste abgewandte Staatskunst Karls V. die größte geistige Befreiungsthat, die wir Deutsche in Jahrhunderten aufzuweisen hatten, die Reformation Martin Luther's, verhindert worden ist, zum Gemeingute der Deutschen, zu dem idealen geistigen Bande zu werden, das uns Alle umschlossen hätte, geht dieser unselige religiöse Zwiespalt wie ein schroffer Riß durch unser gesammtes geistiges und politisches Leben hindurch und hat nicht wenig dazu beigetragen, lange Zeit auch die staatliche Einheit zu verhindern und sie, nachdem sie errungen war, in der Entfaltung ihrer vollen Wirksamkeit zu hemmen. Wie ganz anders würden sich die deutschen Geschicke gestaltet haben, wenn damals im Jahre 1519 an Stelle des im spanischen Geiste erzogenen, deutschem Wesen ohne jedes Verständniß gegenüberstehenden Habsburgers, Karls V., ein deutsch empfindender und denkender Fürst, etwa — woran damals Viele dachten — Friedrich der Weise den deutschen Kaiserthron bestiegen hätte! Dann wäre uns menschlichem Ermessen nach der religiöse Zwiespalt, unter dem wir noch heute leiden, erspart geblieben. Denn daran kann, auch nach dem Zeugniß gut katholischer Zeitgenossen, wie des päpstlichen Nuntius Aleander, kein Zweifel sein, daß die überwältigende Mehrheit unseres Volkes Anfangs auf Seiten des Wittenberger Reformators stand, und daß die weitere Entwickelung, wenn sie nicht gewaltsam gehemmt worden wäre, zu religiöser Einheit auf dem Boden der Reformation geführt haben würde.

Leider ist es anders gekommen, und Jahrhunderte langer Hader, furchtbare, verheerende Kriege sind die Folge gewesen, deren Nachwirkungen bis zum heutigen Tage fortdauern. Eine von diesen verhängnißvollen Nachwirkungen ist der Mangel einer gemeinsamen historischen Tradition, ist die Verschiedenheit des Gesichtspunktes, unter dem wir unsere nationale Vergangenheit betrachten, je nachdem wir das geistige Vermächtniß des großen Reformators in uns aufgenommen haben oder nicht. Und wie Geschichte und Politik auf das Innigste mit einander verbunden sind, so äußert sich die Verschiedenheit des historischen Standpunktes naturnothwendig auch in unserem gegenwärtigen politischen Leben. Die arge politische Zersplitterung unseres Volkes geht in ihrem letzten Grunde auf diese Verschiedenheit der historischen Gesichtspunkte zurück. Nur langsam und widerstrebend und mit mannigfachen Vorbehalten vermochte sich der katholische Theil unserer Mitbürger mit dem gegenwärtigen Ergebniß unserer historischen Entwickelung, dem protestantischen Kaiserthum, auszusöhnen. Die Factoren der Vergangenheit aber, aus denen dies Ergebniß hervorgegangen ist, sind und bleiben Gegenstände tiefgreifendster Verschiedenheit in der Beurtheilung und heftigen Streites, eben weil sie mit dem religiösen Zwiespalt der Nation untrennbar verbunden sind.

Mit trauriger Deutlichkeit trat dieser Gegensatz der Weltanschauungen hervor, als wir uns vor elf Jahren anschickten, den 300jährigen Geburtstag Martin Luther's zu feiern. Damals begnügte sich der katholische Theil unserer Bevölkerung nicht damit, schmollend abseits zu stehen, sondern ergriff die Gelegenheit, um die tollsten Schmähungen, Verdächtigungen und historischen Entstellungen auf den Mann zu häufen, in dem die große Mehrheit unseres Volkes einen unserer größten geistigen Heroen erblickt. Das gleiche Spiel wiederholt sich jetzt, da wir den Geburtstag des Helden des Schwertes zu feiern uns anschicken, der ohne Frage der Erretter des deutschen Protestantismus aus schwerer Noth und Bedrängniß gewesen ist und dadurch die Grundlage geschaffen hat, auf welcher allein sich der deutsche Einheitstaat unter protestantischer Führung aufbauen konnte. Wie katholische Historiker das Menschen Mögliche und Unmögliche versucht haben, um das helle und reine Bild des großen Schwedenkönigs zu verunglimpfen und zu beschmutzen, so bemühen sich jetzt katholisch-ultramontane Politiker, nun uns zu beweisen, daß wir nicht das geringste Recht haben, als Deutsche den Geburtstag Gustav Adolfs festlich zu begehen.

Sehr bezeichnend ist es nun, daß sich im vorliegenden Falle den Katholisch-Ultramontanen in brüderlicher Eintracht die Sozialdemokraten hinzugesellt haben. Gerade durch diese Vereinigung aber wird es besonders klar, daß diejenigen, welche mit der gegenwärtigen Gestaltung unseres nationalen Staates unter preußischer Führung nicht allein einverstanden sind, sondern in ihr die Erfüllung eines lange vergeblich ersehnten Ideals jubelnd begrüßt haben, thatsächlich alle Veranlassung haben, diesen Gedenktag festlich zu begehen. Denn mag man die Opposition der Katholiken noch mit ihren religiös-kirchlichen Empfindungen rechtfertigen oder doch erklären, so tritt bei dem fanatischen Geschrei der Sozialdemokraten über den „nationalen Radau" und den „nationalen Ulk", den die Bourgeoisie im December veranstalten werde*), mit voller Deutlichkeit hervor, daß es der Haß gegen die bestehende Staatsordnung ist, welcher die Veranlassung zu diesem Geschrei gegeben hat. Eben weil sie einsehen, daß die Wirksamkeit Gustav Adolfs auf deutschem Boden eine der Kräfte gewesen ist, aus denen der gegenwärtige deutsche Staatsbau hervorging, erklären sich die Sozialdemokraten energisch gegen eine Feier seines Gedenktages. Daß sie daneben noch auf Grund ihrer „materalistischen Geschichtsauffassung" und ihrer grundsätzlichen Verachtung der geschichtlichen Wirksamkeit der einzelnen Persönlichkeit dem Schwedenkönige jede historische Bedeutung absprechen, ist doch im Wesentlichen Nebensache. Die Gründe, die sie im Einzelnen gegen eine Feier des Gedenktages vorbringen, beweisen zur Genüge, daß sie diese weltgeschichtliche Bedeutung, wenn auch widerwillig, anerkennen.

In der That kann kein urtheilsfähiger Mensch in Abrede stellen, daß Gustav Adolf eine weltgeschichtliche Persönlichkeit in des Wortes vollster Bedeutung gewesen ist. Auch die Katholiken leugnen das nicht; nur das leugnen sie, daß seine Wirksamkeit für unser Vaterland eine segensreiche gewesen ist, behaupten vielmehr, daß wir Deutsche im Gegentheil alle Veranlassung hätten, Gustav Adolf als einen nationalen Feind Deutschlands aufzufassen. Diese Behauptung also gilt es, von möglichst objectivem Standpunkte historischer Betrachtung zu widerlegen und zu zeigen, daß ohne Gustav Adolfs Wirksamkeit die gegenwärtige Gestaltung unseres nationalen Staates wahrscheinlich nicht möglich gewesen wäre. Gelingt dieser Nachweis, so ist damit zugleich erwiesen, daß Gustav Adolf nicht bloß für die kirchlich-religiöse Entwickelung, d. h. für die Erhaltung des Protestantismus in Deutschland, sondern auch für die nationale Entwickelung unseres Vaterlandes von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Um hierüber zu voller Klarheit zu gelangen, ist es nothwendig, sich die geschichtliche Lage der Dinge in Deutschland, wie sie sich im Augenblicke des Eingreifens des Schwedenkönigs gestaltet hatte, wenigstens in den Grundzügen zu vergegenwärtigen.

Man hat viel und eifrig darüber gestritten, ob der furchtbare Krieg, der 30 Jahre im wirklichen und vollen Sinne als ein Religionskrieg aufgefaßt werden könne. In der That könnte das gegenüber den späteren Phasen desselben zuweilen zweifelhaft erscheinen. Denn selbst bei den Fürsten, welche als die Führer der beiden Parteien betrachtet werden müssen, waren schließlich die rein materiellen Interessen der Gebietserweiterung, der Aneignung geistlichen oder weltlichen Gutes, der größeren oder geringeren Territorialhoheitsrechte so sehr gegenüber den idealen zur Hauptsache geworden, daß schließlich die religiösen Gegen-

*) Vgl. den Artikel „Gustav Adolf" in der sozialdemokratischen „Neuen Zeit" XII. Jahrgang. II. Band. 1893/94. Nr. 52.

sätze in diesem wirren Interessenkampfe kaum noch irgendwo völlig rein in die Erscheinung traten. Trotzdem kann für eine die tieferliegenden Ursachen erforschende Geschichtsbetrachtung wohl kaum ein Zweifel darüber sein, daß der dreißigjährige Krieg im letzten Grunde das gewaltige Ringen des deutschen Protestantismus um die ihm hartnäckig verweigerte Gleichberechtigung mit der alten Religion darstellt. Um die vielumstrittenen Rechte der Protestanten in den habsburgischen Erblanden war er dereinst entbrannt, dadurch, daß der Kaiser sich mit der Niederwerfung des böhmischen Aufstandes nicht begnügte, sondern den Böhmenkönig auch seiner pfälzischen Erblande und seiner Kurwürde beraubte und dadurch die Mehrheit im Kurfürstencollegium den Katholiken verschaffte, war er von einem zunächst rein localen erst zu einem allgemeinen deutschen, dann zu einem europäischen geworden. Nach anfänglichen Schwankungen war die von der Liga im streng katholischen Sinne inspirirte kaiserliche Politik von Erfolg zu Erfolg vorgedrungen: der Dänenkönig Christian IV., der sich in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein an die Spitze der Protestanten im niedersächsischen Kreise gestellt hatte, war durch eine Reihe blutiger Niederlagen von den vereinten Kräften des Kaisers und der Liga völlig niedergeworfen und zum Abschluß eines Friedens gezwungen worden, in welchem er auf jedes weitere Eingreifen zu Gunsten seiner deutschen Glaubensgenossen verzichten mußte. Die katholisch-kaiserliche Macht hatte sich zu einer Höhe der Macht, zu einer Kühnheit der Entwürfe erhoben, mit der sich selbst die Karls V. in seiner glücklichsten Periode kaum vergleichen läßt.

Hätte der Kaiser sich mit diesen großen politischen Erfolgen begnügt, hätte er den Rathschlägen des großen Feldherrn, dem er diese Erfolge in erster Linie verdankte, Gehör gegeben und darauf verzichtet, die errungene Macht nun zur völligen Vernichtung des Protestantismus anzuwenden, so hätte sich vielleicht auf dieser Grundlage ein über den Parteien stehendes mächtiges Kaiserthum entwickeln können, unter welchem, wenn auch in engeren Grenzen als bisher, auch für den Protestantismus Raum gewesen wäre. Eine solche Entwickelung schwebte in jenen seinen glänzendsten Jahren in der That dem kaiserlichen Feldherrn Wallenstein vor. Er wollte es unter allen Umständen vermieden wissen, daß dem Kriege ein ausschließlich religiöses Gepräge gegeben werde, vielmehr schwebte ihm vor Allem als Ziel eine nachdrückliche Kräftigung der kaiserlichen Gewalt gegenüber dem gesammten Fürstenthum, katholischem wie protestantischem, vor Augen. Allein ihm gegenüber und in schroffem Gegensatz zu ihm vertrat die katholische Liga, den Kurfürsten Maximilian von Bayern an der Spitze, den schroff katholischen Standpunkt, der den religiösen Charakter des Krieges nicht verwischen, sondern jetzt nach den großen kriegerischen Erfolgen erst in vollem Umfange hervortreten lassen wollte. Wie ihr die imperialistischen Ideen des kaiserlichen Feldherrn, die nur durch eine energische Niederdrückung des territorialen Fürstenthums durchführbar waren, in hohem Grade unheimlich erschienen, so bekämpfte sie gleich energisch den Gedanken religiöser Toleranz, den Wallenstein mit Recht für eine Durchführung seiner imperialistischen Ideen für unbedingt nothwendig hielt und auch in seinem Heere, in welchem unterschiedlos Protestanten und Katholiken selbst in den Oberstenstellen Verwendung fanden, durchführte. Dieser Gegensatz der politisch-religiösen Auffassung war der tiefer liegende Grund der bitteren Feindschaft zwischen der Liga und dem kaiserlichen Feldherrn. Die Beschwerden über die mannigfachen Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, welche sich Wallenstein in hohem Maße zu Schulden kommen ließ, waren im Wesentlichen doch nur der willkommene Vorwand zu dem Sturmlauf, welchen die Liga alsbald nach der Niederwerfung des Dänenkönigs (1629) gegen Wallenstein unternahm. Es ist bekannt, daß sich Kaiser Ferdinand in diesem Conflicte mehr und mehr von der Liga umgarnen ließ. Sie war es, die dem Kaiser das für den Protestantismus so gefährliche Restitutionsedict im Gegensatz zu Wallenstein abzwang und die ihn endlich zur Entlassung des Feldherrn nöthigte, dem er alle seine bisherigen Erfolge verdankte.

Das war die Lage der Dinge, in welche Gustav Adolf eingriff, in welcher er dem in seiner Existenz bedrohten deutschen Protestantismus als der Retter in der höchsten Noth erschien. Das Restitutionsedict, welches mit einem Schlage dem protestantischen Fürstenthum alle seit dem Passauer Vertrage (1552) von demselben eingezogenen geistlichen Güter — es handelte sich neben der zahllosen Menge von Klöstern um zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer — entziehen wollte, hätte, wenn durchgeführt, den Protestantismus des größten Theils seiner Macht und seiner Lebenskraft beraubt; die großen Territorien, um die es sich handelte, waren, fast durchgehends von Protestanten bewohnt, seit Jahrzehnten in unbestrittenem Besitz der protestantischen Fürsten. Eine unerhörte Umwälzung aller Besitzverhältnisse zu Ungunsten der Protestanten wäre die unausbleibliche Folge dieser vom Kaiser ohne Befragung des Reichstages verhängten Maßregel gewesen. Es konnte kein Zweifel sein — und eben deswegen hatte sich Wallenstein mit aller Energie gegen dieses Edict erklärt — daß diese schroff feindselige Maßregel gegen den gesammten deutschen Protestantismus, auch so weit er nicht im Kriege mit dem Kaiser begriffen war, nur durch einen Kampf auf Leben und Tod durchgeführt werden konnte.

(Schluß folgt.)

Heinrich von Treitschke über den Vormärz.

Von Bruno Gebhardt.

Ein neuer Band von Treitschke's Deutscher Geschichte ist ein literarisches Ereigniß ersten Ranges. Ob Freund, ob Feind, Bewunderer oder Gegner seiner Art, Geschichte zu schreiben, wird das Buch von allen Seiten mit Begier ergriffen und gelesen, und ich möchte den sehen, der sich dem Eindruck dieser lebendigen und kraftvollen Darstellung entzieht. Der neue fünfte Band*), der die Jahre 1840 – 1848 umfaßt, steht seinen Vorgängern nach jeder Richtung hin ebenbürtig zur Seite; trotz einer langwierigen Erkrankung, trotz der fortschreitenden Lebensjahre ist dem vielleicht größten deutschen Schriftsteller unserer Zeit von seiner Frische, seiner Kraft, seiner Lebhaftigkeit, seiner muthvollen Entschiedenheit und seiner einzig dastehenden stilistischen Kunst nicht ein Atom verloren gegangen. Fünfzehn Jahre sind seit Erscheinen des ersten Bandes in's Land gegangen, aber alle die glänzenden Vorzüge, die dem ersten Bande eigen sind, fehlen auch dem fünften nicht. Was in den amtlichen Acten niedergelegt ist, was die Gesandten in ihren Berichten melden, was der Memoirenschreiber zur Erinnerung aufzeichnet, was die schnelllebende Tagespresse verkündet, was in Büchern und Broschüren, in Berichten der Parlamente und anderen Versammlungen aufgespeichert ist, was der Dichter schafft, der Künstler bildet, der Gelehrte erforscht, was das Volk singt und sich erzählt — Alles kennt er, Alles weiß er, Alles benutzt er zur Ausgestaltung des großen Gemäldes, das er von der Zeit und ihren Richtungen und Strömungen, von den Menschen und ihren Absichten und Thaten entwirft. Er nimmt lebendig Antheil an den Dingen und Menschen; er lobt herzhaft und tadelt noch herzhafter. Er steht mitten in den Ereignissen, nicht über ihnen; sie erregen seine Empfindungen und erzeugen in ihm Stimmungen, denen er laut und kräftig Worte verleiht. Man hat diesen „Mangel an Objectivität" getadelt und tadelt ihn noch. Man warf ihm Einseitigkeit des Urtheils, übertriebene Vorliebe für Preußen, Feindschaft gegen Oesterreich und die süddeutschen Staaten vor. Treitschke hat seine Art die Dinge zu sehen, darzustellen und zu beurtheilen, wenn auch mit kurzen Worten, doch mehrfach vertheidigt. In der Vorrede zum dritten Bande sagt er: „Nur wer selber feststeht, vermag den Wandel der Dinge zu beurtheilen." In der zum vierten heißt es: „Ich schreibe für Deutsche. Es mag noch viel Wasser unseren Rhein hinab-

*) Leipzig, S. Hirzel.

fließen, bis die Fremden uns erlauben, von unserem Vaterlande mit demselben Stolze zu reden, der die nationalen Geschichtswerke der Engländer und Franzosen von jeher ausgezeichnet hat", und im neuen Bande erklärt er: „Welchen Mißbrauch treibt man doch heute mit dem Ausspruch: sine ira et studio — einem Worte, das Niemand weniger befolgt hat als seine Urheber. Gerecht soll der Historiker reden, freimüthig, unbekümmert um die Empfindlichkeit der Höfe, ungeschreckt durch den heute viel mächtigeren Haß des gebildeten Pöbels. Aber so gewiß der Mensch nur versteht was er liebt, ebenso gewiß kann nur ein starkes Herz, das die Geschicke des Vaterlandes wie selbsterlebtes Leid und Glück empfindet, der historischen Erzählung die innere Wahrheit geben. In dieser Macht des Gemüths, und nicht allein in der vollendeten Form, liegt die Größe der Geschichtschreiber des Alterthums." Man hat ihm die Objectivität Ranke's mit seinem Worte, er wolle nur erzählen, wie es gewesen ist, entgegengehalten. Wie eine Antwort darauf klingt seine Ausführung: „Er (Ranke) äußerte zuweilen: ich möchte mein Selbst auslöschen, wenn ich die Dinge genau so sehen könnte wie sie waren; und geistlose Schüler, die kein Selbst zu verlieren hatten, beeiferten sich, dies Wort, das eben nur den tiefen Wahrheitsdrang des Meisters drastisch aussprach, wohlgefällig einherzutragen, gleich als ob sie damit ihre eigene Blöße verdecken könnten. Doch unzweifelhaft wollte er nicht im Ernst behaupten, das physisch Unmögliche und sittlich Verwerfliche sei ein wissenschaftliches Ideal."

Gewiß wird Niemand zweifeln, daß Ranke's Geschichtschreibung anders als die Treitschke's war, nicht verschieden in der Fülle des Wissens und der glücklichen Intuition, aber verschieden in der Ausführung, in der Darstellung, so verschieden wie die ruhige Weisheit des Greises von der stürmischen Gedankenkraft des jünglinghaften Mannes, wie die belehrende Art des Geschichtschreibers von der seine nationalen und staatlichen Ideale verfechtenden Art des politischen Schriftstellers. In diese Abwehr der Gegner gehört auch das Wort, das Treitschke anläßlich Ranke's Reformationsgeschichte ausspricht: „Wenn ein Buch erscheint, das nur Einer schreiben konnte, dann regt sich überall die Scheelsucht gemeiner Seelen. In Völkern von altbefestigtem Stolze wird solcher Kleinsinn gebändigt durch den nationalen Instinkt, der sich den Einen doch nicht rauben lassen will. In Deutschland bestand diese Schranke des Neides nicht."

Treitschke fordert vom Geschichtschreiber Freimuth und entspricht dieser Forderung in männlicher Kraft. In ihm lebt das stolze Bewußtsein von der Würde des Historikers, der das Richteramt über die Vergangenheit ausübt, und vor dem Richterstuhl gilt nicht die Person, die Stellung in der Welt, sondern nur die Absicht und die That. Gegen Vaterlandslosigkeit, gegen Feilheit und Kriecherei, gegen Gesinnungslosigkeit und Frivolität sind ihm die härtesten Worte nicht hart genug. „Und wie einst in Hambach die treuherzige Begeisterung des deutschen Gemüthes durch radicale Zuchtlosigkeit getrübt wurde, so ward jetzt in Berlin durch die mächtige Aufwallung wahrhafter Königstreue (beim Thronwechsel 1840) auch der ekle Bodensatz jener Bedientengesinnung emporgewirbelt, welche selbst in edlen Monarchien niemals völlig fehlt und bei Thronwechseln sich in ihrer ganzen Niedertracht zu zeigen pflegt. Manche der Festredner und Huldigungsdichter wußten gar kein Maß zu halten in ihren schmeichlerischen Lobsprüchen für einen König, dessen Thaten alle noch der Zukunft angehörten." Sein Urtheil scheut nicht vor den Trägern der Krone zurück, noch weniger vor ihren Staatsmännern; ihn besticht nicht der Jubel des Volkes für seinen Tribunen, selbständig und stark, unbeirrt, aus eigener Kraft heraus schöpft er sein Votum und gibt es ab. Gewiß läuft da manches subjective Element mit unter und ebenso gewiß ist es, daß Treitschke hier und da einen Maßstab anlegt, der nicht so sehr aus den Ereignissen der Vergangenheit wie aus den Stimmungen der Gegenwart entnommen ist, aber dafür entschädigt, daß aus dem ganzen Werke seine gewaltige und kraftvolle Persönlichkeit spricht, und das Fesselnde, ja das Beste, das ein literarisches Werk bieten kann, ist und bleibt doch immer gerade dieses.

In dem kurzen Vorwort deutet Treitschke an, daß die Geschichte dieser acht Jahre wie ein erschütterndes Trauerspiel wirkt. Und in der That, wie er dem Verlauf nachgedichtet hat, erinnert an die schöpferische Gestaltungskraft Shakespeare's. Alle Eigenschaften des größten Dramatikers treten dabei hervor: Die unübertreffliche Kunst der Charakteristik und der Motivirung, das Pathos der Sprache, die Gewalt der Leidenschaft, Ironie und Sarkasmus, aber auch Humor und guter Scherz. Er besitzt alle Töne auf seiner Leier, alle Pfeile in seinem Köcher, alle Farben auf seiner Palette. Ist auch in dieser Zeit der Anlaß selten, so fehlt doch nicht der Ausdruck begeisterter Zustimmung, viel häufiger allerdings findet sich herber Tadel, beißender Spott, sittliche Entrüstung. „Zuerst hohe Entwürfe, glänzende Hoffnungen, überschwängliche Träume," das ist das Thema in der Exposition, die uns mit dem Charakter der handelnden Personen, ihren Absichten und Plänen, ihrem großen Wollen und schwachen Können bekannt macht. Friedrich Wilhelm IV., hochbegabt, kenntnißreich, ein enthusiastischer Freund künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen, ein Meister der Rede und des Witzes, von denen er häufiger als gut Gebrauch machte, liebenswürdig, herzensgut, gefühlsreich, aber auch selbstbewußt, leidenschaftlich bis zur Heftigkeit, voll mystischer Ueberzeugung von der eigenartigen Begabung des Trägers der Krone.

Eine Welt herrlicher Pläne hatte er sich mit künstlerischer Phantasie schon ausgesonnen, und nun, da er der Herr war, drängte ihn sein liebevolles Gemüth, das überall augenblicklich Freude bereiten, überall glückliche Gesichter um sich sehen wollte, sie alle zu verwirklichen. Er dachte die provinzialständische Verfassung durch die Einberufung eines ständisch gegliederten Reichstages zu vollenden, nimmermehr durch eine papierene Constitution; denn obwohl er allen politischen Theorien seine Verachtung auszusprechen liebte, so war er doch selbst ganz durchdrungen von einer unwandelbaren politischen Doctrin . . . Alle Härten des alten Systems dachte er zu mildern; also Verzeihung für die Demagogen, auch für die Polen, die er als widerrechtlich Unterdrückte bemitleidete; Freiheit für die Presse, und vornehmlich für die Kirche. Auch die knappe Sparsamkeit des alten Regiments betrachtete er längst mit Unwillen: um eine prächtige, geschmackvolle, des hohenzollerschen Namens würdige Hofhaltung hoffte er Alles zu versammeln, was Deutschlands Kunst und Wissenschaft an großen Namen besaß. Schon als Kronprinz hatte er den Ausbau der Marienburg und des Kölner Domes gefördert, zu Castel auf der Felsplatte hoch über der Saar die Gruftkirche seiner lützelburgischen Ahnen, auf Stolzenfels das Rheinschloß der trierischen Kurfürsten stattlich hergestellt, auf Stahleck die Pfalzgrafenburg der Altvordern seiner Gemahlin wieder zugänglich gemacht; jetzt sollten überall die halbzertrümmerten Bauten der deutschen Vorfahren prächtig auferstehen und zugleich den schöpferischen Talenten des jungen Künstlergeschlechts eine Fülle neuer Aufgaben gestellt werden. Jeder frischen Kraft des vaterländischen Lebens wollte der christliche Monarch sorgsam gerecht werden: dem Handel, dem Gewerbfleiß, dem Verkehre und nicht zuletzt den arbeitenden Massen, deren wachsende Macht er schon als Kronprinz, früher als die meisten Zeitgenossen, scharfsichtig würdigte . . . Wenn sich nur unter allen diesen vielverheißenden Plänen des Thronfolgers ein einziger völlig ausgereifter, staatsmännisch durchdachter Entwurf befunden hätte! Indeß jene leidenschaftliche Lust am Erfolge, selbst am verkümmerten Erfolge, welche den Mann der That bezeichnet, war ihm völlig fremd. Er liebte an der Fülle seiner Gedanken wie an einem künstlerischen Spiele sich zu weiden, und in den langen Jahren des Harrens verlernte er fast zu fragen, wie alle diese Herrlichkeit in's Leben treten solle. Sogar den Plan der Befreiung der evangelischen Kirche, der ihm unter allen das Herz am stärksten bewegte, dachte er nur sieben Jahre lang mit ganzem Ernst zu fördern; zeige sich dann der Widerstand unüberwindlich, so wollte er das Buch zuschlagen. So sprach nicht ein geborener Herrscher, sondern ein phantasiereicher Kopf, der sich den Eindrücken des Lebens mehr hingab als sie selbst bestimmte, eine weiche Natur, die im Vertrauen auf Gott und die Menschen allezeit hoffte, die Dinge würden nach ihren Wünschen gehen und dann das Mißlingen nicht der eigenen Schwäche, sondern dem unerforschlichen Rathschlusse der Vorsehung zuschrieb. Auf seinem Schreibtisch in Sanssouci standen neben einander die Statuetten der Venus von Melos, des frommen Gellert, des Zaren Nikolaus, beredte Zeugen einer wunderbaren Em-

pfänglichkeit, die in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche alles Bedeutende zu verstehen suchte, ohne irgendwo ganz heimisch zu werden. Im Gespräche mit den Helden des deutschen Geistes zeigte er eine so blendende Ueberlegenheit, daß Leopold Ranke staunend sagte: er ist unser Aller Meister. Und doch war er kein Meister, sondern nur der größte aller jener geistreichen Dilettanten, an denen die vielgestaltige moderne Cultur so reich ist. Auf keinem der unzähligen Gebiete des geistigen Lebens, die sein ruheloser Geist zu umfassen strebte, zeigte er sich wahrhaft mächtig, wahrhaft schöpferisch, am wenigsten in seinem politischen Berufe. In späteren Jahren wetterte einmal ein klagender Bauer, der von dem Monarchen an den Staat gewiesen wurde, über diesen „Racker von Staat", und der König pflegte dies geflügelte Wort halb im Scherz zu wiederholen. In seinem Munde war es leider mehr als ein Scherzwort; die unerbittliche Regelmäßigkeit der Staatsgeschäfte widerte ihn ebenso tief an, wie die Härte der politischen Machtkämpfe, obgleich er die Arbeiten seines königlichen Amtes mit gewissenhaftem Fleiße, bis in die tiefe Nacht hinein besorgte. Immer athmete er auf, sobald er sich aus dieser Welt der Nüchternheit in sein eigenes reiches Ich zurückziehen konnte, und nie war er glücklicher, als wenn er, berauschend und berauscht, die Fluth seiner Gedanken und Gefühle in begeisterter Rede ausströmen ließ. „Es ließ mir keine Ruh', ich mußte reden," so sagte er dann, durchaus ehrlich, zu seinen Freunden. Nur die ihn nicht kannten, beschuldigten ihn einer schauspielernden Berechnung, welche seinem Charakter fern lag. Sein volles Herz auszuschütten, an der Pracht hoher Bilder, an dem Wohllaut der heißgeliebten, mit Meisterhand gepflegten Muttersprache sich zu erfreuen war ihm Bedürfniß. Die Wirkung dieser gesprochenen Selbstbekenntnisse stellte er dem barmherzigen Himmel anheim, ganz anders als sein Ahnherr Friedrich, der, auch ein geborener Redner, immer zum Zwecke sprach, jeden Satz auf den Willen der Hörer berechnend, und nie vergaß, daß Königsworte nur wenn sie Thaten sind in der Nachwelt fortleben. Jenen unbewußten Schauspielerkünsten freilich, welche jedem begabten Redner nahe liegen, unterlag er oftmals; wenn er an froher Tafelrunde in allen Augen den Abglanz seiner eigenen siegreichen Persönlichkeit widerstrahlen sah, dann sagte er oft mehr als in seinem Willen lag. Und seltsam, während sonst Naturen von so vielseitiger Empfänglichkeit sich Anderen anzuschmiegen pflegen, stand Friedrich Wilhelm ganz auf eigenen Füßen. Hier lag das Räthsel dieses seltsamen Charakters, hier der Grund, warum er selbst von großen Köpfen so oft überschätzt wurde. In sorgloser Heiterkeit, ganz unanthunlich, wie die Holländer sagen, schritt er durch das Leben; kraft der Weihe seines königlichen Amtes, kraft seiner persönlichen Begabung glaubte er alle Welt weit zu übersehen, und es gefiel ihm zuweilen, seine Absichten in ein ahnungsvolles Dunkel zu hüllen, durch halbe, unklare Worte die kleinen Sterblichen in Verwirrung zu setzen. Ohne durchgreifende Willenskraft, ohne practischen Verstand, blieb er doch ein Selbstherrscher im vollen Sinne. Niemand beherrschte ihn; aller Glanz und alle Schmach seiner Regierung fiel auf ihn selbst allein zurück. Auf den Widerspruch seiner Räthe ließ er wohl einen Lieblingsplan plötzlich fallen, und dann schien es eine Weile, als ob die Gedanken in diesem unruhigen Kopfe wechselten wie die Bilder im Wandelglase — bis sich endlich mit einem Male zeigte, daß der König an seinem ursprünglichen Plane mit einer seltsamen stillen Zähigkeit festgehalten hatte und, trotz Allem was dazwischen lag, zu ihm zurückkehrte. Er gab nichts auf und setzte wenig durch. Neigungen des Gemüthes und fertige Doctrinen bestimmten seine Entschlüsse; Gründe der politischen Zweckmäßigkeit konnten dawider nicht aufkommen. Und diese Unabhängigkeit von fremdem Urtheile war ein Glück für den Monarchen; denn aller Menschenkenntniß baar zeigte er eine höchst unglückliche Hand in der Wahl seiner Rathgeber, eine wunderliche Neigung, bedeutende Männer an die falsche Stelle zu setzen oder sie durch unmögliche Zumuthungen rasch zu vernutzen, so daß, außer den beiden persönlichen Vertrauten Thile und Stolberg, nur ein einziger seiner Minister, Eichhorn, die acht Jahre bis zur Märzrevolution ganz bei ihm ausgehalten hat. In Allem abweichend von der unzugänglichen Schüchternheit des Vaters, liebte er Jedermanns Meinung zu befragen; in der Unterhaltung hörte er freimüthigen Widerspruch gern, ja er schien ihn durch kecke Behauptungen fast herauszufordern. Den Freunden betheuerte er seine Zuneigung mit einer Ueberschwänglichkeit, die ihn oft in den Verdacht der Falschheit brachte, obwohl sie stets der unwillkürliche Ausdruck seiner Stimmung war. Feinsinnig errieth er alle Wünsche seiner Getreuen und erfüllte sie mit königlicher Freigebigkeit, zart und rücksichtsvoll schonte er ihre menschlichen Schwächen. Wenn er gewinnen wollte, dann entfaltete er eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und verschmähte selbst die kleinen weiblichen Künste des Schmollens nicht. Gleichwohl fühlte er sich durch seine königliche Würde so hoch erhoben, daß ihm die Personen im Grunde wenig galten. Mit erstaunlicher Kälte konnte er sich von altbewährten Vertrauten trennen, wenn sie ihre abweichende Meinung öffentlich kund gaben und ihm seine Zirkel störten. In jedem erklärten politischen Gegner sah er einen persönlichen Feind, und nach der Weise aller Gemüthsmenschen behandelte er dann die entfremdeten Freunde ebenso hart und ungerecht wie vordem zärtlich und liebevoll, obgleich er es oft als seinen heißesten Herzenswunsch aussprach, gegen Jedermann streng gerecht zu sein. Nicht bloß seine äußere Erscheinung, auch sein edel aber unglücklich angelegter Geist gemahnte an das Dichterbild des Hamlet. Wie reich war er an schönen, hohen Gedanken, und doch so unsicher in seinen Entschlüssen, daß seine Minister beim Schlusse einer Sitzung nie errathen konnten, ob er noch dieselbe Meinung hegen würde wie am Anfang. Seine Frömmigkeit kam aus den Tiefen eines gottbegeisterten Herzens, seine milde Hand schwelgte in den Werken einer jeden Schein verschmähenden christlichen Barmherzigkeit; und dieser Gütige konnte, wenn der Jähzorn ihn übermannte, sich bis zur Grausamkeit verfolgungssüchtig zeigen. Selber sittenstreng urtheilte er hart, fast prüde über lockeren Lebenswandel! das schloß nicht aus, daß er an saftigen Eulenspiegeleien und Berliner Straßenwitzen seine Freude fand. Wie groß war sein Wissen und sein Wissensdrang; aber die reinste Blüthe aller Bildung, die Einfachheit des Fühlens und Denkens blieb ihm unverständlich und unerreichbar; überall suchte er das Absonderliche, weitab von der Heerstraße; immer mußte er witzig und geistreich sein, selbst wenn er durch einen paradoxen Einfall den Erfolg eines politischen Geschäftes gefährdete. Die männliche Kraft des Leibes und der Seele, welche allein so viele widersprechende Gaben im Einklang halten konnte, war ihm versagt, und zuweilen ließen sich schon die Spuren einer schlechthin krankhaften Anlage erkennen.*)

Treitschke beurtheilt sub specie aeterni die ganze Regierungszeit: „Es war, als wollte die Vorsehung diesem überbildeten und den Werth der Bildung maßlos überschätzenden Geschlechte an einem tragischen Beispiele zeigen, wie wenig in den Machtkämpfen des Staatslebens Geist, Wissen, Edelsinn, Herzensgüte vermögen ohne die schlichte Kraft eines männlichen Willens. In dem großen Zusammenhange der deutschen Geschichte erscheint diese unglückliche Regierung doch als eine nothwendige, heilsame Schickung; denn unter einem stärkeren Könige wäre der unvermeidliche Uebergang der stolzen preußischen Monarchie zur constitutionellen Staatsform schwerlich ohne furchtbare Kämpfe erfolgt." Ihm zur Seite stand die geliebte Gemahlin, deren Einfluß auf das Gemüth des Königs groß und bedeutsam war. Von ihr entwirft Treitschke eine sehr freundliche Schilderung, günstiger, als sie sonst beurtheilt wurde. Und daran reihen sich nun die Vertrauten des neuen Hofes, eine Schaar von Kabinetsportraits, auf's feinste ausgeführt, jeder in seinem Kernpunkt erfaßt und in seiner Stellung zum Herrscher charakterisirt: Anton Stolberg und Thile, in dessen Briefwechsel mit dem König sich Treitschke eine neue und höchst ergebnißreiche Quelle für die intimsten Absichten des Herrschers erschlossen hat, Radowitz und Bunsen, der aus dem vierten Bande schon wohl gekannt ist, Canitz und Gröben, die drei Gerlach's ebenfalls günstiger beurtheilt, als bisher üblich war, Senfft von Pilsach und Voß-Buch und Andere. „Einen ehrbareren Hof hat es nie gegeben; Geist, Wissen, Edelsinn war in diesen Kreisen reichlich vorhanden, aber wenig Willenskraft, wenig Verständniß für die Bedürfnisse der Zeit." Und endlich isolirt in diesem Kreise der Frommen und Reactionären Alexander von Humbold, der liberale Freund Varnhagen's, von dem Könige mit Freundschaftsbezeigungen überhäuft und im Stillen über den Hof medisirend und höhnend.

An Allem, was Friedrich Wilhelm für die Wissenschaft that, hatte Humboldt seinen reichen Antheil. Das alte Familienhaus in der Oranienburger Straße ward ein Wallfahrtsort für alle jungen Talente. Dort

*) Die rückhaltlose Charakteristik, in welcher man noch dazu eine versteckte Parallele zu modernen Zuständen wittern will, hat, wie man uns mittheilt, an höchster Stelle großen Unmuth erregt, und man soll sogar mit dem Gedanken umgehen, dem Verfasser das Staatsarchiv zu verbieten und ihm den Hofhistoriographentitel abzuerkennen. Heinrich v. Treitsche würde sich mit einer solchen Maßregelung ebenso gelassen abfinden, wie sein Kollege v. Sybel, der nächstens einen neuen Band erscheinen läßt.

fanden Hermann Helmholtz und manche andere vielverheißende Anfänger Rath und Hilfe. Dort saß der kleine Greis unter Thürmen von Büchern, Karten, Briefen und Sendungen jeder Art, die ihm aus allen Theilen der Erde zuflogen — ihm gegenüber auf der grünen Wand die große Weltkarte — und schrieb die langen Nächte hindurch, über sein Knie gebückt, bald an seinem Kosmos, bald Entwürfe für wissenschaftliche Anstalten oder auch ungezählte Empfehlungsbriefe; es war, als ob alle Fäden aus dem unermeßlichen Reiche der Forschung in der Hand des alten Zauberers zusammenliefen. Der König überschüttete ihn mit Ehren und Geschenken, ohne doch hindern zu können, daß der aller Wirthschaft Unkundige schließlich der Schuldknecht seines eigenen Hausdieners wurde. In den Briefen an seinen theuersten Alexandros entfaltete Friedrich Wilhelm alle Zartheit, alle Wärme seines guten Herzens; als Humboldt erkrankte, saß er stundenlang an seinem Bette und las ihm vor. Ueber Alles sollte der Alles Wissende Auskunft geben, bald über ein ernstes Problem, bald über ein müßiges Curiosum, so über die Frage, warum die Produkte der Zahl 9 immer die Ziffersumme 9 ergeben. Wenn der König seinen Freund Abends im Potsdamer Schlosse besuchte, dann mußten die Diener mit den Windlichtern oft tief in die Nacht hinein warten, weil ihr Herr nach dem allerletzten Abschied das beglückende Gespräch noch auf der Treppe von Neuem eröffnete. Minder liebenswerth als bei solchen geistreichen Zwiegesprächen zeigte sich der große Gelehrte auf den Hoffesten, wo er, angethan mit der Kammerherrn-Uniform und dem großen Bande des schwarzen Adlerordens, jedem nichtigen Menschen etwas Verbindliches sagte, oder auf den kleinen Thee-Abenden der königlichen Familie. Von Paris her war er gewöhnt den Mittelpunkt des Salongesprächs zu bilden, und er konnte sich's nicht versagen, auch hier in Sanssouci oder Charlottenburg Aller Augen auf sich zu ziehen. Da stand er denn vor der mürrisch schweigenden Königin, die ihm immer mißtraute, vor neidischen Hofleuten und politischen Gegnern und berichtete aus neuen Büchern, aus Zeitschriften, aus eigenen Aufzeichnungen über die Höhe des Popocatepetl oder die Isothermen oder die Gefängnisse, immer geistvoll, immer lehrreich, aber der Mehrzahl der Anwesenden unverständlich. Der König allein hörte aufmerksam zu, und auch er war zuweilen zerstreut und blätterte in Zeichnungen. Für den verhaltenen Aerger und die Langeweile dieser unerquicklichen Abende, die er doch nicht missen wollte, nahm Humboldt seine stille Rache; er trug dem Freunde Varnhagen, der jedes Schmutzbächlein wie ein Schwamm aufsog, allerhand boshaften Hofklatsch zu, lieblos selbst gegen den liebevollen König, und zeigte durch sein Medisiren, daß in den Hauptstädten, zumal in dem afterrednerischen Berlin, selbst der hochbegabte Mensch klein wird, wenn er die Dinge allzu nahe sieht. Eins freilich ging aus seinen gehässigen Berichten unzweifelhaft hervor: diesem so mannigfach bewegten Hofe fehlte der beherrschende Kopf. —

Die Anfänge des neuen Regimes waren glanzvoll, jubelnd begrüßt, hoffnungsreich, aber unvorsichtig auf allen Gebieten. Der zweite Act der Tragödie heißt Enttäuschung und Verwirrung. Auf allen Gebieten des staatlichen und kirchlichen Lebens sah sich der König mißverstanden, sah sich das Volk enttäuscht; seine patriarchalischen Absichten zur Beglückung seines Volkes in seinem Sinne wurden mit Hohn und Spott aufgenommen; die autoritätslose Zeit wollte am wenigsten die Autorität dieses schwankenden und unklaren Fürsten anerkennen, sie verlangte Thaten statt der Worte, Freiheit statt der väterlichen Liebe und Zucht, Selbständigkeit statt der gut gemeinten Leitung. Dazu kam das unglückliche Geschick des Königs stets die falschen Männer an die falsche Stelle zu setzen, seine krankhafte Sensibilität jede abweichende Meinung als persönliche Beleidigung anzusehen. — Der Herrscher verstand die Zeit und ihre Bedürfnisse nicht, und die stürmische Zeit hatte weder Neigung noch Geduld, nach dem Verständniß seiner eigenartigen, problematischen Persönlichkeiten zu streben. So drängte Alles zur Katastrophe, zur Peripetie in dem Drama, die dem nächsten Bande vorbehalten bleibt.

Von der Fülle des Neuen, das dieser Band enthält, auch nur annähernd ein Bild zu geben ist ganz unmöglich; deshalb sei es nur noch gestattet auf das Kapitel „Realismus in Kunst und Wissenschaft" hinzuweisen. Die literaturgeschichtlichen Abschnitte in Treitschke's Deutscher Geschichte erfreuen sich bekanntlich auf der einen Seite der höchsten Bewunderung, auf der anderen der größten Abneigung, und haben mehr Polemik hervorgerufen als die politischen Kapitel, was auch nicht weiter verwunderlich ist und in der Natur des Stoffes liegt. Diesem Schicksale wird auch das fünfte Kapitel des fünften Bandes nicht entgehen. Treitschke ist nicht wie manche Aesthetiker ein Gegner der politischen Lyrik und tritt für ihre Berechtigung zu gewissen Zeiten ein; aber daß Herwegh ihm nicht sympathisch, daß er für Hoffmann von Fallersleben schon mehr übrig hat und für Dingelstedt eine gewisse Vorliebe hegt, kann bei seinem ausgeprägten nationalen Standpunkt, den er auch hier als Maßstab anlegt, nicht verwundern. Unangreifbar sind seine Charakteristiken Freiligrath's und Lenau's, und es wäre schwer über Heine und seinen Atta Troll und sein Wintermärchen anders zu urtheilen. „Der Waldesduft der unschuldigen Märchenwelt", heißt es von Atta Troll, „vertrug sich nicht mit dem Schwefeläther journalistischer Polemik" und „reich an schönen Bildern und bestechenden übermüthigen Witzen wirkte das Ganze doch nicht heiter, nicht befreiend."

Mit wohlbegreiflichem Aerger betrachtete Heinrich Heine die Wandlungen unseres geistigen Lebens. Das hohe Pathos der lyrischen Demagogen mußte dem ästhetischen Gefühle des geistreichen Schalks lächerlich erscheinen, und unmöglich konnte er der Weltgeschichte verzeihen, daß sie so ganz andere Wege ging, als er geweissagt. Die Deutschen, die hundertmal beschimpften, wagten gegen „das aufrichtige und großmüthige, bis zur Fanfaronade großmüthige Frankreich" ihren Willen zu behaupten und durchzusetzen, sie erdreisteten sich sogar eine Nation zu werden — was ihnen Heine doch ein für allemal grinsend verboten hatte; und das Aergste von Allem, das tödtlich gehaßte Preußen stand jetzt im Vordergrunde der deutschen Politik. Noch immer jammerte Heine in seinen Schriften kläglich über die schlaflosen Nächte des Exils, das er sich durch seine deutsche Vaterlandsliebe verdient haben wollte. Dabei bezog er wohlgemuth seine Pension von König Ludwig Philipp, und da er sich von Frankreich bezahlen ließ, so bewarb er sich, ganz folgerichtig auch um das französische Staatsbürgerrecht. Der ängstliche Guizot erschrak; denn nach den herzbrechenden Klagen des Dichters mußte er annehmen, daß Heine in Deutschland als ein fürchterlicher Hochverräther verfolgt würde. Um den Berliner Hof nicht zu beleidigen, ließ er zunächst durch den Gesandten Bresson vorsichtig anfragen: wie Heine zur preußischen Regierung stehe? und was man thun wolle, wenn er französischer Unterthan würde? Darauf erfolgte (17. Febr. 1843) die kühle Antwort: unsere Behörden wissen gar nicht, ob Heine noch preußischer Unterthan ist; sie haben vor Jahren seine Schriften verboten, aber gegen seine Person niemals irgend eine polizeiliche Maßregel angeordnet; will er sich in Frankreich naturalisiren lassen, so finden wir nichts dawider einzuwenden, dann hat er gegen uns die Rechte eines Franzosen. Das war der Unglückliche, dessen gräßliches Martyrium den deutschen Zeitungsschreibern so viele blutige Thränen erpreßte! Da mithin Guizot's einziges Bedenken auf's Gründlichste beseitigt war, so läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Heine nunmehr wirklich ein Franzose wurde, obgleich er dies späterhin ableugnete; das Bürgerrecht des so unsäglich verabscheuten preußischen Staates aufzugeben, konnte ihn doch keine Ueberwindung kosten, nachdem er längst schon französischen Sold empfing. Als Guizot kaum zwei Jahre darauf (Jan. 1845) sich entschloß, die sämmtlichen Mitarbeiter der radicalen deutschen Zeitschrift „Vorwärts" auszuweisen, da wurde Heine, der auch zu den Mitarbeitern gehörte, ausdrücklich ausgenommen, weil er als naturalisirter Franzose nicht ausgewiesen werden konnte; und wer mag glauben, daß die französische Regierung, nach Allem was geschehen, die Staatsangehörigkeit eines ihr so nahe stehenden Mannes nicht gekannt haben sollte?*)

. . . Er hatte sich seiner Nation entfremdet und stand den neuen Ideen, welche Deutschland jetzt durchrauschten, ebenso verständnißlos, ebenso reactionär gegenüber, wie einst Nicolai und die Berliner Aufklärer unserer jugendlichen klassischen Dichtung. Was ihm auch im neuen Deutschland

*) In den Beilagen, die viele wichtige Aktenstücke als Belege zu dem vorliegenden Band und den früheren enthalten, liefert Treitschke aus dem preußischen Staatsarchiv die Beweise, daß Heine gar kein Flüchtling war, daß der 1835 ermordete jüdische Student Lessing allerdings im Solde der Polizei stand u. s. w. Zum letzteren Fall scheint dem Verfasser die allerdings nur andeutende Schrift Osenbrüggen's nicht bekannt geworden zu sein, sonst hätte er das Märchen von einem Raubmorde nicht wiederholt. Die Züricher Regierung betrieb die Untersuchung mit Absicht so lässig, und die Urheber dieses ungesühnten politischen Mordes sind dort wohl bekannt. Es waren drei deutsche Flüchtlinge, die in der Schweiz zu Ansehen und Stellung kamen, darunter ein geschätzter Züricher „Fürsprech" (Rechtsanwalt) und der verstorbene Dr. Lüning, Professor an der Industrieschule in Zürich, der jedenfalls das nöthige leidenschaftliche Naturell zu der That besaß.

begegnen mochte, Alles und Jedes riß er in den Staub; auf jeder Seite des Wintermärchens kicherte er schadenfroh: es wird nichts daraus, es kann nichts daraus werden; und den Siegern von Dennewitz und Belle Alliance, die in ihrem neuen Helmschmucke so bald wieder zum dritten Male den alten Siegesweg nach Paris ziehen sollten, sang er weissagend die Warnung zu: „Des Mittelalters schwerer Helm könnt' Euch geniren im Laufen!" Aber all dieser Hohn und Haß kam unzweifelhaft aus den Tiefen des Herzens. Auch das leichte gereimte Versmaß mit seinen scheinbar kunstlosen und doch dem Genius unserer Sprache fein abgelauschten Hebungen und Senkungen gab dem Wintermärchen einen frechen Schwung, der den Künsteleien des Atta Troll fehlte; die alte Sprachgewalt war dem Dichter auch jetzt noch geblieben, und in Paris wollte man sein Französisch nie recht gelten lassen, denn wer einer Sprache gänzlich Meister ist, kann eine zweite fast niemals völlig beherrschen. Um den Besuch des alten Vaterlandes würdig abzuschließen, fragte Heine zum Abschied nach der Zukunft Deutschlands und erblickte ihr Bild — im Nachtstuhle Karls des Großen: „es war, als fegte man den Mist aus sechsunddreißig Gruben!" Gerade dies Gedicht, eines der geistreichsten aus Heine's Feder, mußte den Deutschen zeigen, was sie von diesem Juden trennte. Die arischen Völker haben ihren Thersites, ihren Loki; einen Ham, der eines Vaters Scham entblößt, kennen nur die Sagen der Orientalen. Daß ein englischer, ein französischer oder italienischer Jude sich je erfrecht hätte, sein Geburtsland dermaßen mit Unflath zu bewerfen, war schlechthin undenkbar. Der deutsche Nationalstolz aber, unfertig wie er war, bald überreizbar, bald stumpf, ertrug auch dies. Derweil die ernsten Männer sich angeekelt abwendeten, behielt Heine unter der radicalen Jugend noch immer Verehrer, und bald wagte er in seinen „Zeitgedichten" jene Schmutzereien noch zu überbieten. Ueber dem stinkenden Sumpfe der „Lobgesänge auf König Ludwig von Bayern" erglänzte noch dann und wann das Irrlicht eines schlechten Witzes; doch den Spottliedern auf Preußen und sein Herrscherhaus fehlte jeder Hauch künstlerischer Anmuth, feinen Scherzes; hier erklang nur noch das „steiniget ihn, kreuziget ihn", das blödsinnige Wuthgeheul jüdischen Hasses. „Ihr sollt es ersäufen oder verbrennen", so sprach er über Preußen, den Wechselbalg, das Ungethüm, unter einem Aufwande sodomitischer Bilder, wie sie nur seiner unreinen Phantasie entsteigen konnten. Nicht lange nachher verfiel er einer schrecklichen Krankheit, die ihn bis zum Tode an das Bett fesselte. Er ertrug sie standhaft — allerdings nicht ohne der Welt die Qualen seiner „Matratzengruft" mit orientalischem Marktgeschrei zu verkündigen — und blieb der Alte, ein Dichter, der Schönheit ebenso mächtig wie der Niedertracht. Sein letzter Ausgang, bevor er für immer der freien Luft entsagen mußte, führte ihn in den Louvre, zu der Stelle, wo das Standbild der Venus von Melos leuchtend aus der rothen Wand heraustritt. Dort vor dem Bilde der Göttin, die ihm so viel Lust und so viel Leid geschenkt, brach er weinend zusammen — ein erschütternder Anblick für Jeden, der Menschenschuld und Menschenruhm menschlich zu verstehen vermag.

So entsetzlich hart auch dieses Urtheil ist, von Treitschke's Standpunkt aus ist es zu verstehen — und zu billigen. Geibel's Anfänge werden kurz und ohne Ueberschätzung angedeutet; für Willibald Alexis erwärmt er sich, ohne ihn zu überschätzen, und macht dabei die freimüthige Bemerkung: „Auch die Undankbarkeit der Hohenzollern sollte er gründlich kennen lernen, den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm I. ganz frei geblieben sind." Berthold Auerbach kommt verhältnißmäßig gut fort, obgleich Treitschke nicht verhehlt, daß einzelne Bauern (in den Dorfgeschichten), wenn man sie näher ansah, doch nur verkleidete Juden waren. Ueberhaupt verleitet ihn sein Antisemitismus zu mancher Ungerechtigkeit. Er unterschätzt Herwegh vielleicht bloß, weil er eine Jüdin heirathete, und geradezu giftig ist sein Urtheil über die nüchterne, aber herzensgute Fanny Lewald.

Nur zuweilen verrieth sich bei ihr eine dem deutschen Gemüthe unverständliche Empfindungsweise: ganz unbefangen erzählte sie, wie ihr hochverehrter Vater nach dem Rückzuge der Franzosen aus Moskau den elenden Flüchtlingen das in Rußland geraubte Kirchensilber abgekauft und in seiner Silberschmelze verjüngt hatte. In dem Tendenzromane Jenny vertrat sie die Emanzipation ihrer Stammgenossen, nicht ohne Geschick, aber auch nicht ohne gemachten und gezierten Judenschmerz; sie besaß das Talent, alle Dinge nur von einer Seite zu sehen, — jene gefährliche Gabe, welche die Juden zu so brauchbaren Rechtsanwälten macht. Wenn die Verlobung ihrer freigeisterischen, ohne Erfolg getauften Heldin mit einem gläubigen evangelischen Theologen noch zur rechten Zeit wieder auseinander ging, so war dies doch sittlich nothwendig, heilsam für beide Theile, durchaus kein Beweis christlicher Unduldsamkeit; und wenn dieselbe reiche Jüdin schmelzend klagte: o Vaterland süß, Vaterland mein, könnt' ich nur im Tode vereinet Dir sein — so hatten die christlichen Deutschen auch dies Herzeleid nicht verschuldet, sie verwehrten ihr ja keineswegs, nach Palästina heimzukehren.

Ida Hahn-Hahn wird ebenfalls nicht ohne Spott abgethan, und verdientermaßen die Droste-Hülshoff anerkennend, wenn auch mit der Einschränkung: „Das Geheimniß der künstlerischen Composition blieb ihr wie fast allen Weibern unfaßbar" beurtheilt. Theilnahmsvoll schildert er den Aufschwung des deutschen Dramas durch Laube, Gutzkow, Hebbel und den jungen Gustav Freytag. Dann schreiten die Künstler an uns vorüber: Cornelius in seinen Ausgängen, Kaulbach, die Düsseldorfer, Ludwig Richter und Adolf Menzel, Rauch, Rietschel und Semper; die Urtheile über ihre Werke sind entschieden, werden wohl aber nicht unbestritten bleiben. Wundervoll ist dann die Schilderung der wissenschaftlichen Fortschritte auf dem Gebiete der Geschichte, Rechtswissenschaft, Literaturgeschichte und Philologie und der Anfänge der neuen Naturwissenschaften nach einer schönen Würdigung von Humboldt's Kosmos.

Daß alle Beziehungen des deutschen Lebens zum Ausdruck kommen, ist bei der universalen Begabung Treitschke's selbstverständlich. Wenn auch Preußen recht und gebührend im Mittelpunkt steht, so fehlen auch die übrigen deutschen Staaten, und soweit hergehörig, auch die gesammteuropäische Politik nicht. Wohin das Auge blickt, melden sich die Vorboten der Revolution; wer das Buch mit Verständniß liest, kann sich dem bangen Gefühl des nahenden Umsturzes nicht entziehen, denn der Leser lebt mit den Ereignissen mit, er lauscht dem Herzschlag der Zeit, er hört unter der Oberfläche das Brausen der stürmischen Gewässer, die das Land überfluthen wollen. Nicht den Historiker trifft die Schuld, wenn wir von dieser Darstellung mit einem gewissen Gefühl der Bangigkeit scheiden, sondern in den Ereignissen liegt die Ursache dieser Empfindung; aber daß sie entsteht, ist der beste Prüfstein, der stärkste Beweis, wie wahr die Schilderung, wie lebendig das Bild, wie groß die Kunst des Historikers ist.

Welch anderer Wunsch bleibt dem dankbaren Leser übrig als daß dem Verfasser Gesundheit und Kraft bleibe, um sein Werk fortzusetzen und der Gegenwart und Zukunft eine Gabe zu spenden, an der Tausende sich belehren, sich erfreuen, sich erbauen mögen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Vor der Hochzeit.

Von Matilda Serao.

Tante Angiolina las unter dem gedämpften Licht der Lampe. Ab und zu unterbrach sie sich, wechselte einige Worte mit Cecilia und nahm die Lectüre wieder auf. Das Zimmer blieb fast im Dunkeln; kein Lüftchen drang durch das geöffnete Fenster; der Juli liebt solche Abende zum Ersticken. Auf dem Tische mit dem grünen Tuche lagen solche Berge von Wäsche aufgethürmt, daß sie umzukippen drohten. Hinten öffnete sich die Wand zu einem Wäscheschrank, und im Halbdunkel konnte man kaum die fast leeren Fächer unterscheiden. Nach dem Tische verschlang ein offener großer Koffer aus hellem Holz mit gelbem Leinwandfutter das Weißzeug, das Cecilia hineinlegte, nachdem sie es aus dem Schrank, vom Tische, von den Stühlen zusammengerafft hatte. Cecilie kam und ging, windschnell auf ihren kleinen Holzpantöffelchen — leicht und rastlos.

„Bist Du müde?" fragte Tante Angiolina und legte, wie von Gewissensbissen gequält, ihren Roman weg.

„Nein, nein."

„Ich war es auch nicht — damals," flüsterte die Tante, mit melancholisch schleppender Stimme. Diese Tonart schlug sie stets an, wenn sie von den guten, alten Zeiten sprach.

„O, damals, damals, Tante! Bist Du denn damals heiter gewesen?"

„Heiter . . . sehr! Ich heirathete ja aus Liebe."

„Und ich etwa nicht?“ — rief Cecilia lachend. „Heirathe ich vielleicht aus Diplomatie? Bin ich vielleicht die hochgeborene Prinzessin Gerolstein, welche, ohne ihn zu kennen, dem Prinzen von Hohendingskirch sich vermählt?“ Sie lachte. Das rothe Mäulchen, das nur ungern verschlossen bleiben konnte, war sehr hübsch beim Lachen. Aber sie blickte seitwärts nach einem im Dämmer bleibenden Balcon — nur ein Blick, und sie schwieg, wie von einem Gedanken erfaßt. Nun bettete sie die Unterkleider im Koffer, kniete davor nieder, faltete die Hemden und legte sie so, daß die Spitzen und Rüschen daran sich nicht zerdrückten. Sie hielt einen Augenblick ein, die Ellbogen auf dem Rande des Koffers, noch immer kniend, den Kopf zwischen den geschlossenen Händen. „Tante, wir haben eine sehr wichtige Sache vergessen. Ich habe viel kurze Unterröcke, aber nur sechs lange; gar keinen ganz langen, und was soll ich zu dem neuen Brocatkleid anziehen? Was soll ich anhaben, wenn ich auf einen Ball gehe?“

„In der That! Mein Gott, wer kann aber auch an Alles denken! Was ist da zu thun?“ Tante und Nichte sahen sich unruhig, nachdenklich an. „Wenn wir die Hochzeit auf nächste Woche verschöben?“

„Nein!“ rief Cecilia aufspringend.

„Ich denke, daß ich dies Jahr nicht tanzen werde, denn wir wollen den Winter auf dem Lande verleben. Cesare ist des Tanzens müde; auch ich habe die Bälle satt.“

„Kaum glaublich, Cecilia!“

„Du brütest immer über Deinen Büchern, Tante, und verdirbst Dir das Leben damit. Ich aber lese nie und finde es ganz natürlich, daß Cesare mich heirathet.“ Sie senkte wieder den Kopf und begann die Höschen im Koffer zu ordnen, ein großer, bunter Haufen, darinnen das Weiß überwog. „Soll ich einen Büschel Lavendel dazwischen legen, Tante?“ fragte die unermüdliche Schwätzerin. „Lavendel soll die Motten verscheuchen.“

„Ja, aber es ist ein gewöhnlicher Geruch, Cecilia. Nimm lieber Ireos. Du solltest ja welches haben!“

„Ich will nachsehen.“ Und fort war sie. — Tante Angiolina sah nun auch ihrerseits nach dem Balcon. Im Dunkel bewegte sich dort ein nervöser schwarzer Fächer. Tante Angiolina seufzte, betrachtete ihre wohlerhaltenen Hände, fand sie zu ihrer Zufriedenheit und schickte sich an, jenem nervösen Fächer etwas anzuvertrauen, bereute es indessen und sagte lieber nichts.

Mittlerweile kam Cecilia zurück; sie war ganz roth. Sie trug einen großen Strauß gelber Rosen mit langen Zweigen von weißen Winden. Sie lutschte ein wenig an ihrem linken Zeigefinger, den sie sich an einem Dorn gestochen hatte.

„Ich konnte das Ireos nicht finden,“ erklärte sie. „So bin ich auf den Balcon des Vorzimmers gegangen und habe die blühenden Theerosen geplündert. Auch die Winden standen in Blüthe, ich riß einige Zweige ab. Was thut es? Sie werden ja wieder wachsen.“

„Was willst Du mit diesen Blumen?“

„Sie im Koffer zerpflücken. Es wäre Schade, wenn das Ungeziefer in die Sachen käme. Die Blätter geben der Wäsche einen himmlischen Geruch.“

Sie begann die Rosen zu entblättern, und es fiel wie ein feuchter Regen in den Koffer, dann warf sie die kahlen Zweige weg. Hierauf kam die Reihe an die anderen Blumen, die leise und duftend von den Fingern glitten. Lächelnd sah sie ihr Werk. Tante Angiolina senkte das Haupt mit ihrer großen, empfindsamen Gebärde. Was that nur der schwarze Fächer dahinten im Dunkel? Er hatte sich mit einem leisen Schlage geschlossen, und ein heiteres Kichern folgte. Cecilia, in einer poetischen, aber kleinlichen Betrachtung gestört, erröthete, blieb aber unbeweglich, und mit irrendem Blick suchte sie etwas zu sagen oder zu thun. Dann machte sie sich wieder an ihre Arbeit. „Cesare, Cecilia — das klingt nicht gut zusammen!“ flüsterte sie.

„Es gibt ein Fatum der Namen, ein Omen,“ sagte die Tante ernst.

„Schon wieder diese Vorausstimmung, die Du überall anbringst, Tante. Mich stimmt das ernst, ich versichere Dich. Höre, Tante, ich muß Dich um zwei Dinge fragen, Dinge von einer außergewöhnlichen Wichtigkeit. Glaubst Du, Tantchen, daß ich, falls wir keinen Gast zu Mittag haben, im Morgenkleid und in Hausschuhen herunterkommen darf? Und glaubst Du, daß Cesare mich liebt?“

„Soll ich die erste oder die zweite Frage beantworten?“

„Beide sind gleich interessant, aber meinetwegen beantworte erst die zweite.“

„Es gibt alte Sprichwörter, aber dieses habe ich selbst gemacht: Wer wahrhaft liebt, heirathet schnell. Wie lange kennst Du Cesare?“

„Seit einem Jahr. Seit sechs Monaten macht er mir den Hof; seit dreien ist er mein Verlobter.“

„Nach mathematischen Berechnungen ist Cesare allerdings in Dich verliebt.“

„Ich war davon überzeugt, ehe ich Dich darum fragte, Tante. War Onkel Astolfo auch so in Dich verliebt?“

„O, Onkel Astolfo war auf eine andere Weise in mich verliebt. Damals liebte man ganz anders. Wir liebten uns vier Jahre lang gegen den Willen unserer Eltern, dreimal wollten wir zum Selbstmord greifen und schon war Alles bereit, als es herauskam, und sie uns schließlich zusammengaben. Damals, ja damals war die Liebe ein Roman!“

„Und jetzt?“

„Prosa, meine Liebe, gemeine Prosa.“

„Und wie soll ich also heruntergehen, wenn wir keinen Gast haben?“

Die beiden Damen sprachen nun mit der nämlichen Ernsthaftigkeit über das Kleid, die Schuhe, das Mieder, die Schleife, wie sie über die Liebe pflegten. Auf der Straße spielte ein Orgelmann eine Romanze von Tosti, das Tempo furchtbar schleppend, um sie noch melancholischer zu machen, als sie schon war. Sie lauschten schweigend. In ihren ersten Stock drang durch das offene Fenster jeder Lärm der Straße klar und deutlich. Ein Mädchen weinte, mit dem schläfrigen Wimmern der Kleinen, die den Schlummer erwarten; ein Schuster klopfte hartnäckig mit einem Holzhammer auf eine Ledersohle. Eine Frauenstimme begleitete halblaut den Leierkasten, und unwillkürlich fiel Cecilia ein: „Vorrei morir . . . Vorrei morir . . .“ Die weiche Musik, die Schwüle des Juliabends und die Müdigkeit versetzten sie in eine ernste, zärtliche Stimmung; eine Lust zu weinen kam über sie. Sie war auf einen Stuhl gesunken, ließ die Arme sinken und dachte an eine Menge trauriger Dinge. Von der Straße sang die Frauenstimme noch herzbrechender: „Vorrei morir . . .“ Cecilia ließ zwei Thränen über ihre Wangen rollen. Alles rührte und bewegte sie: jene Sängerin, der Leierkasten, ihre Heirath, die Tante, welche Witwe war und „Diane de Lys“ las, vielleicht am meisten jener schwarze Fächer, der still und schweigsam im Dunkel des Balcons blieb. Da spielte der Leiermann das Funiculì-Funiculà, und dahin war die ganze Trauer Cecilias. Das Leben ist doch schön — nicht wahr? Und Cesare kommt morgen früh? Da heißt es sich tummeln!

„Seid Ihr einig wegen der Einladungen?“

„Gewiß, wir werden Euch die Liste lassen und Ihr schreibt Couverts aus und schickt sie fort.“

„Ja, Du hast es gut! Du brauchst keine Hochzeitbesuche zu machen.“

„Glaubst Du etwa, auf dem Lande würden die benachbarten Guts- und Villenbesitzer, Honoratioren, Revisoren, Beamten uns die Langeweile ersparen? Wie viele Gattinnen von Richtern, wie viele Provinzialinnen werden mein Haus aufsuchen! Wie himmlisch werde ich mich unterhalten, wie gut werde ich die Schloßfrau spielen, wie liebenswürdig werde ich sein und die Honneurs machen!“

„Du bist ein Kind, Cecilia! Die Ehe ist eine ernste, gefährliche Sache.“

„Gefährlich?“

„Ja.“

„Warum, Tante?“

„In ihren Folgen.“

„Ich verstehe nicht.“

„Du weißt eben gar nichts.“

„Vielleicht . . . vielleicht . . . weil dann die Kinder kommen?“ Eine heiße Flamme sprang ihr über das Gesicht.

„Auch darum, aber es gibt noch Anderes . . .“

„Vielleicht weil es jene schreckliche Marquise Susanne, jene Fürstin Albertine, jene Gräfin Elena und andere Scheusäler gibt?“

„Du weißt gar nichts. Das Leben ist ein Roman.“

„Meiner ist schön, Tante.“

„Das sind die ersten Kapitel. Aufgepaßt auf die Liebe, Kind!“

„Ich liebe Cesare, er liebt mich,“ antwortete sie und sah sich um, als riefe sie die Schatten zu Zeugen dieser unumstößlichen Wahrheit an. Nichts hatte eine Stimme, Niemand antwortete ihr, aber sie blieb ruhig und zufrieden im Gefühl, Gegenwart und Zukunft zusammengefaßt zu haben. Indessen war der Wäscheschrank leer. Cecilia legte langsam die kleineren Gegenstände in den Koffer, die Mieder, Kragen, Manschetten, Häubchen und die Schachteln mit den Taschentüchern. Bevor sie jedes Ding an seinen Ort legte, betrachtete und bewunderte sie es und sprach halblaut wie liebkosend mit ihm. Sie war glücklich, überglücklich im Besitz all dieser leichten, nichtigen, flüchtigen Kostbarkeiten, dieser feinen Gewebe und schönen Spitzen. Wie ein Kind mit den Kleidern seiner Puppe, so spielte sie damit. „Werden viele Leute auf dem Standesamt sein? Tante?“

„Viele, sehr viele!“

„Und der Standesbeamte wird mir gewiß etwas Fürchterliches sagen. Er wird schreckhaft aussehen mit seiner Schärpe.“

„Der Standesbeamte ist meist ein langweiliger und eiliger Advocat. Aber die Paragraphen geben zu denken, Cecilia!“

„Natürlich werden die Damen weiße Hüte aufhaben, Tante?“

„Besonders die Mädchen.“

„Und kurze Kleider, nicht wahr?“

„Kurze. Die kleinste Anspielung auf eine Schleppe ist lächerlich.“

„Weint man auf dem Standesamt, Tante?“

„Nach Belieben. Man zieht meistens vor, in der Kirche zu weinen.“

„Ach ja, in der Kirche! Dort ist es eine ernste Sache und gibt es Weihrauch, Blumen! Und schöne Chorknaben, bloudroth und mit weißem Faltengewand, wie Engel! Wie hübsch das Alles sein wird!“

„Wenn aber ein verzweifelter Liebhaber hinter einer Säule stünde? Wenn dieser Verrathene vorträte, Dich verfluchte, sich einen Dolch in die Brust stieße?“

„Das gibt's nur im Libretto der »Lucia«. Das ist ganz außer Mode, Tante.“

Beide lachten herzlich.

„Glaubst Du, Tante, daß mein Gatte gut zu mir sein wird? Wie fange ich es an, daß er mich liebt? Soll ich gut oder böse mit ihm sein?“

„Dumas sagt so und George Sand wieder anders!“

„Und ich, Tante?“

„Bringe Roman in Dein Leben. Man erreicht nichts ohne Poesie.“

„Wo soll ich die Poesie hernehmen? Ich verstehe mich nicht darauf. Ich bin so einfältig und bin in Verzweiflung darüber!“ Eine kindliche Niedergeschlagenheit malte sich auf ihrem Antlitz. Tante Angiolina war aber in Gedanken, als ob sie sich mit dem Roman ihrer Einbildung beschäftigte.

„Tante, Tante, wohin soll ich die Schmucksachen thun?“

„In das schwarze Ledertäschchen."

„Kann ich von nun an so viele Ringe tragen, als ich will? Am kleineren, am mittleren, am Ringfinger? Und bekomme ich endlich Brillantohrringe?" Bei dieser Frage war sie außer sich und ihre Augen leuchteten.

Der Koffer war voll, der Tisch, die Stühle waren leer, Alles an seinem Platze. Doch schloß Cecilia nicht sofort den Koffer; sie starrte vielmehr den Deckel an, wie im Traum, als ob sie sich auf etwas zu besinnen suchte. Sie durchquerte zwei bis dreimal den großen Raum und leuchtete in die dunklen Winkel mit den Augen. Dann trat sie plötzlich zurück, schlug den Deckel zu und schloß mit den Schlüsseln ab. Ihre Hände zitterten. Sie ging auf die Tante zu und rief, blaß und mit unsicherer Stimme:

„O Tante, Tante, morgen geh' ich fort von hier!"

Eine weinte in den Armen der Anderen. Sie ließen sich erst los, als die schlanke und heitere Gestalt von Delfina hinter ihnen erschien, die in ihrem weißen Kleide aus dem Balcon trat.

„Delfina, Du mußt das Alles über die Maßen lächerlich finden?" flüsterte Cecilia.

Offenbar ja, denn sie gab keine Antwort, und an der Müdigkeit der braunen Augen, an der ironischen Falte des feingezeichneten Mundes, an dem ganzen Ausdruck von Langweile, der das jugendliche Angesicht beschattete, ließ sich erkennen, daß die practische Frau dies Alles unendlich lächerlich fand.

Aus der Hauptstadt.

Die seidene Schnur.

Der offizielle Bericht im „Vorwärts" brachte zwar keine Zeile darüber, so weitschweifig gewissenhaft er auch sonst war, aber darum werden die doch recht haben, die mir weitschweifig zu erzählen wußten, wie es am Freitag Abend in der Stadt Sabors des Tiefblickenden und Goethe's, im Millionär-Frankfurt, herging. Man meldet, daß Singern, der sich gerade sehr unkoscher an frischer Blutwurst mit Kraut labte, der obere Zipfel im Halse stecken blieb, als die Depesche eintraf; mit der ihm eigenen starken Milchkutscher-Stimme rief der angebetete Tribun sofort nach dem Kursbuch; und sein streitbarer Nachbar zur Linken, Genosse Schönlank, erkundigte sich beim Piccolo einigermaßen erregt über die Anschlüsse nach Indien, via Brindisi. Caprivi, der große Siegesheld, der den Eulenburg zum zweiten Mal rommelte, urplötzlich recht ungnädig aus Amt und Würden enthoben; er, der unvermuthet straffes Rückgrat gewann und mehr zu sein begehrte als ein treuer Diener seines Herrn, bereits auf dem Wege nach Genf, weil er die schnöden Maßnahmen gegen den Umsturz nicht sanctioniren wollte! Wunderbares mußte sich in den märkischen Kieferwäldern um Schloß Liebenberg (Nordbahn) zugetragen haben, die Thaten Crispi's, des Hauptkerls, hatten gezündet, Phili und Botho waren wieder oben auf, Aegir's flammend Auge wehrte dem Ansturm noch so wild! Nun gute Nacht, Sozialdemokratie; leb herzlich wohl, Umsturz! Und was im liebknechtischen wie im vollmarischen Lager Parteikassen zu verwahren hatte, das hub in selbiger Nacht an, sie irgendwo in's Depot zu tragen, zu vergraben oder sonstwie auf Nimmerwiedersehen zu entfernen. So groß und allgemein war die Angst vor tödtlichen Streichen, vor Bismarck übertrumpfenden, grausamen Ausnahmegesetzen, daß selbst den sechs Mann (nicht Männern) um Rickert ein Schauder in die Glieder fuhr und ihr Führer abermals die Hoffnung aufgab, bei den jetzigen billigen Möbelpreisen zu einem Fauteuil zu gelangen. Im Reichstag, das wußte jedes politische Kind, war für Knebelparagraphen bis auf Weiteres keine Mehrheit zu haben, aber eben diese Thatsache erschreckte und ängstigte die Denker aus den Bezirksvereinen noch mehr. Man hatte in letzter Zeit so viel von Auflösungen, dreijährigen Dictaturen, Massow'schen Revolutionen, Oberfeuerwerkern und Soldaten gelesen, die gegebenen Falls schmunzelnd auf Brüder, Väter und Schwiegermütter schießen sollten, daß auch starken Leuten ganz plümerant zu Sinnen ward. Ein Verfassungsconflict würde ausbrechen, ein Staatsstreich die Gesellschaft retten, eine Geschützbatterie polternd Unter den Linden auffahren, um die Umgegend des Café National und der Disconto-Commandit-Gesellschaft in Trümmer zu legen! Man ging zitternd heißen, schicksalsschweren Tagen entgegen; Bismarck's Gespenst erschien, und in allen Leitartikeln zogen furchtbare Ungewitter herauf. Caprivi ging nach Genf, die letzte Säule der Verfassung, der Heißgeliebte, der im Laufe lumpiger vier Jahre aus einem beinah waschechten Conservativen die Wonne der Freisinnigen Vereinigung, der Günstling des vornehmen Stilisten Liebknecht geworden war! Und in die stimmungsvoll poetischen Nachrufe, die man ihm thränenvoll widmete, klang lautes Lob seiner Ehrlichkeit und Redlichkeit hinein, welches Lob gleichzeitig ein Vorwurf für gewisse Andere war, denen solche Caprivitugenden durchaus abgingen . . .

Aux armes, citoyens! —

Am nächsten Morgen erfuhr man, daß Majestät auch den vielgewandten Eulenburgherrn in Gnaden entlassen, also zwar einen umfassenden Dienstbotenwechsel vorgenommen hatten, aber offenbar nicht in der Laune waren, irgend einer Partei zu gestatten, sich den Anschein zu geben, als besäße sie das kaiserliche Ohr und dürfe sich des Sieges rühmen. Und statt des staatsmännischen Herrn von Bennigsen, den der nicht mehr ganz nüchterne Hammacher beim Pommery als Retter aus Umsturzgefahr rhythmisch betrachtet hatte, statt des „energievollen" und regierungslustigen Bennigsen kam ein müder, abgearbeiteter Greis in's Regiment, ein Fünfundsiebzigjähriger, der nicht Kampf, der Ruhe will. Ein treuer Diener seines Herrn, treuer noch als der Handelsvertrag-Graf, treuer noch als er contrastirend mit dem unsterblichen, nicht todt zu kriegenden, eigensinnig starren Bismarck.

* * *

Majestät der Kaiser haben es den Gesandten der deutschen Bundesstaaten klipp und klar herausgesagt, daß eine Aenderung des Kurses absolut ausgeschlossen sei, daß die neue Regierung vielmehr den vom Grafen Caprivi vorgeschlagenen, sanftmüthigen Gesetzentwurf gegen den Umsturz sofort im Reichstag einbringen würde. Von einem Wechsel des Systems kann also, das ahnt nun wohl auch der Unbefangenste, keine Rede sein, es handelt sich nur um eine beiläufige Veränderung des Personalstandes der Regierung. Caprivi's Sturz ist eine Angelegenheit von höchst nebensächlicher Bedeutung, denn ob ein Mann von 64 oder von 75 Jahren die Befehle des Monarchen ausführt oder ob ein noch älterer, spitalreifer Herr berufen wird, die kaiserliche Politik zu vertreten, das bleibt sich im Grunde gleich. Besitzt er nur die nothwendige Elasticität des Geistes und des Rückgrats, um alle Eingebungen der Stunde, die seinem Gebieter kommen, mitmachen und ausbauen zu können, ist er fähig, eine glatt dahinfließende Alltagspolitik zu liefern, die auf jeden Wink von oben jählings im Fluß innehält oder gar anderen Lauf nimmt, dann darf er sich rühmen, der geeignetste Staatsmann für das moderne Deutschland zu sein. Ein stumpfsinniger Irrthum oder eine verächtliche Feigheit war es, während der verflossenen $4^1/_2$ Jahre andauernd den Grafen Caprivi zu attackiren und ihn für den neuen Kurs verantwortlich zu machen. Er hatte auf die Regierungs*handlungen* so wenig Einfluß wie die Leitartikler, die ihn verhimmelten oder verhöhnten, er that, was ihm befohlen ward, nicht mehr, nicht weniger, und daß er es zumeist in urbaner Form that, mag ihm hoch angerechnet werden, kann aber kaum als geschichtliches Verdienst gelten. Wer die Politik des neuen Kurses preist oder verwirft, preist oder verwirft die Politik Wilhelms II. — Das muß jeder Redliche längst erkannt haben. Und darum thun die freisinnigen Blätter gar so unrecht nicht, wenn sie am Grafen Caprivi immer wieder seine Ehrlichkeit, Ehrlichkeit und zum dritten Male Ehrlichkeit loben, und darum übt tückische Heuchelei, wer die Gelegenheit benutzt, dem schuldlosen, armen Junggesellen nochmals alle Schuld an den Sansibar-, den Handels- und anderen Verträgen aufzubürden. Er drückte sie durch, ganz gewiß, aber er that damit nur seine Pflicht, weiter nichts. So wenig er den europäischen Frieden befestigt und unser Verhältniß zum Auslande verbessert hat, so wenig haßte er im Grunde seines ehrlichen Herzens die Agrarier, so wenig lag ihm am Erwerbe Helgolands. Ja, wenn es sich um die Annexion Karlsbads gehandelt hätte, des sprudelgesegneten . . . Eine einzige Liebe trug der Graf im Busen, und die hieß Zedlitz-Trützschler's Schulgesetz. Dafür trat er mit jünglinghafter Leidenschaftlichkeit ein, dafür wäre er in den Tod gegangen, dafür litt er der Nibelungen Noth. Als aber sein Gebieter hastig abwinkte, ließ er gehorsam von der Trauten und brachte auch dies Opfer. Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem . . . Und wenn die Verfassung hundertmal den König *über* die

Verfassung stellt und hundertmal den Reichskanzler zum verantwortlichen Träger der deutschen Politik stempelt, so irrt sie hundertmal, irrt wie die, welche sich gern auf sie beriefen, wenn sie den Grafen Caprivi aburtheilten, den arg- und schuldlosen.

* * *

Die preußische Verfassung, dies eigenartige Gemisch aus aufgeklärtem Selbstherrscherthum und zaghaftem Constitutionalismus, scheint so recht für Wilhelm II. geschaffen; jedenfalls wußte er ihr mehr Wesen und Inhalt zu verleihen als einer seiner Vorgänger. Sie befreit den Monarchen von der Verantwortlichkeit für allerlei kleine, unwesentliche Regierungsthaten, sie nimmt ihm die Statistenrollen ab und stempelt ihn zum Helden des Stückes, besser noch, zum deus ex machina, der nur bei sehr großen und merkwürdigen Veranlassungen, bei wirkungsvollen Actschlüssen auf die Bühne tritt. Was in Wilhelms II. Charakter so ausgeprägt erscheint, die Freude an lebhafter Farbe, hellen Tönen, an ungewöhnlichem, überraschendem Thun — dem leistet sie Vorschub, als hätte sie der Fürst selbst entworfen. Unsere neueste Ministerkrisis zeigt in allen Phasen, in ihrem Anfang, ihrem Verlauf, ihrem Ausgang auf's Deutlichste, wie fest der Monarch an den Rechten hält, die die Verfassung ihm einräumt, wie sehr er sich in sie eingelebt, mit ihr verwachsen ist. In allen anderen parlamentgesegneten Landen entscheidet über Sein oder Nichtsein eines Ministeriums die nun einmal so genannte Volksvertretung; bei uns sieht man über diese quantité négligeable hinweg, die nur dazu gut ist, die Verantwortung für unpopuläre Heeresvermehrungen und Geldbewilligungen auf sich zu nehmen. Der Schulgesetzentwurf des vielbeweinten Herrn Zedlitz hatte im Abgeordnetenhäuslein eine stramme Mehrheit für sich, und es stürzte der Minister, der sich seiner angenommen hatte; die Grafen Eulenburg und Caprivi gingen mit schlichtem Abschied, nicht weil das Parlament, das sie recht eigentlich verhätschelt hatte, ihrer überdrüssig geworden war, sondern weil der König es so wollte. Den Monarchen mochten die ewigen Zwistigkeiten und Zänkereien zwischen seinen beiden Dienern schon lange geärgert haben, Monate hindurch sah er's geduldig mit an, bis ihm die Sache zu bunt wurde. Und da bekam nicht etwa der Eine oder der Andere, nicht etwa der Jüngere oder Starrköpfigere, da bekamen sie alle Beide die Schnur in's Haus geschickt. Und sowohl der Mann, der „dank seinem weiten Blick für unsere politische Weiterentwickelung weiter nöthig, ja unentbehrlich" war, als auch sein Nebenbuhler, dessen polykratisches Glück sprüchwörtlich zu werden drohte, sie fielen, fielen aus einem äußerlichen Anlaß, der den albern phantastischen Romanen Gregor Samarow's entnommen zu sein scheint.

* * *

Nein — nicht aus Gregor Samarow, aus den verschwiegensten Chroniken eines modernen Kalifats scheinen diese Geschichtchen geschöpft. Wenn die Scheherazade Morgenblatt sie Einem erzählt, lächelt man, wie es sich naiven Märchen gegenüber gebührt. Aber Scheherazade verbittet sich unser beleidigendes Schmunzeln, denn was sie, die längst nicht mehr morgenschönen, ernsthaften Gesichtes daherschwatzt, soll ja Wahrheit sein, lautere Wahrheit. Hört die Mär von dem bösen und dem guten Vezir. Als der Kalif eines Tages merkte, daß sein Volk sich über die Maßen elend fühlte und gegen das weise Regiment des Herrschers aufbegehrte, gerieth er in Eifer und bat alle seine Freunde im Lande, nach Mitteln zu suchen, wie man dem Jammer des Volkes steuern könne. Solches vernahm auch der böse Vezir und rieth dem Divan alsbald, dem unzufriedenen Volke auch noch seine letzten Rechte und Freiheiten zu nehmen, dann würde es sich sofort glücklich wie im siebenten Himmel fühlen. Aber der gute Vezir vereitelte die Tücke des Anderen, und seine Rede floß so feurig dahin, daß der Kalif ihn gerührt an's Herz preßte, den bösen Vezir aber von sich stieß und einmal über das andere begeistert ausrief: [der authentische Text ist bisher im Reichsanzeiger nicht veröffentlicht worden.]

Es begab sich aber, daß der Herrscher im düsteren Walde jagte, da brachten ihm die Neider seines braven Dieners ein Zeitungsblatt, worauf allerlei gedruckt stand, was er vertraulich seinem geliebten Vezir gesagt hatte, sammt einigen saftigen Schimpfreden wider den bösen Diener. Und der Kalif entbrannte in Zorn und ließ Jenen fragen, ob er das Blatt kenne, wo nicht, solle er den Schreiber geißeln und in's Gefängniß werfen. Deß weigerte sich der gute Vezir und erhielt portofrei die seidene Schnur in's Haus geschickt.

Die seidene Schnur, welche die Monarchen des Orients abgedankten Ministern zu überreichen pflegen, während man hier zu Lande in ähnlichen Fällen den Orden des Schwarzen Adlers mit Brillanten verleiht, unterscheidet sich von der letztgenannten, ehrenvollen Auszeichnung dadurch, daß der glückliche Empfänger sie nur ein einziges Mal anlegen kann, dann nie wieder. Berechnet man diese kleine Differenz, so steht der Uebertragung des obigen, orientalischen Märleins in's Neupreußische nichts im Wege, es verliert nichts von seinem Duft und seiner Ursprünglichkeit dabei, es muthet uns ganz heimathlich an. Graf Caprivi hatte einen entschiedenen Sieg im Bundesrathe davongetragen, der Gegner blieb mit seinen absurden und mehr als absurden Projectchen einsam sitzen, und nach diesem glänzenden, sachlichen Triumph des Reichskanzlers genügt eine ganz persönliche Nebenfrage, eine niedliche Anzettelei — oder sagen wir, ein schwulstiger Zeitungsartikel, der mit hoher Politik und mit den zur Discussion stehenden großen Fragen gar nichts zu thun hat, um den eben noch jubelnden Kanzler zu stürzen? Unwillkürlich fühlt sich, wer die Ereignisse der vergangenen Woche überdenkt, an den Fall Kotze erinnert, wo ähnlich geringfügige Ursachen gewaltige Folgen nach sich zogen, wo die beleidigte Majestät blitzend und wetternd auf dem Kampfplatz erschien, um mit wuchtigem Keil den zu zerschmettern, der allzu trutzig aufrecht stand.

Die Pergamentblätter, darauf die eigenartige Verfassung des preußischen Staates geschrieben steht, sind mit einer seidenen Schnur zusammengeheftet.

* * *

In der pomphaften Opernhaus-Matiné war's, wo sie einer vieltausendköpfigen, nervös aufgeregten, fieberhaft gespannten Menge des Kaisers „Sang an Aegir" vortrugen. Man war nicht eines Kunstschmauses wegen hergekommen, auch nicht bloße Schaulust hatte das gewaltige Haus bis zur Decke gefüllt; etwas wie die Erwartung, daß man Zeuge einer großen, weittragenden, politischen Offenbarung sein würde, zitterte in den Herzen, in den Mienen. Ich weiß nicht, ob die patriotische Neugier der unruhvoll zur kaiserlichen Loge emporblickenden Herrschaften um mich her befriedigt wurde; statt des Reichskanzler-Greises saß ein hoher Militär an der Seite des Monarchen, und der Fürst plauderte mit seinem Gegenüber so angeregt und amüsirt, als stünde weder die große Kanzlerkrisis noch sein anderes Werk, der Sang an Aegir, auf dem Programm . . . . Eine seltsame Composition. Aber jeder Ton der Melodie, jede Nüance der Instrumentation, jeder Zug ihrer Bearbeitung für Chor und Riesenorchester zeigt den Monarchen, beleuchtet mit farbigem Licht sein Innenleben. Um die Grundmelodie, die ihre Kraft und ihre Bedeutung aus dem Volksliede schöpft, rankt sich ein betäubender Reichthum musikalischer Wendungen, die das Motiv verdecken, ersticken. Im Anfang klingt die „Wacht am Rhein" auf, der liebe, vaterländische Gassenhauer, dann donnert die Pauke „Ich allein bin der Herr im Lande"; dröhnend, schmetternd, zerschmetternd fallen nun alle Instrumente ein. Und so rast der Musikstrom, unter Aufbietung aller erdenklichen, tonmalerischen Effecte, weiter, vorbei an einem wunderfeinen, träumerischen Accord, — „Wenn ich in stiller Sommernacht auf dem Meere mit mir und meinem Gott allein war" — der sofort wieder untergeht in lärmenden Trompetenfanfaren, brausendem Gedröhn. Dazwischen hin und wieder etwas wie eine leise, leise Erinnerung an Gagliarden des Mittelalters — aber sie haften nicht im Ohr, sie verschwinden unter schweren, doch unechten Accenten. Alles Sanfte, Poesievolle, rührend Schöne wird geflissentlich in übertrieben markigen Accorden, herrischen Tonfolgen erstickt, fast als schäme sich der Componist seiner. Und am Schlusse noch einmal eine feierliche, kräftige Choralmelodie, wie von frommen Soldaten, die ihr Vaterunser beten, und dann — unvermuthet, unvermittelt, überraschend und verblüffend ein jäher Wechsel des Tempos, più vivace statt des t. maëstoso . . . .

Ich sage euch, man kennt den Fürsten noch nicht, der Preußen und Deutschland regiert. In ihm liegt ein tief mystisches Moment, das ihr mit euren geschriebenen Verfassungen nicht umzirkt, etwas Urkönigliches, das auch in seinen Gewohnheiten und seinen Aeußerungen zurückgeht auf

die Stätte aller Cultur und aller Mythe. Wohl nicht der Letzte, der sich König nennt, aber in Wahrheit doch der letzte König auf Erden, das ist dieser Fürst, mit seinem Berge versetzenden Glauben an sich selbst, seinem lodernden Feuer, seinen Eigenheiten, die ihr Schwächen nennt und die doch vielleicht unentbehrliche Attribute des geborenen Herrschers über Menschen sind.

Unsereins vermag das schlecht zu beurtheilen. Wir verstehen nicht einmal das Symbol der seidenen Schnur, wissen auch nichts von der Nothwendigkeit dieser Waffe für gekrönte Häupter. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Die Kameraden. Lustspiel in drei Aufzügen von Ludwig Fulda. (Deutsches Theater.) — Wie die Alten jungen. Lustspiel in vier Aufzügen von Karl Niemann. (Königliches Schauspielhaus.)

Die dramatische Carrière des Frankfurter Dichterfürsten, die nicht minder glänzend ist und nicht minder rasch zum Ziele geführt hat als die des Kamerunkanzlers Leist, begann damit, daß er liebe Einacterchen schrieb, Lublinergedanken mit Zuckerguß, dann eine „Wilde Jagd" ersann, darin die gemüthlichen Leute gefeiert werden, L'Arronge in Syrup. Plötzlich tauchte, Herr Fulda weiß heute noch nicht, wieso und woher, der entschiedene Realismus im Lande auf, und alles Schreibervolk, das außer Kunstverstand wenig anderen befaß, huldigte ihm. Ludwig Fulda war über die Maßen erschrocken; neidisch blickte er auf die umjubelten Sudermann und Hauptmann, um ihnen dann mit der seiner Kaufmannsrasse eigenen Geschicklichkeit rasch entschlossen Concurrenz zu machen, Concurrenz um jeden Preis, Schleuderausverkauf. Und er setzte sich nieder, der geistvolle Poet der Sinngedichte, und zwei realistische Dramen waren seines nächtlicherweile vergossenen Schweißes Zeugen. Schade um die vielen schönen Stunden, die sie kosteten, und die Ludwig zu seinem eigenen Besten wie zum Besten der deutschen Literatur lieber im Bette als am Schreibtisch hätte zubringen sollen! Ihm mißfiel ja in Wahrheit nichts so sehr und nichts ging ihm so gegen den Strich wie dieser Naturalismus, der, man sage was man wolle, doch immerhin einen ganzen Kerl mit zwei klaren, zum Sehen taugenden Augen im Kopfe verlangt. Er machte ihn mit, mein Gott, weil er mußte, weil jeder Schneider seinen Kunden den Rock so herzurichten hat, wie es die just herrschende Mode fordert. Er erntete gern Schlenther's und Abraham-Brahms' Lobsprüche, und Schlenther und Abraham-Brahm waren dem jungen Manne dankbar für seine Belehrsamkeit. Sobald ihr Zögling aber merkte, daß die Billetkäufer allen Lockungen widerstanden und partout nicht in realistische Stücke gehen wollten, lenkte er ein, that das grausliche Naturalistenfell, das Zettel's Haut possirlich verdeckte, ab, brüllte nicht mehr und schrieb einen gereimten, deutschfreisinnigen, sehr, sehr behutsam vorsichtigen Leitartikel gegen die suprema lex Sr. Majestät. „Der Talisman" kitzelte das zaghaftfreche Berlinerthum, gerade weil er feige, nach Quidde-Art immer um die Hauptsache herumging, und als köstlichster Spaß wurde es empfunden, daß eine Corona ebenso grundgelahrter wie harmloser Professoren die sehr verborgene Pointe des Stückchens gar nicht verstand und dem Kaiser allen Ernstes vorschlug, die poesielose, undramatische, aber tückische Reimerei noch obendrein mit dem Schillerpreise zu krönen.

Inzwischen that Sudermann die Aeußerung, der Naturalismus würde bald abgethan sein, und Ludwig Fulda hielt es für gerathen, eiligst dahin zurückzukehren, wo er angefangen hatte. Sein allererstes Erstlingsdrama nämlich, das er vor den Augen der Welt geschickt zu verbergen gewußt hatte, ein „Recht der Frau" betitelte Wüste in vier Acten, verhöhnte die ehrlichen Bestrebungen des modernen Weibes, dem Manne mehr als eine Kochtopfsklavin zu sein. Unserem Dichter hatte diese Jugendsünde schwer gelastet, so lange neuzeitliche Ideen sich anschickten, die Bühne zu erobern; als aber 1893 die Reaction eintrat, bekannte er sich wieder frohgemuth zu ihr und brachte 1894 „Die Kameraden" auf die Bretter, die Abraham-Brahm's realistische Welt bedeuten sollten.

Hier und da, in den Kritiken modernster Denker, die Fulda's neueste Wandlung kopfschüttelnd nur mit ansahen und ihm trotzdem auf keinen Fall wehe thun mochten — man frage nicht, woher diese zarte Rücksichtnahme kam — bekam man dann zu lesen, der reichbegabte Dichter beabsichtige nicht etwa eine sündhafte Verspottung der Modernen und der Anschauungen, zu denen er einstmals, als sie noch gangbar waren, begeistert geschworen hatte, sondern er wolle nur das literarische Gigerlthum züchtigen. Wenn der ein Gigerl ist, der alle Dummheiten der Mode mitmacht, um von sich reden zu machen, so verdiente neben dem von ihm bespöttelten Hermann Bahr Ludwig Fulda den Ehrenplatz, aber zum Glück bewahrt ihn seine allgemein anerkannte Philistrosität vor solchem Schimpf. Ein Philister ohne gleichen hat „Die Kameraden" geschrieben, ein Mann von phänomenaler Einsichtslosigkeit, ein ulkender Stammtischler, der irgendwo drei Witze aufgeschnappt hat und diese drei Späßchen den ganzen Abend hindurch so lange im Kreise umherpeitscht, bis sich mit der größten Anstrengung keine neue Variante mehr erzielen läßt. Während der echte, der geborene Satiriker, während Aristophanes mit Herkulesmuth Hand an die Gewaltigen legt, stürzt sich der Witzblatt-Geistbold, der Schwächling Fulda auf die Schwachen, die Bedrückten, und kühlt sein Müthchen an ihnen. Und daß er sich von allen Schwachen immer wieder gerade den Schwächsten, das Weib, aussucht, ist bezeichnend für diesen Mann.

Seine neue Schöpfung weiß von einer übergeschnappten, längst für's Irrenhaus reifen Dame zu erzählen, die ihrem Manne durchgegangen ist, weil er sie nicht versteht und weil sie für die geistreichen Philosopheme eines lüsternen Decadenzpoeten schwärmt. Das ist eine Pessimistin, die wohlgezählte fünf Mal darüber wütend wird, daß man ihr zutraut, sie amüsire sich — man denke, welch' ein unsäglich feiner Zug! Ihr Mann, ein completer Hansnarr, der sich schon seit sieben Jahren von dieser Irrsinnigen auf's niederträchtigste behandeln ließ, läuft ihr auch jetzt um Verzeihung flehend nach, trifft aber zufällig in der Pension, wo sie sich einquartirt hat, ein Mädchen, das in allen Stücken Frau Thekla's Gegentheil ist. Weil nun jeder Zuschauer doch gleich weiß, daß der Teppichfabrikant und die jungfräuliche Elementarlehrerin einander zum Schluß kriegen werden, glaubt sich Herr Fulda der Mühwaltung überhoben, den psychologisch unsinnigen und beleidigenden Ausgang seines „Lustspiels" zu motiviren, in seinen Kreisen tauscht man ja vielleicht auch die Weiber wie Pferde, und deshalb benutzt er alle drei Acte ausschließlich dazu, uns die Insassen seiner an moral insanity krankenden Pension Schöller in ihren „komischsten" Stellungen vorzuführen. Da ist noch ein blöder Architekt, der wahrscheinlich rührend wirken soll, aber nur Verachtung erweckt, ein Kerl, der sich von seiner fleißigen Tochter ernähren läßt, selbst aber den ganzen Tag über nichts thut, als den Baustil der Zukunft zu erfinden. Ferner eine hochoriginelle mannstolle alte Jungfer und eine noch nie dagewesene Wirthschafterin, die in der Küche beständig wissenschaftliche Abhandlungen liest, um sich zu bilden. Außerdem zwei kleine Volksschülerinnen, ein Familientisch mit Hammelbraten und Torte, die den gänzlichen Mangel an Handlung verdecken und für die nöthige Poesie sorgen sollen. Schließlich ein mit verstaubten oder direkt schmerzhaften Kalauern vollgepfropfter Dialog, deren einige dem Autor so gut gefallen, daß er sie immer wiederholt und sie dick unterstreicht. Prüft man alle diese Ingredienzien vorurtheilslos auf ihre Wirkung und vergleicht damit den thatsächlichen Erfolg, den sie davontrugen, so ist man allerdings versucht, jenem Kunst-Reporter recht zu geben, der am Morgen nach der Première schrieb, Publicus sei berauscht gewesen von all dem Geist und Witz. Leute, die nicht bekneipt waren und auch auf kein Trinkgeld rechnen durften, vermochten in der That beim besten Willen nicht ein einziges Mal über Fulda's unterschiedliche Humore zu lächeln. Man kann es aber nur hocherfreulich nennen, daß es bei diesen schlechten Zeiten im Premièrenpublikum so viele Leute giebt, die wie Johann der muntere Seifensieder alleweil heiter sind und lachen können, ohne auch nur den geringsten Grund dazu zu haben.

Stoff, dramatische Handlung und aller in drei langen Acten entfalteter Witz des Autors reichen besten Falls zu einem Einacterchen hin. Hätte Fulda sich in weiser Erkenntniß seines Vermögens darauf beschränkt, so wären uns die unendlichen Längen und die grausam erquälte Theatralik erspart geblieben, die jetzt das Stück vor einem urtheilsfähigen und unbeeinflußten Publikum nothwendig zu Fall bringen müssen. Aber der Dämon Tantièmengier stand neben dem klügeluden Schreiber und zwang ihn, zwei Expositionsscenen zu einem ganzen Acte auseinander zu zerren und die unbedeutende, keiner Steigerung fähige Idee des Dramas hinter endlosem Geschwätz zu verstecken. In seinem Eifer, nur ja den „Abend zu füllen", häuft Fulda Episoden-Kinkerlitzchen so hoch an, wiederholt seine paar Einfälle bis zum Ueberdruß so oft, läßt die Personen, von denen er komische Wirkungen erwartet, so lange cancaniren — denn auch gemeine Zoten fehlen der „feinsinnigen und graziösen Schöpfung" nicht — daß schließlich für die eigentliche, dichterische Lösung des Conflictes keine Zeit mehr ist und der Autor mit kühnem Salto mortale mitten im Stück abbricht. Was thut's auch, daß die nur im kleinlichen Dialoggetändel und plumpen Zänkereien fleißige, sonst unsagbar lüderliche und wahllos mit den gröbsten Posseneffecten arbeitende Langweilerei weder Anfang noch Ende hat? Dem Klüngel gefiele sie, selbst wenn sie noch viel roher und dümmer wäre, und für die Literaturgeschichte schreibt ein Fulda ja nicht.

Nachdem ich noch die Stillosigkeit gehörig bewundert hatte, die plump karikirten Schwankfiguren mit ernsthaft zu nehmenden, herzlieben Biedermenschen zusammenstellte, diese lächerliche Thekla mit der „verehrungswürdigsten aller Volksschullehrerinnen", diesen wohlthätigen, wahrscheinlich auch sozialreformerischen Trottel Hildebrandt mit dem recht schwächlich persiflirten fin de siècle-Poeten Wulff; nachdem ich dann am nächsten Morgen Schwarz auf Weiß gelesen hatte, daß Herr Fulda ein unglaublich hervorragender Humorist und Bühnentechniker sei, glaubte ich den allgemeinen Frieden zwischen Kritik und dramatischen Stümpern angebrochen und gelobte mir, mit daran Theil zu nehmen und insonderheit gegen die anderen kaltherzigen Possenreißer, die Schönthan, Kadelburg und Blumenthal kein Wort mehr zu sagen. Zu meinem Erstaunen mußte ich aber bald darauf sehen, wie man Pailleron, der ein satirischer Plauderer allervornehmster Art ist und in einer Zeile mehr funkelnden Witz spielen läßt, als Fulda in ganzen drei Acten, daß man Herrn Pailleron barbarisch die Haut abzog, weil er sich in seiner Cabotins-Comödie, die ein aus der Sexta abgegangener Zögling des französischen Gymnasiums in Grund und Boden übersetzt hatte, leider auch eines unerträglichen Mischmasches von Romantik und Komik bediente, ganz wie der Musen- und Bankierliebling Ludwig. Und noch erstaunter war ich, als die gesammte maßgebende Kritik einmüthig über den armen Karl Niemann aus Dessau herfiel, der seine stramme Posse „Wie die Alten jungen" Dank einer unschuldigen List in's Königliche Schauspielhaus eingeschmuggelt hatte und seinen glücklicheren Nebenbuhler Fulda zwar nicht an Weitschweifigkeit und Kunst des Ennuis, aber doch an derbem Bühnenhumor thurmhoch überragt. Herr Niemann darf nie darauf hoffen, ein beliebter oder auch nur genialer Theaterdichter zu werden,

so lange er nicht in Berlin ein großes Haus macht, sich anpumpen läßt, Kritik übende Apothekerlehrlinge und andere Journalisten allwöchentlich füttert und ihnen Bekanntschaften mit kleinen aber runden Schauspielerinnen vermittelt. Er versäumte also, seinem Talent die rechte Basis zu geben, er bringt für seine Laufbahn nicht genug mit, und darum erhob männiglich in Juda ein groß Jammergeschrei über sein Stück und meinte, gleich jenem ehrsamen Schreibknecht eines uns Berlinern recht fremden Blattes, die dramaturgische Einsichtslosigkeit der Leitung des Hoftheaters wachse von Tag zu Tag. Keiner dieser Dramenbüttel denkt daran, daß es erste Pflicht des ehrlichen Kritikers ist, den Neuling zu stützen und zu berathen, sofern er Talent zeigt. Daß aber Herr Niemann nicht unbegabt sein kann, bewies das fröhliche und anhaltende Lachen der sich vortrefflich amüsirenden Menge. Freilich verkehrt im Königlichen Schauspielhaus, das Freibilletschnorrern sehr grob die Thür vor der Nase zuschlägt, nicht jene westlich-festliche Elite, die die Blumenthal- und Brahm-Premièren so herrlich schmückt. Aber was Fulda recht ist, könnte Herrn Niemann, trotz seiner leider evangelischen Abstammung, schon billig sein.

Es sind die feinsten Mittel nicht, deren sich der junge Komiker bedient, um unser Lachen zu erwecken, und manche seiner Späße erinnern verzweifelt an den Lohndiener, der die Gäste des Herrn Commerzienrathes kitzeln muß, damit sie die Witze des geistvollen Hausherrn bejubeln. Niemann's Liebespaar, der junge Erbprinz Gustav und das Bürgerfräulein Sophie, interessiren ganz und gar nicht, Helden des Stückes sind vielmehr der gewaltthätige alte Dessauer und die Hökerin Hanne, die Einzige, welche den groben Flegel von Monarchen nicht fürchtet. Ihr Gekeif auf offenem Markte und die Rohheiten, die sich der robuste Tyrann gegen seine Unterthanen erlaubt, wirken manchmal ganz komisch und ermüden nicht so bald — und das ist das Verdienst des Autors, der sich eines goldenen, drastischen Humors erfreut, immer frisch und liebenswürdig bleibt, nie eintönig wird. Zwei Aufzüge wären zwar auch genug gewesen, und in ihnen hätte sich die dann nicht zu breiter Schwatzhaftigkeit gezwungene komische Muse Niemann's zweifellos weit sieghafter bethätigt, hätte er manche verletzende Geschmacklosigkeit unterlassen können, aber selbst so wie das Lustspiel ist, verdient es vollauf das Lob des Kaisers, der dem glückstrahlenden Autor versicherte, daß ihm ein gesundes und echt deutsches Stück gelungen sei. Von einem Dichter wie Niemann, der so prächtig derbe, wunderbar gelungene Charaktere mit sicherem Griff auf die Bühne zu stellen weiß und dazu den volksthümlichen Ton so glücklich beherrscht, von dem erwarten wir zwar keine Bereicherung unseres dürftigen Lustspielschatzes, wohl aber unserer noch viel dürftigeren Possenliteratur.

Notizen.

Glück. Aphorismen der Weltliteratur, gesammelt von O. Ewald. (Berlin, Stricker's Verlag.) Fürwahr ein verwegener aber glücklicher Gedanke, dem Sehnen und Fragen der Menschheit nach dem Glücke nachzuspüren und wo immer es einen Ausdruck gefunden, diesen zu sammeln und dem Leser im vorliegenden Bande die gesammte Blüthenlese darzubieten. Diese Sammlung bietet Gelegenheit zu einem interessanten Studium dar; neben Büchmann's geflügelten Worten dürften sich diese Aphorismen der Weltliteratur auf manchem Bücherbrett einbürgern. H. S.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen

von

H. Steinthal, Dr.

Professor für allgem. Sprachwissenschaft a. d. Univ. Berlin.

4 ℳ 80 ₰.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig. (Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von **Hermann Hettner.**

In drei Theilen. gr. 8. geh.

I. Theil. *Die englische Literatur von 1660—1770.* Fünfte verbesserte Auflage. Preis 9 Mark.

II. Theil. *Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhund.* Fünfte verb. Aufl. Preis 10,50 M.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.

Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Zwei Theile in einem Bande.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Empfehlenswerthe Litteratur
aus dem Verlage von F. Haessel in Leipzig.

Neuigkeiten 1894.

Haarhaus, Jul. R.,
Geschichten aus drei Welten.
Novellen und Märchen.
Mit Illustrationen und Vignetten nach Federzeichnungen von **Fr. Schmidt-Glinz.**
geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Aus dem Lande der tausend Seen.
Culturbilder und Geschichten.
Finnische Novellen in autorisirten Uebersetzungen von **M. Buch.**
2 Bände. geh. M. 4.80, geb. M. 6.—

Grasberger, H.,
Sonette aus dem Orient.
Ein monotheistisches Wander- und Bilderbuch.
geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Hedenstjerna, A. v.,
Drei Novellen.
Inhalt: Der Quislinger Pastor.
Frau Westberg's Kostgänger.
Jonas Dürman's Testament.
geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Edler, K. E.,
Santa Justina.
Novelle. Mit einem Bilde der Santa Justina nach Moretto und 15 Illustrationen.
geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Greinz, R. H.,
Schnadahüpfeln aus Tirol.
geh. M. 1.60, geb. M. 2.—

Conrad Ferdinand Meyer's Schriften.

In Leinenbänden mit Aufschlagkasten M. 42.—
In eleg. Liebhaberbänden mit Kasten M. 60.—

Inhalt: **Jürg Jenatsch.** In Leinen M. 5.—, in Liebhaberband M. 7.—
Der Heilige. In Leinen M. 5.—, in Liebhaberband M. 7.—
Die Versuchung des Pescara. In Leinen M. 5.—, in Liebhaberband M. 7.—
Angela Borgia. In Leinen M. 5.—, in Liebhaberband M. 7.—
Gedichte. In Leinen M. 5.—, in Liebhaberband M. 7.—
Hutten's letzte Tage. In Leinen M. 4.—
Engelberg. In Leinen M. 3.—
Novellen. 2 Bände. In Leinen M. 10.—, in Liebhaberband M. 14.—

Der 1. Band enthält:
Das Amulet. — Der Schuß von der Kanzel. — Plautus im Nonnenkloster. — Gustav Adolfs Page.

Der 2. Band enthält:
Die Hochzeit des Mönchs. — Das Leiden eines Knaben. — Die Richterin.

Langewiesche, Wilh.,
Im Morgenlicht.
Gedichte.
geh. M. 1.60, geb. M. 2.—

Hedenstjerna, A. v.,
Swedish Idylls.
Translated by Edith Waltham.
geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Eitzen, F. W.,
Fremdwörter der Handelssprache,
verdeutscht und erläutert zur Ergänzung seiner mehrsprachigen Wörterbücher für Kaufleute.
geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Huch, Ricarda, Gedichte.
geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 45. Berlin, den 10. November 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die politische Lage in England. Von Otto Gaupp (London). — Vom sozialdemokratischen Parteitag in Frankfurt a. M. Von Richard Hirsch. — Zur Währungsfrage. Von Gottlieb Bretisch (Wien). — **Literatur und Kunst:** Eine sozialistische Dichterin. (Ada Negri.) — Die Wahrheit über Gustav Adolf. Von Georg Winter. (Schluß.) — **Feuilleton:** Ein Lapsus. Von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt:** Das Ministerium der politischen Diners. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Von Felix Kauffmann. — Anzeigen.

Die politische Lage in England.

Von Otto Gaupp (London).

Der Waffenstillstand, der seit Ende August, kaum unterbrochen durch einige bedeutsame Reden des immer rührigen Mr. Chamberlain, geherrscht hat, ist nun endgültig vorüber, und wir stehen jetzt mitten im „Herbstfeldzug", d. h. jener Zeit, in der alle Parteien das Land einem ununterbrochenen Bombardement mit politischen Reden jeglichen Kalibers unterwerfen — eine Art Vorbereitung auf die eigentliche Schlacht in den Hallen Westminsters, von deren Wiedereröffnung uns noch Wochen trennen. Der Augenblick scheint nicht ungünstig für einen kurzen Rückblick und Ausblick. Das Cabinet Rosebery sitzt nun ein gutes halbes Jahr im Sattel und hat Zeit gehabt, zu zeigen, was in ihm steckt; die politischen Kräfte, die in der nächsten Zukunft thätig sein werden, haben eine mehr oder weniger greifbare Form angenommen, und die Fragen, um die sich die kommenden Kämpfe drehen werden, sind bereits scharf formulirt. Dazu kommt, daß die politische Situation im Augenblick aus mehr als einem Grunde geradezu pikant ist. Nicht nur weist sie ein seltsames Zusammentreffen incongruenter Elemente auf, sondern ist auch voll Spannung und Ungewißheit. Dazu macht sie die Nähe der Neuwahlen, die immer deutlicher ihre Schatten voraus werfen, und der Umstand, daß auch die beiden Wahlmeteorologen über die Stimmung der Wählerschaft ganz im Dunkeln sind. Sie scheint mehr als je einer launischen Schönen zu gleichen, die nicht weiß, für welchen ihrer zwei Bewerber sie sich entscheiden soll, die aber ein falscher Schritt des einen unzweifelhaft dem anderen in die Arme treibt.

Wie wohl erinnerlich, verdankte die Partei, die jetzt am Ruder ist, ihren Sieg bei den letzten Wahlen dem Schlachtenruf „Homerule für Irland", und noch mehr dem persönlichen Einfluß des „great old man". Heute ist Gladstone gegangen und Home Rule — zum wenigsten für dieses Parlament — nicht mehr eine Frage practischer Politik. Die zwei „raisons d'être" der jetzigen Regierungspartei sind also verschwunden und wir haben ein Cabinet von Gladstoneanern ohne Gladstone; eine Home Rule-Regierung ohne Home Rule. Dies ist das erste Paradox in der politischen Lage. Das zweite scheint noch tiefer zu gehen. Es gibt zu der Frage Veranlassung, ist es möglich, daß in England eine Revolution durchgeführt wird von Führern, die absolut ohne Enthusiasmus für die Maßregeln sind, die sie befürworten, und zu einer Zeit, da das Land sich geradezu in einem Zustand politischer Apathie befindet? Die Frage nennt drei wesentliche Elemente der gegenwärtigen Situation. Das Land ist politisch ruhig und gleichgültig, wie selten zuvor; die Herren, welche die jetzige Regierung bilden, sind mit wenig Ausnahmen gute Whigs, „safe men", nüchterne und besonnene Leute. Und ihr Programm — bedeutet eine Revolution. Das heißt nicht den Mund zu voll nehmen, will es doch unter Anderem nur folgende kleine Abänderungen der bestehenden Constitution: Widerruf der Union zwischen Großbritannien und Irland, Errichtung eines schottischen Localparlaments, Abschaffung der legislativen Autorität des Oberhauses, Entstaatlichung von vier Diöcesen der Staatskirche, Diäten für die Unterhausmitglieder u. s. w.

Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Wie kommt es, daß ein Ministerium gemäßigter Männer, ohne durch eine tief erregte öffentliche Meinung dazu gezwungen zu sein, ein Programm paradirt, das eine Revolution bedeutet? Die Erklärung liegt darin, daß die jetzige Regierung eben die ganze Hinterlassenschaft eines Mannes anzutreten hatte, der mit allen Mitteln an die „Massen" appellirt hat. Das jetzige Regierungsprogramm ist einfach die Summe der Versprechen, mit denen die Home Rulemajorität zusammen gebraut wurde, Versprechen, von denen allerdings bis jetzt noch keines eingelöst worden ist, von denen aber auch keines zurückgezogen werden darf, wenn diese buntscheckige Majorität nicht augenblicklich in die Brüche gehen soll. Gladstone hatte nach der schweren Niederlage, die er im Jahre 1886 mit seinem Home Ruleproject erlitt, bald erkannt, daß er auf Home Rule allein hin niemals eine Majorität zusammenbekommen werde, und sich dann mit der ihm eigenen Energie daran gemacht, für Home Rule Stimmen zu fangen auf jeden anderen Grund hin als auf einen Glauben an Home Rule selbst. Wer nur über ein paar Stimmen verfügte, war in seiner großen Home Rulepartei willkommen, Temperenzler, Londoner Reformer, schottische Partikularisten, walisische Kirchenhasser und englische Radicale und Sozialisten, Alle fanden in ihr ein Plätzchen. Sie sollten nur erst ihm helfen, seine Home Rulepläne zu verwirklichen, dann werde es an der Erfüllung ihrer Spezialwünsche auch nicht fehlen. Diese Tactik half ihm nun zwar 1892 zu einer Majorität, sie hatte aber die schwere Schattenseite, daß sie eine Tendenz, an der die liberale Partei immer mehr litt als die conservative, die Tendenz, in Fractionen und Fractiönchen auseinander zu fallen, auf's Mächtigste förderte. Und das Endresultat war, daß die heutige Regierung überhaupt keine einheitliche Partei, die durch gemeinsame Ziele zu gemeinsamem Handeln bestimmt würde, hinter sich hat, sondern nur ein Conglomerat von Fractionen, die sich zwar die Verwirklichung ihrer Spezialziele gegenseitig garantiren, sonst

aber keine gemeinsamen Interessen haben und in dem Ministerium nicht ihre natürlichen Führer, sondern nur einen Ausschuß sehen, der ihre Aufträge entgegenzunehmen und auszuführen habe. Machen es die gegenseitige Eifersucht der einzelnen Fractionen und der Egoismus, mit dem jede ohne Rücksicht auf das Ganze ihr eigenes Ziel zu verwirklichen strebt, schon schwer genug, mit einer so zusammengesetzten Partei zu regieren, so erhöhen sich diese Schwierigkeiten um das Hundertfache, wenn, wie im vorliegenden Fall, alle diese Fractionen zusammen nur um wenige Nasen stärker sind, als die Opposition, und die Regierung dadurch gezwungen wird, auch den Launen der kleinsten von ihnen zu schmeicheln, weil schon ihr Abfall genügte, sie zu stürzen. So lange der alte parlamentarische Practicus Gladstone das Steuer in der Hand hatte, war ein Aufschub der Katastrophe verständlich. Er war für sich allein eine Macht im Lande, mit der auch der trotzigste Fractionshäuptling nicht zu gerne anbandelte und er konnte alle unbequemen Mahner, die auf eine Erfüllung der vor den Wahlen gegebenen Versprechen dringen wollten, mit dem Hinweis zur Ruhe bringen, daß erst Home Rule unter Dach und Fach sein müsse. Wie aber, als er plötzlich ging und Home Rule vom Oberhaus ohne viel Auflesens und, ohne daß sich im Land auch nur eine Zunge regte, in die politische Rumpelkammer verwiesen war? War es denkbar, daß seine Nachfolgerin die Firma Rosebery-Harcourt mit den alten Waaren, aber ohne den Glanz eines alten allverehrten Namens auch nur für die kürzeste Zeit mit Erfolg weiter wirthschaften werde? Auf diese Frage antworteten alle politischen Propheten mit seltener Einmüthigkeit „Nein". Ihre Einstimmungsprognose war: kurze, stürmische Session, endlicher Zusammenbruch der ministeriellen Majorität und baldige Neuwahlen. Der Verlust des großen Führers, die offenkundige Rivalität zwischen Lord Rosebery und Sir William Harcourt, der heftige Widerwille der Radicalen gegen einen „Peer Premier" und vor Allem die augenblicklich ihr Haupt erhebende Eifersucht zwischen den Sectionen, aus denen sich die Majorität zusammensetzte, schien ein solches Resultat unvermeidlich zu machen.

Die ersten Tage des neuen Regiments schienen denn auch wirklich diesen Unglückspropheten Recht zu geben. Gleich in der zweiten Nacht der Session brachten die vereinigten Iren und Radicalen der Regierung in der Adreßdebatte eine Niederlage bei und zwangen sie — ein unerhörtes Ereigniß in der parlamentarischen Geschichte Englands — die Adresse zurückzuziehen, und kurz vor Pfingsten sank die Majorität der Regierung bei der zweiten Lesung der wichtigsten Maßregel der Session, „der Finanzbill", auf vierzehn Stimmen. Dann kam aber Alles anders als vorausgesagt worden war; statt der prophezeiten erregten Debatten, außergewöhnlich langweilige und sachliche Discussionen; statt überfüllte Häuser ein allgemeiner Exodus der Volksvertreter; statt einer gestürzten Regierung eine Regierung, die das Fegfeuer der parlamentarischen Kritik nur gekräftigt hat, und statt der anticipirten Unfruchtbarkeit der Session ein außergewöhnlich gutes legislatives Resultat. Es sind nämlich nicht nur unter Anderem ein „Steuerausgleichgesetz für London", ein „Selbstverwaltungsgesetz für Schottland", ein „Eisenbahntarifgesetz", ein „Gesetz zur Verhütung von Kindermißhandlungen" und ein „Baugesellschaftengesetz" dem Statutenbuch des Reichs einverleibt, sondern auch die lang geplante und immer wieder verschobene Reform der englischen Erbschaftsteuer durchgeführt worden, ein Riesenwerk, das, wie Gladstone einst selbst ausführte, legitim eine ganze Session ausgefüllt hätte.

Daß die Regierung so die Prophezeiungen von Freund und Feind glänzend zu Schanden gemacht, verdankt sie ohne Zweifel in erster Linie S. W. Harcourt, dem derzeitigen Schatzkanzler und Führer des Unterhauses. Sir William war nicht umsonst Jahre lang Gladstone's erster Lieutenant, er hat bewiesen, daß er von seinem alten Chef die Kunst gar wohl gelernt hat, einen Wagen zu lenken, an dem widerspenstige Rosse ziehen, die nach allen Seiten auseinander wollen. Ohne Bild, er hat die einzelnen Sectionen seiner Partei in allen Stücken geschickt „ausmanöverirt", einen verhängnißvollen Ausbruch ihrer Eifersucht zu verhindern und ihre vereinigte Kraft in den Dienst seines Zieles zu stellen gewußt. Die Methode, mit der er operirte, war entzückend einfach. Er führte zuerst in der Thronrede als Aufgabe für die kommende Session gewissenhaft alle die „pads", d. h. Steckenpferde der einzelnen Fractionen an — das wirkte beruhigend, war es doch gleichsam ein erneutes Zahlungsversprechen —, vergeudete dann mit ersten Lesungen aller dieser Projecte ein gut Theil Zeit und schritt endlich zur Berathung seiner Reform der Erbschaftssteuer, die als Theil der Budgetbill erledigt sein mußte, bevor an etwas Anderes zu denken war. Die Opposition und die zahlreichen verletzten Interessen sorgten dafür, daß für die letzte Session zu nichts Anderem — abgesehen von einer kleinen Pächterbill, welche die Iren als Extradouceur für loyale Unterstützung erhielten — Zeit übrig blieb.

Die Frage, vor der wir jetzt stehen, ist die: wird es der Regierung gelingen, auf ähnliche Weise auch die kommende Session durch zu steuern, ohne Schiffbruch zu leiden? Das scheint mehr als zweifelhaft einfach aus dem Grunde, weil es keine Budget- und keine Home Rulebill mehr gibt, mit der man die ganze Session ausfüllen könnte. Der Augenblick scheint vielmehr gekommen, wo die Regierung die von ihr ausgestellten und von den einzelnen Fractionen oft prolongirten Wechsel einlösen muß, und das involvirt, daß sie die eine oder die andere der Sectionen ihrer buntscheckigen Majorität bevorzugt. Wird sie das aber können, ohne nicht die anderen eifersüchtig zu machen und zu schmollender Abstinenz, wenn nicht zu offenem Abfall zu treiben? Schon jetzt fordern laut mindestens drei Sectionen, die wälschen Kirchenentstaatlicher, die irischen Nationalisten und die englischen Radicalen Präcedenz in der nächsten Session. Es gibt nun allerdings noch einen Punkt, in dem alle die verschiedenen Sectionen der ministeriellen Majorität gleich interessirt sind, nämlich der Feldzug gegen das Oberhaus, in dem Alle einen gemeinsamen Feind sehen; der Fehler ist nur, daß innerhalb der Majorität der größte Streit darüber herrscht, wie dieser Feldzug zu führen ist und wann er zu beginnen hat. Es ist dies in der That die augenblicklich actuelle Frage, die entschieden werden muß, bevor das Parlament Anfang nächsten Jahres zusammentritt. Die ungeduldigeren Radicalen wünschten nämlich eine sofortige Eröffnung der Feindseligkeiten. Die Regierung solle womöglich zu Beginn der nächsten Session eine Bill einbringen, welche die legislative Autorität des Oberhauses abschafft, wird dann diese Bill vom Oberhaus, wie natürlich, verworfen, so soll sie der Wählerschaft die Frage zur Entscheidung vorlegen. Die gemäßigteren Ministeriellen dagegen sind für eine Politik, für die das Schlagwort „filling the cup" den „Becher füllen lassen" steht. Sie wissen, daß die Verwerfung der Home Rule wie die der irischen Pächterbill Seitens des Oberhauses das Land absolut kalt gelassen hat, daß ein Versuch, darauf hin eine Agitation zu beginnen, kläglich gescheitert ist, und daß das Oberhaus überhaupt noch zwanzig irische Bills verwerfen könnte, ohne daß sich ein Finger dagegen regte, einfach weil der britische Wähler absolut „irlandmüde" ist. Sie möchten daher, daß die Regierung ruhig einen Artikel ihres Programms nach dem anderen vom Unterhause annehmen ließe und damit dem Oberhaus früher oder später Gelegenheit gäbe, sein Veto auf eine Maßregel zu legen, an der die Massen in England und Schottland wirkliches Interesse nähmen. Dann „wäre der Becher voll" und das psychologische Moment gekommen, um mit Erfolg unter dem Ruf „nieder mit den Lords" an das Volk zu appelliren. Es ist kein Zweifel, daß die Regierung zu dieser ingeniöseren Politik neigt; ob sie aber dieser Neigung wird folgen können, hängt in erster Linie von den Iren ab. Viele Zeichen deuten darauf hin, daß in Irland die Unzufriedenheit mit dem Resultat, das der enge Bund mit den englischen Liberalen gezeitigt hat, beständig wächst. Man fängt an, am Ernst der Minister zu zweifeln, man fürchtet wieder einmal verrathen und geopfert zu werden, wieder einmal die Rolle des Mohren zu spielen, der gehen kann, nachdem er seine Dienste geleistet hat. Die Parnelliten thun

natürlich, was sie können, um diese Stimmung zu schüren. Sie fragen triumphirend, was haben die drei Jahre Home Ruleregierung Irland genützt? Die irischen Vertreter sind ununterbrochen unter großen persönlichen Opfern vollzählig in Westminster gewesen, um die jetzige Regierung im Sattel zu halten, und was war das Resultat aller dieser Opfer? Nichts, ja weniger als nichts. Irland ist heute weiter von Home Rule entfernt als vor drei Jahren; Mr. Gladstone, auf dem seine Hoffnungen ruhten, ist gegangen; sein Nachfolger ist in der Home Rulefrage notorisch lau; die politischen Gefangenen vulgo irischen Dynamithelden schmachten heute noch in „sächsischen" Gefängnissen, und die Pächterbill, welche die „verwundeten Soldaten" des „Feldzugs" hätte entschädigen sollen, ist vom Oberhaus ohne Klang und Sang abgethan worden. Dabei ist der „prädominirende Partner", wie Lord Rosebery England genannt hat, allen irischen Fragen gegenüber apathischer als je. Kein Wunder, daß in Irland die Stimmen immer lauter werden, die sagen, „Alles lieber, als ein ohnmächtiges Ministerium wie das jetzige." Gewinnen sie bis zum Wiederzusammentritt des Parlaments die Oberhand, so dürfen wir uns schon für das Frühjahr auf Neuwahlen gefaßt machen; lassen sie sich wieder einlullen, so wird die Regierung versuchen, sich auch durch die nächste Session durchzuwursteln, bis ihr dann ein günstiges Geschick oder die Dummheit des Oberhauses eine gute Wahlparole in die Hand drückt. In beiden Fällen, so viel steht fest, wird der Ruf „nieder mit dem Oberhaus" bei den nächsten Wahlen eine große Rolle spielen; in keinem Falle wird er aber eine ernste Gefahr für dasselbe involviren. Nur der kleinere Theil der liberalen Partei denkt im Ernst daran, mit dem Theil der Constitution, der älter ist als das Unterhaus, einfach aufzuräumen, und damit die letzte Schranke, die dem jetzt schon beinahe allmächtigen Willen des Unterhauses im Weg steht, zu zerstören. Der Mehrzahl ist es nur darum zu thun, das Oberhaus einzuschüchtern und gefügig zu machen. Sie haben dazu ein einfaches Mittel in der Hand; sie brauchen einfach England, das noch 1892 eine starke Majorität für die Unionisten abgegeben hat, zu bekehren. Kann sich die radicale Partei im eigentlichen England eine starke Majorität sichern, dann gibt das Oberhaus nach, aber auch nur dann. Das Oberhaus ist heute mehr als je eine Institution, die garantirt, daß Englands Wille zwar nicht rechtlich, aber doch factisch ausschlaggebend ist, selbst wenn die keltischen Landestheile mit einer englischen Minorität zusammen eine Majorität im Unterhaus haben. Wird der Regierung diese Bekehrung Englands gelingen? Ich kann hier auf diese verwickelte Frage nicht näher eingehen. Ich möchte nur das sagen, daß sie nur dann darauf hoffen kann, wenn es ihr gelingt, ihre Mittelklaßwähler treu zu erhalten, ohne zugleich zu große Arbeiterschaaren der sich immer mehr regenden Unabhängigen Arbeiterpartei in die Arme zu treiben. Ich persönlich glaube, daß dies kaum möglich sein wird. Es wird nicht mehr lange angehen, den Sozialismus als eine offene Frage zu behandeln, und er wird schließlich auch in England, wie dies in Deutschland, Frankreich und Belgien der Fall war, einen Bruch zwischen radicalem Bürgerthum und sozialistischem Arbeiterstand herbeiführen. Macht die unabhängige Arbeiterpartei, die gewiegten Politikern wie Lord Rosebery, Morley ꝛc. schwere Sorgen bereitet, nur noch wenig Fortschritte, so werden die Radicalen für den Schluß des Jahrhunderts im kalten Schatten der Opposition zu weilen haben.

Vom sozialdemokratischen Parteitag in Frankfurt a. M.

Von Richard Hirsch.

Die alte Krönungsstadt am Main ist für Congresse, Delegirtentage, Parteiversammlungen das süddeutsche Berlin geworden. In wenigen Tagen hintereinander sind sich Nationalliberalismus, deutsche Rechtspartei und Sozialdemokratie gefolgt, hier, wo der Ahne der letzteren, Lassalle, am 17. und 19. Mai 1863 seine beiden Reden hielt, die er dann unter dem Titel „Arbeiter-Lesebuch" zusammenfaßte. Will man das seitdem vielgesprochene Wort „Sozial" nicht missen, so kann auch damit Frankfurt aufwarten: Das „Freie deutsche Hochstift" mit seinen sozialen Congressen über Arbeitslosigkeit, der fünfte evangelisch-soziale Congreß und jetzt der Parteitag der Sozialdemokratie gleicher Nummer.

Stolz hatte man auf das Programm „Agrarfrage" und „Kartelle" geschrieben und man konnte sich freuen, wieder einmal größere Gesichtspunkte discutirt zu hören, eventuell in interessantem Gegensatze zum „Vereine für Sozialpolitik", dessen letzte Publikationen ja dieselben Fragen behandelt hatten.

Auf den in Halle 1890 leidenschaftlich besprochenen Fall „Werner und Genossen" war der Erfurter Tag mit seiner Erledigung des Programmes gefolgt, die Berliner „Jungen" wurden dort vernichtet. 1892 tauchte zu Berlin schon die Frage der Redactionsgehalte auf, die Preßfehde „Staatssozialismus und Sozialdemokratie" wurde durch eine gemeinsame Resolution der sie führenden Vollmar und Liebknecht beigelegt. In Köln kam der Streit über die Gewerkschaften zwischen Legien und Bebel zum Austrag, die auch diesmal wieder miteinander angebunden haben, und letzterer wußte dort mit einer Delikatesse aufzuwarten, mit dem früheren communistischen Glaubensbekenntnisse des preußischen Finanzministers.

Neben den diesjährigen genannten Punkten schlummerte im Hintergrunde der Groll gegen Vollmar, dem man am besten ein geändertes Verslein Herwegh's als Motto voransetzt, das dieser einst mit der Bezeichnung „römisch" auf den Kampf zwischen Staat und Kirche im Leipziger „Volksstaat" seligen Angedenkens angewandt hatte:

„Herbei Ihr Weisen von der Spree,
Ihr unbefleckten Lilien,
Erklärt den Krieg zu Land und See
Den bayrischen Reptilien."

Aber was im Hintergrunde schlummerte, ist zur Hauptsache geworden. Die „Kartelle" und „Agrarfrage" sind dagegen an dessen Stelle getreten, die wenigen wissenschaftlich gebildeten „Akademiker" verwandten die Ergebnisse der geschmähten „Bourgeoisöconomie", wenn auch nach dem Satze „Mit Bescheidenheit kommt man durch die Welt", ein Wiener Delegirter meinte, erstere Frage sei hier sachgemäßer behandelt worden als zu Hause vom „Verein für Sozialpolitik". Rein äußerlich könnte man als Ueberschrift des diesjährigen Congresses schreiben: „Redacteurgehälter und Agitation auf dem Lande". Aber was auf den ersten Blick so unschuldig aussieht, hat in Wahrheit symptomatischen Charakter, und der Parteitag hätte nicht anders handeln können, als wenn er wie ein Knabe, dem von seinem Vater Strafe droht, diesem hätte zeigen wollen: Sieh nur, wie hübsch artig ich bin, ich will ja gar nicht das nette Haus, das Du mir geschenkt hast, „umstürzen", ich will nur allmählich, ganz allmählich es umbauen; Du bist älter, Du willst das langsamer thun, ich bin jünger, ich will mich mehr beeilen, aber ich will doch so vorsichtig sein wie möglich. — Der Prozeß, der schon auf den früheren Parteitagen, im Parlament und in der Presse Jahre lang sich vollzogen hat und dessen Folgeerscheinungen die oben genannten Streitpunkte der vier vorhergehenden Congresse waren, hat auch in Frankfurt a. M. einen weiteren Schritt vorwärts gethan, die Umbildung der Sozialdemokratie von der revolutionären Umsturz- zur radikalen Reformpartei.

In der Frage der Redactionsgehälter trat Bebel ganz dafür ein, „die Bedingungen der Regelung auch des geistigen Marktes aus der bürgerlichen Welt" zu acceptiren, er stellte sich also auf den Standpunkt, der dem Collectivismus des leistungverhältnißmäßigen Einkommens und Lebensgenusses verwandt ist, wie er 1869 zu Eisenach proklamirt worden war. Dem gegenüber hatte schon 1875 zu Gotha der reine Collectivismus gesiegt, der ein Einkommen zusichert „bei allgemeiner Arbeitspflicht nach gleichem Recht Jedem nach seinen

vernunftgemäßen Bedürfnissen!" Dies Letztere ist nach Aufhebung des Ausnahmegesetzes als Standpunkt der Partei acceptirt worden und damit sollte der Unterschied, daß qualifizirtere Arbeit auch qualifizirteren Genuß nöthig mache und bedinge, verwischt werden, speziell die qualitative Differenz zwischen Kopf- und Handarbeit aufgehoben werden. Bebel sagt nun „aber nur für diese bürgerliche Gesellschaft". Aber wie soll man in diese Gewohnheiten „hineinwachsen", wenn nicht von Seiten der Führer der Proletarier, denen dies am leichtesten kraft ihrer Umgebung fallen muß, hierzu ein energischer Schritt geschieht? Nicht nur physisch, sondern auch psychisch daran sich zu gewöhnen, hierzu hätten die Führer bis zum „Kladderadatsch" die schönste Zeit. Trotz der beschnittenen Honorare stehen sie mit denselben den Bourgeois bedeutend näher, als dem bestgelohnten Arbeiter. Diese Theorie will schwer in den Kopf des Arbeiters, der ihm entgegenhielt: „Die Arbeit des Kohlengräbers ist schwerer als die des schriftstellernden Stubenhockers." Diese Frage wird wiederkehren und vielleicht zu einer noch proletarischeren Bewegung führen.

Nicht anders ist der Entwickelungsprozeß beim zweiten Punkte in die Erscheinung getreten. Wie oft ist es stolz betont worden, daß die Sozialdemokraten die einzige Partei seien, die ein Programm, getragen von einer Weltanschauung, besitzen, während alle anderen, die man früher als gesammte reactionäre Masse zusammenfaßte, nur von Fall zu Fall Actionsprogramme mit Tagesforderungen aufstellten; die „Fraction Drehscheibe" wurde stets als klassisches Beispiel angeführt. Aber wie leicht kann man sich diesen Luxus gestatten, wenn man jene „Weltanschauung", wenn's gerade paßt, in die Tasche steckt und nur zu großen feierlichen Gelegenheiten herausnimmt, sonst aber auf die andere Seite greift, und dort anstatt eines blutigrothen Tuches ein mit allen möglichen bunten Tupfen bedecktes herauszieht. Bebel hat das Bauern- und Stimmenfangen, „doctrinär" wie er ist, genannt, und das ist es auch, so lange die Sozialdemokratie so stolz auf ihr Erfurter Wappenschild klopft; die Mehrheit hat sich aber, wenn auch nicht ganz offen, für diesen opportunen Weg erklärt. Es hört erst dann auf, dies zu sein, sobald man sich ehrlich zu dem bekennt, was Vollmar schon lange ist, kein Revolutionär, sondern ein Reformer, der auch den Satz anerkennt, daß der Kleinbetrieb in der Landwirthschaft noch auf lange hinaus die Zukunft für sich hat. Dahin die Partei aber nachzulocken, fehlt ihm die Macht, das liegt auch außerhalb seines Charakters, der keine Spaltung will, sondern die Umbildung in der Partei selbst vor Augen hat. Vorderhand wird daher das Programm ab und zu in den Schrank gelegt, dann legt man es einmal einen Monat hinein, bis man es schließlich vergißt und dort liegen läßt. Bis dahin wird allerdings noch manche Gypsbüste von Lassalle und Marx vom rothen Rednerpulte des Parteitages in den Saal hinunternicken, aber „einst wird kommen der Tag". Und es wäre ein unabsehbares Verhängniß, wenn man gegen diese gesunde Entwickelung mit großen Gesetzen ankämpfen wollte, und das geheime Martyrium wieder an Stelle der Oeffentlichkeit treten müßte; in der Dunkelheit würde dann das wieder emporwuchern, was im hellen Lichte als gesunde Pflanze wächst.

In Flug- und Witzblättern, illustrirten Wochenschriften und Kalendern der Sozialdemokratie taucht stets ein allegorisches Bild auf und auch als Schmuck des Saales zur „Weißen Lilie" haben wir es gesehen. Der Bourgeois sitzt auf seinen Geldsäcken in der Festung Kapitalismus, beschützt vom Kanonier Militarismus und Pfarrer Religion. Eine Freiheitsgöttin wirft die brennende Fackel in das morsche Gesellschaftsgebäude. Die Göttin und die Fackel werden die Maler bald abwaschen müssen, das Stück Leinwand, welches das Bild in der Breite verloren hat, das sollen sie unten ansetzen. Dahin mögen sie dann glühende Kohlen malen, welche hungernde Frauen, blasse Kinder und kranke, sorgenvolle Männer, wenn sie am Erlöschen sind, aufschüren und zu denen sie neue hinzuwerfen. Auch diese rohe Allegorie wird von dem einfachen Sinne des Arbeiters verstanden werden. Unser Kapitalist aber wird sich dann stets bewußt sein müssen, daß er auf glühendem Boden sich befindet und eingedenk bleiben müssen dessen, was noch weiter Noth thut: energische, soziale Reform.

Zur Währungsfrage.

Von Gottlieb Bretisch (Wien).

Ein gigantisches Schauspiel von ganz besonderem Reize gewährt der Kampf, den Silber und Gold in den bedeutendsten Culturstaaten gegen einander führen. Es liegt eine gewaltige Tragik in dem Geschicke, das das Silber ergriffen, und weit über finanzielle Kreise hinaus reicht das Interesse für dieses Metall, dessen anscheinend unaufhaltsamer Sturz durch die große Rolle, die es bisher im Welthaushalte spielte und noch spielt, den Geldnerv und die Nerven packt. Das Silber als Währungsbasis scheint dem Untergange geweiht, und es liegt etwas menschlich Ergreifendes darin, diese vieltausendjährige Macht von ihrer Höhe herabgleiten zu sehen.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn die vielfach an das Silber geknüpften Interessen sich gegen diesen Zusammenbruch bis auf's Aeußerste wehren, und der große Einfluß dieser Kreise kam in vielen Enquêten und Conferenzen zum Ausdruck. — Dieses grobe Vertheidigungsgeschütz, das jedoch nie mehr als Verbesserungsvorschläge von akademischem Werthe und wohlfeile Tröstungen für bimetallistische Gläubigkeit brachte, wurde und wird durch eine reiche Literatur von Büchern und Artikeln accompagnirt.

Auch in der „Gegenwart", diesem Sprechsaal für alle Meinungen, haben mehrfach Silberfreunde das Wort ergriffen. Ja erst neulich wurde es an dieser Stelle (in Nr. 33) eine Doctorfrage genannt, ob man von Silberentwerthung und Silberüberfluß reden dürfe mit Hinweis darauf, daß das Gold von den bedeutendsten Industriestaaten favorisirt würde, und daß daher die Goldleute nur scheinbar Recht hätten, wenn sie triumphirend auf die riesige Entwerthung, den nie geahnten Preissturz des Silbers pochen.

Die statistischen Ziffern über Silberpreis und Silberproduction gegenüber den monetären Veränderungen lassen diese Behauptung nicht gerechtfertigt erscheinen. Es genügt wohl füglich, die Bewegung der letzten 25 Jahre in Betracht zu ziehen, da der Silberpreis in den ersten sieben Dezennien dieses Jahrhunderts bei mäßig steigender Production, die der stark gewachsene Verkehr willig aufnahm, nur ganz bescheidene Veränderungen aufweist. Anders gestaltet sich die Sache von da an. — Die Silberprägungen wurden in Deutschland im Jahre 1871 eingestellt, einen scharfen Rückgang erfuhr der Silberpreis jedoch erst 1874/75, der sich seit Beginn dieses Jahrhunderts bis dahin stets in der Nähe von 60 Pence für die Unze Standard gehalten hatte. Auch die Beschränkungen, die den Mitgliedern der lateinischen Münzunion betreffs der Silberprägungen auferlegt wurden, lassen keinen preisdrückenden Einfluß auf das Silber constatiren. Schon 1866 sah man sich veranlaßt, das Silbercourantgeld auf Fünffrancsstücke zu beschränken, was auf den Silberpreis ohne Eindruck blieb, und die in den Jahren 1874, 1875, 1876, 1877 durch Zusatzconventionen vereinbarte Contingentirung fällt mit Silberpreisen in zuerst ab-, dann aufsteigender Linie zusammen. Durch den Vertrag vom 5. November 1878 über die Erneuerung der Münzconvention wird die Silbercourantprägung, die in Frankreich für Private thatsächlich schon seit 1876 sistirt war, gänzlich eingestellt, und die österreichisch-ungarische Monarchie schließt ihre Münzstätten für die private Ausprägung von österreichischen Silbermünzen im März 1879. Der Silberpreis stellte sich 1879 im Durchschnitt auf $51^1/_4$ Pence für die Unce Standard, stieg 1880 auf $52^1/_4$, um 1881/82 auf dem Durchschnittspreise von $51^{11}/_{16}$ zu verharren. Die monetären Schicksale des Silbers finden demnach in den Silber-

preisen durchaus nicht unmittelbaren Ausdruck, und viel einleuchtender erscheint es, die Gründe für das Sinken des Silberpreises in der rapid gestiegenen Production zu suchen, was wohl die nachstehenden Daten beweisen.

Die durchschnittliche Jahresproduction, die in dem Lustrum 1861/1865 1,101,150 Kilogramm und 1866/1870 1,339,085 Kilogramm Feinsilber betrug, stieg in den Jahren 1871/1875 auf 1,969,425 Kilogramm, 1876/1880 auf 2,450,252 Kilogramm und erreichte in regelmäßiger Progression im Jahre 1889 eine Höhe von 4,237,000 Kilogramm. — Die Silberpreise (die hier aus Raummangel wegbleiben) bewegen sich in engem Anschluß an diese Productionsverhältnisse, an die unverrückbaren Gesetze von Nachfrage und Angebot.

Doch ja, die Nachfrage soll künstlich unterdrückt worden sein! Lassen wir die Biographie des Silbers sprechen.

Es kam so. Aus dem Verkehrsbedürfnisse entsprang die Idee der lateinischen Münzunion, der zu einer Zeit, als noch das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber nur geringe Variationen aufwies, die Fixirung einer Werthrelation keine Schwierigkeiten bereiten konnte. Doch bald änderte sich dieses Bild. Der Silberpreis bekundete eine immer stärker werdende Neigung, unter die Relation zu sinken, und es wurde vortheilhafter, Silber ausprägen zu lassen in dem Maße, als man weniger Gold dafür hinzugeben hatte. Das zwang zur Einführung der vorhin geschilderten Maßnahmen, die immer wieder verschärft wurden und schließlich zur Einstellung der freien Silberprägung führten, wenn anders man nicht das Gold aus dem Lande treiben wollte. Es erhellt wohl daraus zur Genüge, daß die silberfeindlichen Maßregeln daher Wirkung und nicht Ursache des Rückgangs des Silberpreises waren, die — kein Zweifel — diese rückläufige Bewegung an Intensität gewinnen ließen. Die Einstellung der freien Silberprägungen war demnach nur ein Gebot der Nothwendigkeit, nichts als der Ausdruck eines sine ira et studio befolgten wirthschaftlichen Naturgesetzes, dem kein Gesetzgeber sich entgegenstellen konnte, da die Silberproduction (ich verweise auf die vorhin angeführten Daten) eine weit den Bedarf übersteigende Höhe erreicht hatte, die eine Umwälzung und, was noch schlimmer, dauernde Unsicherheit aller Werthe zur Folge gehabt hätte. — Selbst unter dem Einflusse sehr ungünstiger Preisverhältnisse nahm die Silberproduction einen so enormen Aufschwung, ein hoher Silberpreis wäre gewiß nur ein weiterer Ansporn gewesen. Von einer Vorliebe der heutigen Goldwährungsländer für das gelbe Metall kann ernstlich keine Rede sein; a priori war das Interesse aller Staaten durchaus an das Silber geknüpft, und die colossalen unterwerthigen Silberbestände aller Staaten legen beredtes Zeugniß dafür ab. Es hat auch an groß angelegten Rettungsactionen für das Silber nicht gefehlt, und die amerikanischen Währungsverhältnisse leiden jetzt unter den Folgen dieser Hülfsactionen (Bland- und Shermann-Bill), zu denen die Riesenkräfte der Vereinigten Staaten mißbraucht wurden. Der Liebe Müh' war umsonst, und Berge weißen Metalls in den Kellern des Schatzamtes zu Washington bilden die Souvenirs dieser finanziellen Heilversuche. Diese Mißgriffe brachten in die Werthgestaltung des weißen Metalls noch ein weiteres Moment der Unbeständigkeit, das die vom Silber abhängigen Werthe und Währungen zu einem Spielball wüster Spekulation machte. Die argen Schäden, die die panikartige Entwickelung des Silberkurses den indischen Interessen verursachte, zwang die indische Regierung, die Rupie von dem Silberkarren auszuspannen und die freie Silberprägung zu sistiren, um weiterer Entwerthung der indischen Valuta einen Riegel vorzuschieben. — Diese Wirkungen, die ihren Ursprung in der Ueberproduction an Silber hatten, trugen so weiter dazu bei, die Ursachen krisenhaft zu verschärfen, und die Silberkurse verloren so sehr jede Stabilität — die unerläßliche Voraussetzung jedes Werthmessers — daß das Silber seine Eignung, als Werthmaßstab zu dienen, einbüßte.

Es wäre, wie behauptet wurde, auch nicht zu entscheiden, ob von einer Silberentwerthung die Rede sein könne, da man fictiv Silberentwerthung für Goldvertheuerung setze. Eine Untersuchung dieses Gegenstandes läßt die Beantwortung dieser Frage durchaus nicht so hoffnungslos erscheinen, als man meint, zumal sie schon wiederholt aufgeworfen wurde.

Eine Goldvertheuerung müßte sich in einem Rückgange der Waarenpreise und einer Steigerung des Zinsfußes äußern. Thatsächlich läßt sich aus diesen beiden Gesichtspunkten eher der gegentheilige Beweis construiren, da die Waarenpreise verhältnißmäßig geringe Rückgänge aufzuweisen haben, da, trotzdem die Arbeitslöhne sich etwas hoben, die Productionskosten sich im Allgemeinen bedeutend verwohlfeilten. Ausnahmsfälle, die vielleicht nur in momentanen Conjuncturen oder besonderen Umständen ihre Entstehungsursache haben, können hier nicht als beweisfähig gelten. Die enorm gesteigerte Production auf allen Gebieten konnte auch nur durch Preisermäßigungen und Verwohlfeilung der Herstellungskosten einen Ausgleich finden, die wieder einen großen Consum ermöglichten, so daß der stärkere Absatz den procentuellen Ausfall an Gewinn reichlich deckte. Der gerade in den Goldländern vorzugsweise sinkende Zinsfuß, der allein die Hinfälligkeit des Schlagwortes von der Goldvertheuerung beweist, verwohlfeilte das Kapital für die Industrie und Landwirthschaft in besonderem Grade, so sehr, daß deren Existenzbedingungen dadurch wesentlich verbessert wurden. Der Preisrückgang der Waaren ist demnach nur der Effect der bedeutend günstigeren Productionsbedingungen, und eine genaue Untersuchung würde vielleicht lehren, daß in den jetzigen Waarenpreisen noch nicht einmal alle Vortheile der Production erschöpft erscheinen. Der Stand des Zinsfußes, der besonders in letzter Zeit einen noch nicht dagewesenen niedrigen Satz erreichte, enthält die Antwort auf den Einwand der Goldvertheuerung eo ipso und die „Favorisirung" des Goldes hat daher gewiß keine Verschiebung der Werthbegriffe zur Folge gehabt. Das Silber, dessen Werthbasis durch die außerordentlich gesteigerte Production verrückt wurde, hätte demnach — bei Aufrechterhaltung seiner Eigenschaft als Währungsmetall — zur Inflation und Geldentwerthung führen müssen. Die Neigungen der Agrarier, die mit allen Mitteln den Bimetallismus zu fördern bemüht sind, bilden nach dem Grundsatze cui prodest eine lehrreiche Illustration hierzu, Interessen, die in dieser Hinsicht mit denen der exportirenden Fabrikanten Hand in Hand gehen und stärker hervortreten würden, wäre die Industrie durch die Einfuhr nicht so sehr auch im gegentheiligen Sinne engagirt.

An die Beweisfähigkeit des vorgeschlagenen Exempels, alles Gold zu demonetisiren und alle Goldmünzen abzuschaffen, was gewiß „schleunigst" einen rapiden Preissturz des Goldes im Weltmarkte zur Folge haben sollte, denkt wohl Niemand im Ernste. Auf diese Art ließe sich wohl Alles beweisen, und Häuser würden billig wie Brombeeren, wenn alle plötzlich zum Verkaufe kämen. Dieses Exempel erscheint schon darum hinfällig, da ja der Silberpreis nicht durch auf den Markt gebrachte alte Vorräthe, sondern bloß durch die übergroße Neuproduction herabgedrückt wurde. Welchen Einfluß hätte wohl der (in seiner Gänze ebenso undenkbare) Fall, die dem Kleinverkehre dienenden unterwerthigen Silbermünzen einzuschmelzen und auf den Markt zu werfen? Die kühnste Phantasie sträubt sich, dies auszudenken.

Der Silberfreund in Nr. 33 hat aber das Silber gar so lieb, und so hat er denn für die Rettung seines Lieblings einen ingeniösen Vorschlag. Einem Silberstücke aufzuprägen, es hätte als x Mark zu gelten, hat sich — Freiheit der Prägung vorausgesetzt — als durchaus unhaltbar erwiesen. Wie, wenn einfach ein amtlicher Aufdruck bestätigte, dieses Stück Silber enthalte x Gramm dieses Metalls? Freidank zweifelt keinen Augenblick, daß diese Münzen ohne Zwangskurs überall zum Tageskurse angenommen würden. Columbus' vielbewunderte Eieridee verblaßt neben der erhabenen Einfachheit dieses großen Gedankens. — Stiege das Silber, brächte es sogar Profit, wenn es aber sänke? Freidank macht es nicht die geringsten Bedenken, daß auf diese Weise für eine Forderung nur eine Waare von ganz unbestimmtem Werthe getauscht würde, die für den glücklichen Besitzer eine neue Spekulation involviren würde. Die Unsicherheit des Werthes, der Verlust beim Umtausche gegen die landesübliche Währung würden

sicherlich eine größere Verbreitung des Silbers auf diese Weise verhindern und schließen jede Hoffnung aus, daß es sich im Verkehre erhalten könnte.

Im Uebrigen wird Freidank's zweifelsüchtiger Wissensdurst, ob der Verkehr mehr nach Gold oder nach Silber verlangt, durch die neuesten Vorgänge in Oesterreich-Ungarn befriedigt, wo der Ersatz der in der Hauptsache nur dem Kleinverkehre dienenden Noten à Ein Gulden gegen Silbergulden trotz größter Bemühungen der Regierungen nur sehr langsam und unter Schwierigkeiten vorwärtsschreitet. Es sei hervorgehoben, daß es sich hier nur um die kleinsten Noten handelt; der Widerstand wäre bei größeren Appoints ohne drakonische Maßregeln unüberwindlich.

Freidank ist nicht consequent, wenn er das frühere „feste Werthverhältniß" als „famos" und „bureaukratisch" höhnt. Nahezu durch ein Jahrhundert war die Relation zwischen Gold und Silber im Markte eine constante und nur wenig variirende gewesen, demnach der in der lateinischen Münzunion zum Ausdruck gekommene Gedanke, diese beiden Metalle in diesem Verhältniß auszuprägen, nur ein etwas zu vertrauensseliger, der sehr bald sein Desaveu erfuhr. Freidank hat kein Recht, da Steine zu werfen, in ihrer Fortführung drängen seine Ansichten auf den Weg, den die lateinische Münzunion ging. Nun wollen wir aber die gewonnenen Erfahrungen nützen und uns unserer Klugheit freuen, die wir so billig haben können!

Literatur und Kunst.

Eine sozialistische Dichterin.

(Ada Negri.)

Als Carnot's Mörder Caserio vor dem Untersuchungsrichter stand und sein lombardisches Heimathdorf nannte, wo er aufgewachsen und erzogen worden war, da machte ein clericales italienisches Blatt die tiefsinnige Bemerkung: Kein Wunder bei einem Zögling der Laienschule, denn seine Lehrerin in Motta Visconti war die anarchistische Dichterin Ada Negri. Ebenso viele Irrthümer als Worte. Einmal macht nicht nur die „Laienerziehung" Anarchisten, denn Vaillant und Henri waren bei frommen Patres in die Schule gegangen. Dann hatte Ada Negri ihren Posten als Lehrerin nach 1890 bezogen, während Caserio, der 1873 geboren wurde, seine Heimat schon mit 13 Jahren verließ, so daß er also unmöglich zu den Füßen der achtzehnjährigen Dichterin gesessen haben kann. Und was es endlich mit dem Vorwurf, sie sei eine anarchistische Dichterin, auf sich hat, lehrt schon ein Blick in ihr niedliches Bändchen: „Fatalità", das nun bereits in 5 Auflagen bei den Fratelli Treves in Mailand und soeben in deutscher Uebersetzung erscheint unter dem Titel: „Schicksal", Gedichte von Ada Negri, übertragen von Hedwig Jahn (Berlin, Alexander Duncker).

Eine Schwester in Apoll, Signora Sofia Bisi Albini führt uns in einer Vorrede bei der dichtenden Dorfschulmeisterin ein. Sie hat sie in Motta Visconti, einem weltverlorenen Dorf am Tessin, besucht und schildert uns ihre Umgebung: ein großer, schmutziger Hof, auf den sich die Ställe öffnen, zwei hohe Treppen von zerbrochenen Ziegelsteinen, eine wacklige Thür, ein Stübchen mit spärlichem Licht, weil die Fenster nur mit Papier verklebt sind, und das eleganteste Möbel eine Bücherkiste, die als Sopha dient. Ueberall stehen Bücher, und der Boden ist von Zeitungen bedeckt, die ein unbekannter Verehrer aus Mailand ihr allwöchentlich sendet. Sie hat sehr wenig neuere Bücher gelesen, aber sie kennt alle aus zweiter Hand: aus den Zeitungen und Zeitschriften. Sie war nie im Theater, hat nicht das Meer, die Berge gesehen und keine größere Stadt als Mailand, das sie flüchtig besucht hat, wenn sie zu ihrer Mutter nach Lodi fuhr. Täglich geht die kleine, schwarzäugige maestrina in Holzschuhen zur Schule, wo sie achtzig schmutzigen Rangen das Alphabet und andere nützliche Dinge beizubringen hat. Nebenbei schreibt sie unsterbliche Gedichte, denen ihr Volk lauscht.

Gleich das erste Gedicht, das uns von einem Traumgesicht erzählt, ist überaus charakteristisch. Ein schauerliches Wesen mit einem Dolch in Händen erscheint an ihrem Lager: Son la sventura! und dies Unglück schreckt sie durch die Voraussage aller ihr zugedachten Leiden, womit sie sie bis zum letzten Athemzuge verfolgen muß. „Laß mich!" schreit angstvoll das nach Liebe, Licht und Freiheit verlangende Mädchen. Und das furchtbare Weib spricht:

„Nur dem, der leidend, blutend schafft,
Erstrahlt des höchsten Ruhmes Schein.
Der Schmerz gibt den Gedanken Götterkraft,
Dem tapfern Kämpfer winkt der Sieg allein!

Und sie antwortet der zuerst Zurückgestoßenen kurz entschlossen: „Bleib!" So war also das Unglück ihre Gefährtin von Kindheit an; sie lernt die Nächte ohne Schlummer kennen, die ewige Sorge für das nächste Morgenroth, das Heimweh nach der Sonne, die Tage ohne Licht und Brot und wurde eine Dichterin des Pessimismus. Wie wäre es auch bei den trüben Erfahrungen ihres Lebens anders möglich! Alle ihre Lieder sind auf einen Ton gestimmt, traurig, düster, und doch wirken sie nicht eintönig, denn der Flug ihrer Phantasie trägt den Leser über allen Erdenqualm himmelwärts. Sie selbst nennt sich eine Dichterin des Mißgeschicks. Das Weltleid ist schuld daran.

Es fliehn davor mir Freud' und Schönheit hin,
Es flieht das Licht, das nun erweckt vom Schlummer,
Der flücht'ge Rausch, der heitre Sinn;
Es flieht der Liebe und der Küsse Wonne
Und mir bleibt nur der Kummer.
. . . Und düster klingend fort mein Sang sich schwingt,
Hoch über bleicher Menschheit eitlem Hoffen,
Wie riesenhaft herniedersinkt
Auf Schneegefilde, die im Frost erstarrt,
Ein Aar zu Tod' getroffen.

Wie man sieht, hat das Kind des Volks, diese Volksdichterin, wenig oder nichts von der frischen, harmlosen Anmuth unseres Volksliedes. Es sind schwere, ernste Accente, erhabene Klänge, die mühsam errungene Bildung blickt überall hervor, die stark rhetorische Ader der italischen Lyriker findet sich auch bei ihr. Sie gibt ihren Gedichten gern lateinische Ueberschriften, vergleicht ihre wilden Gedanken dem Kosakenhetman Mazeppa auf wildem Roß, sich selbst dem gefesselten Prometheus, die ganze klassische Symbolik ist ihr vertraut. Die Wildheit ihrer leidenschaftlichen Natur kommt mehr als einmal zum Durchbruch. Dann möchte sie sich auf ein arabisches Roß schwingen, im Orkan dahinschweben, aber stets ist ihr Feuer stilvoll gebändigt, das edle Maß immer ihr Augenmerk. Sie ist durch und durch modern, in ihrer Anschauung, ihrer Form, zumal ihren Stoffen. In ihrer schauerlichen Vision: „Autopsie", wo die arme Todte unterm Sezirmesser ihr Leben und Leiden erzählt und dem Gelehrten fluchend zuruft:

Such immerhin, ob es Dir nicht gelinge
Des Hungers kraß Geheimniß zu erspähn!

auch da noch ist sie der Poesie stets eingedenk. Und wie sie auch versichern mag, daß sie eine Plebejerin von Herkunft, Bildung und Ueberzeugung sei, sie weiß doch, daß sie von oben kommt und sich klein machen muß, um ihren armen Freunden verständlich zu sein.

Dir tönt mein Lied, o menschliche Familie,
Dir großen, fleiß'gen . . . Kämpf' und hoffe nur,
Bemühe rastlos Dich, nütz' aus das Leben,
Es ist so kurz.

Und auf den Streit der Arbeit, auf die Häupter
Der Sieger, der Gefall'nen Todeskampf
Blick' heiter ich, und ewig strahlt hernieder
Der Sonnenschein.

Es ist Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blut; unsere Zeit mit all ihren grausamen Widersprüchen durchpulst das Buch. Die Dichterin ist menschenkundig und hat doch von der Welt nur den kleinen, armseligen Ausschnitt ihres Dorfes gesehen, aber die poetische Intuition, des Geistes Auge hat das Wesen der Dinge erkannt und eine Seherin und gestaltende Dichterin aus ihr gemacht. Das Mitleid ist das stärkste Gefühl in ihr. Sie ersehnt eine Zukunft des allgemeinen Friedens, des Glückes, der Freiheit. Unablässig spricht sie den Reichen und Satten in's Gewissen.

O Welt von Bürgern schlau und ehrenwerth,
Die Geld anhäufen und bequem sich betten,
O Welt von Millionären, wohlgenährt
Und zierlichen Koketten!
. . . Du kriechst, ich fliege, gähnst Du, singe ich,
Verachte Deine Ränke, Deine Lügen;
Der Zauber der Begeistrung schwebt um mich,
Du bleibst im Schlamme liegen.
. . . Geh, üpp'ge Welt, zieh durch den Aether fort,
Verworfenheit und Geldsucht mit Dir jagen:
Als Geißel schwinge ich das glühnde Wort,
Dir in's Gesicht zu schlagen.

Es sind meist Nachtstücke, aber nie verliert sich die Dichterin in kleinlicher Zustandsschilderung, immer schweift sie darüber hinaus in's Allgemeine, Typische und forscht nach dem Bleibenden im Wechsel, dem Ewigen. Einmal sieht sie das Leichenbegängniß eines Arbeiters, der vom Dache fiel und auf dem Straßenpflaster zerschmetterte, „hoffnungsreich, lebenslustig und schön wie ein Titan". Die überlebenden Kameraden denken, daß vielleicht auch sie auf diese Weise sterben werden, Soldaten der Arbeit, auf dem Schlachtfelde des Tagewerkes fallend.

Den Platz des Todten füllt das Leben wieder:
Aus Trauer Hoffnung blüht!
Unendlich ist das Heer, das vorwärts zieht
Und heiter tritt die Ueberwund'nen nieder.
Und wie auf stillen Grabeshügeln spielen
Die Kinder froh und frei,
So geht die Menge ahnungslos vorbei
Am Sarge derer, die zum Opfer fielen.

Grollend und verzweifelnd in ihrer Ohnmacht steht sie in dieser schönen und doch so traurigen Welt, und durch den Sonnenglanz und den Weltenjubel vernimmt sie das Echo der klagenden und darbenden Menschheit.

Aus Arbeitsstätten, wo sich pressen dicht
Die aufgeregten, unruhvollen Mengen,
Gestalten, grau von Angesicht,
Die nach dem Brote, das ihr Schweiß erwirbt,
Mit heißer Gier sich drängen;
Aus Reisgefilden voll von gift'gem Hauch,
Aus Feldern und aus unfruchtbaren Fluren,
Aus dumpfen Festungsmauern auch,
Wo sich im Namen Gottes opfern hin
So viele Kreaturen,
Dringt zu mir her ein Weinen trauervoll,
Das stets mir folgt, wohin ich auch mag fliehen;
So endlos und so schauervoll,
Wie eine Fledermaus im Dunkeln flattert,
Wie Wolken uns der Sonne Licht entziehen . . .

Wohl erhofft und erstrebt sie mit allen Fibern ihrer starken Seele eine bessere Zukunft, wenn die Gesellschaft gerechter und menschlicher sein wird, aber nichts erinnert an die gewaltpredigenden Lehren des Sozialismus. Unablässig preist und feiert sie das mächtige Instrument der Arbeit, und jeden Gedanken, es als Waffe zum Verbrechen zu benutzen, weist sie schaudernd von sich. Schon sieht sie den Morgen dämmern, wo ein begeisterter Pöbel das Eisen erheben wird, um sein Elend zu enden, aber die Schneide wird rein von Blut sein, die Banner werden weiß bleiben, und das Losungswort wird lauten: Friede, Arbeit, Brot! Die Arbeit und ihr Segen ist nie schöner besungen worden. In den wenigen Liebesliedern sogar kommt sie stets darauf zurück, und alle Gluth der Leidenschaft weckt in ihr nur trübe Sorge.

Warum, wenn Deine Lippen zauberhaft
Mir spricht von Deines Lebens Leid und Lust,
Scheint Deiner blauen Augen Liebeskraft
Das Herz mir fast zu stehlen aus der Brust? . . .
Zu todten Träumen, Küssen ruf' mich nicht an's Licht . . .
O schweig', ich kann es nicht!

Nicht das verliebte Getändel, nicht die Wollust reizt sie, sogar den Geliebten erschreckt sie mit der harten Frage: Hai lavorato?

Hast Du gearbeitet? . . Kennst Du die Nächte,
In denen schlaflos man und ohne Ruh'
Ein ernstes Werk geschafft? . . .
Sag', welcher Glaubensfahne weihtest Du
Die blühende und schöne Jugendkraft? . . .
Du gibst mir keine Antwort . . . o so gehe,
Kehr zu verlor'ner Stunden Müßiggang,
Zum gold'nen Kalb zurück:
Zu Karten, Bällen, Dirnen, Becherklang,
Mir sind nicht feil mein Herz, mein Kuß und Blick.
Wärst ein Plebejer Du, doch unerschrocken:
Hoch über aller Menschheit Haß und Neid
Höbst Du die stolze Stirn
Und der Gedanken Unermeßlichkeit
Erglühte fiebrisch Dir im kühnen Hirn.

So ist sie mitleidig und doch nicht empfindsam, zart und nie verzärtelt, echt weiblich in ihrem Anschmiegen und Hingeben und doch stark und charaktervoll, von ganz männlichem Stolz. Selten wird sie tendenziös, nirgend entfaltet sie ein Parteiprogramm. Was Sozialistin, was Anarchistin, sie gehört nur in die große Partei der Guten, Mitleidigen der hohen Seelen.

Ihr ewig erbarmendes Herz nimmt sich sogar des Straßenjungen an, frech, zerlumpt und schon mit jedem Laster vertraut.

Seh' ich ihn springen, hör' ihn lachen helle,
Das arme Dornenreis,
Der seine Mutter in der Werkstatt weiß,
Die Hütte leer, den Vater in der Zelle.
Dann greift die Angst um ihn mir an die Seele,
„Wie find'st Du", frag' ich mich,
„So ausgestoßen und so schutzlos Dich
Zurecht in dieser Welt voll Schuld und Fehle? . . .
Was wirst Du wohl, Du munt'rer Hungerleider,
In zwanzig Jahren sein?
Ein Gauner und Betrüger schlau und fein,
Ein fleiß'ger Arbeitsmann — ein Beutelschneider?
Trägst Du dereinst des Handwerks Ehrenkittel, —
Des Sträflings rauhes Kleid?
Treff ich dich bei gesunder Thätigkeit, —
Verdammt zum Kerker oder gar im Spittel? . . .
. . . Ach sieh! ich möcht' zu ihm herunter steigen
Und zieh' ihn an mein Herz:
Ich möchte, ihn umarmend, meinen Schmerz,
Mein Mitleid, meine Traurigkeit ihm zeigen.
Und warme Küsse möchte ich ihm drücken
Auf Stirn und Wangen gleich
Und flüstern ihm, an Bruderliebe reich,
Die heil'gen Worte zu, die mich ersticken:
Auch mir ist stets das Unglück treu geblieben,
Ein Dornenreis gleich dir,
Die Mutter schafft auch in der Werkstatt mir,
Ich kenne jedes Leid . . . ich muß dich lieben!

Einmal wünscht sie sich solch ein verlorenes, bleiches Kind der Straße, um es wie einen Sohn zu pflegen.

Stets soll er bei mir bleiben und zur Nacht
Will ich ihm seine kleinen Hände falten,
Und das Gebet von Neuem mit ihm halten,
An das seit Kinderzeit ich nicht gedacht.
. . . Ich lehr' ihn, daß das Leben Arbeit heißt
Und daß man durch Verzeih'n nur kommt zum Frieden;
Ja Alles, was da groß und gut hienieden,
Erfüll' als höchster Schatz ihm Seel' und Leib.
. . . Und während mir des Alters Bürde naht
Und ich an Haub' und Brille mich gewöhne,
Steigt er empor voll Sinn für alles Schöne,
Im Herzen Gott und kraftvoll bei der That.

Wahrlich, von seiner Landsmännin hätte Caserio nur Menschenliebe statt Haß und vor Allem die Liebe zur Arbeit lernen können.

Schön ohne Ausnahme sind ihre herzlichen Lieder an die Mutter, die einst für sie arbeitete und für die sie jetzt wieder schafft, bangt, weint. Die Gealterte ist ihr ein Bild der entschwundenen Jugendlust und unter ihrem zärtlichen Blick möchte sie vergessen, daß sie Dichterin ist und Kind noch einmal werden. Eines ihrer besten Gedichte: Madre operaia schildert uns eine alte, schwache Fabrikarbeiterin, die seit Jahrzehnten die Weberschifflein durch ihre Hand fliegen läßt. Welch ein Unglück, wenn sie eines Tages zusammenbräche!

Sie darf und kann es nicht. Ihr einzger Sohn,
Der große Stolz in ihrer Dürftigkeit,
Auf dessen Stirne, ernst und breit,
Des Genius Götterflug sie ahnet schon,
Ihr Sohn studirt.

Unwillkürlich denkt der Leser, daß es wohl heißen muß: ihre Tochter. Aber die Dichterin objectivirt auch hier ihr Leid und apostrophirt den Sohn des Volkes:

Um dir den Weg zu bahnen, stirbt sie arm,
Die gute Mutter, wirf noch einen Kuß
Der Todten zu und einen Gruß
Und stürz' entgegen dich dem Feindesschwarm.
Zum Kampf mit Wort und Feder sei bereit,
Zeig' neue Horizonte licht und schön
Und ungeahnte Seelenhöh'n
Der alten matt und stumpf gewordnen Zeit.

Die dankenswerthe Uebersetzung von Hedwig Jahn ist treu und gut. Leider kämpft das Fräulein noch zu sehr mit der Form, um nicht deren Sklavin zu sein. Ihr zu Liebe thut sie mitunter den Gedanken der Italienerin Gewalt an und verfälscht sie sogar ein wenig. Bei einer Vergleichung mit dem Original ergibt sich mehr als eine Ungenauigkeit, manches Mißverständniß, das gewiß weniger ein Irrthum der Uebersetzerin ist, als eine Concession an den Reim. In einem der schönsten Gedichte: „Popolana" schildert Ada Negri die Liebe einer Weberin. „Giran le spole, il fil s'attorce, io canto", was Hedwig Jahn sehr hübsch wiedergibt:

Mein Schiffchen fliegt rasch durch die Fäden, ich singe:
Werd' achtzehn Jahre bald sein,
Schöne Augen, ein Webstuhl, ein Liebster sind mein,
Ich trage Kattun und bin stets guter Dinge.

Wenn aber die Weberin erzählt, daß es ihr nicht an Verehrern fehlt,

Ma passo noncurante, e rido in viso
Ai tentatori loquaci,

und die Uebersetzerin dies mit den Versen wiedergibt:

Doch gehe ich harmlos vorbei und bescheiden
Und lache der lockenden Schaar,

so sind die drei Epitheta so unpassend wie möglich gewählt. Das verliebte Mädchen lacht ihren beredten Verführern keck in's Gesicht und geht unbekümmert vorbei — bloß um des häßlichen Reimes auf „Freuden" willen nennt die Uebersetzerin sie harmlos und bescheiden, was sie ganz und gar nicht ist. Dann das Geständniß ihrer Liebe zu dem nervigen Schmiedegesellen:

Il mio demone egli è come il mio Dio,
E per me sola, per me sola il voglio!
Ich sehe bald als Gott, bald als Dämon ihn an,
Und mich soll allein auf der Welt er beglücken.

Wie umständlich umschreibend, wie matt neben dem ungestümen Naturlaut der Leidenschaft! Und wenn die Arbeiterin ihren Schatz im verschwiegenen Kämmerlein an die Brust drückt, nennt ihn die Dichterin mit einer charakteristischen Antithese:

Nero di polve e splendido d'amore,

also kohlschwarz und liebestrahlend; Fräulein Jahn dagegen:

Bestaubt, doch vom Glanze der Liebe umgeben.

Die italienischen Leser, versichert Signora Visi, sind allmählich zu dem Verständniß gelangt, daß der Schmerz in diesen Dichtungen wirklicher Schmerz ist, daß dieses junge Geschöpf gelitten haben muß, als ob sie ein langes Leben hinter sich hätte, und daß sie im vollen Bewußtsein ihres Genius und gefestet durch ihre traurige Erfahrung in den vollen Sonnenschein des Ruhmes hinausgetreten ist, von dem sie sehnsuchtsvoll träumte. Uebrigens hat sich in neuester Zeit ihr Loos gebessert. Sie ist seither avancirt. Statt der Dorfschulkinder von Motta Visconti unterrichtet sie heute die kleinen Bürger von Mailand. Jetzt wird sie ihre Bildung nicht mehr nur aus Zeitungen schöpfen müssen und zu den Quellen steigen können. Ob sich durch ihr freundliches Geschick, ihren erweiterten Horizont, das anregende moderne Leben ringsum ihre Dichtung vertieft oder verflacht, mildert oder verschärft, werden ihre künftigen Lieder lehren.

Die Wahrheit über Gustav Adolf.

Von Georg Winter.

(Schluß.)

In seinem Kampfe hätte der Protestantismus ganz ohne fremde Hülfe aller menschlichen Voraussicht nach nicht bestehen können, da er den siegreichen Heeren des Kaisers und der Liga nach den letzten Niederlagen kaum eine nennenswerthe Truppenmacht entgegensetzen konnte. Er wurde mit Nothwendigkeit jedem fremden Helfer in die Arme getrieben. Das eben war es, was Wallenstein, der schon längst ein Eingreifen Gustav Adolfs vorausgesehen hatte, fürchtete und verhindern wollte. Gewiß wird Niemand leugnen wollen, daß es ein Verhängniß für unser Volk war, daß dieser Kampf nicht ohne das Eingreifen einer fremden Macht entschieden werden konnte. Aber wer anders trug die Schuld daran als der Kaiser und die Liga, die von vornherein kein Bedenken trugen, zum Zweck der Unterdrückung ihrer protestantischen Stammesgenossen die Hülfe Spaniens in Anspruch zu nehmen, von deren Wirkungen die unglücklichen pfälzischen Lande ein trauriges Lied zu singen wußten? Wenn Gustav Adolf jetzt in den deutschen Krieg einzugreifen sich entschloß, so that er nur, was auf der Gegenseite Spanien schon in den ersten Stadien des Krieges gethan hatte. Der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus in Deutschland fiel mit den allgemeinen europäischen politisch-kirchlichen Gegensätzen zusammen. Beide Theile wußten ganz genau, daß es sich in diesem Kampfe nicht bloß um die Interessen ihrer deutschen Glaubensgenossen, sondern auch um ihre eigenen handelte. Die ganze Lage der europäischen Politik beruhte auf ihnen.

Darum ist es auch im letzten Grunde eine nichtige und für die Beurtheilung der weltgeschichtlichen Bedeutung Gustav Adolf's fast überflüssige Frage, ob der König durch politische oder religiöse Motive zu seinem Eingreifen in den deutschen Krieg veranlaßte worden ist. Beide waren eben untrennbar mit einander verbunden, bei Gustav Adolf in noch weit höherem Maße als bei den anderen europäischen Mächten. Seiner

protestantischen Gesinnung allein verdankte er es, daß er gegenüber einem nach Erbrecht näher berechtigten katholischen Mitgliede des Hauses Wasa, seinem Vetter, dem polnischen Könige Sigismund, überhaupt den schwedischen Königsthron bestiegen hatte. Und auf demselben religiösen Gegensatze beruhte die ganze Weltstellung, die er sich im Kampfe mit den katholischen Mächten, vor Allem mit seinem polnischen Vetter, errungen hatte. In diesem Kampfe mit Sigismund von Polen aber war dieser vom Kaiser mit einem Truppencorps unterstützt worden. Der politische Gegensatz, der hierdurch zu Tage getreten war, wurde nun noch verschärft durch die universalen, auf eine Herrschaft über die Ostsee gerichteten Pläne, welche Wallenstein auf dem Höhepunkt seiner Macht gehegt und unverkennbar zur Schau getragen hatte. Schon durch sie war Gustav Adolf veranlaßt worden, der von Wallenstein hart bedrängten Stadt Stralsund energische Hülfe zu leisten. Auch hierbei aber tritt es wieder zu Tage, daß Religion und Politik im Geiste des Königs untrennbar mit einander verbunden waren. Gewiß waren es hier wie bei seinem späteren Erscheinen auf deutschem Boden zunächst rein politische Gründe, die ihn bestimmten. Aber dieselben standen im engsten Zusammenhang mit den religiös-kirchlichen Gedanken, welche die Welt bewegten. Seine politischen Gegner waren zugleich seine religiösen; der religiöse Gegensatz gab dem politischen erst seine Schärfe und seine tiefere Bedeutung. Je mehr es dem Kaiser gelang, den Protestantismus in Deutschland zu unterdrücken, desto mehr gewann er die Möglichkeit, sich auch gegen die außerdeutschen Protestanten, namentlich aber gegen Schweden zu wenden, wie das namentlich Wallenstein unverkennbar angestrebt hatte. Die deutschen Protestanten waren unzweifelhaft die Verbündeten Gustav Adolfs, noch ehe er in offenen Krieg mit dem Kaiser getreten war. Indem er seine politischen Interessen vertrat, vertrat er zugleich die des Protestantismus überhaupt, der deutschen Protestanten insbesondere. Man kann zugeben, daß Gustav Adolf wahrscheinlich nicht nach Deutschland gekommen wäre, wenn es sich *nur* darum gehandelt hätte, die deutschen Protestanten vor den religiösen Bedrückungen des Kaisers zu schützen; ebenso gewiß aber ist, daß der politische Gegensatz zwischen dem Kaiser und dem schwedischen Könige im letzten Grunde auf den religiösen zurückgeht. Außerdem aber kann daran gar kein Zweifel sein, daß neben diesen rein politischen Interessen doch das Eingreifen Gustav Adolfs in den deutschen Krieg auch durch das Mitgefühl mit seinen deutschen Glaubensgenossen, die sich wiederholt hülfesuchend an ihn gewandt hatten, bestimmt wurde, und ebenso unzweifelhaft ist es bei der Lage der Dinge, wie sie sich im Jahre 1630 gestaltet hatte, daß die deutschen Protestanten ihm und ihm allein ihre Rettung verdankten, daß ohne sein Eingreifen das die Lebensinteressen des deutschen Protestantismus bedrohende Restitutionsedict nach menschlichem Ermessen rücksichtslos zur Durchführung gekommen wäre.

In jedem Falle aber erscheint in Gustav Adolf zum ersten Male ein Held auf dem Schauplatze dieses furchtbaren Krieges, der, von höheren, idealen Impulsen getrieben, sein ganzes Heer mit diesen höheren Impulsen zu erfüllen und in den Dienst einer großen Sache zu stellen weiß. Die Heere, die bisher im deutschen Kriege aufgetreten waren, die eines Mansfeld, Christian von Braunschweig und Wallenstein, waren ungezügelte Söldnerhaufen, von keiner höheren Idee zusammengehalten, ein Gemisch aus allen Nationalitäten und Bekenntnissen, allein auf Gewinn, Sold und Beute bedacht. Gustav Adolfs Heer war eine von religiöser und nationaler Begeisterung erfüllte, von ihrem heldenhaften Könige in strenger Disciplin gehaltene, einheitlich aus einem streng protestantischen Bauernvolke zusammengesetzte Truppe, welche nicht in Brandschatzungen und Plünderungen Zweck und Aufgabe des Krieges sah, sondern in strenger Zucht die Bewohner der besetzten Landschaften nie ohne Noth bedrückte, und daher von der von den kaiserlichen Truppen auf's Aeußerste ausgesogenen Bevölkerung bald überall mit Jubel als Retterin begrüßt wurde. *)

*) Man hat, neuerdings namentlich von sozialdemokratischer Seite, auch dies Verdienst des Königs in Abrede stellen zu sollen geglaubt und darauf hingewiesen, daß die schwedischen Truppen später an Scheußlichkeiten und Gewaltsamkeiten aller Art (z. B. dem berüchtigten „Schwedentrunk") mit allen anderen Heeren jener Zeit gewetteifert hätten. Das Letztere ist richtig, trifft aber nicht Gustav Adolf selbst, dessen Verdienst es vielmehr in um so hellerem Lichte zeigt. Nach Gustav Adolf's Tode ließ allerdings auch in seinem Heere die Disciplin sehr bald nach; das lag aber in erster Linie daran, daß dasselbe nur zum kleinen Theile von Schweden her Ersatz bekam und ihn daher bei denselben zweifelhaften Elementen suchen mußte, aus denen die anderen Heere der Zeit zusammengesetzt waren. Wie deutlich zur Zeit Gustav Adolfs selbst der Unterschied zwischen seinem Heere und den anderen empfunden wurde, ersieht man aus nichts deutlicher als aus der unermeßlichen, durch zahllose Zeugnisse belegten Popularität, deren sich der König gerade bei den erwerbenden Schichten des Volkes erfreute, auch in solchen Ländern, deren Fürsten ihm gar nicht freundlich gesinnt waren. Wenn der Verfasser des Artikels in der „Neuen Zeit" nun gar durch eine im Jahre 1636(!) erschienene Flugschrift beweisen will, daß die Zeitgenossen in Gustav Adolf keineswegs den Befreier und Erretter gesehen hätten, als den man ihn heute feiere, so braucht man dem gegenüber nur darauf hinzuweisen, daß diese heftige Anklagen gegen die Schweden enthaltende Flugschrift vier Jahre nach des Königs Tode erschienen ist, und daß sich ihr gegenüber Dutzende von gleichzeitigen Flugschriften aus der Zeit, als Gustav Adolf noch lebte, anführen ließen, die seine Popularität gerade beim *Volke* deutlich beweisen. Vergl. meine Geschichte des dreißigjährigen Krieges in der von W. Oncken herausgegebenen „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen", S. 339—426.

Und in der That, ein Befreier und Erretter war er für den protestantischen Theil unseres Volkes, ein Glaubensheld im besten Sinne des Wortes, trotz aller Ableugnungen von ultramontaner und sozialdemokratischer Seite. Wie die Spreu vor dem Winde zerstob vor seiner strategischen Ueberlegenheit und dem Heldenmuthe seines Heeres die gewaltige Macht, welche die kaiserlich-katholische Politik errungen hatte, und damit auch die furchtbare Gefahr, mit der sie die Existenz des Protestantismus in Deutschland bedroht hatte. Wir können den König hier natürlich nicht auf dem stolzen Siegeszuge bis in das Herz der feindlichen Mächte hinein verfolgen, wohl aber müssen wir ihn noch einen Augenblick auf dem Höhepunkte seiner Macht beobachten, um klar beurtheilen zu können, inwieweit sein Erscheinen etwa neben der rettenden Wirkung, welche es für den deutschen Protestantismus hatte, doch auch eine Gefahr für unsere nationale Selbständigkeit in sich schloß.

An sich wird man gewiß eine solche nicht von vornherein in Abrede stellen wollen. Es lag in der That eine schwere Gefahr darin, daß eine fremde Macht einen entscheidenden Einfluß auf diese Kämpfe gewann, die, so sehr sie auch auf den die Welt bewegenden Gegensätzen beruhten, doch zunächst und in erster Linie in unserem Vaterlande ausgefochten wurden. Wohl aber wird man sagen dürfen, daß diese Gefahr von den gegnerischen Historikern und Politikern in's Ungemessene übertrieben worden ist, und daß jedenfalls die abenteuerlichen, auf eine directe Beherrschung ganz Deutschlands gerichteten Pläne, welche ihm von jenen Gegnern zugeschrieben wurden, zum mindesten nicht historisch nachweisbar sind. Daraus ergiebt sich aber in diesem Falle mit fast völliger Sicherheit, daß sie auch nicht gehegt worden sind. Denn über die thatsächlich vom Könige gefaßten Entwürfe, d. h. über die Forderungen, deren Erfüllung Gustav Adolf von dem Frieden erwartete und verlangte, sind wir aus den diplomatischen Verhandlungen, welche er im Winter 1631 bis 1632 in Mainz mit der Liga und mit Frankreich führte, mit fast erschöpfender Vollständigkeit unterrichtet.

Da ist es dann doch sehr bemerkenswerth, eine wie große Rolle unter denselben die Sicherung der religiösen Freiheiten seiner Glaubensgenossen spielt. Gewiß war der König auch darauf bedacht, für sich selbst eine ausreichende Entschädigung und Sicherung vor Angriffsgelüsten des Kaisers zu erlangen; man wird es ihm nicht verargen können, wenn er diese Sicherung nur durch den Erwerb eines Theiles der pommerschen Küste, die er seit lange in Besitz hatte, erlangen zu können meinte und erklärte, mit Sold für einige Monate könne er sich nicht wie ein hergelaufener Soldat abfinden lassen. Das war traurig für das deutsche Reich, aber kaum vermeidbar. Daneben schwebte ihm in nicht völlig klaren Umrissen der Gedanke vor, daß er in irgend einer Form, etwa wie der König von Dänemark als deutscher Reichsstand, als Protector an die

Spitze des protestantischen Deutschlands treten könne. Dagegen ist die Angabe, er habe verlangt, zum römischen Könige gewählt zu werden, aus diesen Verhandlungen in keiner Weise nachweisbar, sonst aber viel zu unglaubwürdig überliefert, als daß sie angenommen werden könnte. Wohl aber sind wir mit voller Sicherheit darüber unterrichtet, daß er mit großer Entschiedenheit für eine Veränderung oder vielmehr Wiederherstellung der Verfassung des Reiches zu Gunsten seiner Glaubensgenossen eintrat. Er forderte ausdrücklich die Aufhebung des Restitutionsedicts, volle Duldung für beide Religionen in Stadt und Land, die Herstellung Böhmens, Mährens und Schlesiens in den Zustand vor 1618, Rückkehr der dortigen Verbannten, Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz in seine Kur und seine Länder und eine Reihe von Spezialbestimmungen, unter denen besonders die Forderungen hervorgehoben zu werden verdienen, daß alle Jesuiten als Störer des allgemeinen Friedens aus Deutschland ausgewiesen werden und daß in allen Stiftskirchen ebenso viel evangelische wie katholische Stiftsherren aufgenommen werden sollten. Im Wesentlichen also forderte er jene volle Parität der Bekenntnisse, ohne welche die weitere nationale Entwickelung in der That nicht möglich gewesen wäre und die für die Zukunft thatsächlich anzubahnen seine Wirksamkeit erheblich beigetragen hat. Ohne diese Freiheit der Bekenntnisse, wie sie dann thatsächlich wenigstens in der Hauptsache im westfälischen Frieden durchgesetzt worden ist, hätte sich aber das Emporkommen des brandenburgisch-preußischen Staates und damit unsere ganze neuere nationale Entwickelung vielleicht gar nicht, sicher aber nicht in der Weise vollziehen können, wie sie sich thatsächlich gestaltet hat. Insofern ist in der That die gegenwärtige Gestaltung unseres nationalen Staates mit den Ideen und Thaten Gustav Adolf's auf's Engste verbunden. Und in keinem Falle wird man sagen können, daß die Entwürfe, welche Gustav Adolf auf dem Höhepunkte seiner Macht gehegt hat, geeignet gewesen wären, unsere nationale Selbständigkeit und Unabhängigkeit ernstlich zu gefährden.

Eine andere Frage freilich ist es, ob diese Gefahr nicht doch vielleicht eingetreten wäre, wenn Gustav Adolf ein längeres Leben und weitere Erfolge beschieden gewesen wären. Denn wenn auch, wie wir sahen, der König bisher noch keine bestimmten und klar erkennbaren Päne gefaßt haben mochte, welche eine nationale Gefahr für Deutschland in sich schlossen, so würde er bei weiteren Erfolgen doch möglicher Weise dieser Versuchung um so weniger wiederstanden haben, als er nach seinen großen Siegen im Jahre 1631 namentlich in Süddeutschland als der Befreier vom Joch der Liga allenthalben in den protestantischen Territorien mit einer Begeisterung aufgenommen worden war, die ihn förmlich herausforderte, sie zu selbstsüchtigen Zwecken zu verwerthen. Er selbst hat einmal geäußert, daß ihm die Verehrung, welche ihm entgegengebracht wurde, fast zu groß erscheine, und auf der anderen Seite wird uns glaubhaft berichtet, daß die Nürnberger ihm geradezu erklären ließen, sie wüßten für den Fall einer römischen Königswahl keinen Besseren für diese Würde als ihn. Und so ganz unmöglich wäre das doch nicht gewesen. Wenn es dem Könige gelungen wäre, den Pfalzgrafen nicht nur in den Besitz seiner pfälzischen Kur, sondern auch in die böhmische Königswürde wieder einzusetzen, so war die Mehrheit des Kurcollegiums protestantisch. Nun ist es, wie wir hervorhoben, so gut wie sicher, daß er einen solchen Gedanken vorläufig mit Entschiedenheit von sich gewiesen hatte. Aber hätte er es auch gethan, wenn er länger gelebt, wenn er im weiteren Verlaufe des Krieges noch mehr als bisher das anerkannte Haupt des Protestantismus geworden wäre? Von diesem Standpunkte aus kann man wohl sagen, daß es für den weltgeschichtlichen Ruhm des heldenmüthigen Königs ein Glück gewesen ist, daß er so früh in der Schlacht von Lützen einen ehrenvollen Tod fand. Noch stand und steht, das darf allen neueren Anfeindungen gegenüber mit vollem Recht gesagt werden, sein Bild ungetrübt und rein vor den Augen der Mit- und Nachwelt, noch konnte und kann man ihn als den edlen und ritterlichen, tapferen und gottesfürchtigen Retter der protestantischen Ideen in Deutschland und in Europa bewundern und verehren. Vielleicht hätte er sich, wenn ihm länger zu leben und zu siegen beschieden gewesen wäre, eines Theiles dieses Nimbus, der ihn mit Recht umgibt, beraubt, vielleicht wäre er aus einem Retter der protestantischen Religion in Deutschland ein nationaler Feind Deutschlands geworden.

Vielleicht wäre er es geworden, sicher aber ist er es nicht geworden. Für die Beurtheilung der Nachwelt, wie für die Frage, ob wir als Deutsche und als Protestanten berechtigt, ja verpflichtet sind, seinen Geburtstag als hehren Gedenktag zu feiern, kann es auf die Beantwortung der academischen Frage, was er bei längerem Leben geworden wäre, nicht ankommen, sondern darauf, was er gewesen ist: der Retter des deutschen Protestantismus aus schwerer Noth, der Held, der durch seine Thaten wie durch die Kraft seiner religiösen Ueberzeugung bahnbrechend für die weitere Entwickelung unseres Vaterlandes gewirkt, der dadurch den Boden geebnet hat, auf dem allein der gegenwärtige nationale Staat der Deutschen mit dem protestantisch-preußischen Staate an der Spitze sich erheben konnte. Er war es, der dem Begründer des preußischen Staates, auf den alle Wurzeln seiner Kraft zurückgehen, dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, erst die Möglichkeit zu seiner Schöpfung errungen und damit an seinem Theile mitgewirkt hat, die Grundlagen des heutigen nationalen Staates zu legen. Von diesem Gesichtspunkte aus *dürfen* wir nicht bloß als Deutsche und als Protestanten den 9. December als festlichen Gedenktag begehen, sondern wir *müssen* es thun, trotz alles von der schwarzen und rothen Internationale dagegen erhobenen Geschreis, eben weil wir die höchste Kraft und Blüthe unseres Volkes in dem gegenwärtigen nationalen Staate verkörpert sehen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Lapsus.

Von Gustav Bessmer.

Das Manöver war zu Ende. Die Truppen standen bereit, ein letztes Mal Quartier zu beziehen. Die Geschütze glänzten im Lichte der Herbstsonne, Reihen von Trainwagen standen die Landstraße entlang. Im Verlaufe derselben wurde ein Fluß und eine Brücke sichtbar.

Der Großherzog hatte seinen Stab entlassen und stand mit seinem Adjutanten, Graf Dahlen, am Ende des Manöverfeldes, zunächst der Brücke. Auf einem Munitionswagen war eine Karte ausgebreitet.

„Die Straße führt über die Dörfer Marktfelden und Marktfurt zur nächsten Bahnstation," sagte der Adjutant, die Karte zusammenfaltend. „Vier Uhr 20 und sechs Uhr passiren Schnellzüge, falls Königliche Hoheit die fahrplanmäßige Gelegenheit benutzen wollen."

Ein Landauer mit zwei Vollbluttrakehnern bespannt und ein Vorreiter, hielten wenige Schritte entfernt; sie waren telegraphisch herbefohlen worden.

„Gut, mein lieber Dahlen," entschied der Fürst.

Die Herren stiegen ein, der Wagen setzte sich in Bewegung. Im gleichen Augenblicke löste sich von einer Gruppe von Zuschauern, die am Brückenkopf standen, ein junger Bauer ab, schwang sich auf ein bereitstehendes Pferd und jagte über die Brücke. Der Wagen des Großherzogs nahm denselben Weg.

Jenseits des Flusses stieg die Straße und führte in Windungen einem Walde zu. Oben angekommeu, ließ der Fürst halten und vertiefte sich in die Betrachtung des militärischen Schauspiels, das die abziehenden Truppenmassen boten. Eine Viertelstunde hindurch führte der Weg nun durch Wald, weiterhin durch Stoppelfelder. Das Terrain war gewellt und erschwerte die Fahrt; zudem war die Straße schlecht gehalten. Als der Wagen die vierte Steigung zu nehmen hatte, machte der Fürst seinem Aerger Luft.

„Ich begreife nicht, weshalb man hier keinen Durchstich machte! Wenn die Gegend keine Bahn hat, bedarf sie umsomehr guter Straßen." Graf Dahlen pflichtete bei. „Marktfelden —" murmelte der Fürst nach einer Weile, „hieß so nicht der Ort, der sich bei den letzten Wahlen so schlecht gehalten? . . . Oder sollte es Marktfurt gewesen sein . . .?"

Der Adjutant erinnerte sich des Vorganges. Eine der Gemeinden hatte wider Erwarten oppositionell abgestimmt. So wenig dies zu bedeuten gehabt hätte, hier war es ausschlaggebend geworden, für die Wahl eines Candidaten, der durch sein Auftreten der Regierung manch' schlimme Stunde bereitete. Welcher der beiden Orte sich des Verbrechens schuldig gemacht, wußte auch Graf Dahlen nicht zu sagen.

Der Wagen war auf der letzten Steigung angelangt; im gleichen Augenblick krachte ein Böllerschuß. Kaum war der Schuß verhallt, wurde Glockengeläute hörbar. An der Wegsenkung lag ein Dorf, halb versteckt, zwischen weiten Reihen von Obstgärten.

„Königliche Hoheit scheinen erwartet zu werden," bemerkte Graf Dahlen lächelnd.

„Wappnen wir uns mit Geduld!" seufzte der Fürst. „Sie haben gut lächeln, Graf. Ich bin es, der hier zu erdulden hat . . . Was ich hoffe, ist, daß uns wenigstens Reden erspart bleiben mögen. — Wird wohl Marktfurt sein, dem wir diesen Dr. Krämer verdanken."

„Gemeinde Marktfelden", stand auf der Markungstafel zu lesen. Eine Biegung und das Dorf lag vor Augen. Am Eingang war eine Art Ehrenpforte errichtet. Zwei schlanke Tannen, mit Bändern geschmückt, erhoben sich in die Luft; in Haushöhe waren sie durch ein Gewinde von Laub und Blumen verbunden. Die Häuser der Dorfstraße waren mit Grün herausgeputzt, einige wiesen Fahnen auf. An der Ehrenpforte hatten sich der Ortsvorsteher und seine Mitregenten aufgepflanzt; weiterhin war eine Schaar junger Mädchen in ortsüblicher Tracht aufgestellt. Die andere Seite war von der Schuljugend besetzt, hinter sich den Lehrer, der mit einem Stocke das Zeichen zum Hochruf zu geben hatte. Den Häusern entlang stand die übrige Bevölkerung. Der dreimalige Hochruf ging glücklich vom Stapel; der Wagen hielt. Der Ortsvorsteher begann eine Ansprache. Den nöthigen Muth hatte er sich zuvor angetrunken. Er blickte auf ein Blatt, das er krampfhaft in den Händen hielt. Er theilte dem Großherzog mit, daß die Gemeinde sich „huldvollst" gestatte, dem angestammten Landesherrn ihren Gruß darzubringen. Des Weiteren erfuhr der Fürst, daß er zum ersten Mal die „Ehre" habe, diese seine getreuen Marktfelder zu begrüßen. Der Schluß erhob sich zur Höhe echtester Poesie.

„Jahrzehnte werden vergehen," rief der Redner, die Linke — wie zur Bestätigung — auf den Magen pressend, „Königliche Hoheit werden im Silberhaar über das Land herrschen — wir aber, wir werden glücklich sein, unseren Kindern sagen zu dürfen: Hier stand er — hier ist geweihter Boden!"

Der Schulmeister schwang seinen Stock; wieder brach die Gemeinde in ein dreifaches „Hoch!" aus. Der Redner zog ein farbiges Taschentuch und wischte sich die Stirne. Der Fürst, dessen Miene allmählich einen leidenden Ausdruck angenommen, war bemüht, ein huldvolles Lächeln zu zeigen. Graf Dahlen biß sich auf den Schnurrbart, ein Lachen niederzukämpfen, das sich bei ihm im Laufe der Rede immer entschiedener gemeldet. Nun zog der Ortsvorsteher einen großen Briefumschlag aus der Tasche seiner Unaussprechlichen und reichte ihn dem Goßherzog.

„Gesuch der Gemeinde, um Verbesserung der Straße über den Wald," erklärte er, sich verbeugend, eine Bewegung, in die seine Mitregenten einfielen. „Ein hohes Ministerium hat unsere Eingaben bis dato unberücksichtigt gelassen."

„Die Straße, auf der wir kamen?" frug der Großherzog.

„Ja," erwiderte der Dorfgewaltige. „Selbige ist — wenn Königliche Hoheit gestatten — in sehr schlechtem Zustand." Ein Murmeln der Bestätigung ging durch die Umstehenden.

„Wir werden die Sache prüfen," sagte der Fürst. „Ist sie von so großer Wichtigkeit für Ihre Gemeinde?"

„Von ganz außerordentlicher," stotterte der dörfliche Demosthenes. „Wir brauchen die Straße bei unseren Steinfuhren in's Unterland. Die Wagen sind schwer geladen, da ist denn oft mit Verlaub kein Auskommen mehr."

Wieder ging ein Murmeln der Bestätigung durch die Bevölkerung. Der Großherzog besann sich einige Augenblicke; ein warmes Lächeln flog über sein Gesicht.

„Wir wollen eine Ausnahme machen. In Anerkennung der Haltung, die Ihre Gemeinde gezeigt, ist die Bitte gewährt."

Bei Erwähnung der Haltung seiner Gemeinde war das Gesicht des Ortsvorstandes von Dunkelroth zu Tiefblaß übergegangen. Die Bläße wich, nachdem er den Nachsatz vernommen, doch seine Augen vergrößerten sich langsam und nahmen eine rundliche Form an. Nichtsdestoweniger verbeugte er sich und stammelte: „Königliche Hoheit . . . unseren gnädigsten Dank!"

Nun trat eine der jungen Dorfschönen vor und überreichte dem Großherzog einen Strauß aus Herbstrosen und Astern, in dessen Mitte eine verspätete große Sonnenblume prangte.

„Selbstgepflückt, mein Kind?" frug der Fürst, mit landesväterlichem Lächeln.

„Nein, Herr Großherzog," stammelte die Schöne erröthend.

„Schön . . . sehr schön!" sagte der Fürst, den Strauß auf den leeren Sitz legend. „Meinen Dank! — Im Uebrigen —" er wandte sich an den Ortsvorstand, „es bleibt bei Unserem Worte."

Der Kutscher erhielt einen Befehl; die feurigen Pferde zogen an und jagten die Dorfstraße entlang dem nahen Marktfurt zu. Die von Marktfelden aber brüllten „Hoch!" so lange die letzte Staubwolke sichtbar blieb. Die Wegstrecke Marktfelden — Marktfurt war in vorzüglichem Zustande. Nach zehn Minuten wurde das Dorf sichtbar. Die Miene des Großherzogs war allmählich finster geworden. Zerstreut hörte er auf Graf Dahlen, der einen Angriff der Infanterie besprach. Der Wagen fuhr in das Dorf. Rechts und links standen zwei in der Eile errichtete Flaggenstangen. Ein noch bespannter Karren mit Laub war auf die Seite geschoben. Alles trug den Stempel verspäteter Zurüstung. Ein Theil der Bevölkerung war am Dorfeingang versammelt, die Mehrzahl war noch mit Ausschmückungsarbeiten beschäftigt. Das erste Hochrufen war verklungen; die Pferde standen; der Ortsvorstand trat an den Wagen.

„Bemühen Sie sich nicht!" sagte der Fürst, kühl lächelnd. „Es gibt Fälle, in denen uns schon der Wille überrascht. — Außerdem — Sie sehen — Wir haben Eile."

Eine verabschiedende Handbewegung, ein Befehl des Adjutanten an den Kutscher und der Wagen setzte die Fahrt fort. Ehe die Stehengelassenen sich von ihrer Verblüffung erholt, war das fürstliche Gefährt ihren Blicken entschwunden.

* * *

„Noch Etwas?" frug der Fürst, nachdem der Minister seinen Vortrag beendet.

„Königliche Hoheit verzeihen: ich fand unter den Eingängen eine Petition der Gemeinde Marktfelden um Korrektion der Landstraße . . . . . Königliche Hoheit haben auf derselben ein »Gewährt« vermerkt."

„Gewiß. Ich habe mich überzeugt, daß die Forderung berechtigt ist. Sollten Sie an der Nothwendigkeit zweifeln, empfehle ich Ihnen eine Fahrt auf der Strecke", versetzte der Fürst, die Asche seiner Upmann abstreifend.

„Königliche Hoheit . . ich weiß nicht . . dieses Marktfelden ist der Ort, dem wir den Dr. Krämer —" Der Minister hüstelte etwas. Der Abgeordnete war sein persönlicher Gegner, dessen Freunde somit seine Feinde.

„Marktfelden, nicht Marktfurt . . .?!" rief der Fürst.

„Marktfurt hat sich stets durch besondere Loyalität ausgezeichnet."

Der Fürst trat an ein Fenster und blickte auf den Schloßgarten. Nach kleiner Pause wandte er sich in das Zimmer zurück.

„Gewährt ist gewährt, mein lieber Herbach," sagte er lachend. „Zudem — mir scheint, dieser Herr Krämer habe sein Mandat auf der alten Straße gefunden. Vielleicht, daß er es auf der neuen verliert."

* * *

Wieder einmal tobte der Kampf um die Landtagswahlen, dieses Mal erbitterter denn je. Die Anschlagsäulen und die Tagesblätter starrten von Wahlaufrufen und Parteiprogrammen. Obenan stand der Name des Dr. Krämer. Außer einigen Verbrechen, deren gerichtliche Ahn-

dung ihn für den Rest seines Daseins in das Zuchthaus bringen mußte, konnte ihm die Gegenpartei gerade nicht viel nachsagen. Bei Hofe wirkte schon der Name des „rothen Doctors" einer Bombe gleich. Ein Knalleffect allerdings war seine Abgangsrede gewesen. Zugleich mit einem Antrag auf Bekämpfung des ländlichen Nothstands, hatte er einen solchen auf Herabsetzung der großherzoglichen Civilliste eingebracht. Beides war im Hinblick auf die kommende Neuwahl geschehen. Doch ließ auch die Gegenpartei es an Nichts fehlen; sie versprach, was nur irgend sich versprechen ließ. Widersprachen sich die Interessen ab und zu scheinbar — was that's! Das Ganze stand doch nur auf dem Papier.

Der Tag der Entscheidung war da. Der Telegraph spielte ununterbrochen. Selbst die Drähte, die von den Walddörfern der Residenz zu führten, fühlten sich aus ihrer beschaulichen Ruhe gerissen. Sie, die sonst nur dem schwatzhaften Sperling zum lustigen Luginsland dienten, sie trugen heute den Funken, der zum Worte gereiht das letzte Glied einer Zahlenkette bildete; wie stets, so trafen auch dieses Mal die Ergebnisse der abgelegenen und zerstreuten Walddörfer zuletzt ein. Sie gehörten zum Wahlkreise des Dr. Krämer; der Versuch seiner Partei, ihn auch für die Hauptstadt aufzustellen, war fehlgeschlagen.

Im Schlosse war ein Telegraphenbureau für directen Dienst eingerichtet. Der Fürst und sein Minister erhielten so die Nachrichten fortlaufend.

Augenblicklich saß der Landesherr vor seinem Arbeitstisch, in den Fauteuil zurückgelehnt. Der Minister und sein vortragender Rath saßen an einer Tafel und stellten zusammen. Die Listen waren vollständig, bis auf den Wahlkreis Weinhard-Krämer. Wieder spielte der Apparat im Nebenzimmer. Der tickende Ton brach ab; wenige Augenblicke später hatte der Minister das Telegramm in Händen.

„Marktfelden, Weinhard 228. Krämer 16" las er.

„Sie sehen," sagte der Fürst lächelnd, „die Straße ist bezahlt."

„Weinhard ist vor," meldete der Rath mit unterdrückter Genugthuung.

„Und die Ausstehenden? Hat man ein Urtheil?" wandte sich der Fürst an den Minister.

„Königliche Hoheit ... wir erwarten noch das Resultat von Marktfurt; dessen aber bin ich sicher ... Dr. Krämer war."

Wieder klapperte der Apparat. Der Minister wartete das Erscheinen des Beamten nicht ab. Er eilte in den Nebenraum. Etwas blaß kehrte er zurück. Wortlos bot er das Telegramm dem Großherzog.

„Marktfurt, Krämer 258, Weinhard 10" las der Fürst. Einen Augenblick stand er wie erstarrt, dann ließ er sich in einen Fauteuil gleiten und murmelte: „Da haben wir einen Lapsus gemacht!"

Aus der Hauptstadt.

Das Ministerium der politischen Diners.

Der große Herbststurm ist noch nicht vorübergebraust. Den Grafen Caprivi trug er bereits von der Heimath Gestaden fort nach Montreux, dessen graue Nebeltage der Brillantenglanz des schwarzen Adlerordens wohlthätig durchleuchten wird; Graf Eulenburg darf hinfort, von Ressortsorgen unbehelligt, portefeuillebefreit, im romantischen und nun historisch gewordenen Kiefernhag hinterwärts von Liebenberg seine Böcke schießen. Und auch Heyden, dieser Boettticher des Landwirthschafts-Ministeriums, zehrt auf dem Gute Cadow von Fackeltanz-Erinnerungen, himmlisch süßen ... Der große Herbststurm ist noch nicht vorübergebraust, Schelling's Excellenz wackelt immer bedenklicher, und aufrecht stehen nur zwei Männer, zwei Nicht-Rufer im Streit, zwei versöhnende, vermittelnde, zwei rechte Staatsmänner: Boettticher rechts, und links der Liebling aller Klugen, Ehrendoctor Johannes Miquel. In den Tagen zwar, da alle Welt um Fauteuils würfelte wie Berliner Fortschrittsbürger um große Weißen, in jenen Tagen wagten honorarbedürftige Zeilenpolitiker selbst an Miquel die tastende Hand zu legen, und nach den Meldungen, die ihn zum zweiten Erben Bismarck's stempelten, kamen andere, die den Kaiser steuerreformmüde nannten. Aber die Jünglinge mit den durchschossen gesetzten Original-Informationen aus sicherster Quelle sahen sich getäuscht; Dr. Hans avancirte nicht und stürzte auch nicht, er blieb wie vorher, in aller Bescheidenheit, simpler Finanzminister. Und während der Testamentsvollstrecker des Grafen Caprivi, der gefürstete Herr Chlodwig Hohenlohe, seufzend in dem ihm eingeräumten Zimmer des Palais Radziwill die einzelnen Posten der theuren Hinterlassenschaft prüfte; während der burschikose und tapfere Junker Koeller, Eugen Richter's Wauwau, lustig pfeifend daran ging, „die unheilvolle Aera Puttkamer wieder heraufzubeschwören"; während alle Oberpräsidenten-Schwiegermütter unserer mit Hämorrhoidal-Bureaukraten so überaus gesegneten Heimath den Himmel mit der inbrünstigen Bitte belästigten, just ihrem höchst talentvollen Herrn Sohn Heyden's weichen Sammetpolstersitz zu schenken — während dessen arrangirte der Unerschütterliche vom Kastanienwäldchen ein ebenso festliches wie gemüthliches Zweckessen, an dem sich die Ministerkollegen und die Herren Vorstandsmitglieder der kaiserlich desavouirten Generalsynode betheiligten. Man hat sich, melden die über alle Regierungsmaßnahmen grundsätzlich genau und authentisch informirten Morgenblätter, bei dem Diner köstlich unterhalten; groß angelegte politische Reden sind zwar nicht vorgekommen, aber die „Lage" ward doch in pointirten Sätzen beleuchtet, und ein Geist schwebte über der illustren Versammlung, ein Geist ... Es ist noch nicht bekannt, ob allen Theilnehmern an Stelle der sonst nach feierlich-politischen Anlässen üblichen Decorationen diesmal ein Ehrentranchirmesser überreicht wird.

* * *

Unter Bismarck wurde auch politisch gegessen, aber in allzu robuster Weise und häufig ohne den zweckentsprechenden politischen Hintergrund, von dessen schwarzer Finsterniß sich die brennenden Kerzen, die leuchtenden Blumen, die glitzernden Silbergeräthe der Festtafel so wirkungsvoll abhoben. Eine Tonne oft noch dazu geschenkten Bieres, ein Aschingerbüffet mit üppig belegten Brödchen, das war alles. Wer auf diese doch immerhin etwas bäurisch aussehende Gastereien gerieth, konnte von unserer Politik unmöglich einen besonders vortheilhaften Eindruck mit nach Hause nehmen; weder der Magen noch das Gemüth wurden mit Sensationen gefüttert. Gut componirte Mahlzeiten, von leitenden Staatsmännern während einer bedrohlichen Krisis gegeben — das schmeckt, das lohnt die Droschke; der sparsame Varziner aber beschnitt das Menü und war außerdem unhöflich genug gegen seine hungrigen Gäste, in erregten, heißen Tagen allein zu speisen. Seine „Abende" fielen immer in die Wochen der politischen Windstille. Unter Graf Caprivi ward es schon etwas besser. Wenn er auch als ar- und halmloser Junggesell von den Freuden getrüffelter Diners en gros wenig verstand, so wußte er doch diesen Mangel durch ein Uebermaß an politischen Delikatessen auszugleichen. Er wählte für seine staatsmännischen Mahlzeiten immer Stunden vor oder unmittelbar nach aufregenden Ereignissen, und weil er ferner, entsprechend dem Wachsthum seines Liberalismus, immer umgänglicher ward, schließlich unterm Schutze der Nacht sogar Alexander Meyer und Herrn Davidsohn empfing, bekamen seine Festessen allmählich den vornehmen Anstrich eines Premièrenabends im Lessing-Theater. Zum Unglück fiel dieser Mann an demselben Tage, wo er entschlossen war, die Freisinnige Vereinigung zur Regierungspartei zu machen; er fiel über den recht nebensächlichen Umstand, daß diese Partei leider nicht Mitglieder genug besaß, um alle frei werdenden Fauteuils besetzen zu können. Aber seine Nachfolger gewährten dem angstvoll lauschenden Lande wenigstens den einen Trost, daß sie die Einrichtung der politischen Diners noch weiter ausbauten, und Herr Miquel ging allen voran. Den hohen Muth, staatsmännische Gastereien mitten in schweren und gefährlichen Zuckungen des Staatskörpers zu veranstalten, hatte selbst ein Montecuccoli nicht besessen; Dr. Hans fand ihn, und seine Gäste amüsirten sich, wie schon gemeldet, auf's Köstlichste.

* * *

Es wäre unrecht, hier von einem Schmaus auf Vulkanen zu sprechen. Zwar ist, das verkündet uns das hastige, wild bewegte Treiben in allen Vorzimmern, die Kette der Ueberraschungen noch nicht geschlossen, und der

Tod des vielleicht doch allzu früh dahingerafften Väterchens hat nur einen momentanen Stillstand in den langer Hand vorbereiteten Veränderungen bewirkt. Die Hoftrauer um den russischen Cäsar wird nicht vorübergehen, ehe der Pensions-Etat Deutschlands weiterhin auf das Erheblichste belastet ist. Schwebt aber auch über Miquel's Haupt und überm Ruhebette Boettticher's an seidener Schnur das Schwert, so scheint es doch nicht Galgenhumor, der den Schöpfer der Vermögenssteuer antreibt, sich so lange als es noch möglich ist im Glanze ministerieller Herrlichkeit zu sonnen. Nein, ganz instinktiv, mit der angeborenen Schlauheit Meister Reinecke's, läuft auch diesmal Miquel seinen Collegen den Rang ab; er hat die Politik der Zukunft am ehesten erkannt, und mit aufgeblähten Segeln rauscht er in ihr Fahrwasser hinein. Sein Gastmahl ward alledem zum farbigen Symbol. — Allzu oft mußte der junge Hohenzollernfürst den Ausschnitten freisinniger Zeitungen entnehmen, daß uns noch immer ein Minister-Verantwortlichkeits-Gesetz fehle und daß dies, rund heraus gesagt, ein Scandal sei, ein Zustand, unwürdig der politisch reifen, ja überreifen Wahlkreise des deutschen Freisinns. Der Monarch erkannte die tiefinnere Berechtigung dieser patriotischen Klagen, und weil sich ein Minister-Verantwortlichkeits-Gesetz nicht im Handumdrehen geben läßt, beschloß er, seine Minister dadurch aller Verantwortlichkeit zu entheben, daß er selbst die Leitung der hohen und niederen Politik in die Hand nahm. Den Ministern blieb nur übrig, mit Hülfe des Verwaltungsapparates rasch in Thaten umzusetzen, was der Monarch wollte und sehr deutlich vorzeichnete; sie sahen sich der Unbequemlichkeit eigenen Nachdenkens mehr und mehr enthoben, und der weiche Plüschsessel, das Zeichen ihrer Würde, begann wieder seinem eigentlichen Zwecke, der Beförderung des Nachmittagsschläfchens, zu dienen. Dem neuzusammengetretenen Ministerium noch mehr als dem alten ist nicht die eigene Ueberzeugung, ist der Wille des Monarchen maßgebend, was seine großen Vortheile hat und keineswegs ausschließt, daß die Herren für den Hausbedarf ihre privaten Ansichten behalten. Noch besser freilich, wenn sich ihr Programm von vornherein, Punkt für Punkt mit dem des königlichen Auftraggebers deckt oder wenn sie, wie der unpolitische Dichter sagt, weiße Blätter darstellen, die der Schrift entgegen harren. In den ersten zwanzig Jahren des herrlich auferstandenen Reiches lenkte der Herrscher, und der Minister dachte; heute lenkt der König nicht nur, sondern denkt auch, wenigstens die Hauptgedanken. Und nun die Theilung der Arbeit so gründlich verschoben ist und die Minister viel überflüssige freie Zeit haben — was Wunder, daß sie Langeweile verspüren und gern Dinge thun, die früher allein Sache des Hofes, der nächsten Diener des Lenkers waren? Sie tanzen bereits flott im Fackeltanz mit, und entschuldbare Eitelkeit, Schmeicheleien, die ihnen jüngere Hoffräulein hold erröthend über ihre zum Theil noch immerhin sehenswerthen Waden sagten, treiben sie dazu, mehr als bisher zu repräsentiren. Wo ein Amt an innerem Gehalt verliert, wächst gemeinhin das pensionsfähige, und Träger hoher Würden, die Einfluß und Bedeutung einbüßen, entschädigen sich, indem sie die äußere Pracht dieser Würden zu erhöhen suchen. Und ich kalkulire, des Reiches kommender Winter wird mehr glänzende Ministerempfänge, hinreißend pomphafte Auffahrten, hochpolitische Diners und diplomatische Bälle sehen, als irgend einer seiner dreiundzwanzig Vorgänger.

Johannes Miquel witterte Abendluft, und war als Erster mit einem Ia Festessen auf dem Plane, einem Festessen, über dessen verführerischen Prunk und Reichthum sich alle Feinzüngler einig sind. Die Kabinetspolitik wird urbaner, humaner, volksthümlicher; aus dem ernsten Arbeitszimmer rückt sie allmählich vor in den lachenden Speisesaal.

* * *

Graf Caprivi, conservativ; Graf Eulenburg, dito; Herr von Heyden-Cadow, ebenfalls; Herr von Schelling, farblos; Dr. Miquel, versöhnend farbenreich. Ein homogeneres Partei-Ministerium kann sich kein Plener denken. Und doch loderte — ein curioser Fall von Selbstentzündung — der Brand auf, und Herr Miquel, der gern heile Finger behält, hütete sich wohl, den Vermittler zu spielen, hineinzugreifen und zu löschen. Im ersten Ministerium des neuen Kurses loderte noch, wenn auch zumeist klüglich versteckt, manch' eigener Wille, und als Zündstoff genug vorhanden war, glaubte die Flamme ein Recht darauf zu haben, emporzuschlagen. Die Art, wie der Hüter des Feuers sie austrat, wird unvergessen bleiben; beide Scheiter flogen zur Seite, und die benachbarten Späne, die sich auch schon erhitzt hatten, folgten nach. Es kam das zweite Ministerium des neuen Kurses. Fürst Hohenlohe, liberal-conservativ; Percy Koeller, ein verabscheuter Ultrareactionär, o, und ein Führer der wie Natternbrut gehaßten Berliner Bewegung. Dr. Miquel, der im sanft colorirten Gemälde des hingegangenen Kabinetes dank seiner Vielfarbigkeit von den Nachbarn gar nicht abzustechen, der im Gegentheil conservativer als sie schien, hebt sich jetzt, im Contrast zum grell gefärbten Koeller, ganz blaß blau nationalliberal ab, und Niemand weiß, welch' entschiedene Couleur nun gar die noch bevorstehenden neuen Kollegen zur Schau tragen werden. Ein ganz heterogenes Ministerium, offenbar, und würden wir parlamentarisch wie — Oesterreich regiert, dann könnte man von einer Coalition sprechen. Aber dieser Divan wird weit einheitlichere Politik treiben als sein Vorgänger; der Herr will es, sein Wille geschehe. Fürst Hohenlohe, hochbetagt und winterweiß, dürstet nicht nach Kampf und schwer errungenen Siegen für eigene Rechnung; er wird nichts thun, als die Anregungen, die vom Throne kommen, in Paragraphen umschmieden zu lassen und vor einem tumultuösen Parlamente zu vertreten, dessen Anblick und dessen Ton dem greisen Aristokraten in der Seele zuwider sind. Das weiß man oben, und deshalb wurde ihm der lärmfrohe, waffenklirrende Junker im Harnisch beigegeben, der alle Allüren des alten Schönhausener Deichhauptmannes und wenn schon nicht seine Begabung, so doch augenscheinlich sein Glück hat. Diese Beiden intoniren und singen die beiden ersten Verse; erst von der dritten Strophe an hört man im Sange an Aegir die Knabenstimmen. Und man darf überzeugt sein, bei der diesmaligen Aufführung hält jeder Mitwirkende den Ton rein aus.

* * *

Unsere Zeit hat keinen Beaumarchais, und vielleicht braucht sie auch keinen. Solche Spottvögel gebiert nur der blutige Genius der Revolution, und es scheint wirklich fast, als wäre die neuerdings in allen Buchhandlungs-Fenstern zu lesende, dräuende Alternative: „Reform oder Revolution?" ebenso wenig richtig wie sie originell ist. Weder Reform noch Revolution, sondern Versumpfung der Streitfragen, ihre instanzenmäßige Behandlung und aktenmäßige Erledigung in Kanzleien, nach Art der Börsenreform — das halt' ich für die Lösung. Käme aber dessen ungeachtet der Berliner Beaumarchais daher und schriebe sein Stücklein, so würde darin Graf Almaviva, der Premier, nicht lüstern jungfrischen Dirnlein nachstellen, sondern schämig dafür sorgen, daß ihm die Perrücke nicht vom glatten Scheitel falle, und daß immer genügend viel Holz in den Kachelöfen brenne, für ein wärmebedürftiges Alter. Und Page Cherubin, der verwandlungsfrohe, der anschmiegsame und getreue, giebt es ermüdet auf, immer wieder fliehende Gunst zu erhaschen; er nimmt sein Lieutenantspatent oder was man ihm sonst verlieh und geht in's Ausland damit, in die freie Schweiz. Was endlich Figaro selbst anbelangt, der halb Pégomas ist und halb Finanzminister, so würden allerdings seine Listen und besonders sein großer Monolog, der so prächtig zeigt, wie man Carrière machen kann, das Publikum entzücken, aber wenn es schließlich sehen müßte, daß die letzte Krönung all dieses Ringens und brünstigen Werbens eine prunkhafte Gasterei ist, daß die heiß begehrte Susanne dagegen dem nun greisen Grafen Almaviva anheimfällt. . . . .

Nun, so zischte es den Aetschluß wahrscheinlich aus.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Gastspiel des Théâtre libre. — Komödianten! Lustspiel in vier Acten von Eduard Pailleron. (Neues Theater.)

Im vergangenen Winter erregte ein Pariser Besuch in den sogenannten literarischen Kreisen Berlins großes Aufsehen. Monsieur André Antoine, der Begründer des Théâtre libre, war nach Deutschland gekommen, angeblich um sich Hauptmann's „Hannele" im Königl. Schauspielhaus anzusehen und dessen Darstellung zum Muster zu nehmen. Er wurde auch von den kleinen Journalisten, die sich bei jeder Gelegenheit vorzudrängen wissen, auf Zweckessen und in Zeitungsartikeln als der siegreiche Urheber aller freien Bühnen überschwänglich gefeiert. Die geschäftigen Herren ahnten nicht, daß sie keinen Sieger, sondern einen Besiegten ehrten, und daß das Théâtre libre im Begriffe stand, ohne Sang und Klang zu Grunde zu

gehen, gerade so wie die kurzlebige Berliner Freie Bühne der Herren Abrahamsohn und Schlenther, wenn auch minder schmachvoll als diese. Wie sich jetzt herausstellt, war Herr Antoine viel weniger Hauptmann's wegen nach Berlin gekommen, als um das Terrain zu sondiren, ob er wohl mit seiner verkrachten Bühne ein Gastspiel an der Spree wagen dürfte. Der Boden schien ihm günstig, und nun ist er wirklich mit seiner Truppe gekommen. Es hat dem tapferen Manne, der auf dem neutralen Gebiete der Kunst keine nationale Engherzigkeit kennt, an der Seine nicht an allerlei chauvinistischen Verwünschungen gefehlt, aber da seine Freie Bühne, wie gesagt, für Paris todt ist, so war das Wagniß nicht so groß, als seine Berliner Lobredner uns einreden möchten. Gleichwohl verdient er den Dank aller Freunde einer nicht conventionellen internationalen Kunst und einen ganzen Erfolg.

Leider sah es damit ziemlich schlecht aus. Drei Wochen hatte Herr Antoine das Residenztheater gepachtet und oft genug vor halb vollen Häusern gespielt. Die französische Colonie in Berlin, die ihn unterstützte, ist nur klein und konnte mit den hier lebenden Belgiern und welschen Schweizern zwar ein treues, aber doch unansehnliches Stammpublikum bilden. Die Berliner im Großen und Ganzen blieben den Vorstellungen fern. Einmal wegen der unverständig hohen Eintrittspreise, dann wohl auch aus mangelndem Sprachverständniß, denn die französische Conversation liebt das schnellste Tempo und Vieles gehört dem Pariser Argot an, dem gegenüber die aus dem kleinen Ploetz geschöpften Kenntnisse der meisten Besucher versagten. Also höchstens einmal und nicht wieder! war das Losungswort, und so ist es erklärlich, daß dies Freie Theater, das obendrein kein Freitheater war, ziemlich schlecht besucht wurde. Und das ist sehr schade, denn es gab für uns Alle recht viel zu lernen. Unsere Directoren konnten da sehen, was ein künstlerisches Ensemble ohne hervorragende Einzelrollen unter einer verständnißvollen Leitung vermag; unsere Schauspieler, daß man naturalistisch spielen und dabei doch sprechen und stehen und gehen kann. Am Wenigsten sah noch für unsere Dramatiker dabei heraus, denn ein naturalistisches Drama von der Bedeutung der „Weber" oder „Jugend" haben uns die Franzosen nicht mitgebracht, und kaum in zwei oder drei Stücken konnten wir so etwas wie Neuland entdecken.

Des größten Erfolges erfreute sich „Tante Léontine" von Boniface und Bodin, eine dreiactige Komödie, die ein bourgeoisfeindlicher Sozialdemokrat geschrieben haben könnte. Der Fabrikant Dumont hat einen guten Theil seines Vermögens verloren. Dadurch wird die Mitgift seiner Tochter kleiner und deren Verlobter zieht sich zurück, kommt jedoch abermals mit seinem Heirathsantrag, nachdem eine schwarzgekleidete Verwandte mit Brillantohrringen ihm erklärt, sie werde die fehlende Mitgift ersetzen. Davon will nun der ehrenwerthe Fabrikant nichts wissen, denn jene hülfbereite Dame ist zwar seine leibliche Schwester, aber eine altgewordene Cocotte, die er stets verleugnet und kurz zuvor sogar aus seinem Hause geworfen hat. „Bah," meint der cynische Bräutigam, „das Geld ist immer anständig." Ganz dieser Ansicht ist die anfänglich entsetzte Frau Dumont, zumal da sie erfährt, daß die verpönte Tante Millionärin ist. Am Ende wird der Fabrikant von den Vorwürfen seiner Frau und den „moralisirenden" Sophismen des Bräutigams so mürbe, daß er einwilligt, dem unschuldigen Töchterlein die Entscheidung anheim zu geben, das sich denn auch entschlossen auf die Seite des Bräutigams stellt. Nun aber spielt die Goldtante die Beleidigte und versöhnt sich erst, nachdem der Bruder sie um Verzeihung gebeten und Mama Dumont feierlich erklärt, sie hätte in ihrer Lage auch nicht anders gehandelt, d. h. wäre auch Cocotte geworden! Ueber der rührenden Familiengruppe senkt sich der Vorhang. Sieht man von der giftigen Satire, die diese Posse vor einem bürgerlichen Publikum als Repertoirestück unmöglich macht, und einigen cynischen Wendungen ab, so unterscheidet sie sich in der Mache kaum von den Schwänken des Palais-Royal. Sie weist noch Monologe und Beiseitereden auf und nimmt sich construirt und unnatürlich aus. Natürlich bis zur Unnatur. Auch daß das Töchterchen eine so vollkommene Unschuld sein soll, daß es nichts von „diesen Damen" weiß, schmeckt nach Scribe und Sardou. Das Ganze gemahnt wie die umgekehrte „Heimath", nur ist das Motiv in's Komische verzerrt und statt der Colportage-Manier Sudermann's waltet ein frecher, jedoch wahrer Humor, der den widerwärtigen Stoff erhebt und unsere Entrüstung in ein breites Lachen verwandelt.

Das „Heimath"-Motiv kehrt auch in der dreiactigen Charakterkomödie: „Blanchette" von Eugène Brieux wieder, doch hier stinkt das Geld der Schande. Der abgefeimte normannische Bauer ist anders als die Spießbürger von Valenciennes und meint: Ce n'est pas du commerce. Sonst ist das Stück ziemlich schwach, und das gilt auch von „La Dupe" von Georges Anecy. Das Griseldis-Thema, das uns nicht einmal Halm's Sentimentalität schmackhaft machen konnte, ist hier in seiner vollen Rohheit durchgeführt: die gepeinigte Frau fleht um die Ehre, die Geliebte ihres Schinders werden zu dürfen. Unerbittliche Scenenführung, starr und ohne jede Steigerung, eine logische Lösung ohne Concession an's Publikum, das Fehlen von Theatercoups, ein rüder Dialog und Menschen ohne Heuchelei und Maske, offen bis zur Brutalität, das Ganze monoton grau in grau, eine Tortur, die der Zuschauer nicht ein zweites Mal erdulden möchte. Und das bricht dem naturalistischen Repertoire aller freien Bühnen den Hals, in Paris wie in Berlin.

Was Antoine Nichtfranzösisches aufführte: Ibsen's „Les Revenants" und Björnson's „Faillite" hielt nur in der Regie einen Vergleich mit unseren Berliner Darstellungen aus und war gewiß effectvoller, aber merkwürdig äußerlich und ohne den grübelnden nordischen Reiz. Von Antoine's bester Kunst der Scenirung haben wir aber in Berlin leider wenig zu sehen bekommen: seine stimmungweckenden Milieus. Am Kostenpunkte scheiterte seine Absicht, auf die europäische Gastspieltournée seine berühmten Decorationen mitzunehmen. Man muß Jean Jullien's „Le Maître et la Mer" gesehen haben, um verstehen zu können, wie sehr das Milieu auf der Bühne die Charaktere und Handlung zu beeinflussen und ergänzen vermag. Nur das rein darstellende Ensemble kam also zur Wirkung und zwar durchweg erfreulich, obwohl die Truppe lauter Kräfte zweiten Ranges enthält. Voran steht Herr Arquillière, welcher in „Bou bouroche" als immer subalterner Geist die prächtige Charge eines verliebten Einfaltspinsels zeigt, der seine Geliebte auf einer Untreue ertappt und die Listige zuletzt noch um Verzeihung bittet, oder in den „Gespenstern" einen romanisch rhetorischen Pastor Manders gibt, denn Declamatoren von natürlicher Suada sind diese schauspielernden Franzosen alle. Man erinnere sich nur, wie Herr Gémier alle seine Tiraden so sauber vorträgt, in Hebung und Senkung des Tons, in Interpunction und Athempause bis in's Kleinste wohl einstudirt. Auch die gräßlich schielende Madame Barny ist nur zweite Garnitur, aber ihre virtuosen Xantippen spielt ihr nicht eine unserer Berliner komischen Mütter nach, auch Frau Schramm nicht. Noch weniger bedeuten die übrigen Herren und Damen, indessen sind sie alle famos gedrillt und geschult und stören nirgend das immer harmonische Zusammenspiel. Sogar Herr Antoine selbst ist nicht der große Schauspieler, den die Berliner Kritik, die nichts gesehen und alles verlernt hat, aus ihm machen möchte. Seine Mittel sind klein. Sein hölzerner Gesichtsausdruck, die unglückliche dünne Hakennase eines Clowns sammt dem spitzen, brüchigen Organ und der unfreien Mimik stehen ihm überall im Wege. Seine Spezialität sind die „Mummelgreise", aber wer einen von ihm gesehen hat, kennt sie alle. Dabei hat er sich sehr wenig in der Gewalt. Der schwächliche Dumont, wie er sich im Anfange zeigt, ist ganz und gar nicht der Mann, seine Schwester so energisch hinauszuweisen und dem abgefeimten Bräutigam den Kopf zurecht zu setzen. Nur zu oft vergißt er sich, und dann stört eine unwillkürlich „junge" Bewegung, ein Emporwerfen des Kopfes oder ein elastisches vom Stuhl Aufspringen des frischen Dreißigers das gewollte Bild der Hinfälligkeit. Sonst sind seine Helden in Schlafrock und Pantoffeln voller Lebenswahrheit und opfern selten dem Effect. Sein Oswald Alving — seine einzige jugendliche Rolle — ist gleichfalls eine anständige Leistung, wieder sehr greisenhaft, ganz französisch, aber ergreifend und überzeugend.

Während Herr Antoine uns weder Lavedan's „Prince d'Aurec", noch Maurice Barrès' „Une Journée parlementaire" mitgebracht hat — leider ebenso wenig wie den „belgischen Shakespeare" Maurice Maeterlinck — hat uns Director Lautenburg die Bekanntschaft einer anderen politischen Pariser Komödie im Neuen Theater vermittelt. In einer Vorrede hat Pailleron einmal die hübsche Bemerkung gemacht: „faire de la politique, ce n'est pas sortir de la comédie". Nachdem er nebenbei schon in seinem kleinen Meisterwerk: „Die Welt in der man sich langweilt" über die eleganten Salonpolitiker gespöttelt, widmet er ihnen nun nach sechsjährigem Schweigen sein erstes Stück. Man kann ihm dazu nicht Glück wünschen, denn die Zeitungen haben heutzutage die Politik so ganz in Pacht genommen, daß auf dem Theater fast kein Interesse dafür vorhanden ist. Die politischen Bühnenstücke haben auch selten Glück gehabt und sind für ihre Verfasser gefährlich. Schon der Gerber Kleon ließ den Spötter Aristophanes öffentlich auspeitschen, Laya riskirte mit seinem Ami des Lois (1793) die Guillotine, Augier erlebte an seinem Giboyer auch mehr Verdruß als Freude, und Sardou machte mit Rabagas, Daniel Rochat und Thermidor ebenfalls trübe Erfahrungen. Bloß den einzigen Beaumarchais, dessen unverwüstliches „Mariage de Figaro" soeben in Ludwig Fulda's überflüssiger Bearbeitung — denn die altbewährte von Dingelstedt ist besser — im Neuen Theater wieder auflebt, hat die politische Komödie unsterblich gemacht. Man kann es jedenfalls beklagen, daß Pailleron hier aufgehört hat, Komödiendichter zu sein, um nur Satiriker zu werden. Selbstverständlich ein ziemlich harmloser, denn Beaumarchais' blutige Drohung: faire servir l'arme du ridicule à fronder les abus liegt ihm fern. Er will sich bloß über die französischen Politiker von heute, die Wilson und Panamisten, lustig machen, ohne jede sittenbessernde Absicht, und faßt sie mit dem Schlagwort: Cabotins! zusammen, das den wirksamen Titel seines Stückes bildet. Cabotin, erzählt der Pariser „Büchmann" Eduard Fournier, war ein marktschreierischer Quacksalber, der im 16. Jahrhundert auf den öffentlichen Plätzen Frankreichs sein Allheilmittel in groteskem Römercostüm verkaufte und Gesunde und Kranke gleichmäßig betrog. Daraus entstand das geflügelte Wort, das in Frankreich meist nur auf schlechte Berufsschauspieler, hier aber erweitert auf die Komödianten im öffentlichen Leben angewandt wird. So zeigt er uns denn eine Musterkarte von Strebern und Komödianten in Politik, Kunst und Gesellschaft. Nach Daudet's Vorgang — „le Midi monte" — sind es meistens bewegliche Südfranzosen, die knoblauchduftenden Mitglieder der Ruhmesassecuranz: „Die Tomate". Da ist ein schlechter Maler, der mit Hülfe seiner Freunde als Haupt der Apartistenschule zu Ansehen und Geld kommt, ein Arzt, der auf Schleichwegen hochgestellte Patienten angelt, ein Schriftsteller, der erst dann mit seinem pornographischen Roman: Enceinte Erfolg hat, als er ihn in's Mittelalter verlegt und „Sainte" betitelt, ein Ministersöhnchen, das Staatsanwalt werden will, ein confuser Kunstschriftsteller, der eine politische Rolle erträumt und schließlich mit dem Academikertitel zufrieden ist, ein Journalist, directer Nachfahr von Rabagas, der seine Secretärstelle nur benutzt, um seinen Herrn zu verdrängen und selbst Deputirter zu werden — alles Komödianten! Aber bloß mit lustigen Typen macht man noch kein Stück, und auch die geistvollen und witzigen Schlager, an denen diese vier Acte überreich sind, genügen nicht für eine abendfüllende Komödie, also muß eine auch die politikfeindlichen Damen interessirende Handlung hinein. Also schnell etwas Liebe, womöglich viel Liebe! Und hier, wo Sardou gescheitert ist,

erleidet auch Pailleron Schiffbruch. Er ersinnt ein banales Melodrama: ein Findelkind, die Tochter einer verstorbenen Klavierlehrerin und eines verkommenen Malers, wird im Hause einer reichen Cabotine auferzogen, verhätschelt, als Puppe behandelt, aber sofort fortgejagt, als sie der koketten Herrin gefährlich wird. Im letzten Act findet sie eine Zuflucht bei der Mutter des in sie verliebten Malers, wirft sich dem guten Jungen an den Hals und entdeckt auch ihren tiefgerührten Vater wieder. Schade, daß der Journalist Pégomas hier seine wirksame Rede gegen die Leichtgläubigkeit nicht wiederholt, aber am Ende bedarf es ja einer solchen schellenklingelnden Warnung nicht, denn kein Zuschauer glaubt dem Verfasser diese langweilige und störende Geschichte.

Das Stück, das doch tausendmal feiner und geistreicher ist als Alles, was die Fulda und Blumenthal in diesem Artikel erzeugt haben, fiel sanft ab, und das ist nicht zu verwundern. Unser Publikum ist zu unpolitisch und erwärmt sich höchstens noch für ein kalauerndes Possencouplet. Was in Paris bejubelt wird, verpuffte hier ohne Nachhall. Freilich waren auch die Pointen von dem Uebersetzer ganz erbärmlich wiedergegeben, und so manche Anspielung auf französische Zustände blieb überdies unserem Publikum unverständlich. Wenn der junge Staatsanwalt bemerkt, er komme nur zuweilen aus der Provinz nach Paris, wenn Papa gerade wieder 'mal ein Portefeuille habe, dann weckt es im Lande der parlamentarischen Ministerzerschmetterer jauchzenden Beifall. An der Darstellung lag der Mißerfolg wahrlich nicht, denn sie war zum Theil ausgezeichnet. Aber warum machte Herr Alexander aus dem seine „Monologe" und contes secs declamirenden Schauspieler einen linkischen Schmierenkomödianten? Das Urbild, der jüngere Coquelin, ist — mit Verlaub! — Societär des Théâtre français, und in die Pariser Salons würde man einen solchen verkommenen Trottel gewiß nicht einladen. Als Pégomas interessirte Herr Ferdinand Bonn, der uns vom Münchner Hoftheater und Wiener Burgtheater gern abgetretene „Vertreter des schauspielenden Naturalismus", wie sein Prophet Hermann Bahr behauptet. Wir haben in ihm nur einen guten Sprecher und gewandten, allzu gewandten Künstler gefunden, der alles Zusammenspiel zerstört und seine Tiraden wie ein italienischer Heldentenor in's Publikum schmettert. Wir wollen es diesmal dem Umstande zuschreiben, daß Pégomas eben ein feuriger Südfranzose ist. Hoffentlich erweist es sich in den folgenden Rollen, daß Herr Bonn hier nur Charakteristik, nicht Manier gab, wogegen freilich sein wieder ganz auf die Solowirkung angelegter Figaro zu sprechen scheint. Er möge sich in Acht nehmen. In Berlin sind schon größere Solospieler, z. B. die Herren Klein und Possart, unmöglich geworden!

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr!

Zu dem in Nr. 34 der Gegenwart erschienenen Aufsatz: „Gefängniß- und Zuchthausarbeit, von Hugo Böttger" gestatte ich mir zu bemerken, daß alle die Arbeiten, die der Verfasser als ausführbar in Strafanstalten empfiehlt, überall, wo es irgend angängig ist, bereits seit sehr langer Zeit in umfangreichem Maße betrieben werden. Nicht nur, daß sämmtliche Bekleidungsgegenstände der Gefangenen, sowie fast alle sonstige Utensilien der Anstalt, von den Gefangenen selbst angefertigt werden, so beschäftigt meines Wissens außerdem eine Anzahl Strafanstalten einen großen Theil ihrer Inhaftirten mit der Anfertigung von Waffenröcken — jeder preußischen Strafanstalt ist für diesen Zweck ein bestimmtes Armeecorps, resp. ein gewisser Truppentheil zugetheilt —, ferner werden in einer Anzahl Strafanstalten Eisenbahnbedarfsartikel hergestellt. Nun ist es aber nicht möglich, alle Strafgefangene mit derartigen Arbeiten zu beschäftigen, und zwar, weil ein Theil derselben körperlich sowie geistig zurückgeblieben, für die exacte Ausführung erwähnter Arbeiten also unfähig ist; viele dieser Leute sind jedoch in der Privatindustrie bei leichten rein mechanischen Arbeiten noch erfolgreich zu beschäftigen. Dem Ideengang des Verfassers folgend wäre nun für den weiteren Ausschluß der Concurrenzarbeit an die Urbarmachung von Oedländereien zu gehen. Zur Urbarmachung von Oedländereien, resp. zu Culturarbeiten in unseren Colonien, im Prinzip Strafgefangene verwenden, könnten wir meines Erachtens erst dann, wenn wir dem Verbrecher neben dem Freiheitsverlust noch als Zusatzstrafe das Risico zutheilen, in der Beschäftigung, die der Strafvollzug mit sich bringen wird, event. seine Gesundheit dranzugeben. Nach meinem Rechtsbewußtsein haben wir nicht das Recht, jemanden, dem wir für sein Verbrechen etwa fünf Jahre Zuchthaus zuerkennen müssen, noch obendrein körperlich und geistig vielleicht für zeitlebens zu ruiniren. Es sei hierbei auch darauf hingewiesen, daß wir durch den erzieherischen Einfluß der Arbeit aus den Strafanstalten häufig genug noch Menschen bekommen, die sich durch ehrliche Arbeit ihren Platz in der guten menschlichen Gesellschaft zurückerobern; was würden wir aber aus den Oedländern oder gar Kolonien anderes als Bestien zurückempfangen!

Die Regierung hat nach dieser Richtung hin einen praktischeren Weg eingeschlagen: nicht für Oedländereulturen läßt sie Strafgefangene aussenden, sondern zu Erntearbeiten. Die Strafanstalten sind angewiesen, kurze Zeit (bis zwei Jahre) vor der Entlassung stehende Gefangene, besonders wenn selbe dem Arbeiterstande angehören, mit landwirthschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, und zwar unter Berücksichtigung der Aushülfe bei Erntearbeiten in der Nähe wohnender Landwirthe. Dieser Intention bemühen sich fast alle Strafanstaltsverwaltungen nachzukommen. Da Ernte aber nicht das ganze Jahr hindurch ist, zudem auch die betreffenden Landwirthe zur Annahme fraglicher Arbeitskräfte erst bereit sein müssen, so bleibt in der Hauptsache für alle nicht mit Staatsbedarfsartikel bereits Beschäftigte die Verwendung in den vom Verfasser angegebenen Formen übrig, das ist gewöhnlich entweder Regie oder Unternehmersystem (Entreprise), meistens das letztere, da die Gelehrten eben hierüber schon lange einig sind, daß eine staatliche Verwaltung einen Fabrikbetrieb nicht derartig erfolgreich wie ein Privatmann betreiben kann. Eine „Veräußerung strafrechtlicher Hoheitsbefugnisse", wie des Herrn v. Jagemann's Kritik der Entreprise lautet, dürfte wohl niemand in dem Unternehmersystem erblicken, der das richtige Verhältniß von Unternehmen zur Strafanstaltsverwaltung resp. zum Strafgefangenen kennt. Dem Gefangenen gegenüber ist der Unternehmer mit wenigen Beschränkungen so gut Beamter wie jede andere aufsichtführende Person.

Der Unternehmer ist auf die genaue Beobachtung der Hausordnung durch Handschlag verpflichtet, er, sowie seine Angestellten unterliegen der Disziplinargewalt der Direction, und er hat trotz seines mehrjährigen Contractes zu gewärtigen, daß bei groben Verstößen seiner Angestellten diesen der Zutritt zur Anstalt sofort untersagt, resp. sein Contractverhältniß innerhalb 14 Tagen gelöst wird.

Die Arbeitskräfte werden sechs Monate vor Beginn der in Frage kommenden Periode in dreien der gelesensten Orts-, sowie Provinzzeitungen ausgeboten, die genauen Bedingungen sind jedermann zugängig, am Ort der betreffenden Anstalt sogar unentgeltlich; wem hiermit noch nicht genug Gelegenheit geboten wird, zur rechten Zeit vor die rechte Thür zu kommen, dem ist nicht zu helfen. Den Zuschlag erhält sehr häufig der Meistbietende. Meines Wissens ist auch einmal von einer Verwaltung einer Meistervereinigung der Vorschlag gemacht worden, sich an der Concurrenz zu betheiligen, da wurden dieselben Leute, die kurz vorher noch über die vermeintliche Concurrenz der Gefängnißarbeit geklagt hatten, ganz kleinlaut — der Rest war Schweigen. Es bleibt demnach der Verwaltung nichts anderes übrig, als derjenigen Person, die die günstigste Offerte abgegeben hat, den Zuschlag zu ertheilen. Dieser Mann verpflichtet sich zunächst und zwar in Preußen für drei Jahre, eine gewisse Anzahl Gefangener ununterbrochen zu beschäftigen und bürgt hierfür nicht nur mit einer namhaften Caution, sondern nebenbei noch mit seinem gesammten Vermögen; was das aber heißt, während drei Jahren ununterbrochen, ohne Rücksicht auf die schwankenden Conjuncturverhältnisse, angehalten zu sein, ein gewisses Quantum Waare zu produziren, versteht nur der Industrielle ganz zu würdigen.

Für den Unternehmer kommt außerdem dazu, daß er alle von Lehrlingen oder böswilligen Arbeitern verdorbenen Sachen ebenso wie regelrechte zu bezahlen hat, und daß er gar nichts Sonderbares dabei finden darf, wenn die Verwaltung einen Gefangenen, den er mit Mühe und Kosten für seine Arbeiten herangebildet hat, ohne vorherige Anzeige für Haus- oder Militärarbeiten in Anspruch nimmt. Dieses Recht besitzt die Verwaltung, denn der Unternehmer hat nicht etwa, wie es Herrn Jagemann vorzuschweben scheint, den Gefangenen quasi als seinen Leibeigenen für drei Jahre gekauft, sondern nur eine bestimmte Anzahl Arbeitskräfte. So ungefähr sieht der Strafanstaltsunternehmer in Wirklichkeit aus, der Verfasser aber verallgemeinert ihn wahrscheinlich nach der Person irgend eines wohlgenährten, gutsituirten „sorgenfreien" Unternehmers seiner Bekanntschaft. So weit mir bekannt ist, sind „sorgenfreie" Strafanstaltsunternehmer schon mehrfach in Concurs gerathen, wie ich ferner genau weiß, haben Angehörige eines „sorgenfreien" Strafanstaltsunternehmens den Minister und zuständige untere Behörden flehentlich gebeten, das Contractverhältniß vor der Zeit zu lösen.

Schließlich noch zum Handwerk selbst. Eine Gefahr im wahren Sinne des Wortes droht demselben nicht zuallerletzt aber von den Gefängnißwerkstätten. Wohl unserem Handwerk, wenn ihm mit Aufhebung der Gefängnißarbeit ernstlich zu helfen wäre, und Wehe zugleich, wenn es mit ihm schon so erbärmlich bestellt ist, daß diese Handvoll Gefängnißfabriken ihm an den Lebensnerv gehen. Im Vergleich zur freien Fabrikindustrie sind die Strafanstaltsfabriken sogar weniger als eine Handvoll, und der einsichtige Fabrikant weiß, daß eine entwickelte Fabrikeinrichtung in ihrer qualitativen wie quantitativen Leistungsfähigkeit die der Strafanstaltsentreprise weit zurückläßt. Ueberdies hat eine wohlgesinnte Regierung für Strafanstaltsfabriken den Ausschluß von Dampfkraftanwendung angeordnet.

Hochachtungsvoll

Felix Kauffmann.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage von J. A. Stargardt in Berlin ist soeben erschienen:

Gomorrha's Ende.

Litterarische Komödie in drei Acten von

Karl Biltz.

Mit Illustrationen von Georg Heil.

Preis: eleg. brosch. 1,50 *M*.

Eine anmuthige und geistvolle Satire auf unser modernes Drama und Theater!

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779.

Nach den Quellen von

Richard Hodermann.

1894. *M* 3.50.

Soeben erschien:

Nachbarschaftsgilden.

Ein Werkzeug sozialer Reform.

Von Stanton Coit, Ph. D.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Elegant broschirt. Preis 2 Mark. Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie gegen Einsendung von M. 2,10 postfrei vom Verlag Robert Oppenheim (Gustav Schmidt) Berlin SW. 46.

Werthvoll für jeden Literaturfreund.

Soeben ist erschienen:

Schillers Sohn Ernst.

Eine

Briefsammlung mit Einleitung.

Von Dr. **Karl Schmidt,**

Oberlandes-Gerichts-Rath.

Mit Bildnissen und 2 Handschriften von Schiller und Goethe.

Ein starker Band br. 6 *M*, geb. 7,60 *M*.

Ein höchst werthvoller Beitrag zur Schillerliteratur.

Das Werk enthält nur bisher noch ungedruckte Briefe; die Handschriften waren bisher noch nicht veröffentlicht.

Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten heilt sicher meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.

Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Im **Verlag der Gegenwart** in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Zwei Theile in einem Bande.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Revue des Revues.

Au prix de 18 francs par an, à partir du 1er de chaque mois, on a un abonnement à la **Revue des Revues** qui donne *toutes les Revues en une seule.*

«Avec elle on sait tout, tout de suite» (Al. Dumas fils), car «la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes» (Francisque Sarcey); «rien n'est plus utile que ce résumé du mouvement de l'esprit humain» (E. Zola); «elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères» (*Les Débats*), etc.

La **Revue** paraît deux fois par mois, publie des articles des principaux écrivains français et étrangers, est *richement illustrée* et donne, entre autres, les *meilleures caricatures* politiques, etc.

PARIS, 32 rue de Verneuil.

Envoi d'un numéro spécimen sur demande.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Hierzu eine Beilage von G. Hirth's Kunstverlag in München und Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 46. Berlin, den 17. November 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Neugestaltung des Gemeindewahlrechts in Leipzig. Ein Beitrag zur Mittelstandfrage. Von Arthur Wolf. — Natürliche Grenzen. Von C. von Bruchhausen. — Ueber ärztliche Consultationen. Von Medicus. — **Literatur und Kunst:** Bismarck als Privatmann. Nach H. v. Poschinger's Ansprachen-Sammlung. — Die Nikolaikirche in Eisenach. Von Professor W. Rein (Jena). — **Feuilleton:** Kunstkritik. Von Alexander Kjelland. — **Aus der Hauptstadt:** „Ich allein bin der Herr im Lande..." Von Caliban. — Opern und Concerte. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Neugestaltung des Gemeindewahlrechts in Leipzig.

Ein Beitrag zur Mittelstandfrage.

Von Arthur Wolf.

In Leipzig bestand bisher, wie in allen sächsischen Städten mit revidirter Städteordnung, für die Wahl der Stadtverordneten das allgemeine directe Wahlrecht. Dabei lag die Gefahr einer Ueberfluthung des Stadtverordneten-Collegiums durch sozialdemokratische Elemente nahe. Um dieser vorzubeugen, brachte der Rath der Stadt Leipzig eine Vorlage, die Abänderung des bestehenden Gemeindewahlrechts betreffend, vor das Collegium der Stadtverordneten, die in der Sitzung vom 24. October zur Berathung vorlag und die mit 69 gegen zwei Stimmen auch angenommen wurde.

Da andere Städte voraussichtlich in Zukunft dem Leipziger Magistrate in seinem Vorgehen nachfolgen werden, so ist eine Betrachtung der Leipziger Wahlverhältnisse nicht nur von localem Interesse.

Daß das allgemeine Wahlrecht brutal wirkt, darüber wird man sich immer mehr klar. Die Gefahr der Majorisirung einer einsichtsvollen Minorität durch eine rücksichtslose und politisch kurzsichtige Masse liegt so nahe, daß sie nicht übersehen werden kann. Für eine Erhöhung des Bildungsniveaus der unteren Volksschichten, die diese Gefahr abschwächen würde, ist die bürgerliche Gesellschaft nicht so bald zu haben; es bleibt somit als vorläufig radicalstes Mittel eine Einschränkung bezw. Erschwerung des Stimmrechts übrig.

Es gibt nun bei der Neuschaffung eines Wahlrechts zwei Wege: Entweder man sucht selbständig ein in den gegebenen communalen Verhältnissen bedingtes, oder man acceptirt, und das ist das bequemste, wenngleich nicht beste, ein bereits bestehendes. Der Leipziger Stadtrath hat das letztere beliebt, indem er sich in seiner Vorlage an das preußische Dreiklassensystem hielt. Als Grundprinzip gilt der Satz: Der höheren Leistung der größere Einfluß auf die Verwaltung.

Nach der Neuordnung werden die stimmberechtigten Bürger der Stadt zum Zwecke der Stadtverordnetenwahl nach Maßgabe der von ihnen zu entrichtenden directen Einkommen- und Grundsteuern in drei Klassen getheilt. Die erste Klasse, und zwar 5 Procent der gesammten Bürgerschaft, umfaßt die Bürger mit über 15,000 Mark jährlichem Einkommen; die zweite, 15 Procent, diejenigen mit einem Einkommen von 4300 Mark bis 15,000 Mark; die dritte Klasse, also die übrigen 80 Procent, die Bürger mit einem jährlichen Einkommen unter 4300 Mark. Jede Abtheilung wählt ein Drittel der Stadtverordneten, d. i. je 24; die Amtsdauer derselben ist eine sechsjährige, die Wahlen erfolgen aller zwei Jahre.

Das ist in großen Grundzügen das Wahlsystem, nach welchem in Leipzig die Gemeindevertretung künftig gewählt werden wird. Die Eintheilung der Stadt in Bezirke, die Reihenfolge der Wahlen ist von untergeordneter Bedeutung. Es bildet nämlich für die erste und zweite Klasse der Wähler die Stadt nur einen Wahlkreis, dagegen werden für die dritte Klasse deren drei geschaffen.

In nur drei Sitzungen hatte sich der Verfassungs-Ausschuß der Stadtverordneten mit der Rathsvorlage beschäftigt, und man kann wohl behaupten, daß selten in einer Stadt eine so einschneidende Aenderung mit größerer Leichtigkeit, um kein anderes Wort zu gebrauchen, vollzogen wurde. Leipzig hat eine rührige und intelligente Bevölkerung, die sich sonst nicht gerade versammlungsmüde zeigt; sie hat aber merkwürdiger und beschämender Weise in dieser wichtigen Angelegenheit nur wenig ihre Meinung darüber geäußert. Einige Protestversammlungen wurden zwar von der antisemitischen und sozialdemokratischen Partei veranstaltet, waren aber durchweg schwach besucht. Auch die bürgerliche Presse beschäftigte sich theils überhaupt nicht, theils sehr lau und oberflächlich mit der Neuordnung der Gemeindewahlen. Nach einer Aeußerung des Führers der Rathspartei sans phrase, des Herrn Oberjustizrathes Schmidt, gibt es überhaupt eine öffentliche Meinung nicht, und wo sie dennoch schüchtern sich rege, sei sie von den Gemeindevertretern kühl zu ignoriren. Man braucht sich nun nicht gerade für imperative Mandate zu erwärmen, aber das muß doch ausgesprochen werden, daß der Wille der gesammten Bürgerschaft in einer Stadtvertretung wenigstens zu Gehör kommen soll. Um aber diesen Gesammtwillen kennen zu lernen, müßte jede wichtige Verfassungsänderung in der vorhergehenden Wahlperiode angekündigt werden.

Es soll hier nicht über die Vorzüge einzelner Wahlsysteme, die ja gegenwärtig in reicher Auswahl auf den politischen Markt kommen, gesprochen werden. Es soll an einem practischen Beispiel die Wirkung des Dreiklassensystems, das Bismarck einst als das denkbar schlechteste bezeichnete, auf einen bestimmten Stand, den Mittelstand, gezeigt werden.

Was ist der Mittelstand, wo fängt er an, wo hört er auf? Die Grenzen sind allerdings nach rechts und links nicht scharf bestimmt, aber er existirt zweifellos. Fragen wir, aus welchen Elementen setzt er sich zusammen? so erhalten wir eine befriedigende Antwort. Die kleinen selbständigen Handwerker vor Allem, die Lehrer, die niederen Geistlichen, die Subalternbeamten, die kleinen Kaufleute und Händler, die sind es,

welche den städtischen Mittelstand bilden. Ihr Einkommen liegt etwa zwischen 1900 und 4000 Mark. Alle diese Elemente haben in Leipzig künftig in der dritten Klasse zu wählen. Da nun aber in dieser die Klasse der Lohnarbeiter numerisch die Mittelstandsklasse weit übertrifft, so wird die letztere von jener majorisirt werden; mit anderen Worten, sie ist der Sozialdemokratie ausgeliefert. Und daß diese kein Interesse an der Erhaltung eines kräftigen Mittelstandes hat, das liegt auf der Hand. Andererseits werden Vertreter der beiden ersten Klassen, deren Interessensphären concentrische sind, die Vertreter des Kapitalismus, nur sehr platonisch für einen Stand eintreten, der ihnen höchstens als Puffer gegen den Anprall der Sozialdemokratie dienen kann. Und selbst wenn der Mittelstand unter den Vertretern des Kapitals einen Anwalt findet, so übt doch eine solche Vertretung einen moralischen Niederdruck aus, sie macht unfrei und gibt Anlaß zu beschränkenden Concessionen.

Zwei Möglichkeiten sind dem mittleren Bürger gegeben: Entweder er enthält sich jeder Abstimmung und schaut grollend und unthätig zu, oder er gibt seine Stimme dem Vertreter der Lohnarbeiter und vermehrt so auf beide Weisen die Stimmen der Partei des Umsturzes. Dadurch wird es kommen, daß Leipzig, die Hochburg des Nationalliberalismus, wie es sich so gern nennen hört, fortan mit fast mathematischer Sicherheit nur noch sozialdemokratische Vertreter in den Reichs- und Landtag senden wird. Der Mittelstand, dieser Kern der Bevölkerung, der die beste Gewähr einer stetigen Entwickelung bietet, ist, und das ist das Betrübende, in Leipzig gegenwärtig mundtodt gemacht; er hat aufgehört, politisch zu existiren.

Um ihn zu retten, hätte man entweder ein anderes Wahlsystem ergreifen, oder das neue dahin abändern müssen, daß man noch eine dritte Klasse einschob, eine Klasse, die ein jährliches Einkommen von etwa 1900 bis 4000 Mark zu versteuern hätte. Sie repräsentirte dann den Mittelstand. Am besten freilich, man hätte das Prinzip der höheren Leistung fallen lassen. Mit ihm steuert man der Plutokratie mit vollen Segeln entgegen. Zu erwägen ist doch, daß der Hochbesteuerte mannigfache städtische Annehmlichkeiten genießt, deren sich der Minderbemittelte nicht erfreut; beispielsweise erfährt das höhere Einkommen einen ganz anderen Schutz, als das geringere. Außerdem gibt es Leistungen einem Gemeinwesen gegenüber, die auf ganz anderem Gebiete liegen, als auf dem des Steuerzahlens; Leistungen, die man zwar nicht durch eine Ziffer ausdrücken kann, die aber doch beachtenswerth erscheinen. Es sei erinnert an freiwillige Armenpflege, an Lehrer und Gemeindebeamte, die einer Stadt entschieden mehr leisten, als sie dafür entlohnt werden.

Daß das Klassensystem dem Grundbesitzer einen größeren Einfluß gewährt, ist an sich löblich; er hat an dem Gedeihen einer Stadt naturgemäß ein höheres Interesse, als fluctuirende Elemente. So werden in Leipzig die ansässigen Bürger in den beiden oberen Klassen künftig dominiren, während durch die hohe Abgrenzung der zweiten Klasse ungefähr 91 Procent der unansässigen Bürger der dritten Klasse zugewiesen werden. Dabei muß aber doch beachtet werden, daß der städtische Grundbesitz längst ein Handelsobject geworden ist, das von Hand zu Hand geht, und es müssen daher Garantien gegeben werden, die verhindern, daß etwa die Saisongrundbesitzer, die vielfach nicht die lautersten Elemente sind, das Heft in die Hände bekommen. Schließlich ist gegenwärtig der Lehrer, der Gemeindebeamte oft fester an die Scholle gefesselt, als der Grundbesitzer.

Auf ein ideales Wahlsystem muß von vornherein verzichtet werden. Als das beste ist dasjenige anzusehen, welches allen Gliedern eines Gemeinwesens nach Maßgabe ihrer Bedeutung für dasselbe procentualen Antheil an der Wahl gewährt. Das Wahlrecht ist kein angeborenes, es ist auch kein Gnadengeschenk, sondern ein erworbenes, sei es durch Kampf, sei es auf dem Wege friedlicher Vereinbarung. Ein Wahlsystem, welches wie das Dreiklassensystem einen Theil der Wählerschaft ignorirt, ist kein gutes. Es gibt, falls der unterdrückte Theil nicht ganz indifferent ist, zu fortgesetzten Anbohrungen Anlaß. Das geeignetste Wahlsystem für communale Wahlen scheint das System der Wahlen nach Berufsklassen zu sein. Der Schwierigkeit der Eintheilung in solche kann man dadurch entgehen, daß man dem Einzelnen das Recht der Entscheidung für irgend eine Klientel gewährt. Die Gefahr der Majorität, auch einer im Sinne des Raths gefügigen, wird dann vermieden.

Der Leipziger mittlere Bürgerstand hat es versäumt, in einer für ihn so überaus wichtigen Angelegenheit energisch Stellung zu nehmen; er wird es früher oder später bereuen. Oder ist seine geringe Theilnahme am politischen Leben ein symptomatisches Zeichen dafür, daß er seinem Schicksal thatlos und rathlos entgegensieht? Das wäre für die Existenz des bestehenden Staates von ungemeiner Tragweite. Leider setzt sich der Mittelstand aus so verschiedenartig interessirten Elementen zusammen, die fast nur das einzige Moment der gefährdeten Selbständigkeit verknüpft, daß an eine Einigung, wie sie neuerdings die Agrarier gebildet und wie sie die Lohnarbeiter längst gefunden, nicht so bald zu denken ist. Er möge sich auf sich selbst besinnen und vor Allem in Staat und Gemeinde seine politische Existenz wahren. Er hat wirthschaftlich mit der Ungunst der Zeit schwer zu kämpfen, politisch sich nach rechts und links zu wehren; aber nur wer sich selbst aufgibt, ist verloren.

Natürliche Grenzen.

Von C. von Bruchhausen.

„Natürliche Grenzen" ist eines der Stichwörter, die der Irredentismus aller Länder und Ländchen im Munde zu führen liebt. Es verfehlt denn auch seine Wirkung auf die wenig im Denken geübte Menge selten: klingt es doch so überzeugend selbstverständlich, einen so klaren Rechtstitel für versteckte nationale Wünsche in sich tragend, daß der Hörer es sich gern kritiklos aneignet. Der französische Chauvinist — und sogar der amtlich beglaubigte*) — fordert ungestüm als „natürliche Grenze" den Rhein; der italienische den Kamm der Alpen, wobei er freilich aus politischen Gründen die Augen nur nach Osten hin öffnet und sie hartnäckig schließt, wenn es gilt auch einmal nach dem Westen zu schauen. Den italienischen Irredentisten ist übrigens mit dem Satze, daß jedes Volk ein heiliges Recht auf seine natürlichen Grenzen habe, noch nicht genug gethan; die Imbriani, Barzilai und Genossen haben ihn dahin verschärft, daß sie predigen: „Kein Volk hat das Recht, auf seine natürlichen Grenzen zu verzichten!" Dabei machen sie sich nicht klar, daß zwischen dieser schönen Phrase und ihrem Grundgedanken: die Durchführung des Nationalitätenprinzips — ein schreiender Widerspruch besteht. Er tritt sofort zu Tage, wenn wir, jene Irredentisten persiflirend, sagen: Kein Volk hat das Recht, sich über seine natürlichen Grenzen auszudehnen! Die „natürliche Grenze" ist etwas Feststehendes, Unverrückbares; die Nation aber etwas Veränderliches, in steter Evolution Begriffenes.

Völkergrenzen finden sich jedesmal dort, wo zwei durch Sprache und Rasse von einander verschiedenen Natinen sich berühren, wobei der Unterschied der Sprache sehr viel wichtiger ist als der der Rasse. Daher sehen wir den Wettstreit der Nationalitäten überall hauptsächlich als Sprachkampf geführt. Ebenso wie die Einzelwesen, kämpfen nämlich auch die Nationen

*) Vor uns liegt ein 1893 — mit ausdrücklicher Genehmigung des französischen Kriegsministeriums — in Paris bei Plon erschienenes Werk „Puissance militaire des états de l'Europe" von Hauptmann Molard, brevetirtem Generalstabsoffizier und früherem Professor an der École militaire spéciale, in dem Solches z. B., obendrein in den maßlosesten Ausdrücken nach einer mehr als kläglichen geschichtlichen Beweisführung, geschieht.

den Kampf um's Dasein, und nach den Gesetzen der natürlichen Auslese trägt die gesundere, stärkere, den Sieg davon. Das kann geschehen durch den Krieg, der eine gewaltsame Verschiebung der Grenzen bringt, oder aber auch durch stille Arbeit, unablässiges Vorrücken im tiefsten Frieden. Von „natürlichen Grenzen" kann nur da die Rede sein, wo dieser Kampf durch den Verkehr hemmende Sperren zur Unmöglichkeit wird. Solche Sperren können sein: ungangbare Hochgebirge, weite Wüsten, Weltmeere. Ein Fluß dagegen ist — mit seltenen Ausnahmen von untergeordneter Bedeutung — niemals eine Sperre, sondern vielmehr eine Verkehrstraße. Von hüben nach drüben findet, auch wo es an Brücken fehlt, ein ständiger Wechselverkehr statt und vermischen sich die Uferbewohner; stromabwärts und stromaufwärts ziehen die Schiffe. „Das Land trennt, das Wasser verbindet" sagt ein alter Spruch. So bestätigen denn auch bereits die oberflächlichsten geschichtlichen Untersuchungen, daß ein Flußlauf sich noch zu keiner Zeit als wirksame Völkerscheide bewährt hat, z. B. nicht einmal die breite Donau in ihrem unteren Laufe. Wo Flüsse ausnahmsweise einmal wirklich Sprachgrenze waren und sind, da sind sie es nur, weil sie als politische Grenzen von Alters her die wechselseitige Stammes- und Sprachvermischung der Uferbewohner erschwerten, nicht, weil sie eine natürlich hemmende Barriere wären. In grauer Vorzeit, bei unzulänglichen Communicationsmitteln, mochten sie noch eher einen solchen Charakter tragen; heute nicht mehr. Ebensowenig wie dieser friedlichen Invasion, haben von jeher die Flußläufe einer gewaltsamen, militärischen, zu widerstehen vermocht. Es gilt längst als Lehrsatz der Kriegswissenschaft, daß ein langer Flußlauf auf die Dauer nicht zu vertheidigen ist.

Wir wissen wohl, daß wir mit diesen Behauptungen bei manchen Lesern zunächst auf Widerspruch stoßen werden: das ist eine natürliche Folge unserer geschichtlichen Entwickelung und ererbter Anschauungen. In Zeiten der Unsicherheit in den Besitzgrenzen und in wenig erschlossenen Gegenden — wir erinnern nur an afrikanische Colonialverhältnisse — mußten die Flußläufe als Grenzlinien äußerst beliebt sein. Ihr Bette verrückt sich, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, im Laufe der Jahrhunderte gar nicht oder nur wenig — es müßte denn, wie das unlängst von einer nordamerikanischen Ortschaft versucht wurde, um einer verhaßten Staatszugehörigkeit zu entgehen, künstlich verlegt werden.

Daher erscheinen Flußgrenzen für vertragliche Abmachungen besonders geeignet und daher sehen wir bei Grenzbestimmungen den „Thalweg" eines Flusses so häufig eine Rolle spielen. Wie schwer ist es dagegen, eine Grenzlinie, die spätere Zweifel und Streitigkeiten ausschließen soll, durch ein Gebirgsland zu legen! Zwischen den italienischen und schweizerischen Zollwächtern z. B. findet ein eifersüchtiges Geplänkel kein Ende; jeden Augenblick wird von der einen oder anderen Seite über Grenzverletzungen geklagt. Auch an der seit 1871 zwischen Deutschland und Frankreich gezogenen Grenzlinie würden die — nicht immer ungefährlichen — „Zwischenfälle" zweifellos weniger oft vorkommen, wenn sie einem Wasserlauf folgte.

Aber eine natürliche Grenze in dem Sinne einer Völkerscheide — wir wiederholen es — ist ein Strom niemals und er kann es um so weniger sein, je höher die Cultur seiner Anwohner und damit die Vervollkommnung der Verkehrmittel steigen. Ein Fluß als Grenze birgt unter solchen Verhältnissen sogar eine stete Gefahr für den Frieden in sich, denn jede Grenzmacht von einiger Lebenskraft muß und wird dahin streben, auf ihm die herrschende Rolle zu spielen, anstatt sich auf seinen bescheidenen Antheil am Verkehr u. s. w. zu beschränken. Als Zollgrenze ist ein Fluß überhaupt nur in den seltenen Fällen brauchbar, wenn er nicht schiffbar ist.

Deshalb können wir, um auf den eingangs erwähnten Hauptmann Molard zurück zu kommen, schon aus rein theoretischen Gründen den Rhein nicht als „natürliche Grenze" zwischen Deutschland und Frankreich anerkennen; muß eine solche durchaus irgendwo gefunden sein, so würden wir sie eher auf dem Kamm der Vogesen und Ardennen — also ziemlich gleichlaufend mit der heutigen politischen Grenze — suchen, wenngleich diese Gebirgszüge im Allgemeinen nicht den Charakter eines trennenden Gebirgslandes tragen.

Wozu aber überhaupt mühsam nach „natürlichen Grenzen" suchen? Nur wenige Länder sind, wie Italien und Spanien, in der Lage, von der Natur geschaffene Verkehrssperren, die einen solchen Namen verdienen, aufzuweisen, und wo sie sich finden, drohen sie Stillstand und Versumpfung, machen sie das betreffende Volk nur allzu leicht zu einer erfolgversprechenden Theilnahme am Kampfe um's Dasein untauglich. Es erscheint daher noch sehr fraglich, ob natürliche Grenzen als ein Glück für die betreffende Nation zu betrachten sind: ihre Wirkungen müssen etwa denen der chinesischen Mauer gleichen.

Thatsächlich sehen wir denn auch die meisten modernen Staaten — und gerade die aufstrebenden — von offenen Grenzen umgeben. Wer vermöchte z. B. eine natürliche Grenze zwischen dem russischen Reiche und Deutschland zu entdecken? Und an diesen offenen Grenzen spielt sich der eben bereits erwähnte friedliche Kampf zwischen den durch die Sprache geschiedenen Grenzstämmen ab. Ein Italiener, E. P. Cestaro, schreibt darüber in einem sehr lesenswerthen, bei L. Roux in Turin erschienenen Werke: „Unerlöste Grenzen und Nationen" (Frontiere e nazioni irredente):

„Volksstämme und Sprachen führen an ihren Grenzen einen unablässigen Krieg, der nicht minder heftig wüthet, als der Wettstreit der Nationen selbst auf dem Handelsmarkt und auf den Schlachtfeldern. Sie kämpfen mit der ganzen Kraft ihrer organischen Eigenschaften, mit der Unterstützung ihrer Regierungen, mit Hülfe ihrer Schulen, ihrer Presse, ihrer gesammten Cultur, mit der Macht des Genies und dem Zaubermittel literarischer Thaten, endlich in unbewußter Verbindung mit wirthschaftlichen und sozialen Fortschritten. Der Grad der Widerstandsfähigkeit gegen klimatische Einflüsse und Strapazen, Charakterfestigkeit, Sparsamkeit und Geschicklichkeit der Männer, Schönheit, Grazie und Fruchtbarkeit der Frauen: alles das sind natürliche Kräfte, welche in dem das Leben des Einzelnen überdauernden Wettbewerb der Grenzvölkerschaften eine Rolle spielen. Sie sind sogar wirksamer, als künstlich geschaffene. Ein Trupp Arbeiter, der für diesen Kampf besser begabt ist, als sein Gegenpart, bringt wichtigere und dauerhaftere Eroberungen zu Stande, als der siegreiche Degen. Das sind die Eroberungen des Pfluges.

Ländliche Kolonien dringen langsam in Landstriche, Gemeinden und Städte ein, nehmen sie durch Kapital und Arbeit in Besitz, breiten sich und ihre Sprache dort aus und allmählich zieht sich das unterliegende Volk zurück, oder wird von dem vorrückenden aufgesogen. Nach längerer oder kürzerer Frist, je nach dem Verhältniß der Macht der vordringenden und der Widerstandskraft der altseßhaften Bevölkerung, hat sich die Auswahl vollzogen, sind die Grenzen verschoben."

Als Beispiel führt der Verfasser die italienischen Bauern des Trentino an, die sich mehr und mehr nordwärts vorarbeiten. Desgleichen die französischen Bauern in den Vogesen, denen es Dank der Begünstigung durch die französische Regierung — aber auch nur in Folge einer solchen Begünstigung — bis 1870 gelungen ist, das deutsch-elsässische Element um ein Geringes ostwärts zu drängen.

Und ein schweizerischer Staatsrechtslehrer, Prof. C. Hilty in Bern, sagt in seinem Politischen Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft für 1892 gelegentlich der Besprechung einer Bemerkung des russischen „Grashdanin", Frankreich wolle nur seine „natürlichen Grenzen" zurück erhalten: „Ja, die »natürlichen Grenzen«! Dieselben sind im Völkerrecht noch unsicherer als im Privatrecht, wo der Besitz, bisher wenigstens, noch als ein von der Gesammtheit zu schützendes Recht galt."

Das sind Wahrheiten, welche Molard und seine Genossen, nicht jenseits des Rheins, sondern jenseits der Vogesen, sich gesagt sein lassen sollten. Ein gesundes Volk, wie das deutsche, gebraucht im Westen, wie im Osten Ellenbogenfrei-

heit, um den friedlichen Kampf an der Grenze zu führen oder zum Mindesten die Eroberungen des Schwertes durch die Eroberungen des Pfluges zu vervollständigen. —

Ueber ärztliche Consultationen.

Die Frage der ärztlichen Vorbildung ist augenblicklich vielerörtert und vielumstritten. Zweifellos ist und von allen Parteien wird zugegeben, daß hier eine Reform in hohem Grade Noth thut. Worin aber die Ursachen der offenkundigen Mängel dieser Vorbildung zu suchen sind, welche Wege zu ihrer Beseitigung einzuschlagen wären, darüber ist man durchaus nicht einig. Die einen glauben, daß die Zeit des Studiums zur Bewältigung des immer mehr anwachsenden Stoffes zu kurz bemessen sei, andere halten die Lehrmethode für veraltet, wieder andere — freilich wenige — glauben den Grund des Uebels in dem mangelnden Interesse und Fleiße der Studirenden suchen zu müssen, — kurzum, die verschiedensten Factoren werden einer mehr oder minder berechtigten Kritik unterzogen. Nur der wichtigste vielleicht steht, soweit uns bekannt, fast wie ein noli me tangere in der Discussion. Nirgends wird die Frage erörtert, welchen Einfluß die gegenwärtige Stellung des klinischen oder poliklinischen Lehrers auf die zu Tage liegenden Schäden besitzt. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß der Einfluß dieses Factors keineswegs in der ausschlaggebenden Bedeutung für die praktische Ausbildung des Arztes seine Grenze findet, sondern geradezu im engsten Zusammenhange steht mit dem so viel beklagten Niedergange der sozialen Stellung des ärztlichen Standes.

Der Verkehr der Lehrer mit den Studirenden beschränkt sich in der Hauptsache auf die klinische bezw. poliklinische Vorlesung. Ein großer Theil der Behandlung der Patienten dagegen und die Vermittelung des intimeren Verkehres der Kliniciſten mit den Kranken — wenn er überhaupt in genügendem Umfange gestattet ist — ruht auf den Schultern der Assistenten. Zur Erfüllung der großen Anforderungen an Kenntnisse, Fleiß und Gewissenhaftigkeit, welche diese Thätigkeit stellt, sind jedoch nur ältere, geschulte Aerzte im Stande. Daher das Bestreben der Professoren, die Assistenten möglichst lange an ihren Instituten zu halten, ein Bestreben, das freilich für diejenigen, die gerade eine solche Stellung inne haben, höchst vortheilhaft ist, — höchst nachtheilig dagegen für die Ausbildung einer möglichst großen Zahl von gut geschulten Aerzten. Und gerade diese Aufgabe gehört zweifellos zu den wichtigeren der Klinik bezw. Poliklinik. Ist somit in erster Linie im Interesse der besseren praktischen Ausbildung möglichst vieler Aerzte eine kürzere Dauer der Assistenzzeit (höchstens 2—3 Jahre) zu verlangen, damit diese wichtige Schule möglichst vielen Medizinern zugänglich gemacht werde, so ergibt sich alsbald die weitere Forderung, daß sowohl die Behandlung der Kranken als auch die Ueberwachung und Vermittelung des intimeren Umganges des Kliniciſten mit den Patienten unter die unmittelbare Leitung des klinischen bezw. poliklinischen Directors zurückkehre. Gegenwärtig haben die Herren keine Zeit, sich um diese ihre Hauptaufgabe gründlich zu kümmern, und selbst um die wissenschaftliche Thätigkeit der Kliniciſten, falls die letzteren dazu Neigung und Muße haben, steht es in manchen Instituten nicht anders: auch hier fällt ein großer Theil der Leitung und Beaufsichtigung dem Assistenten zu.

Wiederholen wir: ein offenkundiger Widerstreit der Interessen liegt zu Tage. Die bessere Vorbildung und Schulung der praktischen Aerzte erfordert eine möglichst große Zahl jüngerer Assistenten: den Directoren der medizinischen Institute dagegen ist nur mit älteren gedient, die nach Lage der Dinge, besonders der Besoldungsverhältnisse, nur in geringer Zahl verwandt werden können. Der Grund dieses Widerstreites ist bereits angedeutet: er liegt in der ungenügenden Lehrthätigkeit der meisten Professoren, und die Frage ist nur: Worauf ist diese ungenügende Thätigkeit zurückzuführen?

Es ist ja klar, daß unsere deutschen Kliniker und Polikliniker fast ausnahmslos von wissenschaftlichem Streben und Fleiß, ebenso auch — soweit man nach ihren Publikationen über die Methoden und Ziele des Unterrichts schließen darf — von Lehreifer und Interesse für die Studirenden erfüllt sind. Aber es hängt an ihnen ein Bleigewicht, das sie bei ausschließlich wissenschaftlichen Zielen schmerzlich als solches empfinden würden, unter den gegenwärtigen Verhältnissen jedoch leider mit Vergnügen herumschleppen und zu verstärken bestrebt sind, — ihre Consultationsthätigkeit, sei es in der Sprechstunde, sei es innerhalb oder außerhalb ihres Wohnsitzes.

Sehen wir zu, welche Berechtigung dieses Consultationswesen besitzt, das in der letzten Zeit einen so außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Es ist dabei im Großen und Ganzen gleich, ob wir von dem inneren Kliniker oder dem Chirurgen und Gynäkologen sprechen, und nur der Einfachheit halber beschränken wir unsere Prüfung auf die Verhältnisse des ersteren.

Betrachten wir die Fälle in den Sprechstunden mehr oder minder berühmter Professoren. Sicherlich finden sich darunter Patienten, denen hier erst ihre richtige Diagnose und Behandlung zu Theil wird. Die Mehrzahl jedoch ist so beschaffen, daß sie jeder gut geschulte Arzt behandeln und zwar richtig behandeln könnte. Das Hauptcontingent der Consultationssprechstunde stellen die sog. Neurosen. Nicht als ob sie vom praktischen Arzte nicht genau erkannt und auch zweckmäßig behandelt werden könnten, und in früheren Zeiten auch geheilt worden wären! Neuerdings ist das anders geworden. Seitdem der Praktiker dem bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit hervortretenden Verlangen nach einem consultirenden Arzte — sei er Professor oder Spezialist — erst einmal nachgegeben, hat er seinen früheren psychischen Einfluß auf die Patienten verloren, und damit ist ihm die Hauptwaffe in der Behandlung der Neurosen aus der Hand geschlagen, oder vielmehr er hat sie sich selbst aus der Hand genommen. Da bei jeder noch so schweren organischen Erkrankung die Beschwerden sich aus zwei Factoren zusammensetzen, nämlich aus den directen Folgen der Krankheit selbst und aus den von dem Kranken auf dem Wege der Reflexion erlangten Vorstellungen, letztere aber durchaus dem psychischen Einflusse des behandelnden Arztes unterliegen, so sind freilich die Erfolge des consultirenden Arztes auf diesem Gebiete durchaus erklärlich und man kann nur mit Bedauern constatieren, daß sich der Practiker hier ein Terrain versperrt hat bezw. hat versperren lassen, das ihm früher mit Recht gehört hat.

Der erörterte Mißstand hat noch eine andere Folge nach sich gezogen. Der Kampf um's Dasein im ärztlichen Leben wird immer härter, die Erringung einer Position immer schwieriger. Jeder Kämpfende versucht sich nach Möglichkeit in den Besitz erfolgversprechender Chancen zu setzen. Den Professoren steht schon durch ihre Stellung der psychische Einfluß der Autorität zu Gebote. Der auf sich selbst angewiesene practische Arzt findet nur einen Weg, sich diesen Einfluß gleichfalls zu verschaffen. Einen heute freilich schon etwas ausgetretenen Weg — er wird Spezialist, sei es auch nur für das kleinste Fach. Hier ist er natürlich in der glücklichen Lage, sein kleines Gebiet vollkommen beherrschen zu können, hier kann er sich, durch Anlegung von Poliklinik und Klinik, leicht einen sicheren Boden schaffen, um von da aus den psychischen Einfluß der Autorität und damit Erfolge zu erringen, die der einfache Practiker so nicht zu erzielen vermag. Welcher Arzt kennt nicht die nimmer heilenden Laryngitiden und chronischen Dyspepsien, die Fälle, in welchen der Patient nach wenigen Wochen erfolgloser Cur dem Hausarzte den Rücken kehrt, um sich der Behandlung des Spezialisten willig auf Monate zu unterziehen? — Der consultirte Arzt — Professor oder Spezialist ist eben Autorität, und wenn von ihm nichts erreicht wird — nun dann war eben nichts mehr zu machen! So wird dem practischen Arzte der Boden abgegraben, weil ihm das für sein wirksames Eingreifen nothwendige Vertrauen immer mehr

verloren geht. Und so tragen die Folgen der schlechten Erziehung des Publikums immer weitere Früchte. Die Professoren und Spezialisten sind nicht mehr die letzten Stationen, der Weg geht über sie hinweg, und wie jeder einsichtige Beobachter zugeben muß, mit raschen Schritten, zu den Wunderdoctoren, den Wasserkünstlern u. s. w. Das übermäßige Consultiren der Professoren ist, wie gesagt, der Anfang; dann kommt das überwuchernde Spezialistenthum, und zu den Kneipp'schen Wundercuren ist es nicht mehr weit!

Man möge aus diesen Erörterungen nicht entnehmen, daß sich der Verfasser gegen jede Consultation wendet. Natürlich wird jeder gewissenhafte Arzt, wenn er auch noch so gut geschult ist, Fälle finden, die er gern mit dem spezieller und tiefer gebildeten Kollegen zusammen besprechen und behandeln will. Jedoch dem maßlosen, schließlich jeder Berechtigung entbehrenden Consultiren muß endlich einmal ein dringendes Halt geboten werden, wenn der practische Arzt nicht allmählich zum bloßen Auskunftsbureau für den dem speziellen Leiden des Patienten entsprechenden Kollegen bezw. Professor herabsinken soll.

Und damit kehren wir zum Ausgangspunkte zurück. Damit die Aerzte ihre frühere Stellung bei dem Publikum wieder erringen können, müssen sie eben doppelt gut vorgebildet sein. Dazu aber gehört die ganze Kraft des Lehrers. Dazu gehört mehr als einfache klinische und poliklinische Vorlesungen und Demonstrationen; dazu ist es nothwendig, daß der Lehrer selbst den Klinicisten so weit als irgend möglich zur Beobachtung und Behandlung der einzelnen Kranken anleite, daß der erfahrene Meister den Schüler theilnehmen lasse an dem Gange seiner Ueberlegungen. Dazu aber gehört ferner Zeit, viel Zeit! Diese muß gefunden werden, und es ist schon viel gewonnen, wenn der Professor nicht, wie üblich, täglich zwei bis drei Stunden oder noch mehr der anstrengenden Thätigkeit der Sprechstunde und der Consilien widmet. Der Staat hat ein dringendes Interesse daran, daß seine klinischen Lehrer ihr Amt im ganzen Umfange, mit voller Kraft ausüben, nicht gestört und ermüdet durch anstrengende Privatthätigkeit. Dann werden wieder weit mehr durchgebildete, als Practikanten und Assistenten geschulte Aerzte aus unseren Universitäten hervorgehen, und damit wird zugleich dem Ueberwuchern des Spezialistenthums von selbst der Boden entzogen. Und wenn es dem practischen Arzte wieder gelungen sein wird, das frühere Vertrauen des Publikums zu erringen, dann wäre, hinsichtlich der sozialen Stellung der Aerzte, ein großer Schritt nach vorwärts gethan, und auch der materielle Erfolg würde nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Noch einige andere Nachtheile bringt die übermäßige Consultationspraxis der Professoren dem Unterricht wie der Stellung des Lehrers selbst. Die großen, stellenweise alles Maß überschreitenden materiellen Ergebnisse der consultativen Thätigkeit werden zu oft als maßgebend bei der Annahme eines angebotenen Lehrstuhls betrachtet. Nicht mehr wie früher gilt es als ausreichende Ehre, Nachfolger eines berühmten Lehrers zu werden und seine Schule, den Fortschritten der Wissenschaft gemäß, fortzuführen. Soll doch ein Professor öffentlich erklärt haben: „Wir Professoren sind wie die Primadonnen; wo man uns das größere Einkommen garantirt, dahin ziehen wir!" Daß natürlich unter solchen Gesichtspunkten von einer zielbewußten Continuität des Unterrichtes, von einer Lehrthätigkeit in größerem Umfange überhaupt, nicht die Rede sein kann, bedarf wohl keines Beweises. Aber auch auf das Verhältniß der Lehrer unter einander wirkt die Consultationspraxis durchaus ungünstig. Man wird nur zu oft, falls zwei Professoren dasselbe Fach inne haben, ein nicht gerade sehr freundliches Zusammenleben derselben beobachten können, und den Grund von Mißhelligkeiten, die im letzten Ende die Wissenschaft schädigen, im Concurrenzkampfe um materiellen Gewinn finden. Auch wenn solche Mißhelligkeiten reine Privatsache bleiben, der öffentliche Unterricht leidet dennoch unter den verschiedenen Formen dieser Concurrenz. Wir wollen nicht sprechen von so mancher Unterdrückung aufstrebender Kräfte, Erschwerung von Habilitationen u. dgl., und nur noch einen Punkt andeuten, der von hier aus wohl die richtige Beleuchtung erfährt. Wir meinen den augenblicklich so heftigen Kampf mancher Kliniker gegen die für die practische Ausbildung der angehenden Aerzte zweifellos so nothwendigen und bewährten Polikliniken.

Und so muß aus den mannigfachsten Gründen mit Nachdruck die Forderung erhoben werden: der Professor gehört in die Klinik als Lehrer und Bildner der Aerzte, nicht (oder nur in Ausnahmefällen) heraus in die Praxis als ihr Concurrent. Das Consultationswesen ist der letzte Grund fast aller der Schäden, an denen der ärztliche Stand zur Zeit laborirt.

Medicus.

Literatur und Kunst.

Bismarck als Privatmann.

Nach H. v. Poschinger's Ansprachen-Sammlung.

Für den Politiker Bismarck sprechen nicht allein seine Thaten, sondern auch seine Worte. Seine meisten Reden sind documentarisch in den Kammerberichten der Stenographen festgelegt und liegen uns in dem monumentalen Cotta'schen Sammelwerk: „Die Reden des Fürsten Bismarck im preußischen Landtage und im Deutschen Reichstag" bald vollständig vor. Hier ist der Schauplatz die Tribüne der preußischen und deutschen Volksvertretung, der Graf und Fürst spricht im Amt, als Minister und Reichskanzler. Es fehlte uns aber bisher das sozusagen intime Seitenstück zu diesen offiziellen Kundgebungen: Bismarck als Privatmann, außer Dienst und Amt. Der Historiograph unseres ersten Reichskanzlers, Geh. Regierungsrath Heinrich von Poschinger, liefert nunmehr diese lang entbehrte und doch so nothwendige Ergänzung in seinem eben erschienenen Sammelwerk: „Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894."*) Es sind zumeist Reden und Ansprachen aus Anlaß ihm dargebrachter Huldigungen und beim Empfange von Deputationen, auch die Reden, die Bismarck im Bundesrath, im Staatsministerium, im Volkswirthschaftsrath, auf nationalen und internationalen Congressen gehalten hat, meist ungedruckt oder in Quellenwerken aller Art zerstreut, zum Theil sogar noch nicht in deutscher Sprache veröffentlicht. Dies gilt besonders von den Reden und Erklärungen auf dem Berliner Congreß von 1878; es gab bisher weder eine amtliche noch eine nichtamtliche deutsche Uebersetzung der Berichte über diese politisch bedeutsame und ehrenreiche Thätigkeit des Kanzlers. Seine gelegentlichen Ansprachen während seiner Ministerzeit sind, wie begreiflich, fast nur politischer Natur. Eine Wahlrede von 1849, eine Ansprache an die Bundestagsgesandten 1855, Reden an Deputationen aus der Conflictszeit, Ansprachen an die Volksmenge anläßlich der vereitelten Attentate auf sein Leben oder bei Ovationen während oder nach den glücklichen Kriegen von 1864, 1866 und 1871, endlich seine Antworten bei Ueberreichung von Ehrenbürgerbriefen, Ehrentafeln und Geschenken. Reicher wird die Sammlung nach seiner Entlassung. Auch hier wieder anläßlich zahlloser Ovationen, Fackelzüge, Abordnungen, auf seinen Badereisen und an die Wallfahrten nach Friedrichsruh und Varzin von Vereinen, Gewerken, Städten, Provinzen. Diese Ansprachen vertreten nun, da der Fürst an den parlamentarischen Verhandlungen nicht mehr theilnehmen kann, gewissermaßen seine früheren Reichstags- und Landtagsreden. Für die Beurtheilung von Bismarck außer Dienst wird die Sammlung zumal seiner in den letzten vier Jahren gehaltenen Ansprachen eine der wichtigsten Quellen bleiben. Deshalb

*) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

hat. Heinrich von Poschinger der Herstellung des Textes besondere Fürsorge gewidmet. Die verschiedenen Lesarten sind sorgfältig geprüft. Der Herausgeber sagt es nicht ausdrücklich, aber man kann annehmen, daß der Fürst selber die Texte gutgeheißen hat. Wir geben hier eine Blüthenlese aus diesen Reden und Ansprachen, indem wir die Politik, die naturgemäß den breitesten Raum einnimmt, möglichst bei Seite lassen und die weniger für den Staatsmann als den Privatmann bezeichnenden Aussprüche heranziehen. In den so gesammelten Zügen kommt das rein Menschliche zum Ausdruck und bildet eine Art psychologischer Selbstschau des großen Mannes.

Alle Reden sind durchdrungen von der wärmsten Liebe zum Vaterland, von der schärfsten Beobachtungsgabe und reifsten Weisheit; sie enthalten eine Fülle von Gedanken und Bildern und sind bei aller Improvisation so formvollendet wie Alles, was aus seiner geistigen Werkstatt hervorgeht. Das Schlagfertige seiner Beredtsamkeit zeigt sich hier an zahlreichen Beispielen. Am 29. Juni 1866 brachte ihm die Volksmenge anläßlich der Siege in Böhmen mehrere spontane Ovationen dar. Als er gegen zwei Uhr Mittags das Königliche Palais verließ, wurde er von allen Seiten umdrängt. Jeder wollte ihm die Hand reichen. Abends stand die Masse Kopf an Kopf in der Wilhelmstraße vor seinem Hotel, und der nicht endende Jubelruf nöthigte den Ministerpräsidenten an's Fenster. Er hob die Hand auf, zum Zeichen, daß er reden wolle, unten ward es stille, aus der Ferne von beiden Seiten aber brauste die mächtige Brandung der Volksmenge. In dem Augenblicke nun, da er ein Hoch auf den König und die Armee ausbrachte, rollte ein gewaltiger Donner über die Königsstadt, ein fahler Blitz erleuchtete die Scene, und mit machtvoll tönender Stimme rief Bismarck über die Menge hin: „Der Himmel schießt Salut!"

Dann sein unverwüstlicher Humor. Graf Bismarck, im März 1871 von Frankreich kommend, sah in Frankfurt a. M., mit der Feldmütze bedeckt, zum Wagenfenster heraus und bemühte sich, als er die zu seiner Begrüßung Anwesenden erblickte, eine Weile vergeblich, die Thür des Waggons zu öffnen, um heraus zu treten. „Ich bin eingesperrt," rief er lachend den Umstehenden zu. Nachdem ein anderer Herr gleichfalls vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, die Thür zu öffnen, schritt endlich Graf Bismarck guter Laune durch den Waggon und stieg auf der anderen Seite heraus. Nach Begrüßung der Herren von Meyerfeld, von Madai und Mumm unterhielt sich der Reichskanzler auf's herzlichste mit den ihm von früher bekannten Damen und Herren, wobei manche gute Scherze unterliefen. „Das Wetter war wunderschön auf der Reise, in Frankreich war es schon völliger Frühling, die Bäume waren großentheils bereits grün und blühten sogar stellenweise, aber in Metz war das Klima schon ganz deutsch."

In einer Ansprache aus jener großen Zeit an eine Görlitzer Abordnung äußerte er u. A.:

„Die vergangene Zeit ist meine Lehrmeisterin gewesen, und es dürfte wohl schwer ein denkender Mensch zu finden sein, der in den letzten dreiundzwanzig Jahren nicht viel gelernt hat, denn vor der Oeffentlichkeit kann der Unverstand sich nicht lange halten. Ich hoffe, daß auch die Gegensätze, welche noch zwischen Nord- und Süddeutschland bestehen, sich ausgleichen werden, und deshalb bin ich auch in Versailles, als es sich um den Eintritt der Süddeutschen in das Deutsche Reich und die deutsche Verfassung handelte, mit dem Kopf nicht durch die Wand gegangen und habe dafür energisch gewirkt, daß an Bayern, welches nicht zu den Geduldigsten gehört, Concessionen so weit als möglich gemacht wurden. Es ist mir darauf angekommen, alle Glieder Deutschlands in einem Raum zu haben und dann die Thür zuzumachen; ich habe sicher gehofft, daß die Gegensätze sich ausgleichen und mit der Zeit abschleifen werden. Man hat die neue deutsche Verfassung und die an Bayern gemachten Zugeständnisse viel getadelt und daran herumgemäkelt, meine Ansicht ist jedoch durch die Abstimmung im bayerischen Landtage über den Eintritt in das Deutsche Reich gerechtfertigt, da die Majorität für die Bedingungen nur gering gewesen. Man betreibt auch Seitens der Opposition die schleunige Revision und Abänderung der neuen deutschen Verfassung. Das kommt mir vor, wie meine Idee als Knabe, wo ich in dem Garten meines Vaters Fichten gepflanzt habe, welche mir zu langsam gewachsen waren. Da habe ich die Wurzeln der Pflänzchen untersuchen wollen, habe einzelne Pflanzen herausgerissen und dann wieder eingepflanzt, natürlich sind diese Pflanzen eingegangen. So könnte auch die ganze deutsche Verfassung gefährdet werden, wenn man jetzt einschneidende Abänderungen vornehmen will. Der Ausbau muß allmählich, vorsichtig und mit Geduld geschehen."

Man bewundere auch hier die fast dichterische Anschaulichkeit, die treffenden Bilder und Vergleiche, Alles concret und lebendig. Seine Rede ist, wie die Franzosen zu sagen pflegen: si voisine des choses, in Begriff und Ausdruck wunderbar sich deckend. Man lese einmal seine Antwort an die Wormser Deputation, die ihm 1871 den Ehrenbürgerbrief dieser Stadt überbrachte:

„Ich habe bei einem so affrontirenden Angriff von Frankreich nicht geglaubt, daß wir so rasch dort sein würden; deshalb habe ich auf die Abtretung von Metz bestanden. Ich fragte die Herren vom Generalstabe, was halten Sie von Metz? Darüber ist nicht zu reden, sagten sie, Metz ist eine Armee von 120,000 Mann werth, Belfort 8000. — Von beiden Städten wollten wir eine haben. Selbstverständlich behielten wir Metz. Metz hält eine große Armee auf, an Belfort kann jede vorbeimarschiren. Uebrigens sind die französischen Lothringer nicht so schlimm, als wie man sagt; wer stark haßt, liebt auch sehr. Als ich in meinem ersten Quartier in Frankreich war, sagte mir mein Quartiergeber, bei dem ich beiläufig ein sehr zähes zahmes Kaninchen verspeiste: „Egal, wer uns nimmt, ob Russen oder Preußen; die ziehen wir vor, denen wir die wenigsten Steuern bezahlen." — Ich sagte: „Weniger Steuern bezahlen Sie bei uns als in Frankreich; wie lange, weiß ich nicht." — „Aber wie ist es mit dem Militär?" fragte der Lothringer. Ich sagte: „Bei uns muß jeder Soldat werden, der Sohn des Präfecten muß so gut dienen, wie der Sohn des ärmsten Mannes; ich und meine Kinder sind auch Soldaten," worauf er sich mit dem Prinzip der allgemeinen Dienstpflicht einverstanden erklärte."

Sein Innerstes kommt besonders schön in den gelegentlichen Erwähnungen seiner Jugendjahre zum Ausdruck. Es bedarf dann nur eines leisen Anstoßes, um die ganze Fülle seines oft geleugneten und doch so goldechten deutschen Gemüthes zu zeigen. So als 1871 der Bürgermeister von Göttingen ihm das Ehrenbürgerdiplom übergab. Sichtlich gerührt erwiderte der Reichskanzler:

„Die Auszeichnung, die Sie mir erwiesen haben, berührt mich um so angenehmer, als dieselbe von einer Stadt kommt, in der ich als Student glückliche Jahre verlebt habe. Göttingen gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Es ist sehr sinnig, daß Sie mir durch das Diplom eine Fülle von dortigen Erinnerungen wach gerufen haben. Da rechts lese ich die Namen meiner alten Freunde, denen ich ein treues Gedächtniß bewahre — Fromme, Hoppenstedt, Grisebach, Oldekop, Scharlach, Haeeius, Dammers —. Hier in der Ecke finde ich meine Wohnung im Thurme am Walle. Und in der Mitte Ihr schönes, altes Rathhaus, und links in der Ecke das Concilienhaus, worin sich früher das Career befand. Drei Wochen habe ich darin zugebracht. Es war damals noch die Zeit der staatlichen Verfolgung der burschenschaftlichen Verbindungen; ich wollte damals gern Frieden mit ihnen haben, aber konnte den Streit nicht hindern, und da ich zufällig eine Charge bei meinem Corps hatte, so mußte ich drei Wochen büßen. Jetzt denkt kein verständiger Mensch mehr an solche Verfolgungen.

Und hier links die Krone! Bettmann ist ja nun auch gestorben. Als ich Bettmann vor etwa zehn Jahren einmal wieder besuchte, wunderte ich mich, daß ich ungefähr ebenso alt war wie er. Als Student sieht man einen jungen Bürger, der einem Geschäfte vorsteht, immer älter an, und so dachte ich, der Bettmann müßte ein ganz alter Mann inzwischen geworden sein. Er kannte mich damals nicht gleich wieder, ich war als sehr junger Student lang aufgeschossen, später stärker; als ich mich aber zu erkennen gab, erzählte er mir viele alte Geschichten und holte dabei so guten Rheinwein aus dem Keller, daß ich statt einen Bahnzug deren zwei damals überschlagen habe. Ein durch Humor und Herz seltener, weltbekannter Wirth."

Als Bismarck eine angehängte Göttinger Mettwurst bemerkt, erwiderte der Sprecher der Deputation: „Wir haben viel gewagt, aber denken doch, daß alle diese Erinnerungen an das Göttinger Leben, selbst diese Reminiscenz dem würdigen Eindruck des Ganzen nicht schaden; es ist eben das Bürgerrechtsdiplom der Universitätsstadt Göttingen."

„Nein, nein, vollkommen einverstanden! Und da unsere Kneiporte: Weende, Münden, Kassel, Geismar, Bovenden. — Auf dem Hardenberge hatten wir meinen letzten Abschiedscommers. — —“

Inzwischen hatte die Deputation sich wiederholt erhoben, „um die an einem solchen Tage (erster Ostertag und Geburtstag und, wie man später erfuhr, Haupttag der Verhandlung wegen des Entlassungsgesuchs) doppelt kostbare Zeit des Fürsten nicht länger in Anspruch zu nehmen,“ war aber ebenso oft zum Sitzenbleiben genöthigt, und es hatte die Audienz fast eine halbe Stunde gedauert, als plötzlich in der Thür der Kammerdiener erschien mit der raschen Meldung: „Seine Majestät der Kaiser!“ Der Fürst erhob sich schnell und ging dem Kaiser durch die Vorzimmer entgegen, während die Deputation, das Audienzzimmer, in dem die Geburtstagsgeschenke aufgestellt waren, verlassend, sich in einem Vorzimmer aufstellte. Als der Fürst mit dem Kaiser dieses Vorzimmer betrat, um in das Audienzzimmer hinein zu gehen, bemerkte der Kaiser die Deputation und stellte der Fürst dieselbe vor als eine Deputation von seiner „alten Universitätsstadt Göttingen, welche ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen habe.“ Der Kaiser erinnerte sich freundlich des Umstandes, daß der Fürst in Göttingen studirt, und meinte darauf, auf den Fürsten hinweisend: „Meine Herren, der hat bei Ihnen seine Zeit nicht verloren.“ Die Deputation gestattete sich zu erwidern: „Wir wünschen uns mehrere solche Studenten.“ Darauf trat der Fürst mit dem Kaiser in das vorerwähnte Geburtstagszimmer, und die Deputation verließ das fürstliche Palais.

Das Mitglied einer Stuttgarter Abordnung berichtet über einen solchen Empfang folgende Einzelheiten: „Bismarck's Rede war anfänglich stockend, kam jedoch im weiteren Verlaufe des Gesprächs mehr und mehr in Fluß; überraschend ist die beharrliche Gewohnheit des Fürsten, in seinen Erzählungen und Ausführungen jede Hervorhebung der Pointen oder des Wichtigeren durch den Tonfall oder sonstige übliche Mittel zu vermeiden; mit derselben vornehm ruhigen Gelassenheit werden weltgeschichtlich wichtige Ereignisse vorgetragen, brennende Zeit- und Streitfragen untersucht, geistreiche Vergleiche gezogen, packende Bilder vorgeführt und die gewöhnlichsten Dinge des Alltagslebens erzählt; diese Sprechweise des Fürsten macht für den Zuhörer eine ganz besondere ungetheilte Aufmerksamkeit erforderlich. Wenn man die Bildnisse des Fürsten mit der gegenwärtigen Wirklichkeit vergleicht, so machen die meisten den Eindruck unnatürlicher Steigerung und lassen den entschieden ausgeprägten Zug natürlichen Wohlwollens und milder Gelassenheit vermissen.“

Aus einer wenig bekannten Unterredung mit zwei Schweizer Besuchern in Kissingen 1890 sei folgende auch in ihrer Fassung bedeutsame sozialpolitische Aeußerung angeführt:

„Die Monarchie gibt sich selbst auf, wenn sie pactirt. Sie darf sich durch die Leute, welche streiken, mit Arbeitseinstellungen u. a. m. drohen, in keiner Weise bestimmen lassen. Das ist ein Ding wie eine Nebelwand; wenn man sich ihr nähert, um sie zu fassen', weicht sie zurück und man greift in's Leere. Was wollen Sie? Alle Menschen sind unzufrieden: alle: die Reichen, die Mittleren und die Armen; am unzufriedensten ist die unterste Klasse. Begreiflich! Das wird so bleiben und wesentlich durch nichts geändert, auch durch keine Sozialreform. Es ist eine Täuschung, dies zu glauben; es ist, wie gesagt, die Nebelwand! Man gebe acht Stunden Arbeitszeit und eine Mark Lohn, das sind täglich acht Mark. Die Bedürfnisse werden wachsen, und bald kommen dieselben Leute auch mit acht Mark nicht mehr aus. Man sieht jetzt Kinder von Arbeiterfrauen, die früher barfuß liefen und sich wohl fühlten, mit Knopfstiefelchen. Der Appetit kommt mit dem Essen. Der industrielle Arbeiter ist noch lange nicht so schlecht daran, wie der ländliche Arbeiter. Ist Jemandem zu helfen nöthig, so ist es dieser. Das Ziel jener ist das Schlaraffenthum. Zuletzt kommen wir dahin, wo die Wilden auf einer der Inseln in der Südsee sind, die halbnackt unter einem Baume liegen, auf dem die Bananen wachsen, die man nicht einmal zu kochen braucht. Oder Zustände wie unter den Lazzaroni Italiens. Das, was ein unwissendes und gefährliches Volk werden kann, lehrt die Geschichte Italiens. Die Verschiedenheit der Menschen und die Nothwendigkeit, immer vorwärts zu streben, erscheint mir als ein von der Vorsehung fest Geordnetes.“

Eine wahre Fundgrube charakterisirender Züge findet sich in der längeren Ansprache an eine Straßburger Deputation in Friedrichsruh 1890:

„Ich habe für Straßburg auch stets ein großes, ein besonderes Interesse gehabt, schon in meiner Jugend. Ich erinnere mich, wie ich im Jahre 1842 zum ersten Mal durch Straßburg gereist, wie es mich da geschmerzt hat, daß in einer ganz deutschen und damals auch noch gänzlich deutsch sprechenden Stadt französisches Militär und französische Beamte wirthschafteten. Ich habe damals zu meinem französischen Reisegefährten gesagt: »Dieses Land war unser und muß wieder unser werden.« Worauf dieser antwortete: „Alors il faudrait croiser la bayonnette.“ Darauf habe ich entgegnet: „Eh bien, nous la croiserons.“

Und später ist es mein Bestreben gewesen, die Ecke von Weißenburg zu erringen, welche sich wie ein Stachel in's deutsche Fleisch schob, wo der Geßlerhut stand, vor dem Deutschland seine Reverenz machen mußte. Nachdem das Werk mit Gottes Hülfe gelungen, hätte ich am liebsten unmittelbar nach dem Uebergange von Elsaß-Lothringen in deutschen Besitz auf der Höhe der Vogesen zwischen Deutschland und Frankreich eine chinesische Mauer errichtet, die im Lande bleibenden Eingeborenen aber glimpflich behandelt, z. B. zwanzig Jahre lang von jedem Militärdienst befreit. Dann wäre die französische Generation allmählich ausgestorben und eine neue deutsche herangewachsen. Aber das ist nicht so gegangen, wie ich es gewollt, und später hat man sich doch zum Paßzwang bekennen müssen.

Ich habe keinerlei Abneigung gegen den Franzosen oder den französischen Volkscharakter. Im Gegentheil, die Franzosen sind ein äußerst liebenswürdiges Volk und verstehen es wie keine ander. Nation, sich die Annehmlichkeiten, welche man im Leben haben könnte, zu nutze zu machen. Ich erinnere dabei an die vortrefflichen Leistungen der französischen Handwerker; in einem französischen Hause wohnt es sich beispielsweise viel angenehmer als in einem englischen. Wären die Franzosen nicht durch die erfolgte Aenderung der Grenzen gegen uns unliebsame Nachbarn geworden, so würde Deutschland, mit Frankreich vereint, eine ganz unwiderstehliche Macht bilden. Wenn wir von ihnen so weit entfernt wären wie die Franzosen von den Russen, dann bin ich überzeugt, würden Deutschland und Frankreich die besten Freunde werden. Ich habe in Frankreich, so oft ich dort gewesen, mit den Franzosen stets im besten und liebenswürdigsten Umgang gelebt und in einem so freundschaftlichen Verkehr gestanden, wie ich ihn selbst in Deutschland kaum habe unterhalten können. Die Deutschen sind ganz famose Leute, aber jeder hat eine halbe Flasche Wein zu wenig. Er muß erst künstlich in Zug gebracht werden; er hat Anregung und Aufregung nöthig. Der Franzose seinerseits hat diese halbe Flasche schon, und deshalb, wenn man auch nur wenig zugießt, so ist es gleich zu viel.“

Eine Anzahl Erinnerungen und Erzählungen über persönliche Erlebnisse wurden damals noch eingeflochten, welche hoch interessant waren und eine Gedächtnißschärfe zeigten, worüber die Zuhörer staunen mußten. Besonders interessant waren einige Streiflichter auf die Politik der verschiedenen deutschen Höfe kurz nach 1866, während der Bildung des Norddeutschen Bundes, sowie über die Vorgänge in Versailles 1870/71, als die deutsche Kaiserproclamation vorbereitet wurde u. s. w. Auch an humoristischen Erinnerungen fehlte es nicht, besonders über einzelne Persönlichkeiten, welche meist recht charakterisirend für dieselben waren.

Eine Durchsicht der in der Adresse enthaltenen Unterschriften wurde vom Fürsten mit den Worten eingeleitet: „Meine Herren, ich sehe hier nicht so sehr auf die Namen als auf das, was daneben steht, nämlich das, was die Leute sind, und da freue ich mich, daß ich hier so alle Stände vertreten sehe, da ein Schlosser, ein Coiffeur, ein Kellner, ein Drechsler, ein Spengler, ein Rentner u. s. w., ja, ja, das sind alles Leute aus dem Volke, darüber freue ich mich recht, sagen Sie allen Unterzeichnern meinen herzlichsten Dank.“ Als er auf die Unterschrift eines Franzosen, eines echten Parisers, aufmerksam gemacht wurde, sagte der Fürst lachend: „So sind die Franzosen, immer liebenswürdig, selbst auf der Mensur!“ Bei Besichtigung der Straßburger Photographien, denen ein allegorisches Titelblatt beigefügt war, auf welchem der Kaiserpalast und ein Anblick der Ruinen von der Belagerung 1870 zu sehen war, sagte der Fürst wehmüthig:

„Ja, so scharf sollte man damals nicht mit Straßburg umgehen! Ich habe es nicht gewollt, aber ich war nicht allein maßgebend, ich hatte eben noch andere neben mir zu Hülfe, die haben es gemacht."

Im Juli 1891 wurde der Fürst in Friedrichsruh von dem Hamburger Architekten- und Ingenieur-Verein besucht. Man nahm im Halbkreise Aufstellung und die Damen sputeten sich, aus den ihnen in Reinbek gespendeten Rosen und Nelken und den gesammelten Feldblumen Sträuße zu binden für den Empfang. Da tauchte auf der Höhe des Waldweges ein Doggenpaar auf, und bald erschien, hoch aufgerichtet auf kräftigem Fuchshengst heransprengend, die ehrfurchtgebietende Gestalt des Kanzlers. Den breitrandigen schwarzen Schlapphut lüftend, hieß er die Gäste in seinem Revier willkommen, die Blumenspenden in den weiten Brusttaschen bergend, aus denen sie wie der Schmuck eines Hochzeiters hervorquollen. „Auf diese Nelken reimt sich leider verwelken," sagte er mit beziehungsvollem Lächeln, „davon wollen wir aber heut' nicht reden. Wie gerne hätt' ich Sie selber durch mein Thonwerk geführt, aber die vielen Treppen darf ich mir nicht zumuthen. Ich habe lange auf mich warten lassen, das müssen Sie verzeihen; wenn man außer Dienst ist, wird man unpünktlich!" — Während der Begrüßung und einer begeisterten, von stürmischen Hochrufen begleiteten Anrede des Vereinsoberhauptes hatte man Gelegenheit, über des Fürsten frisches Aussehen und Wesen sich zu freuen. Der Zauber des Adlerblickes, der erst bei dem späteren Zusammensein recht zur Geltung kam, war etwas beeinträchtigt durch die Brille mit großen Rundgläsern, deren der Fürst sich seit einiger Zeit auch beim Ausreiten bedienen mußte, wie er neben mancherlei Mittheilungen über sein Dasein, sein Gut und besonders die Ziegelei erzählte.

„Hier werden Sie besser gehen, als auf meiner holperigen Straße," rief er, als man an einem seitlich einmündenden Fußpfad angelangt war, „ich hole Sie aber wieder ein." Unfern dem Gasthause Waldesruh schloß er sich denn auch der vordersten Kolonne wieder an und schwang sich vom Pferde, um zu Fuße mit nach Waldesruh zu wandern. Seinem Wunsche nach einem Spazierstocke suchten viele Mitglieder durch Darbietung des eigenen zu entsprechen, alle Stöcke erwiesen sich aber zu kurz für des Kanzlers gewaltige Gestalt.

Nichts Menschliches ist ihm fremd. Kein Beruf, keine soziale Schicht, kein Lebensalter steht seiner Empfindung und Theilnahme fern. Er ist nicht im Geringsten der Kunstbarbar, den Georg Brandes dreist genug aus ihm machen wollte. Den Feldarbeitern, schlichten Handwerkern, jugendlichen Radfahrern — gegenüber Jedem trifft er den richtigen Ton, das allverstehende Wort und adäquate Gefühl. Zu einem dramatischen Verein aus Leipzig äußerte der Einsiedler vom Sachsenwalde:

„Ich bin in den Verdacht gekommen, als wenn ich für Kunst keinen Sinn hätte; noch neulich hatte ich Gelegenheit, dies zu hören, und gerade der von mir sehr geliebten Musik gegenüber. Mit der Politik geht es aber wie mit allen menschlichen Leidenschaften, sie nehmen die Hand, wenn man den Finger gibt, und wie stärkere Raubfische die schwächeren fressen, so läßt auch die stärkste unter den Neigungen die anderen nicht aufkommen. Ich hatte mich von der Politik ganz erfassen lassen und für Theater und Kunst keine Zeit übrig. Jetzt, wo ich mit dem Dienst nichts mehr zu thun habe, würde ich gern den Schaden nachholen und oft nach Hamburg in's Theater fahren, wenn die Hamburger sich erst mehr an mein Erscheinen gewöhnt haben und mich wie einen der ihrigen, der ich ja kraft Bürgerbrief bin, circuliren lassen. Wenn die Jahreszeit günstiger wird, hoffe ich auch, mehr in's Theater zu kommen. Nehmen Sie, meine Herren, die besten Wünsche für das Gedeihen Ihres Vereins. Ich freue mich, daß Sie Ihrer Neigung zur Kunst auch selbstdarstellend nachkommen. Goethe schätzte das Theaterspielen als eine vorbereitende Schule für äußeres Auftreten im Leben, und ich glaube, sie ist besonders für den Deutschen wichtig, zum Zwecke des dégourdir, des „Entschüchterns". Frei und beweglich mache es im äußeren Auftreten für's Leben."

Bei einer anderen Gelegenheit kommt er nochmals auf sein Verhältniß zur Musik zurück.

„Bei der Ueberbürdung im Unterricht in meiner Jugend ist die Musik zu kurz gekommen. Trotzdem fühle ich nicht weniger Liebe zu ihr. Aber dankbar bin ich der Musik, daß sie mich in meinen politischen Bestrebungen wirkungsvoll unterstützt hat. Des deutschen Liedes Klang hat die Herzen gewonnen; ich zähle es zu den Imponderabilien, die den Erfolg unserer Einigkeitsbestrebungen vorbereitet und erleichtert haben. Wenige der Herren dürften alt genug sein, um sich der Wirkung zu erinnern, die 1841 das Becker'sche Rheinlied erzielte. Damals war dieses Lied mächtig, und bei der Schnelligkeit, mit der es von der Bevölkerung, die meist noch partikularistisch war, aufgegriffen wurde, hatte es die Wirkung, als ob wir ein paar Armeecorps mehr am Rhein stehen hätten, als es thatsächlich der Fall war. Näher liegt uns der Erfolg der „Wacht am Rhein". Wie manchem Soldaten hat die Anstimmung dieses Liedes auf dem winterlichen Kriegsfelde und bei materiellem Mangel vor dem Feinde eine wahre Herzensstärkung gewährt, und das Herz und dessen Stimmung ist ja alles im Gefechte. Die Kopfzahlziffern machen es nicht, wohl aber die Begeisterung machte es, daß wir die Schlachten gewonnen haben; bei einigen waren wir in der Mehrheit, aber auch da, wo wir in der Minderzahl waren, haben wir durch die Qualität unserer Truppen gesiegt. Was war der Grund unserer Ueberlegenheit? Er lag im Herzen, in der Begeisterung, die unsere Disciplin auch da erhielt, wo sie unter ähnlichen Umständen bei den Franzosen schon gelockert worden war. Und so möchte ich das deutsche Lied als Kriegsverbündeten für die Zukunft nicht unterschätzt wissen. Unsere Beziehungen zum verbündeten Oesterreich, unserem mächtigsten Bundesgenossen, beruhen doch wesentlich auf Unterlagen im culturellen Gebiete und nicht zum wenigsten auf den musikalischen Beziehungen. Wir wären kaum in gleich enger Verbindung mit Wien geblieben, wenn nicht Haydn, Mozart, Beethoven dort gelebt und ein gemeinsames Band der Kunst zwischen dem Niederrhein und Wien geschaffen hätten. Ja selbst unsere Beziehungen zu unserem dritten Bundesgenossen, Italien, waren musikalischer Natur früher wie politischer. Die ersten Eroberungen, die Italien bei uns gemacht hat, sind musikalische gewesen. Ich bin kein Gegner der italienischen Musik trotz meiner Vorliebe für die deutsche; im Gegentheil, ich bin ein großer Freund derselben."

Prächtig sind seine herzlichen Worte an die Bergedorfer Volksschule 1893:

„Kinder — ich danke euren Lehrern und euch für eure freundliche, nachbarliche Begrüßung, die ihr mir heute darbringt, und ich wünsche euch allen, daß, wenn Gott euch ein langes Leben beschert wie mir, ihr am Abend desselben mit gleichem Danke zu Gott zurückblicken mögt auf das, was ihr erlebt habt. Ihr seid Söhne und Töchter, die meisten von euch, so Gott will, werden einmal Vater und Mutter sein. Ich wünsche euch, was Gott mir gegeben hat, daß ich nicht in meinem Hause schweren Kummer und Verlust gehabt, kein Kind verloren, in glücklicher Ehe gelebt habe. Will's Gott anders, müßt ihr still halten und es tragen. Ich selbst kann hier nur sagen, daß, wer von euch alt wird wie ich, sich im Jahre 1950 möge erinnern können, daß ich Gott dankbar bin für alles, was ich erlebt habe, auch für Sorge und Arbeit. Ihr habt ja selbst aus der Bibel gelernt: Wenn das Leben köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Arbeitet tapfer, das bringt euch über alles glücklich hinweg. Die Arbeit ist das, wozu Gott uns angewiesen hat. Möge sie euch allen, Mädchen und Knaben, in eurem späten Alter gesegnet sein und mögt ihr 1950 oder 1970 mit Befriedigung zurückblicken auf den heutigen Tag! Ich danke euch noch einmal!

Und bald darauf seine Ansprache an die Hamburger Gymnasiasten:

„Als ich zur Universität ging, war ich kaum siebzehn Jahre alt und war vielleicht in zu starkem Zwange gehalten worden, was bei Ihnen wohl nicht der Fall sein wird. Deshalb rathe ich Ihnen, wenn Sie zur Universität kommen, mißbrauchen Sie Ihre Freiheit nicht. Auf der anderen Seite aber — wer ein Kopfhänger ist, der kann vielleicht ein ganz guter Parlamentarier werden, aber innere Befriedigung findet der nicht. Wenn Sie auf der Universität nur drei Stunden arbeiten, so genügt das schon, bringt man es auf sechs Stunden, so wird man von allen Professoren hochgeachtet. Wenn man gar nicht gearbeitet hat, so bereut man es später, die Zeit nicht weise ausgenutzt zu haben. Sie haben eben ein sehr schönes Stück gesungen; ich habe früher auch Musik getrieben, ich bin nur ein mittelmäßiger Pianospieler gewesen und war froh, als ich den lästigen Zwang abschütteln konnte. Das hat mir später außerordentlich leid gethan, denn die Musik ist eine treue Gefährtin im Leben. Sie hat mir bei mancher Geselligkeit gefehlt, und wer von Ihnen Talent dazu hat, dem empfehle ich ganz besonders die Musik zu pflegen, und ich erinnere Sie an mein Beispiel, um Sie abzuschrecken von dem Fehler, den ich mir vorzuwerfen habe. Im Uebrigen kann ich Ihnen nur eines rathen: Kein Kameel und kein Raufbold!"

Immer das rechte Wort an rechter Stelle! Und nicht nur für das aufwachsende, lernende Geschlecht hat er liebevolles Verständniß, auch an die künftigen Lehrer richtet er ein kräftig Wörtlein über die Erziehung:

„Sie wollen alle Lehrer werden, meine Herren; von Ihnen hängt die Zukunft ab. Sie haben einen Vorsprung vor Anderen Ihres Standes, weil Sie in Weimar ausgebildet werden, in dem kleinen, aber wichtigen Staatswesen, wo unsere Klassiker lebten, und von wo der gewaltige Zug unserer nationalen Größe ausging und gekräftigt wurde. Man kann an Weimar nicht denken, ohne an Goethe und Schiller erinnert zu werden. Was auch im Laufe des dreißigjährigen Krieges und durch die Gewaltthaten des Jahrhunderts zerstört wurde — die Literatur und die Klassiker sind das Band gewesen, an dem der Nationalgedanke festgehalten wurde. So ward Deutschland geistig zusammengehalten, während es äußerlich in Hunderte von Parzellen zerfiel. Das Nationalgefühl zu pflegen, ist eine Aufgabe Ihres zukünftigen Berufes; denn die Jugend bedarf nicht nur der Bildung, sondern vor Allem der Gesinnung. Sie nehmen aus Weimar eine Legitimation mit in's Leben, die Ihnen überall ein Entgegenkommen bereiten wird. Ich wünsche, daß Sie immer Schüler bekommen, mit denen Sie zufrieden sind. Beachten Sie immer das biblische Rezept: „Fahret fein säuberlich mit dem Knaben Absalom". Vergessen Sie auch nicht das Märchen von der Sonne und dem Wind, welche wetten, wer zuerst dem Wanderer den Mantel abzwingen wird. Nicht dem starken Sturm, aber den milden Sonnenstrahlen ist es gelungen."

Auch für das feinere Empfindungsleben der Frau hat er Sinn und Worte, und nie vielleicht ist die soziale Aufgabe des Weibes im öffentlichen und häuslichen Leben tiefer gefaßt und glücklicher ausgesprochen worden, als anläßlich einer unlängst empfangenen Abordnung süddeutscher Frauen und Jungfrauen:

„Was bei uns bis in die Häuslichkeit der Frau durchgedrungen ist, das sitzt fest, viel fester, als das aus Parteikämpfen im öffentlichen Leben hervorgehende und mit der Kampfstellung wechselnde Urtheil der Männer; es ist, ich möchte sagen, der Reinertrag des ganzen politischen Geschäfts, was sich im häuslichen Leben niederschlägt; es überträgt sich auf die Kinder, ist dauerhafter und auch im Fall der Gefährdung hält es fester. Hat der deutsche Reichsgedanke einmal die Anerkennung der deutschen Weiblichkeit gewonnen, dann ist er unzerstörbar und wird es bleiben; ich sehe in der häuslichen Tradition der deutschen Mutter und Frau eine festere Bürgschaft für unsere politische Zukunft, als in irgend einer Bastion unserer Festungen. Die Ueberzeugung, welche einmal in die Familie durchgedrungen ist, hält die Weiblichkeit strammer fest als Wehr und Waffen, und wenn wir je das Unglück hätten, einen ungünstigen Krieg zu führen, Schlachten zu verlieren oder ungeschickt regiert zu werden: die Thatsache, daß der Glaube an unsere politische Einheit bis in die Frauengemächer gedrungen ist, wird uns immer wieder zusammenbringen, und im Fall der Entscheidung wird es sich herausstellen, daß in der elementaren Herzensbewegung — gestatten Sie mir den scherzhaften Ausdruck — des „ewig Weiblichen" eine stärkere Macht steckt als in den zersetzenden Säuren, die unsere Männerparteien auseinanderbringen. Mein Vertrauen in die Zukunft beruht auf der Stellung, welche die deutsche Frau genommen hat. Die Ueberzeugung einer Frau ist nicht so veränderlich, sie entsteht langsam, nicht leicht, entstand sie aber einmal, so ist sie weniger leicht zu erschüttern."

Aber wir müßten das ganze Sammelwerk ausschreiben, wenn wir alle die treffenden, tiefsinnigen und in Form und Geist immer eigenartigen Aussprüche des Privatmannes Otto von Bismarck hier anführen wollten. Er ist nicht mehr der heimliche König wie dazumal, als er die Begründung des Reichs vorbereitete und durchführte, aber noch immer der heimliche Reichskanzler, gegen den alle in Amt und Würden Stehenden gar nicht regieren können, eine gestürzte Größe und doch noch der starke, weise treue Eckhard, dessen Wort und Rath unserem Volke noch lange erhalten bleiben möge.

Die Nikolaikirche in Eisenach.

Von Professor W. Rein (Jena).

Warum von dieser Kirche? Wer kennt sie überhaupt? Es ist wahr, noch wissen Wenige von ihr; aber man wird sie kennen lernen, sobald man erst erfahren hat, was für ein Kleinod kirchlicher Kunst durch die Wiederherstellung der alten Basilika am Fuße der Wartburg vor Kurzem entstanden ist. Aus derselben Zeit stammend wie das Thüringer Landgrafenschloß war sie im Laufe der Jahrhunderte so verunstaltet und in so barbarischer Weise mißhandelt worden, daß es einer förmlichen Neuentdeckung bedurfte, um den Kern des romanischen Bauwerks aus den späteren Zuthaten herauszuschälen.

Als im Winter 1880/81 zu Eisenach der erste Vortrag über die fast unkenntlich gewordene alte Kirche gehalten wurde, trat der katholische Geistliche der Stadt auf und begründete das Gesuch, das alte Gotteshaus der katholischen Kirche zu überlassen; er stehe dafür ein, daß daraus ein Schmuckkästchen ganz Thüringens werde gemacht werden. Sofort wurde auf evangelischer Seite der Widerspruch laut. Zweifelhafte Gemüther, die bisher ziemlich wegwerfend von dem verstümmelten Gotteshaus als einer „alten Bude" gesprochen hatten, wurden in ihren Zweifeln erschüttert und sagten sich: was die Katholiken können, das können wir Protestanten doch wohl auch noch leisten.

Und so ist es auch gekommen. Die Nikolaikirche in Eisenach steht nun als ein Schmuckkästlein nicht nur ganz Thüringens, nein ganz Deutschlands da. Dank dem Nikolai-Kirchbau-Verein, der die erste Anregung gab und die ersten Arbeiten übernahm, Dank dem Kirchgemeinde-Vorstand und freigebigen Eisenacher Bürgern ist in der alten Lutherstadt eine Kirche entstanden, die trotz ihrer bescheidenen Dimensionen sich den schönsten Bauwerken unseres Vaterlandes wohl an die Seite stellen darf.

Vor Allem bildet sie ein wundervolles Seitenstück zu dem romanischen Palast, der droben vom Berge schirmend auf Stadt und Kirche herabschaut. Beide sind verbunden durch die Erinnerung an die heilige Elisabeth. Aber während für die Landgräfin der Profanbau die Erinnerungen festgehalten hat, hat die neu erstandene Kirche dem Wandel der Zeiten gerecht werden müssen. Der evangelische Charakter der Kirche rückte die Heilige in weite Fernen. Dafür tritt die religiöse Entwickelung in typischen Gestalten des alten und neuen Testaments an den Seitenwänden des Hauptschiffs und in den Glasgemälden der großen Apsis in Erscheinung, die dem Andenken an unsere Reformatoren gewidmet sind. Ueber Allen aber zieht als fesselnder Mittelpunkt des Ganzen das Bild Christi an dem sternenbesäten Gewölbe über dem Altar die Blicke der Gemeinde zu sich.

Wenn Goethe vom Christenthum sagte: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze. Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, der menschliche Geist sich erweitern, wie er will; über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums wird er nicht hinausschreiten," so ist diesem Gedanken in der Eisenacher Kirche in ergreifender Weise Ausdruck verliehen worden. Es findet eine wundervolle Steigerung der Innenwirkung von der Vorhalle zum Schiff, von hier durch den Triumphbogen zum Altarraum statt. Eine ernste Stimmung erfaßt den Beschauer, der mit steigender Bewunderung das Innere der Kirche durchwandert. Aber so ernst auch der Eindruck ist, er legt sich doch nicht lastend auf das Gemüth, sondern befreiend und beglückend. Die wunderbare Harmonie des reichen und doch nirgends überladenen Wandschmuckes versetzt den Besucher in ähnliche Stimmung, wie sie durch große Tonwerke, Händel's Messias oder Bach's H-moll Messe, in uns hervorgerufen wird. Das ist gewiß das Höchste, was man von der farbigen Ausschmückung einer Kirche sagen kann.

In ihrem Gesammteindruck erinnert sie an die Ravennatischen Basiliken und an St. Marcus in Venedig. Mit Recht knüpfte der Künstler hier an; nicht an die beleidigende Echtheit der Hildesheimer oder Kölner Basiliken. Die schwere Aufgabe, romanische Decorationsweise mit modernem Farbenempfinden in Einklang zu bringen, ist hier in mustergültiger Weise gelöst worden. Das Constructive des Stils kommt dabei zu voller Geltung; ja der Eindruck der Festigkeit und Würde der zwar romanisch genannten, aber echt deutschen Bauweise wird durch die Malerei noch erhöht.

Eine Feinheit der Farbenempfindung tritt uns in der Eisenacher Basilika entgegen, wie man sie in protestantischen Kirchen Deutschlands noch nicht gesehen hat. Und wenn auch das Figürliche an den Wänden des Mittelschiffs der genauen Einzelbetrachtung nicht recht Stand halten will, so wird die Gesammtwirkung doch keineswegs dadurch gestört. Ohne Zweifel ist alles Ornamentale von größerer künstlerischer Vollendung und von größerer Frische schon deshalb, weil es unmittelbar auf die Wand gemalt ist. Die eigenthümliche Technik, das Durchschimmern der körnigen Wandfläche, das Flimmern des Goldes zwischen den kräftig aufgesetzten Tönen, die feine Benutzung des Sandsteines, die Mannigfaltigkeit und der überraschende Wechsel der Formen, all das ist von großem Reiz. Je mehr man dem Einzelnen nachgeht, um so mehr sieht man, mit welcher Liebe, Hingabe und feinem Verständniß hier dem Höchsten der kirchlich-decorativen Kunst nachgestrebt worden ist.

Der Künstler, dem dies Meisterstück gelungen, ist ein Leipziger Architekt, Professor K. Weichardt (Weichardt & Eelbo). Er hatte vor Jahren den ersten farbigen Entwurf zur Wiederherstellung der Basilika gegeben; ihm war es vergönnt, das Ganze zum Schluß mit einer Ausmalung zu krönen, die gewiß durch ihre Schönheit vorbildlich werden wird für farbige Decoration evangelischer Kirchen.

Eisenach aber, das bisher stolz sein konnte auf seine romanische Burg, die Warte Thüringens und des protestantischen Deutschlands, kann nun auch stolz sein auf seine romanische Basilika, die am Eingang in die Stadt dicht neben dem alten Thorthurm liegt. Erstand die Wartburg durch den Willen und die Mittel eines kunstliebenden Fürsten, so erstand die Kirche zu ihren Füßen durch den Willen und die Opferwilligkeit der Bürger. Beide, Fürst und Bürger, können sich der wohlgelungenen Werke erfreuen. Die alte Lutherstadt, ein Wallfahrtsort der Deutschen, hat einen neuen Anziehungspunkt in einer Basilika erhalten, die von außen in ihrer Schlichtheit an die Einfachheit längst vergangener Zeiten erinnert, im Innern aber vor Augen führt, was deutsche Kunst heute in echter Pietät gegen das von den Vätern Ueberkommene zu leisten vermag.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Kunstkritik.

Von Alexander Kjelland.
Aus dem Norwegischen von M. L.

„Jubiläum!“ rief mein Vetter schmerzhaft aus. „Wenn es etwas zugleich Kostspieliges und Langweiliges gibt, so sind es Jubiläen. Ich vergesse nie den Abend, wo ich Devrient in Dresden jubiliren sah.“

„Den großen?“

„Ja, den großen Devrient; aber er war alt geworden. Fünf lange Acte hindurch bewegte er sich immer um einen kleinen Schornstein oder etwas derart.“

„Was für ein Stück kann denn das gewesen sein?“

„Das berühmte mit dem langen Namen, weißt Du — länger als Eugenia.“

„Aha! Iphigenia!“

„Getroffen! Das war es!“

„Iphigenia in Aulis oder Tauris?“

„Nun spiele Dich nur nicht mit den Klassikern auf! Ich habe selbst auf der Handelsschule im Julius Cäsar mitgespielt.“

„Große Rolle?“

„Nicht groß, aber pikfein!“

„Konntest Du die Repliken?“

„Perfect! — es waren übrigens nicht viele.“

„Wie viele — ungefähr?“

„Es waren — hm, im Grunde genommen nur eine, aber die mußte oft wiederholt werden.“

„Und lautete?“

„Das Testament! — Das Testament! Ja, lache nur; es war gar nicht so leicht, am rechten Orte einzufallen. Außerdem sollte der Abwechselung wegen die Betonung verschieden sein: bald drohend, bald gemäßigt, aber immer eindringlich. Nun geschah es, daß wir Handelsschüler, nachdem wir »Julius Cäsar« gespielt hatten, so dramatisch wurden, daß wir um jeden Preis den großen Devrient sehen und bewundern mußten.“

„Das Billet war wohl sehr theuer?“

„Hoch kam uns die Geschichte zu stehen, obwohl wir schließlich die Billets geschenkt erhielten.“

„Champagner?“

„Nein; es war ein Dienstmann, der uns so hoch zu stehen kam, obgleich wir unser zwei waren.“

„Wer machte mit?“

„Mein Freund von der Handelsschule, der den »zweiten Bürger« im Julius Cäsar spielte.“

„Wohl auch eine feine Rolle?“

„O ja.“

„Wie viele . . .“

„Repliken meinst Du? Wir hatten gleich viele, aber die seinigen waren etwas länger. Höre nur, wie es klang; es war großartig, das kannst Du glauben! Auf ein gegebenes Zeichen ruft der zweite Bürger — laut: »Antonius ist ein ehrenwerther Mann!« — »Das Testament! Das Testament!« ruft nun ein dritter. Das war ich. Aber nun passirte dem Zweiten unglücklicher Weise das Versehen, immerfort ehrenfester statt ehrenwerther zu rufen. Als wir zu Hause Probe abhielten — wie merkwürdig, nicht wahr? — ging Alles gut, aber als es zur Generalprobe in unserer Schule kam, begann der zweite Bürger hartnäckig: »Antonius ist ein ehrenfester Mann!« »Das Testam« . . .“ Baff, schlug der Lehrer auf den Tisch, und nun mußten die verdammten Bürger repetiren. — Uebrigens wurden wir nach der Vorstellung sehr gefeiert. Halb Dresden war da.“

„Die bekannte Sache: schlechte Probe, gute Vorstellung.“

„Ach, leider ging es mit uns Bürgern nicht nach der Regel. Wir zitterten, daß wir uns an einander halten mußten; hätte einer von uns einen Stoß bekommen, so wäre das ganze römische Volk auf dem Forum über einander gepurzelt. Ich meinestheils hatte alle Fassung verloren, bis eine zitternde Stimme dicht neben mir rief: »Han — Hantonius ist ein ehrenfester Mann!« — »Das Testament! Das Testament!« schrie ich in Verzweiflung, und nun riefen wir so laut und anhaltend daß die anderen Bürger nicht dagegen aufkamen. Es war ein schrecklicher Abend; — aber gerade deswegen mußten wir absolut den großen Devrient sehen.“

„Du sprachst von einem Dienstmann?“

„Ja; er sollte für uns Queue stehen, um uns gute Billets zu besorgen.“

„Mußte er lange stehen?“

„Eine Riesenzeit; und er aß auch wie ein Riese. Wir bewirtheten ihn nämlich. Wir saßen in der Kneipe quer über die Straße, gegenüber dem Theater — dem alten, das Du nicht gesehen hast — und sahen dem

Kellner zu, der unserem Dienstmann draußen in der Reihe Essen zutrug. O Moses, wie er aß! Ich denke noch oft an ihn, wenn Leute über Mangel an Appetit klagen. Sie sollten nur vor einem Jubiläum Queue stehen, so würden sie bald lernen, in Bratwurst zu schlemmen! Am Abend, als wir nach ihm sahen und er anderthalb Ellen Bratwurst und manche Maß Bier vertilgt hatte, klagte er so erbärmlich über die Abendkühle, daß wir den Beutel zogen und ihm ein Plaid kauften, das ihn gewiß seitdem oft an den großen Devrient erinnert hat."

„Aber die Billets? — wie bekam er sie umsonst?"

„Er! Der Dienstmann? Er bekam keine Billets. Mich soll es nicht wundern, wenn er die ganze Nacht still im Bette gelegen und sich in unser schönes Plaid gewickelt hätte. Am Morgen kam er niedergeschlagen zu uns und erzählte, als er endlich an den Schalter gelangt, sei kein anständiges Billet mehr zu haben gewesen. Der Hof hätte beide Parquets genommen, und der Teufel alle Logen, so daß nichts übrig geblieben sei, als die schlechten Plätze auf der Gallerie, und dort, das wüßte er, möchten solch feine Herren nicht sitzen."

„Und Du sahest dennoch den großen Devrient?"

„Ach ja; ich sah ihn und werde ihn nie vergessen, den armen, alten Mann, wie er durch fünf lange Acte sich durch den Rauch hindurchquälen mußte. Wir waren nämlich, als uns solchergestalt Alles fehl schlug, nur noch mehr auf unseren Vorsatz erpicht; zuletzt klagten wir dem Schuldirector unsere Noth. Das war ein alter, gefürchteter Recensent und Kritiker, so daß, als der erste und zweite Bürger niedergeschlagen und muthlos da saßen, mit einemmale ein gallonirter Lakai kommt mit zwei Parquetbillets und einem verbindlichen Gruß vom Herrn Generalobertintendanten Grafen von Haller — Alles umsonst!"

„Aber das war ja höchst angenehm!"

„So schien es. — Aber da saßen wir, schön aufgestutzt und wildfremd zwischen den Hofdamen. Fünf lange Acte hindurch durften wir uns nicht rühren, durften uns kein Bier genehmigen, durften nicht lächeln und noch weniger schlafen — und dann diese langen Verse und dieser Rauch!"

„Was denn für Rauch?"

„Ja, siehst Du, es sollte ja klassisch-griechisch sein, darum war die Scene nicht größer als ein mäßig breiter Eßtisch. Im Hintergrunde und zu beiden Seiten Tapeten und gemalte Säulenreihen, und unmittelbar vor dem Soufleurkasten stand diese Räuchervorrichtung."

„Das war sicher ein Altar."

„Mag wohl sein. Auf beiden Seiten der Räuchervorrichtung war nun ein kleiner freier Platz für ihn und sie. Sie machten einen kleinen Schritt zur Rechten, dann zur Linken, hoben den einen Arm in die Höhe und ließen ihn wieder sinken — sieh etwa so, Du weißt. Mit Devrient ging es noch leidlich, denn er war klein und zierlich; aber sie, welche die lange Eugenia spielte —"

„Iphigenia."

„Ja doch! Sie war dieselbe berühmte Schauspielerin, welche diese Rolle schon vor 50 Jahren mit Devrient gespielt hatte."

„Du willst wohl sagen vor 25 Jahren."

„Möglich. — Du hättest sie sehen sollen. Sie war mit einer hochgestellten Persönlichkeit verheirathet, und es war eine große Gefälligkeit von ihr, daß sie heute Abend vor dem entzückten Dresden am Jubiläum des großen Devrient auftrat. Aber welche Erscheinung! Sie war größer und stärker, als Du und ich. Und denke Dir dieses Meerwunder bekleidet mit Knöpfen . . ."

„Mit Knöpfen?"

„Ja, auf griechisch! Einen Knopf auf der Schulter, verstehst Du, und im Uebrigen lange, lose herabhängende Tücher. Es war wenig Raum für sie wegen ihrer Größe; kam sie zu weit zur Linken, so gaben die Wände des Tempels nach, und kam sie zu weit rechts auf den armen Devrient zu, so gerieth sie in den Rauch und bekam Husten."

„Du willst mir doch nicht weiß machen, daß dies die ganze Komödie war?"

„Man merkt Dir an, Du hast noch keine klassischen Stücke gesehen."

„Aber es gab doch noch mehr Personen?"

„Ja. Hinter dem Rauch befanden sich einige beklagenswerthe Statisten, — Gott weiß, was sie dort sollten. Sie rückten auch vorwärts und rückwärts und murmelten einander etwas zu, worum sich niemand kümmerte. Auch sie waren in Knöpfe und lange Tücher gekleidet; die eine Hälfte von ihnen hatte einen braunen Knopf und violetten Mantel, die andere einen violetten Knopf und braunen Mantel. Diese Menschen vermehrten in hohem Grade die tiefste Stimmung bei dem Jubiläum."

„Aber das Publikum?"

„Du kennst doch die Deutschen! Wenn eine Sache nur recht klassisch ist! Sie wälzten sich beinahe vor Begeisterung. Ich lasse dahingestellt, ob sie sich nicht ebenso gut wie wir langweilten."

„Vielleicht hast Du dies Mal nicht recht Deutsch verstanden."

„Bah, deutsch! Hatte ich nicht gerade in der Schule gelesen: „Eiwind hieß er und weinte, als er geboren wurde", welches, wie der Lehrer sagte, der albernste Anfang einer Erzählung sei, den er je gelesen. — Deutsch verstand ich gut genug. Und hinterher machten wir unseren Besuch bei dem Herrn Obergeneralintendanten, Grafen von Haller, der war ein liebenswürdiger Mann. — Wir unterhielten uns lange mit ihm."

„Wovon sprach er?"

„Natürlich von Eisbären, als er hörte, wir wären Norweger."

„Fragte er nicht, wie ihr Euch amusirt hättet?"

„Bist Du närrisch? — er war ein höflicher Mann."

Aus der Hauptstadt.

„Ich allein bin der Herr im Lande . . ."

Es war wenige Wochen vor dem trüben Märztage, der Bismarck in's Exil wandern sah, als des Kaisers Majestät sich nach festlicher Tafel erhob und in höchst eindrucksvoller Rede seinen Getreuen die Versicherung gab, er würde jeden Verwegenen niederschmettern, der sich seinen Wünschen und Absichten entgegenzustellen wage. Das drohende Wort stieß zunächst, wie das hier des Landes der Brauch, auf allgemeines Stillschweigen; man verstand es nicht zu deuten, oder man riskirte es nicht. Und wie der letzte Redacteur die kaiserliche Aeußerung kopfschüttelnd, aber immer noch in discretem Schweigen, seiner Zettelbibliothek einverleibt hatte, wo sie neben den übrigen, nicht minder allarmirenden Sentenzen „gelegentlicher Verwerthung" harrte, da platzte jählings die Bombe der Entlassung Bismarck's. Und plötzlich wußte alle Welt, was Majestät mit jenem eisenklirrenden Worte hatte sagen wollen, und plötzlich erfuhr alle Welt, daß den Redactionen des unheimlichen Räthsels Lösung schon lange bekannt gewesen war, daß man sie aber sorgsam verschwiegen hatte, um den lieben und freundlichen Lesern nicht vor der Zeit die Nachtruhe zu stören. „Ich allein bin der Herr im Lande" — selbstverständlich Niemand zweifelte daran, und nur Bismarck, der sich immer als Meister aufgespielt hatte und auf den die Wendung deshalb gemünzt war, nur Bismarck fiel endlich eigenem Hochmuth zum Opfer. In weitesten Kreisen vernahm man ein sehr hörbares „Uff!", tausend Leitartikel verkündeten hehren Schalls, daß jetzt eine neue Aera voll Freiheit und Sonnenschein anbräche, ein neuer Kurs, der keiner Knebelgesetze bedürfe, der versöhnen wolle, reformiren, heilen. Um den alten Riesen, der doch Herrn von Lucanus gewiß nicht auf halbem Wege entgegen gekommen war, der, allen gegentheiligen Behauptungen zum Trotz, im Parlament noch immer über so viel Mehrheit verfügte wie er nur haben wollte, um Bismarck trauerten nur ein paar Poeten und ein paar Prosa schreibende Phantasten. „Ich allein bin der Herr im Lande." Man lag vor dem Wort auf den Knien und schonte seine neuen Sonntagsbeinkleider so wenig wie seinen Bauch, wenn es ein Wettrutschen galt.

Kürzlich ist Herr von Lucanus dem Grafen Caprivi erschienen. Die ungeheuer gleichgültige Thatsache gewinnt ein bischen Farbe dadurch, daß

dem Reichskanzler diesmal alle seine mehr oder minder Getreuen binnen Wochenfrist in den Orkus folgten und daß auch heute noch jeder preußische Minister, sehr im Gegensatz zu Lord Byron, als hochberühmter, genialer Staatsmann schlafen gehen und als gänzlich unbefähigter a. D. wieder aufstehen kann. Graf Caprivi hatte kurz vor seinem Sturze ein Vertrauensvotum des Monarchen empfangen; nun gut, aber Fürst Bismarck durfte sich im Winter 1889/90 noch ganz anderer Beweise allerhöchster Huld rühmen. Graf Caprivi verfügte über eine hübsche Reichstagsmehrheit, Centrum, dreizehn Männer um Meyer und die rothen Gentlemen von links standen ihm zur Seite, aber Fürst Bismarck ward von einer felsenfesten Phalanx unterstützt, mit der verglichen das Triumvirat Lieber-Rickert-Singer doch höchst jämmerlich und zerfahren aussah. Nichts ist, was die Bismarckkrise von der Caprivikrise unterscheidet, wenn man anders die gewaltige, historische Persönlichkeit des Einen und die allzu geringe Bedeutung des Anderen gar nicht in Anschlag bringen will, und dennoch tobt allenthalben, in Presse und öffentlicher Meinung, ein Sturm, und dennoch gellt täglich lauter die Klage, unsere bildschöne Verfassung sei schwer bedroht. Was sich irgendwie liberal nennt, weist verblümt darauf hin, daß das constitutionelle Leben anderer, gesegneterer Länder unerschütterlich stabil sei. Das Gespenst des vierten Friedrich Wilhelm wird heraufbeschworen, der, nach Treitschke, trotz seiner hohen, rednerischen Begabung ein unheilvolles Regiment des Mißklangs und Wirrwarrs mit unheilvollem Ende führte, weil er ein persönliches Regiment erträumte; die ehrwürdige Gestalt unseres vielliebten Heldenkaisers Wilhelm wird benutzt, um seinem Enkel klar zu machen, daß eines Monarchen Genie darin bestehe, sich dem Genie seiner Rathgeber unterzuordnen. Und hier und da taucht die freche Forderung auf, das unanfechtbare Recht des Kaisers, seine Diener nach Gutdünken zu entlassen, einzuschränken, von der Zustimmung des Bundesrathes abhängig zu machen. 1890 trat ein nicht minder jäher Frontwechsel als jetzt ein, aber damals, als es noch Zeit war, das Prinzip zu wahren, stellte sich kein „freigesinntes" Blatt dem Fürsten gegenüber; hündisch leckten sie den Stiefel, der zu zertreten wußte. Meinen die Thoren, ihr Gebell mache nun irgend welchen Eindruck auf den jungen Kaiser? Glauben sie, er, der Bismarck, nein, der eine wunderherrliche Vergangenheit mit einem einzigen Machtworte niederrang und rauschenden, brüllenden Beifall dafür erntete, glauben sie, daß er zu Compromissen geneigt sein wird, nun, wo es sich um einen Caprivi handelt? Und wenn noch mehr Kegelclubs sich finden, die voll Verehrung den Zerschmetterten zu einer „Partie" einladen, und wenn sich sogar die sensationelle Meldung voll bestätigt, daß drei Thiergartenbanquierstöchter dem heißgeliebten Staatsmann in Montreux ein Rosenbouquet für fünf Francs überreicht haben — damit lockt man keinen Kanarienvogel aus dem Bauer. „Ich allein bin der Herr im Lande . . ."

Das Wort ist vor mehr als vier Jahren gesprochen worden, vor mehr als vier Jahren. Der altersschwache Liberalismus indessen merkt erst heute, daß es ernsthaft gemeint war und in nuce das politische Programm des Kaisers enthält. Nach der einem Blitzstrahl gleichenden Entlassung Bismarck's vermag der unerwartete Sturz des Caprivi schlechterdings kein Aufsehen mehr zu erregen; wer jene That wagte und ohne große Beschwerde durchführte, für den gibt es keine Hindernisse mehr. Lucanus' Schatten, der geschäftige, ängstigt zwar eben jetzt manchen Braven und sogar manchen fauteuillüsternen Oberpräsidenten, so daß sie, was unerhört ist in der preußischen Geschichte, es über sich gewinnen, den ehrenvollen Ruf des Monarchen abzulehnen; die Zeit ist vielleicht nicht gar so fern, wo harmlosen Spaziergängern, die es bisher kaum zum einfachen Schöffen gebracht haben, auf offener Straße ein Herr in Uniform achtungsvoll näher tritt, mit der dringenden Bitte, doch um Himmels willen wenigstens auf eine Woche die Leitung des Justizministeriums zu übernehmen. Einstweilen aber finden sich, wenn gut gebettete Oberpräsidenten weislich eine Ehrung ablehnen, die schleunigste Pensionirung so sicher im Gefolge hat wie der Tag die Nacht, immer doch noch unvorsichtigere, kleine Verwaltungsbeamte, die sich von den Spuren nicht abschrecken lassen, von den in die Höhle führenden Spuren. Und man sage, was man wolle, Einige treffen's doch gut, und überdauern die schlimmsten Tage; Herr von Boetticher z. B. bleibt bestehen und braucht auch keineswegs die 300,000 Mark für seinen Schwiegerpapa wiederzugeben. Der New-York Herald sollte wirklich nicht alles glauben, was ihm sein Berliner Correspondent vortelegraphirt.

* * *

In diesen viereinhalb Jahren sind bei uns, zähle ich recht, fünfzehn Minister und drei Staatssecretäre consumirt worden. Wir leben schnell und machen auch Politik mit Hochdruck. Am „historischen" Tage, da Graf Caprivi die seidene Schnur witterte, hatte der Kaiser um elf Uhr die Gesandten der Bundesstaaten empfangen; um halb zwölf wohnte er dem Gottesdienst in der russischen Kapelle bei, und um zwei Uhr Nachmittags war Graf Caprivi entlassen. Bereits um halb drei erhielt Fürst Hohenlohe telegraphischen Befehl, mit dem Drei-Uhr-Zug nach Berlin abzureisen, und um dreiviertel auf drei war Graf Eulenburg Ministerpräsident gewesen. Der Kaiser versteht sich darauf, die Zeit auszunutzen; er kennt ihren Werth. Und wem, der der schwarzbefrackten, steifen Wichtigthuerei unserer politischen Bureaukraten, dem Maulwurfstreiben und dem feig-vorsichtigen Ränkeschmieden im und außerm Parlament von Herzen abgeneigt ist, wem muß es nicht eine helle Freude gewähren, den jungen Monarchen eins, zwei, drei ganze Ministerien ohne Weiteres zum Teufel jagen zu sehen? So kommt doch Leben in die Politik, und das durch Jemand, der es verschmäht, ihre vielverschlungenen Gänge zu erforschen, ihre Ueberfeinheiten zu studiren. Jene Blätter, die auf den Nachrichtendienst und auf die Petit durchschossen gesetzten „glaubwürdigen Informationen aus authentischer Quelle" so ungemein großen Werth legen, sollten von Herzen dankbar dafür sein, daß sie endlich der gefesselten Phantasie ihrer x-, y-, z- und sonstigen Mitarbeiter freien Flügelschlag gewähren dürfen! Ganz zweifellos hat der Fall Caprivi & Comp. seine tiefernsten Seiten, aber das Recht, darüber auch nur ein leises Wörtchen mitzureden, haben die verscherzt, welche im März 1890 wild begeistert jubelten ob des kaiserlichen Wortes: „Ich allein bin der Herr im Lande!"

* * *

Ich weiß nicht mehr, wie die Geigen alle aussahen, von denen vor sechs Jahren noch unser Himmel voll hing; sechs Jahre sind in der modernen, deutschen Politik eine kleine Ewigkeit und vollkommen hinreichend für drei bis vier „Aeren". Ich weiß nur noch, daß sich die Melodie des Sanges an Aegir damals nicht nur der „Wacht am Rhein" und der freundlichen Tacte „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" bediente, sondern daß auch leise, ganz leise freilich die Accorde der Marseillaise hineinklangen. Vom sozialen Königthum ging damals verworrene Rede, und Herr Jules Simon in Paris schwelgt heute noch von den Wonnen und Entzückungen, worin kaiserliche Huld ihn auf dem Berliner internationalen Arbeiterschutz-Congreß versetzt hatte. Vorüber, ihr Schafe, vorüber . . . Bald nachher erklärte Herr von Boetticher, der doch sonst arg Bedrängten gern beispringt und von dem man billiger Weise annehmen sollte, daß sich seine volkswirthschaftlichen Reformen nicht nur auf die eigene Familie beschränken, man müsse nun mit der sozialen Gesetzgebung inne halten und erst 'mal zusehen, wie sich die Bismarckischen Schöpfungen bewähren würden. Ihm stand, nicht minder einsichtsreich, wenn auch in Regierungs-„Geschäften" minder wohlbeschlagen, der nachmalige Graf, damals nur simple Herr von Caprivi de Caprera de Montecuculi zur Seite. Wer noch Lust hat, über Se. gewesene Excellenz Satiren zu schreiben, dem wird's bei mäßiger Begabung so schwer nicht fallen, uns den genialen Mann zu zeigen, dessen Unkenntniß der einfachsten Functionen selbst den verhärtetsten Subalternbeamten Thränen der Rührung entpreßte und der es Dank seiner nicht alltäglichen Jungfräulichkeit allen politischen Wissenschaften gegenüber verstand, das Unzulängliche zum festlich begrüßten Ereigniß zu machen. Die Marksteine seines Wirkens sind Leichensteine deutscher Hoffnungen. Aber er konnte ja nichts dafür, er that nur, leider in seiner Art, was ihm befohlen war. Und so lenkte denn die Regierung, erst unmerklich und halb unbewußt, dann schneller und zuversichtlicher, in die Geleise ein, die schnurstracks zurück zu der lieben, alten Britenstadt Manchester führten, und das fervile Salbadern, der loyale Applaus, den die mundfertigen Dreizehn aus der Thiergartenstraße spendeten, klang ministeriellen Ohren lieblicher als die Verzweiflungsschreie niedergetretener, zum Selbstmord getriebener Handwerker, als das hungrige Seufzen von Millionen ausgeplünderter Kulis des heiligen, immer noch höchst mobilen Kapitals. Eine Weile lang sah der junge

Fürst den tollen Hexensabbath geduldig mit an. Eine Weile lang glaubte er wohl, daß auf diesem Wege, daß mit Handelsverträgen und Brotverbilligung das Elend zu curiren wäre. Als er aber bemerken mußte, daß die Sozialdemokratie, der doch Alles schmählichen Untergang, Rückgang und unheilbare Spaltung prophezeit hatte, dem Herrn Grafen zwar satanisch grinsend vielerlei zu Liebe that, daß sie aber doch nicht daran dachte, ihr so hübsch im Winde flatterndes, blutrothes Banner einzuziehen und zu Nachtmützen verarbeiten zu lassen, da zweifelte er an der Richtigkeit des bisher verfolgten Kurses. Ein Wink seiner Hand machte rettende Gesetze entstehen, Abwehr- und Knebel-Paragraphen, Grandseigneur Eulenburg, das Staatsmännlein, das vom Bruder ein Bischen dichterische Ader hat, schlug phantastische coups d'Etat vor, Aenderungen am bestehenden Wahlrecht, Revolutionen von oben. Graf Caprivi dagegen, der sanftmüthigerer Natur ist, versprach sichere Heilung, wenn man das Strychnin nur tropfenweise eingebe. Um dieselbe Zeit quälte sich auf dem Sterbebett von Livadia ein Unglücklicher, den seine unfähigen Leibärzte langsam zu Tode curirten, und dem Blicke unseres Kaisers mag die Analogie nicht entgangen sein. Er lohnte schleunigst die Aerzte ab, die sich grübelnd und schwitzend um das sterbenskranke, deutsche Volk bemühten; ein neues Consilium ward einberufen, und die Namen Tessendorf, Hammerstein und Koeller zeigten ungefähr, wohin nun die Meinung dessen ging, der allein der Herr im Lande ist ...

Thörichtes, nutzloses Beginnen jedoch, aus dem Programm, das diese Namen darstellen, weissagen zu wollen, wohin er steuert. Ihm sind Namen nichts, und die Partei-Programme seiner Rathgeber gelten ihm nichts. Er bestimmt, was sie denken. Seit langer Zeit zum ersten Male wieder muß man das Wort „Minister" buchstäblich in's Deutsche übersetzen, um seinen Sinn zu treffen. Wilhelm II. macht eigene, ureigene Politik, in die seine Diener nicht hineinzureden haben. Das mögen ihm die Leute mit den chronischen, constitutionellen Beschwerden und die Verfassungsfexe verargen; wir Anderen können nichts Gescheidteres thun, als gerade auf diese Eigenschaft des Kaisers unsere Hoffnungen zu setzen. Noch steht der Monarch in den Jahren, wo er sich selbst erzieht, wo er lernt; er wird auch ferner hin und her probiren, wie er wohl dem gesteckten Ziele nahe kommen könne. Die Regierungen und der Regierungskurs in Deutschland werden auch weiterhin oft und ganz unvermuthet jäh wechseln; unsere innere Politik wird noch zahllose Genüsse denen bieten, die sensationelle Ueberraschungen lieben. Ueber das mit Ministerleichen besäte Feld reitet auf gewaltigem Rosse ein finster dreinschauender Jünglingsmann. Wohin, wohin? ...

Fände er doch endlich den rechten Weg, was gälten dann all' diese hingeopferten Excellenzen, diese braven Verwaltungsbeamten, die dann zu wichtigen, unerläßlichen Experimenten im Dienste einer guten und hohen Sache verbraucht wären? Förderte Jeder von ihnen die Erkenntniß des Monarchen, näherte ihn der Wahrheit auch nur um Haaresbreite, so hätte er, indirect zwar und vielleicht sehr widerwillig, mehr als genug für die Zukunft des Vaterlandes gethan. Diese mittelmäßigen Intelligenzen haben unter Wilhelm II. ihr Gutes. Mit zwingender Macht bestärken sie ihn, ohne es zu ahnen, in der großartigen Vorstellung, der er sich so gern hingibt: daß Deutschlands Schicksal allein von ihm und seinen Entscheidungen abhängt, daß er nicht nur der Herr im Lande, sondern auch sein Fatum ist. Entweder der Kaiser wird der heiß ersehnte junge Bismarck, der uns wirthschaftlich befreit, oder Niemand wird es. Der Junker von Schönhausen wäre unter ihm ganz gewiß ewig Deichhauptmann geblieben.

Caliban.

Opern und Concerte.

„Der kleine Haydn". Oper in einem Act von G. Cipollini. (Kgl. Opernhaus.) — „Jabuka". Operette in drei Acten von Max Kalbeck und Gust. Davis. Musik von Johann Strauß. (Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.) — „Gaukler". Operette in drei Acten von Maxime Boucheron und Antony Mars. Musik von Louis Varney. (Theater Unter den Linden.)

Schon wieder eine neue einactige Oper im Geiste Mascagni's, aber leider hatte sie in Berlin ebenso wenig Erfolg wie früher in Wien, obwohl der Componistenvater Sonzogno sie mit einem Preis auszeichnete und nach Kräften poussirte, was gar nicht wenig sagen will. Jeder Musikkenner und — Kindersreund weiß im Voraus, was dieser „Piccolo Haydn" textlich enthalten wird, denn der deutsche Meister und sein Verhältniß zu seinem trefflichen Lehrer Porpora ist aus allen Jugendschriften bekannt und sogar schon mehrfach auf die Bühne gekommen, z. B. in Hetzel's Oper „La jeunesse d'Haydn". Natürlich wird auch von Cipollini das zwischen den beiden Componisten obwaltende Mißverhältniß vergröbert und carikirt. Daß der wunderliche Sangesmeister und Nebenbuhler Händel's den achtzehnjährigen Chorsänger vom St. Stephan wie seinen Bedienten behandelte, ist zum Theil richtig, daß er aber von dessen musikalischer Begabung keine Ahnung hatte, ist eine Fälschung, denn er war Porpora's Schüler in der Composition und sein Begleiter auf dem Klavier. Cipollini wiederholt nun die Anekdote, daß dem ausgeschriebenen Neapolitaner, dem keine Melodie einfällt, der Accompagnateur beispringt. Leider ist uns diese rettende Melodie nicht überliefert, wie denn auch nicht Porpora, sondern Haydn selbst eine Oper „Armida" — selbstverständlich der vielcomponirte Stoff aus Tasso's „Befreitem Jerusalem" — componirt hat. So muß denn also leider Signor Cipollini selbst eine Haydn's würdige Melodie von schlichter, etwas altväterischer Größe erfinden, aber es geht ihm wie seinem Porpora: es fällt ihm keine ein. Weder für Haydn noch für sich selbst. Während des ganzen Einacterchens nicht eine einzige kleine Melodie!

Das ist auch bei Johann Strauß der Fall. Jüngst wurde in Wien mit der dort gebräuchlichen Ueberschwänglichkeit sein Jubiläum gefeiert, und er selbst wollte diesen Tag durch eine neue Gabe seines Talentes verschönern. Leider geschieht ihm wie dem obengenannten Porpora und seinem „Vertoner" Cipollini: in der ganzen Partitur wird man nichts finden, was einer musikalischen Idee ähnlich sieht. Und doch hat die Operette ohne gefällig und leicht in's Ohr fallende Melodien gar keine Daseinsberechtigung. Statt dessen pumpt der geniale Tanzmusiker mühsam die trivialsten Gassenhauer, die abgedroschensten Tonfolgen hervor, kaum daß noch ab und zu ein paar Tacte hüpfender Rhythmen ansprechen und des einstigen Walzerkönigs würdig sind. Das Füllhorn seiner aufgesparten Tanzmotive ist eben längst umgestürzt und leer, seine verschwenderisch ausgebeutete Erfindung ist erschöpft, der Raubbau seines Talentes rächt sich jetzt bitter. Seine neuen Walzer und Polkas sind ohne Originalität und Grazie, kaum noch sangbar. Diese Armuth verdeckt er nun nothdürftig auf doppelte Weise, indem er transleithanische Volkslieder und Tänze nicht ohne Geschick verarbeitet, und indem er sich künstlich zu strecken versucht, worin er weniger glücklich ist. Er wird gelehrt, gediegen, anspruchsvoll und macht sogar polyphone und contrapunktistische Kunststücke. Die Operette schillert in's Opernhafte. Der Spektakelgeist gefällt sich in den heftigsten Steigerungen des Ausdrucks und der Instrumentation, überall Posaunen und Paukenwirbel, die Singstimmen fortissimo in höchster Lage, so daß man immer ein großes Opernfinale zu hören glaubt. Das stimmt natürlich schlecht zu dem leichten, läppischen Operettentext, so daß sich der trällernde Leichtsinn zum leidenschaftlichen Sturm, das verliebte Schäkern zum öffentlichen Unglück verzerrt. Obendrein ist der Text langweilig. Eine serbische Volkssitte, die Jabuka-Feier, wo die Bauernburschen mit einem vollen Apfelbaumzweig um die Dorfschönen werben und ein Biß in die Frucht der Erkenntniß die süße Erhörung bedeutet, wird operettenmäßig parodirt und in ein Schloß verlegt, wo zwei verarmte Cavaliere zwischen gepfändeten Möbeln hausen, bis sie Dank der Jabuka eine trotzige reiche Bauerdirne und eine ahnensüchtige Stärkefabrikantenstochter gewinnen. Der Gerichtsdiener, der immer Alles versiegeln möchte, ist ein guter Bekannter aus Millöcker's „Sonntagskind". Dazu kommt, daß diese interessanten Völkerschaften des ungarischen Globus zwar malerisch wirken, aber uns recht fremd und gleichgültig bleiben. Wir können uns mit den besten Willen nicht für das Zivio-Trinken begeistern; wenn Herr Wellhoff im Refrain immer wieder versichert: „Das Comitat kommt in die Höh'", so fragt sich mancher Berliner, was da eigentlich für ein Commis gemeint ist, und statt uns für das Gospodar-Couplet zu erwärmen, summen wir lieber das berühmte Lied aus dem Commersbuch:

„Auf dem Schlosse von Gradesko
Hinterwärts von Temeswar ...
Slibowitz trank Fürst Bibesko,
Serbiens greiser Gospodar,
Bis er schwer betrunken war."

Schade für die zierlichen und witzigen Verse Kalbeck's. Was hat aber auch ein echter Dichter in einer Operette zu suchen?

Der Durchfall der „Gaukler" im Theater Unter den Linden ist dem rührigen Director Fritzsche zur Last gelegt worden. Sehr mit Unrecht, denn „Les Forains," obgleich sie in Paris ein paar hundertmal nach einander gegeben wurden, taugen weder im Text noch in der Musik viel, und nur die Allbeliebtheit der Meßbudenromantik, der Ringkämpfe und Circuskomik half dort zum Erfolge mit. Die unmögliche Geschichte, wie die junge Athletin Olympia sich zwar dem schwächlichen Löwenbändiger antrauen aber von dem Amateur-Athleten entführen läßt, der ihren herkulischen Vater im Ringkampfe wirft, hört sich ja ganz drollig an, und auch die Lösung ist nicht ohne Komik: der am Hochzeittage verlassene Bändiger zeigt sich zuletzt in seiner Verzweiflung als Mann, indem er seine renitente Frau ohrfeigt, worauf sie begeistert an seine Brust sinkt, während der Amateur ihre kleinbürgerliche jüngere Schwester heirathet. Für unser Publikum, das den Bildern aus der Artistenwelt fremd gegenübersteht und nur Holtei's „Vagabunden" und etwa Pohl's „Jongleur" gelten ließ, sind drei Acte Meßbuden-Milieu zu viel, besonders wenn Alles in so schleppender Weise und ohne parodistische Ausgelassenheit dar-

gestellt wird. Derlei tolle Possen müssen eben förmlich heruntergehetzt werden, damit der verblüffte Zuschauer gar nicht zur Besinnung kommt. Im Uebrigen ist es keine Operette, sondern ein richtiges französisches Vaudeville, wie „Niniche" und die anderen für die Judic und Théo geschriebenen Stücke. Leider sind Varney's Couplets, Chöre und melodramatische Orchesterparte ohne Offenbach'sche Komik und Melodie. Man half sich im Linden-Theater damit, daß man ein altes Operetten-Couplet mit neuem Text einlegte. Die Darstellung hielt sich wacker im Sturm. Herr Steinberger sang und sprach wieder urkomisch durch die Nase, und Fräulein Kramm, noch unfrei im Spiel und unrein im Gesang, bildet sich langsam zu einer guten Operettendiva aus.

Dramatische Aufführungen.

Der Unterpräfect. Schwank in drei Aufzügen von Léon Gandillot. — Villa Vielliebchen. Lustspiel in einem Act von Benno Jacobson. (Residenz-Theater.) — Der kleine Herr. Schwank in drei Acten von Arthur Lauw. (Adolf-Ernst-Theater.) — Die Kugel. Schauspiel in fünf Acten von Max Nordau. (Lessing-Theater.)

Wenn das Residenz-Theater ein neues französisches Lustspiel vom Boulevardgenre herausbringt, stehen die im engeren Vereinskreis als Koryphäen anerkannten Männer der Berliner Kritik einigermaßen verlegen da. Hieße der Autor des frechen Schwankes Lehmann oder Pulverbestandtheil, so wäre man mit dem Urtheil schnell fertig. Lehmann würde im Grund und Boden verrungenirt, und das mit Recht, denn „seine Arbeit ist ebenso zotig wie humorlos, eine alberne Verwechslungskomödie im alten Stil ohne einen Funken des Pariser Geistes, den der imitirende Autor schweißtriefend seinem jämmerlich ungeschickt zusammengehauenen Opus einzuhauchen versuchte. Simili, schnöde Fabrikmache, vieux jeu!" Pulverbestandtheil aber, der schon seinem Namen nach zur Verbrüderung gehört, würde als neudeutscher Aristophanes gefeiert, als veredelter Bauernfeld, ethisirter Kotzebue, moderner Freytag, beinah würdig, dem Dichter der nun schon längst ruhmlos vom Spielplan verschwundenen „Kameraden" die Schuhriemen aufzulösen. Weil es sich aber um französische Possenschreiber handelt, und in unserm speziellen Falle um Gandillot, dessen „Unterpräfect" die diesmalige Gabe der Saison ist, so begnügt man sich damit, dem aufhorchenden Abonnenten die pikante Fabel des Werkleins zu erzählen, was allein schon beinah dreiviertel Spalten füllt, und nachher in die Cliché-Aufbewahrungskammer zu greifen. „Frecher und doch auch graziöser als je ein Stück vorher," „Pariser Charme mit parisischem Kokottengeist in trautem Gemisch", „ein Wirbelwind wahnsinniger, dabei urkomischer Situationen", „verblüffende Erfindergabe, dem alten Stoffe stets neue Seiten abzugewinnen", „mathematisches Vaudeville" — das sind so einige der beliebtesten, immer wiederkehrenden kritischen Sentenzen. Sie haben auch diesmal ihre Schuldigkeit thun müssen, und wenn der Abonnent, wie es sich ziemt, gläubig ist und vertrauensvoll, dann ahnt er nicht, daß die Pariser Possenliteratur nachgerade auf einem Niveau angelangt ist, das sich von trübseligster Geistesarmuth genau so scharf unterscheidet wie der Herr Staatssecretär Böttticher von schmiegsamem Epheu.

Gandillot ist längst alt geworden, alt und senil; von Bisson, der jetzt „Francillon" paraphrasirt, darf man nichts mehr erwarten, was an die Tage seines Glanzes auch nur schüchtern gemahnt; Blum und Toché sind wieder ganz in die Manège hinabgestiegen, und der geschickte Ausschlachter Valabrègue heimst seit Jahren Niederlage auf Niederlage ein. Die betagten Meister können ausnahmslos nicht mehr mit, und was nun gar den jungen Nachwuchs anbelangt . . . Donney's „Pension de la famille", die leider noch nicht gedruckt vorliegt und wahrscheinlich auch aus guten Gründen nie unter die Presse kommen wird, errang zwar jüngst einen glänzenden Erfolg, aber allem Anschein nach besteht sie aus nichts als sprühendem Dialog, der dazu bereits in der „Vie parisienne" aufmerksame Leser amüsirt hat. Nach verläßlichen Berichten nur ein Buchstück, componirt, wie man Causerien componirt, ohne eine Spur von Bühneninstinkt, würde dies Vaudeville dem verwöhnten Pariser Publikum der achtziger Jahre ganz gewiß kaum ein Achselzucken entlockt haben; heute huldigt man auch auf dem Gebiete der Komödie williger der naturalistischen Heilslehre, Handlung gehöre nicht zum Drama . . . Man ist, das scheint die Wahrheit, im Palais Royal und im Gymnase anspruchloser geworden; man nimmt fürlieb nicht aus Feinschmeckerei, nicht aus Begeisterung für die Thesen einer degenerirten Kunst, sondern einfach deshalb, weil es nichts Besseres gibt, weil der Garten der komischen Muse unfruchtbar geworden ist.

„Der Unterpräfect" von Château Buzet pflegt des öfteren nach Paris zu fahren, wo ihm bei einer lieblichen Bajadere aus den Folies Bergères süße Freuden blühen. Längst aber hat man im Ministerium des Inneren diese harmlosen Spritzfahrten des hoffnungsvollen jungen Bureaukraten übel vermerkt, und als er sich wieder einmal dazu entschließt, mit Simonette die wichtigsten ethischen Culturfragen der Menschheit zu erörtern, muß er, um vor Spionen sicher zu sein, einen falschen Bart anlegen und sich heimlich aus Château Buzet davon schleichen. Just ist er fort, da tritt natürlich Simonette ein, die ihrerseits den vereinsamten Denker in seinem Provinznest trösten wollte, und kaum hat Mlle. Sisi die Unterpräfectur betreten, als ein revidirender General des Weges daher kommt. Zu allem Glück schlüpfte kurz vorher der Kammerdiener des Herrn Sous-präfecten in den goldbestickten Frack seines Brotgebers, der General hält ihn für den Chef, Mlle. Simonette aber für seine Gemahlin, und nun geht der tolle Verwechselungsspuk los. Es ist klar, daß Kammerdiener Alexander jeden Augenblick seine Knechtnatur verräth, Frl. Sisi die Pariser Kokotte keine Secunde lang verleugnet; es ist klar, daß der General sich spornstreichs in die reizende Sousprăfectin verliebt, daß schließlich der Gebieter von Château Buzet, als er nächtlicherweile höchst unbefriedigt von Paris heimkehrt und, um alles Aufsehen zu vermeiden, über die Gartenmauer seines Hauses steigt, vom General erst für einen Spitzbuben, dann für den Hausfreund der lieben kleinen Frau Sousprăfect gehalten wird.

Die Verwechslungskomödie gebietet immer und in Ewigkeit über die lustigsten Situationen; so lange es Possenschreiber gibt, werden sie sich trotz Kritik und wechselnden, „vornehmer" werdenden Kunstgeschmackes dieses kräftigsten und erfolgsichersten Mittels zur Erzeugung der mit Recht beliebten Lachstürme bedienen. Gandillot ist so alt noch nicht geworden, daß er es nicht verstünde, dem bejahrten Trick hier und da eine wirklich komische Seite abzugewinnen, hier und da das abgespielte Hanstwurstspiel mit feinen und überraschenden Zügen erträglicher zu machen. Er scheut keine Unkosten, er schreckt vor keinem Wagniß zurück, um dem Zuschauer die Scene originell erscheinen zu lassen; er bringt rundliche Damen im Nachtgewand auf die Bühne, läßt uns sogar den markerschütternden Schrei hören, den Demoiselle ausstößt, als sie um die erste Stunde einen fremden Mann in ihrem Schlafgemach findet. Und was kernige Nuditäten im Dialog anbelangt, so braucht unser Dichter sich wenigstens in dieser Beziehung nicht vor Aristophanes, dem vielcitirten, zu verstecken. Was also das verehrliche Publikum in Residenz-Theaterstücken sucht, die Trüffeln unterm Eichbaum, findet es bei Gandillot reichlich; Director Lautenburg hat mit Recht geschmunzelt, als er dies Herrenabenddrama für sein besseres Damenpublikum erwarb. Wer jedoch dem Pariser Lustspiel als, sagen wir, mehr platonischer Freund, als Kenner des Genres gegenübersteht, der muß die eingerissene Verwilderung höchlichst betrauern, der wird es beklagen, daß nun auch die Meister zur Hauptsache, zum Selbstzweck machen, was ihnen ehedem nur Paprika in der Suppe war; den werden auch die überwürztesten Späßchen nicht für die betrübende Kunstlosigkeit der Composition, des Abschlusses der Handlung entschädigen. Die Zote ist ein arger und gefährlicher Gast, wo immer sie einkehrt. Sie klopft bescheiden an die Thür und benimmt sich, zur Gesellschaft zugelassen, anfänglich recht artig, scheint recht amusant. Was sie an wirklichem Witz ihr eigen nennt, gibt sie dann in den ersten drei Minuten aus Sowie sie merkt, daß sie gefällt, reißt sie die Maske vom Gesicht, spielt ihre gewohnte Rüpelkomödie und ruht nicht, bis alle anderen, reineren Geister ausgetrieben sind, bis sie allein das Feld behauptet und, Zauberin Circe, all ihre Hörer mit Rüsseln begabt hat. Gandillot prickelt und stachelt sein Auditorium so ausgiebig, daß es am Ende jedes Unterscheidungsvermögen verliert, daß es nur auf die Cochonnerien horcht und im Uebrigen wenig danach fragt, ob das „Beiwerk" aus Labiche und Moser, Gandillot dem Jüngeren und Schönthan, Oscar Wilde und Kadelburg gemischt ist. Der recht witzlose und erfindungsarme Schluß beleidigt und enttäuscht nicht mehr, weiß man doch, daß die vorangegangenen Scenen honetter Weise nicht zu übertrumpfen sind, man müßte denn lebende Bilder nach Art jener Gemälde stellen, die Lord Hamilton's kostbare, antike Vasen schmückten.

Ein Herr Benno Jacobson bewies mit seinem Einacterchen „Villa Vielliebchen", der dem „Unterpräfecten" voranging auf's Ueberzeugendste, daß zehn alte Freunde im Parquett und zehn alte Kalauer im Stück bedeutend größere Wirkung ausüben, als das schönste dramatische Talent. Die „Villa Vielliebchen" soll, wie man mir sagte, französischen Verhältnissen entnommen sein, ich fand jedoch, daß sie deutschen Witzblättern entnommen ist, und das beim Dialog mit einer Genauigkeit, die Herrn Jacobson eine ungewöhnlich glänzende Laufbahn als Gedächtnißkünstler sichert. Nachdem die Gardine über „Villa Vielliebchen" gefallen war, trat Herr Jacobson vor und dankte zweimal sehr herzlich — offenbar im Namen der abwesenden Verfasser.

Außer „seiner" Arbeit erlitten noch zwei andere Novitäten so großen Erfolg, daß sie schleunigst wieder in's Archiv zurückkehrten oder doch zurückkehren werden. Herr Adolf Ernst brachte einen neuen Aufguß von „Charley's Tante"; diesmal mußte der schier knochenlose Gelenkigkeitsmensch Tielscher einen ausgewachsenen Ehemann spielen, den widrige Zufälle zwingen, als Schulbube in Knabenkleidern umherzuwandeln. Mr. Arthur Lauw hat seinem glücklicheren Collegen Brandon Thomas vieles sehr genau abgesehen, nur die 300 Aufführungen von Charley's Tante wird er ihm mit dem „Kleinen Herrn" nicht nachmachen können. Für drei Acte war der Witz selbst den Besuchern des Dresdenerstraße-Volkstheaters zu simpel, und einige pfiffen zuletzt, trotzdem das Bier im Tunnel am Premierenabend ganz gut war.

Herrn Nordau dagegen pfiff Niemand aus, als er sich, trutzig und verwogen, nach den Actschlüssen seines Sittendramas „Die Kugel" dem gar nicht neugierigen Publikum präsentierte. Es hatte ihn aber auch Niemand gerufen, und so glaubte man allgemein, der verehrte Denker wolle eine kleine Solomimik zum Besten geben, um die langen Pausen auszufüllen, doch er katzbuckelte nur was Weniges in seinem gar zu engen Fracke und verschwand dann wieder. Wer ihn kennt, nimmt's ihm nicht übel.

Die erste dramatische Flickerei des Budapesters Südfeld, der sich in Paris Nordau nennt und Stücke aus dem Berliner Leben schreibt, ließ immerhin eine längere Besprechung nothwendig erscheinen, kam sie doch aus der Werkstatt eines Mannes, dessen „konventionelle Lügen" über ein Dutzend Auflagen erlebt hatten und von allen Studenten mit wilder Gier verschlungen wurden. Alltägliche Gedanken, umgestülpt und mit grellbunten Bändern possirlich herausgeputzt, daß man wirklich nicht mehr

wußte, wie sie früher ausgesehen hatten; ungemein viel Freigeisterei aus David Strauß, Lesefrüchte aus Marx und Bakunin, mit beizender Säure übergossen — das war so die rechte Mahlzeit für unsere aufgeklärte Jugend. Der Herr aus Budapest hat sich dann später, freilich mit weit weniger Glück, an der Aufgabe versucht, alle Menschen, die geistig über ihm standen, für verrückt zu erklären; er schrieb auch Romane, deren entsetzliches, theilweis sogar grammatisch unrichtiges Deutsch einen sehr langen, allzu langen Aufenthalt des Verfassers in Paris verrieth. Da Nordau all und jedes dichterische Schaffen für Entartung, die Poeten für Hirnkranke hält, ist es doppelt erfreulich, ihn so kerngesund zu sehen; weder seine epischen noch seine dramatischen Arbeiten zeigen eine Spur dichterischen Vermögens. „Das Recht zu lieben", das uns vor Jahresfrist in Blumenthal'scher Bearbeitung gespielt wurde, stützte sich schlau auf die dem Publikum bekannten und bei ihm beliebten Seiten des Nordau'schen „Talentes" und konnte in Folge dessen an die zehn Mal wiederholt werden; während des zweiten Actes der „Kugel" dagegen hub man bereits zu lachen an, und das traurige Schicksal des Werkleins stand von Anfang an so fest, daß sich Niemand die Mühe gab, der aufopferungsfreudigen Claque zu widersprechen. Der Autor erschien, dankbar auch für diesen erquälten Beifall armer Schelme, so oft es ging vor der Gardine; vielleicht hat er aber inzwischen doch die Wahrheit des Paradoxons erkannt, daß ein Drama sich immer um so alberner und dümmer ausnimmt, je erlügelter es ist.

Nordau's Held stammt aus sehr armer Familie, und „die Kugel", die der ehrgeizige Streber am Beine mit sich herumschleppt, ist seine Mutter, eine höchst einfache Dame, die aus unerklärlichen Gründen immer eine Haube auf dem Kopfe, eine weiße Küchenschürze überm Kleide trägt und dadurch ihren Sohn schwer kompromittirt. Dem Ehrgeizhalse gelüstet es nach einem Reichstagsmandat, und da er ein durchtriebener Schurk' und niederer Sklav' ist, schließt er sich natürlich den Tivoli-Conservativen an, was den Premièren-Leuten aus Berlin W. mächtig gefiel. Da er ferner reich heirathen muß, richtet er sein Auge alberner Weise statt auf eine westöstliche Commerzienrathstochter auf eine reiche Gräfin, deren Vermögen er sogar angreift, um die Wahl- und Durchfall-Kosten bezahlen zu können. Die vierte, unverzeihliche Thorheit dieses Dümmlings besteht darin, daß er sich seiner alten, ungebildeten Mutter schämt, statt mit ihr, wie jeder vernünftige Cabotin thun würde, Reklame für sich zu machen. Herr Nordau will uns übrigens allen Ernstes einreden, in Berliner Vororten unterliege ein Wahlkandidat, weil sein Vater herrschaftlicher Kutscher, seine Mutter Wirthschafterin war! Solch' eine Herkunft ist im Gegentheil hier zu Lande, im Reiche des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes, allein dreitausend Stimmen werth. — Durch seine thörichte Rohheit wird der Held rasch unsympathisch, durch seine sich Schlag auf Schlag folgenden Dummheiten uninteressant, und als er am Schlusse des fünften Actes mit hörbarem Ruck in sich geht und jählings ein besserer Mensch wird, vermag er nicht einmal mehr auf die Lachmuskeln zu wirken. Seit langer Zeit hat mir kein Drama mehr so viel kummervolles Mitleid mit den geplagten Directoren verursacht wie dies, und Herr Justizrath Dr. Horwitz, den ich hier bedauerlicher Weise verdächtigte, daß er ein geldspendender Commanditär des Deutschen Theaters sei, während er doch zu diesem in keinem anderen Verhältniß steht, wie jeder andere Besucher dieser Bühne, darf sich meines Irrthumes gerechter Weise freuen. Das Theater von heute ist schlimmer noch als die Börse, denn an ihm spielt man fast ausschließlich mit „faulen Papieren".

Notizen.

Valbert ou les récits d'un homme, von Théodor de Wyzewa. (Paris, Perrin & Co.) Wyzewa ist von Geburt Pole, und obwohl er von frühester Jugend auf in Paris weilt, obwohl er dort seine Erziehung genossen hat und in der äußeren Form durchaus nicht von einem Vollblutfranzosen zu unterscheiden ist, tritt dennoch in seinem Innenleben ein fremdes, polnisches Element zu Tage. Es ist die Sentimentalität, ein krankhaft nervöser Hang zum Träumen; die Wirklichkeit bietet dem Polen kein Vaterland mehr, da sucht er ein neues im Nebellande des Traumes. Aber er findet es dort nicht, er ist kein geborener Träumer wie der Deutsche, der Traum und Leben zu verschmelzen weiß, daß sie eins sind. Die Wirklichkeit lastet an seinen Füßen wie ein Eisengewicht und hemmt den Aufflug. Aus diesem inneren Zwiespalt wird der Weltschmerz geboren, ein unfruchtbarer, glaubenloser Weltschmerz, der Fortschritt und Zukunft leugnet. Wyzewa hat in letzter Zeit vor diesem Weltschmerz eine Zuflucht gesucht beim Sozialismus, aber, wie sein neuer Roman zeigt, auch nur gesucht, nicht gefunden. In Valbert schildert der Verfasser sich selbst. „Meine Mutter ist Polin," läßt er seinen Helden sagen, „ich lebe nahezu zwanzig Jahre in Frankreich, aber ich bin Slave geblieben; es folgt daraus für mich die Schwierigkeit, mein Wesen mit dem äußeren Leben in Einklang zu bringen." Valbert ist nur Kopf, nur Geist; den Körper empfindet er als Ballast; die Wirklichkeit ist ihm eine böse Feindin, die seine Träume und Illusionen entzaubert und damit zerstört. Wyzewa führt uns seinen Helden in einer Reihe von Liebesabenteuern vor; sie haben alle den gleichen Anfang und das gleiche Ende. Valbert's Liebe ist eine schimmernde Seifenblase, die zerplatzt, sobald er sie mit den Händen greifen will; Enttäuschung und Ernüchterung sind immer der Rest. Am Schlusse bekehrt sich Valbert von der persönlichen Liebe zur allgemeinen Liebe, zum Sozialismus. Aber während er begeistert sein neugefundenes Ideal entwickelt, zehrt schon die Schwindsucht an seinem Leben und läßt sein baldiges Ende voraussehen. Es ist ein Selbstbekenntniß, das Wyzewa mit seinem Buche ablegt; wir wünschen ihm, daß es zugleich eine Selbstbefriedigung ist. Wyzewa würde bei festerem Zusammenschluß seiner Kräfte dereinst Schönes und Bleibendes schaffen können.

Paul Remer.

In den Wind. Vermischte Gedichte von Ernst Zahn. (Luzern, Keller's Verlag.) Die Gedichte des Wirthssohnes vom Göschener Bahnhofe haben in manchen Blättern der Schweiz eine sehr anerkennende Besprechung gefunden. Man rechnete es Herrn Zahn zu hohem Verdienste an, daß er nicht nur an die leibliche, sondern auch an die geistige Erquickung seiner Mitbürger dachte. Es ist in der That nicht gewöhnliche Reimerei, was Herr Zahn den Winden anvertraute, aber echte, packende Poesie enthalten diese Gedichte noch lange nicht. Dazu ist der Dichter zu nüchtern und zu sentimental. Er bewegt sich durchaus in conventionellen Bahnen, kein neuer Gedanke, keine gewagte Wendung überrascht den Leser. Er hat es nicht gewagt, den leidenschaftlichen Kampf eines reichen und bewegten Innenlebens zu entfalten; es tobt sich in seiner Brust nicht aus wie das Brausen des Alpenföhns; es ist gelindes, einschläferndes Gesäusel. Der Dichter zeigt sich zudem nicht als absoluter Meister der Form und der Sprache; Vieles ist unbeholfen. Die Gedichte können immerhin Freunde, sie werden keine Bewunderer finden. H. S.

Schnadahüpfeln aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz. (Leipzig, H. Haessel.) Der Innsbrucker Bibliothekdirector v. Hörmann hat schon vor Jahren eine reiche Sammlung Schnadahüpfeln aus den Alpen herausgegeben. Die vorliegende des trefflichen Literarhistorikers und Dialectdichters aus Bozen bildet eine willkommene Ergänzung, obwohl sie sich nur auf Tirol beschränkt. Wir sehen daraus zu unserer Freude, daß das dort so lange von den Schwarzen geächtete deutsche Lied eben nicht umzubringen ist, und daß der kernige, unverwüstliche Bajuwarenstamm am Brenner und Großglockner seinen Humor auch heute noch nicht verloren hat. Diese Vierzeiler sind von sehr ungleichem Werth, aber immer lustig, gedankenvoll, urwüchsig, kerngesund. Sie machen auch alle den Eindruck der Echtheit, denn Greinz ist zu gewissenhaft, um aus seinen eigenen Mitteln die Retouche nachhelfend zu bestreiten, und ein viel zu feiner Kenner, um sich Nachempfundenes aufschwatzen zu lassen. Selbstverständlich dreht es sich fast immer um die Liebe.

„Im Langes (Lenz) weard gfensterlt,
Im Summa weard gliabt,
Im Hörbst weard gheirath,
Im Winta weard gewiagt."

Vivant sequentes!

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue belletristische Erscheinungen.

„Wie ich's sah!"
Erzählungen von
Wolfgang Alexander Meyer.
Preis geheftet *M* 3. —; fein gebunden *M* 4. —

Der Herr von Balaur.
Roman von
Alice C. Stürckow.
Preis geheftet *M* 4. —; fein gebunden *M* 5. —

Ferner ist soeben erschienen:
Karoline von Günderode
und ihre Freunde.
Von
Ludwig Geiger.
Mit dem Porträt der Dichterin.
Preis geheftet *M* 3. 50; fein gebunden *M* 4. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Werke von Rudolph Braune.

Lindenblüthen.
Gedichte. Preis *M* 1.

Thüringer Dorfgeschichten.
Preis *M* 1.50.

... Ihre ganz reizenden, originellen Dorfgeschichten, in denen es ohne jede Auerbacherei, ohne alle sentimentale Schönrednerei zugeht. Hier herrscht urwüchsige Natürlichkeit, gepaart mit ländlicher Lieblichkeit ohne jede Rohheit. Sie sind sehr hübsch, ich habe sie sehr gern gelesen ...
(E. v. Wald-Zedtwitz.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom Verlag von **R. Braune** in Roßla (Harz).

Soeben erschienen:
Goethes
Frauengestalten
von
Dr. Louis Lewes.
In Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Früher erschienen:
Shakespeares
Frauengestalten
von
Dr. Louis Lewes.
In Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.
Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Zwei Theile in einem Bande.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.** Man bediene sich gefl. beiliegender Bestellkarte.

Soeben erschien im Verlage von **Otto Wigand** in Leipzig:
Die Genesung der evangel. Kirche
von
O. Hartwich,
Pastor in Bremen-Walle.
gr. 8°. Preis M. 1.20.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten
heilt sicher meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.
Ehren-Diplom Breslau 1893.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.
Soeben erschien:
Peter Rosegger,
Als ich jung noch war.
Neue Geschichten aus der Waldheimat.
Mit dem Bildniß des Verfassers als Waldbauernbub.
Preis brosch. *M* 4,—; eleg. gbd. *M* 5,—.

Reine Südweine,
Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität. **6 Flaschen** (3/4 Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.
Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Hierzu eine Beilage vom Verlag der Gegenwart: Bestellkarte für „Bismarcks Nachfolger".

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 47. Berlin, den 24. November 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Alters- und Invaliditäts-Versicherung. Von Wilhelm Roscher. — Agrarpolitisches aus Dänemark. Von W. Wygodzinski. — **Literatur und Kunst:** Gespräche mit Schopenhauer. Nach Mittheilungen von Karl Bähr. — Max Kegel's „Sozialdemokratisches Liederbuch". Von Professor A. Friedrich. — **Feuilleton:** Beinah. Von E. Würthmann. **Aus der Hauptstadt:** Die goldene Medaille. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Von Dr. Aug. Lüning. — Notizen. — Anzeigen.

Die Alters- und Invaliditäts-Versicherung.

Von Wilhelm Roscher.*)

Zur Versicherung eignen sich Altersschwäche und Invalidität der Arbeiter in besonders hohem Grade: weil diese beiden Gefahren Alle bedrohen, aber nur für die Minderzahl wirklich eintreffen, auch für die Betroffenen nicht gleich früh und gleich lange. Der Eintritt der Gefahr hängt nicht ab von der Willkür des Versicherten, und ist leicht zu controliren. In der neueren Zeit sind durch die Auflockerung des Familienbandes, der Zunftversicherung, der Heimathsangehörigkeit, sowie durch den Widerwillen der unteren Klassen gegen Armenunterstützung neue Maßregeln nöthig geworden. Die freie, nicht vom Staate ꝛc. unterstützte und geleitete Versicherungslast legt den kleinen Leuten eine Last auf, die nur dann erschwinglich ist, wenn der Beitritt sehr früh erfolgt, und das Einkommen nicht bloß hinlänglich ist, sondern auch keine Unterbrechungen zu fürchten hat. Vereinzelte Versicherungskassen haben das Uebele, daß sowohl Fabrikherren wie Arbeiter beeinträchtigt sind, wenn ihre nahwohnenden Concurrenten nicht ebenso zahlen. Ohne Versicherungszwang würde gerade die zahlreichste und bedürftigste Volksklasse keine Versicherung finden. Mit Recht meint v. Woedtke, der Staat dürfe es nicht dem Belieben der Arbeiter überlassen, ob sie ihren Lebensabend sicherstellen wollen. Sie müssen nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern auch der Gesammtheit wegen dazu angehalten werden, für ihre Zukunft zu sorgen und sich der Armenpflege thunlichst zu entziehen. Dieser Zwang hat keinen communistischen Charakter, sondern ist gerade ein Gegenmittel gegen Communismus. (Schäffle.) Wäre der Zwang nicht allgemein, so hätte der Uebertritt aus den versicherten in die nicht versicherten Zweige die größten Schwierigkeiten. Es könnte auch ein übermäßiger Zudrang der Arbeiter in diejenigen Geschäfte eintreten, welche mit Hülfe der Arbeitgeber oder des Staates versichert wären. Selbst die Ausländer, welche bei uns arbeiten, müssen herangezogen werden, weil es sonst im Interesse der Arbeitsherren liegen würde, sie den inländischen Arbeitern vorzuziehen. Ebenso sehr ist zu wünschen, daß die Beiträge der Versicherten gleich seien: nicht bloß wegen der größeren Bequemlichkeit der Verwaltung, sondern auch, weil sonst die alten und kränklichen Arbeiter ganz unerschwinglich belastet würden, und die Arbeitsherren, wegen des ihnen auferlegten Beitrages, solche gar nicht mehr würden beschäftigen wollen. Natürlich muß sich die Zwangsversicherung auf den nothwendigsten Bedarf einschränken. Die höheren Arbeiter können ja freiwillig ein Mehreres versichern: wie auch Schäffle rieth, Zuschläge zur Prämienzahlung zu gestatten, wodurch einem Versicherten Sparguthaben erwachsen, wie es bei manchen Friendly Societies üblich ist. Ebenso leuchtet es ein, daß bei der Zwangsversicherung nur eine Leibrente versprochen werden kann. Die Auszahlung eines Kapitals gäbe ja keine Sicherheit bis zum Tode. Gegen die Idee, man sollte die Arbeiterversicherung Anfangs ihre Kosten selbst tragen lassen, später jedoch Zuschüsse von Staat und Gemeinde versprechen, wendet Conrad mit Recht ein, daß gerade umgekehrt zu verfahren sei. Anfangs möge die Sache, um sie erst in Gang zu bringen, positiv unterstützt werden; hernach aber sollten ihre Kosten von den Betheiligten selbst (mit Abwälzung auf ihre Kunden), nicht aber von Nichtbetheiligten getragen werden. Ebenso entschieden verwirft Conrad den Gedanken, daß nur die Bedürftigen gegen Invalidität ꝛc. unterstützt werden sollten. Dadurch verlöre das Ganze den Charakter der Versicherung, und würde zum Almosen.

Das deutsche Reichsgesetz über die Invaliden- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889, das am 1. Januar 1891 in's Leben getreten ist, hatte unter den drei großen Sozialgesetzen unstreitig die schwierigste Aufgabe zu lösen. Die Höhe der Renten ist namentlich von sozialistischer Seite als ungenügend bezeichnet worden. Indeß war bei der Neuheit der ganzen Maßregel wohl zu beachten, daß man die Rente nach Bedarf sehr leicht erhöhen, aber sehr schwer vermindern könnte. Eine hohe Invalidenrente würde auch leicht dazu führen, daß sich die Arbeiter zu früh invalid erklärten. Wenn alle für den Weltmarkt wichtigen Völker dem deutschen Beispiele folgten, so blieben die bisherigen internationalen Concurrenzverhältnisse unverändert. Sonst aber steht zu fürchten, daß diejenigen Nationen, die weniger für ihre Arbeitsinvaliden sorgen, ihre Arbeitsproducte wohlfeiler ausbieten. — Gegen die Pensionirung auch der noch arbeitsfähigen Alten hat sich besonders v. Stumm erklärt, eigentlich auch Schäffle. Ihr Hauptnutzen besteht darin, daß sie die für das ganze Familienleben so wichtige Stellung der Alten gegenüber ihren Angehörigen verbessert, denen sie nun nicht mehr zur Last fallen. Natürlich muß die Altersrente geringer sein als die Invalidenrente, weil sonst die noch vorhandene Arbeitskraft gewiß oft unbenutzt bliebe. Sie muß aufhören, sobald die Invalidenrente beginnt. Man rechnet,

*) Wir veröffentlichen hier die letzte Arbeit des am 4. Juni verstorbenen großen Nationalöconomen. Sie bildet den Schluß seines nachgelassenen Werkes: „Handbuch der Armenpflege und Armenpolitik. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende", das in diesen Tagen im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheint.

daß von den Kosten 4 Procent auf die Alters-, 96 auf die Invalidenversicherung fallen.

Unter den zahlreichen Schriftstellern, welche den Gegenstand wissenschaftlich besprochen haben, gedenken wir speziell nur zwei sehr hervorragender. Nach L. Brentano, Die Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirthschaftsordnung (1879) ist die Versicherung der Arbeiter bloß dann vollständig, wenn sie folgende sechs Punkte umfaßt: Begräbnißkosten, Erziehungskosten der verwaisten Kinder, vorzeitige Invalidität, Altersversorgung, Krankheit, Brotlosigkeit wegen mangelnder Arbeit; stets mit der Rücksicht, die Fortzahlung der betreffenden Prämien sicher zu stellen. Alle Versicherungsanstalten sollen nach Gewerben gegliedert sein, eine jede aber die betreffenden Arbeiter des ganzen Reiches umfassen. Die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit muß zugleich die Streiks der Arbeiter und die Turnouts ihrer Herren umfassen: also wohl nur durch Gewerkvereine möglich (Trades Unions), während die Versicherungen wider Krankheit, Alter, Tod von derselben getrennt sein müssen. Am besten werden sie den großen Versicherungsgesellschaften der besitzenden Klassen anvertraut. Jedenfalls sollten die Versicherungsprämien lediglich aus dem Lohne der Arbeiter selbst gebildet werden. Sind diese dazu nicht im Stande, so mag man ihnen statt der Armenunterstützung Schutzzölle oder Staatsprämien gewähren, die keine so demoralisirende Wirkung haben. Sonst völlige Versicherungsfreiheit, die allein der heutigen Wirthschaftsordnung mit ihrer Selbstverantwortlichkeit jedes Einzelnen entspricht. Der Versicherungszwang würde selbst undurchführbar sein, da wegen des mangelnden „Rechtes auf Arbeit" die Möglichkeit der Prämienzahlung ganz ungesichert wäre (S. 85). — Als Brentano 1888 seine Abhandlung über die beabsichtigte Alters- und Invalidenversicherung publicirte, waren seine Ansichten doch wesentlich anders geworden. Freilich nennt er das neue Gesetz eine vortreffliche Arbeit, die aber doch wesentlich nur eine Reform der Armensteuer sei. Er schließt dies namentlich daraus, wie die Alters- und Invalidenpensionen für alle Arbeiter gleich sind, einerlei, ob dieselben in ihrer guten Zeit beinahe 2000 Mark oder nur 180 Mark jährlich bezogen hatten. Ebenso daraus, wie die weiblichen Arbeiter, weil wohlfeiler zu erhalten, nur zwei Drittel der für die Männer bestimmten Unterstützung empfangen sollen. In hohem Grade rühmt er die Vorschrift, wonach ein durch Ausschweifung, Raufhändel ꝛc. hülfsbedürftig Gewordener von der Versicherung ausgeschlossen sein, also der entehrenden Armenpflege verbleiben soll. Ebenso die Theilnahme der Arbeiter an der Bildung und Verwaltung der Renten, was die Simulirung von Arbeitsunfähigkeit ꝛc. gründlich erschweren werde. Brentano bezieht sich auch mit Recht auf die Allgemeinheit der Wehrpflicht und des parlamentarischen Wahlrechtes, sowie auf die Höhe der indirecten Besteuerung, um die Staatssorge für die Altersversicherung nöthig zu finden. Indeß geht ihm dies Alles nicht weit genug, lasse den Arbeitsherren immer noch zu viel Macht. Nur eine corporative Organisation der Arbeiter könne weiter führen.

Schäffle, der zur Vorbereitung der deutschen Reichsgesetzgebung auf diesem Gebiete wesentlich beigetragen zu haben scheint, hat seine, von den jetzt practisch gewordenen Gesetzen abweichende Ansicht vornehmlich in folgenden Punkten ausgesprochen. Die Gleichheit der Renten für alle Individuen verwirft er so entschieden, daß er geradezu ausspricht, man werde auf diesem Wege Hohn und Haß anstatt der Versöhnung ernten. Alle Fehler des jetzigen Gesetzes beruhen auf der Verzweiflung an der Ausführbarkeit rechnungsmäßiger Individualisirung jedes Arbeiters in Bezug auf Höhe und Bewegung des Lohneinkommens während der pensionsfähigen Beitragsgesammtzeit. Behandelt man alle Arbeiter gleich, so muß man den geringsten Lohnsatz des wohlfeilsten Ortes zu Grunde legen, damit nicht gerade die gemeinen Arbeiter zu Pensionisten gezüchtet werden. Schäffle will die drei Arten von Invaliden (Betriebsunfalls-, Alters- und Siechthums-Invaliden) in der Organisation der Hülfe zusammenfassen und im Ausmaße der Hülfe gleichstellen. Die Alters- und Siechthums-Invaliden der gelernten Arbeit seien zu ungünstig behandelt im Vergleiche mit den Unfalls-Invaliden; alle früheren Unterschiede des Lohnes und der Lebenshaltung zu wenig beachtet: wodurch es dann nöthig wird, den geringsten Lohnsatz des wohlfeilsten Ortes zu Grunde zu legen. Die festen Sätze von 120—250 Mark sind für die zerstreut Wohnenden, schwer Controlirbaren wohl ebenso zu hoch, wie für die höher gelohnten, gebildeteren Arbeiter zu niedrig. Hätte man die Unfallversicherungs-Verbände aus den gleichartigen Localkassen zusammengezogen, statt sie neben diesen in bureaukratischer Centralisation als bloße Unternehmerverbände aufzubauen, so wäre man gewiß nicht dazu gekommen, die Individualisirung bei der Alters- und Invalidenversicherung aufzugeben. Wenn man die sämmtlichen Beiträge für Invalidität mit dem Krankengelde in Einem Posten entrichten ließe, so wären die Arbeitsherren jeder Plackerei enthoben, und das ganze erkünstelte Markensystem überflüssig. Noch im Conrad'schen Wörterbuche (I, S. 206) räth Schäffle, die Alters- und Invalidenversicherung mit der Krankenversicherung insofern zu vereinigen, als zwar nicht die Tragung der Gefahrengemeinschaft, wohl aber die elementare Verwaltungsarbeit recht wohl den einzelnen Krankenkassen übergeben werden könnte (?). Schäffle wäre dafür, in allen Zweigen der Arbeiterversicherung die Beiträge der Herren und Arbeiter gleichzustellen. Die Zuschüsse des Staates hält er nur im Anfange für wünschenswerth, namentlich im Interesse derjenigen Arbeiter, welche bei der Einführung des Systems schon zu alt sind, um die für sie mathematisch nothwendige hohe Prämie aufzubringen. Im Ganzen aber hofft er von der großen Kapitalisirung, welche die neuen Gesetze herbeiführen, eine Erniedrigung des Zinsfußes, welche den Staat für seine Anfangs gebrachten Opfer entschädigen werde. — In einem hochinteressanten Aufsatze zieht Schäffle für die Altersversicherung durchaus einen decentralisirten Bankbetrieb nicht bloß einer Reichsanstalt, sondern selbst den Landesanstalten vor. Die Fonds kreiscorporativer Anstalten würden schwerlich je vom Leihmarkte zurückgezogen werden, könnten namentlich den Sparkassen eine gute Reserve gegen Kündigung bilden: solche Gegenden, welche den höchsten Zinsfuß haben wegen Kapitalarmuth, bekämen dann auch von ihren Anlagen den höchsten Zins. Sehr wünschenswerth nennt es Schäffle, daß ein Theil der Fonds zum Ankauf von Grundstücken benutzt werde, die ja regelmäßig dann im Ertrage steigen, wenn der Zinsfuß sinkt. Namentlich könnte man hierbei an Arbeiterwohnungen denken. Der Arbeiterstand erhielte auf diese Weise Antheil am Steigen der Grundrente; es würde auch der für die Kleinkapitalisten so drückende Einfluß der großen Ersparnisse auf den Zinsfuß abgeschwächt.

Die übrigen Culturvölker haben sich der Alters- und Invalidenversicherung bisher viel weniger angenommen. In Italien hatte Cavour schon 1859 eine Alterskasse geplant; doch ist dies nachher im Drange der politischen Ereignisse unausgeführt geblieben. In Frankreich haben sich die unter Louis Philippe entstandenen Gesellschaften du secours mutuel nur kümmerlich entwickelt. Vor Kurzem gab es ihrer 2871, die 12,075 Pensionen gewährten, durchschnittlich zu 69,70 Fr. Thiers hatte nachmals die Summe, welche die durchgeführte Altersversicherung kapitalisiren müßte, für Frankreich allein auf 30 Milliarden geschätzt; ein Kapital, welches E. Thomas damals rieth, in einem Eisenbahnsysteme anzulegen. Neuerdings sind viele Projecte für die retraites ouvrières aufgetaucht. Jaquet z. B. rieth, Jedermann solle vom 20. Jahre an täglich fünf Cent. zahlen, und dafür vom 60. Jahre an jährlich 300 Fr. beziehen. Talandier wollte, daß für jedes neugeborene Kind 1000 Fr., bei seiner Volljährigkeit zu erheben, versichert werden sollten. Die Gemeinde hätte dafür zu sorgen: die Kosten gedeckt durch eine Erbschaftssteuer von einem Zehntel oder einem Zwölftel für Descendenten, einem Viertel oder einem Fünftel für Ascendenten und Seitenverwandte. Nach Nadaud soll jeder Ouvrier fünf Procent seines Lohnes zahlen, jeder Arbeitsherr dies verdoppeln, Staat oder Gemeinde ein Viertel des Bedarfs für die Alterskasse: woraus dann im 55. Lebensjahre eine Pension von 500—600 Fr. erfolgt, halb so viel für die Frau. Der Plan des Ministers Constans

war dem Bismarck'schen ähnlich. Wie zahl- und einflußreiche Franzosen hierüber denken, zeigt das Urtheil des Journal des Economistes 1892, IV, S. 124 von der deutschen Gesetzgebung: embarras réels, plaintes universelles, loi vexatoire et tyrannique, charges de l'etat indiscutables; on ne sait pas, où l'on va. Dem gegenüber meint v. d. Osten, daß die Arbeiter nur bei starker Subvention oder in Betrieben mit Versicherungszwang einigermaßen zulängliche Altersrenten erzielt haben; daß die Unfallversicherungskasse nur vegetirt, und die Zulassung aller Gesellschaftsklassen zu den Staatskassen bei unvorsichtiger Festlegung der Tarife schwere finanzielle Schäden mit sich gebracht habe. — Für Belgien ist es charakteristisch, daß im Jahre 1874 die Zusage lebenslänglicher Renten vom Staate nicht anerkannt wird. Andererseits ist die staatliche Altersrentenkasse in vielen Gegenden so gut wie unbekannt. — Bedeutend mehr ist in Dänemark geschehen. Für die Altersversorgung werden hier zu dem von den Versicherten selbst gezahlten Beitrage noch 75 Procent vom Staate und 25 Procent von der Gemeinde zugeschossen. Es dürfen aber nur Personen eintreten, die keine Dienstboten halten, keinen Grundbesitz oder Pacht haben von mehr als $^1/_4$ Tonne Hartkorn-Größe. Wer Armenunterstützung erhält, kann nicht Mitglied der Versorgungsanstalt sein. Auch ist ein Maximum des Einschusses pro Jahr (= 50 Kronen) bestimmt. Um 1885 rechnete man, daß zehn Procent der erwachsenen Bevölkerung Mitglieder von Krankenkassen waren. — In Nordamerika ist die große Mehrzahl der versicherten Arbeiter in gewöhnlichen Versicherungs-Gesellschaften versichert. Man rechnete hier um 1889 über 4,800,000 Arbeiter-Versicherungspolicen in denselben. Dazu kamen noch 192,000 Mitglieder der Trades Unions mit Hülfskassen, 50,000 von den Eisenbahn-Hülfsgesellschaften Versicherte und ebenso viel von den großen gewerblichen Unternehmungen: so daß im Ganzen ungefähr ein Drittel der Lohnarbeiter versichert war.

Die Frage des internationalen Arbeiterschutzes, wichtig für jede höhere Culturstufe, hat bei der jetzigen Ausbildung des Weltverkehrs ein hohes menschheitliches Interesse. Ihre Lösung freilich kann erst von einer Zeit gehofft werden, wo die jetzige eifersüchtig-mißtrauische Stellung der Großmächte gegen einander wesentlich besser geworden ist. Offenbar kann ein isolirter Staat in der sozialen Hebung seiner niederen Arbeiter viel freier handeln, als ein anderer, welcher fortwährend auf die Ein-, mehr noch die Ausfuhren des Weltverkehres zu achten hat. Ein solcher Staat, der seine Lohnarbeiter durch gesetzliche Erhöhung des Lohnes, Abkürzung der Arbeitszeit, Verbot des Mitarbeitens von Kindern, Beschränkung des Mitarbeitens von Weibern und jungen Leuten, Einschreiten gegen gesundheitswidrige Arbeitsmethoden ꝛc. zu heben sucht, wird diejenigen Gewerbzweige, die bloß inländischen Absatz haben, durch Schutzzölle ꝛc. im Besitz ihres Marktes erhalten können. Aber die ausländischen Märkte werden auf die Dauer gewiß von der wohlfeiler arbeitenden Industrie derjenigen Völker, die keine solche Sozialpolitik befolgen, ihm entrissen werden. Im heutigen England sind die Fabrikarbeiter wohl von allen europäischen am besten gestellt, selbst nach dem Zeugnisse von K. Marx bedeutend besser als in der vorletzten Generation; und zwar großentheils in Folge der gesetzgeberischen Sozialreformen seit 1831, die auch in der That die vorher sehr bedrohlich auftretenden Strömungen innerhalb des Proletariats (Chartistenbewegung!) für ein volles Menschenalter in ein gefahrloses Bett eingedämmt haben. Indeß mehren sich hier nach dem gewichtigen Zeugniß von Nasse die Symptome, daß die englische Industrie von der Concurrenz der niedriger gelohnten und stärker ausgenutzten Arbeiter in anderen Ländern mehr und mehr bedrängt wird. Noch vor Kurzem war in den englischen Fabriken der Lohn durchschnittlich wohl 40—50 Procent höher, als in den deutschen. Die belgischen Fabrikarbeiter sind nach Ducpetiaux oft schlechter genährt, als die Sträflinge in den Gefängnissen. Nun hat man zwar oft gemeint, lange Zeit mit Recht, daß die mit dem höheren Lohne und der kürzeren Arbeitsdauer zusammenhängende bessere Qualität der englischen Arbeit solche Concurrenznachtheile mindestens aufwiege; allein das ist nach den Zeugnissen bester Praktiker schon jetzt in hohem Grade zweifelhaft. Und was wird erst der Fall sein, wenn der auf den Congressen der Trades Unions angeregte Gedanke eines nur achtstündigen Arbeitstages und eines zweiten wöchentlichen Ruhetages sich verwirklichen sollte? Concurriren aber auf dem Weltmarkte zwei Völker mit einander, von welchen das eine seine Arbeiter in solcher Weise schützt, das andere nicht: so wird in Aufschwungszeiten das letztere die Gunst der Conjunctur völlig ausnutzen, das erstere nicht; und gleichwohl das erstere gezwungen sein, die später folgende Krisis ebenso sehr durchzumachen, wie das letztere. So hat die rasch wachsende Baumwollindustrie Ostindiens, wo der elende Arbeitslohn für die englischen Kapitalisten eine starke Versuchung bildet, ihre Productionsmittel dorthin überzusiedeln, schon manchem englischen Vaterlandsfreunde den Wunsch nahe gelegt, die englischen Arbeiterschutzgesetze auf Ostindien auszudehnen, was die Concurrenz des letzteren sofort ungefährlich machen würde.

Georg Adler ist in seiner sehr tüchtigen Schrift: Die Frage des internationalen Arbeiterschutzes (1888), der Ansicht, daß manche staatliche Verbesserungen der Arbeiterlage schon auf bloß nationalem Wege möglich sind. Ein Verbot z. B. der Kinderarbeit in den Fabriken würde nach seiner Berechnung in Sachsen für jede einzelne Fabrik durchschnittlich nur einen Verlust von 200 Mark pro Jahr bedeuten, würde mithin die Concurrenz mit dem Auslande wohl nicht übermäßig erschweren. Aehnliches gilt von den neueren deutschen Reichsgesetzen über die Unfalls- und Krankenversicherung. Man wird bei jedem solchen Gesetze die zu erwartenden günstigen Folgen des Schutzes und die ebenfalls zu erwartenden ungünstigen Folgen hinsichtlich der Concurrenz auf dem Weltmarkte sorgfältig abwägen müssen. Freilich für die wichtigsten Maßregeln, welche zur Hebung des Arbeiterstandes wünschenswerth sind, ist durchaus eine internationale Verabredung der Hauptstaaten nothwendig. Eine solche wurde schon 1841 durch den Elsässer Fabrikanten Legrand bei der französischen Pairskammer angeregt, und sein Vorschlag 1857 durch ein Schreiben des Urhebers an die europäischen Hauptcabinete wiederholt, mit dem Motto: Une loi internationale sur le travail industriel est l'unique solution possible du grand problème social, de dispenser à la classe ouvrière les bienfaits moraux et matériels désirables, sans que les industriels en souffrent, et sans que la concurrence entre les industries de ces pays en reçoive la moindre atteinte. Adler gibt eine sehr interessante und schon ziemlich reichhaltige Uebersicht der weiteren Entwickelung, welche dieser Gedanke neuerdings in der Literatur und Agitation erfahren hat: letzteres namentlich auch katholischerseits, wobei wohl an den Papst als geeigneten Mittelpunkt gedacht wird. Diplomatische Anfänge, wie sie zuerst von der Schweiz angeregt worden sind, haben seither noch so gut wie gar nicht gewirkt. Adler kann bei seinem warmen Eifer für die Sache doch nicht wohl einer Ueberstürzung beschuldigt werden. So denkt er sich z. B. ein englisches Gesetz, welches die Kinderarbeit in Fabriken völlig beseitigen wollte, in folgender Allmählichkeit vorgehend. Die Kinder, welche sich bereits in Arbeit befinden, dürfen ungestört weiter arbeiten. Dagegen könnte man periodisch, etwa alle zwei Jahre, das Alter der Kinder, welche zur Arbeit eingestellt werden sollen, um ein Jahr erhöhen, bis schließlich die völlige Beseitigung der Kinderarbeit erreicht ist. Nur gegen den Gedanken möchten wir auf's Entschiedenste protestiren, daß auch in der Hausindustrie Kinder von weniger als 13 Jahren gar nicht mitarbeiten sollen, die jungen Leute unter 18 Jahren höchstens 10 Stunden täglich, wobei zugleich die Nacht- und Sonntagsarbeit für sie verboten bliebe. So wünschenswerth dies an sich wäre, so würden solche Vorschriften für die Hausindustrie nur mittelst eines Controlapparates durchzuführen sein, welcher das ganze Familienleben der niederen Stände vergiften müßte.

Agrarpolitisches aus Dänemark.

Von W. Wygodzinski.

Der große Verfassungsstreit in Dänemark, der jetzt durch den Sturz des Ministeriums Estrup einen vorläufigen Abschluß gefunden hat, absorbirte bisher alle Interessen des Landes. Das Ueberwuchern der Politik gegenüber den wirthschaftlichen Fragen hatte aber noch den tieferen Grund, daß öconomische Interessengegensätze im Leben und noch weniger in der Literatur sich kaum geltend machten. Dänemark war und ist noch heutzutage ein wesentlich agrarisches Land. Die Industrie ist, außer in Kopenhagen, wenig entwickelt. Nur die Schifffahrt mit ihren Nebengewerben ist zu hoher Blüthe gelangt, einmal in Folge der günstigen geographischen Lage Dänemarks, dann durch die eigenthümliche Küstenconfiguration des Landes, in dem sich Meer und Festland förmlich durchdringen. Kein Ort ist weiter als 75 Kilometer von dem nächsten schiffbaren Wasser entfernt. Aber ein Gegensatz zwischen Schifffahrt und Landwirthschaft hat sich umsoweniger herausgebildet, als Dänemark Producte des Ackerbaues und der Viehzucht stark exportirt. Von welcher Wichtigkeit aber für den Export von Massengütern die billigen Schifffahrtstarife sind, ist bekannt.

Trotzdem hat in den letzten Jahren ein wirthschaftlicher Differenzirungsprozeß innerhalb der politischen Parteien begonnen, und zwar ging die Bewegung von agrarischer Seite aus. Im Welthandel zahlt man endgültig mit Waaren; exportirtes Getreide und Vieh kann auf die Dauer nur mit Industrieerzeugnissen bezahlt werden. So ist das gegenwärtige Verhältniß Dänemarks zu England; für dänische Butter, Speck u. s. w. kommen englische Maschinen herüber. Blüht aber eine eigene Industrie im Lande auf, so muß das Verhältniß sich umkehren, wie es das Beispiel Englands, Frankreichs, Deutschlands zeigt. Diese Entwickelung zu verhindern, dahin geht bewußt oder unbewußt das Streben der dänischen Agrarier.

Der latente Kampf scheint nunmehr zum Ausbruch zu kommen; die andere Partei hat den hingeworfenen Handschuh aufgenommen. Auf dem im September zu Kopenhagen abgehaltenen Handelstage hat Geheimrath Tietgen eine große Rede über „die Bedeutung des inländischen Marktes" gehalten, in der er die agrarische Exportpolitik auf das Energischste bekämpft.

Geheimer Etatsrath Tietgen ist der, wenn auch nicht ganz uneingeschränkte Herrscher der dänischen Handels- und Industriewelt. Er ist Director der „Privatbank", eines der größten Bankinstitute in Kopenhagen; er ist Leiter der großen nordischen Telegraphengesellschaft und der „Vereinigten Dampfschifffahrtsgesellschaft, wie er bei fast allen anderen größeren Unternehmungen betheiligt ist. Vor keinem Mittel zurückscheuend, um eine unliebsame Concurrenz niederzuwerfen, auf der anderen Seite von fürstlicher Freigebigkeit — er hat die herrliche, seit anderthalb Jahrhunderten in Trümmern liegende Marmorkirche, die vor eingen Wochen eingeweiht wurde, aus eigenen Mitteln wieder aufbauen lassen — ist er ein Mann, dessen Einfluß in den kleinen dänischen Verhältnissen fast unbegrenzt ist. Seine Rede, für die ihm der an der Versammlung theilnehmende Minister des Innern dankte, verdient daher eine Wiedergabe in ihren Hauptpunkten.

Es gibt ein süddeutsches Sprichwort — so begann Tietgen —, daß jeder eine fixe Idee hat, und wer keine zu haben glaubt, hat zwei. Auch jeder Stand hat seine eigene fixe Idee, die nur zeitweise wechselt und zwar um so öfter, je mehr er mit anderen Ständen in Berührung kommt. Deshalb hängt der Landmann, der nur mit seinesgleichen zusammenkommt, am zähesten an seinen Ideen.

Als im Jahre 1824 der erste landwirthschaftliche Verein in Frankreich begründet wurde, war die fixe Idee „Kleeanbau"; General Bugeaud, der erste Vorsitzende, entwickelte bei der Stiftung, wie Alles vom Klee kommen würde, nicht bloß Reichthum für die Männer, sondern auch Putz und volle Vorrathskammern für die Frauen und so weiter — „Alles vom Klee". Seitdem sind viele fixe Ideen aufgetaucht; und gegenwärtig beherrscht den dänischen Landmann die Idee, daß die Ausfuhr für ihn das wichtigste und von viel größerer Bedeutung als der Innenmarkt sei. Die besten Kunden der Landwirthe aber finden sich innerhalb der Grenzen des eigenen Landes, wie sich zahlenmäßig nachweisen läßt.

Auf Grund der Volkszählung von 1890 läßt sich berechnen, daß in Dänemark 650,000 Menschen vorhanden sind, die Landwirthschaft in dem Sinne betreiben, daß sie für eigenen oder fremden Verbrauch landwirthschaftliche Producte herstellen. Der Rest der Bevölkerung oder circa 1,522,000 Menschen sind genöthigt, für Geld oder gegen Hingabe ihrer Arbeitskraft alle Lebensmittel zu erwerben, und also in erster Reihe oder ganz auf die dänische Landwirthschaft angewiesen. Mit anderen Worten: die dänischen Landwirthe haben einen Kundenkreis von über anderthalb Millionen Menschen vor ihrer Thür, dem gegenüber sie alle Unkosten für Verkaufsprovision, Transport, Lagerung u. s. w. ersparen, die jeder Handel mit dem Ausland erfordert. Unter die Consumenten sind dabei natürlich auch die Häusler, Inlieger und Landarbeiter gerechnet.

Was nun die Productionsmengen anbetrifft, so ist es nur für Getreide, Fleisch- und Meiereiproducte möglich, zuverlässige Zahlen zu beschaffen; der Rest ist ja auch nur von untergeordneter Bedeutung. Im Durchschnitt der Erntejahre 1891 bis 1892 und 1892 bis 1893 belief sich der Werth der Ernte auf etwa 340 Millionen Kronen;*) davon entfallen $^2/_5$ oder etwa 125 Millionen Kronen auf Hülsen- und Mischfrüchte, Wurzelgewächse, Raps und Heu, welches ganze ungeheure Quantum im Lande verbleibt. Von den vier Hauptgetreidearten, Weizen, Roggen, Gerste und Hafer wurden im Durchschnitt der beiden Jahre 3,788 $^1/_2$ Millionen Pfund zum Werthe von 211 $^1/_2$ Millionen Kronen geerntet. Von diesen Quantitäten wurde im Durchschnitt für zwölf Millionen exportirt; der Rest im Werthe von 200 Millionen blieb im Lande und wurde von der Landwirthschaft und ihren Kunden consumirt. Was speziell das Brodkorn angeht, so wurden davon im Durchschnitt der beiden genannten Jahre 1286 Millionen Pfund im Werthe von 76 Millionen Kronen geerntet; zieht man davon die Ausfuhr von dänischem Korn in gemahlenem und ungemahlenem Zustand ab, so bleiben im Lande für Back-, Futter- und Brennzwecke 1118 Millionen Pfund im Werthe von 68 Millionen Kronen. Mit anderen Worten: Der Inlandverbrauch von Brodkorn hat ebenso große finanzielle Bedeutung wie die Gesammtausfuhr des dänischen Hauptexportartikels, der Butter, deren Werth sich im Durchschnitt des Jahrfünftes 1888 bis 1892 auf 69 Millionen Kronen belief.

Schwierig ist nun die Beantwortung der Frage, wie viel von dem Brodkorn in der Landwirthschaft selbst und von den Nichtlandwirthen consumirt wird. Der Statistiker Rubin hat im Auftrage des Verpflegungscorps der Armee eine Untersuchung über den Consum der wichtigsten Nahrungsmittel in Kopenhagen angestellt; dabei versuchte er sich dem Ziel auf drei Wegen zu nähern: 1. Nach den Ergebnissen der inzwischen aufgehobenen Acziſe berechnete er den durchschnittlichen Verbrauch pro Kopf in Kopenhagen für die Jahre 1838 bis 1849. 2. Zur Berechnung des Minimalconsums dachte er sich die gesammte Bevölkerung der Armenversorgung anheimgefallen; dabei sollten die jüngeren Altersklassen nach der in Jägerspris**) benutzten Skala, die älteren nach dem für die Functionäre des Armenwesens aufgestellten Speisereglement ernährt werden. 3. Er legte ähnliche Consumberechnungen des Auslandes zu Grunde. Unter Combinirung der erhaltenen Zahlen kam Rubin zu dem Resultat, daß sich der jährliche Brodverbrauch pro Individuum in Kopenhagen auf circa 300 beliefe; eine Zahl, die unzweifelhaft viel zu niedrig ist. Für die Landbevölkerung, in deren Ernährung der Brodverbrauch

*) Eine Krone gleich 1,125 Mark. Das dänische Pfund ist wie das deutsche gleich $^1/_2$ Kilogramm.

**) Jägerspris ist eine Stiftung der Gräfin Danner, der Gemahlin Frederiks VII., für hülflose Kinder weiblichen Geschlechtes, die dort zu Dienstboten erzogen werden.

eine bei Weitem überwiegende Rolle spielt, muß man mindestens auf 350 Pfund gehen. Unter Zugrundelegung dieser Zahlen läßt sich der jährliche Gesammtconsum auf 728 Millionen Pfund berechnen.

Davon wurden 163 Millionen Pfund durch Einfuhr ausländischen Weizens und Roggens gedeckt; es wurden also im Inlande 565 Millionen Pfund dänischer Weizen und Roggen consumirt. Der inländische Consum von Weizen und Roggen repräsentirt den vierfachen Werth des Exports, und wenn die dänische Landwirthschaft den gesammten Consum decken könnte, so würde dieser Absatz fünf bis sechs mal so groß sein als die Ausfuhr. Nach der ersten Berechnung gibt es in Dänemark etwa 650,000 selbstproduzirende Landwirthe, auf die 228 Millionen Pfund des Consums entfielen. Die übrigen anderthalb Millionen der Bevölkerung sind also für 388 Millionen Pfund Brodkorn im Werthe von 22 Millionen Kronen Kunden der Landwirthschaft.

Damit ist aber die volle Bedeutung des inneren Consums noch nicht erschöpft. Im Durchschnitt der Jahre 1891 und 1892 vertheilt sich die gesammte Ernte von Weizen und Roggen folgendermaßen:

Brodconsum des Landes	565	Millionen Pfund
Saatkorn	125	" "
Verlust bei der Reinigung und Verderb	118	" "
Für Futtter- u. Brennzwecke	380	" "
Zusammen:	1188	Millionen Pfund

Außerdem, was an Bäcker und Brenner verkauft wird, bleibt also ein Ueberschuß von über 400 Millionen Kronen, den die Landwirthe in ihrem Betrieb verbrauchen, wohl zumeist verfüttern. Sein Werth repräsentirt einen Einnahmeposten (oder eine Ersparung) in dem Budget der dänischen Landwirthschaft, der dem Inlande und nicht dem Export geschuldet wird.

Von Gerste und Hafer wurde im Durchschnitt der beiden Jahre 2462 Millionen Pfund zu einem Werthe von über 135 1/2 Millionen Pfund geerntet, während der Export nur 80 Millionen Pfund im Werthe von 4,2 Millionen Kronen betrug. Allein der Werth der an die inländischen Brauereien verkauften Braugerste war doppelt so groß als der des gesammten Gerstenexports.

Während der Werth der dänischen Ernte 1891 und 1892 im Durchschnitt 340 Millionen Kronen betrug, repräsentirte die Gesammtausfuhr nur einen solchen von 12 Millionen Kronen. Der Rest blieb im Lande, ganz abgesehen von dem Werth des Grases, das nicht abgemäht, sondern abgeweidet wurde. Die Landwirthschaft erweist sich zunächst als ihr eigener bester Kunde.

Wenn etwas das Urtheil über die Bedeutung des Ausfuhrs gegenüber dem inneren Consum verdunkelt, so ist es der Umstand, daß ein großer Theil der Ernte wieder als Productionsmittel, nämlich zur Viehfütterung, verwendet wird. Die Millionen von Kronen in Form von Korn, Heu, Wurzelgewächsen u. s. w. könnten ebensogut durch directen Verkauf realisirt werden, wie sie nun zur Herstellung veredelterer Producte, als Fleisch, Speck, Butter u. s. w. verwendet werden. Nur, wenn der Landmann in Folge einer schlechten Heu- und Strohernte sich gezwungen sieht, Futterstoffe um theures Geld zu kaufen, kommt ihm deutlich zu Bewußtsein, was er dadurch in guten Jahren spart.

Eine ähnliche Berechnung, wie für das Getreide ergibt für die Fleischproduction ein jährliches Durchschnittsquantum von 150 Millionen Pfund, wovon 53 1/2 Millionen Pfund auf die Ausfuhr, 96 Millionen auf den inneren Verbrauch kommen; für Speck sind die entsprechenden Zahlen 80 und 67 Millionen Pfund. Unter Berücksichtigung einiger anderer Daten läßt sich der Werth der jährlichen Ausfuhr von Fleisch und Speck auf 60, des Verbrauches im Inlande auf 80 Millionen Kronen berechnen.

Diejenige Thatsache, die eine große Verwirrung in vielen Köpfen und den Glauben hervorgebracht hat, daß man bei öconomischen Betrachtungen den Innenmarkt ganz unberücksichtigt lassen könne, ist die starke Ausfuhr von Butter. Im Kalenderjahr 1892 wurden bei einer Gesammtproduction von 115 Millionen Pfund Butter 82 Millionen ausgeführt. Deswegen aber Dänemark, wie gewisse Kreise wollen, für eine Art „Fabrik von Exportbutter" anzusehen, dürfte doch nicht angehen. Um jenes in der Wirthschaftsgeschichte einzig dastehende Resultat zu erzielen, mußten eine Reihe höchst spezieller Umstände zusammenkommen. Einer der Gründe ist z. B. der, daß der inländische Butterconsum zum großen Theile von fremder Butter und Margarine gedeckt wird. In demselben Jahre 1892 wurden 17 Millionen Pfund fremde Butter eingeführt und zugleich 15 Millionen Pfund Margarine verbraucht. Damit steigt der dänische Butter- und Margarineverbrauch auf 65 Millionen Pfund.

Rechnet man den Werth sämmtlicher in Dänemark verbleibender Meiereiproducte aus, so erhält man für die Jahre 1892 bis 1893 folgende Zahlen:

40—50	Mill.	Pfd.	Käse	im Werthe von		6—7	Mill.	Kr.,
27	"	"	Butter	"	"	27	"	"
800	"	"	Milch	"	"	40	"	"

Also zusammen 74 Millionen Kronen gegen eine Ausfuhr von 79 Millionen. Noch für einige andere Producte der Landwirthschaft, wie Eier und Kartoffeln, liegen brauchbare Zahlen vor. Auch sie ergeben, daß wie auf allen untersuchten Gebieten der Landwirthschaft — mit Ausnahme der Butterproduction — der innere Consum die Ausfuhr weit übertrifft. Bei einer Anzahl anderer Producte entzieht sich die Feststellung der Größe von Production und Verbrauch der näheren Untersuchung; doch läßt sich von ihnen mit Bestimmtheit sagen, daß sie nur ausnahmsweise und dann in verschwindenden Quantitäten zur Ausfuhr gelangen. Das gilt von Gemüse, Erbsen, Raps, Samen, Torf, Stroh, Obst, Häuten und Fellen, Knochen, Wolle ꝛc.

Aus diesen Darlegungen geht mit unwidersprechlicher Klarheit hervor, daß zuerst die Landwirthschaft selbst ihr bester Kunde ist, dann, daß der innere Markt von ebenso großer oder größerer Wichtigkeit ist als der Export in's Ausland, und daß die Landwirthschaft in Folge davon vor Allem ihr Augenmerk auf die Production für das Inland zu richten hat.

Jede Krone, um die man durch künstliche Mittel — Schutzzoll, Exportprämie und ähnliche — das Preisniveau der landwirthschaftlichen Erzeugnisse erhöht, kommt in Folge der natürlichen Begrenzung der Productionsmöglichkeit in der Landwirthschaft nur 650,000 Individuen zu Gute, während 1 1/2 Millionen dadurch belastet werden.

Andererseits ist der Beweis überflüssig, daß Handwerk und Industrie in noch höherem Grade auf den inneren Markt angewiesen sind, und daß ihr Absatz in's Ausland verschwindend ist. Soweit das Preisniveau für ihre Producte durch künstliche Mittel erhöht wird, ist in Betracht zu ziehen, daß sich das nachher durch die inländische Concurrenz wieder ausgleicht, die niemals ausbleibt, und die nicht derselben natürlichen Begrenzung unterworfen ist, wie die Landwirthschaft. Man kann jederzeit so viel Maschinen, Werkzeuge und Arbeiter bekommen als man zu bezahlen gewillt ist; der Boden Dänemarks läßt sich nicht vergrößern.

Die fixe Idee der Landwirthe von der überwiegenden Wichtigkeit der Ausfuhr hält also nicht Stich, ebenso wenig wie die eng damit verwandte, die nächstens noch zum Glaubenssatz werden wird: daß die wirthschaftliche Blüthe eines Landes allein von der Blüthe seiner Landwirthschaft abhänge, oder wie das Sprichwort lautet: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt" („Har Bonden Penge, har Alle Penge"). Die Kaufkraft der Städte ist von der größten Wichtigkeit für das Gedeihen der Landwirthschaft und deshalb von gleicher Bedeutung für das Gedeihen des ganzen Landes.

Soweit Tietgen. Einer Kritik seiner interessanten Ausführungen zu geben, die neben unzweifelhaft Richtigem viel Falsches und zum Widerspruch Reizendes enthalten, bedarf

es hier nicht. Seine Rede hat vor Allem symptomatische Bedeutung; die dänische Industrie ist von der Defensive zur Offensive übergegangen.

Literatur und Kunst.

Gespräche mit Schopenhauer.

Nach Mittheilungen von Karl Bähr.

Der bekannte Schopenhauer-Apostel Karl Bähr, der just vor einem Jahre in Dresden als Rechtsanwalt und Kgl. sächsischer Notar starb, hat in seinem Nachlaß auch für weitere Kreise recht interessante Aufzeichnungen über sein persönliches Verhältniß zu seinem philosophischen Meister hinterlassen, die Ludwig Schemann soeben bei Brockhaus herausgegeben hat. Während der Briefwechsel fast nur philosophische Gegenstände berührt, Bähr's eifrige Propaganda für Schopenhauer, namentlich seine Freundschaftsdienste als Kritiker, Uebersetzer u. s. w., bieten seine Gespräche mit dem Frankfurter Philosophen ein allgemeines Interesse. Der junge Dresdner ist schon als Verehrer Schopenhauer's aufgewachsen und in der Liebe zu ihm groß geworden. Sein Vater, der Maler, Dante-Forscher und Academieprofessor Johann Karl Bähr (1801—1869), ein geborener Livländer, war ein eifriger Schopenhauerianer und hatte in Dresden eine kleine Gemeinde gebildet, deren Abgott der damals namentlich von den Universitätsprofessoren verlästerte Philosoph war. Der alte Bähr hatte schon 1855 die persönliche Bekanntschaft Schopenhauer's in Frankfurt gemacht, „brav und gescheut" nannte ihn der Philosoph in einem Gespräch mit Frauenstädt, aber er war mehr als das, ein fein empfindender Künstler und philosophischer Kopf, der Goethe's Interesse erregt hatte. Auf seiner Reise nach Italien, im Mai 1827, besuchte er Goethe in Weimar, mit Empfehlungsbriefen von Tieck und Krauckling. Unvergeßlich war ihm die Erinnerung an die hohe imponirende Gestalt des greisen Dichters, der ihn mit freundlicher Wärme empfing. Goethe unterhielt sich mit ihm über seine Reise, die Kunststudien in Italien, über Palmaroli's Arbeiten in der Dresdener Galerie, seine Restauration der Rafael'schen Sixtina, die Kunstzustände in Dresden. „Wenn er sprach", erzählt Bähr, „konnte ich ihn nicht genug ansehen, so anziehend waren seine lebendigen Augen, sein Blick so ruhig, offen und mild. Die Züge um seinen Mund hat noch kein Bildniß wiedergegeben; die untere Lippe schiebt sich keineswegs so stolz vor, wie in der Büste Rauch's, sondern schließt sich weich an die obere Lippe an. Die Bewegung seiner Züge beim Sprechen ist von wunderbarer Lieblichkeit. Beim Abschied gab er mir die Hand, ich drückte, während er sie mir zu entziehen suchte, einen Kuß darauf und netzte sie mit meinen Thränen der Rührung und Freude. Er legte mir die Hand wie segnend auf den Kopf, einige Worte dazu sprechend, die ich vor trunkener Freude nicht bestimmt vernahm." Dieser weihevolle Moment war auf Bähr's empfängliche Künstlerseele von nachhaltigstem Einfluß.

Sein Sohn lernte schon als Student Schopenhauer persönlich kennen, und zwar im Frühjahr 1856 auf einer Durchreise in Frankfurt. In der Häuserflucht längs des Mains, welche die „schöne Aussicht" heißt, links von der Fahrgasse, etwa im vierten oder fünften Hause, der Brücke gegenüber, wohnte im Jahre 1856 der philosophische Einsiedler Frankfurts. Das Haus wurde seitdem baulich verändert. Der früher in der Mitte seiner Front befindliche Eingang ist an die Seite verlegt. Die damalige Wohnung Schopenhauer's lag im Parterre und bestand aus einem zweifenstrigen Wohnzimmer mit Alkoven links von der Hausflur und einem zweifenstrigen Bibliothekzimmer rechts derselben. Beide Räumlichkeiten waren sonach durch die allen Hausbewohnern gemeinschaftliche Flur getrennt. Am Ende des Ganges, links von der Treppe, lag die geräumige Wohnstube seiner Haushälterin, einer alten treuen Dienerin und strenggläubigen Katholikin. Die Einrichtung der Wohnstube Schopenhauer's beinahe fast puritanisch einfach. Sein Hausrath zeigte den dürftigen Geschmack des dritten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts. Er bestand in der Hauptsache aus einem Secretär, der mit Kant's Büste geschmückt war, einem Sopha, über welchem ein kleines Oelporträt Goethe's hing, einem runden Tische vor diesem Sopha, einem Spiegel mit Pfeilerschränkchen zwischen den beiden Fenstern und einem viereckigen Tische dem Secretär gegenüber. An der dem Sopha gegenüber befindlichen Wand gewahrte man einige Daguerreotyp-Porträts Schopenhauer's, in der Ecke nahe am Ofen die Büste Wieland's. Leider war Bähr's erster Besuch bei Schopenhauer so unglücklich wie nur möglich. Er erzählt darüber in seinem gleich nachher geschriebenen Brief an den Vater Folgendes:

Um ihn nicht in früher Vormittagsstunde durch meinen Besuch zu stören, machte ich mich gestern erst um 12 Uhr Mittags auf den Weg nach seiner Wohnung. Die moosgrüne Hausthür schien mir verschlossen, und da an der Seite rechts geschrieben stand, daß man für das Parterre einmal zu schellen habe, so zog ich die Klingel. Aus dem Fenster eines oberen Stockwerkes rief mir Jemand zu, die Thür sei offen. Ich ging also hinein, fand aber im Vorhause nirgends eine Aufschrift oder eine Klingel, noch ein dienendes Wesen. Deshalb klopfte ich denn auf's Gerathewohl an die Thür links in der Flur, und vernahm auch sogleich ein lautes: „Herein!" — Das war seine Stimme. Sie klang so entschieden. — Zu meiner Bestürzung sah ich ihn aber, als ich die Thür geöffnet hatte, halb angekleidet mitten im Zimmer stehn, augenscheinlich im Begriff, sich zum Ausgehen fertig zu machen. Er trat auf mich zu, sah mich einen Augenblick starr an und fragte hastig, ehe ich mich noch entschuldigen konnte, mit einer abwehrenden Handbewegung: „Was wollen Sie von mir? Ich nehme keinen Besuch an! Was suchen Sie hier?" .... Ich war ganz bestürzt, suchte mich zu entschuldigen und zog dabei Deinen Brief aus der Tasche. Er wollte diesen sofort an sich nehmen, ich bat ihn aber, mich zu gelegener Zeit wieder kommen zu lassen, was ihn immer heftiger machte. Mit den Armen in der Luft herumfechtend, lief er im Zimmer auf und ab. „Entsetzlich! entsetzlich!", rief er dabei aus, „was mir altem Mann da passirt ist — ich erwarte um diese Stunde den Briefträger — entsetzlich, so anzuklopfen, ohne sich vorher anmelden zu lassen." — Ich wiederholte, daß ich nicht gewußt habe, daß hier sein Zimmer sei, und später wiederkommen werde. „Aber Sie haben da einen Brief an mich! Geben Sie her, den muß ich doch lesen." Dagegen ließ sich nichts einwenden; ich übergab ihm also Deinen Brief mit der Bemerkung, es sei nur ein Empfehlungsschreiben, und nannte nun auch meinen Namen, wozu ich während seiner Ausbrüche gar keine Gelegenheit gefunden hatte. Er sagte schnell: „So lassen Sie den Brief hier und kommen Sie morgen zwischen 9 und 10 Uhr wieder (so wenigstens glaubte ich ihn zu verstehen), wenn Sie mich besuchen wollen." Ich empfahl mich also schnell, während er noch allerlei vor sich hin murmelte, und ging zerknirscht von dannen. Immer tönte in meinen Ohren das schreckliche: „Entsetzlich! entsetzlich!"

Nicht viel besser erging es dem Heidelberger Studenten beim zweiten Mal. Vergeblich klingelte er mehrfach und hörte dabei, wie der Herr ungemein laut mit seinem Pudel redete, worauf der Besucher seine Karte der alten Haushälterin übergeben durfte, was einen lauten Wortwechsel hervorrief, der ihm wie ein Schelten klang. Er möchte gegen elf wiederkommen, lautete endlich der Bescheid. Per aspera ad astra!

Als ich jetzt in sein Zimmer trat, kam mir Schopenhauer ungemein ruhig und freundlich entgegen, begrüßte mich in der liebenswürdigsten Weise und nöthigte mich neben sich auf das Sopha. Das Erste, was ich von ihm hörte, war, daß ich ihn bezüglich der Zeit meines Wiederkommens mißverstanden habe. Er hatte mir nämlich die Zeit zwischen 10 und 12 Uhr genannt, da er die ersten Morgenstunden zur Lectüre und zum Arbeiten benutzt. „Sehen Sie", sagte er freundlich, „im Alter geizt man mit seiner Zeit. Es geht uns da wie Einem, der in den Geldsack greift und der schon den Boden sieht. In der Jugend freilich ist es anders, da hat man noch das ganze Leben vor sich und versteht noch nicht den Werth der Zeit zu schätzen." Er sagte dies mit seiner ausdrucksvoller Accentuirung, seine Sprechweise hatte etwas überaus Vornehmes, zugleich aber das Milde und Lehrhafte des Alters.

. . . Von Heidelberg hielt er in Bezug auf humanistische Studien nicht viel, lobte dagegen Göttingen, wo er selbst studirt hat. Mit einiger Rührung gedachte er dabei seiner Empfänglichkeit und seines Enthusiasmus für die Wissenschaften in den Studienjahren. Er bemerkte, wie man im Alter, wo das Gedächtniß schwächer werde, größtentheils auf das angewiesen sei, was man in der Jugend gelernt habe. Dies bilde noch immer das eigentliche Schema für das Gedächtniß in späterer Zeit. Was die Jugend, die sich so frisch und empfänglich gegen neue Eindrücke verhalte, uns verschwenderisch reich gewähre, bilde dereinst den Haushalt des Alters. Darum solle man die Jugend gut benutzen. Wenn er sich selbst auf irgend einen naturwissenschaftlichen Lehrsatz besinnen wolle, so denke er immer zuerst daran: was sagt hier Blumenbach oder (hier nannte er einen Chemiker), und bei wissenschaftlicher Lectüre sage er sich: das steht im Blumenbach da und da — und so fort. Er lerne zwar auch jetzt noch immer, aber was er damals gelernt, sei der eigentliche Grundstock seines Wissens.

...„Da wir einmal von Offenbarung reden, so muß ich Ihnen doch etwas höchst Interessantes und Seltenes zeigen." Bei diesen Worten holte er aus einer Ecke des Zimmers eine kleine, etwa fußhohe sitzende Figur von Eisen oder Messing, aber schwarz angestrichen, nicht unähnlich auf den ersten Anblick einer chinesischen Pagode, und setzte sie vor uns auf den Tisch, indem er geheimnißvoll fragte, ob ich errieth, was das vorstelle. Ich vermuthete, es sei etwas Chinesisches, aber er sagte: die Figur sei wahrscheinlich aus Tibet, sei wohl hundert Jahre alt und stelle den Buddha vor. Es sei ein seltenes Stück, das ich wohl sobald nicht wo anders sehen werde; er habe es sich aus Paris verschrieben. Diese Figur sei für die Buddhaisten dasselbe, was für die Christen das Crucifix. Buddha sei hier als Bettler dargestellt, in asiatischer Weise sitzend, die Augen niedergeschlagen, die rechte Hand über das rechte Knie niederhangend und die linke vor der Brust hinhaltend, um Gaben zu empfangen. Dieses sei die streng dogmatische Weise, den Buddha darzustellen. Als ich ihn nun fragte, warum man den Buddha bettelnd darstelle, kam er darauf, mir die Mythe von Buddha zu schildern, in einer Weise aber zu schildern, die mir unvergeßlich sein wird. Das war kein Stubengelehrter, kein deutscher Professor der Philosophie, sondern ein Philosoph von Gottes Gnaden, ein Weiser des Alterthums, welcher zu mir redete. Mit Andacht und Verehrung mußte ich ihm zuhören.

Ein Pastor in Sachsenhausen, erzählte er, habe kürzlich von der Kanzel herab geradezu gegen ihn gepredigt. Er habe ihn dabei zwar nicht genannt, aber doch für Jedermann verständlich auf ihn gezielt durch eine salbungsvoll entrüstete Hinweisung auf einen jetzt allgemein in Aufnahme gekommenen „Willen in der Natur". „Wie müßte dieser Herr", setzte er gruselig-geheimnißvoll hinzu, „sich bekreuzigen und den größten Heiden in mir erblicken, wenn er von dort drüben in Sachsenhausen durch einen Tubus in mein Zimmer hineinspähen könnte und hier von ungefähr an der Wand auf einem Sockel, den ich mir dazu noch anfertigen lassen will, meinen Buddha wie einen kleinen Götzen thronen sähe!"

Seine Muße in Heidelberg während des Sommers 1856 benutzte der junge Bähr zur Ausarbeitung seiner Preisschrift über Schopenhauer's Philosophie, die später veröffentlicht wurde und dem alten Herrn viel Freude machte. Er schrieb ihm darüber einen langen, inhaltreichen Dankbrief, den Schemann in seiner Schrift mittheilt, aber erst zwei Jahre später war es Bähr vergönnt, Schopenhauer wiederzusehen. Diesmal durfte er sich während eines dreiwöchigen Aufenthalts in Frankfurt beinah täglich des persönlichen Verkehrs mit dem außerordentlichen Manne erfreuen. Einiges von dem, was er damals dem jungen Freund aus seinem Leben gesprächsweise mitgetheilt, hat Gwinner in der zweiten Auflage seiner Biographie benutzt. Er war in den zwei Jahren durchaus nicht gealtert, zeigte vielmehr eine erstaunliche Frische und Beweglichkeit, körperlich wie geistig. Von dem künftigen Verlaufe seines Lebens machte er sich eine sehr günstige Vorstellung, an deren Verwirklichung er zu glauben schien wie an ein Fatum. Nicht jenes schwere, bleiche und bleierne Alter durfte ihn so bald bedrücken, das er auf der letzten Seite seiner „Parerga" so traurig schildert. Er war eben erst aus der Sphäre des Jupiter herausgetreten, und unter dem Zeichen des Saturn wollte er noch lange und kräftig wirken. Denn er glaubte sich vor Tausenden nicht nur durch seine geistige Begabung, sondern auch durch eine Gesundheit bevorzugt, die ihm die Anwartschaft auf das neunzigste, wo nicht auf das hundertste Lebensjahr gebe. In dieser Zuversicht wurde er noch durch einen Traum bestärkt, den er in den ersten Tagen seiner Uebersiedlung nach Frankfurt gehabt hatte. Die ihm über alles ehrwürdige Gestalt seines verstorbenen Vaters war ihm damals erschienen und hatte ihm durch eine symbolische Handlung ein langes und ruhmreiches Leben an seinem neu gewählten Wohnorte verheißen. So war gerade der Gedanke an sein Alter, der seine Verehrer mit Sorge erfüllte, seine unverwundbarste Seite. An einem der Abende, da Bähr sich im Englischen Hofe seiner Gesellschaft erfreuen durfte, kam das Gespräch auf Dorguth. Er theilte ihm mit, daß dieser im Jahre 1855 nach Zurücklegung seines vierundsiebzigsten Lebensjahres verstorben sei. „Sehen Sie", fuhr er fort, „wenn ein Mensch das vier- bis fünfundsiebzigste Lebensjahr erreicht hat, so spricht man schon von einem hohen Alter. Ueber das fünfundsiebzigste hinaus werden Sie wenige finden. Danach hätte ich nur noch fünf Jahre zu leben. (Mit entschlossenem Ton:) Nun, wir wollen sehen! Man kann sich irren, aber mir ist es, als hätte ich noch wenigstens zwanzig Jahre vor mir. Auch ist mir von mehreren Seiten, oft ganz ohne Veranlassung, versichert worden, ich würde noch hundert Jahre alt. Erst neulich sah mich Jemand hier bei Tische aufmerksam an und sagte ganz ex nunc: «Wie ich meine, mein Herr, müssen Sie noch wenigstens neunzig Jahre alt werden.» — Ja, aber gewisse Herren meinen schon, jetzt ist er siebzig Jahre alt, da wird's wohl bald aus sein mit ihm. Wollen sehen, ob ich nicht mehr Kraft in mir habe, als diese Fabrikwaare." Bähr äußerte, sein Tod wäre diesen Herren doch nur gefährlich, denn er würde seine Schriften noch mehr zu Ansehen bringen. „Damit dann", antwortete er lebhaft, „wenn der Neid sich nicht mehr gegen mich wenden kann, meine Lehre hübsch zurecht geknetet wird zu einer Universitätsphilosophie. Wart', ich will euch! Nein, sie sollen mich noch lange fürchten!" Die Vorrede zur zweiten Auflage des „Willens in der Natur" habe er erst vor vier Jahren geschrieben. „Ich bin das Monstrum", sagte er ein anderes Mal, „das jeden Morgen vor ihnen steht, sie zu verschlingen." Die Summe von Allem, was er damals über seine noch übrige Lebenszeit dachte, war, daß er sich für berufen hielt, als sein eigener Rächer aufzutreten und mit greisem Haupte, nachdem Alles um ihn her hingestorben, das in flüchtigem Ansehen gestanden hatte, in eine andere Generation hineinzuragen, die dankbar und verehrend zu ihm aufblicken würde.

Er hatte die Zeit vorher, ehe Bähr nach Frankfurt kam, immer allein an seiner Tischecke gesessen. Jetzt mochten sich das buntfarbige Offiziercorps und die anderen fashionablen Stammgäste bei der Table d'hôte recht wundern über die feurigen Gespräche, die er oben an der Ecke mit einem jungen Fremden führte. Nach dem Niedersitzen beobachtete Bähr die Taktik, still zu warten, bis er zu reden anfing. Beim Beginne jeder Mahlzeit war er zur Mittheilung wenig aufgelegt. Man hörte von ihm bisweilen einen ungeduldigen, knurrenden Laut, und durch Gesten und Winke spornte er die servirenden Kellner zu aufmerksamerer Bedienung an. Im Fortgange der Mahlzeit wurde er immer gesprächiger und blieb in der Unterhaltung mit ihm allein bis gegen einhalb drei Uhr sitzen, nachdem die meisten Gäste schon fort waren. Bisweilen, wenn er im Sprechen sehr lebhaft wurde, erfaßte er seine zusammengefaltete Serviette mit beiden Händen und hielt sie wie einen Prießnitzumschlag um den Leib. Beim Hinausgehen zeigte er ein großes Geschick, schnell und unversehens zu verschwinden.

Am anderen Ende der Tafel, an welcher sie saßen, wurden von einigen Gästen Knallbonbons gelöst. Es befanden sich Offiziere unter den Gästen. Schopenhauer bemerkte, dieser Zeitvertreib müsse den fehlenden Witz ersetzen, der geistreichen Leuten die Freuden der Tafel würze, insbesondere für die Anekdoten beim Dessert vicariren. Den Herren Offizieren sehe er übrigens dergleichen gern nach, weil sie ihm stets artig begegneten, er sich auch in der politischen Gesinnung mit ihnen verbunden fühle. Ueberdies sei er ihnen für manche ihm erwiesene Aufmerksamkeit Dank schuldig. So hatte vor Kurzem erst ein österreichischer Offizier ihm ein Exemplar der „Wiener Zeitung" überreicht, das einen Feuilleton-Artikel über seine

Philosophie enthielt. Ein anderes Mal hatte eine junge hübsche Dame, eine russische Gräfin, die längere Zeit bei Tische an seiner Seite gesessen, aus Aerger über sein Stillschweigen einem ihr zur Linken sitzenden jungen preußischen Offizier ein Knallbonbon zum Ziehen hingehalten, dieser aber hatte für die Ehre gedankt und dabei respectvoll auf Schopenhauer hingedeutet.

Da Schopenhauer dem so viel Jüngeren gegenüber, den er scherzhaft bisweilen „quasi modo geniti!“ anredete, in der Regel den Gegenstand des Gespräches bestimmte, so mußte Bähr, um ihn auf irgend ein Thema zu bringen, erst warten, bis er durch eine Gedankenverbindung demselben nahe geführt wurde. Er wurde sonst schwer von ihm verstanden. So wenigstens bei den ernsteren Unterredungen, welche in seiner Wohnung stattfanden. Anders bei den Tischgesprächen, wo er sich leichter gab und man daher ein freieres Spiel mit ihm hatte. Sein schlechtes Gehör verschanzte ihn gegen Vorstellungen, die ihm nicht homogen waren. Wenn man dagegen auf etwas ihm Willkommenes und Geläufiges anspielte, brauchte man nur ein paar Worte zu sagen, und er errieth den ganzen Satz. Aus seinen Unterredungen mit dem Dresdner Verehrer sind folgende Aufzeichnungen Bähr's charakteristisch:

Am Schlusse unserer heutigen Unterredung zeigte mir Schopenhauer eine Reliquie von Kant, nämlich dessen Handexemplar der „Kritik der practischen Vernunft“, das durch verschiedene Hände in seinen Besitz gekommen war. Die früheren Eigenthümer hatten auf dem weißen Blatt hinter dem Deckel ihre Namen eingeschrieben, er selbst aber hinter dem letzten Namen die Worte: „A quo accepi: Arthur Schopenhauer“. In einem halb geheimnißvollen Tone überlieferte er mir hierbei eine ungedruckte Aeußerung Kant's: „Das Beten ist eine Handlung, bei der Jeder sich schämt, betroffen zu werden.“

Von seiner Haushälterin rühmte er, daß sie gewitzigt sei, seine Gewohnheiten genau kenne und Bescheid wisse, welche Besuche er gern empfange, welche nicht. Bisweilen mochte sie wohl durch sein ungestümes Wesen zu leiden haben und von ihm etwas barsche Zurechtweisungen erfahren. Nach einer solchen äußerte sie einmal in ihrem Unmuth zu ihm: „Ich weiß nit, Herr Doctor, was die Leut' immer an Ihne habe, daß sie hierher komme und Sie sehe wolle; ich hab' genug an Ihne!“ —

... Er erzählte, wie er mit drei Engländern die Reise nach Rom gemacht habe, beschrieb mir genau die Pflichten des Vetturino, ohne welchen man in Italien nicht fortkomme, und schilderte seine und seiner Reisegefährten begeisterte Stimmung vor den Thoren der ewigen Stadt. Beim Antritt der letzten Tagereise hatten sie einstimmig jubelnd „Roma, Roma!“ ausgerufen. Ich fragte, wie oft er Italien bereist habe und wie lange er sich dort aufgehalten. „Zweimal, je elf Monate, und beide Mal zufällig nicht im Juli.“ Das zweite Mal war er nur bis Florenz gekommen und hatte dort dreiviertel Jahr lang in vornehmer Gesellschaft gelebt. Er verkehrte fast nur mit Lords und that nichts weiter als den Homer lesen. „Immerhin,“ bemerkte er lächelnd, „eine bessere Lectüre als Hegel's Leibbuch, »Sophiens Reise«.“ *)

... Er erzählte, wie er einmal in einer italienischen Stadt zwischen zwei Dominicanern im Gespräch gegangen sei und dabei sich gedacht habe, daß, wenn er 200 Jahre früher gelebt hätte, er wohl auch in ihrer Mitte einhergeschritten wäre, selbst mit der Kutte angethan, — aber mit der spitzen Papiermütze auf dem Kopfe, auf dem Wege zum Scheiterhaufen! Er habe dabei an Giordano Bruno denken müssen. Er sagte das mit der ihm eigenen ekstatischen Aufwallung und fügte übrigens hinzu, daß er mit Geistlichen jeder Art und aus aller Herren Ländern sich stets sehr gut vertragen habe, nur mit den englischen Reverends sei ihm ein Verkehr nicht möglich.

... Das Schicksal des Lesage erinnerte ihn an „Künstlers Erden wallen“ von Goethe und gab unserm Gespräche eine eigenthümliche Wendung, bei der sich mir sein Gemüthsleben so tief und mächtig wie sonst bei keinem anderen Anlaß offenbarte. Mit der innigsten Rührung sprach er von Goethe's Dichtung, die in zwei bedeutungsvollen Scenen den Künstler einmal in der Bedürftigkeit und Enge seines Erdenschicksals, das andere Mal in seiner glänzenden Apotheose im Gedächtniß der Nachwelt schildert. In kurzen Zügen, aber vollständig und mit höchster Anschaulichkeit, erzählte er mir, da ich ihm gestehen mußte, auch diese Dichtung leider noch nicht zu kennen, die darin vorgeführte Begebenheit. Geradezu herzergreifend war seine Recitation des Verses:

Ein Freund, der sich mit mir ergetzte,
Ein Fürst, der die Talente schätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloster fand ich dumpfe Gönner:
So hab' ich, emsig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält.

Er wiederholte diesen Vers im Laufe des Gesprächs noch einmal, indem er dabei besonders die letzten zwei Zeilen Wort für Wort mit Nachdruck betonte. Es bedurfte keiner Aussprache zwischen uns darüber, was sein Ton und seine Mienen mir so rührend sagten: daß er sein eigenes Erdenlos mit dem des Goethe'schen Künstlers verglich und es diesem ähnlich fand, zwar nicht in Hinsicht auf die Armuth, die jenen Künstler drückte, aber in Hinsicht auf seine Verkennung und Vergessenheit, seine freudlose Vereinsamung, deren Stachel er während eines arbeitsvollen, auf das höchste denkbare Ziel des Menschengeistes gerichteten Strebens jahrzehntelang auf's bitterste empfunden. Die herbste und zugleich gerechteste Anklage gegen seine Zeitgenossen legte er in diese Goethe'schen Worte. Den Contrast zwischen dem Künstler, wie er einerseits in seiner irdischen Bedürftigkeit erscheint und andererseits im Gedächtniß der Nachwelt sich darstellt, konnte er mir nicht eindringlich genug hervorheben. In diesem Zusammenhange führte er mir noch eine andere Scene vor, so lebendig, daß ich heute nicht mehr sagen kann, ob er sie mir als ein Selbsterlebtes, oder als ein ihm durch Lectüre oder Erzählung eines Anderen Ueberkommenes geschildert habe:

In einem Theater zu Florenz wird ein Schauspiel aufgeführt. Eine Scene stellt dem Zuschauer ein schönes Gelände vor Augen. Die verklärten Gestalten der großen Dichter und Künstler Italiens begrüßen sich im Elysium. Man hört da die Namen eines Tasso, Dante, Petrarca nennen, die sich begegnen und freudig grüßen. Unter Anderen wird aber auch der eines noch lebenden Dichters, Metastasio, genannt. Da erhebt sich aus dem Publikum mitten im Parterre ein alter Mann in grauem Kittel und ruft, indem er mit einem Stock mehrmals auf den Boden stößt, mit zorniger Stimme: „Io sono Metastasio! io sono Metastasio!“ Es war der angerufene Dichter selbst, der hier, gegenüber seiner vorzeitigen Apotheose auf der Bühne, seine ärmliche Wirklichkeit in Erinnerung brachte und für diese das Mitleid der Versammlung in Anspruch nahm.

„Ja“, sagte Schopenhauer mit Wehmuth, „so sehen die aus, unscheinbar und bedürftig und oftmals bedrückt durch Armuth und Sorge, die Ihr dereinst als die Genien der Menschheit preiset und beinahe vergöttert. Seht sie an, das sind sie! Das ist Künstlers Erdenwallen! Kommt nicht erst mit Eurer Anerkennung und Theilnahme, wenn sie im Grabe liegen, sondern helft ihnen, solange sie einen hungrigen Magen haben und einen Mund zum Küssen!“ —

... „Was halten Sie von dem Marmorbildniß Goethe's von Marchesi im Vestibule der Bibliothek?“ fragte er mich ein andermal.

„Das ist sehr schön, in antiker Tracht und sitzend, wie sich's gebührt. Feldherrn und Eroberer mögen sie aufrecht darstellen, der Gelehrte und Schriftsteller soll sitzen. Ich bin mit Goethe's Schwiegertochter Ottilie dort gewesen. Wir waren beide tief ergriffen beim Anblick des Bildnisses. Sie sagte: »Ja, das ist er wirklich, es ist der Vater!« Das Denkmal Schwanthaler's gibt dagegen nur den Herrn Geheimrath. Alle sind mit diesem Goethe unzufrieden, sogar mein Schneider, welcher ganz richtig bemerkt hat, daß der Rock verkehrt geknöpft ist. Man kann dieses für einen Witz des Künstlers halten. Schriftsteller haben nämlich oft Geldmangel und lassen sich darum einen alten Rock wenden. Da kommen denn die Knöpfe verkehrt zu sitzen.“

Ich meinte, der Kopf des Schwanthaler'schen Goethe sei doch schön.

„Hm, 's ist der Geheimrath. Dazu die störende Bronce und die übergroße Höhe des Sockels. In Italien stehen alle Statuen niedrig. Hier aber ist es recht darauf abgesehen, nichts daran zu erkennen.“

Ich erwähnte das neue Schiller-Goethe-Denkmal in Weimar von Rietschel.

„Es ist auch in Hosen?“ fragte er.

„Allerdings, in moderner Tracht, die aber hier künstlerisch bezwungen erscheint. Sie sollten das Denkmal einmal sehen. Es ist schön.“

„Aber doch Hose,“ gab er zurück. „Hos' oder Nichthos', das ist hier die Frage. Ob's besser ist, (halblaut:) im bloßen ... zu gehen! — Dazu haben sie die Dummheit begangen, den Wieland nicht mit darauf zu stellen, der sich mit Beiden duzte!“

Den Dichter des „Oberon“ hat Schopenhauer auch gekannt. Er sollte mit dem jungen Mann wahrscheinlich auf

*) „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, ein damals viel gelesener Roman von J. T. Hermes.

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich, Leipzig,** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Gedichte

von

Arthur Pfungst.

Broschiert Mk. 2.—, eleg. gebunden Mk. 3.—.

Auszüge aus den Urtheilen der Presse:

An äußerer Gestalt ist dieses Buch nur klein, und die Zahl der Gedichte ist gering, aber an geistigem Gehalt und poetischer Größe ragt darin Arthur Pfungst thurmhoch aus der modernen Dichtungshochfluth heraus. Schon sein erstes Gedichtbuch, das er vor einer Reihe von Jahren in jugendlichstem Alter herausgab, lenkte die Aufmerksamkeit weiterer litterarischer Kreise auf den Verfasser, und die damals von der Kritik ausgesprochenen Erwartungen haben sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit erfüllt. Pfungst ist eine selten kraftvolle Dichternatur; Tiefe des Gemüthes, Gedankenreichthum und Sprachgewandtheit sind in ihm in schönster Harmonie vereinigt . . . . .

Dresdner Anzeiger vom 21. Juli 1894.

Die Klage um das Glück, nach dem die Menschheit vergebens ringt, um die Wahrheit, nach der wir endlos forschen, das ist die Grundstimmung dieser tiefernsten Dichtungen, die einen Widerhall finden werden in jedem Gemüth, das des Lebens Ernst erfahren und das in Kampf und Ringen nach des Daseins letzten Gründen forschte. Das Weh der Menschheit klingt aus diesen Strophen wieder; die ungestillte Sehnsucht nach dem „Großen, dem Weiten, Unermessnen" ringt nach Ausdruck; doch es ist nicht der tatlos verzweifelnde Pessimismus, der da spricht, „denn köstlich ist es schon den Kampf zu wagen" und „der Kampf ist schöner als der Sieg."

Schweizerische Lehrerzeitung vom 4. August 1894.

Die Gedichte von Arthur Pfungst sind von einem tiefen Weltschmerz beherrscht, aber dieser Weltschmerz ist kein oberflächliches Kokettieren mit pessimistischen Anschauungen, wie es heutzutage Modesache geworden ist, sondern er entquillt einem ernsten Denken und Forschen, einem tiefen Sinnen über den Räthseln der Welt. Die Gedankenfülle, die schon in den „Losen Blättern" eine große Wirkung ausübte, giebt auch den „Neuen Gedichten" unvergänglichen Werth, wenn man auch mit manchen pessimistischen Schlußfolgerungen nicht sympathisiren wird. Der Verfasser hat seine eigene Lebensbetrachtung und wandelt nicht die ausgetretenen Geleise der Lyrik. Er giebt Gedankendichtungen, die zumeist scharf pointirt sind . . . . Arthur Pfungst gehört zu den besten Lyrikern unserer Zeit.

Leipziger Tageblatt vom 5. Oktober 1894.

Die ernste Gedankenarbeit eines nachdenklichen, ja pessimistisch gesinnten Mannes, keine Liebeslieder, keine Gedichte nach der Weise eines Baumbach oder Scheffel bietet uns der kleine Band. . . . Die „Neuen Gedichte" vermitteln uns die Bekanntschaft mit einem vornehm fühlenden, begabten modernen Geist, der seinen eigenen Weg geht.

Deutsches Wochenblatt vom 11. Oktober 1894.

Unter der jüngeren deutschen Dichtergeneration tritt uns Arthur Pfungst, dem wir eine vorzügliche Uebertragung der Arnold'schen Dichtung „The Light of Asia" zu verdanken haben, besonders sympathisch entgegen. Wir schätzen in ihm den Dichter und den Denker. Die Gedichte sind vom ächten Feuer der Begeisterung durchdrungen, welchem eine gereifte, ächt freiheitliche Weltanschauung Nahrung giebt, und sie sind überdies in der Form vollendet, voller Kraft, dabei von allem Banalen frei, nie ins Unschöne verzerrt! Die Sprache bleibt immer schön und edel und die Gedanken sind gehaltvoll und originell. Keine gewöhnliche Reimereien, nicht glatte Liebeständeleien, nein, was die Welt und die Menschheit mächtig bewegt, das beschäftigt auch den Dichter, und was er zu sagen hat weiß er in packende Form zu bringen. Alles quillt aus tiefstem Innern hervor, ist nicht erheuchelt, sondern wahr und warm empfunden. Deswegen die mächtige Wirkung auf den Leser! So auch in dem kleinen Büchlein, das uns die neuen Gedichte Pfungst's bringt. Wenig, aber doch viel. Fast jedes einzelne Gedicht ist eine Perle und alles Minderwerthige, was den Stempel der bloßen Zufallsdichtung trüge, ist ferngehalten. Ein Dichter von solchem Edelgehalt hört aber nie auf, Kämpfer zu sein, denn:

Schön ist's auf freier Erde frei zu leben,
Als Sieger, die so manche Schlacht geschlagen,
Und ungehemmt zum Licht emporzustreben,
Nach dem Gesetz, das wir im Herzen tragen,
Das mahnend zu uns sprach, wenn Alles schwieg,
Und doch — der Kampf ist schöner als der Sieg!

„Der Freidenker", Milwaukee, 2. September 1894.

Arthur Pfungst ist ein Dichter, dessen Namen in litterarischen Kreisen von Tag zu Tag mehr an Ansehen gewinnt. Nachdem er sich durch die Gedichtsammlung „Lose Blätter", welche jetzt in zweiter Auflage vorliegt, eingeführt hatte, veröffentlichte er in den letzten Jahren die ersten beiden Bände des Epos: „Laskaris" und erwarb sich damit im Fluge die Anerkennung seines bedeutenden Dichtertalents. Laskaris überragt die epischen Dichtungen der letzten Jahre um Haupteslänge, und bildet eigentlich eine neue Dichtungsgattung: das philosophische Epos. Durch reiche Handlung und flüssige Form ausgezeichnet, verkörpert es eine große erhabene Weltanschauung. . . . . In den beiden vorliegenden Sammlungen offenbart sich der Verfasser als ein Meister der Gedankendichtung. In den „Losen Blättern" sprossen gleichsam drei Seiten des Dichters: Die lyrische, epische und philosophische, wie aus einer Wurzel hervor. Die rein

lyrische ist einzig, aber auch einzig schön vertreten im Frühling. Das ist ein Lied voll Lenzeslust und Sonnenfreude, als ob es der leichtfüßige Lenz selber geschrieben. Von den epischen Gedichten erscheint mir am gelungensten die Ballade: Das „Georgshemd", die auch herrliche lyrische Stellen enthält. Sie erinnert in ihrer warmen knappen Ausdrucksweise an die besten Stücke Bürgers. Schade, daß bisweilen die Form zu willkürlich wird. . . Gleichsam eine Fortsetzung dieser Sammlung sind die „Neuen Gedichte"; sie enthalten lauter knappe ausgefeilte Gedankendichtungen und übertreffen die obengenannten noch an Glätte und Flüssigkeit der Form. Sonst dieselbe tiefe Lebensbetrachtung, dieses faustische Zweifeln an Gott und Menschen, an Lebensglück und Lebensfrieden. Doch mischt hier der Dichter in dieses wilde Weh zuweilen Töne des Trostes, die aufrichten und erheben. Characteristisch für seine Lebensauffassung ist das Gedicht: „Ich ging vorbei" und für sein Schaffen: „Mein Lied". . . Die „Neuen Gedichte" wurzeln ganz und gar in unserer Zeit und sind daher in hohem Grade modern, d. h. modern in dem Sinne, daß sie nicht in dem modernen nervösen Style geschrieben, sondern mit dem tiefen Geiste unserer bewegten zerissenen Zeit erfüllt sind. Freilich für die große Menge des Volkes sind sie kaum geschrieben. Pfungst gleicht einem Pfadfinder, der einsame Bahnen schreitet, und seine Gemeinde, die ihm folgt, wird klein sein; aber die Denker und die es mit der Menschheit gut meinen, werden dazu gehören. Ich glaube auch mancher Lehrer wird in Pfungst einen geistesverwandten Freund finden und seiner tiefernsten Weise, die Welt zu betrachten, nachhängen. Darum seien die Gedichte der Lehrerwelt warm empfohlen. **Sächsische Schulzeitung**, 21. October 1894.

Wahrlich, Arthur Pfungst ist ein Mahner, dem jeder Freund echter tiefernster Poesie gern lauscht. Sein Pessimismus hat nichts mit dem Weltschmerz des Verfallzeitlerthums gemein, er ist der Ausfluß einer edlen Dichterseele, die liebevoll sich in das große Räthsel des Menschendaseins versenkt hat. Die erkannt hat, daß, wenn auch heute die Zeit noch nicht da ist, wo die Sonne siegt und das Eis schmilzt, das Eis der Ichsucht, doch seine neue Zeit kommen muß und mit ihr der Menschheitsfriede. Deshalb ruft er, alle trüben Nachtgedanken verscheuchend, aus:

„Düst're Nachtgespenster weicht von hinnen!
Sprecht mir nicht von Welken und Vergeh'n,
Laßt die Menschheit neu ihr Werk beginnen
Laßt auf neues Glück sie sinnen,
— Laßt sie in die Sonne seh'n!"

Ist das nicht ein echter Prophetenruf, eine Mahnung an Deutschlands Sänger in allen Gauen, wie sie treffender nicht sein kann? . . . Es sind ernste und erhebende Stunden zugleich, die man den neuen Gedichten des Laskarissängers verdanken wird, kraftvoll und klangvoll schmeicheln sich seine Verse in Ohr und Herz ein. Mögen sie viele ernste Leser finden. **Neue litterarische Blätter**, 1. October 1894.

Ende November erscheint:

Laskaris.

Epische Dichtung von **Arthur Pfungst.**
Erster Theil: Laskaris' Jugend.
Zweite durchgesehene Auflage.
8°. Preis brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Auch über „Laskaris" ist die Presse des In- und Auslandes voll des Lobes. Das Erscheinen der neuen Auflage ist Beweis genug dafür, daß sich die gesammte litterarisch gebildete Welt mit dem hochbedeutsamen Dichterwerke, dem groß angelegten Epos „Laskaris" beschäftigt.

Der Zweite Theil erschien im vorigen Jahre unter dem Titel:

Der Alchymist.

8°. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

und was die Presse in Bezug auf den poetischen Werth des Gesamtwerkes bei Besprechung des ersten Theiles voraussagte, nämlich, daß der Dichter seinen „Laskaris" zu einem Monumentalwerk der epischen Dichtkunst ausbauen werde, hat sich bestätigt. Zweifellos wird auch dem in Aussicht gestellten dritten Theile die gleiche Anerkennung zu Theil werden.

Von Arthur Pfungst erschienen früher:

Lose Blätter.

Gedichte.
2. Auflage. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Die Leuchte Asiens

oder

Die Große Entsagung (Mahabhinischkramana).

Von Edwin Arnold.
Nach der 24. Auflage des Originals übertragen
von
Dr. Arthur Pfungst.
Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Vorstehende Werke eignen sich sehr zu Festgeschenken.

Wilhelm Friedrich, Leipzig
Verlagsbuchhandlung.

Anregung seiner Mutter über den Zweck seiner Studien reden und billigte dann seine Wahl der Philosophie als seiner Natur gemäß. Kurze Zeit nach diesem Besuche Schopenhauer's bei Wieland war große Cour beim Herzog. Wieland und Johanna Schopenhauer waren dabei zugegen, letztere durch besondere Vergünstigung; denn als Bürgerliche hatte sie nur ausnahmsweise Zutritt bei Hofe. Goethe war an diesem Abend mißgelaunt, er machte „Müffchen", d. h. schob die Hände vorn kreuzweise unter seine Rockärmel. Vielleicht zog er eine ärgerliche Parallele zwischen Madame Schopenhauer und seiner Frau, die, als seine ehemalige Haushälterin, nie bei Hofe erscheinen durfte. In dem Augenblicke, da er einige conventionelle Worte mit Madame Schopenhauer wechselte, trat Wieland plötzlich auf diese zu und sagte mit jugendlicher Lebhaftigkeit: „Ich habe neulich eine höchst interessante Bekanntschaft gemacht, Madame Schopenhauer! Wissen Sie auch mit wem? mit Ihrem Sohn! ah, es war mir sehr lieb, diesen jungen Mann kennen zu lernen, aus dem wird noch einmal etwas Großes werden." Madame Schopenhauer theilte diesen Vorgang ihrem Sohne brieflich nach Göttingen mit. Als dieser 1813 wieder nach Weimar kam, war Wieland kurz zuvor heimgegangen.

Schopenhauer besuchte Goethe das letzte Mal nach seiner Rückkehr von Italien, im Sommer 1819. Goethe saß im Garten im Gespräch mit einem Herrn und kehrte, als Schopenhauer eintrat, gegen den Ankömmling jene steife und zurückhaltende Förmlichkeit heraus, die schon Manchen bei allzu warmblütiger Annäherung in eine gelinde Verzweiflung versetzt hatte. Davon wußte z. B. der wackere Bürger zu sagen, der nach seiner allerdings etwas zu ungestümen Einführung bei Goethe geklagt hatte:

Den trauten Künstler wollt' ich sehen,
Und nicht das Alltagsstück Minister!

Schopenhauer kam mit dem lebhaften Verlangen, den von ihm auf's Höchste verehrten Mann, der ihn der Mitarbeiterschaft bei seinen optischen Untersuchungen gewürdigt, mit herzlicher Wärme zu begrüßen. Er wurde von ihm mit der kühlen Frage bewillkommnet, wie er, den er noch in Italien vermuthet, so plötzlich aus dem Stegreif hier erscheine, und zugleich gebeten, etwa nach einer Stunde wieder zu kommen, da er augenblicklich beschäftigt sei. Offenbar wollte Goethe es nicht ungerügt lassen, daß er ohne Anmeldung eingetreten war. Schopenhauer empfand dies tief als eine Zurücksetzung und konnte seine schmerzliche Bewegung nicht unterdrücken, als er eine Stunde später seinen Besuch bei Goethe wiederholte. Da mochte es diesem wie Schuppen von den Augen fallen. Der große Dichter und Herzenskündiger erkannte und verstand jetzt die tiefe Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Gesinnung des jungen Freundes, den ein mächtiger Drang des Herzens zu ihm zog. Er legte jetzt den Geheimrath ab und umarmte ihn.

Am Abende des 21. Mai 1858 war Bähr das letzte Mal im Englischen Hofe mit Schopenhauer zusammen. Er begleitete ihn beim Nachhausegehen bis an die Ecke der Weißadlergasse, um hier, schweren Herzens, von ihm Abschied zu nehmen. Schopenhauer fragte ihn, wann er morgen wieder in Leipzig sein werde, und als er ihm die Stunde, 6 Uhr Nachmittags, nannte, rief er erstaunt aus: „Unglaublich! Sehn Sie, in der Hinsicht bin ich ein quasi modo genitus. Ich kann mich noch immer nicht an die Schnelligkeit gewöhnen, mit der Menschen und Briefe transportirt werden." Seine letzten Worte beim Abschied waren: (langsam) „Also, mein liebster Herr Bähr, wir sehn uns jetzt (zögernd:) zum letzten Mal? (schnell) Oh wir werden uns schon wieder sehn! Grüßen Sie Ihren Herrn Vater! (im Abgehen, den Hut lüftend:) Gute Nacht!"

„Man lächle nicht darüber", schließt Bähr, „daß ich diese Abschiedsworte mir so genau gemerkt und mir sogar die eigenthümlichen Intervalle, Hebungen und Dehnungen des Tones, womit er sie gesprochen, wie im Vorstehenden bezeichnet habe. Mußte ich mir doch sagen, daß es vielleicht die letzten Worte waren, die der Lebende zu mir gesprochen." Sie sind es in der That gewesen.

Max Kegel's „Sozialdemokratisches Liederbuch".

Von Professor A. Friedrich.

Bei dem seit der Königsberger Kaiserrede neuentfachten Zeitungskampfe gegen den Umsturz hat Max Kegel's „Sozialdemokratisches Liederbuch", das 1893 bereits in fünfter Auflage zu Stuttgart bei Dietz zu dem geringen Preis von vierzig Pfennigen erschienen ist, auffälliger Weise keinerlei Beachtung gefunden. Und doch, wenn „das deutsche Lied", wie jüngst der Kaiser in Wiesbaden zu den dortigen Gesangvereinen äußerte, „ein ausgezeichneter Träger der deutschen Einheit ist", so leistet die genannte Sammlung den Bestrebungen des vierten Standes einen mächtigen Vorschub. „Die Lieder, vom Sturme gewiegt, Sie sollen als Losung erschallen" — so lautet das Motto, womit der Herausgeber die von ihm und seinen Gesinnungskameraden verfaßten Gedichte in die Welt schickt. „Auf! zu Thatendrang wecke der Gesang!" er diene also als Agitationsmittel bei Ausflügen, Maifesten und Versammlungen der Arbeiter. Und diesem agitatorischen Zwecke entspricht denn auch der Umstand, daß die Tendenzlyrik „der neuen Weltpropheten" ein vollständiges Programm der sozialdemokratischen Partei enthält. —

Es ist zunächst eine Thatsache, daß „der freien Männer freies deutsches Lied" mit den Begriffen Vaterland, Monarchie und Deutsches Reich als „mit Ueberlebtem muthig und entschieden bricht". Wird doch Alles, was dem Patrioten hehr und heilig ist, von den Volkssängern, „der Stimme Gottes", in den Staub gezogen. „Die Welt ist unser Vaterland" — verkündet das Bannerlied der rothen Internationale, und dem „Aufruf an die Arbeiter" zur Freiheit liegt die Melodie unserer Nationalhymne „Heil dir im Siegerkranz" zu Grunde. Die Freiheit wird in allen Tonarten gefeiert, oft in unklarem Ausdruck, mit phrasenhaftem Pathos, und wo findet sie sich? Nur im Volksstaat, wo es keine Knechte gibt. Darum, „wer Recht und Freiheit stolz begehrt", schließe sich dem Bruderbunde an, „daß, was sonst des Herrn allein, Mög' durch Euch für Alle sein." Das heutige Staatsgefüge steht natürlich vor dem Zusammenbruch. Und was kann allein

„Was will uns erretten vom Falle?
Es ist das Proletarier-Regiment,
Das gleiches Recht will für Alle."

Noch bestimmter und zielbewußter spricht sich Greulich, Arbeiter-Secretär der sozialistischen Partei in der Schweiz, in der Arbeiter-Marseillaise aus:

„Für's Volk soll Alles nur geschehen,
Und durch des Volkes Mehr bestimmt.
Selbständig ist das Volk, es nimmt
Aus eigner Hand sein Wohl und Wehe."

Mit dem Deutschen Reich, das „Junker Otto, stark in Blut und Eisen, mit Zündnadeln schlecht zusammengeflickt hat", ist es kläglich bestellt, wie uns in „Barbarossa's Auferstehen" mit der Melodie „Grad' aus dem Wirthshaus" gelehrt wird. Kehrt doch Kaiser Rothbart aus der „wunderlichen Kaserne Deutschland, wo rechter Hand, linker Hand steht Militär", aus Angst vor dem „Unheil verkündenden Blick der allein nüchternen Sozialdemokraten" in den Kyffhäuser zurück. Man sieht, die Einrichtung des stehenden Heeres ist den Sängern des vierten Standes ein Dorn im Auge, trotz aller Gegenversicherungen Paul Göhre's in seinem Buche: „Drei Monate Fabrikarbeiter". „Was gibt es denn" — höhnt einer von ihnen — „Schön'res wie Exerzieren, Patrouillen, Posten, Ordonnanzen sein? Mein Sold ist reichlich für ein flottes Leben. Kasernen sind mir Feriencolonien", und „den Krüppeln werden Eisenkreuze als Siegespreise zuerkannt". Und die satirische Moral des Buches? „Laßt uns alljährlich neue Kriege führen!" — Fort also mit dem Militärstaat, den die neue Weltordnung nicht braucht! Wozu „der blinde Haß der Völker und der Schlachten blut'ger Ruhm", wozu die „Wi-Wa-Wacht am Rhein, das Lied für blöde Thoren", wozu am Sedantage „die langgezogenen Klänge der Glocken und der

Geschütze Donner und die bunten Fahnenwimpel?“ Echtes, schönes Menschenthum, ein ewiger Völkerfriede, eine allgemeine Verbrüderung der Menschheit — das sind die utopistischen Träume vom Zukunftsstaat, deren Verwirklichung ja auch der Bourgeois ersehnt.

Und diese sozialdemokratischen Ideale, soll sie die Religion, die sittliche Grundlage jedes Staatswesens, verwirklichen? Keineswegs. Nirgends wird ihr, als einer „Privatsache“, im „Liederbuche“ diese Culturrolle zugewiesen. Die wenigen Ausführungen, die ihr gelten, tragen das Gepräge der materialistischen Weltanschauung, die in Folge der staunenswerthen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften seit einigen Jahrzehnten auch in die untersten Schichten des Volkes durchgesickert ist. Mit dem Dogma des Christenthums macht der sozialdemokratische Dichter kurzen Prozeß. Was kümmert ihn das bescheidene Bekenntniß von Du Bois-Reymond: Ignorabimus?

„In den Hader der Parteien,
Die der Glaube schroff entzweit,
Wirft er stolz den Ruf vom Wissen,
Das allein den Geist befreit.“

Und wie stellt er sich zu der Ethik des Christenthums? Hier begegnen wir wiederholt der wunderlichen Anschauung, als ob die wirthschaftliche und politische Reform auch eine sittliche Reformation nach sich ziehen müßte.

„O Freiheitssang, der ganzen Welt
Sei Evangelium du,
Dann hält dein Ruf uns auf der rechten Bahn,
Verscheucht der Selbstsucht bösen Wahn.“

Von der — Freiheit also wird die sittliche Wiedergeburt der Menschheit erwartet, von der Freiheit, die im Volksstaat triumphirt.

„Der Wunderstern, der zu des Heilands Hütte führt,
Das ist der Sozialismus,
Und der Erlöser, das bist du.
Verstummt darum, ihr trägen Litaneien!
Auf, Proletariat!
Auf, rüste dich zur That!
Eh' nicht gelöst der Völker Bürden,
Kann Frieden nicht auf Erden sein.
Erst, wenn vertilgt die letzten Reste
Des Elends und der Sklaverei,
Dann feiern wir Erlösungsfeste.“

Eine sprachgewaltige „Weihnachts-Marseillaise“, durchglüht von wahrer Leidenschaft und echter Menschenliebe, aber der Verfasser, Max Kegel, erhofft nicht vom Christenthum, dem sozialsten Evangelium, dem Evangelium der Armen und Enterbten, sondern von dem rothen Banner eine soziale Erlösung der Menschheit.

Und so kommen wir zu den Liedern, die den berechtigten Kern der sozialdemokratischen Bewegung, die Magenfrage, behandeln. Hier erhebt sich die Lyrik der „Weltpropheten und -Verbesserer“ oft zur wahren Höhe der Kunst, hier schlägt sie echte Herzenstöne an, und wer ein Herz im Busen hat, ihn wird bei den Klagen des Volkes, „das eine Welt voll Leides trägt,“ der Menschheit ganzer Jammer packen.

„Für Millionen Proletare,
Die sich der Pflicht des Schaffens weih'n,
Lohnt's von der Wiege bis zur Bahre
Nicht unter Menschen Mensch zu sein.“

Denn während „die Reichen müßig lungern und prassen und auf dem weichen Pfühle der Lust sich wälzen,“ ruht auf der alles schaffenden Arbeit der Armen nicht ein Segen, sondern „ein Fluch, der ihn zu Siechthum, Leid und Tod verdammt, der ihn mit namenloser Pein bis an's Leichentuch verfolgt,“ wie es in einem Gedicht von Hasenclever „Der Haß“ gepredigt wird. Darum „Fluch dem Joche des Kapitals! Dem Wucher Schande, Schmach und Hohn! „Die Arbeit will Gerechtigkeit, die Arbeit ihren Lohn.“ „Mehr Brot, mehr Schlaf, mehr Muße!“ Auch der vierte Stand „will vom Tisch des Lebens essen.“

„Der Erde Glück, der Sonne Pracht,
Des Geistes Licht, des Wissens Macht
Dem ganzen Volke sei gegeben!“
„Im Kohlenstaube der Fabriken
Weil' keine Mutter mehr, kein Kind!“
„Doch zu des Hauses Wohlstand führen
Soll em'ger Frauen Thätigkeit.“

Vor allen Dingen „Gebt den Achtstundentag, Verkürzt der Arbeit Plag!“ daß „nicht bei dem rastlosen Kampf um's Brot früh die Kräfte ermatten, daß nicht jeder Sonnenblick den in den Fabriken Begrabenen geraubt und nicht der Geist durch die ewige Noth und Arbeit zerrüttet werde.“ Ein reichhaltiges Programm und in vielen Punkten beherzigenswerth. Sieht man von den darin enthaltenen mannigfachen Uebertreibungen und von der maßlosen Ueberschätzung der von den Männern in Bluse und Kittel geleisteten Arbeit ab, so gilt hier das Wort einer bedeutenden Persönlichkeit: „Ich bin für die Sozialdemokraten, soweit sie auf gesetzlichem Wege eine Verbesserung ihrer Verhältnisse erstreben; ich bin gegen sie, sofern sie sich gegen die Gewalt des Staates erheben.“

Und welche Mittel empfehlen die mehr ziel- als wegebewußten Dichter des „Liederbuches?“ Vor allen Dingen den Bruderbund der klassenbewußten Arbeiter. „Einigkeit sei die Parole, Eintracht soll die Losung sein“ zu dem Verbande, der nicht nur „die Kameraden überall im deutschen Lande von der Alp zum Meeresstrande“, sondern auch die „Proletarier aller Länder“ umschlingen soll. Wenn dann diese Arbeiterbataillone, vor denen „Alldeutschland das mächtige erzittert, Europa das stolze erbebt“, zur Wahl schreiten, so ist der „erste Schritt auf der Befreiungsbahn“ gethan. „Das freie Wahlrecht ist das Zeichen, in dem wir siegen.“ Welches aber wird der letzte Schritt sein? Es fehlt nicht an dichterischen Stimmen, die eine friedliche Lösung der Weltfragen wünschen und erhoffen. Versichert doch z. B. der Herausgeber Kegel ausdrücklich:

„Nicht mit dem Rüstzeug der Barbaren,
Mit Flint' und Speer nicht kämpfen wir.
Es führt zum Sieg der Freiheit Schaaren
Des Geistes Schwert, des Rechts Panier.“

Aber wer glaubt solcher Predigt angesichts der Thatsache, daß die Sammlung auch „Das Lied der Petroleure“ aufweist mit den Versen: „Das Wahlrecht und Petroleum Sei unser Feldgeschrei ...“? Man wende nicht ein, daß dieser dichterische Erguß mehr burschikos als ernst zu nehmen sei! Kein Vernünftiger spielt mit Brennstoff; denn die anarchistische Propaganda der That könnte bei einer Dictatur des Proletariats leicht die gemäßigten Elemente über den Haufen werfen.

Wie dem auch sei, die mehr auf den Umsturz als auf den Aufbau gerichtete Tendenz der Sozialdemokratie tritt auch in „Kegel's Liederbuch“ als staatsgefährlich unverhüllt zu Tage. An dieser Thatsache ändert es nichts, wenn in der Sammlung auch die demokratische Lyrik von Freiligrath, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben mit einigen ziemlich harmlosen Proben vertreten ist. Im Gegentheil, dies dürfte nur ein Taschenspielerstück ihres sozialdemokratischen Stimmenfangs sein, denn „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.“

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Beinah.

Von E. Würthmann.

Beinah wäre er Majoratsherr von Engast und Gudershausen geworden, Landolf v. Engast, mein Jugendfreund. Elf Jahre galt er für den künftigen Herrn. Die jüngste von seines Onkels blonden Töchtern

war fünf Jahre älter wie ihr junger Vetter, als unversehens der alte Stammbaum einen neuen Sprößling trieb. Ein verkümmertes Reis, wurmstichig nannten es die Landolf Wohlgesinnten, das ihn aber, war es noch so dürftig von Ansehen und Gestalt, um das vermeinte Erbe brachte.

Ob Landolf in seinem Knabenherzen den Unterschied empfand, den die Geburt des kleinen Spätlings für ihn im Hause seines Onkels machte, darin er sozusagen als der Sohn gegolten? Ich weiß es nicht, ich kannte ihn damals nicht, und später sprach er nie darüber, dazu war er eine viel zu vornehme Natur. Allzu lang verweilte er darauf nicht mehr in Gudershausen, mit seinem zwölften Jahr kam er gleich mir in das Kadettencorps, um nach sechs darin verbrachten Jahren in der Armee zu dienen. Er war der größte der Neueingetretenen, der stärkste, schönste, der begabteste weitaus und doch . . .

Wenn ich an sein Leben denke, Landolf's Leben — er ist todt —, fällt mir Dornröschens Taufe ein, die meiner Hausfrau Kleiner mir neulich ernsthaft vorgetragen. Jede der Feen beschenkte das Kind mit einem köstlichen Angebinde, falls ich dem Maxl glauben darf, und die böse letzte verdarb sie alle mit ihrem Unglückswunsch. Landolf nun hatte ein hämisches Schicksal das Wort „beinah" als Pathengeschenk in die Wiege gelegt, das Alles, was ihm sonst verliehen worden — und es waren herrlich stolze Gaben — aufhob und zunichte machte.

War da eine kleine Kröte in der Klasse, ein Schneidersohn, das heißt, sein Vater lebte von seinen Renten und schrieb sich Privatier, der war der Erste die sechs Jahre und Landolf Jahr für Jahr der Zweite. Ob man nun Erster oder Dritter, ist ziemlich gleich, zwischen dem Ersten, dem Klassenältesten, und dem Zweiten aber hatten das Herkommen und die Disziplin der Anstalt einen breiten Strich gezogen. An Zufälligkeiten lag es, an kleinen Dingen, daß Landolf ihn nicht spielend überschritt: so zeichnete das Schneiderböcklein wie gestochen, indeß Landolf am liebsten Carricaturen kritzelte, daraus Lehreraugen mitunter ungeschmeichelte Aehnlichkeiten herausgefunden haben mochten.

Die Kadettenzeit war vorüber mit Lernen, Saufen, Arrest, Extrakost am Sonntag und der Preisevertheilung am Jahresschluß, auf welche die Ernennung zu Junkern folgte für die Auszutretenden. Mir, dem spärliche Mittel eine berittene Waffengattung verschlossen, glückte es, bei den Jägern unterzukommen. Landolfs Onkel hatte sich gemüht, den Neffen in das hauptstädtische Kürassieregiment zu bringen, es war ihm zugestanden worden. Die Uniform lag schon bereit, und kameradschaftliche Bewunderung konnte sich nicht darüber einigen, ob den Freund der ritterliche Harnisch besser kleide oder der weiße Tempelherrnmantel — da kam er zu den Chevauxlegers in ein entlegenes Nest. Ein Versehen sollte es gewesen sein, was später, bei der Beförderung zum Lieutenant, ausgeglichen würde. Es ist nicht geschehen, ob mit, ob gegen Landolf's Willen habe ich nie gefragt, ich mag auch einen vernarbten wunden Punkt nicht berühren, denn ich bin elend schwachmüthig hierin für einen alten Soldaten.

Wie das so geht, die Briefe werden spärlich mit der Zeit, weshalb mir nicht von ihm selbst, sondern durch einen gemeinsamen Bekannten späterhin zu Ohren kam, daß er so gut wie verlobt sei mit einem feinen hübschen Ding, der Tochter seines Obersten. Nach ein paar Monaten, kann auch ein Jahr gewesen sein, nennt man mir wieder ihren Namen — sie hatte mit einem höheren Beamten Hochzeit gehabt. Was zwischen sie und Landolf getreten, ein Nichts war es gewesen, ein thörichtes Mißverständniß. Zu jener Zeit traute man höheren Orts mit dem dreißigsten Lebensjahre erst dem Krieger die nöthige Einsicht zu, einer Familie vorzustehen. Landolf zählte 28 Jahre damals, und der Oberst war längeren Verlobungen abgeneigt. Er wähnte sich mit Lydia einig, Landolf meinte, es bedürfe nicht des ausgesprochenen Wortes, trat sorglos ein Commando an, das ihn für vier Monate nach einem entfernten Städtchen führte, und Lydia, die vergebens seiner Erklärung geharrt, reichte, dem Zureden der Eltern folgend, dem älteren Bewerber ihre Hand. Es ist Landolf nahe gegangen, er hatte den Schlag noch nicht verwunden, als ein Wechsel der Garnison uns neuerdings zusammenbrachte.

Nun trafen wir uns fast täglich im gastfreien Hause eines älteren Kameraden, dessen liebenswürdiger Gattin die Junggesellen insgesammt im Regiment den Hof machten, in allen Ehren, denn sie war eine brave Frau und klug dazu. Landolf war wie zu Hause bei den Merzbach's. Der Magnet, der ihn anzog, war aber das kleine Mädel, die Otti. Er war ganz vernarrt in den drolligen Balg, trug lange einen Brief von ihr im Notizbuch herum und gab ihn Begünstigten zu lesen.

Liber Ockel Landof,

Ich habe meiner Puppe die Haare kurz weggeschniden, aber Mama darf nichtz erfahren. Sag ihr, das sie mir nichtz dun sol und das sie mir zu meinem Geburtztag edwas schenken sol. Fille Grüße Otti.

Er blieb länger mit den Merzbach's zusammen als ich. Otti war zum langbeinigen Backfisch geworden, für den das halbe Gymnasium lichterloh entbrannte, bis die Beförderung zum Major ihn an's andere Ende des Königreichs versetzte. Ungern schied er von den Freunden, der Stabsoffizier überhaupt, schön und ehrenvoll und höchst erfreulich, allein — Jugend fahr wohl!

Vorher und danach war öfter von Stellen die Rede gewesen, für die Landolf in's Auge gefaßt, im Ministerium, dem Generalstab, was weiß ich — doch ernannt ist jedesmal ein Anderer worden. Ja ja, „beinah" hatte das böse Feenfrauenzimmer gesagt. Zuletzt fiel er eines Tages strahlend glücklich bei mir ein, mein Regiment lag damals in der Hauptstadt. Er hatte seine erste Liebe wieder gefunden, jenes feine Ding von Obristentochter, in den Bergen sie getroffen, natürlich schön wie je, nur ein bischen weniger jung, sie war Wittwe und hatte einen siebzehnjährigen Sohn bei sich, einen netten Schlingel, der im Grunde die beiden zusammengebracht: Landolf hatte solch gewinnende Art mit jungen Leuten zu verkehren. Der Bub war denn auch ganz weg mit ihm, bis er merkte, worauf die Geschichte hinauslief, das Kahnfahren mit Mama, die gemeinsamen Partien, die Alpenrosensträußchen und das Plaudern von alten Zeiten, darin kein Mensch noch an den jungen Herrn gedacht. Jetzt schlug er plötzlich um nach dummer Jungenart, fing an herumzugehen wie der Hamlet im Trauerspiel und seiner Mutter das Leben sauer zu machen. Doch sie blieb fest, so schwach sie sonst ihm gegenüber war. Die Hochzeit sollte gleich nach Erfüllung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten sein, in aller Stille, Merzbach und ich die Zeugen, und Otti — das hatte Landolf sich in den Kopf gesetzt — die Brautjungfer. Er wollte dem Mädel eine Freude machen und Paul, dem dummen Jungen dazu; der sollte sich nicht vereinsamt fühlen an diesem Tag. Obgleich er alle möglichen Laufereien hatte, wußte er doch die Zeit herauszuschlagen und für Otti ein weißes Kleid zu kaufen, das Brautjungfernkleid. Ich mußte ihm versprechen, damit zu Merzbach's zu fahren und es dem Kind zu bringen, weißer Flor, soviel ich davon verstand, und gestickt und sündhaft theuer, der dünne Fetzen. Ich übernahm es gern — es war eine Stunde mit dem Schnellzug — und bin voll froher Erwartung gewesen, die alten Bekannten wiederzusehen und ihnen das Vergnügen vom Gesicht zu lesen, wenn sie die frohe Botschaft hören würden. Dergleichen fällt selten aus, wie man's gedacht. Merzbach war auf der Hühnerjagd, seine Frau, ja, die war gerührt und freute sich recht in die Seele unseres Freundes hinein und schickte Otti rufen. Selbe war ein bildhübsches Mädel geworden, nur mager noch und aufgeschossen und ein bischen eckig und lächelte ganz verklärt, da ich vom Onkel Landolf anhebe und vom neuen Kleid. Wie ich aber auf die Hochzeit komme, sieht sie mich starr an, als schwatze ich verkehrtes Zeug, und dann bricht sie los, daß mir die Haare zu Berg stehen. Sie fängt an zu schreien und zu weinen, die reinsten Wasserfluthen, wie sie nur ein vierzehnjähriges Mädel zuwege bringt. Mama will ihr zureden, sie beruhigen, da wälzt sich der Racker auf dem Boden herum und stößt den Kopf gegen die Dielen, die helle Narrheit. Endlich kriegt sie die Mutter doch hinaus in ein anderes Zimmer und läßt mich durch das Stubenmädchen ersuchen, später zu kommen. Wir haben den Nachmittag im Gasthof zusammen gesessen, Merzbach und ich; er sagte mir, Otti liege im Bett und habe Weinkrämpfe, sie hätten den Doctor holen müssen. Das kann gut werden, dachte ich mir, die und Paul zusammen, ein lustiges Gespann von Hochzeitsgästen! Ich nahm mir vor, gegen Landolf nichts verlauten zu lassen, der hatte genug an dem verwöhnten Muttersöhnchen.

Landolf's Urlaub ging zu Ende, fast mit Pauls Ferien zugleich, sie setzten den Tag der Abreise gemeinsam fest. Möglichst weit wollten sie die Fahrt zu Wagen machen, Lydia haßte die Eisenbahn mit ihrem Lärm, sie war immer ein bischen zart. Die Pferde stehen vor der Thüre, ein Paar plumpe Ackergäule, das leichte Chaischen hinten dran. Sie steigen ein, da erinnert sich Lydia, daß sie ihr Tuch vergessen hat, in ihrem Zimmer liegen lassen. Paul läuft fort, es zu holen und kommt ewig nicht zurück. Nun macht sich Landolf auf die Suche, denn es ist Lydia beigefallen, das Verlorene möchte vom Abend her noch in der Laube hängen. Kaum ist er um die Ecke, hört er einen Höllenlärm, Pferdegewieher, rasende Hufschläge, Wagengerassel, dann einen dröhnenden Schlag, er stürzt zurück und sieht die Ackergäule das Sträßchen entlang sausen, den Kutscher hinterher rennen, den Wagen hin und her schwanken, leer — und auf dem Weg eine blutüberströmte Gestalt: Lydia, seine Lydia, die vom Sitz herabgeschleudert worden und mit einer klaffenden Wunde auf der Stirne regungslos wie eine Leiche liegt. Sie kam nicht mehr zum Bewußtsein, obschon sie noch bis gegen Abend geathmet hat. Nichts und niemand konnte ihr mehr helfen, weder der Landarzt aus dem Ort, noch der berühmte Professor, den man aus seiner nahen Sommerfrische zur Stelle geschafft, Paul's laute Verzweiflungsausbrüche nicht, noch Landolf's wortlos tiefster Schmerz. Zweihundert Schritte vom Haus wurden die Pferde zum Stehen gebracht; was sie erschreckt, Keiner wußte es zu sagen, wie die Lämmer ließen sie sich in den heimischen Stall führen. Die arme Lydia aber mußte die Heimfahrt nun doch mit der Eisenbahn machen, der verhaßten, nur griff sie dieses Mal das Pfeifen und Pusten und der Rauch nicht an.

Landolf's Meinung wäre es gewesen, ihr die letzte Ruhestätte dort zu geben, wo sie ein spätes, kurzes Glück gefunden, allein er hatte keine Stimme mehr: die Familie begrub sie an der Seite des verstorbenen Gatten. Die Liebe all jedoch, die er für die Todte im treuen Herzen getragen, klammerte sich an ihr einziges Kind, an ihren Paul. Am liebsten hätte er den Jungen adoptirt, wieder waren die Verwandten nicht einverstanden, einfältiges Volk voll kleinlicher Bedenken. Der Gedanke, über Lydia's Sohn zu wachen, ihm ein väterlicher Freund zu sein, war der Anker, der ihn festhielt in dem Meer der Trauer, das über ihn hereingefluthet. Es war niemals Landolf's Art zu klagen, damals aber drängten sich über Nacht gleichsam die vielen Silberfäden in seinen dichten braunen Schopf.

Noch eines kam dazu, um dessentwillen er aushielt, der Soldat. Der sechsundsechziger Krieg brach los, schweigen wir darüber. Er war der hohe Preis für höheres Gut, doch Keiner denkt gern daran, spricht gern davon, wie er dem Landsmann mit der Waffe in der Faust gegenüber gestanden. In den vier Jahren, die ihm folgten, darin ein freudiges Ahnen allmählich zur Gewißheit wurde, wer hätte sich grüblerisch in das eigene Schicksal versenken können, mochte es noch so schwer, so grausam sein? Landolf nicht, er sicher nicht. Und dann kam sie, die große Zeit, deren Kämpfer gewesen zu sein ein Leben voller Qual nicht zu theuer bezahlte. Einmal trafen wir uns in Frankreich, nach Sedan, und lagen unter dem Sternenhimmel auf der nackten Erde und schwatzten statt zu schlafen und schwärmten mit unseren grauen Köpfen — ich bin katzengrau, seit ich in die Vierzig gekommen, miserables Familienerbstück — wie nur je mit 15, 16 Jahren, wenn wir „Don

Carlos" gelesen hatten. Am anderen Morgen zog der Eine dahin, der Andere dorthin, und Keiner wußte, ob er nicht den letzten Blick in's Freundesauge gethan. Es kam nicht so, ihm war kein Reitertod beschieden im Angesicht des Sieges: ehe ein Jahr verflossen, kehrten wir in die Heimath zurück heil und unversehrt, der leichte Streifschuß, den ich bekommen, zählt ja nicht.

Landolf zog an der Spitze seines Regimentes ein — er war Oberst geworden noch vor dem Friedensschluß — und zwar in Merzbach's alte Garnison, in der wir drei uns noch einmal vereinigt finden sollten. Merzbach saß dort in Pension, die Gicht — das war sein Erbtheil, sein niederträchtiges — war seiner völlig Herr geworden, und er hatte gehen müssen, der arme Teufel, gerade als es der Mühe werth geworden, Soldat zu sein. Nun sah ich auch Otti wieder, Fräulein Ottilie selbstverständlich. Sie galt für das schönste Mädchen der Stadt und wird es auch gewesen sein, mir hat sie niemals zugesagt, nicht einmal als verzogener, kleiner Wurm, da sie den Brief an Onkel Landolf schrieb. Mit dem war wieder die alte Herrlichkeit, auf andere Art, heißt das. Hatte sie früher einfach commandirt: Onkel Landolf thu mir dies, Onkel Landolf kauf' mir jenes! so hätte sie sich jetzt am liebsten vor seinen hohen Reitstiefeln in den Staub gelegt. Rückte das Regiment des Morgens vor sechs Uhr aus, schön Otti stand am Fenster rosig und auffrisirt und lächelte verschämt auf Landolf herab. Mochten die Anderen, die jungen, sich die Hälse nach ihr verdrehen, sie kriegten keinen einzigen Blick. Ich weiß gar nicht, was sie ihnen Alles nachsagte, den guten Lieutenants, die sich doch die himmelviele Mühe gaben, ihr zu gefallen; Laffe und Hohlkopf klang noch am schmeichelhaftesten. Dazu zog sie eine hochmüthige, kleine Fratze, und wenn Landolf zugegen war, flogen ihre Augen zu ihm hinüber — wundervolle Augen, alles was wahr ist — und schmachteten ihn an wie nur irgend eine verzückte Heilige das Jesuskind. War eine Festlichkeit, ein Ball — es wurde viel getanzt in jenem Winter — ließ sie nicht ab zu bitten und zu betteln, bis er versprach, auch hinzukommen; sie hob ihm den bevorzugten Walzer auf — er war ein gewandter Tänzer noch, Muskeln wie Stahl — und steckte ihm den allergrößten Orden an. Gegen das Frühjahr zu warf sie sich auf's Reiten. Landolf mußte es ihr lehren, eines seiner Pferde war für sie zugeritten worden, und seitdem war sie für nichts mehr sonst zu haben. Landolf faßte Alles von der väterlichen Seite auf, natürlich, machte häufig Anspielungen auf seinen Nachfolger, worunter er den künftigen Bräutigam verstand, da aber wurde sie bitterböse, hielt sich die Ohren zu und stampfte mit dem Fuß. Merzbach's wurde es schließlich bange, da Otti die beste Partie der Stadt rundweg ausschlug, einen reichen Kaufmannssohn, und Landolf, nun, der war doch auch nur Fleisch und Blut. Hatte er sie schon als Kind auf den Armen getragen, so stand nun ein berückend schönes Mädchen vor ihm und zeigte ihm unverhohlen, daß sie sich ihm zu eigen gebe mit ihrer jungen Lieblichkeit. Wie eine sieghafte Amazone kam Otti eines Tages angesprengt vom Ritt, Landolf hob sie vom Pferd, doch statt alsdann gewohntermaßen auf dem eigenen heimzureiten, folgte er ihr in's Haus.

„Das Kind meint nun einmal, mit mir nur glücklich zu werden, Merzbach," sagte er zum Vater, und zu mir sagte er: „Was kümmert's mich, was die Anderen schwatzen, ob sie mich einen eigensüchtigen, alten Narren heißen. Keinen Augenblick halte ich Otti, wenn sie herausgefunden, daß sie sich geirrt; ich geb' sie frei, sowie sie es verlangt. Was spreche ich? das wird sie nie, das stolze Kind, dafür hab' ich meine eigenen Augen."

Sonderbare Rede von einem Neuverlobten, doch so war Landolf und mir gefiel er so, gerade so.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die goldene Medaille.

Ich bedaure ganz außerordentlich, daß ich mich auf die Behandlung der Remingtonschreibmaschine so schlecht verstehe, wie zarisch-russische Ober- und Unter-Leibärzte auf die Behandlung ihrer erlauchten Patienten. Ich bedaure ferner, daß es mir nicht vergönnt ist, mit Commis und Lehrlingen arbeiten zu können, was doch in allen anderen Industriezweigen durchaus zum erlaubten Wettbewerb gehört. Denn sonst eröffnete ich auf der Stelle eine Dampf-Satirenfabrik A. G., die schon darum günstige Bilanzen erzielen und schwindelnd hohe Dividenden abwerfen würde, weil augenblicklich der Rohstoff massenhaft auf der Straße liegt, weil er dort elendiglich, unbenutzt verderben muß. Für den einzelnen Menschen ist es zu viel des Segens, der von oben kommt, und wer prüfend Umschau hält, wird sich nur schwer darüber klar werden, welches Sujet die goldene Medaille verdient. Der Caprivi beerbende, blutige Kronrath Koeller-Tessendorf-Hammerstein, der die sanftgrüne Couleurbrüderschaft aus der Thiergartenstraße auf den Tod erschreckte und in der That den besten Witz dieses Jahres bedeutet, wenn anders der Witz wirklich in jäher Contrastirung von Dingen besteht, die nicht das Geringste mit einander gemein haben — welch ein Thema für geistvolle Skribenten, denen noch immer die Knie schlottern und die sich vor Erstaunen noch immer nicht zu fassen wissen, wenn des Kaisers Majestät in souveräner Laune ein Ministerlein oder zwei, oder auch drei, lucanisiren läßt! Die angstvolle Hast süddeutscher Regierungen, deren zärtliche Neigung für die politische Jungfer Caprivi seit langem kein Geheimniß mehr war, und die nun, als das verehrte Wesen ganz plötzlich, veränderungshalber entlassen wurde, Staatsstreich, Diktatur und straffe Hegemonie witterten — welch ein Stoff! So wenig kennt der Oheim seinen Neffen, so mißtrauisch und furchtsam zugleich blickt der Süden in das Berliner Getriebe, daß Baden sich kurzer Hand entschließt, wieder aufzunehmen, was es 1871 im Freudenrausche zuerst fallen ließ: die Gesandtschaft am bayrischen und württembergischen Throne! Allzu plump haben dienstbeflissene, übereifrige Schranzen dem Großherzog zu verstehen gegeben, daß Wilhelm II. es nicht gern sehe, wenn seine Vettern bei rauschenden Hoffestlichkeiten dem Gespräch des geleiteten Staatsmannes Caprivi mehr Aufmerksamkeit schenken, als den anmuthigen Windungen und Pas des munteren Menuetts. Da unten im Süden ist dann ganz still und heimlich eine Liga entstanden, die das Schlimmste erwartet und die mit der raffinirten Verbohrtheit des Argwohns alle Schritte des jungen Preußenkönigs falsch deutet. Was er in impulsiver Erregtheit, erfüllt vom frischquellenden Thatendrang der Stunde, fröhlich thut, das legt man ihm als Resultat monatelanger, finsterer Grübeleien aus, dagegen ergreift man ebenso umständliche wie unnöthige Maßregeln. Vorm schwarzen Mann, vorm Umsturz fürchtet sich Groß und Klein. Niemand will es eingestehen, aber Jeder wälzt im Gemüthe die bange Sorge hin und her, Wilhelm II. wünsche nichts sehnlicher, als die große, goldene Medaille der Alleinherrschaft auf der Brust zu tragen. Ich versuchte hier neulich den Nachweis, daß dabei kein Mensch die deutsche Verfassung so hochachtungsvoll anschaut und so entschlossen vertheidigen wird wie der Kaiser, denn Keinem ist sie so werthvoll wie ihm, dem sie auf den Leib geschrieben zu sein scheint.

Wie die Bundesfürsten, so blicken auch die getreuen Unterthanen auf den ersten Mann im Reiche: wachsam, zitternd, voll immer regen Argwohns. Seitdem ein paar Tölpel, verführt durch leicht hingeworfene, lustiger Nach-Tisch-Laune des Fürsten entsprungene Worte, die geheimnißvolle Sage verbreiteten, Wilhelm II. neige bedenklich zur Autokratie, lassen Broschürenschreiber und Märchenerzähler das gepeinigte Volk nicht mehr zur Ruhe kommen. Und sobald der Kaiser über irgend eine Angelegenheit sein Urtheil abgiebt, frei, unbefangen, wie alle selbständigen Menschen zu thun pflegen, springt Alles von seinem Beobachterposten auf, blickt wild, verstört um sich und horch schreckensbleich, ob denn noch immer nicht die Kanonen, fertig zum Abprotzen, über den Asphalt der Friedrichstraße rollen. Ich weiß nicht, ob es völlig dem Sinn all dieser Auffassungen entspricht, wenn ich sage, man überschätze den Fürsten, der ja weder der schwärmerische Romantiker, noch der eiskalte, auf weltferner Höhe thronende Einsam ist, für den man ihn ausgeben will, der nichts beansprucht als das Recht der eigenen Meinung und Meinungsäußerung. Die constitutionellen Ideen, so greisenhaft sie hier und da bereits dreinschauen, sind noch recht jung, und dennoch fällt es uns schon schwer, einen König zu verstehen, der nicht nur Schattenspiel an der Wand, der ein Mensch wie wir ist, von Fleisch und Blut wie wir, mit unseren Empfindungen.

Seht da eine Malerin, der die Natur alles Nothwendige in Hülle und Fülle verlieh, besonders in Fülle, und die man als „weit und breit" bekannt bezeichnen darf, ohne sich dementiren lassen zu müssen. Mir mißfielen ihre Malereien immer auf's Aeußerste, und ich applaudirte der Jury, die ihr Moltkebild durchaus nicht haben wollte; mich dünkt, daß wir an dem einen Lenbach genug haben, wie an dem einen Böcklin, und daß Copien ihrer Werke und ihrer Art nur Curiositätsreiz, keinen Kunstwerth haben. Dies ist meine persönliche Meinung, die ich ganz frei und offen heraussage. Wenn ich Frau Krüger-Parlaghi persönlich kennen würde, möchte ich mein Urtheil vielleicht wesentlich modificiren; sie soll eine sehr ansprechende und fesselnde Erscheinung sein, von der gemalt zu werden eine wahre Freude ist. Es kann deshalb keinen Verständigen Wunder nehmen, wenn ihre künstlerischen Qualitäten verschieden gewürdigt werden; der persönliche Verkehr macht Alles, das haben schon Lubliner und Fulda, die beiden Lustspieldichter und Dinersarrangeure, erkannt.

Frau Vilma Parlaghi's Leistungen fanden an hohen und höchsten Stellen uneingeschränkten Beifall, sie gefielen auch dem Kaiser, und da der Monarch das Recht hat, Künstlern, die nach seiner Ansicht Lob und Ermunterung verdienen, schöne Medaillen zu verleihen, so beschenkte er auch Madame Vilma damit. Es ist thöricht, irgend Jemand einen Vorwurf daraus zu drechseln, oder das Geschehniß zum Ausgangspunkte eines großen Feldzuges machen zu wollen; neben ihrem Goldgehalt besitzt die Medaille nur noch Prägungswerth, und weiter hat sie nichts zu bedeuten. Es ist schlimmer als thöricht, es ist unsagbar roh und feige, Frau Krüger die Verantwortung dafür aufzubürden, daß sie vom Kaiser ausgezeichnet wurde, sie zu schmähen, zu bespötteln und Tag für Tag in der Presse anzugreifen — nicht weil sie als Künstlerin ohnmächtig und bedeutungslos erscheint, o nein, darüber hielte sich hier zu Lande Niemand auf, sondern weil man hofft, den Kaiser kränken zu können, wenn man seinen Schützling beschimpft. Nach ganz genau derselben, unsauberen Tactik handelte unsere Presse gelegentlich des Schillerpreis-Rummels; der armselige „Talisman" galt ihr keinen Pfifferling, aber die Gelegenheit, aus dem Hinterhalt ein paar Katapultbolzen auf die Krone und ihren Träger schleudern zu können, war zu verlockend, als daß man sie ungenutzt hätte vorübergehen lassen dürfen. Selbst Wallot's Name wurde in das Kampfgetümmel hineingezerrt, man stellte gläubigen Abonnenten die Sache so dar, als wäre er von Frau Vilma aus dem Felde geschlagen worden, obwohl man doch ganz genau wußte, daß er, der noch nicht im Besitze der kleinen goldenen Medaille war, um die große gar nicht concurriren konnte. Aber da er dem Kaiser unsympathisch ist und da ihm gegenüber das berühmte Wort vom „Gipfel der Geschmacklosigkeit" fiel, taugte der geniale Architekt den Machern der öffentlichen Meinung vortrefflich in den Kram, ließ sich brillant gegen den Monarchen ausspielen. Und der Herr Abonnent schmunzelte, denn er begriff Alles. Tout comprendre, c'est tout pardonner. Darum nahm er auch seinem geistigen Futtermeister das Bischen Tücke und Hinterlist bei der Inscenirung des kleinen Skandals nicht weiter übel.

Menschen, die wie Wilhelm II. stets ihre ganze Persönlichkeit einsetzen und die darum schon den Eindruck des Ungewöhnlichen machen, schätzen im Allgemeinen diese Eigenschaft bei Anderen kaum besonders, und allein daran, daß es dem Kaiser bisher nicht beliebte, starke Individualitäten in seine Nähe zu ziehen, könnte man erkennen, wie wenig ihm an solchem Verkehre überhaupt liegt. Was aber für das Gebiet der hohen und niederen Politik unzweifelhaft gilt, wiederholt sich naturgemäß auf dem der Kunst. Der Monarch bevorzugt die kleineren, die schwachen Talente, was auch sein Gutes hat, denn die starken ringen sich gemeinhin schon allein und ohne sonnige Medicäergüte durch. Nur muß man unter diesen Verhältnissen das Gewicht eines kaiserlichen Votums in Kunstfragen recht werthen, und ich meine, wenn sich die unermüdlichen Zeilenschreiber überm und unterm Strich diese Mühe gäben, wenn sie ihren freundlichen Lesern recht deutlich klar machten, daß die vom Kaiser vertheilten Medaillen sein ganz persönliches Kunsturtheil darstellen, dann wäre es leicht, die gährende Erregung zu beseitigen, und es bedürfte gar keiner spitzfindigen, versteckten Malicen und gar keiner überklug abgesandter Prellschüsse.

Des deutschen Kaisers Neigungen und Fähigkeiten liegen auf anderen Feldern als auf denen der Kunst, und obgleich er ihr als gebildeter Mann seine Aufmerksamkeit nicht versagt, obgleich er sogar, liebenswürdig genug, einzelnen Musen besonders nahe tritt, ist es doch augenscheinlich, daß er sich hier weit minder heimisch fühlt als z. B. in militärischen Angelegenheiten. Wie wir Alle ein Product aus Anlage, Erziehung und Umgebung, hat er sich in einer Richtung entwickelt, die zur fruchtbaren Beschäftigung mit Kunstfragen nur selten führt. Auch müssen ja in der That die vornehmsten und ersten Studienobjecte eines jungen Monarchen im Staatsinteresse politischer, wirthschaftlicher, militärischer Natur sein. Alles schickt sich nicht für Einen, und Kunstverständniß läßt sich nicht so nebenbei erwerben. Dem Monarchen wird es nicht unbekannt sein, wie viel Opfer an Zeit, wie viel Bienenfleiß die Durchdringung aller hierher gehörigen Fragen verlangt, und er wird wissen, daß es leichter ist, ein tüchtiger, erfolggekrönter Soldat, ein wagemuthiger Politiker zu sein, als ein Künstler oder ein wahrhafter Kunstrichter. Er fällt mit großem, entschiedenem Freimuth, wie andere Laien auch, seine Urtheile über allerlei Erzeugnisse der Kunst; dies Recht darf ihm Niemand bestreiten, aber irgend welche Autorität wird er, der an rechter Stelle stets rechte Bescheidenheit zeigt, hierin ganz selbstverständlich nicht beanspruchen.

Es können deshalb nicht die Meinungsäußerungen des Kaisers an sich sein, die in vielen Fällen mißbilligende Verwunderung hervorrufen. Nur der Uebereifer jener freiwilligen und nicht freiwilligen, gut meinenden und arg gesinnten Zwischenträger ist es, die entweder eine ganz persönliche, völlig unverbindliche Ansicht, wenn sie nur zufällig aus kaiserlichem Munde stammt, spornstreichs in alle Welt hinaustelegraphiren und telephoniren, oder aber alle Hebel in Bewegung setzen, „offizielle" Kunstvota des Kaisers, wie das in der Medaillenfrage, zu einer Bedeutung hinaufzuschrauben, die der Urheber ihnen keinesfalls beigelegt wissen will. Auf diese Weise erlangen die gewissermaßen nur für den allerengsten Kreis bestimmten Urtheile des Monarchen eine Verbreitung, wie sie die Rezensionen weltberühmter, vielerfahrener Kunstschriftsteller nicht finden, und da die Massen gern immer der am höchsten gestellten Autorität folgen, wirkt auf sie ein knappes, kaiserliches Wort viel wuchtiger als der bestbegründete Richterspruch der Berufenen. Darum thut ein kaiserlicher Irrthum dem Kunstfortschritt schweren Schaden, wenn Indiscretion ihn dröhnend ausposaunt. Unser Volk ist noch nicht aufgeklärt genug, um unterscheiden zu können, wann der Kaiser in seiner Eigenschaft als Privatmann, und wann er als Herrscher spricht. Für unser Volk gibt es keinen Fürsten als Privatperson.

Mit den großen goldenen Medaillen ist es ein eigen Ding; sie beginnen allenthalben den früheren Credit zu verlieren, ob sie nun von Juries oder Einzelmenschen vertheilt werden. Daß auch Commissionen grobe Fehler begehen können, bewies der Monarch den verstaubten Perrücken, deren Träger ihm Fulda's Reimerei für den Berliner Erstenwahlkreis-Freisinn als Blüthe deutscher Dichtkunst aufschwatzen wollten — um wie viel eher noch aber kann Einer irren als Neun! Ob Wallot oder ob Madame Parlaghi die kleine oder die große goldene Medaille besitzt — ändert dies ein Tüttelchen an dem Werth ihrer Werke, einen Strich an dem Urtheil der Nachwelt über sie? So selbstverständlich, so banal klingt dies Wort, als wäre es ein Paradoxon des gekränkten Medizinmannes, Zeitungscorrespondenten und Philosophen Nordau; daß man es mit ernster Miene aussprechen darf, es Anderen einschärfen muß, beweist am besten, wie arge gottverlassene Götzendiener wir noch sind, wie sehr uns Aeußerlichkeiten noch Tabu sind.

Heute noch sind. Aber die Götzendämmerung bricht doch langsam herein. Und je ausschließlicher eigener Fleiß und eigene Tüchtigkeit als die Juroren auftreten, die uns goldene Medaillen verleihen können, desto schneller verblaßt der Glanz der Prunkmünze, die ein Fremder unserem Verdienste darreichte. Wen sie dennoch erfreut, der mag ihr auch fernerhin nachjagen und seine mehr oder minder hübsche Brust mit ihr schmücken; aber es geschähe ihm wie der Medaille allzuviel Ehre, wollte man ihn ihretwegen beneiden oder gar attackiren. Wer die Minister des allerneuesten Wandelkurses nicht schon allein deshalb haßt, weil gerade sie vom Monarchen ein Portefeuille in's Haus gesandt erhielten, der sollte auch billiger Weise Frau Vilma nicht deshalb zürnen, daß sie in aller Geschwindigkeit, eins, zwei drei zu einer Medaille kam. Caliban.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr!

In Nr. 44 Ihrer Zeitschrift wird als Urheber des Lessing'schen Mordes mein 1874 als Professor der Kantonsschule in Zürich verstorbener Bruder Hermann Lüning auf Grund der Acten des Geh. Staatsarchivs bezichtigt. Mein Bruder befand sich aber zur Zeit jener That (Nov. 1835) als Hauslehrer bei einem Gutsbesitzer in Posen und ist überhaupt erst 1843 zum ersten Mal in die Schweiz gekommen. Dagegen ist allerdings richtig, daß ich selbst zu jener Zeit in Zürich Medizin studirte und im Sommer 1836 mit den beiden Stud. med. Kratz und Alban auf eine anonyme Denunziation, die uns jenes Mordes beschuldigte, in Zürich verhaftet wurde. Da wir unser Alibi genügend nachweisen konnten und außer jener Denunziation auch nicht der Schatten eines Verdachtes gegen uns aufkam, so mußten wir, wiewohl ungern, nach 4 Wochen wieder entlassen werden; denn der damalige Verhörrichter, ein in der Wolle gefärbter Züricher Stadtaristokrat, betrieb die Untersuchung

gar nicht lässig und hätte uns gern etwas am Zeuge geflickt. Kratz mußte als Mitglied des Jungen Deutschland die Schweiz verlassen, Alban und ich durften auf die besondere Verwendung des Professors Schönlein unsere medizinischen Studien in Zürich fortsetzen. Ich bin seitdem im Kanton Zürich verblieben, wurde nach erlangtem Bürgerrecht im Anfange der 50er Jahre von der Regierung zum Bezirksarzt gewählt und als Kantonalstabsarzt mit Oberstlieutenantsrang an die Spitze des Züricher Militär-Sanitätswesens gestellt. Letztere Stelle bekleidete ich bis 1875, in welchem Jahre die Aemter sämmtlicher kantonalen Waffenchefs aufgehoben wurden und an die Eidgenossenschaft übergingen. — Auf die Entdeckung, daß Lessing wirklich im Solde der Polizei stand, wird sich Herr von Treitschke nicht viel zu Gute halten dürfen, da die betreffenden Spionenberichte, die von der preußischen Gesandtschaft in Bern dem Züricher Verhöramt mitgetheilt wurden, schon in der 1837 in Zürich erschienenen „Actenmäßigen Darstellung der über die Ermordung des Studenten L. Lessing geführten Untersuchung von Dr. Jos. Schauberg" gedruckt herauskamen. — Was den erwähnten Züricher Fürsprech betrifft, so hatte er allerdings mehrere Monate vor der That ein Pistolenduell mit Lessing, ist aber nie in den Verdacht jenes Mordes gekommen und damals wie später unbehelligt geblieben. Staunen muß man nur über die Unwissenheit und Bornirtheit der damaligen preußischen Polizei, welche die handgreiflich lügenhaften Berichte über das Leben und Treiben der deutschen Flüchtlinge in der Schweiz für bare Münze nahm und anscheinend splendid honorirte! Die geheimnißvolle Andeutung in Osenbrüggen's Schrift: „Das Räthsel wird gelöst, sobald sich zwei Augen geschlossen haben werden", galt in unseren Kreisen immer als leeres Geschwätz und Wichtigthuerei des etwas redseligen Professors.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung

Dr. Aug. Lüning,
a. Bezirksarzt.

Notizen.

Aus der deutschen Literatur. Ausgewählt für die deutsche Jugend. (Leipzig, Rich. Richter.) Die beiden Bände empfehlen sich von selbst als denkbar schönste Prämienbücher, zu welchem Zwecke die Auswahl durch die Conferenz der Leipziger Schuldirectoren getroffen wurde. Enthält der 1. Band Hermann und Dorothea, Wallenstein, Götz und Minna von Barnhelm, so bietet der über alles Lob erhabene 2. Band mehr als den herkömmlichen Stoff aus dem eisernen Bestand unserer Jugend- und Volksliteratur. Jacobs, der pietistische, aber warmherzige G. H. v. Schubert, Seume, Houwald, der herrliche Hebel, Gotthelf u. A. sind vertreten, besonders schön jedoch die Memoirenliteratur. Wir haben voller Rührung die fridericianischen Erinnerungen des Appenzellers Uli Bräker, die bekannte Unterredung Gellert's mit dem alten Fritz gelesen; auch wie Goethe, der alte Nettelbeck, Arndt, Rietschel über ihre Jugend plaudern, sowie die Berichte von Augenzeugen von der Leipziger Schlacht und die tactvollen Auszüge aus Briefen von Luther, Claudius, Spener, Schiller und seiner Familie, Königin Luise und Wilhelm I.

Goethe's Frauengestalten von Louis Lewes. (Stuttgart, Carl Krabbe.) Der jüngst verstorbene Münchener Privatgelehrte, dem wir das gute Buch über Shakespeare's Frauengestalten verdanken, bietet hier mehr als das traditionelle Damengeschenkbuch. Von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß Goethe zum Unterschiede von Schiller, dessen Frauen als Idealwesen alle in der Luft schweben, in seinen weiblichen Gestalten fast immer Selbsterlebtes schilderte, wird der Versuch gemacht, diese poetischen Gebilde im Zusammenhang mit dem Leben des Dichters darzustellen. Er charakterisirt also die Frauen in „Werther", „Götz", „Tasso", „Herman und Dorothea", „Iphigenia", „Faust" 2c. und schildert zugleich ihre mehr oder minder deutlichen Urbilder: Anna Dorothea Schönkopf, Friederike Brion, Charlotte Buff, Lilli Schönemann, Frau von Stein, Minna Herzlieb und ihre Beziehungen zu dem Dichter. Lewes war weder Schönredner noch Schönfärber, und auch die trüben Punkte in Goethe's Liebesleben, Friederike und die Vulpius, werden wahr und ohne philiströs verdammende Engherzigkeit behandelt. Kurz, es ist ein Buch, an dem auch ein Mann seine Freude haben kann. Der Verleger hat dem Werk ein geschmackvolles Gewand gegeben.

Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870/71. Von E. Koschwitz. (Heilbronn, E. Salzer.) Der Greifswalder Professor hat sich durch seine vorjährige Studie über die französische Romanliteratur und Novellistik über den großen Krieg dem Publikum und der Kritik auf's Beste empfohlen. Die vorliegende Schrift ist ein Nachtrag jenes Sammelwerkes und behandelt weniger die dichterische Production, als die Stimmungen des französischen Volkes, soweit sie namentlich in der Presse zum Ausdruck kam. Wie vor, während und nach dem Kriege der Uebermuth, die Kampflust und Rachsucht sich aussprachen, die Stimmungen bei lügenhaften Siegesnachrichten und unleugbaren Beweisen von Niederlagen, Begeisterung, Wuth, Revanchehoffnung, und wie Legenden entstehen und vergehen — Alles hat der kundige und belesene Verfasser mit Fleiß und ohne Leidenschaftlichkeit, wie ein treuer Vorarbeiter künftiger Geschichtschreiber zusammengetragen. Aufgefallen ist uns, daß er manches scherzhaft oder ironisch Gemeinte ernst nimmt und z. B. das Witzblatt Charivari als historische Quelle ansieht. Die grotesken boutades des Humoristen Millaud über den preußischen Landsturm waren bloße Witze, und die Schilderungen preußischer Truppen durch den jungen Hugo und die alte George Sand hatten nur den Zweck, den Spießbürgern Muth zu machen.

Geschichten aus drei Welten. Novellen und Märchen von Jul. R. Haarhaus. (Leipzig, Haessel.) Der Verfasser bringt für das mit Vorliebe gepflegte Märchen alle nothwendigen Eigenschaften mit, in erster Linie Phantasie, ein Dichterauge, das die Welt wie durch einen rosigen Schleier sieht, und die Gabe, einfach und anschaulich zu erzählen. Drei dieser Erzählungen sind für seine Art besonders bezeichnend. In der „Prinzessin ohne Spiegel" finden wir die Weise der unerschöpflichen Scheherazade wieder, ein Märchen wie aus Tausend und einer Nacht, nur sinniger, poetischer. Der anmuthige Einfall, daß die unglückliche Prinzessin weder im Teich, noch im polirten Silberstück ihr Bild findet, sondern im liebestrahlenden Auge eines fremden Jünglings, ist zart und geistreich durchgeführt. „Die Venus Valdarniana" bringt uns etwa in der Manier C. F. Meyer's die Tafelrunde des Papstes Eugen IV. vor Augen, und der schlimme Facetiendichter Poggio erzählt eine harmlose Novelle, knapp, gut, ohne beigemischte moderne Töne. Ganz köstlich ist aber die Mischung von neuer und orientalischer Fabelwelt im „Emir von Palermo", doch wären ein paar störende Anspielungen auf den Antisemitismus besser fortgeblieben. Es ist eine süditalische Gaunergeschichte von Mafia und Camorra, wie man sie gewöhnlich nach Neapel, dem Eldorado der Imbroglioni, verlegt, nur daß hier die Schelme auf die arabischen Liebhabereien des gelehrten deutschen Privatdocenten speculiren und sich als sicilianische Muselmanen vermummen. Wenn man dem deutschen Pedanten eine hübsche Nichte oder Tochter gibt, und den Räuberhauptmann in einen Liebhaber derselben verwandelt, so liegt ein amüsanter Operettenstoff für drei Acte in nuce vor. Wir machen Componisten und Librettisten auf die prächtige Humoreske aufmerksam.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Richard Richter, Leipzig.

Gediegenes Festgeschenk.

Aus der deutschen Litteratur für die deutsche Jugend. Bd. I. (Meisterwerke deutscher Dichtung). Bd. II. (Erzählungen und Lebensbilder.)

Preis pro Band eleg. geb. ℳ 3.—.

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

E. T. A. Hoffmann.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Georg Ellinger.

ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—.

Auskunft sofort!

Erste deutsche Hochschule für Kaufleute.

Begründet und geleitet von *Dr. iur. Ludwig Huberti.*

Semester-Beginn: Januar, April, Juli, Oktober.

HANDELS-AKADEMIE

Lehrpläne nur auf Verlangen! Eintritt jederzeit!

Eigene Zeitschrift: *„Handels-Akademie"*, Kaufmännische Wochenschrift.

Leipzig, Marienstrasse 23.

Fachschrift für alle kaufm. Bildungsanstalten. — Proben nur auf Verlangen! Auflage über 5000.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Pfizer, G., Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Preis 75 Pfg.

Somogyi, Ed., Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Preis 3 Mk.

Tkalac, E. J. von, Jugenderinnerungen aus Kroatien. Preis 4 Mk. 50 Pfg.

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Verlag der Roßberg'schen Hof-Buchhandlung in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte

der Nationalökonomie und des Sozialismus.

Von

Dr. Karl Walker,

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Dritte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 3 Mark.

Der Verfasser ist den Lesern der „Gegenwart" als Mitarbeiter bekannt.

Glänzendes Weihnachtsgeschenk für alle Gebildeten!

Studien zur

Litteratur der Gegenwart.

19 allgemeinverständliche, fesselnde Feuilletons über Hebbel, Freytag, Storm, Bodenstedt, Fontane, Scheffel, Keller, Wildenbruch, Rosegger, Baumbach, Seidel, Hauptmann, Sudermann, Daudet, Ibsen, Tolstoi, Besant, Rydberg, Snoilsky von Professor Dr. **Adolf Stern.** Gediegenstes Werk des berühmten Litterarhistorikers. Prachtvolle Ausstattung, hocheleganter Einband, vorzügliche Illustrationen. Pr. Mk. 10.50 br., Mk. 12.50 geb.

Hervorragendste Novität.

V. W. Esche, Verlag
Dresden-A. 16.

Soeben erschienen:

Goethes

Frauengestalten

von

Dr. Louis Lewes.

In Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Früher erschienen:

Shakespeares

Frauengestalten

von

Dr. Louis Lewes.

In Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Peter Rosegger,

Als ich jung noch war.

Neue Geschichten aus der Waldheimat.

Mit dem Bildniß des Verfassers als Waldbauernbub.

Preis brosch. ℳ 4,—; eleg. gbd. ℳ 5,—.

Reine Südweine,

Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität, 6 Flaschen (3/4 Liter) Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,— incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.

Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Umso wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt."

(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."

(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Revue des Revues.

Au prix de 18 francs par an, à partir du 1er de chaque mois, on a un abonnement à la **Revue des Revues** qui donne *toutes les Revues en une seule.*

«Avec elle on sait tout, tout de suite» (Al. Dumas fils), car «la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes» (Francisque Sarcey); «rien n'est plus utile que ce résumé du mouvement de l'esprit humain» (E. Zola); «elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères» (*Les Débats*), etc.

La **Revue** paraît deux fois par mois, publie des articles des principaux écrivains français et étrangers, est *richement illustrée* et donne, entre autres, les *meilleures caricatures* politiques, etc.

PARIS, 32 rue de Verneuil. On s'abonne chez tous les libraires.

Envoi d'un numéro spécimen sur demande.

Ein Weihnachts-Geschenk
von hohem litterarischem Werthe sind die

Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. **Dritte Auflage.** Elegant gebunden **M. 4.50.**

Vestigia Leonis. Zweite Auflage. Elegant gebunden **M. 5.—**

Nordhausen ist ein Dichter von Gottes Gnaden ... Sein Werk muß dem Bedeutendsten zugezählt werden, das die letzten Jahrzehnte auf dem Gebiet der epischen Dichtung hervorgebracht haben.... Ein unsagbarer Zauber ruht auf diesem Epos. **Hamburger Nachrichten.**

Wie kläglich und kleinlich nehmen sich die Baumbachiaden und der Wolff'sche klingende Singsang aus gegen dies markige und mächtige, gluthdurchwehte und begeisterungsvolle Zeit- und Streitlied! Vom Anfang bis zum Ende packt und fesselt es ...
Dr. G. **Oertel,** Chefredacteur der Deutschen Tageszeitung.

Die inhaltvollste und farbigste erzählende Dichtung, die das Jahr gebracht hat.
Grenzboten.

Dem Erzähler dieser Mär gebührt ein Ehrenplatz unter den bedeutendsten Epikern der Gegenwart. **Nord und Süd.**

Man thut ihm einfach unrecht, wenn man viele Worte daran verschwendet, um zu beweisen, daß sein Epos thurmhoch über den Salonepen Julius Wolff's u. a. steht. Einen Vergleich halten jene Epen mit diesem gar nicht aus.... Richard Weitbrecht
i. d. **Blättern für litt. Unterh.**

... ein echter Poet, ein Poet voll Schwungkraft und Frische. Heinrich Hart
i. d. **Tägl. Rundschau.**

Wir möchten dem Werk eine besonders bevorzugte Stellung einräumen.
Kölnische Zeitung.

In athemloser Spannung weiß das Werk bis zum Schluß zu erhalten.
Neue litterar. Blätter.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, gegen Einsendung des Betrages franco vom Verlage **Carl Jacobsen, Leipzig.**

Wilh. Werthers Verlag in Rostock.

Kasper-Ohm un ick.

Von **John Brinckman.**

Fünfte Auflage. 1894. 3 *M* br., 4 *M* geb.

P. von Kügelgen: „Ein so prächtiges Buch haben wir lange nicht gelesen; wir werden es immer wieder zur Hand nehmen wie Freytag's ‚Soll und Haben' oder die besten Bücher Reuter's."

Soeben erschien bei Hermann **Grüning** in Hamburg und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Johannes Wedde, Gesammelte Werke. Zweiter Band: **Grüße des Werdenden. Eskanowa, Grundlinien eines Systems der Wissenschaften. Glaube und Unglaube.** 498 S. 8. in gediegener Ausstattung gebunden 4,50 *M*. Im Frühjahr erschien der 1. Band: **Persönliches.** 550 S. eleg. geb. 4,50 *M*. — Der dritte Band wird Lilith, Marja, Semiramis und Sulamith enthalten und der unverkürzte Brutto-Ertrag der Wedde'schen Werke wird einem Fond zur Herstellung eines „Arbeitergesellschafthauses in Hamburg" zufließen.

Wie kam Johannes Wedde zur Sozialdemokratie? Mit Portrait Wedde's. 31 S. geh. 1,50 *M*. Den Brutto-Ertrag erhält das „Asyl für Obdachlose in Hamburg".

Von Gottes Gnaden. Neuest. Rom. v. **Nataly von Eschstruth.** 2 Bde. Brosch. 10 M., geb. 12 M.

Die Haidehexe und andere Novellen. Von **Nataly von Eschstruth.** Broch. 5 M., geb. 6 M.

Die ewige Braut. Roman von **H. v. Zobeltitz.** Brosch. 5 M., geb. 6 M.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Literarische Festgeschenke.

Der Wahrheitsucher. Neuest. Roman v. **K. E. Franzos.** 2 Bde. 2. Aufl. Br. 10 M., eleg. geb. 13 M.

Ungeschickte Leute. Geschichten v. **K. E. Franzos.** 2. Aufl. Brosch. 4. M., gebunden 5 M.

Die Teufelsgrethl. Roman von **Otto von Schaching.** Broschiert 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Norwegische Novellen. Von **M. M. von Oertzen.** Preis brosch. 5 M., geb. 6 M.

Die Wunde der Zeit. Roman von **Ernst Remin.** Geh. 5 M., geb. 6 M. 20 Pf.

Die Johanniter. Roman von **F. v. Zobeltitz.** Brosch. 6 M., geb. 7 M. 20 Pf.

Griechische Frühlingstage von **Ed. Engel.** Ein Band. Groß 8. broch. 7 M., eleg. geb. 8 M. 50 Pf.

Illustrierter Weihnachtskatalog umsonst und postfrei.

Prospekte über die Werke v. Eschstruth, Gerstäcker, Mantegazza etc. umsonst und postfrei.

Verlag von **Artur Seemann,** Leipzig.

Soeben erschien:

Schillers Mutter.

Von Dr. **Ernst Müller.**

Reich illustrirt! Elegant gebunden. Preis 5 Mark.

Goethes Mutter.

Von Dr. **Karl Heinemann.**

Vierte Auflage. Elegant ausgestattet! Preis in Leinen geb. 8 Mark, in Halbfranz 9 Mark.

Die Heinzelmännchen.

29 Zeichnungen von **H. de Brucker.**

In eleganter Mappe. Prachtwerk! Preis 15 Mark.

Spaziergänge eines Naturforschers.

Von Prof. Dr. **W. Marshall.**

Zweite Auflage mit farbigen Vignetten. In Prachtband gebunden 10 Mark.

(„Ein wahres Prachtbuch, das wir auf vielen Geschenktischen wissen möchten". **Die Gegenwart.**)

Hierzu eine Beilage von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 48. Berlin, den 1. December 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Eine Modernisirung des Rechtsstudiums. Vorschläge zur Discussion. — Der Verrath von Geschäfts- und Fabrikgeheimnissen. Von Justus. — **Literatur und Kunst:** Freie und unfreie Künste. Von Eduard von Hartmann. — Theaterleben an der Themse. Von Gustaf F. Steffen. — **Feuilleton:** Beinah. Von E. Würthmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Goldelse. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Eine Modernisirung des Rechtsstudiums.

Vorschläge zur Discussion.

„Die juristischen Facultäten bedürfen dringend einer gewissen Modernisirung. Man mag die Vorlesungsverzeichnisse deutscher Universitäten seit einer ganzen Reihe von Jahren vornehmen, so findet man nie eine Hinweisung auf das spezifisch moderne Recht, — die moderne Welt ist in diesem Kurszettel juristischer Titel nicht oder unvollständig cotirt. Die moderne Gesetzgebung arbeitet rastlos und in großen Zügen, — der Zug der juristischen Facultäten geht gleichwohl fortwährend in's Alte, und sie huldigen bis auf einen gewissen Grad der Fiction, als ob die Welt stille stehe und als ob das moderne Rechtsleben immer noch vor dem römischen Prätor zu erscheinen habe. Und doch stehen die Menschen der Neuzeit auf eigenen und nicht bloß entlehnten Füßen, das moderne Leben erschöpft sich nicht in dem antiken, es ist großartig und verwickelt, es ist nie langweilig, es gibt uns fortwährend rechtliche Räthsel auf. Die Universität thut aber, soweit es sich um die juristische Abtheilung handelt, häufig so, als ob sie nur durch einen dünnen Faden mit den realen Dingen der Gegenwart verbunden wäre."

Eine Autorität in seinem Fach und selbst einer von der Kathederzunft hat diesen durchaus zutreffenden Tadel zum erstenmal scharf und bündig ausgesprochen: Dr. F. Meili, ordentlicher Professor des internationalen Privatrechts, des modernen Verkehrsrechts und der vergleichenden Rechtswissenschaft an der Universität Zürich. Es ist also ein Spezialist, der gewissermaßen pro domo spricht, und man wäre versucht, ihm Molière's: „Vous êtes orfèvre!" zuzurufen: Aber er verwahrt sich selbst gegen solchen Vorwurf. Seine abfällige Kritik unseres Rechtsstudiums kann in ihm, dem ehemaligen Hörer der Berliner und Leipziger Hochschule, das Gefühl der Dankbarkeit, das er unserem „nie versiegenden Bildungsquell" schuldet, nicht beeinträchtigen. Ueberdies ist er ja ein Landesfremder, der durch kein eigenes Interesse geleitet wird, also durchaus objectiv und unverdächtig scheint. Seine Kritik, die er neulich in einem in Dresden und Berlin gehaltenen Vortrag niedergelegt und soeben im Druck herausgegeben hat*), verdient durchaus das erregte große Aufsehen, und wir wollen seine allgemein interessanten Ausführungen im Nachfolgenden in Kürze wiedergeben.

Professor Meili fordert vor Allem, daß das Recht der Neuzeit in vollständigerer Weise neben den anderen Zweigen auch in dem Studienbuch und in dem Programm der juristischen Facultäten eingetragen werde. Die juristische Bildung, das ganze Sinnen und Trachten in der Jurisprudenz ist antik, ist dem Leben eines ausgestorbenen Volkes zugewandt, — zur Illustration möge die Thatsache dienen, daß es an einer Universität mit ca. 150 juristischen Studenten unter 8 Professoren deren 4 gibt, welche das römische Recht doziren. Die Juristen müssen, da sie regelmäßig mitten in's Leben hineingestellt werden, sich schon an den Universitäten daran gewöhnen, im Geiste der Neuzeit zu denken. Das Recht der Neuzeit soll mit gleicher Gründlichkeit an den Universitäten behandelt werden, wie das alte der ausgestorbenen Nationen. Die moderne Gesetzgebung soll nicht bloß als Gedächtnißstoff, sondern als ebenbürtiges Material neben dem Pandektenrecht behandelt werden.

Die Loslösung des juristischen Studiums vom römischen Rechte wird aber keineswegs befürwortet, dieses Recht liegt nicht am Sterben und stirbt überhaupt nie, — der darauf liegende Jahrhunderte alte Actenstaub hat es nur „verschönert". Und es im Rechtsstudium wegzulassen oder zu vernachlässigen, wäre ungefähr so, wie wenn in der Kunstgeschichte die ganze niederländische Schule als der Berücksichtigung unwerth weggelassen würde. Das ganze geistige Kapital der juristischen Wissenschaft ist das Ergebniß oder die Summation eines langen historischen Prozesses und unsere Rechtssätze sind das Product vieler Kämpfe: die alten Zeiten haben sie den neuen fideicommißartig anvertraut. Wir wären also thöricht, wenn wir dieses Recht, das eine 2000jährige Kraftprobe geleistet hat, nicht stets respectiren würden, — es repräsentirt gewissermaßen „unsere juristischen Stammactien", wie Meili geistreich sich ausdrückt.

Aber das Recht der modernen Welt an den Universitäten soll eine „paritätische Berücksichtigung" erfahren. Zunächst soll das Recht anderer civilisirter Völker ebenfalls gelehrt und gelernt werden. Gerade deswegen, weil der moderne Verkehr nicht mehr national abgeschlossen ist, darf das Rechtsstudium sich auch nicht beschränken auf das Recht innerhalb eines bestimmten Staates: das Interesse der Jurisprudenz und ihre Aufgabe hört im Grunde erst da auf, wo die Welt aufhört. Sodann ist das Recht auch unter dem Gesichtswinkel der Vergleichung darzustellen und zu studiren; denn das Recht ist eine Schöpfung des Menschengeistes, und der Mensch macht heutzutage Gebrauch von einem natürlichen Indigenate, das ihm auf der ganzen Erde zusteht. Wir können bei dem heutigen Weltverkehr uns auch juristisch nicht mehr abschließen: der juristische Mikrokosmus kann nicht den alleinigen Gesichtspunkt

*) Die Gesetzgebung und das Rechtsstudium der Neuzeit. (Dresden, v. Zahn & Jaensch.)

der Studien bilden. In der That haben denn auch die französischen Juristen mit der Rechtsvergleichung und der Sammlung der Materialien seit etwa zwanzig Jahren Ernst gemacht: sie publizirten die auswärtigen Gesetze und machten Uebersetzungen. Eine derartige grundlegende Arbeit sollten wir auch für das Civilrecht und die processualischen Materien hervorrufen. Mit Hülfe der vergleichenden Rechtswissenschaft dringen wir in die Rechtsgebiete tiefer ein und gewinnen überdies einen menschheitlichen Boden, der uns hinausträgt über die engen nationalen Schranken. Die Rechtsvergleichung ist übrigens auch in den modernen Regierungskreisen zu Hause, fast kein wichtiger Gesetzesvorschlag versäumt es, auswärtiges Recht zu berücksichtigen. Der Verkehr, die Wissenschaft, die Gesetzgebungspolitik haben also mit den nationalen Schranken gebrochen und das Rechtsstudium muß damit ebenfalls parallel gehen.

Wenn es sich nun weiter darum handelt festzustellen, welche Rechtsmaterien eine größere Berücksichtigung an den Universitäten verdienen, so müßte dies gelten bezüglich des Handelsrechts mit allen seinen Verzweigungen (des Wechsel-, See-, Versicherungsrechts). Es geht doch wahrlich nicht an, daß man sich heutzutage bei dem unermeßlichen Verkehre auf dem Universum noch beschränkt auf ein innerstaatliches Handelsrecht: diese Disciplin ist eine kosmopolitische Größe geworden. Jedenfalls sind für diese Materien selbständige Lehrstühle nöthig, weil auch seminaristische Uebungen mit diesen Vorlesungen verbunden werden müssen.

Daneben kommt das Verkehrs- und Transportrecht in Frage: Speziell dem Eisenbahnrechte wird in Deutschland keine Beachtung geschenkt. Es gibt keine Universität, an welcher das Eisenbahnrecht als selbständiges Kolleg dozirt würde, und es genügt nicht, mitten in der Lehre des handelsrechtlichen Frachtvertrages den Eisenbahnen einige wenige Paragraphen zu widmen. Es existiren über die Materie in vielen Staaten sehr wichtige Spezialgesetze, und die am 1. Januar 1893 in Kraft getretene internationale Convention vom 14. Okt. 1890 (der auch das Deutsche Reich angehört) enthält in That und Wahrheit ein außerordentlich wichtiges Rechtsbuch privatrechtlicher Ordnung. Es ist nöthig, daß dem juristischen Studium diese Seite der Jurisprudenz eingehend vorgeführt wird. Ueber die genannte Convention bestehen zwei gleichwerthige Texte (in deutscher und französischer Sprache), und es ist begreiflich, daß die Literatur der verschiedenen Völker sich an der Interpretation dieses wichtigen Vertrages nachhaltig betheiligt. Und nun ist es im höchsten Grade charakteristisch, daß das preußische Ministerium der öffentlichen Arbeiten eisenbahnrechtliche Vorlesungen an drei Universitäten (Berlin, Breslau und früher auch in Bonn) angeordnet hat, daß sie aber in den Universitätsprogrammen nicht erscheinen. Verschämt werden sie, — wenigstens in Berlin — anläßlich der Publikation der Vorlesungen in den Zeitungen durch einen breiten Strich getrennt von der echten Wissenschaft, — es wird damit deutlich ausgesprochen, daß das Eisenbahnrecht außerhalb des Universitätsprogramms fällt: es ist zu modern! In Berlin wird das Eisenbahnrecht denn auch von Beamten des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten dozirt, weil die juristische Facultät erklärte, keinen Gelehrten dieses Faches zu kennen. Der vorläufig noch illegitime Zweig der modernen Verkehrswelt verdient aber doch wohl eine reguläre Berücksichtigung; beiläufig gesagt beträgt das Anlagekapital der Eisenbahnen auf der ganzen Erde über 160 Milliarden Franken. Außerhalb Preußens wird nirgends ein eigenes Kolleg über Eisenbahnrecht gelesen. Auch das Post-, Telegraphen- und Telephonrecht verdient zum Gegenstande von akademischen Vorlesungen gemacht zu werden. Desgleichen sollte das für das praktische Leben außerordentlich wichtige moderne Industrierecht, besonders auch das Patentrecht an den Universitäten eingehend behandelt werden. Auch das Autorrecht verdient eine akademische Behandlung. Aber es gibt noch ein weites Gebiet, in welchem die Universitäten des Deutschen Reiches für das Rechtsstudium gar nichts thun, — es ist die Disciplin des sog. internationalen Privatrechts. An einigen wenigen Universitäten Deutschlands werden vereinzelt ganz kleine einstündige Vorlesungen von Privatdozenten darüber gehalten, zuweilen von einem außerordentlichen Professor oder von einem ordentlichen Professor des Criminalrechts(!), zuweilen auch von einem Professor des Völkerrechts(!). Es wird als ein juristisches Wild aufgefaßt, das entweder jeder jagen kann, wenn es ihm beliebt, oder als ein Wild, das nicht würdig ist gejagt zu werden. Abgesehen von diesen Versuchen besteht an keiner der deutschen 20 Universitäten und an keiner österreichischen Universität ein Lehrstuhl für das internationale Privatrecht, und hier thut eine Reform entschieden Noth. Nur das methodische und reguläre Studium des internationalen Privatrechts an den Universitäten, oder wenigstens an einzelnen großen bringt diese unendlich schwierige und wichtige Disciplin vorwärts. Alle Fragen des internen „Civilrechtes" geben auch im internationalen Leben Anlaß zu Discussionen und Streitigkeiten. Allerdings sind die Probleme, welche der internationale Verkehr unter den Angehörigen der verschiedenen Staaten hervorruft, schon seit Jahrhunderten discutirt worden. Weil nun aber das internationale Privatrecht durch die Gesetzgebung der Einzelstaaten weiter gebildet wurde, und weil namentlich die moderne Literatur der fremden Völker hier sehr bedeutend ist, müssen auch die neuen Werke der hervorragenden Juristen anderer Länder studirt werden. In Frankreich, Italien, in England, in den Niederlanden und anderswo wird auf diesem Felde practisch und tüchtig gearbeitet, und die Literatur dieser Völker weist bedeutsame Leistungen auf, nur Deutschland und Oesterreich stehen in bedenklicher Weise zurück. Es muß dafür gesorgt werden, daß unsere Juristen sich dieser Materie ernsthaft, gründlich, methodisch und mit Wärme annehmen, daß die Disciplin an den Universitäten gelehrt und gelernt werde, denn sie bedarf einer selbständigen und regulären Heimstätte. Bereits gingen andere Nationen wirklich vor. In Frankreich, in England, in Italien und den Niederlanden bestehen separate Lehrstühle, und man darf sicherlich sagen, daß deswegen die Literatur in diesen Ländern so bedeutend ist. Gerade auf diesem Gebiete sind denn auch ganz zweifellos neue Rechtsbildungen und neue Rechtssätze in Sicht. So fällt denn schließlich wenigstens jetzt noch dem Richterpersonale fast in allen Fällen des internationalen Privatrechts eine Rolle zu, welche derjenigen eines Gesetzgebers adäquat ist. Nicht deswegen ist das internationale Privatrecht so „zerfahren", weil man übersehen hatte, daß zunächst immer die inländischen positiven Normen maßgebend sind. Seine Mangelhaftigkeit rührt daher, daß die internen Staaten nur ein paar Sätze aufgestellt haben, mit denen die Gerichtshöfe auch bei Anwendung des größten Scharfsinns nichts anfangen können.

Die internationalen Conferenzen suchen allerdings eine Abhülfe vorzubereiten, allein wir stehen am Anfang dieser Bestrebungen, und es ist in allen Staaten, also auch in Deutschland, ein hervorragender Stab competenter Personen heranzuziehen, welche hier in sachverständiger Weise mitreden können. Ueberdies sind die Richter und Rechtsanwälte in dieser Materie gehörig vorzubilden. Nur in einem geistigen Wettkampfe der größeren Nationen kann die Disciplin des internationalen Privatrechts gedeihen, weil es eben gilt, die Härten und Unbilligkeiten der nationalen Rechtsansichten zu ebnen, welche auf dem Weltboden als partikulär zu bezeichnen sind. An diesem wissenschaftlichen Turniere müssen sich die Juristen der germanischen Nation ebenfalls betheiligen. In der Sache selbst ist von einem großen aber einfachen Prinzipe auszugehen: alle nationalen Normen der civilisirten Völker stehen gleichwerthig da, und keine Gesetzgebung hat an sich einen prioritätischen Anspruch auf Berücksichtigung. Die wissenschaftliche Arbeit hat aus einem universellen Denkprozesse heraus festzustellen, welche Gesetzgebung oder welcher neue Satz im concreten Falle anzuwenden ist. Aus diesen doktrinellen Erörterungen kann und wird dann später ein umfassendes kodificirtes Recht, das größere Kreise umspannt, hervorgehen, — ein Recht, das den verschlungenen Interessen der verschiedenen Völker gleichmäßig entspricht.

Die selbständige Vertretung des internationalen Privat-

rechts an den großen deutschen Universitäten sollte entschieden an die Hand genommen werden, überhaupt von jedem Staate, der eine internationale Mission hat. Die neue Richtung, die Meili vertritt, geht dahin, daß die Jurisprudenz modern vergleichend und international in's Auge gefaßt, gelehrt und gelernt werde. Allerdings muß er zugeben, daß ein gewisser Procentsatz von Studenten den herausgehobenen Gebieten vorläufig noch nicht das volle Interesse entgegenbringt, und er räth, die fraglichen Fächer zunächst auch nicht zu obligatorischen zu erheben. Aber nach und nach würde sicherlich ein stattlicher Theil der Rechtsbeflissenen die Ueberzeugung gewinnen, daß der Besuch jener Kollegien nöthig sei, um sich die positiven Kenntnisse und Anregungen zu verschaffen. Und auf den nicht unberechtigten Vorwurf, daß die Spezialisirung der juristischen Fächer die Einheit der Jurisprudenz noch mehr zerstört, als dies sonst schon der Fall ist, wendet Meili ein, auch die Gesetzgebung liefere kein einheitliches Bild, und alle Wissenschaften zerlegen und spezialisiren sich, — wie z. B. die Medizin. Es sei eben Sache eines encyklopädischen Kolleges, das für ältere Studenten gehalten wird, die fragmentarischen Theile, in welche die Wissenschaft aus methodischen Gründen zerlegt wird, wieder in einer Einheit vorzuführen. Denen jedoch, die ihm zwar vollkommen Recht geben mit seinen Anforderungen an das Rechtsstudium, aber meinen, den jungen Leuten fehle die nöthige Zeit, um es so gründlich und vielseitig zu betreiben, diesen antwortet er, daß die Vorlesungsstunden der verschiedenen Disciplinen zu kürzen, die Vorlesungen durch Grundrisse zu entlasten und daß die Rechts-Mumien oder Rechtsantiquitäten einzuschränken sind. „Insbesondere hat angesichts der Buchdruckerkunst die Anfertigung peinlich exacter Kollegienhefte überall da keinen rechten Sinn mehr, wo gute Lehrbücher existiren. Welch' kostbare Zeit geht mit diesem Schreiben verloren! Man muß nicht an allen alten Dingen festhalten, — speziell die Kollegienhefte haben sich in der bisherigen Gestalt gründlich überlebt. Vielleicht geht es auf die Dauer auch nicht an, eine Studienzeit von bloß 3 Jahren in Aussicht zu nehmen und einen unentgeltlichen Referendardienst von 4 oder 3 Jahren zu verlangen." Wie man sieht, regt der geist- und kenntnißreiche Verfasser eine durchgreifende Reform an, die auf alle Fälle mit Ernst angehört und geprüft zu werden verdient, damit wir zumal auf internationalem Rechtsgebiete nicht überflügelt werden und veralten.

Der Verrath von Geschäfts- und Fabrikgeheimnissen.

Gar sonderbare Blüthen treibt die Gesetzgebung unserer Zeit. Während man auf der einen Seite, im Fahrwasser einer Augenblicksströmung dahinsegelnd, in fieberhafter Rastlosigkeit an einzelne Vorfälle, ja an einzelne Personen tiefeingreifende Strafgesetze anlehnt und mit den seichtesten Gelegenheitsproducten einer sogenannten „allgemeinen Stimmung" versöhnende Opfer zu bringen unternimmt, die, wenn sie verraucht sind, nichts anderes hinterlassen als eine unangenehme Atmosphäre: steht man auf der anderen Seite und gerade dort, wo es sich um lebensvolle und durchgreifende wirthschaftliche Reformen handelt, unthätig allen drängenden Mahnungen gegenüber, oder man läßt die schon erhobenen Arme lässig wieder in den Schoß sinken. Am meisten hat unter diesem bedenklichen Zwiespalt die Landwirthschaft und der Handelsstand zu leiden gehabt. Wenn man das legislative Schicksal betrachtet, welches den handelsrechtlichen Sondergesetzen in den letzten Jahren Seitens der gesetzgebenden Körperschaften beschieden worden ist, so darf man sich nicht wundern, daß in Handelskreisen ein sich stetig steigerndes Gefühl des Mißtrauens gegenüber allen neu angekündigten Handelsgesetzentwürfen Platz greift. Der Entwurf eines Checkgesetzes, welcher bereits am 26. Januar 1892 dem Bundesrath zur Genehmigung zugegangen und am 11. Mai 1892 zur Vorlage im Reichstag gebracht worden war, ruht trotz des eifrigen Betreibens der Verwaltung der Reichsbank seitdem unbeachtet unter dem Geschäftstisch. Der Entwurf eines Bankdepotgesetzes, welcher durch eine gesetzliche Fixirung des Zeitpunktes des Eigenthumsüberganges die gefährliche Verwirrung, welche in den Köpfen der Bankwelt in dieser Frage herrscht, beheben und durch strenge Ordnungs- und Strafvorschriften einer Wiederholung jener Millionenunterschlagungen zuvorkommen sollte, wie sie in den Jahren 1891 und 1892 zahlreiche Familien der Noth und dem Elend preisgegeben, Beamte und Handwerker um ihren letzten Spargroschen gebracht, Wittwen und Waisen ihren nothdürftigen Unterhalt geraubt hatten, scheint ebenfalls den Weg alles Irdischen gegegangen zu sein, unbekümmert um die aus doctrinärem Unkraut in die Höhe schießenden, neuerdings aber auch vor Gericht von ein für allemal vereideten Sachverständigen constatirten, allen Grundsätzen von Moral und Recht in's Gesicht schlagenden „Handelsbräuche", daß die angekauften Effecten von den Bankiers nicht wirklich den Kunden übereignet werden, sondern daß ihnen nur der Anspruch auf einen bestimmten Betrag der Effecten gut geschrieben wird. Auch das bereits vor mehr als zehn Jahren zuerst in Angriff genommen und seit dieser Zeit fast alljährlich in erfreulicher Beharrlichkeit auftauchende und verschwindende Pfandbriefgesetz, welches den „Pfand"briefgläubigern ein auch wirklich ihrem Namen entsprechendes „Pfand"recht an den Hypotheken der Gesellschaft gewähren und zugleich verhüten soll, daß die Hypothekenbanken neben ihrem Hauptgeschäft noch gewisse andere nicht gerade zur Sicherheit der Pfandbriefsbesitzer dienende Börsenoperationen, insbesondere mit den ihnen aus dem sog. „Depositengeschäfte" zufließenden Geldern betreiben, scheint den Herren nicht so leicht in die Form ihrer Gesetzgebungsmaschine zu passen und daher bis auf Weiteres vertagt zu sein.

Man wird es unter diesem Zeichen fortgesetzter Mißgriffe wohl begreiflich finden, wenn man auch dem angekündigten Gesetzentwurf gegen die „unehrliche Concurrenz" sogar in den Kreisen bedenklich und zurückhaltend gegenüber tritt, in denen unter anderen Umständen ein derartiges Vorgehen freudig begrüßt worden wäre. Gerade hier wird ein Gebiet berührt, bei dem ein täppisches Eingreifen der Staatsgewalt mehr Unheil anrichten kann, als die gänzliche Außerachtlassung der Frage überhaupt. Der Entwurf ist in diesen Blättern in großen Umrissen schon gewürdigt worden. Wenn heute noch einmal einem Theile desselben, nämlich dem Verrath von Geschäfts- und Fabrikgeheimnissen einige Worte gewidmet werden, so geschieht das deshalb, weil sich die sogenannte „öffentliche Meinung" gerade dieser Frage gegenüber mit der ganzen Kraft ihrer Rath- und Verständnißlosigkeit umgürtet hat und das liebe Publikum am liebsten hinter jedem Fabrikherrn einen Staatsanwalt und hinter jedem Fabrikarbeiter einen Schutzmann postirt sehen möchte.

Es ist klar: Zu den Vermögenswerthen eines Geschäftsherrn gehören nicht nur die körperlichen Vermögensstücke, hierzu rechnen auch, zuweilen in weit höherem Maße, die in jedem Handels- und Fabrikbetriebe gesammelten geschäftlichen Beziehungen der verschiedensten Art, die erworbenen Kunden, die Bezugsverhältnisse, die besonderen Erfahrungen und erfundenen Vortheile des technischen und geschäftlichen Verfahrens. Der Gewerbetreibende ist genöthigt, auch dieses mit einer Summe von Fleiß und Arbeit, Sorgfalt und ehrlichem Streben im Laufe der Zeit erworbene werthvolle Besitzthum seinen Mitarbeitern und Angestellten anzuvertrauen. Das geschäftliche Abhängigkeitsverhältniß der Letzteren zu dem Prinzipal macht eine besondere Treupflicht zur Bedingung; der Geschäftsherr darf diese Treue voraussetzen und muß gegen einen Bruch des Treuverhältnisses durch die Hülfe der Gesetzgebung geschützt werden, ebenso wie gegen die gewinnsüchtige Verleitung seiner Angestellten zu solcher Verletzung Seitens der unehrlichen Concurrenz, die sich der geschäftlichen Erfolge des Gewerbsgenossen zu bemächtigen trachtet.

Die gegenwärtige Gesetzgebung in Deutschland ist auch den frivolsten Vertrauensbrüchen des Angestellten gegenüber

machtlos, sofern dieser nur die Klippen des Strafgesetzbuches zu umgehen weiß. Nur in den seltensten Fällen liegt der Thatbestand des „Betruges" in seiner strafrechtlichen Bedeutung zu Tage. Eine Ahndung wegen „Unterschlagung" kann ferner nur dann eintreten, wenn dem Prinzipal gehörige Gegenstände, z. B. die Geschäftsbücher oder die Kundenliste, von dem Angestellten im Original entwendet werden. Noch weniger kann das Vorgehen der „Untreue" zur Verwerthung herangezogen werden, da hier vorausgesetzt ist, daß ein Bevollmächtigter mit Vermögensstücken des Chefs absichtlich zum Nachtheil desselben verfügt. Ein civilrechtlicher Schadensersatzanspruch endlich ist auf den — fast unmöglichen — Fall beschränkt, wo ein unmittelbar auf die Schädigung des Geschäftsherrn gerichteter dolus vorliegt.

In dieser Schutzlosigkeit des Geheimnisses ist zum wesentlichsten Theil der Grund zu suchen für das Emporwuchern der Praktiken und Schlichen, durch welche heute wohlerworbene Geschäfts- und Fabrikgeheimnisse von unredlichen Konkurrenten ausgebeutet werden. Bald werden die Spezialarbeiter einer Fabrik durch höhere Löhne von der Concurrentin an sich gelockt, um ihre Kenntniß von den Einrichtungen der Fabrik, der Arbeitsweise, den Modellen u. s. w., auszunutzen, bald werden Handlungsgehülfen veranlaßt, das Kundenverzeichniß des Prinzipals und die einlaufenden Angebote in Abschrift mitzutheilen, bald treten selbstständige Kaufleute selbst auf kurze Zeit in ein Dienstverhältniß zu ihrem Concurrenten, um die Lieferanten und die Absatzquellen desselben zu erforschen und sich alsdann dieselben bei Errichtung eines Geschäftes an demselben Orte zu Nutze zu machen. Es ist in chemischen Fabriken und in Webereien nicht selten, daß theuer erworbene Mischungen und Musterzeichnungen heimlich an Concurrenzfirmen zu Spottpreisen abgegeben werden, so daß diese in der Lage sind, dieselben Fabrikate billiger herzustellen als die rechtmäßigen Eigenthümer derselben. Ja, ein Gutachten der Mannheimer Handelskammer besagt, daß sich in Deutschland schon eine Art Organisation zur Ausbeutung von Gewerbegeheimnissen gebildet hat, indem es Geschäfte giebt, welche gewerbsmäßig Muster, Zeichnungen, Kundenlisten, Bezugsquellen u. s. w. auf illoyalem Wege erwerben, um sie gegen Entgelt weiter zu geben.

Bei diesen Zuständen ist es nicht wunderbar, daß sowohl aus industriellen Kreisen, insbesondere aus den Kreisen der chemischen Industrie, wie auch von angesehenen Juristen in den letzten Jahren zahlreiche Vorschläge für einen energischen Schutz des gewerblichen Geheimnisses gemacht worden sind. Auch der 19. deutsche Juristentag hatte die Frage auf seine Tagesordnung gesetzt und gegen das Gutachten des Oberbürgermeisters Dr. André nach dem Vorschlage des Referenten, jetzigen Reichsgerichtsraths Dr. Olshausen, mit überwiegender Mehrheit eine nach gesetzlichem Schutz verlangende Resolution angenommen. Fast alle diese Vorschläge aber rufen, so werthvoll auch das zu ihrer Begründung vorgebrachte Material an legislativer Stelle angesehen werden mag, ein nicht zu unterschätzendes Bedenken insoweit hervor, als sie die ahndbaren, in ihrer Allgemeinheit nichtssagenden Begriffe „Geheimniß" und „Verrath" entweder gar nicht definiren oder ihnen viel zu weite Grenzen ziehen; sie leiden ferner an einer empfindlichen Einseitigkeit, insofern sie fast durchgängig, getreu dem verfehlten Bestreben der modernen Gesetzgebung, für alle Uebel des großen Wirthschaftskörpers den Gefängnißparagraphen als Allheilmittel in Bereitschaft zu halten, lediglich den Strafrichter zum Schutze anrufen und dem Civilrecht nicht einmal subsidiär einen Platz gewähren wollen.

So nothwendig es auch erscheint, die Verletzung der „Geheimnisse" unter die Sühne des Rechtes zu stellen, so gilt es doch zunächst, will man nicht einer späteren Willkür und Verwirrung in der Rechtsprechung Thür und Thor öffnen, eine feste Grenze zu finden, bei der der Begriff des „Geheimnisses" anfängt. Nicht Alles, was dem Gewerbsconcurrenten verborgen ist, und daher dem Geschäftsherrn gewisse schätzenswerthe geschäftliche Vortheile gewährt, kann unter den Begriff des „Geheimnisses" fallen. Vielmehr wird man nach dem Vorschlage eines erfahrenen Kenners der einschlägigen Verhältnisse, des Handelskammersecretärs Dr. Landgraf in Mannheim, diesen Schutz an denjenigen des sogenannten geistigen Eigenthums anknüpfen und darnach das Vorliegen eines „Geheimnisses" auf dasjenige beschränken müssen, was neu, originell und für Gewerbe und Industrie von Wichtigkeit ist. Dagegen liegt kein Grund vor, den gesetzlichen Schutz nur auf Fabrikgeheimnisse zu beziehen und die Geschäftsgeheimnisse von demselben auszuschließen.

Wer ferner das geeignetste Schutzmittel in einer strengen Strafvorschrift erblickt, der vergißt, daß nach der Erfahrung aller Zeiten das Strafgesetzbuch gegen wirthschaftliche Auswüchse niemals etwas auszurichten vermocht hat, während auf der anderen Seite eine nur irgend weitgehende neue Strafnorm auch den ehrlichen Handel und Verkehr unter eine Polizeiaufsicht stellen muß, die unter dem jetzigen Zeichen wirthschaftlicher Depression doppelt empfunden werden muß. Mit immer neuen Praktiken weiß der schlaue Geschäftsmann den starren Buchstaben des Strafgesetzes zu umgehen, während der Harmlose demselben zum Opfer fällt. Bereits bei der Schaffung unseres Reichs-Strafgesetzbuches hatte man diese Bedenken zu würdigen verstanden. Während die meisten der bis dahin geltenden Strafgesetze der Einzelstaaten, so die thüringischen Staaten, von Württemberg, Sachsen u. A., Vorschriften enthielten, welche den Verrath der hier in Frage kommenden Geheimnisse mit Strafe bedrohten, wurde von der Uebernahme derselben in das Strafgesetzbuch nach dem Antrage der Regierung ohne nennenswerthen Widerspruch des Reichstages Abstand genommen. Wie in Frankreich eine scharfsinnige Rechtsprechung auf civilrechtlichem Wege unter Zugrundelegung zweier Paragraphen des code civil es vermocht hat, den Ausartungen der concurrence déloyale die Wurzeln abzuschneiden, so wird auch bei uns der Weg der civilrechtlichen Schadloshaltung in erster Reihe beschritten werden müssen.

Der rein civilrechtliche Schutz hat natürlich auch seine unleugbaren Schwächen, denn eine große Anzahl von jenen Dieben und Diebesgehülfen, welche berufsmäßig oder gewohnheitsmäßig Eingriffe in das geistige und handelsgewerbliche Eigenthumsrecht begehen durch Verrath der ihrer Geheimhaltung anvertrauten Arbeitsmethoden, Geschäftsgebahrungen ꝛc., oder welche Angestellte und Arbeiter zum Treubruch anstiften, wird dem gegen sie angestrengten Civilprozeß mit derjenigen unerschütterlichen Ruhe entgegen sehen, welche das vertrauensvolle Bewußtsein leerer Stuben und unpfändbarer Objecte gibt, und der Kläger wird zum Schluß die Kosten des Vergnügens noch als Opfer zu tragen haben. Man wird daher in zweiter Linie in allen denjenigen Fällen, in denen wirklich die Verletzung eines sittlichen oder öffentlichen Interesses vorliegt, dem Strafrichter seine Mitwirkung nicht versagen können. Doch wird sich diese criminelle Ahndung auf diejenigen Fälle beschränken müssen, in denen eine bewußte und auf Bereicherung berechnete Verletzung fremder Geheimnisse vorliegt, oder die unlauteren Mittel der Verführung und Bestechung von den Concurrenten in's Werk gesetzt werden, um in den Besitz des Geheimnisses zu gelangen. Es dürfte sich am ehesten empfehlen, diese Strafvorschrift nicht in die Form einer Novelle zur Gewerbeordnung zu passen, da alsdann weite Kreise der geschäftlichen Bevölkerung von seiner Wirksamkeit ausgeschlossen wären, sondern die bezügliche Bestimmung unter dem Gesichtspunkt der „Untreue" in das Strafgesetzbuch in den Abschnitt über „strafbaren Eigennutz" einzufügen.

Wenn wir endlich die, ebenfalls vielfach verkannte und verdrehte, Frage uns vorlegen, bis zu welchem Zeitpunkt die Treupflicht des Angestellten zu dauern hat, so wird man hier von dem Standpunkt ausgehen müssen, daß von einem Mißbrauch eines Geheimnisses seitens des Angestellten nur so lange die Rede sein kann, als das Anstellungsverhältniß thatsächlich dauert. Denn nur so lange währt die dem Geschäftsherrn geschuldete geschäftliche Treue, deren Verletzung als ein Rechtsbruch erscheint. Dagegen kann es Niemandem verwehrt werden, Erlerntes und Erfahrenes nach dem Austritt aus einer Stellung zu eigener Verwerthung zu bringen, es sei denn, daß

der Bruch der Geheimhaltung bereits zur Zeit des Anstellungsverhältnisses z. B. durch Anknüpfen von verbotenen Beziehungen mit einem Concurrenten eingeleitet und vorbereitet wurde. Glaubt der Prinzipal sich noch über diesen Zeitpunkt hinaus gegenüber seinem Angestellten schützen zu müssen, so steht rechtlich nichts im Wege, durch eine Conventionalstrafe sich diese Gebundenheit des Angestellten zu sichern. Und es ist bekannt, daß von dieser Conventionalstrafe leider ein nur allzu ausgedehnter Gebrauch gemacht und damit der Angestellte, auf dessen Fleiß und Scharfsinn in vielen Fällen die Existenz des „Geheimnisses" zurückzuführen ist, für sein ganzes späteres Leben an Händen und Füßen gefesselt und sein Fortkommen willkürlich unterbunden ist.

Im Gegensatz zu dem augenscheinlich ebenso scharfsinnigen wie kenntnißreichen Bearbeiter der Rubrik „Geschäftsgeheimnisse" in der neuesten Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons, der mit überlegener Miene den großen Satz aufstellt, daß an dem Schutze solcher Geheimnisse die „Allgemeinheit kein Interesse habe" und die Gesetzgebung daher schwerlich geneigt sein werde, sich der Verletzung derselben anzunehmen, hoffen und wünschen wir, daß die Inangriffnahme der legislativen Arbeiten zu einem recht baldigen Erfolge führen möge. Denn ein Schutz wie dieser ist gerade für die „allgemeinen Interessen" nicht nur nützlich, sondern nothwendig. Die wirthschaftliche Erfahrung zeigt, daß die unmittelbare Folge der Preisgebung des Arbeits- u. s. w. Geheimnisses an die „Allgemeinheit" Ueberproduction und damit Verschlechterung der Waare auf der einen, Verminderung der Arbeitslöhne auf der anderen Seite zur unmittelbaren Folge hat. Erst wenn Bebel's Zukunftstraum erfüllt und unser Staats- und Erwerbsleben in sozialistischen Arbeitshäusern kasernirt ist, dann mag man im „allgemeinen Interesse" die Einzelarbeit, durch welche Wirthschaftsgüter erzeugt werden, jenes Besitz- und Eigenthumsschutzes für verlustig erklären, der heute jedem Vermögensobject im Rechtsverkehr zugebilligt ist. Justus.

Literatur und Kunst.

Freie und unfreie Künste.

Von Eduard von Hartmann.

Von „freien schönen Künsten" zu reden, ist ein alter Sprachgebrauch, dem sich auch neuere Aesthetiker, wie Schelling, und Schleiermacher, angeschlossen haben. Im Gegensatz dazu von „unfreien schönen Künsten" zu sprechen, ist dagegen nicht herkömmlich. Die Aesthetik hat die unfreien schönen Künste lange Zeit hindurch mit Unrecht ebenso unbeachtet gelassen, wie die bloß technischen, auf Schönheit keinen Anspruch erhebenden Künste mit Recht. Hegel nennt die unfreien schönen Künste „dienende oder unselbständige", Trahndorff „den Bedürfnissen dienende", Schleiermacher „gebundene", Krause „nützliche", Vischer „anhängende", von Kirchmann „verzierende", Schasler „unechte". „Unfreie" habe ich sie wohl zuerst genannt, auch zuerst die verschiedenen Merkmale zusammengestellt, welche zu ihrer Unterscheidung von den freien Künsten bei den früheren Aesthetikern zerstreut angegeben waren.*)

Das unfreie Kunstwerk dient wesentlich einem außerästhetischen (sei es realen, sei es fingirten) Zweck, ist eine Realität, von der erst der Beschauer den ästhetischen Schein subjectiv ablösen muß, erweckt als Realität reale Gefühle, die mit den vom abgelösten ästhetischen Schein erweckten ästhetischen Scheingefühlen concurriren können, ist als Realität der selbständigen künstlerischen Nachbildung im ästhetischen Schein einer anderen Kunst fähig, empfängt einen erhöhten Werth durch edleres Material und beansprucht realistische Wahrheit. Das freie Kunstwerk dient dagegen wesentlich einem ästhetischen Zweck und es ist ihm unwesentlich und zufällig, wenn es in den Dienst außerästhetischer Zwecke gestellt wird; es ist selbst schon bloß noch ästhetischer Schein, erweckt, sofern es rein ästhetisch aufgefaßt wird, nur ideale Gefühle ohne Concurrenz mit realen, ist der selbständigen Nachbildung durch andere Künste unfähig, von dem Werth des zu ihm verwandten Materials als solchem unabhängig, und beansprucht nur idealistische Wahrheit.

Die bisherigen Aesthetiker kennen und beachten entweder den Unterschied zwischen freien und unfreien Künsten gar nicht, dann ordnen sie die Künste in eine einzige Reihe; oder sie kennen diesen Unterschied, dann ordnen sie die Künste in zwei Reihen, die auseinander gehalten werden, eine Reihe der freien und eine der unfreien Künste. Wie sich aber diese beiden Reihen zu einander verhalten, darüber sind bisher noch keine genauen Untersuchungen angestellt. Bildete jede der beiden Gruppen eine gleichmäßige Masse ohne Abstufungen und scheinbare Uebergriffe in die andere Reihe, so wäre die Scheidung sicher und leicht. Aber die Stufenfolge in beiden Reihen läßt die Frage offen, ob beide Reihen gleichsam parallel auf verschiedenem Niveau neben einander herlaufen, oder ob sie auf gleichem Niveau bunt gemischt durch einander fließen, oder ob sie in einer Reihe liegen, aber so, daß eine große Lücke zwischen dem Endglied der einen und dem Anfangsglied der anderen klafft, oder ob das Endglied der einen sich mit dem Anfangsglied der anderen berührt. Im letzteren Falle wäre weiter zu erwägen, ob trotz solcher Berührung ein prinzipiell Neues und Anderes mit dem Anfangsglied der höheren Reihe einsetzt, oder ob beide Reihen stetig und flüssig in einander übergehen, also eigentlich doch wieder nur Eine Reihe bilden, in der ein mehr oder minder willkürlicher Grenzpunkt für zwei Stufenreihen gesetzt wird.

Innerhalb der unfreien Künste werden wir in mehrfacher Hinsicht eine Stufenfolge zu unterscheiden haben. Zunächst besteht eine Stufenfolge der künstlerischen Meisterschaft sowohl in der sinnlichen Veranschaulichung der Zweckmäßigkeit im Dienste des außerästhetischen Zweckes, als auch in der maßvollen, geschmackvollen und bedeutsamen Verwendung des luxurirenden Ornaments. Sodann ist die Würdigkeit, Bedeutsamkeit, Wichtigkeit, Erhabenheit und Idealität des außerästhetischen Zweckes, dem ein unfreies Kunstwerk dient, von wesentlichem Einfluß auf die Schätzung, die dem Kunstwerk zu Theil wird, einerseits weil der höhere Zweck höhere reale Gefühle auslöst, andererseits weil er der Kunst größere und reichere Aufgaben stellt, also sowohl der realen constructiven Zweckmäßigkeit, als auch der verzierenden decorativen Schönheit einen größeren Spielraum zur Entfaltung gewährt. Da die decorative Schönheit eine relativ freie, theils rein formale, theils symbolisch mit dem Zweck spielende, theils in das Gebiet der freien Künste (Plastik, Malerei) hinübergreifende Zuthat ist, so ergibt sich endlich mit dem zunehmenden Maße der decorativen Beimischung ein wachsender Grad von relativer Freiheit der unfreien Kunst, wenn sie auch wesentlich, oder in Uebereinstimmung mit ihrem Begriff unfrei bleibt, d. h. fortfährt, im Dienste außerästhetischer Zwecke zu stehen.

Innerhalb der freien Künste findet ebenfalls in mehrfacher Hinsicht eine Stufenfolge statt. Zunächst wird auch hier der Grad der künstlerischen Meisterschaft verschieden sein, mit welcher ein und derselbe ideale Gehalt zu rein ästhetischem Zwecke in ästhetischem Schein versinnlicht ist. Sodann tritt uns auch hier eine Abstufung des idealen Gehalts im ästhetischen Schein entgegen, dessen Bedeutsamkeit, Würdigkeit und Erhabenheit die verschiedensten Grade zeigen kann. Endlich werden wir hier eine Beimischung an relativer Unfreiheit in verschiedenen Graden anerkennen müssen, die daraus entspringt, daß unter Umständen das seinem Begriff nach freie Kunstwerk in einer seinem Begriff widersprechenden Weise, also unwesentlich und zufällig, mehr oder weniger in den Dienst außerästhetischer Zwecke gestellt wird.

*) Aesth. II. 594—598.

Wir haben also einerseits eine relative Freiheit in den unfreien Künsten, andererseits eine relative Unfreiheit in den freien Künsten anzuerkennen, beide als abgestufte. Es fragt sich, ob hierdurch nicht ein allmählicher und fließender Uebergang zwischen beiden hergestellt werden kann.

Der Grad der künstlerischen Meisterschaft, mit der das unfreie oder freie Kunstwerk behandelt ist, wirkt für die Werthschätzung des Kunstkenners oft allein ausschlaggebend, insofern die Kunstkennerschaft von dem Inhalt absieht und nur auf die Darstellungskunst Werth legt. Gewiß ist eine solche Abstraction vom dargestellten Inhalt einseitig und eine Verkennung des untrennbaren Ineinander von ästhetischem Gehalt und Form; aber sie ist doch immer noch minder verfehlt als die laienhafte Abstraction von der Ausführung und das ausschließliche Haften am Inhalt, das eine noch völlig mangelnde ästhetische Bildung beweist. Aus dem Gesichtspunkte der Meisterschaft der Ausführung können die unfreien Kunstwerke mit den freien allerdings in eine einzige Reihe geordnet werden. Ein meisterhaftes Stück der Goldschmiedekunst kann aus diesem Gesichtspunkte künstlerisch werthvoller sein, als eine ganze Sammlung monumentaler Gemälde. Insofern sich der Marktpreis der Kunstwerke wesentlich nach der Meisterschaft der Ausführung richtet, ordnen sich auch mit Recht die unfreien Kunstwerke von selbst mit den freien in eine fortlaufende Reihe, ohne daß die Freiheit oder Unfreiheit einen Unterschied im Marktwerth bedingte. In dieser Reihe stehen nun aber nicht etwa die unfreien Kunstwerke zu unterst, so daß die freien sich ihnen lückenlos als zweite Abtheilung anschlössen; sondern freie und unfreie folgen einander bunt durchmischt. Diese Thatsache dürfte genügen, um das Mißverständniß zu beseitigen, als ob durch die Zutheilung einer ganzen Kunst oder eines bestimmten Kunstwerks zu den unfreien Künsten der Werth derselben für den Kunstkenner herabgesetzt, oder die zu ihrer Hervorbringung erforderliche künstlerische Meisterschaft auf eine tiefere Stufe gestellt werden sollte. Weder der künstlerische, noch der culturgeschichtliche Werth eines Kunstwerks wird durch seine Kennzeichnung als unfreies Kunstwerk beeinträchtigt; ist es doch bekannt, daß die kunstgeschichtlichen Epochen theils nach der Haartracht, theils nach architektonischen Stilarten benannt werden.

Aber die vollständige ästhetische Beurtheilung deckt sich nicht mit der Bewerthung, die der Kenner und sammelnde Liebhaber den Kunstwerken nach Maßgabe der in ihnen entfalteten künstlerischen Meisterschaft zu Theil werden läßt, sondern hat daneben noch andere Maßstäbe anzulegen, wenn auch nur ideelle Unterschiede durch dieselben bedingt werden. Entscheidend für die ästhetische Beurtheilung des ganzen Werkes bleibt das Verhältniß der künstlerischen Darstellung zu dem dargestellten Inhalt, und nicht das erste Glied dieses Verhältnisses allein. Wenn das Kunstwerk als Realität einem außerästhetischen Zwecke dient, so ist die nähere Bestimmung dieses Zweckes von durchgreifender Bedeutung. Scheune, Stall, Hütte, Wohnhaus, Schloß, Kirche zeigen eine aufsteigende Stufenfolge in der Bedeutsamkeit des Zweckes. Aber die wesentliche Dienstbarkeit unter dem außerästhetischen Zwecke ist in den unfreien Künsten allen Stufen gemein, und darum bleibt auch der Uebergang zwischen ihnen flüssig, während die Grenze zwischen einem wenn auch noch so bedeutsamen Bauwerk und einem freien Kunstwerk eine scharf abgeschnittene ist, weil das erstere wesentlich einem außerästhetischen Zwecke dient, also Mittel zu einem anderen Zwecke ist, das letztere dagegen wesentlich einem rein ästhetischen Zwecke dienen, also als Kunstwerk Selbstzweck sein soll. Deshalb sind auch alle Versuche verfehlt, die Grenze zwischen freien und unfreien Künsten so zu ziehen, daß sie zwischen die kirchliche und profane Architektur, oder zwischen die öffentlichen und Privatbauten fällt. So weit der höhere außerästhetische Zweck dem Künstler Gelegenheit gibt zur Entfaltung höherer constructiver und reicherer decorativer Schönheit, erweist er sich indirect auch ästhetisch befruchtender, aber er hebt darum doch niemals das Kunstwerk aus der Stufe der unfreien Kunst in die der freien empor.

Umgekehrt kann ein freies Kunstwerk durch Bedeutungslosigkeit des in ihm versinnlichten idealen Gehaltes auf eine sehr tiefe ästhetische Stufe gedrückt werden, ohne daß es darum aufhörte freies Kunstwerk und ästhetischer Selbstzweck zu sein, oder der Gattung der unfreien Kunst dadurch auch nur näher gerückt würde. Ein Stillleben, das die trivialsten Gegenstände darstellt, steht ungefähr auf der untersten Stufe, die ein freies Kunstwerk einnehmen kann, mag es durch die Meisterschaft der künstlerischen Ausführung noch so hoch stehen. Aber auch bei mangelhafter Ausführung bleibt es ein freies Kunstwerk, das keinem anderen Zwecke dient als dem, ästhetisch genossen zu werden. Die heute wieder öfters aufgestellte Ansicht, daß der dargestellte Inhalt völlig gleichgültig und nur die künstlerische Ausführung für den Werth des Kunstwerks maßgebend sei, ist ein ästhetischer Irrthum, der in oppositionellen Uebergangskrisen immer wiederkehrt, aber auch immer von Neuem sich selbst ad absurdum führt. Wenn am Maßstabe der künstlerischen Meisterschaft bemessen freie und unfreie Kunstwerke eine einzige Reihe auf gleichem Niveau bilden, innerhalb deren Vertreter beider Gattungen untschiedslos mit einander abwechseln, so ist aus dem Gesichtspunkt des Inhaltes eine doppelte Reihe auf verschiedenem Niveau festzustellen. Jede der beiden Reihen hat ihre eigene Abstufung nach der Bedeutsamkeit des Inhaltes, aber keine greift in die andere über, sondern beide laufen mehr oder weniger parallel mit einander auf verschiedenem Niveau fort und bleiben durch diesen Niveauunterschied getrennt.

(Schluß folgt.)

Theaterleben an der Themse.

Von Gustaf F. Steffen.*)

Das heutige englische Schauspiel steht, weil die Verhältnisse Londons das fordern, noch auf der Stufe des Melodramas. Da man sein Publikum aus dem Millionengewimmel auffischen muß und diesem nicht allzuviel Geschmack, Intelligenz oder Verfeinerung zutrauen kann, jagt man mit geschäftsmäßiger Unverfrorenheit nach den Effecten, die „das Publikum angeln" sollen, und diese sind: bis zum Wahnsinn verschrobene und verdrehte Charaktere, sensationelle — am liebsten criminelle — Situationen, einige verwickelte Intriguen — sowie glänzende, höchst vollendete Decorationen und Maschinerien. Dazu ist aber zu bemerken, daß von diesen schönen Sachen nur die letztgenannten neu und interessant sein müssen, Charaktere, Situationen und Intriguen müssen dagegen alt und abgetreten wie die Straße sein. John Bull, der Theaterbesucher, liebt es nämlich, nur darüber zu erschrecken, zu weinen, zu lachen und sich zu freuen, worüber zu erschrecken, zu weinen, zu lachen und sich zu freuen er von Kindesbeinen an gewöhnt ist.

Thut nun der kindische und rohe Geschmack des Publikums das seinige, die Londoner Theaterliteratur auf so niedriger Stufe zu halten, so ist es nicht minder gewiß, daß die Größenverhältnisse Londons mit dazu beitragen, die Schauspieler zu verderben. Daß ein Stück Anklang findet, bedeutet nämlich in der englischen Riesenmetropole, daß es drei-, vier-, fünf-, ja achthundertmale hintereinander, oder höchstens durch kurze Ferien unterbrochen, aufgeführt wird. Das „Repertoire" ist für den Londoner Theaterdirector ein vollständig unbekannter Begriff. Es bezahlt sich, ergo laßt uns unsere Kunst ruiniren! Man nutzt ein neues Stück ab wie ein Paar Schuhe, denkt an eine Neuigkeit nicht, ehe jenes öconomisch unbrauchbar geworden ist, und das dauert in einer so außerordentlich volkreichen Stadt wie London sehr, sehr lange. Die Schauspieler könnten mehr als einmal zu seelenlosen Automaten herab-

*) Durch die Güte der Verlagshandlung von Peter Hobbing in Leipzig können wir obige anziehende Schilderung dem reich illustrirten Werke: „Aus dem modernen England" entnehmen, dessen letzte Lieferung in diesen Tagen erscheint.

sinken, bevor es unmodern wird, das Schauspiel zu sehen, in dem sie auftreten.

Kaum minder schädlich für Londons Schauspielerwelt ist es, daß die gigantischen Verhältnisse der Stadt jeden einigermaßen hervorragenden Bühnenkünstler anreizen, „auf eigenen Füßen stehen wollen", d. h. Director eines eigenen Theaters zu werden und nie mehr andere als alte Bravourrollen oder solche zu spielen, die ihm eigens auf den Leib geschnitten sind. Der Name des Directors soll die Leute heranziehen. Zuweilen erweist sich die Rechnung jedoch falsch — das Unternehmen fallirt, vielleicht weil der gute Schauspieler ein schlechter Director war. Es ist für London eigenthümlich, nicht ein einziges hervorragendes Schauspieler-Ensemble zu haben. Man brüstet sich dafür mit einer Menge Directoren, die sich einen Ruf als vortreffliche Schauspieler errungen hatten und die höchstens mit einem oder dem anderen „Sterne" zusammenspielen, übrigens aber von einer trostlosen Sammlung langweiliger Mittelmäßigkeiten oder ungebührlich geduldeter Pfuscher umgeben sind. Englische Melodramacteure oder -actricen geniren sich selten, frei und offen zum Publikum, statt zu ihrem Partner zu sprechen. Das Publikum wiederum ist es gewöhnt, Schurken auszupfeifen und Tugendbolde zu beklatschen ohne Berücksichtigung des kleinen Nebenumstandes, daß die Schurken in der Regel weit lebhafter und natürlicher als die zahmen, aufgeputzten Tugendmuster gespielt werden.

Sieht man ein richtiges, nicht ausschließlich possenhaftes, auf Londoner Boden gewachsenes Drama, so erkennt man sofort, daß dasselbe eigentlich aus zwei unabhängigen Stücken besteht, die wie die Blätter eines Kartenspiels unter einander vermischt wurden. Es besteht zu 50 Procent aus einer äußerst naiven englischen Posse und zu 50 Procent aus haarsträubenden Mord-, Schwindel- und Polizeigeschichten. Die Schauspieler zerfallen auch in zwei gleich starke, streng geschiedene Gruppen: in eine, die die Posse, und in die zweite, die die Räubergeschichten spielt. Die Scenen lösen sich in der Weise ab, daß sämmtliche Mitglieder der einen Gruppe einen Generalabgang haben, worauf ebenso pünktlich wie unmotivirt das mehr oder minder allgemeine Auftreten der andern Gruppe folgt. Die Herren und Damen der Possengruppe schwatzen alle in Diskant, entwickeln eine fabelhafte Zungenfertigkeit, stolpern — was wahrscheinlich als guter, komischer Stil angesehen wird — in der sonderbarsten Weise umher und machen zuweilen einen unerwarteten Seitensprung, der die Damen nicht selten auf Sophalehnen oder Fensterbretter und die Herren auf Tische und Stackete versetzt. Die Herren der Räubergeschichte sind dagegen alle Ritter von der traurigen — schauerlichen oder nur feierlichen — Gestalt, und die zugehörigen Frauen tragen ausschließlich graue oder schwarze Kleidung und haben alle tiefe Altstimmen, die den ganzen Abend in unglückverheißender Weise tremoliren.

Eine andere, nie fehlende Eigenthümlichkeit der Figuren eines modernen, populären Londoner Dramas ist deren merkwürdiges Verhältniß zum Guten und Bösen dieser Welt. Unsere englischen Theaterdichter haben es bequem und zweckdienlich gefunden, die landläufigen Dogmen von Himmel und Hölle einer gründlichen Umarbeitung zu unterziehen. Statt zu betonen, daß die Menschen je nach ihrer Lebensführung nach einem von diesen Plätzen *gehen*, scheinen jene Dichter mit den drastischen Mitteln des Melodramas beweisen zu wollen, daß der Mensch entweder vom Himmel oder von der Hölle *kommt*, und daß seine Handlungen sich danach richten. Die der genannten Räubergruppe zugehörigen Charaktere scheiden sich also wieder in zwei, durch eine unüberbrückbare Kluft getrennte Untergruppen: die der Schurken und die der Heiligen. Die Theaterdichter Londons sind wahrscheinlech keine Darwinianer, es ist wenigstens sonnenklar, daß sie an keine Transmutabilität des Menschencharakters glauben. Ihre Schurken sind Schurken sans phrase und in alle Ewigkeit, von der Wiege bis zum Grabe und ohne Umkehr. Wohl kann es vorkommen, daß ein Unterschurke oder Nebenschurke, wie man nun sagen will, in der Schlußscene von Reue gepackt wird; die moralische Wirkung dieser moralischen Umwandlung geht aber dadurch verloren, daß der betreffende Kerl kurz vorher verrückt geworden oder halb zu Tode erschreckt worden war. Die Opfer dieser Schurken — was wäre ein Melodramaschurke ohne Opfer? — sind in ihrer Art gleich unbezwingbar hartnäckig. Sie sind Engel ohne das geringste Compromiß und passen zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen auf Punkt und Strich zu dem Rechtschaffenheitsideal des englischen Philisters. Das Entzücken des Publikums ist grenzenlos, denn es glaubt in den Engeln auf der Bühne sein Ebenbild — natürlich in Sonntagnachmittagsausgehekleidern — zu erkennen.

Das mag man moralischen Idealismus nennen, wenn man will, es gibt uns aber eine jämmerliche Kunst.

Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, daß, nachdem die Engel des Stückes durch eine gehörige Masse Elend gezerrt wurden, der Schluß stets gut ist, d. h. daß die Schurken Handschellen angelegt und die Engel viel, viel unverdientes Geld und auch „einander" kriegen.

Obwohl das typische Theaterpublikum an der Themse also wenig Ahnung davon hat, was lebende, moderne dramatische Kunst bedeutet, ist es doch sehr anspruchsvoll in Bezug auf Inscenirung und auf dramatische Kunststückchen in bekanntem und erprobtem Stile. So darf z. B. in einem richtig feinen und „heilsamen" Londoner Melodrama nie eine neue und spannende Variation des wohlbekannten und populären „Unmenschlichkeits-Kunststückes" fehlen. Wir verdeutlichen das durch ein Beispiel: Eines der erfolgreichsten Erzeugnisse der Melodramenfirma H. Petitt und G. R. Sims, dessen Handlung in ein Eisenwerk verlegt ist, bot eine „Hochofenscene", deren Brutalität einen unverzärtelten Indianer in die Flucht gejagt hätte. Für Londons Theaterpublikum war das jedoch nur eine sensationelle, neue Variation über etwas Altes und Gewohntes. Die Werksarbeiter im Stücke sind aus verschiedenen Ursachen gegen ihren Werkmeister, den Unterschurken des Stückes, aufgebracht, und in der letzten Scene des dritten Aktes — wo ein anständiges Vieractmelodrama seine Klimax haben *muß* — stürmen sie, den Verhaßten mit sich schleppend, unter schrecklichem Gebrüll auf die Bühne. Der Mann soll gelyncht werden. Man hält ihm eine lange Liste seiner Unthaten vor und wirft ihn zur Abwechslung auf der Erde umher und zwar mit einer Gewalt, die vermuthen läßt, daß ihm im ganzen Leibe kein Knochen mehr unversehrt geblieben sein kann. Einige aus der Rotte schleppen einen ungeheuern Schlägel herbei, um ihm damit den Kopf zu bearbeiten. Dieser Plan wird indeß als zu einfach verworfen — er soll in einem Schmelzofen bei lebendigem Leibe verbrannt werden. Mitten auf der Bühne steht ein colossaler Ofen; dessen starker Eisendeckel wird weit aufgeschlagen, eine gewaltige Flammengarbe lodert den Zuschauern daraus entgegen . . . und nun beginnt ein von wirklichem Indianergeheul begleiteter Kampf, ein Hin- und Herstoßen, das einige Minuten andauert. Wenn das Opfer dann nach schrecklichen Püffen und Stößen bis dicht an den Ofenschlund gedrängt war, glückt es ihm, sich loszureißen und ein paar Schritte seitwärts zu gelangen; der Mann wird aber wieder eingefangen, und nun beginnt das Schauspiel von Neuem, bis man glaubt, daß das Publikum von dieser delicaten Augen- und Ohrenweide gesättigt sein könne.

Bezüglich der Possen ist es unnöthig, bei diesen Stellvertretern des Lustspiels an der Themse länger zu verweilen. Sie sind in den meisten Fällen rein albern-rührselig und empfehlen sich höchstens durch den Mangel an Unanständigkeit. — „Nun, das ist ja schön so", wird manche genügsame Seele vielleicht einwenden. Wir wagen jedoch, gestützt auf Londoner Erfahrungen, zu behaupten, daß solche negative Verdienste die Kunst nicht hindern, zu beliebiger Tiefe der Erniedrigung hinabzusinken. Man spielte z. B. im „Strand-Theater" nicht weniger als 700 Abende hintereinander ein Sammelsurium des allerplattesten Unsinns, „Our Flat" genannt. Länger als zwei Jahre strömte das Publikum begeistert herzu, um zu sehen, wie ein vom Executor eben ausgeleertes Zimmer mit Badewannen Kübeln, Kisten, Pfannen und dergleichen neu möblirt wurde, und mit echt britischer Ausdauer zu greinen über die höchst unerwarteten makellos komischen Situationen, die daraus

entstehen, daß uneingeweihte Besucher sich auf diese Gegenstände setzen, denen durch übergeworfene Stoffe und Decken eine gewisse Aehnlichkeit mit Möbeln gegeben worden war.

Die Burlesken sind nicht weniger läppisch als die Possen, sie bieten aber von einigen Gesichtspunkten aus ein Interesse, das den letzteren abgeht. Es liegt das darin, daß es dem modernen England an einer einheimischen Oper völlig fehlt und daß der Aufschwung der heimischen burlesken Operette im Laufe der letzten Jahre für das Musikleben an der Themse bessere Zeiten zu versprechen scheint. Die heimische Operette hält sich wenigstens, während die heimische Oper zwar ein Debut wagte, aber total mißglückte. Ein Theaterdirector, der durch die Leitung eines halben Dutzends von Operettenbühnen reich geworden war, erbaute nämlich beim Cambridge Circus nahe dem Trafalgar Square ein prachtvolles Opernhaus, das „Royal English Opera" getauft und mit Sullivan's zu dieser Gelegenheit besonders componirtem Musikdrama „Ivanhoe" eingeweiht wurde. Nach einjährigem Zweikampfe zwischen der patriotischen Operndirection und dem unmusikalischen englischen Publikum war es endgültig erwiesen, daß die größte Stadt der Erde eine ständige Oper noch nicht unterhalten kann. In „Her Majesty's Italian Opera" in Covent Garden werden zwar während der Saison die Meisterwerke continentaler Componisten — darunter die Richard Wagner's — aufgeführt; sobald die italienischen, deutschen oder französischen Sänger und Musiker aber heimgezogen sind, verwandelt sich der ehrwürdige Musiktempel oft in eine der in England so beliebten Zirkusmenagerien, worin allerhand Raubthieren „Kunststücke zu machen" beigebracht wird.

„Gaity", „Lyric" und „Savoy Theatre", sowie die „Opera Comique" sind die bedeutendsten Londoner Theater, die die Operette zur Spezialität gewählt haben. Das allerpopulärste darunter ist vielleicht das „Gaity Theatre" am Strand, das nun seit mehreren Jahren die parodistisch burleske Operette mit glänzendem ökonomischen Erfolge gepflegt hat. Eine für die Leistung des Gaitytheaters typische Vorführung war die von „Carmen up to date", in welcher Librettodichter und Componist Bizet's „Carmen" parodirt haben.

Ein Originalstück zu verdrehen und um und um zu wenden und scenische Späße zusammenzuflicken ist ein billiges Verfahren, das in London schon den Reiz der Neuheit verloren hat. Die fogs und das Cityleben Themsebabels befördern die Entwickelung der Phantasie nicht, es hat also unleugbar seine Vortheile, Kajsa Warg's berühmtem Rezepte: „Man nimmt" zu folgen. „Carmen up to date" machte den Anspruch, lustig und unterhaltend zu sein, weil es ein wildes Gemengsel von spanischen und englischen Kostümen und Lokalanspielungen darbot, weil es von billigen politischen Tageswitzen wimmelte und weil alle Charaktere der Originaloper, außer dem Carmen's selbst, um und umgekehrt waren, so daß sie die albernsten Clownrollen bildeten. So wurde der Stierfechter von einer Dame gespielt, die sentimentale Michaela war zur robusten Grünwaarenhökerin verwandelt, Don José war ein vollständiger Harlekin u. s. w. — Die Musik war, bis auf einige anziehende Einzelheiten, höchst banal, das Ballet dagegen entzückend und die Ausstattung außerordentlich schön. Was das Publikum nächst dem Ballet am höchsten zu schätzen schien, war das üppige Witzeln über wohlbekannte Tagesereignisse. Auf Realismus versteht man sich am Ufer der Themse nicht, das hindert aber nicht, daß man seinen Gallimathias up to date gebracht zu sehen wünscht.

Die Engländer haben in den letzten Jahren mit erstaunlicher Schnelligkeit eine wirkliche Leidenschaft für Theatervorstellungen von großer Pracht und Schönheit entwickelt. Die Ausstattung der Opern, größeren Schauspiele, „Pantomimen", Ballette und Dekorationsstücke übertrifft nach den besten Kennern alles, was man in irgend einer andern Weltstadt sehen kann. Die Summen, die bei jeder besondern Gelegenheit auf Dekorationen, Requisiten, Kostüme, mechanische Hülfsmittel und Beleuchtungseffecte verwendet werden, erscheinen fast unglaublich. Nur eines ist noch überraschender, der Enthusiasmus nämlich, womit die englische Allgemeinheit — vom Prinzen von Wales an bis zur Arbeiterin mit fünfzehn Schilling Wochenlohn — Geld und Zeit daran wenden, sich mit einer solchen Augenweide aufzufrischen.

Vielleicht beleuchten die eigenthümliche Vorliebe für prunkvolle Decorationen und Costüme keine Theatervorführungen Londons schlagender als die prächtigen, in vollster Bedeutung des Wortes volksthümlichen „Weihnachtspantomimen", für die besonders das „Drury-Lane Theatre" unter Sir Augustus Harris' talentvoller und energischer Leitung einen hohen Ruf gewonnen hat. Durch außerordentlich schöne Ausstattung und die Einlage hübscher Gesangs- und Musiknummern, sowie durch eine Menge satirischer Anspielungen auf die politische Tagesgeschichte, hat man es nach und nach verstanden, alle Alters- und Gesellschaftsklassen zu diesen für Kinder berechnete Aufführungen heranzuziehen. Eine dieser beliebten Pantomimen „Puss in boots" (Der gestiefelte Kater) erwies sich als ein Ausstattungsstück in der verwegensten Bedeutung des Wortes und — trotz des sehr alten Stoffes — als eine Posse mit besonders starker Localfärbung obendrein. Die Vorstellung nahm volle vier Stunden in Anspruch, ohne daß dabei der Vorhang ein einziges Mal herunterging; die eine Scene löste unmittelbar die andere ab, eine Ueberraschung jagte die andere — und keine Pause dazwischen!

Es liegt in der Natur dieser auf phantastischen Prunk und blendende Effecte berechneten Vorführungen, daß die Theaterdirection sich hierin Jahr für Jahr selbst zu überbieten sucht. Dasselbe gilt von dem „grand military, sporting and spectacular dramas of modern life", die Augustus Harris, wenn die Pantomimen out of season sind, im Drury-Lane aufzuführen pflegt. Da gibt's auf der Bühne ein Gewimmel Hunderter von Menschen; ein paar schwere four in hands (Vierspänner) und einige elegante Kaleschen, sowie mindestens ein Dutzend Reiter defiliren dann über die Bretter. Man bekommt auch elegante Salons zu sehen, worin nichts Leimfarbe ist, denn von den aus kostbaren Holzarten und Gobelins bestehenden Wänden mit ihren massiven Thüren und Eckpfeilern an bis zu den kunstvollen Marmorkaminen über der Feuerstätte, den prächtigen Bücherschränken, den riesigen chinesischen Vasen und der ganzen Menge von Kunstwerken, die man als zum modernen englischen Comfort gehörend betrachtet — ist alles solide Wirklichkeit und von einer der großen Möbelhandlungen Londons zu diesem Zwecke geliehen.

Das einzige nicht Wirklichkeitstreue bei der ganzen Vorführung ist der Dialog, die Intrigue und die Art, wie sich die Schauspieler ihrer Aufgabe entledigen.

Das höhere Schauspiel älteren und neueren Datums wird in London von einer beständig wechselnden Anzahl von Theatern gepflegt, die alle unter der Leitung hervorragender Bühnenkünstler stehen — der actor managers, wie sie in der englischen Presse heißen. Das „Lyceum-Theater" (unter der Direction Henry Irving) und das „Haymarket-Theater" (unter de Beerbohm Tree) sind davon die vorzüglichsten. Das erstgenannte ist berühmt wegen seiner großartigen Shakespeare-Vorstellungen, und das zweite wegen seiner mustergültigen Aufführungen guter moderner Arbeiten, wie Ibsen's „Volksfeind", Oscar Wilde's „A woman of no importance" und Henry Arthur Jones' „The dancing Girl". Sonst können noch unter den Theatern Londons, die der wirklichen dramatischen Kunst Aufmerksamkeit schenken, genannt werden: das „Garrick-Theatre", unter Leitung des humoristischen Charakterspielers John Hare, das „Criterion-Theatre" unter dem fashionablen Charles Wyndham und das „St. James-Theatre" unter George Alexander. Besonders merkwürdig wegen seiner muthigen Reformbestrebungen ist die von J. T. Grein geleitete und aus vielen hervorragenden Künstlern, Schauspielern, dramatischen Amateuren und Kunstfreunden zusammengesetzte „Independent Theatre Society". Von dieser dramatischen Vereinigung wurden Ibsen's „Gespenster" in England zum ersten Male aufgeführt, und das „Independent Theatre" geht überhaupt darauf aus, ältere und neuere dramatische Arbeiten vorzuführen, die wohl Kunst-, in London aber keinen Handelswerth haben, d. h. in den Augen des großen Londoner Publikums das Eintrittsgeld nicht werth sind. An dieser für die

Londoner Schaubühne so höchst nöthigen Reformarbeit haben sich Wenige energischer und erfolgreicher betheiligt, als die geniale junge Schauspielerin Miß Elizabeth Robins. Ihr glühender Enthusiasmus für Henrik Ibsen's Dichtkunst hat mehr als sonst etwas Anderes dazu beigetragen, die Augen des Londoner Theaterpublikums auf den großen nordischen Dramaturgen zu lenken. Miß Robins veranstaltete persönlich eine Reihe Aufführungen von „Hedda Gabler" und „Baumeister Solneß" und spielte die Rollen der Hedda und vorzüglich der Hilda Wangel in so ausgezeichneter Weise, daß die englische Kritik — wenn auch widerwillig — nicht unterlassen konnte, Ibsen und seiner englischen Dolmetscherin ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Das größte aller Theater am Strand ist „The royal Lyceum Theatre" — abstoßend von außen, vornehm in der Decoration und seit mehreren Jahren im Besitz von Englands berühmtestem jetzt lebenden Schauspieler und Shakespearedarsteller, Henry Irving. Das hervorragendste Mitglied seiner Gesellschaft ist — außer ihm selbst — die vortreffliche Schauspielerin Miß Ellen Terry, die berühmteste von vier im Dienste Thalias berühmten Schwestern. Miß Ellen Terry, die mehrmals verheirathet war, doch nach englischer Theatersitte ihren ursprünglichen nom de guerre nicht geändert hat, zählt einige vierzig Jahre, und Henry Irving schon einige fünfzig. Man hat es hier also mehr mit Kunstveteranen zu thun. Irving und die Terry werden jedoch noch stets ebenso mit Beifallssalven empfangen, sobald sie auf der Bühne erscheinen, wie zur Zeit, als sie im Zenith ihrer Künstlerlaufbahn standen. Kein Publikum ist in dieser Hinsicht conservativer als das englische — vielleicht gerade deshalb, weil es zu den schwächsten unter den Kunstkritikern gehört und mit wunderbarer Unschuld allerhand Disharmonien mit in den Kauf nimmt, wenn es im Voraus weiß, daß es eine „anerkannte Größe" ist, die sich ihm vorstellt.

Es muß jedoch zugegeben werden, daß Henry Irving, der Schauspieler, keinen so unbestrittenen Ruf der Meisterschaft genießt, wie Henry Irving, der Theaterdirector. Unter seiner Leitung, d. h. im Laufe der letzten zehn Jahre, ist das Lyceumtheater in manchen Hinsichten zum besten Englands geworden und hat in verdienstvoller Weise das gegen Ende der siebziger Jahre im gebildeten englischen Theaterpublikum fast ganz eingeschlummerte Interesse für das höhere Drama zu neuem Leben erweckt. Irving hat sein Theater zu einem so wichtigen Factor im Kunstleben der englischen Nation hervorgehoben, daß keine Studie über das intellectuelle London unserer Tage vollständig genannt werden kann, wenn sie nicht dem Lyceumtheater, seinem Repertoire, seinen Schauspielern und Habitués aus allen Gesellschaftsklassen — von den Mitgliedern des königlichen Hauses bis herab zum selbstgebildeten Ladenjüngling, der sich für sechs Pence einen Stehplatz im Hinterraume der „Galerie" leistet — ein Kapitel gewidmet hätte. Es gibt jedoch Leute, die darüber klagen, daß es der geniale und außerordentlich erfolgreiche Theaterdirector zur absolut ausnahmslosen Regel gemacht hat, in jedem über die Bühne des Lyceumtheaters gehenden Stücke die Hauptrolle zu spielen — das mag nun Romeo oder Macbeth, Hamlet oder Shylock, Richelieu oder Othello, Ludwig XI., Thomas à Becket oder sonst eine sein.

Irving ist nämlich keineswegs ein von Natur für solche Vielseitigkeit veranlagter Schauspieler. Er excellirt nicht in großen Leidenschaften, ist kein besonderes mimisches Genie und seine Ausbildung ist nicht im mindesten von tief gründlicher, allseitiger Art gewesen. Er leidet an einem seltsamen Mangel an Selbstkritik. Das ist um so schlimmer, da die professionelle Kritik ihn jetzt fast immer nur mit Sammetpfötchen anfaßt, weil er durch seine Verdienste als Theaterleiter zum Günstling der Nation geworden ist und vielleicht mehr als jeder andere zur Hebung des Ansehens des Schauspielerstandes in England beigetragen hat. Irving ist einer der manirirtesten Bühnenkünstler, die man nur sehen kann. Er leidet an einer merkwürdigen Unfähigkeit, sich auf der Bühne still zu halten oder seine Bewegungen auf das künstlerisch Maßvolle zu beschränken. Er ficht mit den Armen oder schreitet gespreizt über die Bühne in einer Weise, die jeden seiner nicht gewöhnten Zuschauer nervös machen kann. Eine andere Eigenthümlichkeit von ihm besteht darin, daß seine Aussprache greisenhaft undeutlich und sein Vortrag oft voller gänzlich falscher Betonungen und unbegreiflicher Pausen ist. Rechnet man hierzu, daß er seine Rollen stets stark subjectiv auffaßt, so daß sie eher eine Art Modification seiner eigenen pronoucirten Persönlichkeit, als zum getreuen Abbilde der Idee des Dichters werden — so begreift man leicht, daß die Urtheile über Irving's Schauspielerkunst sehr verschieden ausfallen müssen, obwohl es keinem einfällt zu leugnen, daß er ohne Widerspruch der bedeutendste Mann in Englands modernem Theaterleben ist. Dieses Geheimniß liegt darin, daß Irving wahre Meisterwerke schafft, wenn er gerade eine Rolle trifft, die seiner etwas begrenzten Künstlerspezialität angepaßt ist, und es ihm für den betreffenden Abend gerade gelingt, seiner beklagenswerthen Manier Zügel anzulegen. Dann tritt für Auge und Ohr das beste von Irving's Meisterschaft hervor: die außerordentlich feine Nüancirung in seinem Spiel, das intelligente Studium und die gewissenhafte Ausmeißelung aller Einzelheiten der Rolle, sowie sein intensives, vom ersten Auftreten bis zum letzten Abgange andauerndes Festhalten an derjenigen Auffassung der Rolle, für die er sich entschieden hatte — diese Auffassung mag nun zahm und einförmig oder genial und voller überraschender Wendungen sein.

Miß Ellen Terry hat vielleicht mehr wirkliches Schauspielergenie als Irving — das Unglück will es aber, daß sie unter dessen Leitung hochtragische Rollen, wie z. B. die der Lady Macbeth übernimmt, für die ihr Temperament und ihre Persönlichkeit sich nicht eignen. Als rein „weibliches" Weib und in lyrischen Stimmungsscenen ist sie oft hinreißend.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Beinah.

Von E. Würthmann.

(Schluß.)

Diesmal sollte es nicht so gar eilig gehen mit der Hochzeit, es war Anfang Mai dazumal, und im Herbst erst sollte sie gefeiert werden. Ende Juli hatte ich Urlaub genommen und saß im Moorbad. Den Winter hindurch hatte es mich bald hier, bald dort gezwickt. Käme vom Feldzug her, meinte der Doctor. Merzbach dazu als abschreckendes Beispiel vor Augen, drum that ich in Gottes Namen ein Uebriges und machte mich auf die Sohlen. Langweilig war's zum Sterben, in der Verzweiflung warf ich mich auf die Zeitungen, las sie von A—Z, vom Haifisch im adriatischen Meer und vom Krokodil auf der Lüneburger Haide — es war saurerste Gurkenzeit — und die Geburten und Todesfälle.

Fällt mir da eines Morgens nach dem Bad der Blick auf das Blatt, das der Kellner mir bereit gelegt, und darin auf den Namen meiner Garnison. Was gibt's denn dort? Ich halte die Zeitung auf Armeslänge von mir, zum Frühstücken setze ich keinen Zwicker auf. „Schreckliches Unglück", buchstabire ich heraus, dann flimmert es mir vor den Augen. Ich lege das Blatt nieder, hole den Zwicker hervor und fluche vor mich hin: „Zum Teufel, wenn man übersichtig ist," nehme die Zeitung wieder auf und da, ich hatte ganz recht gesehen, da stand er wirklich und wahrhaftig der Name, Landolf's Name, und ich las im hergebrachten Zeitungsstil von einem schrecklichen Unglücksfall und vom Oberst des so und so vielten Regimentes, der auf der Jagd durch's Heckenwerk geschlüpft, und von seiner Flinte, die losgegangen, und vom Schuß, vom augenblicks tödtlichen Schuß . . .

„Das ist nicht wahr," rufe ich laut in den Kurgarten hinaus, „das kann nicht sein, so wird mit dem Menschen doch nicht umgegangen." Ich werfe das Blatt auf den Tisch, es fällt zu Boden, schlägt sich um, und die ganze Seite bedeckt auch schon die doppelte Anzeige von der Familie und vom Regiment.

Als ich mich wieder rühren kann, lasse ich mir ein Kursbuch geben, packe auf mit dem nächsten Zug, fort, nach Hause. Mir war ganz wirr im Kopf. Bald sann ich mir die spitzfindigsten Möglichkeiten aus, wie das, was ich gelesen, einfach erlogen sein könnte, der heimtückische Streich eines boshaften Gesellen. Nicht daß ich im Ernst daran geglaubt, ich konnte

nur den Gedanken nicht ertragen, bald hätte ich herumrasen mögen in knirschendem Schmerz wie ein wildes Thier in dem engen Verschlag, darein ich zu den fremden Gesichtern gepfercht war, eine scheußliche Fahrt. Und dann die Ankunft . . .

Am Bahnhof schon traf ich Leute, die mir Alles genau zu berichten wußten. Zwei Lieutenants waren mit ihm gewesen. Der eine, der schlechteste Schütze im Regiment, wäre für sein Leben gern ein rechter Waidmann geworden. Niemand mochte ihn gern einladen, nur Landolf in seiner Herzensgüte plackte sich auf seiner Jagd mit ihm herum. Gott verzeih' mir's, auf die unschuldige Seele warf ich einen schwarzen Verdacht, er hätte in seinem Ungeschick mir meinen Freund erschossen. Ich that ihm unrecht, himmelschreiend, es war auch nur im ersten Augenblick, wo der Schmerz als ein wilder Grimm empfunden wird, der sich ein Opfer sucht, weil er dem Zufall nicht ankann, dem heimtückischen, der ihm täppisch das Liebste geraubt. Während Landolf, zu dem jungen Mann zurückgewandt, aus dem Gebüsch ihm zugerufen, war das Unglück geschehen, ich hatte es schon an der Bahn gehört und hörte es wieder von des noch Fassungslosen Lippen. Ihn hatte ich aufgesucht sofort, hierauf eilte ich zu Merzbach's, zur beklagenswerthen jungen Braut.

Mir fiel es ein, wie sie damals sich auf den Boden geworfen und den Kopf wider die Bretter gestoßen, nun ging sie aufrecht einher, gerade und steif und starr, gleich einem steinernen Bild. „Noch keine Thräne hat sie vergießen können," klagte ihre Mutter. Bei Merzbach's traf ich einen hübschen, jungen Menschen, Lydias Sohn, den Landolf am Abend vor meiner Abreise in's Bad bei sich erwartet hatte, und der zeitüber bei ihm verweilt. Die Beiden waren in stetem Verkehr geblieben, schrieben sich oft, der Junge meist, wenn er was brauchte, er hatte studirt und war damit zum glücklichen Ende gelangt. Ich hatte ihn nie gesehen, erkannte ihn aber gleich an seiner Aehnlichkeit mit der Mutter, deren lebensgroßes, gemaltes Brustbild Landolf besaß. Mit ihm ging ich, den theuren Todten aufzusuchen. Landolf hatte eine behagliche Villa inne, in einem kleinen Park gelegen, worin wir bisweilen am Abend beisammen gesessen, bis Keiner den Anderen mehr sah, und unsere Cigarren wie Glühwürmchen durch das Dunkel leuchteten.

Die Sonne stand tief, da wir unter den Bäumen hinschritten, stumm, mir war nicht um's Reden, und Paul war ganz betäubt. zerschmettert sollt' ich sagen, versteinert wie Otti. Landolf's alter Unkas schlich mir entgegen, ich legte die Hand auf seinen braunen Kopf. „Wir bleiben jetzt beisammen, Alter." Er lief voraus in's Haus nach dem großen Zimmer links vom Eingang.

„Ich darf allein hinein," bat ich Paul, der sogleich zurücktrat.

Drinnen aber waren Stimmen laut, die vom Leichenbegängniß sprachen. Ich konnte Niemand sehen da innen, hastig wandte ich mich einer anderen Thür zu. Sie öffnete in Landolf's Lesezimmer oder Schreibstube, welchen Namen man dem traulichen Raume geben will. Hier war noch Alles, wie er es verlassen vor zwei Tagen, so um diese Zeit, nach dem was ich gehört. Den Bleistift auf dem Schreibtisch hatte er frisch gespitzt, ich kannte den energischen Messerschnitt. Unter dem Briefbeschwerer, dem Lavastück vom Vesuv, staken weiße Papierstreifen, auf die er gelegentliche Notizen zu machen pflegte, von ihm zurechtgelegt, ich war ja mit seinen kleinen Gewohnheiten vertraut. Einer davon guckte neben der Ledermappe hervor. Ich zog ihn ganz heraus.

„Kein Schicksal gibt's, es gibt nur Kraft und Willen,
Sei stark durch dich, so ist die Palme dein",

stand darauf mit Bleistiftzügen in Landolf's großen etwas ungefügen Buchstaben. Ueber dem Schreibtisch war Lydia's Bildniß angebracht. Otti hatte es einst verbannen wollen von diesem seinem Platz — es war die einzige Scene gewesen, die sie Landolf als Braut gemacht; ich, der unfreiwillige Zeuge, hatte mich fortgestohlen und anderen Tages gefreut, das Bild am alten Ort zu finden. Wieder kam mir die auffallende Aehnlichkeit mit Paul zum Bewußtsein. Eine welke Zaunwindenranke hing vom Rahmen herab. Während mein Blick gedankenverloren daran haftete, schlüpfte durch eine Tapetenthüre Lienhard herein, die treue Seele, Landolf's Diener, der seit Jahren um ihn war. Ich streckte ihm die Hand entgegen.

„Herrgott im Himmel", sage ich, „wie hat das geschehen können, er hat doch nie unvorsichtig an Schießzeug 'rumhantirt?"

Der Alte nickt mir kummervoll zu. „Er war krank, mein gnädiger Herr, recht krank."

„Krank? Davon hat mir Niemand was gesagt."

„Was wissen die Herren, bei denen hat er sich gezeigt wie vor und eh. Die halben Nächte ist er in seinem Zimmer auf und ab gegangen, ich hab' ihn bis in meine Stube gehört . . ."

„Ist's möglich, Landolf mit seinem neidenswerthen Schlaf!"

„Und einmal hat sich der Herr Oberst die ganze Nacht nicht niedergelegt, das Kopfweh hätt' ihn doch nicht schlafen lassen."

„Aber warum, um's Himmelswillen, habt Ihr keinen Arzt geholt?"

„Der gnädige Herr ist arg in Zorn gerathen, wie ich es hab' thun wollen, dann hat er flehentlich gesagt, ich sollt' ihn doch nicht quälen. Ueber eine Kleinigkeit ist er außer sich gerathen, wie es nie seine Art gewesen war, gar nie, er war ja immer viel zu gut mit seinen Leuten, dem dummen Kerl, dem Johann im Stall und dem anderen faulen Gesindel. Das mit dem Blumenzweig war doch auch sonderbar." Er deutete auf die verschrumpfte Ranke.

„Was ist's damit gewesen?"

„Das gnädige Fräulein Braut war da mit der Frau Mama, etwas ausmessen im Eckzimmer drüben. Sie hatte die Blumen mit vom Garten hereingebracht. Nachdem die Damen fortgegangen, hängt der Zweig über dem Bild, ganz künstlich darum geschlungen, auf dem Lederstuhl davor war noch der kleine Fuß abgedrückt, es ist staubig draußen gewesen. Der Herr Oberst wird es gleich gewahr, wie er nach Haus kommt. Ich sag' ihm, wer das Ding so mühsam aufgehängt und denk', es sollt' ihm eine Freude sein, denn das gnädige Fräulein hat sich früher nie was aus dem Bild gemacht. Ich hab' sogar gemeint, sie möchte drum nie gern in's Zimmer treten. Er aber wird leichenblaß und seine Augen funkeln mich an, daß ich erschrocken zurückfahr'. Dann packt er den Zweig, reißt ihn herunter und schleudert ihn weg, als ob es eine Schlange gewesen wäre. Mir winkt er hinauszugehen. Er ist den ganzen Abend in seinem Zimmer geblieben und hat sich bei dem jungen Herrn entschuldigen lassen, der ist d'rauf allein hinüber zu den Merzbach-Herrschaften. Am anderen Morgen sind die Blumen wieder über das Bild geschlungen gewesen. Da war er doch krank, mein gnädiger Herr, nicht?"

Ich nickte stumm. „Seit wann . . ." forschte ich, ohne den Satz zu beenden.

„Es muß schon in die dritte Woche gehen, gleich nachdem der Besuch da war, der junge Herr, auf den sich der Herr Oberst so gefreut hat."

„Und am Tag selber . . . wie war es dann?"

„Ach Gott, mir ist es vorgekommen, als ob er wieder ganz der alte, er hat so ruhig und heiter ausgesehen wie lange nicht. Ich hab' mir ein Herz gefaßt und nach seinem Befinden gefragt, ehe er fortgegangen mit den zwei Herren. „Mir ist ganz wohl, ganz frei, ganz leicht", sagt er und gibt mir seine Hand. Ich war so froh darüber, und gerade da muß das gräßliche Unglück geschehen." — —

So also war's gekommen, das war das Ende gewesen! „Ich habe ja meine eigenen Augen", hatte er gesagt, „ich gebe sie frei, sowie sie es herausgefunden, daß sie sich geirrt." Mit seinem Leben löste er stolz sein Wort.

Ich sprang vom Stuhl auf, auf den ich fassungslos gesunken, und stürzte hinüber zum todten Freund. Niemand war bei ihm, nur Unkas drängte sich durch die Thüre, ehe ich sie hinter mir zuzuziehen im Stande war. Schön hatten sie ihn gebettet, die vom Regiment, wie einen siegreichen Helden, die Fahne zu Häupten, in Lorbeer und Grün. Und wie ich dastand und die männlich schönen Züge unterschied in ihrer Marmorruhe, wie ich sie unterscheiden konnte, denn ein Nebel hatte sich mir über die Augen gelegt, ein feuchter Nebel, da wurde es still in mir, ganz still. Da schwieg der wilde Aufruhr in meiner Brust, die zornige Entrüstung, der grimme Haß, der mich gepackt, die verbitterte Frage verstummte, die ich hätte hinausschreien mögen in die schlechte kalte Welt: warum denn ihm, dem Besten, Edelsten, ein solches Los beschieden, der Freudenbecher aus der Hand geschlagen worden, so oft er ihn zum Munde führen wollen . . . „Vollendet, überwunden", war auf den regungslosen Zügen geschrieben, „die Palme dein", tönte es in mir mit den Worten jenes Verses. Der kleinliche Zufall, das tückische Schicksal, wie man es nennen will, was von außen zerstörend in's Menschenleben eingreift, hatte ihn nicht zu sich herunterziehen können, an ihm gab's kein „beinah", er war aus einem Guß.

. . . War es die Wahrheit, die bei des alten Lienhard kurzem Bericht sich unabweislich mir aufgedrängt hatte? Sie wird es wohl gewesen sein. Ein Jahr nachher — sie hatte Wittwentrauer getragen — ist Otti Paul's Frau geworden.

Aus der Hauptstadt.

Goldelse.

Es war Nacht geworden, und über der Hauptstadt braute der Spätherbst seine Wetterwolken.

Die Straße, der Platz, der Fluß schwammen in dem weißblauen Nebeldunst, der aus der Erde aufzuquirlen, vom Himmel niederzusickern schien. Er verzerrte die Umrisse der Häuser und Menschen in's Gespenstische, er hüllte die Giebel und die Fernen ein, als wollte er den Gedanken, den Wünschen jeden Ausweg in die Weite versperren. Er dampfte um die Lichter der Laternen, daß es schien, als presse er ihren braunröthlichen Glanz auseinander, bis alle Farbe und alle Leuchtkraft verloren gegangen war. Die Strahlen verflackerten schwindsüchtig weiß auf der feuchten Nebelwand, und man konnte glauben, ganz hinten, in Nacht und Dunst, brenne eine große Stadt nieder, und man sähe den matten Abglanz des vernichtenden Feuers . . .

Es huschten Menschen durch den fahlen Qualm, schwer athmend, als dränge sich tückisches Gift in ihre Lungen, und mit weit vorgebeugtem Kopfe, müd und traurig, humpelten dann und wann ein paar magere Droschkenpferde vorüber. Ihr Schnaufen klang wie Klageruf gequälter Kreatur, und wenn sie scheu blinzelnd die klugen Augen ein wenig zu den Laternen emporhoben, glaubte ich ein seltsames Licht darin glimmen zu sehen. Ein seltsames Licht. Jenen träumerischen Schimmer, der um Mitleid und Barmherzigkeit, ach nein, um den Tod flehend aus den Augen aller Gemarterten, still Duldenden bricht und der uns zugleich daran mahnt, wie frech wir uns versündigen Tag um Tag gegen die Schwächeren . . .

Vom Platze zweigte eine schöne Straße ab, die längs des Flusses

lief und mit jungen, nun kahlen Bäumchen anmuthig geschmückt war. Die schwarzen, vom grauen Nebel umdampften Fluthen, darin allerlei phantastisch bunte Lichter glommen, Widerschein von Laternen und Transparenten, schlichen leise ihres Weges, aber man hörte doch, trotz des herüberdringenden Marktlärmes und trotz des schrillen Geläutes der Pferdebahn, was sie mit einander sprachen. Am Ufer stand ein Kind, das ein Körbchen mit in Moos gebetteten Veilchen und Tuberosen hielt; herausfordernd fast zog der scharfe Blüthenduft durch die stickige, neblige, trübe Nacht. Die Kleine schien sich hier sicherer zu fühlen als in dem von spukhaftem Licht umwitterten Treiben des Platzes; sie stand an einen Baumstamm gelehnt und wartete geduldig, ob sich ein Käufer in diese stille Straße verirren würde.

Sie mochte zwölf oder dreizehn Jahre alt sein. Ihr rührend bleiches, mageres Gesichtchen lugte aus einem löcherigen Kopftuch heraus, die eckigen Schultern hatte sie hoch emporgezogen, wie man thut, wenn Einen bitterlich friert. Die kleine Jammergestalt sah mich kaum näher kommen, als sie ihren Baumstamm mit hastigen Schritten verließ und mir das Körbchen eifrig entgegen streckte. Und dabei hob sie die Augen auf, und jener Blick traf mich, jener Blick, der uns im Traum und Wachen verfolgt, wenn wir ihn einmal gesehen, jener Blick, der fürchterlicher anklagt als zehn haßtriefende Brandreden, der uns Mörder nennt, uns Alle, die wir ihn täglich bemerken und die wir doch nichts dazu thun, daß er aus der Welt verschwinde.

Ich schlich die stille Straße hinauf, wie betäubt, wie ein Verbrecher, der seine That verrathen weiß. Und die Lust an der Freude, zu der ich ging, war erstorben, und mehr als einmal sah ich mich scheu um, denn ich fürchtete . . . Es war sehr albern von mir, aber ich fürchtete, das Mädchen komme dicht hinter mir hergegangen und sehe mir über die Schultern. Jenes Mädchen mit den todtraurigen Augen, das unserer Zeit Gewissen ist.

* * *

Bei meinem Freunde Max, der in dieser stillen Straße wohnt, ging es am selben Abend hoch her. Er ist ein Junggesell, und, daß ich's gleich sage, er macht Börsengeschäfte. Als noch das amüsante Jahr 1889 im Lande lachte, da gehörte ihm eine ganze Etage in der Hohenzollernstraße, in der Hohenzollernstraße, die sonst nur seßhafte und dauernd zahlungsfähige Miether beherbergt. In jener köstlichen Zeit war mein Freund Max berühmt durch seine Soupers im kleinen Circle, und Capacitäten aus allen Zweigen der Kunst und allen Lagern der Presse fanden sich bei ihm ein. Mein Freund Max war ein anständiger Gauner, und wer von seinen Gästen darum bat, für den spekulirte er mit freilich kleinen Beträgen und gewann dann regelmäßig. Niemand hatte in Schauspielerinnenkreisen so viele wirklich niedliche Bekanntschaften, und es gehörte zu Maxens schönsten Charakterzügen, daß er nie eifersüchtig wurde, ja, was noch viel werthvoller war, sogar niemals Eifersucht heuchelte. Diese persönlichen Eigenschaften machten Max dermaßen beliebt, daß eine Broschüre von ihm, die sich mit den Grundfragen ethischer Cultur oder anderem Unsinn befaßte, in nahezu sämmtlichen Berliner Zeitungen verrissen wurde und so den Autor in den Ruf eines originellen Kopfes brachte; ja noch mehr, trotz des bald nachher folgenden Courssturzes blieb ihm von seinen Souperfreunden reichlich der zwanzigste Theil treu. Vor einigen Wochen hatte nun bekanntlich der russische Zar den von der Börse überaus wohlwollend aufgenommenen Einfall, sich in die Hände eines Consiliums zu begeben und sein Leben auszuhauchen; Max escomptirte diesen Vorgang rechtzeitig, ein Zug in Orientanleihen und Warschau-Wienern gelang, und die Folge war, daß er wieder einmal seine Freunde zu sich bitten konnte.

Ich will nicht verschweigen, daß Max nach den gefährlichen Baissetagen von 1890, wo die Harpener alle in sie gesetzten Hoffnungen so gröblich enttäuschten, froh gewesen war, bei der Dresdner Bank als Buchhalter unterzukommen und daß er dort zu den zahlreichen Unglücklichen gehörte, denen die liberale Direction mangelhafter Besoldung wegen das Heirathen verbieten zu müssen glaubte. Für einen Hundertachtzig-Mark-Commis lebte er indessen noch immer erträglich gut, und sein liebes, fettes, glattrasirtes Gesicht, das so rosig glänzte wie vordem und in der Bartgegend den alten, bläulichen Schimmer zeigte, sprach von allem Anderen, als von harten Entbehrungen in diesen fünf Jahren niedergehender Conjunctur.

Es waren neben einigen liebenswürdigen und geistvollen jungen Herren, die ich ihres verschlafenen Aussehens wegen anfänglich für Mitternachtkritiker hielt, die mir aber nachher erklärten, daß sie gestern bis zum Morgengrauen Punsch getrunken hätten, noch ein paar sehr hübsch gefärbte Fräulein anwesend, die zwar keineswegs den Eindruck von Kunstnovizen machten, aber trotzdem jeden gesinnungstüchtigen und maßgebenden Recensenten zu „einem guten Wort beim Director" veranlaßt hätten. Nachdem der Fisch vorüber war und ein Theilnehmer erklärt hatte, er würde nie wieder zu Dreizehn bei Tische sitzen, er hätte den berechtigten Aberglauben, daß dann noch einmal die letzte und miserabelste Forelle gerade auf ihn käme, erhob sich unser Wirth, nahm das Stichwort vom Aberglauben auf und toastete auf die ehrliche Arbeit. „Nach der Arbeit Anderer," rief er begeistert, „ist gut ruhn!" Wir pflichteten ihm bei, wußten allerhand Exempel für die Wahrheit dieses Satzes und kamen dann endlich auf Fräulein Else Groß zu sprechen, die nun verstorbene Diamantenkönigin von Breslau.

„Welch' ein glückseliges Dasein!" jubelte der Lebensfreudigste unter uns, ein begabter und schön frisirter Jüngling, der zur Zeit in einem Bankgeschäft Unter den Linden als Lehrling die Portokasse verwaltet, sich aber bereits darauf vorbereitet hat, beim Eintritt der Katastrophe zur Journalistik oder zur Bühne überzugehen." (Sein Onkel väterlicherseits ist der Schwager des Vaters vom Cousin mütterlicherseits der Frau unseres angesehensten Zeitungsverlegers; da kann es ihm hier wie dort nicht fehlen!) „Welch' ein glückseliges Dasein! So lange sie lebte, spendete sie Wonne und unsägliche Freude, und die Beschenkten vergalten es ihr nach bestem Vermögen. Sie, die aus nacktester Armuth Hervorgegangene, verfügte über das Einkommen einer Fürstin; der Adel unseres lieben Vaterlandes lag vor ihr auf den Knien, auf neunzackige Kronen, die kahle Ehemannscheitel schmückten, sah sie triumphirend herab; Goldelse, die Schusterstochter, setzte ihren allerliebsten kleinen Fuß, mit dem sie so trefflich auf großem Fuße zu leben verstand, Freiherren und Herzögen auf's Genick! Tandaradei! Einen hochwohlgeborenen Grafen, man sollte es nicht glauben, einen Grafen durfte sie vertraulich „Tassel" nennen! Einen Grafen! Sehen Sie, meine lieben Freundinnen und Freunde, wie der entschiedene Liberalismus, die erlösende, demokratische Idee, die ja freilich von jeher in Breslau ihr Hauptquartier hatte, alle Kreise der Bevölkerung durchdringt, alle Standesunterschiede jauchzend vernichtet!" Und der Jüngling lachte, sprang an's Fenster, das wir wegen der schwülen Hitze im Zimmer geöffnet hatten, und schleuderte sein gefülltes Kelchglas im weiten Bogen auf die Straße hinaus, der unten träg vorbeischleichenden, schwarzen, von einzelnen Lichtflecken durchfeuerten Fluth zu. „Dir, hochheilige Astarte, freisinnige Freiheit, Dir!"

Max riß den Seligen vom Fenster zurück, denn er fürchtete einen Auftritt mit der Polizei, die die Theorie vom freien Spiel der Kräfte bislang noch nicht dahin ausgelegt hat, daß man arglosen Nachtwandlern Champagnergläser an den Kopf werfen darf; ich aber trat auf den Verwalter der Portokasse zu und drückte ihm stumm die Hand. Nicht allein, daß ich den werdenden, großen Maßgebenden in ihm sah, den freidenkenden Causeur, der im Abendblättchen mit aller Spießbürgermoral aufräumt, die das Morgenblättchen des Familientisches halber predigen muß; nicht allein, daß ich von so elementarer, rednerischer Begabung schon jetzt wußte, wo sie endigen würde: im Reichstagsgebäude, vielleicht auf gepolsterter Regierungsbank — nein, die Worte des Jünglings lösten noch andere Empfindungen und Gedanken in mir aus. Was ist es für ein gottloses Geschwätz, das diese Gesellschaftsordnung verflucht und ihr knirschend vorwirft, sie lasse die Armuth auf dem Mist verhungern! Diese Gesellschaft, die Jedem Mittel und Wege in Fülle an die Hand gibt, sich aus eigener Kraft emporzuringen, groß und reich, im Brillantenschmuck dazustehen vor aller Welt! Seht da Else Groß in Breslau! Ein Schusterskind, weiter nichts, und doch! Und doch! Ihr alter Vater, gewiß Einer von der Sorte, die vom grauenden Morgen an bei unfruchtbarem, undankbarem Werk sitzt, Tagewerk jener Art, welche die Fabriken hundertmal besser und billiger liefern; der sich die alten Augen ruinirt hat beim trüben Lampenlicht, das seiner nächtigen Mühsal schien, und aus dessen alten Händen im Laufe der Jahrzehnte die Adern zollhoch hervorgesprungen sind, vor harter, harter Arbeit. Ihre alte Mutter, die sich abrackerte in erbarmungswürdigem, sinnlosem Fleiß, die jeden Groschen nicht zehnmal, nein, eine ganze Stunde lang in der Hand herumdrehte, ehe sie ihn weggab, die wie ein rechtes, schwer bepacktes, armes Lastvieh ihren Lebensweg trottelte! Und daneben seht euch die Tochter an! Verhätschelt und verwöhnt, im weichen Seidenneste wohl geborgen, prangend in Glanz und Liebreiz, ein Geschöpf höherer Art im Vergleich mit Jenen, die sie zeugten . . . Ja, warum jammern denn die Weiber und klagen, daß sie hungern müssen, warum rotten sie sich zusammen, dem Manne sein Brot zu nehmen, warum? An menschenfreundlichen Leuten, die einmal Rosenthal heißen und einmal Friedländer, und die ihnen den Weg zeigen zum Glück, zur Ehre, an so weisen Philanthropen fehlt es doch wahrlich nicht. Wenn die dummen Geschöpfe ihr Heil mit Füßen von sich stoßen und auf albernen, engherzigen Vorurtheilen beharren, trifft dann die Gesellschaft die Schuld?

* * *

Es war spät geworden, als ich heim ging. Die leise wallenden Nebel hatten sich in feinen Sprühregen aufgelöst, die Nacht war klarer, milder, lustiger denn vorhin, unten auf der von Lichtstreifen überzogenen Fluth tanzten die klingenden Tropfen und zogen tausend Kreise um sich. Aus dem feinen Dampf aber, der mich umzog, stiegen freundliche, farbige Bilder auf, Erinnerungen an die fröhlichen Menschen, mit denen ich diesen ungemein vergnügten Abend so wunderschön durchgebracht hatte. Sie säeten alle nicht, ernteten nicht, sammelten auch nicht in die Scheunen, aber ihr himmlischer Vater nährte sie doch. Und die Nahrung schlug ihnen gut an, unberufen. Und plötzlich sah ich aus dem Dunkel heraus den Leichenzug kommen, der Else Groß, die anmuthige Goldelse, zu Grabe trug. Sie war eines schnellen, romanhaft interessanten Todes gestorben; mitten im leichtfertigen Getändel mit einem guten Freund, der sie erwürgte, während er sie küßte. Ehrbare Frauen sterben gemeinhin langsamer im Siechenbett, und unter jenen gräßlichen Schmerzen, mit denen der Tod ein Leben voll Arbeit und unaufhörlicher Mühe bezahlt . . . Der schönen Else ward dann eine Todtenfeier zugerichtet, wie Breslau sie sonst nur sieht, wenn Commerzienräthe oder andere Geistesgrößen, denen das Vaterland Unendliches dankt, ihren letzten Weg antreten. Equipagen und Droschken in fast unabsehlicher Reihe folgten dem prunkenden Sarge, und da jeder edelherzige Freund der theuren Verblichenen einen Lorbeerkranz oder ein Veilchengewinde oder köstliche Myrthen und Rosen gespendet hatte, wußte man nicht, wo alle die seltenen Südlandblumen untergebracht werden sollten. Niemand dachte daran, daß just um dieselbe Stunde vom städtischen Krankenhause aus zwei arme Nähterinnen begraben wurden, denen Nachts an ihren klappernden Maschinen die Schwindsucht Monate lang aufmerksam zugeschaut hatte und die nun in viereckigen, ungehobelten Holzkästen eilfertigst in die Grube geworfen wurden. Sie hätten gewiß noch im Tode dankbar gelächelt, die armen, bleichen Geschöpfe, wenn man ihnen in's zahle Grab auch nur den billigsten von den Kränzen gegeben hätte, für die auf der prächtig geschmückten Gruft der Goldelse kein Platz mehr war . . .

Die katholische Kirche hatte der schönen Else ein pomphaftes Begräbniß verweigert, trotzdem sie doch notorisch mit Grafen, und verheiratheten Grafen dazu, auf dem Duzfuße stand; die evangelische dachte toleranter. Mahaddöh, der Gott der Erden, hob die Bajadere auf feurigen Armen zum Himmel empor, weil im befleckten und entehrten Leibe das junge Herz jungfräulich geblieben war, und der Zimmermannssohn von Nazareth schützte mit seinen reinen Händen die Ehebrecherin vor den Steinen des Pöbels, nahm sie mitleidvoll an sein göttliches Herz, weil sie in selbstvergessener Liebe gesündigt hatte. „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!" Die Liebe ist jedoch längst als ein recht simpler, physischer Vorgang im Blute erkannt und aller schwulstigen Poesie entkleidet worden; jeder einigermaßen unterrichtete Sozialdemokrat vermag sie uns wissenschaftlich-materialistisch zu erklären: sie hängt nämlich eng mit der Phosphorbildung zusammen. Weiter hat sie absolut nichts zu bedeuten, alles Andere ist Aethersgewölkeschwimmenflammensurium. Und wir sind aufgeklärt; im Dirnenthum erblicken wir eine nothwendige Begleiterscheinung des gebenedeiten Kapitalismus, der nicht nur das Blut, der auch die Ehre unserer Mütter und Kinder ungestraft fressen darf, dem wir frohlockend Alles opfern, Alles. Und wie wir ihn verehren, den großen, glühenden Bel, so auch seine Einrichtungen — wenn deshalb ein besonders interessantes, freies Fräulein stirbt, folgt ihr weinend und blumenbeladen die ganze Stadt.

Man blickt mit gutem Grund verachtungsvoll auf das finstere Mittelalter zurück, wo die Commerzienraths- und Spielclubmoral das gemeine Volk noch nicht ethisirt hatte.

* * *

Als ich an der Stelle vorüberkam, an dem kümmerlichen Bäumchen, wo vor Stunden die hungrige Kleine Blumen feilgeboten hatte, bemerkte ich, daß auf einem der unten liegenden Kähne noch reges Hin und Her herrschte. Ein paar heisere Stimmen wurden laut, und seltsam — ihr Klang erinnerte mich an den flehenden, den anklagenden Blick in den müden Augen des Mädchens. Wie sehr recht, sagte ich empört zu mir selbst, haben jene Denker, jene Redner der wohlthätigen Vereine für Volkshygiene, die arme Eltern in den heftigsten Ausdrücken angreifen, weil sie noch zur Nachtzeit ihre unerwachsenen Kinder zum Geldverdienen auf die Straße senden! Ganz abgesehen davon, daß der Anblick verlumpter und blasser halbwüchsiger Proletarier jedes ästhetische Empfinden verletzt und Einem wahrhaftig den Appetit am Abendbrot verjagen kann, ganz abgesehen davon müssen doch verständige Eltern selbst einsehen, welchen Gefahren sie ihr eigen Fleisch und Blut auf diese Weise aussetzen. Hier müßte, sagte ich mir, die Polizei mit Warnungen, Arretirung betroffener Kinder und Strafmandaten eingreifen; gegebenen Falls würde auch ein hübsches, neues Gesetz sicher keinen Schaden thun. Wir haben ja in unseren Ministerien Geheimräthe genug, die jetzt, wo der Garten ganz kahl ist, doch kein rechtes Vergnügen mehr daran finden können, während ihrer fünf Bureaustunden unablässig zum Fenster hinaus zu starren.

„Pardon," sagte in diesem Moment ein Herr, der mich hastig bei Seite schob und sich anschickte, in den Kahn hinunter zu steigen. „Aber ich bin Arzt — man hat eben eine Ertrunkene aus dem Wasser gefischt."

Eine Ertrunkene? Freilich, freilich — wie eine Verzweifelte hatte sie mich schon vorhin angeschaut. Aber wußte denn dies Kind nichts davon, daß . . . Unbegreiflich!

Es gibt doch Mittel und Wege für die Armuth, sich zu helfen, besonders wenn die Armuth recht hübsch und jung ist. Der Tod ist doch für einen vernünftigen Menschen immer das letzte.

Die Herren Rosenthal und Friedländer, nicht minder auch die Goldelse in Breslau haben das gewiß einleuchtend genug dargethan.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Zwei Wappen. Lustspiel in vier Acten von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg. (Lessing-Theater.)

Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg haben eins voraus vor denen, die widrige Umstände zwingen, in ihre Stücke zu gehen und darüber zu schreiben. Ihr Witz wird sich nie erschöpfen, denn Woche um Woche erscheinen zahllose jener illustrirten Hefte, die den modernen Dichter in Stand setzen, alljährlich mindestens einmal geistsprühend zu sein. Dem armen Recensenten dagegen fällt es nachgerade schwer, immer neue Wendungen zu ersinnen, womit literarischer und unliterarischer, an's fabelhaft Freche grenzender Diebstahl gebrandmarkt werden kann. Und der Kühnheit gegenüber, die selbst vor Lafayette's und George Washington's ehrwürdigen Scherzen nicht Halt macht, die sie vielmehr scrupellos in einen „lebensvollen und funkelnden Dialog" verflicht, dieser Kühnheit gegenüber erstirbt das lästernde Wort auf der Zunge. Denn dergleichen wirkt einfach imposant. Und wenn man bedenkt, daß man wahrscheinlich unter Hunderten der Einzige ist, der seinen Platz bezahlt hat, so versteht man auch die lachlustige Begeisterung der uneigennützigen Herrschaften um sich herum und bedauert nur, daß die beiden beliebten Autoren sich eines so ungemein gesunden Humors erfreuen, eines wirklich nicht ansteckenden Humors.

„Zwei Wappen" schildert die Geisteskämpfe eines europäischen Edelmannes mit einem amerikanischen Großschlächter, welch letzterer freilich, nach Guthery's Aussprache des Englischen zu schließen, New-York und Chicago bisher nur auf Reklamebildern gesehen hat. Der continentale Aristokrat zeigt sich sehr aufgebracht darüber, daß der Schwiegervater seines einzigen Sohnes ein Eisbein im Wappen führt, möglicher Weise Sonnabends den Stuhl mit der weißen Schürze vor die Thür stellt und alle in der Familie gebrauchte Wurst selbst erzeugt; der Amerikaner benutzt seinerseits die Gelegenheit, gegen den verstockten Adel Europas und andere europäische Dummheiten zu Felde zu ziehen, was allen noch ungeadelten Börsenjobbern natürlich die reinste Seelenfreude bereitet. Nachdem sich die beiden Väter zwei Stunden lang in geistvollster und originellster Weise gezankt und wieder versöhnt haben, beschließen sie endlich, jeder für sich, in aller Heimlichkeit abzureisen, und da das junge Ehepaar inzwischen zu demselben Entschluß kam, trifft sich Alles mit seinen Koffern zur dunkelsten Nacht im Salon. Eine beflügeltere und farbigere Feder als die meinige möge die unsägliche, die zerschmetternde Komik schildern, welche dieser Situation mit starkem Strahl entspringt; ich kann es nicht, ich will dann doch lieber Polizeiberichte verfassen, die immer noch mehr zum Lachen reizen als die tristen Clownsprünge eines pensionirten, mit schlechter Verdauung und sonst nichts begabten Geistboldes.

Diese Wiedergabe der Handlung wird der freundlichen Leserin und dem schönen Leser wenig Spaß bereiten, was zwar nicht meine Schuld ist, aber trotzdem dadurch wieder gut gemacht werden soll, daß ich nachstehend eine gedrungene Uebersicht der wirksamsten Scherze des neuen Lustspiels gebe. Ich bin mir wohl bewußt, daß solche Auszüge an sich verboten und unzulässig sind, es gibt ein Urhebergesetz und einen Paragraphen gegen Nachdruck. Im vorliegenden Falle hoffe ich jedoch zuversichtlich, daß die beiden witzigen Autoren meine Freiheit nicht nur nachträglich verzeihen, sondern mir sogar von Herzen dankbar dafür sein werden; beweise ich ihnen doch auf's Ueberzeugendste die Richtigkeit des merkwürdigen Satzes von der „Duplicität der Ideen". Falls indessen Blumenthal und Kadelburg nicht selbst Autorrechte auf diese Späße geltend machen wollen, so haben sie offenbar keine Ahnung davon, daß der Handlungsreisende, der ihnen die heurigen Dialogwitze lieferte, sie auf's Niederträchtigste betrogen hat; er drehte ihnen lauter Bonmots an, die zwar für das ehrwürdige Alter des Menschengeschlechtes beredtes Zeugniß ablegen, aber doch schon in so vielen „Humoristischen Echos" gestanden haben, daß man sie jetzt sogar an den Stammtischen mit vornehmem Achselzucken meidet.

„Sei'n Sie versichert, ich achte Sie hoch — ich weiß ja doch, was ich Ihnen schuldig bin!" — „Ja, dann hätten Sie's aber längst zurückzahlen sollen!" (Fliegende Blätter.)

„Wollen Sie mir nicht auf eine Minute Ihr Ohr leihen?" — „Das Ohr — gern, wenn's weiter nichts ist!" (Dorfbarbier. Fliegende Blätter. Kikeriki.)

„Ich habe die Geheimnisse des Roulettespiels studirt und endlich ein System erfunden, ganz sicher — für den Verlust." (Vie parisienne.)

„Es gibt auch Protzen der Arbeit." (Fliegende Blätter.)

„Ich bin ein Baron!" — „O, das wird Ihnen bei uns in Amerika nichts schaden." (Präsident Lincoln.)

„Ja, ich gehöre aber zum ältesten Adel." — „Thut nichts, thut nichts; wir in Amerika sind sehr vorurtheilslos." (Derselbe, oder sein Urgroßvater?)

„Fehlt es Ihnen denn an Muth, Ihre Schulden zu beichten?" — „Nein, aber an Gedächtniß." (Beliebter Scherz aus der Broncezeit. Neuerdings bearbeitet vom Masque de fer im „Figaro", vergl. auch „Fliegende Blätter", „Journal amusant" 2c.)

„Ich bin der Herr von Wettingen, verstehen Sie, von!" — „Und ich von Chicago!" (Urkomischer Bendix.)

„Sie haben viele Vorfahren, ich dafür wahrscheinlich viele Nachkommen!" (Plötz?)

„Es muß Leute geben, die es verstehen, Geld zu verdienen, und Leute, die es verstehen, Geld auszugeben; Beides aber kann ein und derselbe Mensch nicht." (Bisson.)

„Wenn Einem ein Gläubiger „Auf Wiedersehen!" sagt, der meint es ehrlich!" (Fliegende Blätter.)

„Bei uns heißt es nicht: Wer ist dein Vater? sondern: Wer bist du? Was bist du? Was kannst du?" (Amerikanischer Schriftsteller, später von Auerbach übernommen.)

„Millionär werden — der Beruf wäre mir sympathisch." (Labiche.)

„Ich weiß wirklich nicht mehr, wo mir der Kopf steht!" — „Nun, zwischen den Schultern" (!) (Mannstädt oder Jacobson.)

(vor dem Bilde des Ahnen, vorstellend): „Der Stammvater unseres Geschlechtes, Kunibert — Mr. Forster aus Chicago!" (Fl. Blätter.)

„Die Wahrheit sagt ein wohlerzogener Mann nur zeugeneidlich vor Gericht." (Frankl in „Saphir's Witzblatt.")

„Was wäre Amerika, wenn nicht ein Europäer auf die Idee gekommen wäre, es zu entdecken?" (Christoph Columbus? Oder ein Vorgänger?)

„Komm, Männchen — nun ziehen wir in ein fremdes Hotel, damit wir eine ruhige Häuslichkeit haben!" (Humorist aus dem Jahrhundert der Völkerwanderung.)

„Jetzt endlich, Geliebte, weiß ich, warum junge Eheleute Hochzeitsreisen machen — um allein zu sein mit ihrem Glück!" (!!!)

„Man heirathet ja nicht nur eine Frau, nein, eine ganze Familie heirathet man." (Abraham a Sancta Clara.) — —

Von komischen Situationen verdienen außer der bereits erwähnten Pointe des vierten Actes noch einige besonders rührend scherzhafte hervorgehoben zu werden. Einmal werden dem jungen Ehepaar fünf Theeservices hintereinander geschenkt, und jeder Spender ist stolz auf seine originelle Idee. Hat Oscar Blumenthal damit sein eigenes Schaffen

witzig symbolisiren wollen, er, der doch einst dem Grafen Tolstoi, „ein Dichter dem anderen", sein reformerisches Herz ausschüttete?" „Feinen, vornehmen Humor" athmet eine Scene, darin Bräutigam und Braut das benachbarte Standesamt und seine Besucher beobachten, um zum Schluß wie die frisch gebackene junge Frau drüben in helle Thränen auszubrechen! Bauernfeld-Anmuth macht sich noch besonders im ersten Acte breit, wo der alte Baron seinen Anpumper mit den dümmsten Zwischenfragen angstschwitzend aus dem Concept zu bringen versucht.

So, nun hab' ich alle Humore des prächtigen Lustspiels ausführlich erzählt. Wer sich für die darin nebenbei enthaltene, grauenhafte Langweilerei interessirt, wende sich an hiesige kaufmännische Vereine, die Lessing-Theaterbillets zu bedeutend ermäßigten Preisen beziehen; dann thut ihm sein Geld später 40—60 Procent weniger leid. Früher hielt sich Oscar Blumenthal in allem Ernste für den ersten deutschen Epigrammatiker, weil er aus gestohlenen Witzen (z. B. dem altersgrauen Studentenscherz vom geriebensten Thier, dem Salamander) allerlei Bonbonverse fabricirte, die, in unverkäuflichen Bändchen gesammelt, mehr als einen seiner unglücklichen Verleger bankerott machten. Heute formt er aus jenen alten Witzen „geistreiche Lustspiele" und setzt sie dem deutschen Volke zum halben Kassenpreise vor. Er wird gemeingefährlich.

Herr Kadelburg gab den verliebten Schwerenöther des Stückes, der nur mit dem kleinen Finger zu winken braucht, wenn er ein hübsches Mädel an seinen Hals fliegen sehen will. Gibt es wirklich junge Freiherren von so plebejischen Manieren und solcher Oedigkeit dazu, so wundert es mich nicht, daß der Schweineschlächter Forster verächtlich auf die gesammte europäische Aristokratie herabblickt. „Merry", seine Tochter, spielte Fräulein Retty derart, daß meine liebe Nachbarin vor Entzücken weg war; ich war entzückt, als ich weg war. „Mistreß (!!)", auf Englisch Mrs. Hannah Stephenson (Jenny Groß) trug einen neuen Brillantschmuck und eine geradezu hinreißende Sammetrobe, die der Confectionär mir zur Rechten auf zwei- bis dreitausend Mark schätzte; ich freue mich, daß die geschätzte Künstlerin so große Fortschritte macht. Herr Franz Schönfeld lieferte endlich den vollgültigen Beweis hohen, schauspielerischen Könnens: er pumpte in einem fort und war mit jeder Summe zufrieden.

Notizen.

Die Literatur für die Jugend tritt in diesem Jahre weder an Zahl noch an innerem Werth so imponirend auf wie früher. Viel Neues, aber wenig Gutes. Die bunten Bilder thun es nicht allein; das Auge nicht bloß, auch das Herz und Gemüth des Kindes muß für diese naive Literatur gewonnen werden. Geschlossen, zielsicher, geschmackvoll stellt sich namentlich der Verlag von Gustav Weise in Stuttgart diesmal vor. Bei ihm finden wir große und kleine Kinderbücher für das zarteste Alter, werthvollsten Anschauungsunterricht, trefflich geeignet, die schlummernden Sinne für die Welt der Erscheinungen zu wecken. Prächtige Abc-Bücher mit schönen Aquarellen führen schon eine Stufe höher, und dann kommen wir zu den altbewährten Jugendschriften, aber in zeitgemäßem Gewande, den Märchen der Gebrüder Grimm, 1001 Nacht, Meggendorfer's Gesellschaftsspielen. Eine Weise'sche Spezialität sind die reizend illustrirten Schriften für die weibliche Jugend von Emmy v. Roden, T. v. Heinz, Bertha Clément u. A., spannend, frisch, belehrend und humorvoll, sämmtlich mit allerliebsten Bildern reich geschmückt. Auf dem Weihnachtsmarkt gebührt dem geschätzten Stuttgarter Verlag jedenfalls ein erster Platz.

Das Volk in Waffen hat auch seine eigene Literatur. Es sind die Soldatenbücher in Prosa und Reimen und vor Allem die populären militärischen Zeitschriften, die durch Colporteure in die vergessensten Winkel unseres Landes gebracht werden, der Hintertreppenliteratur wirksame und verdienstvolle Concurrenz machen und zum Theil ganz erstaunlich hohe Auflagen erreicht haben. Von diesen Soldatenhorten und wie sie alle heißen die schönste und wohl die einzige mit künstlerischem Geist geleitete Zeitschrift ist jedenfalls: „Unser Vaterland in Waffen, Ein Hausschatz für das deutsche Volk" (Berlin, Paul Kittel), von der soeben eine Sonderausgabe erschien, deren Reinertrag zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger bestimmt ist. Der schmucke Band enthält das Beste auf dem Gebiete militärischer Volksliteratur: einen Soldatenroman von O. Elster, historische Erzählungen, unterhaltende und belehrende Artikel zur Weckung der Vaterlandsliebe und Thatkraft. Bewährte Schriftsteller schaaren sich um den Herausgeber P. Kittel. Der bekannte Kriegsschriftsteller Major Scheibert ist am häufigsten vertreten, und seine Ehrenrettung von Papa Wrangel, der unserer Generation nur noch als komische Figur bekannt ist, hat uns aufrichtig wohl gethan, auch die geschichtlichen Rück- und Ausblicke von Müller-Bohm enthalten Erfreuliches. Daß das Buch den wahren Patriotismus, nicht den verderblichen Chauvinismus groß ziehen will, beweist die Aufnahme von Ludovic Halévy's Kriegserinnerungen: „Der Feind im Land", denn auch von seinem Gegner kann man lernen. Ebenso wird die Fachsimpelei, die Klippe aller derartiger Blätter, vermieden, denn belehrende naturwissenschaftliche Aufsätze, Gedichte, eine Plauderecke heben die Eintönigkeit auf und machen den Band zu einem Familienbuch. Das Schönste aber sind ohne Zweifel die Illustrationen, in denen wir überall R. Knötel's Hand erkennen. Buntfarbige militärische Costümblätter, in deren fast dramatischer Handlung und sachlicher Richtigkeit der Künstler ohne Gleichen dasteht, die Bildnisse unserer Heerführer in schönen Lichtdrucken und endlich von Humor sprühende Bleistiftskizzen aus dem deutschen Kasernen- und Feldleben, zu denen Meister Knötel selbst einen schneidigen Text geschrieben hat. „Unser Vaterland in Waffen" ist ein Volksbuch, wie wir wenige haben.

Das auch inhaltlich Werthvollste von allen neuen Prachtwerken verspricht die „Allgemeine Geschichte der bildenden Künste" von Alwin Schultz zu werden, die in vier Bänden erscheinen soll und von der uns die erste Lieferung vorliegt. Sie beginnt mit dem 3. Band, der die für ein größeres Publikum dankbarere, weil allgemeiner verständliche Kunst der Renaissance behandelt, und gibt uns in ihrer stilistisch feinen Darstellung des Prager Universitätsprofessors und in ihrer illustrativen Ausstattung einen Vorgeschmack der zu erwartenden reichen Belehrung und Augenweide. Der Text ist populär im besten Sinne des Wortes, mit feinem Empfinden dem Künstlergenius nachfühlend, farbig und anschaulich, ohne lehrhafte Bevormundung, elegant und durchsichtig. Die Ausstattung dieser 1. Lieferung läßt Alles hinter sich, was auf dem Felde der Illustration bisher in Deutschland geleistet worden ist. Jeder Holzschnitt, jede Tafel ist ein Kunstblatt. Man braucht diese Illustrationen nur mit den Bildern der Lübke'schen Kunstbücher oder gar mit seinen dürren, farblosen Denkmälern in Umrissen zu vergleichen, um den Riesenfortschritt unserer reproductiven Künste zu bewundern. Daß auch die Folge diesem Anfang entsprechen wird, dafür bürgt der Name des kunstsinnigen Verlegers Müller-Grote (G. Grote'sche Verlagshandlung).

Die Heinzelmännchen von H. de Bruycker. (Leipzig, Artur Seemann.) Schon das Titelblatt sagt uns, daß da ein großer Caricaturist debütirt, einer von der Familie der Gavarnie und Forain, ein Zeichner und Maler zugleich, Phantast und Humorist: der Zipfelmützelmann, die Farbentube eingeklemmt, mit eingelegtem Stift, halb hexenhaftem Besen, die überquellenden Farbentöpfe statt der Stiefel an den Füßen, ein diabolisches Lachen um den Mund, groteskkomisch und humorvoll zugleich wie ein echter Callot oder Höllenbreughel, aber durchaus selbständig, aus eigener Kraft. Das Heinzelmännchen sinnend im Arrest unter dem Deckel des Bierglases, von der Eule bewacht und vom Vollmond ausgelacht, der Schrecken der Zwerge vor dem versteinerten Tatzelwurm, zechende und arbeitende Kobolde, malend, kochend, im Luftballon, einen Apfel sägend, beim Brunnen, Alles in großen, flotten Strichen, voll Künstlerschwung und lachender Philosophie. Daß der schönen Mappe kein Text beigegeben ist, wird ihrer Verbreitung hoffentlich nicht im Wege stehen, denn die Blätter erklären sich mit ihren drolligen Titeln und Versen von selbst, und es gewährt einen eigenen Reiz, den Absichten des Zeichners nachzusinnen oder sich auch nur an seiner blühenden Formenwelt naiv zu erfreuen. Vielleicht findet sich aber noch für eine zweite Auflage ein Kopisch redivivus, der uns wieder einen lustigen Vers darauf macht.

Schiller's Mutter. Ein Lebensbild von Ernst Müller. (Leipzig, Artur Seemann.) Der große Erfolg von Heinemann's „Mutter Goethe's" hat den Verleger veranlaßt, dieses Seitenstück zu veröffentlichen, mit dessen Ausführung er den Herausgeber von Schiller's Kalender betraute. Freilich so dankbar ist der Vorwurf nicht, denn die schlichte, brave Bäckerstochter von Marbach war keine geniale Frau wie Goethe's Mutter. Mag auch Professor Minor behaupten, Schiller sei mehr als Goethe (!), ähnlich wie Kant, ein Muttersohn gewesen, wir forschen doch vergeblich bei seinen beiden Eltern nach den Urquellen seiner poetischen Begabung und geistigen Bedeutung. Die Briefe der Frau Major verrathen nicht das geringste schriftstellerische Talent, keinen Funken Phantasie, so herzlich und gemüthvoll sie auch sind in ihrer Liebe und Bewunderung ihres großen Sohnes. Der Herr Hofrath, den sie ganz im Miller'schen Ton aus „Kabale und Liebe" immer per Er anspricht, scheint ihr ohne Zweifel ein Wesen höherer Art, sie ist stolz auf ihn und seine Theatererfolge in Stuttgart, die sie ihm meldet, aber ganz ohne Zweifel zieht sie der Lectüre seiner Stücke ihre Andachtsbücher vor. Sie ist eine Hausfrau, nichts mehr, fleißig, rührig, practisch, nicht ohne Eitelkeit, und mit sicherem Tacte geht Ernst Müller jeder Versuchung, sie zu idealisiren, aus dem Wege. Sie ist Schiller's Mutter, das ist genug. Im Uebrigen führte sie an der Seite ihres wunderlichen, strengen, aber kreuzbraven Gatten ein Leben ohne allzuviele Lichtblicke; Kummer und Geldsorgen verlassen sie eigentlich nie. Den großen Dichter lernen wir hier als guten Menschen kennen. Nach dem Tode des Vaters schrieb er an seine Mutter am 19. September 1796: „Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so vielen schweren Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schoß Ihrer Kinder und Enkel manchen frohen Tag genießen." Dem Worte folgte die That. Die Mutter erwiderte darauf am 12. November: ... „O, wie viel Güte und Liebe erzeigt Er mir! Ich und die Luise weinten Freudenthränen, als wir diesen Brief erhielten. Ich werde vielleicht sehen, meinen l. Enkeln noch etwas zu ersetzen. Nehme Er, liebster Sohn, dieses wenige von meinem dankbaren Herzen an." Gleichzeitig sandte sie Leinwand und Stoff für Frau Lotte und die Kinder. Und auch in der Folge kamen öfters solche Sendungen von ihr, denn sie wollte die Unterstützung ihres Sohnes nicht umsonst haben und arbeitete jede Geldsendung am Spinnstuhl ab. Die hier mitgetheilten, bisher ungedruckten Briefe von ihr aus den Archiven von Weimar und Marbach vervollständigen das schwäbisch kleinbürgerliche, aber gemüthvolle Bild. Das Buch hat Artur Seemann mit dem traditionellen Geschmack seines Hauses ausgestattet: Portraits, Landschaften, auch das Bild des Grabes von Kleversulzbach fehlt nicht, wo Frau Major Schiller neben Mörike's Mutter ruht.

In dem gleichzeitig herausgekommenen Buche: „Eduard Mörike

als Gelegenheitsdichter" von Rudolf Krauß (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) spricht der Dichter auch einmal von seiner Auffindung jener vergessenen Ruhestätte und wie er ein steinernes Kreuz darüber errichtete und eigenhändig die zwei einfachen Worte eingrub: Schiller's Mutter. Die Lettern geriethen ihm, wie er sich seinem Freunde Hermann Kurz gegenüber rühmt, so glücklich, „daß jeder Steinmetz sich mit Vergnügen zu dieser Arbeit bekennen würde". Was der Band sonst an Gelegenheitsversen und Zeichnungen des Dichters bietet, kennzeichnet und ehrt den trefflichen Menschen und Poeten. Der Witz des Herrn Pfarrers in seinen Gedichten, Briefen und Postkarten ist nie verletzend und bleibt auch in der boshaften Satire stets gemüthlicher, goldechter Humor. Das harmlose Buch verlangt harmlose Leser, am liebsten Kenner und Verehrer des Dichters, und diese werden es dem Herausgeber danken, daß er die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Kinder des Augenblicks in dem schmucken Bändchen sammelte.

Ludwig Koffuth. Sein Leben und Wirken. Von Ed. Somogyi. (Leipzig, Otto Wigand.) Eine begeisterte Lebensschilderung, die auch außerhalb Oesterreich-Ungarns Antheil weckt, denn der große Agitator ist eine europäische Berühmtheit, die sogar auf die Geschicke anderer Völker Einfluß ausgeübt hat, an der italienischen Einheit mitwirkte, in England Ministerien stürzte und auch die französischen Kreise in Mitleidenschaft zog. Von besonderem Interesse sind seine Reden mit ihrer flammenden Begeisterung und seine Unterhandlungen mit Napoleon 1859, dessen „Almosen" der Betrogene stolz zurückwies. Wären die Pläne des alten Revolutionärs gelungen, so wäre es freilich den Schwaben und Sachsen in Ungarn kaum besser ergangen, als dies unter den Wirkungen des Deak'schen Ausgleichs leider geschehen ist.

Erinnerungen aus Spanien und Südamerika von Paul Mantegazza. (Jena, Hermann Costenoble.) Der bekannte italienische Senator und Florentiner Professor plaudert hier über seine Reisen in Spanien und seine Jugendjahre in Südamerika, wo er lange Jahre als Arzt practizirte. Die Bemerkungen über den spanischen Volkscharakter sind geistreich und beruhen jedenfalls auf scharfen Beobachtungen, auch seine Strafrede gegen die barbarischen Stierkämpfe ist mit ihrer entrüsteten Leidenschaft verdienstvoll. Fast noch größeres Interesse bieten die Tagebuchblätter aus Argentinien mit den feingezeichneten Bildnissen von Aerzten und Patientinnen, gluthäugigen Castilianerinnen und hysterischen Nonnen im Büßerhemd. Es ist eine ganz eigene exotische Welt, und der damals 23jährige Doctor schildert sie mit glühenden Farben.

Der ewige Jude. Ein dramatisches Gedicht in drei Theilen von Max Haushofer. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Daß, wenn auch erst nach sieben Jahren, das gedankenreiche Drama des Münchner Dichters in zweiter Auflage erscheint, ist uns ein erfreuliches Zeichen für den sonst nicht eben großen Literatursinn unseres Volkes. Die „Gegenwart" hat damals der sinnvollen und durchaus eigenartigen Trilogie eine begeisterte Besprechung aus der Feder Karl v. Thaler's gewidmet, und unsere zweitmalige Lectüre des Werkes läßt uns das erste Urtheil vollinhaltlich bekräftigen. Dieser neue Druck ist durchgesehen, aber sonst ganz unverändert, denn ein bis in's Kleinste tief durchdachtes Werk stülpt man nicht um wie einen Handschuh. Die noch immer vorgedruckte Warnung: „Den Bühnen gegenüber Manuscript" würden wir künftig lieber unterdrücken. Es wird sich schwerlich eine Bühne finden, dies Gedankendrama aufzuführen. Die innere Anschauung der Lectüre ist auch mehr werth, als die rohe Versinnlichung und Entweihung der banausischen Coulissenwelt, wo sich solche Buchdramen nur Schlappen holen.

E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Von Georg Ellinger. (Hamburg, Leopold Voß.) Die erste kritische Biographie des phantasiereichen Erzählers, und namentlich schon darum werthvoll, weil sie auch den Musiker und seine zahlreichen Compositionen, namentlich die „Undine", behandelt, wobei sie freilich wieder den originellen Zeichner etwas aus den Augen verliert. Ellinger hat zumal der musikalischen Abtheilung der Berliner Kgl. Bibliothek manches Neue entnommen und es fleißig biographisch und kritisch verwerthet. Auch sonst ist die gut geschriebene Monographie reich an neuen Aufschlüssen, und Hoffmann's Charakter geht trotz aller seiner Eigenheiten mit Ehren aus dieser Prüfung hervor. Im Bamberger Kapitel vermissen wir den Hinweis, daß Hoffmann zum ersten Mal Kleist's Käthchen von Heilbronn auf die Bühne brachte und die Decorationen dazu selbst entwarf.

Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimath. Von Peter Rosegger. (Leipzig, L. Staackmann.) Es ist unseres Wissens das erste Buch des steirischen Volksschriftstellers, das im deutschen Reich verlegt wird. Ohne Zweifel fand Petri Kettenfeier — seinen Taufnamen hat er für diesen Zweck vereinfacht —, daß er bei uns noch nicht bekannt genug sei und schob wohl die Schuld dafür zum Theil auf seinen bisherigen Verleger in Wien, während doch eher sein Steirer Dialect seiner Popularität bei uns im Wege steht. Und das ist sehr schade, wenn sich norddeutsche Leser durch einige Ausdrücke, wie Liegerstatt, Aehndl u. s. w. abschrecken ließen, denn man liest sich schnell und fast unvermerkt hinein und versteht bald jedes Wort. Dann schlägt die derbe, dralle Volksmuse Oesterreichs ihr seelenvolles Auge auf, und die einfachen Bauerngeschichten in ihrer ungefälschten Natur und kräftigen Poesie greifen uns ans Herz. Diesmal erzählt uns Rosegger Geschichten aus seiner Jugend, von seinen Vorfahren und Eltern, seinen Kinder- und Schuljahren; prächtige Bauerntypen, köstliche Originale lernen wir kennen, arme Schelme, kecke Raufbolde, verliebte Dirnen. Eine der schönsten Erzählungen ist seinem lieben Ofen gewidmet, um den Alles im Elternhaus sich drängte, an dem er sann und träumte, auf dem er schlief und in dem er — Karten spielte und beinah einmal elend verbrannte, als säße er im Fegefeuer. Das vorgeheftete Bild ist nach einer Zeichnung von Alois Schön, der einmal einen Waldbauernbuben in Wien von der Straße holte und abzeichnete. Es war der kleine Peterl, der heute, wie er versichert, noch immer so ein Vagabund ist.

Der zweite Band von Johannes Wedde's Gesammelten Werken (Hamburg, H. Grüning) bringt uns Poesie und Prosa, Gestalten und Gedanken, Historie, Philosophie und die Geisteskämpfe der Zeit. Wedde singt selbst von sich:

„Das ist ein Mensch von heute,
Mit aller Qual, mit allem Heil der Zeit.
Sieh ihn als tückischer Dämonen Beute,
Sieh ihn in guter Genien Geleit!
Sieh, wie er zagte, irrte und bereute!
Sieh ihn zu rechtem Mannesthun bereit,
Wie er die Losung in die Welt läßt schallen,
Zum Kampf für's Werdende, zum Kampf mit Allen!"

Freilich, der sozialdemokratische Redacteur der polizeilich unterdrückten Hamburger Rundschau war viel zu sehr Tagesschriftsteller, als daß man an seinen Gedichten eine ungemischte Freude haben könnte. Seine improvisatorische Art, die Ueberfracht seiner Gedanken, seine recht autodidaktische philosophische Bildung drängen sich überall vor und zerstören oder beeinträchtigen doch seine poetische Fabulirlust. Seine Gedichte leiden fast ohne Ausnahme an Redseligkeit, Verschwommenheiten des Ausdrucks und formellen Mängeln. Besonders seine politischen Gelegenheitsgedichte sind zu flüchtig hingeworfen, um mehr als nur das Eintagsleben der Zeitung zu vertragen, so schön und treffend auch Manches ist, wie die satirische Klage des Wendengeistes. Ungleich bedeutender ist Wedde in den Grundlinien seines Systems der Wissenschaften und seinen gehaltvollen populären Vorträgen, die freilich immer Kaviar für's Volk bleiben und in ihrem spekulativen Tiefsinn und stolzen Gedankenflug von den Sozialdemokraten am wenigsten verstanden werden können. Wir glauben auch nicht, daß der unentwegte Idealist bei längerem Leben der Sozialdemokratie, als deren Jünger er starb, treu geblieben wäre. Dazu war er zu wenig Parteimensch und Mann der Schablone, zu sehr Philosoph, und trotz alledem Geistesaristokrat.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Richard Richter**, Leipzig.

Gediegenes Festgeschenk.

Aus der deutschen Litteratur für die deutsche Jugend. Bd. I. (Meisterwerke deutscher Dichtung). Bd. II. (Erzählungen und Lebensbilder.)

Preis pro Band eleg. geb. ℳ 3.—.

„Tip-Top"

zu deutsch: „allen voran" — steht unter den diesjährigen literarischen Erscheinungen von Interesse für das ganze (männliche und weibliche) Publikum unstreitig das reich illustrirte Werk von **Gustaf F. Steffen:**

„Aus dem modernen England."

Gediegener, fesselnder Inhalt, vornehmes Aeußeres, stattlicher Umfang, billiger Preis machen dies schöne Buch zu einer genußvollen Lectüre und Festgabe ersten Ranges. Prächtig gebunden 10 Mk. Verlag von Peter Hobbing in Leipzig III.

„Ein Buch von strengster Wahrheitsliebe und genialer Schreibart" — nennt es ein gründlicher Kenner englischen Landes und Lebens, Herr Schuldirector **K. Sellmann** in Breslau.

Soeben erschien bei **Hermann Grüning** in Hamburg und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Johannes Wedde, Gesammelte Werke. Zweiter Band: **Grüße des Werdenden. Eskanowa,** Grundlinien eines Systems der Wissenschaften. **Glaube und Unglaube.** 498 S. 8. in gediegener Ausstattung gebunden 4,50 *M.* Im Frühjahr erschien der 1. Band: **Persönliches.** 550 S. eleg. geb. 4,50 *M.* — Der dritte Band wird Lilith, Marja, Semiramis und Sulamith enthalten und der unverkürzte Brutto-Ertrag der Wedde'schen Werke wird einem Fond zur Herstellung eines „Arbeitergesellschafthauses in Hamburg" zufließen.

Wie kam Johannes Wedde zur Sozialdemokratie? Mit Portrait Wedde's. 31 S. geh. 15 *Pf.* Den Brutto-Ertrag erhält das „Asyl für Obdachlose in Hamburg".

Erste deutsche Hochschule für Kaufleute.

Begründet und geleitet von *Dr. iur. Ludwig Huberti.*

Semester-Beginn: Januar, April, Juli, Oktober.

Lehrpläne nur auf Verlangen! Eintritt jederzeit!

HANDELS-AKADEMIE

Eigene Zeitschrift: *„Handels-Akademie"*, Kaufmännische Wochenschrift.

Leipzig, Marienstrasse 23.

Auskunft sofort!

Fachschrift für alle kaufm. Bildungsanstalten. — Proben nur auf Verlangen! Auflage über 5000.

Verlag von **Friedr. Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von **Hermann Hettner.**

In drei Theilen. gr. 8. geh.

I. Theil. *Die englische Literatur von 1660—1770.* Fünfte verbesserte Auflage. Preis 9 Mark.

II. Theil. *Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhund.* Fünfte verb. Aufl. Preis 10,50 M.

Reine Südweine,

Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität, **6 Flaschen** (3/4 Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.

Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Im **Verlag der Gegenwart** in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Umso wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt."

(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."

(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Neues Werk für die Hausbibliothek.

Allgemeine Geschichte der bildenden Künste.

Mit vielen Illustrationen im Text, Kunstbeilagen, Tafeln und Farbendrucken.

Von **Dr. Alwin Schultz,**
Professor an der k. k. deutschen Universität Prag.

Vollständig in vier Bänden groß Octav-Format (ungefähr 1600 reich illustrirte Seiten Text und viele Tafeln), welche in etwa 30 Lieferungen à 2 Mark, November 1894 beginnend, erscheinen und in 20 bis 24 Monaten vollständig vorliegen werden.

Der I. Band behandelt die Kunst des **Alterthums**, der II. Band die des **Mittelalters**, der III. Band enthält die Kunst der **Renaissance** und der IV. Band die Kunstgeschichte der **Neueren und Neuesten Zeit.**

Ein zeitgemäßes Werk für das Selbststudium der Kunstgeschichte: gediegener Text mit schönen, großen Illustrationen; vortreffliche Tafeln. Bestimmt, dem Bedürfniß des Publikums nach reicherer Kenntniß und vollerem Verständniß der bildenden Künste und ihrer Werke zu dienen, die Freude an ihnen zu pflegen und den Kunstsinn zu fördern.

Die Anfangslieferungen sind in jeder Buchhandlung zur Ansicht zu haben.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung Separat-Conto (Müller-Grote & Baumgärtel) in Berlin S. W., Hafenplatz 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Religiöse Studien

eines Weltkindes.

Von **W. H. Riehl.**

Zweite Auflage.

Preis geh. 6 Mk. Eleg. geb. 7 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Wilh. Werthers Verlag in Rostock.

Kasper-Ohm un ick.

Von **John Brinckman.**

Fünfte Auflage. 1894. 3 *M* br., 4 *M* geb.

P. von Kügelgen: „Ein so prächtiges Buch haben wir lange nicht gelesen; wir werden es immer wieder zur Hand nehmen wie Freytag's ‚Soll und Haben' oder die besten Bücher Reuter's."

Französische Volksstimmungen

während des Krieges 1870/71

von Dr. **E. Koschwitz.**

brosch. *M* 1.50, geb. *M* 2.—.

Das Werkchen wird von allen Seiten bestens empfohlen. S. d. Bespr. in der „Gegenwart" Nr. 47.

Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.

Glänzendes Weihnachtsgeschenk für alle Gebildeten!

Studien zur

Litteratur der Gegenwart.

19 allgemeinverständliche, fesselnde Feuilletons über Hebbel, Freytag, Storm, Bodenstedt, Fontane, Scheffel, Keller, Wildenbruch, Rosegger, Baumbach, Seidel, Hauptmann, Sudermann, Daudet, Ibsen, Tolstoi, Besant, Rydberg, Snoilsky von Professor Dr. **Adolf Stern.** Gediegenstes Werk des berühmten Litterarhistorikers. Prachtvolle Ausstattung, hocheleganter Einband, vorzügliche Illustrationen. Pr. Mk. 10.50 br., Mk. 12.50 geb.

Hervorragendste Novität.

V. W. Esche, Verlag Dresden-A. 16.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.

Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Verlag von **Artur Seemann**, Leipzig.

Soeben erschien:

Schillers Mutter.

Von Dr. **Ernst Müller.**

Reich illustrirt! · Elegant gebunden. Preis 5 Mark.

Goethes Mutter.

Von Dr. **Karl Heinemann.**

Vierte Auflage. Elegant ausgestattet! Preis in Leinen geb. 8 Mark, in Halbfranz 9 Mark.

Die Heinzelmännchen.

29 Zeichnungen von **H. de Bruycker.**

In eleganter Mappe. Prachtwerk! Preis 15 Mark.

Spaziergänge eines Naturforschers.

Von Prof. Dr. **W. Marshall.**

Zweite Auflage mit farbigen Vignetten. In Prachtband gebunden 10 Mark.

(„Ein wahres Prachtbuch, das wir auf vielen Geschenktischen wissen möchten". **Die Gegenwart.**)

Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig:**

Die Liebhaberkünste von **F. S. Meyer.** 2. vermehrte Aufl. Mit 260 Abbildungen. Geb. M. 8,25. — Vorlagen dazu: 72 Taf. gr. Lex. 8 in Mappe M. 7,50.

Kerbschnitzerei. Anleitung dazu von **Clara Roth.** 3. Aufl. 50 Pf. — Vorlagen: 8 Lieferungen mit je 10 Tafeln Fol. à M. 2,50, kompl. in 2 Mappen 21 M. — Vorlagen von **Curt Wehr.** 5 Lieferungen mit je 4 Tafeln Fol. à 1 M.

Flachschnitt. (Ausgründungsverfahren, sog. Drachenschnitt.) Anleitung dazu von **Clara Roth** (80 Pf.). Vorlagen von **H. Müller-Furtwangen.** 16 Tafeln Fol. 4 M.

Einführung in die Kunstgeschichte von Dr. **Rich. Graul.** Mit 104 Tafeln in gr. 4°, 432 Abbildungen enthaltend. 3. verbesserte Auflage. 1894. Geb. 5 M.

Kunstgeschichtliches Bilderbuch für Schule und Haus. Von Dr. **Georg Warnecke.** 2. vermehrte Auflage. 45 Tafeln gr. 4°. Mit dem Textbuche „**Vorschule der Kunstgeschichte**". 1894. Kart. 3 M., fein geb. 4 M.

Handbuch der Spitzenkunde, Technisches und Geschichtliches über Näh-, Klöppel- und Maschinenspitzen von **Tina Frauberger.** Mit 183 Abbildungen. (272 S.) gr. 8°. geb. M. 5,60.

Empfohlen	Von Behörden und Presse	Empfohlen
Mit 109 Kunstbeilagen, darunter 56 Aquarelle, 24 Photolithographien, 25 Photographien, 4 Schlachtenbilder.	**Unser Vaterland** * * in * * **Waffen.** Neue Folge d. Patriot. Hausschatz. Illustrirtes Prachtwerk für das Deutsche Volk.	**Preis:** 2 elegante Halb-Bände ohne Goldschnitt 18 Mark, mit Goldschnitt 20 Mark.
Verlagsbuchhdlg.	Paul Kittel	Berlin S.W. 47.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Hierzu für die Berliner Abonnenten eine Beilage: Normalzeit.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 49. Berlin, den 8. December 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der „neue Kurs" in Rußland. Von W. S. Cechanowiecky (Moskau). — Biserta und Spezzia. Von A. Rogalla von Bieberstein. — Der Verfall der Gewerbe im Mittelalter. Von Johannes Janssen. — Anton Rubinstein. Von Heinrich Röckner. — Freie und unfreie Künste. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Feuilleton:** Die rothe Blume. Von W. Garschin. — **Aus der Hauptstadt:** Unterm Schlußstein. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der „neue Kurs" in Rußland.

Von W. S. Cechanowiecky (Moskau).

Ein junger Mann, von dessen Neigungen man nichts weiß, dessen Persönlichkeit fast allen fremd ist, hat den Thron Rußlands bestiegen. Nun quält sich Europa, neugierig und ängstlich zugleich, mit der Frage, wie sich jetzt die russische Politik gestalten wird.

Mag sein, daß für manchen wirklich diese Frage unbeantwortet ist: Für jeden, der genau die gegenwärtigen russischen Verhältnisse kennt, für jeden, der ein lebendiges Bild dieses „Culturstaates der administrativen Verschickung" vor den Augen hat, ist sie gelöst.

Die russische innere und äußere Politik sind untrennbar verbunden. Wer jene verstehen will, muß die inneren Verhältnisse kennen lernen. Nicolaus II. hat keine Wahl: er kann nur eine Politik führen, die ihm durch die Geschichte der letzten dreißig Jahre aufgedrängt wird.

Die Niederlage von Sewastopol, die den Zusammenbruch eines ganzen Systems bedeutete, hatte gezeigt, wohin eine schwarze Reaction, die „Ordnung", die unter Nicolaus I. herrschte, führen mußte und führte. Nach dem Tode ihres Trägers athmete alles frei auf. Alle Hoffnungen richteten sich auf den jungen Kaiser Alexander II. Alle, die nur denken und schreiben konnten, und alle, die es nicht konnten, bemühten sich, den großen Leichnam zu beleben, zu beleben das russische Reich, welches unter der Regierung Nikolaus schon zu verwesen anfing.

Mit Naturnothwendigkeit waren die Augen aller zuerst auf eine Frage gerichtet, auf die landwirthschaftliche oder was dasselbe ist, auf die bäuerliche. Bald entbrannte (1856) in der russischen Literatur der berühmte Streit über die bäuerliche Gemeinde, der noch bis auf die Gegenwart fortdauert, an dem Historiker und Juristen, Nationalöconomen und practische Landwirthe mit gleichem Eifer theilgenommen haben und der wesentlich doch nur die Wissenschaft gefördert hat. Die Regierung hat aber, Gottlob, das Ende dieses Streites nicht erwartet, und am 19./31. Februar 1861 wurde das große Werk Alexanders II. zu Gunsten der bäuerlichen Gemeinde vollzogen.

Die Geschichte zeigt jetzt dasselbe Bild. Rußland erlebt denselben Augenblick wie vor ungefähr vierzig Jahren. Wieder sind aller Augen auf den jungen Kaiser gerichtet. Und wenn man von ihm in erster Linie die Befreiung der Presse, des Wortes und des Gewissens erwartet, steht doch auf dem zweiten Plane die für Rußland verhängnißvollere, landwirthschaftliche oder eigentlich die Bauernfrage.

Wenn das berühmte Wort von Adam Smith: „No society can be flourishing and happy of which the far greater part of the members are poor and miserable!", wenn dieser Lehrsatz für alle Länder zutreffend ist, ist er für Rußland von ganz besonderer Bedeutung. Denn in Rußland, wo sich nur 0,9 Procent der Bevölkerung mit der Industrie beschäftigt, bilden 83 Procent die bäuerliche Bevölkerung, Bauern, die offiziell als seßhafte Grundbesitzer, juristisch als Eigenthümer gezählt werden, öconomisch aber als Proletarier betrachtet werden müssen.

Man soll das nicht als etwas Unwahrscheinliches und Unmögliches betrachten, denn unter der jetzt „begrabenen" Regierung war alles möglich. Man hat systematisch das Volk ruinirt, der fürchterliche Zusammenbruch, die Hungersnoth von 1891 hat das, worüber die russische Presse schweigen mußte, laut der Welt verkündigt. Die Untersuchungen haben gezeigt, daß eigentlich kaum ein Fünftel der Durchschnittsernte ausgefallen war. Solche Mißernten erleben europäische Länder sehr oft, genau derselbe Theil ist im Jahre 1888 in Frankreich ausgefallen, und doch mußten die zweiundzwanzig russischen Provinzen, welche die eigentliche Kornkammer des Reiches waren, die Millionen Bauern schon wenige Monate nach der Ernte von Wurzeln, Kleie und Unkraut leben.

Braucht man einen schlagenderen Beweis, daß das Volk seit Jahren am Hungertuche nagte?

Die statistischen Daten sollen uns nicht täuschen. Gewiß, der Getreideexport in's Ausland hat jährlich im Durchschnitt betragen:

1861—1865	92	Millionen Pud
1866—1870	129	„ „
1871—1875	192	„ „
1876—1880	286	„ „
1881—1885	302	„ „
1886—1890	405	„ „

Die Getreideausfuhr hat sich also seit der Aufhebung der Leibeigenschaft um 440 Procent gesteigert. Ist dies aber ein Resultat der intensiveren Bebauung, einer besseren Düngung, einer rationelleren Wirthschaft?

Die Düngung konnte schon darum keine bessere sein, weil die Zahl des Viehes pro Kopf sich vermindert hat. So betrug sie im Jahre:

1857	37,7	Stück pro Kopf
1870	31,0	„ „ „
1883	30,0	„ „ „

Was ist also die Ursache der ungeheuren Steigerung des Exports? Der Zwang die Producte zu verkaufen, welche die Bauern zur eigenen Ernährung brauchen, und die extensivere Wirthschaft.

Um die Steuern, Abgaben und den Wucherzins zu bezahlen, baut der Bauer jetzt Getreide, wo es möglich und unmöglich ist. — Es bauen zum Beispiel Getreide die Bauern im

Gouv.	Kursk	auf	80	Procent	aller	ihrer Nutzungen
„	Simbirsk	„	82,25	„	„	„ „
„	Tulsk	„	81,5	„	„	„ „
„	Orel	„	81,2	„	„	„ „
„	Tambow	„	79,3	„	„	„ „

In manchen Districten beträgt sogar das Ackerland 90 bis 91 Procent. Was zwang aber die Bauern zu solcher Raubwirthschaft, was zwingt sie, das, was sie zum eigenen Consum brauchen, zu verkaufen, was gab endlich den Anstoß, daß eine Menge Bauern ihre Wirthschaften verlassen haben und ihre Antheile der Gemeinde überließen? Die Zahl solcher „freiwilliger" Proletarier beträgt schon im Districte

Zarizyn	20	Procent
Poltawa	21	„
Rostow	20,8	„
Zwenkow	18,4	„
Ssaratow	18,0	„
Kursk	17,1	„
Bachtum	15,4	„

Diese schönen Zahlen verdanken ihre Entstehung: 1. der Menge Staats- und Communalsteuern, welche auf dem Bauern lasten, besonders aber der Art ihrer Eintreibung. 2. der unausgebildeten Colonisationspolitik. 3. dem Mangel an Staatscredit.

Die Antheile, welche die Bauern bekamen — und für welche, beiläufig gesagt, sie das Zwei- bis Dreifache ihres Werthes den Gutsbesitzern und dem Staate bezahlt haben und noch zahlen — sind viel zu klein, um sich von ihnen ernähren zu können; sie müssen also Land pachten oder kaufen. So pachten die Gemeinden im Gouvern.

Cherson	81	Procent	des	von	ihnen	bebauten	Landes
Ssamora	75	„	„	„	„	„	„
Jekaterinoslaw	68	„	„	„	„	„	„
Ssaratow	66	„	„	„	„	„	„

Wie groß aber die staatliche Unterstützung und der Kredit war, welche die Bauern vom Staate bekamen, um sich das nöthige Land anzuschaffen, zeigt am besten die Thatsache, daß vom Jahre 1882 bis April 1894 die Bauern nur 60 Mill. Rubel bekommen haben, während der Adel von 1886 bis April 1894 400 Millionen Rubel erhalten hat. Und dabei hat man die Dreistigkeit, von einer Bauernpolitik zu sprechen!

Mit einem Worte: man hat von den russischen Bauern doppelt so viel erpreßt, als ihr Antheil ihnen Ertrag bringt, man hat sie Jahr für Jahr gezwungen, ihr Arbeitsvieh und ihre Producte, welche sie zu ihrer eigenen Ernährung brauchen, zu verkaufen, um ihre Steuern zu zahlen; man ist nicht gegen den wüstesten Wucher eingeschritten, man hat dadurch Millionen Bauernwirthschaften zu Grunde gerichtet und die von ihnen erpreßten Millionen benutzt, um den Zuckerfabrikanten die Taschen zu füllen und den Export der Waaren zu prämiiren, um im Inlande eine künstliche Theuerung durch die Entfernung der ausländischen Concurrenz hervorzurufen. Ja, nach den offiziellen Berichten hat man für die Anspornung der Ausfuhr nur von Spiritus für das letzte Jahrzehnt 40 Millionen Rubel aufgewendet, und um diese Summe zu bekommen, mußte man vielleicht die Wirthschaftsgeräthe und das Vieh einer ganzen Million Bauernfamilien in der Auction verkaufen und auf eine solche Weise eine Unmenge Bauern zu Grunde richten und sie zu landlosen, unbeholfenen Proletariern machen.

Die Hungersnoth im Jahre 1891 war, wie ich gezeigt habe, kein Zufall, sie war eine logische Consequenz der inneren Politik, eine Folge, welche Mehrere vorausgesehen haben.

Nun wird von Manchen die Institution des bäuerlichen Gemeindeeigenthums in Rußland zum Sündenbocke gemacht. Diese urtheilen ungefähr so: Bei uns in Rußland geht die Landwirthschaft schlecht, im Auslande dagegen gut; bei uns ist der bäuerliche Gemeindebesitz verbreitet, in Europa schon lange aufgehoben. Und nun eilen sie zu folgendem Schlusse: der bäuerliche Gemeindebesitz ist die Ursache davon, und mit seiner Aufhebung muß auch die Landwirthschaft der Bauern aufblühen.

Ich will die Frage über den bäuerlichen Gemeindebesitz ein ander Mal auseinander setzen, ich bemerke nur einstweilen, daß die meisten Sachkundigen schon zugestanden haben, daß der bäuerliche Gemeindebesitz die Entwickelung der Landwirthschaft und die rationelle Wirthschaft nicht im Mindesten gefährdet. Immerhin ist doch der Gemeindebesitz keine ungünstigere Nutzungsform als die kurzdauernde Pacht, denn der Bauer, welcher bei der periodischen Vertheilung seines Ackerfeldes verlustig geworden ist, bekommt ein anderes Grundstück, während der Pächter nach dem Ablaufe der Pachtfrist ganz ohne Grund bleiben kann, wenn der Gutsbesitzer mit ihm den Contract nicht erneuern will. Und trotzdem befindet sich die Landwirthschaft in England in einem glänzenden Zustande, wie noch in keinem Lande, während die Grundbesitzer dort nicht selbst das Land bebauen, sondern ihre Ländereien den Farmern überlassen.

Ganz besondere Beachtung verdient der Umstand, daß die englischen Farmer nicht eine Einführung langjähriger Contracte verlangt haben, sondern ein Gesetz forderten, welches die Grundbesitzer zwingen sollte, bei der Uebergabe ihrer Farmen an eine andere Person eine Entschädigung für die von ihnen eingeführten Verbesserungen zu leisten, wenn sie zum Nutzen des Besitzers oder des neuen Pächters beitragen, und das ist schon seit lange der Fall in den meisten Gemeinden Rußlands.

Nein, die landwirthschaftliche Cultur hängt nicht vom Gemeindeeigenthum, sondern von der Hebung der geistigen Cultur, von der Einführung des Schulzwanges ab. Gegen Proletarismus aber kann Rußland nur die Gemeinde und eine vernünftige Colonisationspolitik schützen. Statt bei jeder günstigen Gelegenheit immer neue Truppen an die deutsche Grenze zu schicken, müßte die russische Regierung jetzt ihre Hunderte von Millionen Diessjatinen unbebauten Landes colonisiren.

Die russischen Zaren sind bis auf die Gegenwart nicht durch das Einrichten und Ordnen, sondern durch die Erweiterung ihres unermeßlichen Reiches berühmt; das russische Volk zeichnet sich nicht durch seine häuslichen Tugenden aus, sondern durch Gewandtheit und Geistesgegenwart, durch Geschicklichkeit und Ueberlegtheit und alle andere Eigenschaften eines kühnen Colonisten; mit einer wirklich merkwürdigen Leichtigkeit paßt der russische Bauer sich den neuen Lebensverhältnissen an, gewöhnt sich an neue Sitten, mit einer verblüffenden Schnelligkeit eignet er sich die fremde Art an, verständigt sich in Sprachen, welche er niemals gehört hat, erkennt Ortschaften, welche er niemals gesehen hat. Nachlässig, unüberlegt und locker in seinem häuslichen und wirthschaftlichen Leben, ernüchtert sich der Russe schon auf dem Wege und entwickelt fern von seiner Heimath seine Kräfte und Fähigkeiten, von welchen er zu Hause niemals Gebrauch macht. Ja, der größte Theil Rußlands, das asiatische Rußland, wurde auf colonisatorischem Wege erobert von einem echten russischen Helden, von Jermiák Timoféjewitsch.

Rußland ist in einer glücklicheren Lage als alle anderen Völker, denn diese fingen über sozialagrarische Verhältnisse zu streiten an, als das ganze Land schon besetzt und übervölkert war. Rußland dagegen ist noch zur Hälfte fast unbebaut, seine gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich noch nicht consolidirt. Und das haben wir gesehen, das haben wir in den Schulen gelernt, daß ungerechte und ungleichmäßige Gütervertheilung immer der Grund und Ursache des Verfalles gewesen sind. Latifundia Italiam perdidere.

Kaiser Nikolaus II. muß und wird durch Volksschulen, innere Colonisation und landwirthschaftlichen Kredit die Bauern aus ihrer gegenwärtigen Lage heben. Der bäuerliche Gemeindebesitz muß sorgfältig beschützt und unangetastet bis zu der Zeit hinübergetragen werden, wo eine höhere Cultur ein besseres Verständniß von Privat- und gesellschaftlichen Inter-

essen sein Beschützen unnütz machen wird. Zu einer gesellschaftlichen Einrichtung erhoben, durch das Gesetz befestigt, juristisch ausgebildet und formulirt, wird er Rußland die Möglichkeit geben, ruhig und glücklich das im Leben aller Völker so schwierige Stadium der Individualisirung zu überstehen. Aber vor Allem als Mittel zum Zwecke muß das Beamtenthum aus der Versumpfung, in welcher es sich jetzt befindet, gehoben werden, und das kann nur durch das Beispiel von oben, durch Pflichttreue und strenge Gesetzlichkeit geschehen, durch Sicherung der Persönlichkeit, durch Freiheit des Wortes und des Gewissens.

Die russische Politik kann jetzt nur eine friedliche sein, denn sie muß jetzt ganz eine innere sein. Und jetzt befindet sich Rußland in einem Zustande, wo, wie Kant sagt, „die wahre Politik keinen Schritt thun kann, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben, und ob zwar Politik an sich eine schwere Kunst ist, so ist doch Vereinigung derselben mit der Moral gar keine Kunst, denn diese haut den Knoten entzwei, den jene nicht aufzulösen vermag, sobald beide einander widersprechen."

Biserta und Spezzia.

Von A. Rogalla von Bieberstein.

Nicht bereits früher, wie man bisher annahm, sondern erst jetzt sind von Seiten der französischen Regierung die Befehle zum Beginn der militärischen Arbeiten bei Biserta ertheilt worden. Bis jetzt hatte man sich französischerseits darauf beschränkt, nur die Vorstudien, Pläne und Entwürfe zu den dortigen Hafenbauten fertig zu stellen; es war jedoch von denselben noch nicht das Mindeste und nicht einmal so viel zur Ausführung gelangt, um diese wichtigste französische Position am Mittelmeer nächst Toulon vor einem Handstreich zu sichern; ein französischer Lieutenant bildet die einzige Militärbehörde, welche sich zur Zeit in Biserta befindet.

Die gegen Italien und namentlich Sicilien vorgeschobene Lage Bisertas und diejenige Spezzias legt einen Vergleich dieser ausgezeichneten maritimen Positionen und Kriegshäfen des Mittelmeerbeckens in einem Momente nahe, in welchem noch bis vor Kurzem die militärische Situation Italiens und Frankreichs den Gegenstand eingehender Erörterungen bildete. Der zwischen Sicilien und Afrika gelegene Hafen von Biserta besitzt unbestreitbar den Vorzug vor demjenigen von Spezzia, daß er den größten Geschwadern der Welt Schutz und vermöge seiner geographischen Gestaltung eine weit bedeutendere Sicherheit gewährt, da er weit leichter wie jener, die Vollendung seiner Befestigungen vorausgesetzt, zu vertheidigen ist. Eine derartige Flottenstation fehlte Frankreich bisher vollständig an den ausgedehnten Küsten seines nordafrikanischen Besitzes, der von Gabes im Osten bis Cap Milenia im Westen nach Marokko reicht. Von Oran und Mers-el-Kébir ab wird die nordafrikanische französische Küste von allen Winden gepeitscht, ohne irgend einen beträchtlichen natürlichen Schutz für die Schiffe der Kriegsflotte zu bieten, und nur unter oft sehr wenig von Erfolg gekrönten Schwierigkeiten gelang es den französischen Marine-Ingenieuren, den Hafen von Algier zu erweitern. Bei Biserta dagegen bietet sich im Vergleich zu der tief eingeschnittenen, verhältnißmäßig schmalen und gegen eine Beschießung vom Meere aus nicht völlig genügend geschützten Bucht von Spezzia ein völlig gesichertes, im Lande liegendes breites Seebecken, welches im Grunde einer ziemlich tiefen Küstenbucht, dem Golf von Biserta, liegt und dessen Schlüssel und Zugang ein Kanal von ca. 400 Meter Länge und etwa 100 Meter Breite bildet. Es ist daher, ganz abgesehen von dem Feuer der Befestigungen, für eine feindliche Flotte völlig unmöglich, in den See, der das eigentliche hintere Hafenbecken bildet, einzudringen, wenn jener Kanal gehörige Sperrungen erhält, und alle maritimen Etablissements, die bei Biserta errichtet, und die Flotten, welche dort Zuflucht suchen werden, sind völlig vor dem Feuer eines Angreifers und vor allen von der See ausgehenden Angriffsversuchen geschützt. Bei Spezzia ist dies, wie erwähnt, keineswegs der Fall, die tiefe Bucht, an welcher die italienischen Marine-Etablissements liegen, ist offen; sie wird allerdings durch einen submarinen Damm geschützt, und durch zahlreiche Batterien vertheidigt, deren Feuer einen Angreifer zwar aller Wahrscheinlichkeit nach mit Erfolg aufhalten wird; allein trotz ihrer Küstenforts und des Hafensperrdammes und sonstiger im Kriegsfalle zweifellos vorhandener Sperren ist die Bucht von Spezzia der Oertlichkeit nach eine offene, der Hafen und der See von Biserta sind dagegen geschlossen. Dieser See bildet ein natürliches Hafenbassin von 18 Kilometer Länge und fast ebensoviel Breite, und er besitzt 10 bis 15 Meter Tiefe, das heißt eine genügende, um Kriegsschiffe von größtem Tiefgange aufzunehmen. Die Natur hat augenscheinlich für Biserta Alles gethan, um dasselbe zum wichtigsten Hafen der französisch-afrikanischen Mittelmeerküste zu machen.

Bis jetzt will man sich, den Berichten aus Frankreich zufolge, französischerseits nur mit der commerciellen Seite der Hafenanlagen beschäftigt haben; eine mächtige gut verwaltete Handelsgesellschaft hatte über die Ausführung bedeutender Arbeiten Verträge abgeschlossen, und es gehen dieselben unter Leitung eines geschickten Ingenieurs ihrer Vollendung entgegen. Man hat den Kanal derart vertieft, daß die größten Schiffe ihn passiren können, und diese Arbeit ist, wie bemerkt, ihrer Beendigung nahe. Ein Vorhafen schützt den Kanal, mit einem Wort, die Bauten und Anlagen, die nach französischem Vorgeben ausschließlich Handelszwecken dienen sollen, sind in diesem Augenblick Gegenstand emsigster Arbeit. Allein es liegt auf der Hand, daß alle diese Arbeiten auch dem militärischen und kriegsmaritimen Interesse Frankreichs zu Gute kommen, und daß, wenn man noch heute französischerseits die Behauptung aufrecht zu erhalten versucht, daß die militärische Seite der Bisertaer Hafenbauten aus politischen Rücksichten auf Italien vernachlässigt worden sei, dies eine offenbare Entstellung der Thatsachen ist. Man versteig sich sogar zu der Behauptung, daß heute gegenüber den bekanntlich jeder Begründung entbehrenden Gerüchten von italienischen Angriffsvorbereitungen gegen Frankreich, die bereits so lange verzögerten Vorkehrungen zur Vertheidigung Bisertas unbedingt begonnen werden müßten. Nun ist nach dem Bardo-Vertrage, der die Rechte Frankreichs in Tunis festsetzte, Frankreich zur Anlage von Befestigungen in Tunis, welche andere Zwecke, als die des bloßen Küstenschutzes verfolgen, nicht berechtigt und Biserta besitzt offenbar eine gewaltige offensive Bedeutung Italien, besonders Sicilien und dem englischen Seewege über Suez nach Ostindien gegenüber.

Man darf daher, nach dem Gesagten, gespannt sein, wie Italien und England sich zu der Ausführung derartiger militärischer Bauten bei Biserta verhalten werden. Denn es scheint ziemlich gewiß, daß England in dieser Frage hinter Italien stehen wird, und Biserta bildet, in einen mächtigen Kriegshafen umgestaltet, den Schlüssel zum östlichen Mittelmeerbecken; es paralysirt somit in gewissem Sinne Gibraltar und beherrscht den Seeweg nach Indien. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die nunmehr beginnende Ausführung militärischer Anlagen Frankreichs bei Biserta nicht ohne die Folge eines diplomatischen Notenaustausches bleiben wird, und daß andererseits die Befestigungspläne Italiens für Sicilien damit einen neuen Impuls erhalten. Frankreich aber wird bei seiner Umgestaltung und Befestigung Bisertas die Nähe und Bedeutung der italienischen Flottenstationen von Messina und Tarent, deren Erweiterung beabsichtigt ist, zu berücksichtigen haben, während die Flottenstation von Spezzia und die von Maddalena in Anbetracht ihrer Entfernung von Biserta räumlich erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Es wird sich dabei ferner erinnern müssen, daß unmittelbar im Hinterlande Bisertas, die erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit unterworfenen und pacificirten Croumirstämme ein jederzeit zur Bedrohung Bisertas leicht zu bestimmendes Element der Bevölkerung seines nordafrikanischen Besitzes bilden.

Der Verfall der Gewerbe im Mittelalter.

Von Johannes Janssen.*)

Das Gewerbswesen, welches im fünfzehnten Jahrhundert in hoher Blüthe gestanden, wurde im sechzehnten durch die religiös-politisch-sozialen Unruhen und inneren Kriege, den fortwährend stärkeren Verfall des Handels, durch die immer zahlreicheren Zollstätten, durch die in Folge des zerrütteten Münzwesens und der Geldentwerthung immer größere Unsicherheit des Verkehrslebens und durch die Erseigerung der Bergwerke von einem Jahrzehnt zum anderen immer tiefer geschädigt.

Je mehr das Bürgerthum von seiner früheren stolzen Höhe herabsank, desto engherziger wurde in den einzelnen Städten der Geist des Zunftwesens; schier jede Stadt suchte die andere von allem Wettbewerb in den Gewerben auszuschließen und schier jede verknöcherte in unaufhörlichen Zunftstreitigkeiten, welche innerhalb ihrer Mauern sich abspielten. Das bestehende Gewerberecht verfiel der Erstarrung. Die Zünfte waren in's Leben gerufen worden, um die Arbeit zu schützen und erwerbsfähig zu machen, begannen aber in empörender Weise das Recht auf erwerbsfähige Arbeit zu verletzen, arteten mit Verlust ihres ursprünglichen, im besten Sinne des Wortes demokratischen Charakters allgemach in ein aristokratisches Kastenwesen, in eine völlige Monopolwirthschaft aus. Sie verwandelten sich nach Möglichkeit in förmliche Versorgungs- und Bereicherungsanstalten für eine bestimmte Anzahl von Meisterfamilien, welche mit Ausschluß aller Anderen den Markt zu beherrschen und auszubeuten suchten. Zu diesem Zwecke wurde die Zahl der Meister beschränkt und den Gesellen die Meisterschaft derart erschwert, daß fast nur noch Söhne von Meistern und die, welche Meisterswittwen oder Meisterstöchter heiratheten, zu einer selbständigen Stellung gelangen konnten. Wenigstens wurde das Meisterwerden an die lästigsten Bedingungen geknüpft. Bald mußte der Nachsuchende seine Lehrlingszeit, welche nicht selten bis auf fünf und sechs Jahre ausgedehnt wurde, in der betreffenden Stadt zugebracht, bald sollte er während dieser Zeit nur bei einer bestimmten Zahl Meister gearbeitet haben, bald am Orte selbst geboren sein. Die Schneidermeister in Constanz stellten im Jahre 1584 an den Rath die Forderung: nur wer nach seiner Lehrzeit noch zehn Jahre lang bei dem Handwerk gewesen sei, könne Meister werden. Viele Zünfte wollten nur denjenigen zum Meisterrecht zulassen, welcher ein Meisterhaus und einen Verkaufsladen besitze. Das Meisterstück wurde immer schwieriger und kostspieliger gemacht. In Eßlingen zum Beispiel verlangte die Schneiderzunft im Jahre 1557 als Meisterprobe die Anfertigung einer ganzen Garderobe. Diese sollte unter Anderem bestehen aus Rock, Hose, Wamms, Kappe und Klagmantel für einen Adeligen, einer ausgeschnittenen Schaupe für eine Edelfrau, einem purperianischen Rock und damastenen Wamms für einen Bürger, einer schamlotenen ausgeschnittenen Schaupe und einem Augustiner von Atlas für eine ledige Tochter, einem langen Rock von Schamlot für einen Doctor und so weiter. Nicht selten wurden von den Zünften als Meisterstücke allerlei schwierige und seltsame Arbeiten gefordert, welche nicht verwerthet werden konnten, sondern nur als Schaustücke für die Zunftstube oder das Haus des Meisters dienten. Ueberdies hatte ein neu Aufzunehmender so viele Abgaben an die Zunft, so viele Kosten für Essen und Trinken der Meister zu entrichten, daß bedürftige Gesellen von vornherein auf die Aufnahme verzichten mußten.

Zünfte und Meisterstücke seien vor Alters, sagte die bayerische Landesordnung vom Jahre 1553, „darum erfunden worden, damit jeder Zeit in den Handwerken gute und ehrbare Ordnung erhalten und allein diejenigen zu der Meisterschaft zugelassen würden, die ehrbaren guten Wandels und ihres Handwerks kundig und erfahren". Aber dieses alte und löbliche Herkommen werde „allenthalben im Lande bei den Handwerkern größlich mißbraucht": sie „unterstehen sich, die, so Meister zu werden und in das Handwerk einzukommen begehren, nicht allein mit übermäßiger Schatzung und Zehrung, sondern auch mit Auflage und Anmuthung ungewöhnlicher, vergebener und unnützer Meisterstücke also zu beschweren und zu beladen", daß die, welche wegen ihrer Geschicklichkeit der Meisterschaft würdig, „etwa mit sonderem Spott und Nachtheil" davon ausgeschlossen würden, wenn sie die Kosten jener ungebührlichen Auflagen nicht erschwingen könnten oder der unnützen Meisterstücke unkundig seien.

Den Söhnen vieler Handwerker wurde, obgleich sie „eines ehrlichen Herkommens, Handels und Wandels", der Zutritt zu den Zünften geradezu versagt. Die Reichspolizei sah sich deshalb im Jahre 1548 zu der Verordnung genöthigt, „daß die Leinweber, Barbierer, Schäfer, Müller, Zöllner, Pfeifer, Trummeter, Bader und die, deren Eltern, davon sie geboren sind, und ihre Kinder, so sie sich ehrlich und wohl gehalten haben, hinfüro in Zünften, Gafeln, Amten und Gilden keineswegs ausgeschlossen, sondern wie andere redliche Handwerker aufgenommen und dazu gezogen werden sollen". In Görlitz wollte einmal schon im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Zunft der Schuhmacher einen jungen Menschen nicht zur Lehre des Handwerks lassen, weil sein Vater und Großvater Erbmüller gewesen seien und er somit als Erbmüller zu betrachten sei; die dortigen Fleischer wiesen einen angehenden Fleischer ab, weil sein Schwiegervater Töpfer sei.

Der Abschied des Augsburger Reichstags vom Jahre 1594 hob als besondere Mißbräuche im Zunftwesen hervor, daß „sonderlich in etlichen Städten die Handwerksmeister neue Innungen machen und darein setzen, daß ein Lehrling drei oder vier Jahr lernen soll, und unterstehen sich hernach, die alten Meister in anderen Städten, welche viele Jahre zuvor, dem damals üblichen Handwerksbrauch nach, redlich ausgelernt, ihr Meisterrecht gewonnen und das Handwerk ohne jemands Einrede lange Zeit ruhiglich getrieben haben, zu tadeln und die Gesellen, so bei denselbigen, vor aufgerichteter neuer Innungen, redlich ausgelernt haben, oder sonst den alten Meistern arbeiten, zu schelten, auszutreiben und zu nöthigen, entweder anderwärts zu lernen oder sich von den neuen Innungsmeistern ihres Gefallens auch ohngeachtet, was hierinnen die Obrigkeit zur Billigkeit verschafft und anordnet, strafen zu lassen". Ferner „sollen an vielen Orten die Handwerksmeister den Muthwillen gebrauchen, daß keiner um's Geld arbeiten will, wann derjenige, der seiner bedarf, zuvor bei einem anderen hat arbeiten lassen, ob man auch gleich dem ersten nichts schuldig geblieben ist. Nebendem sollen auch die Gesellen die Meister schelten und halten die anderen Gesellen ab, dahero sich oftmals zutragt, daß in einer Stadt, oder auch einem Land ein Handwerk ohne Gesellen bleiben muß".

In Folge der zahlreich einreißenden Mißbräuche wurde die frühere Selbständigkeit und die Gerichtsbarkeit der Zünfte von Seiten der staatlichen Obrigkeiten immer mehr beschränkt. Die Reichspolizeiordnung vom Jahre 1530 hatte noch die Händel, welche das Handwerk betrafen, zum Austrag an die betreffende Zunft verwiesen; die vom Jahre 1577 aber setzte fest, daß sämmtliche Handwerksangelegenheiten von der Obrigkeit ausgetragen werden sollten. In Wien hatte Ferdinand I. bereits in einer im Jahre 1527 mit dem Rathe der ständigen Ausschüsse der Erblande erlassenen, im Jahre 1552 von Neuem geprüften Handwerksordnung die Zechen und Zünfte mit „allen

*) Die Herder'sche Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. Br. ermöglicht es uns freundlichst, obiges Kapitel aus dem nächstens erscheinenden 8. Bande von Janssen's „Geschichte des Deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters", ergänzt und herausgegeben von Ludwig Pastor, unseren Lesern mitzutheilen. Die „Gegenwart" hat mehrfach auf dies ultramontan einseitige Geschichtswerk hingewiesen, das mit seinen tendenziös zusammengestellten Nachweisen nur mit vorsichtiger Kritik zu lesen ist, aber als fleißige Quellensammlung den großen Erfolg verdient. Der obige nicht confessionell auszumünzende Gegenstand wird im Hinblick auf verwandte Strömungen in der heutigen Mittelstandfrage Interesse wecken.

ihren selbstgemachten Satzungen, Ordnungen und darüber erhaltenen Bestätigungen" abgeschafft. Kein Handwerk sollte eine gemeine Gesellschaft oder Versammlung halten ohne Wissen und Willen von Bürgermeister und Rath; der obrigkeitlichen Aufsicht sei Alles unterstellt.

Wegen der unausgesetzten Streitigkeiten zwischen den einzelnen Zünften hatten die Obrigkeiten „vollauf zu thun". Aus Furcht vor zu starkem Wettbewerb theilten die Zünfte unter einander die Arbeiten immer kleinlicher und ängstlicher aus, schrieben einer jeden auf das Genaueste vor, was und wie viel die Genossen arbeiten durften, und beobachteten mit mißtrauischem Auge, ob nicht irgend ein Uebergriff zur Rüge zu bringen sei. Auch Meister ganz verwandter Handwerke wurden behindert, mit ihren Erzeugnissen das so abgegrenzte Gebiet zu überschreiten. Fanden solche „den Zunftartikeln zuwiderlaufende" Ueberschreitungen statt, so erhoben sich oft auch zwischen verwandten Zünften endlose Zänkereien und Klagen voll gegenseitiger Anschuldigungen und Schmähungen. In Straßburg zum Beispiel entspann sich seit dem Jahre 1507 ein zehnjähriger Streit zwischen Tuchmachern und Tuchscherern über die Berechtigung zum Gebrauche gewisser Farben. Im Jahre 1522 wurden dort die Tuchscherer von den Walkern verklagt, unbefugt in ihre Vorrechte eingegriffen zu haben. Noch weniger Schonung waltete zwischen verschiedenen Zünften. Bald beschwerten sich die Handelsleute und Krämer über die Tucher wegen Anfertigung gewirkter Hosen und Handschuhe, bald die Tucher über die Altgewänder und Kleiderhändler, weil diese auch Handel mit neuem Serg, einem leichten Wollenstoff, den sie selbst nicht verfertigen könnten, trieben und dadurch das Arbeitsgebiet der Tucher und Weber „verkümmerten"; bald machten sich die Hutmacher dieser Verkümmerung „schuldig". Neid und Mißgunst riefen namentlich seit dem letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts unaufhörliche Prozesse hervor. Kaum war der eine erledigt, so begann ein neuer; nicht selten liefen mehrere neben einander, auch solche, welche Zunftgenossen mit der Zunft oder unter einander führten.

Als die Gewandschneider zu Salza in Sachsen, welche nach einer Uebereinkunft mit den dortigen Tuchmachern ihre ausländischen Tücher „nur in der Breite eines halben Tuches aus den Kammern heraus legen" durften, ihre Tücher ganz herauslegten, befürchteten die Tuchmacher davon den Untergang ihres Handwerks. Die ganze Zunft, aus etwa 200 Meistern bestehend, erschien im Jahre 1558 vor dem Kurfürsten August, der durch die Stadt reiste, und that einen öffentlichen Fußfall, um Abschaffung dieses Uebergriffes flehend, damit ihre Zunft nicht „zum Bettelsack verurtheilt" würde.

Die fortwuchernde Krankhaftigkeit des Zunftwesens ergriff auch die Anstalten des öffentlichen Verkehrs; wie die Handwerker, so betrachteten sich auch Boten und Fuhrleute als Genossenschaften mit unantastbaren Vergünstigungen. Wer in einer Zunft bessere Werkzeuge erfand und dadurch raschere und billigere Arbeiten liefern konnte, verfiel der Eifersucht der Genossen, welche dann mit Hülfe der Obrigkeit vor der Anwendung solcher Werkzeuge sich zu schützen wußten. Durch obrigkeitlichen Befehl wurden dann technische Fortschritte plump unterdrückt. So wurde selbst in Nürnberg im Jahre 1572 einem Meister des Fingerhuthandwerks, der „ein sonderes neues Drehrad ihm und seiner Arbeit zum Vortheil, aber gemeinen Meistern zu Schaden erfunden und gebraucht hatte", auf Klagen dieser Meister ein weiterer Gebrauch unter „starker Strafe" von dem Rathe untersagt. Desgleichen erhielt ein Nadlermeister, der ein Reibzeug erfunden, im Jahre 1585 unter Strafe von 50 Fl. den Befehl, dasselbe „alsbald wegzuthun, nicht mehr zu gebrauchen, viel weniger hie oder auswendig in dem Gebrauch desselben zu unterweisen".

Allgemein wurde die Klage, daß die Handwerkersmeister zum großen Nachtheil der Käufer durch Vereinbarung die Preise ihrer Erzeugnisse festsetzten und nach Belieben steigerten und diejenigen Mitglieder ihrer Zunft, welche billiger arbeiteten und verkauften, mit Strafe belegten. „Wir kommen in gewisse Erfahrung," heißt es in der Reichspolizeiordnung vom Jahre 1577, „daß die Handwerker in ihren Zünften oder sonst zu Zeiten sich mit einander vergleichen und vereinigen, daß einer seine gemachte Arbeit oder Werk in feilem Kauf nicht mehr oder weniger verkaufen soll, dann der andere, und also einen Aufschlag oder Steigerung machen, daß diejenigen, so derselben Arbeit nothdürftig sind und kaufen wollen, ihnen die ihres Gefallens bezahlen müssen.

Um der Ausbeutung durch die Zünfte zu entgehen, wurden in manchen Städten die alten Zunftschranken durchbrochen. So gab sich der Rath zu Ulm alle Mühe, um den Wettbewerb auswärtiger Weber mit den Ulmern zu befördern. In Augsburg, Stuttgart, Tübingen wurden Metzgerfreibanken errichtet mit der Bestimmung, daß hier jeder Metzger, auch wenn er der dortigen Zunft nicht angehöre, Fleisch verkaufen dürfe. Auf einem bayerischen Landtage vom Jahre 1608 wurde befürwortet: „Zu München seien nicht allein Freibänke anzustellen, sondern man solle auch mit Umgehung der Metzger Vieh einkaufen und aushauen lassen."

(Schluß folgt.)

Anton Rubinstein.

Von Heinrich Röckner.

Wer hätte es gedacht, daß die Todesnachricht eines der genialsten der zeitgenössischen Tondichter fast spurlos an der Oeffentlichkeit vorüber gehen sollte? Anton Rubinstein's plötzlicher, ganz unerwarteter Tod — Rubinstein war trotz seiner 64 Jahre noch keineswegs greisenhaft — verbarg sich in der Tagespresse sozusagen unter den spaltenlangen Mittheilungen über die prunkvollen Beisetzungsfeierlichkeiten des russischen Zaren Alexander III. Dieses zufällige Zusammentreffen des Todes eines großen Künstlers und eines gewaltigen Herrschers mußte naturgemäß die Bedeutung des ersteren Ereignisses zurückdrängen, in den Schatten stellen. Von dem Willen des Selbstherrschers aller Russen hing das Wohl und Wehe von Millionen ab; sein Namenszug unter einer Kriegserklärung hätte über Tausende und aber Tausende grenzenlosen Jammer gebracht. Dem großen Beherrscher der Töne war es zwar gegeben, einem Theil seiner Mitmenschen große Freude und edlen Genuß zu verschaffen, nicht aber konnte durch ihn die gesammte Entwickelung der großen Culturvölker bedroht und in Frage gestellt werden.

In der Kunst bedeutet Rubinstein's Verscheiden mehr, als das Gros der Freunde der Tonkunst vielleicht denkt. Es ist allbekannt, daß der russische Meister einer der genialsten Klavierspieler aller Zeiten gewesen ist, — seit Hans v. Bülow's Tod sicherlich der bedeutendste Klaviervirtuose der Gegenwart. Ebenso ist es allbekannt, daß der geniale Pianist auch zu den fruchtbarsten Componisten der Gegenwart gehört hat. Wäre Fruchtbarkeit das Hauptmerkmal eines Genies — eines der Merkmale ist es sicherlich — so müßte man Rubinstein den genialsten Tondichter der neueren Zeit nennen. Nicht nur an Masse der einzelnen Opuszahlen läßt er auch die bedeutendsten seiner Rivalen (Brahms und Wagner) weit zurück, auch in der Vielseitigkeit, mit der er die verschiedensten Gattungen seiner Kunst gepflegt hat, steht er unter den neueren Tonsetzern ohne Gleichen da. Fünf große Opern, sechs Symphonien, mehrere große oratorische Werke hat er geschaffen; alle diese Schöpfungen sind in den verschiedensten großen Städten zum Theil mit schönem Erfolge aufgeführt worden. Daneben hat er sich durch eine Anzahl von Kammermusikwerken, durch einen wahren Schatz zwei- und vierhändiger Klavierstücke, sowie durch seine zum Theil weltbekannten ein- und mehrstimmigen Lieder in gleicher Weise im Concertsaal wie im Hause Bürgerrecht erworben.

Anton Rubinstein war ohne Frage einer der reichst begabten Tonkünstler der neuen Zeit. Schon als Knabe konnte er als Klaviervirtuos erfolgreich auftreten, um dann in seinen besten Mannesjahren in der ganzen Welt als einer der besten

Pianisten zu glänzen. Trotz seiner, selbst dem kritiklosesten Laien in die Augen springenden Mängel als Klavierspieler: einer Neigung zum Uebertreiben des Tempos und der Tonstärke und einer im engen Zusammenhang damit manchmal hervortretenden Unreinheit des Spieles —, trotz dieser kaum zu überhörenden Mängel des Spieles, gelang es ihm, sich über die meisten Concurrenten zu schwingen und selbst neben den gefeiertsten Virtuosen als gleichwerthig dazustehen. So groß die Zahl hervorragender Pianisten in der Neuzeit auch ist, so viele darunter mit Recht Meister ersten Ranges genannt werden, das wahre Dreigestirn des modernen Klavierspieles heißt: Liszt, Bülow, Rubinstein. Liszt, der Unvergleichliche, Einzige, ist unserer Generation nicht mehr bekannt gewesen, da er seit 50 Jahren nicht mehr als ausübender Virtuose aufgetreten ist, also den größten Theil seines Lebens (1811 bis 1885) auf die Lorbeeren des Pianisten Verzicht geleistet hat. Seinen viel citirten Ausspruch: „Zum Virtuosenthum gehört Jugend," haben die beiden jüngeren Klavierheroen Lügen gestraft, denn beide haben fast bis zu ihrem Tode als ausübende Musiker geglänzt. Wir wollen hier nicht die genugsam erörterte Frage wieder vorbringen, wem von den Beiden — Bülow oder Rubinstein — der höchste Rang zuzuerkennen war. Unzweifelhaft ist es, daß nur Rubinstein, bis nahe vor seinem Hinscheiden, als eigentlicher Virtuose die Welt bezaubert hat. Bülow's ernster, bei aller Vielseitigkeit strenger Sinn lehrte ihn schon früh den blinkenden Schimmer der technischen Bravour verachten und seinen Beruf mehr als den eines Lehrers, als eines Genußspenders für das Publikum anzusehen. Rubinstein ist sein Leben lang der hinreißende Virtuose geblieben; ihm gelang es bis zuletzt alle Welt durch seinen Reichthum als Spieler zu bezaubern, hinzureißen, zu entzücken. Bald imponirte er uns durch straffe Energie und Klarheit, bald riß er uns hin durch stürmendes Donnern — manchmal auch Rasen — bald hob er uns in höhere Regionen durch poesievolles, tiefinniges Träumen.

Müssen wir Rubinstein als Virtuosen ein Genie nennen, so werden wir auch dem Tondichter dieses Prädicat nicht verweigern dürfen. Ein Hauptmerkmal genialer Beanlagung zeigt sich bei dem Componisten in der Fähigkeit, in wenigen Noten, zunächst ohne weitere Verarbeitung, ein ganz einfaches und doch ganz bestimmtes, ihm allein zugehöriges Tongebilde zu schaffen. Die Plastik und Selbständigkeit der Themen gehört zu den untrüglichsten Zeichen genialer Erfindung. Daß diese Themen ganz anders klingen bei Bach oder Beethoven oder Schubert, daß jeder große Musiker auch wieder eine ganz andere Art hat, sie zu verwenden, verweben und zu verarbeiten, ist von größter Bedeutung für den Werth der Composition als ganzes Kunstwerk. So wird bei manchen Componisten der Hauptwerth ihrer Tonschöpfungen in den Themen selbst liegen (Schubert), bei anderen der Hauptwerth in der Art ihrer Verwendung (Bach und Händel); bei anderen wird sich ungefähr beides die Waage halten (Mozart und Beethoven). Sicherlich dürfen wir keinen Componisten, habe er auch noch so reiche, tiefsinnige Compositionen geschaffen, ein Genie nennen, der nicht auch schon in den einfachsten Motiven eine selbständige Eigenart verräth, und ebensowenig dürfen wir das Prädicat genial dem Tonkünstler verweigern, der in ungleichmäßig ausgeführten Tondichtungen solche originelle Thematik besitzt. Letzterer Fall findet bei Rubinstein seine Anwendung. Wir finden in seinen größeren, wie in seinen kleineren Tonwerken so manche Stellen, die durch den Glanz ihrer eigenartigen Erfindung sofort den Hörer gefangen nehmen. Ein Laienpublikum dürfen wir nur an einige seiner populärsten Lieder erinnern, die durch ihre höchst originelle und dabei auch so einfache Musik in kurzer Zeit bei der ganzen musikliebenden Welt Eingang gefunden haben. Hätte Rubinstein eine seiner ursprünglichen Beanlagung entsprechende Vertiefung des Schaffens gehabt, hätte er immer nur mit vollster Begeisterung componirt, so hätte seine Musik noch einen tieferen Ernst erhalten und dem entsprechend eine längere Lebensfähigkeit besessen. Auch heute, wo der liebenswürdige und liebenswerthe Künstler für immer dahingeschieden ist, darf der gerechte Historiker es nicht verschweigen: Rubinstein's Opern, Symphonien, Oratorien, Klavierconcerte und Kammermusikwerke haben nirgends im öffentlichen Musikleben festen Fuß gefaßt. Der Glanz dieser Werke, der zum nicht geringen Theil von vielen zündenden Blitzen herrührt, die aus ihnen hervorleuchten, hat ihnen in allen großen Städten, im Concertsaal wie im Theater, leichten Eingang verschafft. Rubinstein hatte mit keiner scharfen Opposition zu kämpfen, wie sein Zeitgenosse Richard Wagner, er hatte auch nicht zu befürchten, daß man an dem schweren Bau seiner Werke Anstoß nehmen könnte, wie bei der Mehrzahl der Brahms'schen Tondichtungen. Aber beide zeitgenössischen Meister haben weit dauernder auf das Musikleben der Gegenwart gewirkt, als der Russe. Die Kritik hat es aller Orten bald herausgefunden, daß diesem Meister die ernste Vertiefung, das weihevolle Versenken in die Kunst selbst gefehlt hat, woraus allein wahrhaft bedeutende Tonwerke größeren Stils hervorgehen können. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß sehr viele Tonwerke Rubinstein's gewaltig, imponirend ansetzen, um dann nach kürzerer oder längerer Zeit grau in grau zu verlaufen. Heinrich Ehrlich weist in einem Aufsatz über Rubinstein mit Recht darauf hin, daß die äußere Lebensstellung des Künstlers ihn wohl hauptsächlich daran verhindert hat, zu jener Vertiefung und Innerlichkeit zu gelangen, der große Kunstwerke ihre Entstehung verdanken. Rubinstein, aus dem armen Volke und noch dazu aus der in Rußland so verachteten jüdischen Nation herstammend, hat sich durch den ungeheuren Erfolg seines Virtuosenthums in die höchsten Kreise der Aristokratie emporgeschwungen. Seit Jahrzehnten in der ganzen Welt vergötterter Virtuose und dazu verwöhnter Liebling der vornehmsten Salons in Rußland — so sieht der Boden nicht aus, auf welchem die Tondichtungen erwachsen, die durch Jahrzehnte oder durch ein Jahrhundert und darüber in der Welt Bestand haben sollen.

Ein guter, edler Mensch, ein Wohlthäter im größten Stile war er. Die Armen von Berlin und Wien und tausend anderen Städten verdanken ihm viel; arme Musikschüler, die nie umsonst seine Unterstützung erbaten, verlieren in ihm ihren besten Freund. Mag er auch mit seinem Russenthum cokettirt haben: er war ein deutscher Meister. Seine Bildung, nicht nur die musikalische, war ganz deutsch. Er gestand einmal in einer schwachen Stunde, daß er im Grund doch deutsch fühle und „in deutscher Sprache denke". Er schrieb auch viel besser deutsch als russisch. Bezeichnend genug hat er sein Buch: „Die Musik und ihre Meister" erst deutsch geschrieben; die russische Uebersetzung stammt von seinem Schwager Weinberg. Seine Tagebücher sind alle deutsch abgefaßt. Seine Gedanken waren immer auf Deutschland gerichtet; von dort erwartete er stets die Popularisirung seiner Werke.

Heute, wo die glänzende Laufbahn dieses reich begabten Mannes für immer ihren Abschluß gefunden hat, wollen wir zumal dessen gedenken, was uns seine vollsaftige, echte Musikernatur hinterlassen hat. Die Erinnerung an seine herrliche Reproduction, an sein glänzendes Virtuosenthum kann nur so lange Dauer haben, als Menschen leben, die sein wundervolles Spiel genossen haben. In der Kunstgeschichte wird sein Name glänzen, als der eines jener wenigen Künstler der nachklassischen Periode, die zugleich als Componisten wie als Virtuosen mit außerordentlichem Erfolg gewirkt haben. Das letztere wird wohl heute ohne Weiteres zugegeben, daß Rubinstein sich aber auch als Componist einen dauernden Platz errungen hat, ist gewiß. Seine eigenartige Stellung in der modernen Musikgeschichte läßt sich nicht besser und kürzer charakterisiren, als mit jenem bekannten Bonmot: „Rubinstein war unter den großen Klaviervirtuosen der beste Componist und unter den Componisten der größte Virtuose." Die namhaftesten Componisten der Neuzeit: Wagner, Brahms, Franz, Jensen, Kiel, Volkmann, von außerdeutschen Musikern Gounod, Verdi, Saint-Saens, Grieg und Andere haben entweder überhaupt nicht als Virtuosen gewirkt, oder doch nicht annähernd die Stellung und Bedeutung Rubinstein's errungen. Die größten Interpreten der Neuzeit: Liszt, Paganini, Henselt, Bülow, Tausig, Joachim, Wilhelmy, Sarasate haben nur nebenher und ohne nachdrücklichen Erfolg

componirt. Keiner von ihnen würde ohne sein Virtuosenthum einen festen Platz in der Musikgeschichte erworben haben. Darf man dagegen bezweifeln, daß der Name Anton Rubinstein ebenso in alle Welt gedrungen wäre, hätte der Künstler auch nie eine Taste öffentlich berührt? Der Sänger des „Asra", des „Es blinkt der Thau" und des persischen Liedes „Gelb rollt mir zu Füßen" hat sich die musikalische Welt erobert unabhängig von seinem Pianistenruhm. Unter Rubinstein's ein- und zweistimmigen Liedern, die schon heute zum Theil Gemeingut des Volkes geworden sind, findet sich außer den genannten noch so manches Stück, das nur aus der Feder eines großen Künstlers fließen konnte. Von den großen Opern, Oratorien, Symphonieen des Meisters wird man eine Generation später fast kaum mehr etwas wissen, seine Bedeutung als ausübender Künstler wird man dann nur noch aus Büchern ersehen können, aber im Kreise poesievoller Freunde des Gesanges wird es noch lange fort und fort erklingen, das Lied von der schönen Sultanstochter und dem bleichen Sklaven, und das von zitterndem Mondenlicht durchleuchtete, von süßem Nachtigallenschlag durchtönte Lied des Liebespaares mit seinem poetisch-schwermüthigen Schluß: „daß es ewig, ewig so bliebe!"

Freie und unfreie Künste.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Innerhalb der unfreien Künste tritt eine relative Freiheit mit dem Ornament ein, das zwar nicht ganz frei, sondern an den von der constructiven Zweckmäßigkeit ihm angewiesenen Spielraum gebunden, aber innerhalb dieses Spielraums eine relativ freie Entfaltung decorativer Schönheit bietet. Zwar ist diese luxurirende Zuthat auch insofern an den außerästhetischen Zweck gefesselt, als sie keine ihm widersprechenden oder ihn störenden Motive verwerthen darf; aber innerhalb des Vorstellungskreises, der sich mit dem Zwecke verträgt, darf sie ihre Vorwürfe frei wählen. Die Gesammtwirkung wird um so größer sein, je enger sie ihre Zuthaten dem außerästhetischen Zwecke anpaßt, je ungezwunger die bloß formal schöne Ornamentik sich durch ihren Formenkreis dem Zwecke anschmiegt, und je deutlicher die inhaltlich schönen Ornamente symbolisch auf ihn hinweisen. Je höherer Art nun der Zweck ist, desto reichere Gelegenheit wird er der Entfaltung decorativer Schönheit darbieten, sowohl in Bezug auf den Raum zur Anbringung formalschöner Ornamentik als auch durch Eröffnung eines Gebietes bedeutsamer Symbolik in inhaltlich schönen Zuthaten. Aber der Spielraum für alle diese doch wieder indirect dem außerästhetischen Zwecke dienende luxurirende Schönheit ist durch die ihm direct dienende constructive Zweckmäßigkeit begrenzt; seine Ueberschreitung wirkt unschön als Ueberladung.

Als der auffälligste Punkt erscheint bei der Ornamentik der unfreien Kunstwerke der Umstand, daß freie Kunstwerke dazu Verwendung finden, d. h. solche, die an und für sich betrachtet diese Bedeutung haben würden, z. B. Statuen, Reliefs oder Wandmalereien zur Verzierung von Bauwerken, Statuetten und Reliefs zur Decoration von Tafelaufsätzen und Schilden, Gemälde zum Schmuck von Schüsseln, Vasen, Ofenschirmen u. s. w. Es erscheint bei oberflächlicher Betrachtung als ein Widerspruch, daß freie Kunstwerke sich mit unfreien zur organischen Einheit eines Gesammtkunstwerkes verbinden, ihre eigene Natur abstreifen und die des unfreien Kunstwerkes annehmen sollen. Aber dieser Widerspruch schwindet bei genauerer Betrachtung, denn widersprechend ist nur dasjenige, dem in derselben Beziehung entgegengesetzte Prädicate zukommen.

Statuen, Reliefs und Gemälde wirken bei dem architektonischen Gesammteindruck in der That nur als Verzierungen aus Stein oder Farbe mit; schon die Entfernung des Beschauers, die für die Gewinnung eines solchen Gesammteindrucks nöthig ist, schließt ihre Auffassung als plastische oder malerische Kunstwerke aus, da sie die Modellirung der Plastik durch die Luftperspective aufhebt und die Einzelheiten der Wandgemälde unerkennbar macht. Tritt man aber näher heran, so wird die architektonische Auffassung durch die plastische oder malerische ersetzt, und die Architektur sinkt zum bloßen Standort, zur Umrahmung oder zum Hintergrunde der freien Kunstwerke herab. Unter dem architektonischen Gesichtspunkt sind die Statuen und Gemälde decorative Bestandtheile eines unfreien Kunstwerkes; unter dem plastischen oder malerischen Gesichtspunkt sind sie freie Kunstwerke mit angemessener architektonischer Umrahmung. Dieser doppelte Gesichtspunkt, der dieselbe Sache unter zwei verschiedene Beziehungen stellt und damit den Schein des Widerspruches aufhebt, ist nicht willkürlich, sondern liegt in der künstlerischen Absicht; die freien Kunstwerke sollen zur Erhöhung des ästhetischen Werthes des unfreien dienen, wie dieses ihnen durch Darbietung eines ästhetisch passenden Standortes und einer ihre Wirkung hebenden Umgebung dient. Beide dienen einander wechselseitig, ohne ihrer ästhetischen Würde damit etwas zu vergeben, und beide ziehen aus diesem Verhältniß ästhetischen Gewinn. Beide könnten einander entbehren, aber beide nur zu ihrem Schaden.

Aber so wenig die freien Kunstwerke bei der plastischen oder malerischen Betrachtung dadurch aus der Sphäre der freien Kunst in die der unfreien hinabgezogen werden, daß sie durch eine passende architektonische Umgebung getragen und gehoben werden, ebensowenig wird das Bauwerk bei der architektonischen Betrachtung darum aus der Sphäre der unfreien Kunst in die der freien emporgerückt, weil es mit Ornamenten versehen ist, die auch unter plastischem und malerischem Gesichtspunkt aufgefaßt werden können; denn um dies zu können, muß man erst die architektonische Betrachtungsweise aufgegeben haben. Daraus folgt, daß auch der reichste plastische und malerische Schmuck ein Bauwerk als solches nicht aus der Reihe der unfreien Kunstwerke herausheben kann, weil die relative Freiheit der decorativen Schönheit erst nach vollzogenem Wechsel des Gesichtspunktes als wahrhaft ästhetische Freiheit empfunden werden kann.

Es findet also nicht ein Uebergreifen der unfreien Kunst als solcher in die freie statt, sondern nur eine Mischung freier und unfreier Kunstbethätigung in einem Gesammtkunstwerk, das in seiner einheitlichen Totalität prinzipiell dem Gebiete der unfreien Kunst, in seinen decorativen Einzelheiten prinzipiell dem der freien Kunst angehört. Die freie Kunst läßt sich dazu herab, der unfreien zu Hülfe zu kommen, wohl wissend, daß, wenn das Verhältniß richtig geordnet ist, ihr diese Leistung für die unfreie Kunst durch eine entsprechende Gegenleistung dieser für sie vergolten wird, und daß so beide ihre Rechnung dabei finden. Unmöglich ist jedoch eine Mischung der Gesichtspunkte, die dieser Mischung der Leistungen entspräche; die ästhetische Auffassung kann immer nur abwechselnd unter dem einen oder unter dem anderen Gesichtspunkt erfolgen, da die Gleichzeitigkeit beider Auffassungsarten in der That einen Widerspruch im subjectiven Vorstellen setzen würde. Der Gegensatz beider Kunstgebiete besteht also in der subjectiven Auffassung fort trotz ihrer Vermischung in dem aus beiden zusammengesetzten Kunstwerk.

Die Abstufung der relativen Freiheit innerhalb der unfreien Kunstwerke betrifft nur die größere oder geringere Beimischung solcher Bestandtheile, die der Betrachtung einen Wechsel des Gesichtspunktes gestatten, aber sie läßt die Unfreiheit des unfreien Kunstwerkes unberührt, so lange dieser Wechsel des Gesichtspunktes vom Beschauer nicht vollzogen wird. Das Bauwerk z. B. bleibt ein schlechthin unfreies Kunstwerk, so lange es rein architektonisch aufgefaßt wird, und für so lange besteht auch keine graduelle Verminderung seiner prinzipiellen Unfreiheit durch reiches plastisches und malerisches Ornament. Sobald aber der Beschauer zu der plastischen und malerischen Auffassung der Ornamente übergeht, hat er es überhaupt nicht mehr mit dem Bauwerk als solchem zu thun, sondern mit seinen einzelnen Ornamenten; für diese Betrachtung der Details unter dem Gesichtspunkt freier Künste bietet natürlich das Bauwerk um so mehr Gelegenheit, je mehr decorative Schönheit es ent-

faltet. Die Abstufung der relativen Freiheit im unfreien Kunstwerk erhöht also nur die Möglichkeit des Gesichtspunktwechsels, ohne seine Unfreiheit als solche zu vermindern.

Aehnlich verhält es sich mit der Abstufung der relativen Unfreiheit in den freien Künsten, insofern diese ihrem Begriff und Wesen zuwider in den Dienst außerästhetischer Zwecke gestellt werden. Die freie Kunst in ihrer Reinheit als Selbstzweck zu nehmen, ist nur der ideale Endpunkt der Culturentwickelung, die mit einer vollständigen Verquickung stofflicher und ästhetischer Interessen beginnt und erst ganz allmählich beide sondert. Die Wiederholung der verschiedenen Entwickelungsstufen der Menschheit in den gleichzeitigen Bildungsstufen desselben Volkes und in den aufeinanderfolgenden Altersstufen des Einzelnen sorgt dafür, daß diese Verquickung auch dann noch fortdauert, wenn die ästhetisch Gebildeten in ihrer Altersreife die Sonderung und Reinigung der ästhetischen Interessen von den stofflichen als ein ästhetisches Postulat erkannt haben. Dem ungebildeten Volke und der unreifen Jugend gegenüber gilt es für werthvoll, die künstlerische Beimischung als Köder und Lockspeise zu benutzen, um sie für außerästhetische Interessen zu erwärmen; die Erregung ästhetischer Scheingefühle wird unter besonderer Bevorzugung des sinnlich Angenehmen und sinnlich Reizenden benutzt, um das Erwachen verwandter realer Gefühle vorzubereiten und die bereits erwachten allmählich zu verstärken.

Die Vermischung der ästhetischen Scheingefühle und der entsprechenden realen Gefühle, die aus ästhetischem Gesichtspunkt abzuwehren ist, wird aus praktischen Gesichtspunkten begünstigt und in diesem Sinne die ästhetische Erreguug als Hülfsmittel benutzt, um religiöse, patriotische, kriegerische, sexuelle und anderweitige Erregung hervorzurufen und zu verstärken; die Kunst wird von der Kirche, dem Staat, der Gesellschaft u. s. w. als Vorspann für ihre practischen Zwecke benutzt. Sie wäre nie zur Entwickelung gelangt, außer auf diesem Wege; aber ihre Entwickelung geht eben dahin, die natürliche Vermittelung, der sie ihre Entstehung verdankt, von sich abzustreifen, sich zur Selbständigkeit herauszuarbeiten und ihren idealen Kern von den Schlacken zu reinigen, die ihn verhüllen und verunstalten. Ihr Fortschritt ist zunehmende Emanzipation von der thatsächlichen, ihrem Wesen widersprechenden Unfreiheit, die ihr durch das ursprünglich erdrückende Uebergewicht der practischen Interessen im Menschheitsleben auferlegt ist.

Die practischen Interessen selbst greifen aber nur so lange nach der Kunst als einem künstlichen Erregungs- und Reizmittel, wie sie noch unsicher auf schwachen Füßen stehen. In dem Maße als sie ihrer selbst gewiß werden, können sie der Hülfe ästhetischer Scheingefühle entrathen. Der puritanische Gottesdienst verschmäht in der Selbstgewißheit seiner geistigen Andacht die künstlerischen und sinnlich reizenden Zuthaten, mit denen der katholische Cultus Phantasie und Sinnlichkeit irreligiöser, obzwar abergläubischer, Volksmassen zu umnebeln strebt. Die gefahrvollsten Augenblicke der modernen Kriegführung haben sowohl die Möglichkeit wie das Bedürfniß einer Anspornung durch kriegerische Musik weit hinter sich gelassen. Die Gemüthbeziehungen zwischen der Jugend beiderlei Geschlechts knüpfen sich jetzt auf ganz andere Weise als unter dem Einfluß einer sinnlich berückenden Musik. Wo der practische Idealismus hinreichend erstarkt ist, um sich selbständig zu entfalten und zu behaupten, da wird ihm sogar klar, wie bedenklich es für seine ernsten realen Zwecke ist, die Vermischung der realen Gefühle mit ästhetischen Scheingefühlen zu begünstigen oder auch nur zu dulden, weil die letzteren keine practische Motivationskraft und keine Bürgschaft für Beständigkeit in sich tragen.*) Das Interesse an der Lösung des ursprünglichen Mischungsverhältnisses wird dann ein beiderseitiges; bei einer gewissen Culturstufe findet also das Emanzipationsstreben der Kunst keine Behinderung mehr auf Seiten der practischen Interessen, sondern vielmehr Entgegenkommen.

Soweit nun die Mischung noch fortbesteht, begründet sie eine thatsächliche Unfreiheit der Künste im Dienste practischer Interessen, d. h. außerästhetischer Zwecke. Aber diese Dienstbarkeit ist für die Kunst eine zufällige, die mit ihrem Wesen und Begriff im Widerspruch steht, die mehr und mehr überwunden werden soll, und in der That mit fortschreitender Cultur mehr und mehr überwunden wird. Die Künste bleiben freie Künste, auch wenn sie für außerästhetische Zwecke gebraucht oder vielmehr mißbraucht werden. Wenn allerdings der Künstler in der künstlerischen Behandlung unkünstlerische Zugeständnisse an die Auftraggeber macht, die solche ihren Zwecken für dienlich erachten, dann tritt eine Entstellung der Kunst ein, die ihr Wesen berührt. Aber eine solche Entstellung ist nicht nothwendig. Es ist Sache des echten Künstlers innerhalb der gegebenen Schranken ein reines, innerlich freies Kunstwerk zu schaffen, und wo die Schranken entstellend wirken würden, den Auftrag abzulehnen. Der Meister spottet der Fesseln, die man seiner Kunst anlegen will, indem er alles dem ästhetischen Selbstzweck unterzuordnen versteht und innerhalb des gewährten Rahmens einen freien künstlerischen Organismus erwachsen läßt.

Ein in die Dienstbarkeit außerästhetischer Zwecke gestelltes freies Kunstwerk gibt nun auch einer zwiefachen Betrachtungsweise Raum. Für den Auftraggeber und alle, die es in seinem Sinne auffassen, ist es schlimmsten Falles bloßes Mittel für außerästhetische Zwecke; für den ästhetisch Veranlagten und ästhetisch Gebildeten dagegen ist es ein freies Kunstwerk. Was es unter ästhetischem Gesichtspunkt bedeutet, ist nur zu ermitteln, wenn man es, unabhängig von seinem außerästhetischen Zweck, als freies Kunstwerk betrachtet; denn dieser Zweck ist ihm unwesentlich, eine bloß von unästhetischer Betrachtungsweise hinzugefügte Beziehung, die außerhalb des Kunstwerkes als solchen fällt. Die Probe wird auch für solche Menschen, die nicht einer derartigen Abstraction fähig sind, dadurch geliefert, daß das Kunstwerk unter Bedingungen zum Genuß dargeboten wird, die es ausschließen, daß die Dienstbarkeit für außerästhetische Zwecke zur Geltung gelangt. Wenn dann erst das Kunstwerk seine ungestörte ästhetische Wirkung entfaltet (z. B. eine Bach'sche Cantate im Concertsaal), dann kann man sicher sein, daß es ein freies Kunstwerk ist. Wer die nöthige Abstractionsfähigkeit besitzt, kann denselben rein ästhetischen Eindruck auch unter Bedingungen empfangen, die für die Dienstbarkeit unter außerästhetischen Zwecken bestimmt sind (z. B. geistliche Musik beim Gottesdienst in der Kirche).

Die relative Unfreiheit der freien Kunstwerke ist demnach keine, die ihre wesentliche und prinzipielle Freiheit beeinträchtigt, sondern sie beruht nur auf der in den Kunstwerken gebotenen Möglichkeit, den ästhetischen Gesichtspunkt mit einem außerästhetischen zu vertauschen. Die graduelle Abstufung der Unfreiheit berührt ebenso wenig die prinzipielle Freiheit, wie jede einzelne beliebige Stufe der Unfreiheit es thut. Wie in der decorativen Schönheit des unfreien Kunstwerks die freie Kunst in den Dienst der unfreien Kunst, und damit indirect auch in denjenigen eines außerästhetischen Zweckes tritt, so hier unmittelbar in den Dienst eines solchen ohne das Mittelglied eines unfreien Kunstwerkes. Wie dort je nach dem Wechsel des Gesichtspunktes die plastischen und malerischen Ornamente als decorative Bestandtheile des unfreien Kunstwerkes oder als freie Kunstwerke aufgefaßt werden konnten, so kann hier das freie Kunstwerk je nach dem Wechsel des Gesichtspunktes entweder als Mittel zur Erregung realer Gefühle durch das Bindeglied ästhetischer Scheingefühle oder als ästhetischer Selbstzweck aufgefaßt werden.

Der Unterschied liegt aber darin, daß das unfreie Kunstwerk unfrei bleibt auch bei dem höchsten Grade ästhetischer Culturentwickelung, das freie Kunstwerk aber alle Ketten begriffswidriger Dienstbarkeit zuletzt abschüttelt. In dem unfreien Kunstwerk ist bei dem Wechsel der Gesichtspunkte der dem Kunstwerk als einheitlicher Totalität entsprechende der Gesichtspunkt der Unfreiheit, d. h. der Dienstbarkeit unter einem

*) Ueber die Gefahren der Vermischung von religiöser und ästhetischer Empfindung vergl. „Religionsphilosophie", Band II, S. 39—44, „Aesthetik", Band II, Seite 458—461; über die Gefahren der Vermischung ethischer und ästhetischer Tendenzen vergl. „Das sittliche Bewußtsein", zweite Aufl. S. 137—138, „Aesthetik", Band II, S. 451—453.

außeräſthetiſchen Zweck; der andere Geſichtspunkt der Freiheit kommt nur dann in Betracht, wenn das Kunſtwerk als einheitliche Totalität aus dem Bewußtſein entſchwindet und die Aufmerkſamkeit ſich auf die einer freien Kunſt angehörigen Zuthaten im Einzelnen richtet. Beim freien Kunſtwerk hingegen iſt der dem Werke als einheitlichem künſtleriſchen Organismus entſprechende Geſichtspunkt bereits der der Freiheit und Selbſtzwecklichkeit, und dieſer Geſichtspunkt bleibt unverändert derſelbe, gleichviel ob man die Einzelheiten oder das Ganze betrachtet. Beim unfreien Kunſtwerk fällt der Wechſel der Geſichtspunkte noch innerhalb des Kunſtwerkes als ſolchen in den Gegenſatz des Ganzen und gewiſſer Theile; beim freien Kunſtwerk hat er mit dem Gegenſatz des Ganzen und der Theile nichts zu thun, fällt alſo nicht mehr ganz innerhalb des Kunſtwerks, ſondern zur einen Hälfte außerhalb deſſelben. Beim unfreien Kunſtwerk, das vor Allem eine zweckdienliche Realität iſt und ſein ſoll, bleibt Unfreiheit das Weſentliche und Freiheit etwas, das nur aus dem Hinübertreten auf den Geſichtspunkt freier Künſte hinzukommt; beim freien Kunſtwerk bleibt Freiheit das Weſentliche und Unfreiheit etwas, das nur aus einem begriffswidrigen Mißbrauch des freien Kunſtwerkes entſpringt.

Demgemäß bleibt das Bild in Kraft beſtehen, daß freie und unfreie Kunſt ihrem idealen Inhalt nach betrachtet auf verſchiedenem Niveau parallel mit einander fortlaufen, wenngleich ihre beiden Reihen völlig gemiſcht zu einer zuſammenfließen, wenn unter Abſehung von der inhaltlichen Bedeutſamkeit nur die Meiſterſchaft der Ausführung zum Maßſtab der Schätzung genommen wird. Die ſcheinbaren Modificationen durch abgeſtufte Freiheit der dekorativen Schönheit in den unfreien Künſten und durch abgeſtufte Unfreiheit in der Dienſtbarkeit der freien Künſte zu practiſchen Zwecken haben ſich als bloßer Schein herausgeſtellt, der aus dem ſubjectiv willkürlichen Wechſel der Geſichtspunkte entſpringt.

Nach dieſer Feſtſtellung des Verhältniſſes von freien und unfreien Künſten kann es nicht ſchwer fallen, der Baukunſt ihren rechten Platz im Syſtem der Künſte anzuweiſen. Alle bisherigen Aeſthetiker, die ſich mit dieſer Frage beſchäftigt haben, ſind darüber einig, daß die Bauwerke Realitäten ſind, die als ſolche weſentlich außeräſthetiſchen Zwecken dienen. Die übrigen Merkmale des unfreien Kunſtwerkes finden ſich an ihnen gleichfalls; indeß iſt dem weniger Gewicht beizumeſſen, da das vorangeſtellte Hauptmerkmal zur Charakteriſtik genügt. Wichtiger iſt die Unterſcheidung decorativer und conſtructiver Schönheit und die Anerkennung, daß die conſtructive Schönheit, welche das Grundgerüſt bildet und der decorativen ihren Entfaltungsſpielraum anweiſt, lediglich auf ſinnlicher Veranſchaulichung der conſtructiven Zweckmäßigkeit der Glieder und ihrer Zuſammenordnung beruht, alſo letzten Endes aus dem außeräſthetiſchen Zwecke entſpringt. Ueber dieſe Punkte herrſcht Einigkeit unter den bisherigen Aeſthetikern, und man ſollte danach glauben, daß ſie auch in der unausweichlichen Conſequenz dieſer Vorausſetzungen einig ſein müßten, d. h. in der Eingliederung der Baukunſt unter die unfreien Künſte.

Aber das Gegentheil iſt der Fall. Sie ſind vielmehr einig darin, die Baukunſt, wenigſtens in ihren höheren Geſtalten, unter die freien Künſte zu ſetzen. Die haltloſe Sophiſtik, durch die ſie dieſe Inconſequenz zu rechtfertigen ſuchen, habe ich anderwärts erörtert;*) hier handelt es ſich nur darum, das Motiv zu durchſchauen, welches ſie einmüthig zu dieſer Inconſequenz hindrängte. Dieſes Motiv lag aber darin, daß ſie ſämmtlich die hohe äſthetiſche und culturgeſchichtliche Bedeutung der unfreien Künſte verkannten, dieſe in ungerechtfertigter Weiſe mißachteten und herabſetzten und in Folge deſſen die Baukunſt in einer ihrem richtigen Gefühl widerſtrebenden Weiſe herabzuwürdigen fürchteten, wenn ſie dieſelbe unter die unfreien Künſte einreihten.

Nachdem ich die hohe Bedeutung der unfreien Künſte nachgewieſen und ihnen die ihnen gebührende Stellung im Syſtem der Künſte angewieſen hatte,*) fiel für mich der Beweggrund hinweg, der die bisherigen Aeſthetiker davon abgehalten hatte, für die Baukunſt die Conſequenz aus den anerkannten Vorausſetzungen zu ziehen. Ich habe deshalb, meines Wiſſens zuerſt, die Baukunſt unter die unfreien Künſte eingereiht, unter denen ſie mit ihrer Bearbeitung höherer practiſcher Aufgaben ohne Zweifel die oberſte Stufe einnimmt. Dieſe Behauptung, die ebenſowohl allen Ueberlieferungen der Aeſthetik wie der öffentlichen Meinung unſerer Zeit zuwiderläuft, hat natürlich lebhaften Widerſpruch hervorgerufen. Ich glaube aber nicht, daß man die Folgerichtigkeit der Conſequenzen beſtreiten kann, die ich aus den zugeſtandenen Vorausſetzungen gezogen habe. Wer fortfahren will, die Baukunſt zu den freien Künſten zu zählen, der wird fortan nicht umhin können, die Richtigkeit der Vorausſetzungen zu beſtreiten, durch welche dies ausgeſchloſſen erſcheint, d. h. die Vorausſetzungen, daß die Bauwerke Realitäten ſeien, die weſentlich außeräſthetiſchen Zwecken dienen, und daß ihre maßgebende conſtructive Schönheit auf Veranſchaulichung dieſer Zweckdienlichkeit beruht.

*) Aeſthetik, Bd. I, S. 461—484.

*) Aeſthetik, Bd. II, S. 594—624.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die rothe Blume.

Von W. Garſchin.

„Im Namen Seiner Majeſtät Peter I. theile ich Ihnen mit, daß dieſer Mann Ihrem Irrenhaus zur Beobachtung überlaſſen wird," ſprach eine ſcharfe Baßſtimme. Der Schriftführer, der jetzt den Namen des Neuangekommenen in das Buch eintrug, mußte unwillkürlich lächeln. Den Begleitern des Kranken jedoch war die Sache gar nicht lächerlich. Sie fielen um vor Mattigkeit, denn ſie hatten die Nächte wachen müſſen, und kurz vor der Station hatte er einen neuen Anfall, ſo daß man ihm mit Hülfe des Zugführers und eines Gendarmen die Zwangsjacke anlegen mußte. So war er angekommen, ein jammervoller Anblick! Seine graue Kleidung, die er in Fetzen geriſſen hatte, hing herunter, die viel zu langen Aermel der Zwangsjacke waren über der Bruſt gekreuzt. Seit zehn Tagen hatte der Arme nicht geſchlafen, und ſeine ſtark gerötheten Augen zeigten einen ſtarren Glanz. Sein ſonſt lockiges Haar fiel in Strähnen herab. Mit ſtarken Schritten ging er auf und ab und betrachtete bald die mit Schriften bedeckten Tiſche und Schränke, bald ſeine Begleiter.

„Bringen Sie ihn rechts fort," befahl der Beamte.

„O ich weiß ſchon Beſcheid," erwiderte der Kranke. „Letztes Jahr war ich ja ſchon hier, damals aber nahmen wir das Haus in Augenſchein. Es wird ſchwer halten, mich zu täuſchen."

Mit feſten Schritten ging er zur Thür, die ihm ein Wärter öffnete. Eiligſt lief er den Wohnungen der Irren zu, ſo daß die Wärter ihm kaum zu folgen vermochten. „Ich bitte zu läuten, denn ich kann es nicht, weil meine Arme gefeſſelt ſind." Der Portier öffnete das Thor und ſie betraten das Irrenhaus.

Es war ein alterthümliches Gebäude aus Stein. Vor langer Zeit hatte es der Zar auf ſeine Koſten erbauen laſſen. Zu ebener Erde befand ſich ein geräumiger Saal, wo ſich die gutartigen Irren am Tag aufhielten. In einem langen Corridor lagen etwa zwanzig Schlafzimmer. Dann kamen noch zwei dunkle Zimmer, worin ſich die Tobſüchtigen aufhielten, hierauf ein Saal mit der Badeeinrichtung. Im zweiten Stocke war die Abtheilung der Frauen, und von dorther tönte abgebrochener Geſang und immerwährendes Geheul. Ungefähr für achtzig Perſonen war dieſes Haus gebaut, da es aber nur wenig Raum mehr dort gab, ſo pferchte man ſie oft zu Hunderten und noch mehr dort ein. In manchem kleinen Zimmer befanden ſich oft fünf Betten. Im Winter, wenn die armen Kranken nicht heraus durften, war die Luft hier unerträglich.

Der Neuling wurde in den Badeſaal geführt. Für einen geſunden Menſchen hätte dieſer Raum mit ſeinem gedielten Boden, ſeinem einen Fenſterchen, ſeinen mit düſterem Roth geſtrichenen Wänden einen ängſtlichen Eindruck gemacht. Freilich, für einen geſtörten Verſtand mochte dieſer Raum vielleicht etwas Phantaſtiſches haben. Der grobe Bademeiſter trug mit ſeinem Weſen auch nicht wenig dazu bei. Als man den Kranken dort hinein führte, wurde er von Schrecken und ſinnloſer Wuth befallen. Tolle Ideen wirbelten in ſeinem überreizten Hirn hin und her. Was hieß das? Wollte man ihn vielleicht morden? Oder wartete ſeiner das hölliſche Fegefeuer? Die Wärter entkleideten ihn trotz ſeines Widerſtandes, aber um ihn in die Badewanne zu tauchen, mußte

er gebunden werden. Als er das warme Wasser spürte, kam er sich vor, als sollte er verbrüht werden. Er schrie unaufhörlich, und zuletzt betee er mit leiser Stimme: „Heiliger Georg, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!"

Nachdem Wasser und Eis, das man ihm auf den Kopf legte, ihre beruhigende Kraft ausgeübt, wurde er stiller. Fast ohnmächtig holte man ihn aus dem Wasser, nur als man ihm eine spanische Fliege auflegen wollte, sprang er in die Höhe und schrie: „Warum wollt Ihr mich tödten? ich wollte ja keinem Menschen etwas Böses thun! Gnade, Erbarmen mit mir!"

„Kommt, laßt uns ihn abtrocknen," sagten die Wärter unter einander. Bei dem bloßen Wort: abtrocknen erschrak der arme Kranke wieder und schloß vor Furcht die Augen. Mit einer großen Leinwand bearbeitete der Wärter den Rücken und riß zugleich mit der spanischen Fliege ein Stück Haut weg. In seinem großen Schmerz riß er sich aus den Händen der Peiniger los und kollerte zu Boden. In seiner Einbildung dachte er, man wollte ihm den Kopf abschneiden. Die Wärter ergriffen ihn und brachten ihn zu Bett, wo ein bleierner Schlaf sich über seinen Körper breitete.

Gegen Mitternacht erwachte er. In dem großen Hause war nichts vernehmbar, als die Athemzüge der armen Kranken in den Nebenzimmern. Neben ihm hielt ein Kranker ein Selbstgespräch und oben sang eine Frauenstimme ein seltsames Lied. Der Kranke kam sich vor, als sei er am ganzen Körper zerschlagen, und der Hals schmerzte ihn sehr. Wo bin ich wohl? Was hat man mit mir angefangen? Plötzlich standen in voller Klarheit alle die Begebenheiten des letzten Monats vor ihm, er wußte, woran er litt und warum er hier war.

In seinem Zimmer war das Fenster geöffnet, da es von Außen vergittert war. Niemand kam hier vorbei, denn dieser Theil des Gebäudes lag abseits. Als er am Morgen erwachte, kam der Doctor zu ihm. „Befinden Sie sich wohl?"

„Ausgezeichnet," sagte der Mann und sprang vom Lager empor. „Das Einzige, was schmerzt, ist der Hals, aber was thut das? ich denke und bin glücklich, daß ich denken kann."

„So wissen Sie also, wo Sie sich befinden?"

„Jawohl, Herr Doctor, ich bin in einer Anstalt für Schwachsinnige, aber das Gefühl, denken zu können, hebt mich auch darüber hinweg, daß es mir ganz gleichgültig ist, wo ich mich befinde." Mit ruhigem Blick schaute ihn der Arzt an, durchdringend und ohne eine Miene zu verziehen. Er merkte es. „Wozu betrachten Sie mich so? Wollen Sie vielleicht in meinem Kopfe lesen, was ich denke? Sie werden es doch nicht herausbekommen, aber ich weiß, was Sie denken! Warum überhaupt, frage ich Sie, schließen sie all diese armen Leute hier ein? Wozu sind sie hier? Wozu werden sie so gefoltert? Wenn der Mensch einmal so weit ist, von einer großen Idee begeistert zu sein, so ist es ihm gleich, wo und ob er überhaupt lebt. Habe ich Recht oder Unrecht?"

„Es ist möglich," erwiderte der Doctor und begab sich in einen entfernten Winkel des Zimmers, um ihn zu beobachten. In der Thüre standen der Wärter und der Assistent.

„Ich habe die Idee und werde sie festhalten," sprach der Kranke weiter, der mit großen Schritten auf und ab ging. „Als ich sie entdeckte, begann in mir ein neues Leben. Mein Geist lebt und webt in allen Jahrhunderten. Ich bin nicht mehr an Raum und Zeit gebunden. Es ist mir auch einerlei, ob man mich hier gefangen hält, und ich bin ja nicht allein hier. Ich habe bemerkt, wie noch Andere dieselben Ideen haben wie ich, aber für diese Armen ist der Aufenthalt hier schrecklich. Warum geben Sie mir nicht die Freiheit?"

„Also Sie behaupten, daß Sie außerhalb des Begriffes von Zeit und Raum stehen? Können Sie vielleicht auch bestreiten, daß es jetzt ½11 Uhr ist und wir den 6. Mai 1876 haben?"

„Das ist mir gleichgültig, ich bin eben überall und zu aller Zeit!"

„Eigenthümliche Ideen," sagte der Arzt und erhob sich von seinem Sitz. „Sagen Sie einmal, möchten Sie wohl eine Cigarre rauchen?"

„Recht gern! Vielen Dank!" Dann biß er die Spitze der Cigarre ab und entzündete sie. „Dabei läßt es sich gut denken. Leben Sie wohl, Herr Doctor."

Der Arzt beendete seinen Rundgang und der Kranke ging wieder hin und her. Als man ihm den Thee brachte, goß er ihn in zwei Zügen hinunter, auch das Brot verschwand in einem Bissen. Nachher verließ er sein Zimmer und durcheilte stundenlang den Corridor. Der Assistent kam, den Kranken abzuholen und fand ihn unbeweglich, das Gesicht an die Scheiben gedrückt und hinaus in den Garten starrend. Voller Aufmerksamkeit betrachtete er eine rothe Blume, die wie eine Klatschrose geformt war.

Der Assistent klopfte ihm leise auf die Schulter und sagte: „Kommen Sie, wir möchten Sie wiegen!"

Als der Kranke sich umwandte, wäre der Assistent beinahe bei Seite gewichen, so viel Haß und Zorn blickten aus diesen Augen zu ihm hinüber. Sobald er aber den Arzt erblickte, wurde seine Miene wieder ruhiger; ganz in Gedanken versunken und ohne ein Wort zu sprechen, folgte er dem Doctor und stellte sich selbst auf die Wage. 109 Pfund, trug der Assistent ein. Am nächsten Tage wog er nur noch 107, und den Tag darauf nur noch 106 Pfund.

„Geht das Gewicht weiter so zurück, so bleibt der Mann nicht am Leben," entschied der Arzt. Dann gab er Ordre, ihn so gut wie möglich zu verpflegen. Trotz all dieser Sorge und obwohl der Appetit groß war, wog er jeden Tag weniger. Schlaf fand er nicht mehr, und am Tage wanderte er ruhelos auf und ab. Daß er sich in einem Irrenhaus befand, wußte er nur zu gut. In der ersten Nacht, als er erwachte, fühlte er sich, obgleich sein Körper ermattet war, doch noch im Vollbesitz seines Verstandes. Als dann aber der Tag hereinbrach, kamen mit dem neuen Tag auch seine seltsamen Empfindungen wieder und sein Geist umnachtete sich abermals. Er wußte, daß alle Leute, die sich hier befanden, gleich ihm krank seien und erkannte doch zu gleicher Zeit in jedem Einzelnen irgend eine Persönlichkeit, die einmal mit ihm bekannt gewesen war. Die Anstalt war für ihn der Ort, wo die Menschen aller Nationen und Zeiten versammelt waren, um mit ihm an der Spitze ein großes Werk ruhmreich zu Ende zu führen. Worin das Werk bestand, wußte er selbst nicht, aber er fühlte die Kraft in sich wachsen. Die ruhigen Irren gingen tagsüber im Garten auf und nieder. Der für sie bestimmte Theil des Gartens war nur klein, dafür aber mit allen möglichen Bäumen und Blumen bepflanzt. Als der Kranke zum ersten Mal in den Garten durfte, blieb er an der Treppe stehen, um die rothen Blumen zu betrachten, die ihn neulich so gefesselt hatten. Die Kranken verließen, einer nach dem anderen, den Garten und an der Thür händigte ihnen der Wärter weiße Wollmützen ein, die mit einem rothen Kreuz gestickt waren. Der Kranke besah sich die Mütze und schaute abwechselnd das rothe Kreuz und dann wieder die Blumen an. Als er sich ganz allein glaubte, ging er auf das Beet zu, um die Blume zu pflücken, aber ein unbeschreibliches Etwas hielt ihn davon ab. Ein sonderbares Gefühl durchwirbelte sein Gehirn, und als er dann die Hand danach ausstreckte, legte sich eine andere Hand auf seine Schulter, und der Wärter sagte:

„Wenn da Jeder Blumen pflücken wollte, wäre bald keine einzige mehr hier; deshalb ist es verboten." Im befehlenden Tone hatte der Wärter gesprochen, der Kranke riß sich los und stürzte auf einen Seitenweg. „O ich Unglückseliger, so verblendet sind sie hier, daß sie sogar das Böse in Schutz nehmen. Ich werde es aber doch zu Ende führen, wenn nicht heute, dann einen anderen Tag, es ist mir ja gleich, wenn ich auch schon daran sterbe." Dann spazierte er wieder weiter, bald hier, bald dort, um mit den anderen Kranken Bekanntschaft zu schließen. Als dann der Tag zur Neige ging, fühlte er, daß Alles bereit sei, daß es Zeit sei, die Eisenstäbe zu zerbrechen und sich mit seinen Mitgefangenen über die Erde zu erheben. In diesen Gedanken hatte er die rothe Blume fast ganz vergessen, doch als die Kranken alle in das Haus zurückkehrten, leuchteten die rothen Blumen wieder aus dem Gras hervor. Schnell benutzte er die Gelegenheit, sprang auf das Beet zu, riß eine Blume ab und verbarg sie an seiner Brust. Als er die feuchte Blume spürte, erschrak er, und eisiger Schweiß trat auf seine Stirn.

In der Anstalt wurden die Lampen angezündet. Einige Kranke erwarteten das Nachtessen liegend auf ihren Betten, andere liefen hin und her. Der Kranke mit der Blume hastete auch mit großen Schritten in dem Corridor auf und ab, dabei immer die Blume an seine Brust drückend. Mit einem großen Umweg wich er seinen Genossen aus. Er vermied es förmlich, ihren Kleidern zu nahe zu kommen. „Komme keiner mir nahe," schrie er, „keiner komme zu mir!" In einer Anstalt schenkt man solchen Worten nicht viel Gehör.

Nun wurde das Nachtmahl aufgetragen, große, hölzerne Schüsseln mit Kartoffelsuppe wurden auf den Tisch ohne Tischtuch gestellt; dann bekam jeder Kranke einen Löffel und ein Stück Brot und aß seine Portion. Der Mann mit der Blume bekam aber das Essen auf seinem Zimmer. Eiligst verschlang er die Suppe und kehrte dann in das Refectorium zurück.

„Erlauben Sie, daß ich mich hier ein wenig niedersetze," sagte er zu dem dort befindlichen Beamten.

„Haben Sie denn noch nicht Ihre Mahlzeit eingenommen?" fragte dieser und verabreichte ihm wieder eine neue Portion.

„O gewiß, aber ich verspüre einen colossalen Appetit, und da ich Nachts nicht mehr schlafe, so ist Speise das einzige, was mich aufrecht erhält."

„Lassen Sie sich's wohl schmecken, mein Freund. Tarraß, einen Löffel und Brot!" Der Kranke gesellte sich zu den Anderen und verschlang eifrig seine Mahlzeit. Alle waren schon fertig, nur er aß immer noch, dabei die rechte Hand auf die Brust gedrückt. „Jetzt müssen wir aber aufhören," sagte der Beamte, „sonst thun Sie sich noch Schaden."

„O mir thut es nichts, ich habe sehr, sehr viel Kräfte nöthig." Mit diesen Worten erhob er sich, schüttelte dem Beamten die Hand und sagte: „Nikolas Nikolajewitsch, leben Sie wohl!"

„Wo wollen Sie hin?" fragte lächelnd der Beamte.

„O ich bleibe hier, aber wer weiß, was über Nacht passiren kann, und da wir uns vielleicht morgen nicht mehr sehen, wollte ich mich nur für Ihre Güte bedanken." Als er dem Beamten die Hand gab, zitterte diese und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Aber, mein Lieber," sagte der Beamte, „begeben Sie sich doch zur Ruhe und hegen Sie nicht immer so trübe Gedanken." Der Kranke weinte, der Beamte verließ ihn, um seine Anordnungen zu treffen. Kurz nachher lag das große Haus im Schlummer, nur Einer wälzte sich auf seinem Lager und konnte den Schlaf nicht finden, denn auf seiner Brust brannte es wie von einem betäubenden Gift.

Die ganze Nacht lag er so da. Als er damals die rothe Blume zuerst erblickt hatte, wußte er plötzlich, wozu er auf der Welt war. In dieser Blume war alles Böse vereint und er war dazu berufen, es auszurotten. Darum hatte er auch diese große That begangen. Jetzt verbarg er das Böse auf der Brust und hoffte, daß es dadurch seine Kraft verlieren würde und sich nicht weiter ausdehnen könne. Er nur allein hatte das Böse in ihr erkannt. Warum also sollte es leben bleiben? Lieber wollte er sterben.

Als ihn der Assistenzarzt am anderen Morgen besuchte, fand er ihn halb todt. Aber er sprang bald wieder auf, lief umher und hielt irre Reden theils mit sich selbst, theils zu Anderen. Der Arzt bemerkte, daß sein Körpergewicht wieder abnahm und seine Erregung wuchs. Er ließ ihm also Morphiumeinspritzungen machen, die ihre wohlthuende Kraft aus-

übten; als er dann erwachte, hatte er sogar die rothe Blume vergessen. Nur am dritten Tage, als er wieder in den Garten durfte, pflückte er die zweite Blume, ehe der alte Wärter ihn daran hindern konnte. Dieser eilte ihm nach, doch der Kranke entfloh mit einem Schrei der Freude in das Haus und verbarg die Blume an seiner Brust.

„Warum pflückst Du die Blume?" fragte der Wärter. Doch der Kranke lag wieder auf seinem Bett und phantasirte unaufhörlich. Es war ihm zu Muth, als ob aus dem Kelch der Blume eine Schlange hervorginge. Bald ließ er sich in wildes Toben aus, bald wieder beschwor er sie sanft, sie möge doch nur von dem Bösen lassen. Als der Abend hereinbrach, war die Blume verwelkt. Voll Grimm zertrat er sie, raffte die einzelnen Stücke auf, eilte damit in den Badesaal und überlieferte seinen Feind den Flammen. Er freute sich, als er nur noch die weiße Asche sah, dann blies er hinein, und sie verschwand.

Den folgenden Tag war er noch elender. Mit wachsbleichem Gesicht stürzte er ohne Rast und Ruhe umher.

„Ich würde ihm ungern die Zwangsjacke anlegen," sagte der Doctor zum Assistenten. „Sein Körpergewicht nimmt aber stetig ab; heute wiegt er nur noch dreiundneunzig Pfund. Noch zwei Tage so, und er muß elend sterben." Er sann eine Weile nach, dann fuhr er fort: „Gut, lassen wir ihn anschnallen." Der Kranke wurde also auf das Bett geschnallt. Stundenlang mühte er sich, seine Fesseln zu lösen, endlich hatte er es vollbracht. Wüthend sprang er im Zimmer umher, bis endlich die Wärter mit vieler Mühe ihn abermals fesselten. Dabei schrie er unaufhörlich: „Ihr wißt nicht, was Ihr thut! Ich will die Sünde der Welt zerstören, und Ihr bindet mich!" Erschöpft sank er auf sein Lager und schlief ein. Als er erwachte, war er ruhig und vernünftig. Man band ihn los, und er durfte sogar mit den Anderen in den Garten, aber sein Gang war schwer und schwankend. Mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft pflückte er unbemerkt die dritte rothe Blume. Ein irres Lachen kam dabei röchelnd aus seiner Brust.

Am folgenden Morgen fand man ihn todt auf seinem Lager. In der geschlossenen Hand hielt er zerknüllt eine welke Blume. Er nahm sie mit sich in's Grab.

Aus der Hauptstadt.

Unterm Schlußstein.

Am 5. December niedergelegte Selbstschriften.

Ménage à trois,
Eine Ballade.

Durch alle Ressorts wie Donnersturm ging's,
Zwei stürzten rechts, zwei stürzten links.

Es verkaufte selbst Caprivi's Erlaucht
Seinen Arbeitstisch — sehr wenig gebraucht.

Und mitten im Sturm und Wetterstrahl
Lud mich der Kaiser zum Mittagsmahl.

An einem trüben Tage des Jahrs,
Am Montag, den 12. December, war's.

Und wie ich zögernd den Saal durchmaß,
An Kaisers Seite Lucanus saß.

Die Stunden krochen langsam vorbei,
Sie ängstigten mich abscheulich, die Zwei;

Vier Stunden lang hab' ich mit Banco's Geist,
Vier Stunden lang mit Lucanus gespeist,

Und dachte volle vier Stunden lang:
Kommt die Bescheerung beim nächsten Gang?

Schon brachte man Käse . . . wie Gott will!
Lucanus schwieg noch immer still.

Ich bot ihm Radieschen — die Uhr schlug zehn,
Da durft' ich endlich nach Hause gehn.

Noch heute schlottern mir Herz und Knie . . .
Den 12. November vergeß' ich nie!

Ehrendoctor Johannes Miquel.

Enquête.

Im Lande geht die Frage um,
Wer wohl der älteste Bürger sei. —
Sind denn im Ministerium
Schon wieder einige Plätze frei?

Der Senioren-Convent.

Das schönste Talent.

Wie müßig ist doch euer Streiten
Um mein Talent! Wozu der Neid?
Das Fehlen andrer Fähigkeiten,
Ersetz' ich durch Hof-Fähigkeit.

Vilma Parlaghi.

Eigene Erfahrung.

Weit fester stünd' Altar und Thron,
Das Land hätt' weniger Beschwerden,
Wenn jeder künft'ge Staatsmann schon,
Der als Cadett noch in Pension,
Gleich wieder — pensionirt müßt' werden.

Graf Caprivi.

Gesinnungstüchtig.

Ob Alles feig die Fahne auch verläßt,
Vom Freisinn abfällt dieses Stimmviehs Herde,
Ich halt' an meiner Ueberzeugung fest — — —
Daß ich doch schließlich noch Minister werde!

Heinrich Rickert.

Nee!

Frohe Schaffenslust und Begeisterung —
Die halt' ich wahrlich für nicht geboten;
Ich sorge für's Wohl der Bevölkerung
Durch fortgesetzte Mißtrauensvoten.

Eugen Richter.

Jeder ist sich selbst der Nächste.

Sozialgesetze — ich muß gesteh'n,
Ich hasse sie brünstig, die vertrackten,
Und meine eig'nen Reform-Ideen,
Die legt' ich lange schon zu den Acten.
Jetz leg' ich das schöne Geld bei Seit',
Das früher für solche Dinge verschlendert;
Ich habe mich in letzter Zeit
Ganz riesig zu meinem Vortheil verändert.

Der Mann von Neunkirchen.

Wieder-Zulassung der Orden.

Die Klosteridee, sagt Lieber, gefällt,
Vor allen den Gliedern der Laienwelt.

Manch' Einer, nachdem er ausgetobt,
Gern Buße und ewige Armuth gelobt.

Und deshalb sollen Klöster entsteh'n?
Der Laie braucht nur auf die Börse zu geh'n!

G. Siemens.

Religiöse Privatsache.

Sie haben diese Reichstagsfeier
Mit Gottesdiensten gar beschlossen,
Mit Gottesdiensten! Heil'ger Meyer!
Hätt' ich doch Zeit gehabt, Genossen!
Ich hätte bis zum Schluß der Woche
— Denn meine Mittel, die erlauben's —
Geflucht der Dogmen eh'rnem Joche,
Den Resten blöden Köhlerglaubens:
Doch Dienstag war kein Frei- und Schreitag,
Mein Herz gehörte wicht'gern Dingen;
Ich mußte meinen Monats-Beitrag
Dem Herrn Rabbiner überbringen.

Paul Singer.

Fractionszwang.

Geschieht hinfort, was früher geschah,
Dann sitzt auch in der neuen Halle
Von uns nur immer ein Mitglied da —
Bei uns heißt's eben: Einer für Alle!

Die Elsässer.

Dr. Schädler.

Sieht man ihn zur Tribüne ziehn,
Strömt alles nach dem Wandelgange.
Reife Erfahrung spricht für ihn;
Nur spricht sie immer viel zu lange.

Imperatives Mandat.

Die Wähler verlangten, ich sollt' mich bei Zeiten
Auf die Budget-Debatten vorbereiten.
Ich finde, daß sie das Richtige trafen,
Werd' täglich — vier Stunden länger schlafen!

Der Gewissenhafte.

An die Muse der Gesetzgeberei.

So dankbar wie Du, die mein Dasein versüßt,
Ist nichts! — Jede Lex wird cito
Als höchster Triumph des Fortschritts begrüßt . . .
Nachher ihre Aufhebung — dito!

Ein Legislathor.
Für richtige Abschrift:
Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Das neue Stück. Lustspiel in vier Acten von Hugo Lubliner. (Neues Theater.) Daniela Weert. Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst von Wolzogen. (Deutsches Theater.)

Diesmal hatte sich das fleißige Neue Theater des fleißigsten unserer dramatischen Dichter und Pechvögel erbarmet und alles daran gesetzt, sein „neues Stück" im Hurrah zum Siege zu führen. Herr Lubliner griff diesmal tief in die Tasche, darin er neben seinem, nicht von Tantièmen so dick gewordenen Portefeuille allerlei Erinnerungen aus seinem Leben bewahrt, und wollte uns im Bühnenbilde die mannigfachen Leiden eines jungen Bretterpoeten zeigen. Sicher hat diese Idee hohen Curiositätsreiz, und wenn der Autor es verstanden hätte, sich auf sie zu beschränken, sie gehörig auszubeuten, so würde er einen ganz niedlichen Treffer gemacht haben. Aber das versteht Herr Lubliner eben nicht. Aus seiner früheren kaufmännischen Carrière weiß er noch, daß eine Firma um so besser rentirt, je mehr Handlungen und Niederlagen sie besitzt; ohne lange zu zögern, wendet er diese Beobachtung auch auf die von ihm kaufmännisch betriebene, dramatische Fabrikation an und gibt jedem Stücke mehrere Handlungen, worauf dann auch richtig die Niederlagen nie ausbleiben. Nichts schwerer, als zu erzählen, was in einem Lubliner'schen Lustspiele vorgeht; viel eher erinnert man sich der Vorbilder, die er mehr oder weniger discret benutzt, als der Begebenheiten und Charaktere, die er aus Eignem schöpfte. Es zerfasert ihm alles unter den Händen, weil er unfähig ist, sich zu concentriren, weil er, unselbständig und mißtrauisch auf sein eignes Können, fortwährend bei Seite schielt, nach dem Eigenthum und dem Witze Anderer. So scheut er sich in seiner Hülflosigkeit nicht, Pailleron's bekannteste und spaßigste Figur, den Literaturprofessor Bellac-Caro, gröblich zu carikiren, in's Berlinische zu übersetzen, so zieht er die verbrauchtesten, gefürchtetsten Actschlüsse bei den Haaren herbei, obgleich es oft nur der consequenten Ausgestaltung einer an sich hübschen Scene bedürfte, um den Erfolg des Aufzuges zu sichern. Aber organisches Werden kennt dieser Mann nicht, ihm reift nichts aus, ihm ist das Kunstwerk nichts Lebendiges, sondern eine plumpe Räderuhr, die jeden Augenblick angestoßen werden muß, damit sie nicht ganz stille steht. Zufrieden damit, das Interesse seiner Hörer minutenlang auf einen Gegenstand gerichtet zu haben, läßt er ihn unbefangen lächelnd fallen und spricht von etwas Anderem. Wie deutschverderbende Juristen Zwischensätze gern so lang und so massenhaft in einander schachteln, daß sie schließlich selbst den Faden verlieren und den Ausgangspunkt ihrer gelehrten Erwägung nicht mehr wieder finden, so wirthschaftet auch Lubliner; er pfropft Episoden und Nebenbei-Einfälle auf den Grundstock seiner Handlung, bis ihm diese Handlung selbst ganz gleichgültig geworden ist. Außer der glänzenden Fähigkeit, streng bei der Sache zu bleiben, fehlen ihm noch mehrere andere; sein Unvermögen, einfache, menschlich-wahre Conflikte zu ersinnen, wird nur noch von dem übertroffen, komische Charaktere zu gestalten. Der Lebenslauf Lubliner'scher Personen besteht aus tristen, aber den Abend füllenden Mißverständnissen; ihre Eigenart zeigt sich darin, daß bei Jeder irgend eine Schraube los ist. Wenn ein alter Maler mit constanter Bosheit: „Nun geh' ich aber in's Kaffeehaus!" sagt, so glaubt unser Dichter ihm hinreichend viel Komik für drei Acte verliehen zu haben, und wenn er hofft, in den Gründen des Parketts ein wenig Heiterkeit dadurch erzielen zu können, so macht er aus seinem sonst zu den ärgsten Ulkereien aufgelegten, genialen jungen Bildhauer im letzten Aufzuge ungenirt einen jammervollen Trottel, der keiner vornehmen Dame in's Gesicht blicken kann. In die hübsch gesehene und keineswegs ohne Humor dargestellte Bühnenprobe des neuen Stückes, die nun freilich an sich wieder mit der Handlung absolut nichts zu thun hat, läßt er völlig unmotivirt einen Abgesandten des Herzogs hinein schneien, der einer Schauspielerin eine dringende Botschaft seines gnädigen Herrn übermitteln muß, und das nur zu dem Zwecke, damit der zufällig herbeikommene Intendanturrath in den lustigen (?) Glauben versetzt wird, diese Scene sei ein Bestandtheil des eben geprobten Stückes. Es gibt keinen zweiten Autor, der so unbegreiflich verblendet seine besten Wirkungen gerade dann todt schlägt, wenn sie behagliche Stimmung zu verbreiten anfangen.

Ihre Majestät die schaulustige Menge, die ja durch kein Zureden, kein Liebkosen und keine Reklame zu bewegen ist, in „Zwei Wappen" zu gehen und die deshalb trotz der nahenden Weihnachtszeit allen Premièren der letzten Wochen vollzählig beiwohnte, Ihre Majestät wird mit dero Gerichtsschreibern und Recensenten diesmal ausnehmend zufrieden gewesen sein. Im lumpigsten Blättchen wurde Wolzogen's neuem Stück ein ganzes, vernichtendes Feuilleton gewidmet, jeder Fehler fand seine ernste Rüge, und die Detailnörgelei feierte Triumphe. Die den Mann der „Daniela Weert" mit glühenden Eisen zwickten, das waren dieselben Burschen, denen Blumenthal und Kadelburg Tabu sind, die kurz vorher mit Broncestirn erklärt hatten, sich über den Witzkehricht dieser beiden Fingerfertigen „herzlich amüsirt" zu haben und die es „geschmacklos und bitterunrecht" nannten, wenn man vom Theaterdichter zwar keine literarischen Thaten, aber doch Eigengewächs und Geschicklichkeit der Mache verlangt.

Was diese dunklen Ehrenleute gegen „Daniela Weert" vorbrachten — Einer schrieb's immer dem Anderen nach — ist Alles richtig, und wenn sie ein paar kritische Augen im Kopfe hätten, würden sie noch Legionen weiterer kleiner und großer Mängel entdeckt haben. Die Handlung reicht bei Weitem nicht aus für ein vieractiges Drama; Wolzogen mußte sie im vieleitirten Prokrustesbett strecken, bis ihr alle Glieder gebrochen waren. Seine Daniela, die allzu schnell gesunkene, sowie sein Assessor, der von einer Unbegreiflichkeit zur anderen taumelt und sich nachher als gewissenlos feiger Schwächling entpuppt — diese Beiden vermögen nicht zu interessiren, werden niemals auf der Bühne interessiren. Sie sind keine Theaterhelden. Sie sind nicht pomphaft-großartig und auch nicht bewußt-schurkisch genug, um zwischen Coulissen leben zu können. Dazu kommt ihre Unfertigkeit. Man sieht wohl, was der Dichter aus ihnen machen wollte. Daniela sollte die geniale, großdenkende Frau sein, die aus sich selbst heraus dazu gelangt, conventionelle Sittengesetze, alte Tafeln zu zerbrechen und sich dann in ihrer Weise, eine freie Löwin, auszuleben. Zu Grunde gehen sollte sie, die Personification der Wünsche und Träume aller Starken ihres schwachen Geschlechtes, an der feigherzigen Unentschlossenheit, dem Wankelmuth ihrer Umgebung, an der Verrätherei dessen, auf den sie all ihr Hoffen setzte, auf dessen Treue sie den Palast ihrer Zukunft gründete. Ihr Geliebter hingegen sollte ein Spiegelbild der vornehmen männlichen Jugend unserer Zeit werden, die von gewaltigen Idealen erfüllt in's Leben hineinstürmt, die mit Schönrederei alle Schranken niederreißen will und ekstatisch Kraft heuchelt, während sie sich ihrer Kraftlosigkeit doch wohl bewußt ist. Die dann rechtzeitig in's gutbürgerliche Leben abbiegt und den stolzen Nacken beugt, wenn der erste rothe Adlerorden, oder auch noch Geringeres, geflogen kommt. Diese Typen zu schildern war unseres Dichters Absicht. Statt dessen hat er ein lüsternes Gänschen gezeichnet, das für seinen alten, langweiligen, steifen Gemahl gern ein junges, lebensfreudiges, geliebtes Männchen eintauschen möchte, die unglaublichsten Thorheiten und Unvorsichtigkeiten begeht, aber Dank ihrem geübten Zungenschlag anfänglich alle Gefahren überwindet. Der Assessor ist noch eine weit ärgere, viel unverständlichere und uninteressantere Erscheinung.

Aber nicht allein Held und Heldin, auch alle anderen Figuren des Dramas sind mangelhaft, mit unzureichendem Können charakterisirt. Sie verwandeln sich vor unsern Augen, wie durch Hexerei, wir wissen und sehen nicht, weshalb; ihre Entwickelung fällt in die Zwischenacte. Unvermittelt, grell alle Uebergänge, hundert Farbenklexe bunt neben einander, lauter derbe Linien, lauter Extreme, keine feinstrichelnde, fein abtönende Verbindung. Daneben schwelgt der Dichter, als lege er es förmlich darauf an, seinem Stücke den Hals zu brechen, in endlosen Sentenzeleien; ein Qualm der Redseligkeit lagert über dem Werk, der alle Umrisse verwischt, so caricaturenhaft grob sie der Autor auch pinselte. Ueber moderne Mädchenerziehung, über die Rechte und Pflichten des modernen Weibes hält er uns fast endlose Vorträge; statt seine Gedanken darüber in lebendige, dramatische Handlung umzusetzen, folgt er den schlechtesten, gallischen Mustern und versteigt sich zum unkünstlerischen, todten Thesenstück. Ist es da verwunderlich, daß er von seinem Auditorium auch dann falsch verstanden wird, wenn er wirklich bildet, nicht redet, daß seine geistvollsten Züge unbeachtet unter den Tisch fallen? Beispielsweise charakterisirt er gewisse Personen, zeichnet ihr Milieu recht nett dadurch, daß er sie gerne bedrohlich faule Witze reißen läßt; Publicus glaubt natürlich, der Verfasser, nicht die Figur im Stücke leiste sich diese Bonmots und ruft Au! Solche Feinheiten sind auf der Bühne auch dann noch gefährlich, wenn das tappige Ungeheuer im Parkett rechtzeitig darauf hingewiesen wird; sie müssen ihre Wirkung unter allen Umständen versagen, wenn der Autor ihnen anderweitig selbst plump entgegen arbeitet, wenn er immer wieder vergißt, daß hinterm Souffleurkasten das Epos aufhört.

Ich glaube mich nun dem Leser verständlich genug gemacht zu haben. Er hat zweifelsohne erkannt, daß Wolzogen's „Daniela Weert" ein Romanstoff zu Grunde liegt, daß es sich hier um ein mit den technischen Mitteln des Romanes gearbeitetes Drama handelt. Dieser Versuch mußte nothwendig mißglücken.

Wolzogen will als moderner Künstler mit der Schablone brechen, die auf der Bühne nur gute und böse Menschen kennt, die jeden Charakter geradlinig darstellt, die dem Zuschauer gleich in der Exposition sagt: So und so ist dieser Kerl, und dem entsprechend wird er sich entwickeln. (Manche Theatraliker, Sudermann z. B. leisten sogar auf jedwede innere Entwickelung ihrer einmal skizzirten Charaktere Verzicht; starr und todt, unabänderlich fest bewegt sich die Maschine durch die Acte). Wolzogen will complicirte Wesen vorführen, all ihr verworrenes, seelisches Geäder will er uns zeigen, ihre sich einander widersprechenden Empfindungen, Neigungen, Handlungen. Taugt für so vornehme, so intime Kunst das grelle Licht der Bühne? Mir scheint, nein. Noch Keiner, auch Ibsen nicht, seine deutschen Nachtreter erst recht nicht, vermochten zu vollbringen, was begabten Romanciers in Folge ihrer unsäglich feineren Hülfsmittel so leicht gelingt. Es ist unter den Figuren, die in „Daniela Weert" auftreten, nicht Eine, die vollsaftiges Leben athmet, nicht Eine von plastischer Rundung; aus eckigen Bruchstücken kunstlos zusammengesetzt scheinen sie alle. Und doch ist wiederum keine unter ihnen, aus der ein guter Romancier nicht ohne Mühe einen prachtvollen, beseelten Menschen hätte schaffen können. Im Roman, dem breiten, ausladenden, läßt sich mit psychologischer Kleinmalerei alles Wünschen und Sehnen des Herzens,

alles Denken des Gehirnes auf's Feinste, Genaueste darstellen, aus dem Widersprechendsten bildet hier der Künstler ein einheitliches Geschöpf. Im Roman ist der Dichter nicht ängstlich an die Zahl der Gegenspieler gebunden; er darf es sich getrost gestatten, neue Personen, neue Verwickelungen vorzuführen, die nur den Zweck haben, das Innenleben des Helden zu beleuchten. Dergleichen ist im Drama nun und nimmer erlaubt, ist hier gar nicht möglich, die vorwärts stürmende Handlung schleudert alle Episoden rücksichtslos aus dem Geleise. Der klappernde Dialog auf den Brettern schließt dazu alle disereten Wirkungen aus, erschlägt sie, macht sie unverständlich, verkehrt sie in's Gegentheil. Alles das hätte sich Wolzogen selbst sagen müssen, und daß er es nicht that, beweist, wie gering im Grunde sein dramatischer Instinkt ist. Seit der Faiseur Schumann sich von ihm trennte, seit den „Kindern der Excellenz", sind ihm keine Bühnenerfolge mehr erblüht, und aller Voraussicht nach wird er auch in Zukunft aus angestrengtem Ringen keine Lorbeeren davontragen. Oder er muß sich kurzer Hand entschließen, auf die lästige Dichterkrone zu verzichten, auf die Wiedergabe wirklichen Lebens, wirklicher Menschen, auf die Behandlung ernster und tiefer Probleme, auf allen literarischen Ehrgeiz. Schreibt er dann ein Stück nach Blumenthal's Recept: zur Hälfte aus Erborgtem, zur Hälfte aus Gestohlenem, dann kann er es zu hohen Ehren und hohen Tantièmen bringen. Ein anderer Weg führt nicht nach Damaskus.

Das möge sich auch Herr Lubliner gesagt sein lassen, ein für alle Mal. Er steht dem Ziele freilich um mehrere Meilen näher als Wolzogen.

Notizen.

Hermann Seemann in Leipzig gibt allerliebste Elzevier-Ausgaben heraus, von denen die ersten Bändchen Romeo und Julia, Goethe's und Schiller's Balladen, die Phantasien im Bremer Rathskeller, die Harzreise Heine's und Chamisso's Schlemihl enthalten. Das handliche Format, das sich jeder Kleidertasche anpaßt, der saubere Antiquadruck, die reizenden Bilderchen von Stiller, Looschen, Niemeyer machen die Bändchen zu Lieblingen jedes raffinirten Bibliophilen, die leider bei uns nur nicht zahlreich genug sind, so daß sich die Liebhaberausgaben bisher kaum lohnten. Besser als die unpraetischen Pergamentpapierhülsen der brochirten Exemplare gefallen uns die gebundenen mit ihrer duftigen, weichen Juchtenhülle und oberhalb Goldschnitt. Eine Künstlerhand hat diese Cabinetstücke unserer Literatur ausgewählt und ausgestattet. Mögen es ihr die Liebhaber lohnen!

Neue Märchen von Rudolf Baumbach. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Nicht nur Märchen, auch Fabeln, Legenden und Weihnachtsgeschichten, alle einfach, sinnvoll, weltlich-fromm, mitunter auch boshaft satirisch wie das schlimme Ding vom Kunstrichter und dem Esel. Die letzte Erzählung ist in Versen, eine keck erbauliche Mönchslegende, wie der kleine Heiland sich einen braven Klosterbruder in den Himmel holt.

Die Frauenthürme, ein Bierkrug und ein Radi — wir sind in München, wenn wir schon das Titelblatt sehen von dem hübschen Album: „Münchner Originale" von Conrad Dreher (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Diesmal hat der berühmte Komiker von der Isar und Theaterdirector vom Schliersee einen ganzen Stab großer und kleiner Maler um sich versammelt. Jeder hat ihm eine Münchner Originalfigur gezeichnet: Stuck einen bayrischen Vaterlandsvertheidiger und einen Wagelprotzen, Fritz Aug. v. Kaulbach einen Bergschützen, Schlittgen eine Dachauerin, Oberländer einen Packträger, Grützner einen Privatier, der Caricaturist Hengeler einen Schaffner von der Pferdebahn ꝛc. und Franz von Lenbach — der Allen Gefällige ist auch vertreten — hat sogar das größte Münchner Original conterfeit, den Verfasser selbst. Und was der Stift in energischen Strichen hingeworfen, erklärt Dreher uns in drolligen Versen — es ist ein sehr lustiges Buch.

Rosenblätter von Assim-Agha Gül hanendé. Dem Neutürkischen nachgebildet von Bernhardine Schulze-Smidt. (Leipzig, Schmidt & Günther.) Während der neuntägigen Seefahrt von Constantinopel nach Marseille will die bekannte Novellistin den Volkssänger Assim-Agha und seine Dichtung kennen, verstehen und lieben gelernt haben. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit die Romanphantasie der geschätzten Erzählerin in dem Eingangsgedicht, das diese Bekanntschaft beschreibt, sich einmischt und halten uns an die mit Geschick geformten Lieder, die, so weit wir ohne Kenntniß des Originals urtheilen können, unverfälscht morgenländisch klingen. Manches glauben wir ähnlich bereits gehört zu haben: die weströstlichen Liebesphantasien von Mond, Rosen und Nachtigallen, wie Bülbül ihre Lieder flötet oder sich selbst besingen läßt; die Spruchweisheit ist reich vertreten, und drei epische Gedichte bringen Abwechslung und Handlung in das verliebte Girren und in Bildern Schwärmen. Zu Goethe, Rückert, Platen, Bodenstedt gesellt sich jetzt mit verwandten Klängen die Bremer Romandichterin. Von zarter Schönheit, vermischt mit jener für den Orient so charakteristischen spielenden Schelmerei, sind die Bilder der gluthreichen Liebeslieder. Man höre eins der schönsten:

Der starken Braue dunkelstolzen Bogen,
Es hat dein Stift ihn allzu hoch gezogen,
Die volle Lippe, die im Purpur strahlt,
Dein Pinsel hat sie allzu roth gemalt.
O Schönste, weißt du noch, als ich gehoben
Vom Antlitz dir den Schleier, leicht gewoben?
Da hat mein Kuß entfärbt die Braue dein,
Den falschen Purpur sog er schmachtend ein.
Die schwarze Braue, Mädchen, war zu Golde,
Zum Rosenkelche ward dein Mund der holde,
Des Auges Feuerbrand zum Sternenlicht —
So warst du gestern Nacht — und heute nicht?
Komm, daß mein Kuß dich abermals entfärbe,
Die stolze Narrethei im Arm mir sterbe.
Komm, daß die Rose ihren Thau empfängt,
Die blühende, die mir am Herzen hängt.

Das poesievolle Buch ist im türkischen Stil allerliebst ausgestattet mit buntfarbigen Arabesken und stimmungsvollen Landschaften von Ernst Kiesling, ein typographisches Kunstwerk, das der Sultan, dem es gewidmet ist, gewiß zu schätzen weiß.

Hermann Gesenius in Halle gibt eine reizende Ausgabe von Dickens' Meisterromanen heraus, die in keiner deutschen Hausbibliothek fehlen sollte. „David Copperfield" mit seinem thränenlächelnden Humor hat A. Scheibe trefflich übersetzt und Julian Schmidt mit einer literarhistorisch-ästhetischen Einleitung versehen. Es läßt sich über das allbekannte Buch wenig Lobendes mehr sagen, was nicht längst gesagt und geschrieben worden wäre. Boz hat nichts Besseres geschaffen, ja unsere gesammte Erzählungsliteratur hat seither nichts Schöneres hervorgebracht. Auch die anderen Bände: „Bleakhaus", „Die Pickwickier", „Harte Zeiten" und vor Allem der ausgezeichnete „Oliver Twist" empfehlen sich von selbst. Die Illustrationen sind charakteristisch und vermeiden doch das Fratzenhafte der allzu stockenglischen Carieaturen von Cruikshank. Hier wird Dickens wirklich erst einer der Unseren.

Urania. Von Camille Flammarion. (Pforzheim, Otto Riecker's Buchhandlung.) Unter den zahlreichen populär-astronomischen Büchern des Pariser Gelehrten hat „Uranie", zumal in der illustrirten Ausgabe, den größten Anklang gefunden. Zur Erinnerung daran wurde sogar dem am 3. August 1889 zwischen Mars und Jupiter von dem Astronomen Palisa an der Wiener Sternwarte entdeckten 286. kleinen Planeten der Name Iklea, der in Liebe für die Wissenschaft sich aufopfernden Heldin des Buches, gegeben. Urania ist die verlebendigte Pendulenfigur nach Pradier's Statue, und sie führt den Gelehrten, der zu spät zur Beobachtung der Venus kommt und offenbar ein Dichter ist, hinauf in die himmlischen Regionen, wo Millionen von Sonnen durch die gegenseitige Anziehung und Bewegung Aller wie Feuerkugeln sich um sich selber drehen und auf ein Ziel hinsteuern. Der 2. Theil behandelt in phantastisch-wissenschaftlicher Weise telepathische Probleme, denn Flammarion weiß nicht nur am Sternenhimmel Bescheid, sondern hat auch über die ewigen Fragen des menschlichen Daseins Mancherlei spinthisirt. Ganz in seinem Fach ist er aber wieder in der erhabenen Phantasmagorie vom Mars, auf dem er bekanntlich wie zu Hause ist und mit Fernrohr und Gelatineplatte manches Erstaunliche entdeckt hat. Dabei stellt er satirische Vergleiche zwischen dort und hier an, die durchaus nicht zu Gunsten unserer fortgeschrittenen Cultur ausfallen: „Der Planet Erde befindet sich noch im Zustande der Barbarei", daher die Kriege, die kindischen Landesgrenzen, das Duell u. s. w. Kein Leser wird das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Besitzt Flammarion auch nicht die Erzählerkunst und Gestaltungskraft von Jules Verne, so steht er doch auf wissenschaftlichem Boden und weiß uns mit seiner oft tiefsinnigen Phantasie lebhaft anzuregen.

Lindenblüthen. Gedichte von Rudolph Braune. (Roßla, R. Braune.) Der Verfasser hat schon Manches veröffentlicht: Romane, Novellen und Dramen, aber am stärksten ist doch der Lyriker in ihm. In seinen „Lindenblüthen" sind es namentlich zwei Motive, die er immer wieder mit Glück bringt: der Wein und die Liebe, und beide werden von ihm in schlichten, innigen, an volksmäßige anklingenden Weisen besungen. Den Trinkliedern eignet überdies ein frischer, feuchtfröhlicher Humor, der nirgend gemacht erscheint, sondern geradenwegs vom Herzen kommt. Immerhin würde der Verfasser gut thun, sein Augenmerk mehr auf die Form zu richten. „Tändeln — bemänteln" und ähnliche Reimfreiheiten stören den reinen Eindruck seiner Lieder. Noch bedeutender ist Braune als Erzähler, besonders in der Dorfgeschichte. Seine „Thüringer Dorfgeschichten" gehören all in ihrer schlichten Natürlichkeit zu den erfreulichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete. Es sind keine großen Conflicte, die er schildert, keine psychologischen Finessen, aber er weiß seine Stoffe einfach und durch sich selbst wirksam zu gestalten. Bis auf den Schluß, der uns zu gewaltsam scheint, ist namentlich der „Kantor-Tischler" eine ergreifende Volkserzählung, die uns gerade durch ihren streng sachlichen, knappen Vortrag ergreift. Auf dem Felde der Thüringer Dorfgeschichten wird Braune ohne Zweifel noch Hervorragendes leisten.

In treuer Hut. Fromme Lieder für die Lebensreise ausgewählt von Gustav Gerok. (Halle, Herm. Gesenius.) Ein Laienbrevier für fromme Gemüther und noch immer unser schönstes weltliches Andachtsbuch. Der Sohn des Stuttgarter Geistlichen und Dichters hat die Auswahl getroffen, ohne Zweifel nicht ohne väterliche Rathschläge. Alles ist erfüllt von inniger Frömmigkeit, aber ganz frei von dogmatischer Engherzigkeit und einseitigem Kirchenthum, so daß nicht nur orthodoxe und liberale Protestanten, sondern auch deutsche Katholiken an dem Prachtwerk ihre Freude haben können. Wir finden hier nicht allein Angelus Silesius, Novalis, Eichendorf, sondern auch Spitta, Knapp, Rückert und sogar den großen Heiden Goethe mit seinem herrlichen Ostergesang im Dom. Daß die oft pietistisch verhimmelnden Lieder unseres Gesangbuches weggelassen sind,

verdient besonders hervorgehoben zu werden, denn es spricht für den Tact und den Geschmack des Herausgebers. Die beigegebenen schönen Stahlstiche sind alle stimmungs- und weihevoll, wie es sich für ein Andachtsbuch schickt.

Im Verlag von H. Barsdorf in Leipzig ist eine neue Ausgabe von Eckermann's Gesprächen mit Goethe erschienen, die in Bezug auf Correctheit und schöne Ausstattung allen Ansprüchen gerecht wird und hinsichtlich der Billigkeit alle vorhandenen Ausgaben hinter sich läßt. So wird es möglich sein, das klassische Buch, das uns nicht allein den großen Dichter, Denker und Weltbeobachter, sondern auch den Menschen nahe bringt, in die weitesten Kreise dringen zu sehen.

Deutsches Liederbuch. Gedichte von August Sturm. (Leipzig, C. Jacobsen.) Eine durchaus erfreuliche und bedeutsame Liedergabe, die uns bis zur Evidenz klar macht, daß der Sohn von Julius Sturm in allererster Linie Lyriker ist und mit dramatischen Versuchen seine eigenartige Kraft nur zersplittert. Es ist ein Vollblutsänger, der eine durch und durch poetische Weltanschauung besitzt und dem Alles und Jegliches zum Gedicht wird. Mit heiteren, leichtlebigen Jenenser Studentenliedern hebt er an, die alle sangbar und — trinkbar sind, und die liederreiche Zeit verlängert er bis in's Philisterium der Rudolstädter Klänge. Wir wundern uns, daß diese wunderschönen Trinklieder noch nicht in's Commersbuch gedrungen sind, das doch gewiß der Auffrischung bedürftig wäre, und machen die Liedercomponisten auf diese schon Melodie in sich tragenden Dichtungen aufmerksam. Auch die Lieder des reifen Mannesalters, die vaterländischen und philosophischen, sind reich an schönen Gedanken und feinen Wendungen und lassen uns eine mannhaft starke Individualität erkennen, einen Dichter und Denker. Freilich, des Poeten eigenste Klänge belauscht man am besten in den Büchern: Liebe, Natur. Dort ein zartes, sinniges Gemüth, das ganz in der Geliebten aufgeht, hier ein stiller Beobachter und Herzenkenner. Bezeichnend ist das schöne Gedicht: Sommertage.

Leis im Winde wogt das Korn
Fast gereift zum Schnitte,
Rother Mohn und Rittersporn
Blühen in der Mitte.
Bunte Gräser blühn am Rand,
Lispeln leis und linde,
Selbst des Weges dürren Sand
Schmückt die weiße Winde.
Unsichtbar die Lerche singt,
Steigt im bunten Kreise,
Und zu Deinem Preis erklingt,
Sommer, meine Weise.
Auch mein holder Lenz verrann,
Fühl' es ohne Klage,
Freudig nun erhofft der Mann
Gold'ne Sommertage!

Fürst Mittscherlich im Oberlausitzer Sagenkreis. Von Joh. A. von Wagner. (Bautzen, Emil Hübner, Ed. Rühl's Verlag.) Professor von Wagner in Dresden, der unter dem Pseudonym Johannes Renatus als Oberlausitzer Dialectdichter weiteren Kreisen bekannt geworden ist, hat mit seinem Werke einen sehr kühnen Griff gethan. Er versucht es, einen ganz modernen Menschen die wendischen Sagen seiner engeren Heimath nicht etwa bloß erzählen, sondern erleben zu lassen, allerdings nur im Traum. So zieht denn also der pandektenflüchtige Bruder Studio aus, befreit Prinzessinnen, erschlägt Riesen, läßt die Zwerge à la Guliver auf sich herumkrabbeln und marschirt als Fürst der Oberlausitz mit seinem Heere dem gefürchteten feindlichen General entgegen, der sich beim Erwachen als der liebe Commilitone Uhlemann ausweist. Die poetische Kraft, womit Einzelnes durchgeführt ist, wie die duftige Sage von Gott Czorneboh's Tochter, die in ein Veilchen verwandelt wird, läßt es fast bedauern, daß die Wirkung solcher Stellen durch den ironischen und parodistischen Ton des Ganzen einigermaßen beeinträchtigt wird. Aber auch dieses kecke Modernisiren hat seinen Reiz. Anklingend an Jean Paul oder an das komische Epos eines Byron wird die Handlung mit dem Rankenwerk des Humors durchflochten. Da gibt es jeden Augenblick Rösselsprünge in die actuellste Gegenwart, wobei die Hiebe auf die Narrheiten unserer Zeit hageldicht herunterfausen: die Damenmoden, Mieder und Puffärmel, die Puttkamer'sche Orthographie, das schlechte Deutsch der Gerichtssprache, „imstande", „unentwegt" und „voll und ganz" und andere Schwachheiten und Geschmacklosigkeiten unserer Zeit, die der Held als ihr echter Sohn schließlich doch nicht für die poetische gute alte Zeit hingeben will. Es ist ein lustiges Buch, mit hübschen Bildern von R. Blumenau geziert, und Alles in Allem sehr nachdenklich zu lesen.

Jugenderinnerungen aus Kroatien. Von E. J. von Tkalac. (Leipzig, Otto Wigand.) In der Vorrede beklagt sich der Verfasser darüber, daß man ihn zu Anfang der 40er Jahre, als er in Berlin studirte, nur als Landsmann des Halsbanddiebes aus „Wallensteins Lager" interessant fand, aber sonst von seinem Volke nicht das Geringste wußte. Das hat sich zwar seither gebessert, und besonders der Antimagyarismus der Kroaten hat in allen national fühlenden deutschen Kreisen Sympathien geweckt, wenn er auch den Anschluß an die schwäbische und siebenbürgische Opposition versäumte. „Das Erwachen einer Nation" könnte man diese Memoiren eines edlen und klugen Kroaten betiteln. Sie erzählen uns von seinen Vorfahren, seiner Jugend, seiner Bildung, die ganz und gar deutsch ist. Manche anmuthige Begebenheit, wie die schöngeistigen Unterhaltungen mit der prüden Frau v. Pukšec-Murska, manche tragische Episode, wie der Bauernkampf unter der Linde, findet sich da, und Culturhistoriker und Völkerpsychologen können hier lernen. Das Ganze ist im letzten Grund eine Anklage und Verurtheilung Oesterreichs, das seine Culturmission so schlecht verstanden hat. Wie leicht wäre es noch vor 50 Jahren gewesen, Kroatien und Istrien vollständig zu germanisiren und die Adria zu einem deutschen Meere zu machen.

Eine botanische Tropenreise. Von G. Haberlandt. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) Diese indo-malayischen Vegetationsbilder und Reiseskizzen des Grazer Professors sind ein ebenbürtiges Seitenstück zu Haeckel's Indischen Reisebriefen, die sie mehrfach ergänzen und berichtigen. Zunächst botanische Fachinteressen veranlassen diese Reise. Während unsere einheimische Flora durch ihre einseitige Anpassung an die lange Winterruhe sich nur unfrei entwickeln und ausgestalten kann, sind bei den Tropenpflanzen in Folge eines gleichmäßig feuchtwarmen Klimas die äußeren Bedingungen des Wachsthums und der Ernährung das ganze Jahr hindurch ununterbrochen günstig, so daß hier die typischen Lebensvorgänge vollständiger und unverschleiert beobachtet werden können. Eine fast unentbehrliche Voraussetzung für die erfolgreiche Durchführung solcher Untersuchungen ist ein großer botanischer Tropengarten, der mit wissenschaftlichen Hülfsmitteln aller Art gut ausgestattet ist, und einen solchen fand Haberlandt in dem niederländisch-indischen Botanischen Garten zu Buitenzorg auf Java, wo für fremde Forscher ein anatomisch-physiologisches Laboratorium, Herbarien, Museen u. s. w. eingerichtet sind. Hier finden sich Chinaplantagen und werthvolle Guttaperchabäume; Palaquium Gutta wäre im ganzen Archipel verschwunden, wenn nicht Buitenzorg von früher her die beiden einzigen und fruchttragenden Exemplare auf der ganzen Erde hätte. Auch der Verfasser verdankt seinen Studien, die mehr allgemeine Fragen berühren, wichtige Aufschlüsse, an denen er den Leser theilnehmen läßt. Seine fachwissenschaftlichen Auseinandersetzungen, auch wo sie Detailfragen betreffen, versteht er durch geistreiche Behandlung auch dem Laien interessant zu machen, und seine Beschreibung des Urwaldes von Tjibodas, der Ameisenpflanzen, wo sich Thier und Pflanze gegenseitig beistehen, der Lianen ꝛc. liest sich ebenso unterhaltend als anregend. Haberlandt ist ein vorzüglicher Stilist und seine Reise von Triest bis Singapore, seine botanischen Excursionen nach den Kaffee- und Theeplantagen, die Essays über javanisches Volks- und Thierleben, der Ausflug nach Ceylon und die Heimfahrt sind ihm ebenso viele Gelegenheiten, um künstlerisch abgerundete Essays zu schreiben, an denen nicht nur der naturwissenschaftlich Gebildete seine Freude haben kann. Man lese einmal die knappe Seite über die Blumenleiche, genannt Jerichorose, um Haberlandt's Kunst zu erkennen, und doch verzagt er vor der Aufgabe, den indischen Urwald in seiner wilden Fülle zu schildern. Neue Wortbildungen müßte man wagen, meint er, unerhörte Wendungen riskiren und dabei doch den Eindruck des Ungesuchten, Natürlichen hinterlassen. Der Sprachvirtuose Rückert hat es in „Nal und Damajanti" nicht ohne Glück versuchen dürfen.

Im altrenommirten Kunstverlage von E. A. Seemann in Leipzig sind zu Weihnachten eine Anzahl Werke erschienen, die für Gewerbtreibende, Kunsthandwerker, Fachschulen und Dilettanten bestimmt sind und sie in ihren Arbeiten bestens fördern werden. Die Handfertigkeiten sind durch ein Heft Ausgründungsarbeiten nebst einer „Anleitung zur Flachschnitzerei" von Clara Roth vertreten, einer Neubelebung und Durchgeistigung der alten Technik mit altdeutschen und Renaissancemotiven aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Manche stilvolle Vorlage für unseren Hausrath enthalten die „Flachschnittarbeiten" nach Zeichnungen des Schwarzwälder Schnitzerlehrers Heinrich Müller. Keine Gewerbe- und Schnitzerschule wird diese Vorlagen entbehren können. Für Schule und Haus bestimmt ist das Kunstgeschichtliche Bilderbuch von Georg Warnecke, ein volksthümlicher Auszug aus E. A. Seemann's reichen Schätzen, die Holzschnitte alle fein und scharf, der knappe Text dazu das Wichtigste charakterisirend und stets den Zusammenhang mit der Gesammtcultur aufzeichnend. Etwas umfangreicher ist der nach verwandten Grundsätzen durchgeführte „Bilderatlas zur Einführung in die Kunstgeschichte" von Richard Graul, die billige Schulausgabe von Seemann's „Kunsthistorischen Bilderbogen". Was man diesen nachrühmt, ist auch der Vorzug des Auszugs: Reichhaltigkeit der Beispiele, schöne Ausführung der Bildertafeln und namentlich in der Baukunst Zusammenhang und Anschaulichkeit des künstlerischen Werdeganges. Empfehlenswerth für Kunststickereischulen wie für alle Damen ist das „Handbuch der Spitzenkunde" von Tina Frauberger. Die Technik der Näh-, Klöppel- und Maschinenspitzen wird hier erklärt, und zahlreiche Illustrationen, die diese duftigen Gebilde der Nadel meisterlich wiedergeben, erläutern den Text. Allgemeineren Antheil erweckt der Versuch einer Geschichte der Spitzen. Man weiß, wie viel Dunkel und welche Widersprüche hier herrschen, aber die kundige Verfasserin bringt doch Licht und Ordnung hinein. Freilich die Frage nach der Zukunft der Spitzen wagt auch sie nicht zu beantworten; wir glauben für unser Theil, daß die Maschinenspitze ihren Untergang unfehlbar herbeiführen wird.

Klingende Geschichten. Von Elise Polko. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Novellen und Skizzen, meist auf Musik und Musiker bezüglich, leicht hingeschrieben, aber mit Wärme und künstlerischem Mitempfinden, zuweilen etwas zu sentimental, wie es in echter Frauenart liegt. Die Erinnerungsblätter über Schubert, Lortzing, Nicolai, Hermine Spieß werden allerorten gerne gelesen werden, zumal im musikfreundlichen deutschen Hause. Artisto und giovinette sind wohl Druckfehler.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Ein Weihnachts-Geschenk

von hohem litterarischem Werthe sind die

Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. **Dritte Auflage.** Elegant gebunden **M. 4.50.**

Vestigia Leonis. Zweite Auflage. Elegant gebunden **M. 5.—**

Nordhausen ist ein Dichter von Gottes Gnaden.... Sein Werk muß dem Bedeutendsten zugezählt werden, das die letzten Jahrzehnte auf dem Gebiet der epischen Dichtung hervorgebracht haben.... Ein unsagbarer Zauber ruht auf diesem Epos. **Hamburger Nachrichten.**

Wie kläglich und kleinlich nehmen sich die Baumbachiaden und der Wolff'sche klingende Singsang aus gegen dies markige und mächtige, gluthdurchwehte und begeisterungsvolle Zeit- und Streitlied! Vom Anfang bis zum Ende packt und fesselt es...
Dr. G. Oertel, Chefredacteur der Deutschen Tageszeitung.

Die inhaltvollste und farbigste erzählende Dichtung, die das Jahr gebracht hat.
Grenzboten.

Dem Erzähler dieser Mär gebührt ein Ehrenplatz unter den bedeutendsten Epikern der Gegenwart. **Nord und Süd.**

Man thut ihm einfach unrecht, wenn man viele Worte daran verschwendet, um zu beweisen, daß sein Epos thurmhoch über den Salonepen Julius Wolff's u. a. steht. Einen Vergleich halten jene Epen mit diesem gar nicht aus.... Richard Weitbrecht
i. d. **Blättern für litt. Unterh.**

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, gegen Einsendung des Betrages franco vom Verlage **Carl Jacobsen, Leipzig.**

Eckermann,
Gespräche mit Goethe.

3 Bde. Grosser Druck. 1894. M. 3.20.
In 1 Origbd. M. 4.—, in 3 Origbdn. M. 5.—
4 Weihn.-Verzeichn. m. ermäss. Preisen grat. frco.
H. Barsdorf, Leipzig, Dufourstr. 15.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.
Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Reine Südweine,

Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität. **6 Flaschen** (3/4 Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.

Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Im **Verlag der Gegenwart** in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Umso wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt."
(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."
(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Auskunft sofort!

Erste deutsche Hochschule für Kaufleute.
Begründet und geleitet von *Dr. iur. Ludwig Huberti.*
Semester-Beginn: Januar, April, Juli, Oktober.

HANDELS-AKADEMIE

Lehrpläne nur auf Verlangen! Eintritt jederzeit!

Eigene Zeitschrift:
„Handels-Akademie",
Kaufmännische Wochenschrift.

Leipzig, Marienstrasse 23.

Fachschrift für alle kaufm. Bildungsanstalten. — Proben nur auf Verlangen! Auflage über 5000.

Verlag von **Wilhelm Engelmann** in **Leipzig.**

Haberlandt, G., Eine botanische Tropenreise. Indo-malayische Vegetationsbilder und Reiseskizzen. Mit 51 Abbildungen. Gr. 8°. 1893. Geh. ℳ 8.—, geb. ℳ 9.25.

Newcomb-Engelmann's Populäre Astronomie. Zweite, vermehrte Auflage herausgeg. von H. C. Vogel. Mit dem Bildniss W. Herschel's, 1 photographischen Tafel und 196 Holzschnitten. Gr. 8°. 1892. Geh. ℳ 13.—, geb. ℳ 15.—.

Rein, J. J., Japan. Nach Reisen und Studien im Auftrage der Königl. Preussischen Regierung dargestellt. Zwei Bände. Gr. 8°. 1881, 86. Geh. ℳ 44.—, geb. ℳ 50.—.

I. Band: Natur und Volk des Mikadoreiches. Mit 5 Lichtdruckbildern, 12 Holzschnitten, 3 lithogr. Taf. u. 2 Karten. 1881. Geh. ℳ 20.—, geb. ℳ 23.—.

II. „ Land- und Forstwirthschaft, Industrie und Handel. Mit 24 z. Theil farbigen Tafeln, 20 Holzschn. im Text und 3 Kärtchen. 1886. Geh. ℳ 24.—, geb. ℳ 27.—.

Schmidt, Emil, Reise nach Südindien. Mit 39 Abbildungen im Text. Gr. 8°. 1894. Geh. ℳ 8.—, geb. ℳ 9.25.

Die schönsten Geschenke
für alle Gelegenheiten passend, enthalten die mit vielen Holzschnitt-Illustrationen erster Künstler gezierten

Illustrierten Elzevier-Ausgaben

Chamisso, Peter Schlemihl.
Heine, Die Harzreise.
Hauff, Phantasien im Bremer Ratskeller.
Shakespeare, Romeo und Julia.
Goethe-Schiller, Klassische Balladen.
Eichendorff, Aus d. Leben eines Taugenichts.
Lessing, Minna v. Barnhelm.

Jeder Band in **Juchtenleder** geb. **M. 3.—. 6 Bd.** in elegantem **Leder-Kästchen M. 20.—.** Durch alle Buchhandlungen und direkt durch *Hermann Seemann* in *Leipzig* zu beziehen.

Joh. A. Freiherr von Wagner, (Johannes Renatus),
Allerlee aus dar Aeberlausitz. Erster Band. geb. 6 *M*.

—— **Allerlee aus dar Aeberlausitz.** Neue Folge. geb. 5 *M* 50 *Pf*.

—— **Korle und Carlo.** geb. 2 *M* 50 *Pf*.

—— **De Pfarrschkinger.** geb. 5 *M*.

—— **Fürst Mittscherlich** mit 12 Vollbildern von R. Blumenau. geb. 5 *M*.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, gegen vorherige Einsendung des Betrages franco von
Emil Hübner (Eduard Rühls Verlag) in Bautzen.

Glänzendes Weihnachtsgeschenk für alle Gebildeten!
Studien zur
Litteratur der Gegenwart.
19 allgemeinverständliche, fesselnde Feuilletons über Hebbel, Freytag, Storm, Bodenstedt, Fontane, Scheffel, Keller, Wildenbruch, Rosegger, Baumbach, Seidel, Hauptmann, Sudermann, Daudet, Ibsen, Tolstoi, Besant, Rydberg, Snoilsky von Professor Dr. **Adolf Stern.** Gediegenstes Werk des berühmten Litterarhistorikers. **Prachtvolle** Ausstattung, hocheleganter Einband, **vorzügliche Illustrationen.** Pr. Mk. 10.50 br., Mk. 12.50 geb.
Hervorragendste Novität.
V. W. Esche, Verlag
Dresden-A. 16.

Rosenblätter.
Lieder des **Assim-Agha, Gülhanendé.**
Dem Neutürkischen nachgedichtet von
Bernhardine Schulze-Smidt.
Mit 4 Vollbildern, vierfarbigen Randleisten u. **Orig.-Einband** nach Zeichnungen des Malers
E. Kießling.
Elegant geb. *M* 4.50.
Verlag v. **Schmidt & Günther,** Leipzig.

Empfohlen	Von Behörden und Presse	Empfohlen
Mit 109 Kunstbeilagen, darunter 56 Aquarelle, 24 Photolithographien, 25 Photographien, 4 Schlachtenbilder.	**Unser Vaterland** in **Waffen.** Neue Folge d. Patriot. Hausschatz. Illustrirtes Prachtwerk für das Deutsche Volk.	**Preis:** 2 elegante Halb-Bände ohne Goldschnitt 18 Mark, mit Goldschnitt 20 Mark.
Verlagsbuchhdlg.	**Paul Kittel**	Berlin S.W. 47.

„TIP-TOP" zu deutsch: „allen voran" — steht unter den diesjährigen literarischen Erscheinungen von Interesse für das ganze (männliche und weibliche) Publikum unstreitig das reich illustrirte Werk von **Gustaf F. Steffen:**

„Aus dem modernen England."

Gediegener, fesselnder Inhalt, vornehmes Aeußeres, stattlicher Umfang, billiger Preis machen dies schöne Buch zu einer genußvollen Lectüre und Festgabe ersten Ranges. Prächtig gebunden 10 Mk. Verlag von Peter Hobbing in Leipzig III.

„Ein Buch von strengster Wahrheitsliebe und genialer Schreibart" — nennt es ein gründlicher Kenner englischen Landes und Lebens, Herr Schuldirector **K. Sellmann** in Breslau.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Wunder-Cigarren-Spitze.
Der Rauch zaubert reizende Bilder im Röhrchen hervor. Amüsant für jeden Raucher. Echt Weichsel mit echt Bernstein **M. 1,25,** desgl. Cigarettenspitze M. 1,10. Von 2 Stück an **frankirte** Zusendung überallhin: von ½ Dtzd. an 20% Rabatt. Briefmarken in Zahlung. Zu beziehen von
Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstr. 49.

Revue des Revues.

Au prix de 18 francs par an, à partir du 1er de chaque mois, on a un abonnement à la **Revue des Revues** qui donne *toutes les Revues en une seule.*

«Avec elle on sait tout, tout de suite» (Al. Dumas fils), car «la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes» (Francisque Sarcey); «rien n'est plus utile que ce résumé du mouvement de l'esprit humain» (E. Zola); «elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères» (*Les Débats*), etc.

La **Revue** paraît deux fois par mois, publie des articles des principaux écrivains français et étrangers, est *richement illustrée* et donne, entre autres, les *meilleures caricatures* politiques, etc.

PARIS, 32 rue de Verneuil. On s'abonne chez tous les libraires.

Envoi d'un numéro spécimen sur demande.

Hierzu zwei Beilagen: von Hermann Gesenius in Halle und R. Oldenbourg in München und Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 15. December 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Anreizung zum Klassenkampf. Von Sisyphus. — Ein Wendepunkt der amerikanischen Politik. Von Simon W. Hanauer (Philadelphia). — Die Hinterlassenschaft der Mafia und Camorra. Von Hans Wachenhusen. — Neues vom Norddeutschen Bund. Nach Heinrich von Sybel's Geschichtswerk. — Der Verfall der Gewerbe im Mittelalter. Von Johannes Janssen. (Schluß.) — **Feuilleton:** Der Junggesellenbund. Humoreske von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt:** Kettenschlachten. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Anreizung zum Klassenkampf.

Mit einem großen politischen Kampfgesetze ist die Regierung auf den Plan getreten. Waffen, die man in der politischen Rüstkammer längst verrostet glaubte, sind von Neuem hervorgeholt und frisch aufgeputzt den Volksvertretern „zur Aufrechterhaltung unserer wirthschaftlichen, sittlichen und politischen Institutionen" überreicht. Kein halbes Jahrzehnt ist vergangen, daß ein junger Kaiser im Vertrauen auf die eigene Kraft siegesfroh ein groß angelegtes Arbeiterprogramm in die Welt hinaussandte, das von den niederen Schichten als das „große Wort des Jahrhunderts" mit Jubel aufgenommen wurde, daß ein junger Kaiser die Mächte aufforderte mitzuarbeiten an einem Werk, das mit friedlich versöhnendem Glockenhall die wilden sozialen Kämpfe allmählich zur letzten Ruhe bringen sollte. Damals glaubte man das langersehnte „soziale Kaiserthum" gekommen. Das erlösende Wort war gesprochen, und mit Bewunderung blickte man zu dem jungen Fürsten empor, der vom Königsthrone aus das Banner der Freiheit und Gleichheit über die europäischen Lande gewaltig zu entfalten gewagt hatte. — —

Welch ein Wechsel der Zeiten! Wie dumpfer Kanonenschlag donnerte die Rede von Königsberg in die ahnungslosen Massen. Auf zum Kampf! Gegen die Parteien des Umsturzes! Für Religion, für Sitte und Ordnung! Auch diese Worte athmen die Kraft und das Selbstbewußtsein, wie es einem Manne an der Spitze eines großen Reiches ziemt. Aber wie ganz anders ist der Geist, der aus ihnen spricht. Verwundert richtet sich der ruhige Philister aus dem Winterschlaf, in den er seit dem Börsenkrach von 1892 und dem Katzenjammer des Nachjahres sorglos verfallen ist, auf. Aengstlich blickt er um sich und sucht die dunklen Feinde, die ihm sein Kaiser gekündet. Anarchisten kennt er nur aus den französischen Spezialcorrespondenzen seiner Zeitung. In Deutschland hat er sie noch nicht gesehen. Aber doch fühlt er, wie der Boden unter ihm wankt und weicht. Die Wühlereien und Unterminirungsarbeiten müssen längst begonnen haben, geheimnißvoll und im Stillen, wie es eben Gewohnheit des Umsturzes ist. Wen will es wundern, wenn nächstens sein eisernstes Spind in die Luft geht, und seine schönen Coupons ein Spiel der Flammen und der Winde werden? Erwartungsvoll sieht er auf den Schutz, den ihm die Regierung versprochen. Lange haben die Vorbereitungen der gesetzgebenden Männer gedauert. Zehnmal war sein Morgenblatt in der Lage gewesen, authentische Auszüge als provisorisches Beruhigungsmittel vorzusetzen, und ebenso oft konnte sein Abendblatt diese auf Grund noch authentischerer Nachrichten dementiren. —

Das Spiel hat ein Ende. Das große Gesetz ist erschienen. Acht Strafparagraphen und ein Preßparagraph füllen es aus. Sehen wir genauer zu so sind es dieselben Altweibermittel und Hausmittelchen, mit denen man bereits in den Jahren 1875 und 1876 die kranke Volksseele zu curiren versucht hatte, und das Ganze ist nichts Anderes als eine sklavische Copie der sogenannten Septembergesetze unseres westlichen Nachbarreiches aus dem Jahre 1834. Wer die Richtung, in der sich die Gesetzgebung des Deutschen Reiches in den letzten Jahren bewegt, auch nur mit geringer Aufmerksamkeit verfolgt, den darf die Thatsache, daß man auch hier wiederum den Strafrichter zum Weltverbesserer erhebt, daß man mit Zuchthaus- und Gefängnißstrafe die Grundlagen unseres wirthschaftlichen und nationalen Zusammenlebens zu festigen unternimmt, nicht Wunder nehmen. Nicht deutlicher wohl kann sich die Kurzsichtigkeit und Hülflosigkeit, unter der die heutige Regierung zu leiden hat, erweisen, nicht trostloser zugleich die Aussicht auf ein inneres soziales Reformwerk abgeschnitten werden.

Den Kernpunkt der ganzen Vorlage bildet die Erweiterung des § 130 des Strafgesetzbuches. Die bisherige Bestimmung', welche demjenigen Geldstrafe oder Gefängniß androht,

> „Der in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander öffentlich anreizt."

bleibt bestehen. Aber ihm reiht sich ein Zusatz an, der mit derselben Strafe denjenigen belegt,

> „Der in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise die Religion, die Monarchie, die Ehe, die Familie oder das Eigenthum durch beschimpfende Aeußerungen öffentlich angreift".

Was soll damit gewonnen werden? Betrachten wir den Zusatz zunächst einmal mit der Brille des Juristen. Bereits in den Motiven, welche der Vorlage von 1875 beigegeben waren, findet sich der Satz, der auch aus der diesmaligen Begründung herauszulesen ist, daß nur die Ehe, das Eigenthum u. s. w. an sich nicht in Frage gestellt werden dürfe, daß aber die Angriffe auf die Gestaltungen, welche diese Institute in der Rechtsentwickelung erfahren haben, frei seien. Hier stehen wir vor einem juristischen Räthsel. Denn wie und wo sollte man in einer Schrift entdecken, daß das Eigenthum an sich, die Ehe an sich angegriffen werde. Schon im Jahre 1875 ist darauf hingewiesen worden, daß selbst der

Mormonismus sich nicht als ein Angriff auf die Familie oder die Ehe an sich darstelle, sondern daß er nur andere Gestaltungen einführen wolle. Und bei den Angriffen auf das Eigenthum ist es doch zweifellos, daß hier nur die Frage in Discussion steht, welche Gestaltung des Eigenthums die zuträglichste sei. Man erinnere sich nur, welche Wandlungen in dieser Beziehung die letzte Zeit erlebt und gefördert hat. Lange war die Ansicht vorherrschend, das Eigenthum sei so absolut, daß ohne die alleräußerste Noth, auch im öffentlichen Interesse, ein Eingriff in dasselbe nicht unternommen werden dürfe. Allmählich hat sich der Begriff der Enteignungsbefugniß erweitert, die Zusammenlegungsgesetze sind gekommen, die Ablösungsgesetze, und immer ist eine am Alten haftende Partei am Platze gewesen, die den Ruf ausstieß: „Jetzt confiscirt man das Eigenthum." Immer aber hat die Regierung und Volksvertretung geantwortet: „Das ist nur die beste Form, den ganzen Werth des Eigenthums zu entfalten." In England wird seit einigen Jahren die Frage lebhaft erörtert, ob es nicht wirthschaftlich rathsam sei, dem verpachtenden Grundbesitzer von Zeit zu Zeit einen Theil seines Eigenthums zu entziehen und dasselbe in ein definitives Eigenthum des Pächters zu verwandeln. Sollte eine darauf bezügliche Agitation in Deutschland entfaltet werden, so würde rechtmäßiger Weise der neue § 130 nicht zur Anwendung kommen können, denn auch hier handelt es sich um die Frage der Gestaltung des Eigenthums, nicht um einen Angriff auf das Eigenthum an sich. Ja selbst in den letzten Zielen der Sozialdemokratie wird nicht das Eigenthum an sich in Frage gestellt, sondern nur die Umwandlung des individuellen Privateigenthums in ein communistisches Staatseigenthum angestrebt.

Und ist es etwa mit der „Religion", mit der „Monarchie" anders? Die Monarchie ist für Preußen und Deutschland nothwendig und segensreich. Aber wer heute die Art unserer Monarchie nicht billigen zu können meint, wer etwa die Geburtsherrschaft in eine Wahlherrschaft verwandeln will, vergeht der sich gegen die Monarchie, oder hat der nicht nur eine andere Form der Monarchie im Auge? Es war ein vollendeter Mißgriff, die Monarchie überhaupt in den neuen Paragraphen hineinzuziehen, und noch dazu in der Begründung diese Staatsform als eine der Grundlagen unseres ganzen Culturlebens zu bezeichnen. Denn, abgesehen davon, daß das Culturleben in Frankreich und den Vereinigten Staaten durch Einführung der republikanischen Staatsform nichts weniger als gelitten hat, so hätte die Reichsregierung doch nicht übersehen dürfen, daß wir in unserer Mitte verfassungsmäßig drei Republiken haben, denen mit dem obigen Satze geradezu eine Beleidigung zugefügt wird.

Will man also bei der Anwendung des neuen § 130 auf dem Boden bleiben, den der Gesetzgeber hier nach seiner Versicherung allein betreten wollte, will man die neuen Strafparagraphen nur dort in Action treten lassen, wo es sich um eine Abschaffung der genannten Institute an sich handelt, so ist das Verbot leer und bedeutungslos, da es sich niemals um die Abschaffung dieser, sondern stets nur um Modificationen handeln wird, in denen sie geschichtlich zur Geltung kommen, und gegen diese soll ja der Angriff frei und gestattet sein.

Aber sollen wir wirklich glauben, daß der Geist, der von der Regierung in das Gesetz hineingelegt wird, im gegebenen Falle auch den Organen der öffentlichen Anklagebehörde und dem entscheidenden Richter vor Augen stehen wird? Der hat aus den historischen Erfahrungen, die wir mit den Strafgesetzen der letzten Jahre gemacht haben, wenig gelernt, der dies Vertrauen hegt. Schon in seiner heutigen Fassung ist dem § 130 eine Ausdehnung gegeben worden, wie man sie bei seiner Entstehung kaum vorausgeahnt hatte. In mehreren Entscheidungen hat das Reichsgericht übereinstimmend betont, daß es nicht erforderlich sei, daß der Anreiz zu Gewaltthätigkeiten eine wirkliche Störung des öffentlichen Friedens hervorgerufen hat, sondern daß es genüge, wenn auch nur die Möglichkeit einer derartigen Störung vorliege, sei sie auch noch so entfernt. Hiernach braucht sich selbst nicht einmal eine wirkliche Erregtheit der Gemüther in Folge der Anreizung kund gegeben zu haben; die, wenn nur sonst qualificirte, Anreizung kann überhaupt wirkungslos vorübergegangen sein, ohne dadurch des Frieden gefährdenden Charakters entkleidet zu werden. Ja, es ist vom preußischen Obertribunal ausdrücklich anerkannt worden, daß selbst der allgemeine Appell oder der allgemeine Hinweis auf irgend eine Gewaltthätigkeit unter die beregte Strafe falle.

Welche Folgen werden nun aber gar entstehen, wenn der neue § 130 nach der Regierungsvorlage zum Gesetze wird? Die Polizei wird sich in jede Versammlung hineindrängen, in der eine Discussion über wirthschaftliche Fortschritte auf der Tagesordnung steht. Die Staatsanwaltschaft wird ihre Aufmerksamkeit auf alle Broschüren lenken, in denen staatsphilosophische oder religiöse Fragen von ernsten Männern ernst behandelt werden. Wenn kirchlich-orthodoxe Männer das Institut der Civilehe angreifen und die kirchliche Trauung als die einzig wahre und billigenswerthe Eheschließungsform in eindringlicher Weise zur Geltung zu bringen suchen, würden diese nicht unrettbar dem § 130 verfallen? Die Einrichtungen und Gebräuche der Religion sind bereits heute durch den berüchtigten § 166 des Strafgesetzbuches geschützt. Daraus, daß jetzt, entgegen dem Entwurf von 1875, auch die „Religion" noch in dem § 130 Aufnahme gefunden hat, ergibt sich, daß hierunter nicht die Einrichtungen und Gebräuche der Kirche, sondern die „Religion an sich" verstanden werden sollen. Was ist aber Religion? Seit Jahrhunderten mühen sich hervorragende Kirchenrechtslehrer um die Frage, ohne zu einer Einigung gelangt zu sein. Der Staatsanwalt wird sich weniger Kopfzerbrechen machen, und freimüthige Professoren werden ein offenes Wort nicht nur wie gegenwärtig mit öffentlichen Denunciationen und perfiden Schmähungen, sondern mit entehrender Gefängnißstrafe büßen müssen.

Damit stehen wir am Ende jeder Preßfreiheit, jeder Versammlungsfreiheit, jeder Lehrfreiheit. Unter dieser Beraubung der Freiheit werden aber — des können wir gewiß sein — nicht die sozialistischen Blätter und Blättchen zu leiden haben, denen man mit dem § 130 das Lebenslicht auszublasen gedenkt. Denn diese werden auch unter zehnmal schärferen Androhungen immer die Mittel und Wege finden, das Strafwürdige zu verdecken und zu verschleiern, durch aalglatte Redensarten dasjenige anzunagen, woran sie sich unmittelbar nicht wagen können, um so in ihrer dunklen Unbestimmtheit auf der einen Seite weit gefährlicher zu wirken als heute und auf der anderen Seite der Justiz jeden festen Stützpunkt zu entziehen, von dem aus sie losgehen kann. Den eigentlichen Schaden werden nur die großen und anständigen Blätter zu verzeichnen haben, die es verschmähen, zu täuschenden Mitteln zu greifen, die gewohnt sind, dort ehrlich und offen die Schneide anzusetzen, wo sie Mißstände zu sehen glauben.

Zwei Möglichkeiten sind also als Wirkung des § 130 in der vorgelegten Gestalt nur denkbar. Entweder die Anwendung des § 130 beschränkt sich auf diejenigen Fälle, welche die Regierung sichtlich hervorzuheben bemüht ist. Dann ist die Neuerung nutzlos, — denn dann werden die Fälle, soweit sie strafbarer Natur sind, bereits durch das Strafgesetzbuch getroffen —; ja vielleicht schädlich insofern, als sie unnöthige Aufregungen hervorruft, und, nach den Worten eines unserer hervorragendsten Praktiker, des Generalstaatsanwaltes Schwarze*), „den Thatbestand so verwässert und unklar stellt, daß er selbst dort nicht mehr wird angewendet werden können, wo er nach der jetzigen Wortfassung in der seitherigen Praxis angewendet werden mußte". Oder aber — und das sehen wir als sicher voraus — die Anwendung dehnt sich auf alle diejenigen Fälle aus, die man je nach der wechselnden politischen Stimmung zu treffen geneigt ist, dann wird die neue Strafbestimmung zu einer Waffe in der Hand der Regierung, wie sie nicht gefährlicher gedacht werden kann; denn aus jedem Streich, mit dem man einen unbequemen Gegner zu beseitigen gedenkt, wird ein Heer von neuen Unzufriedenen erwachsen.

*) Vergl. die stenographischen Berichte des Reichstages 1875/1876, S. 406.

Dort, wo die Sozialdemokratie die Rechtsordnung durchbricht, da soll man ihr auch mit dem Strafgesetze entgegentreten. Wo sie aber auf dem Gebiete der Discussion sich befindet, da wäre es thöricht, mit der Keule dazwischen schlagen zu wollen, anstatt mit ihr zu discutiren, zu studiren, was wir auch auf dem Gebiete der sozialen Wissenschaft von dieser extremen Partei lernen und fördern können, und zu bekämpfen, was wir von ihren Sätzen für unwahr und ungerecht halten. Lehren wir sie den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden, zeigen wir ihnen, wie viel Genußfähigkeit jeder Beruf bietet und wie jeder Stand seine Sorgen hat. So lange wir im Stande sind, durch die zwingende Kraft der Logik und der Thatsachen zu beweisen, so lange besteht keine Gefahr für die Gesellschaft, so lange ist aber auch nur ein Fortschritt in unseren wirthschaftlichen und sozialen Zuständen denkbar. Mit dem Augenblick, wo die rohe Gewalt mit brutaler Faust dazwischen fährt, ist ein Fortschritt unmöglich.

Diese natürliche Kraft der Discussion, die dem Körnchen Wahrheit allmählich immer stärker Bahn bricht, und die Unwahrheit, die von den Agitatoren mit Absicht betrieben, aber durch logische und geschichtliche Nothwendigkeit niemals verwirklichungsfähig, ziellos umherirrt, immer unverhüllter darthut, ist es, die den Grundgedanken der Preßfreiheit bildet. Glaubt man aber, die Ausschreitungen der freien Presse heute nur noch durch körperliche Gewalt niederhalten zu können, hält man die Regierung für so schwach, daß man polizeilich Alles verhüten muß, was in der Presse aufregend wirken kann, glaubt man, sogar die Monarchie nur noch mit dem Schwerte des Strafgesetzbuches erhalten zu können, ja dann darf die Regierung auch die nothwendigen politischen Consequenzen weiter zu ziehen sich nicht scheuen, dann sind, will man nicht einer gefährlichen Halbheit und Verwirrung Raum geben, die ganzen Grundlagen unserer Verfassung unmöglich. Oder glaubt man wirklich, wenn man, ein Dutzend Redakteure und Versammlungsredner, die es vergessen, ihre Worte in vorsichtige Umhüllung zu kleiden, von dem Staatsanwalt leichter an den Strafrichter gebracht werden können als jetzt, daß damit ein Damm entgegengesetzt ist gegen die Unterwühlung der hervorragendsten sittlichen und politischen Grundlagen. Was haben denn auch die Septembergesetze in Frankreich, denen der jetzt vorgeschlagene § 130 fast wörtlich nachgebildet ist, gewirkt? Die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin. Und die Geschichte zeigt uns, wie 15 Jahre nach dem Inkrafttreten dieser Gesetze in der Junischlacht von 1848 der communistische Stoff sich im Herzen der Bevölkerung festgesetzt hatte, noch dazu in einem Augenblick, in welchem die höchste Gefahr das Vaterland bedrängte und im Angesicht dieser Gefahr der Haß hätte schweigen sollen.

Wenn an nichts Anderem, so wird man an den Lehren der europäischen Geschichte verstehen, was Windthorst, als im Jahre 1876 derselbe Paragraph zur Erörterung stand, ausrief: „Wenn der Minister des Inneren und seine Kollegen kein anderes Mittel gegen die Sozialdemokraten haben, und diese wirklich so gefährlich sind, wie sie geschildert würden, dann behüte uns Gott."

Discite justitiam moniti!

Sisyphus.

Ein Wendepunkt der amerikanischen Politik.

Von Simon W. Hanauer (Philadelphia).

In den Vereinigten Staaten wird der 6. November als ein kritischer Tag erster Ordnung betrachtet, weil der Wahlsturm (blizzard) die demokratische Partei hinwegfegte. Das europäische Publikum, so weit es Interesse an amerikanischen Dingen hat, schaut diesem unerwarteten Ereigniß mit Verwunderung zu; selbst seine Führer — die Leiter der Presse — haben sich von ihrem Erstaunen noch nicht genügend erholt, um die Ursachen und die nachträgliche Wirkung dieses politischen Ereignisses klar zu erkennen. Viele Blätter suchen in kurzhaftiger Art über diesen ihnen unangenehmen Gegenstand hinweg zu kommen; sie geben irrige Erklärungen über die demokratische Katastrophe und bringen falsche Ansichten über deren Folgen, um das Mißtrauen und die Besorgnisse ihrer Leser zu beschwichtigen.

Die „Kölnische Zeitung" schreibt: „Das neue Tarifgesetz scheint die republikanische Partei zum Theil zu befriedigen; darum haben sie die Wiedereinführung scharfer Schutzzölle nicht auf ihre Fahnen geschrieben."

Reuter-Telegramm: „Einer der bedeutendsten Kaufleute erklärte, er fürchte keineswegs einen neuen Mc Kinley-Tarif als Folge der Wahlen."

Die „Frankfurter Zeitung" schiebt die Ursachen der Niederlage auf die Uneinigkeit der demokratischen Parteiführer, weil die Partei ihre Versprechungen von Schutzzollreduction und andere Reformen nicht eingehalten habe. „Da allgemein angenommen wird, daß die Republikaner nicht mehr an eine Zollerhöhung des Zolltarifs denken, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß beide große Parteien, die demokratische wie die republikanische, eine weitere Milderung des hochschutzzöllnerischen Systems auf ihr Programm schreiben werden. Wenn die Republikaner aber die Ursachen ihrer neuesten Erfolge richtig deuten, dann werden sie *schon* in der nächsten Session versuchen, einige Härten und Fehler aus dem neuen Tarif auszumerzen." — Dieser Leitartikel hat in Amerika einen ungeheuren Lacherfolg gehabt; ja, sogar die traurigen Gesichter der Freihändler und Demokraten verzogen sich beim Lesenzu einem schmerzlichen Lächeln — und Alle begreifen es kaum, daß eine solche Meinung vom deutschen Publikum, als den Thatsachen entsprechend, angenommen werden könnte. Hier weiß eben Jeder, daß die Niederlagen der Demokraten durch die öconomische Nothlage bedingt wurde, und daß diese durch die demokratischen Angriffe gegen die Schutzzölle verschuldet worden ist. Der Europäer, der im letzten amerikanischen Wahlkampf die Reden der republikanischen Parteiführer und die Preßartikel dieser Partei gelesen hat, der wird, wie jeder Amerikaner selbst, wohl erkennen, daß die Erbitterung des Volkes aus keiner anderen Ursache herrührt. Wenn auch in den einzelnen Staaten locale Interessen mitwirkten, so ist doch die öconomische Krisis, die durch die demokratische Administration und deren Amtsführung über das Land gebracht wurde, die Elementarkraft, welche die gefestigte Macht der Partei und diese selbst zerstörte.

Wenn im nächsten Jahre die Republikaner im Congreß keinen Antrag auf Zollerhöhung einbringen, so ist es nur deshalb, weil Anträge aus Mangel einer Zweidrittelmehrheit gegen das Veto Cleveland's nicht Gesetzfähigkeit erlangen. Doch ist die Möglichkeit einer Zweidrittel-Mehrheit für Schutzzoll-Erhöhungsanträge nicht gänzlich ausgeschlossen, da vielleicht die fehlende Anzahl aus den Reihen der demokratischen Abgeordneten zu haben ist. Diese Parteigänger werden ihre Ansichten und ihr Votum mit ihrem Selbstinteresse in Uebereinstimmung bringen; ihre Wiederwahl als Demokraten und Schutzzollreformer ist unmöglich; sie werden es daher für patriotisch und practisch halten, der Majestät des Volkswillens sich zu beugen.

Die soeben stattgefundene Wahl ist der Anfang einer großen Umwälzung in dem System der amerikanischen Politik und Volkswirthschaft. Die republikanische Partei wird als Hauptdogmen ihres Programms aufstellen: 1) Bimetallismus und Vereinigung aller panamerikanischen Staaten zu einer Währungs- und Handelsunion. 2) Hohe Schutzzölle gegen fremde Fabrikate, wodurch europäische Kapitalien und Arbeitskräfte der Union zugeführt werden sollen. 3) Verschärfte Bestimmungen über die Zulassung von Einwanderern und Abänderung der jetzigen Naturalisationsgesetze, so daß die Ertheilung des Bürgerrechts nur von den Centralregierungsbehörden ausgeht und unter bedeutenden Einschränkungen zu gestatten ist. 4) Den Frauen das Stimmrecht und die Wählbarkeit für öffentliche Aemter zu ertheilen.

Dieses republikanische Programm wird unter der Füh-

rung von Mc Kinley aus der nächsten Wahlcampagne wahrscheinlich siegreich hervorgehen und die amerikanische Politik der nächsten Zukunft beherrschen.

Besser als aller Zeitungshaschisch ist jedenfalls die richtige Erkenntniß der wahren Verhältnisse, selbst wenn solche Wahrheit nicht angenehme Empfindungen hervorbringen sollte. Wenn europäische Exportkreise die Ursache und Wirkung der amerikanischen Umwälzung verstehen, so können sie durch thätige Benutzung der ihnen zustehenden Frist Vortheile erlangen und sich gegen die Nachtheile falscher Zeitungsberichte schützen. Die große amerikanische Republik ist eben ein sich immer schneller und mächtiger entwickelnder Industriestaat, welcher, durch den Charakter seiner Bevölkerung und Dank seiner gefesteten Lage und natürlichen Hülfsquellen, mit der Zeit ein gefährlicher Concurrent für die europäischen Exportländer sein wird. Noch haben diese den Vorrang auf dem Weltmarkt; sie werden alle Kräfte einsetzen müssen, um ihn nicht zu verlieren.

Die Hinterlassenschaft der Mafia und Camorra.

Von Hans Wachenhusen.

Während bei uns Reichskanzler und Minister fallen inmitten der schwierigen Verhandlungen über die neuen Umsturzgesetze, sieht es mit diesen in Italien unendlich viel schlimmer aus. Vier- bis fünftausend Umstürzler hat man hinter Schloß und Riegel gebracht und weiß nicht, wohin mit ihnen. Und das ist kein Wunder angesichts so trauriger überkommener Volkszustände, wie ich sie schon vor mehr als dreißig Jahren kennen lernte.

Das war um die Zeit, da Gladstone im Jahre 1858 den König Ferdinand II. aufforderte, Mazza, seinen Polizeiminister, abzusetzen und dem Volk eine Verfassung zu geben, wenn sie auch vorläufig nicht dem Verlangen desselben entspreche. Es war das eine Zeit der grauenhaftesten Willkür; der König sah lieber zu, wie Gladstone seinen Gesandten abberief, als daß er sich von diesem Bluthund getrennt hätte; er duldete seine Gräuel, billigte sie in seiner blassen Furcht, in der er seine Person unter dem Schutz seiner Schweizertruppen in Caserta deckte, während Mazza unter dem Vorwand, die Camorra, den Geheimbund, zu bekämpfen, den Pöbel auf die Besitzenden, die Wohlgesinnten hetzte, sie von diesem plündern ließ und die Gefängnisse mit den unschuldigsten Opfern überfüllte, von denen Keiner zu retten war, den sich das verächtlichste Denunziantenthum ausersehen.

Thatsache war es, daß Mazzini's comitato nazionale den Thron der Bourbonen zu unterwühlen suchte. Geflissentlich ward deshalb in Neapel von den Priestern und den Kreaturen Mazza's immer wieder das Gerücht aufgefrischt, der Agitator sei von London schon in Sizilien erschienen, und das gab den Schergen immer neue Veranlassung, Jeden, der verdächtigt wurde, in das Gefängniß der Porta capuana zu schleppen, in welchem durch heimliche Hinrichtungen jede Woche wieder Raum geschafft wurde.

Es ging so weit, daß die Priester in Mazza's Auftrage selbst den heiligen Januarius zu Hülfe nahmen. Das Blut desselben wird bekanntlich in seiner Kirche jährlich zweimal, auch öfter, flüssig gemacht; gelingt dies nicht, so bricht Unglück über das Land herein. Die Priester schrien also Wehe über die Stadt, denn das Blut wollte *nicht* flüssig werden. Lazzaroni und Marinari umlagerten deshalb die Kirche, heulend und Rache schwörend gegen die, welche daran Schuld seien. Die Namen derselben wurden ihnen zugeflüstert und der Pöbel überfiel die Häuser der Unglücklichen raubend und plündernd.

Eine tolle Zeit war es! Ich selbst ward mehrmals Zeuge, wie Nachts die Häuser hochgeachteter Familien von den Schweizern umzingelt und die Verdächtigen abgeführt wurden, um großentheils nicht wieder gesehen zu werden.

Während der „Re Bomba", der König, der bekanntlich seinen Lazzaroni gegenüber nur den Vorzug hatte, daß er so viel Maccaroni essen konnte, wie er *mochte*, die Anderen nur so viel sie *hatten* — während der König seinen Mazza schalten und walten ließ, gaben seine Brüder Graf Aquila und der Graf von Syracus dem Volke die schamlosesten Beispiele sittlicher Verworfenheit. Der Eine, Photograph als Dilettant, stellte seine Maitressen in den frechsten Kostümen aus, der Andere kleidete die seinigen als Matrosen, fuhr mit ihnen im Golf umher und feierte seine Orgien vor ungeladenen Zuschauern am Posilipp.

Die Demoralisation des Volkes hatte ihren Höhepunkt erreicht (sie hätte indeß noch lange so fortgehen können), als ein Jahr nach Ferdinands II. Tode Garibaldi 1860 bei Marsala landete. Die Schweizer, eine Truppe, die nicht schöner und solider durch einen Tyrannen bewaffnet sein konnte, aber keinen Fuß ansetzte, ehe die Maccaroniwagen gefüllt waren, nahmen das Hasenpanier vor den Ragazzi, großentheils einer Trogloditenbande, die ein einziges gut disciplinirtes Cavallerie-Regiment zusammengehauen hätte. Diese Soldaten nämlich, wie sie da auf der Insel rekrutirt oder zusammengelaufen waren, machten mit ihren verkümmerten Gestalten, ihren fieberkranken Gesichtern, zum Theil nur mit einem Bajonett bewaffnet, in elenden Blousen, die ihnen bald in Fetzen am Leibe hingen, vielfach sogar barfüßig, einen traurigen Eindruck; aber die wohlgenährten Schweizer *liefen* vor ihnen, während Garibaldi selbst die seiner Armee zulaufenden Calabresen und Neapolitaner bei seinem Einzuge in Neapel nur die „mangia-maccaroni" nannte. Die Schweizer übergaben ihm auch in Messina das Fort Terra nuova, in Neapel bedurfte es nur seines persönlichen Erscheinens vor den Forts der Stadt, einer Unterhandlung mit den Commandanten, und sie zogen nächtlicher Weile ab, entweder nach Gaëta zur Vertheidigung ihres königlichen Herrn oder um die Waffen ganz hinzuwerfen.

Schmachvoll, wie verdient, von Allen, selbst von ihren eigenen Creaturen verlassen, brach die Bourbonenwirthschaft zusammen. Liborio Romano, Minister des Königs, stand selbst an der Spitze des comitato nazionale und leitete die Revolution. Ich sah während des Dictators Einzug in Neapel sogar Priester mit blanken Schwertern und breiten trikoloren Schärpen in den Straßen, sah einen Schweizer das königliche Wappen vom Palazzo reale herab hauen!

Bei der moralischen Verpestung, so möcht' ich sagen, wie sie damals im Königreich beider Sizilien herrschte, war zunächst angesichts der politischen Aufregung und Umwälzung weder hier noch in Umbrien und den Marken, den päpstlichen Delegationen, in welche die Piemontesen einrückten, auf eine baldige Aenderung und Besserung im Volke zu rechnen. Auch in den letzteren Provinzen herrschte unter der Priesterwirthschaft, die sogar in ihren Kutten die Polizeigewalt übte, die periodische Presse in ihren Händen hatte, eine Unwissenheit, eine Verdummung, wenn auch nicht eine solche Entsittlichung, wie im südlichsten Italien; auch hier mußte man sich erst an das neue, profane Regiment gewöhnen; indeß brachte die Parole des „Italia una" doch eine gewaltige politische Strömung in alle italienischen Staaten; der Kirchenstaat ward, auf den Vatican reducirt, eine isolirte religiöse Enclave. Sechs Jahre später kam auch Venedig unter die italienische Krone und das große Werk der Einheit war vollendet.

Aber dieses politische Werk konnte an der Bevölkerung des südlichen Italien nicht Alles durch die patriotische Erhebung des Ganzen so schnell bewirken. Bei dem vollständigen Mangel an Volkserziehung, so großer Volksverdummung wären anderthalb Menschenalter selbst mit den vollendetsten politischen und culturellen Maßnahmen der Regierung kaum ausreichend gewesen, die untersten Klassen bis zum Verständniß ihrer Verpflichtungen gegen den Staat zu erziehen, da sie materiell unter der modernen Staatsform doch mit *derselben* Noth, demselben Elend weiter kämpften. Freilich verdankten sie diese ihrer eigenen traditionellen Arbeitsunlust, aber notorisch geschah doch namentlich auf der Insel Sizilien nicht genug, um die Hinterlassenschaft der Bourbonen

auszurotten. Was da auf dieser unglücklichen Insel in letzter Zeit vorgegangen und noch heute vorgeht, beweist dies mit erschreckender Klarheit. Begreiflich also ist es, wenn sie mit ihrer Armuth, ihrem Elend eine Züchtungsstätte körperlicher und geistiger Verkrüppelung geblieben, die sie schon zu Zeiten der Mafia gewesen, jenes Geheimbundes, der mit der Camorra in Neapel Hand in Hand ging.

Ein Beispiel der Verdummung, in welcher diese Bevölkerung durch die Bourbonen gehalten wurde, gaben mir die Tage, während welcher die Garibaldiner, ihren Uebergang nach Reggio vorbereitend, in Messina lagen. Hier in dieser so bedeutenden Handelsstadt umherschlendernd, blickte ich durch ein glasloses Parterrefenster in einen dunklen Raum, dessen Ausstattung mich an eine Buchdruckerei erinnerte. In der Nähe des Fensters stand ein Priester in schmutziger Kutte vor einem noch schmutzigeren Setzkasten, nach den ihm an den Fingern festklebenden Lettern greifend, neben sich eine Scheibe Wassermelone, in die er zuweilen hineinbiß. Im Hintergrunde stand eine alte schwarze Holzpresse, die an die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst erinnerte. Mich interessirte das. Ich trat in die offene Thür und bot dem Priester meinen Gruß. Da auch ich das Käppi trug, zeigte er, ein schon alter Mann, mir eine unfreundliche Miene; indeß er hörte an meiner Sprache, daß ich ein forestiere sei; er ward zugängiger. Ich sah, daß er nach einem beschmutzten Zeitungsblatt setzte, und erfuhr von ihm, daß er der Setzer, Drucker, Redacteur und Expedient des giornale officiale von Messina sei, das er zum Druck vorbereitete, obgleich die bourbonische Regierung auf der Insel schon über den Haufen gestoßen war. Ein Prachtjournal war das, gedruckt in dieser Officin auf dem elendesten grauen Büttenpapier mit kaum noch lesbarer Schrift! Und das war im Jahre 1860. —

Aber selbst in Rom war es ja um jene Zeit nicht besser. Wie oft mußte ich auf den Bureaus der Polizei vor den geistlichen Herren mit ihren breiten Bartolohüten erscheinen, um meinen Paß visiren zu lassen! Auch das offizielle Giornale di Roma kaufte ich in jenen stürmischen Tagen, als Lamoricière von den Piemontesen bei Castelfidardo mit seiner päpstlichen Armee geschlagen ward und Alles nach Rom floh, in der Expedition des Blattes von den dort beschäftigten frommen Brüdern. Es war dieselbe Nummer vom 12. September 1860, in welcher Cardinal Antonelli die Aufforderung Cavours, die fremden Söldlingstruppen sofort zu entlassen, noch für eine dis gustosa communicazione erklärte, während man sich hinter dem Rücken der zeitungverkaufenden Priester im Bureau schon zuflüsterte: „vengono i Piemontesi!“ Als harmlose Unterhaltungslectüre brachte diese Nummer in so drangvoller Zeit eine Abhandlung über Dante.

Unbestreitbar ist, daß seit auch Venedig sechs Jahre später an Italien zurückfiel, für die Heranbildung des Volkes nach langer Priestererziehung, für das Wohl des Volkes, für Handel und Industrie von oben viel geschehen ist, namentlich mit Erfolg in Oberitalien; aber man bedenke, daß dieses stets der arbeitsamere Theil der Nation war. Im Kirchenstaat hemmten die Regierung anfangs vielfach die Kollisionen mit der kirchlichen Autorität, die unter Napoleons III. Schutze stand. Noch größere Schwierigkeiten fand die erstere nach dem Untergang des alten Feudalstaates in Sizilien, denn mit diesem hatte die traditionelle Auflehnung gegen alle Gesetze und der thätliche Widerstand durch das Räuberwesen keineswegs ein Ende genommen.

Wie in Neapel die Camorra hielt auf der Insel die Mafia alle Gemüther, namentlich die der Grundbesitzer, in Schrecken, sofern diese aus Klugheit mit der geheimen Gesellschaft nicht selbst im Bunde standen. Im Jahre 1875 erreichte endlich die Regierung von den Kammern die Zustimmung für ein Ausnahmegesetz, das dem Räuberwesen ein Ende machen sollte, und der 1876 abgesandte Bevollmächtigte that auch was möglich — aber eben nur was möglich, denn seitdem, fast zwanzig Jahre hindurch, ist es auf der Insel beim Alten geblieben, und selbst Crispi hat in jüngster Zeit mit all seiner Energie gegen das sich in alle Schichten der Bevölkerung verzweigende, jede Autorität der Behörden verspottende Räuberunwesen nichts auszurichten vermocht. Die Regierung steht nach wie vor rathlos vor diesem ungreifbaren Gespenste da. Sie findet keine Unterstützung, keinen Verräther im Volke; verhaßter nur wird sie durch jede Gewaltmaßregel bei dem Pöbel, der seit undenklichen Zeiten so viel vor den eigenen Landesgesetzen Flüchtige oder Abenteurer des afrikanischen, asiatischen und spanischen Littorale, der Inseln des Archipel aufgenommen hat und noch aufnimmt. Fremdes Blut, und wahrlich nicht das beste, haben diese in die Bevölkerung gebracht, in eine Bevölkerung, die körperlich und geistig wenn nicht verkrüppelt, doch durch lange Mißwirthschaft, Faulheit und Armuth verwahrlost, der Kirche die Schuhe leckt aus altem Herkommen, aus Furcht und Aberglauben, dahingegen der geborene Feind jeder weltlichen Autorität geblieben ist.

Nichts erklärlicher also, als daß in einer solchen Bevölkerung, welcher kein Priester, selbst wenn sie ihn anhören wollte, die Heiligkeit eines weltlichen Oberhauptes predigt, welcher der Tod durch das Stilet nur als ein accidente und das Leben eines Menschen — man verzeihe mir das Wort — nicht mehr als das eines Hammels gilt, — daß diesem Conglomerat verkommener Rassen die Anarchie wie ein idealer Zustand erscheint, wo es keine Großgrundbesitzer mehr gibt, die den Armen aussaugen, keine Gendarmen, die ihn vor den Richter schleppen, wenn er durch Brigantaggio seine Lage zu verbessern sucht. Das letztere würde ihm sogar unentbehrlich sein, wenn die Regierung das Uebel bei einer seiner stärksten Wurzeln faßte und ihn vor der Willkür dieser großen Besitzer zu schützen suchte, denn die Gesetzlosigkeit erscheint dem Sizilianer nur wie eine Erweiterung und Vervollkommnung der Mafia, mit der sich seine Vorfahren begnügen mußten.

Neues vom Norddeutschen Bund.

Nach Heinrich von Sybel's Geschichtswerk.*)

„Einige Monate nach dem Rücktritte des Fürsten Bismarck wurde mir die Erlaubniß, die Acten des Auswärtigen Amtes für mein Werk weiter zu benutzen, entzogen. Im ersten Augenblick schien mir danach die Fortsetzung und Vollendung der Arbeit unmöglich geworden zu sein. Indessen gab mir eine nähere Erwägung doch den Muth zu einem Versuche, ob nicht trotz des Ausfalls jener wichtigen Materialien bis zu einem gewissen Grade eine authentische Kenntniß der Geschichte von 1866 bis 1870 zu erlangen wäre.“

Mit diesen Worten, die den Schmerz des gemaßregelten Hofhistoriographen nur ahnen lassen, leitet Heinrich v. Sybel die neue Folge seines monumentalen Geschichtswerkes ein. Seine Gegner, die es dem muthigen Gelehrten nicht verzeihen können, daß er in seinen früheren Bänden keine diplomatisch verschnörkelte Hofgeschichte, sondern ein Volksbuch im edelsten Sinne gab, wo die Menschen und die Ereignisse sub specie aeterni behandelt sind und so, wie es die Geschichte selbst gethan, der eigentliche Schöpfer des Reiches als Hauptperson stets im Vordergrunde gelassen ist, sie werden nicht wenig erstaunt sein, daß Heinrich von Sybel sein Werk doch nicht lieber aufgab, das man ihm so sehr zu erschweren und in gewissem Sinne unmöglich zu machen suchte, indem man ihm die Lebensquellen verschloß, den archivalischen Untergrund. Aber der jugendfrische 77jährige Gelehrte hat sich mit nichten abschrecken lassen. Für das Studium der Friedenszeit von 1866 bis 1870 war die Benutzung jener Acten nicht ganz so unerläßlich, wie für die vorausgegangenen Kampf- und Kriegsjahre; auch bot die gedruckte Literatur des In- und Auslandes eine umfangreiche Menge urkundlichen, zum großen Theile bisher wenig beachteten Materials. Für ihn

*) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. 6. und 7. Band. München, R. Oldenbourg.

aber war die Hauptsache: er hatte die zu erzählenden Ereignisse selbst erlebt, und zwar in so günstigen Verhältnissen während und nach denselben gelebt, daß eine große Zahl hervorragender Theilnehmer an den mächtigen historischen Actionen, Preußen und Nichtpreußen, mit einer Bereitwilligkeit, die ihn zu dem höchsten Danke verpflichtet, ihm vom Beginn seiner Forschung an über jeden entscheidenden Moment Auskunft ertheilte. Auch von schriftlichen Quellen bedeutenden Inhalts durfte er Kenntniß nehmen, gleichzeitigen Tagebüchern, interessanten Correspondenzen Verstorbener, ungedruckten oder nicht publicirten Selbstbiographien. Die ihm verschlossenen Acten hätten ihm vielleicht hier und da reichere Einzelheiten geliefert: für die zuverlässige Auffassung des wesentlichen Fortganges der Ereignisse waren sie ihm ersetzt. Auf solche Weise ausgestattet, durfte er sein Werk getrost fortsetzen. Er hat es weder castrirt, noch so, wie die Gegner es wünschten, in eine „Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches — ohne Bismarck" verwandelt. Gleich zwei Bände auf einmal wirft er jetzt auf den Markt, und der Schlußband soll binnen Kurzem nachfolgen.

Ein tüchtig Stück Arbeit liegt vor uns, das alle Vorzüge des Verfassers zeigt: lichtvolle Darstellung, ruhige Besonnenheit, Reife des Urtheils, Uebersicht und Detailkenntniß, Scharfsinn und Wahrheitsliebe. Wenn auch diesmal die natürlichste und hauptsächlichste Quelle fehlt: das Archiv des Auswärtigen Amts, und künftige Darstellungen, die unter glücklicheren Auspicien durchgeführt werden, unsere Kenntnisse wohl in einzelnen Punkten erweitern und berichtigen dürften, so gibt Sybel hier doch für alle Zeiten die Grundzüge und die Directive. Wer auch die Geschichte unseres neuen Reiches noch schreiben wird, er muß auf den Schultern dieses Meisters stehen.

Wir können aus äußerlichen Gründen dem Leser nur einen oberflächlichen Begriff von all den Schönheiten des Werkes geben und müssen für genauere Kenntnißnahme auf das Original selbst verweisen. Der erste der neuen Bände beginnt mit der Constituirung des Norddeutschen Bundes und den ersten Zeiten des jungen Reichstages. Der nothwendige Bruderkrieg von 1866 war geschlagen, der großdeutsche Traum für immer zerstört, Oesterreich aus Deutschland hinausgeworfen, und während der Norden sich mehr oder weniger freudig um Preußen schaarte, machten die Staaten südlich vom Main einige schwache Versuche, einen eigenen Bund zu gründen. Was die annectirten Provinzen betraf, so hatte Bismarck, wie Sybel uns enthüllt, Anfangs den Gedanken, die jetzt preußischen Lande zwischen Elbe und Mosel unter Austilgung der bisherigen Staatsgrenzen in vier große Provinzen, Rheinfranken, Thüringen, Westfalen, Niedersachsen, nach den altgeschichtlichen Stämmen einzuordnen. Dafür hätte offenbar die gründliche Verwischung der welfischen, hessischen und nassauer Erinnerungen gesprochen: hatte doch die 1790 in Frankreich vollzogene Bildung der neuen Departements binnen einem Menschenalter jeden Gedanken an die alten Landschaften ausgelöscht. Jedoch mußte zunächst einleuchten, in wie hohem Maße bei einer solchen Umwälzung von Grund aus die Schwierigkeiten der neuen Verwaltung wachsen würden; zur Lösung dieser Aufgabe, fand Bismarck selbst, hätte eine größere Zahl geistreicher und willensstarker Beamten gehört, als ihm zu Gebote stand. Dann aber erklärten ihm die Führer gerade der preußischen Parteien in den annectirten Ländern ihren und ihrer Landsleute dringenden Wunsch, daß ihre alten Staaten zwar zu preußischen Provinzen gemacht, aber um des Himmels willen nicht zerrissen werden möchten. Das Volk hänge an den altgewohnten Zuständen, und bei der Abschneidung der politischen Vergangenheit würde eine Menge lebendiger Interessen auf das Schwerste betroffen, und eine tiefe Entrüstung in allen Herzen entflammt werden. Sybel bemerkt dazu: „Die Thatsache ist charakteristisch für die wahre Quelle des deutschen Parlamentarismus. Hundert Mal hat man auf dieser Seite den Ruf erhoben, daß die Eigenartigkeit der deutschen Stämme respectirt werden müsse: hier aber sehen wir, daß eine Gliederung nach den alten Stämmen energisch verworfen wurde, weil sie den Grenzen der bisher bestehenden Staaten widersprach. Die Rechtsgemeinschaft des Staates überwiegt durchaus die Eigenartigkeit des Blutes; die Deutschen sind Particularisten geworden, nicht weil Franken oder Sachsen aus etwas anderem Stoffe gebildet waren, als Schwaben oder Bayern, sondern weil jeder ihrer Fürsten sein Territorium allmählich zu einem gesonderten Staate gebildet und der höheren Staatsgewalt des Reiches entzogen hatte." Sybel ist aber der Hoffnung, trotz aller Verschiedenheit der Stämme werde die Existenz des deutschen Staates auch der deutschen Gesinnung die Kraft zur normalen Einschränkung des Sondergeistes verleihen. Immerhin hatte Bismarck damals noch manchen starken Widerstand zu besiegen. Besonders Hannover wollte durchaus nicht zur Ruhe kommen. Hier fiel der particulare Sinn zusammen mit der Loyalität gegen den König, dessen tragisches Geschick die Erinnerung an seine Wort- und Rechtsbrüche in tiefem Mitleid ausgelöscht hatte: „unzählige Male wurde die Rede von dem tausendjährigen Verwachsensein des Landes mit dem hohen Welfenhause wiederholt, obgleich die geschichtliche Thatsache niemand unbekannt sein konnte, daß Georg V. gar kein Welfe, sondern der Nachkomme eines italienischen Fürsten, des Markgrafen Azzo von Este, war, und daß dessen Geschlecht erst im zwölften Jahrhundert herrschende Macht in Niedersachsen gewonnen hatte." Die Zettelungen des zwiefach blinden Königs und seiner Anhänger, die unselige welfische Legion, die tumultuarischen Aufwiegelungen der hannoverschen Ritter und Beamten, das Alles gab dem leitenden Staatsmann harte Arbeit. Erst als nach energischen Maßregeln Ende 1866 Ruhe im Lande geworden, schritt Bismarck ohne Zögern zu der Behandlung der eigentlichen Lebensfrage der deutschen Politik, der Ausarbeitung des Entwurfes für die künftige Verfassung des Norddeutschen Bundes. Denn nur durch wenige Tage war man noch von dem den verbündeten Regierungen zu diesem Zwecke gesetzten Termine getrennt, und auch hier war noch recht viel, oder eigentlich Alles zu schaffen. Allerdings fand Bismarck zwei fertige Entwürfe vor, den einen von Max Duncker, den anderen von Savigny verfaßt, allein keiner von beiden entsprach seinen Intentionen auch nur insoweit, um ihn zur Grundlage weiterer Erörterung zu nehmen. Er schob sie vollständig auf die Seite, angeblich weil sie zu tief in die Selbständigkeit der Einzelstaaten einschnitten.*) Dann, im Nachmittage des 13. December, dictirte er aus dem Kopfe seinem vertrauten vortragenden Rathe Lothar Bucher die eigentlich constituirenden Artikel der Verfassung, über den Bundesrath (wie er den alten Bundestag umtaufte), das Bundespräsidium und den Reichstag, und gab für die übrigen Abschnitte die bestimmenden Gesichtspunkte. „Bucher, und wenn ich nicht irre Delbrück, arbeiteten darauf das Ganze aus; am Morgen des 14. war der Entwurf fertig, wurde am Nachmittag von dem unter dem Vorsitze des Königs versammelten Ministerrathe genehmigt und war damit zur Vorlage an die Conferenz der verbündeten Regierungen bereit." Dann begann die Arbeit des Reichstags. Es war Alles in Allem eine schöne Zeit nationaler Begeisterung und parlamentarischer Schaffensfreude. Sybel verfolgt die gemeinsame Arbeit zum Aufbau des neuen Bundesstaates und zeichnet mit knappen Strichen die Charakterköpfe der hervorragendsten Abgeordneten. Man kennt seine Stellung zu den verschiedenen Parteien. Schon im ersten Bande seines Werkes macht er kein Hehl aus seiner nationalliberalen Gesinnung, wie er denn auch später an der Seite von Falck und Gneist ein strammer Culturkämpfer war. Aller Ultramontanismus, Particularismus, Radicalismus ist ihm in der Seele zuwider, aber trotzdem ist er zurückhaltend und maßvoll in seinem Urtheil. Twesten gilt ihm „als ein ebenso liebenswürdiger wie achtungswerther Mann, fest in seinen liberalen Grundsätzen, aber ohne doctrinäre Steifigkeit", den demokratischen Prinzipienreiter Waldeck heißt er „einen Charakter von fleckenloser Ehrenhaftigkeit", und nur einmal bei der Erwähnung der radicalen Opposition gegen die Landes-

*) So berichtet es Benedetti. Die Entwürfe sind bisher auf das Strengste geheim gehalten worden. Auch Sybel weiß nichts Näheres darüber.

vertheidigungspläne des Generals Niel bemerkt er nicht ohne Bosheit, die Bebel und Consorten hätten ja eine ähnliche vaterlandsfeindliche Taktik befolgt. „Es kann den Ruhm des großen Naturforschers Virchow nicht erhöhen, wenn er sieben Monate vor der Kriegserklärung die Friedfertigkeit des französischen Volkes betonte und zu dem allgemeinen Satz erweiterte, eine stete Kriegsbereitschaft werde nicht durch gegenseitige Eifersucht der Völker, sondern nur durch das Verhalten der Cabinette bedingt, denn seit 1813 hat es in unserem Jahrhundert keinen Krieg gegeben, zu dem nicht eine stark populäre Strömung den zaudernden Herrscher fortgerissen oder dem sie nicht nachträglich ihren Dank für die Vollziehung des nationalen Gedankens ausgesprochen hätte." Warme Worte der Anerkennung hat er für seine national gesinnten Kampfgenossen, nur Lasker nennt er etwas kühl den „jüngsten Virtuosen in Deutschlands parlamentarischem Orchester". Bennigsen, der sich bereits als Parteihaupt und parlamentarischer Führer von seltener Begabung erwiesen, heißt er „charakterfest und überzeugungstreu, scheinbar stets der fügsame Diener des Gesammtwillens der Genossen, aber im entscheidenden Augenblicke sicher, sie mit starker Hand auf der geraden Bahn zum erwählten Ziele zu erhalten, als Redner mit der vollen Herrschaft über Inhalt und Form ausgerüstet, sparsam in der Verwendung seiner Kraft, in der Krisis jedes Kampfes aber durch Gedankenfülle, ruhige Klarheit und wuchtige Energie allen Widersachern gewachsen . . . Miquel, etwas jünger als der Gefährte, war gründlich gebildet als Jurist, Historiker und Nationalöconom, einig Jahre hindurch ein gesuchter Sachwalter, vor Allem aber ein Kenner communaler und agrarischer Verhältnisse wie wenige Andere in Deutschland, überhaupt Verwaltungsbeamter von praktischem Blick, genialer Organisationskraft, niemals versagender Klugheit: kein Wunder, daß er bei solchen Fähigkeiten auch als Vertreter und schlagfertiger Redner vom ersten Tage an eine hervorragende Stellung behauptete." Und bald war die Verfassung glücklich unter Dach.

„Fortan gab es Kraft des Inhalts dieser Verfassung und insbesondere Kraft ihres Artikels 78 wieder eine gemeinsame Obrigkeit über alle Staaten des Bundes, mochte sie auch noch so bedeutende Stücke der politischen Befugnisse den Einzelstaaten für jetzt überlassen haben. Allerdings streiten noch heute die gelehrten Juristen, ob das Werk des 17. April 1867 ein Staat im prägnanten Sinne, oder ein Bundesstaat oder ein Staatenbund nach den von der Wissenschaft angeblich festgestellten Schulbegriffen ist, ob die angeblich untheilbare Souveränität in ihm dem Kaiser oder dem Bundesrath oder nach Vertragsrecht den verbündeten Fürsten angehört. Das politische Leben der Nation hat sich nicht viel darob gekümmert. Die Verfassung hat sich bald ein Menschenalter hindurch weit genug gezeigt, um sowohl eine fruchtbare Entwickelung der particularen Eigenthümlichkeiten als der constitutionellen Volksrechte zuzulassen. Weder ein preußischer noch ein monarchischer Eigenwille hat den einen oder den anderen Eintrag gethan. Auf der anderen Seite hat sich die Bundes-Centralgewalt, selbst nach ihrer starken Beschränkung durch die Verträge von 1871, in Bismarck's Händen stark genug bewiesen, die gesammte Nation zu einem deutschen Reiche fest zusammen zu fassen, und ihr eine gesicherte und ruhmreiche Stellung unter den Völkern der Erde zu verschaffen. Wir wissen nicht, was uns die Zukunft bringen, ob sie uns stets vor schweren eigenen Fehlern und vor feindlicher Uebermacht bewahren wird. Aber wie dem auch sei, schon jetzt hat eine völlig ausreichende Erfahrung dargethan, daß die Arbeiter von 1867 ein Werk geschaffen haben, dessen weitere Entwickelung, nach König Wilhelm's Worten, wir mit Vertrauen der Zukunft überlassen können. Stat mole sua."

Unterdessen waren Kaiser Wilhelm und seine Räthe unablässig darauf bedacht, die Schlagfertigkeit der Armee zu verbessern und zu erweitern. Die Eifersucht Oesterreichs und namentlich Frankreichs verzögerte zwar immer noch den Anschluß der süddeutschen Staaten, von denen namentlich Baden mit immer größerer Ungeduld seine Aufnahme in den Bund betrieb, aber Bismarck war, um Napoleon nicht zu reizen, darauf besorgt, diesem Eifer eher Dämpfer aufzusetzen. Nebenher gingen natürlich immer die alten particularen Neigungen, und auch tiefere Gegensätze machten sich geltend.

„Immerhin ist hier das Geständniß nicht zurückzuhalten, daß diese feindliche Stimmung nicht bloß aus radicalen oder clericalen Gesinnungen entsprang. Ganz abgesehen von Politik und Kirche erschien den Bayern und Schwaben damals der Preuße, und vollends der Berliner, als der Typus alles Preußenthums, durchaus abstoßend im Verkehr. Wie heute den Deutschen in Europa, so erging es damals den Preußen in Deutschland; in Respect hatte man sich gesetzt, aber die Keime der Neigung entwickelten sich verzweifelt langsam. Die wenigsten Bayern hatten damals eine nähere Kenntniß von norddeutschen Zuständen; was sie bei jeder persönlichen Berührung verletzte, waren die von den ihrigen abweichenden gesellschaftlichen Manieren, in denen sie ein für alle Mal den Ausdruck eines unerträglichen Hochmuthes zu erblicken glaubten. Das stramme, kurz angebundene Wesen der preußischen Beamten und Offiziere contrastirte zu scharf mit der im Süden gewohnten bedächtigen und bequemen Art; dem von Natur und nicht selten aus Berechnung schweigsamen Bajuvaren mißfiel die fortdauernde Gesprächigkeit des Berliners, der, gewandt in der Rede und lebhaft im Ausdruck, überall rasch fertig und nicht immer gründlich im Urtheil war. Der Berliner Brauch, alle Schöpfungen der Stadt und des Staates jeden Tag kritisch oder witzig zu vernichten, war dem Süden fremd: um so mehr erregte die naive Selbstgefälligkeit, womit mancher norddeutsche Tourist draußen die Ueberlegenheit jeder preußischen Einrichtung über die süddeutsche weniger behauptete als voraus setzte, den Aerger des Münchener oder Stuttgarter Gastfreundes. Kein Theil konnte es dem anderen recht machen, und Spott und Tadel flogen hinüber und herüber. Kladderadatsch beschäftigte sich gerne mit dickleibigen bayerischen Stabsoffizieren, in den Fliegenden Blättern präsentirten sich dagegen starkgeschnürte preußische Gardelieutenants. Der Preuße sah in dem colossalen Bierverbrauch Bayerns ein Symptom innerer Rohheit; der Münchener höhnte über den Abendtrunk der Tasse Thee im Norden, dieses weibischen Geschlamps, beide ohne zu ahnen, daß Beides gleich sehr klimatischen Grund hatte und dennoch Beides schon im nächsten Menschenalter das ganze geeinte Deutschland überfluthen würde. Das Alles scheinen nichtige Dinge. Aber sie betrafen die Gewohnheit des täglichen Daseins, die Abwendung von allem Neuen und Fremden, und damit die Macht des particularen Beharrens auch auf dem politischen Gebiet."

Unter denjenigen, die eifrig bestrebt waren, die Brücke über den Main zu schlagen, nennt Sybel den braven Schwaben Völk, die „Frühlingslerche", und Chlodwig von Hohenlohe, unseren jetzigen Reichskanzler — „gründlich und systematisch im Erwägen, bedächtig und umsichtig im Handeln, erfüllt von humanem Wohlwollen und warmer Vaterlandsliebe, in jeder Stellung ein pflichttreuer und zuverlässiger Charakter." Er war gut preußisch gesinnt, aber die Umstände zwangen ihn, vorerst einen süddeutschen Bund anzustreben, der dann glänzend — mißlang. Auch Beust's Ränke — sein Freund Graf Vitzthum hat darüber Unveröffentlichtes geschrieben, das Sybel benutzen durfte — versuchten das Einigungswerk vielfach zu hemmen. Sybel hat auch die ungedruckten Memoiren des Generals v. Suckow eingesehen, der dem König Karl die Augen öffnete über württembergische Armeezustände. Interessant ist daraus folgender Bericht über die Reise des Generals nach Berlin im Auftrage seines Königs:

Anfang Mai 1868 genehmigte der König eine Reise Suckow's nach Berlin zur Informirung in Sachen „Mobilmachung und Verwandtes" Nach den erwähnten Verhältnissen fand Suckow Anfangs eine sehr zurückhaltende Aufnahme. Am 6. Mai sprach er Moltke: er sei gekommen, um zu fragen, was Württemberg bei einem plötzlichen Einbruch der Franzosen in Süddeutschland zu thun habe. Moltke antwortete mit der Gegenfrage, was Württemberg leisten könne, und wie schnell; aufrichtig sagte er, daß er die dortige Leistung nicht bloß als eine schwache, sondern auch als eine unzuverlässige ansehen müsse; am Besten sei es, ihnen zu sagen: sieh zu, wie Du Dir selbst hilfst; die Dinge werden um so schneller gehen, je ungestörter Varnbüler sein Treiben fortsetzt. Für Preußen sei der Thüringer Wald eine viel bessere Flanke als der Oberrhein. Es war keine Freude für Suckow, auf solche Art Süddeutschland als auswärtigen Kriegsschauplatz betrachtet zu sehen; er erwiderte, es könne Preußen doch nicht gleichgültig sein, wenn Süddeutschland dem Demagogenthum verfiele und in französische Vasallenschaft geriethe. Moltke erkannte das an und trat in eine nähere Besprechung der strategischen Verhältnisse und der daraus folgenden militärischen Bedürfnisse ein. Als Suckow darauf seine Auffassung entwickelte, klärte sich Moltke's Angesicht auf: ich sehe schon, sagte er, daß wir zwei Generalstabsoffiziere uns leicht verstehen werden bei den richtigen Anschauungen, die Sie haben.

Am 11. Mai hatte Suckow eine Besprechung mit Bismarck im Parke des Kanzler-Palais, wobei Bismarck sich in folgender Weise äußerte: „Die Wahlen zum Zollparlament haben gezeigt, daß der Süden vorerst keine weitere Verbindung mit dem Norden haben will als Zollverein und Allianzvertrag. Der Norden hat keinen Grund, mehr zu verlangen; denn strategisch genommen ist die Verbindung mit dem Süden keine Verstärkung für uns, und politisch haben wir kein Bedürfniß, uns mit den heterogenen Elementen im Süden zu verschmelzen, wo man nicht weiß, ob die Partieularisten oder die Demokraten die ärgeren Feinde Preußens sind. Wir tragen alle die nationale Einigung im Herzen, aber für den rechnenden Politiker kommt zuerst das Nothwendige und dann das Wünschenswerthe, also zuerst der Ausbau des Hauses und dann dessen Erweiterung. Erreicht Deutschland sein nationales Ziel noch im 19. Jahrhundert, so erscheint mir das als etwas Großes, und geschähe es in zehn oder gar fünf Jahren, so wäre das etwas Außerordentliches, ein unverhofftes Gnadengeschenk von Gott. Zuerst sollen also einmal die Vertreter im Zollparlament ein Paar Jahre bei einander gesessen sein; dann wird Versöhnlichkeit eintreten, und werden die Süddeutschen sehen, daß es sich nicht um Vergewaltigung handeln kann. Unsere ganze Sympathie gehört

dem süddeutschen Bruder, dem wir jeder Zeit die Hand reichen wollen, aber zwingen wollen und dürfen wir ihn nicht, dieselbe zu ergreifen. Die Möglichkeit eines Krieges anlangend, so ist der norddeutsche Bund eine Macht, welche jeder anderen gewachsen ist. Für Süddeutschland liegt die Sache einfach so, welchen Alliirten es sich wählen will; Oesterreich kann es nicht sein; wir hätten nichts dagegen, aber Oesterreich will entschieden nicht, und Frankreich wird dem deutschen Süden weniger Schutz gewähren als der norddeutsche Bund."

Suckow trat dann noch zweimal mit Moltke zusammen; das Ergebniß war ein unbedingtes gegenseitiges Vertrauen zwischen den beiden Männern, eben was Suckow zu erreichen als eigentlichen Zweck seiner Reise sich vorgesetzt hatte. Am 14. Mai erwogen sie die Möglichkeit eines plötzlichen Einbruchs der Franzosen nach Süddeutschland; es wurde verabredet, daß in diesem Fall die Württemberger Truppen sich bei Heilbronn und nöthigen Falls bei Würzburg concentriren sollten, um dadurch der Vereinigung mit der heraneilenden Hülfe des Nordens näher zu sein. Ein Protokoll oder sonst eine schriftliche Aufzeichnung wurde über diese Absprachen in Berlin nicht gemacht. Als Wagner dem König Carl darüber Vortrag hielt, schien dieser geringes Interesse an der Sache zu nehmen, erhob aber keinen Widerspruch.

Aber — „es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Frankreich mußte früher oder später „Revanche für Sadowa" nehmen, und mit dieser leidigen Unabweislichkeit rechnete die preußische Regierung. Nach einander suchte der kranke Napoleon im Trüben zu fischen, bot Bismarck ein Bündniß an, wollte Belgien, dann Luxemburg in die Tasche stecken, doch der eiserne Graf diplomatisirte so meisterlich, daß der verärgerte Kaiser zu dem damals in Paris weilenden Sybel ingrimmig äußerte: „Bismarck hat mich hineinlegen wollen, aber ein Kaiser der Franzosen läßt sich nicht ungestraft dupiren." Nun versuchte er es mit einem Bündnißvertrag mit Oesterreich in Salzburg, dann mit einem Dreibund, doch Italien gegenüber bildete die römische Frage immer und bis zu der alle Alliancen abschreckenden Schlacht von Wörth den Stein des Anstoßes. Glänzend ist Sybel's Charakteristik des Rè galantuomo:

König Victor Emanuel hatte in jungen Jahren die furchtbaren Niederlagen seines Landes erlebt und seitdem sein ganzes Dasein der Aufrichtung und Vereinigung Italiens gewidmet. Er hatte den eisenfesten Glauben an das gute Recht und die heilige Pflicht seines Strebens, er begriff, daß in dieser Sache die unbegrenzte Offenheit auch die beste Staatsklugheit sei, und so hat er stets das Ziel seiner Bemühungen mit rückhaltloser Energie der Welt verkündet und niemals einen Menschen in Zweifel gelassen, um welchen Preis seine Freundschaft zu haben und zu behaupten sei. Um so mehr war er darauf bedacht, seine unaufhörlich wechselnden Mittel in möglichst tiefes Geheimniß zu hüllen; neben seiner amtlichen Diplomatie hatte er auf allen Punkten seine persönlichen Agenten und Correspondenten; er gebrauchte Regierungsmittel, parlamentarische Einflüsse und revolutionäre Beziehungen, wie die Lage des Augenblicks es zu fordern schien. Nach der alten Tradition des Hauses Savoyen suchte er stets auf der Seite des Siegers zu stehen, so lange dieser bereit wäre, ihm den gebührenden Antheil an der Beute zu überlassen. So unterhielt er einen laufenden Briefwechsel mit Napoleon, bei dem er ein unerschütterliches Vertrauen auf Italiens Dankbarkeit für 1859 zu befestigen wußte; zugleich aber correspondirte er auch mit den Todfeinden des Kaisers, den Häuptern der republikanischen Actionspartei, Mazzini und Garibaldi, deren Agenten stets geheimen Zugang zu dem königlichen Cabinette fanden; dann wieder hatte er persönliche Beziehungen mit dem Todfeinde seines eigenen Werkes, dem Papste Pius, der bei allen Gegensätzen auch ein italienisches Herz hatte, ebenso wie der König ein katholisches. Boshafte Cleriker meinten, der König habe vor Gott keine Furcht, aber er scheue vor der Frage, ob es nicht doch einen Teufel gebe. Jedenfalls erschien in diesem Fürsten eine merkwürdige Verbindung von einer beinahe fanatischen Begeisterung und von gründlich geriebener Schlauheit, stets war er bereit, ein tollkühnes Spiel zu wagen oder nach den Umständen mit wechselnden Intriguen vorsichtig zu sondiren, immer aber in unbedingter Hingebung Alles an Alles, an die Lösung der hohen Aufgabe zu setzen. Er war eben durch und durch Soldat, als König, als Diplomat, als Staatsmann: wer sich ihm auf dem Zuge nach Rom in den Weg stellte, mit dem fand er sich im Kriegsstand, und im Kriege sind alle Mittel geboten, Schwertschlag und Hinterlist, ritterliches Fechten und nächtlicher Ueberfall, vor allen Dingen aber unbeugsamer Muth und immer wieder Muth.

Napoleon gelang nichts mehr, selbst die glanzvolle Weltausstellung endete mit einem Mißklang. Des späteren Ministers Floquet hohnvoller Gruß vor Kaiser Alexander II.: „Oui, monsieur, vive la Pologne!" folgte auf dem Fuße Berezowski's Attentat. Alle möglichen „Fragen" brachte Napoleon auf's Tapet, um überall Mißerfolge zu ernten. Man kann am Ende noch darüber streiten, ob es für uns nicht besser gewesen wäre, schon anläßlich des Luxemburger Handels loszuschlagen, denn damals wäre der Krieg gegen die französischen Vorderlader ganz ohne Zweifel ebenso rasch durchgeführt worden wie 1866, doch die Friedensliebe Wilhelms I. war unerschütterlich.

„Wer von dem wachsenden Einfluß einer Berliner Mittelpartei redete, kannte weder das preußische Offiziercorps jener Zeit, noch den alten König Wilhelm. In seiner strengen Pflichttreue handelte der Monarch stets nach genau erwogener Ueberzeugung, bildete sie sich aber nie, ohne das Urtheil des amtlichen Vertreters des betreffenden Ressorts zu hören. In seiner langen Regierung hat er außer seinen amtlichen Rathgebern nie einen Günstling oder Vertrauten gehabt, dem er einen Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten oder nur Aeußerungen darüber verstattet hätte, und am wenigsten hätte nach seinen Begriffen von militärischer Disciplin auch ein hoher Offizier einen solchen Versuch sich erlauben dürfen. Er äußerte einmal, er habe zwei Freunde von seinen Jugendjahren her, an denen er sehr gehangen, treffliche Männer, die niemals von ihm etwas verlangt hätten.*) Damals nun, in der Krisis der Luxemburger Frage, waren fast alle seine Generäle, Moltke an ihrer Spitze, eifrig für die Behauptung des Besatzungsrechts, also für den Krieg. Während nur Roon und Steinmetz Bismarck's Friedensstimmungen theilten, im Hinblick auf die gewaltige Verstärkung, welche dem deutschen Heere binnen drei Jahren durch die militärischen Organisationen des Nordbundes zuwachsen würden; meinten dagegen die Anderen, bei dem jetzigen unfertigen Zustande der französischen Armee würden sie mit der Zündnadel in vierzehn Tagen die französischen Vorderlader auf Paris zurückwerfen, später aber nach Vollendung der französischen Rüstung und Bewaffnung würde der Kampf unendlich opfervoller sein. Aber keiner von ihnen, auch Moltke nicht, wagte bei dem Könige dieser Ansicht Ausdruck zu geben.**) Als der Bibliothekar des Königs diesem einmal, am 20. April, erzählte, alle Welt in Berlin rede von dem bevorstehenden Kriege gegen Frankreich, sagte der König sehr ernst: „Ich habe das Wort Krieg noch gegen keinen Menschen ausgesprochen, und selbst meinen eigenen Gedanken noch nicht vorgelegt. Bismarck und Roon haben bei allen Verhandlungen über die unangenehme Sache nicht einmal die Möglichkeit eines Krieges gegen mich erwähnt; und ich habe Roon auch noch nicht gefragt, ob er mit der Herstellung der Fahrzeuge und Ergänzung der im letzten Feldzug verbrauchten Vorräthe fertig ist.***)"

Bald fanden die Franzosen einen neuen Zankapfel, der denn auch richtig hüben und drüben, nach Napoleons Ausspruch, die Kanonen von selbst losgehen ließ. Ein großer Theil von Sybel's 7. Band ist der spanischen Throncandidatur des Erbprinzen Leopold und ihren Irrungen und Wirrungen gewidmet. Neue Quellen hat hier der Historiker leider wenige benutzen können, aber die scharfsinnige kritische Akribie, womit er die späteren Schönfärbereien des Dummkopfes Grammont, des hochbegabten, aber charakterlosen Ollivier und anderer französischen Sündenböcke behandelt, bewirkt, daß uns die ganze Vorgeschichte des Krieges zum erstenmal klar und deutlich in ihrem inneren Zusammenhang bloßgelegt erscheint. Sybel kommt zu dem Ergebniß, daß der erste Erfinder und Verkünder der Candidatur kein Preuße war, sondern der spanische Staatsrath Salazar, daß an König Wilhelm die Frage erst später herantrat, und daß erst beim vierten spanischen Angebot Prinz Leopold den Antrag annahm, ohne Befragung des Königs, obwohl dessen entgegengesetzte Ansicht ihm längst bekannt war. „Dies also," ruft Sybel aus, „war die nach französischem Argwohn von langer Hand her eingeleitete preußische oder Bismarck'sche Intrigue, um Frankreich in seiner Ehre zu kränken und dadurch zu einer voreiligen Kriegserklärung zu reizen!"

Noch eine hartnäckige Legende der Feinde des großen Kanzlers zerstört Sybel, indem er die angebliche Fälschung der Emser Depesche bespricht. Bismarck sollte die unverschämte Forderung Benedetti's und deren Zurückweisung auf Befehl des Königs bekannt machen. Der Abdruck aller sonst in der königlichen Depesche erwähnten Einzelheiten verbot sich von selbst, um nicht die eigenhändige Aufzeichnung des Königs, ein vielleicht ganz harmloses, aber ungenaues Wort dem Widerspruche Benedetti's auszusetzen. So mußte also der buchstäbliche Wortlaut innerhalb der Grenzen der königlichen Weisung in der Form gekürzt und mit Weglassung aller motivirenden Umstände veröffentlicht werden, was natürlich den Eindruck der Mittheilung gründlich verwandelte, aber Sybel nennt es kindisch, von einer Fälschung zu reden. Diese Anklage entstand, als man Bismarck's Telegramm nicht mit der damals ungedruckten Depesche des Königs verglich, sondern mit einem späteren Berichte Radziwill's. Seit acht Tagen hatte Frank-

*) Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelm's I.
**) Mittheilung des Feldmarschalls an Sybel.
***) Schneider a. a. O. S. 306.

reich mit lärmenden Kriegsdrohungen eine Demüthigung des Königs gefordert; seit fünf Tagen hatte man darüber ohne Abschluß verhandelt; jetzt erschien, ohne Erläuterung noch Begründung, plötzlich die Abfertigung durch den deutschen Monarchen vor aller Welt als der definitive Abbruch der ganzen Verhandlung. Bismarck empfand das mit innerer Befriedigung. Moltke meinte zwar: Vorhin klang es wie Chamade, jetzt wie eine Fanfare — indessen schlug er sich siegesgewiß auf die Brust mit den Worten: Wenn ich in diesem Krieg unser Heer führen kann, dann mag gleich darauf dies Gerippe der Teufel holen!

Der Verfall der Gewerbe im Mittelalter.

Von Johannes Janssen.

(Schluß.)

Auf diesem Landtag kamen überhaupt allerlei Mängel und Mißbräuche im Zunftwesen zur Sprache, und man gab Mittel an zur Hebung des offenbar im Verfall befindlichen Gewerbewesens. Dahin gehörten: Da an kundigen Werkleuten Mangel sei, komme Alles darauf an, sich mit der nöthigen Anzahl erfahrener und gewandter Handwerker zu versehen. Auch ausländische geschickte Meister seien zuzulassen. Kinder der Armen solle man zur Erlernung eines Gewerbes unterstützen, zum Beispiel durch Errichtung eines Seminariums für Handwerker. Besonders strenge sei gegen die sogenannten Knüttelbünde, die heimlichen Verabredungen der Handwerker unter sich zur Steigerung der Preise, einzuschreiten. Die meisten der von der Obrigkeit bestätigten Ordnungen der Handwerke bedürften einer Revision, welche man ohne Aufschub ernstlich vornehmen müsse. Der Münchener Handelsstand verlangte unter Anderem: Man solle den ärmeren Gewerben unter die Arme greifen; die Unbemittelten würden durch einzelne reiche Handwerker gedrückt. Unter die vielen Hindernisse, welche dem Gedeihen der Gewerbe wie des Handels entgegenstünden, zählte man auch: die Unterstützung arbeitsfähiger Müßiggänger mit Almosen, die Uebersetzung des Landes mit Fürkäufern und Hausirern, die Sucht, sich in ausländische Fabrikate zu kleiden, die Verschlechterung der Münze, die starke Ausfuhr roher inländischer Stoffe, nicht weniger das Hindrängen der jungen Leute zu dem gelehrten Stand und zu Aemtern und Hofdiensten. „Das überflüssige Studiren sei ein Hinderniß für die Gewerbe"; wer ein wenig was erobert habe, schäme sich seines Standes. „Sein Sohn muß studiren, um was Besseres zu werden. Verzehrt nun der Sohn die Zeit, ohne ad gradum zu kommen, so ist er unfähig zu einem Gewerbe, trachtet dann nach Hof oder um ein Amt oder Condition, setzt sein Vermögen zu und bleibt ein armer Gesell, während er ein reicher Gewerbsmann hätte werden können. So kommt das Land um die Hantirungen und um die edle Wissenschaft derselben, und es kommt nirgends zu Continuirung und Ueberlieferung eines stattlichen Gewerbsvermögens und Wissens, Kredits und Verlags, durch mehrere Generationen."

Als überaus hinderlich für das Aufblühen der Gewerbe bezeichneten Einige an erster Stelle: Das Land sei mit „schädlichen Maulhantirungen", mit Wirthen, Bäckern, Bräuern, Metzgern, Branntweinschenken, Köchen und so weiter übersetzt, wodurch die „essenden Pfennwerthe" verthenert würden. Andere leugneten die schädliche Einwirkung dieser Gewerbe; bei einem Hinwirken auf die Wohlfeilheit der Victualien müsse der Bauersmann darben; nur der Handwerksmann gewinne dabei, „um leichter im Wirthshaus sitzen zu können, ohne deshalb seine Waaren wohlfeiler zu geben". Die Hauptursache der Vertheuerung liege in dem Hange zum Ueberfluß, zu Schleck und Unhäuslichkeit: „Der Handwerksmann verspeise zu viel und wolle eher ein junges Händel auf seiner Tafel haben als der Landesfürst." Auch die herzoglichen Räthe äußerten sich in dieser Beziehung: „Die Handwerksleute sollten sich im Essen, Trinken, Kleiden des Ueberflusses enthalten".

Vor dem Erlaß der neuen Landesordnung vom Jahre 1616, welche die schreiendsten Mißbräuche im Handwerksleben zu beseitigen suchte, eine durchgehende Reform des Zunftwesens und der einzelnen Handwerke aber der Zukunft vorbehielt, hatte der Hofrath zu München in einem Gutachten für den Herzog Maximilian I. die gänzliche Abschaffung der Zunftverfassung in Vorschlag gebracht; denn diese sei „verderblich, ohne Nutzen, beschwere den armen unvermöglichen Bürger und verursache unnützen Aufwand".

Aehnlich wie in Bayern und anderwärts ergingen auch in Sachsen schwere Klagen wider die Entartung des Zunftwesens. „Die in vorigen Zeiten ehrbaren und kundigen Handwerksmeister haben es derweilen," sagte ein Prediger im Jahre 1550, „mehrsten Theils nur auf eigene überschwengliche Köste, Uebersetzung der Preise und dabei schlechte und oftmals ganz unwerthige Arbeit abgesehen, und thun sich auf ihre alten Privilegien, so Niemand reformiren soll, ungebührlich zu Gute." Kurfürst Moritz, der in demselben Jahre gegen sie einschritt, erklärte: „Die Handwerker fleißigen sich übermäßiger, ungebührlicher Kleidung und großer Zehrung, warten des Trunkes mehr denn der Arbeit, weshalb sie die Leute nicht allein mit Lohn übersetzen, sondern auch als Trankgeld für ihre Gesellen sonderlichen Lohn verlangen"; „die Meister in den Städten fertigen die Waaren so geringe, wie sie dieselben nur ausbringen können."

Zwischen Meistern und Gesellen hatte sich im Laufe des Jahrhunderts fast allenthalben ein schroffer Gegensatz entwickelt.

Unter vielen Kämpfen mit den Meistern, vornehmlich während des fünfzehnten Jahrhunderts, war es den Gesellen gelungen, sich in den Gesellenverbänden eine gesicherte und geachtete Stellung zu erringen. Am Ende des Jahrhunderts erreichten diese Verbände ihre höchste Blüthe, sanken dann aber rasch in ihrer Bedeutung herab. Wo die neue Lehre eingeführt wurde, gingen die kirchlichen Gesellenbruderschaften, welche zu gleicher Zeit meist Wohlthätigkeitsanstalten für bedürftige und kranke Gesellen gewesen waren, zu Grunde, und die Gesellen verloren dadurch den Meistern gegenüber ihren besonderen Halt und verfielen nicht selten der Ausbeutung derselben.

Die Abschaffung der Feiertage kam nicht ihnen, sondern den Meistern zu Gut. Seit der Einführung des neuen Evangeliums seien die Feiertage, sagten zum Beispiel die Straßburger Kürschnergesellen im Jahre 1529 in einer Eingabe an den Rath, beseitigt, ihr Wochenlohn aber um keinen Pfennig verbessert, vielmehr für die Zeit zwischen Weihnachten und St. Jacobstag von den Meistern noch herabgemindert worden, „dadurch wir ledigen Gesellen gedrängt werden und mit unserer sauren Arbeit kaum die Kost und Nahrung, geschweige ein Kleidlin zu machen oder zu bessern bekommen mögen. Dieweil nun den Meistern an den Feiertagen ein Merkliches zugeht, verhoffen wir auch aus Billigkeit, daß unser Lidlohn an dem Stückwerk keineswegs geringer werde."

Die tägliche Arbeitszeit der Gesellen wurde nicht selten bis auf 15, ja 16 Stunden ausgedehnt. So verfügten zum Beispiel die Zunftmeister der Schwertfeger in Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Wismar, Rostock und Straßburg im Jahre 1555: „Ein jeder Geselle unseres Handwerks, der seinem Meister recht und frommlich thun will, soll des Morgens um vier Uhr auf der Werkstatt sein. Schläft er aber bis fünf, so soll er des Abends bis um neun Uhr arbeiten, es sei Winter oder Sommer. Die vierzehn Tage, so die Gesellen unseres Handwerkes binnen Hamburg sonst so lange gehabt haben, um zum Krug und Bier zu gehen, sollen sie hinfürder nicht mehr haben." Meister oder Gesellen, welche dieser „christlichen und löblichen Ordinanz" zuwiderhandeln würden, sollten vor das Handwerk geladen, und falls sie sich von demselben nicht richten und strafen lassen wollten, der Obrigkeit angezeigt werden. Eine überaus schroffe Verordnung wider die Gesellen erließen im Jahre 1573 die Rothgießer von Lübeck, Braunschweig, Rostock, Stralsund, Wismar, Lüneburg, Magdeburg, Bremen, Greifswald, Hildesheim, Stade, Hannover, Göttingen und Flensburg.

Auch sie verlangten für vier Tage in der Woche eine Arbeit von 16 Stunden, für Donnerstag und Sonnabend von 14 Stunden; nur jedes Vierteljahr sollten die Gesellen einen freien Montag haben; würden sie sich einen Montag mehr frei machen, so sollten sie jedesmal Tagelohn und Kost verlieren. Der Wochenlohn wurde ein- für allemal bestimmt und sollte für „kleine und grobe Arbeit" gleich sein. „Dazu soll man ihnen kein Bier, sondern Covent," dünnes Bier, „auf die Werkstätte geben". Würden die Gesellen sich diesen und anderen näher angegebenen rauhen Befehlen widersetzen, davon ziehen und an einem anderen Orte niedersitzen, so sollten sie in sämmtlichen Städten dieser Vereinbarung als „Verächter und Verfolger" des Handwerks betrachtet und nirgends gefördert werden, es sei denn, daß sie „nach vollkommener Sühne aus Gnade wieder angenommen" würden. Bei den Schmieden in den wendischen Städten mußte von 3 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, bei den Schiffszimmerleuten in Lübeck von Morgens 5 Uhr bis 6 Uhr Abends gearbeitet werden.

Die Meister des Schreinerhandwerks zu Freiburg im Breisgau setzten im Jahre 1539 fest: die Gesellen müßten im Sommer und im Winter von früh 4 Uhr bis Abends 7 Uhr bei der Arbeit sein. In Nürnberg dauerte die tägliche Arbeitszeit bei den Tuchmachern 13 Stunden, bei den Seilern 15 Stunden. Den übermäßig angestrengten Gesellen war es kaum zu verübeln, wenn sie an den Montagen für den halben oder ganzen Tag von der Arbeit befreit sein wollten, zumal sie ihre genossenschaftlichen Zusammenkünfte an einem Sonn- oder Feiertag nicht abhalten durften. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wurde ihnen ziemlich regelmäßig der Montag, bald jede Woche, bald alle vierzehn Tage, als halber Feiertag zugestanden, zur Erholung und um in's Bad zu gehen. In Straßburg wurde im Jahre 1536 für die Schlosser- und Sporergesellen die Verfügung erlassen: Diejenigen, welche „über 8 Kreuzer Lohn und nicht minder" hätten, dürften den Montag Nachmittag frei nehmen; die Schreinergesellen zu Freiburg im Breisgau konnten die Arbeit am Montag Nachmittag nur dann einstellen, wenn in die Woche kein Feiertag fiel. Die Städte Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Wismar, Rostock und Mölln vereinbarten sich im Jahre 1574: den Hutmachergesellen solle der Montag frei gegeben werden. „Wenn aber ein Geselle mehr feiert als den Montag, soll er die ganze Wochen feiern und überdieß sechs Schillinge in die Meisterbüchse geben." In demselben Maße, in welchem die allgemeinen Zustände entarteten, trat auch in der „Feier des guten Montags" eine Entartung ein, welche in vielen Städten und landesfürstlichen Gebieten zur völligen Abschaffung oder zur Beschränkung desselben führte.

Ein trauliches Verhältniß zwischen Meistern und ihren Gesellen und Lehrlingen war selten mehr vorhanden: den eigensüchtig Lohn und Kost nach Möglichkeit schmälernden Arbeitgebern standen nur zu häufig unzufriedene und trotzige Arbeiter gegenüber, welche ihr „Werk nur so hinhudelten" und nach zahllosen Zeugnissen der Zeitgenossen, ohne religiös-sittlichen Halt, ihren Verdienst „durch die Gurgel" jagten, dem „Sauf- und Freßteufel" opferten und der Liederlichkeit verfielen. Der ehrliche und biderbe Hans Sachs ließ schon im Jahre 1535 „Frau Arbeit" klagen: das Handwerk werde unwerth, weil man den Arbeitern ihren gebührlichen und verdienten Lohn abbreche und dieselben dadurch „verdrossen und verrucht" mache,

Daß jeder auch sein Vortheil sucht,
Auch das Geringest einhin stümpelt,
Dadurch manch Handwerk wird verhümpelt,
Auch werdens faul, träg und hinläßig,
Spielsüchtig, versuffen und gesräßig.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Junggesellenbund.

Humoreske von Gustav Bessmer.

Wenige Zeilen nur waren es, aber sie wirkten wie ein Blitzstrahl.

Der erste Eindruck, den die Nachricht in töchterreichen Familien hervorrief, war geradezu niederschmetternd. Ein Junggesellenbund . . .! Das fehlte noch! War es einer ehegeneigten Jungfrau bisher schon etwas schwer geworden, die nöthige männliche Hälfte zu finden, wie würde sich dies in Zukunft gestalten?!

Hier mußte etwas geschehen . . . Dieser Herr Hansen mußte unschädlich gemacht werden! Aber wie?! Frankreich von Marat zu befreien, hatte sich eine Charlotte Corday gefunden. Charlotten wies die Stadt zur Genüge auf, doch keine war bereit, den Mordstahl in die Brust des Elenden zu senken. Ja — Elenden! Wenn er Junggeselle bleiben wollte, konnte er das nicht allein besorgen . . . hatte er dazu Gesellschaft nöthig? Wußte er nicht, daß die heirathsfähigen und heirathslustigen Männer ohnedies mit jedem Tage seltener wurden!

Der so Geschmähte war Theilhaber des Bankhauses C. F. Drees-bach Söhne. Er war, was die Frauen einen „flotten Kerl" nennen. Seinem Schnurrbart, seiner gesellschaftlichen Stellung und seinem Vermögen würden wenig weibliche Herzen widerstanden haben. Auch er war nicht sehr „widerstandsfähig"; Herr Hansen liebte gern und häufig, wurde auch meist wieder geliebt. „Aber 's Nehmen, aber 's Nehmen stand ihm nicht an."

So war er fünfunddreißig Jahre alt geworden. Die Zahl sollte einen Wendepunkt bedeuten im Buche seines Lebens. Am Morgen seines sechsunddreißigsten Geburtstages war es ihm aufgefallen, daß er noch keine einzige große That vollbracht habe. Er beschloß, das Versäumte nachzuholen. Nach einigem Nachsinnen kam ihm ein Gedanke; Herr Hansen hatte Gedanken, nicht sehr häufig, aber so ab und zu wenigstens.

Also — es war ihm ein Gedanke gekommen, und zwar der, einen Junggesellenbund zu gründen. Sein erster Schritt war, in den gelesensten Tagesblättern zu einer Zusammenkunft aufzufordern.

Im Augenblicke saß Herr Hansen in seinem Privatbureau und war mit Abfassung der Statuten beschäftigt. Diese Statuten sollten der constituirenden Versammlung vorgelegt werden. Er war überzeugt, daß es bisher nur an der nöthigen Anregung gefehlt habe. Nun war die gegeben. Daß er Vorstand würde, war selbstverständlich . . . Die Mitglieder, die eine Ehe eingingen, müßten Strafgelder bezahlen. Bald würde der Club sein eigenes Gebäude besitzen. Ein Clubkellner würde angestellt werden, ein würdiger Herr, mit Cotelettebart; Jean müßte er heißen, schon der Kürze wegen. Es würde großartig werden! Ab und zu kleine Soupers, auch mit Damen, vom Sommertheater zum Beispiel. Heirathete ein Mitglied trotzdem, na, dann hatte es sein Loos verdient. Jüngere Kräfte würden einrücken und zeitig gegen die Verlockungen des Ehelebens gerüstet werden.

Er fuhr fort, Paragraphen zu entwerfen. Mitten hinein klopfte es. Es mußte Jean sein.

„Herein! . . . Was bringen Sie, Jean?" frug er, nachdem der Klopfende eingetreten.

„Ich bin es, Herr Hansen." Es war der Lehrling, der die Post brachte.

„Ach so! Geben Sie!"

Rasch erbrach er die verschiedenen Briefe. Der letzte trug den Vermerk: „Privat". Er strömte ein leises Parfüm aus; die Schrift war die einer Frauenhand.

„Geehrter Herr Hansen!

Ich benöthige einen Rath in Vermögenssachen. Sollten Sie die Güte haben, mir mitzutheilen, ob und wann ich Sie sprechen könnte, wäre ich Ihnen zu Dank verpflichtet. Gründe, deren schriftliche Erörterung zu weit führte, bestimmen mich, die Sache außergeschäftlich zu erörtern.

Ergebenst
Frau Louise Ritter, Anlagenstraße 8."

Er erinnerte sich ihrer. Auf einem Herbstfest der Museumsgesellschaft war er ihr vorgestellt worden. Einen Tanz hatte er nicht mehr bekommen können. — Ihr Gatte war inzwischen gestorben; es mochten zwei Jahre sein; er war Maschinenfabrikant gewesen.

Ja — diese Frau Louise! Sie hatte ihm eine Nacht hindurch den Schlaf gekostet.

Etwas über mittelgroß; tiefbrünett; ein feiner Mund; große, tiefblaue Augen; ein prachtvoller Nacken . . . Sie war es! Ja . . . er verstand sich auf Frauenschönheit! Man ist nicht umsonst Vorstand eines Junggesellenbundes. Was so ein Ehemann ist, was versteht der von den hundert Feinheiten einer weiblichen Rassennatur! Er kennt nur ein Weib, seine Frau, und — — Na . . . Mantel darüber!

Wenn er sie besuchte, die süße Frau Louise! . . . Im Verein würden sie spötteln . . . Mochten sie! Er war Herr seiner Handlungen . . . und ihr Vorstand! . . . Vorschreiben — nein — vorschreiben ließ er sich nichts!

Er erhob sich und trat zum Fenster; seine Finger trommelten auf dem Gesims. Nach einer Weile, während der sich seine Erregung langsam zu legen begann, wandte er sich zum Schreibtisch zurück. Da lag noch das Blatt mit dem Aufruf, die Druckerschwärze war noch feucht.

Er fuhr sich über das Haar und lachte. Die Entrüstung war verfrüht gewesen. Um so besser! Das kleine Abenteuer wollte er noch mitnehmen.

Nachdem er auf das Sorgfältigste Toilette gemacht, verließ er das Haus. Die Antagenstraße war der schönste Theil der Stadt; bebaut war die Straße nur einseitig, sie zog sich dem Flusse entlang. Dieser und die Lindenreihen, die sie beschatteten, hatten sie zu einem beliebten Spazierweg gemacht.

Er war am Ziel. Es war ein stilles, einstöckiges Haus, etwas erhöht stehend, rechts und links umrahmt von Gärten. Blühender Goldregen hing über die Mauer; im Hochparterre standen die Fenster offen, die Jalousien waren halb herabgelassen. Die Straße lag im Sonnenschein; man hatte die Empfindung, als müsse da drinnen Kühle herrschen, herrliche Kühle und Dämmerung.

„Wenn der Herr eintreten wollen. Ich werde die gnädige Frau benachrichtigen," versetzte das Mädchen knixend.

Ein hohes Gemach empfing ihn. Dunkle, eichene Möbel; an den Wänden einige Gemälde, auch Courten's „Marine". Er kannte das Bild von der Ausstellung her. Auf dem Lesetisch lagen einige Romane, der oberste war erst halb aufgeschnitten. Herr Hansen blätterte darin.

„Guten Tag, Herr Hansen!" Sie stand hinter ihm; der dicke Teppich hatte ihren Schritt unhörbar gemacht. „Vor Allem meinen Dank für Ihr Kommen." Sie reichte ihm die Hand, unbefangen.

„Nimmt mich als Mann von Welt und alten Bekannten," dachte Herr Hansen. „Bin ich übrigens auch."

Sie setzten sich Beide, sie etwas in den Schatten, er in das Licht. Durch die Fenster klang gedämpft das Rauschen des Flusses.

„Ich war so glücklich, meine Gnädigste, Ihrem Wunsche sofort entsprechen zu können," begann Hansen.

„Wirklich!" rief Frau Louise. „Und ich hatte Furcht, Ihnen lästig zu fallen." Sie lehnte sich etwas zurück, die Hände in den Schoß legend. Die weiten Aermel ließen ein Stück des Unterarms sehen.

„Gnädige Frau!" rief der Vorstand des Junggesellenbundes in spe. Seine Blicke ruhten bewundernd auf den graziösen Linien ihrer Gestalt.

„Nun ja . . . Doch zur Sache! Ich habe die Papiere bereits in ein Packet gethan. Darf ich es Ihnen zusenden? Im Grunde genommen, würden meine Erklärungen zwecklos sein . . . Sie würden lachen ob meiner Unkenntniß."

„Ihr Interesse wird das meinige sein," rief Herr Hansen mit einem etwas feurigen Blicke.

„Sehr liebenswürdig!" sagte Frau Louise.

Sie brachte das Gespräch auf Allgemeines. „Irre ich nicht," frug sie im Verlaufe, „so beabsichtigen Sie die Gründung eines Junggesellenbundes?" Um ihre Mundwinkel lag ein unterdrücktes Lächeln.

„Gewiß . . . ich — das heißt — . . . Die Sache ist noch unentschieden. Mehr eine Wette, das mit der Anzeige nämlich. Wollten sehen, wie Viele sich melden werden." Er wurde ein wenig roth, obgleich er kein Neuling auf dem Gebiete des Lügens war.

„Ach so! Ich meinte, es wäre Ihnen —" Sie brach lächelnd ab. „Ernst", hatte sie sagen wollen.

„Ich bitte Sie — und wenn!" rief Herr Hansen, der sich den Satz ergänzt hatte. „Die Frau als Gattin schließen wir aus; die Frau als solche wird uns willkommen sein! . . . Zudem, wo sie uns in so —" Er suchte nach Worten, „in so vollendeter Erscheinung entgegentritt!" schloß er mit einer Geste.

„Halten Sie ein!" rief die Gefeierte lachend. „Die Tage, da ich Dergleichen glaubte, sind vorüber?"

Sie erhob sich rasch, ein unterdrückter schmerzlicher Ausruf folgte. Eine Amorette, die von einer Blumenampel herniederhing, hatte sich in ihrem Haar verfangen. Die Glocke stand abseits.

„Wenn Sie läuten wollten!" bat die Gefangene.

Herr Hansen war aufgesprungen.

„Gnädige Frau!" rief er, „und wenn es eine Boa constrictor wäre — Sie werden mir den Vorzug, Sie zu befreien, nicht nehmen wollen!"

Frau Louise widerstrebte ein wenig, dann bog sie den Nacken.

Langsam, fast etwas zu langsam, ging Herr Hansen an sein Befreiungswerk. Aber da sollte sich auch Einer beeilen! Alle die widerspenstigen Löckchen, die den Uebergang bildeten vom Hinterkopf zum Nacken, sie mußten einzeln berücksichtigt werden. Und wie sich solch ein Ding festhaken konnte! Dann war auch die Halskrause verschoben worden. Er wollte auch die in die frühere Lage bringen. Er war zu Allem erbötig.

Zu spät. Frau Louise fühlte sich frei; lachend entzog sie sich ihm.

Herr Hansen verabschiedete sich. Frau Louise stand am Fenster und blickte ihm nach. Zwischen die Gitterstäbe der Jalousie hatte ein niedliches Spinnchen sein Netz gewoben. Nun saß es und schaute nach einer Fliege aus. Die Fliege war zur Stelle, doch wollte sie nicht in das Netz gehen. Sie spannte die kleinen Flügel und flog davon.

„Die kommt wieder," murmelte die Beobachterin mit leisem Lachen. Sie trat zum Schreibtisch und griff nach einer Karte.

„Theuerste Mary!" schrieb sie. „Die Wette ist gewonnen. Er war hier, in acht Tagen werden wir seinen Skalp besitzen.

Deine Louise.

P. S. Ich glaube, ich werde „Ja" sagen. Du magst lachen oder nicht: er ist der geborene Ehemann." — — —

Herr Hansen war unterwegs mehrmals stehen geblieben, hatte auf den Fluß gestarrt, dann wieder auf irgend einen Gegenstand. Einmal lachte er laut auf.

„Ich, als Vorstand!" murmelte er. „Nein . . . nein . . . es geht nicht!"

Zu Hause angelangt, setzte er sich wieder an den Schreibtisch. Da lagen sie noch, die Blätter mit dem Statutenentwurf. Er seufzte. Dann griff er zur Feder und schrieb. Mit einmal starrte er auf das Papier.

„Vorstand ist:" soweit war er bei seinem Weggehen gekommen. „Frau Louise Hansen, vormals Ritter," hatte er hinzugefügt.

„Unsinn!" rief er lachend und machte einen dicken Strich durch die Zeile.

* * *

Acht Tage waren vergangen.

Frau Louise stand am Fenster und beugte sich über die Blumen, die ihr Herr Hansen gebracht. Der stand vor ihr und hielt ihr eine Liebeserklärung. Um ganz sicher zu gehen, hatte er sich einen Jahrgang eines Familienblattes verschafft. Die darin enthaltenen Romane hatte er alle durchgelesen. Die Folgen waren nicht ausgeblieben. Ein hervorragender Psychiater, an den er sich in seiner Angst wandte, hatte partielle Gehirnlähmung verbunden mit Verschiebung des geistigen Sehwinkels constatirt. Zweitägige Application von Eisbeuteln hatte ihn soweit gebracht, daß er wieder denken konnte.

Sein erster Gedanke war gewesen, zu Frau Louise zu gehen und ihr die so theuer erkaufte Liebeserklärung zu machen. Etwas lang allerdings war die Rede des betreffenden Helden — im Original erstreckte sie sich über drei Druckseiten — Herr Hansen hatte sie gekürzt. Trotzdem sprach er nun schon siebenzehn Minuten und ohne Unterbrechung. Doch jetzt kam der Schluß.

„Ein Blick in Deine Augen" (im Roman duzte er sie), „ein Blick in diese leuchtenden Sterne," rief er, „hat mir gezeigt, daß mein Leben fortan nur an Deiner Seite möglich ist!"

Ihre rosigen Oehrlein hatten keines seiner Worte verloren.

„Ein Bischen dumm!" dachte sie. „Sonst aber ganz nett." Hold erröthend beugte sie sich über die Blumen und stammelte: „Hans!"

„Louise!" rief er und stürzte sich auf sie.

„Geliebter!" Ihr Haupt sank an seine Brust. „Aber Hans," stammelte Sie plötzlich erschrocken: „Deine Stellung, Deine Stellung als Vorstand!" sie suchte sich ihm zu entziehen.

„Ist niedergelegt!" rief Herr Hansen. „Die Menschheit ist noch nicht reif für einen Junggesellenbund!"

Aus der Hauptstadt.

Kettenschlachten.

Fürst Hohenlohe ist ein sehr kluger, sehr fein rechnender alter Herr. Das Umsturzgesetz, von dem man jetzt Tag um Tag so Entsetzliches zu hören bekommt und das doch den schreckhaften Andeutungen Griesemann's so wenig entspricht, trägt seines Geistes Spuren, stammt in dieser Form ganz sicher nicht aus dem Nachlasse Caprivi Montecuccoli's des Redlichen. Der hätte sich, bei seiner ausschweifenden Paragraphirwuth, keineswegs mit einer Damenhandvoll mehr oder minder harmloser Bestimmungen begnügt, der hätte es ganz gewiß nicht über's Herz gebracht, den Kern des Gesetzes unter lauter Nebensächlichkeiten zu verstecken, unter uninteressanten Details, die nur dazu bestimmt sein können, unbequeme Aufmerksamkeit abzulenken. Mit der ihnen seit dem Jahre 1878 eigenen, guten Witterung haben die Sozialdemokraten auch gleich verstanden, worum es sich hier im Grunde handelt, und Herr Liebknecht, dem der Kamm überhaupt gewaltig geschwollen ist, weiß sich gar nicht genug Ulk über den Entwurf, seine Befürworter und seine Gegner. Was sind ihm Strafandrohungen wider politische Verhetzung des Militärs, wider die Beschimpfung von Monarchie, Ehe und Familie? Will er Mißstimmung in die Reihen der Armee tragen, so läßt er seinem lieben Freund Eugen Richter aus allen Ecken Deutschlands kleine Mittheilungen über Kasernenvorgänge zusenden, und alsbald wird der ehedem Generalgewaltige langstündige Kammerreden über sein Lieblingsthema, über Rekrutenmißhandlungen, abdonnern. Gelüstet es Wilhelm Liebknecht nach kleinen Majestätsbeleidigungen, so thut ihm Herr Paul Singer gern den Gefallen; der vorsichtige Tribun wählt dann mit gutem Bedacht den Reichstagssaal dazu, wohin ihm kein Drescher folgen kann. Und was die Beschimpfung von Ehe und Familie anbelangt — dafür sorgen hinreichend die meist wenig sozialdemokratischen Freunde der Damen Groß in Breslau und anderwärts, die fürnehmen, chrysanthemumgeschmückten Lebemänner aus Nichtarbeiterkreisen, die Vertreter von Besitz und Bildung. So energisch hat noch kein wuthschnaubender Agitator an den Fundamenten unseres Familienlebens gerüttelt wie der erste Gentleman der Welt, Seine durch den Londoner Jungfrauentribut weiteren Kreisen bekannt gewordene königliche Hoheit der Prinz von Wales, und mit so spielender Leichtigkeit vermag kein Communist seinen schnapsseligen Zuhörern die Theorie von der freien Liebe beizubringen, wie es Berliner Cartonnage-Fabrikanten und Mäntelnäherinnen-Sultane verstanden. Wollte man also die oben erwähnten, gewiß sehr löblichen Institute thatsächlich gegen schädliche Angriffe schützen, so müßte man mit brutalen Paragraphen allerlei hochangesehenen Herren auf den Leib rücken, die bisher immer nur an Orden

Auszeichnungen und lobpreisende Zeitungsnotizen gewöhnt waren; um aber die paar Kläfferchen einzusperren, die am Biertisch oder in der Versammlungsbudike hin und wieder ein unklug-großmäuliges Wort fallen lassen, dazu bedarf es doch wahrhaftig keiner so pomphaften Gesetzgebungs-Campagne. Fürst Hohenlohe ist ein sehr kluger, sehr fein rechnender alter Herr, und es wäre seltsam, wenn ihm vom ganzen Entwurfe eine andere Bestimmung am Herzen läge, als die wirklich recht hübsche, nur scheinbar so unbedeutende Clausel in § 130, die der gesammten Nachrichtenpresse einen kräftigen Strick dreht, die jede Erwähnung, jede Erörterung interessanter, d. h. offiziös abgeleugneter oder nicht mitgetheilter Begebnisse abschneidet. Muß nicht die manchmal wenig sorgsam gepflegte Haut der großen Berliner Zeitungsverleger ein Schauer des Schreckens überlaufen, wenn sie gleichzeitig mit den „Vorschlägen" des Umsturzgesetzes den Entwurf der Excellenz Stephan zu Gesichte bekommen, wonach auch im Post-Zeitungstarif allerhand liebe Veränderungen geplant sind? Mit bewundernswerther Geschicklichkeit wird ein Kampf gegen die allzu mächtig gewordenen Organe der öffentlichen Meinung vorbereitet; die Regierung Hohenlohe's schmiedet sich Waffen zu diesem Kampfe, die ihrem fein rechnenden Leiter höchste Ehre machen. Eine lustige Hatz auf alles verlogene, giftige Sensationen ausbrütende Federvieh, gründliche Vernichtung der vaterlandslosen Pfennigpresse des Residenz-Radicalismus — ja, gibt es denn ein herrlicheres, ein begeisternderes Feldzugsprogramm? Und die bevorstehende Vernichtungsschlacht unterscheidet sich von dem Gemetzel bei Vercellae für die Angegriffenen recht unvortheilhaft dadurch, daß sie sich nicht aus eigenem, freiem Entschluß mit Ketten an einander fesseln, sondern daß der Feind sie in's Eisen schließt. Es ist schön, im cabinet particulier oder im Boudoir einer dunklen Thiergartenschönheit für die liberale Idee zu streiten, schön ist es, im Greisenasyl für die Freiheit zu sterben, aber mit einem Knebel im Munde und mit gebundenen Händen für die Rechte des Volkes einzustehen, das bekommt unser entnervtes Geschlecht nicht mehr fertig. Und außer jenen Mitgliedern der Presse, deren Rock an den Ellenbogen deshalb so abgeschabt ist, weil sie beständig das Zuchthaus mit dem Aermel streifen, werden auch die besser genährten zu lucrativeren, gefahrloseren Beschäftigungen übergehen. Theater und Börse können noch sehr wohl den Zuzug thatenlustiger und verwegener Elemente gebrauchen, und man darf hoffen, daß die Polizei duldsamer werden, Ministerialrath Gamp aber von der Einführung des Terminspekulanten-Registers Abstand nehmen wird, wenn dafür Fürst Hohenlohe die gegnerischen Reihen sich beträchtlich lichten sieht.

* * *

Es kann nur feinste, raffinirteste diplomatische Klugheit sein, was den Fürsten Hohenlohe zu all den Schritten veranlaßt hat, die er bisher gethan; denn sonst ... denn sonst verstünde man diese Schritte überhaupt nicht. Als kurz nach dem Sturze des Handelsvertrags-Grafen die erschrockenen süddeutschen Regierungen sich enger an einander schlossen und die Errichtung kleiner Privat-Gesandtschaften für die dringendste Nothwendigkeit des Jahres hielten, bereiste der Staatsmann die verschüchterten oder nervösen Höfe des Südens, wenn man dem leider dauernd ungelenken Leitartikelakrobaten Griesemann trauen darf, ausschließlich in der freundlichen Absicht, sich den verschiedenen Souveränen vorzustellen. Der Herrscher von Reuß-Schleiz-Greiz wird einigermaßen erstaunt darüber sein, daß der neue Reichskanzler sich auch nicht ihm vorstellte, aber er theilt dies Geschick mit einer Reihe anderer Bundesfürsten, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" wird, wenn Ungläubige das Gespräch wieder auf diese Antrittsbesuche bringen, offiziös mittheilen müssen, die Visite in München und Stuttgart wäre symbolisch aufzufassen, in der Person just des bayrischen Regenten und des württembergischen Königs hätten alle nicht preußischen Monarchen Deutschlands geehrt werden sollen. Dann erst wird endgültig das unheimliche Gerede von einer Kettenschlacht ersterben, zu der man sich jenseits des Maines im ersten, ungeheuchelten Entsetzen rüstete, von einem Rütlibund, der die widerstandsfähigen Kleinen eng an einander schließen sollte, daß sie mit Ehren bestünden auf den Kaudischen Gefilden ... Die gefahrdrohendsten Reibungen zwischen Nord und Süd sind nun wohl überwunden, und daß sie nicht ganz unbemerkt vorübergingen, daß sie die Oeffentlichkeit in ihren Organen, denen nun der alles rächende § 130 furchtbar droht, damals eingehend beschäftigten, ist allein der vielbesprochenen Rundreisetour des fleißigen Kanzlergreises zu verdanken.

Das Umsturzgesetz darf Anspruch auf den Namen einer mindestens ebenso bedeutenden That erheben. Schon die Art seiner Einbringung zeichnet sich durch ganz ungewöhnliche Originellität aus. Man versprach dem sehnsüchtig auf neue Paragraphen harrenden Volke, es dem Reichstage sofort nach seinem Zusammentritt vorzulegen; man wahrte allerstrengstes Geheimniß über seinen Inhalt und beflügelte dadurch die Dichterphantasie all jener tausend authentischen Quellen, hochstehenden Gewährsmänner, absolut zuverlässigen Seiten, die gegen mäßiges Zeilenhonorar die glänzendsten Sperrdruckinformationen liefern. Hielt man sich auch nur an die nüchternsten Angaben dieser Eingeweihten, so mußte Einem das neue Gesetz als ein wahres Arsenal von Folterwerkzeugen und Repressivmaßregeln erscheinen; Griesemann selber verkündete, es würde vielleicht selbst den staatsrettendsten Nationalliberalen noch zu weit gehen, Aengstliche sahen bereits Strafcolonien, Prügel und Exil am Horizonte auftauchen. Es fehlten nur noch Constantin Rößler und die Grafen Hoensbroch, Eulenburg und Pfeil mit genialischen Dictaturvorschlägen und liebenswürdigen Anreizen zu kleinen Verfassungsbrüchen; sobald sie ihr Sprüchlein hergesagt hatten, stand eng verbunden alle Welt zur Kettenschlacht gegen das neue Gesetz. Man war bei seinem offiziellen Erscheinen einigermaßen verblüfft darüber, daß es so gar unschuldig that, daß es Sätze enthielt, die unter Umständen ganz segensreich wirken konnten auf die mit beängstigender Schnelligkeit zunehmende, gentlemännische Feinheit im Stil Wilhelm Liebknechts und seiner Rüden, aber man traute ihm nicht, und argwöhnischer noch als die verärgerten Tribunen aus der Beuthstraße betrachteten Antisemiten und Agrarier das grause, geheimnißvolle Ungethüm. Und die durchdachte Schöpfung, die so vielen, schon ohnehin überarbeiteten Geheimräthen Appetit und Schlaf geraubt hat, wird ruhmlos den Weg ihrer Vorgängerin aus den siebziger Jahren nehmen, und die Witzblätter werden ihr trübseliges Spiel mit der in Commissionen begrabenen treiben. Diejenigen aber, deren frechen Uebermuth sie dämpfen sollte und denen sie doch nur zur raschen Beendigung eines beinah gefährlich werdenden Familienzwistes half, jene Herren trieben bereits am Tage der Eröffnung des Reichshauses in heiterster Laune frech-fröhliche Spiele mit ihr und quittirten mit satanischem Hohn die Nutzlosigkeit staatsmännlichen Strebens, „menschheitbewegende Ideen durch rohe Gewalt und Polizeikniffe zu ersticken." Ich glaube wenigstens, daß die wunderschöne Phrase so lautet.

* * *

Der Kampf gegen den Umsturz schien unserer bedachtsamen Obrigkeit die Kette, mit der sie alle Parteireihen zu einer schlagkräftigen Phalanx vereinigen konnte; sie erinnerte sich vielleicht träumerisch der schönen Frühlingstage, da Eugen Richter Schulter an Schulter mit dem Frühstückgeber von Neunkirchen Herrn Augustus Cäsar Bebel in tagelangem Redeturniere niederrang. Und als diese erste, schüchterne Hoffnung eines noch jungfräulichen Ministeriums so jammervoll fehlschlug, als selbst der kühne Handstreich gegen die immunen Majestätsbeleidiger nur auf tödtliches Staunen, andauerndes Kopfschütteln stieß und nicht einmal Albert Träger zu flammendem Proteste begeisterte, da mag wohl in manchem „führenden" Haupte die Erkenntniß aufgedämmert sein, daß es auch sein Gutes hat, schlichte Etats glatt durchzubringen, die gewöhnlichen Geschäfte des Staates bescheiden zu erledigen und alle großen Waffenthaten zurückzustellen, bis der nächste Reichstag kommt, der sozialistisch-antisemitische. Wer sich besonders innig nach ihm sehnt, der mag daran denken, den jetzigen, trotz Singer noch immer leidlich gut erzogenen, sofort nach Ablehnung des Umsturz-Gesetzes aufzulösen.

An eine Kettenschlacht dachten die Kimbern erst, als schon alles verloren war und der Würger Marius sich anschickte, ihre letzten Haufen zu überrennen. Sie dachten daran, als sie sich ihrer eigenen Schwäche voll bewußt waren und sich nicht mehr Tapferkeit genug zutrauten, lachend in den Tod zu gehen. Vielleicht vermag, wer gern spielerisch Parallelen zieht zwischen Unvergleichlichem, zwischen Einst und Jetzt, Todtem und Lebendem, manch überraschende Beziehung herausfinden, die die Barbarenkämpfe im Jahre 101 vor Christi Geburt und die Kettenschlachten unseres parlamentarischen Jahrzehntes sacht verbindet. Mir stieß nur eine Nutzanwendung auf. So lange die rauhen Männer aus Nord im Kampfe keine Ketten trugen, vernichteten sie die gewaltigen Heeresmassen der Südländer; ihr Untergang war besiegelt an dem unheilvollen Tage von Vercellae, der sie schon vor der Schlacht gefesselt sah.

Wenn Cäsar Bebel dieser Tage zu den Seinigen spricht, oder der Vater aller Mäntelnäherinnen, der reisige Singer, dann benutzen sie vielleicht die Gelegenheit zu einer historischen Reminiscenz, die auch von Kettenschlachten handelt, aber von anders gearteten als jene auf den Kaudischen Gefilden war. Als Spartacus, der Führer im großen Sklavenaufruhr, mit seinem kleinen Heere um den Vesuv herumzog und plötzlich die geharnischten Legionen des Gajus Cassius vor sich sah, da wanden er und seine Treuen sich Jeder eine Kette um den linken Oberarm und schwuren zu den Göttern, sie in Ewigkeit weiter zu tragen, es gelinge ihnen denn, sie heute zu zerreißen. Das war ein practischer Schwur, in jeder Beziehung. Die furchtbaren Gewappneten des Gajus Cassius aber wurden am selben Tage vom kleinen Gladiatorenheer bis auf den letzten Mann aufgerieben. Caliban.

Notizen.

Das Kunstgewerbe in der Familie, so könnten wir diese modische Amateurkunst nennen, die malt, zeichnet, brennt, ätzt, punzt, sägt. Ihr kommt der Verlag von Schultz-Engelhard in Berlin mit seinen drei neuesten Vorlageheften entgegen: C. Schlieper's künstlerisch ausgeführten Holzbrand-Bildern, die sämmtlich dazu bestimmt sind, häusliche Gebrauchsgegenstände zu zieren und zu adeln. Der Zeichner hat nicht nur Geschmack, sondern auch Phantasie, und seinen Ornamenten eignet ein großer, schwungvoller Zug. Eine schöne Veröffentlichung sind auch die zwei Hefte: Vorlagen für Porzellan-Malerei von Agnes Henriques, eine Zusammenstellung einfacher und wirksamer alter Motive der Manufacturen von Meißen, Berlin, Sevres, meist Streublumen nach Naturstudien für allerlei Gefäße, aber auch complicirtere Decorationen. Zur Copie und als Anregung werden diese Mustersammlungen gewiß willkommen sein.

Richard Weitbrecht, der schwäbische Literarhistoriker und Dichter hat Johann Fischart's „Ehzuchtbüchlein" neu bearbeitet und zusammen mit Rabelais' Kapitel über die Ehe in einem köstlichen Bändchen vereinigt, das im J. B. Metzler'schen Verlag in Stuttgart herausgekommen und ebenso für Braut- wie Eheleute bestimmt ist. Es ist ein wahrer Wegweiser zur glücklichen Ehe, und männiglich wird gut thun, sich die derben aber erprobten Lehren des treuherzigen mittelalterlichen Humo-

risten wohl zu merken. Wie probat ist z. B. folgende Vorschrift: Eine kluge Frau läßt den Mann wohl wüthen, aber davor soll sie sich hüten, daß sie ihn lang nicht maulen lasse, sondern durch linde Weis und Maße und durch holdselig freundlich Gespräch bei Zeiten ihm den Mund aufbrech'.

Es tagt. Roman von Anny Wothe. (Chemnitz, B. Richter.) Frau Mahn-Wothe ist die Herausgeberin einer beliebten Hausfrauenzeitung, in welcher ihre zahlreichen Romane und Novellen auch zuerst zu erscheinen pflegen. Sie hat Erfindungsgabe, und auch die vorliegende, etwas romanisch verwickelte Geschichte von der bösen Stiefmutter, die ihren Sohn erst im Irrenhause, dann in einer dunkeln Zelle einsperren läßt, von wo er endlich von guten Freunden an's Tageslicht gezogen wird, klingt so unwirklich, daß man die Kunst der Verfasserin, womit sie die Darstellung glaubhaft zu machen versteht, anerkennen muß. Es geht ein zarter, herzwarmer Zug durch das Ganze, der die weiblichen Leser gewiß vollauf befriedigen wird.

Müßige Gedanken eines Müßigen. Von Jerome K. Jerome. (Halle, Herm. Gesenius.) Das liebenswürdige Schriftchen hat in England schon ein paar hundert Auflagen erlebt und scheint in der gewandten Uebersetzung von Jul. Kaulen auch bei uns seinen Weg zu machen. Jerome ist ein Humorist und Satiriker, dem nichts Menschliches fremd ist, aber der dabei doch seinen glücklichen Optimismus bewahrt hat. In seinen moralphilosophischen Plaudereien, die sich sehr ergötzlich lesen, erklärt er allen Kopfhängern und Grillenfängern den Krieg, und sein unerschütterlich heiteres Gemüth weiß auch dem griesgrämigsten Leser Lebensfreude und Lebensmuth einzuflößen.

Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken von Johannes Trojan. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) In seinen Geschichten ist der Satiriker des „Kladderadatsch" meist ein harmloser Erzähler in Seidel'scher Art, der seine schlichten Stoffe mit trockenem Humor erzählt und dem ein philiströses Philisterzöpfchen immer hinten hängt. Manche der vorliegenden Humoresken, wie die im Titel genannte, ist nichts weiter als eine solche trockene Schilderung eines Volksfestes, aber das Drollige dabei sind die schalkhaften Bemerkungen des Erzählers, die im vollsten Ernste gemacht werden und die Ironie, die darin steckt, kaum erkennen lassen. Anderen liegt ein satirischer Einfall zu Grunde, wie den „gelehrten" Auseinandersetzungen über die Noahskasten unserer Kinder oder die von Schellengeklingel erfüllte Beschreibung, wie sich aus einem Fischerdorf ein Malernest, eine Lehrercolonie und endlich ein Modebad entwickelt. Ganz Humoresken sind die Kleinen Leiden einer Landparthie, Wie man einen Weinreisenden los wird, d. h. durch eigene Beredtsamkeit, und die Hyperbel von dem erstaunlichen Wirthshaus zur groben Sau.

Melusine. Novellen von Paul Heyse. (Berlin, W. Hertz.) Heyse gehört zu jenen Dichtern, die sich nicht entwickelt haben, sondern gleich mit vollendeter Meisterschaft debütirten und sich auf ihrer Höhe hielten, die aber in ihrem Gesammtschaffen nur eine Physiognomie zeigen. Seit er mit seinem Sturm- und Drang-Drama: Franzisca von Rimini auftrat, ist seine künstlerische, goethesche, hellenische Art sich immer gleich geblieben, und die späteren Schöpfungen hätte der Jüngling gewiß nicht wesentlich anders geschrieben. Umgekehrt ist die Capreser Novelle nicht nur stofflich ein Seitenstück zu „La Rabbiata", auch die zart abgestimmte Darstellung, die Charakterisirung von Menschen und Natur ist die gleiche; nur daß hier noch etwas Humor beigemischt wurde. Alles liebenswürdig, rein, goldecht. Bedeutender ist „Fedja", der Courier, der sich von seiner ostpreußischen Baronin lieben und „emporziehen" läßt und — gleich und gleich gesellt sich gern — die hübsche chellerina Marietta heirathet. Auch die Frau Professor kehrt enttäuscht und reuig ihrem Studenten den Rücken. Tragische Motive enthält die „Rächerin", die sich in den ungetreuen Geliebten ihrer Freundin selbst verliebt, und „Donna Linarda" — beide an C. F. Meyer erinnernd, weniger kraftvoll und gedrungen, aber schön stilisirt und edel.

Reise nach Südindien von Emil Schmidt. (Leipzig, Wilh. Engelmann.) Der Verfasser ist Ethnograph, und so interessirt er sich denn zunächst für die Natur und zumal die Menschen und ihre Lebensbedingungen. Sein schönes Buch füllt eine empfindliche Lücke in unserer Reiseliteratur aus, denn über das südliche Indien, Madras, die Malabarküste sind wir verhältnißmäßig sehr wenig orientirt. Und doch ist es gerade dieser Theil Indiens, der im Gegensatze zu den britischen Provinzen jener Wiege aller Cultur die spezifisch indische Eigenart am meisten bewahrt. Auf jeder Seite seines mit guten Illustrationen nach Photographien gezierten Buches kann uns der Verfasser Neues und Merkwürdiges erzählen. Von der Perlenfischerei, den Tempeln, den Brahmanen, dem Kastengeist, den Palmweinbauern, den verschiedenen Hindustämmen und ihren Sitten, Hochzeitgebräuchen und eigenthümlichen Matriarchaten, den europäischen Kaufhäusern und ihrem Export von Kaffee, Ingwer 2c Der Vortrag ist schlicht, streng sachlich, aber bisweilen unterbricht ihn angenehm ein anschauliches Naturbild wie die folgende Landschaft à la Oswald Achenbach: „Die Straße senkt sich am Abhang eines Hügels hinab, hohlwegartig überdacht vom zusammenschließenden indischen Feigenbaum: wo sich das Baumgewölbe thorähnlich öffnet, liegt im duftigen Hauch des frühen Morgens die Tiefe vor uns. Aus den Palmenmattendächern baumversteckter Hütten wirbelt bläulicher Rauch auf und er mischt sich mit den zartgrauen Tönen der fernen Luft, die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne aber vergolden die Wedel der schlank aufstrebenden Palmen und werfen blitzende Lichter in die Dämmerung des Laubgewölbes. Und fast noch schöner ist der Abend, wenn die scheidende Sonne noch einmal eine Fluth von Licht und Farbe über Alles hingießt, über die Menschen auf der Straße, über Baumkronen, Dörfer, Fels und Berg, ja über den Staub in der Luft, so daß Alles in feurig-goldenem Wiederschein glitzert und flimmert und leuchtet." Die indische Natur kann jedenfalls kaum zutreffender und stimmungsvoller geschildert werden.

Glückliche Reisen. Von Ludwig Hevesi. (Stuttgart, Ad. Bonz & Comp.) Auf der Sonnenseite — Almanaccando — Buch der Laune — Regenbogen — Glückliche Reisen: Schon die Titel seiner Bücher sagen uns, daß der beliebte Geschichtenerzähler und Reiseschriftsteller nicht allein ein gelegentlicher Humorist, sondern ein unentweglicher Optimist und im innersten Kern ein fröhliches Sonnen- und Sonntagskind ist. Auch hier schildert er uns lauter glückliche Tage, wie nur ein sorgenloser Junggeselle und Wandervogel sie erleben kann, und ob ihm der Sand Holland, die Trinkgelder die Schweiz, der Regen Venedig, Capua und Skandinavien verleiden, seine Freude am Leben, an gutem Speis und Trank und an verwegenen Kalauern bleibt sich immer gleich. So ist es denn ein prächtiger Genuß mit diesem Reisevirtuosen auf die Wanderung zu gehen, denn er erzählt uns von seinen wechselnden Stationen nicht, sondern läßt sie uns miterleben. Da ist Alles mit dem Auge des Dichters erschaut, mit dem Pinsel des Malers wiedergegeben, und dazu öffnet der Humorist die Schleusen seines Frohsinns. Wenn man bedenkt, wie wir in Norddeutschland dem faden Feuilletongeschwätz eines Karl Böttcher und anderer Reisebriefschreiber Geschmack abgewinnen, die ein Hevesi an glänzender Schilderungskraft, geistsprühender Plauderlust und Vielseitigkeit der Kenntnisse thurmhoch überragt, dann kann man wieder einmal an dem Literatursinn unserer „Gebildeten" verzweifeln. Ein Virtuosenstück der Naturschilderung, das ihm nicht einer unserer gefeierten Schriftsteller und Dichter nachmacht, ist z. B. die Beschreibung von Mont-Saint-Michel, der norwegischen Fjorde, der Mitternachtsonne. „Wir saßen vor der Thür, es war elf Uhr geworden und ein seltsam blaugraues Licht lag über dem saftigen Doppelgrün der Landschaft. Ein abgestandener Sonnenschein, eine Art Tageslicht von vorgestern. Der Wasserfall ging nieder wie eine Schneelawine, in einem stumpfen Weiß. er sah gar nicht aus wie Wasser und schien lauter Kalkstaub aufzuwirbeln. Sein Donner füllte die Luft wie ein einziger betäubender Krach, der sich in die Ewigkeit zu verlängern schien. So einförmig war das Getöse, daß man es bald gar nicht mehr hörte, während man das leiseste andere Geräusch deutlich unterschied, als malten sich diese Töne hell auf einem dunklen akustischen Hintergrunde ab. Weiter unten auf einem Hof im Thal übten sich noch Kinder im Miauen; bei uns hätten sie seit vier Stunden geschlafen. Und rechts die Thalwand hinauf in einem sang de boeuf-farbenen Landhause wetzte die Magd an einer Steinstufe der Hausthür das Küchenmesser; vermuthlich um das Huhn für den Abendtisch abzustechen; bei uns wäre es längst verdaut gewesen. Und einige der Herren lasen Zeitungen, und die Dame im schwarzen Sammet schrieb eine Postkarte bei dem Schein einer Laterne, die nicht angezündet war. Auf meiner Taschenuhr schlug es halb zwölf." Hevesi erzählt und schildert auch zuweilen aus zweiter Hand, denn er hat gute Freunde, deren interessante Berichte er in die rechte Form bringt. Dann erzählt ihm und uns etwa ein Wiener Arzt von den hypnotischen Zauberern von Nancy und Stockholm: Bernheim, Liégeois, Liébault und Wetterstrand, ein Director von der tückischen Fischsuppe der Nizzarden, ein Maler von der türkischen Cholera-Quarantaine, ein anderer von den Empfindungen im Haschischrausch, ein Buchhändler ein kleinasiatisches Abenteuer, ein Pianist eins aus Finnland, und diese Kapitel aus zweiter Hand sind nicht minder interessant und Dank der Nachhülfe des Referenten höchst vergnüglich zu lesen. Welch fröhliches, lehrreiches Buch für die langen, bleigrauen Winterabende!

Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Hans Blum. (München, C. H. Beck, Oskar Beck.) Den Friedrichsruher Hofhistoriographen H v. Poschinger und Horst Kohl gesellt sich als Dritter Hans Blum mit dieser groß angelegten Biographie. Er hat vor seinen zwei Mitstrebenden, die mehr Forscher und Sammler sind, jedenfalls das Eine voraus, daß er Gestaltungskraft besitzt und ein vortrefflicher Erzähler ist, was schon seine zahlreichen Romane und Novellen beweisen. Wie dort der beste Reiz in der Mischung von freier Phantasie und historischer Quellenbenutzung liegt, so weiß Blum auch für die vorliegende streng geschichtliche Monographie sein reiches Material nicht nur zu sammeln und zu sichten, sondern auch wahrhaft künstlerisch zu verwerthen. Die Darstellung ist klar und fesselnd, der Stil vortrefflich, die Charakteristik überall glänzend und farbensatt. In den zahllosen, zerstreuten Quellen entgeht ihm kein Zug, und stets am richtigen Ort erfolgt die wirksame Verwendung, die das Bild rundet und hebt. Immer strebt er danach, seinen Helden menschlich zu erklären, unserem Herzen zu nähern und ein plastisches Gemälde von ihm und seiner Zeit zu geben. So ist im ersten Band das Kapitel von seiner Kindheit bis zum Ende der Studentenzeit ein Musterbeispiel biographischer Darstellung, und wir staunen, wie viel neue Züge der fleißige Forscher aus den Parlamentsreden und gelegentlichen Gesprächen des Grafen und Fürsten schöpfen konnte, die sich bis dahin noch jeder Biograph achtlos hatte entgehen lassen. Auch aus seinem persönlichen Verkehr in Friedrichsruh und Varzin erzählt uns der Leipziger Rechtsanwalt manche bezeichnende Anekdote, die das innere und äußere Leben Bismarck's ergänzt. Der eben erschienene 3. Band, der bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes und zum Ankauf von Varzin geht, behandelt die großen Staatsactionen gegen Dänemark und Oesterreich nach den neuesten und besten Quellen z. B. Sybel, aber auch das rein Menschliche kommt zur Geltung, wie denn auch weder seine herzlichen Beziehungen zu dem Amerikaner Motley noch zu Fritz Reuter vergessen werden. Der Schlußband soll schon in ein paar Monaten erscheinen; wir kommen alsdann auf das ganze Werk zurück, das schon jetzt ein nach Inhalt und Ausstattung gleich gediegenes Weihnachtsgeschenk bildet.

Stumme des Himmels. Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig, L. Staackmann.) Man weiß, was das Jean Paul'sche Wort besagt. „Stumme des Himmels" sind jene feinfühligen Seelen, denen ein Gott nicht zu sagen gab, was sie leiden und die also ihren Schmerz stumm in sich verschließen müssen und daran zu Grunde gehen. So sind auch

Eleonore und Ulrich. Die Dritte im Bunde mag die Stolze nicht sein und so entflieht sie lieber dem Verhältniß, denn sie hat die unglückselige Frau kennen gelernt und will ihr den einzigen Halt nicht rauben: ihren Mann. Daß sie nun doch wieder mit dem Gemiedenen zusammenkommen muß, ist einer jener etwas theatermäßigen Zufälle, die dem Romandichter von heute kaum noch gestattet sind. Ueberhaupt spielt der Zufall, wie in allen Werken dieses Dichters, eine übergroße Rolle, wodurch sie allzu romantisch arrangirt und auf den Effect berechnet scheinen. Kommt dazu noch der vormärzlich angehauchte Dialog mit seiner gewählten, gesucht geistreichen Sprache, so macht das Ganze einen etwas altmodischen Eindruck. Das Beste neben den stimmungsvollen Staffagen ist die Charakteristik, zumal dort, wo sie durch sich selbst wirkt und vom Verfasser nicht commentirt wird. Ohne Zweifel gehört der Roman zu dem Besten, was uns Spielhagens Muse in den letzten Jahren beschert hat.

Satans Erlösung. Dichtung in 6 Gesängen von Kurt von Rohrscheidt. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Der Merseburger Assessor ist ein Dichter, ein wirklicher, er irrt sich aber, wenn er sich für einen Epiker hält. Der Grundgedanke, den Satan durch die reine Liebe einer Jungfrau erlösen zu lassen, ist ziemlich schwach durchgeführt und wird auch durch die an sich fesselnde Episode mit Wolf nur gestört. Sonst ist die Sprache wohllautend und der Reichthum an schlagenden poetischen Bildern erstaunlich. Das Beste aber sind die lyrischen Einlagen, die zuweilen wundervolle Innigkeit athmen. Man höre die Trinklieder, Satan's poethisch freie Rhythmen oder z. B. Schön Else's Lied:

Ich sah den Sonnenstrahl fliegen den Pfad entlang,
Nieder in's stille Thal vom Bergeshang.
Als ich ihn fangen wollt' und als ich nahe ging,
Stand ich in lauter Gold, das mich umfing.
Du kamst so feengleich, ich sah den Sonnenstrahl,
Der sich dir anmuthreich vom Auge stahl.
Ich wollt' ihn fangen ein, den süßen Augenblick,
Und stand im Glanz und Schein — in lauter Glück.

Lesen und Reden. Von C. Hilty. (Leipzig, J. C. Hinrichs.) Der Berner Professor, dessen moralphilosophisches Buch: „Glück" Erfolg hatte, gibt hier zwei Vorträge in Druck, die überall den originellen Denker zeigen. Sie sind reich an guten Einfällen und Winken über unsere Lectüre und begegnen sich in mehr als einem Punkte mit den einschlägigen Betrachtungen seines Grazer Collegen Schönbach. „Manche Sprachen haben ihre eigenthümlichen Schönheiten, die sich nicht wiedergeben lassen, so besonders das klassische Italienisch, das in der Uebersetzung leicht übermäßig pathetisch erscheint, ebenso ist der französische Esprit nicht in's Deutsche und die deutsche Poesie nicht in's Französische übertragbar." Weniger einverstanden sind wir mit seiner Empfehlung katholischer Heiligengeschichten für protestantische Leser, umso mehr mit seiner Verurtheilung der Selbstbiographien. „Das Interessanteste an einem bedeutenden Menschen ist nicht das für ihn und Andere offen Daliegende, sondern das Geheimnißvolle seines Werdens und seines Zusammenhangs mit dem Ewigen, dem keine Biographie Worte verleihen kann."

Freilicht! Eine Plein-air-Studie von Wilhelm Schölermann. (Frankfurt a. M., Jaeger.) Wir erhalten aus unserem Leserkreise oft Anfragen, in welchen Schriften man sich wohl am besten über die neueren Richtungen der Malerei, Naturalismus, Symbolismus, Pleinairismus, unterrichten könne. Wir verweisen jetzt auf diese schon in 2. Auflage erscheinende Schrift Schölermann's, die mit möglichster Objectivität von alter und neuer Malerei handelt und in angenehmer, leichter Plauderei gleichsam eine Anleitung zur Kunstkennerschaft, nicht doch: zum verständnißvollen Kunstgenusse gibt. Allerdings hat dieses Büchlein einige Mängel. Der Verfasser lebt in Düsseldorf, und wenn er auch auf Münchner und Berliner Ausstellungen sich mit Fleiß umgesehen hat, so bleibt ihm doch eine besondere Vorliebe für die alten Herren an der Düssel, die sich sogar zu einem Loblied auf Bendemann versteigt. Einem Uhde, Liebermann und selbst Menzel wird er wenig gerecht, so sehr wir auch seinen Standpunkt in der religiösen Malerei billigen. In summa, ein künstlerisches Glaubensbekenntniß, das Achtung verdient.

Musikgeschichtliche Aufsätze von Philipp Spitta. (Berlin, Gebr. Paetel.) Dieses letzte Buch des jüngst verstorbenen Berliner Universitätslehrers enthält eine umfangreiche Monographie über Heinrich Schütz und die deutsche Musik des 17. Jahrhunderts, worin der geistreiche Musikforscher uns mit Erfolg für entlegenere Musikgebiete zu interessiren sucht. Ueberaus schön ist die Studie über den deutschen Männergesang, dessen Geschichte und Entwickelung Spitta aufzeichnet, wobei er nicht versäumt, ihn immer wieder auf seinen Ursprung im Lied hinzuweisen, damit nicht die Kraft in unfruchtbaren Experimenten vergeudet wird. Essays im französischen Sinne: à l'ocasion d'une publication récente sind die übrigen Kapitel, wo der Verfasser die Ergebnisse eigener Untersuchungen an die Besprechung fremder Arbeiten knüpft, wie die Erinnerungen Schnyder's von Wartensee und Schumann's Schriften. Besonders lesenswerth ist der Versuch über die Ballade, wobei natürlich besonders Loewe besprochen wird.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Grumpelt & Böhm

Antiquariat u. Sortiments-Buchhandlung

Leipzig, Marschnerstr. 9,

empfehlen sich zu schneller u. coulanter Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.

Reich illustrirter **Weihnachts-Katalog** mit interessantem Text (Besprechung der Neuigkeiten des Jahres 1894) kostenfrei.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Reine Südweine,

Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität, **6 Flaschen** (3/4 Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.

Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

„Aus Deutschlands Vergangenheit."

Eine Sammlung von Erzählungen mit kulturgeschichtlicher Grundlage.

1.—8. Bd. von W. Fricke 50 Pf., 9./10. (Doppelb.) von C. Rademacher 75 Pf., kart. jede Erzählung 25, eleg. geb. 50 Pf. mehr. ☛ I./X. kompl. geb. 6 Mark. ☚

Inhalt: I. **Wittekind, der Sachsenherzog.** E. g. Erzähl. a. d. Gegend d. Wesergebirges. II. **Der Untergang der Stedinger.** E. Erz. a. d. Vorz. von Köln, Hamm u. Bremen. III. **Der Buchhalter von Barmen.** E. Erz. a. Deutschlands Knechtschaft. IV. **Die Tochter des Leibarztes.** E. Erz. a. d. Vergangenheit Düsseldorfs. V. **Gabriele von Overstolz.** E. Erz. a. d. Tagen der Grundsteinlegung des Kölner Domes. VI. **Der Junker von Elberfeld.** E. Erz. a. d. Vorzeit des Wupperthales. VII. **Rilindis.** E. Erz. a. d. Tagen d. Römerkriege a. Siebengebirge. VIII. **Franz von Sickingen.** E. Erz. a. d. Zeiten d. letzten Ritterkämpfe am Mittelrhein. IX./X. **Roland von Ulroth.** E. Erz. a. Siegburgs Vorzeit.

Von vielen empfehlenden Besprechungen der einzelnen Bändchen eine im Auszuge: „Die Erzählungen geben lebenswarme Bilder aus verschiedenen Zeitperioden deutschen Lebens und Webens und sind der ganzen Anlage nach für das reifere Jugendalter und das Volk geeignet." (R. E. Kaindt i. d. B'.er Rundsch.)

Nach Einsendung des Betrages franco von **A. Helmich's Buchh., Bielefeld.**

Weihnachtskataloge gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Soeben erschien:

Fr. Spielhagens

neuester Roman:

Stumme des Himmels.

2 Bände. Broch. 6.00 *M.* Eleg. geb. 8.00 *M.*

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

SOEBEN ERSCHIENEN:

DAS NEUE

REICHSTAGSHAUS

IN BERLIN

VON

PAUL WALLOT.

EINE BAUGESCHICHTLICHE DARSTELLUNG

VON

RICHARD STREITER.

MIT V TAFELN UND XVII ABBILDUNGEN IM TEXT.

PREIS 5 MARK.

BERLIN W. 41.

VERLAG VON WILHELM ERNST & SOHN.

Die schönsten Geschenke

für alle Gelegenheiten passend, enthalten die mit vielen Holzschnitt-Illustrationen erster Künstler gezierten

Illustrierten Elzevier-Ausgaben

Chamisso, Peter Schlemihl.
Heine, Die Harzreise.
Hauff, Phantasien im Bremer Ratskeller.
Shakespeare, Romeo und Julia.
Goethe-Schiller, Klassische Balladen.
Eichendorff, Aus d. Leben eines Taugenichts.
Lessing, Minna v. Barnhelm.

Jeder Band in **Juchtenleder** geb. **M. 3.—. 6 Bd.** in elegantem **Leder-Kästchen M. 20.—.** Durch alle Buchhandlungen und direkt durch ***Hermann Seemann*** in ***Leipzig*** zu beziehen.

Erste deutsche Hochschule für Kaufleute.
Begründet und geleitet von *Dr. iur. Ludwig Huberti.*
Semester-Beginn: Januar, April, Juli, Oktober.
Lehrpläne nur auf Verlangen!
Eintritt jederzeit!

HANDELS-AKADEMIE

Eigene Zeitschrift: *„Handels-Akademie“,* Kaufmännische Wochenschrift.

Fachschrift für alle kaufm. Bildungsanstalten. — Proben nur auf Verlangen! Auflage über 5000.

Auskunft sofort!

Leipzig, Marienstrasse 23.

Ein Weihnachts-Geschenk

von hohem litterarischem Werthe sind die

Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. **Dritte Auflage.** Elegant gebunden **M. 4.50.**

Vestigia Leonis. **Zweite Auflage.** Elegant gebunden **M. 5.—**

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, gegen Einsendung des Betrages franco vom Verlage **Carl Jacobsen, Leipzig.**

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6½ Mark. Gebunden 7 Mark.

„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Umso wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt.“

(Deutsche Warte, Berlin.)

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden.“

(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.** Man bediene sich gefl. beiliegender Bestellkarte.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) in München.

Soeben ist erschienen:

Fürst Bismarck und seine Zeit.

Eine Biographie für das deutsche Volk

von

Dr. Hans Blum.

Band I: 1815—1853. — Band II: 1853—1863. — Band III: 1863—1867.

Preis pro Band geheftet Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—.

(Die beiden Schlußbände IV und V erscheinen bis zum 1. April 1895.)

☛ In dieser ersten wirklichen Biographie des großen deutschen Staatsmannes wird der Versuch unternommen, alles, was die letzten Decennien an urkundlichen Aufschlüssen über das private und öffentliche Leben des Fürsten Bismarck in kaum zu bewältigender Fülle an den Tag gebracht haben, in Verbindung mit zahlreichen neuen Mittheilungen, sowie den prägnantesten Stellen aus Bismarck's Staatsreden ꝛc., zu einem künstlerischen Gesammtbilde zu vereinigen. In monumentaler Größe wie noch niemals, so tritt uns aus den Blättern dieser erschöpfend angelegten Biographie der Bismarck'sche Genius entgegen! Die in Prachtband gebundenen Bände sind zweifellos eines der interessantesten und äußerlich vornehmsten Festgeschenke dieses Jahres.

Neu

Baumbach, R., Neue Märchen. M. 3.— brosch.
Fitger, A., Requiem aeternam dona ei. Gedichte. M. 4. br.
Fitger, A., Jean Meslier. Dramatisches Gedicht. M. 2.50 br.
Seidel, H., Von Perlin nach Berlin (Biographie). M. 3.— br.

Verlags-Catalog mit Biogr., Porträts von Autoren, Auszügen und Beprechungen versendet auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

A. G. Liebeskind, Leipzig.

Weihnachts-Neuigkeiten!

Julius Wolff: Das schwarze Weib.
Roman aus dem Bauernkriege.
Elegant gebunden 7 Mark.

Ernst Eckstein: Familie Hartwig.
Roman. Eleg. geb. 8 Mk.

Maria Janitschek: Pfadsucher.
Vier Novellen.
Elegant gebunden 4 Mark.

Fedor Dostojewskij: Raskolnikow.
Roman.
Aus dem Russischen v. W. Henckel. Illustrirte Ausgabe.
2 Bände. Elegant gebunden 6,50 Mark.

Berlin SW., Bernburgerstraße 35.
G. Grote'scher Verlag.

Soeben erschien im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin:

Melusine

und andere Novellen

von

Paul Heyse.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Für jeden Musikfreund und Künstler:
Dr. A. Schüz,
Geheimnisse der Tonkunst.
Brosch. 4,50 ℳ. Eleg. geb. 6 ℳ.
Ausführliches Kritikenheft steht zu Diensten.

Für Brautleute, junge und alte Eheleute:
Johann Fischart's
Ehzuchtbüchlein
nebst dem Ehestandskapitel
aus dem Gargantua für Volk und Familie
bearbeitet von
Richard Weitbrecht.
Hübsch geb. 2,40 ℳ.
J. B. Metzler'scher Verlag in Stuttgart.

Soeben erschienen:
Jac. Moleschott: Für meine Freunde.
Sechs Vorlesungen
21 Bogen 8°, hocheleg. Ausstattung. Geh. M. 6,50, in feinem Halbfranzband M. 8.
Verlag von EMIL ROTH in GIESSEN.
MIT PORTRÄT
Ein Buch von seltener Art, einfach und herzlich, auf jedem Blatt die noble Persönlichkeit kündend, eine Perle deutscher Literatur.
Bei Einsendung des Betrages franco pr. Post.

Zu Weihnachtsgeschenken

empfehlen

Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart

J. V. von Scheffels Werke:

Quart-Ausgaben.

Bergpsalmen. Dichtung. Mit 6 Bildern von A. v. Werner. 3. Aufl. Hocheleg. geb. ℳ 12.—.
Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Mit Illustr. von A. v. Werner. 2. Auflage. Hochelegant gebunden ℳ 25.—.
Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Mit Illustrationen von A. v. Werner. 3. Auflage. Hochelegant gebunden ℳ 45.—.
Das Waltariilied. Verdeutscht. Mit Illustr. von Alb. Baur. Hocheleg. geb. ℳ 10.—.

Groß-Oktav-Ausgaben.

Frau Aventiure! Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit. Mit 12 Bildern von A. v. Werner. Hochelegant gebunden ℳ 10.—.
Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrh. 2 Bände. 6. Aufl. Hocheleg. geb. ℳ 10.—.
Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Mit Illustr. von A. v. Werner. Hochelegant gebunden ℳ 10.—.
Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Mit Illustrationen von A. v. Werner. 3. Auflage. Hochelegant gebunden ℳ 12.—.
Waldeinsamkeit. Dichtung. Mit 12 Bildern von Jul. Marak. 5. Aufl. Hocheleg. geb. ℳ 8.—.

Oktav-Ausgaben.

Frau Aventiure! Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit. 17. Auflage. Hochelegant gebunden ℳ 6.—.
Bergpsalmen. Dichtung. Mit 6 Bildern von A. v. Werner. 5. Aufl. Hocheleg. geb. ℳ 6.—.
Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 142. Aufl. Hocheleg. geb. ℳ 6.—.
Episteln. Geheftet ℳ 3.60, elegant gebunden ℳ 4.50.
Fünf Dichtungen. Hochelegant gebunden ℳ 4.—.
Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. 58. Aufl. Hocheleg. geb. ℳ 4.80.
Gedichte aus dem Nachlaß. 4. Auflage. Hochelegant gebunden ℳ 4.—.
Aus Heimat und Fremde. Lieder und Gedichte. Hochelegant gebunden ℳ 4.—.
Hugideo. Eine alte Geschichte. 7. Auflage. Hochelegant gebunden ℳ 2.—.
Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers. Mit Illustrationen von A. v. Werner. 5. Aufl. Hochelegant gebunden ℳ 7.—.
Reisebilder. Mit einem Vorwort von Joh. Proelß. Geh. ℳ 5.—, hocheleg. geb. ℳ 6.—.
Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. 214. Aufl. Hocheleg. geb. ℳ 4.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Empfohlen	Von Behörden und Presse	Empfohlen
Mit 109 Kunstbeilagen, darunter 56 Aquarelle, 24 Photolithographien, 25 Photographien, 4 Schlachtenbilder.	**Unser Vaterland** * * in * * **Waffen.** Neue Folge d. Patriot. Hausschatz. Illustrirtes Prachtwerk für das Deutsche Volk.	**Preis:** 2 elegante Halb-Bände ohne Goldschnitt 18 Mark, mit Goldschnitt 20 Mark.
Verlagsbuchhdlg.	**Paul Kittel**	Berlin S.W. 47.

Wunder-Cigarren-Spitze.

Der Rauch zaubert reizende Bilder im Röhrchen hervor. Amüsant für jeden Raucher. Echt Weichsel mit echt Bernstein **M. 1,25**, desgl. Cigarettenspitze M. 1,10. Von 2 Stück an frankirte Zusendung überallhin: von ½ Dtzd. an 20 % Rabatt. Briefmarken in Zahlung. Zu beziehen von

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstr. 49.

Hierzu eine Beilage vom Verlag der Gegenwart: Bestellkarte für „Bismarcks Nachfolger".

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 51. Berlin, den 22. December 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Lage in Belgien. Von Moritz Kufferath (Brüssel). — Der unlautere Wettbewerb. Von Hugo Böttger. — Das Muster einer technischen Hochschule. Von einem Ingenieur. — Henryk Sienkiewicz. Von Hermann Menkes. — **Feuilleton:** In der Christnacht. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt:** Der Strick im Reichstaghause. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Lage in Belgien.

Von Moritz Kufferath (Brüssel).

Als politischer Denker hat Richard Wagner nie gegolten, obschon er sich ab und zu in seinen Schriften vor und nach der 48er Zeit mit höherer Politik befaßte. Einen sehr vernünftigen Satz hat er jedoch einst ausgesprochen, und zwar in einem Briefe an Roeckel, als er seinem alten Dresdener Freunde schrieb: „Politisch sein gilt so viel, als immer nur das nächst Mögliche im Auge halten, weil nur hier Erfolg möglich ist, ohne Erfolg eine politische Thätigkeit aber ein reiner Nonsens ist."

Das ist ganz richtig, und dieser Satz hat eben in Belgien eine ganz treffende Bestätigung gefunden. Das nächst Mögliche haben die belgischen Sozialisten im Auge behalten, und so ist es ihnen möglich gewesen, den durchschlagenden Erfolg zu erreichen, den sie in den kürzlich stattgehabten allgemeinen Wahlen errungen haben. Seit Jahren war ihr einziges Augenmerk, das allgemeine Wahlrecht zu erlangen, welches sonderbarer Weise in dem sonst mit politischen Freiheiten gesegneten Königreich bis vor Kurzem noch nicht eingeführt war, während es doch bei fast allen Nachbarländern seit lange bereits als Grundsatz der politischen Einrichtungen gilt. Alle anderen Postulate ihres Programms haben sie weislich in den Hintergrund verdrängt: dies Einzige aber, weil eben das nächst Mögliche, haben sie energisch verlangt und auch durchgesetzt; allerdings nicht ohne Mühe. Es hat blutige Streite in den Brüsseler Straßen, tödtliche Kämpfe in den Hennegauer und Lütticher Grubenrevieren gekostet, ehe sie von der gesetzgebenden Macht das erhielten, was bereits durch das freidenkende Bürgerthum als ein zur Beruhigung der Gemüther nöthiges Zugeständniß seit lange anerkannt worden war. Zwei volle Jahre mußten die belgischen Kammern die Frage berathen, ob das allgemeine Wahlrecht einzuführen sei oder nicht, ehe sie darüber einen Beschluß abzugeben im Stande waren. Die Gewährung dieses Zugeständnisses hat denn auch richtig beruhigend gewirkt. Störungen der öffentlichen Ordnung sind seit der endgültigen Annahme der neuen Verfassungsbestimmung, die jedem 25jährigen Bürger das Wahlrecht gewährt, nicht mehr vorgekommen; ja, die Wahloperationen, die gewöhnlich unter dem beschränkten Wahlrecht in Belgien jedesmal in heftige Kundgebungen der öffentlichen Meinung ausarteten, sind so still verlaufen, wie nie zuvor. Aber eine ganz neue Situation ist dadurch entstanden, ein weittragender Umschwung der politischen Factoren hat sich vollzogen.

Es gab vordem in Belgien zwei regierende Parteien, die sich abwechselnd seit dem Bestehen der Unabhängigkeit des Landes (1830) am Ruder ablösten: die Clericalen und die Liberalen, beide streng bürgerlicher Art, dem verfassungsmäßigen Königthum treu ergeben, durch verschiedene Mittel nach demselben Ziele strebend: die Beibehaltung der Macht, die ja der einzige Weg ist auf dem Gebiete der Politik, dem allgemeinen wie dem eigenen Wohle zu nützen.

Von diesen beiden Parteien ist eine, die liberale, nun geradezu vernichtet worden, sie liegt zerschmettert und ohnmächtig darnieder. An ihre Stelle ist die soziale Arbeiterpartei getreten, eine noch unbekannte Macht, deren Ziele und Endzwecke häufig genug theoretisch ausgesprochen, bis jetzt aber nicht practisch erprobt worden sind.

Darin besteht das Verhängnißvolle und Unklare der neuen Lage im benachbarten Königreich. Den rückwärts strebenden Elementen scheint die Schuld der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes allein zugeschrieben werden zu müssen. Das wäre jedoch eine beschränkte Ansicht. Es muß im Gegentheil offen gesagt werden, daß die bürgerlichen Parteien selbst, vornehmlich die liberale, den ungeahnten Triumph der feindlichen Arbeiterpartei herbeigeführt haben. Hätten Sie nicht aus Angst vor dem Gespenst des allgemeinen Wahlrechtes den Versuch angestellt, es mittelst allerhand Kniffe zu verkürzen, mit der einen Hand das wieder zurückzunehmen, was sie von der anderen freizugeben versprachen, ihnen wäre es höchst wahrscheinlich weniger schlecht ergangen. Nicht das allgemeine Wahlrecht an sich, sondern die verfehlte Anwendung desselben hat die jetzige sehr verworrene und sogar unsichere Lage herbeigeführt.

Zunächst ist in dieser Hinsicht das Wahlordnungsgesetz zu nennen. Es ist ein ganz eigenthümliches Product parlamentarischer Weisheit oder Kurzsichtigkeit. Keine der beiden bisher leitenden bürgerlichen Parteien wollte die eigentliche Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen gelten lassen. Die eine wollte dem Grundbesitz als Vermuthung conservativer Gesinnungen, die andere dem Wissen, der Erziehung und der Bildung, beide dem Vorhandensein eines gewissen Wohlstandes besondere Vortheile gesichert wissen. Daraus entstand die bisher einzig in Europa dastehende Wahlordnung, die soeben in den Octoberwahlen angewendet wurde: das sogenannte Pluralsystem. Dies verleiht bekanntlich gewissen Bürgerklassen, nach Besitz, Wohlstand und Bildung, eine zweite und sogar eine dritte Stimme. Das verfehlte an diesem System ist, daß es die schroffsten Gegensätze herbeiführen mußte, weil es durch allzu große Bevorzugung des reinen Grundbesitzes auf seiner niedrigsten Stufe (den Bauer) die an den gebildeten Mittel-

stand der Städte gemachten Zugeständnisse vereitelte. Man hat die Wichtigkeit dieses Mittelstandes überschätzt. Die Clericalen, denen eigentlich die Urheberschaft des Wahlgesetzes zuzuschreiben ist, hatten wohl daran gedacht, es zu ihren Gunsten auszubilden und sich im glücklichsten Falle eine Majorität zu sichern; die gänzliche Vernichtung der liberalen bürgerlichen Partei, trotz der tiefen Gegensätze mit ihr, hatten sie nicht gewünscht. Sie haben sich einfach verrechnet. Die Wähler, die auf Grund ihrer Bildung eine dritte Stimme erhalten, mußten unter allen Umständen eine Minorität bleiben. Das haben sie übersehen. Gebildete Leute, d. h. solche, die, wie das Wahlgesetz es vorschreibt, eine höhere Bildung durch absolvirte Gymnasialstudien nachweisen können, sind überall eine Minderheit, besonders aber in Belgien, wo die Analphabeten ungefähr 23 Procent der Gesammtbevölkerung ausmachen. Das Wahlergebniß hat denn auch gezeigt, daß der gebildetere Theil der Bevölkerung fast ohnmächtig zwischen Bauern und Arbeitern dasteht. In Brüssel wurde die ganze liberale Vertretung, trotz dem in letzter Stunde beim zweiten Wahlgang gewährten Zuschuß der Stimmen der Arbeiterpartei, durch die Stimmen der Bauern des Wahlkreises umgeworfen. In Lüttich, wo der Landbauer eigentlich nur eine Minorität bildet, und der Arbeiter — weil es sich hier um einen großen Industriebezirk handelt — die Mehrheit hat, siegten die Arbeiter, ohne daß es dem Bürgerstand, sei es clericaler oder liberaler Gesinnung, gelingen wollte, auch nur einen Einzigen seiner Vertreter zum Durchdringen zu helfen. In beiden sehr bezeichnenden Fällen ist der gebildete Mittelstand ohne jeden Einfluß geblieben. Und dasselbe hat sich überall ereignet: hier haben die Bauern, dort die Arbeiter, je nach Beschaffenheit der Wahlbezirke und der örtlichen Verhältnisse, nirgends aber der gebildete Mittelstand den Ausschlag gegeben.

Das ist in jeder Hinsicht eine sehr bedauernswerthe Thatsache. Eigentlich stehen sich nur noch Rohstoffe gegenüber, deren wuchtiges Andringen keine Macht im Stande ist zu mildern: auf der einen Seite der hartnäckige Landbewohner, dem Pastor untergeben, dem priesterlichen Worte blindlings gehorchend, dem städtischen Kleinbürger gegenüber grundsätzlich feindlich gesinnt; auf der anderen Seite der Arbeiter aus der großen wie der kleinen Industrie, durch die sozialistische Propaganda mit gefährlichen Ideen ernährt, von der Theilung der Reichthümer träumend, die Stürmung der kapitalistischen Burgen erwartend und selbst den Bauer als Besitzer beneidend.

Eine Abhülfe gegen diesen gefährlichen Stand der Dinge liegt auf der Hand: es wäre die Umgestaltung der Wahlordnung. Daran ist aber unter den jetzigen Umständen nicht zu denken. Die clericale Partei findet das Gesetz ganz nach ihrem Geschmack, da es ihr in den neuen Kammern eine Majorität sichert, wie eine solche niemals eine Partei in Belgien besessen hat: 52 Stimmen im Abgeordnetenhaus, 44 im Senate! Es hat vielmehr den Anschein, als wolle sie nicht einmal die Einführung des Proportionalverfahrens zugeben, das als ergänzende Maßregel während der Berathung der Wahlordnung in's Auge gefaßt worden war, sogar förmlich durch das Cabinet Beernaert beantragt wurde, jedoch unsinniger Weise gerade durch die Liberalen in der vorigen Kammer auf's Entschiedenste bekämpft wurde und in Folge dessen scheiterte.

Somit wird sich allem Anschein nach mehrere Jahre hindurch das Land mit dem einfachen Pluralsystem abfinden müssen. Und das ist eben das Schlimme an der Lage in Belgien: zwischen den Bauern und den Arbeitern gibt es keine vermittelnde Partei, und es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß sich eine solche bilden könnte. Sollte es den Trümmern der vernichteten liberalen Gruppen, den sogenannten Doctrinären (gemäßigte Linke) und den eigentlichen Fortschrittlern gelingen, sich wieder zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden, sie würden so wie so ohnmächtig bleiben und einzig darauf angewiesen sein, entweder durch Zugeständnisse an die Sozialdemokraten die Stimmen der Arbeiter sich zu sichern oder mit dem gemäßigten Theile der clericalen Rechte, also mit dem Erbfeind, ein Bündniß zu schließen. In beiden Fällen werden sie keine selbständige Rolle spielen können. Gehen sie mit den gemäßigten Clericalen, werden sie um ein gutes Stück ihr freisinniges Programm verkürzen müssen; gehen sie mit den Arbeitern, sind sie genöthigt, den conservativen Inhalt ihrer Grundsätze preiszugeben.

Vor den Wahlen war ihre Lage eine ganz andere. Die Arbeiterpartei hatte ihnen ein Bündniß angetragen unter Wahrung ihrer eigenen Grundsätze mit der einzigen Bedingung, nach Möglichkeit für das allgemeine, aber gleichberechtigte Wahlrecht einzutreten. Diese Bedingung wurde hochmüthig abgelehnt durch Männer wie Frère Orban, dem bedeutendsten Staatsmann Belgiens, Graux, Bara, Vanderkindere, Buls. Keiner wollte einsehen, daß der gewaltigen Strömung der öffentlichen Meinung im Sinne der Arbeiterpartei Zugeständnisse zu machen seien; daß das alte, seit den vierziger Jahren unverändert gebliebene Programm des Liberalismus den heutigen Zuständen nicht mehr angemessen war und eine Erweiterung im Sinne des Fortschritts erhalten müsse; mit blindem Eifer verharrten sie auf ihrem engherzigen und eigennützigen politischen Standpunkt. Die Folge davon liegt jetzt vor: es gibt in Belgien keine freisinnige Mittelpartei mehr.

Daß unter diesen Umständen die Aussichten auf die nächste Zukunft nicht günstig sind, ergibt sich von selbst. Auf harte Kämpfe ist Jedermann gefaßt. Zwar ist nicht zu befürchten, daß die Regierung allen Anforderungen ihrer Majorität und des Priesterthums sofort nachgeben wird. Der Ministerpräsident de Burlet ist ein geschickter und schlauer Politiker, der recht wohl weiß, welchen Gefahren er die öffentliche Ruhe und selbst die Krone aussetzen würde, wollte er unmittelbar den Reactionsgelüsten seiner Partei volle Genugthuung gewähren. Andererseits hat auch die clericale Partei ihre demokratischen Elemente, mit denen sie zu rechnen haben wird, und der die Regierung bereits wichtige Zugeständnisse in seiner ministeriellen Erklärung — eine Thronrede gab es sonderbarer Weise bei der Eröffnung der Session nicht — angekündigt hat: obligatorische Kranken-, Unfall- und Altersversicherung, Regelung der Arbeitdauer in den Bergwerken und der großen Industrie; Einführung einer regelmäßigen staatlichen Aufsicht in den Werkstätten; Gewährung der Civilrechte an die Gewerbegenossenschaften; Gleichstellung aller Bürger dem Militärdienste gegenüber (die allgemeine Wehrpflicht existirt bekanntlich in Belgien noch nicht), endlich Errichtung eines Ministeriums für Ackerbau und öffentliche Arbeiten und eines eigenen Amtes für alle Angelegenheiten, die mit den Arbeiterfragen in Zusammenhang stehen. Das sind alles sehr vernünftige Vorschläge, die kein spezifisch clericales Gepräge an sich tragen und den Fortschrittlern wie der Arbeiterpartei höchst willkommen sein werden.

Das eigentlich Clericale wird aber hinterher kommen und nach und nach alle Errungenschaften des Liberalismus während den sechzig letzten Jahren langsam aber desto sicherer anfechten, aufheben und vernichten. Andeutungen in diesem Sinne enthält bereits die ministerielle Erklärung. Da ist von einem Antrag die Rede, der auf eine Reform des Schulwesens zielt. Was derselbe für Bestimmungen enthalten wird, ist noch nicht bekannt, doch nicht schwer zu errathen. Seit sie am Ruder sind, haben die Clericalen unaufhörlich auf die gänzliche Abschaffung der confessionslosen Schulen hingearbeitet und überall, wo es unter dem jetzigen Gesetz eben möglich war, die Gemeindeschulen auf dem Lande durch priesterliche Schulen ersetzt. Demnach wird wohl die Reform darin bestehen, daß den liberal gesinnten Gemeinden die Errichtung von neutralen Schulen vollständig unmöglich gemacht werden soll. In demselben Sinne werden auch die mit clericaler Majorität versehenen Provinzialausschüsse wirken. So hat z. B. der Brabanter Ausschuß im Provinzialetat den Zuschuß von 30,000 Francs an die Normaltöchterschulen einfach gestrichen und die Subsidien von 20,000 Francs an die Brüsseler freie Universität um die Hälfte reduzirt. Ferner soll aus religiösen Gründen die Sonntagsruhe im ganzen Staatsdienst eingeführt werden, selbst im Eisenbahn-, Telegraphen- und Postwesen. Daß im Staatsdienste nach Möglichkeit die „wohlgesinnten Candidaten" bevorzugt werden, versteht sich von selbst. Auch im Gerichtswesen wird fernerhin mehr auf die religiöse Gesinnung, als

auf das juristische Wissen gehalten werden. Kurz, alle Stellen, die durch die Regierung zu besetzen sind, werden rücksichtslos an die Freunde derselben. das heißt an die Clericalen vertheilt werden: Schulen, Universitäten, administrative Aemter, Richterstellen u. s. w., alles wird clericalisirt. Bis es dahin kommt, wird wohl einige Zeit vergehen, denn eine solche Umgestaltung läßt sich nicht in einem Male ausführen. Ist sie aber geschehen, dann wird sich sicherlich das alte Unabhängigkeitgefühl des belgischen Bürgerthums wieder regen und gewaltig aufbrausen. Dann gibt es auch einen entscheidenden Kampf, wo die Liberalen die Führung aller Freidenkenden zu übernehmen haben werden. Vor der Hand aber scheint ihre Rolle rein passiv sein zu müssen, da für sie augenblicklich gar kein Mittel mehr zu Gebote steht, ihren Einfluß geltend zu machen.

In einem weitläufigen Aufsatze der „Revue de Belgique" erörterte kürzlich der ehemalige Brüsseler liberale Abgeordnete Goblet d'Alviella gründlich die Lage. Bezeichnend für die Unklarheit der Stimmungen und Forderungen sind die durchaus negativen Schlüsse, die der hochgeschätzte Schriftsteller aus den obwaltenden Verhältnissen zieht. Er gehört der gemäßigten Linken an, vertritt auch ihre Ansichten. Von einem engen Zusammengehen mit den Sozialen will er nicht reden hören, auch nicht von einer Annäherung mit den gemäßigten Clericalen. Eine Erweiterung des Programms der Liberalen gibt er jedoch zu; Zugeständnisse an die Arbeiterpartei seien eine soziale wie politische Nothwendigkeit; den Grundsatz des Liberalismus aber, die Unabhängigkeit des Individuums, seine freie und uneingeschränkte Entwickelung im Sinne der englischen Sozialphilosophie könne unter keinem Umstande verlassen werden. Das Schwierige ist dieses Postulat mit der Nothwendigkeit zu vergleichen, die Stimmen der Demokraten wieder zu erlangen. Und da seufzt melancholisch Graf Goblet d'Alviella: que faire, was anfangen?

Dieses Fragezeichen kennzeichnet die Lage. Keiner weiß, was er zu thun hat, außer den Clericalen und den Sozialisten. Letztere haben sich bis jetzt zwar lärmend, aber politisch benommen. Ihnen scheint wohl klar zu sein, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, ihr communistisches Programm aufzustellen. Demnach haben sie für die nächste Zeit nur solche Fragen in dasselbe aufgenommen, die sich durchaus auf der Bahn des Erreichbaren bewegen: Regelung der Arbeitsdauer; allgemeine Kranken-, Unfall- und Altersversicherung; landwirthschaftliche Verbände; Steuerreform im Sinne der Befreiung aller Arbeitswerkzeuge; landwirthschaftliche Versicherung; Schiedsgerichte; Fabrikinspection. Man sieht, das sind alles Punkte, die bereits in manchem liberalen Actionsprogramm gestanden haben, und auf die das Programm der Regierung zum Theil Zugeständnisse enthält. Ueber die weiteren Pläne der Sozialisten hat deren bedeutendster Kopf, Emile Vandervelde, (ein ganz junger, kaum dreißig Jahr alter, aber sehr begabter und erfahrener Advokat), sich dahin geäußert, daß nach Ausführung des vorhin gegebenen Programms die Partei die Verstaatlichung der Kohlengruben und die Einführung des Alkoholmonopols beantragen werde; er rechnet darauf, daß auch viele Clericale dafür stimmen werden. Diese Rechnung ist nicht ohne Grund, denn innerhalb der Regierungsmajorität ist eine starke sozialpolitische Strömung vorhanden. Die Zahl der Abgeordneten, die der clerical-sozialistischen Richtung angehören, soll dreißig betragen und wenn man nach den Reden urtheilt, die im Wahlkampf gehalten wurden, so darf man sich darauf gefaßt machen, daß die Clerical-Sozialen nicht bloß den allgemeinen Achtstundentag, sondern auch das Lohnminimum beantragen werden, Forderungen, die bis jetzt nicht einmal die Sozialisten selbst aufgestellt haben. Die Regierung selbst, wie ihre angekündigten Entwürfe beweisen, gehorcht der starken sozialistischen Strömung, und darin betritt sie den richtigen Weg. Nicht durch Ausnahmegesetze will sie den Sozialismus bekämpfen, sondern sie nimmt einen Theil seiner Forderungen, die sie begründet hält, auf, und will sie verwirklichen.

Fraglich ist es, ob sie damit das Verlangen nach religiöser Freiheit täuschen und ob das Land die reformatorische Thätigkeit im Sinne des Sozialismus ertragen wird. Zum Theil gewiß! Es kann jedoch ein Zeitpunkt vorgesehen werden, wo sich in dieser Richtung ein Halt gebieterisch aufdrängen wird, wo die Gemäßigten aller Gesinnung der Nothwendigkeit gehorchen werden gegen den Sozialismus zugleich und den Clericalismus den Kampf aufzunehmen. Dann wird die gewesene liberale Partei wieder eine bedeutende Rolle spielen können. Vorläufig scheint sie für längere Jahre zum Schweigen gebracht zu sein.

Der unlautere Wettbewerb.

Von Hugo Böttger.

Der deutsche Reichstag hat in den letzten Jahren verschiedentlich Gelegenheit gehabt, sich mit den Mißbräuchen und Uebervortheilungen im wirthschaftlichen Leben zu beschäftigen und die Reichsgesetzgebung hat Manches gethan, offenkundige Schäden, so weit es auf dem Wege der Gesetzgebung eben möglich ist, abzustellen. Dieser gesunden Reformbewegung und Reformthätigkeit verdanken wir neuerdings eine Verschärfung des Wuchergesetzes, eine stärkere Controle der Abzahlungsgeschäfte und einen größeren Schutz der Waarenbezeichnungen. Bei der Berathung des letzten Gegenstandes ist im Reichstage auch der unlauteren Concurrenz im heutigen Geschäftsleben gedacht worden, ja es wurde auf Antrag des Centrums bei der zweiten Lesung des Entwurfes eine gegen einen Theil des unehrlichen Wettbewerbs gerichtete Bestimmung angenommen, sie fiel jedoch in der dritten Lesung wieder fort, nicht weil man etwa das Ziel des Antrags verworfen hätte, sondern nur aus dem Grunde, weil diese Bestimmung nicht in den Rahmen des Gesetzes paßte, mit dem man sie verknüpfen wollte, weil ferner die Mehrheit der Reichsboten über Zweck und Wirkung des Zusatzantrags sich nicht genügend orientirt sah, und weil schließlich der Staatssecretär von Boetticher das bestimmte Versprechen abgab, eine besondere umfassende Vorlage zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs auszuarbeiten und in der begonnenen Session des Reichstags einzubringen.

Ueber die Nothwendigkeit von durchgreifenden Maßregeln gegen manche unerfreuliche Erscheinungen des heutigen Concurrenzkampfes der Menschen unter einander herrscht, wie gesagt, wohl kaum eine Meinungsverschiedenheit, es kommt in der Hauptsache nur noch darauf an, festzustellen, was Alles unter den Begriff der unlauteren Concurrenz fällt und wie die Gesetzgebung hinsichtlich der Details vorzugehen habe. In der That ist die Art, wie manche Geschäftsleute von heute einander einen Vorsprung in dem Rennen nach Erfolg abgewinnen, wie sie sich gegenseitig die Kundschaft abjagen, sich verdächtigen, herabsetzen, wie sie die Reklame zur Empfehlung minderwerthiger Waare ausnutzen, in der That ist diese Art von „modernem Geschäftsbetrieb" so augenfällig unwürdig und schädlich, daß dagegen auf die Dauer schärfere gesetzliche Bestimmungen schlechterdings nicht zu umgehen sind und daß auch bereits die maßgebenden Kreise des Handels- und Gewerbestandes ihre Unterstützung in der Beschaffung des nöthigen Materials für eine derartige Gesetzgebung zugesagt haben. Von verschiedenen Handelskammern wird die Materie gegenwärtig bearbeitet, und der deutsche Handelstag hat die Frage der Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs auf seine nächste Tagesordnung gesetzt.

In wie vielseitigen Spielarten der unlautere Wettbewerb in die Erscheinung tritt, das läßt sich kaum schildern. Zeigt sich doch der menschliche Erfindungsgeist auf wenigen Gebieten so rege, wie auf diesem. Bald wird auf dem Firmenschild ein Name des Inhabers des Geschäftes und eine nähere Bezeichnung der Firma gewählt, die durch den Gleichklang der Namen und Ausdrücke eine Verwechselung mit alten, gut eingeführten Geschäften ermöglichen, eine originelle Ladenfensterausstattung, die Verpackung eines Gewerbeartikels, Facturen, Karten und Circulare werden nachgeahmt, um das Publikum über Werth und Herkunft der Waaren ꝛc. zu täuschen und um

dem Concurrenten die Kunden abspenstig zu machen; bald renommiren Geschäfte mit Auszeichnungen und Diplomen, die sie nie erhalten haben; der behauptet, er könne alle Waaren billiger verkaufen, als die übrigen die betreffenden Artikel führenden Kaufleute, jener erklärt ohne jede genauere Kenntniß und ohne Grund ein Product des Concurrenten für minderwerthig. Hier werden Schwindelausverkäufe in Scene gesetzt, dort nehmen Concursschwindel, Hausirunwesen, Detailreisen, Wanderauctionen dem ehrlichen Geschäfte vielfach Licht und Luft fort. Auch das Abspenstigmachen von guten Arbeitskräften, das Eindringen in werthvolle Geschäftsgeheimnisse, das Abjagen von Kundenlisten, Preiskatalogen ꝛc. gehört ohne Frage in das Gebiet der unanständigen Concurrenz. Kurz, es handelt sich hierbei um eine schier unabsehbare Reihe von diffizilen Fragen, und schon der Versuch einer systematischen Ordnung aller dieser Methoden, sich auf unlauteren Wegen einen Erfolg zu verschaffen und dem Concurrenten Schaden zu thun, ist mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft, da das practische Leben diese immerhin willkürlichen theoretischen Scheidungslinien zwischen der einen und der anderen Art von unlauterem Wettbewerb überspringt, und überdies der immer mehr sich verschärfende Concurrenzkampf täglich neue Systeme und Besonderheiten auf diesem Felde erzeugt.

Die Wiesbadener Handelskammer hat kürzlich den Begriff des unlauteren Wettbewerbs zu analysiren versucht und dabei drei Hauptformen festgestellt: 1) die Täuschung der Kunden (über die Qualität eines Geschäfts, Beschaffenheit, Herkunft und Werth einer Waare); 2) die Täuschung der Lieferanten; 3) das Eindringen in die Geschäfts- und Betriebsgeheimnisse der Concurrenz. Noch weniger ausreichend dürfte die Klassificirung der unter den Begriff „unlauterer Wettbewerb" fallenden Machenschaften sein, wie sie in einer von der Braunschweiger Handelskammer einberufenen Versammlung nordwestdeutscher Handelskammern versucht worden ist. Man hat dort nämlich folgendermaßen gruppirt. I. Das Gebiet des Firmenwesens. II. Der Verrath von Fabrik- und Geschäftsgeheimnissen bezw. die Verleitung dazu. III. Der Schwindel im Bauhandwerk. IV. Der unlautere Wettbewerb im Besonderen, a) unrichtige Herkunftsbezeichnung, Qualitäts- und Preisverschleierung und Aehnliches; b) Concursschwindel, Scheinausverkäufe, Schwindelauctionen u. dergl.; c) Hausirschwindel, Detailreisen, Wanderlager, Wanderauctionen, Kolportageschwindel u. dergl.; d) Quantitäts- und Gewichtsverkürzung und Aehnliches; e) schwindelhafte Reklame sowie Beihülfe dazu von Seiten des Zeitungsverlages, Herabsetzung des Concurrenten, Nachahmung von Musterbüchern und Preislisten und Sonstiges; f) die Consumvereinsfrage, soweit sie in den Bereich des unlauteren Wettbewerbs fällt. — Diese Art der Eintheilung des Stoffes und die in den Zusätzen: „Dergl., Sonstiges, Aehnliches ꝛc." sich äußernde unbestimmte Fassung ist offenbar aus den rein practischen Gründen gewählt, den einzelnen, bei der Untersuchung dieser Fragen betheiligten Handelskammern ein bestimmtes Theilgebiet zur Bearbeitung zuzuweisen und ihnen doch zugleich einen möglichst weiten Spielraum zu sichern; es ließe sich im Uebrigen gegen die Schematisirung dieser buntfarbigen und vielgestaltigen Schäden, wie vermuthlich gegen jede andere auch, Mancherlei einwenden.

Man wird nun sagen, wenn es schon schwer ist, feste Kategorien von Vergehen auf diesem Gebiete zu erhalten, um wie viel schwerer muß es sein, auf dem Gesetzeswege das Strafmaß dafür zu bestimmen, daher lasse man es lieber noch bei dem alten Zustande der Gesetzgebung bewenden. So richtig wie der erste Theil des Satzes sein mag, so unzutreffend ist sicherlich der zweite. Der heutige Stand der Gesetzgebung läuft in vielen Fällen für die beschädigten Geschäftsleute auf eine Rechtsverweigerung hinaus, er begründet eine vollständige Anarchie in der Welt der Gedanken und Handlungen eines großen Theils der Gewerbetreibenden, die direct zur Negirung von Treu und Glauben, von der Verpflichtung zu einem anständigen Geschäftsgebahren führen muß. Er setzt gewissermaßen eine Prämie auf die Unanständigkeit und stellt der „Gerissenheit" und der Unverfrorenheit einen Freibrief aus.

Julius Bachem, der Kölner Rechtsanwalt, stellt in seiner vortrefflichen knappen und gediegenen Schrift „Wie ist dem unlauteren Wettbewerb im Handel und Gewerbe zu begegnen?" die ungenügenden deutschen Schutzbestimmungen auf den einzelnen Gebieten zusammen. Das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch schreibt (Art. 20) vor, daß jede neue Firma sich von allen an demselben Orte bereits bestehenden, in das Handelsregister eingetragenen Firmen deutlich unterscheiden muß. Wer durch den unbefugten Gebrauch einer Firma in seinen Rechten verletzt ist, kann (Art. 27), den Unberechtigten auf Unterlassung der weiteren Führung der Firma und auf Schadenersatz beim Handelsgericht belangen. Das Handelsgericht kann die Veröffentlichung des Erkenntnisses auf Kosten des Verurtheilten verordnen. — Nach dem Gesetze betr. das Urheberrecht an Schriftwerken (vom 11. Juni 1870) muß derjenige, welcher einen Nachdruck eines Schriftwerkes ohne Genehmigung des Berechtigten veranstaltet, den Urhebern den vom Gericht bemessenen Schaden ersetzen. Statt einer Entschädigung kann auf Verlangen des Beschädigten auf eine an den Letzteren zu erlegende Geldbuße — bis zu 6000 Mark — erkannt werden. Diese Entschädigungspflicht trifft auch denjenigen, der einen Anderen zur Veranstaltung eines Nachdruckes veranlaßt, wer derartig angefertigte Schriftwerke feilhält, verkauft und verbreitet. Die Bestimmungen finden auf die Nachbildung von Werken der bildenden Künste, auf die Nachbildung photographischer Werke und der Muster und Modelle entsprechende Anwendung (Gesetze vom 9., 10. und 11. Januar 1876). — Nach dem Gesetze über den Markenschutz (vom 30. November 1877) können Gewerbetreibende, deren Firma in das Handelsregister eingetragen ist, Zeichen, die zur Unterscheidung ihrer Waaren von den Waaren anderer Gewerbetreibenden auf den Waaren selbst oder deren Verpackung angebracht werden sollen, zur Eintragung in das Handelsregister des Ortes ihrer Hauptniederlassung bei dem zuständigen Gerichte anmelden. Jeder inländische Producent oder Handeltreibende kann gegen denjenigen, der Waaren oder deren Verpackung mit einem den Ersteren schützenden Waarenzeichen, oder mit dessen Namen oder Firma widerrechtlich versieht, und derartige Waaren in den Verkehr bringt ꝛc. im Wege der Klage beantragen, daß dem Unberechtigten sein Verfahren verboten werde. Zuwiderhandelnde werden mit Geldstrafe von 150 bis zu 3000 Mark oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft und sind zur Entschädigung des Verletzten verpflichtet. Statt der Entschädigung kann auf Verlangen des Beschädigten auf eine Buße bis zum Betrage von 5000 Mark vom Gericht erkannt werden. Der dem Inhaber eines Waarenzeichens, eines Namens oder einer Firma gewährte Schutz wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß das Waarenzeichen ꝛc. mit Abänderungen wiedergegeben ist, die nur durch Anwendung besonderer Aufmerksamkeit wahrgenommen werden können. Durch eine Novelle, die am 1. Oct. 1894 in Kraft getreten ist, wird bestimmt, daß die Anmeldungen zum Schutze der Waarenzeichen künftig bei dem Reichspatentamt erfolgen müssen und nicht mehr bei den Localgerichten stattfinden. — Endlich ist laut dem Patentgesetz (25. Mai 1877) dem Verletzten zur Entschädigung verpflichtet, wer wissentlich den Gegenstand einer Erfindung ohne Erlaubniß des Patentinhabers gewerbsmäßig herstellt, in Verkehr bringt oder feilhält. An Stelle der Entschädigung kann auf Verlangen des Beschädigten auf eine an ihn zu erlegende Buße — bis zum Betrage von 10,000 Mark — erkannt werden.

Das ist Alles was unsere Gesetzgebung an Schutz- und Abwehrbestimmungen gegen Ueberschreitung des Concurrenzrechtes durch die tausenderlei auf Täuschung des Verkehrs und Verdrängung des Mitbewerbes abzielende Manöver kennt, die der unreelle Geschäftsbetrieb anwendet. Und in manchen Fällen hat dann noch in letzter Instanz das Reichsgericht Klagen zurückgewiesen, die nach dem Urtheile des einfachen Menschenverstandes unter jene Gesetzesbestimmungen fallen, die aber nach streng formalistischer Auffassung des Juristen nicht von ihnen erfaßt werden können; so ist denn manche Schurkerei völlig straffrei durchgegangen und geht ferner durch, was

jedesmal nicht zur Erhöhung der Werthschätzung der deutschen Jurisprudenz beigetragen hat.

Es fehlt uns, und darauf laufen die gegenwärtige Bewegung gegen den unlauteren Wettbewerb, die Reformvorschläge der Volkswirthe, Parlamentarier und Juristen hinaus, in unserer Rechtsprechung im gesammten deutschen Reiche der deutlich abgegrenzte und festgelegte Begriff des unlauteren Wettbewerbes, wie ihn die französische Rechtsprechung in der Auffassung der concurrence déloyale zum Nutzen des dortigen Verkehrs seit langem besitzt und wie er in denjenigen Theilen Deutschlands, wo der Code civil noch gilt (in einem Theile der preußischen Rheinprovinz, in Rheinhessen, Rheinpfalz, Baden und Elsaß-Lothringen), angewendet wird, soweit dort nicht eben die reichsgesetzlichen Bestimmungen entgegen stehen. Artikel 1382 des Code civil bestimmt: „Tout fait quelconque de l'homme qui cause à autrui un dommage, oblige celui par la faute duquel il est arrivé, à le réparer" — „Jede Handlung eines Menschen, durch die einem Anderen Schaden verursacht wird, verpflichtet den, durch dessen Schuld der Schaden eingetreten ist, zum Ersatz." Diese Bestimmung ist so einfach und natürlich, sagt sie doch nur, daß die Freiheit des Einen an den berechtigten Interessen des Anderen ihre Grenzen findet, und der Eine verpflichtet ist, für die Folgen seiner Handlungen aufzukommen, sobald er dadurch fremde Rechte verletzt, diese Bestimmung ist, so sagen wir, so natürlich, daß man sie für selbstverständlich halten möchte. Sie ist überdies durchaus mit der Gewerbefreiheit vereinbar, wie das französische Beispiel beweist, dennoch haben wir sie in unserer Rechtsprechung nicht, und besitzen sie die Franzosen, um sie zu einem wohlthätigen Regulator des geschäftlichen und gewerblichen Lebens, zu einem wirksamen Schutzmittel gegen Ueberschreitung des Concurrenzrechtes auszugestalten. Der französische Richter untersagt mittelst jenes einfachen Rechtsatzes, die einen unlauteren Wettbewerb darstellende Handlung und stellt den erwachsenen Schaden nach freiem Ermessen fest.

Etwas hat nun freilich auch unsere Gesetzgebung schon vorgearbeitet, indem die Redactoren des „Bürgerlichen Gesetzbuches" folgende Bestimmungen vorgeschlagen haben, die den Prinzipien im Code civil wohl ähnlich sind. Es soll § 704 nämlich lauten: Hat Jemand durch eine aus Vorsatz oder Fahrlässigkeit begangene widerrechtliche Handlung — Thun oder Unterlassen — einem Anderen einen Schaden zugefügt, dessen Entstehen er vorausgesehen hat oder voraussehen mußte, so ist er dem Anderen zum Ersatze des durch die Handlung verursachten Schadens verpflichtet ohne Unterschied, ob der Umfang des Schadens vorauszusehen war oder nicht. Hat Jemand aus Vorsatz oder Fahrlässigkeit durch eine widerrechtliche Handlung das Recht eines Anderen verletzt, ist er den durch die Rechtsverletzung dem Anderen verursachten Schaden diesen zu ersetzen verpflichtet, auch wenn die Entstehung eines Schadens nicht vorauszusehen war."

Noch deutlicher gibt sich die Aehnlichkeit mit der französischen Rechtsauffassung im § 705 kund, für den folgende Form vorgeschlagen ist: „Als widerrechtlich gilt auch die kraft der allgemeinen Freiheit an sich erlaubte Handlung, wenn sie einem Anderen zum Schaden gereicht und ihre Vornahme gegen die guten Sitten verstößt."

Allerdings hat die Fassung dieser Bestimmungen zu der Befürchtung Anlaß gegeben, daß durch die sorgfältige Klausel: der unlautere Wettbewerb muß, wenn er strafbar sein soll, wider die guten Sitten verstoßen, mitunter ein Einschreiten gegen die concurrence déloyale verhindert werden könnte, indeß wird diese Annahme im Allgemeinen nur dann zutreffen, wenn der Richter an sich geneigt ist, der unlauteren Concurrenz durch die Finger zu sehen, ist dies aber der Fall, so kann er auch, wenn der Zusatz nicht besteht, Ungebührlichkeiten durchgehen lassen, indem es ja von ihm abhängt, zu entscheiden, ob überhaupt unlauterer Wettbewerb vorliegt oder nicht ꝛc. Im Allgemeinen darf man doch wohl, ohne eines leichtfertigen Optimismus schuldig zu werden, annehmen, daß der Richter von diesen Bestimmungen einen nutzlichen Gebrauch machen wird. Indeß wird — und das ist wesentlicher als jener Einwurf — das Bürgerliche Gesetzbuch voraussichtlich noch recht lange auf seine Vollendung zu warten haben, und wie die Dinge liegen, kann man unmöglich die interessirten Kreise auf diesen fernen Zeitpunkt vertrösten.

Wir brauchen unbedingt schon vorher ein Spezialgesetz, das in ähnlicher Weise wie Art. 1382 des Code civil jenen unerfreulichen Zuständen im heutigen Gewerbeleben zu Leibe geht, und wenn auch über die Einzelheiten der im Reichsamte des Innern ausgearbeiteten Vorlage noch nichts Bestimmtes bekannt geworden ist, so darf man doch als sicher annehmen, daß der im französischen Rechte präcisirte Begriff der concurrence déloyale auch demnächst in unserer Rechtsprechung den ihm gebührenden Platz erhalten wird.

Es wird nun zwei Wege geben, um durch Gesetz eine Verbesserung der Sitten und Anschauungen der concurrirenden Geschäftsleute zu erzielen: entweder versucht man ein Spezialgesetz zu schaffen, das alle bekannten Fälle des unlauteren Wettbewerbes registrirt und für jeden einzelnen Fall die Höhe der Strafen bezw. Entschädigung vom Mindest- bis zum Höchstmaß festsetzt oder aber man begnügt sich mit einer allgemeinen Vorschrift, wonach jede Handlung, die einem Anderen Schaden zufügt, zum Schadenersatz verpflichtet. Wir möchten dem letzteren Verfahren, das allerdings dem freien richterlichen Ermessen einen großen Spielraum überläßt, den Vorzug geben, denn einmal wird ein die verschiedenen Formen des unlauteren Wettbewerbes anführendes Spezialgesetz stets unvollständig und lückenhaft sein und bleiben und es wird den skrupellosen Geschäftsleuten immer gelingen, genügend große Maschen zum Durchschlüpfen zu finden, ferner ist man im deutschen Reiche des fortwährenden Reglementirens doch herzlich satt und wird eine aus gesunden Lebensanschauungen gewonnene richterliche Entscheidung der mechanischen Gesetzesauslegung nach gegebenen Paragraphen in der Regel vorziehen.

Freilich wird sich in diesem Falle immer dringender die Forderung erheben, daß unsere Juristen in engeren Verkehr mit dem praktischen Leben treten, und daß sie ihre reichlich bureaukratische Exclusivität soweit aufgeben, als es nöthig ist, um die wirklichen Bedürfnisse des gewerblichen Lebens kennen zu lernen. Anders wird die Zuziehung eines sachverständigen Laienelementes bei der Rechtsprechung auf diesem Gebiete, etwa wie zu den Handelsgerichten, oder die Ueberweisung aller dieser Streit- und Straffälle an die Handelsgerichte, jenen ungemein schwierigen Fragen aus der geschäftlichen Praxis gegenüber schlechterdings unentbehrlich sein.

Schließlich harrt noch die Streitfrage der Entscheidung, ob in erster Linie ein strafrechtlicher oder ein civilrechtlicher Schutz durch die neue Vorlage der verbündeten Regierungen vorzusehen, oder ob mit Maßnahmen zur Entschädigung der Verletzten in besonderen Fällen eine Bestrafung des unanständigen Concurrenten zu verbinden sei. Zunächst möchten wir es als eine Aufgabe der Gesetzgebung betrachten, die Entschädigungspflicht desjenigen festzustellen, der sich des unlauteren Wettbewerbes schuldig gemacht hat, denn, wie Bachem richtig betont, ist die Wurzel aller Ausschreitungen auf dem Gebiete der concurrence déloyale die schranken- und skrupellose Gewinnsucht, der am nachdrücklichsten durch die Aussicht auf eine empfindliche materielle Einbuße gewehrt wird. Aber ganz wird man Bestimmungen zum strafrechtlichen Einschreiten doch nicht entbehren können, es gibt eben auch Leute, die einen Schadenersatz leicht verschmerzen und die eine Kränkung an der gesellschaftlichen Reputation schon etwas deutlicher empfinden, es gibt ferner Fälle, so beim Verrath von Fabrik- und Gewerbegeheimnissen, beim Firmen- und Ausverkaufsschwindel, bei Fälschung von Diplomen, wo Strafbestimmungen, die überdies einen größeren moralischen Eindruck hervorbringen, nicht zu umgehen sein werden. Auch hier wird man dem gesunden Urtheil des Richters bei der Entscheidung vertrauen müssen.

Daß im Uebrigen da und dort ein Mißgriff möglich sein wird, daß auch einmal ein unbefriedigendes Urtheil vorkommen kann, soll nicht bestritten werden, die Regel wird dies jedoch keineswegs sein; vielmehr darf man sicher erwarten, daß durch

eine vernünftige und practisch brauchbare Gesetzgebung gegen den unlauteren Wettbewerb der ehrbare Handel und das solide Geschäft sehr an Sicherheit und innerer Kraft gewinnen werden.

Das Muster einer technischen Hochschule!

Von einem Ingenieur.

Hoch und erhaben steht sie da, die technische Hochschule in Charlottenburg, eine Neugeburt der ehemaligen Berliner Gewerbeschule, ein Triumph der modernen Baukunst. Stolz überragt sie, von prachtvollem Parke umgeben, alle umliegenden Gebäude, weit sich ausdehnend in zwei mächtigen Flügeln, die gegen die herrliche Mittelfront etwas hervortreten. Und von ihren Zinnen blicken die Begründer der technischen Wissenschaft, die Urheber unserer heutigen so hohen Culturstufe, ernst herab auf ihre Jünger, die hier ein- und ausgehen, um die Geheimnisse der Baukunst zu erforschen und sie anzuwenden zum Wohl und Nutzen ihrer Mitmenschen. Wenn jemand die Hochschule durchwandert, wenn er ihre Einrichtungen einer flüchtigen Betrachtung unterwirft, wenn er von den ungeheuren Summen hört, die hier jährlich verausgabt werden, so bekommt er meist eine hohe Meinung von ihrem Wesen und Wirken, von ihrem großen Einfluß auf die Fortschritte unserer gesammten Technik. Bei genauerer Betrachtung wird er aber finden, daß sich hier, wie so oft im Leben, äußerer Glanz mit innerem Werthe nicht vereint, daß unter einer glänzenden Hülle Mängel und Fehler verborgen sind, deren Abhülfe und Ausmerzung dringend geboten ist, wenn anders wir einen dem heutigen, glanzvollen Stande unserer Technik würdigen Nachwuchs heranziehen wollen.

Auf den ersten Blick scheint die Eintheilung der inneren Räumlichkeiten sehr unzweckmäßig getroffen zu sein. Die Zeichen- und Hörsäle genügen schon seit langer Zeit für zahlreiche Vorlesungen und Uebungen der zunehmenden Zahl von Studirenden nicht mehr. Die Ueberfüllung ist in den letzten Jahren so bedeutend geworden, daß manch einer überhaupt keinen Platz zum Hören oder Zeichnen finden konnte. Wie soll das nun in den folgenden Jahren werden, fragt mancher sorgenschwer und sinnt vergebens auf Mittel zur Abhülfe? Wird es vielleicht nothwendig werden, die Hochschule umzubauen oder eine neue Hochschule zu errichten?

Dieser Mangel an Raum ist jedoch nur scheinbar; er ist identisch mit einem Mangel an guten Docenten, an Leuten, die Theorie und Praxis gleichmäßig in ihrem Wissen vereinen, die man aber mit einer unberechtigten Aengstlichkeit und Hartnäckigkeit an leitender Stelle von der Hochschule fern hält oder auch durch ungenügende Dotirung und ungerechtfertigte Unterdrückung zwingt, der Hochschule den Rücken zu kehren. Es ist wohl einem Jeden aus neuester Zeit noch der Fall Schäfer erinnerlich, der ja hierfür einen eclatanten Beweis bietet.

So kommt es, daß die sogenannten guten Docenten, die, wenn auch oft nicht hervorragend an Geist und Wissen, es jedoch verstehen, den Studirenden die Sache in mundgerechter und leicht verständlicher Form beizubringen, sich vor dem Ansturm der Hörer nicht retten können, während die anderen, die vielleicht in ihrem Fache nicht unbedeutend sind, aber keine Anlagen zum Lehrer besitzen, vor leeren Hörsälen predigen oder auch die Vorlesungen ganz unterlassen müssen.

Wenn nun mehrere Docenten ein und dasselbe Fach lesen würden, wie es ja an den meisten anderen Hochschulen und Universitäten geschieht, so würde sich der Strom der Studirenden annähernd gleichmäßig auf alle Lehrer vertheilen und die Hörsäle würden noch auf lange Zeit den verlangten Ansprüchen genügen.

Ferner sind entschieden von sehr ungünstigem und schlechtem Einfluß auf die Studirenden die Zwistigkeiten und Meinungsverschiedenheiten unter den einzelnen Docenten, die dieselben sich nicht an die Oeffentlichkeit zu bringen scheuen, eine Unsitte, die sehr große Aehnlichkeit mit geschäftlicher Concurrenz besitzt und besonders in neuerer Zeit hier Platz gegriffen hat. Da kommt es vor, daß der eine in seinem Vortrage die Verdienste des anderen erniedrigt und die Studirenden indirect auffordert, das Colleg des anderen nicht zu belegen, da es für sein Studium und sein Examen ohne Nutzen wäre. Solche Vorgänge sind aber nach unserer Ansicht einer technischen Hochschule und ihres Lehrpersonals unwürdig. Wenn Differenzen zwischen den einzelnen Docenten auch oft unvermeidlich sind, so liegt trotzdem nicht die geringste Nothwendigkeit vor, die Studirenden mit in dieselben hineinzuziehen und so sich und den ganzen Lehrerstand in den Augen der Schüler und des Publikums lächerlich zu machen.

Was das Studium der Technik selbst anbetrifft, so ist schon von vielen Seiten in Anregung gebracht worden, die Mathematik, die in allen Fächern bei den Prüfungen eine Hauptrolle spielt, einzuschränken auf das, was unbedingt zum technischen Studium erforderlich wäre. Daß die Mathematik, besonders die analytische Geometrie, bedeutend weiter geht, als nothwendig, ist unbedingt richtig, da die Techniker in ihrer späteren Praxis als Ingenieure oder Baumeister nur einen ganz geringen Theil davon anwenden können. Und es wäre daher viel zweckmäßiger, wenn man diese Wissenschaft einschränken wollte, dagegen mehr Gewicht auf practische Uebungen gelegt würde, die jetzt leider ganz nebensächlich behandelt werden, die jedoch für einen tüchtigen Techniker ein ganz unbedingtes Erforderniß bilden und entschieden einen größeren Nutzen haben, als die bald vergessene analytische Geometrie des Raumes. Halten wir Umfrage unter den Technikern, die die Hochschule absolvirt haben, ob die Mathematik, die sie dort erlernt, und die den Hauptheil ihrer Prüfung bildete, ihnen in der Praxis von Nutzen gewesen sei, so werden sie übereinstimmend diese Frage verneinen und zugestehen, daß sie sich möglichst Mühe gegeben haben, den Wulst von mathematischen Formeln und Entwickelungen zu vergessen.

Verfolgen wir das reichhaltigste und umfassendste Studium, das des Maschineningenieurs, weiter, so stoßen wir auf die theoretische Maschinenlehre, die im Anschluß an die theoretische Mechanik gelehrt wird, die jedoch in dem bisherigen Umfange und in der bisher behandelten Weise, ohne oder mit geringen practischen Uebungen an ausgeführten Maschinen, nur eine Zeitvergeudung bedeutet und nicht den geringsten Werth für den zukünftigen Beruf des Ingenieurs besitzt. Er lernt hier die Lösung von mathematisch-technischen Problemen, er berechnet hier Maschinen auf dem Papier mittelst Erfahrungszahlen und Coeffizienten, die entweder veraltet oder nur auf ganz spezielle Fälle angewandt werden dürfen, eignet sich jedoch gar keine practischen Erfahrungen an, die ihm doch für später unentbehrlich sind, um sich ein selbständiges, unabhängiges Urtheil zu bilden. Denn die doctrinären Theorien und das Auswendiglernen von Formeln gewähren ihm niemals einen Ersatz für practische Anschauung und practisches Können. Hier ist es vor allen Dingen nothwendig, das Messer anzusetzen, die Theorie auf das Nothwendigste einzuschränken, dagegen die kostbare Studienzeit auf practische Versuche und Arbeiten in Laboratorien anzuwenden.

Auch die Vertheilung der einzelnen Collegia ist ganz unzweckmäßig. Im zweiten Studienjahr ist eine Vorlesung über Hebemaschinen, im dritten eine über hydraulische Motoren, im vierten über Eisenbahnbetrieb festgesetzt, mit denen gleichzeitig Zeichenübungen verbunden sind. Für diese Collegia sind wöchentlich acht oder sechs Stunden angesetzt, von denen je vier Stunden in der Woche auf das Zeichnen verwandt werden sollen. Diese letzteren vier Stunden sind für die Studirenden jedoch völlig verloren, da sie, während sie die Collegia über Hebemaschinen u. s. w. hören, noch nicht im Stande sind, einen Krahn oder eine Locomotive zu entwerfen, da ihnen die hierzu nothwendigen Vorkenntnisse fehlen, die sie erst einigermaßen besitzen, wenn sie den größten Theil des Kollegs gehört haben. Die eine Folge hiervon ist die, daß der betreffende Docent an den für den Zeichenunterricht festgesetzten Stunden vergeblich nach Schülern sucht, die ja sämmtlich für die vier

angesetzten Stunden das übliche Honorar gezahlt haben, die andere bedeutend nachtheiligere aber, daß die Studirenden erst kurz vor dem Examen sich daran machen, die verlangten Zeichnungen in den angeführten Fächern anzufertigen und so mit einer ganz ungenügenden Kenntniß auf diesen so wichtigen Gebieten die Hochschule verlassen.

Die Abänderung, die hier noththut, liegt ganz auf der Hand und ist leicht durchzuführen. In dem einen Semester müssen die Kollegien, in dem anderen, darauf folgenden, die Zeichenübungen stattfinden. Der Erfolg wäre dann ein ungleich besserer.

Die Hauptschwäche im Studium der Maschineningenieure liegt jedoch darin, daß sehr geringer Werth auf ein Fach gelegt wird, das sich mit Riesenschritten auf allen Gebieten der Technik Bahn bricht, nämlich auf die Elektrotechnik.

Einen wie ungeheuren Einfluß auf dem Gebiete der Beleuchtung und Kraftübertragung diese Wissenschaft bereits auf unsere gesammte Industrie, auf unser ganzes Leben gewonnen hat, weiß ja Jeder. Wir haben heute in Europa gegen 300 Elektricitätswerke, welche einer Leistung von hunderttausenden Pferdestärken entsprechen und über eine Million Lampen speisen. Aus Spannungen von 100 Volt wurden deren 1000 und man bewältigte bald mit Leichtigkeit zehntausende von Volts. Wir haben bereits bei Gelegenheit der Frankfurter Ausstellung gesehen, welche Bedeutung der Elektricität auf dem Gebiete der Kraftübertragung bevorsteht. In seinen neuesten Experimenten hat Tesla dieser Wissenschaft neue, nie geahnte Gebiete erschossen. Er zeigt uns in seinen Aufsehen erregenden Versuchen, die auch in der Berliner Urania ausgeführt werden, Wechselströme von hunderttausend Volt Spannung. Er bedarf für seine Ströme nicht mehr des Leiters, sondern führt dieselben durch die Luft. Zwischen den Platten seiner gewaltigen Condensatoren stehend, hält er eine luftleere Glaskugel in der Hand, welche weithin ihre elektrischen Strahlen entsendet.

Und angesichts dieser vielfachen, gewaltigen Anwendung, dieser ungeheuren Erfolge wird die Elektrotechnik an der Berliner Hochschule sehr stiefmütterlich behandelt.

Betrachten wir die Prüfungsvorschriften für die Staatsprüfung des Maschineningenieurs, so sehen wir, daß die Elektrotechnik überhaupt nicht als Prüfungsfach angeführt ist. Die so geprüften Ingenieure gehen also größtentheils mit einer vollständigen Unkenntniß auf diesem so wichtigen Gebiete in die Praxis. Wenn sie auch als Bauführer an Eisenbahnen u. s. w. beschäftigt werden, wo die Elektrotechnik bisher nur im Signalwesen angewandt wird, so läßt sich doch sehr leicht die Zeit absehen, wo sie auch hier eine ganz bedeutende Rolle spielen wird.

In Amerika gibt es heute bereits 150 elektrisch betriebene Linien mit 5000 Motorwagen und einer Gesammtlänge der Gleise von 6000 Kilometern. Auch in Deutschland geht man in neuerer Zeit energisch an die Einrichtung des elektrischen Straßenbahnbetriebes, da man einsieht, daß derselbe äußerst zweckmäßig und öconomisch ist. Dies bedeutet aber Nichts anderes, als eine allmähliche Umwälzung des Eisenbahnbetriebes, das Herannahen des schon von vielen prophezeiten elektrischen Eisenbahnfernverkehrs. Hieraus erhellt wohl genügend die Nothwendigkeit von elektrotechnischen Kenntnissen für Eisenbahntechniker.

Auf anderen Hochschulen, wie zum Beispiel in Darmstadt, nimmt das Lehrfach der Elektrotechnik eine viel würdigere und bedeutendere Stellung ein, während sie bei uns bedauerlicher Weise als eine Wissenschaft betrachtet wird, die sich noch in den ersten Entwickelungsstadien befindet, von der man noch nicht weiß, ob sie überhaupt jemals zu Bedeutung gelangen oder plötzlich eines Tages von der Bildfläche der Technik verschwinden wird.

Diese Thatsachen sind beschämend für die maßgebenden Factoren unserer staatlichen Lehranstalten, die gewohnheitsmäßig an althergebrachten, nicht mehr zeitgemäßen Systemen festhalten und prinzipiell jeder noch so zweckmäßigen Neuerung unzugänglich sind, ihr sogar noch Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg legen. Und Dank diesem System verlassen unsere jungen Ingenieure, beladen mit unnützen und unrichtigen Theorien, mit einer unglaublichen Unkenntniß in den wichtigsten Gebieten der Technik, die Hochschule, um in der Praxis sich den Leuten unterzuordnen, die mit geringeren Vorkenntnissen und viel weniger Zeitaufwand sich mehr Wissen in ihrem Fache angeeignet haben als jene. In demselben Sinne äußert sich auch Professor Riedler von der technischen Hochschule zu Berlin bei Gelegenheit der Weltausstellung in Chicago, wenn er sagt: Diese hervorragende Ausstellung von Ingenieurarbeiten ist gerade in amerikanischer Umgebung geeignet, zu Betrachtungen über deutsche Ingenieure anzuregen, über ihr Können und ihren durchschnittlichen Wirkungskreis, der sich nur ausnahmsweise über die eigene Heimath hinaus erstreckt, und damit die Tausende von Amerikanern und Engländern zu vergleichen, welche ohne hervorragende Kenntnisse, nur begabt mit frischem Muth und freiem Blick, gerade in fernen Ländern Großes schaffen und ihrer Nation in hohem Maße nützen; welche selbständiges Schaffen lernen, wo unsere Jugend noch in Wolkenkuckucksheim gedrillt wird. Da läßt sich die Betrachtung nicht abwehren, welch großes geistiges Kapital und wie viel Begabung bei uns, insbesondere im Staatsdienst, wohin alles drängt, vergeudet wird: wieviel Talent aus Mangel an lebendiger Thätigkeit verdorrt, und wie viele wohl auch den Blick für die Wirklichkeit verlieren, während andere wieder in ungezügeltem Freiheits- und Wandertriebe zwar die Welt durchfliegen, aber nicht für ihre Nation, sondern in untergeordneter Stellung meist für Angelsachsen schaffen. Die gewaltigen Unternehmungen, welche gerade jetzt in Südafrika und Südamerika wesentlich von Amerikanern geschaffen werden und auch auf der Ausstellung angedeutet sind, geben zu solchen Betrachtungen ganz besonders Anlaß. Hier sind vielleicht Mängel in der Erziehung zu beheben, und die Ausbildung ist auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen. —

Der Vergleich ergiebt, daß die deutschen Hochschulen trotz der acht bis neunjährigen Vorbildung viel Zeit für die Wiederholung der theoretischen Vorbildungsgegenstände aufwenden müssen, daß der eigentliche Fachunterricht im wesentlichen nur in theoretischer Ausbildung besteht, und daß die Laboratoriumsübungen, welche in Amerika eine so große Rolle spielen, an den deutschen Schulen theils gar nicht, theils in beschränktem Maße vorkommen.

Solcher Laboratoriumsunterricht ist aber unentbehrlich für alle Richtungen, kommt jedoch bei uns leider bei keiner Studienrichtung in genügender Vertiefung vor. Die einseitige theoretische Unterweisung gilt als das einzig erforderliche, und selbst die wichtigste Grundlage des Maschinenfaches, die Naturwissenschaften, werden überwiegend nur durch Vorträge gelehrt.

In Amerika ist die Ueberzeugung allgemeiner, daß die fertige Ausbildung nicht bloß durch Belehrung, sondern nur in der Schule der Erfahrung erworben werden kann, und für diese Schule liefert der amerikanische Unterricht, trotz seiner großen Lücken auf wissenschaftlichem Gebiete und trotz seiner Mängel, mehr befähigte Schüler als unsere Schulen, weil der Unterricht, wenigstens an vielen der maßgebenden Schulen, der verderblichen Klippe der Vielwisserei und Oberflächlichkeit aus dem Wege geht und das Hauptfeld seiner Wirksamkeit in der Ausbildung des Beobachtungssinnes, einfacher und gründlicher Auffassung sucht und eine freiere Entwickelung natürlicher Fähigkeiten zuläßt. Die amerikanischen Schulen sind auch stets geneigt, geänderten Verhältnissen und Bedürfnissen Rechnung zu tragen, und folgen in neuester Zeit rasch und mächtig dem practischen Nationalgeiste.

Unsere Schulen müssen dagegen steifen, fast starren Vorschriften genügen, können nicht der lebendigen Entwickelung der Industrie folgen, sondern haben dem Bedürfniß des Staates, der Bauverwaltung vor Allem zu dienen, oder glauben wenigstens ihm dienen zu müssen, und sind seit mehr als zwei Jahrzehnten in wesentlichen Dingen stehen geblieben. Ein Uebermaß an mathematischer Ausbildung, ein Uebermaß an intellectueller und abstrakter Bildung, hemmt die natürliche Ent-

wickelung und erdrückt geradezu die für den Ingenieurberuf werthvollen Eigenschaften.

In demselben Sinne sagt auch Professor Slaby von der Berliner Hochschule: Ausgerüstet mit einem Wust mehr oder weniger geordneter Spezialkenntnisse, einem Haufen halb verwelkter, in der Numeriranstalt des Examens gezählter und gestempelter Früchte vergleichbar, an Geist und Körper erholungsbedürftig, tritt der junge Ingenieur nur zu häufig in seinen Beruf, der wie kein anderer die volle Lebensfrische jugendlicher Kraft verlangt. Die oft gehörten Klagen der Industrie über die unzulängliche Ausbildung der jungen Ingenieure sind nicht zum wenigsten hierin begründet. Ihre Entwickelungskraft ist im Keime gelähmt, und in falscher Werthschätzung des erworbenen Besitzes denken sie bereits zu ernten, wo sie erst werden sollen.

Und trotz dieser angeführten, leider nur zu wahren, Thatsachen, dieser Aeußerungen von maßgebenden Autoritäten der Berliner Technischen Hochschule, geht diese ruhig und gemächlich weiter in dem schon lange Jahre nicht gereinigten oder erneuerten, trüben Fahrwasser veralteter und unzeitgemäßer Gewohnheiten, unbekümmert um die von allen Seiten drohenden Gefahren. Aus eigenem Antriebe werden ihre Leiter keinen anderen Kurs nehmen; erst ein gewaltiger Sturm muß sie aufrütteln aus ihrem Schlafe und ihnen die Klippen zeigen, an denen sie bald scheitern werden. Und um diesen Sturm zu erregen, müssen sich alle gebildeten Männer der Technik zusammenthun. Sie müssen dafür sorgen, daß die Technische Hochschule in ihren Einrichtungen und ihrem Wirken sich dem heutigen, glänzenden Stande unserer Technik anpaßt, daß nicht umsonst soviel Geist, soviel Tüchtigkeit, soviel Nationalvermögen im Sumpfe der Unwissenheit und des preußischen Bureaukratismus verschwindet.

Henryk Sienkiewicz.

Von Hermann Menkes.

In seinem Romane „Ohne Dogma" läßt Sienkiewicz seinen Helden Ploszowski folgende Aeußerung machen: „Man behauptet allgemein, daß in der Natur des Slaven ein gewisser Hang zum Mysticismus, zu überirdischen Dingen liege, und ich habe zum Beispiele längst bemerkt, daß die Mehrzahl unserer großen Schriftsteller als Mystiker enden ..." Dieser Mysticismus bildete auch thatsächlich lange Zeit das Hauptelement der polnischen Dichtung — Mickiewicz starb an ihm, Slovacki's Talent ließ er verkümmern, ebenso wie er um die polnische Lyrik einen Ballast dunkler Rhetorik wob, wenn er auch da und dort manche duftige Blüthen emportrieb.

Lange litt die polnische Nation und die polnische National-Literatur an diesem Mysticismus — bis er durch Towiansky in Corruption ausartete und so nach und nach seine Hauptkraft verlor. Aber er ist noch nicht todt; er rumort noch in den Köpfen kleiner Philosophen, kleiner Politiker und kleiner Lyriker; und selbst Sienkiewicz, der vollendetste Realist, hat noch ab und zu kleine Anfälle von weihrauchduftender Romantik.

Wurzelt doch die ganze polnische Dichtung ganz in nationalen Gefühlen wie keine andere; eine lange Tradition hat einen romantischen Vergangenheits-Cultus zur einer heiligen nationalen Sache gemacht, der sich Niemand entwinden kann und mag. Und daraus entstand jene Romantik, die einer Nation entwächst, deren Cultur, wie bei der polnischen, zwei Strömungen zeigt, die Sienkiewicz selbst als „auf der einen Seite aufblühend und vielleicht auch verblühend, auf der anderen voll absoluter Barbarei und Unwissenheit", bezeichnet, „eine Cultur, die übercivilisirte und uncivilisirte Elemente enthält".

Auf einem derartig beschaffenen Boden erwächst dem Poeten stets eine reiche Ernte, wenn er das Auge und Herz dafür hat. Und die Früchte, die Henryk Sienkiewicz gereift, sie haben den Duft der Eigenart, seine Dichtungen sind ein Stück Welt für sich. Auf einem derartigen Boden, laufen die traurigen und echten Helden schaarenweise herum: die Ploszowskis, die Genies ohne Portefeuille, die dogmenlosen Zweiseelenmenschen, die am „Ich weiß es nicht" leiden und deren Tragödie diejenige ist der „improductivité slave"; auf diesem Boden gibt es kleine soziale Kämpfe, psychologische Wirrnisse, die das übrige Europa längst überwunden, die Sienkiewicz in kleinen Novellen mit der Kohle aufgezeichnet, und hier auch quillt dem Dichter ein Trost, wenn er seinen leuchtenden Blick in eine glorioſe Vergangenheit, wo Feuer und Schwert Ruhmesthaten der Cultur vollbracht, schweifen läßt. Wie allen echten Dichtern bedeutet ihm der genius loci alles — mag für den Fremden auch dieses polnische Erdreich arm an Reizen sein. Es wird ja von einem Franzosen, der einst in Polen geweilt, erzählt, daß er dort verächtlich mit der Schaufel eine Erdscholle aufgeworfen hat mit dem Ausrufe: „Und das nennen die Polen Vaterland!"

Sienkiewicz, der ein geborener Lithauer ist und in Warschau seine, allerdings ziemlich freien Studien beendete, verläßt zuerst voll Abenteuerlust die trüben politischen Verhältnisse seines Heimathlandes und geht nach Californien. Von hier schreibt er unter dem Pseudonym Litwos Reisebriefe voll Anschaulichkeit und tiefer Beobachtung. Aber auch nach dem jungfräulichen Boden der neuen Welt wirft seine Heimath ihre düsteren Schatten aus; auch hier begegnen ihm all' die traurigen Gestalten, deren Schicksal er sein ganzes Mitleid weiht. Es sind dies die armen Ausgewanderten, die die heimathliche Scholle verlassen haben, um hier einen vergeblichen und tragischen Kampf „um's Brot" kämpfen zu müssen. Und voll Wärme und Gewalt der Darstellung malt er ein Stück sozialen Kampfes seiner Heimathsgenossen, die Tragödie einer ausgewanderten Bauernfamilie und dem armen Circusreiter Orso widmet er einige Blätter, die voller Thränen sind.

Eine mächtige Sehnsucht zieht ihn wieder in die Heimath zurück. Er wußte es, daß große literarische Aufgaben seiner harrten. Und er schildert in „Zersplittert" das Gähren und Streben der polnischen Jugend, aber die volle Macht seiner Darstellung, die an die Russen wohl hinanreicht, entfaltet er erst in den „Skizzen mit der Kohle" (Szkice węglęm).

Was sind es für traurige Zustände, die uns hier vorgeführt werden! Da sind die Bauern nach der Leibeigenschaft, die sich in die neuen Pflichten und Rechte nicht hineinzufinden wissen, traurige Geschöpfe, denen die Freiheit zur Geißel wird; da wird uns das vieu jeu der Gutsbesitzer vorgeführt, die sich als Miniaturdespoten geberden und die nur die Rechte des Adels, nie aber seine Pflichten anerkennen wollen — diese ganze traurige Wirthschaft einer Klasse, die sich selbst immerzu das Grab gräbt; die Beschränkheit der Landgeistlichen, die den sozialen Kämpfen des Volkes herzlos gegenüber stehen, wird ebenso beleuchtet, wie das brutale und verbrecherische Treiben des Gemeindeschreibers, der, ein unersättlicher Oger, sein ganzes Raffinement dazu verwendet, das Volk zu verderben und verbrecherischen Gelüsten zu fröhnen. Es ist das alles erzählt mit jener Satyre, die zu lachen vorgibt, während sie innerlich voller Thränen ist, mit jener leidenschaftlichen Gewalt und Plastik, die uns ihre Bilder und Figuren unvergeßlich einprägt. Mit derselben satyrischen Schärfe schreibt er das „Tagebuch eines Posener Lehrers", eine bittere Anklage über die Ueberbürdung der Jugend. Aber dann wird seine Feder immer milder und es ist ein märchenhafter Lyrismus, ein feiner köstlicher Humor, in der sich seine Poesie bewegt. Und so hat er auch für das humorvolle Idyll reizende Farben; er entwirft das Charakterbild eines alten polnischen Dieners, eines jener köstlichen Geschöpfe, die nunmehr im Aussterben begriffen sind und die man auf adeligen Höfen stets traf, Originale, für die wir ein mildes Lächeln haben müssen, deren treues, edles Wesen uns aber auch mit Rührung zu erfüllen vermag. Und wie ein trauriges Märchen muthet es uns an, wenn er uns in dem in der „Gegenwart" veröffentlichten „Janko, der Musikant", die Tragödie eines Kindes vorführt, dessen hinm-

lische Sehnsucht früh an rohen Mächten zerschellt und das schon bei der leisesten Erfüllung eines heißen Wunsches sein armes junges Leben dahingeben muß. Mit dem gleichen Reiz echter Kunst schafft er noch andere kleine Novellen. Aber die nationalen Sorgen der Gegenwart treiben seine dichterische Phantasie in die Vergangenheit zurück um Trost und Erhebung zu finden und jenes Etwas wird in ihm wach, das stets das Hauptelement der polnischen Dichtung gewesen: der nationale Gedanke in seinen blühendsten Farben, ein glühender Patriotismus. In einer hochpoetischen Novelle erzählt Sienkiewicz die rührende Geschichte eines Greises, der vom Schicksal hin- und hergeworfen, endlich letzte Zufluchtsstätte als Leuchtthurmwärter in Amerika findet. Lange fern von der Heimath, deren Sprache er halbvergessen mit verblaßten Erinnerungen, die fast nie mehr vor ihm auftauchten, mitten in der grenzenlosen Einsamkeit, wo nur das Meer zu ihm spricht, bekommt er eines Tages ein altes Exemplar von Mickiewicz „Pan Tadeusz" und die mächtigen Gesänge bewirken in der einsamen, halbtodten Seele ein Wunder: „Fast vierzig Jahre waren verflossen, seitdem er die Heimath nicht gesehen, und, weiß Gott, wie viele Jahre waren vergangen, seitdem er die Muttersprache nicht gehört hatte, und siehe da! diese Sprache war selber zu ihm gekommen, — war über den Ocean herübergeschwommen und hatte ihn, den Einsamen aufgefunden hier auf der anderen Erdhalbkugel, sie. die geliebte, die theuere, die wundervolle Muttersprache! Das wollte sein Schluchzen sagen; aber es erschütterte ihn nicht der Schmerz so mächtig, sondern die plötzlich erweckte grenzenlose Liebe, vor der doch alles Andere in nichts versinkt . . ."

Diese kleine köstliche Dichtung ist sehr charakteristisch für Sienkiewicz's eigene Empfindsweise.

Von dem gleichen Eifer wie Matejko beseelt, die große Vergangenheit seines Volkes in dichterischen Bildern vorzuführen, schreibt er zuerst die historischen Erzählungen „Selim Mirza", „Durch die Steppen" und „Tartarenjoch", aber selbst die wärmsten Anhänger Sienkiewicz müssen sich sagen, daß der Dichter fehlgegangen, daß seine Kraft für das nationale Epos nicht ausreiche. Er aber wußte dieses Vorurtheil zu bannen; seine Kräfte sammelnd und sie ganz in dem gesteckten Ziel concentrirend, überrascht er das Publikum mit einem neuen historischen Romancyclus: „Mit Feuer und Schwert", „Die Sturmfluth" und „Herr Wolodojowsky". Diese Triologie errang einen großen Erfolg und sie zählte rasch zu den geistigen Schätzen der Polen.

Es ist ein Stück trauriger und ruhmvoller Vergangenheit, die in diesen Colossalbildern vorgeführt werden, eine Zeit voller innerer und äußerer Kämpfe mit ihren Siegen und Niederlagen und all' dies mit einer Anschaulichkeit, einer Farbenpracht, einer markanten Zeichnung der nationalen Typen und einer epischen Kunst, wie wir nur Weniges auf diesem Gebiete besitzen, aber von einer solch' nationalen Prägung des Ganzen, daß von einem fremdländischen Publikum kaum ein volles Verständniß zu erhoffen ist.

In diesem Cyclus ringt sich der Dichter zu voller Meisterschaft in der Gestaltung historischer Figuren empor. Mit ruhigem Ernst, ohne jegliche Apotheose, mit der anschaulichen Knappheit aller großen Meister und doch auch ab und zu mit kräftigem Humor entwirft er Charakterbilder, die keinen Vergleich zu scheuen haben; niemals zittert da seine Feder; weder sein Schmerz noch sein nationaler Stolz verleiten ihn zu Uebertreibungen — er verfährt wie alle Anatomen der Geschichte, denen die tiefste Wahrheit über alles gilt und er scheut davor nicht zurück, dieser Wahrheit wegen sich in's eigene Fleisch zu schneiden. Sienkiewicz und die Orzeszkowa sind in dieser Hinsicht die einzigen großen polnischen Autoren, die mit den alten poetischen Traditionen gebrochen und hier auch liegt die Kluft zwischen der alten und neuen polnischen Dichtung.

Hingegen sind seine Frauengestalten Doppelnaturen: naiv und raffinirt, zart und brutal, hülflos und stark, keusch und zuweilen doch auch von abstoßender Sinnlichkeit; sie leben in Widersprüchen und sterben auch an einem Widerspruch. Aber trotzdem athmen sie volles Leben, weil ein echter Poet sie geschaffen; sie sind eine Mischung von Turgenjeff und Zola; die Schule des ersteren verräth Sienkiewicz in der Beobachtung der feinsten weiblichen Züge und von Zola borgte er die ungezügelte, sinnliche Kraft, die uns am Weibe unsympathisch sein muß.

Ebenso kräftig wie die Individualität und das Individuum, zeichnet Sienkiewicz in seinen historischen Romanen auch die Massen. Hier entfaltet seine glänzende und klare Darstellung ihre höchste Kraft, es ist ein Schillern in allen Farbennüancen der Poesie; der herbe Duft der littauischen Steppen weht durch diese Alfrescobilder; die Natur und die Massen sind mit einer Anschaulichkeit gezeichnet, die der Pinsel Matejkos kaum so erreichte.

Es hieße dies ein langes und breites Kapitel polnischer Geschichte erzählen, wenn wir den Inhalt dieser drei historischen Romane wiedergeben wollten; nur wer so Ursachen und Wirkungen wie Sienkiewicz darzustellen vermag, kann ein klares Bild jenes Lebens und jener Zeit geben mit ihren Kämpfen und Wirrnissen, ihren Siegen und ihren Niederlagen. Sienkiewicz hat als einzig Berufener seinem Volke nationale Epen geschenkt, die zu dem festen Besitzstand der polnischen Literatur stets gehören werden; wenn Poesie ein Spiegel des Lebens ist, so sind es diese Meisterwerke in hohem Grade.

Von der historischen Darstellung kehrt nun der Dichter in's zeitgenössische Leben zurück und seine Poesie bekommt ein etwas verändertes Gesicht. Eine neue Invasion des französischen Stils und Naturalismus war inzwischen in alle Literaturen hereingebrochen. Was früher spezifisch nationale Erscheinung war, wurde plötzlich zur Triebfeder alles schöngeistigen Schaffens; der Poet hört auf freier Schöpfer und Nachempfinder zu sein und borgt seine Werkzeuge von der Wissenschaft; er wird zum poetischen Naturforscher des Menschen. Seelisches Leben wird nicht mehr mitempfunden, sondern sezirt; die alten Wahrheiten genügen nicht mehr, weil sie dem erhöhten Wissen zu oberflächlich erscheinen — der Zweiseelenmensch wird nochmals im endenden Jahrhundert entdeckt, nachdem ihm schon der deutsche Altmeister unvergleichliche Gestalt verliehen. Paul Bourget ist der Meister dieser fast mathematischen Psychologie und die Anhänger strömen ihm aus allen Ecken und Enden zu. Auch Sienkiewicz's ursprüngliche Kunst blieb von diesen Einflüssen nicht frei. Der problematischen Naturen gab es in der Heimath noch immer genug; die Tragödie der „improductivité slave" war noch lange nicht bis zum letzten Act gerathen, die nationalen Wunden noch nicht vernarbt und die trüben Schatten der Vergangenheit huschten noch allerorten herum; Hamlet und Werther haben ihre Heimath von England und Deutschland in die Slavenlande übertragen, wo sie als „Genies ohne Portefeuille" herumwandeln und ihr: „Ich weiß es nicht" weiter verkünden, trotzdem sie sich modernisirt und mit Darwin und Schopenhauer, mit Taine und Nietzsche Bekanntschaft gemacht haben. In Polen nennt sich Hamlet-Werther — denn die unglückselige Mischung von Beiden, das ist modernes Product — in Polen nennt er sich Ploszowski. Sienkiewicz hat seine Naturgeschichte zu schreiben versucht mit den feinsten Noten, die der modernen Schule zur Verfügung stehen; er hat sein Wesen geschildert mit jenem traurigen und hoffnungslosen Ton, mit dem der Arzt unheilbare Leiden beschreibt. Und er thut es zugleich auch mit der Unbarmherzigkeit des Anatomen; selbst den abgestorbenen Ploszowski galvanisirt Sienkiewicz, um seine Seelenzuckungen zu erforschen.

Dieser Ploszowski, der alle Dogmen überwunden, leidet „an einer durch die Cultur ganzer Geschlechter erhöhten Empfindsamkeit der Nerven, leidet an jenem »zweiten Ich«, das beständig das erste erforscht und kritisirt und ihm nicht gestattet, sich irgend einem Eindruck, irgend einem Gefühl, einem Genusse, einer Leidenschaft rückhaltslos hinzugeben." „Ach, ruft er aus, es ist dies so quälend, wie dem Vogel das Fliegen mit nur einem Flügel. Meine zu stark entwickelte Selbsterkenntniß hemmte jegliche Thatkraft in mir — Hamlet hätte ja schon im ersten Acte seinen Oheim ermorden und mit Ruhe den Thron besteigen sollen! . . ." Diese Klage klingt mit tonloser unheimlicher Stimme durch das ganze Buch, und wir

werden nicht so sehr ergriffen durch dieses Leiden eines Einzelnen, sondern vielmehr dadurch, daß ja hier auch defecte Stellen der Seele des modernen Menschen überhaupt aufgedeckt werden.

Die psychologische Forschung überhaupt ist ja viel weniger glücklich als die medizinische Wissenschaft; bei dem Mediziner folgt der Erkenntniß des Leidens fast immer die Heilung; bei dem Psychologen meist die Verzweiflung ... Darum ist „Ohne Dogma"*) ein so betrübendes und peinliches Buch und nicht zum mindesten auch durch die Art wie die Liebe darin dargestellt wird: wie eine lange peinliche Krankheit, die durch jeden Hauch zu sterben droht; die Liebe, die durch einen einzigen Sonnenstrahl zu vollem Leben erwacht und die durch eine einzige Brutalität hinwelkt und stirbt.... Und dieses Alles wird dargestellt mit der peinvolle Feinheit, die nur eine decadente Zeit reifen kann, dargestellt mit der Durchsichtigkeit eines schönen Herbsttages und mit all' seiner Todesstimmung. Sienkiewicz zieht unser ganzes Nachempfinden mit durch all' die traurigen Stufengänge dieser Liebe und ihr Dahinsterben läßt in uns schier das Gefühl zurück, als ob in uns selbst etwas gestorben wäre, etwas Schönes und Heiliges: der karge Rest von Illusionen über das Glück der Liebe ...

Und doch ist trotz alledem „Ohne Dogma" als Ganzes kein volles Kunstwerk. Die Poesie, die beim Naturforscher in die Lehre geht, hat bis jetzt die einheitliche Kunstform noch nicht gefunden; noch weniger die Dichtwerke, die eine Empfindungsepoche gleichsam abschließen: Werther ist ein Tagebuch und „Ohne Dogma" auch; es zerfällt in Stimmungs-Aphorismen. Wie jenes ist auch dieses Buch voll von Bildern, die nur eines Meisters Hand ausführen konnte; und gleich wie in jener Dichtung ist auch hier eine Frauengestalt geschaffen worden, die zu den feinsten Porträts der Literatur gehört.

Daß er seine Frische und seine dichterische Naivetät nicht eingebüßt hat, das bewies dann Sienkiewicz in seiner Novelle „Die Dritte". Es ist in dieser kleinen Dichtung jenes Element vorhanden, was der Franzose mit Gauloiserie bezeichnet und als nationales Eigenthum reklamirt. Es ist dieses jener heitere ungenirte Ton, der wie Frühlingswind uns anweht, jene erquickende Heiterkeit, die der Schwermuth sich manchmal entringt und die etwas spezifisch Polnisches an sich hat, etwas, das man in den herrlichen polnischen Volksliedern findet. Die Geschichte ist mit der naiven und unvergleichlichen Kunst der alten Erzähler dargestellt; es wirkt alles wie improvisirt, spontan, weil dieser Humor ein Product ist der Empfindung und nicht des Verstandes. Dabei ist die Zeichnung all' dieser Gestalten scharf und knapp, so z. B. der Skeletmaler Swiatecki, die reizvollen Frauengestalten. Der Dichter erscheint in diesem Buche ganz verjüngt; aus dem Satiriker, der Skizzen mit der Kohle zeichnete, wird ein lächelnder Humorist, der das Leben liebt wie es ist; aus dem Grübler wird ein feiner Genußmensch und alle Abstraction ist überwunden und es wird warme Sinnlichkeit daraus. Es spricht aus jeder Zeile die Freude am Fabuliren und Bilden, das Lustspiel, dieses legitime Kind der Poesie, das ja jetzt wieder um eine neue Herrschaft in der Literatur unter schweren Kämpfen prätendirt, wird gleichsam der Universal-Erbe seines Talentes.

Aber trotzdem ist noch ein kleiner Bodensatz von Mysticismus und etwas von der ewigen Sehnsucht der Künstler nach dem Unerforschlichen in ihm, ein Mysticismus, dem die polnischen Poeten nimmer ganz entrathen zu können scheinen. Und Sienkiewicz dichtet reizvolle Märchen, die die Poesie des Orients athmen und in denen er seine abgeklärte Weisheit in Bildern ausspricht.

Die polnische Malerei hat sich mit ihren ebenso großen als stilvollen historischen Darstellungen europäische Berühmtheit verschafft; Chodowiecki und Grottger haben Bewunderung erregt; Chopin hat alle Herzen gewonnen; die polnische Literatur blieb lange im Auslande nur dem Namen nach bekannt. Mickiewicz's und Slovacki's nationale Phantasien mutheten zu subjectiv und exotisch an; Kraszewski war ebenso redselig als arm an feiner Eigenart. Aber ein Häuflein starker Talente fängt nunmehr an unter Sienkiewicz's Führung ein europäisches Publikum sich zu erringen und auch die polnische Literatur scheint nun ihren Tag erlebt zu haben.

*) Eine deutsche Uebersetzung ist erschienen in Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

In der Christnacht.

Von Anton Tschechow.

Eine junge Frau stand mit leichenblassem Gesicht am Ufer des Meeres und sah in die Ferne. Zu ihren Füßen war eine alte, schmale, wacklige Treppe, die zum Meer hinabführte. Die Frau schaute in die unendliche Weite, die von undurchdringbarem Dunkel erfüllt war. Weder die Sterne, noch das mit Schnee bedeckte Meer, noch irgend welche Feuer waren zu sehen. Es regnete heftig.

Wie mag es dort zugehen? dachte die Frau, indem sie in die Ferne sah und sich in den durchnäßten Pelz und Shawl hüllte, um sich vor Wind und Regen zu schützen. Dort in dem undurchdringlichen Dunkel, fünf bis zehn Werst oder mehr entfernt, mußte jetzt ihr Gatte, der Gutsbesitzer Litwinow, mit seinen Fischern sein. Wenn das Schneegestöber in den letzten zwei Tagen ihn und seine Leute nicht eingeschneit hatte, so mußten sie jetzt an's Ufer eilen. Das Wasser war gestiegen, und man sagte, das Eis werde bald zu bersten anfangen. Das Eis konnte diesem Winde nicht widerstehen. Werden wohl ihre schweren, plumpen Schlitten das Ufer erreichen, ehe die blasse Frau das Brüllen des erwachten Meeres hört? Es drängte die Frau, hinabzusteigen. Das Geländer schwankte unter ihrer Hand, und da es naß und klebrig war, entglitt es wie ein Fisch unter ihrer Hand. Sie setzte sich auf die Stufen und stieg auf allen Vieren hinab, wobei sie sich mit den Händen fest an den naßkalten, schmutzigen Stufen hielt. Der Wind packte sie und lüftete ihren Pelz. Ein feuchter Nebel berührte ihre Brust.

„Hilf, Sanct Nicolaus! Die Treppe hat ja kein Ende!" flüsterte die junge Frau und stieg von Stufe zu Stufe. Die Treppe hatte genau neunzig Stufen. Sie ging ohne Windung in gerader Linie, spitzwinkelig, fast senkrecht hinunter. Der Wind schüttelte sie heftig und sie knarrte wie ein Brett, das zu brechen droht. In zehn Minuten war die Frau unten, unmittelbar am Meere. Und hier war dieselbe Dunkelheit. Der Wind war sogar noch wilder als oben. Der Regen strömte unabsehbar, und es schien, als könnte er kein Ende nehmen.

„Wer da?" hörte man eine Männerstimme fragen.

„Ich bin's, Denis."

Dieser, ein großer, stämmiger Greis mit langem Graubart, stand am Ufer, einen großen Stock in der Hand, und sah in die dunkle Ferne. Er suchte eben an seiner Kleidung nach einem trockenen Plätzchen, woran er für seine Pfeife ein Streichholz entzünden konnte.

„Sie, gnädige Frau Natalja Sergejewna?" fragte er erstaunt. „Bei solchem Wetter? Und was wollen Sie hier? Für Sie wäre eine Erkältung nach der Niederkunft der wahre Tod. Gehen Sie nach Hause, Mütterchen!".

Das Weinen einer alten Frau wurde vernehmbar. Es war die Mutter des Fischers Jewsei, der mit Litwinow zum Fischfang gefahren war. Denis seufzte und machte eine abwehrende Geberde. „Du, Alte," rief er, „bist doch schon siebenzig Jahre in der Welt und noch immer wie ein kleines Kind, ohne jede Vernunft. In Allem geschieht doch nur Gottes Wille, Närrin! Bei Deiner Altersschwäche müßtest Du auf der Ofenbank ausruhen, nicht aber hier im Feuchten sitzen! Geh' nach Haus!"

„Ja, aber mein Jewsei, mein Jewsei! Er ist mein Einziger, Denisuschka!"

„Gottes Wille geschieht! Gesetzt, es ist ihm nicht bestimmt, im Meer unterzugehen, dann mag das Eis hundertmal bersten, — er bleibt leben. Wenn ihm aber bestimmt ist, dies Mal zu sterben, Mütterchen, dann haben wir nichts drein zu reden. Weine nicht, Alte! Jewsei ist nicht allein auf der See! Auch der Herr Andrei Petrowitsch. Auch Fedka und Kusma und der Aljoschka des Taras."

„Leben sie aber, Denisuschka?" fragte Natalja zitternd.

„Wer weiß, Herrin! Sind sie gestern und vorgestern vom Schneegestöber nicht verschüttet worden, so leben sie wohl noch. Und bricht das Eis nicht, so bleiben sie ohne Frage leben. Himmel, welch' ein Wind! Er weht, als würde er dafür bezahlt. Gott schütze uns!"

„Wer geht da auf dem Eise?" fragte die junge Frau mit unnatürlich heiserer Stimme, gleich wie erschreckt und machte einen Schritt rückwärts. Denis kniff die Augen zusammen und horchte.

„Nein, Herrin. Niemand kommt," antwortete er. „Das ist das Närrchen Petruscha, der im Boot sitzt und die Ruder rührt. — Petruscha! Sitzest Du dort?"

„Ich bin hier, Großvater!" tönte eine schwache, kranke Stimme.

„Hast Du Schmerzen?"

„Es schmerzt, Großvater! Meine Kraft ist hin!"

Am Ufer, hart am Eise, stand ein Boot, darauf saß ein auf-

geschossener Bursche mit unförmlich langen Armen und Beinen. Das war das Närrchen Petruscha. Die Zähne zusammengebissen und am ganzen Körper zitternd, sah er in die ferne Nacht und mühte sich, etwas zu erkennen. Auch er erwartete etwas vom Meere. Seine langen Hände hielten die Ruder, und den linken Fuß hatte er unter sich gezogen.

„Es kränkelt, unser Närrchen!" sagte Denis und näherte sich dem Boot. „Der Fuß thut weh und hat ihm den Verstand genommen. Du solltest doch lieber in's warme Zimmer gehen! Hier wirst Du dich nur noch mehr erkälten."

Petruscha schwieg. Er zitterte und verzog vor Schmerz sein Gesicht. Ihn schmerzte die hintere Seite der Hüfte, wo der Nerv sitzt. „Geh, Petruscha!" sagte Denis mit weicher, väterlicher Stimme. „Leg' Dich auf die Ofenbank, dann heilt Dir Gott Deinen Fuß zum Morgen!"

„Ich merk's!" murmelte Petruscha und öffnete den Mund mit Anstrengung.

„Was merkst Du, Närrchen?"

„Das Eis ist geborsten."

„Woran merkst Du das?"

„Ich höre Lärm. Ein Lärm kommt vom Winde, ein anderer vom Wasser. Und der Wind ist auch anders geworden, weicher. Zehn Werst von hier bricht das Eis."

Der Greis horchte auf, lange, konnte aber aus dem allgemeinen Getöse nichts heraushören, außer dem Heulen des Windes und dem gleichmäßigen Geräusch des strömenden Regens. Eine halbe Stunde verging in Erwartung und Schweigen. Der Wind that seine Pflicht. Er wurde heftiger und heftiger, und es schien, als hätte er beschlossen, um jeden Preis das Eis zu brechen und dem alten Weib ihren Sohn, der bleichen Frau aber ihren Gatten zu rauben. Der Regen wurde mittlerweile schwächer und schwächer. Bald war er so gering, daß man im Dunkel schon die menschlichen Gestalten, die Umrisse des Bootes und den weißen Schnee erkennen konnte. Durch das Windesheulen konnte man eine Glocke hören. Es wurde im Fischerdorf geläutet, im alten Glockenthurm. Leute, die im Meere vom Schneegestöber oder Regen überrascht worden, sollten sich im Fahren nach dem Geläute richten, — ein Strohhalm, an den sich der Ertrinkende klammert.

„Großvater, das Wasser ist schon nahe! Hörst Du's?"

Der Alte horchte auf. Diesmal hörte er ein Tosen, das weder dem Sturm, noch dem Rauschen der Bäume glich. Das Närrchen hatte Recht. Kein Zweifel, daß Litwinow mit seinen Leuten nicht mehr an's Land zurückkehren würde, um das Weihnachtfest zu feiern.

„Es ist aus!" sagte Denis. „Es bricht!"

Das alte Weib schrie auf und setzte sich auf die Erde. Die Herrin trat durchnäßt und zitternd vor Kälte an's Boot und horchte auf das unheilverkündende Tosen.

„Ist das der Wind?" fragte sie. „Bist Du davon überzeugt, Denis, daß das Eis bricht?"

„Gottes Wille geschieht! . . . Das ist um unserer Sünden willen, Herrin!" Er seufzte und fügte mit bebender Stimme hinzu: „Bitte, gehen Sie hinauf, Herrin. Sie sind schon ganz durchnäßt." Aber die Menschen am Ufer hörten ein leises, kindisches, glückliches Lachen . . . Die bleiche Frau lachte. Denis räusperte sich. Er räusperte sich immer, wenn er zum Weinen Lust hatte. „Sie hat den Verstand verloren!" flüsterte er der dunklen Gestalt eines Bauern zu.

Es wurde heller. Der Mond ging auf. Jetzt war Alles sichtbar: das Meer mit den halbaufgethauten Schneehaufen und die Herrin nnd Denis und das Närrchen Petruscha, der vor Schmerz das Gesicht verzog. Daneben standen Bauern, die für irgend einen Zweck Stricke in den Händen hatten. Da dröhnte unweit vom Ufer das erste Krachen. Bald erscholl ein zweites und drittes, und die ganze Luft wurde von schrecklichem Tosen erfüllt. Die weiße, unabsehbare Wasserfläche erhob sich und wurde ganz dunkel. Das Ungeheuer war erwacht und begann sein stürmisches Leben. Das Heulen des Windes, das Rauschen der Bäume, die Seufzer des Petruscha und das Geläute — Alles verstummte vor dem Heulen des Meeres.

„Man muß hinauf!" rief Denis. „Gleich wird das Ufer überschwemmt und mit Eisschollen bedeckt sein. Und der Morgengottesdienst beginnt auch, Kinder! — Gehen Sie, Herrin, Gott will es!" Er trat zu Natalja Sergejewna heran und faßte sie am Arm. „Kommen Sie, Mütterchen!" sagte er zärtlich und voller Mitleid. Die Herrin wehrte ihn mit der Hand ab und trat, den Kopf hoch, zur Treppe. Sie war nicht mehr so blaß, auf ihren Wangen zeigte sich vielmehr das Roth der Gesundheit, als hätte man ihr frisches Blut eingeflößt; die Augen blickten nicht mehr traurig, und die Hände, die den Shawl an der Brust festhielten, bebten nicht mehr. Sie fühlte jetzt, daß sie stark genug war, um allein, ohne fremde Hülfe, die hohe Treppe hinaufsteigen zu können. Als sie auf die dritte Stufe trat, blieb sie wie angewurzelt stehen. Vor ihr stand ein hoher, stattlicher Mann in großen Stiefeln und im Pelz.

„Das bin ich, Natascha. Erschrick nicht," sagte der Mann.

Natalja Sergejewna wankte. An der hohen Mütze von gegerbtem Lammfell, am schwarzen Schnurrbart, an den schwarzen Augen erkannte sie ihren Gatten, den Gutsbesitzer Litwinow. Er hob sie mit seinen Armen auf und küßte ihr die Wange, wobei er sie in einen Dunst von Xeres und Cognac hüllte. Er hatte einen leichten Rausch.

„Freue Dich, Natascha!" sagte er. „Ich bin weder im Schnee umgekommen, noch ertrunken. Während des Schneegestöbers habe ich mit meinen Leuten Taganrog erreicht, von wo ich zu Dir zurückgekehrt bin . . . zurückgekehrt bin . . ."

Er stammelte vor sich hin, sie aber, wieder bleich und zitternd, sah ihn mit erstaunten, erschreckten Augen an. Sie konnte es nicht glauben.

„Wie durchnäßt Du bist, wie Du zitterst!" flüsterte er und drückte sie an seine Brust. Und über sein von Glück und Wein erhitztes Gesicht flog ein weiches, kindlich-gutmüthiges Lächeln. Ihn hatte sie in dieser Kälte, zu dieser nachtschlafenden Zeit erwartet! War das nicht Liebe? Und er fing vor Glück zu lachen an . . .

Ein durchdringender, herzzerreißender Schrei antwortete auf dieses stille, glückliche Lachen. Nicht das Heulen des Meeres, nicht der Wind, gar nichts vermochte ihn zu übertönen. Die junge Frau, das Gesicht von der Verzweiflung verzerrt, konnte den Schrei nicht unterdrücken, der sich ihrem Innern entrang. In dem Schrei lag ihr ganzes Leben: die Heirath wider Willen, die unüberwindliche Abneigung vor ihrem Gatten, die Trauer der Verlassenheit und endlich die Hoffnung auf ein freies Wittwenthum. Ihr ganzes Dasein mit allem Kummer, allen Thränen, allem Schmerz fand Ausdruck in diesem Schrei, der selbst von den donnernden Schollen nicht übertönt wurde. Der Gatte verstand diesen Schrei, und es war ja auch unmöglich, ihn nicht zu verstehen.

„Dir thut es wohl leid, daß der Schnee mich nicht verweht, das Eis nicht erdrückt hat?" murmelte er. Seine Unterlippe zitterte, und sein Gesicht zeigte ein bitteres Lächeln. Er trat von den Stufen zurück und ließ seine Frau auf die Erde niedergleiten. „Gut, wie Du willst!" sagte er trotzig. Und er ging von seiner Frau hinweg und zum Boot. Die Zähne zusammenbeißend, zog das Närrchen Petruscha zitternd und auf einem Fuß springend das Boot in's Wasser.

„Wohin?" fragte Litwinow.

„Ich leide so sehr, Euer Gnaden! Ich will ertrinken . . . Die Todten leiden nicht . . ."

Litwinow sprang in's Boot. Das Närrchen hinkte ihm nach. „Leb' wohl, Natascha!" rief der Gutsbesitzer. „Es sei, wie Du willst! Geschehe also, was Du Dir wünschtest! Mit Gott vorwärts!"

Das Närrchen holte mit den Rudern aus, und das Boot schwamm an einer großen Scholle vorbei in die Wogen hinaus.

„Vorwärts, Petruscha, rudere!" sprach Litwinow. „Weiter, weiter!" Er saß im schwankenden Boot, hielt sich an den Planken fest und blickte zurück. Verschwunden war Natascha, verschwunden die Leute am Ufer, verschwunden das Ufer selbst.

„Kehr' um!" hörte er eine weibliche Stimme rufen. Und aus diesem „Kehr' um!" glaubte er die Verzweiflung herauszuhören. „Kehr' um!"

Litwinow's Herz schlug heftig. Ihn rief sein Weib, und drüben in der Kirche begann das Geläut zum Weihnachtsgottesdienst.

„Kehr' um!" wiederholte flehend dieselbe Stimme. Das Echo wiederholte das Wort. Im Krachen der Schollen hörte er es, der Wind heulte es, ja selbst die Weihnachtsglocken riefen: „Kehr' um!"

„Wollen wir zurück?" fragte Litwinow, das Närrchen am Aermel ziehend. Aber der hörte ihn nicht. Die Zähne vor Schmerz zusammenbeißend und hoffnungsvoll in die Ferne schauend, arbeitete er mit seinen langen Armen. Ihm rief Niemand „Kehr' um!" im Nerv wurde aber der Schmerz, an dem er schon in frühester Kindheit gelitten, immer heftiger und brennender. Litwinow packte seine Hände und zog sie an sich, aber sie waren fest wie Stein, und es war schwer, ihnen die Ruder zu entwinden. Und es war auch schon zu spät. Dem Boot schwamm eine ungewöhnlich große Scholle entgegen. Diese Eisscholle mußte Petruscha für immer vom Schmerze befreien.

Bis an den Morgen stand die blasse Frau am Meeresstrand. Als man sie halb erstarrt und kraftlos vor Seelenqualen nach Hause brachte und zu Bette legte, flüsterten ihre Lippen noch immer: „Kehr' um!"

In der Christnacht hatte sie ihren Gatten lieb gewonnen. . .

Aus der Hauptstadt.

Der Strick im Reichstaghause.

Es war eine ungemein illustre Gesellschaft zusammengekommen. Die prachtvollen Uniformen, die seltenen und kostbaren Orden glitzerten im Strahl der Wintersonne, militärisch ernst, adlig stolz blickten ihre Träger drein, und aus den Klängen der Jubelfanfare, die schmetternd die hohe Halle entlang zogen, rauschte vernehmlich das Triumphlied der Sieger. Ja, wenn man sie recht in's Auge faßte, all diese würdevollen, unnahbaren Männer im prangenden Schmuck, die nur für ihresgleichen vorhanden schienen, die über das schwarzgekleidete Volk im Hintergrunde hinweg schauten, als blickten sie in's Leere; wenn man sie in den märchenschönen Räumen selbstbewußt schalten und walten sah, dann mußte Einem unwillkürlich der Gedanke kommen, die von Gott eingesetzten Adelsgeschlechter des Landes oder, markanter noch, glückgekrönte Eroberer hätten sich hier zu historischer That eingefunden und wollten über die Geschicke des versklavten Volkes tyrannisch entscheiden. Keinem Uneingeweihten wäre es beigefallen, daß all jene von Gold und Silber funkelnden Leute Gäste, nichts als Gäste derer waren, denen das Haus in Wahrheit gehört, daß sie kein Recht an diese Stätte hatten als Gastesrecht, daß man ihrer eigentlich gar nicht, und höchstens zu Decorationszwecken, bedurfte. Die Herren des Palastes hatten sich bescheiden in eine Ecke der Halle zurückgezogen, wo sie mit verlegenem Lächeln, gleich als wären sie sich ihrer Bedeutungslosigkeit und ihrer Ueberflüssigkeit just bei dieser Feier nur zu sehr bewußt, schweigend bei einander standen. Man hatte ihnen jene eintönige schwarze Livree vorgeschrieben, von der sich die glänzenden Trachten

des Hofes und der Armee um so wirkungsvoller abhoben, und wer von ihnen, den Hausherren, eine solche Livree nicht besaß oder nicht tragen mochte, der mußte dem Weihefeste fernbleiben. Und es waren viele fern geblieben. Gerade die Rabbiatesten, Rücksichtslosesten und Muthigsten — und das war vielleicht ein Glück, das ermöglichte allein den hofamtlich festgesetzten, pomphaften Verlauf der Feier.

Die buntgeschmückten, ordenbehängten Herren hatten Werth darauf gelegt, daß man ihre Kreise nicht störe, und freundliches Entgegenkommen hatte einen Strick quer durch den Raum gezogen, einen Strick, der die Deputirten fein säuberlich von der Hofgesellschaft trennte. Einen wirklichen, greifbaren, sichtbaren Strick, keinen symbolischen; wie eine brutal deutliche Grenzscheide lief er dahin, die Abgeordneten an ihre Niedrigkeit und an die strahlende, unantastbare Größe derer erinnernd, von denen sie ausgeschlossen waren. Als Einer der Abgesperrten seine Nachbarn flüsternd auf das curiose Verkehrshemmniß aufmerksam machte, zuckte der Rechte bedächtig die Achseln und meinte, das Wetter wäre heut in der That von winterlicher Klarheit, echtes Kaiserwetter; der Nebenmann zur Linken aber blickte halsstarrig nach der Wölbung des Raumes und dankte insgeheim seinem Schöpfer, daß es kunstverständigen Menschen so leicht möglich ist, sich mit den Höhen zu beschäftigen, wenn sie in der Tiefe etwas verdrießt. Der unruhige Geist zwischen ihnen griff traumverloren in seine Tasche und tastete nach einem Messer; er wäre vielleicht im Stande gewesen, das Strickepigramm auf der Stelle schneidig zu beantworten, wenn nicht eben dröhnende Musik die Halle erfüllt und die feierliche Handlung damit ihren Anfang genommen hätte.

Am nächsten Tage jedoch kam man auf das Abenteuer mit dem Stricke zurück. Es war, wie das so geht, in keiner Zeitung erwähnt worden, denn manche Verleger lieben aus guten Gründen Erörterungen nicht, die sich an so leicht zu mißdeutende Thaten knüpfen. Dafür aber hatte das Gerücht im Fluge alle Bierstuben erfüllt und war überall zum Gegenstande recht eingehender Betrachtungen gemacht worden, wo drei oder höchstens vier gute und vertraute Freunde, Ehrenmänner, die sich unter keinen Umständen später denunciren werden, die Köpfe zusammensteckten. Ein Gewitterchen zog auf in jener Nacht, und die später, als es los brach, furchtbar erstaunt und entrüstet thaten, ja sogar von beleidigtem Volksgewissen sprachen, das waren dieselben Herren, die jetzt, ohne laut aufzulachen, kühnlich behaupten, das „Volk" verlange sehnlichst Gesetze gegen den Umsturz, verzehre sich in brennendem Verlangen nach Maßnahmen zum Schutze des Eigenthums, jenes Eigenthums, das in unserem Börsenjahrhundert doch sehr oft noch mehr als Diebstahl, Frucht schmachvollster Vampyrkünste, ist. —

Herr von Levetzow hielt am Tage darauf, sorgsam nachholend, was ihm am fünften December selbst nicht vergönnt worden war, eine gar wundersame Einweihungsrede, der nicht allein jeder originale und erfrischende Gedanke, sondern auch jede Erwähnung des alten Reichserbauers in Varzin fehlte. Aus diesem Mangel hat man ihm hier und da höchst ungerechter Weise einen leisen Vorwurf gemacht, aus dem anderen nicht, aber mir scheint es für einen Reichstagspräsidenten und Major noch immer leichter, geistvolle Ideen zu haben, als das Gespenst des unheimlichen Mannes heraufzubeschwören, dessen Name verpönt und ausgestrichen ist für ewige Zeiten, trotz aller „Versöhnung", von der Tafel der Lebenden, der Gunstverdienenden. Deutlich genug saß der grauenvolle Schatten des alten Riesen auf seinem angestammten Sitze am Bundesrathstische, und wer ihn sah, den durchfröstelte es, der duckte sich zusammen — wozu also auch noch den Namen des Geistes aussprechen? ... Herr v. Levetzow, der diesmal nicht in der Majorsuniform erschienen war und lange nicht so hübsch aussah wie Tags vorher, schloß seinen Speech, vielleicht unerwartet schnell, mit dem Kaiserhoch, und einige verträumte Sozialisten ließen sich von dem Ereigniß überraschen. Redliche Knoten, wie sie nun einmal sind, und gar nicht gesonnen, den Herren Kollegen eine Freude zu machen, blieben sie beim Hoch mit sehr harmlosen Gesichtern sitzen. Die nun folgende Scene, die nach Angabe begeisterter Leitartikler „ein erhebendes Monument der Einigkeit des Reichstages in dieser Frage" und nach anderen unverbürgten Gerüchten ein Aufschrei der empörten, leider in den letzten Wochen gar zu oft bemühten Volksseele sein soll, hatte, wenn es mir erlaubt ist, meine Ansicht darüber zu äußern, viel Tragikomisches. Einmal war es eine politische Dummheit allerersten Ranges, sie herbeizuführen und nicht vielmehr die Anrempelung der paar Sozialdemokraten, die dazu ihrer Gesinnung gemäß gar nicht anders handeln durften, vornehm zu übersehen; triumphirt hat am sechsten December nur der dicke Mäntelnäherinnen-Patron, der sich Dank seinen von aller Heuchelei freien Schnoddrigkeiten mit einem Schlage ein Prestige sonder Gleichen zu verschaffen gewußt hat. Ahnt denn Niemand unter denen, die mit „Pfui!" und „Raus!" so billige sittliche Entrüstung an den Tag legten, daß der beliebte Confectionär a. D. leider, leider Gottes Millionen von Deutschen aus dem Herzen gesprochen hat, daß er, auf der Freistätte des Reichstages, nur verlautbarte, was diese Millionen wohlweislich für sich und den allerengsten Familienkreis behalten? Die conservative Partei mag von dem jähen Systemwechsel und der Schilderhebung Hohenlohe's noch überrascht und betäubt sein, obgleich das ihren politischen Qualitäten kein besonders schmeichelhaftes Zeugniß ausstellen würde; die Thronrede und mehr noch Aeußerungen der neuesten Minister mögen sie mit frohen Hoffnungen auf die Zukunft erfüllt haben, aber wenn sie sich plötzlich den Anschein gibt, als sähe sie in einer Majestätsbeleidigung das denkbar fürchterlichste Verbrechen, so muß der Unbefangene doch anmerken, daß ihr so heuchlerisches Thun einigermaßen schlecht zu Gesichte steht. Mitglieder des Bundes der Landwirthe, den sie organisirte und in dem zur Zeit die Wurzeln ihrer Kraft stecken, haben des Kaisers Majestät mit Ausdrücken von kaum noch verhüllter Rohheit beleidigt, haben sich an ihr in jener schnöden, giftigen Weise vergangen, deren nur fähig ist, wer sich von Jemand materiell geschädigt glaubt. Die Staatsanwälte schwiegen damals, und das war verständig; es ist immer besser, eine Erregung vorübergehen, einen Wüthenden sich austoben zu lassen, als sein Thun und Treiben auf ewig festzunageln. Aber die conservative Partei sollte an jene Tage denken und vorsichtiger sein.

Dreist und gar nicht gottesfürchtig hat die Handvoll Sozialdemokraten den Strick durchschnitten, der sie und ihresgleichen, im letzten Grunde die ganze Volksvertretung, in Respect hatte halten sollen. Die Frage ist nun: Wer gewinnt bei solchem Gesellschaftsspiel und wer verliert? Ganz zweifellos gehört zum Begriff einer Autorität vor Allem, daß sie anerkannt wird; weigert man ihr diese Achtung, so sinkt sie dadurch schon in sich selber zusammen. Und wie der Mensch die besten und treuesten Freunde hat, der ihre Freundschaft nie auf die Probe stellt, so steht die Autorität am festesten, die niemals ohne Noth versucht, sich als Autorität auszuspielen. Es gibt keinen schlimmeren taktischen Fehler als den, einen starken Gegner, mit dem man in Kürze doch die Waffen kreuzen muß, zu hänseln und dadurch zu beständiger, argwöhnischer Wachsamkeit, gleichzeitig aber auch zu immer verbitterterer Wuth zu reizen. Der Kluge läßt Niemand seine Ueberlegenheit fühlen, der Unkluge protzt gern mit ihr, selbst dann noch, wenn er sie gar nicht besitzt.

Die Zeichen der Zeit deuten unabweislich darauf hin, daß der Monarchie in nicht zu fernen Tagen ein verzweifelter Kampf mit ihren Feinden bevorsteht. Ihr Träger und ihre Vertheidiger thun recht, wenn sie dem Guerillakrieg, der seit langem gegen den Thron geführt wird, nicht thatenlos zuschauen; es ist nur zu billigen, daß sie zu einem wuchtigen Schlage ausholen, so lange sie die Macht dazu haben. Darüber, ob dieser Schlag in sozialen Reformen bestehen soll, die verloren gegangenes Terrain wieder erobern könnten, oder ob ein kräftiges Knebelgesetz geschaffen werden muß, läßt sich vielleicht streiten; das erste, geflügelte Wort des Fürsten Hohenlohe, das einer Verlangsamung der sozialen Gesetzgebung das Wort redet, zeigt ungefähr, welchen von beiden Wegen die Regierung zu betreten gedenkt. Nun gut. Aber was bezweckt sie dann mit dem lächerlichen, von keinem vernünftigen Menschen annehmbaren „Umsturzgesetz?" Ist sie wirklich so ungeheuer, so bühnenhaft naiv, daß sie glauben könnte, mehr oder minder demagogische Parteien, wie die Antisemiten, das Centrum, würden sich selbst den Strick drehen, woran man sie nachher gegebenen Falls in aller Bequemlichkeit aufzuhängen vermöchte? Die Sozialisten verhöhnen ein Gesetz, das zwar viele neue Märtyrer schaffen, aber ihre eherne Organisation in keinem Punkte zerstören würde, und so viel scheint ohne Weiteres klar, den Fanatikern um Bebel kämen ein paar Caprivi-Paragraphen gerade jetzt ganz ungemein zu Paß. Sie säuberten die Partei von allerhand unsicheren Cantonisten, die sich auf Parteitagen, durch Abstimmungen und Mißtrauensvoten nicht mehr entfernen lassen. Sie schraubten die Bewegung auf den doctrinären Standpunkt zurück, den Bebel eingenommen zu sehen wünscht und auf den er aus eigener Kraft die Seinen nicht mehr bringen kann.

Der Kaiser erblickt in den Sozialisten seine und damit Deutschlands Todfeinde, hält sie für seine einzigen Widersacher, und wenn er überhaupt daran glaubt, daß tiefgehende Verstimmungen das Land durchwühlen und die Bevölkerung unzufrieden machen, dann schreibt er's allein den Verführungskünsten der communistischen Agitatoren zu. Er befindet sich da in einem großen, einem schweren Irrthum, den aufzuklären seine Berather offenbar nicht für erforderlich halten. Andererseits hofft er zuversichtlich, auch mit dieser Gefahr leicht fertig zu werden; ihm sind das Krankheitserscheinungen, die vorübergehen, wie sie gekommen sind und die der Erfüllung seiner Ideale kaum besonders hinderlich werden können. Sein Ideal, das ist eine auf eherne Felsen begründete, friedericianische Monarchie, darin der Träger der Krone sich voll auslebt, nach persönlichem Wohlgefallen, alle Fäden durch seine Hand gleiten läßt, mit seinem Geist jede Staatshandlung durchtränkt. Himmelhoch steht in dieser Monarchie der Fürst über der Volksvertretung; sie hat nur die Aufgabe, seine Exempel, seine Gleichungen nachzurechnen und die Kredite zu bewilligen, die der Staatshaushalt verlangt. Ein derber, fester Strick trennt den Thron und seine Umgebung von den Deputirten. Ungefähr in den großen Zügen nähert sich ja die von Friedrich Wilhelm IV. gegebene preußische Verfassung dem kaiserlichen Ideale, und fraglos läßt sie sich, treffen gewisse Vorbedingungen ein, ohne besondere Mühe in diesem Sinne weiter ausbauen. Wilhelm II. läßt über seine Ansichten keine Zweifel übrig, zeigt sich stolz darauf, eine Individualität, ein energisch impulsiver Herrscher zu sein. Alles, was er spricht und thut, trägt diese Marke, und vielleicht soll das, was man jetzt Systemwechsel und neuer Kurs nennt, nichts als der Ausdruck des Gedankens sein: Ich allein bin der Herr im Lande, ich regiere, und ich bestimme, wie zu regieren ist. Bei den zahlreichen Regierungshandlungen und Aeußerungen, denen der Kaiser ganz absichtlich sein persönliches Gepräge leiht und die er unternimmt, ohne vorher irgend Jemand um seine Meinung darüber oder gar um seinen Rath zu fragen, laufen klärlicher Weise viele unter, die recht wohl anfechtbar sind; der einzelne Mensch vermag nicht alle Gebiete des Wissens zu meistern, kann nicht überall sicheren Grund unter den Füßen haben. Aber es scheint doch zwecklos und müßig, dem Fürsten all diese einzelnen Versehen schulmeisterlich nachzurechnen. Bedeutung gewinnen sie wahrhaftig nicht erst dadurch, daß sie Irrthümer sind; wenn jede Redewendung, jede That Wilhelms II. solonischer Weisheit voll, unangreifbar gewesen wäre, würde sein Charakterbild dadurch doch nicht um einen feinen Strich geändert werden. Und sein Verhältniß zum deutschen Volke wäre ganz dasselbe.

Er sieht deutlich den Strick, der ihn von seinem Reichstag und damit seinen Unterthanen trennt, er weist gern auf ihn hin. Der Reichstag aber darf seiner selbstwillen die Existenz dieser Grenze nicht zugeben, und aus dem Widerstreit der Anschauungen wird sich voraussicht-

lich die Tragödie des neuen Reiches ergeben — sobald der Monarch nur erst einmal klar in das Getriebe der Parteiungen und Meinungen sieht, sobald ihm erst einmal ein offenherziger Berather reinen Wein eingeschänkt hat über das gegenwärtige Verhältniß zwischen Monarchie und Volk. Einstweilen kennt er es nicht, einstweilen glaubt er noch gefärbten und zurecht gemachten Berichten, glaubt auch an die Wirklichkeit seiner eigenen Lieblingsvorstellungen darüber. Und so lange dieser Reichstag währt, dessen Mehrheit gemüthvoll, bescheiden und sacht ihren Weg geht, den gezogenen Strick respectirt und höchstens gelegentlich kleiner déjeuners à la fourchette oder havannadurchqualmter Löwenbräuabende im engsten Freundeskreise ihrem Unmuth Luft macht, so lange wird es zu keiner schweren Collision zwischen den Gegensätzen kommen. Aber wenn das Volk, besonders das Volk im Süden, erst bei der Ueberzeugung angelangt ist, daß für den Reichstag keine gewandten Diplomaten, sondern nur knorrige Klötze noch taugen, Schreier, die kein Blatt vor den Mund nehmen, keinen Hut auf der Stange achten, Ahlwardt'sche und Siegl'sche Antisemiten, Richter-Payer'sche Volksparteiler und sitzenbleibende Sozialisten, dann wird über den Strick im Reichstaghause eine Verfassung, vielleicht noch mehr, straucheln. Und wer das Volk anders als aus offiziösen Preßstimmen kennt, der glaubt, daß es sehr bald zu jener Ueberzeugung gelangt sein wird. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Halali. Lustspiel in vier Aufzügen von Richard Skowronnek. (Königliches Schauspielhaus.) — Der höchste Trumpf. Schwank in drei Aufzügen von Karl Lauffs und Wilhelm Jacoby. (Berliner Theater.)

Das Schauspielhaus hat im schlechten Weinjahr 1894 Glück mit seinen säuerlich-gemüthlichen, unter prächtigen Etiketten segelnden Tränken; nachdem es mit Niemann's „Wie die Alten sungen" einen vom Kaiser beglaubigten und deshalb dem als oppositionell bekannten Berliner Bürgerthum ungeheuer imponirenden Erfolg errungen hatte, begriff es den Geschmack des Publikums und gab schleunigst die neueste, in's selbe Fach einschlagende Arbeit eines von Blumenthal her schon bekannten jungen Ostpreußen. Im Lessing-Theater war es dem Werdenden seltsam genug ergangen; seine beiden dort aufgeführten Stücke amüsirten die Premièrenleute unbeschreiblich, erfreuten sich auch, da Herr Skowronnek noch Niemand beneidenswerth schien, im Ganzen recht günstiger Kritiken. Trotzdem verschwanden sie nach wenigen Wiederholungen vom Spielplan; die Provinzdirectoren wären sonst am Ende auf sie aufmerksam geworden und hätten darüber die Ausbeutung anderer, großstadtluftiger Possen vergessen. „Halali", das der durch Schaden klug gewordene Autor nicht wieder nach Berlin NW trug, scheint ihn für alles bisherige Pech entschädigen zu wollen; es füllt andauernd das große Haus am Gensd'armenmarkt.

Recht ist das eigentlich nicht, und wenn die Berliner von ihren Dramatikern etwas mehr verwöhnt worden wären, möchte Skowronnek's sehr harmlose und sehr anspruchslose Arbeit wohl keine besondere Wirkung hervorgerufen haben. Aber das Jahr hat bisher nur Niederlage auf Niederlage gebracht, den Großen gelingt nichts mehr, schon muß drei führenden Bühnen Sardou Nothhelfer sein, man zerreißt sich um Nova, und darum sind die Aussichten für kleine, aber geschickte und fleißige Talente jetzt wundervoll. Skowronnek entbehrt des Humors nicht, wenn diese Gottesgabe auch bei ihm recht zähflüssig scheint und sich nur schwerfällig entwickelt; er ist klug genug, sein Gerüst einfach zu zimmern, nie übermäßig lange vom Thema abzuschweifen, aber da behaglich zu verweilen, wo all die guten, hausbackenen Lustspieldichter der Vorzeit, die ihr Publikum kannten, auch verweilten. Er plagt sich nicht mit Charakteristik seiner Schablonenfiguren, deren ganzes Sein und Denken immer mit zwei oder drei Worten gekennzeichnet werden könnte; den guten Menschen in seinem Stück sieht man die Güte auf Meilen an, und die schlechten Kerle werden schon auf dem Theaterzettel gebührend gebrandmarkt — Gramatzke heißt der schurkische Verwalter, der die schöne Ellinor an seinen albernen Sprößling und Couleurstudenten verkuppeln will, man denke, Gramatzke! Ja, wem das nicht von vornherein Alles sagt, dem ist eben nicht zu helfen, für den werden heutzutage keine Lustspiele geschrieben. Bedenkt man nun noch, daß Herr Skowronnek sich ängstlich vor jeder Rohheit hütet und sich nur höchst selten übermäßiger Geschmacklosigkeiten schuldig macht, daß er den sehr in Mißkredit gerathenen Wortwitz umgeht, dagegen an rechter Stelle für so etwas wie Backfischpoesie, anmuthige Traumdeutungen, Waldesfrische und Küsse sorgt, auch sehr niedliche Liebesscenen zu bauen weiß, so nimmt Einen sein glorreicher Sieg gar nicht Wunder, und mehr noch, man freut sich darüber. Ein wirkliches, ein literarisches deutsches Lustspiel gibt es zur Zeit nicht, das Theater braucht aber Humore ähnlicher Art, sagen wir, Surrogate, und da ist es nur zu begrüßen, wenn die Gunst der Witterung auch 'mal einem nicht unbegabten und jedenfalls arbeitsamen Anfänger lächelt, statt den gedrängten Wochenübersichten gottverlassener Kleisterdramatiker, mehr oder minder ehrlicher Finder. Will das Glück uns und Herrn Skowronnek besonders wohl, dann stachelt ihn vielleicht künstlerischer Ehrgeiz, in Zukunft sein Ziel etwas weiter zu stecken und mehr zu schaffen als ein gut construirtes Uhrwerk, das in gemessenen Zwischenräumen breites Lachen auslöst. Man braucht ja nicht gleich so literarisch zu werden, daß die Leute bewundernd sagen: „Ein echter Dichter!" und dem Theater fern bleiben; wenn man aber etwas kann, wie der Herr Skowronnek, wenn man sogar offenkundige Fortschritte und daneben ein sehr feines Gehör für kritische Winke zeigt wie er, dann sollte man nicht seine beste Kraft darauf lenken, möglichst platt am Boden haften zu bleiben. Dann sollte man, freilich immer mit gehörigem Respect vor der misera plebs contribuens, die Parkettplätze bezahlt, doch hier und da in die Tiefe zu gehen versuchen, wirklich gestalten und dichten. Die Leute merken das im Anfang gar nicht, und wenn sie es schließlich, sehr, sehr spät, doch spüren, dürfen sie schandenhalber dem Autor keinen Vorwurf mehr daraus machen. Herr Skowronnek darf, will er anders ernsthaft behandelt werden, nicht den Anschein erwecken, als arbeite er bewußt schlecht für den schlechten Geschmack. Ich traue ihm das nicht zu, er ist ein ehrlicher und gewiß von den besten Vorsätzen erfüllter Gesell, muthwillig wird er das Fünkchen künstlerischen Bewußtseins, das ihm im Herzen brennt und das auch einzelne Scenen seines „Halali" farbig beleuchtet, nicht erflicken. Und der Mißerfolg eben dieser Komödie in Wien, wo sie es neben bedeutend schlechteren Schauspielern auch noch mit einer viel strengeren, mit einer literarischen Kritik zu thun hatte, warnt den jungen Dramatiker vielleicht, jetzt, da es noch Zeit ist.

Unsere einheimischen Macher stehen weit unter dem alten skrupellosen Faiseur Sardou, dessen Arbeiten sich doch immer gleich bleiben an Sauberkeit und Durchdachtheit, der nie etwas Halbfertiges hastig in die Welt schleudert. Was sich hier zu Lande Routinier nennt, hat zumeist Routine nur im Erzielen schwerer Mißerfolge, und wenn es Einem einmal geglückt ist, glaubt er dadurch das Recht erworben zu haben, hinfort Dilettantenwerk zu liefern. Da sind zwei Possenschreiber aus Mainz, die Herren Lauffs und Jacoby, deren vorjährige Schöpfung, der „Ungläubige Thomas", schlechthin musterhaft genannt zu werden verdiente; sie dachten nun das Theater gleich ein für allemal erobert zu haben und schluderten drauf los, daß es keine Art hatte. Herr Lauffs hat vor langer Zeit einen tollen Fastnachtseinfall gehabt, den er seitdem, ihn alljährlich wieder umkrempelnd, ständig benutzt; aber seine diesmalige Bearbeitung der Uridee, die im Berliner Theater unter der wie die Faust auf's Auge passenden Etikette „Der höchste Trumpf" servirt wurde, mundete absolut nicht. Der Doppelfirma ging schon im ersten Acte, worin sie angeblich komische Motive stöhnend häufte, der Athem aus; sie strengte sich in einer Weise an, immer neue Humore herbeizutragen, den Faden immer künstlicher zu verwirren, daß von der ersten Scene an nicht Heiterkeit, sondern grenzenloses Mitleid mit den sich unsäglich abquälenden Dichtern die Signatur des Abends wurde. Ob der ungeschickte Clown auf dem Drahtseile auch noch so dröhnend lacht, noch so wahnwitzige Grimassen schneidet — er amusirt nicht, er ängstigt uns. Herr Lauffs weiß gar nicht Mißverständnisse und Verwechselungen genug zu ersinnen, statt einer komischen Handlung gibt er verschwenderisch vier, statt eines Helden fünf, und all der unter unendlichen Mühsalen ausgetüftelte, wirblige Schwankunsinn vermag doch nicht eine Sekunde lang Faschingsstimmung zu erwecken. Pfui Teufel, ist das ein ödes Geschäft, im heißen Schweiße seines Angesichtes den dummen August zu spielen, sich spaßhaschend zu maltraitiren und doch selbst den Genügsamsten kein leises Schmunzeln entlocken zu können! Es wäre ja auch zu rohherzig, einen an Krämpfen leidenden Neurastheniker wie den Humor der Herren Lauffs und Jacoby noch auszulachen. Die beiden letzten Acte des Schwankes mußten nothwendig verunglücken, nach den vor nichts zurückscheuenden Gewaltsamkeiten des ersten; sie brachten denn auch nichts als trübselige Wiederholungen, platte Episoden und willkürlich eingeflickte Blumenthal-, d. h. gemachte Wortwitze. Blumenthalisch ist in der Posse auch die thöricht-plumpe Manier, jeden kommenden Spaß, jede geplante Ueberraschung mehrere Minuten vorher anzukündigen, die Wirkungen der Feuerwerkskörper genau zu erklären, ehe man sie schwerfällig abbrennt. Wenn der traurige, komische Hauptheld seine Frau beschwindeln will und ihr ein paar lustige Brüder als zwei lang erwartete Jugendfreunde vorzustellen beabsichtigt, denen er vor Jahren tausend Mark pumpte, dann erzählt er uns so umständlich von diesem Projecte, daß es nachher, zur Ausführung kommend, einfach langweilt; wenn zwei Ehemänner in Verkleidung ihren eigenen Frauen Liebesanträge machen wollen, so lassen sie sich bei der Verabredung dieses Scherzes von den Damen belauschen, die dann nichts Besseres zu thun haben, als auch den Zuhörer unverzüglich in's Geheimniß einzuweihen. Kotzebue läßt in drei Stücken nicht so viel monologisiren wie Herr Lauffs in einem einzigen Acte seiner Programm-Posse, in der komisch nur die Promptheit wirkt, womit wohlgezählte vierzehn Male drei Personen eilfertigst links oder rechts abgehen, damit drei Personen, die sie nicht sehen dürfen, weil sonst das Stück aus wäre, von rechts oder links auftreten können.

Notizen.

Die berühmten Pariser Guillaume-Ausgaben mit ihrer geschmackvollen Illustrirung haben bei uns mehrfach Nachahmung gefunden, aber keiner kommt dem Vorbild so nahe, wie die illustrirten Ausgaben von Ad. Bonz & Comp. in Stuttgart mit den allerliebsten Novellen- und Romanbändchen. Diesmal bringt uns die Firma in dieser Ausstattung einen neuen Roman von Ludwig Ganghofer: „Die Martinsklause", der im 12. Jahrhundert spielt und uns jene entlegene Zeit mit dichterischer Kraft nahebringt. Flotte Jägergeschichten aus den deutschen

Alpen enthält Arthur Achleitner's „Grüne Brüche", von Hugo Engl hübsch illustrirt. Eine besonders liebe Gabe sind uns die zwei neuen Sammlungen von Hans Arnold: „Lustige Geschichten" und „Sonnenstäubchen", beide von W. Schulz illustrirt. Bekanntlich verbirgt sich hinter diesem Pseudonym Frau Babette von Bülow geb. Eberty, und ihre unverwüstlich heitere Phantasie ist unerschöpflich an komischen Erfindungen aus dem modernen Familien- und zumal Kinderleben. Während ihre Humoresken oft etwas abgedroschene und triviale Gegenstände, z. B. kleinstädtische Abenteuer in Berlin oder die Miseren der Familienserienreise behandeln, vermögen uns ihre Kindergeschichten um der Schärfe ihrer Beobachtung willen stets wieder neu zu fesseln. Wie köstlich in seiner Echtheit ist z. B. die Dummerjungengeschichte von Robert's erster Liebe, jeder Zug aus dem Leben, und der Vortrag mit seinen satirischen Lichtern entzückend.

Die volksthümliche Biographie: „Schiller", dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) liegt uns bisher in vier Lieferungen vor, die ein vorläufiges Urtheil wohl gestatten. Die Darstellung aus der Feder des Leipziger Schuldirectors, dem wir bereits eine Deutsche Literaturgeschichte verdanken, ist klar, gefällig und unterhaltend. Der Hauptwerth des Buches liegt aber in der reichen Illustrirung, die auf die zuverlässigsten Quellen zurückgeht und viel Neues bringt, z. B. ein Jugendbildniß Schiller's von Höflinger 1781 und eine wahrscheinlich echte Miniature aus dem Besitz eines Leipziger Antiquars. Die vierte Lieferung reicht bis zum Aufenthalt Schiller's in Bauerbach, im Hause seiner edlen Gönnerin, der Frau von Wolzogen; in den vorhergehenden Kapiteln interessirt die lebhafte Schilderung der Aufführung der „Räuber" in Mannheim mit der Reproduction des Theaterzettels und den Porträts der Schauspieler, welche damals die Hauptrollen vertraten.

Das Leben des Meeres. Von Conrad Keller. (Leipzig, T. O. Weigel Nachf., Chr. Herm. Tauchnitz.) Will man die riesenhaften Fortschritte der Naturwissenschaften seit einem halben Jahrhundert so zu sagen mit Händen fassen, so braucht man nur das vorliegende Werk mit dem s. Z. vielgelesenen Buch „Das Meer, seine Bewohner und seine Wunder" zu vergleichen. Wie Vieles, was damals noch im Dunkel lag, hat sich aufgehellt, wie manche Hypothese wurde verlassen, wie viel neue Bezüge und Gewißheiten ergaben sich seither! Wie abenteuerlich waren dazumal noch unsere Vorstellungen z. B. von den Tintenfischen, den sagenhaften Kraken der Nordländer! Die Tiefsee mit ihrem Thierleben, damals noch ganz unbekannt, ist zum Ruhmesfeld der neueren Zoologie geworden, und furchtlos ist sie in jene geheimnißvolle Welt gedrungen, wo man die Möglichkeit organischen Lebens für ausgeschlossen hielt, neue Methoden und Fangeinrichtungen kamen zu Hülfe, und eine merkwürdige, oft halb verschollen geglaubte Fauna stieg empor. Der Züricher Professor, der selbst manchen Fortschritt dieser Wissenschaft herbeigeführt, ist ein ebenso exacter, als anregender Schilderer der submarinen Welt. Sein Buch liest sich äußerst angenehm, und reiche Belehrung bringt fast jede Seite. Die Holzschnitte und Farbendrucktafeln sind von großer Schönheit. Leider ist das Werk zu Weihnachten nicht mehr vollständig geworden; zehn Lieferungen, etwas über die Hälfte des Ganzen, liegen uns vor.

Nach dem vor zwei Jahren erschienenen ersten Bande des Werkes: „Arnold Böcklin" gibt die Photographische Union in München eine neue Folge in gleicher Ausstattung soeben heraus. Es sind 40 Heliogravüren, die neben bekannten Bildern auch eine Anzahl bisher nur wenig bekannter, so die „Kreuzabnahme", ein Werk von großartiger Composition, die „Freiheit", das herrliche Triptychon „Mariensage" ꝛc. bringen. Dieser zweite Band stellt sich dem mit Beifall aufgenommenen ersten würdig zur Seite. Beide zusammen aber bilden ein vollständiges Werk Böcklin's, welches nunmehr das gesammte fünfzigjährige Schaffen des großen Künstlers umfaßt. Von den uns vorgelegten Blättern hat namentlich der unendlich poetische Geigende Eremit, von Engeln belauscht, unseren Beifall, dann das wundersame blaugetönte Bild: Im Spiel der Wellen mit Nix und Neck, humorvollen und urweltlich räthselhaften Lebewesen; das schauerliche Der Mörder und die drei Furien (aus der Schack-Gallerie) und einige Landschaften, doch stört hier der Mangel an Farbe noch am meisten. Die Originale muß man sehen mit ihren tiefen Farbentönen, nur dort, wo der Reiz der Composition überwiegt, ist der reproducirende Nothbehelf congenial.

„Unser Bismarck von C. W. Allers." (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) Das Werk, das sich die Aufgabe stellt, den vielbewunderten Staatsmann nicht nur in seiner politischen Bedeutung, sondern auch rein menschlich in seinem häuslichen Leben darzustellen und dem Herzen des Volkes näher zu bringen, ist bis zum fünften Heft gediehen. Der Text enthält eine Fülle von Zügen aus dem Kissinger Badeleben des Fürsten, die größtentheils nur dem Eingeweihten bekannt sind, Anekdoten, wie sie der Kanzler selbst seinen Gästen erzählt, und solche, wie sie, mehr oder weniger beglaubigt, um seine Person entstanden sind. Neben den Skizzen von Allers, die den Fürsten auf seinen Spaziergängen darstellen, sind es namentlich die groß ausgeführten Porträts seiner Enkel, der jungen Grafen Rantzau, die durch ihren künstlerischen Wurf und Naturtreue sich auszeichnen. Wir kommen auf das Werk nach seiner Vollendung zurück.

Populäre Astronomie von Newcomb-Engelmann. (Leipzig, Wilh. Engelmann.) Das anerkannt treffliche Werk des Washingtoner Astronomen, verdeutscht und bearbeitet von dem verstorbenen Leipziger Professor, ist in zweiter Auflage von H. C. Vogel, dem Director des Astrophysicalischen Observatoriums zu Potsdam, neu durchgesehen und herausgegeben worden. Wir ziehen das Buch Littrow's und Mädler's Himmelskunden vor. Es ist lesbarer, lichtvoller, kommt auch dem Verständniß jener Wissensdurstigen entgegen, die wenig mathematische und geometrische Kenntnisse haben, und gewährt mit seiner geschichtlichen Behandlung des Stoffes ein, darf man sagen, fast dramatisches Interesse. Vogel hat alles Veraltete und allzu Amerikanische, d. h. Newcomb's Herausstreichen der landsmannschaftlichen Entdeckungen, über Bord geworfen und das Ganze auf den heutigen Stand der wissenschaftlichen Erkenntniß gehoben. Neu ist vor Allem das Kapitel über die cölestische Photographie, die seit der Erfindung der Trockenplatten einen ungeahnten Aufschwung genommen hat und uns wohl noch große Ueberraschung bereiten wird. Besonderes Interesse bieten die Marskarten nach Schiaparelli (Wien), doch weiß auch Vogel keine befriedigende Erklärung für das Phänomen der Kanäle und ihrer Verdoppelung. Bekanntlich hat der Pariser astronomische Schriftsteller Flammarion die waghalsigsten Hypothesen daran geknüpft. Gerade die ruhige Besonnenheit, klare Sprache und schöne Form machen das Buch auch in der neuen, reich illustrirten Ausgabe zu einem Standartwerk der gemeinverständlichen Wissenschaft.

„Ist kein neuer Thienemann da?" pflegen seit Jahren die kundigen Bücherkäufer um Weihnachten zu fragen, wenn sie artige Kinder zu bescheren haben. Die Spamer'schen Novitäten, alle nach der Schablone fabricirt, sind bei ihnen in Verruf, und auch zu anderen Firmen haben sie wenig Vertrauen. Bei dem Stuttgarter Verlag von K. Thienemann (Anton Hoffmann) sind sie aber gewiß, vom Neuesten immer das Beste zum Feste zu bekommen, pädagogisch bewährte Texte ohne lehrhafte Aufdringlichkeit, schöne Bilder nach dem Herzen unserer Kinder und jene künstlerische Uebereinstimmung von Inhalt und Form, die Herz und Auge gleichmäßig erfreut. Einen Meistergriff Anton Hoffmann's bezeichnet gleich die Wahl und Bearbeitung von Hector Malot's „En famille" unter dem Titel „Daheim", das nicht etwa eine Fortsetzung, sondern ein Seitenstück zu „Sans famille" bildet, welches Lieblingsbuch des deutschen und französischen Hauses ebenfalls vor Jahren bei Thienemann herauskam. Ist dort der Held der arme Savoyardenjunge Mareel, so steht hier ein 13jähriges Mädchen im Mittelpunkt: Perrine, in Indien geboren und aufgewachsen, verschlagen, verwaist, als Fabrikmädchen thätig, bis ihr Großvater, der Spinnereibesitzer, sie als seine Enkelin erkennt. Das ist von dem berühmten Romandichter so einfach, so rührend, so sittlich gehaltvoll dargestellt, daß das Buch zum Vorlesen im Familienkreis besonders willkommen sein muß. Nicht weniger glücklich ist die Neubearbeitung des „Schweizerischen Robinson" von Paul Moritz, denn von all den vielen Nachahmungen von Defon's Robinson ist ohne Zweifel die des biederen Berners Wyß die gelungenste, doch müssen seine Weitschweifigkeiten stark beschnitten werden, was hier mit Geschick geschehen ist. Haben wir bei „Daheim" die hervorragend schönen Bilder der Pariser Originalausgabe bewundert, so beweist uns der „Schweizer Robinson" mit seinen Aquarellen von W. Hoffmann, daß unsere deutschen Künstler auch Vorzügliches leisten können. Das führen uns noch mehr zu Gemüthe Thienemann's diesjährige Bände des „Deutschen Knabenbuchs" und „Deutschen Mädchenbuchs". Beide Bücher zeichnen sich durch große Mannigfaltigkeit des Gebotenen aus. Geschichtliches und Culturgeschichtliches, Physikalisches und Astronomisches, aus der Thierwelt, Beschäftigungen und Spiele im Freien und im Zimmer, außerdem eine Menge Räthsel, Spielereien, Aufgaben und Denkübungen aller Art kommen dem Geschmack der Knaben entgegen, während im „Mädchenbuch" außerdem das Praetische zu seinem Rechte gelangt mit allerlei Häuslichem, Kunstfertigkeiten und Handarbeiten. Dies Alles ist durch Hunderte von Illustrationen, schwarzen und bunten, anschaulich gemacht, besonders die Zeichnungen von Flashar sind kleine Meisterwerke. So vielseitige Bücher, die auch auf Gemüth und Charakter der jungen Leute wohlthätig einwirken, legt man getrost unter den Christbaum.

Der Hypnotismus, seine Entwickelung und sein jetziger Standpunkt. Populäre Darstellung vom Oberarzt des Hospitals von Stockholm, Prof. Björnström. (Wiesbaden, H. Sadowsky.) In der historischen Uebersicht gibt der Verfasser die Entwickelungsgeschichte des Hypnotismus, von den Pythien der Alten und den Wunderkuren des Mittelalters übergehend zum animalen Magnetismus eines Mesmer und Puiségur, bis auf die neuesten wissenschaftlichen Forschungen Charcot's und seiner Schule. Die verschiedenen Hypnotisirungsmethoden, Wesen und körperliche wie seelische Aeußerungen des Hypnotismus, seine verschiedenen Studien, Empfänglichkeit dafür ꝛc. werden in der Folge behandelt. Besondere Beachtung verdienen die Kapitel, welche der Suggestion mit ihren tief in's Seelenleben eingreifenden Wirkungen, namentlich der Suggestionstherapie gewidmet sind. Im Schlußkapitel, Mißbrauch und Gefahren des Hypnotismus, wendet sich der Verfasser gegen die verwerflichen hypnotischen Schaustellungen, gibt eine Schilderung der nach Hunderten zählenden somnambulen Kabinette von Paris (die leider auch in unserer Hauptstadt Nachahmung gefunden haben!) mit all dem Humbug, der geeignet ist, eine Wissenschaft zu diskreditiren, die, im Dienste der Wissenschaft recht angewendet, der Menschheit zum Nutzen gereichen kann. Das Drama von Tuszar, wo ein junges Menschenleben der dem Experiment vorausgehenden Nervenerregung zum Opfer fiel, hat wiederum die allgemeine Aufmerksamkeit auf die hypnotischen Phänomem gerichtet. Ein Buch, welches in populärer und dabei durchaus wissenschaftlicher Weise die Frage behandelt und den Zweck verfolgt, einerseits über den bedeutenden therapeutischen Werth des Hypnotismus und andererseits über die großen Gefahren, die er in sich birgt, aufzuklären, dürfte daher zeitgemäß sein.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Versicherung

über 30, resp. 330 Mk. Einzahlung jährlich

muss ein pens. Beamter, 60 J. alt, eingehen, um 1 resp. 2 Steuerstufen tiefer zu kommen, erbittet bezl. beste Vorschläge mit Bedingungen an **E. F. Hofstr. 3 II r. in Thorn 3.**

In meinem Verlag sind erschienen und in den meisten Buchhandlungen zu erhalten die im Genre der **Marlitt** geschriebenen Romane

Anny Wothe's:

Suse. Gebunden M. 5.—. | **Das Haus am Rhein.** Geb. M. 4.—.

Das Märchenschloss. Geb. M. 5.—. | **Im Klosterhof.** Geb. M. 4.50.

Neu! **Es tagt!** Geb. M. 4.—. *Neu!*

Ferner folgende Romane und Novellen:

Dr. Caros, N., Der Kandidat. Novelle. Gebunden M. 3.—.

Gréville, H., Gesprengte Fesseln. Roman. Deutsch bearb. von L. Wechsler. Geb. M. 4.—.

Mohr, Marie L. F., Nirwâna. Roman. Gebunden M. 5.—.

do. do. Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch-) Roman. Geb. M. 5.—. *Neu!*

Ohorn, Anton. Wenn sich zwei Herzen scheiden. Roman. Gebunden M. 5.—.

Temmel, M., Kinder des Dorfs. Roman. 2 Bände in 1 Band. Geb. M. 6.—.

Sämmtliche Bücher sind auf gutem, holzfreien Papier gedruckt, brillant ausgestattet und von der Kritik gut besprochen. Broschirt Exemplar je 1 Mark billiger.

B. Richter's Verlag in Chemnitz.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Reine Südweine,

Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität, **6 Flaschen** (¾ Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.

Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Ein Weihnachts-Geschenk

von hohem litterarischem Werthe sind die

Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Saug aus den Bauernkriegen. **Dritte Auflage.** Elegant gebunden **M. 4.50.**

Vestigia Leonis. Zweite Auflage. Elegant gebunden **M. 5.—**

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, gegen Einsendung des Betrages franco vom Verlage **Carl Jacobsen, Leipzig.**

Auskunft sofort!

Erste deutsche Hochschule für Kaufleute.
Begründet und geleitet von *Dr. iur. Ludwig Huberti.*
Semester-Beginn: Januar, April, Juli, Oktober.

HANDELS-AKADEMIE

Lehrpläne nur auf Verlangen! Eintritt jederzeit!

Eigene Zeitschrift: *„Handels-Akademie"*, Kaufmännische Wochenschrift.

Leipzig, Marienstrasse 23.

Fachschrift für alle kaufm. Bildungsanstalten. — Proben nur auf Verlangen! Auflage über 5000.

Schönste Geschenkbücher f. Knaben u. Mädchen v. 12 bis 16 Jahr.

Malot, Daheim.

Seitenstück zu **Malot, Heimatlos.**

Nach Malots En famille. 320 Seiten mit 100 Text- und 16 Einschaltbildern. Einzige deutsche Ausgabe. Eleg. gebund. **M. 6.—**

Malots „Daheim" (En famille), das längst erwartete Seitenstück zu Malots „Heimatlos" (Sans famille), sei allen Besitzern und Freunden dieses Buches vor allen andern Erzählungsbüchern für die Jugend aufs wärmste empfohlen. Einfach, rührend und sittlich gehaltvoll, reich an wechselnden Ereignissen, klar und fesselnd erzählt, eignet sich wie „Heimatlos" auch „Daheim" ganz besonders zum Vorlesen im häuslichen Kreise. Beide Bücher sind ein wahrer Schatz für jede Familienbibliothek.

Deutsches Mädchenbuch.

Die neuen Weihnachtsbände dieser schon in Tausenden von Familien eingebürgerten Jahrbücher der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für unsre Knaben oder Mädchen — mit Beiträgen der ersten Schriftsteller und Künstler — jeder Band 400 Seiten mit vielen Text- und 8 feinen Farbenbildern — sind erschienen. Wer seinen Kindern eine Weihnachtsfreude von dauerndem Werte machen will, greife nach diesen Büchern; sie bieten Unterhaltung und Beschäftigung fürs ganze Jahr.

3. Jahrg. eleg. gbd. **M. 6.50**

Deutsches Mädchenbuch 1. u. 2. J. } sind noch zu je
Deutsches Knabenbuch 8. Jahrg. } M. 6.50 vorrätig.

9. Jahrg. eleg. gbd. **M. 6.50**

Deutsches Knabenbuch.

Diese Bücher sind in allen Buchhandlungen vorrätig. Auf Wunsch sendet K. Thienemanns Verlag in Stuttgart auch sofort direkt nach Empfang des Betrags in Briefmarken.

Verlag v. Zahn & Jaensch in Dresden.

Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen

von

Wilhelm Roscher.

Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinem Sohne.

Ca. 20 Bogen in 8° mit dem Bildnisse in Heliogravüre.
Elegant gebunden 5 *M.* — Broschirt 4 *M.*

Tagebuchartige Aufzeichnungen eines der größten und vielseitigsten deutschen Gelehrten über die wichtigsten, jeden Gebildeten berührenden Lebensfragen: Christenthum, Judenthum, Heidenthum, Katholicismus, Protestantismus, Literatur, Parteiwesen, Darwin's Lehre, Materialismus, soziale Fragen u. a. Bei aller Tiefe gemeinverständlich und getragen von gerechter Würdigung abweichender Ansichten. Mit dem letzten und besten Bilde des ehrwürdigen Verfassers in Heliogravüre.

Neu

Baumbach, R., *Neue Märchen.* M. 3.— brosch.
Fitger, A., *Requiem aeternam dona ei.* Gedichte. M. 4. br.
Fitger, A., *Jean Meslier.* Dramatisches Gedicht. M. 2.50 br.
Seidel, H., *Von Perlin nach Berlin* (Biographie). M. 3.— br.

Verlags-Catalog mit Biogr., Porträts von Autoren, Auszügen und Beprechungen versendet auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

A. G. Liebeskind, Leipzig.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Empfehlenswerthes Festgeschenk!
Hochinteressante Lektüre!

Von **Camille Flammarion.**

Deutsche, autoris. Ausgabe
von Karl Weuzel.

Preis:
broch. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Eine fesselnde Schilderung der Lebensformen auf anderen Sternen im Gewand einer hochpoetischen Erzählung, in welcher der Astronom zugleich als Dichter und Philosoph seine Weltanschauung offenbart — die Religion der Astronomie! Ein im höchsten Sinne sittliches und religiöses Buch, den Geist anregend und erhebend über den Materialismus unserer Zeit!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder auch direkt frei von
Otto Riecker's Buchhandlung in Pforzheim.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Soeben erschienen!
Religiöse Studien
eines Weltkindes.
Von **W. H. Riehl.**
Zweite Auflage.
Preis geh. 6 Mk. Eleg. geb. 7 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Die schönsten Geschenke
für alle Gelegenheiten passend, enthalten die mit vielen Holzschnitt-Illustrationen erster Künstler gezierten
Illustrierten Elzevier-Ausgaben
Chamisso, Peter Schlemihl.
Heine, Die Harzreise.
Hauff, Phantasien im Bremer Ratskeller.
Shakespeare, Romeo und Julia.
Goethe-Schiller, Klassische Balladen.
Eichendorff, Aus d. Leben eines Taugenichts.
Lessing, Minna v. Barnhelm.

Jeder Band in **Juchtenleder** geb. **M. 3.—. 6 Bd.** in elegantem **Leder-Kästchen M. 20.—.** Durch alle Buchhandlungen und direkt durch ***Hermann Seemann*** in ***Leipzig*** zu beziehen.

Für jeden Musikfreund und Künstler:
Dr. **A. Schüz,**
Geheimnisse der Tonkunst.
Brosch. 4,50 *M.* Eleg. geb. 6 *M.*
Ausführliches Kritikenheft steht zu Diensten.

Für Brautleute, junge und alte Eheleute:
Johann Fischart's
Ehzuchtbüchlein
nebst dem Ehestandskapitel
aus dem Gargantua für Volk und Familie
bearbeitet von
Richard Weitbrecht.
Hübsch geb. 2,40 *M.*
J. B. Metzler'scher Verlag in Stuttgart.

Grumpelt & Böhm
Antiquariat u. Sortiments-Buchhandlung
Leipzig, Marschnerstr. 9,
empfehlen sich zu schneller u. coulanter Besorgung aller in- u. ausländ. Literatur.
Reich illustrirter **Weihnachts-Katalog** mit interessantem Text (Besprechung der Neuigkeiten des Jahres 1894) kostenfrei.

Im **Verlag der Gegenwart** in Berlin erscheint:
Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.
Preis geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

„Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden."
(Hallesche Zeitung.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.
Bücher.
Seine Zeit und sein Leben.
Von
Johannes Scherr.
Vierte, vom Verfasser noch durchgesehene Auflage.
In 3 sehr eleg. Halbfranzbände geb. *M* 14.50.
Ein schönes Weihnachtsgeschenk für Jung und Alt.

Revue des Revues.
Au prix de 18 francs par an, à partir du 1er de chaque mois, on a un abonnement à la **Revue des Revues** qui donne *toutes les Revues en une seule.*

«Avec elle on sait tout, tout de suite» (Al. Dumas fils), car «la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes» (Francisque Sarcey); «rien n'est plus utile que ce résumé du mouvement de l'esprit humain» (E. Zola); «elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères» (*Les Débats*), etc.

La **Revue** paraît deux fois par mois, publie des articles des principaux écrivains français et étrangers, est *richement illustrée* et donne, entre autres, les *meilleures caricatures* politiques, etc.

PARIS, 32 rue de Verneuil. On s'abonne chez tous les libraires.

Envoi d'un numéro spécimen sur demande.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 29. December 1894. Band XLVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Einheitbestrebungen im britischen Reiche. Von Ph. Aronstein. — Gegen Behring's Serumtherapie. Von Dr. med. Heinrich Lahmann. — Diderot und sein Denkmal. Von Prof. Ludwig Büchner. — Die Soldatenseele. Von Alfred Kerr. — Deutsche Mundart in den Ostseeprovinzen. Von A. Benkert. — **Feuilleton:** Auf dem Gipfel menschlichen Elends. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Ein vegetarisches Zukunftsbild. Von Al Hafi. — Die Joseph Sattler-Ausstellung. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Die Einheitbestrebungen im britischen Reiche.

Von Ph. Aronstein.

An Stelle der irischen Frage, die von Gegnern sowohl als Freunden für einige Zeit lang todtgeredet und -geschrieben sein dürfte, ist allmählich in England eine andere von weit größerer Tragweite in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten — nämlich die Einigung des ganzen britischen Reiches zu einem großen Bundesstaate. In Zeitungen und Revuen wird sie von den ersten Politikern Großbritanniens und der englisch sprechenden Colonien erörtert; Conferenzen fassen Resolutionen darüber; sie ist der Gegenstand von Trinksprüchen auf Festlichkeiten in allen Welttheilen.

Noch im Juli dieses Jahres fand eine große Colonialconferenz in Ottawa, der Hauptstadt von Canada, statt, auf der von den bedeutendsten Staatsmännern der sich selbst regierenden englischen Colonien einstimmig der Wunsch eines festeren Zusammenschlusses des britischen Reiches ausgesprochen wurde, und zwar war man der Meinung, daß ein solcher nur auf Grund einer handelspolitischen Einigung geschehen könne. Kürzlich hat nun eine englische Zeitung, der „Statist", einen Preis von 1000 Guineen für den besten Plan einer Zollvereinigung ausgeschrieben, und an Vorschlägen wird es gewiß nicht fehlen.

Betrachten wir zunächst einmal die Entwickelung dieser Einheitidee. Im ganzen vorigen Jahrhundert herrschte die Ansicht, daß Colonien abhängige Gebiete seien, deren Interessen, besonders auch in handelspolitischer Beziehung, denen des Mutterlandes nachzustehen hätten. Man glaubte, daß die Regierung des Mutterlandes das Recht habe, Handelsgesetze für das ganze Reich zu machen. Auch England vertrat diesen Standpunkt gegenüber seinen amerikanischen Colonien; sie durften ihren Tabak, Kaffee, Seide, Baumwolle, Indigo, Häute, Zucker und Reis nur nach dem britischen Reiche verkaufen, es war ihnen verboten, Waaren direct von Europa nach Amerika zu bringen, die nicht erst in England gelandet waren, und jede Industrie, von der man fürchtete, daß sie der englischen Concurrenz machen könnte, wurde mit Absicht unterdrückt. Zu diesen Maßregeln war England nach den Anschauungen der Zeit, die in dem sog. merkantilischen System wurzelten, berechtigt, und es führte dieselben in milderer Weise durch, als irgend ein anderer colonisirender Staat. Erkannte doch auch noch 1774 der erste Congreß zu Philadelphia unmittelbar vor Ausbruch der Feindseligkeiten das Recht des Mutterlandes an, den äußeren Handel nach seinem Gutdünken zu regeln! Der Zwist mit den Colonien, der zu ihrer Losreißung führte, entbrannte, als das englische Parlament den Versuch machte, den Amerikanern in directer Verletzung des Grundprinzips der englischen Freiheit: „Keine Besteuerung ohne Vertretung!" Abgaben aufzuerlegen. Da erwachte mächtig in den Nachkommen der Puritaner, Republikaner und Quäker der alte Geist der Unabhängigkeit, derselbe, der die englische Verfassung von der Magna charta an bis zum „Gesetz der Rechte" in blutigen Kämpfen geschaffen hatte. Die beiden größten englischen Staatsmänner jener Zeit, der ältere Pitt und Edmund Burke, standen in diesem Punkte auf Seiten der Amerikaner. Als diese der Stempelsteuer einmüthig widerstanden, rief Pitt in offenem Parlament aus: „Ich freue mich, daß Amerika widerstanden hat. Drei Millionen Menschen, die für alle Gefühle der Freiheit so abgestorben wären, daß sie Sklaven sein wollten, würden passende Werkzeuge sein, um die übrigen zu Sklaven zu machen." Und noch im Jahre 1775, nachdem Georg III. und seine unfähigen Minister in kurzsichtigem Eigensinn die Colonien schon zur offenen Empörung getrieben hatten, schlug derselbe, jetzt Graf von Chatham, eine Versöhnung vor auf der Grundlage, daß den Colonien das Recht der Selbstbesteuerung, England das der Regelung des Handels und der Schifffahrt zukommen sollte. Es war leider zu spät, und ein gewaltiges Colonialreich ging England, vorzüglich durch den Trotz seines Königs, verloren.

Merkwürdig schnell erholte es sich wieder von diesem Schlage. Es fand Ersatz für Amerika in Australien und Südafrika und behauptete seine Uebermacht zur See, indem es sein Colonialreich und seinen Handel immer mehr erweiterte. Aber die Engländer hatten durch die Erfahrung gelernt. Nie wieder machten sie den Versuch, die Colonien zu vergewaltigen, aus ihnen eine directe Quelle des Einkommens zu machen. Sie gaben ihnen vielmehr nach einander Verfassungen nach Art der des Mutterlandes und vermieden es ängstlich, sich ohne die dringendste Noth in ihre inneren Schwierigkeiten zu mischen. Auch in Bezug auf ihre Handelspolilik verfahren die Colonien ganz selbständig; sie erheben Schutzzölle von Fabrikaten, einerlei, ob dieselben aus England oder einem anderen Lande kommen, und sind nur durch den von der Krone ernannten Gouverneur mit dem Mutterlande verbunden. Der einzige Vortheil, den England von seinen Colonien hat, ist der, welchen ihm der Handel gewährt. Dieselben sind fast ausschließlich die Kunden des Mutterlandes; sie beziehen von ihm seine Fabrikate und liefern ihm ihre Rohproducte; sie bieten ferner ein noch lange nicht erschöpftes Feld für die Nutzbarmachung des Ueberflusses Englands an Menschen, wie an Kapital.

In richtiger, aber einseitiger Würdigung dieser Handels-

gesichtspunkte herrschte daher lange Zeit unter einem großen Theile des englischen Volkes die Ansicht, daß es am Besten sei, sich um die Colonien möglichst wenig zu kümmern, sie sich ganz selbst zu überlassen und, falls sie den Drang nach nationaler Selbständigkeit fühlten, sie in allem Frieden aus dem englischen Staatsverbande zu entlassen. Das war der Standpunkt von Männern wie Cobden und Bright und ihrer Schule. Sie verkannten ganz und gar die Bedeutung der Imponderabilien des nationalen Lebens für ein Volk und auch für den Handel desselben, den Einfluß der politischen auf die Handelsbeziehungen, welchen der Engländer heute mit den Worten ausdrückt: „Trade follows the flag" (der Handel folgt der Fahne).

Eine Reaction gegen diese allein vom Handelsgeiste eingegebene Politik, die man deshalb auch „Krämerpolitik" nannte, trat ein durch die großen Ereignisse, die auf dem europäischen Festlande mächtige nationale Reiche schufen. Vor Allem fing auch der Wettbewerb Deutschlands an, sich im Handel und der Industrie sowohl als im Colonialwesen fühlbar zu machen. Da besann sich England zuerst wieder auf seine Weltstellung, und diese Erkenntniß fand ihren Ausdruck in der sogenannten „imperialistischen" Politik Disraeli's. Disraeli nannte mit Vorliebe England einen „asiatischen Staat" und hatte bei seinen Maßregeln vorzüglich die Interessen desselben in Asien und Afrika im Auge. Um in Egypten England den bestimmenden Einfluß zu sichern, kaufte er dem Khedive seine Suezkanal-Actien ab. Um auf die Phantasie der morgenländischen Nationen zu wirken, sandte er den Prinzen von Wales mit großer Pracht nach Indien und verschaffte der Königin den Titel einer „Kaiserin von Indien". Nach dem russisch-türkischen Kriege gebot er Rußland Halt in seinem Siegeslaufe, stellte Englands Einfluß im Rathe der Völker wieder her und erwarb Cypern. Seine staatsmännische Thätigkeit beschränkte sich aber noch durchaus auf die sog. „Kroncolonien" Englands, während sie das Verhältniß der Colonien mit selbständiger Verfassung zum Mutterlande vollständig unberührt und unverändert ließ.

Eine Aenderung in dieser Beziehung ist seit etwa zehn Jahren eingetreten. Man ist sich immer klarer bewußt geworden, daß der Werth einer Colonie sich nicht mit Gewicht und Waage nach der Größe ihrer Ein- und Ausfuhr bemessen läßt, und daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sein kann, wo die großen Colonialstaaten ihre Wahl treffen müssen zwischen vollständiger Loslösung und engerem Anschlusse an das Mutterland. Man hat auch erkannt, daß die erstere Entscheidung für England den Verlust seiner Weltstellung bedeuten würde und daß es daher die Hauptaufgabe dieser und der nächsten Generation sein muß, die Einheit und Größe des Reiches, das die Vorfahren in blutigen Kämpfen geschaffen haben, zu erhalten.

Diese Gedanken fanden zum ersten Male öffentlich Ausdruck in einer Conferenz englischer Staatsmänner, die unter dem Vorsitze von H. E. Forster im Jahre 1884 im Westminster Palace-Hotel stattfand und die die Ueberzeugung aussprach, daß, „um die Einheit des Reiches zu sichern, eine Art Bundesform wesentlich sei." Um dieses Ziel zu verfolgen, wurde daher noch in demselben Jahre die „Reichsbund-Liga" (Imperial Federation League) gegründet, von der sich, von der Ansicht ausgehend, daß eine Einigung nur auf Grund von Handelsabmachungen geschehen könne, im letzten Jahre eine Reichs-Handelsliga (Empire Trade-League) abgesondert hat. Der jetzige Premierminister, der Graf von Roseberry, war eines der ersten und eifrigsten Mitglieder der Reichsbund-Liga. Im Jahre 1887 fand die erste coloniale Conferenz in London statt, die auch einige practische Resultate hatte, indem Abmachungen abgeschlossen wurden, die die Vermehrung der Streitkräfte zur Vertheidigung der Colonien unter größerer Heranziehung dieser selbst zu den Kosten bezweckten. Im Jahre 1889 sandten beide Vereine eine Deputation an den damaligen Premierminister Lord Salisbury, der die Wichtigkeit ihrer Aufgabe anerkannte, aber ihnen die Schwierigkeiten der Ausführung entgegenhielt und sie aufforderte, practische durchführbare Vorschläge zu machen. Solche Vorschläge sind nun sowohl von Seiten der colonialen als der englischen Politiker gemacht worden. Wir wollen sehen, worauf dieselben hinausgehen.

Die Einheitidee hat eine im hohen Grade ideale, an die Phantasie und das Gefühl appellirende und eine eminent practische Seite. Beide haben in den Einheitbestrebungen ihren Ausdruck gefunden.

Die erstere läßt sich etwa mit der großdeutschen Bewegung vergleichen. Sie erstrebt einen wenn auch losen Zusammenschluß aller englisch redenden Nationen mit Einschluß der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Alle vier Jahre, so schlägt ein Mitarbeiter des Nineteenth Century vor, soll in London eine „panbritannische" oder „all-anglische" Versammlung stattfinden, auf der ähnlich, wie einst auf den olympischen Spielen in Griechenland, sich alle Völker angelsächsischen Ursprungs in industriellem, geistigem und körperlichem Wettkampfe messen sollen. Die nationalen Spiele, wie Cricket und Fußball in England, Baseball in den Vereinigten Staaten und La Crosse in Canada sollen den Mittelpunkt dieser panbritannischen Olympiaden bilden, zu denen der Präsident der Vereinigten Staaten als vornehmster Gast eingeladen werden soll. Auf diesem Wege hofft man, nach und nach auch zu einer engeren politischen Vereinigung aller englisch redenden Völker in einem „Größeren Britannien" zu gelangen. Ein Comité zur Ausführung dieses Planes hat sich schon gebildet.

Es ist gewiß, daß solche regelmäßigen Zusammenkünfte, ähnlich wie einst die deutschen Schützen-, Turner- und Sängerfeste der erstrebten Einigung der Herzen nur förderlich sein könnten; auf der anderen Seite ist es aber ebenso sicher, daß dieselben gerade so wenig Einfluß auf die praktische Politik haben würden, wie jene. Die Geschichte, besonders die des griechischen und des deutschen Volkes lehrt uns, daß die idealen Bande des Blutes und der Abstammung, der Sprache und Literatur, der Religion und der Sitten, der Verfassung und Einrichtungen, wenn sie auch noch so stark sind, keine Nation zu schaffen vermögen, wenn nicht auch gemeinsame materielle Interessen vorhanden sind. Solche aber, das behaupten die Mitglieder des Reichsbund, wie der Reichshandels-Liga, gibt es sehr viele, und es kann sich nur darum handeln, dieselben zu organisiren und dem Wohle des Ganzen dienstbar zu machen.

Zwei Grundlagen aber sind es besonders, auf denen der britische Bund aufgebaut werden soll, die Handelseinheit und die nationale Sicherheit nach außen hin. Die Einen erstreben, wie sie sich unter Benutzung des deutschen Wortes ausdrücken, einen „Zollverein", die Anderen einen „Kriegsverein". Sehen wir zunächst einmal, welches die Pläne der Zollvereinler sind.

Der Handel ist das stärkste Bindemittel zwischen Ländern und Nationen, während streitende Handelsinteressen auch die festesten Bande zerreißen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß z. B. eine enge Handelsverbindung zwischen Canada und den Vereinigten Staaten auch dessen politischen Anschluß an jene und Abfall von Großbritannien nach sich ziehen würde. Das britische Reich, so behaupten aber die Anhänger des Zollvereins, ist sich selbst genügend (self-supporting) oder wird es doch in kurzer Zeit werden. Die Colonien werden bald im Stande sein, das Mutterland vollständig mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen zur Fabrikation zu versorgen und ihm dafür alle seine Fabrikate abzunehmen. Warum sollte man also nicht, so meinen die Zollvereinspolitiker, den britischen Producten einen Vorzug gewähren, indem man auf alle ausländischen Waaren einen mäßigen Schutzzoll legt? Die Vorschläge betreffs der Höhe dieses Zolles sind verschieden; die Einen fordern zehn bis fünfzehn Procent, Andere begnügen sich mit zwei Procent des Werthes, wieder Andere wollen zunächst nur einen Kornzoll von etwa 5 Schilling auf das Imperial quarter (2,908 Hektl.). Man glaubt, daß dann auch der Handel mit den Colonien wesentlich zunehmen würde, ohne daß Englands Industrie eine Einbuße erlitte.

Gerade aber der letzte Punkt ist es, der zu den schwerstwiegenden Bedenken Anlaß gibt. Englands gewaltige Industrie ist nun einmal auf den Freihandel gegründet. Um ihre hervorragende Stellung auf dem Weltmarkte zu behaupten, ist sie

auf billige Lebensmittel für die Arbeiter und billige Rohstoffe für die Fabrikation angewiesen. Von der Einfuhr sowohl als der Ausfuhr entfallen etwa $^2/_3$ auf das Ausland, so daß für Indien und die englischsprechenden Colonien nur $^1/_3$ übrig bleibt. Es ist sehr fraglich, ob sowohl die Industrie als der Handel auch den kleinsten Zoll vertragen würden. Auch könnte das Ausland vielleicht auf die britischen Differentialzölle mit Kampfzöllen antworten.

Anders steht es mit den Colonien. Fast ihr ganzer Handel ist mit Ausnahme Canadas, das einen ebenso großen Verkehr mit den Vereinigten Staaten hat, mit dem Mutterland, aber sie haben ihrerseits hohe Schutzzölle, um die Entwickelung ihrer eigenen Industrie zu befördern, und viele dürften wohl Bedenken tragen, dieselben aus „panbritannischem" Patriotismus fallen zu lassen. Eine praktische Schwierigkeit für die Gründung eines britischen Zollvereins bieten ferner die unter Lord Palmerston in den Jahren 1862 und 1865 abgeschlossenen Handelsverträge mit Belgien und Deutschland. Die Vertreter der Colonien fordern deshalb stürmisch die Beseitigung derselben, doch dürfte dieselbe mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein.

Kurz, der Zollvereinsidee stehen so viele Hindernisse im Wege, daß an ihre Verwirklichung wohl für lange Zeit nicht zu denken ist. Deshalb haben auch die Vertreter der Colonialstaaten zu Ottawa beschlossen, zunächst einmal unter diesen Handelsverträge anzubahnen und abzuwarten, bis auch im Mutterlande sich ein Umschlag in den handelspolitischen Anschauungen geltend gemacht hat. Außerdem will man vorläufig durch Legen von Kabeln und regelmäßige Dampfschiffverbindung den Verkehr zwischen den einzelnen Theilen des Reiches zu heben suchen.

Größere Aussicht auf Verwirklichung scheint die Kriegsvereinsidee zu haben. Der Bundesstaat oder Staatenbund, die Einheit in der Vielheit, die möglichst freie Bewegung im Einzelstaate verbunden mit der größten Macht des Gesammtstaates ist allem Anschein nach die Staatsform der Zukunft. Von den englischen Colonien bildet Canada schon seit 1867 einen Staatenbund und hat seitdem keine Störungen in seiner Entwickelung erfahren. In Australien hat sich seit 1891 auf Anregung des damaligen Premiers von New-South-Wales, Sir Henry Parkes, eine „Bundesliga" gebildet, die die Vereinigung aller Staaten des Festlandes und der Inseln von Australien anstrebt. In diesem Jahre hat sein Nachfolger, Mr. Reid, den Plan wieder aufgenommen, und es ist zu hoffen, daß derselbe bald zur Ausführung gelangen wird. In Süd-Afrika allerdings sind bis jetzt die Verhältnisse noch nicht zu einer Einigung reif; in einer ferneren Zukunft wird aber auch diese große Colonie ohne Zweifel dem Beispiele der übrigen folgen.

Solche große und mächtige Staaten verlangen aber unbedingt einen Einfluß auf die äußere Politik des Reiches, wenigstens, soweit ihre Interessen in Frage kommen; sie wollen selbst zur Stärkung und Vertheidigung desselben, die bisher fast ganz allein die Aufgabe Großbritanniens war, beitragen. Soll das englische Colonialreich nicht allmählich zerfallen, wie das spanische und portugiesische, so muß ein Weg gefunden werden, der es enger zusammenknüpft. Es sind verschiedene Vorschläge in dieser Richtung gemacht worden. Ein Reichsparlament weist man bei der Ausdehnung des Reiches und der Entfernung seiner einzelnen Theile als unpraktisch und unausführbar zurück. Dagegen ist von verschiedenen Seiten der Vorschlag gemacht worden, eine Art Bundesrath einzurichten, in welchem die Generalbevollmächtigten der Colonien in London ihre Staaten vertreten sollen. Diese Versammlung, die etwa unter dem Vorsitze des englischen Staatssecretärs des Aeußeren tagen würde, müßte in allen das ganze Reich betreffenden Angelegenheiten befragt werden.

Außerdem würde es sich darum handeln, einen Fonds zur Vertheidigung des Reiches zu schaffen.

Englische Staatsmänner haben eine directe Steuer zur Erhaltung der Kriegsflotte und des Heeres von Großbritannien vorgeschlagen, ähnlich wie sie die Bundesgenossen Athens an dieses zahlten. Dieser Plan aber gefällt den Colonialstaaten nicht, die darin eine Beeinträchtigung ihrer eifersüchtig gewahrten localen Unabhängigkeit sehen. Sie ziehen es deshalb vor, selbst ihren Antheil an Truppen und Schiffen zum Schutze des Reiches zu stellen.

Gegen Behring's Serumtherapie.

Von Dr. med. Heinrich Lahmann.*)

Es ist eine wunderbare Zeit in der wir leben. Ueberall rührt und regt sich das aus dem Schoße der Zeit geborene Reformbedürfniß — überall. Die Medizin bleibt auch nicht verschont. Nicht nur brodelt es in dem alten Hexenkessel und wirft ungare und vielleicht auch gare Theorien heraus; sondern es kommt auch an Stelle der traditionellen Leisetreterei und falschen Pietät, die allen alten Wust aus Rücksicht auf diese und jene Größe getreulich mit fortlehrte — zu offener Auflehnung gegen Kathetergrößen. So hat einer der Urheber der vielumstrittenen Serumtherapie, der Hallenser Professor Dr. Behring, Virchow und seinen Anhang heftig angegriffen.

Man kann die Serumtherapie nur verstehen, wenn man sie als Glied einer Kette betrachtet, deren erstes Glied die directe Pockeninoculation, deren vorletztes die Tuberkulinimpfung ist. Im Laufe der Zeit sind allmögliche Impfungen sowohl nach dem Muster der „Inoculation", als auch der „abgeschwächten" Impfung versucht. Aber sowohl die Syphilisimpfung als auch Milzbrand-, Cholera-, Tollwuth- 2c. Impfungen wurden alsbald wieder verlassen. Ebenso erging es dem letzten Jubelkinde, der Tuberkulinimpfung, weil sie eben alle notorisch mehr schadeten als eingebildet nutzten.

Man forschte weiter und ging jetzt von der einzig richtigen Vorfrage aus, woher es komme, daß gewisse Individuen immun, d. h. gegen Ansteckungen gefeit seien. Diese Individuen mußten einen Schutz in sich haben.

War es nun schon eine wunderbare Sache Contagionisten, d. h. Anhänger der unbedingten Ansteckungslehre, sich mit dem Individuum beschäftigen zu sehen, so konnte man sicher sein, daß die Leute, die zum allerersten Male sich das Individuum betrachteten, dies in ihrer Weise thun würden.

Während die Individualisten die Lebens- und Krankheitsbedingungen des Individuums erforschen und das Wesen der Empfänglichkeit studiren, sagen die Contagionisten: „Der Pilz, das Toxin ist die Hauptsache." — „Das lebende Substrat soll allerdings nicht außer Acht gelassen werden"; aber — man läßt es außer Acht, indem man nach wie vor ausschließlich den Tuberkelpilz, den Diphtheriepilz als „Krankheitsursache" bezeichnet. Daß von hundert Menschen, die den Tuberkelbacillus, den Diphtheriebacillus gelegentlich in sich aufnehmen, nur fünf erkranken — das genirt die Herren nicht. Die 95 Procent, die nicht erkranken, die aber das größte Interesse des Individualisten erregen, werden, da sie nicht in den Kram der contagionistischen Lehre passen, einfach unberücksichtigt gelassen und auf die fünf Procent wird eine wissenschaftliche Melodie gesungen.

Behring und seine Anhänger weisen in dem Blute der von einer Infection geheilten menschlichen und thierischen Individuen neue Körper nach, die vor der Erkrankung nicht darin vorhanden waren und bezeichnen diese als Schutzstoffe, weil sie bei der Uebertragung auf andere Individuen Krankheitsschutz gewähren sollen. Wenn man weiß, daß Buchner (München) nachgewiesen hat, daß im normalen Blute außer

*) Nachdem in Nr. 42 ein Anhänger der Behring'schen Theorie gesprochen, geben wir heute einem Gegner dieses Heilverfahrens das Wort, dem bekannten Naturheilarzt und medizinischen Reformer auf Weißer Hirsch bei Dresden. Da die warnenden Stimmen gegen den „Serum-Rausch" immer zahlreicher werden und eine allgemeine Enttäuschung wie zur Zeit des Tuberkulins nicht ausgeschlossen ist, so wird man die Ausführungen unseres erfahrenen Mitarbeiters mit Interesse lesen.

den bekannten Elementen noch Körper vorkommen (Alexine), die vor ihm auch Niemand gefunden hat; wenn man bedenkt, daß doch Giftstoffe durch den spezifischen Krankheitsauslöser, sei es ein Pilz, sei es ein chemisches Gift, in das Blut gelangen und hier natürlich durch Lebensvorgänge (Oxydation u. s. w.) verändert werden, wenn man endlich mit Sicherheit annehmen darf, daß der spezifische Krankheitserreger in dem disponirten Körpermaterial Zersetzungsvorgänge auslöst, die gleichbedeutend mit der Lieferung von Selbstgiften, den Toxalbuminen verwandten Stoffen sind, welche natürlich auch verändert werden, so findet man nichts Besonderes daran, daß man in dem Blute nach einer Infection besondere chemische Körper findet.

Nur wer schon voreingenommen von einem bestimmten Prinzip, der Uebertragung, der Impfung war, konnte jetzt daran denken, in diesen chemischen Körpern Schutzstoffe zu vermuthen und das Blutwasser (Serum) zu verimpfen. Der unerbittlich logisch und nüchtern Denkende mußte sich dagegen sagen: Diese Stoffe sind erst im Verlauf der Erkrankung im Körper entstanden; denn sie waren vorher nicht da. Das Individuum, welches ohne vorher mit „Schutzstoffen" traktirt zu sein, die Infection überwand, hat doch diese Leistung ohne „Schutzstoffe" vollbracht oder durch eigene Kraft gebildet. Das muß uns doch das Interessante und Wichtige sein, was der unbeeinflußte Organismus beginnt, um der Infection Herr zu werden. Es gibt, und das kann nicht genug betont werden, Individuen, die fast gegen alle Infectionen immun sind oder sie ohne dauernde Störung der Gesundheit überwinden. Ist es da nicht weit, weit wichtiger, zu erforschen, was diese Individuen *vor* der Infection Besonderes an oder in sich haben, was sie in den Stand setzt, die Infection zu überstehen; als nachher Stoffe zu finden, die vorher nicht da waren. Nachher hat man gut reden von Schutzstoffen. Wenn wir Blut und Säfte hätten, wie diese Individuen vor der Infection, würden wir auch die Infection überwinden. Hier ist der gerade Weg der Forschung. Der Behring'sche ist ein Umweg. Wenn man den geraden Weg geht, die primäre Immunität studirt, so wird man auf diesem Wege Schutz gegen viele verschiedene Infectionen gleichzeitig erlangen, während man heute, da man das angebliche Diphtherieantitoxin hat, einer Diphtherieinfection vielleicht entgeht; aber nur um dort einer Typhus- oder Cholerainfection zu erliegen, da man deren Antitoxine noch nicht hat.

Wenn es nun Thatsache zu sein scheint, daß die Sterblichkeitsziffer der Diphtherie bei der Serumbehandlung bemerkbar geringer ist, so läßt sich ein Skeptiker dadurch nicht dupiren. Er sagt sich, wenn er weiß, mit was für Dingen die armen Diphtheriekranken seither geplagt wurden, daß das bloße Fortlassen all der Gifte, von denen selbst das unschuldig scheinende Gurgelwasser, das chlorsaure Kali, sich als ein gefährliches Herzgift erwiesen hat, schon die Genesungschancen beträchtlich erhöhen muß. Wieviel mehr, wenn dem Blute zwanzig Kubikcentimeter reinen, gesunden Blutserums, also einer vorzüglichen Nährflüssigkeit einverleibt werden und dem Blute dadurch ein neues Kraftreservoir eröffnet ist, während mit dem ersten Fieber seither die innere Ernährung fast aufhörte. Dann erinnert man sich doch auch noch sehr wohl aus der Zeit des Tuberkulinrummels, daß die Versuchspersonen in der ersten Zeit ohne Frage besser gediehen, nicht etwa allein deshalb, weil nicht mehr das Creosot ihnen den Appetit lahm legte, sondern weil sie als Gegenstand des Interesses unwillkürlich — besser gepflegt wurden.

Aber wir wollen einmal ohne Einwendungen zugeben, daß das Prinzip der Behring'schen Serumtherapie richtig ist. Was nützt sie dann? Es soll die Sterblichkeitsziffer bei der Diphtherie von etwa 50 Procent auf 25 Procent sinken! Die Richtigkeit auch der statistischen Beobachtung zugegeben, finde ich die Mortalitätsziffer noch immer so hoch, daß ich mich geniren würde, dieses Argument zu gebrauchen. Außerdem wird offen eingeräumt, daß, wenn, wie fast immer in schweren Fällen, Streptokokken (Eiterpilze) mit im Spiele sind, diese Fälle von dem Heilserum nicht beeinflußt werden.

Nun, für die gewöhnlichen noch so schweren Fälle brauchen wir keine Hülfsmittel. Professor Kast (Breslau) hat von 144 diphtheriekranken Kindern nur 12, d. h. 8 Procent verloren bei einem Verfahren, das sich nur darauf beschränkte, „den Mund rein zu halten und die Kinder gut zu ernähren."

Durch diese Mittheilung sind wir eigener Berichte von Erfolgen überhoben, die man durch ein positiveres physiatrisches Verfahren*) erzielen kann. Wenn für die durch Streptokokken complicirten Fälle nun noch ausdrücklich die Hülfe der Serumtherapie versagt wird, was nützt sie dann überhaupt? Sie soll ein hygienisches Mittel sein! Nun, wenn es bei den Contagionisten immer nur heißt: „Lebt wie ihr wollt — nur laßt euch im entscheidenden Augenblicke impfen"; so ist das niemals Hygiene. Die wahre Hygiene fängt mit dem Individuum und der Umgestaltung seiner Lebensverhältnisse an.

Wir gehen auch davon aus, daß der gesunde Organismus einen Schutz in sich birgt. Eine ganze Reihe notorischer Schutzeinrichtungen sind uns bereits bekannt. Die weißen Blutkörperchen sind unter gewissen Verhältnissen Schutzmittel. Das kritische Fieber ist auch als eine Schutzmaßregel zu betrachten. In dem chemischen Verhalten der Säfte des Körpers und vor Allem der Blutflüssigkeit, des Serums, sind auch in den letzten Jahren bemerkenswerthe Schutzeinrichtungen gefunden. So ist von v. Fodor und Anderen nachgewiesen, daß der Alcalescenzgrad des Blutes mit der Immunität der betreffenden Versuchsthiere in Beziehung steht. Nach Behring's Hypothese muß dem von Haus aus immunen Körper ja auch die Fähigkeit zukommen, Antitoxine in größeren Mengen zu produciren, denn sonst wäre nach eben dieser Hypothese das Ueberstehen einer Infection nicht möglich.

Auf der einen Seite steht nun Behring mit seinem einzigen Diphtherieantitoxin. Aber alle die anderen armen Kranken stößt er von sich und vertröstet sie, daß ihre Enkel und Urenkel es einmal besser haben würden. Auf der anderen Seite stehen wir Individualisten und lehren die relative universelle Immunität durch diätetische Maßnahmen im weitesten Wortsinne. Wir weisen darauf hin, daß die relative Immunität gegenüber allen Infectionskrankheiten gar nicht so spärlich im Menschengeschlecht verbreitet sein könne. Dafür spräche die bloße Existenz und die ständige Vermehrung der Menschheit, die sich trotz jahrtausendelanger Angriffe von allen möglichen Seuchen erhalten und — wie es scheine — sogar eine natürliche Immunität gegen Pest, Flecktyphus und Pocken erworben habe. Sonach könnte der Durchschnittsphilister, der jetzt für Ziegen-, Pferde- und Eselsserum schwärmt, sein eigenes Serum vielleicht doch gerade so hoch schätzen wie das dieser Vierfüßler.

Für uns kommt es darauf an, *unser* Serum von denkbar bester chemischer Beschaffenheit zu machen. Unsere Lehre von der diätetischen Blutentmischung**) als bekannt vorausgesetzt, haben wir in der aus ihr sich ergebenden Ernährungs- und Lebenslehre ein Mittel, die Schutzkraft unseres Serums auf die normale Höhe zu bringen, d. h. relativ immun zu werden, vor Allem, indem wir den Alkalescenzgrad unseres Serums auf diätetischem Wege steigern können. Während der mit Diphtherieantitoxin Arbeitende ohnmächtig ist, sobald er einen mit Streptokokken vermischten Fall vor sich hat, ist der auf diätetischem Wege relativ immun gemachte Organismus im Stande, mit Hülfe der inneren Schutzkräfte und der ihnen angepaßten äußeren Hülfsmittel sowohl den Diphtheriepilz, wie den Streptococcus zu überwinden. Während z. B. eine Eiterblutvergiftung, eine Pyämie in der Regel tödtlich verläuft, habe ich eine schwere Pyämie, die ich mir von einem Patienten mit einem Beckenabsceß gerade vor Jahresfrist zuzog, überwunden, ohne überhaupt einen Tag dienstuntauglich zu sein. Ich hatte zeitweilig Schmerzen und allgemeines Unbehagen, einen beständig eingenommenen Kopf, das Fieber aber hielt sich in anständigen Grenzen, da keine Autotoxine (Selbstgifte)

*) Die wichtigsten Kapitel der natürl. Heilweise". II. Aufl. Stuttgart, A. Zimmer's Verlag.

**) „Die diätetische Blutentmischung als Grundursache aller Krankheiten." 4. Aufl. Leipzig, Otto Spamer.

mit in Frage kamen und die Qualität meines Serums Dank einer jahrelangen vernünftigen Diätetik prima war. Natürlich wurden hydrotherapeutische äußere Hülfsmittel angewandt, die ein Abspiel des Prozesses in dem befallenen linken Arm ermöglichten, ohne daß eine lebensbedrohende Verschleppung nach edleren Organen stattfinden konnte.

Aus den angeführten Gründen machen wir uns bei acuten Krankheitsfällen, z. B. bei der Diphtherie in eigener Clientel keine Sorge, da wir wissen, von welcher Qualität der Körper und sein Serum sind. Anders bei Fremden. Da wissen wir, daß es von Selbstgiften im Organismus wimmelt, da der Krankheitsanstoß, sei es ein organisirtes Ferment, ein Pilz oder ein chemisches Ferment, ein Enzym, dieselben mit frei macht. Denn in dem in falscher Diätetik dahinlebenden Gros der Bevölkerung ist der Körper mit ungenügend assimilirten Eiweißkörpern, ungenügend oxydirten Substanzen überladen, die durch Contactwirkung sich zweifelsohne zu Toxalbuminen umwandeln, wie Ernst Krauß nachgewiesen hat.

Von der chemischen Beschaffenheit des Körpers hängt die Schwere der Fälle ab, nicht von dem Maß der Infection. Die Pilze kommen nicht leicht in das Innere des Körpers, wohl aber die Toxine, die zweifelsohne als Verwandte von Enzymen auch eine Gährwirkung wie diese entfalten können. Sie liefern uns neue Zersetzungsstoffe, oder es lockert der erhöhte vitale Prozeß des Fiebers die da und dort in den Geweben deponirten Fäulnißstoffe, Selbstgifte im wahren Sinne des Wortes. In den Selbstgiften liegt die Gefahr. Sie schädigen das Herz, wie die Nieren, wenn die auslösende Schädlichkeit, das Bischen diphtherischen Giftes längst unschädlich gemacht ist.

Unsere Therapie ist daher bei der Diphtherie darauf gerichtet, zunächst die Selbstgifte und Fäulnißquellen fort zu schaffen, bezw. ihren Bestand zu verringern. Es ist interessant, daß z. B. nach künstlicher Darmentleerung mittelst Klystieren bei der Diphtherie in 90 von 100 Fällen ein aashaft riechender Stuhlgang sich einstellt, während andere Fieberstühle meist trocken und geruchschwach sind. Daher stammt auch unsere Auffassung, daß die Diphtherie eine Allgemeinerkrankung, und nicht eine örtliche sei.

Nun, wie dem auch sei; durch das harmlose Klysma werden schon eine ganze Menge gefährlicher Fäulnißproducte an ihrer Resorption verhindert. Wenn dann noch durch Theil-, Ganz- oder Schwitzpackungen und die Hautthätigkeit anregende Bäder die Ausscheidung von Selbstgiften durch Per- und Transpiration gesteigert und durch letztere auch die fast ständige Blutverwässerung bekämpft wird, so hat man zur Reinigung des eigenen Serums von Giften schon viel gethan. Endlich wird man bei der Ernährung nicht Eiweißstoffe wählen, da diese unter den angedeuteten Verhältnissen so gut wie Gift sein würden, vielmehr wird man besorgt sein, dem Serum die für seine Aufgaben so nothwendigen Mineralstoffe, Nährsalze in Gestalt von leicht verdaulichen Fruchtsäften und Limonaden zuzuführen und dadurch die Alkalescenz des Serums zu erhöhen.

Und der moralische Unterschied unserer „Serumtherapie" von jener? Das traurige Schlußraisonnement (vergl. den Hygienecongreß in Budapest) lautet dort: „Damit wir den Anfang einer Diphtherie früh constatiren können, sollte jede Mutter Tag für Tag ihren Kindern in den Rachen schauen, und, falls sie etwas merkt, wird gespritzt." Die armen, angstgescheuchten Mütter, die traurigen, verzärtelten Kinder! Blasse, die Lebensfreude lähmende, zu Lieblosigkeiten und zur Verrohung führende Furcht (vergl. Hamburger Choleraepidemie) dort, und — hier? Hier herrscht heitere Ruhe und Sorglosigkeit. Wir schauen unseren Kindern noch nicht einmal in den Hals, wenn sie auch schon klagen. Wir erkundigen uns, ob die Leibesöffnung regelmäßig war und helfen etwa nach, d. h. wir machen einige Hals- und Leibumschläge, lassen tüchtig gurgeln, und die Sache ist vielleicht schon gut, die Angina wurde coupirt. Anderenfalls handeln wir weiter, wie vorstehend schon erwähnt. Aber stets herrscht heitere Ruhe.

Das ist der Standpunkt jener nicht geringen Zahl von Leuten, die weder Kochianer, noch eigentliche Virchow'sche Schüler sind, aber von Virchow mehr gelernt haben als von Behring. Die Behring'sche Serumtherapie ist ein hochinteressantes naturwissenschaftliches Problem, therapeutisch betrachtet stellt sie einen Umweg dar, auf dem man die Erkenntniß der Wahrheit, daß das eigene Serum den Ausschlag gibt und geben muß, verfehlt und für den Kranken in der Regel zu spät kommt.

Allerdings — und das sei schon heute gesagt — soll sich Niemand durch den Scheinerfolg täuschen lassen, daß die Behring'sche Serumtherapie weit länger ihr Dasein fristen wird, als irgend eine Impfmethode vor ihr, weil sie nämlich relativ unschädlich ist. Der Mangel an Erfolg wird ihr aber doch endlich den Garaus machen; denn ein nüchtern gewordenes Publikum wird sich nicht nach Behring mit 25 Procent Sterblichkeitsziffer behandeln lassen, wenn es beispielsweise nach Kast'schem Rezept nur 8 Procent Opfer zu bringen braucht.

Diderot und sein Denkmal.

Von Prof. Ludwig Büchner.

Unter den wissenschaftlichen Charakterköpfen aus der französischen Aufklärungszeit des vergangenen Jahrhunderts, welche die große französische Revolution von 1789 geistig vorbereitet haben, ragt als einer der schärfsten und interessantesten der Philosoph Denis Diderot, Mitbegründer der berühmten französischen Encyklopädie, hervor. Abgesehen von seiner historischen und philosophischen Bedeutung hat Diderot für uns Deutsche um deswillen ein besonderes Interesse, weil seine ganze Art zu sein und zu denken eine auffallende Verwandtschaft mit dem deutschen Geist verräth, daher man ihn auch oft den deutschesten aller französischen Philosophen genannt hat. Mit dem deutschen Gemüth und Tiefsinn, mit deutscher Gründlichkeit und mit hoher Begeisterung für alles Wahre, Schöne und Gute vereinigte er die Lebendigkeit und Schärfe, die Beweglichkeit und Vielseitigkeit, kurz den berühmten „Esprit" des französischen Geistes.

Diderot wurde geboren 1713 und starb 1784 — also nur kurze Zeit vor der großen politischen Erschütterung, zu deren Herbeiführung sein Leben und Wirken nicht wenig beigetragen haben mag. Er stammte aus einer frommen Familie und wurde durch die Jesuiten erzogen, was einen solchen Einfluß auf seine Geistesverfassung übte, daß er nur langsam und unter schweren inneren Kämpfen zu seiner späteren Richtung vorschreiten konnte. Uebrigens wurde er Anfangs auch stark durch den englischen Deismus (Theorie des Vernunft-Gottes) beeinflußt, welchem er seine frühesten philosophischen Anregungen zu danken hat. In seinen 1746 erschienenen Pensées philosophiques war er noch vollständig gottgläubig und Christ, obwohl seine angeborene Neigung zum Skepticismus sich schon deutlich bemerkbar macht und der religiöse Wunderglaube entschieden abgewiesen wird. Auch in den acht Jahre später erschienenen „Gedanken über Naturphilosophie" hält er noch den deistischen Standpunkt fest, obgleich er sich dem Materialismus dadurch sehr nähert, daß er sich ausführlich mit der von seinem Zeitgenossen Maupertuis aufgestellten Theorie der „Atomseele" beschäftigt. Zwar sucht er die Theorie, welche ganz neuerdings wieder von Haeckel u. A. aufgegriffen worden ist, zu widerlegen; aber die Art der Widerlegung zeigt, daß er selbst von der Hypothese tief ergriffen ist. Den Zweckbegriff verwirft er auf das Allerentschiedenste. Auch verspottet er die kenntnißlosen Metaphysiker ebenso wie die gedankenlosen Empiriker. Es soll kein Denken ohne Empirie, aber auch keine Empirie ohne Denken geben. Den Atheismus greift er offen an; er nennt ihn ein „monströses System".

Erst im Jahre 1769, also in einem vorgerückten Alter von 56 Jahren, hat Diderot in seinem berühmten Gespräch mit d'Alembert und dem darauf gefolgten „Traum d'Alemberts"

den Uebergang von dem Skepticismus und Sensualismus der Encyklopädisten zu entschiedenem Materialismus und Atheismus gemacht, wobei er sich allerdings mit Schwierigkeiten abquält, welche heutzutage durch die Fortschritte der Wissenschaft und der Entwickelungstheorie gründlich beseitigt sind, und wobei er mehr dialectisch als empirisch und wissenschaftlich zu verfahren genöthigt ist. Dennoch kommt er auf diesem Wege zu Behauptungen und Ansichten, welche denen der heutigen Transmutationslehre sehr nahe stehen. Uebrigens täuscht er sich dabei keineswegs über die Schwäche oder Unvollkommenheit unserer Erkenntniß und Erkenntnißmittel. Man fühlt wie die Widersprüche und Räthsel der Wissenschaft fortwährend in seinem Innern arbeiten und gegen einander kämpfen. Auch huldigte er einer esoterischen und exoterischen Philosophie, indem er die erstere, ähnlich wie Voltaire, für die großen Massen nicht geeignet hielt und seine eigentlich atheistischen Schriften der Oeffentlichkeit vorenthielt. Sie kamen erst nach seinem Tode heraus, wie denn überhaupt seine nachgelassenen Werke höher geschätzt werden, als die bei Lebzeiten veröffentlichten.

So zahlreich und umfassend nun diese Schriften sind, so findet sich doch unter ihnen trotz der riesigen, darin niedergelegten Arbeit nichts eigentlich Großes, Vollendetes, Selbständiges oder nichts, was eine bestimmte Concentration auf einen einzelnen Gegenstand verrathen würde. Die Ursache dafür liegt theils in äußeren Lebensumständen des Autors, theils in der Eigenart des Diderot'schen Wesens, welches mehr einer kritischen, als schöpferischen Natur entsprach. Er kann geradezu als eklektischer Kritiker und Polyhistor bezeichnet werden. Er war eine jener ziemlich seltenen Naturen, welche von einem glühenden Durst nach allgemeinem oder umfassendem Wissen beseelt sind und welche es verschmähen, sich, wie die Mehrzahl der eigentlichen Gelehrten, in den engen Rahmen einer Fachwissenschaft einfassen zu lassen. Dabei war er, obgleich philosophischer Materialist, in seinem Innern entschiedener Idealist und eine träumerische, von steter Ideenfermentation bewegte, aber nach Außen passive Natur, welche immer eines äußeren Anstoßes bedurfte, um fruchtbar zu werden. Er hat keine neue Entdeckung gemacht, kein Kunstideal erfunden, kein neues System aufgestellt, aber dafür seiner Zeit eine Masse der werthvollsten Anregungen in allen Richtungen des Denkens und Wissens gegeben. Seine Phantasie war ebenso groß wie sein Verstand, und seine hohe Begeisterung für alles Gute, Wahre und Schöne ließ ihn überall thätig sein, wo er Schlechtes, Unwahres oder Häßliches zu bemerken glaubte. In seinen Briefen, welche von 1759—1774 reichen, enthüllt sich eine edle Seele voll von Tugend, Mitleid, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe, welche von einem bitteren Gefühl über die Ungerechtigkeit der Welt dem wahren Verdienst gegenüber erfüllt ist.

Das universelle Wissen Diderot's machte ihn ganz besonders geeignet zur Mitarbeiterschaft an jenem berühmten literarischen Unternehmen des achtzehnten Jahrhunderts, welches unter dem Namen der „Encyklopädie" bekannt ist. Anfangs bloßer Mitarbeiter wurde er später die eigentliche Seele des ganzen Unternehmens und hielt bei demselben trotz der furchtbarsten Anfeindungen, welchen selbst die mächtige Pompadour nicht zu trotzen im Staude war, bis an's Ende aus. Einmal wurde die Fortsetzung der in antiklerikalem Geist geschriebenen Encyklopädie durch Parlamentsbeschluß verboten; aber die Regierung unter dem freisinnigen Minister Malesherbes ließ den Druck heimlich gewähren. Nichtsdestoweniger mußten die letzten zehn Bände, um ähnlichen Chicanen zu entgehen, auf einmal ausgegeben werden, wobei Diderot den ärgsten und bittersten Schmerz seines Lebens erfuhr, indem der furchtsame Verleger Le Breton hinter seinem Rücken und auf die arglistigste Weise das ihm von Diderot gelieferte Manuscript verstümmelte und alle ihm gefährlich oder anstößig erscheinenden Stellen wegstrich. Den Autor täuschte er durch falsche Correcturbogen. Als Diderot den nichtswürdigen, ihm gespielten Betrug entdeckte, war es zu spät zur Aenderung. Er empfand die abscheuliche Missethat wie einen ihm in die Brust gestoßenen Dolch und schrieb an den Missethäter einen Brief, worin er denselben als geistigen Schlächter bezeichnet und hinzufügt: „Ich bin bis in das Grab verwundet." Uebrigens hatte die Verstümmelung die Folge, daß das Werk von der Regierung nicht weiter beanstandet wurde. Den Verlegern warf es einen Reingewinn von zwei bis drei Millionen ab.

Den Glanzpunkt in Diderot's äußerem Leben bildet sein berühmtes Verhältniß zu der freidenkerischen Kaiserin Katharina II. von Rußland und seine Reise zu ihr nach Petersburg. Ihre Freigebigkeit im Verein mit einer mäßigen Erbschaft (1759) verschafften Diderot für das letzte Drittel seines Lebens die für einen freidenkerischen Schriftsteller so durchaus nothwendige materielle Unabhängigkeit. Nach einer langen und gefahrvollen Reise wurde er in Petersburg überaus huldvoll aufgenommen. Er hatte jeden Tag zu bestimmten Stunden freien Zutritt zur Kaiserin und führte mit ihr die freimüthigsten Gespräche. Auch entwarf er in ihrem Auftrag einen Plan zur Organisation des öffentlichen Unterrichtes in Rußland und nahm keinen Anstand, die Aufhebung der russischen Leibeigenschaft zu fordern.

Am 4. März 1774 verließ Diderot in einem eigens für ihn eingerichteten Wagen Petersburg und kam nach Ueberstehung eines gefährlichen Unfalls bei Riga und unter Vermeidung Berlins, wohin Friedrich der Große ihn dringend eingeladen hatte, nach Paris zurück, wo Katharina kurz vor seinem Tode eine prachtvolle Wohnung für ihn einrichten ließ. Leider konnte er nicht lange Gebrauch davon machen. Er starb am 13. Juli 1784. Die letzten Worte, welche seine ihn pflegende Tochter aus seinem Munde vernahm, waren: „Der erste Schritt zur Philosophie ist der Unglaube." Seine Frau erhielt von der Kaiserin eine Pension.

Das Andenken des großen Mannes, dem Frankreich neben Voltaire und Rousseau die Aufklärungsbestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts hauptsächlich zu danken hat, wurde in dem Herzen seiner Nation mehr oder weniger verwischt durch die bald auf seinen Tod folgenden Stürme der Revolution und des Kaiserreiches, sowie durch die danach eingetretene politische und geistige Reaction. Erst nach Wiederaufrichtung der dritten Republik fing man an, sich seiner und seiner Verdienste wieder zu erinnern, und dachte daran, nach Ablauf eines vollen Jahrhunderts der Pflicht der Dankbarkeit gegen den großen Mitbürger durch Errichtung eines öffentlichen Denkmals zu genügen.

Dasselbe steht in Paris auf dem Boulevard St. Germain in sehr freier Umgebung und stellt den Gefeierten auf einem Piedestal in ungezwungener Haltung sitzend vor, die linke Hand auf die Sessellehne gestützt, die rechte eine Schreibfeder haltend. Die feierliche Einweihung fand am 13. Juli 1886 im Beisein der Vertreter der Regierung und der Stadt, sowie zahlreicher Berichterstatter der Presse statt. Eine zahllose Menschenmenge erfüllte den Platz und die Fenster und Balkone der umliegenden Häuser. Nachdem Herr A. Lefèvre im Namen des Denkmalcomités und der französischen Freidenker die einleitenden Worte gesprochen hatte, ergriff der Verfasser dieses Aufsatzes das Wort, um im Namen der deutschen Gesinnungsgenossen den Sympathien derselben mit der Feier und mit dem Andenken des großen Freidenkers in französischer Sprache Ausdruck zu geben. Er erinnerte vorerst an die große Verwandtschaft des Diderot'schen Geistes mit dem deutschen Geist und daran, daß Diderot als Kosmopolit der Wissenschaft und des freien Gedankens der ganzen Welt angehöre, und zog dann einen Vergleich zwischen der Stimmung der Geister in der zweiten Hälfte des vorigen und derjenigen des gegenwärtigen Jahrhunderts. Er sprach dann von der großen Republik der Geister, in welcher alle guten und edlen Menschen, einerlei welcher Nationalität sie angehörten, Brüder und Schwestern seien und demselben Ziele, d. h. der Aufsuchung der Wahrheit, zustrebten. Damit würde auch die Einleitung zu jener großen friedlichen Völkervereinigung oder zu jener Solidarität der europäischen Völker gemacht werden, welche zwar vorerst nur ein Ziel frommer Wünsche sei, welche aber eine bessere Zukunft bringen würde und bringen müßte. An diese Solidarität der Völker müsse sich aber die Solidarität der Einzelnen anreihen und damit die Hoffnung derjenigen verwirklicht wer-

den, welche die Menschheit besser, weiser und glücklicher zu sehen wünschen, als sie gegenwärtig sei. Unter diesem Banner werde der freie Gedanke siegen und dazu helfen, daß das letzte und große Ziel einer besseren Zukunft erreicht werde, welches heiße „Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle".

Nachdem noch einige französische Redner gesprochen hatten, schloß die Feier, welche trotz der Versuche einiger Pariser Chauvinisten, dieselbe zu stören und den deutschen Redner als bezahlten deutschen Spion hinzustellen, völlig normal verlief. Der Tag schloß mit einem Bankett bei Véfour im Palais Royal, bei welchem die Spitzen der Pariser Behörden vertreten waren und bei welchem Handelsminister Lockroy in längerer Rede die Bedeutung des Tages kennzeichnete. —

Wenn man die Bewegung der Geister gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts mit derjenigen vergleicht, welche den Schluß des Jahrhunderts, in dem wir leben, kennzeichnet, so wird man einerseits eine große Aehnlichkeit, andererseits eine ebenso große Verschiedenheit zu beobachten Gelegenheit haben. Dieselbe energische Bewegung des freien Gedankens, sich aus den Fesseln überkommener Vorurtheile oder Denkrichtungen zu befreien, aber auch derselbe Rückschlag, dort veranlaßt durch ganz Europa erschütternde politische Ereignisse, hier mehr durch eine innere, in ihren Ursachen zum Theil unaufgeklärte Stimmung der Geister. Dort eine lebhafte, zum Theil enthusiastische Theilnahme der höheren und einflußreichen Schichten der Gesellschaft an der Bewegung, während die große Masse davon unberührt bleibt; hier eine ebenso starke Abneigung aller leitenden Kreise des Staates und der Gesellschaft gegen geistige Reformbestrebungen und eine Hinneigung zu Frömmigkeit und Mysticismus, während die Masse des Volkes mit Einschluß eines Theiles des Mittelstandes sich jenen Bestrebungen geneigt zeigt. Ist es doch für unsere Zeit geradezu unmöglich oder undenkbar, daß freidenkende oder der Kirchengewalt feindliche Gelehrte sich der Gunst oder Unterstützung gekrönter Häupter, wie einer Katharina II., eines Friedrich des Großen, eines Joseph II. zu erfreuen haben könnten, wie dieses im vergangenen Jahrhundert der Fall war. Im Gegentheil werden ihnen und allen freisinnigen Emanzipationsbestrebungen alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt.

Wer die Geschichte mit ihren ewig wechselnden oder zwischen Extremen schwankenden Launen und Ueberraschungen kennt, wird darin nicht viel Auffallendes finden. Auch die Ursachen, welche den bezeichneten, über ein volles Jahrhundert sich erstreckenden Rückschlag herbeigeführt haben, dürften demjenigen, der die Geschichte beider Jahrhunderte zu Rathe zieht, nicht räthselhaft bleiben. Jedenfalls sind diese Ursachen stark genug gewesen, um selbst den mächtigen Einfluß der großartigen wissenschaftlichen Errungenschaften dieses Jahrhunderts auf die Geister in ihren praktischen Wirkungen mehr oder weniger zu paralysiren.

Und was wird die geistige Signatur des kommenden Jahrhunderts sein? Wenn, was ja immerhin möglich, Europa nicht durch furchtbare Kriege an den Rand des materiellen und geistigen Verderbens gebracht werden wird, so wird höchst wahrscheinlich nach dem ewigen Gesetz des Wechsels ein Rückschlag gegen den Rückschlag eintreten. Oder die Wucht materieller Interessen und der Drang nach gesellschaftlicher Besserung werden so bedeutend werden, daß geistige Interessen davor in den Hintergrund treten müssen. Schon jetzt kann man dieses an dem gleichgültigen oder selbst feindlichen Verhalten der Sozialdemokratie freidenkerischen Bestrebungen gegenüber beobachten. Die Interessen des Magens überwuchern diejenigen des Gehirns. Wenn es aber gelingen sollte, die ersteren dauernd zur Ruhe zu bringen, so wird auch das Gehirn wieder in seine Rechte eintreten; und eine neue und große Aera geistigen Aufschwunges und Fortschrittes wird die Folge sein.

Die Soldatenseele.

Von Alfred Kerr.

Als ich das Buch des Herrn Hamon, von dem ich berichten will, zu Ende gelesen hatte, fiel mir mein Freund Nevers ein. Das war ein französischer Canadier, der immer verlegen wurde, wenn ich auf seinen Bruder zu sprechen kam. Der Beruf dieses Bruders erschien nämlich der Familie nicht ehrenhaft. Ich glaubte, er wäre Seiltänzer; doch ich erfuhr, daß er Offizier war.

Mein Canadier lebt jetzt in Paris und hat seine Ansichten vielleicht geändert. Aber die „Psychologie du militaire professionnel" von A. Hamon hätte ihm eine gewisse Genugthuung bereitet. Das Buch ist nicht übermäßig amüsant; es ist breit, wiederholungsreich, allzu deutlich und in einem seltsam problematischen Französisch geschrieben. Seine Bedeutung liegt ganz gewiß nicht in der Darstellungsform; die scheinbar erstrebte catonische Objectivität artet schließlich zu pedantischer Schablone aus. Aber das Buch als Gesammterscheinung ist bedeutungsvoll. Es ist weit mehr symptomatisch als individuell, und schlechte Feuilletonisten könnten rufen, es sei ein „Zeichen der Zeit". Ein Mensch, der an allen sozialen Erscheinungen stärksten Antheil zu nehmen scheint, ohne übrigens hervorragend temperamentvoll, hervorragend begabt oder hervorragend originell zu sein, schreibt hier die Naturgeschichte des Offiziers, wie man die Naturgeschichte eines Insects schreibt; anscheinend weder lächelnd noch zornig. Und in den Ergebnissen, zu denen er kommt, ruht die Hauptmerkwürdigkeit des Buches. Er weicht immerhin von der üblichen Auffassung um eine Kleinigkeit ab. Er gelangt dahin, im Berufssoldaten eine besondere Art des Verbrechers zu erkennen.

Nach seiner Meinung — und es ist die Meinung verschiedener Anderer — befassen sich die Kriminalisten in ihrer Mehrheit mit einem sehr beschränkten Theile des Verbrecherthums. Sie suchen das Verbrechen bei der Polizei. Sie behandeln diejenigen gesellschaftsfeindlichen Acte, welche die allerplumpsten und handgreiflichsten Verletzungen des culturmenschlichen Durchschnittsgefühles darstellen. Sie behandeln die gerichtlich zu belangenden Uebelthäter. Weit interessanter als sie ist die Klasse der uneingesperrten Verbrecher. Das Alles wissen wir freilich längst, seitdem die neuere Anthropologie begonnen hat, Verbrecher nicht nur in abgeurtheilten Subjecten zu sehen. Bei Hamon aber überrascht die Weite des Umfanges, den er dem Begriff des Verbrechens zugesteht. Verbrecherisch ist für ihn jede Handlung, welche die individuelle Freiheit verletzt. Also dann auch Erziehung, welche sie oft verletzen muß? auch die Mehrheit aller Regierungsacte, bei jeglicher Verfassungsform? auch die Nothwehr? Hamon's Definition ist so thöricht, daß sie jeder Anarchist unterschreiben könnte, aber sie steht kaum in festem Zusammenhang mit dem Kern seines Buches, das sich nicht mit den zahllosen Freiheitsverletzungen auf anderen Gebieten — im Beamtenthum, in der Presse, in der Polizei, im Handel — befaßt, sondern lediglich mit dem Offiziersthum.

Mit dem Offiziersthum: nicht mit dem Soldatenthum. Um die psychologischen Merkmale einer bestimmten Klasse festzustellen, bedarf es solcher Vertreter, die ihr nicht vorübergehend, sondern berufsmäßig angehören. Man könnte an die Unteroffiziere denken: aber sie werden, meint Hamon, durch das Beispiel der Vorgesetzten zu stark beeinflußt, um mehr zu sein als Paradigmen aus zweiter Hand. Auch zeigt der Einfluß des Soldatenberufes seine Stärke am deutlichsten an Leuten, die aus wohlerzogenem Milieu stammen, jeden Tag außerhalb des Berufes mit einer anderen verfeinerten Welt Verkehr haben, und dennoch die Merkmale der Profession tragen.

Der Charakter des Heeres hat sich im Laufe der Zeiten mehrfach geändert, und es ist begreiflich, daß der Franzose zwischen der vorrevolutionären und der nachrevolutionären Epoche scheidet. Vor der Revolution kämpft der Soldat für kein Vaterland, für keine Idee, sondern für sich, für seinen Profit, allenfalls für seinen Ruhm. Mit der Revolution entwickelt sich die Frei-

heitsidee; und da Frankreich mit der republikanischen Freiheit allein gegen das monarchische Europa steht, vermischt sich die Freiheitsidee hier nothwendig mit der Idee des Vaterlandes. Damit ist die zweite Entwickelungsform des Heeres gegeben: das nationale Heer; Napoleon sorgt, daß diese Form auch bei den anderen Völkern bald in die Erscheinung tritt. Aber indem das Heer national ist, nämlich aus Einheimischen besteht und im Wesentlichen keine Fremden duldet, bietet es doch eben diesen Nationalen zugleich eine Carriere: es ermöglicht wieder das Berufssoldatenthum. Mit der allgemeinen Wehrpflicht, mit den Völkerkämpfen der letzten Jahrzehnte, mit den gegenwärtigen Rüstungen für gewaltige Existenzkriege tritt das Berufsmäßige wohl vor dem Nationalen zurück, die Heere sind wieder so national, wie sie es im Jahrhundertanfang einmal gewesen sind: aber ein streng berufsmäßiger Rest im nationalen Ganzen ist geblieben, das ist das Offizierscorps. Das Offizierscorps hat aus dem Beginn der rein nationalen Periode den Nimbus des spezifisch Patriotischen behalten; das ist aber nach Hamon's Meinung grundfalsch. Die Offiziere, glaubt er, üben ihren Beruf nicht, weil sie ihr Vaterland besonders lieben, sondern weil sie darin ein Metier sehen, um vorwärts zu kommen. Diese Anschauung ist nicht gerade paradox; sie wird höchstens bei solchen Seelenkennern Widerspruch finden, welche glauben, daß man gemeinhin aus Gerechtigkeitsliebe Anwalt wird und aus Samariterthum Medizin studiert. Zum Beweise für die vollkommene Berufsmäßigkeit des Offizierthums führt Hamon den Fall des Feldmarschalls Moltke an, der für Dänemark Soldat war und für die Türkei Soldat war, ehe er in preußischen Diensten siegte. Er weist auch mit einiger Berechtigung auf den naiven und charakteristischen Ausspruch des russischen Militärattachés Fredericks hin, der die berufsmäßige Solidarität der Offiziere der verschiedenen Länder auf Grund „unseres schönen Waffenhandwerks" erklärte. Das Spielen mit dieser Wendung — notre beau métier des armes — ist die einzige Ironie, die sich Hamon in seiner „wissenschaftlichen Studie" gestattet.

Für ihn ergibt sich die seelische Beschaffenheit der Kaste aus dem Ziel des Berufs. Das letzte Ziel des Berufs ist der Krieg; und einer der bei Hamon so beliebten Attachés, diesmal ein Deutscher, wird mit dem offenherzigen Ausspruch citirt: „die Offiziere wollen den Krieg, weil er ihr Handwerk ist." Wie das Ganze, der organisirte Massenmord, ein Verbrechen ist, sind die Einzelerscheinungen, die er mit sich bringt, verbrecherisch. Aber Hamon geht vorsichtig zu Werke; er wählt seine Beispiele nicht aus der Schlacht, wo Angriff und Vertheidigung stattfindet, also ein gewisses Zwangsverhältniß besteht. Er hält sich an solche Thatsachen, die den Kämpfen gefolgt sind oder in gar keinem Zusammenhange mit einem Kampfe stehen; und da fördert er eine Anzahl recht denkwürdiger Beispiele zu Tage. Es spricht ein namenlos wüster, wildbrutaler, gewaltthätiger und gieriger Sinn aus ihnen. Die bestialische Rohheit zeigt sich am stärksten den halb wehrlosen Gegnern gegenüber, die man in entlegenen Erdtheilen trifft. Aus französischen Colonien werden da Thatsachen mitgetheilt, welche zeigen, daß die Firma Leist und Wehlau nur mangelhaften Anspruch auf Originalleistungen hat. Aus dem Tagebuche des bayrischen Lieutenants Emmar, das die „Revue bleue" vor zwei Jahren veröffentlicht hat, werden gleichfalls erbauliche Scenen aus dem siebziger Kriege berichtet. Und so erzählt unser parteiloser Autor, auf daß kein Volk zu kurz komme, auch von zeitgenössischen Italienern, Engländern, Belgiern allerhand kleine freundliche Züge aus dem Soldatenleben, welche das Blut erstarren machen. Die Nationalität ist also gleichgültig: der Beruf ist es, der seinen Trägern den Stempel aufdrückt; zwischen einem deutschen Offizier und einem französischen sieht Hamon einen weit geringeren Unterschied in der Geistesverfassung, den Neigungen, dem Auftreten, als zwischen einem französischen Offizier und einem französischen Civilisten.

Bei diesen brutalen Acten ist das Bezeichnende, daß sie vorwiegend unnütz sind; sie sind sogar für ihren Urheber wie für die Gesammtheit, der er angehört, oft schädlich. So fragt der Betrachter nach ihren psychologischen Gründen. Haß spielt nicht mit. Er wirkt wohl in Bürgerkriegen. Gegen die Sudanesen aber, die man todtschießt, besteht nicht der geringste; die Einwohner von Feindesland, die man martert und mißhandelt, haßt man ebensowenig; in der Mehrheit der Fälle liegt kein Grund vor. Hamon findet die Ursachen in gewissen vererbten Verbrecherinstincten, die auf eine tausendjährige Vergangenheit zurückweisen und in gewissen Individuen, den Berufsmilitärs, in einer bestimmten Form auftauchen. In der spezifisch soldatischen Brutalität stellen sich atavistische Regungen der Psyche aus denjenigen Zeiten dar, in denen die Urahnen gezwungen waren, in beständigem Kampfe zu leben. Vererbt in einzelnen Individuen ist aus jener nebelfrühen Epoche die Neigung, Brutalitäten als „Thaten" anzusehen; die begangenen Rohheiten werden Erfolge; die Gewaltthätigkeiten tragen zu fröhlicher Hebung des Selbstbewußtseins bei: immer in dem vererbten Instinkt der Kampfperioden. Hamon zieht hier gelegentlich zum Vergleich culturwilde Völker der Gegenwart heran, bei denen er auch für die modern-soldatischen äußeren Auszeichnungen für „Tapferkeit vor dem Feinde" ein Analogon findet im Tragen von Skalpen und Wolfsschweifen. Ein secundäres Moment, das an der Herbeiführung jener seelischen Zustände im Berufssoldaten Antheil hat, ist das Milieu des Kampfes. Die Blutatmosphäre, das Fleischermäßige des ganzen Vorganges hebt die durch Generationen langsam erworbene Nervensensibilität auf, und Hamon, der seines Zeichens Naturwissenschaftler ist, glaubt merkwürdiger Weise, daß diese Aufhebung nicht nur momentan, sondern für immer erfolgen könne. Es tritt moralische Anästhesie ein, verbunden mit einer wüsten schrankenlosen Genußsucht, welche bei den durch sie veranlaßten aggressiven Ausschreitungen das Bewußtsein vom verbrecherischen Charakter der begangenen Handlungen paralysirt. Endlich ist eine körperliche Eigenthümlichkeit wichtig: die geringe Empfindlichkeit gegen schwere leibliche Affectionen. Classisch ist das Beispiel des Generals Gallifet, der in Mexiko, als ihm der Bauch aufgeschlitzt war, die heraushängenden Eingeweide ruhig in das Käppi nahm. Nun sieht aber Hamon in dieser von Laien beneideten Fähigkeit, Schmerzen unbewegt zu ertragen, gerade ein Merkmal inferior organisirter Naturen. Feiner organisirte sind sensibel. Ein Hausknecht hat ein plumperes Nervensystem als ein Denker. Die körperliche Abgebrühtheit ist also nicht ohne Weiteres ein Vorzug. Sie ist außerdem eine Eigenschaft, die ein gleichzeitiges Merkmal der großen gemeinen Verbrecher im kriminalistischen Sinne bildet, deshalb also doppelt bedenklich. Jedenfalls sieht Hamon in ihr eine der physiologischen Ursachen für die mangelnde moralische Sensibilität der Militärnatur. Da er begreiflicher Weise auf dem Standpunkt der Willensunfreiheit steht und im Uebrigen ein mildes Herz hat, schützt er die Träger dieser Eigenschaften vor jedem Vorwurf; sie sind nicht verantwortlich . . .

Er erkennt in denen, die den militärischen Beruf spontan wählen, also Individuen von einer bestimmten psycho-physiologischen Zusammensetzung. Viele wählen ihn nun nicht spontan, sondern von zufälligen äußeren Verhältnissen beeinflußt; nicht auf Grund eines besonderen energischen Willensactes, sondern gewohnheitsmäßig, weil er in ihrer Familie Tradition ist; aber gerade diese haben vermöge einer Anzahl vererbter Klasseneigenschaften die stärkste Prädisposition für den Beruf. Die militärische Spezialerziehung, in welcher dann naturgemäß die geschicktesten Menschentödter als die leuchtendsten Vorbilder hingestellt werden, thut das Ihre, um das hervorragend gesellschaftsfeindliche Element, das in der soldatischen Veranlagung von vornherein steckt, zu steigern. Es zeigt sich auch im Frieden innerhalb und außerhalb des Berufs. Der zünftige Militär, der „professionnel" wie ihn Hamon kurzweg nennt, ist im Salon von außerordentlicher Abgeschliffenheit und Höflichkeit. Um aber die Berufsmerkmale festzustellen, ist er nicht dort, sondern in seiner Thätigkeit zu betrachten, auf dem Exerzierplatz, in der Kaserne. Hamon weist auf die zahllosen Fälle furchtbarer Menschenquälerei hin, die aus allen europäischen Staaten ununterbrochen in die Oeffentlichkeit dringen. Die berüchtigten

Todesmärsche, bei denen Menschen wie Fliegen unter dem Hitzschlage fallen, sind Typen für diese Peinigung, die sich hier nicht mehr gegen Feinde, sondern gegen die eigenen Leute richten. In dieser Geringachtung menschlichen Leidens und menschlichen Lebens sieht Hamon wieder das Zeichen einer verbrecherischen Anlage. Und neben den offiziellen Peinigungen die inoffiziellen! Hamon hat sich eine ansehnliche Kenntniß der europäischen Soldatenmißhandlungen angeeignet; er führt Buch über sie, vorwiegend über die nichtsubalternen. So schweift er von Fällen, wie dem des französischen Artillerieoffiziers Bazaine, der seine Leute à la Mazeppa auf Pferde schnüren läßt, mit Eleganz zu den verbalen Rohheiten hinüber, die er mit Recht neben den thätlichen heranzieht. Er kennt die gemeinen Schimpfworte, die ein grüner Lieutenant den deutschen Volksschullehrern an den Kopf geworfen hat. Er kennt die — immerhin in manchen Punkten lehrreichen — Schriften des Hauptmanns Miller. Er berichtet niedliche Kriegsgerichts-Erlebnisse seines Landsmanns Paul Brulat, in denen jüngere Offiziere Ankläger sind und sich verpflichten, das Abendessen für die Kameraden zu bezahlen, falls der Kerl zum Tode verurtheilt wird. Er ist genau unterrichtet über die entsprechenden Rohheiten in Italien, in Rußland, in Ungarn — soweit sie notorisch geworden, was nur von der kleineren Zahl gilt, — und alle diese Thatsachen gruppiren und krystallisiren sich ihm zu einem Ganzen, aus dem für ihn die Erkenntniß herausspringt: es ist kein Zufall, daß so unerhörte Rohheiten sich in keinem anderen Stande zutragen, dessen Mitglieder auf gleicher Bildungsstufe stehen, die besondere Brutalität ist hier ein Berufsmerkmal, und in ihr — mag diese Auffassung oberflächlicher Betrachtung noch so ungewohnt sein — stecken dieselben Elemente, welche den Polizei-Verbrecher zum Gesellschaftsfeind machen. In dem intensiven Wahnbewußtsein des Besitzes sieht Hamon den letzten psychologischen Grund für diese Seite der Militärnatur; denn jedes Autoritätsbewußtsein ist von einem Eigenthumsbewußtsein begleitet, einem Eigenthumsbewußtsein, das sich auch auf Menschen beziehen kann; und da mit dem Begriff des Besitzes die Vorstellung der Freiheit schrankenlosen Gebrauchs verknüpft ist, erwächst aus ihr die Thatsache des Mißbrauchs.

Es ist begreiflich, daß dieser Militärpsycholog noch einmal, in einem besonderen Abschnitt, auf die Redeweise seiner Objecte zu sprechen kommt. Sie ist die gleiche in den verschiedenen Ländern; auch sie ist ein Berufsmerkmal. Geschickt weiß er hier wieder den Contrast zu betonen, der zwischen der höflichen, weltgewandten Eleganz des Berufsmilitärs und seiner inoffiziellen Ausdrucksweise besteht. Der Süßholzraspler redet privatim wie ein Stallknecht; er bewegt sich in so zotigen und niedrigen Ausdrücken, wie wiederum die Mitglieder keines anderen Standes. Hamon erkennt die Erscheinung als international an, er läßt insbesondere gegen Frankreich sonst niemals Schonung walten, aber hier scheint er doch der theuren Heimath unserer Lieben den Kranz zu geben, und mit eigenthümlichen Gefühlen sehen wir, daß auch das Ausland die Worte des Lieutenants zu den Lehrern: „je tirerai vos jambes de mouton jusqu'à ce que l'huile en sorte", Kosenamen wie „maudite charogne" und alle die schlimmeren Gemeinheiten erfährt.

Das hervorstechendste Merkmal, das außerhalb des Berufs am zünftigen Soldaten in die Erscheinung tritt, ist für Hamon der starre Dünkel und die Abgeschlossenheit gegenüber dem Außenstehenden. In keinem Beruf ist die Verachtung der nicht zum Clan Gehörigen annähernd so groß wie hier, und die Erscheinung tritt wieder in allen europäischen Armeen gleichzeitig auf, bildet also ein Berufsmerkmal. Die Gründe erkennt Hamon zum Theil in dem Spezialkostüm, welches die Berufsgenossen tragen: nicht nur im Dienst tragen, wie die Beamten, sondern immer. Zum Theil in der Schätzung, die sie als Landesvertheidiger genießen. Diese besondere Schätzung erscheint ihm als ein lächerlicher Irrthum; denn in einer Zeit der allgemeinen Wehrpflicht hat jeder Waffenfähige das gleiche Verdienst in dieser Richtung, wobei er aber zugleich noch mehr oder weniger productiv ist. Bei dem zünftigen Militär wird durch diese Schätzung, durch das stete äußere Unterscheidungsmerkmal, vielleicht auch durch das dunkle Gefühl der physischen Verschiedenheit ein seelischer Zustand erzeugt, der nach der Bezeichnung eines französischen Gelehrten eine Art Cäsaritis ist. Hier tritt das gesellschaftsfeindliche Element auf die einfachste Weise zu Tage, insofern der Gegenstand dieser bewußten Abschließung eben die Gesellschaft ist. Daß daneben greifbarere verbrecherische Acte hieraus entstehen können, zeigen, nach Hamon's Meinung, gewisse Uebergriffe gegen die minderwerthige civilistische Menge, die sich, dem Wesen des Berufes entsprechend, in gewaltsamer Form äußern. Er kennt auch hier das Material. Er führt eine ganze Anzahl von Beispielen aus jüngster Zeit an, welche nicht nur die uns bekannten brutalen Excesse von Offizieren gegen Civilisten, mit dem Säbel auf der Straße verübt, zum Gegenstand haben. Er berichtet wieder aus verschiedenen Ländern, aus Frankreich so gut wie aus Italien und Deutschland (— Deutschland hat nur den Vorzug, daß unter den Excedenten der Sohn eines Ministers ist —), und von Neuem fällt die starke Aehnlichkeit der verschiedenen Fälle auf: die berufliche Verwandtschaft der verbrecherischen Acte. Er betrachtet noch verschiedene andere Seiten des Seelenlebens der Berufssoldaten, er widmet ihrer Geschlechtlichkeit ein besonderes Kapitel, er gruppirt die gefundenen Merkmale von Neuem, er zeigt noch einmal, wie die Fälle, die er als Belege anführt, Typ-Erscheinungen sind, er weist auf die leichte Erkennbarkeit der fraglichen psychischen Verhältnisse, weil relativ wenig Heuchelei walte und im Grunde kaum eine Verschleierung des Sachverhalts stattfindet; kurzum, „wirf die Katze, wie Du willst, sie fällt auf die Füß'" —: Hamon kommt bei allen seinen Betrachtungen zu demselben Ergebniß, das er, in gemilderter Form, als seiner Weisheit letzten Schluß in den Satz kleidet: le militarisme constitue une véritable école du crime.

Er ist nicht der erste, der diesen Satz ausgesprochen hat; und der Satz ist nicht der einzige, den er nicht als erster ausgesprochen hat. Aber daran denkt man kaum. Erstaunt faßt sich an den Kopf, wer von diesem Buch den Blick rückwärts wendet. Unendlich harmlos erscheinen dann so schalkhafte kleine Anzapfungen des Soldatenthums, wie sie vom renommistischen miles gloriosus bis heranf zur dramatisirten Geckenhaftigkeit näselnder Reif-Reiflinge, literarisch im Schwange sind. Wie andere Anschauungen uns in wesentlichen Punkten geläufig sind, weil sie nicht nur durch unsere gesellschaftlichen Verhältnisse begünstigt werden, sondern in Allem, was wir in Wort und Schrift von Jugend auf kennen, Nahrung finden. Die deutschen Verhältnisse weichen hier in der Hauptsache nicht ab von den Verhältnissen der anderen europäischen Staaten. Die Außenseite des Soldatenthums nimmt in der Vergangenheit die erste Stelle im Volksbewußtsein ein: das romantische Element, das Abenteuerliche, das Glänzende, das Flotte; auf den Kern des Berufs, auf den blutigen Hauptinhalt wird kaum gesehen. Man faßt das Subject in's Auge, den Soldaten, nicht das Object seiner Thätigkeit. „Der Soldat allein ist der freie Mann", — Schiller spricht die heut etwas problematisch gewordene Wahrheit; auch er, der im Max einen so lyrisch-humanen Offizier auf die Beine stellt, verherrlicht vorwiegend die Kühnheit des Soldaten, sein „lustig Loos", die Fähigkeit „im Sturm" den „Minnesold" zu erringen; er sieht in ihm weit mehr denjenigen, welcher dem Tode muthig in's Auge blickt, als denjenigen, welcher den Tod spendet. Schiller ist hier ganz zufällig herausgegriffen. Es ist überall das Gleiche der Fall. „Die Feinde schon weichen, wir schießen dadrein, welch Glück sonder Gleichen, ein Mannsbild zu sein!", und so in allen Tonarten, in den verschiedensten Dichtungen, — die nicht nur gewisse Stimmungen ihrer Zeit widerspiegeln, sondern wieder in späterer Zeit Stimmungen machen. Das Volkslied, mag es auch tragische Vorgänge malen, deren Tragik mit der harten soldatischen Zucht begründet wird, mag es von gebrochenen Herzen melden, mag es für den armen Deserteur Mitgefühl wecken: es hält sich gleichfalls zumeist an die Außenseite des Soldatenthums, an das Lockende, Fröhliche, Kraftvolle, es macht sich über die ureigentliche Wesensart des Waffenberufs

kein Kopfzerbrechen. Nicht ganz so idyllisch ist die Auffassung des „armen Manns im Tockenburg", der eine sehr starke Beachtung verdient; in seiner naiv objectiven Art gibt er früh auf empirischer Grundlage Seelenschilderungen eines kriegsthätigen Soldaten, die in ihrer ahnungslosen Ketzerei in eine ganze Welt von schwindelhafter Glorie Bresche legen; unbefangen offenbart er die thatsächlichen Gefühle der Theilnehmer an Schlachten und zeigt in derbnüchterner Beleuchtung die besondere Bewandtniß von „Heldenmuth" und „Todesverachtung" und „Begeisterung" im Kugelregen, die nicht bloß bei dem Reiter im Götz von Berlichingen Parallelerscheinungen im Magen u. s. w. zur Begleitung haben. Hier ist schon, halb unbewußt, das Hauptgewicht von der subjectiven Betrachtung abgelenkt. Je weiter die Entwickelung fortschreitet, um so nachdrücklicher wird der Schwerpunkt auf das Object gelegt; die Friedensbestrebungen unserer Tage hängen damit zusammen. Zugleich erfährt naturgemäß das Subject eine veränderte Beurtheilung, und das bisher extremste Erzeugniß und zugleich Symptom dieses Vorganges ist Hamon's Buch. Darin liegt seine Bedeutung.

Es kann sich hier nicht darum handeln für dieses Buch einzutreten. Ich möchte es um alles in der Welt nicht: sachlich nicht für ein so einseitig geschriebenes, künstlerisch nicht für ein so schlecht geschriebenes. Es enthält auch thatsächliche Unrichtigkeiten, welche Deutschland angehen. Aber als eins der merkwürdigsten Denkmäler der auch in die Wissenschaft übergreifenden vegetarisch-sanften Weltanschauung im Zeitalter des sozialen Mitleids verdiente es näher charakterisirt zu werden. In dem unbewußten Fanatismus, den das sanfte Buch birgt, liegt übrigens eine agitatorische Kraft. Die militärfeindlichste aller Parteien hat das erkannt, — und die Schrift, welche in Brüssel bei Rozez erschienen ist, wird in Paris durch die Bureaux der Revue socialiste verbreitet.

Deutsche Mundart in den Ostseeprovinzen.

Von A. Benkert.

Die Summe der Eigenarten eines Volksstammes macht seine Nationalität aus; die kostbarste jener ist die Sprache, zugleich der untrüglichste Spiegel seines innersten Fühlens und Denkens. Wer eine fremde Sprache völlig sich aneignen will, muß einen ganz neuen Ideenkreis in sich aufnehmen und damit die Sonderheiten der fremden Nation sich zu eigen machen. — Wie nun eine unüberwindliche Abneigung Einzelne fern von einander hält, ebenso kann ein ganzer Stamm in denkbar schroffstem Gegensatz zu einem anderen sich fühlen, und diese instinktive Abneigung kommt zum Ausdruck in der dauernden Abweisung eben jener Stammeseigenarten selbst da, wo sie Gutes und Nachahmenswerthes bieten.

Zwischen Germanen und Slaven als nächsten Nachbarn bestand von jeher ein reger Verkehr. Welches aber ist der Niederschlag desselben in unserer Sprache? Das bekannteste aus der im Ganzen geringen Anzahl slavischer Lehnwörter ist wohl „Grenze" (russ. graniza), schon im 15. Jahrhundert unser marka verdrängend. Russisches petschát wurde zu „Petschaft" (Nebenform „Petschier"); die „Peitsche", „Karbatsche" und „Knute", die „Droschke", „Kalesche", „Kutsche" sind slavischen Ursprungs. Unser poetisch schönes „Elch" mußte dem russ. olén weichen u. s. f. Im Allgemeinen aber dürfen wir fragen: Was konnte der Osten dem Culturwesten bringen? Und von hier, vom Main und Rhein, der Weser und Elbe, kurz aus allen deutschen Gauen kamen jene deutschen Ansiedler der nun seit $1^1/_2$ Jahrhunderten unter russischer Herrschaft stehenden Ostseeprovinzen. — Wer die furchtbar blutige und wechselvolle Geschichte derselben, besonders seit Untergang des Schwertordens 1562, verfolgt, muß bewundernd staunen über die Zähigkeit unserer Stammesbrüder, über die Lebensfähigkeit des deutschen Kernes, die das von fremden Nationen umklammerte Deutschthum vor völligem Untergang bewahrten, es schützten und hegten bis auf den heutigen Tag. Die Trümmer eines riesigen gothischen Domes in Dorpat sind stumme Zeugen jener russischen Turennes, die im 16. und 17. Jahrhundert Estland und Livland peinigten; in diesem Zeitraum, nach Auflösung des livländisch-deutschen Ordensstaates 1562, kämpften fast ununterbrochen Polen, Russen, Dänen, Schweden um den Besitz jener Provinzen, zerfetzten dieselben und zertraten ihre Cultur. Seit Neugründung der Universität Dorpat durch den Zaren Alexander 1802 ganz in deutschem Geiste glaubten die Deutschen dort mit Recht, die ihnen bei dem Anschluß an Rußland „für ewige Zeiten" gewährleisteten Freiheiten, Selbstverwaltung, Erhaltung ihrer Religion und Sprache, nunmehr dauernd und ungestört genießen zu können. Die vor kurzem erfolgte Umwandlung des deutschen Dorpat in das russische Jurjew hat den Provinzen ihre einzige nationale Bildungsstätte entrissen und damit das Deutschthum an der Wurzel getroffen. Doch hoffen wir, daß auch dieser Sturm vorübergehe wie derjenige in den 50er Jahren. Manches Reis freilich ist schon gebrochen, mancher Zweig entblättert an dem deutschen Stamme; doch, so lehrt es die Geschichte der Provinzen: „innen in dem Marke wohnt die Kraft", die unbeugsame und stets sich verjüngende. — Den wechselvollen Geschicken des nun mehr als 600 Jahre hindurch auf seinem Posten ausharrenden Deutschthumes entsprechend, wären bei der Beleuchtung der dortigen Mundart zu beachten die Einflüsse, die etwa das Russische, Lettische, Schwedische, bezw. Estnische, endlich das Polnische und Französische auf die Entwickelung derselben ausgeübt. Eines dürfen wir gleich vorwegnehmen, und das ist die Behauptung, daß unsere Sprache drüben sich rein erhalten hat trotz aller Stürme und die Gefahr, zu einer Mischsprache herabzusinken, wie das Deutsche der Colonisten in der neuen Welt, bewußt vermieden hat. Herder, 1764—1769 in Riga, rühmt von derselben, daß manche Ausdrücke „durch treffende Bestimmtheit, durch feine Schattierung des Begriffs, die im Neuhochdeutschen nicht wiederzufinden", sich auszeichne. Nicht nur hat die dortige Mundart das Alte pietätvoll erhalten und gegen fremde Einflüsse geschützt, sie hat treffende, ihre Eigenart charakterisirende Neubildungen geschaffen, ein grünender Zweig an dem mächtigen deutschen Sprachstamm.

Russisch sind naturgemäß die offiziellen Bezeichnungen für Münze, Maß, Gewicht. Und doch gehen z. B. neben Arschín (17 cm), Werschók (4,41 cm) die deutsche „Elle", der „Zoll" gleichberechtigt her, wie neben dem russ. Pud (40 Pfund) und Solotník das „Lispfund" (20 Pfund) und „Pfund", neben Wedró (12,298 l) und Kruschke (ca. 1 l), das deutsche „Stōf" — nd. stoof —; „Faden" hat das russ. Saschén gar nicht aufkommen lassen. „Lōf" — nd. loof — bezeichnet in der Zusammensetzung „Lofstelle" den 8. Teil der Dèssátine (2400 Quadratfaden), die livländ. „Tonne" ist gleich 2 Lof. Deutsches Gewand haben angelegt der „Kopeken" (russ. kopeíka), der „Rubel" (Rubelscheine), die „Werst" (1,067 km; Werstpfahl). Solchen Ausdrücken des öffentlichen Verkehrs schließen sich einige für staatliche, sog. „Krons"-Einrichtungen an, deren Zahl in Folge der bisherigen Selbstverwaltung der Provinzen ebenfalls nicht groß ist. Bei der jetzt herrschenden Strömung freilich sind Ukás, Swód (Gesetzsammlung), Brátstwo (geistliche Brüderschaft der russ. Propaganda) recht bekannte Dinge geworden. Der Cäsarewitsch ist der Reichsnachfolger. Das Gerichtswesen betreffende Ausdrücke sind u. A.: Palate (Gerichtsabtheilung), Salogge (Kaution), Torg und Peretorg (1. und 2. Termin). Den Abscheu gegen gewisse in den russischen Holzbauten recht heimische Insassen drückt der Deutsche dort gleichfalls durch das russ. Prussáke (Preuße) aus. Die Gorodowoí(s) und Pristáw(s) — Schutzmannschargen — haben nun auch ihren Einzug in die deutschen Städte gehalten. Erfreulicher und zahlreicher zugleich ist die Einbürgerung russischer Ausdrücke für Verkehrsmittel, d. h. Wagen und Schlitten, deren es im „Innern" — stehende Bezeichnung für das eigentliche Rußland — mehr als $^1/_2$ Hundert Arten gibt, u. A. Kibítke, Telége, Turantás, Britschke, Troika, Raspuske (Last-

wagen); desgleichen treffen wir in Küche und Keller unter häßlichen Namen recht nützliche Dinge an, z. B. Piroggen (Pastetchen), Blinis (Hefenkuchen), Rassól (eine Art Neunaugen-Salat), Kissól (Fruchtsaft), Barowiken (eine Art Pilze), Maróschne (Gefrorenes), wobei der Atschischtschina (— ja wodka), Rebinowka und andere Schnäpse nicht fehlen dürfen. Die Papyros und Spitschki(s), beide verstenert („banderolirt") in einzelnen Schächtelchen, werden in echt slavischer Weise vergualmt und verschwendet. Neben dergleichen Ausdrücken gehen noch manche her, die meist nur scherzweise gebraucht werden oder doch eingeschränkt. Agaródnik ist der „russische" Gemüsegärtner, Tschinównik, der „russische" Beamte — mit einem der 14 russischen Tschins (Rangklassen) — aber im Sinne des Gouverneurs, der Hauptperson des recht lehrreichen russ. Lustspiels „Der Revisor" von Gogol (deutsch bei Reclam). Podrätschik (Bauunternehmer) heißt der Veranstalter einer Vergnügungsfahrt; die Bezeichnung Tschernomoren (tschernoje more, schwarzes M.) müssen sich die Adeligen gefallen lassen. Ueberhaupt geht, oder leider ging, ein frischer, burschikoser Ton von der Universität Dorpat aus bis hinein in alle Kreise. — Der Kwas (gegohrenes Getränk aus Roggenmehl), von den Russen mit Vorliebe auf roh genossene Gurken getrunken, daher während der Choleraepidemie polizeilich verboten, Machorka (Bauerntabak), der unrauchbar, Woilik, für ein abgetragenes („abgekoddertes") Kleidungsstück gebraucht, eig. gewalzte Schafwolle, Matschalka (Lindenbast), zum Frottiren benutzt, mögen diese Reihe, die übrigens keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit macht, schließen. — Eine besondere Vorliebe zeigen die Deutschen für russische Vornamen, und zwar besonders in der Deminutivform, wie Mäschinka (Marie), Säschinka (Alexandrine), Annuschka; Wanda, Wera (Glaube), Wladimir, Jäscha (Jakob) u. A. Eine ungezählte Reihe von Wörtern nehmen diese russische Verkleinerungsendung an, noch mehrere die lettische auf ing (Papping, Mamming, Tanting, Rägutting (kleiner Schlitten), selbst Dehwing (Gottchen). Diese Fülle von Deminutiven giebt der Sprache etwas ungemein Herzliches, Einschmeichelndes. Von den vielen russischen Schimpfwörtern habe nur einige wenige der allerzahmsten sich eingeschlichen, z. B. Duräk, Burläk, beides gleich liebenswürdige Bezeichnungen. Daß es auch dort Sprachgigerln gibt, ist bei der Vielsprachigkeit — deutsch, lettisch, bezw. estnisch,*) vielfach französisch, seltener bisher russisch — nicht zu verwundern. Doch sind diese „Petersburger" Deutschen dort äußerst selten, zur Ehre der Deutschen in den Provinzen! und machen vor Allem keine Schule. — Warum aber haben die deutschen Eroberer die Jahrhunderte nicht benutzt, die Unterworfenen zu germanisiren, warum haben sie ihnen nicht mit ihrer Religion auch ihre Sprache gegeben? Durch die künstlich errichtete Schranke haben sie sich dieselben innerlich entfremdet, so daß jene jetzt im feindlichen Lager zu finden sind, die doch mit ihnen gleiche Güter sollten zu vertheidigen haben. Wer wollte eine so tief einschneidende Frage ohne eingehende Erörterung der Verhältnisse beantworten? — Russischen Einfluß verrathen auch Redewendungen wie „was nicht ist (tschto ni bud), „ich weiß schon nicht". „Er wußte nicht, wo sich zu lassen" (il ne savait où se cacher) könnte ebenso gut uns nach Westen weisen, desgl. z. B. das scharfe „ſ" z. B. in „Perßon", das auffallend offene „ō" z. B. in „O(a)hr", „O(a)rt". — Nachhaltiger im Ganzen als das Russische hat sich der Einfluß des Lettischen besonders für die Mundart Kurlands, die wir überhaupt in erster Linie im Auge haben, geltend gemacht. Von der lettischen Amme hört das Kind die ersten Laute derjenigen Sprache, die ihm später zur zweiten Muttersprache wird. Kein Wunder, daß neben einzelnen Ausdrücken manche Redewendungen, ja die ganze Redeweise vielfach auf diese Sprache zurückweisen. Außer der schon berührten Herübernahme lettischer Diminutiva sind das echt Kurische „Wäih"! („Wäih, Gottchen, was bin ich müde!"), „Erbarmen"! (Apschelatees!) z. B. „Erbarmen Sie sich, was reden Sie für dummes Zeug!", ferner das sonderbare „Laß (er) nur kommen", als Ausflüsse des Lettischen anzusehen; dahin gehören auch „Zeig' Licht!" (Leuchte ihm!), „Wird man nun sehen" u. A. Das Alles klingt, gesprochen, so eigenartig und zugleich anmuthend, während es, niedergeschrieben, unbeholfen und hölzern ist. „Ich bin zur Jagd gewä—esen". Dieses Auseinanderreißen der Wörter dürfte vielleicht darin seinen Grund haben einerseits, daß der Lette den Wortaccent möglichst gegen den Anfang des Wortes rückt (z. B. párdotawa, Verkauf); andererseits mögen das lettische offene „e" und das Doppel-E eingewirkt haben. Schrecken klingt fast wie Schräck—chen (od.—jen). Dieses hinter k(g) eingeschobene ch(j) giebt der zweiten von dem vorhergehenden Consonanten losgelösten Silbe gewissermaßen einen Ersatz, der natürlich bei Weitem weicher klingt, als es darzustellen ist. Der „Main" wird in Kurland deutlich von dem Possesiv unterschieden, entsprechend der zwischen ai und ei scharf trennenden lettischen Vocalisirung. Die sächsische Verwechselung von p und b, t und d ist bei dem strengen Auseinanderhalten derselben dort unmöglich. Die Aussprache des ch (z. B. in Chor, Christus) ist die den Slaven eigenthümliche gutturale, die unseren Sprachorganen so schwer fällt. — Während wir an die auf g oder ch endenden Wörter in der Verkleinerungsform in der Regel lieber „lein" statt „chen" anhangen, hören wir dort, was gaug und gäbe, „Augchen", „Buchchen", „Wagchen", „Wochchen", ebenfalls nicht leicht nachzuahmen, und was dann doch anders klingt. Fast nie tritt der Umlaut ein in solchen Deminutiven, die sich einer großen Beliebtheit erfreuen, so daß sie geradezu der Sprache eine eigenartige Färbung geben („Gieb Handchen, mein Sohnchen, mein Tochterchen"! „Nehmen Sie noch ein »Schlubberchen«," d. h. etwa einen Schlaftrunk!); selbst „sachtchen" „sachtlichen" und „stillichen" — letzteres als Paroxytonon — kommen vor. Der lettischen Endung „lis" wurde der Vorzug gegeben z. B. in „Feglis" (Ausgefegtes — Feglis-kasten), während andererseits mancherlei Neubildungen mit deutschen Suffixen anzutreffen sind, z. B. „Alberling", „Frechling". Was an lettischen Einzelausdrücken herübergenommen wurde, konnte sich nach der Stellung der Unterworfenen, nur auf die Beschäftigungen derselben in Wald und Feld, in Küche und Keller und vielleicht im Kinderzimmer erstrecken. „Reddel" ist die Leiter, Raufe („Reddelwagen"), „Kuje" die Feime, „Wagger" der Aufseher bei der Feldarbeit, „Pergel" der Kienspan, noch hier und da die Lampe ersetzend. „Puischkalln" (Knabenberg) heißt ein Hügel in Kurland. Aus lett. pai (lieb) wurde „paien", „bekoapaien" auch „bepuscheln" (sich sorgend um Jemand zu schaffen machen). — Weit geringer selbst für die am längsten unter schwedischer Herrschaft stehende Provinz Estland (1562—1710) ist der Nachlaß dieses Volkes. Das Gebiet, in welchem sich die wenigen Ausdrücke festgesetzt haben, geht nicht über das dem lettischen Einfluß offen Stehende hinaus. Man gebraucht „Rauke" (schw. råga) für Kornhaufen, „Riege" für Dreschtenne (schw. ria) —, Scheune wird durch das slav. Klete oder Stadól (ahd. stadal) bezeichnet —, „Palte" (Blutkuchen), „Burke" (Einmacheglas); „schnickern" (schw. snickra, Schnitzarbeit) hat die scherzhafte Bedeutung „den Hof machen" angenommen. — Es ist bezeichnend mehr fast noch für die Unfähigkeit der Polen als die Zurückhaltung der dortigen Deutschen, daß die polnische Herrschaft*) fast spurlos in Bezug auf Sitte und Sprache vorübergegangen ist in den Provinzen. „Wunzen" (poln. wasy) gilt nicht für fein statt Schnurrbart, noch weniger jenes poln. Adjektiv „prost", dessen Bedeutung in Deutschland, wohin es polnische Juden gebracht haben mögen, sich etwas gemildert hat. Wild, leidenschaftlich und, wenn mit polnischer Grazie getanzt, bezaubernd ist der Mazurka. — Hat uns dieser knappe Ueberblick gezeigt, wie wenig gerade die gewollte Beeinflussung von Seiten der Sieger auf die Sprache der Balten vermochte, so haben wir jetzt einen

*) Noch heute wird für die Letten lettisch, die Esten estnisch gepredigt. Im Verkehr mit den Bediensteten wird ausschließlich eine dieser Sprachen von den Deutschen angewandt.

*) Livland war von 1561 bis 1660 unter polnischer Schutzherrschaft, von da ab schwedische Provinz bis zur Vereinigung mit Rußland 1710, bezw. 1721; Kurland war unter poln. Oberlehnshoheit bis 1737, von wo ab der russische Einfluß mit Biron beginnt, Estland war seit Auflösung des Ordensstaates bis 1710, bez. 1721 schwedisch.

Blick zu werfen auf die Stellung, die das Französische dort einnimmt, um dessen Einfluß zu verstehen. Wie wir auf dem Gebiete, wo ein Aufzwängen des Fremden ausgeschlossen war, eine verhältnißmäßig reiche freiwillige Herübernahme von Fremdausdrücken, größtentheils der fremden Gewandung entkleidet, feststellen konnten, so ist auch dem Französischen ein vielleicht allzufreier Zugang gewährt worden. Neben der lettischen, bezw. estnischen Sprache, die, wie erwähnt, das Kind von der Wärterin erlernt, lehrt in den sog. besseren Kreisen die französiche Bonne, bezw. Gouvernante das Parliren. Somit haben die dortigen Deutschen meist zwei Möglichkeiten, ihr Zwiegespräch dem „Ausländer“*) gegenüber zu verbergen, sicherlich aber eine dem weniger Gebildeten gegenüber im engeren Vaterlande. Diese wirkliche Kenntniß des Französischen läßt daher vielfach den Fremdausdrücken die ihnen zukommende Aussprache, wie in Aristocratie (—ßie), Concert (ßär), Char à bancs (—an) u. A.; freilich wiederum die deutsche Aussprache haben content, Postillon (Briefträger). „Prunelstiefel“, „Lilien convallien“ (Maiglöckchen), „Universitäts-Conseil“, „Gouvernements-Fiskal“ u. A. m. sind keine Zierden der Sprache. Hier zeigt sich eben deutlich der Mangel der Sprache an durchbildender Kraft,**) der nothwendig da zu Tage treten muß, wo eine gleichsprachige breite Volksmasse fehlt. Der diesen Mangel in etwa paralysirende Zuzug aus dem Mutterlande ist ein immer geringerer geworden und stockt naturgemäß jetzt völlig. „Ich habe kalt“, „Geh' das Buch holen“, „Ich liebe sehr zu . . .“; „Lege mir »Schmand« zum Kaffee“, „Lege***) die Lampe auf den Tisch“ (ganz wie mettre; übrigens ist jener Gesammtausdruck auch der lettischen Sprache eigen), „Theuer kosten“, „Viel fragen“ (einen hohen Preis fordern), „Ein Buch fragen von Jemand“ tragen den Stempel der Uebersetzung an sich. Solcherlei Auswüchse neben einer gewissen Monotonie der Sprechweise bezüglich des Einzelwortes wie des ganzen Satzes, so daß man Aussage und Frage oft schwer unterscheiden kann, mögen das harte Urtheil G. Beesenmeyer's (Schmidt, Encyclop. u. „Mundart“) hervorgerufen haben, daß die dortige Mundart ein „ausgebeintes und ausgestopftes Präparat“ sei, der „die Vibration des Naturlautes fehle“. Doch das Festhalten so mancher treffenden niederdeutschen Ausdrücke, die wir aufgegeben, die Fülle von charakteristischen Neubildungen mit oft „feiner Schattirung des Begriffes“, die vielen gemüthlichen Floskeln und Partikeln, dem Norddeutschen wenigstens ganz fremd („Was ist, wollen wir nicht . . .“! „Höre Lieberchen . . . .“, „Komm »recht« mit“; „rein“, „schon“ u. A.), die berührten Interjectionen, der häufige Dativus ethicus und nicht zuletzt die Vorliebe für Dimunitiven sind Zeichen eines frischen Pulsirens in der Sprache, sind Mittel, die den Weg zum Herzen öffnen. Die Abgeschlossenheit der Balten bei der Sonderstellung ihrer Provinzen innerhalb des weiten Reiches, an dessen innerer Politik in unserem Sinne theilzunehmen die herrschende Regierungsform ausschließt, bildete im engen vertraulichen Kreise das Deutsche zu einer gemüthvollen Plaudersprache aus. Nachlässigkeiten, wie „ets“, „Petsburg“ (russ. Peterburg), „kann man nicht sagen“ (st.—anders s.-ja), „vor paar Tagen“, „was wird »nu«†) sein?“ „Waih Lieberchen, — habe ich vergessen“ u. A. sind keineswegs unerhört; Redewendungen, wie „in einem Fuhrmann fahren“ — „ein bequemer Fuhrmann“ ist ein Zweispänner —, „die »Landschen« sind eingekommen“ oder „ein“, (d. i. — in die Stadt), sich „bestricken“, „beflicken“, „bewaschen“, „beheizen“ lassen, die Vorliebe für die weicheren nd. Formen, z. B. „draben“, „doll“ sind nicht unschöner als manche Eigenheiten unserer Dialekte und, meinen wir, recht charakteristisch. — Das trockene „ja“ und das kalte „nein“ scheint man absichtlich zu meiden.*) „Bist du zur Jagd gewesen? „Fúi (Fói, — Fuich**), es regnete, oder „Keine Spur, es“ —, oder „Nicht von wo“, oder „Geh' doch geh“ — oder „Erbarmen —!“ oder „Gott schütz!“ u. s. f. Das Gegentheil bezeichnen etwa „Aich, und wie!“ „Was denn“! „Wod (russ.), das war 'ne Sach'!“ Das war »selten«, »ausnehmend« schön“. Auch eine rege Neigung für Alliteration macht sich geltend: „Nicht du noch bä wissen“, „Kapp und kahl stehlen“, „britsch bratsch (russ.)“, „tafts“, „taux“. — Die letzteren zugleich vortrefflich klangmalend —: Alles Beweise einer stark ausgeprägten Individualität. Mit den Vorsilben „be“, „ab“, „an“, „aus“, „auf“ u. A. sind eine Fülle charakteristischer Neubildungen geschaffen. In „bebraten“, „befrieren“ tritt der Begriff des Theilweisen, dagegen in „beschworken“ (bewölkt), „bekatern“ (sich ausputzen) des Vollständigen bis zum Uebermaß hervor, ähnlich in „bestricken“ u. s. w. (Vergl. oben) „beprüfen“ — auch in der Schriftsprache***) —; in sich „bekaufen“, sich „bewissen“ (das Nachsehen haben) drückt „be“ das Verfehlte aus. „Abpuffen“ heißt sein Schläfchen machen (od. auch Geld leihen), „abessen“, „abreffeln“, „ankommen“ (verderben von Speisen) „anklingeln“ (vorsprechen), „aufbeißen“ (Imbiß nehmen) u. A. m. — Von adjektiven Neubildungen seien genannt „fahrends“, „liegends“, „bauchlings“, „einrubelig“, „1—stofig—lofig—pudig“ †), von Substantiven „Hofsland“, „Hofsweib“ (seine edle Bedeutung hat „Weib“ an „Frau“ abgetreten) od. „Hofsmutter“, „Hofsmuttersmann“ ist der — Milchmann, „Draußenfenster“, „Zwiebelrusse“: oft kühne, aber vielfach recht treffende Bildungen. — Den Schluß mögen einige plattdeutsche Ausdrücke bilden, die sich aus der noch lange nach Einführung einer einheitlichen Schriftsprache gültigen plattdeutschen Umgangssprache, dem „westfälischen Deutsch“ — denn von hier aus kam die Hauptmasse der Einwanderer — erhalten haben oder doch durch das Lettische, bezw. Estnische oder Russische aufgenommen, festgehalten und auf diesem Umwege wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückgelangt sind, — wie z. B. das deutsche „Beiwacht“ von Frankreich als „Bivouac“ zurückkam u. a. — Plattdeutsch sind z. B. „Anken“ (stöhnen), „aufmuken“ (gewaltsam öffnen), „Knagge“ (Kleiderhaken), „Krug“ und „Krüger“, „Lucht“ (z. B. ein Lucht Gardinen), „Paudel“ (Speisepaudel), „Wirth“ in der eigentlichen Bedeutung „Gastgeber“, und wer je dem baltischen „Wirthen“††) Gelegenheit gegeben, seine herzgewinnende Liebenswürdigkeit zu entfalten, dem wird es ergehen wie den Gefährten des Odysseus bei den Lotophagen.

*) Mit dem „Ausland“ bezeichnet man merkwürdigerweise das deutsche Mutterland, während man das übrige Ausland stets mit dem betreffenden Namen angibt.

**) Einen derartigen Versuch wenigstens zeigt uns das in „Zieschen“ verdeutschte saucisse u. n. A.

***) Ueberhaupt ist die Verwechselung von „legen“ und „stellen“ charakteristisch. „Das Buch“ z. B. „»steht« auf dem Tisch“ u. v. A. Vergl. auch: „Zeig' mir die Scheere“. „Er ist krank »befallen«“; „»Wir« und mein Bruder gingen spazieren“.

†) Vergl. lett.: Kas nu bus?

*) Andererseits sagt man „danke ja“, „danke nein“.

**) Doch neigt dieses letztere schon mehr zum Ausdrücken des wirklichen Abscheus hin.

***) Vergl. Rigasche Zeitung vom 15./27. April 1886 S. 2.

†) Neben „zuer“ (z. B. Wagen) gilt „durcher“ (d. i. durchlöcherter z. B. Rock) als unfein.

††) Auch in der Schriftsprache schwach deklinirt, wie z. B. Gouverneur u. a. Wörter.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auf dem Gipfel menschlichen Elends.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.

Kürzlich traf ich einen jungen Mann, der mich versicherte, einst ein hübscher, forscher Kerl mit guten Kenntnissen und gewinnendem Charakter gewesen zu sein, und daß er — wenn man ehrliche, redliche Arbeit ausschließt — Alles versucht habe, um in der Welt vorwärts zu kommen, jedoch vergebens. Besagter junger Mann sprach mich um eine viertel Mark zu ein wenig Taback und einem Glase Bier an. Mir schien es jammervoll, daß im Vaterlande von Nordenskjöld der Humbug so niedrig im Kurs stehen sollte, und ich beschloß ihn auszufragen, in wiefern er wirk-

lich alle bei uns gebräuchlichen Rezepte, auf den Schultern Anderer zum Brotschrank hinaufzuklettern, versucht hatte.

„Sie sagen, daß Sie einst ein hübscher, forscher Mann mit gewinnenden Manieren gewesen sind; da hätten Sie die Augen offen haben und versuchen sollen, sich mit einer größeren Sammlung der im Lande gebräuchlichen Münzsorten zu verheirathen."

„Das that ich. Ich hielt mich in Marstrand auf, badete und lebte nüchtern, bis ich wie Gefrorenes am ganzen Körper war. Und ich las den Müttern vor, laut, und sprach mit den Töchtern, leise, und tanzte und verschenkte Bouquets . . ."

„Nun?"

„Ja, seit dieses verwünschte Frauenzimmer, die Edgren-Leffler, in Weihnachtsromanen angefangen hat, über den Ehestand zu moralisiren, ist es zum Glaubensartikel geworden, daß alle Männer sich verheirathen und alte Frauenzimmer es bleiben lassen sollen."

„Wie soll das zugehen?"

„Ist mir einerlei."

„Haben Sie es nie damit versucht, »geistlich« zu werden?"

„Ja freilich, ich reiste eines schönen Frühjahrs nach Bad Mösseberg, da mein Freund, der Badekämmerer, schrieb, daß der Zudrang an »Frommen« groß wäre, und »junge, ernst gesinnte Männer« 25 Procent über Pari ständen. Ich ließ mich längelangs auf der belebtesten Promenade nieder, mit blauer Brille auf der Nase und einer großen Postille mit Messingbeschlägen vor mir. Ich dachte: »Kommt nun keine ehrsame Großkaufmannswittwe aus Göteborg mit einer heirathsfähigen Tochter und stolpert über mich, so gibt es auf dieser Welt keine Gerechtigkeit mehr."

„Nun? Sie bekamen nichts?"

„Doch, einen Magenkatarrh und einen Biß in's Bein von einem Köter."

„Sie hätten eine Erfindung machen sollen; das ist heuzutage modern."

„Und ob ich erfand! Ich nahm ein Patent für fünf Jahre auf einen selbstthätigen Halter für Hosen im Regenwetter. Hier sehen Sie die Zeichnung; der Mechanismus ist ebenso einfach wie sinnreich: kleine Messingringe am ganzen äußeren Saum entlang; eine Schnur am unteren Ende der Hose befestigt, durch die Ringe gezogen und am oberen Ende mit einer Bleikugel versehen, welche bei gutem Wetter ruhig in der Hosentasche versteckt liegt, aber hinausgehängt wird, sobald es zu regnen beginnt, und durch ihre Schwere die Beinkleider in die Höhe zieht."

„Ich sollte doch meinen, die Erfindung hätte eine große Zukunft."

„Zum Teufel auch! Die Fabrikanten in Norrköping merkten, daß ein paar Hosen auf diese Weise doppelt so lange halten, und daß sie bald geringeren Absatz für ihre Waaren haben würden. Und nun begannen sie, mich als einen Feind der vaterländischen Industrie zu verschreien, und ein Gutsherr, der gelegentlich meine Wechsel acceptirte, drohte mich in's Unglück zu stürzen, wenn ich das Patent nicht an den Kaiser Napoleon verschenken wolle. Ihm könnte es weder schaden, noch nützen, denn Eugenie von Montijo hätte ihm längst die Hosen abgenommen."

„Würde eine Güteragentur Ihnen nicht zugesagt haben?"

„Gewiß; und das muß ich sagen, die Güteragentur war das einzige, was einigermaßen ging. Doch ich mußte ein Ende machen, denn mein Nervensystem und meine etwas schwache Constitution vertrug nicht die warme Art und Weise, womit sowohl Käufer wie Verkäufer mir einige Zeit nach Abschluß der Verträge gleichzeitig ihre Dankbarkeit beweisen wollten."

„Ich vermuthe, daß Sie auch versucht haben, Kircheneoncerte zu geben?"

„Ja gewiß, und das würde noch einigermaßen geglückt sein, wenn es mir nur so total an Stimme fehlte, wie den meisten jungen Leuten, die in diesem Gewerbe umher reisen; aber zu meinem Unglück hat mich Frau Natur mit einem unbedeutenden zweiten Tenor begabt. Der erweckte den Neid der Dorfküster, und die Kirchthüren schlossen sich Dank ihrer Kabale vor mir."

„Da hätten Sie populäre Vorträge halten sollen, das ist modern, und man kann sie schön genug gestalten, wenn man nur hinreichend Gedächtniß besitzt, um einen Haufen von Dingen in sich aufzunehmen, die Andere geschrieben haben."

„Ich hielt drei in Krähwinkel. Der erste war „Ein Vergleich zwischen Gustav Adolf und Petrus Waldenström", der zweite ein „Versuch zur Klarlegung des Einflusses, den die Kartoffelkrankheit auf die religiöse Bewegung des Jahres 1830 gehabt", und das ging ausgezeichnet. Aber dann gab der Böse mir ein, eines Abends eine Vorlesung über „Einige Monate in einem ländlichen Heim auf dem Planeten Mars" zu halten. Alles ging gut, so lange ich nur erzählte, sie hätten dort eine freie Staatsverfassung und an der Sonne gekochtes Apfelmus; aber als ich anfing zu berichten, wie es dort zu Zeiten so warm wird, daß die jungen Damen gegen Mittag genöthigt sind, ein Kleidungsstück nach dem anderen abzuwerfen, mit denen abgerichtete Schwäne dann sofort zur Waschanstalt fliegen, da wurden zwei ältere Fräulein ohnmächtig, die Bürgermeisterin rief nach Riechwasser und die Zeitung der Stadt schrieb zwei lange Spalten über die Abscheulichkeit des unverhüllten Naturalismus,"

„Sind Sie nie darauf verfallen, sich auf's Gedankenlesen zu verlegen?"

„Ja, in Brackköping; aber der Wirth, dessen Local ich miethen wollte, war auch ein wenig Gedankenleser, sah mir scharf in's Gesicht und sagte: »Sie wollen mich um die Saalmiethe prellen«, und so war es aus mit dem Handel."

„Natürlich haben Sie Ihr Heil in der Lotterie versucht?"

„Ja; ich hatte mir die Sache ernstlich überlegt, konnte aber mit dem Teufelskerl von Collecteur unmöglich übereinkommen. Er hatte mir einen sehr vielversprechenden Prospect zur nächsten Ziehung übersandt, in welchem der höchste Gewinn 1,000,000 Mark betrug und alle übrigen Loose mit einem Gewinn wenigstens doppelt so hoch wie der Einsatz herauskommen sollten. Da meine Kasse für den Augenblick etwas reducirt war, bat ich ihn, mir einige hundert Loose auf Kredit zu senden und sich später aus den auf die Loose fallenden Gewinnen bezahlt zu machen. Aber er erklärte, das stände ganz und gar im Widerspruch mit seinen Geschäftsgrundsätzen, und so wurde auch daraus nichts."

„Haben Sie niemals eine Heirathsannonce einrücken lassen?"

„Auch das. Am Tage, nachdem die Gläubiger an meiner Concursmasse in der Schlußversammlung zehn Mark auf 1000 ihrer Forderung zugeschossen hatten, um die Kosten des Concurses zu decken, rückte ich Folgendes in die „Neuesten Nachrichten" ein: »Ein Mann mit geordneten Vermögensverhältnissen, gebildet und von mildem Charakter, sucht eine Gattin, Mädchen oder Wittwe, im Alter von 15 bis 75 Jahren. Auf Schönheit und Reichthum wird kein Gewicht gelegt; aber damit die Hausfrau im eigenen Heim die selbständige Stellung einzunehmen vermag, welche die Losung unserer Zeit bildet, wäre es wünschenswerth, daß sie vollständig für den Unterhalt der Familie sorgen könnte. — Antwort mit Photographie im versiegelten Couvert unter der Aufschrift »»Ernst gemeint««« einzureichen bei der Annoncenexpedition dieses Blattes.« — Ich miethete dann, ohne Wissen des Eigenthümers, die Veranda einer damals unbewohnten Villa. Auf meine Annonce erhielt ich 267 Antwortschreiben und 238 Porträts zu reiferem Alter gediehener Köchinnen, Kindersrauen, Ladenjungfern, Fischverkäuferinnen und anderer achtbarer Damen, sämmtlich dem »Nährstande« angehörig. Um in Ruhe meine Wahl treffen zu können, befestigte ich die Photographien neben einander an der Wand meiner Veranda. Aber da kam ein Polizist und fragte, ob ich zehn Mark im Vermögen habe zur Strafe dafür, daß ich Menagerievorstellung affichirte, ohne zuvor beim Magistrat Anzeige erstattet zu haben. Ich sagte, das, was er dort sähe, wären keine wilden Thiere, sondern sanfte, liebevolle Frauenseelen; aber er wollte auf nichts hören, und so wurde ich drei Tage eingesteckt bei Wasser und Brot, weil ich kein klein Geld gewechselt hatte, um die Strafe zu bezahlen."

„In diesem Stadium der Erniedrigung bleibt einem Manne allerdings keine große Wahl: haben Sie sich nie als Dichter oder Schriftsteller versucht?"

„Ach ja, aber so lange die Rationen der Armenhäuser und Zellengefängnisse auf ihrer jetzigen Höhe bleiben, wird kein kluger Mann in unserem Lande die Laufbahn wählen!"

„Haben Sie nie daran gedacht, sich das Leben zu nehmen?"

„Ich versuchte einmal, mich zu ertränken, aber unglücklicher Weise in der Nähe einer Sommerwirthschaft, und das Gasthaus hat immer eine solche Anziehungskraft auf mich geübt, daß ich gleich wieder nach oben kam. Dann nahm ich Fliegengift, aber das war verfälscht. Darauf wollte ich mich zu Tode spielen lassen von Wagnermusik, schlief aber dabei ein. Schließlich versuchte ich mich an Reichstagsreden todt zu lesen, wurde aber von Mitleid mit mir selbst ergriffen und hörte auf."

„Armer, bedauernswerther Mann, ich will Alles für Sie thun. Unsere Zeit ist das goldene Zeitalter der Menschenliebe, und ein Bruderherz wägt nicht die Opfer für seine bedürftigen Brüder! Hier haben Sie fünfundzwanzig Pfennig; aber kommen Sie mir nicht mehr vor die Augen, denn ich kann es nicht ertragen, so vom menschlichen Elend im Innersten erschüttert zu werden!"

Aus der Hauptstadt.

Ein vegetarisches Zukunftsbild.

Bekanntlich hatten die Reichstagswahlen von 1898 zum ersten Male das völlig unerwartete Ergebniß, daß die Vegetarianer, die bis dahin im Verborgenen geblüht hatten, aber kräftig agitirten, im Reichstag das Zünglein an der Wage bildeten. Sie nutzten ihre Macht äußerst geschickt aus und thaten das Klügste was sie thun konnten, indem sie ihre Stimmen stets an den Meistbietenden verhandelten. So kam es, daß alle Parteien sich gegenseitig immer weiter überboten, und die Vegetarier bald eine Herrschaft ausüben konnten, wie sie es niemals gewagt hätten, wenn sie allein die absolute Majorität und somit die alleinige Verantwortlichkeit besessen hätten. So wurde denn allmählich das reine vegetarianische System eingeführt. Mit der Klinke der Gesetzgebung in der Hand wurde jeder Braten aus der Küche verbannt, von der Bärenkeule bis zum Ziehhund, von der Auster bis zur Katze und Maus. Wer seinen Wagen zum Lagerplatze für thierische Leichname machte, dessen Name wurde in den Kreisblättern unter der schwarzen Liste der Kannibalen an den Pranger gestellt. Wer ein Hühnerei zerschlug, wurde als Eiermörder aller bürgerlichen Ehrenrechte verlustig, und wenn es nachweislich ohne böse Absicht geschehen war, so standen auf fahrlässiger Eiertödtung die höchsten Geldstrafen. Wer eine Kuh zu melken versuchte, hatte dies wegen schweren Milchfrevels zu büßen. Natürlich wurde auch das Wollregime als veraltet verworfen, und das reine Baumwollsystem als das allein richtige proklamirt. Wer noch Wolle benutzte, wurde in der Schinderliste als ein verthiertes Geschöpf gebrandmarkt.

Schwer erschien Anfangs die Aufgabe, was mit den hartnäckigen, rückfälligen Schindern und Kannibalen anzufangen sei, aber man fand bald den rechten Weg: man sperrte sie im Irrenhaus ein, und bald gelang es auch den Irrenärzten, eine große Zahl von fast unfehlbaren Heilmethoden für den Thierwahn zu erfinden. So wurde jeder Mißbrauch der Thierwelt zu menschlichen Zwecken unmöglich gemacht. Warum sollte auch der Zweck, der andere Mittel nicht heiligen konnte, gerade das Thier heiligen? Endlich wurde der Thierschutz consequent durchgeführt. Bisher hatten nur die städtischen Thierschutzvereine in höchst einseitiger Weise mit dem Ziehhund geliebäugelt, das Pferdebahnroß an den Busen gedrückt und die Nistkästen vor Kastenfriedensbrechern beschützt. Aber der rohere Sohn des Landes hatte mit seinem Vieh in rücksichtsloser Selbstsucht gewirthschaftet, wie es ein Pascha in seinem Harem nicht schlimmer hätte thun können. Zwar hatte die französische Revolution die Erklärung der Menschenrechte errungen, aber schmachvoll hatte sie vergessen, die Thierrechte für ewige Zeiten festzunageln. Aufhebung der Thierleibeigenschaft, freies Selbstbestimmungsrecht jedes erwachsenen Thieres, das waren Begriffe, die erst noch im Werden begriffen waren.

Wie die Nahrungsmittel auf ihre Reinheit von Giften geprüft wurden, so wurde auch untersucht, ob ihre Herstellung rein war von falschen Prinzipien, d. h. frei von mißbräuchlicher Benutzung thierischer Kräfte. Ackergäule und Ackerstiere waren nur noch historische Größen, denn kein Butterbrot, wenn es einem solchen Acker entstammte, wäre glücklich bis in einen menschlichen Magen gelangt.

Wie man bei der Sklavenbefreiung oftmals in Verlegenheit gerieth, was aus den Freigelassenen werden sollte, so kam natürlicher Weise auch bei der Emanzipation der Thiere manche interessante Frage zum Vorschein, was mit den Thieren unter der neuen Weltordnung anzufangen sei. Verhungern lassen durfte man sie nicht, denn aus dem Dasein folgt das Recht auf Sättigung des Hungers, aber durfte man das Thier der Gefahr der Langeweile aussetzen? Nimmermehr, für angenehmen Zeitvertreib mußte unbedingt gesorgt werden, aber welcher Zeitvertreib war jedem einzelnen Thier angenehm? Offenbar war es das Gerechteste, wenn das Thier freie Wahl hatte, und wenn auch die menschliche Sprache fehlte, so war jedem Thier doch wenigstens eine Stimme verliehen, und bei einigem guten Willen konnte es nicht schwer fallen, aus den Stimmen zu errathen, wie die Thiere über ihre Zukunft entschieden hatten. Das Stimmrecht war und blieb frei und unbeschränkt, jede Beeinflussung streng untersagt, und wehe dem Tyrannen, der es gewagt hätte, die Thiere herdenweise wie Stimmvieh zu commandiren.

* * *

In ihrer Majorität schienen die Thiere die Wohlthaten des neuen Kurses recht wohl zu begreifen. Ein lebhafter Meinungskampf entspann sich indessen im Reichstag über die Behandlung einer Minorität von Löwen, Tigern und Wölfen, die allen Kohlrabi, Rothkohl wie Weißkohl mit Verachtung und Wuthschnauben von sich stießen, wobei man aus ihrem Geheul beinah Worte wie „alter Kohl" zu hören glaubte. Durfte man diese wenn auch kleine Minorität brutal unterdrücken? Das durfte kein gerecht Denkender zulassen. Und das richtige Heilmittel fand sich endlich auch. Das freie Spiel der Kräfte war es, das auch hier des Räthsels Lösung bot. Man hob in sämmtlichen zoologischen Gärten die trennenden Schranken, die bisher die verschiedenen Thiergruppen geschieden. Ein Käfig soll es sein und eine einzige große Thierfamilie. Der Löwe, wenn er hungrig wurde, holte sich dann wohl ab und zu aus der Ecke des allgemeinen Käfigs ein Lämmlein, aber Niemand konnte mehr behaupten, daß ein Mensch den Löwen füttere mit Schaffleisch. Der Mensch gab dem Löwen nach wie vor Kohlrabi, aber der Löwe fraß Schaffleisch, und das war der Ausgleich zwischen den Forderungen der Natur und der richtenden Stimme der unbedingten Gerechtigkeit. Bald bemerkte auch der Löwe an dem Unwillen der menschlichen Zuschauer, daß er eine That begehe, die vor dem Richterstuhl einer höheren Cultur nicht Stand halte, und von da an fraß er nur noch im Dunkeln, und seine That fand ihre Strafe in sich selbst, indem sie der Vergessenheit anheimfiel. So hatte der menschliche Scharfsinn auch auf diesem Gebiete einen seiner denkwürdigsten Siege errungen. Das Recht der Nothwehr wurde dabei den schwächeren Thieren nicht verweigert, und man machte Ernst damit, denn wenn es einmal einem Pferde oder Hirsche gelang, einem Wolf oder Fuchs den Garaus zu machen, so wurde für Recht erkannt, daß die Gewaltthaten ähnlich wie bei Beleidigungen sich ausglichen.

Merkwürdiger Weise bedurfte es eines längeren Zeitraumes, bis man auf allen Seiten zugab, daß auch dem Menschen von Natur alle Rechte und Würden der Thierwelt zu verleihen seien, weil eben der Mensch auch ein Thier sei, und folglich keine geringeren Rechte habe als seine anderen Gefährten und Mitbewohner der Erde. Daher wurde das Privileg der Nothwehr auch auf den Menschen ausgedehnt. Der Mensch durfte sich von jetzt an gegen Angriffe von anderen Thieren ebenso gut schützen als gegen Löwinnen, gegen Nässe oder Kälte. Besonders wohlthätig zeigte sich dies neue Gesetz, weil man sich nunmehr gegen Mücken, Flöhe, Wespen u. s. w. ohne rechtliche Bedenken schützen durfte. Einer Familie, wo ein kleines Kind von Ratten gebissen war, wurde sogar Rattengift erlaubt. Auch gegen Bandwürmer wollte plötzlich Niemand mehr die mindeste Nachsicht üben. Kurz, es war eine Wonne zu leben, und die Cultur schien auf dem Gipfelpunkt angelangt.

* * *

Doch der menschliche Entwickelungslauf ist unaufhaltsam. Im Jahre 1919 wurde ein gewisser Dr. Stein in den Reichstag gewählt, der dem Führer der Vegetarianer, einem Herrn von Kohlrab, die qualvollsten Stunden bereitete. Gleich bei der Etatsberathung donnerte Dr. Stein los:

„Suchst Du das Höchste, das Beste, die Pflanze kann es Dich lehren — was sie willenlos ist, sei Du es wollend, das ist's! Und sie, unser Ideal, unser Höchstes und Bestes habt Ihr frevelnd verschlungen, als echte — Kannibalen, und so habt Ihr Eure eigene Thierwürde schmachvoll mit Füßen getreten. Ich gehe mit Stillschweigen über die Thatsache, daß Pflanzenreich und Thierreich ein einiges großes Reich bilden, in dem es keine Grenze gibt, — ich frage Euch vielmehr, hat eine Pflanze nicht genau dieselben Rechte von Natur wie das Thier? Die Pflanze mag schwächer sein, ich gebe es zu, aber wollt Ihr das rohe Recht des Stärkeren etwa zurückrufen? Ihr habt einen Preis von drei Millionen ausgesetzt auf die beste wissenschaftliche Methode, wie man einem Floh völlig schmerzlos das Leben nehmen kann, und Ihr verschlingt ohne Reue und Gewissen täglich zahllose Pflanzen mit Stumpf und Stiel. Eier und Milch sind Euch „Tabu", und Ihr verstümmelt alljährlich die Kirschbäume, schüttelt und tretet die Birnbäume, beraubt die Weinstöcke und quetscht die abgerissenen Glieder, rauft die Kartoffeln bei lebendigem Leibe, schneidet die goldenen Aehren mitten in Stücke, und so skalpirt, metzelt und massenmordet und schlingt Ihr die edlen Wesen, die wehrlos neben Euch die Erde bevölkern! Ist der Schnitter minder todtbringend, als der Schlächtermeister des vorigen Jahrhunderts? Ist der Drescher in der Scheune besser als der Wurstmacher? Ist der Spargelschlinger nicht genau so schlimm als der Caviarschlucker? Gleiches Recht für alle Wesen, Pferde und Kartoffeln sind gerade so gute Europäer als wir sogenannte Menschen. Wir mögen uns immerhin erfreuen an der Farbe und an dem Duft vieler Pflanzen, wie wir uns freuen an unseren Gesprächen und Spielen, aber wir fressen uns nicht, und wir dürfen auch keine Pflanzenfresser sein, weil wir keine Menschenfresser sein wollen. Fragen Sie mich nicht, meine Herren, wovon wir leben sollen, wenn wir ohne Pflanzen sind. Aller Anfang ist schwer, aber Recht muß Recht bleiben. Wir leben nicht allein von Pflanzen, wir brauchen zur Athmung Luft, wir stillen unseren Durst durch Wasser, wir brauchen auch das Salz, das sind schon drei wichtige pflanzenfreie Stoffe. Aber die Gewohnheit ist es, die uns verführt zu dem Aberglauben, als könnten wir ohne Pflanzen nicht leben. Glauben Sie mir, auch der Menschenfresser will anfangs verzweifeln, wenn er die ersten schrecklichen Tage ohne Menschenfleisch zubringen muß. Lassen auch Sie daher die Hoffnung nicht sinken. In Asien leben Völkerschaften, die den Magen mit Kieselerde füllen, und er ist dann ebensowenig leer, als wenn er mit Menschenfleisch, mit Thier- oder Pflanzenleichen gefüllt ist. In Afrika backt man aus dem Miste des Kameles recht schmackhafte Torten — meine Herren, dem Reinen ist alles rein, nur der Gedanke verunreinigt, — und daß auch der Mist unserer Pferde und Rinder nicht so ganz ohne ist, das können Sie beobachten auf den Straßen, — mit welchem Appetit schmausen da die Spatzen von dem gefundenen Fressen! Meine Herren, schon das vorige Jahrhundert hatte einen Vorläufer, einen Neger, der im Berliner Panoptikum für Geld überhaupt alles aß: Porzellan, Holz, Eisen und Stein, Stiefel, Hüte, Strümpfe, Uhrketten u. s. w. Die ganze Welt steht uns also offen, einladend zum Essen, wir brauchen nur zuzugreifen, an Auswahl wird es uns nicht fehlen, wenn uns nur der gute Wille und der feste Entschluß nicht fehlt!" —

Was hätte man auf diese Rede des Herrn Dr. Stein erwidern sollen? Man schwieg, und der alte Herr v. Kohlrab gestand mit thränenerstickter Stimme sein Unrecht und seine bitterste Reue, und er schloß mit den Worten: „Verzeihen Sie mir, mein Dr. Stein, ich war blind, ich wußte nicht, wen ich aß."

Und siehe da, es ging auch so. Der neue Grundsatz wurde einfach so formulirt: Niemand darf Seinesgleichen essen, weder Pflanzen noch Thiere noch sogenannte Menschen. Die Begeisterung wurde allgemein und überwandt alle Beschwerden, Niemand wollte gern ein pflanzenfressender Reactionär sein, und der Magen bewies eine Verdauungskraft, die der großen Zeit durchaus würdig war. Jetzt erst schien das eigentliche paradiesische Zeitalter der Unschuld zurückgekehrt zu sein, da keinem Pflänzchen ein Härchen gekrümmt wurde. „Rückkehr zur Natur," so nannte man vielfach die neue Lebensweise.

* * *

Da erschien wie ein Blitz aus heiterem Himmel im Jahre 1948 ein Neuling im Reichstag, O. Ruß, Führer der Partei der Nihilissimisten. Der drängte bei Eröffnung der ersten Sitzung den Alterspräsidenten zur Seite, erklärte, er sei der Jüngste von Allen, folglich Naturpräsident, und er nehme sich das Wort, und wer nicht hören wolle, müsse fühlen. Da Niemand fühlen wollte, so hörte man Folgendes:

„In Eurer Mitte erfüllt mich ein aufrichtiges Gefühl des tiefsten Ekels, das in meinen Augen indessen gleichberechtigt ist mit der höchsten Wonne. Heuchler seid Ihr alle ohne Ausnahme, Salzfresser! Oder wißt Ihr etwa nicht, daß das Salz aus Krystallen besteht, und daß ein Krystall ebenso ein Individuum und ein Lebewesen ist, wie Ihr Alle. Das Salz knistert im Feuer, und noch zwischen Euren Zähnen, die es zermalmen, knirscht es Euch einen letzten Protest in die Ohren. Aber auch das Wasser gibt Eiskrystalle, die im flüssigen Zustande genau das gleiche Recht haben, als in eisiger Kälte. Ihr aber gießt das Wasser literweise hinunter, literweise schlürft ihr auch die Luft hinein, die gleichfalls flüssig und fest werden kann. Was kann die Luft dafür, daß sie zufällig nicht fest ist? O Ihr Heuchler durch und durch! (Zwischenruf: Können Sie denn ohne Luft leben?) — Nein, aber ich kann ohne Eure Heuchelei leben. Rückkehr zur Natur, der wilde Häuptling lehrt Euch Natur, wenn er den Gegner erschlägt und ihn sich wohlschmecken läßt. Gleiches Recht für Alle, im Essen und Gegessenwerden, ich bin der wahre Allesesser, ich esse Alles, was mir vor die Zähne kommt. Alles, was eßbar ist, muß von Natur gegessen werden. Genug der Worte, wollen Sie Thaten sehen? Sie alle sind eßbar, keiner von Ihnen ist ungenießbar, mit wem soll

ich den Anfang machen? Thaten beweisen. Gleiches Recht in der Eßbarkeit für sogenannte Pflanzen, Thiere und Menschen." (Zwischenrufe.)

„Jawohl, meine Herren, auch ich bin eßbar, versuchen Sie mich, aber es soll Ihnen schlecht bekommen."

„Gewiß, gleiches Recht, aber niemals gegen die Natur, und das Naturrecht ist allein das Recht des Stärkeren. Nieder mit dem Schwachen!" (Man schießt und prügelt sich. Die Sitzung dauert bei Schluß des Berichtes noch fort). Al Hafi.

Die Joseph Sattler-Ausstellung.

Ein wunderlicher Gast das, im Kunstgewerbemuseum. Ein ehemaliger schwäbischer Anstreichergesell, dann langjähriger Autodidakt in Straßburg und Paris, jetzt mit einem Male auf den Schild gehoben und über Nacht berühmt geworden: dies das bisherige Schicksal des jetzt etwa 27jährigen Zeichenkünstlers und Räthselburschen Joseph Sattler.

Zum mindesten ein Mensch, der Rasse hat, das sieht man auf den ersten Blick. Das ist alles so keck und skrupellos hingesetzt, als plagten ihn weder Engel noch Teufel. Im Kleinen wie im Großen dieselbe Sicherheit, und die allergrößte vielleicht im Allerkleinsten. Denn nicht bloß der Griff und der Pfiff sind da, sondern auch die Liebe. Jene Liebe, die nichts unwichtig nimmt, und die von ihrer Wärme auch in die letzten Winkelchen entsendet. Dann eine Phantasiekraft, die nur so auszuströmen scheint, aus tiefverborgenem unerschöpflichem Quell, aus dem Quell echten Volksthums. Und nicht zuletzt auch ein Witz und ein Ernst, die vor keiner Schranke Halt machen und souverän mit Göttern und Götzen schalten.

Vom ehrsamen Handwerk ist Sattler ausgegangen, und im ehrsamen Handwerk ist er gewissermaßen bis heute verblieben. Man rümpfe nicht die Nase darüber. Denn so beliebt es heute ist, über das, was man „Handwerkerei in der Kunst" nennt, hochmüthig hinwegzublicken, so gewiß ist es, daß heute wie vor Zeiten das Handwerk der Kunst goldenster Boden ist, und wahrlich nicht bloß im materiellen Sinne. Wir haben heute eine Anzahl kräftiger junger Talente — „Genies" nennen sie sich selber — die das Beste und Trefflichste leisten könnten, wenn ihre Kunst handwerklich besser fundirt und das Können dem Wollen unterthan wäre. Des ferneren stehen wir in einer Periode der traurigsten Geschmacksverwirrung oder vielmehr der allgemeinen Rathlosigkeit des Geschmacks, und auch hier kann einzig das Handwerk durch die kunstgewerbliche Tradition, durch die nachdrückliche Weckung des decorativen Sinnes die Erlösung bringen. Diejenigen unter unseren „Jungen", die am weitesten gelangt sind — ich nenne nur Stuck und Hofmann — sind nicht bloß malerische, sondern vor Allem auch starke decorative Talente und wurzeln (wie in England Walter Crane) mit ihren eigenartig-sicheren Geschmacksinstinkten in handwerklich-ornamentalem Boden. Der Gruppe dieser Künstler schließt sich als Gleichberechtigter Joseph Sattler an. Er gehört somit von Rechtswegen durchaus in's Kunstgewerbe-Museum.

Es gab eine Zeit in Deuschland, und es war unsere beste, wo Handwerk und Kunst durch keinerlei Wesensgrenzen von einander getrennt waren, wo die Kunst ein gesteigertes Handwerk, das Handwerk eine schlummernde Kunstfertigkeit war. Es ist die Zeit der deutschen Renaissance, die Glanzzeit des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes, die Zeit Albrecht Dürer's. An diese Epoche und ihre Kunstart hat Sattler in organischer Weise angeknüpft. Er steht damit innerhalb einer großen Tradition, die in jüngerer Zeit wiederholt wieder aufgenommen wurde, aber von Keinem so bewußt und so consequent wie von Sattler. Dieser hat sich Hand und Denkweise und selbst Auge und Phantasie der alten Meister, zumal Dürers, dermaßen zu eigen gemacht, daß man, vor seinen Blättern stehend, öfters versucht ist zu glauben, man sähe Originale aus dem 15. oder 16. Jahrhundert. Ist dies ein merkwürdiger Vorzug, so ist es natürlich gleichzeitig auch eine Schwäche, oder vielmehr eine Grenze. Indeß — ich verweise beispielshalber auf das Blatt „Die Eisenbahnbrücke" im „Modernen Todtentanz" — sind genügend Anzeichen vorhanden, daß diese Grenze langsam überschritten wird, und daß derselbe Mann, der die kraftvolle und bedeutsame Sprache der alten Meister so natürlich und nachdrücklich zu reden wußte, bald auch mit eigener moderner Zunge zu uns sprechen wird — und daß er etwas zu sagen hat, das beweisen, über allen Zweifel, seine bisherigen Leistungen.

Sattler hat bisher vier größere Folgen von Feder- und Tuschzeichnungen in lithographischen Reproductionen erscheinen lassen: *) „Bilder aus dem Bauernkrieg", „Deutsche Kleinkunst" (eine Sammlung von Exlibris), „Ein moderner Todtentanz" und „Die Quelle". Dazu kommen noch einige sehr bemerkenswerthe Versuche in Oelbildern, Wandgemälde im Straßburger Rathskeller, und ein neuer Zeichnungencyclus „Mein Häuserl" — also rein äußerlich bereits ein stattliches „Werk". Will man Sattler's Begabung in ihrer prägnantesten Eigenart und erfinderischsten Fülle kennen lernen, dann studiere man vor Allem die Sammlung der „Exlibris". Der Künstler hat in diesen Bücherzeichen mit richtigem stilistischem Gefühl fast durchweg den streng ornamentalen Charakter (etwa im Stil der späten Gothik und frühen Renaissance) festgehalten und nur ausnahmsweise, je nach individuellen Fällen, sich eine freiere Bewegung oder stoffliche Willkür erlaubt. Aber gerade daß dieses enge Gebiet für Sattler's Phantasie und Erfindsamkeit keine hemmende Schranke bedeutet, beweist, wie reich und fruchtbar dieser Boden bei ihm entwickelt ist. Geist und Laune sind alleweil rege, der Feder neue Wege anzuweisen, aus Emblemen und Schnörkelwerk und allerhand figürlichem Detail neue beziehungsreiche Sinnbilder zu componiren, die zugleich zu schauen und zu rathen geben. Von gleicher Liebe und Phantasiekraft zeugt die Sammlung „Mein Häuserl". So wird er es sich einrichten, wenn er einmal „ein reicher Mann" ist. Das ist der Kamin, an dem sich so traulich flüstern läßt; das das Treppchen, das hoch in einer Wandecke, wie ein neugieriges Eidechslein hervorhuscht, um alsbald wieder zu verschwinden; das der Lehnstuhl, das Lesepult, das Bauerntischchen, der Aschbecher (ein Fratzenkopf, der auf Nase und Ohren steht), und so noch vielerlei Krimskrams, den ein subjectiver Geschmack und die intime Laune sich wichtig und liebevoll ausdenken.

Von ganz neuer Seite, aber doch organisch fortgebildet, zeigt sich Sattler in seinen anderen Cyklen, in denen er über das rein ornamentale Gebiet hinaus in vergangenes und gegenwärtiges Leben greift oder in satirischen Allegorien und gespenstischen Phantasien in das Reich buntester Möglichkeiten hinüberlangt. Hier entwickelt er sich zu einer wahrhaft unbändigen Gestaltungskraft, die überall den Nerv des Lebens anpackt. Hier ringt er düster und entschlossen mit den Dämonen des Daseins, denen er furchtlos in's Auge schaut. Franz Servaes.

*) Verlag von J. A. Stargardt, Berlin.

Notizen.

Man sollte glauben, daß in unserer entgötterten, naturalistischen Gegenwart die Erzähler und Hörer von Märchen ausgestorben wären, und doch ist dem nicht so. Unsere Kinder lauschen noch immer mit freudeglänzenden Augen der Scheherazade, und sogar wir Alten sind mit Saladin Freunde von „Geschichten, gut erzählt". Und gute Märchenerzähler sind Emil Engelmann, der das Weihnachtsbuch: „Der Märchenwald" (Stuttgart, Paul Neff) herausgibt, und Karl Wulff in seinen „Neuen Märchen und Erzählungen" (Hannover, Steinbicker). Während Engelmann sich damit begnügt, unseren alten Sagenschatz zu erneuern und feinsinnig aufzufrischen, erfindet Wulff mit reger Einbildungskraft neue Märchen, die dem deutschen Haus gleich willkommen sein werden. Beide Bücher sind mit schönen Bildern geschmückt.

Gomorrha's Ende. Literarische Komödie von Carl Bilz. Mit Illustrationen von Georg Heil. (Berlin, J. A. Stargardt.) Tieck sagt einmal: „In der Kunst, Spaß als Spaß zu nehmen, sind die Deutschen noch sehr zurück." Dieser auch sonst constatirte Mangel unserer geliebten Landsleute hat offenbar der Entwickelung unserer komischen Literatur, besonders der des höheren humoristischen Dramas, sehr geschadet. Der Deutsche ist immer geneigt, jeden harmlosen Scherz gleich persönlich zu nehmen, über jede freiere lustige Wendung, wenn sie seine Partei- oder Privatansicht trifft, sich „sittlich zu entrüsten." Auch der größeren Verbreitung der humoristischen Dramen von Carl Bilz ist jene deutsche Charaktereigenthümlichkeit hinderlich gewesen. Wir haben die einzelnen, sein „Anno Zweitausend", welches soziale Zustände der Gegenwart im Spiegel des Humors betrachtet, seinen „Fürsten von Rajatea", seine im vorigen Jahre erschienenen „Dramatischen Humoresken", unter denen „Publikus und seine Verwandten" die politischen Ereignisse unserer jüngsten Vergangenheit mit der Fackel des Humors beleuchtet, seinen „Intendanten in tausend Nöthen", der unsere Theaterverhältnisse mit kaustischem Witz behandelt, hier schon besprochen. Dem letzteren Thema, unserem modernen Drama und Theater, ist auch obiges neueste Product des Verfassers gewidmet. Mit anmuthigem Humor läßt der Verfasser auf dem Gange, den ein junges Paar, ein Autor und eine liebenswürdige Fee antreten, um das Trauerspiel des ersteren auf die Bühne zu bringen, die Zustände unseres Theaters, unserer Kritik und Reklame an uns vorüberziehen. Die Effecthascherei unserer neuesten dramatischen Autoren, ihr raffinirter Naturalismus, die eigensinnigen Gelüste mancher Kritiker, die Ausartungen der Reklame werden belustigend dargestellt. Nur griesgrämige Verblendung oder Eigendünkel können an diesen harmlosen aber treffenden Scherzen Anstoß nehmen, indem sie das Wort Goethe's vergessen, daß, wer sich selbst nicht zum Besten haben kann, auch sicher nicht zu den Besten gehöre. Von den beigegebenen Illustrationen sind die beiden ersten recht gelungen; die letzte, die Hypnotisirungsscene, könnte geistreicher aufgefaßt sein. Die zu hypnotisirende junge Dame ähnelt mehr einer „Küchenfee", als der feinen liebenswürdigen Fee des Stückes.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Abonnement
auf das
I. Quartal 1895.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer 52 schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart“.** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

In meinem Verlag sind erschienen und in den meisten Buchhandlungen zu erhalten die im Genre der **Marlitt** geschriebenen Romane

Anny Wothe's:

Suse. Gebunden M. 5.—. | Das Haus am Rhein. Geb. M. 4.—.
Das Märchenschloss. Geb. M. 5.—. | Im Klosterhof. Geb. M. 4.50.

Neu! **Es tagt!** Geb. M. 4.—. *Neu!*

Ferner folgende Romane und Novellen:

Dr. Caros, N., Der Kandidat. Novelle. Gebunden M. 3.—.

Gréville, H., Gesprengte Fesseln. Roman. Deutsch bearb. von L. Wechsler. Geb. M. 4.—.

Mohr, Marie L. F., Nirwâna. Roman. Gebunden M. 5.—.

do. do. Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch-) Roman. Geb. M. 5.—. *Neu!*

Ohorn, Anton, Wenn sich zwei Herzen scheiden. Roman. Gebunden M. 5.—.

Temmel, M., Kinder des Dorfs. Roman. 2 Bände in 1 Band. Geb. M. 6.—.

Sämmtliche Bücher sind auf gutem, holzfreien Papier gedruckt, brillant ausgestattet und von der Kritik gut besprochen. Broschirt Exemplar je 1 Mark billiger.

B. Richter's Verlag in Chemnitz.

Für jeden Musikfreund und Künstler:
Dr. **A. Schüz.**
Geheimnisse der Tonkunst.
Brosch. 4,50 *M.* Eleg. geb. 6 *M.*
Ausführliches Kritikenheft steht zu Diensten.

Für Brautleute, junge und alte Eheleute:
Johann Fischart's
Ehzuchtbüchlein
nebst dem Ehestandskapitel
aus dem Gargantua für Volk und Familie
bearbeitet von
Richard Weitbrecht.
Hübsch geb. 2,40 *M.*
J. B. Metzler'scher Verlag in Stuttgart.

Reine Südweine,
Porto, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae Christi etc. direct importirt, hochfeine Qualität, **6 Flaschen** (3/4 Liter) **Mk. 10,—, 12 Flaschen Mk. 17,—, 24 Flaschen Mk. 32,—** incl. Glas und Kiste franco und zollfrei jeder deutschen Bahnstation gegen Nachnahme.
Richard Kox, Duisburg a. Rhein.

Im Verlag der Gegenwart in Berlin erscheint:

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Preis geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

„Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Es ist ein wenig erfreuliches Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen bei unseren Politikern immer auf der Tagesordnung. Umso wohlthuender berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen: Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarck's wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Das amüsante und spannende Buch verdient nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es überall erregt.“
(Deutsche Warte, Berlin.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verlag von **Albert Ahn** in Köln.

Josef Lauff: Die Hauptmannsfrau. Roman. Octav. 420 Seiten. Elegant gebunden 7 Mark.

Maarten Maartens: Gottes Narr. Eine Koopstader Geschichte. Roman. Octav. 585 Seiten. In hochvornehmem Original-Einband 6 Mk.

Elise Polko: Hell und Dunkel. Neue Novellen. In reizendem Einband mit Goldschnitt 5 Mk.

Magenleiden, Rheumatism.-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, männl. Schwäche-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** z. Selbstbehandl. mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine frc., verpackt incl. Füllung u. 16 seit. Anweisg. mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; m. 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.
Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabr. v. Apparat. f. Gesundheitspflege.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLVI. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 107643444